# Die Zeit.

## Wiener Wochenschrift

für

## Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.


Herausgeber:

**Professor Dr. J. Singer,**
(Volkswirtschaft)

**Dr. Max Burckhard** und **Dr. Heinrich Kanner.**
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: **Professor Dr. Richard Muther.**



Band ~~XXI~~ und XXII

~~October 1899~~ — ~~März~~ 1900.

Wien, IX/3. Güntergasse Nr. 1.

# Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.



# Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

## Artikel.

## Die Woche.



## Bücher.

## Revue der Revuen.



## Belletristisches.

Die Zeit.

XXII. Band. Wien, den 6. Jänner 1900. Nummer 275.

## Das feudale Erbübel.

Als jüngst — am 2. December 1899 — an dieser Stelle der parlamentarische Kampf um das Ministerium Clary und die sogenannten Staatsnothwendigkeiten als seiner Wesenheit nach eine Auflehnung der „selbständig" gewordenen „Leute" vom böhmischen Feudaladel gegen den offen ausgesprochenen Willen der Krone dargestellt wurde, mochte noch mancher über den endlichen Ausgang des Kriegsspiels im Zweifel sein. Heute ist der Waffengang entschieden. Das Amtsblatt der „Wiener Zeitung" vom 1. Jänner mit seinen § 14-Provisorien beweist, dass der böhmische Feudaladel gesiegt hat.

Eine so enorme Kraftleistung fordert zur Betrachtung ihrer Quellen heraus. Wer ist denn der böhmische Feudaladel, dass er seiner Trauer um das gefallene feudale Familiengenie Thun und dessen Intelligenzlakaien Kaizl in einer förmlichen Staatskatastrophe Ausdruck geben kann? Der böhmische Feudaladel, das sind ein paar Dutzend alter, ehemals patrimonialer böhmischer Adelsgeschlechter. Die Patrimonialherrschaft ist seit 1848 aufgehoben. Geblieben ist ihnen damals nur ihr, größtentheils fideicommissarisch gebundener, Grundbesitz. Das bedeutet Reichthum, wirtschaftliche Macht, aber mit nichten politische Macht. In der That verdankt auch der Feudaladel seine politische Macht nicht seiner eigenen Kraft, sondern der Krone. Wenn die Krone den Feudaladel nicht so maßlos protegiert hätte, wäre er heute nichts als eine Collection von Nichtsthuern, deren große „historische" Namen im Widerspruch zu ihrer geistigen Jämmerlichkeit nur den Witz herausfordern könnten, nimmer aber das politische Pathos. Nur die Gnade der Krone hat aus diesen „aristokratischen Gigerln" Staatsmänner gemacht. Ihren Reihen wurden mit Vorliebe Minister, Statthalter und Generäle entnommen, und sie sind es hauptsächlich, die das höhere österreichische Behördenthum vor der ganzen Welt mit dem Fluch der Lächerlichkeit beladen haben. Eigens für sie wurde 1861 und 1867 eine Erste Kammer, das Herrenhaus, geschaffen, dessen volksfeindlichen Geist die Bevölkerung wieder in den letzten Zeitungsstempeldebatten zu schätzen Gelegenheit gehabt hat. Als ob aber die großen Geschlechter an dieser einen Hälfte der Volksvertretung nicht genug hätten, wurde ihnen zuliebe auch noch 1861 und 1867 ein compactes Viertel, jetzt, seit 1897, ein Fünftel der anderen Hälfte der Volksvertretung, des Abgeordnetenhauses, in der Form des privilegierten Wahlrechts des Großgrundbesitzes, der Bevölkerung vorweggenommen. Einer besonderen Obhut erfreute sich dabei ausgesprochenermaßen eben der böhmische Feudaladel. Als am 9. Mai 1879 eine von den Abgeordneten Herbst, Kopp und Sturm geführte Vereinigung von fortschrittlichen Abgeordneten „die Verminderung des Einflusses der Großgrundbesitzer" in ihr Programm aufnahm, antwortete — Juni 1879 — der damalige Vertrauensmann der Krone, Graf Taaffe, mit dem von ihm zustande gebrachten Compromiss im böhmischen Großgrundbesitze, durch welches die in dieser damals noch einheitlichen Wahlcurie über die Majorität verfügenden verfassungstreuen Großgrundbesitzer 10 ihrer 23 Mandate dem in der Minorität befindlichen böhmischen Feudaladel überließen. Damit bei künftigen Wahlen der Minister nicht mehr bei den Verfassungstreuen für die Feudalen um Mandate betteln müsse, wurde im Jahre 1882 durch eine Wahlreform die Curie des böhmischen Großgrundbesitzes in sechs Wahlkörper aufgetheilt, unter Anwendung einer Wahlgeometrie, die den böhmischen Feudaladel für die Zukunft vor einer Majorisierung durch den nichtfeudalen oder gar nichtadeligen Großgrundbesitz sicherstellte.

Die Absicht bei all dem war ohne Zweifel die, dass der Adel überhaupt, ganz besonders aber das Elitecorps des böhmischen Feudaladels, der Krone als Schutzwehr dienen sollte gegen die „revolutionären" Ansprüche der Volksparteien, es sollte dadurch — wie Herr v. Chlumecky in der Wahlreformdebatte des Jahres 1882 im Abgeordnetenhaus es richtig definierte — verhindert werden, was denn doch immer die größte Gefahr für Oesterreich war, dass die politischen Parteien sich lediglich auf nationaler Grundlage gruppieren, der Adel-Großgrundbesitz sollte das neutralisierende Element zwischen den nationalen Volksparteien bilden. Schon damals hat dieser Schmerling'schen Originalidee der böhmische Feudaladel durch seinen Führer seine eigene, ganz anders geartete Idee von seiner Mission entgegengesetzt. Graf Heinrich Clam-Martinic selbst war es, der sie in den Worten formulierte: „Nicht in jener farblosen Neutralität, nicht in jener mir eigentlich kaum fassbaren Stellung zwischen Parteien oder neben Parteien oder über Parteien, sondern nur von der befestigten Stellung in seinem heimatlichen Boden aus kann und wird er (der Adel-Großgrundbesitz) jenen dauernden, mäßigenden, klärenden Einfluss, zu dem er berufen ist, ausüben können."

Den ersten Theil dieses Programms hat unter und nach Clam der böhmische Feudaladel getreulich erfüllt. Während die Krone gerade den Adel als Wand zwischen sich und dem Volke aufrichtete, gieng der böhmische Feudaladel selbst, frei von jeder Aengstlichkeit, fleißig und immer tiefer ins Volk hinein. Er stand nicht zwischen den verschiedenen nationalen Parteien Böhmens, sondern stellte sich an die Spitze der jeweiligen nationalen Hauptpartei des czechischen Volkes. So hat allerdings der böhmische Feudaladel „seine Stellung in dem heimatlichen Boden befestigt," aber er hat diese befestigte Stellung, wie die seitherige Erfahrung zeigt, nicht zu jenem „mäßigenden, klärenden Einfluss" ausgenützt, welchen Graf Clam 1882 den Berathern der Krone als Zukunftsbild vorspiegelte. Er hat vielmehr die nationalen Gegensätze verschärft. In dem sicheren Bewusstsein, dass in dem friedlichen Wettbewerb der Nationen der Feudaladel als überflüssiges Glied des Volksorganismus politisch abfaulen würde, führt und erhält er den nationalen Kampf um des Kampfes und seiner eigenen politischen Selbsterhaltung willen.

Als 1848 die Revolution, als 1849 die Reaction dem Feudaladel seine Privilegien nahm, hat sich keine Hand für ihn gerührt, er war so schwach, dass er nicht einmal zu protestieren wagte. Die politischen Privilegien, die ihm seit 1861 verliehen wurden, waren ein ihm von der Krone gewährtes Geschenk, das von der übrigen Bevölkerung nur unwillig empfunden wurde. Mit diesem Pfunde hat der böhmische Feudaladel so eifrig und erfolgreich gewuchert, dass er jetzt selbst bereits den ganzen Staat bewuchern kann. Der junge Prinz Friedrich Schwarzenberg ist heute der populärste Politiker des czechischen Volkes, und der Graf Palffy, der nicht einmal czechisch versteht, ist ob seiner jungczechenfreundlich-obstructionistischen Parlamentsrede an einem Tage von nicht weniger als zwanzig czechischen Gemeinden zum Ehrenbürger gewählt worden. Das ist der Lohn für die vom böhmischen Feudaladel errungene „Selbständigkeit", wie Graf Palffy es in seiner Audienz beim Kaiser nannte. Einst hieng der böhmische Feudaladel politisch auf Gnade und Ungnade von der Krone ab. Heute hängt die ganze Möglichkeit geordneten Regierens in Oesterreich vom böhmischen Feudaladel ab. Wieder übermächtig, wie seit Maria Theresias Zeiten vielleicht nicht mehr, ist er neuerdings eines der Erbübel geworden, an denen Oesterreich hinsiecht. K.

---

## Im Reiche der Mafia.

Vom italienischen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni.

Am Abend des 1. Februar 1893 wurde in einem Coupé erster Classe des zwischen Termini Imerese nach Palermo verkehrenden Zuges, und zwar auf der Strecke Termini—Trabia—Altavilla, der Commendatore Notarbartolo in barbarischer Weise ermordet.

Die ausgezeichneten moralischen Eigenschaften des Mannes — seine Rechtschaffenheit war sprichwörtlich — seine [illegible] Stellung, die Ehrenstellen, die er bekleidet hatte (er war ein höherer Militär und während der traurigen Revolutionszeit von 1866 Mitglied des Rathes von Palermo gewesen und schließlich Generaldirector der Bank von Sizilien) alles trug dazu bei, dass die grause That große Erregung erweckte. In ganz Italien und hauptsächlich in Sicilien, erhob sich ein Schrei der Entrüstung, der auch in der Deputiertenkammer ein Echo fand, indem der Minister des Innern dem Gefühle allgemeiner Achtung, die [illegible] genossen, und der Theilnahme, welche sein tragisches [illegible] in den Herzen der Italiener wachgerufen, Ausdruck [illegible]

image
not
available

Präfecten — schwerwiegende Thatsachen über den Mord wussten und schwiegen oder die Untersuchung nachlässig führten;

5. es geht daraus hervor, dass einige Berichte der Carabinieri und der Polizei den Behörden nicht zukamen oder, wenn sie ihnen zukamen, sofort von den Zeitungen veröffentlicht wurden, und das waren Berichte, die ganz vertraulich hätten bleiben sollen; so auch ein Bericht des Präfecten von Palermo, den er dem Generalprocurator sandte, dem Oberhaupte der localen Gerichtsbehörde, und der Präfect, dem die gesammte Polizei Siciliens unterstand, war der Senator Mirri, commandierender General des 12. Armeecorps;

6. es geht daraus hervor, dass Officiere der Carabinieri und hohe Polizeibeamte mit Palizzolo eng befreundet waren, der seit vielen Jahren als Haupt der Mafia und schon seit 1892 als Anstifter noch eines anderen geheimnisvollen Mordes galt, ohne je in Untersuchung gezogen worden zu sein;

7. es geht daraus hervor, dass einige hohe Polizeibeamte dem Palizzolo auf Befehl des Präfecten von Palermo zu Wahlzwecken zur Verfügung gestellt wurden;

8. es geht schließlich aus dem Process hervor, dass Palizzolo sich von dem Präfecten von Palermo für hochgestellte Angeklagte und bekannte Mafiosen Protection verschaffte; dass die königlichen Militär- und Civilcommissäre, eine Art Vicekönige für Sicilien, mit ihm Verkehr pflogen und ihn empfiengen, trotzdem sie ihn für den Urheber des Mordes an Notarbartolo hielten, ihm Aufträge zu den Wahlen anvertrauten und ihm hohe Auszeichnungen verschafften!

So viel Schlechtigkeit und Verantwortung in den höchsten politischen, gerichtlichen und administrativen Kreisen ist nun erwiesen worden, die man gar nicht mehr in Zweifel ziehen kann. Sie kann nicht mehr durch die prahlerische Wahrheitsliebe, den etwas verspäteten Muth, den manche jetzt vor den Assisen zur Schau tragen, verwischt werden: Generale, Präfecten und Senatoren hätten sprechen sollen, als es noch Zeit war, als die Pflicht es ihnen gebot. Was soll man von einigen dieser hohen Beamten, besonders von einem Ex-Quästor, halten, der es gewagt hat, sich als Rächer der beleidigten Justiz zu bezeichnen, er, der die Justiz systematisch für seine Zwecke benützt?

Wie groß auch die Niederlage sein mag, welche die militärischen und politischen Würdenträger erlitten, die ihre Pflicht während mehr als sechs Jahre nicht erfüllen konnten oder wollten, sie wird noch von der Entrüstung übertroffen, die der Zustand der Behörden hervorgerufen hat, welche in diesem und in vielen anderen traurigen Fällen unfähig waren, einen ernsten Process zu führen und, wenn sie nicht im Einvernehmen mit den Schuldigen standen, zumindest feige und schwächlich auftraten. Unter diesen Beamten, die den Drohungen der Mafia oder den Einschüchterungen der Machthaber ausgesetzt waren, war nicht einer, der die Justiz angerufen hätte, nicht ein einziger, der in edler Entrüstung seine Toga zerrissen hätte, um zu verhindern, dass sie beschmutzt würde, wie es einstens Nelli, Borgnini, Tajani gethan hatten. Und das ist die für das italienische Volk schmerzlichste und gefährlichste Erfahrung, die der Process Notarbartolo bisher gezeitigt hat.

Rom, Ende December 1899.

---

## Studien über die österreichisch-ungarische Armee.

Von einem preußischen Officier.

### III.*)

Im Rohnstocker Kaisermanöver war im Gefolge des als Gast anwesenden Kaisers Franz Josef ein sehr hoher und sehr maßgebender österreichischer General zur Stelle. In diesem Manöver führte Kaiser Wilhelm II. eine der Parteien, die Leitung hatte Graf Waldersee. Dem Kaiser gelang nun ein beabsichtigtes Manöver nicht ganz nach Wunsch, was der betreffende österreichische General erkannte; als es zur Kritik gieng, äußerte er zu seiner Umgebung die Besorgnis, wie sich Graf Waldersee, der die Kritik zu halten hatte, dazu stellen würde. Als nun Graf Waldersee sachlich und offen sprach, wusste sich die österreichische Excellenz vor Staunen nicht zu fassen und erzählte, ihr sei es einst sehr übel vermerkt worden, als sie die Manöverleistungen eines Erzherzogs sachlich besprach. Diese Begebenheit ist bezeichnend für eine ausgesprochene Eigenthümlichkeit der österreichischen Armee, die wir Mangel an Härte nennen möchten. Es werden viel Compromisse geschlossen, und namentlich die höheren Führer fassen in der Regel ihre Untergebenen nicht so scharf und entschieden an, wie es anderwärts geschieht. In einer Lage, wie die es ist, in der sich Graf Waldersee befand, ist zweifellos ungemein viel Tact nöthig, aber sonst im allgemeinen wirkt das grade Durchgreifen und Dreinfahren in einer Armee doch besser. Am meisten ist dies unter den höheren Führern des deutschen Heeres durchgebildet, unter französischen Generalen muss man schon vorsichtiger und diplomatischer sein, und noch mehr dürfte dies in Oesterreich der Fall sein. Die persönlichen Verhältnisse eines Generals, sein Name, seine Beziehungen greifen zuweilen recht erkennbar in die dienstlichen Verhältnisse über, während in Deutschland wirklich und wahrhaftig nahezu gar kein Ansehen der Person gilt. Auch über diesen Gegenstand wollen wir lieber hinweggehen, aber nur soviel möge betont werden, dass je weniger innerhalb der Generalität der Einzelne berücksichtigt wird, dieselbe in ihrer Gesammtheit desto besser und brauchbarer wird.

Gewiss zählt der österreichische hohe Adel unter den Generalen, die er dem k. u. k. Heere stellt, eine große Zahl glänzender Soldaten und tüchtiger Führer, es kommt indes doch vor, dass hie und da doch einzelne Ansprüche auf Berücksichtigung gestellt und genehmigt werden, die nicht in allen Armeen so ohneweiters zugestanden würden.

Im übrigen muss man anerkennen, dass die höheren österreichischen Generale in ihrer Mehrzahl tüchtige Soldaten sind, die das Vertrauen und die Zuneigung der Truppen haben. Prinz Ludwig Windischgrätz, Baron Bechtolsheim, FZM. Galgótzy und andere sind ganz hervorragende Soldatenerscheinungen. Kuhn und Schönfeld waren es gleichfalls.

Die Intelligenz in der Armee wird durch den Generalstab dargestellt. Für unseren Geschmack ist der österreichische Generalstab zu leicht und zu rasch zu erreichen, noch bis vor wenigen Jahren war es noch viel leichter, da konnte man es mit einer Gesammtdienstzeit von sieben Jahren zum Hauptmann im Generalstabe bringen, und auch heute noch halten wir das Minimum von neun Jahren für zu wenig. Auch erscheint uns der österreichische Generalstab etwas sehr zahlreich, und nicht alle Stellen, die mit Generalstabsofficieren besetzt werden, würden einen solchen erfordern; vielleicht wird da etwas Luxus mit dem Personal des Generalstabes getrieben; eine Brigade zum Beispiel braucht sicher noch keinen Generalstabsofficier, und auch in manchen Abtheilungen des Kriegsministeriums, die dem Generalstabe gänzlich ferne stehen, findet man Herren mit dem schwarzen Sammtkragen. Sehr tüchtig ist der Generalstab im Aufnehmen und in der Landesbeschreibung, im Verein mit dem trefflichen „Militärgeographischen Institut“ wird da Bedeutendes in der Kartographie geleistet, und nicht nur für Oesterreich allein. Die amtliche Kriegsgeschichtsschreibung entwickelt ungemein viel Fleiß und verfügt über überreiche Materialien, den ausländischen Leser weht nur die sichtlich übervorsichtige und unmaßgebliche Art der Darstellung zuweilen etwas frostig an; auch werden die Themen vielfach einer Zeit entnommen, die für die Bedürfnisse der Gegenwart doch etwas zu weit entfernt liegt.

In der Technik des Waffenwesens schreitet das k. u. k. Heer erfreulich fort, in manchen Dingen, wie Kriegsbrückenbau, Luftschiffahrt u. s. w. bietet es sehr brauchbare Anregungen; ob die Versuche, ein modernes Bronzegeschütz zu schaffen, befriedigend verlaufen und abgeschlossen sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

So dürften wir mit Genugthuung und Zuversicht auf das k. u. k. Heer und seine Entwickelung blicken, wenn es nicht — was ja übrigens offenkundig ist — in seiner Organisation und der Zahl der Truppeneinheiten und der Truppenstärken seit ein paar Jahrzehnten stark zurückgeblieben wäre.

Die Bevölkerungsziffer Oesterreichs würde erheblich höhere Leistungen bedingen, als bisher gezeigt sind. Statt 15 Armeecorps müsste Oesterreich mindestens 18 bis 19 haben, und diese müssten complet sein.

Die Infanterie mit vierhundert und einigen sechzig Bataillonen würde zur Noth genügen, wenn die Friedenspräsenz eine höhere und die Regimenter zu drei Bataillonen formiert wären. Wir wissen wohl, dass man in Oesterreich die schwachen Landwehrstämme mit zur Infanterie rechnet und auf sie im Kriegsfalle als Feldtruppe zählt, auch herrscht in Oesterreich und noch mehr in Ungarn eine ausgesprochene Vorliebe für die Landwehr, und sie wird besonders im Manöver stets ganz besonders gelobt, dennoch aber ist klar, dass das Zusammenstücken von Armeecorps aus Landwehr und Linie und das Verstärken des Feldheeres durch die erstere von allem Anfang eines Feldzuges an nur ein Nothbehelf ist. Es wäre freudig zu begrüßen, wenn ein Theil der beiden Landwehren allmählich in Linie umgewandelt würde, denn gleichwertig sind Linie und Landwehr nun einmal nicht, sie sind es nie gewesen, und man kann dies selbst im Frieden sehr deutlich, nämlich bei den österreichischen Manövern, erkennen und bestätigt finden.

Die Cavallerie steht an Zahl noch mehr zurück; die Reiterei dieses pferdereichen Landes bleibt schon im Frieden um weit über 200 Schwadronen hinter der deutschen zurück, und das ist zweifellos sehr bedenklich gegenüber der Möglichkeit eines russischen Krieges; auch sind die Regimenter mit sechs Schwadronen entschieden zu groß.

Am schlimmsten ist es mit der Artillerie bestellt. 224 fahrende Feldbatterien, das ist auf die Dauer einfach unmöglich! Man denke daran, dass Deutschland gegen 600, Frankreich über 500 Feldbatterien besitzt. Heutzutage muss die kriegsungewohnte junge Infanterie durch möglichst zahlreiche Artillerie aufs allerkräftigste unterstützt werden, sonst geht es nicht. Die Nothwendigkeit ausgiebiger Unterstützung durch Artillerie liegt unseres Erachtens gerade

*) Vergl. I. und II. in Nr. 273 und 274 der „Zeit“.

für die k. u. k. Infanterie besonders dringend vor. Und die österreichische Artillerie hat es jederzeit verstanden, auch mit geringen Mitteln Tüchtiges zu leisten.

Auch die Verkehrstruppen sind angesichts der enormen Aufgaben, die sie auf dem russisch-polnischen Kriegsschauplatz erwarten, zu gering an Zahl.

So zeigt sich überall die Nothwendigkeit ausgiebiger Reformen, und um diese durchführen zu können, handelt es sich vor allem um das liebe Geld.

Die österreichische Armee ist seit Menschengedenken ausschließlich eine dynastische Institution gewesen, sie ist es noch heute, wie ihre Traditionen und Sitten, vorab der ungemein ausgiebige Gebrauch des „k. u. k." auf öffentlichen Gebäuden, im Schriftverkehr und selbst auf den Visitkarten beweist. Ob das Gefüge dieses Heeres durch die nationalen Kämpfe, die das Reich seit Jahrzehnten durchtoben, nicht gelockert worden ist, das lässt sich trotz allen Für und Widers schwer entscheiden, bevor nicht eine große Krise, ein Krieg, die altehrwürdige k. u. k. Armee auf eine ernste Probe stellt.

---

## Die Landarbeiterfrage in den österreichischen Landtagen.

In einem früheren Artikel*) wurde gezeigt, dass die Landtage in Oesterreich völlig verfassungswidrig die ganze Gesetzgebung in der Landarbeiter- und der Gesindefrage für sich in Anspruch genommen haben.

In Oesterreich gab es nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1890 5,615.513 land- und forstwirtschaftliche „Hilfsarbeiter" und 824.894 landwirtschaftliche Taglöhner, außerdem 52.438 Hilfsarbeiter und 28.076 Taglöhner, welche diesen Beruf nur als Nebengewerbe ausübten, zumeist kleinere Landwirte; von den „Hilfsarbeitern" entfielen, wie wir aus der Haushaltungsstatistik für 1890 so nebenbei erfahren, 808.325 auf das eigentliche Gesinde. Die anderen Hilfsarbeiter sind theils in der Landwirtschaft mitthätige Familienangehörige, theils contractlich gebundene Arbeiter. Eine genauere Statistik hierüber, wie sie bereits in anderen Ländern besteht, wäre auch für Oesterreich sehr wünschenswert.

Von allen diesen Arbeiterkategorien haben die Landtage mit besonderer Liebe und oft fast ausschließlich das Landgesinde behandelt. Eine Reihe von Landtagen erließ seit der Verfassungsgesetzgebung Dienstbotenordnungen, welche in der Hauptsache, und zwar je späteren Datums sie sind, um so schärfer den Zweck verfolgen, die „Zucht und Sitte" unter den Landdienstboten wieder herzustellen, den Landwirten tüchtiges und fleißiges Gesinde zuzuführen und gegen die immer und immer wieder beklagte, immer stärker um sich greifende Landarbeiternoth Abhilfe zu schaffen. Niemand, der die hierüber in den Landtagen geführten Verhandlungen und Debatten liest, wird aber selbst beim besten Willen behaupten können, dass sich die Herren Landtagsabgeordneten über dieses Problem, welches seit Abschaffung des Zwangsgesindedienstes und der Roboten, seit Einführung der Freizügigkeit, seit dem Entstehen der großen Fabriksindustrien und deren Concurrenz auf dem Arbeitsmarkt zu einem der schwierigsten und bedeutungsvollsten der Volkswirtschaft gehörte, sonderlich die Köpfe zerbrochen hätten.

Sie behandelten diese Fragen etwa so, wie man einen Act zu erledigen pflegt, sie suchten nach den Voracten und fanden in alten, vergilbten Dienstbotenverordnungen thatsächlich die Recepte vor, nach welchen sie die moderne Landarbeiterfrage zu curieren versuchten. Einige der wichtigsten dieser sogenannten „Reformen" der Landtage seien hier erwähnt:

Die Landwirte beschwerten sich darüber, dass die Dienstboten zu frühzeitig von anderen Dienstgebern für das nächstfolgende Dienstjahr aufgedungen würden, dass sie dann infolge dessen ihre Gedanken auf andere Dinge hätten und daher beim alten Dienstgeber die Arbeit saumselig verrichteten, also griff man auf das alte, schon in den Dienstbotenordnungen des 18. und 17. Jahrhunderts enthaltene Mittel zurück und verbot den Dienstboten einfach, sich vor einer bestimmten Zeitperiode, gerechnet vom Ablauf des alten Dienstjahres (gewöhnlich vor dem letzten Quartal) selbst für das nächstfolgende Jahr zu Diensten zu verdingen**); ein anderes Beispiel:

Es kam vor, dass die Dienstboten sich während der Aufdingungszeit von mehreren Dienstgebern aufdingen und hiebei auch von mehreren Dienstgebern Darangabe („Leihkauf") annahmen. Hiedurch kamen natürlich alle diejenigen Dienstgeber zu Schaden, bei welchen der Dienstbote in der Folge nicht einstand. Kein einfacheres Mittel dagegen, als man führt für alle Dienstboten — denn dafür müssen natürlich alle Dienstboten büßen — neben dem Dienstbotenbuch ganz nach Muster der alten Gesindeordnungen zur Zeit der Schollenpflichtigkeit noch ein neues Polizei-Controlpapier, in Ober- und Niederösterreich „Dienstschein", in Kärnten „Leihkaufschein", in Steiermark „Leihkaufkarte" genannt, ein, ohne welche sich der Dienstbote für das folgende Jahr nicht verdingen darf.

Alle diese Bestimmungen werden natürlich durch scharfe Strafandrohungen und Polizeibestimmungen gestützt. Aber auch die bisher gebrachten „Neuerungen" der Landtage auf dem Gebiete des Gesindewesens werden noch als viel zu schwächlich empfunden. Schärfer als alle die früheren Dienstbotenordnungen ist daher die nunmehr zur Sanction vorgelegte Novelle des schlesischen Landtages,*) die ihr Entstehen einem Antrag des deutschvolklichen Abgeordneten Türk verdankt, welcher die bestehenden Dienstbotenordnungen als viel zu human für das deutsche Volk bezeichnete.**)

In dieser Novelle wird die Zeit, in welcher sich der Dienstbote für das folgende Jahr verdingen darf, gar nur auf zwei Monate beschränkt; aus dem Leihkaufschein — dem Polizei-Controlpapiere bei der Verdingung — ist ein Entlassungsschein geworden, den sich der Dienstbote erst beim alten Dienstgeber zu erbitten hat, bevor er sich für die Zukunft einen andern Dienst sichern darf; aus der in vielen neuen Dienstbotenverordnungen eingeführten Lohnprogression ein zweimonatliches Lohnzurückhaltungsrecht,***) das nach der Fassung der Novelle nicht einmal dann unwirksam werden soll, wenn der Dienstgeber den Dienstboten unberechtigterweise entlassen hat. Bezeichnend für diese Gesetzgebung ist übrigens, dass bei den Berathungen ernstlich Anträge auf Aufhebung der Freizügigkeit und Feststellung von Lohnmaximen für Dienstboten, wie in früheren seligen Zeiten gestellt und discutiert wurden.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Richtung zu kennzeichnen, welche die Reformthätigkeit der Landtage in der Landgesindefrage seither eingeschlagen hat.

Die Folgen waren für jeden, welcher nur etwas Einsicht in den Zusammenhang aller wirtschaftlichen Verhältnisse hat, vom Anfang an vorauszusehen: die Landarbeiter- und Landgesindenoth wurde dadurch nur noch potenziert. Die Landwirte klagen seitdem über den Mangel an tüchtigen und verlässlichen Dienstboten mehr als je zuvor; fast alle Agrartage, alle Landtagssessionen und alle agrarischen Streitschriften hallen von dieser Klage wieder. Im besten Falle wurden diese Neuerungen überhaupt gar nicht beachtet und ruhig die alten Gewohnheiten weiter befolgt, wie dies in Oesterreich bei den Dienstscheinen, in Kärnten und auch in Steiermark bei den Leihkaufscheinen und -Karten von competenter Seite bestätigt wurde,†) und wie dies ja auch mit den früheren Dienstbotenordnungen selbst zur Zeit der Leibeigenschaft oder strenger Gutsunterthänigkeit der Fall war. Man erkannte denn auch endlich in den Landtagen — selbst die schlesischen nicht ausgenommen — dass es mit solchen billigen Gewaltmitteln allein nicht weiter gehen könnte, und dass man auch den Landdienstboten wenigstens etwas „Socialpolitik" bieten müsse. Freilich der Wille war stark, aber das Fleisch war schwach. Auch hiefür einige Beispiele: Die Krankenversicherung der Landdienstboten wurde von den Landtagen in der Weise inauguriert, dass die Haftpflicht des Dienstgebers für den erkrankten Dienstboten, welche in den alten Dienstbotenordnungen mit vier Wochen festgesetzt worden war, herabgemindert wurde: im frommen Lande Tirol auf drei, in Salzburg, Oberösterreich, eigentlich auch in Kärnten††) auf zwei Wochen, eine Bewegung, der sich nunmehr auch die schlesische Novelle glücklich angeschlossen hat. Bei der Schaffung der Reichs-Krankenversicherung wussten es die Landtags-Autonomisten dann schlau durchzusetzen, dass die Landarbeiterversicherung von dieser ausgeschieden und den Landtagen überlassen wurde. Nun brauchten sich die Landtage wenigstens nicht mehr zu beeilen: sie konnten ihr großes Werk der Landgesindeversicherung getrost ausreifen lassen, und bisher hat nur ein einziges Land eine Art Krankenversicherung geschaffen, das ist Salzburg, wo über den energischen Antrieb Lienbachers für alle Landarbeiter und auch für die „Selbstler" (das sind die Parcellenbesitzer) Krankenunterstützungscassen†††) errichtet wurden.

Hingegen ist die gleichzeitig mit der Novelle in Schlesien mit so viel Pomp angekündigte Versicherung der Landdienstboten nach dem letzten Berichte des Landesausschusses†) kläglich im Sande verlaufen; nur den Dienstgebern, nicht auch den Dienstboten, soll durch Förderung sogenannter Dienstbotenkrankencassen, welche jedoch nur zur facultativen Versicherung der ersteren dienen, geholfen werden.

Eine Unfallversicherung der Landdienstboten, wie überhaupt der Landarbeiter wurde den Agrariern durch das Reichsunfallversicherungsgesetz v. J. 1887 nach vielen Kämpfen und unter

---

*) Nr. 263 der „Zeit".

**) So [illegible] in den schlesischen, [illegible], [illegible] und [illegible] Dienstbotenordnungen u. dgl. [illegible].

*) Schlesische Landtagsprotokolle 1898/99, Beilage XXX, Debatte S. [illegible] ff.

**) [illegible] Landtagsprotokoll 1899, S. [illegible].

***) [illegible] haben die [illegible] für die einzelnen Quartale betragen: 20, 20, [illegible] und [illegible] Procent.

†) So berichtet der niederösterreichische Landesausschuss an den schlesischen: „[illegible]" (Schlesische Landtagsprotokoll [illegible], Beilage [illegible]) und im [illegible] Landtage äußerte sich ein Abgeordneter dahin, dass [illegible], eigentlich gar nicht [illegible] werden. (Kärntner Landtagsprotokolle 1897/98, Seite [illegible].)

††) [illegible] der Landes-Krankenanstalt infolge des Gesetzes vom [illegible] April 1881, Nr. 1, L. G. Bl.

†††) Gesetz vom 22. Februar 1886, Nr. 20, L. G. Bl. und vom 29. Jänner 1888, Nr. 10, L. G. Bl.

†) Beilage XXXII der schlesischen Landtagsprotokolle 1898/99.

Beschränkung auf diejenigen Landarbeiter, welche bei mit Triebwerken betriebenen Landwirtschaften beschäftigt sind, abgerungen, aber auch für diesen so beschränkten Kreis haben es die Landwirte zumindest bei den Göpelbetrieben verstanden, ihre Versicherungskosten auf das Land zu überwälzen und durch das Land mit den Versicherungsanstalten solche lächerlich niedrige Pauschalsummen zu vereinbaren, dass die Anstalten kaum auf ihre Kosten kommen*) und natürlich die Industrie mit höheren Prämien belasten müssen. Dass hiebei trotz ernster Vorschläge seitens v. Edelmanns in Kärnten und Morres in Steiermark an die Durchführung einer Alters- und Invalidenversicherung für Landdienstboten nicht zu denken ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung.**)

**Social** prägt sich die Stellung des Landgesindes darin aus, dass ihnen nach fast allen Gemeindewahlordnungen, obgleich diese das Censuswahlrecht haben, das passive, mitunter auch das active Wahlrecht noch ausdrücklich, ganz ebenso wie den Bettlern, abgesprochen wird, was zur Folge hat, dass das Gesinde dann auch des Landtagswahlrechtes verlustig geht; und ganz charakteristisch ist es dabei für die herrschende Strömung, dass auch der Reformvorschlag der Christlichsocialen im niederösterreichischen Landtage über die Landgemeindewahlordnungen dem Landgesinde das Wahlrecht in dem neu anzugliedernden vierten Wahlkörper nehmen wollte.

Das sind die Leistungen der Landtage auf dem Gebiete der Gesindepolitik. Angesichts dieser muss man es beinahe mit Freude begrüßen, dass die Landtage die andern Landarbeiter so wenig von den Segnungen ihrer Wirtschaftspolitik verspüren ließen. Ein eigentliches Gesetz für andere Landarbeiter hat nur Steiermark mit der **Winzerordnung** vom 1. April 1863 (Nr. 1 L.-G.-B.), erneuert am 2. Mai 1883, geschaffen, welche bis einschließlich des Dienstbotenbuches, hier „Winzerbuch" genannt, die Gesindeordnungen getreulich copiert, im übrigen aber einige wichtige Fragen der oft so verworren gestalteten Deputatentlohnung und Viehpacht juristisch in beachtenswerter Weise regelt. Sonst fanden in den Landtagen die so mannigfachen, oft sehr verwickelten Lohn- und Arbeitsverhältnisse***) der angesessenen Landarbeiter, der Accord- und Antheillöhner ebensowenig eine Regelung wie die der durch Gewährung von Getreide oder Vorschüsse in den Karpathenländern oft schon im vorhinein für Jahre gebundenen Gutstaglöhner oder die trostlosen Arbeits-, Wohnungs- und Lohnverhältnisse der böhmischen, galizischen, slovakischen Wanderarbeiter. Warum hätten sich auch die vorwiegend agrarischen Landtage hier ins eigene Fleisch schneiden sollen? Für sie hatte es — wenigstens für den Augenblick — gar kein Interesse, an diesen Verhältnissen irgend etwas zu bessern, und wenn sie Zucht und Disciplin haben und die Landarbeiter polizeilich bestrafen wollten, erklärten sie einfach die Landarbeiter als „Gesinde", da dieser Begriff in den Dienstbotenordnungen nirgends streng genug präcisiert ist; oder sie verordneten auch noch summarischer ganz kurzer Hand, dass die Strafbestimmungen der Dienstbotenordnungen auch auf die Landarbeiter Anwendung zu finden hätten.†)

Das ist in großen Strichen das Bild der Landarbeitergesetzgebung der österreichischen Landtage. Ein erfreuliches keinesfalls — selbst nicht vom Gesichtspunkte der Landtage, welche ja offen und wenigstens ehrlich erklärten, dass sie eine Landarbeiterfrage nur vom Standpunkte des **Landwirtes** kennen. Die Landtage curierten so recht, wie der Dr. Eisenbart, nach ihrer Art, und ihre Politik gemahnt lebhaft an das berühmte après nous le déluge. Scharenweise strömte seither der Nachwuchs vom Lande in die Stadt, in die Fabriken, wo ein höhrer Lohn, freieres, ungebundenes Leben, ein höherer Arbeiter- und Rechtsschutz, Geselligkeit und Bildungsstätten, und nicht zuletzt auch eine ordentliche Kranken- und Unfallversicherung winkten; zumeist — einige weltentlegene Gegenden vielleicht ausgenommen — blieben nur die unfähigsten und untüchtigsten Elemente auf dem Lande zurück, und die Leutenoth nahm daselbst seither in einer Weise zu, welche für die Landescultur geradezu bedenklich zu werden droht.

Hieraus ergibt sich klar, dass eine Besserung dieser Verhältnisse nicht eher eintreten kann, als das Niveau — sowohl das wirtschaftliche als das sociale und das geistige — der Landarbeiter ein dem der industriellen Arbeiter wesentlich gleiches wird. Die Landwirtschaft wird, wenn sie nicht auch einmal ohne tüchtige Arbeiter dastehen will, die Mittel aufbringen müssen, die Lage der Landarbeiter geistig und materiell zu heben. Sie wird, um dies zu können, vor allem ökonomischer sowohl in der Betriebsart, als in der Arbeitsverfassung sein müssen. Die bisherige, so häufig gerügte Verschwendung von Arbeitskräften durch überflüssig viel Gesinde kann hiebei keinen Platz mehr haben.

Auch an Stelle der oft noch überflüssig viel Arbeit verzehrenden Latifundien wird, soweit diese nicht productiv den kleineren Betrieben unbedingt überlegen sind, der bäuerliche oder Parcellenbetrieb, zu deren Bewirtschaftung der Landwirt mit seinen Familienangehörigen das Auslangen findet, treten müssen; und ein consequent durchgeführtes Commassations- und Meliorationswesen, Genossenschaften und erhöhte Maschinenverwendung werden den Kleinbesitzer befähigen müssen und können, in der Production mit den Großbetrieben zumindest gleichen Schritt zu halten.

Was aber für die Landarbeiterfrage unzweifelhaft die Hauptsache ist: durch richtige Bodenpolitik, durch Rentengütergesetzgebung — allerdings nicht eine so sonderbar und gezwungen gestaltete, wie die seinerzeit in Oesterreich vorgeschlagene — und durch innere Colonisation muss den Landarbeitern die Möglichkeit gegeben werden, einmal selbst zu einem solchen selbständigen Kleinbetrieb oder zum mindesten einer Pachtwirtschaft zu gelangen.

Dadurch und nur dadurch allein wird es auf die Dauer vermieden werden können, dass nicht gerade die tüchtigsten Elemente dem Boden entfremdet werden, auf welchem sie wurzeln, und dass der Landwirtschaft auch tüchtige Arbeiter erhalten bleiben.

Gewaltmaßregeln, Straf- und Polizeimittel hingegen werden, wenn sie auch noch so scharf sind, ja je schärfer sie sind, umsomehr gerade das entgegengesetzte Ziel erreichen.

Dies ist, kurz angedeutet, wie es hier eben nur sein kann, das Programm, auf Grund dessen früher oder später die Lösung der Landarbeiterfrage wird in Angriff genommen werden müssen.

Pflicht der allein competenten gesetzgebenden Körperschaft, des österreichischen Reichsrathes, wäre es aber, diesen bisher so ungebürlich vernachlässigten aber so ungemein wichtigen Fragen jene Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche ihm gemäß ihrer Bedeutung für die ganze Volkswirtschaft zukommt,*) und der unseligen Landgesindepolitik der Landtage das wohlverdiente Ende zu bereiten, ehe es noch zu spät, ehe noch unsere schönen Ackerländer, gleich den englischen, wegen Arbeitermangels zu ewigen Weiden erstarrt sind.

Dr. Hugo Morgenstern.

---

*) Vgl. hiezu die im hohen Maße [illegible] Ausführungen [illegible] „Die österreichische Unfallversicherung", [illegible] Studie. Wien, [illegible]

**) Ueber den Stand der ganzen Frage [illegible] Aufsatz von Ferdinand Schmid „Beiträge zur Kenntnis des Standes der Alters- und Invalidenversicherung", Statistische Monatsschrift, [illegible], Seite [illegible]

***) Hiezu die Einleitung zu den landwirtschaftlichen [illegible] in Oesterreich [illegible], „Oesterreichische Statistik", XLIV, 3.

†) So zum Beispiel der Bukowinaer Landesausschuss mit Verordnung [illegible] 2. Juni [illegible], Z. 1189, Nr. [illegible] L. G. B.

# Die neue medicinische Rigorosenordnung für Oesterreich.

Besprochen von Prof. Dr. Sigmund Exner.

Es hängt wohl mit den rapiden Fortschritten der medicinischen Wissenschaften zusammen, dass seit wenigen Monaten in Frankreich und an einem Theile der Schulen Amerikas eine neue Studienordnung für die angehenden Aerzte eingeführt wurde, und sowohl in Deutschland wie in Oesterreich in den letzten Jahren eingehende Berathungen und lebhafte öffentliche Discussionen über denselben Gegenstand stattfanden. Datiert doch der mächtige Aufschwung der biologischen Wissenschaften seit dem Beginn der zweiten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts; die physikalische Auffassung der Lebensvorgänge, die Neugestaltung der Chemie, die Gedanken Darwins, die Vervollkommnung des Mikroskopes und die dadurch ermöglichte mikroskopische Anatomie der Pflanzen- und Thierwelt, die Cellularpathologie und unzählige andere Errungenschaften haben einen gänzlichen Umschwung in unserer Auffassung der lebenden Natur bewirkt und demnach einen analogen Umschwung in den Disciplinen der angewandten Naturforschung, besonders der Medicin. Die physikalische Krankenuntersuchung mit ihrer jüngsten Blüte der Röntgen-Durchstrahlung, die Chemie am Krankenbette, die Asepsis und Antisepsis, die Immunitätslehre mit ihrer Anwendung in Impfung und Serumtherapie, die Ausbildung einzelner Zweige zu großen Specialfächern, die Hygiene u. s. w., u. s. w.: alles das sind Leistungen der letzten Decennien.

Hat sich aber der Stoff des ärztlichen Könnens so sehr geändert, dann liegt es auf der Hand, dass auch der Weg, auf dem dieses Können erworben wird, von dem alten in mancher Richtung abweichen wird, und daher allerseits das Bedürfnis nach einer Aenderung der medicinischen Studien.

Während man sich in Deutschland noch in dem Stadium der Berathungen befindet, aus welchem auch wir uns durch eine Reihe von Jahren nicht herausarbeiten konnten, ist es nunmehr dem energischen und zielbewussten Eingreifen des Sectionschefs v. Hartel, der als gewiegter Schulmann rasch die Situation überblickte, gelungen, die Angelegenheit zum Abschlusse zu bringen.

Bei der großen Verschiedenheit der Anschauungen, welche im Publicum über die Aufgaben der Universitäten, ja der Schulen überhaupt, verbreitet sind, ist mit Sicherheit zu erwarten, dass auch diese neue Verordnung nicht allseitig Befriedigung hervorrufen wird, und es ist also nur der Ausdruck einer subjectiven Anschauung, wenn ich sie als einen nicht unbedeutenden Fortschritt zum Bessern bezeichne.

Vor allem sei hervorgehoben, dass die neue Rigorosenordnung,

[illegible]

die ja naturgemäß auf den Studiengang zurückwirken wird, wie die heute giltige, auf dem Standpunkt der Lehr- und einer gemäßigten Lernfreiheit steht. Es sind nämlich einige Collegien heute schon obligat; diese sind geblieben, ja noch um Geringfügiges vermehrt worden. Eine Einschränkung der Lernfreiheit ist durch die Bestimmung gegeben, dass der Hörer nach Ablegung des ersten Rigorosums noch mindestens sechs Semester absolvieren muss, ehe er zum zweiten Rigorosum zugelassen wird (abgesehen von den Militärrigorosanten, die in dieser Beziehung, wie heute, eine Begünstigung genießen). Es hat sich nämlich die Verschleppung des ersten Rigorosums in das vierte und fünfte Jahr, wie das heute möglich ist und oftmals vorkommt, als höchst verderblich herausgestellt, indem der Candidat die Gegenstände des ersten Rigorosums studiert, lange nachdem er sie frequentiert hat, und die der späteren Rigorosen zwar hört, oder hören soll, aber sich nicht ernstlich mit ihnen beschäftigt, weil ihm die mehr am Herzen liegen, über die er nächstens Prüfung machen soll. Diese Maßregel wird demnach den Erfolg haben, dass der Studierende die ersten Jahre intensiv mit den Gegenständen des ersten Rigorosums, die der naturwissenschaftlichen Vorbildung dienen, beschäftigt ist, dann die Prüfung ablegt, und sich nun weitere Jahre ebenso intensiv dem Studium der pathologischen Fächer widmet. Die mit dem ersten Rigorosum gegebene Cäsur soll weiter bewirken, Studierenden rechtzeitig ihre mangelhafte Eignung für den gewählten Beruf klar zu machen. Jetzt kommt es vor, dass Studierende erst nach fünf oder sechs verlorenen Jahren genöthigt sind, sich um einen anderen Lebensberuf umzusehen.

Die Prüfungsordnung verfolgt das Ziel, die Mediciner zu einer solchen Art des Studiums anzuleiten, dass sie sich nicht so sehr für die Prüfung als vielmehr für ihren Beruf vorbereiten. Gelingt es, dies in vollerem Maße zu erreichen, als es bisher geschehen ist, so wird schon dadurch die Reorganisation Gutes wirken: denn der größte Mangel des heutigen Studiums liegt darin, dass der Student einige Monate oder Wochen, ja Tage vor der Prüfung sich „Scripta" kauft, einiges daraus lernt, was der Professor oft fragt, ohne richtige Anschauungen oder irgendwie tiefer sitzende Kenntnisse zu haben, und bei der Prüfung durchgelassen wird, weil er eben doch „etwas" gewusst hat. Ein ernstes Buch über den Gegenstand erwirbt er häufig gar nicht, und besitzt er eines, so verkauft er es nach der Prüfung, statt es sein Leben lang als Vademecum zu bewahren und zum Nachschlagen zu benützen; kennt er sich doch in keinem anderen so gut aus wie in dem, aus welchem er studiert hat.

Das Ziel, hier Wandel zu schaffen, soll erstens dadurch erreicht werden, dass die Zeitintervalle zwischen den Einzelprüfungen, aus denen die drei Rigorosen bestehen, nicht mehr der Neigung des Candidaten überlassen werden, sondern die Prüfungen verhältnismäßig nahe zusammengerückt, je ein einheitliches Ganzes bilden; zweitens dadurch, dass die jetzt getrennten praktischen und theoretischen Prüfungen eines Faches zu je einer zugleich praktischen und theoretischen Prüfung verschmolzen werden.

Man kann, etwas schematisierend, die Prüfungen unseres gesammten Schulwesens in zwei Gruppen trennen, die etwa im Gymnasium einerseits vertreten sind durch das täglich vorkommende Examinieren im Verlaufe des Unterrichtes und andererseits durch die Maturitätsprüfung. Erstere könnte man Controlprüfungen nennen, denn ihr wesentlichster Zweck ist, den Schüler zu verhalten, regelmäßig mitzustudieren, und es ist ganz berechtigt, eine solche Prüfung als ungenügend zu taxieren, wenn sie ergibt, dass der Candidat zum Beispiel die Vocabeln der lateinischen Aufgabe wegen mangelhafter Vorbereitung nicht kennt, obgleich er sicher weit bessere lateinische Kenntnisse besitzt als sein Mitschüler, der trotzdem an demselben Tag eine gute Classification erhält, weil er genügend vorbereitet in die Schule kommt. Ein gewissenhafter Schüler wird während des Gymnasialstudiums eine ungeheure Masse von Kenntnissen in sein Gedächtnis aufgenommen haben, was von diesen Kenntnissen aber dauernder Erwerb ist, was sich davon durch Verständnis mit seinem Denkvermögen amalgamiert hat, wie sein Geist hiedurch geschult worden ist, das wird für den Ausfall dieser Controlprüfungen zwar nicht belanglos, aber doch von untergeordneter Bedeutung sein. Ganz anders bei der Reifeprüfung. Hier handelt es sich um die wohlgeordneten Kenntnisse, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob er sie in diesem oder jenem Jahre, ob er sie aus dem Schulbuche oder aus einem historischen Roman erworben hat, und ferner um die geistige Verarbeitung, um das Verständnis des Gedächtnisstoffes.

Die gesammten Neuerungen unserer Rigorosenordnung sollen den Charakter der Prüfungen so verschieben, dass sie sich von den Controlprüfungen entfernen und den Reifeprüfungen nähern. Mit ersteren ist nicht vollkommen gebrochen, die letzteren aber sind begünstigt. Das gilt insbesondere von der nach Absolvierung des Quinquenniums abzulegenden Schlussprüfung, dem zweiten und dritten Rigorosum. Es müssen die einzelnen Prüfungen jedes dieser Rigorosen, sowie die beiden Rigorosen selbst in verhältnismäßig rascher Aufeinanderfolge abgelegt werden, so dass eine Vorbereitung auf die einzelnen Prüfungen in den Intervallen derselben von vorneherein als hoffnungslos erscheint. Der Candidat wird also gedrängt, sich während der Studien vielseitig auszubilden, und der Prüfer, von dem Candidaten, wie bei der Maturitätsprüfung, nicht für den Moment memorierten Gedächtnisstoff zu verlangen, sondern sein Benehmen am Krankenbett, seine Art, zu untersuchen, sein Verständnis für die Erscheinungen, kurz seine Tüchtigkeit als Arzt zu beurtheilen.

Manche werden diese Neuerung als Erschwerung betrachten. Meines Erachtens ist dies ein Irrthum, sofern es sich um Candidaten handelt, die während ihrer Studienzeit sich wirklich „für ihren Beruf" vorbereitet haben, es ist aber richtig für jene, welche gewohnt sind, „für die Prüfung" aus Büchern oder Scripten zu lernen. Erstere werden glücklich sein, bei den vereinigten praktisch-theoretischen Prüfungen durch die Art ihrer Untersuchung, Ausführung einer Messung, Stellung der Diagnose ihr Können zu demonstrieren, werden entsprechen, auch wenn sie Schwierigkeiten haben, ihre Gedanken und Schlüsse in Worte zu kleiden, sei es, weil sie — was ja bei uns nicht selten ist — die Sprache der Prüfung nicht genügend beherrschen, sei es, dass sie in ihrer Verlegenheit oder ihrer ganzen Anlage nach sprachlich ungewandt oder nicht schlagfertig genug sind. Letztere werden, freilich in der Regel vergeblich, nach den Gedächtnisbildern jener Schlagworte und Phrasen suchen, in deren Einprägung sie ihre Aufgabe erblicken, und wenn sie dieselben nicht finden, so wird dies ganz gut sein, denn sie werden diese Art des Studiums aufgeben und den richtigen Weg einschlagen. Der Charakter der Prüfung wird sich eben von selbst ändern, wenn die Bedingungen andere geworden sind, sowie der Charakter der Maturitätsprüfung naturgemäß ein anderer, als der der gymnasialen Controlprüfungen ist, auch wenn in beiden dieselben Candidaten und dieselben Prüfer fungieren.

Anders verhält es sich mit dem ersten Rigorosum. Dieses steht der Controlprüfung näher, denn es soll in der That erweisen, ob der Candidat befähigt ist, die in Betracht kommenden Wissenszweige zu bewältigen, auch ob er jene manuellen Fertigkeiten zu erwerben vermag, ohne die heute der Arzt nicht denkbar ist, und insbesondere soll es ihn zwingen, rechtzeitig die grundlegenden naturwissenschaftlichen Disciplinen im genügenden Ausmaße sich zu eigen zu machen. Unter den letzteren sind diejenigen gemeint, welche für den Arzt von hervorragender Bedeutung sind, als Wissenschaften aber bestehen blieben, auch wenn es Krankheiten überhaupt nicht gäbe.

Dass auch hier die Art des Lernens in bessere Bahnen geleitet werde, dafür bürgt das Aneinanderdrängen der Einzelprüfungen dieses Rigorosums, sowie die Vereinigung der praktischen und theoretischen Prüfungen je eines Faches. Hat es sich doch heute eingebürgert, dass nicht so sehr die Art der Prüfung, als vielmehr der Stoff ein verschiedener ist, je nachdem z. B. Physiologie praktisch oder theoretisch geprüft wird, so dass auch hier wieder der Stoff der Physiologie gleichsam getheilt wird — über die eine Hälfte findet die praktische Prüfung statt; bei Ablegung derselben hat in der Regel der Student von dem größeren Theile der Physiologie noch gar nichts gelernt. Dann vergisst er diesen ersten Theil und lässt sich nach einem halben Jahre in der theoretischen Prüfung aus dem zweiten Theile examinieren; natürlich, um auch das so rasch Erworbene ebenso rasch wieder zu vergessen.

Was den Stoff der Prüfungen anbelangt, so hat er sich gegenüber der Rigorosenordnung vom Jahre 1872 nicht nur geändert, sondern auch erweitert. Diese Erweiterung halte ich für die anfechtbarste Seite der neuen Studienordnung. Hier ist es, wo die Meinungen über die Aufgabe der Facultät oft diametral auseinander gehen. Ein Theil fordert, der promovierte Doctor solle als fertiger Arzt die Universität verlassen und, in irgend einen Marktflecken gesetzt, sofort jeden internen, chirurgischen, geburtshilflichen, dermatologischen, psychiatrischen, oculistischen, gerichtsärztlichen Fall sachverständig behandeln, die Technicismen der Laryngologie, Otiatrie, der Zahnheilkunde, der Sectionen und der dazu gehörigen mikroskopischen Untersuchungen, bis zu einem gewissen Grade der Pharmakologie u. s. w. u. s. w. beherrschen. Die anderen, und zwar ist das die Minderzahl, zu welcher auch ich mich rechne, sagen: es ist unmöglich, dass der Mediciner in fünf Jahren diese Eignungen erwerbe, und will man die Zeitdauer zwischen der Maturitätsprüfung und der Verleihung der venia practicandi nicht sehr bedeutend verlängern (sei es durch Ausdehnung der Studien oder durch den obligaten Spitalsdienst), so muss man auf die Erreichung dieses Zieles verzichten. Was in dem Quinquennium erreicht werden kann und was bei dem rapiden Flusse, in dem sich alle medicinischen Methoden in unserer Zeit befinden, die größte Bedeutung hat, das ist eine gründliche theoretische und eine intensive, durch die medicinischen Hauptfächer vermittelte praktische Schule und Durchbildung des jungen Mannes, auf Grund deren er in den Stand gesetzt wird, nicht nur der Entwickelung der medicinischen Wissenschaften, wenn auch nicht producirend, so doch receptiv zu folgen, sondern auch sich noch später in gewisse Specialzweige und Technicismen einzuarbeiten.

Die neue Rigorosenordnung hält sich so ziemlich in der Mitte zwischen diesen beiden Gegensätzen, ob sie nicht doch in der Richtung der Specialisierung zu weit gegangen ist, das muss die Erfahrung lehren. Wird mehr verlangt, als der Student leisten kann, so zeigt

sich das bald, und immer in der Form, dass gewisse Gegenstände eben nur scheinbar, das heißt für die Prüfung gelernt werden, ohne jeden nachhaltigen Nutzen. Der Candidat fühlt das, und die Prüfung dieser Gegenstände wird dann als nutzlose Belästigung empfunden.

Das erste Rigorosum umfasst die Prüfungen aus: allgemeiner Biologie, Physik für Mediciner, Chemie für Mediciner, Anatomie, Physiologie, Histologie. Dem Lehrplane nach wird dieses Rigorosum nach dem zweiten Studienjahre abgelegt. Wird der Durchschnittsstudent nach dieser Zeit die Fächer soweit beherrschen, wie es für einen Arzt nothwendig ist? Die beiden erstgenannten Gegenstände werden nur am grünen Tische, die anderen im Laboratorium zugleich praktisch und theoretisch geprüft. In den Instructionen ist hervorgehoben, dass der Unterricht in der Physik auch mit Uebungen verknüpft sein solle. Die „allgemeine Biologie“ tritt an Stelle der nun abgeschafften Vorprüfungen aus Mineralogie, Zoologie und Botanik. Es bedeutet das ein Zurückdrängen der beschreibenden Naturwissenschaften. Die Berechtigung dazu liegt in der Nothwendigkeit, Raum für Neues zu schaffen, noch viel mehr aber in der Umwandlung des theoretischen Bodens der heutigen Medicin. Derselbe wird nicht mehr wie im Anfang des Jahrhunderts von Botanik und Zootogie gebildet, unser heutiges medicinisches Denken ruht auf chemischen und physikalischen Anschauungen.

Nach Absolvierung der Studien wird das zweite und dritte Rigorosum abgelegt. Dieselben bestehen aus: einer Uebersichtsprüfung aus Anatomie oder Physiologie alternierend; einer Prüfung aus pathologischer Anatomie und Histologie; allgemeiner und experimenteller Pathologie; Pharmakologie und Receptirkunde; Hygiene; Interner Medicin; Chirurgie; Geburtshilfe und Gynäkologie; Augenheilkunde; Psychiatrie; Kinderheilkunde; Dermatologie und Syphilis; Gerichtlicher Medicin. Auch da kann man fragen, wird der Durchschnittsstudent diese Fächer im Laufe von drei Jahren wirklich soweit bewältigen, wie es für einen Arzt erforderlich ist, und wird nicht die Gründlichkeit der Kenntnisse durch ihre Breite leiden? Die meisten dieser Gegenstände werden gleichzeitig praktisch und theoretisch geprüft. Bei den Hauptfächern der Internen Medicin und der Chirurgie ist die heute bestehende Trennung in eine praktische und eine theoretische Prüfung aufrecht erhalten. Erstere soll aber nicht wie bisher üblich eine Viertelstunde dauern, sondern soll in der ärztlichen Bethätigung des Candidaten auf der Klinik, im Ambulatorium oder im Operationssaale während zweier Tage bestehen, so dass der Examinator Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, ob der Candidat mit den gewöhnlichen Untersuchungs- und Behandlungsmethoden vertraut ist, einfache Analysen von Secreten ausführen, Temperaturcurven herstellen kann u. s. w.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass mancher Ordinarius diese Prüfungen zu zeitraubend finden wird. In diesem Falle steht es ihm frei, durch das Professoren-Collegium einen Vorschlag zur Ernennung von außerordentlichen Examinatoren aus dem Kreise der Extraordinarien und Privatdocenten zu erstatten. Es hätte dies an großen Universitäten voraussichtlich die Folge, dass sich letztere mehr als bisher für den Unterricht der Studenten interessieren, und dass dadurch das ihnen zur Verfügung stehende oft außerordentlich wertvolle Krankenmateriale an Abtheilungen, Ambulatorien, Polikliniken u. s. w. auch für die Studenten als Unterrichtsmateriale verwertet wird, was jetzt nur in sehr geringem Maße der Fall ist. Und der Student soll doch vor allem mit den Patienten in Berührung kommen. Je mehr Patienten also dem Unterricht dienen, desto besser wird die Ausbildung sein.

So gibt es noch einige Punkte der neuen Rigorosenordnung, die auf Abstellung zutage getretener Mängel hinzielen, auf die hier einzugehen zu weit führen würde. Hoffen wir, dass sie ihren Zweck erfüllen, wir werden dann Generationen von Aerzten heranwachsen sehen, die zwar weniger Details aus Büchern und Scripten gelernt haben, wie die der letzten Decennien, die aber tiefwurzelnde, in Laboratorien erworbene Anschauungen und im Krankensaal mit den eigenen Sinnesorganen gesammelte Erfahrungen mit sich nehmen, wenn sie ins öffentliche Leben treten.

Eines freilich ist nicht zu vergessen: wichtiger als jede Prüfungsordnung ist der Prüfer, und die Resultate werden unter der schlechtesten Prüfungsordnung gut sein, wenn der Prüfer gut ist. Eine Rigorosenordnung kann also nur die Bedeutung haben, den Intentionen des geschickten Prüfers entgegenzukommen, ihm die Möglichkeit zu bieten, so zu prüfen, wie er es für gut hält.

Wien, den 31. December 1899.

---

# Jahrhundert Requiem.

Von Ellen Key.

Aus dem Manuscript übersetzt von [illegible]

An dem Strande jenes Meeres, wo die Wellen der Geschlechter einander in ewig wechselndem Einerlei folgen, liegt die schattenumschlossene Burg, aus der die Jahrhunderte ausziehen und in der sie — nach beschlossenem Erdenwallen — in schwesterlicher Eintracht und schwesterlichem Zwiste weilen.

In den letzten Stunden des Jahrhunderts saßen sie hier, in stummem Harren auf die Schwester, die bald ihre Wanderung vollendet hatte. In der dunkelsten Ecke des Saales schimmerten durch graue Schleier die Gestalten der ältesten Jahrhunderte, während die jüngsten, in der Mitte des Saales versammelt, ungeduldige Blicke auf eine Schwibbogenthüre richteten, die sich beim dumpfen Zwölfschlag der Thurmuhr lautlos in ihren Angeln drehte.

Das „neunzehnte Jahrhundert“ stand auf der Schwelle.

Die Gestalt des achtzehnten gieng der Schwester mit raschen Schritten entgegen und rief aus:

— So sehe ich dich also endlich wieder, du, von der ich die Erfüllung alles dessen erhoffte, was ich unabgeschlossen lassen musste. In die eine Hand drückte ich dir die Fackel der Aufklärung, in die andere legte ich die Perlen, die ich aus den blutigen Wellen rettete, welche meinen Abend überschwemmten. Mit der Fackel hast du wohl dem Menschen den Weg in die Geheimnisse der Natur gewiesen, aber dadurch hast du ihn nicht glücklicher, nur mächtiger gemacht. Und die Perlen — von denen hast du die der Freiheit in den Knauf jener Waffe gefasst, die das Recht aller, einander zu unterdrücken, schützte: die Waffe der freien Concurrenz. Die Perle der Gleichheit hast du in dem Becher des Lebensgenusses aufgelöst, der für die Reichen überfließt, aber für die Armen leer steht. Die Perle der Brüderlichkeit endlich liegt zermalmt unter der Eisenferse der capitalistischen Gesellschaft. Großhandel und Großindustrie bedeuten die Organisation der Millionengesellschaften, der Millionäre, der Milliardenringe zur Herrschaft über die Erde. Das hast du dem Geschlechte gegeben, das ich durch grenzenlose Leiden aus grenzenlosen Ungerechtigkeiten befreite! Du hast Wohlthätigkeit geübt an Stelle der Gerechtigkeit, und du musstest deine Barmherzigkeitswerke vertausendfachen, weil du die Unbill vertausendfacht hattest. Obgleich du die Production so unerhört gesteigert hast, dass sie schon jetzt die Bedürfnisse aller Menschen befriedigen könnte, hast du immer Zahlreichere des Lebens unentbehrliche Nothdurft vermissen lassen. Während du auf einen Handel und eine Industrie pochtest, so blühend wie nie zuvor, hast du Millionen den Hungertod sterben oder das Leben der Armenhäusler führen lassen, hast du die Lebenszeit von Millionen verkürzt durch gesundheitsgefährliche oder harte Arbeitsbedingungen. Während deine Wissenschaft immer mehr die Kinder der Minderzahl vor Krankheit und Tod behütet, hast du die der Mehrzahl zu physischer und psychischer Entartung verdammt. Während deiner ganzen Zeit haben die Qualen der Noth Generation um Generation die Verbrechen, die Selbstmorde, den Wahnsinn gesteigert. Aber du — du hast ruhig die Gesellschaftsordnung bewahrt, die all dies hervorruft, oder hast bestenfalls mit jämmerlichen Mitteln versucht, diesen unerhörten Missverhältnissen zu steuern! Du hast nicht eingesehen, dass deine vielgepriesenen Erfindungen, dein Verkehr, deine Arbeitsweise diese ganze verfehlte Gesellschaftsordnung geschaffen haben, in der nicht die Arbeit Reichthum hervorbringt, sondern im Gegentheil das Geld ohne Arbeit den Reichthum vervielfältigen kann; wo die Arbeit nicht für die wirklichen Bedürfnisse aller producirt, sondern für die leeren Gelüste einer Minderzahl. Selbst da wo du meine Gedanken verwirklicht hast, hast du ihr Lebensblut vergiftet. Das Geld beherrscht die Presse; das Geld entscheidet an den meisten Orten über Mitbürgerrecht und Gerechtigkeit. Du bestimmst in Volksversammlungen und Regierungen die Schicksale der Nationen durch Compromisse zwischen verschiedenartigen Interessen, und so löst die Corruption sowohl die Presse wie die constitutionelle Regierungsform auf, von denen ich soviel erhoffte. Was hast du mir zu erwidern, du Jahrhundert der gebrochenen Gelöbnisse?

— Ich habe mehr gearbeitet als Ihr alle! begann das neunzehnte Jahrhundert mit müdem Tonfall.

Die seelenvollen Augen des achtzehnten Jahrhunderts blitzten, und die Gestalt streckte den Fächer, den sie in ihrer feinen Hand trug, wie eine Waffe der Sprechenden entgegen, indem sie einfiel:

— Gearbeitet, ja. Aber wofür? Durch deine Erfindungen hast du freilich leichtere und billigere Mittel ausfindig gemacht, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Aber das hat ihre schwersten Bürden nicht erleichtert. Du hast im Gegentheil Männer, Frauen und Kinder zu bloßen stumpfen Maschinentheilen gemacht, und jede neue Maschine nur zu einem Machtmittel für den Arbeitskäufer, der sogleich mit geringerer lebender Arbeitskraft mehr hervorbringen und mehr gewinnen konnte. Die Freiheit der Arbeit, die du gegeben hast, war nicht die Freiheit, seine Arbeit zu wählen, nur die, überall unter jeder beliebigen Arbeit frohnden zu können; nur die, überall Arbeit suchen, ohne sie zu finden!

Ein Realismus ohne Idealität hat deine Zeit charakterisiert, und ihren letzten sowie ihren ersten Jahrzehnten drückte überdies die brutale Reaction gegen all meine Aufklärungs- und Freiheitsgedanken den Stempel auf.

Unter dem Zeichen des Kaiseradlers machtest du deine ersten Schritte. Ein Egoismus ohnegleichen wurde das Lebensprincip, das du damals lerntest und später durchführtest. Ein jeder für sich, und die Macht für den Stärksten — das ist deine Losung gewesen, und sie hat zu der selbstischen Zersetzung aller geführt. Bei Indi-

viduen, Geschlechtern, Classen, Parteien und Nationen — überall hast du den Wettkampf der Kräfte für das unschönste aller Ziele gefördert: den Gelderwerb. Es ist im letzten Grunde dies, was Europa zu einem Lager gemacht hat, aus dem der Militarismus jetzt Gesellschaftsordnung und Gesellschaftsmoral bedroht; wo die jungen Kräfte von der productiven Arbeit genommen werden, und die Wissenschaft die Zerstörungsmittel vervielfacht. Nur zum Schutze ökonomischer Interessen, nicht um der Unterdrückten selbst willen tritt eine Großmacht zuweilen als „Retter“ eines kleineren Volkes auf: zur Erweiterung ökonomischer Interessensphären beginnen europäische Staaten ungerechtfertigte und grausame Kriege gegen die Völker anderer Welttheile, sich an ihren Landgebieten, ihren Producten, ihrer Arbeitskraft bereichernd. Du verläßt nun Menschen, die einander mit vor Gewinnsucht und Kriegslust blutrünstigen Augen gegenüberstehen, während ich ihren Blick klar machte für die Leiden der Mitmenschen und für eine schönere Zukunft durch die Verbrüderung aller!

Die Stimme der Sprechenden erlosch. Nun erhob sich das siebzehnte Jahrhundert aus seinem hochlehnigen Stuhl und schritt im steifen Hofkleid mit vornehmen Bewegungen auf die letzte Sprecherin zu.

— Es verwundert mich, begann das siebzehnte Jahrhundert gemessen, dass du über deine Nachfolgerin erstaunt bist! Schon unter deinem Hirtenstab wurde die Gleichheit zum Recht aller, alle göttliche Autorität auf dem Gebiete der Religion, des Staates und der Familie mit Füßen zu treten. Was du selbst begonnen hast, das hat diese Abenteurerin — sie warf einen verachtungsvollen Blick auf das neunzehnte Jahrhundert — vollendet. Sie hat ihren Uebelthaten nur andere Namen gegeben. Für die Selbstüberhebung des Einzelnen hat sie die Benennung Individualismus erfunden: für die Emancipation der Frauen, für den Nationalitätsbegriff der Unterthanen und für das Classenbewusstsein des vierten Standes! Ich nenne all das zusammen mit seinem rechten Namen: Geist des Aufruhrs ...

Während dieser Rede hatte das neunzehnte Jahrhundert das Haupt erhoben. Sein Antlitz war bleich, seine Blicke qualerfüllt, düster, seine Schläfen feucht vom Thau der Arbeit, aber die Stirn war klar und die Stimme weittönend, als es erwiderte:

— Ich bin ehrlicher gewesen als Ihr alle seit der Stunde, in der das Zeichen des Kreuzes eingesetzt ward, am Himmel zu leuchten, während die Selbstsucht nach wie vor die Erde beherrschte. In heftigen Krisen zwischen alten und neuen Idealen sind meine Tage verflossen, und ich habe dabei gelitten, mehr als eine von euch anderen ...

— Deiner Thaten Lohn gelitten, antwortete das siebzehnte Jahrhundert hart. Du hast Welteifer gesät und Streit geerntet: du hast Grenzen aufgehoben, und der Pöbel hat Höhen und Thäler erobert. Alles Feste hast du angefressen, alles Feingeformte hast du zerbrochen. Und dennoch hast du die Stirn gehabt zu klagen, als du dann eingestürzte Wohnstätten fandest und zerfallene Tempel, wo du ruhen oder anbeten wolltest!

Nun trat das sechzehnte Jahrhundert vor, eine herrliche Erscheinung von der gewaltig schönen Majestät einer Sibylle des Michel Angelo. Ihre Stimme sandte klangvollen Wohllaut durch den Saal, als sie sprach:

— Ich hingegen erkenne willig, dass du, o Schwester, mit Wundern deine leuchtende Bahn gezeichnet hast, die des Menschen Arbeit und seinem Geist ungeahnte Gebiete eröffnet hat. Du hast Gesetze für den Erdball und das Staubkorn gefunden, für den Stern und den Blutkörper, für die Sonne und die Zelle. Luft und Wasser, Licht und Wärme, elektrische Ströme und explosive Gase — alle hast du zu gehorsamen Dienern des Menschen gezähmt. Die stärksten wie die feinsten Maschinen hast du in Bewegung gesetzt, um seine Wünsche zu erfüllen. Die Begriffe der Zeit und des Raumes hast du umgewandelt durch die Raschheit der Beförderung auf den neuen Wegen, auf denen der physische und psychische Verkehr vor sich geht. Du hast die Sphären des Gesichts und Gehörs erweitert; du hast neue Mittel gefunden, die Sinneseindrücke zu bewahren und zu vervielfältigen; du hast dem Schmerz, der Krankheit, dem Tode Grenzen gesetzt: du hast die Genuss- und Bildungsmittel des Menschen vervielfacht. Aber ... aber, meine Schwester, auch ich schuf, und ich schuf mit Glanz und Jubel. Auch ich arbeitete, aber ich vergaß darüber nicht zu scherzen und zu singen! Jede neue Wahrheit, die ich entdeckte, wurde auch eine neue Schönheit, wenn meine Hand sie berührte. Meine großen Söhne waren göttergleich an Stärke, an Genie, und um sie wurde das ganze Geschlecht stärker und schöner. Aber durch dich sind die Menschen selbst, ihre Werte und ihre Gedanken vermassiert oder verdunstet worden. Du hast sie in Großstädte zusammengepfercht, du hast sie überall zu einem Zusammenwirken zusammengepresst, das sie verflacht und veräußerlicht hat. Unter deiner Herrschaft erklang der Ruf: Wehe dem Einsamen! Denn der Einsame wurde der Ueberwundene. Deine Wanderlust hat die Schönheit des Heims, deine Arbeitstheilung die Schönheit der Arbeit gestört: dein Erwerbsfieber hat den Genuss der Ruhe, dem Nivellierungseifer den der Schönheit verhindert. Du hast die Genies durch die Geldgewalt ausnützen und verbrauchen lassen, ebenso wie du die Schönheiten und Reichthümer der übrigen Natur ausgenützt und verschleudert hast. Kein Jahrhundert hat deine Macht besessen. Aber du hast es verschmäht — oder nicht vermocht — diese deine Macht zu brauchen, um Glück zu schaffen. Du hast im Gegentheil, dadurch, dass du die Berührung des Menschen mit anderen Menschen vermehrtest, seine Qual, nicht seine Freuden gesteigert. Ein gedrucktes Blatt bringt jetzt in die entlegensten Gegenden alles Unglück der Welt und nöthigt jeden Menschen, über Leiden zu weinen, die nicht seine eigenen sind, über Ungerechtigkeiten zu erbeben, denen er nicht abhelfen kann. So hast du ihm den sorglosen Lebensgenuss geraubt, ohne ihm etwas Besseres als Ersatz gegeben zu haben ... Du hast recht zu behaupten, dass du Unsägliches gelitten und gearbeitet hast, aber wann zog je ein Lächeln der Freude über dein Antlitz?

Da richtete sich das neunzehnte Jahrhundert zu seiner vollen Höhe empor und erwiderte:

— O, doch. Eben erst, als ich auf den Stufen unserer jüngsten Schwester begegnete, die mit noch weißen, staubreinen Füßen zur Erde hinabstieg! Lange schon habe ich gewusst, dass ich nichts vollenden können werde, darum habe ich mich in meiner letzten Lebenszeit beeilt, unzählige Gedanken auszustreuen, die das zwanzigste Jahrhundert zur Reife bringen wird. Es ist wahr, ich habe mit hartem Tritt Nationen und Gesellschaftsclassen, Lebensanschauungen und Lebensbedingungen zusammengeknetet. Aber so habe ich eine plastische Masse bereitet, den Rohstoff zu der neuen Menschheit, die das neue Jahrhundert mit Künstlerhänden zu einer bis nun ungeahnten Schönheit ausformen wird. Es ist wahr, ich habe Grenzen niedergerissen, aber nur um einem größeren Geschlechte eine weitere Welt zu geben! Du fragtest mich jetzt, fuhr sie, an das achtzehnte Jahrhundert gewendet, fort, was ich aus deinen großen Gedanken, der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, gemacht habe. Mit ihnen habe ich freie Nationen gebildet, wo ich unfreie sah; Mitbürger, wo ich nur Unterthanen oder Sclaven fand. Mit ihrer Hilfe habe ich zwei neue Völker geschaffen, das der Arbeiter und das der Frauen.

— Die Frauen, fiel das achtzehnte Jahrhundert ungeduldig ein, die Frauen, die du in eine Arbeitsconcurrenz getrieben hast, in der sie selbst — und mit ihnen das kommende Geschlecht — zerstört werden? Ich gab der Frau eine wirkliche Macht, als ich sie die Politik und die Ideen durch ihre Anmuth und ihren Geist lenken ließ, während deine Emancipation nur ein kämpfendes, weibliches Heer mit harter Disciplin, unangenehmen Uniformen und leeren Paraden hervorgerufen hat ...

— Siehst du denn nicht, unterbrach das neunzehnte Jahrhundert, dass dieses Heer dessenungeachtet auf dem Wege ist, das Zukunftsland zu erobern, in dem die Frauen durch bewusste, verantwortliche und volle Kraftentwickelung das Glück finden und schaffen werden? Schon in meiner Zeit hat die Genialität und die Persönlichkeit des Weibes tiefere Spuren hinterlassen, als in irgend einer anderen. Und wenn die Streitbarkeit des Eroberers nicht mehr noththut, wenn die Befreiung der Frau in einer neuen Gesellschaft zur Wirklichkeit geworden ist, dann wird sie nicht länger ihre Kräfte in einem unschönen Wettbewerb unter harten Arbeitsbürden vergeuden müssen, sondern sie ganz dazu brauchen können, das Dasein zu vereinfachen, zu vergrößern und zu verschönern. Aber dann wird die Menschheit die Ehre für das Durchdringen dieser neuen Weiblichkeit meiner Zeit geben! Die Mutter mit dem Kinde ihrer Liebe wird dann die Blüte des Gesellschaftslebens sein: und alle Culturpläne, alle Gesellschaftsordnungen werden der Hervorbringung des höheren Geschlechtes, der voll entwickelten Persönlichkeiten dienen. Ich habe die Ahnung von einer Machterweiterung der Seele erweckt, so wie keine andere Zeit sie geträumt hat. Und diese Macht ist es, der all meine rastlose Arbeit, all meine Erfindungen im letzten Grunde gedient haben. Sucht nicht die Wissenschaft schon neue Nahrungsmittel, macht nicht bald der Verkehr die Großstadt überflüssig? Durch solche und zahllose andere mittelbare Einflüsse habe ich daran gearbeitet, die materiellen Voraussetzungen des Lebens umzugestalten, und wenn das geschehen ist, dann eröffnen sich Aussichten, die tiefsten menschlichen Probleme zu lösen ...

— Du hast dich wenigstens mit deinen Vorbereitungen nicht übereilt, erwiderte das achtzehnte Jahrhundert ironisch. In meinem Blute brannte in ganz anderer Weise Gerechtigkeitsgefühl und Neuschöpfungseifer!

— Du vergisst, nahm das neunzehnte Jahrhundert wieder das Wort, dass die gesetzgebundene Entwickelung mein eigenster Gedanke ist. Auch ich habe Revolutionen versucht, doch sie nutzlos gefunden. Ich habe im Gegentheil die Menschen gelehrt, nichts von der Revolution, aber hingegen alles von der Evolution zu erwarten, in der die Dinge und sie selbst langsam umgestaltet werden. Die innere Freiwerdung, mehr als bloß äußere Befreiung, wird ein glücklicheres Geschlecht schaffen ...

— Befreie es dann zuerst vom Egoismus, sagte das siebzehnte Jahrhundert hochfahrend.

Das zu allerletzt, erwiderte das neunzehnte Jahrhundert. Es ist mein Stolz, dass der Egoismus endlich als unentbehrlicher Lebenswert anerkannt wurde, während du und deinesgleichen seine Eingebungen verdammtest und — befolgtest. Ich heuchelte nicht wie du, ich lästerte nicht wie das achtzehnte Jahrhundert. Ich habe geforscht und begriffen. Aber dabei habe ich auch geträumt. Der Machtstreit zwischen den vielen verschiedenen Gattungen des Egoismus — dem der Nationen, der Classen, der Geschlechter — der in meiner Zeit vor sich gegangen ist, war nothwendig, um das ganze Gesellschaftsgebäude zu untergraben, das die Jahrhunderte von außen aufgeführt hatten. Ich habe das Bewusstsein geschaffen, dass man nun von innen nach außen bauen muss; die Forderungen der Seele sollen für die Bildung der neuen Gesellschaft entscheidend werden! Darum habe ich den Capitalismus, den Militarismus und Parlamentarismus zu ihrem Gipfelpunkt geführt, sowie vorhergehende Jahrhunderte es mit der Gewalt des Königthums und der Kirche thaten — denn von dem Höhepunkte beginnt das Herabsteigen. Durch neunzehnhundert Jahre habt Ihr, Schwestern, vergebens gelobt, das Dasein durch die Opferwilligkeit umzugestalten. Ich habe es offen gewagt, die Selbstsucht als neubildenden Factor zu gebrauchen: die Selbstsucht, die damit anfängt, Macht gegen Macht zu stellen, aber damit endigt, Recht gegen Recht zu behaupten. Nicht von zufälligen Liebesthaten, nein, von einer folgerichtigen Rechtsausgleichung habe ich die Menschheit gelehrt, die Erneuerung zu erwarten. Erst nachdem das Mitgefühl sich mit dem Selbstgefühl vermählte, ward der große Gedanke meiner Zeit geboren, die Solidarität, die vollkommene Einheit zwischen den Lebensinteressen jedes besonderen Individuums und aller anderen Individuen. Gewiss ist es wahr, dass sie neue Leiden geschaffen hat, aber auch neue, Euch allen unbekannte Freuden. Dieses Gemeingefühl hat nun angefangen, die Einsicht hervorzurufen, dass alle mittelbar leiden, wenn nicht jedes Kind von dem Arbeitsjoch befreit wird, um eine volle Entwickelung all seiner Möglichkeiten zu erreichen; dass alle mittelbar geschädigt werden, wenn nicht jeder volle Geborgenheit in der Arbeit, der Krankheit, dem Alter hat, wenn nicht jedem die volle Möglichkeit der Ruhe, der Familienfreude, der Seelenbildung, des Culturgenusses geboten wird! Dieses Gemeingefühl wird die große Neugestaltung hervorrufen, nach der die Gesellschaft nur aus Arbeitern bestehen wird, Arbeitern der Hand oder des Hirns; nach der nicht das Geld, sondern die Seelen schließlich die Erde besitzen werden! Das Gemeingefühl wird im nächsten Jahrhundert die Nationen zur Ordnung des Welthaushaltes vereinen, zur Sicherung der Weltgerechtigkeit und der Weltruhe, sowie sich schon die Völker zu Ausstellungen der Weltarbeit und Vorbereitungen für den Weltfrieden geeinigt haben. Durch das Gemeingefühl — dort das Bedürfnis aller nach Schönheit — habe ich begonnen, die Kunst zum Leben zurückzuführen. Durch das Gemeingefühl — hier das Bedürfnis aller nach Gewissensfrieden — habe ich angefangen, die Begriffe von Verbrechen und Strafe so umzugestalten, dass die Gesellschaft sich immer mehr als mitverantwortlich an dem ersteren fühlt und nicht als ein Rächer durch die letztere! Das Solidaritätsgefühl ist durch die Grenzen der verschiedenen Länder gedrungen, so dass die Machtbesitzenden innerhalb derselben nicht länger Gewaltthaten in ihren eigenen Gebieten in ungestörter Ruhe ausüben können. Ich habe schließlich das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Völkern zu einem Weltgewissen gesteigert, einem Gewissen, das die vortrefflichsten Kräfte der Nationen zu persönlicher Theilnahme an dem Kampf eines unschuldig leidenden Menschen, eines kleinen Volkes um sein Recht bewogen hat. Und in jedem Winkel der Welt, zu dem eine Botschaft dringt, hat nicht bloß die starke Saite des Mitgefühls, nein das ganze Saitenspiel des Gemeingefühls dabei vibriert! Das Gemeingefühl arbeitet jeden Tag für meinen Gedanken: durch internationale Richter internationale Zwistigkeiten zu entscheiden. Und gerade das immer zunehmende Gefühl einer universellen Brüderlichkeit zugleich mit dem immer zunehmenden egoistischen Gefühl vom Werte des Lebens für das Individuum und vom Werte des Individuums für das Leben wird schließlich in allen den Hass gegen jede Form sinnloser Lebenszerstörung erwecken, wodurch einstmals auch die Kriege unmöglich sein werden, ein Ziel, auf das die Vervollkommnung der Zerstörungsmittel meiner Zeit unbewusst hingearbeitet hat. Und schließlich, was ist es anderes als der Egoismus — das Ichgefühl, der Individualismus — der meinem Jahrhundert die größten Errungenschaften gebracht hat, trotz seiner scheinbaren Nivellierungsarbeit? Mächtige Geister haben die Unentbehrlichkeit der Persönlichkeit offenbart. Die Cultur der Persönlichkeit ist das höchste Ziel der Humanität geworden. Große Schaffenskräfte haben die Musik, die Literatur und die bildende Kunst für die Individualität erobert. Im Namen der Persönlichkeit heischten der Arbeiter und das Weib ihren Platz. Meine unpersönliche Massenwirkung hat den Weg geebnet, über den schließlich der Siegeszug der Persönlichkeit gehen wird. Die Mittel, das äußere Dasein zu beherrschen, die die Gewalt des Reichthums mir aus der Hand gewunden hat, wird die Persönlichkeit erobern, und unter den Bildungsmöglichkeiten, die ich vervielfacht habe, werden die Individuen schließlich ihre freie Auswahl treffen. Die Maschinenarbeit wird Menschenarbeit sparen, aber nicht wie jetzt zum Vortheil für die Wenigen, sondern zum Glück für alle, die so Möglichkeiten zu Ruhe und Genuss erhalten, zu voller Cultur und freiem Schaffen.

Nun trat das fünfzehnte Jahrhundert vor. In ihrem Blicke lag ein wunderbares Träumen, und die weiten, wehenden Falten ihres Kleides umschlossen die Gestalt einer zarten Jungfrau-Mutter. Sie legte ihre schmale Hand auf den Arm des neunzehnten Jahrhunderts, und mit einer Stimme von jungem, bebendem Klange kamen ihre Worte:

— Dein Schicksal war auch das meine. Die Großthaten, die unserer schönen Schwester, dem sechzehnten Jahrhundert, das Siegeszeichen auf die stolze Stirn gedrückt, diese Großthaten bereitete ich vor, obgleich sie es war, die den Menschen die neue Zeit gab und ihre Liebe empfieng, so wie die eben aufgegangene Sonne sie empfängt, weil die Mehrzahl das reichere Farbenspiel und den ahnungsvolleren Reiz des Morgengrauens verschläft!

— Ja, antwortete das neunzehnte Jahrhundert, unser Schicksal ist dasselbe. Du dachtest schon die Gedanken, die dem Erdball seinen Platz im Weltsystem geben sollten; du erweitertest schon für den Menschen die Oberfläche der Erde — so wie ich dem Menschen seinen Platz in der Natur gegeben, und ihn die Unvergänglichkeit der Materie und der Energie gelehrt habe. Unsere Gedanken, die als Ahnungen in unseren Schwestern lebten, die dort weit weg in ihren faltenschönen, hellenischen Gewändern stehen, haben — so wie das Licht gewisser Sterne Jahre braucht, um die Erde zu erreichen — der Jahrtausende bedurft, um zum Bewusstsein der ganzen Menschheit vorzudringen! Erst im nächsten Jahrhundert wird die Idee der Entwickelung allgemeine Wahrheit und so auch neugestaltend für die tiefsten wie für die alltäglichsten Gedanken der Menschheit werden! Das Wunderbare wird dann an Stelle des Wunders, die Gesetzgebundenheit an die der Willkür, die Einheit an die der Zersplitterung in ihrer Lebensanschauung treten. Und diese neue Lebensanschauung der Einheit und Entwickelung wird die neue Sittenlehre schaffen, in der Selbstgefühl und Mitgefühl Allgefühl werden, wo der Eine unentbehrlich für alle ist und alle unentbehrlich für den Einen; wo das Leben des Menschen eins wird mit dem der übrigen Natur, und das der übrigen Natur eins mit dem der humanen, der echten menschlichen Cultur! Diese meiner Gedanken unendliche Fruchtbarkeit wird das Antlitz der Erde verwandeln. Vielleicht werde ich sie nur schwer in der Form wiederkennen, die das zwanzigste Jahrhundert ihnen geben wird. Aber die Idee, mit der zusammen mein Name immer genannt werden wird, die der Entwickelung, schließt die Gewissheit in sich, dass das Leben viele Formen verbrauchen muss, um sich nach dem ihm innewohnenden Vollendungstrieb zu erheben, aber dass das Lebenstauglichste der früheren Form in der folgenden weiterlebt. Ich weiß wohl, dass auch das zwanzigste Jahrhundert eines Tages hier stehen wird, wie jetzt ich, bleich von Qual über Misslingen und Ungerechtigkeit, über Gewaltthaten und Rückfälle in alte Vorstellungen, mit von den Mühen des Weges blutigen Füßen, mit dem Thau der Arbeitsplage in ihrem Haar — aber sie wird doch dem Ziel meiner Träume um viele Schritte näher gekommen sein!

— Ja — Träume, wiederholte das achtzehnte Jahrhundert, mit weichem, wehmüthigen Tonfall. So wie du stand einmal auch ich da, voll Gewissheit, dass du meine schönsten Ideen ganz verwirklichen würdest. Wie ich dir, wirst einmal du dem zwanzigsten Jahrhundert mit bitterer Enttäuschung begegnen. Du hast vertrauensvoll deine großen Gedanken — die der Persönlichkeit, der Entwickelung, der Zusammengehörigkeit — in die Hand unserer jüngsten Schwester gelegt. Aber was berechtigt dich zu erwarten, dass sie sie besser bewahren wird, als du die der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit, die ich voll Hoffnung deiner Hut vertraute — und die du verloren gehen ließest?

Mit einem großen Blicke über die lange Reihe aufhorchender Jahrhunderte antwortete das neunzehnte Jahrhundert still:

— Du irrst, Schwester. Deine Perlen, die drückte ich als Diadem auf die Stirne des zwanzigsten Jahrhunderts!

Stockholm, im December 1899.

---

# Ein modernes Traumbuch.

Vor kurzem ist ein sehr interessantes Buch, betitelt „Die Traumdeutung", von Dr. Sigmund Freud erschienen.*) Der Verfasser ist Arzt und hebt gleich zu Beginn seiner Darstellung hervor, er glaube „den Umkreis neuropathologischer Interessen nicht überschritten zu haben". So hat er wohl sein Buch nur für einen Leserkreis von engeren Fachgenossen bestimmt und den Laien gleich von vornherein ein abwehrendes „hands off" zugerufen. Aber wir Laien sind schreckliche Menschen. Wir lesen auch uns von den Autoren verbotene Werke fachwissenschaftlichen Inhalts, bilden uns ein, dass, wenn sie nur ordentlich geschrieben sind, wir sie doch verstehen müssen

*) Leipzig und Wien, [illegible]

und, was uns als das Schlimmste angerechnet wird, zum Schluss maßen wir uns ein eigenes Urtheil an und sagen ganz keck, der Autor hat Recht oder gar, der Autor hat Unrecht. Den meisten Respect beweisen wir noch den Mathematikern und jenen Philologen, die über eine uns ganz fremde Sprache schreiben. Deren Bücher lesen wir nämlich in der Regel wirklich nicht. Den Astronomen, Chemikern und Physikern gegenüber sind wir schon etwas vorwitziger. Von Historikern, Philosophen, Germanisten, Folkloristen und dergleichen Leuten lassen wir uns aber gar nichts vormachen; wenn ihre Bücher „den Umkreis unserer Interessen nicht überschreiten“, dann lesen wir sie; wo uns der Autor Thatsachen mittheilt, suchen wir uns nach allgemeinen Gesichtspunkten eine Meinung über seine Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit zu bilden, und wo er Schlüsse zieht, da wollen wir, dass uns jeder einzelne Schluss auch einleuchtet, und thut er das nicht, so schließen wir selber — gegen den Autor. Mit sehr kritischen Mienen würden wir die meisten medicinischen Bücher lesen — denn von der Medicin verstehen wir ganz unglaublich viel, die Aerzte aber unglaublich wenig — wenn die meisten Mediciner nicht so vorsichtig wären, ihre Arbeiten in einem der übrigen gebildeten Menschheit ganz unverständlichen Indianerdialect zu schreiben; besonders misstrauisch aber sind wir seit geraumer Zeit den Psychiatern gegenüber. Dieses Misstrauen nimmt nicht etwa erst dort seinen Anfang, wo die Literatur beginnt. Denken wir nur an irgend eine Gerichtsverhandlung, in der die Sachverständigen „nach den Regeln ihrer Wissenschaft“ ein Gutachten darüber abgeben, ob der Angeklagte geistig gestört ist oder ihm seine That voll zugerechnet werden kann. Der Sachverständige kann reden was er will, wenn es denen im Publicum nicht eingeht, beuteln sie den Kopf und jeder bildet sich seine eigene Ansicht darüber, ob der Angeklagte verrückt ist oder nicht. Soweit geht die Meinung, dass eigentlich in letzter Linie nur der Laie ein verlässliches Urtheil über die geistige Gesundheit seiner Mitmenschen abgeben könne, dass man die Forderung erhoben hat, nur Geschworne sollen berufen sein, über den Geisteszustand eines Menschen, seine Entmündigung &c. zu erkennen. Schroeder, ein Vorkämpfer dieser Idee*), motiviert dieses meines Wissens von Gambetta aufgestellte Postulat geradezu damit, dass „der Arzt, der sich berufsmäßig nur mit Kranken beschäftigt, auch verleitet wird, in jedem, der mit ihm so in Berührung gelangt, dass der ärztliche Beruf in den Vordergrund tritt, sofort einen Kranken, beziehungsweise einen Irrsinnigen vermuthet“ und dass „die Befangenheit der Aerzte im Wesen dieselbe ist, wie die der Berufsrichter gegenüber dem strafrechtlich Beschuldigten“.**) Ich kann diesen Satz mit einem wahrhaft „classischen“ Beispiel belegen. Ein Nervenarzt, Paul Möbius, hat ein geistvolles Buch geschrieben: „Ueber das Pathologische bei Goethe“***). „Weicht ein Mensch,“ heißt es dort (S. 4) „von der Norm, der Regel, dem Gewöhnlichen ab und erreicht die Abweichung eine bestimmte Größe, die die je nach der Anschauung verschieden große Breite der Gesundheit überschreitet, so ist er abnorm oder, was im Grunde dasselbe ist, krankhaft.“ Nein, sagen wir ganz ruhig, das ist nicht wahr, das ist eine falsche Behauptung. Da wäre die ganze Entwicklungsgeschichte ein pathologischer Process. Nur jenes Abweichen von dem Durchschnitt, das die Lebensfähigkeit, die geistigen und physischen Potenzen des Menschen vermindert, ist Krankheit, ein solches aber, das sie erhöht, ist nur gesteigerte Gesundheit. Alle Irrenärzte der Welt zusammen werden uns nie weismachen, dass Goethe „psychopathologisch“ veranlagt oder, auf gut deutsch, verrückt war: das wissen wir besser — weil wir „Laien“ sind und nicht die ganze Menschheit von der Isolierzelle des Irrenhauses aus betrachten.

Diese Einleitung wird meine Kühnheit, ein „neuropathologisches“ Werk zu besprechen, bei den „Fachmännern“ wohl kaum zu entschuldigen vermögen. Letzteres will ich aber auch gar nicht. Denn ich wende mich an den gesunden Sinn der Laien und will ihnen nur erzählen, was in dem Buch darin steht und ihnen Lust machen, es zu lesen und zu prüfen. Und so möge zunächst der Autor selbst das Wort erhalten.

In einer sehr übersichtlichen und instructiven Einleitung behandelt er vor allem: „die wissenschaftliche Literatur der Traumprobleme“. Hiezu möchte ich nur bemerken, dass, wenn der Verfasser erklärt, er vermochte zu einem tieferen Verständnis der aristotelischen Abhandlung über Träume und Traumdeutung (richtiger der aristotelischen Abhandlungen, denn es sind zwei selbständige Abhandlungen über diese beiden Themen in seinem parva naturalia enthalten), mir das nicht ganz begreiflich ist. Der Kern der aristotelischen Theorie ist: „dass der Traum ein Product der Einbildungskraft im Schlafe ist“ [illegible] De insomniis, cap. 3) und wenn Aristoteles De divinatione per somnium, cap. 2) sagt: der geschickteste Traumausleger sei jener, der die Aehnlichkeiten herauszufinden vermag [illegible] und die Fähigkeit hat, „rasch das Verwirrte und Verzerrte in den Traumbildern zu erkennen und das Zusammengehörige zu überblicken“ (ὁ δυνάμενος ταχὺ διαισθάνεσθαι καὶ συνορᾶν τὰ διαπεφορημένα καὶ διεστραμμένα τῶν εἰδώλων), so hätte der Verfasser mit Fug und Recht hiernach allein schon für sich den aristotelischen Ehrentitel eines τεχνικώτατος κριτὴς ἐνυπνίων in Anspruch nehmen können. Aber er beschränkt sich nicht mit dieser Thätigkeit. Er lässt sich zu jedem Traum auch die „Hintergedanken“ desselben liefern oder sucht sie zu ergründen. Einmal forscht er nach allen Tageseindrücken, an welche die einzelnen Theile des Trauminhaltes angeknüpft haben mögen, und dann sucht er den Traum aus dem Willen des Individuums heraus zu deuten, denn der Fundamentalsatz seines Buches ist: „Nach vollendeter Deutungsarbeit lässt sich der Traum als eine Wunscherfüllung erkennen“ (S. 84).

Mit großer Kunst und mit der Rücksichtslosigkeit des Naturforschers geht der Autor bei der ersten Thätigkeit zu Werke, bei der zweiten scheint er mir oft in Künsteleien zu verfallen und unter dem Banne jener Voreingenommenheit zu stehen, der man sich so schwer entziehen kann, wenn man den Wunsch hat, die Phänomene als im Einklang mit einer liebgewonnenen Theorie stehend zu finden. In einem glücklich gewählten Bilde vergleicht der Verfasser den Traum mit einem Rebus, der unsinnig erscheinen mag als zeichnerische Composition, aber sinnreich, wenn man sich bemüht, „jedes Bild durch eine Silbe oder ein Wort zu ersetzen, welches nach irgend welcher Beziehung durch das Bild darstellbar ist“ (S. 191). So schiebt sich ihm zwischen den manifesten Trauminhalt und die Deutung desselben „ein neues psychisches Material ein: der latente Trauminhalt oder die Traumgedanken“ (S. 190), aus dem er dann die Lösung zu entwickeln sucht. Er zeigt uns die Verdichtungsarbeit im Traume, durch welche die Reichhaltigkeit der Traumgedanken in eine knappe Form gebracht wird (S. 191 ff.), und die Verschiebungsarbeit im Traum, die zur Folge hat, „dass der Trauminhalt dem Kern der Traumgedanken nicht mehr gleich sieht, dass der Traum nur eine Entstellung des Traumwunsches im Unbewussten wiedergibt“ (S. 211). Er betrachtet aber nicht nur den Traum an sich in einer nach rückwärts schreitenden Analyse, er zeigt uns auch, wie im Traum selbst „die Erregung einen rückläufigen Weg nimmt,“ so dass sie sich anstatt gegen das motorische Ende des Apparates gegen das sensible fortpflanzt und schließlich beim System der Wahrnehmungen anlangt. Während beim Wachen diese Regression nicht über die Erinnerungsbilder hinausgreift und keine hallucinatorische Belebung der Wahrnehmungsbilder zu erzeugen vermag, wird „im Traume die Vorstellung in das sinnliche Bild rückverwandelt, aus dem sie irgend einmal hervorgegangen“ ist, „das Gefüge der Traumgedanken in sein Rohmaterial aufgelöst“ (S. 320).

So ist dem Verfasser das Wesentliche des Trauminhaltes im Erlebten und Gedachten gegeben, das im Traum nur verdichtet, verschoben und aufgelöst wird. Alles aber, „was sich als scheinbare Bethätigung der Urtheilsfunction in den Träumen vorfindet, ist nicht etwa als Denkleistung der Traumarbeit aufzufassen, sondern gehört dem Material der Traumgedanken an und ist von dorther als fertiges Gebilde in den manifesten Trauminhalt gelangt“ (S. 257). Auch rechnet die Traumarbeit nicht, „weder richtig, noch falsch: sie fügt nur Zahlen, die in den Traumgedanken vorkommen, in der Form einer Rechnung zusammen“. Die Traumrede aber „hat den Aufbau eines Brecciengesteines, in dem größere Brocken verschiedenen Materials durch eine erhärtete Zwischenmasse zusammengehalten werden“ (S. 240). Wie aber der Autor hier eine Ergänzung als „wahrscheinlich“ annimmt, führt er auch aus, dass überhaupt „nicht alles, was der Traum enthält, aus den Traumgedanken stammt, sondern dass eine psychische Function, die von unserem wachen Denken nicht zu unterscheiden ist, Beiträge zum Trauminhalt liefern kann,“ die sich allerdings „nur im äußersten Falle,“ aber doch unter Umständen „zu Neuschöpfungen erheben“ kann und deren Tendenz darin besteht, „dass der Traum den Anschein der Absurdität und Zusammenhanglosigkeit verliert und sich dem Vorbilde eines verständlichen Erlebnisses annähert“ (S. 287).

Soweit vermochten wir ohne Bedenken mit dem Autor zu gehen. Nur eine einschlägige Frage möchte ich noch berühren, die von den „Affecten im Traume“: nicht als ob mir das über sie Gesagte falsch erschiene, sondern weil ich eine wichtige Erscheinung übergangen finde. Der Verfasser erklärt die oft mit Verwunderung constatierte Erscheinung, dass im Traum nicht immer „Vorstellungsinhalte die Affectwirkung mit sich bringen, die wir als nothwendig im regen Denken erwarten würden“, daraus, „dass die Vorstellungsinhalte Verschiebungen und Ersetzungen erfahren haben, während die Affecte unverrückbar geblieben sind“ (S. 299). Der Verfasser erkennt an, dass „der im Traume erlebte Affect keineswegs minderwertig gegen den im Wachen erlebten von gleicher Intensität“ ist, und dass der Traum „energischer als mit seinem Vorstellungsinhalte mit seinem Affectinhalte den Anspruch erhebt, unter die wirklichen Erlebnisse unserer Seele aufgenommen zu werden“. Aber er übergeht mit Schweigen den seltsamen Umstand, dass, während der Vorstellungsinhalt des Traumes sich nachträglich klar von dem Inhalte unserer Vorstellungen und Erlebnisse im wachen Zustande abhebt, dies bei den Traumaffecten nicht zutrifft, dass wir sie oft

*) [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible] VIII [illegible]

länger, ja dauernd im Wachen festhalten. Dass jemand wirklich nicht weiß, ob er etwas erlebt oder nur geträumt hat, mag bei gesunden Menschen — nur von solchen kann ich ja reden — wohl kaum vorkommen; aber wenn auch, so doch nur ganz ausnahmsweise, und schließlich ist das eigentlich zuletzt nur eine Art höherer Zerstreutheit oder Vergesslichkeit. — Aber wohl manchem ist es schon widerfahren, dass er von Personen träumte, die ihm einst nahestanden und an die er lange Zeit nicht gedacht hat, und nun wendet sich seine Empfindung mit erneuter Stärke ihnen auch wieder im wachen Zustande zu — ja längst abgebrochene Beziehungen werden infolge dieser Wiederbelebung eines erloschenen oder verglommenen Affectes wieder angebahnt und erneuert! In diese Kategorie fällt ein Traumtypus, der bei mir in gewissen längeren Zwischenräumen wiederkehrt. Ich begegne meinem Vater, ich weiß, dass er längst gestorben ist, wieso ich ihm trotzdem begegnen kann, darüber gibt mir der Traum keinen Aufschluss, ich sehe nur, dass es nicht wahr sein kann, dass er gestorben ist, denn ich sehe ihn ja, und bin unsagbar glücklich. Und Tage und Wochen verläßt mich das Bild meines Vaters nicht und ebensowenig der Schmerz darüber, dass es nur — ein so schöner Traum war. Aber noch viel mehr, der Traum kann nicht nur die im rauhen Zuge des Lebens verblassten Affecte wieder auffrischen, er kann Affecte umwerten, in ihr Gegentheil verkehren. Ein solcher Traum ist mir noch heute in lebhaftester Erinnerung.

Ich bewohnte als Student ein Zimmer, von dem ein Fenster in einen schmalen Lichthof gieng. Jenseits des Lichthofes entdeckte ich einmal, auch an einem Fenster, ein junges, hübsches Mädchen, das dort den größten Theil des Tages mit Nähen verbrachte. Es war um die Weihnachtszeit und ein kalter Winter. Mein Fenster aber hatte ich nach meiner Gewohnheit meist offen, und als ich mich nun grüßend an das Fenster stellte, da öffnete das junge Mädchen sein Fenster auch. Aber meine „freundliche" Anrede beantwortete sie nur mit einem besorgten Blick in den Lichthof, einem leichten Räuspern („Hm! hm!") und den mysteriösen Worten: „wir sind belauscht". Ganz dasselbe wiederholte sich einigemale. Am letzten Tage des Jahres aber warf sie mir einen kleinen Knäuel herüber, in dem eine Visitkarte gewickelt war, auf der ihr Name stand und beiläufig „heute Abends 7 Uhr gehe ich durch die . . . . gasse". Abends erklärte sich mir das Räthsel, die Arme hörte nicht ganz gut, und hatte sich geniert, mir zu sagen, ich solle lauter reden. Darum fand ich sie aber nicht weniger hübsch und liebenswürdig, im Gegentheil ich sah, dass sie gebildet und intelligent war und ein heiteres und anmuthiges Wesen hatte. Und nun kam der Sylvestertraum. Ich schlafe des Nachts noch heute bei offenem Fenster. Im Traum nun sah ich von meinem Bett, wie sich das Fenster gegenüber öffnete und das Mädchen mit lauerndem Blick herübersah. Neben ihr stand der Hausknecht eines Zuckerbäckers, bei dem ich öfter einige kleine Einkäufe machte. Er trug eine Art Leiter, wie sie die Kaufleute zum auf- und abladen der Fässer verwenden, nur war, während diese nach dem Gesetz der schiefen Ebene wirkenden Apparate lediglich oben und unten eine Verbindungssprosse haben, auch eine Mittelsprosse da. Mit langen Schritten, unter Benützung der Mittelsprosse, kamen beide nacheinander herüber und näherten sich mit unheimlich starren Blicken meinem Bett: ich wusste, sie wollten mich „rauben". Ich rief um Hilfe, und durch die Thüre kam ein alter Onkel von mir zu meinem Schutz: Die größte Ironie des Traumgottes, denn der gute Alte, wenn er überhaupt dagewesen wäre, hätte bei meinem Schreien sofort die Decke über die Ohren gezogen oder das Hasenpanier ergriffen. Meinen Bedrängern aber erschien mein Onkel offenbar gar schrecklich wehrhaft anzusehen. Meine Freundin vor allem floh voraus über die Leiter, der Hausknecht folgte ihr — aber er verfehlte in der Eile die Mittelsprosse und stürzte in den Lichthof. Um sich vor der Verfolgung meines grimmen Oheims zu retten, zog das Mädchen, noch am Fensterbrett stehend, rasch die Leiter nach sich, doch ich sah, wie sie das Uebergewicht bekam, sich ihr Gesicht durch die Todesangst verzerrte, und sie sammt der Leiter ebenfalls in die Tiefe fiel. Wenn ich ein Maler wäre, könnte ich noch heute das entsetzte Gesicht des Mädchens malen, und ich weiß, genau diesen Ausdruck, hätte ihr Antlitz in der Todesfurcht wirklich annehmen müssen. Recht früh am andern Morgen schloss ich das Fenster und nagelte einen großen Plaid vor: nicht einmal *hinübersehen* wollte ich mehr, so hatte sich meine Freundschaft in unüberwindliche Abneigung verkehrt.

Ich habe diesen Traum als Beleg für meine Behauptung ausführlich erzählt, weil er mich gleich zu dem Grundprincip hinüberführt, auf dem Dr. *Freud* sein Buch aufgebaut hat, zum „Traum als Wunscherfüllung". Wo ist hier die Wunscherfüllung? *Meine* „Deutung" des Traumes ist schrecklich „laienhaft". Ich habe offenbar mehr Alkohol zu Sylvester getrunken, als gerade nothwendig war. Mein Traum mag also sogar etwas pathologischer Natur gewesen sein: aber ich habe nie zu jenen gehört, die in „angeheitertem" Zustande ihre Feinde umarmen und ihre Freunde anstänkern, auch kann meine „Alkoholvergiftung" nur sehr gering gewesen sein, da ich Sylvester allein zu Hause mit einigen Flaschen Bier gefeiert hatte und ein ziemliches Quantum dieser Flüssigkeit vertrug. Den Wunsch, dass die junge Dame, allerdings nicht auf dem etwas ungewöhnlichen Wege über den Lichthof, sondern wohl lieber mit Benützung der Thüre, mich gelegentlich besuche, *könnte* ich vielleicht gehabt haben, ich glaube aber nicht einmal das. Aber irgend einen feindseligen Wunsch gegen sie habe ich gewiss nicht gehegt. Freilich, wenn ich es machen würde, wie der Verfasser, dann wäre die Sache ganz einfach. „Offenbar" würde ich sagen, ist sie mir durch die Wahrnehmung, dass sie schwerhörig sei, ohne dass mir das nur zum Bewusstsein kam, schon vorher zuwider geworden, ich wollte den (wenn auch höchstens erst eingeleiteten) Verkehr mit ihr aufgeben, das ist mich ihrer entledigen, und diesen Wunsch erfüllte mir der Traum, indem er sie umbrachte. In solcher Art construiert sich nämlich der Verfasser selber die Wünsche, die er den in seiner Traumbehandlung stehenden Personen als „offenbare" Wünsche unterschiebt, damit er ihre Träume zu Wunscherfüllungsträumen stempeln kann. So sagt er: „Wenn jemand unter Schmerzensäußerungen davon träumt, sein Vater oder seine Mutter, Bruder oder Schwester seien gestorben, so werde ich diesen Traum niemals als Beweis dafür verwenden, dass er ihnen jetzt den Tod wünscht. Die Theorie des Traumes fordert nicht soviel; sie begnügt sich zu schließen, dass er ihnen — irgendeinmal in der Kindheit — den Tod gewünscht habe" (S. 172). Für die Möglichkeit, ja Häufigkeit solcher frommer Kinderwünsche beruft sich der Verfasser darauf, dass das Kind aus egoistischen Gründen oft den Geschwistern feindselig gesinnt sei (S. 174) und dass sich gegenüber den Eltern die Sache oft so verhält, „als ob eine sexuelle Vorliebe sich frühzeitig geltend machen würde, als ob der Knabe im Vater, das Mädchen in der Mutter den Mitbewerber in der Liebe erblickte, durch dessen Beseitigung ihm nur Vortheil erwachsen kann" (S. 176). Dass diese Gedanken häßlich sind, beweist natürlich nichts dagegen, dass ein wahrer Kern in ihnen stecken kann; richtig ist auch, „dass die Vorstellung des Kindes vom Todtsein mit der unsrigen das Wort und dann nur noch *wenig* anderes gemein hat" (S. 175). Aber wo eine Theorie anfängt auf die Thatsachen zu „schließen", hört bei mir die Anerkennung der Theorie auf. Die Naturwissenschaft muss von den Thatsachen auf das theoretische Gesetz schließen, will man von einem Gesetz auf Thatsachen zurückschließen, so muss ein Gesetz durch eine Reihe anderer Phänomene schon sehr wohl fundiert sein, und auch dann darf man das immer nur mit dem Vorbehalt, sofort das Gesetz fallen zu lassen oder zu modificieren, wenn es in Widerstreit mit den Thatsachen geräth. Mit welchen Kunststücken aber der Verfasser bei Bearbeitung des Materials für seine Wunscherfüllung hantiert, mögen einige Beispiele zeigen.

Ein Freund (Advocat), dem er die neue Entdeckung, dass der Traum eine Wunscherfüllung sei, mitgetheilt hat, geht nach Hause und träumt, „dass er alle seine Processe verloren habe". Das wünscht sich nun gewiss kein Advocat, aber der Verfasser weiß doch eine Wunschdeutung, er denkt sich: „Wenn ich durch acht Jahre als Primus in der ersten Bank gesessen, während er irgendwo in der Mitte der Classe den Platz gewechselt, sollte ihm aus diesen Knabenjahren der Wunsch ferngeblieben sein, dass ich mich auch einmal gründlich blamieren möge?" (S. 106). Nein, so boshaft ist kein Advocat, nicht einmal im Traume. Oder ein junger Arzt träumt, ein Bekannter theile ihm mit, das Steuerbekenntnis des Arztes „habe allgemeines Misstrauen erweckt und werde ihm eine empfindliche Steuerstrafe eintragen". Dieser Traum soll „eine lästig verhüllte Wunscherfüllung, für einen Arzt von großem Einkommen zu gelten", sein (S. 110). Oder der Verfasser selbst träumt, in der Auslage einer Buchhandlung ein Heft einer Sammlung „berühmte Redner", auf dem der Name Dr. Lecher steht, zu sehen. „Der Sachverhalt ist der, dass ich vor einigen Tagen neun Patienten zur psychischen Cur aufgenommen habe und nun täglich zehn bis elf Stunden zu sprechen genöthigt bin. Ich bin also selbst so ein Dauerredner" (S. 186). Nun, das sind mehr oder minder geistreiche Spielereien, weiter nichts.

Max Burckhard.

(Schluss folgt.)

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

Die Einführung einer neuen Währung wird in allen Staaten, welche nicht mehr Naturalwirtschaft treiben, stets großes Unbehagen hervorrufen. Aber die Einführung der *obligatorischen* Kronenrechnung verursacht ganz besondere Schwierigkeiten. Es heißt wirklich dem Publicum viel zumuthen, dass es in Kronen rechnen solle, während alle Münzen und Geldzeichen, mit denen es zu thun hat, bis auf die Scheidemünzen, auf Gulden lauten. Die Irrthümer werden auf diese Weise in gefährlicher Weise erleichtert. Mit der Einführung der obligatorischen Kronenrechnung hätte man Zeit gehabt zu warten, bis die neuen Fünf-Kronen-Stücke und die Zehn-Kronen-Banknoten in Verkehr gesetzt und die alten auf Gulden lautenden Noten durch Kronen-Noten ersetzt wurden. Das wäre vernünftig gewesen. Aber [illegible] tragen, und so muss das Publicum in Kronen rechnen, [illegible] Gulden in der Hand hat.

Die Procentnotierung an der Wiener Börse ist eingeführt, und allenthalben wird über die Neuerung geklagt. Ein gut Theil der Klagen ist auf die Schwierigkeiten des Anfangs zu setzen, welche natürlich bei einem so denkfaulen Publicum, wie es sich in- und außerhalb der Wiener Börse vorfindet, sehr erheblich sind. Aber auch bei intelligenterem Menschenmaterial würde sich ein Procenthandel, so wie er in Wien eingeführt ist, nicht einbürgern können. In Procenten notieren und in Stücken handeln, ist ein Unsinn. Es ist unmöglich, vom Publicum zu erwarten, dass es sich bei der complicierten Berechnung, welche jetzt zur Ermittelung des Curswertes eines Börsenschlusses nöthig ist, auskenne. Die nothwendige Ergänzung der Procentnotiz ist die Bestimmung der Schlusseinheit nicht mehr nach Stücken, sondern nach Kronennominale. Man muss 10.000 Kronen Actien kaufen, wie man 10.000 Kronen Rente kauft; dann ist die Berechnung ganz einfach, weil nur die Multiplication des Curses mit dem gehandelten Nominalbetrag und die Division durch hundert nöthig ist, nicht wie jetzt die Multiplication des Curses mit dem Nominalcapital und der Stückzahl. Die Reform ist auch nicht schwer. Von den etwa 200 verschiedenen Actien des Cursblattes lauten etwa $^3/_4$ auf 200, 400, 500 und 1000 Kronen, bei denen allen die Schlusseinheit mit 10.000 Kronen festgesetzt werden kann. Bei den wichtigen anderen Effecten, wie Credit-, Staatsbahn-, Südbahn-Actien, könnte die Schlusseinheit gleich bisherigen 25 Stück mit 8000, respective 12.000 Kronen festgesetzt werden. Bei den anderen Effecten gleichfalls möglichst nahe an 10.000 Kronen. Auf diese Weise würde sich das Publicum daran gewöhnen, überhaupt nicht mehr Stücke zu kaufen. Ohne diese Usancenänderung wird sich die sonst entschieden vernünftige Procentnotierung nicht halten lassen. Man hätte eines ohne das andere nicht thun dürfen.

•

Nicht genug an der Verwirrung, welche die Einführung der mangelhaft vorbereiteten obligatorischen Kronenrechnung und im beschränkten Gebiete die Procentnotierung im Geschäftsleben verursacht, hat sich auch die Postverwaltung mit einem neuen Posttarif, selbstverständlich einer Tariferhöhung, eingestellt. Von der Tarifreform scheint die Postverwaltung am allermeisten überrascht worden zu sein. Die Verwirrung, welche bei der Post gegenwärtig herrscht, ist geradezu beispiellos. In ganz Wien waren seit dem 1. Jänner zeitweilig keine neuen Correspondenzkarten, keine Fünfhellermarken, keine Einhellermarken, welche die alten Postkarten benützbar machen, keine Frachtbriefe &c. aufzutreiben. Zahllos waren die Unglücklichen, welche in diesen Tagen von einer Tabaktrafik zur anderen, von Postamt zu Postamt wanderten, um die nothwendigen Postwertzeichen zu kaufen, und als sie endlich, mitunter aus entlegenen Bezirken, zur Hauptpost kamen, erhielten sie auch dort die Auskunft, dass keine neuen Postwertzeichen vorhanden seien. Dennoch hat sich die Post nicht gescheut, Strafporto selbst für jene Sendungen einzuheben, bei denen die richtige Francatur mangels Ausgabe der erforderlichen Postwertzeichen zeitweilig unmöglich war. Wenn solche Zustände in Wien herrschen, kann man sich denken, wie es erst in der Provinz zugegangen sein mag. Welche Belästigung und Schädigung des Publicums durch diese Schlamperei der Postbehörde verursacht wurden, kann man sich vorstellen; ebenso empfindlich ist die Ueberlastung der Postangestellten, welche ohnedies durch die vielfachen Rechnungscomplicationen der Kronenwährung und der Tarifänderungen Irrthümern und Verlusten ausgesetzt sind. Für die Schlamperei der Oberbehörden werden eben die armen Bediensteten bluten müssen. Die Unfähigkeit, welche unsere politischen Behörden auszeichnet, ist in gleichem Maße unseren reinen Verwaltungsbehörden eigen. Anderwärts würden solche Verwirrungen vermieden oder doch die verantwortlichen Personen, welche es unterlassen haben, rechtzeitig die nöthigen Wertzeichen zu beschaffen, gemaßregelt werden. Bei uns jedoch werden sie am Ende noch anlässlich der Einführung des neuen Posttarifs Orden und Auszeichnungen erhalten.

•

Nach dem famosen neuen Statut der Oesterr.-ung. Bank wird das Nominale der Bankactien bekanntlich durch Uebertragung des entsprechenden Betrages aus dem Reservefond auf Capitalconto von fl. 600 auf fl. 700 erhöht. Die Bankverwaltung hat nun kund gemacht, dass das neue Nominale auf den Actien nicht kenntlich gemacht werden wird, sondern dass die Actien wie bisher auf fl. 600 lautend circulieren werden. Die Unterlassung eines die Veränderung bezeichnenden Vermerks auf den Actien ist vermuthlich geschehen, um den Besitzern Spesen und Ungelegenheiten zu ersparen. Es ist dies aber durchaus nicht in Ordnung. Das Actiennominale ist zu wichtig, als dass es auf der Actie in falschem Betrage stehen dürfte. Eine circulierende öffentliche Urkunde soll nichts Falsches enthalten. Es ist selbstverständlich, dass die Bank keinerlei Irreführung beabsichtigt, aber sie soll auch kein schlechtes Beispiel geben. Die Beobachtung strenger Formen ist nothwendig, weil nur die Einhaltung der Formen einigermaßen die Sicherheit des Rechtsverkehrs garantiert. Uebrigens ist seit Einführung der Procentnotierung an der Börse die Möglichkeit der Benutzung der unrichtigen Angabe des Nominalbetrages auf der Actie zur absichtlichen Irreführung und Schädigung eines Unkundigen nicht ausgeschlossen. Schon deshalb sollte von der Abstempelung der Actien nicht abgesehen werden.

Lh.

## Kunst und Leben.

Man schreibt uns aus Berlin: Gustav Kulenkampffs Märchen oder „König Drosselbart" kommt mehr einer getäuschten, denn einer erfüllten Hoffnung gleich. Die Märchenpoesie des Stoffes ist von Axel Delmar in Blütenkelchen und Blätterkronen duftig eingefangen; wie ein sonniger Kindertraum huschen die Gestalten des närrischen Königs, der hochmüthigen, in Liebe bekehrten Tochter und ihres treuen Zauberprinzen im Bettlergewand an uns vorüber. Dass man in Liebeland, dieser verzauberten Traumgegend, die oft etwas derbe Sprache führt, lässt sich nicht verneinen, aber auch nicht beweisen. Die Musik aber stammt jedenfalls aus profaner Wirklichkeit, der Erdgeruch und die nüchterne Mache verrathen das. Ganz geistreiche Einfälle finden hie und da auf; aber ehe sie Gestalt gewinnen, geht ihnen der Athem aus. Da werden dann mit neuromantischen Zauberkünsten Wiederbelebungsversuche gemacht. Vergebens. Auch das Rousseau'sche „Problem, zu bestimmen, bis zu welchem Punkt man die Musik könne sprechen lassen und die Sprache singen", wird berührt, aber nicht gelöst. Es fehlt der frische, gesunde Hauch, der den Melodien Jugend und Wärme verleiht. Es ist nicht Musik von der Quelle, sondern weither durch künstliche Gräben und Canäle geleitete, die die vielartigen Spuren ihrer geistigen Wanderung durchaus verräth. Im zweiten Act, wo der Dichter alle Zauber der erwachenden Liebe weben und wachsen heißt, nimmt auch der Componist einen erfreulichen Anlauf; aber er hat sich überschätzt und ermattet sinkt er bald wieder in die breite Alltäglichkeit hinab. Die Hofoper hatte dem Werk viel Liebe gewidmet. Mögen sich die Autoren dafür bedanken, das Publicum fühlt sich nicht verpflichtet.

W. Kl—d.

•

Man schreibt uns aus München: Im kgl. Residenztheater wurde Max Halbes neuestes Drama „Das tausendjährige Reich" zum erstenmal aufgeführt. Träger der Handlung ist ein Schmiedmeister Drews, ein protestantischer Sectierer, der vom „tausendjährigen Reich" der allgemeinen Brüderlichkeit schwärmt, in Conventikeln die Handwerksleute seines Ortes um sich versammelt und zum gemeinsamen Auszug auffordert. Da in Berlin gerade der achtundvierziger Aufstand tobt, so fassen Gutsherr und Pfarrer die Bewegung revolutionär auf und suchen, nicht mit Unrecht, den Schmiedmeister zur Vernunft zu bringen (erster und zweiter Act). Inzwischen hat dessen Weib aus Verzweiflung über den zerrütteten Hausstand einen Selbstmord begangen. Dies Ereignis nebst einem Blitzschlag, der unmittelbar nach der fulminanten Ansprache des Pfarrers die Schmiede in Brand setzt, wird von den Anhängern als Gottesurtheil aufgefasst. Sie verlassen ihren Meister (dritter Act). Der Schlussact zeigt Drews völlig vernichtet als Trunkenbold im Wirtshaus. Junge Arbeiter, vom Berliner Aufstand fanatisiert, wollen unter seiner Führung das Schloss erstürmen. Sie werden noch rechtzeitig verhaftet. Drews ertränkt sich. Das Stück wollte offenbar den Gegensatz zwischen socialer Schwärmerei und der Propaganda der That dramatisch verwerten. Da jedoch Schmiedmeister Drews mehr als sonderbarer Kauz denn als Held auftritt, auch seine frommen Tiraden, statt zu packen, nur ermüden, so litten unter dieser Gestalt Conflict, Stimmung und Weltanschauung des groß angelegten Werkes. Gleichwohl konnte der Dichter, der in München eine große Verehrung genießt, wiederholt vor dem Vorhang erscheinen. Nur zum Schluss machte sich lebhafter Widerspruch geltend.

Kurt Martens.

## Bücher.

Dr. Alphons Rivier (weil. Professor der Rechte in Brüssel, Generalconsul der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Belgien und beim Congostaate): Lehrbuch des Völkerrechtes. Zweite, verbesserte Auflage. Stuttgart, Enke, 1899. 469 S.

Unter den in deutscher Sprache verfassten Darstellungen des Völkerrechtes nimmt zweifellos das Lehrbuch des vor kurzem verstorbenen Rivier den ersten Rang ein. Das Buch Riviers trägt der tiefgreifenden Wandlung, welche das Völkerrecht in den letzten dreißig Jahren durchgemacht hat, volle Rechnung. Wer es mit jenen deutschen Werken vergleicht, nach welchen noch in den Siebziger- und Achtzigerjahren diese Disciplin studiert wurde, mit dem Lehrbuche Heffters, mit dem „Rechtsbuch" Bluntschlis oder gar mit dem Grundrisse Leopold Neumanns, der wird sich dieses Unterschiedes, man möchte sagen, dieses Gegensatzes bewusst werden. Nicht bloß die Methode des Werkes ist eine andere, sondern zum Theile sogar das Object desselben. Das heutige Völkerrecht ist nicht mehr eine Deduction aus allgemeinen Begriffen, es ist auch nicht mehr eine bloße Sammlung frommer Wünsche und wohlgemeinter Rathschläge der Wissenschaft an die Staatspraxis, es ist nicht mehr eine Darstellung von Höflichkeitsregeln im Verkehr der Staaten und ihrer Vertreter: es ist positives Recht geworden. In dem vorliegenden Buche kommt der positive Charakter des Völkerrechtes zu klarem Ausdrucke, durch den fortwährenden Hinweis auf jene vielen hunderte von Staatsverträgen, die die internationalen Beziehungen der Staaten regeln. Und ebenso findet auch der seit wenigen Decennien dem überlieferten Bestand des Völkerrechtes hinzugewachsene Stoff: das internationale Verwaltungsrecht, welches in jenen älteren Werken noch kaum berücksichtigt sein konnte, seine gründliche Erörterung. Nach dem Tode Riviers ist die gegenwärtige Auflage von dem hervorragendsten unter den jetzt lebenden Völkerrechtslehrern Deutschlands, von L. v. Bar, durch Ergänzung des Materials und der Literatur bis zum Zusammentritt der Haager Friedensconferenz ergänzt worden. In manchen Beziehungen mag es zu bedauern sein, dass die Beschlüsse dieser Conferenz in dem Buche nicht mehr Berücksichtigung finden konnten. Und doch ist es vielleicht besser, dass das Erscheinen des Buches nicht verzögert wurde, um diese Ergebnisse abzuwarten, denn diese Ergebnisse sind — ich wage, entgegen dem Eindrucke weiter Kreise, es zu sagen — so tiefgreifend, dass sie einen neuen Abschnitt in der Entwickelung des Völkerlebens bedeuten, dass nur eine völlige Umarbeitung der Darstellung der Staatsstreitigkeiten und der Arten ihrer Erledigung, nicht eine Einfügung dieser Beschlüsse an diesem oder jenem besonderen Orte ihrer Bedeutung hätte gerecht werden können.

Prof. Dr. Lammasch.

Gustav J. Wischniowsky: Financielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn. 1899/1900. III. Jahrgang. Wien, VIII. Piaristengasse 36.

Dieses Jahrbuch dürfte sich rasch einbürgern. Es übertrifft die bestehenden ähnlichen Jahrbücher bei weitem durch die Reichhaltigkeit seines Inhaltes. Die Bearbeiter haben die Lücken in der Darstellung der Verhältnisse der einzelnen Unternehmungen, welche ähnliche Jahrbücher aufweisen, mit großem Verständnis erkannt und mit viel Sorgfalt ausgefüllt. Die vergleichende Gegenüberstellung der Bilanzen zweier Jahre bei den größeren Unternehmungen, die knappe, aber das wesentliche enthaltende Entwickelungsgeschichte, die Darstellung des Besitzstandes und die

Productionsstatistik der Unternehmungen, und die Cursstatistik bei jenen Gesellschaften, deren Actien an der Börse notiert sind ꝛc., sind lauter sehr dankenswerte Bereicherungen des gewöhnlichen Inhaltes solcher Werke. Eine willkommene Ergänzung der einzelnen Abhandlungen bilden die allgemeinen Daten über die einzelnen Industriegruppen, die Ein- und Ausfuhrziffern, die Daten über einzelne Cartelle (Petroleumcartell u. a.), doch entbehrt dieser Theil noch der gleichmäßigen Behandlung für alle Productionsgruppen. Trotz der Reichhaltigkeit des Inhaltes ist die Darstellung knapp, präcise und übersichtlich und entspricht das Jahrbuch auch in dieser Beziehung weitgehenden Anforderungen. Das Werk dürfte allen denkenden Bankiers, Geschäftsleuten, finanziellen Journalisten ꝛc. bald unentbehrlich werden. W. F.

Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographieen der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Verlagsbuchhandlung von Karl Pataky.

Der erste, uns vorliegende Band dieses nützlichen Werkes beweist, dass hier mehr gegeben ist als eine mechanische Zusammenstellung von Namen und Büchertiteln. Im Vorwort kommt ein Hintergrund historischer Studien und Gesichtspunkte zur Geltung, und die knappen biographischen Notizen und Charakteristiken im Text, sowie das auf 200 Jahre zurückgreifende Verzeichnis der Pseudonyme deutscher Schriftstellerinnen geben diesem Lexikon zugleich den Wert eines guten literaturgeschichtlichen Abrisses, in dem man mit Interesse blättert. Dabei sind jedoch die Bedürfnisse des Nachschlagebuches naturgemäß in erster Linie betont. Auf Vollständigkeit konnten wir den Band nicht prüfen; aber man erhält immerhin ein Bild seiner Buntheit, wenn man als ersten Namen unter A die Verfasserin der „Bayrischen Knödelküche" und unter den letzten Namen der letzten Seite Marie Herzfeld, eine Schriftstellerin aus ziemlich anderen Regionen des Geistes und der Feder, findet. r.

Adolf Fischer: Streifzüge durch Formosa. Mit einer Karte und über hundert Abbildungen nach Naturaufnahmen des Verfassers. Buchschmuck von dem japanischen Künstler Eisaku Wada. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1900. 382 S.

Als die Japaner in kurzem, siegreichem Feldzug China niedergeworfen hatten, da geboten die europäischen Mächte den Eroberern Einhalt und verwehrten ihnen das traditionelle Recht der Sieger auf Länderbeute in China selbst geltend zu machen: sie erachteten das von den anderen niedergeworfene Reich als gute eigene Beute. Den Japanern gestattete man gnädig, die Insel Formosa zu nehmen. Für Japan scheint der Erwerb von Formosa schon heute nicht als Gewinn, sondern als „unheilvoller Landzuwachs" sich zu erweisen. Unserer näheren Kenntnis wurde aber mit der Besitzergreifung Formosas durch die rührigen, durch und durch modernen Japaner dieses Eiland erst erschlossen, denn bis dahin war selbst von dem 1860 den Europäern eröffneten Recht, sich in einzelnen Häfen aufzuhalten, nur spärlich Gebrauch gemacht worden. Jetzt liegt uns ein eingehender Bericht des Japan-Reisenden Fischer (Verfassers der „Bilder aus Japan") über Land und Leute vor. Keine systematische Darstellung freilich, welche nach relativer Vollständigkeit strebt und Zusammengehöriges zusammenfasst, sondern eine Reisebeschreibung, die aber dafür den Vorzug ansprechenderer Darstellung und lebhafteren Eindruckes hat und zum Wert des objectiv Gebotenen auch noch den Reiz der Schilderung subjectiver Erlebnisse fügt. So möge jedem, der sich für noch recht „dunkle" Länder interessiert und gerne, zu Hause beim Schreibtisch sitzend, reiselustig den Geist durch weite Fernen schweifen lässt, das gut geschriebene und prächtig ausgestattete Buch warm empfohlen sein. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen des Verfassers über die Verwaltungsreformen und culturellen Bemühungen der Japaner, denen er aber allerdings keine günstige Prognose stellt. Er zweifelt, dass es den Japanern je gelingen werde, „die Wilden zu guten Ackerbauern heranzuziehen" und besorgt, „dass all die Anstrengungen und Opfer der Japaner vorwiegend den Chinesen zugute kommen werden". Immerhin ist es für den Menschenfreund eine erfreuliche Wahrnehmung, dass einmal ein Culturvolk versucht, Wilde zu sich heranzuziehen, statt sie durch Import von Branntwein zu vergiften und systematisch auszurotten.

Max Burckhard.

Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

„Das künstlerische Ansehen Hebbels ist in den beiden letzten Jahrzehnten merklich gestiegen. Doch ist auch heute noch eine gründliche Kenntnis der Werke des großen Mannes nicht häufig. Das mag seinen Grund mit darin haben, dass die bisherigen Ausgaben der „Sämmtlichen Werke", deren erste Emil Kuh 1865—1867 veranstaltete, bei der Fülle und dem Nebeneinander poetischer Meisterschöpfungen und misslungener Werke, bei ihrer unvortheilhaften Anordnung, das Eindringen in den Dichter nicht eben erleichterten. Gegenüber dieser wahllosen Vollständigkeit scheint nur gerade eine rücksichtsvolle Auswahl geeignet zu sein." Damit eröffnet und rechtfertigt der Herausgeber sein vorliegendes Werk. Die Auswahl, welche er getroffen hat, macht auch in der That einen sehr günstigen Eindruck — freilich haben wir eine genaue Prüfung auf Einzelheiten, zum Beispiel in der Auswahl der Gedichte, nicht vorgenommen. Von Dramen sind nur die aus der Uebergangsepoche Hebbels nach seiner italienischen Reise: „Der Diamant", „Julia", „Der Rubin", „Trauerspiel in Sicilien" und das Fragment „Demetrius" ausgeschieden. Die kleinen Erzählungen, ästhetische Aufsätze und das Fragment „Meine Kindheit" sind aufgenommen. Wirklich vermissen dürfte der Hebbelverehrer darnach nur die „Tagebücher". Freilich liegen dieselben in der gesonderten Ausgabe Bambergs aus den Achtzigerjahren vor, und es entspricht ja auch dem allgemeinen Brauch, in gewöhnliche Handexemplare Tagebücher und Briefwechsel nicht aufzunehmen. Aber man darf nicht vergessen, dass gerade bei Hebbel — in einem interessanten Gegensatz zu vielen unserer österreichischen Dichter — selbst das Intimste durch seine Form für die literarische Oeffentlichkeit bestimmt zu sein scheint. In der wohlfeilen und liebenswürdigen, von belehrenden Einleitungen unterstützten vorliegenden Ausgabe würden diese Tagebücher erst ihre verdiente Popularität erhalten. dd.

Clara Viebig: Pharisäer. Komödie in drei Acten. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

An diesem Drama der als Romancière bekannten Verfasserin bemerken wir wieder ein Missverhältnis zwischen der künstlerischen Kraft in der Ausführung, der Energie aller Charakterschilderungen und der Enge, ja fast Armseligkeit des Stoffes, der Fabel. Es ist das Umgekehrte wie bei den meisten Jüngeren. Diese leiden an einem allzu reichen, unbegrenzten Stoffe, den sie nicht gestalten können, der ihren schwachen Händen entgleitet, ungeformt bleibt oder am Boden zersplittert. Clara Viebig kann vieles und großes. Wir wünschen ihr endlich einen mächtigen und neuen Stoff. Im vorliegenden Drama ist dies das Thema: Eine pharisäische Rittergutsbesitzersfamilie in Posen, welche in Tugend- und Frommheit-Heuchelei keinen Vergleich zu scheuen braucht. Aber Helene, die Tochter, ist aus anderem Schlage. Wahrhaft, glühend, nach neuem Leben sehnsuchtsvoll. Sie liebt den einzigen Menschen, der in diesem Gute ist, den Inspector Wolter, und bringt sich dieser Liebe zum Opfer. Die Familie erfährt es, versucht vergeblich durch alle Mittel des Zwanges und des Truges die beiden auseinanderzubringen. Helene verlässt mit Wolter ihre Familie. Die Pharisäer hatten nicht die Kraft, die Einsachen zu binden ... Man sieht, der Inhalt ist nichts Neues. Aber die Durchführung ist von einer Kraft und Unmittelbarkeit, die dramatische Technik von einer Sicherheit, welche uns an manchen Stellen an Anzengruber gemahnt. Es ist zu hoffen, dass das dramatische Talent der Verfasserin sie von selbst zu Stoffen drängen wird, die dieses völlig würdig sind. M. M.

Leopold Weber: Traumgestalten. E. Diederichs, Leipzig, 1900.

Die 16 Novellen und Stimmungen des Buches zeigen schöne Eigenschaften: seine Phantastik voll glücklicher und origineller Einfälle; hier und da intimen Zauber der Stimmung. Zum Beispiel ist Seite 68 „Mondspuk" ganz einzig, und ebenso das Landschaftliche der österreichischen Alpenwelt, die des Dichters Heimat zu sein scheint. Das Menschliche und Psychologische ist zuweilen ein wenig trivial und nach den hergebrachten Mustern. Der sprachliche Ausdruck ist, wenn auch bei weitem noch nicht ausgereift, dennoch schlicht und ungesucht, klar und anschaulich und hält sich von der Verschwommenheit und Verstiegenheit fern, deren Gefahr der phantastische Stoff bietet und so viele unserer Neuromantiker scheitern lässt. Einige ganz prächtige Gedichte sind noch in dem Band. In der splendiden künstlerischen Ausstattung dieses Buches zeigt der Verlag nach wie vor das Bestreben, den Ruf, den er in dieser Beziehung bereits genießt, aufrecht zu erhalten und noch fester zu begründen, nicht minder einen fördernden Einfluss auf eine Entwickelung und Hebung unseres modernen Buchdruckes auszuüben. Freilich geräth er aber nun wohl ab und zu in Gefahr, des Guten in dieser Hinsicht zuviel zu thun. Wenn zum Beispiel ein Werk wie das Andersen's (Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen von M. Langfeldt. Mit Buchschmuck von L. Kreidolf. Leipzig 1900, Diederichs) einen würdigen Bildschmuck erfährt, so wird man das in der Ordnung finden. Wenn aber irgend ein Lyriker namens Otto Falkenberg (Morgenlieder, Gedichte, mit seinen 32 Gedichtchen, die ja meinetwegen ganz erträglich sind, im übrigen aber mit nichts über den üblichen Durchschnitt hinausgehen, die Ausstattung einer künstlerischen Prachtausgabe genießt, so weiß ich nicht, womit das zu rechtfertigen ist. — Uebrigens zeigt der Zeichner (W. Lefebre) diesmal gar manches schiefe Pathos und viel und noch dazu oft recht triviale Pose, die hier und da sogar ins unfreiwillig Komische umschlägt. Die Pflanzenornamente, der Baumschlag, ein gewisses Clair-Obscur sind noch seine Force. Zu rügen bleibt es schließlich auch, dass das Heftchen mit Bildschmuck geradezu überlastet ist.

Johannes Schlaf.

# Revue der Revuen.

„Neue deutsche Rundschau" bringt im Decemberheft einen Aufsatz der Ellen Key über conventionelle Weiblichkeit, der in dem bekannten Kampf dieser Schriftstellerin für Wahrheit und Persönlichkeitsentfaltung innerhalb unserer Erziehung und unseres öffentlichen Lebens entscheidende Bedeutung hat. In der Grundrichtung sind die Aufsätze des Fräuleins Key ja immer ziemlich gleich, aber dieser packt das Thema — ihr Thema — unmittelbar an seiner Stirnseite: Die Frage der „Frauenemancipation", die Solidarität einer Frauenpartei, alles das sei heute schon ebenso conventionell und halbwahr geworden, wie es seinerzeit das häusliche Familienideal war. Was heute noththut, sei die Befreiung von dieser Convention; und nicht Partei und Politik kommen dafür in Betracht, sondern die Erziehung und die Moral des einzelnen. Der Conventionalismus der Frauen erreiche seinen Gipfelpunkt in dem gedanken- und gewissenlosen Nachsprechen, durch das die meisten Frauen ihr geistiges Niveau erniedrigen, ihren Charakter entstellen und schließlich ihre Persönlichkeit verpfuschen. — Einen Aufsatz über das metaphysische Thema: „Tod und Wiederkunft" veröffentlicht Paul Mongré; er contrastiert darin seine eigene Auffassung des Problems — „Jede Zeitspanne ist für sich, ohne Zusammenhang mit allen übrigen, unbegrenzt häufiger Wiederholung fähig" — mit der Lehre Nietzsches, die er so formuliert: „Jede Zeitstrecke kommt immer wieder an die Reihe, aber nur periodisch, im Verlaufe des ganzen „Weltenjahres", das vom Tode vorwärts durch ungeheure Zeitenferne wieder zur Geburt zurückleitet." — Karl Joël verwirft in einem Aufsatz „Das Testament des Jahrhunderts" das Specialistenthum der heutigen Wissenschaft und des Hochschulunterrichtes, gegen welch letzteren er wirklich schlagende Argumente findet, und empfiehlt Wiederanknüpfen an das Vernunft-Zeitalter des 18. Jahrhunderts.

„Westermanns Monatshefte" (December). Ein Festartikel von Friedrich Düsel zu Adolf Glasers 70. Geburtstag in der üblichen über

schwänglichen Art bringt auch einiges über die Geschichte der Westermann'schen „Illustrierten deutschen Monatshefte", die dem Jubiläum ihres 50. Jahrganges entgegen gehen, und die die älteste der großen deutschen Monatsrevuen sind. Ihre Begründung, seit dem Jahre 1848 vorbereitet, 1856 durchgeführt, fällt in die Zeit des Entstehens der „Gartenlaube" (1852), von Prutzens „Deutschem Museum" (1851), Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (1852) und anderer. Dass in den fast fünfzig Jahren der Redactionsthätigkeit Glasers, dessen Nachfolger Friedrich Düsel wurde, alles, was Deutschland an namhaften Gelehrten und Schriftstellern beherbergte, einmal in den Spalten seiner Zeitschrift vertreten war, wird man ohneweiters zugeben; bezweifeln dagegen, ob „eine gewisse vorsichtig abwartende Zurückhaltung gegenüber dem neuen Sturm und Drang, der zu Anfang der Achtzigerjahre die Literatur durchrüttelte, selbstverständlich war."

**„Revue des Revues"** (1. und 15. December). Camille Mauclair schreibt über die „Fabel von der Bohème" und misst daran den thatsächlichen heutigen Zustand der Künstler. Zur Zeit der falschen Sentimentalität habe Henry Murger ein Bild des Pariser Künstlerlebens in zahlreichen Typen geschaffen. Dies Bild entsprach den Bourgeois außerordentlich, denn es bot ihnen nebst dem pikanten Reiz die Rechtfertigung ihrer Weltanschauung, indem es zeigte, wie der liederliche Künstler elend zugrunde geht. Der Philister, der sich so oft über die geistige und seelische Ueberlegenheit des Künstlers heimlich ärgert, empfand darüber große Genugthuung, und eben deshalb hat sich in der bürgerlichen Gesellschaft die Vorstellung erhalten, dass der Künstler schmutzig und unordentlich, unpraktisch und ebenso sitten-, als manierlos sei. Energisch tritt ihr Mauclair entgegen: Der Bohème sei durchaus nicht der Typus, sondern eher das Widerspiel des mittellosen Künstlers und verhält sich zu ihm etwa so, wie ein Professionsbettler zu einem verschämten Armen, oder ein versoffener Arbeiter zu einem intelligenten Socialisten. Nicht der Geldmangel, sondern der Mangel an Selbstdisciplin und moralischer Erziehung bringe den Bohème hervor, dessen Lebensweise gar nichts mit dem eigentlichen Wesen des Künstlers zu thun hat. Thatsächlich haben auch die meisten nennenswerten Künstler von heute die traditionellen äußerlichen Attribute ihres Standes längst aufgegeben und sind zu correcten Gentlemen geworden, die sich höchstens durch den höheren geistigen und seelischen Ausdruck von ihrer Umgebung unterscheiden. Die gewisse gesellschaftliche Unsicherheit, die sich manchmal geltend macht, ist eine Folge ihrer unausgesprochenen Stellung, die den Künstler oft im Zweifel darüber läſst, ob ihn der Philister, dem er sich geistig so überlegen weiß, gesellschaftlich als ebenbürtig erachtet, was ihn je nach seiner Charakteranlage unangenehm, schüchtern oder arrogant auftreten läſst. Jedenfalls bezeichnet es der Verfasser als eine Aufgabe unserer Zeit der Umwertung aller Werte, mit dem überlebten und unwahren Typus des „Bohème" endgiltig aufzuräumen. — „Une Vieille Saint-Simonienne" nennt sich die Verfasserin eines Artikels über die Frauenakademien in Frankreich. Zur ersten französischen Akademie im XVI. Jahrhundert („L'Académie des Valois") hatten sowohl Frauen wie Männer Zutritt, was ihr einen sehr radicalen, kühnen, unabhängigen Zug verlieh. Eben deshalb schloss Richelieu in weiser Erkenntnis die Frauen von seiner „Academie" aus, und alle Versuche des Gelehrten Charpentier, ihnen unter Ludwig XIV. wieder Zutritt zu verschaffen, blieben erfolglos. Zur Rache gründeten die Frauen im XVIII. Jahrhundert allerhand halb scherzhafte Verbindungen, wie: „L'Ordre de la Malice", „L'Ordre des sifflets" u. s. w., die zu Pflegestätten des Geistes und Witzes wurden. Unter dem Directoire mit seinen classischen Bestrebungen entstand das erste Lyceum für beide Geschlechter, das gleichsam eine Wiederbelebung der Académie des Valois war, und dem bald eine Reihe anderer Lyceen folgten, so vor allem „L'Athenée des Dames", dem die bedeutendsten Frauen angehörten, und das sich über ein Vierteljahrhundert erhielt. Auch unter Napoleon wurde, unter dem Protectorate seiner Schwester Elise Bonaparte, von ihrem Geliebten, dem Schriftsteller Fontane, die Gründung einer Frauenakademie geplant, die aber nicht ins Leben trat. Berühmt ist endlich die in den Vierzigerjahren versuchte Gründung der Frauen Académie Castellane, zu deren Präsidentin George Sand ausersehen war, welches Unternehmen durch die Verunglimpfungen der eifersüchtigen Gegencandidatin, Mme. de Girardin, so weltbekannt wurde. Im Jahre 1848 wurden all diese Frauenclubs wegen politischer Umtriebe endgiltig geschlossen. „Zum Glück", meint die Verfasserin, denn eine damals gegründete Académie wäre heute vielleicht reactionär, während eine heute neu begründete der so veränderten Stellung der modernen, emancipierten, akademisch gebildeten und öffentlich wirkenden Frau Rechnung tragen kann.

**„National Review"** brachte einen Artikel von Arnold White: Es unterliege keinem Zweifel, dass die englische Bevölkerung, und vor allem die der Großstädte, degeneriere. Von je tausend, die zur Assentierung kommen, werden durchschnittlich vierhundert als untauglich zurückgestellt, und das ist doch schon die männliche Jugend in der Blüte ihrer Jahre! Der Verfasser sucht die Ursachen dieses offenbaren Niederganges in einer irregeleiteten Philanthropie. Statt auf ein Aussterben der Siechen, der Untauglichen und erblich Belasteten hinzuwirken, wird das Aeußerste angewendet, um mit mühsam zusammengetragenen Mitteln ihr Leben zu verlängern und ihnen eine Existenzmöglichkeit zu bieten, deren nächste Folge die Fortpflanzung und Vererbung dieser Uebel und die Erzeugung eines immer kläglicheren Geschlechtes ist. Die Civilisation glaubt sich dies schuldig zu sein und ist stolz auf diese philanthropische Bewegung, dem Gedeihen der Nation aber scheint die brutale Anschauung barbarischer Zeiten und Völker entschieden förderlicher zu sein. White empfiehlt dringend eine Aufbesserung der Rasse durch eine Art negative Zuchtwahl, das heißt durch Gesetze, welche fordern, dass alle Heiratscandidaten einer Prüfung unterzogen und die Untauglichen am Heiraten verhindert werden. Ebenso wäre die Altersgrenze, unter der ein geschlechtlicher Verkehr verboten ist, höher zu rücken. Die Wohlthätigkeitsanstalten sollten überwacht, und die Siechen, die Trinker und die Verbrecher womöglich lebenslänglich interniert werden, damit ihre geistigen, moralischen und physischen Gebrechen mit ihnen erlöschen.

**„Contemporary Review".** Im Decemberheft erörtert Dora Melegari den Stand der Frauenfrage in Italien. Wenn die Entwickelung derselben hinter der anderer Länder zurücksteht, seien Indolenz, mangelhafte Erziehung, häusliche und religiöse Verhältnisse der italienischen Frau schuld daran. Besonders sei eben der Glaube für die Frauenbewegung entscheidend, in England der Protestantismus, der jeden Fortschritt begünstige, in Italien der Katholicismus, der ihn hemme. So setzt die Organisation der italienischen Frauenbewegung ziemlich spät, 1890, ein. Sie knüpft an die von Professor Angelo de Gubernatis in Florenz veranstaltete Ausstellung von Frauenarbeiten an, die nach Dantes Beatrice kurz „Beatrice-Ausstellung" genannt wurde. Seitdem haben Adelaide Beccari, Anna und Maria Mozzoni, Paolina Schiff und andere sich mit Eifer der Frauenemancipation angenommen. Verschiedene Vereine wurden gegründet, und zwei größere Blätter wirken erfolgreich für die Propaganda, „La Donna", von Adelaide Beccari geleitet, bis 1894 und dann diese in größerem Maßstabe fortsetzend „La vita Feminile", die von den Frauen Mariani Malnati und Amadori herausgegeben wird. Die Statistik über die Frauenberufe, an der gegenwärtig gearbeitet wird, zählt u. a. 47.000 Schullehrerinnen. Das Frauenstudium ist theoretisch freigegeben, praktisch stellen sich ihm aber besonders in der Medicin mannigfache Hindernisse entgegen, so dass diese Facultät sehr schwach besucht wird. Die Gesammtzahl der in diesem Jahre an den Universitäten Italiens inscribierten Hörerinnen beträgt 140. Dagegen ist ihnen auch der Besuch der technischen und commerciellen Schulen gestattet. Die Regierung unterstützt die Frauen in ihren Bestrebungen, indem sie weibliche Delegierte zum Studium der Frauenfrage in anderen Ländern entsandte

## Geschichte eines Schwarzblättchens.

Von Giovanni Verga.

Aus dem Italienischen von Lolo Ganghofer

(Fortsetzung.)

Den 23. Februar.

Marianna, Du meine Schwester! Ich glaubte geschützt zu sein gegen jeden Schmerz, aber das, was ich jetzt empfinde, martert mich, zerreißt mich und vernichtet mich. Jetzt bin ich schwächer und unglücklicher als je! O mein Gott, auch das noch! Auch das noch!

Was ich erfahren habe, Marianna! Was ich erfahren habe, Du kannst es Dir nicht denken. Zwei Wochen bin ich krank daniedergelegen. Jetzt bin ich aufgestanden, um Dir zu schreiben, um mit Dir zu weinen.

Was ist es denn nur, das in mir seufzt und leidet, und sich nicht losreißen kann von all' dem Unglück, um sich aufzuschwingen zu Gott?

Aber sie hätten Mitleid mit mir haben, es mir verschweigen sollen. Man hat kein Erbarmen mit mir. Oder nein, nur ich bin schwach, nur ich bin schuldig! Gott will mich strafen.

Herr Nino heiratet meine Schwester! — Hörst Du? Sie kommen, um mir die freudige Botschaft zu bringen. Es sei eine gute Partie — beide sind reich — Giudita ist zufrieden und glücklich! Ich hatte nicht den Muth, sie zu bitten, mir die übliche Brautvisite zu ersparen, denn auch er wird kommen. — Ich fühle, ich werde die Kraft nicht besitzen, auch dieses Opfer zu bringen. — Es wird mich tödten!

Und er! Wird er es können?

Aber ich werde zu Gott beten, für mich — für ihn — ich werde mich geißeln, und werde weinen, bis uns der Herr beiden die Kraft verleiht, diese grausame Prüfung zu überstehen.

Ich habe geweint, bis ich keine Thräne mehr fand!

Meine Brust zerspringt, mein Kopf schmerzt. Ich möchte schlafen, möchte vor allem, dass mir Gott diesen Schmerz erspart.

Der Wille des Herrn geschehe!

Den 28. Februar, Mitternacht.

Gelobt sei Gott! Die Prüfung ist überstanden. Ich glaubte zu sterben, aber jetzt ist es ja vorbei, jetzt ist alles, alles vorbei...

Meine Verwandten ließen es mich vorher wissen, ebenso alle übrigen Nonnen, die Mutter Aebtissin und die Vorsteherin der Novizen. Ich hörte den Wagen, der vor der Thüre hielt, ihre Schritte, als sie die Stiege heraufkamen und sich dem Gitter näherten. Zitternd stand ich auf, ich konnte nichts sehen und hörte nur, wie mich die Glocke rief. Sie sprachen und nach einiger Zeit hörte auch ich sie. Meine Stiefmutter erzählte, auch Papa. — Giudita sagte nichts, und auch er schwieg. Meine Schwester trug ein rosa Kleid und ein gleichfarbiges Hütchen — sie schien sehr glücklich. Er saß neben ihr — hatte seinen Hut am Knie und glättete ihn mit den Handschuhen. Ich weinte nicht, ich glaubte zu träumen, und war überrascht, dass ich nicht leiden musste. Dann standen sie auf, Papa sagte mir adieu, Mama lächelte mir zu, Giudita schickte mir einen Handkuss, Gigi verlangte Süßigkeiten — er verbeugte sich. Ich sah, wie sie sich entfernten, er gieng neben Giudita. Auf der Schwelle reichte er ihr den Arm, die Thüre schloss sich, ihre Schritte entfernten sich, und ich hörte nichts mehr. Der Wagen fuhr fort, dann blieb alles still. Nichts! Nichts mehr! Ich bin allein!

Den 10. März.

In einem Monat werde ich den Schleier nehmen. Man arbeitet schon an den Vorbereitungen zum Feste. Alle überhäufen mich mit Zärtlichkeit. Papa ist glücklich, dass auch ich, wie er sagt, einen Stand ergreife. Auch Giudita war einigemale da. Könntest Du doch sehen, wie ihr Glück sie verschönert! Möge Gott sie segnen!

Auch Du bist verlobt, Marianna? Und schreibst, dass Du glücklich bist! Möge es so bleiben! Aber vergiss nicht im Glück Deine arme Freundin, die mehr denn je Deine Liebe braucht, und wenn Du manchmal Zeit hast, besuche mich! Weißt Du, es ist ein Werk der Barmherzigkeit, arme Gefangene zu besuchen!

Du, die Du ja eine glückliche Braut bist, sage mir, wie die Freude, das Fest, der Jubel ist, der meiner Schwester bevorsteht; sage mir, was sie empfinden muss, wenn sie denken wird: „Ich bin sein eigen und er gehört mir, ich kann ihn sehen jede Stunde im Tag, mit ihm sprechen, mich stützen auf seinen Arm, ihm in's Ohr flüstern, was ich denke, und seinen Namen tragen. Es werden Tage kommen, wo ich meine Kinder auf den Schoß nehme, um sie zu lehren, ihn zu lieben und für ihn zu beten! Wenn sie denken wird, dass jetzt ein Fest für sie beginnt, ein Fest ohne Ende. Wie gut ist Gott, so viel Glück zu verleihen!

Ich weiß, dass Sonntag die Hochzeit stattfindet. — Gott segne sie!

Sonntag, den 29. März. Mitternacht.

Gute Marianna! Ich schreibe Dir aus meiner Zelle. Es ist Nacht und ich fürchte, man sieht mein Lichtchen durch die Vorhänge flimmern und nimmt mir auch noch den armseligen Trost, Dir meine ganze Seele zu eröffnen. Was war das heute für ein Tag für mich, Marianna! Kann ich denn niemals aufhören zu leiden?

Ich bin allein, zitternd vor Kälte. Alles schweigt, und ich höre nichts, als das einförmige Ticken der Uhr, gleich den Schritten eines Gespenstes, das durch die weiten dunklen Gänge schleicht. Den ganzen Tag war ich in der Kirche und habe gebetet und geweint vor dem Bildnis des Herrn.

Jetzt bin ich schwach und müde, und kann nicht mehr weiter, aber ich bin wenigstens ruhiger.

Es ist Sonntag! Du wirst verstehen, was in diesen Worten alles liegt. Deshalb sag' ich Dir nur: „Heut' ist's gewesen!"

Die ganze vergangene Nacht konnte ich kein Auge schließen. — Auch sie haben wohl kaum geschlafen — sie warteten auf das Erwachen des jungen Morgens, sie träumten mit offenen Augen von Blumen, Hochzeitskleidern, von vielen Menschen und lachenden Gesichtern!

Auch ich habe davon geträumt. Ich sah Giudita — sie war so schön in ihrem Brautkleid, mit dem weißen Schleier und dem Kranz aus Orangeblüten!

Und er — er reichte ihr die Hand, lächelte ihr zu, und umgeben von Freunden, Verwandten und geliebten Menschen giengen sie in die Kirche. Der Altar war hell erleuchtet, die Orgel spielte — da haben sie sich hingekniet und haben Gott angerufen zum Zeugen ihres Glückes!

Der barmherzige Gott ließ ihn vergessen an jenen Abend, da er meine Hand nahm, an jene Worte, die er mir zuflüsterte, an den Strahl jener Sterne, an jene stürmische Nacht, da er an mein Fenster klopfte, um Abschied zu nehmen, an den Husten, der mich befiel.

Auch ich habe vergessen! — Ich will es vergessen!

Alles ist vorbei — alles!

Siehst Du, dass ich vernünftig bin, Marianna, dass Gott Erbarmen hatte mit mir!

Morgen werde ich mich durch geistige Uebungen vorbereiten für den großen Schritt. Ich werde Dir nicht mehr schreiben, werde niemanden mehr sehen, nicht einmal meinen Vater. Es ist der Todeskampf!

Haben diese beiden glücklichen Herzen in dem Taumel ihres Glückes wohl auch einen Augenblick gefunden, an jenes arme Geschöpf zu denken, das hier allein und verlassen stirbt?

Komme zur Einkleidung! Sie findet Sonntag am 6. April statt. Siehst Du, auch an einem Sonntag. Nur ist das ein trauriger Sonntag! Wirst Du kommen? Ich erwarte Dich. Lebe wohl!

Scheint Dir dieses Wort nicht recht schwermüthig?

Samstag, den 5. April.

Nur eine Zeile will ich Dir schreiben, um Dich zu erinnern, dass ich Dich erwarte, dass ich Dich brauche. Dich und Euch alle, dass ich Muth brauche und Kraft.

Man hat mir den Schleier gebracht, die Blumen und das neue Kleid. Es ist ein wunderschönes Brautkleid. Alles arbeitet an den letzten Vorbereitungen für morgen.

Könntest Du das Treiben, Lärmen und Toben sehen, das hier herrscht! Es ist ein Freudentag für all' die armen Eingeschlossenen. Dieses ungeheure Grab belebt sich erst, wenn es sich öffnet, um ein neues Opfer zu verschlingen. Wir haben einen schönen Apriltag; bis heute war das Wetter schlecht, aber jetzt leuchtet die goldene Sonne. Ich war am Belvedere, um zum letztenmal ein wenig Leben einzuathmen.

Von der Straße aus klang bis zu mir herauf das Lärmen von Wagen, von Stimmen, von Leuten, welche arbeiten, kommen und gehen. Und all' diese Menschen haben eine Beschäftigung, sie empfinden Freude und Schmerz, sie gehen spazieren, arbeiten, leben! — und selbst die Vöglein, die fliegen weit hinaus in die Welt.

Zwischen mir und all' diesem Leben, das mich umgibt, wird sich morgen, in wenigen Stunden, eine unübersteigliche Mauer erheben, ein Abgrund wird sich erschließen: ein Wort, ein Gelübde.

Montag, den 7. April.

Meine Schwester! Hast Du jemals Todte aus ihren Gräbern sprechen gehört?

Ich bin eine Todte! Deine arme Maria ist gestorben. Sie haben mich auf die Bahre gelegt, mich mit dem Leichentuch zugedeckt, haben das Requiem gesungen — es läuteten die Glocken. Das ist ein schreckliches Schauspiel: der Tod bei einem stolzen Leben, bei ungestümen Leidenschaften; der Körper, der die Seele sterben sieht, der Leib, der den Geist überlebt!

Ich öffne die Augen wie im Schlafe; ich hefte den Blick in die Unendlichkeit, inmitten dieser schweigenden Finsternis, dieser leichenhaften Ruhe. Alles ist mir unerreichbar ferne. Ich sehe Dich wie im Traume, drüben über der Grenze des Lebens. Hast Du Dich aufgelöst in Luft oder hab' ich mich verirrt in nichts?

Es ist mir, als bewegte ich mich in einem unendlichen Grabe, es ist mir, als wäre all dies nur ein Traum, der nicht ewig dauert — als müsste ich erwachen. Ich habe einem feierlichen Schauspiel beigewohnt, doch mir ist, als hätte es nicht für mich stattgefunden, als wäre ich nur, wie all' die anderen, bei einem Leichenbegängnis, einer düsteren religiösen Feier zugegen gewesen. Wenn aber die Musik schweigt, wenn die Glocken nicht mehr läuten und die Kerzen erlöschen, wenn sich die Priester zurückziehen in die Sakristei und die Leute sich erheben, dann kann auch ich mit ihnen gehen und muss nicht allein hier zurückbleiben, hier, wo ich mich fürchte! Ich sah all' diese unheimlichen Vorbereitungen, die einem das Herz zusammenschnüren. Waren sie für mich? Musste denn ich sterben? Diese festlich gekleideten Leute, diese Musik, diese Lichter, alles für mich? Und ich konnte meinem eigenen Tode beiwohnen? Ich wollte sterben?

Wie eine Braut haben sie mich gekleidet, mit Schleier, Kranz und Blumen, und sie sagten, dass ich schön sei! Gott verzeih' es mir, aber es hätte mich nur für ihn gefreut, wenn er mich hätte sehen können! Sie führten mich an das Gitter der Kirche. Du hast mich gesehen, ich sah niemanden, nur eine Weihrauchwolke, ein Gedränge und viele brennende Fackeln. Ich hörte die Orgel spielen, dann schlossen sie den Vorhang, nahmen mir die schönen Kleider ab, lösten mir Schleier und Blumen aus dem Haar, und, ohne dass ich es selbst bemerkte, bekleideten sie mich mit der Tunika. Ich hörte und sah nichts, ich ließ sie machen, was sie wollten, aber ich zitterte, dass meine Zähne gegen einander schlugen. Ich dachte an das Brautkleid meiner Schwester und an die schöne Feier, der sie beiwohnen musste, ohne die Angst, die mich verzehrte. Der Vorhang wurde wieder geöffnet, alle Leute waren noch da, sie schauten und lauschten mit ungestümer Neugierde, die mich mit unerklärlichem Entsetzen erfüllte. Sie lösten mir die Haare und ich fühlte, wie sie auf meine gefalteten Hände fielen. Dann fassten sie sie zusammen, man hörte das Klirren einer Schere und — ich glaubte, ein Fieberschauer befiel mich, aber es war nur das momentane eisige Gefühl, als diese kalte Schneide zwischen die Strähne meines Haupthaares fuhr; ich hatte überhaupt nur eine ganz verworrene Idee von allem, was mit mir vorging. Ich sah meinen Vater. Er weinte. Warum weinte er? Ich sah Mama, Giudita, Gigi — und neben Giudita saß noch jemand. Er war todtenbleich und blickte mich an mit weit aufgerissenen Augen. Da schien mir das Klirren der Schere den Gesang der Priester, den Klang der Orgel, das Schluchzen meines Vaters zu übertönen. Reichlich fielen mir die Haare auf allen Seiten — und dabei rann Thräne um Thräne aus meinen Augen. Da nahm die Orgel einen klagenden Ton an, und die Glocken schienen zu weinen. Sie legten mich auf die Bahre und bedeckten mich mit dem Leichentuche. All' die dunklen Gesichter umgaben mich, bleich und unbeweglich wie Gespenster, sie sangen Psalme und trugen brennende Fackeln. Der Vorhang schloss sich. Man hörte aus der Kirche den Lärm, als alle Leute sich entfernten. Alle verließen sie mich, selbst mein Vater. Die Gespenster umarmten mich, küssten mich, aber ihre Lippen waren kalt, und sie lächelten, ohne sich zu bewegen.

Und all dies bedeutete, dass ich sterben musste! Und hat dies allein genügt, alle Gefühle in meiner Brust einzuschläfern, sie zu ersticken? Konnten diese Lichter, diese Feierlichkeiten, diese Todtenbahre und die Schere herausreißen, was in meinem Herzen wohnte?

Wieder die Sünde — schon wieder — selbst nach dem Tode. Aber auch sie wird sterben. Wo einst mein Herz war, ist jetzt nichts! Es sind nur die letzten Lebenszeichen, der Kampf einer Seele, die nicht sterben will. Was haben sie gemacht aus mir? Was? Das frage ich noch immer mit Schrecken. Dort über jenem Vorhang sah ich die ganze Nacht ein Antlitz — sein Antlitz! Stumm, bleich, mit aufgerissenen Augen starrte es mich an, während die Schere unaufhörlich durch meine Haare fuhr. Ich habe nicht mehr genug Kraft, um zu weinen. Das Nichts hat mich verzehrt!

Nein! Es ist nicht wahr! Dieses dunkle Geheimnis, das sich an mir vollzogen hat, es hat mich Gott nicht näher gebracht — es hat mich hinabgestürzt in die öde Finsternis, es hat mich vernichtet!

15. Mai.

Ich schreibe Dir im Bette, denn ich bin krank! Wenn Du nur sehen könntest, Marianna, wie das Fieber an mir gezehrt hat. Wenn ich meine armen, blassen, zitternden Hände betrachte, kann ich fast das Blut in den Adern kreisen sehen, so abgemagert sind sie. Und hier, in meiner Brust . . . das ist eine Glut, ein Feuer . . .

Heute fühle ich mich etwas wohler und habe die Kraft, Dir zu schreiben. Ich habe viel gelitten, aber Gott hat mich nicht verlassen. Sie haben mich ins Krankenhaus gebracht, und das hat mir weh gethan. Mit meiner Zelle verknüpfen sich wenigstens so viele Erinnerungen, die mir theuer waren, auch wenn sie mich schmerzten. Aber hier erscheint mir alles so düster, und mir ist, als hätte jede Kranke das Gespenst ihrer Schmerzen hier zurückzulassen. Wer weiß, wie viele Nonnen hier schon gestorben sind . . . vielleicht sogar in meinem Bette! . . . Wenn mir in langen, schlaflosen Nächten, während mich das Fieber martert, solche Gedanken kommen, dann befällt mich ein unüberwindliches Grauen. Ich sehe Gestalten, die den schwarzen Schleier tragen, raschelnd an den Wänden gleiten, sehe, wie das Licht der Ampel seltsam flackert im Saale . . . und dann fürcht' ich mich und vergrabe den Kopf unter die Decke. Ich weine von Früh bis Abend, wenn ich an mein liebes Stübchen in Mont' Fliee denke, dessen Wände mich kannten und mir zulächelten, wenn ich an meine Eltern denke, an Sonne, Luft und an geliebte Menschen.

Und wenn mein Herz Liebe und Stärkung braucht, dann sieht es nichts, als die Gesichter der Krankenwärterinnen, die schon abgestumpft sind von dem vielen Elend, das an ihnen vorüberzog. Selbst der Sonnenstrahl, der durch die Fenster dringt, ist blass, farblos und kränklich. Lachend ist der Frühling über die Erde gezogen, ohne dass auch nur eine einzige seiner Freuden den Weg in dieses von Kummer und Schmerz erfüllte Eckchen gefunden hätte.

Gestern kam ein ganz weißer Schmetterling geflattert und setzte sich aufs Fenster. Du, von Gott Begnadete, die Du die Sonne siehst, die Du Luft und Freiheit in vollen Zügen athmen kannst, Du ahnst nicht, was für süße Gefühle der Anblick eines Schmetterlings, der Duft einer Blume in dem Herzen einer Kranken erwecken kann. Mir war's, als kreise der ganze Festzug des Frühlings, das duftende Lüftchen, das Grün der Wiesen, der schmetternde Sang der Lerchen, rings um jenen Schmetterling, als wären sie gekommen, um das traurige Heim so vieler Unglücklichen zu beleben. Ach! Als der Schmetterling einen Augenblick auf dem armseligen Blümchen geruht, das vor dem Fenster blüht, breitete er seine Flüglein aus und verschwand im Blau des Himmels, er war frei und vergnügt und hatte vielleicht all' diese bleichen Gesichter, all diese Thränen gesehen.

In zwei oder drei Tagen werde ich hoffentlich für eine Stunde aufstehen dürfen. Ich werde mir Kraft geben, damit sie mir erlauben, in meine Zelle zurückzukehren, damit sie mich wegbringen von diesem Orte.

Wer weiß, wann ich Dich wiedersehe! Ich fühle mich so matt, als könnt' ich nie mehr aufstehen von diesem Bett.

Ich habe Dir in zwei oder drei Absätzen geschrieben, und doch kannst Du Dir nicht denken, wie es mich ermüdet hat. Aber es war ein Trost für mich, der einzige Trost, der mir verblieb. Niemals würde ich es lassen, mit Dir zu plaudern, denn da denke ich nicht, dass ich leide, dass ich hier bin, und an so viele andere hässliche Dinge. Aber jetzt kann ich nicht mehr. Ich habe Dir einen langen Brief geschrieben, nicht wahr? Sehr lang für so eine arme Kranke, wie ich. Es wird Dir Mühe kosten, die Schrift zu entziffern, denn meine Hand ist schwach. Aber Du, die Du mich lieb hast, Du wirst errathen, was ich geschrieben habe . . . und was ich nicht geschrieben habe . . .

Lebe wohl!

27. Mai.

Warum habt Ihr mich alle verlassen, Marianna? Auch Papa! Auch Du! Ganz allein muss ich hier leiden, in diesen weiten Gängen, in denen Du weder einem Sonnenstrahl begegnest, noch einem liebevollen Angesicht. Ich sehe so schrecklich aus, dass sich Steine bei meinem Anblick erweichen müssen. Ich werde sterben, Marianna! Deine arme Freundin wird hier sterben und kann Dich nicht mehr sehen — und kann ihren Vater nicht mehr sehen!

Ich dachte, es gienge mir besser, und hoffte, diesen schrecklichen Ort verlassen zu dürfen. Und jetzt verschlimmert sich mein Zustand, und niemand mehr verheimlicht mir, wie gefährlich er ist.

Wenn ich hier, so ganz allein, sterben müsste! Die Nacht! Wie schrecklich ist die Nacht, Marianna! Diese langen Stunden nehmen kein Ende. Dieses flackernde Licht, das Crucifix, die düsteren Gemälde, das unterdrückte Stöhnen, das schwere Athmen der Kranken.

Endlich kommt der Morgen, farblos, traurig, ohne Lächeln, nach einer angsterfüllten Nacht. Ich denke an Papa, an meine Familie, an alles, was meinen Schmerz versüßen könnte, und ich weine, weine, bis mir die Brust zerspringt.

Mein Gott, wenn ich sterben müsste! Hier sterben! Ohne meinen Vater zu sehen!

Das muss ein schrecklicher Augenblick sein, Marianna! Ich fürchte mich, wenn ich denke, dass ich allein sein werde, ohne einen Menschen, der mich tröstet, der mich stärkt. Könnt' ich nur wenigstens Papa sehen! Findest Du nicht, es ist grausam, dass wir unsere Lieben nicht einmal dann, zum letztenmal sehen dürfen?

Wie schwer es mir fällt, Dir zu schreiben! In den wenigen Momenten, in denen ich ein wenig auflebe, zwinge ich mich, zwei oder drei Zeilen auf's Papier zu bringen. Es ist mir dann, als hielte ich mich fest an dem Leben, und ich versichere Dich, verzweifelt fest klammere ich mich daran. Philomena, diese gute Seele, besucht mich jeden Tag und bringt mir Nachricht von Euch. Möge Gott sie belohnen, für den Trost, den sie einer armen Kranken spendet. Ich kann Dir nicht sagen, wie wohl meiner armen Seele die geringste Aufmerksamkeit, der kleinste Liebesbeweis thut.

Ich habe ein solches Bedürfnis, geliebt zu sein, zu lieben, innig zu lieben, denn mein Leben entflieht!

(Fortsetzung folgt.)

---

**Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit“.**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 13. Jänner 1900. | Nummer 276.

## Zaunpfahl-Politik.

Wenn ein Haus seinen Bewohnern über die Köpfe zusammenstürzt, dann begreift wohl ein jeder, dass es baufällig war. Der Baumeister aber, dem das Schicksal der Häuser und ihrer Insassen anvertraut wird, muss diesen Zustand vorhersehen, ehe noch spannenweite Risse in den Mauern dies auch dem Einfältigen bezeugen. Der Maschinenheizer muss wissen, dass der Dampfkessel überhitzt ist, ehe er springt. Später braucht man keinen Heizer mehr dazu, weil's dann auch der Dümmste zu sagen weiß. Aehnlich, wenn auch nicht überall so drastisch, liegt in allen praktischen Künsten der Unterschied zwischen den Wissenden und den Unwissenden. Die Sachkundigen müssen schon an kleinen Vorzeichen merken, was in den ihrer Beobachtung anvertrauten Objecten sich vorbereitet, während der Unkundige, dem diese kleinen Zeichen entgehen, erst durch die groben Effecte aus seiner Ruhe gestört wird, wenn nichts mehr zu verhüten oder gutzumachen ist. Auf dem Unterschied zwischen den unscheinbaren Symptomen und den zerstörenden Wirkungen beruht großentheils die Ueberlegenheit des Fachmannes über den Laien. Die kleinen Vorzeichen kommen früher als die groben Effecte. Deswegen weiß der, welcher jene deuten kann, früher Bescheid als der Laie und kann diesem helfen, ehe er auch nur die Gefahr ahnt. Wer die feinen Symptome, in welchen sich die weitere Entwickelung selbst voraus verkündet, nicht richtig zu beurtheilen vermag, der ist eben kein Fachmann, der ist dem Laien nicht überlegen und hat kein Recht, dessen Angelegenheiten zu versehen, und wenn er sich's trotzdem anmaßt, dann ist er eben ein Stümper, dem das Handwerk gelegt werden muss.

Was von allen praktischen Künsten, gilt auch von der höchsten, von der Regierungskunst, und von ihr noch mehr, als von jeder anderen. Ein eingestürztes Haus, ein zersprungener Dampfkessel sind nur kleine Unglücksfälle im Vergleiche zu einem zerrütteten Staat. Dass staatliche, dass politische Katastrophen rechtzeitig vermieden werden, ist das stärkste praktische Interesse der Menschen, und deswegen sind Männer, welche diese Kunst verstehen, die geborenen Herrscher der Welt, und die Kunst zu regieren, das ist auch politische Gefahren für das Gemeinwesen vorauszusehen und zu verhindern, steht unter allen politischen Künsten in der allgemeinen Wertschätzung obenan. Ihre Zeichen sind freilich auch am schwierigsten zu deuten, weil der Mensch als politisches Wesen ein unverhältnismäßig complicierteres Gebilde ist, als irgend eine Maschine. Wer die Menschen lenken will, darf nicht warten, bis sie ihm mit dem Zaunpfahl winken, schon die Bewegung eines kleinen Fingers sozusagen muss ihm genügen, um die gährenden Leidenschaften in ihnen zu erkennen, ehe sie mit vernichtender Gewalt hervorbrechen.

Diese Fähigkeit nun freilich haben die österreichischen Staatskünstler, die in den letzten Jahren an diesem zusammengeirrten Staatswesen so greulich herumgepfuscht haben, allesammt nicht besessen. Statt mit der Erkenntnis der Dinge, die da kommen, den anderen Staatsbürgern im Geiste vorauszueilen, sind sie damit vielmehr den Regierten selbst nur in langen Abständen nachgehinkt. Wo immer hier — im Bilde gesprochen — ein Haus baufällig wurde, sind die amtlich berufenen Staats-Baumeister noch regelmäßig die letzten gewesen, die es erkannt haben, erst nachdem die Inwohner selbst schon aus dem rissigen Bau gestürzt und sich darüber die Kehlen heiser geschrien haben. Die schmerzensreiche Geschichte der Badeni-Gautsch'schen Sprachenverordnungen, welche die letzten drei Jahre österreichischen Staatslebens ausgefüllt hat, legt auf jeder Seite Zeugnis für diese Unfähigkeit der österreichischen Staatskünstler ab. Völker und Volksstimmungen sind nicht so unberechenbar wie die Lotterien. Die Entwickelung der Völker folgt bestimmten Gesetzen, und ihre Stimmungen sind der Niederschlag ihrer Schicksale. Als Graf Taaffe im Jahre 1879 die ersten czechenfreundlichen, die Stremayr'schen, Sprachenverordnungen einführte, war das Ding noch neu, und dass er die Wirkungen davon nicht im voraus erfasste, bedeutete nur einen Mangel an staatsmännischer Intuition.

Wohl ist es richtig, dass die Stremayr'schen Sprachenverordnungen in dem damals von der alten deutschliberalen Partei geführten deutschen Volk in Oesterreich keine Revolution und im Parlament bei der compacten hundertdreißigstimmigen deutschliberalen Minorität keine Obstruction erzeugten. Aber die Thatsache, dass während der achtzehnjährigen Geltungsdauer jener Verordnungen die deutschliberale Partei, trotz ihrer eisernen Organisation, nach und nach von hundertdreißig auf etliche dreißig Stimmen herabkam, und dass ihre Erben in den Hauptländern des nationalen Kampfes, in Böhmen, Mähren, Schlesien und Steiermark, durchwegs Deutschnationale, zum Theile radicalster Färbung, waren, bewies unverkennbar, dass die Bevölkerung, sowie sie inzwischen nachgewachsen war, mit der Dulderpolitik ihrer alten Führer durchaus nicht einverstanden war. Das konnte schon förmlich jeder mit Händen greifen, der die Wahlcampagne vom Jahre 1897 in jenen Ländern auch nur mit einer normalen Dosis von politischer Einsicht beobachtet hatte. Nur einem fiel von dieser fundamentalen, wenn auch nur ganz allmählich vollzogenen, Aenderung in der Stimmung der Deutschen nichts auf, und das war eben der Graf Badeni, der eine verschärfte Auflage von czechenfreundlichen Sprachenverordnungen gerade in dem Augenblicke herausgab, als die deutschliberale Staatspartei der alten Richtung ihre nachgiebige nationale Politik mit ihrer Auflösung gebüßt hatte. Es waren schon ziemlich grobe Zeichen der Zeit, die Graf Badeni damals nicht verstanden hatte. Sie kamen noch gröber: Obstruction der Deutschen im Parlament, Aufruhr im Land. Aber die österreichische Staatsweisheit wollte noch immer nichts merken. Erst als mit der Drohung der Vereitelung der Delegationswahlen der Wink mit dem Zaunpfahl den betheiligten Staatsmännern bis in die nächste Nasennähe gerückt war, kehrte die Einsicht ein. Zu spät freilich, um noch alles wieder gut zu machen, was in diesem dreijährigen Kampf zerstört war. Die krampfhaften Pölzungsversuche, von denen die Geschichte der letzten vier Monate voll ist, haben bisher noch keinen Erfolg gebracht.

Wenn ein Staat gut regiert sein soll, müssen die Menschen mit dem regsten politischen Spürsinn an seiner Spitze stehen, und dann werden sich ihnen auch die Unteren achtungsvoll fügen. In Oesterreich ist es jetzt so ziemlich umgekehrt, und deswegen haben nachgerade alle Völker dieses Reiches den Respect vor jenen begriffsschweren Staatsmännern verloren, denen die Regierten mühselig mit dem Zaunpfahl politische Erkenntnis einbläuen müssen. K.

---

## Die militärische Lage in Südafrika.

Als ich vor Beginn des Feldzuges in Südafrika den Lesern dieses Blattes darlegte, wie haltlos die von den Engländern zur Beschönigung ihres Vorgehens gegen die Boers in Bezug auf die letzteren erhobenen Beschuldigungen waren, glaubte ich trotz meiner durch mehrjährigen Aufenthalt in den Minendistricten und anderen Gegenden Transvaals erworbenen Kenntnis des Landes und seiner Bewohner nicht, dass den Engländern so vernichtende Niederlagen beschieden sein würden, wie sie solche jetzt thatsächlich davongetragen haben. Ich tröste mich damit, dass mein Fehler in der Abschätzung der beiderseitigen Kraftverhältnisse ein ganz bedeutend geringerer war, als der Fehler der meisten, welche das gleiche Thema behandelten und fast ausnahmslos eine rasche Vernichtung der ungeübten Boerentruppen durch die kampfgewohnte englische Armee voraussagten. Ich sprach nur die Meinung aus, dass auf die Dauer die Schwesterrepubliken durch die Macht Englands erdrückt werden würden, eine Meinung, deren Unrichtigkeit auch jetzt noch nicht bewiesen ist, hoffentlich aber noch bewiesen werden wird.

Wenn nun aber, wie dies jetzt häufig geschieht, aus den bisherigen Resultaten des Feldzugs der Schluss gezogen wird, dass der militärische Drill überhaupt unnöthig sei und ein Milizheer vollständig genüge, um im Moment der Gefahr die heimischen Grenzen zu vertheidigen, so ist es doch wohl nöthig, dieser Behauptung, auf Grund militärischer Erfahrungen und genauere

Kenntnis der einschlägigen localen Verhältnisse entgegenzutreten.*) Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, dass die von Gambetta nach der Katastrophe von Sedan in das Leben gerufene französische Miliz nicht im entferntesten imstande war, den Fortschritt unserer regulären Truppen aufzuhalten. Es gehörte durchaus nicht zu den seltenen Fällen, dass deutsche Patrouillen das Fünffache, ja das Zehnfache der eigenen Mannschaftsstärke an Gefangenen einbrachten, und wenn seitens mancher demokratischer Organe Gambetta heute als Retter seines Vaterlandes glorificiert wird, so genügt es wohl, auf die Thatsachen hinzuweisen, dass einerseits diese Rettung nicht gelungen ist, dass im Gegentheil Frankreich, wenn es unmittelbar nach Sedan Frieden geschlossen hätte, viel besser weggekommen wäre, als es später der Fall war, und dass anderseits durch die Länge des Krieges den Franzosen Opfer an Blut und Gut auferlegt wurden, die sie sich zum großen Theil hätten ersparen können. Zweifellos handelte Gambetta in bester Absicht, aber ebenso zweifellos gereichte seine Dictatur Frankreich nicht zum Segen, sondern zum Verderben.

Ganz falsch aber ist es, wenn man von den Boers auf die Culturstaaten Europas exemplificieren will. Bei diesen steht, wenn man, wie dies nothwendig ist, von den Uitlanders absieht, die zum größten Theil englischer Nationalität waren und bei Ausbruch des Krieges Transvaal, respective den Oranje-Freistaat verließen, die städtische Bevölkerung zur ländlichen im ungefähren Verhältnis von 1 zu 12, eine Erscheinung, für die sich in keinem europäischen Culturstaat auch nur annähernd eine Parallele findet. Noch größer aber ist die Verschiedenheit zwischen den Landwirtschaft treibenden Boers und den Landwirten in Europa. Letztere bebauen friedlich ihre Scholle, und der Fall, dass sie zur Vertheidigung ihrer Habe von den Waffen Gebrauch machen müssten, ist — natürlich abgesehen von Kriegen — ein so abnorm seltener, dass man ihn gar nicht in Rechnung setzen kann. Der nicht in den Städten lebende Boer Transvaals aber befindet sich, wenn auch nicht in stetem Kampf mit seiner Umgebung, so doch in steter Waffenbereitschaft. Er ist selten Ackerbauer, meist Viehzüchter, und zwar letzteres in großem Maßstabe. Man begegnet bisweilen Boers, deren Viehbestand mehr als tausend gehörnte Häupter umfasst. Diese Menge Vieh grast auch einen umfangreichen Weideplatz rasch ab, und der Besitzer derselben ist daher zu stetem Umherziehen genöthigt. Meist hält er sich während der Regenzeit, des sogenannten Winters, mehr im Flachlande, während des Sommers in den höher gelegenen Landschaften auf. Dabei kommen natürlich häufig Conflicte, theils mit wilden Thieren vor, von denen im nördlichen und im östlichen Transvaal besonders der Löwe noch ziemlich häufig zu finden ist, theils mit den früheren Einwohnern des Landes — als Ureinwohner kann man sie nicht bezeichnen, da durch ethnographische Forschungen festgestellt wurde, dass sie von Norden her eingewandert sind. Wie kriegerisch diese Stämme auftreten können, das beweist am besten der große Kaffernkrieg, in dem es den Engländern nur nach schweren Verlusten und nur mit Hilfe der Boers gelang, den ihre Herrschaft in Südafrika bedrohenden Kaffernkönig Cetewayo (Ketschwaji auszusprechen) zu besiegen. Durch den Krieg wurde der kriegerische Sinn, den mit den Kaffern auch die Basutos und andere Negerstämme theilen, zwar momentan gedämpft, aber bald brach die alte Gewohnheit der Raubzüge wieder hervor, und von den Engländern wurde sie nach der Besitznahme Kaffrarias deswegen gegen die Boers gelenkt, damit die Streitigkeiten zwischen jenen und den Boers erstens die von letzteren gegründeten Staatswesen nicht zu gedeihlicher Entwickelung kommen lassen sollten, und zweitens für die Engländer immer ein bequemer Vorwand zur Einmischung vorhanden sei, von dem man im geeigneten Moment Gebrauch machen könne. Es geschah dies auch wiederholt, und nur durch die kluge und zähe Diplomatie der Regierung Transvaals wurde der offene Ausbruch von Feindseligkeiten vermieden, obwohl die Boers auch insofern sehr gerechtfertigten Grund zu Beschwerden hatten, als die bei den getödteten Kaffern vorgefundenen Gewehre ausschließlich englischen Ursprungs waren und die Gefangenen gar kein Hehl daraus machten, dass die englischen Behörden ihnen sowohl diese, als die nöthige Munition geliefert hatten.

Diese Beunruhigungen der Boers durch die Kaffern und andere Negerstämme erstreckten sich nicht allein auf die Grenzgebiete, sondern die geradezu staunenswerte Ausdauer und Genügsamkeit der Kaffern in Bezug auf die Nahrung befähigte dieselben, in wenigen Nachtmärschen durch die nur sehr dünn bevölkerten Grenzgebiete hindurchzudringen und plötzlich auch im Innern des Landes zu erscheinen. Also auch in diesem musste man fortwährend auf der Hut vor ihnen sein, und durfte keine Vorsichtsmaßregel versäumen.

Dass ein derzeitab an Krieg und Ueberfälle gewöhntes Volk ein ganz anderes Material für ein Milizheer abgibt, als dies bei irgend einer der europäischen Nationen der Fall sein würde, bei denen das Menschenmaterial für ein Heer sich im wesentlichen aus friedlichen Ackerbauern, Gewerbetreibenden, Industriearbeitern &c. zusammensetzt, liegt so klar auf der Hand, dass es eines weiteren Beweises nach dieser Richtung nicht bedarf. Die Ueberlegenheit der Boers über die Engländer aber ist nicht hieraus allein zurückzuführen, sondern ihr liegen auch noch andere Umstände zugrunde.

Da ist zunächst die bei den Engländern zum Nationalfehler gewordene Selbstüberschätzung zu nennen, deren erste und natürlichste Folge eine Unterschätzung des Gegners ist. Die Rodomontaden der englischen Zeitungen zu Beginn des Feldzuges erinnerten unwillkürlich an die bekannte „promenade à Berlin" von 1870. Militärisches und diplomatisches Ungeschick gieng Hand in Hand. Mr. Chamberlain spannte den Bogen so straff, dass die Sehne springen musste, ehe noch die nothwendige Truppenstärke auf Seiten der Engländer in Südafrika vorhanden war. Den Boers wurde vielfach zum Vorwurf gemacht, dass sie, als von englischer Seite der Krieg noch nicht formell erklärt war, durch Stellung ihres Ultimatums und die Grenzüberschreitung nach Ablauf desselben die Aufrechterhaltung des Friedens thatsächlich unmöglich gemacht hätten. Die „Neue Freie Presse" schrieb damals, die Boers hätten sich dadurch alle ihnen bisher gewidmeten Sympathien verscherzt, und ein großer Theil der reichsdeutschen Presse ließ sich in ähnlicher Tonart vernehmen. Jene Behauptung entsprach den thatsächlichen Verhältnissen nicht. Die Sympathien des bei weitem überwiegenden Theiles der civilisierten Welt blieben auf Seiten der Boers, weil der Instinct der Massen richtig herausfühlte, dass die Handlung der Boers nur als ein Act der Nothwehr aufzufassen war. England sandte Schiff auf Schiff mit Truppen und Vorräthen nach Südafrika: von den Boers zu verlangen, dass sie, statt die Gunst des Augenblicks zu benützen, ruhig abwarten sollten, bis England kampfbereit genug sei, um auch das letzte Zipfelchen des Schleiers fallen zu lassen, der seine wahren Absichten verdeckte, das hieß denn doch die Naivetät bis zu einem Punkte treiben, den man selbst in der politischen Kinderstube schon überschritten haben sollte.

Dass die Boers sich über solche Scrupel, welche bei ihrer der Offensive abgeneigten Natur und ihrer republikanischen Verfassung schwer zu überwinden waren, doch noch hinwegsetzten, ehe es zu spät war, sicherte ihnen einen Factor, der größere Bedeutung hat, als die Kriegsunkundigen anzunehmen geneigt sind: den ersten Erfolg. Man hat seinerzeit den General Steinmetz vielfach wegen seines rücksichtslosen und nicht im Plan der obersten Heeresleitung liegenden Draufgehens bei Saarbrücken getadelt, aber man darf auch nicht unberücksichtigt lassen, dass, ganz abgesehen von strategischen Gesichtspunkten, ohne den mit Staunen gemischten Schrecken darüber, dass die Mär von der Unbesiegbarkeit der französischen Armee in so drastischer Weise über den Haufen geworfen wurde, ohne diesen Schrecken, der selbst taktisch geschlossene Truppenverbände im Innern erschütterte, schwerlich Sedan und Metz möglich geworden wären. In ähnlicher Weise wurde das Selbstvertrauen der englischen Soldaten durch die ersten Siege der Boers zum mindesten schwer erschüttert, wie die Nachrichten beweisen, dass ganze Schwadronen das eine Mal nur mit Mühe vor gänzlicher Gefangennahme bewahrt wurden, das andere Mal thatsächlich in dieselbe geriethen. Solche Nachrichten aber beweisen ebensowohl eine vorhandene Demoralisation, als ihr Bekanntwerden auch solche hervorruft und die schon vorhandene vermehrt. Daher auch die auf das Lebhafteste an die berüchtigte Napoleon-Gambetta'sche Lügenfabrik erinnernde Thätigkeit der englischen Censur, die jeden kleinen Vortheil, den die Engländer erringen, zu einem entscheidenden Siege aufbläst, jede Niederlage derselben als ein unbedeutendes Scharmützel darzustellen bemüht ist.

Wer in ruhiger kritischer Erwägung, ohne jede Voreingenommenheit, lediglich vom Standpunkt einer militärwissenschaftlichen Kritik das Auge auf die bisherigen Ergebnisse des südafrikanischen Feldzuges richtet, dem fällt zunächst zweierlei auf. Erstens: die bedeutenderen Erfolge der Boers wurden sämmtlich im Wege der Defensive errungen; und zweitens: in der Kunst der Belagerung scheinen sie über die erste Stufe nicht hinauskommen zu wollen.

Der strategisch gut ersonnene, allerdings taktisch nicht gleich gut durchgeführte Vormarsch der Boers in Natal geschah hauptsächlich zu dem Zweck, den Kriegsschauplatz auf feindliches Gebiet zu verlegen, ein Ziel, dessen Zweckmäßigkeit von keiner Seite bestritten werden wird. Im vorliegenden Falle war diese Operation umso nothwendiger, als es bei einem Vordringen der Engländer auf das Gebiet des Oranje Freistaates zweifelhaft geworden wäre, ob die Boers der bedrohten Gebiete bei den Hauptarmeen ausgehalten hätten. Aber womit endete die kräftige Offensivbewegung in Natal? Mit einer Defensivoperation, der Einnahme gut befestigter Stellungen am Tugela. Aehnlich ergieng es im Westen: auch hier nach dem Siege über Lord Methuen Vertheidigungsstellung am Modderriver. Es scheint, als verständen die Boers wohl zu siegen, nicht aber, den Sieg durch energische Verfolgung des geschlagenen Feindes auszunützen, wofür sie doch durch ihre leichte Beweglichkeit besonders geeignet erscheinen.

Vielleicht hängt dies mit der zweiten Erscheinung, den auffallend geringen Fortschritten, welche die Belagerung von Ladysmith, Mafeking und Kimberley macht, zusammen. Alle drei Orte sind ursprünglich offene Plätze, erst in der Eile der Kriegsvorbereitungen befestigt und armiert. Ich kenne Ladysmith genau; die von den

*) Die hier bekämpfte Ansicht vertrat u. a. Karl Bleibtreu in dem Aufsatz „Die englische Armee", Nr. 271 der „Zeit".

Boers eingenommenen Positionen beherrschen die Stadt vollständig. An Belagerungsartillerie fehlt es ihnen auch nicht, und sogar von englischer Seite wird anerkannt, dass die Geschütze der Boers vorzüglich bedient werden. Trotz alledem hält sich die Garnison, von allen Verbindungen abgeschnitten, nun schon so lange mit einer im höchsten Grade anerkennenswerten Ausdauer, und statt des concentrischen Angriffs, der die Einnahme des Platzes — bei entsprechender artilleristischer Vorbereitung auch ohne allzuschwere Opfer — unbedingt zur Folge gehabt hätte, hört man immer nur von partiellen Vorstößen und einer ein oder höchstens zwei Tage andauernden, dann wieder auf längere Zeit unterbrochenen Beschießung. Besonders bei Ladysmith aber ist die Gefahr, dass ein von Süden her erfolgender Angriff der in Natal befindlichen britischen Hauptarmee durch einen Ausfall der Garnison von Ladysmith von Norden her unterstützt werde und die Boers dabei zwischen zwei Feuer kommen, so groß, dass man unmöglich annehmen kann, sie sei der Aufmerksamkeit der Heeresleitung der Boers entgangen, und wenn auch in minderem Grade, so liegen doch die Verhältnisse bei Mafeking und besonders bei Kimberley ähnlich.

Wenn aber die Boers dieser augenscheinlichen Gefahr lieber trotzen, als durch energisches Vorgehen gegen die von ihnen umschlossenen Orte dieselben zur Uebergabe zu nöthigen, welche Gründe haben sie hiefür?

Ich finde nur eine Erklärung: In der richtigen Erkenntnis, dass sie ihre Siege zum großen Theile dem rücksichtslosen, fast bullenbeißerartig zu nennenden Drauflosgehen der Engländer verdanken, wollen sie jene Orte und besonders Ladysmith in der Gewalt ihrer Gegner lassen, damit diese, dem militärischen Pflichtgefühl folgend, ihren bedrängten Kameraden zu Hilfe eilen und wieder jene Wege einschlagen, welche, durch die Positionen der Boers beherrscht, sie in ein fast sicheres Verderben führen, wenn sie nicht mit kolossaler Uebermacht auftretend diese Positionen — auf alle Fälle unter sehr schweren Verlusten! — zu nehmen imstande sind.

Werden die Engländer nun in absehbarer Zeit zu dieser Uebermacht gelangen? Die Aussichten hiezu sind schwach. Die Engländer haben in Südafrika zwei Feinde, die Boers und das Klima. Das Klima ist in Transvaal, Natal und dem Capland, auch im Basutound im Griqualand im allgemeinen gesund, allein es ist ein großer Unterschied, ob man als Reisender diesem Klima ausgesetzt ist, ob man ganz nach Belieben seinen Aufenthalt wählen kann, am Tage von reichlichen Vorräthen leben und bei Nacht im zwar unbehilflichen, aber doch geräumigen und bequemen Ochsenwagen schlafen, oder ob man als Soldat auf eine besonders bei Vormärschen immer mangelhafter werdende Zufuhr von Nahrungsmitteln angewiesen und gezwungen ist, nachts im Freien zu campieren, durch Zelte gegen den in Massen, von denen man in Europa kaum einen Begriff hat, niederströmenden Regen nur nothdürftig geschützt. Die englische Intendantur scheint aber nach allem, was man über die Verpflegung der englischen Truppen vernimmt, durchaus nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe zu stehen: Wenn schon auf den Transportschiffen die Verpflegung eine so schlechte ist, obwohl die Verproviantierung derselben in den heimischen Häfen erfolgt, wie mag es dann erst um die Verpflegung im Felde bestellt sein, die nur zum Theil mittels der Bahnen von Capstadt und von Durban aus, dann aber auf dem Rücken der Pferde und der Maulthiere zu geschehen hat!

Es ist ferner zu berücksichtigen, dass Truppen nach einer Seereise, selbst wenn diese nur einige Wochen in Anspruch genommen hat, durchaus nicht wieder sogleich in tadellosem Zustande sind. Es braucht Zeit, ehe Ordnung wieder eintritt, mehr oder weniger Zeit, je nachdem die Truppe vorher auf einer höheren oder geringeren Stufe der militärischen Ausbildung stand, wobei auch noch zu berücksichtigen ist, dass insbesondere auch die Pferde nach den Strapazen der Seereise mehrere Wochen brauchen, ehe sie wieder gebrauchsfähig werden. Was aber jetzt in England an neuen Formationen zusammengestellt wird, die siebente, achte und neunte Division, ist den früher versandten Truppentheilen durchaus nicht ebenbürtig. Wer nun gar die „Freiwilligen“ im Lager von Aldershot exercieren und manövrieren gesehen, der hatte, selbst wenn er durch seine Stellung zu einigen höflichen Worten der Anerkennung genöthigt war, im Innern doch nur ein Lächeln für diese Soldatenspielerei — man kann es nicht anders bezeichnen. Die von Goldstickerein erglänzende Uniform thut es nicht: abgesehen von der modernen Bewaffnung, haben diese Freiwilligen nur ungefähr den Wert der Bürgergarden aus der „guten, alten Zeit“. Auch die jetzt acceptierte Maßregel, sie in kleineren Abtheilungen dem Verbande der regulären Truppentheile einzugliedern, kann kaum als eine glückliche angesehen werden: erfahrungsgemäß schadet derlei mehr als es nützt: das homogene Gefüge der Truppe wird zerstört, und die Befehlshaber wissen nicht, was sie mit diesen nicht an Disciplin gewöhnten und verweichlichten Muttersöhnchen anfangen sollen.

Es ist zweifelhaft, ob es der englischen Regierung überhaupt gelingt, eine so bedeutende numerische Ueberlegenheit über die Boers zu erzielen, dass sich den in Südafrika kämpfenden englischen Truppen Aussicht auf Erfolg bietet, umso zweifelhafter, als der Aufstand der Boers in den englischen Colonien selbst immer mehr um sich greift und zu seiner Bewältigung, falls diese gelingen soll, einen sehr beträchtlichen Theil der englischen Streitkräfte erfordert. Kann England nicht mit einem Schlage so bedeutende Truppenmassen nach Südafrika werfen, dass es die Streitmacht der Boers erdrückt, was wieder die Preisgabe anderer wichtiger Positionen — Indien, Canada — erfordern würde, so ist nicht ausgeschlossen, dass die Vermehrung durch Zufuhr frischer Truppen durch den Verbrauch an alten Soldaten vor dem Feind und in den Spitälern wirkungslos gemacht wird. Aber selbst den günstigsten Fall angenommen, dass die britische Heeresmacht in Südafrika zu jener Höhe anschwellen könnte, welche die Situation dort erfordert, so ist doch der Minderwert des Neumaterials wieder als abschwächender Factor in Rechnung zu stellen.

Es ist jetzt noch nicht vorauszusehen, welchen Ausgang der Krieg in Südafrika nehmen wird, der so rasch über seine ursprüngliche Tragweite hinausgewachsen ist. Das aber steht fest, dass England nur erntet, was es durch die geradezu als frivol zu bezeichnende Heraufbeschwörung dieses Krieges gesäet hat, und dass die Schwäche der britischen Heeresorganisation sich in einer Art und Weise gezeigt hat, wie selbst Kenner der englischen Verhältnisse sie kaum für möglich gehalten hätten.

Hauptmann Dr. L. Lange.

---

# Personaleinkommensteuer und Gemeindewahlrecht in Oesterreich.

In der Nummer 199 vom 23. Juli 1898 der „Zeit“ habe ich versucht, die Einwirkung der Reform der Steuergesetzgebung auf das Wahlrecht in Kürze darzustellen.

Daselbst trat ich für die Anschauung ein, dass die Zahlung der Personaleinkommensteuer eventuell bei Leistung des Steuerminimums das active Gemeindewahlrecht gibt. Welche Consequenzen diese Anschauung für die verschiedensten politischen Wahlacte im ganzen Reich hat, habe ich schon in dem citierten Artikel gezeigt. Jetzt ist die Frage anlässlich der bevorstehenden Wiener Gemeinderathswahlen ganz besonders actuell geworden. Ich möchte deswegen die Richtigkeit meiner allgemeinen Anschauung noch einmal mit specieller Bezugnahme auf die Wiener Gemeindeverhältnisse hier begründen.

Der § 1 der Gemeindewahlordnung für die Stadt Wien bestimmt, dass diejenigen Steuerzahler wahlberechtigt sind, „welche von ihrem Realbesitze, Erwerbe oder Einkommen eine directe Steuer von wenigstens fl. 5 ö. W. entrichten“. Demzufolge haben jene Steuerzahler, welche eine Personaleinkommensteuer von wenigstens fl. 5 zahlen, das active Wahlrecht, wenn diese Steuer eine directe Steuer vom Einkommen ist. Dass aber die neue Personaleinkommensteuer eine solche ist, ergibt sich nicht nur aus der Structur der Steuer, sondern auch aus dem Wortlaute des Gesetzes. Schon in der Aufschrift gibt sich das neue Steuergesetz vom 25. October 1896, Nr. 121, R.-G.-Bl., als ein Gesetz „betreffend die directen Personalsteuern“. Im Artikel I des Einführungsgesetzes wird nun unter anderem die Personaleinkommensteuer wie auch die Besoldungssteuer von höheren Dienstbezügen eingeführt, und im Artikel IV des folgenden Einführungsgesetzes wird die Verwendung des Erträgnisses dieser „neugeregelten directen Personalsteuern“ (Art. VI) fixiert. Es ist also die neue Personaleinkommensteuer — wie auch die Besoldungssteuer — eine directe Personalsteuer und wird gemäß §§ 153 ff. P. St. G. vom Einkommen entrichtet, sie beträgt laut § 172 jährlich „bei einem Einkommen“ in gewisser Höhe eine feste Summe. Also auch bei engherzigster Interpretation des Gesetzes muss man zum Resultat kommen, dass die Personaleinkommensteuer eine directe Steuer vom Einkommen ist und das Wahlrecht bei Leistung des Minimums von fl. 5 in Wien gibt. Demzufolge ist in Wien jeder wahlberechtigt, der ein Einkommen, das fl. 700 übersteigt, versteuert, da diesfalls schon fl. 5·10 Einkommensteuer gezahlt wird.

Gleiches gilt von der Besoldungssteuer, welche ja laut § 233 P. St. G. „neben der Personaleinkommensteuer ohne Rücksicht auf das sonstige Einkommen“ von höheren Dienstbezügen geleistet wird. Sie ist, wie nachgewiesen, eine directe Personalsteuer, welche gleichfalls vom Einkommen, und zwar aus höheren Dienstbezügen bezahlt wird. Sie muss also dem Zahler das Wahlrecht in dem entsprechenden Wahlkörper geben.

Diese Anschauung findet auch durch die Praxis eine Bestätigung, indem — soweit mir bekannt — viele böhmische Gemeinden alle Zahler von Personaleinkommensteuer in die Wählerlisten aufnehmen, da diese Gemeindewahlordnung für die Wahlberechtigten nicht Leistung eines Steuerminimums verlangt, sondern nur bestimmt: „Wahlberechtigt sind diejenigen Gemeindemitglieder, welche österreichische Staatsbürger sind und von ihrem Realbesitz, Erwerb oder Einkommen in der Gemeinde eine directe Steuer entrichten“.

Demzufolge sind die Zahler von Personaleinkommensteuer und Besoldungssteuer auch in Wien wahlberechtigt und ist die entgegengesetzte Meinung des Wiener Magistrates gänzlich unbegründet.

Pilsen. Dr. Paul Lederer.

---

# Aus den Anfängen des Verfassungslebens in Deutschland.*)

In der Geschichte des öffentlichen Lebens in Deutschland hat der badische Landtag eine ganz hervorragende Bedeutung gehabt, die weit hinausgriff über die Grenzen des Großherzogthums. Zu einer Zeit, wo der Bundestag ängstlich bemüht war, jedes freie Wort als staatsgefährlich zu unterdrücken, klangen den deutschen Machthabern jener Tage zu ihrem unverhüllten Zorn und Aerger von Karlsruhe her kühne Reden entgegen, denen das in seinen Freiheitshoffnungen nach den Befreiungskriegen so arg enttäuschte deutsche Volk mit furchterfüllter Freude lauschte. Die Tribüne der badischen Kammer war vornehmlich der Ort, an dem die liberalen Forderungen der zerrissenen und zum Schweigen verurtheilten Nation allen Maßregeln hoher Polizei zum Trotze sich ans Tageslicht wagen durften. So ward denn Baden bald der bestgehasste Staat für alle Anhänger des Metternich'schen Systems.

Nicht leicht und mühelos haben die badischen Kammern sich ihre Stellung errungen. Als der jugendliche Großherzog Karl durch die Haltung seines Schwagers, des Kaisers Alexander I. bei der Eröffnung des polnischen Landtages ermuthigt, seinem Lande am 22. August 1818 eine auf den Principien der französischen Charte von 1814 aufgebaute Verfassung verlieh, da trug er bereits den Todeskeim in sich. Sein Nachfolger Ludwig, in den Traditionen der friedericianischen Armee und des preußischen Absolutismus groß geworden, stand zwar dem Lande und dessen Wünschen kühl gegenüber, war aber staatsklug genug, um an der von seinem Vorgänger gegebenen Verfassung nicht zu rütteln, was ihm ja in Wien hoch angerechnet worden wäre. So traten denn am 22. April 1819, vom Landesherrn sympathisch begrüßt, die badischen Stände zum erstenmal zusammen. Männer mit hochberühmten Namen, wie Wessenberg, Türckheim, J. P. Hebel, Thibaut und Rotteck, zierten die erste Kammer, während in der zweiten namentlich Freiherr von Liebenstein, den die Zeitgenossen mit Mirabeau zu vergleichen wagten, durch hinreißende Beredsamkeit, aber auch durch ideale nationale Gesinnung energisch hervortrat.

In dieser Versammlung drängten sich nun in überstürzter Weise alle Wünsche zur gänzlichen Umgestaltung des Staatswesens in ein völlig modernes, die Principien der staatsbürgerlichen Gesellschaft anerkennendes und dem Rechte des Individuums feste Bürgschaften gewährendes hervor. Alles was damals als Concession von der Regierung gefordert und mit feuriger Beredsamkeit vertheidigt wurde — und noch viel mehr — ist heute längst geltendes Recht geworden. Damals aber erschien den Regierungen die Erfüllung solcher Ansprüche kaum mit dem Bestande eines geordneten Gemeinwesens vereinbar. Am tiefsten jedoch fühlten sich die herrschenden Kreise durch die Verhandlungen über das neue, in nicht verfassungsmäßiger Weise zustande gekommene Adelsedict getroffen. Namentlich die Rede Liebensteins gegen die neuerliche Privilegierung des Adels erregte in diesen Kreisen tiefe Erbitterung, und der österreichische Präsidialgesandte zu Frankfurt rief dem badischen Bevollmächtigten nach der Lectüre von Liebensteins Ausführungen die charakteristischen Worte zu: „Ohne Zweifel liegt der Redner bereits in Ketten!" Die Finanzlage des Staates endlich mahnte zur Sparsamkeit, die Kammern beschnitten in weitgehender Weise die geforderten Summen und machten sogar an den Ausgaben für das großherzogliche Haus nicht unerhebliche Abstriche. Die Regierung, über die Haltung der Kammern äußerst ungehalten, vertagte sie bereits am 28. Juli, und so endete denn diese erste Session resultatlos. Unmittelbar darauf folgten die Karlsbader Beschlüsse, zu denen die Haltung der badischen Stände das ihrige beigetragen hatte. Mit tiefem Bangen sahen nunmehr die Kämpfer für Volksfreiheit einer trüben Zukunft entgegen.

Die Männer, Verhältnisse und Kämpfe dieser Epoche sind in dem vorliegenden Buche eingehend geschildert. Die Landtagsacten und sonstige Documente sind sorgfältig benützt worden, um dem Leser ein quellenmäßiges Bild jener Epoche zu bieten. Obwohl dem Geschichtsschreiber der allgemeine Verlauf der ersten badischen Landtagsessionen bereits wohl bekannt ist, so gibt der Verfasser doch für das Detail viel vollkommenes, nicht nur politisch, sondern auch culturhistorisch interessantes Material. Es ist allerdings nicht der ruhig erwägende, über den Dingen stehende, objective Historiker, der hier das Wort führt, sondern ein Mann von ausgesprochener Parteigesinnung, der die entschwundenen Kämpfe seines engeren Vaterlandes nochmals im Innern erlebt. Wie die Vorrede beweist, ist ihm die Gegenwart nicht fortschrittlich genug gesinnt. Er hat wahrscheinlich nie längere Zeit außerhalb Badens zugebracht. Sonst würde er vielleicht finden, dass für einen Mann seiner Tendenzen es auch heute noch immer besser ist, Baden anzugehören, als irgend einem anderen Staate deutscher Zunge.

Heidelberg. Prof. Dr. Georg Jellinek.

*) Leonhard Müller, Badische Landtagsgeschichte. Erster Theil: Der Anfang des Landtagslebens [illegible] im Jahre 1819. Berlin, Rosenbaum und Hart [illegible]

---

# Ein staatssocialistisches Experiment.

Das Anwachsen der Socialdemokratie als politischer Partei mit ihren Zukunftsplänen einer Centralisation der Production, ferner der Umstand, dass der moderne Staat sich der allmählichen Verstaatlichung und Monopolisierung verschiedener Branchen der Communication nicht bloß, sondern auch der Industrie immer mehr zuneigt und sich gezwungen sieht, die Regelung des Fabrikwesens, sowie des Cartellwesens immer umfassender und eingehender in Angriff zu nehmen, lässt uns die Betrachtung eines älteren Versuches, ein mächtiges Staatswesen socialistisch zu organisieren, nicht unzeitgemäß erscheinen. Diese Betrachtung erscheint umso interessanter, als dort ein willensstarker Herrscher alle Mittel der autokratischen Allgewalt und zugleich alle Kunstgriffe der Demagogie in Bewegung setzte, um seine staatssocialistischen Pläne zu verwirklichen, die nach seiner Ansicht nicht bloß dem Staate unerschöpfliche Hilfsquellen eröffnen, sondern zugleich die Massen des Volkes vor der Ausbeutung und dem Wucher der großen Privatunternehmer bewahren und so eine Quelle des Wohlstandes für Alle werden sollten. Dieser Herrscher vereinigte so in seiner Person die politischen Gegensätze unserer Zeit: die Rolle des absolutistisch gesinnten Herrschers und des im Namen der Wohlfahrt des Volkes gegen die Capitalsmacht kämpfenden socialistischen Volksvertreters. War doch die Rolle der Cäsaren als Volkstribunen eine alte Tradition.

Es ist merkwürdiger Weise kein Geringerer als der oströmische Kaiser Justinian, der Schöpfer des Corpus juris, dieser classischen Codification des Principes des starrsten Privatrechtes, der, um für seine kühnen Pläne einer Wiederherstellung des Römerreiches in seinem alten Umfange die entsprechenden Geldmittel zu gewinnen, mit der ganzen Energie und dem ganzen Raffinement, die seine Politik auszeichnen, an die Verwirklichung staatssocialistischer Projecte schritt.

Die unmittelbare Veranlassung zu diesen Reformen, die zu einer tiefgehenden und dauernden Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse des oströmischen Reiches führen sollten, boten die Naturallieferungen zur Verpflegung des Heeres. Wie Gfrörer im zweiten Bande seiner byzantinischen Geschichte, anknüpfend an die geheime Geschichte des Prokopius, ausführt, herrschte der Brauch, dass die Landeigenthümer außer der Grundsteuer schwere Naturallieferungen an das Heer zu machen hatten. Diese Eigenthümer mussten Getreide, Viehfutter, Wein und Schlachtvieh in das Lager der Soldaten und später sogar in die großen Magazine in Constantinopel auf eigene Kosten abführen. Die massenhafte staatliche Manipulation dieser Waren führte zur Monopolisierung der wichtigsten Lebensmittel, des Mehles, des Brotes, des Weines, des Fleisches. Unter welchen Vorwänden und mit welchen Mitteln diese Monopole durchgesetzt wurden, darauf wirft ein grelles Licht die Geschichte des Seidenmonopoles.

Protopius erzählt folgendes (Opp. III., S. 140 f.): „Bis zu den Zeiten Justinians wurde die aus Persien eingeführte Rohseide hauptsächlich in den phönicischen Städten Berytus und Tyrus zu Zeugen verwoben und von da, also veredelt, nach den übrigen Provinzen verkauft. Als nun einmal die phönicischen Großhändler und die mit ihnen verbundenen Kaufleute in Byzanz den Preis steigerten, unter dem Vorgeben, dass die Rohseide in Persien theurer geworden und dass zugleich die Erhöhung der römischen Steuern einen Aufschlag nöthig mache, gerieth Justinian in Wuth und erließ ein Gesetz des Inhaltes: Kein Händler solle sich unterstehen, Seidengewebe theurer als zu acht Goldstücken das Pfund zu verkaufen: Uebertreter aber wurden unnachsichtlich mit Einziehung ihres Vermögens bestraft werden. Unmöglich konnten sich die Händler dieser Vorschrift unterwerfen, weil sie zugrunde gerichtet worden wären, da schon die Rohseide sie viel höher zu stehen kam; sie zogen es daher vor, ihr Gewerbe lieber ganz aufzugeben, und setzten die noch lagernden Vorräthe unter der Hand um billigen Preis an Vertraute ab. Als die Kaiserin Theodora hievon Kenntnis erhielt, brachte sie zu Wege, dass alle noch vorhandenen Vorräthe den Großhändlern weggenommen und dass letztere überdies mit einer Buße von 100 Pfund Goldes belegt worden waren. Seitdem vereinigte Justinian den ganzen Seidenhandel in den Händen des kaiserlichen Schatzmeisters Barsymas, eines Syrers. Alle Seidenweber und Färber müssen einzig für ihn arbeiten, und von ihm allein kann man seidene Stoffe beziehen . . . Unermesslichen Gewinn zieht der Kaiser aus diesem Alleinhandel . . . Allein die Kaufleute, die sonst vom Seidenverkehr lebten, verdienen nichts mehr: die ehemaligen Seidenweber zu Tyrus und Berytus, Weber, wie Färber sind an den Bettelstab gebracht: andere wanderten nach Persien aus." So wie Justinian über den Preisaufschlag der Seidenweber in Wuth gerieth und die vielbegehrte Ware Allen, auch den Aermeren, zugänglich

zu machen vorgab, indem er einen bis dahin unerhört billigen Preis decretierte, so wird er auch früher in sittlicher Entrüstung gegen die Verkäufer und Unternehmer, gegen die Kornwucherer im Interesse der nothleidenden unteren Volksschichten eine unmögliche Herabsetzung der Preise der nothwendigsten Lebensmittel gefordert haben, um dann unter dem Jubel der Menge die Verstaatlichung des Vertriebes aller dieser Waren zu decretieren. Welche Lobeshymnen mag man dann dem „gottgeliebten Basileus“ gesungen haben, der dem Treiben des vielbeneideten, „aus dem Marke des Volkes sich bereichernden“ Handelscapitals ein Ende bereitete und sich anschickte, durch Centralisation des Productenverkehres die „Brotfrage“ in einer für die große Menge möglichst vortheilhaften Weise zu lösen.

Wir haben am Beispiele des Seidenmonopols gesehen, wie die Production von Industrieproducten verstaatlicht wurde und die Arbeiter in den staatlichen Fabriken Verwendung fanden. Prokopius sagt ausdrücklich, dass zu der Zeit, als die Seidenindustrie monopolisiert wurde, die Krone sich früher des Alleinhandels mit allen anderen Artikeln bemächtigt hatte, und nur noch der kaufmännische Vertrieb von Stoffen der Kleidung frei gewesen sei (Opp. III., S. 140). Interessant sind die „Uebergangsmaßregeln“, mit welchen Justinian seine socialistische Revolution durchführte. Er riss vor allem den ganzen Kleinhandel dadurch an sich, dass er das Recht, Butiken zu halten, nur gegen eine hohe jährliche Steuer an Kaufleute verkaufte. Diese Abgabe hatte anfangs den Charakter einer Patentsteuer, deren Aufgabe es war, den Uebergang zum Monopol zu vermitteln. So giengen alle diese Handelsgeschäfte in den Besitz der Krone über.

In welchem Maße der Grundbesitz, der der Form nach bestand, illusorisch gemacht, und die Besitzer in eine Art von Verwaltungsbeamten des Staates verwandelt wurden, wird aus dem Umstand klar, dass der Verkauf von Getreide, Mehl und Brot monopolisiert wurde, dass die Grundeigenthümer verpflichtet waren, ihr Getreide nach den staatlichen Magazinen zu schaffen, und dass dort der Preis von staatswegen vom Finanzminister, und zwar sehr niedrig bestimmt wurde, so dass es in der Gewalt des Staates lag, die Einkünfte der Grundbesitzer beliebig zu bestimmen. Die Consumtion wurde in der Weise central reguliert, dass die Gemeinden verpflichtet waren, bestimmte Mengen von Getreide, deren Preis gleichfalls von Fall zu Fall von der staatlichen Centralbehörde bestimmt wurde, zu übernehmen und so die Verproviantierung der Bevölkerung von amtswegen zu vermitteln.

Und nun die Resultate dieses vom allgemeinen Jubel des Volkes, vornehmlich von der großen Menge der Großstädte begrüßten socialen Reformwerkes.

Eben die Arbeiter der Industriezweige, die zum Theil unmittelbar in staatlichen Fabriken arbeiteten, zum Theil für die staatlichen Magazine Stückarbeit lieferten, wurden in ihrer Freiheit empfindlich beschränkt. Sie wurden einer Art staatlichen Zunftordnung unterworfen, welche ihr Thun und Lassen bis in kleinliche Einzelnheiten regulierte. Diese Zunftordnung wurde dann von späteren Kaisern bureaukratisch ergänzt, und wir besitzen eine solche Zunftordnung aus der Zeit Leos des Weisen, die uns ein Bild der Unfreiheit der staatlich-bureaukratischen Regelung dieser byzantinischen Handwerker bietet.

Diese Abhängigkeit aller Arten von Production von den regulierenden behördlichen Organen beschränkte aber nicht bloß die Freiheit der Staatsbürger in allen Branchen der Arbeit mehr oder weniger, sondern lieferte dieselben auch der bureaukratischen Willkür und Corruption aus.

Schon zur Zeit der bloßen Armen-Naturallieferungen machten sich, wie Prokopius erzählt, diese Uebelstände bemerkbar, die sich mit der Erweiterung des Wirkungskreises der staatlichen Organe (welche schließlich alles in den Bannkreis ihrer Macht zogen) nothwendig bis in Unerträgliche steigern mussten. Die Versorgungsbeamten brachten ungesetzliches größeres Maß, und die Pflichtigen mussten entweder „schmieren“ oder den verlangten Ueberschuss dreingeben. Außerdem war es, wie schon oben erwähnt, der Willkür der Verwaltungsbeamten anheimgegeben, den Wert und die Qualität der eingelieferten Ware zu schätzen, was wieder zu willkürlichem Herabdrücken der Preise und zur Bestechung der Beamten Gelegenheit bot. „Niemand durfte Brot kaufen, wo er wollte,“ schreibt Prokopius, „sondern alles musste aus den kaiserlichen Magazinen bezogen werden. Hier verfälschte greuliche Gewinnsucht den Stoff.“ (Opp. III., S. 115.)

Die Folge einer solchen Staatswirtschaft war eine Theuerung aller Waren und die hohe Steigerung des socialen Nothstandes aller Classen der Bevölkerung. Zur Geschichte des Seidenmonopols bemerkt Prokopius, dass kurze Zeit, nachdem dieser Industriezweig verstaatlicht worden war, der Finanzminister Barsumas die Preise wieder beträchtlich erhöhte. Aber auch die nöthigsten Lebensmittel, insbesondere diejenigen, von denen sich die große Menge nährte, wurden verschlechtert und vertheuert. Am obenangeführten Orte bemerkt Prokopius: „Das gemeinste Schwarzbrot, von dem der Taglöhner sich nährt, war mit Staub vermischt und kostete mehr als sonst gutes zur Zeit des freien Handels.“ Interessant ist auch die Darstellung der centralisierten Getreidegroßwirtschaft des Staates. „Zuweilen geschah es nun, dass in den unermesslichen, zu Constantinopel aufgehäuften Vorräthen der Kornwurm oder sonst Fäulnis ausbrach. Aber das rührte den Syrer (den Finanzminister) nicht. Von herrschaftswegen gebot er den östlichen Städten des Reiches (wo wegen der Hitze wenig Getreide gepflanzt wurde), das verdorbene Korn — mochten sie es brauchen oder nicht — um hohen Preis zu kaufen. Die Folge war zuweilen, dass die zum Kauf gezwungenen Gemeinden viel Säcke von solchem aufgenöthigten Korn ins Meer oder in Cloaken verschütteten. Entstand aber in irgend einer Stadt da und dort Brottheuerung, so verkaufte Barsumas an sie das zugebliebene Getreide um einen Preis, der den Ankauf um das Zwei- oder Dreifache überstieg.“ Ganz ähnlich wie der Kornhandel wurde der Verkauf von Wein, Oel, Essig, Fleisch staatlich ausgebeutet. Natürlich, es galt, vor den Gemeinde- oder Privatinteressen vor allem die allgemeinen, öffentlichen Interessen, die die Staatsweisen von Byzanz in dem Staate verkörpert sehen mussten, zu wahren. Aber es wird begreiflich, dass die Opfer, die man diesem Götzen brachte (hinter welchem sich natürlicherweise die Habsucht und Selbstsucht der Verwaltungsbeamten verbarg) allen Classen der Bevölkerung verderblich werden mussten. „Alle Stände der Gesellschaft,“ schreibt Prokopius, „hatte Justinian ausgesogen: die Vornehmen, die Reichen, die Grundbesitzer, die Bauern, die Gelehrten, die Kaufleute, die Rheder, die Schiffer, die Gewerbsleute, die Advocaten, selbst die Schauspieler. Am härtesten wurde jedoch von seinen Finanzkünsten der große städtische Haufen betroffen, dieweil er alle Märkte an sich zog, allen Warenverkehr in die Fesseln des Monopols schlug und den Preis der Lebensbedürfnisse um das Dreifache erhöhte.“

Es wird schon aus dem bisher Angeführten begreiflich, dass bei einer solchen Organisation der Gesellschaft, die alle freie Regung des Verkehres in die Fesseln einer corrupten bureaukratischen Staatswirtschaft schlug, die Production selbst erlahmen musste und dies mittelbar zur Verarmung selbst des Staates führen musste, jenes Götzen, dem man doch alles opferte. Vergebens steigerte Justinian schließlich seine staatliche Centralisation so weit, dass er auch das Gemeindevermögen „staatlich centralisierte“, das heißt für den Fiscus einzog. Er erreichte damit nichts weiter als die Verarmung der Gemeinden und den Verfall und die Vernachlässigung der von ihnen erhaltenen öffentlichen gemeinnützigen Veranstaltungen, wie die Straßenbeleuchtung, die Erhaltung der öffentlichen Gebäude, die Wasserleitungen, die selbst im Centrum des Reiches, in Constantinopel, schließlich einzustürzen begannen. Prokopius führt aus, dass die Wasserleitungen, die sonst das unentbehrlichste aller Bedürfnisse, Quellwasser, nach der Hauptstadt führten, zu Constantinopel derart verfallen seien, dass selbst die Bäder nicht mehr versorgt werden konnten und dass die Einwohner vor die Thore hinausgehen mussten, um an den Quellen zu schöpfen, wobei wegen des Gedränges vieler tägliche Raufhändel entstanden. Es verfiel das Postwesen und schließlich auch das Heerwesen, auf welches der eroberungslustige ehrgeizige Kaiser immer so großes Gewicht gelegt hatte. So berichtet derselbe Berichterstatter, dass die Heeresmacht des Großreiches, welche früher die Höhe von 645.000 Streiter betrug, in den letzten Jahren Justinians auf die Ziffer von 150.000 herabschmolz. Selbst der Circus und die Theatervorstellungen, deren Erhaltung von großer staatspolitischer Wichtigkeit war, wurden schließlich vernachlässigt und verfielen unrettbar.

Vom Circus aus war übrigens der letzte Versuch ausgegangen, den byzantinischen Staat und die Gesellschaft aus den Fesseln des justinianischen despotischen Staatssocialismus zu retten. Die Circuspartei der Grünen hatte jenen großen Aufstand erregt, der beinahe den Thron Justinians umgestürzt hätte. Als dann die Entschlossenheit der Kaiserin Theodora, die den schon zur Flucht nach Asien sich vorbereitenden Kaiser zum Bleiben bewog, und die Kriegskunst des Eroberers von Afrika und Italien, Belisars, den furchtbaren Aufstand in dem Blute von 30.000 Leichen erstickten, konnte dann das Reich dem Processe ruhiger Fäulnis, einer viele Jahrhunderte dauernden Selbstzersetzung entgegensiechen.

Vornehmlich nach der Unterdrückung des Aufstandes vervollkommneten Justinian und Theodora jenes System der Spionage, welches das ganze Reich und besonders die Hauptstadt mit einem großen Netz von Geheimpolizisten überzog. Und wie dies bei einer auf Schleichwegen wandelnden despotischen Regierung immer zu sein pflegt, wurden die verworfensten Creaturen allerwärts als die sichersten Stützen der Herrschaft betrachtet. Gfrörer stellt nach Prokopius diese Zustände folgendermaßen dar: „Ein Netz von Spionen erstreckte sich über das ganze Reich; besonders fleißig überwachten solche Leute die Hauptstadt, in den volkreichsten Straßen und an den Kreuzwegen auf jedes Gespräch, jede Bewegung lauschend. Denn in Constantinopel nahm die Kaiserin selber das Spionenwesen unter ihre persönliche Obhut, da außer angeborener Grausamkeit auch noch weibliche Neugierde ihren Eifer für die Sache beflügelte. Wehe denen, welche den Verdacht oder gar den Hass der Kaiserin oder auch des Kaisers auf sich zogen. Plötzlich verschwanden dieselben, und selten kamen sie wieder zum Vorschein. Unten in den Gewölben der Hofburg befanden sich geheime

Kerker, in welche keine Sonne und kein Mond hineinschien. Andere überlieferte kaiserlicher Zorn vertrauten Häschern, welche den Unglücklichen das Haupt verhüllten, sie bei Nacht und Nebel auf eine Barke setzten und nach den äußersten Grenzen des Reiches an Orte abführten, wo abermals geheime Kerker für sie bereit standen. War ein solcher verschwunden, so sprach kein Mensch mehr von ihm, weil Angst, gleichen Argwohn zu erregen, die Zungen aller lähmte.“ (Byz. Gesch. II. S. 343.) Prokopius erzählt: „Wenn Günstlinge, denen Justinian irgend ein Geschäft übertrug, recht gewaltthätig dreinfuhren, namentlich wenn sie in kurzer Zeit viel Geld zusammenbeutelten, so empfahlen sie sich ihm wunderbar, und er schenkte ihnen sein Vertrauen. Solche dagegen, welche Scheu trugen, Unrecht zu begehen, hielt er für altmodische dumme Menschen, und nie mehr beehrte er sie mit irgend einem Auftrage. Daher geschah es dann, dass manche, die an sich nicht schlecht waren, keine Mühe scheuten, von ihm für schlecht gehalten zu werden, nämlich weil dies der einzige sichere Weg schien, seine Gnade zu erlangen.“ (Opp. III. S. 119 u. 121.) Es wäre übrigens eine Ungerechtigkeit, diese sauberen Zustände und Grundsätze bloß auf die Rechnung der persönlichen Schlechtigkeit Justinians und seiner Gemahlin zu setzen. Sie wurzelten vielmehr tief in dem politischen System, das sie vertraten. Dieses Spioniersystem, ebenso wie diese Verwendung skrupelloser Organe, die *jedem* Befehl gehorchten, *jede* Maßregel durchführten, erschien politisch *nothwendig*, wo ein so verwickeltes staatssocialistisches Uhrwerk, welches ohnehin so viel Schwierigkeiten machte, *centralistisch* reguliert werden sollte, und wo die geringste Unbotmäßigkeit und Disciplinwidrigkeit das System selbst und das mit demselben beabsichtigte „Gemeinwohl“ in seinen Grundfesten bedrohen musste. Allerdings aber war man mit solchen Grundsätzen dahin gekommen, dass „ein Byzantiner, um während der Regierung Justinians hoher Aemter gewürdigt zu werden, wenigstens einmal in seinem Leben etwas begangen haben musste, was den Galgen verdiente“.

Nachdem der Versuch, der großen Menge der Bevölkerung auf dem Wege der Centralisation von Production und Handel billiges Brod zu sichern, so traurig misslungen war, brach sich die „Ausbeutung“, der der Weg capitalistisch-industrieller Production verschlossen war, neue Wege in der Gestalt des Wuchers, welcher mächtig aufblühte, eben unter dem starken finanziellen Drucke, der in der Gestalt von erhöhten Steuern und großer Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf der Bevölkerung lastete. Wie tief das Reich erschöpft war, und welcher Grad von gesellschaftlicher Zerrüttung herrschte, zeigt die folgende Geschichte aus der Zeit des unmittelbaren Nachfolgers Justinians, welche uns Theophanes (Opp. edit. Bonn. I. S. 374) erzählt: „Kaiserin Sophia, die Gemahlin Justins II. rief sämmtliche Wechsler und Wucherer der Hauptstadt zusammen und zwang dieselben, alle ihre Faustpfänder und Schuldbriefe vorzulegen. Darauf gab die Kaiserin einfach Urkunden und Pfänder an die Schuldner zurück, die Stadt aber bezeugte die größte Freude über die That der gottseligsten Augusta.“ Man erkennt hier denselben demagogischen Zug der kaiserlichen Politik, die sich durch einzelne Gewaltstreiche der Gunst einer Volksmenge zu versichern suchte, deren Massenelend eben durch die allgemeinen Institutionen derselben Politik in so hohem Maße erhöht wurde.

In höchst plastischer Weise beschreibt eine Volkssage, die uns Prokopius erzählt (Opp. III, S. 112), das Wesen des byzantinischen Staatssocialismus: „Kurz nachdem Justinian auf den Thron gelangt war, hatte ein vornehmer Mann folgendes Traumgesicht. Der Mann glaubte sich versetzt an das Meeresufer bei Byzanz gegenüber der Stadt Chalcedon, und sieht, mitten im Meeresstrome stand Justinian, mit entsetzlichem Durst. Derselbe verschlang den Strom, dann den Pontus und das ägeische Meer, also dass alles trocken lag, und noch war sein Durst nicht gelöscht. Weiter verschlang er die Flüsse des Festlandes und zuletzt sämmtliche Rinnen und Cloaken der Hauptstadt.“

Der Staatssocialismus von Byzanz erinnert übrigens an ein staatssocialistisches Experiment in einem anderen Großreiche, in China, welches man vor mehr als 800 Jahren machte, und welches Dr. J. Singer in der Broschüre „*Ueber sociale Verhältnisse in Ostasien*“ in anschaulicher Weise beschreibt. In China bildeten die Reste des alten Gemeindecommunismus die Basis, von welcher aus ein kühner Staatsmann, *Wang ngan tshe*, die „Expropriierung der Expropriateure“ ins Werk setzte. Während jedoch der auf Familienbanden und freier Vereinbarung beruhende decentralisierte „Socialismus“, der in mächtigen Genossenschaften noch heute blüht, sich als lebensfähig erwies, so erwies sich dagegen auch dort die staatssocialistische Centralisation von Production und Consumtion als verderblich und unmöglich, indem dort ebenso wie in Byzanz die hochgradige Unfreiheit, die mit solcher Centralisation nothwendig verbunden ist, dem ärgsten Despotismus und der größten Corruption Thür und Thor öffnet und mit der Lähmung der Production das Massenelend ins Unerträgliche steigert.

Es gienge über den Rahmen dieser Darstellung hinaus, eine Parallele zu ziehen zwischen socialen Verhältnissen und staatlichen politischen Aspirationen der Gegenwart und jenen von Byzanz und die conventionelle Lüge, das Illusorische moderner Freiheitsinstitutionen aufzudecken. Nur auf einen Punkt will ich hier hinweisen. Die moderne Technik, die uns noch am meisten von Byzanz trennt, die, von einem idealen Gesichtspunkte aus betrachtet, berufen wäre, das Erdenparadies der freien Menschheit vorzubereiten, bietet sowohl mit ihrer Waffentechnik, wie auch vor allem mit ihren Mitteln der Communication freiheitsfeindlichen centralistischen Mächten eine furchtbare Waffe, von welcher ein Justinian auch nicht einmal träumen konnte. Und dann sei noch betont, dass mit der Freiheit, auch bei den raffiniertesten Maßregeln, die das Volkswohl zu wahren beabsichtigen, auch der Wohlstand rettungslos niedergeht, und dass wir uns durch die verlockenden demagogischen Schlagworte des allgemeinen Wohlstandes und des sicheren Brotes für alle, mögen dieselben von „oben“ oder von „unten“ aus ertönen, heute nicht wieder ebenso täuschen lassen sollten von ähnlichen reactionären Mächten, wie dies seinerzeit in Byzanz geschehen ist.

Oder sollte die Weltgeschichte, nach Hegel, wirklich nur dazu taugen, zu lernen, dass die Menschen niemals etwas aus ihr gelernt haben?

Budapest. Dr. Eugen Heinrich Schmitt.

## Alfred Lichtwark.

Es sind jetzt achtzehn Jahre her: von Sturm und Drang, moderner Kunstbewegung, Secession und dergleichen wusste man nichts. Da trafen in Leipzig, im kunsthistorischen Seminar des alten Springer, zwei junge Leute zusammen, die bald gute Freunde waren. Der eine, von der künstlerischen Persönlichkeit des berühmten Lehrers und Redners begeistert, mit jugendlichem Eifer den Fachstudien hingegeben, schon Italien hinter sich und den ganzen Crowe und Cavalcaselle, dazu Burckhardt und Schnaase im Kopfe. Der andere von der Gesetztheit und Ueberlegenheit, die das Leben gibt, von einem anderen Berufe kommend und zur Betrübnis des jungen Freundes so ganz ohne Fachkenntnisse und sogar ohne großen Respect davor. Dafür allein seinem gesunden Menschenverstand, seinen hellen Augen und erregbaren Sinnen vertrauend, nicht von Büchern, sondern von der Anschauung und einem starken, menschlichen Fühlen ausgehend. Und wie es kommen muss: nach kurzem war der jüngere ganz in des anderen Bann. Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, als er erkennt, dass es gilt, Kunst *sehen*, Kunst *empfinden* zu lernen, ein persönliches Verhältnis zur Kunst zu haben: als Mensch dem Menschenwerk, nicht als Gelehrter dem Fachobject gegenüberzutreten. Statt der todten Welt der Bücher erschließt sich ihm unter des anderen Leitung ein blühender Garten des Lebens. Der „eine“ ist Richard Muther gewesen, der „andere“ Alfred Lichtwark: Muther selbst hat es einmal — in der „Freien Bühne“ — erzählt. Und wie wir sie heute vor uns sehen, scheinen sie sich zu ergänzen und stehen wie Wächter der Schönheit in unserem armen Vaterlande da. Dies ist das Problem gewesen, das sich beiden aufdrängte: all' unsere Kunst erblüht wie durch ein Wunder, eine Rose auf einem Steinacker: eine zusammenhanglose, von keiner Cultur getragene Kunst, dem Stumpfsinn, der Gleichgiltigkeit und Gefühlsrohheit des bornierten Bildungsphilisters abgerungen. Aber dieses edle und zarte Gewächs braucht einen freundlichen Boden, braucht Pflege und Liebe, wenn es sich entfalten, wenn es nicht entarten, verkümmern oder verwelken soll. Welches sind die Mittel, zu helfen, ihm Zusammenhang, einen Boden, ein Daseinsrecht und Lebensmöglichkeit zu schaffen? Vielleicht, indem man dieser Blume eigenmächtige und siegreiche Schönheit offenbart: sie begreifen lehrt in ihrem Entstehen und Werden und ihren Zukunftskeimen: indem man ihren ganzen schweren Frühlingsduft in sich auffängt und dann allen mitzutheilen sucht, was es hier an erlesene und beglückende Lust zu finden gibt. Das war Muthers Antwort. Lichtwark setzte an einem anderen Punkte ein. Er wusste, dass es sich darum handelte, zuerst durch Erziehung die Seelen von Grund aus zu ändern. Dies, die Gemüther zu wandeln, ist die Arbeit, der er sich unermüdlich hingegeben hat. Für den Kundigen liegen hier die innersten Wünsche und Ziele der Zeit bloß. Der große Kampf, um den es sich in unserem Jahrhundert handelte, war der, eine bürgerliche Cultur zu schaffen, seit die alte höfische der Vergangenheit zusammengebrochen war. Wie es die Künstler gewesen sind, die als sensibelste, vorgeschrittenste Individuen aus allen neugeschaffenen Lebensbedingungen nach Richtung der Weltanschauung und des Empfindens als die ersten und consequentesten ihre Folgerungen zogen, so hat sich auch in ihren Werken am unmittelbarsten das Wesen der neuen Menschen ausgesprochen. Sie sind die ersten gewesen, die die Entwicklung vom Bourgeois zum bürgerlichen Edelmenschen in sich darstellten. Daher diese gewaltige Kluft zwischen Künstler und Publicum. Die hat sich nirgends so deutlich sichtbar gemacht wie bei uns Deutschen. Anstatt den Muth zu haben, aus den großen Errungenschaften des Jahrhunderts auf wirthschaftlichem, politischem,

wissenschaftlichem Gebiete auch für unser Leben und Denken die nothwendigen analogen Fortschritte und Entwickelungen anzuerkennen, sind wir noch immer wie die Freigelassenen jener Aristokraten vor der Revolution, sind noch immer bemüht, unsere Blößen mit dem Flitter alter Vornehmheit zu bedecken, haben kein Gefühl für unsere neue bürgerliche Vornehmheit, sitzen — die Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts — noch immer auf seidenen Polstern in den üppigen Boudoirs des Rococo. Nein, der Künstler kann keine Fühlung mit einem Volke von Bourgeois haben. Im Grunde ohne jedes künstlerische Bedürfnis, hat diese Bourgeoisie als Bauherr, Auftraggeber und Käufer die Architektur, die decorativen Künste, die Malerei auf ihr Niveau heruntergebracht. Ihre Unfähigkeit zu ästhetischer Sinnlichkeit ist der schlagendste Beweis für diesen mühsam übertünchten Plebejismus. Die Geschmacklosigkeit des Deutschen ist im Auslande sprichwörtlich. „Vom Standpunkte unserer Nachbarn betrachtet, sind wir das Volk der Historiker und Theoretiker mit mangelhaft entwickelten Sinnen. An der Spitze ihrer Kritik steht der Hinweis auf die Bedürfnislosigkeit unserer Zunge, die gegen die Güte der Speisen und gegen ihre Zubereitung gleichgiltig ist; auf die mangelhafte Cultur unseres Auges, das keine hohen Anforderungen an Farbe und Form stellt; und auf die einseitige Cultur des Ohres, das eine mehr instrumentale Behandlung und Verwendung der menschlichen Stimme zuläßt." Das Haupthindernis bildet das historische und theoretische Element unserer künstlerischen Erziehung, so weit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. „Wir genießen Kunst weit mehr mit dem Verstande als mit den Sinnen. Unser Schönheitsgefühl ist durch historische Begriffe eingeengt. Wir haben es sogar so weit gebracht, es historisch zu specialisieren: der eine glaubt nur antike Schönheit empfinden zu können, andere sind blind gegen alles, was nicht Gothik ist, wieder anderen gilt nur die Renaissance in irgend einer ihrer Erscheinungsformen. Ist nun diese Frage der sinnlichen Cultur von rein ästhetischer Bedeutung: ist es vom praktischen Standpunkt aus gleichgiltig, ob Künstler und Publicum sich schroff getrennt gegenüber stehen, ob an diesem Gegensatz unsere ganze künstlerische Production dahinsiecht? Denn dass dies die unausbleibliche Folge wäre, ist klar — ohne ein Publicum, das den Resonanzboden bildet, ist eine Kunst nicht denkbar: ohne die, auf welche sie wirkt, ist sie in gewissem Sinne überhaupt nicht vorhanden. Nun, ein künstlerischer Bankerott wäre für den Unbetheiligten bedeutungslos, wenn eben die Kunst nicht unser ganzes Leben durchdränge, unseren praktischen Bedürfnissen nicht ihren Stempel aufdrückte. Aber so würde eine allgemeine industrielle Niederlage auf dem Weltmarkte bei der hohen Entwickelung der internationalen Concurrenten die sichere Folge sein für eine Nation, die es nicht gelernt hätte, durch die Höhe und Verfeinerung ihrer Ansprüche die Gestaltung der heimischen künstlerischen Production zu bestimmen. Davon ahnt das Publicum nichts, was es hier, als Fördernder oder Auftraggeber, für eine Aufgabe zu erfüllen hat, dass es in künstlerischen Dingen mitzuarbeiten, in gewissem Sinne mitzuschaffen hat. Unter diesem Gesichtspunkt: dass im industriellen Wettkampf der Völker auf die Dauer die Nation am besten fahren wird, über deren Producte zu Hause die größte Anzahl erzogener Augen richtet — bedeutet jedes Individuum von ausgebildetem künstlerischem Geschmack für die Nation ein lebendiges Capital." Von der Erkenntnis dieser doppelten Seite der Frage — der ästhetisch-idealen und der politisch-realen — ist Lichtwarks Wirken und Werben um eine künstlerische Cultur ausgegangen. Diese ästhetisch entwickelten Individuen hat er zu schaffen gesucht: Muth zur Persönlichkeit, eigener Vornehmheit, zu einer schönen Unzufriedenheit von gesteigerten und verfeinerten Bedürfnissen auf allen Lebensgebieten wollte er hervorlocken; statt des empfindungslosen und gefühlsrohen Verstandesmenschen hat er Leute von geübten, genussfähigen Sinnen und starker Eindrucksfähigkeit, Resonanzböden für die Weisen der Künstler erzogen; den culturlosen Parvenu hat er verfolgt und auszurotten getrachtet, der Erwecker der bürgerlichen Seele wollte er sein.

Lichtwarks Wirken ist heute allen bekannt. Sein Name ist sprichwörtlich geworden für jede Bestrebung auf dem Gebiete der Kunstpädagogik. Hamburgs Kunstleben ist Vorbild für ganz Deutschland, leider zumeist nur Vorbild geworden. Ich weiß nicht, ob es im Auslande ähnliche Situationen gibt und eine ähnliche Persönlichkeit wie er; aber ich glaube, dass in Frankreich oder in England sein Auftreten einer Revolution gleichbedeutend gewesen wäre. So sind seine Erfolge vorläufig noch auf die Grenzen seiner Heimat beschränkt geblieben: wir draußen im Reiche begnügen uns zumeist damit, voll Staunen und Verwunderung zu beobachten, was da in der sonst so nüchternen und materiellen Hansestadt sich auf einmal zu regen beginnt.*)

Seit 1886 ist Lichtwark Director der Kunsthalle. Von dieser Zeit datiert der geistige Aufschwung in den gebildeten Kreisen der Hamburger Bevölkerung. „Vor ihm," schreibt der Dichter Otto Ernst, „gab es wohl ein paar Kunstkenner und ein paar ausgezeichnete Privatsammlungen, aber es gab kein Kunstleben bei uns. Das hat er geweckt. Er hat es sogar dahin gebracht, dass unter den bestsituierten Bürgern Hamburgs — man denke! — ein heftiger Streit für und wider die neue Kunst entbrannte. Jetzt spricht man jede Woche einmal von der Kunsthalle und von dem Neuesten, das sie bietet; früher erinnerte man sich alle paar Jahre gelegentlich einmal, dass Hamburg ja auch eine Kunsthalle habe. Lichtwarks Vorträge sind bis auf den letzten Platz besucht, und sie sind immer interessant und fördernd." In der That, das ist kein Kunsthistoriker oder Museumsdirector gewöhnlichen Stils: das ist ein Künstler, der sein Instrument zu spielen weiß.

Alles, was er mit diesem Museum angefangen hat, ist darauf angelegt gewesen, seinen erzieherischen Plänen zu dienen. Er ist der erste vielleicht in Deutschland, der planmäßig gesammelt hat, nach Gesichtspunkten. Das Kunsthistorische kann für ihn erst in zweiter Linie in Frage kommen. Seine eigentliche Aufgabe erblickt er darin, die Gallerie zu schaffen, die gerade für Hamburg nöthig ist, in erster Linie für das Hamburger Leben bestimmt, den dort gegebenen Bedürfnissen und Voraussetzungen angepasst. Von alten Meistern des Auslandes bevorzugt er Holländer wegen der alten intimen Wechselbeziehungen zu Hamburg. Sonst findet man vor allem Hamburger Künstler des 15. bis 19. Jahrhunderts, Handzeichnungen Hamburger Meister, endlich Bilder von bedeutenden modernen Malern, die Hamburger Motive schildern. Da lernt das Publicum, dass es einmal hamburgische Kunst gegeben hat und dass man sie deshalb auch heute wieder fordern darf; da lernt es die Besonderheit hamburgischer Kunst, wie sie sich aus der Art des Stammes, den culturgeschichtlichen und localen Verhältnissen ergibt; da lernt es, von fremder Meisterhand geschildert, die nur zu wenig erfasste und erkannte Schönheit der Heimat begreifen. Und da lernt es vor allem auch das Misstrauen gegen alles, was nicht alt ist, überwinden, hat den Muth, sich auch zur zeitgenössischen Kunst zu wenden. Vorsichtig, von localen patriotischen Beziehungen und Anknüpfungspunkten ausgehend, erreicht es dieser Mann, auch den Gleichgiltigen und Verständnislosen unmerklich zur Kunst zu führen. Ist das Interesse einmal erweckt, so weiß er geschickt weiter zu experimentieren. Die zahlreichen, in den Besitz des Museums übergegangenen Privatsammlungen bilden directe Verbindungen mit dem Publicum. Es fühlt sich mitthätig an dem Werke, das sich vor ihm aufbaut. Als jene berühmte Medaillensammlung angelegt wurde, die als erste überhaupt diesen neuerweckten Kunstzweig Hamburg (und der Welt) vorführte, dachte Lichtwark nicht nur an die Wiederbelebung hamburgischer Medaillenkunst, sondern er wollte dem Publicum auch Gelegenheit geben, eine Bewegung, die noch in voller Entwickelung ist, persönlich mitzuerleben, von Anfang an alle noch kommenden Phasen der Gestaltung mitzubeobachten, eine Kunst werden zu sehen. Wie die Medaillensammlung so sollte auch eine Collection von Stillleben allmählich zum intimeren Kunstgenuss, zur Freude an der Form und der Farbe erziehen. Und beide sollten außerdem ausgesprochenermaßen die Annäherung zu den decorativen Künsten geben. Es sollte zum Ausdruck kommen, dass durch solche Sammlungen die Anstalt eine Ergänzung des Gewerbemuseums zu sein beabsichtige, dessen historische Vorbilder dem Gedeihen eines modernen Kunstgewerbes nicht genügen können. Mit einer energischen Betonung der modernen Tendenzen auf dem Gebiete der hohen Kunst wollte Lichtwark auch dem Kunstgewerbe den Weg weisen zu einem Schaffen in unablässigem und originellem Naturstudium. Das alles sind Thaten von weitestgehender Bedeutung. Man denke sich nun all dieses Material planvoll benutzt, unaufhörlich und systematisch vermehrt, wie es vor den Augen des Publicums durch tausend Anknüpfungspunkte und Beziehungen lebendig wird, wie es, zu Ausstellungen in Anlehnung an Tagesereignisse, Künstlerjubiläen, zur Erläuterung moderner Bestrebungen und dergleichen die Grundlage bildend, immer neue Anregungen bietet, immer neue Betrachtungsweisen und Gesichtspunkte herausfordert. Und dann das besondere und intensive Leben, das es gewinnt als Illustration zu den berühmten Vorträgen des Directors! Diese zweite Art der Thätigkeit, diese direct erzieherische Arbeit muthet an wie ein Gruß aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Ein großer socialer Gedanke wird hier zur That. Denn das Volk darf unentgeltlich zu den köstlichen Quellen der Schönheit kommen. In diesen Vorträgen entwickeln sich all die Ideen, Vorschläge und Pläne, die wir aus Lichtwarks zahlreichen Schriften und Aufsätzen kennen, und die sich alle damit beschäftigen, das ganze Leben mit künstlerischen Empfindungen zu durchdringen. Sein immer wiederkehrender Gedanke ist der bürgerliche Adelsmensch. Er möchte den Bourgeois-Parvenu verdrängen durch eine neue Vornehmheit. Er sucht verloren gegangene Bedürfnisse neu zu erwecken, sucht Wege und Mittel, das Leben reich und von stolzem Selbstgenuss zu gestalten. Er sucht die vergessenen Familientraditionen wieder in Erinnerung zu bringen, den Stolz auf edles Erbtheil, Ueberlieferungen, Ahnencult zu pflegen, denn hier sind überall Quellen künstlerischen Lebens. Die Familiengeschichte, Localgeschichte, als vornehmer und würdiger Stoff für den Liebhaberschriftsteller, führt unmittelbar zur Liebhaber-Bibliothek und Buchkunst; der Ahnencult, der das Bildnis und die Liebe

*) Wäre es nicht richtiger, Lichtwark gerade aus den Han[illegible] zuleiten? Denn ein freies Gemeinwesen, eine alte Patricierstadt, [illegible] als eine Stadt ohne bürgerliche Vergangenheit. Lichtwark wurde der „Erwecker der bürgerlichen Seele" vielleicht gerade deshalb, weil er mit all seinem Ambitionen [illegible] bürgerlichen Cultur Hamburgs wurzelt.

für die vornehme Kunst des Bildnisses weckt, erschließt weite Gebiete privater und öffentlicher Kunstbethätigung. Solche Anknüpfungspunkte gilt es ihm, zu suchen und zu pflegen. Das alles sind die schönsten Vorbereitungen für einen Boden, in dem das Samenkorn der Schönheit aufgehen soll. Wir brauchen wieder Menschen, die schwer zu befriedigen sind, die hohe und cultivierte Ansprüche zu stellen gelernt haben. Ein Mensch von Selbstbewusstsein wird angeekelt durch die plumpe Schmeichelei des Berufsphotographen, wird verletzt durch die aufdringliche, schön und elegant sein wollende Umgebung des deutschen Tapezierergeschmacks. Er wird mit Verachtung erkennen, dass — wie van de Velde es gut ausgedrückt — unsere Architektur so verlogen ist wie unsere Moral. Und immer wieder weist Lichtwark darauf hin, wie man mit solcher Gesinnung durchaus nicht etwa ein radicaler Revolutionär und Neuerer ist, er erinnert daran, dass es sich vielmehr überall darum handelt, eine gute, alte Tradition fortzusetzen, die nur verloren gegangen ist. Ueber dem Bürgerthum der Biedermeierzeit liegt noch ein vornehmer Abglanz der eben versunkenen aristokratischen Welt. Der gibt all seinen Unternehmungen und Lebensäußerungen jenen Charakter von Würde und Stil, dessen eigenartigen Reiz wir heute wieder so empfinden. Diese Zeit von 1790—1830 ist die große Keimperiode eines wahrhaft bürgerlichen Wesens. Mit Genugthuung schildert Lichtwark die socialen Verhältnisse etwa der Familie Oldach: der Vater Bäcker, ein Sohn der Künstler, ein anderer Arzt, ein dritter wieder Bäcker und jeder auf den anderen stolz, keine Spur von den Classengegensätzen unserer Zeit. Das Bürgerthum richtete sich ein, und in der ersten Energie der Lebensäußerung erfand es für alle neuen Bedürfnisse die neuen Stilformen. Noch war das Handwerk im Besitze solider Tradition und — vor allem — noch kümmerte sich der Besteller persönlich um die Ausführung. „In einem Hamburger Hause fand ich," erzählt Lichtwark, „im Esszimmer wunderschöne, einfache und ganz ideal bequeme Stühle, in denen man bei Tisch, fest von der Lehne gefasst, sitzen konnte, und die beim Servieren gleichsam nicht vorhanden waren, so wenig hinderten sie. Man zeigte mir nachher auf dem Boden ein halbes Dutzend Modelle, die der Großvater eins nach dem andern hatte anfertigen lassen. Er hatte sie sorgfältig durchprobiert und so lange Verbesserungen verlangt und angegeben, bis er nichts mehr auszusetzen fand." Dieser sein Mobiliar gestaltende Großvater — das wäre der Typus, an den der moderne Mensch wieder anzuknüpfen hätte; dieses Beispiel auf alle Situationen des Lebens übertragen — das ergäbe den Lichtwark'schen Menschen. Heute kann nun ein solcher Typus nur noch künstlich, durch planmäßige Erziehung gewonnen werden. Lichtwark hat nicht gezögert, auch hier mit fester Hand ins Leben einzugreifen. Seine geistvolle Ausgestaltung des Hamburger Kunstvereinsweiens, besonders der Dilettantengesellschaft gehört hieher. Mit sicherem Blick an dem fervelhaften Spiel unserer höheren Töchter den starken und von Anfang gesunden Trieb zur Kunst erkennend, weiß er ihn im Sinne eines ehrlichen und strengen Naturstudiums zur Grundlage künstlerischer Selbstbethätigung zu machen. Stickerei nach lebenden Blumen, Amateurphotographie im Sinne des Malers, Pflege der Buchkunst — das alles sind Wege, um den Künstler im Menschen zu wecken, ihm vor der Kunst die Augen zu öffnen, zu einer gesunden Kritik auf dem Gebiete der hohen wie der angewandten Kunst zu führen und dadurch einen wichtigen Hebel für die künstlerische und kunstgewerbliche Entwickelung zu bilden. Lichtwark weiß, dass mit dieser Erziehung bei der Jugend zu beginnen ist. Seine Vorschläge zur Bildung des Farbensinnes durch Malversuche im Zeichenunterricht, durch ästhetische Betrachtung der farbig so interessanten und unerschöpflichen Kunst der Pflanzen und Thiere, seine praktischen Uebungen mit Schulkindern in der Betrachtung von Kunstwerken, das sind heute bekannte und glänzend gelungene Experimente.

Diesem Manne gehört die Zukunft: Die Kinder, die er so liebt und die immer wieder mit großen fragenden Augen zwischen den Zeilen seiner Bücher auftauchen. Er hat diese Kindesseele verstanden, in seiner schönen kleinen Novelle „Im Paradiese", hat sie gesehen, wie sie als armes, erschöpftes Bettelkind auf öden Schlackenwällen durch den Ruß und Dunst des Lebens nach einer grünen Stelle späht, wo weiße Häuser im fernen Sonnenlicht glänzen. Wenn vielleicht nach uns eine glücklichere Jugend kommt, mit mehr Genussfähigkeit, mehr Lebensfreude, mehr Schönheit wird viel davon Lichtwarks Verdienst sein.

Breslau. Erich Klossowski.

## Die Novelle mit der Krone.

Der neue Novellenband Kurt Martens hat nicht die Energie und den Schliff des Umrisses, den sein „Roman aus der Decadence", der beste Roman am Ausgang des Jahrhunderts, so bestechend zeigte.

Es ist mehr Schlaffheit in ihm als in jener schmerzvoll beitzigen Concentration schwankend [illegible] Gefühlszustände, die mit gespannter Kraft [illegible] aus der [illegible] pathologischen Erlebens heraus zu [illegible] Schlaffheit in ihm, vor allem in der Novelle [illegible] Buch nicht nur äußerlich an-

führt, die es bedeutet, und der die andern in weitem Abstande als dienende Suite folgen: „Das Tagebuch der Baronesse von Treuth."*) Die Schlaffheit des Phantasiekünstlers Just, die wir aus dem Decadenceroman kennen, der sich erlesene, kostbare Vorstellungen züchtet, wie ein anderer edle Blumen; der nichts Lieberes weiß, als sich in eine Gefühlswelt, die der griechischen Hirten mit Amaryllis- und Daphnisidyllen, so einzuspinnen, dass ihm der Traum zu momentaner Wirklichkeit wird. Auch er: Schauspieler seiner selbstgeschaffenen Träume.

Aber noch andere Vorstellungswerte hat dieser Just. Er liest „mit eifriger, gewissermaßen schamhafter Affenliebe" die Hofberichte. Der trockene Bericht, aus dessen Grau die alten, klingenden Adelsnamen schimmernd aufleuchten wie Kleinodien, bringt seine Phantasie in mächtiges Schwingen, gleich feurigem Wein, und weckt ihm Gefühle einer Edelkaste, über dem gemeinen Alltag stehend, fürstlich, freiherrlich, große stolze Vergangenheitsphantome.

Sind diese Vorstellungen falsch oder eingebildet, was thut's, wenn nur die Erregung echt ist, die sie schaffen.

Aus diesem Just hören wir den Schriftsteller, der, der Kleinlichkeit seines Lebens und des Schreibens müde, die Grandseigneursehnsucht leidenschaftlich fühlt und seinen jungen, deutschen Dichterruhm darum geben würde, dürfte er einmal sagen: „Rohan suis." Und auf dem Boden solchen Fühlens und Sehnens ist die schlanke, leicht geneigte Gestalt des Schlossfräuleins Gabriele Treuth erwachsen, in der einfach selbstverständlichen Vornehmheit ihrer feinen Linien.

Es reizte Martens, sich ein Wesen zu schaffen, das in sich die ganze ästhetische Vollendung alter adeliger Tradition darstellte, und dass die Fäden dieses psychischen Edelgewebes noch feiner seien musste dieses Wesen ein Mädchen sein, ein Freifräulein.

Er stellte sie in einen Rahmen von verblichener Pracht, Schloss Unfried, mit seinen Beeten, Statuen, Fontainen, Taxuslauben, den Versaillesreminiscenzen. Sie trägt die unsichtbare Krone, und die Krone schwebt über allem, was sie Martens hier schreiben lässt.

Wie weiß er die kleine, aber unsagbar adelige Welt dieser Gabriele zu spiegeln, dies hold vegetative, zwecklose Dasein in Schönheit und Vornehmheit. Und er trifft alle Nuancen dieses Wesens, die Frömmigkeit, die an dieser schönen Seele nicht vermisst werden dürfte, die sich am gläubigsten in die Lieder des Novalis, „unseres Hardenberg", versenkt; die Herrenfreude, mit eigenen Pferden über eigenes Land zu fahren; das starke Standesbewusstsein, das nicht zum Hochmuth, aber zur Ueberlegenheit führt, zur Ueberlegenheit denen gegenüber, denen Form und Takt nicht selbstverständlich sicheres Erbe und Eigenthum, sondern erlerntes Studium sind. Und aus diesem Standesbewusstsein heraus die Andacht zu Scepter und Krone, das Beugen vor dem Herrschergedanken, in der ihr alles Große und Hohe enthalten scheint.

Martens lässt sie Iphigenie lesen. Er könnte ihr aber auch die Braut von Messina in die weißen, kühlen Hände geben, und ihr Herz würde höher schlagen bei dem Chor der Vasallen:

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finst're Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berühret sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt."

Im Cercle Trianon am Taxusrondell in das dichte Gebüsch zurückgelehnt wie in ein weiches Polster, beim Vogelzwitschern und Rauschen des Springbrunnens, der auf den Wasserarmen die goldnen Kugeln tanzen lässt, steigert Gabriele ihre Vorstellungen zu Gedichten und Bildern von Prinzen, die in dem Palais und in den weiten Gängen der Lustschlösser an der Hand der Königin aufwachsen, abgeschlossen vom gemeinen Leben, von harten Lehren ängstlich behütet.

In diese zärtlich gehegten, angstvoll vor jeder Verstandeskritik bewahrten Träume sprengt nun gegenwärtigste Wirklichkeit: Einquartierung, die Kommißlaunen, der freche Jargon der Reiterofficiere mit glattgeschorenen Manöverlerieu, der braunen Felddienstfarbe, dem weißen Stirnrand, das ganze Treiben lärmvollen Lagerlebens.

Unter den Officieren ist aber auch Prinz Otto, der königliche Prinz. Und in der [illegible] Unruhe dieser Tage erlebt Gabriele in ihm die Personificierung aller ihrer Verehrungs- und Hingebungs[illegible], in ihm, den sie „Prinz lieber, als Prinz Otto" nennt, weil er nicht nur die äußeren Züge dieses Bestimmten trägt, sondern zugleich die aller seiner Ahnen und einiger weniger, die vielleicht nach ihm kommen werden".

Das ist nun von Kurt Martens mit unsagbar feinem Gefühls-

*) [illegible]

tact gemacht. Nichts von trivialer Verliebtheit zu dem Hochgeborenen oder Backfischschwärmerei.

Gabriele wie der Prinz sind letzte Ausläufer alter Geschlechter. Sie haben keinen starken, zugreifenden Lebensmuth und keine impulsive Leidenschaft. Die Treuths gehören zu den Familien, die ihre Schuldigkeit gethan haben, und denen man ihr Recht lassen soll, in Ruhe zu sterben. Gabriele lebt in Phantomen und verträgt kaum die scharfe Luft der Außenwelt mit ihren Desillusionen.

Und der Prinz ist ein müder, vorzeitig gealterter Mann, unfreudig in seinem Mussoldatenthum, gedrückt, verschlossen.

Wie Schatten eines Traumes streifen die beiden an einander vorüber.

In beiden ist es wie ein Ahnen, wie ein sehendes Warten, dass etwas kommen müsse. Doch sie finden, wie im Märchen, das Wort nicht, das ihre Seelen löst, und sie entgleiten im Dämmer.

Auf Schloss Unfried müssten die beiden einst umgehen, wie die Gespenster der Liebenden, die ihr Leben versäumt, wie Geoffroy Rudel und Melisande, wie das traurige Paar aus Baudelaires Fêtes galantes:

„Im alten einsamen Park, wo es fror,
Rufen zwei Schatten das eh'mals hervor".

Es ist nun künstlerisch außerordentlich fein, wie Martens für diese Gefühlssituationen einen Ton der selbstverständlichen Natürlichkeit getroffen hat, ganz unsentimental, unweichlich, mit großer, sicherer Einfachheit. Er posiert nicht mit der spröden Feinheit seiner Figuren. Ihre Eigenart ist ihm ganz unverwunderlich, und er läßt sie an ihnen scheinbar unbewusst, ganz anspruchslos offenbar werden. Daher kommt die Noblesse dieses Kunstwerks.

Decorativer Sinn und Geschmack schmückt dann noch die feinen Blätter. Mit welch erlesenem sicheren Gefühl läßt er Gabriele die Zimmer ihres prinzlichen Gastes schmücken.

Kein neues Stück, nur die „schweren Stoffe und das kostbare Holz unserer Vergangenheit". Die weiße Pracht der besten Leinwand im Schlafzimmer, im Salon zwei Gobelins an den Wänden und auf der Diele ein Teppich, den eine Treuth mit eigenen Händen gewirkt hat. Die schweren Eichentische und Stühle, das Waffengestell und der Glasschrank mit den silbernen Humpen und dem Porzellan von Marcolini.

„Freilich die Stoffe sind verblichen und von Motten zernagt, in dem Holz arbeitet der Wurm, und manches daran ist rissig oder zerbrochen. Aber sicher wird der Prinz begreifen, dass es unser Bestes ist, was wir ihm zum Gebrauch geben; er kennt die Geschichte von Unfried und weiß, dass es keine Schande ist, alt geworden zu sein."

Und jene feine, still genießende Existenz, die Martens seiner Gabriele zum Partner gegeben: Hubert von Kara, ihr Stiefbruder, der die Trümmer seines Lebens aus den Reizen der großen Welt nach Schloss Unfried gerettet hat!

Er hat sich ganz nach Martens' eigenem Sehnsuchtsvorbild aus seinem Leben ein Vorstellungsschauspiel gemacht. Und dessen liebste Scene ist Venedig. Mit reichen Requisiten beflügelt er seine Illusionen. Das ist wie ein Prachtwerk, das er sich selber geschaffen, und das sein Eigen ist.

Er sitzt in der bergenden Hut des ruhevollen deutschen Waldschlosses, aber um ihn leuchtet Venedig in Bildern, alten Stichen, Büchern, Memoiren, Stoffen, Spangen, Cameen, an denen der Hauch vergangener Jahrhunderte hängt.

Unter diesen Schätzen sitzt er. Er beugt sich liebevoll über die feinen Reste, er streicht über den Atlas der Messgewänder und über die Figürchen von Bronze. „So zärtlich und sorgsam hantierten seine Finger, quer darüber fiel ein Sonnenstrahl."

„Wir müssen uns das alles lange, bis ins einzelne betrachten", sagt Hubert, „bis wir darin leben. Dann werden wir auch den Duft von diesen Blumengewinden und den Weihrauch der Prozessionen spüren. Dann werden wir den Gesang und das Spiel der Instrumente und den Enthusiasmus des Volkes mit eigenen Ohren hören und werden mit den Edelleuten auf den Bucintoro selbst das Fest begehen."

So leicht und fein laufen die Linien dieser adeligen Novelle wie die Haarstriche einer Radierung mit der kalten Nadel. Aber diese Hand bildet doch nicht mühelos glückliche Gaben.

Aus der Edelsphäre des Adelschlosses führen die anderen Novellen in ein Schriftstellerzimmer an einen aufgewühlten Schreibtisch mit Zetteln und zerstreuten Blättern, Einfällen schlechter und guter Stunden: Probleme zur Qual aufgetaucht, fordernde Gläubiger, die Lösung heischen und von denen sich der ermüdete Geist doch widerwillig wendet.

Nichts Gewöhnliches dabei, immer Vorstellungen aus der Welt verfeinerterer Menschlichkeit. Das Pastell der jungen Königin voll Lebensneugierde, im Fliederschloss hinter den Lanzengittern, und vor ihr der Mann von jenseits des Gitters, der ihre Seele einen Moment erobert und in diesem Moment das wunderbare Triumphgefühl erlebt, ein kostbares Schicksal in der Hand zu halten.

Die düstere Kohlenzeichnung des Geigers, der durch das Leben geht wie ein Gespenst, abgestorben, in der Brust die Asche todter Wünsche, die Lippen stumm, weil es ja doch nicht lohnt, zu sprechen, und der in seinem eigenen Spiel zu einer höheren Existenz erwacht, zu einem Gebieter und Genießer aller Reiche.

Wir fühlen die tiefen Schwingungen dieser Gefühlsskizzen. Aber sie bleiben künstlerisch etwas schuldig. Sie stehen wie Noten auf dem Papier, die zu klingendem Leben erwachen möchten. Aber der sie schrieb, kann sie selbst nicht zum Tönen bringen. Wir haben nur im inneren Hören eine Ahnung ihrer Musik.

Es bleibt Kurt Martens manches in der Theorie, das sich nicht gestalten will, arme körperlose Seelen ungeborener Dichtungen, die frieren und frösteln machen.

So ist auch um diesen Feinen eine Sphäre unfruchtbarer Schönheit.

Berlin. **Felix Poppenberg.**

---

# Ein modernes Traumbuch.

(Schluss).

Gewiss ist, dass in vielen Fällen der Traum eine Wunscherfüllung enthält, oder doch in dem Streben nach einer solchen seine Quelle hat. Als typische Beispiele hiefür führt der Verfasser selbst an den Traum des Durstigen, dass er trinkt (S. 86), den Traum des Schlaflustigen, der aufstehen soll, dass er aus dem Bett steigt und zum Waschkasten geht (S. 87); treffend sind die Bemerkungen über „Bequemlichkeitsträume", die „der Absicht dienen, den Schlaf fortzusetzen, anstatt zu erwachen". „Die actuelle Sensation wird in einen Traum verflochten, um ihr die Realität zu rauben. Napoleon darf weiter schlafen; es ist ja nur eine Traumerinnerung an den Kanonendonner von Arcole, was ihn stören will" (S. 161). Wenn aber der Autor hinzufügt, „Der Wunsch zu schlafen muss als Motiv der Traumbildung jedesmal eingerechnet werden, und jeder gelungene Traum ist eine Erfüllung desselben" (S. 162), so erweitert er mit dieser gewiss berechtigten Forderung, allerdings das Gebiet der Anwendbarkeit seines Lehrsatzes, aber er verdünnt ihn hiemit gewissermaßen und bringt doch noch lange nicht alle widerstrebenden Fälle unter seine Theorie. Denn der Satz: „Der Traum ist der Wächter des Schlafes, nicht sein Störer" (S. 161) mag uns e n t w i c k e l u n g s g e s c h i c h t l i c h die Entstehung der Traumfunction zutreffend erklären; so meint ihn aber der Autor gar nicht, und für die einzelnen concreten Träume hat er gewiss nicht, allgemeine Giltigkeit. Auch die Function der Hand des Menschen ist entwickelungsgeschichtlich, der Wunscherfüllung zu dienen; wenn ich mir aber mit einer rein mechanischen, unbewussten Handbewegung das Auge ausschlage, hat das mit einer Wunscherfüllung gar nichts zu thun.

Immerhin bleibt aber ein weites Gebiet für die Anwendbarkeit der Theorie des Verfassers, insbesondere wenn man im Auge behält, dass seine Lehre „nicht auf der Würdigung des manifesten Trauminhaltes beruht, sondern sich auf den Gedankeninhalt bezieht, welcher durch die Deutungsarbeit hinter dem Traum erkannt wird", das ist auf den „latenten Trauminhalt" (S. 94). Und so mag es in vielen Fällen zutreffen, wenn der Verfasser den factischen Unlustcharakter von Träumen „mit der Thatsache der Traumentstellung in Zusammenhang" bringt und schließt, „diese Träume seien gerade darum so entstellt, und die Wunscherfüllung in ihnen bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, weil ein Widerwillen, eine Verdrängungsabsicht gegen das Thema des Traumes, oder gegen den aus ihm geschöpften Wunsch besteht", so dass die Traumentstellung sich also thatsächlich als ein Act der Censur erweist (S. 110). Wenn der Autor mit Rücksicht hierauf seine Formel dahin corrigiert, dass sie lautet „der Traum ist die (verkleidete) Erfüllung eines (unterdrückten, verdrängten) Wunsches" (S. 111), so dürfen wir somit vielleicht in seinem Sinne noch eine andere Formulierung vorschlagen: der Traum sei die Resultierende aus ihm zugrunde liegenden Wünschen.

Zu einer besonderen Nutzanwendung des Satzes von den unterdrückten oder verdrängten Wünschen kommt der Verfasser noch auf Grund seiner Annahme, „der W u n s c h, welcher sich im Traume darstellt, müsse ein infantiler" sein (S. 327). Was er hierunter versteht, will ich den Autor selbst sagen lassen: „Die Kinderträume lassen ja keinen Zweifel darüber, dass ein bei Tage unerledigter Wunsch der Traumerreger sein kann. Aber es ist nicht zu vergessen, das ist dann der Wunsch eines Kindes, eine Wunscherregung von der dem Infantilen eigenen Stärke. Es ist mir durchaus zweifelhaft, ob ein am Tage nicht erfüllter Wunsch bei einem Erwachsenen genügt, um einen Traum zu schaffen ... Ich gebe gerne zu, dass die aus dem Bewussten stammende Wunscherregung einen Beitrag zur Anregung des Traumes liefern wird, aber wahrscheinlich auch nicht mehr. Der Traum entstünde nicht, wenn der vorbewusste Wunsch sich nicht eine Verstärkung von anderswoher zu holen wüsste. Aus dem Unbewussten nämlich. Ich stelle mir vor, dass der bewusste Wunsch nur dann zum Traumerreger wird, wenn es ihm gelingt, einen gleichlautenden, unbewussten zu wecken, durch den er sich verstärkt;

Diese unbewussten Wünsche betrachte ich, nach den Andeutungen aus der Psychoanalyse der Neurosen, als immer rege, jederzeit bereit, sich Ausdruck zu verschaffen, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, sich mit einer Regung aus dem Bewussten zu alliieren, ihre große Intensität auf deren geringere zu übertragen. Es muss dann zum Anscheine kommen, als hätte allein der bewusste Wunsch sich im Traume realisiert: allein eine kleine Auffälligkeit in der Gestaltung dieses Traumes wird uns ein Fingerzeig werden, dem mächtigen Helfer aus dem Unbewussten auf die Spur zu kommen. Diese immer regen, sozusagen unsterblichen Wünsche unseres Unbewussten, welche an die Titanen der Sage erinnern, auf denen seit Urzeiten die schweren Gebirgsmassen lasten, die einst von den siegreichen Göttern auf sie gewälzt wurden, und die unter den Zuckungen ihrer Glieder noch jetzt von Zeit zu Zeit erbeben: diese in der Verdrängung befindlichen Wünsche, sage ich, sind aber selbst infantiler Herkunft, wie wir durch die psychologische Erforschung der Neurosen erfahren ... Der Wunsch, welcher sich im Traume darstellt, ... stammt beim Erwachsenen aus dem Unbewussten: beim Kind, wo es die Sonderung und Censur zwischen Unbewusstem und Vorbewusstem noch nicht gibt oder wo sie sich erst allmählich herstellt, ist es ein unerfüllter, unverdrängter Wunsch des Wachlebens" (S. 327).

Um dem Autor gerecht zu werden, müssen wir zum Verständnis dieser theilweise etwas phraseologischen Ausführungen einschalten, dass er sich den psychischen Apparat des Menschen in folgender Weise construiert. Am einen (sensiblen) Ende liegt ein System, das die Wahrnehmungen empfängt, am anderen der motorische Apparat. Dem Wahrnehmungssystem gibt er kein Erinnerungsvermögen (Gedächtnis), erst hinter ihm liegen die Erinnerungssysteme als Grundlagen der Association (S. 315 f.). Das letzte der Systeme am motorischen Ende ist „das Vorbewusste" aus dem „die Erregungsvorgänge in demselben ohne weitere Aufhaltung zum Bewusstsein gelangen können, falls noch gewisse Bedingungen erfüllt sind", „das System dahinter das Unbewusste," das „keinen Zugang zum Bewusstsein hat, außer durch das Vorbewusste, bei welchem Durchgang sein Erregungsvorgang sich Abänderungen gefallen lassen muss" (S. 318). Die Erinnerungen sind an sich unbewusst und „gerade die Eindrücke, die am stärksten auf uns gewirkt haben, die unserer ersten Jugend, solche, die fast nie bewusst werden" (S. 317). Den Traumgedanken nun ist „tagsüber der Weg, der durchs Vorbewusste zum Bewusstsein führt, durch die Widerstandscensur verlegt; in der Nacht schaffen sie sich den Zugang zum Bewusstsein" (S. 319). Und so wäre der Traum „der durch Uebertragung auf Recentes veränderte Ersatz der infantilen Scene. Die Infantilscene kann ihre Erneuerung nicht durchsetzen: sie muss sich mit der Wiederkehr als Traum begnügen" (S. 322).

Die oben angedeutete Nutzanwendung, die der Verfasser hinsichtlich der unterdrückten oder verdrängten Wünsche macht, besteht nun in Folgendem: „Unter diesen aus dem Infantilen stammenden unzerstörbaren und unhemmbaren Wunscherregungen befinden sich auch solche, deren Erfüllungen in das Verhältnis des Widerspruches zu den Zielvorstellungen des secundären Denkens getreten sind. Die Erfüllung dieser Wünsche würde nicht mehr einen Lust-, sondern einen Unlustaffect hervorrufen, und eben diese Affectverwandlung macht das Wesen dessen aus, was wir als ‚Verdrängung' bezeichnen" (S. 359). Nun, auch das wird ja in vielen Fällen zutreffen, aber dass der Wunsch, der sich im Traume darstellt, ein „infantiler" sein müsse, das können wir schon gar nicht zugeben. Der Verfasser führt als die Hauptstütze dieser Annahme eigentlich selbst an, dass sie „nicht allgemein zu widerlegen" ist (S. 327); das Hauptbedenken aber gegen sie ist wohl, dass sie gar zu bequem für die Theorie des Verfassers ist, und es ihm ermöglicht, überall, wo er keinen bewussten Wunsch findet, sich auf das uns allen verschlossene Reich des Unbewussten zurückzuziehen. So ermöglicht er es sich, für eine Reihe typischer Träume, so für den Traum, dass man in die Tiefe fällt und für die gelegentlich hieran einigermaßen anklingenden Prüfungsträume selbst auf eine volle Aufklärung zu verzichten (S. 189). Wozu aber dann die ganzen Deutungsversuche, wenn wir schließlich auf das Gebiet des Unbewussten in unseren Wünschen verwiesen werden? Wo das Unbewusste beginnt, hört unser Wissen auf. Daraus, dass eine Zahl von Träumen sich als unmittelbare oder verkappte, unterdrückte Wunscherfüllungen deuten lassen, folgt doch lange nicht, dass alle Träume einen solchen Hintergrund haben, und wir diesen daher dort, wo wir ihn nicht im Bewusstsein finden, in das „Unbewusste" verlegen müssen. Wenn der Verfasser seine ganze Traumtheorie in dem Sprichwort findet: „Wovon träumt die Gans? Vom Kukuruz" (S. 92), so stimmt das nicht, denn der Kukuruz ist für die Gans keineswegs etwas nur Infantiles und schon gar nichts Unbewusstes.

Zum Schlusse möchte ich ein paar Traumtypen kurz erörtern, die bei mir öfter wiederkehren und über die ich verlässlich berichten kann, da ich mich immer aufmerksam mit dem Inhalt und vermuthlichen Anlass meiner Träume beschäftigt habe, und dann noch auf zwei Momente hinweisen, hinsichtlich derer ich jede Berücksichtigung in der vorliegenden Arbeit vermisst habe.

Der Prüfungstraum kehrt bei mir, auch jetzt noch manchmal, in der Form wieder, dass ich weiß, ich habe die Matura gemacht, besuche aber wieder die oberste Classe des Gymnasiums, um freiwillig nochmal die Matura zu machen, und nun interessiert mich nur die Frage, ob, wenn ich durchfalle, das frühere Prüfungszeugnis gilt. Ein anderer typischer Traum ist mein Höllentraum. Ich sterbe und komme natürlich in die Hölle. Im Gymnasium hatte mir die Sache so geträumt, dass der Classenvorstand die Zeugnisse vertheilt, und alle, die durchgefallen sind, kommen in die Hölle, ich selbstverständlich auch. Besonders genau erinnere ich mich an einen solchen Traum: da standen lauter Schulbänke und ein Katheder in der Hölle, und mein Freund kam auf mich zu und sagte mir „heute bekommen wir Kalbsbraten, weil dein Namenstag ist". Kalbsbraten mochte ich nämlich gar nicht leiden, und so habe ich dem Teufel einen infernalischen Witz machen lassen, dass ich dieses Gericht just zur Feier meines Namenstags kriegen sollte. Jetzt würde mir wahrscheinlich träumen, dass wenn ich in die Hölle komme, gerade irgend eine „Sitzung" ist, und zur Feier meines Namenstages „Als ich wiederkam" aufgeführt wird. Ein anderer typischer Traum, dessen öftere, dermalen allerdings schon lange ausständige Wiederkehr ich offenbar meiner Thätigkeit im Wiener Landesgericht in Strafsachen verdanke, ist der, dass ich irgend etwas sehr Böses, das aber nie persönlich individualisiert ist, angestellt habe (unter einem Mord habe ich es noch selten gethan) und eben im Begriffe bin, auf der Westbahn in einen Zug einzusteigen, als jener freundliche alte Herr an mich herantritt, der seinerzeit dort jedem Kind als „geheimer" Detectiv bekannt war und mich allerdings auch wirklich einmal arretiert hatte (freilich aus einem viel harmloseren Anlass) und mich auffordert, „kein Aufsehen zu machen und mit ihm zu gehen". In allen diesen Träumen kann ich sehr wenig Infantiles erblicken und auch nichts Unbewusstes, aber schon gar nicht eine Wunscherfüllung, denn ich möchte weder noch einmal maturieren, noch in die Hölle kommen, noch meine Thätigkeit im Wiener Landesgericht in veränderter Form wieder aufnehmen.

Die zwei Lücken aber, die mir in dem Buche Dr. Freuds auffielen, sind folgende: Der nachmalige Professor Ballet hatte 1886 der Pariser medicinischen Facultät eine Arbeit über Aphasie vorgelegt, in der er unter anderem ausführt, dass es Menschen gibt, die vorwiegend in Sprachvorstellungen (Wortgehörs- und Wortgesichtsbildern) denken, und solche, die vorwiegend in Sprechvorstellungen (Sprechdarstellungen und Schreibedarstellungen) denken. So wenig nun Ballet in seiner Abhandlung bei Erörterung der „innerlichen Sprache" die Traumwelt irgendwie in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, so wenig nimmt Dr. Freud bei seinen Traumanalysen auf diese verschiedenen Denkformen und auf die verschiedene Disposition der Einzelnen für selbe Bezug. Das zweite aber, was mir auffällt, ist, dass Dr. Freud die Theorien seiner wissenschaftlichen Collegen von der spiritistischen Disciplin ganz mit Stillschweigen übergeht. Gerade im Traumleben tritt uns die Spaltung des Individuums in zwei scheinbar ganz selbständig denkende Personen, von denen oft die eine viel gescheidter ist, als die andere, überraschend scharf entgegen, und ich kann mir nicht recht vorstellen, dass eine Traumtheorie — und eine solche hat ja Doctor Freud zugleich auch entwickelt — dieses Phänomen ganz unbeachtet lassen darf. Ich fühle mich natürlich nicht berufen, da eine Meinung zu äußern, aber zwei heitere Träume möchte ich zum Abschlusse erzählen, in denen ich der Dumme und der „Andere" der Gescheite war.

Als Director hatte ich öfter im Sommer über einen Tag nach Ischl zu fahren, was ich so machte, dass ich die eine Nacht hinfuhr, die andere zurück. Zur Hinfahrt lieh ich mir am Wiener Westbahnhof immer einen Schlafpolster aus — zur Rückfahrt aber hatte ich nie einen solchen, weil am Bahnhof in Ischl kein „Poltermann" etabliert ist. Das verdross mich immer. Als ich nun wieder einmal nach Ischl fuhr, träumte mir, dass in Attnang, wo der Zug bekanntlich längere Zeit hält, ein vielleicht zehnjähriges Mädchen in das Coupé trat und sagte „ich bin ich komme den Polster zu holen". „Sacrament!" rief ich im Traum, „nicht einmal bis Ischl kann ich mehr den Polster haben? Und sagen Sie mir, warum kriegt man denn in Ischl keine Polster? Morgen Nacht muss ich zurückfahren und kann auf der harten Lehne liegen." „Aber das ist ja sehr einfach", erwiderte das kluge Kind. „Behalten Sie den Polster, geben Sie ihn in Ischl dem Portier zum Aufheben und holen Sie sich ihn abends zum Zurückfahren". Und so habe ich es auch von da an immer gemacht, nur schäme ich mich heute noch, dass mir das nicht im wachen Zustand eingefallen ist.

Noch drastischer aber ist ein Traum, den ich vor zwei Jahren in Sicilien hatte. Ein paar Tage vor dem Traum hatte ich in Neapel meinen Freund, den Professor W., zufällig getroffen. Ein Studiencollege desselben ist der Buchhändler G. in Wien. Ich hatte in Palermo immer sehr lebhafte Träume. Eines Tages hätte ich gern in einem Buch, das ich natürlich in Palermo nicht zur Hand hatte, etwas nachgeschlagen. Des Nachts träumte mir nun Folgendes: „Weil ich jetzt immer so lebhaft träume, als ob die Sachen wahr wären, konnte ich ja jetzt träumen, dass ich rasch nach Wien fahre, und mir das Buch holen'" Gedacht, geträumt. Ich bin im Nu in Wien und gehe in eine Buchhandlung, in der mein Freund W. als Buchhändler steht. Ich erzähle ihm: „Weil ich jetzt immer so

lebhaft träume, als ob die Sachen wahr wären und ich in Palermo das und das Buch nothwendig brauchen würde, habe ich mir gedacht, ich träume, dass ich nach Wien fahre und mir das Buch hole. Gib mir das Buch!" Mein Freund W. gieng zu einer Bücherstelle, hob das Buch herab, klopfte es an der Hand ab, wie es die Buchhändler bei verstaubten Büchern machen, und gab mir es; ich kann nicht sagen, dass mir etwas in seiner Miene aufgefallen wäre, aber ich selbst wurde plötzlich misstrauisch, als ich das Buch in der Hand hielt und frug ihn: „Du, W., glaubst du, dass ich das Buch jetzt morgen Früh wirklich habe?" Da machte er ein so spöttisch lächelndes Gesicht, wie er es nicht ungerne macht, und sagte, indem er leicht den Kopf schüttelte: „I glaub' nit." Die Nutzanwendung erspart man mir wohl.

Die zwei letzten Träume sind nun freilich aufgelegte „Wunschträume", der erste hat sogar meinen Wunsch in der Zukunft realisiert. Mehr kann man von einem Wunschtraum nicht verlangen. Von einer Traumtheorie aber müsste ich verlangen, dass sie auf alle Träume passt, und das scheint mir schließlich nur bei der alten Theorie des Aristoteles zuzutreffen, nach der die Träume Producte der fortarbeitenden Einbildungskraft sind, nicht mehr und nicht weniger. Alles andere passt trefflich auf einzelne oder mehrere Träume, das eine auf diese, das andere auf jene, aber schließlich müssen wir uns doch damit begnügen zu sagen, dass es Tageseindrücke, neue und alte Bilder, Gedanken und gewiss gar oft auch Wünsche sind, aus denen der bunte Teppich des Traumbildes sich zusammenwirkt. Was aber den „Traumdeuter" betrifft, so halte ich es noch immer mit dem alten Ennius, von dem uns Cicero, De divinatione, I, 58, folgende Verse (aus der Tragödie Telamon?) überliefert hat:

„Non habeo denique nauci Marsum augurem,
Non vicanos auspices, non de circo astrologos,
Non Isiacos coniectores, non interpretes somnium.
Non enim sunt ii arte divini, aut scientia . . ."

und die plausibelste Art der Traumdeutungen bleibt wohl jene, von der uns Walther von der Vogelweide erzählt, es habe sie ihm „ein wunderaltez wîp" gegeben:

„Zwêne und einer daz sîn drî:
dannoch seite s'mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî."

Max Burckhard.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Wenn an dem königlich preußisch verfrühten Beginn des zwanzigsten Säculums etwas noch meine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft Oesterreichs wieder zu beleben vermag, so sind dies die unverbindlichen Besprechungen mit allen möglichen Politikern, durch deren Erfindung Baron Gautsch das Ende des neunzehnten verklärt, durch deren Nachahmung und Vervollkommnung aber nun Herr v. Koerber auch schon den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts eingeweiht hat.

*

Bis vor wenigen Wochen hat man viel darüber discutiert, welches das bedeutendste Ereignis des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sei. Wenn jetzt die Frage nach dem bedeutendsten Ereignis des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt würde, möchte ich sie — nach meinen bis zum 11. Tag dieses Jahrhunderts reichenden Informationen — unbedingt mit den Unverbindlichen des Herrn v. Koerber beantworten. Sinngemäß weiterentwickelt, können sie nämlich zu einer grundsätzlichen Umgestaltung des ganzen Regierungshandwerks führen, und in dieser Perspective betrachtet, wird man es auch nicht mehr als blinden Zufall ansehen, dass diese Entdeckung gerade in dem von politischen Regierungshandwerkern so arg zugerichteten Oesterreich das Licht der Welt erblickt hat.

*

Worin hat denn die große Schwierigkeit des constitutionellen Systems bestanden, das während des neunzehnten Jahrhunderts auch in Oesterreich eingeführt wurde, ohne sich hier so recht einleben zu können? Worin bestand diese Schwierigkeit? Ohne Zweifel in der Ministerverantwortlichkeit oder, mit anderen Worten, in den verantwortlichen Ministern. Aus diesem Princip des alten Constitutionalismus ergaben sich zwei Uebelstände: Erstens mussten die Leute, welche regieren sollten, zu Ministern ernannt werden. Zweitens mussten diese Ernannten verantwortliche Minister sein, welche für jedes Wort, das sie sprachen, für jede Handlung, die sie unternahmen, unabänderlich die Consequenzen tragen mussten. Eine Dummheit, gesprochen oder gethan, genügte eigentlich schon, um einen Minister unmöglich zu machen, und wenn es auch speciell in Oesterreich während des neunzehnten Jahrhunderts einzelnen Ministern gegönnt war, die Dummheiten zu Dutzenden zu reden und zu thun, ohne deswegen fallen zu müssen, so ist dieses Gewährenlassen von kritischen Köpfen schon damals als inconstitutionell bekämpft worden. Wenn die von Herrn v. Koerber ohne Auftrag, wie er selbst Herrn Prade versicherte, geführten unverbindlichen Besprechungen mit allerhand Parteiführern consequent weitergebildet werden, kommen wir noch eines Tages zu einem förmlichen System der unverbindlichen Ministercandidaten. Die ernannten Minister enthalten sich à la Wittek jeder Politik und entgehen so dem unliebsamen Schicksal, gestürzt zu werden. Die unvermeidliche Politik, oder was man so in Oesterreich nennt, wird dagegen in unverbindlichen Besprechungen von unbeauftragten Ministercandidaten gemacht, die, da sie an ihre Worte und Unternehmungen nicht gebunden sind, jedem Parteiführer das Blaue vom Himmel herab versprechen, heute czechisch, morgen deutsch, in der Früh liberal, am Abend clerical und dabei, von all diesen Wandlungen und Windungen unberührt, die ewig unernannten Minister in spe bleiben können, die allen Parteien immer wieder Hoffnungen erregen, die sie keiner erfüllen.

*

Die Patrioten hat es schon längst betrübt, dass die Minister sich in dieser alten Monarchie bereits rascher abnützen, als in der wildesten südamerikanischen Republik. Die vorgeschlagene Combination von unpolitischen Ministern mit unverbindlichen Ministercandidaten wäre geeignet, wieder eine gewisse Stabilität in die österreichischen Ministerpalais zu bringen. Aber das wäre noch nicht alles. Die unverbindlichen Besprechungen mit den Parteiführern können auf die Dauer nicht die Ruhe sichern, weil hinter den unverbindlich beehrten Parteiführern noch die Cohorten der einfachen Parteiabgeordneten stehen, die auch mitthun wollen, und hinter diesen die verehrlichen Wählerschaften, die doch mindestens zusehen und zuhören wollen. Um auf die Dauer und allseits zu befriedigen, müssten also die unverbindlichen Besprechungen, was die Zahl der Theilnehmer betrifft, erweitert, und was die Form angeht, öffentlich gemacht werden. Kurz gesagt: Wie sich jetzt neben den regulären Theatern eine „Freie Bühne" aufthut, so müsste neben dem auf dem Papier stehen bleibenden Reichsrath in irgend einer geeigneten Localität — etwa im kleinen Ronachersaal — eine förmliche parlamentarische Versuchsbühne geschaffen werden, an der sämmtliche Abgeordnete, da sie im Reichsrath nicht benöthigt werden, mit unbeauftragten Ministercandidaten unverbindlich Parlament spielen könnten. Dort könnten pompöse Reden gehalten, grandiose Regierungserklärungen abgegeben, verzwickte Intriguen angesponnen, das politische Interesse also im ganzen Lande rege gehalten werden, während nebenher in aller Stille und Bescheidenheit die unpolitischen Minister auf Grund des § 14 die staatliche Welt in Gang erhalten würden.

*

Mag sein, dass nüchterne Köpfe diese meine Anschauung bloß für einen schönen Traum ansehen werden. Ich glaube daran. So fest ich davon überzeugt bin, dass das zwanzigste Jahrhundert die Lösung des Problems der Lenkbarkeit des Luftballons bringen wird, so sicher bin ich, dass es auch das allerdings unvergleichlich schwierigere Problem der Lenkbarkeit Oesterreichs lösen wird. In Herrn v. Koerbers unverbindlichen Besprechungen erblicke ich den experimentellen Anfang dazu. Oesterreich winkt auf diesem Wege noch eine glückliche politische Zukunft. Das spreche ich hiemit ganz beruhigt aus — aber natürlich auch nur ganz unverbindlich.

Kr.

## Volkswirtschaftliches.

Die Firma Haas & Deutsch in Budapest ist in eine Actiengesellschaft umgewandelt worden. Die Firma konnte ihre unermesslichen Engagements nicht weiterschleppen und da traten der Wiener Bankverein, die Pester Commerzialbank und zwei andere Budapester Banken auf den Plan, um ihr zu helfen. Die Activa und Passiva der Firma wurden zum größten Theil von der Actiengesellschaft übernommen, die Actien im Nominalbetrage von 10 Millionen Kronen bleiben zwar im Besitz der Firma, doch werden sie der Bankengruppe verpfändet, welche dafür einen Credit von 8 Millionen Kronen gewährt, der zur Deckung der nicht von der Actiengesellschaft übernommenen Verbindlichkeiten dienen soll. Die Zusammenbrüche und Sanierungsactionen in Ungarn häufen sich; das kann angesichts der Geldnoth des Landes nicht anders sein. Von allen in Schwierigkeiten gerathenen Unternehmungen ist die Firma Haas & Deutsch die größte gewesen. Die Art, wie mit dieser Firma bei der Sanierung verfahren wird, würde nicht weiter der Beachtung wert sein, wenn nicht auch dieses Finanzgeschäft, wie fast jedes, welches die genannte Bankengruppe in den letzten Jahren gemacht hat, durch die besonders drückenden Bedingungen auffallen würde. Eine Firma geräth in Schwierigkeiten: Man gewährt ihr nach genauer Prüfung der Bilanz einen Credit, welcher den Creditgebern den üblichen Zins und Provision, oder etwas mehr als das übliche abwirft. Als besondere Entschädigung für das größere Risico, welches solche Sanierungsactionen mit sich bringen, lässt man sich noch eine Option auf die Activa der Firma zu einem niedrigen, bei gutem Gelingen großen Nutzen versprechenden Preis einräumen. So etwa werden solche Actionen von anständigen Finanzinstituten gemacht und gewöhnlich schaut dabei hübscher Nutzen heraus. Den Herren vom Bankverein, der Commerzialbank &c. genügt ein solcher mehr minder billiger Nutzen nicht. Ihr Vorschuss wird verzinst, zweifellos hoch verzinst, sie erhalten Provision, gewiss keine mäßige (1½% pro Quartal war der Satz bei dem ähnlichen Geschäft mit der Ungar. allg. Kohlenbergbaugesellschaft), sie haben sich eine Option auf die Hälfte der Actien einräumen lassen, gewiss zu einem recht niedrigen Curse, denn die Actien sind schon zu einem sehr vorsichtigen Preis in die Actiengesellschaft eingelegt worden. Das alles genügt aber noch nicht. Die Banken haben nicht nur einen Optionscurs bestimmt, sie haben sich auch einen Emissionscurs für die Actien garantieren lassen und die Differenz zwischen diesen beiden Cursen muss den Banken unter allen Umständen ausgezahlt werden, ob es nun zur Begebung kommt oder nicht. Beabsichtigt ist die Begebung nicht, denn die Gesellschaft soll nur die Liquidierung der Engagements innerhalb vier Jahre durchführen. Wie groß die Differenz zwischen dem Optionscurs und dem Emissionscurs ist, haben die Banken nicht verlautbart. Aber auch dieser Profit stillt noch nicht den Heißhunger der betheiligten Institute. Sie haben sich noch 10.000 Gründerantheile ausfolgen lassen, welchen 10% des Reinerträgnisses nach einer 5%igen Actiendividende zufallen. Aber so wie bei der Garantierung des Emissionscurses nicht an die Emission, sondern an die „Differenz" gedacht ist, so ist auch hier die Dividende der Gründerantheile eine Nebensache, und die Differenz bildet den Hauptprofit. Für den Banken gratis ausgefolgten Gründer[illegible] [illegible] von [illegible] der [illegible], also programmgemäß

vor vier Jahren, mit mindestens 100 Kronen per Stück zurückgelöst werden. Also, abgesehen von Zinsen und Provision, erhalten die Banken für einen vierjährigen Credit von 8 Millionen Kronen mindestens 1 Million Kronen für die Gründerantheile und dazu die nicht bekannte aber zweifellos nicht niedrige Differenz zwischen Options- und garantiertem Emissionscurs. Dazu haben sie die Leitung der Liquidation in der Hand, können die Activa anderen Instituten, an denen sie nicht nur durch Bewucherung und fictive Actienoptionen, sondern durch wirklichen Actienbesitz betheiligt sind, wie zum Beispiel der belgischen Eisenbahnbank, möglichst niedrig zuschanzen. Es ist höchste Zeit, dass an den Gebäuden dieser Banken, um eine Irreführung des Publicums hintanzuhalten, die berüchtigte Tafel: „Geld, Geld für alles" angebracht werde.

•

Was der § 14 und die zweijährige Verzettelung des Ausgleichs mit Ungarn den Staatsschatz kostet. Nach dem früheren Bankprivilegium wurde der Gewinnantheil der Regierungen und die Notensteuer nicht bar an den Staatsschatz abgeführt, sondern von der 80 Millionenschuld abgeschrieben. Nach dem neuen Uebereinkommen hört bekanntlich diese Verbindung zwischen 80 Millionenschuld und Gewinnantheil auf; dieser und die Notensteuer werden bar abgeführt und die 80 Millionenschuld wird durch Abschreibung zu Lasten des Reservefonds der Bank auf 60 Millionen reduciert. Am 31. December 1897, dem vorbestimmten Ablaufstag des letzten Privilegiums, betrug die Schuld des Staates an die Bank noch 76·092 Millionen Gulden. Wäre das neue Privilegium damals rechtzeitig in Kraft getreten, so hätte die Bank 16·092 Millionen zu Lasten ihres Reservefonds von ihrer Schuld abschreiben müssen, und die erhöhten Gewinnantheile wären den Regierungen seither bar abgeliefert worden. Da aber das neue Privilegium erst am 1. Jänner dieses Jahres in Kraft getreten ist, so sind die Gewinnantheile und Notensteuer für die letzten zwei Jahre nicht bar an die Regierungen abgeführt worden, sondern von der 80 Millionenschuld abgeschrieben worden, welche dadurch auf 74·145 Millionen Gulden reduciert wurde. Zu Lasten der Bank werden also nur 14·14 Millionen Gulden von dieser Schuld abgeschrieben und nicht, wie ursprünglich vorgesehen, 16·09 Millionen Gulden. Die Differenz von circa 2 Millionen Gulden verliert der Staatsschatz. Das § 14-Regime und die Unfähigkeit der seit vier Jahren aufeinanderfolgenden Regierungen kosten den Staatsschatz und die Steuerträger viel Geld und man wird noch öfters Gelegenheit haben, dies an Einzelbeispielen auseinanderzusetzen.

•

Die Unfallserie auf der Südbahn und der Lärm, den sie in der Oeffentlichkeit erregt hat, hat endlich auch unser Eisenbahnministerium veranlasst, von der Südbahn dringende Maßnahmen zur Erhöhung der Verkehrssicherheit zu fordern. Wenn unser Eisenbahnamt seiner Aufgabe gewachsen wäre, dann hätte es schon vorher erkennen müssen, dass die Ausrüstung der Südbahn mit Personal- und Betriebsmitteln ganz ungenügend ist, um den Verkehr zu bewältigen, und hätte nicht erst die Unfallserie abwarten müssen. Aber ebenso hat es die Südbahnverwaltung wissen müssen, und in ihren officiösen Commentaren zu dem Erlass sagt sie auch, dass die meisten verlangten Herstellungen bereits auf dem Programm standen, nur nicht so rasche Ausführung beabsichtigt war, und dass andere „studiert" wurden. Ja, das „Studium"! Wenn das nur nicht so viel Zeit bei uns in Anspruch nehmen würde. Die Südbahn „studiert", was sie einmal bauen soll, während draußen auf der Strecke es an Personal, Schienen und Waggons fehlt. Das Eisenbahnministerium studiert wahrscheinlich, was es thun soll, um die vollkommene Unterbindung des Verkehrs auf den Staatsbahnen hintanzuhalten, so oft es im Sommer etwas mehr regnet. Die Regierung studiert wahrscheinlich, was sie nächstes Jahr thun soll, damit nicht gerade inmitten der ärgsten Verkehrsstörungen die großen Manöver mit ihren riesigen Transporten an der Südbahnlinie abgehalten werden, welcher Umstand, gemeinsam mit den andauernden Verkehrsunterbrechungen auf den Staatsbahnen, die ungewöhnliche Ueberlastung der Südbahnstrecken im letzten Herbst zur Folge hatte. Die Regierung studiert seit dreißig Jahren, um die Tauern-Predilbahn nicht zu bauen, welche den Verkehr von der überlasteten Strecke Wien—Triest theilweise ablenken würde. Herr v. Wittek studiert auch wahrscheinlich schon, welche finanziellen Zugeständnisse er für den Fiscus bei der nächsten Investitionsanleihe der Südbahn auspressen wird, um nur ja durch langwierige Verhandlungen den allzu raschen Bau der nöthigen Stationserweiterungen zu verhüten. Denn mit dem, was jetzt für das Jahr 1900 an Herstellungen verlangt wird, ist es wohl nicht abgethan, sonst haben wir in zwei Jahren angesichts des kolossalen Verkehrsaufschwunges auf der Südbahn dieselbe Misère wieder. Da wird es schon heißen, tiefer in den Beutel zu greifen.

*£b*

## Kunst und Leben.

In der Hofoper gastierte Signorina Gemma Bellincioni als Traviata. Sie bot eine von Anfang bis zu Ende originelle und interessante Leistung, die durch ihre innere Wahrheit und Natürlichkeit von der Kunst der übrigen Darsteller merklich abstach. Es war, als stunden einander zwei verschiedene Stile der Schauspielkunst gegenüber, die seit den Tagen der Patti, die zuerst als Traviata die größten Triumphe feierte, doch gewaltige Fortschritte gemacht hat. In dem modernen Realismus der Bellincioni klangen manche Stellen des Orchesters wie Anachronismen zur Bühne hinauf. Mit derselben genialen Freiheit, mit der die Künstlerin spielte, hat sie auch gesungen. Unter der impulsiven Unmittelbarkeit schienen alle Taktstriche zu verschwinden und die Noten beliebige Längen anzunehmen. Aber alle diese Nuancen schienen mit soviel Berechtigung aus der Situation hervorzuwachsen und waren so meisterhaft dramatisch illustriert, dass sich niemand über zu subjective Auffassung beklagen konnte. Ihr Organ befremdet anfangs, aber man gewöhnt sich daran, wie sich wahrscheinlich auch das Organ an den Raum gewöhnt, in dem es zur Geltung kommen soll. Dass unsere heimischen Darsteller sammt dem Chor imstande sind, ohneweiters eine italienische Oper im Urtext zu singen, und sich darin ganz sicher zu bewegen, gereicht ihnen zu besonderer Ehre. Von ihren italienischen Collegen wird ihnen kein einziger ein analoges Experiment mit der deutschen Oper nachmachen. R. W.

•

Im Deutschen Volkstheater wurde am 5. Jänner zum erstenmale gegeben „Der Landstreicher", Schauspiel in 5 Aufzügen von Jean Richepin. Es steckt ein Kern von Vagantenpoesie in dem Stück. Die unbezwingliche Lust des Fahrenden am unstäten Leben in der Freiheit und in der Natur ist es, die Richepin seinem Drama zugrunde gelegt hat. In seinen jungen Jahren hat dem Fahrenden das Glück in Gestalt eines liebenden Mädchens gelächelt, aber er hat sich mit flüchtigem Genusse begnügt und ist singend wieder in seine weite Welt entwichen. Und nach langer Zeit kommt er in seinem Wanderleben wieder singend durch dieselbe Gegend gezogen; so sehr hat er alles vergessen, dass er die Stätte zuerst gar nicht wieder erkennt. Und da winkt ihm das Glück der Familie und der Sesshaftigkeit nochmal. Er findet das Mädchen, das sich ihm einst liebend zu eigen gegeben, wieder, als Besitzerin eines kleinen Anwesens, als Frau eines sterbenden Gatten, als Mutter eines erwachsenen Sohnes — seines Sohnes. Eine Spanne Zeit verweilt er, gerade lange genug, dem Sohne zu einer geliebten, hübschen und natürlich auch reichen Frau zu verhelfen — und dann reißt er sich los und flieht wieder hinaus in seine freie Welt, die er nicht lassen kann. Dieser Vorwurf enthält ein starkes poetisches Moment. Aber der Dichter hat unsere Bereitwilligkeit, dasselbe glaubhaft auf uns wirken zu lassen, von vornherein auf eine harte Probe gestellt. Er führt uns nicht einen fahrenden Scolaren oder doch einen fahrenden „Gesellen" vor, bei dem wir wenigstens nach der romantischen Tradition etwas wie einen poetischen Sinn annehmen können, sondern einen modernen unfall- und krankheitsversicherungspflichtigen Fahrenden aus dem Kreise der Arbeiter „im landwirtschaftlichen Betriebe", und so einem waschechten „Landstreicher" trauen wir poetische Allüren von Anfang an nicht zu. Mit der Wahl seines Milieus ist aber der Dichter auch naturgemäß in das Bauernstück hineingerathen, und zwar, da er uns eine romantische Idee poetisch vorführen wollte, in das romantische, poetische Bauernstück. An der Sorte haben wir uns aber schon längst den Magen gründlich verdorben und der Dichter hat gar nicht versucht, uns die schale Speise durch irgend eine neue Zubereitungsart doch noch einmal genießbar zu machen. Unmögliche Bauern, die in bombastischer Sprache Gedanken und Empfindungen, die ihrem ganzen Wesen fremd sind, von sich geben, verlogene Sentimentalität auf der einen Seite und ein Maß von bornierter Dummheit auf der anderen, das zur Injurie für das Publicum wird, dem man zumuthet, so dumm zu sein, dass es glauben könne, es sei jemand so dumm, alberner Hokuspokus, larmoyante Rührseligkeit und vordringliche, unmotivierte Lustigkeit der von dem Titelhelden „fascinierten" Landbewohner — das sind die Ingredienzien, aus denen Richepin seine verneuerte Bauernidylle gebraut hat. Wenn „Der Landstreicher" trotzdem „Beifall" gefunden hat, so ist es wohl den Darstellern zu danken, die, Girardi und Fräulein Glöckner an der Spitze, ihr Bestes gegeben haben — und bei den meisten von ihnen ist das sehr viel. B.

•

Das Raimund-Theater brachte ein dreiactiges Märchenspiel „Der Hexenpfeifer", dessen Dichter Hugo Klein heißt. Es ist theils in Prosa, theils in liedhaften Versen abgefasst, was bei dem Umstand, dass man sich von der einen Form stets nach der andern sehnt, eine immerhin erfreuliche Abwechslung bietet. Fernerhin ist an dem Stück zu loben, dass Herr Hugo Klein ein geschätzter Feuilletonschriftsteller ist, und endlich produciert Fräulein Reingruber im ersten und dritten Act hübsche Balleteinlagen ... der Mittelact ist der schwächste. Aber alle diese Vorzüge zugestanden, muss man es angesichts eines solchen Märchenspiels doch bedauern, dass das Raimund-Theater nicht einmal mehr genügend lustigen Unsinn auf Lager hat, um ohne einen — poetischen Abend auszukommen. Wer heute nach den Spielplanen mancher Theater urtheilt, muss wirklich glauben, dass überhaupt nichts Annehmbares mehr geschrieben wird; wenn er es nicht vorzieht, etwas anderes zu glauben. R. G.

•

„Der Hahn im Korb", ein Wiener Schwank von Antony, wurde im Jubiläumstheater aufgeführt. Die Marke „wienerisch" wird durch ihn misscreditiert. Ein Wirrwarr ohne Humor und Grazie tollte zwei Stunden lang auf der Bühne. Ist das Stück eine Carnevalpraludie? Die Zwistreißen von Faschingskrapfen, durchrasten Ballnächten, der moralischen Verlobung am jüngsten Tag des Aschermittwochs bleibt es gründlich schuldig, aber albern und langweilig ist es. Von den Darstellern gebürt dem Fräulein Meyer und Herrn Stohr Lob. R. H.

•

Zu dem Componisten Roger Hamerik, der kürzlich ein Compositionsconcert gab, hat das Wiener Publicum wieder eine interessante Bekanntschaft gemacht. Es ist ja bei uns noch so vieles unbekannt, was draußen

in der musikalischen Welt vorgeht. Und doch ist Hamerik der Componist von vier Opern, einer „Oper ohne Worte“, fünf Symphonien, einer christlichen, einer jüdischen Trilogie, eines Requiems und vieler kleinerer Werke. Schon im Jahre 1866 hat er in Begleitung Berlioz' Wien besucht. Der Geist seines großen Lehrers und Meisters stieg auch unwillkürlich aus dem Orchester hervor, als wir im Vorjahre eine Suite Hameriks hörten. Wie erstaunt war ich diesmal, in der C moll-Symphonie den Einfluss Gades und Mendelssohns zu bemerken. Auch Gade ist Hameriks Lehrer gewesen, und man merkte seine Schule an der soliden Arbeit, an der zurückhaltenden Instrumentation und der weichen, lyrischen Melodik. Die Symphonie ist durchaus glatt und gefällig, aber nicht besonders tief. Nur im Andante penitente bringt das charakteristische Psalmodieren der Fagotte einen romantischen Zug in die peinliche Correctheit des Werkes. Dem Offertorium aus dem Requiem half die eminente Gesangskunst von Fräulein Walker zu einem ansehnlichen Erfolg. Wie schade, dass die Künstlerin jetzt so selten im Concert zu hören ist. Den Schluss des Concertes bildete eine nordische Suite, deren erste zwei Sätze durch ihre charakteristische Instrumentation einen weit moderneren Eindruck machten, als die Symphonie. Leider verhinderten mich anderweitige Referentenpflichten auch die letzten drei Sätze zu hören. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Compositionen Hameriks bei dem nicht zu zahlreich erschienenen Publicum lebhafte Anerkennung fanden, für die der Componist wiederholt mit sichtlicher Befriedigung dankte.

*

Im letzten Rosé-Concert hörten wir ein neues Quintett von Alexander Glazounow. Der Componist besitzt eine reiche, originelle Erfindung und jene frische, slavische Sinnlichkeit, die immer gefällt, wenn sie durch eine genügende Gestaltungskraft in Schranken gehalten und in feste Formen gebracht wird. Das gelingt Glazounow in den drei ersten Sätzen, im Finale läßt er seinem Naturell die Zügel schießen und wird ein bisschen vulgär. Glücklicherweise hat er uns schon vorher so sehr für sich eingenommen, dass wir trotz des schwächeren Schlusses den Eindruck eines bedeutenden Werkes gewinnen, dessen Schöpfer verdiente, in Wien besser bekannt zu werden. Das vierte Concert des Quartetts Rosé bildete leider schon den Schluss der diesjährigen Productionen der ausgezeichneten Künstler. Sie haben uns im Laufe der Saison nicht nur einige Cabinetstücke ihrer Darstellungskunst geboten, sondern auch neuerdings bewiesen, dass ein Quartett mit dem großen glänzenden Ton der Primgeige Rosés und dem sicheren kernigen Bass Hummers immer zu den Zierden des Wiener Musiklebens gehören wird. R. W.

*

Man schreibt uns aus Paris: Die Premièren im Théâtre Antoine pflegen interessant zu sein. Antoine hat seinerzeit in dem von ihm geleiteten Théâtre Libre die Pariser mit Ibsen und anderen modernen Dramatikern bekannt gemacht und bemüht sich auch jetzt noch, mit der Jugend in der dramatischen Literatur in Fühlung zu bleiben. Deshalb nahm er „En paix“ von dem bisher unbekannten Louis Brunerre zur Aufführung an; vielleicht hatte er auch einen anderen Grund: „En paix“ enthält eine vorzügliche Rolle, und Antoine spielt diese Rolle. Abgesehen von diesen beiden Gründen, können wir nicht sehen, was die Aufführung von „En paix“ rechtfertigen könnte. Die ganze Geschichte lässt sich in einem einzigen kurzen Satze erzählen und hätte zu einem wunderschönen Zeitungsartikel dankbaren Stoff gegeben. Mit einigen Zuthaten von bestraftem Laster und belohnter Tugend könnte man auch ein gutes Schauerdrama für das Ambigu-Theater daraus machen. Es handelt sich um einen Kaufmann, der von seiner Familie in ein Irrenhaus eingesperrt und trotz seines gesunden Menschenverstandes und aller Anstrengungen einiger Freunde darin festgehalten wird. Dies ist die ganze Handlung, die zu keinem guten oder bösen Ende führt, denn wir erfahren nicht, ob es dem Eingesperrten gelingt, zu entkommen, oder nicht. Darauf kam es dem Autor offenbar gar nicht an, sondern er wollte uns nur mit den in Schauerdramen und Hintertreppenromanen bereits sattsam geschilderten schrecklichen Zuständen in gewissen Privatirrenanstalten aufs neue bekannt machen und uns dabei das Gruseln lehren. Dies ist ihm gelungen, und wir sind mit einer unangenehmen Sensation aus dem Theater gegangen. Aber ein Drama ist „En paix“ nicht und ebensowenig ein literarisches Kunstwerk. K. E. S.

## Bücher.

Heinrich Freese: Fabrikantenglück: ein Weg, der dazu führen kann. Eisenach, M. Wilckens, 1899.

Vor drei Jahren hat der Berliner Jalousienfabrikant Heinrich Freese unter dem Titel „Fabrikantensorgen“ eine Schrift herausgegeben, worin er über die in seinen vier Fabriken getroffenen Wohlfahrtseinrichtungen und ihre Wirkung berichtet. Er hat unter anderem alle Ueber- und Sonntagsarbeit abgeschafft, den Achtstundentag, Arbeiterausschuss, Gewinnbetheiligung und Selbstregierung der Arbeiter bei allen Wohlfahrtseinrichtungen eingeführt; er versichert, dass bei durchschnittlich zehnjähriger Erprobung dieser Einrichtungen weder er, noch die Arbeiter etwas verloren haben, und dass er mit seinen größtentheils socialdemokratischen Arbeitern in nie gestörter Eintracht lebe. Mit dem Wege zum Glück, der dem Fabrikanten offen stehe und den er in seinem neuesten Schriftchen beschreibt, meint er die Gewinnbetheiligung. Er erzählt die Geschichte der ersten und vornehmsten Versuche dieser Art, namentlich von Jean Leclaire in Paris und Godin in Guise, sowie in seinen eigenen Fabriken, gibt eine Uebersicht der in- und ausländischen Etablissements, in denen die Einrichtung besteht, erörtert die Ursachen, warum Deutschland darin hinter Frankreich, England, Nordamerika und Holland zurückbleibt, und empfiehlt dringend die Einführung in allen Staatsbetrieben. — f —

Hermann Oldenberg: Aus Indien und Iran. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz 1899.

Der indische Alterthumsforscher steht durchaus nicht an einem gleichgiltigen Punkte unserer Bildungsperipherie, gleichsam auf einem wohl ehrenvollen, aber todten Posten in der Geistesschlacht; sondern, dank der geistesgeschichtlichen Bedeutung der indischen Civilisation, ist ihm ein gewichtiges Wort, ein bedeutender Einschlag vorbehalten in der Production der modernen wissenschaftlichen Cultur. Der mit seiner geistigen Vereinsamung, seiner Weltferne kokettierende Sanskritist ist eine veraltete Figur; an seine Stelle ist ein Geschichtsforscher getreten, der die umfassendsten Zusammenhänge über einen ganzen Welttheil verfolgt, der auch im dichten religiösen und philosophischen Nebel, wie er gerade über dem Gangesland brütete, Geschichte und nur Geschichte sucht und findet. Ein solcher Forscher ist auch der Verfasser des obengenannten Buches. Durch zwei culturgeschichtliche Erscheinungen ersten Ranges, welche zwei Extreme menschlicher Entwickelung darstellen, die Cultur des Veda und des Buddhismus, wird sein Blick am längsten von allem Indischen gefesselt. Ich möchte deshalb das Büchlein den zahlreichen modernen Geistern, die von allem Indischen nur den Buddhismus sehen und wie hypnotisiert auf den quietistischen Geist starren, der die Welt ausgeleert hat, recht eindringlich empfehlen. Auch der „Zarathustra“-Aufsatz, der letzte von den sechs formschönen Abhandlungen, wird Beachtung finden und wäre es nur, weil er das heilige Lachen des Propheten verkündet, der dem tiefsten Buche unserer Zeit seinen Namen leihen durfte. Dr. M. Haberlandt.

Josef Olbrich: Ideen. Wien, Gerlach u. Schenk.

Josef Olbrich wurde bekanntlich nach Darmstadt berufen, um für die vom Großherzog von Hessen ins Leben gerufene Künstlercolonie die Räume zum Wohnen und zum Schaffen in neuzeitlicher Auffassung zu bauen und einzurichten. In einem hübschen Begleitwort der vorliegenden Mappe weist Ludwig Hevesi auf die Bedeutung dieser Gründung und ihres freiheitlich künstlerischen Zuges hin. Die neue Gewerbekunst, die dadurch gefördert werden soll, wird nicht nur ein ästhetischer Gewinn, sondern eine sociale Errungenschaft sein, „wie etwa der Arbeiterschutz oder die Altersversorgung“, heißt es im Vorwort. Olbrich widmet seine „Ideen“, architektonische und decorative Entwürfe, dem Fürsten, der ihn zu einer Thätigkeit herbeigerufen, die wie geschaffen erscheint, sein starkes, an schöpferischen Impulsen, wie an praktischem Blick so reich begabtes Talent zur freien Entfaltung zu bringen. Es geht ein Hauch von ungefesselter Schaffenslust durch diese Blätter, in denen die vielverschlungenen Formen durch feinstes Raumgefühl, die aufleuchtenden Farben durch den natürlichen Geschmack und Sinn für Tonwerte gebändigt werden. Das macht eben den Werdegang Olbrichs so lehrreich und erfreulich: die starke Selbstzucht im Neuschaffen, bei der man stets das Gefühl hat: der Künstler gibt nicht alles auf einmal, er hält manches zurück für spätere Entwickelungen, „es ist noch mehr dahinter“. Wie oft erleben wir heute das Umgekehrte und stehen eines Tages unangenehm ernüchtert vor dem Allzufrühen, zu schnell Verausgabten. Hier ist organisches Wachsthum und sichere Capitalsanlage. Ueber den Architekten Olbrich ist an dieser Stelle nicht der Ort zu eingehender Kritik. Wer ihn mit einem Griff packen will, der sehe sich das dritte Blatt der Publication an, die Offene Halle der Villa Friedmann in Hinterbrühl bei Wien. Das ist der ganze Olbrich: die lustige Vorhalle mit ihren im rechten Winkel gegeneinander stehenden, wuchtigen Langbogen, deren riesige Energie das lastende Gebälk spielend trägt; die feinen, messerscharfen Ueberschneidungen; die keck, wie ein lebendes Zweckwesen, eidechsenartig aufringelnden Beleuchtungskörper, und über dem ganzen die gelassene Ruhe der strengen Grundform. Wenn man dagegen die Skizzen zu den Häuschen und Ateliers für die Mitglieder der Darmstädter Künstlercolonie ansieht, so erkennt man, wie hier der ländlich intime Charakterzug die Form bestimmte, wie also die Empfänglichkeit und das Verständnis für das Local dem Eigenschöpferischen die Wage hält. Hier kommt das alte Jesuitenideal zu idealer Geltung: „Der Zweck heiligt die Mittel“, denn durch das Erkennen des Zweckes weiß Olbrich die Mittel stets neu aus sich herauszuholen. Dem Innenschmuck des Wohnraums sind mehrere zum Theile farbige Blätter gewidmet, Entwürfe zu Tapeten und Friesen (aus der Villa Friedmann und dem Musikzimmer für Dr. Spitzer), auch Möbel und ganze Wiener Interieurs für die Pariser Ausstellung, Alkoven und lauschige Ecken. Eine freigebige Verwendung von durchbrochenen Hölzern tritt oft dabei hervor, eine Neigung, die durch die Freude am Variieren leicht erklärlich ist. Ich habe jedoch die Empfindung, dass bei der strengen innerlichen Formdisciplin, die sein ganzes Schaffen trägt, Olbrich mehr und mehr im Einfachen das Zeitgemäße erkennen wird. Je schneller wir leben und uns bewegen, desto mehr muss auch das bloße Ornament am Gebrauchsgegenstande verschwinden, weil es ein Aufhalten, ein Zerstreuen, ein Ablenken, ein „Zurück“ statt Voran bedeutet. Auch der Cigarrentisch, der Schrank, der Stuhl, die Wirtstafel, unsere Schüsseln, Gläser, Tassen, Bücher werden, wie unsere Kleidung und unsere Sprache, ihren „Telegrammstil“ allmählich annehmen, wie wir ihn in der modernen Reproductionstechnik (Lithographie etc.) schon haben. Und auch der ganze Innenraum wird, sofern er nicht Zwecken der Feierlichkeit oder Andacht dient, diesen Stil künftig ausdrücken, wenigstens da, wo er die reinste Verkörperung des Cultus des kommenden Jahrhunderts sein wird. Für einen so männlichen Künstler wie Olbrich liegt ein breites Operationsfeld offen, diesen Lapidarstil — in dem so viel verhaltene Kraft liegen kann, wie nur je im Stil vergangener Epochen — in allen seinen Consequenzen auswirken zu lassen. Zur „decorativen Lyrik“, zur Träume, Symbole und Stimmungen in schmeichelnden und „tuschenden“ Blumenmotiven bleibt immer noch an geeigneter Stelle Gelegenheit. W. Scholermann.

## Revue der Revuen.

„Das literarische Echo.“ Der kürzlich abgeschlossene erste Jahrgang dieser Halbmonatsschrift erweist sich als ein dauernd wertvoller Band nicht nur durch Aufsätze und Beiträge von Erich Schmidt, Leo Berg, Eugen Wolff, Richard M. Meyer, Käthe Schirmacher, Wilamowitz-Moellendorf, Hermann Wunderlich u. a., sondern auch durch die fortlaufenden Excerpte aus den deutschen, französischen, englischen, spanischen, russischen, polnischen und so fort bis zu finnländischen und

lettischen Zeitschriften. Tritt dadurch das „Literarische Echo" ebenbürtig an die Seite der beiden großen Schwesterrevuen „Revue des Revues" und „Review of Reviews", so übertrifft es diese durch Verzeichnung und Inhaltsangabe aller bemerkenswerten literarischen Artikel aus den deutschen, österreichischen und schweizerischen Tagesblättern. Ein umfassendes Sachregister bringt sodann den Inhalt aller Zeitschriften und Zeitungen und gewährt eine Uebersicht etwa über die Nekrologe C. F. Meyers, Besprechungen der Werke Tolstois und Nietzsches, über die Arbeiten zur Geschichte des Zeitungswesens, oder des Theaters und ähnliches. — Die Hefte des neuen Jahrganges bringen u. a. einen Aufsatz von S. Lublinski über „Wiener Romantik" (Peter Altenberg, Schnitzler und Hofmannsthal), in dem es heißt, Jung-Wien habe sich ein zweifelloses Verdienst um die Schönheit erworben, und alle Seelen, die „schöne" Kunst begehren, seien nicht mehr der schrecklichen Nothwendigkeit preisgegeben, nur noch in München bei der Tafelrunde des Königs Max unseligen Angedenkens Zuflucht zu finden. Ueber Helene Böhlau schreibt Ernst v. Wolzogen, über Hans Hoffmann Edmund Lange, Georg Borchardt über Ompteda, Johannes Fastenrath über Don José Echegaray. Das letzte (Jänner-) Heft bringt Berichte von Marie v. Bunsen „Neuere englische Romane" und R. M. Meyer „Goethe-Schriften", dann eine größere Abhandlung von Friedrich Spielhagen über den „Ich-Roman", von dem er sagt, er sei das vortrefflichste, dankbarste Instrument für den realistischen Dichter, der sich vorgenommen hat, niemals die Bescheidenheit der Natur zu verletzen.

**„The Forum"** bringt in der Jännernummer einen Aufsatz des Rectors der Clark University G. Stanley Hall über einige Mängel des Kindergartenwesens in Amerika. Als solche bezeichnet er alle Einrichtungen, die über Fröbel hinausgehen oder von ihm abweichen. Da ist vor allem die Ueberfättigung der Kleinen mit Erzählungen und Geschichten, die alle eine Moral haben, statt der Naivetät, anderseits wieder der große Nachdruck, der auf die frühzeitige Entwickelung der Fähigkeiten des einzelnen gelegt wird, die allzu große Sorglichkeit um die Gesundheit der Kinder, die Fröbel abgehärtet wissen wollte. Auch auf die Erlernung der Sprache, die naturgemäß in diesen Jahren sich am unauslöschlichsten einpräge, werde zu wenig geachtet, schon bei der Auswahl der Kindergärtnerinnen, die sie selbst nicht immer vollkommen beherrschen. Als der besteingerichtete Kindergarten der Welt wird dann das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin gerühmt. — Von der Förderung historischer Studien in Amerika durch Gründung historischer Provinzvereine und Anlage von ausgedehnten Fachbibliotheken erzählt Johnson Brigham. Eine der größten Sammlungen enthält die soeben mit einem Aufwande von 750.000 Dollars neuerbaute Bibliothek in Wisconsin.

**„The North American Review."** Fast die Hälfte des Decemberheftes gilt dem Kriege in Südafrika, über den sich verschiedene Stimmen verschieden äußern. Die historischen Ursachen des Krieges stellt unparteiisch James Bryce dar; die Sympathien Europas für Transvaal verdolmetscht Karl Blind, und er tritt ihnen lebhaft bei, trotz allem, was ihn an England fesselt und was er ihm verdankt. Dass die Mächte trotz dem nicht intervenieren werden, ist der Inhalt des Beitrages von Francis Charmes. Dasselbe Thema, die Möglichkeit einer Allianz der Continentalstaaten gegen England, erörtert Demetrius C. Boulger. Zum Schluss orakelt der unvermeidliche Max Nordau über „Philosophie und Moral des Krieges". — Die Lage der Frauen in Ostindien bespricht Frau F. A. Steel, die mit der Beaufsichtigung der Schulen im Punjab betraut ist. Sie wendet sich vor allem gegen das verbreitete Vorurtheil, dass die Frauen in Indien kein zweitesmal heiraten dürften, dass sie von der Welt abgeschlossen leben müssen, und dass sie schon vor ihrem zehnten Lebensjahre in die Ehe zu treten pflegen.

## Geschichte eines Schwarzblättchens.

Von Giovanni Verga.

Aus dem Italienischen von Lolo Ganghofer

(Fortsetzung.)

Den 3. Juni.

O Marianna, morgen bringen sie mir das heilige Abendmahl! So also steht's mit mir.

Und doch, ich fühle mich gar nicht zum Sterben krank.

Mein Gott! Dein Wille geschehe!

Ach! da draußen seh' ich die Sonne scheinen, hör' ich das Lärmen all' dieser Menschen, die sich bewegen, die noch leben dürfen! Da schleicht sich ein Sonnenstrahl durch die Scheiben und fällt gerade auf mein Bett!

Was liegt nicht alles in einem Sonnenstrahl. All' die Dinge, die er im selben Augenblicke sieht und beleuchtet: Freude, Schmerz, Leute die sich lieben, und ihn.

Auf dem Dache ist ein Nest mit jungen Schwälbchen — auch für sie scheint die Sonne!

Ruhig will ich sterben, kann ich Papa vorher zum letztenmal sehen — er weiß nicht, dass ich sterbe. Armer, armer Papa! Warum haben sie dich nicht gerufen? Wer weiß, wie viel du weinen wirst!

Sterben! So jung noch und schon sterben!

O Gott!

Wann muss ich sterben? Könnt' ich doch wenigstens gleich sterben! Dieser Todeskampf des Geistes schmerzt so sehr!

Den 4. Juni.

Ich habe gebeichtet. Wie entsetzlich, ach, wie entsetzlich, Marianna! All' diese Vorbereitungen sprachen von einem anderen Leben — und ich dachte noch an ihn! Ich hatte seinen Namen auf den Lippen, während die Schwestern an meinem Bette knieten und ihre Litaneien beteten.

Welch' düstere Feierlichkeit! Die Fackeln, diese Glocken, dieser Baldachin und diese heiligen Gesänge.

Lebet wohl, Ihr alle, die ich liebe, mein Vater, Marianna, meine Schwester, mein Gigi — und auch Du, lebe wohl!

O Marianna! Sag' ihm, dass ich auch in dieser Stunde an ihn dachte!

Den 7. Juni.

O Marianna, Marianna, danke dem Himmel. Noch bin ich nicht gestorben! Vielleicht darf ich leben!

Gott wird Barmherzigkeit an mir üben, wird mich meine Lieben sehen lassen!

Sie haben gesagt, dass auch dieser Wunsch eine Sünde ist, dass man sich fügen muss in den göttlichen Willen. Mein Gott! verzeih' mir diesen Wunsch: aber mein Herz ist schwach und krank!

Den 10. Juni.

O! Gott ist barmherzig! Ich werde nicht sterben! Der Arzt sagt, dass es mir besser geht!

Ich werde leben, ich werde leben, Marianna! Gott lässt mich leben! Ich bin so schwach, ich bete, ich preise den Herrn und ich seh' einen Sonnenstrahl durch die Scheiben leuchten, dann weine ich vor Freude! Und diese Thränen thun mir gut!

O, meine Marianna!

Den 24. Juni.

Gelobt sei Gott! Endlich habe ich Papa wiedergesehen! Du weißt, wie sehr ich den Arzt und die Mutter Aebtissin bitten musste, auf dass mir diese Gnade zutheil wurde. Gestern endlich durfte ich den Krankensaal verlassen.

Das Wetter war schön: ich fühlte, wie sich meine arme, kranke Brust in der frischen Morgenluft erholte. An Philomenas Arm durchschritt ich den Garten, wo die Sonne schien und die Blümlein dufteten. Dort oben, vor einem Fenster des Schlafsaales, zwitscherte ein Kanarienvöglein mit süßer Stimme. Es ist wahr, auch er ist eingesperrt in einen engen Käfig, der Aermste! Und könnten wir seinen Gesang so recht verstehen, wir würden fühlen, dass er weint. Und doch, all' diese Kleinigkeiten, an denen gar viele vorübergehen würden, ohne sie zu bemerken, sie sind so reich an süßer Freude für ein Herz, das nichts anderes hat, als seine kleinen Erinnerungen an Felder, Wälder und vergangene Zeiten, und sie machen die Seele lächeln, obwohl sie doch keinen Trost bedeuten.

Sieh nur, wie ich bin! Denken müssen, dass dieser Erdenwinkel, ein Stückchen Himmelsblau darüber und ein Blumenstock, für mich der Inbegriff alles Erdenglückes geblieben wäre, wenn ich nicht die Freiheit gekostet hätte und wenn nicht jetzt in meinem Herzen dieses Fieber wäre, das verzehrend nach allen Freuden dürstet, welche außerhalb dieser Mauern sind! . . . und denken müssen, wenn ich jetzt wieder krank werde, wenn sie mich wieder in jenen Saal schließen, dann muss ich dieses Gärtchen entbehren, diese Blumen, ja selbst die liebe Sonne, die keinen Kranken besucht, denn da würde auch ihr Strahl verdüstert werden.

O Marianna! Was ich empfand, als ich meinem Vater entgegeneilte, der mich im Sprechsaal erwartete! Was ich empfand, als ich meine zitternden Hände an das Gitter presste! Ich kann es Dir nicht beschreiben. Aber, als er sah, wie bleich und heruntergekommen ich war, da konnte er seine Thränen nicht mehr verbergen, und mit ihm weinten Gigi und Giuditta. Und ich, die ich so schwach und erregbar bin, dass ich grundlos Thränen vergieße, ich brach in ein heftiges Schluchzen aus, das mir die Brust erleichterte. Ich hätte mich in seine Arme stürzen mögen — aber da stand dieses kalte harte Eisengitter zwischen uns, zwischen Vater und Tochter, die sich zum erstenmal wiedersahen, nachdem sie nahe daran waren, auf immer geschieden zu werden — und da hab ich zum erstenmal so recht verstanden, wie grausam die Clausur des Klosters ist.

Als unsere Thränen versiegten, erkundigte sich Papa bis ins kleinste über den Verlauf meiner Krankheit. Er versuchte zu lächeln, mich zu trösten, aber von Zeit zu Zeit wurden seine Worte von Schluchzen unterbrochen, und die Thränen rollten über seinen grauen Bart, ohne dass er es bemerkte. Wie sich mein Herz da zusammenschnürte! Und das hätte doch ein Fest für mich sein sollen! Nicht wahr? Giuditta stand dabei, sie war so bleich, und auch sie weinte. Ich konnte mein Auge nicht von ihr wenden, als fände ich in ihr etwas Neues, Unbestimmbares. Und durch die Thränen hindurch zeigte mir die Versuchung neben dem ihren noch ein anderes Haupt, ein Antlitz, so bleich, ach so bleich!

O, Marianna! Das ist die Schwäche, die von meiner langen Krankheit kommt: das sind Wahngebilde, die mir der Teufel vorgaukelt! O mein Gott, steh' mir bei!

Und dann stand in jenem unvergesslichen, heiligen Momente zwischen den Menschen, die ich liebte, und mir eine fremde Nonne, die mich begleiten musste, der jene Freude, jener Schmerz und jene Thränen gleichgiltig waren. Auch meine Stiefmutter war da, und sie untersagte mir die süße Erleichterung der Thränen, unter dem Vorwand, es könnte mir schaden. Unter all' diesen kalten, harten Hindernissen waren die eisernen Stäbe des Gitters noch dasjenige, was mich am wenigsten schmerzte.

Wie schnell vergiengen die beiden Stunden, die ich im Sprechsaal verbringen durfte. Da mussten mich all' meine Lieben wieder verlassen. Mit den Augen begleitete ich sie bis zur Thüre, aber als sie die Schwelle überschreiten wollten, da konnt' ich mich nicht länger zurückhalten, meine Brust schien zu zerspringen, laut, ganz außer mir, rief ich meinen Vater zurück, als sollte ich ihn nie wieder sehen; ich suchte einen Vorwand, ihn noch einige Minuten zurückzuhalten, aber ich brachte kein Wort hervor, und brach nur in Thränen aus. Alle weinten, niemand konnte sprechen. Papa versprach mir, den nächsten Tag wiederzukehren. Diesmal gieng er wirklich fort und der Lärm der Thüre, die sich hinter ihm schloss, hallte in meinem Herzen wieder. Krampfhaft umschloss ich die Eisenstäbe des Gitters, und mit aufgerissenen Augen starrte ich auf die geschlossene Thüre. Was waren das für Augenblicke! O mein Gott! Die Nonnen halfen mir, in meine Zelle zu gelangen. Als ich allein war, ohne Zeugen, da erst konnte ich mich niederknien und weinen.

Marianna! Kommst Du nicht einen dieser Tage, um Deine arme Kranke zu besuchen? Komm, komm, ich muss Dich sehen!

Den 28. Juni.

Wer weiß, wie Du von mir denkst, von einer Nonne, die seufzt, jammert und heimlich Briefe schreibt! Ich fühle mich selbst so schuldbeladen, so schlecht, und ich begreife kaum, dass Du mir noch den Trost Deiner Freundschaft gönnst. Meine Sünde ist riesengroß, ja, aber ich fühle, in meinem Unglücke liegt etwas, das schuldiger ist, als ich selbst — und deshalb auch wird mir Gott verzeihen.

Und weißt Du, Marianna, weißt Du, diese Versuchung quält mich noch immer! Jene Schlange, sie ist noch immer in meinem Herzen! Wenn ich von unbedeutenden Dingen mit Dir spreche, wenn ich uns beide darüber hinwegtäuschen will, dann fällt sie mich an, mit verdoppelter Kraft, dann zerreißt sie mich mit ihren giftigen Zähnen. Ich habe Angst verdammt zu werden: ich kämpfe gegen den Dämon, er aber umschlingt mich nur fester — er hält mich gefangen. Jetzt, da mich die Krankheit so schwächte, jetzt habe ich die Kraft nicht mehr, zu kämpfen. Ich will nicht sterben, denn ich habe Angst vor der Hölle — denn ich liebe meine Sünde!

O! verzeihe mir, ich erschrecke selbst vor dem, was ich da schreibe, was ich denke. Ich kann nicht mehr beten, weil ich nicht wage, die Augen zu erheben gegen Gott!

Mein Gott! Was hab' ich gethan, was hab' ich denn nur gethan!

Ich liebe ihn noch immer! Ich liebe ihn heißer, als früher! Ich liebe ihn bis zum Wahnsinn! Und ich bin Nonne! Und er ist verheiratet, ist der Mann meiner Schwester. Es ist schrecklich, ungeheuerlich! Ich bin verloren, ich bin verdammt! Aber, was kann ich denn dafür? Habe ich sie verdient, diese harte Strafe? Jetzt, da ich lebend eingeschlossen bin in ein Grab, ist meine Liebe zum Wahnsinn geworden, zur Raserei! Ich erinnere mich nicht mehr an jene schöne Stunden, ich empfinde nicht mehr jene furchtsame Freude, ich sehe nur immer mit dem Geiste, mit dem Herzen, mit den Augen ein verzweifeltes Gesicht, das mich erglühen macht in Angst und Leidenschaft. Ich höre eine Stimme, die aus einem anderen Grabe ertönt und mich ruft. Horch! Maria! Maria! Der Name, mit welchem sie mich in die Welt gerufen! Jetzt ist Maria todt! Ich zittere, der Angstschweiß bricht mir aus, denn ich fühle, wie mich die Hand des Dämons bei den Haaren packt, wie sie mich hinunterreißt in den Abgrund!

Da knien all' diese reinen, unschuldigen Jungfrauen und beten, und ich allein bin schuldig unter ihnen! Und da muss ich die Gewissensbisse unterdrücken, wenn sie am heftigsten schmerzen. Die trostbringenden religiösen Gebräuche sind zur Sünde geworden für mich armes, verlorenes Wesen! Gott muss ich hintergehen!

Jeden Sonntag gehe ich zum Beichtstuhl, aber ich fühle nicht die Kraft in mir, diese fürchterliche Schuld zu beichten. Ich erfinde Sünden, die ich nie begangen habe, um die zu ersetzen, die ich nie gestehen darf, die ich tief im innersten Herzen verberge, wie der Wolf seine Jungen in der Höhle!

Marianna, ich komme mir vor wie eine Närrin! Ich möchte mir die Haare ausreißen, möchte mit den Nägeln meine Brust zerkratzen, schreien wie ein wildes Thier, und jene Eisenstäbe schütteln, die meinen Körper gefangen halten, meinen Geist zermartern und meine nervöse Empfindlichkeit erregen.

Wenn ich wirklich den Verstand verliere! Ich habe Angst, ach, so Angst! Ein Schauer fährt mir durch alle Glieder: das Blut gefriert mir in den Adern.

Ich habe Angst vor jener armen Schwester Agata, die seit fünfzehn Jahren in der Zelle der Irren lebt. Kannst Du Dich noch erinnern an dieses hagere, bleiche, verstörte Antlitz; an den blöden, wilden Ausdruck der Augen, an die knöchernen Hände mit den langen Nägeln, an die nackten Arme und die grauen Haare? Ruhelos läuft sie in ihrem kleinen Gefängnis umher, hält sich jetzt an den Eisenstäben und umklammert das Gitter, heulend und zähnefletschend, wie ein wildes Thier!

Weißt Du auch noch die angsterregende Sage des Klosters? Niemals wird diese Zelle leer stehen. Stirbt eine arme Verrückte, so wird sich eine andere Unglückliche finden, die ihr nachzufolgen bestimmt ist. Marianna! Ich fürchte, ich werde die Zelle beziehen, wenn Gott so barmherzig ist, Schwester Agata zu sich zu rufen!

Ich habe Fieber. Ich werde jung sterben. O! Gott wird mich nicht so grausam strafen. Ich habe Angst! Ich habe Angst vor den grauen Haaren, vor jenen Augen, jener Blässe, jenem Lächeln; vor jenen Händen, die sich an die Stäbe des Gitters klammern. Wenn ich auch so würde! O nein, nein!

Es ist Nacht; alles schweigt; mein Fenster ist geöffnet. Ich hörte, wie ein Ladenbesitzer seine Frau schalt, wie er sie endlich schlug! O wie glücklich, wie glücklich sind sie! Warum denke ich an solche Dinge, die mich weinen machen? Warum bin ich kränklich, warum ist mein Kopf so schwach? Warum fühl' ich mich schuldig? O die Schuld! Ich dachte nicht mehr an sie.

Höre nur, wie schrecklich meine Sünde ist, wie sie in tausenderlei Gestalten von neuem erscheint! Sonntags war ich am Chor, um die heilige Messe zu hören; ich fühlte mich heiter und still; in meiner Brust war Ruhe und Friede. Ich glaubte, Gott habe endlich Mitleid mit mir und wolle mir verzeihen. Ich betete, und hielt meine Augen auf einen Mann gerichtet, der unten in der Kirche an einer Säule lehnte. Er hatte seine Gestalt, seine schwarzen Haare, er hatte gewisse Bewegungen, die den seinigen glichen. Am Schluss der Messe richtete er sich auf, um zu gehen: und ich betete zur heiligen Muttergottes, er möge die Augen erheben, zu ihrem Bild am Chor, auf dass ich sein Antlitz sehen könnte. Aber er gieng, und ich konnte mich nicht vergewissern, ob er es war. Wie versteinert blieb ich stehen, und blickte auf die Säule, an die sich vielleicht ein Fremder gelehnt hatte.

Den 5. Juli.

Ich will ihn sehen! Ich will ihn sehen! Einmal nur! Einen einzigen Augenblick! Mein Gott, ist es denn eine große Sünde, wenn ich ihn sehe? Nur sehen möcht ich ihn, von weitem, durch die Vorhänge! Er wird mich nicht sehen, er wird nicht wissen, dass hinter diesem Vorhang jemand steht, der für ihn stirbt, der für ihn verdammt wird!

Warum haben sie mir ihn gestohlen? Warum haben sie mir meinen Nino genommen! Mein Herz, meine Seele, mein Paradies? Diese Mörder, diese Mörder, sie tödten meinen Körper, sie martern meine Seele!

Ach, wie ich ihn liebe, wie ich ihn liebe! Ich bin Nonne, ja, ich weiß es! Was liegt daran, ich liebe ihn! Er ist der Mann meiner Schwester — ich liebe ihn doch! Es ist eine Sünde, ein gräsliches Verbrechen — und ich liebe ihn! Ich liebe ihn!

Ich muss ihn sehen! Ich muss ihn sehen! Und wäre es auch zum letztenmal! Am Thurmfenster, das auf die Straße geht, will ich warten! Den ganzen Tag will ich warten, und er wird vorüberkommen! Einmal, ein einziges Mal. Gott wird ihn senden. — Gott?

O, Marianna! Wie traurig dieses Wort mich stimmt! Ich phantasiere, Du siehst, — ich bin außer mir — ich weiß nicht, was ich habe. — Es ist das Fieber, es sind die Nerven — ich werde verrückt!

Den 25. Juli.

Ich hab' ihn gesehen, Marianna, ich hab' ihn gesehen! Jetzt hab' ich auch diesen Schmerz überstanden: Gelobt sei Gott!

Er gieng mit noch einigen Freunden vorüber, und nicht einmal die Augen hat er gehoben! Hat er vielleicht vergessen, dass in diesem Kloster seine Maria aus Mont' Ziee lebt, seine arme Maria, die jetzt so bleich ist, die weint, vor Kälte zittert und stirbt, und die ihn doch immer im Herzen hat. Die Thränen, die aus meinen Augen fielen, hatten ihn nicht erreicht, denn er sprach, lachte, hatte die Cigarre im Munde, und ihr Rauch stieg empor bis zu meinem Fenster. Ich hab' ihn gesehen! Ja, ja, ihn! Sein Gesicht, seine Kleider, seine Bewegungen, und ich hatte Angst vor jenem Mann, der lachte, rauchte und mit seinen Freunden plauderte. Ist das nicht schrecklich, furchtbar?

Dann ist er verschwunden. Wo ist er hingegangen? Nach Hause? Zu meiner Schwester — zu seiner Frau?

Ach wär ich ein Tiger, wär' ich ein Dämon! Ich möchte mir dieses Fleisch in Stücken vom Körper reißen, ich möchte mit meinen Verzweiflungsschreien die Luft erfüllen, dass die Sonne vor meinem Jammer ihr Antlitz verhüllt.

Fluch und Verdammnis über mich, über ihn, über alle! O Gott, o Himmel, was wollt ihr denn eigentlich von mir?

5. August.

Marianna! Ich bitte Dich, vergib mir! Ich bitte alle um Verzeihung, denen ich durch meine Sünden Schmerz bereitet habe, wie ich auch zum barmherzigen Gott um Gnade gefleht habe. Was hast Du von mir gedacht? Von dieser verworfenen Sünderin, die ihr Leben zu Füßen des Kreuzes hinbringt, um durch Weinen und Beten ihre Schuld zu tilgen.

Wir haben außergewöhnliche Exercitien durchgemacht; ein berühmter Prediger wurde gerufen, und in unserer düsteren, schwarzverhängten Kirche hat durch seinen Mund die Sprache Gottes zu uns herniedergedröhnt. Wie schrecklich erschallt das Wort des Herrn! Nein, meine Sünden und meine Gewissensqualen sind es, die es mir fürchterlich erscheinen ließen; denn mein Herz sagt mir, dass aus dem Worte Gottes nur grenzenloses Mitleid, unendliche Liebe tönen kann.

Welchen Eindruck haben diese Predigten auf mich gemacht! Schrecken, Entsetzen möcht' ich sagen! Gott ist mir fürchterlich erschienen. Seinen himmlischen Zorn sah ich zu Häupten des Altares flammen; unter der Kuppel hörte ich das Heulen der verlorenen Dämonen, und zwischen den Pfeilern schien es sich zu regen wie der riesige Schatten einer Fledermaus. Gott sprach von der Hölle, von den Verdammten, und die ganze Nacht war mir's, als hörte ich das Heulen und Klagen der Gepeinigten aus jener anderen Welt — und ich hatte Angst, Angst vor mir selbst und vor meiner Sünde.

Dieser Prediger sprach in verschwommenen Bildern; alle Vergehen zählte er auf, aber unter den schwersten Sünden, über welchen die göttliche Rache schwebt, wagte er die meine nicht einmal zu vermuthen! Seine Gedanken haben sich abgewandt von diesem Gräuel!

O Marianna, das ist fürchterlich! Verlassen selbst von Gott! Ich betrachte mich als ein Verfluchte! Ich empfinde Furcht und Abscheu vor mir selbst; mein Herz ist voll Gewissensschmerz und Schrecken; und doch liebe ich meinen Gott, und zu Füßen des Crucifixes möchte ich ihm das unendliche Leid meiner Seele klagen.

Ich kann nicht, ich kann nicht, denn ich bin verdammt!

Die Nacht! Ach, wenn Du wüsstest, was ich für Nächte verbringe! Das düstere Licht, die schleichenden Schatten, die krachenden Möbel, die Stille, die unterbrochen wird von unbestimmbaren Tönen und Geräuschen, das alles erschreckt Dich, das alles mahnt Dich an finstere Gräber, an das Heulen der Dämonen, an das Klagen der Verfluchten, an das Rauschen verdammter Flügel. Der lange, stumme, finstere Gang, die Todten, die unter unseren Füßen ruhen, die Kirche, das ewige Licht, die heiligen Gemälde, das alles hat etwas Leichenartiges an sich. An den Wänden, an der Decke zeichnen sich ungeheuerliche Figuren, zu Füßen des Crucifixes erhebt sich's riesengroß. Du fürchtest die Luft, die Du einathmest, das Schweigen, das Dir düstere Geräusche verbirgt, den Raum, der Dich umgibt, die Hiebe, die auf Deinen Körper fallen — ich wage nicht zu schreien, aus Furcht, schauervollen Widerhall zu erwecken! Ich fühle tausend schreckliche Gestalten sich auf mich niedersenken; mein Schlaf ist voll schrecklicher Gesichter, und ich erwache mit einem Schrei, gebadet in Angstschweiß und in Thränen.

Warum war diese Predigt gräßlich: warum ist das Wort Gottes so furchtbar?

O mein Herr! Habe Erbarmen auch mit der Verfluchten, auch mit der Verdammten!

Den 17. August.

Mein Gott, ich danke, ich danke Dir! Ich fühle mich wie neugeboren: ich bin gereinigt durch Deine Verzeihung. Ich habe so viel geweint, so viel gebetet, dass Du endlich Erbarmen fühlest mit meinem Unglück; jetzt bin ich getröstet, beruhigt. Ich werde Dir nicht mehr schreiben, Marianna, denn um Dir zu schreiben, müsste ich denken, und ich will nicht mehr denken, nicht mehr an Dich, nicht mehr an meinen Vater, überhaupt an niemanden mehr. Verzeiht mir meine Lieben! — Das Herz ist eine große Gefahr für uns. Könnten wir uns das Herz aus dem Leibe reißen, wir stünden Gott näher!

O! Gott wird mir die Kraft verleihen!

Könnt' ich jetzt, in diesem Augenblick sterben, ich fühl' es, die Engelein würden mir zulächeln. Aber nein, Marianna, nein! Auch dieser Wunsch ist eine Sünde! Wir müssen geduldig hier unten verweilen, bis Gott uns holt. Meine Seele, die so schwach und ängstlich ist, möchte fliehen, wenn sie sieht, wie ich mit schuldvollem Freudengefühl von Tag zu Tag mehr in reißendem Zuge dem Bösen verfalle.

Wenn Du mich sehen könntest, meine Marianna, ich bin zum Skelette geworden, wenn Du meine Hände sehen könntest — mein Gesicht — meine Augen! In meiner armen Brust wohnt ein Fieber, das mich mit den Zähnen wilder Bestien zerfleischt: wenn Du mich husten hören könntest, oder bei mir sein, wenn der Schmerz über mein Unglück stärker ist als mein Muth.

Mein Gott! Mein Gott! Dein bin ich mit all' meinen Schwächen, all' meinen Fehlern, mit meiner Schuld und der unermesslichen Liebe, die ich dir entgegenbringe. Gnade! O, mein Gott, Gnade! Lass mich nicht denken! Das ist mein einziges Gebet, in dem Gedanken an dich allein zu leben und zu sterben!

(Schluss folgt.)

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 20. Jänner 1900. | Nummer 277.

## Der Parlamentarismus in Oesterreich.

Vom Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. Emil Pfersche.

Die politische Entwickelung der neueren Zeit hat in manchen Staaten zu der Behauptung Anlass gegeben, das System des Parlamentarismus sei im Niedergange begriffen und als unzulänglich erwiesen. Einen besonders schlagenden Beweis könnte man für diese Behauptung in Oesterreich zu suchen geneigt sein, wo die normale Thätigkeit des Parlaments seit fast drei Jahren gehindert ist. Wenn die Minorität eines Parlaments die Annahme eines für sie und ihre Wähler nachtheiligen Gesetzes zu verschieben oder zu verhindern trachtet, so ist das leicht begreiflich und mit dem Wesen des Parlamentarismus nicht unverträglich. In Oesterreich aber ist zuerst durch die deutsche Minorität, dann durch die Czechen im Vereine mit ihren polnischen und clericalen Majoritätsgenossen nicht ein einzelnes Gesetz seines Inhalts wegen, sondern jedes Gesetz ohne Rücksicht auf seinen Inhalt durch Obstruction verhindert worden. Wenn bei einzelnen Gesetzen populären Inhalts hie und da eine Ausnahme von der Obstruction gemacht wurde, so bestätigt das nur die Regel, dass hier ein krankhafter, dem Wesen des Parlamentarismus widersprechender Zustand vorliegt. Allein es wäre ein großer Irrthum, für die österreichische Staatskrise das System des Parlamentarismus verantwortlich zu machen. Nicht die Unzulänglichkeit des Parlamentarismus wird in Oesterreich bewiesen, sondern die Unzulänglichkeit der politischen Verhältnisse oder doch der Staatsregierungen. Und gerade die allgemeine Annahme der Nothwendigkeit des parlamentarischen Lebens hat die Störungen desselben in Oesterreich veranlasst.

Der Parlamentarismus, die Mitwirkung der Staatsbürger an der Leitung des Staatslebens, ist heute in monarchischen Staaten ebenso nothwendig geworden, wie in Republiken. Was vor fünfzig Jahren ein verbotener und von allen „Stützen des Staates" verabscheuter Gedanke war, wird heute von den Regierungen selbst mit allen Mitteln erstrebt. Ein moderner Culturstaat kann sich nicht beschränken auf die Erhaltung der äußerlichen Ordnung und Ruhe durch äußerliche Zwangsmittel, er muss auch positive Aufgaben zur Leitung und Hebung des wirtschaftlichen Lebens erfüllen, und bei diesen positiven Aufgaben ist die Mitwirkung aller Kreise in den üblichen constitutionellen Formen unerlässlich. Dem Staate, der seine positiven Aufgaben nicht zu erfüllen versteht, droht die culturelle Ueberflügelung durch die übrigen Culturvölker und als nothwendige Folge davon wirtschaftliche Abhängigkeit und politische Schwächung. Die Existenz eines solchen politisch minderwertigen Staates ist nicht mehr garantiert durch seine eigene Kraft und Lebensfähigkeit, sondern nur mehr abhängig von den Verhältnissen der Nachbarstaaten. Ein europäischer Staat, der nicht auf den Rang der Türkei und Spaniens herabsinken will, muss heute für einen gesunden, lebensfähigen Parlamentarismus sorgen.

Die Störungen des normalen parlamentarischen Lebens können durch die Regeln der Geschäftsordnungen und durch Strafandrohungen zwar eingeschränkt und erschwert, aber gewiss nicht ganz ausgeschlossen werden. Der äußere Zwang reicht schon im täglichen Leben nicht aus, um die Einhaltung der staatlichen Gesetze zu bewirken, wenn nicht die freiwillige Anerkennung und Unterwerfung der Bevölkerung dazu kommt. Umsomehr ist dies der Fall im parlamentarischen Leben, das seinem Wesen nach auf einem Zusammenwirken aller Betheiligten beruht. Die offene Auflehnung gegen Regel und Gesetz hindert das normale Staatsleben, auch wenn sie nachträglich bestraft wird. Eine Bestrafung widersetzlicher Minoritäten hat auch das Bedenkliche, dass eine moralische Verurtheilung ihres subjectiven Verhaltens regelmäßig fehlen wird, da die Gewählten nicht im eigenen Interesse, sondern im Interesse und Auftrag ihrer Wähler handeln. Nicht der äußere Zwang also, sondern nur der gute Wille aller Betheiligten vermag eine gedeihliche Wirksamkeit des Parlamentarismus zu sichern. Dass dieser gute Wille nicht nur bei der Majorität des Parlaments, in deren Sinne die Staatsgeschäfte geleitet werden, sondern auch bei der Minorität dauernd erhalten bleibt, gehört mithin zu den unerlässlichen Voraussetzungen des gesunden Parlamentarismus. Diese Voraussetzung ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht selbstverständlich und ist von den Regierungen vielfach nicht genügend beachtet worden.

Die entscheidende Probe für die sicheren Grundlagen des parlamentarischen Lebens ergibt sich erst bei jenen Staatsacten, deren verfassungsmäßige und rechtzeitige Erledigung eine unbedingte Nothwendigkeit ist. So wenn mit einem fremden Staate ein Vertrag geschlossen oder der Credit des Weltmarktes für ein Staatsanlehen beansprucht werden soll. Diese Fälle, die man bei uns „Staatsnothwendigkeiten" getauft hat, setzen geradezu den guten Willen der Minorität voraus und geben auch dort, wo ein leerer Scheinconstitutionalismus besteht, der Minorität Gelegenheit, ihre Bedeutung fühlen zu lassen. In Oesterreich bildet namentlich der regelmäßig wiederkehrende Ausgleich mit Ungarn einen günstigen Anlass zur Geltendmachung der Minoritäten, und es ist nur erstaunlich, dass nicht schon früher die Störungen des parlamentarischen Lebens bei diesem Anlasse aufgetreten sind.

Wenn jetzt der Versuch gemacht werden soll, die österreichische Parlamentskrise zu beseitigen, so muss vor allem Klarheit darüber herrschen, aus welchen Gründen von czechischer und von deutscher Seite zu dem Gewaltmittel der Obstruction gegriffen worden ist. Die Vertreter der jungczechischen Partei haben es an Klarheit nicht fehlen lassen. Sie bestreiten offen die Rechtsgiltigkeit der bestehenden Verfassung und den Wirkungskreis des österreichischen Centralparlaments: sie erklären, dass sie von ihren verfassungsmäßigen Rechten nur unter Vorbehalt Gebrauch machen, und dass ihr Endziel unverrückt die Beseitigung des Centralparlaments ist. Solange sie bei einer Staatsregierung und bei einer Parlamentsmajorität für ihre nationalen und staatsrechtlichen Pläne Förderung finden, wollen sie sich die normale Function des Centralparlaments gefallen lassen, aber es fehlt ihnen durchaus der gute Wille, auch als eventuelle Minorität an der Erhaltung des gegenwärtigen Parlamentarismus mitzuwirken. Das Programm der jungczechischen Partei schließt also principiell die natürlichen Voraussetzungen eines gesunden Parlamentarismus in Oesterreich aus.

Ganz anders ist der Standpunkt der deutschen Parteien, welche, auf dem Boden der gegenwärtigen Verfassung stehend, nur nothgedrungen und mit Widerstreben zur Obstruction sich entschlossen haben. Um die Gründe der deutschen Obstruction richtig zu würdigen, empfiehlt sich ein Vergleich mit der vor kurzem in Ungarn gegen das Ministerium Bánffy erfolgreich durchgeführten Obstruction. Die aus sehr verschiedenen Parteigruppen bestehende Opposition machte dem Ministerium Bánffy den Vorwurf, dass es die Beeinflussung der Wahlen zur Erhaltung seiner Majorität durch Sammlung enormer Bestechungsfonde und durch parteiliche Handhabung der Staatsverwaltung betrieben und diesen Missbrauch geradezu als Princip und Aufgabe der Regierung aufgestellt habe. Auf Grund dieser Vorwürfe rechtfertigte die Opposition ihre obstructionistische Taktik am 25. November 1898 in einer Adresse an den Monarchen, deren Hauptgedanken durch die politischen Ereignisse eine gewichtige Bestätigung erfahren hat und sich kurz so zusammenfassen lässt: **Ein Parlament kann auf das gedeihliche Mitarbeiten der Minoritäten nur unter der doppelten Voraussetzung rechnen, dass einerseits die Staatsverwaltung gesetzmäßig und parteilos geführt wird, und dass andererseits die Majoritätsverhältnisse im Parlamente einer Aenderung nach politisch-sachlichen Rücksichten zugänglich bleiben.** Diese Voraussetzung eines gesunden Parlamentarismus wird gewiss allgemein für jedes, auch für das österreichische Parlament zutreffen. Eine Verletzung dieser Voraussetzung aber, welche die Gefahr parlamentarischer Störungen hervorruft, kann natürlich durch sehr verschiedene Umstände bewirkt werden. In Ungarn war es das Regierungssystem der Wahlmissbräuche, welches den Anlass zur Lähmung des Parlaments gegeben hat; in Oesterreich dagegen war es eine Kette ineinander greifender Umstände, welche unter dem Regime **Taaffe**, noch mehr unter **Badeni**, die Voraussetzungen eines gesunden Parlamentarismus gefährdet und die Deutschen schließlich zur Obstruction getrieben haben.

Was die Gesetzmäßigkeit und Unparteilichkeit der Verwaltung betrifft, so besteht über die Zustände in Galizien kein Zweifel, und es wird kaum bestritten, dass nur Wahlmissbräuche schlimmster Art dem Polenclub des Reichsrathes jene Zahl von Mandaten verschafft

haben, mit welcher er die Grundlage der gegenwärtigen Majorität des Abgeordnetenhauses bildet. Aber auch im ganzen Gebiete der Staatsverwaltung hatten die Deutschen seit Taaffe das drückende Gefühl, dass der Geist der Gesetzmäßigkeit fehlt. Nicht bloß die einzelnen politischen Maßnahmen, wie die Stremayr'sche Sprachenverordnung, die Behandlung der Wahlen des oberösterreichischen Großgrundbesitzes und der Wahlordnung der Handelskammern, waren dafür entscheidend, sondern das ganze öffentliche Leben. Die sophistische Umdeutung der Gesetze in das Gegentheil ihrer offenbar beabsichtigten Wirkung ist zum System gemacht worden, sie hat den unglücklichen Artikel XIX aus einer Schutzwehr des nationalen Besitzstandes zum Angriffsmittel der czechischen Ausbreitungspolitik verwandelt, hat die Schranken der kirchenpolitischen Gesetze vielfach durchbrochen, hat die Pressfreiheit zur Caricatur und die politischen Freiheitsrechte zum Schatten gemacht. Der parteiische Missbrauch des Verordnungsrechtes in der Sprachenfrage und die § 14-Wirtschaft sind nur die natürlichen Consequenzen der unter Taaffe systematisch gezüchteten Tendenzen.

Die zweite Voraussetzung des Parlamentarismus, die Möglichkeit einer Majoritätsbildung nach sachlichen Erwägungen, ist in national gemischten Staaten überhaupt schwer herzustellen, wenn das Nationalgefühl stark erregt ist. Es bleibt nur der Ausweg, in nationalen Fragen das Majoritätsprincip auszuschalten und die nationalen Existenzbedingungen für jede Nation durch Einführung von Minoritätsvertretung und Vetorecht gesetzlich zu sichern. Dieser Ausweg wird für das Hauptgebiet des nationalen Kampfes, für Böhmen, von deutscher Seite längst angestrebt, von czechischer Seite aber nur principiell anerkannt und praktisch an unmögliche staatsrechtliche Bedingungen geknüpft. Die auf die Dauer unerträgliche Minoritätsstellung der Deutschen in Böhmen macht sich auch auf dem Boden des Reichsrathes geltend. Dazu kommt aber noch, dass die Deutschen im Abgeordnetenhause einer rein nationalen Parteibildung der slavischen Vertreter gegenüberstehen, welche jede sachlich-politische Behandlung der Staatsgeschäfte ausschließt. Ob die vielberufene „slavische Solidarität" bei allen Betheiligten ganz ernst genommen wird, ist nicht entscheidend; jedenfalls erscheint eine auf Grund der slavischen Solidarität gebildete Majorität als principiell unveränderlich und schließt deshalb für die Deutschen die Voraussetzungen eines normalen Parlamentarismus aus.

Die Versuche zur Beseitigung der österreichischen Parlamentskrise werden somit auf deutscher Seite keine Schwierigkeiten finden; die parlamentarische Mitwirkung der Deutschen ist zu erlangen, wenn nur die natürlichen und allgemeinen Voraussetzungen eines gesunden Parlamentarismus hergestellt und erhalten werden. Die Schwierigkeit liegt auf Seite der Czechen, die sich mit diesen allgemeinen Voraussetzungen nicht begnügen, sondern für die Duldung des Centralparlaments bestimmte positive Forderungen erheben, welche für die Deutschen unannehmbar sind. Eine Lösung dieses Gegensatzes ist vorläufig nicht abzusehen. Die Deutschen werden eine Regierungspolitik, welche eine Neuauflage des Regimes Taaffe und eine Fortdauer slavischer Vorherrschaft bedeutet, nicht mehr ruhig ertragen, das ist zweifellos. Eine andere Regierungspolitik aber wird von Seite der Czechen mit der Hinderung des Centralparlaments beantwortet werden, solange dieselben auf dem jungczechischen Programm verharren. Es fehlt also in Oesterreich vorläufig noch die erste natürliche Voraussetzung des Parlamentarismus, der allseitige gute Wille zur Mitwirkung.

---

## Der Transvaalkrieg und Englands Colonialreich.

Die Niederlagen, welche Englands Heere während der letzten Wochen in Südafrika erlitten haben, und die Gefahr, in welche Englands Vormachtstellung in jenen Theilen der Welt allmählich geräth, haben allenthalben größte Ueberraschung hervorgerufen. Wie man auch über die Rechtsfrage in der südafrikanischen Angelegenheit denken mochte, allseitig war man davon überzeugt, dass die kleinen Boerenfreistaaten mit ihrer kaum einviertel Million zählenden weißen Bevölkerung den Engländern keinen ernstlichen Widerstand zu leisten imstande sein würden. Wer den Boeren wohlwollte, hoffte daher bis zum letzten Augenblick den Zusammenstoß der kleinen Freistaaten mit dem englischen Riesenreiche vermieden zu sehen. Wie konnte man sich einen Kampf Großbritanniens, das in seinen über die ganze Erde ausgedehnten Besitzungen gegen 400 Millionen Bewohner zählt, mit den unbedeutenden südafrikanischen Staatswesen anders als verderbenbringend für die letzteren vorstellen? Die bisherigen Ereignisse haben diese Befürchtungen nicht bestätigt. Das Kriegsglück stellt sich auf die Seite der Boeren: die überlegenen englischen Heere erleiden Missgeschick auf Missgeschick. Dieser Gang der Dinge ist umso überraschender, wenn man sich die Rolle vergegenwärtigt, welche England auf Grund seiner Machtstellung während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts gespielt hat. Seit Ausbruch der französischen Revolution hat sich, wie die Geschichtsforschung immer klarer ermittelt, kaum irgend ein Ereignis von ansehnlicher Tragweite abgespielt, bei dem nicht England die Hand im Spiele gehabt hätte! Von den napoleonischen Kriegen an bis zum letzten spanisch-amerikanischen Kampfe hat Englands Politik überall offen, oder hinter den Coulissen, entscheidenden Einfluss ausgeübt. Wenn es nicht die Mächte geradezu für seine Zwecke gebraucht hat, so hat es wenigstens verstanden, die von ihnen erreichten Erfolge schließlich theilweise für sich auszubeuten. Man würde kaum zu weit gehen, wenn man das neunzehnte Jahrhundert im wesentlichen als die Periode der englischen Weltherrschaft bezeichnete, wie sie Friedrich Schiller in seinem Jahrhundertgedicht vorhergesagt hat. Zur See nimmt England eine so großartige Machtstellung ein, und hat durch umständliche und weitsichtige Vorkehrungen die gesammten Mittel des Weltverkehres derartig in seine Hand zu bringen verstanden, dass kein anderer Staat ihm auch nur im entferntesten gewachsen ist. Zu Lande ist es nicht allein durch seine vortreffliche insulare Lage vor Angriffen gesichert, sondern hierbei kommt ihm auch zustatten, dass dank seiner geschickten Politik europäische Staaten bisher einen Angriff auf England überhaupt nicht wagen durften, da sie sich ohneweiters im Rücken von anderen Feinden bedroht gesehen hätten. Noch in den letzten Jahren hat Frankreich sich von dieser vortheilhaften Lage Englands wiederholt überzeugen müssen. Es hat dieser Lage wegen bei der Siam-Angelegenheit und dann bei der Faschoda-Frage Demüthigungen von dem überlegenen Gegner hinnehmen müssen, wie sie selten einem großen Staate zugemuthet worden sind. Und dabei steht Frankreich an Größe des Colonialbesitzes und Stärke der Flotte unter allen anderen Staaten England noch am nächsten.

Der gegenwärtige Krieg hat nun in vielen Köpfen die Hoffnung erwachen lassen, dass es endlich auch mit der englischen Weltmacht bergab gehe. Vielfach sieht man schon den Sieg der Boeren als sicher an und erwartet, dass ganz Südafrika für England verloren gehe. Diese Thatsache würde dann allerdings das Ansehen Englands und die Interessen seiner Colonialpolitik derartig schädigen, dass auch Zweifel an der Festigkeit des Restes der englischen Besitzungen berechtigt wären. Insbesondere fehlt es nicht an Stimmen, welche glauben, dass die Vereinigten Staaten unbekümmert um Blutsverwandtschaft und Ueberlieferung die Gelegenheit wahrnehmen würden, Canada und Westindien an sich zu reißen. Auch der Abfall Australiens wird unter solchen Umständen als nicht unmöglich angesehen.

Wer die Dinge indessen ohne Leidenschaft nüchtern ansieht, wird an dem baldigen Eintreten solcher Möglichkeiten starke Zweifel hegen. Gewiss, die Geschichte lehrt, dass noch jedes Reich, wenn es auch noch so groß und mächtig war, eines Tages wieder zerfallen ist. Ob für England diese Stunde schon schlägt, dürfte jedoch fraglich sein. England hat während der letzten fünf Vierteljahrhunderte Krisen überwunden, welche gefährlicher waren als die gegenwärtige. Es ist aus diesen Heimsuchungen dank der Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und vermöge der Klugheit seiner Leiter stärker und mächtiger als vordem hervorgegangen.

Die ernsteste dieser Krisen war der Abfall der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Selten ist ein für die Geschichte der ganzen Welt so bedeutsames Ereignis durch so geringfügige Umstände verursacht worden. Um eine Summe von etwa 100.000 Pfund Sterling zur Deckung der Verwaltungskosten aufzubringen, versetzten ungeschickte Staatsmänner ganz Britisch-Amerika in Erregung und ließen es geschehen, dass einige rücksichtslose Heißsporne die größtentheils sehr friedfertige und loyale Bevölkerung zu offenem Aufruhr reizten. Nunmehr wurde von der englischen Regierung strenge Bestrafung der Empörer und gewaltsame Durchführung der Steuergesetze als unbedingt nothwendig erklärt und in fieberhafter Hast alles verfügbare Militär nach Amerika gesandt. Im Handumdrehen hoffte man der Unruhen Herr zu werden. Und diese Erwartung wurde überall getheilt, denn die englischen Colonien in Amerika zählten damals kaum 2½ Millionen Bewohner, verfügten nur über wenige ungeübte Milizen, und ihre Häfen befanden sich alle in der Hand der Regierung. Dazu war es Thatsache, dass verschiedene der Colonien vom Abfall nichts wissen wollten, und dass es den Amerikanern an Geld wie an Credit fehlte.

Der Verlauf des Kampfes schien anfangs der Erwartung Englands entsprechen zu wollen. Die rasch zusammengerafften, schlecht disciplinierten amerikanischen Milizen vermochten den englischen Soldtruppen nicht standzuhalten. Bei Zusammenstößen unterlagen sie, wenn auch oft ihre Verluste geringer als die der Gegner waren, keine Stadt wagte den einrückenden Briten ernstlichen Widerstand zu leisten. Doch bald traten Umstände ein, welche sehr ungünstig auf Englands Sache einwirkten. Mangel an Lebensmitteln machte sich störend fühlbar, die verschiedenen englischen Generale zeigten sich den amerikanischen Führern als Taktiker nicht gewachsen, und endlich reichte die Zahl der englischen Truppen nicht aus, um den Gegnern in dem weiten Gebiete überall mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Das Parlament bewilligte zwar Verstärkung der Landarmee von 17.500 auf 55.000, der Marinetruppen von 16.000 auf 28.000 Mann. Aber man vermochte die nöthigen Recruten nicht aufzutreiben, soviel Iren auch in die Uniform gesteckt wurden. Schließlich half man sich durch Anwerbung oder,

besser gesagt, Ankauf von 20.000 Mann deutscher Söldner und bewaffnete soweit als möglich die den Amerikanern feindlichen Indianerstämme. 1776 glaubten sich die Engländer des baldigen Sieges so gut wie sicher, wenn ihnen auch noch kein einziger entscheidender Erfolg zutheil geworden war.

Umso furchtbarer war der Eindruck der Niederlage, welche der General Bourgoyne October 1777 bei Saratoga erlitt. Er selbst fiel mit etwa 6000 Mann in die Gefangenschaft der hochmüthig unterschätzten Feinde. Mit einem Schlage schwenkte nun die öffentliche Meinung der Welt um. Nun trat man überall auf die Seite der Amerikaner und wandte sich gegen England. Als erste Macht verbündete sich Frankreich, das die Gelegenheit gekommen sah, für den Verlust Canadas und Indiens Rache zu nehmen, mit den Amerikanern. Bald erklärten auch Spanien und Holland den Briten den Krieg. Aus einem unbedeutenden Aufruhr entwickelte sich ein Weltkrieg. England, das bisher nicht Macht genug besessen hatte, um die schlechten amerikanischen Milizen niederzuwerfen, musste sich nun in allen Theilen der Welt feindlicher Angriffe erwehren und seine Küsten gegen Landungsversuche vertheidigen. Mit welcher eisernen Energie und welchem Erfolge es diese schwere Aufgabe gelöst hat, lehren die Annalen der Geschichte. Weder in Westindien, noch in Gibraltar, weder an den Küsten Ostindiens, noch im Canal gelang es den verbündeten Gegnern England ernstlichen Schaden zuzufügen. Es erwuchsen ihnen meistens mehr Verluste als den Briten. Und dabei zeigten sich die Engländer noch imstande, auch in Amerika eine Reihe von Vortheilen zu erringen und die Aufständischen in größte Bedrängnis zu versetzen. 1781 war die Lage so zu Gunsten Englands verschoben, dass sich annehmen ließ, der Sieg werde ihnen zufallen. Da brachte sie die Unfähigkeit ihrer Officiere um den fast sicheren Erfolg. Der Oberbefehlshaber in Amerika Lord Cornwallis fiel mit 6000 Mann in die Hände der Amerikaner. Englands Ansehen erlitt dadurch bei letzteren einen so empfindlichen Stoß, dass England trotz der Siege, die es gegen die europäischen Feinde errungen hatte, auf Fortsetzung des Krieges in Amerika zu verzichten sich veranlasst sah. Die Vereinigten Staaten von Amerika wurden von ihm 1782 als unabhängig anerkannt.

Was dieser Verlust für England damals bedeutete, lehrt ein Blick auf die Karte. Das englische Colonialreich bestand fortan nur aus Canada, einer damals ganz unbedeutenden Ansiedlung mit kaum 100.000 Bewohnern, einigen Inseln in Westindien, wenigen, fast wertlosen Stationen in Westafrika und einigen nichts weniger als gesicherten Besitzungen in Ostindien. Von der fast ersten Stellung unter den Colonialmächten war es plötzlich weit hinter Portugal, Spanien und Holland gekommen. So mächtig war der Eindruck des Ereignisses, dass das englische Parlament das Colonialamt als nunmehr überflüssig aufhob.

Wie rasch hat aber England diesen Schlag, der es bis ins tiefste Mark erschüttert hat, verwunden! Nur zehn Jahre nach dem Zusammenbruche seines Colonialreiches sehen wir es am Werke, ein neues, größeres und festeres zu begründen.*) Während die continentalen Staaten in den Kämpfen, welche durch den Ausbruch der französischen Revolution eingeleitet wurden, verarmten und in die äußerste Entkräftung und Schwächung verfielen, eroberte England erst die französischen Colonien, dann die holländischen und versuchte sich auch der spanischen zu bemächtigen. Und gleichzeitig damit begann es an verschiedenen Punkten Afrikas festen Fuß zu fassen und das jungfräuliche Australien zu besiedeln. Als die großen Kriege beendet waren, als Napoleon auf St. Helena saß, war England, auch nachdem es einen Theil seiner Eroberungen im Frieden herausgegeben, die größte Colonialmacht und das stärkste Staatswesen der Welt. Sein Handel und seine Industrie feierten von da an fortgesetzt ebenso große Triumphe wie seine Politik. Immer schwächer wurden, dank seinen geschickten Maßnahmen, die Staaten, welche ihm zu gefährlich werden konnten; immer eifersüchtiger traten sich die verschiedenen Mächte gegenüber, und immer geringer wurde die Möglichkeit neuer politischer Combinationen gegen England.

Mitten in diesem Siegeszuge brach unvermuthet um die Mitte des Jahrhunderts ein plötzlich unvorhergesehenes Unglück über England herein. In Indien meuterten die eingeborenen Truppen! Das ungeheuere indische Reich mit seinen Hunderten von Millionen Eingeborener war gegen Mitte der Fünfzigerjahre nur mit etwa 45.000 Mann weißer Truppen besetzt. Seine Vertheidigung war größtentheils in die Hand einheimischer Soldaten gelegt, deren Zahl mehr als 230.000 betrug. Der Aufruhr war infolge der Verletzung religiöser Vorurtheile der Hindus ausgebrochen. Es stellte sich aber bald heraus, dass Agenten Russlands, das für den Krimkrieg Rache zu nehmen wünschte, an der bald um sich greifenden Bewegung nicht unbetheiligt waren. Die englischen Bewohner Indiens geriethen in höchste Gefahr. Verschiedene Orte fielen den Meuterern in die Hände, und die Nachrichten von den furchtbaren Grausamkeiten, welche gegen die Gefangenen verübt worden waren, erregten Schrecken in allen weißen Familien. Wieder stand England vor der schwierigen Aufgabe, Heere aus dem Boden zu stampfen und mit Windeseile nach den bedrohten Flecken zu werfen, wieder musste es auf Angriffe von Russland und etwaige ihm unbequeme Schachzüge Frankreichs gefasst sein. Trotz dieser Schwierigkeiten und trotz verschiedener Sorgen, welche ihm andere Colonien um dieselbe Zeit bereiteten, wusste England sich der es bedrängenden Gefahren zu erwehren. Es gelang ihm, in wenigen entschlossenen Schlägen den indischen Aufstand niederzuwerfen. Zustatten kam ihm dabei die geringe Widerstandskraft der indischen Soldaten und das Geschick seiner in Indien erprobten Officiere. Durch die Schnelligkeit seines Vorgehens beugte es auch weiteren, besonders europäischen Verwickelungen vor.

*) Vgl. A. Zimmermann: Die Colonialpolitik [illegible] II. Theil.

Wie der Abfall der Vereinigten Staaten hat der indische Aufstand schließlich für England die segensreichsten Wirkungen gehabt. Es wurde nämlich dadurch veranlasst, verschiedene Missstände seiner Verwaltung abzustellen und seine Colonialpolitik mehr den Bedürfnissen und Wünschen der Colonien anzupassen. Mit welchem Erfolge das geschehen ist, beweist die Geschichte der englischen Colonien seit jener Zeit. Nie zuvor hat ein Staat den Colonien so weitgehende Rechte eingeräumt und noch niemals ist der Versuch gemacht worden, so weit entlegene, in ihren natürlichen Verhältnissen höchst verschiedene Länder fast nur durch ihre eigenen, wohlverstandenen Interessen aneinander zu fesseln.

Die Zukunft allein kann lehren, wie weit dieses System sich angesichts von Ereignissen wie den südafrikanischen bewähren wird. Die Umstände, welche die gegenwärtige Bedrängnis der Engländer verschulden, sind, wie sich immer klarer ergibt, zunächst in dem taktischen Ungeschick der englischen Generäle und der geringen Brauchbarkeit der Soldtruppen unter so schwierigen Verhältnissen zu suchen. Ob es der englischen Regierung möglich sein wird, dem ersteren abzuhelfen, bleibt abzuwarten. Das Mögliche wird darin ja bereits versucht. Schwieriger liegt der zweite Uebelstand. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, das einzig wirksame Mittel, würde eine derartige Umwälzung aller englischen Einrichtungen bedeuten, dass daran vorderhand wohl kaum zu denken sein dürfte. Selbst für den Fall, dass England der Boeren nicht Herr zu werden vermag, wie es ja wohl auf dem europäischen Festland überall gehofft wird, erscheinen Folgen von größerer Tragweite für das britische Weltreich vorderhand kaum wahrscheinlich. Erst wenn ein Großstaat Partei gegen England ergreifen sollte, würde die Lage bedenklich. Dazu besteht aber noch keine Aussicht.

Berlin. A. Charpentier.

---

# Im Reiche der Mafia.

Vom italienischen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni.

II.

Wer sich den entarteten Wirkungen der politischen, gerichtlichen und administrativen Factoren, wie sie im vorhergehenden Aufsatze*) behandelt wurden, verschließen wollte, könnte sich die Ursachen derselben nicht erklären, und noch weniger könnte er an die Wirkung der möglichen Heilmittel glauben. Man muss anders vorgehen, und der Process Notarbartolo bietet die Handhaben zur Ergründung einer socialen Krankheit, welche diese Uebelstände erzeugt und ihrerseits durch dieselben verstärkt und erhalten wird. Denn wer weiß nicht, dass in den socialen Erscheinungen die gegenseitige Action und Reaction zwischen Ursachen und Wirkungen fortdauernd und allgemein ist, so dass zuweilen die Wirkungen ihrerseits zu Ursachen werden! Das weitere Studium des Processes von Mailand lässt uns schließlich dasselbe von der Mafia sagen, die bisher noch nicht auf dem Schauplatze erschienen ist.

Im Process Notarbartolo wurden nicht allein die Vertreter der verschiedenen Grundinstitutionen des Königreiches Italien an den Pranger gestellt, sondern es wurde auch die Ehrenhaftigkeit eines großen Theiles der sicilianischen Gesellschaft schwer compromittiert, was noch schlimmer ist, denn es zeigt sich, wie weit das Uebel vorgeschritten ist, und dass der sociale Boden verseucht ist, auf dem die Männer und die Institutionen, die anderwärts correct functionieren, sich abnutzen und corrumpieren.

Die auffälligste Erscheinung, die im Process zutage trat, ist die Zurückhaltung der im Process auftretenden Zeugen: sie weigern sich zu sprechen, sie bedienen sich unbestimmter Ausdrücke und erscheinen oft als Lügner, so dass der Gerichtshof gegen einige von ihnen einschritt. Es ist bemerkenswert, dass die Widerspenstigkeit und Lügenhaftigkeit nicht bloß den Zeugen aus den niederen Bevölkerungsclassen anhaftete, sondern dass sie sich leider auch bei Juristen, Advocaten, Ingenieuren, Gutsbesitzern, also unter den Vertretern der leitenden Classen, bemerkbar machte. Das spricht für die Ausdehnung und Festigkeit der Wurzel dieses Phänomens.

Wie ist dies zu erklären? Im allgemeinen bestätigt es sich, dass die Zeugen sich weigern, die Wahrheit zu sagen oder geradezu lügen, weil sie sich vor der Mafia fürchten. Dieser Furcht wird

*) [illegible]

von den höchsten Behörden des Königreichs Rechnung getragen, welche vorsichtigerweise den Process den competenten Richtern, den Geschworenen Palermos, entzogen und den Geschworenen in Mailand zugewiesen haben. In der reichen und mächtigen Hauptstadt der Lombardei, glaubte man, könnte die Mafia keinen Einfluss ausüben durch Drohungen mit Tod und Verwüstung des Grundeigenthumes jener, welche ihren Zumuthungen nicht gehorchen, Drohungen, die sich durch traurige Erfahrungen nicht als leer erweisen, sondern sich oft und in schrecklicher Weise bewahrheiten. Zahlreich sind die in der Provinz Palermo vorgefallenen Morde, welche das grausame Tribunal der Mafia als Urtheile vollziehen ließ.

Die Furcht bildet einen wichtigen Beweggrund in der constatierten Erscheinung, aber sie tritt nicht ausschließlich auf. So mancher Zeuge will nicht die Wahrheit sagen oder lügt aus falschem Ehrgefühl, dem Ausfluss einer besonderen Moral, welcher jede Person als gemein und verächtlich scheint, die der Polizei und den Behörden bei der Entdeckung eines Uebelthäters behilflich ist; wer dies thut, sei es, dass er bei der Verhaftung eines Schuldigen mitwirkt oder ihn anzeigt, oder dass er vor den Behörden die Wahrheit sagt, wird der öffentlichen Verachtung überliefert mit den Worten: „elender Angeber." Dieser moralische Irrthum und dieses falsche Ehrgefühl ist in den unteren Classen so verbreitet, dass ein für sehr ehrlich gehaltener Landmann, der einen Messerstich empfängt, sich weigert, den Thäter anzugeben oder, wenn dessen Name allgemein bekannt ist, erklärt, ihn nicht erkannt zu haben. Der Verletzte behält sich vor, es seinem Feinde mit einem anderen Messerstich heimzuzahlen, wenn er genest — und man weiß von solchen, oft nach vielen Jahren verübten Vergeltungen. Wenn er unterliegt, begräbt er sein Geheimnis mit sich. Dasselbe ereignet sich oft in Neapel, dem Sitz der Camorra, die der Mafia so gleicht. Dieses falsche Ehrgefühl, dieser moralische Irrthum, der so viel Unmoralität mit sich bringt, erzeugt dieses sogenannte Selbständigkeitsgefühl — „welches als erste Pflicht eines Mannes verlangt, dass er sich mit eigener Hand Genugthuung wegen erlittenen Unrechts verschaffe, und wer sich an die Justiz wendet oder sie in der Untersuchung unterstützt, verfällt dem öffentlichen Abscheu". So definiert der Senator Tommasi die Grundidee dieses Gefühls, welche das Gesetzbuch der Mafia erfüllt.

Aber was ist die Mafia? Wer in ihr bloß eine verbrecherische Vereinigung mit wohldurchdachten Einrichtungen sähe, würde sich irren. Alongi, welcher zwei umfangreiche Monographien geschrieben hat, über die Mafia und die Camorra, die er in seiner doppelten Eigenschaft als Sicilianer und Polizeibeamter genau kennt, hat es unterlassen, sie zu definieren. Zwei verschiedenen Parteien angehörige Politiker, welche aus den nördlichen Provinzen nach Sicilien kamen, um dessen politisches und moralisches Leben zu beobachten, haben auf verschiedene Weise eine Definition zu geben versucht. Romualdo Bonfadini, damals Deputierter, äußert sich im Bericht der parlamentarischen Untersuchungscommission über die Zustände Siciliens im Jahre 1875 in folgender Weise: „Die Mafia ist eigentlich keine geheime Gesellschaft, sondern der Aufschwung und die Vervollkommnung der auf jede mögliche Schlechtigkeit zielenden Gewaltthätigkeit; sie ist die instinctive, brutale, eigennützige Gemeinschaft, welche zum Nachtheil des Staates, der Gesetze und der öffentlichen Organismen alle jene Personen und socialen Schichten vereinigt, welche ihren Lebensunterhalt nicht aus der Arbeit, sondern aus der Gewaltthätigkeit, dem Betrug und der Einschüchterung schöpfen." Diese Beurtheilung enthält übertriebene oder falsche Ausdrücke. Die Mafia bezweckt nicht immer das Schlechte; zuweilen, obgleich selten, will sie das Gute, das Recht; aber ihre Mittel sind unmoralisch und verbrecherisch. Das zeigt sich besonders bei ihren Blutthaten. Es ist auch nicht wahr, dass alle Anhänger der Mafia die Arbeit scheuen und sich von der Gewaltthätigkeit, dem Betrug und der Einschüchterung nähren. Oft geräth der Mafioso, der sich erhalten und nicht zu solchen Mitteln greifen will, ins Elend; oft ist er eine wirklich arbeitsame Person, welche daranhält, den Lebensunterhalt durch eigene Arbeit zu bestreiten. Der Diebstahl, der Raub, die materiellen Gründe des Verbrechens sind einer degenerierten Mafia zueigen, welche sich der ursprünglichen Mafia aufdrängt. Und man begreift, dass diese Entartung dort eintreten kann, wo eine einschneidende Aenderung des Moralitätsgefühls platzgreift.

Der Deputierte Franchetti, welcher Sicilien fast ununterbrochen in der parlamentarischen Untersuchungscommission studierte, kommt der Wahrheit viel näher. Er schreibt: „Die Mafia ist eine Vereinigung von Menschen jeden Ranges, jeder Beschäftigung, jeder Art, die, scheinbar ohne ein sichtbares regelmäßiges Bindemittel, stets zusammenhalten, um das gemeinsame Interesse zu fördern, mit Hintansetzung der Gesetze, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Ordnung; sie entsteht durch die mittelalterliche Anschauung derjenigen, die der Vormundschaft und Belästigung ihrer Persönlichkeit und ihres Besitzes, vermöge ihres Muthes, ihres persönlichen Einflusses, unabhängig von der Thätigkeit der Behörden und der Gesetze entrathen zu können glauben." „Die politischen und administrativen Zustände Siciliens im Jahre 1876.") Hier steckt etwas Wahres, und zwar die Behauptung, die Mafia entspringe mittelalterlichen Ansichten. Diese Ansichten erzeugen den Geist, der in Sicilien und im ganzen Süden Italiens herrscht und sich in der tiefen und allgemeinen Abneigung gegen die Regierung, gegen alle ihre Einrichtungen kundgibt, in dem grenzenlosen Misstrauen gegen Polizei und Behörden, in der festen Ueberzeugung, dass der Bürger sich nur mit eigenen Händen volle und wahre Gerechtigkeit verschaffen kann. Wie und warum dieser Geist entstanden ist, lässt sich historisch mit einer Fülle von Thatsachen nachweisen, wie sie selten in der Genesis der socialen Phänomene auftreten.*) Die Gewaltthätigkeit und Bosheit der Regierungen, die einander seit Jahrhunderten in Sicilien gefolgt sind, die Gewaltthätigkeit und Bosheit der höheren Classen, welche die feudalen Zustände ausnützten, die sich auf der Insel auch nach deren gesetzlichen Aufhebung erhielten, waren das Hauptmoment, welches von oben den Geist der Mafia schuf. Der von dem feudalen Regime genährte Classenhass zwischen den ländlichen und städtischen Arbeitern und dem Kleinbürgerthum, die erschreckende Unbildung und das Elend waren die Beweggründe von unten, um diesen Geist zu verstärken. Die geschichtliche Untersuchung der Vergangenheit findet ihre zeitgenössische Bestätigung in folgenden Umständen: Die Mafia oder der sie erzeugende und erhaltende Geist übt den größten Einfluss in den Provinzen Palermo, Caltanissetta, Girgenti und Trapani aus, wo, einzelweise oder vereint, der Großgrundbesitz, der schreckliche Schwefelbergbau, der Analphabetismus und das Elend herrschen. Es braucht nicht erwähnt zu werden, dass die Existenz einzelner Mafiosen auf diese Uebelstände keinen Einfluss hat. Es ist zweifellos, dass die schlechten hygienischen Zustände das physisch-biologische Milieu erzeugen, welches die Entwickelung gewisser Epidemien — Cholera, Typhus, Beulenpest etc. — begünstigt; aber wenn die Epidemie im Vorschreiten begriffen ist, werden auch die Reichen und die Intelligenz betroffen, obgleich sie in besseren hygienischen Verhältnissen leben. Was in physisch-biologischer Hinsicht der Fall ist, wiederholt sich analog bei dem socialen Uebel, seiner Ausbreitung entgehen auch diejenigen nicht, welche davon immun bleiben sollten.

---

## Der nationale Kampf in Böhmen und die czechische Volkswirtschaft.

Eine besonders unter den heutigen Verhältnissen schwierige Aufgabe ist uns gestellt worden: die wirtschaftlichen Bestrebungen des böhmischen Volkes kurzgefasst zu schildern und unsere Anschauungen über den Einfluss des nationalen Kampfes auf die Volkswirtschaft in Böhmen mitzutheilen.**) Natürlich können wir diese Aufgabe in den nachfolgenden Zeilen nur theilweise lösen, wobei wir die Schattenseiten unserer volkswirtschaftlichen Verhältnisse durchaus nicht bemänteln wollen.

Die nationale und culturelle Entwickelung des böhmischen Volkes schreitet viel schneller vorwärts, als die Bemühungen um seine wirtschaftliche Wiedergeburt zur Geltung gelangen. Diese Erkenntnis bricht sich namentlich in der letzten Zeit immer mehr Bahn, und derselben entspringen die zahlreichen Bestrebungen nach Emancipation aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in der wir Böhmen — oder, wenn man will, Czechen — uns befinden. Zum Theil lässt sich freilich eine Erklärung für unsere wirtschaftliche Schwäche in dem politischen Verfall unserer Nation während der letzten zwei Jahrhunderte, in dem Verluste des überwiegenden Theiles des Latifundienbesitzes, in der Germanisation des Bürgerthums, in der für die Industrie günstigeren Lage der deutschen Gegenden unseres Vaterlandes und in dem bei uns herrschenden verhältnismäßig großen Mangel an Capital finden.

Die Thatsache jedoch, dass wir im Herzen Böhmens, in zahlreichen rein böhmischen Bezirken bisher nicht das volle wirtschaftliche Uebergewicht erlangt haben, ist damit keineswegs zur Genüge aufgeklärt. Jüngst erst haben doch die Wahlen in die Commissionen für die allgemeine Erwerb- und Personaleinkommensteuer neuerdings diese Wahrheit erhärtet, und besonders in Prag und Pilsen zeigte sich die Ueberlegenheit des deutschen Großcapitals in seiner ganzen Wucht. Auch in die Prager und Pilsener Handels-

---

*) Für die deutschen [illegible] will ich bemerken, dass ich diese Genesis [illegible] oder um die [illegible] Ich habe diese Er[illegible] in dem wissenschaftlichen [illegible] Sie heißt: Das Ver[illegible] von [illegible] Mit dem Bande: „Die Ereignisse [illegible] aus einzelnen [illegible] Bonfadini und [illegible] Villari: „Südliche [illegible] XIII; 4. Alongi: [illegible] Camorra und Mafia, und Criminalier; [illegible] Polizeiinspector. Colon ist ein [illegible]

**) [illegible] nachkommt, ist [illegible] Entwickelung [illegible] von der Ueberzeugung [illegible] D. Red.

kammer entsendet die Wählergruppe der Großindustrie und des Großhandels deutsche Vertreter.

Der Hauptgrund unserer wirtschaftlichen Schwäche wurzelt tief in unseren unzulänglichen wirtschaftlichen Eigenschaften, welche die Folge unseres sanguinischen, leicht aufflammenden Nationalcharakters sind, der eher idealen, unerreichbaren Zielen, als den praktischen Anforderungen der Gegenwart zuneigt. Diese unseligen Eigenschaften schwanden selbst dann nicht, als wir in richtiger Erkenntnis unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit und Unselbständigkeit uns aus derselben zu befreien begannen. Aber nicht allein der angeborene Charakter, sondern auch die bisher ungenügende praktische volkswirtschaftliche Erziehung erklärt unsern verhältnismäßigen Mangel an wirtschaftlichen Fähigkeiten. Diesen Quellen entspringt vor allem der Mangel an Geschäftsgeist, ein Fehler, welcher einen größeren Aufschwung unserer Volkswirtschaft im Keime erstickt; ihnen entstammt jenes Ungeschick bei der Auswahl der verantwortlichen, leitenden Persönlichkeiten größerer gesellschaftlicher Unternehmungen, jene geringe Geschäftsroutine, welche unsere gesellschaftliche Unternehmungskraft in einzelnen Fällen lähmt.

Bis in die jüngste Zeit und zum Theile jetzt noch wurde in unserer Journalistik und in unserem ganzen öffentlichen Leben den wirtschaftlichen Fragen eine bloß untergeordnete Bedeutung zuerkannt. Wohl ist in letzter Zeit bei uns in jeder Hinsicht eine durchgreifende Besserung eingetreten, es kommt aber doch noch vor, dass gerade die schlechten wirtschaftlichen Eigenschaften weiter gepflegt und tiefer eingepflanzt werden. Mit größtem Neide verfolgt man oft jene böhmischen Kaufleute und Industriellen, welche es durch eigenen Fleiß und Geschicklichkeit zu Wohlstand, zu einer geachteten Stellung und einem größeren Aufschwung ihrer Etablissements gebracht haben.

Die traurigen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit erheischen dringend eine durchgreifende Reform. Wir erinnern nur an die massenhaften Concurse der bäuerlichen Actien-Zuckerfabriken in den Achtzigerjahren, welche dann bei weit schlechteren Marktverhältnissen in den Händen fremder Privatunternehmer einen ungeahnten Aufschwung nahmen. Anderwärts wieder blieb die Form des Actienunternehmens, während das Capital in die Hände fremder Capitalisten gerieth. Die so gewonnenen Erfahrungen sollten nun — an vielen Orten geschah dies auch thatsächlich — den Antrieb zu einer besseren Verwaltung der bäuerlichen Zuckerfabriken, deren Existenz wirtschaftlich gesund und deren Aufschwung wünschenswert ist, bilden. Aehnlich verhält es sich mit den Fallimenten mehrerer Vorschusscassen („Záložnas") in letzter Zeit, welche Erscheinung theilweise der geschäftlichen Unerfahrenheit und zum Theil auch der langjährigen Unredlichkeit der Leiter zuzuschreiben ist und in einem gut verwalteten Geldinstitute absolut unmöglich wäre. Es kommen selbstverständlich diese oder ähnliche Erscheinungen nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Ländern ebenso häufig vor; in unseren bescheidenen Verhältnissen sind dieselben jedoch weit gefährlicher als bei wirtschaftlich stärkeren Nationen.

Nun fragt es sich, ob jene künstliche Erweckung der industriellen Unternehmungslust, wodurch sich unsere heutige nationalökonomische Bewegung auszeichnet, auch richtig und gesund ist. Leider ist sie in unseren böhmischen Verhältnissen unvermeidlich. Unsere volkswirtschaftliche Bewegung war aber bisher ziemlich einseitig. Gestern bildeten die Zuckerfabriken das vermeintlich alleinige unanfechtbare Heil, und heute wiederum sind es die Brauhäuser. Bei der Gründung eines Etablissements welcher Art immer bildet es aber einen Hauptfehler, wenn dabei im vorhinein auf die nationale Gesinnung der Theilnehmer und Consumenten gepocht wird. Die reale Grundlage muss vor allem bei der Gründung und auch bei der Leitung des Unternehmens vorhanden sein. Die glühendste nationale Begeisterung allein kann nicht die Lebens- und Ertragsfähigkeit eines Geschäftes begründen, noch verbürgen. Das nationale Interesse kann zu einem Unternehmen die Anregung geben, der Patriotismus der Consumenten kann ein Etablissement fördern, aber seine dauernde Entwickelung sicherzustellen vermag bloß die Lebenskraft des Unternehmens, welche in der Erfüllung der durch das wirtschaftliche Leben dictierten Bedingungen wurzelt.

Es ist eine immer häufiger wiederkehrende Erscheinung, dass die ostentativ ausgesteckten nationalen Farben eines im Werden begriffenen Unternehmens sowohl die Antheile zeichnenden Capitalisten, als auch die Consumenten abschrecken. Dagegen erfreuen sich wohl auch rein czechische, aber dabei bloß den Erwerbscharakter tragende Unternehmungen eines reichen Zuspruches derselben Kreise. Derartige bei den Deutschen wohl auch vorkommende Erscheinungen erfordern reifliche Ueberlegung und deuten schon selbst an, wo der Grund des Uebels liegt, und wie demselben abzuhelfen ist. Aus solchen Thatsachen werden bei uns bereits auch im praktischen Wirtschaftsleben allmälig gute Lehren gezogen, die erfreulicherweise schon jetzt eine geeignete Grundlage für unseren volkswirtschaftlichen Aufschwung bilden. Unter den in Oesterreich herrschenden volkswirtschaftlichen Verhältnissen leiden wir jedoch Alle ohne Unterschied der Nationalität.

Wenn wir unsere Bestrebungen im praktischen Wirtschaftsleben schildern wollen, können wir unmöglich die Losung „Svůj k svému" unerwähnt lassen.*) Sie wurde einst ausgegeben, um uns auch auf wirtschaftlichem Boden selbständig zu machen.

Bisher wurde diese Parole hauptsächlich von ihrer nationalen Seite aufgefasst. Sie wurde pauschalmäßig und unter allen Umständen gepredigt. Und doch ist es nur dann wirtschaftlich möglich, sich auf das Losungswort „Svůj k svému" zu berufen, wenn der Verkäufer zumindest gleichen Preis und gleiche Qualität der Ware, gleich coulante Lieferungsbedingungen gewährt, wie der Concurrent einer anderen Nationalität. Das „Svůj k svému" könnte sich nur dann volle Geltung verschaffen, wenn es consequent, aber nicht allein nur vom Gros der kleinen Käufer, sondern auch vom Fabrikanten, Kaufmanne und Zwischenhändler, selbstverständlich wieder unter der unerlässlichen Bedingung des gleichen Preises und der gleichwertigen Qualität, durchgeführt wird.

Die Thatsache, dass uns einige Productionszweige bisher gänzlich fehlen, und dass daher die allseitige Durchführung dieses Schlagwortes vorläufig unmöglich ist, bildet einen viel kleineren Mangel, als die angedeuteten verhängnisvollen Verirrungen, welche imstande sind, das „Svůj k svému" nur dem Verkäufer, nicht aber dem Käufer annehmbar zu machen. Man darf nicht vergessen, dass die Flamme augenblicklicher nationaler Begeisterung sogleich erlischt, sobald diese sich enttäuscht fühlt, ja dass diese sogar in Misstrauen und Verdächtigung selbst guter Unternehmungen umschlägt.

Was wir geräuschvoll in die Welt hinausriefen, das haben unsere nationalen Gegner seitdem in aller Stille durchgeführt und organisiert. Urplötzlich standen wir der Thatsache gegenüber, dass die Deutschen, bei ihrer bekannten Zähigkeit ganz naturgemäß ohne ellenlangen Appell an ihre Stammesgenossen, an eine durchgreifende Verwirklichung des Grundsatzes „Svůj k svému" schritten, die sie consequent in allen Industriezweigen durchzuführen imstande sind. Das Wirtschaftsprincip wird sich allerdings auch den Deutschen hemmend in den Weg stellen, falls sie sich demselben nicht anpassen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es selbstverständlich beiden Seiten unmöglich, das Princip „Svůj k svému" gänzlich fallen zu lassen.

Keine Macht der Welt ist jedoch stark genug, um sich über das natürliche Wirtschaftsprincip hinwegzusetzen, das unnachsichtig gebietet, mit thunlichst kleinen Mitteln womöglich das Größte zu erlangen. Das wirtschaftliche Princip verschafft sich Geltung im wirtschaftlichen Weltkampfe, im Ringen und im Wettbewerbe der Staaten, welche die Gesetzgebung beherrschen und über ungewöhnliche Mittel gebieten — umso eher und leichter wird es in unseren beschränkten, heimatlichen Verhältnissen durchdringen, wo sich ihm bloß die nationale Begeisterung entgegensetzen kann.

An Beweisen, welche den Einfluss des nationalen Kampfes auf die Volkswirtschaft in Böhmen beleuchten würden, fehlt es allerdings nicht. Budweis ist zum Beispiel eine typische Stätte des auf das wirtschaftliche Feld übertragenen nationalen Kampfes. Weil die Deutschen in den Einzelbetrieben Uebergewicht haben, ist man ihnen von czechischer Seite mit Collectiv-Unternehmungen entgegengetreten. Auf Grund des Gesetzes vom 9. April 1873, R.-G.-Bl. Nr. 70, wurden nicht weniger als sieben böhmischnationale Unternehmungen gegründet. Außerdem hat man ein großes Actien-Brauhaus ins Leben gerufen. So entstanden mehrere gleichartige, aber national getrennte Etablissements: zwei große Bierbrauereien, zwei Maschinen-Fassbindereien, drei Emailgeschirrfabriken, zwei Vorschusscassen, sogar ein deutsches und ein böhmisches Versatzamt, und vieles andere. Neben der altrenommierten L. u. C. Hardtmuth'schen Bleistiftfabrik wurde die nach überwundenen Schwierigkeiten sehr gut prosperierende Bleistiftfabrik des „Národní podnik"**) erbaut.

Dass es zweckmäßiger gewesen wäre, die Unternehmungslust auch auf andere Industriegebiete zu verlegen oder eventuell einzelne Unternehmungen capitalskräftiger auszustatten, liegt auf der Hand. Der nationale Kampf ließ es natürlich nicht zu.

Dass zum Beispiel beide Budweiser Brauhäuser mit einander nicht selten concurrieren, ist ebenso selbstverständlich, wie dass die auswärtigen, meist herrschaftlichen Brauereien oft die lachenden Dritten sind. Der auf das wirtschaftliche Feld übertragene nationale Kampf bringt gewöhnlich allen Interessenten einen erheblichen Schaden ein. Manchmal wird er tragikomisch.

In Budweis sind mehrere Geldinstitute, von denen insbesondere zwei in dem heimischen wirtschaftlichen Leben tief wurzeln, nämlich die städtische Sparcasse und die Záložna Vorschusscasse. Als der Rummel mit den gefallenen Záložnas, namentlich mit jener in Wittingau (in der Nähe von Budweis), am geeignetsten erschien, das Vertrauen in die einheimischen böhmischen Vorschusscassen zu erschüttern, benützten ihn die deutschen Localblätter zu einem zwar indirecten, jedoch heftigen Kampfe gegen die Budweiser Záložna. Es gelang auch in der That der deutschen Agitation, eine bedeutende Zahl der Einleger zu bewegen, ihr Geld aus der Záložna

*) [illegible] „Jeder zu den Seinigen und stets der [illegible] [illegible] auf das wirtschaftliche Feld übertragen [illegible]

**) [illegible] Nationale Unternehmen für Handel und Industrie in Prag, Erwerbsgenossenschaft mit beschränkter Haftung [illegible], gegründet auf eine im [illegible] der „Národní Listy" enthaltene Anregung.

zu beheben. Indessen war aber auch das leitende böhmische Localblatt nicht unthätig. Dasselbe benützte namentlich seine Kenntnis von den namhaften Beträgen, die das deutsche bürgerliche Brauhaus in Budweis der deutschen städtischen Sparcasse schuldete, und begann eine ebenfalls indirecte, aber geschickt geleitete Agitation gegen die Sparcasse, welcher zufolge namentlich die bäuerlichen Einleger in wenigen Tagen beiläufig eine Million Gulden aus der Sparcasse behoben haben. Vor der Sparcasse kam es zu großen Ansammlungen der bäuerlichen Bevölkerung, so dass sich die Bezirkshauptmannschaft zur Beruhigung der Gemüther einzuschreiten veranlasst fühlte. Beide genannten Geldinstitute und mit ihnen das ganze wirtschaftliche Leben in Budweis erlitten einen erheblichen Schaden, ebenso die unbesonnenen Einleger, von denen viele ihr Geld außer dem Termin behoben, eine zeitlang ohne Zinsen liegen ließen oder sogar ihre Einlagsbücher unter dem wahren Werte an schmutzige Speculanten verkauft haben. Der flotten Auszahlung beider Institute gelang es nach einiger Zeit, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Das Beste dabei ist, dass sowohl die Sparcasse, als auch die Záložna stets gut verwaltet wurden und felsenfest sind. Ein anderes Beispiel dafür, wie blind die nationalradicale Agitation wird, wenn man sie auf das schwierige und seriöse wirtschaftliche Feld überträgt, ist die Geschichte der Batracho-Myo-Machia, welche gegen die von der ersten Budweiser Eierteigwaren- und Oblaten-Fabrik erzeugten Eiernudeln und Macaronis seitens der deutschradicalen Elemente geführt wurde. Das nationalradicale Publicum, von den verschiedenen Localblättern angespornt, bekämpfte aber nicht nur die Budweiser Eiernudeln äußerst kühn und tapfer, es veranstaltete gleichzeitig wahre Kreuzzüge gegen die verhassten Macaroni einer deutschen israelitischen Firma in Nordwestböhmen. Den ritterlichen Kreuzzüglern blieb jedoch größtentheils nichts anderes übrig, als rein deutsche Arier-Nudeln geringerer Qualität zu consumieren. Das war aber auch für den allerdings bestens erprobten Chauvinisten-Magen zu viel. Die Begeisterung für national-radicale Nudeln nahm ein schmähliches Ende; das Publicum aß sie einfach nicht oder begann nach altem Gebrauch die Nudeln in der Hausküche zu erzeugen, natürlich zum erheblichen, wenn auch nur zeitweisen Schaden der betroffenen deutschen Detaillisten und der soliden Fabrikanten.

Eine unerquickliche Erscheinung des nationalen Kampfes ist auch die willkürliche Handhabung der Marktordnungen seitens einiger deutschen Stadtgemeinden (wie z. B. Reichenberg), mittels welcher die armen czechischen Kleingewerbetreibenden von der Theilnahme an den Märkten ausgeschlossen wurden. Man muss es geradezu eine volkswirtschaftliche Verirrung nennen, wenn die ausländische Industrie aus den Gründen des nationalen Chauvinismus unterstützt wird. Dies soll laut Zeitungsberichten in einer deutschen Stadt des nördlichen Böhmens geschehen sein: anstatt die Lieferung von Pflastersteinen einer soliden einheimischen deutschen Firma zu vergeben, wurde die Durchführung der betreffenden Arbeiten einem reichsdeutschen Etablissement anvertraut. Die Steuerträger mussten diesen Luxus büßen; die Pflastersteine haben nämlich den Erwartungen nicht entsprochen.

Wenn man die nationalen Gegensätze in Böhmen und Oesterreich auch auf das wirtschaftliche Leben übertragen und dann rücksichtslos auf die Spitze treiben würde, möchte ein solcher Zustand ohne Zweifel eine immense Schädigung der heimischen Volkswirtschaft, eine permanente Stockung der öffentlichen Verwaltung und der Gesetzgebung zur Folge haben und die große Gefahr bedauerlicher Excesse stets in sich bergen.

Eine günstige Wendung der ohnedies verschlechterten wirtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs bildet das gemeinsame Interesse aller österreichischen Producenten ohne Stammesunterschied. Vielleicht wurzelt darin der Anfang zur Beilegung des Kampfes der nationalen Leidenschaften, welche durchaus nicht mit dem nationalen Bewusstsein identisch sind. Es scheint, dass inmitten des politischen Kampfes in dieser einer gedeihlichen fruchtbaren Arbeit ungünstigen Atmosphäre doch zarte Blüten aufgegangen sind, die auf eine bessere Zukunft deuten. Im vorigen Herbste sind in Prag deutsche und böhmische Advocaten zusammengekommen, um einträchtig gegen die bestehende Handhabung des neuen Civilprocesses zu protestieren; bald darauf wurden deutsche, böhmische, polnische, slovenische, italienische und ruthenische Delegierte der österreichischen Lehrerschaft nach Wien einberufen, um gemeinsam bei dem Unterrichtsminister für ihre Forderungen einzutreten, und niemandem ist dabei eingefallen, die eine oder andere Nationalität für „minderwertig“ zu betrachten; böhmische und deutsche Bierbrauer, Baumeister, Zuckerfabrikanten etc. sind in gemeinsamen Verbänden vereinigt. Unlängst erst haben Mitglieder der Prager Notariatskammer und des Bezirksgerichtes ohne Unterschied der Nationalität das Jubiläum ihres deutschen Mitgliedes gefeiert! Und vor gerade zwanzig Jahren noch haben ja auf den denkwürdigen landwirtschaftlichen Versammlungen vom 22. Mai und 22. Juni 1879 in Prag sogar böhmische Landwirte deutsch und deutsche Landwirte böhmisch gesprochen.

Die Verständigung, welche auf politischem Boden stets scheitert, gelingt nicht selten dort, wo es sich um gemeinsame materielle Interessen handelt. Der glänzendste Beweis hiefür sind die Fachvereinigungen der Arbeiter. Von diesem Standpunkte ist gewiss die im Herbst 1899 erfolgte Kundgebung*) einer Anzahl deutscher und böhmischer Industrieller des Prager Kammerbezirkes, in welcher für die Herstellung des nationalen Friedens Stellung genommen wird, wärmstens zu begrüßen, wenn auch die Reichenberger Kammer gegen diese spontane Kundgebung im parteipolitischen Interesse einen milden Protest erheben zu müssen glaubte. Die Industriellen des Reichenberger Kammerbezirkes wollen nach Ansicht der Kammer-Plenarsitzung die wirtschaftlichen Opfer, die der politische, das heißt der nationale Krieg verlangt, auch weiterhin „mit Ruhe tragen“. Wir bezweifeln, dass eine solche opferwillige „Ruhe“ der heimischen Volkswirtschaft Nutzen bringen könnte. Vielmehr glauben wir, dass alle wahrhaft friedensliebenden Elemente eifrig zusammenwirken sollten, um einen beständigen, auf den festen und einzig möglichen Grundlagen des gleichen Rechtes aufgebauten Frieden herzustellen. Gemeinsame volkswirtschaftliche Arbeit zum Wohle und Schutze der einheimischen Production wäre der richtige, vielversprechende Anfang solch edler Bestrebungen.

Budweis. Dr. V. Schuster.

---

# Zu einer Theorie des Pessimismus.

Von Georg Simmel (Berlin).

### I. Der Pessimismus als Uebergangserscheinung.

Die natürliche Zweckmäßigkeit sorgt dafür, dass das Menschengeschlecht im großen und ganzen optimistisch gestimmt ist, das heißt, so fühlt und handelt, als ob die Schmerzen des Daseins, gegen seine Freuden aufgerechnet, diesen den Ueberschuss ließen: denn das Gegentheil würde die Energien zur Erhaltung und Förderung des Lebens unterbinden. Gewiss hat es jederzeit auch Menschen dieser entgegengesetzten Ueberzeugung gegeben: allein entweder haben sie dann den Wert des Lebens auf einer andern Basis als an der Abwägung von Lust und Leid gewonnen, oder ihr Handeln hat nicht die logisch nothwendigen Schlüsse aus ihren Theorien gezogen. Andernfalls sind sie nur als vereinzelte Erscheinungen in einer anders gearteten Umgebung denkbar: nur eine solche kann ihnen, durch Zwang wie durch Darbietungen, die weitere Existenz ermöglichen, die ihnen ihre Ueberzeugungen, ihrer eigenen Consequenz überlassen, schon in äußerlicher Hinsicht abgeschnitten hätten. Wo wirklich größere Kreise einem ernsthaften Pessimismus ergeben sind, wie es in Indien der Fall war, da ist eine Lähmung aller praktischen Kräfte und ein allmählicher Verfall des Lebens unvermeidlich. Die Lebenstendenz also, die sich theoretisch als Optimismus darbietet, muss als eine Waffe im Kampf ums Dasein, als ein Vorzug der so Ausgestatteten vor den pessimistisch Gestimmten herangezüchtet werden; vielleicht, dass die Errungenschaften, die den Juden unter so schwierigen Umständen innerhalb der germanischen Völker gelingen, ihrem unverwüstlichen Optimismus zu danken sind, wobei es ganz ununtersucht bleibt, ob diese Anschauungsweise die Wirklichkeit des Daseins richtiger nachzeichnet als die entgegengesetzte oder vielleicht nur zu den zweckmäßigen Irrthümern gehört; und ob sie statt der Ursache nicht vielleicht nur die Folge oder das Feldzeichen der kräftigeren und sieghafteren Lebensantriebe ist. Je bewusster die steigende Cultur unsere inneren Vorgänge macht, desto mehr muss die bloße Thatsache einer solchen Lebensdirective sich als eine verstandesmäßige Weltanschauung darstellen. So finden wir bis in dieses Jahrhundert hinein die großen Weltanschauungen optimistisch gefärbt. Denn wenn auch die Metaphysiker von tiefer Verachtung für alles empirische Dasein erfüllt sind, wenn auch dem Christenthum die Welt ein Jammerthal ist, wenn auch Kant den Wert des Lebens, an seiner Glückseligkeit gemessen, unter Null sinken lässt — so ermangeln doch alle diese Weltsysteme nicht des „versöhnlichen Schlusses“, irgendwo wird in der dies- oder jenseitigen Ordnung der Dinge die Provinz aufgefunden, in der der Sieg des Lebenswertes über alle negativen Instanzen ein definitiver ist.

Solcher Optimismus mag so objectiv und umfassend ausgestaltet sein wie er will, sein Fundament bleibt doch immer die verstandes- oder gefühlsmäßige Ueberzeugung, dass der Mensch das Centrum, die eigentliche Bedeutung, der Endzweck der Schöpfung überhaupt sei. Die Welt muss irgendwie darauf angelegt sein, dem Menschen die Erfüllung seiner tiefsten Sehnsüchte zu gewähren, in dieser Erfüllung muss ihr eigentlicher Sinn liegen, wenn der Optimismus wirklich sicher und principiell gegründet sein will. Das subjective Streben des Einzelnen, den Mechanismus, die Zufälligkeit, das Material seines Daseins zu einer positiven Wertbilanz zu gestalten, wächst im Optimismus zu einem gleichgestalteten Bilde des Seins überhaupt auf und glaubt erst in diesem Wachsthum über seinen eigenen Umfang hinaus seine sachliche Rechtfertigung und Erfüllungsgewähr zu gewinnen. Den ersten unverschmerzbaren

*) [illegible] deutscher und böhmischer Industrieller und Gewerbe[illegible] [illegible] und [illegible] Zukunfts[illegible] [illegible].

Schlag erhielt dieser anthropocentrische Bau der Welt durch die Entdeckung des Kopernikus. Hier war nun eine zwar bloß äußere, aber doch auch für das Innere bedeutsamste Thatsache erwiesen, die die Abzweckung des Weltbaus auf den Menschen höchst fraglich machte. Und nun folgte die dichtgedrängte Reihe der Erkenntnisse, die die Ausnahmestellung des Menschen immer gründlicher beseitigten, die Wiedererkennung physikalischer und chemischer Ereignisse in seinen Körpervorgängen, die Deutung des Seelenlebens als eines Mechanismus, die Einordnung des Menschen in die von den niedrigsten aufsteigende Reihe der Organismen. Die Formel, in deren allbeherrschende Giltigkeit diese geistige Entwickelung mündet, ist: Gleichheit vor dem Naturgesetz für alle Erscheinungen, also auch für den Menschen, Verneinung jener besonderen Rücksicht der Welteinrichtung auf sein Wohl, ohne die es keine optimistische Theorie gibt, Einsicht in den völligen Mangel eines principiellen Zusammenhanges zwischen den menschlichen Wünschen und den Mächten, die sie gewähren oder verweigern. Unsere Glücksbegehrungen, unsere Wertgefühle bilden eine Reihe, die zu der Reihe des wirklichen Geschehens ein durchaus unstetiges Verhältnis hat; so consequent und nothwendig sich jede von beiden in sich entwickle, so ist doch das Verhältnis zwischen beiden ein rein zufälliges. Mit derselben gleichgiltigen Gesetzmäßigkeit, mit der die Wirklichkeit uns die höchste Seligkeit gewährt, bereitet sie uns das tiefste Leid. So wenig die Würfel immer das uns erwünschte Resultat zeigen, sich demselben aber auch nicht principiell entziehen, und diese scheinbare Launenhaftigkeit gerade der bloß naturgesetzlichen Bestimmtheit jedes Wurfes entstammt: so wenig ist die Natur auf eine durchgängige Harmonie oder durchgängige Disharmonie mit unseren Bedürfnissen nach Lebenswerten angelegt.

Diese nothwendige Consequenz der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die dem Optimismus seine wurzelnährenden Quellen abgräbt, ist indes dem Innenleben der Gegenwart keineswegs schon vollständig assimiliert. Die Widerstandslosigkeit, mit der logische Prämissen, der reinen Sachlichkeit ihres Inhalts gehorsam, ihre Schlussfolgerungen aus sich entlassen, setzt sich keineswegs in dem Process fort, in dem unsere Seele sich von diesem logisch Nothwendigen wirklich durchdringen lässt. Unser Gefühl vielmehr, nach gewissen Ueberzeugungen bestimmt und ihnen angepasst, pflegt in dieser Richtung und Tönung noch lange zu verharren, nachdem ihr theoretisches Fundament erschüttert oder ausgewechselt ist. Die wesentliche Stimmung unseres Fühlens und Wollens ist sehr viel conservativer, als der rücksichtslos vorschreitende Verstand. An allen möglichen Punkten macht es sich geltend, dass wir eine theoretische Weltansicht haben, an die wir mit der Gesammtheit unseres Wesens noch nicht angepasst sind: die große Umbildung unserer Gemüthsinteressen, infolge deren sie an dem neuen Weltbild volle Befriedigung fänden, steht noch aus, und wir können uns heute vielleicht noch nicht einmal völlig ausdenken, wie eine Natur, aus der alle übermechanischen Zwecke, alle besondere Beziehung zum Menschen, alle innere Wärme und Beseeltheit, alle „Götter Griechenlands" verschwunden sind — wie sie den Bedürfnissen eines Gemüthslebens überhaupt genügen soll.

Den Kräften des Bildens und Gebildetwerdens, die unsere Seele besitzt, dürfen wir das Gelingen dieser Anpassung und Einheit dennoch zutrauen; begreiflich aber ist, dass der Uebergang aus jener subjectivistisch-optimistischen Weltanschauung in die objective, die centrale Stellung des Menschen verneinende, sich auf dem Umweg über das jener entgegengesetzte Extrem, über den Pessimismus, vollzieht. Gegenüber dem optimistischen Glauben der anthropocentrischen Weltanschauung, deren Gefühlsseiten noch keineswegs zurückgebildet sind, muss man von der mechanistischen, rein natürlichen Ordnung der Dinge zunächst nur das Nein hören: der entthronte König, der jetzt allen anderen Bürgern coordiniert ist, wird vor allen Dingen nur seinen Verlust empfinden, und die Rechtsgleichheit mit jenen wird ihm als das größte, ihm geschehene Unrecht erscheinen. Ja, der teuflische, auf das Leiden angelegte Charakter der Welt, wie der Pessimismus ihn lehrt, ist dem Optimismus noch verwandter, als dem naturwissenschaftlichen Princip. Denn immerhin liegt doch auch in ihm ein auf Werte und Gefühlsansprüche eingestellter Sinn des Daseins — wenn auch nur, um diese zu verneinen; es ist die gleiche Form der Weltauffassung, nur mit entgegengesetztem Inhalt. Optimismus und Pessimismus stehen als subjectivistische Deutungen der naturalistischen gleichmäßig, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen, gegenüber. Der eine ist der Rückschlag, den die Zerstörung des anderen hervorrief, ein Pendeln in das entgegengesetzte Extrem, ehe der Indifferenzpunkt zwischen beiden erreicht ist, den die objective, jenseits des positiven wie des negativen Sinnes des Daseins stehende Erkenntnis verlangt. Der Pessimismus ist der begreifliche Durchgangspunkt von der Epoche, wo der Mensch die Welt seinem Bedürfnis nach Glück und Wert gemäß gestaltete, zu der Weltanschauung auf dem Grunde bloßer Naturgesetzlichkeit, die zu unseren Wünschen und Idealen ein rein zufälliges Verhältnis hat; von ihr freilich wissen wir noch nicht, welche Umbildung und Anpassung unserer Gemüthsbedürfnisse sie bewirken wird, um dem Leben den Sinn und Wert zu erhalten, den der Optimismus einen illusionären kosmischen Untergrund gegeben hatte, und den der Pessimismus durch die Zerstörung dieses letzteren in sein Gegentheil verkehrt glaubte.

### II. Das Grausamkeitsmoment im Pessimismus.

Wenn sich in der pessimistischen Beurtheilung des allgemeinen Daseins die Gefühlsstimmung des Pessimisten adäquat ausspricht, wenn die Spannung seines Verhältnisses zur Welt sich damit löst, so erweist dies eine sublime Grausamkeitslust; und zwar sowohl in der zergliedernden Einsicht in das Leiden der Welt, dessen immer schärferes Bewusstsein die pessimistische Tendenz immer vollständiger befriedigt, wie in dem eigenen Zerstören des Wertes der Wirklichkeit, indem man dessen flüchtigen und betrügerischen Charakter durchschaut: denn offenbar ist diese Herabsetzung und Entwürdigung der Dinge nur eine vergeistigte Form der Zerstörung ihrer Realität. Schließlich würde doch auch die thätliche Ruinierung und Vernichtung keine Befriedigung der Zerstörungslust enthalten, sondern etwas völlig Gleichgiltiges sein, wenn das jetzt Zerstörte nicht bis dahin als wertvoll und irgendwie bedeutsam empfunden wäre; was sie zu zerstören sucht, sind eigentlich nicht die Dinge, die in ihrem bloßen Außer-uns ganz jenseits unseres Interesses stehen, sondern die Wertgefühle, die menschliche Seelen mit ihrem Dasein verbinden. Diese will die destructive Grausamkeitslust treffen und trifft sie nicht weniger tief, wenn sie die Nichtigkeit, die Contra-Idealität, die fundamentale Enttäuschung aufzeigt, die allem, was wir erstreben und lieben, anhaftet.

Die Zerstörungslust, in welcher von beiden Formen sie sich äußere, ist ein sehr merkwürdiges psychologisches Problem. Man versteht sie vielleicht am besten in der Einordnung in jene freilich auch nur bildlich zu bezeichnende Kategorie: als Erweiterung des Ich. Der Zerstörende fühlt sich als Herrscher über den Schaffenden, der Verneinende über den Bejahenden, der Entwertende über den Besitzenden. Das Ich, das die positiven Werte zerstört, schlürft gleichsam deren Extract in sich ein, es bemächtigt sich ihrer Bedeutung, dehnt seine Willenssphäre über sie aus. Nachdem in Lenaus „Faust" Mephisto sein Programm der allmählichen Zerstörung Fausts entworfen hat, schließt er:

> So wird mein Schmerz am Göttlichen sich rächen,
> So will Verstoßener ich mein Leiden kühlen,
> Verderbend mich als Gegenschöpfer fühlen.

Eine Anzahl der römischen Kaiser, Sublimierungen einer äußerst pessimistischen Epoche, zeigen die unmittelbare Einheit eines pathologisch ausgearteten Triebes zur Zerstörung mit einem ebensolchen zum Schaffen, Bauen, Wirken; sie zeigen, wie eng die äußerste Grausamkeitslust mit einem ebenso gesteigerten Ichgefühl verknüpft ist. Dieser Zusammenhang der Grausamkeit mit der Erweiterung des Ich zeigt übrigens, dass die Leidenschaft, zu herrschen und zu tyrannisieren, keineswegs ein so unbedingtes Kennzeichen vornehmer Naturen ist, wie man es häufig — insbesondere durch die Vieldeutigkeit der „Herrennatur" verführt — voraussetzt. Denn sie beweist, dass man sich selbst nicht genügt, dass einem das eigene Ich nicht groß genug ist: sie kann gemein sein, wie alle Habsucht. Der Trieb, die Sphäre zu vergrößern, die wir mit unserm Ich und seiner Kraft erfüllen, kann ebenso in einem groß angelegten, wie in einem erbärmlich kleinen Ich wohnen. Ist man sich erst darüber klar, dass das pessimistische Verneinen aller Werte nichts anderes zu sein braucht, als die theoretische Form des praktischen Zerstörens und Raubens derselben, so wird man in der Grausamkeitswollust, die sich ihrerseits auf jenes Extensitätsstreben des Ich gründet, eine der psychologischen Wurzeln des Pessimismus erkennen. Die Bibel des Sadismus, die „Justine" des Marquis de Sade, baut ihre Schilderungen der ins Wahnsinnige ausgearteten Grausamkeit auf einer Grundlage des äußersten Pessimismus auf: sie lehrt, dass ausschließlich dem Laster und dem Verbrechen die Welt mit all ihrem Glück gehört, und dass der Tugendhafte niemals anderes als Malträtierung, Misserfolge und Elend zu erwarten habe.

Es gehört nun zu den tiefsten Räthseln des Seelenlebens, dass die Lust am Leiden anderer sich auf das eigene Ich zurückwendet — als ob dieses sich selbst gegenüberträte wie einem Du, und am eigenen Leide, mag die Welt es ihm bereiten oder mag es einem physischen oder psychischen Flagellantismus entfließen, eine Befriedigung empfindet, die sich bis zu unbändiger Wollust steigern kann. Zwischen dieser und jener Thatsache, die einander zunächst auszuschließen scheinen, vermittelt das oft Uebersehene: dass das Leid des Anderen überhaupt keinerlei Gefühlsreaction in einer Seele auslösen könnte, wenn diese es nicht in irgend einem Maß und einer Art selbst fühlte! Was wir unmittelbar wahrnehmen, sind doch niemals die Schmerzen jemandes, sondern immer nur Laute und Bewegungen, aus denen seine Gefühle erst erschlossen werden müssen. Wie aber sollte das anders möglich sein, als dass aus dem Reservoir unserer eigenen Gefühle etwas anklänge, was wir nun in jenen hineinverlegen? Wie das des nähern geschieht, wissen wir nicht; dass es geschieht, ist die Bedingung, unter der allein ein schmerzempfindender Mensch uns etwas anderes ist, als ein sich verzerren

der und schreiender Automat. Nur ein eigenes Fühlen, wie umgebildet und umgestimmt auch immer, kann uns das an sich unwahrnehmbare Fühlen des Anderen interpretieren. So ist zwischen den Lustreflexen, die das Leid des Du und die das Leid des Ich in uns hervorrufen, vielleicht nur ein Unterschied des Grades, der Form, der Distanz; wodurch nicht nur die Existenz beider überhaupt, sondern auch die scheinbar widerspruchsvolle Thatsache verständlich wird, dass beide Empfindungsweisen sich oft in einer und derselben Persönlichkeit gleichzeitig stark ausbilden. Die überreizten und erschlafften Nerven, die nach der Misshandlung Anderer dürsten, finden oft im eigenen Misshandeltwerden ihre letzte Aufregungsmöglichkeit und bedürfen der Gewaltthätigkeit solchen Eingriffes, um überhaupt ihr Leben zu fühlen. In einem Roman de Sades wird der Novize einer Verbrechergesellschaft ein förmlicher Katechismus abgefragt, und darunter: comment pensez-vous sur le fouet? — worauf sie antwortet: j'aime à le donner et à le recevoir. Wie solche Naturen die Spannung zwischen dem Ich und dem Du dadurch auf den Gipfel treiben, dass der Schmerz des Einen zur Freude des Andern wird, und nun das Ich gleichsam um diese Ausdehnung erweitern, indem das Du so erst ganz dessen Macht und Willkür unterworfen ist, so wiederholt sich dieser Process innerhalb der eigenen Seele: denn wie sie ihre äußerste Erhebung nach der Seite des Sittlichen dadurch erhält, dass ihre dahin gerichtete Kraft über alle inneren Hemmnisse und Schmerzen triumphiert, so scheint sie vielfach sich ihres sensationalen Vermögens am gewaltigsten an der Spannung zwischen einem Leide und einem an eben dieses Leid geknüpften Wollustgefühl bewusst zu werden.

Diese Lust am eigenen Leide, auf den Expansionstrieb des Ich zurückgehend, malt sich nun leichtersichtlicher Weise eine pessimistische Weltanschauung als Hintergrund. Den ganzen Complex der so zustande gekommenen Stimmungen kann man als „Weltschmerz" bezeichnen; wobei die ironische Färbung, die diesem Ausdruck jetzt anhaftet, die Unverhältnismäßigkeit des rein subjectiven Motivs zu den weltumfassenden Behauptungen, zu denen es auswächst, treffend charakterisiert. Das Schwelgen in den eignen Schmerzen, das wollüstige Sichverbohren in jeden Kummer, die Sucht, von seinen Missgeschicken vor sich selbst und anderen möglichst viel „herzumachen", äußert sich durchgehends zugleich in den Formen und im Zusammenhange einer pessimistischen Allgemeinanschauung. Der Mangel an Activität, der jedem principiellen Pessimismus eigen ist — denn alle energische Bethätigung ruht, um nicht sinnlos zu sein, auf einer mehr oder weniger optimistischen Basis — entspricht ganz dieser pessimistischen Freude am subjectiven Leide. Beides, sowohl die pessimistischen Sentenzen wie die Miene des Dulders pflegen ein Interesse an der Persönlichkeit, einen scheuen Respect vor ihrer Bedeutsamkeit und Tiefe zu erzeugen, die den entgegengesetzten Erscheinungen erst bei unvergleichlich größerer Erheblichkeit zutheil werden. Es ist sehr merkwürdig, zu wieviel unkeuscher Arroganz gerade das Leiden — nicht nur das eingebildete, sondern auch das wirkliche — verführt. Nicht viele sind so selbstbewusst, zu glauben: so etwas leistet doch kein anderer! Aber viele sind so anmaßend, zu glauben und auszusprechen: so etwas leidet doch kein anderer! Da dies Gefühl nun in einen allgemeinen Pessimismus auszustrahlen pflegt und auch erst an ihm seine Intensität und Absolutheit rechtfertigen kann, so zeigt sich derselbe auch durch diese Vermittlung hindurch von dem Bedürfnis getragen, der Sphäre des Ich nach außen wie nach innen, mit legalen wir mit illegalen Mitteln, einen größeren Umfang zu gewinnen: er stellt sich als einer der vielen wunderlichen Umwege dar, die die Stimmung der Zeit für die Befriedigung dieses Bedürfnisses darbietet, mit deren Subjectivität und Verwerflichkeit aber die sachliche Wahrheit seines Inhaltes völlig zusammenbestehen könnte.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

## Der jüngste Unsterbliche.

Henri Lavedan.

Nach einer schon seit Jahrzehnten feststehenden Tradition musste der talentvolle französische Dramatiker der letzten Jahre sich in seiner Jugend an drei Autoritäten vergriffen haben, die ihm unveränderlich, unerschütterlich im Wege standen und seine Ungeduld erbitterten: er wurde eines Tages ausfallend gegen Francisque Sarcey, den allzeit munteren Seifensieder des guten Geschmackes; er empörte sich gegen die Sociétäre des Théâtre Français, die eines seiner Stücke abgelehnt oder gar à correction, mit ihren eigenen Verbesserungen, angenommen hatten; er schrieb eine Satire gegen die Akademie, weil er es ihr immer noch nicht verzeihen konnte, dass sie weder Molière, noch Balzac in den Kreis der Unsterblichen versetzen wollte. Mit herannahender Reife, ungefähr vom 10. Lebensjahre ab, begann er, denselben Sarcey cher maître zu nennen, die Rathschläge der Komödianten des Nationaltheaters mit Billigkeit zu erwägen, und er präsentierte sich der Akademie als Bewerber um einen erledigten Sessel. „Die Akademie ist ein Salon. Du hast gute Manieren, du würdest da eine gute Figur machen": so ermuntert in einem Lustspiel Lavedans eine ehrgeizige Mutter ihren Sohn, der so wenig strebsam ist, dass er nicht einmal Akademiker werden will. Als derselbe Lavedan am 29. December 1899 in die Akademie aufgenommen wurde, sagte ihm der geistreiche alte Marquis Costa de Beauregard in der Antwort auf seine Antrittsrede einige ausgesuchte Bosheiten; damit war die Rancune der ehrwürdigen Körperschaft erschöpft. Seit 200 Jahren ignoriert sie die Angriffe aller Nichtakademiker in dem sicheren Besitze eines unerschütterlichen Prestige, das ihr von der zugleich spottlustigsten und autoritätsgläubigsten Nation bereitwillig zuerkannt wird. Schon der Act der Bewerbung sichert völlige Absolution; wer den Pont des Arts als Candidat überschreitet, der hat sich selbst entsühnt. Die Akademie wählte im vorigen Sommer Henri Lavedan gegen den tüchtigen Paul Hervieu, und der mittlerweile verstorbene Henri Becque, ein wirklicher Neuerer und bedeutender als diese beiden Talente zusammen, fiel bei der entscheidenden Wahl gänzlich aus. Der naturalistische Dramatiker wurde ebenso schroff abgelehnt, wie Zola als Vertreter des naturalistischen Romans: der Geist des Alexandre Dumas triumphierte.

In einer Zeit, da die jüngere literarische Generation mit der Erbschaft Dumas' hastig aufzuräumen sucht, besitzt Lavedan die Aufrichtigkeit und die den meisten seiner Mitstrebenden versagte Selbsterkenntnis, sich offen als Schüler des sentenziösen und moralisierenden Dramatikers zu bekennen. Lavedan ist Moralist. Selbst Aristokrat, als Sohn des strenglegitimistischen und hochclericalen Grafen George Lavedan, hat er die französische Aristokratie aufs Korn genommen, er schildert ihren materiellen und moralischen Verfall, ihre Verkommenheit und Corruption, ihre geistige Faulheit und Indifferenz gegenüber allen Fragen, die die Nation erschüttern, er warnt sie vor der Verschwisterung mit der jüdischen Hochfinanz, vor dem gefährlichen Umgang mit dem internationalen Hochstaplerthum aller Art, er beschwört sie, sich in schamvoller Erinnerung an die Großthaten der Vorfahren aufzurichten, auf den neuen Gebieten friedlicher Eroberungen dem arbeitenden Volke als Führerin voranzugehen, damit sie nicht von den neu aufstrebenden Classen überholt und zertreten werde. Lavedan hat das müßig lasterhafte Leben seiner Standesgenossen, ihr parasitisches Vegetieren mit brillantem Witz gegeißelt, er hat sie mit seiner verrätherischen Kenntnis und mit der ihm eigenen Impertinenz vor dem entzückten Publicum compromittiert, das, wie schon Oliver Goldsmith sagt, niemals so lumpig ist, dass es nicht auch vom High-Life etwas hören wollte. Dennoch, mit all seiner Schärfe und Rücksichtslosigkeit ist Lavedan nicht der Gegner seiner in Frankreich noch so einflussreichen Classe, er ist vielmehr der warnende Freund, der gerade die großen Traditionen wieder heraufbeschwören will, und die sogenannte Partei der Herzöge, die den rechten Flügel der Akademie bildet, bewies einen richtigen Instinct, als sie für ihren ungezogenen Alcibiades den Ausschlag gab.

Im „Prince d'Aurec", seinem geistreichsten und literarisch anerkanntesten Drama hat Lavedan nach dem lebendigen Vorbild des Herzogs von Sagan einen dieser müßigen Adeligen geschildert, der keinen anderen Lebenszweck hat, als chic zu sein. Die Mode anzugeben, ein neues Parfum erfinden, eine neue Cravatte lancieren, das ist sein Ehrgeiz. Der Fürst wie seine Gemahlin unterhalten ihre Passionen aus dem Checkbuch eines jüdischen Barons, der im letzten Acte hinausgeworfen wird, da er die Zärtlichkeit der Fürstin als Entschädigung für seine baren Auslagen fordert. Eine Prinzessin als Maitresse eines jüdischen Banquiers — soweit habt ihr euch beinahe prostituiert! ruft der moralisierende Dramatiker. In einem Moment der Zerknirschung verspricht der gedemüthigte Prinz, von nun an als ehrenhafter Mann zu leben und, wenn es sein muss, für's Vaterland als Fürst zu sterben. „Nicht mehr als wir alle!" bemerkt ein Roturier. Darauf der Prinz, sich stolz aufrichtend und mit einem verächtlichen Blick: „Il y a la manière." Wer das französische Publicum und seine unerschöpfliche Zärtlichkeit für alles Aristokratische kennt, der sieht sofort, dass der Prinz d'Aurec das Stück, in dem ihm so übel mitgespielt worden ist, mit dieser Pointe gänzlich zu sich herüberreißt: er hat das beste Wort im Drama, ein Wort, das bereits geflügelt geworden ist und die Komödie zweifellos überleben wird. Und wenn Lavedan mit seiner unvergleichlichen Schlagfertigkeit, mit seinem sprühenden Witz die elegante Corruption, die sorglos sich prostituierende Verkommenheit züchtigt, der sogenannte Moralist ist doch kein Radicaler, er hat im Grunde mehr Liebe als Hass für seine Originale, und die Herzöge der Akademie, obwohl von ihm leicht compromittiert, ließen sich von seiner Satire nicht verwirren. Il y a la manière.

Henri Lavedan debutierte wie der in Deutschland durch seine „Amants" bekanntere Maurice Donnay mit kleinen dialogisierten Sittenbildern, die er dann zu größeren „Romans dialogués" vereinigte. Dieses Genre ist seit Theokrits „Syrakusanerinnen" und Lucians „Courtisanengesprächen" in der Weltliteratur immer wieder aufgetaucht und wieder verschwunden. Vor dreißig Jahren nahm es Meilhac, der akademische Vorgänger Lavedans, mit großem Erfolge auf, um es dann Gyp und Gustave Droz zu weiterer Ausbeutung zu hinterlassen. Meilhacs Dialoge sind vergessen, der heutigen

Generation schon unverständlich. Man amüsiert sich heute anders als unter dem zweiten Kaiserreiche, man spricht, man lacht anders, und es gibt nichts Melancholischeres für die Lebenden, als die todten Witze ihrer Väter. Die Pikanterie des einst viel gelesenen Droz ist bereits so ledern, dass sich nur noch Collegiens an einem vergessenen Exemplare von „Monsieur, Madame et Bébé“ heimlich ergötzen. Madame Gyp ist durch den intimen Umgang mit Politikern parteiisch und gehässig geworden, sie hat die lächelnde Unbefangenheit des Satirikers eingebüßt.

Die reizvolle Gattung dieser dialogisierten Momentbilder verlangt nicht nur Realität, sondern Actualität, sie fordert eine unvergleichliche Beweglichkeit, eine spürende Feinhörigkeit, die dem bunten Treiben des Boulevards immer neue Züge, neue Launen und Stimmungen ablauschen muss. Frech, kokett, sentimental, melancholisch, immer pikant und aufregend, lebt sie von der Narrheit, die ein erfinderischer Müßiggang erzeugt, mit allen Blüten drolligen Unsinns geschmückt, die die bizarre Phantasie der galanten Welt zu ihrer eigenen Freude täglich und nächtlich züchtet. In diesem graziösen Genre mit seinen sparsamen Gesten, mit seiner knappen Inscenierung, lebt die ganze Freude des Franzosen am gesprochenen Worte, am Jonglieren mit Pointen und Paradoxen, jede Person ist ein unvergleichlicher Sprecher, der mit einem Worte seine ganz besondere Thorheit oder Verkehrtheit enthüllt. Es ist nur in einer Stadt möglich, die trotz allen kosmopolitischen Vermengungen einen so einheitlichen Zug des Lebens hat, in der man sich blitzschnell über ein neues Schlagwort verständigt, in der die geistige Convention so stark ist, dass eine Nuance, aus einem verbrauchten Wort der kargen Sprache gezogen, sofort von allen in derselben Bedeutung verstanden wird, es ist nur vor einem Publicum möglich, das alles Fremde, ihm nicht Zusagende mit eigenwilliger Beschränktheit abweist, das aber seinen eigenen Charakter, seinen eigenen Geist noch in der tollsten Verschnörkelung, in der feinsten, gebrechlichsten Form erkennt und künstlerisch beurtheilt.

Die Meister dieses Genres sind augenblicklich Maurice Donnay und Henri Lavedan. Beide stammen aus der „Vie Parisienne“, beide haben den gefährlichen Schritt zur Bühne mit Erfolg gethan. Ihnen kam die Entwickelung des Theaters entgegen. Man war der pièce bien faite mit ihrer mühevollen Intrigue und ihren künstlichen Maschinerien müde geworden, man verlangte eine Vereinfachung, ein wenig mehr Realität, man verzichtete auf die dramatische Spannung, wenn man durch eine ungeheure Ausgabe an Esprit entschädigt wurde. Die Erfindung wurde gleichgiltig, der Witz galt alles. Dumas dramatisierte seine Romane, die Nachfolger dramatisieren Feuilletons.

Donnay und Lavedan, ebenbürtig an Witz, verschieden durch ihr Temperament, ergänzen sich sehr glücklich, ohne einander im Wege zu stehen. Donnay ist der zartere, graziösere, sinnlichere, und er wäre sentimental, wenn er sich nicht über sich selbst lustig machte. Seine Haltung ist eine Art von verständnisvollem Stoicismus, er arrangiert nicht, er steigert nicht, er lässt das Drama ausklingen oder in sich zusammenfallen, als ob er dem Leben nur zusähe. Was tragisch werden will, löst er ins Sentimentale, und das Sentimentale ins Ironische auf. Seine Ironie ist nicht Bosheit, sie ist lächelnde Indulgenz. Verzeiht euch und anderen, weil es morgen wieder etwas zu verzeihen und wieder neue Dummheiten zu machen gibt! Verlasst euch auf die drei freundlichen Mächte, die Feinde aller Tragik: Zeit, Gewohnheit und Banalität!

Anders Lavedan, ein Satiriker durch und durch, mit der leidenschaftlichen Lust am Verkehrten und Lächerlichen, an Verkommenheit und Naturwidrigkeit. Seine Figuren haben einen großartigen Fonds von selbstbewusster Frechheit und Nichtswürdigkeit, von selbstverliebter närrischer Consequenz, und sie wären unerträglich, wenn sie nicht von dem grandiosen Witz ihres Schöpfers geliehen hätten. Und dieser Witz geht nie nebenbei als hors d'oeuvres, er ist sachgemäß, immer charakteristisch. Seine Coketten und Lebemänner sind unermüdliche Schwätzer, Moralisten auf ihre Weise. In ihrem Hirn ist die ganze Welt auf den Kopf gestellt, und sie finden die Zeit ungeheuer komisch, die so komische Gesellen wie sie hervorgebracht hat. Sie repräsentieren ihre Epoche, ihre Nation so gut wie die Arbeiter, Denker und Forscher — Künstler des Lebensgenusses, Gelehrte der Ausschweifung, Philosophen des Boulevards und der Cabinets particuliers. Sie steigern sich fortwährend in ihrer grotesken Narrheit und, wie Circusclowns unter dem Beifall des Publicums, springen sie immer höher und höher, bis sie schließlich zusammenfallen und noch im Sterben eine Grimasse schneiden. Man lese das Testament des „Vieux Marcheur“, einer von Lavedans köstlichsten Figuren! „Jusqu'au bout“ ist die Devise des achtzigjährigen Fauns, der vom Leben freundlichen Abschied nimmt in der Hoffnung auf das Paradies, weil er es nicht verdient hat. Er erkennt sich als eine ignoble personnage, ein être dégoûtant, aber er, ein schwacher Mensch, hatte Darwin und Taine gegen sich. Die Rasse, das Milieu, das schmutzige Ende des Jahrhunderts gegeben, was konnte er anderes werden, als ein unheilbarer Strolch, ein vieux marcheur? „J'ai été bien français, bien Meilhac, français gaulois de Paris et du boulevard ... j'ai été un saligaud national.“ Auf seinem Todtenbett grübelt der alte Senator und Ritter der Ehrenlegion über den Sinn seines lasterhaften Lebens. Er ist melancholisch, obgleich er sich nichts vorzuwerfen hat. Aber es wird eine andere Generation kommen, noch viel canaillenhafter als die seine, und vor deren Frechheit wird er nur als ein harmloser alter Bummler mit einigen niedrigen Instincten, fast als Philister erscheinen. Was werden sie alles noch erfinden? Er hätte so gerne noch boxen gelernt. Und nun ist es aus, und er wundert sich, dass er gar keine Furcht hat. Im Grunde hatte er eine Kinderseele, eine ganz kleine, weiße, unschuldige Seele, er hätte Priester werden sollen. Und ohne diese Unschuld, ohne diese freundliche Harmlosigkeit hätte er sich überhaupt amüsieren können? „Je me suis amusé comme un fou, mais neuf fois sur dix, ça m'embêtait.“ Man soll ihn auf dem Lande hinter der kleinen Kirche begraben. Die Todten athmen schlecht in Paris. Und indem er im Sterben sich noch einmal aufrichtet, ruft er: Cocher, au Sénat!

Der Eindruck, den Lavedans Schilderung der fröhlichen fête parisienne hinterlassen, ist durchaus melancholisch, obgleich er selbst, ein harter unerbittlicher Beobachter des Lebens, niemals einer melancholischen Stimmung unterliegt. Aber seine Figuren sind so scharf gezeichnet, so logisch und fest bestimmt in jeder Bewegung, dass ihre Wahrheit fast beängstigend wirkt, sie erschrecken zuweilen wie Gespenster. Es ist die Stimmung des grauenden Morgens, wenn die Laternen trübe in der Dämmerung brennen, wenn ihr fahles, gelbes Licht im Morgennebel auszulöschen scheint. Der übernächtige Bummler, der scheu nach Hause schleicht, bevor die Sonne das Riesenleben der Großstadt weckt, hüllt sich fröstelnd in seinen Mantel, er ist nicht fröhlich, er mag sich selbst als Gespenst erscheinen.

Lavedan hat einmal von sich bekannt, dass er manchmal mit dem Kopfe und manchmal mit dem Herzen schreibe. Seit einiger Zeit scheint er sein Herz mehr zu beschäftigen als seinen Kopf, nämlich, seitdem er angefangen hat, direct für das Theater zu arbeiten. In seinen letzten Stücken „Les deux Noblesses“ und „Catherine“ erscheint der glänzende Satiriker als ein fader und sentimentaler Moralist. Es gibt nichts Abgeschmackteres als das erste dieser Stücke, in dem er Adel und Bürgerthum zu versöhnen sucht. Man stelle sich einen Großindustriellen vor, den Sohn eines Prinzen, der seine adelige Abstammung ängstlich verbirgt, um ein self made man zu bleiben. Schließlich erkennt ihn seine Mutter, die Herzogin, die auch unter einem angenommenen bürgerlichen Namen lebt. Dazwischen spielt eine Liebesgeschichte zwischen dem Sohn der falschen Bürgerlichen und einer Comtesse: es ist die Welt des Hüttenbesitzers. Die versteinertsten Motive sind hier zusammengescharrt und in einem Brei von geschwollener Sentimentalität und Tugendhaftigkeit ertränkt. Was Lavedan mit diesen Stücken bezwecken wollte, ist schwer zu sagen. Er eroberte allerdings das Théâtre Français, und die Aussicht auf die Akademie mag ihn inspiriert haben. Wollte er Bourgeoisie und Aristokratie durch das schöne Bild ihrer Vereinigung gleichzeitig gewinnen? Dann ist der Versuch höchst abgeschmackt, da seine Bourgeois die pseudonymen Nachkommen adeliger Familien sind. Oder wollte er der Aristokratie, mit deren Lastern er ein Dutzend amusanter Bände bestritten hatte, durch diese Regeneration Genugthuung geben? Dann ist er ebenso verlogen wie abgeschmackt. Lavedan hat nur ein Organ, den Witz. „Je paye, donc je suis“, sagt der alte Marcheur. Wenn Lavedan nicht mit seinem Witz bezahlt, bleibt er alles schuldig. Der alte Lavedan ist vorläufig in der Akademie gestorben, der neue macht einen durchaus unwahrscheinlichen Eindruck. Es wäre sonderbar, wenn sein eigener Kopf dem Herzen glauben wollte. Eine ehrbare Frau kann gar nicht schätzen, wie wohl die Ehrbarkeit thut, sagt eine Cocotte im „Nouveau jeu“, die sich zur Ruhe gesetzt hat und auf ihrem Landgut den Bischof zum Diner einladet. Vielleicht will Lavedan die zweite Hälfte seines Lebens gebrauchen, um von der ersten zurückzukommen: er steht in einem kritischen Alter wie sein Paul Costard, der leidenschaftliche Verkünder des „Nouveau jeu“, der der junge Mann von morgen, von übermorgen sein wollte und schließlich auf „Paul und Virginie“ und Meyerbeer zurückkommt. „Ich bin traurig. Wozu ist man jung, sprühend, originell gewesen, wenn man schließlich an derselben Ecke ankommt wie Hinz und Kunz?“

Berlin. Arthur Eloesser.

---

## Premièren.

Burgtheater. Zum erstenmal am 12. Jänner 1900: Hans, Schauspiel in drei Aufzügen von Max Dreyer. — I love you, Lustspiel in einem Act von Theodor Herzl.

Deutsches Volkstheater. Zum erstenmal am 13. Jänner 1900: Auf der Sonnenseite, Lustspiel in drei Aufzügen von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg.

Endlich werden es die Leute doch glauben müssen, dass trotz allerhöchster Anordnung Kaiser Wilhelms, des Musikers, Dichters, Redners, Astronomen, Historikers, Kunstkritikers in höchster Instanz, das neue Jahrhundert noch nicht begonnen hat — wenigstens bei uns nicht. Auf die Weise kann ja doch ein neues Jahrhundert

unmöglich anfangen! Ich verwahre mich ausdrücklich gegen jede Missdeutung: ich rede natürlich nicht vom Fasching und auch nicht von den Delegationen und nicht von anderen politischen Dingen, sondern ich rede vom Theater im technischen Sinne. Da kam zuerst Richepins „Landstreicher“ im Volkstheater; nun, da waren wir im Zeitalter Mosenthals; dann kam im Burgtheater das Schauspiel „Hans“ von Dreyer und ein „Lustspiel“ von Herzl „I love you“; da waren wir im Zeitalter Ifflands und Kotzebues; dann kam im Deutschen Volkstheater ein „Lustspiel“ „Auf der Sonnenseite“; da sind wir gar im Zeitalter Blumenthals und Kadelburgs angelangt. Und dieses Zeitalter lag schon einmal so weit hinter uns! Ein paar Jahre erst sind verstrichen, dass wir das schon ganz bestimmt geglaubt hatten. Fast alle hatten es geglaubt, und die keine eigene Meinung haben, die hatten sich eingebildet, sie glauben es, oder doch so gethan. Und die Leute fiengen schon an sich zu genieren, wenn sie über die immer wiederkehrenden alten Figuren und alten Spässe lachten. Nur zwei hatten es nie geglaubt, dass die menschliche Dummheit einmal zu Ende gehen könnte, und hatten auch nicht angefangen, sich zu genieren. Und das waren die Herren Blumenthal und Kadelburg selber. Aber zugewartet haben sie einige Zeit, bis der böse rauhe Wind in der Literatur sich legt und die nach Vernunft und Wahrheit brüllende See sich beruhigt — und die Leute sich's wieder ehrlich zu sagen trauen, dass ihnen nach den Mühen des Tages abends im Theater das Liebste doch der blühende Blödsinn ist. Und wie sich's rauschend und brausend durch das Thalbett wälzt, wenn der kluge Holzhändler in der Klause das Wasser gestaut hat und nun auf einmal die Schleusen aufzieht — so ergießt sich jetzt in endlos scheinendem mächtigen Schwalle über uns, was die klugen Dichter in den ihrer dramatischen Flößerei ungünstigen Zeiten angesammelt haben.

Nun, das muss man eben über sich ergehen lassen und man kann umso eher gute Miene zum Spiel machen, als es kein böses, sondern ein geradezu ausgezeichnetes „Spiel“ war, mit dem Frau Odilon und Frau Retty, Herr Tyrolt, Herr Kutschera, Herr Kramer, Herr Deutsch und alle anderen uns schließlich doch immer wieder zum Lachen brachten, so oft wir auch anfiengen, uns über die hartnäckigen Versuche der Dichter, uns nicht nur die Zeit zu vertreiben, sondern sich auch lehrhaft zu gehaben und moralisch zu geberden, zu ärgern.

Gut war das „Spiel“ auch im Burgtheater. Hier aber erschien uns die Sache doch etwas bedenklicher. Dreyer hätte Talent zu besserem — aber er strebt es nicht mehr an; ja er sucht das Publicum zu täuschen, indem er seinem Stücke Fetzen von dem vergilbten Modestaat der Modernen anhängt. Damit ist's heute nicht mehr gethan, dass in einem Drama der Ausdruck Quatsch oder quatschen vorkommt und auf ein Mädchen in irgend einer Variation der Wendung „ein prächtiger Mensch“ das Wort „der Mensch“ angewandt wird. Auch die Modernen haben ihre Modelhorheiten gehabt; durch die lassen wir uns nicht mehr täuschen, die schenken wir jedem, aber das aufrichtige Streben nach wahrer Psychologie und einer gesunden Ethik, die sich von der Schablone freimacht, möchten wir nicht gerne missen. Und darin fehlt es in Dreyers „Hans“. Hans, d. i. Johanna, verurtheilt zuerst rücksichtslos ihre ehemalige Freundin Anna, weil sie ihre Mädchenehre verloren und einem Kinde das Leben gegeben hat. Johannas Vater liebt das Mädchen, er will es heiraten, er ist über diese Sache „hinausgekommen“. Aber Johanna kann darüber nicht hinaus, sie eröffnet dem Vater, dass diese Ehe sie beide für immer trennt und bestimmt das Mädchen, sein und des Vaters Glück dem Willen der Tochter zu opfern. Da erfährt Johanna, dass der, den sie selber lange liebt, sie wieder liebt und, schwupps, erscheint ihr das Schreckliche, dass Tochter und Vater sich trennen sollen, als selbstverständlich, und die „Gefallene“ wird im Handumdrehen zu einer ganz geeigneten Gattin für den Vater.

Nun, derlei kommt ja vor: aber da müssen wir uns doch sagen, wie schrecklich sind die Menschen in ihrer Unduldsamkeit und Härte, und wie egoistisch in ihrer scheinbaren Nachsicht und Milde! Der Dichter sagt uns aber nicht etwa lediglich „so sind die Menschen“, sondern behandelt seine Heldin vor und nach ihrer „Wandlung“ mit einer unbefangenen Liebe, als fände er es ganz in der Ordnung, dass sie so und nicht anders ist: ja er verlangt von uns, dass wir zuerst nachsichtslos und hartherzig sind, wo sie es ist, und dann mit ihr uns freuen und jubeln und uns weismachen lassen, sie habe nun auf einmal auch ein Herz für die anderen Menschen, während sie schließlich nur ihr Herz für sich und den Geliebten entdeckt hat. Mit Anna Berndl aber sollen wir in Thränen schwimmen, wenn sie dem neuen Geliebten entsagt, und ihren edlen Opfermuth sollen wir bewundern, wenn sie, um ihn auch innerlich zu „heilen“, ihm vorlügt, sie liebe noch immer den treulosen Verführer! Wenn das alles mit einer gewissen Mache arrangiert und so geschickt und rührend gespielt wird, wie es von Frau Hohenfels, Fräulein Medelsky und Herrn Sonnenthal geschah — dann lassen sich die Leute eben täuschen und falsche moralische Wertbegriffe als echte aufschwatzen. Und das ist das Schlechte und Verwerfliche am alten Rührstück, nicht dass es rührt, sondern dass es uns zu rühren sucht, wo wir uns ärgern sollten.

Und wenn wir hinzufügen, es sei das Schlechte am alten Kotzebue, dass er uns lachen machen will, wo wir uns ärgern sollten, so sind wir auch gleich beim Lustspiel „I love you“, das nach „Hans“ gegeben wurde. Aber bei diesem Stücke gelang die Täuschung viel weniger. Der Grund hievon scheint mir nicht nur in der etwas zu schwerfälligen, breitbehäbigen Darstellung zu liegen, welche man ja in einer gewissen Periode dieses ablaufenden Jahrhunderts im Burgtheater mit besonderer Vorliebe pflegte, sondern auch in einem Compositionsfehler des Stückes. Solche „Kinder“, wie Evchen Helder, gibt es ja; aber wir können diese eine Figur darum nicht rein realistisch auffassen, weil es solche Menschen wie die anderen Figuren, Miss Plumket und Dr. Mühlrad und Tante Charlotte &c. — nicht gibt. Als bloße Erheiterungsfiguren in der Posse lassen wir uns aber derartige „Kinder“ nicht gerne gefallen. Uebrigens haben ja die meisten gleich in den ersten fünf Minuten errathen, dass der Missethäter, der die schrecklichen Worte „I love you“ in die Banklehne geschnitten, unter den Kindern zu suchen ist. Und so hatten viele im Publicum zum Schluss wenigstens die Befriedigung, zu sehen, dass sie schon im voraus alles gewusst hatten. Das freut die Menschen immer. Mir hat der Schluss allerdings eine beschämende Enttäuschung gebracht. Als Frau Kallina-Plumket die von ihr als so shocking bezeichneten Eingravierungen in der Banklehne mit brauner Farbe überstrich, da durchbebte es mich wie eine selige Ahnung, dass doch das neue Jahrhundert schon begonnen haben könnte. Mit magischer Kraft zog der lichte gelbe Rock des Herrn Römpler-Helder meine Blicke an sich, und ich hätte geschworen, dass sich in wenigen Minuten dieser lichte gelbe Rock auf diese bequeme Bank setzen und an diesen braunen Fleck lehnen werde und dass dann ganz nach den Principen der vervielfältigenden Kunst auf dem lichten gelben Rock in braunem Grunde zu lesen sein werde: „I love you“. Und da hätten gewiss alle Menschen gejubelt. Oder nicht?

**Max Burckhard.**

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Graf Goluchowski, aus dessen Mund, so oft er spricht, wir nur die allerausgetretensten Gemeinplätze über die Erhaltung des Friedens und unsere besten Beziehungen zu allen Mächten zu hören gewohnt sind, hat in seiner letzten Delegationsrede die staunende Mitwelt mit zwei wirklich ganz neuen Wahrheiten überrascht. Der erste dieser Originalaussprüche lautet:

„Ich habe die Verantwortung nie gescheut, für mein Thun und Lassen bin ich immer mannhaft eingetreten.“

Der zweite Originalausspruch, der sich auf die Presse bezog, lautet:

„Ich habe mich mit ernstlicheren und besseren Dingen zu befassen, als gegen Elucubrationen aufzutreten, die das geduldige Papier und die billige Druckerschwärze zu verewigen berufen sind.“

Das eine wie das andere hat an dem Grafen Goluchowski vor ihm noch niemand bemerkt. Selbst seine Officiösen, die doch eigens dazu da sind, um seine Tugenden zu entdecken, sind noch nie auf diese guten Eigenschaften des Grafen Goluchowski gekommen. Wie kurzsichtig doch die große Masse der Menschen ist! Da hat man einen Grafen Goluchowski jahrelang als Minister des Aeußern vor sich, ein Heer von Goluchowski-officiösen Journalisten strengt sich an, um seine guten Eigenschaften der Welt vorzuführen. Die Patzer haben aber nie was rechtes herausgebracht. So hat denn Graf Goluchowski sich endlich entschlossen, in höchsteigener Person einzugreifen und selbst die Leute förmlich mit der Nase auf seine Vorzüge zu stoßen. Sonst bemerken sie sie nicht. Wie untalentiert doch diese Zeitungsschreiber sind! Man begreift jetzt erst, dass und warum Graf Goluchowski sie so geringschätzt. Er hat ihre Unzulänglichkeit auf einem Gebiete erprobt, auf dem er selbst sich als unbestrittener Meister gezeigt hat, auf dem des Selbstlobes.

•

Auch mir — ich muss gestehen — hat Graf Goluchowski durch seine letzte Rede erst ein Licht aufgesteckt. Auch mir waren seine trefflichen, persönlichen Eigenschaften bisher vollständig entgangen und, ich bin überzeugt, ohne seine dankenswerte Hilfe hätte ich sie auch nie gefunden. Jetzt freilich verstehe ich vieles, was mir vorher unbegreiflich war. So zum Beispiel die Geschichte mit der berüchtigten Interpellationsbeantwortung des Grafen Thun vom 29. November 1898 über die preußischen Ausweisungen. Damals hat bekanntlich Graf Thun „im vollen Einvernehmen mit der gemeinsamen Regierung“ Deutschland Repressalien angedroht. Nichtsdestoweniger hat Graf Goluchowski ruhig zugesehen, wie Graf Thun, sein reichsräthliches Sprachrohr, und nicht er, der für die äußere Politik verantwortliche Minister, von der gesammten deutschen Presse wegen dieser Störung des Dreibundes angegriffen wurde. Selbst als jüngst der Delegierte Dr. Pacak in einer seiner Interpellationen an den Grafen Goluchowski diesen als den Miturheber jener Thun'schen Dummheit bezeichnete, gab sich Graf Goluchowski nicht zu erkennen. Ich glaubte gerade in diesem Schweigen einen Mangel an jener Mannhaftigkeit beim Grafen Goluchowski erblicken zu sollen, die er sich in dem ersten der beiden citierten Aussprüche selbst zuschreibt. Nachdem ich aber auch den zweiten der beiden Aussprüche gelesen habe, ist mir der gewisse dunkle Punkt in jener Affaire gelichtet: Graf Goluchowski „trat immer mannhaft für sein Thun und Lassen ein“; im Falle der Thun'schen Interpellations-

beantwortung hat er sich aber offenbar „mit ernstlicheren und besseren Dingen zu befassen“ gehabt als für sein Thun und Lassen mannhaft einzutreten. Das ist die Aufklärung, die sinngemäß auch auf zahlreiche andere Fälle anzuwenden ist. Wo immer man in seinem Verhalten einen scheinbaren Widerspruch zu seiner selbst gerühmten Mannhaftigkeit entdeckt, wende man sich vertrauensvoll an den zweiten Ausspruch, der den ersten so vortrefflich ergänzt.

*

Wie es heißt, soll Graf Goluchowski beabsichtigen, die Delegationen schon im Mai wieder für das Jahr 1900 einzuberufen. Unmöglich wär's nicht. Nach der Verfassung sollen die Delegationen in regelmäßiger Aufeinanderfolge alljährlich zusammentreten. Da dies die Verfassung vorschreibt, versucht man natürlich, soweit es mit dem Buchstaben des Gesetzes vereinbar ist, etwas anderes zu thun. So wechseln seit einiger Zeit bei uns statt der alljährlichen, halbjährliche mit anderthalbjährlichen Delegationssessionen ab. Hier der Beweis: Im Jahre 1896 hatten wir im Mai das außerordentliche Vergnügen einer Delegationstagung; im Jahre 1897 erst im November, also nach anderthalb Jahren; im Jahre 1898 bereits im Mai, also schon nach einem halben Jahr; im Jahre 1899 abermals im November, wieder erst nach anderthalb Jahren; und im Jahre 1900 winkt uns der unaussprechliche Genuss neuerdings im Mai, also, nachdem die 1899er Tagung sich bis in den Jänner 1900 herübergezogen hat, eigentlich schon nach vier Monaten. Diese Combination von halbjährlichen und anderthalbjährlichen Delegationsspatien hat für den Grafen Goluchowski und seine gemeinsamen Collegen den doppelten Vortheil, dass in den halbjährlichen nicht über vieles gesprochen werden kann, weil der Zeitraum seit der letzten Aussprache zu kurz ist, und dass in den anderthalbjährlichen Delegationen über vieles nicht gesprochen werden kann, weil der dazwischen liegende Zeitraum zu groß, der Stoff also angehäuft, zum Theil auch schon obsolet geworden ist. Aus Graf Goluchowskis letzter Rede weiß man ja, dass er „für sein Thun und Lassen immer mannhaft einzutreten“ bereit ist, aber selbstverständlich nur, wenn er Gelegenheit dazu hat. Geht ihm durch eine kleine Mankelei mit den Delegationsterminen die Gelegenheit dazu auf anderthalb Jahre verloren, so hat er — wie sagt er doch selbst? — „sich mit ernstlicheren und besseren Dingen zu befassen“, in denen er Trost im Schmerz über seine anderthalb Jahre latent bleibende „Mannhaftigkeit“ findet.

*

Dem jungczechischen Delegierten Dr. Stransky ist ein bedauerliches Missgeschick widerfahren. In seiner bekannten Zde-Rede in der Delegation am 10. Jänner hat er sich auf dem Schluss- und Culminationspunkt seiner Angriffe gegen die angeblich deutschnationale Armeeleitung in einer parlamentarisch eigentlich nicht zulässigen Wendung auf niemand geringeren wie den Kaiser selbst als auf sein Vorbild berufen, indem er sagte:

„Wir verlangen vor allem, dass sie (die Armee) kaiserlich sei, das heißt, dass sie so sei, wie der Kaiser: gerecht gegen alle Völker; sie soll kaiserlich sein, weil der Kaiser niemals einen Unterschied macht zwischen den Nationalitäten, weil er immer den Wunsch ausgesprochen hat, dass die Nationalitäten nicht unterschiedlich behandelt werden.“

Dr. Stranskys Appell an den Kaiser ist nicht fruchtlos gewesen. Wenige Tage darauf, am Samstag bei dem Delegationsdiner, hat der Kaiser selbst dem Dr. Stransky seine Meinung gesagt. So rasch ist unter ähnlichen Umständen schon lange keiner beim Wort genommen worden wie diesmal der Dr. Stransky. Für ihn, wie seine jungczechischen Freunde wird es sich empfehlen, zur alten Gewohnheit zurückzukehren und sich, wie sie es bisher gethan, immer nur auf den alten Kaiser Ferdinand II. aus dem sechzehnten Jahrhundert und seine „verneuerte Landesordnung“ zu berufen. Da sind solche Unfälle ausgeschlossen, wie der, welcher diese Woche dem Dr. Stransky passiert ist.

*

Eine weit angenehmere Erfahrung als Dr. Stransky hat sein College, der Delegierte Dr. Kramař, beim Delegationsdiner gemacht. Am Montag Nachmittag, offenbar noch unter dem Eindruck von Doctor Stranskys Erlebnissen beim samstägigen Delegationsdiner, hielt Dr. Kramař seine Quem Deus perdere vult dementat-Rede, an deren Schluss er „die Hand müde hinabsinken“ ließ, die zu lange, ohne Stütze und Entgegenkommen zu finden, zum Frieden ausgestreckt war. Am Abend dieses Montags war Dr. Kramař zum Delegationsdiner geladen. Von einer Ansprache, die der Kaiser an ihn bei dieser Gelegenheit gerichtet hätte, ist nichts bekannt worden. Am nächsten Tag, am Dienstag, hielt Dr. Kramař wieder eine Rede in der Delegation. Und siehe da, seine Hand, die am Montag Nachmittag bereits müde hinabgesunken war, zeigte sich nach dem ansprachelosen Delegationsdiner wieder gestärkt, und er streckte sie so weit wie noch nie zum Frieden aus.

*

In seiner Delegationsrede vom 16., in der kampflustigen Dementat-Rede that Dr. Kramař den Ausspruch:

„Es ist ein historisches Verhängnis Oesterreichs, dass es nicht imstande ist, eine volksfreundliche Politik zu treiben.“

Sehr richtig, nur nicht vollständig! Hinzuzufügen wäre noch: Es ist ein weiteres historisches Verhängnis Oesterreichs, dass seiner volksfeindlichen Politik immer Männer aus dem Volke wie Dr. Kramař als Werkzeuge dienen.

*

Eine der furchtbarsten Beschwerden der „czechischen Nation“, welche der Delegierte Dr. Pacak in der Delegation verdolmetschte, lautet:

„Dass nicht einmal der gewesene Ministerpräsident Graf Thun zu den (böhmischen) Manövern eine Einladung erhalten hat.“

Schrecklich! Ich kann mir dieses verhängnisvolle Versäumnis nur so erklären, dass die Armeeleitung den Grafen Thun nur deswegen zu den Manövern nicht einladen zu dürfen geglaubt hat, weil dortselbst bloß mit Pulver und Blei, nicht aber mit Coriandoli geschossen wird. Wenn die Manöver einmal in „Venedig in Wien“ abgehalten werden, kriegt Graf Thun sicher seine Einladung dazu. Da kann er sogar Generalissimus werden.

*

In einem „Minister-Charaktere“ betitelten Artikel vom 6. d. M. lässt die „Arbeiter-Zeitung“ alle politischen Kalfakter, die wir in den letzten sechs Jahren zu Ministern gehabt haben, Revue passieren. Nur einer fehlt in der Reihe: der Kalfakter aller Kalfakter, Herr Doctor Kaizl. Am 14. d. M. führt sie in einem Artikel: „Verkauft“ aus, dass dem Baron Dipauli seine parlamentarischen Intriguen durch einen Statthalterposten, dem Herrn v. Bilinski durch die Bankgouverneurstelle abgekauft werden sollen. Der Dritte im Bunde, der Hauptintrigant, fehlt, abermals der Dr. Kaizl, der noch dazu gerade mit dem Herrn v. Bilinski um die Bankstelle concurriert. Den „modernen und vernünftigen Mann“ direct zu preisen, wie sie es ehedem gethan, verbietet der „Arbeiter-Zeitung“ wohl die allgemeine Geringschätzung, der er verfallen ist. Jetzt lässt sie ihn wenigstens schonungsvoll aus, dort, wo er tadelnd zu nennen wäre, und macht so doch noch indirect Reclame für ihn. Alte Liebe rostet nicht.

## Volkswirtschaftliches.

In den wichtigsten Steinkohlenrevieren Oesterreichs ist ein Strike ausgebrochen, der zu einem Generalstrike aller österreichischen Kohlenwerke im Norden Wiens anzuwachsen droht. Dieser Strike bedeutet eine unabsehbare Gefahr. Der steigende Bedarf an Kohle auf der ganzen Erde hat ohnedies die Kohlenzufuhren immer unzureichender gestaltet, die Kohlenvorräthe ungemein gelichtet, und wenn der Strike nur vierzehn Tage anhält, wird es in den Wohnungen mancher Städte an Heizkohle, in den Fabriken an Industriekohle fehlen, ja selbst die Bahnen werden vor der Gefahr stehen, ihren Betrieb einschränken zu müssen, weil ihnen die Kohle mangeln wird. Dieser Strike ist demnach eine Frage von eminenter öffentlicher Bedeutung. Wenn ein solches Ereignis auftritt, dann fragt man mit Recht vor allem darnach, wie sich die Regierung dazu verhält. Aufgabe der Regierung ist es, die Gefahr abzuwenden, einerseits indem sie durch Ausnahmstarife oder sonstige Maßregeln für gleichmäßige Deckung des nothwendigsten Bedarfes mit Kohle aus anderen Gebieten sorgt, anderseits indem sie für eine rasche Beilegung des Conflictes ihre Autorität einsetzt. Da aber die Regierung, sei es die provisorische gegenwärtige, sei es die provisorische künftige, weder diese Autorität noch eine ausgesprochene socialpolitische Richtung hat, muss die unbeeinflusste Presse umso nachdrücklicher auf die Bekämpfung der Hybris dringen, welche die Mehrzahl unserer Kohlenmagnaten beseelt.

Wenn je frevelhafter Uebermuth und Rücksichtslosigkeit der Unternehmer einen Strike hervorgerufen haben, so ist es hier. Der Steinkohlenbergbau erfreut sich einer Hochconjunctur, wie sie kaum je erlebt wurde. Um circa 12% ist der Verkaufspreis der Ostrauer Kohle ab Grube im Laufe von neun Monaten gestiegen, und ähnlich ist die Preisbewegung der Kladnoer Steinkohle. Dass eine Steigerung des Verkaufspreises um 12% eine Steigerung des Nettonutzens um mindestens das Doppelte bedeutet, ist klar. All das zahlen die Consumenten. Um nun ihren Antheil an der Profitsteigerung der Kohlenbarone zu erlangen, bleibt den Arbeitern nichts anderes übrig, als in den Strike zu treten. In Ostrau wurden ihre Forderungen wenigstens theilweise erfüllt, in Kladno hat man jedoch die Stirne, alles rundweg abzulehnen. Mit drolliger Entrüstung schreibt „ein hervorragender Fachmann und Kenner der Kladnoer Verhältnisse“ der „N. Fr. Pr.“, dass die Werke den Forderungen der Strikenden ablehnend gegenüber stehen, denn „die Forderungen, welche die Bergarbeiter aller Reviere im August 1898 aufgestellt haben, und die damals einmüthig von den Unternehmern abgelehnt wurden, sind hier zu Beginn des Jänner, freilich mit dem Unterschied, dass ein noch höherer Lohn verlangt wurde, von neuem formuliert worden“. Wie, heute, nach dieser Preissteigerung, nach dieser Profitmehrung, haben die Werke noch nicht einmal die Forderungen erfüllt, welche die Arbeiter vor eineinhalb Jahren, im August 1898, gestellt haben? Mag sein, dass einzelne dieser Forderungen berechtigten Bedenken begegnen, aber Gegenvorschläge müssten doch mindestens gemacht werden.

Um 25 Procent sind die Löhne der Harpener Bergbaugesellschaft von 1895/96 bis 1898/99 gestiegen. Ueber 4 Mark betrugen die Durchschnittslöhne in den großen deutschen Kohlenwerken bereits vor einem Jahre, seither sind sie neuerdings namhaft gestiegen und die Kladnoer Kohlenarbeiter müssen sich erst Minimallöhne von fl. 1·60 und fl. 1·30 erkämpfen. Minimallöhne mögen principiell anfechtbar sein, aber dass überhaupt Minimallöhne von fl. 1·30 und fl. 1·60 Gegenstand des Kampfes sind, zeigt, dass solche und noch tiefere Löhne thatsächlich in Geltung sind. Das beweist auch die Bilanz des Kohlenwerkes der Buschtěhrader Bahn, welches bei einem Arbeiterstand von über 2000 Personen an Betriebskosten, also nicht nur an Löhnen, rund 1·025 Millionen Gulden ausweist.

Alle Consumartikel sind im letzten Jahre namhaft im Preise gestiegen: der Zucker, das Petroleum, die Kohle. Das Budget jedes Arbeiters ist bedeutend belastet worden und die Kohlenbarone, welche von der Kohlenpreissteigerung einen so großen Profit haben, verweigern den Arbeitern die Erfüllung der Forderungen, welche sie im August 1898 vor der Hochconjunctur und vor der Steigerung der Lebensmittelpreise aufgestellt haben. Während des großartigen Aufschwungs in Deutschland hat es keinen Kohlenstrike gegeben, weil die Werke dort einsichtig genug waren, im eigenen und allgemeinen Interesse den Arbeitern durch die stetige Progression der Löhne den ihnen gebürenden Antheil an ihren Mehrgewinnen zukommen zu lassen. Von 20·1 auf 25·8 Millionen Mark sind in dem einen letzten Jahre die Ausgaben der Harpener Bergbaugesellschaft für Löhne gestiegen, also um 5·7 Millionen Mark, der Reingewinn nur um 1·3 Millionen Mark. Der Löwenantheil der Conjunctur kam dort den Arbeitern zugute, und immer wieder muss man darauf zurückkommen: bei uns müssen die Arbeiter heute um Erfüllung ihrer Forderungen von vor eineinhalb Jahren kämpfen.

Zu einer Zeit, da jeder einzelne Haushalt die Kohlennoth und Kohlentheuerung täglich verspürt, bringen die Werke die Unverfrorenheit, in der „N. Fr. Pr.“ das Ammenmärchen aufzutischen, dass sie nichts verdienen. „Der Rechnungsabschluss der Kohlenwerke der Buschtěhrader

Bahn pro 1898 zeigte gegenüber den Capitalslasten einen Abgang von fl. 15.822“, jammert die „N. Fr. Pr.“ und „das Kohlenwerk der Staatsbahn hat im Vorjahre bei einer Förderung von 7 7 Millionen nur einen Reingewinn von fl. 111.00, um fl. 70.000 weniger als im Vorjahr.“ Und auch die Prager Eisenindustrie, welche vor Jahresfrist im eigenen Fett zu ersticken drohte, läßt aus ihrem letzten Rechenschaftsbericht citieren, dass das Erträgnis ihrer Kohlenwerke durch die Erhöhung der Gestehungskosten, insbesondere auch der Arbeitslöhne eine Verminderung erfahren habe. Ja, weiß denn die „N. Fr. Pr.“ nicht, warum alle diese Werke einen so geringen Nutzen ausweisen und hält sie ihre Leser wirklich für so naiv, dass sie ihr glauben werden, dass man gerade in Kladno an der Kohle nichts verdient? Weiß sie nicht, dass die Buschtiehrader Bahn und die Staatsbahn ihre Kohle dem eigenen Bahnunternehmen zum Selbstkostenpreis anrechnen, um einen möglichst hohen Gewinn für das Bahnunternehmen auszuweisen und dass damit zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen werden: Die Arbeiter kommen um ihr Anrecht auf höheren Lohn, und der Staat muss bei der Einlösung der Bahn eine höhere Rente zahlen. Und bei der Prager Eisengesellschaft ist der Fall ähnlich; es passt ihr, geringen Nutzen beim Kohlenwerk auszuweisen, welches viele Arbeiter beschäftigt, dafür höheren beim Eisenwerk, das verhältnismäßig weniger Arbeiter braucht. Und noch mehr des Muthwillens. Wer zweifelt, dass auch die Kosten einer Lohnerhöhung nicht von den Gewerken getragen werden, sondern dass das erste, was die Werke nach Beendigung des Strikes thun werden, eine neue Erhöhung der Verkaufspreise sein wird, dass wieder der Consument die Kosten zahlen wird? Trotzdem diese Halsstarrigkeit, die nur dem Gedanken entspringt, Herr zu sein über elende Lohnsklaven, denen man möglichst geringe Löhne zahlt und die nicht mucksen sollen, und denen man dann vielleicht zum Aufputz mit einigen schönen Arbeiterschutzvorrichtungen aufwartet, damit die Bevölkerung die Segnungen der Großindustrie und Kartelle preise. Es ist derselbe Uebermuth, den unsere Eisen- und Kohlenmagnaten auch den Consumenten und dem Staate gegenüber zeigen. Es ist höchste Zeit, dass er von einer kräftigen, zielbewussten Regierung und einer empörten öffentlichen Meinung in vernünftige Schranken zurückgedämmt werde.

*

Unser ewiger Eisenbahnminister und derzeitiger Leiter des Ministerpräsidiums, Herr v. Wittek, hat es seit jeher trefflich verstanden, sich als Wau-Wau der großen Privatbahn-Gesellschaften aufzuspielen und auf diese Weise den Ruhm eines eminenten Fachmannes zu erwerben. Er, der seine Carrière in erster Linie seinen von Kindheit an sorgfältig gepflegten guten Beziehungen zum Hofe verdankt, genoss den Ruf, dass er wegen seiner fachmännischen Unentbehrlichkeit Minister sei und bleiben müsse. Aber erborgten Ruhm behält niemand leicht bis ans Ende, und auch Herr v. Wittek sieht seinen Ruhm erblassen. Man fängt an, ihm Nekrologe zu halten und sie fallen nicht gerade günstig aus. Herr v. Wittek kann sich wirklich über Treulosigkeit beklagen, wenn er sieht, wie einer nach dem andern von seinen Getreuen von ihm abfällt, und wie jetzt selbst die „Arbeiter-Zeitung“ ihn zu den Todten wirft. Die einzigen, denen er Treulosigkeit nicht vorwerfen kann, sind die christlichsocialen Blätter und — die „Zeit“. Jene glauben noch heute an die Gottähnlichkeit des Herrn v. Wittek. Die „Zeit“ hat schon vor Jahren, als er noch Sectionschef war, darauf hingewiesen, dass zwischen seinem fachmännischen Ruf und seiner fachmännischen Thätigkeit ein arges Missverhältnis bestehe, das Herr v. Wittek, seit er Minister ist, Schritt für Schritt durch seine Thatenlosigkeit vergrößert hat. Sein Thun erschöpfte sich in Willküracten, mit denen er die Privatbahnen in unwichtigen Dingen zwecklos drangsalierte. Daneben gieng aber alles seinen schiefen Gang. Bei den Staatsbahnen: Waggonmangel, Unfälle, chaotisches Tarifsystem, Deficit und als Trumpf Wittek'scher Socialpolitik jene unwürdige Gehaltsregulierung, welche u. a. Monatslöhne von 24 Gulden statuierte. Bei den Privatbahnen, die Herr v. Wittek zu beaufsichtigen hat, ähnliche Zustände, die schließlich zu der erschreckenden Verkehrsunsicherheit auf der Südbahn ausgeartet sind. Jetzt freilich kommt Herr v. Wittek mit Enquêten und Erlässen. Aber ist denn die Südbahn-Misère von heute? War die ungenügende Ausrüstung dieser Bahn nicht längst bekannt? Wozu braucht Herr v. Wittek jetzt eine Enquête? Wozu ist die Generalinspection da? Wozu sitzt Herrn v. Witteks Präsidialchef, Dr. v. Forster, als landesfürstlicher Commissär in der Südbahn? Herr v. Wittek hatte offenbar Wichtigeres zu thun, als seine Commissäre zur Prüfung des Betriebszustandes der Privatbahnen anzuhalten. Welche diese wichtigen Geschäfte waren, weiß man nicht. Neue Bahnen hat Herr v. Wittek nicht gebaut, verstaatlicht hat er keine, die Rechte des Staates gegen die Privatbahnen hat er nie ausgeübt, die Interessen der Bevölkerung nie zur Geltung gebracht. Wenn Herr v. Wittek einmal gehen wird, wird nicht viel mehr von ihm zurückbleiben, als die Unterschriften, die er unter gleichgiltige laufende Acten gesetzt haben mag. Möglich, dass Herr von Wittek durch die Selbstverhimmelung, welche er durch die ihm ergebene Presse besorgen ließ, so sehr in Anspruch genommen war. Die wurde allerdings gründlich gepflegt, und wahrlich nicht mit großem Aufgebot an fachmännischem Wissen. Auch jetzt, wo die Resultate der Wittek'schen Wirtschaft sich allerorten in so trauriger Weise offenbaren, werden sachliche Angriffe auf seine Thaten in der ihm ergebenen christlich-socialen Presse und von ihren Nachtretern mit der Verdächtigung abgethan, dass sie von Herrn v. Taussig inspiriert seien. Was hat Herr v. Wittek je dem Herrn von Taussig Schlimmes angethan? Hat er die Nordwestbahn eingelöst, oder die Buschtiehrader Bahn? Hat er nur die Legung des zweiten Geleises auf der Nordwestbahn angeordnet? Und hiezu brauchte er nicht einmal das Parlament. Es ist nicht nöthig, all diese unseren Lesern so oft dargelegten Dinge noch einmal vorzuführen. Die Spatzen fangen schon an, sich dieses Liedes zu bemächtigen. Hoffentlich werden sie es nicht allzu lange zu pfeifen haben. Mit Herrn v. Wittek würde, falls einmal seine „ewige“ Ministerschaft ein Ende nähme, ein Regime chicanöser Impotenz aus unserer Eisenbahnverwaltung verschwinden. Freilich nur, wenn vorausgesetzt werden darf, dass ein besserer nachfolgen wird. Seine Vorgänger waren nicht viel besser und Graf Wurmbrand zum Beispiel gewiss noch schlechter. Das ist aber auch das einzige, was Herr v. Wittek zu seinen Gunsten anführen kann.

### Kunst und Leben.

Im Jubiläumstheater, in welchem demnächst Familien Kaffee kochen können, wurde am Freitag ein „deutscher“ Schwank aufgeführt, der seine Lustigkeit aus den Schwächen und Schrullen der Urgroßeltern zieht. Haus- und altbacken braucht er aber deshalb nicht zu sein! Der ehrsame Bürger aus Währing und Umgebung lachte über die Einfall und Rückständigkeit seiner Ahnen und warf sich in die Brust, weil er so gescheit geworden ist. Er merkte wirklich nicht, wie er gefrozzelt wurde! „Anno dazumal“ von Carlot Gottfried Reuling ist ein harmloses, schmächtiges Stückchen, in welchem eine feine, herzige Mondscheinscene vorkommt. Fräulein Nicoletti war einmal nicht aufdringlich, daher sehr reizend. Die Herren Pohler, Stöhr, Godai wirkten verdienstvoll mit. Das Haus war halb leer. R. H.

*

Das fünfte Philharmonische Concert brachte dem Publicum als Novität Compositionen Mahlers. Wie zu erwarten war, sind die Lieder (nicht weniger als fünf) effectvoll und mit vollständiger Ausnützung aller Mittel des modernen Orchesters instrumentiert. Auch die Charakterisierung des poetischen Stimmungsgehaltes ist mit großer Sorgfalt und behaglicher Breite durchgeführt. Aber die specifisch musikalische Phantasie, die eigentliche Erfindung, erschien mir doch in den ersten zwei Liedern zu unselbständig und im letzten zu gewöhnlich. Nur das dritte Lied „Das irdische Leben“ hat auf mich einen originellen Eindruck gemacht. Als Werke unseres Hofopern-Directors haben die Lieder natürlich großes Interesse erregt. Sind wir doch seit Herbeck nicht gewohnt, unsere Directoren unter den Componisten zu sehen. Herbecks Chöre sind damals bei uns sogar bis zu einem gewissen Grade populär geworden. Der Singverein hat sie lange Zeit gerne gesungen; sie waren eben mit genauer Kenntnis der technischen Mittel dankbar und der Mode entsprechend gemacht. Aber es war doch nicht das Richtige. Ob nun Mahlers „Gesängen“ ein günstigeres Schicksal beschieden sein wird, das wird sich erst zeigen, wenn wir über den Eindruck des ersten Augenblicks hinausgekommen sein und Gelegenheit haben werden, ihre Wirkung an den wechselnden Anforderungen der Zeit zu prüfen. Selbstverständlich hatte Mahler einen großen persönlichen Erfolg zu verzeichnen, und mit ihm Fräulein Selma Kurz, die die Lieder wunderschön vortrug. Von zündender Wirkung war die Aufführung von Schumanns D-moll-Symphonie. Wenn auch der Zusammenhang der Schsätze durch die Wiederkehr derselben rhythmischen Gruppen infolge einiger Tempoänderungen nicht so deutlich hervortrat als wünschenswert gewesen wäre, haben doch zahlreiche Einzeleffecte, und vor allem das unvergleichliche Spiel der Philharmoniker, dem Werke zum gewohnten Sieg verholfen.

*

In Moriz Rosenthal hat die Claviertechnik ihren Höhepunkt nicht nur erreicht, sondern in mancher Beziehung schon überschritten. Der Künstler ist heute auf dem Punkte, wo ihm sein fabelhaftes Können geradezu gefährlich werden kann. Mir scheint, dass dies bei der Wiedergabe von Mozarts A-dur-Sonate schon der Fall gewesen ist. Hier war manche Phrase mit einem Schwung herausgebracht, von dem sich Mozart wahrscheinlich nichts träumen ließ. Der Bravour zuliebe verlor das Menuett seinen zurückhaltenden Charakter, den streng abgemessenen, gravitätischen Gang. In anderen Stücken ist Rosenthal freilich die grandiose Technik sehr zustatten gekommen. Brahms' Paganini-Variationen, seine eigene Paraphrase Strauß'scher Walzer, die auf die Wirkung des technischen Uebermuths berechnet sind, kamen bei ihm in einer Weise zur Geltung, die den höchsten Anforderungen entspricht. Sie fanden auch, wie gewöhnlich, beim Publicum den größten Anklang. Ich will dem Künstler keineswegs die Berechtigung absprechen, in gewissen Stücken seine elementare Kraft ganz zum Ausdruck kommen zu lassen, aber ich muss doch sagen, dass ich zwei andere Nummern des Programms in der Auffassung Rosenthals bedeutend höher schätze: Schumanns „Kreisleriana“ und Chopin. Die Wiedergabe der Berceuse hat mich an die Beschreibung erinnert, die Bie in seinem Werke über das Clavier von Chopins Spiel gibt: „Er spielte zart und duftig, seine Finger schienen von der Seite her zu gleiten, als ob alle Technik ein Glissando wäre, selbst das Forte war bei ihm kein absolutes sondern ein relatives Forte gegen die weiche Stimme des Ganzen und hob sich, je älter er wurde, desto weniger durch Kraft, als durch Nuancierung des Anschlags heraus.“ In diesem Spiel offenbarte sich der ganze Charakter Chopins, und in seinem Sinne spielte Rosenthal die Berceuse. Dass er gerade hier die Technik dem Geiste des Stückes unterzuordnen verstand, ist ein Verdienst, das ihm nicht hoch genug angerechnet werden kann. Bei Schumann und Chopin zeigte sich Rosenthal namentlich als Meister des Anschlags, den ich in solcher Feinheit und Mannigfaltigkeit noch von keinem Clavierspieler gehört habe. Unter seinen feinfühligen Händen schienen ganz neue, überraschende Klangzauber aus dem Clavier emporzusteigen und das will nicht wenig sagen bei einem Instrument, von dem man gewohnt ist zu behaupten, dass es den Ton völlig fertig in sich berge. Sollten mich nicht weitere Leistungen des Künstlers eines andern belehren, so würde ich Rosenthal heute als den besten Chopinspieler bezeichnen, den wir derzeit besitzen.

*

Das am 12. Jänner veranstaltete geistliche Concert brachte unter anderem auch ein Gedicht des Papstes Leo XIII., in Musik gesetzt von einer Dame (Mathilde Kralik). Diese letztere Thatsache verdient schon ihrer Seltenheit wegen Erwähnung, zumal es sich hier wie in der von derselben Künstlerin componierten Weihnachts-Cantate um große Compositionen für Soli, Chor und Orchester handelt. Die erstere ist eine mehr kirchliche, die letztere, wenigstens dem musikalischen Charakter nach, mehr weltliche Composition, so durchaus modern ist trotz des religiösen Stoffes das Orchester behandelt. Der Inhalt des Gedichtes zwingt die Componistin, die ganze Scala menschlicher Gefühle durchzugehen. Wenn man bedenkt, dass eine Dame unter den gegenwärtigen Verhältnissen bei weitem nicht

die orchestrale Praxis haben kann, die einem Manne so leicht zugänglich ist, so ist es zum mindesten staunenswert, wie sehr die junge Künstlerin ihrer schwierigen Aufgabe gerecht wurde. Gleich der Anfang, wo neben dem Hauptchor und der Solostimme noch ein Knabenchor in langgehaltenen Tönen die kunstvoll verschlungenen Melodien zusammenhält, zeigt von seltener Geschicklichkeit. Die Künstlerin verläſst dann den Stil Bachs, um sich in modernen Formen auszusprechen, bald die vier Solisten (die Damen Sedlitzky, Stauer, die Herren Soefer und Tittrich), bald das Soloquartett zu Wort kommen zu lassen und dann in frischeren Rhythmen und vall tönenden Accorden dem Schlusse zuzueilen. Die Compositionen fanden reichen Beifall und waren jedenfalls bedeutender als die von Jos. V. v. Wöß, dessen zerfahrene und von Wagner stark beeinflusste Vorspiele auf mich keinen besonderen Eindruck machten. R. W.

*

Eines ist in dieser Woche über Lichtwark noch nicht geschrieben worden: wie er auf dem Podium spricht. Die feierlich erwartungsvolle Gesellschaft im Oesterreichischen Museum hat den Hamburger Kunstdirector vermuthlich anders gedacht. Denn wenn bei uns jemand aufsteht, um über eine ästhetische Frage zu reden, dann geschieht es immer in einer unendlich verschlungenen, schluſsfolgernden Darstellung. Es ist, als müſste man in diesem Fall für seinen so extravaganten Gegenstand um Entschuldigung bitten. Lichtwark aber steht da, ein herrisch gebietender junger Bismarck von Aussehen, und verzichtet auf derlei. Er verzichtet auf die systematisch zusammenfassende, schriftstellerische Form; er verzichtet darauf, logisch zu fesseln; fast kann man sagar sagen, er verzichte auf alles Gedankliche überhaupt. So mancher, der Lichtwarks Schriften oder auch nur im allgemeinen seine Ideen kennt, mag es leicht auf sich nehmen, einen solchen Vortrag geschlossener, übersichtlicher, für den bloßen Verstand sogar überzeugender abzufassen. Lichtwarks Eigenart geht nach anderer Richtung: er tritt an die Frage der Kunstpflege mit derselben Unbefangenheit, Selbstverständlichkeit und temperamentvollen Unmittelbarkeit heran wie ein Politiker, der reale Dinge zu verfechten hat. Wie in seinen Schriften knüpft er allerdings auch im Vortrag an eine allgemein gehaltene Einleitung an, aber schon da merken wir, dass dieser Geist sich Deductionen schenkt, weil er Positives weiß, Positives will. Er sucht anfangs lange nach dem Wort, nach dem richtigen Uebergang, bis er sich mit einemmale auf seinem Gebiete findet — ein humoristischer Zug im Gesicht verräth es, und dieser lächelnde Zug verläſst ihn nicht mehr bis zum Schluſs. Nun ist er so weit, nun kann er aus einem gewissen Triumphgefühl, aus seinem Führerschaftsbewuſstsein heraus sprechen, und das scheint seine eigentliche Sache. Er sagt den Ministern, die mit frommem Lauschen vor ihm sitzen, dass Regierungsbeamte nicht immer zur richtigen Kunstpflege befähigt sind; den Professoren sagt er, dass Akademien die Talente verderben, dass das Studium der Kunstgeschichte an sich noch kein Verhältnis zur Kunst bedeutet, und dass der Zeichenunterricht an unseren Schulen nichts taugt. Er sagt noch vieles Aehnliche, und auch vor der muthig boshaften Zuspitzung scheut er gegebenen Falls nicht zurück . . ., darin läſst er sich als Conférencier nur mit Bahr vergleichen. Aber wo er scheinbar zerstört, wie unendlich viel Anregendes, Neues gibt er gerade da! An die lebendigen ästhetischen Kräfte der Nation, des unverdorbenen Volkes, der Kinder, appelliert er, die gelte es, sich ungehindert auswachsen und auswirken zu lassen. Man hat davon gelesen, es soll hier nicht neuerdings wiedergegeben werden. Nur die Impression seines persönlichen Auftretens wollte ich tönen machen, ehe die Erinnerung daran erlischt. Sie war für Wien ein Ereignis. gd.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im Berliner Theater gieng „Das deutsche Jahrhundert", in seinen schönsten Posen in fünf Einactern abconterfeit, in Scene. An dieser sinnig zeitgemäßen Einacter-Sammlung ist eins merkwürdig: es ist eine Dichtung darunter. Georg v. Ompteda heißt der Dichter, und „Wörth" heißt sein Gedicht. Und dieses „Wörth" gibt nicht die üblichen banalen Kriegsscenen mit der großen Patriotismustrommel — es ist eine stimmungsstarke, wortkarge Gestaltung modernen deutschen Soldatenthums. Vater und Sohn sehen sich vor der Schlacht wieder. Ein alter General der Vater, der lächelnd seine Freude daran hat, dass dieser sein Jüngster und Letzter pflichttreu ihm Ehre macht; ein blutjunger Lieutenant der Sohn, erfüllt von den Eindrücken der ersten Schlacht, soldatisch stramm; und doch in allen holden Jugendschwärmereien noch befangen, dieser junge Dachs. Und dann, nach der Schlacht, wird dem General die zerschossene Erkennungsmarke seines Sohnes überreicht. Stumm reißt er sich zusammen und commandiert das „Helm ab!" zum Gebet für die gefallenen Kameraden. Etwas von „Fritzchen"-Stimmung ist in diesen kurzen Scenen, aber sie ist stärker verdichtet, reiner. Gebundene Lyrik ist darin. Und in diesem wortkargen Soldatenthum gibt sich ein guter Zug modernen Menschenthums überhaupt: die gefühlsinnige Scheu, Gefühle zu zeigen. Ernst Heilborn.

## Bücher.

Robert Lutz: Kuhnle-Dreyfus, ein Triumph der Lüge, der Fälschung und des Meineids. Mit Kuhnles Eingabe an die Württembergischen Kammern. Stuttgart, Robert Lutz, 1899.

Ueber den wackeren schwäbischen Bauer Kuhnle, der vor zwanzig Jahren gemiſshandelt, statt derer, die ihn gemiſshandelt hatten, verurtheilt, jahrelang als Querulant in Irrenhäusern festgehalten worden ist, und der nach seiner Befreiung nicht aufgehört hat, unterstützt von dem Verlagsbuchhändler Lutz, sein Recht zu verfolgen und die Vernichtung des über ihn ergangenen ungerechten Urtheils zu fordern, der aber bis heute noch keinen Erfolg erzielt hat, ist in der „Zeit" wiederholt berichtet worden. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Fällen: Kuhnle und Dreyfus, liegt auf der Hand: dort wie hier ein ungerechtes Urtheil, zu dessen Widerruf sich die Justizbehörde nicht verstehen will, um ihre Autorität nicht bloßzustellen. Aber mindestens ebenso auffällig ist der Unterschied: der Fall Dreyfus hat jahrelang die Spalten aller Zeitungen der civilisierten Welt gefüllt und das Publicum in Aufregung erhalten, der Fall Kuhnle hat trotz der vom Verleger Lutz durch Verschickung von Broschüren gebrachten Opfer, außerhalb der engeren Heimat Kuhnles keinen Menschen aufgeregt; alle Zeitungen und Zeitschriften, mit Ausnahme der „Zeit", haben ihn todtgeschwiegen; das Publicum weiß nichts davon, selbst nicht im Deutschen Reich. Der Verleger hofft, der Titel: Kuhnle-Dreyfus werde die vaterländischen Gewissen wecken, und es werde wenigstens diese seine letzte Schrift gekauft werden. Wir wünschen ihm vom Herzen, dass sich seine Hoffnung erfülle. —t—

Franz Josef Cramer: Das antisemitische Theater. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. 1900.

Mit dem antisemitischen Theater meint der Verfasser das Kaiserjubiläums-Stadttheater in Währing. Aber anderseits meint er es damit wieder nicht; denn die Absicht dieser grell ausgestatteten und grell geschriebenen Flugschrift ist, die Währinger Bühne gegen den Vorwurf des Antisemitismus in Schutz zu nehmen! „Ein Unternehmen ohne Juden ist noch lange kein antijüdisches, kein judenfeindliches. Wer das Gegentheil behauptet, ist wahnwitzig"; so temperamentvoll drückt der Verfasser seine Ueberzeugung aus. Er selber gehört, wie er sagt, keiner politischen Partei an, aber er ist mit den Jahren ein sehr kritischer Leser unserer liberalen Presse geworden; und in der Abneigung gegen diese und deren kritischen Einfluſs fühlt er sich mit dem ihm — wie er weiters sagt — persönlich unbekannten Director Müller-Gutenbrunn eins. Nun, in Dingen des Geschmackes läſst sich nicht streiten. Wenn Herr Franz Josef Cramer das Verhältnis der Presse zu den Wiener Schauspielhäusern und insbesondere die jetzige Feindseligkeit der „öffentlichen Meinung" gegen das Jubiläumstheater brandmarkt, fühlt sich der unbefangene Beobachter nicht gedrängt, ihm ins Wort zu fallen. Man ließe sich vielleicht sogar gern noch einiges mehr erzählen, was sich gegen die Theaterrubriken-Wirtschaft unserer Blätter und ihre Hintergründe vorbringen läſst; und nur wenn Herr Cramer dem Referenten der „Neuen Freien Presse" an einer Stelle (S. 19) vorhält, dass er nach Begründung des neuen Theaters die Mietparteien in seinen Häusern nebenan endlich „steigern" konnte und deshalb seine Campagne in scheinbar objectiver Zurückhaltung eröffnete, wird man die logische Schwierigkeit, ob eine solche Objectivität mehr zu loben oder zu tadeln ist, allzu verwickelt finden. Aber alles Berechtigte zugestanden, ist damit für das Jubiläumstheater noch nichts bewiesen. Jenseits von Liberalismus und Antisemitismus zu stehen, ist sehr löblich — Herr Cramer gestatte uns, denselben Standpunkt einzunehmen — aber für die Literatur und Schauspielkunst reicht das allein noch nicht aus. Director Müller-Gutenbrunn müſste, um sich die Prätensionen seiner Gesinnung erlauben zu dürfen, auch Talente haben, müſste mit literarischen Neuheiten verblüffen, mit Thatsachen beweisen. Er möchte es zweifellos auch gerne thun, aber derzeit ist die Bilanz noch Enttäuschung. Und der selbstlos treue Knappe, Herr Cramer, geht entschieden um drei Meilen zu weit, wenn er in die pathetischen Worte ausbricht: „Wir erfuhren von der Bühne des Kaiserjubiläums-Stadttheaters, dass es noch deutsche Dichter in Oesterreich gibt." dd.

Richard Dehmel: Lucifer. Ein Ballet. Berlin, 1899. Schuster und Löffler.

Otto Julius Bierbaum liebt es manchmal, das Variété als die Kunst der Zukunft zu zeigen. In Paris ist das Cabaret ja bekanntlich der Anfang der modernen Literatur gewesen; und das englische Theater will, in allen Abstufungen zwischen Music Hall und Shakespeare-Aufführung, auch nichts als Befriedigung der Schaulust. Man versteht es also sehr gut, dass Richard Dehmel ein Ballet schreibt. Da gibt es ja vielfache Gelegenheit zur Entfaltung von farbigen Bildern, man hat reiche Mittel, um schöne Lichter auszugießen. Die Pracht der wechselnden Linien kann man da zeigen. Uns steht jetzt oft die Malerei mit ihren Ausdrucksformen näher, als die literarische Kunst. Aber das Ballet Richard Dehmels ist leider kein wirkliches Ballet, es ist nur die Form beibehalten. Seine Wirkung bleibt im Buche stecken. Beim Lesen hilft einem die Phantasie, und auch da ist der Eindruck nicht allzustark. Auf die Bühne gebracht, verlöre „Lucifer" allen Reiz, den es hat, und der in der Sprache liegt. Es ist ein Versuch. Aber er scheint nicht gelungen. Fr.

## Revue der Revuen.

„Documente der Frauen" (Nr. 20 u. 21). Gegen die Familienliteratur unternimmt Rosa Mayreder einen scharfen Vorstoß. Nicht nur schädige sie den Dichter, ziehe seiner Kunst Schranken und unterdrücke ein freies persönliches Schaffen, sondern sie untergrabe auch das Gemüth der Leser. Es ist keine Uebertreibung, wenn man der Familienliteratur ein gut Theil der Schuld an den missglückten Ehen zuschreibt, obwohl Ehescheidungen in dieser Backfischliteratur nicht vorkommen dürfen. Aber eine Literatur, die ihrem Wesen nach heuchlerisch und verlogen ist, die zu ihrem obersten Gesetz eine lebensfeindliche und lebensunfähige Prüderie macht, muss die Phantasie derjenigen, für welche sie die einzig gestattete geistige Nahrung bildet, irreführen und verderben. — Das letzte Heft ist ausschließlich der Dienstbotenfrage gewidmet. Aus der Fülle interessanter Beiträge von Julius Ofner, Katharina Migerka, Anna Kellner, Bertha Pauli u. a. verdienen Emma Ecksteins beredter Artikel „Das Dienstmädchen als Mutter", Stephan Großmanns Erzählung vom Schicksal eines solchen Dienstmädchens, der Rosa Marianek, und Fritz Winters belehrende statistische Zusammenstellung besonders hervorgehoben zu werden. Nach der Statistik vom Jahre 1890, der letzten, die vorliegt, gab es in Wien 91.75[illegible] Dienstboten, d. i. 6·72 % der Bevölkerung. Jeder vierzehnte Mensch in Wien ist ein Dienstbote. Unter diesen wiegt selbstverständlich das weibliche Geschlecht vor: 94·27 % gegen [illegible] % männlicher Bediensteter. Da in Wien

1890 702.597 Frauen lebten, so machten die weiblichen Dienstboten davon nicht weniger als 12·31% aus. Jede achte Frau in Wien ist ein Dienstbote.

**„Fortnightly Review“**, Jännerheft. Zolas „Fécondité“ und Tolstois „Kreutzer-Sonate“ contrastiert Hanna Lynch, sehr zu Ungunsten des erstgenannten. Alles, was Zola von der Ehe fordert und an ihr bewundert, verdamme und verachte Tolstoi, und während der Asket sie herabsetzt, hebe sie Zola mit heidnischem Eifer in das Reich der Thiere. Er „bestiatisiere“ die Ehe, nehme ihr Neigung und Gefühl und erblicke nur in der Fortpflanzung der Gattung Trächtigkeit. Und auch die Form spreche gegen Zola. Während bei Tolstoi die Macht des Genius spricht, schwätze Zola mit der Redseligkeit des unwissenden Charlatans (!). Als Erzähler mag nach der Ansicht des Verfassers Zola mit einem Maler verglichen werden, der nicht zeichnen kann oder mit einem Musiker, der kein Gehör hat. — Ueber Amateure und Professionals im Sport schreibt R. L. Jackson und fordert alle Freunde des Sports auf, dem Ueberhandnehmen der gewerblichen Ausübung zu steuern. Am leichtesten kann dies erzielt werden, wenn Geldpreise überhaupt abgeschafft würden.

---

# Geschichte eines Schwarzblättchens.

Von Giovanni Verga.

Aus dem Italienischen von Lolo Ganghofer.

(Schluss.)

Den 26. August.

O mein Gott, warum hast du mich verlassen!

Was ich empfinde, das ist unbeschreiblich; so schuldig zu sein, solche Angst zu haben vor der eigenen Sünde, und dabei sich nicht davon befreien können!

Diese Predigt! — Diese Predigt! Immer hab' ich diese fürchterlichen Stimmen in den Ohren! Wie schrecklich! Ich sehe die Hölle, die gähnend meiner harrt. Wie Satan fühl' ich mich verloren in der unendlichen Verlassenheit Gottes — und immer noch lieb' ich diesen Nino! Ich fürchte die Dämonen und denke an ihn! Flehend hebe ich die Augen zum Altar — und denke an ihn! Ich habe den Kopf voll Gespenster, voll Flammen, voll gräßlicher Gesichter — und ich lächle ihm zu, ich glühe für ihn! Für ihn, der die Sünde, die Versuchung, der Dämon ist!

Höre Marianne, was geschehen ist! Ich saß am Belvedere, vor jener kleinen Kapelle, die wir so oft mit Blumenkränzen schmückten. Die Sonne war eben erst aufgegangen; man hörte tausenderlei Geräusche und das lustige Gezwitscher der Vöglein. Der Himmel war blau, das Meer erglänzte, und ein leichtes, blütenduftendes Lüftchen hob meine arme kranke Brust. — Ich dachte und dachte. — Sieh' nur, welche Wege dieser versuchende Dämon, der Gedanke, sucht, um durch all' unsere Poren in uns einzudringen, um sich auszubreiten in Kopf und Herz. Zwei Schmetterlinge verfolgten sich von Blüte zu Blüte: der eine hatte goldne Flüglein, der andre war ganz weiß, und dieser versteckte sich mit einer Art von lieblicher Schelmerei in dem Kelche einer jener schönen Blumen, die noch weißer sind als seine schneeigen Flügel. Sein armer Gefährte suchte ihn und flatterte bekümmert von einem Blütenstengel zum andern. Wie zitterten seine goldnen Flüglein, als er sich endlich jener schönen Blume näherte: dann ließ er sich auf dem Blatte nieder, blickte in den Kelch, lächelte vielleicht, und schlüpfte auch hinein. Was sagten sie sich? Was raubten sie sich? Was gieng in diesen kleinen Seelchen vor? Wieviel Glück war eingeschlossen in diesem zarten Kelche! Ein Vöglein zwitscherte auf dem Giebelchen der kleinen Kapelle und schlug so rasch mit den Flügeln, dass seine Federn in den Strahlen der aufgehenden Sonne aus purem Golde zu sein schienen; es sagte: „Komm, komm!“, und es war mir, als weinte es! Wer weiß, vielleicht hat es wirklich geweint! Wen erwartete es? Wen rief es? Dann erhob es sich mit einem raschen, geraden, sicheren Flug. Wo eilte es hin? Es war frei und es flog! Dann hörte ich das Gerassel eines Flaschenzuges und eine frische Stimme. Eine lustige Frauenstimme sang eines jener Volkslieder, welche keinen eigentlichen Sinn haben und doch so sehr ergreifen: es war eine Magd, die Wasser am Brunnen schöpfte. Warum war die so fröhlich? An was dachte sie? An ihr Heimatsdörfchen? An den Sonntagsmarkt? An den Vorhof der Kirche, der angefüllt war mit Burschen in ihren besten Gewändern? An die bekannte Stimme, die vor ihrer Thüre dasselbe Lied wiederholte?

Alle diese Dinge konnten sprechen und sie sagten: Nino! Nino! Ich suchte ihn mit den Augen rings um mich her und ich sah ihn! — Ich sah ihn am Fenster eines nahen Hauses. Er war es! Er! Die Ellenbogen auf das Gesimse gestützt; die Pfeife im Mund, so athmete er das ganze Glück eines schönen Morgens. O mein armes Herz! Mein armes Herz! Ich glaube, sie haben es mir sogar gesagt, dass meine Schwester in einem Hause nahe dem Kloster wohnen wird, aber Gott hat mir die Gnade verliehen, nicht daran zu denken. Jetzt hab' ich ihn gesehen. O mein Gott, warum? warum? Diese Thränen! diese Thränen! O Gott, könnte ich dir danken, dass ich ihn gesehen habe — allein! O mein Gott! Lass' mich meine Schwester nicht sehen!

Nino! Nino! Da bin ich! Ich! Siehst du mich nicht, oder weißt du nicht mehr? — Was sagst du? Was haben sie dir gethan? O mein Kopf! Nino, sieh' mich an, sieh', wie bleich ich bin! Sieh', wie meine Brust mich schmerzt! O Nino, ich bitte dich, schenke mir Erbarmen und sieh' mich an!

Er hat sich umgedreht: ich sah einen Schatten hinter ihm, ein Kleid. — Da bin ich geflohen, denn meine Sinne wollten mir schwinden. O mein Gott, wie schrecklich! Wie ein verwundetes Thier bin ich in meine Zelle gestürzt. O diese Flammen! diese Schmerzen! Mein Kopf! Mein armer Kopf!

Ich bin fast närrisch. Ich fühle etwas, das sich einhackt in mein Fleisch und mich hinaufzieht auf das Belvedere, um ihn zu sehen, an den nur zu denken mir das Herz zerfleischt. Ich möchte alle meine Tage dort verbringen und möchte dort vor Schmerz endlich sterben, die Augen unverwandt auf jenes Fenster gerichtet.

Ich wollte an Gott denken, und Gott ist mir grausam erschienen; ich wollte an jene Predigt denken, und jene Predigt ist mir ungerecht erschienen. Alle Furien der Hölle zerreißen mein Herz. Höre, Marianna! Höre die Verdammte, denn ich will sündigen, mich der Verdammnis ergeben. Des nachts, als alle schliefen, da bin ich hinausgegangen auf die Terrasse, mit bloßen Füßen und angehaltenem Athem, damit mich das Hämmern meines armen Herzens nicht verrathen sollte! Wenn er mich so gesehen hätte! Dann, als ich dort oben war, als ich die Sterne über mir erblickte und jenes erleuchtete Fenster dort unten, was da in mir vorgieng — ich kann es Dir nicht beschreiben. Höre! Ich will Dir erzählen, was ich sah, und Du wirst mit mir leiden — ich möchte, dass alle, die ich liebe, ebenfalls leiden. Es schlug elf — und diese Klänge schnitten so scharf durch die Luft, dass sie wie ein Messer in die Seele drangen. Die Straßen waren noch belebt. Die Leute giengen spazieren und lachten; ich hätte hören können, was die nächsten sich erzählten. — Im Dunkeln sah ich jenes erleuchtete Fenster, das mich anstarrte, wie ein aufgerissenes Auge. So oft ich es betrachtete, brannten alle meine Adern wie Feuer. Er, er, sein Haus! In seinem Leben, in seiner Liebe liegt das Glück, der Friede und der Segen der Familie. Jenes Zimmer hat eine Tapete mit großen blauen Blumen. Nahe dem Fenster stand ein Lehnstuhl; weiter weg, auf einem kleinen Tischchen, lagen tausenderlei Gegenstände, die ich nicht unterscheiden konnte, aber von denen einige im Lampenlichte glänzten. Wenn ich mir das Tabernakel vorstelle, ich kann es nicht anders verehren. Jeder dieser kleinen Gegenstände hatte in seiner Hand geruht; in jenem Lehnstuhl hatte er hundertmal gesessen. Warum war dieses Zimmer leer? Es war mir, als hätte er Angst, und sie überkam auch mich. — Da öffnete sich die Thür und eine Frau trat herein, sie! meine Schwester! Wie schön sie war! Und jeden dieser Gegenstände durfte sie anrühren, sie durfte sich auf jenen Sessel setzen! Sie trat ans Fenster und warf einen Schatten vor das Licht. Die Grausame! Die Grausame! Jetzt stützte sie sich auf das Gesimse. Mir war's, als blickte sie mich an — ich fürchtete mich vor diesem mir zugewandten Gesichte, das im Schatten blieb, und da floh ich hinter die Kapelle. Wie ich zitterte! Wie mein Herz klopfte! Kurz darauf zog sie sich rasch zurück und öffnete die Thüre, durch welche sie gekommen war. Er trat herein, er! Er nahm sie bei der Hand, er küsste ihre Lippen. — O Gott, o Gott! lass' mich sterben! Wenn auch in Verdammnis.

Du kannst Dir nicht denken, welcher Rausch, welche trunkene Lust einen befällt, wenn man sich so einer grausamen Qual hingibt. Man vernichtet sich selbst, da man die andern nicht vernichten kann. Ich sah, wie jener Mann jene Frau umarmte. — Jener Mann — Nino! Und sie — meine Schwester! Ich sah, wie sie nebeneinander saßen, wie sie sich umschlungen hielten, lachten, plauderten und sich küssten.

Meine nassen Augen wurden trocken, mein Herz schlug nicht mehr: schaudernd fühlte ich, wie der Satan einzog in meine Seele! Und dieses Schauspiel dauerte ungefähr eine Stunde! Eine Stunde dort oben mit bloßen Füßen, glühend im Fieber, zitternd vor Abscheu, kaum athmend vor Angst.

Und ich habe sie mir selbst geschaffen, diese furchtbare Freude, diese Freude, die feurige Zähne hat wie der unendliche Schmerz, um ihn zu sehen. — Und jeden Abend bin ich hinaufgestiegen: trotz der Gefahr, trotz dem Fieber, trotz der Qual. Ich hab' ihn gesehen! Was liegt an dem Wie? Ich hab' ihn gesehen. Auch die Tage hab' ich oben verbracht, obwohl die Sonne auf mein bloßes Haupt brannte, obwohl sich die Seele füllte mit Laster und Sünde, obwohl die Augen brannten wie Feuer und das Fieber meinen Leib verzehrte — nur um ihn einmal noch zu sehen! — Aber nichts!

Ach! Wenn der Schmerz nur tödten könnte.

10. September.

Mein Gott! Lass mich sterben! Mein Gott, lass mich sterben! Mein Gott, lass mich sterben!

13. September.

Gnade! Gnade! Ich kann kaum mehr vom Bett zum Tische kriechen.

18. September.

Marianna, ich bin krank. Mein Hirn fiebert, mein Kopf brennt und aus meiner Zelle hör' ich das Heulen der armen Schwester Agatha. Ich glaube, ich möchte auch so heulen wie sie, und möchte auch wie sie die Tapete von den Wänden reißen.

Warum haben sie mich hier eingesperrt? Was hab' ich gethan? Wozu dieses Gitter, diese Schleier, diese Riegel? Wozu diese düsteren Gesänge, diese flackernden Lampen, diese bleichen, erschreckenden Gesichter, diese Finsternis, diese Stille? Mein Gott, was hab' ich gethan?

Ich will fort! Fort von hier! Ich will nicht mehr bleiben! Ich will fliehen, hilf mir, Marianna, hilf mir! Ich habe Angst! Ich bin ganz wild, denn ich will Licht, ich will Bewegung!

Marianna, warum verlässt auch Du mich? Sag' meinem Vater, er soll kommen und mich aus diesem Grabe erlösen; sag' ihm, dass ich sterbe, dass ich gemordet werde! Sag' ihm, dass ich meinen Kopf gegen diese Wände stoße — sag' ihm, ich will brav sein, will alle lieben, ich will als Magd dienen, im Stall will ich schlafen, nur fort von hier. Sag' ihm, ich hab' ihm nichts gethan, und doch ist er so grausam! Wird sich niemand meiner erbarmen? Wird niemand mir helfen? Denkt keiner, der da draußen mit Glück und Freude im Herzen vorübergeht, dass hier drinnen eine arme Unglückliche sein kann, die verzweifelt stirbt?

Jammere, schreie mit mir! Rufe um Hilfe! Sage allen, die Du siehst, dass ich mit Gewalt hier eingesperrt bin; dass ich nichts gethan habe; dass ich unschuldig bin! Sage ihnen, dass hier der Tod wohnt, dass es nach Gräbern riecht, dass man die Närrin schreien hört!

18. September.

Die Närrin, die Närrin! Auch sie möchte fliehen, die Arme! Sie halten sie eingeschlossen — mit eisernen Riegeln — sie kann nicht schlafen, sie kann nicht sterben. Von früh bis spät läuft sie umher, in dem engen Raum, der ihr gegönnt ist — rasend, heulend. Die Arme, die Arme! Es ist schrecklich!

Wenn sie mich zur Schwester Agatha sperrten? Wie gräßlich, wie fürchterlich! Wenn auch ich wahnsinnig würde?

O, Marianna! Ich möchte mich kopfüber hinabstürzen aus dem höchsten Fenster! Aber alle sind sie mit Gittern verschlossen.

Nein, all' diese Marter, all' diese Qualen! Sie sind ärger als der Tod, Selbstmord und Hölle! Was hab' ich gethan? Was hab' ich denn nur gethan? Ich bin unschuldig, ich schwör' es Dir!

Höre! Ich will ihn nicht mehr lieben; ich will ihn herausreißen aus meinem Herzen. Ich will seine Kinder wiegen oder weit weg fliehen! Alles, alles können sie mit mir machen, alles, was sie wollen, nur sollen sie mich wegnehmen von diesem Ort.

Sag' ihnen, ich wusste nicht, was sie von mir verlangten, als ich in's Kloster gieng. Ich wusste nicht, dass ich ewig gefangen sein muss, dass ich wahnsinnig bin — dass meine Seele verdammt wird — dass mir wenig zum Leben bleibt — so wenig. Warum lassen sie mich denn nicht in Frieden sterben?

21. September.

Gestern kam der Arzt zu mir: warum riefen sie ihn? Er blickte mich an, er blickte mich so seltsam an — er fühlte mir den Puls. Mir geht es ganz gut, ich bin nicht krank. Er stellte mir hunderterlei Fragen, die ich nicht verstand. Was soll das heißen? Was wollen sie von mir? Sie behalten mich im Auge, schließen mich ein. Was ist nur geschehen? Wollen sie mich ängstigen?

Ich sagte dem Arzt, dass ich fort will von hier; ich versprach ihm, brav zu sein, zu arbeiten, alles zu thun, was man verlangt — wenn sie mich nur fortlassen. Der gute Alte lächelte und versprach mir alles, was ich verlangte, mit einer Leichtigkeit, die mich ängstigt.

Was heißt das? Was heißt das, Marianna? Ich bin allein: ich glaube zu träumen! — ich weiß nicht, was vorgefallen ist. Aber es muss etwas Furchtbares, etwas Schreckliches sein!

Das kommt, weil ich mich fürchte vor dem Geheul der Schwester Agatha, das bis zu mir dringt! Sie hat gewiss wieder einen ihrer Anfälle, die Arme!

Heute hab' ich den ganzen Tag die Thüre betrachtet, durch die ich hereinkam. Diese schwarze Thüre mit dem großen Riegel, die sich nur öffnet, um Opfer aufzunehmen, und durch die man nur einmal geht. Und ich bin hereingekommen durch diese Thüre! Draußen war ich frei, und mit meinen eigenen Füßen habe ich diese Schwelle überschritten. Niemand hat mich hereingeschleppt, niemand hat mich gezwungen. Wie konnt' ich es nur thun. Mein Gott, war ich denn wahnsinnig? Oder that ich's im Traum? — Was ist da alles draußen, hinter jener Thür? Wie muss da der Himmel im Lichte strahlen? Und dort ist auch Nino, nicht wahr?

Ohne Datum.

Nino, Nino, wo ist Nino? Ich will ihn sehen! Warum zeigen sie mir ihn nicht? Ich will ihn allein sehen! Ich werde meinen Vater nicht mehr sehen, nicht meinen Bruder, nicht meine Schwester.

Meine Schwester! Sie! Die mir ihn geraubt hat! Warum hat sie ihn mir geraubt? Wusste sie nicht, dass er mein war? Warum kann ich ihn nicht sehen? Sag' ihm, er soll kommen, er soll mich befreien! Wir werden zusammen nach Monte Ilice wandern, wir werden uns im Kastanienwald verbergen, allein — wie die wilden Thiere. Sag' ihm, er soll kommen, bewaffnet mit seiner Flinte, so wird er den Wärterinnen Furcht einflößen — es sind Frauen, sie lassen sich einschüchtern. Er wird sie tödten, wenn es nöthig ist. Er wird mich retten. Hier soll er mich finden, in meiner Zelle. Ich will ihm um den Hals fallen! Ach, ach, die Klosterfrau!

Ja! Gut! Die Nonne wird fliehen! fliehen mit ihm, mit dem Mann ihrer Schwester! Er wird sie entführen! Weit werden sie fliehen! Sie werden gehen, immerzu gehen! Hinein in die Berge werden sie laufen, in die Wälder, und sie werden beisammen sein, sich nicht fürchten, und sie werden Schwester Agatha nicht schreien hören. Die Sterne werden scheinen; es wird regnen und stürmen, da wird er an's Fenster klopfen — sie wird husten — da wird er sagen: „Maria, Maria!“ Wer ist Maria? Ich glaube, ich habe sie gekannt? Maria ist todt, sie ist geflohen! Wo ist sie? Ach, mein armer Kopf! — Höre, Marianna! Jetzt ist es Nacht, siehst Du, alle schlafen, niemand wird mich sehen. Ich werde ganz leise hinuntersteigen, durch den Garten gehen — der Sand wird Mitleid mit mir haben und nicht knirschen unter meinen Füßen. Ich werde zu der Thüre gelangen. Diese hässliche Thür sagt: „Nein!“ Ich werde mich vor ihr auf die Kniee werfen; ich werde weinen und flehen; ich werde ihr sagen, dass Nino mich erwartet, dass ich zu ihm muss! Da wird die Thüre Erbarmen fühlen — sie ist keine Klosterfrau — und wird mich durch's Schlüsselloch kriechen lassen! Dann werde ich drüben sein, bei Sonne, Licht, Luft, Leben und Menschen, bei ihm! Da darf ich lachen, weinen, laufen, die Leute umarmen, die ich liebe. Ja, ich werde fliehen, ich werde fliehen! Denn, wenn mich Schwester Agatha sieht, hält sie mich fest! Ich werde an seine Thüre klopfen und sagen: „Da bin ich, da bin ich!“ Er wird mich in seine Arme schließen — nein — das ist schlecht, das ist Sünde! Ich werde zu Giudita sagen: „Ich bin deine Schwester, deine arme Schwester, die so viel gelitten hat — sie wollten deine arme Schwester tödten; sie wollten sie lebendig begraben, sie wollten sie zu Schwester Agatha sperren; lasse mich hier, ich will deine Magd sein, ich werde ihn nicht mehr lieben. Nur wenn du schläfst und ihn nicht siehst, dann will ich ihn durch's Schlüsselloch betrachten.“ O Gott! Wie glücklich bin ich! Marianna, wie glücklich bin ich! Mein Gott! Danke, danke!

Ohne Datum.

Hilfe! Hilfe! Marianna! Hilfe, mein Vater! Nino! Nino! Tödte sie! Gigi! Giudita! Hilfe! Sie fesseln mich, sie ziehen mich bei den Haaren! Hilfe! Sie verfolgen mich! Ach, meine Haare — meine Arme! Sie sind ganz verwundet, sie bluten! Sie nennen mich Närrin! Närrin! Ach! Schwester Agatha! Schwester Agatha!

Was wollen sie? Was wollen sie denn? Ich bin unschuldig! Ich habe nichts Böses gethan! Ich wollte fort — fliehen! Das sind die Todten, die Dämonen. Ich habe Angst! Gott hat mich verlassen! Verlass' mich nicht auch du! Nino, Nino, du bist tapfer, hilf mir! Ach, ich habe keine Kraft mehr! Sie zerren mich! Wohin? Mein Gott, wohin?

Ach, ach, die Zelle der Irren! Die Zelle von Schwester Agatha! Ach nein! Nein! Erbarmen, ich bin nicht irrsinnig! Ich habe Angst, so Angst! Ich will es nicht mehr thun! Da bin ich, da will ich bleiben! Ich werde brav sein und beten! Was wollt Ihr? Ruft meinen Vater, ruft Marianna! Sie werden Euch sagen, dass ich nicht irrsinnig bin! Nino! Nino, warum hörst du nicht? Nino! Dieses Geschrei, diese Thränen, dieser Schaum auf den Lippen! Nino, hilf! Hier, hier, hilf! Ich beiße, ich bin ein wildes Thier, ich beiße! Ach — nein, nein! Dante! Nein! Das nicht! Nino!

* * *

Sehr verehrte Frau Marianna!

Jene arme Schwester Maria, Gott habe sie selig! hat mich beauftragt, Ihnen das kleine silberne Crucifix und die beschriebenen Blätter, welche ich Ihnen anbei durch unseren Thürhüter übersende, zukommen zu lassen.

Lange habe ich gezögert, ehe ich in dieser delicaten Vertrauenssache einen Entschluss fasste. Der letzte Wunsch der Verschiedenen war mir wohl heilig, aber unsere Regel verbietet, ohne die Zustimmung der Mutter Äbtissin über irgend etwas, sei es auch bei Todesfall, zu verfügen. Ich hoffe, der heilige Geist hat mich gnädig erleuchtet, dass ich mit dem, was ich thue, dem lieben Gott und dem Nächsten einen Gefallen erweise.

Ich musste mich eines Ausweges bedienen, um diese Erlaubnis zu erlangen, sonst wäre es mir wohl schwerlich gelungen, und habe der Mutter Äbtissin den letzten Wunsch Schwester Marias mitgetheilt, habe ihr das Crucifix zusammen mit den beschriebenen Blättern gezeigt, als wären die letzteren ganz wertlos und nur dabei, um das kleine Geschenk dareinzuhüllen.

Ich weiß nicht, was diese Blätter enthalten; aber ich bezweifle, dass ich die Erlaubnis, sie fremden Personen zu übermitteln, jemals

erhalten hätte, wären sie gelesen worden. Und dann, wären diese Schriften im Kloster gefunden worden, ich fürchte, sie hätten Anlass zu großen Aufregungen gegeben, und zwar zum Nachtheil für das Andenken der Verstorbenen und für ihr Seelenheil.

Da es sich um Dinge von geringem Werte handelte, hat mir unsere verehrte Vorsteherin gleich die gewünschte Erlaubnis ertheilt, ohne vorher den Beichtvater um Rath zu fragen, und so habe ich heute die Genugthuung, meine Pflicht erfüllen zu dürfen, ohne irgend welche Verantwortung auf mich zu nehmen.

Sie, verehrte gnädige Frau, empfangen das Päckchen in demselben Zustand, in dem es die Verstorbene hinterließ. Dabei sind neun Blätter, vier aus blauem Papier, zwei aus gewöhnlichem Briefpapier, die anderen aus Briefumschlägen; alle sind sie sorgsam numeriert; das Päckchen ist mit einer schwarzen Schnur gebunden und enthält:

1. Ein kleines, silbernes Crucifix.
2. Einen Bündel Haare.
3. Einige Rosenblätter.

Hätte meine arme Freundin nicht noch in den letzten Minuten eine solche Anhänglichkeit zu diesen zwei oder drei vertrockneten Blättchen gezeigt, bei Gott, ich häte nicht gewagt, sie mitzuschicken, aus Besorgnis, Sie könnten es als einen unpassenden Scherz meinerseits auffassen. Aber die Sterbende wollte sie küssen, als ihre Schmerzen sie am heftigsten befielen, und mit den Blättern auf den Lippen hatte sie ihre Seele ausgehaucht.

Möge Gott die Märthyrerin für das, was sie hier unten litt, von den Qualen des Fegefeuers erlösen.

Wie eine Heilige ist sie gestorben, Gott hab' sie selig!

An dem schlimmen Tag, an dem man sie irrthümlicherweise für eine Närrin hielt, hat ihre allzu schwache Gesundheit den letzten Schlag erhalten. Jesus Maria! Sie war so fein, so zart! Sie bewegte sich kaum, und vier dienende Schwestern genügten nicht, um sie in die Zelle der Irren zu bringen! Mir ist's, als kläng' noch in meinen Ohren dieses verzweifelte Geschrei, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, als sähe ich noch dieses vom Schrecken entstellte, in Thränen gebadete Gesicht! Es hätte einem das Herz zerreißen können! Als man die Zelle öffnete, wurde sie ohnmächtig. Sie ließen sie liegen, auf dem kalten Boden, und Gott verzeih' mir, ich glaube, Schwester Agatha, die arme Irrsinnige, war die einzige, die Erbarmen mit der Unglücklichen hatte, denn sie that ihr nichts zuleide; sie blickte sie mit ihren geistlosen Augen an, kauerte sich neben sie auf den Boden, betastete sie, und schüttelte sie, als wollte sie sie wieder beleben. Als der Arzt kam, fand er sie noch in derselben Stellung; da ordnete er an, sie in den Krankensaal zu bringen, und als die Mutter Aebtissin unseretwegen einen neuen Anfall befürchtete, versicherte uns der Arzt, dass sie nur mehr wenige Stunden vor sich hätte.

Und wirklich — es dauerte nicht mehr lange!

Als die arme Kranke im Bett lag, kam sie zur Besinnung. Sie können sich nicht denken, wie mir das Herz weh that, als sie diesen erschreckten Blick auf uns richtete — denn sie konnte sich nicht mehr bewegen, die Arme! Ihre Kräfte waren erschöpft! So rang sie ungefähr drei Tage mit dem Tode! Sie bewegte sich nicht — sie sprach nichts. Wie wir sie gebettet hatten, so blieb sie liegen, mit weit geöffneten Augen, immer zitternd, mit einem erlöschenden Röcheln in der Kehle. Erst beim Morgengrauen des dritten Tages machte sie mir mit den Augen begreiflich, ich möchte ihr Haupt gegen das Fenster wenden, und als sie den Himmel sah, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Arme Schwester Maria! Sie war schon fast eine Leiche. Die Augen allein lebten noch, ihre schönen Augen! Sie sagten mir so viel, wenn sie mich anblickten! Der Schmerz zerrüttete die letzten Stunden ihres elenden Lebens. Als ich ihr Haupt erhob, blickte sie mich an, dass mir die Thränen in die Augen schossen. Sie wollte die Arme heben und meinen Hals umschlingen, aber sie hatte nicht die Kraft und seufzte; da reichte ich ihr meine Hand, und sie drückte sie, aber fast wie Sprache lag es in dem Drucke ihrer Finger.

Gegen zehn Uhr reichten sie ihr die heilige Wegzehrung. Sie communicierte mit einem Glauben, mit einem Frieden, dass es mir war, als knieten alle Heiligen und alle Engel des Paradieses an ihrem Bett. Die Gute! Den ganzen Tag blieb sie so, während man die heiligen Litaneien sang. Als die Sonne untergieng, schien sie von neuem Angst zu bekommen; ihre Thränen flossen so reichlich, dass eine der Wärterinnen mitleidig ihr nasses Gesicht trocknete, aber sie sah nichts mehr. Dann bewegte sie die Lippen, als riefe sie mich; ich beugte mich zu ihr nieder, und mit einer Anstrengung, die mir das Herz zerriss, flüsterte sie mir ihren letzten Wunsch zu; aber das Röcheln erstickte ihre Stimme; ich musste mehr errathen, als sie mir sagen konnte. Ich lief, das Päckchen zu holen, das sie mir bezeichnete, und als sie es in meinen Händen sah, da lächelte sie, wie ein heiliger Engel des Paradieses. Als das Röcheln nachließ, sagte sie fortwährend: Für ihn! Für ihn! Das war wohl Delirium. Ich musste ihr alles zeigen, die Blätter, die Haare, das Crucifix, die Rosenblätter, sie küsste sie, sie küsste sie so sehr, dass ich ihr nach dem Tode eines der Blätter von den Lippen lösen musste.

Dann wandte sie sich nach der anderen Seite und seufzte leicht. — Ich glaubte, sie schliefe ein — und sie war für immer eingeschlummert!

Arme Schwester Maria!

Aber sie ist ja jetzt unter den Heiligen und bittet den Herrn für uns arme Sünder, die wir so schwach sind, um ihren Tod zu weinen. Ich muss auch im Namen der Aebtissin zum Troste jener, die sie liebten, beifügen, dass ihr Leichenbegängnis sehr ergreifend war. Mehr als 30 Messen wurden an allen Altären der Kirche gelesen, und beim de profundis brannten 100 Kerzen.

Gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten und seien Sie achtungsvoll gegrüßt von Ihrer ergebenen Dienerin

Schwester Philomena.



Stimmen aus dem Publicum.

☛ Nach der Confiscation zweite Auflage. ☚

# Die Zeit.

XXII. Band. Wien, den 27. Jänner 1900. Nummer 278.

## Das schwarze Cabinet.

Letzthin ist die Existenz eines „schwarzen Cabinets" in Oesterreich, das ist die organisierte Verletzung des Briefgeheimnisses durch die österreichische Postverwaltung, in einer aufsehenerregenden Debatte in der Budgetcommission des deutschen Reichstages durch drei angesehene Abgeordnete aus verschiedenen Parteien, den nationalliberalen Professor Dr. Hasse, den Centrumsführer Dr. Lieber und den Deutsch-freisinnigen Müller auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen zur Sprache gebracht worden. Die „Spitzen" der österreichischen Bureaukratie haben die Insulte, die ihnen da im Angesicht der ganzen Welt ertheilt wurde, gespürt und — sich geschämt? nein, sondern — dementiert. In der „Neuen Freien Presse" hat der Vorstand der niederösterreichischen Post- und Telegraphendirection Herr Hofrath v. Kamler versichert, „es sei in seinem Amtsbezirk nichts vorgekommen, was jene in Berlin erhobenen Beschwerden irgendwie rechtfertigen oder auch nur erklären könnte: namentlich sei keine Anzeige eines bestimmten Falles der Verletzung des Briefgeheimnisses eingelaufen, auf Grund deren eine Untersuchung hätte eingeleitet werden können". Aehnlich erklärte auch der Generaldirector des österreichischen Post- und Telegraphenwesens Herr Sectionschef v. Neubauer, „er könne sich absolut nicht erklären, was den Anlass zu den gegen die österreichischen Postbeamten und die österreichische Postverwaltung erhobenen Anschuldigungen gegeben haben könne". Aber nicht nur das, dieser Sectionschef, nach Herrn Dr. Stibral der nächste Anwärter auf die Stelle eines „Leiters" des Handelsministeriums in einem künftigen § 14-Cabinet, fügte mit einem falschen constitutionellen Pathos, das den österreichischen Hochbureaukraten in der § 14-Aera kein Mensch mehr glaubt, hinzu, das Briefgeheimnis sei „durch das Staatsgrundgesetz gewährleistet", und er selbst sei „in seiner amtlichen Stellung der persönliche Hüter dieses Staatsgrundgesetzes" — streng nach dem rühmlichen Vorbild des Herrn v. Wittek, der ja auch auf dem nicht erröthenden Papier der „Neuen Freien Presse" sich vor zwei Jahren als den persönlichen Hüter der ganzen Verfassung aufgeschminkt hat, um dann in aller Ruhe einige Dutzende verfassungswidriger Verordnungen prompt zu unterschreiben.

Wenn österreichische Hochbureaukraten sich auf ein Staatsgrundgesetz berufen und dessen „Hütung" übernehmen, dann weiß man jetzt schon, wo der Bock ist und wo der Garten. Die Herren Hofrath v. Kamler und Sectionschef v. Neubauer thun, als ob sie — amtlich, wohlgemerkt — nichts wüssten von den Verletzungen des Briefgeheimnisses, über die in politisch-oppositionellen Kreisen seit Jahren ohne Unterlass Klage geführt wird. Worauf sich die Herren verlassen, ist ja auch klar. Sie verlassen sich auf die für sie sehr wenig schmeichelhafte Thatsache, dass man sich in Oesterreich im allgemeinen über politisch-tendenziöse Gesetzesverletzungen längst nicht mehr bei den Aemtern beklagt, weil man weiß, dass es nichts nützt, eher dem Klagenden schadet, daher auch derartige Beschwerden nur mehr selten sich in amtliche Acten verirren. Um so angenehmer ist es mir, den Herren Hofrath v. Kamler und Sectionschef v. Neubauer die Unwahrheit ihrer unschuldsvollen Betheuerungen in einem ganz concreten Fall aus ihren eigenen amtlichen Acten nachweisen zu können. Auch mir sind im Laufe der Jahre zahlreiche Briefe vom Wiener Post-, beziehungsweise Zollamt vorenthalten worden, und ich habe im Anfange meiner Praxis einmal — man mag es Naivetät nennen — den Versuch gemacht, durch Beschwerden bei den österreichischen Behörden Abhilfe gegen diesen Missbrauch zu erlangen. Es war das in den glorreichen Zeiten der Coalition, im Winter 1894/95. Ich habe die Sache damals zunächst am 22. December 1894 in einem „Das schwarze Cabinet" betitelten Artikel an dieser Stelle auseinandergesetzt. Der „Frankfurter Zeitung" war kurz zuvor der Postdebit in Oesterreich entzogen worden, und bei dieser Gelegenheit wurde die in Wien einlangende Frankfurter Post aufgehalten, um, ganz gesetzwidrig, nach etwaigen, unter Convert verschlossenen, also eben durch das Staatsgrundgesetz gegen jede amtliche Schnüffelei geschützten Frankfurter Zeitungen durchsucht zu werden. Die „Wiener Allgemeine Zeitung", die damals oppositionell war, hat diesen Vorgang in einem Artikel, „Die Frankfurter Post unter Quarantaine", gleichfalls als eine Verletzung des Briefgeheimnisses gekennzeichnet. Ich selbst habe dann diese Anschauung in meiner Broschüre: „Postdebit, Postboycott und Briefgeheimnis in Oesterreich" mit legislativen Materialien ausführlich begründet. Diese schweren Anklagen haben die ministeriellen Hüter des Staatsgrundgesetzes in ihrer Ruhe nicht gestört. Mündliche Beschwerden, die ich überdies bei ihnen einbrachte, wurden geradezu grob abgewiesen. Da habe ich ihnen — und damit komme ich auf die erwähnte Naivetät — schriftliche Beschwerden zu ihren Acten überreicht. Am 4. Jänner 1895 habe ich, unter genauer Angabe des Ortes, der Zeit und der Namen der betheiligten Beamten in einem von mir als test-case gewählten Falle, beim Handelsministerium eine „Beschwerde gegen die gesetzwidrige amtliche Beschlagnahme meiner Briefe von Seite des k. k. Central-Briefabgabeamtes Wien" überreicht, die dort unter den Zahlen 679 und 7888/XIII registriert ist. An demselben Tage habe ich eine gleichartige Beschwerde gegen die mitbetheiligten Beamten des Hauptzollamtes Wien beim Finanzministerium eingereicht, die dort unter der Zahl 7784/XVI protokolliert worden ist. Ich habe also — mit Herrn Hofrath v. Kamler zu sprechen — „die Anzeige eines bestimmten Falles der Verletzung des Briefgeheimnisses" bei zwei Ministerien gleichzeitig erstattet. Und was haben die ministerial-bureaukratischen „Hüter des Staatsgrundgesetzes" darauf gethan? Jeder kundige Oesterreicher wird es errathen: Ich habe auf meine Beschwerden von den beiden Ministerien nicht einmal eine Antwort bekommen.

Die gesetzwidrige Gebarung der Postbehörden, die der Coalition 1895 recht war, ist natürlich den Badenis und Thuns nur billig gewesen. Auch im vorigen Winter sind mir und anderen, gelegentlich der neuerlichen Postdebitentziehung der „Frankfurter Zeitung" in derselben Art wie 1894/95 verschiedene Briefe vom Wiener Post- und Zollamt vorenthalten worden. Ich habe aber darüber nicht einmal mehr geschrieben, geschweige denn bei den Ministerien aussichtslose Beschwerde geführt. Beobachtet habe ich aber, wie die verehrlichen Behörden, durch die allseitige resignierte Duldung kühner gemacht, diese Praxis in zahlreichen anderen Fällen immer weiter ausgedehnt haben. So ist das Uebel gewachsen, bis es auch den Herren in Berlin unerträglich geworden ist, und die „Hüter des Staatsgrundgesetzes", die Beschwerden von eigenen Staatsbürgern ohne Antwort zur Actenmaculatur warfen, müssen es sich gefallen lassen, dass jetzt der Generalpostmeister Herr v. Podbielski in Berlin auf Verlangen reichsdeutscher Bürger die Untersuchung über das Vorgehen österreichischer Postbeamten führt. Nicht als ob von dieser Untersuchung ein concretes Ergebnis zu erwarten wäre. Die freundnachbarliche Höflichkeit schützt die österreichische Postbehörde vor einer allzu derben öffentlichen Bloßstellung durch die deutschen Behörden. Man ist eben in Deutschland der Meinung, dass die Reden der Abgeordneten Hasse, Lieber und Müller des grausamen Spiels genug sind. Wenn die österreichische Hochbureaukratie noch das Ehrgefühl besitzt, um, da sie schon diesen Staat nicht ordentlich regieren kann, ihm wenigstens noch den Ruf einer correcten Verwaltung zu wahren, dann wird dieser Wink mit dem Zaunpfahl aus Berlin zur Besserung genügen. Wenn nicht, nun, dann wird eben eine Hülle mehr von der großen österreichischen Verfassungs-Potemkinade gefallen sein.

K.

---

## Die britische Landmacht.

Der Krieg in Südafrika beantwortet jetzt in seiner Weise dem englischen Volke eine jahrzehntealte Frage: „Was erhalten wir für die 360 Millionen Mark, die das Heer uns jährlich kostet?" Die Kritiker waren sich jahraus jahrein darüber ebenso einig wie die Kriegsminister. Die ersteren meinten, das Heer wäre nicht die Hälfte seiner Kosten wert. Die Minister, mochten sie conservativ oder liberal sein, meldeten stets mit stolzer Befriedigung, dass sie jederzeit zwei Armeecorps und „möglicherweise" noch ein drittes ex; bereit aussenden konnten, wohin die Interessen Englands dies erforderten; und im allgemeinen betrachtet, erhalte England für jene 360 Millionen eine Landmacht von 650.000 Mann. Weit über eine halbe Million, sagte sich dann erfreut der Steuerzahler,

und die Regierung hatte dann wieder einmal Ruhe bis zum nächstjährigen Etat.

Die Kriegsminister haben auch Recht behalten. Es sind zwei Armeecorps entweder bereits in Südafrika oder auf dem Wege dorthin. Ja, sogar jenes für hiesige Zustände so köstlich bezeichnende „möglicherweise“ könnte sich an dem dritten Armeecorps im Laufe der Wochen erfüllen. Es bleibt ebenfalls nicht abzustreiten, dass die Landmacht Englands sich auf 650.000 Mann berechnen läßt. Denn 222.000 Reguläre, 78.000 Reservisten, 109.000 Milizen, 11.000 Yeomanry und 230.000 Volunteers ergeben ohne Zweifel insgesammt 650.000 Mann. Indessen wieviele derselben sind auch zugleich — Soldaten?

Die englische Armeeleitung befindet sich, wie man zu ihrer Rechtfertigung besonders hervorheben muss, im Vergleich zu den continentalen Kriegsbehörden in zwei erheblichen Nachtheilen. Sie kann nicht gleich diesen in den reichlichen Menschenstoff der allgemeinen Wehrpflicht greifen, sondern muss ihren Rock sorgsam nach dem karg bemessenen Tuch der Recrutenanwerbung schneiden. Sie soll zweitens zu gleicher Zeit ein Heer für England und einen etwaigen europäischen Krieg, sowie für Indien und die Colonien mit ihren klimatisch völlig verschiedenen Verhältnissen zur Verfügung bereit haben. So befinden sich auch von dem stehenden Heere nur 108.000 in England, dagegen 4000 in Aegypten, 37.000 in verschiedenen Colonien und vor allem 75.000, die Elite der Armee, in Indien, welches außer diesen weißen Truppen noch eine Eingeborenenarmee von 40 Cavallerieregimentern, 13 Batterien und 133 Bataillonen, insgesammt 148.000 Mann stark, besitzt. Es ist eben dieser doppelte Zweck und diese zwiefache Verwendung der Truppen, welche die Organisation des englischen Heeres so verwickelt machen und von continentalen Verhältnissen abweichen lassen. Am schärfsten tritt dieser Umstand und Uebelstand bei der Hauptwaffe, der 146.000 Mann starken Infanterie, zutage. Dieselbe zerfiel bei dem letzten Ausweis am Anfang 1899 in drei Regimenter Fußgarde zu je drei Bataillonen, zwei Schützenbrigaden zu je vier Bataillonen und 68 Linienregimentern zu je zwei Bataillonen. Bei diesen letzteren beginnt die Verwirrung der Begriffe. Denn sie sind keine Regimenter im landläufigen Sinne des Wortes. Ich meine, sie bilden keinen geschlossenen Gefechtskörper, sie sind nur der gemeinsame Verwaltungskörper ihrer zwei sonst von einander unabhängigen Bataillone. Doch vielleicht macht eine kurze Beschreibung des Entwickelungsganges eines englischen Recruten den Fall am ehesten klar. Der britische Soldat wird jetzt für zwölf Jahre angeworben. Davon verbringt er sieben bis acht Jahre (nur bei der Fußgarde sind es drei) bei der Fahne, den Rest bei der Reserve. Sobald er das Handgeld, den Queen's Shilling, angenommen hat und vom Arzte tauglich befunden ist, wird er in denjenigen der 68 Regimentsdistricte befördert, zu welchem das von ihm ausgewählte Bataillon gehört. Hier befindet sich das Recrutendepot, der „einzige unbewegliche Punkt“ der Armeen. Nachdem der Recrut hierselbst drei Monate verweilt und die elementaren Drillideen erfasst hat, wird er an eines der zwei Bataillone abgeschickt, das sich in England, aber wohlbemerkt fast niemals in dem Regimentsdistriet, sondern irgendwo Nord, Süd, West oder Ost des Königreichs befindet, und durchschnittlich alle zwei Jahre seinen Standort wechselt. Hier im Bataillon erhält er seine fernere Ausbildung, bis er weiter wandert. Denn das andere Bataillon steht unterdessen, meist sechzehn Jahre lang, im Ausland, wieder bald hier, bald dort im weiten Britenreich. In demselben entstehen natürlich jedes Jahr Lücken durch Tod, Krankheit und hauptsächlich durch den Abgang der Leute, die ihre Zeit bei der Fahne ausgedient haben und heimgeschickt werden müssen. Diesen Ersatz, im Durchschnitt 160 Mann, fordert das Bataillon von seinem „Regimentsdistriet“, und da dieser selbst keine Mannschaften besitzt, beordert er das andere ihm zugehörige Bataillon, jene 160 Mann aus seinen Reihen nach auswärts zu senden.

Auf diese Weise kommt dann der Recrut gewöhnlich im dritten oder vierten Jahre aus seinem heimischen Bataillon in das ihm sonst ganz fremde andere Bataillon des „Regiments“. Dass dieser mehrfache Wechsel der vorgesetzten Officiere und Subalternen die Ausbildung der Mannschaft verlangsamen muss, ist einleuchtend. Ebenso klar aber wohl auch, dass diese jährlichen Aderlässe der in England stehenden Bataillone die Feldtüchtigkeit derselben ganz wesentlich schwächen müssen. Thatsächlich sind sie auch zur Hälfte ihres Bestandes wenig mehr als „Recrutenschulen“, und von ihren 750 Mann sind, wie die jetzige Mobilisation zutage brachte, oft nur 300 bis 400 soweit durchgebildet, im Nothfalle in den Krieg zu rücken. Zu dieser Ueberfüllung mit Recruten kommt der für die Feldtüchtigkeit höchst hinderliche Mangel höherer Truppenverbände. Wie das „Regiment“ überhaupt kein Regiment als Gefechtseinheit ist, so bestehen auch nirgends in England feste Brigaden oder Divisionsverbände. Nur wenn ein Bataillon alle paar Jahre auf einige Wochen in die Militärlager zu Aldershot oder Curragh commandiert wird, lernt es sich in einem größeren Truppenverband zu benehmen, und den führenden Generälen ergeht es nicht anders. Die schlimmen Folgen zeigen sich jetzt in Südafrika. Denken wir uns einmal, dass ein deutsches Armeecorps von den Bataillonscommandeuren aufwärts seinen ganzen Officiersstab erst beim Ausbruch des Krieges erhielte. Ob dann alles sicher ineinander greifen würde?

Cavallerie und Artillerie kranken zwar ebenfalls an dem Mangel größerer fester Verbände, aber sie bleiben wenigstens von der unausgesetzten Mannschaftsschieberei verschont. Denn beide Waffengattungen haben ihren eigenen Corpsverband und ebenso ihr eigenes Corpsdepot, wo die Recruten gemeinsam ausgebildet und dann direct an ihre Regimenter oder Batterien vertheilt werden. So bleiben die in England stehenden Truppentheile von der Last und Mühe frei, für auswärts garnisonierende Regimenter oder Batterien Ersatzmannschaften zu finden und auszubilden. Die Cavallerie ist rund 12.000 Mann stark und zerfällt in 31 Regimenter, 3 Leibkürassier-, 2 Leibdragoner-, 13 Ulanen- und 13 Husarenregimenter. Das Corps der Artillerie, 37.000 Mann stark, theilt sich in 21 reitende, 92 Feld- und 10 Gebirgsbatterien, sowie 99 Compagnien Garnisonsartillerie.

Bei der übermäßig hohen Zahl der Recruten und halbausgebildeten Leute eines Bataillons bedarf es natürlich einer starken Heranziehung der Reserve, sobald dasselbe plötzlich mobil gemacht werden muss. Ein Bataillon auf Kriegsfuß zählt 1095 Mann, obwohl man es mit den Einern und Zehnern nicht so genau zu nehmen braucht, da das Kriegsministerium es selbst mit den Hunderten oft nicht thut. Im Durchschnitt haben die nach Südafrika gesandten Bataillone 500 bis 600 Reservisten an sich ziehen müssen, und infolge dessen ist England denn auch so ziemlich an das Ende dieser 78.000 Mann angelangt. Ein Fünftel derselben sollten viel richtiger Landwehrleute genannt werden. Denn dies sind Leute, die sich nach Ablauf ihrer Reservezeit zu weiteren vier Jahren verpflichten unter der Zusicherung, dass sie erst nach Erschöpfung der eigentlichen Reserve eingezogen werden sollen. Die Kriegstüchtigkeit dieser Classe läßt indessen sehr viel zu wünschen übrig. Denn wenn schon die Reservisten nur sehr selten wieder zu einer Uebung einberufen werden, so geschieht es mit den 16.000 Landwehrreservisten einfach niemals.

Von diesen Soldaten, die ihr Handwerk allmählich wieder verlernt, ist der Schritt nicht weit zu denen, die es nie recht gekannt. Das ist die zweite größere Hälfte der 650.000 Mann der britischen Landmacht. An erster Stelle steht da die Miliz. In der Theorie ist jeder Engländer verpflichtet, auf Anordnung der Regierung in der Miliz zu dienen. In der Praxis ist dieses alte Gesetz natürlich ein todter Buchstabe. Wie bei der Armee bleibt auch bei der Miliz der Eintritt ein rein freiwilliger. Sie recrutiert sich fast ausschließlich aus den unteren Kreisen des flachen Landes und der kleinen Städte, und zwar zum guten Theil aus solchen jungen Leuten, die wohl einen gewissen Hang zum Soldatenleben besitzen, aber doch nicht soviel, um gleich sieben ihrer besten Jahre im Dienst des stehenden Heeres zu verbringen. Die Miliz fordert von ihnen nur im ersten Jahre 49, in den nächsten fünf je 21 bis 28 Tage zum Zwecke der Ausbildung, und zahlt ihnen außer der freien Unterhaltung während dieser Dienstzeit ein jährliches Wartegeld von 20 Mark. Die Officiere sind bis auf den Adjutanten und einige Subalterne ebenfalls keine Berufssoldaten, sondern gehen während des Rests des Jahres ihren friedlichen bürgerlichen Beschäftigungen nach; Angaben, welche die Höhe der Kriegstüchtigkeit dieser Truppe wohl genügend feststellen dürften. Doch die active Theilnahme an Kampf und Schlacht liegt auch eigentlich nicht in der Aufgabe der Miliz. Ihr vornehmlichster Zweck soll darin bestehen, an Stelle der ins Feld gerückten regulären Truppen den Garnisonsdienst in England zu übernehmen oder im schlimmsten Falle gewisse Stützpunkte des in der Front operierendes Heeres zu überwachen, eine Aufgabe, in welcher gegenwärtig neun Milizbataillone nach Capstadt abgeschickt werden. Abgesehen von 34 Compagnien Festungsartillerie besteht die Miliz ausschließlich aus Infanterie, die in 126 Bataillone getheilt und zu je zweien derselben einem Regimentsdistriet beigegeben ist.

Die Cavallerie der Miliz stellt die Yeomanry dar. Ein Pferd zu halten, kostet Geld. Darum recrutiert sich diese Truppe auch nur aus den besser situierten Classen der ländlichen Kreise. Aber der ganze Dienst ist wenig mehr als Spielerei und vergebens hat das Kriegsamt vor einigen Jahren versucht, der Truppe durch eine Organisation in 18 Brigaden und 33 Regimentern neues Leben einzuflößen. Das jetzt in der Bildung begriffene Corps der „Reichs-Yeomanry“ hat mit dieser Milizcavallerie kaum mehr als den Namen gemein, und von den 11.000 Mann erwartet man keine tausend nach dem Cap senden zu können.

Was die Miliz für das Landvolk ist, das sind die „Volunteers“ für die Städter. Dieses „Bürgerheer“, wie es sich gerne nennen hört, verdankte seine Entstehung einer Panik, welche 1859 angebliche Kriegsabsichten Napoleons III. in England hervorriefen. Jahrzehnte lang bildeten die Volunteers die Zielscheibe hiesiger Spötter und Witzblätter, und niemand sah auf sie verächtlicher herab als die Berufssoldaten. Seit einem Dutzend Jahre aber hat sich sozusagen Mode und Gesellschaft ihrer angenommen, und statt des Hohnes kennt jetzt die Lobhudelei keine Grenzen. Der Name „Freiwillige“ will besagen, dass nicht nur der Eintritt, son-

dern auch die Kosten für Uniformen, Dienst u. s. w. freiwillig sind, schließlich auch nur zu oft die Theilnahme an den Uebungen. Der Staat gibt die Waffen her, besoldet den Adjutanten und eine Anzahl instruierender Unterofficiere, und leistet außerdem einen Zuschuss von 40 Mark pro Jahr für jeden „feldtüchtigen“ Volunteer. Diese Auszeichnung läßt sich ohne allzu große Anstrengung erwerben, indem man in den ersten beiden Jahren zusammen 60 Uebungen von mindestens einer Stunde Dauer und im dritten 9 Uebungen, darunter 3 im Bataillon, beigewohnt hat und ferner bei der Schießprobe eine gut sichtbare Scheibe in 90 bis 250 Meter Entfernung bei 30 Schüssen fünfzehnmal treffen kann. Gar manche Bataillone kommen über diese Summe von Kriegskenntnissen nicht hinaus. Einer großen Anzahl aber muss man zum Lobe nachsagen, dass sie weit größere Anstrengungen macht und den besten Theil der freien Nachmittage und Abende ihrer Mitglieder in Anspruch nimmt, um wirklich anerkennenswerte Leistungen aufweisen zu können. Das Hauptübel, an dem auch diese Truppe krankt, ist der Mangel tüchtiger Officiere. Denn bis auf den Adjutanten, den die Regierung stellt, sind es durchwegs „Bürgerofficiere“. Auch von den 230.000 „Freiwilligen“ gehört die große Masse der Infanterie an. Nur 40.000 sind Artilleristen und 12.000 Pionniere verschiedener Gattung. Einige tausend besonders anstelliger Leute können die Volunteers jedenfalls stets der Armee im Nothfall zuführen, wie jetzt etwa 10.000. In ihrer Masse aber sind sie gleich der Miliz nur für Garnisonszwecke verwendbar. Und so schrumpft die britische Landmacht von jenen 650.000 Mann zusammen auf eine brauchbare Hälfte.

London. Wilh. F. Brand.

---

## Zur Motivation des Polnaer Verbrechens.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Der öffentliche Ankläger sagte in seiner Schlussrede, das Motiv der Handlung sei Nebensache, es komme nur darauf an, was im Laufe der Verhandlung in Betreff des Angeklagten an Thatsachen gesammelt wurde. Gegen Thatsachen würde ich gewiss nichts einwenden; allein ich habe genügend gezeigt, dass in dem ganzen Processe gerade das Thatsächliche sehr ungenau festgesetzt wurde. Hingegen wurde das Motiv — der Ritualmord — von der antisemitischen Agitation so ostentativ in den Vordergrund gerückt, dass eben die Thatsachen geradezu vergewaltigt wurden. In der Theorie, hören wir, sei das Motiv Nebensache — in der Praxis war es die Hauptsache.

Meine Kritik des Polnaer Processes ist darum auch auf die Frage zugespitzt, ob das Polnaer Verbrechen, wie die clericalen Antisemiten behaupten, ein typischer Fall eines *Ritualmordes* sei. Ich glaube hinlänglich und ganz stringent erwiesen zu haben, dass *die antisemitische Behauptung ganz unbegründet ist*. Damit hätte ich meine Aufgabe vollbracht; trotzdem will ich noch diejenigen Momente hervorheben, durch welche das Polnaer Verbrechen psychologisch erklärt werden könnte.

Vor allem bietet sich nach der letzten Aussage der Polnaer Gerichtsärzte (in ihrer „Antwort“) die Erklärung des Verbrechens durch den *Lustmord* dar. Dieser Gedanke, hören wir, wurde beim Anblick der Leiche zuerst laut. Die Herren Sachverständigen haben jedoch im Laufe der Untersuchung diese Erklärung aufgegeben, weil ein Prager Gutachten in den Flecken, die auf der Hose der Ermordeten gefunden wurden, keine deutlichen Spermatozoen agnoscierte hat. Ich vermag nicht anzugeben, ob die gutachtliche Beschreibung der in den Flecken gefundenen Elemente nicht dennoch ein Sperma finden ließe; jedenfalls scheint mir, dass die richterliche Untersuchung auf Sperma hätte weitergeführt werden sollen. Der Untersuchungsrichter, glaube ich, kann sich mit einem negativen Befunde der Sachverständigen nicht zufrieden geben; das Prager Gutachten ist aber negativ, denn die Sachverständigen sagen nicht, was sie in den eigenartigen Elementen eigentlich sehen.

Die Möglichkeit des Lustmordes wird von vielen Seiten zugelassen und geradezu gefordert, und darum will ich auf einige Punkte aufmerksam machen.

Vor allem müsste man *die Art und den Grad der supponierten Perversität* beachten und das ganze Gesammtbild des Mordes in Erwägung ziehen. Soviel ich ersehe, *könnte es sich im gegebenen Falle auch um ein gewöhnliches Sittlichkeitsattentat* handeln. Ueber die Art und Weise desselben läßt sich ohne weitere Untersuchung wohl kaum etwas Bestimmtes sagen. Im Gutachten der Herren Gerichtsärzte lesen wir: „... keine Zeichen eines geschlechtlichen Missbrauches an der Leiche vorhanden, dass wir jedoch aus dem Grunde, dass noch die chemische und mikroskopische Untersuchung der vermeintlichen Spuren von Samen an dem Schamberge und den Hosen abgewartet werden muss, mit Sicherheit uns noch nicht aussprechen können“. Zu diesem Ausspruche stimmt, was im Obductionsprotokoll über das unverletzte Hymen u. dergl. gesagt wird. Allerdings haben sich die Herren Sachverständigen durch ihre anderen Erklärungen auch in diesem Punkte das Vertrauen verscherzt.

Für die forensische Beurtheilung des supponierten Sittlichkeitsverbrechens würde ich auch folgende Bemerkung machen:

Der Befund der Sachverständigen kann *nichts Entscheidendes über das Datum des Sittlichkeitsverbrechens aussagen, das heißt, das Sexualattentat und der Todtschlag, respective Mord, müssen nicht an einem und demselben Tage und müssen nicht in unmittelbarer Zeitabfolge begangen worden sein.*

Ich betone dies sehr eindringlich, weil in den mir zukommenden medicinischen und juristischen Zuschriften ohne weiters beides als selbstverständlich verknüpft und in Causalzusammenhang gebracht wird. Allein dieser Zusammenhang müsste aus den übrigen Begleiterscheinungen und -Umständen erst erwiesen werden, ganz selbstverständlich ist er nicht.

Bezüglich des *Ortes*, an welchem der Lustmord verübt worden sein könnte, wäre es im ganzen gleich möglich, dass er in einem Gebäude oder außerhalb desselben verübt wurde. Nach meiner Meinung widerspricht aber dem typischen Lustmord die Supposition der Anklage, dass es mehrere Thäter gegeben hat. Perverse Lustmorde werden immer von *einem Einzelnen* begangen. Das habe ich aus der Literatur bei Krafft-Ebing ersehen, und gediegene und erfahrene Autoritäten der gerichtlichen Medicin bestätigen mir meine Anfrage aufs bestimmteste.

Ein Lustmord würde weiters ein *bedeutend längeres Verweilen* des Thäters am Thatorte und bei der Leiche voraussetzen und schließlich und vornehmlich müsste selbstverständlich der *geistige Zustand des vermeintlichen Thäters psychiatrisch* geprüft werden, denn man müsste unbedingt auf irgend einen Grad von Psychopathie schließen.

Die ganze Untersuchung wäre, nur das will ich noch sagen, auch *theoretisch für die Wissenschaft* von großem Belange — wir hätten im Polnaer Verbrechen einen besonderen und von den forensisch und wissenschaftlich constatierten Fällen ganz verschiedenen, eigenthümlichen Fall, zumal es sich um die sogenannte *Nekrophilie* handeln sollte.

Dass der Polnaer Mord mit *dem Verbrechen an Marie Klimová* in Ober-Věžnic zusammenhänge, wird von antisemitischer Seite schon lange behauptet; die Antisemiten sehen auch in diesem Verbrechen einen Ritualmord. Auch die Hypothese des Lustmordes bringt beide Verbrechen in Zusammenhang. Man weist auf gewisse Aehnlichkeiten hin: auch die Klimová war mit Fichtenzweigen bedeckt, der Saum der Kleider soll in beiden Fällen ähnlich zerrissen sein. Zu dieser Frage will ich besonders eine Bemerkung machen. Das Verbrechen in Polna ist später geschehen und in der Umgebung bekannt geworden, und darum konnte der Thäter unter der Wirkung seines Beispiels handeln, sofern sich's nämlich um die Bedeckung der Leiche mit Fichtenbäumchen handelt. Der große Unterschied besteht darin, dass die Leiche der Klimová thatsächlich unter einem Berge von Fichtenzweigen, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden, verborgen war, während die Agnes Hruza von den vier Fichtenbäumchen nicht verborgen, sondern, wie gesagt, aus einer Art Pietät bedeckt war. Auch ist die Art der Bedeckung der Leiche der Agnes Hruza ganz verschieden von der Bedeckung der Leiche der Klimová und ganz eigenthümlich: die Bäumchen wurden auf der Leiche aufgestellt! Jedoch gibt es noch andere und beachtenswerte Verschiedenheiten. Der Fundort der Leiche der Klimová ist im Walde versteckt und unzugänglich — die Stelle in der Březina ganz offen. Die Klimová ist im Sommer verschwunden, an der Leiche wurde ein intacter Zopf gefunden u. dgl. Auf weitere Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten kann nicht eingegangen werden, weil der Fall der Klimová nicht genauer bekannt ist.

Jedenfalls, wiederhole ich, erhält man dadurch, dass in der Gegend von Polna, in kurzer Zeit nacheinander, zwei Morde und auch mehrere Sittlichkeitsattentate verübt worden (ein Mann soll in der Gegend mehrere Kinder angefallen haben), *von der Gegend ein ganz anderes Bild, als dieses zum supponierten Ritualmorde passen würde.*

Der Mord aus Habsucht, speciell der *Raubmord*, sagen die Herren Gerichtsärzte in ihrer „Antwort“, sei von vornherein ausgeschlossen. Das gilt doch wohl nur von der Annahme aus, dass die That am Fundorte verübt wurde. Ich gebe aber zu, dass auch hier Grade und complicierte Umstände unterschieden werden müssten.

Unter allen Umständen muss darauf bedacht genommen werden, *ob wir es mit einem Todtschlag oder mit einem Mord zu thun haben.* Schließlich könnte auf Grund der unpräcisen, unbestimmten und mangelhaften Obduction auch an einen *Selbstmord*, respective *Selbstmordversuch* gedacht werden, *insoferne nämlich die Strangulationsfurche in Betracht kommt.* Jedenfalls muss man logischerweise auch diese Möglichkeit im Auge behalten, falls die Strangulationsfurche [illegible] geblieben ist, was eben auch bezweifelt werden kann. Zu einem Selbstmorde würde die postmortale Imitation des *Ritualmordes* sehr gut passen. Auf weitere Vermuthungen will ich mich nicht einlassen, ich habe nur

diejenigen Annahmen geprüft, die über das Motiv der That vornehmlich in Betracht kommen und die auch schon mehr oder weniger verhandelt wurden. Natürlich lässt sich nach den ärztlichen Befunden allein kein einheitliches psychologisches Bild der Motivation liefern, weil ihre Angaben so ungenau, zerfahren und widerspruchsvoll sind. Eine präcise Beschreibung der Leiche und ihrer Kleidungsstücke würde dem Psychologen festere Anhaltspunkte liefern. Darum kann nur eine neue und energische Untersuchung in die Sache Licht bringen. In diesem Sinne ist eine *sachliche*, nicht bloß formalistische Revision des ganzen Processes absolut nothwendig.

* * *

Wollten wir vom Gesichtspunkte der Motivation die verschiedenen Personen durchmustern, die während des Processes, wenn auch nur von einzelnen Zeitungen, als Thäter oder Helfershelfer bezeichnet wurden, so hätten wir eine artige Gallerie zu durchmustern. Ich beschränke mich auf die zwei Personen, die gegenwärtig von der öffentlichen Meinung und besonders von der clericalen antisemitischen Partei in Gegensatz gebracht werden — *Hilsner* und die *Familie Hruza* (Mutter und der jüngere Sohn).

*Leopold Hilsner* ist ein ausgesprochener Taugenichts, der längst in eine Correctionsanstalt gehört hätte. Die Existenz und unbehinderte Tagdieberei solcher Individuen weist mit deutlicher Sprache auf unsere ungesunden socialen und sittlichen Verhältnisse hin. Auch das Verhalten Hilsners während des Processes und nach ihm sind nicht imstande, für den Angeklagten Sympathien zu erwecken. Es ist eine gemeine Finte der antisemitischen Presse, wenn mir dieselbe Interesse oder gar Sympathien für Hilsner zuschreibt; sie verwertet derart in ihrer Unredlichkeit die allgemeine und berechtigte Antipathie gegen den Angeklagten. Es passt übrigens auch ihrer Unbildung, in Hilsner und in der Familie Hruza zwei Gegensätze und speciell den Juden und den Christen quasi als Typen hinzustellen.

Im Gegensatz zu Hilsner wird für die *Familie Hruza* unbewusst und bewusst die wärmste Sympathie wachgerufen. Wer würde auch von dem Unglück des jungen Opfers und der alten Mutter nicht gerührt werden? Es ist nur ein Zeichen gesunden sittlichen Sinnes der Bevölkerung, wenn sie davor zurückscheut, die eigenen Angehörigen mit der That in Beziehung zu bringen.

Bei der Beurtheilung der Volksstimmung kommen verschiedene Momente in Betracht. Nicht zum geringsten Grade das Romantische an dem Verbrechen: der Ueberfall in einem Walde, sozusagen auf offener Straße, vor Abend, knapp vor den Osterfeiertagen, der Ueberfall einer Wehrlosen durch eine angebliche Mörderbande — das alles wirkt auf die Phantasie und das Gefühl. Die Menschen, das sehe ich aus den Zeugenaussagen, erleben eine Art Trauerspiel. Es ist das ein ganz eigenthümliches Gefühl. Man sieht es vielen Zeugen an, wie sie an dem fürchterlichen Drama irgendwie betheiligt sein wollen, jeder will nachträglich etwas gesehen, gewusst oder wenigstens geahnt haben. Die Agitation bemächtigt sich dieses ganz natürlichen Gefühles, auf den Polnaer Ansichtskarten kann man die verschiedensten „Factoren“ im Processe oft unter ganz nichtigen Prätexten abgebildet sehen. Selbstverständlich kommt besonders das *religiöse* Moment in Betracht, die clericale Agitation gegen die Juden gibt den Ausschlag: Die Ermordete wird mit steigender Agitation zu einer „Märtyrerin“, die überlebenden Familienglieder werden in Gegensatz zu dem Angeklagten beinahe als Idealmenschen hingestellt.

Das geschieht schließlich gegen das Interesse der Gefeierten. Kritischere Menschen, die die Familie und ihre Verhältnisse schon lange beobachten und kennen, werden derart zum Widerspruche gereizt, und so entsteht gleichzeitig mit der Idealisierung eine kritische Unterströmung, die sich vorläufig vor der von Polna aus systematisch geleiteten clerical-antisemitischen Agitation nicht vortraut, die sich aber dennoch schon äußert und sich später noch mehr äußern wird. Selbstverständlich wird auch auf dieser Seite in vielen Fällen unkritisch und ungebürlich verdächtigt.

Ich gehe bei der Beurtheilung der Hruzas (Mutter und Sohn Jan), wie in der ganzen Studie, von den Thatsachen des Verhandlungsprotokolles aus. Hier findet sich mehreres, was auf die Familie aufmerksam machen muss. Hier erfährt man vor allem, dass der Volksmund sich zuerst gegen den Bruder ausgesprochen hat, Hilsner wurde erst später, angeblich von Sonntag ab (S. 23), als Thäter bezeichnet. Und zwar in Polna.

Es ist zu beachten, dass die Familienangehörigen selbst auf Hilsner hinweisen. Die Mutter und der Vormund Novák behaupten, Agnes Hruza habe sich über die Zudringlichkeit Hilsners beschwert. Die Anklage schildert die Sache so, als ob die Ermordete gesagt hätte, Hilsner mustere sie gar sehr und „wer weiß, was er an mir findet“ (25). Also etwa gar die Ahnung des — Ritualmordes? Ich habe schon aufmerksam gemacht, dass nach Nováks Aussage (116) nicht nur von der Agnes Hruza allein, sondern von allen oder mehreren Mädchen (bei Prchals?) die Rede ist. Nun ist jedenfalls auch der Umstand von Belang, dass in der Nähschule bei Prchals von Hilsner nicht gesprochen wurde, wie Fräulein Prchal selbst aussagt (121); gewiss ist es eigenthümlich, dass die verschiedenen Näherinnen, die angeblich von Hilsner belästigt wurden, über den Verfolger nicht gesprochen hätten. Nur kurz sei erwähnt, dass die Mutter in der Voruntersuchung ausgesagt hat, die Tochter habe ihr den Namen Hilsners nicht genannt, in der Verhandlung habe sie den Namen erfahren (99).

Auffällig ist, dass die Familie Hruza erst Freitag früh nach der Stadt gieng, um sich nach Agnes umzusehen. Es ist dies umso auffälliger, als nach dem Geständnis der Mutter die Tochter noch nie die Nacht außer Hause zugebracht hat. Nun gibt die Mutter an (98), die Tochter habe ihr gesagt, sie hätte bei Prchals viel zu thun, und darum habe sie, als sie Mittwoch nicht nach Hause gekommen, an nichts gedacht; dagegen ist anzuführen, dass Agnes Hruza den verhängnisvollen Mittwoch früher als zuvor aus der Näherei fortgehen konnte, weil sie, wie ihre Arbeitgeberin aussagt (121) und wie die Anklage besagt (27), keine Arbeit mehr hatte. Wie konnte also Agnes Hruza zu Hause sagen, dass sie viel Arbeit haben werde? Das Quantum der Arbeit würde ihr doch bekannt sein; wäre Mittwoch eine unvorhergesehene Arbeit hinzugekommen, so konnte sie das nicht vorher wissen. Auf den Umstand will ich nicht großes Gewicht legen, dass die Mutter zugleich zweimal (82, 99) aussagt, sie habe sich nur *gedacht*, die Tochter habe viel Arbeit. Donnerstag, wie schon erwähnt, will die Mutter in dem schlechten Wetter einen hinlänglichen Erklärungsgrund für das weitere Ausbleiben der Tochter gesehen haben (82). Damit stehen jedoch andere Aussprüche über den möglichen Tod der Tochter im Widerspruche.

Psychologisch sehr beachtenswert ist Folgendes (99): Die Mutter kommt erst Freitag zu Prchals und fragt nicht nach der Tochter, sondern nach ihrem — Körbchen. Von Dr. Aurednicek darauf befragt, sagt sie aus, sie habe gedacht, die Tochter sei im zweiten Zimmer. Und doch sagt sie in demselben Verhöre (39), sie sei ins Geschäft fragen gegangen, weil sie sich dachte, das Mädel sei erschlagen!

Auch finde ich es auffallend, dass Mutter und Sohn gleich vom Mord sprechen — der Postenführer Klenovec zum Beispiel dachte daran, Agnes Hruza sei nach Wien in den Dienst gefahren.

Sehr auffallend ist die ganze Scene des Verhörs, wie sich die Mutter an die früheren Aussagen nicht gut erinnert, die für die Liebe des Bruders zur Schwester sprechen sollen (92 ff.); es berührt geradezu unangenehm, wie der Präsident der Zeugin die Worte der Voruntersuchung geradezu in den Mund legt. Ueber ein solches intimes Familienverhältnis sich nicht zu erinnern?...

Der Bruder der Ermordeten wird im Verhör vom Postenführer als geizig bezeichnet (106), der Vormund drückt sich freundlicher aus und nennt ihn sparsam (118); und dieser Mann soll seiner Schwester nach einer Krankheit 90 fl. zum Geschenk gegeben haben? Beinahe das Sechstel der durch Arbeit ersparten Summe (600 fl.)? Man muss, wie gesagt, die Scene ganz lesen, wie die Mutter sich auch auf diese in der Voruntersuchung erzählte Geschichte nicht erinnern kann. Jedenfalls muss der Bruder für sein splendides Geschenk einen sehr starken Grund gehabt haben — kein Denkender, der in Geldsachen die Filzigkeit unserer Landbevölkerung kennt, kann sich der Vermuthungen darüber erwehren.

Sehr beachtenswert ist die gelegentliche Bemerkung des Präsidenten, unter den am vermeintlichen Thatorte aufgefundenen Gegenständen sei auch eine (recte ein Theil einer) Maurerschürze gefunden worden, auf der etwas Kalk vorhanden war (97). Die Mutter bejaht die Frage, dass der Sohn Maurer sei, fügt aber hinzu, er habe keine weiße Schürze gehabt, nur blaue, und die wären überdies zerrissen gewesen. Eine weitere Beachtung scheint die Sache in dem ganzen Processe nicht gefunden zu haben. Nach meinem Dafürhalten ist diese Maurerschürze eines der wichtigsten corpora delicti: wenn die Anklage dem Stocke eine so große Bedeutung zuschreibt, so hätte sie aus demselben Grunde auch die Maurerschürze sehr beachten müssen, weil dieselbe direct, und directer als der Stock, zum Thäter in Beziehung stehen dürfte. Erfahrene Gerichtsmediciner bestätigen mir diese Ansicht durchaus: so steht in einem solchen Gutachten ausdrücklich betont, dass die Maurerschürze „zur Eruierung der Person des Mörders von der größten Wichtigkeit“ ist.

Aus der Verhandlung geht weiters hervor, dass die Familie Hruza nichts weniger als friedlich zusammenlebte. Der Postenführer sagt aus, dass zwischen Bruder und Schwester und zwischen den Geschwistern und der Mutter beständige Zänkereien waren; eben darum hat er, nachdem er von dem Mord erfahren, sogleich und zuerst den Verdacht gegen den Bruder und die Mutter geschöpft (102, 107). Auch ein anderer Zeuge gibt Misshelligkeiten in der Familie zu (der Heger Misinger 125). Ganz besonders scheint mir die Aussage des Postenführers (107) beachtenswert, der das grobe Verfahren gegen die Tochter als „dauernd, in gewisser Weise beständig“ erklärt. Für die Beurtheilung der Familienverhältnisse kommt eine solche beständige Stimmung umsomehr in Betracht, als dieselbe unter Umständen die Leute nicht so sehr graviert, als auch entlastet.

Ueberhaupt wäre es im Interesse der Familie gewesen, die Ver-

hältnisse bloßzulegen, die zur Erklärung einer solchen habituellen Stimmung in Betracht kämen. Ganz besonders denke ich da an die früheren Familienverhältnisse zu den Lebzeiten des Familienhauptes. Ueber die eigenthümlichen Verhältnisse von Mann und Frau, resp. Vater und Mutter wird in Věžnic und der Umgebung genug gesprochen; es wäre zu untersuchen, inwiefern der Umstand maßgebend ist, dass der 1892 verstorbene alte Hruza, wie behauptet wird, aus dem Walde todt nach Hause gebracht wurde. Um verschiedenes Gerede, das auch in verschiedenen Zuschriften aus der Gegend sich kundgibt, zu entkräften, wäre angezeigt, das Obductionsergebnis der Leiche bekannt zu geben, im Nothfalle die Exhumierung vorzunehmen. Ganz besonders käme für die forensische Beurtheilung auch der Umstand in Betracht, dass der verstorbene Hruza als psychopathisch geschildert wird; die Art und Weise des Leidens wäre eventuell in Bezug auf die Möglichkeit der directen oder indirecten Vererbung zu prüfen, und natürlich wären die physischen und ganz besonders auch die psychischen Ursachen des Leidens festzustellen.

Inwiefern der in der Verhandlung erwähnte specielle Streitfall zwischen Bruder und Schwester wegen der neuen Kleider in Betracht käme, die, glaube ich, den Tag vor dem Tode fertiggestellt wurden, darüber und über anderes ist der Verhandlung wenig zu entnehmen. Gleich nach der That wurde in Polna viel darüber gesprochen, dass Jan Hruza zerkratzte Hände hatte: es sind Zeugen, die das öffentlich, zumal beim Leichenbegängnis, ausgesagt haben; andere haben auf einen blauen Fleck im Gesichte der Mutter Hruza hingewiesen. Das alles ist in Polna und Věžnic bekannt gewesen, doch ich halte mich hier nur an die schon im Verhandlungsprotokoll sichtbaren Thatsachen.

### Schlusswort.

Ich bin, wie ich hoffe, mit meiner literarischen Kritik des Polnaer Processes fertig.

Ich gestehe, nie eine Arbeit unternommen zu haben, die so anstrengend und so aufregend gewesen wäre. Die rohen Angriffe von clericaler und antisemitischer Seite haben mich wenig beunruhigt, auch der demonstrative Ueberfall einer Anzahl Studenten und ihrer Helfershelfer hat mich nicht aufgeregt. . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

aufregend wirkt das Inquisitorische an der Arbeit und der ungewohnte Umstand, über Ehre und Leben von Menschen verhandeln zu müssen. Ich habe lebhaft gefühlt, wie die Todesstrafe, um die es sich in dem Processe handelt, eine fürchterliche Verantwortung erheischt und wie die Menschen über Leben und Tod noch fürchterlich oberflächlich und sorglos ihre Urtheile fällen! Die Todesstrafe ist schon darum abzuschaffen.

Auch habe ich durch mein Eindringen in den Process so recht lebendig herausgefühlt, was das Collectivgewissen bedeutet, und wie überhaupt die modernen Bestrebungen um Socialisierung des Strafrechtes (v. Liszt) berechtigt sind. Ich wünschte, meine Arbeit würde die Aufmerksamkeit auch auf diese Fragen hinlenken.

Meine Arbeit war als Arbeit schwer. Ich sage das denjenigen, die mein Auftreten als eine Art Gefühlsüberrumpelung u. dgl. erklären. Nein — ich wusste von allem Anfang, was ich unternehme. Ich musste mir aus den ungenau constatierten Thatsachen der Verhandlung und Protokollen der Sachverständigen das ganze Bild der Gegend, der That und einer Masse von Menschen, Richtern, Sachverständigen und Verhörten bilden; als ich nach den Ferien um meine Ansicht über den Polnaer Process gefragt wurde, musste ich das unglückselige Polna auf den Landkarten mühsam suchen; heute kenne ich die ganze Stadt und Umgebung, eine Menge von Menschen, die mir persönlich ganz fremd sind, sind mir heute bekannt. Viele in mehreren Generationen und in der ganzen Familienverzweigung. Das Studium des Processes hat mir einen intimen Einblick in das Leben und Weben eines Stückes unserer böhmischen Erde gegeben. Kein erfreulicher Einblick!

Nach Veröffentlichung meiner Broschüre wurde mir von zahlreichen und entgegengesetzten Seiten über das Verbrechen und die zu demselben in Beziehung stehenden Menschen eine Unmasse von Nachrichten zugeschickt: während ich meine Studie ganz allein ohne jemandes Mitwissen verfasst habe, werde ich nun gezwungen, mit den verschiedensten Menschen schriftlich und mündlich in Verkehr zu treten. Die Nachrichten aus der Gegend von Polna häufen sich mir von Tag zu Tag, meine Studierstube wird zu einer Art criminalistischer Registratur über Polna und seine Umgebung. Der Leser mag sich davon eine Vorstellung machen, wenn ich ihm sage, dass mir sehr häufig nur die Correspondenz über Polna zwei Stunden raubte.

Das Studium des Processes hat mir mühsame medicinische und juristische Aufgaben gestellt, die ich, dank freundlicher Hilfe von Fachmännern, wie ich glaube, kritisch und ohne Voreingenommenheit bewältigt habe.

## Confisciert!

. . . . . . . . . Letzteres fühle ich, selbst Schriftsteller und Journalist, sehr schwer. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist jetzt der politischen Misère meines engeren und weiteren Vaterlandes zugewendet; die Kritik des Polnaer Processes belehrt mich darüber, dass die politischen Zustände in inniger Wechselbeziehung stehen zu den weiteren socialen Verhältnissen. Wie unsere Politik, so sind alle unsere Verhältnisse beschaffen. Als Sociologe muss ich allerdings diesen innigen Consensus von vornherein annehmen und ihn deducieren; aber hier habe ich ihn in einem concreten Falle in all seiner Fülle und ganz lebendig erfassen können und müssen.

Ueber einige andere, zum Theil sehr interessante Erfahrungen, die ich bei meinen Studien, speciell auch an Ort und Stelle um Polna gemacht habe, werde ich den Lesern vielleicht später einiges sagen können. Jetzt wollte ich diese Polnaer Studien mit dem Wunsche beschließen, sie würden zur Ausrottung des Ritualaberglaubens beitragen. Während meiner Arbeit ist es mir immer klarer und klarer geworden: der Ritualaberglaube ist geradezu eine Anklage gegen das böhmische Volk. Die Juden Böhmens und der böhmischen Länder überhaupt (das bestätigen mir gebildete und sehr kritische Kenner des Judenthums) gehören zur Elite nicht nur des österreichischen, sondern des Judenthums überhaupt — wie kann man ihnen den barbarischen Ritualmord imputieren! Und wenn diese so gebildeten und moralisch hoch stehenden Juden Böhmens wenn auch nur eine Ritualmordsecte in ihrer Mitte hätten, wie barbarisch müssten da nicht die allgemeinen Culturzustände von uns Christen sein, in denen eine solche Secte sich hätte entwickeln und erhalten können?! Je mehr man über den Ritualaberglauben nachdenkt, umso absurder und für unser Volk gefährlicher muss er erscheinen. Siciliens Mafia ließe sich kaum mit einer solchen Ritualsecte vergleichen. . . . . . . .

## Confisciert.

---

# Trusts in Amerika und England.

Die ungeheure Entwickelung der Trusts innerhalb der letzten zwanzig Jahre zeigt ein so außerordentliches Wachsthum des Monopols in der Industrie, dass sie das aufmerksamste Studium der Nationalökonomen und Politiker verdient. Die Ueberwachung der Production durch einige wenige Producenten ist längst bekannt in den Kohlendistricten Rheinland-Westphalens und Frankreichs und hat sich kürzlich auch in Oesterreich eingebürgert, während der vorherrschende Charakter der englischen Industrie von heute sich im Vorhandensein einer Menge von Maßregeln ausspricht, welche die Einschränkung der Concurrenz bezwecken. Aber das classische Land der Trusts sind die Vereinigten Staaten, und die neueste Publication der „Bibliothèque du Musée Social"*) ist eine reiche Fundgrube für die Kenntnis mancher der wichtigsten dieser Organisationen. Trotz alles Lobes für dieses Buch fühlt man doch, dass der Autor von der ersten und größten dieser Corporationen, der Standard Oil Compagnie, sozusagen hypnotisiert ist und alle anderen nach dem Verhältnisse zu jener misst, ohne die allgemeine Entwickelung, deren unmittelbare Folge sie sind, zu berücksichtigen. Es ist ein gewisser Wechsel im gewöhnlichen Gebrauche des Terminus „Trust" eingetreten — das scheint Rousiers entgangen zu sein. Ursprünglich war ein Trust eine Vereinigung mehrerer Compagnien; die Majorität der Antheilscheine war in den Händen der Vertrauensmänner (trustees), welche dann die gemeinsamen Geschäfte überwachten. Jetzt aber bedeutet Trust jede zeitweilige oder dauernde Verbindungsform, die ein thatsächliches Monopol in einem Rayon erzielt.

Es ist von der größten Wichtigkeit zu wissen, ob die Trusts eine natürliche oder künstliche Form industrieller Entwickelung sind. Nach Rousiers „ist diese Betriebsform keine nothwendige Folge der modernen wirtschaftlichen Concentration, weil sie sich dort, wo die Concentrationstendenz allein ihr zu Hilfe kommt, nicht halten kann. Zum Trust gehört noch etwas anderes: eine natürliche Grundlage, eine ungewöhnliche Einschränkung des Marktes, die sich entweder aus der Seltenheit des betreffenden Erzeugnisses oder aus irgendwelchen Umständen ergibt, die seine Herstellung nur auf einem engbegrenzten Gebiete gestatten". An einer anderen Stelle sagt Rousiers von seinen typischen Trusts: „Der Standard Oil-Trust machte sich das auf Pennsylvanien und Ohio begrenzte Vorkommen der besten Petroleumlager zunutze; der Anthracit Trust beutet das natürliche Monopol aus, welches die drei einzigen einander benachbarten steinkohlenreichen Becken in den Vereinigten Staaten gewährleisten. Der Stahl-Trust hatte seinen Ausgangspunkt in der Besitzergreifung theils der Erzlager am Oberen See, theils der Cokes von Pittsburg; selbst der Zucker Trust zog seine Lebenskraft aus der Nothwendigkeit, die Raffinerien nur an der Küste und in wichtigen Absatzcentren zu errichten." Und des Autors letztes Wort ist, „man werde nach Aufhebung der künstlichen Aufmunterungen in den Vereinigten Staaten deutlich erkennen, wie dies in England schon der Fall ist, dass die industrielle Concentration keine Bedrohung des Wettbewerbes sei."

*) [illegible]

Der gegenwärtige Wirkungskreis der Trusts ist weit davon entfernt, zu den beschränkten und zufälligen zu gehören, wie Herr de Rousiers annimmt. Ein amerikanischer Schriftsteller, Holt, sagt in einem sehr wertvollen Artikel im Juniheft 1899 der American Review of Reviews: „Außer Getreide, Gemüse, Früchten in Conservenform und Vieh wird es schwer sein einen Artikel zu kaufen ohne künstliche Preisbildung, hervorgerufen durch den Producenten des Artikels selbst, durch den Producenten des zur Erzeugung des Artikels verwendeten Rohmaterials, durch den Händler oder durch Uebereinkommen zwischen einigen oder allen Personen, die mit der Herstellung oder dem Verkaufe des Artikels in Beziehung stehen ... Abgesehen von den incorporierten Trusts, von denen es wahrscheinlich mehr als fünfhundert in den Vereinigten Staaten gibt (mit einem nominellen Capital von sechs- bis achttausend Millionen Dollars, während ihr wirkliches Capital wahrscheinlich weniger als dreitausend Millionen Dollars beträgt) existieren vielleicht noch weitere fünfhundert Vereinigungen und Ringe zwischen den concurrierenden Fabrikanten und Verfrächtern, Ringe, die vom Standpunkte des Consumenten aus ebenso wirksam, ungerecht und im selben Maße schädlich sind wie die großen incorporierten Trusts ... Wahrscheinlich ist die häufigste Art der Trusts diejenige, welche sich überall in der Handelswelt findet, nämlich die hunderte und tausende von Abkommen zwischen Engrossisten und Detaillisten."

Diese kurze Uebersicht über den amerikanischen Handel gibt zum Theil die Antwort auf die Frage, ob der Trust eine künstliche oder natürliche Entwickelung ist. Noch bis vor kurzem hätten die meisten Engländer mit Herrn de Rousiers in den Trusts eine nothwendige Folge eines Schutzzolltarifs und eines scrupellosen Geschäftsgeistes gesehen, wie er glücklicherweise auf dieser Seite des Oceans nicht zu finden ist. Aber das Princip der Concurrenz stammt ja nicht, wie unsere Publicisten anzunehmen scheinen, vom Himmel. Solange die Händler miteinander zu concurrieren gesonnen sind, zieht der Consument den Vortheil. Daraus aber ergibt sich mit der Zeit unvermeidlich ein Punkt, an dem Fabrikant und Zwischenhändler entdecken, dass die Concurrenz nicht länger profitabel und dass es vortheilhafter sei, sich zu verbinden, um die Preise zu halten. Wenn im Entwickelungsprocesse des Großbetriebes die Concurrenten auf eine bequeme Anzahl reduciert sind, ist die Tendenz zur Vereinigung erleichtert. Gerade im Handel gewinnt in England das System der vereinigten Warenlager an Ausdehnung, und das Capital der Warenhäuser- und Handelsgesellschaften im Specereiwaren-, Lebensmittel-, Fleisch-, Oel- und Droguengeschäfte betrug in den zwei Jahren 1896 1897 achtzehn Millionen Pfund, und dann gab es noch eine große Zahl von Vereinigungen mit einem Capital von je über einer Million Pfund. Große Geschäfte wie „Lipton Limited", Lebensmittelhändler mit nahezu dreihundert Filialen auf allen britischen Inseln, saugen nach und nach die kleinen Geschäfte auf. Im Specereiwaren-, Bäckerwaren- und Chemikalienhandel finden wir die Mitglieder in localen Associationen vereinigt, um eine ungerechtfertigte Preisreduction zu verhindern. Die Bäcker setzen ihre Preise von Zeit zu Zeit fest und wenn ein Bäcker das Handelsübereinkommen missachtet, hungern ihn seine Collegen im District aus, indem sie zeitweilig unter der Profitgrenze verkaufen. Mehr als ein Viertel der Chemikalienhändler und eine große Zahl der Erzeuger von medicinischen Specialitäten haben eine Association gebildet, deren Mitglieder gebunden sind, nicht unter festgesetzten Preisen zu verkaufen. Wenn irgendeiner den Preis eines *einzigen* Artikels herunterdrückt, versuchen *alle* Theilnehmer der Association ihm die Ergänzung seines Warenlagers zu sperren. So weit sich diese Organisationen erstrecken, verwandeln sie den ganzen Handel praktisch in *ein* Verkaufsgeschäft zum selben festen Preise. Obgleich der Form nach kein Trust, wirken sie auf den Consumenten dennoch wie ein Trust.

Kehren wir zu den Fabriken zurück, so finden wir, dass einzelne Vereinigungen, ohne die Concurrenz gänzlich auszuschließen, die Preise regulieren, wie die der Schrauben, Baumwollzwirne, Salze, Alkali und Gummiindustrie. Formelle oder nicht formelle Uebereinkünfte der Unternehmer setzen die Preise auch bei anderen fest, und es gibt keinen freien Markt in Antimon, Nickel, Quecksilber, Bleiröhren, Petroleum, Eisen- und Stahlschienen.

Die Birminghamer Hauptindustrie war der Schauplatz eines sehr wichtigen Experimentes mit einem Verbande. Dieser begann um das Jahr 1891 in der Eisenbettenbranche und hat sich seither über den größten Theil des Eisenhandels ausgedehnt, der fünfhundert Unternehmer und zwanzigtausend Arbeiter umfasst. Starke Verbände von Arbeitgebern, respective Arbeitnehmern, wurden in jeder Branche gebildet. Ein Comité wurde beauftragt, alle für jeden Zweig in Betracht kommenden Umstände zu untersuchen und die Preise festzusetzen. Die Kosten eines jeden Artikels mussten nach einem speciellen System berechnet werden und dann wurde ein bestimmter Procentsatz eines „berechtigten" Gewinnes dazugeschlagen. Sobald die Preise auf diese Weise festgesetzt waren, wurde das Auskommen der Arbeiter gesichert durch einen Minimallohn, gebildet aus einem zehnprocentigen Zuschlag zum bisherigen Lohn mit einer weiteren Prämie für jedes künftige Anwachsen des Gewinnes. Die Mitglieder der Unternehmervereinigung verpflichten sich nur Gewerkvereinsmitglieder zu beschäftigen, während diese verhalten sind, bei keinem nicht der Vereinigung angehörenden Fabrikanten zu arbeiten, und den Dienst bei jedem Unternehmer zu verlassen, der seine Waren unter dem vereinbarten Preise verkauft. Da der Preis durch einen procentuellen Zuschlag zu den Productionskosten gebildet ist, und dem Fabrikanten Freiheit in der Erzeugung belassen wird, ist die Concurrenz vom Preisdruck erlöst und Preisreductionen können bloß durch Verbesserungen im Betrieb erzielt werden. Dies ist ein großer socialer Vortheil, aber ebenso eine große sociale Gefahr, weil die Preise bloß vom Standpunkte des Unternehmers festgesetzt werden, während gleichzeitig die Arbeiter durch den Kunstgriff der Prämie und des Minimallohnes von ihrer anticapitalistischen Haltung abgebracht werden. Der Consument bleibt ohne jeden directen oder indirecten Schutz. Insoferne hieraus keine ernsthafte Schädigung erfolgt ist, hat man das dem schlauen Arrangement des Erfinders dieses Systems zu danken, aber die Gefahr ist immer latent. Es muss hinzugefügt werden, dass nach dem Birminghamer Muster neulich eine Vereinigung in der Thonindustrie ins Leben getreten ist.

Wenige Handelszweige hatten so sehr unter der ausländischen Concurrenz zu leiden wie die Baumwollindustrie. Hiezu kam noch dass zur selben Zeit ein thatkräftiger Gewerkverein zur Aneignung des Profits einen Vorstoß machte. Nachdem es auf Jahre hinaus misslungen war, eine Vereinigung zur Lohnreduction zu bilden, wandten verschiedene Gruppen von Fabrikanten ihre Aufmerksamkeit der Verschmelzung ihrer Einzelinteressen zu, und eine wahre Manie zur Trustbildung brach aus. Die Zwirnfabrik der Herren Coats in Paisley, die als Gesellschaft mit beschränkter Haftung im Jahre 1890 mit einem Capital von 5,750.000 Pfd. Strl. ins Leben getreten war, gab den ersten Anstoß zur neuen Bewegung, indem sie im Jahre 1896 drei ihrer Hauptconcurrenten aufsog und 4,000.000 Pfd. Strl. zu ihrem Capital hinzufügte. Deutlich versprach sich der Prospect im vorhinein zunehmenden Gewinn von Ersparnungen in der Erzeugung und im Verkauf und von der Beseitigung einer „unheilvollen und ausschweifenden Concurrenz". Die Dividende einer gewöhnlichen Actie wurde gleichmäßig mit zwanzig vom Hundert festgesetzt. Zwölf andere Firmen bildeten Ende 1897 die „English Sewing Cotton Company" mit einem Capital von 2,750.000 Pfd. Strl., indem sie sich davon die „Erzielung einer stetigen und vernünftigen Höhe der Preise" versprachen. Coats nahmen sich 200.000 Pfd. Strl. von den Antheilscheinen, um sich so freundschaftliche Beziehungen zu der neuen Firma zu sichern, und im Frühling 1898 kamen Vereinbarungen mit einer neuen amerikanischen Association mit einem Capital von 2,450.000 Pfd. Strl. zustande, um eine ungerechtfertigte Concurrenz in Erzeugung und Preis zu verhindern.

Nach diesem Beispiel ließen sich zweiunddreißig Spinnereifirmen als die „Fine Cotton Spinners and Doublers Association" mit einem Capital von 6,000.000 Pfd. Strl. im April 1898 registrieren. Ihre Vereinigung war durch die Thatsache erleichtert, dass der größte Theil des Handels in den Händen einiger weniger Firmen mit seit langem bestehenden Geschäftsverbindungen lag, aber auch weitere Vereinigungen bildeten sich beständig. Die Cattundrucker, Linoleumfabrikanten, Leinenzwirn- und Textilmaschinenfabrikanten vereinigten sich alle in größeren Verbänden. Die Textilfärberei in Yorkshire ist jetzt in vier großen Verbänden organisiert und ähnlich haben die Sammtfärber ihre Interessen vereinigt. In der Bleichindustrie wird ebenso eine Verschmelzung eines Capitals von 6,000.000 Pfd. Strl. erwartet. Wir möchten die Vereinigung der Gummifabriken mit einem auf zehn Millionen Pfund geschätzten Capital noch erwähnen. Der Kohlenhandel Londons wird von zwei großen Firmen beherrscht, die ihre Interessen vereinigt haben und der Industriekohlenhandel der großen Fabrikstadt Bradford liegt jetzt in den Händen einer einzigen Gesellschaft.

Diese kurze Uebersicht ist lange nicht vollständig, aber sie zeigt deutlich genug, dass die Tendenz zur Monopolbildung ebenso im freihändlerischen England wie im schutzzöllnerischen Amerika hervortritt. Der Präsident der ökonomischen Abtheilung der British Association sprach es im letzten Jahre aus, dass wir uns in einem Zeitabschnitt befinden, in dem die Industrie von einigen wenigen großen Gesellschaften beherrscht werden wird. Wenn dies eintritt, so würde dies eine große Verbesserung in der Production bedeuten, aber die Capitalisten wollen sowohl Consumenten als Arbeiter in ihrer Hand halten. Die politische Macht dieser gigantischen Corporationen wird ebenfalls eine nationale Gefahr bilden. Wir leiden in England heute genug unter dem Einflusse, den Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften auf das Parlament ausüben. Viel Hoffnung ist auf die Ausdehnung der Consumvereine zu setzen, dass sie den Käufer vom Capitalisten befreien, aber für den Fabriksbetrieb ist der Staat allein kräftig genug, solch großen Capitalsverschmelzungen Widerstand zu leisten. Der Staat muss für alle Industrien das thun, wozu er in England betreffs der Eisenbahnen schon genöthigt wird — er muss die Arbeitsbedingungen im Interesse der Arbeiter überwachen, er muss die Preise im Interesse der Consumenten regeln. Wo dies nicht genügt, muss der Staat den Industriezweig

übernehmen und ihn verwalten, Privatmonopole müssen in öffentliches Eigenthum übergehen. Politische Betrachtungen allein würden dies nothwendig machen. Verbote von Trusts helfen da nichts, wie manche Leute in Amerika heute noch harmlos genug glauben — wir können den Zeiger der industriellen Uhr nicht zurückstellen.

London. Henry W. Macrosty, B. A.

---

# Classicität und Germanismus.

Einige Worte über den Weltkampf.

Von Verner von Heidenstam (Stockholm).

## I.

Ich entsinne mich aus meiner Kindheit eines Herbstabends, da wir um die Lampe versammelt saßen. Meine alte Großmutter hatte eine Handarbeit vorgenommen, und ich selbst war eben dabei, auf der aufgeschlagenen Klappe des langen Mahagonitisches zwei Armeen von Weinpfropfen, mit rothen und blauen Blechkapseln behelmt, zum Treffen zu ordnen. Es waren Franzosen und Deutsche. Draußen vor den Fenstern herrschte jenes undurchdringliche Septemberdunkel, das die Bäume nicht vom Himmel unterscheiden läßt — doch von Brausen und Wogenschlag erfüllt. Ein Wagen rasselte die Espenallee heran, und nach einer Weile trat ein Diener mit etlichen Briefen und einem feuchten Exemplare des Tageblattes herein, aus welchem ein weißes, mit gesperrten Zeilen bedrucktes Papier auf die Tischplatte herabglitt.

War etwa der König gestorben? Schon während des vorigen Winters pflegte er seinen Platz in der Seitenloge des Theaters soweit als möglich im Schutze der Gardinen zu wählen, damit das Licht nicht auf seine abgezehrten Züge und sein jählings weißuntermischtes Haar falle. Oder welch anderes Ereignis hatte sich wohl zugetragen?

Jemand beugte sich über das Papier und entfaltete es im Lampenschein, und durch das Zimmer scholl der kurze Ruf: „Die Barbaren!“

Ich erinnere mich, wie still es wurde, wie die Nacht brauste, und das Herz sich unter kaltem Grauen zusammenzog wie in Erwartung von Glockenschlag und Brandgeruch. Sicherlich fasste ich damals nicht die eigentliche Bedeutung des fremden Wortes, wusste nicht, dass bei diesem Rufe erschreckte Weiber ihre Kinder aus der Wiege gerissen und denkende Männer Zeiten des Verfalls und der Dämmerung auf Erden geweissagt. Was ich begriff, war nur, dass ein seltsames und beunruhigendes Begebnis geschehen, und aus den kurzen Zeilen des Papiers verlas man, dass der Kaiser der Franzosen sich bei Sedan ergeben.

Auch eines anderen Herbstabends gedenke ich — auf den Tag fünfundzwanzig Jahre später. Es war hoch droben im Harz, und neben dem Waldespfade unter den Eichen trug der Felsen die Namen jener Landessöhne, die bei Sedan den Waffen der Franzosen erlagen. Von Fackelträgern umgeben, Kränze von Eichenlaub auf den entblößten Häuptern, sammelten sich die Veteranen vor der Votivtafel zur Gedenkfeier, und durch den Wald scholl ein düster gesungener Todtenpsalm. Mir kam jenes einsame und schauerliche Wort aus meiner Kindheit in den Sinn, aber nun wusste ich es: die Barbaren, das waren **wir**. Die **Germanen** waren es, und ich selbst war einer unter ihnen.

Unwillkürlich kam mir der Gedanke: worin im Grunde besteht dieser Weltkampf, der nun fast zwei Jahrtausende auf Erden währt? Ist es nicht eine einzige langsame Schlacht zwischen zwei Herrschermächten, zwei entgegengesetzten Principien, ein Rassekampf zwischen Classicität und Germanismus?

## II.

Unter Classicität verstehe ich jene Cultur, die ihre gesammeltste und vollendetste Ausbildung im Hellenismus erreicht, aber auch Rom umfasst, und, stets leicht erkennbar, ihre äußersten Verzweigungen bis in die Gegenwart erstreckt.

Wie wir alle wissen, erhob sich die classische Cultur auf unpersönlichem Gehorsam gegen das als schön Befundene und auf einer aristokratischen Empfindung für die äußere Würde, die Form, das Erreichen der Wahrheit und Vollkommenheit im Objectiven. Von dieser Ehrfurcht für das Objective beseelt und im Gedanken an Gleichgewicht und Schönheit, meißelte Platon seinen Staat wie eine Bildhauerarbeit, gründete Aristoteles den Empirismus, bauten die Römer mit unübertroffener constructiver Schärfe ihre Staatseinheit. Der Germanismus dagegen ist subjectiv und hebt das Gefühl und das Persönliche gegenüber dem geistigen und staatlichen Objectivismus hervor. Das Christenthum, in romanischen Händen in ein cäsarisches Machtmittel mit Schwert und Tiara umgewandelt, verschmolz auf germanischem Boden eilends mit den volksthümlichen Elementen. Allerdings besticht auch das Christenthum insofern den Objectivismus, als es die Aufopferung persönlicher Neigungen fordert, aber ähnlich der späthellenischen und alexandrinischen Philosophie gebietet es diese nicht um des Staates willen, sondern zu jedes einzelnen Menschen Besten und macht Leben und Glauben des Individuums mit einemmale zum Brennpunkte. Dies wurde die Brücke zwischen Christenthum und Germanismus, die eine untrennbare Verbindung eingiengen. — Der objective Staatsbau verbreitet gegenseitige Achtung zwischen den Bürgern und dem Gemeinwesen, dabei aber auch eine gewisse Kälte. Bei kritischen Anlässen greifen daher beide rasch zur Klinge, und es erscheint bei den Romanen solcherart nicht bloß der Anarchismus mit seiner Vendetta, sondern auch die ganze Schar von Verschwörern, Thronprätendenten und Staatsstreichsrittern, welche im germanischen Staatswesen fast gänzlich fehlt — wobei freilich oft die persönliche Freiheit verhältnismäßig Einbuße erleidet. Die Germanen sprechen nicht vom Staate wie von einem kalt befehlenden Axiom, sondern lieben selbst unter dem despotischesten Regimente einen gewissen Ton der Vertraulichkeit. Sie entbehren willig der republikanischen Außenlinien, nicht aber eines Anstrichs breiter Volksthümlichkeit in Sitten, Neigungen und Theorien. Die Kenntnisse des Einzelnen, die ihn über die Menge erhöhen, stößen ihnen Unwillen ein. Sowie sie den Ausdruck „Verfeinerung“ gern mit dem spöttischen „Ueberfeinerung“ vertauschen, so setzen sie mit Vorliebe statt des Wortes „Gelehrtheit“ ein abweisendes „Stubengelehrsamkeit“. Mit ganz anderer Wärme als die Romanen bemühen sie sich hingegen, unter dem Volke Aufklärung zu verbreiten. All dem Angeführten zufolge kann man das germanische Staatswesen ein demokratisches nennen; ohne der Freiheit des Individuums ein größeres Maß einzuräumen, bekundet es doch durch das subjective Wachen über Handel und Wandel des Nächsten — ein Hang, den das Sittlichkeitsbedürfnis des Germanismus allezeit mit sich bringt — wie stark hier die Erziehung des Individuums als Ziel in den Vordergrund geschoben ist.

Der Freisinn ist Gallier, die Demokratie Deutsche. Voltaire war freisinnig von Geburt, aber erst auf englischer Erde erlangte er eine halbe Ahnung der demokratischen Ideen. Der musikalische Rousseau, von protestantischen Eltern in einem Lande geboren, wo Demokratie und deutsches Naturleben sich längst geltend gemacht, predigte eine Naturanbetung, die erst in den Germanen die richtigen Bundesverwandten traf. In den Händen des französischen Volkes und mit Maler David als Ceremonienmeister nahm die Revolution bald die Züge der Antike an, um sich schließlich mit der römischen Kaisertoga zu schmücken. Die Classicität war also herbeigeeilt, um die Stunde wahrzunehmen und einen Spalt ihrer Gruft offen zu halten; wie aber wehrte sich wohl der Germanismus gegen die neue Gefahr? Der Germanismus suchte Shakespeare und Ossian hervor und antwortete durch die deutsche und englische Neuromantik, die dem nach innen gekehrten Realismus, gegenüber der Form den Rechten der Phantasie und des Gemüthes, Bahn brach. Die ursprüngliche Romantik mit ihrem Ritterthum und ihrem Frauencultus bekundete schon im Namen ihre Herkunft. Auch die Neuromantik sang mit Entzücken Roms und Italiens Lob. Vor allem aber galt es, die mittelalterlichen Bestandtheile wieder aufzunehmen, um sich ihrer erfolgreich gegen das Französisch-Heidnische zu bedienen — was auch Atalas Dichter, der Bretagner, that, der nach weiten Reisen in germanischen Staaten schließlich diese Gegenrevolte direct in den Kreis der Gallier hineintrug. Diese ganze Bewegung wuchs zu einer geistigen Reformation an, in ihren Wirkungen wohl ebenso bedeutungsvoll wie irgend ein politischer Umsturz in Frankreich. Gleichzeitig jedoch nahm der Germanismus die rein socialen Errungenschaften aus Frankreich auf. Wahrlich, mit erfinderischerem Geschick hatten niemals die Rasseninstincte in ihrer Unbewusstheit den Erbfeind nach dem goldenen Vließe geschickt, um ihm sodann den Helm abzuschlagen und das Schwert in der Scheide festzunieten! Und doch konnte der Germanismus es diesmal ruhig mit dem Rechte des Stärkeren thun, denn eben in dem philosophischen und künstlerischen Umgestaltungswerk der Neuromantik hatte er den Bann gebrochen und sich selbst verstanden. Es geschah freilich nicht das erstemal, dass die Empfindung Platz für sich forderte. Schon in Italien sprechen nicht nur Toscanas große Dichter von der Bedeutung des Gefühles, sondern dieses bewirkt sogar dann und wann kleinere Revolten gegen die Kälte der Classicität. Beinahe möchte es wie eine Artigkeit des Schicksals den Germanen gegenüber erscheinen, dass die von einer Anzahl italienischer Literaten zum Andenken der Königin Christine gestiftete Akademie gerade dem allzu Kunstmäßigen ihrer Zeit die Fahne wies und sich mit arkadischen Hirtengedichten abgab, die freilich auch mit der Zeit an Leben und Duft verloren. Auch das Volksthümliche, das Einfache, das Naive erstarrt ja ebenso wie alles andere nach einigen raschen Jahrzehnten zu leeren Formen. Nirgends jedoch erhoben Phantasie und Empfindung sich mit so unbezwinglicher Gewalt wie im Germanismus, der denn dann auch endlich zu einer geistigen Macht, einem Sieger für lange hinaus wurde.

Wie hat der Germanismus nicht auch im Laufe des seither verflossenen Jahrhunderts seine Stellung im Schulwesen und im Staate, in Kunst, Handel und Politik befestigt, aus seinen Wäldern Brennholz zu Roms Vernichtung gesammelt und nach allen Seiten die Demokratisierung weitergeführt! Hatte auch ein Saint-Simon mit seiner französischen Wasserwage die theoretischen Elemente unter

den Socialismus gesetzt, so fasste dieser, als äußerster Gegensatz zu dem Pyramidensystem der Classicität und als letztes Glied des Germanismus, doch erst weiter nördlich festen Fuß. Schon die Reformation war das Vervolklichen einer aristokratischen Kirche und ein vollständiger Bruch mit romanischem Geiste. Man mag sich ob dieser stetig fortschreitenden Demokratisierung freuen oder härmen, eines steht fest: dies ist der Germanismus. Alles bis ins kleinste bestätigt darin, dass es zur historischen Aufgabe des Germanismus geworden, die Classicität zu stürzen und die praktische Verwirklichung des Christenthums durchzuführen.

Wohl aber mag es geschehen, dass nicht die Deutschen bestimmt sind, das Werk der Demokratisierung zu vollenden. Sie selbst haben ja häufig mitten am Schlachtfelde eine Stunde Waffenstillstand vorgeschlagen und friedlich von den Trauben der Hellenen und Latiner aus ihrem Ränzel genommen. Sie haben eine deutsch-römische Kaiserkrone besessen, die nun im Museum des Louvre liegt, und einen fränkischen Kaiser, der nun zu Aachen schlummert. Sie haben ihre Scholastik gehabt, ihren Humanismus, ihr Sanssouci, ihr Jena und Weimar und des seligen Lessing vortreffliche, aber in ihrer Trennung der verschiedenen Künste nichts weniger als germanische Abhandlung über die Laokoongruppe. Sie haben ihren Heine gehabt und zu allerletzt ihren Nietzsche, der mit der grimmen Freude eines römischen Hühnerverkäufers jedes Federchen aus der armen Haut des Germanismus rupft, um sich doch zuletzt als Germane darin zu verrathen, dass ihm der Mund bis über die Ohren geht. Jeder Einsatz an Schönheit und Formengebung ist ein Becher Wasser gewesen, vom Wanderer an jener südländischen Quelle gefüllt, die ihre Fluten durch zahllose Rinnsale aus dem Schnee der alten Berge classischer Götter holt.

Aber geheimnisvoll und ungekannt steht Kopf an Kopf, soweit das Auge blickt, hinter den Deutschen ein anderes Volk mit langen Bärten und Schafspelzen und einer unterwürfigen Ergebenheit in den Augen. Es sind die Slaven. Sie wissen nichts von Classicität und verstehen sie nicht. Sahen sie auch vorzeiten eines Abends hinter den angelaufenen Scheiben Peterhofs oder des Winterpalastes im Lichterglanz der Krystallkronen das französische Aufklärungszeitalter seinen Fächer schwingen, so entsinnen sie sich dieses Schauspietes doch nur wie eines kurzen und nicht geliebten Gastes. Wie durcheist es das Gemüth beim Anblick dieser unübersehbaren Scharen! Die Barbaren! Und dennoch — mit welchem Rechte bedienen wir uns wieder und wieder dieses Schreckenswortes Stammverwandten gegenüber mit derselben Rassenaufgabe, wie wir sie haben: dem Sturze der Classicität! Diese Slaven scheinen auf besondere Art für praktisches Christenthum empfänglich und eben dadurch vielleicht bestimmt, das letzte Treffen der allgemeinen Demokratisierung auszukämpfen. Hören wir Tolstois Stimme, so können wir uns nicht täuschen und meinen, es sei dies bloß das Knurren eines alten Mannes über Marmorstatuen und Kenntnisse; nein, wir wissen, dass ein ganzes Volk durch ihn redet. Als ich einst eine der Kirchen Moskaus betrat, traf mein Blick hinter den geöffneten Thüren der Ikonostasis ein Bild, Christus darstellend, wie er das Abendmahlbrot austheilt. Er war realistisch gemalt und erschien wie ein gewöhnlicher lebender Mensch. Während dessen sang ein breiter Chor von Bässen eine Melodie — doch nicht mehrstimmig, sondern es war, als sänge ein ganzes großes Volk mit einer einzigen Stimme. Da musste ich an den alten Tolstoi denken. Ich vermeinte, ihn über den Steinboden daherkommen zu sehen mit seiner Bauerntracht, seiner breiten Nase, seinem struppigen Haare, seinen unbeschreibbaren Augen — und die Hand erhebend, predigte er gegen den Palatin gleich einem der Zeugnis ablegenden Brüder aus Antiochia.

Es frommt nichts, dass wir uns in unsere Museen einsperren oder zwischen unsere Bücher, oder dass wir mit rhythmischem Klang uns ein Schönheitsreich bauen in der Phantasie. Rom brennt! Der Brandgeruch hängt über all unseren Gedanken. Wie wir uns auch vor unserem eigenen prüfenden Auge verstecken mögen, die Fragen über Blüte und Verfall umschwirren uns wie Stockfreiche. Was eigentlich verstehen wir unter Barbaren, wenn nicht Menschen ohne Schönheitssinn und Selbstzucht, die das Aufreizende und Grobe lieben und ihren Subjectivismus die Kleider abwerfen lassen, ohne sich um Worte und Geberden zu kümmern? Passt das nicht auf uns? Schwere Faustschläge aus Schmiedehänden sind das Zeichen von Genie geworden, und die nach allen Seiten hin schützende Glasglocke des Maßhaltens über eine solche Sensitive, wie es die Wahrheit ist, zu setzen, heißt verächtliche Schwäche. Kein Germane bemerkt in Luthers drastischen Zorn- und Heiterkeitsausbrüchen eine Schwäche, dagegen liegt es aber in seinen Rasseinstincten, in jedem Atticismus, mit dessen Beistand die Classicität möglicherweise Land gewinnen konnte, kraftlosen Blutmangel oder eine Convenienztugend aus dem Salon zu wittern. Welch unveredeltes Rohproduct ist doch Bismarck geblieben! Unwillkürlich hinterlassen all die zahllosen Anekdoten der Debatten vor dem belagerten Paris dem Zuhörer die Vorstellung, dass die eigentlichen vornehmen Herren die Franzosen waren und dass sie just darum verblüfft und überstimmt wurden. Die Germanen lieben Ehrlichkeit, aber eben darin, dass sie die Ehrlichkeit am liebsten in einer gewissen Grobkörnigkeit suchen, verrathen sich ihre innersten Geheimnisse. Schon das Studentenleben legt unter nördlichen Luftstrichen gröbere Farben an und erzieht die künftigen Staatsbürger zu einem stetigen Schwanken zwischen Sentimentalität und Geschmack für das Simple. Die französischen Pseudoclassici, die in Boileaus Art poétique ein Kriterium des Genius und guten Geschmacks zu besitzen glaubten, konnten nicht dogmatischer sein als wir, die wir mit Travestien aller Art aufgezogen und in dem Tumult der Achtzigerjahre geschult wurden. Der Unterschied ist nur der, dass unsere Vorurtheile den ihrigen stricte entgegengesetzt sind. Selbst was den Schmerz anbelangt, spielt der germanische Subjectivismus die erste Geige, so dass es uns schwächlich und uninteressant erscheinen will, gleich gewissen Römern ohne eine Muskelzuckung die Hand über dem Feuer verkohlen zu lassen. Statt dessen geht der Wettstreit unseres Talentes dahin, nach Kräften zu schreien, und wer am ärgsten schreit, ist der Größte. Also: das Unbeherrschte ist Vorbild geworden, die Barbarei ist zum Feldzeichen erhöht.

Indes der Weltkampf zwischen Classicität und Germanismus am röthesten flackert, erwacht im Geiste die alte Sage von der Heerfahrt der Giganten gegen Zeus. Diesmal aber stammen die glühenden Eichenbäume, die über den Olymp geschleudert werden, aus dem Harz und Thüringen und die Felsblöcke aus dem Seveberge, und das dumpfgrollende Erdbeben kommt von dem großen Heidelberger Weinfass, das die Angreifer vor sich her rollen. Einer der damaligen Giganten hieß Alkyoneus, ein Name, der die Phantasie beinahe zu dem altdeutschen Männernamen Alknin leitet, und es war das Seltsame an diesem Riesen, dass, solange er auf heimatlichem Boden stritt, niemand ihn übermannen konnte. Ob er nicht etwa heutigentags noch lebt mit seiner Liebe zur vätererererbten Scholle und dem germanischen Blut in den Adern und, erst gebunden und zu den Kunstschätzen der classischen Länder entführt, seine Kraft einbüßt!

---

# Um Goethe.

Es hat sich im neunzehnten Jahrhundert mancherlei ereignet, das uns zwar ganz gewiss nicht von Goethe, aber doch von einigen seiner Pfade abdrängen musste. Dann sind wir vor ihn hingetreten und haben ihm das gesagt, nicht als Abtrünnige und nicht als Naseweise, sondern als Männer, die etwas mit ihrem Gewissen abzumachen hatten. Manche freilich meinen, dieses sei nicht erlaubt. Die Wege der deutschen Dichtung und Cultur seien ein- für allemal durch Goethe festgelegt: und sie haben dabei nicht bedacht, dass doch auch Luther und Beethoven zu unseren Ahnen gehören, dass wir mit Schopenhauer und Richard Wagner haben ringen müssen, wie stark unsere Gemüther und Willenskräfte durch Bismarck, unser Geistesleben durch Nietzsche neuerdings bewegt worden sind, und wie wir doch auch mit der lockend erblühten, an überraschenden Fruchtkeimen so reichen Auslandskunst uns haben auseinandersetzen müssen.

Und gerade jetzt erscheint wieder ein Büchlein, thut grausig bärbeißig und möchte uns mit Armen und Beinen an den lieben Goethe wie an unser Schicksalskreuz festnageln. „Mehr Goethe" heißt das Büchlein,*) und als Verfasser zeichnet ein Herr Rudolf Huch. Herr Huch hat es sich zum Ziele gesetzt, ein lustiges Scherbengericht zu halten, um als echter Zauberlehrling mit dem Kehrbesen seines Meisters die Schwelle zum deutschen Dichterparnass gründlich reinzufegen. „Passt einmal auf!" sagt er, und streift die Aermel hoch. Und dieses bloße Aermelhochstreifen erregt auf den Bänken der Zurückgebliebenen und Ueberholten bereits ein helles Gejauchz. „Endlich einer," rufen sie aus, „der es den Modernen, diesen verfluchten Kerls, mal gründlich zeigt! Und dabei ein so frommer Herr! Jeden Morgen und jeden Abend betet er inbrünstig zum alten Goethe." Ja, es ist ein schönes Ding um die Gesinnungstüchtigkeit. Und wer dazu noch ein bisschen behenden Witz hat und ein artig Stück Scrupellosigkeit, der kann es schon zu etwas bringen.

Ein bisschen Witz hat ja Herr Huch. Aber der stammt nicht von Goethe. Der rührt von einem heimlichen Mitarbeiter her, aus dessen reichem Arsenal Herr Huch seine Waffen bezogen hat. Das ist Herr Max Nordau in Paris. Ihm dürfte sich Herr Huch weitaus verwandter fühlen als Goethe'n. Gewiss ist Nordau ganz unvergleichlich viel consequenter, geschmeidiger, geistreicher und gefährlicher. Aber das ist ja manchmal so unter Verwandtschaften. Darum macht Herr Huch ja auch nicht viel Gerede davon. „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."

Von Nordau hat Huch den „pathologischen" Tic. Er sagt nicht direct „Entartung", aber er sagt doch „Hysterie", und meint, das sei die wesentlichste Eigenschaft dessen, was die Modernen als Verfeinerung und Beseelung bezeichneten. Von Nordau hat Huch auch die blinde Voreingenommenheit, die in Bausch und Bogen verwirft und alles gleich zu Schanden machen will. Was er dagegen von Goethe hat, ist schwer zu sagen. Nun, jedenfalls eines: den Titel! Aber sonst ist Goethe fast nur ein blendendes Ornamentstück für ihn, der bestechende Aufputz, mit dem er den

*) Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin. Ende 1899.

Leuten etwas vorgaukelt. Er geht gleichsam nur katzbuckelnd um ihn herum, um ein gnädiges Lächeln verlegen, das ihm Muth machen soll.

Und noch einer ist da, dem Herr Huch für die Anlage des Werkchens und für viel Leichtigkeit in der Ausdrucksweise sich ganz außerordentlich verpflichtet fühlen müsste. Das ist Friedrich Nietzsche. Aber gerade der kommt am übelsten weg. Herr Huch sieht in ihm seinen Erzwidersacher, das schlimme Karnickel, das den ganzen modernen Unfug auf dem Gewissen hat. Wie oft werden wir es denn noch erleben müssen, dass man Nietzsches tragisches Schlussschicksal gegen das ungeheure Lebenswerk des genialen Mannes ausspielt? Ist denn die Scham so aus aller Polemik verschwunden, dass man immer wieder sich damit hervorwagt, Dinge, die einem bei Nietzsche in die Quere kommen, hochfahrend vor das Forum des Arztes zu verweisen? Als ob der „Fall Nietzsche“ nicht das verwickeltste psychologische Problem wäre, das die neuere Geistesgeschichte kennt! Das mit Schlagworten wie „pathologisch“, „hysterisch“, „größenwahnsinnig“ abthun zu wollen, ist nicht nur unglaublich kurzsichtig und frivol, sondern es ist auch unaufrichtig und heuchlerisch. In der That zweifelt heute niemand mehr an der überragenden Bedeutung und durchaus genialen Anlage des Mannes, und ganz gewiss nicht ein Gegner von irgendwelcher Bedeutung. Aber es ist so sehr viel Unbequemes bei Nietzsche, Problematisches und Scharfsinniges, in seinen Consequenzen oft Erschreckendes, mit dem man sich damit am einfachsten auseinandersetzt, dass man es für krankhaft erklärt. Ach ja, das Wörtlein „krankhaft“ schreibt sich sehr leicht hin, und doch gibt es uns einen der schwankendsten Begriffe, die wir heute kennen. Was bei einem Ochsen krankhaft ist, ist es nicht bei einem Gott, um ein bekanntes antikes Sprichwort entsprechend abzuwandeln. Und auch das ist noch keineswegs klar, ob sich nicht eine höhere und feinere Art von Gesundheit, nämlich eine solche, die gegen viele heut noch giltige Giftstoffe immun wäre, zunächst in gewissen Krankheitsformen äußert. Symptome beweisen nicht immer das Gleiche. Dies sollten namentlich die Herren Mediciner wissen. Und wenn gewisse Symptome bei Geisteskrankheiten und Entarteten beobachtet wurden, so sind damit noch nicht alle geisteskrank oder entartet, bei denen die gleichen Symptome, wenn auch in ganz anderer Complexion, unter ganz anderen Grundbedingungen vorkommen.

Schließlich kommt man dazu, jegliches Uebermaß, jede gesteigerte Empfindlichkeit, die uns beim Künstler begegnen, und die von der Grundart seines Wesens nicht loszulösen sind, unter die Anklage des Pathologischen zu stellen. Aber dann verschanze man sich nur nicht hinter Goethe! Die Ruhe dieses Weisen war, ach, wie schwer! erkämpft. Wer den „Werther“ und den „Tasso“ geschrieben, wer in die Problementiefe der „Wahlverwandtschaften“ sich eingebohrt hat, der hatte auch seinen Keim des Pathologischen in sich. Und vielleicht war Goethe gerade darum gegen den Ausdruck des Pathologischen — indes mehr bei anderen als bei sich selbst! — so behutsam, weil er die Erinnyen nicht wecken wollte, die in seinem Blute schliefen. Dass er aber trotzdem es gewagt hat, mit den Erinnyen zu kämpfen, das wollen wir ihm ewig danken. Denn wir verdanken dem seine herrlichsten Dichterwerke.

Also lasse man auch Nietzsche endlich mit dem blöden Vorwurf des „Pathologischen“ zufrieden! Und widme man sich der unendlich viel fruchtbareren Arbeit, hinter dem scheinhaft Pathologischen, dort, wo es einem aufstößt, den treibenden Pulsschlag eines erhöhten Gesundheitsgefühles zu erkennen. Wäre nicht eine sehr gesunde Naturanlage in Nietzsche gewesen, wie hätte er der ihn beschleichenden Krankheit so lange widerstehen, wie hätte er sie mit dieser heldenhaften Heiterkeit auf sich nehmen, und wie hätte er sich zu einem so entschlossenen Gesundheitssucher und Gesundheitsverkündiger entwickeln können! Das müssen helle und zähe Urinstincte gewesen sein, die sich mit solcher Tapferkeit wider die erstickende Krankheitsumgarnung aufgelehnt haben. Und so ist es auch mit dem „Femininen“, das Herr Huch bei Nietzsche so stark unterstreicht, als ob er es zuerst entdeckt habe. Etwas Feminines ist in jeder Künstlerseele, wenn man nämlich das Zarte, Empfindliche, Bewegliche mit diesem Wort bezeichnen will. Auch Goethe hat es gehabt und verdankte dieser Eigenschaft sehr viel, nämlich vor allem sein fast rein instincthaftes Erfassen der Weibnatur. Schiller besaß es in weit minderem Grade und hat darum in seinem Gefühl gegenüber dem Weiblich-Natürlichen so vielfach geirrt. Nietzsche wiederum hatte es sehr stark und hatte darum für das Intimste des Weibwesens so feine Fühlhörner. Wenn Huch ihm die Berechtigung, über das Weib mitzureden, absprechen will, mit der eleganten Bemerkung, er sei ein „Säulenheiliger“ gewesen, der „nie eine Hetäre gesehen“ habe, so beweist er damit, von der Leichtfertigkeit seiner Behauptung völlig abgesehen, einen sehr mangelhaft geschulten psychologischen Blick. Gerade weil Nietzsche in einigen Wesensbeziehungen „feminin“ empfand, hat er über Frauennatur soviel Wahres und Tiefes aussagen können. Wo er hingegen spinnfindig und willkürlich wird, da spricht der Mann aus ihm, der verwegene und experimentierlustige Architekt der Gedanken, dem es auf ein Wagnis mehr oder weniger nicht mehr ankam. In seinem Muth zum Irrthum ist Nietzsche durchaus männlich. Und wenn Huch diese Eigenschaft „Scholasticismus“ nennt, so richtet er damit bloß eine neue Begriffsverwirrung an. Nietzsche liebt es, seine Gedanken gelegentlich auch einmal umzustülpen, nicht aus scholastischer Formspielerei, sondern um es auch auf diesem Wege zu versuchen, der Wahrheit beizukommen. Er war eben mit Dostojewsky der Ueberzeugung, dass man sich nicht zu scheuen brauche, „sich zur Wahrheit durchzulügen“.

Ein großer Hauptschlag wird natürlich auch gegen Hauptmann geführt, den Dichter des (sic!) „Florian von Geiersberg“, und ebenso schlimm geht es einem Dichter, den Herr Huch „Mäterlinck“ nennt. Dass er für Maeterlinck kein Verständnis hat, möge ihm weiter nicht übelgenommen werden. Maeterlinck wird von sehr wenigen verstanden und von diesen meist ganz kritiklos verhimmelt. Aber Hauptmanns Größe zu begreifen, sollte einem Deutschen denn doch nicht schwer fallen. Ihn aus seinen Schulaufsätzen zu kritisieren, ist jedenfalls ein sehr merkwürdiger Standpunkt, und das Gesammturtheil, er sei „ein hübsches kleines Talent“, ist in seiner Milde gewiss recht ansprechend. Nicht wohlriechender ist die Scholle Unrath, die dem alten Fontane in sein frisches Grab nachgeworfen wird, und wenn zu guterletzt auch noch Wildenbruch herbemüht wird, und eine Schar von Mitarbeitern der „Romanwelt“, so ist die bunte Reihe voll.

So sieht also das Gericht aus, das Herr Rudolf Huch im Namen Goethes gehalten hat. Ob der Olympier dem zunicken wird? Wohl noch nicht einmal über das, was Huch in wiederholten Ausfällen wider das bestgehasste Berlin vorbringt! Denn, wenn auch Goethe auf Berlin nicht gut zu sprechen war, so war er doch seinem ganzen Wesen nach ein viel zu moderner Mensch, um für die weltgeschichtliche Größe, zu der sich Berlin heute emporgeschwungen hat, ein kleinliches Absprechen zu haben. Wer ist aber nun Herr Huch selber, um also absprechen zu dürfen? Nun, ein am Wege Stehender! Und da sieht er etwas sich abspielen und weiß nicht was. Und vielleicht ärgert ihn auch, dass er selber nicht mitthut. Da hat er sich denn immer mehr zum kritischen Don Quixote ausgebildet, der, wo er nicht Windmühlen für Riesen und Riesen für Windmühlen hält, mit ganz besonderer Vorliebe offene Thüren einrennt. Vielleicht würde Herr Huch, der sich ja gelegentlich auch als kluger und findiger Kopf zeigt (zum Beispiel in dem Capitel „Intermezzo“ und in dem, was er S. 93 über „Werther“ sagt), vielleicht würde er, wenn er etwas mehr Fühlung mit den wirklich führenden und bewegenden Kreisen unserer Gegenwart-Literatur hätte, zu ganz anderen Anschauungen gelangen. Vielleicht! Solchen Herren ist ja niemals ganz über den Weg zu trauen.

Franz Servaes.

---

## Ruskin.

Als neulich die Nachricht vom Tode Ruskins kam, überraschte fast, dass er noch immer gelebt hatte. Denn seit einem Menschenalter war er eine historische Figur. Legenden hatten seinen Namen umwoben. Wenn er zuweilen noch eine Encyklika erließ, um den Bau einer Eisenbahn zu verhindern, das Spinnrad zu empfehlen oder die Vivisection zu verfluchen, so war es, als klänge eine Stimme aus der Unterwelt herauf. Nur noch als Spirit weilte er unter den Lebenden. Man kann sich kaum vorstellen, dass erst vor acht Tagen ein Mann gestorben ist, der Turner kannte, ein Mann, der todten Classikern, wie Rossetti und Millais, Protector und väterlicher Freund gewesen.

Ruskins erstes Auftreten fiel in die Tage der Romantik. Sein Vater war ein reicher Weinhändler, der, nachdem er vom Geschäft sich zurückgezogen, das Nomadenleben des reisenden Engländers führte, bald am Rhein oder in der Schweiz, in Frankreich oder Italien auftauchte. So lernte Ruskin alle Museen der Welt schon als Knabe kennen. Und namentlich die Natur enthüllte sich ihm. Mit dem Skizzenbuch trieb er sich an den Ufern des Genfersees und in den Felsenwüsten von Chamounix herum. Unter dem Mikroskop studierte er Pflanzen und Steine. Naturwissenschaftliche Arbeiten — unter dem Pseudonym Κατὰ φύσιν erschienen — waren seine ersten Schriften. Und diese Erziehung in der freien Natur wurde auch für den Kunstschriftsteller wichtig.

England stand in den Dreißigerjahren unter dem Zeichen einer declamatorischen Historienmalerei. Prangend saucige Asphaltfarben liebte man und bombastisch schwungvolle Geberden. Ruskin, an der Natur geschult, hasste die Manieriertheit dieser Kunst. Da die Natur das Urbild alles Schönen sei, müsse ihr der Künstler mit der Demuth mittelalterlicher Miniaturmaler nahen. Nie könne er hoffen, sie zu übertreffen. Die erste beste lebende Engländerin sei schöner als die berühmteste griechische Statue. Aus dieser Gesinnung heraus wurde sein erstes Hauptwerk, die „Modern Painters“, geboren, dessen ersten Band er 1843, 24 Jahre alt, herausgab. Eine Kriegserklärung gegen alles, was damals den Geschmack beherrschte. Denn an der Spitze des ästhetischen Katechismus stand wie in Frankreich und Deutschland das Cinquecento. Künstler, wie Etty

und Eastlake, strebten nach majestätischem Adel der Linie oder bemühten sich, das Geheimnis der blühenden Farbe zu ergründen, die leuchtend von venezianischen Frauenkörpern strahlt. Für Ruskin bedeutete das Cinquecento eine Verfallzeit. Rafael namentlich galt ihm als Abtrünniger der wahren Kunst. Den Routiniers, die „die Natur schändeten", indem sie sie zu verschönern wähnten, stellte er die Primitiven entgegen. Das Quattrocento war ihm die Heroenzeit der Kunst, jene Epoche, als „Naturfrömmigkeit" die Künstler beseelte, als jeder Käfer und jedes Blatt, jeder Stein und jeder Thautropfen gleichsam einen Heiligenschein trug.

Es ist schwer zu sagen, inwieweit diese Gedanken originell waren oder aus den Werkstätten der Künstler kamen. Denn die Stimmung lag in der Luft. Längst waren in Deutschland die Nazarener aufgetreten, die in Reaction gegen den Mengs'schen Classicismus sich an der treuherzigen Eckigkeit der alten Deutschen begeisterten. Auch in England gährte es. Vier junge Leute, Rossetti, Millais, Holman Hunt und Woolner, hatten Kupferstiche nach Fresken Benozzo Gozzolis in die Hand bekommen und waren Feuer und Flamme für die schlichte Naturwahrheit, die stille Gefühlsseligkeit dieser Werke. Mit einer Reihe anderer begründeten sie die Praerafaelitenbruderschaft und traten 1848 zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit. Gellender Hohn empfieng sie. Alle Kritiker Englands verkündeten, es sei die tollste Farce, die je reclamesüchtige Jünglinge sich erlaubt. Daraufhin gründeten die Praerafaeliten eine Zeitschrift, um das, was sie mit dem Pinsel nicht hatten sagen können, mit der Feder zu beweisen. Doch man lachte weiter. Da erschienen in der „Times" die berühmten Briefe Ruskins. Was die jungen Leute anstrebten, sei dasselbe, was er schon lange gepredigt hätte. Und das Publicum sei nicht consequent, wenn es vor neuen Bildern lache, während es vor alten, die ganz ähnlich wären, in den Museen mit pflichtschuldiger Bewunderung stünde. Alles war in solchem Commandoton, mit so selbstsicherer Ueberzeugung gesagt, dass eine bezwingende Gewalt von den Worten ausgieng. Die Praerafaeliten hatten ihre Schlacht gewonnen, und Ruskin, ihr Champion, war fortan der erste Kritiker Englands.

Welche Macht er hatte, wie schnell er der unfehlbare Kunstpapst ward, zeigte sich in weniger erfreulicher Weise später, als der Whistlerprocess durch die Zeitungen gieng. Whistler war gerade von Paris nach London übergesiedelt, und Ruskin stürzte sich mit Tigersprüngen auf den Ankömmling. Er, der mit Turner einst für Licht und Luft geschwärmt, empfand es nicht als Widerspruch, nun das Gegentheil zu sagen. Eine Malerei, die alle Linien auflöse, sei keine Kunst. Billige Fexereien könnten als Bilder nicht gelten. Whistler verklagt ihn. Sachverständige werden beigezogen. Und alle unterscheiben ehrfurchtsvoll die Worte Ruskins. Ganz England stellt dem „König der Kritik" ein Vertrauensvotum aus.

Doch Ruskins Einfluss reichte viel weiter. In keiner Kirche, keinem Museum Italiens konnte man in den Achtzigerjahren weilen, ohne dass er unsichtbar zugegen war. Denn jene rothen Bändchen, mit denen ästhetische Damen vor den Bildern der Primitiven saßen, waren Schriften Ruskins. Keine moderne Ausstellung konnte man betreten, ohne dass — in den englischen Sälen — Ruskins Geist über allem schwebte. Denn wenn die englische Malerei noch heute jede Berührung mit dem arbeitenden Leben meidet, wenn nie Eisenbahnen, Maschinen oder Fabriken gemalt werden, so geht das zurück auf die Lehren Ruskins, dass nur die jungfräuliche, vom Industrialismus ungeschändete Natur ein würdiger Gegenstand der Kunst sein könne. Selbst bei ganz anderen Gelegenheiten wurde man immer wieder an Ruskin erinnert. Denn lange Zeit gehörte es in den vornehmen Kreisen Londons zum guten Ton, nur „Ruskin-Leinen" zu verwenden, Tischtücher und Servietten, die mit dem Spinnrad in der von Ruskin gegründeten Arbeitercolonie hergestellt waren.

Dem Nichtengländer ist es schwer, zu erkennen, weshalb eigentlich eine so fascinierende Wirkung von diesem Manne ausgieng. Denn auf uns wirken Ruskins Schriften wenig anziehend. Wir erleben es zuweilen, dass gut geschriebene Bücher Erfolg haben. Ruskin ist weder ein feinsinniger Essayist wie Grimm, noch ein geistvoller Erzähler wie Justi. Nicht einmal an Gelehrsamkeit kann er mit Männern wie Bode oder Müntz sich messen. Und noch weniger ist er Historiker. Es liegt ihm fern, unparteiisch den Epochen gegenüberzutreten, aus der Cultur jedes Zeitalters die Kunst zu erklären. Wie ein Kämpfer stürzt er sich in die Arena, lobt das eine, tadelt das andere, und oft im nächsten Buch das, wofür er im vorhergehenden gestritten. Es wird erzählt, als er 1870 seine Antrittsvorlesung in Oxford hielt — zu der Verehrer über den Ocean gekommen waren — hätte er eine zeitlang in feierlichem Talar ein Stück seines Manuscriptes verlesen, dann plötzlich den Talar abgeworfen, das Manuscript in die Tasche gesteckt und aus dem Stegreif darauf losgedonnert: über alles, immer geistreich, nur über das nicht, was in den Vortrag gehörte. Von derselben Planlosigkeit sind seine Bücher. Nur den ersten Werken, den „Modern Painters" und den „Seven Lamps of Architecture" liegt eine gewisse Disposition zugrunde. Später fehlt jedes feste Gerüst. Wie er nur Titel wählt, die zu nichts verpflichten — Tentation, die Königin der Luft, Munera Pulveris, Sesam und die Lilien, Aratra Pentelici, Ariadne Florentina — scheint der Inhalt eine Zusammenballung wirr zusammengewürfelter Gedanken. Er theilt in Capitel ein, numeriert nach Paragraphen, markiert äußerlich einen logischen Aufbau. Trotzdem handelt es sich immer nur „of many things", wie er selbst einige Abschnitte überschreibt. Alle Facultäten mischen sich. Mehr als von Kunst ist von Zoologie und Botanik, von Gottesgelahrtheit und Mineralogie die Rede. Auch seine Art uns an der Hand zu nehmen und uns wie dummen Kindern mit der Miene der Unfehlbarkeit die selbstverständlichsten Dinge zu sagen, berührt oft mehr plump als geistvoll. Man glaubt eher einem Sonntagnachmittagsprediger oder einem Apostel der Heilsarmee als einem Aesthetiker zu lauschen.

Vielleicht liegt aber gerade darin für die Engländer der Reiz von Ruskins Schriften. Er brachte ihnen etwas, was sie noch nicht hatten. Denn die ganze Kunstliteratur Englands ist von unglaublicher Trockenheit. Ein nüchterner Matter of fact-Sinn reiht nackte Thatsachen aneinander. Ruskin wirkt neben diesen Schriftstellern, die öde Wissensfragmente anhäufen, wie ein Seher. Nie genügt es ihm, einfach zu erzählen, er *lebt* in den Dingen, von denen er spricht. Nie haftet er am einzelnen, sondern eröffnet überall weite Gesichtspunkte. Namentlich seine Reiseführer sind voll von jenen Gedanken, die blitzartig ganze Epochen beleuchten. Manches scheint orakelhaft dunkel, manches so verdreht, dass man aufschreien möchte. Aber auch diese paradoxen Dinge sind ihm Mittel zum Zweck. Indem er zum Nachdenken anregt oder Widerspruch herausfordert, zwingt er den Leser in seinen Bann. Unklar als Forscher, einseitig als Kritiker, ist er der größte Agitator, der jemals über Kunst geschrieben. In keinem Kunstgelehrten, sondern in Tolstoi hat er sein Gegenstück.

In dieser agitatorischen, erziehlichen Thätigkeit liegt wohl sein bleibendes Verdienst. Er zuerst warf jene Gedanken auf, die heute in Deutschland die Besten beschäftigen. Der Künstler schwebt in der Luft, wenn nicht ein Publicum da ist, ihn zu würdigen. Dieses Publicum heranzuziehen, war die Aufgabe seines Lebens. Durch ihn ist England, das unkünstlerische England, das Vaterland vornehmsten Kunstempfindens geworden. Denn Ruskin beschränkte sich nicht darauf, seine Bücher zu schreiben, sondern setzte das Geschriebene in die That um. Liest man von der Art, wie er seine Gedanken zu Geld machte, von dem unglaublichen Geschick, mit dem er seine Werke vertrieb, so dass sie Summen abwarfen, die nie ein Schriftsteller erzielte, so ist man versucht, ihn für einen Unternehmer zu halten, der mit Geistesproducten wie mit Börsenpapieren speculiert. Doch der Gedanke kehrt sich in sein Gegentheil um, wenn man weiter erfährt, wie er seine Einnahmen verwendete. Nichts behielt er für sich. Alles sollte ihm nur helfen, sein Ideal ästhetischer Menschenerziehung zu verwirklichen. Gleich als er 1870 Professor in Oxford wurde, übernahm er sein Amt nur unter der Bedingung, dass gleichzeitig eine Kunstschule errichtet würde, und schenkte selbst die Hälfte des Capitals. Mit Rossetti zusammen ertheilte er abends den Zeichenunterricht, und aus seiner Schule giengen die größten kunstgewerblichen Zeichner des modernen England hervor. Auf die Bedeutung des Dilettantismus hat er lange vor Lichtwark hingewiesen und legte aus eigenen Mitteln Vorbildersammlungen an. Dann, nachdem er das Bürgerthum gewonnen hatte, wendete er sich an die Arbeiter. Die „Fors clavigera", Briefe an die arbeitenden Classen, erschienen. Mitten im Kohlenrevier, in Sheffield, der rauchigen Fabriksstadt, wurde das „Ruskin-Museum für Arbeiter" begründet. Doch auch die Kunst ins Volk zu tragen genügte ihm noch nicht. Wie d'Annunzio wollte er überhaupt der „Deputierte der Schönheit" sein. Denn — dahin führte weiter sein Gedankengang: Wozu dient es, in den Museen Statuen aufzustellen, wenn man doch duldet, dass der lebende Mensch seine Schönheit verliert, dass geistlose Maschinenarbeit aus dem Ebenbilde Gottes ein blödes, hässliches Wesen macht? Wozu dient es, Landschaften in den Gallerien aufzuhängen, wenn man doch duldet, dass die Natur selber durch den Industrialismus geschändet wird? Nicht nur in den Museen muss das Schöne gezeigt, auch im Leben muss das Hässliche bekämpft werden.

Ruskin ist in diesem Kampf gegen den Industrialismus, in seiner Abweisung aller technischen Errungenschaften des Jahrhunderts zuweilen eine groteske Figur geworden. Man lachte, wenn man den alten Herrn wie einen Grandseigneur des 18. Jahrhunderts in der Coach seine Reisen machen sah, nur weil er die unästhetischen Eisenbahnen vermeiden wollte. Man lachte, wenn seine Bücher statt in der Eisenbahn in Karren von der Druckerei in Orpington nach dem Londoner Verkaufshaus expediert wurden. Große Künstler haben längst die Poesie der Maschinen gezeigt. Turner schon, dem Ruskins erste Hymnen gegolten, hatte die Locomotive, das glühäugige Ungethüm des 19. Jahrhunderts, gefeiert. Die moderne Landschaftsmalerei entdeckte ein neues und nicht ihr schlechtestes Feld, als sie mit Raffaelli begann, den melancholischen Reiz jener armen Gegenden zu malen, denen die Gasometer und die Fabrikschlöte ihre „Schönheit" genommen.

Aber wie er Romantiker blieb in seinem Kampf gegen das Moderne, weist er als Volkserzieher in das 20. Jahrhundert hinüber. Prophezeiungen sind ja unsichere Dinge. Doch voraussehen lässt sich,

dass der Emancipation des „dritten Standes" die des vierten folgen wird. Das 19. Jahrhundert war das der Bourgeoisie. Die kunstgewerbliche Bewegung, die sich heute vollzieht, scheint der letzte Act eines großen Dramas zu sein. Dann, wenn das Bürgerthum für alle Lebensäußerungen seinen „Stil" gefunden, wird der Arbeiter kommen. Und unter denen, die ihm den Weg in die Kunstwelt bahnten, wird Ruskin an erster Stelle zu nennen sein.

Richard Muther.

## Es war einmal . . .

Unter den Wiener Componisten der jüngeren Generation beginnt es sich zu regen. Immer häufiger hört man von neuen Talenten, die berufen sein dürften, eine hervorragende Stellung in der Musikliteratur einzunehmen. Unter ihnen ist Zemlinsky eines der bedeutendsten. Die ersten Lorbeeren hat er schon früher errungen: zweimal wurde ihm in einem künstlerischen Wettkampf der Preis zugesprochen, einmal für eine Symphonie, ein andermal für eine Oper. Nun öffneten sich seinem zweiten Bühnenwerke „Es war einmal . . ." gleich die Pforten der Hofoper. Es fand am 22. Jänner seine erste Aufführung.

Das Sujet der Oper kam der Geschmacksrichtung des Publicums entgegen. Seit Humperdincks „Hänsel und Gretel" und Siegfried Wagners „Bärenhäuter" sind die Märchenopern bei uns beliebt geworden. Der Textdichter Maximilian Singer, der sein Werk nach Holger Drachmanns gleichnamiger Komödie mit viel Geschick gearbeitet hat und sich einer gewählten Sprache bediente, hat dem Componisten vortheilhaft in die Hände gearbeitet. Allerdings hat dieser Text auch seine Schattenseiten, denn die dramatischen Verwickelungen entstehen darin durch verschiedene Verkleidungen des Prinzen von Norderland, in denen er von der Prinzessin nicht erkannt wird. Das liest sich sehr gut im Märchen, ist aber bei der Darstellung auf der Bühne weniger glaubwürdig, wenn nicht gar unwahrscheinlich. Indes sind wir in der Märchenoper gerne bereit, die Dinge nicht zu streng zu nehmen.

Die Musik hält sich ganz im Stile der letzten Werke Wagners. Ueber diesen Stil wird wohl keiner der jüngeren Componisten ganz hinauskommen, aber indem er sich ihm ergibt, begibt er sich zugleich in die größte Gefahr, die dem modernen Künstler überhaupt erwachsen kann. Wagner hat sich ihn für seine Phantasie geschaffen, sein Inhalt zeugte die Form. Er gieng dabei theoretisch von dem Gedanken aus, die sogenannte Nummerncomposition, die Aneinanderreihung abgeschlossener, für sich bestehender Musikstücke aufzugeben, und den ganzen Act in einem großen Zuge durchzucomponieren. Selbst der Unterschied zwischen Recitativ und Arie, declamatorischem und lyrischem Stil wurde aufgehoben, die sonst lediglich nach dem Sprachrhythmus recitierten Stellen wurden musikalischer und durch reiche Orchesterfarben illustriert, die lyrischen waren declamatorischer gehalten. In der Praxis aber sah dieses Princip wesentlich anders aus als in der Theorie, denn Wagner hatte noch das alte Nummernbewusstsein im Kopf, nach dem er früher zu componieren gewohnt war. Er durchbrach zwar diese Form zu Gunsten des dramatischen Fortgangs, indem er die Grenzen der einzelnen Stücke verwischte und sie selbst mit unerreichter Meisterschaft in einander übergehen ließ, aber die alten Nummern, die festen Kernpunkte, die musikalischen Inseln, waren doch dem Wesen nach vorhanden. Sie waren wohl schwerer zu finden und herauszuheben als in der classischen Oper, aber sie waren an ihrer Wirkung zu erkennen und leuchteten hell aus den ewig bewegten Fluten des Orchesters heraus. Ganz deutlich ist diese Structur in den Meistersingern, aber auch im Tristan, dem wagnerischesten aller Wagner-Werke, im Nibelungenring und im Parsifal sind sie unverkennbar und für Concertaufführungen unzähligemale einzeln hervorgezogen worden. Diesbezüglich erlaube ich mir die Worte Wagners anzuführen, die der gegenwärtigen Generation entschwunden zu sein scheinen: „Die augenblickliche klare Erfassung einer ganzen Leidenschaft auf der Bühne wird bei weitem erleichtert werden, wenn sie eben ganz, mit allen Nebengefühlen und Nebenempfindungen, mit einem festen Striche in eine klare fassliche Melodie gebracht wird, als wenn sie durch hundert kleine Commentationen, durch diese und jene harmonische Nuance, durch das Hineinreden dieses und jenes Instrumentes verbaut und endlich ganz hinweggeklügelt wird." Diese Eigenthümlichkeit der Arbeit Wagners haben seine Epigonen vollständig übersehen. Sie fangen alle schon zu componieren an, bevor sie noch den nöthigen Schatz concreter musikalischer Ideen angesammelt haben. Sie meinen wohl, diese Ideen werden sich im Laufe der Arbeit von selbst herausgestalten. Aber es ist doch etwas anderes, ob man über fest ausgearbeitete Themen phantasiert oder ob man mit der vagen Phantasie erst auf ein Ziel losgeht. Die Folge dieser letzteren Methode ist zwar ein beständiger Fluss des orchestralen Theiles, ein ewiges Schäumen und Wogen, aber es kommt zu keiner festen Gestalt, es tritt keine sichere Insel hervor, an der die Phantasie landen könnte. Der schließliche Eindruck ist dann trotz aller Pracht des Orchesters doch der der Leere. Es ist, als wenn die Componisten gleich mit Rhapsodien anfangen wollten, statt mit den festen Formen der Sonate oder meinetwegen einem selbst ersonnenen Schema. Sie lernen dann nicht gestalten, und ihr Werk ist schon in nichts zerronnen, bevor wir es noch genießen können. Ich bin weit entfernt, dem Künstler eine bestimmte Form vorzuschreiben, aber die jungen Componisten täuschen und schaden sich nur selbst, wenn sie schon zu componieren beginnen, bevor sich noch ihre Phantasie um feste Punkte krystallisiert hat. Hat doch auch Humperdincks Werk nur dadurch so großen Erfolg errungen, dass es solche Kernpunkte in den volksthümlichen Anklängen in genügender Anzahl gefunden hat. Wenn aber bei Zemlinsky einmal eine greifbare Idee auftaucht, so ist es leider fast stets eine Reminiscenz. Die Blumenmädchen, der Feuerzauber, das Tarnhelmmotiv ziehen wiederholt an uns vorüber, nur im letzten Act, während der Volksscenen, leuchten kleine musikalische Flimmer auf, aber sie sind zu schwach und kommen zu spät. Und gerade darin ist das Publicum immer unerbittlich, darin liegt die Entscheidung über das Schicksal einer Oper: was sie uns musikalisch bietet, muss nicht nur ein sinnlich fesselnder, ich möchte sagen greifbarer Kern sein, es muss auch absolut neu, originell sein. Nur in der vollständigen Neuheit der Erfindung erblickt es einen Fortschritt; in diesem Punkte kann ich dem Publicum nicht ganz Unrecht geben. Von der Selbständigkeit und Frische der Erfindung geht der zündende Funke aus, der eine Oper belebt, und gerade er ist bei Zemlinsky vorläufig noch zu schwach, um das Publicum dauernd zu erwärmen.

Dabei verkenne ich keineswegs, dass Zemlinskys Oper große Vorzüge besitzt, die mir die Annahme des Werkes von Seiten der Hofoper begreiflich machen. Sie liegen vor allem in der vollständigen Beherrschung des orchestralen Theiles. Die Technik der Composition hat er sich in einer Weise zu eigen gemacht wie wenige seiner Kunstgenossen. Für seine Lehrer muss es eine aufrichtige Freude sein, zu sehen, auf wie fruchtbaren musikalischen Boden der künstlerische Samen gefallen ist. Darum ist auch mit der jüngsten Oper Zemlinskys Schicksal noch keineswegs besiegelt. Wer so viel kann wie er, von dem ist alle Augenblick zu erwarten, dass der unscheinbarste Keim, der in seinem Bereich niederfällt, prächtig gedeiht, wächst und die schönsten Früchte trägt. Aber der hoffnungsvolle Künstler möge in Zukunft seine Technik nicht früher verschwenden, als bis er sich innerlich genügend gesammelt hat, denn gerade in der Oper darf die Form eher versagen als der Inhalt. Wie sehr Zemlinsky unsere anderen „Jungen" überragt, das sieht man am besten, wenn man sein Werk etwa mit dem Bärenhäuter vergleicht. Da gibt es keine vulgären Stellen wie bei Siegfried Wagner, keine krampfhaften Zuckungen und keine ausgeklügelte Effecthascherei. Zemlinsky arbeitet ruhig und sicher; damit beweist er am besten seine Reife und Ueberlegenheit.

Die neue Märchenoper, auf deren Einstudierung Director Mahler viel Sorgfalt verwendet hat, ist im wesentlichen ein großes Duett zwischen dem Prinzen von Norderland und der Prinzessin. Diesen gegenüber verschwinden alle übrigen zu Nebenfiguren, nur der Begleiter Caspar tritt einigemale durch groteske Komik hervor. Herr Hesch würde viel sympathischer wirken, wenn er sich den breiten bellenden Ansatz abgewöhnen könnte, der diesmal zu Zeiten recht störend wirkte. Die Darsteller der Hauptrollen hingegen, Fräulein Kurz und Herr Schmedes, waren über alle Kritik erhaben. Letzterer schuf abermals eine prächtige Gestalt, die mit seiner ganzen Individualität so innig zusammenhängt, dass man fast glauben möchte, nur er könne derartige Partien ganz zur Geltung bringen. Auch Fräulein Kurz hat ihr Talent in der schönsten Weise entwickelt, in ihrem Spiel lag tiefe Empfindung und ein herrlicher Klang in ihrer Stimme. Als sie in der letzten Scene in resignierender Beschämung ihren Namen nannte, da hat mich ihr schlichtes Geständnis daran erinnert, dass unsere Opernliteratur noch eine andere Kathrine kennt, deren nicht minder hartnäckiger Trotzkopf trotz aller Widerspenstigkeit schließlich doch gezähmt wird, wie in unserer neuesten Märchenoper. Was Fräulein Kurz bei Zemlinsky gelang, wird ihr bei Götz auch nicht schwer werden, und zu der älteren Oper werden wir ja gerne greifen, wenn wir, was zu befürchten ist, nicht viele neue finden. Für diesmal aber scheiden wir trotz aller Bedenken mit einer frohen Hoffnung, zu der uns das eminente Talent Zemlinskys berechtigt. Wenn wir auch sagen müssen, dass sein jüngstes Werk noch nicht das beste war, was wir verlangen dürfen, so brauchen wir ihn nur sich weiter entwickeln zu lassen und glauben doch: es wird einmal sein.

Richard Wallaschek.

# Die Woche.

### Ein neuer Roman von P. R. Landau.

Unter Berufung auf den § 19 des Pressgesetzes sendet uns zu dem in der Nummer der „Zeit" vom 30. December 1899 erschienenen Artikel „Mein Plagiat" Herr Dr. Paul Rafael Landau die folgende „Berichtigung" zu:

„Es ist nicht wahr, dass Herr Dr. Kanner das in der „Zeit" vom 30. December 1899 veröffentlichte, mit meiner Unterschrift versehene Schreiben von mir erhalten hat

Wahr ist vielmehr Folgendes:
Für den 9. December 1899, 1 Uhr nachmittags, hat der mit der Untersuchung in meiner Processsache gegen Herrn Dr. Kanner betraute Herr Landesgerichtsrath Dr. Wach, sowohl Herrn Dr. Kanner als auch mich in sein Bureau vorgeladen. Ich bin erschienen, während sich für Herrn Dr. Kanner der Redactionsdiener der „Zeit“ meldete und angab, Herr Dr. Kanner sei verreist und habe seine Vertretung an Herrn Doctor Gustav Harpner, Hof- und Gerichtsadvocaten, übertragen. Dieser ist auch alsbald erschienen. Herr Landesgerichtsrath Dr. Wach legte nun uns beiden nahe, die Processsache gütlich beizulegen und schlug einen Ausgleich in dem Sinne vor, dass zuerst Herr Dr. Kanner und dann ich eine entsprechende Erklärung abgeben. Wir stimmten beide principiell zu, doch behielt sich Herr Dr. Harpner vor, betreffs der Erklärung seines Clienten, des Herrn Dr. Kanner, noch mit diesem zu sprechen. Herr Dr. Harpner fügte hinzu, dass die Sache am besten außergerichtlich beglichen wird, worauf Herr Landesgerichtsrath Dr. Wach den Wunsch ausdrückte, dass dies jedenfalls vor Abschluss des Jahres geschehe. Am 15. December bekam ich eine Einladung von Herrn Dr. Harpner, dass ich ihn in seiner Kanzlei besuche. Am 16. December sprach ich bei ihm vor und da erklärte mir Herr Dr. Harpner, dass sein Client, Herr Doctor Kanner, die Sache ausgleichen wollte und bereit sei, mir eine Erklärung zu geben, wenn auch ich das Gleiche thun würde. Diese beiden Erklärungen hätten dann, fügte Herr Dr. Harpner hinzu, in der nächsten Nummer der „Zeit“ zu erscheinen, und zwar die des Herrn Dr. Kanner an erster Stelle und dann die meinige. Hierauf fassten nun Herr Dr. Harpner und ich die Erklärungen ab. In denselben wurde beiderseits der entstandene Process als die Folge eines Missverständnisses erklärt und sollte mit der Veröffentlichung beider Erklärungen die Sache für vollständig erledigt angesehen werden. Herr Dr. Harpner behielt sich noch vor, die Elaborate seinem Clienten zur Genehmigung vorzulegen und bat mich, ihn an einem der nächsten Tage zu besuchen. Als ich am 21. d. M. bei Herrn Dr. Harpner erschien, theilte er mir mit, dass Herr Dr. Kanner ursprünglich nur den Inhalt, aber nicht den Wortlaut der von ihm abzugebenden Erklärung acceptierte, doch geht aus einer an ihn gerichteten Zuschrift des Herrn Dr. Singer, Mitherausgebers der „Zeit“, de dato 18. December, hervor, dass sich Herr Dr. Kanner nunmehr vollständig unseren Vereinbarungen accommodiere.

Unter diesen Bedingungen habe ich auch am 23. December in der Kanzlei des Herrn Dr. Harpner, sowohl den veröffentlichten Brief als die Rücktrittsanmeldung von der Strafanzeige unterschrieben und beide Documente Herrn Dr. Harpner übergeben.

Es ist daher unwahr, dass ich mich selbst veranlasst gesehen habe, die Klage zurückzuziehen und den veröffentlichten Brief an Herrn Doctor Kanner zu richten. Dr. Saul Rafael Landau.“

Wichtiger als diese, ist eine Zuschrift, die wir dazu von unserem Rechtsanwalt Herrn Dr. Harpner, der Hauptfigur dieses Romanes, erhalten. Sie lautet:

„Geehrter Herr Doctor!

Sie übermitteln mir die Ihnen seitens des Herrn Dr. Saul Rafael Landau zugegangene sogenannte Berichtigung und wünschen, dass ich mich über dieselbe äußere.

Nun, diese Berichtigung hat zweifellos etwas Gutes an sich: sie zeigt nämlich wieder einmal in auffälliger Weise die von allen Einsichtigen längst erkannte Reformbedürftigkeit unseres veralteten Pressgesetzes, dessen § 19 bekanntlich eine periodische Druckschrift auch dann zur Aufnahme einer Berichtigung verhält, wenn der Inhalt der letzteren vollkommen unwahr ist.

Im übrigen ist die Berichtigung natürlich ganz unschädlich, denn die Leser der „Zeit“ kennen eben die erwähnte pressgesetzliche Bestimmung und überdies auch Herrn Dr. Saul Rafael Landau.

Es erübrigt mir demnach nur, Ihnen ganz kurz und bündig zu erklären:

Wie alle Berichtigungen ähnlichen Calibers enthält auch die vorliegende des Herrn Dr. Landau einige wenige unwesentliche, rein äußerliche Details, die wahr sind. Von diesen abgesehen, ist sie vom Anfang bis zum Ende unwahr.

Hochachtungsvoll

Wien, 25. Jänner 1900. Dr. Gustav Harpner.“

## Volkswirtschaftliches.

Der Kohlenarbeiterausstand greift immer mehr um sich und es ist keine Aussicht auf baldige Beilegung vorhanden. Die gutgemeinten Vermittelungsversuche der Regierung drohen an dem Uebermuthe der Kohlenmagnaten zu scheitern, welche unbekümmert um die unermesslichen Opfer, welche die Betriebseinstellung der Kohlenwerke der österreichischen Volkswirtschaft auferlegt, ihre Arbeiter durch wochenlangen Ausstand auszuhungern beabsichtigen, statt deren berechtigte Forderungen auch nur theilweise zu erfüllen. Besonders gilt dies für Kladno, wo die Werkbesitzer sich sogar weigern, das Einigungsamt zu beschicken, nachdem sie zum Strike dadurch getrieben haben, dass sie den Arbeitern nicht einmal eine Antwort ertheilt haben. Die Kohlenbarone pochen auf die brutale Macht, da sie den Forderungen der Arbeiter keine Argumente entgegenzusetzen haben. Die Lohnverhältnisse in den Kohlenrevieren haben wir vergangene Woche erörtert und mit denen der deutschen Kohlenreviere verglichen. Unsere Ausführungen sind seither sogar von dem Organ der Kohlenbarone, der „N. Fr. Pr.“, bestätigt worden, welche zugeben musste, dass die Durchschnittslöhne im böhmischen Steinkohlenrevier für die Steiger fl. 1·87, für die Hauer fl. 1·45, für jugendliche Arbeiter bis zu 50 kr. herab betrugen. Im Ostrauer Revier sind die Löhne noch niedriger. Seit dreißig Jahren sind sie nur unwesentlich gestiegen, trotz der inzwischen erfolgten enormen Steigerung der Lebensmittelpreise, der Lebensbedürfnisse der Arbeiter, der Preise der Kohlenwerte. Die subjective und objective Berechtigung einer ausgiebigen Lohnerhöhung kann demnach ernstlich nicht bestritten werden. Die Forderung nach Fixierung eines Minimallohnes mag eher zu Bedenken Anlass geben, da sie die Faulheit der schlechteren Arbeiterelemente zu unterstützen geeignet ist. Aber in diesem Punkte würden sich die Arbeiter wohl weniger unnachgiebig zeigen, wenn dafür die bestehende Misswirtschaft, dass die Arbeiter von besseren Gedingen vielfach zu schlechteren versetzt werden, aufhören würde. Die berechtigteste von allen Arbeiterforderungen ist aber gewiss die nach dem Achtstundentag. Die entsetzlichste, aufreibendste Arbeit ist ohne Zweifel die der Kohlenarbeiter. Die Sterblichkeit der Kohlenarbeiter ist eine ungewöhnlich große, und Kohlenarbeiter, welche ein höheres Alter als 40 Jahre erreichen, sind verhältnismäßig selten. Welchen Einfluss die Uebermüdung durch lange Arbeitszeit auf diese ohnedies unter so gesundheitsschädlichen Umständen arbeitenden Kohlengräber haben muss, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Aber da kommen die Kohlenbarone und erzählen, der Achtstundentag sei unmöglich. Nun, unmöglich ist er nicht, denn er existiert in zahlreichen Kohlengruben Deutschlands, Englands, Amerikas, ja selbst in Oesterreich in Köflach und in Trifail und sogar auch auf einem Schacht im mährisch-schlesischen Revier, auf dem Ignaz-Schacht in Ellgoth. In den Kohlengruben in Northumberland ist sogar nur siebenstündige Arbeitszeit allgemein in Geltung und die dortigen Kohlenwerke finden, dass die Leistung ihrer Arbeiter nicht geringer ist als die anderer mit zehn- und zwölfstündiger Arbeitszeit. Doch wozu bedarf es noch eines anderen Beweises: in Ostrau selbst war bis in die Siebzigerjahre der Achtstundentag in Geltung, und die Verlängerung der Arbeitszeit ist nur gegen Versprechung von höheren Löhnen, welches Versprechen aber nach kurzer Zeit von den Werken gebrochen wurde, von den damals noch ganz unwissenden Arbeitern zugestanden worden. Zu jener Zeit war auch der Gesundheitszustand der Arbeiter ein ganz anderer als heute. Und schließlich der Entschluss des Ackerbauministeriums, den ärarischen Bergarbeitern den Achtstundentag zu gewähren — wirklich einmal eine Regierungsmaßregel am rechten Platz — ist die stärkste Widerlegung der Behauptungen der Kohlenbarone. Dem engherzigen Standpunkt der Ausbeuter gegenüber, welchen das Leben und die Gesundheit der Arbeiter nichts gilt, welche sich nicht scheuen, die Gefahr einer allgemeinen Kohlennoth zu provocieren, ehe sie einen Brocken von ihren von Jahr zu Jahr steigenden Profiten abgeben würden, müsste die öffentliche Meinung wie ein Mann gegenüberstehen. Diesem Hochdruck der öffentlichen Entrüstung könnte auch der Uebermuth der Kohlenbarone nicht standhalten. Aber wo haben wir eine unabhängige Presse? Sind doch fast alle Blätter von dem Großcapital abhängig. Nur diese Abhängigkeit erklärt die kühle „Objectivität“, mit welcher unsere Bourgeoisblätter, allen voran die „N. Fr. Pr.“, dem Strike sich gegenüberstellen.

•

Eine fette Stelle kommt demnächst zur Besetzung: die des Gouverneurs der Oesterreichisch-Ungarischen Bank. Es ist dies durchaus nicht ein bloß repräsentativer Posten. Wichtiger denn je zuvor ist es heute, wo Ungarns Einfluss auf die Bank prädominierend geworden ist, dass für die fünf Jahre, welche ein Oesterreicher an der Spitze der Bank stehen wird, ein durchaus verlässlicher, nackensteifer, tüchtiger Fachmann zum Gouverneur ausersehen werde. In anderen Staaten wählt man für solche Stellen stets die hervorragendsten Fachmänner, bei uns sucht man die Candidaten unter den Bankerottierern der Politik, abgetakelten Ministern und Parteiführern. Und da für solche Herren der Gouverneursgehalt von jährlich 20.000 Gulden und freier Amtswohnung während der fünfjährigen Amtsthätigkeit offenbar noch nicht genug Entschädigung für die Entsagung auf die Fortsetzung ihres politischen Missthuns ist, so hat man die Gouverneurstellung noch pensionsfähig gemacht. Im Bankstatut steht zwar nichts davon, aber die Bankleitung hat die Pensionierung des Gouverneurs nach Ablauf der fünfjährigen Amtszeit im Einvernehmen mit den Regierungen beschlossen. Die Candidatenliste ist wirklich lieblich: Herr v. Plener, Dr. v. Bilinski, Dr. Kaizl, die Seelen dreier Ministerien, welche sich in gleicher Weise durch ihre verhängnisvolle Missregierung ausgezeichnet haben. Die Wahl unter ihnen mag der Regierung wirklich schwer fallen. Doctor v. Plener hat sich während seiner langen öffentlichen Wirksamkeit als ganz unfähig, Dr. Kaizl und Dr. v. Bilinski haben sich als zu allem fähig erwiesen. Herrn von Pleners Unfähigkeit in der Bank einen so weiten Spielraum zu gewähren, wäre bedenklich, Dr. Kaizls oder Dr. v. Bilinskis so sehr entwickelten Fähigkeiten ein solches Feld zu eröffnen, direct gefährlich. Den ehemaligen Ministern, welche die Oesterreichisch-ungarische Bank an Ungarn ausgeliefert und den § 14-Ausgleich geschlossen haben, noch die Bank selbst auszuliefern, das heißt zu viel mit dem Feuer spielen. Dr. Kaizl würde kein Opfer der Bank zu groß sein, um irgendwelche czechisch-nationale Interessen zu fördern, und der Rohölzoll-Bilinski, der getreue Diener des Sparcassenplünderers Badeni, würde bald Mittel und Wege finden, um allen abgekrachten Schlachzizen und sonstigen polnischen Beutepolitikern weitgehenden Credit in der Bank zu eröffnen. Wir erwarten von dem neuen Ministerium, dass es dem Intriguenspiel, welches einen dieser Herren an die Spitze der Bank setzen will, bald ein Ende bereite, dass es seinen Vertrauensmann unter Leuten suche, welche sich nicht als des Vertrauens unwürdig erwiesen haben.

•

Die Conflicte, welche durch die Aenderung des Verlosungsmodus der 4%igen Prioritäten der Prag-Duxer Bahn und der Buschtiehrader Bahn entstanden sind und welche wir wiederholt besprochen haben, sind in ein neues Stadium getreten. Der Oberste Gerichtshof hat die Entscheidungen der unteren Instanzen, betreffend die Buschtiehrader Bahn, aufgehoben und mit diesem Spruche und noch mehr mit der Begründung die eigenen Entscheidungen in der Prag-Duxer Bahn desavouiert. Der Gerichtshof hat die Ernennung eines Curators der Buschtiehrader Prioritäten angeordnet und dieser wird zweifellos auch den Klageconsens erhalten. Die obersten Richter sind endlich zur Erkenntnis gelangt, dass es nicht angehe, einen Streitfall dadurch aus der Welt zu schaffen, dass man der sich geschädigt erachtenden Partei die Processführung verbietet, sondern dass in einem modernen Rechtsstaate jeder Kläger auch seinen Richter

finden müsse. Damit ist einer Sache zum Siege verholfen, welche wir seit drei Jahren, anfangs so ziemlich allein und erst in letzter Zeit mit Unterstützung mehrerer anderer öffentlicher Organe, vertreten haben. Durch drei Jahre übten unsere Richter aller Instanzen in fast einem Dutzend Urtheilsprüchen eine Rechtsverweigerung welche die Rechtssicherheit in Oesterreich vor dem ausländischen Capital, das an der Entscheidung der Streitfrage beträchtliches Interesse hat, schwer compromittiert. Und es bedurfte des mit der unbedeutenden Sache in gar keinem Verhältnis stehenden Aufwandes an Energie, um unsere obersten Richter dahin zu bringen, dass sie ihre Entscheidung dem klaren Wortlaut der Gesetze und den elementarsten Rechtsbegriffen entsprechend fällten. Dieser Rechtsstreit ist deshalb von hoher symptomatischer Bedeutung, weil er zeigt, wie viel Energie man in Oesterreich aufwenden muss zur Durchsetzung der selbstverständlichsten Dinge, von denen man meinen sollte, dass sie gar nicht zu einer Discussion Anlass geben können. Man wundert sich dann nicht mehr, dass die Erzielung jedes wirklichen Fortschrittes an unbesiegbaren Widerständen scheitert. rh

## Kunst und Leben.

Director Jarno brachte einen zweiten „literarischen Abend": die „Gläubiger" wurden beibehalten, aber dazu gab man nun Schnitzlers Act „Die Frage an das Schicksal". Den Anatol spielte Herr Jarno selbst. Er begnügte sich damit, in Aussehen und Spiel „einfach" zu sein. Wienerisch, elegant, liebenswürdig, thöricht war er nicht; Anatol aber, wie wir ihn aus dem Buche kennen, ist dies alles. Ob man übrigens gut daran thut, den Cyklus durch solche Einzelaufführungen zu zerpflücken, ist auch noch fraglich.

*

Das Raimund-Theater brachte einen Schwank von Franz Herczeg: „Sprechen Sie mit Mama." Herczeg ist der Stolz der Ungarn; aber auch bei deutschen Lesern wurde er durch ein paar entzückende, flotte Erzählungen beliebt. Seine Nation verleugnet er nicht: die spielende Erfindergabe und Erfinderfreude Jokais lebt in ihm, und auch die volksthümliche, fast bäuerliche Scherzlust und derbe Zärtlichkeit, die man aus dem Stadt- und Landleben der Magyaren kennt. Er zeichnet gern Gesellschaftsscenen, in denen die jungen Herren, vom Baron aufwärts, nichts mehr sind als vergnügungsfrohe „Bursche" und die eleganten Fräuleins — „Mädeln". Dazu kommt eine feine Begabung für das genrehafte Abrunden und Zuspitzen (wobei nicht immer an die Pointe im banalen Sinne zu denken ist): auch das ein ausgesprochen ungarischer Zug. Alles das denke man sich nun überdies durch französische und englische Formmuster und weltmännische Bildung gehoben ... und der Schwank des Raimund-Theaters enttäuscht. Der gute novellistische Hintergrund ist auch hier noch sichtbar, zumindest in einem kleinen Familienbild, einer Redewendung; und auch von einem gewissen „österreichischen" Milieu ist noch manches zu spüren und besticht gerade uns Wiener, die selber nicht reich daran sind. Doch über alles das hinweg wirkt die Possenentwicklung zum Schluss verstimmend. Manches scheint überdies in der Bearbeitung einen falschen parodistischen Ton erhalten zu haben, der mehr ernüchtert als belustigt. A. G.

*

„Josef Lanner" von Radler erlebte im Jubiläumstheater seine Auferstehung. War das ein trauriger, schmerzlicher Abend! Das Stück ist eine oberflächliche, gehaltlose Arbeit; Anekdoten sollen die Charakterisierung ersetzen; nicht ein Hauch von Altwiener Wesen und Geist ist zu spüren. Vom Sperl und von Backhendeln wird wohl geredet, aber ein Bild jener Tage gibt das nicht. Und dabei haben wir Wiener ein feines Gefühl für das Historische unserer Cultur. Das Traurige, wirklich Tiefschmerzliche dieser Aufführung war die Darstellung. Ein jeder gute Wiener musste sie als Beleidigung empfinden. R. H.

*

„Ein Act der Pietät und Dankbarkeit" soll es sein, wenn diesmal „ausnahmsweise einige Werke von Johann Strauß in dem ernsten Kleide unserer Concerte erscheinen" — so hieß es in der Ankündigung des letzten außerordentlichen Gesellschafts-Concertes. Von diesem Standpunkte ist es allerdings zu rechtfertigen, dass das Programm ausschließlich aus Compositionen von Johann Strauß bestand. Unter normalen Umständen hätte wohl der spiritus loci geradezu vernichtend auf die Werke des Walzerkönigs gewirkt. Ein gesungener Walzer wirkt als solcher nur mit halber Kraft, als Kunstwert überhaupt macht er gerade in der Chorform einen ziemlich unansehnlichen Eindruck. Nur die Erinnerung an so viele schöne Stunden, die wir diesen Walzern verdanken, und die Verbindung ihrer Klänge mit unserem Heimatsgefühl verhalfen ihnen zu dem günstigen Eindruck, den die Strauß'sche Musik in Wien immer hervorruft. Ueber die leider im Drucke vorgelegenen Texte will ich aus „Pietät und Dankbarkeit" für den heimgegangenen Künstler nicht sprechen, zumal ich meine diesbezügliche Ansicht schon früher einmal an dieser Stelle ausgesprochen habe. Großes Interesse brachte man den beiden neuen Orchesterstücken entgegen: „Traumbild" und Vorspiel zum dritten Act des Ballets „Aschenbrödel". Im Grunde waren auch sie nichts anderes als Tanzmusik, und zwar nicht aus der glücklichsten Periode des Meisters. Sie bewiesen auch, dass es durchaus verfehlt war, Johann Strauß die Composition eines Ballets anzurathen, und nun gar die eines Märchens. Schon für die Operette reichte ja seine dramatische Ader nicht aus, wie wäre das erst im Ballet ausgefallen, das einen Vollblutdramatiker allerersten Ranges verlangt, wenn die Composition über das übliche Drehorgelgedudel herauskommen soll. Auch dem Sujet nach passte nur das kernige, um nicht zu sagen derbe Volksleben für seine Musik, aber weder Prinzen noch Feen. Chor und Solisten thaten ihr Möglichstes, aber vollen Erfolg errang nur Herr Grünfeld mit den brillant gespielten „Frühlingsstimmen" und einer Walzerparaphrase.

*

Der sehnlichste Wunsch der Wiener Musikfreunde ist endlich in Erfüllung gegangen: wir haben ein zweites Orchester, das in dieser Saison sechs Symphonieconcerte geben und durch bescheidene finanzielle Ansprüche es auch dem größeren Publicum ermöglichen wird, die Meisterwerke unserer Orchesterliteratur kennen zu lernen. Ueber die Zweckmäßigkeit eines derartigen Unternehmens ist kein Wort mehr zu verlieren, und wer an dem Kunstbedürfnis weiterer Kreise etwa noch immer zweifelte, der konnte aus dem begeisterten Applaus des ersten Concertes die Dankbarkeit und Freude darüber heraushören, dass eine Anzahl kunstverständiger und uneigennütziger Männer mit kluger Benützung der vorhandenen Kräfte, mit Hintansetzung jedes geschäftlichen Motivs aus eigenen Mitteln die populären Orchesterconcerte ins Leben rief. Gleich in der Ernennung Ferdinand Löwes zum Dirigenten hat das Comité eine glückliche Wahl getroffen. Desgleichen in der Festsetzung des Programms, das mit Webers schwungvoll gespielter Oberon-Ouverture begann. Mozart und Schubert vertraten die Wiener Kunst und sprachen, wie immer, zum Herzen der Zuhörer. Seit ich die Künstler zum erstenmale im Sophien-Saale gehört habe, haben sie entschieden wesentliche Fortschritte gemacht. Im Interesse eines ferneren Gedeihens möchte ich aber doch darauf aufmerksam machen, dass manche Fehler noch zu beheben sein werden, wenn das Orchester den guten Ruf auch dauernd erhalten will, den es für den Moment so schnell errungen hat. Die Streicher müssen sich einen volleren Ton angewöhnen, sonst bleibt ihr Pianissimo einfach wirkungslos. Dem ersten Flötisten möchte ich empfehlen, die Coloraturpassagen, mit denen er das Thema des letzten Satzes der Eroica umschwirrt, sich noch sehr genau anzusehen. Dasselbe werden die Hörner mit den Fanfaren des Presto im letzten Satze thun müssen, und selbst den Paukenschläger möchte ich bitten, uns künftighin zu Ende des Scherzo nicht im Stich zu lassen. Ich zweifle nicht, dass der Dirigent die Eroica in Zukunft in verbesserter Auflage herausbringen wird, er wird ja selbst wissen, dass der Beifall, der vom Publicum populärer Concerte gespendet wird, der aufrichtigste und unverfälschteste ist, der in Wien zu erringen ist. Mit diesem Wunsche nach Verbesserung und mit den besten Hoffnungen wollen wir die kleinen Philharmoniker auf dem Wege begleiten, den sie bisher mit einem in der Hauptsache so günstigen Erfolge betreten haben. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Felix Dahn und Reinhold Becker haben sich zu einer einactigen Oper „Ratbold" verbunden, die die Hofoper als erste Spende des Jahres 1900 uns am 17. Jänner darbot. Ein Herzensconflict in fest erschauten Bildern aus dem friesischen Seemannsleben. Aber die Dramatik ist zu tief versteckt, dem Zuschauer unerreichbar. In Becker wohnen zwei Seelen, eine freudige, ungekünstelte und eine gewaltsam angespannte, operndramatische. Und wenn der Liedsänger eine kleine Form mit sicherer Hand zu bilden beginnt, da verlacht ihn der Dramatiker und reckt die bescheidenen Themen zu einer aufdringlichen Breite, einer Massigkeit aus, dass in dem Stoff der Geist erstickt. Der Dichter wollte dem Liedcomponisten zu Hilfe kommen; aber seine Lyrik ist nachempfunden. Er baut gleichrhythmische Verssequenzen, die reinen Meistersingerstollen, „die gleiche Melodei haben sollen"; und Becker verfällt in einen Zwillingsschematismus des Tonfalls, der trotz der geschickt verhüllenden Begleitung schnell ermüdet. Die technischen Mittel werden im Orchester mit Erfolg erprobt, und manchmal schleicht wirklich etwas wie Stimmung in die Hörner- und Holzbläser hinein. Aber der Text jagt weiter und die Musik, die nach einem lyrischen Ruhepunkt lechzt, stürmt pflichtgemäß hinterdrein. Warum schreibt Herr Becker nicht bürgerliche Lustspielopern mit Festliedern, Novationen, Duetten und Finali? Muss denn immer „gewagnert" sein? — Glinkas „Ruslan und Ludmilla", neben „Das Leben für den Czar" die populärste Oper Russlands, konnte sich in einer Concertaufführung nicht viel Freunde erwerben. Nur die mit specifisch nationalen Melismen verzierten Arien, die bekannte Ouverture und ein großer phantastischer Marsch zeigen gewisse Eigenart. Das andere ist mittelmäßige Alltagskunst, wie man sie bei uns gerade stark genug produciert! Wilhelm Kleefeld.

*

Man schreibt uns aus Paris: Die Franzosen haben die stärkste melodramatische Begabung, die man sich denken kann. Was ihre gefeiertsten Dramatiker „Schauspiele" und „Dramen" nennen, sind streng genommen nur treffliche „Bücher" für Opern und Operetten. Cyrano von Bergerac könnte seine schönen Reden mit Trompetengeschmetter und Geigengewinsel begleiten, und sie würden dabei gewinnen, und der „Passant" wie die „Martyre" von Jean Richepin schreien ordentlich nach musikalischer Unterstützung. Ebenso geht es dem gestern im Théâtre Antoine zum erstenmal gegebenen „Drama in vier Acten" von Jean Richepin. Das Stück betitelt sich „Die Zigeunerin", und es klappert darin von Castagnetten und Tambourinen, man tanzt den Flamenco und die Seguidilla, man ist verliebt und eifersüchtig und sticht sich zum Schlusse mit navaja und espada todt. Die schöne Zigeunerin Rita wird von Hourgno — Hourgno ist ein schöner Name — dem Hauptmanne ihres Stammes, geliebt und liebt ihn auch ein bischen. Noch besser aber gefällt ihr ein junger Graf, und erst als dieser sich weigert, seine Gattin zu verstoßen und die Zigeunerin zur Gräfin zu machen, verwandelt sich ihre Zuneigung in Hass. Sie verlangt von Hourgno, den Grafen umzubringen, und als der Zigeuner zögert, dankt sie auch diesem Anbeter ab. Schließlich aber behalten Liebe und Eifersucht in den Herzen beider Nebenbuhler die Oberhand, und sie stechen einander todt, worauf Rita im leichtgeschürzten Kleide über die blutigen Leichen hüpft und ihre palillos zum Flamenco erschallen lässt. Wer dachte dabei nicht an Prosper Merimée und Carmen und an die ganze romantische Zeit von 1830! Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, dass die strenge Kritik an dem Stück nur eines zu tadeln findet: seine Prosa. Richepin hätte es in Versen schreiben müssen, um einen ganzen Erfolg zu haben. M. G. Z.

Man schreibt uns aus München: Um Hermann v. Lingg, dem Ehrenbürger von München und Dichter der „Völkerwanderung“, zu seinem achtzigsten Geburtstag auch öffentlich zu gratulieren und eine Freude zu bereiten, brachte die königliche Intendanz seine Tragödie „Corsar und Doge“ im Hoftheater zur Aufführung. Das Stück stammt aus dem Jahre 1873 und bewegt sich im Stile der von Schiller beeinflussten Spätromantiker. Es trägt das Gepräge der um dieselbe Zeil blühenden Dramen von Rudolf Gottschall, Franz Nissel, Albert Lindner. Der Conflict wird dadurch erzeugt, dass Candiano, Sohn des Dogen von Venedig, einer Blutthat wegen verbannt, zum Corsaren wird, nach dem Tode seines Vaters aber sich gleichwohl selbst zum Dogen wählen läst. Die Eifersucht der Nobili führt schließlich zu seiner Ermordung. Farbenprächtige Bühnenbilder — byzantinische Hallen, Gondeln, sonnige Prospecte —, vom Oberregisseur Savits mit gewohnter Meisterschaft zusammengestellt, verfehlten nicht ihre Wirkung auf das Publicum. Aber auch der Handlung folgte man mit freundlichem Interesse. **Kurt Martens.**

---

## Bücher.

Dr. Edward Stilgebauer: Geschichte des Minnesangs. Weimar, Emil Felber 1898. 298 S.

Mit einem trefflichen Buch hat vor einiger Zeit der Lausanner Privatdocent Stilgebauer die Freunde älterer deutscher Literatur beschenkt. Das vierbändige Compendium der deutschen Minnesinger von der Hagens ist nur wenigen zur Hand und auch „des Minnesangs Frühling“ von Lachmann und Haupt, sowie Bartschs „Deutsche Liederdichter des zwölften und vierzehnten Jahrhunderts“ sind meist nur in Fachkreisen bekannt und verbreitet. Und doch, welch herrliche und liebliche Blüten sind im deutschen Minnesang erwachsen. Ich verweise nur auf Walthers: „Nemt, frowe, disen kranz“ und „Under der linden“, oder das herzinnige Volkslied:

> dû bist mîn, ich bin dîn
> des solt dû gewis sîn.
> dû bist beslozzen
> in mînem herzen
> verlorn ist daz slüzzelîn:
> dû muost immer drinne sîn.

In lebendiger Darstellung schildert uns Stilgebauer das Erwachen, die Blüte und den Verfall des deutschen Minnesanges, stets auf den Zusammenhang mit dem ganzen Volksleben hinweisend, von den hervorragenden Dichtern aus ihren Werken und den allerdings meist spärlich überkommenen Nachrichten ein stimmungsvolles Lebensbild entwickelnd und die schönsten ihrer Lieder an geeigneten Stellen zwanglos in seine Ausführungen einflechtend. Die Arbeit ist aus ernsten literarischen Studien hervorgegangen — aber welch' erquickende Wohlthat, nirgends ist sie mit gelehrtsamem Krimskrams belastet und sie liest sich wie ein Buch, das ein denkender und empfindender Mensch für das Volk geschrieben hat. Wer nicht auf das wahnwitzige Gelalle einiger neuerer „Lyriker“ eingeschworen ist, die mit der falschen Flagge angeblicher Moderne ihre Armuth an Gedanken und Empfindungen und ihre trostlose Unbeholfenheit in der Behandlung der Sprache zu decken suchen und die Noth ihrer physischen und psychischen Heruntergekommenheit zur Tugend eines künstlerischen Principes erheben möchten — der wird an der echten, wahren Lyrik, die ihm hier geboten wird, eine Herzensfreude haben. **Max Burckhard.**

Professor Dr. Max Dalitzsch: Pflanzenbuch mit farbigen Bildern. Ein Lehrbuch der Botanik zum Gebrauch im Freien und in der Schule. Eßlingen bei Stuttgart. Verlag von J. F. Schreiber.

Im Titel kündigt sich dieses Buch sehr vielversprechend an. Wer nimmt nicht freudig eine Pflanzenkunde in die Hand, die ihn mit farbigen Bildern belehren will, also annähernd lebendigem Material. Man ist glücklich, endlich einmal jener faden Pflanzenanatomie auszuweichen, die mit ihren blutlosen Schraffierungen uns Laiengemüther schon in der Schule dem botanischen „Studium“ abspenstig zu machen wusste. Man ist glücklich, „Pflanzen“ endlich einmal als Blumen, als künstlerische Formen und Farben der Natur, kennen zu lernen. Aber dieses Ziel ist im Buch nur zum geringen Theil erreicht. Die Bilder sind sehr zahlreich und im Farbendruck ungewöhnlich sorgfältig; die Eintheilung des Stoffes ist genügend übersichtlich. Nur die Methode blieb leider durchaus die alte analysierende, unkünstlerisch-gelehrtenhafte, trotz allen eingeschobenen populären Bemerkungen. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, wie der Text zu einer modernen Botanik geschrieben sein müsste. Aber es schwebt mir eine Darstellung vor, die den Abschnitt Enzian nicht mit der Beschreibung des 30 bis 60 cm hohen Stengels beginnt, der „gegenständige, fünfnervige, am Grunde breite, oben lang zugespitzte und vom Stengel abstehende Blätter“ trägt, „die denen der Schwalbenwurz ähneln“. Statt dessen müsste etwas gesagt sein, wonach man die Pflanze ein für allemal erkennt und sich jedesmal freut, wenn man sie wieder erkennt. Und auch die Bilder müssten in einem solchen Buch mehr sein als bloß hübsch und farbenkräftig ausgeführt. An beiden würden an ihre Stellen Photographien treten, die das Charakteristische jeder Blume in einer größeren Gruppe von Exemplaren, also ihr eigentliches Bild, eventuell mitten in einem Theil ihrer natürlichen Umgebung, festhalten. Aber heißt das nicht von einem deutschen Professor zu viel verlangen? **ier.**

Hermann v. Lingg: Meine Lebensreise. Eine Autobiographie. Schuster und Löffler, Berlin 1899.

Kurz vor seinem 80. Geburtstag, den Hermann v. Lingg am 22. Jänner d. J. feierte, hat der alte Dichter seine Autobiographie erscheinen lassen. Es ist ein merkwürdig trockenes Buch, gewissermaßen nur ein genaues Verzeichnis aller Stationen seiner Lebensreise. Will man die Gegenden selbst kennen lernen, so wird man diesen Katalog der Stationen aus der Hand legen und zu den lyrischen Sammelbänden des Dichters greifen. Um mit einem Beispiel die Wortkargheit dieses Autobiographen zu illustrieren: Lingg verlobte sich in jungen Jahren, nach langer Zeit verheiratete er sich mit seiner Braut. Ueber dieses Thema, die Geliebte, die Verlobung, die Ehe, sind kaum zwanzig Zeilen in dem ganzen Buch enthalten. Dagegen hat der Dichter mit exacter Gewissenhaftigkeit jedes Werk, von seinem großen Epos „Die Völkerwanderung“ bis zu dem kleinsten Prolog, den er zur Erinnerungsfeier ehemaliger Angehöriger des Infanterie-Leibregimentes schrieb, mehr oder minder ausführlich angezeigt. Was nicht direct zu seiner eigenen Arbeit gehört, bleibt unerwähnt. Nicht einmal die Compositionen seiner schönsten Gedichte (z. B. das „Immer leiser wird mein Schlummer“ von Brahms, und seine „Proletarierlieder“ von Josef Schen) werden genannt. Dagegen wird über alle literarischen Absichten mit minutiöser Deutlichkeit berichtet. Selbst ein Traum, der sich auf eine literarische Person bezieht, wird mitgetheilt. Lingg träumte, in einem fürchterlichen Gefängnis eingesperrt zu sein. Eine sanfte Stimme tröstet den Verzweifelten. Die Stimme gehört — Emanuel Geibel. Ein Mangel der Autobiographie ist es auch, dass Lingg darin fast kein einziges seiner Gedichte citiert. Hätte er's gethan, der Ungeschickte, so wären diese prächtigen Gedichte jetzt in allen journalistischen Feieraufsätzen aufgetaucht, während so diese Artikel bloß enge zusammengepresste Auszüge aus seiner Autobiographie gewesen sind ... Als ein merkwürdiges Ereignis erwähnt Lingg, dass er, an einer vorübergehenden Geistestrübung leidend, in eine Heilanstalt gebracht wurde, in der einst Lenau lebte. Sogar dasselbe Zimmer wurde Lingg zugetheilt. Vielleicht läst sich in diesen Zufall tiefere Bedeutung legen. Wer die schwermüthige Lyrik des Dichters kennt, wird finden, dass Lingg noch manchmal ein zweiter Bewohner der Wohnungen von Nikolaus Lenau war. **gr.**

---

## Revue der Revuen.

Das Hauptinteresse in dem soeben eingelangten Jännerheft der „Deutschen Rundschau“ verdienen die Aufzeichnungen des Generals Verdy du Vernois über den 1866er Krieg; sie werden diesmal mit einer Schilderung der Schlacht von Königgrätz fortgesetzt und beendet. Verdy gibt ein paar verblüffende Beispiele von den unberechenbaren und oft auch unaufgeklärten Zufällen, die einen großen Entscheidungskampf beherrschen. Unter anderem wurde der preußische Generalstab, den Kronprinzen in der Mitte, in einem Momente der Schlacht mit Granaten heftig beschossen; dass dieselben von einer der Batterien der preußischen Armee selbst herrührten, stellte sich erst später heraus. Dieser Fall hat sich bei Königgrätz öfters wiederholt, wie überhaupt die Kriegsgeschichte reich ist an Belegen vom Beschießen eigener Truppen. Alles in allem folgert Verdy gerade aus den Erfahrungen dieser Schlacht, „dass im Kriege für die Führung noch ganz andere Elemente in Wirksamkeit treten, als Augenschein, Meldungen und logisches Durchdenken aller Verhältnisse“. Umsomehr sei es Pflicht der Kritik, sich im Absprechen und in vernichtenden Aeußerungen vorzusehen. — Der Historiker Max Lenz gibt einen Rückblick auf die „großen Mächte“ (Länder und Staaten) des 19. Jahrhunderts. — Eduard Hanslick referiert über das letzte Vierteljahrhundert in der Musik, indem er Namen und Jahreszahlen, Erfolge und Todesfälle zusammenstellt. Mit der resignierten Unparteilichkeit des Chronisten findet er sich heute in alles: auch in die Triumphe und den „führenden Einfluss“ Richard Wagners.

**„Revue de Paris.“** Die Ausbildung der Reserveofficiere ist der Gegenstand einer gründlichen Erörterung im 1. Jannarhefte. Die Ausbildung lasse manches zu wünschen übrig. Wie bei uns dauert diese von Herbst zu Herbst und zerfällt in eine praktische und theoretische. Das große Uebergewicht der letzteren über die erstere sei ein entschiedener Nachtheil. Wozu brauche ein Reserveofficier die Instruction über die Recrutenausbildung, über Mobilisierung, und das Gewicht der Kohle zu wissen, das einem Unterofficier zur Beheizung gebüre. Alles das sei Sache der activen, im besonderen der Verwaltungsofficiere. Der Reserveofficier müsse seine Truppe führen und das Dienstreglement praktisch beherrschen lernen. Er darf auch nie die Elemente des Kriegshandwerks, die er als Chargenschüler (élève caporal) erlernt hat, vergessen. Ein Commandant, der das Gewehr selbst zu benützen versteht, kann einer zurückweichenden Truppe oft Vorbild sein. Das sollte nun alles geübt werden, nicht aber das ermüdende Einerlei des strammen Exercierens in geschlossener Abtheilung am Exercierplatz.

**„Il Marzocco“** (10. December und 7. Jänner). Die Decembernummer enthält einen Brief von Angiolo Orvieto, den dieser aus Maloja an die Söhne Giovanni Segantinis richtet. Er fordert sie darin auf, es zu verhindern, dass Segantinis Leichnam aus der Alpenwelt entführt werde, wäre es auch, um ihn in Ravenna neben Dante beizusetzen. Auch kein Monument soll ihm errichtet werden, das so erbärmlich klein erscheinen müsste im Angesicht der Gletscher und Bergriesen. Dagegen wäre es ein Segantinis würdiges Denkmal, wenn das große Triptychon, das sein Lebenswerk getrönt, nach Maloja gebracht und dort aufgestellt würde: von allen Enden der Welt würden dann die Menschen andächtig zu diesem Gnadenbild unsterblicher Kunst wallfahrten. Und auch die Söhne selbst sollten nach Maloja zurückkehren und ein Beispiel jenes Lebens im engen Anschluss an die Natur geben, das Segantini den Menschen und vor allen den Künstlern gepredigt. — Mario da Siena schreibt über das geringe Interesse des italienischen Publicums zur Kunst und meint, es müsste systematisch dazu erzogen werden. Was einem Ruskin, einem Morris in England gelang, das müsste bei der italienischen Jugend mit ihrem empfänglichen Geist, der Sinnesfreudigkeit und den künstlerischen Traditionen mit noch viel größerem Erfolg zu erzielen sein.

---

# Die Reise.

Von Stephan Großmann.

I.

Sechs Uhr Früh. Ein beleibter Herr und eine junge Frau fahren in offenem Einspänner zur Nordbahn. Auf dem Bock ist ein Koffer untergebracht. Der Herr im Wagen hält seiner jungen Frau einige Pakete.

„Weißt Du, Elly,“ sagt der Herr, „jetzt spür' ich erst, wie diese drei Tage sein werden. Wie ein Schatten werde ich herumschleichen.“

Die junge Frau fröstelt vor Kälte. Sie ist seit zwei Jahren noch nie so zeitlich aufgestanden, sie duckt sich förmlich zusammen, sie wird kleiner in der Morgenkälte. Hu, wie kalt wird ihr im Coupé sein, wo dieser große warme Mensch, der sie so lieb hat, nicht neben ihr sitzen wird ...

Der Wagen hält vor dem Nordbahnhof. Es ist schon hohe Zeit, sie gibt selbst den Koffer auf, weil er zu ungeschickt und langsam ist, dann fliegt sie ordentlich die Stiege hinauf. Er, mit seinen Paketen, kann ihr kaum folgen ... Sie ist glücklich, denn sie hat ein Coupé für sich allein. Er reicht ihr die Pakete ins Coupé, dann verschwindet er einen Moment, kommt aber sofort wieder. Sie steht schon im Waggon und sieht zum Fenster hinaus.

„Für die Reise,“ sagt er und reicht ihr ein kleines Säckchen mit Pfirsichen, ein kleines Paket, in welchem wahrscheinlich Schinken ist, und ein braunes Salzstangel zum Fenster hinein.

„Danke,“ sagt sie wirklich erfreut, „an alles denkst Du. Wie schön braun das Salzstangel ist!“

Das zweite Läuten! ... „Noch etwas hab' ich da. Das darfst Du aber erst im Coupé ansehen.“ Er reicht ihr eine kleine Schachtel. Sie lächelt, dankbar glücklich über seine Güte und eigentlich auch, weil sie ja ganz genau wusste, dass er ihr im letzten Moment diese kleine Schachtel Chocolade geben wird ...

„Du bist so ein guter Kerl,“ sagt sie lächelnd und streckt die Hand durchs Fenster, so dass er noch einen Kuss darauf drücken kann.

Der Zug fährt ab. Sie setzt sich bald nieder, denn das Tücherschwenken kommt ihr ziemlich lächerlich vor, es ist so altväterisch, jeder Philister thut es und dabei hat es doch keinen rechten Sinn ... Sie sitzt allein im Coupé, beißt eine Pfirsich an, legt sie aber gleich wieder in das Sackerl, denn sie hat jetzt gar keine Lust auf Pfirsiche. Dann öffnet sie das kleine Paket und schaut den Schinken an, der ausgezeichnet aussieht. Die Chocoladeschachtel öffnet sie nicht, weil ein so schönes blauseidenes Bändchen um die Schachtel gebunden ist. Schließlich legt sie alles in das Netz hinauf ... Sie geht zum Fenster, sieht hinaus. Die Gegend ist schrecklich. Lauter ärmliche Hütten und schmutzige Fabriken. Sogar die Natur selbst, diese Ebene, der graue Himmel sehen ärmlich, trostlos aus ... Sie setzt sich in die Ecke und macht die Augen zu, ohne aber recht schlafen zu können.

Der Conducteur tritt ein. Sie gibt ihm die Karte. Trinkgeld gibt sie ihm absichtlich keines. Es würde sie gar nicht genieren, wenn noch jemand ins Coupé käme, denn eigentlich ist sie furchtbar traurig, wie sie so allein dasitzt. Der Conducteur steigt wieder ab, haut die Thür fürchterlich hinter sich zu, so dass die junge Frau zusammenschrickt ... Sie setzt sich wieder in ihre Ecke und beginnt allmählich zu weinen. Sie duckt sich ganz zusammen, die Thränen fließen über ihre Wangen, und sie hält das Taschentuch mit beiden Händen vors Gesicht.

Lundenburg ist die erste größere Station. Alle Leute rennen auf den Perron, stürzen Bier hinunter, drängen sich um den Wirtstisch: mit „Frankfurtern“ bewaffnet, rennen sie wieder zum Zug. Sie hat sich eine Ansichtskarte gekauft und schreibt darauf: „Ich bin sehr traurig! Jetzt werde ich Deine Chocolade essen. Elly.“ Die Karte wird ins Kastel geworfen, und sie steigt wieder ins Coupé. Ganz behutsam nimmt sie jetzt das blauseidene Mascherl von der Schachtel weg, öffnet den Deckel und sieht die kleinen Chocoladetabletten unter dem Spitzenpapier der Schachtel liegen. Ueber eine halbe Stunde unterhält sie sich mit der Chocolade. Niemals ist noch so sorgfältig das Staniolpapier von den Tabletten entfernt worden, niemals noch sind Tabletten so geometrisch genau in die Hälfte getheilt worden, niemals noch hat jemand so langsam die Chocolade auf der Zunge zergehen lassen ...

Vor Hullein bringt sie ihre Sachen in Ordnung. Der Zug hält an, sie ruft einen Träger für ihren Koffer, steigt aus, sieht sich nach allen Seiten um ...

Ein anständig gekleideter, älterer Herr tritt an sie heran, lüftet den Hut: „Habe ich die Ehre ... Frau Ella Lang?“ fragt er.

„Ja!“ sagt sie, „aber sind Sie nicht gar der Herr Bürgermeister selbst? Ich glaube, ich erkenne Sie.“

Sie treten aus dem Bahnhof heraus, der Träger gibt den Koffer auf den Kutschbock, indessen der Herr Bürgermeister und die Dame aus Wien einsteigen. Im offenen Landauer fahren sie die Landstraße von Hullein nach Kunschitz.

„Gnädige Frau, ich habe bisher kein schöneres Geschäft als Bürgermeister zu verrichten gehabt. Uebrigens hat mich der Gemeinderath ausdrücklich beauftragt, Sie zu begrüßen. Wissen Sie, es handelt sich gar nicht allein um die Altardecke, die Sie der Kirche schenken, sie ist ja sicher großartig; aber wir Kunschitzer sind auch nicht mehr gar so naiv, wie es sich die Herrschaften in der Stadt vorstellen. Im Gegentheil, ich kann sagen, dass in unserem bescheidenen Ort ein freisinnigerer Luftstrom weht als in der Uebercultur der Großstadt ...“

Frau Elly nickte sehr eifrig während der ganzen schönen Rede des Bürgermeisters und fraß noch ein kleines Stückerl Chocolade, das sie in ihrer Tasche gefunden hatte. Während der ganzen Fahrt begegnen ihnen Leute, die alle tief den Hut ziehen und „Küss' die Hand“ rufen. Am Eingang von Groß-Kunschitz aber ist die ganze Schuljugend versammelt, mit dem Oberlehrer an der Spitze.

Der offene Landauer fährt über den Marktplatz, und der hellbraune Wagen bringt den ganzen Markt in Aufruhr. Bei dem Kaufmann Seidl treten die beiden Töchter aus dem Laden, von den Fenstern des k. k. Bezirksgerichtes sehen der Herr Adjunct und der Herr Staatsanwalt hinaus, auch Herr David Geiringer tritt aufs Trottoir aus seinem „Eisen-, Spezerei-, Getreide und Tuchwarengeschäft“ ...

Vor dem neuen Hotel hält der Wagen. Das ist wirklich ein funkelnagelneues Hotel, mit Laufteppichen auf der Stiege (wenigstens bis zum ersten Stock) und elektrischer Klingel. Im ersten Stock war schon ein Appartement für sie bestellt. Sie tritt mit dem Bürgermeister in das Zimmer ein, die zwei Fenster und die Balkonthür sind weit geöffnet, so dass Licht und Sonne in das große, hell ausgebürstete Zimmer einströmt. Beide traten jetzt auf den Balkon.

„Sehen Sie, dort drüben beginnt schon der Wald. Keine fünf Minuten weit, und daneben auf dem Berg — bemerken Sie etwas Weißes aus dem Wald herausgucken? Sehen Sie's? ... Das ist die Ruine Landstein. Wenn Sie wollen, machen wir morgen Vormittag eine Partie dorthin.“

„Ja! Aber ein bisserl kalt ist es hier draußen, gehen wir hinein.“

In diesem Moment grüßte aber jemand von unten herauf: „Guten Abend, Herr Bürgermeister!“ Sie sehen beide hinunter und über den Markt.

Der Adjunct blickt noch immer zum Fenster hinaus, die Geschwister Seidl schauen geradewegs zum Balkon, und Herr David Geiringer ruft seine Frau heraus.

Der Bürgermeister fragt: „Gehen wir doch hinein, wenn's Ihnen hier zu kalt ist?“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, Sie müssen mir noch die ganze Gegend erklären. Es ist hier so schön und ich habe alles vergessen.“

Mit der Zeit kamen auch vis-à-vis die Leute zu den Fenstern. Eine halbe Stunde lang bleibt sie auf dem Balkon. Die Läden der Geschäfte wurden jetzt geschlossen und der Abend ist da ...

Der Bürgermeister verabschiedet sich. Vorher hatte er die junge Frau für Abend in sein Haus geladen.

Abends erschien sie beim Bürgermeister. Sie trug richtig das meergrüne Kleid, und als sie über den Marktplatz mit seinen kleinen Pfützen schritt, sah man, dass sie den grünseidenen Jupon mit dem lachsrothen Besatz trug. Sie fühlte, dass die Leute, welche aus dem Laden des Kaufmannes Seidl traten, Bemerkungen über ihren grünseidenen Jupon machten.

Beim Bürgermeister sind schon eine Menge Leute in den engen Zimmern versammelt. „Hochwürden der Herr Pfarrer“, wird ihr vorgestellt. „Der Herr Doctor“, „meine Frau“, „meine Tochter Anna“ und ihr Bräutigam, Herr Zenders. Herr Zenders bittet um Entschuldigung, dass er in Radfahrdreß ist, aber er ist eben erst angekommen! ... Die ganze Wohnung, angestopft mit schweren altdeutschen Möbeln, ist noch besonders geschmückt. Der Speisetisch ist schon hergerichtet, mit Besteck und Tellern, Wein- und Wassergläsern und zwei großen Feldblumensträußen beladen.

„Gnädige Frau,“ sagt der Bürgermeister, „ich habe Ihnen eine Einladung zu überbringen. Vor fünf Minuten war ein Diener vom Schloss da. Die Frau Gräfin bittet Sie für morgen Abend zu Besuch.“

„Das ist die höchste Ehre,“ sagt der Doctor lachend, „mehr können wir Ihnen nicht mehr bieten“.

Man setzt sich zu Tisch. Sie wird beinahe „gefüttert“ von allen. „Bitte, drängen Sie mich nicht ... Ich finde es hier so gemüthlich. Diese niederen Plafonds sind so familiär.“

Nach dem Speisen wird Thee getrunken, der die junge Frau ganz erhitzt macht. Sie sitzt einige Momente schweigend da.

Der Pfarrer sagt: „Sie machen ja ein ganz sehnsüchtiges Gesicht. Woran denken Sie jetzt?“

Die junge Frau sagt es nicht.

„Wahrscheinlich entfliehen Sie uns hier und sind im Geiste in Wien,“ sagt der Bürgermeister.

„O nein. Ich habe ganz vergessen, dass es ein Wien gibt.“

„Sie werden an die Einladung ins Schloss gedacht haben,“ sagt der Doctor, wie wenn es eine selbstverständliche Diagnose wäre.

„Die Einladung? Auch an das. Ja. Es ist für mich wirklich romantisch, diese Einladung! Ich erinnere mich, wie ich als junges Mädchen jeden Abend am Schloss vorbeigieng. Immer sah ich zu den erleuchteten Fenstern hinauf. Ich dachte mir, was für märchenhafte Sachen müssen in so einem Grafenschloss vorgehen, und nie hab' ich es betreten ... Jetzt auf einmal öffnet sich von selbst die Thür."

Eine Pause, erfüllt von den Gedanken an die Abendspaziergänge vor dem Schloss, entstand ...

Plötzlich sagte Herr Senders, der Bräutigam, mit einer ganz unbegreiflichen Bestimmtheit:

„Aber eigentlich dachten Sie jetzt an etwas anderes."

Die junge Frau erwidert: „Ja. Eigentlich. Aber wieso wissen Sie das?"

Herr Senders sagte rasch und klar:

„Sie machten ein so sehnsüchtiges Gesicht, Sie dachten an Ihren Gemahl!"

Die junge Frau war ganz perplex. Auch Fräulein Anna sah mit großen Augen auf ihren Bräutigam, der plötzlich so lebhaft geworden war. Unwillkürlich sagte Frau Ella: „Aber gar keine Spur." Im nächsten Moment that ihr das freilich schon leid. Sie sagte rasch: „Also wissen Sie, was ich dachte ...? Ich wünschte mir nach dem Thee eine Cigarette. Das ist alles ... Ich hab' mich aber nicht getraut, das zu sagen."

Der Bürgermeister ist jetzt wirklich erzürnt: „Warum sagen Sie das nicht? Sie brauchen uns Kunschitzer doch nicht für gar so große Philister zu halten. Sogar meine Tochter Anna raucht dann und wann."

Alles erinnerte sich jetzt an das zarte, blonde Fräulein Anna, welches den ganzen Abend stumm dasaß. Wie jetzt alle zu ihr hinsahen, bricht sie plötzlich in heftiges Weinen aus und verläßt das Zimmer. Keiner wusste, warum sie weinte. Der Bräutigam gieng ihr nach, um sie zu trösten, aber er kam sofort wieder herein.

„Lassen Sie sie nur. Es wird schon von selbst gut", sagte die Frau Bürgermeister.

Gegen zehn Uhr begann die alte Dame zu gähnen. Alle brachen auf. Der „Herr Doctor" begleitete die junge Frau nach Hause. Sie gehen über den Marktplatz, der so merkwürdig stille dalag in der Helligkeit der Nacht.

„Wissen Sie was?" sagte Frau Ella sehr munter, „ich bin noch gar nicht schläfrig, gehen wir einmal am Schloss vorüber."

Der Weg zum Schloss geht durch die Kastanienallee. Die alten Bäume machen ihn stockdunkel. Aber das Geplauder der jungen Frau plätscherte hell und lebendig in der Finsternis. Wie in einen Mantel von Schweigen gehüllt, geht der Doctor neben ihr.

„Ich bin so froh," sagt die junge Frau, „es ist hier so schön. Gott, wenn ich denke, wie öde, wie fürchterlich in Wien jeden Abend dieser Nachhauseweg vom Kaffeehaus in die Neustiftgasse ist. Und hier! Spüren Sie jetzt diesen wunderbaren Wiesengeruch, den der Wind herüberbringt ...? O Gott, es ist so schön hier. Schauen Sie nur den Himmel an. Ich glaube, die Sterne strahlen hier auch viel klarer als in der Stadt! Nicht?"

Der Doctor sagte aus seinem Schweigen heraus: „Ja. ... Uebrigens ist Ihr Besuch hier ein merkwürdiges Ereignis."

„Warum sagen Sie das?"

„Sie können gar nicht wissen, was zum Beispiel für mich Ihr Besuch hier bedeutet. Ich war gerade im Begriffe, ein bisschen einzurosten. Das Leben hier ist so einfach. Ein paar Visiten vormittags, Mittagessen, eine halbe Stunde Gartenarbeit nachmittags, Ordination, Spazierengehen und so weiter, lauter einfache Sachen ... Sie ahnen gar nicht, wie leicht man da einrostet. Und ich habe ja nichts gegen das Einrosten einzuwenden gehabt."

„So?"

„Ja. Sie sind nun gekommen und haben mich wieder zum Leben elektrisiert."

„Das gibt es nicht. Also sind Sie eingerostet, erstarrt. Wissen Sie, vor solchen Menschen graut mir."

Der Doctor sagt nach einer Weile: „Uebrigens haben Sie Recht. Entweder man hat ein Herz, dann kann man nicht einrosten oder man hat keines, dann kann man auch nicht elektrisiert werden. Ein lebendiges Herz schlägt! ... Darf ich Ihnen etwas sehr Sentimentales sagen? ... Ich glaube, dass gerade die lebendigsten Herzen Epochen der Ruhe brauchen, damit sie nicht krank werden ... Gott, für einen Dickhäuter brauchen Sie mich nicht zu halten. Ich hasse nichts mehr als diese sogenannten Unverwundbaren, diese niederträchtigen Dickhäuter."

„Regen Sie sich jetzt nicht auf. Darf ich mich in Ihren Arm hängen? Es ist so schön heute Abend. Wir sind schon zu Hause? Wie schnell die Zeit jetzt vergangen ist! ... Ich danke Ihnen für heute Abend."

Vor dem Hausthor hebt er langsam ihre Hand zum Munde und küsst sie. Sie sagt: „Hu, jetzt wird es kalt. In meinem Zimmer sind die Fenster offen, schrecklich kalt wird es heute Nacht sein."

Sie fliegt in ihr Zimmer hinauf. Das Stubenmädchen schließt die Balkonthür und die Fenster, läßt die Rouleaux herunter ... Angeregt, munter steht sie vor ihrem Bett und ist so gar nicht schläferig. Sie legt das grüne Kleid ab und den grünseidenen Jupon mit dem lachsrothen Besatz. Dann löscht sie die Kerze aus. Bevor sie sich ins Bett legt, lugt sie durch die Spalten des Rouleaux auf den Marktplatz hinaus. Jemand geht unten noch spazieren und sieht von Zeit zu Zeit hinauf. Der Doctor ist das nicht, der ist länger, mägerer. Es ist ein kleiner Herr in Radfahrdress.

(Schluss folgt.)

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospect der „Neuen Deutschen Rundschau" (Verlag S. Fischer) in Berlin bei.

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 3. Februar 1900. | Nummer 279.


## Maßregeln, Männer und — Worte.

Das englische Sprichwort sagt: „men, not measures“. Wenn der Staat reformiert werden soll, genügt es nicht, neue Maßregeln feierlich in die Gesetzgebung einzuführen, es müssen auch die neuen Männer da sein, die ihnen in täglicher Uebung vollblütiges Leben verleihen, und wenn man das Problem auf das Entweder — oder zuspitzt, dann, sagt das Sprichwort, ist es noch immer wichtiger, neue Männer zu haben ohne neue Maßregeln als neue Maßregeln ohne neue Männer, weil neue Männer selbst alten Formen neuen Inhalt einzuhauchen vermögen, während die alten Männer selbst in neue Formen nur den alten Geist einschleppen werden. Also, vor allem neue Männer, dann neue Maßregeln und — für Jene, die zum Gesang auch die Clavierbegleitung nicht entbehren können — zu guterletzt noch auch neue Worte. So stellt sich die Wertscala der Mittel dar, wenn der Staat reformiert werden soll. Auch bei uns thun dem siechen Staat Reformen noth. Aber man hat bisher die Mittel immer nur in umgekehrter Reihenfolge angewendet. Am reichlichsten hat man uns Worte gespendet; jede neue Regierung ist mit einem wohlausgewählten Wortschatz an die Arbeit gegangen. Hie und da, spärlich allerdings, sind auch neue Maßregeln gekommen; auf dem Papier der Gesetzsammlungen stehen sie gedruckt. Aber neue Männer?

Was der neue Ministerpräsident in seinem Rundschreiben an die Landeschefs vom 20. Jänner sagt, sind abermals nur Worte. Schöne Worte, ganz gewiss. Herr Dr. v. Koerber genießt schon von seiner früheren untergeordneten Amtsthätigkeit her den Ruf eines geschickten Stilisten. Früher hat er die schönen Worte für andere gefeilt, für seine Vorgesetzten, die sich damit kurzfristigen Ruhm zu sichern wussten. Vielleicht sind auch einige verheißungsvoll reformatorische Wendungen in den Reden des Grafen Badeni aus der Feder dieses seines Lieblingsbeamten geflossen. Jetzt betreibt Herr Dr. v. Koerber das schöne Stil-Geschäft in eigener Regie und auf eigene Gefahr weiter. In dem Erlass wie in dem reformatorischen Theil seines Regierungsprogramms hat er wohl auch sein stilistisch Bestes geleistet. So gewinnend wie er hat sich seit zwanzig Jahren noch kein Ministerpräsident bei der armen verregierten und verenjonierten Bevölkerung Oesterreichs eingeführt. „Eine feste, unparteiische, vom rascheren Pulse der Zeit belebte Verwaltung“ — schrieb er im Regierungsprogramm. Im Erlass fügt er hinzu: Die Behörden haben die Gesetze strengstens zu beobachten, ihre Agenden rasch zu erledigen, mit jedermann ohne Ansehen der Person einen untadeligen Verkehr zu pflegen, das allgemeine Wohl zu fördern, die Bedürfnisse der Bevölkerung wahrzunehmen, bei ihrer Befriedigung die Initiative zu ergreifen, kurz „eine umsichtige und fürsorgliche Thätigkeit“ zu entfalten und „einen steten vertrauensvollen Contact mit der Bevölkerung“ zu unterhalten, unparteiisch zu amtieren, tactvoll aufzutreten — kurz, der Erlass enthält einen compendiösen Beamten-Knigge, gute Lehren, wie der Beamte mit jenen Menschen zart umgehen soll, die das Unglück haben, von ihm regiert zu werden. Worte, schöne Worte, aber nichts als Worte, und, offen gestanden, nicht einmal neue Worte. Was Herr Dr. v. Koerber da an guten Verwaltungsvorsätzen entwickelt, ist vorläufig nichts anderes, als der Ideenkreis des aufgeklärten Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts. Kaiser Josef II. z. B., vor hundertzwanzig Jahren, hätte das Gleiche in noch quellfrischerer Form gesagt, und Herr Dr. von Koerber hat eigentlich nur alte, halbvergessene Grundsätze der absolutistischen Regierungskunst wieder erneuert.

Aber mit bloßen Worten wird an den Dingen nichts gerichtet. Wichtiger sind schon — wenn wir bei der umgekehrten Reihenfolge nun bleiben sollen — neue Maßregeln. Noch jeder neue Ministerpräsident hat in seinem Regierungsprogramm solcher ein Schock uns wenigstens versprochen, und ein Theil dieser reformatorischen Versprechungen ist ja im Laufe der Zeiten in mehr oder weniger verballhornter Form erfüllt worden. In Herrn Doctor v. Koerbers bisherigen Aeußerungen ist aber von irgend welchen positiven Maßregeln noch keine Rede gewesen. Und ohne Maßregeln bleiben die klangvollsten Worte doch nur leerer Schall. Selbst vom bestqualificierten Beamtenthum des aufgeklärten Absolutismus heißt es: der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Wenn ihr die Sporen nicht in die Weichen getrieben werden, galoppiert auch die Bureaukratie nicht. Wie aufgeklärt immer der Absolutismus sein mag, die Bureaukratie verfällt unter ihm unaufhaltsam in die träge Gangart. Gespornt wird sie nur, wenn das öffentliche Leben in der staatlichen Gemeinschaft sich reich und frei entwickelt. Der aufgeklärte Absolutist an der Spitze der Beamtenpyramide mag einen noch so scharfen Blick besitzen, er kann doch, heute noch weniger als je zuvor, nicht all' das sehen, was in diesem tausendrädrigen Getriebe des staatlichen Mechanismus vorgeht, und er mag noch so arbeitsame Hände haben, er langt nicht überall hin, wo Störungen eintreten. Der Mann mit den zahllosen Augen und den zahllosen Händen, der alles sieht und überall hingreift, das ist der gemeine Mann, das ist jedermann, das sind alle. In dieser Thatsache liegt der Sinn des Constitutionalismus und die Ursache seines endlichen Sieges in allen höher entwickelten Culturländern, in ihr ist der Sinn des Repräsentativsystems, in ihr der Sinn aller politischen Freiheiten begründet. Wenn Herr Dr. v. Koerber eine „vom rascheren Pulse der Zeit belebte Verwaltung“ wünscht, dann muss er die Pulse der Zeit der Bureaukratie fühlbar machen, er muss uns alle unsere Gedanken, Wünsche und Beschwerden frei und wirkungsvoll aussprechen lassen. Denn die Zeit sind wir, wir alle, die leben, arbeiten und leiden.

Es bedarf neuer Maßregeln, wenn die als unzureichend erkannte Staatsverwaltung nun doch einmal gebessert werden soll. Aber noch dringender brauchen wir neue Männer. Auch die feinste Laute gibt keine Melodie, wenn man einen Esel als Musikmacher dazu stellt. So lange die nach Königgrätz nur für kurze Zeit aus dem staatlichen Paradies schamhaft verdrängte, seit Taaffe wieder in vollen Schwärmen zugetriebene Sippe von hochgeborenen Cretins, stumpfsinnigen Betbrüdern, glatten Routiniers und feilen Strebern die entscheidenden Posten in der Staatsverwaltung besetzt hält, ist an eine Reform nicht zu denken, die mehr bedeutet als Druckerschwärze und Papier. Wenn Herr Dr. v. Koerber nicht bloß Pflanz machen will mit seiner Verwaltungsreform, dann muss er hier, an dem Persönlichen, den eisernen Besen ansetzen. Die Worte kann er sparen. Mit den Maßregeln kann er warten. Aber was keinen Aufschub verträgt, das ist der Hinauswurf solcher Schädlinge aus der Bureaukratie, denen jene selbstverständlichen Eigenschaften des guten Beamten mangeln, die ihretwegen Herr Dr. v. Körber in seinem Erlass wie ein neues Evangelium verkünden musste. An ihre Stelle wird er befähigtere neue Männer setzen müssen, die er finden wird, wofern er zu seinen Absichten auch das erforderliche Organisationstalent mitgebracht hat. Erst wenn er diese Kraftprobe mit Erfolg abgelegt haben wird, wird man auch seinen weiteren Wegen auf dem Gebiet der Verwaltungsreform mit Hoffnungen folgen können.

K.

---

## Im Reiche der Mafia.

Vom italienischen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni.

III.*)

Wer Geschichte kennt, weiß, dass boshafte und gewaltthätige Regierungen immer und überall den Niedergang der Moral bewirken; je länger sie am Ruder sind, umso nachhaltiger wird die Degeneration, die zuletzt barbarische Formen annimmt. Nun ist Sicilien ohne seine Schuld — oder besser durch eigene Schuld, denn es ist schön, reich und war stets begehrt — von mächtigen Gewalthabern erobert worden, welche es zermalmt haben. Alle seine zahlreichen Revolutionen endeten mit der Aufrichtung neuer tyrannischer Herrschaften; durch mehr als 20 Jahrhunderte, unter den Karthagern und Römern, unter den Byzantinern und Sarazenen, unter den Dynastien der Normannen, der Hohenstaufen, der Anjous, der Aragonier, der Savoyer, der Bourbonen, immer und immer waren seine Beherrscher grausam und gewissenlos.

So viele unterdrückende Regierungen mussten Hass erzeugen; und diese Regierungen begnügten sich nicht mit der Gewaltthätigkeit, sondern nahmen auch ihre Zuflucht zur Corruption. So schrieb

*) Siehe „Die Zeit“ Nr. 277 und 278.

ein bescheidener Sicilianer, Ciotti, vor etwa 25 Jahren: „Angesichts der corrumpierten Regierung, ihrer corrumpierten Organe, der corrumpierten öffentlichen Machtfactoren, musste im Laufe der Jahrhunderte allmählich die Schlechtigkeit in den Massen geweckt werden, die sich dann der Sprache und den Lebensgewohnheiten mittheilte und ihre eigenen zehn Gebote hatte. Deshalb sah sich die Gerechtigkeit, die Obrigkeit, einer allgemeinen Schweigsamkeit gegenüber, die ihr sehr gelegen kam."

In der Verschwiegenheit, in dieser allgemeinen Zurückhaltung, die jetzt die Aufmerksamkeit der italienischen Machthaber wachgerufen hat, sah Damiani in den erwähnten landwirtschaftlichen Untersuchungen schon vor ungefähr 15 Jahren das Milieu des Processes von Mailand mit folgenden Worten voraus: „Im allgemeinen sagt man vor Gericht leicht falsch aus; zuweilen um einem Freunde zu nützen, ein andermal aus Parteigeist, nicht selten, um der Mafia zu gehorchen, man verbirgt mit Halsstarrigkeit und Gleichmuth den wahren Stand der Dinge und mit überraschender Solidarität, um die Justiz vom richtigen Wege abzubringen und ein Vorgehen gegen die Falschaussagenden unmöglich zu machen. Dies führt oft zur Straflosigkeit vieler schwerer Unthaten."

All dies genügt, um die Folgen des hundertjährigen schlechten politischen Regimes der Bourbonen zu erklären.

Diese politischen Missstände wurden durch die wirtschaftlichen Verhältnisse noch verschlimmert. Sicilien blieb durch das ganze neunzehnte Jahrhundert und trotz seiner vorzüglichen Lage am Mittelmeer in den Fesseln des Feudalismus. Nach Sicilien drang nicht der Hauch der französischen Revolution, auch nicht in der entstellten Form der napoleonischen Eroberung. Die Insel blieb bis 1815 unter dem Schutze der Soldaten und Flotten Englands, welches hier die geflüchteten Bourbonen stützte. Im Jahre 1812 machte das sicilianische Parlament, das unter englischem Schutze neuerstanden war und in dem eine gebildete und kluge Aristokratie überwog, seinen 4. August und hob dem Namen nach die Grundherrschaft auf. Diese Abschaffung lief in Wahrheit auf eine Täuschung zum Schaden der Allgemeinheit hinaus; die Grundstücke, welche für den allgemeinen Gebrauch der Gemeinde bestimmt waren und also die Vorrechte der Grundherren zu Gunsten der Bauern beschränkten, wurden in Allodialherrschaften umgewandelt. Zum Ausgleich der gegen die Masse gerichteten Aneignungen wurde den Gemeinden der vierte Theil der Feudalgüter auch in Allodialbesitz überlassen; aber bei den Zuweisungen geschahen neue Betrügereien, wie es viele Schriftsteller bewiesen, kürzlich zum Beispiel Battaglia und Loncao. Dieselbe bourbonische Regierung decretierte häufig und gab administrative Verfügungen heraus, um das begangene Unrecht zu mildern, aber stets vergebens. Von daher schreiben sich zahlreiche gerichtliche Anfechtungen, welche nach 88 Jahren in einigen Landstrichen noch fortdauern und viele ländliche Erhebungen verursacht haben, unter welchen die von Caltavuturo im Jänner 1893 berühmt ist.

Die materielle Beraubung der Bauern und der Allgemeinheit wäre weniger arg gewesen, wenn dieselben durch politische und sociale Befreiung entschädigt worden wären. Aber nein: die Bauern wurden von der Leibeigenschaft befreit und blieben doch Knechte! Man halte dies nicht für sentimentale und hohle Phrasen von Socialisten und Demokraten, die Thatsache ist von allen Geschichtsschreibern und Juristen Siciliens in ihrer ganzen Wirklichkeit bewiesen worden, so dass Sonnino, der einstige Minister unter Crispi und eingefleischte Conservative, constatierte, dass die gesetzliche Aufhebung des Feudalismus in den Jahren 1812 und 1818 ohne wirkliche Folgen geblieben ist. „Was bis dahin gesetzliche Macht gewesen war," fügt er hinzu, „blieb als Ungesetzlichkeit weiter bestehen, und der Bauer, den man im Gesetz als Bürger erklärt hatte, blieb Knecht und Unterdrückter."

Analoge oder noch strengere Urtheile könnte man zu hunderten anführen: es genügt zum Schlusse dasjenige des Inspectors Alongi, das die Beziehungen zwischen den mehr oder minder adeligen Grundbesitzern und den Bauern zusammenfasst:

„Der Arbeiter und der Bauer sind für den Pächter*) eine Art niederer Thiere, öfters schlechter behandelt als das eigene Wagenpferd: der Pächter kann zum Beispiel nicht verstehen, warum die Beamten sich mit den Gewaltthätigkeiten beschäftigen müssen, die ein Galantuomo**) einem Armen zufügt ... Ebensowenig kann er begreifen, dass auch ein armer Teufel ein Recht auf Gerechtigkeit, auf Waffentragen und andere, einst bloß den Galantuomini vorbehaltenen Rechte hat. Was sie am meisten ärgert, ist die Hartnäckigkeit, mit welcher die Behörden von ihnen gewisse Umstände erfahren wollen, welche begangene Unthaten betreffen, oder, dass ein solcher Galantuomo sogar vor Gericht citiert wird, wie irgend ein anderer; und es gibt unter ihnen Freimüthige, welche sich gewaltig wundern, warum eine Regierung Beweise braucht und soviele Formalitäten und Kosten aufwendet, bevor sie einen Elenden auf die Galeere schickt. Ei, was, sagen sie, lasst ihn doch ohne solche Umständlichkeiten verschwinden."

In diesen Gedanken der Galantuomini — die einen großen Theil der herrschenden Classen bilden — ist der schöpferische Geist der Mafia klar ausgedrückt; man findet ihn selbst bei Personen, die persönlich mit der Justiz nie zu thun gehabt haben.

Infolge dieser wirtschaftlichen, politischen und socialen Beziehungen zwischen den höheren und mittleren Classen einerseits und dem niederen Volk anderseits entstanden unter der Herrschaft der Bourbonen zweierlei schwerwiegende Uebel: ein specielles und außergewöhnliches System öffentlicher und privater Vertheidigung der Güter und des Lebens der Personen und eine besondere Verwaltung der Justiz; ein tiefer Hass zwischen den verschiedenen socialen Classen, besonders zwischen den Landleuten und den Galantuomini und Grundbesitzern. Die Regierung anerkannte officiell, dass die gewöhnlichen socialen Vertheidigungsmittel für Sicilien nicht ausreichten. Deshalb wurde unter den Bourbonen der Theil der Sicherheitspolizei, welchem die Verbrechen gegen das ländliche Besitzthum zugewiesen waren, den sogenannten **Waffencompagnien** überlassen, welche unter dem Commando eines Capitäns standen, der bei der Regierung eine Caution erlegen musste, zur Sicherstellung für Betrügereien und Beschädigungen, deren Urheber man nicht entdecken konnte und von denen die Rückgabe oder eine Entschädigung nicht zu erlangen war. Jede Provinz und zuweilen jeder Landstrich hatte eine eigene Waffencompagnie; aber unter den einzelnen Compagnien bestand keinerlei gesetzliche oder moralische Zusammengehörigkeit. Jede Compagnie war nur für die in ihrem District vorgefallenen Verbrechen verantwortlich; daraus entsprangen ungeheuerliche Missstände; eine Waffencompagnie trat mit den Uebelthätern jeder Art in Verhandlung, um den eigenen District von ihrer Anwesenheit zu befreien, und begünstigte ihren Uebertritt in einen benachbarten Bezirk, der nun durch die Compagnie zu leiden hatte. Sie beschützte auch die Verbrecher, obgleich diese sich nicht scheuten, Acte zu begehen, für welche die Compagnie einstehen musste! Deshalb war unter den Compagnien benachbarter Districte Antipathie und offene Feindseligkeit keine Seltenheit, man kann sich vorstellen, mit welchem Nutzen für die öffentliche Sicherheit, die Justizverwaltung und das allgemeine Moralitätsgefühl ... Die Waffencompagnien kümmerte die Bestrafung der Uebelthäter wenig: sie interessierte es nur, den Schadenersatz nicht zahlen zu müssen: so wussten sie oft dank ihrer geheimen Beziehungen zu den Schuldigen und Zwischenträgern Geschäfte abzuschließen: sie erhielten den ganzen oder theilweisen Rückersatz des Geraubten gegen andere den Dieben und ihren Helfern zu erweisende Dienste, und von diesen Rückstellungen und den hiezu angewandten Mitteln gaben sie keine Rechenschaft; weder die politischen, noch die gerichtlichen Behörden hatten das Recht, sich in diese Angelegenheiten der Pächter der öffentlichen Sicherheit einzumischen. Man sollte glauben, dass dieses ungeheuerliche Regime dank der materiellen Verantwortlichkeit der Compagnie die Sicherheit des ländlichen Besitzes gewahrt hätte. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Der große, der mittlere Grundbesitzer und der Bauer blieben allen möglichen Schädigungen ausgesetzt. Es erwuchsen ernste Streitigkeiten über den Wert der geraubten Güter, die stets tief unter dem wirklichen Preis geschätzt wurden; es vergiengen viele Jahre, bevor dem Beschädigten der Verlust von der Compagnie ersetzt wurde: oft war der Diebstahl zu bedeutend, und die Caution des Capitäns genügte nicht zur Deckung: da erklärte die Compagnie Concurs, und damit war auch die Regierung jeder weiteren Verantwortung enthoben.

Diese drei schweren Unzukömmlichkeiten führten zu zweierlei Folgen:

1. Um des lieben Friedens willen und zur Vermeidung weiteren Schadens trat der Verlustträger mit der Compagnie in Unterhandlungen: für einen Diebstahl begnügte er sich mit 40, 50 Percent des Ersatzes, hauptsächlich wenn es sich um Viehraub handelte, der sehr leicht ist, wo die Hirtenwirtschaft vorwiegt, und die Thiere der Aufsicht einiger weniger, armseliger und halbwilder Hirten anvertraut sind. Diese Differenz zwischen dem Werte des Diebstahls und dem Ersatz ließ den Unterhandlungen zwischen den Compagnien und den Dieben weiten Spielraum, es war für die Compagnien von großem Vortheile, wenn sich bedeutende Diebstähle ereigneten. Solche Vereinbarungen waren umso leichter, als der Capitän große Machtbefugnisse bei Auswahl seiner Leute besaß und die Muthigsten, die Schlauesten und solche auswählte, welche mit den Verbrechern gute Beziehungen zu pflegen wussten, um die Diebstähle leichter aufzudecken. Diese Leute waren niemals ehrliche Menschen, zumeist waren sie schon vorbestraft oder zumindest in Untersuchung gewesen. Die Laufbahn im Dienste des Großgrundbesitzers, und später im Staatsdienste, d. h. in der Waffencompagnie, bildete oft nur den Uebergang zum Diebe und blutigen Uebelthäter.

2. Den großen und mittleren Grundbesitzern fiel es schwer, sich ohne großen Schaden vor diesem gesetzlich organisierten Unwesen zu schützen: sie schritten deshalb zur unmittelbaren Vertheidigung

*) Der Großgrundbesitzer, der sicilianische Landlord, lebt nicht auf seinem Grund und Boden [illegible]

**) In Sicilien nennt man die Angehörigen des Bürgerthums Galantuomini, aber leider ist dies Wort niemals die Bezeichnung für einen ehrenwerten Menschen.

ihres Besitzes, vermittels eines mehr oder minder zahlreichen Corps privater Wächter, die allgemein **Campieri** genannt und mehr oder minder reichlich entlohnt wurden.

Der Campiere musste die Güter seines Herrn mit allen Mitteln schützen. Er musste sich daher theils mit den Briganten, theils mit den Waffencompagnien verständigen; er erwies bald dem einen, bald dem anderen je nach den Umständen Dienste, um von beiden geschätzt und gefürchtet zu werden. Die Achtung, die Furcht, die er einflößte, hieng ausschließlich von dem Muth und der Entschlossenheit ab, die er bei jeder Gelegenheit und hauptsächlich bei den besonders aus Habgier oder Rache verübten Unthaten an Personen oder Eigenthum bethätigte. Der Missethäter trat in die Dienste des Herrn, des Latifundienbesitzers, des Großpächters, in Erwartung der späteren Aufnahme in die Waffencompagnie. Von der Auswahl der Campieri, die noch bestehen, während die Waffencompagnien verschwunden sind, sagte General Corsi: „Der Herr muss, da es einflussreiche Männer sind, ein Auge zudrücken, oft auch beide, wenn er sie aus der Sorte wählt, aus der die Briganten hervorgehen." („Sicilien.")

Dieser Ausspruch bezieht sich auf das Jahr 1894, man kann sich nun leicht denken, wie es vor vierzig Jahren unter den Bourbonen ausgesehen haben muss. Den Latifundisten, den Großpächter interessierte nur die Sicherung der eigenen Güter, welche die Regierung nicht gewährleisten konnte, und da dieser Zweck umso leichter zu erreichen war, je mehr sein Campiere gefürchtet wurde, so sah er bei Anstellung desselben nicht zu sehr auf dessen Moralität; er versuchte sogar alle Mittel, ihm, sobald er in seinen Diensten stand, Straflosigkeit zu sichern, welches Verbrechen er auch begieng. War er Genosse von Dieben und Räubern, daran lag nichts, wenn dieselben nur die Wälder des Latifundisten und die Felder des Großpächters unbehelligt ließen. Der Campiere hatte einen Liebeshandel oder er begieng einen Racheact, indem er einen alten Feind ermordete; das that auch nichts, es erhöhte nur sein Ansehen und dasjenige seines Herrn. Und der Feudalherr, der Großpächter — der sogenannte Herr — hielt ihn nach begangenem Verbrechen verborgen, er sparte keine Versprechungen, Drohungen, Bitten, Verschwörungen gegenüber den politischen Behörden zu Gunsten des Thäters, der gewöhnlich allen als solcher bekannt war und trotzdem nur selten verfolgt und noch seltener verurtheilt wurde. Dieser Herr, der Hehler des Campiere, konnte übrigens sonst ein sehr ehrenwerter Mann sein, wie jetzt der Fürst Mirto, in dessen Dienst Fontana stand, dem wegen verschiedener Unthaten der Process gemacht wurde und der als Mörder des Commissärs Notarbartolo gilt. Aber der Herr, dem unter den Bourbonen und Savoyern im Namen der Gesetzlichkeit und der Moralität Vorwürfe wegen des Schutzes gemacht werden, den er dem verbrecherischen Campiere angedeihen läßt, glaubt mit gutem Recht triumphierend die Frage zurückgeben zu können, die man ihm, wie er weiß, nicht beantworten kann: „Wenn ich den schuldbeladenen Campiere davonjage, wer garantiert mir dann die Sicherheit meines Eigenthums?"

Die Berechtigung dieser Frage wurde auch von General Corsi anerkannt. Von dem Verhalten des Campiere gegenüber den Bauern kann man sich leicht eine Vorstellung machen: es war gewöhnlich einfach niederträchtig. Mit Gewehr und Pistole bewaffnet, beherrschte er den Bauer vollständig, er quälte ihn wie in den ärgsten Zeiten des Feudalismus; die Misshandlungen, die der Campiere verübte, waren sogar noch ärger als die von Seiten des Herrn direct, denn der erstere war roh, ungebildet und an Verbrechen gewöhnt.

Wenn der Herr gewaltthätig und übelwollend war, diente ihm der Campiere nicht bloß zum Schutz des Eigenthums, sondern wurde zum Bravo (Manzonis *Promessi sposi*), zum abgefeimten Bösewicht, zum Instrument jeder Schändlichkeit.

Und die kleinen Grundbesitzer? Diese konnten gewöhnlich keine Campieri erhalten und bezahlen; sie waren also die Opfer der Campieri, der Waffencompagnien und der Diebe. Das Beste, was sie thun konnten, war, sich mit letzteren ins Einvernehmen zu setzen, sie genossen sogar eine gewisse Achtung, wenn sie jenen alle möglichen Dienste erwiesen, ihnen mit Rath zur Seite standen und einen ihrem Besitze entsprechenden Tribut zahlten.

Es gab noch ein anderes Mittel, sich Respect zu verschaffen, und außer der Vertheidigung seiner Habe sogar noch andere Vortheile zu erringen: man erwarb sich einen Ruf als **Mafiose** durch Muth, Solidarität mit den Schuldigen und beharrliche Weigerung, der Polizei und den Behörden in der Entdeckung der Verbrechen behilflich zu sein. Und der Muth wurde in den unteren Schichten noch mehr geschätzt, wenn er gegen die einzelnen Bürger, die Campieri und die Waffencompagnien gerichtet war. Diese letztere Bethätigung der Mafia war am meisten anerkannt und von allen bewundert; so fand der Mafiose für sein Verbrechen zuweilen sogar die Sympathie anständiger Menschen, weil diese Verbrechen zum Schaden noch schlimmerer Uebelthäter geschahen, welche dank des Schutzes der Machthaber unbestraft geblieben wären.

Die ganze Schwerkraft dieser barbarischen und verbrecherischen Civilisation lastete auf dem arbeitenden Volke, dessen beherzte Elemente durch die Uebergriffe der anderen zur Revolution neigten und die glühender Hass gegen die höheren Classen beseelte.

Dieser unanstößliche und gerechtfertigte Hass verursachte, so oft sich die Gelegenheit bot, ländliche Erhebungen; sobald die Behörden die Zügel etwas locker ließen und das Volk sich stark genug fühlte, glaubte es die wildeste Vergeltung ausüben zu können. So gab es 1820, 1837, 1848, 1860 Massacres der Herren, der Galantuomini, ähnlich den Aufständen in **Galizien**.

Aber die allgemeine Auflehnung war nicht immer möglich; wohl war es aber der Widerstand der einzelnen, deren Anschläge verbrecherische waren. Die politisch-ökonomisch-sociale Organisation gibt in Sicilien Anlass zum Ueberwiegen des blutigen Verbrecherthums, und besonders dort, wo das feudale Regime ganz unverhüllt fortbesteht: dies erklärt auch das Vorherrschen der Bauern und Hirten unter den Briganten, welche selten die kleinen Grundbesitzer brandschatzten, ihnen vielmehr oft mit Geld beistanden und ihnen bei Racheacten behilflich waren. Dadurch wurden sie im Volk beliebt, das sie als Vollstrecker der Gerechtigkeit achtete und bewunderte und ihnen die Herrschaft auf dem Lande überließ, wobei ihnen auch der Mangel an hinreichenden Communicationen im Innern des Landes zugute kam — trotz der Kopfgelder und trotz der Verfolgungen, welche zeitweilig die politischen und militärischen Behörden gegen sie unternahmen. Das Keimen des Geistes der Mafia war unter solchen Umständen ganz natürlich; es wäre sonderbar gewesen, wenn sich ähnliche verbrecherische Verbindungen nicht entwickelt hätten, welches auch ihr Name gewesen wäre.

Dieselben Ursachen haben überall dieselben Wirkungen, und überall wo eine schlechte und gewaltthätige Regierung herrscht, sehen wir geheime, mehr oder minder der Mafia ähnliche Verbindungen entstehen. In Neapel kam die **Camorra** auf, die noch gegenwärtig wirksam ist, vor den Thoren Roms vermochte noch vor einigen Jahren der Brigant **Tiburzi** sein Wesen zu treiben; im südlichen Theile der Halbinsel blühte das **Brigantaggio**, dessen politische und sociale Ursachen von 1861 bis 1866 im italienischen Parlament zur Sprache kamen; in Irland behaupten sich die Weißen Kinder, der Ribbonismus und die Fenier. Unter allen Himmelsstrichen und bei jeder Rasse wiederholt sich das gleiche Phänomen, wo die gleichen Ursachen vorhanden sind.

Die Mafia wurde unter den Bourbonen in Sicilien das einzige Mittel für die Schwachen, die Armen, die Landleute, um sich gefürchtet und geachtet zu machen, um die einzig mögliche Art der Gerechtigkeit zu erlangen, die man auf gesetzlichem Wege nicht erreichen konnte. Und der Mafia ergaben sich alle Aufrührer, alle Beleidigten, alle Geschädigten, sei es thätig, sei es passiv, indem sie die verbrecherischen Thaten verheimlichten und die Thäter schützten, die Zugehörigkeit zur Mafia galt durchaus nicht als anstößig; Mafiose nannte man in der guten Familie scherzweise einen muthigen, lebhaften, unternehmenden Knaben. An diese sociale Rechtsbasis, welcher die Idee der Mafia entsprang, mussten sich natürlich alle destructiven Tendenzen, alle niedrigen Leidenschaften, alle Ursachen des gemeinen Verbrecherthums anlehnen. Aber im allgemeinen wurde sie genährt durch das Misstrauen gegen die Regierung, deren Ohnmacht und den mangelnden Willen, Gerechtigkeit zu schaffen, durch die tiefe Ueberzeugung, welche die Erfahrung den Leuten eingeflößt hatte, dass man sich die Gerechtigkeit selbst verschaffen musste und sie nicht von den öffentlichen Factoren erwarten könnte.*) Das sind die von Franchetti so richtig bezeichneten mittelalterlichen Ansichten.

Endlich erwies die Mafia der Revolution gegen die Bourbonen die wichtigsten Dienste. Die berüchtigtesten Mafiosen wurden die tapfersten Streiter im Aufstande des Jahres 1848; dieselben Mafiosen schlugen sich 1860 heldenmüthig unter den Leuten Garibaldis vor den Thoren Palermos und in Palermo selbst.

Als die sagenumwobene Expedition der Tausend von Marsala triumphierte, in dem Augenblick, als für Sicilien ein neues Leben beginnen sollte, fand sich die Mafia, besonders in der Provinz Palermo, verklärt von der Aureole des Patriotismus und der für die Vertheidigung der Freiheit gebrachten Blutopfer. Die **Bourbonen** bewirkten das Entstehen der Mafia. Die seitherigen Machthaber des geeinten Italien unter dem Hause Savoyen haben sie aber nicht auszurotten vermocht, wie eben der Process Notarbartolo wieder gezeigt hat.

---

## Die nationale Zukunft der Czechen und der böhmische Ausgleich.

Man spricht wieder einmal von einem Ausgleich zwischen Deutschen und Czechen. Die unverbesserlichen Wiener Optimisten, zu denen natürlich vor allen die Officiösen gehören, wiegen sich in der Hoffnung, dass binnen kurzem zwischen den beiden verfeindeten Stämmen ein chrenvoller Friede zustande kommen und

die Gesetzgebungsmaschine wieder in Gang bringen werde. Diese Annahme, die von einer Conferenz so Großes erwartet, stützt sich bedauerlicherweise weniger auf Thatsachen als auf die Wahrnehmung, dass die Vertreter der beiden streitenden Parteien bei den Decemberverhandlungen schöne Redensarten tauschten und mit schwärmerischem Augenaufschlag dem sehnlichen Wunsche nach einer Verständigung von Volk zu Volk Ausdruck gaben. Auch mag es richtig sein, dass die verworrenen inneren Verhältnisse, der Druck der materiellen Interessen, der Wille der unteren Schichten — alles nach einer solchen Lösung drängt, aber ein Blick auf die im politischen Hintergrunde lauernden czechischen Radicalen muss selbst die bescheidensten Erwartungen herabstimmen. Es ist nicht wahr, dass die Weltgeschichte sich niemals wiederholt. Diese Radicalen drohen den Jungczechen, falls auch nur ein Vorfriede zustande kommt, mit dem gleichen Verderben, das diese der altczechischen Partei bereitet haben. Es sind also in Wirklichkeit zu mächtige Einflüsse thätig, zu gewichtige Interessen in Frage, welche der **Verständigung** entgegenwirken, als dass deren Gelingen nicht zweifelhaft erscheinen sollte, obgleich nur mehr eine „dünne Papierwand" die beiden Streittheile von einander scheidet.

Und doch wäre es einmal an der Zeit, dass das czechische Volk, das sich ohne Widerstand vom radicalen Fahrwasser treiben lässt, sein nationales Programm einer Revision unterziehe. Dieses und ein gut Theil seiner Literatur ist auf den steten Kampf mit den Deutschen zugeschnitten und vermochte sich bisher von der historisch-romantischen Betrachtung der Dinge nicht loszumachen.

Es ist bekannt, zu welcher Bedeutungslosigkeit das czechische Element zu Beginn dieses Jahrhunderts herabgesunken war.

Die Männer, welche es übernommen hatten, ihr Volk zu einem neuen, lebendigen Dasein aufzurütteln, fanden sich angesichts der trostlosen Verhältnisse ihrer Zeit gestärkt und aufgerichtet, wenn sie ihre Blicke in die im Dämmerlicht der Geschichte umso glorreicher erscheinende Geschichte Böhmens versenkten. Diese frühere Größe dem kleinmüthigen Geschlecht vorzuhalten, war vom Standpunkte der Erwecker ihres Volksthums gewiss berechtigt, sie aber auch jetzt noch als böhmisches Staatsrecht wie eine Fata morgana den Massen vorzugaukeln, heißt die eigene Nation zu ewiger Kindheit erziehen. Den Feudalen mag es passen, dass sich die ganze Lebenskraft des czechischen Bürgerthums an dieser Abkehr von den realen Verhältnissen, **in den steten Kämpfen, die keinen Sieg versprechen**, verblute.

Seit vierzig Jahren führt es einen wechselvollen Krieg für das Staatsrecht; hat dieser die Czechen dem ersehnten Ziele näher gebracht oder nicht vielmehr die Widerstandsfähigkeit der Verfassung immer mehr gestärkt und die Reihen der Anhänger der letzteren vermehrt? Die czechischen Wortführer haben es wiederholt ausgesprochen, dass die Selbständigkeit Böhmens gegen die Deutschen nicht zu erreichen sei. Warum sich nicht also in das Unabänderliche fügen und sich auf den Boden der gegebenen Thatsachen stellen, da nun einmal die Deutschen für die Föderalisierung Oesterreichs, sagen wir jetzt, nicht zu haben sind?! Die Geschichte der letzten zwei Jahre hat hinlänglich dargethan, dass alle Bündnisse mit Feudalen, Clericalen und Polen unvermögend sind, den czechischen Anmarsch gegen das geschlossene deutsche Sprachgebiet in Böhmen zum Siege zu führen, ja außer Zweifel gestellt, dass die brutale Mehrheit auf dem Gebiete des nationalen Rechts ihre Rolle ausgespielt hat. Warum nicht also die Summe aus den nüchternen Thatsachen der bisherigen Entwickelung ziehen?

Wo die Hoffnung auf die Niederringung der Deutschen endgiltig aufgegeben werden muss, wiegt also das Opfer, das die Czechen zu bringen hätten, der Verzicht auf die ohnehin endgiltig gescheiterte Revindication Deutschböhmens und die unvermeidliche Zurückstellung der staatsrechtlichen Wünsche, doch nicht allzuschwer.

Dieser Entschluss wird den Czechen durch ihr wohlverstandenes Interesse aufgenöthigt und verbürgt ihnen erst eine große nationale Zukunft. Die ewige Fechterstellung gegen ihre deutschen Mitbürger im Lande macht sie gegen ihre wahren culturellen und wirtschaftlichen Interessen blind. Die letzten antisemitischen Ausschreitungen haben den fortschrittlich gesinnten Elementen den tiefen Abgrund von Unwissenheit und Barbarei gezeigt, in welchen der Clericalismus das ganze Volk hinabzustürzen droht. Wenn sich dieses nicht bald aufrafft, wird die Saat der Bildung und Cultur, welche ihre großen Männer ausgestreut hatten und die es zur culturellen Vormacht des westlichen, vielleicht des gesammten, Slaventhums erhoben hat, zertreten sein. Ein Volk, dessen Mittelschichte vom Fortschritt zum Clericalismus abfällt, muss zugrunde gehen. Streift aber die czechische Nation, des steten Kriegszustandes mit den Deutschen ledig, die Fesseln der Reaction ab, dann sichern ihr Freiheit und Bildung im Bunde mit ihrer unversiegbaren Lebenskraft eine glänzende Stellung im Rathe der Völker.

Denn eines muss noch besonders hervorgehoben werden. Wenn schon nicht gleich ein Bündnis zwischen beiden nationalen Lagern im Reichsrath zustande kommt, so würde sich den Czechen selbst nur ein leidlicher Waffenstillstand schon darum empfehlen, weil er ihrer wirtschaftlichen und nationalen Expansion freie Bahn eröffnen würde. Das rein slavische Gebiet in den Sudetenländern ist zu klein für ihren Drang nach Ausdehnung. Ihre Intelligenz wie ihre Arbeitskraft fühlt sich in seinen Grenzen beengt. Bis nun richteten sie stets den Blick **wie hypnotisiert auf den Westen und Norden ihres Stammlandes Böhmen**, welche von den Deutschen besiedelt sind. Die besten Kräfte wurden vergeudet, um das unmögliche Ziel der Slavisierung dieses deutschen Stücks Erde zu erreichen. Dieselbe Energie und Aufopferungsfähigkeit, auf die wirtschaftliche Hebung des eigenen Volkes gerichtet, müsste die ihre Volkskraft untergrabende Auswanderung hemmen und eine ungeahnte wirtschaftliche Blüte in ihrem Lande zeitigen, aber ihnen zugleich außerhalb ihrer Grenzen ein ausgedehntes Feld der Expansion eröffnen.

Der czechoslavische Stamm sendet aus der südöstlichen Ecke Mährens einen mächtigen Ausläufer nach Nordungarn, die **Slovaken**. Ethisch und sprachlich gehört dieser Zweig der großen Slavenfamilie zu dem vorgeschobenen westlichen Posten in den Sudetenländern. Er zählt über 2 Millionen Seelen und besaß noch vor Jahrzehnten mit den Czechen eine gemeinsame Schriftsprache. Das Slovakische ist eine Mundart des Czechischen und von ihm durch geringfügige Abweichungen geschieden. Dieses Volk seufzt unter einem Druck, der auf wenig Slaven, vielleicht nur noch auf Polen und Ruthenen, und zwar außerhalb Oesterreichs lastet. Die ununterbrochenen heftigen Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven in Oesterreich und die Ohnmacht, zu welcher hierdurch beide verdammt sind, ermöglichten dem chauvinistischen **Magyarenthum** eine Willkürherrschaft über die nichtmagyarischen Völkerschaften Ungarns zu begründen, welche die Gesammtmonarchie mit großen Gefahren bedroht. Aber selbst in Ungarn steht das, was den Slovaken unter dem Deckmantel der Bekämpfung des Panslavismus ungestraft geboten werden kann, ohne gleichen da. Sie werden planmäßig aller Bildungsmittel beraubt und künstlich in Unwissenheit erhalten; ihre Prediger, die nicht den magyarischen Culturvereinen dienstbar sein wollen, werden verjagt, ihre Literaten und Publicisten eingekerkert. Dieses ärmste aller slavischen Völker hatte mit seinen blutig ersparten Groschen 1863, noch unter österreichischer Herrschaft, eine literarische Gesellschaft (die **Matica Slovenská**) begründet und die Errichtung einiger slovakischer Gymnasien möglich gemacht. Diese Opferwilligkeit schlug ihm zum Verderben aus. Mit gewaltsamer Hand wurde im Jahre 1874 das Vermögen der Matica confisciert und dient nun den Unterdrückern wie ein Reptilienfonds; **die Gymnasien wurden geschlossen**. Das Magyarenthum hat seither an rücksichtsloser, zielbewusster Angriffslust nur gewonnen und verstärkt seine Scharen, wie seine Statistiker triumphierend verkünden, alljährlich mit frischen Opfern der Magyarisierung. Die czechischen Vereine in Böhmen und Mähren, welche mit ihren spärlichen Mitteln der slovakischen Jugend den Besuch der Gymnasien und der Universität in Prag durch Stipendien erleichtern, können derzeit der fortschreitenden Entnationalisierungsaction keinen wirksamen Damm entgegenstellen. Das Ministerium Széll, welches Bánffys Brutalitäten verdammte und den Nationalitäten Ungarns Gerechtigkeit versprach, setzt, wie sich nun klar ergibt, die rücksichtslose Gewaltpolitik seiner Vorgänger fort und hat noch jüngst die Bitte um Errichtung zum wenigsten **eines einzigen slovakischen Gymnasiums** abschlägig beschieden.

Und doch ist es durchaus nicht aussichtslos, dem magyarischen Chauvinismus entgegenzutreten. Die Vergeltung naht; der ungarische Nationalstaat bedarf der Großindustrie. Ihr Sitz kann nur Nordungarn sein. Dort findet sie einen billigen Arbeitsmarkt und unerschöpfliche Naturkräfte. Dort wird sie wie überall auf die Massen disciplinierend und revolutionierend wirken. Die böhmischen Czechen haben die anfangs widerstrebenden mährischen Volksgenossen in höchst wirksamer Weise der nationalen Idee dienstbar gemacht, es wird ihnen auch bei den Slovaken gelingen, sie aus der tödtlichen Umklammerung der Unterdrücker zu befreien. Die Zukunft des czechischen Volkes, das nicht stark genug ist, um nach zwei Fronten zu schlagen, liegt nicht in Nordböhmen, wo geringfügige Minoritäten zu vertheidigen sind, sondern **im stammverwandten Karpathenland**, in Nordwestungarn. Die Bevölkerung dieses Gebietes, die in Druck und Armut zu verkümmern droht, erwartet sehnlich den Befreier. Des Kampfes mit den Deutschen ledig, werden hier die Czechen dem mächtigen Strom ihrer Intelligenz, ihres Fleißes und ihres Capitals ein neues Bett graben und eine Culturarbeit leisten, welche ihnen tausendfältigen Lohn bringen wird. Die Deutschen werden ihre Ausbreitung nicht stören; auch sie haben den Magyaren, welche um schäbiger Augenblicksvortheile willen die deutschen Ideen bei den Ausgleichsverhandlungen verriethen, **eine nationale Rechnung zu präsentieren**. Schon wird eine neue Constellation in ihren Umrissen sichtbar. Werden die czechischen Führer endlich begreifen, wo ihr Vortheil, wo das wahre Land der Verheißung ihres Volkes liegt?

Brünn. Dr. Alfred Fischel.

# Der Achtstundentag im Kohlenbergbau.

Man fragt mich nach dem Eindrucke, welchen die Nachrichten über den Strike der böhmisch-mährischen Kohlenarbeiter in mir hervorgerufen. Ich kann mich in Beantwortung dieser Frage selbstverständlich nicht auf die Einzelheiten in den Angaben der Zeitungen auslassen. Sie sind für mich uncontrolierbar. Aber die großen Züge der Vorkommnisse im czechischen Kohlenrevier, wie sie aus dem Gemeldeten hervortreten, sind mir wohlbekannt, weil nicht neu. Und eben weil sie altes nur in neuer Auflage zeigen, geben sie zu denken. Wie unfähig zeigt sich doch das Unternehmerthum, aus den anderwärts gemachten Erfahrungen zu lernen.

Es gibt wohl kaum ein schlagenderes Beispiel des heillosen Anarchismus eines rücksichtslos capitalistischen Regiments. Da haben wir eines der von der Natur mit dem unentbehrlichsten Element moderner Production am reichsten ausgestatteten Gebiete des Continents. Eine verschwindend kleine Anzahl sehr capitalkräftiger Personen ist im Besitze dieses wichtigen monopolistischen Productionselements. Statt es weise im Interesse der menschlichen Gesellschaft zu verwalten, kennen sie kein anderes Streben, als das nach dem größtmöglichen Gewinn. Aber auch dabei lassen sie sich nicht von der weitsichtigen Klugheit eines Verwalters, dem Interessen, die sich auf Generationen erstrecken, anvertraut sind, leiten. Wie ein Händler, dem eine außerordentliche Gewinnstgelegenheit sich bietet, kennen sie kurzsichtig kein anderes Princip als den Vortheil, den eine augenblickliche wirtschaftliche Machtlage bietet, bis zum Aeußersten auszunutzen. Auf der anderen Seite eine noch tiefstehende Arbeiterschaft mit allen Fehlern mangelnder Organisation und mit allen durch die Abwesenheit der Erziehung, welche die Organisation mit sich bringt, bedingten Unklugheiten. Nun kommt eine steigende Conjunctur. Das ist die Gelegenheit, auf welche die Nationalökonomie jeden Geschäftsmann verweist, um höhere Preise, bessere Verkaufsbedingungen zu erzielen. Die Grubenbesitzer nützen sie gegenüber dem Publicum im reichsten Maße aus. Die Kohlenpreise steigen mit der gestiegenen Nachfrage. Der Consument zahlt sie, wenn auch gewiss nicht mit Vergnügen. Aber er fügt sich der geltenden Wirtschaftsordnung, welche die höhere Preisforderung für das gute Recht der Grubenbesitzer, ja für ein Naturgesetz erklärt. Aber auch der Arbeiter ist ja heute Geschäftsmann. Auch er ist heute Warenverkäufer. Auch ihn verweisen Nationalökonomie und Wirtschaftsordnung auf die steigende Conjunctur als die einzige Gelegenheit zur Verbesserung seiner Lage. Nun fordern die Arbeiter bessere Arbeitsbedingungen. Wären sie Verkäufer irgend einer anderen Ware statt Arbeit, so würden ihre Kunden, die Grubenbesitzer, ihnen das Verlangte ohneweiters, als nach Lage der Conjunctur berechtigt, gewähren. Aber sie sind Arbeiter, nicht Verkäufer von Holz, Eisen oder anderen von Capitalisten gebotenen Waren. Früher stand man als Herrschaft nicht als bloßer Vertragschließender ihnen gegenüber. Das Gesetz freilich hat dieses Herrschaftsverhältnis beseitigt und die Gleichberechtigung zwischen Arbeitgeber als Warenkäufer und Arbeiter als Warenverkäufer an seine Stelle gesetzt. Allein man hat diese Aenderung nur, was die eigene Position gegenüber dem Arbeiter angeht, praktisch anerkannt. Vom Arbeiter verlangt man, dass er sich noch so fühle und verhalte wie zur Zeit, da man ihm als Herrschaft die Arbeitsbedingungen einfach vorschrieb, und er dafür dankbar zu sein hatte, einerlei, ob sie gut waren oder schlecht. Nun bestehen die Arbeiter auf ihrem neuen Recht; sie verlangen, dass die Consequenzen der neuen Wirtschaftsordnung auch zu ihren Gunsten einmal gezogen werden. Wie arglos sie das thun, zeigt, dass sie dieses Verlangen, ohne sich durch Organisation irgendwie darauf vorbereitet zu haben, stellen. Sie thun es ohne Hinterlist; aber das Herz voll Bitterkeit über frühere Enttäuschungen, über die constante Verschlechterung ihrer Arbeitsbedingungen, die sich noch dazu mitunter unter dem Schein einer Besserung verbarg, über ihr daraus entsprungenes Elend und die entsetzliche Noth ihrer Weiber und Kinder. Sie hoffen, dass die Grubenbesitzer angesichts der gestiegenen Kohlenpreise sich bereit finden lassen, ihre von der bestehenden Wirtschaftsordnung gutgeheißenen Ansprüche nun gleichfalls anzuerkennen. In ihrer naiven Unkenntnis der Menschen erwarten sie das als ihr natürliches Recht. Ist doch die einzige Bildung, die ihnen zutheil geworden, die, welche der Pfarrer in der Religionsstunde ihnen hat zutheil werden lassen. Hat der ihnen nicht über das Evangelium Lucas IV., 16–22, gepredigt, wo es heißt: „Der Geist des Herrn ist auf mir, derenthalben er mich gesalbet hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen. Er hat mich gesandt zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, zu predigen den Gefangenen, dass sie los seien, und den Blinden, dass sie wiedersehen sollen, die Niedergeschmetterten zu entlassen in Freiheit und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn!" Hat er ihnen nicht die Geschichte von Ananias und Saphira erzählt und ihnen erklärt, dass der Eigenthümer nur ein Verwalter sei im Interesse der Armen! Hat er nicht vom heiligen Kirchenvater Ambrosius gesprochen, der gepredigt: „Es ist kein geringeres Verbrechen, einem, der hat, zu nehmen, als den Bedürftigen, da wo man geben kann und im Ueberfluss ist, zu versagen!" Und zeigen die steigenden Kohlenpreise nicht, dass die Grubenbesitzer jetzt im Ueberfluss sind? Oder sind selbst sie nicht etwa bedürftig, sie, die für eine zehnstündige Arbeitszeit nicht mehr als einen Minimallohn von fl. 1·30 und fl. 1·60 verlangen? Und verlangen sie dabei etwa ein Almosen oder nicht vielmehr nur das, was ihnen nach der bestehenden Wirtschaftsordnung bei steigender Conjunctur zukommt? Gilt da nicht auch für sie das Wort (Jakob V., 4): „Siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben und von euch abgebrochen ist, das schreiet; und das Rufen ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth." Das ist ja die einzige Bildung, welche diesen armen, elenden czechischen und polnischen Arbeitern zutheil geworden. Und gewiss sind dies herrliche Trostesworte, mit denen ihre Religion ihren Glauben und ihr Hoffen in ihrem elenden Dasein aufrecht erhält und ihr naturrechtliches Empfinden mit göttlichen Worten sanctioniert. Allein die Ohren der Grubenbesitzer sind taub. Die Arbeiter sind nicht organisiert und, weil nicht organisiert, ohne Mittel. Ihre Widerstandsfähigkeit reicht nur so weit wie der Credit, den der Krämer gewährt, und der Hunger noch erträglich ist. Werden sie gar aus ihren Wohnungen hinausgeworfen, so müssen sie nachgeben. Dabei kann man ihnen gegenüber auf seinem Schein bestehen. Denn eben weil sie nicht organisiert waren, haben die ungebildeten Naturrechtler ihre Arbeit ohne Kündigung eingestellt. Sie haben, überwältigt von dem Zorn über ihre elende Lage und nicht ahnend, dass man nicht bloß naturrechtlich, sondern auch nach positivem Gesetz im Rechte sein muss, ihren Contract gebrochen. Man hat ihnen gegenüber also das formale Recht auf seiner Seite, und der Staat ist verpflichtet, es gegenüber den Vertragsbrüchigen zur Geltung zu bringen. Und so pocht man auf seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Uebermacht und sagt gegenüber allen Forderungen der Unglücklichen Nein. Ja man weigert sich, überhaupt mit ihnen zu verhandeln, bis sie die Arbeit wieder aufgenommen. Erst müssen sie anerkannt haben, dass sie im Unrecht sind; erst müssen sie zugeben, dass sie nicht Gleichberechtigte, sondern Untergebene sind; dann vielleicht lässt sich sehen, was man ihnen nicht als ihren berechtigten Anspruch, sondern als Gnade bewilligen kann. Und so kommt es zu einem Ausstand, der nicht nur 50.000 Arbeiter mit allen den Ihren dem Elend preisgibt, sondern die gesammte gesellschaftliche Organisation erschüttert. Da die übrigen Fabriken nicht der Kohle entbehren können, müssen auch sie ihre Betriebe einstellen oder wenigstens beschränken. Die Eisenbahnen, die großen Verkehrswege unseres gesammten Wirtschaftsleben stehen in Gefahr, zu veröden. Und nicht nur alle Gesellschaftsclassen des Inlands gerathen in Mitleidenschaft. In Budapest verständigt die Gasgesellschaft die Municipalbehörden, dass in 14 Tagen die Beleuchtung der Hauptstadt unmöglich sein werde. Die angrenzenden deutschen Nachbarländer sehen sich genöthigt, ihre Nachfrage anderen Kohlenwerken zuzuwenden, wenn nicht auch hier Fabriken und Eisenbahnen stille stehen sollen. Und all dies, weil die Grubenbesitzer ihre Function, das monopolistische Productionselement, dessen Verwaltung ihnen anvertraut ist, im öffentlichen Interesse zu nützen, schlecht erfüllen und wie Wucherer die Uebermacht, welche ihnen die Noth ihrer nicht organisierten Arbeiter verleiht, kurzsichtig in ihrem momentanen Interesse ausbeuten; all das, weil sie die Grundprincipien der bestehenden Wirtschaftsordnung, nur soweit sie in ihrem Interesse sind, anerkennen; all das, weil sie sich weigern, bei steigender Conjunctur auch dem Arbeiter einen Anspruch auf bessere Arbeitsbedingungen zuzuerkennen.

Und wie thöricht erscheint es selbst von diesem kurzsichtigen Standpunkt aus, auf die Machtlage zu pochen und selbst den berechtigtesten Forderungen der Arbeiter, weil man sie zum Nachgeben zu zwingen hofft, zu widerstehen! Oder ist die Forderung eines Achtstundentags (einschließlich Ein- und Ausfahrt) nicht etwa im wohlverstandenen Interesse der Grubenbesitzer selbst? In zahlreichen Gruben in England und Deutschland ist er längst zum Vortheil der Grubenbesitzer selbst eingeführt. Ja selbst in Oesterreich soll er auf einigen Gruben und darunter auch auf einer im mährisch-schlesischen Revier schon bestehen. Es widersteht einem ordentlich, die längst bekannten Thatsachen über die Wirkungen dieser Reduction der Arbeitszeit auf die Steigerung der Arbeitsleistung nochmals zu wiederholen. Aber, wie es scheint, sind sie noch immer nicht ausreichend bekannt. Daher hier nur eine der Thatsachen. In Northumberland und Durham beträgt der Arbeitstag der Grubenarbeiter nur sieben Stunden, einschließlich Einfahrt und Ausfahrt. Er ist dort nicht etwa irgendwie erzwungen worden. Im Gegentheil: er besteht dort auf Grund freiwilliger Anordnung seitens der Arbeitgeber, um einen Schichtwechsel durchführen zu können. In den Gruben dieser Grafschaften kommen zwei Schichten von Häuern zur Verwendung. Die Häuer, die Arbeiter, welche die Kohle thatsächlich gewinnen, bilden circa 70% der unter Tag Beschäftigten. Sie werden durch Hilfsarbeiter unter Tag unterstützt, welche die gehauene Kohle zum Schacht ziehen, und durch andere Arbeiter über Tag, welche die Kohle, wenn sie die Grubenmündung erreicht hat, weiter behandeln. Man hat gefunden, dass die Häuer mit Vortheil 1 bis 2 Stunden arbeiten können, bevor die Arbeiter benöthigt sind, welche die

gehauene Kohle entfernen, und dass sie gleicherweise eine zeitlang fortarbeiten können, nachdem diese Arbeiter fort sind. Unter diesen Hilfsarbeitern gibt es zahlreiche jugendliche. Aber die Grubengesetzgebung hat die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern für länger als zehn Stunden verboten. Um diese Arbeiter während zehn Stunden zu beschäftigen, hat man also zwei Schichten von Häuern eingeführt, von denen jede 6 bis 6½ Stunden vor Ort arbeitet. Nach dieser Reduction der Arbeitszeit ist die Tagesleistung der Häuer aber statt im Verhältnis von 8 : 7 zu fallen, nur von 5·77 Tonnen i. J. 1871 auf 5·70 Tonnen i. J. 1872 herabgegangen. Lord Brassey berichtet, dass, obwohl in Südwales der Arbeitstag zwölf Stunden und in Northumberland nur sieben Stunden betrug, Sir George Elliot, einer der größten englischen Grubenbesitzer, fand, dass die Gewinnung der Kohle dort 25% mehr koste als hier. Der rasche Hieb des northumbrischen und Durhamer Grubenarbeiters ist sprichwörtlich, und als das Parlamentsmitglied A. Macdonald, selbst ein früherer Grubenarbeiter, einer Bergwerkscommission des Parlaments sagte, kein Arbeiter könne mehr als acht Stunden täglich während sechs aufeinander folgenden Tagen arbeiten, antwortete Sir George Elliot: „Ich stimme vollständig zu, wenn er arbeitet wie die Leute in Northumberland und Durham." Der rasche Hieb lässt sich nur bei kurzer Arbeitsdauer erreichen und bringt ein größeres Ergebnis am Tagesschluss als der langsame, oft unterbrochene Hieb, der von langer Arbeitszeit unzertrennlich ist.

Doch genug! Was soll ich Beispiele hier unnöthig häufen, da jeder in dem Buche von John Rae über den achtstündigen Arbeitstag selbst nachlesen kann. Nur die Bemerkung Oldenbergs*) sei noch wiederholt: „Es wäre ohne die geschäftlichen Vortheile der kürzeren Arbeitszeit schwer begreiflich, wie in Niederschlesien und Sachsen acht-, zehn- und zwölfstündige Schicht neben einander bestehen können." Das Einzige, was regelmäßig nöthig ist, um bei Reduction der Arbeitszeit in den Gruben keine Verluste, sondern Gewinne zu haben, sind Verbesserungen in dem Förderungssysteme der Grube. Diese verursachten Kosten. Aber die enormen Vortheile für Arbeitgeber und Arbeiter, welche auf die Dauer erwachsen, machen diese Kosten reichlich bezahlt. Es kommt nur darauf an, dass man von den Erfahrungen, welche anderwärts gemacht sind, Nutzen zieht und nicht erst wartet, alle bitteren Erfahrungen am eigenen Leibe zu machen.

Was wird das Ende des Strikes in Böhmen und Mähren sein? Ich zweifle nicht, dass die Arbeiter unterliegen werden, wenn nicht die Regierung, die ja in Oesterreich so große Machtbefugnisse hat, im Sinne des Achtstundentages intervenirt. Einerlei aber, was der momentane Ausgang des Strikes sein wird, sein bleibender Erfolg dürfte sein, die böhmisch-mährischen Grubenarbeiter zu organisieren. Damit erst wird die Grundlage geschaffen, auf der geordnete Zustände, die Dauer haben, möglich sein werden.

München. Prof. Dr. Lujo Brentano.

---

## Socialismus und Pessimismus.

Von Georg Simmel (Berlin)**).

Der Inhalt aller pessimistischen Lehren ist die Unverhältnismäßigkeit zwischen dem Aufwande und dem Ertrage des Lebens, zwischen seinen Opfern an Schmerzen und seinem Gewinn an Lust. Zwar treffen wir auf die tiefsinnige Vorstellung, dass die Thatsache des Schmerzes überhaupt, gleichviel in welchem Quantum, schon ausreiche, um den Wert der Welt unter Null zu senken, dass keine noch so gewaltige Freude ausreiche, den geringsten Schmerz wirklich aufzuwiegen: ein Sein, in dem es überhaupt Leiden gebe, gleichviel, was es außerdem bieten möge, sei dadurch ein- für allemal verurtheilt, schlimmer zu sein als das Nichtsein. Diese Idee, die übrigens mit gleichem Rechte umgekehrt werden kann — da man die Welt um des Wunders willen, dass es überhaupt ein Glück gibt, mag es noch so flüchtig und noch so theuer bezahlt sein, als unendlich wertvoll empfinden kann — ist nicht häufig. Im ganzen wird zugegeben, dass das Leid des Lebens seine Unterwertigkeit noch nicht bewirken würde, wenn es nur durch ein entsprechendes Lustquantum aufgewogen würde.

Die ganze Vorstellung, es könne überhaupt eine gerechte Proportion zwischen Freuden und Schmerzen geben, eine Bilanz, in der ihre Maße einander äquivalent sind, die aber eben von dem Durchschnitt der empfindenden Wesen niemals erreicht wird, beruht auf einem immer übersehenen Denkfehler. Wenn ein bestimmtes Lustquantum gegeben ist, so weiß niemand durch bloße Betrachtung desselben zu sagen, welches Leidquantum ihm äquivalent wäre. Beides sind positive Empfindungszustände, die sich nicht etwa wie gleichartige Größen mit positivem und negativem Vorzeichen verhalten. Da sie qualitativ nicht vergleichbar sind, so sind sie es auch nicht quantitativ, und die Behauptung, die Gesammtheit oder der Durchschnitt der Freuden des Lebens sei mit seinen Schmerzen zu theuer

*) [illegible]

**) [illegible]

bezahlt, ist ebenso unmöglich, wie die, dass alle Waren durchschnittlich mit dem dafür aufgewendeten Gelde zu theuer bezahlt seien. Kein Quantum auf der einen Seite dieser Gleichungen gibt von sich aus irgend eine Anweisung auf ein ihm äquivalentes Quantum auf der andern. Vielmehr, das thatsächlich vorgefundene durchschnittliche Verhältnis zwischen ihnen gibt erst den Maßstab an, nach dem nun im einzelnen Fall entschieden wird, ob eine bestimmte Lust mit einem bestimmten Leide zu theuer oder zu billig, das heißt: über oder unter dem empirischen Durchschnitt, bezahlt worden ist. Alle Schmerzen überhaupt können mit allen Freuden überhaupt nicht quantitativ verglichen werden, weil es keinen gemeinsamen Maßstab für beide gibt; sondern erst, wenn man erfahren hat, mit wieviel von dem einen man durchschnittlich das andere zu bezahlen hat, kann man, hieran gemessen, einzelne Quanten beider als einander gleich oder ungleich bezeichnen. Andere Durchschnitte sind Sache der Glückssehnsucht, die überhaupt durch kein ausdenkbares Verhältnis zwischen diesen Factoren zu befriedigen wäre, aber nicht objectiver Feststellbarkeit. Es ist also die pessimistische Behauptung, dass die Menschen überhaupt, beziehungsweise der Durchschnitt derselben, ein geringeres Quantum an Lust als an Leid erleben, logisch unhaltbar: denn dieser Durchschnitt ist nichts, was gemessen werden könnte, sondern dasjenige, was seinerseits erst das eudämonistische Zuviel oder Zuwenig eines einzelnen Menschenschicksals messen kann.

Nun hat die thatsächliche geistige Entwickelung der Gegenwart eine Wendung genommen, die, wenngleich aus ganz anderen als logischen Motiven, diesem Gedankengange entspricht. Die Frage, wieviel Glück und Unglück überhaupt dem Typus Mensch beschieden sei, hat offenbar ihr Interesse zum wesentlichen Theil verloren; an ihre Stelle ist die viel dringlichere getreten, welches Verhältnis beider dem einen Menschen im Unterschiede von dem anderen zutheil werde. Wir erkennen es, wenn nicht als unsinnig, so doch als unnütz, über die falsche Proportion zwischen unseren Freuden und unseren Schmerzen zu klagen, wir fragen statt dessen nach der Vertheilung von beiden, gleichviel welches ihre absolute Summe sei, und in jener finden wir viel mehr als in dieser den Grund zu pessimistischen Klagen.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, wie die Vertheilungsfrage der Glücksmomente über die Frage nach ihrem Quantum Herr wird. Es gibt genug Anhänger des Socialismus, die überzeugt sind, dass er unsere Durchschnittsmaße von Lust und Leid nicht ändern wird — so wenig wie die von Sittlichkeit und Unsittlichkeit, und die seinen über das Glücksideal weit hinausgehenden Wert in der Gleichheit oder Gerechtigkeit sehen, mit der er jene eudämonistischen Gesammtmaße vertheilen wird. Ja, dies kann sich zu einem wahren fiat justitia pereat mundus steigern, wenn diesem Ideal gegenüber nicht nur die Güter der höheren Cultur, sondern die Quantität des Glückes selbst so gleichgiltig wird, dass man sogar ihre Herabsetzung als das geringere Uebel, als den gern bezahlten Preis für die Verwirklichung jener Forderung empfindet. Es scheint sogar, als ob ein Gedankengang, der an seinem Beginn beide Ideale vereinigt, sie in seinem Verlaufe umso gründlicher schiede. In welcher Form nämlich auch die einer Gesellschaftsverfassung erreichbare Annäherung an das Gleichheitsideal geschehe — als Recht auf den vollen Arbeitsertrag oder in mehr communistischer Gestalt — jedenfalls bedeutet sie dem gegenwärtigen Zustand gegenüber einen vermehrten Besitz an Glücksgütern für die bisher Bedürftigeren und Unglücklicheren. Da diese nun aber die weniger Verwöhnten sind, mit frischerer Empfänglichkeit als die bisher Besitzenden die äußeren Güter entgegennehmen und mit lebhafterem subjectivem Glücksgefühl auf sie antworten, so scheint die beginnende ökonomische und culturelle Egalisierung zugleich das vorhandene Gesammtquantum des Glücks zu vermehren. Die Thatsache, dass der Mensch ein unterschiedsempfindliches Wesen ist, das heißt, nicht die absolute Größe der Lebensreize, sondern im wesentlichen den Unterschied jedes einzelnen gegen den bestehenden Gefühlszustand empfindet, sichert einem zur Vertheilung kommenden Quantum von Glücksmitteln einen höheren eudämonistischen Erfolg, wenn es den bis dahin weniger Besitzenden zukommt. Da dieser Process, immer weiter fortgesetzt, schließlich auf eine vollständige Ausgleichung führen müsste, so scheint er die Brücke zu schlagen zwischen der Voraussetzung des Pessimismus: dass der Wert des Lebens mit der Summe seines Glücks stiege — und der des formalen Socialismus: dass der Wert des Menschheitslebens von der Vertheilung seiner Güter abhienge. Durch die Vermittelung der Unterschiedsempfindlichkeit würde der Gehorsam gegen den socialistischen Imperativ ganz von selbst zu einem Gehorsam gegen den eudämonistischen werden.

Allein dieser Gedanke, der von den Voraussetzungen des Pessimismus aus uns auf dem Umwege über den Socialismus entgegenführt, leitet von einem bestimmten Punkte an wieder zu ihm zurück. Das Bestreben, die Glücksmittel dadurch möglichst fruchtbar zu machen, dass man sie den bisher Entbehrenden, also mit unabgestumpfter Empfänglichkeit Begehrenden zufließen lässt, führt, wie wir sahen, auf eine schließliche Egalisierung ihres Besitzes. Allein wenn diese nun erreicht ist, so muss die Unterschieds

empfindlichkeit das Gegentheil ihrer bisherigen Wirkung entfalten. Denn sie knüpft die Bewusstheit des Glücksgefühles, das die ganze Lage des Menschen, und nicht nur den sinnlichen Moment ergreifen soll, an das Bewusstsein eines Unterschiedes gegen andere. Ich habe dies anderwärts so ausgedrückt, dass in unserer Seele eine wie immer dunkle Vorstellung des durchschnittlichen Menschenloses ruht, zusammengewebt aus tausend Erfahrungen und Ueberlieferungen, und dass jedes bewusste Glücksgefühl in einer Erhebung über dieses Durchschnittsniveau besteht. An das durchgängige Maß der Befriedigung passt sich das menschliche Fühlen bald an und sucht von ihm aus neues individuelles Begehren und Genießen. Die Gesammtfärbung unseres Fühlens, Licht und Schatten des ganzen Lebensweges, der schließliche bewusste Glückswert unserer Existenz, ist durch ein Urtheil über ihre Gesammtheit bedingt, das sein Plus oder Minus an dem Durchschnitt der Geschicke überhaupt gewinnt. Der Weg der Cultur ist der Weg steigender Bewusstheit. Wir wollen sozusagen nicht nur glücklich sein, sondern auch wissen, dass wir es sind. Und dieses bewusste Gefühl und Urtheil vom Glückswerte des Lebens, das dann auch auf seine einzelnen Inhalte zurückstrahlt, ruht auf Vergleichungen mit dem allgemeinen Menschenschicksal, auf dem Gefühl von der Stelle, die wir auf der Scala der Schicksale zwischen dem höchsten und dem tiefsten einnehmen, auf dem Bewusstsein des Gewinnes, den uns das Leben zwischen der Niete und dem großen Lose zugetheilt hat. Freilich ist es nicht der Unterschied gegen die nächste Umgebung, den ich hiermit meine, da deren Glück vielmehr das eigene oft steigert: auch glaube ich damit nicht in die geistige Nähe jenes frommen Kirchenlehrers zu gerathen, der die Hauptfreude des Paradieses darein setzte, dass die Seligen durch eine wunderbare Vorrichtung immer die Qualen der Verdammten in der Hölle vor Augen hätten. Aber ich meine allerdings, dass das Ideal des consequenten Socialismus auf seinem Wege zum Glück aller an einen Punkt kommt, wo dasjenige Sichabheben des subjectiven Lebensgefühles von dem allgemeinen Menschenlose, das uns Glücksbewusstsein bedeutet, wegen der durchgängigen Ausgeglichenheit der Lagen nicht mehr stattfinden kann.

Nur eine einzige Bedingung könnte verhindern, dass dies zu einem Selbstwiderspruche jenes Ideals würde; diese Bedingung ist die Annahme der pessimistischen Lehre, nach der überhaupt ein positiver Glückszustand von vornherein ausgeschlossen, sein Erstreben etwas Sinnloses ist, und das Höchste, was der Mensch erreichen kann, ein Freisein von Schmerzen ist. In dem Falle, dass statt des Höchstmaßes von Freuden nur das Mindestmaß von Leiden in Frage kommt, scheint dies allerdings durch eine völlige Egalisierung der Lebensbedingungen am ehesten erreichbar. Denn hierdurch, soweit es überhaupt social möglich ist, die Bedingungen für die Zuspitzung der Glücksgefühle beseitigt werden, so doch auch für die der Leidgefühle: es ist die Annäherung an das indische Nirwana, dessen Seeligkeit ja nicht in positiven Lustempfindungen besteht, sondern in dem bloßen Nichtsein, das alle Leidgefühle entfernt und das also nur auf dem Boden eines absoluten Pessimismus als Seligkeit gelten kann. Das Ideal jedes Pessimismus: das Zurückgeschlürftwerden des Individuums in die Alleinheit, in den Schoß der Dinge, in dem alle Differenziertheit der Erscheinungen verloschen ist und also nichts mehr, was sich an ein Ich anknüpfe, empfindbar ist — findet sein sociologisches Mittel- oder Gegenbild in der Verfassung einer Allgleichheit, die jedes Individuum in ein Niveau mit allen anderen einstellt und dadurch jeden Unterschied und Vergleich abschneidet, auf dem die social beeinflussbaren Betonungen des Lebensgefühles, sowohl nach der Seite der Lust wie nach der des Leides, beruhen.

Die thatsächliche Richtung, in der diese Verbindung geistiger Elemente vor sich geht, ist viel mehr ein Socialistischwerden des Pessimismus als ein Pessimistischwerden des Socialismus. Denn diesem liegt von sich aus eine solche pessimistische Selbstausdeutung sehr fern. Er ist vielmehr, seinem Ausgangs- wie seinem Zielpunkt nach, durchaus optimistisch. Jenes: weil er voraussetzen muss, dass die menschliche Natur auf Glück und Sittlichkeit angelegt und nur durch die Complication und den Widersinn historischer Verhältnisse von beiden abgebogen ist — in beidem so recht die Verwandtschaft mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts anzeigend. Des ethischen Optimismus bedarf er, weil einer Gesellschaftsverfassung, die die einzelnen nicht mehr durch Noth und Egoismus zu ihren Tributen an die socialen Bedürfnisse antreiben soll, nur noch ein einziges Motiv dazu, außer dem unerträglichsten Zwange, übrig bleibt: die Lust an der Arbeit, das freiwillige Dienen, das Leisten und Sichanpassen rein um des sittlichen Gebotes und um der Liebe zur Sache und zu den Mitmenschen willen. In Hinsicht seines Zielpunktes ist er optimistisch, wie jeder Revolutionismus und Chiliasmus es ist: sein Gegenwartspessimismus ist nicht nur der directe Hintergrund, von dem sich seine Hoffnungen und Zusagen erst in ihrem ganzen Glanze abheben sollen, sondern auch umgekehrt würde er die Gegenwart nicht als so unerträglich malen können, wenn er sie nicht an so optimistischen Zukunftsmöglichkeiten mäße. Die tiefergelegene Verbindung aber, die dem Socialismus einen so unverwüstlichen Optimismus verleiht, ist vielleicht die folgende.

Gibt man dem Pessimismus erst einmal seine Voraussetzungen zu: den ungeheuren Aufwand an Last und Leid, den das Leben fordert, so scheint seine Folgerung: das unheilbare Missverhältnis desselben zu dem Ertrage des Lebens, schwer vermeidlich. Der Mangel eines definitiv genugthuenden und sicher erreichbaren Endzwecks, die Geringfügigkeit der Befriedigungen, das leere Umhergetriebenwerden in Illusionen — dies alles lohnt nicht die Mühe des Lebens, das Ausgeben aller Kräfte, den ganzen Einsatz des Ich. Auch gibt es thatsächlich keine Wertung und Hebung des Lebensinhaltes, die dies ins Gleiche setzen könnte. Werden die Unkosten des Lebens, der Einsatz an Schmerzen, Mühe und der der Persönlichkeit überhaupt so hoch taxiert, wie es die Voraussetzung des Pessimismus bildet — dann muss jeder optimistische Versuch scheitern, den Zweck und Gewinn des Lebens auf die gleiche Höhe zu bringen. Dass diese Voraussetzung aber wirksam wird, hängt von jener Hypertrophie des Ich ab, die ich oben als Correlaterscheinung des Pessimismus dargelegt habe. In dem Maß, in dem der Mensch die Wichtigkeit seiner Begehrungen und Gefühle steigert, sinkt das Vermögen der Welt, ihm zu genügen. Das Missverhältnis zwischen dem, was er von der Welt fordert, und dem, was sie ihm bietet, erreicht die Stärke, in der es als Pessimismus bewusst wird, offenbar nicht nur durch die Niedrigkeit des zweiten, sondern ebenso durch Emporschrauben des ersten Factors. Deshalb wird entsprechend die Genesung von ihm nicht ausschließlich von einem erhöhten Genießen, einer umfänglicheren Befriedigung durch die Welt zu erwarten sein, sondern ebenso von einer Herabsetzung unserer Ansprüche, von der Selbstbescheidung des Ich. Nun verspricht dieser dem natürlichen Antriebe entgegengesetzte Weg nur dann mehr Erfolg als der erste, wenn wir auf ihm eine gleichsam von außen gebotene Stütze finden; denn es ist nicht die Regel unseres Wesens, dass das Ich sich wie aus sich heraus beschränke und in seinen Selbstgefühlen und Ansprüchen selber deren Grenze entdecke. Es bedarf vielmehr einer äußeren Schranke, an der diese sich brechen, eines Maßstabes, an dem ihr Recht sich feststellt. Eine solche Eindämmung kann dem überflutenden Ich ersichtlich aus dem religiösen Ideenkreis kommen: hier strahlt ihm ein absolutes objectives und subjectives Ideal entgegen, das seinem ganzen Verhalten die Färbung der Demuth ertheilt, so dass er nun auch die Güter der Welt dankbar und als über sein Anspruchsrecht hinausgehend entgegennimmt. Anderseits erreicht die sociale Betrachtungs- und Empfindungsweise jene gegenseitige Annäherung von Forderungen und Gewährungen, die sich nicht als Erhöhung des Gewinnes, sondern als Verkleinerung des Einsatzes darstellt, als Ueberzeugung, dass unser ganzer Aufwand an Schmerzen, Mühen und Opfern viel zu geringfügig ist, dass die ganze Persönlichkeit mit ihrem Thun und Leiden viel zu wenig Ansprüche machen darf, um auf das Ausbleiben höherer Entschädigungen, beseligenderer Ziele, die pessimistische Klage zu gründen. Denn von dem bloß socialen Standpunkte aus erscheint der Einzelne als ein bloßes Gefäß gesellschaftlich erarbeiteter Inhalte, eine bloße Kreuzung außerhalb seiner angesponnener Fäden des Gattungslebens, ein bloßer Durchgangspunkt in der historischen Entwickelung, der Zweck seines Daseins in eben den gesellschaftlichen Zusammenhängen liegend, die seine Wurzeln nähren. Dadurch wird verständlich, wieso die socialistische Weltanschauung so sehr optimistisch ist, während individualistische Zeiten nach einem kurzen optimistischen Aufschwung leicht in Pessimismus verfallen: das gesteigerte Ich verlangt zuviel von der Welt, wogegen die socialistische Einengung seines Umkreises wieder jene Balancierung seines Solls und seines Habens erreicht, die seinen Bankerott verhindert. Wobei es freilich eine weitere und hier nicht zu entscheidende Frage ist, ob an einer Scala gemessen, die ganz jenseits von Optimismus und Pessimismus steht, jenes hypertrophische Ich, das von unserer sehr relativen Welt das Absolute verlangt, neben all seinen Thorheiten und Bedauerlichkeiten nicht gelegentlich Werte erzeugt, die mit dem Sturz in den Pessimismus nicht zu theuer bezahlt sind.

## Das südafrikanische Problem.

Man kann kaum behaupten, dass das Interesse an südafrikanischen Fragen in einer gründlichen Kenntnis südafrikanischer Geschichte seinen Ursprung nehme. Wenn man persönliche Beobachtungen verallgemeinern darf, so gibt es nicht wenige, die eine Erweiterung ihres Wissens mit den Worten ablehnen, es handle sich um einen frivolen Krieg, in dem alle Sympathien auf Seiten der Boeren stehen müssten. Es will mir scheinen, dass eine derartige Beweisführung, die bestehende Sympathien nur durch ihr Vorhandensein rechtfertigt, auch wenn sie im Dienste einer gerechten Sache steht, sich nur als Voreingenommenheit bezeichnen lässt.

Die Mühe, sich ein bisschen ernsthaft und ohne Sentimentalität mit den südafrikanischen Problemen zu beschäftigen, ist daher nicht groß. Die Geschichte Südafrikas wird von ein paar alles überragenden Thatsachen bestimmt. Es handelt sich immer nur um zwei Probleme, einmal um die Beziehungen der weißen zu den schwarzen

Rassen, dann seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts um die Rivalität zwischen Holländern und Engländern.

So gibt's eigentlich nur wenig Dinge in der kaum mehr als 200 Jahre betragenden, für uns in Betracht kommenden Periode südafrikanischer Geschichte, die man wissen muss. Aber ohne diese Dinge kann keine Begeisterung und kein Hass zu einem Verständnis schwebender Fragen führen, noch weniger zu einem Begreifen der Probleme, die in naher oder ferner Zukunft Südafrika zu einem der interessantesten, wenn auch vielleicht nicht der erfreulichsten Länder machen werden.

An literarischen Hilfsmitteln fehlt es nicht. Man muss nur die kleine Ausgabe der Geschichte Südafrikas von George Mc. Theal aufschlagen, um einen Abriss der südafrikanischen Geschichte zu finden, wie er klarer nicht gewünscht werden kann. Wer sich indes nach jeder Richtung über die südafrikanischen Probleme unterrichten will, der muss sich in erster Linie an das Werk des bekannten Historikers und Politikers James Bryce: „Impressions of South Africa"*) halten. Als Ergebnis einer kurz vor dem Jameson-Raid unternommenen Reise entstanden, enthält dies Buch eine solche Fülle von Wissen und Beobachtungen, dass man es getrost als Führer durch die gegenwärtigen politischen Krisen benutzen kann. Es ist, wie das vom Verfasser nicht anders zu erwarten war, in streng unparteiischem Sinne geschrieben. Natürlich steht Bryce in seinen letzten Sympathien auf Seiten seiner Landsleute, aber sein Patriotismus ist nicht von der Art desjenigen Geschichte fälschender Hofhistoriographen. Er besteht wesentlich in dem Wunsche, englische Cultur kraft ihrer inneren Vorzüglichkeit, und nicht durch brutale Gewaltmittel, zur Grundlage neuer Staatsgebilde werden zu sehen. Als liberaler Staatsmann, der drei Ministerien angehört hat, beurtheilt er die Politik der englischen Regierungen nach den Gesichtspunkten, die ihnen selbst vorgeschwebt haben, nicht nach jenen billigen Motiven, die die Phantasie des Fernstehenden schnell herbeischafft, um der Mühe weiterer Forschung überhoben zu sein. Gerade deshalb ist seine Kritik, die ehrliches Wollen oft anerkennt, wo das Ergebnis ein durchaus verfehltes war, von desto größerer Bedeutung. Die Lectüre seines Buches bestätigt das englischen Colonialpolitikern geläufige Wort: „Südafrika ist das Grab mancher großen politischen Reputation geworden."

Das Buch, das 1897 zuerst erschien, zerfällt in vier Theile: Natur des Landes, Geschichte, Eine Reise durch Südafrika und Einige Südafrikanische Fragen. Obwohl Theil I und III eine Fülle der interessantesten Bemerkungen enthalten, so sind es doch die politisch-historischen Abschnitte, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Es ist nicht leicht, einen historischen Auszug zu geben, ohne durch Weglassung des Unwesentlichen die Wahrheit des Wesentlichen in der Geschichte zu beeinträchtigen. Auf wenig über 100 Seiten hat Bryce einen solchen wahrheitsgetreuen Auszug für die weißen sowohl als für die schwarzen Rassen gegeben.

Er erzählt, wie das Cap der guten Hoffnung einst als Verpflegungsstation der Holländer besiedelt wurde (1652), wie diese wenige Jahre später (1658) die Sclaverei einführten und damit die Grundlage zu jener Abneigung der Weißen gegen körperliche Arbeit gelegt haben, die heute noch dauert und Südafrika zu einem Land der schwarzen Arbeit zu machen droht. Wir erfahren den Ursprung der nomadisierenden Ansiedler, der Trekboeren, die mit ihren Herden und Zeltwagen in die Wüste hinaus ziehen, im Kampfe mit wilden Thieren und wilden Stämmen, wir hören von der Einwanderung der Hugenotten und der unfreundlichen Verwaltung der ostindischen Compagnie. Dann kommt, nach den unruhigen Jahren der Napoleonischen Aera, die englische Besitzergreifung, für die Holland eine Abfindungssumme von 6,000.000 Pfund Sterling erhält. Sie führt durch Begünstigung der Schwarzen und durch Aufhebung der Sclaverei 1836 zum großen Trek, „zum Exodus" von circa 15.000 Boeren, die sich der englischen Herrschaft entziehen wollen, und nach Wanderjahren, die sich nur dem Zuge des Cortés vergleichen lassen, in der Gründung des Oranje-Freistaates und südafrikanischen Republik enden. Unter dem Einfluss der Antiexpansionsstimmung des englischen Mutterlandes erfolgt 1854 und 1852 die Anerkennung der Unabhängigkeit beider Staaten, nachdem allerdings kurz vorher (1843) Natal zur britischen Colonie gemacht worden war.

Die folgenden Jahre bringen Kaffernkriege in Hülle und Fülle, sie führten zur langsamen Consolidierung der beiden Republiken, während gleichzeitig in der Capcolonie eine Amalgamierung des holländischen mit dem englischen Element erfolgt. Sie gewinnt ihren Ausdruck darin, dass 1872 die Capcolonie ihre eigene verantwortliche Regierung erhält, ohne doch dem englischen Mutterland abhold zu werden. Ein Streit über Kimberley zwischen dem Oranje-Freistaat und England bleibt ohne weitere Folgen für die Verschmelzung der beiden europäischen Nationalitäten. Nachdem dagegen England 1877 das bankerotte Transvaal annectiert hatte, um Transvaal selbst wie Südafrika vor einem blutigen Kaffernkriege zu schützen, brach der Gegensatz beider Volkerschaften wieder aus. Als zwei Jahre später Cetewayo besiegt worden war und Transvaal nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, erfolgte natürlich ein Aufstand, den die Engländer nach einigen Niederlagen mit einem Frieden beendeten. Die in England zur Herrschaft gelangte liberale Partei war gegen jede Annexion gewesen und mochte eine Annexion mit Waffengewalt nicht aufrechthalten, die zudem das ganze holländische Element der Colonie in Aufruhr gebracht hätte. So wurde Transvaal durch zwei Conventionen (1881 und 1884) im wesentlichen frei gegeben.*)

Es wäre trotz mancher unfreundlicher Reibungen ohne Bedeutung geblieben, wenn nicht die Goldentdeckungen des Randes das Land zu einem rasch anwachsenden Bevölkerungscentrum gemacht hätten. Da die Mehrzahl der Einwanderer den angelsächsischen Völkern angehörte, überdies die Dauer der Randminen auf 50 bis 70 Jahre geschätzt wurde, so schien diese Industrialisierung des Transvaals sicher zu bedeuten, dass über kurz oder lang englische Elemente die letzten Reste des anti-englischen Boerenthums überfluten würden.

Transvaal vertheidigte sich, indem es den Neuankömmlingen entgegen den Grundsätzen einer demokratischen Republik, entgegen der Politik eines Einwandererlandes, entgegen der in ganz Südafrika herrschenden Gleichheit aller Weißen die Erwerbung der politischen Rechte unmöglich machte. Da zudem die Verwaltung, wie sie in den Händen der Transvaalbürger lag, den gerechten Bedürfnissen der Ausländer kaum entsprach, so hatten dieselben Anlass genug zu Unzufriedenheit. Auf friedlichem Wege schien eine Reform unmöglich. Da beschlossen die Ausländer 1895, durch eine Revolution Zustände herbeizuführen, die durch Reformen nicht erreichbar waren. Die Mehrzahl wollte keine Vernichtung des Transvaals, kein Aufgehen desselben im britischen Colonialreich. Aber um die Revolution erfolgreich zu gestalten, sollte Dr. Jameson, Cecil Rhodes' Vertrauensmann, dieselbe mit Truppen der British South Africa Company unterstützen. Es ist bekannt, wie Dr. Jameson zu früh losschlug, wie infolge dessen die ganze Revolution in Johannesburg unterblieb, und nichts statthatte als ein Einfall ins Gebiet des Transvaals, den der Ausdruck Raubzug („raid") richtig kennzeichnet.

Ob die geplante Revolution — nicht der Raubzug — in ähnlicher Weise durch die Beschwerden der Ausländer gerechtfertigt war, wie zum Beispiel die glorreiche Revolution von 1688, lässt sich bezweifeln. Die Thatsache, dass ihr Misslücken die politische Fusion der beiden Rassen in ganz Südafrika wieder auf Jahre hinausschob, Transvaal dagegen zu einer bewusst anti-englischen Politik trieb, lässt das ganze Unternehmen — abgesehen von den Complicationen durch Dr. Jamesons Eigenmächtigkeit — als höchst bedauerlich erscheinen.

Die folgenden Jahre haben den Zwiespalt zwischen den Boeren und den Ausländern nur verstärkt. Verwaltungsreformen wurden kaum gewährt. Die Furcht vor britischer Tücke ließ eine Erweiterung des Wahlrechts nicht aufkommen, während sie gleichzeitig zu militärischen Rüstungen führte.

Trotzdem glaubte Bryce, als er 1897 sein Buch abschloss, dass die Transvaalfrage friedlich gelöst werden würde. Das Wachsthum der Industrie müsse schließlich zu einem solchen Anschwellen des Ausländerelements führen, dass weiterer Ausschluss von politischen Rechten unmöglich sei. Auf diese Weise würde auch in Transvaal eine Amalgamierung der beiden Rassen erfolgen. Dann würde ein südafrikanischer Zollverein möglich sein — nur Transvaal fehlt seit 1898 in einem solchen — und daraus würde sich dann bei der Einheit der natürlichen Bedingungen des Landes eine südafrikanische Föderation entwickeln.

Es ist inzwischen anders gekommen, und in einem einleitenden Capitel der dritten Auflage seines Buches bespricht Bryce kurz die Ereignisse des Sommers 1899.

Zu Anfang dieses Jahres nahm sich England seiner im Transvaal befindlichen Unterthanen an. Auf Grund des Vertrages von 1884 hatte es hiezu kein Recht, selbst wenn man die 1881 gewährte Suzeränität als zu Recht bestehend anerkannte, da es sich um eine interne Frage Transvaals handelte. Dagegen konnte es gleich anderen Staaten die Rechte seiner Unterthanen wahren. Ueberdies hatte England als unbestrittene Vormacht Südafrikas ein berechtigtes Interesse daran, Unruhen zu verhüten, die vom Transvaal aus weitergreifen konnten. Nun waren die Beschwerden, unter denen die Ausländer litten, wenn auch nicht so schlimm als sie selbst sie darstellen mochten, immerhin groß genug, um den an ordentliche Regierung, gleiches Recht für alle und Selbstverwaltung gewöhnten Briten zu erbittern.**) Sie brachten zudem das englische Element der beiden Colonien in Harnisch.

Indem England eine Reform des Wahlrechts verlangte, forderte es nicht nur eine Abstellung von Beschwerden, wie sie ein Land für seine Unterthanen von einem andern zu verlangen pflegt, sondern es drang auf eine Reform, die den Benachtheiligten selbst das Mittel zur Abhilfe geben würde. Hiezu hatte England, da das

*) Dritte Auflage 1899, Mac Millan und Comp., London.

*) [illegible] Ministerium Gladstone [illegible] vor der Niederlage der Majuba [illegible] machen wollte.

**) Die Beschwerden der Ausländer sind in einem [illegible] parteiisch geschriebenen Buch von J. P. Fitzpatrick: „The Transvaal from within", London 1899, geschildert.

Wahlrecht eine interne Sache ist, eigentlich kein Recht. Da sich indes Transvaal zu Verhandlungen hierüber bereit zeigte, so bedarf diese Frage meiner Ansicht nach nicht weiterer Erörterung.

England unterstützte seine Forderungen durch Kriegsrüstungen, die, wie sich inzwischen erwiesen hat, zwar mit großem Lärm, aber mit wenig Umsicht gemacht worden waren und zweifellos den geheimen Vorbereitungen des Transvaals nicht entsprachen. Ob diese Rüstungen Krieg bedeuteten oder vielleicht nur Drohung, lässt sich nicht sagen. Sicher ist, dass Transvaal in seiner Ueberzeugung, England wolle den Krieg unter allen Umständen, hierdurch bestärkt werden musste. Es kam hinzu, dass weitgehende Concessionen Transvaals, wie es scheint infolge von Missverständnissen, abgelehnt wurden. Englands Staatsmänner haben seither behauptet, Transvaal habe nie ehrliche Zugeständnisse machen wollen. Das ist möglich und sogar wahrscheinlich. England hatte ebensogut wie Transvaal ein Recht auf Misstrauen.

Dann war es seine Aufgabe, die Welt von der mala fides der transvaalschen Politiker zu überzeugen. Diese Aufgabe hat es nicht gelöst, wie allein schon das Zusammengehen des bis dahin befreundeten Oranje-Freistaates mit der südafrikanischen Republik beweist. Die Wahlrechtsfrage selbst war keine Ursache zum Krieg. Sie konnte einen Krieg in England populär machen. Ihre Betrachtung musste dem Zuschauer in Europa zeigen, dass Transvaal die politische Glorie nicht verdient, mit dem anti-englischer Enthusiasmus es umgeben hat, aber einen „casus belli" bildete sie nicht.

Nun hatte zweifellos Präsident Krüger, wie andere Transvaal-Staatsmänner vor ihm, den Traum, Transvaal zum Kern einer englandfeindlichen südafrikanischen Republik zu machen. Es ist aber nicht Aufgabe von Staatsmännern, gegen Träume mit Waffengewalt anzukämpfen. Wenn die Möglichkeit einer Verwirklichung nicht vorlag — und ich glaube mit Bryce, dass sie nicht wahrscheinlich war — so war ein solcher Traum Grund zu Misstrauen, nicht mehr. Englandfeindliche Berichterstatter erzählen von Zeit zu Zeit von lang vorbereiteten Verschwörungen in der Capcolonie, sie melden, wie überall die Farmer von Anfang an zum Abfall bereit gewesen wären und die Boeren ins Land gerufen hätten. Sollte dies nicht nur eine Folge des Krieges sein — unter der Voraussetzung, dass es in großem Umfang wahr ist — dann hätte England allerdings einen — nachträglichen — casus belli gehabt. Aber auch in diesem Falle hätte die britische Diplomatie, oder besser die „neue Diplomatie" Chamberlains, ihre Aufgabe nicht gelöst, denn wenn die wirkliche innere Verantwortlichkeit auch zehnmal bei Krüger läge, der Schein der Verantwortlichkeit ist auf England gefallen. Man kann Bryce nur zustimmen, wenn er von dieser Diplomatie sagt: Sie hatte den Krieg zur Folge, ehe die Colonien in Vertheidigungszustand waren, und war nicht imstande, ihn durch solche Gründe zu entschuldigen, wie sie den Gepflogenheiten civilisierter Völker entsprechen.

Wie der Krieg auch enden möge, das erste Problem Südafrikas, eine Verschmelzung der weißen Rassen, hat er nicht beschleunigt, sondern auf jeden Fall verzögert, denn noch mehr als in anderen Fragen gilt Gladstones Wort von Rassenfragen: Gewalt ist kein Heilmittel.

Es geht heute nicht an, Bryce in seinen weiteren Ausführungen zu folgen. Allein seine Schilderung des Schwarzen Problems — Südafrika ist ein Land des Schwarzen Mannes, in dem auf circa 800.000 Weiße 6 bis 8 Millionen Schwarze kommen — macht es zu einem der interessantesten Bücher für den, dem auch Colonialpolitik ein Problem ist, das mit „Menschen" zu thun hat.

Wer Bryces ganze Unparteilichkeit zu würdigen wünscht, der lese die begeisterte Schilderung des Oranje Freistaates, in dem Bryce die Verwirklichung von „Utopia" erblickt. Der Vertreter eines schottischen und damit wohl presbyterianischen Wahlkreises war, wie wenige andere, geeignet, das puritanische Element des Boerenthums zu verstehen, auch wo es sich zu den Anforderungen der Gegenwart in Widerspruch befindet.

Es fällt selbst dem Unbetheiligten schwer, die südafrikanische Frage ohne Leidenschaft zu erörtern, da herausfordernde Uebertreibung ein erbittertes Gerechtigkeitsgefühl vom Pfade der Wahrheit abirren lassen kann. Umso erfreulicher ist es, wenn aus der Reihe der Streitenden ein Mann von Bryces Bedeutung heraustritt, um zu erzählen, wie die Dinge wirklich gewesen sind, nicht wie sie sich in den Köpfen der beiderseitigen Fanatiker malen.

Frankfurt a. M. Dr. M. J. Bonn.

## Neue deutsche Romane.

### II.

### Mensch unter Menschen.*)

Der Zufall will es, dass das zweite Buch, welches ich in dieser Serie zu besprechen habe, wiederum von einer Frau geschrieben worden ist. Oder ist es mehr als ein Zufall? Ist in Deutschland der Roman auf dem Wege, nur den Frauen zum künstlerischen Ausdrucksmittel zu werden? Und liegt darin nicht etwas wie eine Culturgefahr verborgen, deren Ursachen und Folgen freilich anderswo zu suchen wären, als in der Literatur — ? Das sind Fragen, deren Erörterung mir in diesem Augenblick nicht zusteht, die aber allem Guten, was über das vorliegende Buch zu sagen ist, einen Grundton von Zweifel geben und geben sollen.

Als ich in dieser Zeitschrift über Emmy von Egidys erstes Buch „Marie-Elisa" schrieb, gebrauchte ich die Worte: Losgelöst von allen Literatur-Conventionen, wirkt es in erster Linie nicht als Kunstwerk, sondern als eine Proclamation neuen Lebens. Dasselbe gilt nun in höherem Maße von dem zweiten Roman der Verfasserin, welcher eigentlich kein Roman, sondern eine Entwickelungsgeschichte ist. Eine mimosenhafte Mädchennatur, Johanna, deren erwachende erste Liebe ein rasches Ende durch den Tod des Geliebten erfährt, findet aus ihrem Schmerz heraus die Kraft zur Selbstbestimmung. Aber mit diesem neuen Gefühl, welches sie wie eine Fähigkeit zu Großem empfindet, entzieht sie sich langsam ihren Angehörigen, verliert Sinn und Freude an der bürgerlichen engen Arbeit, der sie bislang ihr ganzes (freilich von ihr selbst ungekanntes) Wesen geopfert hatte. Sie verlässt die Heimat, und es ist sehr schön dargestellt, wie sie sich selber sucht und immer wieder verliert, wie sie sich den andern Menschen als unebenbürtig erkennt, wie sie unter mannigfachsten Kämpfen endlich ein Werk schafft, welches ihr in den eigenen Augen ein Lebensrecht verleiht, weil es ihr die Liebe und das Verständnis der Menschen zuwendet.

Johanna wird Schriftstellerin, und es könnte auch auf den ersten Blick erscheinen, als ob der ganze Roman mit seiner Darstellung der Geistes- und Gefühlskämpfe einer solchen nach außen und innen zugleich drängenden Natur als ein Schriftstellerroman gedacht wäre. Dem ist jedoch nicht so. Es könnte auch scheinen, als ob dies Buch eine jener Bekenntnis- und Selbstbefreiungsschriften wäre, die, aus der ersten Jugend entstanden, alle Merkmale der Jugend an sich tragen. Weit davon entfernt. Man ist mit Recht misstrauisch geworden gegen die Schilderung des Schriftsteller-Milieus, der Schriftstellerkämpfe, der Schriftstellercharaktere im Roman. Das Specifische darin lässt eine Kunstwirkung nicht aufkommen. Das Schaffen eines Künstlers hat für jeden Nichtkünstler etwas im tiefsten Grunde Unmotiviertes, und auch die besten Werke, die sich damit beschäftigen, zeigen in dieser Beziehung einen Riss. Das Wesenlose und Absichtsvolle darin verstimmt. Vieles riecht nach Schlafzimmer-Indiscretion, nach Selbstberäucherung, nach Speculation auf die Kammerdiener-Allüren der anderen Menschen. Der Schriftsteller ist im Leben meist eine recht desillusionierende Erscheinung. Wenn er nun in seinem Werk, statt ein Weltbild zu geben, in dieser oder jener Toilette selbst vor den Leser tritt, so wirkt er wie ein Schauspieler, der, statt seine Rolle zu sprechen, das Stück und seine Stellung zu den übrigen Figuren glossiert. Man muss dann schon eine mächtige Persönlichkeit sein, um über der zerstörten alten Illusion eine neue zu schaffen. Aber es ist ein Zeichen der Zeit, dass sich die Schriftsteller so wichtig nehmen, und dass eine Atmosphäre der Selbstüberschätzung und der Ueberschätzung ihrer Mission sie bisweilen umgibt wie Kneipendunst. Es ist freilich nicht gefahrlos, das auszusprechen in einem Augenblick, wo der geistige Pauperismus so beängstigende Dimensionen annimmt. Aber all das hängt aufs innigste zusammen. Jedes persönliche Wertgefühl wird krankhaft gesteigert, wo es einerseits durch eine falsche Reclamation unterstützt wird, andererseits durch die Betheiligung einer Armee von Stümpern und Unwürdigen an der geistigen Arbeit seine Ueberlegenheit so leicht feststellen kann, und wo schließlich die Vertheidigung gegen den geistigen Hochmuth einer gewissen Gesellschaftsclasse zu Paradoxieen und zur Unnatur führt.

Der Roman von Emmy von Egidy ist kein solches Schriftstellerbuch. Die Verfasserin hat es in einer merkwürdig seelenvollen Weise verstanden, das grob Specifische zu erweitern, zu verfeinern. Das kann mit solchen Mitteln (den denkbar einfachsten, ja kunstlosen) und in dieser natürlich festgehaltenen Stimmung nur einer Frau gelingen. Völlig eigene Töne werden da vernehmlich: um das Unscheinbarste entspinnt sich ein Kampf, der in seiner Glaubwürdigkeit etwas Erstaunliches besitzt; einige Stellen wirken so unmittelbar wie Briefe, die man in der Noth einem Freunde schreibt, einzelne Menschen sind mit beträchtlicher Charakterisierungsgabe gestaltet, und was endlich dem Buch einen abgesonderten Wert verleiht, ist die persönliche Wahrheit und Selbstverständlichkeit, mit der eine Frauennatur, allen Liebesgefühlen abgewandt, sich der Arbeit als einem Lebensideal widmet, als einem Mittel, zur Menschheit zu gelangen, und unter den Menschen als ebenbürtig zu gelten. Dass diese Arbeit im Bücherschreiben besteht, wirkt glücklicherweise rein zufällig oder kommt vielmehr gar nicht in Betracht durch eine große Naivetät der Entwickelung und durch wirklichen inneren Zwang. Außerdem geht ein Athem von Menschenliebe und Freundlichkeit durch das Buch, der einen seiner vornehmsten Reize ausmacht, und der in seinem Wesen etwas typisch Germanisch-christliches besitzt. Wiederum bezeichnend genug, dass sich dies im Buch einer Frau so rein und zugleich so modern ausgedrückt findet.

*) Von Emmy v. Egidy. Dresden, Piersons Verlag.

Trotz alledem vermag ich diesen Roman als ein Fortschreiten gegen „Marie-Elisa" nicht anzuerkennen. Was zunächst auffällt (in beiden Büchern) ist der gänzliche Mangel an Humor, was ja gar nicht germanisch und ganz christlich ist. Es ist klar, dass ich hier Humor in einem höheren Sinne aufgefasst wissen will. Derselbe Mangel, nebst manchem anderen freilich, macht ja zum Beispiel die Lectüre der Schriften d'Annunzios so monoton. Und eigentlich monoton ist auch Emmy v. Egidy. Sie bleibt fern vom Pathos, aber umso näher ist sie dem Weinerlichen und Sentimentalen. Der larmoyante Ton ihrer Erzählung macht bisweilen ungeduldig. Ihr krampfhaftes Vertiefen, ja Einwühlen in seelische Conflicte lässt sie jede Oekonomie der Form vergessen. Die ganze Art dieses Romans hat im ästhetischen Sinn etwas Formloses. Auch der Ton der Erzählung ist nicht rein, ja, nicht einmal von Unarten frei. So stören gewisse, oft wiederkehrende Pensionatsausdrücke, wie „furchtbar unglücklich" und andere, empfindlich.

Emmy v. Egidy gehört zu jenen Schriftstellern, bei denen niemand voraussagen kann, welchen Weg sie nehmen werden. Das mag unter Umständen ein Vorzug sein; hier ist es keiner. Denn ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, dass jene Freiheit der Weltanschauung und Schicksalsauffassung fehlt, welche eine künstlerische Entwickelung losgelöst vom Persönlichen ermöglicht.

Jakob Wassermann.

---

# Japan.

Für eine japanische Ausstellung der Wiener Secession boten sich drei Gesichtspunkte dar. Zunächst hätte man das Ganze als ein „Stimmungsbild aus Japan" gestalten können. Franz Hohenbergers japanische Bilder hätten die Ouverture gebildet, und beim Eintritt in den Hauptsaal hätte es sein müssen, als sei man plötzlich von der Wienzeile nach Kioto versetzt. Ein Chrysanthemenhain hätte sich aufgethan. In ein japanisches Haus wäre man getreten, hätte kennen gelernt, dass, was wir heute erstreben — die Durchdringung von Kunst und Leben — dort im Osten etwas Selbstverständliches ist. Nichts Falsches, keinen leeren Schein, nichts Unpersönliches können diese Söhne einer vieltausendjährigen Cultur ertragen. Jedes Geräth, das sie um sich dulden, jede Vase, jeder Wandschirm muss ein apartes Juwel sein. Jedes Bild ist mit dem Besitzer verwachsen. Jede Blume, die er wählt, ist ein Stück seiner selbst. Gewiss wäre die Aufgabe, ein solches Culturbild zu geben, keine leichte gewesen. Aber die Stärke der Secession liegt ja in diesen Dingen. Und das wunderbare Talent Josef Hoffmanns hätte wie immer alle Schwierigkeiten besiegt.

Sollten gelehrte Gesichtspunkte obwalten, so wäre der historische reizvoll gewesen. Denn es ist seltsam, wie ähnlich der Entwickelungsgang der japanischen und der europäischen Kunst verlief. Bis zum 17. Jahrhundert waren Europa und Asien streng getrennte Welten. Jede Berührung fehlt. Trotzdem scheint eine gleiche Säcularstimmung über den Ländern zu ruhen. Hier wie dort hat die Kunst zur nämlichen Zeit ganz die gleichen Tendenzen. Wie die europäische war die japanische Malerei bis zum 15. Jahrhundert eine ernste, hieratisch feierliche Kunst. Wie in Europa sind die Maler Mönche. Nichts Persönliches wollen sie in ihren Werken aussprechen, sondern lediglich strenge Cultusbilder schaffen. Was für die europäischen Künstler des Mittelalters Christus, war für die japanischen Buddha. Bei uns der schmerzverklärte Dulder am Kreuz, hier Buddha, der auf einem Riesenlotus, abgelöst von allem, was die Ruhe der Seele trüben konnte, in unergründliches Sinnen versunken scheint. An die Stelle dieses ernst erhabenen Mosaikstils tritt im 15. Jahrhundert wie in Europa eine heiter plaudernde, erzählende Kunst. Wohl bleibt der Stoffkreis kirchlich. Aber nicht mehr Mönche, sondern zünftige Maler liefern die Werke. Sittenbildliche Episoden, die mit dem Hauptvorgang nur in loser Verbindung stehen, sind eingestreut. Reich ist der landschaftliche Hintergrund. Graziöse Thiere treiben neben den Heiligen ihr Wesen. Im 16. Jahrhundert verklärt sich diese vielfarbige Buntheit zu nobler Einfachheit. Knapp und ohne Beiwerk, in wenigen Figuren wird die Scene entwickelt. In der Mitte Buddha, majestätisch thronend, zwei Heilige neben ihm, ganz der Typus der Santa Conversazione der europäischen Altarbilder. Und diese feierliche Einfachheit wird im 17. Jahrhundert barock. Die Säulen der Throne beginnen sich zu drehen und zu winden. Ganze Wolkenarchitekturen bauen sich auf. Die gleichmäßige Metrik des Aufbaues weicht einer freien malerischen Composition. [illegible], Vögel, Blumen, Thiere, all jenes Beiwerk, das vom 16. Jahrhundert dem großen Stil zu Liebe aus der Composition verbannt war, findet wieder Eingang. Und [illegible] wie in Europa dazu, dass nun [illegible] Sittenbild, Landschaft und Thierbild sich als selbständige Kunstzweige absondern. Was in Holland [illegible], Ruysdael, de Heem heißt, nennt sich in Japan [illegible]. An der [illegible] auch das 18. Jahrhundert [illegible] wie beim [illegible] Zarte auf das Derbe, das Zierliche auf das Schwere, [illegible] Verfeinerung auf gesunde Kraft. Das 19. Jahrhundert brachte die breite Popularisierung. Aus einer aristokratisch exclusiven Kunst wurde eine Kunst für alle. Es wäre lehrreich gewesen, an bezeichnenden Beispielen diese Parallelentwickelung der japanischen und der europäischen Kunst darzulegen.

Der dritte Gesichtspunkt wäre der gewesen, einmal in systematischer Zusammenstellung nachzuweisen, welchen Einfluss der Osten auf das europäische Kunstschaffen übte. Denn die Japaner sind bekanntlich die Ahnen der modernen Kunst. Zweimal war es ihnen beschieden, wie ein Deus ex machina umwälzend in das europäische Schaffen einzugreifen. Zum erstenmale geschah es am Schlusse des 17. Jahrhunderts. Damals hatten holländische Kaufleute die ersten Erzeugnisse chinesischen und japanischen Kunstgewerbes nach Europa gebracht. Namentlich der helle Ton des Porzellans gefiel und bestimmte fortan die Farbe der Zimmerdecoration und die Scala der Bilder. Hatten vorher in der Zimmerdecoration Gold und pomphaftes Roth, braunes Holz und dunkle Gobelins vorgeherrscht, so wurden nun die Wände weiß getüncht, die Gobelins, die seidenen Fenstervorhänge, Holz und Stoffe der Möbel in hellem, lichtem Ton gehalten. Die Bilder, vorher braun und ölig, wurden zart und leicht. Aber auch ein neues Compositionsprincip lernte man aus den Werken der Japaner kennen. Zur Zeit Ludwigs XIV. entsprach die Composition dem „L'état c'est moi": eine Centralfigur beherrscht alle anderen. Nach dem Tode des großen Königs sehnte man sich nach Freiheit. Ornament und Anordnung sollten freien, beweglichen Schwung bekommen, sollten jene flüssigen Formen, jene bezaubernden Unarten haben, mit denen der Weltmann sich über die Regeln der Etikette hinweggesetzt. Dieses Ungebundene, Capriciöse fand man in den Werken der Japaner, die das oberste aller europäischen Schönheitsgesetze, die Symmetrie, nicht kannten. Alles, was man suchte, war hier schon erreicht. Von japanischem Geräthe erhielten die Oppenort und Meissonnier ihre entscheidende Anregung. Aus japanischen Farbendrucken schöpften die Watteau, Lancret, Pater ihren leichten prickelnden Stil.

Zum zweitenmal erschienen die Japaner in den Sechzigerjahren unseres Jahrhunderts, und abermals lagen die Verhältnisse so, dass ihr Bekanntwerden wie eine Offenbarung wirkte. Unsere Künstler suchten damals nach einem neuen Stil für die Behandlung des modernen Lebens. So lange man den alten Meistern inhaltlich folgte, hatte man auch ihre Liniensprache und ihre Farben verwenden können. Doch als man anfieng Stoffe aus der Gegenwart zu malen, ergab sich ein Missverhältnis zwischen Gallerieton und Wirklichkeit, zwischen den alten Compositionsregeln und dem Wogen des Lebens. Sofern nicht überhaupt in barbarischer Weise nebeneinander gestellt wurde, hatte man die Compositionsprincipien der alten Meister schematisch auf die neuen Stoffe übertragen, baute die Gestalten zur Gruppe auf und setzte die Hauptfigur hübsch regelrecht in die Mitte. Jetzt war das Ziel, die Elemente des modernen Lebens zum Bilde zu ordnen, doch ohne dass die ordnende Hand sich zu fühlbar machte, sie zu componieren und gleichwohl ihre Mannigfaltigkeit zu wahren. Auch das Pleinairproblem war in Fluss gekommen. Die Praerafaeliten hatten auf das Conventionelle der „braunen Sauce" hingewiesen, hatten gezeigt, dass man der Naturwahrheit näher käme, wenn man in möglichst ungebrochenen, scharfen Farben male. Doch das Ergebnis ihrer Bemühungen war wenig erfreulich, eine harte Buntfarbigkeit von grellstem Effect. Durch die Gewissenhaftigkeit, mit der sie die Vollendung ihrer Bilder langsam herbeiführten, hatten sie ihren Werken etwas Trockenes, Todtes gegeben. Das Leben schien erstarrt, die duftige Essenz der Dinge, den Pulsschlag der Natur zu malen, gelang ihnen nicht.

Gerade in diesen Dingen lag die Stärke der Japaner. Die lebhaftesten Farben, die feinsten Lichtwirkungen waren in ihren Farbendrucken wiedergegeben und doch niemals in verletzender Buntheit. Rothe und grüne Bäume, dunkle Himmel, glühende Lampions, gelbe Mondsicheln, flimmernde Sterne, die weißen und rosa Blüten des Frühlings, greller Schnee, der auf zierliche Gärten fällt — alles war dargestellt. Und nirgends Misklänge: überall sanfte, schmeichelnde hellklingende Accorde: alles zusammengehalten durch jene „große Harmonie", die das Endziel malerischen Strebens ist und von den Praerafaeliten gar nicht, von den anderen nur durch Abstimmen auf eine dunkelbraune Scala erreicht war. Aus dem Braun führten uns die Japaner zu den frischen, strahlenden Farben der Natur zurück, gaben uns den Muth zu einem neuen dreisten coloristischen Verfahren.

Ebenso wie die Toneinheit, die frische Helligkeit der Bilder wurde die geistreiche, prickelnd lebendige Anordnung bewundert. Wohl hatten sich auch bei uns schon einzelne Meister von dem compositionellen Schema befreit. Constable hatte Bilder gemalt, in denen man nur Wolken und Baumwipfel sieht. Menzel hatte schon in den Vierzigerjahren zuweilen rücksichtslos einen Kopf durchschnitten oder eine Figur nur mit dem Oberkörper in den Raum hereinragen lassen. Aber alles erschien noch zahm gegenüber der unerhörten Kühnheit der Japaner. Hier sprach ein Raumgefühl, das wie von selbst alles ordnete und den Eindruck der Ferne erzeugte. Oft ragte nur ein Zweig mit einem Vogel in das Bild herein, und doch glaubte das Auge weite Landschaften zu durchmessen.

Auch Bewegungen und Wendungen, die bei uns erst der Momentphotograph entdeckte, waren mit kecker Unmittelbarkeit festgehalten. Eine neue Welt that sich auf, so fremdartig und doch so voll von Schönheit, dass die Begeisterung für den Japonismus bald Paris eroberte. Die Japaner lehrten, dass es gar nicht Aufgabe des Malers sei, prosaisch ein Stück Wirklichkeit abzuschildern, sondern mit wenigem „suggestiv" zu wirken; lehrten, dass man jeden Gegenstand auf unzählige Arten betrachten kann, und dass er jeden Augenblick einen anderen Eindruck gewährt. Manet wurde der „maître impressioniste". Whistlers Kunst, die Dinge so wundervoll in den Raum zu setzen, ist auf die Japaner zurückzuführen. Degas begann rasch wechselnde Bewegungen wiederzugeben, die nur der schärfste Blick sieht, nur der schlagfertigste Stift erhascht. Ein neues Compositionsprincip, das alle überlieferten Regeln von Abrundung und Gleichmaß verschmäht, um im Sinne der Japaner nur die „lebenden Punkte" zu geben, wurde durch ihn geschaffen. Monet malte seine „Getreideschober" wie Hokusei die „hundert Ansichten des Berges Fuji". In einem Cyclus von 15 Bildern, deren zeichnerisches Motiv nie wechselte, wurde dargethan, welche Veränderungen Jahreszeit und Stunde an dem nämlichen Stück Natur erzeugt. Das Streben, den Bildern den frischen Duft, das Leichte, Klingende der japanischen Holzschnitte zu geben, ließ neben der fetten Oelmalerei das Pastell und Aquarell hervortreten. Der Farbendruck lenkte in neue Bahnen.

Und wie es die Japaner waren, von denen die impressionistische Bewegung ausgieng, so haben sie später die stilisierend-decorative Richtung beeinflusst. Denn das ist das Merkwürdige dieser Kunst, dass sie die verschiedensten Eigenschaften vereint, jedem ermöglicht, ganz andere Anregungen aus ihr zu schöpfen. „Unter den Malereien," schrieb (nach Anderson) 1777 der japanische Gelehrte Shuzan, „gibt es eine Art, die naturalistisch genannt wird und bei der es für angemessen gilt, die Blumen und Gräser, die Fische und Insecten genau nach der Natur zu bilden. Dies ist ein besonderer Stil und gewiss nicht zu verachten. Aber da er nur danach strebt, die Formen der Dinge zu zeigen unter Nichtbeachtung der Regeln der Kunst, so ist er doch nur ein Gemeinplatz und kann auf guten Geschmack keinen Anspruch machen. In alter Zeit wurde in den Gemälden das Studium der Kunst des Umrissmalens und die Gesetze des Geschmackes hochgehalten ohne peinliche Nachahmung der Naturformen." In diesen Worten ist das Programm der gegenwärtigen europäischen Kunst enthalten. Wie vorher die impressionistische Auffassung, lehrten die Japaner nun die decorative Gestaltung. Denn so scharfäugig sie der Wirklichkeit entgegentreten, sie betrachten sie doch nie mit dem Auge des Copisten, sondern mit dem Blicke des Ästheten, der nicht Natureindrücke sammeln, sondern durch Farben Stimmung erwecken will. Wohlklang im Nebeneinander von farbigen Flächen, Unterordnung der Farbe unter die decorativen Zwecke, frei symphonische Gestaltung coloristischer Werte — das sind die Dinge, die sich aus dem erneuten Studium der Japaner ergaben. Weiter wurde wichtig, dass in ihren Werken die Zeichnung nie der Farbe geopfert ist. Hatte der Impressionismus alle Linien aufgelöst, so lernte man aus den Drucken der Japaner das schöne Gleichgewicht zwischen Farbe und Zeichnung herstellen, lernte die Expressivkraft der Linie, die Beschränkung auf das Wesentliche, die vielsagende Abbreviatur, sah, dass zu Gunsten großer, klarer Gesammtwirkung manches von der Naturwahrheit zu opfern sei. Die moderne Caricatur, wie sie in der „Jugend" und im „Simplicissimus" sich entwickelte, ist ohne die Japaner undenkbar. Unter japanischem Einfluss entstand das europäische Placat, das einerseits wieder der Vorbote einer neuen stilisierenden Monumentalmalerei zu sein scheint. Und dass das englische Kunstgewerbe mit seinen Blumenmotiven, seinen schlanken Formen und lichten Farben ebenfalls von den Japanern befruchtet wurde, dass unsere Vasen, die Gallégläser und vieles andere aus dem Osten stammen, bedarf noch weniger des Nachweises.

Von allen diesen Dingen hätte m. E. die Ausstellung der Secession erzählen können. Sie hätte zeigen müssen, dass der Japonismus ein Bestandtheil unserer Cultur geworden, hätte zeigen müssen, welche bleibenden Werte er dem europäischen Kunstbesitz zuführte. Denn wie ich früher einmal sagte, es genügt nicht mehr, Ausstellungen zu machen, es gilt der Sache einen Sinn zu geben, Fragen, die für unser Kunstleben Bedeutung haben, zum Austrag zu bringen. Gerade die Secession hat das Verdienst, den Zweck von Kunstausstellungen in diesem Sinne verstanden zu haben. Noch kürzlich in der graphischen Ausstellung war die Aufgabe, ein Bild vom gegenwärtigen Stand der zeichnenden Künste zu geben, in mustergiltiger Weise gelöst. Diesmal gewinnt man den Eindruck eines so planvollen Vorgehens nicht. Mehr der Herbariumsgeruch des Museums, als der frische Duftbauch des Lebens scheint über dem Haus zu ruhen. Gleich der Katalog enttäuscht. Denn, wenn überhaupt Kataloge einen Sinn haben, so kann ihr Zweck nur ein pädagogischer sein. Es gilt das Interesse des Besuchers für die ausgestellten Dinge wach zu rufen, ohne dass er selbst die didaktische Absicht merkt. Es gilt durch Vergleiche mit Naheliegendem das Verständnis für Fremdes zu wecken. Dem Katalog der Secession haftet der üble Beigeschmack todter Gelehrsamkeit an. Wohl wird auf der ersten Seite vom Arbeitsausschuss recht hübsch angedeutet, welche Bedeutung der Japonismus für die Bestrebungen der Gegenwart hat. Dann aber ergreift Herr Adolf Fischer das Wort und verzeichnet auf 42 enggedruckten Seiten die von ihm ausgestellten Dinge, erzählt, dass die Stücke so und so alt sind, belehrt über Technisches. Wozu? Alle diese Kenntnisse, wenn man sie nicht hat, erwirbt man sich doch besser zu Hause und aus guten Büchern, als in der Ausstellung und aus einem wirren Katalog. Es ist ganz gleichgiltig, ob ein Stück „circa 500, circa 400 oder circa 300 Jahre" alt ist. Denn die Zeiten des Raritätensammelns sind vorüber. Wir wollen keine Wissensfragmente, keine philologische Kennerschaft mehr, sondern belebende Gedanken.

Und die Secession hat, wie sie den Katalog des Herrn Fischer abdruckte, auch in der Anordnung der Dinge dem Aussteller freiere Hand gelassen, als im Interesse eines künstlerischen Gesammtbildes wünschenswert war. 700 Nummern sind vorgeführt. Weniger wäre mehr. Denn ist es nicht planlos, Wandschirme, Bronzen, Masken, Holzschnitzereien, Lackarbeiten, Vasen und Farbendrucke ohne Beachtung jedes historischen Zusammenhangs in buntem Durcheinander auszubreiten? Ist es nicht ungeschickt, gleichartige Dinge wie Schwertstichblätter so massenhaft anzuhäufen, dass das Auge, wenn es ein Dutzend betrachtet hat, schließlich nur noch eine Scheibe und ein Loch sieht? Gerade das, was die Japaner gelehrt haben und was sonst die Stärke der Secession zu sein pflegt — die decorative Wirkung, die künstlerische Gestaltung des Raumes — tritt hinter dem Wust des Einzelnen zurück. Curiositäten, die lediglich Alterswert haben, überwiegen, und Stücke, die den Zusammenhang zwischen europäischer und japanischer Kunst hätten darthun können, sind selten. Man meint, nicht ein Verein junger Künstler, sondern ein alter Sammler hätte die Ausstellung gemacht.

Soll man gelegentlich dieser Dinge sein ganzes Wissen über die Kunst der Japaner zum besten geben? Die Bücher von Anderson, Gonse, Edmond de Goncourt, Brinkmann und Seidlitz, das Bing'sche Sammelwerk und Muthers Geschichte der Malerei enthalten mehr darüber, als ein Kunstbericht bieten kann. Soll man die Erwerbungen des Herrn Fischer kritisieren? Wenn es um einen staatlichen Ankauf sich handelte, wäre es Pflicht zu betonen, dass man vieles besser in jedem guten Japangeschäft sieht. Aber als Privatmann kann Herr Fischer kaufen, was ihm Spass macht. Und da er die Liebenswürdigkeit hatte, seine Schätze vor dem Publicum auszubreiten, wäre es taktlos, ihm mit einer unhöflichen Kritik zu danken. Bleibt nur festzustellen, dass Koloman Moser die Wände sehr fein auf den Japonismus stimmte und dass die Aufstellung der Dinge — soweit es das Massenangebot zuließ — eine würdige ist. Wien hatte seit der Weltausstellung von 1873 keine Gelegenheit mehr, die japanische Kunst in großem Maßstabe kennen zu lernen. Deshalb war es verdienstlich, die Fischer'sche Sammlung zu zeigen. Aber den Grundgedanken ihres Programms, dass alles Material erst lebendig wird, wenn moderner Geist es beseelt, sollte die Secession nicht wieder verleugnen.

Nach all diesen Schwertstichblättern, Büchsen und Ringen athmete ich fast auf, als ich von der Secession ins Künstlerhaus kam. Man erkennt es nicht wieder. Auch die Ausstellung des Aquarellistenclubs lässt manches zu wünschen, das eine namentlich, dass auch sie ohne festen Plan heterogene Dinge vereinigt. Aber nach langer Zeit ist wieder einmal Kunst im Künstlerhaus. Die Jugend hat über die Bequemlichkeit des Alters, künstlerischer Ernst über das Mercantile gesiegt. Nicht alle Räume, aber die meisten machen einen vornehm würdigen Eindruck. Die Bilder hängen gut und sind in der Mehrzahl Kunstwerke. Neben den Wienern, die viel Schönes bieten, treten die Worpsweder und Karlsruher als geschlossene Gruppen auf. Berlin und München sind gut vertreten. Auf einzelnes komme ich vielleicht in einem späteren Artikel zurück.

Richard Muther.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Bei der allgemeinen Zerfahrenheit bleibt nur eine Hoffnung noch der bevorstehenden Ausgleichsconferenz. Nämlich: Bisher ist so ziemlich bei jeder wichtigeren Unternehmung der österreichischen Regierungen das Gegentheil von dem herausgekommen, was die jeweils leitenden Staatsmänner versprochen oder geahnt haben. Das heißt: Sie hatten sich immer Erfolg versprochen und Misserfolg erlitten. Erfahrungsgemäß stand also das Schicksal oder, wenn man's so hoch benennen will, die Weltgeschichte immer mit in der Opposition gegen die österreichischen Regierungen. Der gegenwärtige Ministerpräsident, Herr Dr. v. Koerber, dieser seltenen Erfahrung wohl bewusst, will nun dem bösen Schicksal einen listigen Streich [illegible]. Wie er [illegible] seinen zahlreichen [illegible] denkt er [illegible] nicht im Traum an [illegible]. Er hat also die [illegible] Tabula [illegible] und [illegible] eine [illegible] die Schicksal [illegible] so [illegible] es [illegible] den alten [illegible]

Verständigungsconferenzen wieder das Gegentheil von dem, was sich der leitende Staatsmann davon verspricht, und da gibt's in diesem Fall einen Erfolg der Verständigungsconferenzen. Das Schicksal wäre dann dem Herrn Dr. v. Koerber ordentlich hereingefallen, Herr Dr. v. Koerber aber wäre aus dem Wasser, die List wäre geglückt.

*

So deute ich mir wenigstens die pessimistischen Aussprüche des Herrn Dr. v. Koerber über das voraussichtliche Fiasco der Conferenzen tiefsinnig aus. Ernst kann ich sie nicht nehmen. Denn wenn wirklich Herr Dr. v. Koerber an den Erfolg seiner eigenen Unternehmung nicht glaubt, dann wäre er der reine Sisyphus, und den Sisyphus, der, ohne Demissionsgefahr seit mehreren tausend Jahren schon seine aussichtslose Thätigkeit betreibt, können österreichische Minister, die jetzt nicht länger als ein paar Monate bei solcher Arbeit ungestört gelassen werden, um die enorme Länge seiner Amtsdauer beneiden. Aber der Sisyphus ist doch nur eine mythologische Figur und kein regierender Staatsmann. Oder sieht am Ende Herr Dr. v. Koerber den langerwarteten „rettenden Staatsmann" Oesterreichs schon definitiv als mythologische Figur an? Dann allerdings brauchte man Herrn Dr. v. Koerber, der die Ausgleichsconferenz zusammentrommelt, von der er selbst glaubt, dass sie nur ergebnislos auseinandergehen wird, nicht tiefsinnig auszudeuten, sondern eher leichtsinnig.

*

Wann immer in Böhmen etwas außerordentliches vorgeht, stellt sich auch der Statthalter von Böhmen, Graf Coudenhove, der Wohlversippte, alsbald mit einem Geniestreich ein. Sein Ruhm ist innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle schon längst wohlbegründet. Der Bergarbeiterstrike aber hat ihm Gelegenheit gegeben, sein Licht auch bis über die Grenzen hinaus leuchten zu lassen. Graf Coudenhove hat nämlich den Transport von vierzig nach Bayern bestimmten Kohlenwaggons verboten. Kurzer Hand, wie man im Bureaukratischen zu sagen pflegt, aber auch kurzer Verstand! Die Bayern haben den großen österreichischen Verwaltungsmann, den Chef des bedeutendsten Kronlandes, auf die Existenz eines deutsch-österreichischen Handelsvertrages aufmerksam gemacht, der solche Ausfuhrverbote ausschließt. Da hat sich der Graf nicht zu helfen gewusst, und die vierzig Kohlenwaggons sind nach Deutschland freigegeben worden. Woher hätte auch Graf Coudenhove die Rechtslage mit den Ausfuhrverboten kennen sollen? An der Wiege ist ihm gewiss nur das „Schlaf Kindlein, schlaf, dein Vater ist ein Graf", sicher aber nicht der deutsch-österreichische Handelsvertrag vorgesungen worden.

*

Ein Blick hinter die Coulissen der „böhmischen Delegation": In der letzten Delegationstagung brachte der Delegierte Dr. Pacak eine Interpellation an den Grafen Goluchowski ein, in welcher er sich darüber beschwerte, dass auf die vom Delegierten Dr. Herold im Jahre 1893 in der Delegation vorgebrachten Klagen über Bevorzugung der ungarischen Presse keine Abhilfe erfolgt sei. Triumphierend erwiderte der an Triumphe nicht gewöhnte Graf Goluchowski, er habe in den Delegationsacten von 1893 nach einer derartigen Interpellation oder Rede des Dr. Herold gesucht, sie aber nicht gefunden; die Beschwerde des Dr. Pacak sei also ganz räthselhaft gegenstandslos. Beschämt hörte Dr. Pacak diese Antwort an, er wusste nichts zu erwidern, schwieg also und flüchtete sich in die Oeffentlichkeit der Journalistentribüne. Einige Tage nach dem Schlusse der Session stand dann in den „Narodni Listy" aus der Feder ihres Wiener Correspondenten, des Herrn Penížek, eine fulminante Gardinenpredigt an den Grafen Goluchowski zu lesen: „Wir sehen, dass wir in diesem Fall dem Grafen Goluchowski und seiner Kanzlei helfen müssen. Dr. Herold hat diese Klage im Budgetausschuss vorgebracht, und Graf Kalnoky hat sie beantwortet im Jahre 1892" u. s. w. Damit ist das Räthsel der Pacak'schen Interpellation gelöst, und zwar gleich, wie eine diophantische Gleichung, mit zwei Unbekannten. Erstens schmuggeln die „Nar. Listy" in ihrem Artikel an Stelle des in der Pacak'schen Interpellation fälschlich angegebenen Jahres 1893 das richtige Jahr 1892 ein, womit also das Räthsel des Goluchowski'schen Triumphs gelöst ist. Zweitens ergibt sich aus diesem Artikel, dass Herr Penížek, der da mit dem ganzen gerechten Schmerze des Vaters um sein missrathenes Kind auf den Grafen Goluchowski loshackt, um die Interpellation des Dr. Pacak besser Bescheid weiß, als dieser selbst — womit nun auch das Räthsel der Pacak'schen Beschämung und darauf folgender Flucht in die Journalistenloge gelöst ist. Wenn sich schon ein Volksvertreter von einem befreundeten Journalisten seine Interpellationen oder Reden concipieren lässt, so sollte doch besagter Volksvertreter die Correctheit der betreffenden Concepte wenigstens selbst controlieren, besonders wenn solche von einem vielbeschäftigten Manne wie Herrn Penížek herrühren, der doch auch noch für andere Mitglieder der „böhmischen Delegation" Interpellationen und Reden vorzubereiten hat.

*

Auch von einem anderen Mitglied der „böhmischen Delegation", vom Dr. Stransky zum Beispiel wird erzählt, dass er zuweilen mit dem Rathe, will sagen dem Geiste des Herrn Penížek pflügt. Böse Zungen behaupten, dass sogar die berühmte Delegationsrede des Dr. Stransky gegen die Armeeleitung „zu viel Fänstelu" dem Ideenschatz des besagten „kaiserlichen Rathes" entsprungen sei. Andererseits wird in dem Organ des Dr. Stransky, „Lidové Noviny", behauptet, dass die bekannte kaiserliche Ansprache an Dr. Stransky auf eine Anregung des Generalstabschefs Baron Beck zurückzuführen sei. Wäre es da nicht das Klügste, wenn sich in Zukunft der Baron Beck über Armeefragen direct mit Herrn Penížek auseinandersetzen, und Graf Goluchowski, falls er wieder in einer jungczechischen Interpellation etwas Unverständliches findet, direct von Herrn Penížek Aufklärungen erbitten wollte?

*

Wie die Wahrheit schließlich doch immer an den Tag kommt! Bekanntlich hatten seinerzeit, als die „Reichswehr" in ihren schneidigen Anfängen einmal mit Unverstand und Missgeschick die deutsche Regierung angerempelt hatte, die damaligen Minister Graf Badeni und Herr von Bilinski in der halbamtlichen „Wiener Abendpost" jede Beziehung zu diesem Blatte abgeleugnet. Jetzt, wo Herrn v. Bilinskis Candidatur für den Gouverneursposten der Oesterreichisch-ungarischen Bank in dem nicht zur sogenannten Parlamentsmajorität gehörigen, das ist bedeutenderen Theil der Presse auf lebhaften Widerstand stößt, weil Herrn v. Bilinskis ungarischer Ausgleich uns allen noch im Magen liegt, jetzt kommt's heraus. Der Krakauer „Czas" versucht, aus Liebe zu Herrn v. Bilinski, die gegen ihn gerichtete Opposition zu discreditieren, indem er sie auf die Machenschaften der „Neuen Freien Presse" zurückführt, die es Herrn von Bilinski nicht vergessen könne, dass er „sogar ein Blatt zu fördern versuchte, das berufen war, dem ‚Weltblatt' Concurrenz zu machen". Das ist nämlich die „Reichswehr". Einem Manne, der, wie jetzt der „Czas" verräth, so naiv war, die „Reichswehr" für das „Weltblatt" der Zukunft anzusehen, kann man es wirklich nicht als Eitelkeit auslegen, wenn er gelegentlich auch seine eigene Capacität ein wenig überschätzt.

Kr

## Volkswirtschaftliches.

Wenn die Arbeiter irgend eines Industriezweiges mit Forderungen nach höheren Löhnen und günstigeren Arbeitsbedingungen auftreten, dann erklären die Industriellen meist, sie könnten die Forderungen unmöglich bewilligen, weil sonst ihre Concurrenzfähigkeit leiden würde. Auch die Kohlenmagnaten versuchten einen Augenblick diese Ausrede zu gebrauchen. Doch sahen sie natürlich bald die Lächerlichkeit dieses Beginnens ein. Es gibt heute keine internationale Concurrenz in Kohle. Die Conjunctur ist eine solche, dass niemand genug Kohle hat. Wenn die österreichischen Kohlenproducenten um 50 % theurer producieren würden, wovon selbstverständlich keine Rede ist, so würden sie noch immer ihre Kohlen schlank absetzen, und weder deutsche noch englische noch irgend welche andere Kohle würde ihnen erhebliche Concurrenz machen, weil eben jedes Land seine Kohle im Lande verbraucht oder nur geringe Ueberschüsse hat. Damit war den Arbeiterforderungen nicht beizukommen. Da fanden die Grubenbesitzer glücklich etwas anderes. Nicht um ihre Concurrenzfähigkeit handelte es sich, sondern um die Concurrenzfähigkeit der Kohlen consumierenden Industrie. Damit wird von vornherein der Standpunkt eingenommen, dass die Kosten der Lohnerhöhungen den Consumenten aufgehalst werden. Wir haben daran nie gezweifelt und es wäre müßig, zu untersuchen, ob diese Ueberwälzung denn unbedingt nöthig sei, ob die Grubenbesitzer die Kosten nicht aus ihren rapid steigenden Profiten begleichen könnten. Da eine internationale Concurrenz in Kohle heute nicht besteht, so werden die Consumenten die höheren Löhne der Arbeiter bezahlen, und unsere Industriellen sind darauf vorbereitet. Aber seit wann haben unsere Kohlengewerke so altruistische Gedanken? Als sie im Laufe eines Jahres die Kohlenpreise um 12 % erhöhten, ohne dass höhere Gestehungskosten den Anlass dazu gegeben hätten, als sie Gelegenheit hatten, diese Preisaufschläge voll und ganz in ihre Tasche zu stecken, da lag ihnen der Gedanke an die Concurrenzfähigkeit der österreichischen Industrie ferne. Unsere mächtigsten Kohlenproducenten, die Rothschild, Gutmann, Prager Eisen, Erzherzog Friedrich sind gleichzeitig unsere größten Eisenindustriellen. Eisen ist neben Kohle der wichtigste Hilfsstoff der Industrie. Mit den hinaufgeschraubten Roheisenpreisen haben dieselben Herren Jahre hindurch ganze Industriezweige concurrenzunfähig gemacht, ohne dass ihnen dieser Gedanke Kopfschmerzen bereitet hätte. Ja im selben Augenblicke, da sie die Arbeiter in den Strike hetzen, aus Rücksichtnahme für die schwache österreichische Industrie, bereiten sie durch Neubildung des Eisenkartells eine Preiserhöhung des Eisens vor, welche viel schwerer auf unseren Industrien lasten wird, als die im Kohlenpreis zum Ausdruck kommende Erfüllung der Arbeitsforderungen. Da denkt keiner von ihnen an die österreichische Industrie, denn die höheren Eisenpreise fließen einzig und allein in die Taschen der Herren Wittgenstein, Rothschild und Consorten, die höheren Kohlenlöhne aber würden den Arbeitern zugute kommen. Und das, Bauer, ist eben ganz etwas anderes. Die Leistungsfähigkeit unserer Industrie würde aber durch die Erfüllung der Arbeiterforderungen, und sollten die Kohlenbarone die Kosten selbst völlig auf die Consumenten wälzen, auf die Dauer nicht leiden. Das, woran unsere Industrie am meisten leidet, ist der Unterconsum im eigenen Lande infolge der Armut der Bevölkerung. Die heutige Kohlenconjunctur macht es möglich, den Verdienst und damit die Consumfähigkeit von hunderttausend Arbeitern, von ebensoviel Familien mit einem Schlage namhaft zu erhöhen. Das würde auf den Absatz unserer Industrie zurückwirken. Noch mehr. Es ist richtig, von heute auf morgen lässt sich der Achtstundentag nicht einführen. Es müssen erst die nöthigen Vorrichtungen getroffen werden, die nöthigen Arbeiter herangezogen werden, um die Production auf der heutigen Höhe zu halten, respective dem constanten Mehrbedarf entsprechend zu steigern. Das erfordert eine gewisse Zeit und das Ackerbauministerium hat auch in dieser Richtung verständig den Weg gezeigt, indem es den Achtstundentag von Anfang nächsten Jahres bewilligte. Auf einen solchen Ausgleich würden auch die Arbeiter zweifellos eingehen. Geschieht dies, dann ist wieder für unsere Industrie die Absatzmöglichkeit gesteigert. Für Zehntausende von arbeitsfähigen aber arbeitslosen Menschen in Galizien und anderen Kronländern, welche heute entweder in ihrem Heimatlande verhungern oder auswandern nach Deutschland und Amerika und dort mit ihrer Arbeitskraft am Aufschwunge jener Staaten mitwirken, würde Gelegenheit geboten werden, im Inlande Arbeit und Verdienst zu finden. Und das sollte nicht auch den Absatz der Industriellen steigern? Ist es nöthig, dass unsere Arbeiter aus Galizien, aus Böhmen, aus Steiermark nach Deutschland auswandern? Ist es nicht von eminentem volkswirtschaftlichen Wert, wenn der Auswandererstrom, der alljährlich aus Oesterreich ins Ausland fließt, gehemmt wird, indem man ihnen hier die Arbeit und den Verdienst schafft, die sie im Auslande suchen und finden. Die Gewährung des Achtstundentages und höherer Löhne an die Kohlenarbeiter werden der österreichischen Industrie nichts schaden. Im Gegentheil. Die Industrie eines Landes leidet, wenn Monopolisten die der Industrie nöthigen Stoffe unmäßig vertheuern und den Mehrwert einzig und allein in ihre Taschen fließen lassen, wie es unsere Kohlen- und Eisenindustriellen jederzeit thun. Wenn aber hunderttausend heimische

Arbeiter sich besseren Verdienst erkämpfen und wenn für Zehntausende neue Arbeitsgelegenheit geschaffen wird, so leidet die Industrie und die ganze Volkswirtschaft des Landes nicht darunter, selbst wenn sie ihre Kohle höher bezahlen muss.

### Kunst und Leben.

Am 26. Jänner 1900 wurde im Hofburgtheater ein angebliches Lustspiel „Die Damen Lebordieu" in drei Acten von den Herren F. Carré und A. Bilhaut angeblich zum erstenmal gegeben. Wir haben das Stück aber schon öfter gesehen, nur haben der Titel und die Personen immer anders geheißen, und so angeödet wie diesmal hat es uns auch noch nie. Vor Zeiten ist es uns sogar ganz gut vorgekommen, als es „Der Störenfried" hieß und von Benedix war, und als wir es unter dem Titel „O diese Schwiegermütter" sahen — wenn ich mich recht erinnere, hieß es damals eigentlich „Madame Bonivard" — war es sogar wirklich lustig. Am 26. Jänner dieses angeblich neuen Jahrhunderts sahen wir eine geist- und witzlose Posse von bodenloser Langweile mit einer plumpen, fadenscheinigen Mache und einigen albernen Späßen, wie wir sie uns allenfalls noch auf einer Prater-Pablatsche oder in einer Jahrmarktbude gefallen lassen, wenn uns einmal die Lust nach derartigen Genüssen anwandelt. Da wissen wir aber dann, was unser harrt, und ärgern uns nicht weiter. — „O diese Schwiegermütter!" Wann wird man endlich einsehen, dass das widerwärtige Familiengeleise, das uns bei Behandlung dieses Themas meist vorgeführt wird, so gar nicht belustigend wirken kann. Da hat doch der alte Terenz viel größeres Feingefühl gehabt. Der hat uns in seiner Hekyra wenigstens die gute Schwiegermutter gezeigt, obwohl sich die Schwiegermütter schon damals keines besonders guten Leumunds erfreuten. Lässt er doch selber die Schwiegermutter über das allgemeine Vorurtheil gegen die Schwiegermütter klagen (ita animum induxerunt, socrus omnes esse iniquas), und von Ovid (Fasti II 626) und Juvenal (Sat. VI 230) erfahren wir es genau, wie man schon damals über Schwiegermütter dachte. „Verzweifle am häuslichen Frieden, so lange die Schwiegermutter noch kriechen kann (Desperanda tibi salva concordia socru)" warnt Juvenal, und, wenn das Familienfest der Charistien gefeiert wird, sagt Ovid, so mögen die Kinder, die den Tod der Eltern nicht erwarten können, wegbleiben und ebenso „die böse Schwiegermutter, die die Gattin des Sohnes hasst und quält" (quae premit invisam socrus iniqua nurum). So wenig aber Kinder, denen ihre Eltern zu lange leben, geeignete Possenfiguren abzugeben vermögen, so wenig ist eine solche die Schwiegermutter, die darauf ausgeht, die Frau des Sohnes bei einem Ehebruch zu erwischen, damit sie den Sohn mit einer gräflichen Cocotte verheiraten könne. Das als etwas Lustiges hinzustellen, deutet auf Roheit, sei es nun auf eigene Roheit oder auf Roheit, die man beim Publicum voraussetzt. Ich glaube, das Stück wäre auch für das Theater in der Josefstadt zu schlecht gewesen, jedenfalls hätte man es dort aber besser gespielt, denn derlei Ware verträgt nun einmal die beschauliche Behäbigkeit in der Darstellung nicht, welche man gelegentlich als den „Stil" des Burgtheaters hinstellen möchte. Ein Glück ist es übrigens, dass Afghanistan so weit weg ist, sonst hätte es vielleicht noch zu diplomatischen Verwickelungen geführt, dass man auf der Bühne des Hofburgtheaters den von Engländern und Russen umworbenen Emir dieses Staates etwas genannt hat, was ich doch im Interesse unserer politischen Beziehungen und aus persönlicher Vorsicht lieber nicht niederschreiben will. B.

*

In der Hofoper gastierte Frau Hermine Bosetti als Zerline (Don Juan) und Anna (Hans Heiling). Die aus dem Concertsaale bereits vortheilhaft bekannte Künstlerin besitzt eine helle frische Stimme, die auch Coloraturpassagen leicht bewältigt, sie ist musikalisch sehr sicher und hat ein gewandtes Spiel. Schade, dass ihre Stimme für die Oper nicht ganz ausreicht; in den Ensemblestellen des Hans Heiling war dieser Nachtheil oft unangenehm bemerkbar. Sollte ein Engagement beabsichtigt sein, so wäre es nur dann von Vortheil, wenn ihr ein bestimmtes, eng begrenztes Rollenfach zugewiesen werden kann. R. W.

*

Das Theater in der Josefstadt brachte an einem neuen „literarischen" Abend „Talent", einen ganz lustigen Schwank von Raoul Auernheimer. Auf die Literatur hat der Verfasser, trotz der Theaterzettel-Autorität, verzichtet, er stellt sich von vornherein in das zweite gemischte Treffen; denn er witzelt über das Talenthaben. Ein Dichter fände wahrscheinlich andere Probleme. In der Art französischer und gewisser Wiener Feuilletonschreiber bewegt Herr Auernheimer sich mit seiner Satire und seiner guten alten Schwankfabel sozusagen im luftleeren Raum; gibt kein Milieu, keinen Erdboden, keine Charakteristik, sondern nur ein paar Theatersituationen zwischen carikierten Figuren und — Worte, einige, wie man das in gewissen Kreisen nennt, „geistreiche" Worte. Talent, findet er, gibt es zuviel unter uns, aber zu wenig anständige Menschen. Talent haben sei oft nichts als Zeithaben zu seinen kleinen ehrgeizigen Passionen. Das ist am Ende ganz gut gesagt, wenn auch Lichtwark im entgegengesetzten Sinne Besseres gesagt hat; der „Snobismus" verdient jedenfalls solche Pfeile. Nur wäre es für diese Tendenz wünschenswert, dass man dem Verfasser selbst eine andere, intimere Beziehung zur Kunst anmerkte. Das ist leider nicht der Fall. Auch sein eigenes Talent ist kaum mehr als Zeithaben zu kleinen ehrgeizigen Passionen. Er beobachtet nicht, er gestaltet nicht, er erlebt nicht, auch er folgt keinem Trieb zum Schaffen; er hat ein bisschen Witz in seinem Dilettantismus und schreibt. Wenn er im zweiten Act ein paar affectiert aussehende Schriftsteller höhnisch auf die Bühne bringt, dann hört einen Moment lang sogar die Satire gänzlich auf. Was wissen wir von diesem „Symbolisten"? Ich hatte es für möglich, dass er schöne Gedichte macht; Herr Auernheimer aber schrieb bloß einen — ganz lustigen Schwank.

*

Das Raimund-Theater brachte in ausgezeichneter Darstellung „Boubouroche" von Courteline (deutsch von Siegfried Trebitsch). Boubouroche ist ein Mann von 38 Jahren, feist, schüchtern und verliebt. Im Kaffeehaus erfährt er, dass ihn Adele betrügt. Bei Adele findet er den lebendigen Beweis in einem Kasten verborgen. Dieser Kasten vor den Augen des Publicums ist der wirksamste Witz. Aber nun fängt die eigentliche Scene an: der Rasende wird fast ganz ohne Begründung, mit einem winzigen Aufwand von Lüge wieder gefügsam und gläubig gemacht. Boubouroche bleibt glücklich im Besitze seiner Adele. So einfach wie diese Handlung ist das Stück. Die Ausführung beschränkt sich auf das Nothwendigste, kein überflüssiges Wort wird gesprochen, es ist alles mit so sicheren, sparsamen Linien gezeichnet, wie es nur bei dem ausgeprägten Typenschatz der französischen Satire möglich ist. Darin liegt Feinheit und Kunst, aber freilich auch Tradition. — „Der Herr Gegencandidat" von Tonn-Bergler folgte darauf. Wir wollen aus diesem Gegensatz Paris—Wien keine allgemeinen Schlüsse ziehen. A. G.

*

In ihrem sechsten Concerte brachten die Philharmoniker Bruckners schon lange nicht gehörte vierte (romantische) Symphonie zur Aufführung. Sie gehört unstreitig zu den leichtfasslichsten und populärsten Werken des Meisters und verdankt diesen Ruf dem ungewöhnlichen Reichthum an musikalischen Ideen, die vom ersten Moment an so plastisch hervortreten, dass wir uns an diesen prägnanten, melodiösen Gestalten mühelos in dem großen Tonwerk zurechtfinden. Dabei bietet das Werk eine nicht minder reiche Abwechslung an poetischem Stimmungsgehalt, vom Waldweben des ersten Satzes an durch das trauernde Andante bis zur fröhlichen Jagd des Scherzo. Selbst der am freiesten behandelte letzte Satz ersetzt durch die Schönheit seiner ewig wechselnden Bilder, was ihm an organischer Gestaltung fehlt. So zu arbeiten darf sich eben nur jemand erlauben, dem unendlich viel einfällt. Liebe Gäste und bedeutsame Themen darf man zu jeder Zeit unangemeldet einführen. Die Symphonie wurde brillant gespielt, und verdienen namentlich die Bläser für die vollendete Sicherheit und Zartheit der Ausführung alles Lob. An dem großen Erfolg hätte Director Mahler mit weit größerer Berechtigung theilnehmen können, wenn er sich nicht wieder hätte verleiten lassen, die Symphonie zu redigieren und zu corrigieren. Mit diesem unbeugsamen Eigensinn, dem selbst Beethoven und Schumann nicht groß genug waren, wird er sich immer wieder die Sympathien verscherzen, die er sonst so leicht erringen könnte. Besonders gut gelang ihm Mendelssohns Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt". Es lag ein großer einheitlicher Zug in der Wiedergabe des Werkes, der seine Stellung im Programm neben dem weit glanzvolleren Werke Bruckners rechtfertigte. Die Schlussnummer, Wagners Kaisermarsch, wirkte, wie immer im Concertsaal, nicht mit voller Kraft. Das Werk kann ohne die geradezu dramatische Veranlassung, für die es gedacht war, nicht voll gewürdigt werden.

*

Nach dem großen Erfolge, den das neue philharmonische Orchester mit seinem zweiten Concerte gehabt hat, erscheint das Unternehmen für die Zukunft gesichert. In den beiden Orchesterstücken aus Liszts Oratorium „Christus" haben die Künstler den Beweis erbracht, dass sie auch den schwierigeren Aufgaben der neueren Instrumentalmusik gewachsen sind, während sie sich bei Webers Concertstück für Clavier, das Frau Lucilla Tolomei unter jubelndem Beifall spielte, als discrete und verständige Begleiter gezeigt haben. Eine größere Vielseitigkeit hätte von einem so jungen Unternehmen kaum erwartet werden können. Auch in Glucks Iphigenia-Ouverture und Beethovens achter Symphonie war unter den Spielern schon eine größere Sicherheit und mehr Initiative bemerkbar, als neulich bei der Eroica, aber es kann doch nicht verschwiegen werden, dass sowohl die Bläser wie die Streicher noch viel hinzulernen müssen, bevor sie etwa auf die Höhe des Kaim-Orchesters kommen werden, dessen Leistungen nur ungefähr als das zu erstrebende Ziel des neuen Unternehmens vorschweben. Herr Löwe, unter dessen Leitung die Ausbildung des Orchesters stetig fortschreitet, wird sich in kurzer Zeit das größte Verdienst um die Entwicklung des Wiener Concertwesens erworben haben. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im Berliner Theater wurde „Der goldene Käfig", Schauspiel in 4 Acten von Felix Philippi, aufgeführt. Man darf wohl sagen, Felix Philippi hat auch diesmal den Muth der Trivialität gehabt, und diese seine Muse hat ihm freundlich gelächelt, und freundlich hat sie ihm das Herz des Publicums gewonnen. Felix Philippi besitzt die große Kunst, dem Publicum in jeder Scene das zu bieten, wonach es gerade lüstern, er ist unter den Actschlussdichtern ein bewährtes Talent, er ist der Epigrammatiker der Premierenlogen. Und er trägt ein weiches Herz im Knopfloch. In seinem „goldenen Käfig" zwitschert ein armer, übersinniger Prinz. Spricht das Herz im Knopfloch: lass' ihn nicht allein. Und Philippi nimmt sich sein Herz zu Herzen. Da er doch aber auch ein Dramatiker ist, macht er die Prinzgemahlin — man

schändre — unter den Bürgerlichen und — o Schrecken! — in der Tochter eines demokratischen Abgeordneten. Herzog edel, Demokrat edel, Herzogin-Mutter am edelsten: segnende Hände, glückliches Paar. Wie aber der edle Herzog dem edlen Demokraten gegenübersteht, da kommt es zu einer Scene, die unerhört wäre, hätte Philippi sie Spielhagen nicht abgelauscht. Zu alledem ein bisschen „Agnes Bernauer", ein bisschen „Battenberger", und selbst der Vorhang fällt nicht ohne Rührung. Und wieder hat Philippi, ein holder Rattenfänger, sein „altes Lied" gepfiffen. Ernst Heilborn.

## Bücher.

Ost-Asien, 1860—1862, in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, königl. preußischen Gesandten, betraut mit außerordentlicher Mission nach China, Japan und Siam. Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Herbefeld, kaiserlich deutschem Botschafter. Berlin 1900, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Die Briefe, die mehr als ein Menschenalter nachdem sie geschrieben wurden, das Licht der Oeffentlichkeit sehen, haben, wie der Herausgeber sehr richtig erkannt hat, gerade in diesem Augenblick ein besonderes Interesse. Sie zeigen, mit welchen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten der Abschluss der ersten preußischen, resp. deutschen Handelsverträge mit den ostasiatischen Reichen verknüpft war, und wie wenig daran gefehlt hätte, dass der Versuch, dem deutschen Kaufmann in Japan und China eine vertragsrechtliche Stellung zu schaffen, scheiterte. Schließlich gelang es der Energie und Zähigkeit des Gesandten, das zu erlangen, was nothwendig war, um die Deutschen in Japan gegen die Ausweisung zu schützen und denen in China wenigstens den consularischen Schutz zu sichern, Erfolge, die, wenn sie der Diplomat nicht errungen hätte, auf keine andere Weise hätten erzwungen werden können. Solche Erfahrungen werden in besseren Zeiten nur zu leicht vergessen, und es ist daher ganz besonders zeitgemäß, an sie zu erinnern, wenn die Frage des dem überseeischen Handel des Reichs zu gewährenden Schutzes zur Verhandlung steht. Aber noch in anderer Beziehung bringen die Briefe viel Lesenswertes; der Chef der preußischen Mission nach Ostasien, der Gesandte in partibus infidelium, wie die Kreuzzeitung ihn damals nannte, hat mit scharfem Auge beobachtet, und wenn er in seinen Briefen keine großen politischen Abhandlungen gibt, sind dieselben doch reich an Bemerkungen über die Erscheinungen des täglichen Lebens bei den besuchten Völkern, wie an scharfen Charakteristiken derjenigen Personen, mit denen Geschäft oder Zufall ihn zusammenführte. Diese Eigenschaften werden den Briefen ein dauerndes Interesse sichern, auch nachdem das an den Schreiber derselben und an die darin erwähnten Persönlichkeiten und Ereignisse geknüpfte verschwunden sein wird. Nur in einer Beziehung scheinen die Briefe eines Commentars zu bedürfen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die Expedition nach Ostasien unter dem von allen geliebten und verehrten Chef mitzumachen berufen gewesen war, hat von derselben ganz besonders das Bild der sich auch unter den schwierigsten und unangenehmsten Verhältnissen nie verleugnenden und sich stets gleichbleibenden guten Laune des Führers derselben, der allen auch in dieser Beziehung ein Vorbild war, mit nach Hause gebracht, während die Briefe vielfach mit Klagen über größere und kleinere Unannehmlichkeiten, besonders les petites misères de la vie humaine angefüllt sind und daher leicht den Glauben an eine gewisse Kleinmüthigkeit und Unzufriedenheit des Schreibers erwecken könnten. Psychologisch wird sich die Sache anders erklären lassen. Die Nothwendigkeit, unter theilweise recht unbequemen äußeren Verhältnissen und bei einem monatelangen oft fast aussichtslosen Kampf gegen das non possumus der Japaner und Chinesen ein gleichmüthiges heiteres Aeußere zur Schau zu tragen und keine Spur von Entmuthigung oder Zweifel zu zeigen, lässt das Bedürfnis, das uns Seele und Leib bedrängte, vertrauten Herzen zu klagen, durchaus natürlich und menschlich erscheinen und erhöht in der Erinnerung das Bild des Mannes, der sich nach Außen hin so zu beherrschen wusste, dass keiner von denen, die ihn täglich und stündlich sahen, geahnt hat, wie tief er unter den Verhältnissen und der von ihnen unzertrennlichen Verantwortlichkeit litt. So aufgefasst, werden die Briefe ein wertvoller Beitrag zu der Geschichte des Mannes bleiben, der auch an der Aufrichtung des deutschen Reichs einen oft nicht genug anerkannten Antheil hat.

Weimar. M. v. Brandt.

## Revue der Revuen.

Die Existenzberechtigung der Cavallerie wird in Nr. 16 der „Neuen Zeit" von Rudolf Krafft mit guten Gründen angezweifelt. Man entschließt sich heute nur schwer, sie zu opfern, weil sie eine historische Vergangenheit hat und wohl auch auf dem Manöverfelde ein vortreffliches Paradestück ist. Für Friedrich den Großen, der sie von Grund aus reformierte, ist sie ein tüchtiger Factor seiner Erfolge gewesen. Das war damals möglich, als der Infanterist höchstens vier Schüsse in der Minute abgeben konnte, und die Tragfähigkeit der Gewehre nur 200 Schritte betrug. Da konnte die Cavallerie in einer Attaque leicht einige Bataillone über den Haufen werfen. Heute ist aber Feuergeschwindigkeit und Tragfähigkeit der Infanterie auf das Dreifache gestiegen. Die Schnelligkeit der Cavallerie ist aber dieselbe geblieben; jede weitere Vervollkommnung der Feuerwaffen schränkt die Existenzberechtigung der Cavallerie immer mehr ein. Und aus der Entwickelung der modernen Heere ergibt sich ein weiteres Argument gegen diese Existenzberechtigung. Die modernen Armeen zählen nach Millionen. Was will es da bedeuten, wenn einmal eine Attaque gelingt und ein paar Bataillone oder Batterien überritten werden?

Im Januarheft der Londoner „Review of Reviews" schreibt W. T. Stead über Englands Demüthigung durch den südafrikanischen Krieg. Mit der Schärfe und Unparteilichkeit eines internationalen Beobachters, dabei aber durchaus in warnender Tendenz, übt er an seinem Vaterland Kritik. Englands Niederlagen wiegen umso schwerer, als sie auch moralisch nicht zu rechtfertigen sind. Sowie in den Motiven des Kriegs das Rechtsgefühl auf Seiten der ihr Vaterland vertheidigenden Boeren steht, so auch in den Details der Kriegsführung. Die Boeren gehen niemals weiter als bis zur Rückwerfung des Angreifers; die Ausnützung des Sieges lassen sie — schlichte Miliz, wie sie sind — außeracht. Bei europäischen Gegnern hätte sich England in dieser Hinsicht noch ganz anderer Folgen versehen müssen. Die Kriegsgefangenen werden von den Boeren an Leib, Habe und Ehre durchaus geschont; England gibt mit der Behandlung seiner auf der „Penelope" zusammengepferchten Opfer entgegengesetzte Beispiele. Die Engländer treiben Missbrauch mit dem Friedenssignal der weißen Fahne; was über die Boeren diesbezüglich berichtet wird, ist lächerliche Uebertreibung. Dazu kommt der blinde Hochmuth der englischen Presse und Regierung, welcher das Waffenunglück des Landes im Grunde nur vortheilhaft erscheinen lässt: die Nation wird daraus hoffentlich moralisch umgewandelt und gewarnt hervorgehen. Noch stehen jetzt die größten Gefahren im Hinterhalt. London ist des militärischen Schutzes vollständig beraubt, die indische Armee wesentlich herabgemindert. Bei einem Ueberfall Frankreichs, falls dieses die Gelegenheit einer Revanche für Faschoda benützen wollte, läge die britische Halbinsel offen und unbewehrt da. Der Stoß ins Herz könnte erfolgen, und keine europäische Macht wird rettend zu Hilfe kommen. Das ist das Resultat der Chamberlain'schen Politik... Da die Ausführungen des englischen Journalisten der Zeit nach mit der eben bekannt gewordenen Thronrede zusammenfallen, werden sie doppelt beachtet werden.

## Die Reise.

Von Stephan Großmann.

(Schluss.)

II.

In der frühesten Frühe wird vom Marktplatz aus etwas gegen die Rouleaux geworfen. Die junge Frau erwacht, dreht sich ganz verschlafen um, schmiegt sich mit dem heißen Gesichterl wieder in den Polster und schlummert weiter...

Nach einiger Zeit — es ist vielleicht schon neun Uhr — wird sie wieder aus dem Schlaf geschreckt. Das Stubenmädchen bringt ihr einen Brief. Sie nimmt ihn entgegen, sieht die Handschrift und legt den Brief uneröffnet unter den Polster. Eine Viertelstunde oder länger liegt sie so halbwach da und mummelt sich in die Wärme des Plumeaus ein, streckt sich, gähnt, bis sie sich langsam im Bett aufrichtet und die Strümpfe holt... Plötzlich springt sie auf, schlüpft in den Schlafrock und läuft zur Balkonthür. Sie öffnet die innere Thür und lugt durch die Spalten des Rouleau auf den Balkon. Richtig, da liegen Rosen, zwei prachtvolle bordeauxrothe Rosen mit langen Stengeln. Sie haben beim Werfen keinerlei Schaden gelitten...

Sie zieht das weiße Mullkleid an... Es dauert ein bisschen lang. Wie sie beim Hausthor hinaustritt, erwartet sie schon eine ganze Gesellschaft: der Bürgermeister, der Herr Doctor, Herr Senders und der Bezirksadjunct, der ihr erst vorgestellt wird, den sie aber gestern schon einmal vorübergehend gesehen hat... Alle sind schwarz gekleidet. Um neun Uhr beginnt die Festmesse.... Die ganze Kirche ist schon voll. In einer Seitenloge sitzt die Frau Gräfin mit ihren beiden Knaben... Wie eine Wundergestalt kommt sie sich selbst vor, während sie durch den Mittelgang der vollbesetzten Kirche zur ersten Bank schreitet. Das eintönige Gesumme des Priesters scheint einen Moment zu verstummen, das Geplauder der Gläubigen scheint innezuhalten und man hört nur das Knistern ihres seidenen Jupons, den sie unter dem Mullkleid trägt ... Die Gemeinde kniet jetzt nieder zum gemeinsamen Gebet. Man versteht kein deutliches Wort in dem allgemeinen Gemurmel... Dann hört man nur mehr die klare Stimme des Pfarrers, der eine lateinische Litanei sagt. Mitten in dem lateinischen Wirrsal versteht man den Namen: Ella Lang... Dann singt die Gemeinde einen Choral, wieder ganz unverständlich, aber wenigstens eine Melodie, laut, tönend; die Orgel fällt ein...

Die Festmesse ist zu Ende. Durch ein Spalier von Menschen geht sie zum Ausgang. Ein paar Kinder laufen auf sie zu und küssen ihre Hand.

Es ist ein prachtvoll klarer Vormittag. Die Frau des Bürgermeisters und die Tochter schließen sich der Gesellschaft an, und man beschließt, zur Ruine Landstein zu gehen... Zufällig oder nicht ereignet es sich, dass Frau Ella neben die Frau Bürgermeister kommt. Ein Gespräch, das nur aus allerlei Leerheiten sich zusammensetzt, beginnt. Einmal fragt die Frau Bürgermeister:

„Schade, dass Ihr Gemahl nicht auch mitkam."

Frau Ella wiederholt ein bisschen ironisch: „Ja, der Gemahl... er ist mit Geschäften überhäuft, der arme."

Man kommt jetzt gerade am Hotel vorüber, Frau Ella bittet für eine Minute um Entschuldigung, sie muss einen Moment hinaufgehen, sie hat oben etwas vergessen ... In ihrem Zimmer hebt sie den Polster vom Bett und nimmt einen uneröffneten Brief, der dort liegt, steckt ihn rasch in die Tasche ... Während des Fortgehens erinnert sie sich, dass da am Tisch zwei prachtvolle, bordeauxrothe Rosen liegen, die sie eigentlich ganz gut anstecken konnte. Sie stehen ausgezeichnet zu dem weißen Mull des Kleides.

Sie kommt unten wieder an, und die Gesellschaft setzt sich wieder in Bewegung. Alle sind um sie herum.

„Nein, das geht nicht," sagt der Doctor. „Alle können wir unmöglich mit der gnädigen Frau gehen. Also ordnen wir den Zug. Die Honoratioren voran. Herr Bürgermeister, Herr Adjunct ... darf ich bitten? Dann kommt das Brautpaar ...? He, Herr Senders, wo stecken Sie denn?"

Frau Ella muss ein bisschen lächeln über die strategische Energie des Doctors ... Die Tochter des Bürgermeisters hängt sich plötzlich in ihren Arm. Ganz schüchtern, mit der begeisterten Hingebung der Siebzehnjährigen, sagt sie: „Ich möchte Ihnen so gern etwas sagen."

Die junge Frau schlingt den Arm um die Taille der kleinen blonden Braut: „So sagen Sie's doch, kleines Fräulein."

Im nächsten Moment zuckt der ganze Körper des kleinen Fräuleins schon wieder, ihr ganzer Körper schluchzt ...

„Ja, was haben Sie denn? Warum weinen Sie denn, um Gotteswillen?"

Das Fräulein kann sich nicht beruhigen. Ununterbrochen schluchzt sie, wie wenn sie sich ganz auflösen würde in strömenden Thränen. Die junge Frau beugt sich zu ihr, sieht ihr ins Gesicht, streicht ihr das Haar zurück und küsst sie.

„O, Sie sind so schön!" Das ist das Einzige, was die Kleine unter Thränen sagt.

„Asserl," sagt die junge Frau, „deshalb müssen Sie doch nicht weinen?"

Jetzt bemerken auch die anderen die Scene. Herr Senders nähert sich und führt seine Braut sanft fort ...

Der Doctor geht an ihrer Seite und redet nichts.

„Haben Sie gut geschlafen?" fragt sie ihn.

„Nein," sagt er, „schlecht. Seit sieben Jahren habe ich heute zum erstenmal wieder unruhig geschlafen ... Ich bin ganz aus meiner Ordnung. Zum Beispiel habe ich sonst die Gewohnheit, in der Früh ein paar Seiten an einem medicinischen Werk zu schreiben, nichts Besonderes, aber ganz nützlich ... Heute gieng's nicht. Ich sagte mir: Aha, die Zerstörungskräfte des Weibes wirken schon!" Er sagt das lachend.

Aber sie wird ganz blass über diesen Scherz und ruft über ihn hinweg:

„Herr Bürgermeister, sind wir bald bei der Ruine?"

Er antwortet: „Ja, der Weg dauert nur mehr fünf Minuten ..."

Während des ganzen Weges redet sie kein Wort mehr. Fortwährend sieht der Doctor ihr ins Gesicht. Sie verzieht keine Miene. Förmlich flehend sagt der Doctor:

„Gnädige Frau, Sie werden doch einen Scherz nicht übel nehmen? Bitte, machen Sie ein anderes Gesicht ...? Gott, was glauben Sie denn? Sind Sie böse? Aber so verstehen Sie mich doch recht: Eine Minute dieser elektrischen Unruhe ist mir ja lieber wie alle diese sieben Jahre Ruhe. Ein Blick in Ihr Gesicht ist doch wichtiger wie zwölftausend medicinische Zukunftswerke."

Sie scheint ihn nicht zu hören ... Endlich ist die Ruine da. Der Bürgermeister tritt neben sie, gibt ihr einen Fernstecher in die Hand, erklärt ihr die Gegend, das Thal da unten.

„Was ist denn das für ein Schloss, da drüben, mitten im Wald?" fragt sie.

„Das ist das gräfliche Jagdschlösschen."

„Ah so. Das ist neu," sagt sie ohne Interesse und sieht dabei den Doctor an, der mit unbeweglichem Gesicht da steht und in seiner Verzweiflung den Zwicker putzt und putzt ... Der Bürgermeister steht neben ihr und erklärt ihr jede Scheune.

„Was ist denn dieser weiße Fleck dort mitten im Wald?" sagt sie nach einiger Zeit.

Der Bürgermeister sieht sie verwundert an und sagt: „Das ist dasselbe gräfliche Jagdschlösschen, das ich Ihnen soeben zeigte."

Sie muss über ihr miserables Orientierungsvermögen selbst lachen. Nicht einmal einen Moment sich die Dinge zu merken!

Der Doctor steht noch immer ebenso da und putzt sich den Zwicker.

Beim Abstieg von der Ruine ist er wieder an ihrer Seite. Er sieht so blass aus, dass sie sich bewegt fühlt, wieder ein Gespräch anzufangen.

„Ich muss Ihnen etwas erzählen," sagt sie versöhnend. „Denken Sie, früher begann das kleine Fräulein Anna bei mir fürchterlich zu weinen. Ist sie immer so nervös?"

„Nein, nie! Ich kann's übrigens begreifen."

„Wieso? Was hab' ich ihr denn gethan?"

„Gethan? Nichts. Aber Sie sind, wie Sie sind! Das kleine Mäderl schrumpft zusammen neben Ihnen ... Uebrigens tragen Sie heute dieselben bordeauxrothen Rosen wie sie."

Die junge Frau erwidert nichts. Aber sie nestelt sofort die Rosen vom Kleide. Eine steckt sie dem Doctor ins Knopfloch, mit der anderen geht sie zum Bürgermeister und schenkt sie ihm ...

Herr Senders steht daneben mit seiner Braut und sieht zu.

Mittag wird heute beim Pfarrer gegessen. Sie geht vorher ins Hotel, um sich eine Viertelstunde in ihrem Zimmer auszuruhen. Kaum liegt sie fünf Minuten auf dem Sopha, das Kleid ein bisschen aufgehaftelt, da erscheint das Stubenmädchen mit einem riesigen Strauß bordeauxrother Rosen, die jemand soeben abgegeben hat ... Der Doctor holt sie ab und sie ruft ihn vor dem Fortgehen vom Gange, wo er wartet, ins Zimmer hinein und zeigt ihm die Rosen. „Wissen Sie," sagt die junge Frau, „das finde ich sehr lieb von Herrn Senders. Ueberhaupt, ich kenne nichts Lieberes, als wenn ein Mann auf eine Schlechtigkeit von mir mit etwas Gutem antwortet. Die meisten werden gleich brutal ... Und wie schön diese Rosen sind!"

Im Garten des Pfarrers wird gespeist. Alle Bekannten sind schon da und einige Fremde. Nur die kleine blonde Braut lässt sich entschuldigen, sie hat entsetzliche Kopfschmerzen und kann nicht kommen ... Bevor die Suppe kommt, erheben sich alle von den Stühlen, und der Pfarrer spricht ein Gebet. Sie sitzt zwischen dem Pfarrer und dem Adjuncten. Daneben sitzen lauter fremde Leute.

„Ich finde das rührend schön, diese Gewohnheit auf dem Lande, das Gebet vor dem Essen" — sagt sie zum Pfarrer — „ist es denn nicht wunderbar, dass wir jeden Tag ganz bestimmt, präcise halb zwei auf unserem Tisch etwas zu essen finden? Könnte es nicht sein, dass es nicht genug Hendeln oder Schweindeln oder Ochsen auf Erden gibt, so dass wir sie nicht so regelmäßig bekommen können?"

„Ja. Aber ein bisschen belächeln Sie uns Landmenschen doch?" sagt der Pfarrer.

„O nein," erwidert sie mit großem Eifer zum Pfarrer hingewendet, „warum denn? Sie sind vielleicht dabei im Herzen freier wie wir. Vielleicht weht gerade auf dem Lande eine freisinnigere Atmosphäre als in der Uebercultur der Großstadt. Und übrigens ist es ganz falsch, wenn man meint, das Landleben könne ein wirkliches Herz oder einen wirklichen Verstand einlullen. Ein wirkliches Herz kann gar nicht einrosten, unmöglich. Ein lebendiges Herz schlägt! Und gerade für die Herzen, welche am tollsten schlagen, ist die Ruhe des Landes am nöthigsten, wenn sie nicht sich verzehren wollen. Da habe ich doch recht? Nicht?"

Freundlich lächelnd, bewundernd, sieht sie der Pfarrer an.

Frau Ella kommt immer mehr in Eifer: „Wissen Sie, ich glaube am Lande wohnen die tieferen Menschen. Hinter jeder unscheinbaren Handlung steckt etwas. Ich glaube, dass alle Landmenschen eigentlich Philosophen sind. Sie arbeiten zum Beispiel etwas: etwas sehr Gutes, Nützliches. Aber im Grunde genommen, sind sie alle in ihre Arbeit nur so vertieft, weil sie eine Lebenswunde vergessen wollen. Nicht? Gott, ich glaube zum Beispiel, alle Geistlichen gehen aufs Land, weil sie ihren Jugendroman aus der Stadt vergessen wollen. Und alle Lehrer haben sich hieher versetzen lassen, weil sie nicht mehr mit „ihr" in derselben Stadt leben wollten. Alle Prinzen, die vom Leben angewidert sind, ziehen sich auf ihr Schloss auf dem Lande zurück ... Nicht? Hab' ich nicht recht?" Ganz heiß ist ihr geworden.

Der Pfarrer, ein etwas beleibter Herr, muss über ihre Beobachtungen riesig lachen. „Nein, es ist zwar nicht so. Aber warum soll ich mit der Prosa des Lebens Ihre Vorstellungen zerstören? Lauter Invaliden und angeschossene Individuen sind wir Landleute nicht."

„Wie Sie das sagen! Wie wenn die Angeschossenen lauter schwache Krüppel wären ... Bei mir ist es aber gerade umgekehrt, ich habe die Menschen erst lieb, wenn sie ein bisserl bluten. Wenigstens ein ganz kleines bissel! ... Ein dickes, unverwundbares Ungethüm, das sind die entsetzlichen Menschen."

Nach dem Speisen steht Herr Senders plötzlich vor ihr, bittet sie wegen der Unterbrechung um Entschuldigung und empfiehlt sich. Auch der Bezirksadjunct geht und der Herr Bürgermeister. Eine Minute darauf verabschiedet sich auch der Doctor und die anderen.

Die junge Frau sitzt jetzt ganz allein mit dem Pfarrer da. Auf einmal ist ihr alle Redelust vergangen. Der Pfarrer sieht ihr ins Gesicht, das plötzlich ganz blass geworden ist, und fragt:

„Ja, was haben Sie denn, gnädige Frau?"

Aergerlich sagt sie:

„Danke. Nichts."

Ganz hilflos sieht der Pfarrer sie an. Es vergehen einige Minuten entsetzlichen Schweigens. Plötzlich sagt sie:

„Das, was ich von den Leuten am Land sagte, ist wirklich ganz falsch. Es ist doch wahr, man verbauert auf dem Lande."

Der Pfarrer ist froh, dass wenigstens wieder geredet wird.

„Vielleicht schon, aber ich glaube, mehr äußerlich."

„Ach was, äußerlich oder innerlich. Das Aeußerliche ist das Wichtige. Daran kann man sich halten. Ins Innere kann man nicht hineinschauen, wär auch meistens viel zu fad! Uebrigens heucheln die Landleute viel mehr wie andere. Ja, davon bin ich überzeugt, sie heucheln."

Der Pfarrer ist ganz außer sich: „Aber wie können Sie das sagen? Sie! Gerade Sie!"

„Ja! Ich! Gerade ich!"

„Sehen Sie," sagt der Pfarrer, „und das sagen Sie jetzt, gerade in einem Moment, wo die halbe Einwohnerschaft von Groß-Kunichitz nach Hultein hinüberfährt, um sich Fackeln und Lampions für heute abends zu holen und Sie zu begrüßen."

Die junge Frau antwortet nicht gleich, sie muss diese Mittheilung erst verdauen. Um ganz sicher zu sein, fragt sie noch: „Also deshalb haben sich die Herren jetzt so jählings verabschiedet?"

„Ja. Natürlich. Aber bitte, eigentlich hab' ich Ihnen nichts verrathen."

Die junge Frau lächelt. Sie sagt: „Gott, Herr Pfarrer, ich werde noch zu Ihnen beichten gehen müssen ... Ich bin so gemein."

„Aber! — Aber!"

„Ja, ich bin furchtbar schlecht. Was ich zum Beispiel vor fünf Minuten über die Menschen auf dem Land sagte! Nein, ich nehme alles zurück ... Ich bin selber sehr schlecht ..." Unwillkürlich fängt sie jetzt von der Altardecke zu reden an. „Hat sie Ihnen wirklich gefallen? Nämlich, es handelt sich nicht um das bisschen Atlas für die Decke, aber ich möchte Ihnen gerne eine Freude gemacht haben. Ah, jemanden etwas Angenehmes thun, das ist direct ein Vergnügen!"

Der Pfarrer sitzt da und versteht diesen Wandel der Stimmung nicht.

Gegen sechs Uhr Nachmittag geht sie nach Hause. Auf dem Wege begegnet ihr der Oberlehrer mit den acht Mann der Gemeindekapelle.

Im Hotel angekommen, kleidet sie sich aus. Sie entschließt sich, heute wieder das weiße Mullkleid anzuziehen. Wenn sie vielleicht abends auf den Balkon hinaustreten muss, ist es am besten, wenn sie ein ganz helles Kleid trägt. Vor dem Waschtisch steht sie da, im Hemde, mit ihren wunderbar gewölbten Schultern, und wäscht sich ...

Es klopft ... Ein Klopfen, das sie kennt! Sie erstarrt, wie sie dieses Klopfen hört, dieses unerwartete Klopfen! Noch einmal klopft es ... Sie rennt zum Kasten, holt sich ihren Shawl, hüllt ihre Schultern ein. Es klopft nochmals, dann hört sie seine Stimme: „Aber Mausi, ich bin's ja." Er tritt ein, der Gemahl!

Sie kauert sich in die Sophaecke, in den Shawl gehüllt, das Gesicht versteckt.

„Ja, was ist denn, Kind?"

„Nichts."

„Fehlt dir etwas?"

„Nein."

„Also was hast du denn, Mausi?"

„Nichts. Aber sag doch nicht immer Mausi! Das macht mich entsetzlich nervös."

Der Gatte schweigt. Sie selbst bleibt in ihrer zusammengekauerten gesenkten Stellung und rührt sich nicht ... Nach einer Viertelstunde sagt sie apodiktisch:

„Wir fahren sofort nach Wien!"

„Ja, warum denn? Weshalb? Was hast du denn? Warum bist du so böse auf mich?"

Zum erstenmal sieht sie ihn wieder an, wenigstens ein bisschen, von unten her:

„Du weißt ja, ich kann es nicht leiden, wenn ich beim Ankleiden überrascht werde."

Er nimmt ihre willenlose Hand, küsst sie, küsst das Handgelenk, den nackten Arm, den Ellbogen ... Sie sagt: „Aber mit dem Abendzug fahren wir doch!"

Er erwidert: „Warte doch bis morgen. Heute abends bist du doch ins Schloss geladen!"

„Woher weißt du denn das?"

„Ich weiß es. Genug, ich weiß es! Auch eine andere Ueberraschung ist vorbereitet!"

„Sag', woher du das weißt?"

Er will sie necken, sagt es nicht. Aber sie stampft mit wüthender Nervosität auf den Boden: „So sei doch nicht so unausstehlich! Sag's!" Mit einer gemüthlichen Breite, die sie toll macht, erklärt er: „No, woher werd' ich's wissen? In Hullein, am Bahnhof, traf ich einige Herren aus Kunwichitz, die sich mir vorstellten als sie meinen Namen hörten. Das Geheimnis hat mir ein Herr Senders verrathen. Bist du jetzt beruhigt?"

„Wer hat sich noch vorgestellt?

„Wer noch? Gott, ich weiß die Namen nicht. Der Bürgermeister, ein Doctor, ein Bezirkssecretär oder Adjunct, dieser Herr Senders ..."

Sie geht — ohne noch etwas zu sagen — zum Kasten, schlüpft mit größter Geschwindigkeit in ihr dunkles Reisekleid, wirft das weiße Mullkleid in ihren Koffer, schmeißt ihre anderen Sachen dazu. In fünf Minuten ist der Koffer gepackt und zugesperrt, ihre Kleidung fix und fertig ... Ohne ein Wort zu reden, läutet sie dem Stubenmädchen, zahlt ihre Rechnung, bestellt einen geschlossenen Wagen.

Der Koffer wird auf den Kutschbock gehoben; ohne ein Wort gewechselt zu haben, steigen beide in den Wagen.

„Willst du dich nicht wenigstens im Schloss entschuldigen?" fragt er.

„Nein," sagt sie kurz, „ich werde von Wien aus schreiben."

Schweigend fahren sie nach Hullein.

Es ist inzwischen Abend geworden und sehr kühl; aber die junge Frau sitzt in ihre Ecke gedrückt, sie ist förmlich kleiner geworden und ganz regungslos ... Einmal blickt sie zum Fenster hinaus: eine Reihe von Radfahrern, fünfundzwanzig oder dreißig, fahren von Hullein her, mit beleuchteten Lampions vorüber.

Im Eisenbahncoupé legt sie sich sofort nieder, deckt sich mit dem Plaid zu. Mitten in der Fahrt frägt sie einmal: „Hast du dich mit den Herren in Hullein lang unterhalten?"

„Nein."

„Mit wem hast du gesprochen?"

„Hauptsächlich mit dem Bürgermeister. Er hat mir gesagt, dass du einigemale verstimmt warst."

Sie sagt: „Ich bin schläfrig" und legt sich wieder nieder. An der Unruhe ihres Körpers sieht er, dass sie nicht schläft ... Zusammengekauert liegt sie auf der grünen Peluchebank des Coupés, ganz verstört, vielleicht gar verweint. Etwas Liebes, Beschwichtigendes will er ihr sagen und beugt sich zu ihrem Ohr hinab:

„Elli! Ich hab' noch eine Ueberraschung für die Fahrt mitgebracht." Er zieht eine Chocoladeschachtel aus der Tasche ... Sie rührt sich nicht, um sie zu nehmen. Er drückt sie ihr in die Hand.

Da steht sie auf, läst das Waggonfenster hinunter und wirft die ganze volle Schachtel zum Fenster hinaus!

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 10. Februar 1900. | Nummer 280.


## Der neueste Curs in Deutschland.

Schon wiederholt ist an dieser Stelle der Nachweis versucht worden, von wie entscheidender Bedeutung auf den Gang der deutschen Politik die Persönlichkeit des **Kaisers** ist. Gewiss, auch Wilhelm II. ist das Product der Verhältnisse. Aber dies „Product" wirkt wiederum auf die Verhältnisse so maßgebend ein, dass es selbst für den correctesten Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung schwer sein dürfte, immer Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten. Natürlich kann auch der Kaiser die Dinge nicht meistern. Am letzten Ende sind sie mächtiger als er. Aber sein Eingreifen übt doch einen, je nachdem so beschleunigenden, oder so hemmenden, Einfluss aus, dass man die verschiedenen Entwickelungsphasen der neueren deutschen Politik direct auf kaiserliche Willenskundgebungen zurückführen kann.

Als „**Arbeiterkaiser**" trat Wilhelm II. sein Herrscheramt an. Sein bevorzugter Rathgeber war sein alter Erzieher **Hinzpeter**, ein Mann, der im wesentlichen auf dem Boden der Kathedersocialisten liberaler Prägung, also etwa Lujo Brentanos, stand. Seine socialen Anschauungen befanden sich im directen Gegensatze zu denen Bismarcks. Noch bestand das **Socialistengesetz**. **Bismarck** wollte es nicht nur verlängern, sondern sogar verschärfen. Die **Arbeiterversicherungsgesetze billigte** Bismarck, weil sie dazu bestimmt waren, den Arbeiter dem Staat gegenüber in die Lage des Wohlthatenempfängers zu bringen und ihm so das Rückgrat zu beugen. Den **Arbeiterschutz missbilligte** er, weil seiner Ansicht nach „der Arbeiter in sieben Tagen mehr verdient als in sechs", man also von staatswegen weder die Sonntagsruhe, noch die Verkürzung der Arbeitszeit oder Aehnliches dem Arbeiter aufzwingen dürfe. Von der **Gleichberechtigung der Arbeiter** und Arbeitgeber zu reden, schien ihm ein **Unding**. Offen proclamierte er den Grundsatz, dass die Interessen der Arbeitgeber für den Staat wichtiger seien, als die der Arbeitnehmer.

Zwischen solchen Anschauungen und denen des kathedersocialistisch gestimmten jungen Kaisers gab es keine Vermittelung. Nach eineinhalb Jahren des Zusammenarbeitens war der Gegensatz acut geworden. Am 30. Jänner 1890 gieng das Handelsministerium aus der Hand Bismarcks in die des socialpolitisch interessierten Freiherr v. Berlepsch über. Am 4. Februar erschienen die kaiserlichen Erlässe, in denen es als Aufgabe des Staates bezeichnet wurde, „die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, dass die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der **Arbeiter** und ihr **Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung** gewahrt bleiben". Die Reichskanzlei weigerte sich, diese Erlasse gegenzuzeichnen und war wenige Wochen darauf **Alt**reichskanzlei. Die „**Aera Hinzpeter**" begann.

Der Kaiser hatte erklärt: „Die Socialdemokratie überlassen Sie mir, mit der werde ich allein fertig." In Consequenz davon ließ man das Socialistengesetz erlöschen. Strikende Bergarbeiter wurden vom Kaiser empfangen. Den Bergwerksbesitzern gegenüber wies er auf die Berechtigung gewisser Forderungen der Arbeiter hin, die „doch auch Zeitungen lesen und daraus das Steigen der Curse und Dividenden entnehmen". Die internationale Arbeiterschutzconferenz fand statt. Die Gewerbegerichte, die Reichscommission für Arbeiterstatistik, der elfstündige Maximalarbeitstag für die Frauen, der sanitäre Maximalarbeitstag für Männer (in besonders gesundheitsschädlichen Betrieben) und manches andere wurde Gesetz.

Aber die Sache dauerte nicht lange. Die Einwirkung auf die Socialdemokratie, die der Kaiser erhofft hatte, blieb völlig aus. Ihre Abgeordneten verweigerten noch immer „jeden Mann und jeden Groschen". Die große Militärvorlage von 1893 fand sie in der alten starren Opposition, die sie bisher jeder nationalen Machtfrage entgegengesetzt hatten. Da hatten denn die Großindustriellen und Großgrundbesitzer, die von dem socialen Kaiser aufs unangenehmste berührt wurden, wieder gewonnenes Spiel. Sie brauchten nur darauf hinzuweisen, als wie vergeblich jedes Entgegenkommen gegen die Socialdemokratie sich herausgestellt habe, um den Kaiser zu einer schroffen Abkehr von der beschrittenen Bahn zu bringen. Die „Aera Hinzpeter" war zu Ende.

Die „**Aera Stumm**" hub an.

Freiherr von **Stumm** imponierte dem Kaiser aus zwei Gründen. Einmal war er einer der erfolgreichsten Industriellen Deutschlands. Und dann hatte er es fertig gebracht, die Socialdemokratie von seinen Unternehmungen gänzlich fernzuhalten. Das Zuckerbrot- und Peitschensystem hatte er mit einer Art genialer Meisterschaft ausgebildet. Seine Arbeiter bekamen gute Löhne, hatten mäßige Arbeitszeit, waren mit Wohlfahrtseinrichtungen aller Art beglückt. Aber sie durften sich nicht organisieren, wurden in ihrer Lectüre controliert, waren von bestimmten Localen ausgeschlossen, mussten sich überhaupt auch außerhalb der Arbeitszeit allen Anordnungen des Arbeitgebers fügen. So stellte das Saarrevier, das „Königreich Stumm", einen Staat im Staate dar, ein Industriefürstenthum, das bei großem materiellen Glück gänzlich socialistenfrei war.

Nach diesem Muster das Deutsche Reich zu gestalten, das war das Ideal Stumms, wofür er den Kaiser zu gewinnen verstand. Etwa fünf Jahre hindurch war er sein ausschlaggebender Rathgeber, mächtiger als jeder officielle Minister. Die Socialreform wurde eingestellt. Die socialpolitischen hohen Beamten bekamen den Abschied. Der Kaiser nahm den Kampf gegen die Socialdemokratie mit der ganzen Macht seiner starken Persönlichkeit auf. Er brandmarkte sie als eine „vaterlandslose Rotte, die nicht wert ist, den Namen Deutsche zu tragen" und als „Thiere, die an den Wurzeln der deutschen Eiche nagen". Verwaltung und Rechtsprechung wurden auf die Bekämpfung des „Umsturzes" zugeschnitten. Die Reichswie die preußische Gesetzgebungsmaschine wurden für diesen Kampf in Bewegung gesetzt, beide freilich vergeblich. Die Umsturzvorlage scheiterte ebenso im Reichstage, wie das neue Vereinsgesetz, das eine Art Socialistengesetz darstellen sollte, im preußischen Landtag.

Ihren Höhepunkt erreichte die „Aera Stumm" in der Oeynhäuser Kaiserrede und dem, was sich daran anschloss. Zuchthaus drohte der Kaiser dem an, der einen Arbeitswilligen zum Strike anreizt, und die Zuchthausvorlage war die unmittelbare gesetzgeberische Folge dieser Rede. Sie rief die gesammte deutsche Arbeiterschaft, nicht etwa bloß die socialdemokratische, sondern auch die monarchisch gesinnte, die antisocialdemokratisch organisierte, auf den Kampfplatz zur Abwehr. Die Ueberspannung des Stumm'schen Systems versetzte ihm selbst den Todesstreich.

Mancherlei kam zusammen, um gerade im letzten Jahre den Kaiser, der anscheinend mitten im Kampfgewühl für die Zuchthausvorlage stand, für einen Bruch mit der bisherigen Taktik geneigt zu machen. Einmal sah er, dass die frühere Art des Kampfes gegen die Socialdemokratie sie ständig verstärkt habe, dass die **Zuchthausvorlage** nur das eine erreicht hatte, nämlich alle anderen Arbeiter mit den socialdemokratischen solidarisch zu machen. Dann zeigte ihm der unüberwindliche Widerstand der **Conservativen** gegen die große **Canalvorlage**, dass er auf die Unterstützung der Rechten keineswegs unbedingt zählen könne, sondern dass die engherzige Wirtschaftspolitik dieser Leute sich jeder großen Verkehrserleichterung in den Weg stelle. Schließlich, und das ist das Wichtigste, ließ er sich davon überzeugen, dass er seine weitausschauenden **weltpolitischen Pläne** auf die Dauer nicht ohne die Arbeiter ausführen könne.

Wilhelm II. hat immer für die Marine großes Interesse gehabt. Aber dies Interesse hat sich doch erst ganz allmählich zu einem sein Leben ausfüllenden Regierungsprogramm verdichtet. Früher hielt er wohl eine Verstärkung der Flotte für wünschenswert. In den letzten Jahren erst erkannte er es als die besondere Aufgabe seiner Regierungszeit, das für die Flotte zu thun, was Wilhelm I. für das Landheer gethan hatte, d. h. sie jedem Gegner ebenbürtig zu machen. Dies Programm ist knapp und klar in seiner letzten Neujahrsansprache an die Officiere enthalten. Zu seiner Durchführung genügt natürlich nicht eine einmalige Parlamentsmehrheit. Es muss von der Mehrheit des Volkes getragen sein. Sich dabei in der Hauptsache auf die Agrarier zu stützen, geht nicht an. Denn abgesehen davon, dass die Agrarier Feinde der Exportpolitik und darum nur sehr laue Flottenfreunde sind, nimmt die Landwirtschaft treibende Bevölkerung von Jahr zu Jahr procentualiter ab. Sie, die noch 1882 über 42 Procent umfasste, war 1895 schon auf 37 Procent herabgesunken. Was sie verliert, wächst der Industriebevölkerung zu, die schon heute der landwirtschaftlichen die Wage

hält. Eine stabile Zukunftspolitik muss also mit der Industriearbeiterschaft in erster Linie rechnen.

Das sind die Gedankengänge, die in dem Reichsmarineamt ihre Vertretung gefunden haben. Diese Behörde hat sich im Lauf der Zeit zu dem wichtigsten Factor im deutschen Staatsleben erhoben. Zum Glück sitzen in ihr Männer, die mit dem sonst bei uns so einflussreichen Ostelbierthum nichts zu thun haben. Die deutschen Seeofficiere unterscheiden sich schon darin vortheilhaft von den Landofficieren, dass der Procentsatz des Junkerthums bei ihnen geringer ist. Aber selbst von den Adeligen, die in den Seedienst treten, gilt das Wort, dass Seeluft frei macht. All die Exclusivität und der Standesdünkel, die einen großen Theil der Landofficiere in einen so starken Gegensatz zum Volksempfinden bringen, sind auf der Flotte so gut wie nicht vorhanden. Die Elite dieser Seeofficiere aber sitzt im Reichsmarineamt. Da will man nichts von der „Schneidigkeit" wissen, die als einziges Heilmittel gegen Demokraten immer noch das Achtundvierziger-Recept „Soldaten" verschreiben möchte. Da baut man nicht auf Polizei und Staatsanwalt, sondern erwartet das meiste von socialem Entgegenkommen. Aus dem Reichsmarineamt ist die Landordnung für Kiaotschau hervorgegangen, die ein Meisterstück gesunder Socialpolitik darstellt. Während man in unseren anderen Colonien, zum Beispiel in Kamerun, ganze Königreiche für ein Butterbrot an großcapitalistische Gesellschaften weggibt, enthält die Landordnung für unsere chinesische Pachtung die Grundsätze der **Bodenreform**. Sie schließt die Speculation in Grund und Boden durch eine hohe Grundsteuer aus und bestimmt, dass von der Zuwachsrente, d. h. von der Wertsteigerung, die ein Grundstück ohne Zuthun des Eigenthümers erfahren hat, bei dem Verkauf ein Drittel dem Fiscus zufällt. Das Reichsmarineamt soll auch das Hauptverdienst daran haben, dass die Regierung die Zuchthausvorlage ohne besonderen Schmerz hat fallen sehen. Der Staatssecretär des Reichsmarineamtes, der sehr aufgeklärte Herr v. **Tirpitz**, gilt jetzt als der am meisten gehörte Rathgeber des Kaisers.

So hat sich denn Ende vorigen und Anfang dieses Jahres eine tiefgehende Wandlung vollzogen. Zu der Zeit, als noch die Reactionäre aller Schattierungen mit Feuereifer für die **Zuchthausvorlage** arbeiteten, hatte die Regierung sie schon **innerlich preisgegeben**. Darum ließ sie ihre endgiltige Ablehnung anfangs December ohne jede bemerkbare Erregung vorübergehen. Mehr noch. Kurz darauf brachte sie einen Gesetzentwurf ein, der die **Aufhebung des Verbindungsverbotes für die politischen Vereine** aussprach. Es war zwar nur die Einlösung eines alten Versprechens. Aber dass dies Versprechen gerade jetzt, 3½ Jahre nach seiner Ertheilung und unmittelbar nach der Ablehnung der Zuchthausvorlage, eingelöst wurde, empfanden die Conservativen mit Recht als eine entschiedene Absage an die bisherige Politik. Der liberale Fürst Hohenlohe hatte über den Freund der Rechten, Herrn v. Miquel, gesiegt. Und der Staatssecretär Graf Posadowsky hielt dabei eine Rede, die ein liberaler Parlamentarier nicht viel anders hätte halten können.

Dann kam die **Neujahrsansprache des Kaisers**. Kein Wort des Bedauerns über den Fall der Zuchthausvorlage, keine Erwähnung des „inneren Feindes", der im letzten Jahrfünft solche Rolle gespielt hatte, sondern nur die Entwickelung eines groß angelegten Flottenprogrammes. Bald darauf wurde eine positive Ergänzung dieses schon durch sein Schweigen viel sagenden kaiserlichen Socialprogrammes bekannt. In einer Ansprache an die Rectoren einiger technischen Hochschulen hatte der Kaiser aufgefordert, die Studierenden an ihre **socialen Pflichten** gegenüber den Arbeitern zu erinnern, und zudem die **Socialdemokratie** für eine „**vorübergehende Erscheinung**" erklärt, die man „**sich austoben lassen** müsse". Das waren Töne, die an 1890 erinnerten. Keine Politik der Repression sollte mehr gelten. Die Neutralität des Staates gegenüber der Socialdemokratie wurde proclamiert.

Diese Töne fanden alsbald ihr Echo in der Regierung. Fürst Hohenlohe erklärte das Wort des Kaisers vom Austobenlassen für weise, Graf Posadowsky sprach dann, dass man die berechtigten Forderungen der Arbeiter erfüllen müsse. Man wird sich vielleicht wundern, dass dieselben Minister, die jahrelang die schärfste Unterdrückungspolitik vertraten, plötzlich solch andere Saiten anschlugen, und könnte den Zweifel erheben, ob mit diesen Männern auch wirklich eine neue Politik zu machen sei. Aber man muss immer bedenken, dass in Deutschland die **Minister keine Wettermacher**, sondern nur **Barometer** sind.

Wir stehen am Beginn einer neuen Phase, der „**Aera Tirpitz**". Selbst wenn der Staatssecretär des Reichsmarineamtes aus anderen Gründen seinen Platz aufgeben müsste, würde sein socialer Geist, für den er den Kaiser wieder zu erwärmen verstanden hat, im Reichsmarineamt maßgebend bleiben. Fraglich kann nur sein, wie lange der Kaiser Flotten- und Socialpolitik **zusammen** betreiben wird. Auf Schwankungen müssen wir immer gefasst sein. Setzt die Socialdemokratie der Weltpolitik grundsätzlichen fanatischen Widerstand entgegen, so ist wenig Hoffnung auf dauernde Socialpolitik vorhanden. Der Kaiser hat zweifellos einen neuen Curs eingeschlagen. Ob er ihn innehält, das hängt zum großen Theile von den Arbeitern ab.

Berlin. H. v. Gerlach.

# Die Reform der Advocatur in Oesterreich.

In dem von Herrn Dr. W. Rosenberg in Nr. 264 der „Zeit" veröffentlichten Aufsatze „Civilprocess und Advocatur" wird auch die Frage des sogenannten numerus clausus gestreift und eingangs des Artikels behauptet, dass die Advocatenkammern wiederholt im allgemeinen Interesse der Rechtspflege die Einführung der geschlossenen Zahl in der Advocatur abgelehnt haben. In dem Schlussabsatze wird die Einführung des numerus clausus als eine reactionäre Maßregel bezeichnet und weiter ausgeführt, es würden dann das Ernennungsrecht der hohen Obrigkeit nicht lange ausbleiben, die Rechtsprechung bald statt nach Gesetzen mit Bücklingen und Scherwenzen betrieben und dem Volke seine freien und unabhängigen Anwälte geraubt werden.

Da die Reform der Advocatur infolge der durch die neue Civilprocessordnung herbeigeführten Verhältnisse auf die Länge nicht umgangen werden kann, möge es gestattet werden, im Hinblicke auf obigen Aufsatz und die daraus bezogenen Bemerkungen den Standpunkt jener, welche diese Reform vom Gesichtspunkte des numerus clausus aus befürworten, darzulegen.

Es muss ohneweiters eingeräumt werden, dass infolge der neuen Processordnung durch radicale Vereinfachung der Processführung die Agenden der Advocaten und damit deren Einkommen eine außergewöhnliche, von den betheiligten Kreisen nicht vorausgesehene Einschränkung und Schmälerung erfahren haben. Jedenfalls hätte sich auch bei der geänderten Sachlage die Erwerbsfrage der Advocaten günstiger gestaltet, wenn rechtzeitig durch Erlassung bindender gesetzlicher Vorschriften (**Tarif**) eine Regelung der Entlohnung rechtsfreundlicher Vertretungen erfolgt wäre. Aber auch durch Einführung des vom zehnten österreichischen Advocatentage in Wien im Jahre 1897 beschlossenen Tarifes wäre eine wesentliche durchgreifende Verbesserung dieser Verhältnisse nicht herbeigeführt worden, weil, wenn auch eine erhöhte Entlohnung für die rechtsfreundliche Vertretung unabhängig vom gerichtlichen Zuspruche gesichert worden wäre, dadurch allein die bedeutende Geschäftsverminderung nicht wettgemacht worden wäre. Uebrigens wurde das Zustandekommen der neuen Processordnung hauptsächlich durch die Advocatur gefördert: vom Standpunkte derselben kann gegen die Einführung dieser mit dem verrotteten alten Processsystem gründlich aufräumenden Reform, wenn auch hiedurch in einzelnen Beziehungen weit übers Ziel geschossen wurde, ernstlich ein Einwand nicht erhoben werden.

Man darf aber nicht übersehen, dass die Verhältnisse in der Advocatur schon lange vor Wirksamkeit der neuen Processordnung infolge des **übermäßigen Anwachsens der Zahl der Advocaten**, namentlich in größeren Städten, sich äußerst ungünstig gestaltet hatten. Die Unhaltbarkeit dieser Verhältnisse wurde nur künstlich verschleiert durch einen, man möchte sagen, forcierten Betrieb der Geschäfte, wie solcher eben nach der alten Gerichtsordnung möglich war. Diese Verhältnisse hatten schon im Jahre 1894 dahin geführt, durch eine Delegiertenversammlung sämmtlicher Advocatenkammern Oesterreichs die Standesfragen der Advocaten einer Berathung und Beschlussfassung zu unterziehen. Die hauptsächlichste Angelegenheit, welche auf diesem Delegiertentage zur Erörterung stand, war die Frage, ob die durch das Gesetz vom 6. Juli 1868, R.-G.-Bl. Nr. 96, gewährleistete freie Advocatur aufrecht erhalten, oder ob für jeden Gerichtsbezirk eine bestimmte Zahl der Advocaten jeweilig festgestellt, die unbeschränkte Freizügigkeit aufgehoben, somit der numerus clausus eingeführt werden solle.

Nach der von der niederösterreichischen Advocatenkammer in Wien veröffentlichten Verhandlungsschrift haben sich an der Abstimmung über diese Frage 32 **Delegierte** betheiligt, und zwar haben für Aufrechthaltung der bisherigen Organisation der Advocatie 19, für den numerus clausus 13 Delegierte gestimmt, so dass der Antrag auf Unterlassung der Organisationsänderung mit 6 Stimmen Mehrheit zum Beschlusse erhoben wurde. Werden aber die **Advocatenkammern**, welche bei diesem Beschlusse durch ihre Delegierten vertreten waren, in Betracht gezogen, ergibt sich allerdings ein anderes Abstimmungsresultat.

**Vorbehaltlos für den numerus clausus traten ein:** die Kammern von Brünn, Graz, Innsbruck, Krakau, Laibach, Lemberg, Troppau **7 Kammern**.

**Gegen den numerus clausus** haben gestimmt: die Kammern von Bozen, Czernowitz, Klagenfurt, Salzburg, Trient, Wien **6 Kammern**.

In Betreff der Advocatenkammer **Linz** hat deren Vertreter, obwohl derselbe persönlich gegen den numerus clausus gestimmt hat, erklärt, dass die Kammer in dieser Frage zu einem Beschlusse nicht gelangt ist, weil nahezu die Hälfte der Kammermitglieder sich für den numerus clausus entschieden hatte. Auch die **Prager Kammer**

kann in ihrer Gesammtheit nicht den Einschränkungsgegnern zugezählt werden, weil einer ihrer Delegierten für den numerus clausus gestimmt hat. Dieses Votum muss umsomehr ins Gewicht fallen, weil nachträglich 112 Advocaten aus Deutschböhmen sich mittels schriftlicher Erklärung für den numerus clausus ausgesprochen haben.

Bei dieser Sachlage kann wohl die Behauptung, dass sich die österreichischen Advocatenkammern in ihrer Gesammtheit gegen die Einführung des numerus clausus gewendet haben, nicht aufrecht erhalten werden. Durch den numerus clausus soll auch weder ein Ernennungsrecht der Advocaten eingeführt, noch weniger dasselbe der Regierung anheimgegeben werden: diese Reform wird in der Art gedacht, dass die Advocatenkammern für die Gerichtsbezirke ihrer Sprengel die Maximalzahl der Advocaten den localen Bedürfnissen entsprechend festzusetzen haben, dass innerhalb bestimmter Zeiträume (5 bis 10 Jahren) eine Revision dieser Festsetzung erfolgen solle, dass freiwerdende Stellen den sich meldenden Bewerbern aus welchem Kronlande immer, und zwar nach dem Dienstalter vom Kammerausschusse zugewiesen werden; jedem Bewerber müsste die Einsicht in die Bewerberliste, sowie die Beschwerdeführung freigestellt bleiben, unter allen Umständen die Autonomie der Kammern gewahrt werden. Dass bei einer derartigen Organisation Protection, Bücklinge und Scherwenzen keine Stätte finden könnten, ist wohl selbstverständlich.

Auch die Befürchtung, dass durch diese Reform dem Volke seine freien und unabhängigen Anwälte genommen werden, erscheint in keiner Weise begründet.

Eine gesicherte Vermögenslage ist unstreitig die beste Schutzwehr gegen Abhängigkeit, und dies auch der Grund, weshalb in allen freiheitlichen Staaten die Bestrebungen darauf gerichtet sind, und gerichtet sein müssen, durch Hebung der materiellen Stellung des Richterstandes dessen Unabhängigkeit zu sichern. Aus der Zeit, als die Advocaten noch von der Regierung ernannt wurden, haben wir noch die Erinnerung herübergerettet, dass die große Mehrzahl dieser Advocaten freie und von der Regierung ganz unabhängige Männer gewesen sind; man braucht in dieser Beziehung nur auf die Zeit des ersten Reichstages, des ersten Reichsrathes, auf Männer wie Giskra, Berger, Kaiserfeld, Rechbauer, Mühlfeld und andere mehr hinzuweisen. Unbestreitbar ist auch, dass das Ansehen, die Tüchtigkeit des Advocatenstandes damaliger Zeit den Vergleich mit den heutigen in diesen Richtungen bestehenden Verhältnissen durchaus nicht zu scheuen hat. Alle jene Advocaten, welche lange vor Einführung der neuen Processordnung für den numerus clausus eingetreten sind und diesen Standpunkt heute mit größerer Berechtigung vertreten können, wurden von der Ueberzeugung geleitet, dass die durch die übergroße, weil über das Bedürfnis hinausreichende Zahl der Advocaten sich ergebenden Missstände das Ansehen und die Würde der Advocaten zu schädigen und herabzusetzen geeignet sind, und dass nur durch Einschränkung der Zahl der Advocaten die im allgemeinen Interesse der Rechtspflege erforderliche Erhaltung dieses Standes als gleichberechtigten Factors mit dem Richterstande ermöglicht werden kann.

Reichenberg. Dr. Josef Turnwald.

---

## Einige Daten zum Kohlenarbeiterstrike.

Der Aufschwung socialen Empfindens hat sich in Oesterreich noch bei keinem Ereignisse so deutlich und anhaltend geoffenbart, wie bei dem gegenwärtigen Riesenstrike der Kohlenarbeiter. Noch vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren hätte man fast nur von den volkswirtschaftlichen Gefahren und den hauswirtschaftlichen Unbequemlichkeiten eines solchen Ausstandes, also fast nur von sich, gesprochen. Heute ist vorwiegend von den anderen die Rede, von den Arbeitern, die, unter einander nur allzu locker verbunden, aber dennoch so bewundernswert einig, die Entbehrungen und Opfer des Kampfes um bessere Arbeitsbedingungen auf sich genommen haben. Mit seltener Einmüthigkeit lautet das öffentliche Urtheil: „Wenn je ein Strike berechtigt war, so ist es dieser!" So äußern sich nicht etwa bloß die warmen Empfindungen der parteimäßig Befangenen und der materiell Unbetheiligten, sondern so lautet auch der kühlen Erwägungen entsprungene Ausspruch eines Wissenden, eines am Ertrage des Kohlenbergbaues Interessierten, den ich ganz zu Beginn des Strikes um Auskünfte angieng. Die von meinem Gewährsmann angeführten Argumente zu Gunsten der Lohnerhöhung, der Reduction der Arbeitszeit, der gerechteren Stellung des Gedinges u. s. w. wurden seither allgemein und auch in diesen Blättern eingehend erörtert. Der Mangel einer zuverlässigen Arbeitsstatistik machte sich dabei in empfindlicher Weise fühlbar. Die widerspruchsvollsten Daten schwirrten durch die Blätter. Selbst die amtlichen Quellen entnommenen Zahlen trugen häufig dazu bei, das Bild der thatsächlichen Verhältnisse noch mehr zu verwirren. Da hieß es, sich seinen Weg durch das Dickicht wild wachsender Ziffern bahnen, auf die Gefahr hin, vom Ziele, der exacten Erkenntnis der Zustände, etwas abzuirren. Auf einen Irrthum, der sich hiebei, trotz aller Vorsicht, bei uns eingeschlichen hatte, aufmerksam gemacht, habe ich in den letzten Tagen eine möglichst eindringende Untersuchung an Ort und Stelle vorgenommen, deren Ergebnisse vorläufig in Kürze hier mitgetheilt werden sollen.

In Nr. 278 der „Zeit" vom 27. Jänner d. J. enthielt die Rubrik „Volkswirtschaftliches" eine der „Neuen Freien Presse" vom 23. Jänner d. J., Seite 9, erste Spalte, mit Citierung entnommene Angabe, wonach im böhmischen Steinkohlenrevier die Durchschnittslöhne der Kohlenhäuer sich auf fl. 1·35 belaufen und im Ostrauer Revier noch niedriger sind. In einer Zuschrift an uns vom 28. Jänner bestritt Herr Dr. Fillunger, Centraldirector der Witkowitzer Steinkohlengruben, die Richtigkeit dieser Angabe, welcher er die Ziffern von fl. 1·80 bis fl. 1·90 als den Häuerlohn im Ostrauer Revierdurchschnitt und von fl. 2·— bis fl. 2·16 als den durchschnittlichen Häuerlohn für die zehnstündige Schicht in den von ihm administrierten Gruben mit einer Belegschaft von 9000 Mann entgegenstellte. Für die Richtigkeit seiner Daten bot er den vollen Beweis an. Meine lohnstatistischen Erfahrungen, die ich mit amtlichen und sonstigen authentischen Durchschnittslöhnen auf Studienreisen gemacht habe, weckten in mir das Verlangen nach einer eingehenden Ueberprüfung dieser Zahlen. Ich begab mich nach Mährisch-Ostrau und ermittelte dort auf dem Wege genauer Durchsicht der mir zur Verfügung gestellten Schichtenbücher und Lohnlisten und nach sorgfältiger Berechnung, dass thatsächlich im Monate October 1899 die in sechs Schächten der Witkowitzer Gewerkschaft beschäftigten 2149 Häuer einen (nach richtigen Grundsätzen berechneten) Durchschnittslohn von fl. 2·07 für die zehnstündige Schicht bezogen haben. Mit dieser, den brieflichen Versicherungen des Herrn Dr. Fillunger vollständig entsprechenden Feststellung war jedoch meine lohnstatistische Thätigkeit nicht erschöpft. Bei Ermittelung der absoluten Lohnhöhe ist es unerlässlich, die Abzüge aller Art zu berücksichtigen und dann zur Herstellung der Vergleichbarkeit die auf den Tag entfallenden Lohnziffern zu berechnen. Ich fand so, dass von jenen fl. 2·07 durchschnittlich fl. 0·14 für Geleuchte, Krankencasse und Bruderlade (über die so odiosen strafweise verhängten Lohnkürzungen konnte ich nichts in Erfahrung bringen) abzuziehen sind: dass bei den an den 25 Arbeitstagen von einem Häuer durchschnittlich befahrenen 23 Schichten sich ein barer Monatsverdienst von fl. 44·39 oder ein Tageseinkommen von fl. 1·48 für den in der Regel verheirateten und mit einer zahlreichen Familie gesegneten Häuer ergibt; dass das durchschnittliche bare Tageseinkommen von insgesammt 4749 Grubenarbeiter aller Kategorien nur fl. 1·14 beträgt, während die 2078 Tagarbeiter aller Kategorien sich täglich mit fl. 0·73 im Durchschnitt begnügen müssen. Soviel über die absolute Lohnhöhe. Ueber die relative Lohnhöhe mit Rücksicht auf die localen Lebensmittelpreise, auf die Dauer der Arbeitsfähigkeit und auf andere Factoren vermochte ich theils wegen der Kürze meines dortigen Aufenthalts, theils wegen gänzlichen Fehlens der erforderlichen Daten nichts zu ermitteln. Wohl aber ist es mir gelungen, aus einer Reihe anderer zuverlässiger Daten Beziehungen zwischen der Lohnhöhe und dem Förderungsquantum rechnerisch herzustellen, die auf das herrschende Lohnsystem im allgemeinen, und im besonderen auf die von den strikenden Arbeitern so schmerzlich empfundene und heftig bekämpfte Stellung des Gedinges (Bemessung des Lohnsatzes für die Accordarbeiter und Ermittelung des unter Zugrundelegung dieses Lohnsatzes auszubezahlenden Lohnes per Schicht) ein charakteristisches Licht werfen.

Dem von den Strikenden gestellten Verlangen nach Festsetzung eines Minimallohnes wird von Seite der Unternehmer in erster Linie der principielle Weigerungsgrund entgegengesetzt, dass das Verhältnis zwischen Lohn und Leistung proportional sein müsse. Wie ohne Lohn keine Leistung, so ohne Leistung kein Lohn: wo hohe Leistung, da hoher Lohn: wo hoher Lohn, da hohe Leistung, was freilich nach der Ansicht unserer meisten Unternehmer nicht nur heute, sondern in alle Zukunft nur für den englischen Arbeiter gelten soll. Sehen wir nun zu, wie es mit dem Axiom: wo hohe Leistung, da auch entsprechend hoher Lohn, in unseren Kohlengruben bestellt ist. Aus einem Material, das sich auf annähernd 700 Grubenarbeiter zweier Schächte derselben Unternehmung bezieht, habe ich berechnet, dass während einer längeren Arbeitsperiode in dem einen Schacht auf eine Förderung per Grubenarbeiterschicht von 7·6 Metercentnern ein Schichtlohn von fl. 1·56, während in dem anderen Schacht auf die fast doppelt so hohe Förderung per Grubenarbeiterschicht von 13·6 Metercentnern ein Schichtlohn von nur fl. 1·46 entfiel. Sind diese Ziffern nicht ein handgreiflicher Beweis dafür, dass, während der Arbeiter vom Minimallohn erst träumt, der Unternehmer den Maximallohn längst schon verwirklicht hat: dass er es bei gemangelndem Arbeitsangebot ganz allein in der Hand hat, eine Linie zu ziehen, über die hinaus der Lohn ungeachtet namhaft erhöhter Leistung nicht zunehmen darf? Ist es da noch zu verwundern, dass auf Grund derartiger Wahrnehmungen den Arbeitern von ihren Führern gepredigt wird, sie mögen sich ja nicht bei ihrer Arbeit allzusehr beeilen, weil, wenn auch im Augenblick der Gedinglohn zunimmt, das Gedinge, der Satz, nach dem der Lohn

bemessen wird, allmählich sich verkleinert. Solche generelle Erfahrungen bewirken die hierzulande vielfach mit Recht beklagte Zurückgebliebenheit, mitunter sogar die Rückläufigkeit der Arbeitsleistung. Die speciellen, nicht minder häufigen Erfahrungen, dass bei unmittelbar benachbarten Arbeitern die gleiche Leistung einen ungleichen Lohn findet, bilden die Quellen der weit verbreiteten Verbitterung, des das Arbeitsverhältnis so vergiftenden Misstrauens. Dass die Leistungen der Ostrauer Grubenarbeiter bei demselben Gedinge mitunter nicht unerheblich schwanken, so dass der Minimallohn für den Accordarbeiter heute noch recht bedenklich wäre, ist unbestreitbar, wie ich aus den betreffenden Colonnen der Schichtenbücher ersehen habe. Ebenso unbestreitbar ist aber auch, dass die auffälligen Schwankungen im Verdienste vieler Arbeiter hauptsächlich mit der oft ganz ungerechtfertigten Ungleichmäßigkeit des Gedinges zusammenhängen, die zum Theile auf Parteilichkeit der das Gedinge stellenden und abnehmenden Aufsichtsbeamten zurückzuführen ist. Die Arbeiter haben die Empfindung, dass sie nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden, woraus sich ihre Forderung ergibt, dass die Stellung des Gedinges reformiert werden müsse. Hiefür ist vor zwei Jahren einer der erfahrensten Werksleiter, Bergrath Jičinsky, mit den folgenden Worten eingetreten: „Jedenfalls wäre es im Interesse des ganzen (Ostrau-Karwiner) Reviers gelegen, einmal zur Revision der Gedingsätze zu schreiten und dieselben auf einem einheitlichen Principe aufzubauen, wobei eine Specialisierung im weitesten Sinne platzgreifen sollte, weil nur auf diese Weise ein Gedinge gerecht ermittelt werden kann, und der Arbeiter genau weiß, was er für jede separate Verrichtung zu bekommen hat."*)

Wäre diese Reform schon früher durchgeführt worden, so hätten die jetzt seitens der Gewerken in Aussicht gestellten Lohnerhöhungen auf die Arbeiter einen weit größeren Eindruck hervorgerufen. So aber sagen diese nicht mit Unrecht, dass von der Lohnerhöhung nur eine kleine Minderzahl einen dauernden Vortheil hätte, nämlich die im sogenannten herrschaftlichen Lohne, das ist im festen Taglohn Stehenden. Die Mehrzahl dagegen, die im Accordlohn arbeiten, würde gar bald durch „Abreißen des Gedinges", durch Verkürzung des derzeit so schwer controlierbaren Accordlohnsatzes um die Frucht der Lohnsteigerung gebracht werden. Diese Befürchtung trägt viel dazu bei, dass die Strikenden so unerschütterlich auf der Reduction der Arbeitszeit bestehen, die, wenn sie einmal erkämpft ist, nicht so leicht illusorisch gemacht werden kann wie die Lohnerhöhung.

Treu und Glauben, diese unverkennbaren Anzeichen einer höheren Gesittung, sind, wie sich hieraus und aus tausend anderen Dingen ergibt, in dieser Gegend nicht zu Hause. Ob sie auch dort einmal heimisch werden können, wird zum Theil davon abhängen, ob diejenigen, die bisher nur zu einseitig die technische Entwickelung jenes Landstriches mit erstaunlicher Umsicht und Energie gefördert haben, zur Erkenntnis gelangen werden, dass neben der mechanischen und chemischen Technologie auch die Kunst, Menschen richtig zu behandeln, wertvoll ist. Es handelt sich im Ostrauer Revier darum, aus bunt zusammengewürfelten Bergknappen, die unwillig ihren Dienst leisten, „Ritter der Arbeit" zu machen, zu welchen dasselbe Menschenmaterial auf amerikanischem Boden binnen wenigen Jahren fast durchwegs umgestaltet wird. Die tadellose Haltung der Strikenden berechtigt zur Hoffnung, dass sie auch in der Heimat diesen Umwandlungsprocess durchzumachen fähig sind, wenn sich ihnen die Unternehmer nicht hindernd in den Weg stellen. J. Singer.

*) [illegible]

## Der nationale Kampf in Böhmen und die deutsche Volkswirtschaft.

Vor einigen Wochen lief durch die Blätter ein von deutschen und czechischen Industriellen unterzeichneter Aufruf, welcher unter Hinweis auf die Schädigung wirtschaftlicher Interessen durch den Sprachenkampf die Abgeordneten und die Regierung mahnte, zu einer endlichen Rückkehr friedlicher Zustände in Böhmen die Hand zu bieten.

Der Aufruf hat mancherlei Anfechtung erfahren, und einige angesehene deutsche Corporationen haben sich geweigert, demselben beizutreten. Wie mir scheint, mit Recht. Nicht etwa, dass der Wunsch nach Frieden unter den Deutschen Böhmens nicht hinreichend entwickelt wäre oder dass die Richtigkeit der in dem Aufruf hervorgehobenen Thatsachen bestritten würde, nämlich „dass der nationale Zwist das wirtschaftliche Leben auf eine ungesunde, allen Principien der Volkswirtschaft abgekehrte Grundlage stellt und das nothwendige Zusammenwirken der zur Erhaltung und Förderung der wirtschaftlichen Interessen berufenen Factoren vereitelt, die besten Kräfte des Volkes absorbiert und sie von einer dem öffentlichen Gemeinwohle dienenden Thätigkeit abhält". Allein der deutschböhmische Industrielle ist politisch zu gut geschult, um nicht zu begreifen, dass in diesem Appell, da er im gegenwärtigen Augenblicke erhoben wird, eine Schwächung seiner eigenen und vor allem der Position seiner parlamentarischen Vertrauensmänner liegt, und dass jene sich leicht zu einem Drucke nach der Richtung verdichten könnte, dass um des wirtschaftlichen Friedens willen ein fauler politischer geschlossen wird, der den Keim zu neuen nationalen Zerwürfnissen und damit zur Wiederherstellung der jetzigen inneren Zustände in sich trägt. Ich glaube, man darf die deutschen Industriellen wegen dieser reservierten Haltung umso weniger tadeln, als die Erfahrung sie gelehrt hat, dass sich immer zuerst in den Reihen der Deutschen Leute gefunden haben, welche die Duselei als politisches Princip proclamierten und — gewiss unbeabsichtigt — die Geschäfte der Gegner besorgten. Niemals wird aber eine politisch geschwächte Nation ökonomische Kraft entwickeln, und wenn, wie von geschätzter Seite an dieser Stelle vor einigen Wochen ausgeführt wurde,*) die wirtschaftliche Schwäche der czechischen Nation auf ihren politischen Verfall zurückzuführen war, so zeugt es nur von kluger Voraussicht und von der Erkenntnis der Bedeutung des Kampfes, dass die deutschen Industriellen lieber Vortheile aufgeben und Opfer bringen, als einen sogenannten Frieden erkaufen, der die, wenn auch ersten Anfänge des politischen Verfalles in sich bergen kann.

Dass der nationale Kampf die deutsche Industrie Opfer gekostet hat, das ist nicht schwer an der Behandlung zu beweisen, welche sie von der czechischen Majorität im Lande seither erfährt. Man braucht nur an Prag zu erinnern. Dort sind nach einer Schätzung des verstorbenen Dr. Ludwig Schlesinger, der gewiss einer der besten Kenner der Verhältnisse war, etwa 600 bis 700 Millionen Gulden deutsches Capital investiert, die Hälfte der gesammten Personaleinkommensteuer wird von den Deutschen eingebracht, die deutsche Industrie trägt einen außerordentlichen Theil der Gemeindelasten. Sie hätte also doch den Anspruch, dort, wo es sich um Gemeindebedürfnisse handelt, mindestens so weit berücksichtigt zu werden, als es im ökonomischen Interesse der Gemeinde selbst gerechtfertigt ist. Davon ist aber keine Rede. Maßgebend für die Vergebung von Lieferungen ist einzig und allein die nationale Zugehörigkeit, und nur dann, wenn es sich um Erzeugnisse handelt, welche die czechische Industrie überhaupt nicht hervorbringt, wird die Noth zur Tugend gemacht und zum eigenen Ruhme laut genug in die Welt hinausgerufen, dass czechische Hände Sonne und Wind gleichmäßig vertheilen.

Das Beispiel Prags ist natürlich von den Provinzstädten mit Eifer nachgeahmt worden. Die Industrie in zahlreichen czechischen Landstädten ist ihrem Ursprung nach deutsch. Das wird ihr nicht vergessen. Wo die Gemeinde irgend welchen Einfluss auf die Verwaltung hat, oder gar wo die gesetzlichen Bestimmungen über den selbständigen Wirkungskreis der Gemeinden die Handhabe bieten, lernt der deutsche Industrielle die Kehrseite der Gemeindeautonomie hinreichend kennen. Diese ewige Drangsalierung durch die Gemeinden, denen die staatlichen Behörden, fast ausschließlich von czechischen Beamten besetzt, keinen Widerstand oder gar Hilfe leisten, haben es dahin gebracht, dass die Unternehmer in solchen Gebieten es nicht einmal mehr wagen, von ihren staatsbürgerlichen Rechten Gebrauch zu machen. Die Erfahrungen, die deutscherseits bei Wahlen gemacht wurden, bei welchen die Gemeinden die Vermittlungsstellen für die Wahlpapiere bilden, sprechen in dieser Richtung mit außerordentlicher Deutlichkeit, und die Thatsache, dass diese Industriellen nach und nach darauf verzichten, ihrer politischen und nationalen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, wird von czechischer Seite benützt, um die Geschlossenheit des Sprachgebietes zu demonstrieren.

Natürlich ist es unter solchen Umständen für den Industriellen im deutschen Sprachgebiete noch unendlich schwerer, seinen Absatz in czechischen Gebieten aufrecht zu erhalten. Wenn dem Bedürfnisse des Consumenten besser oder auch nur gleich gut dadurch gedient wäre, dass er sich an seine Connationalen wendet, wäre dagegen vom wirtschaftlichen Standpunkte nichts einzuwenden, so wenig, wie wenn die czechische Unternehmungslust sich Gebieten zugewendet hätte, welche in Oesterreich überhaupt nicht oder nicht hinreichend gepflegt würden. Allein die Czechen, angelockt durch das Prosperieren der gleichartigen deutschen Unternehmungen, waren so unvorsichtig, sich auf jene Gebiete zu werfen, auf denen die alte deutsche Industrie besondere Leistungsfähigkeit entwickelt, und nun muss der Consument, statt Vortheile daraus zu ziehen, die Kosten dieser Concurrenz bezahlen. Der czechische Consument weicht also dem deutschen Unternehmer aus. Aber selbst wenn er seinen Bedarf bei ihm decken wollte, wagt er es nicht, da er unter den Kanonen des nationalen Chauvinismus steht, und man nicht zögern würde, ihn als Verräther an der Sache des Volkes zu brandmarken.

Es ist klar, dass dadurch ein wirtschaftliches Interesse verletzt wird, weil der Consument sich nicht mehr von dem Grundsatze leiten lassen darf, für einen möglichst geringen Preis die möglichst beste Ware zu erhalten, vielmehr muss er ein unwirtschaftliches Opfer bringen, welches von ihm unter dem Titel der Beförderung des nationalen Wohlstandes verlangt wird, das aber in Wirklichkeit eine nicht zu rechtfertigende Prämie zu Gunsten der künstlichen Erhaltung czechischer Unternehmungen ist.

*) „Der nationale Kampf in Böhmen und [illegible] die Volkswirtschaft" von [illegible]

Das ist kurz die Situation der deutschen Industrie in Böhmen, soweit die czechischen Landestheile in Betracht kommen.

Unzweifelhaft hat sie unter diesen Verhältnissen gelitten. Jede Industrie ist zunächst wenig geneigt, mit ihren Erzeugnissen über die Grenze zu gehen, sie zieht es vor, in erster Linie den bequemeren inländischen Markt aufzusuchen, sie richtet sich darauf ein und rechnet begreiflicherweise nur mit den wirtschaftlichen Ansprüchen des eigenen Landes. Diese Rechnung hat aber in Böhmen ein gewaltiges Loch, denn dank der Erhitzung der Gemüther ist die deutsche Industrie vor eine unsichtbare Schranke gestellt, welche sie nur durch Verleugnung ihrer nationalen Zugehörigkeit, nicht durch die größtmögliche ökonomische Leistung übersteigen kann.

Dass solche Erscheinungen nicht besonders geeignet sind, den Boden der Verständigung vorzubereiten, liegt auf der Hand, namentlich da die deutsche Production zu den Kosten der Landesverwaltung den weit größeren Beitrag leistet, dem keine annähernd verhältnismäßige Gegenleistung des Landes für deutsche Gebiete entspricht. Während die Landesverwaltung den Bau von Localbahnen im czechischen Landestheile mit größtem Eifer betreibt und ohne viele Weiterungen Linien baut, wie beispielsweise Sudomĕř—Altpaka, deren commerzielle Zweckmäßigkeit sehr bezweifelt wird, kann sie nicht genug Schwierigkeiten machen, wenn es sich um Linien handelt, an welchen deutsche Gebiete betheiligt sind, wie, um wieder ein Beispiel zu geben, die Localbahn Leipa—Steinschönau, an welcher einer der beiden Hauptsitze der nordböhmischen Hohlglasindustrie lebhaftes Interesse hat und deren Ausbau, wie heute bereits sichergestellt ist, unmittelbar die Errichtung neuer Glashütten zur Folge hätte. Nicht daraus soll etwa der Landesverwaltung ein Vorwurf gemacht werden, dass sie die Schaffung von Verkehrsmitteln unterstützt, deren Rentabilität nicht auf den Kreuzer nachgewiesen ist, aber dass sie sich bei so rein wirtschaftlichen Fragen von nationalen Rücksichten leiten läßt, das wirkt verstimmend. Aehnliches gilt von der Art, wie die Landesverwaltung das gewerbliche Unterrichtswesen unterstützt und die Gewerbeförderung betreibt. Für das technologische Gewerbemuseum in Prag hatte der Landtag eine wahrhaft munificente Hand, während ein ähnliches, mindestens in demselben Umfange angelegtes Institut in Reichenberg nur ein Zehntel des jenem gewidmeten Betrages erlangen konnte.

Die Landesverwaltung begnügt sich aber nicht damit, das Budget für die czechische Volkswirtschaft unverhältnismäßig in Anspruch zu nehmen, sie hat ihr auch durch Errichtung der Landesbank den Credit des Landes, welcher auf seinen Einkünften, also zum größeren Theile auf den Leistungen der deutschen Wirtschaftsunternehmungen beruht, vorzugsweise zur Verfügung gestellt, und man geht mit der Annahme kaum fehl, dass von den 122 Millionen Communal-, Eisenbahn- und Meliorationsschuldverschreibungen, welche die Landesbank bisher emittiert hat, etwa vier Fünftel zur Finanzierung czechischer Unternehmungen verwendet wurden. Ja, in der vorletzten Landtagssession glaubte man selbst schon auf den Schein verzichten zu können und producierte das Project zweier, einzig und allein gegen die deutsche Industrie gerichteter Steuern (Landesabgabe auf die Kohlen- und die Mineralwasserproduction), deren Erträgnis, einmal in den Landessäckel geflossen, ohne Zweifel wieder den von der Landesverwaltung mit Vorliebe gepflegten Zwecken zugeführt würde.

Es ist gewiss nicht die Absicht dieser Auseinandersetzungen, angesichts der Verständigungsversuche Recriminationen zu erheben und Oel ins Feuer zu gießen, man kann aber an diesen Erscheinungen nicht vorübergehen, wenn ein richtiges Bild des wirtschaftlichen Verhältnisses der beiden Volksstämme in Böhmen gewonnen werden soll.

Ich höre den Einwurf, dass es den Czechen im deutschen Sprachgebiete nicht anders und nicht besser ergehe. Gewiss ist zuzugeben, dass es auch unter den Deutschen Leute gibt, welche das Svůj k svému ins Deutsche zu übersetzen trachten, aber erfunden haben nicht die Deutschen dieses Wort. Uebrigens ist es auch unter ihnen lange nicht so wirksam. Das wird bewiesen durch den ununterbrochenen Zuzug czechischer Gewerbetreibender und Arbeiter in deutsche Gegenden. Er erklärt sich nicht allein aus der Expansionskraft des czechischen Volksstammes, die schließlich an der Unmöglichkeit, ein entsprechendes Fortkommen zu finden, erlahmen müsste; er erklärt sich auch nicht hinreichend aus der Anziehungskraft, welche die höheren Löhne der deutschen Industriestädte für den czechischen Arbeiter haben, denn ein beträchtlicher Theil der czechischen Ansiedelungen in deutschen Städten recrutiert sich aus selbständigen Gewerbetreibenden, welche hier trotz der Evolution, die sich im czechischen Landestheile vollzieht und namentlich in der industriellen Entwickelung seit den Siebzigerjahren ihren Ausdruck findet, noch immer einen lohnenderen Markt finden, als bei sich zu Hause. Der deutsche Consument, insbesondere angetrieben durch die in den deutschen Industriestädten herrschende Theuerung, war eben ziemlich ökonomisch und wendet sich zur Befriedigung seines Bedarfes an jene Quelle, welche ihm für billiges Geld am meisten bietet. Im großen und ganzen hat dabei der czechische Gewerbetreibende in deutschen Städten, sicher soweit der Privatconsument in Betracht kommt, nur wie jeder andere Erwerbsthätige mit den Gesetzen der wirtschaftlichen Concurrenz zu rechnen. Ja er würde, wenn er es schon nicht unterlassen kann, sein Milieu überallhin mitzubringen, auch jenen gewissen, dem nationalen Kampfe entspringenden Schwierigkeiten leichter begegnen, wenn er nicht, kaum heimisch geworden, mit Ansprüchen an die öffentliche Verwaltung herantreten würde, welche mit seiner Leistung für das Gemeinwesen nicht immer im Einklang stehen.

So viel steht jedenfalls fest, dass eine Transfusion der wirtschaftlichen Kräfte beider Volksstämme nur mehr in der Richtung stattfindet, dass die deutsche Volkswirtschaft czechische Einschläge erhält. Das Umgekehrte hat gänzlich aufgehört, und man braucht sich gar nicht auf die Verschiebung der Sprachgrenze zu Ungunsten der Deutschen zu berufen, um zu beweisen, dass nur eine völlige Unkenntnis der Verhältnisse heute noch von einer Germanisation czechischer Gebiete sprechen kann. Hauptsächlich durch die Záložnas unterstützt, wächst die czechische Offensive im deutschen Sprachgebiete, und insbesondere wo schwache wirtschaftliche Existenzen, wie beispielsweise in den Weberdistricten Ostböhmens, die Möglichkeit bieten, erwirbt die Záložna gerne deutschen Grund und Boden, um sich damit den festen Stützpunkt für ihre weitere nationale Arbeit zu schaffen.

Keiner deutschen Sparcassa wird es heute einfallen, in czechischen Gebieten Filialen zu errichten; — in Reichenberg, wo drei Sparcassen und drei Banken dem Creditbedürfnis gewiss hinreichend dienen, soll demnächst eine Záložna errichtet werden, die wohl auch, wie alle Institute dieser Art, von dem Credite der Landesbank leben wird, dessen Fundamente schon angedeutet wurden.

Ziehen wir nun das Facit der Situation. Ich will nicht davon sprechen, dass in der That durch den nationalen Kampf, der sich naturgemäß nicht selten in der sogenannten Kleinarbeit vertiert, die besten Kräfte beider Volksstämme gebunden sind. Mir scheint, dass hier noch ein anderes, die ökonomische Entwickelung Oesterreichs direct berührendes Moment unsere Aufmerksamkeit erheischt.

Jede vernünftige Handelspolitik trachtet heute, das Wirtschaftsgebiet des Staates zu erweitern. Die österreichische Industrie ist so gewachsen, dass der inländische Consum nicht nachzukommen vermag, und jede Abschwächung der Conjunctur, jede schlechte Ernte wirft sie in Depressionen zurück, deren Erscheinungen wir in den letztvergangenen Jahren miterlebt haben. Ernste Männer discutieren das Problem einer Annäherung an das Deutsche Reich, um unserer Industrie ein mächtiges und kaufkräftiges Absatzgebiet zuzuführen. Und zu gleicher Zeit sieht man ruhig zu, wie der nationale Kampf im eigenen Reiche eine Isolierung der Production und des Consums vollzieht, die das primitive Gesetz, dass der heimische Markt vor allem der heimischen Arbeit offen sein muss, auf den Kopf stellt. Dadurch treten zu den natürlichen Ueberschüssen der Gütererzeugung künstliche hinzu, für die wir bei unserem wenig entwickelten Exporte keinen Abfluss haben, und die Folge ist, dass jede Krise, in die uns die Lage des Weltmarktes geführt haben mag, durch unsere häusliche Krise noch eine Verschärfung erfährt.

Die wenig aufnahmsfähigen Alpenländer, das schlecht zahlende Galizien, in den Sudetenländern der national umzäunte Markt, der dereinstige Verlust Ungarns, der verlorene Balkan und unsere schwache Stellung im Welthandel überhaupt, das ist die Perspective für unsere Industrie.

Gewiss fordern solche Zustände endlich eine ordnende Hand. Aber gerade weil diese wirtschaftlichen Gegensätze zum großen Theile künstlich durch den nationalen Kampf hervorgerufen wurden, ist es leider eine Illusion, zu glauben, dass die Verständigung auf wirtschaftlichem Felde ihren Anfang nehmen werde, um sich dann auf das nationale fortzusetzen. Das gemeinsame ökonomische Interesse hat objectiv seit jeher bestanden und war doch nicht nur nicht stark genug, um die Entstehung nationaler Gegensätze zu verhindern, sondern es hat sich nicht einmal vor seiner Durchsetzung mit dem nationalen Principe zu hüten vermocht. Umso weniger wird es jener Leistung heute gewachsen sein, wo die ohnehin genügend schweren Differenzen ununterbrochen genährt werden.

Es bleibt darum kein anderer Weg, als die beiden Volksstämme in allem, was ihre Nationalität angeht, zu trennen. Dann ist es möglich, dass sie sich wirtschaftlich, vielleicht auch politisch finden.

Reichenberg. Dr. [illegible]

## Darwinistische Probleme am Südpol.

Die größte geographische Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts ist der Südpol. Darüber besteht heute kein Zweifel mehr. Heute vor rund [illegible] Jahrhunderten [illegible] Cook, [illegible] im Südpolargebiet nichts mehr zu finden sei. Es war [illegible] Colonialpolitik, die hier Halt macht. Der [illegible] Continent, von dem man seit Jahrtausenden geträumt hat [illegible] Rand nach Tasman bei Neu Seeland glaubte, ein blühender Continent mit Palmen und Gold, war endgiltig ausgelöscht. Was nach

Cook davon übrig blieb, lag zwischen Polareis und schneidender Weltraumkälte, unmöglich für jede Colonie. Aber die fortschreitende internationale Naturforschung pfeift auf derartige Interessen. Und so ist nach hundertfünfundzwanzig Jahren, in der frischen Luft geographischer Pionnierfahrten rein zum wissenschaftlichen Zweck, dieses Südpolarland erst recht wieder ihr Problem. Wer den Geographen-Congress jüngst verfolgt hat, sah, wie das gährte und drängte. Noch liegt ein Raum dort, nicht nur im wirklichen Polarschnee, sondern auch im Schnee des Kartenbildes, der „unbekannt" bedeutet — größer als das Festland von Australien. Vielleicht ein wirkliches Festland, vielleicht ein Inselgewirre, eingebacken im ewigen Eis. Sicherlich Gesteinsmassen. Und das ist das Wesentliche. Wir suchen dort so vielerlei, was Cook nicht kannte. Den magnetischen Pol. Man ist ihm schon nahe gekommen. Vulcanische Erscheinungen. Als Roß den Pol suchte, glühten auf einmal bei Victorialand thätige Vulcane über seiner Bahn. Endlich die Gesteine selbst. In Cooks Tagen waren beliebige Schollen alter Erdrinde wenig mehr als eine Spielerei. Raritäten, wenn irgend etwas Seltsames darin war, Krystalle oder uralte Ammonshörner und Muscheln. Heute lesen wir in diesen Gesteinen und ihren Versteinerungen wie in einem offenen Buch. Es ist das Buch von der Erdgeschichte. Es ist ein Capitel darin, wo das Leben einsetzt, Capitel, wo es steigt. Und ein ungeheurer Strich: der Mensch wächst aus dem Thier. Der Stammbaum unseres Menschenadels liegt in diesem Buch. Zu unserer Bibel ist es geworden, Philosophen, Politiker, Menschheitsapostel drängen sich, es auszuleihen. Man jagt ihnen, dass es noch nicht ganz zur Stelle sei: die große Mutter Erde als Bibliotheksverwalterin functioniert oft ebenso mittelmäßig wie unsere officiellen Bibliotheken. Und ein Band, heißt es, liegt am Südpol, ausgeliehen und verweigert beim ewigen Eise. Man muss erst dort hausfuchen.

Der Darwinismus hat eine gewisse persönliche Beziehung zur Südhalbkugel der Erde. Dort ist Darwin die Entwickelungslehre aufgegangen — im südlichsten Südamerika, als er Panzer der ausgestorbenen Riesengürtelthiere ausgrub, und auf den Galapagosinseln dicht auf der Wende der Hemisphären. Die Idee, dort gelegt, wurde spät in England ausgebrütet und hat dann weidlich die Nordhalbkugel revolutioniert. Aber es haftete an ihr jederzeit etwas wie Südluft, aus den ganz märchenhaften Ländern da unten, von den Galapagosinseln mit ihren scheußlichen roth und gelben Eidechsen, von dem Lehm Argentiniens, in dem jede Nase lang ein ungeheuerlicher Panzer eines rhinozerosgroßen Armadills steckte. Der erstarkende Darwinismus brauchte nothwendig etwas, Etwas Reales, mit dem man die harten Köpfe einschlug, die für die feine Dialectik von Theorien und Analogien unzugänglich waren. Schweres Geschütz für die ganz großen Bretter vor den Stirnen. Der Darwinismus brauchte Uebergangsformen. Thiere, die große, scheinbar durch göttlichen Gewaltact getrennte Gruppen doch verbanden. Hier war der Fisch, hier der Molch, hier das warmblütige Säugethier. Es sollte der Schöpfungsplan Gottes sein, dass zwischen Gruppe und Gruppe die ewige Leere klaffte. Aber das bestritt nun eben der Darwinismus. So wurde der Grenzkampf actuell. Merkwürdig aber: immer und immer wieder führte gerade dieser Grenzkampf auf die Südhalbkugel.

In den Südglobus hinein, mit der Richtung gegen den unteren Pol des Erdballs, steigen drei Erdtheile: Südafrika, Südamerika und das ganze Australien. Außerdem Inseln, von denen zwei allerdings kleinen Festländern gleichen: Madagaskar und Neuseeland. Madagaskar ist scharf abgetrennt durch seine Thierwelt gegen Afrika, Neuseeland nicht minder gegen den Continent von Australien. Streng genommen also mindestens fünf verschiedene Landgebiete, deren gemeinsamer Richtungspunkt der geheimnisvolle eisvergrabene südliche Pol ist. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Thierwelt dieser Länder.

Beginnen wir mit Australien. Als im vorigen Jahrhundert die Thierwelt von Australien (des Festlandes) entdeckt wurde, meinte man, vor einem veralteten und unvollkommenen Continent zu stehen. Es fehlten beispielsweise sämmtliche höheren Säugethiergruppen: Affen, Raubthiere, Wiederkäuer, Pferde, Elephanten und so weiter. Dafür zeigten sich seltsam unfertige Säuger: Beutelthiere und Schnabelthiere. Die Beutelthiere haben es durchweg noch nicht zur Bildung jenes wichtigen Organs bei der Jungenentwickelung, der Placenta oder des Mutterkuchens gebracht. Die Schnabelthiere gar legen noch Eier wie ein Vogel oder Reptil. Erst Darwin brachte die erleuchtende Idee, dass man hier die Stammgruppen der höheren Säugethiere noch lebend vor Augen habe. Solche eierlegenden Schnabelthiere hatten einst den Uebergang von eidechsenähnlichen Thieren zum Säugethier vermittelt. Und solche Beutelthiere wie das Känguruh hatten wiederum die Brücke vom Schnabelthier zum höheren Säugethier gebildet. Auch wir Menschen waren einst Beutelthier und Schnabelthier gewesen. Und Australien wahrte diese Ahnenporträts bis heute. Die Zahl der Beutelthiere Australiens ist noch Legion. Die meisten sind jetzt klein. [illegible] ehemalige Riesen wie Nashörner und [illegible] [illegible] nur mehr vertreten sind die älteren Schnab[illegible]

zwei: eins im Wasser, eins, wie ein Igel bestachelt, auf dem Lande. Es sind dieselben Wasser, wo jenes schwimmt, die auch einen großen Fisch beherbergen, den Ceratodus von Queensland. Wiederum kein Fisch wie die anderen. Ceratodus ist ein Molchfisch. Er hat Lungen und Kiemen zugleich, ein Mittelding zwischen Fisch und Salamander. In Urtagen der Erde, in der Trias-Periode und noch früher hat seinesgleichen bis zu uns nach Deutschland herauf die Sümpfe belebt und die echten Molche aus sich hervorgehen lassen. Ceratodus haust im Süßwasser. Aber in der Oceanflut am Gestade dieses Australiens tummelt sich noch ein anderer seltsamster Fisch: der Epigonichthys. Er gehört eng verwandt zu dem Amphioxus unserer Straße von Messina auf der Nordhalbkugel. Es sind Urfische, noch ohne Schädel, einem Wurm fast ebenso ähnlich wie einem Fisch. Im Sinne Darwins bilden sie den Uebergang vom Wurm zum Fisch, vom wirbellosen Thier zum Wirbelthier. Nur zwei Gattungen leben noch: Amphioxus und Epigonichthys — Epigonichthys in Australien.

Gehen wir zu Neuseeland über. Das Schnabelthier leitete von der Eidechse zum Säugethier, der Ceratodus vom Fisch zum Molch. Wer vermittelt den Schritt, der hier offen bleibt, vom Molch zur Eidechse? Auf Neuseeland haust die darwinistische Form: die Hatteria oder Brückeneidechse. Sie heißt ursprünglich nicht so, weil sie die Brücke gibt, aber die Thatsache besteht, dass sie es thut. Sie ist der letzte lebende Vertreter der Ur-Reptile auf der Welt. Ihre Genossen blühten, als die Schachtelhalmwälder der Steinkohlenzeit noch im Winde bebten. Ein paar fast unzugängliche Felsen der neuseeländischen Küste retten ihre schwache Existenz noch weiter. Dasselbe Neuseeland mit seinen Gletschern, heißen Quellen und Farrndickichten beherbergt oder beherbergte zum Theil wenigstens vor kurzem noch alterthümliche Vögel der abenteuerlichsten Art, ohne Flügel, mit haarartigem Federkleid, in einzelnen Formen von gigantischer Größe. Noch leben davon die kleineren Kiwis, die riesigen Moas sind anscheinend bereits durch den Menschen in kurzer Frist ausgerottet. Man hatte sie zu den Straußen gestellt. Aber es scheint, dass die ganze Gruppe der Straußvögel eine gemischte ist, die in ganz verschiedene Stammbaumäste auseinanderläuft. Immerhin ist die Gruppe wohl auf jeden Fall eine uralte, aussterbende, die vorgeschichtliche Bahnen der Vogelwelt spiegelt. Und seltsam genug: diese ganze Gruppe gruppiert sich um die Südhalbkugel der Erde in einer Vertheilung, als sei das Ausstrahlungscentrum geradezu das Südpolarland selbst gewesen. Die Festländer von Asien, Europa und Nordamerika kennen heute keine Strauße. In Afrika lebt der echte Strauß, in Afrika, das auf die Südkugel reicht, in das die Strauße also von Süden eingewandert sein können. In Madagaskar liegen im Ufersand alter Seen kolossale Eier und Knochen des erst jüngst verschollenen ungeheuren Vogels Aepyornis. Australien bis zu den Sundainseln hat seine Emustrauße und Kasuare, Neuseeland jene Moas und Kiwis. Endlich Südamerika bietet den kleinen Nandustrauß und daneben im Pampaslehm ebenfalls die Knochen ausgestorbener Riesenvögel. Solche Zusammenhänge sind schwerlich zufällig.

Dasselbe Madagaskar, das einst Straußvögel besaß, ist heute noch die wichtigste Heimat der Halbaffen, die außerdem nur noch auf dem afrikanischen Festland und an ein paar nördlichen und nordöstlichen Randstellen des indischen Oceans wie versprengte Reste vorkommen. Wieder eine darwinistisch hochwichtige Gruppe. Die Halbaffen bildeten einst den Uebergang von den niederen, noch dem Beutelthier und vielleicht dem Igel ähnlichen Säugern zu den echten Affen. Auch von diesen echten Affen lebt heute einerseits die unvollkommenste Gruppe, die Krallenaffen, auf der Südhalbkugel (Südamerika), andererseits hausen die höchsten des Geschlechts, Gorilla, Schimpanse und Orang, mindestens am Aequator. Ausgestorbene Arten kommen allerdings bis zu uns nach Deutschland hinauf vor. Aber die berühmte, neuerdings in versteinertem Rest entdeckte Zwischenform zwischen Affe und Mensch, Dubois' Pithecanthropus erectus, hat auf Java, also schon der Südhalbkugel existiert. Eins der seltsamsten Thiergebiete der Erde endlich ist Südamerika. Seine südlichen Sandebenen sind eine einzige Katakombe grotesker Säugethiere, die vor noch gar nicht langer Zeit dort die Gegend unsicher gemacht haben müssen. Die meisten gehören zum Geschlecht der Gürtelthiere und Faulthiere, die auch heute noch ausschließlich in Amerika leben. Ganz vor kurzem erst sind in der Höhle von Ultima Esperanza in Westpatagonien Knochen und Fellstücke eines solchen Riesenfaulthiers, des Grypotherium, gefunden worden. Das Ungethüm, groß wie ein Stier, hat in sehr naher Zeit dort offenbar noch mit dem Menschen zusammengelebt — der Entdecker glaubt geradezu, als Hausthier von den Indianern in der Höhle wie in einer cyklopischen Viehhürde gehegt. Ueber diese Deutung mag man noch streiten, und noch unsicherer ist einstweilen die von anderen aufgestellte Hypothese, dass das Thier heute noch gar nicht wirklich ausgestorben sei. Auf alle Fälle verschieben sich die Ueberreste dieses großen Gräberfeldes so äußerst auffällig nach der äußersten Südspitze zu, dass alles darauf [illegible], dass einst dort das Centrum dieser Welt war, von wo sie langsam nach Norden vorgewandert ist. Das Centrum aber in [illegible] einer Continentalspitze? War diese Spitze nicht bloß

die Brücke zu einem Südcontinent, der den eigentlichen Entwickelungsherd dieser Faulthier- und Gürtelthierwelt bildete? Bei den gigantischen Knochen des Megatherium und den Schalen der Riesengürtelthiere liegen in Menge auch Reste von Beutelthieren. Einige kleine lebende Arten finden sich heute noch in Amerika. Hat eine Brücke über jenen Südcontinent, also geradezu den Pol hinweg, spät noch nach Australien, dem Beutelthierlande, bestanden? Noch sei erwähnt, dass im Capland, also an der äußersten Südecke Afrikas, der geschichtlich älteste versteinerte Rest eines Säugethiers gefunden worden ist, den wir überhaupt kennen (aus der Trias-Zeit), und in denselben Gesteinsschichten dort zeigen sich die Schädel curioser Reptile, die schon echte Säugethierzähne im Maul trugen und vielleicht geradezu die Uebergangsformen von der Eidechse zum Schnabelthier sind.

Diese schier unglaubliche Anhäufung darwinistischer Uebergangsformen rings um den Südpol muss unbedingt zu denken geben. Es ergeben sich die verschiedensten Hypothesen, woran sie liegen kann. Die Südhalbkugel, einst vielleicht mit größeren und unter sich verbundenen Landmassen bedeckt, könnte das wahre ursprüngliche Entwickelungscentrum der höheren und höchsten Thiergruppen bis zum Menschen herauf sein und ihre letzten Landreste hätten die Spuren in Gestalt zahlreicher Uebergangsformen bewahrt. Es ist aber auch möglich und in vielem sogar sehr wahrscheinlich, dass die Entwickelung bis zu einer gewissen Stufe auf der ganzen Erde einheitlich war, dass aber dann eine Trennung derart stattfand, dass im Norden alles wirklich flott anstieg, während im Süden auf isolierten Inseln, in Australien, Madagaskar, Neuseeland, auch dem vielleicht lange losgelösten Südamerika und eventuell noch südlicher sich alte Ur-Gruppen, wie Molchfische, Brückeneidechsen, Schnabelthiere, Halbaffen u. s. w., wie versprengte Reste alter Volksstämme in Bergwinkeln forterhielten. Die Südhalbkugel wäre dann die stehengebliebene, alterthümliche und gleichsam verzopfte, reactionäre Seite der Erde. Doch wie es nun damit sei; — die Hauptsache ist, dass wir auf der Südseite selber endlich einmal **das** Land kennen lernen, auf das alle diese thiergeographischen Radien anzielen: das Land am Südpol selbst. Nicht als wenn dort in Schnee und Eis noch weitere lebende Uebergangsformen zu erwarten wären. Das müsste wenigstens mit seltsamen Dingen zugehen. Etwa ein Megatherium oder eines jener löwengroßen Raubbeutelthiere müsste sich gleich dem Eisbär an die Polarkälte angepasst haben. Schließlich warum auch das nicht! Aber was **sicherlich** dort unserer wartet, das sind Gesteinsschichten mit den Resten ausgestorbener Thiere. Es gibt auch da ja einen naheliegenden Zweifel. Soll dieses unwirtliche Gebiet denn je etwas anderes ernährt haben als ein paar Polarthiere? Kann es je irgend eine Rolle im breiteren Thierleben gespielt haben? Aber diese Frage wurde früher ebenso der Forschung in den Nordpolarländern entgegengeworfen. Heute wissen wir, dass in früheren Erdperioden dort bis in höchste Breiten hinauf gar kein Eis gelegen hat, sondern üppiger Pflanzenwuchs in einem mindestens gemäßigten Klima grünte. Wie das möglich war — das ist ein neues Problem. Fügen wir ruhig hinzu: ein noch vollkommen ungelöstes. Aber dass es so war und dass die ganze geologische und biologische Forschung in den Nordpolarländern einfach damit rechnen muss, ist ebenso sicher. Nun besteht aber eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass es sich mit dem Südpol genau ebenso verhält. Schon liegt ein Pflanzenrest vor, der unmittelbar für ehemaligen Waldwuchs in heute absolut vereisten Landen dort spricht. Was waren das für Wälder? Welche Thierwelt tummelte sich darin? In der Phantasie sehen wir jene Tertiärzeit aufleben, da im Grinnellland nahe dem Nordpol noch Kiefern, Ulmen und Sumpfcypressen wuchsen. Pferde, Kameele, Elephanten und Affen sind vielleicht damals über den Nordpol hinweg von einem der Nordertheile zum andern gewandert. Und wir malen uns am Südpol jetzt entsprechend eine Wunderwelt aus großer Beutelthiere, seltsamster Schnabelthiere, Megatherien, Riesenvögel. Im Norden fegte die große Eiszeit das alles später fort — auch sie in ihrer Entstehung noch immer unerklärt. Bekam auch der Südpol, gleichzeitig oder in gewissem Abstand dazu, seine Eiszeit, die ihn heute noch theilweise in den Klauen hat? Versanken damals die Landbrücken zu den Erdtheilen der Südkugel, die vielleicht endlose Zeiten bestanden hatten? War der Mensch schon einmal früh hieher gewandert und verschwand auch er jetzt wieder, vielleicht nicht ohne dass seine Reste, Knochen und Steinwerkzeuge, im Schutt der ewigen Gletscher liegen blieben, wie sie bei uns in Europa heute noch im Geröllschotter unserer nördlichen Eiszeit liegen? Fragen! Aber wer will sich ihnen entziehen. Und nun vollends die rein darwinistischen Probleme inmitten dieser allgemeinen Wunderbilder entlegener Zeit!

Ich denke, es knüpfen sich dem Wissenden an die geplanten Südpolexpeditionen der nächsten Jahre Hoffnungen, sehr viel reicher als die einfache Romantik der Entdeckung des Pols.

Hoffnungen freilich, die heiße Arbeit fordern.

Und dabei auch noch, was man nennen muss: nüchterne Arbeit. Es gilt nicht bloß, mit dem Schneeschuh oder gar dem Ballon über die Eisfelder wegzusausen. Es ist ja eine hübsche Sache um den Sport, eine Fahne am Polpunkt aufzupflanzen. Aber eines Tages wird man an allen beiden Polpunkten darüber auch hinaus sein und dann wäre die ganze Polarforschung verzweifelt langweilig, wenn wir weiter nichts suchten. Schon jetzt kommt es manchem Laien so vor, als würden die Dinge langweilig. Als Nansen in seinen letzten Vorträgen nicht mehr von Eisbären, die ihn fressen wollten, stehen gebliebenen Uhren, abgetriebenen Kajaks und dergleichen mehr abenteuerlich erzählte, sondern ganz nüchtern die Tiefen und Temperaturunterschiede des Polarmeeres ziffernmäßig darlegte, hörte man wohl: „Wenn das alles ist ... für so viel Mühe!" Was werden diese Kritiker sagen, wenn der nächste Südpolforscher ihnen eine Schublade voll schmutzigen Gesteins umkippt und das als das ausschlaggebende Resultat seiner Reise erklärt ... Man muss sich zu jenen darwinistischen und ähnlichen Ideen erheben, um den rechten Standpunkt wieder zu finden. Muss sich sagen, dass auch diese Ideen wieder nur die Grundlage sind, um zu der Idee aller Ideen zu kommen, der Erfüllung des alten Philosophenrufes: „Erkenne dich selbst!" Man muss sich sagen, dass wir an die Pole klettern, nicht um festzustellen, dass hier das Leben des Planeten endet, sondern dass wir auch von hier Aufschluss haben wollen über das Leben, den Aufstieg der Entwickelung auf Erden, die über Jahrmillionen reichen und in denen in all diesen Jahrmillionen im ganzen thatsächlich nie ein Ende, ein Riss gewesen ist von der niedrigsten Urzelle verschollener Meere bis zu dem Gehirnwesen Mensch, das heute keine Eiswüste scheut, um „sich selbst zu erkennen". Auf einen Sinn, der nur an gewöhnliche grobe Reiseromantik eingeschult ist, wirken diese Dinge nothwendigerweise heute noch so gut wie gar nicht. Erst durch nachhaltige Verbreitung naturwissenschaftlicher Bildung kann hier eine Besserung erzielt werden. Im 19. Jahrhundert hat die Polarforschung das äußere Glück gehabt, die gaffende Menge zu belästigen wie ein großes Spectakelstück. Diese Zeit ist jetzt bald um. Im 20. Jahrhundert wird eine Epoche der Entfremdung eintreten zwischen den Problemen des Forschers im Eis da oben und der Sensationslust daheim. Sie wird sich erst lösen, wenn das Gesammtniveau naturwissenschaftlicher Kenntnis sich von der Masse her ganz nachhaltig gehoben hat. Diese letztere Errungenschaft wird aber dann allein ein Gewinn sein, so groß wie alle Polarforschung aller Jahrhunderte zusammengenommen.

Friedrichshagen. Wilhelm Bölsche.

# Unter strikenden Bergleuten.

Skizze von Franz Adamus.

„Brr! wie kalt," sagte mein Gefährte und hüllte sich dichter in seinen Pelz, als wir um drei Uhr morgens von der Station Mährisch-Ostrau in das Stadthotel fuhren, wo wir noch durch einige Stunden Schlafes uns zu dem bevorstehenden schweren Tagewerk stärken wollten. Es galt nämlich, für die Regie des demnächst aufzuführenden Bergarbeiterstückes, „Familie Wawroch", an Ort und Stelle Milieustudien zu machen, wobei ich als Ortskundiger dem befreundeten Regisseur an die Hand zu gehen mich erbötig gemacht hatte. Es sollten Strikeversammlungen besucht, die Stimmungen der Massen, das Gehaben der Führer, die ganze Psychologie der Branntweinschänke studiert, photographische Aufnahmen eines bestimmten Schauplatzes gemacht und womöglich auch noch einige Costüme direct von den Arbeitern angekauft werden: ein reiches Programm, das wir in möglichst kurzer Zeit absolvieren mussten.

Der Tag war günstig gewählt, es war ein Sonntag. Schon in aller Frühe kamen die Strikenden in dichten Scharen aus ihren „Colonien" in die Stadt, woselbst in mehreren Gasthäusern gleichzeitig Versammlungen stattfanden. Da ich wusste, dass in all diesen Versammlungen nur czechisch verhandelt werde, welches Idioms ich sehr wenig mächtig bin, so machte ich mich zu einem Bekannten auf, der den Dolmetsch spielen sollte. Dieser, ein noch junger Mann, erklärte sich gern bereit und fragte, ob wir in eine socialdemokratische oder eine czechisch-nationale Versammlung gehen wollten, denn diese beiden Kategorien seien streng geschieden und die letztere nicht ungefährlich. Doch gerade die Gefahr lockte, und wir entschieden uns für die letztere. Nach einem längeren Marsche durch die Stadt betraten wir einen Garten, in dessen Mitte ein großer Pavillon stand. In diesem Pavillon wurde die Versammlung abgehalten. Mit einer gewissen prickelnden Erwartung näherten wir uns dem Eingang, um den herum sich mehrere Männer scheinbar zwanglos, in Wirklichkeit aber jeden Ankömmling scharf musternd, aufhielten. Ich muss noch bemerken, dass ich einen Winterrock mit Astrachankragen trug, obwohl ich mir eigens für den Besuch von Versammlungen einen alten, schon etwas schäbigen Havelock mitgebracht hatte, um weniger aufzufallen. Aber wie das so geht, ich hatte morgens vergessen, den Havelock anzuziehen, und später waren wir nicht mehr am Hotel vorbeigekommen. Begreiflich genug, dass wir schon beim Eintritte einigem Misstrauen begegneten, welches sich noch steigerte, als mein jugendlicher Begleiter die Unvorsichtigkeit beging, sich mit mir deutsch zu unterhalten. Doch machte man uns ein wenig Platz, und es gelang uns schließlich, obwohl der Saal

gut gefüllt war, allmählich vorzudringen und einen Ueberblick über die Versammlung zu gewinnen. Auf dem Podium stand ein Redner, der lebhaft gesticulierte. Mein Führer fragte einen Arbeiter, wer der Redner sei. Dieser sagte, der Abgeordnete Cingr. Doch das war nicht denkbar, denn Cingr war an dem Tage gar nicht in Ostrau. Ein anderer Arbeiter meinte, es sei der Abgeordnete Berner; aber auch dieser konnte es unmöglich sein, schon der ganzen äußeren Erscheinung nach. Schließlich erinnerte sich mein Begleiter, irgendwo gelesen zu haben, dass der Sprecher dieser Versammlung ein Redacteur eines czechisch-nationalen Localblattes sei. Aber es war bezeichnend, wie viele Arbeiter dem Redner stundenlang zuhörten, ohne zu wissen, wen sie vor sich haben, ja ohne auch nur seine Parteirichtung zu kennen. Eben beschwor er seine Zuhörer, ja im Strike auszuharren, denn nur durch Ausdauer könnten sie zum Ziele gelangen. Wenn er ihnen heute sagen würde, sie sollten wieder zur Arbeit zurückkehren, wie ihnen das von „manchen Seiten“ gerathen werde, so würde er als Verräther an ihnen handeln. Er sei fest überzeugt, dass man ihnen dann gar keine Concession machen und sie sich bald wieder in demselben Elend befinden würden wie jetzt. Denn sie hätten es eben mit Juden zu thun, welche die ganze Schuld an der gegenwärtigen Nothlage treffe. Ein stürmisches einstimmiges „Ano!“ durchhallte den ganzen Saal, was meinem Begleiter — der durchaus kein Antisemit war — zu irgend einer abfälligen Bemerkung Anlass gab. Sofort wendeten sich einige finstere Blicke gegen ihn, und wie ich mich zufällig umsehe, steht hinter mir ein baumlanger Kerl, mich mit hartem, entschlossenem Blick fixierend. Zur selben Zeit entsteht von der Thür her ein starkes Drängen und Schieben, dieselben Leute, die uns vorhin Platz gemacht, rücken uns nun dicht an den Leib, und in wenigen Augenblicken sind wir von allen Seiten eingekeilt. Die Situation wurde unheimlich. Ich hatte mich zwar schnell wieder zurückgewendet und möglichst gleichgiltig gethan, aber ich gestehe, von da an nur wenig mehr von dem gehört zu haben, was der Redner sprach, zumal jetzt auch mein junger Dolmetsch vorschlug, zu gehen. Ja gehen! Das war leichter gesagt als gethan, da wir von allen Seiten eng umstellt waren. Zunächst stieß ich ihn mit dem Ellbogen an, ja keine deutsche Bemerkung mehr zu mir zu machen, dann begann ich ihm halblaut einige mir passend scheinende czechische Brocken hinzuwerfen und schließlich, als eben der Redner eine kleine Pause machte, wandte ich mich mit dem laut an meinen Nachbar gerichteten: „Podme!“ entschlossen zum Gehen. Und merkwürdig, wie dieses Zauberwort wirkte! Wieder begann man uns, unwillig zwar, aber doch allmählich Raum zu geben, und nach einigen Minuten, deren Verlauf kein Mensch hätte voraussagen können, hatten wir glücklich den Ausgang erreicht. Wir athmeten auf. Noch im Fortgehen sahen wir, wie dieselben Leute, die früher unsere Einkeilung bewirkt hatten, wieder an der Thür Posto fassten. —

Mein Reisegefährte besuchte noch am selben Vormittag eine socialdemokratische Versammlung, indessen ich ein wenig das Leben und Treiben in den Straßen beobachtete. Trotz des Schneeregens, welcher fast den ganzen Tag niedergieng und Wege und Plätze in ein Kothmeer zu verwandeln drohte, herrschte ununterbrochen lebhafte Bewegung. Dort ziehen Arbeiter, mit ernster Miene discutierend, gruppenweise vorüber, dann kommt wieder schnellen Schrittes ein Officier daher, in hohen Röhrenstiefeln, die Feldbinde um den Leib, ab und zu jagt ein Wagen dahin, dessen Insasse vielleicht irgend ein eifriger Mittelsmann zwischen Arbeitern und Gewerken sein mag. Vielleicht! Wer kann es sagen? Selbst die Einheimischen nicht, die neugierig dem Wagen nachblicken, wohl wissend, dass diese Tage fremder Persönlichkeiten genug in die Stadt gebracht haben. Natürlich bildet der Strike überall das Tagesgespräch, im Kaufmannsladen ebenso wie im Gasthause, auf der Straße ebenso wie im Schoße der Familie. Er drückt auch der Mittagstafel im Hotel sein Gepräge auf. Dort an den langen Tischen sitzen die fremden Officiere, die mit ihren Compagnien aus den Nachbarorten in die militärlose Stadt beordert wurden, neben ihnen die politischen Beamten, Polizeicommissäre: ein fortwährendes Gehen und Kommen, je nachdem der Dienst ruft oder entlässt. Und dann die anderen Fremden, die der Stammgast sofort mit kundigem Blicke herausfindet und kritisch mustert. Lebhafte Gespräche durchschwirren den Saal: Strike ... Strike ... Strike ... tönt es überall. Man hört fast nichts anderes: Wird er lange dauern? ... Was sagt die Regierung? ... Wie stellen sich die Gewerken? ..

Der Nachmittag ist herangekommen, und wir ziehen unter der freundlichen Führung eines zu den Arbeitern in guten Beziehungen stehenden Kaufmannes in die „Colonie“ hinaus, um noch unser letztes Vorhaben, den Ankauf echter Costume von den Arbeitern selbst, zu bewerkstelligen. Wir klopfen an mehrere Häuser — vergeblich: entweder ist niemand, oder es ist nichts da. Endlich kommen wir zu einem unserem Führer befreundeten Häuer. Er empfängt uns gastlich in seinem sauberen Heim, wir tragen unser Anliegen vor, unser Begleiter verdolmetscht ihm alles genau, so den Schatten von Misstrauen zerstreuend, der anfänglich bei unseren Worten über das ehrliche Gesicht des Arbeiters gehuscht war. Aber er hat auch nichts für uns Passendes. Doch nennt er uns einige Namen, wo man unser Begehren erfüllen könnte. Und richtig! Schon haben wir im Nachbarhause eine ausgezeichnet entsprechende Hose gefunden, mit Lederflicken an Knie und Gesäß, noch klebend von dem Schmutz zahlloser „Schichten“. Bald findet sich auch ein in der täglichen Arbeit verwendeter Rock dazu, ein schweißgetränktes Baumwolleibchen vervollständigt den Anzug. Aber wohin damit? Der freundliche Häuer schafft uns bereitwillig einen Sack, in den wir die Sachen stecken können, ein Junge wird aufgenommen, der ihn tragen soll, und so ziehen wir, wie Lumpensammler, von Haus zu Haus. Nicht immer versteht man uns so gut, wiederholt fragt man, was wir denn eigentlich mit den alten Lumpen vorhaben, und rührend ist es zu sehen, wie mancher sich schämt, seinen allzu abgetragenen Grubenkittel vorzuzeigen. Aber wir zahlen, was sie verlangen, und so bringen sie uns von allen Seiten, froh über den gesundenen Verkauf, ihre ärgsten Fetzen herbei. „Nein, man weiß gar nicht, wie Gott einem in der Noth das Geld ins Haus trägt,“ sagt eine Frau ganz glücklich. Blitzschnell verbreitet sich die Kunde von unseren Käufen in der ganzen Colonie, überall stehen die Leute vor den Hütten, und eine große Schar halbwüchsiger Jungen schließt sich unserem Zuge an, streiten und raufen miteinander um die besten Plätze, jedes gekaufte Stück passiert zwanzig Hände, in grausamer Selbstironie werden Scherze und Späße darüber gemacht, bis schließlich der Sack voll ist. Dann wird ein zweiter Sack gekauft, und rasch ist auch der gefüllt. Aber mit dem wachsenden Angebote ist auch anderseits das Misstrauen gegen uns erheblich gestiegen. „Was wollen die nur mit den alten Lumpen? Ob nicht etwa eine besondere „Politik“ dahintersteckt? Vielleicht gar, dass die hetzen wollen oder sich lustig machen über das Elend der Arbeiter?“ Und so, während die Weiber, eifrig schwatzend, einander den erzielten Kaufschilling vorzeigen, sehen die Männer mit unverhohlener Feindseligkeit, fast drohend unserem Treiben zu. Unser Zug ist inzwischen noch mehr angewachsen, schon wird mit Schneeballen nach uns geworfen, und die Situation wird kritisch, als einer von uns an einem Schneehügel ausgleitend hinfällt. Lautes Gejohle begleitet den Fall, und einige zeigen nicht übel Lust, sich rasch über den Gefallenen herzumachen. Aber wir kommen noch glücklich über den Zwischenfall hinweg und bei dem Hause des befreundeten Häuers an, von dessen gefälliger Frau wir die Säcke vernähen lassen wollen. Bald wimmelt es um das kleine Häuschen herum von allerhand Leuten, und noch kommen immer mehr hinzu: jetzt auch Erwachsene, die Sonntagspfeife im Munde, junge, kräftige Bursche mit steifen weißen Hemdbrüsten. Alle wollen wissen, was wir da eigentlich suchen in der Colonie. Ihre lauernden Mienen, mancher gehässige Blick prophezeien nichts Gutes, und besorgt winkt uns die Häuersfrau, rasch ins Haus zu treten. Und es ist auch wahrlich höchste Zeit, denn das erste feindselige Wort, das gegen uns fällt, kann von unberechenbaren Folgen sein. Wir beachten den Wink und ziehen uns in das von allen Seiten umstellte Haus zurück. Indessen begibt sich unser braver Gastfreund zu den anderen Männern da draußen, und wir hören ihn eingehende und beruhigende Aufklärungen geben. Noch wird ihm mancher Zweifel entgegengehalten, aber er weiß sie glücklich alle zu beschwichtigen. Gott sei Dank! Es lichtet sich vor dem Hause, und wir können ans Fortgehen denken. Aber es wäre für uns noch zu gefährlich, jetzt allein die engen Gässchen der Colonie zu passieren. Darum erbietet sich unser dienstbereiter Wirt uns zu geleiten, was wir sehr dankbar annehmen, während ein Knabe mit einem Handwagerl und den beiden Säcken in die Stadt vorausgeschickt wird ...

Der Abend ist hereingebrochen, vor den Schächten, die äußerlich, trotz des Sonntags, nur geringe Spuren des Strikes zeigen, leuchten die hellen elektrischen Lampen und von den Coaksöfen die dunkelrothen Flammen auf ... Bei einem guten Glase Bier, zu dem wir unseren wackeren Begleiter und Retter eingeladen haben, beschließen wir in angeregter Unterhaltung den ereignisreichen Tag.

Und noch in der selbigen Nacht
Würden die Säcke nach Wien gebracht.

---

## Leuchtende Tage.

Wer im Leipziger Museum von Böcklins „Todteninsel“ eine kurze Strecke weiterschlendert, stößt auf ein Bild von Liebermann: „In den Dünen“. Und wer eben die gewaltige Sprache Böcklins auf sich eindringen ließ, dem mag die Empfindung aufsteigen: Liebermanns Bild habe ihm eigentlich nichts zu sagen. So ist es mir selber ergangen. Und doch zog mich etwas Unbestimmtes immer wieder zu ihm hin, und eines Tages merkte ich, dass es redete. Nicht mit gewaltigem Pathos wie sein Nachbar, sondern in den knappen, schlichten Sätzen der nordischen Waterkant; in jedem Wort ein Stück Erdboden, ein — Leben. Und seit jenem Tage, wo ich es zum erstenmale verstand, hat es mir immer mehr und mehr erzählt.

Warum ich damit beginne? Vor mir liegt ein Band Gedichte. Ich glaube, mit ihnen wird es gar manchem ähnlich ergehen, wie mir mit jenen Bildern. Denn, um es hier schon vorauszuschicken: sie haben eins mit Liebermanns „Dünen“ gemeinsam. Beides sind

norddeutsche Kunstwerke. Nicht Kunstwerke von Norddeutschen — darauf käme es kaum an. Norddeutsche Kunst: Fontane, Raabe, Leistikow, die Worpsweder — werden sie je über die Mainlinie hinaus nach Süden gehen?

Es gibt eine schlechthin deutsche Kunst, die uns alle umschlingt: Goethe, Heine, Böcklin, Klinger. Aber daneben stehen eben andere, die mit dem Worte „deutsch“ nicht recht zu fassen wären. Mit Recht nannte Bierbaum den Hans Thoma einen süddeutschen Künstler. Ich nenne Liebermann einen norddeutschen; und auch den Dichter der „Leuchtenden Tage“*), Jacobowski, einen norddeutschen.

„Leuchtende Tage“ — im Norden. Wer einmal dort gewandert ist, weiß, was sie bedeuten. Graugrüne Kiefern, graugrüne Schachtelhalme und Gräser, grauer Sand. Dahinter das Meer, meistens grau. Drüber ein blassblauer Himmel mit großen, glänzend weißen Wolken. Ein paar Windmühlen; nach langem Wandern ein entlegenes Dorf oder Landstädtchen, aus Backsteinen erbaut und mit Backsteinen gepflastert. Und drinnen ein langsames, schweigendes Volk. Wer aus der bunten Heiterkeit der hochländischen Farben und Formen kommt, den fasst ein leises Grauen, eine große Bangigkeit. Er kann ein deutscher Mensch sein, und doch vermag ihm dieses niederdeutsche Land nichts zu werden, und er kehrt in die südliche Farbenpracht zurück. Er kann ein deutscher Mensch sein, und er bleibt. Wollen wir uns anmaßen abzuwägen, welcher von beiden den feineren Geschmack habe? Kann man Tirol, Schwaben oder Oberbayern mit den Dithmarschen und der Havelmark vergleichen? Der norddeutschen Landschaft fehlt überhaupt so sehr der Maßstab. Sie ist etwas für sich, und die Comparative schweigen. Aehnliches empfinde ich von Jacobowskis Gedichten, und von ihnen besonders stark. Denken wir an Liliencron und Dehmel: dieser der Grübler, dem auch das Stimmungs- und Gemüthsleben zum Knäuel von Problemen wird; jener der Genussmensch, an der Natur festgewachsen, selber natürlich wie ein Kind. Der norddeutsche Grübler und der norddeutsche Junker: zwei Wesenstypen, denen der Kenner preußischer Geschichte oft und nicht allezeit gern begegnet. Jacobowski ist weder dies, noch jenes. In seinen Gedichten redet das norddeutsche Volk.

In allen großen Kunstbewegungen haben sich zwei Strömungen getrennt: einmal die Volkskunst und dann — l'art pour l'art. Volkskunst heißt nicht schlechthin Kunst fürs Volk. Ihren Namen hat sie von den Eindrücken, unter denen sie entstand, nicht von einer zweckmäßigen Bestimmung. Das weite flutende Leben der Massen kann sich im Künstler verdichten. Aber es kann auch in seiner grauen Alltäglichkeit den Künstler von sich stoßen. Niemand wird sagen wollen, zu letzterem habe der Künstler kein Recht. Man kann doch nicht irgend jemandem, und am wenigsten einem Dichter ausdiscutieren: die Kunst, also auch seine Kunst, müsse Volkskunst sein. Wer sich von solchen Deductionen beeinflussen ließe, wäre eben kein Künstler. Darum ließ sich auch nichts sagen gegen die l'art pour l'art-Bewegung, die in Wien in unsern Tagen ihren Anfang nahm. Stephan George und Hofmannsthal waren ihre Auserwählten: zwei consequente Künstler, die ihre Lyrik nur dem kleinen Kreise boten, der solche Lyrik begehrte. Aber aus diesem Kreise giengen Leute hervor, die den Ehrgeiz hatten, eben die neue Kunst zu einem neuen Kunstprincip zu erheben. Oder sind eigentlich Kunstprincipien nicht stets Erniedrigungen von Kunstthaten? Kurzum: man dogmatisierte. Die Anti-Dogmen blieben natürlich nicht aus. Man erlebte, was man in Kunstfragen nicht gern erlebt: die Gegner warfen sich „Motive“ vor. Hofmannsthal und George sind zwei Künstler, sogar zwei sehr feine, und es gienge wohl keinen Menschen etwas an, wie ihre sonstigen Lebensverhältnisse sind. Aber freilich, die Bewegung, die sich an ihre Kunst hängte, die Verallgemeinerung ihrer Persönlichkeiten, die zerrte nothwendig Privatfragen in die öffentliche Schusslinie. Man könnte höhnisch Langes Ironisierung der reichsdeutschen Milliardenencultur anwenden: ihr könnt es auch — eure Mittel erlauben es. Man redete von lyrischen Gourmets; von Leuten, die das Leben fliehen und verachten, weil sie sich das leisten können. Und die Leute, die so argumentierten, hatten nicht so Unrecht. Man kann der Lyrik Georges den höchsten Tribut der Verehrung bringen — von meiner persönlichen Stellung soll hier nicht die Rede sein — und doch aufs Bestimmteste es ablehnen, in dieser Lyrik ein zukunftweisendes Symptom zu erblicken. Es ist trivial, aber befragen wir die Erfahrung: sie weiß freilich von l'art pour l'art-Künstlern zu sagen, aber nichts Erfreuliches von einer l'art pour l'art-Kunst. Fortzeugend hat immer nur eine Lebenskunst, eine Volkskunst gewirkt. Jene andere ist eine feine, duftende Blume, aber sie ist ein Ende und kein Glied, ein Gipfel und keine Stufe, aristokratisch und nicht social. In ihr mögen wir uns vom Leben erholen; allein das ist, so scheinen mir die Zeichen es zu deuten, ein wenn auch noch so verfeinertes Surrogat für die Einheit von Leben und Kunst, der uns gerade andere mächtige Bewegungen unserer Tage entgegenführen. Die Kunst soll nicht Contrast sein, sondern Lebensform: wie sie in grauer Vorzeit aus der Arbeit geboren ward, so soll sie zu ihr heimkehren. Schönheit ist Kunst, aber Kunst ist noch viel mehr. Nach ihrer Fähigkeit, Schönheit im Alltäglichsten, Schlichtesten, Grauesten aufzufinden (nicht: sie hinein zu erfinden, das ist Lüge!), beurtheile ich den Culturwert einer Kunst. Dass ihr keine Höhe zu hoch und keine Tiefe zu tief ist, kann der Kunst des Künstlers, aber auch des — Virtuosen eigen sein: es gibt Virtuosen der Form und auch Virtuosen der Problemstellung. Auf flacher Landstraße zu wandern, Rübenfelder rechts und links, schnurgerade Reihen von Ebereschbäumen an beiden Rändern, und die Schönheit zu sehen, nicht aufzuspüren, sondern eben zu sehen, mühelos, lachend, jubelnd: das ist Lebenskunst.

Jacobowski bringt eine. Nicht in jedem einzelnen Stück natürlich. Wie in seinem „Loki“ die große, eisige Starre nordischer Natur hie und da und öfters als gut von matten südlichen, ja tropischen, orientalischen Lustzügen umfächelt wird, so sind auch in den „Leuchtenden Tagen“ ein paar Gedichte stehen geblieben, die mir abseits vom Wege scheinen und von der schlichten Umgebung mit allzu sattem Colorit abstechen. Das „Algerische Idyll“ rechne ich dahin. Aber es sind ihrer wenige. Und warum, wendet man wohl ein, sollte nicht auch der Wanderer in den norddeutschen Marschen einmal für Augenblicke sich in violette Südlandsnächte forträumen? Halt ein! er thut's nicht. Der Norden füllt mit seiner schlichten Größe eine Seele so gut aus, wie der Süden mit seiner weichen Pracht. Wer in den Kiefernwäldern und Rübenlandschaften, den Mooren und Dünen und Haiden heimisch und daheim ist, kennt keine unzufriedene Fernsucht. Die Schönheit, die ihn umgibt, ist nicht dazu angethan, satt zu machen. Der Nordsturm pfeift gar scharf und bitter, aber hörte man je, dass einer den Sirocco herbeigesehnt hätte?

Doch warum nörgeln, wo soviel Grund zu lachender Freude und zu glücklichem Ernst ist? Hast du als Knabe Weidengerten geschnitten und in den Bach geworfen, und bist händeklatschend daneben hergelaufen? Und wenn du heute zurückdenkst, fällt dir voll Wehmut ein, dass du es verlernt hast, solche Stunden zu erleben? Nun, sieh her: der Dichter hier kann's noch. Und wir laufen mit ihm, und was längst begraben schien, wird wieder lebendig. Durch welche Mittel? Wahrhaftig, ich werde verlegen, wenn man nach den Mitteln des Künstlers Jacobowski fragt. Sie fallen ja so unter gar keine etikettierte Gattung und Stilform. Man denkt gar nicht an sie; und das ist das Größte daran. Welch neue Gedanken! staunte ich bei Dehmel. Welch neue Nuancen in Farbe und Form! bei Hofmannsthal. Bei Jacobowski bin ich nie ins Staunen gerathen. Hat je schon einer übers „Haideröslein“ oder die „Loreley“ gestaunt? Oder über Eichendorffs Waldlieder? Jacobowski singt einmal:

> Mittagsschwüle in der Runde,
> Schläfrig schlägt die Kirchenuhr.

Das erlebt man. Und wer es nicht erlebt, für den bleibt freilich nichts übrig. Ich kenne Gedichte von Mombert, die keiner erleben kann, der nicht von Hallucinationen heimgesucht wird. Aber da bleibt etwas trotz alledem, worüber man staunt. Ich will auch Mombert sein Künstlerthum nicht streitig machen. Aber wenn einer kommt und sagt: der Mann ist ein Virtuose! — könnte man's bündig widerlegen? Nun denke sich einer die Behauptung über Jacobowski aufgestellt. Herzliches Lachen wäre die Antwort. Oder wenn man sich schon ganz verflucht geistreich zeigen wollte, könnte man sagen: Seine Virtuosität bestehe darin, keine nöthig zu haben. Gar nichts Neues, Unerhörtes — und „unerhört“ ist sonst das Mindestmaß, nach dem die jungen Lyriker ringen. Vierzeiler, Achtzeiler, die alten Reimpaare, die alten Rhythmen. Schlichte Worte, die jeder kennt und selber redet.

Jacobowskis Buch theilt sich in mehrere Cyklen, und jeder davon hat seine eigene Architektonik. Das habe ich erst gespürt, als ich sie zum dritten- oder viertenmal las. Also auch hier nicht der leiseste Verdacht gewandter Kunstfertigkeit, die mit raffinierter Berechnung die Stücke aneinander reihte. Sie kommen, wie sie sich bieten. Den Preis verdient „Martha“. Ein kleiner Kreis von sieben Gedichten. Sie gemahnen mich an die sieben bleichen Kerzen eines heiligen Leuchters. Es ist der Höhepunkt aller Poesie, die ich von Jacobowski kenne, und ein Höhepunkt deutscher Dichtung überhaupt.

> Nun, da dein Haupt
> In engen Brettern liegt,
> Jetzt fühl' ich ein,
> Wie sehr du mich besiegt . .

Das ist der ganze Schmerz nach dem ganzen Glück. Das ist das Leben in seinen zwei Möglichkeiten, nein, in seinen zwei großen Wirklichkeiten. „Martha“ erinnerte mich an ein anderes norddeutsches Hohelied der Klage: an die Capitel aus Reuters „Stromtid“. Eichendorffs berühmter Cyklus auf den Tod seines Kindes verblasst davor: sein Schmerz ist zu thränenfeucht, und sein Trost zu fern, zu überirdisch.

„Großstadt“ wäre vollendet: nur sind zwei Gedichte stehen geblieben, die socialdemokratische Empörung athmen. Und die „Vorwärtsprosa“ in hohen Ehren, aber gereimt gibt sie noch keine Lyrik. Aus den Leitartikeln flüchtete schon die moderne Geschichtsauffassung in den Handelstheil der Zeitungen. Aber kennt Ihr auch

*) Verlag von J. C. C. Bruns, Minden.

die dunkelste Ecke der Annoncenseite? Dort kehrt Jacobowski in „Zeitungslectüre“ ein. Menschliches, Allzumenschliches, klingt es in uns. Es ist ein suggestiv wirkendes Gedicht. Die Leitartikel sind vergessen — wir erleben wieder, anstatt nur zu lesen.

Und das Cellothema „Liebe“? Muss das nicht mit jenen schrillen Lagen beginnen, zu denen Dehmel es hinausschraubte? Mit Masoch oder de Sade garniert sein, wenn es den sattem Gaumen noch reizen soll? Man macht sich zaudernd auf den Weg. Und da findet man „heimliche Liebe“ und „Königin“ in seinen Schmerz das eine, in seinem Glück das andere, rein und zart und klar. In „Furcht“ aber gipfelt vielleicht Jacobowskis Lebenskunst: das Ringen zwischen Weib und Mutter in einer Seele! Solche Winkel betritt nur der echte Künstler, ohne sie zu beflecken. Und — nicht einmal jeder.

Was man so Balladen nennen würde, finden wir in dem ganzen Buche kaum oder doch nur spärlich. „Zehn Kugeln“ erinnern am ehesten daran — übrigens ein Gedicht, das nicht bloß neben, sondern in der Geschlossenheit seines Volksliedcharakters über dem Reiterlied aus „Wallensteins Lager“ steht. Soviel ist sicher, dass Jacobowski gerade die Hauptsache aller epischen Kunst besitzt: Schlichtheit. So ist der „Soldat“ zu einem Gemälde geworden, das mit grausiger Objectivität einen tiefen, einen der tiefsten Conflicte unserer Tage vor uns hinstellt: den Widerstreit der socialdemokratischen Gesinnung und der Soldatenpflicht. Natürlich denkt Jacobowski nicht daran, im Stile gewisser Leute die Sache zu einem Kampf zwischen Patriotismus und Vaterlandslosigkeit umzufälschen. Gerade dass auf beiden Seiten sittliche Mächte allerersten Ranges stehen, gestaltet ja den Kampf so furchtbar, so echt tragisch. Es ist dem Dichter gelungen, diese Tragik in ihrer vollen Größe herauszuarbeiten. Und das macht die Dichtung zu einem vollendeten Cabinetstück.

Ueber die Legende „Die vier Räuber“ aber sage ich nur eines, nämlich wo sie hingehört: in unsere deutschen Lesebücher, zwischen Goethes „getreuen Eckart“ und Fontanes „Herrn von Ribbeck“. Unsere Jungens sollen sie auswendig lernen, und als Männer wehmüthig sich freuen, wenn ein paar Verse unversehens ihnen aufsteigen — das wäre eine Schulerinnerung! Ich weiß, wie billig solche Wünsche heute sind, und wie eitel; aber es wird wohl keinem verwehrt sein, im Wunsche seine Gedanken zu sagen, anstatt in der schulgerechten, logischen Gliederung.

Und nun — zusammenfassen? vergleichen? abmessen? abwiegen? Nein! Meine Augen fallen aufs letzte Blatt der „Leuchtenden Tage“:

> Sinkende Arme,
> Gefaltet die Hand,
> Um mich das warme
> Beleuchtete Land . . .

Und dann stehe ich wieder vor meinem Liebermann. An der „Todteninsel“ bin ich diesmal ganz vorbeigelaufen. Und Bild und Verse fließen mir in eins zusammen: norddeutsche Lebenskunst. Sie ist unser. Wir lieben ihr heimatliches Leuchten.

Leipzig. Ernst Gystrow.

## Giordano Bruno, der Nolaner.

Der 17. Februar dieses Jahres mag für manche der Tag einer stillen Jubelfeier des Herzens sein. Denn an diesem Tage sind es gerade dreihundert Jahre, dass man den abtrünnigen Dominicaner Giordano Bruno in Rom auf dem Campo di fiore, gegenüber dem Theater des Pompejus, als Häretiker lebendig verbrannte. Anderen wieder mag dieser Tag ein Tag sein für den Ausdruck der Verehrung für den Bekenner seiner Ueberzeugung und des bitteren Hasses gegen die Unduldsamkeit vergangener Zeiten. Uns sei er ein Tag ruhiger Betrachtung und resignierter Vergleichung.

Eine geeignete Gabe für diesen Gedenktag würde die von Poske veranstaltete neue Ausgabe*) der 1882 von Heinrich von Stein veröffentlichten Aufsätze über Giordano Bruno bieten, denn sie sind mit warmer Liebe geschrieben. Doch ist der biographische Theil heute ziemlich wertlos, da die Publicationen Bertis über die venetianischen Inquisitionsacten unberücksichtigt blieben, obwohl schon 1868 M. Carrière auf sie hingewiesen hat und 1880 Sigwart in einer dem Tübinger Doctorenverzeichnis 1879/80 beigefügten Abhandlung auch die bereicherte Publication Bertis vom Jahre 1880 (Documenti intorno a Giordano Bruno da Nola) eingehend behandelt hat.

Auch sind inzwischen andere allgemein verständlich geschriebene Bücher über Giordano Bruno in deutscher Sprache erschienen, auf die Sigwarts Vorwurf, dass die Resultate der neuen italienischen Forschungen in Deutschland wenig beachtet wurden, nicht mehr zutrifft: so 1882 ein treffliches Buch von Brunnhofer „Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis“ und 1890 eine Schrift Rudolf Landsecks „Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanschauung“, die zur Orientierung über die Schicksale und Lehren des Nolaners ebenfalls empfohlen werden kann.

Was wir über Giordano Brunos Lebensschicksale wissen, das danken wir zumeist seinen eigenen Werken — und den Protokollen der venetianischen Inquisition. Und dann haben wir über den Ausgang des Trauerspieles noch Auszüge aus den Acten der römischen Inquisition, Notizen in den Avvisi des Jahres 1600 (einer Art Zeitungsnachrichten, erhalten in einer vaticanischen Handschrift) und einen Brief des Gaspar Scioppius an Conrad Rittershausen vom 17. Februar 1600, in dem er in überquellender Herzensfreude brühwarm über die Hinrichtung berichtet („ut vero nunc etiam scriberem, hodierna ipsa dies me instigat“). Nichts wissen wir über die Kindheit des „Nolaners“, nichts über die Zeit von 1593 bis 1599 — als dass er sie in Rom in den Kerkern der Inquisition verbrachte. Und doch können wir uns vielleicht annähernd eine Vorstellung von der Bedeutung dieses Aufenthaltes machen, wenn wir lesen, was uns Campanella in der Vorrede zu seinem Atheismus triumphatus von seinen eigenen Schicksalen in den Kerkern von Neapel erzählt. Siebenundzwanzig Jahre war Campanella eingekerkert und siebenmal wurde er gefoltert, das letztemal vierzig Stunden: „Vierzig Stunden hatte ich das letztemal durchzumachen (perduravi) mit festzusammengeschnürten, bis auf die Knochen einschneidenden Stricken geknebelt, mit nach rückwärts gebundenen Händen in einem Seile auf ein scharfkantiges Holz herabhängend, qui carnis sestertiam in posterioribus mihi devoravit, und zehn Pfund meines Blutes trank die Erde auf.“

Im Alter von 14 oder 15 Jahren trat der 1548 in Nola geborene Philippo aus der Familie der Bruni in das Dominicanerkloster San Domenico in Neapel ein und nahm als Klosternamen den Namen Giordano an, 1572 erhielt er die Priesterweihe, schon in seinem 18. Lebensjahre aber, bekennt er selbst vor der Inquisition, hat er begonnen, an der Trinität zu zweifeln („questa opinione l'ho tenuta da disdotto anni della mia età sino adesso“). Im Jahre 1576 entfloh er, von einer Anklage wegen Ketzerei verfolgt, aus dem Kloster nach Rom und von da nach Genua. Nun begann er ein seltsames Wanderleben, zuerst in Italien, dann durch die Schweiz, Frankreich, England, Deutschland, bis eine (vielleicht von Anfang an arglistige) Einladung eines jungen Edelmanns aus dem Geschlechte Mocenigo ihn nach Venedig lockte (1591), wo er auf Grund einer dem Pater Inquisitor überreichten Denunciation desselben Giovanni Mocenigo am 23. Mai 1592 verhaftet wurde. Die schriftliche Anzeige Mocenigos und seine Denunciationsnachträge vom 23. und 25. Mai sind uns erhalten und umso wichtigere Documente, als wir die in Venedig formulierten Anklagepunkte so wenig kennen, als die acht Artikel, deren Abschwörung man später in Rom von ihm verlangt hatte. Noch am 3. Juni 1592 hatte er seinen venetianischen Richtern erklärt: „Tutti li errori che io ho commessi sino al presente giorno pertinenti alla vita catholica e professione regolare come io sono e tutte le heresie che io ho tenute e li dubii che ho havuti intorno alle fede catholica, e alle cose determinate della Santa Chiesa hora io detesto et abborisco et ne sono pentito d'haver fatto“ und hatte das heilige Tribunal gebeten, „seine Schwachheit berücksichtigend, ihn wieder aufzunehmen in den Schoß der heiligen Kirche.“ Und ähnlich am 30. Juli desselben Jahres, wo er gelobte, „sein Leben zu ändern, wenn man es ihm schenke, und das gegebene Aergernis wieder gut zu machen“. Aber die langen Jahre der Kerkerhaft härteten seinen Sinn, statt ihn niederzudrücken, und am 21. December 1599 antwortete er in Rom auf die Aufforderung zum Widerruf: „er dürfe und wolle nicht widerrufen, habe nichts zu widerrufen und keinen Grund zum Widerruf und wisse nicht, was er widerrufen solle.“ Und dabei blieb er. Und so wurde ihm am 9. Februar 1599 das Todesurtheil verkündet; die seinerzeit ertheilten Weihen wurden ihm wieder abgenommen, er wurde excommuniciert und der weltlichen Obrigkeit überliefert, damit sie ihn „so milde als möglich und ohne Blutvergießen“ bestrafe, das heißt verbrenne. Giordano aber soll nach dem Berichte, den uns Scioppius überliefert hat, den Richtern zugerufen haben: „majori forsan cum timore sententiam in me fertis, quam ego accipiam“, „Ihr fürchtet euch vielleicht mehr, da Ihr das Urtheil über mich verhängt, als ich, da ich es vernehme.“ Am 12. Februar klagen die Avvisi di Roma: „Hoggi credevamo vedere una solennissima giustizia, e non si sa perchè si sia restata,“ aber am 17. Februar, da kann Scioppius endlich triumphierend berichten: „sicque ustulatus misere periit,“ „so ist er denn, langsam gebraten, elend zugrunde gegangen.“

Vom Wanderleben Giordanos wissen wir manches, und doch ist es nur genug, uns bedauern zu machen, dass uns nicht mehr von den wechselnden Schicksalen dieses so ganz eigenartigen Mannes überliefert ist. Schon daraus, dass sie ihn fast überall angefeindet, gehasst und vertrieben haben, wo er seine Lehrthätigkeit eröffnete, können wir entnehmen, dass er eine starke Kampfnatur gewesen sein muss. Die Confessionen, die in einem Lande herrschte, spielte dabei keine Rolle. Schon in Genf, wohin er aus Italien geflohen war, hatte er Gelegenheit, die Gleichmäßigkeit der Unduldsamkeit in

*) [illegible]

Sachen des Glaubens an sich zu erfahren: man bedrängte ihn drohend, zum Calvinismus überzutreten. In Genf aber hatte **Giordano allen Anlass, nicht abzuwarten, was man beschließen** werde. Dort hatten sie **auf Betreiben Calvins erst vor zwei** Decennien den Verfasser des Buches: „De trinitatis erroribus“ (Hagenau, 1531) Michael Servetus wegen Ketzerei verbrannt, denselben Servetus, der als Vorläufer Harveys den Kreislauf des Blutes in den Lungen entdeckt hatte.

Das Schicksal dieses Mannes mag sich Giordano wohl vor Augen gehalten haben, als er der Hochburg des Calvinismus, in der er sich mit der Correctur von Druckbogen das Leben fristete, den Rücken kehrte. Es mag seltsam erscheinen, wie hier, unmittelbar vor Beginn seiner öffentlichen Thätigkeit in Toulouse, Giordano schon an den lodernden Scheiterhaufen gemahnt wurde, der seinen Leib verzehren sollte. Aber noch seltsamer wird man berührt, wenn man das Sonett in den Eroici furori (I, Dialog 3) liest, wo er fast prophetisch sein Schicksal voraussieht. In dem Buche Landsecks ist nachstehende Uebersetzung gegeben:

„Der Schmetterling, der fliegt nach schöner Helle,
Weiß nicht, dass ihn verzehrt der Flamme Licht;
Ergreift den Hirsch Verlangen nach der Quelle,
Geht er zum Bach und ahnt den Bogen nicht;
Zum keuschen Schoße eilt das Eichhorn schnelle
Und sieht nicht, dass sich längst ein Netz ihm flicht.
Ich weiß es wohl, dass mich die Flamme tödtet
Und liebe doch das Licht; die kühle Letze
Des Bachs, der bald von meinem Blut sich röthet;
Ich kenne die verrätherischen Netze,
Ich kenne sie, ich weiß, dass sie mich fangen,
Verachte sie aus heißem Glückverlangen.
Die Flammen sind so schön, die mich verzehren,
Die Pfeile göttlich, welche mich verwunden,
Wie kann ich mich von einem Wahn bekehren,
Mit dem verwebt mein Wünschen und verbunden?
Die Flammen sind mein Herz, in mir die Pfeile,
Die Schlingen, welchen nimmer ich enteile.“

Die Sonette in den Dialogen Degli eroici furori (vom heroischen Enthusiasmus) sind überhaupt von ganz besonderer Eigenart. Man darf sie zu den Schätzen der Weltliteratur zählen. Welcher Gedankenreichthum, welche Kraft der Sprache, welche glühende Begeisterung für die Wissenschaft und die Ideen, für welche der Dichter kämpft! Ja, kämpft, denn auch als Dichter ist er ein Kämpfer, wie in allen seinen Schriften. Und welch wilder, unermüdlicher, furchtbarer Kämpfer er war, das zeigen uns erst recht seine eigentlichen Streitschriften voll beißender Satire und göttlicher Grobheit. Ich verweise nur auf seine „Austreibung der triumphierenden Bestie“ (Spaccio della bestia trionfante), diesen romanzo cavalleresco filosofico, wie ihn **B e r t i** (Vita, S. 181) nennt, in der Giordano die positiven Religionen kritisch Revue passieren lässt. Und dann seine „Geheimlehre des pegaseischen Rosses nebst derjenigen des cyllenischen Esels (Cabala del caballo Pegaseo coll' aggiunta de l'asino Cillenico), mit dem Sonett „in lode de l'Asino“ (O sant asinità, sant' ignoranza, santa stoltizia, e pia devozione etc.) und der Apostrophe an die Menschheit als Schluss dieser Satire voll blutigen Hohnes:

„Forzatevi, forzatevi dunque ad esser asini, o voi che siete uomini! E voi che siete già asini, studiate, procurate, adattatevi a proceder sempre da bene in meglio, a fin che perveniate a quel termine, a quella dignità la quale non per scienze et opre, quantunque grandi, ma per fede s'aquista: non per ignoranza e misfatti, quantunque enormi, ma per la incredulità, come dicono secondo l'apostolo, si perde. Se così vi disporrete, se tali sarete, e talmente vi governarete, vi trovarete scritti nel libro della vita, impetrarete la grazia in questa militante, et otterrete la gloria in quella triunfante ecclesia, ne la quale vive e regna dio per tutti secoli de' secoli. Così sia.“

Und wie rächte er sich in seinem dem Symposion des Plato nachgebildeten „Aschermittwochsmahl“ (La Cena delle Ceneri) an seinen Widersachern, die ihn wegen seines Eintretens für die Copernicanische Lehre aus Oxford hinausgebissen hatten! Da lässt er den „Theophilus“ über den Disput des „Nolaners“, wie sich Giordano mit Vorliebe selbst nennt, mit einigen gelehrten „Doctoren“ berichten, auf diese Art ein derartiges Gespräch, das er 1584 aus Anlass eines Aschermittwochsschmahls mit Gästen des französischen Gesandten über die Lehre des Copernicus geführt hatte, frei wiedergebend. Die es angieng, mögen den Mann von Herzen lieb gewonnen haben!

Das Eintreten des Giordano für die Lehre des Copernicus von der Drehung der Erde um die Sonne, ist, nebst seinem tragischen Schicksal, das Hauptmoment, um dessentwillen sein Name der großen Menge unserer Gebildeten bekannt ist. Aber nicht viele wissen, wie er dieses System weitergebaut hat und in wie mannigfacher Richtung er auf philosophischem und naturwissenschaftlichem Gebiete Ideen und Wahrheiten fast intuitiv ausgesprochen hat, die erst eine spätere Zeit anerkannte.

Er hat nicht nur zuerst gelehrt, dass auch die Sonne sich um ihre Axe drehe (Certum est Solis machinam ita circa proprium centrum converti, sicut et Tellurem converti nobis est certissimum, De Immenso IV, 8 und auch III, 5), er hat auch an Stelle des Sphärensystems des Copernicus die Idee von der Unendlichkeit des Weltraumes voll unzähliger Sonnen und Planeten gesetzt (Ergo manent velut iste manet sol undique soles, De Immenso IV, 10) und erkannt, dass die Veränderungen auf der Erdoberfläche nicht durch „Katastrophen“ erfolgen, sondern die Resultate stetiger, unwahrnehmbar kleiner Veränderungen sind (Acrotismus, ed. Gfrörer, S. 108); er trat aber auch für den Gedanken der unendlichen Entwickelungsfähigkeit des Menschen ein und sprach Sätze aus, die uns wie eine dichterische Vorahnung der Lehren Darwins und der modernen Entomologie gemahnen. So bildet ihm die eine Gattung schon immer den Ausgangspunkt für die andere und er findet von der Gestalt eines Embryo einen ununterbrochenen Uebergang zur Gattung Mensch sowohl als zur Gattung Thier (De umbris Idearum XVI Q) und in der Species Mensch wiederholen sich ihm die Gattungen aller Lebewesen „quod non secus in aliis omnibus (licet latentius) speciebus esse existimandum“ (De triplice minimo, S. 72). Ein andermal wieder (Eroici furori) weist er darauf hin, dass der Mensch seinen ganzen geistigen Fortschritt eigentlich dem Umstande dankt, dass er mit Händen versehen ist, dann wieder spottet er über jene, die meinen, es gebe nur die fünf Sinne, die zufällig der Mensch hat, und fällt mit Grobheit über jene, die vom Instinct der Thiere faseln, in dem er eine Sinnesgattung oder was dasselbe sei, eine bestimmte Art der Intelligenz der Thiere erblickt (Summa term. met.). Freilich ihm **m u s s t e n** die Thiere als den Menschen gleich beseelte Wesen erscheinen, waren ihm doch auch die „leblosen“ Dinge, war ihm die Erde, die Sonne, die ganze Welt beseelt!

Und derselbe Mann, der diese Ideen ausgesprochen und für sie gekämpft und gerungen hat, hielt auch Vorträge über die Ars magna des Raimundus Lullus und schrieb eine Abhandlung De compendiosa architectura et complemento artis Lullii! Was daran ist an dieser Ars magna Lullii, die in dem Buchtitel der einschlägigen Schriften dieses Scholastikers des 13. Jahrhunderts als die Kunst, „sich alles zu merken und über alles reden zu können“, bezeichnet wird, das kann uns nichts so anschaulich zeigen als das Capitel bei Sterne (Tristram Schandy V 43), in dem der englische Satiriker mit seiner Theorie der Hilfszeitworte sich über Raimundus Lullus lustig macht. Wohl hat Giordano eine Art Mnemotechnik aus dem Lullischen Systeme der sechs übereinanderliegenden, drehbaren, in alle möglichen Kategorienfächer eingetheilten Kreise gemacht, und von diesem Gesichtspunkte aus mag er sich vielleicht auch für seine Arbeit interessiert haben, aber viel naheliegender ist die Annahme, dass ihm die Ars magna Lullii die Ars magna, sein Leben zu fristen, war.

Und so hat ihn denn auch — seltsame Ironie des Schicksals — eigentlich die Ars magna Lullii seinem Verhängnisse zugeführt. Denn in seinem Verhör vom 29. Mai 1592 erzählt Giordano selbst, er sei nach Venedig gekommen über die Einladung Mocenigos, ihn „l'arte della memoria et inventiva“ zu lehren, „promettendomi de trattarmi bene et che io mi saria contentato di lui.“ **Und so mag man vielleicht auch sagen, Giordano sei an der Ars magna des Raimundus Lullus gestorben, und es haben jene Unrecht, die da meinen, Giordano sei daran gestorben, dass der Papst in dem** „Spaccio de la bestia trionfante“ eine specielle Huldigung für das Papstthum erblickte; für letztere Ansicht kann man sich allerdings auf den schon genannten theilnehmenden Gönner Giordanos, den edlen Scioppius, berufen, der in seinem Bericht an Rittershausen über Giordano schreibt: „Postea Londinum profectus, libellum isthic edit de Bestia triumphante, h. e. de papa, quem vestri honoris causa bestiam appellare solent.“

Doch sei dem wie ihm wolle, genug, Giordano starb, und wenn sie ihn auch nicht verbrannt hätten, so wäre er heute doch schon lange todt. Wir aber, wir glauben uns jetzt bei der Wende des dritten Jahrhunderts nach Giordanos Verbrennung stolz in die Brust werfen zu dürfen: „Wie haben wir es doch so herrlich weit gebracht in diesen drei Jahrhunderten! Erst dreihundert Jahre und so etwas wäre doch nicht mehr möglich!“

So meinen wir allen Ernstes bei flüchtigem, ich möchte fast sagen gedankenlosem Rückblick. Wenn wir aber dann einen Augenblick innehalten und ruhig erwägen — müssen wir uns da nicht befremdet fragen, ob denn wirklich eine solche Kluft liegt zwischen heute und damals?

Damals hat man einen Menschen lebendig verbrannt; man hat ihn verbrannt wegen gewisser Ansichten, die er ausgesprochen hat; und wenn wir auch nicht genau wissen, um welcher Ansichten willen er verbrannt wurde, so wissen wir doch, dass heute nicht wenige der Ansichten, um derentwillen er schon früher angefeindet worden war, als richtig erachtet werden. Das was uns die That des 17. Februar 1600 als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen lässt,

über die wir heute hoch erhaben sind, ist eigentlich nur der zufällige Umstand, dass diese drei Momente damals zusammengetroffen sind. Betrachten wir aber einmal jedes derselben für sich allein — und unser stolzes Fortschrittsgefühl wird stark erschüttert werden.

Es ist richtig, heute verbrennt man die Leute nicht mehr von rechts- und gesetzeswegen. Aber man hängt sie an einem Strick, den man ihnen um den Hals legt, und mit dem man sie würgt, bis sie todt sind, auf, und zwar auch von rechts- und gesetzeswegen. Ist der Unterschied der Rede wert? Man denke nur einmal ganz ruhig nach! Nicht in der Leidenschaft werden diese Menschen getödtet, nicht von jenen, denen sie etwa das Kind oder die Mutter oder sonst ein Liebes gemordet haben — nein, im Namen des Gesetzes sprechen Richter, denen persönlich gar nichts geschehen ist, aus: dieser Mann oder dieses Weib wird getödtet. Und dann vergeht einige Zeit und dann kommen wieder Männer und theilen diesem Verurtheilten, der ihnen selbst noch immer nichts gethan hat, mit: „Morgen in der Früh wirst du von amtswegen getödtet." Und dann wird jener Mensch — denn es ist ein Mensch — im feierlichen Zuge zu einem Galgen geführt und einer, dem persönlich auch nichts von jenem geschehen ist, legt ihm den Strick um — nun und dann wird ein Mensch getödtet, auf Grund vorhergefassten Beschlusses — von amtswegen. Gerade das, was die Mitwirkenden zur Rechtfertigung für ihre Antheilnahme anführen würden, wenn es jemandem beifiele, ihnen einen Vorwurf zu machen, ist das Schreckliche, das Unfassbare: dass es ein rechtlicher Vorgang ist.

Ja, aber um seiner Ansichten und Meinungen willen wird heute kein Mensch mehr von amtswegen getödtet. Nein, aber er kann um seiner Ansichten und Meinungen willen gestraft werden, wenn er sie ausspricht, mögen sie der Integrität des einzelnen auch ebensowenig abträglich sein als die Meinung, die Erde drehe sich um die Sonne oder diese beiden seien beseelte Wesen. Wir glauben noch immer, die Gottheit, die doch hoch erhaben sein muss über jede Beleidigung, und sich, wenn sie will, viel besser selbst muss schützen können als wir es je vermöchten, bedarf der Vertheidigung durch die irdische Gerechtigkeit gegen jene, die sie nicht erkennen. Und blicken wir einmal umher und fragen wir uns, wie viele es gibt, die es im innersten Herzen beklagen, dass man einen Menschen nicht mehr tödten darf wegen seiner Meinungen und Ansichten, ja, die sich nicht scheuen, dies öffentlich auszusprechen und nach einem „Schussgeld" für Andersgläubige zu schreien! Oder wie viele es doch gibt, die in Sachen der Religion oder der Politik oder der Nationalität oder selbst der Wissenschaft Andersdenkende mit grimmem Hasse verfolgen! Dürfen wir da mit stolzer Genugthuung zurückblicken auf das, was am 17. Februar 1600 geschehen ist, da wir uns so weit darüber erhoben haben?

Ja, aber der Mann hat damals Recht gehabt in so vielem, vielleicht sogar Recht in dem, um dessentwillen er verbrannt wurde, wenigstens soweit es sich um physikalische oder andere wissenschaftliche Fragen handelte! Nun und wenn es darauf ankommen soll, worin liegt dann der Unterschied zwischen dem Hochmuth der Wissenschaft und dem Hochmuth des Glaubens? Täglich fast erhalten wir Kunde von neuen Entdeckungen, wie oft haben wir gesehen, dass die wohlbegründetsten Theorien von anderen verdrängt wurden — und immer wieder meinen wir, gerade die jetzt herrschenden Theorien seien die unfehlbar richtigen! Wenn darin das Furchtbare in der Hinrichtung Giordano Brunos liegen würde, dass er Recht gehabt hat in seinen Meinungen, dann würden wir eigentlich niemals ganz genau wissen, ob damals etwas Furchtbares geschehen ist. Aber es ist etwas Furchtbares geschehen und dieses Furchtbare liegt darin, dass ein Mensch von rechtswegen getödtet wurde, dass er um seiner Meinungen und Ansichten willen verfolgt und gestraft wurde und dass man unduldsam war in Fragen des Glaubens und der Wissenschaft — damals, genau so wie heute.

Max Burckhard.

---

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

Im österreichisch-ungarischen Eisenkartell ist Krieg ausgebrochen. Die Rima-Muranyer Gesellschaft hat die Hernadthaler Werke und die Blechfabrik „Union" angekauft und verlangt nun eine höhere Quote im österreichischen Kartell, respective das Recht, eine größere Quantität als bisher herüber nach Oesterreich verkaufen zu dürfen. Das österreichische Kartell will diese Forderung, wenigstens im verlangten Ausmaß, nicht zugestehen und darüber soll die Fehde ausgebrochen sein. Die Rima lässt durch die nominell noch selbständige Hernadthaler hier die Kartellpreise unterbieten und das Kartell rächt sich durch Unterbietungen in Pest und hatte auch in Wien die Eisenpreise ermäßigt. So verkündet Herr Centraldirector Kestranek allen jenen [illegible] und diese verbreiten die Schauermär bereitwillig in allen Blättern. In Wirklichkeit ist die Sache nicht so ernst. Und die Consumenten, welche mit frohem Erstaunen die Nachricht in den Blättern lesen, werden recht wenig von den Ermäßigungen profitieren. Die Preisherabsetzungen stehen nur auf dem Papier und größtentheils nur auf dem Zeitungspapier. Und keinem der Kartellmitglieder würde es einfallen, zu den ermäßigten Preisen halbwegs nennenswerte Quantitäten zu verkaufen. Unsere Eisenindustriellen bereiten sich auf Preiserhöhungen vor und nicht auf Preisermäßigungen. Wegen der hunderttausend Metercentner, auf welche sich vielleicht die Differenz zwischen dem österreichischen und ungarischen Kartellstandpunkt beläuft, werden die Herren nicht die Preise der 15 Millionen Metercentner Roheisen, welche in Oesterreich-Ungarn producirt werden, ermäßigen, statt sie, wie beabsichtigt, zu erhöhen. Damit droht ein Theil dem andern, um ihm das Schreckgespenst des Kartellkampfes an die Wand zu malen, aber man thut es nicht. Und wenn sich die Börse dadurch einschüchtern läßt, so hat man vielleicht Gelegenheit, durch billigen Einkauf der Montanactien den ganzen Streitwert im Börsenspiel zu verdienen. Es wäre zu schön, wenn durch den Eigensinn und die Halsstarrigkeit der Kartellmitglieder das Kartell in die Brüche gehen und die Eisenpreise auf ein den österreichischen Productions- und Absatzverhältnissen entsprechendes Niveau herabgehen würden. Leider wird es dazu nicht kommen und die Gegner werden sich rechtzeitig einigen. Sollte es aber unglaublicherweise wirklich zum Kampf kommen, dann könnte man in Variierung eines bekannten Wortes sagen: In Oesterreich herrscht Kartellwucher gemildert durch Eigensinn.

*

Unter den unabhängigen Actionären der Rima-Muranyer Gesellschaft soll große Entrüstung herrschen über die Modalitäten der Erwerbung der Hernadthaler und der Union-Werke. Solche Entrüstung endet bei uns bekanntlich meist mit Spectakel und Annahme der Verwaltungsanträge in der Generalversammlung, da die Actionäre machtlos sind, aber es ist vielleicht angezeigt, um die Entrüstung der Actionäre zu begreifen, die auf den Fall anwendbaren Bestimmungen des Deutschen Actienrechts zu citieren. § 278 bestimmt, dass im Falle einer Capitalsvermehrung der Mindestbetrag, unter dem die Ausgabe der Actien nicht erfolgen darf, im Generalversammlungsbeschluss festgesetzt werden muss. § 279 bestimmt, dass, falls auf das erhöhte Actiencapital eine Einlage gemacht wird, die nicht durch Barzahlung zu leisten ist oder falls auf eine Einlage eine Vergütung für Vermögensgegenstände angerechnet wird, welche die Gesellschaft übernimmt, so müssen der Gegenstand der Einlage oder der Uebernahme, die Person, von welchem die Gesellschaft den Gegenstand erwirbt und der Betrag der für die Einlage zu gewährenden Actien oder die für den übernommenen Gegenstand zu gewährende Vergütung in dem Beschluss über die Erhöhung des Grundcapitals festgesetzt werden. Jedes Abkommen dieser Art, welches nicht die vorgeschriebene Festsetzung im Generalversammlungsbeschlusse gefunden hat, ist der Gesellschaft gegenüber unwirksam. § 282 bestimmt, dass jedem Actionär auf sein Verlangen ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundcapital entsprechender Theil der neuen Actien zugetheilt werden muss, soweit nicht in dem Beschluss über die Erhöhung des Capitals ein anderes bestimmt ist. § 283 endlich bestimmt, dass eine Zusicherung von Rechten auf den Bezug neu auszugebender Actien nur unter Vorbehalt des im § 282 bezeichneten Rechtes der Actionäre erfolgen kann. Eine Zusicherung, die vor dem Beschlusse über die Erhöhung des Grundcapitals geschieht, ist der Gesellschaft gegenüber unwirksam. So das deutsche Gesetz. Und was geschieht bei uns? Die Rima erwirbt drei große Werte, die Hernadthaler, die Union und die Andrassy'schen Erzlager 2c., ohne dass die Actionäre überhaupt in die Lage kommen, der Erwerbung zuzustimmen; wahrscheinlich werden ihr über den Preis der Erwerbung und über die Angemessenheit dieses Preises, wenn überhaupt, nur sehr allgemeine Mittheilungen gemacht werden. Es werden 60.000 neue Actien, welche zum Tagescurs einen Wert von fast 20,000.000 fl. repräsentieren, ausgegeben, ohne dass den Actionären ein Bezugsrecht auf die neuen Actien eingeräumt wird; die Actien werden vorweg, bevor die Actionäre überhaupt befragt werden, an ein Bankenconsortium (Wiener Bankverein, Pester Commercialbank 2c.) begeben. Der Begebungscurs wird den Actionären voraussichtlich gar nicht bekanntgegeben; nur soviel ist sicher, dass dabei die Banken einen Zwischennutzen von mindestens 2,000.000 fl. machen werden, dem keine annähernd entsprechende Leistung gegenübersteht; wieder ein Schmarotzergewinn, für den es gar keine wirtschaftliche Rechtfertigung gibt. Damit die Banken diesen Gewinn machen können, kommen die Actionäre um ihr Bezugsrecht und müssen ihr Capital verwässern lassen, weil mehr Actien ausgegeben werden, als zum Ankauf der Werte nöthig ist. In Deutschland wäre all das nicht möglich; in Oesterreich-Ungarn aber bereichern sich die hervorragendsten Institute durch Transactionen, welche in Ländern mit modernen Rechtszuständen gesetzlich verboten sind.

Kunst und Leben.

Am 5. und 6. Februar wurde im Hofburgtheater wieder einmal Wallenstein gegeben. Herr Gimnig gab den Isolani, den er von Schöne übernommen hat, gut in Rede und Maske. Herr Frank war mehr preußischer Gardelieutenant als Gefreiter bei den Pappenheimern und ließ uns Herrn Devrient schmerzlich vermissen. Einen — allerdings verspäteten — Triumph aber feierte Frau Lewinsky, da Frau Wilbrandt die Friedländerin — sang. Dass Frau Wilbrandt in derartigen Aufgaben auf dem Gebiete der classischen Tragödie, die ihrem Können vollständig ferne liegen, exponiert wird, sollte man ihr ersparen — und dem Publicum auch.

*

Hugo Lubliners Lustspiel „Das fünfte Rad" errang am 1. Februar im Deutschen Volkstheater einen großen Erfolg. Der zweite Act rief geradezu Beifallsstürme hervor. Gewiss gebürt hiebei Dr. Tyrolt mit seiner Darstellung des „Titelhelden" ein wesentliches Verdienst. Aber damit lässt sich das nicht abthun. Der Mann, der den zweiten Act geschrieben hat, den der Schauspieler gespielt hat, ist auch jemand. Und dieser Mann hat auch seinem Stück eine hübsche Idee zugrunde gelegt, er hat diese ohne Prätension und doch geschickt durchgeführt, er hat eine lebenswahre, originelle Charakterfigur geschaffen und hat es ebenso glücklich vermieden, uns durch abgestandene Pikanterien

reizen zu wollen, als uns durch aufdringliche Philistermoral anzuekeln. Da mag man es mit in den Kauf nehmen, dass einige Schablonenfiguren nebenherlaufen und die „kunstsinnige" Fabrikantensfrau (Frau Martinelli) und deren Töchterlein (Fräulein Graßmüller) durch geschmacklose Uebertreibungen, die zum mindesten nicht nur den Darstellern zur Last fallen, gelegentlich mehr abstoßend als erheiternd wirkten. Man kann darüber umso leichter hinweggehen, als wir nicht viele ganz tadellose Lustspiele haben und für die einzelnen Mängel im Detail auch durch manchen reizenden Zug entschädigt werden. So kann man die Empfindung eines liebenden Mädchens, dem der Vater die Frage vorlegt, ob denn der Geliebte es wiederliebt, nicht einfacher und wirksamer ausdrücken als mit den der Kraft der eigenen Neigung vertrauenden Worten, wie der Autor sie schrieb und Fräulein Großmüller sie sprach: „Er wird schon". B.

*

Dem Gastspiele der Frau Fränkel-Claus in der Hofoper durfte man, nach dem außergewöhnlichen Erfolg, den sie im Vorjahre als Isolde hatte, mit großen Erwartungen entgegensehen. Die Künstlerin hat durch ihre Darstellung als Senta bewiesen, dass diese Erwartungen berechtigt waren. Sie besitzt vor allem die seltene Gabe, sich ganz in die jeweilige Situation zu versetzen, die dem Dichtercomponisten vorschwebte, und aus ihr heraus auf natürliche, ungezwungene Art das Spiel zu gestalten. Wie alle großen Darstellerinnen wartet sie nicht erst, bis sie der Componist etwas sagen lässt, sondern verräth unausgesetzt durch die unscheinbarste und doch so vielsagende Action, welch innigen Antheil sie an allem nimmt, was auf der Bühne vorgeht. Bei der Darstellung der Senta liegt die Schwierigkeit zumeist darin, zu zeigen, wie sich mit der Einfachheit der Seemannstochter, des Mädchens aus dem Volke, der schwärmerische Einschlag vereinigen lässt, der sie schließlich zu dem heroischen Entschlusse führt, Erik zu entsagen und dem Holländer anzugehören. Gerade dieser Uebergang gelang ihr — scheinbar unbewusst — ganz vortrefflich, sie hat anfangs weder auf die Volksthümlichkeit, noch auf die Romantik ausschließlich Gewicht gelegt und dadurch den allmählichen Sieg der letzteren über die erstere wahrscheinlich gemacht. Fügen wir hinzu, dass das mächtige Organ der Künstlerin gestattet, auch in gesanglicher Beziehung mit derselben Wärme und Leidenschaftlichkeit zu wirken wie durch die Darstellung, so wird man den gewaltigen Eindruck begreifen, den sie auch diesmal wieder hervorgebracht hat. Wir haben an unserer Oper gegenwärtig keine Künstlerin, die in den bisher dargestellten Wagner-Rollen dem illustren Gaste an die Seite gestellt werden könnte. R. W.

*

Herr Bonn gab, als Gast des Raimund-Theaters, den Hamlet und in einer durch die Rahel des Fräuleins Petri ausgezeichneten Vorstellung den Grillparzer'schen König Alfonso. Er hat damit noch immer Menschen und Zeitungen geködert wie trunkene Fliegen, als einen Großen hat man ihn gefeiert; und doch war er, die beiden Stücke zusammengerechnet, nur in einer einzigen Scene groß: als Alfonso im Auftritt des vierten Actes. Da schöpfte er aus seiner schauspielerischen Kraft, aus einem männlichen Trotz, der sich bei der neuerwachten Begeisterung für das Bild der Jüdin bis zu brünstiger Leidenschaft und Wuth steigert. Da ließ er seine ausgezeichnete Kunst der Rede und der Pose wirken; da verrieth er offen, dass nur in dem, was wir die Kunst des alten Burgtheaters nennen, seine wirkliche Eigenart liegt. Da konnte er also auch in seiner Weise ganz gut neben dem Bilde des Kainz als Gegenstück bestehen. Wie schade, dass er sonst eine künstliche Interessantheit vorspielt, ohne dazu veranlagt zu sein, dass er Farben und Lichter aufzusetzen sich nicht versagen kann, und doch im Grunde eine farblose, starre, nüchterne Erscheinung bleibt ... Dies gilt vorläufig nur von der Tragödie, Herr Bonn wird auch in einem Schwank auftreten. A. G.

*

Carl-Theater. „Rhodope." Operette von A. Engel. Verse und Musik von Hugo Felix. Seit den besten Tagen der Wiener Operette war in diesem Genre kein so eigenartiges, wertvolles Werk eines heimischen Componisten zu hören. Eigenart ist wohl das Hauptmerkmal dieser Musik: es gibt freilich Tacte und Stellen, in denen sie bereits schon wieder zu Manier verdichtet ist. Diese Musik klingt nicht nur, sie malt auch gern: die gesprochenen Worte sind zum Anhören, sind lustig ohne Peinlichkeit. So gibt sich denn das Werk als decoratives Tongemälde. Es wirkt so sinnenfreudig, wie etwa ein bunter, parfümierter Strauß. Was an Lieblichkeit und Grazie geboten werden kann, besorgt Fräulein Halton — unerschöpflich, sich immer wieder, zu aller Verwunderung, überbietend. Aber es ist doch schade, dass sie beim Theater mitthut! Sie ist Chanteuse. R. H.

*

Im Künstlerhaus bringt eine jüngere Gruppe nunmehr zum zweitenmal eine Sammlung von Studien und Skizzen. Schon vor einem Jahre war mir's hier vergönnt, ihr die verdiente Anerkennung auszusprechen; heute ist ihr Erfolg ein allgemeiner. Manches Bestechende tritt in der That heute noch kräftiger zutage. Die Intimität — die echte, der Mode entrückte — ist aufs feinste gewahrt worden: man tritt in abgetönte, abgeschiedene, anspruchslose Räume. An die Frühlinge in dem ehemaligen kleinen Münchener Secessionszelt fühlt man sich erinnert. Und selbst wenn, zum Unterschied von dort, hier ein leiser Provinzeindruck mitlebt, der Eindruck bescheidenen, schülerhaften Nachstrebens ... es bleibt doch ein liebenswürdiger Eindruck. Eine freundliche Tischrunde (ein wenig kleinstädtisch nennt sie sich „Hagen") — so sagt sich der Beobachter — cultiviert eben auch im nichtsecessionistischen, stillen Wien moderne Kunst und schmückt, wenn der Februar kommt, alljährlich ein paar Wände damit. Aber von dieser Vision wollen wir uns doch anderseits nicht bethören lassen. Studien und Skizzen mögen noch so dankbare Suggestionsformen des Malers und noch so flott entworfen sein: man fragt nach geraumer Weile doch, wer denn eigentlich dahintersteht. Wer die Maler sind, die uns hier ihre „Motive" mit freundlich schlenkernder Sorglosigkeit an den Kopf werfen. Nun, in der Mehrzahl sind es noch immer die traditionellen Wiener Akademieschüler — schöne Masken, wir kennen Euch — und in der Mehrzahl geben sie noch immer blechern harte oder sammtig geleckte oder sonstwie eindruckslose Landschaften zum besten. Wir kennen Euch, Ihr Tomec, Wilt, Kasparides (täuschende Maske), Pippich, Suppantschitsch, Charlemont u. s. w., wir kennen Euch. Ihr habt die Geschichte der modernen Malerei gelesen, wie nur irgend ein fleißiger Kritiker; nun schwört Ihr darauf — Ihr alle, auch der Sohn des verstorbenen Ranzoni — und wüsst den Unterschied zwischen Gut und Böse. Aber man müsste eigentlich auch malen können, um ein moderner Maler zu sein ... Eine Minderzahl ist da, die beweist es. Der begabte Konopa etwa mit seinen feinen Landschaften, Rauchinger, Schmoll, Eckhardt, Knirr, Hassmann und Hejda. Eine Kohleskizze von Rauchinger fesselt auf ganz besondere Weise: ohne Zeichnung und ohne farbige Tönung, bloß mit breit aufgetragenen Schattenflächen, ist hier aus dem Motiv einer „Landstraße" ein ganzer Accord von malerischen und Stimmungswirkungen gewonnen. Ein ebenso feiner Virtuose der Licht- und Schattendämmerung ist in seinen packend gemalten Oelbildern Schmoll von Eisenwerth. Von Eckhardt sind Thierstudien da, von Knirr ein malerisch empfundenes, aber wohl auch malerisch hergerichtetes, Frauenbildnis, von Hassmann groteske Zeichnungen. Zum Schluss empfängt uns Wilhelm Hejda. Sind wir noch in der liebenswürdigen Hagen-Runde, sind wir noch in Wien? Ein Vollendeter steht da, ein Ueberragender, Ganzgroßer. Kein Wiener in dem für unsere Malerei bezeichnenden Künstlerhaus-Sinn, ein unerschrockener Phantast, ein Gast aus fremden Reichen; wienerisch höchstens in seinem äußeren Schicksal. Wilhelm Hejda! Als in der vorletzten Weihnachtsausstellung seine „Erlösung" verhöhnt wurde, habe ich ihn hier verkündet; jetzt scharen sich Bewunderung und Staunen um seine Ecke. Aus der Provinz wird er wohl bald den Weg in die Welt gemacht haben. Aber noch hält man sich zu sehr an den Plastiker Hejda — er ist auch das — und übersieht zu sehr den decorativen Landschafter, den Farbenlyriker. Wir wollen auch diesen verstehen; wir werden Gelegenheit suchen, auf ihn zurückzukommen. Gd.

*

Man schreibt uns aus Berlin: An einer fehlenden Scene ist Gerhart Hauptmanns neues Possenspiel von Schluck und Jau in seiner Bühnenwirkung auf dem Deutschen Theater gescheitert, oder, zieht man die Buchausgabe*) mit zu Rath, an einem Mangel an Concentration, an gradliniger Folgerichtigkeit. Einen alten Stoff hat Gerhart Hauptmann neu gestaltet: schon das Märchen in 1001 Nacht erzählt von dem armen Schlucker, dem vorgespiegelt wird, er sei ein Fürst. Zum lustigen Vagabunden geworden, kehrt dieser arme betrogene Schlucker im Vorspiel zu der „Widerspänstigen Zähmung", in Holbergs „Jeppe vom Berge" wieder. Bei Hauptmann gesellt sich zu dem Jau, dem Gleiches widerfährt, als ein getreuer Kumpan, der Schluck. Schluck wird überredet, die Rolle der Fürstengemahlin zu agieren. Wie Jau betrogen wird, so soll Schluck betrügen. Alle Erwartung, das dramatische Interesse richtet sich auf eine große Scene, das Zusammentreffen beider. In dieser Scene müsste Sinnlichkeit, eine derbe, ironisierte Sinnlichkeit, zu tollem Rechte kommen. Eine gewagte Scene, die Gerhart Hauptmann — nicht gewagt. Sie fehlt. An ihrer Stelle eine dürftige Skizzierung. Und in der Buchausgabe in der intimen Scene, die bei der Aufführung gestrichen war, ist all die Sinnlichkeit, deren Object Schluck, das Masculinum, hätte sein sollen, auf Frau Adeluz, ein über allen Zweifeln stehendes, noch dazu verwitwetes Femininum, abgelenkt. So hat diese Pyramide zwei Spitzen, oder keine. Und solche Pyramiden pflegen auf der Bühne dem Sturm der Wochen und Monate schwer zu trotzen. Gerechtfertigt aber hat Hauptmann, der Dichter, den Theatraliker. Wundervoll die Gestalten der beiden Vagabunden in ihrer verlumpten Selbstherrlichkeit und ihrem philosophischen Kehrmichnichtdran, aus dem heraus Hauptmann auch die psychologische Lösung, da Jau in seinen Lumpen am Grabenrande gar kläglich wieder erwacht, gefunden hat. Der arme Jau, er nimmt sein Abenteuer mürrisch; doch über aller Misère steht ihm tröstend die schnapsgetränkte Wonne apathischen Vagabundenthums. Und im Gegensatze zu diesen Kumpanen hat sich Hauptmann die Gestalt der Schlossherrin Sidselill verdichtet zu einer holden Gestalt, voll zarten, wundersamen Reizes, doch mit dem modernen Zug bewusster, spielender Naivetät und einem Zuge versteckter Sinnlichkeit. Und im Gegensatze zur saftig derben Vagabundensprache eine gehobene, doch auch vergleichskräftige, sinnlich frische Sprache der Jagdgesellschaft. Hier oder nirgends liegt der Fortschritt: diese getragene Sprache, sonst eine Schwäche Hauptmanns, ist nicht mehr abgetragen.

Ernst Heilborn.

## Bücher.

Anna Sergeiew: Der Geschlechtstrieb, die Idealisierung, die Liebe. Leipzig, Wilhelm Friedrich (ohne Jahreszahl).

Das Verhältnis des Geschlechtstriebes zur geistigen Liebe ist noch lange nicht genügend ergründet, bleibt daher ein lohnender Gegenstand

*) Soeben erschienen im Verlag S. Fischer, Berlin.

wissenschaftlicher Untersuchungen. Auch ist es ein glücklicher Gedanke, zwischen beide mächtige Empfindungen die Idealisierung des begehrten Gegenstandes einzuschieben, in die sich bei civilisierten Menschen der Geschlechtstrieb zu verkleiden und hinter der er sich zu verbergen pflegt. Aber zur Bewältigung des großen Gegenstandes fehlt es der Verfasserin an Kenntnissen, an Erfahrung und an logischer Schärfe; überdies macht sie das kleine Buch zu einem Sammelsurium von Lesefrüchten und Ergebnissen ihres Nachdenkens über die verschiedenartigsten Gegenstände. Wahrhaft kindlich ist ihre Auffassung, die Männer seien nur darum so „schlecht", weil sie schlechter erzogen würden als die Mädchen. Die „auf nichts begründete" Herrschaft des Mannes soll ihrer Ansicht nach vernichtet werden. Dass sich in Russland, wo, wie es scheint, die Frauen der unteren Stände ganz allgemein von ihren Männern geschlagen werden, die Empfindung der gebildeten Frau gegen diesen Zustand auflehnt, ist leicht zu verstehen; aber mit falschen Behauptungen wird den armen gemisshandelten Weibern nicht geholfen. Wenn die Männerherrschaft „auf nichts begründet" wäre, würde sie gar nicht vorhanden, am wenigsten aber über die ganze Erde verbreitet sein und sich durch Jahrtausende halten. Will man einen unliebsamen Zustand reformieren, so muss man zu allererst seine natürlichen Grundlagen anerkennen. —e—

**Rudolf Lothar: Das Wiener Burgtheater.** (Dichter und Darsteller, II.) Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien.

Dieses Buch geht jetzt viel von Hand zu Hand und wird von allen gern angeblättert: es gehört zu den bestausgestatteten Büchern nach modernem Geschmack. Wie ein Heft in biegsamen, grünen, einfach ornamentierten Papierdeckeln sieht es sich an, und erweist sich bei näherem Gebrauch als ein prächtig starker, überaus geschmackvoll gemachter Band, der — wenn man das Bedürfnis haben sollte, ihn auf die Probe zu stellen — vermuthlich auch eine große physische Unverwüstlichkeit an den Tag legen würde. Auf der Stirn prangt ihm ein sehr gutes Bildnis Laubes, sein Inneres ist angefüllt mit Photographien und Carikaturen — Schauspielern, Directoren und Intendanten — mit Häuservedutten, Bühnenbildern und autographierten alten Theaterzetteln. Um die Illustrationen aber schlängelt und windet sich, bald schmächtig dahinfließend, bald einherſprudelnd über bildlos graue Seitenstrecken, der historische Text des Dr. Rudolf Lothar. Es ist über diesen Text schon von manchem manches geschrieben worden. Das Entscheidende jedoch scheint so selbstverständlich klar zu sein, dass es noch von niemandem geschrieben wurde: nämlich dass diese Geschichte nichts weniger ist als eben eine Geschichte. Nicht einmal die einfache Chronologie der Burgtheaterleitungen wird der, dem sie nicht bekannt ist, hier kennen lernen. Die Kapiteleintheilung ist ebenso willkürlich wie der Weg, den die Darstellung selber nimmt; ein Inhaltsverzeichnis, Schlagwörter oder Marginalnoten sind nicht da, um dem armen Leser zuhilfe zu kommen. Das ist zumindest ein formaler Fehler, der allerdings bei einem so formalen Unternehmen genügend schwer wiegt. Aber es ist daneben auch noch ein größerer, geistiger Fehler. Lothar wollte zu viel auf einmal geben: ein historisches Handbuch und stellenweise eine Monographie mit neuen Documenten und eine Streitschrift gegen den Director Schlenther und eine Gesammtkritik des Burgtheaters überhaupt und vielleicht noch einiges mehr. Ob sich alles das vereinigen läſst, will ich in der Theorie hier nicht untersuchen; der vorliegende Erfolg spricht nicht dafür. Nicht nur das historische Handbuch ist dabei verloren gegangen; auch die neuen Archivfunde (ein Memorandum über die Censur vom Anfang des Jahrhunderts, Briefe von Laube und Halm u. a.) kommen nicht zur Geltung, und die kritische Tendenz — die frisst sich vollends selber auf, wie Abraham Lincoln in der Legende. Das Burgtheater, sagt Lothar nämlich zunächst, war niemals eine wirkliche Literaturbühne und muss in unserer „volksthümlichen" Gegenwart und Zukunft erst recht versteinern und erstarren: das ist das Naturgesetz in seiner ganzen Anlage. Gut, nehmen wir das an, trotzdem ein solcher Ausspruch in solcher Allgemeinheit gewiss nicht ernst zu nehmen ist. Das Burgtheater, sagt aber Lothar weiter, hat in Schlenther heute seine entscheidende Gefahr erlitten, in diesem tragen Feigling, der das Repertoire und Ensemble zerstört, die moderne Dichtkunst vernachlässigt und die Tradition zerreißt. Nehmen wir auch das hin. Kampf gegen das Hoftheaterwesen mag eine schöne Sache sein, und Kampf gegen den Director auch. Aber beides zusammen? Das ergibt, man sieht es hier, komischerweise ein Minus. Das ergibt Widersprüche, die mit argen Windungen scheinbar ausgeglichen werden müssen. In dieser logischen Spirale verräth sich übrigens nicht nur die Art des Buches, sondern zum Schluss auch etwas vom Kritiker Lothar überhaupt. Man kennt seine Eigenart: er ist ein allzu ehrgeiziger Schnell- und Vielredner. Vom Hochsten ist er immer das Höchste; alles was andere sind, ist er immer auch. Aesthetisch? Aesthetisch! Social? Oh, social!! Und praktischer Theatermann!!! Und auch ein bisschen kalter philosophischer Zweifler. Was soll man mit so vielen Fähigkeiten und Anzeichen machen? Keineswegs ein für das Verständnis bestimmtes Compendium wie das vorliegende. R. G.

**Carl Ewald: Die alte Stube.** Aus dem Dänischen von Walther Ernst. Umschlagband von Rudolf Jettmar. Wiener Verlag (L. Rosner Sep. Cto.) 1900.

Ein Buch der Symbole und Masken, Verkleidungen und Deutungen. In stillen, gedämpften Worten spricht sich darin ein vom äußeren Leben abgewendeter Sinn aus, dem eine helle, dürstende, nur in der Bewegung befriedigt sich fühlende Natur gegenüber steht. Im besonderen: Die Geschichte einer heiligen Ehe voll erhabener Herrlichkeit, überverfeinerter Einheit. Die alte Stube ist der Cacionadetempel eines alten Geschlechtes, das, von Generation zu Generation sich veredelnd, einen Abkömmling der subtilsten Gemüthsart, feinsten Weisheit erzeugte. In der alten, bis zum Grauen geheimnisvollen Stube verbringt der stille Mann die Tage; er verachtet das Leben nicht, aber steht darüber und lebt es in der wunderlichsten Größe völlig verinnerlicht, als ein Teil der Seele. In der Ordnung, der Gleichmäßigkeit, der breiten Ruhe sucht er die Würde, Größe, Schönheit. Seine Frau ist Eva, jung und schön; immer in nagender Angst, die Secunde verloren zu haben, satt nur im Lichte und der Bewunderung, immer gehetzt von der Sorge, die Jugend enteilen zu lassen. Als sie sich fanden, liebten sie einander. Dann gehen ihre Wege auseinander, weil sie nicht in die alte Stube passt, weil ihr graut vor dem Dämmerdasein, in welches hundert Tode hineinspielen und die Erinnerung bleiern drückt. Für sie ist auch die Ehe noch ein Kampf, für ihn aber schaffendes Ruhen; das Leben ist darin vertieft, verzweifacht zum mindesten; man ist sich so nahe gekommen, dass die Nähe eines Dritten aus dem jeweilig anderen Geschlechte unbehaglich wird. So denkt der Mann. Aber sie versteht ihn nicht mehr und kämpft; er ist für sie schimmlig, wie seine alten Bücher und das alte Zeug, in welchem er hauste. Die alte Stube hatte ihre Herzen für einander getödtet, empfindungslos gemacht. Erst in der Stunde des Scheidens geschieht das Herrliche, dass eine Neigung keimt aus der Gewohnheit: er bringt ihr die kluge Ruhe, sie führt ihn zurück ins Leben. Die alte Stube betreten sie nimmermehr ... Es gibt wenige Bücher von so herrlicher Klarheit, warmer, schlichter Größe. Inhalt und Form schließen sich prachtvoll zusammen. Man muss diese Geschichte lieb gewinnen, wie den „Mogens" von Jacobsen. A. H.

# Revue der Revuen.

## Kunstzeitschriften.

**„Ver sacrum"**, das Organ der Wiener Secession, hat aufgehört, für eine weitere Oeffentlichkeit zu erscheinen. Man glaubt, dass die Absicht, die zur Gründung dieses Blattes geführt hatte — nämlich den Bann, der auf dem ganzen Wiener Kunstleben lag, zu brechen — in befriedigendem Maße erreicht ist. Nun darf man sich wieder in den intimeren Kreis zurückziehen: die Zeitschrift soll in Zukunft nur von den Angehörigen und für die Angehörigen der Künstlervereinigung gemacht werden. So hat man jetzt also ein Blatt, das nur von Künstlern geschrieben wird. Gewiss ein bedeutsames Zeichen einer Zeit, die von Anregungen, Plänen und Zukunftswollen so übervoll ist, dass das Schaffen auch noch durch das Wort ergänzt werden muss. Die beiden vorliegenden Halbmonatshefte enthalten Aufsätze von Engelhart und Otto Wagner. Der Pariser Brief von Engelhart ist gleichzeitig eine Besprechung der graphischen Ausstellung, deren französische Abtheilung er zusammengebracht hat. Interessant ist die Beobachtung, dass auch dort die fortschrittliche Bewegung auf die Ueberwindung des Naturalismus und Impressionismus hinauszielt. Leute, die man schon ganz fertig glaubte, befinden sich in einem Uebergangsstadium: Steinlen sucht nach Stil, Renoir sucht nach Stil. Anquetin und Lautrec sind auf dem gleichen Wege. Wagner beschäftigt sich mit den heimischen Verhältnissen. In seinem Artikel lebt der ganze Stolz dieser kleinen Künstlerschar, die in so kurzer Zeit so radicale Wandlungen gebracht hat. Man hat das noch nicht genug anerkannt, meint er; er verlangt eine reinliche Scheidung von wirklich künstlerischen und commerciellen Bestrebungen, es thut ihm weh, wenn er auf officiellen Ausstellungen noch immer eine bunte Vermischung von echter Kunst mit Pseudomodernität findet, wenn der Name des decorativen Künstlers von dem einer prunkvollen Geschäftsfirma verschluckt wird, oder thörichte Plagiate sich breit machen dürfen, die die ganzen Bestrebungen discreditieren. Mit Recht weist er darauf hin, dass die officielle Unterstützung und Leitung hier am meisten thun kann. Das k. k. Institut für Kunst im Gewerbe, hofft er, wird die Stätte sein, von wo der echte künstlerische Geist ins Gewerbe getragen werden wird.

Man hat jetzt wirklich immer mehr das Gefühl, dass doch wieder Leben im Lande ist. Dresden spielt in Bezug auf Ausstellungskunst eine ähnliche Rolle wie Wien. Das Dresdener Ausstellungsheft der **„Deutschen Kunst und Decoration"** hinterläſst eine frohe Stimmung, und es liegt wohl daran: man hat das Gefühl, dass es nicht ein paar einzelne große Persönlichkeiten sind, die die Bewegung tragen, sondern dass das allgemeine Niveau in ungeahnter Weise gestiegen ist. Man kann heute fortwährend auf neue Namen treffen, die sich dem Ganzen würdig eingliedern und es mit einem persönlichen Klang bereichern. Der Dresdener Unger gehört hierher, dessen Entwickelung H. W. Singer in einem Aufsatz nachgeht. Es ist das typische, moderne Künstlerlos, das sich auch in diesem Werdegang ausspricht: das Ringen des einzelnen mit der ungeheueren Flut von Eindrücken und Anregungen, mit denen das Leben heute jeden sensiblen Menschen überschüttet. Pleinair, Risbet, Strang, Böcklin — das sind die Einflüsse, denen dieser Künstler nacheinander unterworfen war: jetzt scheint eine größere Ruhe und Sammlung aus seinen jüngsten Werken zu sprechen, die — dem Zuge der Zeit entsprechend — eine starke Farbigkeit mit groß gesehener, seelisch durchgefühlter Form zu geben suchen.

**„Kunst"** oder auch **„Kunst für Alle"** gehört noch immer zu den Zeitschriften, die es vorziehen, vieles und daher jedem etwas zu bringen. Dabei ist es dann nicht zu verwundern, dass künstlerisches Empfinden ganz harmlos und scheinbar unbewusst gelegentlich recht mit Füßen getreten werden. Heute Kaulbach, morgen Ludwig von Hoffmann, einmal das Feinste vom Feinen, dann wieder absoluter Kunstvereinsstandpunkt — so geht das lustig durcheinander. Jetzt bringt sie gar Hermann Prell, mit seinen unmöglichen Fresken aus den Palazzo Caffarelli in Rom. Dieser Maler, der im allerhöchsten Auftrage mit seinen teutonischen Barbareien jenen alten heiligen Boden der Kunst zu entweihen das Glück hatte, wird hier als der große Vertreter deutscher Monumentalkunst im Auslande gefeiert. Ja, der Artikelschreiber, dem diese „Wenen" sehr gut gefallen haben, hofft, wie er sich lieblich ausdrückt, von ihm noch viele „monumentelle Melodien" zu hören. — Es wäre ja am Ende gleichgiltig, ob eine Kunstzeitschrift, die so wie so hin und herschwankt, auch mal einen Prell-Hymnus bringt. Das Schlimme daran ist, dass hierdurch jener unheilvolle Cultus mit dieser Afterkunst unterstützt wird, wie ihn ein Herr Meißner begann, der es gewagt hat, Prell und Klinger in einem Athem zu nennen und leider auch zu publicieren.

Von auswärtigen Zeitschriften ist **„Studio"** interessant mit seinen Publicationen über Stolen und Leibl. Es befindet sich unter den Reproductionen nach Leibl auch jenes schöne und sehr eigenthümliche Bild mit den beiden Wildschweinköpfen, das man jetzt in der Berliner Nationalgalerie

sehen kann. Dieses Bild, welches aus einem größeren Werke ausgeschnitten wurde, ist von einer ganz merkwürdigen, ja man möchte sagen altmeisterlichen Strenge und Größe. Dürer, Holbein — und Klinger sind die verwandtesten Empfindungen, die es auslöst; es sind nur ein paar Wildschützen, die dargestellt sind, und man steht mit derselben Ehrfurcht vor ihnen, wie vor jenen alten Apostelköpfen oder einer jener harten Schicksalsgestalten, die geflügelt und mit Schwertern durch Klingers Welt schreiten.

„La Lyre et les Muses par Henri Martin“ ist der Titel eines Aufsatzes in „**Art et Décoration**“, den L. Bénédite diesem „Monumentaldichter“ widmet, den Puvis de Chavannes selbst als seinen Erben bezeichnet hat. Die Lyra und die Musen, wie bei Moreau und Puvis, sind auch auf seinen Schöpfungen die Träger der Stimmung, sie entführen in die Augenblicke der seelischen Erhebung, der Inspiration, der großen Begeisterung, des fruchtbaren und schöpferischen Genies. Wie bei Moreau ist die Lyra ihm das Emblem der schönen Ordnung, des Maßes, des Rhythmus, der Harmonie und zugleich auch wie bei Puvis das Symbol einer Art von Naturreligion, pantheistischer Contemplation, der Verehrung alles erhabenen Glanzes im All und im Leben. Und die Musen sind die Verkörperung alles dessen, was schön ist: sie sind wie die Quintessenz des Daseins selbst gedacht. Darum sind sie so sanft und traurig, denn in dieser Welt kommt ihr Wesen nur durch das Leiden zum Ausdruck. Ihr Lächeln ist von einer resignierten Anmuth, sie wissen, dass das Leben traurig ist, aber auch, dass uns dafür die Träume gegeben sind. Diese Gestalten mit ihrer herben Grazie, in die sich ein feiner Hauch von Sinnlichkeit mischt, mit ihren discreten, verhaltenen und so ausdrucksvollen Gesten, bevölkern jene im Sinne des Puvis groß componierten Bilder, die man kennt; jene Friese des Hotel de Ville in Paris etwa, welche die Allegorie der Malerei und der Bildhauerei darstellen. Oder die anderen in der alten Troubadourstadt Toulouse, die der Heldin der altfranzösischen Lyrik, der Schöpferin der Blumenspiele, gewidmet sind: der Clémence Isaure, der Königin des Languedoc. Und bei Clémence Isaure hat Martin wohl seinen eigensten Ton gefunden: diesen Ton von ritterlicher, fast schwärmerischer Verehrung vor dem Weibe, das er anders fühlt, als Puvis de Chavannes — moderner, französischer, mit jenem Zug von ein wenig angegriffener Eleganz und leidender Erotik, der sie zu Märtyrerinnen und Heiligen der Leidenschaft macht. Und man denkt ihn sich gerne so, wie ihn sein Freund Bellery des Fontaines porträtiert hat. Da steht er, im Hintergrund sein Bild la Douleur, in straffer Haltung vor der Staffelei, die wie ein Altar das eben entstehende Gemälde einer Madonna oder Geliebten trägt. Und es liegt in der Art, wie er den Pinsel gleichsam wie einen Degen senkt und in dem heißen verträumten Blick, der jenes Frauenbild zu umarmen scheint, die ganze ritterliche Grazie der französischen Seele und die berauschte Romantik aus der Zeit der Troubadours.

Zu den Kunstzeitschriften der letzten Wochen gesellt sich auch die hier bereits angezeigte Bierbaum'sche „Insel“ mit drei neuen Monatsheften (2 bis 4). F. Blei beendet darin die Publication der aus den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts stammenden Briefe des Abbé Galiani, eines weltweisen, eleganten Aphoristikers, der Sätze formuliert wie diese: „Die Tugend der Fürsten ist wie das Vergnügen einer Jungferschaft; die Vorstellung davon ist schöner als ihr Genuss“ oder „Alles in unserem Kopf ist optisch. Wir sind nicht eingerichtet für die Erkenntnis der Wahrheit . . . Die optische Täuschung, die allein muss man suchen“ oder „Die Dummköpfe müssen befehlen, herrschen — thäten sie das nicht, so thäten sie nichts, das wäre ein Luxus, den die Natur nicht treiben darf“. — Meier-Gräfe setzt seine Beiträge zu einer modernen Aesthetik fort und spitzt seine Forderungen immer mehr zu auf Einheitlichkeit zwischen Kunstproduction und Kunstgenuss, also auf das, was man ästhetische Cultur, Stil einer Zeit, nennt. Das 4. Heft, das, nach der Lemmen'schen Ausstattung der ersten Nummern, in seinem äußern Gewand eine Quartalsherrschaft des Worpsweders Heinrich Vogeler einleitet, bringt „Der Kaiser und die Hexe“, ein Schauspiel von Hugo v. Hofmannsthal, geschrieben im Jahre 1897 und in seiner Form von Grillparzers Traumdrama beeinflusst. Der Kaiser von Byzanz liegt sieben Jahre im Liebesbann einer Hexe und befreit sich von ihrer Macht, indem er ihr sieben Tage lang entsagt. Vor dem entscheidenden Sonnenuntergang dieses letzten Tags spielen sich die Scenen des Stückes (in einem Jagdrevier) ab. Der Kaiser entdeckt in dieser Stunde die Bedeutung seines eigentlichen Berufs. Beigegeben ist dieser Dichtung eine von Th. Th. Heine glänzend stilisierte Holzschnittillustration. — Zugleich gibt die „Insel“ die erste Vierteljahrlieferung ihres unerkennbar sorgfältig hergestellten Mappenwerks heraus. Sie enthält sechs Originaldrucke (u. a. von Vogeler, Rodin, Nicholson) und vier Facsimiles (u. a. nach v. Eyck und Manet).

# Uebergang.

Von J. Zangwill.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Stein

## I.

Es kam der Tag, wo sich der alte Daniel Peysier den Wünschen seiner Gattin, die nach einer weiteren socialen Sphäre und einem von Ehestandscandidaten belebteren Horizont giengen, nicht länger widersetzen konnte. Denn sie hatten sieben Töchter und nicht die geringste Aussicht auf auch nur einen Mann für diese ganze Horde. Und thatsächlich hatte während der letzten fünf Jahre in der Judengemeinde von Portsmouth bloß eine einzige Hochzeit stattgefunden, und damals waren die christlichen Blätter voll von Berichten über die neuartige Ceremonie, über das rituelle Brautbad und das unter der Ferse des Bräutigams zerbrochene Glas gewesen. In den Augen der inmitten des Paarungseifers einer russischen Gemeinde aufgewachsenen Frau Peysier grenzte dieser überhandnehmende Cölibat an Unmoralität.

Portsmouth mochte mit seinen leichtsinnigen Soldaten und Matrosen einen vorzüglichen Boden für Versatzämter abgeben, besonders vorzüglich, wenn man die Ethik dieser Heiden nicht mit allzu großer Gewissenhaftigkeit beobachtete, doch als Heiratsmarkt — selbst für Mädchen mit Mitgift und hübschen Lärvchen — war der Ort hoffnungslos. London lockte indessen nicht bloß in seiner Eigenschaft als Handelsplatz mit Junggesellen: es war das naturgemäße Endziel der provinziellen Juden, es war die Belohnung ihres Fleißes. All die angesehensten Leute hatte es nach der mächtigen, magischen Stadt getrieben, deren Zauberkraft nicht einmal nach den wohlfeilen Ausflügen dahin erblich.

Wollte Vater denn bestreiten, dass sie nun Geld genug gemacht hatten, um sich die Auswanderung zu erlauben? Nein, das wollte Vater gewiss nicht. Seitdem er Deutschland als Knabe verlassen, hatte er gespart, stetig gespart und schlau den Ueberschuss in den benachbarten Gründen von Southsea angelegt, welches sich nun rasch zu einem Badeort entwickelt hatte. Rechnete er auch 3000 Pfund für jede einzelne Mitgift, so blieb ihm immer noch ein ansehnliches Vermögen übrig.

Oder gab es irgend eine sociale Ursache, warum sie nicht ebenso viel von sich reden machen sollten wie die Benjamins oder die Rosenweiler? Nein, Väterchen konnte nicht leugnen, dass seine Mädchen hübscher und manierlicher waren als die Töchter dieser Vorläufer, besonders wenn sie sich so zu sechsen schwatzend, bittend, schmeichelnd und küssend um die ernste, wie aus Stein gehauene Gestalt herumdrängten.

„Aber ich sehe nicht ein, warum wir unser Geld so verschwenden sollen,“ erwiderte er mit der instinctiven Vorsicht früherer Armut.

„Verschwenden!“ — und von den hübschen Lippen ertönte vorwurfsvolles „O!“

„Ja, verschwenden!“ bekräftigte er. „In Indien, da tritt man auf Gold und Diamanten herum: in London aber bezahlt man den Boden, auf dem man geht, mit Gold und Diamanten.“

„Sollen wir also nie einen Enkel haben?“ rief Frau Peysier. Das Lob Indiens aber blieb unbezweifelt, so dass sich Klein-Schnapsie, auf deren kindliche Phantasie diese ereignisreichen Familiendebatten stets tiefen Eindruck machten, jahrelang aufs lebhafteste vorstellte, wie sie barfüßig über spitzige Diamanten und Goldkieselsteine dahinschritt. Und lange noch, nachdem sie genug gelernt hatte, um über die Naivetät der väterlichen Geographie zu staunen, glänzte das Wort „Indien“ für sie in barbarischer Herrlichkeit.

Schließlich, von so viel ausdauernder Weiblichkeit umringt, wurde der alte, ungeschliffene Arbeitsmensch doch in das müßige Londoner Leben hineindisputiert.

## II.

Und so breitete die Familie fröhlich ihre Schwingen aus und wanderte in die Wunderstadt. Nur Kopf und Schwanz — der alte Daniel und Klein-Schnapsie — hatten etwas Gefühl übrig behalten für das, was sie hinter sich ließen. Der alte Daniel schied von der schmierigen Synagoge, deren Präsidium ihm mit der anwachsenden Dickleibigkeit seiner Börse zugefallen war, und in welcher er sich und denen, die er ehren wollte, die ausgezeichnetsten Privilegien, wie das Oeffnen der Bundeslade oder das Tragen der Thorarollen erkauft hatte: er schied von seinen alten Freunden, die sich stets des Sonntags nachmittags zum „Klabrias“ eingestellt hatten: er schied von den einträglichen Sonnabenden, an denen es durch die heidnischen Hausfrauen, die alle ins Versatzamt kamen, um ihren Sabbathschmuck auszulösen, so heiß hergieng.

Und Klein-Schnapsie, — die erst elf Jahre alt und noch nicht scharf auf die Männer war — schied von dem theerigen, funkelnden Hafen mit seinen heldenhaften Schiffsrümpfen und den modernen Kriegsschiffen, zwischen denen der Halbpfennig-Dampfer durchsteuerte: schied von den hohen Wellen, die sich an der kieseligen Küste brachen, und von dem freundlichen Mond, der schimmernde Pfade auf ihre hehre Ruhe warf: schied von den belebten, engen Straßen, in denen sie gespielt, und von der Schule, in der sie stets die erste gewesen, und von dem salzigen Wind, der über all dem wehte.

Klein-Schnapsie hieß für ihren Vater immer nur Schnapsie. Ihr eigentlicher Name war Florence. Die vier jüngeren Mädchen trugen alle heidnische Namen — Sylvia, Lily, Daisy, Florence — ein Zeichen des Einflusses der drei älteren auf den Familienrath, denen ihre eigenen, Leah, Rachael und Rebekka, mit den Jahren zum Ekel geworden waren. Zwei Knaben hatten diese beiden Mädchenstratas, die jüdische und die heidnische, von einander getrennt, doch war deren Erdenleben nur ein kurzes und jammervolles gewesen, und so verfügte der Vater trotz all dieser zahlreichen Nachkommenschaft über keinen männlichen Leidtragenden, der ihm dereinst das „Kaddisch“ sagen konnte. Jedoch war anzunehmen, dass ein Enkel nicht lange auf sich warten lassen würde, denn die Mädchen waren alle hübsch und das älteste fünfundzwanzig Jahre alt. Wie zum Hohne hatte die jüdische Gruppe blonde, beinahe christliche Farben (da sie dem teutonischen Vater ahnelte), während die heidnische

Strata die charakteristisch orientalischen Züge aufwies. Bei Klein-Schnapsie wiederholten sich diese östlichen Reize — die bei ihren Schwestern ein wenig zu scharf ausgeprägt waren — auf eine ausgesucht veredelte Weise. Die dichten, schwarzen Haare und Brauen waren weich wie Seide, träumerische dunkle Augen füllten das ovale Gesichtchen mit Poesie, und ihre Haut glich todtem, eben ins Leben erglühendem Elfenbein.

III.

Das erste Jahr in Highbury, der lieblichen Vorstadt im Norden Londons, war eitel Begeisterung und Ekstase von Seiten der Mutter und der jüdischen Töchtergruppe, die sofort in eine große Rotte Deutscher und in eine ganz neue Welt von Bällen, Diners, Theatern, Jours und Spielpartien hineingeriethen. Sylvia, die älteste der Heidinnen — im Interesse ihrer Schwestern mit tyrannischer Gewalt jung erhalten — war die einzige, die über die Veränderung ungehalten war, während Lily und Daisy in der Aussicht auf Ablösung der älteren Gruppe, wenn diese erst umschwebt vom Duft der Orangenblüten hinweggeschwunden, hinreichende Entschädigung fanden. Die Luft war beständig von besagtem Orangenduft erfüllt, und Frau Peyser und ihre drei hoffnungsvollen Töchter schnupperten ihn Tag und Nacht.

„Nein, nein, der gehört schon Rebekka."

„Mir? Ich heirate keinen Mann mit Haaren wie die gelben Rüben. Leah ist die Aelteste; an ihr ist die Reihe."

„Danke bestens, Liebste. Verschenke nichts, was du noch nicht hast."

So erregte jeder neue junge Mann, der auch nur die geringsten Anzeichen blicken ließ, dass er geneigt wäre, anzubeißen, derartige halb scherz-, halb ernsthafte Erörterungen, und seine Person, sein Einkommen, die Wahl derjenigen, der er zugetheilt werden sollte, bildeten die Würze einer jeden Mahlzeit, bei der er — oder einer seiner Genossen — nicht zufällig anwesend war.

Ob also in Fleisch und Blut oder bloß im Geiste, war der „junge Mann" (es erschienen so viele derselben am Schauplatz, dass er eigentlich mehr als Typus denn als Individuum umherschwebte) ein ständiger Gast am Peysertisch.

Alle diese neuartigen häuslichen Aufregungen jedoch konnten Klein Schnapsie keinen Ersatz bieten für ihre mondbeschienene See und die fremden, mit geheimnisvollen Dingen beladenen kommenden, und gehenden Schiffe.

Und der arme, alte Daniel fand niemand, mit dem er plaudern konnte wie mit seinen alten Freunden, fand nichts in dem Getriebe von London, das ihm das Sonnabendtreiben in seiner Pfandleihanstalt ersetzen konnte, fand keine schmutzige, kleine Synagoge, die Verlangen trug nach seinem glanzvollen Präsidium. Unbeachtet saß er da in dem schönen, halbleeren Steinhaus, mit dem Bewusstsein, in dieser einsamen, unendlichen Wildnis ein völlig überflüssiges Atom zu bilden.

Mit dem ergrauenden zottigen Backenbart und den knabenhaft dreinblickenden blauen Augen war er wirklich nichts weniger als eine imposante Figur. Auf der Straße trabte er in seinem gebückten, wackelnden Ghettoschritt dahin und vergaß, die rothen, rauhen Hände in Handschuhe zu stecken; und zu Hause ließ er nicht von seinem frommen Käppchen. Anfangs bemühten sich seine modisch erzogenen Töchter und seine Gattin, die sich den neuen Verhältnissen viel besser anzupassen wusste, ihn für die Gesellschaft umzugestalten und es ihm bei ihren „at homes" heimisch zu machen. Doch bald wurde er in den Hintergrund dieser glänzenden gesellschaftlichen Veranstaltungen verwiesen; denn entweder war er zu schweigsam oder zu gesprächig, immer mit altmodischen jüdischen Witzen bei der Hand, die die noblen jungen Leute in Verlegenheit brachten, oder mit hebräischen Citaten, die sie nicht einmal verstanden. Oder das leichte Geplauder wurde auf einmal von einer Kaiserfanfare übertönt, wenn er sich in das bunte Taschentuch schneuzte.

Nach und nach wurde er vollständig aus dem Salon verbannt.

Im Speisezimmer jedoch — wenn's keine Gäste gab — nahm er für Jahre hinaus noch den obersten Platz ein. Der alten Gewohnheit getreu blieben die Mädchen um den Tisch versammelt, wenn er nach der Mahlzeit mit geräuschvoller Salbung den hebräischen Segen intonierte: ja sie stimmten sogar in die den einfachen Gesang unterbrechenden, kleinen Melodien ein. Nach und nach aber verstummten ihre Stimmen. Und wenn sie elegante Gesellschaft hatten, dann wurde auch der alte Mann von ganzen Reihen blonder und schwarzer Augenbrauen zum Schweigen gebracht.

Daniels Gebet war bei solchen Gelegenheiten endlich bis zu einem andächtigen Gemurmel geschwunden, das inmitten des fröhlichen Tellergeklappers gar nicht beachtet wurde, ebensowenig wie sein frommes Käppchen, welches als Schutz gegen Verkühlung hingestellt ward.

Und schließlich hatte sich dieses leise Gebetmurmeln vor fremden Leuten auch auf den häuslichen Kreis übertragen; und dies demüthige Flüstern mit Gott wurde zum Symbol seiner Unterdrückung.

(Fortsetzung folgt.)

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 17. Februar 1900. | Nummer 281.


## Die geheime Verständigung.

Wie die Kuh vor dem neuen Thor, so stehen die österreichischen Politiker immer hypnotisiert vor jedem neuen Ministerpräsidenten. Die Kuh glaubt, weil sie ein neues Thor sieht, vor ein anderes Haus gerathen zu sein. Der vulgäre österreichische Parlamentspolitiker glaubt, weil er einen neuen, oder auch nur, wie im Fall Koerber, einen neu aufgefirnissten Ministerpräsidenten sieht, vor einem neuen Regierungssystem oder, wie man das gewöhnlich so nennt, vor einem Systemwechsel zu stehen. So hat denn auch die Verständigungsconferenz, mit der Herr Dr. v. Koerber sich eingeführt hat, wie etwas noch nicht Dagewesenes gewirkt. Aber von deutsch-czechischen Verständigungsconferenzen haben wir im Lauf der Jahre nun schon so viele mitgemacht, dass auch die neueste, die Koerber'sche, dem kundigen Oesterreicher keine Ueberraschungen bieten kann. Sie ist sicher nicht besser als manche ihrer Vorgängerinnen, eher schlechter.

Den Vergleich mit der Taaffe'schen Ausgleichsconferenz vom Jänner 1890 hält die Versöhnungsconferenz des Herrn Doctor v. Koerber schon heute kaum aus. Einer der Hauptfehler der Taaffe'schen Conferenz lag in ihrer Zusammensetzung. Es waren einige Leute zu viel in ihr und einige zu wenig. Mit in der Conferenz saßen jene, deren politisches Lebensinteresse die Erhaltung des Nationalitätenstreites in Oesterreich voraussetzt: die Feudalen, die das Conferenzwerk dann schmählich verrathen und verkauft haben. Die Vertreter dieser wortbrüchigen Cavaliersippe sind auch Mitglieder der Koerber'schen Conferenz. Ausgeschlossen von der Taaffe'schen Conferenz aber waren gerade jene, ohne die ein Friede nicht haltbar ist, weil sie die Vorkämpfer im Nationalitätenstreit sind, die Nationalradicalen, damals die Jungczechen, die dann auch die Agitation gegen den 1890er Ausgleich siegreich geführt haben. Heute gibt es, dank der dazwischen liegenden zehnjährigen Regierungskunst der geborenen und aufgedienten Staatsmänner Oesterreichs, nicht nur im czechischen Volk Radicale, Radicale jenseits der Jungczechenpartei und auch solche innerhalb dieser Partei, sondern es gibt nun überdies auf deutscher Seite Radicale, die schon heute unter den Deutschösterreichern so mächtig sind, als die Jungczechen es damals unter dem czechischen Volk waren. Diese Radicalen beiderseits hat nun Herr Dr. v. Koerber wohl zu seinen Conferenzen eingeladen, aber sie haben abgelehnt. Das ist umso schlimmer für die Conferenz. Zu den etwa abzuschließenden Vereinbarungen stehen die heutigen Radicalen beider Nationen ausgesprochenermaßen von vornherein im Gegensatze, während die Radicalen vom Jahre 1890, die Jungczechen, erst nachträglich in solchen Gegensatz geriethen. Die gemäßigten Volksparteien der beiden Nationen wissen heute, was ihre Vorgänger vom Jahre 1890 während der Berathungen nicht wussten, oder doch nicht wissen mussten, dass die Feudalen Gegner überhaupt jedes, dass die Radicalen Gegner mindestens dieses Ausgleichs sind. So stehen sie mit vollem Bewusstsein zwischen zwei Feuern. Das ist denn doch nicht die Situation, in der man leicht vom Fleck kommt.

Diese gefährliche Situation der Conferenz wäre schon heute offenbarer, wenn Herr Dr. v. Koerber seinem Vorgänger Taaffe nicht eine gewisse Vorsicht abgeguckt hätte: das Geheimnis. Die Männer, die, wie der Ministerpräsident, frei nach Marquis Posa, sagt, dem Reich „sein Glück und seine Ruhe wiedergeben" sollen, diese edlen Männer mussten sich mit ihren völkerbeglückenden Berathungen vor der Oeffentlichkeit verkriechen wie sonst nur Verschwörer, Einbrecher und sonstige lichtscheue Menschen. Abermals frei, und zwar nach Meyerbeers „Hugenotten", mussten sie zweimal, einmal sogar durch feierliches Erheben von den Sitzen, dem Ministerpräsidenten strenge Geheimhaltung der Verhandlungen geloben. Am liebsten hätte er wohl auch die Namen der Conferenztheilnehmer überhaupt verschwiegen. Das wäre frei nach der heiligen Vehme, gieng aber doch, wenn man sich mit der Völkererlösung nicht gleich in einem Keller verstecken wollte, nicht gut an. Aber die Namen der einzelnen Redner, Antragsteller und Votanten in den Conferenzen werden, wenn auch über die sachlichen Fragen gelegentlich Indiscretionen unterlaufen, doch nicht der öffentlichen Kritik preisgegeben. Alle für einen, aber nicht ein einziger will noch für das einstehen, was alle zusammen brauen. Das scheint der wenig heldenmüthige Grundsatz der Conferenz zu sein. Man kann auf diese Weise immerhin die Einzelnen vor unangenehmen persönlichen Zwischenfällen schützen und so, hinter dem verbergenden Conferenz-Collectivum, die einzelnen Theilnehmer zusammenhalten. Auch eine abschließende Kritik der Conferenzthaten wird dadurch den Außenstehenden für einige Zeit unmöglich gemacht. Darin liegt ein persönlicher Momenterfolg für Herrn Dr. v. Koerber. Aber für die Sache ist diese Geheimthuerei ein Element des Misserfolges. Denn, wenn die Conferenz nicht eine pure Komödie sein soll, kann doch die darin zu gewinnende Verständigung nicht auf die Dauer geheim bleiben, und wenn die Ergebnisse der Conferenz ja doch, um vom Papier ins Leben umgesetzt zu werden, einmal der Oeffentlichkeit mitgetheilt werden müssen, so geschähe dies besser heute, wo die Conferenz in ihren Beschlüssen auf berechtigte kritische Einwendungen der Außenwelt Rücksicht nehmen kann, als morgen, wo diese Kritik nicht ausbleiben, aber für den sachlichen Zweck der Conferenz — wie 1890 — zu spät kommen würde.

Misstrauen erweckt Misstrauen. Wenn Herr Dr. v. Koerber den Völkern Oesterreichs misstraut, so kann er nicht überrascht sein, wenn die Völker, die, wie er in seiner schöngeistigen Ansprache, diesmal frei nach Napoleon vor den Pyramiden, sagte, auf seine Conferenz „blicken" sollen, aber nach seinem geheimnisthuerischen Gehaben von ihr nichts sehen können, auch ihm doppelt und dreifach mit Misstrauen zurückzahlen. Das größte Geheimnis der Conferenz ist ja doch ohnedies schon heraus, das Geheimnis, dass kein Mensch an einen sachlichen Erfolg der Conferenz glaubt, am allerwenigsten ihr Arrangeur und Vorschusslobredner Herr Dr. v. Koerber selbst. Man wird dadurch genöthigt, nach dem geheimen Zweck zu forschen, dem dann doch die Conferenz noch dienen soll, und diese Forschung fällt nicht schwer. Wir alle sind nicht nutzlos bei dem großen Jesuiten Dipauli in die Lehre gegangen. Wir sind jener Dipaulischen Verständigungsconferenz von 1898 (Sprachenausschuss) noch sehr wohl eingedenk, die keinen anderen Zweck hatte, als die deutsche Opposition zu einem Waffenstillstand zusammenzubiedern, während dessen die Majorität, von der Obstruction befreit, rasch ihr Staatsnothwendigkeits-Schäfchen ins Trockene bringen könnte. So einen kleinen Waffenstillstand könnte auch Herr Doctor v. Koerber jetzt brauchen. Nicht des Recrutencontingents wegen, das ließe sich auch „auf Grund des § 14" octroyieren. Aber jener Dinge wegen, die sich bei bestem Willen mit dem § 14 nicht schaffen lassen: die Delegationswahl und das verdammte Investitionsgeld. Es laufen Gerüchte um, dass die Regierung vom Parlament bei seiner bevorstehenden Tagung beides verlangen will. Erreicht sie es, dann kann sie ein Jahr oder anderthalb des Parlaments auch ganz entbehren. Der clerical-feudale Absolutismus hätte dann für seine Pläne freie Bahn, und die Verständigungsconferenz hätte das zweifelhafte Verdienst, sie ihm geschaffen zu haben. Die geheime Verständigung, deren Mysterien noch nicht enthüllt sind, hätte dann allerdings einen sehr sonderbaren und sehr geheimen Zweck gehabt, und jene unter den Conferenztheilnehmern, deren Sinn dieses Ziel nicht entspricht, thäten gut daran, sich bei Zeiten der moralischen Mitverantwortung für fremde Pläne zu entlasten.

K.

## Die „Affaire" Transvaal.

Von Bertha v. Suttner.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Drama, das die französische Republik zur Zeit des Dreyfus-Processes erschüttert hat, und der Tragodie, die sich gegenwärtig um den Transvaalfall in England abspielt, tritt mit jedem Tage deutlicher hervor. Dasselbe chauvinistisch-nationalistische Fieber in den Kreisen der Regierung, des Parlaments, der Bevölkerung: dieselbe Hetze und Lüge in der Presse: dieselben gewaltthätigen Demonstrationen im Pöbel. Namentlich dieselbe Halsstarrigkeit, dasselbe eigensinnige Verharren im Unrecht: dasselbe Verdrehen und Verhüllen der Wahrheit, dasselbe hochmüthige Ablehnen jeder Untersuchung, jedes Zweifels an der Gerechtigkeit der unternommenen Sache. Ganz wie jene Unantastbarkeit der „chose jugée".

Auch darin zeigt sich die Analogie: Eine kleine Anzahl englischer „Intellectueller" Gegenstücke zu den nunmehr histori-

schen Gestalten der Zola, Labori, Picquart, Pressensé ꝛc. — hat vor dem Kriege und seit dem Kriege nicht einen Tag aufgehört, Protest zu erheben. Dabei sind diese Menschen denselben Verdächtigungen der Käuflichkeit (Boerssonds = Dreyfus-Syndicat), denselben Vorwürfen der Vaterlandsfeindschaft, denselben brutalen Thätlichkeiten ausgesetzt. Man verfolgt sie mit Schimpf, mit Verleumdung und mit — Knütteln. Sie werden boycottiert: aus ihren Aemtern, aus ihren Geschäften, aus dem Parlament, aus den Redactionen müssen alle scheiden, die es wagen, gegen die Machenschaften, die der Krieg hervorgebracht, ihr muthiges „j'accuse" zu rufen, die einen Chamberlain und Milner zur Rechenschaft ziehen wollen, die die 100.000 Unschuldigen aus jener Teufelsinsel retten möchten, welche der südafrikanische Kriegsschauplatz ist.

Eine weitere Analogie zeigt sich in den einmüthigen Gefühlen der Verdammung, die das ganze civilisierte Ausland gegen das Vorgehen der englischen Regierung und der sich mit diesem Vorgehen identificierenden englischen Bevölkerung empfindet und offen ausdrückt. Dasselbe geschah während des Zola-Processes und des Esterhazy-Processes gegen Frankreich. Wäre es dort endlich (dank der Heldenanstrengungen der Intellectuellen) nicht doch zur Revision und zur Rettung des unglücklichen Capitäns gekommen, so wäre wahrscheinlich die Pariser Ausstellung gescheitert, denn niemand hätte sie beschickt, niemand sie besucht — am allerwenigsten die Engländer, deren Entrüstung über den Splitter im Auge Frankreichs am allerheftigsten war. Den französischen Nationalisten war das allfällige Urtheil der Ausländer ganz gleichgiltig; im Gegentheil, ein kleiner Krieg hätte ihnen ganz gut gepasst. Ebenso setzen sich die Engländer über die fremde Kritik hinaus, welche ja, wie der Herzog von Devonshire sagte, eine Folge der von Dr. Leyds gezahlten falschen Pressnachrichten sei; und als bestes Mittel gegen fremde Abneigung wird Verstärkung der Flotte und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht empfohlen. Je mehr man dort fühlt, dass man die Sympathien der anderen einbüßt, desto lauter schreit man: „Wir sind im Recht, dieser Krieg muss durchgefochten werden, denn er ist ein gerechter — ein heiliger Krieg." Und Chamberlain und seine Partei sind unantastbar, wie General Mercier und sein Stab. Die von der „Indépedence Belge" gemachten Enthüllungen über Chamberlains Mitschuld an dem Jameson-Einfall waren ein Gegenstück zu den aufgedeckten Fälschungen im Dreyfus-Process; der neuerliche Sieg des Colonialministers im Parlament erinnert an jene Sitzung in der französischen Kammer, in welcher die Affigierung des schuldbeweisenden Documentes votiert und die Affaire damit vermeintlich aus der Welt geschafft wurde. Und so könnte man die parallelen Erscheinungen der beiden Fälle noch endlos weiter hervorkehren. Wo aber die Analogie aufhört, das ist da:

Die Kämpfer für Recht und Wahrheit in Frankreich hatten Rückhalt an dem Beifall, an dem Interesse der ganzen übrigen Welt. Jedes ihrer Worte wurde von der gesammten Presse registriert; Sympathiekundgebungen, Bewunderungshuldigungen flogen ihnen von allen Seiten zu, man kämpfte **mit** ihnen. In der Transvaalaffaire ist aber das Interesse der Welt, ganz nach alter Kannegießerart, auf die strategischen Vorgänge des Kriegsschauplatzes concentriert; von England nimmt man an, dass die ganze Nation mit Chamberlain eines Sinnes ist*); von den Mühen und Kämpfen und heroischen Anstrengungen der dortigen Wahrheits- und Rechtsverfechter weiß man nichts oder nur wenig, und glaubt, dass die paar Oppositions-Velleitäten, die sich in der letzten Adressdebatte vernehmbar machten, nun endgiltig erstickt seien.

Sie sind es nicht. Ebensowenig wie der Freispruch Esterhazys und die erste Verurtheilung Zolas und die Triumphe der chose jugée in der französischen Kammer den Revisionskampf beendeten, ebensowenig werden die Intellectuellen Englands aufhören, zu fordern, dass die Intriguen an den Tag kommen, welche der „Staatsraison" zu Ehren vertuscht werden sollen, und dass dem ungerechten, das Vaterland ins Verderben stürzenden Krieg Einhalt gethan werde.

Ob es ihnen gelingt? Wer kann es wissen? Der Mangel an Theilnahme und Anerkennung in der übrigen Welt ist jedenfalls eine Erschwerung für diese ohnehin so schwierige Welt. Aber **wissen** soll man, was in dieser Richtung geschehen, die Namen derer soll man sich merken, die es versucht haben, allen Gefahren der Unpopularität trotzend, dem Recht und dem Frieden zum Sieg zu verhelfen.

Unter den Zeitungen, die der Friedenssache treu geblieben sind, ragen hervor: „Westminster Gazette", „The Morning Leader", „The Star", „The Speaker", daneben Randal Cremers „Arbitrator", Steads Wochenblatt „War against the Transvaal war" und zahllose Flugschriften.

Dem „Südafrikanischen Versöhnungscomité" gehören an: Herbert Spencer (Englands größter lebender Gelehrter), Henry Gladstone (der Sohn des einstigen Premier), Oskar Browning, Walter Crane, Frederic Harrison, der Bischof von Hereford, die „Deans" von Winchester, Lincoln und Durham, Lord und Lady Coleridge ꝛc. ꝛc. Vorsitzender: Leonard Courtenay, M. P.

Die Einleitung des von diesem Comité erlassenen Aufrufs sagt den ganzen Zweck:

„Die beklagenswerte Verschwendung von Blut und Geld, welche in Südafrika schon stattgefunden hat, und welche Elend für unsere Capcolonie und ernste Gefahren für das Reich mit sich bringt, hat in vielen außer uns den Wunsch gezeitigt, ein Comité zu bilden zur Verbreitung von genauer Auskunft über den ganzen Streitfall, sowie zur Herbeiführung einer friedlichen Schlichtung des großen Conflictes zwischen unserem Land und den Boeren-Republiken."

Ueber die Politik des „see it through" (es bis zu Ende führen) urtheilt Sir Wilfrid **Lawson** in einer in der „Westminster Gazette" veröffentlichten Zuschrift wie folgt:

„Viele hervorragende und hochstehende Männer erklären, dass wir niemals hätten in diesen Transvaalkrieg gerathen sollen; aber jetzt, da wir einmal drin sind, so müssen wir, „see it through". Sie selber scheinen diese Ansicht zu theilen, in der Meinung, dass jetzt aufzuhören mehr schaden würde, als später aufzuhören —; denn ich vermuthe, niemand wünscht oder beabsichtigt, dass der Krieg ewig dauere. Aber wann immer er aufhört, wird dies durch Vereinbarung geschehen. Der Standpunkt also, den die „see it through"-Partei einnimmt, ist der, dass es besser sei, die Vereinbarungen zum Abschluss des Krieges zu verschieben, bis noch eine weitere große Zahl von Boeren und Briten getödtet worden, obwohl die Anzahl der auf jeder Seite Getödteten nicht den geringsten Zusammenhang mit der Gerechtigkeit der Sache hat, wegen der wir uns raufen. Das scheint also Todtschlagen um des Todtschlagens Willen. Es hilft nichts zu sagen: Die Boeren würden keine vernünftigen Bedingungen annehmen, die man ihnen jetzt vorschlüge. Das ist ihre Sache. Es wäre aber rechtschaffen, ohne Verzug ihnen zu sagen, **was** unsere Bedingungen sind, und welches Ziel wir mit Fortsetzung des Krieges verfolgen. Alles Geschwätz darüber, dass die Boeren der einfallende Theil waren, betrachte ich als Wind. Vor dem Angesichte Gottes und der Welt haben wir den Krieg angesagt, als wir unsere Streitkräfte ausschickten, während wir vorgaben, zu verhandeln, und als wir ein Ultimatum ankündigten, das wir nicht abschickten, nur um zu den militärischen Vorbereitungen Zeit zu gewinnen.

Mein Herr, mir ekelt vor diesem Schlagwort des „see it through". Ich habe in meinem politischen Leben gar manches unmoralische Schlagwort gehört, aber dieses schlägt sie alle. Es war empörend, den liberalen Club von Manchester eine Resolution votieren zu hören, mit der Erklärung, dass „die Regierung keine andere Wahl habe, als den Krieg fortzusetzen". Wenn es keine andere Wahl gibt, als Unrecht zu thun, so schließen wir alle unsere Kapellen und Kirchen, hören wir auf, über Religion und Civilisation zu salbadern und lösen wir vor allem die liberale Partei auf, die, wenn sie nicht das ist, was Mr. Gladstone sie nannte, „ein großes Werkzeug für das Gute", weiter nichts ist als ein Spott, eine Täuschung, eine Falle.

Können Sie, verehrter Herr, nicht die edlere Doctrin der Pflicht predigen und ermahnen, dass es noch eine Unterscheidung gibt zwischen Recht und Unrecht, im politischen Leben so gut wie im Privatleben? Wenn Sie dies thun, so würde es vielleicht das Rückgrat einiger unserer Liberalen stärken und sie bewegen zu thun was sie sollten und — jedenfalls solang bis Bedingungen festgestellt sind — jeden Antrag abzulehnen zur Unterstützung eines Krieges, welcher mir als einer der unseligsten erscheint, in welchen unser Land je verwickelt war."

Aber nicht nur **Ein** Comité zur Bekämpfung des Krieges hat sich gebildet, sondern gleichzeitig tauchen deren verschiedene an mehreren Ecken und Enden auf. Eine Vereinigung von Männern (Geistliche, Parlamentsmitglieder, Publicisten ꝛc.) vertheilt einen Aufruf überschrieben: „The stop-the-war movement. An das Volk und an Führer" folgenden Inhalts:

„**Wir rufen Euch auf, dem Kriege Einhalt zu thun.** Es ist ein ungerechter Krieg, den wir niemals hätten herausfordern sollen. Es ist ein Krieg, bei dem wir nichts zu gewinnen und alles zu verlieren haben. Ihn zu Ende zu führen (see it through), nur weil wir drin sind, heißt Verbrechen zu Verbrechen fügen.

**Lasst uns den Thatsachen ins Gesicht sehen.** Es wäre zu keinem Kriege gekommen, wenn wir in ein Schiedsgericht gewilligt hätten, um welches Präsident Krüger bat, das wir aber hochmüthig abgelehnt haben. Es wäre zu keinem Kriege gekommen, wenn die Regierung die Kosten berechnet hätte; wenn die Capitalisten der Goldfelder nicht gehofft hätten, dass er die Löhne vermindern und die Dividenden vermehren würde; wenn nicht ein Feldzug von Lügen unternommen worden wäre, um die Menschen zur Tollwuth gegen die Boeren zu hetzen.

**Und was sind die Boeren?** Sie sind Holländer von Südafrika; weiße Menschen und protestantische Christen wie wir; sie lesen dieselbe Bibel und beten zum selben Gott; sie sind überzeugt, dass sie für ihre Freiheit und für ihr Vaterland kämpfen, mit der einhelligen Zustimmung von ganz Europa außer der Türkei.

**Warum verlangen wir nicht Waffenstillstand?** Wir könnten dann zum erstenmale wirklich erfahren, worin die Differenz zwischen uns besteht. Und wenn wir es schwarz auf weiß hätten, was jede Seite fordert, so könnten wir sehen, wie sich die Dinge ordnen ließen. Und gelangte man zu keiner Vereinbarung, so sollten wir den Streit einem Schiedsgerichte überweisen.

**Wenn wir den Krieg durchführen, was stellt dies vor?** Das Opfer von zwanzigtausend Leben unserer tapferen Söhne. Die Hinschlachtung von mindestens ebensovieler tapferen Boeren. Harte Zeiten für die Armen in der Heimat. Stockung des Handels. Erhöhte Steuern. Die Verschwendung von hundert Millionen unseres hart verdienten Geldes. Und zum Schlusse die Conscription.

---

*) Unser Londoner M[illegible] [illegible] vom 23. December 1899 die [illegible] Zustände in England, [illegible] Land, Verbrechen und unbeständig. [illegible]

Ist das Spiel die Kerze wert? Wenn wir durch Blut waten, um unsere Fahne in Prätoria aufzupflanzen, so würden unsere Schwierigkeiten erst beginnen. Wir werden ein Volk erobert haben, das wir nicht regieren — niemals mit seiner Einwilligung regieren können. Und wenn wir versuchen wollten, es gegen seinen Willen zu beherrschen, so werden wir dort wenigstens 50.000 Soldaten erhalten müssen."

Im Namen von 40.000 Arbeitern wurde am 20. Jänner eine vom Vicepräsidenten der radicalen Föderation in London, Mr. Pettengell, eingebrachte Resolution votiert, welche die Absetzung des gegenwärtigen Cabinets fordert, das das Land in einen unglücklichen, kostspieligen und ungerechten Krieg gestürzt hat. Mr. Courtenay, Unterhausmitglied, erörterte in öffentlichen Versammlungen — und gestützt auf die von der „Indépendance Belge" veröffentlichten und von der Ministerialpresse todtgeschwiegenen Hawksley-Briefe — die Mitschuld Chamberlains an dem Jameson-Einfall. In einem großen Meeting in Exeter Hall zu Gunsten der Wiederherstellung des Friedens erklärte der Vorsitzende, ein Geistlicher, Mr. Silas Hocking, die Genesis der einberufenen Versammlung, indem er mittheilte, dass er aus allen Theilen von England, Schottland und Irland hunderte von Briefen von Leuten bekommen habe, die sich beklagten, zu Stillschweigen verurtheilt zu sein, und die fragten, ob sich denn nichts thun ließe, um wenigstens ihren Gefühlen gegen die Fortsetzung des Krieges Ausdruck zu geben; schon das wäre ihnen eine Erleichterung. „Ich habe den Menschen durch 35 Jahre das Evangelium gepredigt, und ich glaube immer noch, dass man die Ethik des neuen Testaments auf internationale Angelegenheiten anwenden kann. Ich will nicht glauben, dass das Christenthum ein Fiasco ist. Ich glaube auch nicht, dass wenn man im Unrecht ist, ein Verharren darin zum Recht führt. Ich glaube nicht an die „see it through"-Lehre. Ebensogut könnte man einem Straßenräuber sagen: ‚Da du nun einmal angefangen, bleibe dabei auch bis zum Fuße des Galgens.'" Die Erklärungen der in diesem Meeting gegründeten Friedensvereinigung lauten:

„In Erwägung, dass die Provocation zu einem unnützen Krieg ein Verbrechen wider die Menschheit und dessen Fortsetzung um des imperialistischen Prestiges willen eine Steigerung der nationalen Sünde bedeutet: richten wir an die Regierungen des Reiches und der Republiken das Flehen, dem jetzigen zwecklosen Blutvergießen Einhalt zu thun, damit wir endlich erfahren, warum wir uns schlagen, und so den Weg zu einer ehrenvollen Vereinbarung ebnen, entweder durch directe Verhandlungen oder durch die Vermittlung einer freundlichen neutralen Macht im Sinne der Grundsätze der Haager Conferenz."

W. T. Stead fügt eine weitere Erklärung hinzu, welche in bündigster Form zugleich Anklage und Aufschluss über die Vorgeschichte des Krieges enthält:

„Wir sind der Meinung, dass der gegenwärtige Krieg durch die Verbreitung von Behauptungen entstanden ist, denen keine Wahrheit zugrunde liegt, sowie durch die übermüthige Diplomatie des Colonialsecretärs. Wir sind fest überzeugt, dass alle unsere Schwierigkeiten aus dem wohlbegründeten Misstrauen hervorgegangen sind, welches die Burghers gegen Herrn Chamberlain hegen, dessen Antheil an der Rhodes-Jameson-Verschwörung durch den Versuch, der Parlamentscommission die Augen zu verbinden, noch auffälliger hervortrat. Wir verklagen als unehrlich seinen Versuch, die Suzerenität von 1881, die im Jahre 1884 aufgegeben wurde, wieder aufleben zu machen. Wir verurtheilen als eine Handlung offenbarer Unredlichkeit die Zurückweisung seines eigenen Antrages eines Enquête-Comités über die Siebenjahrfrist des Ansässigkeitsrechts in dem Augenblicke als Präsident Krüger sich einverstanden erklärte: und wir bekunden unsere Entrüstung und unseren Abscheu über sein cynisches Zugeständnis, dass dieser blutige und unglückliche Krieg die Folge seiner Unfähigkeit war, zur Beantwortung des Vorschlages einer Fünfjahresfrist eine deutliche Depesche zu schreiben. Wir weisen ferner als einen hinterlistigen späteren Einfall die Mythe einer großen holländischen Verschwörung zurück, und erklären als Lüge die Behauptung, dass die Rüstungen der Burghers vor 1895 begannen, und irgend einen anderen Grund hatten, als den legitimen Wunsch, sich gegen die Erneuerung des Complotes zu schützen. Wir beklagen die hartnäckige Weigerung unserer Regierung, Präsident Krügers oft und dringend wiederholte Bitten, alle Differenzen mögen durch ein Schiedsgericht geschlichtet werden, zu erfüllen: und schließlich drücken wir unsere feste Ueberzeugung aus, dass es keine Möglichkeit gibt, den Frieden in Südafrika wieder herzustellen, so lange Mr. Chamberlain nicht vom Colonialamt entfernt ist und nicht länger ein Vertrauensamt bekleidet, das er durch Erschütterung des Reichsfriedens und durch Besudelung von Englands Ruf missbraucht hat."

Das ist eine kräftige Sprache. Ouida, die glänzende Romanschriftstellerin, richtet einen Brief an die „Westminster Gazette", in welchem sie gleichfalls ihre Landsleute vor dem Abscheu warnt, den ihr gegenwärtiger „gaukelhafter Imperialismus" im ethischen Bewusstsein Europas wachgerufen hat.

In der Dreyfus-Affaire horchte die ganze civilisierte Welt auf den Verlauf des Kampfes, weil man fühlte, dass noch mehr auf dem Spiele stand, als das Schicksal eines einzelnen: nämlich Gerechtigkeit und Wahrheit versus „Staatsraison" und nationalen Gewaltfanatismus. In der Affaire Transvaal wiederholt sich dieser Antagonismus in verhundertfachter Potenz. Hier steht die Frage auf dem Spiele: Sollen die Völker immer noch in ungerechte Vernichtungskriege gehetzt werden können, so oft eine ehr- und machtsüchtige Clique, gestützt auf die Hurrah-Wütheriche der Presse und der Gasse, einen casus belli in Scene setzt? Soll, wenn der Krieg einmal gewollt oder gar ausgebrochen ist, die „chose jugée", so lügenhaft und schädlich sie auch sei, vor jeder Revision gefeit sein, sollen die Unschuldigen weiter leiden, entweder einzeln auf Verbannungsinseln gefoltert oder zu tausenden auf den Schlachtfeldern hingemetzelt? Darauf antwortet — sowohl damals in Frankreich als jetzt in England — ein kleines Häuflein Intellectueller nein! An den Intellectuellen der übrigen Culturwelt ist es nun, jenen Ermuthigung und Rückhalt zu bieten.

---

# Die Nationalitätenfrage in Oesterreich und die historisch-politischen Individualitäten der Kronländer.

Die Lösung der Nationalitätenfrage ist für Oesterreich eine Staatsnothwendigkeit — eine größere und wichtigere, als alle anderen, die als solche officiell proclamiert wurden. Wieder werden Verständigungsversuche gemacht, die angeblich so ganz dünne Papierwand scheint aber noch nicht durchbrochen worden zu sein. Wir müssen uns verzweifelnd fragen: Ist denn gar keine endgiltige Ausgleichung so widerstrebender Interessen möglich?

Sicherlich können wir zu dem alten starren Centralismus nicht mehr zurückkehren. Die einzelnen Nationen sind zu sehr erstarkt, als dass man ihren gerechten Ansprüchen auf Bethätigung ihrer Eigenart nicht Rechnung tragen müsste. Die Hauptschwierigkeit ergibt sich dabei aus dem Umstande, dass die Sprachgrenzen fast nirgends mit den Ländergrenzen zusammenfallen. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, wurde neuestens von der Socialdemokratie die Forderung auf Ersetzung der historischen Kronländer durch national abgegrenzte Selbstverwaltungsbezirke aufgestellt. Die einzelnen Erblande als historische Individualitäten müssen aber fortbestehen bleiben. Sie sind im § 1 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141, über die Reichsvertretung nominativ aufgezählt und können ohne eine völlige Umwälzung der Staatsgrundgesetze — zu denen in den heutigen Wirren wohl niemand ernstlich Lust hat — nicht aus der Welt geschafft werden. Andererseits hat aber der Gedanke einer nationalen Abgrenzung eine viel zu hohe Bedeutung, als dass man so leicht über ihn zur Tagesordnung hinweggehen könnte.

Um den Grundsatz der historischen Stabilität aufrechtzuerhalten und doch den einzelnen Nationalitäten ihr Recht angedeihen zu lassen, versuchte man es zuerst mit der landesüblichen Halbheit und brachte bei einzelnen Ländern die Gruppentheilung in Vorschlag. I. Stadium: In gemischtsprachigen Ländern sollten drei Gruppen errichtet werden, z. B. in Böhmen a) rein deutsche, b) rein czechische, c) gemischtsprachige Landestheile. Hierbei ist nur das eine zu bedenken, dass die gemischtsprachigen Bezirke immer und ewig neuen Anlass zu Streitigkeiten bieten würden. Damit würden kleine Kampfgebiete geschaffen, in denen nationaler Zank und Hader in Permanenz erklärt wäre. II. Stadium: In gemischtsprachigen Ländern sollten sogar fünf Gruppen errichtet werden, z. B. in Böhmen a) rein deutsche, b) rein czechische, c) überwiegend deutsche, d) überwiegend czechische, e) ausgesprochen doppelsprachige Bezirke. Diese Eintheilung würde so recht unserer bureaukratischen Gewohnheit entsprechen, die ein Uebel nicht beseitigt, sondern durch Verallgemeinerung erträglicher zu machen heißt, in Wirklichkeit aber noch unerträglicher macht. Die nationalen Kampfgebiete würden dadurch nur noch vermehrt, die Gegensätze verschärft. Man macht den bereits verwässerten Wein nicht besser, wenn man noch mehr Wasser zugießt — schließlich hat man dann weder Wein, noch Wasser mehr. Zum Glück macht sich in der letzten Zeit wenigstens eine Besserung dahin bemerkbar, dass man nur mehr von einer Zweitheilung, z. B. in deutsche und czechische Bezirke, spricht. Allerdings ist dabei die nationale Zweitheilung in jedem einzelnen Kronlande immer wieder separat durchgeführt gedacht. Es fragt sich nun, ob sich der Gedanke einer nationalen Abgrenzung nicht mit der Aufrechterhaltung der historischen Individualitäten derart vereinigen ließe, dass es gelänge, nur einsprachige Ländergruppen zu schaffen? Diese Frage hängt mit einer anderen Frage zusammen: Ist die Erhaltung der historisch gewordenen Länderindividualitäten nur dann möglich, wenn auch der volle Gebietsumfang der einzelnen Länder aufrechterhalten wird?

Ein Blick auf die Geschichte lehrt uns das Gegentheil. Betrachten wir nur die Veränderungen, die der Wiener Congress in der Zusammensetzung der einzelnen historischen Individualitäten herbeigeführt hat. Ohne Gewissensbisse und ohne das Gefühl eines Unrechtes wurden auf diesem Congresse — nicht etwa von Umstürzlern und Revolutionsmännern, sondern von praktischen Politikern

und gewiegten Diplomaten — dem einen Lande große Gebietstheile und hunderttausende von Seelen weggenommen und einem anderen Lande zugeschlagen. Die europäische Landkarte wurde vollständig umgestaltet, und doch wurden die historischen Individualitäten nicht vernichtet. Die staatsrechtliche Giltigkeit der Veränderungen des Wiener Congresses wurde nicht angefochten — es wurde ruhig auf den damals geschaffenen Grundlagen weitergebaut. Können wir also dieses Princip nicht auch auf die heutigen Verhältnisse anwenden?.

Betrachten wir einen Augenblick die staatsrechtliche Seite der Frage in Oesterreich. Die Pragmatische Sanction stellt die „unzertrennliche Vereinigung aller Lande als ein beständiges, unwiderrufliches Gesetz hin, soweit solches die Ordnung der Erbfolge in der Herrschaft und Souverainität jeder besagter Provinzien und unzertrennliche Zusammenhaltung aller Staaten und Erblande betrifft“ — sie stellt aber nirgends fest, dass eine Verschiebung innerhalb dieser einheitlichen und untheilbaren „Zusammenhaltung“ ausgeschlossen wäre. Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860, R.-G.-Bl. Nr. 226, sagt: „Auf der unerschütterlichen rechtlichen Grundlage einer bestimmten Erbfolgeordnung, und der mit den Gerechtsamen und Freiheiten der obbenannten Königreiche und Länder in Einklang gebrachten Untheilbarkeit und Unzertrennlichkeit ihrer verschiedenen Bestandtheile, hat die infolge von Staats- und völkerrechtlichen Verträgen seither erweiterte und erstarkte österreichische Monarchie die auf dieselbe eindringenden Gefahren und Angriffe, gestützt und getragen von der Treue, Hingebung und Tapferkeit ihrer Völker, siegreich bewältigt. Im Interesse Unseres Hauses und Unserer Unterthanen ist es Unsere Regentenpflicht, die Machtstellung der österreichischen Monarchie zu wahren und ihrer Sicherheit die Bürgschaften klar und unzweideutig feststehender Rechtszustände und einträchtigen Zusammenwirkens zu verleihen. Nur solche Institutionen und Rechtszustände, welche dem geschichtlichen Rechtsbewusstsein, der bestehenden Verschiedenheit Unserer Königreiche und Länder und den Anforderungen ihres untheilbaren und unzertrennlichen kräftigen Verbandes gleichmäßig entsprechen, können diese Bürgschaften in vollem Maße gewähren.“

Auch hier sieht man, dass die Untheilbarkeit und Unzertrennlichkeit immer nur in Zusammenhang gebracht ist mit der Erbfolgeordnung, dass daher diese Ausdrücke immer nur gebraucht wurden, um festzustellen, dass eine Theilung oder Trennung des Gesammtverbandes an mehrere Erbfolgeanwärter unmöglich gemacht werden soll. Die Gesammtheit als solche ist unantastbar, sie kann und muss immer nur in einer Hand — in Gemäßheit der bestimmten Erbfolgeordnung — vereinigt bleiben. Aber keinem der einzelnen Länder als solchem ist der Bestand seines Gebietsumfangs innerhalb dieses großen Ganzen in irgendeiner Weise gewährleistet. In dem Patent vom 26. Februar 1861, R.-G.-Bl. Nr. 20, und im § 1 des Gesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141, sind die einzelnen Königreiche und Länder nominativ angeführt, nirgend ist aber deren Gebietsumfang näher specificiert und auch nicht erwähnt, dass ihnen ihr bisheriger Gebietsumfang für alle Zukunft gewahrt bleiben muss.

Wenn man sich mit diesem Gedankengange vertraut macht und denselben mit der brennend gewordenen Nationalitätenfrage in Zusammenhang bringt, dann wird man eine Lösung des ganzen Problems leicht gefunden haben. Man stelle nur als allgemeinen Grundsatz Folgendes hin: An den einzelnen Länderindividualitäten wird nichts geändert, der Umfang der verschiedenen Kronländer jedoch in der Weise abgeändert, dass anderssprachige Gemeinden ausgeschieden und dem sprachverwandten Nachbarkronlande zugewiesen werden, so dass jedes Land nur einsprachige Gebiete umfasst. Die nähere Durchführung dieses Gedankens lässt sich wohl nur in ganz allgemeinen Umrissen andeuten. Wir führen hier ganz kurz das Nothwendigste an.

Das wichtigste Gebiet, auf welchem die baldige Lösung dieser Frage am dringendsten erscheint, sind zweifellos die deutschböhmischen Länder, nämlich Böhmen, Mähren und Schlesien. Hier stellen wir uns die Lösung folgendermaßen vor: Nordböhmen, das ganze Egerland, Leitmeritz, Reichenberg und das Riesengebirge, wird zu Schlesien geschlagen. Der Böhmerwald wird mit Oberösterreich vereinigt. Von Mähren fällt die nordwestliche Ecke gleichfalls an Schlesien, das so bedeutend vergrößert erscheint. Der Znaimer Kreis fällt zu Niederösterreich. Dies wäre der erste und wichtigste Schritt. Allein es lässt sich eine Fortsetzung der ganzen Abgrenzungsaction denken, indem man das slovenische Südsteiermark und Südkärnten, sowie die slovenischen Theile von Görz und dem Küstenland an Krain angliedert und den italienischen Theil von Istrien mit Triest vereinigt, so dass Istrien rein serbo-croatisch bliebe.

Der territoriale Zusammenhang der einzelnen Theile eines Kronlandes ist, wie schon das heutige Schlesien beweist, nicht unbedingt nothwendig: mit Rücksicht darauf könnte der Gedanke erwogen werden, den Trentino von Tirol abzutrennen und mit Görz und Gradisca zu vereinen. Würde auch noch der ruthenische Theil von der Bukowina abgetrennt und zu Polen geschlagen, so dass die Bukowina rein rumänisch würde, so würde nur mehr Galizien doppelsprachig bleiben — eine Trennung in ein polnisches Galizien und ein ruthenisches Lodomerien wäre wohl in absehbarer Zeit nicht durchführbar, weil beide ein gemeinsames Königreich bilden und von einem Landtage vertreten werden.

In den so geschaffenen einsprachigen Kronländern wäre auch die betreffende Landessprache die äußere und innere Amtssprache, also in Böhmen und Mähren czechisch, in dem vergrößerten Schlesien deutsch u. s. w. Alle Eingaben müssten in der betreffenden Landessprache überreicht werden, alle Erledigungen in derselben ergehen. Der in Böhmen zurückgebliebene Deutsche hätte dieselbe Stellung, wie heute der Deutsche in Ungarn, ebenso der zurückgebliebene Czeche in dem vergrößerten Schlesien.

Am schwersten würden dadurch zweifellos die Landeshaupthauptstädte Prag, Brünn u. s. w. getroffen werden; allein ohne eine gewisse Gewaltsamkeit geht es bei solchen, eine endgiltige Regelung bezweckenden Schritten niemals ab. Auch die eingesprengten Gemeinden und die Minoritäten in wirklich gemischtsprachigen Gegenden würden in Mitleidenschaft gezogen werden — allein auch dieses würde sich mit der Zeit durch Hinüber- und Herüberwandern über die Sprachgrenze ausgleichen und würde deshalb weniger hart empfunden werden, weil in wirklich gemischtsprachigen Bezirken jeder die zweite Landessprache wenigstens theilweise kennt und sich das Fehlende, wenn er im Bezirke bleiben will, eben aneignen müsste. Eine große Sorgfalt bei der Ausscheidung anderssprachiger Gemeinden könnte da viele Härten mildern.

Jedenfalls stünden diese Mängel in keinem Verhältnis zu den ungeheuren Vortheilen, die die rein einsprachigen Kronländer bieten würden. Bei unseren heutigen Verhältnissen wäre das auf die Spitze getriebene Nationalitätenprincip vielleicht noch das allerbeste Heilmittel — eine radicale Cur, die aber auch endliche Genesung bringen würde.

Dr. Eugen Braun.

---

## Zum Kohlenarbeiterstrike.

Auf den dieses Thema berührenden Artikel unserer vorigen Nummer erhielten wir vom Centraldirector der Witkowitzer Kohlengewerkschaft die nachstehende

### Erwiderung.

In der Nr. 280 Ihres geschätzten Blattes bringen Sie auf Seite 83 einen Artikel unter dem Titel: „Einige Daten zum Kohlenarbeiterstrike“, welcher Artikel, in missverständlicher Auslegung der von Ihrem Gewährsmann bei einer von mir administrierten Grube des Ostrauer Revieres gesammelten Daten, eine Reihe von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten enthält, welche ich in dem Nachfolgenden zu berichtigen mich verpflichtet fühle:

Ihr Gewährsmann äußert sich unter anderem über die Höhe der Abzüge, welche vom Bruttoverdienste der Arbeiter gemacht werden, beziffert dieselben für Häuer und gleichgestellte pro Schicht mit 14 Kreuzern und kürzt den Schichtlohn um diesen Betrag, wodurch er nach seiner Ansicht erst jene Ziffer gewinnt, die für die Beurtheilung der materiellen Lage des Arbeiters der betreffenden Kategorie maßgebend ist. Er vergisst aber dabei zu erwähnen, dass die von ihm angeführte Abzugspost pro Schicht mit Ausnahme der Strafen*), die ganz unbedeutend sind, auf Abzügen beruht, welche eine Gegenleistung für Naturalbezüge seitens der Gewerkschaft und für Alters- und Krankenversorgung seitens der Bruderlade, beziehungsweise Krankencasse bildet, während alle anderen Abzüge, die mit den Fassungen an Arbeitsmitteln zusammenhängen, wie Sprengmaterial, Geleuchte x. x., schon bei der Ermittelung der Durchschnittslöhne nicht mehr einbezogen wurden.

Es geht daher nicht an, dass man zur Beurtheilung der materiellen Lage der Häuer und zum Vergleiche diesen Abzug macht, da Alters- und Krankenversorgung, Quartier und Beheizung denn doch Dinge sind, die bei dieser Beurtheilung nicht vernachlässigt werden dürfen.

Ihr Gewährsmann vergisst ferner, wenn er das durchschnittliche Tageseinkommen der sämmtlichen Grubenarbeiter und der sämmtlichen Tagarbeiter ansetzt, anzugeben, dass über die Hälfte der Grubenarbeiter ledige Hundstoßer und Schlepper im Alter zwischen 16 und 19 Jahren und über 60 Procent der Tagarbeiter gleichfalls jüngere männliche und weibliche Arbeiter sind, deren naturgemäß niedriger Verdienst den Gesammtdurchschnitt herabdrückt.

In einem ganz verhängnisvollen Irrthum hat sich aber Ihr Gewährsmann befunden, als er in dem dritten Absatze des Artikels seine Anschauungen über Minimal- und Maximalleistungen im Verhältnisse zur Entlohnung aussprach. Er raisonniert in kurzem folgendermaßen: „Ich finde eine Grube, bei welcher die durchschnittliche Leistung eines Grubenarbeiters pro zehnstündige Schicht 13·6 Metercentner Kohle und die durchschnittliche Entlohnung pro Schicht fl 1·76 beträgt, und ich finde eine andere Grube, bei welcher die

*) [illegible] Tiefbauanlage in den Monaten [illegible] 12 [illegible] und [illegible], also per Schicht 0·2[illegible] 0·21 und [illegible] Heller.

Leistung 7·6 Metercentner und die Entlohnung fl. 1·56 beträgt." Die Leistung ist sonach doppelt so groß, der Lohn nur um 12 Procent höher, und das ist nun nach Ansicht dieses Gewährsmannes eine Ungerechtigkeit, welche nur durch Gedingdrücken und Abreißen erzielt werden konnte. Ihr Gewährsmann hat nun bedauerlicherweise die Bedeutung dieser Zahl, welche die durchschnittliche Leistung der Grubenarbeiter angibt, absolut missverstanden. Diese Zahl ist nicht ein Leistungscoefficient, welcher ein Urtheil über den Fleiß und die Arbeitswilligkeit der in den betreffenden Gruben beschäftigten Grubenarbeiter zulässt, sie gibt vielmehr nur Ausschluss darüber, in welchem Betriebsstadium sich die betreffende Grube befindet, sie besagt, ob die productiven Arbeiten, die Flötzabbaue und Vorrichtungsstrecken in der Kohle, in welchen das Product, die Kohle, gewonnen wird, gegenüber den unproductiven Arbeiten, den Schachtabteufen, Querschlägen, Gesenken und Streckennachrissen, durch welche die Kohlenflötze von der Tagoberfläche aus zugänglich und gewinnbar gemacht werden, in höherem oder geringerem Maße überwiegen. Sie wird unter sonst gleichen Verhältnissen immer dort größer sein, wo mächtige Flötze in ungestörter Ablagerung abgebaut werden, als dort, wo die Mächtigkeit der Flötze eine geringere und die Ablagerung eine gestörte ist.

Die Arbeitswilligkeit und Tüchtigkeit unserer Grubenarbeiter ist auf den verschiedenen Gruben im Durchschnitt annähernd gleich groß und ist daher auch die Arbeitsleistung dieselbe. Ob dieser Arbeitsleistung aber im Durchschnitte der gesammten Grubenarbeiter eine größere oder geringere Anzahl von Metercentnern Kohlenförderung entspricht, hängt von ganz anderen und, wie vorstehend geschildert, außerhalb des Arbeiters liegenden Momenten ab.

Wenn nun der Herr Verfasser in Consequenz dieser missverständlichen Auffassung der Leistungscoefficienten vom Maximallohn und von der Verminderung der Gedinge bei erhöhter Leistung spricht, so ist dies, wie ersichtlich, vollständig aus der Luft gegriffen und unrecht, und nicht minder unrecht ist es, wenn derselbe in seinen weiteren Ausführungen den Beamten und Bediensteten der Gruben den infamierenden Vorwurf der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit bei der Stellung und Abnahme der Gedinge macht, und halte ich mich für verpflichtet, gegen derartige Aeußerungen im Namen der genannten Organe in aller Form Verwahrung einzulegen.

Die Betriebsleiter, Betriebsbeamten und Aufsichtsorgane unserer Gewerkschaft und des Ostrau-Karwiner Revieres überhaupt sind Männer, welche in entsagungsvoller Hingabe an ihren schweren Beruf unter dem Drucke einer Verantwortlichkeit, wie vielleicht in gar keinem anderen Kohlenreviere der Welt, ihren Pflichten nachkommen: sie stehen technisch auf der Höhe ihrer Zeit und sind sich auch der socialpolitischen Seite ihrer Aufgabe wohlbewusst, welche von ihnen verlangt, dass sie als Mittelglied zwischen dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer dem erbitterten Kampfe dieser beiden Factoren, der die Gegenwart kennzeichnet und der vielfach von politischen Parteien für Zwecke, welche der Arbeiterschaft ganz ferne liegen, genährt wird, jene peinliche Spitze der persönlichen Feindseligkeit zu benehmen suchen. Dass dies letztere nicht immer mit Geschick geschieht, will ich nicht leugnen, es fehlt da eben vielfach noch an Schulung. Ueber den Vorwurf einer gewinnsüchtigen Benachtheiligung der Arbeiterschaft im Interesse der Werksinhabung sind diese Männer aber erhaben, weil sie ganz genau wissen, dass gerade das Interesse des Werksbesitzers eine unantastbare Haltung der Beamten in dieser Richtung erfordert.

Aufgabe einer socialpolitischen Publicistik wäre es aber, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, diese Bestrebungen der Werksbeamten, die ja auch Arbeiter sind, durch nützliche Rathschläge zu unterstützen und wirkliche Schäden aufzudecken, nicht aber in Verkennung thatsächlicher Verhältnisse ungerechte Vorwürfe gegen dieselben zu erheben und dadurch das Misstrauen gegen sie zu schüren und ihnen ihre socialpolitische Aufgabe zu erschweren.

Ihr Gewährsmann wäre ganz gut in der Lage gewesen, sich davon zu überzeugen, dass der Rathschlag meines Vorgängers, des Herrn k. k. Bergrathes Jičinsky rücksichtlich der Gedingerevision und Specialisierung bei uns sehr wohl verstanden und befolgt wird, er hätte sich auch überzeugen können, dass jeder Grubenarbeiter schon am Anfang des Monates ganz genau weiß, wie ihm seine einzelnen Verrichtungen am Ende des Monates entlohnt werden, und dann hätte er sich gewiss gescheut, von mangelnden „Treu und Glauben" in unserem Reviere zu sprechen, wodurch er auf gleiche Weise der Arbeiterschaft wie den Beamten ganz unnöthiger Weise nahegetreten ist.

Nicht allein der Kampf, der gegenwärtig in unserem Reviere herrscht, sondern der Kampf zwischen dem Grubenarbeiter und Grubenbesitzer überhaupt wird und muss durch die fortschreitende Cultur zu einem gedeihlichen Ende gebracht werden. Wie dieses Ende aber immer sein mag, soviel ist sicher, dass dieser Ausgleich nicht durch Leute bewirkt werden kann, die der Arbeit und dem Arbeiter ferne stehen, sondern dass der Arbeiter und der Arbeitgeber einander immer näher treten und schließlich eine Basis finden werden, auf welcher ihre gemeinsamen Interessen auch ihre Einigkeit bewirken werden. Gott gebe, dass dies bald geschieht.

Mähr.-Ostrau, am 13. Februar 1900. Dr. Fillunger.

* * *

## Entgegnung.

In den vorstehenden Ausführungen wird mir zunächst eine Reihe von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten vorgeworfen. Ich soll bei der Calculation der Abzüge allerlei Verstöße begangen haben. Sehen wir zu.

Woraus setzt sich denn der von mir mit 14 Kreuzern bezifferte Betrag zusammen, der vom durchschnittlichen Schichtlohne der Ostrauer Kohlenhäuer abzuziehen ist? Aus der Abgabe des Arbeiters für das Geleuchte (monatlich 42 Kreuzer), für die Krankencasse (monatlich 49 Kreuzer) und für die Bruderlade (4·5 Procent des Lohnes). Diese Ziffern wurden mir bei Sichtung der Schichtenbücher und Lohnlisten bekanntgegeben. Sie werden, wie mir auf mein Befragen erwidert wurde, erst bei Auszahlung des Lohnes abgezogen und auf dem Lohncouvert, das jedem Arbeiter eingehändigt wird, genau specificiert. Abzüge, welche eine Gegenleistung für Naturalbezüge (Sprengmaterial, Quartier und Beheizung) bilden, habe ich in meine Berechnung als Abzugspost per 14 Kreuzer gar nicht einbezogen, konnte ich auch gar nicht einbeziehen, weil mir diesbezügliche Daten nicht zur Verfügung standen. Der Vorwurf, ich hätte die Abzüge für Sprengmittel und sogar auch noch die für Quartier und Beheizung nicht berücksichtigt, ist demnach ein gänzlich ungerechtfertigter. Dass die Beiträge für Krankencasse und Bruderlade bei meinen Berechnungen abgezogen sind, habe ich ausdrücklich erwähnt, womit jedem Leser der Anhaltspunkt dafür geboten wurde, dass aus den von mir angegebenen baren Verdienstsummen nur der unmittelbare Lebensaufwand und nicht auch noch die Vorsorge für Krankheit und Alter zu bestreiten ist. Wenn ich aus dem baren Schichtlohn das bare Tageseinkommen abgeleitet habe, so geschah dies in der Erwägung, dass doch an den sieben Tagen, an welchen vom Häuer durchschnittlich im Monate keine Schicht verfahren wird, auch gegessen werden muss, woran diejenigen zu vergessen scheinen, welche während der letzten Wochen Lohnangaben cursieren ließen, in welchen der Tagesverdienst mit dem Schichtverdienst verwechselt wird. Uebrigens eignet sich auch nur die Kenntnis des baren Tageseinkommens für die Zwecke statistischer Vergleichungen. Ich habe mich nun bei Ermittelung des baren Tageseinkommens nicht auf die oberste Lohnkategorie, die der Häuer, beschränkt, sondern ich habe auch noch das durchschnittliche Tageseinkommen der sämmtlichen Grubenarbeiter und der sämmtlichen Tagesarbeiter bei Annahme von 25 Arbeitstagen im Monate hinzugefügt. Nur um nicht durch Ziffern zu ermüden, nur um der Kürze des Ausdruckes willen habe ich hier die verschiedenen Lohnkategorien zusammengezogen. Bei den 2149 Häuern habe ich betont, dass sie meist verheiratet und mit zahlreicher Familie gesegnet sind. Dass dies bei den jugendlichen Arbeitern nicht der Fall ist, versteht sich von selbst, und dies zu erwähnen, habe ich für ebenso überflüssig gehalten, wie etwa den Umstand, dass die unterste Lohnkategorie der unverheirateten Arbeiter in der Grube, die Schlepper (etwa 10%), nur 64 kr., die unterste Lohnkategorie der Tagesarbeiter, die Arbeiterinnen (etwa 20%), nur 40 kr. im Durchschnitte täglich zu verzehren haben. Besäßen wir die vom Arbeitsbeirath gegen den übermächtigen Willen der Gewerken bisher vergeblich angestrebte umfassende Arbeitsstatistik der dortigen Kohlenindustrie, hätte ich nicht ermangelt, den Einfluss des Alters, des Geschlechtes und des Familienstandes auf die Lohnhöhe eingehender zu berücksichtigen. So war ich aber auf ein Material angewiesen, das nur den umgekehrten Schluss oder, richtiger gesagt, die Muthmaßung von der Lohnhöhe auf jene Verhältnisse zuließ.

Von diesen mir imputierten, verhältnismäßig noch unschuldigen Schnitzern, die umso unschuldiger sind, als ich sie gar nicht begangen habe, kommen wir nun zu meinem „verhängnisvollen Irrthum". Ich habe da an einem einzelnen Beispiele etwas demonstriert, worüber schon Thünen nicht zur Ruhe kommen konnte, was meines Erachtens den Inbegriff der socialen Frage ausmacht: dass nämlich der Arbeiter nicht im entsprechenden Verhältnis participiert an der zunehmenden Productivität der Arbeit, gleichviel ob dieselbe durch wachsende natürliche Ergiebigkeit, durch technische Fortschritte oder selbst durch gesteigerten Fleiß bewirkt wird. Ich habe dies nicht zum erstenmale gezeigt. Als ich in meinen jungen Jahren den ersten gründlichen Einblick in die Tiefe der capitalistischen Gesellschaft that, habe ich schon wahrgenommen, wie knapp daselbst, auch wenn die Zahl der Mäuler nicht zunimmt, die Portionen bemessen werden und wie diese, mögen die Vorräthe noch so sehr anschwellen, nicht über ein gewisses Maß hinaus wachsen dürfen. Wer sich hierüber näher unterrichten will, der lese das Capitel „Arbeit, Lohn und Bedarf" insbesondere die Ausführungen über Missbräuche bei Bemessung und Auszahlung des Accordlohnes in meinem Buche über die nordböhmischen Arbeiterverhältnisse.*)

*) [illegible]

Doch bleiben wir bei dem so angefochtenen Beispiele aus dem Ostrauer Kohlenbecken. Ich soll die Bedeutung der Zahlen, die das Verhältnis zwischen Förderungsquantum und Lohn pro Grubenarbeiterschicht in zwei verschiedenen Gruben ausdrücken, absolut missverstanden haben. Dies wäre der Fall gewesen, wenn ich jene Zahlen ohne jede Kritik hingenommen hätte. Davon kann aber keine Rede sein; denn ich habe gerade über die beiden in Frage kommenden Bergbaue mit einer sachkundigen Persönlichkeit auf das eingehendste gesprochen und hiebei erfahren, dass in diesen beiden Schächten derzeit sehr ähnliche Grubenverhältnisse bestehen. Bei der Notorietät solcher Verhältnisse, die trotz aller Geheimthuerei im Reviere vorhanden ist, sind Geheimnisse über so gewichtige Factoren, welche derart weit auseinander gehende Effecte gleichsam automatisch zur Folge haben, nahezu ausgeschlossen. Um jedoch einer neuerlichen eifervollen Richtigstellung vorzubeugen, wollen wir einmal annehmen, ich sei in diesem Falle ganz falsch informiert worden, und die Incongruenz zwischen Förderungsquantum und Lohnhöhe sei hier ausschließlich auf grundverschiedene Phasen der betreffenden Abbauverhältnisse zurückzuführen. Ist deshalb auch meine These vom Maximallohn mit allen von mir entwickelten nachtheiligen ökonomischen und socialen Wirkungen falsch, meine These vom virtuellen Maximallohn, der im kritischen Augenblicke ungewöhnlich hoher Verdienste alsbald durch den Unternehmer actuell gemacht wird? Gewiss nicht; für dieselbe sprechen außer dem von meinem Gegner so bestrittenen Beispiele noch ganz andere Eideshelfer. In erster Linie führe ich als solchen den unmittelbaren Amtsvorgänger des Herrn Centraldirectors Dr. Fillunger, den Bergrath Jičinsky. Dieser zeigt in seinen bereits in meinem vorigen Artikel citierten „Bergmännischen Notizen" auf Seite 118, dass in der Zeit vom Jahre 1860 bis zum Jahre 1897 die Löhne sämmtlicher Bergarbeiterkategorien mindestens um 85 %, höchstens um 183 % gestiegen seien. Zwei Seiten später sagt er, dass innerhalb desselben Zeitraumes das Gedinge (der Accordlohnsatz) für das Schachtabteufen gleich geblieben sei, und auf Seite 122 heißt es sogar: „Der mitunter geringere Gedingsatz in den Neunzigerjahren gegen jenen vom Jahre 1859 steht mit der vermehrten Leistung infolge der Anwendung des Dynamits in Verbindung." Besagt das nicht ganz dasselbe, was ich mit den Worten behauptet habe, „dass der Unternehmer den Maximallohn längst schon verwirklicht hat; dass er es bei genügendem Arbeitsangebot ganz allein in der Hand hat, eine Linie zu ziehen, über die hinaus der Lohn ungeachtet namhaft erhöhter Leistung nicht zunehmen darf"?

Für meine These spricht aber auch der ganze bisherige Verlauf des Strikes. Alle von den Gewerken angebotenen Concessionen wollen bei den Arbeitern nicht verfangen. Insbesondere die in Aussicht gestellten Lohnerhöhungen gelten ohne gleichzeitige Reduction der Arbeitszeit den Accordarbeitern durch die Bank als äußerst precär, da sie ihnen über kurz oder lang wieder wegreguliert werden können. Ob, in welchem Tempo und wie sich das vollzieht, hängt nicht so sehr von der angeblich alleinherrschenden Concurrenz, sondern viel mehr von der organisierten Widerstandskraft der Arbeiter und, wo diese fehlt oder intermittiert, vom socialpolitischen Anstandsgefühl ab, das auf dem betreffenden Werke maßgebend ist. Ich anerkenne es gern, dass ein solches nach meinen Wahrnehmungen und Informationen in den von Herrn Dr. Fillunger administrierten Gruben höher als anderwärts im Ostrauer Revier entwickelt sein mag, dass daselbst insbesondere die so gehässige Revision der Gedinge nach abwärts im Verlaufe der einmonatlichen Arbeitsperiode statutarisch ausgeschlossen ist, was schon einen großen Vorzug bedeutet. Aber vor Beginn einer neuen Arbeitsperiode werden gegebenenfalls auch dort bei Stellung der Gedinge die Rücksichten auf den größtmöglichen Profit ausschlaggebender sein als die socialpolitischen Erwägungen, welche, ich sage nicht für Steigerung der Löhne, sondern für thunlichste Stabilität hoher Löhne sprechen. Dies geht aus den immanenten Gesetzen unserer Wirtschaftsordnung hervor, denen mehr als andere die Officiere des Capitalismus, und zwar im selben Grade unterworfen sind, wie die Officiere des Militarismus den Vorschriften ihres Standesordex. Und wie diese eine kritische Beleuchtung des Drills, den eine ganz unmerkliche Grenzlinie von der Leuteschinderei trennt, nicht als einnehmend empfinden, sollten auch jene, glaube ich, die objective und in einer nichts weniger als böswilligen Absicht gebotene Schilderung des von ihnen bewerkstelligten Druckes auf die Lohnarbeit nicht als „insamierend" auffassen. So lange sie diesen Druck ohne persönliche Willkürakte ausüben — und dass solche im Ostrauer Revier vielfach begangen wurden und noch werden, ist wohl nicht zu bestreiten — erfüllen sie ja nur ihre schwere und wenig beneidenswerte Pflicht.

Und nun noch ein Wort über die Aufgabe einer socialpolitischen Publicistik, wie sie Herr Dr. Fillunger versteht. Von ihm wird sie, wie aus seinen Schlussworten hervorgeht, ausschließlich für diejenigen reserviert, die im Arbeitsverhältnisse herrschend oder dienend stehen. [illegible] statistische Erhebungen, sei es des Staates, sei es [illegible], die nicht von vorneherein absolut „sicher" sind, [illegible] war, derselbe Geist, welcher den Arbeitern das Recht verwehrt, sich durch politische, gewerkschaftliche oder juristische Sachwalter, und wäre es auch nur im Einigungsamte, vertreten zu lassen. Vor diesem autokratischen Geiste findet nur der beruflich geaichte Wortführer Gehör. Ich kann zum Glück auch mit einem solchen dienen. In diesen Tagen ist vom Berliner Unternehmer Heinrich Freese, dem verdienstvollen Verfasser von „Fabrikantenglück!" und „Fabrikantensorgen!", eine neue überzeugende Schrift erschienen,*) in der auf Seite 64 zu lesen ist, wie folgt: „Die Heerscharen der Industriearbeiter verlangen Einfluss auf den Arbeitsvertrag, der für sie Existenz- und Lebensfrage ist, und dieser Anspruch erscheint mir am Anfang des 20. Jahrhunderts als durchaus berechtigt. Gerade dadurch, dass die Arbeitgeber sich weigern, ihren Arbeitern im eigenen Hause einen Einfluss auf die Arbeitsbedingungen zu gewähren, zwingen sie sie, sich ausschließlich auf die außerhalb der Fabrik bestehenden Organisationen zu verlassen . . ."

Verständen die Gebieter im Ostrau-Karwiner Revier aus diesen Worten die richtige Lehre zu ziehen, so verließen sie eiligst den gefahrdrohenden Standpunkt starrer Negation und hörten auf die Wünsche ihrer Arbeiter und auf die Mahnungen der Regierung, sowie der gesammten Bevölkerung. Einstweilen sind jedoch hiefür leider keine Anzeichen vorhanden.

J. Singer.

## Das Programm Call.

Nachdem Herr v. Koerber in einem Circularschreiben an die Landeschefs sein Verwaltungsprogramm entwickelt hatte, fühlte auch Baron Call, der aus Sophia verschriebene Handelsminister des definitiven Beamtencabinets, das Bedürfnis, ein Programm zu entwickeln und so der Unbekanntheit seines Namens in diesem Cabinet von bekannten Gelehrten und Bureaukraten ein wenig abzuhelfen. Da er dies aber doch nicht gut auf die gleiche Art wie Herr von Koerber thun und nicht auch von seinen Ressortbeamten Knall und Fall „ein offenes Auge für die Bedürfnisse der Bevölkerung" verlangen konnte, so befriedigte er sein Bedürfnis durch einen Leitartikel in der „Neuen Freien Presse" in der nicht mehr ungewöhnlichen Form eines Interviews. Die nächstliegende Frage bildete natürlich die österreichische Handelspolitik, der Zolltarif und die Handelsverträge. „Die Vorarbeiten sind bekanntlich noch im Zuge", theilt er dem Weltblattmann mit. Ja, sind sie denn überhaupt „schon" im Zuge? Im Vorjahre, zwei Jahre nachdem Deutschland diese Arbeiten begonnen, hat man an die Industriellen sogenannte productionsstatistische Fragebögen versendet, deren Text, und zwar für 119 Industriegruppen, in einer zweitägigen Conferenz einer Abtheilung des Industrierathes nothdürftig berathen worden war. Von diesen Fragebögen ist bisher, trotz gegentheiliger officiöser Versicherungen, kaum ein Drittel ausgefüllt — und wie ausgefüllt! — wieder eingelangt. Der Autor dieses nach deutschem Vorbilde schlecht copierten und total misslungenen Versuches selbst, Herr Ministerialrath Rössler, hat bei der letzten Sitzung des Industrierathes das Fiasco vollständig eingestanden und zu verstehen gegeben, er lege auf die durch die Fragebögen zu erhebenden Daten keinen Wert mehr. Und nun versichert der Minister, dass diese Fragebögen die Grundlagen der demnächstigen Berathung bilden werden! Nun, der Amtsdiener im handelspolitischen Departement des Handelsministeriums, der allerdings schon länger dient, weiß besser Bescheid, was mit diesen Fragebögen gegenwärtig geschieht und in Zukunft geschehen wird, als der Minister, der sich genauer informieren lassen sollte.

Aber es ist noch etwas „noch im Zuge", was Baron Call nur ein bisschen mit den Fragebogenerhebungen durcheinander geworfen zu haben scheint. Als man sah, dass es mit den Fragebögen nichts ist, gab man vor circa drei Wochen an alle wirklichen und sogenannten wirtschaftlichen Corporationen, ganz pêle-mêle, ob berufen oder unberufen, sachlich oder nicht, einen Erlass heraus, in welchem bis 1. Mai um Vorschläge für den autonomen Zolltarif ersucht wird. Was die Herren im Handelsministerium da hören werden, das hätten sie selber wohl auch gewusst. Mehr Zoll lautet die allgemeine Devise. Aber sie werden das Bene haben, dass sie gegebenenfalls jedem Wunsche irgend einer dieser Körperschaften den irgend einer anderen Körperschaft entgegenstellen können, nur immer getreu nach österreichischen Regierungsprincipien, falls nicht auch diese Gutachten das Schicksal der Fragebögen theilen werden, und im letzten Moment eine mündliche Berathung mit einer Handvoll Industrieller aus den wichtigsten Industriegruppen alle anderen Vorarbeiten ersetzen wird, wie schon öfter. Vorläufig aber haben die Gutachten [illegible] Termin bis 1. Mai. Von da ab beginnt die Action der Regierung. Baron Call versichert es. Sonst weiß er derzeit nichts über die Organisation der handelspolitischen Vorarbeiten für das Kometenjahr 1903 und über die österreichische Handelspolitik überhaupt zu sagen.

Darum zeigt er sich umso besser informiert über die bulgarischen Eisenbahnen und hat dem Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" ein [illegible] aus Geographie, [illegible] bulgarischer Gee

*) [illegible]

graphie, nachdem er vorher noch über die Triester Hafenfragen Dinge erzählt, die seit mehr als Jahresfrist die Spatzen auf allen Dächern pfeifen. Aber auch der Vertrag mit der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft kommt zur Discussion. Bemerkenswert ist da die wiederholte Versicherung, dass der Donauverkehr durch die Vervollkommnung der Eisenbahnverbindungen nicht mehr dieselbe Bedeutung hat, wie früher. Man weiß ja, welche Vervollkommnungen: großartiger Wagenpark, schnelle Güterbeförderung, vorzügliche, billige Tarife! Oder sollte der Minister wieder von den bulgarischen Eisenbahnen sprechen? Aber gleichviel, Baron Call, der sich in Sophia über ausländische Verhältnisse, nach seinen eigenen Mittheilungen, hauptsächlich aus der „Neuen Freien Presse“ orientiert hat, scheint infolge dieses, wie des Umstandes, dass Canalfragen an der Börse nicht cotiert werden, ganz übersehen zu haben, dass andere Staaten mit doch auch nicht viel schlechteren Eisenbahnen, als Oesterreich und Bulgarien, wie beispielsweise Amerika, England, oder auch Deutschland, den Wasserstraßen noch immer einige Bedeutung beimessen. Ja selbst in Oesterreich gibt es noch immer solche Schwärmer für billigen Wassertransport, und Baron Call hätte sich davon erst kürzlich in einer an der Wiener Universität abgehaltenen Versammlung überzeugen können, wo Industrielle — vielleicht wiegt es Herrn Call mehr, wenn wir sagen, auch Zuckerindustrielle — ebenso wie Theoretiker eine Aenderung unserer ganzen Handelspolitik von dem Ausbau unserer Wasserstraßen erwarteten und in patriotischen Phantasien Oesterreich mit Hilfe der Wasserwege der Donau und Elbe zum Hauptdurchzugsland für den abendländischen Verkehr nach dem Orient werden sahen. Bequemer ist die Auffassung des Handelsministers freilich. Da brauchen wir uns wenigstens den Kopf nicht zu zerbrechen über die ungarische Transportsteuer, über die Stromgebüren am Eisernen Thor und dergleichen Dinge, durch welche die blaue Donau roth-weiß-grün gemacht werden soll, und an welche Diplomaten und gemeinsame Beamte, zu denen Baron Call bisher ja auch gehörte, nicht gerne rühren. Immerhin gesteht der Minister zu, dass der Donauverkehr noch von Wichtigkeit ist. Schon wieder so ein fatales „noch“, über das sich selbst Leute wundern werden, die zur Verkehrspolitik keine anderen Beziehungen haben, als dass sie seit zwanzig Jahren in Nussdorf zur Sommerfrische wohnen.

Dem Exposé über die bulgarischen Bahnen folgt ein schönes Eingeständnis dieses fatalen „Noch“-Ministers, dass er nämlich früher, als er noch Consul war, sich mit einer der wichtigsten der österreichischen Exportfragen nicht so intensiv beschäftigte, wie jetzt. Es scheint in der Familie zu liegen, erst als Minister mit dem Lernen anzufangen. Aber: „Was Hänschen &c.“ Der Minister benützt die Lloydfrage zu einem Excurs über die Annehmlichkeiten von Seereisen auf Lloydschiffen und zu einer kleinen Reclame für das Blatt des Interviewers.

In vier Zeilen thut er dann die ganze österreichische Industriepolitik ab, über die ihm „im Augenblicke kein concreter Gesetzentwurf vorliegt“. Es scheint, dass der Minister dem geschätzten Mitarbeiter ungefähr nur über das zu referieren wusste, was gerade auf seinem Schreibtische lag, oder worüber seine Referenten ihm bei ihren Antrittsvisiten Aufklärung zu geben für gut befunden hatten. Die österreichische Industrie bietet also dem Handelsminister keinen Stoff zur besonderen Hervorhebung. Desgleichen scheint der Handelsminister gar nicht zu wissen, dass in Oesterreich auch so etwas wie eine Arbeiterfrage existiert. In einem Augenblicke, wo der Justizminister, der Ministerpräsident, der Ackerbauminister, ja selbst der Portefeuillelose für das Königreich Böhmen sich mit praktischer Socialpolitik beschäftigen, hat der oberste Chef des Arbeitsamtes nichts über die Arbeiterfrage zu bemerken. Sollte ihm der Leiter des arbeitsstatistischen Amtes noch keine Antrittsvisite gemacht haben?

Dafür bildet eine Hauptfrage für Baron Call die Wahlreform der Handelskammern, die allerdings in den Händen eines Referenten liegt, der seinem Herzen, sowie schon dem seines Ohms Dipauli näher steht. Als objectiver Beamtenminister muss Baron Call sich auch wirklich beizeiten mit dieser heiklen politischen und gewerbepolitischen Frage befassen, die die interessierten Kreise freilich, wie gewöhnlich, fast noch gar nicht interessiert. Es gilt ja das Gewerbe zu retten: das ist gewiss eine Hauptaufgabe des Ministers, es ist sozusagen seine Hauptverpflichtung gegen Staat und — Kirche.

Der Gewerberettung gilt auch der Schluss des Ministerprogramms: „Mein Vorgänger hat mir auch die Institution der Genossenschaftsinstructoren zurückgelassen“. Das ist eine förmliche Erbserklärung, sine beneficio. Was Vetter Dipauli begann, das will Vetter Call fortführen und beenden. „Sein Vorgänger“, der „Leiter“ in zwei Ministerien, scheint für Baron Call Luft zu sein, genau gerechnet doppelt Luft. Denn er wird doch nicht etwa absichtlich den Dr. Stibral in den Verdacht haben bringen wollen, der Schöpfer der Genossenschaftsinstructoren zu sein. Das hätte Dr. Stibral doch wirklich nicht verdient. Diese Institution der Genossenschaftsinstructoren will Baron Call nun weiter ausgestalten. Es werden also offenbar noch einige Statthaltereiconcipisten und Conceptspraktikanten dazu bestellt werden, den armen Kleingewerbetreibenden jene wirtschaftlichen Kenntnisse zu tradieren, die sie sich beim Ausfüllen von Gewerbekatasterblättern erworben haben, über das der „Verwaltungsbeamte“ der „Neuen Freien Presse“ kürzlich so beweglich Klage führte.

Damit hat Baron Call sein Programm vorläufig erschöpft. Aber vorsichtig war es gerade nicht, so gleich im Anfange seiner Ministerlaufbahn alle die großen Pläne und Ideen zu enthüllen, die seinen Geist beschäftigen. Man könnte es eher etwas undiplomatisch nennen, schon mit Rücksicht auf das Ausland außerhalb und innerhalb der Zollgrenzen, das jetzt weiß, mit was für einem Gegner es zu thun hat.

— d.

---

## Der Arzt in der deutschen Vergangenheit.

Als das goldene Zeitalter auf der Erde herrschte, bereitete noch keine tödtliche Krankheit dem Menschen ein vorzeitiges Ende. Wie die altgermanische Mythe erzählt, nahm die Spenderin des Werdens und Vergehens, die Erdenmutter Hel, die müden Bewohner der Oberwelt nach Erfüllung ihres Orlogs oder Schicksals wieder zu sich auf. Nur über das Leben des Kriegers, der auf dem Schlachtfelde um den Siegespreis kämpfte, hatte die mütterliche Erde keine Gewalt. Die auf weißen Wolkenrossen daherjagenden Walküren waren dazu bestimmt, den Kriegshelden den Todeskuss aufzudrücken und die Gefallenen zur Walhalla empor zu tragen. So erschien der Tod den Menschen ursprünglich nicht grauenhaft. Erst später bekam das finstere Grab etwas Schreckhaftes. Die nordische Sage malte alsdann die Hel, die Göttin des Lebens und des Todes, vorwiegend von ihrer schwarzen Seite. Sie stellte sie dar als ein furchtbares Scheusal, bei dessen Anblick jedes Leben erstarrte. Durch an heiligen Stätten dargebrachte Opfer, durch Besprechen mit Liedern und heilkräftigen Sprüchen, und durch mit Runen bekritzte Stäbe glaubte man für die Auserwählten der Todesgöttin, für die Kranken, noch Gnade und Heilung bei der Hel erbitten zu können. Anderseits nahm man indessen auch an, dass man durch Zauber, den sogenannten „Seidh“, einen Menschen in der Ferne in schweres Siechthum und Krankheit versetzen, ja sogar der Hel zuführen könne. Doch nicht nur als Verzauberungen, sondern auch als Strafen erzürnter Gottheiten sahen unsere Vorfahren die Krankheiten an. Deswegen gehörte die Heilung mit zu den Obliegenheiten der Priester und Priesterinnen. Da es bei den alten Germanen keinen abgeschlossenen Stand dieser gab, so besorgten einen Theil der göttlichen Geschäfte, insbesondere die Krankenbehandlung, die Walen oder weisen Frauen. Nach der Einführung des Christenthums in den deutschen Landen wurden alle Künste dieser für heidnische Zauberei erklärt und die Walen selbst später als Hexen verfolgt.

In den altdeutschen Sagen und Schriften werden neben den weisen Frauen und „wilden wiben“ auch eine Anzahl Männer und gewöhnliche Weiber als erfahren in der Arzneikunst bezeichnet. So galten Wodan oder Odin, ferner der breitbärtige, riesige Held des Gudrunliedes Wate, sowie auch Isot, die Königin von Irland, als heilkundig.

Im frühen Mittelalter gab es in Deutschland nur vereinzelt an den Höfen der Könige wirkliche Aerzte. Diese hatten ihre Ausbildung meistens auf den Schulen des oströmischen Reiches erworben. Bei dem gewöhnlichen Volke lag die Ausübung der Heilkunst in der ersten Hälfte des Mittelalters fast noch ganz in den Händen von Juden, Schmieden, Scharfrichtern, Landfahrern und alten Weibern.

Nach dem siegreichen Einzuge des Christenthums in Deutschland übernahm die Geistlichkeit die Pflege der medicinischen Wissenschaft. Wenn von dieser anfänglich zur Heilung von Krankheiten auch nur Segnungen und Salbungen mit heiligen Oelen, Exorcismen und Gebete zu einem Heer von Schutzheiligen in Anwendung kamen, so benützten die geistlichen Aerzte in ihren Curen später doch vorwiegend den Arzneischatz und die medicinischen Methoden des Alterthums und der Schule zu Salerno. In den Klosterschulen, von denen als früheste die zu Corvey, Fulda, Hirschau, Reichenau, Weissenburg und St. Gallen zu nennen sind, wurde auf Veranlassung Karl des Großen die Heilkunst unter dem Namen „Physica“ gelehrt. Einen weiten und klaren Einblick in die medicinische Wissenschaft der Klöster bietet die „Physica“, welche die heilige Hildegard in den Jahren 1151 bis 1159 für das Nonnenkloster auf dem St. Ruprechtsberge bei Bingen verfasste. Der Heilschatz dieses Werkes weicht von dem des Galenus und des Dioscorides wesentlich ab und zeigt, dass Hildegard ihre medicinischen Kenntnisse theilweise den Erfahrungen und dem Wissen der deutschen Volksarznei entlehnt hat.

Der Franciskanermönch Berthold von Regensburg meinte im dreizehnten Jahrhundert, in Anlehnung an die Ansichten des Anselm von Canterbury, dass die Krankheiten von dem Gifte jener Schlange herrühren, welche Adam und Eva zum ersten Sündenfall verführt habe. Bei dem Apfelbiss „Dô mite tâten sie alle die vergift und allez daz eiter, daz in dem slangen was, unde von derselben vergift dô wurden wir ze dem libe [illegible] ze der [illegible] siech

unde toetlich." Gott erbarmte sich aber über uns „unde gab uns für jeglichen siechtuom, der uns von dem slangen ist erbete, eine erznie, die uns des libes siechtoum ze gesuntheite brachte, wan er den wurzen unde kräutern unde sâmen und edelm gesteine, und worten die kraft hât gegeben, dâ wir von gesunt werden sullen."*) Wenn die Geistlichkeit in den frühesten Zeiten des Christenthumes zuweilen die Heilkunst auch als einen Eingriff in den Willen Gottes auffassen wollte und deswegen ab und zu Lust verspürte die medicinische Wissenschaft als eine gottlose Kunst zu verbannen, so stand dieselbe im späteren Mittelalter, als sie nach der Kirchenlehre für ein Geschenk Gottes galt, in hohem Ansehen. Berthold von Regensburg nennt in einer Predigt „alle die mit erzenie unbegênt" als von Gott in der Christenheit geordnete Leute. „Der möhte man ouch deheine wîse gerâten." Nur die Ausübung der Wundheilkunst galt für die Priester als unpassend. Etwa ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Franciskaners Berthold ward deswegen auf der Würzburger Diözesan-Synode im Jahre 1298 der Geistlichkeit die Ausübung derselben und sogar auch die Gegenwart bei chirurgischen Operationen ausdrücklich untersagt. Durch solche Verbote wurde die Chirurgie mit einem Makel befleckt und die Abtrennung derselben von der inneren Medicin angebahnt. Die Wundarzneikunst betrieben daher bis zum neunzehnten Jahrhundert nur selten studierte Aerzte, sondern meistens Barbiere, Bader und andere nur empirisch ausgebildete Schneideärzte. Das Gewerbe dieser galt im ganzen Mittelalter für unehrenhaft.

Von einem deutschen Stande akademisch gebildeter Heilkünstler, welche, von dem Worte Archiater abgeleitet, als Aerzte bezeichnet werden, ist vor dem zwölften Jahrhundert kaum die Rede. Erst als in Deutschland volkreiche Städte entstanden, konnte eine Theilung der zur Heilung von Krankheiten erforderlichen Arbeiten stattfinden. Im Jahre 1224 erließ der Hohenstaufe Friedrich II., der in Jesi in Süditalien geboren war, zunächst für sein italienisches Geburtsland ein Medicinalgesetz, in dem bereits das Studium, die Prüfung und die Bezahlung des Arztes, sowie sein Verhältnis zum Apotheker geregelt und geordnet wird. Nach diesem und nach den aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden ältesten deutschen Medicinalordnungen hatte sich die ärztliche Kunst stets mit der Frage zu beschäftigen, welche Mittel anzuwenden, die Pharmacie, wie diese zu beschaffen und herzustellen seien.

Ueber die äußere Erscheinung im Auftreten des Arztes in den Zeiten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst können wir uns verhältnismäßig leicht und bequem unterrichten aus den zahlreichen bildlichen Darstellungen, welche uns überliefert sind.**) Im späteren Mittelalter erblickte man auf diesen den Arzt im langen Talar, das Haupt bedeckt mit einem Barett. Meistens ist er gekennzeichnet durch ein Harnglas, mit dem er die Urinschau betreibt. Oft hält er auch in der Hand den Arzneibecher, mit dem er seinem Patienten den Heiltrank einflößt. Wegen des theuren Papierpreises im Mittelalter machten die Aerzte ihre Verordnungen meistens mündlich in den Apotheken. Man trifft sie deswegen oft auf den Apothekenabbildungen des fünfzehnten Jahrhunderts mit einem Stock ausgezeichnet an. Mit diesem deuteten sie auf die Standgefäße, aus denen sie die Bestandtheile zu ihren Arzneien wünschten. Auch einen Einblick in das Studierzimmer des Arztes gestatten die aus der Vorzeit überlieferten Bilder. Auf einem dem Hans Burglmeir zugeschriebenen Holzschnitte aus dem 1530 bei Steiner in Augsburg gedrucktem Bankettbuche des kaiserlichen Leibarztes Luys de Avila erblickt man letzteren vor einem Tische, auf dem ein kleines tragbares Pult gestellt ist. Louis Lobeva d' Avila, im Costüm des sechzehnten Jahrhunderts, hat sein Haupt mit einer pelzverbrämten Mütze bedeckt. In der Hand hält er den Gänsekiel zum schreiben. Unter einer Bank und auf einem Wandbrette stehen Schachteln und Gefäße mit Arzneistoffen. Die auf Tisch und Bank liegenden Kräuter erinnern daran, dass dies Aerztebild aus einer Zeit stammt, in der das Wort Sirachs: „Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen", für die Heilkunst noch zu treffender war, als heute. Aehnlich bringt Conrad Meyer aus Zürich 1637 auf einer Radierung in seinem Todtentanz ein ärztliches Zimmer zur Anschauung.

Bis zum vierzehnten Jahrhundert gab es in den deutschen Landen noch keine Hochschule, auf der die medicinischen Wissenschaften gelehrt wurden. Die deutschen Aerzte suchten deswegen im Mittelalter ihre Fachausbildung fast durchwegs in Italien und Frankreich. Vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert war Salerno südlich von Neapel die wichtigste medicinische Hochschule des Abendlandes. Im späteren Mittelalter waren besonders die Universitäten von Padua, Bologna, Pavia, Paris und Montpellier berühmt. Die erste Universität in Deutschland wurde im Jahre 1348 in Prag gegründet. Nach ihr entstanden im Mittelalter die Hochschulen zu Wien, Heidelberg, Leipzig, Tübingen, Erfurt, Basel und so weiter. Die medicinische Facultät blieb indessen in diesen heimischen Universitäten lange das Stiefkind. Wie erzählt wird, musste in Greifswald zu einem medicinischen Doctorexamen noch im siebzehnten Jahrhundert ein Doctor juris hinzugezogen werden, weil nur ein Mediciner vorhanden war. In Altdorf befanden sich noch im Jahre 1625 nur zwei medicinische Lehrstühle. Aehnlich verhielt es sich mit der Vertretung der medicinischen Wissenschaft auf anderen deutschen Universitäten. Während in Padua seit 1543 schon der klinische Unterricht betrieben ward, wurde solche Belehrung am Krankenbette im siebzehnten Jahrhundert zwar schon in den niederländischen Universitäten, insbesondere in Leyden geübt, aber noch nicht an deutschen Hochschulen. In Deutschland konnten sich die jungen Mediciner solche praktische Belehrung durch Anschauung der Kranken nur als Gehilfen anderer Aerzte erwerben. Wegen dieser ungenügenden Einrichtungen der einheimischen Universitäten studierten die deutschen Mediciner noch bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein gern, wenn meistens auch nur einen Theil ihrer gesammten Studienzeit, auf ausländischen Hochschulen. Hierzu gehörte ein nicht unbedeutendes Vermögen. Josias Forer, „der Artzney Doct.", der in Padua studierte berichtet in einem Briefe vom Jahre 1599 über seine italienischen Studienausgaben.*) „Und dieweil in Italia, alda ich mich vierzehen Monath uffgehalten, ettwas unkosten uff mich gangen, mehrertheils zwar uff den Doctorat, welcher nahnt bey die fünfzig Cronen gekostet: darnach auch uff eines Jahrs und zweyen Monath zeerung; uff Bücher, deren ich bey die 40 Cronen wert beysamen; weiter uff Kleider und necessaria, und letzlich auch uff ynhin und ushin reisen, diweil, säge ich, solcher gestalt bey die hundert und fünff und achtzig Cronen unkosten ist uffgangen."**)

Wegen der Kostspieligkeit und Schwierigkeit, sich die ärztliche Ausbildung zu erwerben, war im ganzen Mittelalter der Stand der akademisch gebildeten Aerzte in Deutschland noch nicht sehr überfüllt. Um Aerzte heranzuziehen und um sie in ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis zu bringen, wurde denselben damals von Städten und Fürsten ein fester Gehalt gezahlt. In den seit 1377 erhalten gebliebenen Nürnberger Stadtrechnungen sind bereits im vierzehnten Jahrhundert besoldete Aerzte aufgeführt. Im Jahre 1377 erhielt ein „magister Petrus, medicus noster" eine vierteljährliche Besoldung von 11½ Gulden, ein „magister Karolus, medicus" bekam vierteljährig 40 Gulden und endlich „Johannes, der stattarzt", dem die Bürger Urlaub gaben, bezog trotzdem für die vier Quatember 50 Gulden. In allen deutschen Städten scheinen sich im vierzehnten Jahrhundert noch nicht solche besoldete Aerzte befunden zu haben. Deswegen erließ Kaiser Sigismund im Jahre 1426 auf der Kirchenversammlung zu Basel ein Gesetz, worin den Reichsstädten befohlen wurde, Meisterärzte anzustellen. Als Jahresgehalt für diese waren 100 Gulden bestimmt. Dafür wird den Aerzten auferlegt: „Und soll menniglich arzneyen umbsonst, und soll sein Pfründ verdienen ernstlich und getreuelich. Wol was man köstlich Ding aus der Appentek haben muss, soll man bezahlen. Aber von den Armen soll man nichts nehmen, darum, dass er sein Pfründ neusset".

Diese Stadtärzte stellte man meistens nur auf eine Anzahl von Jahre an.***) Im Nürnberger Stadtbuche ist aus der Zeit um 1350 der „Eid der Aerzte" erhalten. Nach demselben durften die Aerzte trotz ihres Jahresgehaltes für ihre Dienste von den Bürgern eine Zahlung nehmen. Es heißt darin: „und suln auch zitlich und bescheidentlich lone nemen von den burgern". Von den beiden für heilig erklärten Aerzten Cosmas und Damian wird hingegen rühmend in der Legende erwähnt: „sie halffen allen Menschen durch Got und namen nichts dann den Gottes Lon darumb". Dass die beiden Gottesmänner streng an dem Grundsatze, keine Zahlung für ihre ärztliche Hilfe zu nehmen, hielten, beweist folgende Erzählung: „Der eine hate einer vromen (Frau) geholfen an ire suche. Do quam si und brachte ime eine kleine gabe, also einen korp mit epfelen. Do enwolde her (er) si nit. Do beswur sie in bi gote, daz her di epfele nemen muste. Do daz Cosmas irfur, sin bruder, do vorbot her daz man in nicht solde legen in sin grap zu ime. Aber Got offenbarte ime, daz her die gabe durch got genomen hete und nicht zu liplichen nutz. Darumme leite man si beide in einen sark, und geschahen viel grosser zeichen."

Waldhausen vor Hannover. **Hermann Peters.**

(Schluss folgt.)

---

# Kunstkritik.

Es ist eine lange Geschichte, das Verhältnis der bildenden Kunst zur Kritik, und ihre Erzählung konnte manches von dem Wesen der beiden deutlich machen. Wie sie oft dasselbe Schicksal erfuhren und dann vereint reicher wurden oder verarmten. Bald die Kunst allein das Gewand wechselte, die Kritik dagegen erstarrte, sie verleugnete und die Magd sich zur Gebieterin aufwarf. Oder die Kunst

---

*) Gesundheitspflege im Mittelalter von L. [illegible].

**) Es sei an dieser Stelle auf das [illegible] im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig [illegible] von Dr. G. Steinhausen herausgegebenen „Monographien zur deutschen Culturgeschichte" [illegible] Peters [illegible] und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit [illegible] eine große Anzahl Holzschnitte und Kupferstiche, aus der Zeit vom [illegible] Jahrhundert, welche viele Fragen des ärztlichen Standes illustrieren, zum Wiederabdruck gelangt. [illegible]

*) [illegible] im Archiv Luzern, veröffentlicht von B. Reber. Erlebnisse eines jungen Arztes. [illegible]

**) Ungefähr [illegible] Mark oder 1395 Gulden, wenn man den Geldwert dreimal größer als heute annimmt.

***) Vgl. [illegible] in Nürnberg, Nr. 236, [illegible]

verkümmerte und einsam die Kritik blieb, anklagend, mit wilden Forderungen einer neuen Schönheit. Es ist eine lange Geschichte, und klug ausgeführt würde sie auch ein sicheres Bild der Jahrhunderte ergeben. Hier möchte ich jedoch nur für das jüngstvergangene in Kürze aufzeigen, wie Kunst und Kritik zu einander standen, und da scheint es, dass sie, bei uns Deutschen wenigstens, meist gleiche Wege giengen.

Die Entwickelung der modernen Kunst lässt sich, in ganz großen Umrissen freilich, in drei Phasen scheiden, die dadurch den Eindruck gesonderter Culturen machen, dass in ihnen jedesmal ein anderer einheitlicher Zug das Leben durchdrang, das Empfinden und Denken formte, der Kunst und Kritik die Richtung gab. Als gutes Beispiel der ersten kann Cornelius gelten. Es war die Zeit, da Goethe mit leuchtendem Griechenauge alle Erscheinungen in ihrer ursprünglichen Einheit sah, tief aus geheimnisvollen Quellen den ewigen Sinn des Seins rauschen hörte, der sich ihm in gleicher Weise im Zwischenknochen eines Schafschädels wie in der festlichen Pracht sophokleischer Chöre offenbarte. Dazu lag noch von Lessing und Winckelmann her ein Hauch hellenischer Weltanschauung über den Tagen, unerschüttert war der Glaube an die souveräne Vernunft, einzige Wahrheit und absolute Schönheit, allgewaltig herrschte die „Idee", vor der sich wie die ersten, ebenso die kleineren Geister beugten, nach der sie ihr Schaffen in den großen Zusammenhang ordneten. Das ist auch das Kennzeichen der cornelianischen Kunst und der gleichzeitigen Kritik, die Kugler und Hotho, Rumohr und Schnaase vertreten. Die Kunst wollte nicht der gesteigerte Ausdruck eines starken Erlebens sein, die durch technisches Können verkörperte sinnliche Anschauung, die Kritik nicht bleibende wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen, auf Grund eines fleißig verarbeiteten Materials. Cornelius hat sich gerühmt, dass er in seinen Werken seine philosophische Doctordissertation niedergelegt habe, und ähnlich klingt, was Franz Kugler einmal geschrieben: „Wenn wir stets nur auf das Einzelne, das Naheliegende, blicken, laufen wir Gefahr, den Sinn für die Ferne und Weite, die das Ganze umschließt, abzustumpfen. Das Einzelne hat seine vornehmste Bedeutung als Glied des Ganzen." So belanglos es Cornelius schien, als er der Hand eines Mannes sechs Finger gab, so wenig bedeuteten für Kugler falsche Jahreszahlen. Der Gedanke allein war das Entscheidende, die Weltanschauung, die dem Schaffen zugrunde lag, die weiten Sichten und allumspannenden Horizonte, die Lösung tiefer Probleme um Vergangenheit und Zukunft, die persönliche Stellungnahme zu Gott und Natur. Es wehte ein großer Zug durch das grüblerische Ringen dieser Zeit, mit der uns heute wieder zwei Meister, die im innersten Wesen ihr angehören, verbinden: der große Jakob Burckhardt, der nun todt ist, und Hermann Grimm, auf dessen letzten Werken schon später Abendschein liegt.

Die Mitte des Jahrhunderts brachte eine heftige Wandlung, und an Stelle des Cornelius, der als Titan den Himmel stürmen wollte, trat ein Cyklop, der in wuchtiger Kraft sich mit beiden Füßen auf die Erde stemmte, Adolf Menzel. Er war der Führer eines nüchternen, gesunden Geschlechtes, dem die papierene Weisheit der Cartons vergilbte und die harte Wirklichkeit Gebote gab. Man schwärmte nicht mehr, sondern beobachtete, baute keine Systeme, sondern constatierte, verzichtete aufs Große und hieng am Kleinen, auf den Thron der Idee wurde die „Thatsache" gehoben. Den sicheren Forscherblick für die Gegenwart richtete man auch in die Vergangenheit, und nicht war es, wie früher, romantische Sehnsucht nach den farbenhellen Costümen und großen Gesten geschwundener Zeiten, die Menzel seine Historienbilder malen ließ. Er wollte die Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg und Preußens mit dem Pinsel erzählen, wie etwa Mommsen seine römische Geschichte schrieb, und darum musste ein philologisches Studium der Monumente vorangehen, die peinlichste Spürarbeit in den Archiven, bis ihm das kleinste Geräth in den Schlössern des großen Friedrich gleich vertraut war, wie die politischen Ereignisse der ganzen Epoche. So war auf eine philosophisch denkende Generation eine exact wissenschaftliche gefolgt, und Böcklins feines Wort, dass Menzel eigentlich ein großer Gelehrter sei, ist umso bezeichnender, da es auch den kunstgeschichtlichen Umschwung trifft, der sich damals vollzog. Auch hier verdrängte die Thatsache die Gedanken. Die Kunsthistoriker unterließen fortan, subjectiv gesehene Zusammenhänge zu zeichnen, und beschränkten sich auf einfach objective Notizen. Sie registrierten, bestimmten, glossierten, suchten die Bibliotheken ab und Museen, sammelten Urkunden, Chronistenberichte, Zunftzeugnisse und biographische Daten, jagten nach vergessenen Werken und authentischen Künstlerbriefen, bis ein ungeheures Material zusammengetragen war. Die Kunstgeschichte war aber dadurch zur Kunstkennerschaft geworden, da jeder das einzelne Gebiet genau kannte, doch der selbstherrliche Geist fehlte, der die Bausteine zu ragenden Tempeln gefügt hätte. Menzel trat dann unter die Eroberer des modernen Lebens, die Kunstkritik jedoch verharrte in den eng gesteckten Grenzen, und nur einmal spiegelten sich in ihr die Strömungen des Tages. Damals, in den Siebzigerjahren, als Dietz und Claus Meyer in der Art der alten deutschen Meister malten, Lorenz Gedon das altdeutsche Kunstgewerbe weckte und Fritz August v. Kaulbach junge Frauen in die Tracht der Patricierinnen aus Augsburg und Nürnberg kleidete, schrieb Thausing den Dürer, Woltmann den Holbein, und Eitelberger gründete in Wien das österreichische Museum. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass diese Zeit der Kunstkritik trotz ihrer kleinlichen Nüchternheit ihre Bedeutung hatte, da sie weite Gebiete neuer Gestaltung erschloss. Ebenso selbstverständlich aber ist es, dass sie der jung heraufkommenden Generation nicht mehr genügen konnte, dass sie ihr Mittel und Zweck zu verwechseln und verstaubt schien.

Das war, als sich Manets Ruf: „Es werde Licht!" auch in Deutschland erfüllte, und der Impressionismus seinen Einzug hielt. Die Herrschaft der Idee, des absoluten Ich, war gestürzt, aber auch die Unterwerfung unter die thatsächliche Wirklichkeit hatte getrogen. Ein neues Glück musste gesucht werden, und dorthin, wo sich die Beiden berühren, in den Process vom Wirklichen zum Denken, an die „Hautlichkeit der Dinge", wie Nietzsche sagt, wurde alles Heil gelegt. Die Nerven wurden das Entscheidende. Mit der Kunst sollte die Kritik sich ändern, auch impressionistisch werden, wie es in Frankreich durch die Goncourts und Zola geschehen war. Die officielle Kunstgeschichte wies es zurück, denn stolz und hochmüthig hatte sie sich in ihrem Bezirk gegen jede Neuerung verschlossen, glaubte sich unfehlbar und allein zu einem Richteramt begnadet und wachte argwöhnisch darüber, dass kein Unberufener sich in das Heiligthum dränge. Der Jugend aber, der heißen, ungestümen, mochte dies hehre Priesterthum allzuoft nur ehrsame Beckmesserei dünken, und in revolutionären Zeitschriften schuf sie sich das Feld für ihre Kämpfe. Hermann Bahr, Cornelius Gurlitt und Hermann Helferich waren es, die, von dem Frühling trunken, die ersten kühnen Vorpostengefechte lieferten, in hartem Strauß, da sie zum Streite um die neue Kunst sich erst die Waffen schmieden mussten, die neue Art der Kritik. Den Sieg auf der ganzen Linie brachte dann das große Werk Richard Muthers. Es lehrte uns, unsere Kunst umso inniger zu lieben, indem es zeigte, warum sie geworden, und wies der Kritik den Weg in eine berauschende Zukunft, voll herrlicher Verheißungen ohne Ende, weil es sie auf die freie Höhe künstlerischen Schaffens erhob. Es offenbarte, wie mit allen Fängen seiner Empfindung, die noch das Zarteste zu fassen wissen, der Kritiker das Kunstwerk in sich aufzunehmen habe und dann der gewonnene Eindruck mit zwingend suggestiver Macht andern mitzutheilen sei. Für die moderne Kunst hat es Muther gethan, und damit die vergangenen Jahrhunderte heraufstiegen in unerschöpflicher Schönheit, brauchte man nur auf sie dies Verfahren anzuwenden. Und das versuchte nun, für Venedig, seiner Schüler einer, Emil Schaeffer in seinem Buche: „Die Frau in der venezianischen Malerei." *)

Diese Entwickelung von Kunst und Kritik wurde skizziert, weil sie als nothwendig rechtfertigt, was dem Buche vielleicht von gelehrter Seite vorgeworfen werden wird, und für seine schönen Vorzüge einen festeren Standpunkt des Verstehens leiht. Ueberdies hat Schaeffer eine reinliche Sonderung vorgenommen: er hat den Gelehrten gegeben, was ihnen gebürt, und in einen Anhang, zweiundzwanzig Seiten lang, die Literaturangaben und Bemerkungen verbannt, die seine wissenschaftliche Vorarbeit documentieren sollen. Der schriftstellerische Theil jedoch ist ein durchaus persönliches Bekenntnis, der schwärmerische Dank für blaue Südlandstage und schwüle, duftende Nächte, für flimmernde Lagunen, auf denen die Gondel schwamm, an den Palästen vorüber, wo Vergangenheiten dämmern, für die süßen, sündigen Venezianerinnen, mit den verlangenden Lippen und großgesternten Kinderaugen, die bei sinkendem Abend schwermüthige Lieder in den Gassen singen und noch Küsse haben, wenn der Morgen graut und die Fischerboote heimkehren: eine kniende Huldigung an Venedig, die Königin der Meere, all dies nicht weniger als der hymnische Preis jener Maler, deren Kunst durch Jahrhunderte ihrer Vaterstadt gedient. Eine lange Strecke hatte Schaeffer zu durchmessen, von Murano, mit den schwarzen Thürmen und dumpfen Glocken, über Bellini und die lichten Höhen des Tizian bis zu Tiepolo, dem blassen Furien der müden Wonnen und erotischen Träume, da Venedig und mit ihm die aristokratische Welt in Schönheit starb. Diese Entwickelung schien sich ihm am deutlichsten in der Darstellung der Frau zu spiegeln, ob sie Herrscherin über das Leben war oder demüthige Sclavin, ob sie als Heilige oder Courtisane gemalt wurde, und durch diese Problemstellung erwuchsen Aufgaben, deren Bewältigung den reizvollen Wert des Buches ausmacht. Seit Sainte-Beuve und Taine wissen wir, dass es die vornehmlichste Pflicht des Kunsthistorikers ist, aus der Zeit den Künstler zu begreifen und im Künstler den Menschen zu suchen. Schaeffer hat sie erfüllt, indem er in farbenreichen Eingangscapiteln schilderte, wie sich ihm nach den erhaltenen Documenten jedes Jahrhundert malt, und auch bestrebt war, des Einzelnen Werk in diesen Rahmen zu stellen. Das Quattrocento empfand eben nicht wie das Rococo, Carpaccio anders als Pietro Longhi. Bei der Psychologie der Individualitäten musste er sich dagegen auf einen Zug beschränken, auf das Verhältnis des betreffenden Künstlers zum Weibe, und das Erotische trat in den Vorder-

*) Die Frau in der venezianischen Malerei. [illegible] Verlag von Emil Schaeffer [illegible] München, [illegible] 1899.

grund. Vielleicht, dass es manche entrüsten wird, wir sind ihm dafür dankbar. Unmöglich schon scheint es, den Frauentypus vieler Künstler sondernd zu verstehen, etwa den Lottos, der als sensitiver Asket, von religiösen Zweifeln geschüttelt, das Weib nur in seiner schmerzlich schönen Gefahr erkannte, oder den Giorgiones, der an ihm mit dunkler, fast Byron'scher Leidenschaft hieng, wollte man sich und andern die Bedeutung ihres geschlechtlichen Lebens verschweigen. Unehrlich aber wäre es, wenn man das Geschlecht überhaupt, diese starke Wurzel aller Kunst, mit ängstlicher Prüderie verdecken möchte, und heute umso schlimmer, da wir darin wieder freieren Zeiten entgegengehen, langsam die naturwissenschaftliche Erkenntnis des Jahrhunderts Früchte zu tragen beginnt, und Männer wie Wilhelm Bölsche einer physiologischen Aesthetik die Wege ebnen. Natürlich setzt hier und besonders lebhaft, da es sich um die scheuesten Regungen und flüchtigsten Nuancen handelt, die letzte Forderung der modernen Kunstgeschichte ein, die sie in scharfen Gegensatz zu der älteren stellt: die schmiegsame Herrschaft über die Sprache und die künstlerische Form auch des kritischen Werkes. Man kann nicht die Stimmung deutscher Haiden oder weihrauchumzitterter Messen in gothischen Domen in gleicher Weise ausdrücken wie das Bild einer venezianischen Gentildonna oder toscanischer Gärten im Herbste. Für Castagno und Stefan Lochner, Memling und Fragonard gelten nicht dieselben Attribute. Die Sprache des Schaeffer'schen Buches hat den verlangten Stil. Die Worte gleißen und glitzern, jubeln und verbluten, rauschen und verhallen, der Seele gleich, die der Künstler einst seiner Schöpfung geschenkt, und die noch heute, in seligen Minuten, aus der schönen Hast der Farben und Linien zum Betrachter spricht.

Den Entwickelungsgang der venezianischen Malerei hat Schaeffer in herkömmlicher Weise gegeben, und die einzelnen Meister, wenn auch persönlich, so doch mit den Kennern übereinstimmend, kritisch bewertet. Daraus aber, wie er es gethan, lässt sich ein wenig seine eigene Art erkennen. Man fühlt es deutlich, wo er aus wesenverwandtem Gefühl bis auf den innersten Grund einer Epoche sah, und wo er nur eine artistische Würdigung hatte. Wohl durchzieht das ganze Buch die Sehnsucht nach dem Glanz und der Pracht alter Culturen, aber besonders ist darin ein gourmethaftes Liebkosen aller schönen Dinge, die selten sind, einer prunkenden Sänfte, in der vielleicht eine Dogaressa gesessen, blitzender Klingen, die einst ein Jüngling aus dem Geschlechte der Vendramin geführt, und er liebt das Schwelgen in der kühlen Blässe schmaler Hände, in der heißen Nacht lustumschatteter Augen. Es ist eine Flucht aus den quälenden Gewohnheiten des Tages zu heimlich köstlichen Reizen der Vergangenheit, und darum passt auf ihn das Wort, das Lemaitre als Kennzeichen der französischen Generation um 1890 geformelt: la recherche pédantesque des sensations rares. Damit hängt wohl auch seine Vorliebe für das venezianische Rococo zusammen, das dunklere Untertöne hat als das seidenhelle, rosenleichte Watteaus, jene schmerzliche Verfeinerung und krankhafte Uebersättigung, die Baudelaire lockten. Diese letzten Aristokraten, die das Leben zu einem galanten Fest gestalteten, sie stehen seinem Aesthetenthum am nächsten, und die an Grazie der Darstellung und Nachempfindung gleich stilgerechte Schilderung ihrer Kunst verräth es, dass sie ihm mehr zu sagen hatten, als das Ringen und die Psyche des Quattrocento oder die majestätische Ruhe des sechzehnten Jahrhunderts. Im Rococcocapitel, mit dem er den Leser entlässt, hat Schaeffer sein Bestes gegeben und neben dem Beweis seines Könnens auch das Ziel seiner Absicht: mit dem warmen Fühlen eines Dichters und dem prüfenden Blick des Culturhistorikers alte Kunst für moderne Menschen zu wecken. Das Seelische an den Werken, die Geheimnisse, die in ihnen schlummern, ihre friedenspendende Güte, ihre lebenfördernde Macht, und dass sie Producte großer Schicksale seien, das wollte er zeigen und sagen. So kann „Die Frau in der venezianischen Malerei" das werden, was wohl ihres Verfassers eigentlicher Wunsch war: ein Buch für junge Künstler und schöne Frauen.

Breslau. Hugo Haberfeld.

---

## Maurus Jokai.

Zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage am 19. Februar 1900.

Seit zehn oder fünfzehn Jahren haben wir Jungen ihn wenigstens einmal jährlich todtgesagt (allerdings nur in den geheimen Conventikeln, öffentlich wagte sich kaum einer an ihn heran), und drei- bis viermal alljährlich haben wir unser Todesurtheil wieder feierlich und ehrlich zurückgenommen. Jedem seiner Werke, dem wir schon mit Bedauern die Decadence, das Alter, anzumerken glaubten, folgten stets sofort einige Meisterarbeiten. Ob auch die Jahre sich häuften, er blieb doch alleweil jung. Aber nicht nur im Geiste, auch im Gemüthe. Erst vor Kurzem, an der Schwelle der Fünfundsiebzig, bewies er es von neuem, und zwar in doppelter Art. Er wagte nicht bloß den Spuren des Löwen zu folgen und mit ihm anzubinden, ein jugendliches Wesen zu ehelichen, als ob der Schnee auf seinem Haupte keine erstarrende Macht besäße über die Thaufrische seines Gemüthes, sondern wagte noch viel mehr. Er schrieb sogar vier kleine Romane über dieses Eigenerlebnis, vier Varianten von dem bejahrten Manne, der kein alter Mann ist.

Ein gar merkwürdiges Buch.*) Jokai erträumt die vier möglichen Varianten eines Problems. Der bejahrte Mann heiratet eine ebenfalls bejahrte Frau mit entsprechendem Vermögen. Er kommt um seine alten Gewohnheiten, um seine Ruhe, seine Vergangenheit, ohne dafür auch nur einen Funken Liebe oder Güte einzutauschen, höchstens den Spott der neuerworbenen Kinder. Im zweiten Falle erheiratet sich der bejahrte Mann mit seinem Gelde eine Schönheit, die ihn natürlich zum Hahnrei macht. Bei der dritten Variation wählt er ein schönes junges Weib und will es wirklich lieben. Aber vergebens, gefärbte Haare und künstlich gereizte Nerven sind keine wirkliche Jugend. Im vierten Falle schließlich reicht der bejahrte Mann aus Großherzigkeit einem armen, tugendhaften Mädchen seine Hand. Er wollte die Arme glücklich machen, und macht sie bloß zu einer Märtyrerin.

Wie es der bejahrte Mann, der kein alter Mann ist, auch immer anstellt, stets macht er eine Dummheit. So zeigt es uns Jokai. Unwillkürlich stellt sich einem da die Frage entgegen: ja, warum hat denn, trotz dieser Erkenntnis, er selbst die Dummheit begangen? Oder sind diese vier Varianten gar schon der Beginn der Reue bei ihm?

Weit gefehlt. Jokai glaubt weder eine Dummheit gemacht zu haben, noch reut ihn das Gethane. Er hat einfach die fünfte Variante, die er selbst durchlebt, verschwiegen. Es war schon ein bisschen einsam um ihn, da hat er sich denn ein neues Nest geschaffen, in dem er wohlig sitzt und sich's gut gehen lässt. Das junge Weib an seiner Seite aber welkt nicht hin und altert nicht zu ihm heran, sondern sonnt und freut sich in dem Abglanze seines nimmer alternden Geistes und Gemüthes. Die vier Varianten aber schrieb Jokai aus doppeltem Grunde. Erstens weil ihm noch immer der jugendliche Schalk im Nacken sitzt. Nach altbewährter Sitte wetzt an einem solchen Histörchen, wenn ein bejahrter und berühmter Mann ein armes, junges Mädel heiratet, alle Welt spottend sich die Schnäbel. Jokai hat dem vorbeugen wollen, indem er als erster unter die Lacher und die Spötter sich stellte. Zweitens aber war's bei Jokai von jeher so, dass jedes Erlebnis in ihm sofort künstlerische Gestaltung annahm.

In diesen vier erträumten Romanen finden wir auch so eine Art Extract des ganzen Jokai. Eine literarische Analyse derselben wäre beinahe gleichbedeutend mit einer literarischen Analyse seiner schriftstellerischen Individualität. Jokai ist im Grunde seines Wesens heute derselbe wie vor 51 Jahren. Damals erklärte er sich als Anhänger „jener französischen Schule, welche von Lamartine bis Victor Hugo, von Dumas bis Béranger alles in sich vereinigte, was in der Idee schön, in der Ausführung kühn, in den Gefühlen hinreißend ist, was das Herz erwärmt und die Seele erhebt", und dieses Glaubensbekenntnis hat er heute noch. Und doch ist er ein ganz anderer, als jene Franzosen. Wenn auch in seiner Welt es nur eine souveräne Herrscherin gibt, die Phantasie, wenn auch bei ihm, wie bei allen Romantikern, die Psyche sich um ihre Wohnung, den Leib und dessen Gesetze den Teufel schert, wenn er auch so in seinen dreihundert oder mehr Romanen sich eine ziemlich erdenferne Welt geschaffen, so trifft er uns doch überall in unseren menschlichsten, allermenschlichsten Gefühlen.

Das hat zweierlei Gründe. Er hat nicht vergebens ein halbes Jahrhundert strenger Wissenschaftlichkeit miterlebt. Das hat auf ihn nicht bloß gewirkt, sondern ihn im Innersten gepackt. Auch er träumte den schönen Traum von einer Vermählung der Wissenschaft mit der Dichtkunst. Ganz anders allerdings als Zola. Nicht die Methode der Wissenschaften übertrug er auf die Dichtkunst, sondern was in den Wissenschaften gewaltig, phantasievoll, über den kleinlichen Alltag hinausgeht, das trug er in die Dichtkunst hinein. Manchmal fast an Verne gemahnend, aber an einen gottbegnadeten Dichter-Verne. Und dann, er ist Ungar, bis in das innerste Wesen ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Unsere Sonne und unsere Erde, die haben aber zwei gar sonderliche Eigenschaften. Sie reifen den besten Wein, aber auch den besten Weizen, das Feuer der Begeisterung, aber auch die Vernunft des Seins. Wir sind, das geben wohl auch unsere Feinde zu, das ritterlichste und gleichzeitig politisch nüchternste Volk. Und so wie sein Volk ist Jokai selbst. Er verträumt sich nie vollkommen, aber er erhitzt sich auch nie in bloße große Worte. Sein Schwärmen versündigt sich nie zum wesenlosen Duft der blauen Blume, aber auch seine Phantasie wird niemals bloß „un torrent de paroles énormes". Irgendwo oder irgendwie bleibt sein Pegasus immer am Menschlichen hangen. Hiezu kommt noch sein überaus feiner Humor, ebenfalls ein echt ungarisches Erbstück, mit dem er tief in die menschliche Seele hinableuchtet und sie oft schärfer aufhellt, als es das gründlichste moderne Seelenforscherthum vermag. Man kennt diesen ungarischen Humor nur wenig außerhalb der roth-weiß-grünen Grenzpfähle. Um ihn verständlich zu machen, finde ich auch heute keine besseren Worte als jene, mit

*) [illegible] in vier Abtheilungen [illegible] 1900.

denen ich vor Jahren schon ihn kurz zu kennzeichnen versuchte. Aus den tausend alten Anekdoten, die seit undenklicher Zeit in Ungarn von Mund zu Mund gehen, sprudelt er lustig hervor und unsere Literatur ist durchtränkt von ihm. Ungarischer Humor ist weder attisch Salz, noch Gaillardise, sondern ein nationales Specificum. Gleich unserem nationalen Gewürz, dem echten Szegediner Rosenpaprika, ist er scharf prickelnd und dennoch mild aromatisch, derb urwüchsig und dennoch der feinsten Nuancen fähig. Will man diesen Humor ganz kennen lernen, so muss man die ungarischen Witzblätter lesen. Es sind die besten der Welt, sie gehören voll und ganz zur Literatur. Ihre Redacteure sind nicht, wie es anderer Orten üblich, obscure Witzbolde oder gedankenleere Wortverdreher, sondern stets hervorragende Schriftsteller, umgeben von einer Garde talentierter Künstler. Jokai selbst war viele Jahre hindurch Redacteur eines solchen Witzblattes, dem in den Annalen der ungarischen Literatur mehr Raum gebürt, als so manchem langgestreckten, hochtrabenden Epos.

Und darum, so romantisch auch Jokai in dem Ausspinnen seiner Fabeln ist, so romantisch groß — im Guten wie im Bösen — er auch die Charakter anzulegen pflegt, seine Menschen gleichen doch nie Phantasmagorien, sondern haben Fleisch und Blut. Wenn ich Engländer sehen will, dann greife ich zu Boz, sehne ich mich nach Deutschen, dann nehme ich die Fliegenden Blätter vor, die Franzosen suche ich mir auf den Pariser Boulevards, sagte mir einmal Jokai. Nun, wer die Ungarn kennen lernen will, der soll nur fleißig Jokai lesen. Zu tausenden hat er in seinen Werken die allerreichsten ungarischen Typen zu unvergänglichem Leben geschaffen.

Schon sieben Jahre ist es her, dass Jokai sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert, und noch immer ist er „kein ragend' Denkmal aus alter Zeit". Auch darin ist der bejahrte Mann kein alter Mann. „Ich sah neue Generationen neben mir emporsprießen. Ich habe den Wettkampf aufgenommen — ohne Neid. Vor dem Lernen schreckte ich nicht zurück, ich gieng vorwärts mit meiner Zeit", so schreibt er selbst in seinem erwähnten neuesten Buche. Er hat sich nicht versteinert, trotzdem er seinen romantischen Bekenntnissen treu geblieben, und hat das Schöne immer gefunden, auch dort, wo es andere Wege gieng als die Seinigen. Er liebt es nicht, den Aesthetiker zu spielen. Ich schaffe, aber kritisiere nicht, ist sein Lieblingswort. Bei längerem Gespräche erfährt man aber doch über viele und vieles seine Meinung. Und in jeder Meinung äußert sich die vornehme Milde eines wirklich großen Geistes. Ich konnte wohl nie so schreiben wie Zola, äußerte er einmal, aber deshalb imponiert er mir doch ganz gewaltig. Auch für Ibsen, der seinem Geisteswesen noch viel ferner liegt, hegt er die größte Verehrung. Das allerjüngste Frankreich und Deutschland ist ihm weniger bekannt, desto eifriger aber befasst er sich mit dem jungen Ungarn. Er ist förmlich stolz auf dasselbe und meint, dass wir in nichts den Vergleich mit den anderen jungen Literaturen zu scheuen brauchen. Dass er selbst in Ungarn Schule gemacht, eine ganze Reihe talentierter Nachfolger gefunden, die in ihm ihren Lehrer und Großmeister erkennen, erwähnt er gerne und mit einem gewissen Stolz. Aber deshalb geberdet er sich nicht etwa als pedantisches Schuloberhaupt. Im Gegentheil, wenn er die Namen jener nennt, die er am meisten werthschätzt, sucht man unter denselben vergebens jene seiner getreuen Trabanten, sie gehören fast alle in das Lager des nicht nur jungen, sondern auch modernen Ungarn.

So ist denn Jokai wirklich jener Wundermensch, dem die Jahre nichts anhaben können, der nimmer alt wird. Den erträumten Roman vom bejahrten Mann, der kein alter Mann ist, hat er zur Wirklichkeit, zu jener menschlich schönsten Wirklichkeit geschaffen, die frei ist von jedem Misston. Möge er uns noch recht lange, lange so die Dichtung zur Wahrheit machen und die Wahrheit dichtend uns erzählen.

Budapest. Josef Diner Dénes.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Schopenhauer findet bekanntlich selbst an der Schönheit der Frauen etwas auszusetzen, nämlich: dass sie kurze Beine haben. In dieser liebenswürdigen Einkleidung wird mir's der Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber sicher nicht übel nehmen, wenn ich sage, dass auch die Schönheit der Stilübungen, mit denen er uns bisher beglückt hat, an demselben Fehler leidet wie die der Frauen. Auch die stilistischen Kunstwerke des Herrn v. Koerber haben kurze Beine. Die allerkürzesten Beine haben aber die schönen Worte gehabt, mit denen Herr Dr. v. Koerber kurz nach seinem Amtsantritte eine Reform des officiösen Pressbureaus ankündigen ließ.

*

„Den Bedürfnissen entsprechend, wird das Pressdepartement des Ministerrathspräsidiums in der Weise ausgestaltet, dass es zu umfassenden Informationen in Fragen der inneren Politik und der staatlichen Verwaltung befähigt erscheint." So stand es in der halbamtlich abgeklärten Quelle der Wahrheit der „Abendpost", am 6. Februar zu lesen. Und schon an demselben Tage hatte die neue Heilsbotschaft aufgehört wahr zu sein. Wer z. B. in der augenblicklich wichtigsten „Frage der inneren Politik", der Frage, was eigentlich in den deutsch-czechischen Verständigungsconferenzen vorgeht, vom k. k. Pressbureau „umfassende Informationen" verlangt hätte, wäre schön aufgesessen. Das Pressbureau hat auch über die Verständigungsconferenzen nichts als jene inhaltsleeren „Communiqués" ausgegeben, an die wir schon unter den Vorgängern des Herrn Dr. v. Koerber bei allen großen und kleinen Actionen der österreichischen Regierungen gewöhnt worden sind. Die „umfassenderen Informationen", die „den Bedürfnissen entsprechend", in den Zeitungen veröffentlicht worden sind, stammen nicht aus dem Pressdepartement des Herrn Dr. v. Koerber, sondern anderswoher, und die Journalisten, die sie gesammelt haben, haben es wohlweislich unterlassen, das k. k. Pressdepartement, wie ihnen die „Abendpost" empfahl, „in ausgiebigster Weise in Anspruch zu nehmen". Sie haben es gar nicht in Anspruch genommen. Denn sie kennen ihr Pressbureau, sie kennen die Wahrheitsliebe der „Abendpost", sie kennen den schönen Stil des Herrn Dr. v. Koerber und auch — dessen kurze Beine, wenn freilich nicht jeder von ihnen Schopenhauer genug ist, um Herrn Dr. v. Koerber diesen Schönheitsfehler vorzuhalten.

*

Nicht bloß seinen eigenen Pressbureaumenschen, auch den Theilnehmern der Conferenzen hat Herr Dr. v. Koerber das Geheimnis zur strengsten Pflicht gemacht. Wenn nun auch nicht alle Theilnehmer sich an dieses bureaukratische Gebot so streng halten, so sind doch bisher auch in den verhältnismäßig ausführlichsten Zeitungsberichten nur Mittheilungen über den allgemeinen Gang der Verhandlungen, nicht aber über die Reden und Anträge der einzelnen Theilnehmer in die Oeffentlichkeit gedrungen. Bloß eine Conferenzrede ist im vollen Wortlaut veröffentlicht worden, und das ist die Rede des Herrn Dr. v. Koerber selbst. Und wer hat sie in die Blätter gebracht? Abermals Herr Dr. v. Koerber selbst! Sicher nicht aus Eitelkeit; ein österreichischer Ministerpräsident ist nie eitel, und wer das Gegentheil behaupten will, der melde sich beim Staatsanwalt. Ganz bestimmt aus staatsmännischen Erwägungen; ein österreichischer Ministerpräsident handelt nie anders als aus staatsmännischen Erwägungen. Seit dreißig Jahren schöpfen so ziemlich alle österreichischen Regierungen den Phrasenschatz ihrer Reden und Erklärungen aus dem Regierungsprogramm des Stilisten und Handelsministers Schaeffle von 1871. Herr Dr. von Koerber hat diesem bereits stark abgenützten Phrasenschatz in seiner Conferenzrede einige neue Stücke hinzugefügt. Sollte er diese seinen Nachfolgern vorenthalten? Das wäre unedel gewesen, und einer unedlen That ist ein österreichischer Ministerpräsident nicht fähig. Herr Dr. v. Koerber hat deswegen auch, unter Bruch seines selbst dictierten Conferenzgeheimnisses, seine Rede in die Oeffentlichkeit gegeben. Das war geradezu eine Staatsnothwendigkeit, sowie ja bekanntlich überhaupt alles, was österreichische Ministerpräsidenten thun, seit jeher Staatsnothwendigkeit ist.

*

Ein Mann, ein Wort! Am 31. Jänner 1899 hielt der deutschvolkliche Abgeordnete Prade im Abgeordnetenhaus eine feurige Rede gegen den böhmischen Feudaladel. Da sagte er unter anderem:

„Wir bekämpfen den Einfluss dieses Feudaladels mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln. Wir wollen die Tyrannei und die Herrschsucht dieser 54 adeligen Familien, die mehr Landtagsabgeordnete in Böhmen haben, als das ganze deutsche Volk, wir wollen diese ungeheure Tyrannei, diesen Einfluss bekämpfen und vernichten."

So sprach in fieberhafter Erregung vor einem Jahr der Abgeordnete Prade. Und jetzt? Jetzt sitzt derselbe Abgeordnete Prade — eine Personenverwechslung ist gänzlich ausgeschlossen — mit diesen „Tyrannen", den Palffy, Schwarzenberg u. s. w. im Ministerrathspräsidium friedlich an einem Tisch beisammen, und gibt seinen Senf dazu, wenn berathen wird, wie trotz Deutschen und Czechen „die Herrschsucht dieser 54 adeligen Familien" aufrecht erhalten werden kann, die „mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen und zu vernichten" er sich damals zum Ziel gesetzt hat.

*

In derselben Rede hat abermals derselbe Abgeordnete Prade über den damaligen Justizminister Ruber gesagt:

„Dass dieser Mensch, wie der Minister Ruber, der nur, um lumpige 20.000 fl. im Jahre zu bekommen, diese Stelle einnimmt, dass derartige Individuen kein Gefühl haben für die ungeheure Schmach u. s. w., das sind einfach diejenigen, die die dumme Kuh, das Volk, alltäglich melken, um ihre eigenen Taschen damit zu füllen."

Und gerade diesen Mann, den Abgeordneten Prade, der noch vor einem Jahre so verächtlich über Ministergehaltseinstreicher sprach, gerade ihn soll sich Herr Dr. v. Koerber zum deutschen Landsmannminister ohne Portefeuille und ohne Beschäftigung auserkoren haben. Kennt Herr Dr. v. Koerber Herrn Prades Rede über „die lumpigen 20.000 fl." Ministergehalt nicht oder — glaubt er etwa den Mann besser zu kennen, als jene Rede ihn kennen lässt? Um gefälligst baldige Antwort: im amtlichen Theil der „Wiener Zeitung" wird gebeten.

*

Um wieder einmal die österreichische Pressfreiheit im Spiegel ausländischer Beobachter zu zeigen, sei ein Auszug aus dem letzten Heft der Londoner Monatsschrift „Review of Reviews" des Herrn Stead hiehergesetzt. Es ist interessant zu lesen, was diesem Blatt, in dessen Redaction die Revuen aller civilisierten Länder gelesen werden, bei der Durchsicht der österreichischen Revuen am meisten aufgefallen ist. Es [illegible]

„Die österreichischen Revuen haben gleich der Tagespresse unter dem Stifte des Censors zu leiden. Häufig findet man in gewissen Wochen- und Monatsblättern weite, leere Räume mit dem einzigen Worte „Confisciert!", und bezeichnenderweise stößt man auf solche Artikel in der „Zeit", herausgegeben von Prof. Dr. J. Singer (Volkswirtschaft), Dr. M. Burckhard (Literatur und Theater) und Dr. H. Kanner (Politik). Was in dieser kühnen Verfechterin der öffentlichen Meinung in Oesterreich nicht confisciert wird, ist in einer so kunstvollen Sprache gehalten, dass der Leser zwischen den Zeilen lesen muss, um den Autor zu verstehen. Wenn er dies imstande ist, wird er zahlreiche

Informationen erhalten, die ihm sonst nicht zugänglich wären. So schreibt der Reichsrathsabgeordnete Ignaz Daszynski furchtlos über „Stanislaus Szczepanowski und das galizische Corruptionssystem", indem er darlegt, wie in dieser polnischen Provinz Diebstahl und Bankerott herrschen unter dem Schutze von . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . **confiscabel** . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Unter dem Titel „Politische Notizen" bespricht ein anonymer Schriftsteller die gegenwärtige politische Lage der zweitheiligen Monarchie und weist darauf hin, dass im In- und Auslande die Idee einer Angliederung Oesterreichs an einen Nachbarstaat auftritt. Der Autor sagt nicht, ob mit diesem „Nachbarstaat" Deutschland, Russland oder Italien gemeint ist, aber er fürchtet, ganz richtig, dass Oesterreich angesichts seiner wohlbekannten Eigenthümlichkeiten einen unverdaulichen fremden Bestandtheil für den annectierenden Staat bilden würde. Er schlägt schließlich wegen der Analogie der Missbräuche in der inneren Verwaltung und wegen harmonischer Lösung der brennenden Frage „die Amalgamierung Oesterreichs mit der Türkei" vor, wobei er für den Censor bemerkt, dass er natürlich in Oesterreich den annectierenden Theil sehe".

Damit die Londoner Collegen nicht glauben, dass die Staatsanwälte hierzulande die gescheitesten Leute sind, haben wir, mit Zuhilfenahme unseres eigenen Verstandes, die „confiscable" Stelle in dem obigen Artikelchen gleich selbst confisciert. Im übrigen kann sich ganz Oesterreich der Wirksamkeit seiner Staatsanwälte freuen. Im Ausland meint man zuweilen noch, dass wir in Oesterreich es in Bezug auf politische Freiheit doch noch immer besser haben als **Russland**. Das ist ein Irrthum. In Russland genießen zum Beispiel wenigstens die Revuen ein gewisses größeres Maß von Pressfreiheit. In Oesterreich werden selbst sie vom Staatsanwalt nicht verschont. Der ausländische Beobachter, der österreichische und russische Revuen miteinander vergleicht, gewinnt so Gelegenheit, nach und nach seinen österreich-freundlichen Irrthum in Bezug auf die Pressfreiheit zu corrigieren. Und da sagt man noch, dass die Staatsanwälte mit ihrer Confisciererei die Aufklärung der Menschen hindern. Im Inland vielleicht! Im Ausland fördern sie, wie Figura zeigt, die Erkenntnis der Wahrheit, der Wahrheit über die österreichische Pressfreiheit allerdings nur.

*K.*

### Volkswirtschaftliches.

Zu Beginn des neuen Jahres, anlässlich der Einführung der neuen Postwertzeichen, hat die Kopflosigkeit und Schlamperei unserer Postverwaltung europäisches Aufsehen erregt. Auch unseren **Steuerbehörden** scheint es an Fixigkeit einigermaßen zu fehlen. Zahlreich sind die uns bekannt gewordenen Fälle, in denen Steuerpflichtigen die Zahlungsaufträge auf die von ihnen fatierten Renten- und Besoldungssteuer für 1899, welche am 1. Juni, respective 1. December vorigen Jahres hätte entrichtet werden sollen, bis jetzt noch nicht zugekommen sind. Ob nun die Steuerpflichtigen die ungefähre Steuer von selbst entrichten oder warten, bis sie den Zahlungsauftrag erhalten; in jedem Falle verursacht die Verzögerung den Steuerpflichtigen, wie den Steuer- und Magistratsämtern einen Ueberschuss an Arbeit und Verwirrung. Nach und nach müssten doch auch die Steuerämter à jour werden und die Verschleppung der aus den Steuerämtern kommenden Actenstücke aufhören. Die Schlamperei der Steuerämter kann nicht anders wie demoralisierend auf die Steuerpflichtigen wirken.

*

Die **österreichische Rentensteuer** ist den **Ungarn** recht unangenehm. Sie erschwert ihnen die Capitalbeschaffung in Oesterreich dadurch, dass sie den Ertrag der ungarischen Papiere für den österreichischen Besitzer schmälert, so dass der Curs dieser Papiere im Vergleich zu rentensteuerfreien Werten niedriger sein muss. Noch mehr aber wird ihr Absatz dadurch beeinträchtigt, dass die Steuer nicht im Wege des Couponabzugs bezahlt werden kann, sondern fatiert werden muss. Das ist für den Pflichtigen ungemein lästig, so dass er selbst bei höherer Rente auf den Besitz ungarischer Papiere verzichtet. Die Ungarn haben sich deshalb schon viel bemüht, die Befreiung der ungarischen Papiere von dieser Steuer zu erlangen. Kurz vor Inkrafttreten der neuen Steuergesetze hatten sie dies auch beim Ministerium Badeni beinahe durchgesetzt, wenn nicht im letzten Augenblick darauf bezügliche Ausführungen in der „Zeit" und eine Interpellation des Abgeordneten Kronawetter den officiös bereits angekündigten Erlass hintangehalten hätten. Nun wird angeblich wieder darüber verhandelt. Es erscheint daher angezeigt, neuerdings nachzuweisen, dass Ungarn zwar ein großes Interesse hat, diese Steuerbefreiung zu erlangen, Oesterreich aber gar keinen Grund hat, sie zu concedieren. Nach § 127 des Personalsteuergesetzes sind aus dem Auslande fließende Bezüge nur dann von der Rentensteuer ausgenommen, wenn dieselben erweislich im Auslande, abgesehen von der Personaleinkommensteuer der Empfänger, einer speciellen directen Besteuerung unterliegen. Die Coupons der ungarischen Renten, Pfandbriefe &c. sind in Ungarn nicht besteuert, sind daher in Oesterreich rentensteuerpflichtig. Dass Ungarn steuerpolitisch als Ausland zu betrachten ist, unterliegt absolut keinem Zweifel. Um also die ungarischen Papiere von dieser Steuer zu befreien, müsste eine eigene Ausnahmsbestimmung getroffen werden. Dazu ist aber kein Anlass. Wenn diese Steuer auch nicht viel trägt, haben wir doch keinen Grund, auf die Einnahme zu verzichten. Wenn in Deutschland eine derartige Rentensteuer bestünde, so würde es der deutschen Regierung nicht einfallen, etwa für die österreichischen oder ungarischen Papiere auf die Einhebung zu verzichten. Oesterreich ist Ungarn gegenüber in derselben Lage. Trotz des Zoll- und Handelsbündnisses ist Ungarn wirtschaftlich Oesterreichs Gegner. Ungarn strebt die wirtschaftliche Selbständigmachung an. Sobald es dazu kräftig genug sein wird, wird es die Einfuhr österreichischer Producte durch Zollschranken verhindern, die es heute innerhalb des Zollbundes wirksam genug durch die ungleiche Behandlung der österreichischen Industrie bei öffentlichen Lieferungen &c. hemmt. Was nun Ungarn die Schaffung einer eigenen Industrie und Verdrängung der österreichischen Producte am meisten erschwert, ist seine Capitalsarmut. Financiell ist Ungarn auf Oesterreich angewiesen. Den Ungarn die Capitalsbeschaffung besonders zu erleichtern, hat die österreichische Regierung keinen Grund. Dies umso weniger, als die Einhebung der Steuer vollkommen legal ist. Die Befreiung kann unseres Erachtens auch gar nicht von der Regierung ohne Parlamentsact bewilligt werden. § 285 des Steuergesetzes, welcher in diesem Zusammenhang oft citiert wird, hat auf diesen Fall keinen Bezug. Er gestattet dem Finanzminister die Anwendung der Reciprocität, wenn Personen oder Steuerquellen der Steuerhoheit mehrerer Staatsgebiete unterliegen. Davon ist bei der Rentensteuer nicht die Rede. Die steuerpflichtigen Personen, die Empfänger des Coupons unterstehen nur der österreichischen Steuerhoheit und desgleichen die Coupons selbst, welche eben nur der österreichischen Rentensteuer unterliegen, nicht aber auch einer ungarischen. Es findet sich im ganzen Gesetze kein Paragraph, welcher die Regierung ermächtigen würde, die Steuer im Verordnungswege aufzuheben. Es bedarf dazu also eines Gesetzes. Ueber die Vorlage eines solchen ließe sich reden. Die Ungarn müssten uns Compensationen von ähnlichem wirtschaftlichen Werte bieten, welchen die von uns verlangte Maßregel für Ungarn hätte. Dass hiebei die Aufhebung der Donautransportsteuer, deren Gesetzlichkeit sehr zweifelhaft ist, allein nicht in Betracht kommen kann, ist klar. Ungarn verlangt von uns bezüglich der Capitalbeschaffung Erleichterungen, d. h. Gleichstellung mit Oesterreich. Eine entsprechende Compensation dafür wäre, dass Ungarn unsere Industrie mit der heimischen gleichstelle, sie bei öffentlichen Lieferungen &c. nicht in ungesetzlicher Weise benachtheilige. Wenn Ungarn in dieser Richtung Garantien bieten will, dann steht der Aufhebung der Rentensteuer auf ungarische Staatsfonds durch ein Gesetz wohl nichts im Wege. Von der österreichischen Regierung aber darf gefordert werden, dass sie in dieser Frage streng gesetzlich vorgehe und die österreichischen Interessen wirksam wahre.

*rh.*

### Kunst und Leben.

In der **Hofoper** hat Herr **Schalk**, der Nachfolger des Capellmeisters Fuchs, den Lohengrin dirigiert. Obgleich die Leitung einer längst feststehenden Vorstellung unseres Repertoirs nicht der richtige Maßstab zur Beurtheilung eines Dirigenten ist, lässt sich doch vorläufig soviel sagen, dass Herr Schalk als ein Mann von Erfahrung und Routine erschien, der die schwierigsten Ensemblesätze präcise zum Ausdruck brachte und sich mit den Solisten rasch und leicht verständigte. Die Vorstellung machte im Ganzen den Eindruck wohlthuender Sicherheit, und wir hoffen, dass Herr Schalk bald Gelegenheit haben wird, den guten Ruf, der ihm vorangeht, auch bei uns durch eine entscheidende That zu rechtfertigen.

*

Fräulein v. **Mildenburg** sang zum erstenmale die **Isolde**. Die Künstlerin hat sich offenbar mit dem Studium der Partie sehr viel Mühe gegeben, sie hatte den schauspielerischen Theil sorgfältig vorbereitet, brachte gesanglich einige Stellen besonders glanzvoll zum Ausdrucke, während sie sich im allgemeinen einer weisen Mäßigung befleißigte. Trotzdem stand das Gesammtresultat in keinem Verhältnisse zu der aufgewendeten Mühe, nicht nur weil man das Studium in vielen Einzelheiten merkte, sondern auch, weil ihrer Isolde so ziemlich alle Poesie mangelte; sie war auch im psychischen Sinne zu plump und massig. Selbst Frau Sedelmayer wusste, namentlich im zweiten Act, viel feinere Fäden zu spinnen; an die phänomenale Leistung der Frau Claus, die in beständiger Regsamkeit alles ungezwungen aus der Situation heraus entwickelte, durfte man gar nicht denken. Möglich, dass sich mit der Zeit noch manche groben Züge veredeln werden, in der Hauptsache dürfte an **dieser** Isolde nicht mehr viel zu ändern sein.

R. W.

*

Herr **Bonn** trat in dem Schwanke „**Kiwito**" als Dichter und Darsteller auf. Das Stück ist schwer zu kennzeichnen. Man kann es ein Schauspielerstück nennen, nur bleibt dann noch die Frage offen, was denn ein Schauspielerstück sei. Nach meinen Erinnerungen gehört das endlose Ausspinnen kleiner Situationen, das liebevolle Ausnützen kleiner Zufälligkeiten des Dialogs und der Bühnenrequisiten zu den entscheidenden Zügen dieser Gattung. Der Schauspieler hört sich im Schreiben selbst und sieht sich selbst und hat darum als Autor eine Art dilettantischer Neigung, mit seinem Spiel zu spielen. Dafür gibt der Schwank des Herrn Bonn ein Beispiel: dilettantisch ist er trotz mancher gut zugespitzten Scene und vereinzelter Feinheiten. Der japanische Graf Kiwito bläst darin die berghohen Schwierigkeiten mehrerer Familienschicksale mit spielender Leichtigkeit — mit japanischer Leichtigkeit — vom Platze. Aber man kann ihm nicht den Vorwurf ersparen, dass er diese Schwierigkeiten sehr muthwillig drei Stunden lang selber aufthürmt. Herr Bonn gab die Rolle gut, aber nicht packend; auch im Schwank behält er seine Nüchternheit. Die Schauspieler des **Raimund Theaters** hielten sich ausgezeichnet.

*

Im **Theater in der Josefstadt** trat Frau **Riese** auf: schlanker, feiner als früher und zwei Acte lang entzückend durch ihre ängstliche Befangenheit. Jede derbe Nuance war erzwungen, aber alle verlegenen liebenswürdigen Situationen schmückte sie mit echt lustspielmäßigem Behagen aus: die dramatische Künstlerin siegte über die Soubrette. Erst in einem Couplet des letzten Actes fand sich endlich die „alte" Riese wieder und eroberte das Publicum. Bewundernswert ist sie in beiden Gestalten. — Man gab ihr zuliebe „Unsere Gusti", einen für drei Acte geschickt componierten Unsinn von **Radler**.

A. G.

Jubiläumstheater. Der Spielplan dieser Bühne ist mit dem am Montag erstmalig aufgeführten Schauspiel „Die Hochzeit von Ulfoso“ von F. Hedberg um ein „neues“ Genre bereichert worden. Um jenes der Butzenscheiben-Romantik und Glückwunsch-Poesie, mit seiner süßlichen Sentimentalität und Edelmuth triefenden Weisheit. Diese „poetischen Stücke“ gehören aber zur ganzen Charakteristik dieses wienerisch-rückständigen, reactionären Theaters. Vergleicht man dieses Schauspiel mit den anderen „Werken“ des Repertoires, so nimmt es aber immerhin die Stellung eines hervorragenden Kunstwerkes ein. Es ist aus dem Schwedischen. Und daraus können die vielen Jambendichterlinge dem Director Müller mit Recht einen Vorwurf machen. Warum wurde kein heimisches Genie mit der Aufführung eines derartigen Stückes beglückt? Ich sage absichtlich: Genie, weil solche Werke die Verborgenen, die Verkannten, die Verfolgten dichten — (nicht verfassen). Und verborgen, verkannt, verfolgt ist bekanntlich das Genie... Die Darstellung war von vollendeter Mittelmäßigkeit. Man declamierte und schwelgte in falschem Pathos. Manchmal war's, als ob die alte Burg copiert werden würde, in dieser Carikaturenproduction gab Fräulein W. Sandrock am echtesten und natürlichsten das Fräulein W. Sandrock zum besten. R. H.

*

Im außerordentlichen Concerte Rosés lernten wir den geschätzten Director des Hoch'schen Conservatoriums zu Frankfurt a. M. als Clavierspieler und Componisten eines Clavier-Quartetts kennen. Herr Dr. Bernhard Scholz gehört in keiner Hinsicht zu den Stürmern und Drängern, aber sein Werk macht wie sein Spiel und seine Persönlichkeit den Eindruck durchaus vornehmer Empfindung und gediegener, künstlerischer Reife. Sein Quartett ist weder ein Effectstück, noch ein Werk, das etwa die Eröffnung absolut neuer Bahnen für die Kammermusik bedeutet, aber es ist in seiner formellen Vollendung voll feiner Wendungen. Als nächste Nummer sang Fräulein Kurz zwei der schönsten Lieder von Brahms (Feldeinsamkeit, Ständchen) und drei Lieder von Gustav Mahler, von denen zwei, „Hans und Grete“ und „Scheiden und Meiden“ wiederholt werden mussten. Das erstere (Volkslied) schien wegen seines frischen melodiösen Zuges vom Publicum bevorzugt zu werden. Fräulein Kurz erntete mit dem Vortrag sämmtlicher Lieder überreichen Beifall. Den Schluss des Concertes bildete Beethovens populäres Septett. Es fiel mir auf, dass selbst für dieses Werk der erweiterten Kammermusik der große Musikvereinssaal nicht der geeignete Ort ist. Wenn man bei einer so bekannten Composition und bei so vortrefflichen Spielern, wie es die Mitglieder des Rosé-Quartetts sind, die feineren Phrasen der Streicher, namentlich in den Mittelstimmen, erst suchen muss, um sie ganz genießen zu können, dann hört die Berechtigung auf, Kammermusik in einem so unakustischen Saale zu Gehör zu bringen.

*

Das dritte Gesellschaftsconcert brachte Bruckners D-moll-Messe zur Aufführung. Die Wiederholung dieses erst vor kurzem aufgeführten Werkes schien dem Publicum nicht willkommen zu sein, denn unter solcher Theilnahmslosigkeit habe ich kaum je in einem Concerte ein Stück spielen gehört. Ob die Langeweile von den Sängern auf das Publicum, oder von diesem auf jene übergieng, kann ich nicht entscheiden, kurz, sie war da und breitete über das sonst so bedeutende Werk einen dunklen Schleier, unter dem es mit Ehren begraben wurde. Und doch wollte erst die dritte Nummer officiell ein Begräbnis sein, wenn auch kein solches, das vom Publicum für die Composition veranstaltet wird... Zemlinsky hatte sich zu seinem jüngsten Chorwerke Paul Heyses „Frühlingsbegräbnis“ ausersehen. Durch das Gedicht weht ein zarter Frühlingsduft, Elfenschaaren ziehen den Wald entlang, „stumm schaut der Mond herab“, „bleiche Silberflöre wallen“ — es ist ein Stimmungsbild in matter Farbe und verschwommenen Gestalten. Die Musik Zemlinskys schien mir diese Stimmung vollständig zu verfehlen, aus seinen Klängen ertönte die volle Pracht des Sommers, seine Harmonien erschienen in den satten Farben herbstlicher Uebereife. Der Componist hat dem Frühling ein Begräbnis erster Classe bereitet, mit allem Pomp und Aufwand moderner Instrumentation. Dass er darin Meister ist, wissen wir, aber gerade für dieses Naturbild wären uns einige weniger überlegte und gefeilte, aber dafür umso natürlichere Herzenstöne lieber gewesen. Zemlinskys Chor ist, wie seine Oper, eine Mosaikarbeit, einzelne Punkte sind so grell beleuchtet, dass man das ganze Gedicht doch nicht recht übersieht und vor allem nicht in eine einheitliche Stimmung kommt. Es ist bezeichnend, dass dem Componisten für das Gewitter der letzten Strophe die rechte Steigerung fehlt, die Farben sind ihm ausgegangen, er hat sie zu früh verschwendet, und der eigentliche Contrast zwischen der Frühlingsstimmung und dem Sommergewitter, der bei Heyse mit wenigen Worten so deutlich hervorgehoben ist, fehlt bei Zemlinsky vollständig. Die Composition fand übrigens beim Publicum reichlichen Beifall, den auch die vorangehende sonnige Serenade Mozarts in ungewöhnlichem Maße erlangte.

*

Das Neue philharmonische Orchester hat sich seit dem letzten Concerte vollständig umgewandelt. Bisher hat die Freude über das Zustandekommen des neuen Unternehmens manchen Fehler beschönigt, der sonst unnachsichtlich gerügt worden wäre. Diesmal konnte man jede Beschönigung bei Seite lassen und doch seine helle Freude haben. Ich hatte nicht gedacht, dass mit denselben Spielern in so kurzer Zeit ein solcher Fortschritt möglich wäre, aber er war unverkennbar und wurde allgemein bemerkt. So feurig habe ich die keineswegs leichte C-moll Symphonie von Brahms noch nicht gehört, alle Spieler legten sich in einer Weise „ins Zeug“, die ich kaum erwartet hätte. Selbst die ersten Geiger traten aus ihrer zagenden Reserve heraus. Auch die Hebriden-Ouverture und Smetanas Vyšehrad gelang in gleicher Weise. Als musikhistorische Curiosität wurde ein Oboë-Concert von Händel zu Gehör gebracht, das Herr Wunderer sehr hübsch blies. Herr Löwe darf mit seinem großen Erfolge zufrieden sein, und das Publicum ist es gewiss noch viel mehr. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Es bleibt fraglich, ob Arnold Mendelssohns „Bärenhäuter“ nach der Aufführung so lange von sich reden machen wird, wie vor derselben. Bekanntlich stehen sich Siegfried Wagner und Mendelssohn hier feindlich gegenüber; letzterer beansprucht die Anerkennung der geistigen Priorität für sich und glaubt, durch seine Anregung Wagners Interesse auf den Stoff hingelenkt zu haben. Die Opern haben so wenig miteinander gemein, dass der Zwist völlig gegenstandslos wird. Das Teufelsmärchen liegt beiden zugrunde; aber während Jung-Siegfried die Volkssage als individuellen Fall einfach in die Wirklichkeit übersetzt, impfen ihr Mendelssohn und sein Textdichter Hermann Wette große allgemeine Wahrheiten und Ewigkeitstendenzen ein, die die Naivetät der Märchenpoesie in die Enge treiben. Mit einer übertriebenen Freude an Symbolismen werden Moral und Unmoral auf die dramatische Wage gelegt, die Schalen steigen und sinken, bis endlich der Himmel alle Teufelskünste vernichtet. In Wahrheit ist es nur die ausdauernde Liebe der treuen Anna, die den aus Rachsucht zu dem Teufel schwörenden Knecht Ruppert von seinen Martern erlöst. Denn:

„Reinen Kuss von reiner Maid,
Mich von allem Leid befreit.“

Auch die Musik pendelt zwischen Engels- und Teufelsharmonien hin und her. Die „guten Geister“ bleiben meist unsichtbar, geben aber ihrer edlen Gesinnung in groß angelegten und meisterhaft aufgebauten Chören beredten Ausdruck. Die Hölle arbeitet mit allen Errungenschaften der neuesten Bühnentechnik; sie blendet durch ihren Zauberspuk scenischer Verwandlungen, Geistererscheinungen und Versenkungen, durch teuflischen Mummenschanz und wollüstige Balletbelustigungen. Aber im Kern des rein Musikalischen bleibt sie hinter dem idealen Nachbarhimmel weit zurück. Das Orchester spricht die Sprache des gewandten, feinsinnigen Klangkenners, besonders überzeugend in den Vorspielen zum 2. und 3. Act. Der aus Declamatorischem und Volksthümlichem gemischte Gesangstil ermüdet durch seine Unstetigkeit; eine rühmliche Ausnahme macht das Duett der Liebenden im 3. Act, hier bricht der breite Strom einer eindringlichen Cantilene durch. Die Aufführung im Theater des Westens, der, neben Capellmeister, Sänger und Regisseur Ehrl, Fräulein v. Scheidt und die Herren Schwabe und Leonhardt ihre Kräfte liehen, verhalf den Autoren zu einem sehr schönen, wenn auch nicht widerspruchslosen Erfolg. Wenn er nur stichhältig ist — sagt Falstaff. Dr. Wilhelm Kleefeld.

## Bücher.

Oesterreich und Deutschland. Erweiterter Vortrag von Friedrich Naumann. Verlag der „Hilfe“. Schöneberg-Berlin.

Oesterreich ist seit Badeni ein interessantes Land geworden, besonders für die Deutschen im Reiche. Was der wirkliche Bismarck den Reichsdeutschen durch decennienlange publicistische Arbeit abgewöhnt hatte, sich nämlich um das Schicksal der Deutschösterreicher und Oesterreichs überhaupt zu bekümmern, das hat ihnen „der österreichische Bismarck“ wieder angewöhnt. Die reichsdeutschen Zeitungen beschäftigen sich mehr als je mit den Vorgängen in Oesterreich. Aber eine klare und eigenartige Stellung zu den österreichischen Wirren haben bisher nur die „Alldeutschen“ eingenommen, die bekanntlich auf den Zusammenbruch Oesterreichs rechnen. In der vorliegenden Broschüre sucht nun ein Mann aus einem anderen Lager, der Führer der Nationalsocialen, das österreichische Problem von reichsdeutschem Standpunkte zu erfassen. Herr Pfarrer a. D. Naumann hatte zu diesem Zwecke eine kurze Studienreise nach Oesterreich unternommen, deren Ergebnisse in diesem erweiterten Vortrage zusammengestellt sind. Der Verfasser geht von der Annahme aus, dass ein Zerfall Oesterreichs im nächsten Menschenalter nicht wahrscheinlich ist, und befürwortet ein möglichst enges wirtschaftlich politisches Anschlussverhältnis zwischen Deutschland und Oesterreich. Deutschland soll insbesonders seine Stellung im Bunde benützen, um Vergewaltigungen des Deutschthums in Oesterreich zu verhindern, und durch seine Handelspolitik, in deren Rahmen der Verfasser auch an ein specielles Zoll- und Handelsbündnis beider Staaten denkt, Oesterreich wirtschaftlich zu kräftigen suchen. Seinen Freunden empfiehlt er, persönliche Beziehungen zu Deutschösterreich mehr als bisher zu pflegen und die Gleichgiltigkeit gegenüber den österreichischen Angelegenheiten zu bekämpfen. Diese Gleichgiltigkeit wurde bisher durch das Vorurtheil unterstützt, dass die österreichischen Dinge zu compliciert seien, als dass ein Reichsdeutscher sie verstehen könnte. Zur Zerstörung dieses Vorurtheiles hat Herr Naumann durch seine übersichtlich und anregend geschriebene Broschüre sein gut Theil beigetragen. Auch Oesterreicher werden sie nicht ohne Nutzen lesen. r.

Ludwig Bamberger: Erinnerungen. Herausgegeben von Paul Nathan. Georg Reimer. Berlin 1899.

Wenige Monate nach Bambergers Tode sind seine Erinnerungen veröffentlicht worden. Sie brechen mit der Rückkehr Bamberger's nach Deutschland zu Ende der Sechzigerjahre ab und bringen daher dem Leser keine jener nachträglichen Indiscretionen, durch die Theilnehmer an großen Ereignissen so oft ihr Thun günstig zu färben versuchen, mit dem Ergebnisse, dass sie ihr eigenes Charakterbild verzerren. Bamberger tritt uns aus seinen Erinnerungen nicht anders entgegen, als wir ihn aus seinen gesammelten Schriften kannten. Vieles natürlich, was wir doch aus Andeutungen errathen mussten, springt hier, wo er uns das Werden seiner selbst erzählt, weitaus deutlicher hervor. Er ist einer von denen gewesen, die aus zerbrechenden Idealen ein neues Leben aufzubauen vermögen und im materiellen Erfolge nicht der Träume ihrer Jugend spotten. Wo das Leben anders war, als jugendliche Ideologie gewähnt hatte, da versuchte er es zu verstehen, ohne dass ihm doch ein „Das ist so“ gleichbedeutend mit einem „Das muss so bleiben“ geworden wäre. So hat er uns ein Buch

hinterlassen, in dem er von Menschen und Dingen mit jener Milde spielt, die nur der besitzt, der in der Welt gestanden hat und den der Glaube an ihre wertvolle Bewegung vor der Verbitterung schützt, die leicht den enttäuschten Stubenhocker befällt. Das vormärzliche Deutschland, die Revolution von 1848, das Paris des zweiten Kaiserreichs, das alles schildert uns Bamberger nicht als Historiker, sondern in jenem graciösen Plauderton, indem er wohl in seinen Pariser Tagen Geschichte und Geschichten anzuhören liebte. Zwischen großen und kleinen Begebenheiten zieht sich die Erzählung seines Lebens hin, das, nicht immer leicht und durch öffentliche Ereignisse oft verdunkelt, doch ein langes und glückliches gewesen ist.

Frankfurt. Dr. M. J. Bonn.

Ludwig Kuhlenbeck: Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken. 2. Auflage. Leipzig. 142 S. — Giordano Brunos Reformation des Himmels. Verdeutscht und erläutert. Neue Sonderausgabe. Leipzig 1899. XV. und 379 S. — Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanschauung. 2. Aufl. (Die erste war unter dem Pseudonym Rudolf Landseck 1890 erschienen.) Leipzig 1899 XXVII. und 248 S.

Hermann Brunnhofer: Giordano Brunos Lehre vom Kleinsten als Quelle der prästabilisierten Harmonie des Leibniz. 2. Aufl. Leipzig 1899, 63 S.

Alois Riehl: Giordano Bruno. Zur Erinnerung an den 17. Februar 1600. 2. Aufl. Leipzig 1900, 56 S.

Wie man sieht, eine ganze Serie von Neuauflagen über Bruno in Deutschland erschienener Schriften als Gabe für den 17. Februar 1900 und als Beweis des Interesses, das für den italienischen Dichter und Philosophen auch in Deutschland besteht. Hiezu kommt noch die in der letzten Nummer der „Zeit“ besprochene Neuausgabe von Heinrich v. Steins Giordano Bruno. Auch sei darauf hingewiesen, dass Kuhlenbeck die Schrift Brunos „Vom Unendlichen, dem All und den Welten“ schon 1893 verdeutscht und erklärt hat und ebenso 1898 die „Eroici furori“. Bei diesem Anlasse seien auch zwei Druckfehler in dem Artikel Nr. 280 der Zeit „Giordano Bruno, der Nolaner“ richtig gestellt: S. 91, Spalte 2, Z. 16 v. o. muss es statt Entologie heißen: „Ontogenie“, und Z. 42 statt Schandy: Shandy. Max Burckhard.

Gustav Falke: Mit dem Leben. Neue Gedichte. Buchschmuck von Arthur Illies. Hamburg, Alfred Janssen, 1899. — Gustav Falke: Der Mann im Nebel. Roman. Ebendaselbst.

Falkes neueste Gedichte sprechen leiser als die früheren. Doch muss ich unterscheiden: Die erste, größere Hälfte des Gedichtbandes bringt „mit dem Leben“ noch jene eigenartigen Phantasien und Gemälde, wie sie die Domäne dieses Dichters sind, und deren Hauptmerkmal ich Traumfrische nennen möchte. Es sind Träumereien, denen jede Unklarheit fehlt, als wäre der Schlaf, der sie schenkte, ein schillerndes Bübchen mit Gänseblümchen in den Haaren statt der Mohnköpfe und mit Sternkranzen um die Knöchel, schalkhaft und behende wie ein Tagschmetterling. Aber schon hier scheint Falke etwas stiller geworden zu sein. Seltener als früher schmeckt man das feine Gewürz seiner Ironie durch, und so sind die neuen Dichtungen nicht so pikant, wie die der beiden vorhergehenden Bände. Desto reinere Menschlichkeit spricht aus ihnen. Die Veränderung zeigt sich vollends in der zweiten Hälfte des Buches „Eine Liebe“, einer Art poetischen Tagebuchs. Während der normale Entwickelungsgang bei unseren Lyrikern der zu sein pflegt, dass sie in einer ersten, jugendlichen Liebe ihre Bekenntnisse herausſprudeln und später, wenn das Blut klarer und kräftiger läuft, das erworbene dichterische Können auf das Zwingen anderer Probleme richten, hat Falke erst später angefangen und trat als fertiger Künstler — ohne Liebesgedichte — in unsere Literatur, und jetzt zwingt ihn eine späte schwärmerische Leidenschaft zu jener Bekenntnislyrik, die andere in seinem Alter längst überwunden haben. Die sittliche Größe in dem Cyklus „Eine Liebe“ muss jeden mit reiner Bewunderung für den Menschen Gustav Falke erfüllen; edle Resignation umhüllt die glühende Liebe, wie der Thaudust die Traube, solange keine Hand sie berührte. Anderseits liegt eine gewisse Müdigkeit darüber, ich habe manchmal das Gefühl, als müsste der Dichter nun abbrechen mit seiner unglücklichen Schwärmerei oder sie in eine höhere, kühlere, allgemeine Sphäre ziehen. Es ist etwas Frauenhaftes in der Zartheit dieser Klänge. Aber schließlich, sie sind echt und lauter, und es wird kein geprüftes Herz geben, das sich nicht regte bei solchen Worten:

> O Traum der goldenen Tage!
> Herz, es war einmal.
> Abendwolken wandern
> Ueber mein Jugendthal

Der neue Roman Falkes ist eine Ueberraschung. Der Dichter hat der Realistik seiner Hamburger Erzählungen energisch den Rücken gekehrt und in einem psychologischen Romane einen Mannestypus geschildert, der von unserer Zeit nicht weniger [illegible] als jene Durchschnittsgeschichten. Es ist ein ganz origineller und seltsamer Mensch, dieser Randers, ein Decadenzmensch à la [illegible], dessen ganze Stärke der Eigensinn ist. Er flüchtet sich aus der geselligen Lebewelt der Großstadt in die Einsamkeit, um hier die etwas verlotterte Gesundheit wiederzugewinnen und seinem Selbst auf die Spur zu kommen. Aber in der [illegible] Abgeschlossenheit seines Charakters kann ihm weder die Natur, so großartig er sie versteht, ein lebenspendendes, beglückendes Geschwister werden, noch die Kunst, zu der er zwar Talent, aber nicht Beruf hat, noch endlich die Liebe, von der sein [illegible] Scharfsinn nichts wissen will und die seine Phantasie und sein Leben nur [illegible] unerbittlicher verfolgt, die er einmal von sich stößt und einmal vergeblich an sich heranzuziehen sucht. So wird das Gefühl seiner Unbrauchbarkeit in ihm beklemmend, und eines Morgens liegt er mit zerschossener Schläfe unter den flatternden Nordseenebeln im Dünenlande. Dieses Charakterbild entrollt Falke theils in der einfachen Erzählung, theils in Tagebüchern und in einer Correspondenz Randersens mit einem befreundeten Schriftsteller, dem er ganz gemüthlich seine Schicksale und Empfindungen zur künstlichen Verarbeitung mittheilt. So webt sich der Roman aus Absicht und Verhängnis wie ein carriertes Tuch zurecht. Das Charakterbild des Randers ist trefflich gezeichnet, zahlreiche kleine Züge machen den einsamen Mann mit all seinen Tiefen und Untiefen, seiner Ehrlichkeit und Selbstbespiegelung, seinem starren Rückgrat und seinen Verschrobenheiten so anschaulich, dass man ihn persönlich zu kennen glaubt. Auch der Nebel — das Milieu der holsteinischen Landschaft und besonders der Insel Sylt — ist ohne großen Aufwand meisterlich geschildert. Nur ein Theil der Correspondenzen und der Dichtungen des Sonderlings, die mir für einen so brüchigen Kräftling manchmal allzu künstlerisch gerundet und zu wenig titanisch-barock scheinen wollen, lassen hin und wieder kritische Gelüste aufkommen. Gustav Kühl.

## Revue der Revuen.

**„Deutsche Rundschau.“** Ein mit großer Sachkenntnis geschriebener Artikel von M. v. Brandt, im Februarhefte, tritt in dem Kampfe zwischen England und Transvaal auf Grund historischer, socialpolitischer und ethischer Erwägungen auf Seite Englands. Wenn der Wert der Goldausfuhr aus Transvaal von 790.649 Mark im Jahre 1874 auf 69,536.880 Mark im Jahre 1898 gestiegen, so ist es zweifellos, dass dies ausschließlich fremder Arbeit, fremdem Capital und fremder Intelligenz zu verdanken ist. Und gerade diesem Theil der Bevölkerung ist keinerlei Einwirkung auf die Verwaltung des Landes oder auch nur auf die Steuerveranlagung gestattet. Ueberdies komme auch für die innere Berechtigung des Kampfes in Südafrika Darwins Lehre von dem Ueberleben der höheren Rassen im Kampf um das Dasein in Betracht. Ueberall, wo höhere und darum lebensfähigere Rassen bisher mit niedrigeren zusammengetroffen sind, unterlagen und verschwanden die letzteren. Die Boeren selbst haben ihre Herrschaft auf den Gebieten errichtet, die sie erst eingeborenen afrikanischen Rassen abgenommen hatten. Es ist also im historisch-philosophischen Sinne nicht als ein Unrecht, sondern nur als ein Fortschritt in der weiteren Entwickelung anzusehen, wenn eine andere, höher stehende Civilisation ihnen Gleiches mit Gleichem vergilt. Selbst ein vollständiger Sieg der Boeren und ein ebenso vollständiger Rückzug der englischen Armee und Politik kann die schließliche Katastrophe, die die Boeren bedroht, nur hinausschieben, nicht verhindern. Die immer zunehmende Infiltration fremder Elemente, ihrer Anschauungen, Bedürfnisse und Sprache wird allein genügen, in absehbarer Zeit das Ergebnis herbeizuführen, das England mit Waffengewalt zu erreichen nicht imstande gewesen sein würde.

**„Heimat.“** Als eine neue Folge des „Boten für deutsche Literatur“ begründet der Verlag von G. H. Meyer in Berlin, ein vorgeschobener Posten der deutschösterreichischen Literatur im Reiche, die „Heimat, Blätter für Literatur im Volksthum“. Den auch von der „Zeit“ wiederholt ausgegangenen Anregungen folgend, wollen sie eine Heimatkunst begründen helfen, aber nicht etwa in der Enge, noch Verzagtheit jenes Gesichtskreises, der nie über vier Pfähle hinausgedrungen, wohl aber in Traulichkeit, wurzelhafter Festigkeit, ehrlicher Wahrheit wie Natürlichkeit eines wahrhaften Menschenthums und Deutschthums. Diese Blätter wollen nach den einleitenden Worten des Herausgebers. Fritz Lienhard, „noch moderner sein, als der modernste Pahr, sie wollen zwar Persönlichkeit und Volksthum als die dauernden Grundlagen gesunder und natürlicher Poesie betonen, aber auch in die wechselnde Zeit eingreifen und einem besseren und stolzeren Zeitgeist das Wort reden“. Auch sonst bringt das hübsch ausgestattete und mit Buchschmuck von Franz Lippisch gezierte erste Heft zumeist programmatische Aufsätze, darunter von Bartels „Heimatkunst“. Den späteren Heften fällt die Aufgabe zu, dies weitgesteckte Ziel zu erreichen.

**„Revue des Deux-Mondes“** (Jännerheft). Ueber die transmarinen Telegraphenlinien in Kriegszeiten berichtet J. Depelley. Als 1858 die Legung des ersten transatlantischen Kabels beendet war, telegraphierte der Präsident der Vereinigten Staaten der Königin Victoria mit seinen Glückwünschen, es möchten doch alle civilisierten Nationen spontan das Kabel als neutral für ewige Zeiten erklären, und alle Mittheilungen, die ihm anvertraut würden, sollten selbst dem Feinde als unverletzlich gelten. Heute, nach fast einem halben Jahrhundert, ist dieser Wunsch allerdings noch nicht erfüllt. Und nicht nur der Krieg Englands in Transvaal, wo alle Depeschen englischer Censur und Umänderung unterliegen, sondern auch der Kampf zwischen Spanien und Amerika zeigte die ungeheueren Vortheile dessen, der über die Telegraphenlinie verfügt. Alle Mittheilungen, geheime Instructionen, die von Madrid nach Santiago telegraphiert wurden, giengen über die amerikanischen Linien und durch amerikanische Hände. Das Bestreben der Amerikaner war von Anfang an darauf gerichtet, alle Linien, die von Haiti nach Madrid führten, zu zerstören, um so die Colonie von dem Mutterlande völlig abzuschneiden, ein Vorhaben, das allerdings nicht ganz gelang, da das französische Kabel nicht auffindbar war. In günstigerer Lage noch befindet sich England. Der weitaus größte Theil aller Linien ist in seinem Besitze, rund 2[illegible]0,000 Kilometer. Dazu enthält der Vertrag mit den einzelnen Gesellschaften, die diese Linien leiten, die Bestimmung, dass in den Stationen nur Beamte britischer Abkunft angestellt werden dürfen, dass diese Stationen niemals in Orten angelegt werden dürfen, die unter der Aufsicht einer fremden Macht stehen, und dass die Depeschen der Regierung und Verwaltung jederzeit den zeitlichen Vorrang vor allen übrigen haben sollten.

**„Mercure de France“** (Jänner). Remy de Gourmont gibt als Ergänzung mehrerer über dasselbe Thema erschienener Bücher eine psychologisch-philosophische Untersuchung über die Sprache: „Les Mots et les Idées.“ Kein Wort habe eine absolute und einzige Bedeutung, sondern jedes repräsentiere eine ganze Gruppe von Ideenverbindungen. Manche dieser Verbindungen sind unerschütterlich dauerhaft, andere erfahren durch die wechselnden Anschauungen eine solche Umwandlung, dass sie sich fast in ihr Gegentheil verkehren. Derartige unerschütterliche Verbindungen sind

zum Beispiel alle jene Formeln, die man, eben weil sie als unanfechtbare Wahrheiten immer wieder angeführt wurden, mit der Zeit verächtlich als „Gemeinplätze“ kategorisierte, so dass aus einem Ruhmestitel eine Schmähung wurde. Der Begriff der politischen Freiheiten, die für uns heute den Gegensatz von Vorrechten bedeutet, war bei den Römern identisch mit Privilegien, ja sie wurden direct als solche bezeichnet. Das Wort Schönheit ist in allen Sprachen weiblich und so auch die allegorische Verkörperung der Schönheit, obwohl doch vom rein ästhetischen Standpunkt das männliche Geschlecht dem reinen Schönheitstypus zweifellos näher kommt. Dieser logische Widerspruch wurzelt in einer dunkeln Ideenverbindung: weil die Schönheit das Verlangen nach Besitz erweckt und die Verheißung von Sinnesfreuden enthält, so hat sich für die Männer der Gedanke der Schönheit mit dem an das Weib allmählich identificiert. Wieder anders ergeht es dem Wort Liebe, das für die antike Welt geradezu ein Gegensatz zum Zweckgedanken der Fortpflanzung stand, während die christliche Weltanschauung es unlöslich damit zu verbinden versuchte. Nach einer Reihe von weitern Beispielen meint der Verfasser, gerade im Interesse der Verständigung sei es besser, der Sprache einen gewissen Spielraum, eine gewisse Ungenauigkeit zu erhalten, nicht zu sehr auf Präcision zu dringen, denn die Kluft zwischen Abstractem und Concretem sei unüberbrückbar.

---

# Uebergang.

Von J. Zangwill.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Stein.

(Fortsetzung.)

## IV.

„Ich glaube gar nicht, dass er Rachel meint.“

„O Leah, wie kannst du nur so etwas sagen? Hat er nicht mich zu Tisch engagiert?“

„Unsinn! Auf keine von euch beiden hat er es abgesehen; das alles sind nur Höflichkeiten gegen m e i n e Schwestern. Sagte er nicht, dass das Bouquet für mich sei?“

„Aber Rebekka, sei doch nicht so albern. Du weißt doch, dass du ihn nicht haben kannst. Zuerst kommt immer die Aelteste.“

Dieser veränderte Ton zeigte, dass sie sich mit den Jahren freundlicher gegen den „jungen Mann“ stellten. Denn der erste junge Mann hatte nicht angefragt, weder bei der Schwesternschaft en bloc, noch bei einer einzelnen besonderen Schwester. Und seine Nachfolger waren diesem Beispiel gefolgt. Ganze Processionen junger Leute waren durch das Haus gezogen und hatten auf den Bällen mit den Mädchen getanzt, ohne dass auch nur ein einziger auf eines der vielen Händchen reflectiert hätte. Und unter diesen ewigen, quälenden Hochzeitsvisionen machte die erste Saison der zweiten Platz, und die zweite der dritten. Bälle, Tänze, Diners, ein Weltall voll nebelhafter Heirathsgebilde in stetem Umtrieb, und auch nicht e i n abgefeuerter Verlobungsstern! Frau Peysers Haare wurden weißer und weißer. Sie berieth sich sogar zu wiederholtenmalen mit dem Schadchen, oder erlag vielmehr seinen beständigen Anfragen.

„Püh! Niemand Passender zu finden?“ rief er und rieb sich die Hände. „Hunderte von jungen Männern habe ich in meinen Büchern vorgemerkt, gerade so feine Herren, wie Sie sie brauchen.“

Anfangs weigerten sich die Mädchen, Anträge aus solcher Quelle überhaupt in Betracht zu ziehen. Das thue man in ihrer Gesellschaftsclasse nicht, meinten sie.

Aber Frau Peyser lachte höhnisch auf. „Ach wirklich! und wie sind denn die Rosenweiler Mädchen zu ihren Männern gekommen, wenn man fragen darf?“

„Ja, die Rosenweiler!“ Sie zuckten die Achseln: dieser erschwerende Umstand der Hässlichkeit kam ja bei ihnen nicht in Betracht.

Nichtsdestoweniger und obwohl sie sich angeblich darüber lustig machten, liehen sie doch den Rathschlägen des Vermittlers — allerdings erst, nachdem diese das mütterliche Sieb passiert — ein williges Ohr.

Doch der Tag kam heran, wo auch dieser Schein nicht mehr gewahrt wurde, und sie gebrochenen Muthes auf jede neue Eventualität passten. Und mit den Jahren alterte der „junge Mann“. Er wurde kahler, ärmer, weniger elegant.

Einmal tauchte er in Form eines hübschen, reichen Christen auf, doch diesmal war er es, der einstimmig mit schwesterlichem Schaudern abgewiesen ward. So verstrichen fünf lange Jahre — da plötzlich wandte sich das Glück. Ein wasserdichter Wirkwarenfabrikant auf der sonnigen Seite der Vierzig erschien auf der Bildfläche, die lange Eisperiode war gebrochen, und dem Peyserischen Heim reifte die erste Orangenblüte.

Es war Rebekka, die jüngste der jüdischen Strata, die als Pionnier zum Traubimmel bestimmt gewesen, doch diese Heirat gewährte selbst der Aeltesten eine neue Spanne Jugend. Und ganz wunderbarer, geheimnisvoller Weise entflogen innerhalb der nächsten paar Monate noch zwei der Mädchen dem mütterlichen Busen — ein jüdisches und ein heidnisches — trotzdem Sylvia eigentlich noch gar nicht „eingeführt“ war.

Und obwohl Leah, die Erstgeborene, immer noch unbegehrt blieb, hatte sich doch der Familienstatus durch Sylvias Einzug in ein Heim in Bayswater um ein Beträchtliches erhöht und versprach nun einen besseren Boden für weitere Operationen. Der Schadchen wurde abgeblitzt.

Aber er kehrte wieder. Denn ungeachtet all dieser günstigen Auspicien setzte wiederum ein arktischer Winter ein. Nirgends Orangenblüten, nichts als trostlose Flechten unfruchtbarer Liebeleien.

Allmählich entwickelte sich auch die heidnische Gruppe zu unleugbarer Jungfräulichkeit. Dieses Problem verdunkelte den Horizont. Der „junge Mann“ wurde wieder mittelalterlich. Er verlor all sein Geld und benöthigte den alten Daniel, um sein Geschäft wieder flott zu machen. Selbst dies schien besser als eine unfruchtbare Altjungfernschaft, und Leah hätte sich vielleicht schon nach dem elterlichen Versatzamt zurückgesehnt, hätte nicht plötzlich eine zweite Glücksepidemie innerhalb achtzehn Monate alle bis auf Klein-Schnapsie weggeheiratet. Frau Peyser gieng förmlich der Athem aus bei allen diesen Aufregungen. Zuerst kam ein reicher, deutscher Bankier, hierauf ein günstig situierter Anwalt, dann ein mit dem Cap in Verbindung stehender Finanzmann — jeder Einzelne „Partie“ genug, um den Nachbarn recht in die Augen zu stechen.

„Ich habe es dir ja gesagt“, meinte sie, und Triumph schwellte ihren mächtigen Busen, als die sechste Braut unter einem Reisregen aus der Villa in Highbury davonwirbelte, während die anderen fünf in strahlender Frauenwürde umhersaßen. „M e i n Rath war es, nach London zu gehen.“

Und Daniel drückte ihr die Hand in Dankbarkeit für all das Glück, das sie sich und den Mädchen bereitet hatte.

„Nun macht mir nur Florence noch Sorge,“ fügte sie betrübt hinzu.

„O, meine kleine Schnapsie!“ seufzte Daniel. Er fühlte, dass er ihr Eheglück all diesen großartigen Partien bei weitem vorgezogen hätte. Denn zwischen dem einsamen, armen, alten, jetzt bald siebzigjährigen Mann und seinem kleinen Mädchen von nun vierundzwanzig war eine seltsame Zärtlichkeit entsprossen. Sie sprachen stets nur über die gewöhnlichsten Dinge miteinander, und doch war es ihm, als ob ihre Gegenwart die Luft erwärme. Und sie — sie hatte ein, wenn auch nur schwaches Verständnis für seine Einsamkeit: sie konnte sich einen Begriff machen von dem Leben, das er geführt, bevor sie geboren worden: von den langen, hinter dem Ladentisch verbrachten Tagen, von dem Ausbruch bei grauer Dämmerung, um die Frühgebete zu singen und die Tefillin zu legen, ehe das Versatzamt geöffnet wurde, von dem langausgedehnten Gebet und dem rasch hinuntergestürzten Abendmahl, wenn die Läden endlich zugezogen waren — eine Vorstellung von diesem ganzen kahlen Felsen, auf dem die Blumen des Wohlstandes gesäet worden. Und lange, nachdem die anderen seinen Gutnachtkuss aus ihren Gewohnheiten gestrichen hatten, hielt sie ihm die Lippen hin, theils infolge der nothwendig gewordenen häuslichen Lüge, dass sie noch ein Kind sei, theils aber, weil ihre Instincte ihr sagten, dass dieser Kuss einen Theil seines Lebens bedeute.

Mit Schaudern hatte die arme Schnapsie all diese Jahre voll ermüdenden Zuwartens, voll schmutziger Streitereien und Eifersüchteleien durchlebt, alle diese endlosen Auftritte voll hysterischer Gereiztheit, durch das gegenseitige Aufeinanderstoßen so eng zusammengedrängter Weiblichkeit erzeugt. Zuweilen überkam sie ein Gefühl erhabener Trauer über alle diese Zustände, über die Tragödie der Frauenexistenz. Sie grämte sich um jeden Zoll, den sie in die Höhe wuchs, es schien ja ihre ledigen Schwestern so in Verlegenheit zu bringen. Gerne behielt sie bis zur Großjährigkeit die kurzen Röcke an und flocht ihr langes Rabenhaar in einen Zopf mit rothem Band.

„Nun, Florence“, versetzte Leah heiter, als nach Daisys Hochzeit der letzte Gast gegangen war, „jetzt ist die Reihe an Dir. Tummle Dich nur ein wenig.“

„Danke“, entgegnete Florence sehr kühl. „Ich werde mir im Gegentheil sehr Zeit lassen: glücklicherweise ist ja keine mehr hinter mir.“

„Hm!“ meinte Leah und spielte mit ihren Diamantringen. „Diese Sonderlichkeiten taugen nicht. Warum besuchst Du mich denn nicht manchmal?“

„Ihr seid jetzt so viele“, murmelte Florence. Diese Anwälte und Kaufleute, in deren Gesellschaft und Wägen ihre Mutter sich mit so vornehmer Eleganz bewegte, hatten für sie nicht die mindeste Anziehungskraft, und das frauenhaft ehrwürdige Benehmen ihrer Schwestern stieß sie ab. Und Leah war ihr noch ein ganz specielles Aergernis, durch den Anstrich von ganz unglaublicher Jugendlichkeit nämlich, den sie sich zu verleihen wusste. Diese ganzen, unzähligen, nun vergessenen Jahre war die älteste Schwester für Klein Schnapsie stets die verfallende, hoffnungslose alte Jungfer gewesen trotz des wunderbaren kleinen Mieders, das ihre Gestalt immer so fest beisammen gehalten: und jetzt, nachdem sie geheiratet, war sie auf einmal die kindliche, mädchenhafte, unwiderstehliche, kleine Frau geworden, während Klein Schnapsie nun zur alten Jungfer wurde, zur Schwester, die in Gefahr schwebte, sitzen zu bleiben. Und sie fühlte sich auch wirklich erschreckend alt, durch das lange Verweilen bei ihren siebzehn Jahren vorzeitig gereift.

„Du hast übrigens recht, Leah“, versetzte sie nachdenklich mit

einem leisen Anflug von Bosheit. „Morgen werde ich vierundzwanzig."

„Wie?" schrie Leah.

„Ja", bestätigte Florence eigensinnig. „Ach, und wie glücklich werde ich sein!" Sie streckte frohlockend die Arme in die Höhe und reckte sich, als wollte sie, nun wo der schwesterliche Druck entfernt war, die sieben Jahre von sich abschütteln.

„Mutter, hörst Du?" flüsterte Leah. „Diese Närrin Florence will ihren vierundzwanzigsten Geburtstag feiern. Wirklich auch nicht die mindeste Rücksicht für **uns**!"

„Ich sagte ja nicht, dass ich ihn öffentlich feiern will", versetzte Florence. „Außerdem", fügte sie lächelnd hinzu, „werden die Leute sehr bald vergessen, dass ich **nicht** die Aelteste bin."

„Dann wirst Du eben die Folgen Deiner Thorheit selbst zu tragen haben", sagte Leah.

Klein-Schnapsie zuckte nachlässig die Achseln — ein Ghettozug, der noch allen Schwestern anhaftete.

„So ist es", fügte Frau Peyser hinzu. „Und denke, was dann in zehn Jahren ist!"

„Dann bin ich eben vierunddreißig", versetzte Florence unerschütterlich, und wieder erhellte ein sanftes Lächeln die träumerischen Augen. „Und dann **werde** ich die Aelteste sein."

„Wahnsinn!" rief Frau Peyser laut aus, ohne daran zu denken, dass die Männer ihrer Töchter zugegen waren. „Gott behüte, dass ich eines meiner Mädchen vierunddreißig Jahre werden sehen soll!"

„Sprich nicht so, Mutter!" versetzte Florence ruhig. „Ich hoffe, Du wirst es erleben; ja, ich bin dessen sicher, denn ich werde **niemals** heiraten. Drum quäle mich nicht weiter und setze mich nicht erst in die Listen. Ich lasse mich nicht auf den Markt bringen. Gute Nacht!"

Sie suchte den armen Daniel auf, der, eingeschüchtert von Rang und Bildung seiner fünf Schwiegersöhne, von den andern Gästen gar nicht zu sprechen, in dem verlassenen Speisezimmer herumschlich und Cigarre auf Cigarre rauchte zum großen Entsetzen der Tafelarrangeure, die darauf warteten, die Schachtel verschwinden zu machen.

Nachdem Klein-Schnapsie wie jeden Abend den Vater geküsst hatte, begab sie sich zu Bette, um sich noch in Brownings Liebesgedichte zu vertiefen. Ihre Mutter musste ein Glas Champagner zu sich nehmen, um ihre erschütterten Nerven wieder auf das richtige Niveau von Lebensfreude zu bringen.

V.

Nur wenige Erntejahre dieses Glückes waren der armen, stattlichen Frau Peyser bestimmt. Doch diese Jahre waren ein überschäumender Becher mit bloß einem bittern Tropfen darin — der ketzerischen Gleichgiltigkeit Florences gegen den „jungen Mann". Von sechs selbsterzeugten Heimen umgeben, athmete nun Frau Peyser jene der jüdischen Nase Leben bedeutende Atmosphäre aufsprossenden Babythums; jeden zweiten Monat fast gabs ein neues Baby — ein gesunder, sprudelnder Lebensquell. Die religiösen, mit diesen pausbackigen Neuankömmlingen verbundenen Ceremonien, sowie die erforderlichen medicinischen Vorschriften für ihr körperliches Wohlbefinden nahmen sie vollkommen in Anspruch. Doch jeden Sommer, wenn die Babys in die verschiedenen Seebäder deportiert waren, wurde ihrer so üppig wuchernden Großmutterschaft ein plötzlicher Riegel vorgeschoben, und so kam es, dass auch ihr Todessommer sie noch an einer argen Verkühlung leidend in London fand, mit niemand anderem zur Seite als Daniel und Klein-Schnapsie. Und bevor man die anderen verständigen konnte, war Frau Peyser friedlich hinübergegangen — in ihrem alten Bett aus Portsmouth, mit einem aus dem Londoner Speisezimmer verbannten hebräischen Bilde über sich.

Es war ein merkwürdiges Ende. Sie wusste nicht, wie es mit ihr stand, und Daniel zitterte, dass sie ins ewige Schweigen eingehen könnte, ohne das uralte Bekenntnis des einzigen Gottes gesprochen zu haben. Und dennoch zögerte er, sie mit der grausamen Gewissheit zu erschrecken.

Heiße, bittere Thränen vergoss er unter dem steten Bestreben, sein Schluchzen zu verbergen. Er sah die langvergangene Zeit seiner Kämpfe wieder vor sich, die ersten Wochen seines Eheglücks, dann die langen in Portsmouth verlebten Jahre voll wachsenden Wohlstandes und göttlicher Heiterkeit, bevor sie vornehm und er unbedeutend geworden war; und ein unendliches Selbstbedauern mischte sich mit der traurigen Erkenntnis ihrer Vorzüge — der Kinder, die sie ihm in Schmerzen geboren, ihrer sparsamen Haushaltung, der guten Geschäfte, die sie mit den dickköpfigen Soldaten und Matrosen gemacht, und des späteren Glanzes ihrer gesellschaftlichen Vervollkommnung.

Und Klein-Schnapsie weinte im Gefühle der Nichtigkeit dieser beiden Existenzen, denen sie ihr eigenes leeres Leben verdankte.

Plötzlich trübten sich Frau Peysers schwarze Augen, und die langen, dunklen Wimpern senkten sich darüber.

„Sarah", flüsterte Daniel halb wahnsinnig, „sprich das Schemah!"

Und die Lippen bewegten sich gehorsam: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist ein einziger, ewiger Gott."

Klein-Schnapsie zuckte rebellisch die Achseln. Das Dogma schien ihr so unhaltbar.

Da öffnete Frau Peyser noch einmal die Augen, und ein herrliches Mutterlicht ergänzte darinnen, als ihre Blicke auf das weinende Mädchen fielen.

„O, Florrie, gräme Dich nicht so," tröstete sie in ihrem langgezogenen Jüdisch. „Ich werde Dir einen Bräutigam finden."

Ihre Augen schlossen sich, und Klein-Schnapsie schauderte bei dem Geisterbild eines von der in das Leichentuch gehüllten Todten gebrachten Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXII. Band. Wien, den 24. Februar 1900. Nummer 282.

## Die unpolitische Politik.

Das ist also die neueste k. k. Staatsweisheit, was wir diesen Donnerstag im Abgeordnetenhause aus dem Munde des Ministerpräsidenten Herrn Dr. v. Koerber vernommen haben: die Volkswirtschaft soll die Politik erschlagen! Breitspurig wird in diesem neuesten Regierungsprogramm von Eisenbahnen und Industrie, von Handel und Gewerbe, von Landwirtschaft und Finanz erzählt, von Politik steht aber fast kein Wort drin. Der Zweck dieser Einseitigkeit ist nicht gerade unklar: die Aufmerksamkeit der Bevölkerung soll durch die ausschließliche Beschäftigung mit wirtschaftlichen Angelegenheiten von der Politik abgelenkt werden. Aber auch der Grund jener Einseitigkeit ist nur allzu durchsichtig: die österreichischen Regierungen sind nicht mehr fähig, die eigentlichen und wesentlichen Aufgaben einer Regierung zu lösen, die politischen, und deswegen werfen sie sich auf die wirtschaftlichen Interessen, bei deren Besorgung sich ihre just nicht überreiche Originalität auf die eigene Initiative der Bevölkerung bequem verlassen kann. Es ist das vom Grafen Taaffe 1879 bereits verkündete System der unpolitischen Politik, das da wieder seine neuesten Adepten gefunden hat.

In einem Punkt immerhin unterscheidet sich das Koerber'sche vom Taaffe'schen Wirtschaftsprogramm. Das Taaffe'sche Programm war im wesentlichen ein Ausfluss des Ressentiments des grundbesitzenden Adels und der nichtsbesitzenden Bureaukratie gegen das in den Sechziger- und Siebzigerjahren aufgekommene Bürgerthum. Es war geradezu unternehmerfeindlich. Die Gesetzgebung und, noch eindringlicher als sie, die immer mehr von aristokratischen Carrièremachern durchsetzte Verwaltung legten dem in Oesterreich ohnedies nicht sonderlich kräftig gediehenen Unternehmungsgeist schwere Fesseln an. Selbst dort, wo die Taaffe'sche Wirtschaftspolitik scheinbar moderne Ideen aufnahm, in der Socialpolitik, diente sie doch, der überwiegenden Absicht nach, auch noch dem Verlangen, die Industrie zu schwächen. War das Programm der unpolitischen Politik schon vom Standpunkt der allgemeinen Aufgaben des Staates eine Einseitigkeit, so erwies es sich überdies selbst unter dem engeren Gesichtswinkel eines Wirtschaftsprogramms auch nur als Einseitigkeit, indem es — Socialpolitik ohne Productionspolitik — lediglich eine bessere Vertheilung der wirtschaftlichen Werte unter die productiven Classen anstrebte, ohne für die Vermehrung der Gesammtsumme der producierten Werte eine ausreichende Vorsorge zu treffen.

Wie sehr diese Politik des agrarischen Neides, durch zwanzig Jahre bis zur Sinnlosigkeit fortgesetzt, die wirtschaftliche Entwickelung gehemmt hat, ist in den verschiedenen industriellen Enquêten der letzten Jahre mit erschreckender Deutlichkeit zutage getreten. Die Schaukel wendet sich nun. Das Koerber'sche Programm — vorausgesetzt, dass es mehr ist als eine Stilübung — schaukelt bereits dem anderen Extrem zu: Productionspolitik ohne Socialpolitik. Selbst die seit zwanzig Jahren in allen Regierungsprogrammen stereotyp gewordene Phrase von der „Hebung der Lage der minder bemittelten Classen“ ist in dieser langathmigen Auseinandersetzung ausgeblieben. Was Herr Dr. v. Koerber dem Parlament vorgetragen hat, ist ein specifisches Bourgeoisprogramm. Auch wieder eine Einseitigkeit und noch dazu eine längst überholte! Dass es genüge, in einem Lande Eisenbahnen zu bauen, Canäle zu graben, Fabriken zu errichten, um den Volkswohlstand, den allgemeinen Wohlstand des Volkes zu heben, hat man noch vor fünfzig Jahren geglaubt, heute nicht mehr. Die großen Reichthümer einzelner, inmitten einer hungernden Bevölkerung, bedeuten noch lange nicht auch Nationalreichthum. Für diesen Begriff ist weit mehr der Wohlstand der Massen entscheidend. Große Eisenbahnen — ein naheliegendes Beispiel — hat man auch in Galizien gebaut. Dabei sind wohl verschiedene Unternehmer, auch Großgrundbesitzer reicher geworden, aber die Masse der galizischen Bevölkerung ist elend geblieben wie zuvor. Wohl ist es, um den Volkswohlstand zu heben, nothwendig, für die Vergrößerung des producierten Quantums von wirtschaftlichen Gütern zu sorgen. Das ist die Aufgabe der Productionspolitik. Nicht minder nothwendig ist es aber, Vorkehrungen dafür zu treffen, dass bei der Vertheilung dieser Güter auch die Masse einen steigenden Antheil gewinnt. Das ist die Aufgabe der Socialpolitik.

Worin besteht aber die Socialpolitik? Bei weitem nicht nur in der wegen ihrer bureaukratischen Form von der Bureaukratie so gerne überschätzten Arbeitspolizei, im Arbeiterschutz. Weit mehr fällt im Kampf um die Arbeitsbedingungen die eigene Kraft des Arbeiters ins Gewicht. Die höheren Lebensbedürfnisse spornen den Arbeiter an, nach einem höheren Arbeitsertrag zu streben, die höhere Intelligenz ermöglicht ihm dieses Ziel zu erreichen, ohne durch blindes Uebermaß die harmonische Entwickelung des Wirtschaftsganzen zu stören. Beides, höhere Bedürfnisse wie höhere Intelligenz, sind aber Volkscultur, Massencultur, und diese wiederum ist, wie das Beispiel aller vorgeschrittenen Länder beweist, das Product der politischen Freiheit und allgemeinen Aufklärung. Die Politik im engeren Sinne, die bürgerliche Politik oder, um es auch so zu sagen, die politische Politik ist ein wesentliches und das kräftigste Element der Socialpolitik. Ein Programm der „unpolitischen Politik“ wie das Koerber'sche, ein Programm, in dem nicht einmal der Förderung der Volksbildung Erwähnung geschieht, ist daher, von einem höheren als dem rein plutokratischen Standpunkt, selbst nur als Wirtschaftsprogramm betrachtet, eine Fehlgeburt.

Aber in der Wirtschaft allein erschöpft das staatliche Zusammenleben sich nicht. Mögen auch Herr Dr. v. Koerber und seine acht Collegen die Augen verschließen vor der unbequemen Wahrheit, darum verschwindet doch die Wahrheit nicht aus der Welt, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und dass der Staat nicht bloß eine Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaft zum Betrieb von Eisenbahnen und Industrien ist. Einen etwas idealeren Zug als das Koerber'sche Programm weist denn doch der homo sapiens heutigen Tages schon auf. Auch einen politischen Zug! Zum allermindesten verlangt er, dass das Staatswesen, in dem er lebt, ein geordnetes sei, und, durch das Beispiel anderer vorgeschrittener Länder belehrt, die erst nach ihrer politischen Consolidierung wirtschaftliches Gedeihen erreicht haben, sieht er sogar das geordnete Staatswesen als eine Voraussetzung erfolgreicher Wirtschaftspolitik an. Mag es auch Herrn Dr. v. Koerber und seinen Collegen von der unpolitischen Politik genügen, in einem ungeordneten Staatswesen nicht nur zu leben, sondern auch Minister zu spielen: die anderen Leute, die denn doch auch zu diesem Staate gehören, finden an dieser ewigen Unordnung kein Gefallen und können auch, solange sie besteht, an eine nachhaltige wirtschaftliche Besserung nicht gut glauben. Wenn die Regierung keine Politik macht, so werden doch die Regierten sich nicht davon abhalten lassen, Politik zu machen, Politik auf eigene Faust. Wenn der Staat keine Politik hat, so wird eben die Politik unstaatlich, antistaatlich oder außerstaatlich. In einem national nicht einheitlichen Staat wie Oesterreich ist das eine verteufelt gefährliche Consequenz. Die Absicht der unpolitischen Politik ist: die Volkswirtschaft soll die Politik erschlagen. Ihr Ergebnis ist: die unpolitische Politik erschlägt den Staat. So ist es unter dem Regime Taaffe gegangen, und nicht anders wird es aller Voraussicht nach mit der unpolitischen Politik des Herrn Dr. v. Koerber gehen.

K.

## Russland und Indien.

Monatelang zieht sich nun der südafrikanische Krieg schon hin. Die Ausgaben, welche England daraus erwachsen, die Anstrengungen, deren es bedarf, um die nöthigen Streitkräfte zusammenzubringen, sind ebenso ungeheuere, wie seine Erfolge ungenügende. Die Schadenfreude darüber ist, das unterliegt kaum einem Zweifel, in der ganzen Welt groß. Selbst wer geschäftlich die Unterwerfung der Boerenstaaten für nützlich ansieht, gönnt den anmaßenden Briten die schlimmen Erfahrungen. Wer aber von Erschütterung der Machtstellung Englands geträumt hat, sieht sich arg enttäuscht. Trotz aller Misserfolge der englischen Waffen beobachten die Staaten peinlichste Neutralität und vermeiden geflissentlich alles, was wie eine Begünstigung der Boeren aussehen könnte. Ja selbst von einer Ausnutzung der bedrängten Lage Englands zur Erreichung einzelner Vortheile in politischen Fragen ist nicht die Rede. Erst in der allerletzten Zeit ist ein Umschwung zu verzeichnen. Russland, welches lange eine vollständige Theilnahmslosigkeit gegenüber den europäischen Angelegenheiten bekundete und

sich anscheinend nur mit der Noth seiner Landwirtschaft und seinen Missernten beschäftigte, beginnt sich plötzlich zu regen. Zuerst verlautete von probeweisen Mobilisierungen und Uebungsmärschen im transkaspischen Gebiete, dann kam die Nachricht von dem Abschlusse eines russisch-persischen Vertrages, der Persien vollständig in die Gewalt Russlands bringen muss, jetzt werden Maßnahmen Russlands in Afghanistan gemeldet, welche auf die Absicht einer Bedrohung Indiens schließen lassen. Bewahrheiten sich diese Gerüchte, und ist Russland wirklich entschlossen, die mittelasiatische Frage aufzurollen, so steht die Welt am Vorabende großer Ueberraschungen.

Der Plan der Eroberung Indiens ist in Russland ebenso alt wie volksthümlich. Kaum hatten die Czaren im nördlichen Asien Fuß gefasst und Fühlung mit dem reichen China und Persien gewonnen, als bei ihnen der Wunsch entstand, ihre Herrschaft auf die alten Culturländer Südasiens auszudehnen. Schon im Jahre 1675 schickte Czar Alexei Michailowitsch eine Gesandtschaft auf dem Landwege an den Hof des Großmoguls, um mit diesem, der damals auf der Höhe seiner Macht war, Beziehungen anzuknüpfen. Der Versuch scheiterte. Die Gesandtschaft gelangte unter großen Beschwerden nur bis Kabul, wo sie von dem Emir zur Umkehr gezwungen wurde. Einige Jahrzehnte später nahm Peter der Große den Plan wieder auf. Im Jahre 1717 gab er dem Fürsten Tscherkaski den Auftrag, mit 2500 Mann sich durch die Steppen des mittleren Asien einen Weg nach Indien zu bahnen. Allerdings besaß Russland damals schon einen Stützpunkt am Kaspischen Meere und verfügte in der Wolga über eine bequeme Straße vom Norden nach dem mittleren Asien. Doch im übrigen fehlte es an jeder Etappe auf dem Wege durch die weiten Wüsten des transkaspischen Gebietes, und irgendwelche politischen Beziehungen mit den Machthabern von China, Buchara, Turkestan waren nicht vorhanden. Nichtsdestoweniger hatte die Expedition weitgehende Aufträge. Nicht allein sollte sie die Chane von Chiwa und Buchara unter russisches Protectorat bringen. Sie war auch ausersehen, den großen Wüstenstrom Amu-Darja zu zwingen, wieder sein altes Bett aufzusuchen und seine Mündung ins Kaspische Meer zu nehmen, um dadurch für die Zukunft eine bequeme Straße nach Mittelasien herzustellen. Aber die vorliegenden Schwierigkeiten waren stärker als der Wille des großen Czaren. Seine ganze Expedition wurde in Chiwa überfallen und vernichtet.

Während Peter der Große einen neuen Versuch auf diesem Wege nicht unternommen und sich darauf beschränkt hat, mit Persien Verbindungen einzuleiten, wandte Katharina II. ihre Aufmerksamkeit aufs neue Mittelasien zu. Die Fortschritte, welche England seit Lord Clive in Indien gemacht hatte, die Vernichtung des Reiches des Großmoguls durch Warren Hastings beunruhigten sie ernstlich. Sie erachtete die Stärkung der Macht Englands in Indien nicht allein bedenklich für die asiatische, sondern auch für die europäische Politik Russlands. Zu Anfang der Neunzigerjahre wurde ein vollständiger Kriegsplan gegen die Engländer in Indien ausgearbeitet. Im Jahre 1796 sollte er zur Ausführung gebracht werden, doch im selben Jahre starb zum Glück für England die große Czarin. Wäre ihre Absicht zu derselben Zeit verwirklicht worden, wo Napoleon sein Unternehmen gegen Aegypten ins Werk setzte und Sultan Tippoo bei seinem Kampfe gegen die Engländer unterstützte, so hätte die Lage für letztere sehr bedenklich werden können. Die englischen Behörden in Indien haben in jenen Jahren die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht, um einem derartigen Angriffe von zwei Seiten vorzubeugen. Sie verbanden sich mit Persien gegen Afghanistan, wo damals schon russische Agenten wirksam waren, und sandten nach Niederwerfung Tippoos eine starke Expedition ins Rothe Meer und gegen die französischen Besitzungen im Indischen Ocean, um dort jede Ueberraschung unmöglich zu machen.

Wie berechtigt ihre Befürchtungen und Vorkehrungen waren, ergibt sich daraus, dass im Jahre 1800 Napoleon mit Kaiser Paul I. in der That den Plan eines großartigen Feldzuges gegen Indien vereinbart hat. Auch nach dem Scheitern der Absicht Napoleons, ein französisches Heer an der Expedition theilnehmen zu lassen — der Krieg mit Oesterreich band ihm die Hände — war die Gefahr für England noch nicht beseitigt. Kaiser Paul hat Anfang des Jahres 1800 ein Heer Donscher Kosaken unter General Orlow über Orenburg nach Mittelasien abgeschickt. Diese starke Expedition war schon weit über Orenburg vorgedrungen, als Kaiser Paul ermordet wurde und sein Nachfolger sie zurückrief.

Noch einmal hat Napoleon I. den Versuch gemacht, die Russen zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Indien zu gewinnen. Am 2. Februar 1808 schlug er Alexander I. vor, ein französisch-russisches Heer von 50000 Mann über Constantinopel nach dem Euphrat zu werfen. Der Czar gieng bereitwillig darauf ein. Er erklärte sich bereit, eine Armee gegen Indien, eine zweite gegen Klein-Asien zu senden und seine Flotte bereitzustellen. Warum schließlich aus der Sache nichts wurde, ist nicht aufgeklärt. Wahrscheinlich nöthigten wieder Rücksichten auf die continentalen Verwickelungen Napoleon, auf seinen Gedanken zu verzichten. Es ist ihm nicht gelungen, England einen tödtlichen Stoß beizubringen. Das Inselreich triumphierte schließlich, und Briten machten ihren Todfeind unschädlich.

In Russland ließ man die großen indischen Pläne dann lange Zeit fallen. Man beschränkte sich auf Ausdehnung der Colonisation im nördlichen Sibirien und errang den Zugang zum chinesischen Meere. Im übrigen machte man große Anstrengungen zur Eroberung des Kaukasus, Zurückdrängung Persiens vom Kaspischen Meere und Erwerbung maßgebenden Einflusses in Teheran. Dies letztere Vorgehen flößte der anglo-indischen Verwaltung schwere Besorgnisse ein. Je mächtiger nämlich der russische Einfluss in Persien wurde, umso ohnmächtiger wurden die Staaten Afghanistan und Beludschistan, welche Persien vom indischen Reiche trennten und Trümmer des einstigen mächtigen Afghanenreiches darstellten. Immer deutlicher trat das Bestreben Russlands hervor, mit Hilfe Persiens sich die Vormacht auch in Afghanistan und Nachbarschaft zu sichern und auf diese Weise eine Straße nach Indien zu gewinnen. Als 1838 ein persisches Heer unter Führung russischer Officiere die Stadt Herat, den Schlüssel von Afghanistan, angriff, und gleichzeitig der Emir von Afghanistan mit den Persern und Russen ein Bündnis eingieng, da erschien es den Briten an der Zeit, einzuschreiten. Ein englisches Geschwader erschien im persischen Meerbusen und besetzte 1838 die Insel Charek, 1839 die Stadt Aden. Gegen die Afghanen wurde Krieg erklärt. Anfang 1839 überschritt ein englisches Heer den Indus und besetzte binnen wenigen Monaten die Städte Candahar, Ghuznee und Kabul. Der Emir wurde abgesetzt, und ein Geschöpf Englands zu seinem Nachfolger ernannt. Als der abgesetzte Emir sich gefangen gab und 1840 eine russische Expedition gegen Chiwa scheiterte, schienen Englands Wünsche erreicht und die Absichten Russlands gründlich durchkreuzt zu sein.

Doch die Freude dauerte nicht lange. Die dauernde Besetzung der armen, von wilden Stämmen bewohnten Bergländer Afghanistans erwies sich als sehr kostspielig. Die mit Mühe eingetriebenen Steuern deckten nicht die nothdürftigsten Verwaltungskosten. Die Engländer sannen darauf, mehr Einnahmen aus dem Gebiete zu ziehen. Dadurch erbitterten sie aber die ohnehin durch die Unsittlichkeit und Gewaltthätigkeit der Engländer aufgebrachten Eingeborenen so sehr, dass 1841 der britische Gesandte in Kabul ermordet wurde und ein allgemeiner Aufstand ausbrach. Die englischen Officiere erwiesen sich ihm gegenüber als vollständig hilflos. Die Besatzung von Kabul, 4500 Mann regulärer Truppen und 12.000 Trossleute, capitulierte nach Ermordung des Anführers gegen Zusicherung freien Abzugs. Bei dem Marsche nach Indien, der im Jänner 1842 angetreten wurde, fiel das Heer in einen Hinterhalt und kam beinahe vollständig um. Die Frauen und Kinder hatten ihre Rettung nur der Großmuth der Afghanen zu danken, denen die Engländer sie ausgeliefert hatten.

Die furchtbare Niederlage wurde allerdings wenige Monate später von General Pollock grausam gerächt. Kabul und Ghuznee wurden aufs neue von den Engländern erobert und Afghanistan soweit als möglich verwüstet und gebrandschatzt. Dauernd vermochten sich aber die Briten nicht mehr hier zu halten. Der von ihnen abgesetzte Emir bestieg wieder den Thron, und die Russen bekamen aufs neue freies Spiel. Je mehr Russland sich entwickelte, je kräftiger sich Industrie und Handel in ihm ausbildeten, und je weiter es seit den Fünfzigerjahren sein Eisenbahnnetz ausbaute, umsomehr Bedeutung gewann aber Asien für die russische Volkswirtschaft und Politik. Hier fand es nicht allein ungeheuere Massen billiger Rohstoffe, es war hier auch in der Lage, seiner Industrie riesige Absatzmärkte zu erschließen, in denen es europäischer Concurrenz so gut wie gar nicht ausgesetzt war. Dazu boten die weiten jungfräulichen Gefilde Asiens seinen unternehmungslustigen Gutsbesitzern und Bauern ein unerschöpfliches Arbeitsfeld. Die Ausdehnung seiner Herrschaft über immer weitere Theile Asiens kostete es dazu gar keine Anstrengung. Seine aus allerlei asiatischen Stämmen zum großen Theil hervorgehenden Soldaten fanden sich in Mittelasien überall heimisch. Klima und Lebensverhältnisse waren ihnen meist vertraut und angenehm. Die Eingeborenen sahen in ihnen keine Eindringlinge, sondern willkommene Befreier vom despotischen Joch ihrer angestammten Herren. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln konnte es so sein Machtgebiet immer weiter ausdehnen. In aller Stille wurde daher diese Politik in Asien fortgesetzt. Doch fanden Vorstöße auf dem directen Wege nach Indien längere Zeit nicht statt.

Erst der Angriff Englands und Frankreichs auf die Krim belebte den Wunsch eines Angriffs auf Indien von neuem. 1854 und 1855 arbeiteten russische Militärs detaillierte Feldzugspläne aus, welche bei der Regierung volle Beachtung fanden. Kamen sie auch während des Krieges nicht zur Ausführung, so sind sie doch nicht fruchtlos geblieben. Kaum war der Friede zwischen Russland und England geschlossen, als ersteres seine abwartende Haltung in Mittelasien aufgab. 1865 wurde Taschkent erobert, 1868 das altberühmte Samarkand, 1873 Chiwa, 1876 Chokand. Der Emir von Afghanistan sah sich dadurch veranlasst, mit den Russen ein enges Bündnis zu schließen.

Dieser letztere Schritt, gegen den England mit aller Energie protestiert hatte, war die Veranlassung zu einem neuen Feldzug der Engländer von Indien gegen Afghanistan. Zu ihrem raschen Entschlusse dürfte wesentlich beigetragen haben, dass sie Kunde von neuen Plänen des Generals Skobelew gegen Indien hatten, und dass sie die Bedrängnis, in die Russland während des Krieges mit der Türkei gerieth, nicht unbenützt lassen wollten. 1878 griffen sie den Emir an, eroberten Kabul und zwangen die afghanische Regierung, die Leitung der auswärtigen Politik in Englands Hände zu legen. Wieder war der Erfolg kein dauernder. 1879 wurde der britische Gesandte in Kabul mit seiner ganzen Umgebung ermordet und das englische Joch abgeschüttelt. Es bedurfte eines neuen, langen und blutigen Krieges, um die Afghanen endgiltig zu unterwerfen. Seit 1883 ist der Emir von Afghanistan, der jährlich eine Unterstützung von 120.000 Pf. Sterl. bezieht, wenig mehr als ein englischer Vasall. England hat ihn genöthigt, die wichtigsten Grenzpunkte und Pässe an Indien abzutreten, und hofft so, sich eine Sicherheit gegen einen russischen Angriff verschafft zu haben. Außerdem hat es damals mit Russland ein Abkommen über die Festsetzung der Nordgrenze von Afghanistan getroffen.

Unbekümmert darum hat jedoch Russland seine mittelasiatische Politik fortgesetzt. 1884 hat es Merw seiner Herrschaft einverleibt, dann hat es die Bahn vom Kaspischen Meere nach dem innern Asien zu bauen begonnen. Heute reicht der russische Schienenweg im Westen über Merw bis Kuschk, d. h. in die Nähe von Herat. Im Norden von Afghanistan reicht die Bahn über Chokand bis Andischan. Mit Hilfe dieser Bahnen ist Russland imstande, beliebig große Streitkräfte binnen wenigen Wochen nach Afghanistan zu werfen. Wenn es ihm beliebt, kann es über letzteres von mehreren Punkten aus herfallen. Gelingt es ihm hier, den Widerstand der Engländer zu brechen, so steht es binnen Kurzem am Indus.

Es ist jedenfalls bezeichnend, dass gegenwärtig ein russischer Gardeofficier Lebedev die Autorisation erhalten hat, ein von der russischen und französischen Presse vielbesprochenes Buch: „Nach Indien“ zu veröffentlichen. In dieser Arbeit wird der Plan eines russischen Feldzugs gegen Indien unter den heute vorliegenden Umständen bis ins Kleinste erörtert, und die Wahrscheinlichkeit eines Sieges der russischen Waffen dargethan. Nicht weniger bedeutungsvoll aber dürfte es sein, dass der Verfasser an eine wirkliche Eroberung Indiens nicht denkt und sie auch nicht als wünschenswert für Russland bezeichnet. Er findet Russlands Interesse vollauf befriedigt, wenn es Persien, Afghanistan und Beludschistan in seiner Gewalt hat. Damit hat es den Zugang zum Indischen Ocean erreicht und ist in der Lage, seine wirtschaftlichen und militärischen Bedürfnisse hier ungestört zu befriedigen. Außerdem aber hat es dann Englands Herrschaft in Indien in seiner Gewalt und vermag ersteres zu zwingen, mit ihm überall Hand in Hand zu gehen. Wenn Lebedev einen Feldzug gegen Indien befürwortet, geschieht es nur, um England dadurch zum Abschluss eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Russland zu zwingen. Ein solcher Bund würde für beide Theile vortheilhaft sein. England erhielte dadurch volle Sicherheit für den ruhigen Bestand seines Indischen Reiches, Russland sicherte sich in Europa gegen alle Widersacher und wäre in der Lage, die Orientalische Frage nach seinem Belieben zu regeln. Beide Mächte zusammen könnten nach Lebedevs Wunsch der ganzen Welt ihren Willen aufzwingen.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass diese Ansichten Lebedevs die Stimmung maßgebender russischer Kreise wiedergeben. Umso unwahrscheinlicher ist, dass England, welches in seiner Ueberseepolitik schon stark durch Rücksichtnahme auf die Vereinigten Staaten gehemmt ist, sich jemals zu einer derartigen Vasallenrolle gegenüber Russland bequemen würde. Ein Bündnis, wie das von Lebedev befürwortete, würde jedenfalls ein schlimmes Ende nehmen. Immerhin ist es nicht unmöglich, dass Russland, falls die südafrikanischen Angelegenheiten nicht bald eine entschiedene Wendung zu Englands Gunsten nehmen, den Versuch macht, das Lebedev'sche Programm zu verwirklichen.

Berlin. A. Charpentier.

---

# Oesterreich-Ungarn und die Triester Bahnfrage.

Die Regierung hat dem Parlament einen Gesetzentwurf vorgelegt, durch welchen die alte Forderung der Schaffung einer zweiten Bahnverbindung mit Triest ihrer Erfüllung entgegengebracht werden soll. Die Regierung hat für diese zweite Bahnverbindung folgende Tracen gewählt: die Tauernlinie Schwarzach-Gastein-Spital und als südliche Fortsetzung die Bärengrabenlinien Klagenfurt-Aßling und Villach-Aßling, die Wocheiner Linie Aßling-Görz und endlich Görz-Triest-St. Andrä. Warum diese Routen gewählt wurden, warum insbesondere die auch in dem Motivenbericht als commerziell und verkehrspolitisch weitaus günstigste Predil-, respective Mangart linie nicht gebaut wurde, dafür würde man in den Regierungsvorlagen vergebens eine genügende Motivierung suchen. Da heißt es einfach, dass diese Linie aus militärischen und gesammtstaatlichen Rücksichten nicht gebaut werden durfte. In der That, durch sachliche Momente kann diese Wahl unter den verschiedenen Routen nicht begründet werden. Um sie doch zu verstehen, muss die dreißigjährige Leidensgeschichte der Triester Bahnfrage kurz skizziert werden.

Die Decennien zurückreichenden Bestrebungen Triests und Salzburgs um Erlangung einer Tauernbahn hatten anfangs nur eine Näherrückung Triests an Salzburg und Süddeutschland — also hauptsächlich den Transitverkehr — vor Augen. Als dann anfangs der Achtzigerjahre Bauunternehmer Ceconi sich mit der Absicht trug, ein Detailproject für eine Tauernbahn anfertigen zu lassen, weil ihm deren Bau vom Handelsminister Pino in Aussicht gestellt wurde, um dabei die Installationen vom Arlbergtunnel verwenden zu können, wählte Ceconi unter den vielen Tracen die Gasteiner Trace: Sachsenburg—Schwarzach, einestheils weil sie den Zwecken des Transitverkehrs entsprach, anderntheils weil sie voraussichtlich die geringsten Baukosten verursachte, und weil Ceconi nicht befähigt war, eine Trace von höheren Gesichtspunkten aus zu beurtheilen. Weil nun nur für diese eine Tauerntrace ein Detailproject vorlag, mithin nur hier ein baldiger Baubeginn möglich war, gelang es Ceconi und dessen Mitarbeitern, die Triester Handelskammer zu veranlassen, in einer 1887 herausgegebenen Denkschrift die Gasteiner Tauernbahn als die einzig richtige Tauernbahn, und was noch viel schlimmer war, als eine nur dem internationalen Verkehre dienende Linie anzupreisen. Das haftet nun leider noch immer in den Köpfen vieler, obwohl längst nachgewiesen wurde, dass die Tauernbahn nicht nur dem internationalen Verkehre dient, sondern dass durch die Tauern- und durch die Predilbahn die kürzeste Bahn- und beste und rascheste Zugsverbindung Böhmens, Oberösterreichs, Salzburgs &c. mit Triest hergestellt wird, dass die Tauernbahn für die Hebung des Verkehres aller durch die Tauern von einander getrennten Länder und auch für den Localverkehr von großer Bedeutung ist, wenn nur die richtige Wahl unter den Tracen getroffen wird. Da über die Tauern — nicht wie über die Karpathen fünf, sondern — nur eine Bahn gebaut werden soll, muss dieselbe für die von Norden kommenden und in Bischofshofen, Steinach-Irdning und in Selzthal auf die Tauernkette stoßenden Hauptbahnen, wie auch für die projectierte, in Liezen einmündende Pyhrnbahn eine gemeinsame Fortsetzung nach Süden bilden, welcher Bedingung aber nicht die westlich von Bischofshofen ausgehende Gasteiner, sondern die zwischen Bischofshofen und Steinach-Irdning auf der Wasserscheide zwischen Salzach und Enns ausgehende Lungauer Tauernbahn Eben-Spital entspricht. Die Römer, welche ebenso gute Strategen wie Straßenbaumeister waren, wussten recht gut, warum sie ihre einzige Tauernstraße nicht über Gastein, sondern von Spital durch das Lieserthal und über den Lungau nach Radstadt (Eben) führten. In St. Michael im Lungau würde dann an die Tauernbahn die Murthalbahn anschließen, welche derzeit für den zu Salzburg gehörigen Lungau wenig Wert hat, darum auch verkehrsarm ist. Die von der Lungauer Tauernbahn zu durchziehenden Thäler haben alle Bedingungen für die Entwickelung eines lebhaften Localverkehres, der auch einen günstigen Einfluss auf die Murthalbahn üben würde. Diese Bedingungen fehlen dagegen bei der Gasteiner Trace, wo außer der nur etwa zwei Monate dauernden Saison kein Localverkehr sein wird, wo mit der Zeit im Möllthale doch eine Localbahn gebaut werden müsste, weil die hoch an der Gebirgslehne zu führende Hauptbahn (Station Ober-Vellach) läge über dem Orte ebenso hoch, wie die Station Kahlenberg über Nussdorf) jede Entwickelung eines Localverkehres unmöglich macht. Kämen wirklich die Baukosten der Lungauer Tauernbahn um einige Millionen Gulden höher, als die der Gasteiner Trace, so ist dies kein Grund, diese statt der Lungauer Trace zu wählen, weil die Mehrkosten infolge des stärkeren Localverkehres sich reichlich verzinsen würden, und weil die Tauernbahn einem möglichst ausgedehnten Gebiete die größtmöglichen Verkehrsvortheile bieten soll. Für den internationalen und für den derzeit über Salzburg nach Oberösterreich und Böhmen gehenden Triester Verkehr ist die Lungauer Tauernbahn ebenso gut wie die Gasteiner, wogegen die Lungauer Bahn für den von Süden über die Knotenpunkte Steinach-Irdning, Liezen (für die künftige Pyhrnbahn) und Selzthal gehenden Verkehr viel günstiger und um 28 Kilometer kürzer als die über Gastein führende Route ist. Niederösterreich mit Wien, das östliche Oberösterreich mit Linz, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz und Triest hätten alle Ursache, sich für den Bau der ihnen günstigeren Lungauer Tauernbahn einzusetzen. Auch militärische Erwägungen sprechen für die Lungauer Bahn. Die Gasteiner Bahn mündet hart an der Grenze, und die Fortsetzung nach Salzburg läuft gleichfalls hart an der Grenze, daher diese Bahn im Kriegsfall leicht unterbrochen würde. Ueber die Lungauer und Pyhrnbahn hingegen könnte der südnördliche Verkehr stets aufrecht erhalten werden.

Ungleich wichtiger noch als die Wahl zwischen den zwei Tauernrouten, ist die Entscheidung bezüglich deren südlicher Fortsetzung nach Triest. Hier war es die Predilbahn, welche schon vor vierzig Jahren von den südlichen Ländern verlangt wurde. Als der Staat die von ihm im Jahre 1839 in Angriff genommene, aber erst 1857 vollendete Wien—Triester Bahn an ein ausländi-

sches Finanzconsortium verkauft hatte, ließen Venedig und Udine die Pontebbabahn, Triest, Görz und Klagenfurt die Predilbahn studieren. Die leicht mögliche Einigung dieser fünf Städte auf die Predilbahn mit einer Abzweigung von Karfreit über Udine nach Venedig wurde verhindert, damit keine zweite Bahnverbindung mit der Adria zustande komme. Auf Grund der im italienischen Kriege gewonnenen Erfahrungen drangen aber dann von 1866 an Oesterreichs Heerführer und Strategen auf den Bau der Predilbahn, so dass die Regierung genöthigt war, im Jahre 1870 dem Reichsrath einen Gesetzentwurf für den Bau der Bahn von Tarvis nach Görz vorzulegen. Die Vorlage wurde von dem Eisenbahnausschusse mit der ergänzenden Bestimmung angenommen, dass die Bahn von Görz durch das Valonethal und längs der Küste direct bis Triest zu führen sei, damit sie, sowie die an sie anschließende Rudolfsbahn von der Südbahn unabhängig werde. Die Südbahn benützte aber den damals erfolgten Exodus der Abgeordneten Galiziens, um die ihr ergebenen südländischen Abgeordneten gleichfalls zum Austritt aus dem Reichsrathe zu bewegen, wodurch derselbe beschlussunfähig, somit die Annahme des Gesetzes betreffend die Predilbahn verhindert wurde.

Da man nicht darauf rechnen konnte, bei einer neuerlichen Gesetzesvorlage den Reichsrath wieder sprengen zu können, wurde in der Laakbahn ein Gegenproject aufgestellt, bei dessen eventueller Ausführung wohl ein Gründergewinn abfiel, für die Südbahn aber jede Concurrenzgefahr beseitigt war. Dieses Project hatte nur den Zweck, dem an der Predilbahn festhaltenden Oberkärnten, Görz und der Triester Handelskammer Unterkärnten, Krain und den Triester Gemeinderath als Localinteressenten feindlich gegenüber zu stellen. Dadurch wurde die öffentliche Meinung über Zweck und Bedeutung der zweiten Triester Bahn irregeführt, über die zu deren Lösung geeigneten Linien getäuscht und der Regierung die Ausrede geschaffen, „wegen Auseinandergehens der Meinungen" die Lösung zu verschieben.

Da Ungarn jede Förderung des Triester Verkehres zu vereiteln wünschte, aber kein Recht hatte, Oesterreich den Bau der Predilbahn zu untersagen, so ließ es die Laak-Loibllinie als Gespenst im österreichisch-ungarischen Kriegsministerium spuken, ließ hier die Predilbahn als strategisch gefährlich und als gemeinschädlich anschwärzen, um das Kriegsministerium — welchem als Ueberbleibsel von der absoluten Monarchie das Recht verblieb, in Oesterreich, nicht aber auch in Ungarn, über den Bau von Eisenbahnen zu bestimmen — zu veranlassen, die Predilbahn in Acht und Bann zu thun, und für den Bau der Laak-Loibllinie einzutreten, welche weit theuerer als die Predilbahn gewesen wäre, als Wegkürzung für Triest aber fast nichts geleistet hätte. Der mit der Laak-Loibllinie getriebene Cultus nahm ein Ende, als der dieses „Götterbild von Sais" verhüllende Schleier zerrissen wurde und der damit getriebene Schwindel offen zutage trat. Dass derselbe dann mit der an ihre Stelle gesetzten Wochein-Bärenthallinie fortgesetzt werden konnte, dass die Regierung uns heute mit diesem Zerrbild der Predilbahn kommen kann, zeugt einerseits von der Macht der Gegner der zweiten Triester Bahn, anderseits aber auch von dem corrupten öffentlichen Geiste.

In der reichhaltigen Literatur findet sich der Nachweis, dass die Wochein-Bärenthallinie für den Betrieb und Verkehr weniger günstig wäre als die Predilbahn, beziehungsweise als die in letzter Zeit von der Regierung studierte und noch günstigere Mangartbahn. Und die Regierung gibt dies in ihrem Motivenbericht auch zu. Die Wochein-Bärenthalbahn führt in Richtungen, wo nie eine Straße, mithin auch nie ein Verkehr bestand, somit auch die Bedingungen für einen lebhaften, bei einer Weltbahn gleichfalls ins Gewicht fallenden Localverkehr fehlen. Dazu kommt, dass auch der Staat, welcher ohne zwingende Gründe kein Unrecht begehen darf, den an der alten Predil- und an der Loiblstraße gelegenen Orten noch immer eine Entschädigung für den diesen Orten entzogenen Straßenverkehr schuldig ist, eine Schuld, welche er bei Lösung der Triester Bahnfrage umso leichter tilgen könnte, als damit die Interessen der Gesammtheit völlig übereinstimmen. Der Bau der Wochein-Bärenthallinie kostet um 21 Millionen Gulden mehr als der der viel zweckdienlicheren Predilbahn. Um den zur Herstellung der Wochein-Bärenthallinie nothwendigen Betrag könnten außer der dem Weltverkehr dienenden Predilbahn auch noch die dem Provinz- und Localverkehr dienliche und nothwendige Loiblbahn, die Verbindung der Oberlaibacher- mit der Wippachthalbahn &c. &c. hergestellt werden. Die für die Wochein-Bärenthallinie zu bestreitenden 21 Millionen Mehrkosten sind vergeudet und ein Bleigewicht, welches Oesterreich in der so dringend nothwendigen Entwickelung seines sehr zurückgebliebenen Eisenbahnwesens und seiner Volkswirtschaft behindern wird.

So lange die Gegner der zweiten Triester Bahnverbindung die hiezu allein geeignete Predilbahn, respective Mangartlinie mit der Laak-Loibllinie bekämpften, haben sie behufs Verdeckung der Schwächen und Nachtheile ihrer Linie der Predilbahn eine Menge von Nachtheilen angedichtet. Der beste Beweis, dass diese gar nicht vorhanden sind, ist der, dass man heute zur Wochein-Bärenthallinie nur darum seine Zuflucht nimmt, um mit derselben annähernd die Vortheile zu erreichen, welche die Predilbahn reichlicher, besser und mit viel geringerem Geldaufwand bietet. Wie windig es mit den angeblichen strategischen Nachtheilen der Predilbahn bestellt ist, beweisen aber die im Archive des Kriegsministeriums schlummernden Exposés kriegserfahrener Feldherren, welche sich bei Begründung des hohen strategischen Wertes der Predilbahn allerdings nur von militärischen und nicht von privaten oder politischen Rücksichten leiten ließen.

Mit der zweiten Bahnverbindung nach Triest soll eine dreißigjährige Unterlassungssünde gutgemacht werden. Durch den Mangel entsprechender Bahnverbindungen ist der Verkehr des natürlichen Hinterlandes Triests nach italienischen, holländischen und deutschen Seehäfen abgelenkt worden. Auf der anderen Seite verlor Triest den Verkehr mit Ungarn, welches eine zweite, Triest nicht zugängliche, Verbindung mit Fiume hergestellt hatte. Durch den Bau der Tauern-Predilbahn hätte Triest die Vorzüge seiner natürlichen geographischen Lage wiedergewonnen. Die Tauernbahn ist für Fiume ebenso nützlich wie für Triest. Nur die Predilbahn, beziehungsweise Mangartbahn brächte bedeutende Wegkürzungen für Triest, welche Fiume nicht zugute kämen. Darum suchte Ungarn den Bau dieser ausgezeichneten Verbindung Triests mit dem Hinterland zu hintertreiben und hat diese Absicht nun wirklich erreicht. Die Bärengrabenbahn hat für Fiume dieselben Vortheile wie für Triest und die Wocheinerbahn, welche Triest allein zugute kommt, bringt nur unerhebliche Wegkürzungen. Und um dieses Resultat zu erzielen, muss Oesterreich 21 Millionen Gulden mehr ausgeben, als die Predilbahn kosten würde. Die Regierungsvorlage liefert wieder den traurigen Beweis, dass Oesterreich das thun muss, was Ungarn will.

Ingenieur Carl Büchelen.

---

## Das Existenzminimum für Oesterreichs Lehrer.

Am 1. November 1899 hat ein für die Lehrerschaft Oesterreichs denkwürdiges Ereignis stattgefunden. An diesem Tage haben in Wien deutsche und slavische Lehrer, welche zum Theil den extremsten nationalen Parteien angehören, in einer Versammlung ihre Stimme erhoben. Inmitten des nationalen Kampfes, der seit Jahren in unserem Vaterlande wüthet, haben deutsche und slavische Lehrer in Erkenntnis ihrer gemeinsamen Interessen sich zu einer gemeinsamen Kundgebung zusammengefunden. Die große Lehrmeisterin Noth hat Lehrer, welche den verschiedensten politischen Parteien und Nationen angehören, zu gemeinsamem Thun vereinigt.

Von der Noth des Lehrstandes spricht man seit Jahrzehnten und ungeduldig schütteln selbst Leute, welchen man ein sociales Gewissen nicht absprechen kann, den Kopf, wenn man wieder und wieder mit dieser Sache kommt. Wenn man sich aber nur für einige Augenblicke Gehör verschaffen kann und von dem bis unter fl. 100 reichenden Jahreseinkommen österreichischer Lehrpersonen zu erzählen beginnt, gelingt es gewiss, Interesse für diese Frage zu erwecken.

Das österreichische Reichsvolksschulgesetz bestimmt im § 55, dass „die Minimalbezüge, unter welche keine Schulgemeinde herabgehen darf, so bemessen sein sollen, dass Lehrer und Unterlehrer frei von hemmenden Nebengeschäften ihre ganze Kraft dem Berufe widmen, und erstere auch eine Familie den örtlichen Verhältnissen gemäß erhalten können". Auf die Durchführung dieses Paragraphen harren Oesterreichs Lehrer seit mehr als dreißig Jahren. Es hat sich bisher noch kein Ministerium gefunden, das sich für die Durchführung dieser gesetzlichen Bestimmung besonders eingesetzt hätte. Schon im Jahre 1869 wurde auf dem allgemeinen österreichischen Lehrertag in Graz die Forderung eines Minimalgehaltes von fl. 600 erhoben und anlässlich der XIX. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Wien 1870 wurde schon gegen die eben zustandegekommenen Landesgesetze Stellung genommen. Der erste Redner über diese Frage erklärte*): „Der dritte österreichische Lehrertag hat die Frage der Regulierung der Lehrergehalte in humaner, gerechter und pädagogischer Weise gelöst, und wir durften uns der Hoffnung hingeben, dass Oesterreichs Männer, die soviel nach Aufklärung und Volksbildung geruien, nicht anstehen werden, unseren bescheidenen und gerechten Forderungen Rechnung zu tragen. Allein umsonst war unsere Mühe: unsere Beschlüsse wurden ja ziemlich ignoriert."

Nun ist wohl heute die Zeit längst vorüber, in der Oesterreichs Männer nach Aufklärung und Volksbildung rufen, aber auch die 1869 aufgestellten Gehaltsforderungen sind bis heute, trotzdem die Preisen für alle Bedürfnisse des Lebens eine bedeutende Steigerung erfahren haben, nicht erfüllt. Im Jahre 1890**) bezogen in Oesterreich 16.342 Lehrer und 4908 Lehrerinnen, das sind 48·8% der männlichen und 62·9% der weiblichen Lehrpersonen, ein Einkommen unter fl. 600. Einzelne Landtage haben bei Berathung der Landesgesetze den oben citierten § 55 gar nicht berücksichtigt, denn

*) Versammlungsprotokoll der XIX. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Wien 1870.

**) Österreichische Statistik, XLII. Band, 1. Heft.

wie wäre es sonst zu erklären, dass noch heute gesetzliche Jahreseinkommen von fl. 50*), fl. 108**), fl. 180*) festgesetzt sind. Aber nicht genug, dass die Gesetzgebung äußerst niedrige Gehaltsbezüge angesetzt hat, versucht man in manchen Kronländern durch verschiedene Auslegung der Gesetze das Einkommen einzelner Lehrpersonen noch zu schmälern. So wird in Wien provisorischen Unterlehrern der ihnen gesetzlich zustehende Jahresgehalt von 400 fl. nur für „die thatsächliche Dienstleistung" d. h. für zehn Monate ausbezahlt, so dass die Gemeinde an solchen Lehrpersonen während der Ferienmonate 66⅔ fl. erspart. Der sogenannte Substitutionserlass des niederösterreichischen Landesschulrathes hat bewirkt, dass in Wien Lehrpersonen in Verwendung stehen, welche eventuell nur 50 fl. im Jahre von der Gemeinde erhalten. Eine ähnliche Praxis muss zum Beispiel auch in Galizien üblich sein, denn wie wäre es sonst möglich, dass dort, wo das Gesetz vom 1. Jänner 1889 im Artikel 11 sagt, dass die Vergütung für provisorische Lehrkräfte nicht weniger als 250 fl. betragen darf, im Jahre 1890 40 Lehrer, 273 provisorische Unterlehrer, 23 Lehrerinnen und 112 provisorische Unterlehrerinnen, zusammen 448 Lehrpersonen, weniger als 250 fl. jährlich bezogen. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn Lehrpersonen buchstäblich verhungern. „Im December 1891 sind — wie polnische Blätter meldeten — zwei Lehrpersonen verhungert und zwar in Gronkow (Bezirk Neumarkt) das 17jährige Fräulein Korczynska, welches mit 16 fl. monatlichem Gehalt an der dortigen öffentlichen Volksschule angestellt war, und in Bubsezani bei Pomerzani am 13. December 1891 der 24jährige Volksschullehrer Ludwig Czomber, dessen monatlicher Gehalt 17 fl. betrug. In beiden Fällen wurde von ärztlicher Seite der Hungertod constatiert."***) Nachrichten von verhungerten Lehrern sind zu uns bisher nur aus Galizien gekommen. In Tirol und Vorarlberg, wo die Gehaltsansätze noch niedriger bemessen sind, hat der Hunger einen großen Theil der Lehrerschaft zu Dienern der Kirche gemacht, zu Dienern, die man nicht verhungern lässt. Wenn auch das Gesetz Gehaltsansätze enthält, deren Unzulänglichkeit in die Augen springt, so wird doch das Gesetz nicht geändert, sondern man bewilligt einzelnen Lehrpersonen Gehaltsergänzungen. Dem stenographischen Protokolle des Vorarlberger Landtages (I. Session. 8. Periode 1897, Beilage XVII) ist zum Beispiel zu entnehmen, dass 1896 1 Unterlehrerin, 6 Unterlehrern, 1 Lehrerin und 6 Lehrern eine einmalige Subvention im Betrage von fl. 20 bis fl. 120 und 2 Unterlehrern eine dauernde im Betrage von je fl. 100 gewährt wurde. Kann etwas corrumpierender auf einen Stand wirken, als wenn die jeweiligen Machthaber das Recht haben, durch Hunger die Bekehrung zu ihrer politischen Meinung zu versuchen? Man hat zum wiederholtenmale die Tragik geschildert, welche darin liegt, wenn ein strikender Arbeiter mit Rücksicht auf seine hungernden Kinder zum Verräther an seinen Arbeitsgenossen wird. Bei der Versammlung am 1. November v. J. sagte ein Redner, Herr Jordan aus Wien: „Ich habe Erfahrungen gemacht an Studiencollegen, die mit aufgehobenen Händen zu mir gekommen sind und sagten: ‚Freund! Rede und schreibe nichts, lass mich die That vollbringen, denn ich habe hungernde Kinder zu Hause und muss es thun, ich muss in das Lager hinüber, ob ich will oder nicht, denn ich kann die Meinen nicht weiter hungern und darben und endlich zugrunde gehen lassen.' — Ich habe nicht Pfui zu ihm gesagt . . ." So werden Männer, welche im Herzen glühende Begeisterung für die freie Schule tragen, durch den Hunger zum Verrathe ihrer Standesinteressen gezwungen. Lehrer, die Charaktere heranziehen sollen, zwingt man zur Charakterlosigkeit.

An der Spitze der österreichischen Unterrichtsverwaltung steht heute ein Mann, von dem allgemein vorausgesetzt wird, dass er zuviel Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart habe, um ruhig in den Bahnen weiter zu wandeln, welche der Cultusminister Gautsch und seine noch unbedeutenderen Nachfolger eingeschlagen haben. Herr Dr. von Hartel hat am 2. November 1899, als damaliger Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht, die Vertreter der größten österreichischen Lehrerverbände empfangen und nach Anhörung ihrer Forderungen — Gewährung des Existenzminimums von fl. 600 nach Ablegung der Lehrbefähigungsprüfung, Gleichstellung mit den Staatsbeamten der vier untersten Rangsclassen, Beitragsleistung des Staates zum Volksschulerfordernis — Folgendes erklärt:

„Er spreche den Wünschen der Lehrerschaft nicht die Berechtigung ab, denn er sehe wohl ein, dass für sie etwas geschehen müsse, und die Landtage werden sich wohl auch dieser Einsicht nicht verschließen. Die Meinung, dass den derzeitigen Zuständen ein Ende bereitet werden müsse, werde wohl im Hause ohne Unterschied der Parteien allgemein sein. Was die in der Entschließung enthaltene Forderung nach Aenderung des Gesetzes betreffe, so sei nicht zu verkennen, dass dies auf Schwierigkeiten stoße, da die Landtage in einer derartigen Aenderung eine Verletzung ihrer autonomen Rechte zu erblicken glauben. Damit etwas nun geschehe, müssen die Landesfinanzen saniert werden. Was mich anbelangt, sagte der Leiter des Unterrichtsministeriums, können Sie auf mich rechnen. Eine gleichmäßige Regulierung des Gehaltes wird wohl nicht durchführbar sein, da ja auch die Lebensbedingungen in einzelnen Ländern nicht die gleichen sind. Was von seiten der Unterrichtsverwaltung in der ganzen Angelegenheit geschehen kann, wird geschehen."

Weiter erklärte Herr Dr. von Hartel ausdrücklich:

„Dass sich der Staat werde bereitfinden müssen, bei der Sanierung der Landesfinanzen in der Weise mitzuhelfen, dass die Länder für die Bestreitung ihrer Schulbedürfnisse entsprechende Zuschüsse vom Staate erhalten."*)

In dieser Darlegung des Ministers ist vor allem die Behauptung zu prüfen, dass, da die Lebensbedingungen in den einzelnen Ländern nicht gleich seien, eine gleichmäßige Regulierung nicht durchführbar sei. Die Thatsache der verschiedenen Lebensbedingungen lässt sich nicht verleugnen, das kann aber doch kein Grund sein, Minimalbezüge, unter welche kein Land gehen darf, festzustellen.

Die Lehrerschaft fordert einen Anfangsgehalt von fl. 600. Der Anfangsgehalt der staatlich angestellten Diener beträgt fl. 480 bis fl. 600. Dagegen gab es 1890**) in Oesterreich mit einem Jahreseinkommen unter fl. 450: 110 Oberlehrer und Directoren, 2814 definitive Lehrer, 3616 definitive, 4594 provisorische Unterlehrer, 5 Directoren und Oberlehrer, 1579 definitive Lehrerinnen, 788 definitive und 1310 provisorische Unterlehrerinnen, zusammen 14.816 Lehrkräfte, dies sind 32·6 % der männlichen und 47·2 % der weiblichen und 35·4 % aller Lehrpersonen überhaupt. Ich habe absichtlich die einzelnen Kategorien angeführt, um zu zeigen, dass es sich da keineswegs um Anfangsgehalte handelt. Bei der gesetzlichen Regelung der Grundgehalte der Civilstaatsbeamten, der Eisenbahnbeamten und Officiere hat niemand auf die Verschiedenheit der Lebensbedürfnisse hingewiesen. Durch die Activitätszulagen ist denselben Rechnung getragen worden. Ist das Verlangen der Lehrerschaft nach Gleichstellung mit den vier unteren Rangsclassen ein unbilliges Verlangen? Der Referent in der schon oben angeführten Versammlung führte unter anderem Folgendes aus:

„Nach den statistischen Erhebungen befinden sich unter den Beamten der untersten vier Rangsclassen nicht weniger als 4750, das ist 25 %, welche über keine andere als Volksschulbildung verfügen; davon entfallen 2537 auf die XI., 1418 auf die X., 264 auf die IX., 61 auf die VIII., 26 auf die VII. und 1 auf die VI. Rangsclasse.

Wir Lehrer sind die letzten, die diesen Beamten ihren wohlverdienten Lohn für die dem Staate geleisteten Dienste missgönnen; aber wir müssen denn doch die Frage aufwerfen, ob es eine Gerechtigkeit ist, dass wir, die wir auf eine viel höhere Vorbildung zurückblicken können und außerdem noch durch verschiedene Prüfungen unsere Befähigung zur Ausübung des Lehramtes nachweisen müssen, gegenüber diesen Bezügen wahre Hungerlöhne beziehen, Hungerlöhne, die zum Theile sogar weit unter die gesetzlichen Bezüge der Staatsdiener herabgehen? . . . . . Oder wollte man in diesem Staate documentieren, dass die Volkserziehung und Volksausbildung von geringerem Werte sei, als die Leistungen der Gefangenaufseher, Irrenhauswächter und Agents provocateurs oder Lockspitzel?"

Dieselben Gründe, welche für die Steigerung der Gehalte der Civilstaatsbeamten, Eisenbahnbeamten und Officiere maßgebend waren, müssen doch auch für den Lehrstand maßgebend sein. Die Forderungen der Lehrerschaft können nur erfüllt werden, wenn der Staat zur Beitragsleistung für das Volksschulwesen in ausgiebiger Weise herangezogen wird. Im Jahre 1890***) hat der Staat zu dem Erfordernis für das Volksschulwesen fl. 281.076, das sind kaum 0·9 % beigetragen, während z. B. in Preußen der Staat mit Mk. 60,090.737, das sind 40·1 % des Gesammterfordernisses, an den Ausgaben für das Volksschulwesen betheiligt war. Schon am 8. Juni 1870 nahm die gelegentlich der XIX. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung stattgefundene „Versammlung der cisleithanischen Lehrer" folgenden Antrag an: „Falls die Landtage in die Abänderung der Gesetze nicht willigen, so möge eine Petition an den hohen Reichsrath gerichtet werden und um Einstellung einer entsprechenden Quote in das Budget für Unterricht behufs möglichster Ausgleichung der differierenden Lehrergehalte angesucht werden." Bei der Durchführung eines solchen oder ähnlichen Antrages werden wohl die autonomen Rechte der Länder nicht angetastet.

Im Sinne der Forderungen der Lehrerschaft Oesterreichs sind in der Zeit vom 28. October bis Mitte December 1899 im Abgeordnetenhause seitens der deutschen Fortschrittspartei, der Socialdemokraten, der Schönerer-Gruppe, der Deutschen Volkspartei und der Jungczechen Lehrergehaltsanträge eingebracht worden, von welchen ein Theil dem Budgetausschusse ohne erste Lesung zur sofortigen Berathung zugewiesen wurde. (Sitzung am 5. December 1899.)

Nicht mit großen Hoffnungen blickt die österreichische Lehrerschaft der Eröffnung des österreichischen Parlaments entgegen, aber es kann bestimmt behauptet werden, dass, wenn die Regierung will, die Nothstandsangelegenheit der Lehrergehaltsregulierung einer befriedigenden Lösung zugeführt werden kann. Es gibt im österreichi-

---

*) Tiroler Landesgesetz vom 30. April 18[illegible].
**) Vorarlberger Landesgesetz vom 17. Jänner 187[illegible].
***) Volkstribune Nr. 7, 1892.

*) [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible]

schen Parlamente keine Partei, die bei Berathung dieser Frage etwa obstruieren wollte. Selbst bei dem größten Pessimismus kann der Gedanke nicht zurückgewiesen werden, dass der Staat in nächster Zeit Beiträge zu den Auslagen für das Volksschulwesen leisten wird. Im Interesse dieser Sache ist es unbedingt nothwendig, dass die k. k. statistische Centralcommission die im Jahre 1890 durchgeführte Erhebung über den „Aufwand für das öffentliche Unterrichtswesen“ im Jahre 1900 wiederholt.

Es ist in Oesterreich üblich geworden, wenn man so recht deutlich auf eine niedrige culturelle Entwickelung hinweisen will, Galizien anzuführen. Die angeführten Daten zeigen klar, dass von dem galizischen Schulelend im Osten zu dem tirolischen im Westen eine Brücke quer durch Oesterreich führt. Galizische und tirolische Schulverhältnisse herrschen heute in ganz Oesterreich. In einem Staate, wo alljährlich viele Millionen zur Stärkung der Wehrmacht bewilligt werden, kann gewiss auch Geld aufgebracht werden, um den Hunger der Bildungsarmee der Lehrer zu stillen.

Hohe Warte. Siegmund Kraus.

## Entartete Eltern.

Wer meine criminal-psychologischen Bücher kennt,*) weiß, dass ich das Verbrechen als eine abnormale Erscheinung der menschlichen Rasse betrachte, als Erscheinung, die ihre Entstehung einer vollständigen Abweichung physischer, anthropologischer und socialer Zustände verdankt, welche in den unerbittlichen Gesetzen der erblichen Krankhaftigkeit, des verrotteten Milieus, des Alkoholismus und Pauperismus ihren natürlichen Nährboden finden. Diese Entarteten sind dazu bestimmt, die Gefängnisse, die Privat- und öffentlichen Irrenhäuser zu bevölkern, und mit der psychopathischen Erblichkeit des Alkoholismus nehmen die verbrecherischen Anlagen überall, mit Ausnahme der Schweiz, an Ausdehnung zu — wie ich in einem Buche „Verbrechen der Jugend und des Alters“ demnächst darlegen werde.

Man kann aber aus der verbrecherischen abnormalen Erscheinung umso mehr auf die wahre Entartung der Thäter schliessen, als die Verbrechen ganz bestimmte charakteristische Formen annehmen; darunter zum Beispiel jene, welche man geradezu als weibliche Verbrechen bezeichnen kann: die Kindesmorde, die Abtreibungen, die Vergiftungen, die Misshandlungen der Kinder. In meinem Buch „Madri Snaturate“ studierte ich 232 misshandelte Kinder, und fast in allen Fällen waren sie von den Müttern gemartert, während der Vater bloß moralischer Mitschuldiger ist, als ein Mensch, der wegen seines schwachen, widerstandslosen Charakters die Gattin fürchtet und, wenn auch mit Bedauern, nicht die Kraft in sich findet, sich aufzulehnen. Schließlich wird er Zuschauer der Abscheulichkeiten, die unter seinen Augen vor sich gehen, wie sich auch aus dem Wiener Process gegen den Postbeamten Kutschera ergab, dessen zweite Frau die Kinder misshandelte und den Tod einer Zwölfjährigen herbeiführte. Diese Erscheinung wiederholt sich häufig. Der Mann wird von der geistigen Ueberlegenheit seiner Gattin beherrscht, deren Grausamkeiten ihn lähmen, indem seine psychische Kraft, sozusagen festgenagelt und unthätig geworden, über die physischen Bewegungen keine Gewalt mehr hat. Er gleicht dem Menschen, dessen Freund dem Ertrinken nahe ist. Er möchte zu seiner Rettung herbeieilen, aber die Furcht überwältigt ihn. Er leidet, kämpft ein wenig, aber die Furcht bemeistert ihn, und zitternd, unthätig sieht er den Theuern dem Tode verfallen.

Bei der zwanzigjährigen Ausübung meines Amtes als Staatsanwalt bot sich mir Gelegenheit, in zahlreichen Fällen mit solchen moralisch mitschuldigen Vätern in Berührung zu kommen, und immer habe ich an diese suggestive Einwirkung der Furcht gedacht, die unser Alessandro Manzoni im Roman „I Promessi Sposi“ in ihren verschiedenen psychologischen Erscheinungen so meisterhaft schildert. So mancher der Befragten gab mir dieselbe Antwort: „Ich weiß wohl, dass ich schlecht gehandelt habe, dass ich gegen die Niedertracht meines Weibes einschreiten musste, aber was wollen Sie? Der Anblick dieser Unthaten, der Schrecken, den mir die Frau einflößte, machten mich machtlos. Ich glich einem Kinde. Ich litt schrecklich, aber ich vermochte die Bewegungslosigkeit, die mich fesselte, nicht zu bannen.“ Im allgemeinen sind also solche Väter Muster eines schwachen Organismus, und ihre Verantwortlichkeit erscheint beschränkter, denn ihre Mitschuld muss vom Standpunkt der Suggestion betrachtet werden. Die rachedürstende Menge, die bei Entdeckung einer Kindermisshandlung Alarm schlägt und mit den Gatten gleich summarisch (System Lynch) verfahren möchte, darf uns nicht beeinflussen. Gewiss, dieser Ausbruch des Volksunwillens entstammt einem lobenswerten christlichen Gefühl, aber er ist in der Regel verspätet: unmittelbar beim Bekanntwerden eines solchen Verbrechens wagt kaum einer, es anzuzeigen.

Wieviele hören das Geschrei eines armen gequälten Kindes, sehen die Thränen des kleinen Märtyrers fließen, aber wie der Wirt Manzonis will keiner etwas gehört oder gesehen haben. Es ist der Triumph der menschlichen Feigheit, wenn sie sich, ohne sich bloßzustellen, hinter dem Rücken der endlich von der Polizei ertappten Uebelthäter, vielleicht gar vermittels eines anonymen Schreibens, Luft machen kann. Die Leute wollen keine Verdrießlichkeiten haben; sie fürchten die Rache und rufen philosophisch mit St. Matthäus aus: „Nolite ergo solliciti esse in crastinum.“

Das Verbrechen der Kindermisshandlungen geht im allgemeinen nur von den Frauen aus. Es gibt natürlich Ausnahmen, wie der Wiener Process gegen das Ehepaar Hummel neuerdings beweist, wo der Gatte bei den Misshandlungen der Sechsjährigen der Mutter half. Es ist unnöthig, meinen geehrten Lesern die ganze entsetzliche Leidensgeschichte dieses Kindes zu wiederholen, das besonders durch die Schlechtigkeit der Mutter starb. Juliane Hummel wurde verurtheilt und verfiel dem Nachrichter.

Es ist nun wichtig, den criminellen Typus dieser Frau zu untersuchen und daraus den Typus der verbrecherischen Mutter im allgemeinen abzuleiten, die, wie ich schon sagte, Abnormitäten bietet und deren Verantwortung vor dem Strafgericht Gegenstand einer besonderen juristisch-psychologischen Untersuchung sein muss. Ich füge hinzu, dass alle verbrecherischen Mütter aus demselben Stoff wie Juliane Hummel gemacht sind; sie haben in ihrem seelischen Organismus, in ihren Gehirnsphären dieselben Eigenthümlichkeiten — les facultés maîtresses der Schlechtigkeit, wie Taine sagen würde — welche das Merkmal einer und derselben Entartung sind.

Wir wissen von Juliane Hummel soviel, dass sie mager, zänkisch und jung (29 Jahre) war. Magerkeit, das bedeutet aufgeregtes, leidenschaftliches Temperament.*) Dies zeigt uns (ich beziehe mich auf die Werke von Marro, Corre, bezüglich des Charakters der Verbrecher) ihre Bissigkeit, und wir können von ihr sagen wie Tasso im „Befreiten Jerusalem“: „Tutta negli atti dispettosa e trista.“ Sie war jung, sie hatte sich bereits unmoralischen Neigungen hingegeben, denn das Kind war im Concubinat erzeugt. Die oberflächlichen Beurtheiler, welche die Criminal-Psychologie ignorieren, sagen, dass in den jungen Frauen eine tiefe, moralische Verirrung nicht bestehen kann, und dass die sogenannten „Kinder der Liebe“ auch dem Herzen der Mutter am theuersten sind. Das sind zwei Irrthümer, die in das Reich der Märchen gehören und nur von denen geglaubt werden, welche das Seelenleben des verbrecherischen Weibes nicht kennen. Wenn im Weib ein verbrecherischer Keim vorhanden ist (und dies ist besonders dort der Fall, wo zum Beispiel alkoholische Vererbung vorhanden ist), so ist dies immer mit psychischen Eigenthümlichkeiten verbunden, wie Fühllosigkeit gegenüber den Leiden anderer. Die Klagen und Thränen anderer lassen sie gleichgiltig, oder wenn sie eine Wirkung ausüben, so ist es eine den normalen Empfindungen entgegengesetzte, nämlich Wuth, Verachtung. Hier setzt ihre Grausamkeit ein, die sich mit den Leiden des Opfers vermehrt. Noch mehr. Solche Zustände krankhaften besonderen Verbrecherthums treten in der Jugend heftiger auf, weil in ihr die körperliche Energie stärker wirkt. Solchen entarteten Weibern ist das außereheliche Kind eine stete Anklage, ein quälender Gedanke, ein Alp, wie er sich in so vielen Kindesmorden Luft macht, um die Schande der öffentlichen Verachtung zu vermeiden. Die mütterliche Zärtlichkeit hatte bei ihnen niemals Spielraum: sie hassen das Kind schon, wenn es sich in ihrem Schoße bewegt. Was süße Lust, zarte Poesie, eine Quelle freudiger Erregung für die normale Mutter ist, die in Erwartung der Zärtlichkeiten für das angebetete Kind schwelgt, das bedeutet für die verbrecherischen Mütter Furcht, Ueberdruss.

Man muss übrigens zugeben, dass zwischen Müttern vom Schlage der Hummel und vielen Fällen von Kindesmord zur Wahrung der Ehre, begangen in einem Zustand physischer und seelischer Erregung durch die Angst vor einer ersten Niederkunft, ein großer Unterschied besteht. Sie treffen sich bloß auf dem gemeinsamen Boden des Hasses gegen das keimende Leben. Wenn das Kind dank verschiedener Thatsachen, die den Kindesmord verhinderten, zur Welt kommt, wenn sich in der Mutter der Keim des Verbrechens regt, bleibt das Neugeborene am Leben, aber geht seinem sicheren Martyrium entgegen. Seit dem Jahre 1893, in welchem die italienische Ausgabe meines Buches „Entartete Mütter“ erschien, habe ich eine Fülle von in- und ausländischem Material gesammelt, das diese meine Ueberzeugung bestätigt. Sie ist die Frucht zahlreicher trauriger Episoden, die ich theils selbst erlebt, theils durch Mittheilung liebenswürdiger Freunde aus allen Welttheilen in Erfahrung gebracht habe.

Eine vorherrschende Eigenthümlichkeit der zur Mutter gewordenen Verbrecherin finden wir in ihrer Jugend. Als Kind war sie grausam gegen Thiere. Man sagt, es gäbe Frauen, welche die Kinder lieben und die Thiere hassen. Der Fall ist sehr selten. Die schwächlichen Wesen (Kinder und Hausthiere), in die Unmöglichkeit versetzt, sich gegen die Gewaltthätigkeiten des Menschen genügend zur Wehr zu setzen, flößen moralisch und physisch gesunden Personen immer Zärtlichkeit ein. So liebt also der Mensch und besonders die normale Frau, in der die Zärtlichkeit stärker als beim Mann

*) Einige derselben erschienen in der Uebersetzung [illegible] (Verlag Cronbach in Berlin) in deutscher Sprache. [illegible]

*) [illegible] des Verbrechens [illegible] „Physiologie des [illegible]“ [illegible]

zum Ausdruck kommt, die Kinder und die Thiere. Wenn hingegen ein Mädchen gegen Thiere grausam ist, wenn wir sehen, wie zum Beispiel manche Kinder selbst einen Kanarienvogel, einen Hund, eine Katze quälen, so ist in denselben offenbar ein moralisches Gleichgewicht nicht vorhanden, und nur durch strenge und sorgfältige Erziehung kann man Schlimmerem vorbeugen. Wenn nun solche Kinder in verkommenen Verhältnissen leben, in die kein Lichtstrahl einer Erziehung fällt, wenn das traurige Beispiel der Eltern sie der Schlechtigkeit zuführt und ihre bösen Instincte Nahrung erhalten, so wächst das Gefühl der Grausamkeit im gleichen Verhältnis zur physischen Entwickelung, und wenn sie früher den geduldigen anhänglichen Hund quälten, so werden sie als Mütter gegen ihre eigenen Kinder nicht anders verfahren.

Es ist dies eine logische, bedauernswerte Entwickelung der Grausamkeit.

Wir wissen überdies (die Geschichte der Revolutionen sämmtlicher Völker bestätigt es), dass, wenn ein verbrecherischer Mann und ein verbrecherisches Weib verglichen werden, das Weib bei blutigen Verbrechen den Mann an Grausamkeit immer übertrifft. Es ist dies eine Wirkung der Schwäche ihres Organismus. Wenn die Frau nicht mit dem persönlichen Muth ausreicht, nimmt sie zu der Verschlagenheit, der Waffe der Schwachen, Zuflucht. So sind die Vergiftungen, das Vitriol die beliebten Kampfmittel verbrecherischer Weiber. Ich kann die mir gezogenen räumlichen Grenzen nicht überschreiten, aber die geehrten Leser der „Zeit" können die criminal-anthropologischen Werke Lombrosos betreffs des Ueberwiegens von Verschlagenheit, Schwäche und Grausamkeit der verbrecherischen Frau zurathe ziehen.

Die misshandelnden Frauen sind besonders verbrecherisch angelegt und sollten deshalb beständig von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen bleiben. Dies wäre zur Unterdrückung nothwendig. Man müsste aber dem Uebel auch vorbeugen, sei es indem man bei Zeiten die verlassene, misshandelte Kindheit schützt, sei es, dass man in den rohen Massen durch Erziehung und Verbesserung ihrer materiellen Verhältnisse Gefühle weckt, welche verhindern, dass entartete Eltern jene Wesen mit sträflicher Wuth misshandeln, die nur nach Küssen, Liebkosungen und Nahrung verlangen.

Como. Kgl. Staatsanwalt Lino Ferriani.

---

## Der Arzt in der deutschen Vergangenheit.

(Schluss.)

Im Mittelalter scheint im allgemeinen die Bezahlung der Aerzte nicht schlecht gewesen zu sein. Im Nibelungenliede, welches um 1200 entstand, heißt es: „Die erzniekunden, den bot man richen solt." Berthold von Regensburg, im dreizehnten Jahrhundert, erwähnt in einer Predigt als hohes ärztliches Honorar die Summe von „zehen pfunt" (ungefähr drei Mark). Nach der Taxe, welche Friedrich II. hatte aufstellen lassen, durfte der Arzt für die Behandlung eines Kranken jeden Tag 60 Pfg. rechnen. Es waren hierfür mehrmal täglich Besuche zu machen. Die Geldlage scheint im sechzehnten Jahrhundert ab und zu für die Aerzte nicht sonderlich gut gewesen zu sein. Luther sagt von seinem Freunde, dem Arzte Dr. Curio, in einem Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten: „Die Praxis ist mager, ich selbst habe für viele Dienste nie nichts gegeben, ohne (= außer) einem Trunk Bier." In den Haushaltungsbüchern des Nürnberger Patriciers Paulus Behaim*) findet sich im Jahre 1566 eingetragen: „Adi 2 marzo zahlt dem doctor Heinrich Wolf, dass er bey 11 tagen zu mir gangen ist in meiner Krankheyt den tag 2mal, vereet 4 taler." Diese Münze hatte fast den gleichen Wert, wie die späteren preußischen Thaler. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts betrug die ärztliche Taxe für den ersten Krankenbesuch einen Gulden, für jeden folgenden Gang einen Viertelgulden. Bei ansteckenden Krankheiten trat eine Erhöhung der Taxe ein. Daneben bezogen die angestellten Nürnberger Stadtärzte damals meistens ein festes Gehalt von 200 Gulden. Die Gesammtjahresausgabe des Nürnberger Patriciers P. Behaim betrug 1565 bis 1566 die Summe von 751 Gulden. Melanchthon und Luther hatten in Wittenberg je ein Jahresgehalt von 200 Gulden. Im Vergleiche mit diesen war das Einkommen der Nürnberger Aerzte nicht so schlecht, wie das des eben genannten Dr. Curio in Erfurt. Im gewissen Grade war das gute Auskommen und für den Lebensunterhalt der Aerzte auch in den folgenden Jahrhunderten dadurch gesicherter, als heute, dass die Ausübung der Praxis von einer behördlichen Anstellung oder Erlaubnis abhängig war. Hierdurch vertheilten sich die Aerzte gleichmäßiger und mehr der Bevölkerungszahl entsprechend in den Landen. Pater Abraham a Sancta Clara schreibt im siebzehnten Jahrhundert, dass „die Herren Medici allenthalben in großem Wehrt und Ansehen sein, auch um ihren Fleiß und Hülff oft übermäßig bezahlt werden ... Honorius, Römischer Papst, hat Petro Alponensi alle Tage, so lang seine Krankheit gewährt, 400 Ducaten bezahlen lassen; auf solche Weise purgirren die Medici nicht allein die Leiber, sondern auch die Beutel". Der berühmte Leydener Professor Dr. Boerhaave, der als armer Pfarrerssohn geboren war, hinterließ bei seinem Tode ein aus seiner Praxis stammendes Vermögen von zwei Millionen Gulden. Der Berliner Arzt Dr. Heim soll am Ende vorigen Jahrhunderts jährlich etwa 26.000 bis 35.000 Mark eingenommen haben. Solch hohe Jahreseinnahmen waren jedoch Seltenheiten. Gewöhnlich betrug dieselbe für die Aerzte im achtzehnten Jahrhundert 4000 bis bis 6000 Mark. Wenn man bedenkt, dass der Geldwert weit höher als heute war, so konnten die meisten Aerzte mit ihrer pecuniären Lage zufrieden sein. Das verehrungswürdige Publicum, aus dessen Taschen diese gute Bezahlung floss, war darüber nicht immer vergnügt. Die Misstimmung über die Lohnforderung der Aerzte kommt zum Ausdruck in folgenden Versen, welche sich unter dem vom Jahre 1556 stammenden Porträt des Nürnberger Wundarztes J. Baumann finden:

„Der Artzt dem Krancken geordnet ist,
Der darff keins artzt dem nichts gebrist.
Ein artzt aber drey angesicht hat,
Engelisch: so er den Krancken raht;
So bessert der Krancken noht,
So sicht der artzt gleich wie ein Gott,
Wan nun der artzt um lohn anspricht,
Hat (er) ein Teufflisch angesicht."

Dass dem ärztlichen Stande die Bäume nicht in den Himmel wuchsen und sein Verdienst nicht zu groß ward, verhinderte ein Heer von Curpfuschern und Quacksalbern, das sich in früheren Jahrhunderten, ebenso wie heute, mit der Krankenbehandlung befasste. Der Frankfurter Stadtarzt A. Lonicer gibt in dem Vorworte seines 1582 erschienenen Kräuterbuches seinem Verdruss hierüber Ausdruck. Er bedient sich dazu u. a. eines lateinischen, von der Schule zu Salerno stammenden Verses, den er wie folgt verdeutscht:

„Es nimpt sich an der Artzeney
Jetzt jedermann mit großem G'schrey,
Layen, Priester und Dorfpfarrer,
Juden, Zanbrecher und Scherer,
Naaßweise Weiber, jung und alt,
Verdorben Krämer gleicher G'stalt.
Und ob wol ist am Tag bekandt
Ihr groß Betrug und Onverstandt,
Und was sie treiben allerhandt.
Doch leidet mans umher im Landt."

Im Anfange des 13. Jahrhunderts untersagte der Papst Honorius III. zwar schon die Ausübung der Heilkunst der Geistlichkeit, indessen dieses Verbot scheint nicht immer Beachtung gefunden zu haben. Beim Beginn des 16. Jahrhunderts eiferte noch Geiler v. Kaisersberg gegen das Curpfuschen der Priester. Einerseits, sagte er, besäßen die Geistlichen doch zu wenig medicinisches Wissen, anderseits, meinte er, es sei für geweihte Priester unwürdig, „das sie mit dem seich und harn umbgond, sie sein zehoch und zuo einem hochern ampt geordinet". Dass trotz dieses Straßburger Kanzelredners die Geistlichkeit sich noch in folgenden Jahrhunderten oft gern mit Quacksalberei und Curpfuscherei befasste, zeigt im 18. Jahrhundert Pater Gaßner mit seinen Heilungen durch Exorcismus und Teufelsbeschwörungen, in neuester Zeit der verstorbene Prälat Kneipp mit seinen Wassercuren. Die Marktschreier, Ruffärzte, Theriakkrämer, Zahnbrecher, Juden, Murmelthierschmelzer, alte Weiber und andere, die sich mit der Curpfuscherei befassten, wussten für ihren Geschäftsbetrieb schon in früheren Jahrhunderten sehr das Bündnis mit der Presse zu schätzen. Sie pflegten, wie viele im Germanischen Museum aufbewahrte Flugblätter zeigen, ebenso wie unsere Geheimmittelhändler allerlei über ihre Wundermittel zu schreiben und in Druck herauszugeben. Der Nürnberger Rath versuchte es schon, das Bündnis zwischen den Quacksalbern und der Presse zu sprengen, indem er am 5. Juli 1720 erließ: „Wegen der medizinischen Tractätlein, Theekräuter und anderer dergleichen Dinge, welche denen Medicis und Apothekern zum Nachtheil bisher öfters an die hiesige Wochenzeitungen getruckt worden, den Herrn Zeitungs-Seniori, dergleichen Dinge auf denen Zeitungen durchgehends nicht mehr stehen zu lassen, zu bedeuten. Denen Zeitungsdruckern aber bei einer nahmhaften Geldstraff das Verbot zu thun, nicht das Geringste mehr von solcherlei Dingen ohne ipse elle Erlaubnis ihren Zeitungen mit anzufügen."*) Diese und andere behördliche Bemühungen zur Ausrottung der Curpfuscherei waren und blieben immer erfolglos.

Die Aerzte genossen gleich bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland eine sehr angesehene gesellschaftliche Stellung. Sie wurden, wie alle studierten Leute, den Rittern gleichgeachtet. Wahrscheinlich um dieser Gleichstellung Ausdruck zu verleihen, ertheilte man den „Standesknechten" als Vorstufe ihrer künftigen Ritterwürde auf den mittelalterlichen Universitäten nach mehrjähriger Studienzeit zunächst das Baccalareat oder Bachalariat. Diese Bezeichnung soll nämlich nicht etwa von bacca lauren oder baculus, sondern von bas chevalier (Knappe) abgeleitet sein. Wahrscheinlich ist die Anwendung dieses Titels im Universitätswesen in Paris aufgekommen, wo Papst Gregor IX. im dreizehnten Jahrhundert das

---

*) Abgedr. in d. Mittheil. d. Vereins f. Gesch. d. St. Nürnberg, Heft 7, Seite 151.

*) Peters, Aus pharmaz. Vorzeit [illegible] Bd. II, S. 271.

erste Baccalareat stiftete. Die Erwerbung des Magisteriums oder Doctorats kam dann dem Ritterschlage gleich. Berthold von Regensburg, im dreizehnten Jahrhundert, nennt deswegen die Aerzte die „hôhen meister“ Geiler von Kaisersberg meint: „Ist nomen ein ritter, oder ein Doctor in eim geschlecht, ma spricht, das ist unser docterlin, daz ist unser ritter.“ *) Weil die Heilkunst im Mittelalter unter dem Namen „Physica“ gelehrt wurde, nannte man die Aerzte „Physici civitatis“. Im Ausdruck „Physicus“ lag nicht immer der Beweis für die amtliche Stellung eines Arztes. Jeder studierte Arzt hieß Magister in physica oder Medicus. Gegenüber den Wund- oder Schneidärzten nannte man die Aerzte für innere Krankheiten Bauch- oder Leibärzte, und meistens nur schlechtweg Aerzte. Man rechnete sie in den Städten zum Patriciat.

Die ärztlichen Vereine, welche in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert, und zwar zuerst in Ulm, Augsburg und Nürnberg, gegründet wurden, hatten nicht allein den Zweck, die medicinischen Wissenschaften zu pflegen, sondern sie waren auch dazu bestimmt, das Wohl und die Ehre des Standes zu heben. Als der Nürnberger Arzt J. Camerarius die Gründung eines Collegium medicum in Anregung brachte, rühmte er, es „erwechst auf diese Weis unter den Aerzten eine gute Freundschaft, Vertrauen und Einigkeit dadurch, zum Andern bei Bekannten und Frembden gegen den Aerzten eine größere Zuversicht und Herz erwachst und ihr guter Namen und Ansehen gemehrt wird.“ Viel zur Erhöhung der angesehenen Stellung der Aerzte trug ferner mit bei die stete Antheilnahme dieser an allen Fragen des Geisteslebens. Als der Humanismus in Deutschland einzog, fanden sich schon unter den Vorkämpfern für die Wiedererweckung des Geisteslebens des classischen Alterthums zahlreiche Vertreter des ärztlichen Standes. Als in der Zeit um 1500 Konrad Celtis in Nürnberg die Fahne des Humanismus hochhielt, scharten sich von den damaligen Nürnberger Aerzten um ihn und unterstützten seine wissenschaftlichen Bestrebungen durch ihre literarische Thätigkeit der durch seine Weltchronik bekannte Hartmann Schadel, der Geograph Hieronymus Münzer, die Dichter Ulsen und Gerathewohl. Wie diese beiden zuletzt genannten Dichterärzte vertauschten auch in den folgenden Jahrhunderten manche Heilkünstler den Schlangenstab Aesculaps mit der Leier seines Vaters Apollo. Von den Aerzten, welche dem letzteren, nicht nur als Gott der Arzneikunst, sondern auch als Schöpfer und Beschützer der Dichtkunst dienstbar waren, seien als Repräsentanten aus den letzten drei Jahrhunderten nur genannt Paul Fleming, Friedrich Schiller und Hermann Lingg. Wenn es zu allen Zeiten auch Verächter der Arzneikunst gab, so richtet sich die Verspottung des ärztlichen Standes, wie sie in den Schriften von Brandt, Murner und anderen zu finden ist, vorwiegend doch immer nur gegen die dummen und unwissenden Vertreter des Standes, gegen die sogenannten „Kälberärzte“. Auch Pater Abraham a Sancta Clara, dessen wortspielreiche Redeweise Schiller in seiner Kapuzinerpredigt nachgeahmt hat, wendet sich in seiner Schilderung der Aerzte langathmig gegen die Unwissenheit derselben.

„Der berühmteste Medicus hat Galenus geheißen, das Wort Galenus aber, so es in einem Buchstabenwechsel gezogen wird, da kommt Angelus heraus, als solle ein jeder guter Arzt und Medicus ein Engel sein. Ein Engel hat eine absonderliche Wissenschaft aller natürlichen Dinge, dergestalt, dass ihme auch die mindeste Wirkung der Kräuter, Wurtzeln, Steiner, Metallen u. s. w. nicht verborgen. Welcher mit dem Namen eines Medici prangen will, der muss nicht eine geringe Doctrin der Wissenschaft haben, denn es nicht eine schlechte Sach ist um das menschliche Leben, dessentwegen mancher unerfahrner Arzt vielmehr sollte Modicus (der Unbedeutende), als Medicus genannt werden, ja ein solcher hat kein besseres Gesicht oder Gewicht, als die Todten-Gräber, zwar die Patienten reden gar nicht übel von ihm, denn er ihnen das Maul mit Erden verstopfet. Dergleichen unstudierte Gesellen sind noch ärger als jene Mörder, unter welche der Reisende von Jerusalem nach Jericho gerathen, denn diese den armen Tropfen nur halb umbracht, jene aber den Patienten gar das Leben nahmen. Aesculapius ist ein vornehmer Medicus gewesen, aber was sind diese Lappen? Prassagoras (Hippokratiker Praxagoras) ist ein stattlicher Medicus gewesen, aber was sind diese Prasser? Tulpius ist ein berühmter Medicus gewesen, aber was sind diese Tölpel? sie verstehen sich besser auf die Amphoras als die Aphorismos, besser auf die Suppen als auf die Syrupen. Solche Idioten brauchten selbst, dass man ihnen ein Decoctum soll verschreiben von Antirrhino, auf teutsch Kalbsnasen, von Buglossa, auf deutsch Ochsenzung ... fürwahr für dergleichen Leut kein anderes Recept gehört, weil sie wegen ihres Unverstandes den Menschen höchst schädlich sein und folgsam denen so vielen vornehmen Herren Medicis, welche von männiglich in großen Ehren gehalten werden, nicht eine geringe Schand anthun.“

Diese geachtete Stellung, welche der Wiener Hofprediger am Schlusse dieser Kapuzinade und auch an anderen Stellen seiner Schriften für das 17. Jahrhundert beglaubigt, ist den Heilkünstlern

---

*) [illegible]

bis in unsere Zeit hinein stets erhalten geblieben. Daneben hat sich aber freilich, vor allem in der Begrenzung und Vertheilung des ärztlichen Arbeitsgebietes, vieles geändert. Doch das fällt nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit.

Waldhausen vor Hannover. **Hermann Peters.**

## Ein Schwaiger-Album.

Die böhmische Kunstzeitschrift „Volné Směry“ (Freie Bahnen) vereinigt drei Monatshefte (December bis Februar) zu einem Schwaiger-Album. Alle Hauptwerke des wunderlichen Heiligen sind darin in guten Reproductionen enthalten, und im Text wird eine feine Charakteristik Schwaigers gegeben.

In Jindřichův Hradec, einem kleinen Ort Südböhmens, war er 1854 geboren, in jener Slovakei, wo die Landschaft so schmutzig grau ist und wo das arme niedere Volk noch in denselben Lumpen, in demselben Stumpfsinn wie vor Jahrhunderten dahinlebt. Auch der Alp alter Erinnerungen lastete auf dem Boden. Man zeigte sich noch die Stellen, wo einst die Galgen gestanden. In den einsamen Gängen des verfallenen Schlosses gieng die Ahnfrau um. Schwaigers Hang zum Mittelalter und zum Gespenstergruseln geht auf diese Eindrücke seiner Kindheit zurück. Dann kommt er nach Prag, der krausen mittelalterlichen Stadt, erwirbt sich bei Trenkwald und Makart in Wien die Technik. Und seine zweite Heimat werden die Niederlande, wo seine Vorfahren, bevor sie nach Böhmen kamen, gelebt hatten. All jene eckigen verzwickten Gestalten: Hinkende, Bucklige, Blöde, die er in den Bildern des alten Brueghel sah — es waren die armen, verthierten slovakischen Bauern, die er von Hradec her kannte. Und wenn er hinaustrat aus den Museen in das enge Gewinkel der Straßen von Antwerpen und Brügge, fand er dieselben Figuren wieder. Diese rothnäsigen Fischer und dicken Würstelkrämer, diese Klöpplerinnen, Flickschuster und Straßenkehrer schienen aus den Bildern Brueghels zu stammen. So gewöhnte er sich, die Welt mit Brueghels Augen zu sehen, nistete sich ein im sechzehnten Jahrhundert, in jener Zeit der Bauernkriege und der Wiedertäufer, die so wild war, so reich an Fanatismus und Gemeinheit, an groteskem, zerlumptem, barockem Gesindel. Alle Wesen, von denen die schweinsledernen Folianten und die Reimchroniken jener Jahre erzählen, halten in seinen Werken Auferstehung: Kupplerinnen und Trödler, Bärenhäuter und Henker, Marodeure und Pilger, Buschklepper und Gaukler, Pestkranke und Quacksalber, Rabbiner und Sackpfeifer, Ablassverkäufer und Wallfahrer, Narren und Landsknechte, Schmuggler und Wegelagerer, stolze Ritter und galante Aebtissinnen, fette Bettelmönche und verhungerte Schulmeister, raufende Kartenspieler und lustige Witwen, dicke Weinschwelger und fahrende Schüler. Alles Abenteuerliche, Naupengeheuerliche zog ihn an. Namentlich der „Rattenfänger“ brachte ihm Erfolg. Und diese lange hagere Mephisto-Figur kehrt seitdem häufig in seinen Werken wieder. Er findet Gefallen an den Canterburygeschichten Chaucers und malt Falstaffscenen von sprudelnder Kraft, liest Lenau und malt den „ewigen Juden“, liest Hamerling, und es entstehen die „Wiedertäufer“. Nicht als pathetischen Weltenwanderer hat er Ahasver sich gedacht. Er ist das verkörperte Elend, ein in Flicklumpen gewickelter alter Schnorrer, vor dem sich, den Schwanz einziehend, ein Hund verkriecht, und den Rabenschwärme umflattern. Das alte Wiedertäufermotiv gibt ihm Gelegenheit, noch einmal seine ganze Welt von Diebsgesichtern auszubreiten. Vagabunden, Spieler, Mörder, Betrunkene, Narren schieben sich, abgehauene Köpfe schwingend, über den Marktplatz von Münster dahin, eine Armee von Wahnsinnigen, die die Erde ausgespien.

Doch nicht immer in dieser Welt des Mittelalters lebt Hans Schwaiger. Aus der Stimmung des Rattenfängers heraus kam er von der Geschichte zum Märchen. Bei Hauff fand er die Erzählung vom Nasenmann und die Gruselgeschichte vom versunkenen Schiff. Den czechischen Märchen von Cosin und Bozena Niemcowa entnahm er die Erzählung vom Langen, dem Dicken und Scharfäugigen, vom Riesen, der die Prinzen verspeist, und von der verhexten Kuh. Und trotz dieser literarischen Quellen ist er nie Illustrator. Was er sagt und wie er es sagt, zeigt eine Persönlichkeit, die, incommensurabel, keiner anderen ähnelt. Keine blühenden Linden und verwunschenen Königssöhne gibt es bei Schwaiger wie bei Vogeler, keine Elfen wie bei Schwind, keine Schmetterlingsengelchen wie bei Thoma. Den Mephisto des Märchens möchte man ihn nennen, den „Herrn der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“. Hexen und Galgenmännchen, Scharfrichter und Zauberer, Knochenmänner und Vogelscheuchen, Däumlinge und Teufelchen, Alräunchen und Wassermänner, Kröten und Molche, Fledermäuse und Dohlen, Mistkäfer und Drudenfüße — das sind die Elemente seiner Bilder. Da sitzt das Galgenmännchen auf dem Nacken des Gehenkten und treibt ihm einen Keil ins Gehirn. Dort kämmt sich der Wassermann, auf einem alten Weidenstrunk sitzend, seine straffen Haarsträhne, und ein paar Kinder, ein Bub und sein Schwesterchen, starren wie versteinert auf ihn hin. Oder Zwerge durchsuchen einen

schlafenden Musikanten. Riesen spielen gutmüthig mit dem kriechenden Menschengewürm. Alte Holzfällerleute finden ein Heinzelmännchen und nehmen es neugierig in ihre schwielige Hand. Durch alles geht Galgenstimmung oder die Alchymistenstimmung des Faust. Und überall bildet die Landschaft mit ihrem Nebelhimmel, ihren Blockhütten und spitzen Thürmchen, verkrüppelten Bäumen und schmutzigen Pfützen die Begleitung zur Melodie der Figuren. Ueberall herrscht dieselbe wunderliche Mischung von Wildheit und Gutmüthigkeit, von Gespenstergruseln und lustigem Kinderspuk.

Wie kam Schwaiger zu seinem Stil? Man könnte an Bosch denken, an jene Spukgestalten, die er aus Gefäßen und ausgestopften Vögeln zusammensetzt, oder an die Phantastik mittelalterlicher Steinmetzen, an jene krausen Gebilde, mit denen sie die gothischen Kathedralen zierten. Doch eine andere Erklärung liegt näher. Die Buchstaben auf dem Titelblatt, das er zu Wiesners Märchenalbum zeichnete, bestehen aus Nikolaussemmeln und Pfeifen, aus Fischen, Enten und Reihern, die alle wie aus Holz geschnitzt aussehen. Unten bildet sich, aus Lederornamenten geformt, die Gestalt eines Ritters, und eine hölzerne Gans ist erstaunt, ihn zu sehen. Holzpferdchen, Nussknacker und hölzerne Wickelkinder kehren sonst oft in seinen Zeichnungen wieder. Selbst ein Rübezahl, hauste er lange Zeit in einem Holzhaus der Karpathen. Knorrige Aeste, Schwämme und Waldkräuter lagen in der Werkstatt umher. In diesen Dingen sah er dieselben Gestalten, die Leonardo in den Wolken erblickte. Die alte Apothekergeschichte Cranachs wiederholt sich. Es wiederholt sich die Kartoffelkomödie, die wir als Buben aufführten, oder die Dreikönigsgeschichte mit den Papierkronen und dem Kürbiskopf. Arcimboldi, jener in Wien vertretene Meister, der aus Pflanzen und Stauden, aus Schwämmen und Aesten seine Köpfe zusammensetzt, hat seinen Nachfolger in Hans Schwaiger. Wie Flechtenmoos sehen die Bärte seiner Menschen aus. Dicke Auswüchse haben sie auf der Nase, wie jene Blätter, auf denen Läuse ihr Nest bauten. Und erstaunlich ist, wie er diese Pflanzen- und Holzgeschöpfe beseelt. Da wächst ein spindeldürrer Kerl, der aus schwedischen Streichhölzern geschnitten scheint, in die Wolken empor. Dort blickt eine hölzerne Gans, als ob sie über die Weisheit aller Philosophen verfüge. Oder die knickebeinigen Schenkel enthalten die ganze Psychologie eines Menschen. Schwaiger hat eine neue Seite des deutschen — oder böhmischen — Märchens entdeckt, hat eine neue Phantastik — aus der Naturphantastik heraus — geschaffen. Das gibt ihm seine historische Stellung.

Richard Muther.

## Aesthetik des Sterbens.

Nackt und allen gemein, geht aller Handel des Menschen um „Leben und Tod“... Ein Darwinist sagt ähnliche Worte unzähligemale, und dann enthalten sie eine Formel für die große Rechenaufgabe der Philosophie. Aber der Zufall will es, dass sie jüngst in Wien ein Dichter als innersten Kern seines Werks niederschrieb: da fragen wir uns, ob denn auch ein Kunstthema darin liegt.

Geläufige Schlagworte drängen sich dabei sofort auf. Man kennt schon eine kleine Gruppe von modernen Wiener Todesdichtern: Schnitzlers „Sterben“ und Hofmannsthals Versspiele mit dem schwarzen, gewundenen Schwert im Wappen. Man weiß, dass des Nekrologisten Zedlitz nachgeborene und größere Landsmänner den Tod zu bilden lieben, und erkannte in großen Zügen auch schon das Wie dieser Darstellung: den Tod bei Hofmannsthal als das epigrammatisch zusammengepresste Motiv der antiken Tragödie — was dort Abschluss und Krönung eines Schicksals war, ist hier selber zum Schicksal gemacht — — und ebenso erinnert man sich des mit dem sorgenden Auge des Arztes groß und ängstlich gesehenen tagesgrauen Todes in den Novellen Schnitzlers. Man weiß also schon etwas von dieser Seite der Wiener Aesthetik; die Kritik spricht davon, und auch die uns begleitende Literaturgeschichte der Gegenwart wird bald nicht umhin können, von ihr Notiz zu nehmen. Trotzdem zweifle ich, ob man sie wirklich kennt. Unsere Kritik, vor allem die vom norddeutschen Naturalismus erzogene, begnügt sich ja vorläufig damit, Wien und die Wiener neue Literatur als einen Pfauenkäfig anmuthiger Moden und Liebhabereien zu kennzeichnen. Aesthetenthum sei hier die Wurzel aller Erscheinungen, nichts weiter: das Aesthetenthum in der faltenschweren Tracht Stephan Georges oder im kurzen Schäferinnenrock eines französischen Neu-Rococo. So sagt man ... man kennt also Wien und seine moderne Gruppe nicht vollständig. Und das „Sterbe“-Motiv in der Kunst dieser Gruppe unterschätzt man deshalb.

Dieses Motiv, es ist mehr als Aesthetenlaune! Es ist mehr als das äußerliche Decorationsstück einer im Stile Georges sich bewegenden Lyrik. Es findet ja — das allein schon Beweis — in den Dichtungen unserer Dichter viel zahlreichere Variationen der Darstellung nach den verschiedensten Seiten, als ein rein decoratives, körperloses Prunkmotiv erlauben würde. Und in diesem Augenblick ist es speciell von zwei neuen Büchern und neuen Verfassern aufgegriffen worden, die mir in ihrer Art ganz besondere Aufklärungen über die tieferen Wurzelgänge dieser Sterbästhetik zu geben scheinen.

„Der Tod Georgs“ von Richard Beer-Hofmann *) ist das eine Buch, und eben dieser Dichter war es auch, dessen thematischen Grundsatz ich oben an den Eingang stellte; das zweite heißt „Der Hinterbliebene“ von Felix Salten. **)

Saltens Novellenband ist das klarere Demonstrationsobject, und es kommt hier erst in zweiter Linie in Betracht, dass dies eigentlich mit seinem entscheidenden künstlerischen Mangel zusammenhängt: es spricht in der nüchternen, haarscharfen Prosa des Verstandes. Salten ist ein Erzähler, in dem bei einer gewissen fesselnden Schärfe der Beobachtung nicht **ein** Funke dessen aufflammt, was man heute wohl noch wie früher Phantasie nennt. Was er erzählt, baut sich so sehr auf rein logischen Skizzen auf, dass es sofort aufs I-Tüpfelchen genau von jedem andern nacherzählt werden kann; vielleicht hätte es sogar von jedem andern ebenso genau „erfunden“ werden können ... so sehr ist es nicht erfunden, so sehr ist es ausgedacht oder deduciert. Aber trotzdem, in der Darstellung ist Salten klar, kurz und mitunter witzig — von einem Witz, der für gewisse kleine, seltsame Zufälle des Schicksals das Auge schärft — und wo nicht Entgleisungen der Form oder der Auffassung unterlaufen, gelingen ihm sehr hübsche Skizzen, zum Beispiel: „Flucht“, „Das Manhard-Zimmer“ und „Begräbnis“. Und in eben dieser Form behandelt er nun auch das Problem, auf das ich ihn hier prüfe, das Problem des Sterbens: einen Mann — den „Hinterbliebenen“ — lässt er seine Empfindungen aussprechen über den Tod seiner jungen Frau.

Wir können uns den Gegenstand gar nicht klarer und reiner präpariert denken, als von der Hand dieses nüchtern-sentimentalen, nur in Gedanken empfindenden Beobachters. Woran denkt man — so wendet er die Frage — unter dem Druck eines erschütternden Todes? Denn dass man nicht gedankenlos, vorstellungslos, dumpf empfindet, dass man nicht Schmerz einfach und schlechthin empfindet, ist ja klar. Der Hinterbliebene geht durchs Zimmer und denkt in einer betäubten wirren Verfassung an das Räthselhafte des Sterbens und Ueberlebens und dessen, was dafür den Maßstab bildet — der Zeit. Gestern abends saß er noch am Bett der Kranken und versuchte ihr zuzulächeln. Nachts schlich der Tod ins Haus. Nach und nach kommt es ihm in Erinnerung: die Töne eines Claviers über dem Krankenzimmer verstummten plötzlich, unten erstarb das Geräusch lachender Stimmen. Nur ein Hund saß vor dem Thore, als hätte ihn einer draußen warten lassen. Und als es tief in der Nacht war, drang sein ungeduldig klagendes Heulen herauf, Stunde um Stunde. Das Morgenroth kommt, und er sieht die letzte entsetzliche Angst in den brechenden Augen, und jetzt sagt er sich, dass er sie verloren hat. Aber er sagt es vor sich hin und kann es nicht recht begreifen; er sucht es seinem Herzen einzuprägen und kann nichts empfinden ... Dann nehmen ihn die äußeren Ereignisse in ihren schwülen Bann: die Aufbahrung der verhüllten Leiche, die Einsargung, die Fahrt zum Friedhof, das Begräbnis. Ein quälendes Angstgefühl bleibt von alldem zurück. Er sieht die Allgegenwart des Todes: immer steht er drohend vor uns, er mit dem gewundenen Schwerte, alle unsere Gedanken beherrscht er, und selbst unsere Vergangenheit, unser gelebtes Leben ist nicht geschützt vor ihm. Denn wie gering ist der Bruchtheil von Erinnerungen, der uns an das Gestern knüpft! Der Hinterbliebene beginnt seine Frau zu **vergessen**, so sehr er sich dagegen wehren mag, und erst in diesen Minuten stirbt sie ganz ...

Das sind seelische Obertöne einer Todesempfindung; das ist psychologisches Material zu einer Aesthetik des Sterbens. Von spielerischer Phantasie tritt nicht eine einzige verkleidende Linie hinzu. Ohne lyrische Wortkünste und fast sogar ganz ohne Kunst tritt das Motiv hier auf, bloß in der nüchternen Selbstbeobachtung eines Menschen, der es augenscheinlich erlebt hat, eher philosophisch als poetisch gefärbt — das Motiv an sich. Sein realistischer Bodensatz, sein allgemein menschlicher Gehalt wird hier demonstriert, und wir können darauf wie auf ein lehrhaftes Exempel weisen: dass niemand mehr von leerer Aesthetenlaune spreche, wo ein alltägliches Erlebnis sich buchstäblichen Ausdruck schafft ... Anderen mag es immerhin überlassen werden, in das Grau dieser ernsten Menschensache die Farben einer neuen **Kunst** zu werfen. Beer-Hofmann thut es.

Beer-Hofmann greift den Stoff ganz anders auf: mit ästhetischer Bewusstheit, mit ästhetischem Ehrgeiz. Er ist von Haus aus ein raffinierter, empfindlicher Kunstsucher und Kunstgenießer. Obwohl er selber bisher nur mit einem feinen Novellenbändchen hervortrat, ward er doch eigentlich in gewissem Sinn der Mittelpunkt jener Gruppe, die man jetzt schon allenthalben nennt, aber ohne ihn gar nicht richtig beurtheilen kann: Schnitzler gehört ihr als Erzähler, Hofmannsthal als Dramatiker an. Selber so wenig fruchtbar, ward er ihr berathendes Gewissen, der verkörperte Maßstab ihrer Kunstabsichten. Seine Freunde greifen doch immer wieder mit leicht verleiteten Händen nach fremden Formen und Vorbildern: er bleibt mit unverrückbarem Gleichmuth einem Kunstideal treu, das man nach ungefähr aufgespürter Richtung als modern wienerisch bezeichnen, aber nicht leicht charakterisieren wird. Nach diesem Kunst-

*) [illegible]
**) [illegible]

ideal hat er auch sein neues Buch geschrieben, diese seltsame lyrisch-symphonische Dichtung vom Sterben und vom Tode. Folgendes erzählt er darin:

Es ist Sommer, und Paul wohnt in Ischl am Ufer der rauschenden Traun. Da besucht ihn Georg, ein junger Gelehrter der Medicin, der nach Heidelberg als neu ernannter Professor geht. An einem lauen, regenfeuchten Nachmittag kam er an, abends um zehn schläft er den festen Schlaf der Müdigkeit. Paul geht noch aus, bummelt durch dunkle Gassen, in denen der Regen auf allen Bäumen und Bänken liegt; er sieht ein bekanntes junges Mädchen vorübergehen, das er niemals ohne eine unverstanden zärtliche Regung vorübergehen sah; endlich kommt er schlaftrunken nach Hause und begibt sich zu Bett. Am nächsten Morgen ist sein Gast todt. Georg, der Glückliche, der am Anfang einer großen Laufbahn stand, ist todt; ein Herzschlag hat ihn vernichtet. Und dem Freund bleibt nichts von ihm, als dass er die eingesargte Leiche in langer beschwerlicher Reise nach Wien zum Begräbnis bringt. Aber noch viele Wochen später, in einer herbstlichen Abendstunde, irrt er träumerisch durch den Schönbrunner Park und kann den Gedanken nicht wehren über Leben, Sterben und Glücklichsein.

Das ist die Handlung, das Gerüst. Ein Netz von Stimmungen, Beobachtungen und Vergleichen ist darüber gebreitet. Der Leser wird sich's nach dem ersten flüchtigen Eindruck vielleicht nicht nehmen lassen, eine Affectiertheit darin zu finden, jene künstliche lyrische Mache, für die man eben das Schlagwort des Aestheten erfand. Aber nur zum geringsten Theil behält er damit Recht. Gekünstelt ist an dem Buch die Schmucküberladenheit im Detail. Jeder Satz ist auf das Umständlichste aus kleinen Theilen aufgebaut, jeder Theil ist zugeschliffen, abgewogen und getönt, als sollte er leuchtend für sich selber wirken. Beer-Hofmann arbeitet so unendlich musivisch — nicht anders als in seinen Zimmern, wo uns jede Ecke stets zu schwer gedrückt erschien von allzu gediegener, allzu selbständiger Decoration, umgibt er sich in seiner Arbeit mit endlos vervielfältigtem Bilderschmuck. Und gekünstelt ist vielleicht noch etwas: der sentimentale Ton, der — fast ähnlich wie bei Salten — infolge der merkbar verstandesgeborenen Mache doch nicht erwärmt und auch nicht Wärme verräth.

Aber gerade darin liegt anderseits wieder echteste Eigenart, gerade darin ist Beer-Hofmann der moderne Wiener Typus, der Aesthetiker seiner Gruppe! Denn sie alle werden, wie er, von einem scharfen, zersetzenden Verstand, einem jüdischen Verstand, beherrscht, und erst durch diese Gehirnsphäre hindurch nähern sie sich durch starke Arbeit und Zucht der Freiheit künstlerischen Schaffens. Eigentliche Phantasie, Empfindung ist ihnen allen ja nicht die Hauptsache. Aber die Sentimentalität, die ihnen im Blute liegt, wissen sie zu verwerten, die ziehen sie durch tausend Filter klugen Misstrauens und technischer Ueberlegung, bis daraus eine sublimierte Kunstform wird. In Beer-Hofmann steckt — zum Unterschied von den wirklichen Kunstgecken aller Länder — ein ungeheuerer Schatz lebendiger Beobachtung und starker unmittelbarer Auffassung der Wirklichkeit; eine ganze Schule von Naturalisten könnte er damit versorgen. Nur gibt er, was er davon aufgespeichert hat, niemals als Beobachtung und Wirklichkeit wieder. Durch sentimentale Empfindungsreste muss sich alles erst zur Stimmung ausgähren, und selbst die Stimmung kommt nicht einfach zu Worte, sondern wird noch zum verdämmernden Eindruck abgetönt. So ist alles vom Dichter glänzend geschaut, glänzend gesagt und zum Schlusse wieder glänzend verwischt. Selbstverständlich mit ästhetischer Absicht. Denn, um das passende Gleichnis aus der Musik zu nehmen: die Motive müssen verklingen, die angeschlagen wurden, müssen sich verlieren und in einer nicht anders als contrapunktisch zu nennenden Verarbeitung wieder finden. Wo es nur irgend geht, wird bezeichnender Weise die Form der Traumerinnerung verwendet, und ein Capitel des Buches, das mehr als ein Viertel seines ganzen Umfanges einnimmt, ist überhaupt nur einem Traumbild Pauls gewidmet, das in Georgs Todesnacht fällt. Geträumt wird auch hier wieder — vom Sterben! Wir verstehen jetzt diesen Tic. An den Tod denken, das erlaubt dem Verstande, sentimental zu werden und doch Verstand zu bleiben, das erlaubt Visionen ohne Gestaltung und Poesie ohne Wärme. Das erlaubt also den jungen Wienern, Dichter zu sein. Denn Dichter sind sie bei aller Bewusstheit, und Beer-Hofmann mit seinem so prachtvoll aus Worten instrumentierten Todes-Choral ist in diesem Augenblick vielleicht ihr Interessantester.

Alfred Gold.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Reiche Leute gönnen sich bekanntlich, auch wenn sie von unheilbaren Krankheiten befallen sind, den Luxus einer ärztlichen Behandlung. In solchen Fällen kommt es dann nicht so sehr auf das Was als auf das Wie an, nicht so sehr auf die Heilmittel, die es nicht gibt, als auf die Behandlungsmethode, die sich vielfach variieren lässt. Jeder der beigezogenen Aerzte versucht's in seiner Weise, auf den Kranken einzuwirken. Das Temperament des Arztes bestimmt die Methode. Der Choleriker schreit den Kranken barsch an: „Stehen Sie auf!" Der Phlegmatiker lässt ihn mit einem achselzuckenden: „Von mir aus!" liegen. Der Melancholiker redet ihm zu: „Thun Sie's doch mir zuliebe und stehen Sie auf!" Der Sanguiniker aber redet ihm die Krankheit aus und spiegelt ihm die Genüsse der Gesundheit vor: „Aber Sie sind ja gar nicht krank, es fehlt Ihnen nur eine Kleinigkeit, Sie sind halt vom langen Liegen schwach geworden, das ist alles; versuchen Sie's nur, es wird schon gehen, stehen Sie recht langsam und behutsam auf und fahren Sie mit mir in den Prater, und wenn Sie sich ein bisschen erholt haben, machen wir zusammen eine Reise nach Italien, bis nach Sorrent hinunter, ich freu' mich schon heut' darauf!" So spricht der sanguinische Arzt. Aber auch seine Methode pflegt in verzweifelten Fällen nichts zu helfen. In der Regel ist er der letzte Arzt, der zum Kranken geholt wird. Er ist eben der Sanguiniker...

*

Auch an dem schwerkranken österreichischen Staate haben in diesen letzten Jahren diverse Aerzte, Staatsmänner genannt, ihre Kunst der Behandlung versucht. Graf Badeni, der Erste, kam brutal: „Ich werd' Euch schon helfen, Ihr Bagage", so herrschte er das Parlament an und schickte die Polizei hinein. Ihm folgte Graf Thun, der Pomadige, der sagte zum Parlament: „Helft's Euch selbst, wenn's wollt's, fade Kerle!" und gieng nach „Venedig" Coriandoli werfen. Graf Clary, der Gewissenhafte, beschwor das Parlament: „So helft mir doch, Kinder, ich hab' versprochen, Euch zu curieren". Na, und jetzt haben wir auch noch den neuesten Medicus, Herrn Dr. v. Koerber, den Unternehmungslustigen, mit seiner Programmrede im Parlamente gehört. Der sagt: „Aber, meine Herren, uns ist ja eigentlich schon geholfen. Nur ein bisschen guter Wille allerseits, und — eins, zwei, drei! — wir sind aus dem Wasser. Dann bauen wir uns ein paar schöne Eisenbahnerln und legen uns eine riesige Industrie an, organisieren, sanieren, gestalten aus, holen nach, leben und lassen leben, dass es eine Freud' ist. Juchhe!" So ungefähr hat Herr Dr. v. Koerber diesen Donnerstag zu den Herren von beiden Häusern gesprochen. Das Parlament soll den glänzenden Punkt, das große Wirtschaftsprogramm, eine Zeit lang ruhig fixieren, dann ist es hypnotisiert, folgt willig Herrn Dr. v. Koerbers Suggestion, glaubt, dass es schon in Ordnung sei, und ist es dann auch wirklich. So ungefähr denkt sich Herr Dr. v. Koerber seine Behandlungsmethode. Man muss ihm zugestehen, dass er sich eine der modernsten gewählt hat, es ist die des Hypnotiseurs. Sie hat nur eine böse Seite. Sie grenzt auf Haaresbreite an eine andere Kunst, an die des Prestidigitateurs und nur aus dieser fatalen, aber zufälligen Nachbarschaft erkläre ich mir die beklagenswerte Thatsache, dass altväterische Leute — zu denen ich als moderner Mensch, wie der Herr Staatsanwalt weiß, gewiss nicht gehöre — in der ganzen Geschichte schon heute nichts sehen als eine aufgelegte Charlatanerie.

*

Eine französische Anekdote aus dem ancien régime erzählt von einem Satiriker, der dem ihn rügenden Censor zu seiner Entschuldigung erwiderte: „Aber, ich muss doch leben!", worauf ihm der Censor schlagfertig die Antwort gab: „Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein." In einer ähnlichen Lage wie jener arme Satiriker gegenüber dem hartherzigen Censor scheint sich jetzt der p. t. österreichische Staat gegenüber dem hartnäckigen Parlament zu befinden. Der Schluss der Programmrede des Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber wenigstens erinnert lebhaft an die Entschuldigung des Satirikers. „Der Staat muss leben!", sagte Herr Dr. v. Koerber. Es gibt aber schon verschiedene Leute im Parlament und in der Bevölkerung, die geneigt sein werden, mit dem Censor zu erwidern: „Je n'en vois pas la nécessité."

*

„Er ist der Hort seiner Bürger." So nennt Herr Dr. v. Koerber den österreichischen Staat. Diese Function des österreichischen Staates muss aber ganz allerneuesten Datums sein. Bisher haben wir von dem „Hort der Bürger" wenig bemerkt. So ist z. B. unlängst einem Krakauer Bürger seine Tochter abhanden gekommen, er wusste ganz genau, wo sie war: in einem Kloster, das aus der Jüdin eine Christin machen wollte. Der Vater wandte sich an den österreichischen Staat, beziehungsweise dessen derzeitigen Repräsentanten für Galizien, den polnischen Landsmannminister Dr. Pientak, und was bekam er da zu hören? „Dass an den Mauern des Klosters die weltliche Macht ein Ende habe". Ein „Hort seiner Bürger" ist nur der moderne, der Rechtsstaat. Der Staat aber, dessen Macht, wie der sentimentale Herr Dr. Pientak seufzt, an den Mauern der Klöster sein Ende hat, ist nicht der Hort seiner Bürger, sondern der Hort aller Pfaffen. Ein solcher Staat ist ein auf der Zweischwerter-Theorie aufgebauter mittelalterlicher Staat, und ein solcher hätte allerdings heutzutage kein Recht mehr zu leben, dieweil er sich seit mehreren hundert Jahren bereits gründlich überlebt hat.

*

In Sachen der Industrieförderung hält jetzt Herr Doctor v. Koerber, wie er sagte, „die Zeit der That für gekommen". Sonderbare Logik der Bureaukratie! Solange der Staat noch einigermaßen regelmäßig functionierte, also leistungsfähig war, hielt die Bureaukratie „die Zeit der That" noch nicht für gekommen, sondern nur die Zeit der Schlamperei, Nörgelei und Chicaniererei, durch die sie das bisschen Unternehmungsgeist, das sich auch ohne ihren gütigen Zuspruch in Oesterreich regte, mit ziemlich großem Erfolg zu ersticken verstand. Jetzt, wo der gelähmte Staat nicht mehr auf den Beinen stehen kann, jetzt hält der Oberbureaukrat Herr Dr. v. Koerber die Zeit der That für gekommen! Es ist wirklich eine invalide Weltanschauung, aus der heraus die österreichische Bureaukratie zu denken scheint.

*

Einen guten Witz hat Herr Dr. v. Koerber in seiner Programmrede auch gemacht. Ich meine die Stelle, wo er sagt, dass „die Regierung in der Hochhaltung des Ansehens und der Rechte dieser hohen Versammlung gerne allen vorangeht". Die „hohe Versammlung", die damit gemeint ist, ist der österreichische Reichsrath, und die Regierung

die dessen Ansehen „hochhält“ und dabei „gerne vorangeht“, ist jene Regierung, deren beide Doyens, die Herren Dr. v. Wittek und Graf Welsersheimb, die zwei hervorragendsten § 14-Specialisten sind, und deren Chef ein Mitglied des ersten § 14-Ministeriums gewesen ist: Herr Dr. v. Koerber. Das ist wirklich ein guter Witz. Armes österreichisches Parlament, dem zum Schaden noch der Spott hinzugefügt wird!

*

Das Odium der Wiener Gemeindewahlreform suchen die Freunde des Herrn Dr. v. Koerber jetzt auf das Ministerium Wittek abzuwälzen, weil der betreffende Erlass vom 18. Jänner datiert ist, dem letzten Tage, an dem noch das Ministerium Wittek im Amte war. Schön! Aber wann ist so Hals über Kopf der niederösterreichische Landtag zu einer außerordentlichen Session zur Vollziehung jenes Erlasses einberufen worden? Am 14. Februar! Da war doch nicht mehr das Ministerium Wittek im Amt, sondern das Ministerium Koerber.

*

Zwei räthselhafte Erscheinungen haben wir seit dem Regierungsantritte des Herrn Dr. v. Koerber an der „Neuen Freien Presse“ beobachtet. Erstes Räthsel: Warum lobt die „Neue Freie Presse“ Herrn Dr. v. Koerber, der doch bis dato noch nichts „Fortschrittliches“ vollbracht hat? Zweitens: Von wem hat sie, trotz der ehrenwörtlichen Discretion, ihre ausführlichen Berichte über die Verständigungsconferenz erhalten? Die Lösung beider Räthsel ist vielleicht einfacher als man glaubt. Wenn man zum Beispiel annähme, dass, wie im Fall der Juni-Verhandlungen mit Herrn v. Szell Herr Dr. Kaizl, so diesmal im Fall der Verständigungsconferenz Herr Dr. v. Koerber der Lieferant der Informationen der „Neuen Freien Presse“ wäre, dann wären beide Räthsel auf einmal gelöst. Die „Neue Freie Presse“ lobt Herrn v. Koerber, weil er ihr Notizen liefert und ihr gleichzeitig durch die ehrenwörtliche Discretion die Concurrenz vom Leib hält.

## Volkswirtschaftliches.

Der Oesterreichische Lloyd hat seine Frachtsätze mit Bewilligung der Regierung um 12% erhöht. Auffallenderweise wird die Oeffentlichkeit nicht durch ein Communiqué des Lloyd, sondern durch ein Communiqué der Regierung in Kenntnis dieser Tariferhöhungen gesetzt. Die Tariferhöhung ist an sich nicht ungerechtfertigt. Die Kohle steigt constant im Preise und die ausländischen Schiffahrtsgesellschaften sind mit theilweise noch stärkeren Erhöhungen der Frachtsätze vorangegangen. Aber welches Interesse hat die Regierung, die Geschäfte des Lloyds zu besorgen? Wie kommt sie dazu, den Interessenten gegenüber die Berechtigung der höheren Tarife zu affichieren und deren etwaige Bestrebungen nach billigeren Sätzen zu erschweren? Wenn die Regierung dem Lloyd auch die Bewilligung der Tarifreform nicht verweigern konnte, mit den Verfrächtern sich herumzuschlagen konnte sie billig dem Lloyd allein überlassen. Wenig Sachkenntnis scheint bei Wahl der Ausnahmen vorgewaltet zu haben, welche von der Tariferhöhung ausgeschlossen bleiben sollen. Da ist vor allem Zucker, welcher wie bisher mit seinem so niedrigen Frachtsatz befördert werden soll. Der Zuckerexport gehört bekanntlich zu den „Staatsnothwendigkeiten“, welche alle das Gemeinsame haben dass sie auf Kosten aller ehrlichen Nothwendigkeiten gefördert werden müssen. So müssen wegen des Zuckers zur Zeit der Saison alle anderen Güter monatelang liegen bleiben, da der Lloyd nicht genug Schiffe hat. Und da der Lloyd doch auf seine Rechnung kommen muss, so müssen, um die Verbilligung der Zuckerfracht hereinzubringen, alle anderen Waren entsprechend theuerere Fracht zahlen. Ein anderes Ausnahmsgut ist: „Möbel aus gebogenem Holz“. Warum? Gerade in diesem Artikel steht Oesterreich ziemlich concurrenzlos da; diese Ware könnte somit die höhere Fracht viel leichter ertragen als manche andere, welche, wie Papierware, mit geringer Marge um die Exportfähigkeit kämpft. Oder Gablonzer Glasperlen. Die wurden offenbar von der Erhöhung ausgenommen, weil die Reichenberger Handelskammer vor nicht langer Zeit einmal über die hohen Lloydtarife Klage führte und man fürchtete, dass sie wieder Lärm schlagen würde. Besonders sachliche Gründe scheinen also für die getroffenen Ausnahmen nicht maßgebend gewesen zu sein.

*

Die Bilanz der Oesterreichischen Creditanstalt ist von der Wiener Journalistik immer als Barometer der wirtschaftlichen Verhältnisse der Monarchie angesehen worden. Ob stets mit Recht, bleibe dahingestellt. Wer aber an solchen Untersuchungen Freude hat, der kann in der Bilanz des abgelaufenen Jahres gewiss das Spiegelbild der allgemeinen Wirtschaft erblicken. Freilich darf man nicht einfach den Reinertrag und die Dividende in Betracht ziehen. Denn sonst müsste man zu dem falschen Schlusse kommen, dass es der Creditanstalt umso besser geht, je schlechter es der österreichischen Volkswirtschaft geht. Im abgelaufenen Jahre ist es Oesterreich gewiss schlecht gegangen. Den hohen Zinsfuß des Auslandes hat der wirtschaftliche Aufschwung des Auslandes auch zu uns gebracht. Der Aufschwung selbst aber hat vor den Grenzen Oesterreichs haltgemacht. Der hohe Zinsfuß, den tausende von Producenten an wenige große Geldgeber zahlen mussten, hat den größten Theil des Mehrgewinnes der Creditanstalt geliefert. Und es ist bezeichnend, dass die höheren Zinsen ausschließlich aus dem Effectenreportgeschäft stammen. Nur die Börse hat mehr Geld gebraucht; an Contocorrent-, an Wechselzinsen hat die Creditanstalt trotz des höheren Zinsfußes eher weniger verdient als im Vorjahr, das seinerseits bereits einen beträchtlichen Ausfall ausgewiesen hat. An Provisionen hat sie nicht mehr eingenommen als im Vorjahre und das zweite Semester hat sogar einen Ausfall gebracht. Industrie und Handel haben zu weniger Transactionen Anlass gegeben, sie haben weniger Geld beansprucht; das ist kein Wunder, weil zu den alten Misèren eben noch die Calamität des theueren Geldes als Hemmnis der Entfaltung des Verkehres hinzutrat. Auf Consortialconto hat die Creditanstalt viel verdient; es waren zum größten Theil Abwickelungen älterer Geschäfte. Indes hat die Creditanstalt im abgelaufenen Jahre eine Reihe von Neugründungen gemacht und es ist nicht zu verkennen, dass ihre Leitung in letzter Zeit mehr Rührigkeit zeigt. Aber bisher waren es größtentheils Umwandlungen bestehender Unternehmungen in Actiengesellschaften, an denen sich die Creditanstalt betheiligt hat. Auch diese Thätigkeit ist gewiss nützlich, aber nothwendig wäre vor allem, dass neue Unternehmungen geschaffen werden, und damit sieht es bei der Creditanstalt, wie überall, ziemlich dürftig aus. Das kann wohl auch nicht anders sein, solange die heutigen politischen und wirtschaftspolitischen Zustände in Oesterreich währen. Und so mögen die Actionäre der Creditanstalt mit ihrer Dividende vielleicht zufrieden sein. Wer aber in den Abschlussziffern sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs orientieren will, der wird wenig Erfreuliches herauslesen können.

*

Mit einem Project, an dem die Creditanstalt seit vorigem Jahr arbeitet, wird sie sich wenig Verdienst um die Oeffentlichkeit erringen. Wir meinen die geplante Fusion des größten Theiles der österreichischen Papierfabriken zu einer Actiengesellschaft. Das Project besteht bekanntlich in zwei Alternativen. Die eine ist die Fusion aller Papierfabriken, die andere, welche mehr Aussicht auf Verwirklichung hat, beschränkt sich vorläufig auf die Vereinigung von fünf großen böhmischen Papierfabriken. Die Schädlichkeit der beiden Projecte steht im geraden Verhältnis zu ihrer Ausdehnung. Auch die Fusion der fünf Fabriken ist wenig wünschenswert, die Vereinigung aller Unternehmungen der Branche zu einer Gesellschaft aber wäre eine öffentliche Gefahr, der energisch entgegenzuarbeiten Pflicht aller öffentlichen Factoren ist. Die Creditanstalt hat im vergangenen Jahr sieben Fezfabriken zu einer Actiengesellschaft fusioniert. Auch über die Vortheile dieser Fusion lässt sich streiten. Aber schließlich sind deren Erzeugnisse ausschließlich Exportartikel und wenn die Türken uns die Fez theuerer bezahlen müssen, so kann es uns nur recht sein. Anders liegt es bei der Fusion der Papierfabriken. Wir haben es in den letzten Jahren an Kohlen- und Eisen-, an Petroleum- und Zuckerkartellen mit Schrecken erlebt, welche Uebermacht solche vereinigte Industrien besitzen und welchen heillosen Missbrauch sie damit den Consumenten, den Arbeitern und dem Staat gegenüber treiben. Und doch ist die Uebermacht der Cartelle noch immer unvergleichlich weniger gefährlich, als die einer ganzen großen, zu einer einzigen Gesellschaft fusionierten Industriebranche. Der Kartellwucher wird doch wenigstens zeitweilig dadurch gemildert, dass die Herren untereinander zu streiten anfangen. Diese Möglichkeit des Aufathmens für die Consumenten fiele bei dem nach amerikanischen Muster geplanten Papiertrust fort. Keine neue Fabrik könnte dieser Uebermacht gegenüber entstehen, keine Arbeiterorganisation aufkommen, die Consumenten wären ihm rettungslos ausgeliefert. Mag sein, dass die Papierindustrie in den letzten Jahren schlechte Geschäfte gemacht hat. Eine Vereinbarung unter den Papierindustriellen über Regelung, Specialisierung der Production und Rayonnierung der Absatzgebiete mag im Interesse der Industrie geboten erscheinen. Die geplante Riesenvereinigung aber muss verhindert werden. Und es wird über kurz oder lang unvermeidlich sein, dass sich die maßgebenden Körperschaften mit den Vereinigungstendenzen der Industrien beschäftigen, welche über Amerika zu uns gelangt sind, bezeichnender Weise aber in Deutschland in derartigem Ausmaß bisher keinen Boden gewonnen haben.

*

Der Preiswucher, welcher mit der bei uns schrankenlos sich entwickelnden Kartellwirtschaft eng verknüpft ist, offenbart sich in jüngster Zeit auch in einem weite Kreise der Landwirtschaft empfindlich belastenden Preisaufschlag auf das sogenannte Thomasmehl, ein aus der Thomasschlacke gewonnenes künstliches Dungmittel. Erst seit kurzem wurde durch die chemische Technologie und die Agriculturchemie die Verwendbarkeit dieses bis dahin als wertlos angesehenen Abfallproductes der Eisenindustrie für Dungzwecke nachgewiesen. Der Landwirtschaft wurde das „Thomasmehl“ mit allen Mitteln der Reclame angepriesen und es fand auch rasch Eingang, weil es anfänglich im Verhältnisse zu seinem Nutzeffect wohlfeil war. Kaum begannen sich jedoch die Schlackenhalden der Eisenwerke zu leeren und die Landwirte an dieses Dungmittel sich zu gewöhnen, als die Prager Eisenindustriegesellschaft die Preisschraube in Bewegung setzte. In den letzten Wochen wurde durch einen Federzug eine neue Preiserhöhung des Thomasmehles decretiert und damit der österreichischen Landwirtschaft eine Steuer von mehr als 600.000 Kronen auferlegt. Die Betroffenen klagen hierüber bitterlich in ihrer Presse und durften auch diese monopolistische Preisausschreitung im Parlament zur Sprache bringen. Sich ihrer zu erwehren, wird ihnen jedoch so wenig gelingen, wie es der gesammten Bevölkerung bisher gelungen ist, die Hand- und Fußschellen zu lockern, welche ihr das Eisenkartell angelegt hat. Gleich den Generalpachtern des ancien régime pressen die parasitischen Gewaltigen des Eisen- und der anderen Kartelle soviel als möglich aus dem Wirtschaftskörper heraus. Die Regierung wird sich, durch solche Erscheinungen angeregt, vielleicht doch wieder dazu entschließen, einen neuen Kartellgesetzentwurf einzubringen, der freilich abermals nur mit neuen Preissteigerungen auf der ganzen Linie beantwortet werden wird, bis einmal doch auch unserer Bevölkerung der immer dünner werdende Faden der Geduld reißen wird, wie dies vor 111 Jahren in Frankreich geschehen ist.

## Kunst und Leben.

Frau Gutheil-Schoder gastierte in der Hofoper als Nedda und Rose Friquet. Dass sie eine Schauspielerin allerersten Ranges ist, sah man gleich in den ersten Augenblicken ihres Auftretens. Das Costüm, die Maske, das stumme Spiel waren so beredt, dass man schon über ihre Auffassung orientiert war, bevor sie noch das erste Wort zu singen hatte. Und als sie sang, steigerte sich der schauspielerische Eindruck von Takt zu Takt und erinnerte in seinen Höhepunkten vielfach an die Bellincioni. Da gab es nirgends die traditionelle Opernpose, nirgends die eingelernte Schablone, da war alles unmittelbar aus der Situation heraus gestaltetes Erlebnis. In die allgemeine Begeisterung mischte sich nur ein Bedenken: die Stimme schien für den großen Raum nicht auszureichen und wies in

manchen Tonlagen kleine Schäden auf, die indes neben der genialen Darstellung der Künstlerin nur in geringerem Grade bemerkbar waren. Im „Glöcklein des Eremiten" hingegen traten sie so deutlich hervor, dass die Leistung schließlich weit hinter der von Fräulein Renard zurückblieb, die dem Publicum noch in frischer Erinnerung stand. Die Hauptpartie einer dreiactigen Oper kann man doch nicht von Anfang bis Ende mezza voce singen. Nicht ein einzigesmal gelang es Frau Gutheil, stimmlich ein bisschen aus sich herauszutreten und dem Gefühl der Leidenschaft den richtigen gesanglichen Ausdruck zu geben. Sie schien alles gleichsam in sich hineinzusingen, zum directen Einfluss auf das Publicum fehlte ihr jede Kraft. Fast die Hälfte der gesprochenen und gesungenen Worte blieb ganz unverständlich, und damit war dieser Abend für die Künstlerin und das Publicum verloren. R. W.

*

Am 17. und 19. Februar wurde im Volkstheater und im Burgtheater je ein französisches Stück „zum erstenmale" gegeben. „Die Lügnerin", Schauspiel von Daudet in drei Aufzügen, in Wien zum erstenmal, „Cyprienne", Lustspiel in drei Acten von Sardou und Najac, im Burgtheater zum erstenmal: denn „Die Lügnerin" ist ein ziemlich neues Stück, „Cyprienne" ein ziemlich altes Stück. Das ist aber auch der einzige Vorzug, den „Die Lügnerin" vor „Cyprienne" voraus hat. „Cyprienne" ist nämlich ein witziges und lustiges, ja ein geistvolles Stück, und, stellt man sich einmal auf den Standpunkt, dass man die Gattung, der es angehört und die Art der Technik, mit der es gemacht ist, als eine wichtige Phase in der Entwickelung unseres Dramas kritiklos hinnimmt, auch ein gutes Stück „Die Lügnerin" aber ist und bleibt, mag man sich auf welchen Standpunkt immer stellen, ein schlechtes Stück. Die Mache ist grob und roh, man weiß immer schon im vorhinein was kommt, aber nicht weil es als innerlich nothwendig erscheint, sondern weil man sieht, dass es der Dichter braucht. Wenn zum Beispiel der Ex-Gatte der Marie Deloche, Herr Jacques Olivier, im ersten Act aus einem anderen Welttheil her auf die Bühne platzt, weiß man schon, wer er ist, ohne dass er noch ein Wort geredet hat. Nicht darum weiß man es, weil seine Ankunft in diesem Moment irgendwie vorbereitet ist, sondern gerade darum, weil er so unmotiviert daherkommt, dass man gleich mit der Nase darauf gestoßen wird, warum er just jetzt über Befehl des Dichters vom „Nachleser" herausgeschickt wird. Wenn Marie Deloche im zweiten Act mit dem Blumenstrauß auftritt, ist sich schon alles im klaren darüber, dass dieses „Requisit" eine wichtige Rolle zu spielen hat, dass es nämlich dazu dienen wird, die Lügenhaftigkeit der Orchideendame dem Publicum und auch dem Gatten Numero Zwei vorzudemonstrieren. Die ganze Viertelstunde lang aber, die Marie Deloche an dem Gift, das sie genommen hat, stirbt, schaut man schon immer auf die Thüre: denn es ist selbstverständlich, dass in dem Moment, wo sie ihre letzte Lüge aushaucht, Herr Jacques Olivier erscheint, um auch denen auf der Bühne das mitzutheilen, was die Zuschauer schon vor zwei Stunden errathen haben, dass Marie Deloche seine Frau ist. Und während Cyprienne ein mit feinem Humor gezeichneter Charakter ist, der unser Interesse erweckt und festhält, ist Marie Deloche eine widerliche Caricatur. Es gibt schon Frauen (auch Männer übrigens), die aus eitler Lust an der Lüge lügen, auch solche soll es geben, die den einen Mann in ihrer Art lieben, und ihn doch mit anderen betrügen: aber so dumm machen sie dann das alles nicht oder sie werden gleich in den ersten drei Tagen erwischt. Die Cyprienne der Frau Schratt ist bereits bekannt. Die Künstlerin verstand mit großem Geschick das Bedenkliche möglichst zu mildern, ohne die Wirkung zu beeinträchtigen, und wo Cyprienne strauchelt, uns darüber zu beruhigen, dass Cyprienne eben nur strauchelt und nicht fallen wird. Besonders gelang ihr das im Stile der älteren Schule aufgebaute Plaidoyer für die Rechte der Frau gegen die Vorrechte des Mannes und der gemäß den Intentionen der Dichter stark ins Possenhafte gespielte Schluss. Sieht man von dem zu behäbigen Tempo ab, so muss man die Darstellung auch im allgemeinen gut nennen. Herr Hartmann konnte, wo er in der Komödie Komödie zu spielen hatte, seine Fehler als Vorzüge zur Geltung bringen, Herr Korff war als Adhémar komisch, ohne vordringlich zu sein, und Herr Treßler hatte großen Erfolg mit seinem Oberkellner, von welchem der sachverständige Theil des Publicums behauptete, er sei dem Leben der Chambres séparées geradezu abgelauscht. Auch die Aufführung der „Lügnerin" bot viel Gutes: vor allem war Frau Odilon glänzend, sie machte aus der Rolle, was aus ihr gemacht werden kann. Auch Herr Kutschera und Herr Kramer haben an dem Erfolge, der wenigstens den ersten beiden Acten beschieden war, redlichen Antheil. Auch von Fräulein Schweighofer kann man das in einem gewissen Sinne behaupten: wenn man nicht verstand, warum Gräfin Ratzer ihre Meinung über Marie Deloche vom ersten auf den zweiten Act so gründlich änderte, so mochte man die Erklärung hiefür in jenen ausgedehnten Partien der Rolle vermuthen, die Fräulein Schweighofer so sprach, dass man überhaupt nichts verstand. M. B.

Im Jubiläumstheater hat „Der wilde Rittmeister" von Thilo v. Trotha und G. v. Moser sehr gefallen. Dieses Lustspiel besitzt die den halben Erfolg verbürgenden Requisiten des Soldatenstückes und gehört zu jener unmöglichen, nüchternen, albernen Art des Publicumstückes, die durch Blumenthal am weitesten verbreitet wurde. Aber es ist lustig, sogar sehr lustig und geschickt gemacht, sogar sehr geschickt mit den äußerlichen Bühnensaxen aufgeputzt — was braucht es mehr, um unser Publicum zu begeistern? R. H.

*

Die Aufführung der neunten Symphonie Beethovens im außerordentlichen Concerte der Philharmoniker gestaltete sich wie immer zu einem Ereignis der Saison. Man durfte in der That gespannt sein, wie Herr Director Mahler das Werk auffassen werde, und es war wohl von vornherein kein Zweifel, dass uns eine, von der bisherigen Tradition abweichende Darstellung beschieden sein wird. Da ich gerade von diesem Werke zufällig eine ganze Reihe von „Auffassungen" kenne, so bin ich diesmal mehr als je mit einem ziemlich weiten ästhetischen Gewissen an die Aufführung herangetreten. Dass ich mit Retouchierungen in der Instrumentation nicht einverstanden bin, habe ich bereits wiederholt hervorgehoben, aber davon abgesehen muss ich sagen, dass die jüngste Aufführung nach meinem Geschmack eine der besten war, die ich je gehört. Ich schreibe diesen Eindruck hauptsächlich zwei Momenten zu: dem wundervollen Gesang der Geigen im Adagio, und der ungewöhnlich glänzenden Leistung des Chors im letzten Satze. Hier hat Mahler gezeigt, was seine Energie und unermüdliche Kunstbegeisterung zu leisten imstande sind. Wir sind in Wien seit Jahren an so minderwertige Chorleistungen gewöhnt, dass der erhabene und stellenweise geradezu hinreißende Gesang des Chors doppelt angenehm wirken musste. So hätten in den Gesellschaftsconcerten alle Chöre gesungen und gesprochen werden sollen. Die Singakademie und der Schubertbund haben diesmal selbst die höchsten Erwartungen übertroffen. Selbst denjenigen, der in den vorhergehenden Sätzen von mancher Nuance und mancher Klangfarbe verblüfft wurde, musste die grandiose Schlussapotheose nicht nur versöhnen, sondern begeistern. Vergessen wir nicht, dass an diesem Erfolge, neben dem Chor und dem unvergleichlichen Orchester, auch die Solisten (die Damen Katzmayr, Kellée, die Herren Pacal und Heschi), und von ihnen besonders die beiden Damen, hervorragenden Antheil hatten.

*

Ein gern gesehener Gast, Herr Eugen Gura, hat uns auch heuer wieder einen Balladen- und Liederabend beschert, der die alten Verehrer in bester Stimmung um den Künstler versammelte. Dass keiner von den großen Gesangskünstlern ein Stimmkrösus im eigentlichen Sinne des Wortes ist, wissen wir längst, es ist auch bei Gura neuerdings bemerkt worden. Was er aber mit seinen Mitteln zu erreichen imstande ist, wie er sie beherrscht und zum Ausdruck tiefster Empfindungen zu machen weiß, das hat auch diesmal laute Bewunderung hervorgerufen. Für sein ehernes Organ sind Lieder wie Odins „Meeresritt", oder Schuberts „Prometheus" von vornherein wie geschaffen; aber auch zartere Weisen, wie Sommers reizende Rattenfänger-Lieder, gelingen ihm sehr gut, zumal seine hohen Töne bei aller Sprödigkeit doch einen gewissen sinnlichen Reiz besitzen. Berechtigtes Aufsehen erregte auch Herr Professor Schwartz, der die Lieder auf dem Claviere begleitete. Eine selbständige künstlerische Individualität, die es versteht, sich mit den Intentionen eines zweiten Künstlers so vollständig zu vereinen, als seien beide aus einer Form gegossen — das ist eine Erscheinung, die man leider nur selten findet. Der Besuch des Münchener Künstlers war uns umso willkommener, als wir in Wien eine derartige „Begleitung" nur zu oft vermissen mussten. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Eugen d'Albert ist ein Tondichter von großer Wandlungsfähigkeit. Vor einem Jahre lebte er sich in den graziösen Rococostil des musikalischen Lustspiels ein und schrieb seine „Abreise", jetzt neigte er sich dem Bibeldrama zu und componierte seinen „Kain". Er ist kein Tantiemen-Componist, er schneidet seine Werke nicht auf den Cassenerfolg zu, er folgt dem Drange seiner Ueberzeugung, seiner ehrlichen Künstlerschaft. Mag sie ihn auf gute oder auf falsche Wege bringen, sie muss uns in ihrer aufrichtigen Festigkeit imponieren, in ihrem sittlichen Ernst gewinnen. Heinrich Bulthaupt hat die Brudermordtragödie nach verallgemeinernden Tendenzen zu vertiefen gesucht; die äußere Dramatik hat dabei nicht gewonnen, die innere Schroffheit sich leider auch nicht verringert. D'Albert nimmt die geschichtliche Ueberlieferung als dramatische Berechtigung hin und lehnt die Musik streng an die Linien des Vorgangs an. Mit asketischer Selbstverleugnung, mit unbeirrtem Losschreiten auf das Ziel, setzt er diesen Menschentypen die Tonfarben auf und reiht die Bilder streng geschlossen aneinander. Zu kurz und schroff aneinander, um eine Einheitlichkeit der Aufnahme zu ermöglichen. Die Themen, die sich in leitmotivischer Arbeit als Träger und Begleiter der Charaktere entwickeln, zeigen eine ausgeprägte Physiognomie, eine melodisch und rhythmisch gegliederte Prägnanz, die einen vielversprechenden Fortschritt gegenüber seinen früheren Werken bedeutet. Die lyrischen Seelenoffenbarungen Abels sind von warmer, anflehender Melodik getragen, die selbstquälende Unzufriedenheit Kains spricht aus den weit hinausstrebenden Intervallen seiner Begleitthemen symbolistisch überzeugend zu uns. Wenn ein Operndrama „Kain" möglich ist, dann ist es in der Gestalt möglich, die ihm d'Albert verliehen.

Dr. Wilhelm Kleefeld.

---

## Bücher.

Dr. Wendelin Haidegger: Der nationale Gedanke im Lichte des Christenthums. Brixen. Verlag der Buchhandlung des katholisch-politischen Pressvereines.

Dieses Buch ist ein Versuch, den Nationalismus unserer Tage, welcher der clericalen Parteipolitik in Oesterreich sehr unbequem ge-

worden ist, mit der in der katholischen Kirche gegenwärtig obherrschenden Weltanschauung abzufinden. Das Werk hat das Imprimatur des Fürstbischofs Simon von Brixen gefunden. Irgendwelchen Eindruck auf die geistige Bewegung, insbesondere Tirols, dürfte es jedoch nicht machen. Es geht den eigentlichen Problemen, vor die sich die Kirche in unserem Nationalitätenstaate und zumal in den Sudetenländern gestellt sieht, aus dem Wege. Für die bestehenden Uebelstände zeigt der hochwürdige Verfasser als böse Urheber den Liberalismus und Radicalnationalismus auf, während im Schoße der Alleinseligmachenden alles in schönster Ordnung sei. Es wäre Herrn Dr. Haidegger, der Professor an der theologischen Lehranstalt in Brixen ist, dringend zu empfehlen, eine kleine Studienreise in Böhmen, Mähren und Schlesien zu absolvieren und sich aus eigener Anschauung zu überzeugen, in welcher Weise der größte Theil des katholischen Clerus dieser Länder dem nationalen Gedanken Rechnung trägt. Griffe der Herr Professor dann zur Feder, dann würden seine durch praktische Erfahrungen geläuterten Ansichten außerordentlich an Actualität und Wert gewinnen. Das Imprimatur des Fürstbischofs Simon würde er dann freilich voraussichtlich verlieren. Otto Lecher.

Dr. Karl Eisenhart: Die Abrechnung mit England. München Verlag von J. F. Lehmann, 1900.

Dieses Heft in schreiend rothem Umschlag hat uns einigermaßen enttäuscht. Wir hatten gehofft, darin ein Sündenregister Englands zu finden. Es ist thatsächlich nur ein Tugendspiegel Deutschlands. In irgend einer Bellamy-Variante erzählt es die Geschichte der nächsten 30 Jahre. Zunächst eine maritime Demüthigung Deutschlands. Dann der große maritime Aufschwung: gewaltiger Flottencredit, ein Seekrieg mit England, Sieg Deutschlands auf der ganzen Linie, Demüthigung Englands und als Nachspiel auch Amerikas, inzwischen fortlaufend gehässige Darstellung englischer, französischer, russischer und amerikanischer Verhältnisse, Deutschland aber, (mit Ausnahme der Linksliberalen und der Socialdemokraten) immer und überall tadellos, groß, ehrlich, tugendhaft und stark. Graf Bülow ist der reine Marine-Bismarck, und ein Heidelberger Professor hat einen „Elektrophor“ erfunden, der es ermöglicht, große Kriegsschiffe ohne Kohle und fast ohne Bedienung mit der Geschwindigkeit eines Expresszugs vorwärts zu bewegen — der reine Marine-Automat. Es ist ein französischer Zug von Ruhmredigkeit in dieser Schrift. Wenn sie großen Anklang in Deutschland fände, dann könnte sie als Symptom überhitzter politischer Phantasie und eines ungesunden Zustands des öffentlichen Geistes in Deutschland angesehen werden. Vorläufig scheint es uns aber, dass diese melodramatische Flotten-Rodomontade selbst den größten Flottenenthusiasten in Deutschland des Guten zu viel sein dürfte. r.

Ernst Victor Zenker: Die Gesellschaft. I. Band: Natürliche Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft. Berlin, Georg Reimer, 1899.

Der Verfasser ist „keineswegs von der krankhaften Eitelkeit gebläht“, sich einzubilden, er sei dazu berufen, „die endgiltige Synthese der bisherigen Specialforschungen“ auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft zu liefern. So weit, dass das unternommen werden könne, sei diese Wissenschaft noch gar nicht gediehen. Aber es erscheine nothwendig, dass von Zeit zu Zeit das Facit des bisher Geleisteten gezogen werde, um denen, die nicht selbst forschen, einen Ueberblick über das Arbeitsfeld zu verschaffen. Mehr wolle er mit seinem Buche nicht leisten. „Jede Polemik, jede Detailjägerei, jede Sucht, neue brillante Hypothesen einzuführen“, liege ihm fern. Zenker hat mehr geleistet, als er verspricht. Er hat nicht allein eine kurzgefasste (nur 224 Seiten starke) Uebersicht geliefert, die nach Inhalt und Form in gleich hohem Grade befriedigt, er ist auch reich an originellen Auffassungen, die nicht als Paradoxien wirken, sondern in der schlichten und klaren Darstellungsweise des Verfassers überzeugen. Ganz besonders gilt das von seiner Darstellung der Entstehung der Familie. Diese ist nach ihm nicht sexuellen, sondern rein wirtschaftlichen Ursprungs. Der Geschlechtstrieb wurde in der Urzeit innerhalb der Horde promiscue befriedigt, und alle Mitglieder der Horde, männliche wie weibliche, waren einander social gleichgestellt und gleichberechtigt. Die Verwandtschaft wurde nach Mutterrecht bestimmt, ohne dass dieses eine Gynäkokratie bedeutet hätte; es gab weder Gynäkokratie, noch Androkratie, da überhaupt kein Herrschaftsverhältnis bestand, sondern nur, wie bei den Schafen, Rindern und Gemsen, eine mit der besondern Befähigung des einen oder des andern Individuums von selbst gegebene Führerschaft ad hoc, für den gegebenen Fall. Solche Befähigung war eines der Elemente, aus denen später Herrschaftsverhältnisse erwuchsen, aber nicht das einzige und das wichtigste. Das wichtigste war der Besitz in Verbindung mit der Familie, die selbst als eine Besitzform und Arbeitsgemeinschaft entstanden ist. Jedem Mitglied der Gruppe oder Horde wurde ein Besitzrecht zugestanden auf die Gegenstände, die es mit eigener Arbeit geschaffen oder im Kampfe erbeutet hatte. Menschliche Beutestücke konnten nur Frauen und Kinder sein, da die besiegten Männer zu unfügsam waren und daher umgebracht werden mussten, während die erbeuteten Weiber und Kinder als Arbeitsthiere gebraucht werden konnten. Hatte nun einer eine Sclavin, so durfte er sie natürlich auch geschlechtlich gebrauchen, ohne dass er dadurch seine Rechte als Mitglied der Gruppenehe verloren hätte; aber der geschlechtliche Umgang mit der Sclavin blieb zunächst etwas Nebensächliches. Beide Verhältnisse bestanden also eine Zeitlang neben einander: das zu den Weibern der Horde, auf die alle Männer Anspruch hatten, und das zu der Sclavin, die keinem anderen als ihrem Herrn gehörte. In dem Maße jedoch, als diese Herrschaftsverhältnisse von Männern zu Weibern zahlreich wurden, lösten sie die Gruppenehe allmählich auf, und der ausschließliche geschlechtliche Umgang mit den eigenen Weibern wurde die Regel; selbstverständlich trat damit das Vaterrecht an die Stelle des Mutterrechtes. Ob sich das neue eheliche Verhältnis monogam oder polygam, genauer gesagt polygyn gestaltete, das hieng ganz allein vom verschiedenen Reichthum ab. Wer viel Vieh hatte, brauchte auch viel Weiber und Söhne zu seiner Wartung, wie umgekehrt der Besitz mehrerer Weiber zur Vergrößerung der Herden beitragen konnte; die Armen, die überall die Mehrzahl bildeten, mussten sich mit einer Sclavin begnügen; die Polygamie ist demnach nicht als Vorstufe der Monogamie anzusehen, sondern beide Eheformen haben sich gleichzeitig entwickelt. Bei den Erörterungen über die Differenzierung der Production in Ackerbau und Viehzucht haben wir bedauert, dass der Verfasser die vor drei Jahren bei Duncker und Humblot erschienene geographische Studie: Die Hausthiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen von Eduard Hahn, nicht zu kennen scheint. Dieser Forscher beseitigt vollständig die schon von älteren Nationalökonomen angezweifelte Ansicht, es habe sich der Mensch vom Jäger zum Hirten, vom Hirten zum Ackerbauer fortentwickelt und beweist, dass aus Jägern und echten Nomaden niemals sesshafte Bauern werden; er stellt ferner eine neue Theorie über die Gewinnung der Hausthiere auf, und legt dem Spatenbau, den viele Naturvölker, namentlich die Neger, heute noch betreiben, eine hohe Bedeutung für die Zukunft der Volkswirtschaft bei. Oder sind vielleicht Hahns Ergebnisse von den Fachmännern abgethan, so dass Zenker nicht nöthig hatte sie zu berücksichtigen? Es wäre uns interessant, wenn wir darüber bei dieser Gelegenheit Auskunft erhalten könnten.

—e—

Alfred Richter: Das Clavierspiel. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1898.

Das Buch ist in erster Linie für Lehrer bestimmt und hat den Zweck, „denkende Clavierspieler“ zu erziehen. Es zerfällt in drei Theile: die Technik (Handhaltung, Ausbildung der Finger, Fingersatz), Verzierungen (Ausführungen der durch bestimmte Zeichen vorgeschriebenen Figuren), Vortrag. Gleich im ersten Theil stoßen wir auf einige praktische Lehren, die beweisen, dass der Verfasser bei allem Gewicht, das er auf tüchtiges, gewissenhaftes Ueben legt, kein Pedant ist, dem die Schule wichtiger ist, als die lebendige Kunst. Er plaidiert, sobald der Schüler einmal die elementare Festigkeit sich angeeignet hat, für individuelle Freiheit in der Anordnung der Studien wie in der Wahl des Fingersatzes. „Solange der Schüler überhaupt mit Einsicht verfährt, lasse man ihm gewähren, indem ihm die Natur sozugen das Princip vorschreiben wird, das für ihn unter gegebenen Umständen das am leichtesten zu befolgende ist ... Man möge nie vergessen, dass der Fingersatz nur Mittel zum Zweck ist. Hört man aber gewisse Leute reden, so meint man beinahe, dass das Clavierspiel eigentlich nur des Fingersatzes wegen da ist. Auf keinem Gebiete machen sich pädagogische Selbstgefälligkeit, Pedanterie und Unfehlbarkeitsdünkel breiter, als gerade auf diesem.“ Sehr beachtenswerte Grundsätze finden wir auch in dem Capitel über den Vortrag. Die Art, wie Richter über die subjective Auffassung, über den Grad der Zulässigkeit von Veränderungen spricht, berührt von vornherein sympathisch und würde — wenn es der Raum gestatten würde — verdienen, in längeren Auszügen citiert zu werden. Das Princip der Stilreinheit ist durch den treffenden Vergleich illustriert: „Man kann nicht in der Tracht des vorigen Jahrhunderts erscheinen und zu gleicher Zeit mit einem Cylinder auf dem Kopf.“ Zur Charakterisierung der Anschauung des Verfassers über die Eigenart des Vortrags diene folgendes Beispiel: Die Eigenart des Vortrags liegt „ganz und gar im subjectiv Charakteristischen, denn wenn der Vortrag charakteristisch für den Spieler ist, so ist er auch nothwendigerweise dadurch eigenartig ... Dagegen kann eine solche Eigenart nicht darin gefunden werden, wenn man Dinge im Kunstwerk anbringt, die nicht hineingehören oder es verunstalten, Nuancen der Klangstärke oder des Tempo ganz anders als vorgeschrieben ausführt, das Tempo ganz willkürlich nimmt und das alles nur, um es anders zu machen als andere Spieler ... Für alle derartigen Sünden, ja selbst für in technischer Hinsicht ganz misslungene Leistungen, muss immer das fürchterliche Wort ‚Auffassung‘ herhalten“. Ich glaube, dass es vielen unserer Künstler, allen Lehrern und Schülern von großem Nutzen wäre, die in diesem Werke vertretenen Anschauungen sich zu eigen zu machen. Die ersteren werden darin einen sicheren Leitfaden, die letzteren ein willkommenes Nachschlagebuch zur Hand haben, das vielen ein Bedürfnis ist, auch wenn sie sich noch so sehr der Schule entwachsen glauben. Deshalb möchte ich auf das Werk, das trotz der einhalb Jahre, die seit seinem Erscheinen verflossen sind, noch immer nicht genügend bekannt ist, nachdrücklich aufmerksam machen. M. W.

Olive Schreiner: Träume. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Margarethe Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin 1899, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Von Olive Schreiner wird heute selbst der flüchtige Leser gefesselt: durch die Heimat ihrer Erzählungen, welche im englischen und boerischen Südafrika liegt. Die Dichterin ist dort geboren und in die Schule gegangen. Heute lebt sie im Capland als Verwandte des Premierministers. In ihre Erzählungen spielt der landschaftliche Hintergrund fast ununterbrochen hinein: die südafrikanische, langgestreckte Ebene mit ihren Farmgehöften und Schafkraals, den niedrigen Kopjes, den tropischen Milchbüschen und Eispflanzen, den Wasserwurzeln in tiefgegrabenen Flussbetten und der krystallenen blauen Luft. Am berühmtesten wurde jenes ihrer Bücher, welches sie schlechtweg als „Geschichte einer afrikanischen Farm“ bezeichnete und in englischer Sprache unter dem Pseudonym „Ralph Iron“ veröffentlichte: die mir vorliegende Ausgabe trägt bereits den Vermerk des 93. Tausend. Selbstverständlich ist hier mehr als die bloße „Geschichte“ einer solchen kleinen, aus holländischen, deutschen, englischen und hottentottischen Elementen gemischten Menschenansiedelung gegeben. Erfindung und dichterischer Witz liegen schon darin, wie hier die nationalen Unterschiede auf einem zusammengedrängten Schauplatz als typische Fälle gezeichnet werden: wir lernen den arroganten englischen Abenteurer kennen, den Prahlhans Bonaparte Blenkins, und wir versöhnen uns mit ihm, wenn wir auf der anderen Seite die boerische Hausmutter sehen, Tant' Sannie die dicke, schmierige, hinwissund conservative Tant' Sannie ... Die politische Satire tritt aber bei Olive Schreiner bald zurück hinter einer seltsamen, nicht anders als ethisch zu nennenden Lyrik. Junge, verwaiste Leute wachsen auf der Farm heran: ein Knabe und ein Mädchen, die lieben sich und verlieren sich, ziehen in die großen Städte, um die Welt kennen zu lernen, und sterben enttäuscht und seelisch gebrochen in jungen Jahren. Um diese Lebensgänge schlingen sich sehnsüchtige Wünsche,

geistige Kämpfe und wunderbar verträumte Gespräche. Die Dichtereigenart der Schreiner liegt darin. Träume spinnt sie gern aus, mit symbolischen Bedeutungen, in gedämpften, ungewissen Farben ... eine Eigenart, von der auch das hier in deutscher Uebersetzung vorliegende Bändchen zeugt. Ethische Fragen werden angeschlagen und mit den Hilfsmitteln einer halb religiösen Allegorik zum Tönen gebracht. Den charakteristischen Hintergrund gibt wiederum, und zwar sehr wirksam, die Urnatur Afrikas: hier sind ja nach Parabeln zu Hause. Die Parabeln der Schreiner sind nicht so mächtig wie die der Bibel, nicht so klar und lebendig wie die Tolstois, aber auch Dichtungen. dd.

## Revue der Revuen.

**„Die Grenzboten"** beschäftigen sich in den ersten Februarheften in einem ziemlich scharfen und unparteiischen Artikel mit den „Böhmischen Wirren". Die Geschichte derselben reicht Jahrhunderte zurück und ein gut Stück Antheil daran hat der katholische Clerus, der das nationale Vorurtheil gegen die deutschen Ketzer, wenn nicht mit der Muttermilch, so doch auf dem Seminar einsog. Und da dann die Aera der Bewegungen begann, die man kurz, aber nicht mit Unrecht als die des Nationalitätenschwindels bezeichnet, blieb auch Böhmen davon nicht verschont. Die Regierung hat dieser wachsenden Bewegung gegenüber das gerade zu dieser Zeit am wenigsten passende Mittel ergriffen. Ohne Parteinahme müsse zugegeben werden, dass keine Regierung, der es um die Fortdauer einer lebensfähigen österreichischen Gesammtmonarchie Ernst sei, auch nur die allergeringste Lockerung des den vielsprachigen Staatencomplex umschlingenden und zusammenhaltenden Bandes der Staatssprache erlauben dürfe. Ob durch Festhaltung dieses Grundsatzes den Wünschen des einen oder des anderen autoglossen Volksstammes gewillfahrt oder zuwidergehandelt wird, sei gegenüber der alle anderen in den Hintergrund drängenden Fragen der ungeschmälerten Centralmacht thatsächlich Nebensache. Der Gedanke der jetzigen Regierung, es könnte sich nach alles zum guten wenden, wenn sich Czechen und Deutsch-Oesterreicher über die Sprachenfrage in Böhmen einigten, sei offenbar eine der unglücklichsten Ideen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen einem staatsmännischen Hirn entspringen konnten. Was würde man von einem Bauer sagen, dessen Söhne über die Erntearbeit in Streit gerathen waren und der ihnen sagte: „Kommt, wenn Ihr einig geworden seid, und sagt mir, wie es werden soll." Würde nicht jedermann fragen: warum sagt er nicht lieber selbst, wie es werden soll, da es doch seine Felder sind, um die es sich handelt, und ist dann selbst dahinter her, dass es auch wirklich so gemacht wird? Oder hat sich der Bauer gar etwa durch einen der Söhne das Heft aus den Händen winden lassen und ist nicht mehr Herr im Hause?

**„Heimgarten"** (Jänner-Februar). Als eine vielseitig gebildete und innerlich liebenswürdige Natur zeichnen den vor Jahresfrist verstorbenen Grazer Musikästhetiker Professor Fritz Hausegger die Briefe, die er an Rosegger gerichtet hat, und die von diesem zum Theil veröffentlicht werden. Nur ein paar Proben aus der interessanten Darbietung. „Ich bin der Ansicht, dass nichts der Entwickelung des Volksliedes so schädlich sei, als die Verbreitung des Männergesanges. In dem Dünkel, welcher da gepflegt wird, erhält das Volk ein verderbliches Surrogat für die Töne des Gemüthes, welche dem Volksliede entströmen, die leichtfassliche aber gehaltvolle Phrase nistet sich statt dessen ein und umspinnt mit ihren erstickenden Geweben die Quellen des echten Volksgesanges, dass sie entweder versiegen oder verunreinigt werden. Der echte Volksgesang ist die echte Mädchenschönheit, er weiß gar nicht, wie schön er ist, und darum wirkt er so bezaubernd ... Aber das in den Concertsaal verpflanzte, präparierte Volkslied hat meiner Meinung nach mit dem Volke so wenig zu schaffen, als das gebratene Rebhuhn mit dem Walde." Seine politische Stellung kennzeichnet er einmal mit den Worten: „Sie achten die Ideen des Antisemitismus und des Nationalismus und sehen sie als Stufen an zu höheren Zielen. Um das, einzig um das handelt es sich. Die Sünden haben mit diesen Ideen gar nichts zu schaffen, gar nichts! Die gehören der schwachen menschlichen Natur an. Wie herrlich ist das Christenthum und wie scheußlich das Pfaffenthum ... Als Mensch gilt mir der Czeche und der Jude das Gleiche wie der Christ und der Deutsche. Den Menschen in ihm würde ich nie verfolgen. Soweit er aber der Entwickelung meiner Nation feindlich ist, überschreitet er die Sphäre des reinen Menschenthums und wird als Gegner der Entwickelung meiner Nation auch Gegner der Entwickelung des Menschlichen in ihr, Gegner ihres Menschenberufes." — Bemerkenswert ist, dass in demselben Heft der Rosegger'schen Monatsschrift auch schon Maeterlincks Bedeutung anerkannt und auf sein Buch „Weisheit und Schicksal" mit Nachdruck verwiesen wird.

**„L'Humanité Nouvelle"**. Ein Artikel in einem der letzten Hefte von Elie Reclus über den magischen Ursprung der Medicin. Die Magier sind die Naturforscher des frühen Mittelalters. Nicht um zu heilen, sondern um zu zerstören und zu tödten, machen sie sich mit der Wirkung der natürlichen Gifte auf den menschlichen Organismus vertraut, und lernen so auch diesen mit seinen Functionen und Reactionen kennen. So werden sie gewissermaßen zu negativen Vorläufern der Aerzte. Aufs einzelne übergehend, berichtet Reclus über die älteste der wunderthätigen Pflanzen, die Mandragora oder Alraunwurzel, eine der Belladonna verwandte Pflanze, die durch die menschenähnliche Gestalt lebhaft auf die Phantasie wirkte, und deren mystischen Charakter es noch erhöht, dass man ihr eine Wirkung auf die Beziehungen der Geschlechter zuschreibt. In der deutschen Magie wurde aus ihrem Namen der der „Alräunchen" (Zauberinnen und Wichtelmännchen) abgeleitet. — Gustav Lejeal fährt fort in seiner „Histoire naturelle de Jésus". Er versucht den Nachweis, dass der ägyptische Serapis mit Josef, dem Sohn des Erzvaters Jakob, identisch ist. Seine Priester sind die Therapeuten, aus deren Mitte, nach ihm, Christus hervorgegangen. Endlich wird der Apostel Paulus als ein in Philosophie geschulter Alexandriner dargestellt, der auf Grundlage dieser Weltanschauung weiterbaute und die heidnische Welt für das Christenthum gewann. — Albert Fua erzählt die Vorgeschichte der Usurpation des türkischen Thrones durch den gegenwärtigen Sultan Abdul Hamid. Danach hätte er eine vorübergehende geistige Störung seines Bruders, Murad V., missbraucht, um diesen vom Thron zu verdrängen. Murad wurde ganz isoliert und lebt, seit nunmehr 23 Jahren, von zwei stummen Palasthütern bewacht, im Palast von Tscheragan, den sogar die Schiffe, die in den Bosporus einfahren, von der Seeseite in großem Bogen umschiffen müssen. Die Freunde und Anhänger Murads wurden unter allerhand Vorwänden von Constantinopel entfernt, verbannt, im Nothfall sogar getödtet, und je mehr Murads Genesung fortschritt, desto strenger wurde seine Haft. Zur Zeit der armenischen Greuelthaten versuchte die europäische Diplomatie sogar dadurch eine Pression auf Abdul Hamid auszuüben, wurde jedoch zum Schweigen gebracht durch das Vorweisen eines geheimen Vertrags mit Russland, den der Sultan beim Friedensschluss von San-Stefano als Gegenconcession für die schimpflichen Bedingungen, denen er sich unterwarf, erzwang, und worin Russland ihm zusichert, seine Krone gegen alle Angriffe der europäischen Mächte zu vertheidigen.

In der **„Nuova Antologia"** erschien ein Aufsatz über die Freundinnen Balzacs von F. de Roberto. Es wird die leidenschaftliche Liebe gezeigt, mit welcher Balzac vor allem an seiner Mutter und einer seiner Schwestern hieng; die geistige Freundschaft, die ihn neben allen Liebesverhältnissen und über diese hinaus mit Mme. Carraud verband; sein Verhältnis zu Mme. de Berny, welches, obwohl sie älter war als er, vielleicht seinen glücklichsten Lebensabschnitt bildet, bis ihr Tod dasselbe zerreißt, und den er viele Jahre nachtrauert. Dann drei Frauen, die sich ihm in anonymen Briefen, begeistert durch seine Schriften, nähern: Comtesse de Castris, eine falsche Colette, an der sich der Dichter rächte, indem er sie als Herzogin v. Langeais zeichnete; Louisa, die ihm nie ihren Namen enthüllt hat; endlich Comtesse de Hanska, die zwei Monate vor seinem Tode seine Frau wurde. Vor seinem Ende verließ sie ihn übrigens; beim Eintritt der Agonie zog sie sich in ihre Gemächer zurück. Die Augen drückte ihm seine alte Mutter zu. — Ouida schildert Chamberlain, seine politische Carrière und seinen Einfluss auf den südafrikanischen Krieg; auch sein Aeußeres, da sie vor einigen Jahren Gelegenheit hatte, ihn zu sehen und die Huldigungen zu beobachten, welche die conservative Partei ihm brachte.

## Uebergang.

### Von J. Zangwill.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Stein.

(Fortsetzung.)

### VI.

Nachdem seine Sarah in das „Haus des Lebens" gebracht worden und die Aufregungen der Grabsteinsetzung und Wahl der all ihre Tugenden aufzählenden Inschrift sich gelegt hatten, wäre Daniel in dieser öden Welt dahingewelkt, hätte er nicht Klein-Schnapsie um sich gehabt. Die beiden versorgten miteinander das Haus; dasselbe große Haus, das gedampft hatte vor Weiblichkeit, und über dem noch der Duft der Parfums und Pulver zu schweben schien. Vater und Tochter trafen sich indes nur bei den Mahlzeiten. Er verbrachte ganze Stunden bei der Morgenzeitung, bei seinen alten seltsamen Vorstellungen von Indien und allerlei anderen darin verzeichneten Dingen: und dann humpelte er in den Straßen umher oder wanderte in die Hamidrah, die ein ansässiger Fanatiker eben im Norden Londons errichtet hatte, und in welcher Daniel sich unter der Leitung eines polnischen Weisen bestrebte, seinen gealterten Verstand auf die rituellen Probleme Babylons zu concentrieren. In langen Intervallen verstand er sich dazu, seinen altmodischen Hut sorgsam glatt zu bürsten, und schüchtern bei einer seiner Töchter die Klingel zu ziehen, worauf es ihm gestattet wurde, ein heulendes, zappelndes Baby zu liebkosen: doch sie wohnten eben alle so weit von ihm und von einander in diesem kolossalen London. Von Sylvia, die einen livrierten Burschen hatte, fühlte er sich immer abgeschreckt, und als die anderen ihrem Beispiel folgten, stellte er seine Visiten bald völlig ein. Und wenn davon die Rede war, dass die Schwestern ihn besuchen sollten, da wussten sie sich stets auf ihre überhandnehmenden häuslichen Pflichten auszureden und auf den frostigen Empfang von Seiten Florences. „Ja, wenn du allein wohnen würdest oder bei einer von uns!" Doch Daniel fühlte, dass ihm diese letztere Eventualität ebenso furchtbar wäre als die erstere. Denn wiewohl er den unendlich breiten Strom fühlte, der sein eigenes Leben von dem seiner gegenwärtigen Hausgefährtin trennte, so verspürte er doch noch deutlicher die Brücke der Liebe, auf der ihre Seelen sich begegneten.

Man kann sich demnach das Erstaunen des Siebzigers vorstellen, als ihm eines schönen Morgens, während er gerade in seinen Pantoffeln umherwackelte, der Diener die Meldung machte, dass seine sechs Töchter sein sofortiges Erscheinen im Salon verlangten.

Der Schrecken verjagte jeden Gedanken an seine Toilette: das Herz schlug ihm schneller in trüber Vorahnung von irgend etwas Unbekanntem. Dieser gemeinschaftliche Besuch erweckte Begräbnis- oder Hochzeitsvorstellungen. Der Anblick von vier vor dem Fenster aufgepflanzten Wagen vervollständigte noch sein Vorgefühl irgend eines Elementarereignisses. Er wankte in den Salon — der nun, wo er über keine Töchter mehr zu verfügen hatte, ganz verfallen

war — und schrak zurück vor dem Glanz, den deren Gegenwart ihm von neuem verlieh. Sie rauschten vor Seide, klapperten voll goldener Halsketten und erfüllten die Luft mit dem alten Parfum — und Pulverduft. Er fühlte sich vor all dem beißenden Wohlstand dahinschwinden, wie vielleicht manch ein phantastischer Erfinder vor einer Versammlung seiner eigenen Geschöpfe.

Sie erhoben sich nicht bei seinem Eintritt. Bunt saßen die jüdische und heidnische Gruppe durcheinander — all die alten Grenzpfähle waren durch die Ehe niedergeworfen. Alle zeigten sie dieselbe Alterlosigkeit — üppig stagnierendes Frauenthum.

Daniel blieb, eine nach der anderen ansehend, bei der Thüre stehen. Einige räusperten sich; die anderen spielten verlegen mit ihren Muffs.

„Setze dich, Vater, setze dich," sagte Rachel, obwohl sie ruhig ihren Platz im Lehnstuhl beibehielt — und beim Klang ihrer Stimme machte sich eine allgemeine Erleichterung fühlbar. Nachdem aber Daniel auf einen der steifen Stühle gesunken und wieder Schweigen eingetreten war, kehrte auch die frühere Verlegenheit zurück.

Endlich nahm Leah das Wort: „Wir haben eine Zeit gewählt, wo Florrie bei ihren Armen ist —"

„Bei ihren Armen!" wiederholte Sylvia nachdrücklich, und ein verständnisvolles Lächeln umspielte die sechs Gesichter.

„Ja und —?" flüsterte Daniel.

„Weil wir nicht wollten, dass sie von unserem Besuch erfährt."

„Es betrifft Schnapsie?" murmelte er.

„Ja, deine kleine Schnapsie," versetzte Daisy boshaft.

„Uns zu besuchen und zu sehen, hat sie keine Zeit," rief Rebekka. „Aber für ihre — Armen, da hat sie Zeit genug."

„Nun, sie thut viel Gutes," entschuldigte er leise.

„Enorm viel Gutes!" kicherte Rachel.

„Für sich selbst!" corrigierte Lily.

„Ich verstehe nicht," stieß er beunruhigt hervor.

„Nun also —" begann Lily. „Erzähl' es ihm, Leah; du weißt mehr darüber."

„Du weißt gerade soviel wie ich."

Flehend blickte er von einer zur anderen.

„Ich habe es immer gesagt, dass die Armenviertel gefährliche Orte für Menschen unserer Classe sind," sprach Sylvia. „Sie beschränkt sich ja nicht einmal auf ihre eigenen Leute."

Die Gesichter erhellten sich — sie fühlten augenscheinlich das Eis gebrochen.

„Gefährlich!" wiederholte er, das verhängnisvolle Wort auffangend...

„Gefährlich!" mit einhelligem Schaudern.

Er erhob sich halb. „Ihr habt böse Nachrichten?" rief er.

Die Gesichter verdüsterten sich und die Köpfe nickten.

„Ueber Schnapsie?" kreischte er und sprang auf.

„Bleib' nur sitzen, bleib' nur sitzen," versetzte Leah verächtlich; „sie ist nicht gestorben."

Er setzte sich nieder.

„Also, was ist's? Was ist geschehen?"

„Sie ist verlobt." Wie eine Todtenglocke klang das Wort aus Leahs Munde.

„Verlobt!" hauchte er, und es dämmerte ihm die Vorahnung des Entsetzlichen.

„Mit einem Christen!" stieß Daisy brutal hervor.

Bleich und zitternd sank er zurück. Ein schweres Schweigen legte sich über das Zimmer.

„Aber wieso denn? Wer denn?" murmelte er endlich.

Die Töchter erholten sich wieder. Alle schrien sie nun durcheinander.

„Auch so ein Armenversorger."

„Er ist der Sohn eines Erzbischofs."

„Ein abscheulicher Christengauner."

„Und das ist deine geliebte Schnapsie!"

„Wenn **wir** Christen gewollt hätten, wären wir schon vor zwanzig Jahren verheiratet gewesen."

„Es ist eine entsetzliche Schande."

„Nicht die mindeste Rücksicht hat sie für uns."

„Und sie wird gewiss sehr unglücklich werden. Bei jedem Streit wird er ihr vorwerfen, dass sie eine Jüdin ist."

„Unserem Wohlthätigkeitsverein wollte sie nicht beitreten — dazu hatte sie keine Zeit."

„Und wollte nie heiraten — rümpfte bei jedem jüdischen jungen Mann die Nase."

„Aber sie hätte mir's doch gesagt!" flüsterte er ganz gebrochen. „Ich kann es nicht glauben. Meine kleine Schnapsie!"

„Nicht glauben?" lachte Leah auf. „Nun, sie hat es doch gar nicht geleugnet!"

„Ihr habt also mit ihr darüber gesprochen?"

„Mit ihr gesprochen! Sie behauptet doch, dass das ganze Judenthum ein Unsinn sei. Sie ist eine Schande für uns alle."

Der blinde Rasseninstinct sprach aus ihnen — der Fluch der fünfundzwanzig Jahrhunderte währenden Isolierung. Bei Daniel aber trat noch das tiefgehende Gefühl religiösen Abscheus hinzu.

„Aber soll sie denn in einer Christenkirche heiraten?" hauchte er.

„O, sie heiratet noch nicht."

Sein armes Herz athmete auf ob dieser Frist.

„Um **unsere** Gefühle kümmert sie sich nicht soviel," fuhr Leah fort, „doch so lange **du** lebst natürlich, wird sie nicht heiraten."

Dann nahm Lily den Faden auf. „Wir erklärten ihr alle, dass es uns, würde sie nur einen Juden heiraten, eine große Freude wäre, dich abwechselnd bei uns zu haben. Doch sie meinte, das sei es nicht. Sie würde dich schon selbst behalten; ihr Alfred hätte nichts dagegen. Es ist der Schlag für deine religiösen Gefühle, der sie zurückhält. Sie will dir nicht wehe thun."

„Meine gute, kleine Schnapsie! Gott segne sie!" murmelte er leise. Sein betäubtes Gehirn konnte nicht die ganze Lage erfassen und war sich nur einer unendlichen Erleichterung bewusst.

All die Gesichter um ihn herum verdüsterten sich ärgerlich.

Er tappte nach Verständnis und fuhr mit der Hand über die weißen Haare, die aus seinem Käppchen hervorguckten.

„Aber dann — dann ist doch alles in Ordnung."

„Ja, in Ordnung," versetzte Leah brutal. „Aber auf wie lange?"

Wie eine eisige Kralle griffen ihm diese Worte ans Herz. Zum erstenmal im Leben vergegenwärtigte er sich die Unausbleiblichkeit des Todes und mit dieser Unausbleiblichkeit zugleich seine Nähe.

„Wir wollen, dass du all dem **jetzt** ein Ende machst," sagte Sylvia. „Um unsretwillen nimm ihr das Versprechen ab, dass sie, auch wenn du — du bist der einzige, der Einfluss auf sie hat."

Sie stand auf, wie um der peinlichen Unterredung ein Ende zu machen, und auch die andern erhoben sich, unter dem Rauschen ihrer Seidenkleider. Wie im Traume schüttelte er die sechs juwelengeschmückten Hände und versprach, sein Bestes zu thun; und als er die kleine Wagenprocession davonrollen sah, da war ihm zu Muthe wie bei einem Begräbnis, und zwar wie bei seinem eigenen.

VII.

O Gott, dass es dazu kommen musste. Klein-Schnapsie konnte erst glücklich werden, bis er gestorben war. Wozu sollte er sie aber warten lassen? Was lag an den paar Jahren oder Monaten? Er war ja schon todt. Da bewegte sich doch sein Leichenbegängnis die Straße hinab.

Selbst im Momente, als er versprochen hatte, mit Schnapsie zu reden, hatte er nicht die Absicht gehabt. Diese langen Jahre gemeinschaftlich verschwiegenen Lebens hatten eine wirkliche Unterredung unmöglich gemacht. Ueber der Brücke, die ihre beiden Seelen miteinander verband, schwebte geheiligtes Schweigen. Sie konnte unter dem Gewicht von Worten, noch dazu von erzürnten väterlichen Worten für immer zusammenstürzen. Und das wäre ärger als Tod.

Nein, Klein-Schnapsies Leben gehörte ihr allein, und er wusste, dass er kein Recht hatte, darüber Rechenschaft zu verlangen, und schien es ihm auch am Rande der Todsünde. Er hätte sich darüber nicht logisch aussprechen können, war sich dessen selbst nicht recht klar, aber sein zärtliches Verhältnis zu ihr hatte ihn zum Verständnis für ihre moralische Rechtlichkeit erzogen, das neben der Ueberzeugung ihrer hoffnungslosen Verirrung in ihm fortlebte. Nein, er hatte nicht das Recht, sich in ihr Leben, in ihr selbstaufgebautes Erdenglück zu mischen. Es war an ihm, seinem Leben ein Ende zu machen. Klein-Schnapsie musste bald dreißig sein; die schönste Jugend war dahin. Sie sollte mit dem fremden Manne glücklich werden.

Wenn er sich aber selbst tödtete, dann brachte das ja der Familie und damit auch Schnapsie Schande. Am Ende würde Alfred sie dann nicht einmal heiraten. Gab es denn keinen Weg, um ohne Aufsehen aus diesem Leben zu schwinden? Und Selbstmord wäre ja eine zweite Todsünde! Ah, wäre das nur wirklich sein Leichenbegängnis gewesen!

„O Gott, Gott Israels, sage mir doch, was ich thun soll!"

VIII.

Da kam seinem Herzen eine plötzliche Eingebung. Sie sollte nicht auf seinen Tod zu warten brauchen, um glücklich zu werden: er wollte **leben** und sie glücklich sehen. Er wollte thun, als ob diese Hochzeit ihn keine Seelenopfer koste; und wurde nicht auch wirklich der Gedanke an ihr Glück die Seelenqual ersticken? Aber **würde** sie glücklich werden? **Konnte** sie denn mit diesem Fremdling glücklich werden? Da lag der eisigkalte Zweifel! Wenn es zu einem Streite kam, würde es der Mann ihr nicht immer ins Gesicht schleudern, dass sie eine Jüdin sei? Nun, das musste er wohl ihr überlassen. Sie war alt genug, um sich nicht selbst ins Elend zu stürzen. All diese Jahre lang war ihm ihre gedankenvolle Stirn als der Sitz aller Weisheit, ihre zärtlichen Augen als die Quelle aller Güte erschienen, und er konnte sich nicht plötzlich zu anderer Meinung versetzen. Als sie endlich eintrat, hatte er sich für seine Aufgabe gesammelt.

„Ah, mein liebes Kind," rief er mit strahlendem Lächeln, „ich habe die guten Neuigkeiten schon vernommen."

Das Lächeln starb in ihren Augen. Sie blickte erschreckt drein. —

„Das ist sehr schön, Klein-Schnapsie," sagte er schelmisch. Und ich werde nun sieben Schwiegersöhne haben. Alfred den Zweiten, he?"

„Du hast's also gehört?"

„Ja," sagte er und zupfte sie am Ohr. „Zu denken, dass sie vor ihrem alten Vater etwas geheimhalten konnte!"

„Aber weißt du denn, dass er ein — ein —"

„Ein Christ ist? Natürlich weiß ich das. Was macht denn das für einen Unterschied, solange er ein guter Mensch ist, he?" Er lachte laut.

Klein-Schnapsie sah noch erschreckter drein. War der Vater nicht mehr ganz bei Sinnen?

„Aber ich dachte —"

„Du dachtest, ich würde dich dieses Opfer bringen lassen. Nein, nein, meine Liebe, wir sind ja nicht in Indien, wo die Frauen, um ihren todten Männern Genüge zu thun, bei lebendigem Leibe verbrannt werden."

Vor Klein-Schnapsie tauchte eine nicht hieher gehörige Vorstellung von Gold und Diamanten auf, auf denen sie herumtrat. „Wer sagte es dir?" flüsterte sie.

„Leah."

„Leah! Aber Leah ist doch so furchtbar böse darüber!"

„Ja, ganz richtig. Sie kam in höchster Aufregung zu mir, doch ich bedeutete ihr, dass, was Klein-Schnapsie auch immer thut, jedenfalls das Richtige ist."

„Vater!" Mit einem plötzlichen Aufschrei der Ueberzeugung und voll inniger Liebe fiel sie ihm um den Hals und küsste ihn. „Aber ist denn der liebe, alte Jude nicht entsetzt?" fragte sie, halb lachend, halb weinend.

Seine List verlieh ihm den nöthigen Scharfblick. „Wieviel Judenthum steckt denn in den Männern deiner Schwestern?" versetzte er. „Und was soll die Rasse ohne Religion?"

„Oh, Vater, das ist's ja, was ich immer predige," rief sie voll Erstaunen aus. „Erinnere dich nur, wie's in den alten, schönen Tagen in Portsmouth um unser Judenthum bestellt war. Was ist denn hier der Sabbath? Ein Hohn. Kein einziger deiner Schwiegersöhne schließt sein Geschäft. Aber dort, wie schön war es, wenn der Sabbath hereinbrach! Ganz allmählich glitt er herab, immer tiefer und tiefer: man konnte die Engeln flattern hören. Leuchtend schwebte er dann über dir, und heiliger Friede breitete sich über das Haus."

„Ja, ja." Seine Augen füllten sich mit Thränen. Er sah die Reihe unschuldiger Mädchengesichter um den weißen Sabbathtisch versammelt. Was hatte ihm London mit seinem Wohlstand für all das geboten?

„Und die Versöhnungstage, wenn uns das Widderhorn mit einem Gefühl von Sünde und Gericht durchschrillte, wenn wir die himmlischen Rollen gezeichnet und gesiegelt glaubten. Wer fühlt hier dergleichen, Vater? Es fasten ja einige von uns nicht einmal."

„Das ist wahr, das ist wahr." Er vergaß seine Rolle. „Du bist also doch noch eine gute Jüdin?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Wir haben unsere Bestimmung ausgelebt. Unsere Isolierung ist ein sinnloses Ueberbleibsel."

Doch sie hatte einen neuen Hoffnungsfunken in ihm entfacht....

„Kannst du ihn nicht zu uns herüberbringen?"

„Zu was? Zu unseren leeren Synagogen?"

„Dann gehst du also über zu ihm?" Er bemühte sich, der Stimme ihren festen Klang zu bewahren.

„Ich muss; sein Vater ist Erzbischof."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte er, obzwar sie ebensogut hätte Erzengel sagen können. „Aber du glaubst nicht an an —"

„Ich glaube an Selbstaufopferung; das ist das Christenthum."

„Wirklich? Ich dachte, es wäre die dreitheilige Gottheit."

„Die ist nicht das Wichtigste daran."

„Gott sei Dank!" sagte er. Dann fügte er schnell hinzu: „Aber wirst du auch glücklich mit ihm sein? Eine so verschiedene Erziehung! Du kannst dich doch nicht so eins mit ihm fühlen."

Sie lachte und erröthete. „Es gibt tiefergehende Dinge, als die Erziehung, Vater."

„Aber wenn ihr nach der Hochzeit miteinander in Streit gerathet, wird er dir immer vorwerfen, dass du eine Jüdin bist."

„Nein, das wird Alfred niemals thun."

„Dann also tumm'le dich, Klein-Schnapsie, sonst erlebt es dein alter Vater nicht mehr, dich unter dem Trauhimmel zu sehen."

Sie lächelte glücklich und glaubte ihm. „Dort gibt's aber keinen Trauhimmel," sagte sie.

„Nun, was es dann eben ist," lachte er zurück in dem entsetzlichen Gedanken, dass es ein Kreuz sein könnte.

(Schluss folgt.)



**Stimmen aus dem Publicum.**

# Die Zeit.

XXII. Band. Wien, den 3. März 1900. Nummer 283.

## Entschlussfähigkeit.

Um einen kleinen Schritt haben wir's in der politischen Schulung doch weiter gebracht. Von dem Uebel der Wortgläubigkeit bei der Beurtheilung von Ministern, besonders wenn sie neue Besen sind, haben auch wir in Oesterreich uns nachgerade befreit. Nach den schönen Worten des Regierungsprogrammes, wie dies ehemals allgemein üblich war, will kein Mensch mehr die Qualitäten des neuen Ministerpräsidenten Herrn Dr. v. Koerber beurtheilen. Alle Welt wartet auf seine Thaten. Aber nach den Thaten zu urtheilen, hat auch wieder seine eigenen Schwierigkeiten. Wer dabei auf Vollständigkeit ausgehen wollte, müsste mit seinem Urtheil über einen Staatsmann zurückhalten, bis dieser seine Laufbahn abgeschlossen hätte. In solch' glücklicher Lage ist wohl der Geschichtsschreiber — der nächsten Generation. Wer aber mitlebt und mitpolitisiert, muss sein Urtheil — die Revision durch den Historiker der Zukunft gerechterweise vorbehalten — etwas rascher, wenn auch etwas unvollkommener fertigstellen, wenn dieses noch irgend einen praktisch-politischen Zweck erfüllen soll. Der gegenwärtige Ministerpräsident, Herr Dr. v. Koerber, hat sich bisher nicht eben sonderlich beeilt, uns in raschen Thaten seines Wesens Kern vollkommen aufzuzeigen, umso schlechter für ihn. Wir müssen uns dann eben mit dem Wenigen bescheiden, um uns über seine Eigenart klar zu werden.

Als Herr Dr. v. Koerber die Regierung antrat, lagen drei eilige politische Probleme ihm zur Lösung bereit: der deutsch-czechische Sprachenstreit, der Riesenstrike der Bergarbeiter in Böhmen und Mähren und der Riesenschwindel der Wiener christlich-socialen Gemeindewahlreform. Was hat er nun bisher in diesen drei Angelegenheiten gethan? Nichts, genauer gesagt, ein qualificiertes Nichts, oder, wenn der vulgäre Ausdruck gestattet ist: Nichts mit Sauce. Er hat sich bisher nur „informiert“, informiert und wieder informiert, endlos informiert. In der Bergarbeiterfrage hat er sich zuerst durch die Aussendung des Justizministers Baron Spens und des Sectionschefs v. Blumfeld informiert, dann hat er sich durch die Einberufung der verschiedenen Einigungsämter noch genauer informiert, zwischendurch hat er sich durch stundenlange Unterredungen mit Arbeiterführern und Gewerken ganz genau informiert, endlich hat er sich durch eine mehrtägige Debatte im Abgeordnetenhaus allergründlichst informiert. Alle Menschen in Oesterreich haben sich über dieses socialpolitische Elementarereignis schon ihre Meinung gebildet. Auch das Abgeordnetenhaus, das von den Regierungsmenschen „arbeitsunfähig“ genannte Abgeordnetenhaus hat durch einstimmige Beschlüsse seiner Sympathie für die Strikenden Ausdruck gegeben. Die Regierung aber, die Regierung, die so arbeitsfähig ist, wenn es gilt, Bauprojecte zu entwerfen, um einen Fünfhundertmillionen-Kriegsfonds für künftige § 14-Zeiten zusammenzubringen, die Regierung hat im Bergarbeiterstrike noch nichts gethan, sie hat sich nicht einmal eine feste Meinung darüber gebildet. Ganz ähnlich steht's in der Wiener Frage. Jeder Hausknecht in Wien weiß schon nachgerade, was er von der Wiener Wahlreform zu halten hat. Nur der Ministerpräsident hat bisher sich blos „informiert“, aber es ist ihm noch nicht gelungen, zu einer eigenen Ansicht durchzudringen. Und nun betrachte man gar erst die deutsch-czechische Tragikomödie unter Herrn Dr. v. Koerber's Regie. Zuerst kamen die informellen Vorbesprechungen mit Krethi und Plethi, es folgte dann, von dem großen Bum-Bum einer ebenso phrasenreichen als inhaltsleeren Ministerrede begleitet, die Eröffnung der Verständigungsconferenzen. Und hier wird dann Alles auf die lange Bank geschoben. In zwei Plenarconferenzen und mehreren Subcomités „informirt“ sich Herr Dr. v. Koerber ohne Unterlass. Jede Partei hat nun schon in der Sprachenfrage ihr Programm: nur die Regierung hat noch keines.

Es wäre eine grausame Ironie, wenn just der Mann, der uns vor fünf Wochen erst „eine vom rascheren Pulse der Zeit belebte Verwaltung“ versprach, sich so bald als der allerlangsamste Denker selbst in diesem begriffsschweren Lande entpuppte. Aber es wäre ungerecht, ihm einfach Denkträgheit zuzumuthen. Was ihn hindert, ist nicht so sehr ein Mangel des Intellects, als des Charakters. Herr Dr. v. Koerber hat trotz alledem auch schon einige Kleinigkeiten gethan, die zur Belehrung über seine Eigenart beitragen können. Wir wissen zum Beispiel, was das nach wie vor wichtigste politische Problem Oesterreichs betrifft, dass Herr Dr. von Koerber als Mitglied des Cabinets Gautsch zu jener Fraction gehörte, die den Badeni-Bilinski'schen Ausgleich für unannehmbar erklärte. Nun aber, da er selbst ein Cabinet leitet, verlangt er in seiner Programmrede, dass der Reichsrath dem inzwischen von Thun und Kaizl noch wesentlich verschlechterten ungarischen Ausgleich „so rasch als möglich“ (!) seine Genehmigung ertheile, und dazu hat er sich zweifellos gegenüber der ungarischen Regierung verpflichtet. Am Intellect hat's da nicht gefehlt. Ein anderes Beispiel: Herr Dr. v. Koerber steht von seiner zwanzigjährigen Subalternbeamtenthätigkeit im Ruf eines Gegners der Grafenwirtschaft in der Verwaltung. In seinen verschiedenen Regierungskundgebungen tadelt er wie irgend einer die Schäden unserer Verwaltung und verspricht Reform. Damit das Wort zur That werde, ist es natürlich erstes Erfordernis, dass die alten Verwaltungsschädlinge fortgejagt und durch neue, bessere Männer ersetzt werden. Die beiden wichtigsten Provinzen des Reiches, Böhmen und Niederösterreich, werden von zweien dieser anerkannt Unfähigen verwaltet, vom Grafen Coudenhove und vom Grafen Kielmansegg. Man erwartet als erstes Zeichen des neuen Geistes die Abberufung und anderweitige, minder schädliche Versorgung dieser zwei an Geist wie Beutel gleich armen Günstlinge. Was geschieht aber? Graf Coudenhove bleibt in Böhmen, Graf Kielmansegg bleibt in Niederösterreich, und damit der Unterschied gegenüber anderen Provinzen minder auffällig werde, wird auch Mähren, aus dem soeben ein fähiger Statthalter abberufen worden ist, irgend einem Grafen Zierotin zur Verwaltung überantwortet.

Was aus diesen Actionen und Nichtactionen des Herrn Dr. v. Koerber spricht, ist nicht sowohl ein Mangel an Einsicht als ein Mangel an Willenskraft. Er kann die Verwaltungsreform nicht zur That machen, weil er sich's mit den Grafen, er kann seine Anschauung über den ungarischen Ausgleich nicht zur Ausführung bringen, weil er sich's mit den Ungarn nicht verscherzen möchte. Und ebenso kann er in der Wiener Frage zu keinem Entschluss durchdringen, weil er mit den christlich-socialen Herren von Wien, in der Bergarbeiterfrage nicht, weil er mit den hochmögenden Gewerken, in der Sprachenfrage nicht, weil er mit den Jungczechen nicht Kirschen essen will. Und weil er nicht nur sie, sondern auch ihre Gegner fürchtet. Deswegen kann er sich entweder gar nicht oder doch nur sehr schwer zu seiner Ueberzeugung entschließen, und die wesentliche Eigenschaft des Staatmannes versagt bei ihm, die Entschlussfähigkeit. Ein Staatsmann braucht kein feiner Stilist und nicht einmal ein gründlicher Kopf zu sein, aber ein Mann der That muss er sein. Grade in einem von verschiedenen, einander völlig entfremdeten Völkern bewohnten Lande, wo es keine einheitliche öffentliche Meinung gibt, in einem von Parteiungen zerklüfteten Staate, wo es keine gemeinsamen Ziele gibt, gerade in einem so paralysierten Lande muss als Gegengewicht der leitende Staatsmann die Disparität der Staatselemente durch seinen kräftigen Willen ausgleichen, und dies ganz besonders im gegenwärtigen Zeitpunkte, wo rasche und entscheidende That mehr Noth thut als je. Ein Mann aber, der die ganze Uneinigkeit Gesammt-Oesterreichs in seinem eigenen Kopf reproduciert und, wie die Völker Oesterreichs mit einander, so mit sich selbst nie einig zu werden vermag, ein solcher Mann mag als ein getreues Spiegelbild von Oesterreichs Zerfahrenheit eine Sehenswürdigkeit sein. Aber der rettende Mann ist das kaum. Denn wir ertrinken, ehe er, aus Furcht vor dem nassen Element, uns zu helfen sich entschließt.

K.

---

## Die czechischen Parteien und ihre Presse.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Die letzten Wahlen im Schlaner Wahlbezirke und vielleicht noch mehr der allerdings etwas schildbürgerlich geführte Wahlkampf um das caput capitis in Prag bieten mir die übrigens ganz unerwünschte Gelegenheit, den Stand der jetzigen böhmischen Parteien zu revidieren.

In den zahlreichen Besprechungen der Prager Bürgermeisterwahl wurde die Verwunderung ausgesprochen, dass die Altczechen noch so einflussreich seien und die Hauptstadt beherrschten, und einige reactionäre polnische Blätter haben aus Loyalität gegen die

jungczechischen Verbündeten der Hoffnung Ausdruck verliehen, die Altczechen würden wiederum als politische Partei auftreten.

Ich habe in meinen früheren Artikeln in der „Zeit“ das Verhältnis der Alt- und Jungczechen schon beleuchtet, und die neueste Entwickelung bestätigt meine damalige Diagnose vollkommen. Die Altczechen waren bei uns die erste und größte, auf einer breiten culturellen Basis aufgebaute politische Partei; unter Palackys geistiger Führung haben die Altczechen die ganze Nation culturell und politisch organisiert. Die Jungczechen waren als Fortsetzer des 1848er Radicalismus und als Opposition gegen die Verbindung der Altczechen mit den Feudalen politisch radicaler, speciell demokratischer, aber sie haben culturell keine neue Richtung inauguriert, im Gegentheil sie haben das ganze culturelle Rüstzeug der Altczechen beibehalten und sich darum auch politisch nur als linken Flügel der Altczechen betrachtet und das nationale Gesammtprogramm Palackys acceptiert. Darum kam es so spät zur Trennung zwischen beiden Lagern, und darum hat die Trennung die radicalen Jungczechen so bald zur Raison gebracht. Der jungczechische politische Radicalismus war eben vorwiegend negativ, er brauchte die altczechisch-feudale Folie. Darum saßen die Jungczechen als „Demokraten“ und „Hussiten“ lange genug im gemeinsamen altczechisch-feudalen Club; auf der anderen Seite wirft diese Verträglichkeit auch das entsprechende Schlaglicht auf die altczechische Partei und selbst auf die Feudalen. Politisch, das hieß damals: staatsrechtlich, waren die Altczechen die eigentlichen Radicalen, die Jungczechen waren verfassungsfreundlicher; darüber läßt der bekannte Ausspruch des Abgeordneten Grégr, dass das böhmische Staatsrecht keine Pfeife Tabak wert sei, keinen Zweifel aufkommen. Jetzt sehen wir aber auch, dass die Jungczechen von ihrem Demokratismus so stark abgelassen haben, dass sie nun ihrerseits ganz gut die Verbündeten der Feudalen abgeben können. Und sieht man gar die jetzige Fortsetzung der Punctationen, so fragt man sich erstaunt, warum 1891 Baron Rieger in voller Landtagssitzung von jungczechischer Seite Verräther genannt wurde. Die Entwickelung der Jungczechen zeigt ganz klar, dass ihre Partei keine neue Denkrichtung, kein neues Programm aufgebracht hat; die Opposition gegen den Feudalismus und Clericalismus hat nachgelassen, und so entpuppen sich die grimmigen Feinde als ganz gute oder, wenn man will, ganz schlechte und schlechtere Altczechen. Und so wird dann auch begreiflich, wie die Altczechen in Prag ihre Position behalten konnten, und warum sie daselbst und ähnlich in den übrigen Städten und auch auf dem Lande ihre Macht erhalten haben. Im Nothfalle wurde zwischen den Parteien, wie z. B. in Prag, ein Compromiss geschlossen, durch welches gerade den Altczechen ihre Macht gesichert wurde. Man muss eben zwischen factischer Macht und zwischen Einfluss, zumal momentanem Einfluss, der Parteien, unterscheiden: die Jungczechen haben durch ihre größere Agilität und besonders durch ihr Parteiorgan einen momentanen Einfluss erlangt, ohne die Macht, und speciell die wirtschaftliche und sociale Macht zu erringen.

Diesen Unterschied von politischer Macht und Einfluss, der in der Prager Bürgermeisterwahl so stark hervorsticht, kann man sich übrigens auch an anderen Wahlen zum Verständnis bringen. Jeder, der das politische Leben nur halbwegs denkend beobachtet, muss sich fragen, warum Bezirke und Gemeinden, die in ihre locale Vertretung ganz ausgesprochen conservative, ja reactionäre Vertreter wählen, in das Centralparlament (Wien) radicalere oder ganz radicale Abgeordnete wählen. Die Erklärung dieses Zwiespaltes ist wohl nicht so schwer und jedenfalls ist sie gerade für dir österreichischen Verhältnisse lehrreich. Zu Hause, in der Gemeinde und im Bezirke, will unser Staatsbürger, will der Bourgeois die Verwaltung des Gemeindevermögens, der Geldinstitute (Vorschusscassen u. s. f.) und überhaupt die wirtschaftliche Führung möglichst gesichert wissen und darum wählt er sich da ihm bekannte „solide“ Männer; aus diesem Grunde ist er auch bei der Landtagswahl vorsichtiger, conservativer; aber nach Wien „riskiert“ er trotzdem oder gerade eben deswegen einen radicaleren Vertreter. Der schadet zu Hause nicht und kann unter Umständen nützen, zumal der Herr Abgeordnete auf seine Wähler, respective ihre politischen Führer und die eigentlichen Wahlmacher die gebürende Rücksicht nimmt. So erklärt sich, warum die Gemeindevertretung conservativ, ja reactionär ist, während die Landtagsvertretung schon etwas radicaler, die Reichsrathsvertretung am radicalsten ist. Für die Beurtheilung und Würdigung des Gegensatzes von Autonomie und Centralisation kommt diese locale Hierarchie der Vertretung gerade in Oesterreich sehr in Betracht; diese Abstufung ist übrigens auch anderwärts zu finden. Man vergleiche zum Beispiel die Abstufungen der verschiedenen Wahlarten in Deutschland, etwa das allgemeine Wahlrecht in die Reichsvertretung und das junkerhafte Wahlrecht des preußischen Landtages!

Psychologisch ist dieser Unterschied sehr interessant. Ich habe Gelegenheit gehabt, einen Unternehmer genauer zu beobachten, der in seiner Umgebung im Geruche eines starken Radicalismus stand, ja die Leute munkelten sogar, der Herr Fabrikant sei ein — Socialist. In der That war Herr R. auf die „Neue Zeit“ und den Berliner „Vorwärts“ abonniert, und jedes politische Gespräch mit ihm endete mit einer radicalen Kritik der — deutschen Reichspolitik; über eine scharfe Rede Liebknechts oder Bebels war der reiche Herr Fabrikant ganz entzückt. Und doch! In seiner Fabrik suchte er — der Jude! — mit Vorliebe die zahmen christlich-socialen Arbeiter und war überhaupt nichts weniger als Socialist; nur für Deutschland war er radical gestimmt. Ich weiß nicht, ob diese radicale Stimmung die Verdauung beschleunigte (der „Vorwärts“ wurde immer nach Tische gelesen) oder ob derart der Zwiespalt des Zeitalters zur Geltung gekommen ist — jedenfalls haben wir hier einen Beitrag zur Psychologie des vulgären Radicalismus und die Erklärung seiner Fluctuationen in unserem Parteiwesen.

Denn, so wie die Jungczechen sich zu den Altczechen verhalten, ebenso läßt sich das Verhältnis der Jungczechen zu den Radicalen formulieren. Die Jungczechen erklärten, sie acceptierten das Programm der Altczechen und seien nur der linke Flügel der Altczechen; ganz so sprechen es ihnen die Radicalen nach: sie wollen dasselbe Programm haben und nur der linke Flügel der Jungczechen sein. Das heißt: die Radicalen erklären sich als den linken Flügel des linken Flügels der Altczechen, also die linkesten Altczechen! Und sie haben ganz recht. Die Radicalen (Dr. Baxa) repräsentieren gar keine neue culturelle, auch keine neue politische Richtung, sie haben keinen einzigen neuen Gedanken aufgebracht, ja sie sind geradezu ohne jeden Gedanken, ihre Parole lautet nur: Staatsrecht, will sagen: Mandate. In der That, sollte ich das Wesen dieser Radicalen definieren, so könnte ich mir nur mit der Anlehnung an die bekannte Unterweisung, wie Kanonen gemacht werden, helfen: Man nimmt ein Gedanken-Nichts, umgibt es mit antisemitischem Ritualaberglauben („Polna“) und streicht diesen mit Staatsrechtsfarben an. Der Vergleich mit der Kanone passt auch insofern, als er auf das politische Lärmmachen der Radicalen hinweist.

Dieses Wesen der „staatsrechtlichen“ Partei erscheint erst im wahren Lichte, wenn man bedenkt, dass das diejenigen Leute sind, die 1889 an der Reformbewegung betheiligt waren, die in der jüngeren Generation damals sich geltend machte.*) Man würde das kaum begreifen, wenn es durch die Entwickelung der alt- und jungczechischen Partei nicht schon vorweg erklärt wäre. Die altczechische Partei gieng, trotz ihrer Begründung durch Palacky, als politische Partei an zwei großen Fehlern zugrunde. Erstens an dem politischen Utopismus, an dem im Anfange der constitutionellen Aera alle Parteien krankten. Es kann doch nicht zufällig sein, dass die „staatsrechtlichen“ Altczechen zugleich mit den „verfassungstreuen“ Liberalen zusammenstürzen. Hier wie dort politischer und speciell staatsrechtlicher Utopismus, das fatale Nichtbegreifen dessen, was die neue Entwickelung der Staaten und Völker politisch und wirtschaftlich eigentlich bedeute. Mit diesem Utopismus hängt der zweite Fehler der Altczechen innig zusammen: ihre Verbindung als demokratische Partei mit den Feudalen.

Diese Verbindung hat es bewirkt, dass die Altczechen zuletzt unter die clericale Führung gelangt sind. Dieser Entwickelungsgang der Altczechen ist für die Jungczechen, aber auch für die jüngsten Jungczechen (man kann sie nach dem Gesagten auch Altczechen nennen) vorbildlich. Die Radicalen sind ebenso unter clericaler Vormundschaft, wie die Alt- und Jungczechen. Das hat ihr Antisemitismus und besonders ihr Ritualaberglaube bewirkt. Bei der Wahl in Schlan lobten die „Nat. Listy“ das Programm Dr. Baxas, und die Clericalen wählten ihn darum auch, eben so wie das Organ des Herrn Vergani, das antisemitische Wiener „Deutsche Volksblatt“, mit seinen Ritualverbündeten sehr zufrieden ist; unseren Clericalen und den Wiener Antisemiten macht das, und mit Recht, gar nichts, dass die Radicalen ab und zu gegen den Clericalismus sich aussprechen und ihren Antisemitismus als „einen reinen Emancipationskampf auf wirtschaftlichem Gebiete“ (Rad. Listy, 27. Febr.) hinstellen. Man muss eben noch mit der reformerischen „Moderne“ und „Jugend“ von ehedem Staat machen, in Wirklichkeit sind diese Herren Jungen unglaublich rasch politisch und culturell steinalt geworden: ihnen und einem großen Theil der Wählerschaft genügt der Vulgärradicalismus. Die Gedankenleerheit des neuen „staatsrechtlichen“ Tagblattes („Radikalni Listy“) ist darum geradezu verblüffend: selbst das veraltete Jungczechenorgan, die „Nár. Listy“, steht in vielfacher Beziehung höher, obwohl auch die Jungczechen in ihren Reihen keinen einzigen namhafteren Politiker haben, der wenigstens den Versuch wagen könnte, das ererbte Programm Palackys und Havliceks zeitgemäß umzugestalten oder wenigstens zu ergänzen. Und darauf kommt es bei uns in erster Reihe an, weil unsere führenden politischen Parteien ein durchdachtes culturelles Gesammtprogramm haben müssen, falls sie eine größere Rolle als die von Parlamentsstatisten spielen wollen.

In dieser Beziehung wird von der altczechischen Partei schon ein Versuch gemacht. Wahrscheinlich ist es Professor Bráf, der in der clericalen Revue „Aletheia“ (Nr. 8, 1899) die Revision des altczechischen Programmes befürwortet, und neben ihm bietet Professor Rieger in seinen Schriften und Artikeln eingehendere staatswissenschaftliche Studien über das altczechische Programm. Hie und da taucht auch eine „altczechische jüngere Generation“ auf, aber ihr Auf-

*) [illegible] vom 17. November [illegible]

treten ist vorläufig ohne Bedeutung. Die Altezechen stehen eben unter dem Drucke des Clericalismus und Feudalismus, ihre Macht ist vornehmlich wirtschaftlich, und die Repräsentanten derselben (besonders die altczechische Vertretung Prags) der Typus einer kleinlichen spießbürgerlichen Bourgeoisie. So ist es zu erklären, dass die altczechische Presse (eine altczechische Stimme bezeichnete unlängst charakteristischer Weise die Presse als einfaches Capitalsunternehmen), trotzdem sie an Zahl die stärkste ist, keinen führenden Einfluss ausübt. Der „Hlas Národa“ hat eine gewisse Stärke in seinen socialpolitischen Artikeln (Professor Bráf), sonst aber ist er ohne Einfluss; die illustrierte Beilage des „Hlas Nár.“ (auch als selbständiges Tagesblatt, der „Kurýr“) ist eine etwas bessere Ausgabe der berüchtigten „Hacke“; die deutsch geschriebene „Politik“ dient freiwillig den Jungczechen und Feudalen, die böhmische Ausgabe ist ein Blatt für die breitesten Schichten. Als altczechische Revue kann die „Osvěta“ gelten.

Die Jungczechen sind journalistisch viel schwächer als die Altczechen, aber die „Nár. Listy“ haben noch immer einen bedeutenden Einfluss. Vor zwei Jahren wurde von ihnen die „Česká Revue“ gegründet, wohl nur deshalb, um der großen Masse der Wählerschaft zu beweisen, dass auch die Jungczechen eine Revue herausgeben können. Mehr kann man von ihr nicht sagen, als dass sie herausgegeben wird; die Jungczechen bedeuten eben keine literarische Richtung, und so bleibt ihre Revue ohne Farbe und Einfluss.

Journalistisch ist dagegen der Clericalismus sehr stark organisiert. Er hat sein Tageblatt („Katolické Listy“), mehrere Wochenblätter, Revuen und revueartige Blätter (sechs). Im ganzen sind zwei, in gewissem Sinne drei clericale Richtungen zu verzeichnen. Die tonangebenden sind die clericalen Radicalen oder besser gesagt die Terroristen: das ist die herrschende, hierarchische Partei, die auch wirtschaftlich (Vorschusscassen) organisiert ist. Ihre Organe sind die „Katolické Listy“, die „Obnova“ des Bischofs Brynych, die Revue „Vlast“ und andere. Unsere Presse steht leider in letzter Zeit geistig tief; aber die Presse dieser clericalen Partei steht am tiefsten — sowohl was Bildung, als auch das, am gelindesten gesagt, dreiste Vergewaltigen der Wahrheit anbelangt. Diese Richtung ist darum auch der spiritus rector des verlogenen, culturfeindlichen Antisemitismus und seines Ritualaberglaubens.

Die mährischen Clericalen sind etwas moderner. In ihrer Revue „Hlídka“ wurde der Versuch einer philosophischen Apologetik des Katholicismus unternommen; allein schon merkt man an dem Blatte, dass die großen Herren in der Kirche nicht einmal einer katholischen Philosophie gewogen sind.

Das ist der Grund, der in der Revue „Nový Život“ eine „Katholische Moderne“ erstehen ließ. Abgesehen von der Decadence und dem Symbolismus, die besonders aus Frankreich und Belgien unter katholischer Flagge importiert werden, dient das Blatt neueren literarischen Strebungen; aber die philosophischen und wissenschaftlichen Grundlagen dieser „Katholischen Moderne“ sind schwach, auch ist ihr fortschrittliches Programm unausgearbeitet und ohne Energie. Wagt irgend ein Mitarbeiter nur verschämte Anklänge etwa an Schell, so bringt die nächste oder gar dieselbe Nummer das nöthige orthodoxe Heftpflaster. Den rituellen Antisemitismus hat diese Richtung mit den Terroristen gemeinsam. Erst in den letzten Wochen scheint eine Arbeitstheilung innerhalb der „Katholischen Moderne“ platzzugreifen. Der „Nový Život“ dürfte sich auf das Künstlerisch-literarische beschränken, während der neuen Zeitschrift „Rozvoj“ eine demokratischere, etwas antihierarchische, aber stark antisemitische Socialpolitik zufallen würde.

Die christlichen Socialisten unter clericaler Führung spalteten sich in jüngster Zeit, analog den literarischen Richtungen, in zwei Lager: ein orthodoxes, hierarchisches und ein freiheitlicheres, demokratischeres — letzteres hat jedoch seinen Kampf um ein socialeres Christenthum schon aufgegeben.

Bei den letzten Wahlen in Schlan haben die Radicalfortschrittlichen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Es sind das die früheren Genossen der Radicalen. Nach der Entlassung der Omladina-führer aus dem Gefängnisse kam es zu dieser Spaltung. Das Organ der Radicalfortschrittlichen ist die „Samostatnost“ (zweimal die Woche), ihr Hauptredacteur Anton Hajn. Auch verfügt die Partei über einige Provinzblätter. In politischer Beziehung repräsentieren die Radicalfortschrittlichen eine mittlere Richtung zwischen dem Realismus und den Jung-, resp. Altczechen: auf dem letzten Parteitag wurde öffentlich von einigen Mitgliedern für die Fusion mit den Realisten plaidiert, auch waren in dieser Beziehung zwischen beiden Parteien unverbindliche Besprechungen.

Die Nationalsocialen sind die Ausläufer der älteren Arbeiterparteien. In letzter Zeit notorisch von der jungczechischen Parteileitung wiederum aufgefrischt, bietet sich die Partei als ein unharmonisches Gemengsel von demokratischem Nationalismus, clericalem Antisemitismus und eklektischem Socialismus. Ich sage: eklektischem, weil die Organe der Partei, zumal das gegenwärtige Hauptorgan („Česká Demokracie“, wöchentlich; daneben kleine Blätter in Brünn, Ostrau, Pilsen), bald aus dem Marxismus, bald aus dem christlichen und nationalen Socialismus Deutschlands schöpft. Die Socialdemokraten sehen die Organisation der nationalen Arbeiter eigentlich nicht ungern — sie halten dieselbe für eine Vorstufe ihrer marxistischen Classenorganisation.

Ich komme schließlich zum Socialismus und Realismus. Hier haben wir Ansätze zu neuen Richtungen, und darum hat der Socialismus und der Realismus bei uns den größten Einfluss, zumal auf die Jugend. Unser Socialismus ist officiell marxistisch, obwohl seine Theoretiker, vielfach ohne sich dessen ganz bewusst zu sein, auch schon unmarxistisch reden und schreiben. Die ursprüngliche fortschrittliche Bewegung hat dem Socialismus auch ihre besten Köpfe geliefert. Zwar haben sich noch im Jahre 1896 die „fortschrittlichen Socialisten“ als eigene Partei constituiert und ihr Programm veröffentlicht, aber sie gehen immer mehr in der socialdemokratischen Partei auf. Diese, in ihrer jetzigen Form constituiert 1893 auf dem Parteitage in Budweis, hat jetzt ihr Tageblatt („Právo Lidu“) und ihre wissenschaftliche Revue („Akademie“), außerdem zahlreiche politische und Fachblätter. Die socialdemokratische Partei ist die eigentliche und legitime Vertreterin der Arbeiterschaft.

Der Realismus hat in großen und dauernden Kämpfen gegen die alten Parteien und speciell gegen den Clericalismus, den geistigen Lenker dieser Parteien, zuerst kritisch, bald jedoch mehr positiv eine neue Denkrichtung allseitig durchgebildet. Anfangs naturgemäß auf wissenschaftliche Organe beschränkt, wächst er immer mehr auch journalistisch, und eben heuer wird der Versuch gemacht, aus dem Wochenblatt „Čas“ ein Tageblatt zu machen. Meine Polna-Broschüre hat hier hemmend gewirkt, doch wohl nur vorübergehend. Mit dem Tageblatt dürfte die Organisation einer selbständigen politischen Partei sich von selbst ergeben, zumal viele Anhänger, besonders unter den jüngeren (man spricht auch schon von „Jungrealisten“) diese Organisation wünschen. Mir selbst genügt die literarische, journalistische und akademische Thätigkeit, aber ich will da nicht entscheiden. Literarisch und gedanklich ist der Realismus die einflussreichste und ideell stärkste Richtung und schon eine Richtung, nicht nur eine Fraction und Partei. Die Opposition gegen den Realismus belebt eigentlich die meisten älteren Parteien und ralliiert dieselben ab und zu zu einem bengalischen Ketzergericht und nationalen Autodafé. Mit der socialdemokratischen Partei leben wir, trotz meiner Marxkritik, im Frieden; aber schon wird von socialistischer Seite das Verhältnis zu der zukünftigen politischen Partei erörtert und die Prognose gestellt, der Socialismus und Realismus werden sich als Organisation der Arbeiterschaft und Nichtarbeiter bald feindlich gegenüberstehen. Ich glaube das nicht und wünsche es auch nicht.

Abseits von den besprochenen Richtungen steht das unabhängige, gute Wochenblatt „Česká Stráž“, darauf bedacht, aus der Weltliteratur dem Leser möglichst viele und gute Gedanken zu bringen.

Die Studentenschaft, bei uns an der Entwickelung der neuen Richtungen seit jeher in erster Linie betheiligt, macht ganz offenbar eine durchgreifende Krise durch. Fast alle Richtungen kommen in ihr zum Ausdruck: literarisch sind jetzt nur die Socialisten („Studentský Sborník“) und Realisten („Studentské Směry“), keine der beiden Richtungen ganz ausschließlich, organisiert. Für die clericale Propaganda innerhalb der Studentenschaft ist die genannte Monatsschrift „Aletheia“ bestimmt, zugleich eine Abwehr gegen den Realismus und ein Hort des Altczechenthums.

Wenn ich schließlich erwähne, dass der Anarchismus in den letzten Jahren sein revolutionäres Programm immer mehr ethisiert und seine Taktik dem Evolutionsprincip angepasst hat, so habe ich in aller Kürze alle unsere Parteien besprochen. Eine eingehendere Analyse würde zwar fast überall mehrere Schattierungen aufdecken, aber für die politische Orientierung genügt das Vorgeführte.

Allerdings könnte und sollte ich noch auf die Taktik eingehen, welche den verschiedenen Parteien gegenüber die Regierung einschlägt und durch welche sie nolens volens zur Consolidierung derselben, zumal der radicalen beiträgt. Das wäre ein nicht uninteressantes Capitel — im ganzen kann man sagen, dass sich die Regierung mit dem, was seit den Achtzigerjahren bei uns vorgeht, ihren Kopf nicht sonderlich zerbricht. Die alte bureaukratische Maschinerie versagt zwar den Dienst, aber das versucht sich bei unserem, darin noch immer alt österreichischen Staatsmechanismus von selbst und kommt übrigens nicht nur im Verhältnis zu den böhmischen Parteien zum Vorschein.

# Die Formel Koerber.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Zum drittenmale tritt Herr v. Koerber in die Schranken des österreichisch-ungarischen Ausgleich-Turnieres. Zuerst gerade vor zwei Jahren als Handelsminister des Barons Gautsch. Schwarzgelb waren seine Farben, und er soll ihnen Ehre gemacht haben. Dann als Minister des Innern im Cabinet Clary, wobei er nur in zweiter Linie als Combattant beschäftigt war; doch gab ihm immerhin sein sachlich und rechtlich wohlbegründetes Schweine-Einfuhrverbot Gelegenheit, ruhige Nerven zu zeigen. Jetzt aber wird es Ernst. Eine

Quote soll bestimmt, die § 14-Reciprocität saniert, ein Zolltarif vereinbart, Handelsverträge vorbereitet und unsere gute, liebe Valutaregulierung zu Ende geführt werden.

Die Worte Quote und Valuta sucht man allerdings vergebens in der redsamen Regierungserklärung vom 22. v. M., obwohl diese so weitabsehende Dinge wie Alters- und Invaliditätsversicherung, Wasserstraßen, nationalen Frieden u. dgl. unter das Zeichen der That gerückt hat. Die gegenwärtige Quotenbestimmung endet mit 30. Juni 1900. Ihre Erneuerung ist eine der dringendsten Aufgaben des Parlaments; wie denkt der Herr Ministerpräsident über diesen Fall?

Vielleicht will er sich und uns den Humor durch Berührung alter Wunden nicht verderben. Vielleicht denkt er: hin ist hin, verloren ist verloren, und lenkt sein und unser Auge dorthin, wo überhaupt noch etwas zu holen ist. Das Regierungsprogramm gleitet über heikle und dem Ohre unseres überreizten Parlaments nicht genehme Punkte rasch hinweg und verweilt mit der Ausdauer eines mittelmäßigen Sängers auf jenen Tönen, die ihm liegen. Es ist die Methode des demagogischen Absolutismus. Nicht an das Urtheil wendet sich dieser, sondern an das Vorurtheil. Die Oeffentlichkeit wird nicht geführt, sondern angeführt. Die Ueberzeugung gilt nichts, das Schlagwort alles. Unterstützt von einer theils unwissenden, theils durch die Neuigkeitsjagd herabgekommenen Presse, wird das Publicum entwöhnt, einen Gedanken zu Ende zu denken und den Dingen auf den Grund zu sehen. Nur so konnte Badeni sich und der Bevölkerung einreden wollen, der ungarische Ausgleich liege in den dreißig und siebzig Procent der Quote. Nur so erklärt sich jener Aberglaube, als werde das Schicksal der österreichischen Nationalitäten allein durch Verordnungen und Minister und nicht in erster Linie durch den wirtschaftlichen Aufbau und die sociale Lebenskraft der Völker selbst entschieden.

Der moderne Absolutismus ist sich des inneren Zusammenhanges der Regierung mit dem Staate, ihrer Aufgabe innerhalb eines organischen Staatslebens nicht bewusst. Er ist nichts weniger, als das potenzierte Staats- und Kraftbewusstsein Bismarcks anno Conflictsperiode. Unser k. k. Absolutismus und seine Günstlinge horchen ängstlich nach dem Stimmengewirre, das von der Straße heraustönt. Regieren heißt ihnen, Ruhe erhalten, und der Lohn guter Regierung heißt ihnen, Ruhe haben. Da man nun die Ordnung nicht immer mit Gendarmen und Dragonern, mit Processionen und Festen herstellen, da man insbesondere die enormen Steuerlasten der Neuzeit nicht anders als in demokratischer Form aufbringen kann, hat man sich mit dem nothwendigen Uebel des Constitutionalismus recht und schlecht abgefunden. Zur Erkenntnis der wahren Aufgaben einer Volksvertretung aber, als des lebendigen Vermittlungsgliedes zwischen Regierung und Regierten, hat man sich nicht aufgeschwungen.

In solchem Milieu ist unser neuer Ministerpräsident aufgewachsen. Er hat die ganze Schule des demagogischen Absolutismus unter Taaffe, Steinbach und Badeni durchgemacht. Er kennt die Welt vor und hinter den politischen Coulissen und hat selbst manch rührenden Act aus dem Souffleurkasten eingeflüstert. Der gewaltige Unterschied zwischen Schein und Sein unseres öffentlichen Lebens ist ihm nur zu bekannt und zu geläufig. Ob er sich dieses Zuges der Dinge bewusst ist und nur aus Opportunität mit dem Strome schwimmt, um eines Tages selbst neue Dämme aufzuwerfen und das öffentliche Leben in neue Bahnen zu lenken, oder ob er ohne heimliche Hamletzweifel die Komödie des schwarzgelben Constitutionalismus als der Regierungsweisheit letzten Schluss betrachtet, soll und kann heute noch nicht entschieden werden. Auf jeden Fall hat er seine pessimistischen Erfahrungen bei dem schwierigsten Thema seines Programmes, dem ungarischen Ausgleich, in vollem Maße verwertet. Ihm handelte es sich gar nicht darum, die Wahrheit zu sagen, sondern ein neues, noch nicht abgebrauchtes Schlagwort zu gewinnen, unter dessen Schutz die alte Politik der bedingungslosen Unterwerfung unter den Willen Ungarns fortgesetzt werden kann. Diese Formel war nicht leicht zu finden, selbst für einen so gewiegten Routinier. Die alte Geschichte vom gerechten und billigen Ausgleich glauben selbst die Wähler des Freiherrn Dipauli nicht mehr. Zucker und Petroleum sind vertheuert. Die Bank haben Ungarn und Polen in Sicherheit. Die Quote ist verpatzt. Womit soll die öffentliche Meinung geködert werden? Auf welchen Glanzpunkt soll man die Augen aller richten, bis sie hypnotisiert das Gefühl für das Gekrabbel in ihren Taschen verlieren?

Die Formel Széll hat uns Oesterreicher unseren Zolltarif gekostet. Ich habe diese Geschichte zwar schon öfters erzählt, auch in der „Zeit". Siehe die Nummer vom 25. März 1899. Der Artikel IV unseres alten Zoll- und Handelsbündnisses — es kommt niemals etwas Besseres nach — enthielt die Bedingung, dass der bisherige Zolltarif weiter zu gelten habe, wenn mit Ungarn keine Vereinbarung über seine Aenderung zustande käme. Das war für Oesterreich eine ganz brauchbare Defensiv-Kopie. Passte uns irgend eine handelspolitische Aspiration unserer Zollbrüder nicht, dann genügte ein bescheidenes, aber entschiedenes Nein, um der Sache ein Ende zu bereiten. Es ist vorauszusehen, dass für das handelspolitische Kometenjahr 1903 die grün-weiß-rothe Industrie namhafte Ansprüche an die „Förderung" durch Schutzzölle machen und dass auch die transleithanischen Agrarier diesen Anlass benützen werden, um sich gegen den Vorwurf allzu großer Schüchternheit sicherzustellen. Wie schön wäre es gewesen, wenn wir in der bewährten Verschanzung des alten Artikel IV derlei Angriffe auf den Zolltarif hätten erwarten, wenn wir sogar unsere Zustimmung zu dieser und jener tarifarischen Vereinbarung uns durch Compensationen auf anderen Gebieten hätten abkaufen lassen können! Um diese günstige Position sind wir durch die Formel Széll gebracht worden. Die Clausel des Budapester Obstructionsbändigers erfand bekanntlich für das § 14-Concubinat von Cis und Trans die euphemistische Bezeichnung einer Reciprocitäts-Ehe. Der Preis für diese Erfindung wurde von Oesterreich theils bar, theils in Wechseln auf die Zukunft bezahlt. Ein solcher Wechsel ist die Ersetzung des Artikels IV des alten Zoll- und Handelsbündnisses — es kommt wirklich nie etwas Besseres nach — durch Artikel II, erstes Capitel, erster Theil der kaiserlichen Verordnung vom 21. September 1899. Da heißt es: „Der autonome Zolltarif ist vor Beginn der Verhandlungen über den Abschluss der neuen Handelsverträge mit dem Auslande durch einen neuen Zolltarif zu ersetzen, welcher die agricolen und industriellen Interessen beider Staaten gleichmäßig sichert."

Die Kopie ist geräumt. Ein neuer Zolltarif muss vereinbart werden. Kommt eine Einigung nicht zustande, so gilt nicht der alte Zolltarif suppletorisch weiter, sondern der sogenannte Reciprocitätsfall, das ist die Scheidung von Tisch und Bett, tritt ein. Nicht als ob wir diesen Fall im allerentferntesten zu fürchten hätten. Mehr als je haben die Magyaren im abgelaufenen Jahre gelernt, was sie an Oesterreich besitzen, und wie es mit ihrer Herrschaft ohne unsere Regimenter, mit ihrem Credite ohne unsere Noten, mit ihrem Exporte ohne die Gutmüthigkeit unseres Eisenbahnministers aussehen würde. Aber das gehört ja auch zu dem Systeme unseres zitternden Absolutismus, dass niemand in verantwortungsvoller Stellung es wagt, den Magyaren ruhig und gelassen, aber bestimmt und sachlich die Wahrheit zu sagen. Probiere es einmal einer unserer Bureaukraten, und seine Carrière würde sehr rasch beendet sein. Wenn die Lueger-Cohorte wild hinüberdroht nach Budapest und dabei jedwedes Maß und Ziel verliert, weil sie sich über die vollkommene Macht- und Verantwortungslosigkeit ihres Gepolters klar ist, dann halten sich die hohen Herren diesseits der Leitha schadlos für manche unangenehme Pille, die ihnen in der Budapester Pharmacie bereitet wurde, und drücken den Wiener Tribunen heimlich die Hand und seufzen erleichtert auf: „Der hat ihnen 's 'geben". Der Mann aber, der es wagt, an maßgebender Stelle auf eine große magyarische Forderung in aller Ruhe ein unbeugsames österreichisches Nein zu sagen, muss noch kommen, und bevor wir ihn nicht erlebt haben, werden wir auch nicht an ihn glauben.

So lässt sich denn leicht ausdenken, welch prächtiger Erpressungsparagraph die Bestimmung über die Ersetzung des alten durch einen neuen Zolltarif in der Hand der ungarischen Politiker sein wird. Die Gefahr für unsere Industrie, für unsere gesammte Volkswirtschaft, deren Abhängigkeit von der Zollpolitik bei einem Außenhandel der Monarchie von fast dreiundeinhalb Milliarden Kronen per Jahr wohl keines näheren Beweises bedarf, ist eine ungeheuere. Was immer Ungarn für seine Industrie und seine Landwirtschaft verlangen wird an Schutzzoll oder Opferung österreichischer Industriezölle, an Compensationsobjecten für ungarländische Exportinteressen, wir werden es prompt gewähren. Wir werden den Fleiß unserer Fabrikanten, das Brot unserer Arbeiter ausliefern als Kanonenfutter für die kopf- und erfolglose Experimentalpolitik zur Schaffung einer magyarischen Nationalindustrie. Düster und sorgenvoll ist der Blick in solche Zukunft. Oesterreich ist noch durch ein letztes wirtschaftliches Interesse an Ungarn geknüpft — es ist das handelspolitische. Die Formel Széll hat auch dieses zerstört.

Herr v. Koerber hat in seinem ministeriellen Maiden-Speech auf den Zolltarif nicht vergessen. Er hat ihn nicht verschwiegen, wie die Quote und die Valutaregulierung. Im Gegentheil. Gerade auf ihn stellte er seine Ausgleichsformel, gerade ihn stellte er an die Spitze seiner auf den ungarischen Ausgleich bezüglichen Erklärung. Und er gebrauchte nahezu dieselbe Redewendung, wie Artikel II der kaiserlichen Verordnung: Der autonome Zolltarif ist durch einen neuen Zolltarif zu ersetzen. Koloman v. Széll hat dieses Wort geprägt. Der § 14 hat die neue Münze ausgegeben, und Ernst v. Koerber will nun mit ihr die große ungarische Ausgleichsschuld unseres Schein-Constitutionalismus an die österreichischen Völker bezahlen. Er sagte: „Der nahe Ablauf der Handelsverträge bietet Gelegenheit zur Ersetzung des autonomen Zolltarifes durch einen neuen, den wirtschaftlichen Bedürfnissen besser entsprechenden Tarif. Darüber haben bekanntlich zu einem festgesetzten Termine Verhandlungen mit der Regierung der Länder der königlich ungarischen Krone stattzufinden, für welche die erforderlichen Vorarbeiten bereits im Zuge sind. In diesen Verhandlungen wird die Regierung mit vollstem Nachdrucke die Interessen der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und Gewerbes zu wahren und die gedeihliche Entwickelung aller Zweige der Production zu sichern trachten." Der stenographische Sitzungsbericht

verzeichnet Beifall. Er kam von jenen Leuten, die trotz alledem nie aussterben, Leuten, die noch immer an den „vollsten Nachdruck“ österreichischer Regierungen glauben. Oder von Leuten, deren zartes Hoffen an die Zolltarifrevision geknüpft ist? Es gibt auch bei uns noch allerhand agrarische und industrielle Egoismen auf Kosten der Consumenten und der Gesammterzeugung zu befriedigen, man kann den monopolistischen Kartellen immer neue Zölle zum „Ausnützen“ gewähren. Wenn die Production schon protegiert wird, warum soll denn nicht bei der Vertheilung der zolltarifarischen Protection auch etwas persönliche Protection geübt werden? Von einem Kartellgesetz ist keine Rede, dagegen von steuerpolitischer Industrieförderung, das heißt von Steuerprivilegien für den Einzelnen. Ein Kanaan thut sich auf. Der neue Herr scheint sich auf das praktische Leben zu verstehen. Gottes Segen über ihn! Man muss sich ihm auch erkenntlich zeigen. Mann mit zugeknöpften Taschen, Dir thut niemand was zu Lieb. Der luogo di traffico ist wieder eröffnet. Die Consumenten bezahlen.

Der arme Badeni hat es eigentlich recht schlecht gehabt, als er alle seine Ausgleichssorgen auf den Streit um die dreißig und siebzig Procent Quote reduciert hatte. Denn, um als Sieger aus dem Ausgleichskampfe hervorzugehen, musste er wenigstens in der Quotenfrage einen ziffermäßigen Erfolg erringen. Das ist ihm bekanntlich nicht gelungen und der Nordbahn-Schnellzug entführte ihn nach Busk, bevor er die selbstgewählte Aufgabe gelöst hatte. Sein ehemaliger Sectionschef ist etwas vorsichtiger. Wie denn Herrn von Koerbers Politik überhaupt bis nun durch den besseren Theil der Tapferkeit ausgezeichnet ist. Er setzt sich gegenüber Ungarn kein Programm, an dessen Nichterfüllung er gemahnt, dessen Nichterreichung ihm zum Vorwurfe gemacht werden könnte. Er tritt nicht vor das Haus und sagt: Unser Zolltarif ist im großen Ganzen gut, Oesterreich hat kein Interesse an irgend welchen namhaften Aenderungen, es sei denn eine Erleichterung für die Consumenten, eine Verringerung der Finanzzölle, an denen Cisleithanien mit einem noch größeren Procentsatze, als seine Quote ist, theilnimmt. Er sagt nicht: Monopolistische Ringe haben gewisse Positionen des Tarifes in rücksichtsloser Weise ausgenützt und die Gesammtbevölkerung tributpflichtig gemacht. Wie der Fluch mittelalterlicher Bannrechte lagert der Druck dieser Trusts auf unserer Wirtschaft und hindert deren gedeihliche Entwickelung. Er sagt nicht: Die Gefahr liegt nahe, dass Ungarn seine übertriebene und künstliche Industriepolitik durch eine Aera amerikanischen Hochschutzzolles zu krönen gedenkt und dadurch unsere specialisierte und bereits in das Ausland blickende Fabrication ertödtet. Gegenüber allen Beutegelüsten Einzelner wird die k. k. Regierung an vernünftiger und maßvoller Schutz- und Vertragspolitik festhalten und jede handelspolitische Isolierung nach West und Ost, Nord und Süd zu verhindern wissen.

Lautete das Programm der Regierung inhaltlich derart, dann würde es bei den Zolltarif- und Vertragsverhandlungen gewiss nicht ohne Kampf mit Ungarn abgehen. Die Möglichkeit eines Sieges unserer Regierung — freilich auch einer Niederlage — wäre dann nicht ausgeschlossen. Aber es wäre ein Programm. Statt dessen escomptiert Herr v. Koerber bereits eine höchst impetuose Handelspolitik Transleithaniens. Er weiß, Ungarn wird mit einer zweiten Auflage des Tarifes des Baron Daniel vom Juli 1898 kommen. Und er weiß, dass ihm nichts übrig bleiben wird, als zu allem Ja und Amen zu sagen. Er wird den Ungarn zugeben und nachlassen, was sie wollen; er wird vor keinem Zollkriege und keiner Grenzsperre, vor nichts zurückschrecken, wenn seinem Cabinet nur das Wohlwollen der p. t. Gönner in Budapest erhalten bleibt. Aber eines kann er, und das ausgezeichnet. Nämlich: den wahren Sachverhalt verschleiern, seine Schwäche Stärke nennen und, was er thun muss, als ein Gebot staatsmännischer Erwägungen, als einen Ausfluss freier Entschließung hinstellen. Baron Dipauli hat im Juli 1899 in einer Sitzung des Industriebeirathes den Nachtheil der Clausel Szêll ziemlich offenherzig zugegeben und mit der Redseligkeit eines parlamentarischen Ministers selber erläutert. Das war doch recht naiv. Man muss es den guten Leuten nur einreden, dass Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft nichts so dringlich brauchen als einen neuen Zolltarif. Man muss den nie schlummernden Beuteinstinct wachrufen und die Regierung als die große Gnadenspenderin hinstellen. Die Zolltarifclausel in der Formel Szêll sei von höchster Schädlichkeit für Oesterreich, wer sagt das? Ein paar Fachleute, eingeweihte Sachverständige, denen man doch nie etwas recht machen kann. Nicht auf das Sein kommt es dem demagogischen Absolutismus an, sondern auf den Schein; auf ein flüssiges Schlagwort, welches die große Menge leicht aufnehmen und weitergeben kann, darauf muss eine österreichische Regierung ihre Sache stellen. Die Welt will geblufft sein. So treten wir denn hinaus vor sie und sagen: Mitbürger, ihr habt das dringende Bedürfnis nach einem neuen Zolltarif. Ihr könnt euch nicht gedeihlich entwickeln, euren wirtschaftlichen Bedürfnissen muss endlich durch einen Zolltarif entsprochen werden. Aus der Noth wird eine Tugend gemacht. Man verschweigt sein säuberlich, was das für ein Zolltarif sein, welche Handelspolitik er ausdrücken wird. Denn das wissen wir ja heute selbst noch nicht, was wir übers Jahr als Interesse der Landwirtschaft oder der Industrie werden zu wahren, ob wir zum Beispiel die italienische Weinzollclausel nach dem Wunsche der einen, annoch verreblausten magyarischen Producenten werden im „Interesse unseres Fabrikatenexportes nach Italien“ zu bewilligen oder nach dem Wunsche der anderen, bereits reblausfreien magyarischen Weinbergbesitzer „im Interesse des schwer geprüften tirolischen und niederösterreichischen, sowie des dalmatinischen Weinbaues“ werden zu verweigern haben. Was je die hitzköpfigen Ungarn verlangen werden, in Koerbers Programm liegt es schon im Embryo vor. Haben wir denn nicht auch bei uns Agrarier, Monopolisten, Männer, die einen gediegenen Zollschutz nicht verachten? Die schönen Seelen von diesseits und jenseits der Leitha werden sich schon finden. Man muss ihnen nur freie Bahn eröffnen. So wurde aus der Formel Szêll die Formel Koerber.

Der Vollständigkeit halber sei constatiert, dass dem Sehnsuchtsrufe nach dem neuen Zolltarif recht nette Worte über die Stellung der Regierung und Volksvertretung in Bezug auf unser Verhältnis zu Ungarn in der Erklärung vom 22. Februar d. J. folgen, und dass der ganze ungarische Passus in einem Adagio über die Harmonie des gemeinsamen Wirtschaftslebens ausklingt. Die betreffenden Sätze sind so geschickt concipiert, dass selbst ein Gegner des Thun-Kaizl'schen Ausgleichs an ihnen, wenn er die präjudicierte Stellung des Cabinets Koerber in Rechnung zieht, nicht allzuviel auszusetzen findet, ja aus dem Texte auch den Sinn herauslesen kann, die Regierung wünsche zwar dringend die Genehmigung des § 14-Ausgleichs durch den Reichsrath, identificiere sich jedoch weder selbst mit demselben, noch verkenne sie, dass sehr viele Schwierigkeiten zu überwinden seien, bis man mit Ungarn zu einem vollen Einvernehmen gelangen wird. Diese Wendung, ergänzt durch die vorhergehende, in welcher die Regierung die gesammte Volksvertretung ohne Parteiunterschied an ihre Seite ruft, wäre geeignet, Vertrauen zu erwecken, insoferne überhaupt österreichische Cabinete nach Worten und nicht nach Thaten beurtheilt werden dürften. Alle Erfahrungen aber, die bisher in der Ausgleichscampagne gemacht wurden, müssen uns in unbesieglichem Misstrauen bestärken. So groß der Complex des gesammten Vertragswerkes auch ist, und so zahlreich dessen Beziehungen zum wirtschaftlichen Leben sind, nicht eine einzige Verbesserung gegenüber dem 1887er Ausgleich wird man uns aufweisen können, welche wirklich zum Vortheile weiterer Kreise Oesterreichs gereichen würde. Mehr als sträflich wäre daher unser Leichtsinn, wollten wir die mit soviel Emphasis angekündigte, in Wahrheit höchst unnothwendige Reform des Zolltarifes als etwas anderes ansehen, denn als ein neues Opfer für unseren Wirtschaftsbund mit Ungarn. Das Versteckenspiel, das mit der Quote, der Valutaregulierung und dem Inhalte der noch immer an dem dünnen Faden des § 14 hängenden Abmachungen getrieben wird, ist nicht geeignet, unser Misstrauen zu entwaffnen. Die Formel Szêll bedeutet die handelspolitische Dictatur der Budapester Machthaber über die Production der gesammten Monarchie, und die Formel Koerber ist die vor dem versammelten Abgeordnetenhause der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder in solennster Form abgegebene Erklärung der Unterwerfung unter diese Dictatur.

Von Herzen wünscht jeder Patriot, es möge dem österreichischen Premier gelingen, diese trüben Vorhersagungen Lügen zu strafen. Er möge wirklich den Muth finden, die Vertretung des Volkes zur Vertheidigung der berechtigten wirtschaftlichen Ansprüche unserer Reichshälfte an seine Seite zu rufen. Gäbe es denn ein besseres Mittel, um dieses oder das zukünftige Abgeordnetenhaus wieder lebendig zu machen, als ihm eine solche würdige und alle guten Kräfte entfesselnde Aufgabe zu stellen? Wenn dies Herrn v. Koerbers Absicht sein sollte, wenn es ihm nicht nur darum zu thun ist, die anrüchige Contrebande des Badeni-Thun'schen Ausgleichs unter der neuen Flagge der Zolltarifrevision durch die Wachtposten des österreichischen Parlaments zu bugsieren, dann hat er es leider peinlich vermieden, in seiner Erklärung derlei Pläne zu verkünden und ein Losungswort auszugeben, dessen lange entwöhnter Klang alle guten Instincte der Vaterlandsliebe hätte wecken müssen. So viel Schönes und Gutes auch seine Erklärung versprochen hat, in letzter Linie appelliert sie nicht an die eigentlichen Träger dieses Gemeinwesens, an die Massen, benutzt sie nicht das sociale Gefüge als Gegengewicht gegen nationale Uebertreibungen, als Klammer für die auseinanderstrebenden Elemente. Ein nüchterner Geschäftsbericht mit verwaltungsräthlichen Finessen, wird sie den Weg zum Herzen des Volkes nicht finden, eröffnet sie keine Hoffnung, dass unser, durch die Missbräuche und Verbrechen des [illegible] [illegible]anisierter Staat wieder zusammengeschmiedet werde. Nicht ein Hauch aus der Napoleon'schen oder Bismarck'schen Gedankenwelt hat das Regierungsprogramm gestreift, wohl aber erklingt in seinen zierlichen Sätzen das [illegible] aus Louis Philipps [illegible] Tagen: Enrichissez-vous!

---

# Eine neue Weltgeschichte.

Mehr als von anderen historischen Novitäten kann man von einer neuen Weltgeschichte fordern, dass sie in methodischer Hinsicht auf der Höhe der modernen geschichtswissenschaftlichen Anschauungen stehe. Eine aus Specialstudien hervorgegangene geschichtliche Einzeldarstellung vermag häufig schon ihren Zweck zu erfüllen, wenn sie neue Stoffmassen bringt und unsere bisherigen Kenntnisse von den Thatsachen ergänzt. Im Wesen der Universalgeschichte aber liegt es, dass sie — unter Ausscheidung der unwesentlichen Einzelheiten — ausschließlich die Momente in den Vordergrund rückt, die für die Entwickelung der gesammten Menschheit von Bedeutung gewesen sind, dass sie aus der unübersehbaren Fülle der Einzelthatsachen diejenigen Entwickelungsrichtungen herausschält, die das Werden und Vergehen menschlicher Cultur bestimmt haben.

Es muss befremden, dass in der überwiegenden Mehrzahl der vorhandenen „Weltgeschichten" kaum der Versuch gemacht ist, an die Lösung dieses universalhistorischen Problems heranzutreten. Von Ranke abgesehen, hat in neuerer Zeit es kein Historiker von Ruf unternommen, eine Weltgeschichte zu schreiben. Wer sich von den Fortschritten auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete, wie sie in der steigenden Bewältigung der geschichtlichen Stoffmassen und der stetig verfeinerten Herausarbeitung der gesetzmäßigen Erscheinungen aus ihnen zum Ausdruck kommen, ein Bild machen will, der würde sich solche Kenntnis aus einer vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Weltgeschichten unseres Jahrhunderts vergebens zu holen suchen. Sie alle tragen eine verzweifelt ähnliche Physiognomie: sie sind compendienartige Zusammenstellungen der geschichtlichen Thatsachen, die sie in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge herzählen. Hinzu gesellt sich ein größeres oder geringeres Maß persönlicher Reflexionen, die die Kost schmackhafter machen sollen. Meist laufen solche historische Betrachtungen auf politische, religiöse oder ethische Gemeinplätze hinaus. Der Bilderschmuck, mit dem die Weltgeschichten häufig geziert sind, ist nicht geeignet, das Zutrauen zu ihnen zu steigern. Man kann sich öfters nicht des Eindrucks erwehren, als ob vorhandene Clichés die Veranlassung zu der Entstehung einer neuen Weltgeschichte gaben. In ihrer überwiegenden Mehrzahl sind derartige Werke auch nicht für geschichtswissenschaftlich interessierte Leser berechnet. Sie sollen Auskunft geben über all und jedes, was früher einmal in nahen und fernen Landen passiert ist: sie verrichten die Dienste eines geschichtlichen Conversationslexikons.

Die ersten wahrhaften Anläufe zu einer Erklärung des Wesens weltgeschichtlicher Entwickelung sind überhaupt nicht von Historikern unternommen worden, sondern von Philosophen. Sehen wir von der christocentrischen Weltanschauung ab, die — auf Augustins De civitate dei fußend — die mittelalterliche Geschichtsauffassung beherrschte, so treten uns am Ende des vorigen Jahrhunderts die ersten systematischen Versuche entgegen, über die Grenzen des christlichen Abendlandes hinaus die Entwickelung der gesammten Menschheit aus einheitlichen Voraussetzungen heraus zu begreifen. Zu einem so hohen Unternehmen hatten in gleicher Weise die Erweiterung des geographischen Horizonts und die Befreiung des menschlichen Denkens von religiösen Fesseln die Disposition geschaffen.

In Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" haben die geschichtsphilosophischen Anschauungen jener Zeit ihren vollkommensten Ausdruck gefunden. Herder rückt das Menschenleben und seine Entwickelung in innigen Zusammenhang mit der Entwickelung des Weltalls. „In der Naturwelt," sagt er einmal, „gehört alles zusammen, was zusammen und in einander wirkt, pflanzend, erhaltend oder zerstörend; in der Naturwelt der Geschichte nicht minder." Bereits werden von Herder — neben Gott als der causa prima — Zeit, Ort und Nationalcharakter als Factoren der Culturentwickelung hingestellt. Und gelegentlich kommt er — mit den herkömmlichen teleologischen Anschauungen brechend — dem Ideal einer voraussetzungslosen, die Entwickelungsgesetze lediglich aus dem empirisch gegebenen Thatsachenbestande ableitenden Geschichtsbetrachtung nahe: „Wer in der Naturgeschichte den Feenglauben hätte, dass unsichtbare Geister die Rose schminken oder den silbernen Thau in ihren Kelch tropfeln; wer den Glauben hatte, dass kleine Lichtgeister den Leib des Nachtwurms zu ihrer Hülle nehmen oder auf dem Schweif des Pfauen spielen: der mag ein sinnreicher Dichter sein, nie wird er als Natur- oder als Geschichtsforscher glänzen. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein konnte."

Aber natürlich war es ausgeschlossen, dass Herder — bei dem Forschungsstande der damaligen historischen Disciplinen, insbesondere der Ethnologie — in diesem ersten kühnen Wurfe sogleich endgiltig die wahren Grundlinien einer weltgeschichtlichen Entwickelung erkannte und festlegte. Von dem einen Irrthum insbesondere, der mit den teleologischen Stimmungen der vergangenen Zeit zusammenhieng, hat er sich nicht befreien können: er glaubte, die Entwickelung des Menschengeistes vollziehe sich im Verlaufe der Weltgeschichte einheitlich von der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit, derart, dass die gesammte Menschheit an dieser Entwickelung theilnahme und ihre Früchte genösse.

Eine noch ungleich schärfere Ausprägung erhielten solche teleologischen Gedanken in den geschichtsphilosophischen Systemen der Identitätsphilosophie unseres Jahrhunderts, insbesondere Hegels. Indem Hegel bei souveräner Verachtung der irdischen Erscheinungsformen eine Welt von begrifflichen Zusammenhängen aufbaute, zwang er den Dingen dieser Welt die logische Entwickelung auf, die analog zwischen seinen Begriffen stattfand. Damit aber ward die Weltgeschichte zur Magd der Philosophie erniedrigt. „Es ist ein Vorgang, äußert Lamprecht einmal zu dieser Geschichtsauffassung, dessen Analogien sich in der Geschichte fast aller Wissenschaften finden: man hat den Stier bei den Hörnern gepackt und die schwierigsten Fragen durch einen genialen Coup gleichsam beantworten, ein ganzes zu erwartendes System mit einem Gedankenblitz erhellen zu können geglaubt."

Die Geschichtsschreiber unseres Jahrhunderts haben sich dem übermächtigen Einfluss solcher Anschauungen nicht entzogen. Sie haben in ihrer überwiegenden Mehrzahl darauf verzichtet, aus den Voraussetzungen ihrer eigenen Wissenschaft heraus sich über die obersten Principien weltgeschichtlicher Entwickelung Klarheit zu verschaffen. Damit soll keineswegs der große Aufschwung geleugnet werden, den die geschichtswissenschaftlichen Studien in unserem Jahrhundert genommen haben. Aber soweit Bleibendes geschaffen wurde, geschah es auf dem Gebiete der Edition und Sichtung geschichtlicher Stoffmassen und der künstlerischen Darstellung des Geschehenen. Wo es indessen galt, aus der Fülle der Erscheinungen die Gesetze der geschichtlichen Entwickelung abzuleiten, lehnte man sich an die Philosophie an und machte bei ihr Anleihen.

Rankes Weltgeschichte bietet — wenn schon erst in dem letzten Viertel unseres Jahrhunderts entstanden — den classischen Beleg für die Abhängigkeit der Geschichtsschreibung von den Anschauungen der Identitätsphilosophie. Die wissenschaftliche Größe ihres Verfassers, sein hohes, künstlerisches Vermögen und so viele tiefsinnige Einzelbeobachtungen stellen das Werk hoch über jene oben charakterisierten „Weltgeschichten". Aber die Gedanken, die er über das Werden und Vergehen der Cultur äußert, sind seiner Weltanschauung entsprungen. Die absoluten Ideen, die die Menschheitsentwickelung beherrschen und deren eine die andere ablöst, sind transscendent und somit der empirischen Erfahrung entzogen.

In jüngster Zeit mehren sich Symptome, die darauf hinweisen, dass eine neue geschichtliche Gesammtauffassung im siegreichen Vordringen begriffen ist. Noch ist das letzte Wort in dem Methodenstreite der Anhänger der alten und neuen Richtung nicht gesprochen. Aber unverkennbar tritt das Verlangen in den Vordergrund, die Gesetze geschichtlicher Entwickelung — unter Preisgabe der mystisch angehauchten Ideenlehre — aus dem empirisch gegebenen Thatsachenstoffe selbst abzuleiten. Erst damit würde die Geschichte zu einer Erfahrungswissenschaft im eminenten Sinne des Wortes werden, dem Beispiele der Naturwissenschaften folgend, die sich schon lange nicht mehr durch die von der Schelling'schen Naturphilosophie ertheilten Entwickelungsvorschriften meistern lassen.

Zu welchen Consequenzen für die weltgeschichtliche Auffassung die Preisgabe der alten teleologischen Vorstellungen führen würde — das ist schon nicht mehr bloß eine Frage der grauen Theorie. Seit kurzem ist eine neue, unter Mitwirkung von 30 Verfassern von Dr. Hans Helmolt herausgegebene Weltgeschichte im Erscheinen begriffen, in der in einer Reihe wichtiger Punkte von der bisher geübten Praxis abgegangen wird. Darum verdient das äußerlich glänzend ausgestattete Werk*), von dem vorläufig nur der erste und vierte Band vollständig vorliegen (sechs weitere werden folgen), volle Beachtung.

Was dieser neuen Weltgeschichte ihr Gepräge verleiht, ist die Betonung der geographischen Momente für die geschichtliche Entwickelung. Die alte Auffassung von dem Werdegange der Menschheit als von einem einheitlichen Processe hatte zur Folge gehabt, dass man das Fortschreiten des Menschengeistes an der Geschichte weniger hochstehender Culturnationen des europäischen Abendlandes illustrierte. Fiel diese These vom Fortschritt der Gesammtmenschheit hinweg, so war kein vernünftiger Grund einzusehen, warum man die geschichtliche Betrachtung nicht auf den gesammten bewohnten orbis terrarum ausdehnen sollte. In Wahrheit pulsiert geschichtliches Leben überall da, wo Menschen wohnen. So ergab sich als oberstes Princip der Anordnung nicht das zeitliche Nacheinander, sondern das räumliche Nebeneinander. Bei der Schilderung der geographischen Bedingtheit der Völkerschicksale, insbesondere durch die Lage der Nationen zu den Oceanen, zeigen sich starke Beeinflussungen durch die Anschauungen Friedrich Ratzels, der auch selbst in einem fesselnd geschriebenen allgemeinen Abschnitte: „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde" zu Worte kommt.

Aber natürlich ist mit der Constatierung der geographischen Beeinflussungen noch nicht die Geschichte der Völker selbst geschrieben. Soll dies vom universalhistorischen Standpunkte aus geschehen, so müsste das Augenmerk zunächst gerichtet werden

*) [illegible] von Dr. H. Helmolt. 8 Bände. Verlag des [illegible]

auf die in der normalen Entwickelung jedes Volkes wiederkehrenden typischen Momente. Inwiefern dieser typischen Entwickelung die einzelnen Völker unterworfen sind, inwieweit sie kraft eigener nationaler Anlagen über sie hinausgelangen, inwieweit endlich eine Uebernahme von Errungenschaften anderer Nationen die Cultur der Völker steigert: das alles zusammengenommen würde ein Bild der weltgeschichtlichen Entwickelung geben. Es wäre unbillig, wollte man von der neuen Weltgeschichte verlangen, dass sie allen diesen Anforderungen gerecht würde. Kohler gibt ja in ihr eine gute zusammenfassende Uebersicht der „Grundbegriffe einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit“. Aber doch nur für die niedersten Culturstufen sind vorläufig von der Ethnologie die typischen Entwickelungsformen festgelegt worden — und diese Resultate der Ethnologie haben in dem vorliegenden von Conrad Häbler bearbeiteten Abschnitte über Amerika weitgehende Berücksichtigung erfahren.

Im übrigen sind die Vorarbeiten für eine Universalgeschichte im bezeichneten Sinne noch entfernt nicht geleistet. So wird insbesondere bei der Darstellung der neueren Geschichte der europäischen Culturvölker sich ein Rückfall in den erzählenden Ton gegenwärtig noch kaum vermeiden lassen. Immerhin wird man der Helmoltschen Weltgeschichte nachrühmen können, dass sie mit veralteten Anschauungen gebrochen und neue, verheißungsvolle Bahnen eingeschlagen hat.

Leipzig. Dr. Hermann Barge.

## Englischer Tingel-Tangel-Patriotismus.

Eine Londoner Skizze.

Wir sind gewohnt, auf den Engländer im allgemeinen als ein recht kaltblütiges Individuum zu blicken, und wenn wir ihn zumal auf dem Continent so durch die Straße pilgern sehen, können wir in dieser Auffassung nur bestärkt werden. Aber man beachte denselben ebenso langweilig wie gelangweilt aussehenden Touristen einmal bei einem Wettrudern oder dem englischen Nationalspiel, dem Cricket, wo er mit tausenden von anderen Zuschauern jeden gut geführten Ruderschlag, jeden wohlgezielten Ballwurf mit stürmischem Beifall begrüßt; man wohne einmal einer politischen Demonstration im Hyde-Park oder auf Trafalgar Square bei, da wird man bald inne werden, dass Mr. Bull und selbst Mrs. und Miss Bull der höchsten Erregung eines ganz besonderen Enthusiasmus fähig sind. Ja, glaubt er nicht selbst, dass wie alles Britische eben immer nur das Beste ist, so selbst die „British cheers“, von denen er so gerne spricht, von den „Hochrufen“ anderer Menschen durch ihre so viel lauter und voller tönende Gründlichkeit sich wesentlich unterscheiden!

Diese lärmenden Demonstrationen schleppt zumal der junge Herr Bull auch gern mit sich in das Theater, und es gibt eine gewisse Sorte von Theatern, die Music Halls oder Varietäten-Theater wie das „Alhambra“ und das „Empire“, die sich in diesem Augenblick der kriegerischen Aufregung besonders darauf verlegen, ihm den Weg zu des Vaterlandes Pflicht und Ruhm recht deutlich vorzuzeichnen, in denen zwischen den Purzelbäumen der Clowns und den Kunststücken abgerichteter Vierbeiner, der wahre Patriotismus — ein widerwärtiger „Jingoismus“ — gezüchtet wird, und das Publicum mitspielen, jedenfalls nach Herzenslust lärmen und stampfen und in British cheers ausbrechen kann. Viele gehen schon deshalb in diese „Theater“, die natürlich bei ihrer Pflege des edlen Patriotismus ein gutes Geschäft machen.

Eben hat uns eine Akrobatenfamilie ihre halsbrecherischen Künste gezeigt. Der Vorhang fällt. Ein anderer wird herabgelassen, der eine Landkarte der südafrikanischen Republiken aufweist. Man sollte denken, sie könnte bei jedem Engländer nur Betrübnis wecken. Keineswegs! Zeigt die Karte nicht das ganze Gebiet, das mit all den Gold- und Diamantenminen demnächst dem britischen Nimmersatt anheim fallen soll? Und lauten Jubel weckt der Anblick. Aber noch hat man sich an dem fetten Bissen nicht satt gesehen, da wirft eine Laterna magica die Bilder der in Südafrika commandierenden britischen Generale auf den Vorhang — u. a. White, Methuen, Baden-Powell, Gatacre, Buller — diese haben sich auch ausgezeichnet — — durch eine empfindliche Niederlage, aber jedes Conterfei wird hier von dem gesammten Publicum angebrüllt, als habe es nie zuvor solche Helden in der Welt gegeben. Jetzt erscheint auch Lord Salisbury. Wiederum stürmischer Jubel. Und nun der eigentliche Urheber alles britischen Ruhmes unserer Zeit, seit Monaten der Abgott der Tingel-Tangel-Patrioten — Joe Chamberlain! Aber merkwürdig, der Beifall für ihn ist heute nur noch spärlich! Ja, ist's denn möglich! Ich hörte vor kurzem noch zischen, zischen, hier an dieser Treibhausstätte des Jingoismus.

Das ist allerdings bezeichnend für einen gewissen Umschwung der öffentlichen Meinung. Bei aller „Dankbarkeit“, die der Engländer empfindet, eine Gelegenheit erhalten zu haben, den unvergleichlichen Muth britischer Truppen, die unbegrenzte Opferwilligkeit der ganzen britischen Nation bewundern zu können, ist der Mann, der alles dies herbeigeführt hat, doch keineswegs mehr populär. Aber das darf uns nicht irre führen. Die Engländer wären gewiss vom Herzen froh, hätten sie den Krieg nie angefangen. Indessen, sie sagen sich doch auch nicht ohne Grund, dass es sich hier nicht nur um den Besitz der beiden Republiken, sondern um die britische Weltstellung handelt. Sind — so rechnen sie — auch die geschulten Truppen, die sich entbehren lassen, fast alle schon auf dem Kriegsschauplatze angelangt, lassen sich nicht Tausende und, wenn es sein muss, Hunderttausende mehr anwerben? England hat die Mittel und kann die Mannschaften bekommen und die Boeren —. Abgesehen von den Officiersfamilien leiden ja die tonangebenden Stände weniger unter dem Kriege, der seine Opfer heischt. Die Mannschaften recrutieren sich doch fast ausschließlich aus Menschenclassen, die . . . nicht weiter mitreden. Es schmerzt John Bull ja genug, dass die „heldenmüthigen“ britischen Truppen so viele Niederlagen zu verzeichnen gehabt, so viele schon den Tod erlitten haben, und ärgerlicher ist es ihm noch — in seinem bequemen Lehnstuhl — dass noch mehr die Gefangenschaft dem Tode vorgezogen haben. Aber das muss doch alles einmal anders werden, sei es auch erst, wenn er zehn Mann gegen einen stellt. Und hat sich das Kriegsgeschick nicht bereits zu wenden angefangen? Sein Heldenmuth kennt keine Schranken und ebensowenig seine Opferwilligkeit. Und genügen zehn gegen einen noch nicht, so schickt er noch mehr. Er ist zu allen Opfern bereit. Aber er selbst bleibt hübsch daheim. Denn was sind die paar tausend Mann, die jetzt freiwillig ins Feld ziehen zu den vielen Tausenden, die gehen könnten. Und doch glaubt er, es hat nie eine solche edle Begeisterung fürs Vaterland gegeben, wie die Bull'sche, und er wirft sich stolz in die Brust — soweit das der bequeme Stuhl erlaubt — wenn er in seinen Zeitungen liest, wie die ganze Welt die Haltung, die Ruhe, die Begeisterung und die Opferwilligkeit des ganzen Britenvolkes „bewundert“.

O, diese Opferwilligkeit! Da hebt sich der Vorhang aufs neue. Ein Sänger tritt auf und singt den letzten patriotischen Gassenhauer, das von Kipling gedichtete und von Sullivan componierte „Absent-minded Beggar“, das den Heldenmuth des britischen Kriegers preist und zur Unterstützung der Hinterbliebenen auffordert. Pay, pay, pay heißt es am Schlusse jeden Verses, und „zahle, zahle, zahle“ brüllt mit dem Sänger das ganze begeisterte Haus.

Und zahlt John Bull etwa nicht? Hat er nicht bereits die Summe von achtmalhunderttausend Pfund Sterling aus freiwilligen Beiträgen zum Besten der Verwundeten und Hinterbliebenen aufgebracht? Das ist nun wohl selbst für ein reiches Land wie England ein ganz erklecklicher Betrag. Aber was will die Summe schließlich besagen, als was für ein armseliges freiwilliges Trinkgeld wird sie erscheinen, wenn erst die Rechnung präsentiert wird, die Mr. Bull schließlich doch auch wird zu begleichen haben. Oder doch nicht? Einstweilen rechnet er noch immer fest darauf, dass sie von dem besiegten Feinde bezahlt wird!

Aber auch jener Fonds hätte lange nicht eine solche Höhe erreicht, hätte er nicht manchen Geschäftshäusern eine so verführerische Gelegenheit zur Reclame geboten. Eine Seifenfabrik, die für jedes verkaufte Stückchen Seife dem Fonds einen halben Penny zuzuweisen versprochen, hat bereits mehrere Tausend Pfund Sterling einsenden können und sich sicherlich eine ausgedehnte Kundschaft erworben. Eine andere Firma hat 10.000 Plumpuddings, eine Bierbrauerei so und so viel hundert Fass Bier an die Truppen im Felde gesandt. Ja selbst Ausländer nehmen die Gelegenheit wahr, durch ihr gutes Werk sich einen „guten Namen“ zu machen. Ein biederer dänischer Butterhändler, ein italienischer Weinhändler senden ihre Fabrikate, und ihre Namen werden gepriesen, soweit die englische Zunge klingt, und die Engländer freuen sich der Sympathie, die jene „Völker“ für sie hegen.

Denn so gern die Engländer sich auch den Anschein geben, als scherten sie sich nichts um das Urtheil des Ausländers — sobald dasselbe ungünstig für sie ist — so gern sie auch die allgemeine Entrüstung, die in der ganzen gesitteten Welt gegen sie ausgebrochen, mit einem dünkelhaften „Ach, die sind ja doch nur alle eifersüchtig auf uns“ abthun möchten, so erregt es in Wirklichkeit doch ein gar schmerzliches Beklemmen, dass niemand auf ihre Seite treten will. Denn das nationale Gewissen ist doch noch nicht ganz erstorben. Viele Engländer waren ja von vornherein gegen den Krieg. Und wenn sie jetzt in der Stunde der Noth, wo so vieles auf dem Spiele steht, mehr schweigen, so heißt das noch keineswegs, dass diese jetzt von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt sind. Indessen die große Masse hat sich doch längst fest eingeredet, es habe niemals einen gerechteren Krieg in der Welt gegeben, als den gegenwärtigen, den John Bull „zur Befreiung seiner unterdrückten Landsleute und der armen Kaffern in Transvaal gegen einen halb wilden Feind“ unternommen hat. Aber selbst diesen verblendeten Boeren gegenüber will er Böses mit Gutem vergelten. Sie sollen der Segnung britischer Herrschaft theilhaftig werden. Davon soll ihn nichts abhalten, selbst das nicht, was im Schoße ihrer Erde verborgen liegt.

Und nochmals wird der Vorhang aufgezogen, und die Bühne zeigt uns nun das britische Heereslager von Aldershot, dem ständigen

Hauptquartier der britischen Armee in England. Die unternehmenden Leiter des Theaters haben eine beträchtliche Anzahl uniformierter Figuranten auf die Bühne gebracht, mehr vielleicht als in diesem Augenblick in Aldershot noch verblieben sind. Brauche ich zu sagen, dass das Kriegsbild wieder den lebhaftesten Jubel weckt, der aber seinen Höhepunkt erst erreicht, wenn die grimmen Krieger das Bajonnett aufpflanzen, das britische Bajonnett, das in diesem Krieg die größten Heldenthaten verbringt! Denn die Boeren können nun einmal den „kalten Stahl“ nicht vertragen, das weiß jedermann. Sie verkriechen sich ja immer davor, während englische Soldaten keine Bajonnette der Boeren fürchten. Dass diese gar keine haben, wissen nur wenige hier, und die es wissen, verrathen es nicht und suchen es selbst zu vergessen. Denn, wenn man das zur Sprache brächte, so würde ja der Nimbus der britischen Bajonnette nicht mehr so hell strahlen. Dass die Boeren diese Waffe ebenso wie die Lanze nicht führen, mögen sie selbst vielleicht am meisten bedauern, und niemand wird erwarten, dass die Engländer diesen Vortheil nicht nach Möglichkeit ausnutzen sollten. Aber diese fortwährende brutale Verherrlichung der Waffe und des britischen Soldaten, der so gerne bereit ist, dieselbe zur Anwendung zu bringen, und die Verkleinerung der Boeren, die, weil ihnen das Bajonnett fehlt, ihre ganze Kriegstaktik eine andere ist, das Handgemenge möglichst zu vermeiden suchen, bislang aber doch so heldenhafte Thaten verrichtet haben, zeigt eben, mit was für Waffen die Engländer auch daheim kämpfen.

Da wird die Regimentsfahne herangetragen. Neuer Jubel. Und selbst im Zuschauerraum haben sich einige Personen mit der britischen Flagge bewaffnet, die sie selbst stürmisch schwenken. Welch ein erhebender Anblick! Das ganze Haus stimmt „God save the Queen“ an.

Das sind die Brutstätten des Jingoismus. Doch noch hallen das wilde Jauchzen und die British cheers vor meinen Ohren wieder, da bietet sich mir ein anderes Bild. Es ist am nächsten Morgen. Ich befinde mich vor dem Kriegsministerium. Tausende von Menschen stehen ringsum. Athemlose Stille. Spannung und Bangen auf dem Antlitz aller. Da tritt ein Beamter vor. Er hat ein Papier in der Hand. Eine hastige Bewegung geht durch die Menge. Aller Augen richten sich auf ihn — auf das Papier. Er beginnt laut zu lesen. Namen, lauter Namen — in endloser Zahl. Hier folgt ein unterdrücktes Schluchzen, dort ein verzweifelter Aufschrei, und eine alte Dame dicht neben mir bricht ohnmächtig zusammen. „Es war ihr einziger Sohn,“ stammelt ihr Begleiter mit thränenerstickter Stimme. Und wiederum ist mir's, als hörte ich die British cheers vom Abend zuvor, die lärmende Gier nach Land und Gold, während der Beamte immer weiter liest — Namen, nichts als Namen. Es war die eben eingetroffene neueste Liste der Gefallenen.

London. Wilh. F. Brand.

---

## Entwickelung der dänischen Malerei.

Die national dänische Malerei — für die jetzt in Wien die Ausstellung eines dänischen Clubs bei Pisko Interesse erweckt — beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert. Ihr Begründer ist der Schleswiger C. W. Eckersberg, der 1803 nach Kopenhagen kam und dort bei Abildgaard eine bunte Vermischung der Antike mit Michelangelo, Rafael, Poussin und Lairesse erlernte. 1810 reiste er auf Grund des großen Stipendiums der Akademie nach Paris, wo er ein Schüler Davids wurde. „In Davids Atelier wird besonders ein schönes, wahres Colorit gelehrt,“ schrieb er nach Hause, und seine Kunst sollte es später bekräftigen, dass es wirklich die dem Leben eigene schöne Farbe und nicht das eingebildet edle historische Colorit war, das er dem Schöpfer des „Leonidas“ und der „Sabinerinnen“ ablauschte. Von Paris begab er sich nach Rom, wo er sich zehn Jahre aufhielt. Er malte dort das große Bild „Der Zug der Israeliten durch das Rothe Meer“ (Nationalgalerie in Kopenhagen) und andere Bilder, welche beweisen, dass er im Umgang mit Thorwaldsen und anderen Classicisten die Bedeutung der plastischen Composition im Auge behielt. Er malte aber dort auch eine Reihe römischer Ansichten, welche darlegen, wie das malerische Talent in ihm fortschritt. Was ihm mangelte, war das dichterische Genie, die seelische Flamme: er besaß dafür die stille Glut. Ein einzigesmal überkam ihn die Inspiration, als er Thorwaldsens Bildnis malte.

1816 kehrte Eckersberg nach Kopenhagen zurück. Noch ragten die Trümmer der Häuser empor, die das Bombardement von 1807 zerstört hatte, und ein tiefer Schatten lagerte über Dänemarks Hauptstadt. Seinen Bildern aus dieser Zeit merkt man die damals herrschende Verstimmung nicht an. Er wurde in mehr als einer Hinsicht für die dänische Kunst ein Lichtbringer. Das stärkste Licht, das er ihr zuführte, ist die Treue in der Auffassung der Natur. Seine Kunst überwand bald jeden Widerstand. Er wurde königlicher Historienmaler und setzte als solcher große historische Bilder zusammen, die allerdings nichts zu seiner Ehre beitrugen. Gleichzeitig malte er aber auch Porträts und Landschaften, und auf diesem Gebiet wusste er an Stelle des Althergebrachten immer etwas Neues zu setzen und führte auch die Seemalerei der dänischen Kunst zu.

Ein liebenswürdiges bürgerliches Gefühl, ein wohlwollender Gemeinsinn ließ ihn als Porträtmaler vermeiden, die Menschen von oben herab anzusehen. Vielmehr sah er alle auf dem gleichen Niveau mit sich selbst, gleichgiltig, wer oder was sie waren. In künstlerischem Sinne bedeuten diese Porträts für die Entwickelung der dänischen Kunst den entscheidenden Schritt vom Conventionellen zum Intimen, Natürlichen und Menschlichen. Wir Dänen waren stets das durch seine behäbige Bürgerlichkeit und sein sauberes Alltagsleben ausgezeichnete Volk, aber niemals waren in dieser Hinsicht in Dänemark die Menschen dänischer, als zu Friedrichs VI. Zeiten, und nie wurden sie von einem Künstler geschildert, der mehr Däne war als Eckersberg. In seinen Porträts zeigt sich der potenzierte typische Charakter des Dänen: darin besteht seine erste große Entdeckung.

Seine zweite große Entdeckung ist die Darstellung des Charakters des dänischen Sundes. Er kam durch seine Liebhaberei für Schiffe darauf. Denn er interessierte sich für jede Art Mechanik und Construction, trieb eifrige Studien der Anatomie und Perspective, verband mit seinem malerischen Fleiß auch den wissenschaftlichen, der sich in seinen Grundsätzen deutlich ausprägt und seine Kunst eigenthümlich macht. Anfangs waren es die Schiffe, deren Studium ihm solches Vergnügen bereitete, später ward es die See selbst. Freilich, den Glanz über dem Meere und dessen flüchtige Stimmungen hat er nicht schildern können. Auf dem Bilde, das Thorwaldsens Empfang auf der Rhede von Kopenhagen darstellt, steht der Regenbogen als Beweis da, was er konnte und was nicht. Er konnte das Flüchtige der Erscheinungen nicht wiedergeben, er versuchte jederzeit ihre positive Seite zu erfassen. So kam oft eine Camera-obscuraartige Härte und Blankheit in seine Seebilder. Als jedoch mit den Jahren seine Augen schwächer wurden, erhielten seine Marinebilder einen anderen Charakter. Er war genöthigt, sich mit seinem Pinsel kürzer zu fassen; die ganze Energie, die er früher auf Details verwandt hatte, concentrierte sich nun auf die Hervorbringung des Gesammteindrucks, auf das Colorit unseres Meeres, wie es auftritt, wenn unsere Sunde unter dem Sommerhimmel blauen und die Sommersonne die weißen Segel bestrahlt, die Dänemarks grüne Inseln umschwärmen.

Seine dritte Entdeckung aber ist das Colorit der Natur selbst. Die Anzahl seiner Landschaftsbilder ist gering, und doch hat er mit ihnen in unserer Kunst eine Umwälzung bewirkt. Das schönste seiner stets ganz kleinen und fein gepinselten Landschaftsbilder ist eine Ansicht des Flensburger Fjordes in Schleswig. Es gibt hier keine Stelle meilenweit umher, wo ein Däne nicht an dieses Bild erinnert wird. Diese Gegend ist so dänisch wie nur irgend eine. Gehört sie auch nicht mehr uns, der Himmel bezeugt es, dass sie es sollte. Denn so sind Luft und Licht nur in Dänemark. Und da Luft und Licht der Landschaft die Farbe geben und diese typische Farbe von Eckersberg gefunden wurde, so ist dies nicht bloß das Colorit eines Motivs und eines Landstriches, sondern es ist das ganze dänische Colorit, das er uns hier und in allen seinen anderen Landschaften vorführt. Er war der erste, der es fand.

Dadurch, sowie durch seine glühende Heimatsliebe riss er die jungen Leute, seine Schüler, hin. Zwischen 1830—40 erreichte der Glanz seiner Schule den Höhepunkt. Seine besten Schüler waren damals Bendz, Rydler, Constantin-Hansen, Roed, Marstrand und Köbke. Sie bewunderten ihn, ohne ihm ihre Selbständigkeit zu opfern. Sie erfassten mit eigenen Augen, dass die Andacht für die Natur — das „Vorbild“, wie Eckersberg sie zu nennen pflegte — und die Wahrheit in deren Darstellung seine Größe bildeten, und durch Studien nach der Natur, wie er es vorschrieb, eigneten sie sich diese Wahrheit gleichfalls an. Auch nach seinem Tode (1853) pflegten sie diese Kunst weiter, wenn auch mit kleinen Unterschieden in der Auffassung.

Von ihrem Meister hatten diese Schüler gelernt, dass nur das Naheliegende auch dem Herzen nahe lag, und das sollte man malen. So richteten sie alle ihre Bemühungen auf diese Arbeit. Sie malten Porträts ihrer Verwandten und Freunde, Genrebilder aus Kopenhagens Gassen und Straßen, oder aus ihren eigenen Ateliers, Landschaften aus der nächsten Umgebung der Hauptstadt. Christen Köbke ist der typischeste und beste Vertreter in dieser heimisch-intimen Kunstbethätigung. Er übertraf seinen Lehrer weit in der Feinheit der Töne, und er ist fast von keinem anderen dänischen Künstler übertroffen in der lebendigen und geistvollen Behandlung der Farben. Was es in der Natur oder bei den Menschen lebendig darzustellen gab, malte er mit leichtem Pinsel. Seine Landschaftsstudien sind Freiluftmalerei in feinster und vollendetster Form. Die Motive dazu nahmen von dorther, wo das Land mit der Stadt zusammentrifft und die äußersten Ausläufer derselben mit einem schmalen grünen Ring von See und Wiesen einfasst. Diesen Kreis verlässt er nicht. In einem der edelsten Gefühle des bürgerlichen Herzens, in der Heimatsliebe, findet seine Kunst ihren schönsten Ausdruck.

Und so verhält es sich auch mit seinen Kameraden. Alle schwärmten für das heimatliche Idyll, alle hatten dasselbe unschuldige Gefühl in der Auffassung, eine ungemeine Wahrheit in der Wiedergabe, eine jugendliche Hingabe an die Arbeit. Gewiss hat jedes dieser Bilder außer dem Gepräge einer und derselben Schule, einer und derselben Zeit, auch das Gepräge desjenigen, der es gemalt; aber dieser Ausdruck der Individualität ist viel weniger handgreiflich, als der von Schule und Zeit. Das Selbstgefühl der Individualität war in diesen jungen Künstlern noch gering; ohne dass sie es wussten oder wollten, machten sich die Eigenheiten ihrer Kunst geltend. Diese naive Unbewusstheit ist vielleicht der schönste Zug an den Bildern, welche Eckersbergs Schüler in den Dreißigerjahren malten.

Zu Ende der Dreißigerjahre waren fast alle in Rom versammelt. Thorwaldsen hatte zu dieser Zeit seinen langjährigen Aufenthalt in Italien abgebrochen und seinen glänzenden Einzug in Kopenhagen gehalten. Er war bekanntlich einer der Mittelpunkte des römischen Künstlerlebens gewesen; er hatte seine Landsleute in dasselbe eingeführt, und noch viele Jahre nach seiner Abreise kam ihnen gesellschaftlich das Ansehen zugute, zu dem er unser Land dort gebracht hatte. Sie schlossen sich besonders an die Deutschen eng an, welche die eigentlichen Urheber des berühmten Künstlerlebens in den römischen Kneipen waren. Die Dänen beeilten sich, die deutsche Sprache zu erlernen, sie sangen deutsche Lieder und fühlten sich wohl in der lustigen Geselligkeit des Café Greco, wo sie unbeschränkten Zutritt hatten. Die Behauptung ist kaum übertrieben, dass dieses Zusammenleben mit den Deutschen auf unsere Kunst nicht geringeren Einfluss geübt hat, als das Arbeiten in Eckersbergs Atelier. Den Künstlern, die an diesem lustigen Leben theil hatten, wurde eine gewisse Strammheit in Sprechweise und Benehmen zueigen. Man bestrebte sich, das deutsche „Burschenwesen" nachzuahmen. Man gieng auf der Gasse gern im Arbeitskittel oder noch lieber in Hemdärmeln, man röstete seinen Schinken oder sein Ei selbst und holte sich aus der Weinstube Wein, man bereitete selbst die Ingredienzien zu dem oft sehr nothwendigen Häringssalat. Im allgemeinen lebte man billig, wohnte und kleidete sich billig, um Ausflüge auf das Land unternehmen zu können. Und das war eigenthümlich genug, dass man sich um die Kunstschätze, die ursprünglich Rom zum Sammelpunkte aller Künstler gemacht hatten, sehr wenig kümmerte. Natürlich finden sich Ausnahmen. Außer auf Thorwaldsen selbst, hat auf Roed und Constantin-Hansen die Kunst, hauptsächlich die antike Kunst Italiens, einen entscheidenden und bedeutenden Einfluss ausgeübt. Sonst waren es aber weniger die Wahrzeichen der Kunst, als das italienische Volksleben und die lustige Kameradschaft, in denen diese Maler lebten, die sie solange in Rom gebannt hielten.

Die Italiener waren damals das malerisch gekleidete, sorglos singende, spielende und tanzende Volk, das man nun vergebens jenseits der Alpen sucht. Damals sangen, spielten und tanzten sie, weil es in ihrer Natur lag, und nicht um sich vor den Reisenden zu producieren. Wenn die Mandelbäume zu blühen begannen und die ersten Lerchen unter dem tiefblauen Firmament zwitscherten, nahm der Römer seine Guitarre von der Wand und versah sie mit neuen Seidenbändern und Saiten. So brachte er des Abends seiner Geliebten Serenaden, so tanzte er Tarantella und Saltarello mit den Mädchen, die dazu das Tamburin schlugen. Und die Maler aus dem hohen Norden und aus der Stadt, deren Todtenstille nur von den heiseren Rufen der öffentlichen Feilbieter und Hausierer unterbrochen worden war, kamen heraus, lauschten den süßen Lauten der Guitarre und betrachteten verwundert das idyllische Volk, das selbst die Armut, in welcher es dahinlebte, schön und strahlend machte. Sie empfanden, dass dieser Zustand seinem Ende nahe, dass eine Zeit kommen würde, wo sie nicht mehr singen, spielen und tanzen würden. Die Aelteren unter ihnen konnten den anderen von noch poetischeren Zeiten in Rom erzählen: von einem Geschlecht, das ausgestorben war, von einem verschwundenen Typus, von Trachten, welche die transalpine Mode verdrängt hatte. Sie sagten, der Wein sei noch feuriger, der Tanz glühender, Liebe und Hass heißer gewesen. Es schien, als wäre man zur elften Stunde nach Rom gekommen, und dieses Gefühl blieb den nordischen Malern, welche als eine Art höherer Ethnographen den Drang in sich fühlten, der Nachwelt eine Vorstellung des Merkwürdigen zu liefern, das sich ihnen bot. Das Leben in der Osteria: auf der Straße die spaßigen Esel, die langschweifigen Pferde, die großhörnigen Ochsen für die landesüblichen Wagen, die schwarzen Schweine, kleine Abbati, feiste Mönche, schwarzäugige Kinder, Hirten, Dudelsackpfeifer, Marktschreier, Barbiere und öffentliche Schreiber, Recitatoren, Improvisatoren und Polichinelli mit ihrem Zuhörerkreis, und vor allem die schelmischen jungen Mädchen mit der weißen Leinwand auf dem Haupt — all das skizzierten sie mit Blei oder Pinsel, und sie haben uns zahlreiche, als Beiträge zur Kenntnis der nationalen italienischen Trachten wertvolle Blätter geliefert. Aber was sich ihnen selten aufdrängte, war das rein Menschliche an diesem Volk. Es schien den nordischen Malern, als dauerte der Carneval im Süden das ganze Jahr lang, und die Carnevalstimmung schien ihnen in der Luft zu liegen. Diese Stimmung haben sie aufgegriffen und in ihren Bildern festgehalten. Sie haben uns eine Art Italien unter einer Maske gegeben, aber das unter der Maske Verborgene haben sie selten gelüftet und uns geschildert. Es wäre unrecht, zu verschweigen, dass viele unserer damaligen Maler — vor allem Marstrand — uns einnehmende Bilder von Italien geschenkt haben. Trotzdem bedeuten diese Bilder aus dem italienischen Volksleben künstlerisch einen Stillstand in der Entwickelung unserer nationalen Kunst, und dem innigen Freundschaftsbund zwischen Deutschen und Dänen ist es zuzuschreiben, dass eine zeitlang unsere Kunst aus dem Curs kam.

Der Nationalitätsunterschied, der gesellschaftlich gar nicht existierte, verlor sich auch in künstlerischer Beziehung. Nicht bloß die Motive haben die beiden Völker gemein, auch deren künstlerische Behandlung. Der Einfluss der Deutschen auf unsere Kunst ließ mit der Tradition Eckersbergs brechen. Selbst das Malen fremden Volkslebens war den Lehren Eckersbergs widersprechend, denen zufolge nur das Naheliegende, dem Herzen Nahestehende, gemalt werden sollte. Aber noch weniger nach Eckersbergs Sinn war die Art und Weise, in welcher die Dänen im Umgang mit den Deutschen ihre Kunst selbst ausübten. Vielleicht war die Auffassung des alten Professors von der Natur ein wenig pedantisch und künstlerisch nicht richtig, aber sie war für die dänische Kunst, die noch in den Kinderschuhen steckte, ein gesundes Beispiel. Eckersberg lehrte seine Schüler, durch eifriges und genaues Studium der Wirklichkeit ihre Arbeit vollendet zu machen. Von den Deutschen lernten sie in Rom, sich von der Natur zum Vortheil gewisser Schönheitsbegriffe loszusagen und sich die Arbeit in jeder Weise zu erleichtern. Sie lernten nach Kleidern, anstatt nach Menschen malen, und sie verfertigten Bilder bloß auf Grund von gezeichneten Naturstudien. Sie lernten eine noch unseligere Gewohnheit: von einander Studien oder Zeichnungen für eigenen Gebrauch zu entlehnen, wenn sie in Verlegenheit waren, einen Wagen, eine Figur, ein Pferd oder einen landschaftlichen Hintergrund darzustellen.

So kam in ihren Naturalismus Halbheit, die sich nach ihrer Heimkehr auch ihren nationalen Motiven mittheilte, und ihre Darstellung des Volkslebens auf dänischer Grundlage blieb deshalb in Stil und Geist zum großen Theil ein Ausläufer derjenigen auf italienischer Unterlage. Diese Halbheit wurde für die ganze spätere Entwickelung unserer Malerkunst unheilvoll. Bei einzelnen milderte sich zwar der Bruch mit der Eckersberg'schen Tradition mit den Jahren; aber für die meisten war derselbe unheilbar. Die Schule war als solche in Wirklichkeit aufgelöst; es bildeten sich Individualitäten — außer Köbke, Roed und Hansen die theilweise schon genannten Kychler, Ernst Meyer, Petzholdt, Adam Müller, Rörbye, Eddelien, Sonne und Marstrand — aber auf deren Entwickelungen und Nachfolger einzugehen, sei einem anderen Artikel vorbehalten.

Kopenhagen. Emil Hannover.

---

# Tolstois Auferstehung.

Die Zeit wird sicherlich kommen, in der es auch in der Frage der Tendenzkunst kein Für und Wider mehr geben wird. Ja, Künstler von Ausnahmsgröße haben es auch schon heute nicht mehr nöthig, sich solche Discussionen gefallen zu lassen: sie stehen über ihnen. So Tolstoi. Wohl hört man zuweilen behaupten, dass er seit seiner Ideenwandlung in den Siebzigerjahren künstlerisch zurückgegangen sei. Aber ernst sind solche Behauptungen kaum zu nehmen. Am allerwenigsten werden sie durch des greisen Dichters letztes Buch bestätigt*), dieses Tendenzwerk non plus ultra.

Fürst Nechljudow heißt der Held des Romanes. Er hat sich einmal in brausender Jugendzeit in Katjuscha, das Pflegekind und Stubenmädchen seiner zwei Tanten, verliebt. Und sie auch in ihn. Die uralte Geschichte von Faust und Gretchen wiederholt sich. Nur stirbt Katjuscha nicht im Kerker, sondern sinkt von Stufe zu Stufe, bis zur Lustdirne. Nechljudow verliert sie aus den Augen und findet sie erst nach vielen Jahren im Gerichtssaale wieder. Er ist Geschworner, sie — übrigens unschuldig — wegen Raubmordes auf der Anklagebank. Das rüttelt sein Gewissen wach. Er fühlt sich als den Urheber ihres Unglückes, seine „Auferstehung" beginnt. Er kann Katjuscha gegen die salopne Urtheilsbildung des sogenannten Volksgerichtes nicht mehr schützen, sie wird verurtheilt. Nun stattet er ihr im Gefängnisse Besuche ab. Dort lernt er das Kerkerelend kennen und übernimmt mehrere Helferaufgaben. Er wird „der Trichter, der Flaschenhals, durch den sich alle Klagen des Gefängnisses ergießen", wie der von ihm reichlich beschäftigte Advocat lächelnd sagt. Die in Katjuschas Sache ergriffene Nichtigkeitsbeschwerde an den Senat nützt nichts, aber sie bietet ihm Gelegenheit, neue Ungeheuerlichkeiten der Strafrechtspflege, sowie der staatlichen Verwaltung überhaupt zu beobachten. Er braucht übrigens keine Befestigung mehr. Seine Auferstehung ist fertige Thatsache.

*) [illegible]

Nie mehr will er unempfindlich an all den gewaltthätigen Unsinnigkeiten der Welt vorübergehen, ein neuer Mensch will er sein, den eitlen Vergnügungen seiner Classe entsagen, den Mitmenschen leben, vor allem aber ihr, der durch ihn zugrunde Gerichteten. Am Schlusse des zweiten Bandes — der dritte ist noch nicht in deutscher Uebertragung erschienen — sehen wir ihn in einem Coupé dritter Classe, ihr nachfahrend nach Sibirien. Er fühlt sich froh und glücklich unter dem einfachen, derben Arbeitervolk. Und dabei ahnt er noch kaum, dass auch schon **ihre** Auferstehung begonnen hat.

Da ist alles Tendenz. Ein selbstherrlicher Beobachter, schreitet Fürst Nechljudow dahin. Nichts ist vor seinem durchdringenden Blick sicher — weder seine eigene Seele, noch die Seelen anderer, noch was die Menschen ausgeheckt haben an Ordnungsdingen. Unaufhörlich klagt er an und predigt zugleich von dem neuen wahren Leben der ausnahmslosen Liebe, der Bedürfnislosigkeit und des „Nicht-dem-Uebel-Widerstrebens". Aber alle diese Klagen und Predigten sind frei von jedem Pathos. Sie sind reine Naturlaute, unvermeidliche Wirkungen der Außenwelt auf einen wirklichen Menschen von allerdings ganz seltsamer und seltener Art. Am besten merkt man das an dem Verhältnisse, das zwischen ihm und den anderen Leuten besteht. Tolstois große Kunst, die Nebenpersonen mit einigen physiognomischen und seelischen Strichen zu zeichnen, und dann diese fertigen Figuren als den Hintergrund für das Bild der Helden zu verwenden, hat seit „Anna Karenina" nichts eingebüßt.

Da haben wir zuerst die Katjuscha. Sie ist ja eigentlich keine Nebenperson im Romane. Aber ihre große Bedeutung liegt nur darin, dass ihre Gestalt und Entwickelung den wirkungsvollsten Hintergrund für die Erscheinung Nechljudows abgeben. Am Anfange bringt sie seinen selbstlosen Bemühungen um sie nur Misstrauen, etwas später Verachtung und Berechnung entgegen. Doch allmählich, ganz allmählich, wird sie von der bedingungs- und selbstlosen Liebe Nechljudows unterjocht und geläutert. Wir sehen sie, die früher auf seine Großmuth speculiert hatte, nunmehr demüthig liebend vor ihm stehen, entschlossen, um seinetwillen sein Opfer nicht anzunehmen und doch voll inniger Freude, dass er sie nicht verlassen will, zugleich voll Schmerz und Scham, dass er sie infolge einer hässlichen Verleumdung noch immer für ungebessert hält. Jetzt kennen wir ihre Bestimmung — die lebendige Apotheose Nechljudows zu sein.

Was Katjuscha künstlerisch im großen wirkt, wirken die anderen Personen im kleinen. Jede einzelne von ihnen trägt mit ihrem fein ciselierten Typus ein Stück zu dem Bilde bei, das Nechljudow von der Welt gewinnt, und zu dem, das wir infolge dessen von ihm gewinnen. Welche Reliefs zu Nechljudow, welche Seelenklärer für ihn sind zum Beispiel die so scharf herausgearbeiteten Typen theils streberischer, theils verknöcherter Amtsmenschen!

Aber nicht nur die wunderbare Kunst, Seelen durch Gegenüberstellung zu zeichnen, auch die Kunst des Schilderns steht Tolstoi noch in der alten Reichhaltigkeit und Eigenart zu Gebote. Er erzählt in der einfachsten Weise, mit den gewöhnlichsten Worten und verfällt doch nie in jenen ermüdenden Berichterstatterton, der bei vielen Naturalisten so störend wirkt. Das rührt daher, weil auch seine Schilderungen vom Persönlichen durchsetzt sind. Ueberall kommen wir an fremden Menschen vorüber, die mit der Fabel des Buches nichts oder nicht viel zu schaffen haben. Darin ruht vielleicht auch das Geheimnis, warum Tolstois Kunst so spielend die Tendenz bewältigt. Man nehme zum Beispiel seine Gefängnisschilderungen. Die Leiden der Häftlinge sind da nicht einfach erzählt, wie etwa in einem Zeitungsartikel, sondern werden uns an Einzelmenschen, deren Lebenstragödien blitzschnell, aber auch blitzklar an uns vorüberziehen, veranschaulicht. Oder die in ihrer Art einzige Schilderung eines Transportes von nach Sibirien bestimmten Sträflingen aus dem Gefängnisse zum Bahnhofe! Da ist zum Beispiel die kleine Episode der herrschaftlichen Equipage, die anhalten muss, bis der traurige Zug vorüber ist. Der verlegene Schutzmann, der gescholtene Kutscher, der ungeduldige Herr im Wagen, sein kleines Mädchen, das vor diesen bösen Leuten nur Furcht empfindet, und der Knabe, dem das alles mit der Gleichheit der Menschen, von der er gehört hat, nicht stimmt — die paar Worte, Geberden und Gedanken dieser Menschen bilden ein Schilderungsstück von ebenso großer künstlerischer Kraft als tendenziöser Wucht. Noch überwältigender und überzeugender ist der Zwischenfall des jungen, schönen Sträflings, der krank und ungeschont in der glühenden Sommerhitze zusammenbricht und bald darauf stirbt. Die Beschreibung seiner Schönheit, die einfältige Entrüstung der Passanten, die trockenen Amtshandlungen der Amtspersonen — alles das ist „Tendenz"kunst, aber Tendenzkunst ersten Ranges.

Nein, es ist nicht wahr, dass Tolstois Künstlerschaft nachgelassen habe, seit sein Ethicismus zugenommen hat. Die „Auferstehung" beweist das Gegentheil glänzender, als es je geschah. Wenn wirklich etwas in dem Urtheile über Tolstoi einer muthigen Zurechtweisung bedarf, so ist es nicht seine Anerkennung als Dichter, sondern — die Bewunderung des Ethikers in ihm. Dieser letztere Tolstoi bietet Angriffspunkte, er, der in Nechljudow sich selber zeichnet, seine eigene Auferstehung schildert.

Tolstoi glaubt bekanntlich nicht an die „Auferstehung" im allgemein üblichen Sinne. Aber es gibt für ihn noch andere Todte als die körperlich Gestorbenen. In „Worin besteht mein Glaube?" donnerte er gegen diejenigen, die nicht das wahre Leben der Bedürfnislosigkeit, der Menschenliebe, des „nicht dem Uebel Widerstrebens", sondern das „Leben der Welt" führen. Das sind die Todten, die er nun meint, und wie solche Todte zu neuem, wahrem Leben erwachen, das eben thut er uns dar. Oder richtiger, er zeigt uns, wie **ein** solcher Todter erwacht, während die ganze übrige Gesellschaft noch todt ist, noch gar keine Spur des Wiedererwachens zeigt. Hiedurch verräth er unwillkürlich die wunde Stelle seiner Ethik. Sie ist auf die Persönlichkeit eines einzigen gestellt, der sie im Namen der eigenen oder einer überlieferten Unfehlbarkeit verkündet.

Es ist kein bloßer Zufall, dass Tolstoi Kunstverächter, Verhöhner des Geschlechtstriebes, Bauernverherrlicher, Aerztehasser und Wissenschaftsfeind überhaupt ist — alles dies gleich den besten Finsterlingen. Das hat vielmehr seinen guten Grund. Wie diesen, so sind auch ihm die zwei großen entscheidenden Erkenntnisse unseres Zeitalters, das Princip der Entwickelung und das des Monismus, der Einheit in der Vielgestaltigkeit, fremd geblieben. Allerdings, er ist groß und ehrlich, was die Dunkelmänner nicht sind. Er kennt keine Compromisse mit dem „Leben der Welt!" Wie Ibsens „Brand", an den er stark erinnert, ruft er: „Alles oder nichts!" Stolz stößt er den ganzen Plunder der Wissenschaft von sich, ohne sich um ihre etwaigen Unumstößlichkeiten zu kümmern, und ebenso stolz verkündet er eine Moral, für die sowohl die natürlichen, als die culturellen Voraussetzungen fehlen. Man denke nur an seine ganz ernsthaft gemeinte Lehre: „Wer **sein** Weib ansieht, ihrer zu begehren, bricht die Ehe." Aber macht dieser Geniestolz seine Sache möglicher? Im Gegentheile. Er lässt ihn vielmehr jede Fühlung mit der Allgemeinheit verlieren. Die kleinen Kläffer gegen die moderne Weltanschauung klammern sich an die Beharrungsinstincte der Massen, diese Instincte bestehen doch wenigstens. Tolstoi aber rechnet mit keinen wirklich bestehenden und wirklich entstandenen Instincten. Ein „Weltverbesserer", wie er im Buche steht, will er die Menschen zu einem Leben **belehren**, das nur das Ergebnis einer jahrtausende langen Entwickelung, die eben nicht vorausgegangen ist, sein kann. Dieses Leben preist er zugleich als den Naturzustand, den er heiß ersehnt — deshalb ersehnt, weil er keine Ahnung davon hat, dass die Lösung des Wirrwarrs der Cultur nie in der Rückkehr zum Primitiven, sondern in der Vervollkommnung des Complicierten liegt.

Wie ganz anders empfindet z. B. Ibsen. Auch er verschmäht es, an die Beharrungsinstincte der Masse zu appellieren, aber er sucht dafür die Fortschrittsinstincte derselben auf. Er sieht als Ethiker hinaus auf das weite Feld der Entwickelung, sieht um sich, hinter sich, vor sich, auf die große, so bunte und doch so einheitliche Gesammtheit der Menschen und Dinge. So entstehen seine „Adelsmenschen", oft noch unwirkliche Erscheinungen, aber allgemeine Zukunftsmöglichkeiten. Ein Beispiel aus seinem letzten Werke „Wenn wir Todten erwachen", auf das ja der Hauptsache nach hier nicht eingegangen werden soll: dort hebt er den Ehebruch durch den Mangel jeder Frivolität, jeder Heimlichkeit und jeden Truges schon im Begriffe auf. So etwas ist entwickelungsmöglich, hiezu sind Ansätze vorhanden. Tolstoi dagegen bekämpft den Ehebruch dadurch, dass er die „thierische" Liebe verdonnert. Sein Nechljudow, der Katjuscha, wiewohl er körperlichen und sittlichen Ekel vor ihr empfindet, heiraten will, nur, um seine Schuld gegen sie zu sühnen, ist für seine eigene Person ein wirklicher Mensch, er ist es jedoch sicherlich nicht im Sinne einer zukünftigen Allgemeinheit. Gerade das müsste er aber sein, damit man von Tolstoi als ethischem Genie sprechen könne.

Woher dann aber der Weltruf der Tolstoi'schen Ethik? Nun, gewiss nicht dank einer großen Seher- und Schöpferkraft, die ihr innewohnen würde, vielmehr dank ihrer kritischen Schärfe. Hierin ist Tolstoi reicher als Ibsen. Seine epischen Sach-, seine dramatischen Seelengemälde — allen voran seine Gerichts- und Kerkerscenen — verrathen eine unglaubliche Macht des Blickes, mit dem er unsere verlotterte Gesellschaftsordnung durchwühlt. Er ist kein ethischer Pfadfinder, aber ein unerbittlich warnender, tadelnder, aufregender Prophet. Als solcher genießt er die Verehrung des russischen Volkes und aller Culturnationen. Aber auch zum allergrößten Theile nur deshalb, weil sich seine Prophetenenergie in Form großartiger Dichtungen kundgibt. Unsere Zeit ist nämlich zu reif, um sich durch steife, unplastische Beredsamkeit das Gewissen wecken zu lassen. Mit dem theologisierenden „Worin besteht mein Glaube?" vermochte Tolstoi nichts auszurichten, mit seiner „Kreutzersonate" dagegen und jetzt mit der „Auferstehung" hat er sein Volk und durch dieses mittelbar die civilisierte Menschheit zumindest tief erschüttert. Und das ist ja schließlich auch ein **ethisches** Verdienst.

Mathias Acher.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Der gegenwärtige Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber regiert nicht nach den Grundsätzen Montesquieus, auch nicht nach denen Benjamin Constants, nicht nach den Grundsätzen des ersten, auch nicht nach denen des dritten Napoleon, nicht nach den Grundsätzen Metternichs und nicht nach denen Bismarcks, nicht nach den Grundsätzen Cavours und nicht einmal nach den den österreichischen Staatsmännern so wahlverwandten Grundsätzen Machiavellis. Herr Dr. v. Koerber regiert vielmehr bisher einzig und allein streng nach den Vorbildern des französischen Novellisten Marcel Prévost. Er ist nämlich die Halbjungfrau in der Politik.

*

Ganz wie die jungen Heldinnen des berühmten Buches von Prévost hat auch Herr Dr. von Koerber seit seinem Regierungsantritte schon zahlreiche tête-à-têtes mit allen möglichen politischen Parteien und allen irgendwie namhaften Politikern gehabt, mit Deutschen und Czechen, mit Feudalen und Liberalen, mit Großcapitalisten und Socialdemokraten. Aber bei all dem ist Herr Dr. v. Koerber noch immer „Fräulein" geblieben. Auch nicht einer der zahlreichen Politiker, die mit ihm stundenlang bis zum beiderseitigen Blödsinnigwerden über alle politischen Fragen geflirtet haben, hat ihn zu irgend einem entscheidenden Schritt gebracht. Aeußerlich inspiciert, ist Herr Dr. v. Koerber heute noch vor der Oeffentlichkeit politisch völlig intact wie ein neugeborenes Kind. Er kann z. B. den Jungczechen die innere czechische Dienstsprache bewilligen, er kann sie ihnen aber auch versagen. Oder er kann den Christlichsocialen die Wiener Gemeindewahlreform sanctionieren, er kann sie ihnen aber auch zurückschicken. Er kann sich mit der bisherigen Parlamentsmajorität liieren, er kann es aber auch mit einer neuen versuchen. Er kann den gegenwärtigen Reichsrath zusammenhalten, er kann ihn aber auch auflösen. Er kann in letzterem Falle die alte gesetzliche Wahlordnung bei den Neuwahlen anwenden, er kann aber auch eine neue Wahlordnung octroyieren. Er kann constitutionell regieren, nicht minder steht es ihm aber frei, das Geschäft absolutistisch zu betreiben. In letzterem Fall wieder kann er sich gleich seinen Vorgängern das Feigenblatt des § 14 vorstecken, er kann aber auch, gleich noch älteren Vorgängern wie Belcredi, den nackten Absolutismus cultivieren. Alle möglichen „Partieen", wie man sieht, stehen dem Herrn Dr. v. Koerber noch offen, und doch hat er die Süßigkeiten des Premierministersdaseins schon ziemlich reichlich genossen. Das ist eine Kunst, eben die Kunst der halben Jungfrauen. Herr Dr. v. Koerber hat sie nicht erfunden, sondern nur auf die Politik übertragen, wo sie auch von sonst Männer genannten Lebewesen ausgeübt werden kann. Aber lange hält man's mit dieser Halbjungfernkunst auch in der Politik nicht aus. Einmal muss man schließlich doch seine politische Ueberzeugung „hergeben", und bis dahin ist man vielleicht durch die allzu intensive Ausübung jener Kunst schon so stark „faniert", dass Einen kein anständiger Mensch mehr mag. Das kommt in den besten Familien, in denen die Mädchen nach Prévost leben, vor, und, wenn Herr Dr. v. Koerber seine Regierungsthätigkeit ausschließlich nach Prévosts Moraltheorien einrichtet, kann ihm bald eine ähnliche unangenehme Erfahrung blühen.

*

Noch ist Oesterreich nicht verloren, und besonders auch sein Parlament nicht. Bei der Lectüre der letzten Rede des Landesvertheidigungsministers Grafen Welsersheimb ist mir das so klar geworden wie noch nie. Graf Welsersheimb definierte nämlich als die Aufgabe der Armee den Schutz „nicht nur gegen die Feinde von außen, sondern vielleicht die noch gefährlicheren Feinde im Innern." Stürmisch befragt, wer diese Feinde im Innern sind, fuhr er unerschrocken fort: „Die inneren Feinde, wissen Sie, wer das sind? Das sind diejenigen, die durch Verhetzungen und Ausschreitungen die gesetzgebenden Körper verhindern wollen, in Ruhe mit Ueberlegung zu arbeiten" — das heißt, den jeweils von Gott gewollten Regierungsmännern Recruten, Steuern und Anleihen zu bewilligen. Dank der soldatischen Offenheit des Grafen Welsersheimb wissen wir also jetzt endlich, durch wen der österreichische Parlamentarismus schließlich gerettet werden wird: durch die Armee. Das Parlament wird, wenn es noch Widerstand leistet, eines Tages einfach durch ein Armeecorps kriegsmäßig belagert, im Sturm erobert, auf den Gallerien werden Kanonen aufgepflanzt, ins Parkett reitet Cavallerie ein, und dann wird über Recruten-, Steuern- und Anlehensbewilligungen zu Ende berathen und abgestimmt. Da wollen wir doch mal sehen, wer stärker ist, die „inneren Feinde", die das Parlament im Weinberg des Herrn zu arbeiten hindern wollen, oder die glorreiche k. u. k. Armee, die es gegen diese „inneren Feinde" zu schützen bestimmt ist. Ich bin ein viel zu guter Patriot, als dass ich unter sothanen Umständen an dem schließlichen Sieg der k. u. k. Armee zweifeln sollte.

*

Herr Dr. v. Koerber will der österreichischen Volkswirtschaft auf die Beine helfen. So sagt er wenigstens. Und was thut er? Die zwei volkswirtschaftlichen Ressorts des Cabinets, das Ministerium des Ackerbaus und das Ministerium für Handel und Gewerbe, besetzt er mit zwei volkswirtschaftlichen Kunnwnothings: Baron Giovanelli und Baron Call.

*

Nach seiner unglaublichen Rede über den Bergarbeiterstrike wurde Baron Giovanelli in verschiedenen Blättern „Graf Giovanelli" genannt. Die Leute glauben wirklich schon, dass man in Oesterreich gleich ein Graf sein muss, wenn man ein unfähiger Minister ist. O nein! Wie Figura lehrt: Der Ignorant fängt in Oesterreich jetzt schon beim Baron an.

*

Baron Giovanelli, der Ackerbauminister dieses Ministeriums der „Fachmänner", und Baron Call, der Handelsminister dieses Cabinets, sind bekanntlich Protectionskinder, die Herr Dr. v. Koerber aus bloßer Ehrfurcht vor ihrem Protector ins Cabinet aufgenommen hat, denn sie sind die Verwandten des großen clericalen Drahtziehers, des Barons Dipauli. Angenommen, dass es heute nicht mehr möglich ist, Oesterreich zu regieren, wenn nicht zwei Vettern des jeweiligen Führers der Parlamentsjesuiten im Cabinet sitzen, so braucht deswegen doch nicht zugegeben zu werden, dass diese zwei Cabinets-Schmarotzer gerade die volkswirtschaftlich wichtigsten Portefeuilles innehaben müssen. Wäre es nicht möglich, den äußeren Ehrgeiz der Familie Dipauli zu befriedigen, ohne dass deswegen die ganze Wirtschaftspolitik Oesterreichs ihrer geistigen Incapacität ausgeliefert wird? Wirklich nicht? Für eine andere Art von Cabinets-Schmarotzern ist ja doch im Dorado des politischen Schmarotzerthums, in Oesterreich, eine eigene Species von Ministern erfunden worden: die Minister ohne Portefeuille, vulgo Landsmannminister, welche den Polen und Czechen zuliebe in jedes Cabinet aufgenommen werden. In ähnlicher Weise könnte auch, falls wirklich, wie Herrn Dr. v. Koerbers ängstliches Gemüth wähnt, Oesterreich der Familie Dipauli zwei Ministerposten schuldig ist, auch diese Schuld abgetragen werden. Man schaffe nach Analogie der Landsmannminister eine neue Kategorie von Ministern ohne Portefeuille: die Familienminister. Die gewissen Herren, vor deren Verwandten sich der jeweilige Ministerpräsident gar zu sehr fürchtet, werden wie die gewissen Landsmänner zu Ministern ohne Portefeuille ernannt, der Familienehrgeiz der Dipaulis oder wie gerade die Wauwaus des jeweiligen leitenden Staatsmannes heißen, sind versorgt und die Portefeuilles bleiben doch für wirklich befähigte Leute frei. Auf diese Art wäre beiden Theilen geholfen, Oesterreich sowohl wie auch seinen hochmögenden politischen Schmarotzern.

*

Einst unter Taaffe gieng der große Streit um die Frage, ob man in Oesterreich gegen die Deutschen regieren könne. Heute geht er nur mehr um die Frage, ob man gegen die Dipaulis regieren kann. Dass man gegen die Lobkowitz' nicht regieren kann, ist unter Koerber ebenso ausgemachte Sache, wie es unter Taaffe war.

*

Der polnische Landsmannminister Herr Dr. Pientak hat den guten Geschmack gehabt, den Abgeordneten Hofrath Kareis, der ihn in der Affaire Araten öffentlich der Unwahrheit zieh, nicht zu fordern. Er braucht sich auch sonst diese kleine Episode nicht zu Herzen zu nehmen. Er ist nicht der erste österreichische Minister, der der Unwahrheit überwiesen wird, und wird — das walte Gott! — wohl auch nicht der letzte sein.

*

Einen ebenso guten Geschmack hat der Ackerbauminister Baron Giovanelli gezeigt, indem er sich in Sachen des Bergarbeiterstrikes, also seines Ressorts, ruhig vom Ministerpräsidenten Herrn Dr. v. Koerber desavouieren ließ. Die Nörgler glauben immer, gewisse österreichische Minister seien bloß dazu da, um ihren Gehalt einzustecken. Wie aber die zwei Fälle Pientak und Giovanelli beweisen, müssen österreichische Minister zuweilen auch noch andere, minder angenehme Dinge einstecken. Zum Trost für patriotische Gemüther sei dies hier ausdrücklich festgestellt.

*Kr*

## Volkswirtschaftliches.

In unserer letzten Nummer hat Herr Ingenieur Büchelen nachgewiesen, welchen Schaden Oesterreichs Volkswirtschaft und Budget durch die sogenannten gesammtstaatlichen Interessen erleidet, welche angeblich militärischer Natur sind, hinter denen sich aber in Wirklichkeit irgend welche mächtige Sonderinteressen verbergen. Die große Eisenbahnvorlage der Regierung liefert noch ein zweites Beispiel dafür. Im Kampfe gegen die Predilbahn hat Ungarn, um den Aufschwung Triests gegenüber Fiume zu verhindern, militärische Bedenken vorzuschützen gewusst. Das Eisenbahnprogramm der Regierung enthält aber eine Bahn, welche nicht den geringsten wirtschaftlichen Wert besitzt und deren Bau einzig und allein mit gesammtstaatlichen Interessen motiviert wird, welcher Art, wird nicht gesagt, und hinter denen sich diesmal die stets geschäfts- und diensthungrigen Schlachzizen verbergen dürften. Es ist die Bahn Lemberg—Sambor—ungarische Grenze, die dem Reichsrathe schon einmal vorgeschlagen wurde und deren Baukosten auf österreichischem Boden mit über 19 Millionen Gulden präliminiert sind. Diese fünfte Bahn über die Karpathen, wird eine neue Verbindung zwischen Lemberg und Budapest darstellen, durch welche ein wirtschaftliches Bedürfnis gewiss umso weniger befriedigt werden kann, als sie keine Wegkürzung gegenüber den bestehenden Verbindungen bringt, im Gegentheil um etwa 10 Kilometer länger sein wird, als die bestehende kürzeste Route über Stryj—Munkacz. Die Bahn wird also fast ganz auf den Localverkehr angewiesen sein und dafür kommen einzig der Vieh- und Holzverkehr in Betracht, welch letzterer nach dem Motivenbericht bereits gegenwärtig 6300 Wagenladungen zu den nächstgelegenen Eisenbahnstationen beträgt. Dass mit diesem Verkehr von kaum 20 Waggons im Tage die Kosten von 19 Millionen nicht hereingebracht werden können, ja dass ein solcher Verkehr nicht einmal die Betriebskosten decken wird, versteht sich von selbst. Zu den Anlagekosten und deren Verzinsung wird Oesterreich also noch alljährlich ein Betriebsdeficit aufbringen müssen, damit etliche Schlachzizen für ihre Söhne Anstellungen bei der neuen Bahn bekommen und durch Lieferungen und Grundverkauf an die neue Bahn ihr Geschäft machen können. Mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Bedeutung der Bahn sind, wie der Motivenbericht der Regierung zu sagen weiß, die Herren Polen auch bereit, Beiträge zu den Kosten der Bahn zu gewähren und zwar sind von den 19·1 Millionen Kosten bereits fl. 150.000 sichergestellt, während weitere fl. 90.000 noch in Aussicht stehen. Wie großmüthig! „Außerdem ist die Staatsverwaltung ..... von der Voraussetzung ausgegangen, dass auch seitens des Landes die Leistung eines angemessenen Beitrages zu den Kosten dieses Bahnbaues zu gewärtigen ist. Die bezüglichen Verhandlungen mit dem galizischen Landesausschusse sind bereits eingeleitet worden, bis nun aber noch nicht zum Abschlusse gediehen." Wie viel die Staatsverwaltung als Beitrag vom Landesausschuss erwartet, ob etwa auch fl. 90.000, sagt der Regierungsbericht nicht. Hoffentlich aber wird die Regierung diese Verhandlungen beenden, bevor der Bahnbau vom Parla

ment beschlossen ist. Denn nachher wird sie den polnischen Landesausschuss schwerlich finden. Wenn wir eine wirkliche Volksvertretung hätten, würde sich überhaupt keine Majorität finden, welche aus solchen unbekannten gesammtstaatlichen Interessen 19 Millionen hinauszuwerfen bereit wäre und es würde sich auch keine Regierung finden, die dem Parlament das zumuthen würde.

*

Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft veranstaltet eine Subscription auf die Actien der Vereinigten Elektricitätswerke in Wien. Wir beabsichtigen nicht eine Meinung über Prosperität des Unternehmens und Preiswürdigkeit der Actien auszusprechen, zumal unsere Ausführungen erst nach Ablauf des Subscriptionstermines erscheinen werden. Und vor allem kann darüber nur der ein Urtheil fällen, der ein solches Unternehmen commerziell und technisch genau kennt. Die Lectüre des Prospects kann unmöglich diese Kenntnis ersetzen. Das Verlangen nach Veröffentlichung eines eingehenden Prospects hat vor allem den Zweck, dass das Emissionsinstitut gezwungen werde, gewisse für die Beurtheilung jedes Unternehmens unumgänglich nothwendige Mittheilungen wahrheitsgetreu unter seiner Haftung zu machen, wie z. B. die Bilanz, die wichtigen Statutenbestimmungen ꝛc. Dann soll der Prospect den erfahrenen Leser auch in Kenntnis setzen von der Meinung, welche das Emissionsinstitut selbst über die Prosperität des Unternehmens hat und welche Umstände es zur Begründung dieser Meinung anzuführen weiß. In dieser Beziehung dürfte der vorliegende umfangreiche und ausführliche Prospect kaum ganz befriedigen. Weniger wäre mehr gewesen. Angabe der Umsatzziffern der letzten Jahre, der Höhe der vorliegenden Bestellungen, Bekanntgabe der Verträge, welche zur Verwertung der im Besitze der Firma befindlichen Patente abgeschlossen wurden u. a. wäre von größerem Interesse gewesen, als die ziemlich reclamehafte Aufzählung der von der Firma bisher ausgeführten Anlagen. Vornehme deutsche Institute pflegen ihren Prospecten keinen solchen reclamehaften Anstrich mehr zu geben, sondern lassen Ziffern und das Renommee der Firma für sich sprechen. Sie lassen auch nicht die Reclametrommel in der Presse in solchem Maße rühren, wie es die Escomptegesellschaft thut. Noch Eines ist besonders zu bemerken. Der in den Blättern veröffentlichte und an die Clientel der Bank versandte Prospect weicht nicht unerheblich vom Wortlaut des der Börsenkammer als Grundlage des Cotierungsgesuchs überreichten, in der „Wiener Zeitung“ am 13. Februar veröffentlichten Prospects ab. Der später versandte Prospect ist weit reclamehafter und eine wichtige Mittheilung, nämlich die Ankündigung des gefassten Beschlusses der Capitalserhöhung fehlte im officiellen Prospect. Das ist absolut unzulässig. Soll der Prospectzwang einen Wert haben, dann muss der zur Subscriptionswerbung versandte Prospect vollkommen identisch sein mit dem der Börsenbehörde zur Prüfung und Cotierungsbewilligung eingereichten Prospecte. In diesem Falle mag mangelnde Erfahrung und nicht böse Absicht des Emissionsinstitutes Ursache des Verstoßes sein. Er muss aber sofort energisch zurückgewiesen werden, sonst können wir dahin gelangen, dass die officiellen und die zur Propaganda bestimmten Prospecte nichts miteinander gemein haben als die Ueberschrift: Prospect.

*

In den letzten Wochen hat die Wiener Börsenkammer den vor einigen Monaten vom Regierungsvertreter Hofrath Pöschl gestellten Antrag auf Abschaffung der gegenwärtigen Notierung von Geld und Waare und Einführung der in Deutschland üblichen Bezahlt-Notiz in Erwägung gezogen und, wie nicht anders erwartet, entschieden abgelehnt. Wir haben die Sache in Nummer 208 ausführlich besprochen und dargethan, dass es sich bei der vom Börsencommissär geforderten Reform um Einführung einer ehrlichen Cursnotiz und um Einschränkung des an der Börse üblichen „Schnitts“ handelt. Hätte die Börsenkammer sich auf den Boden der Reform gestellt und nur ersucht, eine weniger ungünstige Börsenlage für deren Durchführung abzuwarten, oder hätte sie Gegenvorschläge gemacht, um auf andere Weise die Abstellung der bestehenden Missbräuche zu bewirken, so könnte man mit ihr discutieren. So aber erscheint die Börsenkammer einfach als Vertheidigerin der in Deutschland bereits strafrechtlich verfolgbaren Untreue bei Ausführung von Börsenordres. Uns scheint das Vorgehen der Börsenkammer weder anständig, noch klug. Zwar die Presse scheint die Börsenkammer gegenwärtig fast ganz für sich zu haben. In keinem Blatte wird ihre Haltung in dieser Sache besprochen. Seit die antisemitischen Blätter, in letzter Zeit leider auch die „Ostdeutsche Rundschau“, sich einen offenbar von irgend einen Börsenbesucher redigierten Finanztheil beigelegt haben, der sich von dem der liberalen Börsenpresse nur durch die schlechtere Mache unterscheidet, sind die Angriffe auf die Börse seltener geworden. Das dürfte aber nur von kurzer Dauer sein. Und es wird wohl nicht lange dauern, bis wieder auf Grund irgend eines Schlagwortes gegen die Börse vorgegangen werden wird. Bei allen anständigen Menschen kann die Börse aber nur dann Unterstützung bei der Vertretung ihrer berechtigten Interessen erwarten, wenn sie selbst fortgesetzt bestrebt ist, die Missbräuche im Börsenverkehr abzustellen, nicht aber wenn sie sich gegen deren Abstellung krampfhaft wehrt. [illegible]

## Kunst und Leben.

Die Carmen der Frau Gutheil-Schoder dürfte den Lesern der „Zeit“ nicht unbekannt sein. Vielleicht erinnern sie sich eines Artikels von Franz Servaes in Nr. 107 dieses Blattes, der nach einer vortrefflichen Charakteristik der Rolle schließlich der Darstellung durch Frau Schoder gedenkt. Da hieß es: „Seit der Duse habe ich etwas derartiges an Schauspielkunst nicht mehr erlebt ... Mimik und Geberden gehorchen wunderbar. Auf dem Gesicht sieht man ganze Empfindungsketten vorüberhuschen, die in Musik und Worten nur mager angedeutet sind ... Wie Carmen tanzt, das ist von einer verführerischen Dämonie, die aus dem innersten Weibinstinct kommt und daher ihrer Wirkung völlig sicher ist.“ Zugleich wurde schon damals auch ein Nachtheil der Leistung hervorgehoben: die geringen Stimmittel, und daran wurde die Hoffnung geknüpft, Frau Schoder möge in Zukunft noch etwas Höheres auf die Bühne stellen: „eine Carmen aus dem Geiste der Musik“. Diese letztere Erwartung konnte nun im großen Opernhause noch viel weniger in Erfüllung gehen, als in Weimar. Die unzulängliche Stimme fiel unangenehm auf, nicht ein einzigesmal gelang es der Künstlerin, musikalisch zu wirken. Selbst so dankbare Nummern wie die Habanera, das Liebesduett mit Don José im zweiten Act fielen vollständig ab, und im Quintett (mit Chor) des dritten Actes fehlte Carmens musikalische Führung. Unter diesen Umständen dürfte die Künstlerin für unser Repertoire, das nun einmal zum größeren Theile aus Gesangsrollen besteht, eine ungenügende Stütze sein. Uebrigens stiegen mir diesmal auch vom schauspielerischen Standpunkte einige Bedenken auf. Ich begriff nicht, warum sie die Scene mit den Karten abseits von den anderen, ganz für sich spielt, ihre Liebe zu Escamillo schien mir im zweiten Act zu früh aufzusteigen, so dass die darauffolgende Liebesscene mit Don José an innerer Wahrscheinlichkeit verlor; endlich schien mir die Schlussscene ganz verfehlt. Nach dem letzten Worte Josés „Nun, so stirb“ folgte eine lange förmliche Jagd zwischen ihm und Carmen, die noch im Angesichte des bereits eintretenden Chores fortgesetzt wurde. Der entscheidende Todesstoß kam infolge dessen so spät, dass José unmittelbar darauf, ja fast noch während desselben, die ersten Worte der Reue sprechen musste. Die völlige Unthätigkeit des Chors während dieser Todesjagd war erst recht unbegreiflich. Ich habe den Eindruck, dass Frau Schoder ihre Carmen jetzt schon ein bisschen überstudiert hat, und dass für die Entwickelung ihrer großen schauspielerischen Talente unser großes Haus nicht günstig ist. R. W.

*

Das Raimund-Theater brachte „Niobe“, einen originellen, aber in der Ausführung ziemlich dürftigen englischen Schwank, der aus dem Burgtheater bekannt ist. Herr Thaller schlug auch aus diesem Gestein einen wahren Sprudel humoristischer Wirkungen. Fräulein Petri sprach die Verse der zum Leben elektrisierten Marmor-Niobe mit leiser Parodie. Das geschah vielleicht nicht im Sinne des Stückes, aber zur Hebung der Heiterkeit.

*

Otto Erich Hartleben, der Humorist, hat ein ausgezeichnetes ernstes, kleines Drama geschrieben. Man findet es unter den Einactern „Die Befreiten“, es heißt: „Abschied vom Regiment“. Ein Mann zweifelt an der Treue seiner Frau und sucht in einem entscheidenden Augenblick eine aufklärende ernste Unterredung mit ihr; sie empört ihn durch verschleierte, halb geständnisvolle Antworten, bis er sich zu einem Wuthausbruch hinreißen läßt; einen Moment später fällt er durch die Waffe des herbeieilenden Liebhabers. Das ist die Handlung. Der Mann ist im Stück Officier, und die Nacht seines Todes fieng mit einem feierlichen Abschied vom Regiment an, das er infolge Versetzung mit einer anderen Garnison vertauschen sollte. Man kann sich nichts stärker Dramatisches denken als das langsame Emportauchen dieser Tragik aus einem Nebel von Ungewissheit: die gemüthliche Weinstimmung des Heimkehrenden, seine Wehmuth und wachsende nervöse Unsicherheit beim Betreten seines Hauses und die klirrende Kälte in den Worten seines Weibes, die das rasche Ende herbeiführt. Etwas wie die Stimmung einer modernen Ballade liegt darin. In der Darstellung des Josefstädter Theaters kam sie nicht ganz zur Wirkung: Herr Jarno war zu wenig norddeutsch und zu wenig Soldat, und seine militärische Umgebung verdarb gründlich den Rest. — Derselbe Abend brachte einen sehr witzigen Act von Bracco: „Er, sie und er“, in welchem Fräulein Fehdmer als Sophistin des Ehebruchs zu befangen und unsicher war, Herr Sachs als ihr Opfer zu klug und überlegen that, und nur Herr Pfann völlig auf seinem Platze stand. — Das Schnitzler'sche „Abschiedssouper“ wurde von Frau Riese und Herrn Jarno glänzend gespielt. A. G.

*

In einem Compositionsconcert von Max Jentsch hörten wir ein Clavierquintett, eine Sonate für Clavier und Violine und vier Clavierstücke. Es hat sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, dass für die erste Bekanntschaft mit den Werken eines Componisten das jetzt leider übliche vorherige Verbreiten überschwänglicher Kritiken keineswegs günstig ist. Was musste das musikliebende Publicum alles erwarten, wenn ihm vorher in Anzeigen des Verlegers verkündet wurde, dass der gegenwärtigen Generation in Max Jentsch ein neuer Liszt und Chopin erstanden sei! Ersterer hatte vor allem Anfang in seinen Compositionen ganz neue Clavierpassagen gebracht, die den damaligen Spielern vorher nicht geläufig waren, letzterer überraschte durch den Zauber des poetischen Stimmungsgehaltes. Von alledem war in Max Jentschs Compositionen nicht die geringste Spur zu merken. Er ermüdet den Hörer durch unablässige Wiederholung eines kleinen, wenn auch ansprechenden Themas, das er nur wenig entwickelt und mit den landläufigsten Clavierphrasen umgibt. Schon nach der ersten Hälfte des Programms war das Publicum merklich abgespannt, da bei dem Mangel an Abwechslung und der drei-, vier- bis fünfmaligen Wiederkehr derselben Gedanken seine Clavierstücke noch viel länger erscheinen, als sie ohnehin schon sind. Etwas ähnliches muss ich leider auch von den mir im Druck vorliegenden sechs Concertetuden*) sagen. Wer

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

heute Etuden componieren will, der muss noch andere Passagen bringen können als zerlegte Drei- und Vierklänge und darf sich nicht damit begnügen, sein Werk lediglich durch die numerische Anhäufung gleicher Wiederholungen wirken zu lassen. Günstiger kann ich mich über die Kammermusikwerke aussprechen. Die alte Sonatenform scheint der Phantasie des Componisten zu Hilfe zu kommen und ihm die unerlässliche Abwechslung zu erleichtern. Seine Adagios zeigen von tiefer musikalischer Empfindung, die in einem edlen, ergreifenden Gesang zum Ausdruck kommt. Der Ausdruck feierlicher Würde scheint Jentsch am nächsten zu liegen, für die leichte Grazie eines Scherzo oder Elfenreigens, für die stürmische Leidenschaft eines Finales fehlen ihm der ausreichende Stoff und der Schwung der Form. Um das Zustandekommen des Concerts hat sich das Quartett Duesberg, das schon so manchem Künstler den Weg zur Oeffentlichkeit gebahnt hat, sehr verdient gemacht. Insbesondere gebürt Frau Natalie Duesberg, die mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Hingebung in sämmtlichen Nummern des Programms beschäftigt war, das höchste Lob. Ihr galt offenbar ein großer Theil des Beifalls, den eine kleine, aber umso begeistertere Gemeinde nach jedem Stücke in reichstem Maße spendete.

R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im Deutschen Theater fand Max Halbes Drama „Das tausendjährige Reich" getheilte, dann ablehnende Aufnahme. Und doch hat Max Halbe in den beiden ersten Acten dieses Dramas ein Bestes all seiner bisherigen Leistungen gegeben: scharflinig die Charakteristik, glücklich die Exposition, zwingend die Stimmung. Das tausendjährige Reich ist nahe! Im Jahre 1848 ergeht der Ruf, Theurung und Unruhen rings um, die Hand des Herrn ruht schwer auf seinem Volke. Ein Dorfschmied, von dem die Botschaft ausgeht. Ein naiver Mystiker, ein Mann aus festem Holze. Ein Zelot des Glaubens, der Gottes Finger in jeder Fügung sucht und diesen Gottesfügungen glaubt, wie er sie deutet, der ihnen glaubt allen Betheuerungen seines Weibes zum Trotz. So ist er von der Untreue seines Weibes überzeugt, so treibt er sie in den Tod. Eine prachtvolle Gestalt hat Max Halbe in diesem Dorfschmied geschaffen — rathlos stand er dann dem Geschöpf aus eigenen Geistes Gnaden gegenüber. Nicht fand er diesem verirrten Starken gegenüber ein menschlich Stärkeres, das verstehende Lächeln. Nicht war er imstande, den Träumer in seines eigenen Traums irrer Erfüllung, in Illusionsschrecken oder Illusionsseligkeiten, sich ausleben zu lassen. Statt dessen hat er ihn zweimal todgeschlagen. In einer starken Scene des dritten Actes, vor allem Volke der Irrlehre beschuldigt — sie haben eben sein Weib zu Grabe getragen — ruft dieser Schmied Gott zum Zeugen für sich an, und in dem Augenblick schlägt der Blitz in seine Schmiede ... Gott, als deus ex machina. Und dann im vierten Act noch die moralische Zuchtruthe, arg unpsychologisch gehandhabt. Von Gott verlassen, steht der Schmied im Begriff, sich dem Satan mit der rothen phrygischen Mütze in die Arme zu werfen, als ihn in der Schande seiner Tochter ein neuer Schlag trifft, und er von demselben Stege wie sein Weib den unpsychologischen Sprung ins Wasser wagt. So gehts zu Ende wie ein Weibermärchen. Das Drama wird zum Polizeibericht. In eine dürftige Moralpredigt läuft diese Mystik aus, der böse Mystiker, er hat sich überhoben, nach dem Kleinkinder-Katechismus wird er gerichtet! Wieder einmal hat Max Halbe die furchtbare Gabe bewiesen, die ihm verliehen, Geister zu rufen, die seiner spotten. Und dennoch seines Geistes geborne Geister!

Gottlob und unseren Hohenzollern Dank! es gibt noch deutsche Dichter. Auf allerhöchsten Befehl wurde Josef Lauffs historisches Schauspiel „Der Eisenzahn" im Schauspielhause aufgeführt. Auf allerhöchsten Befehl ist es wohl auch gedichtet worden. Und wahrlich, unserem Josef Lauff bewegt ein Hochgefühl die Männerbrust. Er rasselt Schwerter wie ein Berserker, und es trieft von seinen Lippen der Edelmuth fürstlicher Denkungsart wie Honigseim. Den Aufstand des abgesetzten Berliner Bürgermeisters Berend Ryle, die Unterdrückung besagten Aufstandes durch Friedrich II., genannt der Eisenzahn (1447), hat unser Josef Lauff gedichtet. Im Hinblick auf den nunmehr beseitigten Oberbürgermeisterconflict der Stadt Berlin läßt sich von feinsinniger Actualität da reden. „Doch Thränen möcht' ich weinen roth wie Blut, Seh' ich Berlin, wie es den heil'gen Schwur, Den es dereinst in feierlicher Stunde Mir angelobt, zum Popanz werden läßt ...", also klagt Josef Lauff .. die schmerzdurchwühlte Sprache eines Dichters. Und dieser Berend Ryke hat eine Mutter, die ihn fürchterlich verflucht: „Weckst du mir die alten schrecklichen Töne, die meine Seele zerfleischten, wie mit schartigem Messer?! —" Er hat eine minnigliche Tochter, die seinen Verrath dem Hohenzollern meldet. Der küßt das Kind des Todfeindes hochgemuthet: „Mit diesem Kuss lohnt Zollern deine Treue — — —". Und Josef Lauff ist Symbolist. Unter den Trümmern des Rolands, an den er geglaubt hat, des Sinnbildes der Städtefreiheit, wird Berend Ryle begraben. Wir aber heben fromme Wunschhände zum Himmel: möge Josef Lauff den Zollernlohn für seine Treue finden!

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus München: Seitdem das Königliche Hoftheater seine Abneigung gegen jüngere Autoren überwunden hat und deren Stücke mit feinstem Verständnis und ausgezeichneten schauspielerischen Kräften zur Darstellung bringt, ist für das primitive Münchener Schauspielhaus nur der klägliche Rest dramatischer Eintagsware übrig geblieben. Nach dem Misserfolg eines dänischen Schauspiels: „Pfarrhof Dönvig" wurden am letzten Samstag „Die Rhodes", eine „Bourgeoiskomödie" von Robert Misch, trotz aller Bemühungen der Claque noch deutlicher abgelehnt. Sie brachte einige Schwankfiguren, etwas Empfindelei und proletarische Emphase und zum Schlusse den bekannten Schwur des jungen Künstlers, durch verdoppelte Arbeit die Philister demüthigen und die Geliebte sich verdienen zu wollen. Der Verfasser selbst, ein bekannter Zeitungsromancier, wird sich, wie wir fürchten, wieder mit verdoppelter Betriebsamkeit auf jene schriftstellerischen Arbeiten beschränken müssen, die unter dem Striche stehen und unter der Kritik.

Kurt Martens.

---

# Bücher.

Karl Wojcik, Hauptmann des Generalstabscorps: Ueber den Krieg in Südafrika. I. Heft. Wien. Seidel u. S. 1900. 71 Seiten. 1 Karte und 1 Skizze zu den Kämpfen 1881.

Schon die Uebersicht des Inhaltes läßt vermuthen, dass das begonnene Lieferungswerk dem ernsten Interesse, welches der Boerenkrieg von 1899—1900 überall erregt, mit gründlichen Auskünften zu Hilfe kommen will, und zwar nicht bloß dem Militär, welches allen Grund hat, diesen Kampf, welcher in der Kriegsgeschichte kaum seinesgleichen findet, eingehend zu studieren, sondern auch allen anderen Gebildeten, welche die Ereignisse nicht bloß aus Neugierde verfolgen. Dass eine abschließende Darstellung auf Grund des noch lückenhaften Materials nicht möglich ist, weiß und sagt der Verfasser. Seine Arbeit kann nur als der Commentar eines Fachmannes dienen, welcher während des Krieges von Zeit zu Zeit orientierend eingreift, damit uns andere die Flut widersprechender Telegramme nicht verwirre. Die Darstellung der Vorgeschichte nimmt durch unbedingte Objectivität ein. Wir erfahren die Thatsachen ohne jede absichtliche Färbung. Das statistische und geographische Element wird kurz, aber genügend abgethan. Hierin ist eine klare und verläßliche Auskunft besonders dankenswert, denn aus den Karten, wie sie der Buchhandel liefert, und aus den Skizzen mehrerer Zeitungen ist von der Bodenbeschaffenheit des Landes sehr wenig zu entnehmen. Das vorliegende Buch kommt diesem Mangel in Beziehung auf das ganze Land zu Hilfe; der geographische Abriss ist das beste daran. Die Darstellung der Streitkräfte berücksichtigt alle erreichbaren Quellen sehr sorgfältig. Das ungünstige Urtheil über die englische geworbene Mannschaft macht zuverlässigen Eindruck. Auch die Angabe, die Gesammtstärke der kämpfenden Boeren, also ihres Gefechtsstandes, betrage nicht viel über 50.000 Mann, und es seien keine weiteren Reserven vorhanden, scheint wohl beglaubigt. Wir erfahren den interessanten Umstand, dass in den letzten Jahren Uebungen von Boerengruppen, zum Beispiel 1896 jene der Johannesburger Gruppe in der Stärke von 2 Bataillons, 2 Escadrons ꝛc., stattgefunden haben. Die militärische Organisation Transvaals ist genau dargestellt, jene des Oranje-Freistaates nur andeutungsweise; die Eigenheit, dass die Boeren ohne starken Zug nach Entscheidung zu kämpfen pflegen, ist erwähnt, allerdings auch ihre ungemeine Tüchtigkeit für das defensive Gefecht. Zum Schlusse folgert der Verfasser die Schwierigkeiten und Aussichten der Operationen a) auf den Linien Delagoabai—Pretoria, b) D'Urban—Pretoria und c) Capland—Oranjefluss—Pretoria. Die Engländer hätten da noch manche harte Nuss zu knacken, und noch sei das Endergebnis unabsehbar. Jede Unterbrechung der ungeheuren Nachschubslinien könne die Engländer, selbst nach taktischen Erfolgen, zugrunde richten. — Der Verfasser steht beiden Parteien als ehrlicher Neutraler gegenüber. Er bewundert die antike Tüchtigkeit der Boeren, ohne deshalb ihr Milizsystem allgemein brauchbar zu finden; er verabscheut das Gebaren der Engländer nicht, weil kein Staat, wenn die Umstände es mit sich bringen, besser oder moralischer handle, als sie. Er mag Recht haben, aber hierin — nur in diesem Punkte — wird er der Billigung der meisten Leser nicht begegnen.

S. A.

Dr. B. Kahle: Ein Sommer auf Island. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte. Berlin, Ad. Bodenburg, 1900. VIII. u. 283 S.

Ueber Island, das Wunderland unserer Jugendträume, ist im Laufe der letzten Decennien schon eine kleine Reiseliteratur entstanden. Freilich, das Hauptwerk über Island, Kr. Kaalunds „Bidrag til en historisk-topografisk Beskrivelse af Island", Kjöbenhaven 1877—1882, ist den meisten unzugänglich, aber wir haben die interessanten Beschreibungen von Preyer und Zirkel (Reise nach Island, 1862), Keilhack (Reisebilder aus Island, 1885), dem Jesuiten Baumgartner (Island und die Faröer, 1889) und die gründliche Monographie Poestions (Island, das Land und seine Bewohner, 1885), der, ohne selbst je in Island gewesen zu sein, dank seinen eingehenden Studien der Literaturquellen und seiner Liebe zum Stoff uns das Wissenswerte aus allen Islandschriften zusammengestellt und ein anschauliches Bild der Insel, ihrer Beschaffenheit und des Geisteslebens des Volkes geschaffen hat. Trotzdem mag Kahles Reisebericht allen Freunden des ehrwürdigen Eilandes, in dem nicht nur die altnordische Sprache fortlebt, sondern in dem man den lebenden Zusammenhang mit altnordischem Wesen und Götterglauben noch nicht ganz verloren hat, herzlich willkommen sein. Wirkt doch der Bericht über unmittelbar Geschautes und Erlebtes immer ganz anders als das gelehrteste und gründlichste Referat über fremde Eindrücke! Freilich, ob Kahles Buch, wie er hofft, einen Ersatz für einen fehlenden deutschen Reiseführer nach Island zu bieten vermag, möchte ich bezweifeln. Schon darum, weil es doch nur ein kleiner Theil der Insel ist, den er bereist hat. Wohl weiß er uns von Reykjavik, von der Hekla, von den schauerlichen Schluchten Almannagjá und Hrafnagjá, dem Geysir und den Schlammvulcanen in der Nähe von Reykjahlid fesselnd zu erzählen, aber die Oede der Wüste des Sprengisandur hat er nicht durchmessen und die wilden Fernerriesen des Vatnajökull sind ihm fremd geblieben. Wer Lust hat, von den meist noch unerklommenen Spitzen in dieser Gletscherwildnis einige zu überwinden, der greife zu Lord Watts' interessantem Buch „Across the Vatna-Jökull" (1876), wer aber nur in die wirthlicheren Gegenden Islands strebt, oder von isländischen Sitten und Sagen lesen will, wird gewiss aus Kahles elegant geschriebenem Werkchen Vergnügen und Belehrung — und lebhafte Reiselust schöpfen.

Max Burckhard.

Friedrich Theodor Vischer: Shakespeare-Vorträge. Erster Band: Einleitung; Hamlet, Prinz von Dänemark. (Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Zweite Reihe. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1899. XXII und 510 S. 8°.

Vorliegendes Buch ist aus Collegienheften und Nachschriften von Vorlesungen des berühmten Aesthetikers F. Th. Vischer von seinem Sohne

herausgegeben worden, und da erhebt sich begreiflicherweise die Frage, ob für den Abdruck solcher vor Jahrzehnten gehaltener Vorlesungen heute noch ein Bedürfnis vorhanden oder ob hier nicht die Pietät zu weit gegangen sei. Fast die Hälfte des Buches enthält eine allgemeine Einleitung über Shakespeares Zeit, Theater, Leben, Werke 2c., worüber wir aus unserer Zeit vortreffliche Zusammenfassungen von Specialisten besitzen; der zweite Theil, der speciell den Hamlet behandelt, bringt auch nicht etwa eine „neue Lösung des Hamleträthsels“ sondern nur eine sehr eingehende Analyse und Erläuterung. Sieht man das Buch aber näher an, gewahrt man gar bald, dass es ein echtes Kind seines Vaters ist, und als solches hat es vollen Anspruch auf allseitiges Interesse. Das einzige, was man beklagen möchte, ist der Umstand, dass dies Buch eben keine Erscheinung unserer Tage ist, sondern der älteren Generation zu neuer Ehre gereicht, einer Generation, die es in der Shakespeare-Philologie, Goethe-Philologie 2c. noch nicht so herrlich weit gebracht wie wir heute, die aber dafür literarhistorische Werke schrieb, die in ihren wesentlichen Zügen nicht veralten, die man getrost wie alten Wein ablagern lassen kann. Man muss dem Herausgeber voll beistimmen, wenn er sagt: „Die Werke des Dichters sind heute noch dieselben wie einst, und ein rechter Mann, der sie durch ein halbes Jahrhundert hin immer wieder von neuem durchfühlte und durchdachte, ist heute noch so hörenswert wie damals“. — Gerade die Shakespeareliteratur hat im letzten Jahrzehnt gar sonderbare Auswüchse gezeigt; ich meine nicht die Bacon-Albernheiten und dergleichen, sondern anscheinend wirklich ernste Forschung wie die Bücher von Loening, Conrad u. a. m. Die absolute Unfähigkeit, das Wesen dichterischer Conception zu erfassen, verbunden mit dem geschäftskundigen Haschen nach augenblicklich blendenden Effecten hat das ernste künstlerische Nachschaffen aus der vollen Anschauung verdrängt; letzteres in dem Vischer'schen Buche wiederzufinden berührt so tröstlich. Es handelt sich hier nicht um neue Hypothesen, neue Resultate oder Deutungen, kurz, man kann den Ertrag des Buches nicht schnell in die Tasche stecken; die Vischer'sche Hamleterklärung ließe sich eher vergleichen mit der verständnisinnigen Vorführung eines Werkes der Tonkunst oder eines Dramas auf der Bühne durch einen congenialen Künstler; sie lehrt uns das Kunstwerk nicht nur nur genießen, sondern regt uns zugleich an, uns in die Unendlichkeit, Unerschöpflichkeit jeder echt künstlerischen Conception zu vertiefen. Diese Fähigkeit ist heute gar vielen abhanden gekommen. Daher ist solche Lectüre in hohem Grade lehrreich und — zeitgemäß. Es ist sehr zu wünschen, dass die übrigen Bände der Shakespeare-Vorträge wirklich, wie in Aussicht gestellt, „in rascher Folge“ erscheinen. Da sie für „das deutsche Volk herausgegeben“ werden, wird dieses sie hoffentlich mit gebürendem Danke aufnehmen!

Prof. A. Schröer.

Mitbürger. Neueste Skizzensammlung von Eduard Pötzl. — Pameisl und Camp. Wienerisches von Ottakar Tann-Bergler. Verlag von Robert Mohr, Wien.

Bändchen von der Art der vorliegenden (Skizzen aus dem Wiener Leben) werden von zünftigen Literaten meist ein wenig scheel angesehen. Sie figurieren nicht in den Recensionsrubriken der großen Literaturzeitungen und bilden in Literaturkaffeehäusern keinen Gesprächsstoff. Dennoch ließe sich viel aus ihnen lernen. Welcher Schatz von Beobachtungen des täglichen Lebens gehört nicht dazu, um eine einzige dieser Skizzen zu verfassen, wieviel Liebe und Treue steckt in der Betrachtung der kleinen Dinge des Lebens! Die Psychologie mag primitiv sein, allein sie wiegt die Verlogenheiten und Verdrehtheiten mancher literaturfähigen Complicationspsychologie an innerer Wahrheit auf. Die geschilderte Realität ist klein, aber ihre gute Schilderung ist ehrlicher und wahrhafter, als manche der beliebtesten Phantastereien, die am Literaturmarkte theuer notieren. Ueberdies steckt in diesen Büchlein Charakter, der Charakter einer bestimmten Stadt, und in ihnen liegt die Entwickelungsmöglichkeit einer größeren und echten, bodenwüchsigen Literatur ... Das Büchlein von Pötzl ist das kräftigere, jenes von Tann-Bergler das lustigere. Dort tritt die Persönlichkeit schärfer hervor, hie und da moralisierend, hie und da scheltend, tadelnd, aber frei von jenem sentimentalen Liberalismus, der andere „Wiener“ Geschichten manchmal unerträglich macht. Hier ist mehr Objectivität, Ruhe und Frische der Beobachtung. Dort ist der Witz ein wenig trocken und mokant; hier munter, burschikos und unbefangen.

m. g.

## Revue der Revuen.

„Preußische Jahrbücher“. Ein Aufsatz über Advocatur und Rechtsanwaltschaft von Alfred von Weinrich beschäftigt sich, anknüpfend an die Verhandlungen des Anwaltstages zu Mainz und des Advocatencongresses zu Brüssel, mit der Scheidung der durch den Sprachgebrauch vermengten Begriffe: Advocat und Rechtsanwalt. Advocaten sind die ausschließlichen Vertheidiger, Rechtsanwälte die alle übrigen Functionen: Rechtsleben, Verwaltung, Testamentsabfassung 2c. erfüllenden Juristen. Am reinsten ist die Advocatur in Paris erhalten, indem sich dort die Angehörigen dieses Berufes auf Grund eines Jahrhunderte alter Tradition auf Consultationen und Plaidoyerie beschränken und sich aller Geld- und Rechnungsgeschäfte enthalten. Jedes Land hat hierin seine eigenen, abweichenden Bräuche, ebenso wie zum Beispiel in Bezug auf die Freiheit der Praxis; während dieselbe in den meisten Staaten an den Nachweis juristischer, das ist Hochschulbildung geknüpft ist, genügt in einer Anzahl von Schweizercantonen zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft der Besitz des Activbürgerrechtes. In England und Amerika tritt an Stelle der Universitätsausbildung der Lehrlingsunterricht. Was die Zulassung der Frauen zur Advocatur und Rechtsanwaltschaft betrifft, so sind die dahingehenden Bestrebungen in Russland, Italien und Belgien erfolglos geblieben. Wirkungsvoller waren sie in Nordamerika, Rumänien, Schweden und dem Canton Zürich. „Ob es sich de lege ferenda empfiehlt, den Frauen die Advocatur oder Rechtsanwaltschaft einzuräumen, ist doch sehr zweifelhaft. Jedenfalls widerstreben weibliche Advocaten unserem natürlichen Gefühl, und dass in der That hier die Natur eine Schranke setzt, zeigt der Umstand, dass der Zudrang von Frauen zum Studium der Jurisprudenz ein äußerst geringer ist, und weibliche Advocaten auch da, wo es gesetzlich zulässig ist, wenigstens in Europa, Ausnahmserscheinungen sind. In Amerika, wo die Rechtsanwaltschaft zu einem Gewerbe herabgesunken ist, und allerhand ungesunde Bestrebungen in die Halme schießen, scheinen weibliche Parteivertreter häufiger vorzukommen. Indes zum Richteramt, speciell zum Geschworenendienst, werden seit 1887 die Frauen auch dort nicht mehr zugelassen.“

„Documente der Frauen.“ Dass die amerikanischen Frauenclubs sich von den unseren wesentlich unterscheiden, zeigt ein Aufsatz von Abigail Lonnsbury Black (Cincinnati). Vor zwanzig Jahren waren Frauenvereine eine Art Modeplage, und Heiterkeit wurde in allen Staaten erweckt, wenn die Nachricht kam, dass die Frauen einer kaum gegründeten halbwilden Stadt des Westens eben einen „Club für Sanskrit“ gegründet hatten. Diese Kinderkrankheiten wurden aber bald überwunden, und hunderte von ernsten Studienclubs verbreiteten eine tiefere und gründlichere Bildung unter den Frauen, als es die Schule vermocht hatte. Aus den bescheidenen Vereinen von etwa 50 Mitgliedern wurden bald große Clubs mit eigenen Häusern, Vortragssälen und Bibliotheken. Der Schlussstein der Organisation war die Vereinigung aller Clubs zur großen Generalföderation im Jahre 1892, die bei ihrem Beginne etwa 300 Clubs mit circa 40.000 Mitgliedern zählte, heute aber schon tausende von Clubs und hunderttausende von Mitgliedern umfasst. Diese Generalföderation schließt in ihren Statuten jeden politischen oder socialen Zwang aus, schließt übrigens auch die Beschäftigung mit der Frauenfrage aus, die einzelnen Clubs der Verbindung vorbehalten bleibt. — Beachtenswert ist auch ein Artikel von Dr. Fritz Winter über die Arbeiterin der Confectionsindustrie, der die Ursache der hier herrschenden ungeheuerlichen Zustände, wie achtzehnstündige Arbeitszeit, niedrige Löhne, schlechte Ernährung und anderes in der Heimarbeit sieht, die wie geschaffen ist, die Arbeiterin vollständig der Macht des Confectionärs auszuliefern.

„Revue de Paris.“ Die Ausbreitung deutscher Machtstellung zeichnet auf Grund englischer Berichte, nicht ohne Parteilichkeit, Victor Bérard. Der deutsche Handel habe unter der Marke des englischen diesen fast überall verdrängt oder sich an seine Seite gedrängt. Freilich wenden sich die deutschen Producte nur an die Masse und nicht an die Elite der Consumenten. Darum müssen sie dementsprechend wohlfeil sein. Kurz, Deutschland ist heute der Volksbazar der Welt, wie es England einst war. „World's toy shop“ nannte man es im 18. Jahrhundert. — Die Grundlinien Flaubert'scher Philosophie zeichnet ein Artikel von Levy-Bruhl, zum größten Theil auf Grund der Briefe Flauberts. Er ist ein Schüler Montaignes, der wie alle seine Nachfahren auf dem Gebiete des realistischen Romans die ausgebreitetsten Studien betrieben hat, um sie in seinen Büchern zu verwerten. Wenn der Historiker der Zukunft das Bild des 19. Jahrhunderts wird zeichnen wollen, und zwar das Bild, wie es dem Jahrhundert selbst sich wiederspiegelte, so wird er für Frankreich keine schlichtere und dabei reichere Quelle haben, als das Werk und die Briefe Gustave Flauberts!

„Revue des Revues“ (Jänner). Jean Finot schreibt über die Stellung des Französischen im Sprachenkrieg. Einem Volk eine Sprache aufnöthigen, heißt, ihm ihre Seele, ihre Geistesrichtung, ihre Weltanschauung geben. Ihr Einfluss ist stärker als der des Blutes. So haben die Franzosen, trotz des geringen romanischen Einschlages, stets für ein romanisches Volk gegolten, weil sie die Erben und Pfleger der lateinischen Sprache und Beredsamkeit waren. Vom fünfzehnten bis zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte das Französische überdies die führende Stellung. Nun aber ist es ganz und gar vom Englischen, Deutschen und Russischen überholt und weiß sich selbst in seinen eigenen Colonien nicht durchzusetzen. Finot hält das für eine große Gefahr und empfiehlt, durch Gründung von Stipendien ausländische Studenten an die französischen Universitäten zu ziehen, die dann im Auslande die französische Sprache propagieren und ihr so dazu zu verhelfen würden, sich unter den Gebildeten wieder die herrschende Stellung zu erobern. — Anatole Leroy-Beaulieu äußert sich, auf die Anfrage eines polnischen Blattes hin, über die Zukunft der polnischen Nation: Eine Nation vernichten und vertilgen heiße Europa verstümmeln, denn jede ist ein Glied mit besonderen Eigenschaften und Functionen. Die Vertilgung der polnischen Nation sei übrigens keineswegs gelungen: trotz aller Unterdrückung von deutscher und russischer Seite beweise sie durch literarische und künstlerische Bethätigungen, dass sie nach wie vor am Leben ist; ja sie zeigt sich geläutert und erhoben durch das viele schwere Leid, das sie betroffen. Wird die polnische Nation Lebenskraft genug besitzen, um sich noch ein paar Jahrzehnte lang zu behaupten, dann ist sogar die Wiederaufrichtung eines unabhängigen polnischen Reiches nicht ausgeschlossen. Eine Evolution, die gerechtere Anschauungen zur Herrschaft bringt, kann dann den Polen gewähren, was durch eine Revolution in dem heutigen Europa, in dem nach dem Bismarck'schen Grundsatz Gewalt vor Recht geht, gewiss nicht zu erreichen wäre.

## Uebergang.

Von J. Zangwill.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Stein.

(Schluss.)

IX.

Es wurde zwischen ihnen vereinbart, dass die Trauung, um die endlosen Familienberathungen zu vermeiden, ganz im Geheimen vor sich gehen sollte, ohne dass man die Schwestern davon verständigte. Der Erzbischof wollte selbst in die Stadt kommen und in

der Kirche eines seiner anderen Söhne in Chalk Farm die Ceremonie vollziehen. Nach Ablauf der kurzen Flitterwochen sollte Daniel zu dem jungen Paar nach Whitechapel kommen — dem Mittelpunkt aller ihrer Pflichten, wo sie zu wohnen wünschten. Der arme Daniel versuchte, in dem Gedanken, dass Whitechapel ein von mehr Juden bewohnter und heimlicherer Stadttheil war als Highbury, Trost zu finden. Doch der unheimliche Eindruck, den sein jüngster Schwiegersohn auf ihn machte, vernichtete jeglichen Hoffnungsstrahl. Er fühlte sich ja von all seinen anderen Schwiegersöhnen auch mehr oder weniger eingeschüchtert, doch unter dieser Scheu lebte doch ein verstecktes Gefühl der Brüderlichkeit. Bei diesem Alfred jedoch überlief's ihn wie ein eisiger Strom, den alle Liebenswürdigkeit des jungen Mannes nicht aufzuthauen vermochte.

„Weißt du auch sicher, dass du mit ihm glücklich werden wirst, Klein-Schnapsie?" fragte er angstvoll.

„Oh du liebes, sorgenvolles Alterchen!"

„Wenn Ihr aber nach der Hochzeit streiten werdet, dann wird er dir immer vorwerfen, dass du eine —"

„Und ich werde ihm vorwerfen, dass er ein Christ ist und nicht zu streiten hat."

Darauf musste er schweigen. Aber in seinem Herzen dankte er Gott, dass seinem lieben, alten Weib diese Prüfung erspart geblieben.

Und er murmelte das hebräische Sprichwort: „Auch das war zum Guten".

So rückte der tragische Tag immer näher.

X.

Eine kurze Woche vorher wanderte Daniel, von dem so nahe Bevorstehenden ganz betäubt, in der Stadt umher. Eine frevelhafte Zauberkraft zog ihn gegen Chalk Farm, zu der Kirche, in welcher die profane Verbindung vollzogen werden sollte. Vielleicht sollte er gar hineingehen, um das erste Entsetzen über seine Anwesenheit in einem derartigen Gebäude zu überwinden und sich so während der wirklichen Ceremonie nicht am Ende zu verrathen.

Als er sich dem heidnischen Bau näherte, erblickte er ein gestreiftes Schirmdach, viele Wagen und einen ganzen Haufen Leute, die sich stoßend und umherguckend hineindrängten. Eine Hochzeit!

Nun also! Jetzt gab's kein Zweifeln mehr — er musste eintreten; er wollte ja sehen, wie diese unbekannte Ceremonie in diesem unbekannten Gebäude verlaufe. Das würde eine Vorübung sein und würde ihn für den tragischen Moment stählen. Er schritt mit einigen Männern durch das Hauptportal, wurde aber von einem Polizeimann zu einer Seitenthür gewiesen. Schüchtern schlich er sich hinein.

Trotzdem die Kirche ganz voll war, drang ihm doch die Kälte der eisigen Steinflächen bis ins Herz: dieses ganze fremdartige Leben, das sie repräsentierten, erstarrte ihm die Seele. Die kalten Pfeiler schienen ihm immer wieder das furchtbare Wort „Meschumet" — Abtrünniger — entgegenzurufen. Er bemerkte, dass seine Begleiter die Häupter entblößt hatten, und lüftete hastig seinen schäbigen Biberhut. Dieses ungewohnte Gefühl in der Kopfhaut vervollständigte die Empfindung der Unheiligkeit.

Es schien noch gar nichts vorzugehen, doch vernahm er, als er in einen der im Seitenschiff befindlichen Sitze schlüpfte, heitere, beinahe tanzartige Orgelklänge. Einen Augenblick lang kam ihm der trübe Gedanke, was einen denn hier wohl gar so heiter stimmen konnte, und seine Augen füllten sich mit bitteren Thränen.

Ein Vorwärtsdrängen der Versammlung ließ den alten Mann nach vorne schauen.

Da erblickte er am anderen Ende der Kirche eine Art Plattform, auf welcher zu Füßen eines Kreuzes vier Männer in sonderbaren, fliegenden Gewändern standen. Er schloss die Augen bei dem Anblick dieses Symbols, das soviel Schatten auf das Leben seiner Vorfahren geworfen. Als er sie wieder öffnete, sah er, dass die Männer niedergekniet waren. Wird er auch knien müssen? dachte er. Werden seine alten Knochen diese heidnische Stellung annehmen müssen? Jetzt erschienen vier, hinter rosigen Blumensträußen ganz versteckte Brautjungfern auf der Plattform und schritten dann mit theatralisch gemessenen Schritten den hinteren Weg hinab: doch waren sie zu weit entfernt, um von ihm deutlich gesehen zu werden. Seine Nachbarn erhoben sich, um sie anzustarren, und so stand auch er auf. Und während dessen sprudelte die Orgel ihre heiteren Cadenzen aus.

Da plötzlich erfüllte eine summende Bewegung die Kirche. Eine Procession begann die Reihen zu durchziehen. An der Spitze schritt ein bleicher, ernsthafter, junger Mann, gestützt von einem zweiten, heitereren jungen Manne. Andere junge Leute folgten: dann erschienen wiederum die Brautjungfern. Und endlich zog als Zielscheibe aller Blicke — ein strahlender, weißer Schleier vorüber, am Arm eines alten, militärisch aussehenden Herrn in einer Atlasweste.

Also das würde er und Schnapsie sein! Unter all den neugierigen Christenaugen wird er, Daniel Peiser, diesen langen Weg zu machen haben. Er versuchte, es im Geiste zu probieren, um der Gesellschaft dann keine Schande zu bereiten; steif und stattlich schritt er dahin, mit einem strahlenden, weißen Schleier — seiner schönen Schnapsie — am Arm. Er sah sich langsam die Plattform erreichen und unter das entsetzliche Kreuz treten; dann verschwamm ihm alles vor den Augen, und schaudernd sank er in seinen Sitz zurück. Seine kleine Schnapsie! Sie würde nun ganz in dieses hassenswerte Heidenthum versinken, in die verführerische Musik dieser teuflischen Orchester.

Wie vom Traume befangen, saß er da und merkte kaum, dass die Orgel verstummt war und der Geistliche statt dessen seine Predigt aufgenommen hatte. Als er wieder aufblickte, erschien ihm die Hochzeitsgesellschaft vor dem Altar wie durch einen Nebel. Er fuhr sich mit der Hand über die bewölkte Stirn. Plötzlich drang eine Stelle der Formel mit großer Schärfe in sein Gehirn:

„Kann daher irgend jemand einen gerechten Grund vorbringen, warum diese beiden nicht gesetzlich miteinander verbunden werden sollten, so möge er jetzt sprechen; oder er hat für immer zu schweigen."

O, Gott Israels! Das also war die letzte Möglichkeit! Er sprang auf die Füße und schrie in seiner Seelenqual: „Nein, nein, sie darf ihn nicht heiraten! Sie darf nicht!"

Aller Köpfe wandten sich nach dem schäbigen, alten Mann. Ein elektrischer Schauer lief durch die Kirche. Die Braut erbleichte; eine Brautjungfer schrie auf; ganz verblüfft hielt der Geistliche inne. Ein weißbehandschuhter Kirchendiener lief hinauf.

„Ihr untersagt also das Aufgebot?" rief der Geistliche.

Der alte Mann kam wiederum zu sich und tappte nebelhaft umher.

„Nun, was haben Sie zu sagen?" fuhr ihn der Kirchendiener an.

„Ich — ich — nichts", murmelte er in furchtsamer Verwirrung.

„Er ist betrunken", sagte der Diener. „Hinaus mit dir, mein Freund." Er schob Daniel bei der Seitenthür hinaus und ließ diese hinter ihm zuschlagen.

Doch Daniel graute es davor, den Kreis der draußen befindlichen Zuseher zu passieren. In seinem Jammer schlich er im Vestibüle umher, bis in höhnendem Triumph der Hochzeitsmarsch erscholl, und der Menschenstrom ihn auf die Straße trieb.

XI.

Seine geistesabwesenden Blicke und sein unzusammenhängendes Reden während des Abendessens beunruhigten Schnapsie sehr, ohne dass sie dadurch auf den Gedanken kam, dass etwas passiert sein könnte.

In der Abendzeitung fiel ihr, die sie sich nun höchlich für Heiratsberichte interessierte, ein mit fetter Ueberschrift versehener Absatz auf:

„Ich untersage das Aufgebot!"
Sonderbare Scene in einer Kirche in Chalk Farm.

Als sie schon von diesem Bericht zu einem anderen übergegangen war, kam ihr der erstere, von einem eigenthümlichen Verdacht umschattet, wiederum in den Sinn. Das war ja dieselbe Kirche —! Ein jüdisch aussehender alter Mann —! Um Himmels willen! Dann war ja dies nichts als bloße Pose, nichts als Selbstaufopferung gewesen. Und sein Verstand begann unter der allzu großen Last zu wanken. Nur die blinde Sehnsucht nach ihrem eigenen Glück hatte sie glauben machen können, dass sich durch siebzig Jahre genährte geistige Gewohnheiten noch abschütteln ließen.

„Hm, Vater," versetzte sie heiter, „du wirst mich nun sehr bald verlieren."

Seine Lippen bebten unter einem pathetischen Lächeln.

„Ich freue mich." Er hielt kämpfend inne. „Wenn du bestimmt weißt, dass du glücklich wirst!"

„Haben wir das nicht schon oft genug besprochen, Vater?"

„Ja, — aber weißt du — bei einem Streit — er wird dir immer vorwerfen — dass — "

„Unsinn, Unsinn," lachte sie. Doch die Wiederholung dieser alten Idee erschreckte sie als sicheres Zeichen seines zerrütteten Verstandes.

„Du bist also sicher, dass Ihr zusammen passt?"

„Ganz sicher."

„Dann freue ich mich." Er zog sie an sich und küsste sie. Sie aber brach unter dem Bewusstsein seiner Verstellung weinend zusammen. Und nun begann er sie zu trösten.

„Weine nicht, Klein-Schnapsie, weine nicht. Ich wollte dich ja nicht ängstigen. Alfred ist ein guter Mensch, und ich weiß bestimmt, dass er dir nicht einmal im Streite vorwerfen wird, dass — " Die gemurmelten Worte verloren sich in einem Kuss auf ihre feuchte Wange.

XII.

In jener Nacht schrieb Klein-Schnapsie nach langem, leidenschaftlichen Kampfe einen Brief:

„Liebster Alfred! Es wird für Dich eben so schmerzlich sein, Folgendes zu lesen, als es mir schwer fällt, es niederzuschreiben: in elfter Stunde sehe ich, dass ich Dich nicht heiraten kann. Ich bin es Dir schuldig, meine Gründe anzuführen. Du weißt, dass ich unsere Liebe nicht früher durch eine Verbindung krönen lassen wollte, ehe mein Vater seine Einwilligung dazu gegeben hatte. Jetzt sehe ich, dass diese Einwilligung nicht dem seelischen Empfinden meines Vaters entsprang, sondern als bloße Ermöglichung meines Glückes gemeint war. Versuche Dir vorzustellen, was es für einen alten Mann von einigen siebzig Jahren heißt, sich von den während seines ganzen Lebens genährten Vorurtheilen loszureißen, und Du wirst einen Begriff davon bekommen, was er für mich thun wollte. Aber die Anstrengung überstieg seine Kräfte. Sein Herz bricht darüber; ich fürchte, dass auch sein Verstand darunter leidet.

Du wirst sagen, dass wir also miteinander das Ereignis abwarten sollen, welches ich nicht kaltblütig näher zu bezeichnen vermag. Doch ich glaube nicht, dass es schön an Dir gehandelt wäre, wenn ich auch weiterhin Dein Glück aufs Spiel setze, indem ich es mit dem meinigen verknüpft halte. Ein neuer Gedankenstrom hat sich meiner bemächtigt. Wenn eine Religion, die in meinen Augen aus Aeußerlichkeiten bestand, imstande ist, solch ein Beispiel der Selbstverleugnung, wie meinen lieben Vater, hervorzubringen, dann muss auch sie irgendwo in ihrem Innern all diese edlen Regungen, alle diese Beweggründe zu jener Selbstaufopferung enthalten, die die Welt „christlich“ nennt. Vielleicht habe ich sie immer missverstanden. Wir waren ja so schlecht unterrichtet. Vielleicht ist die prosaische Epoche des Judenthums, in der ich geboren bin, nur ein Uebergang: vielleicht gehört ihr nur die Mittelclasse an, denn ich weiß, dass ich in meiner Kindheit viel mehr von seiner Poesie verspürte; vielleicht wird die Zukunft seine göttlicheren Seiten entwickeln (oder vielmehr wiederherstellen) und mehr Gewicht auf die Schönheit des Lebens legen, so dass dieser ganze blinde Isolierungsinstinct nur zur Erhaltung der Rasse für ihre edlere Zukunft dient, in der sie noch in Wahrheit ein Zeuge des Höchsten, das auserwählte Volk werden könne, in dem alle Erdengeschlechter gesegnet werden. Ich weiß es nicht; heute erscheint mir dies alles sehr verwirrt und chaotisch. Ich weiß nur, dass ich keine bestimmte Hoffnung auf die irdische Erfüllung unserer Liebe aufrecht erhalten kann. Ich fühle mich auch in einem Uebergange und weiß nicht, was daraus werden wird. Aber, liebster Alfred, leben wir nicht das christliche Leben — das Leben der Selbstverleugnung — wahrhafter durch, wenn wir die Hoffnung auf eigenes Glück aufgeben? Vergib mir den Schmerz, mein Liebling, den ich Dir bereite, und hilf mir dadurch, meinen eigenen zu ertragen.

Bis in den Tod Deine Freundin

Florence.“

Es war ein Uhr nachts geworden, als sie den Brief beendigt hatte, und ein Gefühl der Erleichterung, nun in der jüdischen Hürde zu verbleiben, bemächtigte sich ihrer, wiewohl sie sich diese Empfindung nicht eingestand, sondern sie ungeduldig als „angeerbt“ verwarf. Aber würde sie trotzdem, wenn sie den Brief überschlief, denselben überhaupt noch aufgeben?

Doch das Haus war in Dunkel versunken. Nichts regte sich außer ihr. Und doch sehnte sie sich danach, die Sache unumstößlich erledigt zu haben. Vielleicht konnte sie sich doch mit dem Hausschlüssel hinauswagen. An der Straßenecke befand sich ein Briefkasten. Sie zündete eine Kerze an und stahl sich auf die dunkle Treppe hinaus. Sie fürchtete sich vor dem ungeheuren Schatten, den sie vor sich herwarf; er erschien ihr in ihrer überreizten Stimmung wie eine boshafte, sie angrinsende Creatur. Das Todtenbett ihrer Mutter erstand plötzlich vor ihren Augen: und deren Stimme rief: „Oh Florrie, gräme dich nicht so. Ich werde dir einen Bräutigam finden.“ War das der Bräutigam — der einzige, den sie je kennen sollte?

„Vater! Vater!“ kreischte sie, von plötzlichem Entsetzen erfasst.

Eine Thür wurde aufgerissen: in Pantoffeln wankte eine Gestalt heraus — eine liebe, vertraute, beruhigende Gestalt — das bunte Taschentuch in der Hand, das zu seiner Verbannung aus dem Salon verholfen hatte. Sein Antlitz war feucht: die Augenlider unter den hinaufgezogenen Hornbrillen geröthet: auch er hatte gewacht.

„Was gibt's, Klein Schnapsie, was gibt's?“

„Ach nichts. Ich — ich — ich wollte dich nur fragen, ob du so gut sein möchtest, diesen Brief noch jetzt in der Nacht aufzugeben?“

„Ob ich so gut sein möchte? Warum denn nicht; die frische Luft wird mir wohlthun.“

Er nahm den Brief und versuchte ein schelmisches Lächeln, als er die Ueberschrift erblickte.

„Oh! Oh!“ Er kniff sie in die Wange. „Wir dürfen also keinen Tag verstreichen lassen, ohne ihm zu schreiben, he?“

Sie erbebte unter diesem unvorhergesehenen Missverständnis.

„Nein,“ wiederholte sie, all ihre Kraft zusammenraffend, „wir dürfen keinen Tag verstreichen lassen.“

„Aber, lege dich jetzt nieder, Klein-Schnapsie. Du bist ganz bleich. Wenn du so lange aufbleibst, um ihm Briefe zu schreiben, wird er keine schöne Braut an dir haben.“

„Nein,“ wiederholte sie, „er wird keine schöne Braut an mir haben.“

Sie hörte, wie sich die Hausthür leise hinter seinen behutsamen Tritten schloss, und göttliche Thränen verdunkelten ihre Augen bei dem Gedanken an die Freude, die ihn nach der Rückkehr erwartete.

**Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit“.**

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. Wien, den 10. März 1900. Nummer 284.


## Die alte Geschichte.

Von all den interessanten Erfahrungen, die wir bisher mit neuen Ministerpräsidenten gemacht haben, gleicht der neuesten keine so sehr, wie die Badeni'sche. Wenn man heute den Namen Badeni nennt, denkt unter Verwünschungen alle Welt nur gleich an das letzte, so stürmische Halbjahr der Badeni'schen Regierung von April bis November 1897. Die Leute, die gern vergessen, vergessen aber dabei, dass diesem Halbjahr des Zusammenbruchs anderthalb Jahre fast beispielloser Erfolge, vom October 1895 bis zum April 1897, vorangegangen sind, anderthalb Jahre, in denen die Wahlreform, die Justizreform, die Steuerreform durchgeführt wurden und die Regierung des Grafen Badeni innerhalb wie außerhalb des Parlaments fast keiner ernsten Opposition, dagegen vielen offenen und stillen Sympathien begegnete. Mit dieser „Aera" Badeni muss man die ersten Erfolge des Herrn Dr. v. Koerber vergleichen, wenn solcher Vergleich einem lehrreichen Zweck dienen soll, und naturgemäß muss man dabei jenes Maß von Autorität und Prestige, das in diesen drei Jahren anscheinend auf Nimmerwiedersehen dem österreichischen Staat und seinen jeweiligen Leitern verloren gegangen ist, vorweg in Abzug bringen sowie das schnellere Tempo mit in Rechnung ziehen, in dem sich heute Minister und Situationen in Oesterreich zu Tode reiten.

Graf Badeni führte sich als der große, der bedeutendste österreichische Verwaltungskünstler ein. Das Kronland aber, in dem er seine Kunst gezeigt haben sollte, Galizien, war damals für weitere Kreise in Westösterreich noch eine unerforschte Gegend. Herr Doctor v. Koerber hat sein Amt mit dem Ruf des großen, des tüchtigsten österreichischen Verwaltungsbeamten angetreten. Das Land aber, an dem er sein Verwaltungstalent erprobt haben soll, brauchen wir nicht erst zu erforschen. Wir kennen es wie unsere eigene Wohnung genau. Es ist unser Land, es ist Gesammt-Oesterreich. Zwanzig Jahre lang hat Herr Dr. v. Koerber dieses Land mitverwaltet, den größeren Theil dieser Zeit hat er auf wichtigen, jahrelang auf den wichtigsten Posten gestanden. Er ist unter Bacquehem heiteren Angedenkens die Seele des Handelsministeriums, er ist unter Badeni die Seele des Ministeriums des Innern gewesen, er ist der Schöpfer der Organisation des Eisenbahnministeriums, die an allen vier Enden nicht klappt, und schließlich ist er schon zweimal Minister des Innern gewesen, ehe er Ministerpräsident geworden. Aber man kann ruhig den höchsten Preis demjenigen ausschreiben, der die segensreiche Verwaltungsreform entdeckt, die in diesen zwanzig Jahren geschaffen worden ist. Man wird den Preis nicht zu bezahlen haben. Denn in diesen zwanzig Jahren ist die österreichische Verwaltung nicht verbessert, sondern nur erheblich verschlechtert worden, und die schreienden Missstände, aus denen jetzt Herr Dr. v. Koerber die populärsten Schlager seiner Reden und Erlässe zieht, hat er als Beamter mit einführen geholfen oder geduldet. Ob er als Minister schneidiger sein wird wie als Beamter? Eine gewichtige Erfahrung spricht gegen die Bejahung, und diese Erfahrung sitzt auf der Ministerbank zur Rechten des Herrn Dr. v. Koerber. Sie heißt Wittek.

Der Tric des Badeni'schen Regierungsprogramms war die bürgerliche, sozusagen liberale Wirtschaftspolitik. Ein neuer „volkswirtschaftlicher Aufschwung" wurde Oesterreich in Aussicht gestellt, und alles, was Geld, viel Geld, und auf leichte Weise verdienen will, begeisterte sich rasch für den neuen Mann. Auch Herr Dr. v. Koerber hat seine Speculation auf die bourgeoise Geldgier aufgebaut, und wie einst des Grafen Badeni, so werden heute die Schritte des Herrn Dr. v. Koerber von niemandem mit größeren Hoffnungen verfolgt als von dem sozusagen gleichfalls liberalen Großunternehmerthum und der parasitären Betheiligungsjournalistik. Dem Grafen Badeni ist es auf diese Art sogar gelungen, die deutsch-liberale Partei, damals Vereinigte Linke, bis auf einige wenige Dissidenten, die im Herbste 1896 aus ihr austraten, selbst dann noch bei guter Stimmung zu erhalten, als er mit der Bestätigung des Dr. Lueger als Bürgermeister von Wien dieser Partei eine ihrer schwersten politischen Niederlagen zugefügt hatte. Auch Herr Dr. v. Koerber fand am Anfang seiner Regierung seine Wiener Frage, die Gemeindewahlreform, vor. Aber wer den übermächtigen politischen Hintertreppeneinfluss kennt, den der unpolitische Fachmann und Tugendbold, der Eisenbahnminister Herr Dr. v. Wittek, vermöge seiner höfischen und christlichsocialen Parteiverbindungen auf Herrn Dr. v. Koerber ausübt, der konnte von Anfang an nicht im Zweifel sein, dass auch diese Wiener Frage streng nach dem Geheiß des Herrn Dr. Lueger gelöst werden wird. Und wieder sind es die Reste der ehemaligen deutschliberalen Partei, die trotz alledem Herrn Dr. v. Koerber treu bleiben und sogar letzthin, abermals mit Ausnahme einiger weniger Dissidenten, dem gefährlichsten Gegner ihrer Partei, dem Herrn Doctor v. Wittek, auch noch die Gefälligkeit erwiesen haben, sich bei der Abstimmung über den gegen ihn gerichteten Anklageantrag zu absentieren. Dass doch die „Vereinigte Linke" nicht alle wird!

Dem Grafen Badeni haben in seiner anderthalbjährigen Schon- und Hoffnungszeit eigentlich blos die Jungczechen Opposition gemacht. Aber ihre öffentliche Opposition war, wie sich später gezeigt hat, doch überwiegend nur ein listiges Manöver, um die heimlichen Verhandlungen zu verdecken, in denen sie mit dem Grafen Badeni in verschiedenen Conventikeln um die Sprachenverordnungen feilschten. Die Vertrauensseligkeit der Linken hatte er inzwischen benützt, um sich von ihr die neuen Steuergesetze bewilligen zu lassen. Sowie er durch diese das wichtigste Requisit einer autoritären Regierung in die Hand bekommen hatte, das Geld, und mit dem Vollzug der Neuwahlen der Wählerschaft ihre gefährlichste Waffe abgenommen war, rückte er mit den Sprachenverordnungen heraus und setzte sie in Kraft, nachdem er sie, entgegen den von ihm selbst wie vom Grafen Coudenhove in seinem Namen abgegebenen feierlichen Versicherungen, ohne Zustimmung, ja ohne Vorwissen der Deutschen einseitig mit den Jungczechen abgekartet hatte. Und dann fieng der große Obstructionstanz an, den Graf Badeni und seine Nachfolger drei Jahre lang nicht hätten aushalten können, wenn nicht vorher die Vereinigte Linke die staatliche Kriegscasse durch die neuen Steuern so nachhaltig gestärkt hätte.

Jetzt freilich ist sie erschöpft und die Regierung trachtet, sie durch die 500 Millionen Kronen-Anleihe für Eisenbahnbauten und Cassenbestände wieder ausgiebig nachzufüllen. Abermals sehen wir dabei die deutschliberalen Epigonen im Vereine mit anderen Erben der Vereinigten Linken im Gefolge der Regierung, und die Jungczechen stehen neuerdings öffentlich in scheinbarer Opposition gegen die Regierung, mit der sie gleichzeitig, wie schon die Existenz ihres Landsmannministers Dr. Rezek beweist, nebenher bestimmte, wenn auch für die Oeffentlichkeit nicht durchsichtige Beziehungen pflegen. Soweit zwei politische Situationen einander überhaupt gleichen können, erinnert die heutige an jene der ersten anderthalb Jahre unter Badeni, und die Lehre, welche die verschiedenen nationalradicalen, volksparteilichen und deutschfortschrittlichen Erben der Vereinigten Linken, wofern sie klüger handeln wollen als ihre Vorgänger, aus dieser alten Geschichte ableiten können, ist die, dass sie sich die Taschen fest zuknöpfen, wenn der unpolitische § 14-Politiker, Herr Dr. v. Wittek, mit seinem 500 Millionen-Begehren ihnen höflich naht, solange nicht endlich einmal ausreichende constitutionelle Garantien gegen die Wiederkehr absolutistischer Experimente gegeben sind. K.

---

## Der Herd der Reaction in Deutschland.

Der Ausländer mag sich wohl wundern, wie es möglich ist, dass in Deutschland noch so reactionäre Zustände bestehen. Wir haben doch das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht, dies Wahlrecht, das für Lassalle den Kern seiner ganzen politischen Agitation ausmachte, das noch heute in einer Reihe von Ländern — ich erinnere nur an Ungarn — eigentlich das A und O aller Arbeiterpolitik darstellt. Wir haben dies kostbare Wahlrecht seit mehr als dreißig Jahren, und doch gibt es Reaction an allen Ecken und Enden.

Wer sich über diesen Thatbestand wundert, der bedenkt eben nicht, dass das allgemeine, gleiche Wahlrecht zwar für das Reich gilt, aber nicht für die Einzelstaaten. Der übersieht, was dem Ausländer sehr leicht passieren kann, dass der Reichsdeutsche, als der der Deutsche im Auslande immer auftritt, nebenbei noch Preuße,

Sachse, Mecklenburger oder sonst ein Kleinstaatler ist. Und eigentlich nicht einmal bloß so nebenbei. Die Arbeitstheilung zwischen Reich und Einzelstaaten ist derartig, dass man ruhig die staatsrechtlichen Functionen beider als gleichwertig ansetzen kann. Ist das Reich ausschlaggebend für die Beziehungen nach außen, so wird die innere Politik zum Haupttheil in den Einzelstaaten gemacht.

Daraus ergibt sich ganz von selbst die Möglichkeit, dass die deutsche Politik ein doppeltes Gesicht zeigt. Und diese Möglichkeit ist jetzt zur Thatsache geworden. Im Deutschen Reich hat man in den letzten Jahren wiederholt den Versuch einer reactionären Gesetzgebung gemacht. Alle diese Versuche sind an den Erwählten des allgemeinen Stimmrechtes gescheitert. Die Mehrheit des Reichstages ist social interessiert und politisch freiheitlich. Kann sie auch aus eigenem keine großen Fortschritte herbeiführen, so kann sie doch jeden Rückschritt hindern. Das thut sie auch. Die Reichsregierung weiß es und hat sich allmählich damit abgefunden. Auf die Dauer ist eine gewisse Wechselwirkung zwischen Regierung und Volksvertretung gar nicht zu vermeiden. Männer, wie der Reichskanzler Fürst Hohenlohe und wie die Staatssecretäre Graf Bülow, Tirpitz und v. Thielmann, kommen gerade wegen ihrer gemäßigt liberalen und wenigstens nicht direct antisocialen Gesinnung mit der Reichstagsmehrheit ganz gut aus. Der Kaiser selbst hat den Kampf gegen die Socialdemokratie im Reichstage eingestellt. Sein ganzes Interesse concentriert sich jetzt auf die Flottenvorlage. Im Reiche sind wir für die nächste Zeit vor Attentaten auf die bürgerliche Freiheit im allgemeinen und auf die Arbeiter im besonderen ziemlich sicher.

Das gerade Gegentheil gilt von der einzelstaatlichen Politik. Sie ist ja in jedem der fünfundzwanzig Bundesstaaten eine etwas andere. Aus einigen süddeutschen Staaten kann man sogar nur überwiegend Gutes berichten. Aber tonangebend bleibt doch das große Preußen. Preußen ist nicht in Deutschland aufgegangen, sondern der preußische Geist drückt der gesammten deutschen Politik seinen unheilvollen Stempel auf. Preußen ist der Hort der Reaction. Von hier bezieht ein gutes Dutzend anderer Bundesstaaten seine „geistigen" Waffen zum Kampfe für den Rückschritt. Von hier aus werden der Politik des Reiches, wenn sie einmal vernünftige Bahnen einzuschlagen beginnt, Knüppel zwischen die Beine geworfen.

Selten ist dieser Gegensatz so crass zutage getreten wie in den letzten beiden Monaten. Der Reichstag hatte eine Novelle zur Gewerbeordnung angenommen, die den Neunuhrladenschluss, die Minimalruhezeit für Handelsangestellte und noch andere Reformen enthält. Die Reichsregierung hatte nicht nur die ruhmlose Verscharrung der Zuchthausvorlage ruhig über sich ergehen lassen, sondern noch obendrein in die lang ersehnte Aufhebung des Verbindungsverbotes für die politischen Vereine gewilligt. Der Kaiser hatte den Verzicht auf die Repressionspolitik gegenüber der Socialdemokratie proclamiert. Der Staatssecretär des Innern, Graf Posadowsky, hatte erklärt, dass man die berechtigten Ansprüche der Arbeiter befriedigen müsse. Kurz, aus dem Reiche war beinahe nur Erfreuliches zu melden.

Und das Echo in Preußen? Die Minister schwelgen in der Empfehlung kleinlichster Polizeiwirtschaft, überschütten uns mit einem ganzen Bündel rückschrittlicher Gesetze, halten mit der einzigen in der Thronrede angekündigten Vorlage, die dem Fortschritt dienen soll, zurück, treffen Entscheidungen, die selbst in Preußen ob ihrer Rückständigkeit Aufsehen erregen.

Als im Spätsommer vorigen Jahres der preußische Minister des Innern v. d. Recke durch Freiherrn v. Rheinbaben ersetzt wurde, knüpften sich manche Hoffnungen an diesen Wechsel. Herr v. Rheinbaben hatte in seinem früheren Wirkungskreise sociales Interesse bekundet und sich auch mit den Elementen des liberalen Bürgerthums gut zu stellen gewusst. Aber sechs Monate seiner neuen Amtsthätigkeit haben genügt, um zu zeigen, dass auch er lediglich ein Spross vom Baum des preußischen Junkerthums ist. Gewiss, er verleugnet eine Art socialen Empfindens nicht. Er spricht in schönen Worten von den socialen Pflichten der Gebildeten und bringt der Wohnungsfrage warmes Interesse entgegen. Aber er versteht das „social" nur im Sinne des altpreußischen Patriarchalismus, der von oben her zu allerlei Wohlthaten bereit ist, aber nur unter der Voraussetzung, dass von unten her keine Selbständigkeit gefordert wird. Socialreform, warum nicht? Aber erst muss die Socialdemokratie zerrieben werden. Der Kampf gegen die Socialdemokratie ist die Hauptsache. Sagen sich die Arbeiter von der Socialdemokratie los, dann sollen ihnen zur Belohnung mancherlei Wünsche erfüllt werden. So denken die besten unter den preußischen Junkern. So denkt auch Freiherr v. Rheinbaben. Seine Reden fließen von Wohlwollen gegen die Arbeiter über und sind dabei sicher ehrlich gemeint. Aber gegen die „Hetzer und Streber" kehrt sich sein Ingrimm. Und wenn seine Landräthe mit unzulässigen amtlichen Mitteln gegen die Socialdemokraten vorgehen, so missbilligt er das formell, billigt es aber materiell. Der Kaiser will die Socialdemokratie „ruhig absterben lassen", der preußische Minister des Innern betrachtet den Kampf gegen die Socialdemokratie mit den Machtmitteln des Staates als seine wichtigste Aufgabe. So contrecarriert das preußische Junkerthum die deutsche Reichspolitik.

Aus diesem Geist heraus sind die Vorlagen geschaffen, die der „neue Herr" dem preußischen Landtag unterbreitet hat. Die wichtigste ist die zur „Reform" des Gemeindewahlrechtes. Sie ist so compliciert, dass ich daran verzweifle, sie einem Nichtpreußen anders als in einem spaltenlangen Artikel klar zu machen, was die Sache nicht lohnt. Selbst in Preußen werden sie nur wenige verstehen. Deshalb nur zwei Bemerkungen darüber, die ihren „Geist" kennzeichnen. Einmal soll sie überhaupt nur die Gemeinden mit mehr als 10.000 Einwohner umfassen, das heißt sie soll in den Landgemeinden und kleinen Städten das Uebergewicht der conservativen Plutokratie unverändert bestehen lassen, was natürlich den Conservativen ein süßer Schmaus ist. Es bleiben sonach die Zustände erhalten, die wir heute in manchen Gemeinden haben, dass eine einzige Firma die Wähler der ersten und zweiten Classe stellt und damit über zwei Drittel der Stadtverordnetenmandate verfügt, oder dass auf fünf Wähler erster und zweiter Classe über 900 in der dritten kommen, wobei man mit 13.000 Mark Steuerbetrag noch zur dritten Classe gehört. Sodann überlässt sie die Entscheidung darüber, ob die vorgeschlagene minimale Reform noch weiter abgeschwächt werden soll, den Stadtverordnetencollegien selbst, das heißt, sie stellt es den Leuten, die bisher auf Grund des Dreiclassenwahlrechtes sich die ungerechte Herrschaft des Geldbeutels gesichert haben, anheim, ob sie diese Herrschaft weiter andauern lassen wollen. Bürgerliche Blätter stellen fest, dass diese „Reform" der schlechteste Wahlgesetzentwurf ist, den je eine preußische Regierung vorgelegt hat. Ihre Tendenz geht dahin, wie die Regierung offen gesteht, die „Demokratisierung der Gemeinden" zu hindern und die Socialdemokraten, die nach dem bestehenden Zustand höchstens ein Drittel der Stadtvertretung erobern können, noch weiter zurückzudrängen.

Derselbe Zug der Rückschrittlichkeit geht durch alle anderen Maßnahmen des preußischen Ministeriums. Eine Warenhaussteuer beschäftigt augenblicklich den Landtag. Sie belegt die großen Warenhäuser mit einer Umsatzsteuer von 2 Procent. Ihre Tendenz ist eingestandenermaßen die Bekämpfung des Großbetriebes. Sie stellt eine Capitulation dar vor der antisemitisch-conservativen Agitation, die den sogenannten „Schutz des Mittelstandes" auf ihre Fahne geschrieben hat. Jeder modernen Entwickelung zum Trotz belastet sie rücksichtslos die Consumenten, um eine Anzahl von Kleinbetrieben, die sich aus eigener Kraft nicht halten können, eine zeitlang weiter vegetieren zu lassen. Ein Gesetz zur Bestrafung des Contractbruches der ländlichen Arbeiter wird in nächster Zeit, wie der Landwirtschaftsminister ankündigte, eingebracht werden. Jeder andere Contractbruch zieht nur civilrechtliche Folgen nach sich. Die ländlichen Arbeiter, die an sich schon gesetzlich und thatsächlich am schlechtesten gestellt sind, sollen unter ein neues Ausnahmegesetz kommen. So wollen es die Agrarier. Und die preußische Regierung beugt sich vor ihnen. Auf sie wird überhaupt die meiste Rücksicht genommen. Sie hassen den Mittellandcanal, der ihnen die Arbeitslöhne vertheuern würde. Feierlich kündigte die Thronrede die Wiedereinbringung der Canalvorlage an. Aber noch immer steht sie aus. Und Blätter, die zur Regierung gute Beziehungen unterhalten, wissen zu melden, sie werde überhaupt nicht kommen. Glaublich genug klingt es. Dem preußischen Ministerium ist eben alles zuzutrauen, was den Conservativen in den Kram passt. Das hat man eben wieder an dem Fall Arons gesehen. Dr. Arons las als Privatdocent an der Berliner Universität über Physik, insbesondere über Differential- und Integralrechnungen. Er ist Socialdemokrat, hat aber selbstverständlich nie — die Natur seiner Vorlesungen schloss es ja schon aus — die Politik auf das Katheder gebracht. Trotzdem hat ihn das Staatsministerium seiner Stellung enthoben. Die philosophische Facultät der Berliner Universität, die angesehenste wissenschaftliche Corporation Deutschlands, der Männer wie Adolf Wagner, Schmoller, Hans Delbrück, Paulsen u. s. w. zur Zierde gereichen, hatte erklärt, dass Arons seiner Stellung nicht unwürdig sei. Das preußische Ministerium gieng über den Beschluss der Facultät zur Tagesordnung über. Zur Tagesordnung gieng es über auch über den Artikel der Verfassung, der erklärt, dass „die Wissenschaft und ihre Lehre frei sind". Arons wurde lediglich seiner Gesinnung wegen von der Universität entfernt — ein Vorgang ohne Beispiel im deutschen Reich.

So kann die preußische Regierung natürlich nur vorgehen, weil sie die preußische Volksvertretung hinter sich weiß. Ohne den soliden Hintergrund einer reactionären Volksvertretung würde die preußische wie jede andere reactionäre Regierung in der Luft schweben. Aber weil Regierung und Landtagsmehrheit eines Sinnes sind, darum gibt es ein ganzes reactionäres preußisches System.

Nicht als wenn das preußische Volk in seiner Mehrheit reactionär wäre. Nur seine parlamentarische Vertretung ist es, dank dem Wahlrecht, aus dem sie hervorgeht.

Das preußische Abgeordnetenhaus wird gewählt nach

dem Dreiclassenwahlrecht. Dies Wahlrecht nannte Bismarck schon in den Sechzigerjahren das „elendeste und widersinnigste aller Wahlrechte“. Trotzdem besteht es bis auf den heutigen Tag. Es beruht darauf, dass in jedem Wahlbezirke die Gesammtsumme der darin aufgebrachten directen Steuern durch drei getheilt wird. Die höchsten Steuerbeträge fallen in das erste Drittel, die darauf folgenden in das zweite, der Rest in das dritte. Jede Abtheilung hat gleich viel Wahlmänner zu wählen. Das ungeheuere Uebergewicht des Besitzes springt in die Augen. Im Laufe der Zeit hat sich bei diesem Wahlrecht der Zustand entwickelt, dass die meisten Minister in Berlin in der dritten Classe wählen. Im Durchschnitt werden es etwa 90 Procent der Wähler sein, die in der dritten Classe von den 10 Procent in der ersten und zweiten majorisiert werden. Zweierlei tritt hinzu, um die Ungerechtigkeit des Wahlrechtes noch zu verschärfen. Einerseits die Ungleichheit der Wahlbezirke. In Berlin und in anderen Großstädten oder Industriebezirken hat ein Wähler nur den dritten oder vierten Theil des Wahlrechtes wie ein Wähler Hinterpommerns. Anderseits die Oeffentlichkeit der Abstimmung. Die „natürlichen Autoritäten“ geben daher in zahllosen Fällen den Ausschlag. Der Beamte richtet sich nach seinen Vorgesetzten, der Gewerbetreibende nach seinen Kunden, der Arbeiter nach seinem Arbeitgeber. Auf dem Lande namentlich gilt fast ohne Einschränkung der Satz: „Wie der Herr, so's Gescherr“. Wehe dem Landarbeiter, der sich beikommen ließe, anders als sein Rittergutsbesitzer zu stimmen!

So ist es wahrlich kein Wunder, wenn in dem preußischen Abgeordnetenhause den Conservativen nur zehn Stimmen an der absoluten Mehrheit fehlen. Und diese zu einer reactionären Mehrheit nöthigen Stimmen zu stellen, beeilen sich fast in allen Fällen Nationalliberale oder Centrumsagrarier. Jedenfalls muss die Regierung schon mit ganz ungeheuerlichen Vorschlägen kommen, wenn sie keine Mehrheit dafür finden soll.

Die Schönheit des preußischen Verfassungslebens kann man aber erst dann voll würdigen, wenn man die zweite Hälfte des preußischen Landtages, das Herrenhaus, mit in Betracht zieht. Es stellt die erste Kammer dar. Ist die conservative Mehrheit im Abgeordnetenhaus knapp, so ist sie im Herrenhaus überwältigend. Etwa neun Zehntel seiner Mitglieder sind feudal-conservativ. Diese königlichen Prinzen, diese Reichsunmittelbaren, diese Vertreter der „Grafenverbände“, des „alten und befestigten Grundbesitzes“, der mit Präsentationsrecht begnadeten Familien, diese „aus Allerhöchstem Vertrauen berufenen Personen“, was sollen sie auch anders sein? Ein kleines Häuflein schüchterner Oberbürgermeister markiert die „liberale“ Opposition. Decorationsstück!

Die Sachlage in Preußen ist also die: Die maßgebenden Minister werden dem Kreise des conservativen Junkerthums entnommen. Diese Junker-Minister können unbedingt auf das Herrenhaus, fast unbedingt auf das Abgeordnetenhaus zählen.

Fast unbedingt! Darin liegt schon, dass die einzige Reform, die in Preußen möglich ist, an den immerhin etwas beeinflussbaren Factor anknüpfen muss, an das Abgeordnetenhaus. Die conservative Uebermacht ist zu schwächen, wenn das liberale Bürgerthum seine Apathie, vor allem jedoch, wenn die Socialdemokratie ihre Passivität bei den Landtagswahlen aufgeben wollte. Nur ein Bündnis zwischen Liberalismus und Socialdemokratie, wie es die Wahlrechtsfrage in Belgien herbeigeführt hat, kann für Preußen eine Reform anbahnen. Der Thurm der Reaction steht noch zu fest da, als dass ihn eine Partei allein berennen könnte. Soll Preußen auf die Höhe von Deutschland gehoben werden, so müssen Socialismus und Liberalismus wenigstens bei den Landtagswahlen Hand in Hand gehen.

Berlin. H. v. Gerlach.

## Aggressiver Imperialismus.

Mit großem Vergnügen und nicht ohne Genugthuung habe ich in diesen Tagen Dr. Karl Eisenharts wunderbaren Traum von der dereinstigen „Abrechnung mit England“ und der Aufrichtung von Deutschlands Weltherrschaft gelesen.*) Genugthuung habe ich dabei empfunden, denn aus seiner Darstellung habe ich entnommen, dass die große Masse seiner eigenen Landsleute, der deutschen Reichsbürger, mit seiner Art, die politische Entwickelung zu sehen, nicht einverstanden ist. Seine Auffassung entspricht genau dem, was man in England den „aggressiven Imperialismus“ nennt. Aber Dr. Eisenhart scheint mir trotzdem lange nicht so gefährlich zu sein, als die englischen Politiker dieser Schule. Unsere eigenen „aggressiven Imperialisten“ verhüllen ihren kurzsichtigen und anmaßlichen Materialismus sorgfältig unter einem Schleier uninteressierter Humanität. Das Schlagwort von der „Bedrückung des weißen Mannes“ deckt bei ihnen alle ihre Sünden. Nur unser alldeutscher „aggressiver Imperialist“ geht nackt und unverhüllt einher, er kennt keinerlei Rücksichten für andere Rassen oder Civilisationen und gesteht das auch ganz offen ein: das einzige Ziel seiner Gedanken ist, ein größeres Deutschland mit Blut und Eisen zusammenzuschmieden, obzwar ich glaube, dass er für Zukunftscolonien dieses Reiches nicht gerade die geeignetsten Landstriche ausgewählt hat. Mit Erstaunen nimmt man in seiner Schrift wahr, dass es einen Menschen gibt, der sonst über einen ganz gesunden Verstand verfügt und trotzdem annimmt, dass ein Staat an Kraft gewinnt, wenn er die Oberherrschaft über widerspenstige und unbotmäßige Völkerschaften erobert. Wenn die Flagge den nationalen Colonisten folgt, dann geht alles seinen geraden Weg. Wenn man aber, wie der deutsche „aggressive Imperialist“ sich die künftige Colonialpolitik Größer-Deutschlands denkt, ein zur Selbstregierung befähigtes Volk mit Waffengewalt unterwerfen will, so übernimmt man eine wenig dankbare und auf die Dauer vielleicht überhaupt unmögliche Aufgabe. Ich könnte auch noch hinzufügen, dass diese Aufgabe unmoralisch wäre, aber dieses Wort existiert offenbar im Gedankenkreise der Eisenharts nicht. „Right or wrong — my country“ ist sein Motto, und es scheint, dass er es vorzieht, sein Vaterland im Unrecht zu sehen, wofern nur das Lämpchen seines Patriotismus glüht.

Der politische Zweck von Schriften, wie Dr. Eisenharts „Abrechnung mit England“, ist klar genug; wir in England wenigstens haben Dr. Eisenharts in solcher Menge gehabt, dass wir über ihre Zwecke nicht mehr im Zweifel sein können. So oft das Kriegs- oder Marineministerium neue Credite haben will, taucht plötzlich eine große Zahl von Journalisten und Broschürenschreibern auf und erzeugt alsbald eine förmliche Panik durch Verbreitung von allerhand politischen Darstellungen, deren Schlussergebnis in der Regel eine Coalition irgend welcher Mächte gegen England zu sein pflegt. Die Absicht solch grober Fälschungen ist lediglich die, das Unterhaus für die verlangten Credite günstig zu stimmen, und die Beamten in den Ministerien und die Lieferanten reiben sich die Hände, wenn das Experiment wieder einmal gelungen ist, denn das Ergebnis des publicistischen Feldzuges sind neue Aufträge auf Kanonen, Munition, Panzer, und wenn die einmal vergeben sind, dürfen wir wieder einige Monate politischer Ruhe genießen. Das ist ein uraltes Spiel, welches schon längst von Männern, wie Cobden und Gladstone, durchschaut und der Welt erklärt worden ist. Von Zeit zu Zeit wird es aber immer wieder neu aufgenommen und wird solange seinen Erfolg haben, als der größte aller modernen Humbugs, der „Experte“, der „Fachmann“, dem gemeinen Mann imponiert.

Mancher Leser wird vielleicht fragen: welches Recht hat denn ein englischer Liberaler, in diesem Moment einen Dr. Eisenhart kritisch zu beleuchten? Es ist mir erwünscht, auf diese Frage antworten zu können, denn ich bezweifle, ob die Leute auf dem Continent die Tiefe und Stärke der in England in täglichem Wachsen begriffenen Bewegung gegen die kriegerische Transvaalpolitik der gegenwärtigen Regierung ermessen. Das Volk beginnt in England zu begreifen, dass es durch falsche Darstellungen einer vom internationalen Großcapital zu diesem Zweck gekauften Presse in den Krieg hineingelockt worden ist. Gewiss hat die Masse des Volkes den Krieg aus ehrenvollen Beweggründen gebilligt. Sie war ehrlich überzeugt, dass eine große Zahl von britischen Unterthanen in der Transvaalrepublik arg misshandelt wurde, beginnt aber jetzt doch zu erkennen, dass keine der in Frage kommenden Beschwerden stark genug war, um eine Unterstützung durch Waffengewalt zu rechtfertigen. Die große Masse des Volkes beginnt auch jetzt erst den Muth und die Ausdauer der Boeren zu schätzen. Die Boeren beweisen durch ihre Haltung, dass sie ein Recht auf Unabhängigkeit haben, und kein echter Engländer, der nicht dabei eine gewisse Genugthuung empfände. Deswegen bin ich auch der Meinung, dass, selbst wenn der Krieg mit einem vollen Erfolg unserer Waffen ausgehen sollte, er der Unabhängigkeit der Boerenrepubliken kein Ende machen wird. Die jüngst stattgefundene Neuwahl in Rossendale endete mit einem Siege des liberalen, anti-imperialistischen und kriegsfeindlichen Candidaten, welcher einen Vorsprung von mehr als 1000 Stimmen über seinen Gegner errang. Das ist ein Symptom aus den letzten Tagen. Ein anderes: Bei einer in Westminster abgehaltenen und von den Liberalen aus allen Theilen des Landes besuchten Vertrauensmännerberathung wurde eine Reihe von entschiedenen Resolutionen gegen die Kriegspolitik einstimmig angenommen und ein Sympathietelegramm unseren holländischen Mitbürgern in der Capcolonie zugeschickt.

Außerhalb des Kreises der Größer-Deutschland-Politiker im Geiste des Dr. Eisenhart dürften wohl in Deutsch-Oesterreich und auch in Deutschland Männer sich finden, welche die Schwierigkeit unserer Stellung begreifen und die in England wachsende ritterliche Empfindung gegenüber dem Boerenvolk, welche des Landes eines Charles James Fox, eines Canning, eines Gladstone würdig ist, mit Sympathie begleiten. Es ist noch nicht die Zeit gekommen, um die Friedensbedingungen zu besprechen, aber wenn sie kommt, bin ich überzeugt, dass der Friede, der geschlossen werden wird, mehr dem hochherzigen Geiste Gladstones, als der gemeinen Ueberhebung Mr. Chamberlains oder der traurigen Unfähigkeit Sir Alfred Milners entsprechen wird.

London. Francis W. Hirst.

*) Vgl. die Buchanzeige in Nr. 282 der „Zeit“. D. Red.

# Eine englische Parlamentsdebatte über den Achtstundentag im Bergbau.

Vergangene Woche — am Mittwoch, dem traditionellen Tage für „Private Business" — hat das englische Parlament den Antrag, den gesetzlichen Achtstundentag im Bergbau einzuführen, nach längerer Debatte abgelehnt. Man müsste sich eigentlich wundern, dass unsere Grubenbesitzer, ihre Organe und ihre Partei, aus dieser so actuellen Thatsache nicht nach Kräften Capital geschlagen haben; kam doch diese Verwerfung des Achtstundentages für den Bergbau, kurz nachdem ihn die gesetzgebende Körperschaft in Bayern votiert hat, einer Partei gewiss sehr gelegen, die sich gleichzeitig gegen die von der öffentlichen Meinung für billig anerkannten Forderungen der Arbeiterschaft und gegen die Postulate der Wissenschaft wehrt! Wenn man schon in England, auf dem wohlbekannten „classischen Boden der Socialpolitik", wo man in kürzester Frist auf hundert Jahre Arbeiterschutz zurückblicken wird, vom gesetzlichen Achtstundentag im Bergbau nichts wissen will, wie kämen wir arme socialpolitische Schlucker dazu, plötzlich England überflügeln zu wollen! Man kann sich denken, dass es seine guten Gründe hat, wenn nicht versucht worden ist, die Debatte und die Abstimmung im englischen Unterhaus vom 28. Februar zur Stärkung der so schwächlichen Position der Arbeitgeber in den böhmisch-mährischen Kohlenrevieren zu benützen. Thatsächlich liefert ihnen weder die Debatte, noch ihr Resultat irgend ein Argument, das ihren Zwecken dienen könnte; die ganze Discussion wendet sich im Gegentheil gegen ihren Standpunkt, und das vorgebrachte Material mag ganz gut dazu dienen, ihren Argumenten den Boden abzugraben. Und das Endergebnis, die Ablehnung des Antrages, beruht auf specifisch englischen Verhältnissen und Vorurtheilen, die bei uns vollständig wegfallen, so dass man unbedingt den Schluss ziehen muss, für Oesterreich müsste die englische Debatte und Abstimmung zweifellos die Annahme des gesetzlichen Achtstundentages für die Bergbaubetriebe ergeben. Auf den ersten Blick mag dies vielleicht paradox erscheinen, aber eine kurze Darlegung wird genügen, um zu zeigen, dass es sich thatsächlich um eine logisch zwingende Schlussfolgerung handelt.

Es ist nicht das erstemal, dass man sich in Westminster mit einer Mines Eight Hours Bill befasste. Schon die drei vorhergehenden Parlamente haben diese Frage discutiert. Im Jahre 1892 ist die zweite Lesung der Bill mit einer Majorität von 112 Stimmen verworfen worden; 1893 passierte der Entwurf die zweite Lesung mit einer Mehrheit von 78 Stimmen, und 1894 betrug die Majorität bei der zweiten Lesung der Achtstundenbill 87 Stimmen, doch unterlag sie im Ausschuss. Im Jahre 1897 endlich wurde die Bill in zweiter Lesung mit einer Majorität von 41 Stimmen abgelehnt. Und vorige Woche war es gar nur eine Mehrheit von 24 Stimmen, die die Achtstundenbill zu Falle brachte.

Eingebracht wurde sie heuer vom liberalen Parlamentsmitgliede Mr. Lewis. Aber man darf nicht annehmen, dass es etwa für das Schicksal des Entwurfs entscheidend gewesen ist, dass er von oppositioneller Seite kam. Das englische Parlament hat den seltenen Vorzug, wirtschaftliche Fragen sachlich zu behandeln, es wird ernstlich debattiert, und die Discussion — man lächle nicht — ist wirklich von Einfluss auf das Resultat der Abstimmung, das unter Erwägung des Regierungsstandpunktes etwa von vorneherein als feststehend erachtet werden könnte. Die Achtstundenbill hat Anhänger im conservativen Lager und Gegner in der liberalen Partei, und wenn es zur „Division" kam, ist noch jedesmal ein Theil der Regierungspartei mit oppositionellen Mitgliedern in die „Ay"-Lobby gegangen, wie sich auch Conservative mit Liberalen durch die „No"-Thüre gedrängt haben.

Mr. Lewis gab sich nicht viel Mühe, die Nothwendigkeit oder Angezeigtheit des Achtstundentages im Bergbau zu begründen, was so viel gewesen wäre, wie Kohlen nach Cardiff tragen: auch hat keiner der Contra-Redner einen Versuch gemacht, es in Zweifel zu ziehen, ob der Achtstundentag für den Bergbau wünschenswert wäre oder nicht. Der Antragsteller hat sich damit begnügt, darauf zu verweisen, dass in England 545.000 Arbeiter unter Tag beschäftigt sind, und dass acht Stunden Arbeit täglich in den Gruben für jeden Menschen in normalen Gesundheits- und Kraftverhältnissen für vollkommen ausreichend gehalten werden müssen. Nothwendiger fand es Mr. Lewis, sich gleich den Umständen zuzuwenden, die wir als specifisch englische Verhältnisse und Vorurtheile bezeichnet haben und die noch regelmäßig den Fall der Achtstundenbill verursacht haben. Da ist vor allem die Thatsache, dass im bedeutendsten Kohlendistricte Englands, in Northumberland und Durham, bereits eine wesentlich kürzere Arbeitszeit als acht Stunden täglich in Uebung ist: 115.000 Bergarbeiter, die in den Kohlenbergwerken dieser Grafschaften beschäftigt sind, haben eine effective Arbeitszeit von nicht mehr als sechs bis sieben Stunden*) täglich, und man begreift, dass diese nicht bloß kein Interesse am gesetzlichen Achtstundentag haben, sondern weit eher geneigt sind, einer solchen Maßregel zu opponieren. Thatsächlich hat die Gegnerschaft der Bergarbeiter von Durham und Northumberland die Hauptschuld daran, wenn die Eight Hours Bill noch nicht Gesetz wurde. Als die Bill vor einigen Jahren schon die zweite Lesung passiert hatte, gieng sie im Ausschuss zugrunde, weil die Vertreter von Durham und Northumberland die „local option" verlangten, das heißt, der Achtstundentag möge decretiert werden mit der Clausel, dass es den Arbeitern eines jeden Reviers freigestellt werden möge, ob in ihren Gruben der Achtstundentag eingeführt werden sollte oder nicht, und über den Streit um das Princip der local option gieng die ganze Bill in die Brüche. So meint auch Mr. Lewis, die Schwierigkeit mit Northumberland und Durham müsse in irgend einer Weise überwunden werden, vielleicht etwa durch eine Exemption dieser Reviere von der Geltung der Achtstundenbill.

*) [illegible]

Damit ist natürlich schon eine ernste legislative Schwierigkeit gegeben, wenn ein beträchtlicher Theil der Arbeiterschaft selbst einer socialpolitischen Maßregel opponiert. So konnten auch leicht zwei Vertreter von Durham im Parlamente unter Berufung auf die Wünsche ihrer Wähler gegen die Achtstundenbill auftreten, und zwar waren dies Sir James Joicey, conservativer Abgeordneter für Durham, Chester-le-Street, und das liberale Parlamentsmitglied für Durham, Mid, der ehemalige Bergarbeiter J. Wilson. Wenn man noch hinzufügt, dass auch der Arbeiterführer Burt gegen die Bill sprach, so ist es nicht zu verwundern, dass die Vorlage abgelehnt wurde, für die neben Mr. Lewis nur noch Sir Charles Dilke und Mr. Woods eintraten.

Die so überaus günstigen Arbeitsverhältnisse in Northumberland und Durham, die den Achtstundentag weit hinter sich lassen, sind die erwähnten specifisch englischen Verhältnisse, an denen der gesetzliche Achtstundentag bisher scheiterte. Dazu tritt noch das specifisch englische Vorurtheil. Es besteht in der principiellen Abneigung des Parlaments, die Arbeitsverhältnisse erwachsener Männer irgend welchen Einschränkungen zu unterwerfen. Seit Jahr und Tag streitet man sich in England darüber, ob die Gesetzgebung das Recht habe, erwachsenen Arbeitern Schutzmaßregeln zu dictieren oder nicht. Immer noch ist es die Majorität, die dieses Recht bestreitet: für Kinder und Frauen hat die Gesetzgebung nach englischer Auffassung nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, ihre schützende Fürsorge zu entfalten, aber „der Mann steht für sich". Man kann in dieser Anschauung unschwer die Tradition des alten deutschen Rechtes finden, das den unmündigen Theil der Bevölkerung in seinen besonderen Schutz nimmt, dem freien Mann aber keine Privilegien einräumt. So hat es fast den Anschein, als ob man in England fürchten würde, der Arbeiterschutz, der sich auch auf „adult male labour" erstreckt, könnte dem Rechte des freien Briten Eintrag thun. So hat auch Mr. Lewis den Tenor seiner Ausführungen in die Bekämpfung dieses Standpunktes verlegt. Er betonte, dass man kaum einen principiellen Unterschied zwischen Arbeiterschutz für Frauen und für Männer construieren könne. Abgesehen davon, habe doch das englische Parlament schon längst den obsoleten Standpunkt verlassen, sich nicht in den Arbeitsvertrag erwachsener Männer einzumischen, nachdem die Gesetze betreffend die Fabriksinspection, Truck, hygienische Verhältnisse u. s. w. doch entschiedenen Einfluss auf die Arbeit Erwachsener ausüben; die ganze Specialgesetzgebung betreffend die sogenannten „gefährlichen Industrien", nicht zuletzt die Coal Mines Regulation Bill, unterwerfen auch die erwachsenen Arbeiter besonderen Schutzvorschriften, so dass der alte doctrinäre Standpunkt, den man seit langer Zeit in England gegenüber „adult male labour" einnimmt, längst nicht mehr haltbar sei. Und wenn man erwäge, dass der Achtstundentag eigentlich nur durch das barbarische Mittel von Arbeitseinstellungen oder durch gesetzliche Verfügung zu erreichen sei, da es trotz der Sympathien vieler Grubenbesitzer für den Achtstundentag ausgeschlossen sei, dass ihn die Arbeitgeber in allen Revieren bewilligen, so scheint die Wahl gewiss nicht schwer. Aehnlich hob Sir Charles Dilke hervor, dass sich die ganze Debatte eigentlich um die akademische Frage drehe, ob der Staat die Arbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter regeln dürfe oder nicht. Auch er wandte sich gegen die herrschende Auffassung, indem er darauf verwies, dass so wie so von einer Freiheit des einzelnen Arbeiters keine Rede sein könne: der einzelne Häuer habe gar keinen Einfluss auf seine Arbeitszeit, deren Regelung lediglich beim Arbeitgeber und dem Gewerkverein oder aber beim Staate stehe.

Die Contra-Redner hingegen vertheidigten den gewohnten Standpunkt der „non-interference with adult male labour". Wilson vertrat nachdrücklich die Auffassung der alten Trade-Unions: „Self-reliance", das ist das einzig Richtige. Die Arbeiter von Durham und Northumberland haben ihre Arbeitszeit ohne staatliche Hilfe erreicht, und das können die Arbeiter in den anderen Revieren auch thun. Das Parlament möge sich nicht um Angelegenheiten kümmern, die die Arbeiter am besten allein, oder im Einvernehmen mit den Arbeitgebern regeln können — „let not people come to Parliament to do what they could do themselves!"

Allem Anschein nach hat der vor mehreren Jahren aufgetretene „neue“ Trade-Unionismus mit etwas staatssocialistischem Anstrich, als dessen Vertreter die Independent Labour Party mit Keir Hardie an der Spitze gelten kann, noch wenig Einfluss auf die öffentlichen Meinung genommen. Sie findet ihren bezeichnenden Ausdruck im Leitartikel der „Times“ vom 1. d. M., in dem sich das Citybblatt mit der Achtstundendebatte befasst; da ist kein Wort gesagt etwa über die Erhöhung der Gestehungskosten, die Vertheuerung der Kohle, die Verringerung der Production oder die etwaige Herabsetzung des Verdienstes der Bergarbeiter infolge des gesetzlichen Achtstundentags. Das Blatt verweist lediglich darauf, dass die Bergarbeiter heute ganz gut in der Lage seien, selbst ihre Angelegenheiten zu besorgen und jede Arbeitszeit durchzusetzen, die sie wünschen; und der Artikel schließt: „Je weniger das Haus der Gemeinen sich in Angelegenheiten mischt, die die Leute auf irgend eine Weise selber ordnen können, desto besser wird es für das Volk sein und für die Chancen der Nation, im internationalen Wettbewerbe ihre Stellung zu behaupten.“ Im gleichen Sinne schreibt auch der „Economist“,*) der sich gar nicht mit dem Für und Wider den Achtstundentag befasst, sondern nur gegen die Forderung auftritt, der Staat habe die Arbeitszeit Erwachsener zu regeln; nach der Ansicht des „Economist“ würde es dann kein Stehenbleiben bei der Arbeitszeit oder dem Bergbau geben, man müsste dann auch die Löhne und die Arbeitsverhältnisse in den übrigen Industriezweigen staatlich regeln, so dass der gesetzliche Achtstundentag für den Bergbau ganz direct zum „Collectivismus“ führen müsste.

Wir haben keinen Anlass, uns hier näher mit diesen Trugschlüssen und dem socialpolitischen Manchesterthum in England zu befassen, das dort ja zum Theil nicht unberechtigt ist, weil man überall constatieren kann, dass die englischen Arbeiter kraft ihrer starken Organisation bei diesem „Laissez faire“-Doctrinarismus auch ganz gut fahren. Wir wollten bloß zeigen, dass der Achtstundentag im Bergbau auch in England ausnahmslos für wünschenswert erachtet wird — ein Eindruck, den man aus der letzten Debatte unzweifelhaft gewinnt — dass aber über den Modus seiner Durchführung wesentliche Meinungsverschiedenheiten bestehen, Differenzen principieller Natur. Wäre nicht die Gegnerschaft von Northumberland und Durham, und hätte der alte Trade-Unionismus nicht mehr seine ganze Kraft, mit der er der Intervention des Staates opponiert, so wäre der Achtstundentag für den Bergbau in England längst Gesetz geworden.

Ziehen wir daher die Consequenzen für uns, so ergeben sich aus der englischen Parlamentsdebatte nur Gründe für den gesetzlichen Achtstundentag, da die beiden kräftigsten Argumente gegen diese Maßregel, die einzigen, die ihre Verwerfung verschuldet haben, bei uns wegfallen. Wir haben keine Bergarbeiter, die wie in Durham und Northumberland bloß sieben Stunden from bank to bank arbeiten, und wir haben längst den doctrinären Standpunkt von der Freiheit des Arbeitsvertrages auch erwachsener männlicher Arbeiter verlassen. Wo der gesetzliche Normalarbeitstag eingeführt ist, fällt natürlich die ganze englische Argumentation, die sich gegen die staatliche Einmischung in die Arbeitsverhältnisse Erwachsener richtet, weg. Was bleibt, ist nichts, als die ungetheilte Ansicht, dass eine Verkürzung der Arbeitszeit im Bergbau durchaus wünschenswert ist, und dass es zweifellos besser und wirtschaftlicher ist, diese Reduction im Wege der Gesetzgebung durchzuführen als es den Arbeitern zu überlassen, sie auf dem „barbarischen“ Wege des Massenstrikes durchzusetzen.

Dr. Emil Lorw.

---

## Schnellfeuer-Feldkanonen.

Noch hatten die Regierungen die Verhandlungen der Haager Conferenz nicht mit ihrer Unterschrift versehen, als wir schon den blutigen Krieg ausbrechen sahen, in dem eine sich stark fühlende Macht eine schwächere zu vergewaltigen versucht, ohne dass auch nur der mindeste Versuch gemacht worden wäre, eine Schlichtung des Streites herbeizuführen. Die Kanonen werden also auch ferner noch mit ihrem ehernen Munde ein gewichtiges Wort zu sprechen haben. Im Folgendem wollen wir uns bemühen, eine der neuesten Schöpfungen dieses Gebietes zu erklären: die Schnellfeuerkanonen der Feldartillerie, welche nicht nur auf den Schießplätzen und in den Heeresbudgets eine Rolle spielen, sondern zur Zeit auch in Südafrika der ernsten Prüfung auf den Schlachtfeldern unterzogen werden.

Man hat lange Zeit in der Feldartillerie auf rasches Schießen wenig Wert gelegt und legen können, weil der Artillerist, der sein Geschütz nach jedem Schusse wieder neu richten muss, erst abzuwarten hatte, bis der durch das Pulver entstandene Rauch abgezogen war. Außerdem ist es auch wichtig, keinen Schuss abzugeben, ehe der vorhergegangene in der Batterie beobachtet ist, was auch immer Zeit kostet. Bei sehr schnellem Schießen lagerte sich bei dem früheren Pulver eine dichte Rauchwand vor die Batterie, namentlich wenn Windstille war. Ein Haupteinwurf der alten Artilleristen gegen schnelles Schießen war zudem die Rücksicht auf den Munitionsverbrauch; endlich war auch der jedesmalige Rücklauf des feuernden Geschützes, der ein Wiedervorbringen bedingt, ein Hindernis für rasches Feuer. Wäre nicht die Herstellung eines kriegsbrauchbaren rauchlosen Pulvers gelungen, so hätte wohl niemand daran gedacht, am Geschütz selbst Einrichtungen zur Ermöglichung eines rascheren Feuers zu treffen.

Das Wichtigste darunter ist die **Rücklaufbeschränkung** oder selbst **Rücklaufbeseitigung**. Das Geschütz auf gewöhnlichem Erdboden in seiner Stellung beim Schusse zu erhalten, ist ausgeschlossen, man muss ihm eine gewisse Rückwärtsbewegung gestatten, sonst würde es vorne in die Höhe springen, sich bäumen, wie man zu sagen pflegt, die Lafette oder das Schießgerüst würde auch auf die Dauer der Wirkung des Rückstoßes nicht widerstehen, zerbrechen oder zertrümmert werden. Man kann sich nun darauf beschränken, durch Hemmmittel den Rücklauf auf ein so geringes Maß herabzumindern, dass das folgende Wiedervorbringen in die Feuerstellung nur sehr geringe Zeit erfordert. Diesen Weg hatte man nach Einführung des rauchlosen Pulvers beim bisherigen Geschützsystem in verschiedenen Artillerien schon eingeschlagen, so u. a. in der deutschen, österreichisch-ungarischen und französischen. Man nennt eine solche Vorrichtung eine Bremse und richtet sie so ein, dass sie sowohl beim Schießen als beim Fahren als Hemmmittel dient, es sind dies insbesondere die sogenannten Drahtseilbremsen. Vermöge derselben ist es gelungen, den Rücklauf von etwa 6 Metern Länge auf 1 Meter zu verringern. Dies bleibt aber nur ein Nothbehelf, es muss möglich werden, das Geschütz unter Umständen, wo ein Schnellfeuer geboten ist, in seiner Stellung festzuhalten, oder einen selbstthätigen Wiedervorlauf zu bewirken. Die sämmtlichen Verrichtungen, welche ein feuerndes Geschütz sonst beansprucht, wie das Oeffnen und Schließen des Verschlusses, das Einbringen der Munition, das Abfeuern, nehmen nicht soviel Zeit in Anspruch, wie das Vorbringen nach dem Schusse und das erneute Nehmen der Richtung. Das Ideal wäre eine Geschützconstruction, bei welcher der Kanonier nach Abgabe des Schusses nur neu zu laden, nicht wieder zu richten hat. Vollkommen wird dies bei einem Feldgeschütz nie erreicht werden, aber man kann sich doch dem Ideal sehr nähern, wie manche vorhandenen Constructionen beweisen. Man suchte der Lafette eine Stütze im Erdboden zu verschaffen, indem man unter ihrem hinteren Auflager eine spatenähnliche Klinge anbrachte, welche sich in der Erde festrennt — sie wird der Spaten oder Sporn genannt — man kann denselben auch mehr nach vorn verlegen, wo er mehr einer Scharre ähnlich wirkt, die Lafette sich gleichsam verankert. Der Boden muss natürlich das Eindringen des Sporns gestatten; man kann hier aber auch vorher mit der Hacke nachhelfen. Die Lafette wird hierbei mit ihrem Vordertheil, den Rädern und der Achse, sich etwas heben, aber doch beim Niederfallen wieder ziemlich in die alte Richtung zurückkehren, so dass nur eine geringe Nachhilfe des Richtkanoniers genügt. Lange Zeit hintereinander kann man den starren Sporn aber nicht gebrauchen, sonst leidet die Lafette zu sehr, man pflegt ihn daher auch zum Aufklappen beim Nichtgebrauch einzurichten, als sogenannten Klappsporn.

Nun hat man aber ein Mittel, um den Stoß, welchen die festgestellte Lafette erfährt, zu mildern, indem man ein Federsystem zwischen Sporn und Lafette einlegt; die Lafette vermag, während der Sporn im Boden Halt sucht, ein Stück nach hinten auszuweichen, wobei die Feder zusammengedrückt wird. Erst dann nimmt die Lafette, mit welcher der Sporn drehbar verbunden ist, den Stoß auf. Ist sie am Ende ihrer kurzen Bewegung (etwa 50 Centimeter) angelangt, so dehnt sich die Feder wieder nach vorne aus und schiebt das ganze Geschütz in die Feuerstellung vor. Der Sporn hat dabei mit seiner unteren scharfen Kante im Boden Halt gesucht, mit seiner oberen Drehachse ist er der Lafette rückwärts gefolgt und hat sich auch ihrer Vorwärtsbewegung wieder angeschlossen, so dass er in die ursprüngliche, schräg nach hinten gerichtete Stellung zurückkehrt, um beim nächsten Schusse das Spiel zu wiederholen. Man nennt diese Einrichtung einen elastischen oder **Federsporn**. Man kann ihn daher auch ausschaltbar einrichten. Bei der vollkommensten Einrichtung ist noch eine Stellvorrichtung vorhanden, welche den Vorlauf, namentlich bei nach vorne fallendem Boden, auf das richtige Maß beschränkt. So ist die in der Schweiz mit günstigem Ergebnis versuchte Schnellfeuer-Feldkanone von Fried. Krupp in Essen eingerichtet.

Bei derartigen Einrichtungen geht, wie wir gesehen, das ganze Geschütz zurück und vor, es ist keine Theilung des Systems in einen beweglichen und einen feststehenden Theil erforderlich, wodurch immer die Einfachheit der Construction gewinnen wird. Solche Constructionen mit getheilter oder biegsamer Lafette gibt es aber auch zahlreiche. Wie bekannt, geht die ganze Rückwärtsbewegung vom Rohre aus. Man hat nun Einrichtungen getroffen, um dem Rohre allein oder dem Rohre mit einer sogenannten Oberlafette eine von der auf dem Boden ruhenden Unterlafette unabhängige Rückwärtsbewegung zu gestatten. Es ist dann nöthig, dem beweglichen Obertheil eine Hemmung oder einen Widerstand entgegenzustellen, man muss dabei natürlich im Untertheil einen Gegenhalt finden. Lässt man letzterem die volle Freiheit der Bewegung, so würde der

*) Vom 3. März „Parliament and Labour. [illegible]

Rücklauf des Ganzen auf dem Boden gleichwohl, aber später erfolgen, der Rückstoß auf das Untergestell nur gemildert werden. Man erreicht eine größere Schonung der Lafette, aber keinen verminderten Rücklauf, auch ist es nöthig, den Obertheil, der sich selbständig zurückbewegt hat, wieder in seine ursprüngliche Stellung zu bringen. Die Hemmung des Obertheils kann durch eine Federung, sie kann auch durch Flüssigkeitsdruck erfolgen. Bei Federung wird diese selbst den Vorlauf des Obertheils bewirken, bei Flüssigkeitsdruck kann man zum Vorlauf eine Feder zu Hilfe nehmen, oder man bedient sich der Luftverdichtung und Luftverdünnung. Um nun dabei den Rücklauf auf dem Boden zu beseitigen, wird am Untertheil ein Sporn angebracht, ähnlich wie oben geschildert. Wir haben es hier mit dem sogenannten Rohrrücklauf zu thun; erfolgt die Hemmung des Obertheils durch Flüssigkeitsdruck, so spricht man von hydraulischer Bremse, die eine Vorlauffeder bedingt, es kann dafür auch eine Vorrichtung mit Luftverdichtung und Luftverdünnung angewandt werden, dann nennt man es eine hydropneumatische Bremse. Ist lediglich Federung benützt, so heißt es Federbremse. Wie schon die kurze Schilderung zeigt, ist mit dem Rohrrücklauf eine wesentlich größere Complicierthei der Einrichtung verbunden, diese ist viel empfindlicher und leichter Störungen im Ganzen ausgesetzt, als es bei den früher geschilderten Constructionen der Fall ist. Es tritt auch eine Gewichtsvermehrung des Ganzen ein. Dafür erhält man allerdings einen ruhigeren Gang der Lafette, die Richtung bleibt ziemlich unverändert, die Bedienung ist bequemer, und man erreicht wohl eine noch größere Schussgeschwindigkeit, als es bei den anderen Constructionen der Fall ist. Wenn man aber bedenkt, dass bei den vollkommeneren Constructionen ohne Rohrrücklauf vom Geschütz zehn Schuss in der Minute ohne zu große Anstrengung der Kanoniere abgegeben werden können, etwa der achtzehnte Theil dessen, was eine Batterie im Felde für das Geschütz an Schüssen mitführt, so sollte man auf die Möglichkeit einer weiteren Steigerung der Schussgeschwindigkeit wohl keinen Wert legen, wenn man eine so große Compliciertheit und Abhängigkeit von äußeren Einflüssen in Kauf zu nehmen hat, wie es bei den Systemen mit Rohrrücklauf der Fall ist. Mehr und mehr bricht sich diese Anschauung jetzt Bahn.

Die Bekämpfung der Nachtheile des Rücklaufs ist aber nicht das einzige Merkmal eines Schnellfeuergeschützes. Man wendet Rohrverschlüsse an, welche zum Oeffnen wie zum Schließen des Rohrs nur einen Ladegriff bedingen: die Pulverladung wird in Metallhülsen untergebracht, welche zugleich den gasdichten Abschluss des Rohres bewirken. Geschoss und Ladung werden zu einer Patrone verbunden, mit der Metallhülse ist, ähnlich wie beim Gewehr, die Zündung verbunden. Der Verschluss enthält das Schloss zum Entzünden der letzteren, er hat auch die Vorrichtung zum Auswerfen der leeren Patronenhülse. Letzteres erfolgt ebenso wie das Spannen des Schlosses selbstthätig, ohne besondere Ladegriffe zu erfordern. Das Richten und das Einstellen der Zeitzünder ist durch die Einrichtung erleichtert. Dem Rohre gibt man eine von der Lafette unabhängige Seitendrehung, während früher die seitliche Richtung nur durch Drehung der ganzen Lafette ertheilt wurde. Die Einrichtung muss so sein, dass Laden und Richten des Geschützes gleichzeitig erfolgen kann. Sehr wichtig ist auch die Versorgung des Geschützes selber mit Munition; in den Munitionskasten der Protzen und Munitionswagen sind Einrichtungen getroffen, dass die Patronen partienweise in besonderen Behältern vereinigt sind, Kasten oder Körbe, die vier oder sechs Patronen aufnehmen, so dass nicht jeder Schuss einzeln zum Geschütz gebracht zu werden braucht. Diese Andeutungen mögen zunächst genügen, wir werden weiterhin noch auf Wirkung und Beweglichkeit kommen, deren Begrenzung unabhängig vom Schnellfeuerprincip ist.

Die Vorarbeiten für die Ausbildung der Schnellfeuer-Feldkanonen hatte die Privatindustrie der verschiedenen Länder auf sich genommen. Die Artillerien der einzelnen Staaten haben dem neuen Princip lange Zeit ablehnend gegenübergestanden. Der beste Beweis dafür ist, dass heute erst zwei Staaten, das Deutsche Reich und Frankreich, Schnellfeuerkanonen führen, ersteres hatte seine Neubewaffnung am 1. April 1899 beendet, Frankreich ist, wie gelegentlich der Verhandlungen des Cassationshofes im Sommer 1899 ruchbar wurde, noch nicht fertig. Neuerdings hat sich herausgestellt, dass hier für die reitende Artillerie noch kein Muster existiert, da man das Material von 1897, welches für die fahrende Artillerie angenommen ist, als zu schwer für jene erachtete. Oesterreich-Ungarn, Russland, Italien, England sind noch im Versuchsstadium, sie haben sich fürs erste mit nachträglicher Anbringung von Vorrichtungen zur Rücklaufsbeschränkung am bisherigen Material begnügt. Von den anderen Staaten ist wohl die Schweiz in ihren Versuchen am weitesten fortgeschritten, ist aber noch nicht beschlussfähig geworden. Spanien, Belgien sind schon seit längerer Zeit in der Prüfung von Modellen begriffen, Schweden hat kürzlich die Vorversuche beendet, Norwegen steht noch vor solchen. Portugal hat für seine wenigen reitenden Batterien eine Schnellfeuerkanone beschafft. Außerhalb Europas ist Japan in der Ausführung der Neubewaffnung begriffen; die südafrikanische Republik hatte in kluger Voraussicht der Dinge, die da kommen würden und auch gekommen sind, Schnellfeuerkanonen von verschiedenen Werken in Europa bezogen.

Die Privatindustrie arbeitet schon seit Anfang des letzten Jahrzehnts an Schnellfeuerkanonen für Feldartillerie. Die Ausstellungen von Chicago 1893, Antwerpen 1894 zeigten Modelle, die wenigstens fortbildungsfähig waren. Mehrfach hatte man sich durch die Wahl geringer Geschützkaliber, beziehungsweise Geschossgewichte bei den Artilleristen in ein ungünstiges Licht gesetzt. Man war wohl bis auf Geschossgewichte von 4·5 bis 5 Kilogramm herabgegangen, und es wurde eingewandt, dass die Wirkung des einzelnen Schusses dabei eine zu geringe würde und dies durch eine Summe rasch auf einmal folgender Schüsse nicht ersetzt werden könne, auch bei so kleinen Geschossen die Beobachtungsfähigkeit des Schusses leide, die zum Einschießen Vorbedingung ist. Die Privatindustrie ist auf die Anschauungen der praktischen Artilleristen eingegangen, und man findet jetzt meist Geschossgewichte von 6 bis 6·5 Kilogramm bei Geschützkalibern von 7 bis 7·5 Centimeter. Die unmittelbare Annahme eines Geschützmodells von Privatfabriken ist indes bis heute eine Ausnahme geblieben und nur bei solchen Staaten vorgekommen, die zur selbständigen Aufstellung eines Modells nicht die personellen und materiellen Mittel besitzen.

Hinsichtlich der Wirkung des Geschützes erstreben die Staaten, welche dem Schnellfeuerprincip für ihre Feldartillerie sich zuwenden, gleichzeitig eine Steigerung gegenüber den Leistungen ihres bisherigen Materials, während sie auf der anderen Seite eine erhöhte Beweglichkeit des Geschützes fordern. Gegenüber den früheren Systemen hat man das Rohrkaliber herabgesetzt, auf 7·5 Centimeter oder so ähnlich, die Geschosse konnten dann an Gewicht etwas abnehmen, erhielten aber durch den geringeren Querschnitt doch noch eine große Fähigkeit, ihre Geschwindigkeit in der Luft beizubehalten. Die Geschossgeschwindigkeit konnte man steigern, blieb damit aber in ziemlich engen Grenzen, weil sonst die Rücklaufbeschränkung erschwert würde. Als Durchschnittsmaß kann man 500 Meter annehmen. Vervollkommnete Geschoss- und Zünderconstructionen tragen zur Erhöhung der Wirkung bei. Eine wesentliche Verringerung ist hinsichtlich des Gewichtes des feuernden Geschützes, wie des Geschützes als Fahrzeug erstrebt und erreicht worden. Das feuernde Geschütz wird auf ein Gewicht von etwa 925 Kilogramm, das Geschütz als Fahrzeug auf 1700 bis 1750 Kilogramm herabgebracht, gegen früher 1000 bezw. 2000 Kilogramm und mehr. Die erleichterte Munition erlaubt eine reichere Ausstattung des Geschützes mit Patronen, was bei der vergrößerten Schussgeschwindigkeit von großer Wichtigkeit ist.

Betrachten wir nun kurz die neuen Feldgeschütze von Deutschland und Frankreich, als derjenigen beiden Großstaaten, welche diesmal an der Spitze des Fortschritts stehen. Das deutsche Geschütz, Construction 1896, lässt sich ziemlich genau übersehen, beim französischen der Construction 1897 ist man infolge der Geheimhaltung noch nicht imstande, über alle Einzelheiten positiven Aufschluss zu geben, in den Grundzügen ist es aber auch zu erkennen. Das deutsche Feldgeschütz vom Caliber 7·7 Centimeter zeichnet sich in Bezug auf Rücklaufbeschränkung durch eine große Einfachheit aus. Man hat die Ansicht, dass eine wesentliche Steigerung der Feuergeschwindigkeit bei der großen Wirkung des Geschützes immer nur auf kurze Zeit nöthig sein wird, da das Schnellfeuer bei einer gut eingeschossenen Artillerie sehr rasch zu einer Entscheidung führen muss. Man begnügt sich für gewöhnlich mit der oben erwähnten Drahtseilbremse und hat außerdem einen Klappsporn, den man beim Schnellfeuer herunterlässt. Das Geschütz gräbt sich hier mit seinem hinteren Ende in die Erde ein und ist festgestellt. Um dann im Bedarfsfalle die seitliche Richtung des Rohres noch ändern zu können, ist eine Seitenrichtmaschine angebracht. Auf ein elastisches Zwischenmittel ist verzichtet, es macht fast den Eindruck, als habe man der allzu häufigen und langdauernden Anwendung des Schnellfeuers vorbeugen wollen. Bei geübter Bedienung kann trotzdem eine Geschwindigkeit von acht Schuss in der Minute erreicht werden, was für alle Fälle vollkommen anslangt. Auf die Verbindung von Geschoss und Ladung hat man ebenfalls verzichtet, doch wendet man für letztere die Metallhülse an. Die Lafette ist aus vorzüglichem Material, dem Krupp'schen Tiegelgussstahl, gefertigt, das Rohr ist gleichfalls in der Krupp'schen Fabrik in Nickelstahl hergestellt. Beide Theile besitzen einen hohen Grad von Haltbarkeit. Auf Solidität der Construction ist überhaupt großer Wert gelegt. Das Geschütz hat sehr günstige Belastungsverhältnisse. Man hat zweierlei Geschosse: für die meisten Fälle ein sehr gut construiertes Shrapnel, für besondere Zwecke eine Granate mit brisantem Sprengstoff. Die Geschossgeschwindigkeit ist keine übertriebene, man hat sie auf 465 Meter beschränkt, dabei ein sehr wirkungsvolles Geschoss von 6·85 Kilogramm Gewicht. Bei der ganzen Einrichtung ist die Feldmäßigkeit in erster Linie ins Auge gefasst worden. Deutschland kann mit seiner Neubewaffnung zufrieden sein und, was die Hauptsache, es ist fertig, und das Geschütz hat sich bereits eingebürgert. Man ist in der Armee damit vertraut und hat Vertrauen zum Geschütz.

Frankreich ist in technischer Hinsicht viel radicaler vorgegangen als Deutschland. Zu großer Feuergeschwindigkeit hat man das Heil gesucht, man behauptet, zwanzig Schuss in der Minute

abgeben zu können. Das Geschütz soll fast unveränderlich in seiner Stellung beim Schießen sein, die beiden Kanoniere, welche am Rohr zu thun haben, sitzen bei ihren Verrichtungen, seitlich sind dazu Sitze an der Lafette; vorn sind zwei Panzerschilde angebracht, welche jene zwei gegen Gewehrgeschosse und Shrapnelkugeln sichern sollen. Die Rücklaufbeseitigung erfolgt mittels der im Dreyfus-Process bis zum Ueberdruss erwähnten hydropneumatischen Bremse, bei welcher Flüssigkeits- und Luftdruck wirksam sind. Das Rohr hat eine selbständige Rückwärtsbewegung, bei welcher die Luft verdichtet wird; vermöge ihrer späteren Ausdehnung geht das Rohr wieder vor in die Feuerstellung. Die Lafette selber hat am Hintertheil den Sporn. Die Einrichtung der Bremse ist sehr compliciert und von äußeren Einflüssen abhängig. Sie muss von Zeit zu Zeit neu mit Flüssigkeit gefüllt und mit Luft geladen werden, hierzu sind geübte Mechaniker erforderlich, Ausbesserungen können nur in den besonderen Artillerieanstalten, namentlich in Bourges, vorgenommen werden. Auf Kosten der Einfachheit, Solidität und Feldmäßigkeit ist die Begünstigung des Schnellfeuers erfolgt, die Geschossgeschwindigkeit ist etwas größer als beim deutschen Geschütz, es wurde trotzdem über geringe Durchschlagskraft der Shrapnelkugeln geklagt. Das Geschütz als solches wie als Fahrzeug ist schwerer als das deutsche, daher für reitende Artillerie nicht gleichzeitig verwendbar. Dies ist alles, was sich bis jetzt über die französische Feldkanonen, Construction 1897, vom Caliber 7·5 Centimeter sagen lässt. Manches wird sich erst herausstellen, wenn der Schleier des Geheimnisses völlig gefallen ist.

Wir schließen mit einigen Mittheilungen über den Stand der Feldgeschützfrage in **Oesterreich-Ungarn**. Die Einstellung eines größeren Credits für Herstellung eines neuen Feldartillerie-Materials ins gemeinsame Budget für 1900 (man sprach von 40 und später von 35 Millionen Gulden) ist ausgeblieben, der beste Beweis, dass das Studium eines neuen Modells und die Versuche mit einem solchen Geschütz noch nicht zum völligen Abschluss gelangt sind. Seit 1893 ist das Studium von Schnellfeuer-Feldkanonen im Gange. In den ersten Zeiten wurde darüber in den „Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens" berichtet, so über ein 7·5 Centimeter Stahlrohr und später über eine Kanone aus Stahlbronze desselben Calibers, beide mit einem Fallblockverschluss des technischen Militärcomités und mit der Metallpatrone. Ueber die weiteren Versuche wurde nichts bekannt gegeben. Bei den großen Manövern 1897 trat man mit Feldgeschützen bisherigen Modells, aber mit einer nachträglich eingebrachten Einrichtung zur Beschränkung des Rücklaufs und zu sonstiger Begünstigung des Schnellfeuers hervor. Solche Geschütze wurden im December desselben Jahres den Mitgliedern der Delegationen auf dem Steinfelde durch den General-Artillerie-Inspector Feldmarschall-Lieutenant Ritter v. Kropatschek vorgestellt, man erreichte fünf Schuss in der Minute gegen bisher nicht ganz drei Schuss. Im folgenden Jahre erschien eine Dienstschrift, welche die Abänderung klarlegt. Zur Rücklaufhemmung ist ein Federsporn etwas vor dem hinteren Ende der Lafette angebracht worden. Der Sporn gräbt sich beim Rücklauf in den Boden, die Federn werden gespannt. Ist durch den Widerstand des Bodens und den Gegendruck der Federn das Geschütz zum Stillstand gelangt, so treiben es die Federn wieder vor, doch bleibt es bei gewöhnlichen Bodenverhältnissen noch 10 bis 30 Centimeter hinter seiner Aufstellung vor dem Schusse. Man kann auch ohne die Vorrichtung lediglich mit Benutzung der Radbremse schießen. Nach dem Handbuch können bei gutgeschulter Mannschaft bis sechs Schuss in der Minute abgegeben werden. Immerhin bleibt die Einrichtung ein Nothbehelf, denn wenn auch noch einige andere Vervollkommnungen angebracht worden sind, so fehlt doch noch viel zu einem auf der Höhe der Zeit stehenden Feldgeschütz.

Ueber die neueren Versuche zur Aufstellung des zukünftigen Feldgeschützmusters ist einiges in ausländische Zeitschriften gedrungen. Es hat danach den Anschein, als ob das technische Militärcomité selbständig vorgeht, ohne sich an irgend ein Modell der Privatindustrie anzulehnen. Man hat Versuchsgeschütze mit und ohne Rohrrücklauf. Fast scheint es, man wolle an der Stahlbronze festhalten. Das Weitere bleibt abzuwarten.

Groß Lichterfelde bei Berlin. Major a. D. Schott.

# Ueber Hugo Wolf und seine Oper.

Erinnerungen.

Von Rosa Mayreder.

I.

An einem regnerischen Sonntag im April 1895 betraten wir eines der stimmungsvollen alten Häuser von Perchtoldsdorf. Und über die enge Wendeltreppe herab eilte ein kleiner zierlicher Mann in einem gestrickten Wams mit Atlasärmeln. Seine schwarzen Augen leuchteten; er streckte uns beide Hände entgegen. Miene und Geberde voll von einem unbeschreiblichen Ausdruck glücklichen Stolzes, wie ihn ein Mensch empfindet, der für seine Gäste ein königliches Geschenk bereit hält.

Bestehen nicht die lebhaftesten Erinnerungen oft aus solchen einzelnen Bildern, die sich deutlicher und dauernder ins Gedächtnis prägen, ohne dass diese Intensität aus dem Vorgang selbst zu erklären wäre? So ist mir der Augenblick, als Hugo Wolf freudebeseelt von oben kam, unvergesslich geblieben. Und jedesmal, wenn ich ihn mir zurückrufe, bringt er noch einen Abglanz der Stimmung mit, die von jener festlichen, glückstrahlenden Miene ausgieng.

Hugo Wolf hatte an diesem Tage den kleinen Kreis seiner Intimen zu sich geladen, um ihnen zum erstenmal Partien aus dem „Corregidor" vorzuspielen. Er bewohnte in Perchtoldsdorf das Landhaus einer befreundeten Familie. Leerstehende Sommerwohnungen dienten ihm oft, wenn er arbeitete, als Asyl; um den Preis der Ruhe, der Ungestörtheit, der Weltabgeschiedenheit nahm er das düster Unbehagliche in den Kauf, das alle diese Wohnungen haben, wenn die ihnen entsprechende Jahreszeit vorüber ist.

Hier aber hielt er sich besonders gerne auf. Aus seinen Fenstern sah er vor sich einen Vordergrund von Gärten und Feldern und weit draußen am Horizont den braunen Dunst der Stadt. Ein seitliches Fenster öffnete einen Blick auf den Abhang des Kreuzberges, wo halb versteckt von Geäst und Gebüsch ein hölzernes Gartenhäuschen im Stil der Biedermeierzeit stand — für Hugo Wolf das „Häuschen windebang" aus jenem reizenden Mörike'schen Lied.

Am 1. April war er hier eingezogen, um mit der Composition der Oper zu beginnen. Ungefähr drei Wochen später waren schon die größere Hälfte des ersten Actes, sowie ein Theil des zweiten in Reinschrift vorhanden und alle leitenden Themen festgestellt. Eine Leistung bewunderungswürdiger Arbeitskraft! Denn man weiß, mit welcher leidenschaftlichen Innigkeit er sich in seine Texte zu versenken pflegte, und wie völlig er mit seinem ganzen Empfindungsleben in dem Stoffe aufgieng, den er erwählt hatte. Sein Wesen verschmolz mit der Dichtung, während er sie componierte; er stieg in ihren tiefsten Grund hinab, um ihr eigenstes Leben als musikalische Gestalt daraus empor zu heben. Die unvergleichliche Gewalt und Ausdrucksfähigkeit seines Declamationsstiles beruht auf der ehrfürchtigen Liebe, die er für die Sprache und ihr Wesen hegte. Deshalb trat er zu dem Autor, dessen Verse er in Musik setzte, in ein besonderes Verhältnis der Dankbarkeit und Verehrung. Immer ließ er ihm den Vortritt. Der Bandausgabe seiner Mörike-Lieder hatte er das Porträt des Dichters beigegeben; ehe er ein Lied vortrug, pflegte er vor dem Zuhörer die Worte zu recitieren, damit ja keines verloren gehe. Es ist für sein innerliches Leben, das so verschieden von seinem äußeren Auftreten war, charakteristisch, dass er, sonst einer der stolzesten und selbstbewusstesten Menschen, in diesem Punkte weit übers Ziel schießen konnte. Nach der ersten Aufführung der Oper dankte er mir in der rührendsten Weise nochmals für den Text; und dann fuhr er fort:

„Was ich Ihnen schulde, kann freilich niemand so gut ermessen als gerade nur ich mit meiner armen Musik, die sich an dem Herzblut ihrer Schwester Poesie vollgesogen hat. Es liegt etwas Grausames in der innigen Verschmelzung von Poesie und Musik — wobei eigentlich nur der letzteren die grausame Rolle zufällt. Die Musik hat entschieden etwas Vampyrartiges an sich. Sie krallt sich unerbittlich an ihr Opfer und saugt ihm den letzten Blutstropfen aus ..."

Vielleicht ist darin, in diesem Herzensbund, den er als Musiker mit dem Autor schloss, der Grund zu suchen, warum er sich so schwer zur Wahl eines Operntextes entschließen konnte. Schon seit dem Ende der Achtzigerjahre trug er sich mit dem Wunsche, einen geeigneten Stoff für eine Oper zu finden, und seine Wahl fiel endlich auf jene Novelle des Pedro de Alarcon, die unter dem Titel „Der Dreispitz" als eine Perle der Weltlitteratur bekannt ist. Er versuchte, sich selbst ein Operbuch daraus zu machen; aber er scheiterte an den technischen Schwierigkeiten, welche die Uebertragung aus der novellistischen Form — der gerade dieses Werk seine anziehendsten Vorzüge verdankt — in die dramatische mit sich bringt.

Freunde Wolfs legten mir zu jener Zeit 1889 den Gedanken nahe, für ihn diesen Text zu bearbeiten. Ich kannte Hugo Wolf persönlich noch gar nicht und seine Lieder nur sehr wenig; aber von der Zustimmung dieser Freunde während der Arbeit aufgemuntert, brachte ich die nicht ganz dankbare Aufgabe trotz mancher Zweifel zu Ende. Der Zweifel sollte Recht behalten: Hugo Wolf, dessen Stimmung sich inzwischen von dem heiteren und [illegible] Gegenstand der Novelle abgewendet hatte, lehnte das Textbuch ab. Es hatte ihn vollkommen kalt gelassen. Einige Monate später lernte ich Hugo Wolf im Café Griensteidl kennen. Unsere Bekanntschaft begann unter schlechten Auspicien: wir geriethen alsbald in eine Discussion über Ibsens eben erschienenes Drama „Hedda Gabler". Wolf war damals noch ein heftiger Gegner Ibsens und der modernen Literaturbewegung; wir konnten uns daher durchaus nicht verständigen. Vom Hörensagen war mir die Rücksichtslosigkeit und Schroffheit Wolfs bekannt, deren Legende reichhaltig genug war, und ich theilte

noch jene Auffassung, die da lautet: jeder Mensch, und auch der Künstler, muss eben im Verkehr mit anderen Menschen gewisse Rücksichten nehmen. Solange man diesen „Muss eben"-Standpunkt einnahm, war man für den Verkehr mit Hugo Wolf nicht tauglich. Niemand, der auch nur einen Rest conventioneller Anschauungen mit sich brachte, hat jemals den Zugang zu dieser so ungewöhnlichen, so reichen und so verschlossenen Seele gefunden. In ihm lebte etwas ganz Großes, das ihn von allen anderen Menschen unterschied: er war in einer völlig bedingten Welt ein völlig unbedingtes Wesen. Darin lag sein Schicksal beschlossen, darin seine Stärke und seine Schwäche. Aber wer ihn so nahm, wie er war, wer ihn bedingungslos gelten ließ, entweder aus einer klaren Einsicht in seine seelische Constitution oder mit dem intuitiven Verständnis liebevoller Ergebenheit, der wusste bald, dass der Verkehr mit ihm ein Erlebnis ohne Gleichen war. Denn nicht weniger als alle Leidenschaft strömte auch alle Zartheit, Lieblichkeit, Innigkeit der Empfindung, für die er in seiner Musik so wundersam ausdrucksvolle und so unendlich mannigfaltige Accente gefunden hat, aus dem tiefen Brunnen seiner Persönlichkeit.

Trotz jener gefährlichen Meinungsdifferenz in Sachen Ibsens wurde mir Hugo Wolf nicht feind; hie und da kam er seither auf Besuch zu uns und ließ sich sogar dazu herbei, Lieder vorzutragen, obwohl er die Pianinobesitzer, unter die ich damals noch zählte, nicht als musikalisch zurechnungsfähig betrachtete.

Mittlerweile vergiengen fünf Jahre, ohne dass er ein Textbuch gefunden hätte, das ihm zusagte. Seine literarischen Neigungen aber waren andere geworden. Er, der Wagnerianer strenger Observanz, lernte Friedrich Nietzsche kennen; und dieser große Künstler des Wortes gewann über den geistreichen, ästhetischen Feinschmecker, der in Wolf steckte, entscheidende Gewalt. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als hätte er sich von Wagner abgewendet. Er bewahrte nach wie vor dem Meister dankbare Verehrung; während er an seiner Oper arbeitete, schrieb er mir gelegentlich: „Ihr Gemahl soll ja nicht verabsäumen, die Meistersinger sich recht sehr zu Gemüth zu führen, selbst auf die Gefahr hin, dass er mir dabei auf meine Schliche kommen wird: denn ohne die Meistersinger wäre der Corregidor nie componiert worden. Ja, ja, „der alte Zauberer" hat's uns Jungen angethan, und wohl uns, dass wir solche Pfade wandeln dürfen!"

Als er nun bei seinem Suchen nach einem Opernstoff wieder auf die Alarcon'sche Novelle zurückkam, fesselte ihn dieses überlegene, spöttische, lachende Buch mehr denn je. Abermals fand sich jemand, der ein Libretto daraus herzustellen unternahm. Da erinnerte sich Hugo Wolf an jene alte Bearbeitung von mir, die ihm nur dunkel in Erinnerung war. Er erbat sie sich, um zu vergleichen.

Welchen Eindruck er nunmehr davon empfieng, schildert er auf seine ungestüme Weise in einem Briefe vom 18. Jänner 1895 an einen Mannheimer Freund:

„Ein Wunder, ein Wunder, ein unerhörtes Wunder ist geschehen! Der langersehnte Operntext hat sich endlich gefunden. Fix und fertig liegt er vor mir, und ich brenne nur so vor Begierde, mich an die musikalische Ausführung zu machen . . ."

Ich habe niemals etwas Bestimmtes über die Gründe erfahren, die diese gänzliche Wandlung in seinem Urtheil bewirkten. Er selbst redete nie davon; ich merkte, dass ihn jede Erinnerung an seine ursprüngliche Ablehnung peinlich berührte. Denn jetzt war sein Beifall ein ungetheilter. Was ich seinerzeit als einen bloßen Entwurf betrachtet hatte, als eine Basis für eventuelle gemeinsame Besprechungen, das nahm er nun mit enthusiastischer Freude als etwas Vollendetes hin, ohne zu mäkeln und zu kritisieren. Ein Bedenken gegen das trochäische Versmaß, das er anfänglich hatte, gab er auf, als ich ihm eine theilweise Bearbeitung in Jamben vorlegte, so sehr liebte er die erste Fassung. Nur höchst ungern oder gar nicht wollte er Aenderungen, die ich selbst vorschlug, zulassen. Als ich später in ihn drang, die zweite Hälfte des letzten Actes wesentlich zu kürzen, schrieb er mir:

„Wer zum Kuckuk hat Ihnen denn diesen Riesenfloh ins Ohr gesetzt: im vierten Act eine Kürzung vorzunehmen? Mehrenelement, soll denn immer der verfluchte Wahn, der im eigenen Fleische wühlt, Recht behalten? Nein, daraus wird nichts. Ich habe mir die Stelle noch einmal genau besehen, und mein Gefühl, auf das ich mich felsenfest verlasse, sagt mir, dass es gerade so gut ist und nicht anders sein kann und darf . . . Da nun einmal ein episches Element in Behandlung dieses Stoffes sich nicht vermeiden ließ, nun dann wollen wir uns das Recht, das wir uns nehmen, nicht verkümmern lassen durch überlieferte Schulregeln, die da decretieren, erzählt darf im Drama nicht werden."

Freilich handelte sich's gerade um Stellen, die ihm besonders ans Herz gewachsen waren: „Dieser vierte Act ist mein erklärter Liebling; er birgt so allerlei Kostbarkeiten, die dem Feinschmecker den Mund wässern machen werden. Ich konnte der Lust nicht widerstehen, den ganzen Act mir heute vorzuspielen, und, wie lächerlich es auch sein mag, ich war entzückt und hingerissen davon . . Die Instrumentation dieses lieben und schönen vierten Actes wird mir ein Quell reinsten Vergnügens sein, während die Abfassung der anderen drei Acte für mich nur Plage und Schinderei war."

Auch als nach der ersten Aufführung in Mannheim der Director des Straßburger Theaters, Krückl, ihm antrug, die Oper trotz aller Schwierigkeiten zu bringen, wenn er sich zu einer Aenderung des vierten Actes verstünde, lehnte er diese Zumuthung mit Entrüstung ab. Erst dem Hofkapellmeister Fuchs, der sich auf das Lebhafteste für das Werk interessierte, gelang es, ihn von der Nothwendigkeit einer Aenderung zu überzeugen. Krückl hat auch, als er davon hörte, sein Wort unverzüglich gehalten; aber der Unstern, unter dem die Bühnenlaufbahn des „Corregidors" bisher stand, wollte es, dass beide, Krückl sowohl als Fuchs, durch den Tod verhindert wurden, ihre künstlerische Kraft noch weiter für das Werk einzusetzen.

Alle jene Aenderungen jedoch, die Wolf selbst von mir wünschte — es waren größtentheils Verlängerungen lyrischer Stellen, wie sie der musikalische Satz nothwendig machte — nahm er mit der größten Dankbarkeit, meistens geradezu mit Entzücken auf. Da fand er jede Zeile „herrlich", und so sehr respectierte er das Wort, dass er jede geringfügige Umstellung, die er vornahm, ausdrücklich anzeigte und aus den Forderungen der musikalischen Declamation begründete. Niemals hat wohl ein Componist seinen Librettisten schonender behandelt als der wegen seiner wilden Eigenwilligkeit gefürchtete und verschrieene Hugo Wolf. Nur um Raschheit bittet er stets, so oft er eine Ergänzung braucht, und er bittet mit der ganzen stürmischen Impulsivität seines Wesens, die sich während der Arbeit zur Exaltation steigerte. Wenn ihm die Musik zu der betreffenden Stelle „schon in allen Gliedern spukt", kann er seine Ungeduld kaum bemeistern. „Nur schnell, schnell, schnell, um Gotteswillen — oder wie der Corregidor sagt: — um der Nägel Christi willen! Schnell!!!"

Er war Mitte Mai nach Matzen bei Brixlegg übersiedelt, wo er die Gastfreundschaft einer seiner wärmsten Anhängerinnen, der Baronin Frieda Lipperheide aus Berlin, genoss. Dort bewohnte er ganz allein ein einsam auf den Anhöhen des umfangreichen Matzener Parkes liegendes Jägerhäuschen, und man darf wohl das halbe Jahr, das er, ganz seiner Arbeit und den wundervollen Erlebnissen seiner fictiven Welt hingegeben, in dieser idyllischen Zufluchtsstätte zubrachte, als einen der Höhepunkte seiner an äußeren Freuden und Annehmlichkeiten so armen Existenz bezeichnen.

Die Entfernung erschwerte die gemeinsame Arbeit; Hugo Wolf musste immer erst brieflich seine Absichten auseinandersetzen und dann abwarten, bis meine Antwort eintraf. Warten aber war nicht seine Sache: „Verflucht, dass ich kein Dichter bin und gesegnet Sie, dass Sie mir so hilfreich beistehen. Eben fällt mir ein, dass die verdammten Feiertage vor der Thür stehen. Dazumal waren's die Ostern, jetzt drohen die Pfingsten. Sie werden sich um Gotteswillen doch nicht durch die Feiertage von der Arbeit abhalten lassen und mich inzwischen der Verzweiflung preisgeben? So grausam können Sie nicht sein!"

Er holt selbst den erwarteten Brief vom Brixlegger Postamt; und nun ist er ebenso selig und zufrieden, als er früher aufgeregt und ungeduldig war. „Den ganzen Weg nach Matzen zurück habe ich nur immer Ihre Zeilen gelesen und bald an den Versen, bald an der Prosa mich delectiert. Die Verse sind herrlich, wenn sie schon auch nicht mit meiner anticipando aufgeschriebenen Musik ganz übereinstimmen. Das thut aber nichts. Diese anticipierte Musik ist für die Ueberleitungsmusik" (es handelte sich hier um das Duett zwischen Frasquita und Repela im dritten Act) „sehr gut zu verwenden, und Ihre Verse werden mich auch zu einer neuen Idee inspirieren."

Die Arbeit selbst nimmt ihn vollständig in Besitz. Seine Seele ist erfüllt von einem unbeschreiblichen Tumult. Er erlebt die Vorgänge, die er musikalisch interpretiert, mit glühender Intensität, und zugleich alle Wonne und Qual, von welcher ein Schaffen begleitet war, das ganz den Charakter einer vom persönlichen Wollen unabhängigen Inspiration hatte.

„Ihr herrlicher Brief traf mich gerade bei der Vollendung der großen Scene des Tio Lukas an. Ich schreibe Ihnen mithin in der denkbar aufgeregtesten Verfassung, was Sie diesen Zeilen und auch der zittrigen Schrift zugute halten müssen. Bin ich selig, dass ich dieses furchtbare Stück endlich hinter mir habe! Sie ahnen wohl nicht, was ich in diesen Tagen für Seelenpein gelitten. Einige Tage gieng ich wie ein Verzweifelter herum und verfluchte mich und das Componieren und die Oper und die ganze Welt. Drei Tage lang marterte ich mein armes Hirn vergeblich ab, für die Stelle „Wenn es Gott gefallen hätte, mich durch schlimmen Schein zu prüfen" den richtigen musikalischen Ausdruck zu finden. Ich war wie vernagelt. Jeder Versuch misslang . . . Abergläubisch, wie ich schon bin, deutete ich die betreffende Stelle im Monolog des Lukas auf meinen eigenen Zustand, als wäre alle Schaffensfreudigkeit nur dazu dagewesen, um mir die Nichtigkeit derselben durch ein plötzliches Abbrechen erst recht fühlbar zu machen; denn was hätte ich mit der halben Oper beginnen sollen? . . . Heute bin ich so freudig, zuversichtlich, aufathmend..., dass ich alle Welt umarmen möchte. Was ist aber auch aus der Scene geworden! Als ich sie mir heute vorspielte, war ich dergestalt erschüttert davon, dass ich vor Grausen und Ergriffenheit abbrechen musste."

Und einige Tage darauf schreibt er:

„Die Ausarbeitung des Schlusschores: „Guten Morgen, edle Donna", hat mir unsägliche Schwierigkeiten gemacht. Ich verzweifelte schon an dem Zustandebringen eines eigentlichen Actschlusses und hatte mich mit der Idee vertraut gemacht, mit den letzten Worten der Mercedes das Stück enden zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, mich des schönsten Schlusseffectes zu begeben. Aber mein künstlerisches Gewissen empörte sich doch gewaltig gegen eine solche Verzagtheit, und mit dem Aufwand meiner letzten Kräfte, wahrlich mit dem Muth der Verzweiflung machte ich mich an die schwierige Arbeit und arbeitete eine Woche ununterbrochen an dem Aufbau und siehe da — es gelang und gelang herrlich."

Der Schlusschor, dessen Entstehung er hier schildert, und damit die ganze musikalische Durchführung der Oper bis auf das Vorspiel, war am 9. Juli vollendet worden; an diesem Tage telegraphierte er mir: „Finis coronat opus."

Drei Monate und neun Tage hatte er daran gearbeitet, in einer fast ununterbrochenen, äußersten Anspannung seiner physischen und geistigen Kraft, mit einem wahrhaft fanatischen Fleiß und Eifer. Die einzigen Unterbrechungen waren die Reise von Perchtoldsdorf nach Matzen und ein Ausflug gewesen, den er anfangs Juli mit dem Baron an den Achensee machte. Sonst konnten ihn weder die Einladungen seiner Gastfreunde, noch das schöne Wetter — und wie sehr liebte er die Sonne, den Wald, die Berge! — von seinem Schreibtisch weglocken; „ich hocke zumeist im Zimmer bei der Arbeit. Aber der Ausblick von meinem Fenster allein ist eine Erholung."

Die Instrumentierung beschäftigte ihn bis Ende December. Trotz manchen Ungemaches, das die schlechte Jahreszeit mit sich brachte, wich er nicht von der Stelle, ehe der letzte Federstrich gemacht war. Und nicht nur Kälte und Regenwetter bereiteten ihm Unannehmlichkeiten; bei anbrechendem Herbst hatte sich das Schloss mit Gästen gefüllt, und diese bunte Gesellschaft verleidete ihm den Aufenthalt. Er, der so sensitiv war, dass das bloße Ansehen eines Menschen, die Klangfarbe einer Stimme, ein oberflächliches Wort ihn gänzlich in Verstimmung stürzen konnten, war nun genöthigt, täglich mittags und abends mit fremden Leuten an einem Tische zu sitzen. „Ich habe das Menschenmöglichste gethan, um mich dieser Gesellschaft zu accommodieren, aber es geht nicht, es fehlt jeglicher Contact zwischen diesen Leuten und mir; und der Appetit bei dem gemeinsamen Mittagessen vergeht mir oft so sehr, dass ich fast keine Speise berühre, und ich in meinem Jägerhäuschen nach der Mahlzeit mit Butterbrot mich behelfen muss, um nicht Hungers zu sterben."

Aber dennoch harrt er tapfer aus. Die außerordentliche Willenskraft, die er hier aufwendet, ist umso bemerkenswerter, als er im gewöhnlichen Leben nicht geneigt und auch gar nicht imstande war, sich irgendwie Zwang aufzuerlegen. Er schrieb mir selbst einmal darüber: „Für impulsive Naturen taugen Vorsätze zu gar nichts. Man thut schließlich doch nur das, wozu einen gerade Lust und Neigung antreibt; und wären es auch nur ein paar Briefzeilen, man will sich zu nichts zwingen."

Wo es sich aber um seine Arbeit handelt, schreckt er vor keiner Selbstüberwindung zurück: da zeigt sich der innere Trieb in seiner ganzen dämonischen Gewalt und behauptet sich siegreich in diesem sonst so labilen Nervensystem. „Von früh morgens bis spät in die Nacht hinein sitze ich ununterbrochen bei meinem Schreibtisch und zermartere mein Hirn bei schwierigen Stellen, die mich oft sogar im Traume verfolgen. Bei meiner verrückten Art, immer noch neue Contrapunkte hinzuzumachen, gestaltet sich die Ausführung in manchen Fällen geradezu zu einem Ding der Unmöglichkeit, und doch: mit dem nöthigen Aufwand an Fleiß und Geduld gelingt schließlich selbst das Unmögliche. Aber es sind theuer erkaufte Siege. Ich muss mir etwas mehr Bescheidenheit angewöhnen, sonst werde ich in diesem Jahre nicht fertig mit der Partitur."

Derselbe Brief enthält auch eine kurze Mittheilung, die über die Art, wie Publicum und Verleger sich zu den Werken Hugo Wolfs verhielten, mehr sagt als Bände. „Mein Verleger Schott schickte mir gestern endlich die lange hinausverzögerte Abrechnung. Das Resultat ist großartig. Ich habe mir in den fünf Jahren, seitdem Schott meine Sachen vertreibt, wirklich schon 86 Mark — sage sechsundachtzig Mark 35 Pfennig verdient. Respect vor einem solchen Verleger! Das Tragikomische des Vorfalles zu erhöhen, schrieb mir Schott, dass er sich einen so günstigen Erfolg gar nicht erwartete. Er vertröstet mich auf die Zukunft, auf den Erfolg meiner Oper . . . . "

Die Zeit war nicht ferne, in welcher Hugo Wolf nicht bloß Respect vor Verlegern, sondern auch vor Theaterdirectoren bekommen sollte.

Zu Neujahr 1896 kehrte er nach Wien zurück, auch er voll froher Hoffnungen auf die Zukunft, auf den Erfolg seiner Oper. Das Werk war vollendet, eine ungeheure Arbeit vollbracht. Alle Leidenschaft und alle Glut der Empfindung, allen Humor und alle Wärme des Gemüthes, die in ihm selbst war, hatte er daran gewendet, eine Fülle von großen Gedanken und geistreichen Subtilitäten hineingeheimnist. Seine ganze wunderbare Innerlichkeit hatte er in dieses Gefäß gegossen; er hatte über die schlichte Gestalt der Alarcon'schen Novelle den Purpurmantel seiner musikalischen Phantasie gebreitet und mit verschwenderischer Liebe aus seiner eigenen Tiefe Kleinodien und glanzvolle Edelsteine gespendet. Ja, Hugo Wolf hielt ein königliches Geschenk für die Welt bereit, ein Werk echter und hoher Kunst.

---

## Gurlitt und ich.

Ueber die Kunst des nun verflossenen Jahrhunderts liegen drei Werke vor. Nummer 1 ist die „Geschichte der modernen Kunst" von Adolf Rosenberg. Freilich über die Berechtigung dieses Titels lässt sich streiten. Denn der Unterschied von einem Künstlerlexikon ist nur, dass, was dort in alphabetischer Reihenfolge steht, hier in chronologische gebracht ist. Statt der Erzählung einer geschichtlichen Entwickelung eine geistlose Aufzählung von Namen. Die äußeren Erlebnisse der Künstler sind verzeichnet, ihre Werke im Steckbriefstil beschrieben. Damit sich Lesbarkeit ergebe, ward das Ganze mit der Sauce einer unbeholfenen Feuilletonistik übergossen. Schmückende Beiworte wie anmuthig, liebenswürdig, schön sind gleichmäßig bei Böcklin und Enhuber, bei Feuerbach und Kaltenmoser, Lenbach und Beischlag verwendet. Bei den Kleinen noch ausgiebiger als bei den Großen. Denn wenn das Werk überhaupt eine persönliche Note hat, so liegt sie in jenem trockenen Hausverstand, den schon Goethe als Merkmal des Berliner Schriftthums hervorhob. Der Mann, der für die Knackfuß-Sammlung zur selben Zeit über Anton von Werner und Leonardo da Vinci schrieb, flicht wie Nicolai, sein geistiger Vater, auch in seiner Kunstgeschichte dem Mittelmäßigen Kränze und zerrt das Uebermenschliche auf Philisterniveau herab. Im Genialen sieht er, wie Max Nordau, Entartung, im Hausbackenen, wie Wilhelmine Buchholz, Genie. Alles Große, Herrliche des Jahrhunderts scheint nur geschaffen, damit ein Maulwurf es mit kalter Nase beschnüffelt. Es gilt von ihm, was Hebbel über — ich weiß nicht wen sagte: „Wenn der an einer Rose nur gerochen hat, so stinkt sie."

Ein Geschichtswerk über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts musste das Gegentheil desjenigen sein, das Rosenberg lieferte. Die erste wichtigste Aufgabe war eine constructive, architektonische. Denn Geschichte ist kein Speicher zufälliger Geschehnisse, sondern ein Ergebnis zwingender Gesetze, die von den verschiedensten Seiten ineinandergreifen. Es galt diese Gesichtspunkte aufzufinden, die flutenden Massen zu beherrschen und zu übersichtlichen Gruppen zu ordnen. Der Wust des Einzelnen musste sich zu einem großen Gesammtbild verdichten. Weiter waren die Künstlercharakteristiken zu vertiefen. Denn eine Aufzählung biographischer Daten ergibt noch keinen Einblick in das Wesen eines Menschen. Durch das Aeußerliche hindurch musste man zur Individualität gelangen, die Kunst aus der Persönlichkeit zu erklären suchen. Schließlich war für die Beschreibung der Kunstwerke eine neue Methode zu schaffen. Jene Lückenbüßer von früher mussten fallen und durch frischgeprägte, den Bildern auf den Leib geschriebene Bezeichnungen ersetzt werden. Den Duft der Kunstwerke galt es einzufangen, sie nachzuempfinden und diese Gefühlsnuancen in Worte umzuprägen. Das „Suggestive" musste an die Stelle des Katalogisierenden treten.

Alle diese Ziele schwebten mir vor, als ich 1893 meine „Geschichte der Malerei" veröffentlichte. Und das Buch hat, wie ich wohl sagen darf, gute Dienste gethan, hat, weil es nicht langweilte, weite Kreise für die Kunst gewonnen, der Moderne den Boden geebnet und dadurch, dass es erstmals die ganze europäische Malerei behandelte, eine terra incognita für Deutschland entdeckt. Aber dass es die Aufgabe löste, ein Bild von der kunstgeschichtlichen Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts zu geben, glaube ich selber am wenigsten. Nicht wegen der schwachen Stellen, die sich aus mangelhaftem Wissen erklären: all des Falschen, was über österreichische, belgische, italienische Kunst gesagt ist; auch nicht wegen anderer Dinge, die getadelt wurden. All das hätte sich bei längerer Arbeit verbessern lassen. Der Fehler lag tiefer. Er bestand darin, dass ich Unvereinbares zu verschmelzen, ein Geschichtswerk und ein Kampfbuch zu schreiben suchte. Die neue Kunst kämpfte damals ihren Kampf ums Dasein. Ich stand mitten auf dem Schlachtfeld. Die „Jungen" der Achtzigerjahre waren meine Freunde. Nachdem die Kritiker vorher immer Lobredner der Vergangenheit gewesen, kam jetzt der natürliche Rückschlag. Man war begeistert, man wollte mitschaffen. So spitzte ich alles auf die Gegenwart zu, wurde als Parteigänger des Neuen verhindert, manchen Bewegungen der Vergangenheit gerecht zu werden, die in ihrer Zeit ebenso neu, ebenso groß und umwälzend waren. In solcher Einseitigkeit ist der Künstler, der seine Ideale verficht, nicht aber der Historiker berechtigt. Nur der Schriftsteller könnte die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, der sich mit Aufgabe seiner selbst in den Geist der Zeiten versetzte, nicht um darzuthun, wie herrlich weit wir es gebracht, sondern um jeder Epoche ihr Recht zu geben, jedes Kunstwerk als Product seines Zeitalters zu deuten. Denn ein Künstler, dessen Ideale nicht mehr die unseren sind, ist deshalb nicht „über

wunden“. Was altmodisch war, wird später historisch. Was der Sohn bekämpfte, verehrt der Enkel. All diese Dinge, die so alt wie die Kunstgeschichte sind, galt es sub specie aeternitatis zu betrachten, nach einem Worte Gustav Freytags „nicht mehr unmittelbar Antheil an den Dingen zu nehmen, sondern gleichsam aus dem Medium der Geschichte heraus zu sprechen“.

Diese Richtigstellung meines Buches erfolgte durch Cornelius Gurlitt*). Auch er hatte in den Achtzigerjahren mitgestürmt, ja als erster das Signal zum Anlauf gegeben. Aber als Historiker ist er ein anderer Mensch. Da tadelt er nichts und verdammt nichts, sondern sucht allem gerecht zu werden, was ehrliches, begeistertes Streben war. Eine Künstlernatur, weiß er den Individualitäten Schaffender nahe, ganz nahe zu kommen. Dabei ist er nicht kühl objectiv, sondern lebhaft und warm. Auch sein Buch hat Kampfstimmung, auch er schießt Pfeile ab, nur nicht auf ältere Künstler, sondern auf kritische Anmaßung, auf Gelehrtendünkel und Schulmeisterei. Jene Blätter, die von dem Unverstand handeln, dem Feuerbachs, Boecklins und Thomas erste Werke begegneten, sind vielleicht die wertvollsten des Buches und enthalten ewig giltige Lehren. Weiter liegt die Bedeutung seines Werkes darin, dass er zuerst neben der Malerei auch die Baukunst, die Plastik und das Kunstgewerbe heranzieht. Denn durch jede Epoche geht ein Stil, der einheitlich alle Lebensäußerungen durchdringt. Wie die Menschen sich kleiden, richten sie ihre Zimmer ein. Wie sie sind und sich bewegen, so bauen, meißeln und malen sie auch. Und diesen Stil erkennen kann nur, wer nicht auf die Malerei sich beschränkt, sondern die ganze Atmosphäre eines Zeitalters zu durchdringen sucht. Schließlich erhält das Buch dadurch einen aparten Reiz, dass Gurlitt so viel Anziehendes aus seinem eigenen Leben berichten kann. Er ist der Sohn jenes feinen Landschafters, der von der Kopenhagener Akademie nach Düsseldorf kam und durch seine Lehren manchem Jüngeren die Augen öffnete. Fanny Lewald, die frühere Gattin Adolf Stahrs, ist seine Mutter, Hebbel der engste Freund seines Vaters. Sein Bruder Fritz, der Berliner Kunsthändler, „entdeckte“ Boecklin. Er selbst hat als Einjähriger gegen Frankreich gefochten. Bevor er Kunsthistoriker wurde, war er Architekt, bereiste, um über die Baukunst des Barock zu schreiben, alle Länder der Erde, wurde mit den Künstlern des Auslandes und mit feinen Geistern wie Helferich und dem Rembrandt-Deutschen bekannt. Davon erzählt er als nie langweilender Fabulierer, täuscht durch eingestreute persönliche Erinnerungen über die ödesten Strecken der Kunstgeschichte weg.

Vielleicht erzählt er zu viel. Mir wenigstens ergieng es seltsam. Ich hatte — wie wohl Jeder — das Buch gleich einem spannenden Roman gelesen. Aber als ich es zuklappte, war ich so klug wie zuvor, sah, dass wir eine Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts noch immer nicht haben und dass unsere eigene Zeit uns fremder als die Vergangenheit ist.

Wir pflegen bei der Behandlung Giottos oder Botticellis mit Recht von den geistigen und socialen Bewegungen auszugehen und die Literatur zur Erklärung heranzuziehen. Ebenso wäre, nachdem das neunzehnte Jahrhundert historisch geworden, auch bei den Modernen zu verfahren. Jeder fühlt zum Beispiel, dass Arbeiterbilder wie Menzels Schmiede und Liebermanns Netzeflickerinnen in keiner früheren Epoche möglich waren, dass Schwinds Elfen und Nixen, Gnomen und Kobolde erst im neunzehnten Jahrhundert entstehen konnten. Doch mit welchen Culturwandlungen hängen die Bilder zusammen? Warum waren unsere Großväter „Romantiker“ und unsere Väter „Realisten“? Gurlitts Buch ist der Theil eines Sammelwerkes. Da Ziegler die geistigen und socialen Strömungen, Richard M. Meyer die Literatur behandelte, konnte er die Grundfragen nicht nochmals berühren. Aber sie bleiben bestehen. Volles Leben wird der Stoff erst gewinnen, wenn die Voraussetzungen erledigt sind, wenn es möglich ist, jeden Stil aus den geistigen Factoren seines Zeitalters abzuleiten.

Ueberhaupt ist die Abrechnung mit der Vergangenheit noch nicht erfolgt. Gurlitt gibt zwar seinem ersten Kapitel die Aufschrift „Das Erbe“. Aber die Frage: was hat das neunzehnte Jahrhundert ererbt und welche neuen Werte hat es dem alten Kunstbesitz zugeführt? harrt noch immer der Lösung. Man empfindet wohl, dass die Entwickelung des Großstadtlebens einen tiefgehenden Einfluss auf die Landschaftsmalerei üben, dass gerade die Sehnsucht nach dem Landleben unser Verhältnis zur Natur nervöser und feiner als in früheren Jahrhunderten gestalten musste. Doch welche neuen Nuancen unterscheiden die modernen Landschaften von den alten? Wie hat das Naturempfinden sich im Laufe des Jahrhunderts geändert? Oder die Wunder des Lichtes? Wenn wir Eisenbahnzüge malen, Locomotiven, die funkensprühend das Dunkel der Nacht durchrauschen, Gaslaternen, deren flimmernde Strahlen über den Meeresspiegel huschen, buntbeschirmte Lampen und elektrische Glühlichter, die zauberisch einen Salon erhellen — so würde ein alter Meister sprachlos vor solchen Werken stehen. Warum wird von den technischen Errungenschaften und ihrem Einfluss auf die Kunst nicht gesprochen? Oder Füßlis Gespensterbilder, Rethels Todtentanz und Klingers Radierungen? Jeder empfindet, dass diese Werke von denen Dürers, Holbeins und Baldungs durch eine Kluft groß wie die Welt getrennt sind. Aber was ist die „moderne Seele“? In welche Tiefen des Geisteslebens konnte erst das Auge des neunzehnten Jahrhunderts blicken? Gurlitts Kunstgeschichte gibt darüber so wenig Auskunft, wie Meyers Literaturgeschichte das Auftreten E. Th. A. Hoffmanns erklärt. Man nimmt die Erscheinungen als gegeben hin, analysiert sie, fragt aber nicht nach dem Woher, hat noch nicht versucht, durch Subtraction des Alten das specifisch Moderne zu bestimmen. Erst wenn jemand rein ikonographisch feststellt, welche neuen Stoffe das neunzehnte Jahrhundert brachte und welche neuen Mittel die Kunst für den Ausdruck dieser neuen Gedanken sich formte, ist die Abrechnung mit der Vergangenheit vollzogen.

Schließlich vermisse ich an dem Buche die Architektonik. Gurlitt hat, wie es scheint, einen solchen Aufbau mit Absicht vermieden, um die Individualität der Künstler so wenig wie die eigene einzuengen. Da wo eine Geschichte des Naturempfindens erwartet wird, erzählt er Erinnerungen aus dem Leben seines Vaters; wo eine Würdigung Boecklins zu geben wäre, Anekdotisches aus dem französischen Feldzug und aus dem Leben des Kunsthändlers Fritz. Oder er beginnt die Charakteristik eines Künstlers, bricht sie ab und kommt hundert Seiten später darauf zurück, schiebt in einem Capitel die widersprechendsten Dinge zusammen. Ich gebe zu, dass ich in meinem Buche zu sehr construierte, die Chronologie vergewaltigte, um das wogende Leben zu einem festgefügten Drama zu machen. Aber waltet gar keine Logik in der Geschichte? Ist es ganz unmöglich, den Entwickelungsgang der modernen Kunst ähnlich prägnant wie den der alten zu zeichnen?

Mit dem Zusammenbruch der aristokratischen Welt und dem Sieg des Bürgerthums würde man beginnen, würde zeigen, wie eine rein literarische Bildung an die Stelle der ästhetischen Cultur von früher tritt. Carstens' Auftreten bezeichnet diesen Moment. Zur Zeit, als Goethe die Iphigenie schrieb, illustrierte Carstens die antiken Dichter. In einer papiernen Epoche begründete er den Papierstil. In einer Zeit, als alle großen Geister die Feder führten, nahm auch ein Maler statt des Pinsels die Feder zur Hand. Und diesen literarischen Charakter behält die Malerei ein halbes Jahrhundert lang. Man mag an Cornelius und Kaulbach, an Piloty und Defregger denken — alle scheinen der Ansicht, dass der Pinsel gar nicht gemacht sei zum Malen, sondern zum Schreiben, zum Philosophieren und Erzählen. Selbst die Landschaftsmalerei muss durch Vorführung geographisch merkwürdiger Dinge für die Bildung sorgen. Nebenher gehen die Bestrebungen anderer, im Anschluss an die alten Epochen das Künstlerische wieder zu erobern. Die primitiven Italiener, dann die Spanier und die holländischen Kleinmeister dienen als Vorbild. Doch indem man deren Farbenanschauung auf moderne Themen überträgt, ergibt sich ein Missverhältnis zwischen Stoff und Stil. Es wird darauf hingewiesen, dass das goldige oder braune Licht der Alten wohl zu den Beleuchtungsverhältnissen von damals passte — zu den schummerigen Kirchen und den braungetäfelten Stuben —, dass wir selbst aber unselbständig wären, wenn wir — dieser altmeisterlichen Töne wegen — die Ateliers verdunkelten, und es beginnt der große Zug dem Lichte entgegen. „Luft und Licht und bewegendes Leben werde das große Problem, die große Eroberung der modernen Kunst werden“, hatte zu Beginn des Jahrhunderts Runge geschrieben. Und auch sonst enthalten, wie Ricarda Huch zeigte, die Schriften von damals sehr moderne Gedanken. Tiecks Sternbald träumte von einem Lande, wo „in dem grünen azurnen Meer goldene Träume schwommen, wo Lichtgestalten zwischen feurigen Blumen gehen. O mein Freund, wenn ihr Maler mir dergleichen darstellen könntet. Aber Euch fehlen Farben“. Cornelius sprach von einer „Tempelkunst“, die wie in den Tagen Griechenlands das Leben verkläre, und schrieb: „Die wahre Kunst kennt kein abgesondertes Fach“. Klingt nicht auch das wie eine Prophezeiung der „Gesammtkunst“, der wir heute zustreben? Nur erschöpfte sich eben damals alles in Worten. Die Hand war noch unfähig, dem Geist zu folgen. Die neueste Kunst nimmt, nachdem sie Runges Worte zur Wahrheit gemacht, auch das wieder auf, was Classicismus und Romantik unvollendet gelassen hatten. Anfang und Ende des Jahrhunderts reichen sich die Hand. Was damals Ahnung war, ward jetzt Erfüllung.

So etwa stellt sich mir heute in großen Zügen die Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts dar. Freilich fürchte ich, meine Weisheit kommt post festum. Denn seit dem Erscheinen von Gurlitts Buch ist ein Jahr verflossen. Ein rastlos schaffender Geist, der nie selbstzufrieden beim Alten stehen bleibt, sondern sich stets erneuert, hat er die Fragen, die ich aufwarf, sich wohl schon selbst gestellt, und während ich mir über die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts noch den Kopf zerbreche, hat er sie vielleicht fertig im Schreibtisch liegen.

Richard Muther.

---

*) Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert, Berlin, Georg Bondi.

## Jugend von heute.

Komödie in vier Acten von Otto Ernst. Zum erstenmal im k. k. Hofburgtheater aufgeführt am 3. März 1900.

Die „Komödie“ „Jugend von heute“ von Otto Ernst wurde am vorigen Samstag im Burgtheater sehr beifällig aufgenommen. Das Stück hat eine, wenn auch dürftige, so doch wohl erprobte Handlung und außerdem auch noch eine Idee, Tendenz, Spitze oder wie man die Sache nennen will.

Was zunächst die Handlung betrifft, so kann man sie bezeichnen mit Type II B b des Heiratslustspieles. Das Heiratslustspiel besteht darin, dass sich ein Paar oder mehrere Paare statt zu Beginn des Stückes am Ende des Stückes heiraten oder doch verloben. Die Ursache dieser für den Autor immer so belustigenden, für das Publicum oft so bedauerlichen Verzögerung liegt entweder darin, dass etwelche von den lieben Angehörigen etwas gegen die Heirat der lieben Kinder einzuwenden haben (Type I) oder dass die lieben Kinder selbst noch nicht ganz im reinen mit sich über die Sache sind (Type II). Sind die lieben Angehörigen von Anfang an gegen die Heirat, so haben wir Type I A, beginnt die Opposition der lieben Angehörigen aber erst im Verlauf des Stückes, wobei es natürlich vor allem darauf ankommt, möglichst blödsinnige Gründe für diese plötzlich entstehende und plötzlich wieder einzustellende Gegnerschaft zu finden, so haben wir Type I B. Wollen die lieben Kinder von Anfang an alle beide nicht recht in den süßen Apfel beißen, so dass ihnen erst durch die unglaublichsten Finessen Lust dazu gemacht oder dieser Gedanke überhaupt erst suggeriert werden muss, so haben wir II A; ist aber ein Theil schon entschlossen und muss dieser nur erst noch den anderen herumkriegen, so ist es II B, und zwar wenn er sie herumkriegen muss II B a, wenn sie ihn herumkriegen muss II B b; sind aber die lieben Kinder zu Beginn des Stückes bereits entschlossen, sich mit Zuhilfenahme der Verehelichung unangenehm zu werden und überlegen sie sich das nur im Verlaufe des Abends 2mal, 4mal, 6mal ... 2 n-mal (es muss nämlich immer eine gerade Zahl sein, da sie ja zum Schlusse dort angelangt sein sollen, wo sie begonnen hatten), so gibt es die Type II C.

In der „Jugend von heute“ also muss sie (Clara Hendrichs, Malerin) erst ihn (Hermann Kröger, Arzt) herumkriegen: II B b. Das Hindernis, das sie hiebei zu überwinden hat, ist zugleich die Idee, Tendenz, Spitze &c. (siehe oben) des Stückes. Der gute, brave Hermann, der schon früher die hübsche, kluge Clara so gut leiden konnte und dabei so fleißig war, dass er sogar den Scharlachbacillus entdeckte, ist nämlich durch die bösen „Modernen“ verdorben worden. Diese bösen „Modernen“ werden uns vorgeführt in Erich Goßler, „Hermanns Studienfreund“, und Egon Wolf, „Literat“. Der eine von diesen beiden Modernen ist der Moderne auf dem Gebiete der Ethik und Philosophie: er jetzt Nietzsche und Stirner (dessen Schrift: „Der Einzige und sein Eigenthum“ nebenbei bemerkt vor mehr als einem halben Jahrhundert, nämlich 1845, erschienen ist) in das praktische Leben um; der andere ist Moderner auf dem Gebiete der Lyrik: er macht Gedichte im Stile von ... doch ich will niemanden kränken. Nun möchte ich gewiss nicht behaupten, dass man gegen die „Modernen“ keine Satire schreiben könne oder solle: aber nur das meine ich, auf diese Art kann und soll man es nicht, weil es eben dann keine Satire ist, sondern eine Caricatur. Der Autor nimmt einen Dummkopf her, der zugleich Alkoholiker und Schmutzfinke ist, und macht ihn zum modernen Dichter; und er nimmt einen aufgeblasenen, neidzerfressenen, charakterlosen Gecken her und macht ihn zum Vertreter moderner Weltanschauung, und zum Schlusse lässt er zum Ueberfluss den modernen Philosophen noch reumüthig bekennen, dass er aus eigener Schaffensunvermögenheit und aus Neid seinen Freund vom „Streben für die Menschheit“ und von seiner Geliebten abzuziehen versucht habe, und ihn den Teufeln Nietzsche und Stirner und allen ihren Werken abschwören! Nein, das ist keine Satire gegen die „Moderne“, so wenig als es eine Satire gegen die Aerzte wäre, wenn etwa in einem Drama eine alte Kräutersammlerin vor den Augen des Publicums Beinbrüche, Krebs und progressive Paralyse heilt, während der betrunkene Bezirksarzt einen Mann, der sich die Hand verstaucht hat, auf elektrotherapeutischem Wege in das angeblich bessere Jenseits befördert und zum Schluss die Richtigkeit der medicinischen Wissenschaft und den hohen Wert der überlieferten Heilkünste alter Weiber feierlich anerkennt.

Die Mache des Stückes ist von jener äußeren Geschicklichkeit, auf die das Publicum so leicht „hineinfällt“, besonders wenn der Autor den philiströsen Instincten der Masse Rechnung getragen und dieser etwas, das sie, weil sie es nicht versteht, hasst, zum Fraße hingeworfen hat. Die Mache ist aber zugleich von jener inneren Morschheit, die nirgends Stand hält, wo immer man sie zugreift. Trotz des langathmigen Vortrages, den uns der plötzlich gebesserte Erich Goßler zum Schlusse des Stückes darüber hält, wozu er Hermann „gebraucht“ hat, warum er ihn von seinen Arbeiten abhalten und den Seinen entziehen wollte, haben wir doch immer nur einen Erklärungsgrund hiefür: weil er ein Mensch von gemeiner Gesinnung und niedrigem Charakter ist. Und trotz der Aufklärung, die uns Clara über die naive Art Hermanns gibt, haben wir zum Schluss doch nur eine Erklärung dafür, dass sich Hermann von zwei so albernen Tröpfen wie Egon und Erich imponieren und leiten ließ: dass nämlich Erich doch au fond auch selbst ein furchtbarer Schafskopf sein muss. Und wie wird Hermann geheilt? Haben sich Erich und Egon im ersten und zweiten Act weniger thöricht und widerlich benommen, als im dritten? Gewiss nicht! Oder hat die „Intrigue“, die Clara im zweiten Act beginnt, indem sie den Uebermenschen Erich zu einer Art Liebeserklärung und zu gehässigen Reden über seinen „Freund“ Hermann verleitet, einen Theil daran? Nein! Ist es von irgendwelcher Bedeutung, dass Clara und das Publicum die Entdeckung machen, Erich sei der Verfasser eines gegen Hermann gerichteten anonymen Schmähartikels? Auch nicht, denn Clara verschweigt das alles edel, und da es das Publicum dem Hermann auch nicht auf die Bühne hinausruft, erfährt dieser es erst, nachdem er Erich ohnedies schon hinausgeworfen hat. Oder bekehrt etwa Clara ihren Hermann dadurch, dass sie ihn im letzten Act parodierend zu übertrumpfen sucht? Auch das nicht, denn da ist er ja schon bekehrt. Nein, die Wandlung in Hermann wird dadurch eingeleitet, dass er in der Kneipe bei einem kleinen Egon Wolf-Bankett über Beethoven abfällig urtheilen hört, und dass ihm die Leute, die dort zusammenkommen, und die Gedichte, die Wolf vorliest, nicht gefallen. Dass aber derlei den Mann auf einmal geniert, ist recht sonderbar. Hat es ihn doch gar nicht berührt, dass zwei Acte früher Schiller von Wolf für einen „Blechkopf“ erklärt wurde, und hat er doch die Herren Goßler und Wolf schon früher gekannt und gewiss auch Gelegenheit gehabt, ihre Geistesproducte zu genießen. Ein Mensch, dem ein Subject, wie es in Wolf geschildert ist, nicht vom Anfang an unerträglich ist, hat kein Recht, sich von irgend einer Gesellschaft angeekelt zu fühlen.

Was geschieht also eigentlich, dass Hermann, der bisher so verbohrt war, auf einmal zur Vernunft kommt? Nun, gar nichts, als dass sein jüngerer Bruder in einem Nachtkaffeehaus (weist wohl symbolisch auf die in Nachtkaffeehäusern sesshafte Moderne) in die Schulter gestochen wird. Hermann war so gewissenlos, den Burschen in vorgerückter Nachtstunde allein in der sauberen Gesellschaft zu belassen und Erich zu übergeben, und nun ist er empört, dass Erich es genau so gemacht hat, wie er, und den Jungen wieder Wolf überantwortet hat! Und deshalb die plötzliche Erkenntnis von der Nichtigkeit der „Moderne“ und der „Jugend von heute“. Oder nein, nicht nur deshalb. Hermann schreit verzweifelt nach einem Arzt und dann assistiert er diesem und stellt sich so geschickt bei dem Anfangen und Unterbinden der Arterie an, dass er das Lobeszeugnis erhält, er habe eigentlich den Bruder gerettet, und da erwacht wieder die Schaffensfreude in Hermann und der Spuk ist verschwunden. O heiliger Philippi! Und da darf man nicht einmal fragen, warum Hermann, der Arzt, wenn er überhaupt etwas von der Chirurgie versteht, sich nicht gleich selber an die Arterie herangemacht hat?

Und so ist alles nur äußerlich in eine scheinbare Ordnung und einen angeblichen Zusammenhang gebracht — für den gedankenlosen Zuhörer. Und der mag sich auch freuen, wenn es über Nietzsche hergeht und über Stirner, Leute, deren Schriften er doch nicht gelesen hat, und die er, wenn er sie etwa lesen würde, vielleicht nicht einmal verstünde. Was liegt auch da daran: deshalb kann man sich ja doch über die „Satire“ freuen? Zur Satire fehlt aber doch eine Kleinigkeit: mit dem bloßen Höhnen ist es nicht gethan, es muss auch ein objectiver Grund und eine subjective Berechtigung zum Höhnen da sein, sonst liegt keine Satire vor, sondern nur eine — Anmaßung.

Die Darstellung war leider eine glänzende. Die schlechtesten Stücke werden gewöhnlich am besten gespielt. Allen voran zeichneten sich Fräulein Witt und Herr Reimers aus. Fräulein Witt lieh der Clara ihren Verstand und ihre Grazie und Herr Reimers dem Hermann seine sich immer schöner entfaltende Natürlichkeit; Herr Devrient bemühte sich redlich um das Unmögliche, den unmöglichen Erich möglich zu machen. Eine parodistische Darstellung, wie sie seinerzeit die Sandrock in Fuldas „Kameraden“ so trefflich gelang und wie sie zweifellos Mitterwurzer gelungen wäre, würde uns vielleicht die Mängel des Stückes weniger haben empfinden lassen, seine Wirkung aber zweifellos erhöht haben. Treffliche Chargen boten Herr Zeska als Wolf, Herr Treßler als Schauspieler Normann und Herr Gimnig als Medicinalrath Broder; Herr Frank zeigte als Studiosus Hans neuerlich, dass seine Begabung mehr auf dem Gebiete des Komischen als auf dem des Tragischen liegt; Herr Römpler und Frau Schmittlein gaben das biedere Elternpaar mit schöner Wärme und Schlichtheit und Fräulein Kallina hatte sich als Schriftstellerin Reia Belli, wohl um sich und ihre Collegen an Herrn Dr. Elbogen zu rächen, eine unverkennbare jüdische Maske gemacht und jüdelte nach Herzenslust. Das war wahrscheinlich eine „Satire“ auf Herrn Dr. Elbogen. Dass Herr Dr. Elbogen gar nicht jüdelt, that dieser Satire mindestens nicht größeren Abbruch, als der Satire des Herrn Otto Ernst der Umstand, dass die Jugend von heute gar nicht so dumm ist — wie er glaubt.

Max Burckhard.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Den ersten Schritt vom Wort zur That hat Herr Dr. v. Koerber nun doch gethan. Während des Barons Call Gesetzentwurf über die Industrieförderung vorerst nur auf dem Papiere steht, hat Herr Dr. v. Koerber mit der ihm eigenen Entschlossenheit und Thatkraft, ohne erst Enquêten einzuberufen, Conferenzen zu veranstalten oder sonst Materialien zu sammeln, die Förderung einer, wie er sagen würde, für „das Wohl der Gesammtheit" hochbedeutsamen Industrie in die Hand genommen: der Schwefelindustrie. Eine kurze Sitzung des Herrenhauses hat genügt, und wir marschieren bereits an der Spitze dieser Industrie. Im deutschen Reichstag z. B. wird in einem ganzen Jahre nicht so viel Schwefel produciert wie in dieser einzigen Sitzung von einigen wenigen Rednern unseres Herrenhauses. Und nicht nur für die Production, auch für den Consum ist gesorgt. Denn der Schwefel, der hier produciert wurde, bezog sich hauptsächlich auf die hervorragenden Qualitäten der gegenwärtigen Regierung, wie die nicht minder hervorragenden Qualitäten des hohen Herrenhauses. Die beiden Producenten — Regierung und Herrenhaus — fungierten also gleichzeitig auch gegenseitig als Consumenten. In der That ist denn das in dieser Sitzung geförderte Quantum an Schwefel in derselben Sitzung sofort ohne Rest aufgezehrt worden, und auf Lager brauchte nichts liegen zu bleiben. So haben wir eine blühende Industrie gewonnen, die nicht einmal einen Export braucht, weil sie, mit Rücksicht auf die Aufnahmsfähigkeit des „Inlands", an dem inneren Consum sich's genügen lassen kann. Das wahre Ideal einer Industrie!

*

Sehr ergiebig war, von diesem industriellen Standpunkt aus betrachtet, gleich die von Herrn Dr. v. Koerber in seiner Rede gegebene Schilderung der Wirksamkeit des Herrenhauses. „Sein Ansehen," sagt er, „ist so alt wie sein Bestand und wohlbegründet in der durchdringenden Art, womit es alle wichtigeren Fragen erörtert." Von dem Ansehen des Herrenhauses hat der Sturm der Entrüstung gezeugt, der sich erhob, als es im vorigen December versuchte, eine der wenigen legislativen Arbeiten dieser Obstructionsjahre, nämlich die Aufhebung des Zeitungsstempels zu hintertreiben, und dass das Herrenhaus dieses sein Ansehen bei der Bevölkerung richtig einzuschätzen weiß, hat es dann selbst bewiesen, indem es, sobald es merkte, wie wenig imponierend sein Auftreten war, auch sofort mit seiner löblichen Absicht wieder zurücktrat. Die „durchdringende Art" aber, womit das Herrenhaus alle wichtigeren Fragen behandelt, kennen nur die wenigen Menschen, die gelegentlich in die stenographischen Protokolle seiner Verhandlungen Einsicht nehmen. Die „durchdringende Art" besteht in der Regel darin, dass alle Wünsche der Regierung im Herrenhaus zumeist ohne Debatte „durchdringen". Am „durchdringendsten" wird das Budget behandelt, das in der Regel in wenigen Stunden debattelos durchdringt. Es bleibt nur zu bedauern, dass das Abgeordnetenhaus in den letzten Jahren nicht immer mehr so „durchdringend" arbeitet wie das Herrenhaus. Sonst hätten wir keine Sorge darum, dass das staatsmännische Genie des Herrn Dr. v. Koerber bald durchdringen würde, sowie dann auch die vorangegangenen Genies Badeni, Thun u. s. w. vor ihm schon durchgedrungen waren.

*

Ueber die Sprachenfrage sagt Herr Dr. v. Koerber: „Die Regierung hat schon dargelegt, wie sie deren Lösung anstrebt." Das muss in einer ganz geheimen Schwefelfabrik geschehen sein. Dem großen Publicum wenigstens ist die Art, wie Herr Dr. v. Koerber die Sprachenfrage zu lösen gedenkt, bis heute noch ebenso schleierhaft wie vermuthlich — Herrn Dr. v. Koerber selbst.

*

Die Regierung — sagte Herr Dr. v. Koerber — bedarf des „allgemeinen Entgegenkommens"; dazu — fuhr er fort — „gehört Muth bei allen Parteien". Das ist ein köstliches Selbstgeständnis über das Ansehen, welches heute die Regierung gleich dem Herrenhaus bei der Bevölkerung genießt. Mit der Regierung in heimlichen Conventikeln wie auf den Verständigungsconferenzen zusammenzukommen, geht noch an. Sich aber ihr öffentlich zu nähern, dazu gehört ein Muth, den vorläufig noch keine Partei aufgebracht hat. Es ist wirklich schön von Herrn Doctor v. Koerber, dass er begreift, wie schwer es heutzutage anderen Leuten fällt, sich mit der k. k. Regierung „unter den Linden" sehen zu lassen.

*

Nicht minder wertvoll ist die Charakteristik, die Herr Dr. v. Koerber von der Thätigkeit der Regierung beim Bergarbeiterstrike gab. Er stellte nämlich fest, dass „keine Anzeichen" vorhanden seien, „dass der Strike anders verlaufen wäre, wenn sie nicht so gehandelt hätte". Aus diesem Ausspruche ließe sich, mit einer gewissen Verallgemeinerung, für den hoffentlich noch fernen Zeitpunkt des Ablebens dieser Regierung eine schöne Grabschrift zurecht machen: „Hier ruht eine Regierung, die keine Anzeichen hinterlassen hat, dass die Geschichte Oesterreichs anders verlaufen wäre, wenn sie nicht regiert hätte."

*

„Je concreter diese (nationalen) Fragen behandelt werden, desto mehr werden sie auch von ihrer Schärfe verlieren." Den Beweis für die Wahrheit dieses Satzes erbringt Herr Dr. v. Koerber durch Thaten a contrario. Denn er hütet sich, die nationalen Fragen concret zu behandeln, er spricht darüber immer nur in den abstractesten Gemeinplätzen, und das Resultat davon ist, dass diese Fragen unter seiner Regierung in Wirklichkeit von ihrer Schärfe nichts verloren haben. Also hat er mit seinem Ausspruch a contrario vollkommen Recht.

*

„Nur ein Parlament, das schafft, arbeitet auch an seiner eigenen Entwickelung", das ist noch einer der zahlreichen weisen Sprüche, mit denen uns Herrn Dr. v. Koerbers Rede beschenkt hat. Die Regierung natürlich braucht bloß zu reden, so viel, so schön und so wahr, als sie es nur kann. Das Parlament aber, das muss schaffen. Denn Parlament kommt bekanntlich von parler, und parler heißt „schaffen". Haben wir das nicht schon in der französischen Stunde so gelernt?

*

Ueber Beamtenernennungen sagte Herr Dr. v. Koerber kurz, aber treffend: „Ich bin der Ansicht, dass bei der Behandlung solcher Fragen die im einzelnen Falle vorhandenen besonderen Erfordernisse des Dienstes und die Tüchtigkeit der Person allein ausschlaggebend seien." Das sind aber nicht leere Worte. Herr Dr. v. Koerber ist ein Mann der That. Wie ernst er das nimmt, was er in den diversen hohen Häusern an Staatsweisheit verzapft, hat er im Falle Beamtenernennungen schon vorige Woche durch die Ernennung des Grafen Zierotin zum Statthalter von Mähren und in dieser Woche durch die Ernennung des Grafen Bylandt zum Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofes bewiesen. Jede der beiden Ernennungen entspricht den beiden von Herrn Dr. v. Koerber aufgestellten Bedingungen. Denn erstens ist es ein „Erfordernis des Dienstes", dass die Grafen, die unsere Aemter mit ihren Gehaltsquittungen zu beehren geruhen, in die obersten Rangsclassen kommen und nicht in die untersten. Wie dumm sähe es auch aus, wenn ein auserlesener Graf Bylandt etwa nur Amtsdiener beim Verwaltungsgerichtshof und irgend ein gewöhnlicher Müller oder Schulze Senatspräsident wäre! Zweitens ist bei solchen Ernennungen die „Tüchtigkeit der Person ausschlaggebend." Bei einem Grafen ist eben die Tüchtigkeit eine gleichzeitig ererbte und erbliche, also bombensichere Qualität, während man von einem Bürgerlichen, der tüchtig ist, oft wirklich nicht recht weiß, woher er seine Tüchtigkeit genommen hat und wohin sie in der nächsten Generation geht.

*

In Wien hat sich jüngst ein ganz einziges Naturspiel gezeigt, auf das ich hierdurch die Aufmerksamkeit aller Naturforscher gelenkt haben möchte. Es ist nämlich zu Tage genommen, dass ein Kind älter ist als sein Vater. Der Vater, um den es sich handelt, ist der „Centralverband der Industriellen Oesterreichs". Das Kind ist sein publicistisches Organ, die Wochenschrift „Die Industrie". Und das biologische Missverhältnis zwischen Vater und Kind ist wie folgt herausgekommen: Am 24. Februar veröffentlichte das Kind, „Die Industrie", einen witzig geschriebenen Artikel, in welchem es sich über das Koerber'sche Regierungsprogramm als eine Sammlung von leeren Worten mokierte. Zur Begründung dieses wenig enthusiastischen Urtheils berief sich das Kind auf die frühere Thätigkeit des Herrn Dr. v. Koerber, auf die zahlreichen schönen Worte, die er der Industrie schon gewidmet, denen aber nie eine That gefolgt sei, und fügte diesen Reminiscenzen die allgemein menschliche Erläuterung bei, dass es zu alt und zu erfahren sei, um noch an Ministerworte zu glauben. So hieß es in der „Industrie":

> „Wenn unsere Zeitschrift im ersten Jahrgang stünde, müsste sie das neue Regierungsprogramm mit einem Loblied begrüßen .... Unser Blatt ist leider etwas alt. Es besteht schon vier Jahre, hat viele Minister kommen sehen und reden gehört. Zu unserer Schande müssen wir gestehen: es hat immer Recht behalten, wenn es getadelt, aber sehr selten, wenn es gelobt hat."

So altklug spricht das Kind am 24. Februar. Zwei Tage darnach, am 26. Februar, lässt sich auch der Vater vernehmen, der „Centralverband", und siehe da! er spricht in einer enthusiastischen Resolution dem Herrn Dr. v. Koerber für sein Regierungsprogramm die „aufrichtige und dankbare Anerkennung", geschmückt mit allen möglichen „Hoffnungen", aus. Vater „Centralverband" thut also genau das, was das Kind „Die Industrie" nur gethan hätte, wenn es erst ein Jahr alt wäre, aber nicht mehr thut, weil es schon vier Jahre alt ist. Man muss darnach annehmen, dass der hoffnungsvolle Vater um gute drei Jahre jünger ist als das blasierte Kind. Ich habe nicht übertrieben, der Fall ist einzig, und ich rechne es mir zum besonderen Verdienste an, die Fach-[illegible], welche diese Notizen lesen, rechtzeitig auf diesen allerneuesten Zwiespalt der Natur hingelenkt zu haben.

*

Herr Dr. v. Koerber ist ein ehrlicher Mann, der keine Schleichwege geht. Das hat er selbst unlängst gegenüber dem indiscreten Dr. Stransky im Abgeordnetenhaus gesagt, also muss es wahr sein, und darauf bauend, glaube ich ihm keine unangenehme Ueberraschung zu bereiten, wenn ich mittheile, dass er sowohl wie auch sein College Herr Dr. Rezek mit dem aus der Aera Taaffe berüchtigten Officiosus Herrn Josef Graf auf gegenseitigem Besuchsfuß stehen. Am letzten Samstag z. B. hat bei Herrn Graf eine Soirée stattgefunden, zu der neben jungczechischen und südslavischen Obstructionisten auch die Herren Dr. Rezek und Dr. v. Koerber eingeladen waren. Herr Dr. v. Koerber musste sich diesmal wegen anderweitiger Beschäftigung entschuldigen, Herr Dr. Rezek aber kam. Ich zweifle nicht, dass die Herren alle sich auf der Soirée vortrefflich unterhalten haben, da ich annehme, dass sich keiner von ihnen die Stimmung durch die Frage verdorben hat, wer eigentlich die politischen Soupers des Herrn Josef Graf bezahlt.

*

Wenn ich diese Frage nachträglich anwerfe, so geschieht es wahrlich nicht, um den Herren Ministern, die von Herrn Graf durch Soiréeeinladungen geehrt werden, den Appetit an den dortigen Genüssen zu verderben. Im Gegentheil! Ich will ihnen Appetit machen, ich vermuthe nämlich, dass das Geld von einer Seite kommt, für die Herr Dr. v. Koerber von jeher nur unbegrenzten Respect, vermischt mit Ehrfurcht, hegt: von den böhmischen Feudalen. Eine Gruppe von böhmischen Feudalen, unter Führung des Grafen Harrach, ist jetzt mit dem Gedanken beschäftigt, ein feudales Tagblatt in Wien zu begründen, und steht zu diesem Zweck mit zwei bewährten Journalisten in Verbindung: mit Herrn Josef Graf, der demnächst wieder in Compagnie mit einem gewissen Herrn Angelo Eisner Ritter von Eisenhof ein unter Ausschluss der Oeffentlichkeit erscheinendes Winkelblättchen „Die Information" herausgibt, und Herrn Gustav Davis. Graf Harrach unterhandelt mit beiden, hat sich aber noch für keinen von

beiden entschieden. Die Wahl kann einem da auch schwer werden: Herr David ist der rühmlichst bekannte Herausgeber der Revolver-„Reichswehr“, Herr Graf wieder hat sich vor Jahren schon in einer journalistischen Erpressungsaffaire beim Landesgericht hervorgethan. Wenn der Graf Harrach mich um Rath fragen würde, ich wäre selbst in Verlegenheit, welchen von beiden ich zu der journalistischen Vertretung der heutigen Nachkommen der alten Raubrittergeschlechter wärmer empfehlen sollte. Da muss er schon nach seinem eigenen aristokratischen Geschmack zwischen den beiden Herren selbst wählen. Für welchen von ihnen er sich aber auch entscheiden sollte, in jedem Fall möchte ich ihn meinerseits um die kleine Vergünstigung bitten, dass er mit dem Auserwählten einen schriftlichen Vertrag, nach dem Muster des seinerzeit zwischen Badeni und David bestandenen Staatsvertrages, abschließe. Dem Grafen Harrach kann's ja ziemlich gleichgiltig sein. Mir aber, der ich ja doch vielleicht gelegentlich wieder einmal über diese Geschichte werde schreiben müssen, wäre die Arbeit sehr erleichtert, wenn ich, statt auf mündliche Informationen angewiesen zu sein, nach einer Vertragsabschrift, wie im Fall Badeni-David, arbeiten könnte. Kr

### Volkswirtschaftliches.

Die Geheimhaltung der parlamentarischen Expertise über den Achtstundentag im Bergbau ist in jeder Hinsicht, insbesondere aber vom socialpädagogischen Gesichtspunkte aus betrachtet, eine verkehrte Maßregel. Begründet wird sie mit der Befürchtung, dass die täglichen Berichte über die Verhandlung complicierter Fragen leicht Irrthümer enthalten und so zu einer Beirrung der Leserwelt führen könnten. Anderwärts werden die Ergebnisse parlamentarischer Untersuchungen über weit verwickeltere und unbekanntere Verhältnisse, als es die bergmännischen sind, von Tag zu Tag veröffentlicht und vom Publicum je nach der Wichtigkeit der behandelten Frage, mehr oder minder eifrig gelesen und discutiert. Man erinnere sich nur an den ungeheueren Widerhall der täglichen Veröffentlichungen über die Greuel, welche die englische Oberhaus-Enquête über das Schwitzsystem zutage förderte. Den Engländern wurde sociales Gewissen und Verständnis auch nur allmählich und in kleinen Dosen beigebracht. Der Umstand, dass das stenographische Protokoll der heute abgeschlossenen Enquête in den nächsten Tagen erscheinen soll, ist nur ein schwacher Trost. Gründlich gelesen wird eine solche Publication, wenn's hoch kommt, von einem Dutzend Menschen inner- und außerhalb der Parlaments- und Redactionswelt, und die Berichte in den Zeitungen, welche post festum erscheinen, werden in der Regel überschlagen und sind überdies vor Irrthümern, einseitigen Darstellungen, oder gar absichtlichen Entstellungen noch weit weniger gesichert, als es kurze und übersichtliche Communiqués autoritativer Natur gewesen wären, die von sachkundigen und unparteiischen Mitgliedern des socialpolitischen Ausschusses ganz gut hätten abgefasst werden können. Auf diese Art wären die vereinzelten wilden Berichte vermieden worden, die anfänglich erschienen sind und zu Berichtigungen Anlass gaben, und das Interesse der Oeffentlichkeit an sachlichen Dingen wäre rege erhalten worden. So aber wurde die Expertise zur Brutstätte aller möglichen widersinnigen und gefährlichen Gerüchte, von denen hier nur zwei kurz berührt werden mögen. Der Eindruck der Enquêtemitglieder, hieß es, verdichte sich immer mehr dahin, dass gegenwärtig nur der Achtstundentag, exclusive Ein- und Ausfahrt, normiert werden dürfe. Diese Tatarennachricht vom Talmi-Achtstundentag, dessen Einführung die Arbeitszeit in vielen österreichischen Bergwerken nur verlängern und überdies einen behördlicherseits geradezu uncontrolierbaren Wirrwar erzeugen würde, hätte nie verbreitet werden können, wenn der Verlauf der Enquête täglich veröffentlicht worden wäre. Wenn ein naives Enquêtemitglied seine Fragen auf diesen Punkt zugespitzt haben sollte, ist es sicherlich alsbald von den Experten beider Theile eines Besseren belehrt worden. Das zweite Gerücht geht dahin, dass aus der contradictorischen Einvernahme der Gewerken- und Arbeitervertreter sich solche Gegensätze ergeben hätten, dass die Gesetzgebung erst nach Beilegung derselben eingreifen dürfe, mit anderen Worten: erst bedingungslose Unterwerfung der Strikenden und dann gesetzliche Reduction der Arbeitszeit. Dass ein solches den Gewerken zustatten kommendes Verhalten der Legislative nur zur Verlängerung des Ausstandes, der unsere gesammte Volkswirtschaft gefährdet und zur Verschärfung der bestehenden Gegensätze beitragen würde, leuchtet von selbst ein.

*

Von allen sonstigen Erwägungen abgesehen, muss das Parlament in der Frage der Arbeitszeit im Bergbaue schon mit Rücksicht auf die bedrohlich steigenden Kohlenpreise prompt arbeiten. Preissteigerung der Kohle ist, je länger der Strike dauert, eine umso ausgiebigere Belastung der gesammten Bevölkerung. In manchen Fabriken wird heute schon Kohle zu einem Preise von K 3·60 per Metercentner gebraucht. Die Preissteigerung ist überdies ein Umstand, welcher den Gewerken die möglichst lange Dauer des Ausstandes als ein höchst wünschenswertes preispolitisches Moment erscheinen läfst. Mit jedem Tage werden mehr Lieferungsverträge auf Grund der Clausel, wonach Strike force majeure begründet, hinfällig. neue Lieferungsverträge werden jetzt entweder gar nicht oder nur nach Bewilligung exotischer Preise abgeschlossen. Auch der Detailconsum, selbst der der [illegible] Kohle, die an der Grube heute keinen höheren Preis bedingt als vor zwei Monaten, wird täglich kostspieliger, und so gewöhnen sich die Consumenten allmählich an ein höheres Preisniveau. Damit rechnen die Gewerken, die sich schon für die Zeit nach Beendigung des Strikes ein Preisniveau zurechtzulegen begonnen, das ihnen nicht nur den entgangenen Gewinn und die sonstigen Strikekosten, sondern noch überdies einen dauernden Vortheil bei Ausbeutung ihres monopolistischen Betriebes sichern soll. Die Intervention der Gesetzgebung sollte sich deshalb nicht bloß auf die Reduction der Arbeitszeit beschränken, ohne welche die Kohlenarbeiter noch unabsehbar lang und mit Recht die Arbeit nicht wieder aufnehmen werden, sondern es müssen auch preis- und eisenbahntarifarische Maßregeln ins Auge gefasst werden, durch welche die drohende chronische Kohlentheuerung verhütet oder doch gelindert wird. Handhaben hiezu sind schon in den bestehenden Verwaltungsgesetzen vorhanden, neue müssen geschaffen werden, damit unsere Volkswirtschaft den Kohlenmagnaten nicht noch mehr tributpflichtig wird als sie es bisher war. Die Frage der Kohlentheuerung allein hätte die Regierung von allem Anfang an zu einem energischeren Eingreifen anspornen sollen. Die halben Maßregeln haben viel zur Versumpfung des Strikes beigetragen. Möge das Parlament der Regierung endlich etwas Muth und Kraft gegenüber den Kohlengewaltigen beibringen. S.

### Kunst und Leben.

Dieses war der dritte Blumenthal, der uns in dieser Saison im Volkstheater versetzt wurde. Welches von den beiden Stücken: „Als ich wiederkam“ und „Auf der Sonnenseite“, das dümmere war, weiß ich nicht mehr; das aber weiß ich, dass „Mathias Gollinger“ das dümmste von allen dreien ist. Uebrigens, recht hat der Mann. Warum sollte er andere Stücke fabricieren, wenn das Publicum diese Quintessenz widriger Abgeschmacktheit, stumpfsinniger Albernheit und bierduseliger Biedermeierei bewiehert und beklatscht? Sieben solche Stücke soll er im Jahr schreiben! B.

*

Jubiläumstheater: „Die eigene Schlinge“, ein Wiener Schwank von Fritz Mai, erlag der schlechten Stimmung des Publicums. Dieses prachtvoll naive Publicum gab damit die erste Regung von Launenhaftigkeit. Das könnte für die Autoren und den Director unangenehm werden, denn bisher lebten sie von der unglaublichen Anspruchslosigkeit, Gutmüthigkeit ihrer Theaterbesucher.... Beim letzten Premièrenabend waren die Währinger plötzlich literarisch! Ich hörte allerlei aussetzen: „keine Handlung“, „zu breit ausgesponnen“, „alte Manier“ — lauter Worte, wie sie von den „gebildeten“ Theaterbesuchern gebraucht werden. Ich finde, dass die Herrschaften ungerecht waren; lassen sie sich Woche für Woche einen Schund nach dem anderen gefallen, so hätten sie nicht plötzlich kritisch werden dürfen. Der Schwank hat eine sehr drollige Idee, seine Durchführung ist ganz geschickt. Dem Sprecher mit dem unverfälschten Ottakringer Idiom pflichte ich jedoch unbedingt bei, er sagte: „Der Waldemar im Colosseum ist doch ein größerer Künstler als der Fröden, über den muss man mehr lachen!“ Herrn Waldemar kenne ich nicht, aber das Lachen vergeht einem gründlich bei Herrn Fröden. Allerdings! R. H.

*

Das Neue philharmonische Orchester, das im dritten Concerte zu ungeahnter Höhe emporgestiegen war, ist im vierten Concert rasch wieder auf seine frühere Tiefe herabgesunken. So schlecht dürfte die reizende erste Serenade von Robert Fuchs in Wien noch von keinem Berufsorchester gespielt worden sein. Jede österreichische Militärkapelle hätte sie sorgfältiger zu Gehör gebracht, wie auch jede von ihnen die „Freischütz“-Ouverture thatsächlich besser spielt, als es jüngst die neuen Philharmoniker gethan haben. Mein Tadel richtet sich zunächst gegen die Primgeiger, die sich diesmal besonders schwer zusammenfanden, wenn sie überhaupt zu hören waren. Eigentlich gespielt hat nur das erste Pult, die übrigen liefen in verschwommenen Passagen mit. Ja es gab unter ihnen sogar einen, dem selbst das Mitlaufen zu beschwerlich war. Er versäumte jeden Einsatz, ersparte sich bei schwierigen Stellen jede Fingerbewegung, und halte für alle Nuancen denselben zaghaften Strich, von dem man nicht recht unterscheiden konnte, ob er die Saiten überhaupt berührte. Ich kann bei dieser Gelegenheit auch dem Dirigenten nicht den Vorwurf ersparen, dass er solche „Schlampereien“ in der Ausführung bei den Proben hätte merken müssen. Er möge einmal einige Geiger der letzten Pulte allein exercieren lassen und er wird seine Wunder hören. Es thut mir sehr leid, dass ich dem jungen Unternehmen diesmal so wenig Erfreuliches zu sagen habe, aber mein Lob vom letztenmale wäre nicht vollgiltig, wenn ich heute nicht auf den großen Unterschied aufmerksam machen würde, der zwischen den Leistungen der beiden letzten Concerte thatsächlich bestand. Das Orchester hat das vorletztemal weit besser gespielt, und es wird bei fleißigen Proben das nächstemal auch wieder besser spielen können. Aber diese sorgfältigen, ich möchte sagen elementaren Proben sind absolut nöthig, sowie mit der Zeit auch die Ausscheidung einiger ganz unbrauchbarer Mitglieder unter den Streichern. R. W.

*

Die Medaille ist unbeschadet ihrer österreichischen Meister, die uns noch aus der entschwundenen Blütezeit erhalten sind, heute ein Stiefkind unserer Kunstpflege; am modernen Aufschwung anderer Länder nahm sie nicht in gleichem Maße theil. Mit Freude ist deshalb die internationale Ausstellung moderner Medaillenkunst im Oesterreichischen Museum zu begrüßen. Sie mag dem breiten Publicum klarmachen, was man vergessen zu haben scheint: dass auch die Denkmünze und Plakette Theile einer selbständigen, freien, formenerschaffenden Kunst sind. Die Eingeweihten wissen, wie schwer gerade diese Erkenntnis zu verbreiten ist. Noch vor kurzem konnte ein junger Künstler den Auftrag eines Wiener Vereines — nennen wir ihn in discreter Verschleierung einen Veteranenverein — nicht ausführen, ohne einen gar seltsamen Streitfall herbeizuführen: die Mitglieder erschraken vor der freien, unbefangenen, von allem Formelkram erlösten Gestalt einer Kleinplastik, welche ihre Jubiläumsmünze erhalten sollte. Auf die liebgewordenen Insignien des alten Prägestockes, auf die beiderseits scharfkantig zugeschliffenen Ränder, auf die kreisrund punktierte Umrahmung, auf das Aufkleben der in angenehmer Gedankenlosigkeit und Fadheit überlieferten Allegorien wollte man so leicht nicht verzichten. Wie denn auch? Ist es denn nicht Regel, die Kriegsmedaille, die Sängermedaille und ähnliche Werke mit den schablonierten Ebenbildern von Mars und Apollo und allen sonstigen Schätzen der olympisch erhabenen Vorlagenwerke zu bevölkern? Ach, es ist Regel. Aber die Zeit geht über solche Regeln hinweg, auch in Wien; die Veteranen

werden sich an andere Festmedaillen gewöhnen. Und die gegenwärtige Ausstellung wird in dieser Reform den entscheidenden Schritt bedeuten. Hier treten ja zum erstenmale neben den traditionellen Namen auch wir, die jungen Vertreter des modernen Wiener Kleinreliefs, geschlossen auf: Pawlik, Marschall, Breithut, Tautenhayn jun. und Schwerdtner. Hier ersieht man, welche große erfolgreiche Schule uns herangezogen hat: die Bewegung in Frankreich, die auf die letzten dreißig bis vierzig Jahre zurückreicht und sich auf die Namen Ponscarme, Charpentier, Roty u. a. stützt. .. Auf die ästhetischen Einzelheiten dieser Errungenschaften einzugehen, mag hier nicht der Ort sein; aber eine Frage der praktischen Kunstpflege auf dem Gebiete der Medaille sei im Anschluss an meine eigenen französischen und österreichischen Erfahrungen berührt. Sie betrifft die Geldmünze. In Frankreich ist das staatliche Münzamt, unter der Leitung des Directors Foville, geradezu das künstlerische Centrum geworden, von dem aus die Medailleurkunst regiert und gefördert wird. Dass dort erstrangige Künstler, wie Chaplain, Patey und Roty, zu den Entwürfen der Münze herangezogen werden, hat man in diesen Tagen oft genug staunend berichtet. Anders in Oesterreich. Wie fast zu allen Arten staatlicher Kunstpflege, ist auch zur Leitung unseres Münzamtes nicht ein schaffender Künstler, sondern ein juristisch examinierter Beamter berufen. Die k. k. Graveurakademie in den Räumen der Münze besteht nur mehr zum Scheine, ihre beiden künstlerischen Hilfskräfte sind nur dazu berufen, ihre Pläne zu verbergen, nicht zu verwirklichen. Sie sind beide — wie man in der Auffassung der bureaukratischen Kreise wohl am besten sagt — unschädlich gemacht: der Aeltere als „Titulardirector", der Jüngere, Moderne, als völlig machtloser „Graveur". Dazu kommt die auch technisch unzulängliche Ausrüstung des Instituts: in seinem ganzen Inventar ist heute noch nicht eine einzige Reductionsmaschine zu finden — jene Maschine, die dem plastischen Künstler beliebige Dimensionen der Modells gestattet, da sie selber die Ausführung in den Grenzen des Kleinreliefs übernimmt. In Paris und London hat dieser Apparat, wenn er auch von manchen Künstlern aus ästhetischer Eigenart angefeindet wurde, zumindest in mechanischer Hinsicht den großen Aufschwung der Medailleurkunst ermöglicht. Die Wiener Künstler mussten mit Arbeiten dieser Art so lange nach dem Auslande wandern, bis sich heimische Privatinstitute zur Anschaffung solcher Maschinen entschlossen. Diese kleineren Anstalten und das Münzamt in Chemnitz sind heute in der That leistungsfähiger und moderner eingerichtet als unser kaiserliches Münzamt ... Neben diesem hätten Staat und Stadt natürlich noch reichlich andere Gelegenheit, unseren Kunstzweig zu fördern. Erinnerungsmedaillen wären im Wege öffentlicher Concurrenz zu vergeben, und wie auf so vielen Gebieten der bildenden Kunst würden dadurch endlich auch auf dem verkannten und unterschätzten Gebiet der Medailleurkunst die ernste Würdigung, das lebendigste Interesse angebahnt werden.

Ein Medailleur.

## Bücher.

Die Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft. Von Ed. Sacher, k. k. Director 1899. E. Piersons Verlag, Dresden, Leipzig.

Der Versuch, die Gesellschaftswissenschaft durch die naturwissenschaftliche Methode exact zu machen, ist nicht so vereinzelt und neu, wie der Autor annimmt; jedoch muss zugegeben werden, dass dieser Versuch selten so consequent und, man möchte sagen, mit methodologischem Takt ausgeführt wurde, wie in diesem Falle. Sacher wendet sich besonders gegen den Pseudomaterialismus, der nur die physische, nicht auch die geistige Macht im Gesellschaftsleben sieht; ihm entsteht das wirtschaftliche Thun aus geistiger Arbeit. Trotzdem sieht er in der Gesellschaft vornehmlich einen wirtschaftenden Organismus, in der wirtschaftlichen Arbeitstheilung findet er die sichere Grundlage für die sociologische Beobachtung. Referent hegt einige Zweifel, ob diese Einengung von Sociologie gerade vom Standpunkte des Verfassers ganz gerechtfertigt ist; ebenso scheint ihm, dass der Autor der Arbeitstheilung eine geringere Aufmerksamkeit schenkt, als die methodologische Hauptthese erwarten ließe. Jedenfalls kommt dem Leser der „Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft" ganz besonders die geschichtliche Wirkung des Zinsnehmens zum Bewusstsein; die Wirkung dieses arbeitslosen Einkommens, das der Autor als eine Art von Tribut auffasst, wird mit großer Folgerichtigkeit und Schärfe in seiner culturfeindlichen Mission durch die ganze Geschichte hindurch aufgedeckt. Der Autor sieht eine günstige Wirkung des Zinses nur in den Anfängen (er macht viele gestaute Wirtschaftskräfte flott) — wird derart dem modernen Creditwesen nicht Unrecht gethan? Die Anschauung Sachers erinnert an Flürscheim und deckt sich im Grunde vielfach mit dem Marxismus, über den jedoch die „Gesellschaftskunde" weiterbildend hinauszukommen strebt. Die naturwissenschaftliche Methode führt den Autor zu möglichst physikalischen Definitionen der Grundbegriffe. Vor allem wird das Bedürfnis objectivistisch aufgefasst und in das nöthige Quantum der Nahrung umgesetzt, respective diesem Quantum gleichgesetzt; dieses Quantum wird weiters als diejenige Menge von Energie von Wärmeeinheiten gefasst, die durch die Verdauung dem Körper zugeführt werden. Ein erwachsener Mensch braucht täglich [illegible] Wärmeeinheiten. Auf dieser physikalischen Grundlage erscheint die Arbeit als Ausgabe von Energie, um neue Energie zu gewinnen, oder um die vorhandene Energie zu bewahren, oder endlich um vorhandene Energie umzuwandeln und den Körper örtlich zu verändern, um dadurch wiederum Energie zu gewinnen. Wirtschaftliche Arbeit ist demgemäß jene Arbeit, welche die verausgabte Energie mindestens (durch neue Energiemenge) ersetzt. Der Gebrauchswert der Ware besteht in der Energiemenge, die sie dem Menschen gewähren oder bewahren, der Tauschwert in der zur Gewinnung eines Gutes durchschnittlich verausgabten Energie. Darum ist schließlich die Energieeinheit auch das wirtschaftliche Maß des Tauschwertes: 1 Wärmeeinheit = 1 Wert (nach Clausius = 424 Meterkilogramm = 4240 Ohm Ampères); der Tauschwert der Tagesarbeit eines [illegible] Wirtschafters ist durchschnittlich [illegible] Wert. Referent kann sich nicht überzeugen, dass durch eine solche Objectivierung der Bedürfnisse die ökonomischen Grundbegriffe gewinnen können; wenn trotzdem die wirtschaftlichen Vorgänge bei Sacher sehr oft präcis formuliert werden und wenn das Ganze folgerichtig gegliedert ist, so kommt das von der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers und seiner strammen Methode. Die Capitel über die Grundrente, das Geld und Zins, auch das über die Hausrente bieten anregende Formulierungen; die Weiterbildung des Marxismus ersieht man an den Ausführungen über den Handel und in der Zusammenfassung (16. Cap.), durch welche eine beachtenswerte Skizze der Wirtschaftsentwickelung geboten wird.

Prof. Masaryk.

K. Borinski: Lessing. 2 Bände; „Geisteshelden" B. 34—35. E. Hofmann u. Co. Berlin.

Wir ehren dies Buch als ein tapferes Bekenntnis; als eine geeignete Einführung in die Kenntnis Lessings vermögen wir es nicht gelten zu lassen. Ueberall identificiert sich der Autor mit seinem Helden und zieht ihn dadurch oft ein wenig in die Kleinlichkeit moderner Parteiungen herab, statt sich mit ihm an der Größe ewiger Gegensätze zu erheben. Und wie er sich mit Leidenschaft in seinen Lessing eingelesen hat, übersieht er zu leicht, dass der Leser keinen Biographen des Großen brauchen würde, der Lessing so gut kennt, wie Borinski voraussetzt. Ueberdies hindert ein schwerer, oft fast Hamannischer Stil; und bei dem zu starken Betonen auch kleinerer Momente geht die Uebersichtlichkeit verloren.

Richard M. Meyer.

Heinrich Sienkiewicz: Quo vadis? Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Autorisierte Uebersetzung von E. u. R. Ettlinger. Mit 17 Original-Illustrationen von Alexander Rothaug, 3 Ansichten, 2 Plänen und 2 Karten. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

Seit Gustav Flauberts mächtiger „Salammbo" sind nicht viel historische Romane geschrieben worden, die ihr auch nur annähernd gleichwertig wären. Sienkiewicz' „Quo vadis" ist würdig, ihr an die Seite gestellt zu werden. Die Art der Darstellung ist zwar in mancher Hinsicht „vieux jeu", zeigt sogar zuweilen eine Nuance der Familienblatt-Convention; der große, bei Flaubert so gewaltig packende und erschütternde Persönlichkeitszug geht dem Buche ab; das hindert indessen nicht, dass der Roman ein Werk ersten Ranges ist. Es hat sogar seine entschiedenen Vorzüge vor der „Salammbo". Ein technischer ist es, dass es die Breiten Flauberts vermeidet, dann sein meisterlicher Aufbau und der dramatisch belebte Gang der Handlung. Die „Salammbo" ist ferner eine gewaltige düstere Tragödie mit einem pessimistischen Untergrund, der Wirkung an vielen Stellen geradezu etwas Grausiges gibt. Der „Salammbo" gegenüber verzweifelt man an der Geschichte und der Menschheit; das ist großartig, ist Dämonik und Temperament, aber nicht eben gerecht. Den Greueln und wüsten Orgien der römischen Kaiserzeit indessen, die Sienkiewicz mit großer Meisterschaft darstellt, ist in erlösender Contrastwirkung der ganze Idealismus und der bewunderungswürdige, hinreißende Elan der jungen christlichen Idee entgegengesetzt. Sienkiewicz ist gerechter als Flaubert. Es ist so groß, so schön, so befreiend zu sehen, wie aus der letzten tollen Orgie einer abgelebten Cultur ein neues Leben mit gewaltiger Inbrunst sich emporringt. Die jauchzende, triumphierende Unsterblichkeit der Lebensgewalten strahlt wie eine junge Sonne über all den tollen Hexensabbath jener Decadence-Zeit der alten Welt. Noch nie hat ein Romandichter oder Dramatiker ein so vielseitiges, intimes und meisterhaft plastisches Charakterbild des Kaisers Nero gestaltet. Und nicht weniger prächtig ist es ihm gelungen, andere hervorragende Typen jener Zeit zu gestalten, wie den Cajus Petronius, den Philosophen und Patricier, den feinsinnigen Epicuräer mit dem letzten intimsten Firnis der antiken Cultur, den einzigen Adelsmenschen in diesen Kreisen verlotterter Höflinge und Parvenus; diesen Mann, der noch eine Zeit lang der letzte gute Geist Neros war. Da sind ferner Poppäa und Seneca; da sind die Charakterbilder der Apostel Petrus und Paulus, die zu Neros Zeit in Rom den Märtyrertod starben. Und außer diesen historischen Personen weiß er mit einer Fülle von Menschen sein großes und vielzügiges Culturgemälde zu beleben. — Die Illustrationen A. Rothaugs gereichen dem splendiden Buch zu einem würdigen und künstlerisch wertvollen Schmuck.

Johannes Schlaf.

## Revue der Revuen.

Ueber Paul Heyse, dessen siebzigster Geburtstag in den nächsten Tagen gefeiert werden wird, schreibt Wilhelm Bölsche in dem soeben ausgegebenen Märzheft der „Deutschen Rundschau": Der ästhetische Mensch in einem Prachtexemplar — so nennt Bölsche den Dichter; in diesem gut geprägten epigrammatischen Wort erschöpft sich seine Kritik. Heyse war immer nur Dichter, nichts als Dichter, und das Niveau der Achtung vor dem Dichter in Deutschland zu heben, war nach Goethe und Schiller in unserem Jahrhundert Heyse am stärksten befähigt. Von der Tendenzdichtung, der eigentlich „schriftstellerischen" Dichtung seiner Zeitgenossen hielt er sich fern; gegen diese erhob er sich wie der Genius der Poesie selber. Und was man ihm gerade aus jenem Lager vorzuwerfen geneigt war: seine schöne Sprache, die Sorgfalt seines Stils, das ist gerade eines der stärksten Producte echter ästhetischer Cultur. — Heyse selbst veröffentlicht unter den fortlaufenden Capiteln seiner von uns bereits angezeigten „Jugenderinnerungen" im vorliegenden Hefte dasjenige über sein Elternhaus. Die bekannte eigenartige Zusammensetzung seiner Familie — seine Mutter war eine Jüdin, geborene Salomon, und schon vierzig Jahre alt, als sie mit dem um zehn Jahre jüngeren Hauslehrer und späteren außerordentlichen Professor der Sprachwissenschaft, Karl Heyse, die Ehe einging — erfährt in des Sohnes eigener Darstellung die gerechteste und vorurtheilsfreieste Deutung. Von den romantischen Schwestern seiner Mutter und ihren Lebensschicksalen berichtet er mit gutmüthigem Spott: die eine war, als vielbewun-

derte Schönheit auf dem Wiener Congress, nahe daran, einen portugiesischen Gesandten zu heiraten; eine andere lebte dauernd in Wien und hat unter dem Namen Regina Frohberg zahlreiche talentlose Romane verfasst; und nur die dritte wurde die stammestreue Frau eines reichen Frankfurter Bankiers und Schwiegermutter eines Rothschild. Aber gerade dieser letzteren und ihrem Hochmuth gilt Heyses kräftigstes Spottwort: „Sie hatte vergessen, dass sie von einem Vater abstammte, den der Hofmarschall, wenn er ihm schriftlich eine Bestellung zu machen hatte, mit ‚Lieber Jude‘ anzureden pflegte.“ Mit großer Liebe verweilt Heyse bei der Schilderung seiner Mutter, deren zähes Temperament und scharfen Witz er ebenso wie ihren zärtlichen Familiensinn gut charakterisiert; und manches interessante Selbstbekenntnis fließt von ungefähr ein, darunter jenes, wo er von seiner „westöstlichen Natur“ spricht und fortfährt: er habe fast immer denen, die ihn nur oberflächlich kennen, den Eindruck eines durchaus gleichmüthigen, von inneren Kämpfen und Stürmen stets verschonten Menschen gemacht, wovon er weit entfernt sei.

**„Die Nation“** Nr 14. Ueber zwanzig Jahre Feuerbestattung in Deutschland berichtet Ernst Vandersteb. In diesen zwanzig Jahren von 1879 bis 1898 sind 25,000.000 Personen gestorben, 2969 davon ließen sich verbrennen, das heißt unter 8400 Personen je eine. Von der angegebenen Zahl kommen 59 auf Kinder unter 15 Jahren, 1004 auf Frauen, der Rest sind Männer. Unter diesen befanden sich der Confession nach 2443 Protestanten, 236 Katholiken, 164 Juden, 73 Freireligiöse. Ihren Berufsclassen nach: Kaufleute 576, Officiere 91, Civilbeamte 325, Aerzte 140, Rentiers 303. Bis jetzt befinden sich in vier deutschen Städten Verbrennungsapparate: Gotha, Heidelberg, Hamburg, Jena. Am eingebürgertsten ist diese Art der Bestattung in Gotha. Hier belaufen sich die Kosten auf 90 Mark, in Hamburg auf 140 Mark.

**„Revue des Deux Mondes.“** 1. Märzheft. Ueber das Wiederaufleben des historischen Romans schreibt Emil Faguet. Der historische Roman habe zwei Gegner: den romantischen und den realistischen Roman. Der mächtigere sei der letztere, der ihn daher auch verdrängen konnte. Freilich nur für eine Zeit. Denn im Wesen seien sie ähnlich. Der realistische Roman darf nur die Gegenwart abschildern, er muss mit eigenen Augen sehen und nicht durch das Medium der Bücher. Kann der historische Roman durch dieses Medium auch die Menschen und Dinge so deutlich erfassen und wiedergeben, so ist er nichts anderes als ein realistischer Roman, geschrieben vom Standpunkte eines Beobachters aus jener Zeit. Heute hat der realistische Roman seine Bahn durchmessen. Sein Material ist erschöpft, es müssen neue Sitten, neue Lebensanschauungen erstehen, die Ehrgeizigen, Verrückten, Egoisten müssen anders werden, als sie jetzt sind, damit der realistische Roman wieder neue Nahrung und neue Stoffe finde. Vielleicht kann dies in zwanzig Jahren der Fall sein. Und die Zwischenzeit wird wie immer der romantische, psychologische und historische Roman ausfüllen. Man kann denselben Entwickelungsgang beim Theater verfolgen, aber auch aus anderen Symptomen das Wiedererwachen des „roman historique“ ersehen: dem Erfolg, den Tolstoi und Fogazzaro mit ihren Büchern gehabt haben, und dem steigenden Interesse für historische Memoiren.

**„The Forum“** bringt in seiner Februar-Nummer einen Aufsatz an Charles W. Dabney, der zur Erinnerung an den hundertsten Todestag Washingtons die Begründung einer „National University“ in der Hauptstadt Washington fordert, nicht eine Concurrenzanstalt zu den schon bestehenden Hochschulen, sondern eine Universität, an der alle Wissenszweige vertreten sein sollten, an der jeder Stand und Beruf sein Wissen schöpfen könnte: Kaufleute so gut wie Juristen, Forstbeamte und Landwirte so gut wie Techniker, Diplomaten und Aerzte: kurz, die Vereinigung der bei uns zersplitterten Lehranstalten zu einer gemeinsamen. Washington selbst hat in Briefen und Reden den Plan einer solchen Hochschule erörtert, wenn er freilich auch den Zeitpunkt ihrer Gründung ferne wusste. Denn während in den monarchischen Staaten die Volksbildung bei der Universität und der Militärakademie beginnt, die dem Lande Beamte zur Ueberwachung und Officiere zum Drill des Volkes geben soll, fängt in der Republik die Erziehung beim Einzelindividuum an, daher bei der Volksschule, und erst wenn für jeden Einzelnen hier gesorgt sei, denke man an Mittelschulen und dann höher hinauf an Hochschulen. — Welchen hohen Aufschwung die Agriculturwissenschaft in Amerika genommen, zeigt ein Aufsatz von A. C. True. In zahlreichen Städten sind eigene Curse für die Farmer eingerichtet, die sich eines ungeheueren Zulaufes erfreuen. Im Staate Minnesota sind in einem Jahre 50 solche Curse abgehalten worden, mit einer Betheiligung von 300 bis 1000, in Michigan betrug die Gesammthörerzahl 120.000.

---

## Der Letzte.

Von Hans v. Kahlenberg.

Sie hatte ihn sprechen lassen.

Er war jung, schön, ein großer Künstler. Er sprach so gut.

Er sprach von seiner Liebe. Er sagte ihr, dass er sie liebte, seit er sie gesehen hatte. In Wanse auf einer Gesellschaft war es gewesen. Sie hatte vor einem Bilde von Böcklin gestanden. Alle anderen waren längst wieder fortgegangen, um zu essen, sich zu unterhalten. Sie stand noch immer vor dem Bilde. Sie weinte. Er hatte sie geliebt um dieser Thränen willen. Er liebte alles an ihr: ihre Hände, die lang und schmal waren, die grauen Augen, die schwarz werden konnten in Zorn oder Begeisterung, die feine Linie ihrer fliehenden Schultern, den Körper, schlank und biegsam wie der eines Rehes, ihren Duft der seltenen, sehr edlen Blume, einer Königin der Nacht, oder der Orchideen, die man weiß wachsend findet auf ganz einsamen, verzauberten Waldwiesen. Er liebte selbst ihre Fehler, die kleinen Mängel ihres Aeußeren, die eine Vollkommenheit der Schönheit zerstören, diese Falte zwischen den Brauen, die sich zog, wenn sie nachdachte oder sehr aufmerksam sah, den Mund, der etwas zu groß war, sehr roth und doch keusch, der Mund einer Priesterin oder Diana. Selbst dass graue Haare, die sie nicht verbarg, zwischen ihren dunklen waren, gefiel ihm und eine Manier des Rassepferdes, den Kopf zurückzuwerfen, sich zu steifen im Nacken, wenn ihr etwas nicht gefiel, zu vertraut erschien. Er liebte sie mit allen seinen Sinnen. Mit seinen Augen, seinem Gehör, den feinen Fühlfäden seiner Nerven, die sich festsaugten, zu schwingen aufhörten, wenn sie in seine Nähe kam ... Er liebte sie.

Sie sagte nichts.

Er sprach ihr von den Leiden seiner Liebe, dass er Tage umhergestrichen war, ohne arbeiten zu können, in nervöser Unruhe. Einzelne Sätze ... ihr Stimmfall lag ihm im Ohr. Er hatte ihr eine Geschichte von einer unglücklichen Liebe erzählt. Eigentlich eine zu vertrauliche Geschichte für eine so kurze Bekanntschaft. Aber sie hatte zugehört. Sie sagte: „So sehr haben Sie sie geliebt!“ Und es war Rührung in ihrer Stimme und ein klein wenig Sehnsucht ... „Es gibt so wenige Menschen, die lieben können.“

Sie, sie musste lieben können! Er sprach ihr von der Seligkeit ihrer gegenseitigen Liebe. Von den Freuden zu Zweien, dem doppelten Genießen jedes Nervs, jeder Seelenfaser. Ihre Seele war so schön! Er liebte sie, diese schöne, sanfte und etwas traurige Seele, die er ahnte, dies Temperament, das zu allem mitvibrierte, wie eine sehr, sehr feine, zu feine Saite. Aber er war Künstler. Er würde sie zu spielen wissen. Und es würden unerhörte, süße und erhabene Harmonien sein. Es würde die Schönheit sein. Das Glück!

Sie sprach noch immer nicht.

Nun fieng er an zu klagen. Er sprach vom Fieber in seinem Blute, den Nächten, die er schlaflos verbrachte. Zwischen ihn und alle Dinge der Außenwelt schob sie sich. Er hatte Hallucinationen, dass er sie sah, an einer Straßenecke, in gefüllten Gesellschaftssälen. Manchmal war sie in seinen Armen und sprach süße Worte zu ihm. Dann blieb er mit der Oede in sich, den leeren Händen, die einen Ekel empfanden, irgend etwas zu berühren.

Anderemale peinigte ihn die Eifersucht. Er insultierte sie, innerlich in sich. Er quälte sie. Er schlug sie. Oder es war die Entsagung, die ihm alles Rückgrat brach. Er lag dann Tage auf dem Sopha, mit einem leeren Brennen im Hirn. Die Zeit vergieng so langsam. Er hatte sogar versucht, sie zu vergessen. In seine Ausschweifungen folgte sie ihm, rein und hoch. Und er kam nach Hause, vernichtet vor Reue und Scham. Oft dachte er, dass es das Beste wäre, ein Ende zu machen. Das Leben ekelte ihn an wie ein Trank ohne Würze. Was war es? Arbeiten? Geld verdienen? Er wollte sie. Ohne sie war es Hölle.

Er wurde heftig. Er bedrohte sie. Sie musste ihn erhören. Er wusste wohl, dass sie andere erhört hatte, dass sie glücklich gewesen waren. Er stammelte. Er verwirrte sich. Er verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides. Sie müsste doch Erbarmen mit ihm haben, ihm, der so stark liebte, so jung, so begehrlich, weil er jung war, ein Künstler!

Oh ja! Dann würde er ein großer Künstler sein! In die Welt sollte sein Ruhm erklingen. Und die Seele seines Ruhmes war sie, ihr Leib, ihre Seele ...

Er fand kleine, rührende Laute: „Sei doch gut! Sei gut. Mütterchen! Madonna, Holde ...“

Er war wie ein Kind. Er drückte sich an ihre Knie. Sie fühlte seine Haare feucht von seinen Thränen.

Und noch einmal wurde er brutal. Er würde sie tödten. Er würde sich selbst tödten. Er würde nicht erlauben, dass ein anderer sie anrührte. Aus der Hölle würde er Mittel finden! Er hasste alle, die sie geliebt hatten, denen sie Liebe geschenkt. Er hasste die Menschen und das Leben. Er hasste die Liebe selbst.

Er blasphemierte. Er taumelte. Was war es denn? Ein elender Hunger der Hunde und Affen. Es war die Schmach der Welt, der Fluch des Menschen. Es machte unedel, gemein — zum Vieh! Ja, ein Vieh machte es aus dem Menschen!

„Hör' mir nicht zu!“ schrie er. „Ich bin verrückt. Großer Gott! Ich liebe dich ja so! Und ich werde verrückt.“

Er wollte alles thun. Er wollte warten. Nur in ihrer Nähe sein! Sie sehen von Zeit zu Zeit. Unter Fremden. Auf der Straße. Nur schreiben wollte er. Sie brauchte nicht antworten. Nur ihn schreiben lassen. Manchmal an ihn denken. Ihn nicht hassen, nicht verachten. Eines Tages würde er sterben. Sie würde vielleicht ein wenig traurig sein. Er war immer traurig [illegible] müde, ein gebrochner Mann.

Er meinte es im vollen Ernst. Selbst sein Aeußeres hatte sich verändert. Er hatte hohle Augen. Er schwankte wie ein Kranker oder Betrunkener. Er musste nach der Stuhllehne fassen, um sich zu halten.

Und noch einmal, mitten in seinem Elend, zwischen den Thränen, die ihn erstickten, fand er die süßen, berauschenden Worte — ein Hohelied des Lebens und der Glückseligkeit. Zu Zweien. In einem weißen Hause am Meer. Viel Veilchen. Der ganze

Garten voll Veilchen. Trümmer. Größe. Schönheit. Die Nächte ruhten sie, eins im Arme des andern. Und des Tages eilte man auf Blumenmatten zu Sonne und Schatten.

„In Schönheit. In Schönheit! Wenn es zuviel ist, lass' mich sterben. Ein paar Wochen nur. Einen Frühling! Ich würde so gern sterben. Es ist so leicht zu sterben mitten im Glück!"

Immer noch hörte sie bloß zu. Sie hatte noch nichts gesprochen.

Da packte er sie in den Handgelenken. Er packte sie rauh, mit aller Kraft seiner jungen, starken Fäuste. Sein Athem verbrannte ihr das Gesicht. Wie Feuerschlangen zischten die Worte zwischen seinen Zähnen: „Du — du — du sollst mir gehören, du sollst. Ich will es. Ich will ... — Verfluchtes Weib! Ich zerbreche dir die Hände. Ich zerbreche dich ..."

„Geh!" sagte er „ich thue dir weh, du bist rein, du bist eine Heilige. Du bist die Mutter, die süße Schwester aller Heiligen. Ich bete dich an im Staube. Ich bin der Niedrigste der Menschen."

„Du sollst nicht, du sollst ja gar nicht. Ich würde mich hassen. Ich würde mich verachten. Ich würde mich tödten nachher. Ich liebe dich ..."

Er wiederholte nur noch das: „Ich liebe dich ... Ich liebe dich ..."

Da sprach sie, leise und fest. Die kluge, reife Frau, zu diesem jungen, tollen und unglücklichen Verliebten.

„Ich bin achtunddreißig Jahre," sagt sie, „ich sage es nicht jedem. Aber Ihnen sage ich es. Sie sind vierundzwanzig. Ich könnte ihre Mutter sein beinah. Ich bin eine große, vernünftige, ältere Schwester. Ich war verheiratet. Ich habe geliebt, viel geliebt. Ich bin glücklich gewesen und sehr unglücklich. Ich werde nicht mehr lieben. Das ist das Ende, das Letzte, das Alter."

Und wie er sie verwirrt anstarrte, nicht begreifend, zwischen den dichten, wirren Locken, durch die seine Augen roth und wild herüberglühten:

„Es ist die Wahrheit," sagte sie lächelnd. „Achtunddreißig Jahre, mein Freund. Achtunddreißig. Das ist viel für eine Frau. Das ist das Alter."

„Achtunddreißig." Sie wiederholte das wie eine Beschwörung, während sie ihm mit der feinen, schmalen Hand das Haar aus der Stirne strich: „Achtunddreißig Jahre ... Jetzt gehen Sie! Seien Sie vernünftig. Lieben Sie! Lieben Sie jemand Junges, Hübsches, Heißes. Oh, Sie werden soviel lieben noch! Und viel schaffen! So ein guter, hitziger, talentvoller Junge! Gehen Sie. Gehen Sie! Ich habe eine Freundin, die mich erwartet — Arbeit, noch zu thun heute. Eine Masse Arbeit."

Er gieng. Er drehte sich träumend auf seinen Absätzen und gieng. Draußen nahm er den Hut vom Haken. Er behielt ihn in der Hand. Er stieg wie taumelnd die Treppe hinab. Dann war er draußen, mit den Haaren, die um seine Stirn flogen, den wilden Augen in dem heißen Gesicht.

„Wie jung er ist!" dachte sie.

Sie gieng in ihr Schlafzimmer. Es war noch heller Sonnenschein, weiße, kalte Nachmittagssonne des Spätherbsttages. Sie ließ sie voll herein. Sie zog die Vorhänge noch zurück, dass sie frei einströmen konnte.

Mitten in ihrem Zimmer, in ihrem weißen Morgenkleid, stand sie vor dem Spiegel und betrachtete sich.

Sie sah jede Runzel. Sie sah tausend kleine, graue Fältchen neben dem Auge, die Tiefe der Linien von der Nasenwurzel nach dem Munde, den kalten Ton der Haut, die Umrisse, die sich verwischten, aufgeschwollen erschienen, am Kinn, unter dem Ohr. Sie sah die grauen Haare wie feine Schlängchen sich durch die Masse der braunen, gelockten ringeln. Auf ihrer Stirn erkannte sie die Graveurarbeit der Jahre — aller Schmerzen und aller Freuden.

Sie sah das alles ganz deutlich. Sie sah es ohne Furcht und ohne Kummer, wie Dinge der Wirklichkeit, die sind und an denen man nicht zweifelt. Sie wusste, dass er leben würde, dass alles das nur ein Rausch war, ein Aufruhr der Sinne, der sich von selbst legte in anderer Umgebung, unter neuen Eindrücken. Sie wusste, dass es seine Jugend war, die liebte. Und diese Liebe selbst, dass es immer wieder nur die Jugend war, das Flüchtigste, Physische, Verrätherische, das der Besitz tödtet und die Dauer erstickt.

Alles war nur ein Traum, den ein einziger Morgen zerstört. Und das wirkliche Leben war Arbeit, Erfolg, Ruhm vielleicht.

Alles das sagte sie sich. Sie wusste es. Sie war achtunddreißig Jahre und eine kluge Frau, die das Leben kannte.

Dann ließ sie sich in die Sofaecke fallen. Sie weinte. Sie beweinte den Traum, der nichts ist und nicht wiederkehrt, die süßen Worte, die rohe Gewalt, den Unsinn und die Thorheit, die Schmerzen und den Tod von allem, den Tod des Lebens, das nicht war, ein beständiges Sterben, das Ergreifen der Dinge, die nicht existierten, sich auflösten unter der Hand, die sie berührte ... Alles das, das Nichts, das Thörichte, das Gelogene und Gemalte ...

Sie beweinte die Liebe.

---

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 17. März 1900. | Nummer 285.

## Parlamentarische Diplomatie.

Parlamentarismus und Diplomatie sind eigentlich Gegensätze. Die alte Diplomatie sieht in der Geheimthuerei, der moderne Parlamentarismus in der Oeffentlichkeit die Bürgschaft des Erfolges. Je mehr sich der Parlamentarismus auch der äußeren Politik bemächtigt, desto tiefer dringt sein Geist selbst in die Diplomatie ein. So geht's in modernen Ländern, bei uns natürlich umgekehrt. Nicht nur, dass bei uns die Diplomatie nicht parlamentarisch geworden ist, benimmt sich auch das Parlament ganz altstilig-diplomatisch. Bei uns wird selbst im Parlament noch überwiegend diplomatisiert. Eine missrathene Locomotive, die von Pferden ins alte Eisenlager gefahren wird!

Unter dem Präsidium des „modernen, bürgerlichen" Herrn Dr. v. Koerber scheint dieser anachronistische Unfug noch üppiger aufzublühen, als selbst unter manchem seiner aristokratisch-rückständigen Vorgänger. Aus den öffentlichen Verhandlungen des Reichsrathes kann man sich heute unmöglich ein Urtheil über die parlamentarisch-politischen Vorgänge bilden. Die in den stenographischen Protokollen des Reichsraths verzeichneten paar kurzen Reden des Herrn Dr. v. Koerber sind diplomatische Noten ältesten Stils oder, wenn wir der löblichen Zunft der Diplomaten nicht unrecht thun wollen, Leitartikel und Communiqués der „Wiener Abendpost" — nicht gehauen und nicht gestochen — in jener Biedermaier-Phraseologie gehalten, in der dieses halbamtliche Blatt noch alle Streiche aller österreichischen Regierungen beschönigt hat, bis es in der öffentlichen Meinung zum Synonym für Unehrlichkeit und Unglaubwürdigkeit herabgesunken ist. Selbst dort, wo er, wie in der Bergarbeiterdebatte, durch die öffentliche Entrüstung zu einer bestimmten Erklärung gezwungen wird, zu der Erklärung nämlich, dass die Regierung in einem bestimmten Zeitpunkt, in der Ostersession des Reichsraths, ein Bergarbeitergesetz vorlegen wird, eröffnet er sich durch die Beifügung des unscheinbaren, von manchem wunscherfüllten Leser zu übersehenden Wörtchens „womöglich" ein Hinterpförtchen, auf das er im gegebenen Falle mit dem gegebenen Wort zu den grubenbesitzenden Grandseigneurs wieder entschlüpfen kann. Wenn Herr Dr. v. Koerber überhaupt einmal anstandshalber öffentlich „spricht", so ist seine Rede nur eine Recitation, die Recitation eines officiösen Waschzettels, den er als sein eigener Officiosus vorher bis zur vollständigen Ungreifbarkeit und Unverbindlichkeit sorgfältig durchgefeilt und mühselig auswendig gelernt hat. Nicht ein Hauch freier Parlamentsluft ist darin, nur von Schweiß und Actenstaub zeugt der Geruch. Demosthenes ist sicher nicht das rhetorische Vorbild dieses Parlamentsredners, eher die Pythia vielleicht.

Nur ungern aber spricht der Orakelmann öffentlich. Umso unermüdlicher ist er in privaten Unterredungen. Im kleinen, geschlossenen Kreise erst kann er alle seine Künste spielen lassen. Hier ist er eben von der Controle der Oeffentlichkeit überhaupt und insbesondere von der für den parlamentarischen Diplomaten so lästigen Controle der Gegenpartei befreit. Was ihm bei der Niederschrift seiner sogenannten Reden die größte Mühe macht, die zweideutigen Ausdrücke zu finden, in die jeder der Betheiligten seine eigenen Absichten hineinlegen kann, diese ewige stilistische Zirkel-Quadratur bleibt ihm bei den heimlichen Zwiegesprächen erspart. Da hat er immer nur die eine Partei vor sich, der er ganz deutlich seine, das ist jeweils ihre Meinung sagen kann. Da jede der Parteien demnach sich einbildet, dass er mit ihr gegen die anderen conspiriert, sucht jede in Verschwörertreue den Inhalt solcher leitbarer Unterredungen vor der anderen geheim zu halten, und solange dies geschieht, hat er beide am Band. Oeffentlich hat Herr Dr. v. Koerber seine Ansichten über die Sprachenfrage zum Beispiel noch niemandem zum besten gegeben. Vertraulich und — wohl zu bemerken! — abgesondert aber hat er sie sowohl den deutschen wie auch den czechischen Conferenzlern schon verrathen. Oeffentlich hat Herr Dr. v. Koerber über seine Entschließungen in der Bergarbeiterfrage, trotz zweier „Reden", noch nichts klar kundgegeben. Vertraulich und — abermals wohl zu bemerken! — abgesondert hat er sowohl mit den Socialdemokraten, wie mit den Kohlenprotzen schon sehr oft und sehr ausführlich verhandelt. Das Ergebnis ist, dass in dem einen Fall sowohl die Deutschen als auch die Czechen, in dem anderen nicht minder die Socialdemokraten wie die Grubenbesitzer mit ihm zufrieden sind.

In loyalen Kleinbürgerfamilien konnte man in früheren Zeiten Vexiergemälde sehen, die, von vorne betrachtet, den Kaiser, von links gesehen die Kaiserin und von rechts den Kronprinzen zeigten. Ein ähnliches Kunstproduct müsste Herrn Dr. v. Koerbers Geist sein, wenn bei seinen bisherigen Erfolgen alles mit rechten Dingen zugegangen sein sollte, und geschmacklos wäre es anderseits, in diesem alten, historisch ausreichend beleumundeten Staat, die Thätigkeit eines Ministers lediglich vom Standpunkte der Moral zu kritisieren. Aber die Mittel des Herrn Dr. v. Koerber sind nur von allzu kurzlebiger Art, und gegen sie spricht nicht bloß die Moral, sondern auch die Nützlichkeit, wie die Erfahrung lehrt. Die constitutionelle Geschichte Oesterreichs kennzeichnet sich durch immer wiederkehrende innerpolitische Katastrophen, wie solche in constitutionellen Staaten gar nicht vorkommen sollten, weil die Parlamente geradezu zur Vermeidung derartiger Unfälle eingerichtet sind. Das Ministerium Hohenwart endete mit einer Katastrophe — Fundamentalartikel, das Ministerium Taaffe dito — Wahlreform, das Ministerium Windischgrätz dito — Cilli, das Ministerium Badeni dito — Sprachenverordnungen. Jede dieser Katastrophen hatte ein Meisterstück diplomatisch-parlamentarischer Geheimthuerei zur Ursache. Zu Hohenwarts Zeiten, wo man noch freier sprechen durfte, nannte man dieses Vorgehen „die Völker anschmieren". In unseren confiscableren Zeitläuften ist man höflicher geworden. Das ändert aber nichts an der Sache. Graf Hohenwart vereinbarte bekanntermaßen mit den Czechen heimlich die Fundamentalartikel, während er die Deutschen durch die Versicherung seiner streng verfassungsmäßigen Absichten öffentlich am Narrenseil führte und sogar zur Votierung des Budgets und zur Wahl der Delegationen verleitete. Graf Taaffe verheimlichte vor dem ganzen Parlament seine Wahlreform. Die Corona Windischgrätz verheimlichte vor ihren deutschen Gefolgsleuten die Cillier Schule, die sie heimlich den slovenischen Coalitionsgenossen zugesagt hatte. Und Graf Badeni führte die Deutschen bezüglich der Sprachenverordnungen irre, die er mit den Czechen heimlich abgemacht hatte. In jedem dieser vier historischen Fälle kam, nach einem kurzen Vorspiel von Scheinerfolgen, die ministerielle Untreue, wie es in der öffentlichen Natur des Parlamentarismus liegt, schließlich doch einmal heraus, und die Untreue schlug den eigenen Herrn. In einer Katastrophe entlud sich dann der Betrogenen Wuth. Ein gewisses Maß von undiplomatischer Ehrlichkeit im parlamentarischen Leben ist deswegen ein Sicherheitsventil für die öffentliche Ordnung und Ruhe im modernen Staate. Die diplomatische Unehrlichkeit nützt dem Minister selbst auch nur auf eine beschränkte Frist, schädigt aber den Staat und alle seine Völker auf umso längere Zeit. Nicht nur im weitsichtigeren Interesse des Ministers, sondern noch mehr im Interesse des ganzen Staates und aller seiner Bürger liegt es daher, dass die parlamentarischen Parteien sich auch von Herrn Dr. v. Koerber nicht wieder verdiplomatisieren lassen, selbst auf die Gefahr hin, dass dabei die diplomatischen Talente einzelner Minister oder Parteiführer brach liegen bleiben müssten. K.

---

## Krise in Ungarn?

Ein gewöhnlicher Sterblicher braucht heutzutage fünf Stunden, um von Budapest nach Wien zu reisen, doch eine gewöhnliche politische Nachricht braucht mindestens fünf Monate, um von Ungarn nach Oesterreich zu gelangen. Seit dem Herbste des vergangenen Jahres wusste jedes Kind in Ungarn, dass in der besten der politischen Welten, welche Koloman Széll auf den Trümmern des jammervollen Bánffy-Regimes aufbaute, nicht alles zum besten bestellt sei. Die Wiener Zeitungen allerdings betheuerten Tag für Tag, dass in Ungarn das goldene Zeitalter mit der politischen Dreifaltigkeitsblume: Recht, Gesetz und Gerechtigkeit herangeblüht sei und jetzt im Reiche der Stephanskrone Milch und Honig fließe — von den Lippen der Politiker nämlich. Von all den hässlichen und peinlichen Intriguen, die das politische Leben Ungarns nach wie vor vergiften, von den Kämpfen der oppositionellen Parteien unterein

ander und gegeneinander, hatte man in der österreichischen Hauptstadt keine Ahnung, zum mindesten war in den Zeitungen der österreichischen Hauptstadt nicht die geringste Andeutung zu finden. Es machte oft den Eindruck, als wäre Wien von einer chinesischen Mauer umgeben.

Seit einigen Tagen haben aber die österreichischen Journale Ungarn wieder einmal entdeckt. Die sonderbare Affaire Ugron, combiniert mit der nicht minder sonderbaren Affaire Bánffy und all den niedlichen Scandalgeschichten, die drum und dran hiengen, all das war nicht länger zu vertuschen und zu verschweigen, aber diesen Ehren- und Unehrenangelegenheiten legte man in der österreichischen Presse weit mehr Bedeutung bei, als dieselben verdienen, denn diese Scandale sind nur die Symptome der Krankheit und nicht das Uebel selbst. Dass der oppositionelle Abgeordnete Ugron dem gemeinsamen Kriegsministerium Hafer lieferte und nichtsdestoweniger, einen äußerst linkischen Cato spielend, alle regierungsfreundlichen Abgeordneten, welche ihre kleinen Geschäftchen bei Actiengesellschaften machen, in heftigster Weise angriff, ist gewiss empörend, aber nicht minder empörend ist es, dass just jene Abgeordneten, welche bei Actiengesellschaften Agentendienste leisten, Ugron seine Haferprovisionen Tag für Tag unter die Nase reiben. Schließlich ist es so ziemlich dasselbe, ob ein Abgeordneter bei 10.000 Metercentnern Hafer eine Provision von 25 Kreuzern per Metercentner, also zusammen 2500 Gulden, respective 5000 Kronen verdient oder ein anderer Abgeordneter für Geschäfte, die er zwischen der Regierung und einer Actiengesellschaft vermittelt oder fördert, eine Tantième von 20.000 bis 40.000 Kronen jährlich erhält. In der Summe mag ein Unterschied bestehen; — der Grad der politischen Noblesse ist da und dort derselbe. Gabriel Ugron wehrte sich übrigens seiner Haut. Er beschuldigte Baron Bánffy einer uncorrecten Geldgebarung, nannte General Fejérváry ein „altes Weib“, schlug sich auf Säbel und Pistolen und scheint von seinem „guten Rechte“ so fest überzeugt zu sein, dass er jedem, der ihm die Hafergeschäfte verübelt, wohl seinen Hafer (ohne Provision) vorsetzen möchte. Das politische Leben Ungarns steht leider im Zeichen des „Geschäftes“. Seit fünfundzwanzig Jahren regiert die liberale Partei, die in diesen Tagen ihr silbernes Jubiläum feiert, Ungarn und diese Partei hat leider dem berühmten „Enrichissez-vous“ auf allen Gebieten Geltung verschafft. Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen, und wo die Regierungspartei verdient, will auch die Opposition nicht leer ausgehen. Freilich prüft die öffentliche Meinung in Ungarn nicht die Motive, sondern constatiert nur die Thatsachen, und da die Facten wider Ugron sprechen, dürfte dieser begabte Politiker — zweifellos einer der besten Redner, die das ungarische Parlament besitzt — trotzdem er scheinbar unversehrt aus seinen Duellen hervorgieng, dennoch auf der Wahlstatt bleiben.

Ministerpräsident Széll hat jedoch keine Ursache sich darüber zu freuen, dass einen der hervorragendsten und bis vor kurzem volksthümlichsten oppositionellen Führer der Hafer nicht mehr sticht. Denn die ungarische Opposition ist seit einem Jahre nicht mehr gefährlich. Hoch gerechnet verfügt dieselbe nämlich in einem Abgeordnetenhause, das 445 Mitglieder besitzt, bloß über 100 Stimmen, dabei bekämpfen aber die oppositionellen Parteien einander noch weit mehr als sie die Regierung bekämpfen. Es gibt derzeit vier oppositionelle Gruppen im ungarischen Parlamente. Die harmloseste Gruppe ist die der Siebenbürger Sachsen. Ein Dutzend deutscher Männer, die zum Theil nicht einmal die ungarische Sprache beherrschen und demzufolge als Opposition ganz ungefährlich sind. Sie haben übrigens auch keine Ursache, gar zu oppositionell zu thun, denn das Ministerium Széll ist den Nationalitäten gegenüber weit conciliauter als die Regierungen der letzten Jahrzehnte. Wenn die Mehrheit der sächsischen Abgeordneten nicht in die Regierungspartei eintreten will (vier Sachsen sind allerdings Mitglieder der Majorität), so geschieht es aus Furcht vor der radicalen Strömung daheim, wo die Jugend, die sogenannten „Grünen“, den alten Abgeordneten von Zeit zu Zeit recht unangenehm werden. Trotzdem verhalten sich auch die „parteilosen“, das ist oppositionellen Sachsen sehr ruhig, und selbst die ebenso ungerechten wie geschmacklosen Angriffe einiger chauvinistischer Hitzköpfe im Parlament vermochten sie nicht aufzuregen. Die Sachsen sind die gemüthlichste oppositionelle Partei. Sie reden nicht, sie lärmen nicht, und wenn einmal eine Regierung in ernste Gefahr geräth, so stimmen sie auch nicht.

Weniger harmlos ist die Volkspartei, wenngleich ihr in der letzten Zeit einige Giftzähne ausgebrochen wurden. Die Operation war schmerzlos. Man benützte Lustgas. Unter dem brutalen und gewaltthätigen Bánffy-Regime waren die Agitationen der Volkspartei gefährlich, denn die administrativen Organe lösten die Versammlungen der Volkspartei auf, confiscierten ihre Broschüren und Zeitungen, sperrten dann und wann auch einige Redner ein und erzeugten durch diesen Druck einen ernsten Gegendruck. Das Széll-Regime hingegen stellte alle Drangsalierungen ein und erlaubte der Volkspartei alle Agitationen, die das Gesetz gestattet. Die Folge davon war, dass die Agitationen ganz einschliefen. Seitdem dieselben nicht mehr verboten sind, reizen sie keinen Menschen mehr: nicht einmal die Gendarmen. Dazu kommt noch, dass der eigentliche Führer der Volkspartei auf ein hohes kirchliches Amt aspiriert und demzufolge seine gesammten parlamentarischen Actionen aufs Eis gelegt hat.

Es bleiben nun nur noch als oppositionelle Parteien die beiden Fractionen der äußersten Linken: die Fraction Kossuth und die Fraction Ugron. Diese beiden Fractionen stehen seit Jahren in leidenschaftlicher Fehde zu einander, einer Fehde, die mehr persönlicher als politischer Natur ist. Der Führer der größeren Fraction, Franz Kossuth, ist freilich kein Mann des Kampfes; er ist weich und schwach, ein Principienreiter und Dauerredner, kein Talent, doch der Träger eines großen Namens. Wenn er stets geschwiegen hätte, würde er sicherlich populärer sein, als er jetzt ist. Wie man schon aus diesen flüchtigen Andeutungen ersieht, hätte er weit mehr Befähigung Cardinal zu sein, als Führer der Opposition. Doch seine Güte und Nachsicht machen ihn auch zu Wachs in der Hand jedes starken Politikers. Wer mit ihm spricht, dessen Ansichten theilt er, und wer ihn beherrschen will, der beherrscht ihn auch. Gegenwärtig ist der Führer des Führers der äußersten Linken der alte Politiker Karl Eötvös, ein Mann von großem Talent und noch größerer Eitelkeit. Der als Schriftsteller und Redner gleich hervorragende Eötvös ist ein fanatischer Calviner und schon als solcher ein leidenschaftlicher Gegner Gabriel Ugrons, der wieder ein fanatischer Katholik und der Führer der zweiten Fraction der Unabhängigkeitspartei ist. Niemand griff Ugron wegen der famosen Haferlieferungen wüthender an als jenes Blatt, dessen Leiter Eötvös ist, der in Ugron den katholischen Fanatiker ebenso bekämpft, wie den parlamentarischen Rivalen. So heben die oppositionellen Kräfte der äußersten Linken einander auf. Eötvös paralysiert Ugron, und Ugron wieder Eötvös. Eötvös sympathisiert mit dem Calviner Bánffy und schmäht Széll, Ugron hingegen sympathisiert mit dem Katholiken Széll und schmäht Bánffy, aber diese Sympathien und Antipathien können weder nützen, noch schaden, denn wenn die eine Fraction der äußersten Linken Ja! sagt, so schreit die andere sofort Nein! Mehr noch, wenn die eine Fraction eine Verfügung oder eine Person angreift, so vertheidigt die andere Fraction sofort diese Verfügung oder nimmt die attakierte Person in Schutz. Die Regierung kann demnach gemächlich zusehen, wie sich diese beiden oppositionellen Fractionen verspeisen.

Wenn bloß die oppositionellen Parteien einem Ministerium gefährlich werden könnten, so würde der Himmel des Cabinets Széll niemals Wolken zeigen. Vom oppositionellen Wetterwinkel droht derzeit nicht die geringste Gefahr. Leider sind die Regierungen in Ungarn aber nicht nur auf die Unterstützung der Opposition, sondern auch auf die Unterstützung ihrer eigenen Parteien angewiesen, und diese Parteien waren seit der Wiederherstellung der Verfassung die eigentlichen Ministertödter. Der erste Ministerpräsident Graf Julius Andrássy rettete sich vor dem Hunger der alten Deákpartei nach Wien, doch alle Ministerpräsidenten, die ihm folgten: Lonyay, Szlávy, Bittó wurden sammt und sonders von der Regierungspartei verschlungen. Es folgte die erste Fusion, und Tisza musste im Rachen der Partei ebenfalls verschwinden, die seither auch Szápáry, Wekerle und Bánffy verdaute. Die zweite Fusion brachte das Ministerium Széll oder eigentlich das Ministerium Széll brachte die zweite Fusion und heute ist die Regierungspartei größer und daher auch hungriger als jemals. Es ist eigentlich ganz falsch, von einer Regierungspartei zu sprechen, denn es existiert ein halbes Dutzend Regierungsparteien, die einander bekämpfen und die sich ähnlich wie die beiden Fractionen der äußersten Linken stets paralysieren. Ministerpräsident Koloman Széll schwebt wie ein Geist über den wilden Gewässern seiner Partei oder eigentlich seiner Parteien.

Es sind derzeit zwei Ministerportefeuilles frei, aber der Ministerpräsident kann dieselben nicht besetzen, da jede seiner Regierungsparteien ihren eigenen Candidaten hat. Schon jetzt verwaltet Koloman Széll drei Ressorts. Er ist Ministerpräsident und Minister des Innern in Budapest und Minister a latere — in Wien. Da der Unterrichtsminister schwer krank ist und wahrscheinlich bald aus dem Amte schriden wird, so dürfte Széll auch dieses Portefeuille übernehmen, und wenn es sich bestätigen sollte, was man in politischen Kreisen erzählt, dass nämlich der Finanzminister unbedingt im Juli seinen Posten verlässt, so würde der Ministerpräsident über kurz und lang alle Ressorts allein verwalten, was jedenfalls eine ganz entschiedene Vereinfachung des Regierungsapparates wäre.

Man glaube nur nicht, dass wir scherzen. Ministerpräsident Koloman Széll kann allen Ernstes keine Ernennung vornehmen und keine Reform durchführen, weil ihn entweder die eine oder die andere seiner Regierungsparteien daran hindert. Ein Beispiel: Als Koloman Széll Ministerpräsident wurde, erzählte er jedem, der es hören wollte, dass der hervorragende Parlamentarier Ferdinand Horánszky — Präsident der ehemaligen Nationalpartei — Minister des Innern werden wird. Er erzählte dies so oft und so lange, bis die persönlichen Anhänger des Baron Bánffy in der Regierungspartei gegen diese Ernennung zu intriguieren begannen. Bald hatten sich den Anhängern Bánffys auch die

Anhänger Koloman Tiszas zugesellt, und schließlich opponierten auch die Anhänger Desider Szilágyis dem in Aussicht genommenen Minister des Innern. Kurz und gut, Horánszky ist bis zur Stunde nicht ernannt, und er wird auch kaum mehr ernannt werden. Aber auch kein anderer, denn Desider Szilágyi als Candidat der Szilágyi-Gruppe und Stephan Tisza als Candidat der Tisza-Gruppe sind ebenso unmöglich, da immer gegen den Candidaten der einen Gruppe der Regierungspartei alle anderen Gruppen mit vereinten Kräften kämpfen. Daher der Name: Majorität.

Diese ziemlich ernste Angelegenheit erhält aber auch einen heiteren Anstrich, wenn man sieht, wie weit die, sagen wir höflich, Rücksicht des Ministerpräsidenten auf seine diversen Parteien geht. Die Stelle des Staatssecretärs im Handelsministerium wurde vacant. Zum Nachfolger des Staatssecretärs bestimmte man den Ministerialrath Ludwig Mándy. Da verbreitete sich das Gerücht, dieser Beamte wäre ein persönlicher Anhänger Bánffys gewesen, und flugs nahmen fast alle Regierungsparteien gegen den Candidaten der Bánffy-Gruppe Stellung, der denn auch auf seine Ernennung eine hübsche Weile warten wird. Noch drolliger ist der Fall Tibád. Der Abgeordnete Anton Tibád sollte am ersten Jänner zum Richter beim Verwaltungsgerichte ernannt werden. Alles war schon vorbereitet, ja, man hatte das Mandat Tibáds sogar schon dem gewesenen Vicegespan Ugron zugesagt. Da begannen die verschiedenen Gruppen der Regierungspartei ihre kleinen Spielchen, und Tibád ist noch immer nicht ernannt. Wehe dem Ministerpräsidenten, wenn er einmal seinen Portier entlassen sollte! Die p. t. Regierungsparteien würden auch bei der Besetzung dieser Stelle Kraftproben liefern, und der Ministerpräsident wäre schließlich bemüssigt, sich selbst vor sein Palais zu stellen oder ohne Portier zu wirtschaften, wie er sich eben auch ohne Minister, Staatssecretär und Richter behelfen muss.

Und selbstverständlich kämpfen die Regierungsparteien nicht bloß in persönlichen, sondern auch in sachlichen Fragen gegeneinander. Von großen Reformen kann keine Rede mehr sein, wenn nicht bald Wandel geschaffen wird. Heute contrecarrieren im Schoße der Majorität die Agrarier die Industriebewegung, die Mercantilisten alle Pläne der Landwirte, die Comitatshelden die Verstaatlichung der Verwaltung, die „Europäer“ oder „Westler“ die Aspirationen der Autonomisten, die Liberalen die Bestrebungen der Conservativen und die Conservativen die Fortsetzung der liberalen Politik. Dazu gibt es noch confessionelle Reibungen. Dem Staatskarren sind sechs Pferde vorgespannt, von welchen jedes nach einer anderen Richtung zerrt, und Széll steht auf dem Bocke mit der Peitsche in der Hand, aber er begnügt sich damit, den störrigen Thieren ins Gewissen zu reden, ihm doch keine Schwierigkeiten zu bereiten. Koloman Széll war der providentielle Staatsmann zur Zeit, als im Abgeordnetenhause ein ernster politischer Kampf wüthete und dennoch nach allen Seiten der Wunsch nach Beendigung dieses Kampfes herrschte. In jener Zeit, in welcher jede Partei Versöhnungspolitik machen wollte, war es nicht schwer, die Parteien für eine Versöhnungspolitik zu gewinnen. Heute liegen die Verhältnisse anders. Rechts und links hat man die süßen Reden satt bekommen, und wie Heines Tannhäuser sehnt man sich nach Bitternissen. Eine kräftige Hand, ein energischer Wille, ein seriöses Ziel und, wenn es sein muss, auch ein wenig Gewalt zur Stärkung des Rechtes sind nothwendig geworden, denn die Majorität wird immer unzufriedener und die an Talent und Charakter ärmsten Parteien werden immer kühner, dreister und hungriger. Koloman Széll hat eine mächtige Waffe in der Hand: die Auflösung des Abgeordnetenhauses, aber es ist fraglich, ob er den Muth besitzt, dieselbe zu gebrauchen. Er ist ein Mann des Wortes, nicht aber ein Mann der That: er hält lieber sechs schöne oder doch wenigstens lange Reden, als dass er ein Factum schafft. Er will alle zufriedenstellen und stellt daher niemanden zufrieden: er will sich's mit niemandem verderben und verdirbt es sich daher mit allen. So lange hat er die verschiedenen Parteien miteinander versöhnt, bis in allen Lagern Streit und Hass aufflammten, und jetzt nur mit der größten Anstrengung wieder eine normale und erfolgreiche Thätigkeit des Parlaments erzielt werden könnte, die doch das Ministerium Széll ohne jede Schwierigkeit erreicht haben würde, wenn es jene Honigmonde, welche ihm gegönnt waren, zielbewusst und selbstbewusst ausgenutzt hätte. Doch der Ministerpräsident ließ die beste Zeit verstreichen, ohne eine feste und sichere Situation zu schaffen. Seine Gegner sammelten sich, seine Feinde erholten sich, aber auch die Scandalsucht erhob ihr Haupt. Ungarn hat wieder seine „Affairen“, Pistolenknallen, Säbelrasseln; Ehrenmänner laufen ihrer Ehre nach, und der hoch auf spritzende Schlamm beschmutzt die ungarische Politik. Die Aera Széll brachte leider bisher nicht die erwartete Purification des öffentlichen Lebens. Wenn der Ministerpräsident nun auch nachholen wollte, was er versäumte, wenn er einige an Talent und Charakter gleich hervorragende Capacitäten der Regierungspartei, statt sie mit schönen Reden hinzuhalten, zu gemeinsamer Arbeit mit ihm veranlassen könnte, wer weiß, ob es ihm gelänge und ob es allen, die eines guten Willens sind, noch gelingen könnte, die bösen politischen Uebel, unter welchen Ungarn seit vielen, vielen Jahren krankt, auszumerzen. Wer weiß? Und weil dies ungewiss ist, kann man auf die Frage, ob es in Ungarn eine politische Krise gibt, im besten Falle nur antworten: Noch nicht.

Budapest, Mitte März 1900. **Árpád.**

## Von der Lex Heinze.

Das genannte Scheusal — wie erklärlich und verzeihlich ist es doch, dass italienische Journalisten den Herrn Heinze für einen hervorragenden Centrumsabgeordneten halten! — hat mich veranlasst, in den Nummern 243 ff. und 257 ff. der „Zeit“ die Grundzüge einer, wie ich glaube, vernünftigen Sexualethik und Sexualjustiz zu zeichnen. Ich habe dabei vorausgesagt, dass das Gesetz auch diesmal nicht zustande kommen werde, dass aber, sollte doch etwas herauskommen, das Ergebnis unvernünftig sein werde, weil es den Gesetzgebern an klaren, festen und vernünftigen Grundsätzen über den Gegenstand fehle. Anfänglich schien sich die erste Vorhersagung erfüllen zu wollen. Das Centrum setzte bei der zweiten Lesung, die am 7. Februar vollendet worden ist, mit Hilfe der Socialdemokraten den Brotherrnparagraphen durch, den die Regierung für unbedingt unannehmbar erklärt hatte und erklären musste, weil sie natürlich weiß, dass es unter den vielen, die ihre Gewalt über ihre Lohnarbeiterinnen zur Befriedigung ihrer Lüste missbrauchen, auch viele hochangesehene und hochconservative, daher ihr sehr theuere Männer gibt. Dagegen haben Centrum und Conservative auch diesmal wieder den Zusatz zum Kuppeleiparagraphen abgelehnt, den die Regierung wünscht, um dem unerträglichen und lächerlichen Zustande ein Ende zu machen, dass Hausbesitzer schon wegen Kuppelei verurtheilt werden müssen, wenn sie Wohnungen an die Mädchen vermieten, die von der Polizei einen Gewerbeschein empfangen, mit der Verpflichtung, sich wöchentlich ein- oder zweimal beim Arzte zu stellen. Dass das Gesetz nur etwa in einem von tausend Fällen angewendet wird, obwohl der Staatsanwalt amtlich weiß, dass er nur auf die Polizei zu schicken braucht, wenn er die Namen und Adressen der übrigen 999 Delinquenten erfahren will, ist natürlich am wenigsten geeignet, die Aufrechterhaltung dieser Monstrosität zu empfehlen. Es schien demnach gewiss, dass die dritte Lesung die Beschlüsse der zweiten unverändert lassen, der Bundesrath aber die Bestätigung versagen werde. Da meldeten die Zeitungen, die Regierung habe mit der ausschlaggebenden Partei, dem Centrum, verhandelt, und es sei ein Compromiss zustande gekommen, wonach das Centrum auf den Brotherrnparagraphen (und die ebenfalls von der Regierung bekämpfte Heraufsetzung des Schutzalters der Mädchen von 16 Jahren auf 18), die Regierung aber auf den Zusatz zum Kuppeleiparagraphen verzichte. So geht denn also statt des ersten der zweite Theil meiner Voraussagung in Erfüllung. Man gibt die einzigen beiden vernünftigen Bestimmungen preis, von denen die eine schon für das Ansehen der Rechtspflege geradezu nothwendig, die andere wenigstens billig und gerecht und wirklich geeignet ist, Unsittlichkeiten zu steuern, und lässt nur das Unvernünftige übrig, denn alle andern Bestimmungen sind theils überflüssig, theils verderblich. In dem Momente aber, da wider alles Erwarten die verrückte Idee Wirklichkeit zu werden drohte, haben sich — der Kunst-, Literatur- und Theaterparagraphen wegen — die Künstler, Literaten und Kunsthändler zu einigen Demonstrationen aufgerafft.

Von einer Volksbewegung oder auch nur einer großartigen Parteibewegung, wie die vor acht Jahren gegen den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf eine war, war schlechterdings nichts zu spüren. Die Witzblätter spotteten, die socialdemokratischen Zeitungen höhnten, die freisinnigen und die demokratischen Organe jammerten, aber der „Kladderadatsch“ ist keine politische Macht — weit entfernt davon, dass bei uns das Lächerliche tödten sollte, macht es vielmehr hoffähig — die Freisinnigen und die Demokraten machen auch mit den Socialdemokraten zusammen noch lange keine Mehrheit aus, und wenn diese Parteien eine Maßregel bekämpfen, so wirkt das bei der Reichstagsmehrheit wie bei den verbündeten Regierungen als eine Empfehlung: dass sich aber Künstler und Literaten sehr heftig gegen die Lex erklären, mag sie den Gesetzgebern geradezu als eine Nothwendigkeit erscheinen lassen: denn, soweit diese beiden Menschenclassen nicht der Stützung und Schmückung von Thron und Altar dienen, gelten sie den zur Zeit herrschenden Frommen als ein verdächtiges, dem Staat, der Kirche und den guten Sitten gefährliches Gesindel. Ja, wenn die zwei Exceutenige, die vor ein paar Monaten unserer Regierung die Ueberzeugung beigebracht haben, dass unsere Flotte verdoppelt werden müsse, wenn die dem preußischen Minister des Innern und der Justiz unter vier Augen gesagt hätten: diese Lex gefallen mir nicht, so wäre die Vorlage sofort zurückgezogen worden. Aber dazu hatten die beiden Großmächtigen keine Veranlassung. Denn erstens sind sie ehrbare Familienväter und lassen ihnen ihre großartigen und wichtigen Geschäfte zu Allotriis keine Zeit. Zweitens haben sie auch für ihre Familienmitglieder und Standesgenossen nichts zu fürchten, denn die gewaltige Höhe, auf der diese Gewaltigen stehen, wagt kein Polizist und kein Staatsanwalt zu entweihen, sie

steht über dem Gesetz. Und drittens ist ja der einzige Paragraph, der zwar nicht sie selbst, aber doch viele ihrer Vasallen bedrohte, der Brotherrnparagraph, fallen gelassen worden. Also der Künstlerprotest musste eher schaden als nützen, umsomehr, als er die an sich schon so schwache Gegenbewegung noch dazu in eine falsche Bahn leitete.

Nur darüber will ich ein paar Worte sagen, denn über die Berliner und die Münchner Protestversammlungen förmlich zu berichten, hätte keinen Sinn. Hat doch jeder Mann in seiner Zeitung gelesen, was auf der Berliner Versammlung am 3. und auf der Münchner am 7. März gesprochen wurde, ferner, dass eine zweite Berliner Versammlung am 10. wegen zu großen Andranges des Publicums (der in einer Millionenstadt für keine Regierung und keinen Reichstag etwas beweisen würde) nicht abgehalten werden konnte: ehe diese Zeilen im Drucke erscheinen, wird sie wohl zustande gekommen sein; ferner, dass der Karlsruher Künstlerbund an die Leiter der Berliner Versammlung eine Zustimmungskundgebung gerichtet, dass in Stuttgart eine Protestversammlung stattgefunden, dass der Verein „Berliner Presse" einen Protest veröffentlicht hat, und endlich, dass der Reichstagspräsident, Graf Ballestrem, Herrn Hirth, dem Vorsitzenden der Münchner Versammlung, den Protest zurückgeschickt hat, weil er sich wegen seines beleidigenden Inhaltes zur geschäftsordnungsmäßigen Behandlung im Reichstage nicht eigne.*)

Um das Hauptsächlichste vom Inhalte der beiden Proteste und der zu ihrer Begründung gehaltenen Reden nur oberflächlich zu streifen, so war es ganz in der Ordnung, dass die Künstler an beiden Orten ihrer Entrüstung über die Art und Weise Ausdruck gegeben haben, wie die Gesetzgeber Bestimmungen über Kunst und Literatur mit einem Gesetz gegen die Zuhälter verbinden. Nicht minder berechtigt ist die Entrüstung beider Versammlungen darüber, dass die Herren Gesetzgeber von der Voraussetzung ausgehen, der gegenwärtige Zustand der bildenden und der redenden Künste erfordere Maßregeln zum Schutze der guten Sitten: haben doch sogar der Herr Akademie-Director Anton von Werner und die übrigen Mitglieder der hoffähigen Künstlerschaft geruht, öffentlich Verwahrung einzulegen gegen die Insinuation der Gesetzgeber, es seien die Werke der Kunst, die man in unseren Museen und an öffentlichen Orten sieht, geeignet, die Sittenlosigkeit und Unzucht zu fördern. Ganz vortrefflich ist auch der zweite Satz des Münchner Protestes zu nennen, die Lex sei geeignet, „das auf seine geistige Mündigkeit stolze deutsche Volk vor sich selbst und vor dem Auslande, wo derartige Attentate auf die geistige Freiheit unbekannt sind, in der empfindlichsten Weise zu demüthigen". Dagegen kommt in der Rede, die Eberlein in Berlin gehalten hat, eine geradezu gefährliche Behauptung vor, die man schon ausgebeutet hat und nicht verfehlen wird, weiter auszubeuten. Er hat nach dem Berichte der „Frankfurter Zeitung" gesagt, das Höchste in der Kunst sei der Act. Das ist nicht bloß Uebertreibung, sondern geradezu unwahr. Was die Prüderie am Bilde des nackten Menschen anstößig findet, das kann auch der schwächste Schüler correct zeichnen oder malen. Zum Höchsten in der Kunst, was nur der Meister zu leisten vermag, gehört unter anderem: Seele, Stimmung und Charakter durchs Antlitz sprechen zu lassen, wirkungsvolle Gruppen zu componieren, die Landschaft zu beseelen. Ob bei alledem halb oder ganz nackte Menschen verwendet werden, das ist für dieses Höchste in der Kunst ganz gleichgiltig. Die Frage, um die es sich bei den streitigen Paragraphen der Lex Heinze handelt, ist gar keine ästhetische, sondern eine Frage der Moral und des Volkswohls. Die Frage lautet: Ist es wahr, dass das Beschauen gewisser Körperpartien oder ihrer Abbildung an sich Sünde ist, zu Todsünden verleitet und dazu beiträgt, die Familie, die bürgerliche Ordnung und den Staat zu untergraben? Die Frömmler und die Heuchler sagen: Es ist so. Wir anderen sagen: Nein, es ist nicht wahr! Und ich glaube in den erwähnten Artikeln bewiesen zu haben, dass gerade das einer manichäischen Weltansicht entspringende Verbot des Schauens, namentlich des Schauens auf Darstellungen, die das Natürliche künstlerisch adeln, zu wirklichen Sünden anreizt, lüstern macht, die Phantasie verdirbt, an unzähligen Krankheiten, Lastern und Verbrechen und am Untergange vieler edler Jünglinge Schuld ist, außerdem aber das sittliche Urtheil verwirrt und die Schätzung der mit dem Geschlecht zusammenhängenden Handlungen auf den Kopf stellt, indem es daran gewöhnt, bloße Unanständigkeiten und sogar unvermeidliche und darum schuldlose Handlungen zu Verbrechen zu stempeln, viele wirkliche Gemeinheiten, Ungerechtigkeiten, Abscheulichkeiten aber straffrei ausgehen zu lassen. Das ist nun zwar auch von den Rednern und in dem Protest der Münchener Versammlung sehr schön und sehr kräftig gesagt worden — all zu kräftig für amtliche Behandlung von irgend einem Ort und für Acten irgendwelcher Kategorie — und diese Versammlung hat sich damit das Verdienst erworben, zum erstenmale in einer öffentlichen Verhandlung die wichtigste, die grundsätzliche Seite der Sache wenigstens berührt zu haben, was bis dahin nirgends, weder im Reichstage noch sonstwo, geschehen war. Aber das muss doch einleuchten, dass nicht die Künstler berufen sind, auf dem Gebiete der geschlechtlichen Moral falsche Ansichten zu bekämpfen und der Vernunft zum Siege zu verhelfen. Die Geistlichen, die Pädagogen, die Aerzte, die Philosophen, die Historiker, die Juristen, die Verwaltungsbeamten, das sind die Personen, die der Tollheit bigotter Fanatiker und strohköpfiger Höflinge zu wehren und das Volk vor den von dieser Seite her drohenden Gefahren zu schützen haben, die also die Pflicht hatten, eine Bewegung, entweder eine wirkliche Volksbewegung oder wenigstens eine Bewegung aller Gebildeten gegen diesen legislatorischen Unfug in Gang zu bringen. Indem sich alle diese Autoritäten feig zurückhalten, und statt ihrer die Künstler die Führung übernehmen, mussten sich Reichstag und Regierung auf ihrem falschen Wege bestärkt fühlen; sie mussten das Schweigen der berufenen Autoritäten als Zustimmung auslegen, den Künstlern aber sagen: euch ist es ja doch bloß um das zu thun, was Eberlein als das Höchste in der Kunst bezeichnet hat, nicht um die wahre Kunst. Und das Lächerliche an der Sache ist, dass sich die Künstler dann am Ende diesen Vorwurf zuziehen, ohne ihn im mindesten zu verdienen. Niemals haben sie das Nackte weniger cultiviert, als heutzutage. Ist doch bei ihnen das Mythologische und das Allegorische, das zur Darstellung des Nackten Anlass gab, sammt der religiösen Engelsknabenmalerei in Misscredit gerathen. Sind sie doch der überwiegenden Mehrheit nach Realisten, und stellen sie daher das Nackte aus dem einfachen Grunde selten dar, weil es in unserer Wirklichkeit höchstens noch in den Badeteichen und Bächen entlegenerer Dörfer vorkommt: bilden doch sogar unsere Plastiker weit mehr marmorne und eherne Hosen, Röcke, Uniformen und Stiefel, als Menschenleiber. An der heutigen bildenden Kunst wird die Lex Heinze so gut wie nichts ändern. Auch in Zukunft wird keine Polizei unsere Moderne hindern, grüne Schafe, blaue Wiesen, einen rothbraunen Himmel, stilisierte Lilien und stilisierte Jungfrauen zu malen, und wenn diese stilisierten Jungfrauen noch seltener als jetzt oder gar nicht mehr ohne stilisierte Gewänder erscheinen, so wird in der That kein Freund des Acts etwas vermissen. Was aber die den Dummköpfen und den Heuchlern anstößigen alten Meisterwerke und die Actphotographien anlangt, so werden die ja heute schon confisciert: Herr Roeren und die frommen Hofbeamten brauchen ja nur zu schnüffeln und zu denuncieren, so schafft ja die Polizei all solches Aergernis aus dem Wege, was freilich die gesetzgeberische Action umso unsinniger macht, da für eine noch weiter greifende Confiscationsthätigkeit außer den Museen und den öffentlichen Denkmälern, z. B. den Schlossbrückengruppen, über die der Kaiser auch ohne die Lex Heinze Gewalt hat, schlechterdings kein Material mehr übrig bleibt.

Also die Vertreter der bildenden Künste hatten eigentlich, vom Ehrenpunkte abgesehen, keinen Anlass, gegen die Lex zu protestieren. Was die Literaten anlangt, so ist zu sagen, dass in der schönen Literatur unserer Modernen zwar oft eigenartige sittliche Anschauungen zutage treten (in einem Buche, das nächstens bei Fr. Wilh. Grunow herauskommt: „Die Spaziergänge eines Laien ins classische Alterthum", sage ich einiges darüber), aber keine Obscönitäten. Und die Eigenart unserer Modernen ist nur die Contrastwirkung der entgegengesetzten Verschrobenheit unserer Frömmler, die Polizei aber schon ihres Bildungsmangels wegen weniger als selbst der einfältigste Dorfschulmeister befähigt, in dieser Verwirrung aller Begriffe das Wahre und Gute vom Verschrobenen und Verderblichen zu sondern. Die Hauptsache bleibt vorläufig, dass wir eine Bewegung gegen die Lex Heinze, die diesen Namen verdient, nicht haben. Aenderung ist nur von dem nicht vorauszusehenden Strome der Entwickelung zu erwarten. Möglich, dass die heutige mönchisch-puritanische Strömung eine Gegenströmung hervorruft, die nach Jahrtausende langer Erfahrung nicht eine Strömung reiner, gesunder Sittlichkeit sondern eine Sturzwelle wüster Zügellosigkeit sein wird; möglich auch, dass sich am Hofe der Wind einmal dreht, und dass, wie sich dies in unserem von Spatzvögeln demokratisch genannten Zeitalter von selbst versteht, alle Autoritäten die Schwenkung schleunigst mitmachen, was sie in diesem Falle keine Selbstüberwindung kosten wird.

Neisse. Karl Jentsch.

---

# Die Methoden der Schnelltelegraphie und das System Pollak Virág.

Oft staunt man über die Schnelligkeit, mit welcher auf gewissen Gebieten der Technik ein Fortschritt den anderen jagt, ohne zu bedenken, dass die praktischen Bedürfnisse sehr häufig durch die

---

*) Nach Absendung des Manuscripts [illegible]

Ereignisse selbst, ja durch die bloße leise Möglichkeit der Erfüllung so rasch und hoch gesteigert werden, dass die Technik von ihnen gewaltsam zu weiterer Entwickelung getrieben wird. Vor fünfzig Jahren galt die bloße Möglichkeit des Telegraphierens an sich für ein halbes Weltwunder; in der Stunde zwanzig Telegramme von je zehn Worten auf dem Draht über weite Entfernungen senden zu können, schien ein Erfolg, den nichts mehr überflügeln könnte. Heute kann man in jeder Minute dreimal mehr Worte telegraphieren, als damals in einer Stunde, und noch immer weiter gehen die auf äußerste Schnelligkeit der Vermittlung, auf äußerste Ausnützung der Leitungen zielenden Wünsche der Verwaltungen, immer weiter aber auch die erstaunlichen Fortschritte der Technik.

Bei einer kürzeren, normal angelegten und normal (im Sinne des Verkehres, wie er vor zehn Jahren thatsächlich bestand) benutzten Leitung liegt im Grunde wenig Veranlassung vor, den einfachen, zuverlässigen Morse- oder gar den drei- bis viermal schneller arbeitenden, auch entsprechend kostspieligeren Hughes-Apparat mit einem abermals complicierteren System zu vertauschen. Ja, bei erheblichem Anwachsen des Nachrichtenverkehres auf solchen Linien wird man meist einfacher davonkommen bei Verdoppelung oder Vervielfachung der Drähte und Apparate, als bei der Einführung complicierter Methoden und Einrichtungen zur Schnelltelegraphie auf einem Draht. Aber es kommen auch andere Fälle vor, in denen die Sache entgegengesetzt liegt. Wo täglich lange Zeitungsnachrichten zu telegraphieren, umfangreiche Börsenberichte zu vermitteln sind, ist mit den alten Systemen der Telegraphie, gleichviel ob es Schreibtelegraphen wie der von Morse, oder Drucktelegraphen wie der von Hughes sind, schlechterdings nicht mehr auszukommen. Wo sehr lange Leitungen zu bedienen sind, wie zum Beispiel zwischen den europäischen Hauptstädten, wo gar die Verbindungen zwischen fernliegenden Ländern durch Kabel hergestellt werden müssen, die Millionen verschlingen, da ist die Vermehrung der Drähte nicht so leicht, da muss vielmehr jeder einzelne Draht bis aufs äußerste ausgenutzt werden, wenn bei den heute gewohnten Preisen die Sache rentieren und mit den vorhandenen Leitungen der Verkehr überhaupt noch im nöthigen Umfange aufrecht erhalten werden soll. Das sind in erster Linie die Fälle, in denen die Schnelltelegraphie ihren Nutzen beweist. Betrachten wir zuerst ihre älteren, bis jetzt in den allgemeinen Gebrauch übergegangenen Methoden.

Da mit dem Morseschreiber wegen der auf- und abgehenden Bewegung seines Ankers eine erhebliche Geschwindigkeit überhaupt nicht zu erreichen ist, so ist für die Schnell- oder automatische Telegraphie zumeist der Typendruckapparat benützt worden. Den letzteren, der zumeist in der von Hughes angegebenen Form benutzt wird, genauer zu beschreiben, ist hier nicht angängig. Seine Wirksamkeit beruht darauf, dass zwei an ihrem Rande mit Typen besetzte Scheiben mit genau gleicher Schnelligkeit (synchron) in der Gebe- und Empfangsstation rotieren und auf einen Tastendruck hier und dort bei demselben Buchstaben oder Zeichen stehen bleiben, um ihn oder es auf einem Papierstreifen zum Abdruck zu bringen. Die Zeichengebung geschieht durch den Druck der Finger auf Tasten, und es erhellt ohneweiters, dass dabei, weil jeder Buchstabe nur einen Fingerdruck, anstatt zwei, drei oder gar vier beim Morseapparat verlangt, eine größere Schnelligkeit erzielt werden kann. Wesentlich ist jedoch dieser Vortheil an Geschwindigkeit noch nicht, sondern er wurde es erst durch die Erfindung Wheatstones, die Zeichengebung überhaupt nicht mehr mit der Hand, sondern automatisch mit vorgelochten Papierstreifen zu vollziehen. Die Depesche wird mit Hilfe besonderer Stanzapparate auf solche Streifen übertragen, und zwar nach Art des Morse-Alphabets, so dass der Abstand und die Gruppierung der Lochungen Buchstaben für Buchstaben angeben. Denken wir uns nun einen solchen Streifen zwischen zwei gegeneinander rotierende Metallrädchen oder Scheiben gebracht, so wird er den Durchgang des Stromes durch dieselben hindern mit Ausnahme der Stellen, wo er gelocht ist und demzufolge den Weg von einer Scheibe zur anderen frei gibt. Die so entstehenden Stromimpulse pflanzen sich auf den Empfänger fort und bringen hier die Depesche zur Niederschrift.

Was diese Methode für die Schnelltelegraphie befähigt, ist nicht sowohl eine vergrößerte Empfindlichkeit der Empfangsapparate, als die einfache Beschleunigung der Depeschenaufgabe durch den Wheatstone'schen gelochten Streifen. Müsste letzterer von dem Beamten, der mit der Absendung betraut ist, selbst hergestellt werden, so wäre freilich auch noch kein Vortheil dabei, aber indem man mit der Herstellung der Depeschenstreifen mehrere Personen beschäftigt und lange Telegramme gleich einem in Satz zu gebenden Artikel in mehrere Abschnitte theilt, kann die Arbeit des Telegraphierens selbst ungemein beschleunigt werden. Allerdings ist dabei vorausgesetzt, dass auch der Empfänger in seinen beweglichen Theilen leicht genug construiert sei, um dem raschen Spiel des Gebers folgen zu können, und dass die erregten Stromimpulse selbst in ihrer Richtung und Führung so eingerichtet sind, dass nicht durch Induction, Polarisation und sogenannte Flächenladung die einzelnen Stromstöße sich gegenseitig stören oder vernichten. Auf die dazu benutzten Mittel im einzelnen einzugehen, erforderte lang athmige, fachmännische Erörterungen, die wir uns ersparen wollen. Dagegen leuchtet es ohneweiters ein, dass die verschiedenartige Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten nicht nur ein, sondern mehrere Systeme der Schnelltelegraphie nach Wheatstone erzeugen müsste, die sich in ihren Grundzügen zu ähnlich sind, um hier gesondert behandelt zu werden. Zu den älteren schnell laufenden Empfängern von Bain, Siemens u. a. sind neuerdings die Systeme Crehore und Squier (Wechselstrom aus Maschinen geliefert), Wilmot, Delany (chemischer Schreibapparat) und mehrere weitere getreten, mit deren Hilfe man selbst auf langen Leitungen eine Geschwindigkeit bis zu 600 Worten in der Minute erreicht hat.

Denkt man daran, dass diese Erfolge eigentlich doch nur durch Arbeitstheilung (beim Uebertragen der Depeschen auf die gelochten Sendestreifen) erreicht worden sind, so scheint es, als ob sich auf einfachere Weise dieselbe Erhöhung der Gesammtleistung erreichen lassen müsste, wenn man anstatt der Herstellung der Automatstreifen gleich die Absendung der Originaldepeschen mittels Morse- oder Hughesschrift mehreren Theilnehmern und mehreren Apparaten übertrüge, die gleichzeitig arbeiten, lange Depeschen also theilte und die Bruchstücke gleichzeitig absendete. Ganz gut, nur dass dabei nicht allein eine Vermehrung der Apparate, die ja keine großen Opfer erfordert, sondern auch eine Vermehrung der Drähte nöthig wäre, die ja gerade auf langen Linien, wie in der Einleitung auseinandergesetzt, durch die Schnelltelegraphie vermieden werden soll.

Ja, wenn man die Leitungsfähigkeit eines Drahtes vollkommen ausnutzen könnte! — Das ist ein Gedanke, der die Köpfe der Erfinder schon seit langer Zeit beschäftigt hat. Es ist ja klar, dass weder der Morse-, noch der Hughes-Apparat die Leitung, auf welche sie geschaltet sind, unausgesetzt beschäftigen. So rasch auch der Telegraphist arbeiten mag, so ist doch die Zeit der eigentlichen Contacte, während deren die Leitung arbeitet, verschwindend gegen die Dauer der Unterbrechungen, in denen der Draht stromlos ist. Die Vielfachtelegraphie, der eine lange Reihe sogenannter Multiplex-Apparate zu Gebot stehen, soll die Aufgabe lösen, die Pausen zwischen den Contacten eines Apparates durch die Arbeit eines zweiten, dritten u. s. w. nutzbringend auszufüllen. Bedenkt man dabei, dass es sich nicht etwa darum handelt, in der Pause zwischen zwei Depeschen oder Worten rasch die Worte eines anderen oder dritten mit Hilfe eines anderen Apparates dazwischen zu schalten, sondern dass zwei oder mehr Apparate unablässig nebeneinander arbeiten und dennoch ihre Stromzuckungen, wahllos durch einander auf dieselbe Leitung geschickt, sich weder stören noch aufheben, so scheint das nur mit einem Wunder zugehen zu können. Dennoch ist nicht nur eine, sondern sind mehrere Lösungen dieses Problems möglich und bereits zur Ausführung gekommen. Eine derselben beruht auf der Bedienung der einzelnen Apparate mit Strömen verschiedener Stärke. Wenn von vier Paaren miteinander durch eine einfache Leitung verbundener Apparate ein Paar durch den Strom eines, das nächste durch zwei, das dritte durch drei und das vierte durch vier Elemente bedient wird, und der angerufene Apparat so eingerichtet ist, dass er nur bei der zu ihm gehörigen Stromstärke arbeitet, so ist damit schon ein Mittel gegeben, die Wirksamkeit der einzelnen Stromstöße auseinander zu halten und auf den richtigen Punkt zu leiten.

In der Praxis bedient man sich indessen für die Zwecke der Vielfachtelegraphie fast durchwegs anderer Mittel. Bei den Systemen von Meyer und Baudot sind die einzelnen Sendeapparate ebenso wie die Empfangsapparate zunächst an einen rotierenden Umschalter oder Stromvertheiler und erst durch seine Vermittelung an die Fernleitung geschlossen. Bei einem sechsfachen System zum Beispiel hat die Vertheilerscheibe sechs metallene Sectoren, von denen jeder mit der Leitung unausgesetzt, mit dem dazugehörigen Sender dagegen nur einmal während jeder Umdrehung in Berührung steht. Diese kurze Zeit genügt, ein Zeichen zu telegraphieren, das infolge der raschen Fortleitung des Stromes im gleichen Augenblick auch den Empfänger oder Schreibapparat am anderen Ende der Leitung in Thätigkeit setzt. Bevor noch die nothwendige Pause zwischen je zwei Zeichen, die schon durch die mechanische Handhabung der Hebel, Drücker, Tasten, Schreibstifte u. s. w. erfordert wird, verflossen ist, hat sich die Vertheilungsscheibe schon einmal völlig umgedreht, und stellt die Leitung abermals zur Verfügung desselben Apparates, nachdem inzwischen fünf andere ihre Zeichen nacheinander durch die gleiche Leitung entsandt haben. Zwei scheinbare Schwierigkeiten, nämlich dass jeder Sender eben in dem Moment thätig ist, wo ihm, und ihm allein die Leitung zur Verfügung steht, und dass zweitens die zusammengehörigen Apparate auch stets gleichzeitig an dem entsprechenden Sector des Vertheilers und damit an der Leitung liegen, sind in der Praxis verhältnismäßig leicht gelöst. Die beiden Vertheiler rotieren synchron, so dass stets nur zusammengehörende Apparate miteinander in Verbindung stehen, das heißt solche, die beim Beginn des Gespräches gleichzeitig an der Leitung lagen. Ferner ist die Einrichtung getroffen, dass ein am Sender aufgegebenes Zeichen, das heißt die Verbindung desselben mit dem Batteriestrom, solange bestehen bleibt, bis der betreffende Apparat an der

Leitung liegt und das Zeichen wirklich vermittelt ist — erst dann kann ein neues gegeben werden. Uebrigens spielt sich der ganze Process so geschwind ab, dass die Apparate mit jeder gewünschten Schnelligkeit arbeiten können. Natürlich ist die so erzielte Arbeitsbeschleunigung nicht gering, und wenn auf einer einfachen Leitung ein gewöhnlicher Morse-Apparat 250, ein Hughes-Typenschreiber 1000 Worte vermitteln kann, so bringt es das System Bardot leicht auf 4000 Worte. Aber wer wollte sich damit zufrieden geben, während durch hohe Kupferpreise die Leitungen immer theurer werden und gleichzeitig das Publicum nur nach Herabsetzung der Telegrammgebüren schreit? Im Gegentheil hat fast unmittelbar nach den vorbeschriebenen Verbesserungen der Schnelltelegraphie ein anderer erfolgreicher Neuerer des Telegraphenlebens, Delany, eine weitere Vervollkommnung des Systems Baudot erreicht, welche alle früheren Erfolge weit in den Schatten stellte.

Das Princip, das der Vielfachtelegraphie überhaupt zugrunde liegt, dass nämlich die zeitraubenden Geschäfte des Telegraphierens ausschließlich auf dem Gebiet des Mechanischen liegen, und der elektrische Vorgang selbst, das eigentliche Fernwirken, nur unendlich kurze Zeiträume erfordert — dieses Princip hat Delany eigentlich nur bis in seine letzte Consequenz durchgeführt. Telegraphiert, das heißt an den Apparaten gearbeitet, wird bei seiner Einrichtung zum Vielfachtelegraphieren unausgesetzt, dagegen sind es nur verschwindend kurze Momente, während derer die Leitung von jedem einzelnen Apparat wirklich benutzt wird. Dabei ist die Sache im Grunde noch einfacher als das vorerwähnte System, wenn auch ihm im ganzen sehr ähnlich. Auch hier sind zwischen die Gruppen der gleichzeitig arbeitenden Apparate und die beiden Enden der Leitung rotierende Vertheilungsscheiben geschaltet, aber dieselben drehen sich ungeheuer schnell und bringen jeden einzelnen Apparat in jeder Secunde mehr als zehnmal mit der Leitung in Contact. Damit ist schon der Vortheil verbunden, dass die Zeichengebung auf allen Apparaten durchaus gleichzeitig und ohne jede Rücksicht auf die Stellung des Vertheilers vor sich gehen kann, denn jedes Zeichen, jeder Hebeldruck erfordert soviel Zeit, dass der betreffende Apparat während derselben mindestens einmal an die Leitung gelegt wird, also auch beim schnellsten Arbeiten kein Zeichen verloren gehen kann. Ferner aber können nicht nur vier bis sechs, sondern dutzende, man sagt bis zu zweiundsiebzig Apparate an derselben Leitung liegen, indem die Umschalterscheiben ebensoviele Contacte erhalten. Das mag in diesem Umfange praktisch noch nicht verwirklicht sein, jedenfalls hat aber das System Delany seine praktische Brauchbarkeit in bescheidenem Umfange völlig erwiesen.

Coswig. Wilhelm Berdrow.

(Schluss folgt.)

# Schwedens moderne Dichterin.

Selma Lagerlöf.

Selma Lagerlöf, die einzige wirklich bedeutende unter den zahlreichen Novellistinnen in der schwedischen Literatur, hat diesen Winter zwei neue Arbeiten herausgegeben, einen kleinen Roman, wenn man ihre wie eine schwedische Gespenstergeschichte von nordischer Phantastik durchwobene Erzählung „Eine Herrenhofsage“ so nennen kann, und eine größere Folge von Novellen und Prosagedichten: „Königinnen in Kungahälla und andere Erzählungen“. Obgleich keines dieser Werke sich mit dem unerschöpflichen Bilderreichthum und der überquellenden Poesie der großen Novellencyklen „Gösta Berling“ *) und „Wunder des Antichrist“ messen kann, durch die die Verfasserin ihren weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgehenden Ruhm erwarb, dürften sie gleichwohl vielleicht das Interessanteste sein, was die schwedische Büchersaison dieses Winters geboten hat. Die übrigen unserer hervorragenden Schriftsteller, die auf den Büchermarkt getreten sind, haben dies entweder mit schon früher bekannten und discutierten Sachen gethan — wie dies bei Verner v. Heidenstams übrigens brillanter Essaisammlung „Zeichnungen und Gedanken“ der Fall ist, in der einem stets der ideenreiche intellectuelle Theoretiker, der das alter ego des großen phantasievollen Dichters ist, entgegentritt — oder haben sich nicht gerade von der vortheilhaftesten Seite gezeigt.

„Gösta Berling“ war bekanntlich mit all seinen literarischen Geschmacklosigkeiten, die an die alten Romane aus der Zeit der Straminstickereien und Canonbücher mit viel Engeln, Schurken und Liebe erinnern, eine der bemerkenswertesten Schilderungen, die unsere Schönliteratur besitzt: sie gab uns ein Bild schwedischen Lebens in all seiner provinziellen Abgeschiedenheit, aber auch mit der Stärke einer ununterbrochenen Localtradition. Es ist in all seiner bunten Sagenstimmung ein Stück mittelschwedische Culturgeschichte, das uns den Hintergrund gibt, aus dem unsere großen Dichter Tegnér und Geijer, beide Vermeländer wie Selma Lagerlöf, erwachsen sind. Denn diese wilden Cavaliere auf Ekeby mit ihren Brantweinorgien, ihren Liebesabenteuern und ihren [illegible] Vagabundenseelen sind so schwedisch, wie nur Bellmans Wirtshaushelden und Tegnérs Wikinger.

* [illegible] in deutscher Uebersetzung [illegible]

Die neuen Bücher sind dem Inhalte sowie dem Umfange nach kleiner. Geschmacklosigkeit und Redseligkeit findet sich auch hier, und es fehlt nicht an stilistischen Schnörkeln von zweifelhafter Provinzeleganz. Und das Ausrufungszeichen florirt noch in ärgerlichem Ausmaße. Man wird dieses ewig offenen Mundes müde, der stets Ah und Oh ruft, und wünschte anstatt all dieser Exclamationen ein friedlicheres Legato.

Und doch — wenn man wieder hinter einem ihrer Bücher sitzt und wie im Dunkel ihre Stimme erzählen hört, dann vergisst man all diese Unwesentlichkeiten, die man schließlich überhaupt garnicht mehr bemerkt: so außerordentlich ist diese Phantasie, so tief und warm dieses Gefühl, so anziehend diese ganze Persönlichkeit. Man geräth in den Zauberkreis dieser warmen Seele und wundert sich nur, woher diese in einem entlegenen Winkel der Welt hausende Verfasserin, die ihr halbes Leben in der mehr schönen als inhaltsreichen Stellung einer Lehrerin verbracht — und ein Zipfelchen Sonntagsschule guckt immer irgendwo in Selma Lagerlöfs Büchern hervor — diesen ganzen, wie es scheint, unbegrenzten Fond von Phantasien und Visionen, diese seltsam weite Scala von Gefühlen, die uns in ihren Büchern begegnen, haben kann.

Wenn man Selma Lagerlöfs Erzählungen liest, ist man fast geneigt, an die alte Lehre der Seelenwanderung zu glauben. Ueberall in ihren Geschichten und besonders auf den Lippen ihrer Frauengestalten tauchen seltsame Worte auf, Worte, die aus dem tiefsten Grunde der Seelen und des Unbewussten stammen, und die noch so vernünftiges Nachdenken auf nüchternen Streifereien kaum erlisten kann, Züge, so merkwürdig wie Offenbarungen und so erstaunlich! Mutterschaft und Nonnenekstase, Hexenaerglist und Königinnenglück, die wechselndsten, allerinnerlsten Impulse des Frauenlebens kennt und verkündigt sie. Wahrlich, ihre Seele hat viele Alter und Gestaltungen durchwandert. Sie ist die einer altnordischen Prinzessin gewesen, einer heidnischen Zauberin, einer südländischen Heiligen, einer Sibylle und noch vieles mehr, ehe sie zu Selma Lagerlöf kam; und geheimnisvoller, nur halbvergessener Präexistenzen Glut, Weisheit und Fröhlichkeit erfüllen ihre Erzählungen mit dem wunderbaren, fernen Rauschen aus vergangenen Zeiten und todten Städten.

Aber nicht genug damit. Es liegt manchmal in ihren Geschichten eine Logik, die nicht die alltägliche und gewohnte unserer Welt ist, sondern die von dem inneren scheinbar paradoxen nemesisverknüpften Zusammenhang des Lebensprocesses selbst erfüllt zu sein scheint. Man hört bei ihr oft die seltsame Musik hinter dem Vorhang. Und dabei hat die Verfasserin ein Vermögen, in das Absurde Sinn und in das, was sich zerrissen und unzusammenhängend darstellt, Consequenz zu bringen, dass uns Staunen befällt. Zuweilen bilde ich mir ein, dass sie Bekanntschaft mit den Parzen gemacht hat und dass die drei mürrischen, fabulösen, düsteren Schicksalsgöttinnen den Weg in ihr Stübchen kennen und ihr beim stillen Nachmittagskaffee dies und das erzählen: Lachesis davon, wie das Gewebe des Lebens gespannt und grundiert wird, Atropos, wie dessen rothe Kette und bunte Muster durch das unermüdlich bildende Schiffchen geformt werden, Klotho, wie und warum Fäden und Muster zerschnitten werden. In einer der Erzählungen des neuen Sammelbandes „Eine Geschichte aus Halstanäs“ schildert Selma Lagerlöf einen alten ernsten, pensionierten schwedischen Officier, der die freie Zeit des Alters dazu verwendet, selbst einen großen Teppich zu weben, in den er „sein eigenes und seiner Freunde Leben webte, in einer geringen Nachbildung dessen, was er meinte in Gottes Webstuhl dargestellt gesehen zu haben“. Das thun wohl alle Dichter von irgend welchem Rang, oder wollen es wenigstens thun. Aber Selma Lagerlöf hat Augenblicke, wo ihr das in so wunderbarer, zugleich farbenstarker und feingestimmter Weise glückt, dass man glauben könnte, sie hätte im Traume als unseres Herrn Weberin in die allerhöchste Webkammer gucken dürfen. Zu einer Zeit, wo die „Entschleierung der Lebensmysterien“ literarischer Sport geworden ist, literarische Charlatanerie und literarisches Freimaurerwesen mit großen Geberden auftreten, erzählt sie Heimlichkeiten und Wunder — einfältig und sublim, wie Kinder und Narren „Wahrheiten“ erzählen.

•

Das bedeutungsvollere von Selma Lagerlöfs neuen Büchern ist die Erzählung „Eine Herrenhofsage“. Sie konnte sich auf gar keinem anderen Boden zutragen als auf dem Selma Lagerlöfs, und der Gang ihrer Geschehnisse ist so seltsam, dass mancher Leser zweifelnd den Kopf dazu schüttelt.

Der junge Erbe des alten Hofes Munkhyttan, Gunnar Hede, ist ein weicher Schwärmer, der als Student in Upsala in seinem Traumdasein und seiner Musik lebt, ohne an Zukunft oder Studien zu denken, umsoweniger, da er sich für reich hält. Die Berührung mit der Wirklichkeit zersprengt diese empfindliche, schwach organisierte Seele wie eine allzu harte Hand ein sprödes Glasgefäß, und als er die Nachricht empfängt, dass seine Stellung untergraben ist und der Wittwensitz seiner Mutter, sein geliebtes Kindheitsheim Munkhyttan, unter den Hammer kommen muss, wenn nicht energische Schritte [illegible] werden, da wenn er keinen besseren Ausweg als wie sein Großvater [illegible] den Wohlstand des

Geschlechtes begründete, als fahrender Handelsmann, mit dem Sack auf dem Rücken, auszuziehen und so (es ist anno 1830) das verlorene Capital Groschen für Groschen zurückzugewinnen. So gelingt es ihm wirklich, den Hof für die Mutter und sich zu retten, aber er selbst wird ein anderer Mensch in diesen Jahren herumstreifenden Krämerlebens, während derer er in eine tiefere Gesellschaftsschicht hinabsinkt, sein weicher, schwacher Sinn umnachtet sich unter den Mühen und Demüthigungen der Wanderjahre.

Gerade in dem Augenblick, wo die erste große Krise in seinem Leben kam, beim ersten Stoß der Wirklichkeit, war Hede zufällig mit einer kleinen, umherziehenden Kunstreitertruppe zusammengetroffen, in der sich ein blinder Geigenspieler befand, geführt von einem kleinen, bleichen Mädchen mit Augen gleich Sternen in einem betrübten Antlitz. Hede nimmt die Fiedel des Landstreichers und drückt auf ihr sein ganzes Jugendglück und seinen ganzen Jugendschmerz aus, und das kleine Mädchen, dem der feine Student, der so brausend und schön spielt, wie ein Märchenprinz erscheint, wird von einer überspannten, thörichten Verzückung für Hede ergriffen. Sie ist es auch dann, die ihn vom Wahnsinn retten soll, und das, obgleich das Schicksal alles gethan hat, um es unmöglich zu machen. Denn als sie sich mehrere Jahre später wieder treffen, da ist es auf einem Kirchhof, oben in Dalekarlien. Das Mädchen liegt in dem eben in die Erde gesenkten Sarg, und er ist ein Narr geworden, der in der Sonntagssonne am Grabe sitzt und für sich selbst spielt, aber da stellt es sich heraus, dass das Mädchen nur scheintodt ist, und der Narr rettet sie vom Tode und trägt sie in seinem Krämersack hinaus ins Leben. Dann erzählt die Geschichte, wie das junge Mädchen mit dem Wahnwitz in Hedes Sinn kämpft und ringt, und es ihr schließlich auch dadurch, dass sie gleichsam sein Leben zurück zu dem Punkte schraubt, wo die Seelenkrankheit geboren ward, gelingt, ihn von dem Dunkel und den Dämonen zu erlösen und ihn durch ihre Liebe der Sonne und dem Tage wiederzuschenken.

Welche curiose und unwahrscheinliche Construction, sagt vielleicht der, welcher diese Inhaltsangabe liest. Aber wer in der Lage ist, anstatt dessen Selma Lagerlöfs Erzählung selber zu lesen, wird sehen, welchen wunderbaren inneren Zusammenhang sie in diese halb gespensterhafte Geschichte von der Mittwinterherdflamme auf einem alten Herrenhof gebracht hat. Es ist zwischen diesen Scenen nicht die gewöhnliche Causalität des Daseins, sondern eine magische, verborgene Verbindung, deren Wirklichkeit man fühlt, während man gleichzeitig versteht, dass sie „über allen Verstand" geht. Traum und Realität fließen in Selma Lagerlöfs Welt ohne bestimmte Grenzlinien ineinander, und unter dem Einflusse dieser tiefsinnigen Kinderphantasie wird der Gedanke des Lesers selbst vereinfacht wie der des Kindes, vor dessen Einbildung das Weltspiel mit der Anschaulichkeit eines gedeuteten Pfänderspiels steht. So vergessen wir gewöhnliche Skepsis und gewöhnliche prosaische Verstandesfragen vor der Macht dieser einzigen Märchenerzählerin, und wenn sich Frau Sorge in ihrem schwarzen Creppschleier und ihrem schwarzen Sammetmantel auf den Hofplan von Munkhyttan fahren und sich anmelden läßt, finden wir das ebenso natürlich, als wenn es Frau Petersson wäre, die käme. Und mit athemlosem Interesse hören wir diese Herrenhofsage, in der nur der Abschluss allein verfehlt und missglückt ist. Der fällt aus dem Tone, der führt heraus aus der vom Scheine der halbverkohlten Glut der Winterflamme erhellten Halbdämmerstimmung, in der man zuvor gesessen, und das handfeste harte Wirklichkeitslicht kühlt ab und benimmt die Wirkung. Aber bis zum Schlusse ist diese Herrenhofgeschichte ein unvergleichliches Sagenkleinod.

*

Selma Lagerlöf hat so noch einmal durch ihre Bücher gezeigt, dass sie eine der wärmsten und phantasievollsten Begabungen ist, die jetzt die Feder führen. Vermisst man etwas in ihren Werken, so ist es die Welt von Gedanken und Reflexion, die keine Märchenerzählerin ihr Eigen nennt, selbst wenn sie für große Kinder dichtet. Und es ist eine kluge Einsicht der Eigenheiten ihrer Natur, die sie die moderne Stadt und den modernen Menschen fliehen läßt. Man könnte in dieser Hinsicht eine kleine Ansprache in ihrem eigenen Stile an sie richten: Oh, Selma Lagerlöf, die du am größten und kindlichsten bist von schwedischen dichtenden Frauen — sieh, ringsum, auf den Gassen und den großen Märkten drängen sich die Kinder der Hauptstadt in spitzfindigen Gedanken und verwickelten Gefühlen, die du nicht verstehst. Suche niemals ihre Probleme und Speculationen, lass ihre Freuden und Sorgen, denn da kannst uns keinen Deut darüber lehren, und bleibe in deinen eigenen Märchenwäldern, deinen eigenen Legendenstädten, und dein Dichten wird hervorströmen, wie Wein aus der Traube, und Milch aus der Mutterbrust, und wir werden uns freuen, mitten in unserer überklugen Zeit eine Märchenerzählerin zu haben, die singen und sagen und zaubern kann wie das Mägdlein am Spinnrocken, die Hexe am Blockfeuer und die träumende Nonne in ihrer Zelle.

Stockholm. Oskar Levertin.

# Léandre in der Politik.

Es gibt Menschen und Unternehmungen, die Glück haben: das französische Witzblatt „Le Rire" und seine Mitarbeiter gehören dazu. Das Blatt ist soeben in Deutschland für die Dauer von zwei Jahren verboten worden, eine Reclame, die man nicht hoch genug schätzen kann, wenn man Zeitungsbesitzer ist. Der „Rire" verdient seinen Erfolg allerdings, da er das beste illustrierte Witzblatt Frankreichs ist. Aber was will das sagen? Mit den Illustrationen ist es in Frankreich nicht weit her, und obgleich der „Rire" das beste französische Witzblatt ist, kann es sich bei weitem nicht mit der „Jugend" oder mit dem „Simplicissimus" messen. Um Politik kümmert sich das Blatt im allgemeinen nicht, und wenn einmal ein Zerrbild der Königin von England oder des deutschen Kaisers darin erscheint, so ist die Sache gewöhnlich sehr harmlos. Warum also der „Rire" von ordentlichen Unterthanen des Deutschen Reiches hinfort nicht mehr betrachtet werden soll, kann ich nicht einsehen, es sei denn, dass Herr Cecil Rhodes, der Beherrscher des britischen Weltreiches, dahintersteckt.

Im britischen Weltreiche gibt es keine Censur und kein Zeitungsverbot, aber in Deutschland rühmt man sich des Besitzes der letztern Errungenschaft der Cultur und ist somit imstande, der armen Verwandten zu Hilfe zu kommen. Nur schade, dass derartige Verfügungen so wenig helfen: haben die Zeichner des „Rire" bisher manchmal der Königin von England einen Streich mit der Pritsche gegeben, so wird sie jetzt das deutsche Verbot dazu aufmuntern, sich mehr als bisher mit dem deutschen Kaiser zu beschäftigen, der seine Großmutter so ritterlich in Schutz nimmt.

Es ist wirklich sehr überraschend, welche Riesenreclame gerade der „Rire" und seine Zeichner aus dem südafrikanischen Kriege herausgeschlagen haben. Alle französischen Zeitungen, die Fachblätter der Börsen- und Finanzleute ausgenommen, sind bei dieser Gelegenheit gegen England zu Felde gezogen, nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Stifte. Denn, wenn die illustrierten Witzblätter hierzulande wenig taugen, so liegt die Schuld dafür nicht zum mindesten in der Thatsache, dass fast alle Tagesblätter zugleich Illustrationen bringen, und zwar Illustrationen der besten französischen Zeichner. Caran d'Ache z. B. veröffentlicht seit drei Monaten jede Woche zwei köstliche Zeichnungen im „Figaro" und im „Journal", worin die Engländer verspottet werden, und mit geringen Ausnahmen thun alle Pariser Zeichner in den verschiedenen Blättern dasselbe. In England aber und überhaupt im Auslande scheint man sich dem Wahne hinzugeben, dass der „Rire" und seine Zeichner die einzigen Sünder seien, denn nur so läßt sich die Wuth der Engländer über die Auszeichnung Léandres und der Brief des Herzogs von Orléans an Willette erklären, und auch das gegen den „Rire" gerichtete deutsche Verbot scheint seinen Ursprung am gleichen Orte zu haben.

Wenn es überhaupt einen französischen Zeichner gibt, der die Welt mit harmlosem Humor betrachtet und alle Hohlheiten und Eitelkeiten belächelt und verspottet, auf welcher Seite sie auch zu finden sein mögen, so ist dies Léandre. Die meisten anderen Zeichner haben sich z. B. in der alle Gemüther erregenden Dreyfus-Affaire auf irgend eine Seite geschlagen: Forain und Caran d'Ache haben geradezu blutdürstige Zeichnungen gegen den armen Dreyfus und seine Vertheidiger veröffentlicht, Hermann Paul und Ibels sind auf der anderen Seite kaum weniger ungerecht gegen die Officiere und die Priester gewesen — von den wirklich bedeutenden und eigenartigen Zeichnern sind nur zwei unparteiisch geblieben: Steinlen und Léandre. . . Dass Steinlen nichts von sich hören ließ, wird niemanden wundern: im Grunde seines Herzens ist er ein pessimistischer Philosoph, der den Zusammensturz der bestehenden capitalistischen Gesellschaft herbeiwünscht und der sich deshalb heimlich darüber freute, dass die Hauptmächte — auf der einen Seite Clerus und Adel, auf der anderen die Vertreter der Finanz, des Handels und der professionellen Politik — einander den Garaus zu machen suchten. Er stand also in der Ferne, sah schadenfroh zu und zeichnete nach wie vor seine Pariser Straßenbuben, seine Arbeiter und Arbeiterinnen, seine Lumpen und Bettler.

Aber auch Léandre ist kein Politiker, wenigstens kein bewusster. Die gütige Mutter Natur hat ihm die unschätzbare Gabe verliehen, an allen Dingen eine komische Seite zu sehen, und in seinen Zeichnungen thut er weiter nichts als diese komische Seite, die er unwillkürlich wahrnimmt, wiedergeben und betonen. Mit der Unparteilichkeit des echten Humoristen wählt er dabei Freund und Feind und nicht zum wenigsten sich selber zum Opfer aus. Selbstcaricaturen muss es viele hundert von ihm geben, und wer jemals eine davon gesehen hat, weiß, dass er alle Absonderlichkeiten seines Gesichtes und Körpers kennt und verspottet. Diese vor den Kopf tretenden runden Glasaugen, der runde Körper, an dem sich hinten ein Schweineschwänzchen ringelt, und die winzigen fetten Beinchen, die er an sich entdeckt und dem Gelächter des Publicums preisgibt, verrathen eine Satire, die sich gegen sich selber kehrt: also etwas, was man Humor nennen kann.

Der französische Cultusminister, der dem Künstler das Kreuz

der Ehrenlegion verliehen hat, zeigte damit, dass er sein Wesen besser kennt, als die hiesigen Correspondenten englischer Blätter, die ob dieser Auszeichnung Zeter und Mordio schrieen. Herr Leygues und seine Collegen im französischen Ministerium hätten, wenn sie ebensowenig Spass verständen, ebensoviel Grund, dem Zeichner des „Rire“ gram zu sein, wie die Königin von England und ihre Minister, denn wie diese haben auch sie zu lachreizenden Caricaturen Léandres sitzen müssen. Es gibt überhaupt keinen Franzosen und keine Französin, die in den letzten fünf Jahren von sich reden gemacht hat, ohne von Léandre verewigt worden zu sein. Politiker, Generäle, gesellschaftliche Spitzen, Künstler, Schauspieler, Geldmänner, Afrikareisende — Yvette Guilbert und General Galliffet, Sarah Bernhardt und Präsident Loubet, Labori und Drumont, Déroulède und Reinach, Jules Guérin und Clémenceau, alle Seiten und alle Parteien sind von Léandre vorgenommen und ausgelacht worden. Wie man angesichts dieser Unparteilichkeit von einer Voreingenommenheit Léandres sprechen kann, ist unverständlich; es müssten denn die unerwarteten Niederlagen der Engländer diese so verwirrt haben, dass sie nicht mehr klar zu sehen vermochten.

Die Engländer warfen dem Zeichner hauptsächlich eine Caricatur der Königin vor, die vor nunmehr vier Jahren im „Rire“ erschienen ist. Diese Caricatur hatte einen großen Erfolg. Bei aller frappanten Aehnlichkeit sind doch alle von normaler Gesichtsbildung abweichenden Züge übertrieben und so ein Zerrbild geschaffen worden, das jeden zum Lachen bringen muss. Schön ist die Königin allerdings nicht auf dieser Zeichnung, aber immerhin ähnlicher als auf den im Jubiläumsjahr geprägten englischen Geldmünzen. Diese Zeichnung trug nicht wenig dazu bei, Léandre nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande bekannt zu machen, und viele Leute kennen ihn eigentlich nur als den Caricaturisten der Königin von England. In Wirklichkeit veröffentlichte das Witzblatt damals eine ganze Reihe solcher Bilder von Staatsoberhäuptern unter dem Titel „Der gothaische Hofkalender des Rire“, und in dieser Serie erschienen alle möglichen Kaiser, Könige und Präsidenten. Dass die Königin von England sich — vom caricaturistischen Standpunkte aus — besser machte und größeres Aufsehen erregte als ihre Collegen, ist kaum die Schuld des Zeichners. Elle prête à la charge — besser als der Zar und der Kaiser, und nur König Humbert mit seinen Rollaugen und seinem gesträubten Schnurrbart kann sich hierin bis zu einem gewissen Grade mit her gracious majesty messen ...

Ein anderer Umstand trug zur Erhöhung des Zornes der Engländer bei. Der „Rire“ hat im November vorigen Jahres, also ganz zu Anfang des südafrikanischen Krieges, eine Specialnummer veröffentlicht, welche den Titel „Voilà les English“ trug und ausschließlich gegen die Engländer gerichtet war. Die Zeichnungen rührten zwar nicht von Léandre, sondern von dem als graziöser und geistreicher Zeichner — und beschränkter Politiker — bekannten Adolphe Willette her, aber in ihrer blinden Wuth übersehen die Engländer diesen geringfügigen Umstand. Als Léandre seinen Orden erhielt, dachten sie nicht nur daran, dass der so Geehrte vor Jahren jene Mappe geliefert hatte, sondern auch dass er für den „Rire“ arbeitete, und schließlich wurde er für sie zum Urheber der Willette'schen Zeichnungen, von denen mehrere allerdings sehr gehässig und bösartig ausgefallen waren und durch den erwähnten Brief des Herzogs von Orléans an den Zeichner umso erregter besprochen wurden. Der „Ritterschlag“ Léandres wurde dadurch eine Beleidigung Englands, und in den Zeitungen hieß es, der britische Gesandte verlasse aus diesem Grunde Paris. Léandre wurde dadurch mit einem Schlage zu einer internationalen Persönlichkeit, sämmtliche Zeitungen der Welt sprachen von ihm, die Vertreter Pariser und auswärtiger Blätter suchten ihn auf und interviewten ihn, und er, der, wie gesagt, in seinen Zeichnungen weiter nichts als die Heiterkeit der Beschauer erregen will, wurde jetzt zu einem gefährlichen Politiker und Polemiker. Diese ungeahnte Metamorphose hat auf dem Montmartre zuerst einiges Schütteln des Kopfes, sodann aber ungeheure Heiterkeit verursacht. Denn in den Cafés und Künstlerkreisen des Montmartre kennt man die Sachlage besser als in London und Berlin, und in den Quat'z-arts sitzt Léandre jeden Abend und amüsiert sich und die anderen, indem er Freunde und Gäste zeichnet. An manchen Abenden fertigt er so ein halbes Dutzend Caricaturen an, und es gibt keinen wirklichen Montmartrois, der nicht sein Porträt von Léandre besäße — und zwar ohne diplomatische Folgen.

Paris. K. E. Schmidt

# Wiener Ausstellungen.

I.

Es ist seltsam, mit welcher Logik gewisse Vorgänge sich wiederholen. Vor 15 Jahren, als ich nach München kam, befand sich die Münchener Kunst in einem Stadium kraftlosen Siechthums. Man malte, malte viel und rechtschaffen, aber man malte ohne innere Ueberzeugung in dem Stile weiter, den man auf der Schule gelernt: gutgemeinte Genrebilder und brave Historien. Neue Anregungen fehlten. Denn die Kunst des Auslandes war wenig bekannt. Und ehe man sich's versah, war man ins Hintertreffen gerathen. Zu einer Zeit, als anderwärts die Kunst ganz neuen Zielen zustrebte, gieng man in München noch selbstzufrieden im abgetragenen Sammetcostüm Pilotys daher. Einige erkannten die Gefahr, die in diesem Stillstand lag. Es wurde darauf hingewiesen, dass nur durch Anschluss an die führenden Nationen die Münchener Kunst neues Leben gewinnen könne. Die großen Ausländer, bisher ängstlich ferngehalten, damit das Publicum die Inferiorität des heimischen Schaffens nicht bemerke, wurden herbeigerufen. In solchen Massen erschienen sie, dass diejenigen Mitglieder der Genossenschaft, denen die Kraft zu weiterem Vorwärtsstreben fehlte, sich in ihrer Existenz bedroht fühlten. Nur noch Werke von Ausländern, hieß es, würden verkauft. Münchens Bedeutung als Emporium heimischer Kunstware sei vernichtet. Und es kam zum Bruch. Die Secession schied aus der Genossenschaft aus, um selbständig ihr Programm zu verwirklichen. In den ersten Jahren überwogen noch die ausländischen Werke. Man machte, indem man sie vorführte, das Publicum mit den neuen Bestrebungen der europäischen Kunst vertraut, bemühte sich im Wettstreit mit den Fremden, ebenso Künstlerisches wie diese hervorzubringen. Dann wuchs das Selbstvertrauen. Alles, was vom Ausland zu lernen war, hatte man gelernt, war wieder auf gleiche Höhe mit den Heerführern der europäischen Kunst gelangt. Darum schränkte man nun die Betheiligung des Auslandes ein. Nur noch erlesene Gäste wurden eingeladen, und aus den internationalen wurden Münchener Ausstellungen.

Mit den nämlichen Worten ließe sich erzählen, was wir seit drei Jahren in Wien erlebten. Auch hier herrschte Stillstand. Auch hier begann das Streben aus den Werken des Auslandes nutzbringende Anregungen zu ziehen. Und die Secession vermittelte den Wienern die Kenntnis des Besten, was die Hand fremder Meister schuf. Darin schien zunächst ihre culturbringende Mission zu liegen. Würde es zu weiteren Ergebnissen kommen? Würde auch dem österreichischen Boden eine neue, modern-österreichische Kunst entsprießen? Diese beunruhigende Frage war noch offen. Noch kürzlich, als ich mit Liebermann über den Wiener Kunstfrühling sprach, zeigte er sich ziemlich skeptisch. Die Wiener, meinte er, seien doch mehr genießende Aestheten als schaffende Künstler. Die Honneurs ihrer Ausstellungen würden nicht von den Gastgebern, sondern von den fremden Gästen gemacht, und das Verdienst der Gastgeber liege nur in der raffinierten Art, wie sie die Bilder vorführten. Kunstwerke müssten ja in würdiger Umgebung gezeigt werden. Aber diese Decorationskunst dürfe nur Folie sein. Sonst würde das Auge von der Inscenierung dermaßen hypnotisiert, dass es den Blick für die eigentliche Kunst verliere — so wie man bei den Aufführungen der Meininger über dem scenischen Apparat die Verse des Dichters vergaß. Etwas Wahres war an der Sache. Die Secession hat durch die Art, wie sie den Raum zum Kunstwerk gestaltete, fruchtbare Anregungen gegeben. Mehr als in München und Berlin hatte man in Wiener Ausstellungen jenes wohlige Gefühl, das die Vorbedingung zum Kunstgenuss ist. Aber die Gefahr lag nahe, dass man, was Hoffmann und Moser geleistet, mehr als die Bilder beachtete. Und wenn die Secession die feine Grenze, die das Drama vom Ausstattungsstück trennt, nicht überschritt, so haben es andere gethan. Die Ausstellung des Aquarellistenclubs lieferte den Beweis, dass ein weiterer Schritt auf diesem Wege nicht möglich sei. So hat die Secession diesmal alle äußeren Inscenierungskünste vermieden. Wie immer hat man auf harmonische Gesammtwirkung Wert gelegt, die Wände fein auf den Ton der Bilder gestimmt: den Hauptsaal bordeauxroth und golden, einen zweiten hellgrün, einen dritten silbergrau, einen vierten weiß. Aber keine Arcaden und Möbel, keine Teppiche und Vasen gibt es. Schlicht und discret ist alles, von fast puritanischer Einfachheit. Man erbringt den Beweis, dass doch nicht im Beiwerk, sondern in den Bildern der Wert der Wiener Ausstellungen liege. Und noch einen andern Beweis erbringt man. Anfangs musste, wie in München, das Ausland überwiegen. Aengstlich, zaudernd hängte man die eigenen Werke auf, da man fürchtete, neben jenen Großen nicht bestehen zu können. Jetzt hat man stehen gelernt, wagt die erste Kraftprobe. Wohl sind auch von auswärts noch die Besten vertreten, aber sie stehen nicht mehr im Vordertreffen, bestimmen nicht mehr den Charakter des Ganzen. Die siebente Ausstellung der Secession ist die erste, deren Kosten vorzugsweise vom „Verein bildender Künstler Oesterreichs“ bestritten werden. Darin liegt ihre historische Bedeutung. Wien, bisher abseits stehend, unfähig, auf internationalen Ausstellungen würdig aufzutreten, ist ein Factor im europäischen Kunstleben geworden. Fremde Galerien, denen es um eine Vertretung der repräsentierenden Männer der modernen Kunst zu thun ist, können fortan auch die Oesterreicher nicht übersehen. Denn sie bestehen nicht nur würdig neben den führenden Meistern des Auslandes, sondern der Clou der Ausstellung rührt von einem Wiener her. Jeder weiß, welches Bild ich meine.

Seit lange verfolgen wir das Schaffen Gustav Klimts. Seit

lange hörte man von den Leuten der Secession immer dasselbe Urtheil: sie alle seien Lernende, im besten Fall guter Durchschnitt; einen Großen aber hätten sie unter sich, der hors de concours stehe, auf den nicht nur Oesterreich stolz sein könne, sondern der auch im internationalen Kunstconcert sein eigenes Instrument spiele: Gustav Klimt. In der Ausstellung selber ist er mit Landschaften von duftiger Feinheit vertreten. Aber das Hauptwerk ist die Philosophie, eins der der drei Deckenbilder, die er im Auftrag des Cultusministeriums für die Aula der Universität zu schaffen hat. Hier ist er über sich selber hinausgewachsen. Die Aufgabe stählte seine Kraft. Wie bequem und billig sind nöthigenfalls solche Aufträge zu erledigen. Der Maler nimmt den classischen Bilderschatz her, wählt unter den zahlreichen Frauengestalten, die seit Rafael mit der Etikette der Philosophie versehen wurden, eine aus, verändert sie ein wenig, um nicht als reiner Copist zu erscheinen, und hat damit seine Aufgabe zur größten Zufriedenheit gelöst. Denn Werke, die an Bekanntes, Classisches anknüpfen, sind stets des Beifalles sicher. Freilich, geschichtlich ist ihre Bedeutung gleich null. „Wer immer hinter den anderen hergeht, geht nie an ihnen vorbei", schrieb Michelangelo Buonarotti. Nur Werke, die ein Künstler aus sich selbst heraus, aus dem Geist seiner eigenen Zeit schafft, vermehren den Kunstbesitz und sind für die Nachwelt diejenigen, nach denen sie den Wert einer Kunstepoche bemisst. Klimt ist hinter keinem hergegangen, hat sich keiner alten Schablone bedient, sondern in selbständigem Nachdenken ein Werk geschaffen, in dem die ganze Gedankenschwere, die ganze coloristische Nervosität der Gegenwart lebt. Der Himmel thut sich auf. Goldene und silberne Sterne flimmern. Lichtfunken sprühen. Nackte Menschenleiber fluten daher. Grüne Nebelmassen ballen sich zu Formen zusammen. Ein feuriges Haupt, von Lorbeer umkränzt, blickt aus großen, ernsten Augen uns an. Tief hinab steigt die Wissenschaft zu den Quellen der Wahrheit. Doch diese bleibt stets die unergründliche Sphinx. Wir hoffen ihren Schleier zu lüften, wagen den Wolkenflug, doch das Gefühl des Ignorabimus führt uns zur Erde zurück. Klimt büßt die originale Kühnheit, mit der er sich das Thema zurechtlegte, damit, dass sein Werk vielen dunkel erscheint. Vielleicht hat er, indem er das Ganze als coloristische Symphonie, als mystische Farbenvision gestaltete, sich auch in einem Punkte verrechnet: in der decorativen Wirkung. Es gibt in seinem Bild nur Wogen und Fluten, Flimmern und Zittern. Deckenbilder sind aber eine Art monumentaler Placate. Sie erfüllen ihren Zweck am sichersten, wenn sie mit großen Farbencontrasten oder mit kraftvollen heraldischen Linien arbeiten. Michelangelo hat diese Erfahrung bei der sixtinischen Decke gemacht. Nachdem er anfangs vielfigurige Scenen gegeben, musste er sich später auf wenige ganz große Figuren beschränken, da sich herausstellte, dass seine ersten Bilder von unten nicht wirkten. Klimt wird vielleicht bei seinen späteren Werken zu ähnlichen Veränderungen gezwungen sein, falls das Bild, in die Decke eingelassen und aus weiter Entfernung gesehen, nur wie ein blaugrünes Chaos erscheinen sollte. Aber es ist besser selbständig zu irren, als unselbständig Classisches nachzubeten, und der Wert der Leistung wird durch diese Bemerkungen nicht berührt. Das Bild ist bestimmt, die Secession auf der Pariser Weltausstellung zu vertreten. Ich glaube, dass die großen Franzosen — Besnard besonders, der in seinen Rathhausbildern ähnliches anstrebte — Klimt mit der Empfindung begrüßen werden: das ist „Auch Einer".

Nach Klimt ist mit gebürendem Abstand Josef Engelhart zu nennen. Man knüpft hier eine alte Bekanntschaft von neuem an. Als Engelhart auftrat, war er der Maler des Wienerthums. Seine Kunst wurzelte in der Heimat, hatte eine starke locale Färbung. Nur war sie mehr drastisch als fein, und es genügt nicht, dass eine Malerei national sei, sie muss auch künstlerisch sein. Engelhart fühlte es. Bei allen Großen des Auslands holte er sich Rath, wurde ein geschmeidiger Pinseljongleur, der alles ebensogut wie die Ausländer konnte. Doch die wienerische Note war verloren. Heute hat sich eine weitere Wandlung vollzogen. Das Virtuosenthum war für ihn nur die „gute Schule", um mit verbesserten Instrumenten das neu aufzunehmen, was einst seine Stärke war. Wie ein Antäus steht er wieder auf der heimischen Scholle. Seine Werke sind bodenwüchsig und sie sind künstlerisch zugleich. Es war wunderbar am Eröffnungstage Blasel vor seinem Bildnisse zu sehen. Wie er dasteht auf der Bühne des Colosseums, von flimmerndem Licht übergossen — das ist eine Rampenlichtstudie von der Feinheit des Daumat und Degas aber zugleich ein Stück Wiener Leben. Und mit welch strenger Wahrhaftigkeit, mit welch keckem Strich ist das Doppelporträt der Hausmeisterleute gemacht: er der gute Kerl, der sein Feiertagsgewand mit würdevoller Bedächtigkeit trägt, sie die Gebieterin mit den strengen ehrbaren Zügen der Commandeuse. Werke wie diese sind historische Documente, weil sie Heimisches mit allen Mitteln einer vollendeten Kunst reflectieren.

Der dritte große Erfolg gehört Moll. Auch er war ein Suchender, und diese Zeit des Suchens währte so lange, dass fast die Meinung kam, er werde nie die eigene Persönlichkeit finden. So viel Schönes er schuf, stets schien hinter ihm ein anderer bald Schindler, bald Kuehl zu stehen, ihm den Geschmack zu dictieren und den Pinsel zu führen. Jetzt ist auch er aus dem Schüler ein reifer Meister geworden. Man ist erstaunt über die Feinfühligkeit, mit der er die flüchtigsten Lichtstimmungen festhält; erstaunt über die Sicherheit, mit der er gleichmäßig das Interieurbild und die Landschaft beherrscht. Und man bewundert nicht nur, mit welcher Meisterschaft er das Weben des Lichtes im Innenraum, das Spiel der Sonnenflecken auf jungem Wiesengrün wiedergibt. Alles ist in seinen Landschaften so intim gesehen, alles so einfach und selbstverständlich, dass man an die künstlerische Hervorbringung nicht mehr denkt, sondern selbst an einem schönen Sonntagmorgen an ländlichen Gehöften vorbei über sonnige Wiesen zu wandern meint.

Doch es ist unmöglich, in dieser Weise alle zu besprechen. Es wäre nur das Nämliche zu vermelden: dass jeder seinem Ziel ein Stück näher gekommen, aus dem Stadium des Experimentierens in das selbstsicherer Künstlerschaft eingetreten. Und da man absichtlich die Wiener Bilder nicht zusammengehängt, sondern den andern eingeordnet hat, um durch diese Nebeneinanderstellung darzuthun, dass kein Qualitätsunterschied mehr zwischen der großen ausländischen und der heimischen Kunst besteht, entspricht es dem Charakter der Ausstellung am besten, wenn ich auch im Referat mich an diese Anordnung halte. Obendrein wären andere Gesichtspunkte schwer aufzufinden. Denn die „Kunstkritik" befindet sich zur Zeit in einer üblen Lage. Vor dreißig Jahren hatte sie es leicht, da handelte es sich nur um eine Nacherzählung des in den Bildern gegebenen Textes. Literarisch empfundene Werke wurden vom Kritiker nach ihrem gegenständlichen Inhalt beschrieben. Später war mit künstlerischen Dingen zu rechnen. Aber da es die Zeit der großen internationalen Ausstellungen war, ließ sich die Aufgabe dadurch umgehen, dass man, statt über die Bilder zu sprechen, sich in allgemeine geschichtliche Erörterungen über die französische, englische, belgische Kunst verlor. Heute ist auch das nicht mehr möglich. Die allgemeinen Dinge sind aus Büchern bekannt. Historische Vollständigkeit in der Ausbreitung des Bildermaterials wird nicht mehr erstrebt, sondern Kunstwerke der verschiedensten Zonen werden nach decorativen Gesichtspunkten zu einem harmonischen Ensemble vereint, so wie man Blumen zu Bouqueten ordnet. Diesem veränderten Charakter des Ausstellungswesens müsste auch die Kunstkritik folgen. Sie müsste von den Formen- und Farbengedanken der Bilder sprechen, müsste dem Publicum deutlich machen, von welchen ästhetischen Erwägungen die Künstler bei der Anordnung der Werke ausgiengen. Aber ach, welch unlösbare Aufgabe! Wer hat die nuancenreiche Schmiegsamkeit der Sprache, rein Künstlerisches in Worte umzusetzen. Selbst für die Farbennuancen, so unendlich differenziert in den Bildern, hat unsere Sprache nur die gröbsten Bezeichnungen. Kunstwerke in Musik zu transponieren ist einigermaßen möglich, die Stimmung in Worten wiederzugeben, undurchführbar. So beschränke ich mich auf eine einfache Aufzählung, wie sie der Zufall ergibt; verzeichne als bescheidener Chronist, was die Secession in ihren Sälen vereinte.

Im ersten Saal, dessen Hauptwand Klimts Philosophie beherrscht, ist von Ausländern Raffaelli mit einigen seiner geistvollen weißschwarzen Harmonien, Lavery mit zwei Damenbildnissen von unsagbarer Noblesse vertreten, und es ist merkwürdig, wie gerade bei den Schotten sich die jauchzende Farbenfreude von früher zu fast monochromer grauer Tonschönheit abklärte. Von Berlinern fällt Dettmann mit seiner Abendlandschaft auf, über der ein so geheimnisvolles Schweigen, die ganze friedliche Stille des Feierabends liegt, und im vierten Saal ist er mit einem noch besseren Bild, dem schönen Sonnenuntergang vertreten. Eine große eigenartige Persönlichkeit ist er nicht, aber ansprechend, sympathisch, gemeinverständlich. Aus Dresden ist Kuehl erschienen, der nur in einem Bild, dem Danziger Dom, noch an seiner kalten kreidigen Art von früher festhält, sonst in sprühend leuchtenden Farben schwelgt, weiß, blau, roth und orangegelb zu kühnen vibrierenden Accorden vereint. Aus München hat Stuck seine „Wilde Jagd" und das Porträt der Frau Riedinger, Knirr ein distinguiertes schottisches Damenporträt geschickt, und der Freiherr v. Habermann erscheint wie immer als größter Dandy der modernen Kunst. Für die Allerweltsschönheit, die uns andere freut, ist er nicht mehr zu haben. Nur eine perverse Schönheit von übercultureller Fäulnis zieht ihn an. Die Dame, deren Porträt er ausstellt — mit den trüben Augenhöhlen, den Abschattungen und den obscönen Lippen, mit dem wirren braunrothen Haar und den müden Bewegungen — ist für ihn geworden, was für den gesunden Rubens Helene Fourment war. Im übrigen gehört der Saal den Oesterreichern, zu denen auch Sauter, obwohl in London lebend, zu rechnen ist. Rudolf Alt wird von späteren Zeiten als der Chronist des alten Wien in demselben Sinne gefeiert werden, wie uns Canaletto der Chronist des alten Venedig ist. List nennt seine Werke „Harmonien in Weiß". Blauweiße Kleider und hellgrüne Landschaften stimmt er auf seine Accorde zusammen. Namentlich das große Bild mit dem Bauernpaar, das am Sonntagvormittag über die Wiese zur Kirche geht, wirkt frisch, kühl und sonnig zugleich: wie ein Trunk aus kaltem Gebirgsquell, wie ein Stück Norwegen auf österreichischem Boden. Zettel mit einigen seiner feintonigen Landschaften und Andreatalter mit einem weiblichen Act, an dem alles Weichheit und vibrierendes Leben ist, seien weiter hervorgehoben.

Im zweiten Saale machte ich die Bekanntschaft eines Künstlers, den ich bisher nicht als Maler, nur als Zeichner der „Meggendorfer Blätter" kannte: die von Oskar Zwintscher, der in Meissen den struggle for existence kämpft. Und sein Porträt eines Lieutenants macht verständlich, dass er als Bildnismaler wenig Liebhaber findet. Denn der bleiche, zähe junge Mann mit den weit aufgerissenen Augen ist das Gegentheil des charmanten Schwerenöthers, den man aus den „Fliegenden" kennt. Desto mehr bewundert man die herbe Kraft des Malers. Kein Zuckerwerk, spartanisches Eisen ist seine Kunst. Auch in dem zweiten Porträt, dem eines aschblonden Mädchens, ist alles düster, schreckhaft naturwahr. Trotzdem entwickelt sich die Stimmung des Traumes. Aus dem Bauernmädchen wird Hannele, die ins au delà starrt. Wilde Naturgeister, die sich mit Felsblöcken schrecken, personificieren in seinem dritten Bilde den „Sturm". Graue Urweltstimmung ist über die Erde gebreitet. Die Secession hat das Verdienst, in Zwintscher einen Maler von charaktervoll herber Größe entdeckt zu haben.

Julius von Kollmann, geborener Wiener, war erst in München, dann in London und Paris. Den Einfluss dieser verschiedenen Milieux spiegeln seine Werke wieder. Man denkt an Carrière und an englisches Aesthetenthum. Aber man hat auch das Gefühl, einem jungen Künstler gegenüber zu stehen, der nicht äußerlich imitiert, nur im Verkehre mit den Großen des Auslandes sich ein sensibles Farbenempfinden, einen raffiniert feinen Geschmack erwarb. Namentlich in dem weiblichen Act, den er „Evocation" nennt, ist alles Wohllaut: ein fast hyperästhetisches Gefühl für die Grazie der Bewegung und die Musik der Linie. Charlotte Andri-Hampel kannte ich von München und war erfreut, ihr in Wiener Ausstellungen wieder zu begegnen. Ihre Bildchen haben nicht die Kraft, den Eiligen aufzuhalten, aber sie gehören zu denen, die man lieb gewinnt, weil sie so still sind, von so zartem, schüchternen Reiz. In Friedrich König lebt eine deutsche Märchenseele. Selbst wenn er ganz einfache Naturausschnitte malt, scheinen es Zauberhaine zu sein, in denen es von Geheimnissen raunt und flüstert. Alles ist wahr und doch zugleich traumhaft. Die Fabelwesen der alten deutschen Legenden, Drachen und verzauberte Königstöchter blicken aus dem Waldesdickicht hervor. Die zwei größten Märchenerzähler des Jahrhunderts, Schwind und Steinle, sind bekanntlich Wiener gewesen, und ähnlich duftiger, romantischer Zauber strömt aus Königs Werken. Nowak erscheint neben ihm als handfester ouvrier, als derber, seiner Sache sicherer Maler. Keine zarte Lyrik kennt er. Gepatzt und gemauert, fast wie Reliefs sehen seine Bilder in der Nähe aus. Tritt man weiter hinweg, so vereinigen sich die Farbenkleckse zu großen, mächtigen Formen. Plastisch deutlich tritt alles hervor. Der Meeresspiegel glitzert, die Blätter funkeln, der Himmel leuchtet. Nowak hat sich eine überlegene Technik geschaffen, um seinen Bildern decorative Wirkung und sprühende Leuchtkraft zu geben. Bernatzik glaubten wir schon als fertigen Künstler zu kennen. Doch das Weben des Lichtes ist auch für ihn ein Feld neuer Entdeckungen geworden. Jene Zwielichtstimmungen, wenn der Mondschein mit dem Laternenlicht oder der Dämmerung kämpft, regten ihn zu subtilen Werken an. Von der robusten, ein wenig schwerfälligen Wiedergabe der Natureindrücke hat er sich zu freiem, poetischem Lyrismus erhoben. Tichys Frühlingsbild hatte ich anfangs nicht verstanden. Es erschien mir zu schwer und materiell. Aber neulich gegen Abend, als weiche Dämmerung sich über die Säle breitete, wurden die weißen Gestalten lebendig. Es kam in das Bild ein geheimnisvolles Wogen und Wallen. Der letzte Winterschnee schmilzt, linde Frühlingsnebel breiten sich aus, Anemonen und Schneeglöckchen entsprießen der Erde. Die ruhig einfachen, in ihrer Tonwirkung so vornehmen Landschaften von Hänisch, die Schneebilder Otto Friedrichs und Kurzweils „Dämmerung" — das nackte Weib, das von blaugrünen Schleiern umwogt, in die Luft entschwebt, während in feurigen Glanz die junge Morgensonne aufgeht — geben weiter diesem Saal das Gepräge.

Der dritte Saal — in seiner decorativen Gesammtwirkung ein Kunstwerk — ist der umstrittenste der Ausstellung. Denn hier hängen die Bilder Toorops, und wie überall ist er auch in Wien das enfant terrible. Nun, ich kann ihn den Leuten nicht aufdrängen. Denn obwohl ich die meisten Bilder seit sieben Jahren kenne, bin ich mir selbst über Toorop nicht klar. Namentlich das Oelbild „Die junge Generation" war mir schon 1893 im Münchener Glaspalast ein Räthsel, und ebenso räthselhaft ist es mir heute. Das veranlasst mich nicht, Toorop für einen Straßenjungen zu halten, der die Zunge herausstreckt, um brave Bürger zu ärgern. Denn ich entsinne mich aus meinen geschichtlichen Studien, dass auch Werke von Rembrandt oder [illegible] für unsinnig gehalten wurden, bevor eine Zeit kam, die sie verstand. Aber ich bedauere in meinem eigenen Interesse, dass mir die Erleuchtung noch nicht kam. Vorläufig kann ich nur dem Zeichner Toorop folgen. Auch als solcher ist er [illegible], von einer Gedankenwelt, in die kein [illegible] Doch wer sich bemüht, auf das Künstlerische einzugehen, wird bald fühlen, dass er einem Großen gegenübersteht. Man beachte, aber welch erstaunliche, packende Ausdruckskraft er erzielt, mit welch einfachen Mitteln er in dem Sphinxblatt alle Stufen männlichen Verlangens, in dem Blatt der drei Bräute nonnenhafte Entsagung, züchtige Hingebung und satanische Wollust schildert; beachte, welchen Sinn er hat für die significante Geste, den significanten Blick; wie jede Miene, jede Handbewegung und Kopfwendung, jedes Heben oder Senken des Auges gerade das ausdrückt, was es sagen soll. Und man wird vor Toorops Bildern so wenig mehr lachen, wie vor denen — Giottos „Ich suche nach neuen Sensationen, nach unbekannten Genüssen" heißt es bei Flaubert. Solche Delicatessen für Gourmets, die an gewöhnlicher Hausmannskost sich abgegessen, sind die Werke Toorops. Zudem bietet er ein interessantes psychologisches Problem. Es wäre lehrreich zu erkunden, inwieweit Toorop's malayischer Ursprung seinen Stil beeinflusste; lehrreich zu wissen, woher ein Maler kommt, der mit seinen assyrisch-ägyptischen Bizarrerien als etwas ganz Einziges in der modernen Kunst dasteht.

So umstritten die Bilder Toorops sind, so allgemeine Bewunderung erregt die Verkündigung Greiffenhagens, die auch schon von der Münchener Ausstellung bekannt ist. Das erste Wort, das man ausspricht, ist natürlich: Rossetti. Rossetti zuerst träumte diese Köpfe mit dem dicken, krausblonden Haar, den blutrothen, wie zum Kuss sich bäumenden Lippen und den düster sinnlichen, räthselbergenden Augen. Greiffenhagen folgt ihm sogar in der Art, wie er dem Hals eine fast kropfartige Wölbung gibt. Aber in einem ähnlichen Verhältnis standen auch die Leonardoschüler zu ihrem Meister, und um die Selbständigkeit des Werkes zu fühlen, muss man die Verkündigung Rossettis, das bekannte Bild der Londoner Nationalgalerie, mit der Greiffenhagens vergleichen. Bei Rossetti ist Maria ein bleiches Mädchen, das verstört und verschüchtert die Worte des Engels hört. Greiffenhagen malt einen Wonnetraum. In wollüstiger Seligkeit schließt sich Marias Auge, ihr Kopf sinkt zurück, die Hände zittern, die Lippen beben, jauchzend hört sie die Botschaft der Fécondité. Und unbeschreiblich ist die Gourmandise, mit der Greiffenhagen seinem Werk das Aussehen eines alten Bildes gab. Nicht dadurch, dass er auf Braun es gestimmt hätte. Im Gegentheil, die Farben leuchten in tieftoniger sonorer Kraft. Von einem dunkelblauen Himmel hebt der Kopf Marias sich ab. Weiter oben geht das Dunkelblau in ein weißliches Hellblau über. Ein perlgraues Bächlein schlängelt sich wie ein Silberband über tiefgrüne Wiesen. Die ganze Scala des Roth vom hellen Bläulichroth bis zu tiefem Purpurroth wird durchlaufen. Gleichwohl wirkt das Bild, als hätte es Jahrhunderte lang im verstaubten Winkel einer alten Kirche gehängt, oder als hätten Spinnen darüber ihr Netz gezogen. Der Rahmen ergänzt die feierlich alterthümliche Wirkung.

Ueber Fernand Khnopff, den dritten, der diesen Saal beherrscht, ist nichts Neues zu sagen. Er ist seit langer Zeit den Wienern ein Bekannter, ein lieber Freund geworden. Jeder denkt, wenn Khnopffs Name genannt wird, an stille Mädchen mit trauerndem Lächeln, an Sphinxköpfe, die kalt und seelenlos ins Unendliche starren oder von unerhörten Genüssen träumen, an Augen, die in tiefem unergründlichem Glanze flimmern, und bleiche Lippen, die sich bäumen, um Blut zu trinken. Die Natur kennt er, wie Goethe von einem Dichter sagte, „eigentlich nur durch Tradition". Aber Cultur hat er in jeder Linie, in jeder Wendung. Zugleich sind seine Weisen, wie die Maeterlincks und Hofmannsthals, in ein seltsames Dämmerlicht getaucht, als seien sie aus einer unbekannten Welt herübergeschwebt: Traumgestalten, die körperlos vor dem Blick des Träumers stehen und wieder in Nebel zerrinnen. Vollgiltig vertreten ist er diesmal in Wien nicht. Aeußere Umstände — die lange Krankheit und der Tod seines Vaters — haben in den letzten Monaten sein Schaffen gehemmt. Nur ein paar Kleinigkeiten stellte er aus, zum Theil Varianten früherer Werke. Aber man beachte den „Pagen". Für Khnopffs ganze Art, durch das Medium alter Kunst das Leben zu empfinden, ist das ein lehrreiches Beispiel. Was er gibt, ist eigentlich ein Bild Giovanni Bellinis. Gleichwohl liegt in den Augen und in den Lippen das unbeschreibliche Etwas, worin sich sofort verräth, dass es Khnopff ist.

Die übrigen Werke des Saales fügen sich diesem „ästhetischen" Ensemble ein. Keine derben robusten, nur zarte discrete Töne gibt es. Man sieht die duftigen kleinen Acte von Berton und die nebelige Winterstimmung [illegible], die feinen perlgrauen Landschaften Dills und die [illegible] Werke von Walton. Selbst für die Auswahl der Bildnisse war der Grundsatz maßgebend, keine kräftigen, nur [illegible] Werke in diesem Saal zu vereinen. Neben einem Mädchenbildnis [illegible] hängt das auf lila gestimmte Damenporträt [illegible], gegenüber die blauweiße Harmonie John Alexanders, ganz berückend in ihrer kühlen Noblesse, und die auf orange gestimmte Studie von [illegible]. Auch Eugen Spiro, so flott und schneidig in seinen anderen Werken, ist in dem Bildnis seiner Schwester, das in diesem Saale hängt, von [illegible] subtiler Eleganz. Der Chic der Toilette und die Ungezwungenheit der Bewegung, die [illegible] coloristische Harmonie und der feine Geschmack, mit dem der blaue Holzrahmen auf den Ton des Ganzen gestimmt ist, machen das Damenporträt zu einem der anziehendsten der Ausstellung.

Richard Muther.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Wen alles die Lorbeeren der deutschen Obstruction nicht schlafen lassen! Zuerst konnten unter Clary die Jungczechen keine Ruhe finden, ehe sie nicht ihre „Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit“ mit der deutschen Opposition im Obstruieren bewiesen hatten. Und jetzt, jetzt, wo den Jungczechen diese Gleichberechtigung schon zu viel geworden ist und sie, unter der muthigen Führung des Staatsmannes Kramař, ihre Obstruction bei der Bewilligung des Recruten- und Delegierten-Contingents, knapp vor dem hohen Orts angeordneten Termin, löblich zurückstellen, jetzt, nachdem alle Parteien der Regierung gezeigt haben, was sie auf dem Gebiet der Obstruction können, jetzt will auch die Regierung einmal den Parteien zeigen, dass sie noch mehr kann, und neuestens ist es die Regierung selbst, die obstruiert.

•

Bei aller principiellen Aehnlichkeit unterscheidet sich die Obstruction der Regierung von der der oppositionellen Parteien in verschiedenen Punkten. Vor allem einmal schon, was die Tendenz betrifft: die Parteien, das ist die Völker, obstruieren gegen die jeweilige Regierung, die Regierung natürlich obstruiert gegen die Völker, das ist gegen die Parteien. Daraus ergibt sich auch ohneweiters der Unterschied in den Objecten: die Völker obstruieren gegen die sogenannten Staatsnothwendigkeiten, als da sind Budget, Recruten, Anlehen, Delegationswahl; die Regierung obstruiert wieder gegen die Volksnothwendigkeiten, im gegenwärtigen Moment speciell also gegen das Bergarbeitergesetz. Auch in den Mitteln weisen die beiden Obstructionen gewisse Unterschiede auf: die Parteien obstruieren durch lange Reden, überflüssige Abstimmungen, Geschäftsordnungsscherze und wie sonst die kleinen Mittelchen der populären Obstruction heißen. Die Regierung arbeitet mit größeren Mitteln: sie obstruiert den Reichsrath durch die anderen Parlamente. Jetzt, wo der Reichsrath, nach der Recruten- und Delegiertenbewilligung, sich daran macht, etwas für die Bergarbeiter zu thun, legt sie ihm dieses volksthümliche Handwerk, indem sie, um ihn zu vertagen, rasch die Landtage einberuft. Und für den Fall, dass der Reichsrath nach seinem Wiederzusammentritt im Mai wiederum sich anschicken sollte, außer den obligaten Staatsnothwendigkeiten noch irgend eine staatsgefährliche Volksnothwendigkeit in Angriff zu nehmen, beruft die Regierung einfach die Delegationen, die sie vorsorglich jetzt schon vom Reichsrath hat wählen lassen, zu einer Session nach Budapest ein, gleichzeitig kann der Reichsrath in Wien nicht tagen, er wird also vertagt, und die Abgeordneten können abermals unverrichteter Dinge nach Hause gehen.

•

Nachdem somit einige Unterschiede zwischen den beiden Obstructionen aufgezeigt worden sind, geziemt es sich, wieder zu ihrer Wesensgleichheit zurückzukehren. Beide Obstructionen bezwecken nämlich, gesetzgeberische Arbeiten zu vereiteln, die der andere Theil zu einem nahen Termin dringend braucht. So zum Beispiel obstruiert eine oppositionelle Partei vor Jahresschluss das Budget, weil es am 31. December erledigt sein muss, wenn nicht der Staat finanziell verhungern soll. Die Regierung aber obstruiert das Bergarbeitergesetz, weil es in diesen Tagen fertig werden müsste, wenn der Bergarbeiterstrike nicht an Hunger crepieren soll. Die obstruierenden Parteien sagen: das Volk muss leben, der Staat nicht. Die obstruierende Regierung sagt: Der Staat muss leben, das Volk nicht.

•

Soweit halten sich die beiden Obstructionen noch ungefähr die Wage. Jetzt kommt aber der Hauptunterschied zu besprechen: Wenn die Völker obstruieren, hilft sich die Regierung durch den Missbrauch des § 14. Wenn aber die Regierung obstruiert, sind die Völker erschossen. Denn für sie gibt es keinen Paragraphen in der Verfassung, durch dessen, wenn auch noch so missbräuchliche, Anwendung sie sich ihr Recht verschaffen können.

•

Das ist der Witz der Geschichte und ihn hat, obzwar wir in der Obstructionsära schon vorher vier Ministerien verbraucht haben, doch erst Herr Dr. v. Koerber zutage gebracht. Allerdings hat er sich dabei eines außerordentlichen moralischen Stimulans erfreut. Unter den vier früheren Ministerien war nur die Regierungsautorität in Gefahr, unter Koerber gerieth selbst die Gewerkenautokratie ins Gedränge. Die tiefste Grundlage der menschlichen Cultur wurde bereits angegriffen: der Millionärsprofit, und die höchsten Interessen der Menschheit standen auf dem Spiele, wenn dem Reichsrath noch einige Tage Zeit gelassen worden wäre, um ein Bergarbeiterschutzgesetz zu beschließen. Das war die gegebene Situation für eine so ethisch angelegte Persönlichkeit, wie Herr Dr. v. Koerber eine ist. Der ideale Ansporn wirkte auf seinen Geist, und die Idee, das Bergarbeitergesetz durch die schleunige Einberufung der Landtage zu obstruieren, wurde geboren. So ist Herr Dr. v. Koerber als Ministerpräsident Obstructionist geworden, der größte und erfolgreichste Obstructionist sogar. Er kann auf seinen Obstructionslorbeeren gut ruhen. Denn — und das ist abermals ein Unterschied zwischen den beiden Obstructionen — die obstruierenden Abgeordneten haben nie eigentlich recht gewusst, für wen sie obstruieren — wer ist das deutsche Volk, wer ist das czechische Volk? Herr Dr. v. Koerber weiß aber, für wen er obstruiert: für die Gewerken, er kennt sie sogar persönlich und hat vor jedem von ihnen schon seinen Bückling gemacht. Die obstruierenden Abgeordneten werden bei ihren Wählern vielleicht bald vergessen sein. Der Name des obstruierenden Ministerpräsidenten Herrn Dr. v. Koerber aber wird in allen Gewerkencomptoirs in Ehren genannt werden, solange es in Oesterreich Grubenmillionäre gibt, für und für.

Er.

## Volkswirtschaftliches.

So wie die Bilanz der Creditanstalt zeigen auch die der anderen großen Wiener Banken große Mehrgewinne infolge des hohen Zinsfußes. Einzelnheiten sind in geringer Zahl zu erwähnen. Die Boden-Creditanstalt erlaubt sich nach wie vor, über die Zusammensetzung ihrer Gewinne, sowie wichtiger Bilanzbestände alles Wissenswerte zu verschweigen. Die Anglo-österreichische Bank gibt gleichfalls unzulässig wenig Bilanzdetails. Die Länderbank konnte im abgelaufenen Jahre nur wenig von ihren alten Immobilisationen abstoßen. Ihr Stand ist nach wie vor recht immobil. Dagegen scheint ihr laufendes Bankgeschäft in erfreulichem Aufschwung zu sein. An neuen Gründungen und Finanzgeschäften macht sie fast zu viel. Interessant ist ein Vergleich der Bilanz der Länderbank mit der des Bankvereins, welcher ein Ertragsplus von einer Million Gulden ausweist und dessen Bilanz von allen Officiösen als besonders großartig gepriesen wird. Sieht man näher zu, so schwindet freilich Einiges von diesem Glanze. Um fl. 740.000 ist das Zinsenconto gewachsen; berücksichtigt man, dass dem Bankverein durch die Capitalsvermehrung im abgelaufenen Jahr 7½ Millionen, respective inclusive Actienagio fast 10 Millionen Gulden rein zugeflossen sind, und rechnet man nur fl. 440.000 als 5%ige Zinsen auf dieses Capital ab, so beträgt der Zinsenzuwachs auf das alte Capital kaum 13% der Vorjahrsziffer. Die Anglobank hat dagegen um 15% der Vorjahrssumme mehr an Zinsen eingenommen, die Creditanstalt um mehr als 17%, ja selbst die Länderbank hat an Zinsen, wenn man auf Effectenzinsen keine Rücksicht nimmt, um 17½% mehr verdient. Die Effectenzinsen sind nämlich deshalb bei der Länderbank in diesem Zusammenhang nicht zu berücksichtigen, weil sie hochverzinsliche bulgarische und serbische Titres abgestoßen und Neue Wiener Tramway-, Austria- und andere Actien frisch erworben hat, die derzeit nichts tragen und bei denen nur auf zukünftige Entwickelung gehofft wird. Eine andere Zusammenstellung ist interessant: Bankverein, Länderbank und Creditanstalt hatten im vorigen Jahr nominell etwa dasselbe Eigencapital. Die Ende des Jahres seitens der Creditanstalt vorgenommene Capitalsvermehrung kann deshalb unberücksichtigt bleiben, weil die Creditanstalt auf die eingezahlten Beträge 5% Zinsen vergütet hat. Auf dieses Capital von rund 50 Millionen Gulden hat die Creditanstalt im vergangenen Jahr über 9% auf Zinsenconto verdient, der Bankverein etwa 6%, und die Länderbank hat sogar etwas mehr an Zinsen verdient als der Bankverein. Nun weiß man aber, dass die Reserve der Länderbank zum größeren Theil durch die nur auf dem Papier stehende Verlustreserve gebildet ist, dass die Länderbank immobil ist und in drei Unternehmungen: Boryslaw, Benatek und Austria mehr als 10 Millionen investiert hat, die ihr so gut wie nichts tragen. Wie ist es also möglich, dass die Länderbank immer noch mehr Zinsen verdient als der Bankverein, wenn dieser nicht auch immobil ist, wenn er nicht seinen Creditoren, damit sie ihm das zu seinem Geschäft nöthige Capital geben, übernormal hohe Zinsen zahlen muss? Das angeblich so großartige laufende Geschäft des Bankvereins kommt also im Zinsenconto wenigstens recht wenig zum Ausdruck. Aber auch das Finanzgeschäft zeigt durchaus nicht jene Ergebnisse, welche man erwarten sollte angesichts der Geschäftspraxis, die der Bankverein auf diesem Gebiete befolgt. Wenn man solche Geschäfte macht, wie die von uns wiederholt besprochenen, mit der Dux-Bodenbacher Bahn, der Ungarischen allgemeinen Kohlengesellschaft und andere, wenn man sich bei jeder Syndicatsbildung vorweg einen großen Nutzen nimmt, nie ein Syndicat zu Originalcursen bildet, dann müsste es doch wenigstens in den Ergebnissen zum Ausdruck kommen. Die Actionäre müssten sich da doch wirklich fragen für wen diese großen Geschäfte gemacht werden, wohin dieser Riesengewinn gekommen, wenn sie sich überhaupt etwas fragen würden.

* *

Die Section Klagenfurt des berg- und hüttenmännischen Vereines für Steiermark und Kärnten sendet uns das Protokoll einer Sitzung, in welcher Vorkommnisse bei der geplanten Errichtung einer Kraftanlage in Unterloibl erörtert wurden. Die Vorfälle werfen ein eigenthümliches Licht auf die geringe Wirkung, welche der bekannte Erlass des gewesenen Ministers Baernreither und die seither verschiedenemale vorgetragenen Industrieförderungsprogramme der Regierungen auf einzelne politische Behörden ausgeübt haben. Wir können die Einzelheiten des Protokolls nicht controlieren, doch scheint Folgendes festzustehen: Die Firma P. Mühlbachers Nachfolger suchte behufs Erweiterung ihrer Eisenwerke in Unterloibl und Ferlach um Bewilligung zur Errichtung einer Wasserkraftanlage an, welche ohne elektrische Uebertragung an Ort und Stelle auszunützen wäre. Die Erhaltung der jetzt darniederliegenden alten Eisenindustrie im Rosenthalgebiete ist für die Gegend und für Kärnten überhaupt von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Das ist auch in den verschiedensten Kundgebungen der maßgebenden Factoren zum Ausdruck gekommen, und alle Gemeinden der Umgebung unterstützten das Project der Firma. Die Firma ist um die Baubewilligung am 19. December 1898 eingeschritten und nach geraumer Zeit, am 2. März 1899, ist endlich die Verhandlung darüber für den 29. April angeordnet worden. Am 11. März, also nach Anberaumung der Baubegehung, langte nun ein Concessionsgesuch der Stadt Klagenfurt und der Firma Siemens & Halske wegen Ausnützung derselben Wasserkraft zum Zwecke der elektrischen Beleuchtung der Stadt Klagenfurt ein. Wenn man auch nicht unbedingt ein Prioritätsrecht für früher einlangende Concessionsgesuche anerkennen muss, so kann doch ein erst nach Anberaumung der Baubegehung einlangendes Gesuch, wie das Elaborat des Bergvereins ganz richtig bemerkt, schon aus dem Grunde nicht berücksichtigt werden, weil man es sonst in der Hand hätte, durch stets neue Einreichung von Concessions- und Baugesuchen die Erledigung einer solchen Amtshandlung bis ins Unendliche zu verschleppen. Es war also das Gesuch der Firma Mühlbacher einfach für sich allein zu beurtheilen, und, wenn es den gesetzlichen Anforderungen entsprach und keine Wasserrechte ꝛc. entgegenstanden, zu bewilligen. Statt dessen wurde auch das Gesuch der Stadt Klagenfurt von der ersten Instanz in Erwägung gezogen und schließlich unter anderem mit der Begründung abgewiesen, dass es dahingestellt bleiben muss, ob die Beleuchtung der Stadt Klagenfurt mittels elektrischen Licht anstatt mit Gas von Wichtigkeit für die Volkswirtschaft ist. Wenn sich die politischen Behörden mit der Wahrung der „Volkswirtschaft“ befassen, wird selten was Vernünftiges

herauskommen. Sie sollen sich streng und correct an ihre Gesetze halten und im übrigen die Eingaben möglichst rasch und wohlwollend erledigen. Wie nothwendig dies wäre, wird aus der Entscheidung der zweiten Instanz, auf die wir gleich zurückkommen, hervorgehen. Die Firma hat nämlich gegen die Entscheidung recurriert, unter anderen Gründen insbesondere im Hinblick auf die Gleichstellung der Bewerbung der Stadtgemeinde Klagenfurt und weil das Recht zur Wasserbenützung nur auf vierzig Jahre verliehen war, innerhalb welcher Zeit sich die Anlage unmöglich amortisieren könne. Am 5. Jänner ist nun der Firma die Entscheidung der Landesregierung vom 14. December zugestellt worden, mit welcher nicht etwa die Einwendungen gegen die Entscheidung der I. Instanz, sei es zustimmend, sei es ablehnend, erledigt worden sind, sondern die Bezirkshauptmannschaft mit der Durchführung eines ergänzenden Verfahrens und Fällung einer neuerlichen Entscheidung beauftragt wurde. Begründet wird diese Entscheidung damit, dass die untere Instanz ohne Gegenüberstellung der beiden concurrierenden Projecte erfolgt sei und keine Prüfung der Angaben der Firma über die Höhe ihres Kraftbedarfes erfolgt sei. Was die Prüfung des Wasserkraftbedarfes anbelangt, so scheint die Behörde ganz eigenthümliche Anschauungen gehegt zu haben. Die Firma beanspruchte 2000 HP. Wasserkraft, die Behörde aber berechnete, dass die Firma nur 1420 HP. gebrauche, wobei sie sich darauf stützte, dass die Firma mit dem in ihrem Hochofen erzeugten Roheisen nur eine gewisse Menge Eisenwaaren fabricieren könne, wobei sie ganz übersieht, dass man auch Roheisen kaufen könne und daher die Menge der Fabrikswaare mit dem im eigenen Hochofen erzeugten Roheisen in gar keinem Verhältnis zu stehen braucht, was übrigens auch schon daraus hervorgeht, dass nach Angabe der Firma ihre Roheisenerzeugung seit 20 Jahren völlig gleich geblieben ist, während ihre Erzeugung an Fabrikaten von 60 auf 300 Waggons pro Jahr gestiegen ist. Wir haben hier nur die crassesten Vorkommnisse jener Amtshandlung erwähnt; es geht daraus hervor, dass zum mindesten in Klagenfurt bei Baubewilligungen für Industrien weder mit der wünschenswerten und in den Regierungserlässen vorgeschriebenen Raschheit noch mit dem wünschenswerten Wohlwollen und Verständnis vorgegangen wird. Bald 1½ Jahre bemüht sich die Firma um die Erlangung der Wasserkraft und ist heute so weit wie am ersten Tage. Und die Ueberprüfung der geforderten Wasserkraftmenge erinnert ganz an den Vorfall, der in der Prager Industrieenquête besprochen wurde, wo einem Buchdrucker die Aufstellung einer Schnellpresse nach vieljährigem Petitionieren bewilligt, die Aufstellung einer zweiten aber überhaupt verweigert wurde. 1½

*

Man schreibt uns aus Berlin: Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Ein großes, sehr großes Ereignis wird für Deutschland der Abschluss neuer Handelsverträge sein. Allerdings am 31. December 1903 laufen die alten erst ab. Aber man rüstet schon seit langem. Denn der Kampf wird nicht viel weniger hart, als er Ende der Siebzigerjahre war. Es handelt sich diesmal darum, ob Deutschland definitiv in die Reihe der Industriestaaten eintreten darf, oder ob es durch die Rücksicht auf das Agrarierthum weiterhin ein wirtschaftlicher Zwitter bleiben muss. Der Preis ist des Schweißes der Edlen wert. Und deshalb ist denn auch von allen Parteien eifrig die Werbetrommel gerührt worden. Jetzt soll nun eine Kraftprobe gemacht werden. Die Berathung eines neuen Gesetzes über die Fleischschau ist von den Agrariern dazu benutzt worden, dem Reichstag Anträge vorzulegen, wonach vom Jahre 1904 ab die Einfuhr von frischem und gepökeltem Fleisch nach Deutschland verboten sein soll. Besonders das gepökelte Fleisch hat es den lieben Menschenfreunden angethan. Sie behaupten, Deutschland könne mit seinem eigenen Vieh den Bedarf seiner Bevölkerung decken. Vielleicht kann es das. Aber Amerika liefert billiger, viel billiger. Es steht also einmal die billige Ernährung der Arbeiterschaft in Frage. Und die ist Grundbedingung jeder industriellen Entwickelung. Das wissen die Antragsteller genau. Sie hassen Amerika, weil Getreide und Fleisch billig von dort kommt. Der Getreideeinfuhr wird man schon durch neue Kornzölle Herr werden. Jetzt gilt's aber zunächst den Kampf gegen das Fleisch. Wenn die Arbeitermassen gesundheitlich und finanziell dabei geschädigt werden und wenn die Industrie dadurch in höhere Unkosten und einen Zollkrieg mit Amerika gestürzt wird, was schadet es ihnen? Wenn nur der Latifundienbesitzer dabei prosperiert. Die Gelegenheit zum „Kuhhandel“ ist augenblicklich sehr günstig. Denn — ohne Fleischeinfuhrverbote keine Flotte. Die Regierung sträubt sich mit Händen und Füßen. Alle Kreise der Bevölkerung protestieren. Erregte Versammlungen stehen bevor. Der Reichstag ist für alles zu haben. Denn die Großindustrie ist bereit, gegen die Silberlinge der Aufträge des Flottenbaues das Volk zu verschachern. Ihr ist das Interesse der gesammten Industrie gleichgiltig. Sie sitzt an der Staatskrippe. Wie die Kraftprobe abläuft, weiß noch kein Mensch. Eigentlich sollte man allerdings annehmen, dass die Regierung sich ihre Haupttrümpfe für die neuen Handelsvertragsverhandlungen nicht aus der Hand nehmen lassen darf. Allein, möglich ist bei uns eben alles. Seitdem unsere Zukunft auf dem Wasser entdeckt ist, schreit man nur noch: „Hipp, hipp, hurra!“ und lässt den lieben Gott einen guten Mann sein. Das Seewasser scheint die deutsche Wirtschaftspolitik bis zur Ungenießbarkeit versalzen zu sollen.

*

Wer am meisten schreit, bekommt Recht. Die preußische Regierung ist gegen das Schreien sehr empfindlich. Ihre Wirtschaftspolitik ist auch danach. In wirtschaftlichen Dingen ist Preußen heute noch genau so rückständig, oder noch rückständiger als vor dreißig Jahren. Die neueste Maßnahme gilt der Mittelstandsretterei. Die Warenhaussteuer soll die großen Warenhäuser vernichten, damit die Krämer weiter kugelrund vom Credit leben können. Wer hätte nicht menschliches Mitleid mit den Kleinen, denen in der modernen Zeit des Großcapitalismus der Boden unter den Füßen fortgezogen wird. Man rathe ihnen, sich zu [illegible], um, [illegible] durch die Einsicht, den Concurrenzkampf aufnehmen zu [illegible]. Aber so etwas wagte man in Preußen nicht. Man will den Kleinen zeigen, dass die väterliche Fürsorge der Regierung etwas auch für sie übrig hat. Deshalb versucht man's mit der Umsatzsteuer. Den Schaden tragen hier natürlich die Arbeiter und die Angestellten. Unser Finanzgemüthsmensch Miquel, Karl Marx' Schüler, ist natürlich viel zu klug, um das nicht einzusehen. Sein Plan geht dahin, das Abgeordnetenhaus werde mit der vorgeschlagenen Steuer nicht zufrieden sein und sie noch gehörig erhöhen. Dann wird er sich als den Vernünftigen aufspielen und wird mit einer Verbeugung zu den Großen den Entwurf zurückziehen. Den einen sagt er dann: „Ich habe euch helfen wollen. Aber ihr habt es verhindert.“ Und den anderen zwinkert er verständnisinnig zu. Das ist Miquel'sche Politik, mit der er bisher jede Klippe umschifft hat. Er ist eben ein höflicher Mann. Seine Berechnung hat nur ein Loch: nachdem durch ihren Gesetzentwurf die Regierung einmal anerkannt hat, dass dem schreienden Mittelstand durch Gewaltsteuern geholfen werden kann, wird er weiter schreien und vielleicht schreit er Herrn Miquel nieder. Interessant ist übrigens, dass immer ungenierter die Mittelstandspolitik ihre Ziele enthüllt. Bisher hieß die Parole nur: „Gegen die Warenhäuser.“ Man wusste ja selbstverständlich, dass sich dahinter der Schlachtruf gegen den Großbetrieb überhaupt verbarg. Jetzt kommt auch richtig bereits an den Rockschößen des Kleinhandels das kleine Handwerk wieder zum Vorschein. So hat ein Verein der Colonialwarenkaufleute bereits an den Landtag petitioniert, wonach auch die großen Specialgeschäfte besteuert werden sollen. Außerdem wünschen die Petenten, dass auch solche Geschäfte der Steuer unterliegen, die in ihren Betrieben Handwerkstätten unterhalten: wie Bäckerei, Schlächterei, Conditorei ꝛc. Und so etwas geschieht im zwanzigsten Jahrhundert. Wenn's einem der Abreißkalender nicht bestätigte, man würde es nicht glauben. G. B.

## Kunst und Leben.

Jubiläumstheater. Der alte Herr Costa muss auch noch für das Theater arbeiten! Das ist traurig. Für ihn und diejenigen, welche wissen, dass er einst Stücke voll echter wienerischer Volksthümlichkeit schrieb. Costa ist der letzte Nachempfinder Nestroys. Friedrich Kaiser, Langer und er sind die Entwickelungsstationen einer — allerdings absteigenden — Tradition. Costa geht schon ganz in Aeußerlichkeiten auf, vom genialen Witz Nestroys ist nichts auf ihn gekommen, nur die volksthümliche Form beherrscht er vollkommen, ja, passte sie dem Geschmacke seines Publicums an; sie steigerte sich vom Wienerischen zum Hernalserischen, wird dabei aber roh und kunstlos. . . . Die Vorstellungen vom Leben und der Wirklichkeit haben bei dem Autor des Volksstückes „Das Hufeisen“ bereits wieder eine gewisse Kindlichkeit angenommen. Als Krone der Unglaublichkeiten und Unsinnigkeiten des Stückes sei angeführt, dass Costa dem Jockeyclub zumuthete, eine Concurrenz für ein Kunstwerk auszuschreiben. Aber es ist ein hübscher, echt volksstückmäßiger Einfall, den Aberglauben vom glückbringenden Hufeisen als Deus ex machina zu benützen. Die Mitglieder des Währingertheaters machen dem für den Schauspieler fühlenden Recensenten das Amt schwer. Ja, wenn sich die Herrschaften als gastierendes Ensemble des Znaimer Stadttheaters vorstellen würden, könnte man sie loben — für den IX. Wiener Gemeindebezirk genügen sie nicht. Allenfalls wären die Herren Kakowitsch und Ranisch auch auf einer anderen Wiener Bühne möglich. R. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Ernst v. Wildenbruchs Schauspiel in vier Acten: „Die Tochter des Erasmus“, wurde im Schauspielhaus mit starkem Erfolg dargestellt. Aeußerlich die Welt der Reformation, innerlich die der Begeisterung. Die Begeisterung a priori, transscendent, als Ding an sich. Begeisterung für deutsche Art und Luthers Lehre, Begeisterung für neue Zeit und freien Geist, Begeisterung für Mutterliebe und Mannesthaten, Begeisterung für Begeisterung. Diese Begeisterung bei Wildenbruch ist jünglingsmäßig, sie trägt die Sammtpekesche und das Barett und führt in der Hand den Schläger. Diese Begeisterung bei Wildenbruch ist echt. Ich wiederhol' es, sie ist ganz echt, und ich liebe Wildenbruch um seiner Begeisterung willen; aber nachzuempfinden vermag ich sie nicht. Sie wirkt auf der Bühne wie ein Fackelzug: grelle Lichter und groteske Schatten — seelische Ergründung, die kann da nicht mit. Vor dem Reichstag zu Worms steht die spanische kaiserliche Wache, und bei der ist Luthers Tod ein beschlossenes Ding, und da kommt Ulrich v. Hutten mit seiner Schar und macht die Wache nieder — was soll man dazu sagen? Aber auf der Bühne ist so etwas „wirksam“, und Begeisterung packt das Publicum, und die sich begeistern können, haben immer Recht. Erasmus kann sich nicht begeistern, und das ist sein Verhängnis. Zum Neidling hätte Wildenbruch ihn dabei nicht zu machen brauchen, man kann auch ohne Neid begeisterungsunfähig sein — übrigens, sein Charakter ist der bestgezeichnete, ein gut gezeichneter. Hutten ist die helle Begeisterung. Erasmus' Tochter ist erst ganz des Erasmus Kind: kühl, skeptisch, selbstgenugsam, und dann kommt Hutten und die Liebe kommt und sie wird ganz Aufopferung und Hingebung. Erst hat sie ihre von ihrem Vater verlassene Mutter zurückgestoßen, Hutten lehrt sie sie lieben. Und der Mutter Schicksal wird das ihre. Sie folgt Hutten in Noth und Verbannung, ohne darnach zu fragen, rechtlich sein Weib zu heißen. Es kommt zu einer Abrechnung zwischen ihr und Erasmus, und sie, die „Ehrlose“, die Betterin sagt sich von ihm los. Sagt sich von ihm los, trotzdem sie Huttens Tod erfährt. Art scheidet sich von Art. Die Begeisterung hat in ihrem Erdenwallen alle Noth und Kümmernis erfahren müssen, aber sie siegt auf der ganzen Linie. Alles ist Begeisterung oder nichts. Begeisterung ist hier in Charakteristik, in Motivierung, in Begründung der Fabel. Sie ist sehr theatralisch, diese Begeisterung, doch wiederhole ich's nochmals, sie ist ganz echt. Und wenn ich zurück denke — ich selbst war freilich nie so jung, doch wünscht ich wohl, ich wär's gewesen. Ernst Heilborn.

# Bücher.

**Dr. Paul Saßmann: Eine ungedruckte Voltaire-Correspondenz. Mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg. Stuttgart, Fr. Frommann. 1899.**

Weniger bekannt als die finanziellen Machenschaften Beaumarchais' und Balzacs sind die Geldgeschäfte, die den Patriarchen von Ferney, den berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit, auch zum reichsten, freilich nicht zum unabhängigsten aller Zeiten gemacht haben: gegen Ende seines Lebens hat Voltaire über ein jährliches Einkommen von schlecht gerechnet 250.000 Francs, gleichsam die Civilliste eines Literaturmonarchen, verfügt. Einen Hauptposten in diesem Budget machen die Leibrenten aus, die der Schriftsteller sich von geldbedürftigen Kleinfürsten und Hocharistokraten gegen einmalige Vorstreckung eines beträchtlichen, auf Grundbesitz hypothecierten Capitals erkauft hatte; allerdings liefen diese Quartals- oder Jahreszahlungen nicht immer pünktlich ein, und Voltaire gelangte bald zu einer erstaunlichen Virtuosität im Mahnen säumiger Cassierr. Auch Herzog Karl Eugen von Württemberg, der deutschen Literaturgeschichte als Landesvater Mosers, Schubarts und Schillers in unliebsamer Erinnerung, gehörte zu den Geschäftsfreunden Voltaires, und über die mehr finanziellen als schöngeistigen Beziehungen des Stuttgarter Sultans zu dem Dichter unterrichtet die vorliegende, sehr sorgfältig aus archivalischen Quellen geschöpfte Publication. Zwar ist der Herzog selbst nie persönlich mit Voltaire zusammengetroffen, aber dieser stand mit anderen Gliedern der Dynastie, so mit dem liebenswürdigen Idealisten Ludwig Eugen, der später in Rousseaus Lager übergieng, in engem Verkehr und suchte hieraus, wenn auch vergeblich, Vortheil für seine Transactionen zu ziehen, wie er denn überhaupt fast systematisch ganz Deutschland durch Verbindungen mit den verschiedenen Höfen netzartig übersponnen hielt. Während in der bereits bekannten Correspondenz Voltaire-Ludwig Eugen jener alle Künste brieflicher Causerie spielen läßt, dieser den Ton verstiegener Schmeichelei anschlägt, den die hochgeborenen Mäcenaten alle ganz conventionell für den mächtigen Voltaire, „qu'on serrait encenser comme un dieu", in Bereitschaft haben, herrscht in dem zum erstenmal veröffentlichten Briefwechsel mit Karl Eugen und dessen Beamten seitens der letzteren ein verbindlicher aber trocken geschäftlicher Ton: Voltaire freilich bleibt auch hier Voltaire. So anmuthige abwechslungs- und geistreiche „Treibriefe" hat sicherlich niemand vor und nach ihm geschrieben, und er ist selbst dann noch urban und graziös, wenn er einmal seinen erlauchten Schuldner in aller Form Rechtens einklagt. rsa.

**Theodor Fontane: Aus England und Schottland. Neue Ausgabe. Berlin 1900, Fontane & Co.**

Es ist ein dankenswertes Unternehmen des Fontane'schen Verlages zu nennen, diese Neuausgabe der aus dem Buchhandel verschwundenen Reiseschilderungen des Meisters aus den Jahren 1854 und 1858—59. Heute gilt unsere Theilnahme natürlich viel mehr der Persönlichkeit des damals noch jugendlichen Verfassers, als dem behandelten Stoff. Hübsche Reiseschilderungen aus England und Schottland gibt es die Menge, und gerade am Stofflichen des vorliegenden Werkes, so besonders in den Schilderungen aus London, ist natürlich manches veraltet. Dafür lernen wir aber den jungen Fontane aus diesem Buche von Seite zu Seite besser kennen, lieben und verstehen und spüren mit Behagen dem lieben alten Fontane, der „Irrungen, Wirrungen" und „Effi Briest" geschrieben hat, in diesen Reiseschilderungen nach — nicht ohne Erfolg. Es ist der deutsche Romantiker, der sich für seine Reise nicht etwa durch nationalökonomische und politische, sondern durch liebevolle geschichtliche Studien, durch Lectüre Walter Scotts und mehr noch der alten Volkspoesie vorbereitet. Nicht die Orte, wo gegenwärtig etwas los ist, noch bedeutende und einflussreiche Persönlichkeiten der Gegenwart besucht der junge Reisende, sondern die heiligen Stätten der Geschichte, die Spuren vergossenen edlen Blutes sucht er auf frisch blühender Haide oder auf den morschen Dielen ehrwürdiger Ruinen, und mit kunstgeübter Hand zeichnet er uns auf verwitterte Mauern die Bildnisse berühmter oder berüchtigter Persönlichkeiten, die einst darin gehaust. Oft (besonders in den schottischen Schilderungen) erhebt sich der Stil der Darstellung zur Poesie, und wir hören die Melodie der schönsten Fontane'schen Balladen und Nachdichtungen schottischer Volkslieder schon deutlich aus dieser Prosa herausklingen. Aber dennoch lassen uns so manche Bemerkung voll feiner Ironie, manche Schilderung aus London zum Beispiel voll feinen Verständnisses für das Wesen der Moderne, bereits als sicher voraussehen, dass der Verfasser die Romantik bald überwunden haben wird. So flößt ihm unter anderen Abbotsford, das wunderliche Museum, das Meister Walter Scott sich errichtet hat, keineswegs mehr ehrfürchtige Bewunderung ein, und in dem Lebensbild, das er von dem Kindermädchen Emma Lyons, der späteren Lady Hamilton, entwirft, tritt, wie in seiner Beurtheilung des englischen Nationalcharakters überhaupt und der Prüderie insbesondere, uns schon deutlich die warmherzige Ethik des großen Humoristen entgegen, die für alles Menschliche ein so feines Verständnis und für die Pose der sittlichen Entrüstung stets ein schalkhaftes Lächeln übrig hat. In England und Schottland hat sich Theodor Fontane das Auge für die Landschaft geschärft, dort hat er den rechten historischen Plauderton gefunden, der seine „Wanderungen durch die Mark" so anziehend macht. Aber er hat auch seinen Blick für Menschen durch das Studium der fremden Nation geschärft — in der Fremde lernte der spätere Romancier über manche heimische Eigenthümlichkeit lachen, aber worüber er lachte, das liebte er am meisten. Es sei mir gestattet, zum Schluss ein summarisches Urtheil Fontanes über die Engländer anzuführen, das gerade in unseren Tagen, wo englischer Hochmuth wieder einmal zur Freude der ganzen übrigen Menschheit so kläglich zu Falle kommt, eine besondere Bedeutung gewinnt: (S. 198 ff.) „Es ist das gelbe Fieber des Goldes, das Verlaufen aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum England gelegt hat. Die Krankheit ist da und wirkt zerstörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar ist es, wann die Gefährlichkeit sichtbar an die Oberfläche treten wird. England, in äußere, selbst unglückliche Kriege verwickelt, mag die rothen Backen der Gesundheit noch ein Jahrhundert und darüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden... Weder Volk, noch Parlament, weder Adel, noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Muth, er hat ihn nicht selbst. Wenn keines Journalisten Blut jemals das Pflaster färbte, so sicherlich auch keines Kaufherrn. Der Handel hat nie größere Zwecke als sich selbst, und seine erste Bedingnis ist — die Ruhe. Ein Gewinn in Aussicht gestellt — und die City von London geht mit jeder Dynastie." Ich denke, das stimmt heute noch. E. v. Wolzogen.

**Stanislaw Przybyszewski: In diesem Erdenthal der Thränen. Berlin 1900, Verlag von Rosenbaum & Hart.**

Es dringt kein neuer Ton aus diesen Seiten. Die Dissonanzen, die der geniale Pole ungemildert und ohne die ersehnte Auflösung aneinander reiht, sind wieder die gleichen, mit denen er unser Ohr und unsere Seele in seinen Dichtungen immer peinigte. Die Sehnsucht nach Erlösung, nach Befreiung aus der Freude seiner Schmerzen und den Schmerzen seiner Freude, die aus seinem gemarterten Innern stöhnt, verdoppelt die Qual des mitfühlenden Lesers, anstatt sie zu mildern. Noch peinigender wäre es, diese Dichtungen als kalter, wissenschaftlicher Beobachter und Erforscher zu lesen. Freilich könnte ein solcher aus diesem, wie aus allen anderen Büchern Przybyszewskis den kostbarsten Einblick in die Verzerrungen, Hypertrophien, Geschwüre einer modernen Seele gewinnen. Darauf beschränkt sich der Wert seiner Schriften: Gleichgesinnten und -gearteten einen Spiegel ihres Seins vorzuhalten und dem objectiven Psychologen und Diätetiker der Seele Eingangspforten zu öffnen, durch welche diesen sonst verwehrte und kaum zugängliche Gebiete psychischer Beobachtung sichtbar werden können. M. M.

**Siegbjörn Obstfelder: Novellen. Deutsch von Tyra Bentsen Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).**

Manchmal in jenen kurzen Augenblicken, in denen unsere Unrast Athem schöpft, lassen wir ein wenig ab von all dem Gerede und Gethue des Tages und horchen. Dann finden wir vielleicht, dass uns in diesen Pausen das einzig Genussreiche, ja das einzig Wichtige gegeben ist, und immer wieder möchten wir zurückkehren zu der schweigenden Mondnacht oder an den Rand des Meeres, dahin, wo die Sprache der Schöpfung noch nicht ganz erstickt ist von all diesem Geräusch von Eisenbahn und Reichstag und Theater. Solch ein inbrünstiger Horcher ist Obstfelder. Und im Weibe, dessen Organismus noch ebenso abhängig ist vom großen Rhythmus der Natur wie Mond und Meer, erkennt er den „Flügelschlag der weißen großen Ewigkeitsvögel". Das Weib ist ihm gleichsam das Erkennende, der Mann das Denken darüber. Dieses Denken tritt bei Obstfelder als Hauptaufgabe und Hauptinhalt des Lebens auf. Er ist Lyriker. Er selbst fühlt, wie sehr. „Ich möchte es am liebsten in einer anderen Weise erzählen," sagt er, „wenn möglich in Musik." Er hat bis jetzt fast nur Verse veröffentlicht. Auch die vorliegenden „Novellen" — das erste Buch von ihm, das in deutscher Sprache erscheint — sind Lyrik, scheinbar unwillkürliche Ausrufe einer bewegten Seele, in Form und Ton wie Monologe eines Schlaflosen, der in großer Erregung vor sich hinspricht. Manchmal klingt es stammelnd wie Beichte und Sehnsucht, manchmal wieder in mächtigen Accorden, wie ein Hymnus an die Schönheit. Diese scheinbar unwillkürlichen Ausbrüche aber bergen reifste und bewussteste Kunst. Da fehlt kein Glied an der Empfindungsreihe, die uns vermittelt werden soll, eins kettet sich logisch und ausführlich an das andere, und wenn wir am Schlusse das Ganze übersehen, haben wir unmerklich eine Menge Thatsachen erfahren. Jede dieser drei Erzählungen ist eine Liebesgeschichte. Aus der ersten tritt uns eine fremdartige Frau entgegen, der man es anspürt, dass sie gelitten hat. Wie und an wem, das ist das Räthsel, das den Liebenden allmählich zu quälen beginnt. Er fragt sie nie. Sie kommt und küsst ihn und schweigt und erblüht in seiner Liebe aufs Neue. Aber allmählich breitet sich der Schatten ihrer Leiden an das Glück der Gegenwart und erdrückt es. Zum Schlusse tönt ihm noch die wehmüthige Klage des Liebenden an sich selber nach: „Du warst geschaffen, um der zu sein, der ihr den Frieden geben sollte. Und du hast sie zu Tode gequält." Es geht nichts vor in dieser „Novelle", wie auch in den beiden folgenden nichts vorgeht, nicht einmal Psychologisches. Es sind Seelenzustände, nicht Erlebnisse, von denen wir hören. Niemand eigentlich entwickelt oder auch nur verändert sich in diesem Buche, es entdeckt nur einer den anderen. Auch in der zweiten Novelle „Liv" erleben wir nichts, als den Ausklang eines Lebens, das nun erst beginnen sollte. Und wieder spricht der Liebende mit seiner weichen Stimme den Chorus zu der Tragödie, wie etwa ein Zuschauer aus weiter Ferne. In solchen matten abgedämpften Tönen redet der Dichter zu uns, selbst wenn er vom Glück spricht, wie in der letzten der Geschichten, „Die Ebene". Mitten aus der Wonne des Besitzes klingt der alte seltsame Frageton heraus: „Es ist etwas in ihr, dem ich nicht nahe kommen kann. Sie ist mir ein Räthsel." Räthsel sind sie alle, die Obstfelderschen Frauen. Mit ihrem traurigen und verheißungsvollen Lächeln ziehen sie an dem Manne vorbei, der mit weitgeöffneten Augen in ihre mystische Welt hineinstarrt. Anselm Heine.

# Revue der Revuen.

„Deutsche Revue", März-Heft. General Stephan Türr, einer der ungarischen Emigranten, der 1866 in Italien für die Errichtung eines selbständigen ungarischen Königreiches thätig war, theilt seine Reminiscenzen aus dem Kriegsjahr besonders über Bismarcks Verhalten zu den Ungarn mit. Das ungarische Comité, das in Italien seit 1859 den Boden vorbereitete, war durch Kossuth mit der italienischen Regierung, durch Türr mit Bismarck in Verbindung getreten. Während Italien den Po überschreiten, Preußen in Böhmen einbrechen, sollte Ungarn durch locale Aufstände und Guerillabewegungen sich am Kriege betheiligen. Bis-

marck stimmte bei und organisierte mit dem General Klapka die sogenannte ungarische Legion. Die Entwickelung der Ereignisse, Oesterreichs Siege und Niederlagen, der ungarische Ausgleich, sind bekannt. Bemerkenswert ist, dass Bismarck im Friedensvertrage für die ungarischen Legionäre die vollste Amnestie stipuliert hat. Als nach dem Krieg General Türr den Fürsten Bismarck aufsuchte und voraussagte, dass, wenn Ungarn seine Constitution habe und der Kaiser sich als König von Ungarn krönen lasse, es ganz gut mit Oesterreich gehen werde, ja dass Oesterreich um den Preis von Südtirol sich sogar mit Italien befreunden würde, entgegnete Bismarck: „Glauben Sie das ja nicht, Oesterreich wird nie einen Staatsmann haben, der klug genug sein wird, einen solchen Entschluss zu fassen. Das werden wieder wir machen. Wir werden Südtirol an Italien überlassen. Aber Triest nicht. Denn Triest ist der Zukunftshafen Deutschlands am Adriatischen Meere . . . Sehen Sie nun, wie man mit Oesterreich umgehen kann. Als ich (1865) mit dem Grafen Rechberg in Gastein das Schleswig-Holsteinische Condominium vereinbarte, kaufte ich ihm nach dem Souper für etliche hunderttausend Thaler auch das Herzogthum Lauenburg ab. Ich that dies, um diesem einfältigen deutschen Prinzen zu zeigen, dass Oesterreich imstande ist, ein Gebiet zu verkaufen, welches gar nicht ihm gehört."

**„Geographische Zeitschrift"** (VI. Jahrgang). Sehr beachtenswerte Ausführungen zum geographischen Unterricht steuert im ersten Hefte Friedrich Ratzel bei. Er erkennt einen Hauptmangel desselben darin, dass die Bezeichnung der geographischen Lage der Städte, Länder, Flüsse und Berge nicht genügend betont werde. Und doch müsste die Kenntnis der geographischen Lage die Grundlage jeder geographischen Bildung sein. Das „Wo?" sei Anfang und Ende einer Kette von geographischen Fragen, deren Antwort man das Skelet des geographischen Wissens nennen könnte. Nun sei es aber die Eigenschaft der meisten Lehrbücher, über Namen, Größe, Bewohnerzahl, Naturcharakter der Länder die Bezeichnung der Lage zu vergessen, und daher gehe dann im Unterricht das Belebende verloren, das in der beziehungsreichsten aller geographischen Eigenschaften liegt, und eine solche Beschreibung sei immer leblos, ja seelenlos. Sei doch gerade das vergessen, was die bunten Einzelheiten zu einem Ganzen verbinde. Die natürliche Verbindung dieser Einzelheiten nach ihrer geographischen Lage (nur durch ihre geographische Lage) in unserem Geiste neuzuschaffen als ein geistiges Band der in das Gedächtnis aufzunehmenden geographischen Thatsachen, das möchte Verfasser als das Wesen und den Kern des geographischen Unterrichtes betrachten."

Im März-Heft der **„Revue de Paris"** berichtet Maurice Emmanuel über die Conservatorien in Deutschland und Oesterreich. Der Lehrgang stimme ganz mit dem Charakter Deutschlands überein, langsam, regelmäßig, gründlich und trocken; er gleicht eine solche Musikschule mehr einer Universität, die mehr das Wissen als das Können lehrt. Darum aber die musikalische Erziehung in Deutschland verurtheilen zu wollen, wäre ungerecht, wenn sie auch von der unseren ganz verschieden ist. Sie sei eben der Natur und den Bedürfnissen des Volkes angepasst. Das Wiener Conservatorium, übrigens das am stärksten besuchte, habe 800 Schüler und 57 Professoren, gegen Leipzig mit 600, Köln mit 400, Berlin mit 325 und München mit 27.. Schülern, sei wegen seiner Theaterschule besonders gewürdigt. Freilich sei auch dieses Spiel in Deutschland ein ganz anderes als bei uns. Man liebte überall und immer die starke Stimme, die lebhafte Geberde, die rollenden Augen. Kurz alles, was in Frankreich als Grimasse verlacht werden würde. Dementsprechend sei auch der Unterricht. Der Lehrer, selbst ein Schauspieler, verrathe seinen Schülern alle Mittel, durch die er Erfolge errungen hat. Und so werden alle diese Zöglinge wieder einmal Lehrer und lehren das Publicum das Verständnis der Kunst. Sie üben es ein auf Verständnis, und jeder Sänger, Virtuose oder Componist kann sicher sein, unter seinen Zuhörern wirklich verständige Richter zu finden, Leute, welche die Sprache verstehen, die er spricht. Verstehen sie aber auch das Publicum Frankreichs?

**„Revue Universitaire"** (Heft 8, 9, 10). Einer modernen Erziehung der jungen Mädchen spricht M. Dugard das Wort. Da sei vor allem nothwendig, mit allem vererbten und verderbten Formalismus und Schematismus zu brechen. An Stelle der Daten und Notizen müssten Thatsachen und Ideen treten. Nicht von der technischen, wissenschaftlichen, sondern von der menschlichen sollten sie die einzelnen Gebiete beherrschen lernen. Sie sollten vor allem den Körper und die Natur der Frau kennen lernen; dessen Fähigkeiten und Kraft, um sie richtig und vortheilhaft verwenden und weiterbilden zu können; dann alle Gegenstände des Haushalts nach Entstehung und Wesen, von den „Dingen zwischen Himmel und Erde" soviel, um die Bedeutung der Worte Hamlets wenigstens ahnen zu können. Besonders aber die Ethik muss bei der Erziehung junger Mädchen im Mittelpunkt stehen. Hier füge sich dann die Belehrung über die Ehe, ihre Bedeutung und ihre Aufgaben, ein. Die heutige Erziehung gilt eigentlich nur den Mitteln zur Eheschließung. Michelet schon ist in seinem Buche „Die Frau" für eine solche vernünftige Erziehung eingetreten. Ueber die Ferialcurse zur Fortbildung von Mittelschullehrern, die alljährlich an ein oder mehreren deutschen Universitäten abgehalten werden, berichtet mit großer Anerkennung Prof. Michel Lonsiret.

**„North American Review"** lässt in ihrem letzten Hefte drei hervorragende Militärs, einen Briten, einen Deutschen und einen Amerikaner über die strategische wie militärische Lage in Südafrika sprechen. Der englische Autor, Generallieutenant John F. Owen, erklärt Englands Misserfolge zu Beginn des Krieges aus der mangelhaften Vorbereitung und ungenügenden Informationen. Unsere Infanterie schieße gut, aber die Boeren schießen besser. Die Verantwortung [illegible] die Nation selber, denn wir wollten in den letzten Jahren niemals ein schneidiges Kriegsvolk, sondern ein arbeitendes Handelsvolk sein. Wir haben [illegible] unsere Generäle sind wackere und brave Leute, aber zu einer [illegible] Thätigkeit [illegible]. Dem einzelnen Manne soll sein persönliches [illegible] gewahrt bleiben, vielleicht mehr noch als bisher, aber [illegible] vom Schauplatz verschwinden. Vom rein militärischen Standpunkt, ohne jeden Seitenblick auf politisches oder moralisches Gebiet geht Fritz Hoenig auf die strategischen Details des Feldzuges ein. Ebenso unparteiisch spricht sich der amerikanische Generalmajor O. O. Howard aus.

**„Harpers Magazine"** brachte jüngst einen Bericht von Sir Martin Conway über die Besteigung des Sorata in den Cordilleren, der höchsten Bergspitze, die von Menschen bisher erstiegen wurde. Der erste Versuch wurde im September unternommen, wo Sir Conway in Begleitung von Führern, Trägern und Maulthieren von Umapusa in Bolivia aufbrach und, in einem Zuge reitend, eine Höhe von 16.000 Fuß erreichte. Von dort gieng man bis zur Höhe von 17.500 Fuß, wo alle Vegetation aufhörte und die Gletscherwelt begann, dort wurden die Zelte aufgeschlagen und die indianischen Begleiter entlassen. Aber in der Nacht machte eine Schar Indianer aus einem anderen Dorfe am Fuße des Berges einen mörderischen Ueberfall auf die kühnen Bergsteiger, die, wie die Wilden glaubten, gekommen waren, die Götter der Gletscher zu beleidigen und ein goldenes Kreuz, das nach ihrer Ueberzeugung auf dem Gipfel des Sorata steht, zu rauben. Zum Glück fanden sie die Zelte leer, da Conway und seine Begleiter eine geschütztere Gletscherspalte aufgesucht hatten; und da die Indianer nicht wagen, das Eis zu beschreiten, mussten sie die Verfolgung aufgeben. Am nächsten Tage wurden weitere 2000 Fuß erklommen, dort aber trat Nebel und Schneetreiben ein, und nachdem ein Tag in vergeblichem Zuwarten vergangen war und das Wetter sich noch verschlechterte, mussten Conway und seine Begleiter sich entschließen umzukehren. Ihre Zelte und Vorräthe im Stiche lassend, vollbrachten sie in wenigen Stunden den Abstieg von der Höhe, deren Ersteigung zwei Tage erfordert hatte, und waren am folgenden Tage wieder in Umapusa. Da übrigens auch im Thale Schnee gefallen war — ein in Bolivia im September ganz unerhörtes Ereignis — so sahen die Indianer sich bestärkt in der Ueberzeugung, dass man den Zorn der Berggötter erweckt habe, und begegneten den Fremden mit misstrauischer Feindseligkeit. Trotzdem unternahmen diese bald darauf eine zweite Besteigung, die sie bis zu 24.255 Fuß über der Meeresfläche und auf 250 Fuß Entfernung dem Gipfel nahe brachte. Dort klaffte eine 50 Fuß breite, mit Triebschnee angefüllte Gletscherspalte, die zu überschreiten der sichere Untergang schien, so dass die Touristen schweren Herzens, so nahe dem Ziele, auf dessen Erreichung verzichten mussten. Die allgemeinen Regeln für Gletscherbesteigungen, die Conway aus seinen Erfahrungen ableitet, sind, dass man nach dem Erklimmen von etwa 15.000 Fuß den weiteren Aufstieg in Etappen von 2000 zurücklegen und auf jeder dieser Stationen übernachten solle. Was an Zeit dadurch verloren geht, wird durch Ersparung der Kräfte hereingebracht. Conway behauptet, dass man auf einer Höhe von 20.000 Fuß und darüber ohne Schaden übernachten kann, besonders wenn man sie allmählich erklommen hat. Er selbst hat während der Besteigung drei Nächte auf einer Höhe von mehr als 20.000 Fuß verbracht und gut und ungestört geschlafen.

---

# Die Mutter.

Von Elsbeth Meyer-Förster.

Ihr Schritt war so langsam und schwankend, dass der kleine Junge, der auf dem Prellstein vor der Einfahrt zum Krankenhause saß und den Passanten Orangen feilbot, erstaunt den Hals vorstreckte, um ihr möglichst lange nachzusehen.

Sie gieng durch den großen Anstaltsgarten, in dem auf schwindsüchtigen Rondels die ersten Primeln blühten. Eine stille, resignierte und bescheidene Freude an der Natur lag über diesem Stück Land, das neu bebaut war, bepflanzt mit winzigen Sträuchern und Obstbäumchen, die so klein und mager wie Kinderruthen waren. Wie fragend starrten die jungen Gebüsche zum Himmel empor; alles in diesem Garten war hilflos und jung, schien erstaunt am Gürtel dieses neugebauten, mächtigen Kastens, des Krankenhauses, hinzuwachsen. Aber der erste Hauch von Grün lag darüber ausgebreitet, der zarte Duft des ersten Frühlings. Auch über die hölzernen Baracken, vor denen auf schmalen Bänken Männer und Frauen in der Anstaltskleidung saßen und sich an den ersten Sonnenstrahlen wärmten, breitete er seinen rosigen Schein.

Fedora schritt die Treppe zum Eingang empor. Sie gieng durch den langen, kahlen, riesigen Flur, der rechts und links von bezifferten Thüren begrenzt war. Es roch hier nach Carbol und Jodoform, und herrschte die bedrückende Stille aller Krankenhäuser. Apathisch musterte sie die Zimmerthüren. In eine, welche die Aufschrift trug: „Zur Oberschwester", trat sie ohneweiters ein.

Die Oberin, die vor einem kleinen Schreibtisch saß, blickte auf.

„Sie wünschen?"

„Ich möchte um Aufnahme bitten," sagte die Eingetretene. „Man hat mich hierher gewiesen: an die Anstalt für unbemittelte Wöchnerinnen. Ich werde dieser Tage niederkommen."

Sie hatte eintönig, fast gleichgiltig gesprochen. Die Oberin blickte sie forschend an. Aber in dem steinern gewordenen Gesicht unter der beschattenden, breitflügligen Haube war nicht zu lesen, welche Art Meinung sie über diese Eintretende faßte.

„Unserer Anstalt ist allerdings eine Abtheilung für unbemittelte Wöchnerinnen beigefügt worden. Allein, diese nimmt nur Ortsangehörige, die genügend legitimiert sind, auf. Sind Sie ortsangehörig?"

„Nein."

„Haben Sie einen Beruf?"

„Ich bin Schauspielerin."

Eine stumme Pause trat ein. Die Oberin schob mit der Hand, die so weiß und farblos und zart erschien, als habe sie ewig im

Schatten geschlossener Vorhänge gewaltet, das spärliche, schwarze Haar unter die Flügel der Haube zurück.

„Sie sind eine Verführte?“ fragte sie.

Die Komödiantin entgegnete nichts. Ihr theilnahmsloser Blick blieb ungesenkt.

„Haben Sie eine Legitimation?“

„Nur das.“

Sie zog ein Papier aus der Tasche und reichte es der Oberin. Es war der Contract aus ihrem letzten Engagement, ein zerknittertes, viel herumgedrücktes Papier, mit der klobigen Handschrift des Director Moffinger.

„Seit wann sind Sie vom Theater fort?“

„Seit fünf Monaten ungefähr.“

„Und haben Sie nicht versucht, den Vater Ihres Kindes an seine Pflicht zu mahnen?“

„Ich habe ihn vor fünf Monaten in seinem Wohnorte aufgesucht. Er hat mich weggejagt.“

Wieder trat eine Pause ein. Der starre, unbewegte Ton, in dem dieses Mädchen sprach, brachte das ruhige Blut der Krankenpflegerin in Wallung.

„Und bereuen Sie nicht den Fehltritt, den Sie gethan?“ fragte sie, mit einem leisen Beben von Missvergnügen in der Stimme.

„Nein,“ entgegnete die Fremde. „Ich bereue nichts; — ich habe ihn geliebt.“

Eine rasche, heftige Bewegung der Oberin antwortete ihr: das Buch, in dem sie geblättert hatte, wurde unsanft zurückgestoßen.

„Dann,“ sagte die Oberschwester, mit mühsam verhaltener Erregung in der Stimme, „dann, Fräulein, weiß ich allerdings keinen Rath für Sie. Unsere Anstalt, wenn sie sich auch der Verlorensten erbarmt, ist auf Sittlichkeit gebaut. Verführte, die keine Reue empfinden — ja, Fräulein, für die gibt es keine Hilfe in dieser Welt.“

Sie wollte sich abwenden und mit erkünstelter Ruhe wieder in ihr Buch versenken. Plötzlich wurde sie aufmerksam. Die Lange hatte eine Wendung zum Hinausgehen gemacht. Aber mit dem geübten Auge der Helferin sah die Oberin die Bewegung, die den Körper des Mädchens erschütterte.

„Halt!“ sagte sie, „Sie kommen nicht bis in Ihre Wohnung zurück. Wir werden Sie also dabehalten müssen. Kommen Sie.“

Sie öffnete die Thür, und mit einer ruhigen, fast geschäftsmäßigen Geste umschlang sie die Taille des Mädchens mit ihrem Arm.

„Stützen Sie sich,“ sagte sie. „Lehnen Sie sich auf, so fest Sie können. Ich führe Sie in den Saal.“

Sie schritten den Flur entlang, und die Oberin öffnete die Thür zu einem langen, kahlen, luftigen Raum, in dem eine Anzahl Betten standen.

„Das ist der Saal der Wöchnerinnen,“ sagte sie. „Sie halten sich augenblicklich alle im Garten auf — nicht eine von ihnen ist bereits so weit wie Sie.“

„Setzen Sie sich, Fräulein. Ich spreche nur mit dem Oberarzt. Im Augenblick bin ich wieder zurück.“

Sie half dem Mädchen in einen am Fenster stehenden Stuhl. Vorsichtig, wie man eine zerbrechliche Puppe behandelt, öffnete sie ihr den drengenden Kleidergurt. „Es kann zwei — auch noch drei Stunden dauern,“ sagte sie. „Wenn Sie gelaufen wären, die Treppen gestiegen, wäre es augenblicklich eingetreten. Halten Sie sich recht, recht ruhig, bis ich komme.“

Sie gieng mit eiligem, fast unhörbarem Schritt hinaus. Fedora legte den Kopf an die Lehne des Stuhles zurück und starrte in den Garten hinab.

Warum that sie es nicht? Warum tödtete sie sich nicht? War es noch menschenwürdig, dieses Sein — diese Vorbereitung für ein zweites Sein? —

So würde sie also gebären wie das Thier im Walde. Versteckt, verkrochen vor aller Welt. Wird sie viel leiden müssen unter diesen Händen fremder, probender Aerzte? Ach, kein Messer der Welt, kein einziges war so scharf als jenes, das er ihr in die Brust gestoßen — — —

Ach, wie das Leben an ihr fraß, noch in dieser vielleicht letzten Stunde! Bitterkeit und Hohn und Hass, verzweifelter, verzehrender, verlechzender Hass. Phasen aus ihrem früheren Dasein fielen ihr ein, die Tage im abgezirkelten Elternhause, dieser täglich aufs Neue zertretene Drang nach Freiheit und Licht! Diese Umgebung zu Haus, an der sie zugrunde gegangen, vor der sie hinausgeflohen war auf die Landstraße — Worte und Stellen aus Büchern und Romanen, kamen dazu, die sie gelesen hatte, die in ihrer grausigen Lächerlichkeit jetzt ihr Herz mit Aufruhr durchtobten. Ah, sie bezogen sich auf einen Zustand gleich dem ihrigen — „Erröthend flüsterte sie ihm ihr Geheimnis ins Ohr!“ Stand so nicht geschrieben, dutzendmal und tausendmal, von allen glücklichen Legitimen, war es nicht eines von den Worten, welche die Welt durchseuchen, eine von den Lügen und Phrasen, die alles Menschliche mit ihrer Pfaffendummheit besudeln?

„Erröthend! Ihr Geheimnis!“ Ja, die Welt war voll von diesen Phrasen, sie sausen uns um die Köpfe, sie verdunkeln das Licht vor unseren Augen, sie verzerren und verblöden die Welt! Sie aber, die Unlegitimen, sie erröthen **nicht**, sie haben **kein** süßes Geheimnis, — ihrer ist nur die Schande, ist der Schimpf und der Untergang, und kein Wort der verschämten Gefühlsscheinheiligkeit lügt über **ihre** arme, herbe Menschlichkeit hinweg.

Zermürbt von ihrer Ohnmacht gegenüber der grausamen Scheinheiligkeit der Welt, saß sie gebrochen da. Legitim, unlegitim: ehelich, unehelich; natürlich, unnatürlich: Hetzwörter, die in dieser Stunde um ihren Kopf wie Kugeln pfiffen. War eines davon eines Sinnes voll? Ach, es war leeres Geschwätz, Worte in verzerrter Kinderschrift im großen, wahrhaften Buche der Menschheit. Legitim! Wie legitim war ihre Liebe gewesen, ihr Durst nach so langer Dürre, die Sinnenfreude ihres Leibes, die Hingabe ihrer Seele! Und dann, als das große Wunder sich vollzog, o wie legitim war da ihr Muttergefühl, für diesen kleinen, gesegneten Keim, der heranwuchs, ihr Leben zu zerstören! Hatte sie nicht auf den Knien gelegen, anbetend, vor diesem Wunder ihrer Menschlichkeit? War sie nicht eine Mutter wie alle Mütter? Ein Weib wie alle Weiber, die da empfangen und gebären? Hatte Gott ein Recht, diesem Vater ihres Kindes und dieser Welt Waffen und Foltern in die Hände zu geben, um sie, die Mutter, als Eindringling niederzustrecken?!

Ihr Blick gieng in den Garten hinab; Heimatlose, wie sie; Verfehmte wie sie, die ihre Bürde unter dem grauen Lappen der Anstaltskleidung klaglos trugen. „O warum klagt Ihr nicht? Warum schreit Ihr nicht auf, gleich mir — laut, übermenschlich, dass es wie ein Sturm in die Häuser der Menschen fährt, hinter die Mauer der Legitimen, in die Höhlen der Lüge! Schreit!“ stammelte sie, sich aufrichtend und wie sinnlos in die Luft greifend. „Schreit, Ihr Schwestern, schreit.“

Die Oberin riss die Thür auf und stürzte herein. Dieser heulende, laute Jammerton, vom Fenster herkommend, ließ sie erbeben. — Es war geschehen! Die arme Wöchnerin war ihre Bürde los. Ohne Hülfe und Beistand war der kleine Bastard in die Welt eingerückt, als könne er es nicht mehr erwarten!

*

Sie standen um sie herum, die freundlichen, grauen Schwestern, ihr die ersten Hilfeleistungen gewährend. Dann trug man sie auf ihr Bett. Sie war nicht besinnungslos: aber ihre Augen, erstaunt und fassungslos weit aufgerissen, hatten einen anderen Ausdruck als vorher. Es lag das Licht eines neuen Daseins in ihnen. Ausgelöscht waren der Hohn, die Bitterkeit, die verzweifelte Ohnmacht der letzten Kampfesstunde.

So war das Wunder also geschehen. Regungslos, nur mit dem breiten Mäulchen schmatzend, lag das winzige Kind an ihrer Brust.

Es war still im Krankensaal. Die Wöchnerinnen weilten noch drunten im Garten, um den letzten Sonnenstrahl dieses ersten warmen Tages auszunutzen. Aber sie hatten von dem Ereignis da oben erfahren, und ihre Blicke umflatterten das Fenster, hinter dem sie die Leidensschwester wussten.

Die lange Fremde lag da, noch länger, hagerer und gestreckter als vorher, ein vages Lächeln auf den Lippen.

Ausgekämpft. An ihren Brüsten sog das Kind.

Und mit dem saugenden, ziehenden Schmerz, gemischt aus verfeelter Wollust und feiner, nadeldünner Dolchesschärfe, sog sich das Kindlein selbst in ihr Herz. Dort breitete es seine winzigen Arme aus und klammerte sich fest in dem dichten, unentwirrbaren Geäst. So umschlingt auf strahlendem Meeresgrunde der Seestern die wirren Algen. Und wenn du ihn emporreißt, entwurzelst du die Alge mit.

Fedora dachte nicht mehr daran, dass sie in einem Krankenhaus und aus Gnade und Barmherzigkeit hier lag. Dass, wenn sie das Haus verließ, sie nackt in der Welt stand. Dass sie ihren ganzen irdischen Besitz, diese paar Körbe Theaterplunder hingegeben hatte an den Pfandleiher, um die Monate bis zu ihrer Niederkunft hinvegetieren zu können. Sie dachte nicht daran, dass sie ihren Beruf verloren hatte, den einzigen, den auszufüllen sie imstande war. Dass ihre Familie sie nunmehr nicht nur verstoßen, dass sie ihr auch ihren Fluch zuschleudern würde. An dies alles dachte sie nicht. Das Saugen und Ziehen des kleinen, menschlichen Mundes an ihrer Brust, die Wärme der seidenglatten Gliederchen, die sich an ihren Körper drängten, das süße, thierische Murmeln und Schmatzen, das ihr die Sattheit und das Wohlbefinden ihres Kindes verrieth, das alles verscheuchte das dumpfe Gefühl der rathlosen Lebenssorge.

„Wo wollen Sie hin, wenn Sie das Haus hier verlassen?“ fragte eines Tages die Oberin. „Sie sind nun zwölf Tage in unserer Obhut. Die Vorschrift gestattet im Grunde nur neun Tage Aufenthalt. Sie sind wieder frisch und wohlauf — Sie müssen nun wieder weiterdenken. Wenn ich Ihnen rathen soll, so gehen Sie nach Berlin und suchen Sie eine Stellung. Dort sind Sie ungekannt, und es müsste Ihnen nicht schwer werden, als Bonne oder Jungfer

einen Unterschlupf zu finden. Das Kind geben Sie in Pflege. Es finden sich genug Frauen in Berlin — leider — die den unehelichen Müttern die Sorge abnehmen. Vielleicht rettet Sie ein offenes Geständnis an die Dame, in deren Hause Sie bedienstet sind. Und sie werden dann in Stand gesetzt, Ihr Kleines von Zeit zu Zeit zu sehen."

Fedora sah die gutmeinende Oberin mit einem schwer zu ergründenden Blick an. Ein fast höhnisches Lächeln kräuselte ihre Lippen.

„Mein Kind — hingeben?" fragte sie. „Es sehen von Zeit zu Zeit? O nein, Frau Oberin. Aber nach Berlin will ich gehen. Ich danke Ihnen."

Der Zug fuhr in der Friedrichstraße ein. Es war Pfingstsonntag. Ein Drängen und Schieben und Gewühl, ein Rufen und Stoßen und Schreien, als rotteten sich Haufen zu einer Revolution. Dazwischen rankten sich Blumendüfte, wehte eine süße, warme, vom Athem der Großstadt sinnlich durchglühte Frühlingsluft. Die Friedrichstraße glich einem einzigen Liebesmarkt. Hellgekleidete Mädchen zu Hunderten, leicht gemalt, leicht angeglüht von Sonntagsluft, und die männliche Jugend mit dem blasierten, äußerlich kalten, gierigen und unternehmungslustigen Großstadtgesicht, jeder einzelne den Eroberer markierend.

Fedora mit ihrem dichtverhüllten Kinde im Arm gieng langsam durch diesen Strudel. Gepäck oder Anhang drückte sie nicht. Das, was sie auf dem Leibe trug, und die sechs Windeln und Jäckchen, die man ihr in der Anstalt mitgegeben hatte für den Säugling, war alles, was sie besaß.

An einer Straßenecke kaufte sie ein Zeitungsblatt, trat in einen Hausflur ein und studierte die Annoncen. Dorotheenstraße, das war das Nächste für sie. Sie und das Kind waren von der Eisenbahnfahrt erschöpft. Erst sitzen. Auf einen Stuhl niedersinken. Die Kleine tränken, alles andere, was nachher kam, war gleichgiltig.

Die Frau in der Dorotheenstraße, die „ungeniert" vermietete, war keine Räuberin. Aber wie bei einer solchen blitzte ihr Auge zuerst den Händen, dem Halse der Mietenden entgegen, um Ringe, eine Brosche, ein Medaillon zu entdecken. Als sie nichts dergleichen wahrnahm, erweiterte sie den Spalt der Thür nicht erheblich: „Mir scheint, Sie werden nicht zahlen können, Fräulein? Die Anzahlung, die ich noch heute abend haben muss, beträgt mindestens zehn Mark," sagte sie, in einem jede höfliche Regung ausschließenden Ton.

„Sie werden die zehn Mark noch heute abend haben. Nur sitzen," murmelte die Fremde.

Fast gewaltsam trat sie ein. Die Frau, die ihr geöffnet hatte, trat etwas zurück.

„Also bis heute abends, zehn Uhr. Sie haben 'n Kind? Wenn's aber viel schreit bei Nacht? Mein Mann is empfindlich darin, Fräulein."

„Es schreit nicht." Die Mutter hatte das Kind auf das Bett gelegt und stand nun vor demselben wie kampfbereit, als wolle sie sich auf jeden, der sich dem Bette nähern würde, stürzen.

„Na, dann is gut. Wie is denn, Fräulein, brauchen Sie den Hausthorschlüssel?"

„Ja."

„Sie gehen nachher wohl noch aus?"

„Vielleicht."

Sie stand noch immer in derselben Pose vor dem Bett. Starr und unbeweglich.

Die Frau trat an sie heran. „Und was ich noch weiter sagen wollte" sprach sie langsam, den unruhigen Blick in alle Ecken schweifen lassend „wenn Sie . . . Zeitung lesen wollen. Sie verstehen mich doch? Hier gleich drüben die Ecke. Café Roth."

Sie wartete eine begegnende Antwort ab. Aber kein Ton kam aus der Kehle der zweideutigen Mieterin.

„Café Roth, Fräulein. Aber aufpassen. Hier läuft ein Haufen Criminal herum. Es gibt zu viele Mädchens, hier in der Gegend Dorotheenstadt. Da kommt eine in die Falle, sie weiß nicht wie. Und wenn sie noch was brauchen, für sich oder's Kind," sie zeigte auf den Knopf an der Wand, „ich bin immer zu haben."

Sie gieng, und die Fremde blieb allein. Sie setzte sich auf den Bettrand nieder und nahm mit sanfter Bewegung das Kind in ihren Arm.

Zwei große, noch seelenlose Sterne, die Augen ihres Kindes, strahlten sie an.

Sie beugte ihr Gesicht und küsste sie. Und ihre Lippen irrten über die blasse, sammetweiche Stirn. Ueber die Wangen, die noch faltig waren wie die einer Zwergin. Und über den zahnlosen, ins Leere lächelnden Mund, der sich sofort mit einer gierigen Saugbewegung, als wäre er halb verhungert, an den ihren schloss.

So saß sie lange, die Unschuld und die Reinheit ihres Kindes von seinen Lippen trinkend.

Dann reichte sie ihm die Brust.

Es schlief ein, wie von einem herrlichen Gesange gewiegt. Mit dem Köpfchen zwischen den mageren, welken Hügeln dieser strömenden Mutterbrust gebettet, lag es wie todt. In einem Frieden und einer Gesättigtheit, die den Schlaf fast zu Starrheit vertieften.

Sie nahm es und legte es zurück aufs Bett.

„Schlummre du. Einziges in dieser Welt. Mutter verläßt dich nie."

Und ihr Herz wurde weit und weltengroß.

„Schlummre! Mutter geht und sorgt für Brot! Und bräche sie Steine von der Straße." Sie trat an das Fenster, auf den Zehen, und öffnete es weit.

Lau war der Abend niedergesunken, der herrliche Maienabend, und im ersten dünnen Licht der Laternen, die von der Dämmerung blau umwoben wurden, glänzten die hellerleuchteten Fenster des „Café Roth." Ueber das Gesicht der Mutter zog eine Röthe, wie vom Widerschein des Abendhimmels.

Zu eng der Raum in dieser Welt, um Unlegitimen Platz zu geben.

Verhungernde müssen ins Café Roth.

Und vorsichtig, auf den Zehenspitzen, um ihr Kind nicht zu stören, gieng sie auf ihren ersten Raubzug aus.

---

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. Wien, den 24. März 1900. Nummer 286.

## Die überflüssige Regierung.

Wozu braucht man denn eigentlich eine Regierung überhaupt? Wer nur nach den Leistungen des Ministeriums Koerber diese primitive Frage der Staatslehre beantworten wollte, würde leicht in Zweifel und Schwierigkeiten gerathen. Denn wozu ist doch eigentlich diese Regierung nütz? Ist das Parlament nicht versammelt, dann thut die Regierung nichts und beruft sich zu ihrer Entschuldigung auf die gesetzgeberische Ohnmacht, zu der sie verfassungsmäßig verurtheilt ist, solange ihr die Mitwirkung des anderen Gliedes der Legislative fehlt. Ist aber das Parlament beisammen und zeigt sich darin, wie dies am Schluss des letzten Sessionsabschnittes mit jedem Tag deutlicher hervortrat, ein gewisser Eifer zu der ersehnten positiven wirtschafts- und culturpolitischen Arbeit darin, dann geht die Regierung, die, wie sie in ihrem Programm wenigstens vorgibt, „in der Hochhaltung des Ansehens und der Gerechtsame dieser hohen Versammlung gerne allen vorangeht", der hohen Versammlung in der Herabsetzung von deren Ansehen und Gerechtsamen mit einer schleunigen Vertagung voran, und es geschieht abermals nichts. „Die sorgenvollste Pflicht der Regierung", verkündet das Programm, ist, „der Versuch einer Lösung der nationalen Frage". Sobald aber die Parteien in der deutsch-czechischen Verständigungsconferenz nach besagter Lösung verlangen, wirft die sorgenvolle Regierung einen hemmenden Berg von wertvollen Materialen und allen möglichen, aber nicht ernst gemeinten Conceplen zwischen die Parteien und — verduftet, ohne sich anderen Sorgen hinzugeben, als etwa denen um die Erhaltung ihres eigenen zarten Ministerdaseins. In der böhmischen Frage sollen die Nationalitäten sich selbst einigen, die Regierung und mit ihr der ganze Staat steht inzwischen still, wie Gott will. In der Tiroler Frage aber haben die Nationalitäten sich schon geeinigt, längst geeinigt, und sie verlangen vom Ministerpräsidenten nur den staatlichen Segen zu ihrer beschlossenen nationalen Scheidung. Aber er steht wieder still, er muss die Uebereinkunft der Nationalitäten erst noch in ernstere Erwägung ziehen, obzwar sie seit Jahr und Tag jedermann bekannt ist. Das einmal wartet die Regierung also auf die Nationalitäten, das anderemal läßt sie die Nationalitäten auf sich warten. Und mit ähnlicher Virtuosität wie in der nationalen, versteht es die Regierung auch, sich in allen anderen politischen Fragen jeder positiven Thätigkeit zu enthalten, so in der Bergarbeiter-, so in der Wiener Frage. Von einer fördernden Initiative ist nirgends eine Spur zu entdecken. Die Existenz der Regierung verräth sich nur als retardierendes Moment.

Soll das wirklich der Zweck und Sinn des Regierens sein? Und sind darum den leitenden Staatsmännern die höchsten Ehren im Gemeinwesen vorbehalten? Sollen jene die Führer im Staate sein, welche die ersten nur sind, wenn man von rückwärts zu zählen anfängt, welche warten, bis die anderen einen Weg finden, um ihnen dann zitternd und zagend zu folgen, wenn erst alle Pfade auf ihre Gangbarkeit und alle Wege auf ihre Tragkraft gründlich ausgeprüft sind? Das Maria Theresien-Kreuz wird nicht den Marketenderinnen verliehen, die „sorgenvoll" hinter der Schlachtlinie bleiben, um, wenn das Gemetzel vorüber ist, den Kämpfern den Schnaps zu credenzen und Gesundheit zu wünschen. Auch im civilen Leben gebüren die höchsten Ehren der Staatsleitung nicht den Marketender-Figuren, die gerade gut genug sind, um im Tross mitzuziehen, sondern jenen kräftigen Individualitäten, die selbst wissen, was dem Ganzen frommt, und in der Ausführung dieser ihrer Ideen jene Kühnheit offenbaren, die die anderen mit sich fortreißt.

Den Muthigen gehört die Welt, aber nicht den Koerbern, und das Regierungshandwerk ist Sache der Herrschernaturen, die ihre Ueberzeugungen haben und den Muth sie zu bekennen, nicht aber der Dienernaturen, deren ganze Klugheit darin besteht, sich entweder von jeder Ueberzeugung fein säuberlich freizuhalten oder sie, wenn sie schon wider Absicht sich einstellt, geschickt zu verbergen. Zu dem, was das Ministerium Koerber sozusagen leistet, braucht man den Pomp einer Regierung nicht. Um die täglichen Geschäfte der Verwaltung ohne Thatkraft abzuhaspeln, dazu genügen die Sectionschefs in den Ministerien, und um die in den Ministerien fertiggestellten Vorlagen ins Parlament zu tragen oder die in den Ministerien zurechtstilisierten Regierungserklärungen den Parlamentsstenographen zu übermitteln, dazu würden zur Noth auch die Präsidialbeamten der Ministerien ausreichen.

Eine Regierung, die nichts wagt, gewinnt nichts. Sie erregt wohl bei niemandem einen besonderen Widerspruch, aber nur, weil sie sich bei niemandem eine besondere Zustimmung erwirbt. Sie ist unnütz, aber nicht nur das, sie ist auch positiv schädlich. Denn ihr eigenes Interesse ist dem des ganzen entgegengesetzt. Sie muss nur alle politischen Probleme zu verschleppen, zu vertagen, zu verschieben trachten, weil für sie jeder Tag, der keine Entscheidung bringt, eine Verlängerung ihrer Existenzmöglichkeit ist, während er für den Staat eine Verkümmerung seiner Existenzbedingungen bedeutet. Wenn z. B. die Deutschen und Czechen, die gegenwärtig in der Verständigungsconferenz zusammen deliberieren, sich wirklich einigten, dann wäre diese Beamtenregierung, die über sie gestellt ist, unmöglich, denn dann würden sie selbst das Regierungsgeschäft in die Hand nehmen und besser besorgen als jene es thut. Nicht von seiner eigenen Regierungsfähigkeit lebt das Ministerium Koerber, sondern von der zeitweiligen Regierungsunfähigkeit der durch die ganze Natur des Staates zum Regieren berufenen Parteien und Nationalitäten. Deswegen liegt es eher im Interesse des Ministeriums Koerber, die Regierungsunfähigkeit der Parteien zu erhalten, als ernstlich ihre Verständigung herbeizuführen. Dies ist nur das Interesse der Parteien selbst. Seine eigene Sache soll man aber selbst in die Hand nehmen, wenn man sie gut besorgt wissen will. Die Deutschen und die Czechen können sich von dem eher hinderlichen als förderlichen Mittelsmann, der zwischen ihnen steht, von Dr. v. Körber emancipieren und sich, ohne die Dazwischenkunft einer, beiden Theilen gleich fremden Beamten-Regierung miteinander verständigen, um das Ideal eines deutsch-czechischen Bürgerministeriums zu verwirklichen. Aber wenn auch dieses Ideal nicht erreicht wird, könnten sie sich immerhin in dem Sinne miteinander verständigen, dass bis auf weiteres die Rechte mit dem Tolerari posse der Linken regiert. Die drei Jahre Obstruction haben ja wohl die Rechte belehrt, dass sie gegen die Linke nicht regieren kann. Also muss sie es versuchen, mit ihrer wenn auch nur indirecten Unterstützung zu regieren. Damit wäre beiden Theilen gedient, der Rechten sowohl, die die Regierungsgewalt in die Hand bekäme, wie der Linken, die die Gefahr einer Vergewaltigung durch die Majorität nicht mehr zu befürchten, aber einen gewissen indirecten Einfluss auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen hätte. Das Ministerium Koerber ist nur die Verkörperung der Regierungsunfähigkeit der Rechten und der Linken. Es wird aus einer unnützen eine geradezu überflüssige Regierung in dem Momente, wo die beiden streitenden Theile ihr wahres, gemeinsames Interesse und die Grenzen der parlamentarischen Macht von Majorität und Minorität erkennen und in dieser oder jener Form eine wirklich regierungsfähige Regierung in Oesterreich wieder einmal constituiren. K.

## Die Reden Koloman Szélls.

Die Statistik stellte bereits fest, wie lange ein Politiker, ein Minister, ja selbst ein pensionierter Minister leben kann, aber die Lebensdauer einer politischen Partei wurde leider noch nicht wissenschaftlich fixiert. Man weiß vielleicht, wie lange ein Theater bestehen kann, bis es ein Raub der Flammen wird, doch niemand kann sagen, wann der Tag kommen muss, an welchem eine politische Partei unwiderruflich zum letztenmale „abbrennt". Die liberale Partei in Ungarn, die Regierungspartei nämlich, ist ernstlich krank, aber nicht nur über die Gefährlichkeit des Uebels differieren die Meinungen, sondern auch über das Wesen des Uebels selbst. Die einen glauben, dass die Regierungspartei an Anämie leide, und fügen hinzu, dass ihr das durch die Fusion mit der Nationalpartei zugeführte Blut nur geschadet habe. Die anderen behaupten, dass die Krankheit nichts anderes sei, als eine Hypertrophie, und dass jetzt die vielen alten und neuen Glieder einander im Wege stehen. Die dritten endlich sagen, dass man es hier mit dem ernsteren Falle von Altersschwäche zu thun hätte. Selbstverständlich sind auch die Heilmittel, welche man von allen Seiten in Vorschlag bringt, verschieden. Die einen proponieren eine neue Transfusion, die

anderen rathen zu einer ausgiebigen Amputation, und die dritten verlangen von der ungarischen Regierungspartei, dass sie so rasch als möglich ihr Testament mache. Vollständige Unklarheit rechts und links also, und die crassesten Differenzen hinsichtlich der Diagnose und der Heilmethode. Ueberraschend ist die Confusion allerdings nicht, denn in Ungarn ist noch keine parlamentarische Regierungspartei gestorben, und es fehlt uns demzufolge auf diesem Gebiete jede Erfahrung. Im Jahre 1867 schuf Franz Deák die erste Regierungspartei, und dieselbe besteht auch jetzt noch fort, obgleich sie sich zu Anfang der Siebzigerjahre einer kleinen Umtaufe unterzog, den Namen Deákpartei ablegte und den Namen liberale Partei annahm. Als „liberale Partei" hat aber unsere Regierungspartei die merkwürdigsten Wandlungen durchgemacht. Sie war unter Tisza conservativ, unter Szapáry reactionär, unter Wekerle radical und unter Bánffy alles Mögliche und Unmögliche, nämlich radical und reactionär und conservativ, ja sogar von Zeit zu Zeit liberal. Jetzt unter Koloman Széll kehrt die Regierungspartei, wie der Ministerpräsident behauptet, zu den Traditionen der Deákpartei zurück, aber genau genommen, sieht man derzeit von den Eigenschaften der alten und kranken Deákpartei bloß das Alter und die Krankheit.

Der Ministerpräsident Koloman Széll weiß ebenso gut, wie jeder andere Politiker, dass die Regierungspartei leidend ist, doch über das Wesen der Krankheit fehlt ihm wahrscheinlich ebenso wie allen anderen genaue Kenntnis, und es gelingt ihm trotz aller möglichen Curen nicht, die Patientin gesund zu machen. Ein paar kleine Aderlässe, bei welchen einige Obergespäne verloren giengen, schufen der Kranken wohl für wenige Momente Erleichterung, aber diese hielt nicht lange stand. Es kamen dann einige Pillen, welche wohl stellenweise eine Purification der Verwaltung herbeiführten, aber die Leidende wehrte sich bald mit Händen und Füßen gegen jedes blutreinigende Medicament. Einen Chirurgen wollte der Ministerpräsident nicht consultieren, obwohl der schneidige Desider Szilágyi und der nichts weniger als stumpfe Ferdinand Horánszky gern bereit gewesen wären, die incompatibelsten Theile der liberalen Partei kurz und scharf wegzuschneiden, und so verfiel Koloman Széll auf das bei älteren Bäuerinnen übliche Mittel, die bösen Krankheiten zu — „beisprechen". Er redet der kranken liberalen Partei täglich und stündlich ins Gewissen, doch gesund zu sein. „Steh' auf und wandle!" Der liberalen Partei Ach und Weh will er mit Reden curieren, und in der That, er spricht seit Monaten ohne zu ermüden; — die Regierungspartei freilich ist mittlerweile nur kränker geworden. Die Macht seiner Rede steigert nur die Ohnmacht seiner Partei.

Koloman Széll ist ein guter, angenehmer, kluger, aber kein ausgezeichneter Redner. Er spricht, wie wir vor einem Jahre hier ausführten,**) eher breit als tief und, wie wir seither constatieren mussten, eher zu viel als zu wenig. Zur Zeit der Bánffykrise war die unermüdliche Beredsamkeit Szélls ein Glück für die ungarische Nation. Jedem Hofschranzen, jedem Mitgliede des Parlamentes, jedem Publicisten und, wenn es sein musste, jedem kleinen Reporter erzählte er dasselbe und er gewann schließlich alle. Leider verloren die Reden allgemach ihre tiefen Wirkungen auf die politischen Gemüther, denn dieselbe gute und kluge Rede, ja sogar dieselbe feine und treffende Anekdote macht zweifellos Effect, wenn sie stets einem anderen Publicum vorgetragen wird, wenn aber die Zuhörer und die Reden sammt den Anekdoten immer dieselben bleiben, so kommt die Geschichte schließlich um den Reiz der Neuheit. Und die Thatsache lässt sich nicht leugnen, dass die Reden des Ministerpräsidenten viel von ihren außerordentlichen Wirkungen einbüßten. Die Opposition nimmt dieselben bereits gleichmüthig hin, obwohl sie nach der brutalen und gesetzwidrigen Bánffy-Aera von der Devise Szélls: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit" entzückt war und ihrem Entzücken auch anfangs stürmisch Ausdruck gab. Ein großer Theil der Regierungspartei war allerdings niemals allzu sehr von den Reden Koloman Szélls erbaut. Man muss nämlich bedenken, dass ein großer Theil der Regierungspartei allen Gewaltthätigkeiten und Rechtsbeugungen des Regimes Bánffy wüthend Beifall klatschte, und dass die Reden Szélls eigentlich eine Verurtheilung der Bánffy-Aera waren. Die Regierungspartei konnte sich demzufolge anfangs nicht zurechtfinden. „Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde, der zwischen zwei Gebündel Heu nachsinnend grübelt, welches von beiden das allerbeste Futter sei", meint der ungezogene Liebling der Grazien. Genug daran, die Regierungspartei wusste nicht, ob sie durch ihre Passivität bei den Reden Szélls ihre Vergangenheit entschuldigen oder durch Applaus und Ehrenrufe ihre Vergangenheit verurtheilen sollte, ob sie dem alten Führer die Treue bewahren oder dem neuen Führer Anhänglichkeit zeigen durfe. Aus diesem Dilemma wurde allerdings die Regierungspartei bald befreit. Es bildeten sich nämlich in der Regierungspartei die von uns bereits in einem früheren Artikel erwähnten Gruppen*), und bald jubelte die eine, bald die andere Gruppe der Regierungspartei dem Ministerpräsidenten zu. Sprach er in einer Rede von der liberalen Vergangenheit der Partei, so waren die alten Mitglieder der Majorität begeistert, äußerte er sich über die neue Aera, so jubelten die neuen Mitglieder. Entließ er einige Obergespäne, so umringten ihn freudig bewegt die gewesenen Dissidenten und die Nationalpartei; hielt er aber einem stark angefeindeten Beamten die Stange, so bildeten die gewesenen Leibgardisten Tiszas und Bánffys seinen Jubelchor. Ein Phonograph hätte am deutlichsten die Stimmungen und Verstimmungen in politischen Kreisen wiedergegeben. Anfangs Beifall und Applaus auf allen Seiten des Abgeordnetenhauses. Später Beifall bei den meisten Gruppen der Regierungspartei. Hierauf Unruhe bei einem Theile der Opposition und stürmische Zustimmung bei allen Gruppen der Regierungspartei, denn die Majorität wird einig, wenn die Opposition angreift. Dann Enthusiasmus bei der gewesenen Nationalpartei (Candidierung Horánszkys zum Minister des Innern), dann Enthusiasmus bei den Dissidenten (Candidierung Szilágyis zum Minister des Innern), dann Enthusiasmus bei der Tisza-Clique — denn weder Horánszky, noch Szilágyi wurden Minister. Jetzt jedoch hat der Phonograph bei einer Rede Szélls selten Enthusiasmus zu verzeichnen. Der Beifall klingt bei allen Gruppen der Regierungspartei gedämpft, und Ministerpräsident Széll, der vor einem halben Jahre glückselig lächelnd umhergieng, verliert seine Heiterkeit, sieht oft missmuthig um sich und vermisst die Schar der katzbuckelnden Gratulanten, die ihm ehedem nach jeder Rede nahten. Er kann jetzt von Recht, Gesetz und Gerechtigkeit sprechen, so viel er will, die himmelhochjauchzende Begeisterung ist dahin. „Zum Teufel ist der Spiritus."

Doch überraschender noch als der Umstand, dass sich manche Gruppe der Regierungspartei von Koloman Széll entfernt, ist der Umstand, dass sich eine dieser Gruppen — Desider Bánffy nähert. Als Bánffy fiel, war er förmlich geächtet. Er legte sein Abgeordnetenmandat nieder, besuchte nicht mehr den Club der Regierungspartei und verließ sogar Budapest. Und nun nach einem Jahr ist er wieder da, gibt politische Theeabende, die von seinen persönlichen Anhängern besucht werden, unterstützt zwei kleine Blättchen in der Hauptstadt und drei kleine Blättchen in der Provinz, in denen Koloman Széll täglich in der perfidesten Weise beschimpft wird, sucht Duelle und macht sich unangenehm bemerkbar. Dass sich Baron Bánffy wieder regt und bewegt, wer wollte ihm das verübeln? Schließlich ist er ein Mensch von Fleisch und Blut, der die große Niederlage nicht ungesühnt lassen will, die ihm Koloman Széll zufügte. Freilich verblüffend ist es, wenn man sieht, dass es in Ungarn Politiker gibt, welche mit Bánffy sympathisieren. Nietzsche sagte einst, dass ein Volk der Umweg sei, den die Natur mache, um zu großen Männern zu gelangen. Nun, bei Bánffy hat sich die Natur diesen Umweg erspart; er ist kein Uebermensch, wenngleich er als Ministerpräsident eine höchst peinliche Herrenmoral zur Schau trug. Mit plumpen Tritten gieng er über Recht und Gesetz hinweg. Die Pressfreiheit sowohl, wie die Redefreiheit tastete er an, und im letzten Act war er bereit, die Verfassung zu opfern, damit er weiter Ministerpräsident bleiben könne. Es ist wenigen bekannt, aber nichtsdestoweniger eine unleugbare Thatsache, dass er den Ausgleich mit Oesterreich einseitig aufrechterhalten wollte, wozu er sich die grandiose staatsrechtliche Lösung von irgend einem Spassvogel aufschwatzen ließ, dass auch mit einem absolutistischen Oesterreich der Ausgleich Deáks in Kraft bleiben könne, nur „müssten im ungarischen Parlament drei Ministerianteils für die drei gemeinsamen Minister aufgestellt werden!" Bánffy hatte nämlich keine Ahnung von den bestehenden Gesetzen und Verträgen, oder kümmerte sich nicht um dieselben. Man hat sich oft darüber lustig gemacht, dass er Saint-Simon für einen Heiligen hielt und der Ansicht war, dass Kopenhagen in Böhmen liege, aber diese und ähnliche Irrthümer waren lange nicht so gefährlich, wie seine verblüffende Unkenntnis der Gesetze und seine souveräne Verachtung des Rechtes. Er brillierte förmlich auf allen Gebieten der menschlichen Unwissenheit. Als ihn die Opposition im Parlament verlachte, das Gros der Regierungspartei aber nicht mehr acclamierte, sprach er überhaupt nicht weiter, ließ alle Interpellationen unbeantwortet, ja reflectierte auf persönliche Beleidigungen nicht einmal mehr. Seine persönlichen Anhänger gaben sich mit seinem Schweigen zufrieden: — konnte er sich doch im Parlamente nicht mehr blamieren! Sein Nachfolger Koloman Széll ist ihm in keiner Hinsicht ähnlich. Bánffy war unempfindlich, Széll ist empfindlich; Bánffy nahm die heftigsten Angriffe wortlos hin, Széll reagiert auf jede Bemerkung der Opposition in langer Rede. Bánffy hielt sich in den Couloirs auf, wo er für jeden seiner Anhänger Zeit hatte, Széll hingegen kommt fast niemals in die Couloirs, und seine Anhänger müssen oft Wochen hindurch warten, bis sie mit ihm sprechen können, wobei es aber zumeist vorkommt, dass sie ihre Bitten und Beschwerden nicht vorzutragen vermögen, weil Széll ihnen das Schlimmste vom Munde wegredet. Kurz: Bánffy besaß nicht die Gabe zu reden, und Széll besitzt nicht die Gabe zu schweigen.

Gewiss, Széll ist ein weit besserer Redner, ein weit ernsterer Politiker und ein weit respectablerer Ministerpräsident als Bánffy gewesen, aber es ist dennoch nicht zu leugnen, dass es in der Majorität eine Anzahl Politiker gibt, welche bereits sans gêne

*) [illegible] XVIII [illegible]
**) [illegible] XXI. Band, Nr. [illegible]

ihre Beziehungen zu Bánffy wieder aufnehmen. Dieses Factum ist charakteristisch. Doch wenn auch diese quantitativ geringe und qualitativ noch geringere Gruppe die Position Szélls nicht gefährden kann, so ist doch der Umstand bedenklich, dass jene Abgeordneten der Majorität, welche von allem Anfange mit aufrichtiger und ehrlicher Begeisterung sich um die Fahne des neuen Führers scharten, kühler und reservierter werden. Es mögen bei diesem Stimmungswechsel unbefriedigte Ambitionen mitwirken, aber selbst Politiker, welche von Széll nichts wünschten und nichts forderten, beginnen unruhig zu werden. „Der Worte sind genug gewechselt, nun lasst uns endlich Thaten sehen," denken alle. Koloman Széll ist nämlich länger als ein Jahr im Amte, und Ungarn ist aus den Provisorien noch nicht herausgekommen. Der Ausgleich ist nicht perfect, ja die neuesten Vorgänge in Oesterreich scheinen dem Ausgleich sehr gefährlich werden zu wollen; die Quote wurde nur provisorisch festgestellt, die Erhöhung des Recruten-Contingents hängt in der Luft, eine „Reform" der Civilliste ist geplant, die Purification der Verwaltung lässt auf sich warten, und die Revision des Incompatibilitätsgesetzes, welche endlich den mehr oder minder reinlichen Geschäften der p. t. Abgeordneten einen Damm setzen soll, steht erst am Anfang des Anfangs. Der Ministerpräsident hält allerdings recht oft über diese Themata Reden, aber mit Worten allein lässt sich kein politisches System bereiten, und die Unzufriedenheit im Lager der Majorität muss naturgemäß von Tag zu Tag zunehmen. Die Vorstöße Bánffys, der sich vielleicht einbildet, ein ungarischer Bismarck zu sein, aber in Wirklichkeit bloß eine komische Figur ist, sind Széll nicht gefährlich, im Gegentheil eher von Nutzen. Gefährlich jedoch wird ihm die Unzufriedenheit in der Majorität und besonders die Unzufriedenheit der besten Elemente der Majorität, welche verlangen, dass sich die neue politische Aera in einer Umgestaltung des ganzen öffentlichen Lebens zeige, dass die unfähigen und corrupten Vertreter eines zerschmetterten Regimes nicht weiter an der Oberfläche bleiben, und dass die Creaturen verkrachter Ministerpräsidenten nicht in den angesehensten — und natürlich auch fettesten — Pfründen sitzen sollen. Als Koloman Széll Ministerpräsident wurde, hätte er mit einem Schlage alles umgestalten können, doch er wollte langsam und vorsichtig operieren, wobei er freilich viele an den gütigen Hundefreund gemahnte, der seinem Rattler die Ohren successive abschnitt, damit es weniger schmerze. Der ungarische Ministerpräsident hat durch sein Zuwarten die Situation nicht verbessert, sondern eher verschlimmert, denn im Laufe der Monate sammelten sich die anfangs verstörten Complicen des gestürzten Regimes und jetzt wagen sie sogar offenen Widerstand zu leisten. Ein Beispiel mag die Verhältnisse illustrieren: Der Ministerpräsident wollte den Obergespan des Sároser Comitates entfernen, weil derselbe bei den letzten Wahlen des Schlechten zu viel that. Monatelang überlegte er sich die Sache, und der Obergespan mobilisierte mittlerweile seine Anhänger in Eperies, die ihm in der Comitatscongregation Vertrauen votierten, Fackelzüge arrangierten und ähnliche Scherze trieben, die jedoch den Ministerpräsidenten nicht erheitern konnten. Der Obergespan wäre vielleicht noch Obergespan, wenn er nicht selbst ein Compromiss proponiert hätte, auf Grund dessen er mit vollem Gehalt pensioniert wurde. Ein neuer Obergespan freilich ist bis zur Stunde noch nicht ernannt, denn man konnte offenbar noch keinen Candidaten finden, der — dem pensionierten Obergespan zu Gesicht gestanden wäre.

Die Uebel, an welchen die ungarische Regierungspartei krankt, sind ernst und bösartig und sicherlich nicht mit schönen Worten zu curieren. Koloman Széll soll seit seinem Amtsantritte so viele Reden gehalten haben, dass dieselben zusammen den Umfang der Bibel — altes und neues Testament — erreichen. Wenn er aber auch noch den großen Meyer und Brockhaus reden sollte, so würde er die Situation dadurch nicht sanieren können. Dazu bedarf es eines festen Willens, kluger Energie und großer Autorität. Besitzt er selbst nicht den nothwendigen Willen oder die sonstigen nothwendigen Eigenschaften, um Ordnung in der Majorität zu schaffen, die verschiedenen Gruppen der Regierungspartei unter einen Hut zu bringen und die neue Aera aus der Theorie seiner Reden in die Praxis des politischen Lebens zu übertragen, so muss er eben, wie wir schon andeuteten, Hilfe bei jenen Capacitäten der Regierungspartei suchen, welche mit eiserner Hand das Land von den Leuten mit der eisernen Stirn befreien können. Wenn sich aber Széll noch lange in der Rolle des Cunctator gefällt, so kann es eines Tages zu spät werden, und ebenso wie Szápáry und Wekerle wird auch er dann einsehen, dass er mit den Ueberresten der Vergangenheit rasch und radical hätte aufräumen müssen. Bismarck sagte einmal: „Diese Situation hat kein Schwert für mich." Die Stunde kann sehr bald kommen, in welcher Széll ausrufen wird: „Diese Situation hat keine Rede für mich," denn, wenn man die Sache recht bedenkt, hat er schon jetzt keine Rede mehr für die Situation.

**Budapest**, im März 1900. Árpád.

---

# Das Wesen und die Entstehung des Ritualaberglaubens.

Ich habe den Lesern der „Zeit" schon gezeigt, wie das Verbrechen in Polna nicht nur bei uns, sondern auch in Deutschland, speciell in Süddeutschland zur Aufstachung des Rassenantisemitismus benützt wird; aber wie jede schlechte Sache und besonders die Bosheit schließlich dem Guten dienen muss, weil sich immer Menschen finden, die das Böse bekämpfen, so hat auch die Polnaagitation ihre gute Sache — sie dient zur Demaskierung der antisemitischen Agitation und ihrer Blutlüge. Die in Oesterreich und Süddeutschland durch den Polnaprocess entstandene Beunruhigung hat nämlich Professor **Strack** von der theologischen Facultät in Berlin bewogen, andere literarische Arbeiten ruhen zu lassen, dagegen sein bekanntes Buch über den Blutaberglauben in neuer Auflage *) zu bearbeiten: ich will es versuchen, mit Benützung dieser ausgezeichneten Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Thatsachen und der daselbst gebotenen Erklärungen, das Wesen und die Entstehung des Ritualaberglaubens zu skizzieren.

Das Wesen des Blutaberglaubens wird am anschaulichsten charakterisiert durch denjenigen Schriftsteller, durch dessen Schriften die jetzige Bluthetze am meisten vorbereitet und genährt wird: durch **Rohling**. Man stelle sich einen k. k. österreichischen Professor vor, der für seine antisemitische schriftstellerische Thätigkeit von seinen Kirchenoberen zum Canonicus ernannt wird, der aber gleichzeitig von der ganzen wissenschaftlichen Welt der Verachtung preisgegeben wird: dieser Canonicus und Professor wird von seinem Collegen Strack öffentlich des Meineides und grober Fälschungen geziehen; diesem Canonicus und Professor wird derselbe Vorwurf in verschiedenen Formen und öffentlich auch von anderen Gelehrten (besonders von Delitzsch, Professor der Theologie in Leipzig) gemacht; dieser Canonicus und Professor wird endlich gezwungen, gegen Dr. Bloch die Klage wegen Ehrenbeleidigung einzureichen — aber dieser Canonicus und Professor zieht unmittelbar vor der Verhandlung die Klage und zieht schließlich auch sich ins Privatleben zurück, weil er moralisch und wissenschaftlich gerichtet ist: aber dieser Canonicus hat das Gewissen und schweigt, wenn im Polnaer Process der radicale Anwalt seine erwiesenen Fälschungen in öffentlichem Plaidoyer vorträgt; dieser Canonicus lässt es geschehen, wenn in öffentlicher Parlamentssitzung sein Adept der Abgeordnete Schneider, dieselben Fälschungen noch jetzt als Beweise anführt. Das ist aber das Wesen des Ritualaberglaubens: Unwissenheit — Fälschung — Lug und Trug, **Aberglaube** in des Wortes schlimmster Bedeutung.

Rohling und seine Helfershelfer können den hebräischen Text kaum lesen, sie plagiieren den 200 Jahre alten Antisemiten Eisenmenger, sie erfinden eigene Talmudautoritäten („Rabbi Moldavo"!) und lassen sich von nichtsnutzigen Individuen, die der strafenden Gerechtigkeit nur mit Noth entwischen, dupieren, aber ihre abergläubische Ritualgemeinde wird durch alle diese offenkundigen, öffentlich erwiesenen Thatsachen gar nicht erschüttert. Höchstens werden die Rädelsführer vorsichtiger — man schickt z. B. den Abgeordneten Schneider ins Treffen. Alle diese und viele andere Thatsachen findet der Leser in dem Strack'schen Buche in Kürze angeführt, oder er findet wenigstens die nöthigen literarischen Hinweise.

Fragt man nach den **Beweisen** für die Blutbeschuldigung, so erwartet Jeder in erster Linie directe Lehren des Talmud oder anderer autoritativer Gesetzes- oder Ritualbücher des Judenthums. Allein trotz allem Suchen der antisemitischen Talmudisten sind solche Stellen nicht gefunden worden. Zwar hat Rohling nach „Justus" (recte Brimann) 1891 eine Talmudstelle für das „rituelle Schächten" ausposaunt — es ist die Stelle, die Abgeordneter Schneider unlängst in der Sitzung des Abgeordnetenhauses nochmals citiert hat — allein die Stelle besagt nur, dass im Talmud vor der Habgier solcher Erben gewarnt wird, welche einen (jüdischen!) Knaben, dem der Vater gestorben ist, am Vorabende des Osterfestes getödtet haben, um ihn eben verbrecherisch beerben zu können! Diese Stelle musste Rohling und seinen literarischen Spießgesellen als Beweis dienen: wenn „gar" ein jüdischer Knabe am Vorabende des Osterfestes als Osterlamm von den Juden geschlachtet wird, „wie viel mehr werden sie die Nichtjuden rituell schächten!"

Diese geradezu niederträchtige Logik (ein anderes Wort gibt es für diese Art von Denken nicht) wird nur durch die beispiellose Unkenntnis und Unbildung übertreffen, die Rohling bei der Auffindung einer zweiten Stelle in dem kabbalistischen Buch Sohar und dem jüdischen Schriftsteller Vital bekundet hat. An diesen Stellen wird nämlich auf Grund der kabbalistischen, stark neuplatonischen Emanationslehre über das Dictum der biblischen Sprüche Salomonis XXX, 18, 19: „Drei Dinge sind wahrnehmbar vor mir und vier begreife ich ich nicht: der Weg des Adlers im Himmel, der

*) Hermann L. Strack: Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Ber[illegible] „Volksmedicin" [illegible] Auflage [illegible] München 1900, VIII, 208 S.

Weg einer Schlange auf dem Felsen, der Weg eines Schiffes inmitten des Meeres und der Weg eines Mannes bei einem Weibe" philosophiert. Der kabbalistische Scholast wundert sich nämlich, wie in der oberen reinen Ideenwelt an dem Thronwagen Gottes der Adler als unreines Thier sein kann, und er spintisiert überhaupt darüber, wie diese unreine materielle Welt aus den reinen Oberwelten emanieren konnte, und besonders findet er einen Stein des Anstoßes daran, wie in der oberen Welt eine eheliche Verbindung des von der Kabbala angenommenen Königs und der Königin, durch welche die reale Welt entsteht, stattfinden, resp. welchen Sinn dieses materielle Bild für die obere Welt haben könnte? Der scholastische Mystiker denkt dann besonders über den hochzeitlichen Sanguis virginitatis nach, was ihm nämlich in der immateriellen Ideenwelt entsprechen könnte. Aus dieser Stelle nun haben Rohling und Genossen einen Beweis für das rituelle Schächten fabriciert! Aus dem „jungfräulichen Blute" wird ein „Blut der Jungfrauen" gemacht; dazu fälschen sie den Text durch Interpolation und Interpretation, indem sie den Satz aussprechen, das Blut der unreinen Nichtjüdinnen sei dem Himmel doch ein so wohlriechendes Opfer! Diese Interpolation jedoch bringen sie wiederum nur durch crasse Unwissenheit zustande, denn sie übersetzen das hebräische Wort „Klipoth" durch „Nichtjüdinnen", während es „Schalen" bedeutet, mit welchem Worte nämlich die materiellen Hüllen, die Emanationen der Ideen bildlich bezeichnet werden!

Andere Belegstellen für den Ritualmord sind in der ganzen Talmud- und in der nachtestamentlichen jüdischen Literatur überhaupt nicht gefunden worden, weil sie eben nicht existieren, wie das auch im vorigen Jahre der in Rom tagende Orientalistencongress ausdrücklich und feierlich erklärt hat.

Bleiben also nur die als Ritualmorde ausgegebenen historischen Fälle, unter denen von den Ritualabergläubigen ganz besonders der Fall von Trident (1475), von Damascus (1840) und neuestens der von Polna figuriert. In Trident handelt es sich um den Mord eines dritthalbjährigen Knaben, Simon; welcherart dieser Mord war, erhellt aus dem „Hauptbeweise" des vom Bischofe von Trident geleiteten Processes: so oft die des Mordes angeschuldigten Juden zu der im Wasser gefundenen Leiche geführt wurden, begann der nach der Anklage ganz blutleere Leichnam immer von neuem — zu bluten! Aus der historischen Kritik des Falles, die übrigens gleich nach der That mit dem päpstlichen Commissär einsetzte, ist ersichtlich, dass der Knabe aus Rache von einem Christen getödtet wurde. Allerdings ist richtig, dass sich einige Juden der Blutschuld bekannt haben, aber — auf der Folter und in der Absicht, sich durch den gleichzeitigen Uebertritt zum Christenthum das Leben zu retten. Ganz so steht es im Falle Damascus, wo sich einige von den türkischen Behörden offenbar zu Erpressungszwecken verhaftete reichere Juden nur durch die gräßlichsten Foltermartern zu einem „Geständnis" und Uebertritt zum Islam zwingen ließen. Zur Charakteristik der Ritualapostel mag angemerkt werden, dass sie bei der Erzählung des Falles in Damascus die Tortur einfach verschweigen.

Was schließlich Polna anbelangt, so habe ich den Fall ja genau analysiert und gezeigt, dass gerade dieses Verbrechen ein schlagender Beweis für die Blindheit des Ritualaberglaubens ist. In dem Buche von Strack ist auch schon dieser und ebenso die übrigen „historischen" Fälle aufgezählt und kritisch besprochen.

Ueber die Entstehung des Ritualaberglaubens gibt Strack viele und sociologisch sehr interessante Aufschlüsse. Hier kommt es vornehmlich darauf an, uns der Thatsache bewusst zu werden, dass unter den civilisierten Nationen Europas, dass unter uns noch in diesem Jahrhundert, ja noch heute, Reste des ehemaligen Cannibalismus sind, und dass ganz besonders das Menschenblut als die eigentliche Menschenessenz angesehen wird. Ich will nicht untersuchen, welche speciellen Motive für den Cannibalismus anzuführen wären: für unsere Zwecke genügt die Thatsache, dass es unter uns (Christen) noch massenhaft Menschen gibt, die das Blut oder Theile des menschlichen Körpers entweder direct genießen, oder anderweitig benutzen, vornehmlich um sich zu heilen oder um andere unmoralische Zwecke zu erreichen. So zum Beispiel kommt es vor, dass das noch warme Blut Enthaupteter gierig getrunken wird von Leuten, die ihre Fallsucht heilen wollen. Der Körper Andreas Hofers wäre von den Soldaten stückweise verschleppt worden, wenn die Sache nicht [illegible] ruchbar geworden wäre. Wiederum eine andere Art des Aberglaubens ist die Verehrung, die zum Beispiel den Reliquien und ganz besonders dem Strick Gehängter zutheil wird. Die bekannte Josefine Gallmeyer trug auf ihren Wallfahrten nach Mariazell ein Amulet, in welchem ein Stück von dem Stricke eines Erhängten war; es ist bekannt, wie solche Reliquien allgemein geschätzt werden. Hierher gehört auch der bekannte Fall der ungarischen Gräfin Báthory [illegible] zu erhalten, in dem Blute von [illegible] jungen Mädchen gebadet hat u. s. w.

Wenn in unserem Jahrhundert solche und ähnliche Fälle vorkommen, so kann man sich vorstellen, was die Menschen im Mittelalter glauben konnten: die katholische Kirche musste bekanntlich selbst gegen die übermäßige Verehrung der Reliquien auftreten, die Reformation hat sich gegen den Reliquiendienst principiell gestellt.

Wie aller Aberglaube, so wurde auch der Blutaberglaube, sei er medicinischen oder anderen Ursprunges, durch die anormale Geistes- und Denkthätigkeit mitbedingt und gekräftigt: cannibalische Gelüste und Thaten Geisteskranker und Perverser, über die uns die gerichtliche Pathologie noch massenhaft meldet, waren gewiss eine ergiebige Quelle verschiedentlichen Aberglaubens.

Erinnert man sich schließlich, dass bei den meisten Völkern das Menschenopfer herrschte, dass sich die Erinnerung an dasselbe, wenn auch verblasst, noch erhalten hat, so wird es nicht schwer fallen, die Entstehung des Ritualaberglaubens zu begreifen, trotzdem gerade die Juden den Blutgenuss verpönen und trotzdem die Juden, wie Strack nachweist, dem volksmedicinischen Blutaberglauben bedeutend weniger huldigten, als die Christen.

Strack hat ganz recht: die Christen imputierten ihren Blutaberglauben den Juden, und das umso eher, ich möchte sagen, umso gewaltthätiger, als die Juden den Christen unbekannt waren. Hass und Neid haben dabei natürlich sehr stark mitgeholfen, auch macht Strack für das erste Auftauchen des Ritualaberglaubens die durch den schwarzen Tod und die Kreuzzüge erregte Phantasie mitverantwortlich. Wir müssen uns nämlich erinnern, dass die Blutbeschuldigung, das ist die Behauptung, dass die Juden Christenbluts bedürfen, erst im dreizehnten Jahrhundert (zuerst gelegentlich des Falles von Fulda 1236) auftauchte. Schon dieses relativ späte Entstehen des Aberglaubens ist ein Zeugnis gegen ihn, insofern der Geist des jüdischen Glaubens und seine einzelnen Satzungen, seien dieselben in der Bibel oder im Talmud zu suchen, für den Ritualaberglauben absolut keinen Anhaltspunkt liefern.

Strack macht noch mehrere Nebenursachen geltend, die der Entstehung des Ritualaberglaubens günstig sein mussten: die Osterbrote (Mazzoth) werden mit besonderen, den Christen unverständlichen Feierlichkeiten hergestellt, und sie werden von vielen Juden abergläubisch hoch geschätzt. Bei der Osterfeier wird aus den „vier Bechern" (zum Andenken an die von dem aussätzigen Pharao umgebrachten jüdischen Kinder und an die übrigen gemordeten Juden) mit Vorliebe rother Wein getrunken — der rothe Wein wird leicht mit dem Blut verwechselt. Endlich erinnert Strack an den Gebrauch des Drachenblutes (ein dunkelrothes Palmenharz), das zur Heilung der Beschneidungswunde gebraucht wurde, und schließlich mag in einzelnen Fällen die Verwechslung des hebräischen Wortes „damîm" (Pluraletantum — Geld mit „dam" und im Plural „damîm" = Blut zur Verwechslung der Geldgierigkeit mit dem Blutdurst geführt haben.

„Etwas muss doch an der Sache sein," wird dieser psychologischen und sociologischen Erklärung der gemäßigte Ritualabergläubige einwenden, wenigstens höre ich sehr oft diese Phrase, mit welcher sich so viele Gebildete zu helfen suchen. Baron Hübner erzählt in seinem Reisewerke („Promenade autour du monde", II) über das Massacre in Tien-tsin im Jahre 1871: der Grund des Massacre war der Volksglaube, dass die katholischen Missionäre chinesische Kinder abschlachteten und aus ihren Augen, Herzen und anderen Körpertheilen Zaubermittel bereiteten. Und in der That sind Kinder verloren gegangen und zwei Chinesen, auf die Folter gespannt, machten das gewünschte Geständnis ... „Etwas muss doch an der Sache sein"?

„Aber es kann doch eine eigene geheime Secte geben, wie es solche geheime und ebenfalls cannibalische christliche Secten in Russland gibt." Auch diese Ausrede auf die Secte hört man häufig. In der That kann der Leser bei Strack Beispiele solcher Secten finden; allein — so antworte ich — diese anderen geheimen Secten hat die Polizei bisher immer aufgedeckt, von einer geheimen jüdischen Ritualsecte sind aber keine Spuren zu entdecken, eben darum, weil sie nur in der Phantasie vorhanden ist.

Allerdings ist richtig, dass viele Schriftsteller den Ritualmord zu beweisen suchen. Demgegenüber macht Strack mit Recht auf diejenigen heidnischen Schriftsteller aufmerksam, die die Blutlüge zuerst — von den Christen aufgebracht haben. Und hier muss wenigstens soviel zugegeben werden, dass es thatsächlich einige cannibalische christliche Secten gegeben hat. So konnte es geschehen, dass noch 1847 ein sehr gelehrtes Werk von G. Fr. Daumer geschrieben wurde („Geheimnisse des christlichen Alterthums", 2 Bde.), in welchem der Beweis versucht wird, dass das Christenthum von seinem Anfang bis zum Ende des Mittelalters in Cannibalismus, in Menschenopfern und Blutgenuss bestanden habe ...

Eines ist, glaube ich, zugegeben. Die von den Christen Jahrhunderte verachteten, verfolgten und ausgewiesenen Juden haben das Christenthum nicht lieben lernen können, und darum kann ohneweiters zugegeben werden, dass hie und da von den Juden Morde an Christen verübt worden sein konnten. Ich habe gleich in meiner ersten Polnabroschüre zugegeben, dass in Zeiten religiöser Aufregung, etwa nach Verfolgungen, sogar der Fall sich ereignen konnte, dass ein unzurechnungsfähiges Individuum der [illegible] erliegen konnte; auch Strack gibt die Möglichkeit zu, dass ein nicht voll

zurechnungsfähiger Jude gerade durch die unablässige Wiederholung der Behauptung, die Juden bedürften Christenblutes, auf die wahnsinnige Idee gebracht würde, es einmal zu versuchen, ob denn wirklich Christenblut ein ganz anderer Saft sei, als das Judenblut.

Allein solche Verbrechen, vorausgesetzt, dass dieselben thatsächlich constatiert würden, würden selbstverständlich nicht auf Rechnung des Judenthums und der jüdischen Religion zu setzen sein. Ebenso dürfte man von keinem Blutritus sprechen, falls das Blut aus medicinischen oder einem anderen Aberglauben vergossen und gebraucht würde. Rituell, zu religiösen Zwecken, bedürfen die Juden des Christenblutes nicht, darüber kann nach der Lectüre des Strack'schen Buches kein Unvoreingenommener mehr zweifeln.

Und so kann ich nur wiederholen, dass das Wesen des Ritualantisemitismus durch seinen Apostel Rohling hinlänglich charakterisiert wird. Um was sich's diesem Antisemitismus eigentlich handelt, kann man schon aus Rohlings Schrift: „Der Antichrist und das Ende der Welt“ (1875) ersehen. Man lese da nur, wie der ehrenwerte Canonicus die Führer der reformatorischen Bewegung „Schurken“ tituliert, wie er im Protestantismus nur Vandalismus und Anarchie sieht; man lese des ehrenwerten Canonicus „Katechismus für Juden und Christen“, man lese da, wie er auf die Frage, was die Inquisition sei, damit antwortet, dass dieselbe als geistliches Gericht nicht ungerecht sein könne, und dass im Falle Hus in jenen Zeiten die Ehre Gottes noch etwas mehr gegolten als heute — — man lese, sage ich, alles das im Zusammenhange mit der Ritualpropaganda, und man wird über Ziele und Wege dieses christlichen Antisemitismus nicht im Unklaren bleiben.

Eigentlich muss man sagen: Katholischer Antisemitismus. Aus der antisemitischen Literatur bei Strack ist ersichtlich, dass der jetzige Antisemitismus, und speciell der Ritualaberglaube, von katholischer Seite propagiert und genährt wird. Bei protestantischen Völkern wird der Antisemitismus philosophisch, national und wirtschaftlich fundiert; in katholischen (und orthodoxen) Ländern ruht der jetzige Antisemitismus in letzter Instanz auf dem religiösen Ritualaberglauben. Ist Rohling für den katholischen Antisemitismus charakteristisch, so könnte man für den protestantischen Antisemitismus Lagarde anführen. Gegenwärtig sind Frankreich und Oesterreich der Sitz dieses clericalen Antisemitismus, in letzter Zeit ist besonders Oesterreich und speciell Wien sein geistiges Centrum. Von hier ist er auch zu uns nach Böhmen gelangt; freilich haben unsere nationalen Ultras keine Ahnung davon, dass sie die Marionetten des deutschen Canonicus Rohling oder Verganis sind. Aehnlich habe ich auch von Anhängern der radicalen „Los von Rom“-Bewegung rituelle Belehrungen erhalten — es ist komisch genug, dass ein Czeche die Herren über das Wesen des clericalen Antisemitismus aufklären muss.

Doch will ich diese Erwägungen für heute schon schließen, indem ich das Buch von Professor Strack allen, die wissenschaftlicher Belehrung geneigt sind, zum Studium empfehle. Nur möchte ich ihm an dieser Stelle auch einen persönlichen Dank abstatten. Als er mir vor Jahren (1892) die vierte Auflage seines Werkes zuschickte, hatten wir beide keine Ahnung, welche Bedeutung dieses sein Buch für mich und den Polnaproceß haben werde. In der That hatte ich, auf dem Buche Professor Stracks fußend, von vornherein die Gewissheit, dass auch das Polnaer Verbrechen kein Ritualmord ist — die genaue Untersuchung des Falles hat diese wissenschaftliche Ueberzeugung vollauf bestätigt.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

---

# Die Methoden der Schnelltelegraphie und das System Pollak Virág.

(Schluss.)

Wir müssen, bevor wir auf den neuesten großen Erfolg der Schnelltelegraphie, das System Pollak-Virág, näher eingehen, auch noch derjenigen Mittel gedenken, deren man sich auf den großen überseeischen Telegraphenlinien zur Beschleunigung des Depeschierens bedient. Hier, wo auf die Kürze der Zeit, die das einzelne Telegramm erfordert, besonders viel ankommt — wir brauchen nur an die hohen, durch die kostspieligen Kabel wesentlich bestimmten Tarife überseeischer Telegramme zu denken — sind die vorgenannten Mittel nicht anwendbar, weil man bei langen Kabeln mit den schwachen Strömen muss arbeiten können, und die gewöhnlichen Schreibapparate bei denselben überhaupt nicht ansprechen würden. Den classischen Vermittlungsapparat der ersten transatlantischen Linien, das auch heute noch hie und da gebrauchte Spiegelgalvanometer, welches schon von Gauß und Weber bei ihren historischen Versuchen in Göttingen benutzt wurde, brauchen wir nicht zu schildern, es ist wie die Principien des einfachen Morseapparates jedermann bekannt. Aber so leicht es, nur an einem feinen Seidenfaden hängend, den leisesten Zuckungen des elektrischen Stromes folgt, so arbeitet es doch einerseits für stark beanspruchte Leitungen nicht schnell genug, anderseits machte sich der Uebelstand, dass die Depeschen des Spiegelgalvanometers wohl sichtbar sind, aber nicht vom Apparat selbst aufgeschrieben werden, als eine Vermehrung der Fehlerquellen umsomehr bemerkbar, je wichtiger und länger die dem Kabel anvertrauten Nachrichten wurden. Heute, im Zeitalter der ausführlichen Börsentelegramme und spaltenlangen Zeitungsberichte auf telegraphischem Wege, ist der optische Spiegelapparat von mehreren anderen Systemen verdrängt, unter denen der sogenannte Syphon-Recorder oder Heberschreiber des englischen Physikers Thomson (Lord Kelvin) an erster Stelle steht. Der Heberschreiber, der sowohl der beschleunigten als auch sichtbaren Wiedergabe der Kabeldepeschen dient, ist eine außerordentlich sinnreiche Combination einer Reihe von verschiedenen Constructionselementen und physikalischen Gesetzen.

Die feinen, durchs Kabel bis in die Empfangsstation gelangenden Stromstöße erregen einen starken Elektromagnet, zwischen dessen Polen eine leichte Drahtspule hängt und bei den Polarisationen des Magneten in drehende Schwingungen geräth. Diese Schwingungen macht auch eine feine, ganz leichte und mit der Spule verbundene Glasröhre mit, die in eine dünne Spitze ausläuft und mit dieser Spitze einem Papierstreifen gegenüber steht oder hängt. Blaue Anilinlösung, durch die Röhre emporgesogen, kommt durch ihre überaus feine Oeffnung zwar nicht zum Auslaufen, zeichnet sich aber doch auf dem Papier durch einen kleinen blauen Punkt ab. Nun kommen wir an die gewöhnliche Construction aller ähnlichen Apparate. Denken wir uns den Papierstreifen, der das Röhrchen fast berührt, nicht ruhend, sondern von unten nach oben davor vorüber gezogen, so wird aus dem Punkt eine Linie. Wird aber gleichzeitig telegraphiert, und gerathen dadurch Spule, Röhrchen und Heberspitze in ihre charakteristischen zuckenden Bewegungen, so wird aus der Geraden eine Zickzacklinie, und wie aus ihren jetzt rechts, jetzt links ausbiegenden Curven die Schrift zusammengestellt und entziffert werden kann, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Wenn jedwede Vermeidung von unnützen Reibungen, um mit möglichst schwachen Kabelströmen auszukommen, die Hauptbedingung ist, um einen rasch und leicht arbeitenden Apparat für Unterseekabel zu construieren, so hat der neue Telegraphenapparat des französischen, auch durch seine Verbesserungen im Telephonwesen bekannten Technikers Ader vor demjenigen Thomsons von vornherein etwas voraus. Der zuerst auf dem Kabel zwischen Algier und Marseille erprobte Ader-Schreiber nimmt bei der Fixierung der Zeichen, um jede Berührung zwischen Schreibstift und Papier zu vermeiden, die Hilfe des Lichtes als Schreibstift in Anspruch, er arbeitet ebenso wie das nachfolgend geschilderte System mit Hilfe der Photographie. Der mit Benutzung der elektrodynamischen Anziehung und Abstoßung in Bewegung versetzte Zeichengeber ist hier ein senkrechter, durch eine schwache Feder gespannter Draht, der, von einer künstlichen Lichtquelle beleuchtet, sich zwischen den Polen eines permanenten Magnetsystems befindet und nach der einen oder anderen Polseite hin abgelenkt wird, wenn ihn der Strom aus dem Kabel in dieser oder jener Richtung durchfließt. Hinter dem Draht bewegt sich der obligate Depeschenstreifen, auf den ersterer im Zustande der Ruhe eine scharfe senkrechte Linie, im Zustande der Bewegung eine Folge von Zickzackcurven als Schattenriss zeichnet. Die Lichtquelle und das lichtempfindliche Papier sorgen dafür, dass diese Seitensprünge, deren Richtung und Zahl natürlich wieder im Alphabet und in der Zahlenreihe ihre Erklärung finden, fixiert werden und später ein zweifelloses Abbild der Depesche bilden. Auf langen unterseeischen Linien gestattete das System Ader bei schwächeren Strömen, als gewöhnlich zu Gebote stehen, die Vermittlung von 1200 Worten in der Stunde, eine für die unterseeische Telegraphie schon höchst bedeutende Leistung.

Alle Erfolge jedoch, die man mit den bisher geschilderten Systemen der Schnelltelegraphie erreichen oder auch nur erhoffen konnte, sind nun weit in den Hintergrund getreten vor den Leistungen einer neuen Erfindung auf diesem Gebiete, die den beiden ungarischen Technikern Pollak und Virág zu verdanken ist, und der wir, als dem letzten und bedeutendsten Gliede einer wichtigen Erfindungsreihe, eine etwas eingehendere Schilderung widmen wollen. Das Pollak-Virág'sche System, das von den beiden früheren Erfindungen dieser Art einzelne Züge übernommen hat, aber auch ganz neue und höchst originelle Ideen aufweist, ist durchaus, seiner Entstehung und Ausbildung nach, ungarischen Ursprungs. Von dem Elektrotechniker Anton Pollak im Jahre 18[illegible] der Vereinigten Glühlampen- und Elektricitäts-Actiengesellschaft zu [illegible] vorgetragen, wurde das System von den [illegible] unter [illegible] Virág [illegible] von [illegible] befreit. Die [illegible] Anfang [illegible] und ihre praktische [illegible] ist auch noch [illegible] und [illegible] Versuchen und [illegible]

[illegible]

geschrieben, und um nur der leichtesten Stromregungen zu bedürfen und ein Mittel zu haben, die Zeichen viel schneller als beim Thomson- oder Ader-Schreiber auf einander wirken zu lassen, bedient sich der Erfinder eines Telephons als Mittelglied zum Auffangen und Sichtbarmachen der Stromstöße. Die schwingende Membran des Telephons spielt hier also die Rolle, die im Syphon-Recorder die zwischen den Magnetpolen hängende Drahtspule, im Ader-Telegraphen der ausgespannte und unter den Stromimpulsen abgelenkte Draht spielt. Im Princip ist demnach das System Pollak-Virág, wenn auch nicht in der Ausführung, das complicierteste unter allen bisherigen, denn zu der Combination der elektrischen und optischen Wirkungen fügt es noch die ursprünglich für das Gehör berechneten Schwingungen der Telephonmembran hinzu. Der Gang des Arbeitsprocesses ist kurz angedeutet folgender: Die Telegramme werden zuerst unter Verwendung von Hilfskräften in gestanzte Lochstreifen übertragen, genau wie bei den zu Anfang beschriebenen automatischen Systemen. Die perforierten Sendestreifen bewegen sich mit großer Geschwindigkeit über eine Trommel, wobei je nach der Vertheilung der Perforation auf beide Seiten von der Mittellinie aus bald zur Rechten, bald zur Linken Contacte hergestellt und dem entsprechend bald positive, bald negative Stromstöße in die Leitung entsandt werden. Diese blitzschnell auf einander folgenden Stromimpulse gelangen auf der Empfangsstation in die Elektromagnetwindungen eines Telephons, dessen Membran durch den wechselnden Magnetismus bald angezogen, bald abgestoßen wird. Diese Bewegungen der Membran, die man sich ungeheuer klein, aber auch ungeheuer schnell aufeinander folgend vorstellen muss, würden nun durch das unvermeidliche Nachschwingen der Schallplatte nach jedem Anreiz sich gegenseitig so sehr stören, dass kaum ein deutliches Bild der ursprünglichen Stromstöße zustande kommen würde, wenn nicht Sorge getragen wird, jede einzelne Plattenbewegung sofort zu dämpfen und erst durch den nächsten Stromstoß die Membran wieder auslösen zu lassen. Die Dämpfungsvorrichtung zur Aufhebung der Eigenschwingungen der Telephonmembran bildete somit eines der wichtigsten Probleme für das Gelingen der Aufgabe, die sich die Erfinder gestellt hatten. Von den gewöhnlichen, mit Hilfe des Magnetismus arbeitenden Dämpfungsmitteln wurde Abstand genommen, weil sie die Empfindlichkeit des Apparates beeinträchtigten. Dagegen ist ein neues, sehr einfaches Mittel, das gar keine besonderen Vorrichtungen am Apparat erfordert, von großer Wirksamkeit gewesen. Die Selbstschwingungen der Membran kommen ähnlich zustande, wie die eines angestoßenen Pendels, und wie letztere haben auch sie ihre ganz bestimmte, von der Größe und Stärke der Platte abhängige Schwingungsdauer. Richtet man nun die Dauer der einzelnen in die Leitung gesandten Stromstöße ganz ebenso ein, was sich durch entsprechend rasche Bewegung des Depeschenstreifens auf dem Sendeapparat erreichen lässt, so hat die Membran zwischen den einzelnen Impulsen, die sie durch die wechselnde Erregung des Telephonmagneten empfängt, nicht Zeit, eigene Nachschwingungen auszuführen. Sie geht alsdann gewissermaßen mit der Zeichenabgabe synchron. Die Abänderungen, welche dieses einfache Princip für die Zwecke der Praxis erfahren hat, sollen uns nicht beschäftigen.

Wir haben jetzt als Resultat der Stromstöße, die vom automatischen Sender in die Leitung geschickt wurden, blitzartig schnell aufeinanderfolgende Zuckungen der Membran eines Telephons, aus deren Richtung und Folge das niedergeschriebene Telegramm entstehen soll. Niedergeschrieben nicht vom Stift in Buchstaben und Zahlen, sondern vom Lichte selbst in jenen krausen Zickzacklinien, die das geübte Auge des Telegraphisten ohne Mühe entziffert. Also erst heißt es die Membranschwingungen in Lichtstrahlen von genau gleicher Schwingungsdauer und Ablenkung umwandeln und dann die Lichtstrahlen zwingen, ihr eigenes Bild auf eine rotierende Trommel zu zeichnen! Ersterem Zweck dient ein winziges Spiegelchen, dessen leichte Beweglichkeit einem leisen Hauch des Mundes gestattet, es vibrieren zu lassen. Es ist mit Hilfe eines feinen Stiels drehbar angeordnet, und die Art seiner Befestigung, die jede Bewegung fast reibungslos macht, gehört an sich zu den Wundern der Feinmechanik. Jener Stiel, der den Spiegel trägt, wird nun durch die Membran unter Vermittlung eines Hebelchens in Bewegung gesetzt (man muss sich diesen Theil des Apparates mit der mikroskopischen Genauigkeit einer Taschenuhr gearbeitet und seine Eigenbewegungen für das unbewaffnete Auge fast unsichtbar vorstellen), und vergrößert setzen sich die Schwingungen auf dem Spiegel selbst fort.

Jetzt endlich gilt es, aus dem zitternden Concavspiegel einen feinen Lichtstrahl auf einen bewegten Streifen lichtempfindlichen Papiers zu werfen, einen Lichtstrahl, der treu den Bewegungen der Membran und den Stromimpulsen der Leitung folgt, und der sich unter dem Fortwandeln des Papiers zu jener charakteristischen vielgezackten Curve ausprägt, der wir bereits an den Kabelapparaten von Thomson und Ader begegnet sind. Dieser Theil der Aufgabe war nicht mehr schwierig zu lösen. Das Licht einer Glühlampe fällt in den Hohlspiegel, der es concentriert als Lichtbündel entsendet, eine Linse sammelt den anfangs breiten zu einem scharfen feinen Strahl, der auf dem lichtempfindlichen Streifen nach der Melodie der elektrischen Pulsschläge sein zierliches Menuett tanzt. Bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit der die Zeichen aneinander gereiht werden (1000 bis 1500 Worte in jeder Minute), würden die Streifen, welche die Depesche enthalten, endlos werden — auch hier hat man zu einer Vereinfachung gegriffen. Nicht ein schmaler Streifen, wie beim Morse-, Hughes- und den meisten anderen Apparaten ist es, der sich unter der Geisterschrift des Lichtstrahles entrollt, eine breite cylindrige Fläche entwickelt sich vor dem zuckenden Strahl in raschen Spirallinien und bildet, vom Cylinder abgenommen und aufgeschnitten, eine breite Fläche, die in engen Linien mit dem Zeichen des Telegrammalphabets bedeckt ist. Eine lange Depesche von 500 Worten, auf dem Morse-Klopfer die Arbeit von zwei Stunden, hier das Werk einer halben Minute, nimmt ein Blatt von 9 Centimeter Breite und 65 Centimeter Länge ein. Der entsprechende Morse-Streifen wäre 70 Meter lang.

Das ist das Wesentlichste der Einrichtung des Pollak-Virág-Systems. Die damit bisher erreichten Resultate mögen in aller Kürze den Schluss dieser Uebersicht bilden. Auf Bronze-Doppelleitungen zwischen Budapest und Temesvár erreichte man schon bei den ersten Versuchen eine Leistung von 70.000, ja bei etwas stärker gespanntem Strom von 100.000 Wörtern in der Stunde. Trotz bedeutender Länge (650 Kilometer) war die Linie vermöge ihres Materials doch von sehr geringem Widerstand. Eine 340 Kilometer lange Eisendrahtleitung vom anderthalbfachen Widerstand erlaubte wegen der starken Selbstinduction nur 45.000 Worte, immerhin eine ungeheure Leistung. Bei späteren Versuchen zwischen Pest und Berlin wurden wieder bedeutend günstigere Resultate erzielt.

Coswig. Wilhelm Berdrow.

## Die Verantwortlichkeit des Arztes.

Das Thier scheint oft viel mehr von der Gesundheitspflege und der Heilkunst zu verstehen, als der gewöhnliche Culturmensch. Es hat jedenfalls ein entwickelteres Unterscheidungsvermögen für das, was ihm nützlich und schädlich ist, und weiß sehr oft instinctiv, ohne einen Specialisten zu consultieren, was es in gewissen Krankheitsfällen zu thun hat. Das Thier ist ein Naturheilkünstler für seinen eigenen Organismus. Beim Menschen sind diese instinctiven Anlagen meist nicht ausgebildet, ja destruiert. An Stelle der Bedachtnahme auf instinctive Lust- oder Unlustempfindungen, der Sensibilität für die wechselnde Empfänglichkeit des Organismus und für die hygienischen Bedürfnisse desselben in den concreten Fällen, ist einerseits die abstracte Regel getreten, die wir von den Eltern oder in der Schule oder sonstwo gelernt haben, anderseits die Inanspruchnahme der Hilfe und des Rathes bestimmter Personen, die sich das Studium des menschlichen Organismus, der Art seiner Erhaltung und Heilung zur Lebensaufgabe gesetzt haben.

Das ist nun natürlich ganz in der Ordnung, dass wir uns die allgemeinen Erfahrungen der Menschheit und die besonderen Kenntnisse der nach dem Gesetze der Arbeitstheilung in der menschlichen Gesellschaft entstandenen Specialorgane für Gesundheitswesen nach Möglichkeit zunutze machen. Das würde aber zunächst nicht ausschließen, dass wir auch unsere eigenen natürlichen Anlagen auf prophylaktischem und therapeutischem Gebiete pflegen und uns bis zu einem gewissen Grade dort von ihnen leiten lassen sollen, wo unser Naturell der Anwendung einer schematischen Regel auf unsere Constitution entschieden opponiert. Es schließt aber noch ein anderes nicht aus: dass nämlich wir Laien uns überhaupt nicht bedingungslos dem Arzte überantworten, sondern, dass wir bei der Frage, was mit uns geschieht, auch ein Wort mitzureden uns vorbehalten. Erstlich immer dort, wo es sich gerade um uns selbst handelt, und dann überhaupt dort, wo das grundsätzliche Verhältnis zwischen dem Menschen als behandelndem Arzt und dem Menschen als zu behandelndem Object in Frage kommt.

Wie weit geht die Machtbefugnis des Arztes gegenüber den seiner behandelnden Thätigkeit unterstellten Patienten und wo beginnt seine Verantwortlichkeit? Diese Frage beschäftigt schon seit geraumer Zeit die Spruchpraxis und die Juristen, und erst jüngst wieder ist eine interessante Studie über dieselbe auf dem Büchermarkte erschienen: „Die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Arztes für verletzende Eingriffe“ von Dr. Richard Schmidt, Universitätsprofessor in Freiburg. (Jena, Fischer, 1900, 60 S.)

Zwei „Fälle“ hatten eine besonders lebhafte Discussion hervorgerufen: das einemal hatte der Arzt bei einem in Spitalspflege befindlichen siebenjährigen Mädchen eine Operation des Fußwurzelknochens wegen tuberculoser Vereiterung trotz verweigerter Zustimmung des Vaters, ja, obwohl dieser das bereits in der Narkose liegende Kind persönlich zurückforderte, dennoch vorgenommen. Das anderemal hatte der Arzt an einer Patientin, die behufs Vornahme einer, wie man ihr sagte, geringfügigen Operation narkotisiert worden war, mit Rücksicht auf den während der Narkose ermittelten Befund eine tiefeingreifende Operation (Laparotomie, Entfernung der Ovarien und Tuben) ausgeführt. In beiden Fällen war die Operation gelungen, in beiden Fällen wäre der Arzt nach

der Praxis des deutschen Reichsgerichtes verurtheilt worden, da diese alles auf die Einwilligung des Patienten oder seiner Eltern etc. stellt und in dieser den Rechtfertigungsgrund für die Eingriffe des Arztes und daher auch die **Grenze** für sein Eingriffsrecht erblickt. Gegen diesen „gesetzgeberisch ungesunden Gedanken, den die Praxis mit der Autorität des geltenden Rechtes umkleiden möchte" (Schmidt S. 13), hat sich aber gar bald die Theorie gewendet. Karl Stooss*) insbesondere war es, der, gegenüber der Auffassung der Frage vom Standpunkte des Patienten aus, das Recht des Arztes zu operativen Eingriffen nicht aus der Zustimmung des Patienten, sondern aus den Berufsbefugnissen des Arztes ableitete, wonach alles nur darauf ankäme, ob der Eingriff ein **angemessener** war, weil dann der Arzt einer Einwilligung des Patienten nicht bedürfe. Im wesentlichen steht auch Schmidt auf letzterem Standpunkte, nur verlangt er, dass „der Arzt in irgendwelcher Form zu Hilfe zugezogen worden sein muss — ausgenommen den Fall einer Verunglückung, wenn Gefahr im Verzuge ist —", und dass an Stelle der vagen „Angemessenheit" die „medicinische Erfahrung", „die in Theorie und Praxis in festem Niederschlag enthaltene ärztliche Regel" zu setzen sei. Das Erfordernis der Zustimmung des Patienten lehnt aber auch er ab und concediert nur, dass „es als ärztliche Sitte festgehalten werden mag, dass der Arzt seinen Patienten auch über seine einzelnen Maßregeln informiert und dessen Zustimmungen einholt, soweit es die Gelegenheit und die Anforderung der Behandlung gestatten" (S. 35).

Mit diesem bloßen Hinweise auf die ärztliche **Sitte** können wir es uns aber durchaus nicht genügen lassen, denn sonst müssten wir den Aerzten auch die Berechtigung zuerkennen, eine andere „Sitte" einzuführen und die Menschen, die sich ihrer Behandlung überantwortet haben, einfach als willenlose Objecte zu betrachten. Die Einbürgerung einer derartigen „Unsitte" würde ein solches Vorgehen keineswegs sanctionieren, ja die Bevölkerung und die Gerichte dürften der Entwickelung einer solchen kaum ruhig zusehen. An der Zustimmung des Patienten zu dem, was mit ihm vorgenommen werden soll, wird man im Princip immer festhalten müssen. Auf juristische Constructionsgründe kommt es dabei gar nicht an, und die Frage lässt uns kühl, ob der angemessene Körpereingriff des Arztes an sich keine körperverletzende Thätigkeit im Sinne des Strafrechtes sei und nur unter Umständen strafbar werde, oder ob er an sich die Momente des strafrechtlichen Thatbestandes enthalte und dem Arzt nur für gewöhnlich Strafausschließungsgründe zugute kommen. Das Entscheidende kann nur die **praktische** Erwägung sein, dass der Patient es ist, um dessen Balg es geht, und darum werden wir auch nur dort von dem Erfordernis der Zustimmung des Patienten zu den mit ihm vorzunehmenden Proceduren absehen können, wo praktische Gründe dies fordern, also wo es von vornherein nicht möglich ist, diese Zustimmung einzuholen, oder wo sich im Verlauf einer Operation die Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses und seiner raschen Durchführung ergibt. Auch in diesen Fällen aber liegt die Legitimation des Arztes nicht in ihm, sondern in der Situation und in der Annahme, dass der Patient, wenn man ihn um seine Zustimmung fragen könnte, sie vernünftigerweise ertheilen würde.

Wie bedenklich es wäre, das Selbstbestimmungsrecht des Individuums der „ärztlichen Sitte" unterzuordnen, zeigen aber so recht einige Vorkommnisse der jüngsten Zeit, die allerdings ein Gebiet berühren, auf das Schmidt seine Untersuchungen gar nicht ausgedehnt hat. Ich meine die Eingriffe, die von Aerzten in den Organismus ihnen anvertrauter Patienten, nicht zum Zwecke der Heilung, sondern zu Versuchszwecken unternommen wurden. Wiederholt drang in den letzten Jahren in die Oeffentlichkeit Kunde von derartigen Experimenten mit lebenden Menschen und erst vor wenigen Tagen hatten solche Anlass zu einer Interpellation und Debatte im preußischen Abgeordnetenhause gegeben. Nicht als ob sie erst vor wenigen Tagen vorgefallen wären, nein, sie gehen zumeist in das Jahr 1892 zurück, und schon 1898 hatte der Breslauer Professor A. Neisser mit einer fast bewunderungswürdigen Naivität über dieselben der medicinischen Welt berichtet. Gerade darin aber liegt die typische Bedeutung dieser ärztlichen Publication, dass sie derlei als etwas ganz Selbstverständliches, von dem man ohne Angst vor Strafverfolgung öffentlich sprechen kann, behandelt, dass ein anderer Gelehrter diese Abhandlung als Theil einer ihm gewidmeten Festschrift anstandslos entgegennimmt, und dass die fraglichen Versuche nicht sofort von den gelehrten Fachkreisen zurückgewiesen und als unzulässig bezeichnet werden. Mag man immerhin dieses befremdende Schweigen zum Theil darauf zurückführen, dass es bedenklich erscheinen mochte, jenen Wasser auf die Mühle zu leiten, die seit Jahr und Tag eine systematische Hetze gegen die Aerzte betreiben, so erübrigt in den angeführten Umständen genug, was uns darauf hinweist, es handle sich hier nicht um die Verirrung im Rechtsgefühl eines einzelnen Arztes, sondern um eine in weiteren Kreisen herrschende Verkennung der Rechtssphäre des Arztes, um etwas, aus dem sich nicht unschwer eine „ärztliche Sitte" entwickeln konnte, wenn derartigen Vorkommnissen nicht mit allem Nachdruck in der Oeffentlichkeit und seitens der Staatsgewalt entgegengetreten würde.

Freilich, die Staatsanwaltschaft hatte bis 13. December 1899 gebraucht, um „schlüssig zu werden" — dass Verjährung eingetreten sei! Ich kann mir aber gar nicht denken, dass jemand, der das Buch Neissers liest, auch nur 24 Stunden brauchen soll, um „schlüssig" zu werden, dass die von Neisser oder doch unter seiner Leitung vorgenommenen Versuche, wenn man sich nur an das hält, was er selbst hierüber sagt, sich als ein ganz unglaublicher Missbrauch der ärztlichen Gewalt über Patienten darstellen. Neissers Abhandlung hat den Titel: „Was wissen wir von einer Serumtherapie bei Syphilis und was haben wir von ihr zu erhoffen? Eine kritische Uebersicht und Materialiensammlung." Sie ist erschienen in der „Festschrift zu Ehren von Philipp Josef Pick", und auch als Separatabdruck (Wien und Leipzig 1898). Die Abhandlung überprüft zunächst die herrschende Lehre von der angeblichen Immunität einmal an Syphilis erkrankter Individuen gegen weitere Infectionen; schon da spielt sie mit der Möglichkeit eines Experimentes: „Beweisen ließe sich dieser Zustand (sc. dauernder, localer und allgemeiner Immunität) freilich nur bei absichtlichen Infectionsversuchen früher syphilitischer Menschen" (S. 8). Nachdem so Neisser die Richtigkeit des Hauptargumentes der serotherapeutischen Idee für Syphilis selbst in Frage gestellt hat, wendet er sich gegen das zweite Argument dieser Theorie, die Vererblichkeit der durch Syphilis erworbenen Immunität der Eltern auf die Kinder und Nachkommen, ja selbst gegen die allgemeine Giltigkeit des sogenannten Profeta'schen Gesetzes, indem er auch der Immunität neugeborener Kinder syphilitischer Mütter nur einen vorübergehenden, und zwar passiven Charakter als nachweisbar zuerkennt (Seite 17). Nach dieser ziemlich skeptischen Einleitung berichtet er über von ihm und anderen gemachte Versuche der Serumtherapie, d. i. Versuche, bereits syphilitisch Erkrankte mittels Serums gesunder Thiere, „syphilisierter" Thiere und syphilitischer Menschen zu heilen und kommt zu dem Schlusse, dass „ein positiver Heilerfolg nirgends mit Sicherheit festgestellt werden kann" (Seite 53).

Nun aber wendet er sich zur Frage präventiver Schutzimpfung und berichtet über seine Versuche, nicht an Syphilis Erkrankte mittels Injectionen des Serums syphilitischer Personen zu immunisieren! Er wirft sich allerdings die „Vorfrage" auf: „ist das Serum syphilitischer Personen für gesunde Menschen unschädlich?" Aber er fügt gleich hinzu: „Auch nach dieser Richtung hin habe ich eine Anzahl von Versuchen gemacht." (Seite 55). Ja, das sind doch um Himmelswillen nicht Fragen, die man mit Versuchen löst! Und wie rechtfertigt Neisser die Vornahme dieser Versuche? Lassen wir ihn selbst sprechen, man kann nicht drastischer die ungeheuerliche Verkennung der Rechte des Arztes illustrieren, als mit seinen eigenen Ausführungen. „Es könnte von vorneherein gewagt erscheinen, das Serum von Syphilitikern gesunden Menschen zuzuführen; wissen wir doch, dass unter Umständen das Blut infectiös wirken kann.... Es lag aber die **Annahme nahe**, nicht nur nach Analogie mit anderen bakteriellen Infectionskrankheiten, sondern auch nach Erfahrungen am Menschen selbst, dass das zellenfreie Serum frei von inficierendem Material sein **würde**. Für diese **Vermuthung** sprachen die Beobachtungen bei der Vaccinations-Syphilis ... es liegen sogar Versuche eines Collegen, den ich den „schlesischen Unbekannten" nennen möchte, vor, welche ergeben haben, dass klare, den ersten Tagen der Entwickelung entstammende Vaccinationsflüssigkeit selbst dann nicht Syphilis überträgt, wenn die Vaccine-Eruption auf floriden Papeln erzeugt worden ist." (Seite 55.)

Nun, zunächst muss man sich wirklich verwundern, dass die preußischen Behörden bisher noch gar keine Neugierde gezeigt haben, die Bekanntschaft dieses „schlesischen Unbekannten" zu machen und ihn aus seiner bisherigen unverdienten Verborgenheit herauszuziehen und ihn einer anderen verdienteren „Verborgenheit" zu überantworten. Dann aber kann man nur staunen, dass ein Arzt, ein Universitätsprofessor es **wagt**, auf Grund von „Annahmen" und „Vermuthungen", dass „das Serum syphilitischer Personen für gesunde Menschen unschädlich" sei, „nach dieser Richtung hin eine Anzahl von Versuchen zu machen". Ja, so weit ist dieser Mann gegangen, dass er nicht einmal alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln angewandt hat. Sagt er doch selbst: „Es musste also darauf ankommen, nur mit absolut zellenfreiem Serum die Injectionen bei noch nicht syphilitischen Personen vorzunehmen. Es wurde demgemäß das Serum nur benutzt, wenn es schon sehr viele Tage und Wochen lang, selbstverständlich steril, aufgehoben worden war. **Es wäre übrigens sehr leicht gewesen**, durch Centrifugieren oder durch geeignetes Filtrieren sich **noch eine größere Sicherheit** zu verschaffen" (S. 56). Also trotz dieser „Leichtigkeit" hat man es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, sich diese „noch größere" (!) Sicherheit zu verschaffen!

Was ist nun also geschehen? An vier Personen (darunter einem zehnjährigen Kinde) wurden Versuche mit subcutanen Injectionen vorgenommen. An diesen wurde auch später keine Syphilis wahrgenommen. Bei vier jungen Prostituierten wurde eine intravenöse Infusion von Syphilis-Serum vorgenommen. „In all diesen Fällen

*) „Operativer Eingriff und Körperverletzung", 1896. „Chirurgische Operation und ärztliche Behandlung", 1898.

ist später Syphilis eingetreten", erzählt uns der „schlesische Bekannte" selbst (S. 57). Und zwar in einem Fall nach vier Wochen, in zwei Fällen nach wenigen Monaten! Und das Resultat: „dass jedenfalls eine Immunität durch diese Infusionen nicht verliehen worden ist". Und wirklich, das ist das einzige Resultat? Der Autor legt sich doch selbst die Frage vor: „Ist denn aber nicht die Syphilis vielleicht durch die Infusionen selbst erzeugt worden?" Und was antwortet er darauf? „Ich glaube, diese Frage deshalb verneinen zu dürfen, weil es sich in all diesen Fällen um junge Prostituierte handelte, welche sehr leicht entweder schon kurz vor der Serum-Infusion inficiert waren, oder bald nach derselben inficiert werden konnten." (S. 57.) Er glaubt! Und wenn er irrt? Nun was liegt ihm daran! „Die Möglichkeit, dass die intravenösen Infusionen geschadet haben könnten, kann also nicht absolut geleugnet werden. Ich selbst freilich bin davon, dass die genannten Prostituierten auf andere „normale" Weise inficiert worden sind, vollkommen überzeugt". Nun hierin liegt eine Verachtung der primitivsten Menschenrechte und ein Unfehlbarkeitsglaube, die geradezu empören. Und einen solchen Missbrauch einer öffentlichen Stellung, eine solche ärztliche Vergewaltigung von minderjährigen Kranken, welche vertrauensvoll Heilung im Spitale suchen, soll die Staatsverwaltung tolerieren und sich so zum Mitschuldigen machen? Erst einer Interpellation bedurfte es, damit die Sache in die volle Oeffentlichkeit kam? Erst am 13. December 1899 wurde der Herr Staatsanwalt schlüssig, dass er nichts mehr machen könne? Und die Disciplinaruntersuchung ist noch immer nicht abgeschlossen? Das verstehe, wer da kann. Man ist draußen im Reich ja sonst nicht so schüchtern und zurückhaltend im Zugreifen. Oder ist's vielleicht gar, weil es sich „nur" um ein paar arme Prostituierte handelt? Aber nein, es handelt sich ja auch gar nicht „nur" um einige dieser bedauerungswürdigen Geschöpfe! Man denke nur! Wenn Professor Neisser sich doch geirrt hat, dann hat er nicht nur Prostituierte mit Syphilis behaftet, wer weiß wem allen er dazu verholfen hat! Man hat ja diese Personen, denen man Infusionen von Syphilis-Serum gemacht hat, ihrem „Berufe" weiter nachgehen lassen. Neisser meint doch, sie könnten so auf „normale" Weise inficiert worden sein! Sind sie aber auf glücklicherweise noch „abnormale" Weise im Spital inficiert worden, dann haben ja sie andere Personen weiter inficiert! Und Breslau ist eine Garnisonsstadt und Sitz von hohen Behörden! Man denke nur: wenn Officiere, Söhne von Regierungsbeamten, weiß Gott was für hochstehende Personen sich einmal zu so einer armen Prostituierten verirrten? Da stehen doch eminente staatliche Interessen in Frage? Derlei darf man doch nicht dulden? Nun, wir werden ja sehen, was geschieht, um radical mit der Meinung aufzuräumen, der Spitalsarzt dürfe seine Patienten nach Belieben als Versuchskaninchen behandeln! Und wenn Neisser seinen Bekenntnissen hinzufügt: „Jedenfalls wird noch eine sehr sorgsame und alle Cautelen noch mehr berücksichtigende Fortsetzung derartiger Versuche geboten sein" (S. 58), so wollen wir unseren Ausführungen beifügen, dass wir hoffen, dass derartige „Fortsetzungen" unbedingt verhindert werden, und vor allem, dass in ärztlichen Kreisen selbst laut und entschieden Protest erhoben und Stellung genommen werde gegen alle derartigen Experimente. Es dürfte das vor allem im eigensten Interesse der Aerzte selbst liegen.

Max Burckhard.

---

## Heinrich Heine in England.

Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er „unbekannt durch die ganze Welt", sagte Grillparzer, voll Unmuth über die kühle Aufnahme, welche er bei seinem Aufenthalt in London (1836) von Seiten Lord Bulwers fand, dem offenbar der Name Grillparzers als eines deutschen Dichters ganz unbekannt war. Nun, was England anbelangt, so ist für die große Masse des gebildeten Publicums auch heute noch der Name eines Dichterfürsten wie Grillparzers so gut wie unbekannt; und nur wenige deutsche Dichternamen sind dem gebildeten Engländer geläufig. Neben Schiller und Goethe aber ist es unstreitig der Name Heine, den der Engländer, der überhaupt von deutscher Literatur etwas weiß, kennt, und von dem jeder gehört hat. Professor Buchheim in London hat das Verdienst, durch sein 1881 veröffentlichtes Büchlein „Heines Prosa" und seine in der Oxforder Sammlung deutscher Classiker erschienene Ausgabe von Heines „Harzreise" (1886) mit englischen Anmerkungen Heine in die englischen Schulen eingeführt zu haben. Mit Heines Lyrik waren ja die musikliebenden Engländer durch die Meister der Musik längst bekannt geworden, und auch an englischen Uebersetzungen einzelner Werke Heines fehlte es nie. Jetzt gibt es eine vollständige Uebersetzung von Heines Werken, welche von dem Amerikaner Charles Leland, dem bekannten Zigeunerforscher und Dichter des „Hans Breitmann", herrührt. Ich zweifle, ob außer Schiller und Goethe sich noch ein deutscher Classiker rühmen kann, vollständig ins Englische übersetzt zu sein.

Dass sich Heine über die Engländer gelegentlich sehr boshaft äußerte, haben ihm diese nie übel genommen. Und es war ihm ja gewiss auch nicht Ernst damit, wenn er sich darüber beklagte, dass Shakespeare, „dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakespeare'schen Dramen nennen möchte, verdanken", in England geboren sei. „Es wird mir flau zu Muthe," schrieb er 1838, „wenn ich bedenke, dass er am Ende doch ein Engländer ist, und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorn erschaffen hat. Welch ein widerwärtiges, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, dass es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte ... Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das sich gewiss mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt ..."

Wie wenig ernst diese Worte zu nehmen sind, beweist die innige Freundschaft, die Heine mit Milnes, dem späteren Lord Houghton, mit der Schriftstellerin Sarah Austin und mit deren Tochter Lucie, der Lady Duff Gordon, verband.

Lady Duff Gordon hat ihre Erinnerungen an den Dichter in einem an Lord Houghton gerichteten Schreiben aufgezeichnet; dasselbe ist in Lord Houghtons „Monographs" abgedruckt. Mrs. Sarah Austin und ihre Tochter Lucie, damals ein ganz junges Mädchen, trafen mit Heine zuerst in Boulogne zusammen. Heine unterhielt sich gerne mit der kleinen Lucie und erzählte ihr Märchen, während sie ihm englische Balladen vortragen musste. Eine dieser Balladen erzählte das tragische Geschick von Lady Alice und ihrem bescheidenen Liebhaber Giles Collins und endete damit, dass Lady Alice nur einen Löffel voll von der Hafergrütze nimmt, „with sugar and spices so rich", während nach ihrem Tode „the parson licked up the rest" — was Heine köstlich amüsierte. Als Lady Duff Gordon zwanzig Jahre später (1854) den kranken Dichter in Paris besuchte, erinnerte sich derselbe sofort aller Einzelheiten aus jener Zeit, wo er der kleinen Lucie Märchen erzählt hatte, und fragte sie auch gleich nach dem Pfarrer, der die Hafergrütze ausgeleckt. Mit den dünnen weißen Fingern hob er die gelähmten Augenlider auf und rief aus: „Gott! Die kleine Lucie ist groß geworden, und hat einen Mann; das ist eigen!"

Als sie einige Monate nachher zu längerem Aufenthalte nach Paris kam, ließ sie sich bei Heine anmelden, der sofort folgende mit Bleistift geschriebene Zeilen an sie sandte: „Hochgeehrte großbritannische Göttin Lucie! Ich ließ durch den Bedienten zurückmelden, dass ich, mit Ausnahme des letzten Mittwochs, alle Tage und zu jeder beliebigen Stunde bereit sei, your Godship bei mir zu empfangen. Aber ich habe bis heute vergebens auf solche himmlische Erscheinung gewartet. Ne tardez plus de venir! Venez aujourd'hui, venez demain, venez souvent. Vous demeurez, si près de moi, dem armen Schatten in den Elysäischen Feldern! Lassen Sie mich nicht zu lange warten. Anbei schicke ich Ihnen die vier ersten Bände der französischen Ausgabe meiner unglückseligen Werke. Unterdessen verharre ich Ihrer Göttlichkeit unterthänigster und ergebenster Anbeter Heinrich Heine."

Als Lady Lucie ihn wiedersah, war sie bestürzt über sein Aussehen. Er schien mehr todt als lebendig und wie zu einem Schatten abgezehrt. „Ich habe jetzt mit der ganzen Welt Frieden gemacht," sagte er zu ihr, „und endlich auch mit dem lieben Gott, der schickt mir dich nun als schönen Todesengel: gewiss sterbe ich bald."

„Armer Dichter," erwiderte die Lady, „bleiben Ihnen noch immer so viele herrliche Illusionen, dass Sie eine reisende Engländerin für Azrael ansehen können? Das war sonst nicht der Fall, Sie konnten uns ja nicht leiden." „Ja, mein Gott," entschuldigte sich Heine, „ich weiß doch gar nicht, was ich gegen die Engländer hatte, dass ich immer so boshaft gegen sie war; es war aber wahrlich nur Muthwillen, eigentlich hasste ich sie nie, und ich habe sie auch nicht gekannt. Ich war einmal in England, kannte aber niemand und fand London recht traurig, und die Leute auf der Straße kamen mir unausstehlich vor. Aber England hat sich schön gerächt, es schickte mir ganz vorzügliche Freunde — dich und Milnes, den guten Milnes und noch andere."

Heine unterhielt sich sehr gerne mit der englischen Dame. Es schien ihm sehr viel daran gelegen, dass seine Werke gut ins Englische übersetzt würden. Er war bereit, Lady Duff Gordon das Verlags- und Uebersetzungsrecht für alle seine Werke zu schenken, und forderte sie wiederholt auf, ihm seine Gedichte in wortgetreuer englischer Uebersetzung vorzulesen. Es war ihm sichtlich ein unendlicher Trost, mit Lady Lucie deutsch sprechen zu können. Er behauptete, was ihm so sehr an ihr gefalle, das sei das herzliche Lachen, das die Franzosen gar nicht kennten. Er wusste überhaupt nicht viel Gutes vom französischen Charakter zu sagen, während — so versichert uns Lady Duff Gordon — Thränen in seiner Stimme zitterten, selbst wenn er über Deutschland lachte.

Lady Duff Gordon war eine von jenen edlen Frauen, welche als tröstende Engel an der „Matratzengruft" erschienen, um Heines letzte Tage zu verschönern. Scheint es doch, als ob es die Frauen am besten verstanden hätten, den großen Dichter zu würdigen. Eine Frau war es auch, eine Engländerin, keine geringere als die große

Schriftstellerin George Eliot, die es besser als alle Literarhistoriker verstanden hat, dem dichterischen Schaffen Heines gerecht zu werden. Ihr im Jahre 1855 geschriebener Aufsatz über Heine ist noch heute lesenswert. „Allerdings," sagt sie unter anderem, „ist dieser einzig dastehende deutsche Witzbold ein halber Hebräer; aber er und seine Ahnen verbrachten ihre Jugend in deutscher Luft und wuchsen bei Wurst und Sauerkraut auf, so dass er ebenso sehr ein Deutscher ist als ein Fasan ein englischer Vogel oder eine Kartoffel ein irländisches Gewächs." Und mit den Worten dieser Schriftstellerin — es ist das Urtheil einer Titanin über einen Titanen — möchte ich auch schließen. „Was immer sonst Heine sein mag," schrieb George Eliot vor 35 Jahren, „jedenfalls ist er eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Zeitalters; kein Echo, sondern eine wirkliche Stimme, und darum wie alles Echte in dieser Welt des Studiums wert; ein unübertrefflicher lyrischer Dichter, der uns in entzückenden Weisen unsere Gefühle ausgesprochen hat; ein Humorist, der stumpfe Thorheit mit dem Zauberstabe seiner Phantasie berührt und sie in das schöne Gold der Kunst verwandelt, der sein sonniges Lächeln auf menschliche Thränen strahlen läſst und sie zu einem herrlichen Regenbogen auf dem wolkigen Hintergrunde des Lebens macht; ein Witzbold, der in seiner gewaltigen Faust die sengendsten Blitze der Satire schwingt; ein Künstler in der Prosaliteratur, der noch vollständiger als Goethe gezeigt hat, was sich aus der deutschen Prosa machen läſst; und — trotz aller gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, wahrer sowohl wie falscher — ein Freund der Freiheit, der weise und muthige Worte zum Heile seiner Mitmenschen gesprochen hat."

Prag. Dr. M. Winternitz.

## Wiener Ausstellungen.

### II.

Der vierte Saal der Secession gehört Ludwig von Hofmann. Seine Stellung in der modernen Kunst habe ich gelegentlich der graphischen Ausstellung zu bestimmen versucht, und was ich damals sagte, wird durch die neuen Werke bestätigt. Hofmann ist eine der sonnigsten Erscheinungen der deutschen Kunst. Alles betrachtet er mit den schwärmenden Augen sonntäglicher Schönheitssehnsucht. Seine ganze Kunst ist ein Paradies, wo stille verträumte Menschen dahinleben. Und wie weiß er durch die Farbe die Märchenstimmung seiner Bilder zu steigern. Tieck schreibt einmal in Sternbald: „Wie wundersam ist es, sich nur in eine Farbe als bloße Farbe recht zu vertiefen. Wie kommt es, dass das helle ferne Blau des Himmels unsere Sehnsucht weckt und des Abends Purpurroth uns rührt, ein helles, goldenes Gelb uns trösten und beruhigen kann, und woher nur dieses unermüdete Entzücken an frischem Grün, an dem sich der Durst des Auges nie satt trinken mag." Noch heute, nach 100 Jahren, können wir nicht physiologisch begründen, weshalb bestimmte Linien und Farben bestimmte seelische Empfindungen auslösen. Aber wenn jemand das Buch über den Symbolismus der Linie und der Farbe schreibt, werden Hofmanns Werke ihm wichtige Paradigmen bieten. Es ist kein Zufall, dass bei Hofmann wenige Bewegungsmotive immer wiederkehren: Frauen, die langsam die Arme emporheben um ihr wallendes Haar zu ordnen, oder leise die Arme zurückbiegen um ihr sinkendes Gewand zu halten. Nur dieses Weiche, Actionslose, Getragene passt in die verträumte Stimmung seiner Werke. Es ist auch kein Zufall, dass er Nacktheit und moderne Gewandung eint. Alles muss zeitlos wirken, wie ein Tag ohne Anfang und Ende. Auch die Farben dürfen nicht unruhig, nicht allzu naturwahr sein. Darum beschränkt er sich auf wenige Leitmotive. Jubelndes Roth, leuchtendes Grün und Gelb geben immer neue Harmonien. Goldener, flimmernder als auf unserer Erde sind die Sonnenstrahlen. Rosarothe Wölkchen durchziehen auf dem „Abendbild" das Firmament. Hyacinthen und Maiblumen, Schlüsselblumen und Primeln sind auf dem Paradiesbild wie glitzernde Ornamente in den grünsammtenen Teppich der Wiese gestickt. Der rosarothe Baum und die durchsichtige krystallklare Luft — alles dient dazu, uns aus dem Grau des Alltags in eine unentweihte Welt, in ein fernes Elysium zu entrücken, wo andere Sonnen, andere Sterne scheinen, in einen Garten Eden, über dem der Glanz erster Schöpfungstage ruht.

Fest und breitbeinig auf der Erde steht Ferdinand Andri. Von den Arbeiten des Feldes, die die Hände schwielig und das Gesicht braun machen, wird in seinen Werken erzählt. Manches in der Empfindung zeigt den Oesterreicher. Mehr an die lyrische Weichheit Pettenkofens als an die herbe Kraft Millets wird man gemahnt. Doch gleich dem Franzosen hat er den Sinn für den Rhythmus der Bewegung und die Expressivkraft der Linie. Namentlich seine Kohlenzeichnungen, bei denen die Farbe nur wie leichter Duft die Formen überhaucht, üben, so klein sie sind, eine sculpturale Wirkung.

Im fünften Saal sind jene kräftigen Meister vereint, die einst den Naturalismus begründeten und heute noch, allem Transcendentalen feind, die Wirklichkeit mit beiden Armen umklammern. Charles Cottet kommt meines Wissens zum erstenmale nach Wien, gibt in älteren und neueren Werken eine Uebersicht seines Schaffens. Mit farbensprühenden Bildern aus Aegypten und mit leuchtenden Seestücken begann er. Doch die Werke, die ihn berühmt gemacht, sind die, in denen er Land und Leute der Bretagne in so düsteren Tönen und so stilvoller Größe schildert. Trauertag, die blinde Alte, Nachtwache bei einem todten Kinde, so lauten die Unterschriften. Beklemmende, das Herz zuschnürende Dinge, sind dargestellt, und doch liegt in allem, namentlich dem blinden Weib, das in so heroischer Bewegung, mit dem Stock sich vorwärtstastend, dahinschreitet, ein großer königlicher Stil.

Der älteste von den Deutschen ist Leibl, der erstaunliche Techniker, der uns die Kunst des Malenkönnens wieder schenkte. Nur ein paar Studienköpfe hat er geschickt. Doch man sieht so selten Werke dieses Großen, dass man dankbar das geringste genießt. Was Leibl als Figurenmaler bedeutet, ist Karl Haider als Landschafter. Beide entflammen auch der gleichen Zeit, giengen aus der Schule Rambergs hervor. Und wenn irgend etwas, spricht die Ausstellung dieser Bilder für die künstlerische Weitherzigkeit der Secession. Das Ver Sacrum-Zimmer hat sie den Werken Signacs gewidmet, macht, nachdem sie Rysselberghe vorgestellt, die Wiener mit dessen Anreger, dem Begründer des Pointillismus, bekannt. Neben diesem Vertreter der extremsten Lichtmalerei erscheint Haider wie ein vorsintfluthlicher Meister in seiner streng zeichnerischen, strichelnden Art. Mit unendlicher Pietät, mit der Demuth der alten Deutschen tritt er der Natur entgegen, zeichnet Blättchen für Blättchen, Gräschen für Gräschen und erreicht gleichwohl eine große stille Harmonie. Lange konnte er, wie Leibl, nicht durchdringen. In der Zeit der Pilotyschen Prunkmalerei waren seine Werke zu einfach, in der Zeit der Asphaltmalerei zu grün. Den Impressionisten erschienen sie ungeschickt in ihrer mühseligen Mache. Heute ist die „Richtung" gleichgiltig geworden. Wir suchen Persönlichkeiten. Da wurde in Haider einer derjenigen erkannt, die unbeirrt von Strömungen ruhig und sicher ihren Weg giengen, in sich selbst den Ausdruck ihres Fühlens und Wollens fanden.

Gegenüber von Haider bleibt man erstaunt vor einer Landschaft stehen, die den Rheinfall bei Schaffhausen darstellt, aus dem Jahre 1876 stammt und das Zeichen Hans Thomas trägt. Kein Zweifel, ein „echter" Thoma ist es nicht. Andere Bilder machten uns den Meister wert. Aber lehrreich ist es, ihn auch als Naturcopisten kennen zu lernen. Uhde, durch die Ausstellung bei Miethke occupiert, ist mit einer Flucht nach Aegypten und einem Abschied des Tobias nicht recht vertreten. Desto hünenhafter und gewaltiger tritt Graf Kalckreuth hervor. In seinem großen Triptychon „Unser Leben währet 70 Jahre" haben Gedanken, die ihn seit Jahren beschäftigten, die endgiltige classische Form gewonnen. Anfangs war er der Recke des Naturalismus. Grobklobige Bauernbilder malte er in derber grobklobiger Technik. Dann trat ein düsterer, pessimistischer Zug — das Salomonische „alles ist eitel" — hinzu. Er malte „das Alter" und das Bild der Greisin, das auf der ersten Secessionsausstellung hieng, malte die „Fahrt ins Leben", die er dem Breslauer Museum schenkte. Und nun dieses Werk, das in seiner Triptychonform wie moderne religiöse Malerei, biblisch feierlich wie ein Sacralbild anmuthet: links die frische Dirne, die, schöne Zukunftsträume im Herzen, aus lachenden Augen ins Leben blickt; rechts das Weib, das geboren hat, von herben ausgearbeiteten Formen, in harter Arbeit dem Boden die Nahrung abtrotzend; in der Ecke die Greisin, die still und ergeben, die Krücke im Arm, auf der Bank vor dem Armenhaus sitzt... Es ist schön, dass dieses mächtige Werk, eine der monumentalsten Schöpfungen moderner Kunst, in eine Wiener Privatgalerie gelangte. Ein Triptychon wie das Bild Kalckreuths ist Slevogts „verlorener Sohn". Freilich, die Bewunderung ist hier geringer. Man findet, dass die Form des Triptychons, die sich bei Kalckreuth aus dem Gedanken ergab, hier mehr willkürlich gewählt ist. Und viele können Slevogts ungestüme Kraft nur als barbarische Brutalität empfinden. Wer sich entschließen kann, Bilder mit dem Auge des Malers zu betrachten, wird ihn gleichwohl für ein geborenes Malergenium halten. Nicht viele in Deutschland haben eine so sinnliche Unmittelbarkeit des Farbenempfindens und einen so großen wuchtigen Strich. In diesen Rahmen fügen auch die Sculpturen van der Stappens sich ein. Doch so geschickt man sie aufstellte — einen Begriff von der Bedeutung des Mannes können Fragmente nicht vermitteln. Es muss ein Gesammtbild seines Schaffens gegeben werden. Das wird demnächst in diesen Blättern durch Fernand Khnopff geschehen.

Im ganzen enthält die Ausstellung der Secession etwa 200 Bilder. Und das ist schon zu viel. Denn die Aufnahmefähigkeit unseres Auges ist nicht größer als die des Magens oder des Ohres. Wir können kein Diner vertragen, das massenhafte Gänge ohne feineres culinarisches Programm serviert, finden es geschmacklos, wenn in einem Concert bunt durcheinander verschiedene Weisen gespielt werden. Ebenso barbarisch sind Ausstellungen, die ohne feinen Plan heterogene Kunstwerke aneinander reihen. Es wurde gelacht, als einmal in München ein Fremder auf die Frage eines Malers: Wollen Sie die Ausstellung nicht besuchen? die Antwort gab: Ich war im vorigen Jahre schon da. Es klang ironisch, als ein

Mitglied der Münchener Secession einmal den Vorschlag machte, die Bilder der Holländer gleich bis zum nächsten Jahre hängen zu lassen, da sie doch stets dasselbe schickten. Gleichwohl lag in den Worten ein tiefer Sinn. Wir sind ausstellungsmüde geworden. Wir halten es für sinnlos, alle halben Jahre die Wände eines Gebäudes mit Bildern zu bepflastern. Denn die Kunst macht, Gott sei Dank, nicht jedes Jahr eine Wandlung durch. Also können die Bilder in den seltensten Fällen etwas Neues sagen. Und uns von den Ausländern den Kopf verwirren zu lassen, haben wir auch nicht mehr nöthig. Denn gut malen ist etwas so Selbstverständliches geworden, wie orthographische Schrift. Nachdem wir, von den Fremden lernend, uns brauchbare Instrumente geschmiedet, wollen wir zu einer Heimatkunst vordringen, unsere eigene Individualität entdecken. Ausstellungen haben also, von dem mercantilen abgesehen, nur noch den pädagogischen Zweck, das Publicum zu erziehen, der Kunst ein Erdreich zu bereiten, auf dem sie gedeihen kann. Die Freude an der Kunst wird dadurch geweckt, dass man erlesene Kunstwerke in geschmackvoller decorativer Umrahmung vorführt. Das Verständnis für die Kunst wird dadurch vertieft, dass man mit dem Aesthetischen das Didaktische verbindet, wichtige, für das Kunstleben entscheidende Fragen zur Erörterung bringt. Und wieviele solche Fragen bieten sich dar. Das einemal könnte vom Schaffen eines Meisters oder einer Gruppe ein möglichst vollständiges Bild gegeben werden. Das anderemal könnten Themen wie: das Märchen, die Caricatur, das Placat, die verschiedenen Richtungen der Landschaftsmalerei, das Porträt, die Wege und Ziele der Plastik — zur Discussion gelangen. Oder man könnte das einemal die dänische, das anderemal die schwedische oder norwegische Malerei in ihren Hauptmeistern zeigen, um darzuthun, wie verschieden in den einzelnen Ländern die Volksseele sich ausspricht. Selbstverständlich dürfte man sich dabei nicht auf das zufällige Angebot des Tages beschränken. Man müsste systematisch vorgehen, neben neuen verkäuflichen auch ältere schon gelandete Werke vorführen. Leicht wäre das nicht, aber die aufgewandte Mühe würde reichlich durch den instructiven Wert belohnt. Auch könnte die Zahl der Bilder eine geringe sein. Statt zwei großer Frühlings- und Herbstausstellungen könnte man allmonatlich kleinere Ausstellungen veranstalten.

Zum Theil beziehen sich diese Worte schon auf die Secession. Sie hat im fünften Saal disparatere Dinge vereinigt, als im Interesse des ästhetischen Eindruckes und der klaren Uebersicht gut war. Doch mehr noch denke ich an das Künstlerhaus. Auch die Frühlingsausstellung der Künstlergenossenschaft ist eine gute, sehr gute Ausstellung. Der Hagen-Bund hat Leben und Bewegung in den alten Schlendrian gebracht. Nur über ein Gebäude, das modernen Ausstellungszwecken denkbar ungünstig ist, verfügt man. Desto mehr ist anzuerkennen, mit welchem Geschick man es den neuen Forderungen anpasste. Und nicht nur die Räume wirken vornehm und würdig, auch der Procentsatz guter Bilder ist ungemein hoch. Keine Bequemlichkeit gibt es, keinen Stillstand und Geschäftsgeist. Ueberall ernste vorwärtsstrebende Kraft. Die Kunst ist aus der milchenden Kuh die hehre Göttin geworden.

Frisch und imponierend treten die Wiener auf. Ameseder, Bamberger, Ditscheiner, Graf, Kasparides, Kranss, Lefler, Michalek, Parthenis, Ranzoni, Ribarz, Russ, Suppantschitsch, Tomec, Wilt und Zoff sind mit überraschenden Werken vertreten. Einige Prager wie Stavicek und Hudecek schließen sich an. Verdienstlich war es auch, die Worpsweder wieder einzuladen. Denn jenes Streben nach Heimatkunst, das durch unsere Epoche geht, hat in ihnen wohl den reinsten Ausdruck gefunden. Alle Hilfsmittel moderner Kunst machten sie sich dienstbar, aber sie verwenden sie nur, um ihre Heimat zu feiern, das kleine Stück Welt, das ihnen lieb geworden. Selten sind Menschen in so stetem, unmittelbarem Verkehr mit der Natur gewesen. Und jedem hat sie andere Geheimnisse enthüllt: jeder ist auf dem gleichen Stück Erde eine andere Individualität geworden: Vinnen der Graf Kalckreuth der Landschaftsmalerei, monumental und gewaltig; Vogeler der zarte Poet des Frühlings, Hans am Ende ein deutscher Israels, Modersohn ein deutscher Courbet. Ebenso schön war der Gedanke, den geistvollen Werken Strathmanns ein Cabinet zu widmen. Denn er gehört neben Thomas Theodor Heine und Bruno Paul zu den Hauptmeistern der modernen Caricatur, zu den ersten, die den Werken der Japaner die Anregung zu einer neuen ornamental-stilisierenden Kunst entnahmen. Auch die Plastik wirkt sehr gut. Die machtvollen Reiterbilder Maisons und die colorierten Reliefe von Anning Bell, Hejdas gedankenvolles Werk „Der Menschheit letzter Spross" und die feinen Medaillen von Pawlik und Marschall, die wuchtigen Gruppen von Lambeaux und der Schnitter von Hudler würden allein genügen, die Ausstellung interessant und lehrreich zu machen.

Wenn sie trotzdem mehr beängstigend und verwirrend als instructiv und harmonisch wirkt, so liegt das an den Dingen, die ich vorhin hervorhob. Statt ein Gesammtbild der österreichischen Kunst zu geben, hat man nur in einem, dem dritten Saal, den Versuch einer systematischen Zusammenstellung gemacht, die übrigen Werke sind an allen Enden des Hauses zerstreut. Statt die Arbeiten der Worpsweder zusammen zu hängen und die Collection so zu ergänzen, dass sich der Charakter der Schule, die Persönlichkeit der einzelnen klar ausgeprägt hätte, hat man die Bilder verzettelt und Münchner, Brüsseler, Berliner, Düsseldorfer Werke darunter gemischt. Und namentlich: neben significanten Werken hängen überflüssige, deren Ausstellung gar keinen Sinn hat. Vor zehn Jahren war die Zeit des Bildungsdranges. Man wollte sich unterrichten über das, was in der Welt vorgieng. Heute wissen wir zur Genüge Bescheid, finden es zwecklos, Werke anzusehen, die weder den Künstlern Anregungen geben, noch dem Publicum einen Begriff von der Kunst vermitteln, die zu vertreten sie vorgeben.

Das gilt in erster Linie von der Münchener Luitpoldgruppe. Fritz Baer, Karl Albert Baur, Hugo Bürgel, Richard Falkenberg, Walter Firle, Kunz Meyer, Franz Roubaud, Schuster-Woldan — es sind ja gute Namen. Doch sie als Vertreter Münchener Kunstschaffens vorzuführen, bedeutet eine Täuschung des Publicums. Die führenden Meister sind in München die Männer der Secession. Auf dem entgegengesetzten Pol, als das retardierende Element, steht die Vereinigung der „Collegen". Zwischen beiden Parteien hat die Luitpoldgruppe sich eingenistet. Das heißt, es handelt sich um verständigen Compromiss. Man gibt sich nicht in Marktware aus, wie die „Collegen", sondern sieht auf anständiges Niveau. Aber man folgt nur als Gros den von der Avantgarde gegebenen Winken. Und man folgt behutsam, bedächtig, schafft keine moderne Kunst, sondern bedient sich der Hilfsmittel der modernen Kunst, um gute Oelbilder anzufertigen. Keine schroffen Persönlichkeiten, keine kühnen Experimente und geistvollen Irrthümer gibt es. Solid und brav ist alles, weder Fisch noch Fleisch, Cichorienaufguss eines einst aromatischen Kaffees. Und darum begeistern die Werke weder, noch stoßen sie ab. Wohl geeignet, ihre Besitzer zu erfreuen, sind sie als Paradigmen für die Bestrebungen der modernen Kunst ebenso belanglos, wie die Werke Ohnets, Philippis und Fuldas als Paradigmen für die Tendenzen der Literatur.

Mit lauwarmer Hochachtung, die an „absolute Wurschtigkeit" grenzt, durchschreitet man auch die Säle der Briten. Unsere Kenntnis der englischen Malerei geht auf die Berliner Ausstellung von 1886, unsere Kenntnis der schottischen auf die Münchener von 1891 zurück. In Berlin wurde entdeckt, dass es überhaupt eine englische Malerei gebe, und man fand sie sehr englisch in ihrer bucolischen Zartheit, ihrer ästhetischen Scheu vor allem Brutalen des Lebens. Von den Boys of Glasgow, die Hofrath Paulus nach München brachte, gieng eine folgenreiche coloristische Bewegung aus. Ihre tieftonige sonore Glut ward bewundert. Nach einer Zeit asketischer Graumalerei wurde das Auge der Maler auf die Betrachtung einer farbensatten Natur gelenkt. Doch diese Anregungen sind längst verarbeitet. Werden heute schottische Werke ohne Auswahl serviert, so fragt man sich erstaunt, ob denn die Maler schlechter geworden, oder wir selbst so gewachsen. Gewiss gibt es in der Collection einige ansprechende Bilder — besonders die Arbeiten von Mac Gregor, einem herben Nachfolger des Burne Jones, das kleine Mädchen von Cameron und das braunweiße „Adagio" von Anning Bell. Doch im allgemeinen lassen England und Schottland kühl bis ans Herz hinan. Ein buntes Durcheinander von Namen dritten und vierten Ranges kann unmöglich einen Begriff vom gegenwärtigen Stand der britischen Kunst geben. Unsere Maler aber, statt zu lernen, können aus den Bildern nur sehen, wie unendlich weit sie selbst es gebracht haben.

Und das übrige Ausland: Leonardo Bazzaro, Benlliure y Gil, Evariste Carpentier, Henri Elias, George Hitchcock, Eivind Nielsen, Sprague Pearce, van der Waay, Alf. Wallander — erstaunt frage ich mich, wie diese Werke in die Ausstellung kamen. Denn weder sind sie bezeichnende Beispiele für die amerikanische, belgische, holländische, italienische, schwedische oder norwegische Kunst, noch enthalten sie etwas, was nicht jeder Oesterreicher besser könnte. Oder will man von Hans Hermann, von Willy Hamacher lernen? Kennt man Frans Courtens nicht genug, sobald man ein einziges Bild von ihm gesehen? Es ist unser Recht, heute dem Ausland gegenüber vornehm zurückhaltend zu sein. Entweder führende, anregende Meister oder gar keine. Hängt man gleichgiltige Dinge auf, bloß damit die Säle gefüllt sind, so wird dem Publicum nur ein Begriff von der sinnlosen Ueberproduction gegeben, woran noch immer unser Kunstleben krankt.

Und was soll der „Kritiker" zu solchen Ausstellungen sagen? Dass alljährlich in allen Ländern der Welt überflüssige Bilder gemalt werden, ist bekannt. Dass es überflüssig war, sie nach Wien kommen zu lassen, hat die Ausstellung dargethan. Noch überflüssiger wäre ein Artikel. Mit Recht spotten die Künstler, wie viel Langweiliges über Kunst geschrieben wird. Mit Recht tadeln sie die Bücher, in denen todte Wissensfragmente aufgetischt werden, von keiner Idee durchwärmt, von keinem Gedanken durchzittert. Aber gleichen sie nicht selbst solchen sterilen Gelehrten! Wie wissenschaftliches Material erst lebendig wird, wenn es den Weg durch ein menschliches Gehirn genommen, wird eine Ausstellung erst fruchtbar, wenn sie nach klar durchgeführtem Plan ein bestimmtes Thema beleuchtet. Auf die mechanische Ausbreitung des Rohmateriales muss die geistige Verarbeitung folgen. Die Jury darf den Fremden gegen-

über nicht mehr fragen: Hat ein Werk die Qualitäten, um in eine Ausstellung aufgenommen zu werden? Denn das ist nachgerade selbstverständlich geworden. Sie muss fragen: Warum hänge ich das Bild auf? Welche Anregungen können davon ausgehen? Non multa sed multum. Die 27. Ausstellung des Künstlerhauses bedeutet viel. Sie bedeutet die „Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel". Aber nachdem das geschehen, nachdem die Atmosphäre gereinigt und die Kunst Herrin in ihrem Hause geworden, gilt es einen weiteren Schritt zu thun: den Ausstellungen einen vernünftigen Sinn zu geben. Erst dann werden sie keine Bilderspeicher mehr sein, sondern ästhetische Erziehungsanstalten werden. Erst dann wird auch die Bedeutung der Oesterreicher hervortreten, die sich diesmal — den Ausländern zuliebe — lebendig begraben haben.

Richard Muther.

## Der Herzog von Reichstadt auf der Bühne.

Letzte Woche wollte ich der Première bei Sarah Bernhardt beiwohnen. Fünf Tage vor dem angesagten Datum meldete ich mich an der Casse. Es stand da, für die Erstaufführung des „Aiglon" von Edmond Rostand seien die Eintrittspreise nicht erhöht, und diese Ankündigung erfreute mich. Aber die Freude war von kurzer Dauer, denn die Dame an der Casse theilte mir mit, das Haus sei bereits ausverkauft. Betrübt verließ ich die Vorhalle des Theaters, um draußen von einer Schar empfangen zu werden, die bereits auf mich lauerte, denn sie hatte mich hineingehen sehen. Einer aus der Schar bot mir einen Parquetsitz für zwanzig Louis (400 Franken) an, und ich nahm sofort eine stolze Rastaquouèremiene an. Wenn mir jemand zutraut, dass ich 400 Franken in der Tasche trage und imstande bin, dieses Sümmchen für ein Theaterbillet auszugeben, so gebürt es sich, dass ich ein dazu passendes Gesicht mache. Ich lehnte ab, und ein anderer Zwischenhändler schlich mir nach und bot mir im vertraulichen Flüstertone ein gleiches Billet für fünfzehn Louis an. Ich gieng stolz meines Weges und bewunderte die große Sarah, die auf dem geschäftlichen Gebiete, an der Casse und in der Reclame, nicht minder großartig ist als auf der Bühne.

Statt der ersten, habe ich nunmehr der fünften Aufführung des „Aiglon" beigewohnt. Das Haus war bis auf den letzten Platz vollständig besetzt, an der Casse waren überhaupt keine Billets zu haben, sondern alles war schon vorher verkauft. Das nennt man einen Erfolg. Sarah Bernhardt wird darüber nicht erstaunt sein, denn an solche Erfolge ist sie gewöhnt. Sie ist auch daran gewöhnt, dass sie von der Pariser Kritik in den siebenten Himmel erhoben und nur noch mit sich selbst verglichen wird, denn auf Erden hat sie ihresgleichen nicht. Als König von Rom hat sie sich selber übertroffen, wenn man der hiesigen Kritik glauben darf. Rostand hat mit seinem „Aiglon" dem strahlenden Perlenkranze französischer Dichtkunst eine neue herrliche Perle zugefügt, und der Sohn Napoleons und Marie Luisens ist der „französische Hamlet", ein Hamlet, der sich durch leuchtende Klarheit vortheilhaft von seinem englischen Vetter unterscheidet.

Wenn man sich übrigens die allgemeine Bewunderung der Franzosen für Sarah Bernhardt erklären will, muss man im Auge behalten, was Alphonse Doudet von seinen Landsleuten gesagt hat: En France tout le monde est un peu de Tarascon, d. h. in Frankreich lieben wir alle die großen Worte und Gesten und fragen nicht danach, ob Thaten und Gedanken dahinter stecken oder nicht. Nichtssagende Phrasen und nichtsthuende Gesten kann Sarah Bernhardt mit einer Virtuosität loslassen, wogegen Paul Déroulède ein armer Waisenknabe ist. Dass alles hohl, gemacht, artificiell und leer ist, merkt der Franzose nicht über dem glänzenden Schein, der ihm den Mangel an Inhalt verbirgt.

Sarah Bernhardt ist die glänzendste Vertreterin dieser specifisch französischen Schauspielkunst, und in Edmond Rostand hat sie sich nun den richtigen Dichter eingefangen, der genau die Marionetten schafft, mit welchen Sarah umzugehen versteht. Im „Cyrano de Bergerac" so wenig wie im „Aiglon" ist ein einziger Mensch von Fleisch und Blut anzutreffen, ein Mensch, wie ihn unsereiner im Haus oder auf der Straße zu sehen bekommt. Niemals hat ein Mensch so geredet und solche Bewegungen gemacht, wie die Geschöpfe Rostands, es sei denn im Irrenhause oder auf dem Maskenball. Im „Cyrano de Bergerac" konnte man sich dieses Reimgeklingel und diese niemals von ihren Stelzen herabsteigenden Schemen noch gefallen lassen, denn das Stück spielt in einer Zeit, die wir durch die Lectüre unserer Jugend — durch die Romane und Schauspiele Victor Hugos, des ältern Dumas u. s. w. — gewohnt sind als eine romantische und ideale anzusehen. Natürlich sind Personen im „Cyrano" ebenso falsch und papieren, wie die im „Aiglon", aber im letztern, der im Jahre 1830 spielt, wird uns das Pappdeckelwesen dieser Marionettengesellschaft schärfer und drückender zu Gemüthe geführt, und unsere Geduld hält nicht so lange Stand.

Ein Attentat auf die Geduld ist dieses sechs Acte enthaltende und fünf Stunden füllende Schauspiel überhaupt. Im „Cyrano" gibt es doch einen dramatischen Aufbau, einen Weitergang, einen Abschluss, kurz eine mehr oder weniger logische Handlung. Im „Aiglon" ist von Handlung nichts zu spüren. Das Ganze läuft auf eine unendliche Kette schöner Reden hinaus. Um dieses Drama erschöpfend zu kennzeichnen, hätte man nur nöthig, Hamlet zu citiren: Words, words, words! Alles, was die bonapartistische Legende erfunden und ausgebeutet hat, ist von Rostand wieder ausgegraben worden, und über einen jeden dieser geheiligten Gegenstände wird eine herrliche Rede gehalten. Die Sonne von Austerlitz, das kleine Hütchen, die alte Garde, das Eis der Beresina, der Wüstensand Aegyptens, Josefine &c. &c. — jedes dieser seit nunmehr fast hundert Jahren von allen Seiten beleuchteten und gründlich erschöpften Dinge wird von Rostand einer mehrere hundert Verse langen Rede gewürdigt, welche Reden zumeist von Sarah, zum Theil aber auch von den andern Personen des Schauspieles im unverfälschtesten und entsetzlichsten Pathos über die bedauernswerten Zuhörer ausgeschüttet werden. Um so etwas fünf Stunden lang mit Genuss anhören zu können, muss man nicht nur Franzose, sondern auch Bonapartist sein.

Ich, der ich keines von beiden bin, muss leider gestehen, dass ich mich entsetzlich gelangweilt habe, ganz entsetzlich. Zwei Lichtblicke gab es für mich in der Oede des langen Abends: einmal die wunderbare Inscenierung des Stückes und dann das Spiel Guitrys. Sarah Bernhardt besorgt die Ausstattung ihrer Stücke stets mit unübertrefflichem Geschmack, und im „Aiglon" wird in dieser Beziehung Großartiges geleistet. Es gibt da einen Maskenball im Parke von Schönbrunn, wobei uns dieser Park dargestellt wird, als ob die Decoration von Watteau oder Boucher gemalt wäre, und das Schlachtfeld von Wagram mit seiner unendlichen Heidefläche, worüber sich der grauende Tag erhebt, könnte von Chintreuil oder Daubigny stammen. Guitry gibt den Soldaten Flambard und ist der einzige in der ganzen Gesellschaft, der sich wie ein Mensch benimmt. Sogar den romantischen Versen Rostands weiß dieser vortreffliche Schauspieler einen Anstrich von Wirklichkeit zu geben, und wo immer die Unwahrscheinlichkeit der Vorgänge und Reden es gestattete, hatte man in Guitry wirklich den vieux Grognard vor sich, den er darstellte.

Paris. R. E. Schmidt.

## Jolanthe.

Lyrische Oper in einem Aufzuge. Text nach Henrik Hertz' „König Renés Tochter"; deutsche Umdichtung von Hans Schmidt. Musik von Peter Tschaikowsky. Erste Aufführung im Hofoperntheater am 22. März 1900.

Nur wenige Theaterbesucher dürften sich der ersten „Jolanthe" erinnern, die der verstorbene Sectionschef Baron Haslinger (Johannes Hager) am 22. November 1849 im alten Kärntnerthortheater zur Aufführung brachte. Es war eine Rühroper, wie heute der „Evangelimann": das Sujet hatte die Zuschauer tief ergriffen, aber die Musik ließ kalt. In Bäuerles Oesterreichischem Courier hieß es: „In der ganzen Oper ist kaum ein einziger gesunder Gedanke, und nicht eine einzige originelle Melodie, die Herr Hager mit gutem Recht als sein Eigenthum vindicieren könnte." Kein Wunder, wenn die Oper nach wenigen Aufführungen vom Repertoire verschwand. Die neue „Jolanthe" Tschaikowskys ist über solchen Tadel erhaben. Um originelle Gedanken war er ja nie verlegen, und die Kunst, lyrische Stimmungen musikalisch zu charakterisieren, ist ihm in hohem Grade eigen. Mit wenigen Strichen hat er für jede Situation das richtige Colorit getroffen, was umso bewunderungswürdiger ist, als der dichterische Vorwurf der Jolanthe dem Componisten nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Die blinde Tochter des Königs René soll durch einen maurischen Arzt sehend gemacht werden. Ebn-Jahia verspricht dieses Wunder vollbringen zu können, wenn es gelänge, in Jolanthe selbst das Verlangen nach dem Lichte zu erwecken, dessen Glanz ihr bisher ein Geheimnis gewesen ist: denn auf Geheiß des Königs wurde ihr die volle Wahrheit vorenthalten, dass andere Menschen glücklicher sind als sie, dass sie sich eines Sinnes erfreuen, den sie nicht kennt. Gleich zu Anfang der Oper hat Tschaikowsky den Contrast zwischen dem Seelenleben der Blinden und der Sehenden musikalisch angedeutet. Das ganze Vorspiel hindurch sind fast nur die Holzbläser beschäftigt, die in den düsteren Klangfarben eine monotone klagende Melodie über dissonanten Accorden bringen. Wenn sich dann der Vorhang erhebt und zugleich die Streicher von Harfenklängen begleitet einsetzen, da ist es als fiele ein Sonnenstrahl in die dunkle Nacht des mysteriösen Vorspieles. Die Sehenden haben das Wort. Feiner und überzeugender hat selbst Haydn in der Schöpfung den Eintritt des Lichts nicht darzustellen vermocht. Auch im weiteren Verlauf des Werkes verlässt den Componisten die Sicherheit der Charakteristik nicht einen Augenblick. Man beachte die orientalisierenden Anklänge in der Instrumentation und Melodik der Gesänge des Arztes Ebn-Jahia, den Herr Neidl so würdig repräsentiert, oder die Romanze des feurigen Herzogs von Burgund, mit der Herr Demuth einen so großen Erfolg erzielte, ferner die begeisterte Hymne an das Licht, die Glanznummer der Oper, mit welcher der nicht-endenwollende

Graf Vaudemont (Herr Naval) der unglücklichen Jolanthe das Geheimnis ihrer Blindheit enthüllt, endlich das Gebet des Königs (Herr Hesch) — lauter Cabinetsstücke der Tschaikowsky'schen Kunst, die nicht bloß geistreich gemacht sind, sondern auch einen gesunden Kern melodiöser Erfindung verrathen.

Wenn etwas gegen die Oper spricht, so ist es zunächst der Mangel eines tieferen Interesses an der Handlung. Wir kommen nie in Affect, und wenn einmal für kurze Zeit ein Conflict droht, wie ihn das Hertz'sche Drama in Nebenrollen so erfolgreich auszunützen verstand, so muss er in der kurzen, einactigen Form von Tschaikowskys Oper sozusagen im Entstehen gelöst werden. Von der zweiten Hälfte der Oper an kommen wir aus den glücklichen Lösungen nicht mehr heraus.

Einen anderen Nachtheil bildet die schon im „Onegin“ hervortretende Eigenthümlichkeit Tschaikowskys, die Nebenrollen und eingestreuten Episoden musikalisch weit glücklicher zu gestalten als die Hauptsache. Die Hauptfigur der Jolanthe fällt trotz des vorzüglichen Spiels von Frl. Kurz musikalisch ab, wie der Onegin trotz der meisterhaften Darstellung Ritters. Dafür ist den Dienerinnen und Freundinnen Jolanthes ein reizender Blumenchor zugedacht, singen Brigitte und Laura mit süßen Melodien Jolanthe in Schlaf. Nur Vaudemont, die zweite Hauptfigur (wie Lensky im „Onegin“), singt an richtiger Stelle sein schönstes Lied. An willkommener Abwechslung fehlt es demnach nicht, wie es bei einem so geistreichen Componisten wie Tschaikowsky auch nicht anders zu erwarten war, aber ein specifisches Bühnentalent ist der Componist doch nicht, der bei einer Oper das Hauptgewicht auf die lyrische Ausschmückung der Einzelheiten legt. Ohne die glänzende Aufführung (unter Mahler), die alle Vorzüge des Werkes dem Hörer in der deutlichsten Weise fast aufdrängte, wäre die Bühnenwirkung des Werkes eine geringe gewesen.

Schade, dass sich der Textdichter die Gelegenheit entgehen ließ, von vornherein die ganze Lehre von dem Segen des Lichtes, die in der Oper so deutlich gepredigt wird, nur symbolisch aufzufassen. Wenigstens hat mir Tschaikowskys begeisterte Hymne diesen Symbolismus, an den er vielleicht selbst gedacht haben mag, nahe gelegt. König René ist der einzige Landesvater nicht, der sein Kind, dem von Natur das Licht des Geistes versagt ist, über die Finsternis nicht aufklärt, in der es lebt, in der Meinung, es werde glücklicher sein, wenn es die volle Wahrheit nicht kennt. In der That ist infolge dessen sein Kind willenloser und gefügiger, anspruchsloser und lenksamer als alle die Wissenden um sie her. Aber das wahre Glück ist es schließlich für keinen von beiden; erst als das Bedürfnis, das Verlangen nach etwas Besserem in dem Kinde geweckt wird, blüht ihm die schönste Zukunft. Im ersten Momente freilich erschreckt Jolanthe das Licht, wie jeden, der es zum erstenmale erkennt, aber bald erfahren der König und sein Kind, dass die volle Aufklärung über den wahren Sachverhalt beiden Theilen eine größere innere Befriedigung und ein höheres Glück bereitet. Sollte es erlaubt sein, den Sinn der Dichtung von dieser Seite aufzufassen, dann würde uns das Schicksal Jolanthes inniger berühren und unsere Theilnahme in höherem Maße erwecken.

Richard Wallaschek.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Unter der Leitung einer tüchtigen Kinderfrau ist jedes Kind brav, am meisten bekanntlich, wenn es schläft. Darum auch die guten Kinderfrauen die Kinder am liebsten einschläfern und nur dann wecken, wenn sie Milch trinken und sonstigen kindlichen Staatsnothwendigkeiten obliegen müssen. Aehnlich betreut Herr Dr. v. Koerber das Parlament. Er lässt es nur so lange wach, bis es die dringendsten menschlichen Bedürfnisse des k. k. Staates befriedigt hat. Sobald das geschehen, vertagt er es sofort. Denn auch unter ihm ist das Parlament am bravsten, wenn es schläft.

•

Wohl ist es noch zweifelhaft, ob Herr Dr. v. Koerber ein guter Musikant ist. Denn, sowohl im Parlament, wie in der Verständigungsconferenz, weigert er sich vorläufig noch beharrlich, die Flöte, die ihm von allen Seiten angeboten wird, zu spielen und seine Kunst hören zu lassen. Aber ein guter Mensch ist er ganz gewiss, besonders wenn sich's nicht um seine und nicht um der hochverehrlichen Herren Gewerbler, sondern nur um der miserablen Steuerzahler Tasche handelt.

•

Wenn's nach seinem guten Herzen gegangen wäre, hätte er zum Beispiel den 18 Mitgliedern des Gewerbeausschusses gerne die von ihnen angestrebte Permanenzerklärung des Ausschusses und damit für die Zeit der Parlamentsvertagung ihren Diätenbezug gegönnt, obzwar dieser Scherz nicht weniger als 20.000 fl. gekostet hätte. Nur die anderen Abgeordneten, die neidischen, und die Herrenhäusler, haben's nicht gemocht. Wegen diesen Widerstand konnte auch Herrn Dr. v. Koerbers gutes Herz nicht aufkommen. Dieser Misserfolg der Gewerbeausschüssler hat ihm gewiss sehr weh gethan, und er hat auf eine gute Art gesonnen, um die 20.000 fl. Diäten den wackeren Abgeordneten, die ihm Rekruten und Delegierte bewilligt hatten, trotz alledem denn doch noch zuzuwenden. Seinem findigen Geiste ist dies auch gelungen und noch dazu ganz überraschend gut. Er hat nämlich das Abgeordnetenhaus, dessen [illegible] ihm gefährlich zu werden begann, am 17. März [illegible] vertagt, aber, trotzdem auch das Herrenhaus seine Arbeiten am 20. März beendigt hat, das Vertagungsdecret nicht sofort publiciert. So hat er zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen: er ist das Abgeordnetenhaus los, die Abgeordneten aber beziehen doch noch einige Tage, bis die Vertagung amtlich publiciert wird, ihre Diäten. Beide Theile finden dabei ihre Zufriedenheit: Herr Dr. v. Koerber, den dieses kleine Geschenk nichts kostet, dem es aber die allgemeine freundliche Stimmung der Herren Volksvertreter erhalten hilft, die Herren Volksvertreter, die nun alle ohne Ausnahme für ein paar Tage ihre Diäten fortbeziehen, sind natürlich — auch alle ohne Ausnahme — mit dieser „That“ des Herrn Dr. v. Koerber zufrieden, trotzdem der kleine Scherz — täglich 4250 fl. — voraussichtlich mehr kostet, als die ganze verpönte Permanenzerklärung des Gewerbeausschusses.

•

Herr Dr. von Koerber hat wahrlich ein Werk der distributiven Gerechtigkeit vollbracht. Er gehe noch weiter, er vertheile nicht nur an die Abgeordneten, sondern an sämmtliche Einwohner Oesterreichs täglich zehn Gulden Diäten pro Kopf, und ich gebe es ihm im voraus schriftlich, dass dann nicht nur die Abgeordneten, sondern ganz Oesterreich mit ihm zufrieden sein wird, wie noch mit keinem Ministerpräsidenten je zuvor.

•

Auf diese Idee wird Herr Dr. v. Koerber selbst schon gekommen sein, und wenn er sie nicht ausführt, so liegt der Grund davon wohl nur in dem Mangel einer gesetzlichen Grundlage und vor allem des erforderlichen — Geldes. Aber eine andere naheliegende Idee zur Beruhigung der Völker Oesterreichs im Parlamente wäre, wenigstens vom finanziellen Standpunkt aus, noch immer ausführbar. Man zahle in sinngemäßer Ausgestaltung der neuesten That des Herrn Dr. v. Koerber den Abgeordneten die Diäten nicht für die Zeit der Tagung, sondern umgekehrt überhaupt nur für die Zeit der Vertagung aus. Da wird man dann erst sehen, mit welch zauberhafter Geschwindigkeit die Abgeordneten die ihnen von der Regierung aufgetragenen Jasagungen und Wahlen durchführen werden, um nur recht rasch aus der diätenlosen Zeit herauszukommen.

•

Das Herrenhaus fängt an, das ihm vom Ministerpräsidenten gespendete Lob der „durchdringenden Art“ seiner Arbeiten gerade bei Gelegenheiten Ernst zu nehmen, bei denen Herr Dr. v. Koerber sich bei minder durchdringender Thätigkeit des Herrenhauses auf billige Weise populär machen könnte. Das erste Opfer dieser „durchdringenden“ Behandlung im Herrenhause ist der Gesetzentwurf über die Arbeitsstatistik gewesen. Im Abgeordnetenhaus ist er unter Zustimmung der Regierung nach kurzer Discussion unverändert angenommen worden. Man erwartete, dass das Herrenhaus in seiner letzten Sitzung mit den anderen Vorlagen des Abgeordnetenhauses auch diesen socialpolitischen Gesetzentwurf in seiner gewohnten Art binnen einer Viertelstunde aufwaschen werde. Aber was geschah? Das Herrenhaus erinnerte sich an das Koerber'sche Lob und verwies den Gesetzentwurf an eine, überdies erst in der nächsten Sitzung zu wählende, Commission zur „durchdringenden“ Vorberathung. Das kommt davon wenn man das Herrenhaus lobt! Oder sollte es Herrn Dr. v. Koerber vielleicht gar erwünscht sein, dass das Herrenhaus gerade nur die socialpolitischen Vorlagen dieser langwierig durchdringenden Behandlung unterzieht? Und sollte das Schicksal des Arbeitsstatistik-Gesetzes vielleicht nur eine Vorbereitung auf ein ähnliches Schicksal des künftigen Bergarbeitergesetzes sein? Sollte Herr Dr. v. Koerber wirklich schlauer sein, als die Socialpolitiker aller Parteien, die er so glücklich an's Leitseil bekommen hat? Wer die Schlauheit unserer Socialpolitiker kennt, wird's a priori bezweifeln müssen. Aber man soll nie „unmöglich“ sagen. Es haben sich schon manche Leute getäuscht — auch über die socialpolitischen Ideen eines neuen Ministers.

•

Was übrigens dieser Herr Dr. v. Koerber alles leistet! Jetzt hat er auch die tirolische Frage gelöst. Letzten Montag war's ja in den Zeitungen zu lesen: Eine Deputation von Tiroler Deutschen und Italienern ist bei Herrn Dr. v. Koerber erschienen und hat mit ihm über die welschtirolische Autonomiefrage gesprochen. Der Ministerpräsident „sagte den Herren“, wie es in den Zeitungen hieß, „die eingehendste Erwägung ihrer Ausführungen zu“ und „versprach“ ihnen, den „Standpunkt der Regierung sobald als möglich bekanntzugeben“. Die Tiroler können froh sein. Auch ihre Frage wird jetzt von Herrn Dr. v. Koerber eingehendst erwogen, auch zu ihrer Frage wird er sobald als möglich Stellung nehmen. Die tirolische Frage hat also Herr Dr. v. Koerber auch schon gelöst, genau auf dieselbe genial einfache Art, wie er in seiner kurzen Regierungszeit schon alle anderen drängenden Fragen, die böhmische Frage, die Bergarbeiterfrage, die Wiener Frage bereits gelöst hat.

•

Si duo faciunt idem . . . Am 23. Februar verliest im Abgeordnetenhaus der Ackerbauminister Baron Giovanelli seinen bekannten Waschzettel, wonach ein Bergarbeitergesetz „unter dem Einfluss des Augenblicks“ nicht geschaffen werden kann: ein Sturm erhebt sich, und alle Welt erklärt den Mann des Augenblicks für einen Idioten. Am 11. März spricht der Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber im socialpolitischen Ausschuss seinem Ackerbauminister die Phrase vom „Drang des Augenblicks“, mit offenbar nicht unbeabsichtigter Wörtlichkeit, nach, und siehe da! Herr Dr. v. Koerber ist und bleibt der große Socialpolitiker vor dem Herrn. Si duo faciunt idem, non est idem.

•

Am 18. März beschließt eine demokratisch-christliche Versammlung in Brünn einstimmig eine Resolution, in der „die Versammlung zuversichtlich hofft“, dass die Regierung dem Reichsrath zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen „ausreichende Arbeitszeit einräumen“ werde. Das geschah genau einen Tag, nachdem [illegible] die thatsächliche Vertagung dem Reichsrath die Zeit zur Arbeit bereits geraubt hat. Mit der gleichen [illegible] können die guten Leute in Brünn, wenn ihnen zum

Beispiel ein lieber Verwandter durch die Unachtsamkeit des Arztes plötzlich stirbt, statt über den Arzt zu klagen, sich noch nachher mit der „zuversichtlichen Hoffnung“ trösten, dass es der Kunst des Arztes gelingen möge, ihn noch lange am Leben zu erhalten. So wird Schillers hyperbolisches Wort: „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“, in Brünn zu greifbarer Wirklichkeit verwandelt. Noch am Grabe der wirtschaftlichen Arbeiten des Parlaments pflanzen die Brünner Idealisten die Hoffnung auf Herrn Dr. v. Koerber auf. Classischer schon kann man nicht sein!

*

Auf den neuen Fünfkronen-Stücken ist die Denomination nur in der lateinischen Sprache eingeprägt: „Quinque coronae.“ Da man alle landesüblichen Sprachen auf dieser Münze, trotz ihrer verhältnismäßigen Größe, denn doch nicht unterbringen konnte, eine deutsche Inschrift aber von den anderen Nationalitäten als eine beleidigende Anerkennung der deutschen Staatssprache angesehen worden wäre, haben sich die Staatsmänner zur lateinischen Sprache geflüchtet. Das Lateinische ist also jetzt gewissermaßen die Staatssprache für Oesterreich. Eine todte Sprache die Staatssprache eines — wie sagt doch der Staatsanwalt? — lebenden Staates: welch' Symbol! *Kr.*

## Volkswirtschaftliches.

Der Kohlenarbeiterstrike ist zu Ende oder im enden. Dank der versteckten Unterstützung der Regierung und des Parlamentes ist es den Kohlenbaronen gelungen, die Arbeiter auszuhungern. Millionen, welche die österreichische Industrie, Millionen, welche die Arbeiter in Böhmen verloren haben, sind das materielle Opfer, welches dieser Sieg kostet. Viel bedeutender sind die ideellen Verluste, dass Hunderttausende, welche den Glauben an eine Verbesserung ihrer Arbeitsverhältnisse gehegt haben, nach solchen Opfern und Entbehrungen enttäuscht und der Gnade der übermüthigen Sieger ausgeliefert werden. In einem Lande, wo man kein Verständnis dafür hat, dass nur entsprechend genährte, nicht überanstrengte, zufriedene Arbeiter auch tüchtige Arbeiter sein können, dass nur eine menschenwürdige Existenz die Möglichkeit culturellen Fortschritts birgt, können Regierung und Parlament sich vielleicht auch über diesen Ausgang des Strikes freuen. Ob dazu wirklich Ursache ist, wird erst die Folge lehren. In kurzer Zeit wird man aber auch erfahren, wie ernst die Bedenken der Kohlenbarone und der Regierung waren, welche die Arbeiterforderungen nicht erfüllen zu können erklärten, weil sonst der Industrie die Kohle zu sehr vertheuert werden müsste. Wir werden nämlich sehen, welche Kohlenpreise sie verlangen werden, wenn erst der unmittelbare Eindruck der letzten Ereignisse verwischt sein wird.

*

Einige Worte mögen der Kohlenarbeiter-Enquête gewidmet werden. Abgesehen von den reinen Arbeiterfragen, ihrer besseren Gesundheit und Widerstandsfähigkeit bei Abkürzung der Arbeitszeit war die Hauptfrage: Können die Arbeiter in acht Stunden dasselbe leisten, was sie bisher in zehn, früher in zwölf Stunden geleistet haben? Die Enquête war, da sie ja angeblich ein dringendes Ergebnis liefern sollte, lange nicht umfassend und intensiv genug, um einen sicheren Schluss zuzulassen. Jedesfalls ist in der Enquête kaum etwas vorgebracht worden, was gegen diese in vorgeschritteneren Ländern überhaupt nicht mehr bezweifelte Annahme der höheren Leistungsfähigkeit beweisen würde. Mit Ausnahme zweier böhmischer Arbeiter haben sämmtliche, also zweiundzwanzig Arbeiter erklärt, dass sie in der Lage seien, bei achtstündiger Arbeitszeit dasselbe zu leisten wie bei zehn- und zwölfstündiger. Und das sind nicht nur Aussagen, wie sie das Interesse eingibt, sondern es sind zum großen Theile auf Erfahrung basierte Bekenntnisse von Arbeitern, welche im Laufe der Jahre verschiedene Schichtdauer mitgemacht haben und nun anzugeben wissen, dass sie bei Abkürzung der Arbeitszeit dasselbe zu leisten vermochten wie früher, bei Verlängerung nicht mehr, und welche anzugeben wussten, welche Pausen bei Abkürzung der Arbeitszeit wegfielen, wieviel sie in den ersten vier Arbeitsstunden leisten konnten und wie wenig in den späteren u. s. w. Einzelheiten würden zu weit führen; wer sich ein Urtheil bilden will, der lese die hochinteressanten Protokolle selbst.

*

Den Aussagen der Arbeiter stehen die der Werkdirectoren natürlich diametral gegenüber. Ihr Hauptargument war, dass in den derzeit mit Achtstundenschicht arbeitenden Werken die Förderung per Mann und Schicht geringer sei, als in jenen mit längerer Arbeitsdauer. Aber die Daten, welche die Directoren gegen die höhere Leistungsfähigkeit vorbrachten, erwiesen sich meist als nicht beweiskräftig. Da war zum Beispiel gleich die alternierende Acht- und Zwölfstundenschicht, welche viele Jahre auf einzelnen Ostrau-Karwiner Schächten üblich war und ganz natürlich kein günstiges Ergebnis liefern konnte, da die Arbeiter an den Achtstundentagen noch von der vorangegangenen Zwölfstundenschicht übermüdet waren. Besonders interessant war die Aussage des Directors des Staatseisenbahnwerkes in Kladno, welches seit Jahren Achtstundenschicht hat. Nach dieser Aussage wäre die Production des einzelnen Häuers weit geringer, als die des Häuers in den Schächten der mit Zehnstundenschicht arbeitenden Buschtiehrader Bahn. Es stellte sich aber heraus, dass erstens die Anlagen des Staatsbahnwerkes technisch weit hinter denen der Buschtiehrader Schächte zurückstehen, und zweitens, dass die Häuer in jenen Werken ihr Holz selbst schleppen müssen, was bei letzterem Schacht nicht der Fall ist. Dieses Holztragen spielt auch bei anderen Schächten, die mit einander verglichen wurden, eine Rolle, und die einstimmigen Erklärungen der Arbeiter beweisen, dass da nicht gleichwertige Leistungen verglichen wurden. Es ist kein Wunder, wenn die Achtstundenschicht auf dem Staatsbahnwerk keinen ziffermäßigen Erfolg darstellt. Vieles wäre in dieser Hinsicht noch zu erwähnen. Die einzigen bemerkenswerten Daten, welche gegen die gleiche Leistungsfähigkeit zu sprechen scheinen, sind jene, welche der Bergrath Kohler über den Versuch der Einführung der Achtstundenschicht auf einzelnen Erzherzog Friedrich'schen Schächten angegeben hat. Aber auch diese müssen erst näher geprüft werden und sind schon wegen der Kürze der Probezeit ($1^1/_2$ Jahre) nicht beweiskräftig. Sehr treffend war übrigens die Bemerkung des Abgeordneten Kolischer, welcher gegenüber den von einem Experten als erfahrungsgemäß mitgetheilten Vergleichsziffern der Förderung in der Acht-, Zehn- und Zwölfstundenschicht von 3·248, 4·208 und 4·791 Wagen darauf hingewiesen hat, dass, wenn diese Daten richtig sind, zwar absolut in der kürzeren Arbeitszeit weniger gefördert wurde, relativ aber viel mehr. Denn wenn wir von der absoluten Arbeitszeit die in jenen Schächten nothwendigen Pausen für Ein- und Ausfahrt, an Ort gehen, Schießpausen etc. abrechnen, so bleibt eine effective Arbeitszeit von $4^1/_2$, $6^1/_2$ und $8^1/_2$ Stunden und im Verhältnis zu dieser Zeit ist die Leistung bei der Achtstundenschicht die weitaus größte.

*

Es ist übrigens Gelegenheit geboten, gegenüber den angeblichen Erfahrungen der Werkdirectoren officielle Ziffern vorzubringen, welche zur Zeit der Enquête noch nicht öffentlich bekannt waren und die schlagend beweisen, dass die Abkürzung der Arbeitszeit auch absolut eine Verringerung der Leistung bedeutet, wenn sie nicht durch besondere Umstände hervorgerufen wird. Die Brünner Handelskammer veröffentlicht in ihrem Jahresbericht pro 1899 eine Aufstellung der Leistung und des Verdienstes der Kohlenarbeiter auf den Steinkohlengruben der Rossitzer Bergbaugesellschaft nach der Reduction der Schichtdauer von $11^1/_2$ auf 9 Stunden. Und was stellt sich heraus? Die durchschnittliche Häuerleistung auf einem Flötz, welche vorher 20·83 und 21·19 betragen hatte, stieg nach Reduction der Arbeitszeit im Durchschnitt der Jahre 1891/93 auf 22·72, in den Jahren 1894/96 auf 24·08 q und betrug seither zwischen 21·45 und 22·40 q. Die Leistung war also bei der verkürzten Schicht größer als früher während der längeren Arbeitszeit. Dasselbe gilt bezüglich der Leistung pro Mann und Jahr und ebenso bezüglich des Verdienstes, welcher seit der Reduction der Arbeitszeit für alle Arbeiterkategorien wesentlich höher wurde.

*

Es ist auf diesem gedrängten Raum nicht möglich, näher auf die Details der Enquête-Ergebnisse einzugehen. Dazu wird sich wohl noch Gelegenheit finden. Sicher scheint uns, dass nichts Entscheidendes vorgebracht wurde, was bei leistungsfähigen Gruben gegen die Einführung der Achtstundenschicht und gegen die Annahme sprechen würde, dass die Leistung nach einiger Zeit bei Einführung diverser technischer und arbeitsorganisatorischer Reformen das derzeitige Niveau wieder erreichen würden; kohlen- und capitalsarme Gruben, welche nicht die Mittel zu den nöthigen Investitionen haben, mögen allerdings zurückbleiben müssen. Die Phantasien des Oberbergrath Scherks, welcher eine Vertheuerung der österreichischen Kohlenproduction um 30 Millionen Gulden herausrechnete, sind von Dr. Verkauf sofort entsprechend zerpflückt worden und haben wohl keinen Eindruck auf die Enquête-Mitglieder machen können. Wenn trotzdem aus der Enquête kein Gesetzentwurf über die Achtstundenschicht hervorgieng, und wenn der Antrag auf Einführung der Neunstundenschicht etwa in den Archiven des Hauses verloren gehen sollte, so wird dies in den Ergebnissen der Enquête nicht begründet sein.

*

Die Wiener Börsenkammer hat bekanntlich vor einem Jahre neue Bestimmungen betreffend die Zulassung von Wertpapieren zum Börsenhandel erlassen, insbesondere bezüglich Veröffentlichung und des Inhalts der Prospecte. Viel ist damit nicht geleistet worden; nach wie vor ist unser Emissionswesen sehr im argen und harrt der theils im Gesetzeswege, theils aber auch in der Verordnungsgewalt der Börsenkammer liegenden Regelung. Ein Hauptübelstand ist zum Beispiel, dass die Prospecte meist nur in der „Wiener Zeitung“ und dem „Börsenverordnungsblatt“ erscheinen, welche beide bloß einen beschränkten Leserkreis haben. Da die Tagesblätter die Gewohnheit haben, ihre Leser im Finanztheil nur über Dinge zu unterrichten, bezüglich deren ihnen Inserate zugehen, so wird in der Regel von Emissionen in der Tagespresse überhaupt nicht Notiz genommen, geschweige denn irgend welche Kritik daran geübt. Nur wenn das Emissionsinstitut besondere Ursache hat, seiner Einführung möglichst große Reclame zu machen, erfolgt die Veröffentlichung und ausgiebige redactionelle Unterstützung des Prospects in der Tagespresse. Angesichts des hohen Tarifs, den unsere großen Zeitungen für derartige Veröffentlichungen berechnen, kann man es den Emissionshäusern allerdings nicht zumuthen, ihre Emissionen mit den großen Insertionspreisen zu belasten, aber der heutige Zustand, dass Emissionen in der Presse meist gar nicht besprochen, häufig überhaupt nicht zur Kenntnis einer größeren Oeffentlichkeit gelangen, ist jedenfalls von Uebel. Ein weiterer Uebelstand ist der, dass die Börsenkammer bezüglich des Prospectinhalts sehr bescheiden ist. Sie verlangt bei Actiengesellschaften nicht einmal den Abdruck der Bilanz, des Gewinncontos, der Gewinnverwendung. Bei Unternehmungen, welche erst ein bis zwei Jahre existieren und deren Bilanzen in den finanziellen Jahrbüchern noch nicht abgedruckt sind, hat dies zur Folge, dass Leute, welche sich für die Actien eventuell interessieren würden, das wichtigste zur Beurtheilung gar nicht erfahren, oder sich nur mit Mühe und Zeitverlust zu beschaffen vermögen. Noch schlimmer ist es bei Neuemissionen, bei Capitalsvermehrungen von Gesellschaften, deren Actien bereits cotiert sind, bestellt. Da begnügt sich die Börsenkammer überhaupt mit der Ankündigung der erfolgten Actienausgabe. Da durch Capitalsvermehrungen die größten Veränderungen in den Verhältnissen der Gesellschaften eintreten können, so wäre es wohl am Platze, dass, bevor die neuen Actien zum Börsenhandel zugelassen werden, ein ausführlicher Prospect mit letztem Rechnungsabschluss, Zweck der Capitalsvermehrung und Verwendung des neuen Capitals veröffentlicht werde. Ein besonders eclatanter Fall in dieser Beziehung ereignete sich jüngst, als die Union Baumaterialien-Gesellschaft zum Zwecke des Ankaufes eines Ziegelwerkes ihr Capital etwa verdoppelte. Diese Gesellschaft ist durch ein altes und veraltetes Statut berechtigt, ihr Capital auf bloßen Verwaltungsbeschluss bis etwa auf die zehnfache Höhe zu bringen. Davon hat die Verwaltung theilweise Gebrauch gemacht. Sie hat die Ziegelwerke angekauft, das Capital vermehrt, theils Actien an Zahlung gegeben, theils den Actionären zum Bezug angeboten, ohne dass die Actionäre irgend befragt worden waren, und ohne dass sie mehr

darüber erfahren hätten, als die Verwaltung ihnen in einigen unverbindlichen Zeitungsnotizen mitzutheilen für gut befand. Da wäre es entschieden Sache der Börsenkammer gewesen, bevor sie die Cotierung der neuen Actien bewilligte, eine öffentliche Klarlegung der Verhältnisse des Unternehmens zu veranlassen. Eine zeitgemäße Regelung des Emissionswesens wäre eine Reform, durch welche der darniederliegende Börsenverkehr in keiner Weise geschädigt würde, welche also selbst vor der Börsenkammer, die aus Schonungsbedürfnis für die Börse jede Reform vermeidet, in Angriff genommen werden könnte. *r.*

### Kunst und Leben.

Am 17. d. M. wurde im **Deutschen Volkstheater** eine Bauernposse in vier Aufzügen von Moriz **Schefranek** „**Johannestrieb**“ gegeben. Nach den beiden ersten Acten wurde sehr viel applaudiert, nach den beiden letzten noch mehr gezischt. Ob zu dem einen und zu dem anderen wirklich ein Anlass war? Die Idee des Stückes ist an sich gewiss gut. Ein Ehegatte, der sich von einem Höherstehenden in seinem Eheglücke bedroht sieht, macht einen Revancheversuch. Die Idee würde allerdings als letzte Consequenz fordern, dass der Versuch auch usque ad finem durchgeführt wird. Also meinetwegen eine nicht völlig durchgeführte gute Idee. Aber das ist doch noch immer besser als gar keine Idee? Die Idee ist aber auch gar nicht von Herrn Schefranek selbst! Gott — wie viele Stücke sind schon mit Erfolg über die Bühne gegangen, deren Idee von einem anderen als dem Autor war. Sich eine gute Idee nehmen ist in der Dramatik auch eine gute Idee. Schlimmer ist schon, dass diese Idee auf der Bühne, wo alles unseren Sinnen viel näher tritt, nicht recht die Uebertragung in das bäuerliche Milieu verträgt, weil wir — ob nun mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — den Schlossfrauen einen zu feinen Geruchssinn zutrauen, als dass wir den Revanchegedanken des jungen Bauernburschen von Anfang an für aussichtsvoll halten könnten. Das Schlimmste aber war, dass das einfach und ohne alle Prätensionen, gelegentlich auch etwas hilflos gearbeitete Stück von einem Theil des Publicums nach dem zweiten Act zum Gegenstand frenetischen Beifalles gemacht wurde, als handle es sich um eine neue Offenbarung: da wurden offenbar die anderen Leute böse und machten bei der Gelegenheit auch gleich dem Aerger Luft, den sie hinterher bekommen haben mochten, dass sie bei den letzten Blumenthals so viel gelacht hatten. Beim Theater ist das schon einmal so. — Gespielt wurde vortrefflich. *B.*

*

Ein „toller Einfall“ des Herrn **Laufs** hält uns drei Stunden im kalten **Jubiläumstheater** fest! Das Stück ist viel weniger toll, als albern und langweilig. Der Herr Dichter folgt getreulich dem Recepte Goethes: „Getretener Quark wird breit, nicht stark!“ Von der Darstellung sind lobend zu nennen die Herren **Pohler**, **Godai** und Fräulein **W. Sandrock**. *R. H.*

*

„**Lola**“ muss man gesehen haben, alle Kritik ist leeres Gerede. Niemand darf sich's zutrauen, den blutigen Humor dieser Sache wiederzugeben; und ich schob mein Notizbuch sehr bald in die Tasche. „Lola“ muss man gesehen haben. Es ist die jüngste Novität des **Raimund-Theaters**, ihr Verfasser heißt Josef **Melbourn**. *A. G.*

*

Das **Neue philharmonische Orchester** ist glücklicherweise wieder auf die alte Höhe emporgestiegen, von der es im letzten Concert so zahlungs abgestürzt war, und die es hoffentlich nie wieder verlassen wird. Dass Herr **Löwe** ein eminenter Bruckner-Interpret ist, wissen wir bereits; als solcher hat er sich auch diesmal glänzend bewährt. Ohne seine Begeisterung für die Werke des von ihm verehrten Meisters wäre eine so klare und plastische Wiedergabe der dritten Symphonie wohl kaum möglich gewesen. Sie, die so lange vernachlässigt und unverstanden blieb, wirkte durch den Reichthum ihrer herrlichen Einfälle wie ein längst bekanntes, populäres Werk. Einen solchen Grad geradezu fieberhafter Begeisterung erinnere ich mich noch nie in einem Wiener Concert erlebt zu haben. Möge diese übergroße Dankbarkeit des Publicums die Spieler nie verleiten zu glauben, dass jetzt schon alles erreicht ist, was von einem neuen Orchester verlangt werden kann. Die chronische Unsicherheit der Hörner war gerade bei Bruckner recht störend, während anderseits die auffallenden Fortschritte der Holzbläser und Streicher, die selbst Beethovens dritte Leonoren-Ouverture zu voller Geltung brachten, alles Lob verdienen. Außergewöhnlichen Beifall erntete auch Herr **Labor** mit einer Orgelpiece (Passacaglia von Bach). Die Einführung eines derartigen Instrumentalsolos scheint gerade bei populären Orchesterconcerten sehr erwünscht zu sein und verdient weitere Beachtung. Erinnerte es doch zahlreiche Zuhörer an die Musik in den Wiener Kirchen, die einzige erhabene Musik, die ihnen zu hören bisher vergönnt war, die Armen! *R. W.*

*

Man schreibt uns aus **Berlin**: „**Wenn wir Todten erwachen**“, Henrik **Ibsens** Epilog, gelangte im **Deutschen Theater** mit entschieden starkem Erfolg zur Aufführung. Das Deutsche Theater ist auf den Realisten Ibsen eingeschworen, und so kehrte das Deutsche Theater in seiner Aufführung die realistische Außenseite dieses mystischen Alterswerkes hervor. Was in Erscheinung trat, bestand darin, dass Professor Rubek, ein nervöser alter Herr, sich auf gütlichem Wege von seiner Frau lossagt, wie sie sich von ihm; dass er seine Irene, die ihm einst alles und doch nur Episode war, wiederfindet; dass der alte Einklang ersteht; dass er zum Liebesrausch wird; dass dann das Sterben tritt: Ich will nicht ungerecht sein. Emanuel **Reicher** als Rubek und Louise **Dumont** als Irene versuchten mehr zu geben; doch war auch ihr Spiel zu unmittelbar, zu laut, viel zu laut. Die Stimmen der Stille konnten nicht erwachen. Vor allen Dingen und worauf es ankommt: die Vergangenheit erstand aus dieser Gegenwart nicht. Und Ibsens Gegenwart ist immer Vergangenheit. Und nur aus seiner Vergangenheit heraus ist Ibsens neues Drama zu verstehen. Das Peer-Gynt-thum in diesem Rubek. Sein Leben und Schaffen aus hilfloser Phantasie heraus. Sein Ersterben an seinem Lebenswerk, der „Auferstehung“; wie er daran bastelt und es anpasst, wie er Concessionen macht — wie aus der Kirche, die er bauen wollte, Heimstätten für Menschen werden . . . Wie diesen innerlich Erstorbenen dann die Lebensgier packt, wie er mit den Worten des Versuchers — der Versucher ist der Tod — ein junges Weib freit; wie ihm die Lebensgier die letzte Lebenslüge beim Wiederfinden mit Irene vor die Augen gaukelt. So hat es John Gabriel Borkman, der innerlich Erstorbene, an sich erfahren müssen, so dieser Rubek: vor dem Eingehen in den leiblichen Tod erwacht die Lebensgier noch einmal am stärksten, ein Fieberschauer rüttelt die Kräfte wach, es treibt die innerlich Todten noch einmal auf die Berge der Illusion . . . Und dann ein gnädiges pax vobiscum. „Manneswillens quantum satis“, daran gebrach's. — Mag man über Ibsens Altersdramen urtheilen wie man will, mag man ihnen eine theatralische Mission zugestehen oder nicht: bringt man sie auf die Bühne, so muss man versuchen, ihren mystischen Gehalt zu heben, die innere Stimmung durchtönen zu lassen. Ohne die sind sie nichts. **Ernst Heilborn.**

*

Man schreibt uns aus **Berlin**: Nun ist Siegfried **Wagner** auch in Berlin zu Wort gekommen, in der Stadt der „reinen Kritik“. Mit dem Frühling naht er und wie der Frühling bringt er Sonnenschein und Ungewitter in stetem Wechsel. Aber wenn auch nicht überall in seinem Werke Frühlingsluft weht, so hat Siegfried Wagner doch wie der Frühling die Jugend für sich, die Jugend mit ihrem Sehnen und Hoffen, mit ihren Idealen und — mit ihren Fehlern. Der „**Bärenhäuter**“ ist kein Meisterwerk; ein solches hätte uns auch zweifellos mehr erschreckt als erfreut. Denn eine Erstlingsarbeit kann, wenn es mit rechten Dingen zugeht, in unserer Zeit der hochgeschraubten Ansprüche nicht fehlerlos sein. Aber sie ist die Aeußerung eines starken Talents, das empfindet man zweifellos, am meisten vielleicht gerade in den Fehlern, in den Theilen nämlich, wo der Jüngling den hohen Flug wagt und, wie zu erwarten, seine Kräfte überschätzt. Aber gerade die himmelstürmende Idee gewinnt unsere Theilnahme, auch wenn die Fähigkeit, sie in die That umzusetzen, versagt. Ein nicht gewöhnliches dramatisches Talent redet zu uns. Siegfried Wagner besitzt einen sicheren Blick für das Bühnenwirksame, das beweist der Aufbau der Scenen und das deutet auch die musikalische Gestaltung wenigstens an. Mängel haften der Poesie wie der Musik unzweifelhaft an, der Musik in noch stärkerem Grade, weil die Routine fehlt; doch geben auch hier manche Klangcombinationen Hoffnung auf zukünftige Eigenart. Die Aufführung in der **Hofoper** war bis ins Kleinste ausgezeichnet. Dr. **Muck** vereinte die nach allen Richtungen treibenden Fäden in seiner nervigen Faust und konnte mit dem Autor wiederholt für den Beifall des Publicums danken. **Dr. Wilhelm Kleefeld.**

---

## Bücher.

Dr. L. **Strömberg**, Oberarzt des Stadthospitals zu Dorpat: **Die Prostitution**, ein Beitrag zur öffentlichen Sexualhygiene und zur staatlichen Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1899.

Der umfangreichere allgemeine Theil dieses Buches ist vollkommen überflüssig, da er nur hundertmal Gesagtes wiederholt und noch dazu im Banne der conventionellen Moral steht. Der Verfasser geht nicht soweit, die außereheliche Befriedigung des Mannes so streng zu beurtheilen wie die des Weibes, aber er führt das verschiedene Verhalten der beiden Geschlechter darauf zurück, dass der Mann in der sittlichen Veredelung hinter dem Weibe zurückgeblieben sei und die atavistischen polygamen Triebe noch nicht überwunden habe, während es sich in Wirklichkeit bei den beiden Geschlechtern nicht um verschiedene Grade, sondern um verschiedene Arten der Sittlichkeit, und beim Manne nicht um Monogamie oder Polygamie, sondern um ein, gleichgiltig wie, zu befriedigendes physiologisches Bedürfnis handelt. Man begreift nicht, wie ein Mann, der Physiologie studiert hat, die Hauptsache übersehen kann, nämlich dass beim passiven Theile eine zu Handlungen treibende Begierde an sich gar keinen Sinn haben würde, während sie beim activen Theile unerlässlich ist, wenn die Geschlechtlichkeit ihren Zweck erfüllen soll. Die Dirnen sind ihm alle ohne Ausnahme Entartete; Entschuldigungen, wie Noth und Arbeitslosigkeit, lässt er nicht zu. Dass ein armes Mädchen von seinem Brotherrn verführt würde, kommt in Russland nicht vor; wenn überhaupt einmal bei einem dieser von Natur verderbten Geschöpfe von Verführung gesprochen werden kann, so ist der Verführer ein Standesgenosse gewesen. Berechtigt, nützlich und beachtenswert ist die kleinere zweite Hälfte, um derenwillen der Verf. offenbar das Buch geschrieben hat, und für die ihm wahrscheinlich die erste Hälfte in gewissen Kreisen Verzeihung erwirken soll. Da sich nun einmal mit Gewalt weder die Männer moralisch machen, noch die degenerierten Weiber ausrotten lassen, so, meint er, habe der Staat die Pflicht, wenigstens der Verbreitung der venerischen Krankheiten Einhalt zu thun. Am schlimmsten stehe es mit diesen an Orten, wo man, wie in London, aus heuchlerischer Prüderie die Prostitution ignoriere, und wo man sie auszurotten versuche, daher sich zu verkriechen zwinge, wie in Wien eine Zeitlang geschehen sei. Er kritisiert die verschiedenen Controlsysteme und empfiehlt das, welches in Dorpat seit einigen Jahren geübt wird. Dieses zu beurtheilen sind freilich nur Fachleute competent, aber auch die Laien muss der Erfolg dafür gewinnen; nach des Verfassers Mittheilungen kommen jetzt venerische Krankheiten bei der dortigen Garnison gar nicht mehr, bei den Studenten nur noch selten vor. Seine Grundforderung: „Die ärztliche Controle der Prostitution hat ihren jetzigen polizeilichen Charakter abzustreifen und sich mit Verwertung aller modernen Hilfsmittel klinisch zu gestalten,“ ist auch die von Blaschko

und Severus, die einen anderen ethischen Standpunkt einnehmen als Strömberg. —e—

Guy de Maupassant: Le Colporteur. Paris, Ollendorf, 1900.

Der zweite posthume Novellenband des vor acht Jahren gestorbenen Guy de Maupassant vereinigt wieder zwanzig kurze Geschichten, die der Verfasser augenscheinlich nicht alle geschrieben, weil ihn der Geist trieb, sondern weil er mit einigen Boulevardblättern Verträge für regelmäßige Lieferung von sogenannten „chroniques" abgeschlossen hatte. So musste er auch in den verschiedenen Curorten, wohin ihn die Aerzte schickten, arbeiten, statt sich auszuruhen. Gleich die erste Geschichte, welche die Herausgeber mit Unrecht als titelgebend an die Spitze gestellt haben, ist ein Beispiel dieser Muss-Literatur. Der Erzähler beginnt mit der Beschreibung von Aix-les-Bains. Er begegnet einem Colporteur, einem Wanderkrämer, und der erinnert ihn an einen anderen Colporteur, den er einmal des Nachts in der Umgegend von Paris traf und der ihn (wie unwahrscheinlich!) aufforderte, noch Mitternacht in seiner Wohnung ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Diese schwerfällige Einleitung führt zur obligaten Ehebruchsgeschichte. Die Frau des Colporteurs lässt mit der Mitschuld des späten Gastes ihren Liebhaber entwischen, während ihr Mann über sechs Treppen nach dem Keller hinabsteigt. Das ist „Le Colporteur", der auf dem Titel neunzehn andere Erzählungen verdrängt, von denen glücklicherweise die meisten mehr wert sind. Am meisten Aufsehen hat die zweite: „Auprès d'un Mort" gemacht. Es ist wieder eine Curortgeschichte. Ein auszehrender Deutscher erzählt in Mentone dem Verfasser, dass er als Todtenwache bei der Leiche seines Meisters Schopenhauer einen furchtbaren Schreck hatte, weil das falsche Gebiss plötzlich aus dem Munde der Leiche sprang und auf den Teppich rollte. Hier hat Maupassant eine merkwürdige Folge der Leichenfäulnis recht geschickt einem berühmten Manne angedichtet, dessen sardonisches Lächeln berühmt und berüchtigt war. Ueber die Werke des Philosophen war er freilich schlecht unterrichtet, denn aus seiner Novelle müsste man schließen, dass Schopenhauer nur ein einziges Buch geschrieben hat. Die Perle des Bandes und ein echtester Maupassant ist „Cri d'alarme", der an achtzehnter Stelle steht. Unmoralisch ist diese Novellette im höchsten Grad, denn ihre Moral ist, dass unternehmende Männer ihr Glück bei allen Frauen aufs dreisteste versuchen dürfen und selbst bei den Prüdesten höchstens eine Ohrfeige riskieren, aber sie wird mit soviel Aplomb und so feiner satirischer Beobachtung vorgetragen, dass man sich dem gefährlichen Bekenntnisse der im Champagnerrausche plaudernden Weltdame nicht entziehen kann. Sehr gut ist auch die Verwandlung des Lateinlehrers in einen Spezereihändler unter dem heilsamen Einfluss einer Wäscherin in „La Question du Latin" und von den tragischen Geschichten „Première Neige" und „Après". Ebenso einfältig als odiös ist dagegen „Un Duel", wo ein deutscher Officier während der Besetzung von 1871 einen ruhigen französischen Bürger in frechster Weise vor zwei Engländern im Eisenbahnwagen insultiert und dann von ihm auf dem Walle von Straßburg niedergeknallt wird. Wenn der übrige Nachlass noch mehr solche chauvinistische Unglaublichkeiten enthalten sollte, so werden die Herausgeber gut daran thun, die folgenden Bände nicht damit zu beschweren.

Felix Vogl.

## Revue der Revuen.

**„Preußische Jahrbücher"**, Märzheft. Geistvoll würdigt Friedrich Paulsen die Thätigkeit der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in den zwei Jahrhunderten ihres Bestandes. Ob die Art, wie sie die Wissenschaft fördert, durch Unterstützung von exclusiv gelehrten Arbeiten, die nur einem ganz kleinen Theile zugute kommen, der Nation aber fremd bleiben, ob dieser Weg der richtige sei, das lässt Paulsen unentschieden. Zu ihrer Rechtfertigung kann die Akademie aber anführen, dass sie dem Zug der Zeit folgt und folgen muss, mag sie wollen oder nicht. Dass einmal die Zeit kommt, die über den Wissenschaftsbetrieb anders denken wird als die Gegenwart, daran wird doch kaum zu zweifeln sein. Auf die Zeit des leidenschaftlichen Denkens, womit in Deutschland das Jahrhundert anbrach, ist eine Zeit des emsigen, bis zur Erschöpfung fortgesetzten Sammelns gefolgt. Auch sie wird einmal zu Ende gehen; es wird einmal die Zeit kommen, der die Unmöglichkeit, mit dem Sammeln zu Ende zu kommen, sich so auf die Seele legt, dass sie den Muth verliert und davon absteht. Oder sollte wirklich noch einmal alles Papier, das in den Archiven irgendwo aufgehoben ist, auch alles Papier, das das 19. Jahrhundert beschrieben und bedruckt hinterlässt, in kritischen Ausgaben bearbeitet, der Geschichtsforschung zugänglich gemacht werden? Wie lange wird dann ein Historiker leben müssen, um nur für ein Jahrzehnt, um nur für die Jahre 1848—50 oder für die Jahre 1870—71 alles Material zu lesen? Vermuthlich beginnt, lange bevor es dazu kommt, ein Geschichtsschreiber der Wissenschaften die Darstellung ihrer Entwickelung im 19. Jahrhundert mit der allgemeinen Bemerkung, dass in diesem Zeitalter ein höchst seltsames Schwanken im Wissenschaftsbetriebe stattgefunden habe: aus einer absoluten Ueberschätzung des gedankenhaften Factors sei man besonders im Gebiete der Geschichte in eine ebenso absolute Ueberschätzung des Thatsächlichen gefallen; so sehr, dass von manchen nur die Beschaffung neuen kritisch gesichteten Materials für wissenschaftliche Arbeit angesehen worden sei, ja, dass man hin und wieder schon die Frage nach dem Wozu für einen Beweis eines unwissenschaftlichen und gemeinen Sinnes angesehen habe.

**„Revue de Paris"** (März). Der Marquis de la Mazelière schreibt über die zeitgenössische Malerei Deutschlands so belehrend und elementar, wie eben für Leute, die davon zum erstenmale hören. Der Traum der Romantiker, die Sehnsucht nach dem Unerfüllbaren, ist noch heute für die Künstler Deutschlands charakteristisch. Alle ihre Werke zeigen uns den Kampf eines Volkes, das das geträumte Ideal niemals erreicht. Und wenn der so stetig wachsende Fortschritt auf allen Gebieten des Lebens nicht die Kraft haben sollte, in den Deutschen dieses Gefühl des Unerreichten und Unbefriedigten zu unterdrücken, so müsste es einmal zu einer Revolution kommen, deren Folge niemand voraussehen kann. Vielleicht nehmen sich, so ruft der Marquis zum Schlusse aus, die braven Deutschen zusammen und vielleicht gelingt es ihnen, ihr nationales Genie mit den Forderungen der modernen Civilisation (!) in Einklang zu bringen. — Im selben Hefte ist Cecil Rhodes von Achille Viollate eingehend charakterisiert. Für Aufgaben wie er sie sich gestellt hat, die Schaffung eines britischen Reiches in Afrika, sei mehr nöthig, als die Fähigkeiten eines geschickten Finanzbarons. Er hat alle politischen Handlungen und Forderungen vom Standpunkt finanzieller Fragen aus beurtheilt. Sein Unrecht ist es, dass er die Bedeutung des moralischen Elementes, des Gefühles in großen und entscheidenden Augenblicken unterschätzt hat. Wie seine Laufbahn weiter sich gestalten wird, ist ungewiss. Wenn nun auch ein britisches Südafrika entsteht, so wird die Rolle, die er dort spielen wird, viel kleiner sein, als er es sich ausgedacht hat.

**„Contemporary Review"**. Belehrend ist ein Artikel von Michael G. Mulhall über vierzig Jahre britischen Handels. Im Jahre 1859 betrug der Import 179, der Export 156 Millionen Pfund Sterling, im Jahre 1899 ist er auf 485, beziehungsweise 330 Pfund Sterling gestiegen. Unter den Staaten, mit denen England in Handelsverkehr steht, rangiert Deutschland obenan. Im letzten Decennium betrug die Summe des Umsatzes (Export und Import) mit Deutschland 824, Frankreich 682, Russland 307, Skandinavien 322, Spanien 169 und Italien 99 Millionen Pfund Sterling. Was den Import betrifft, so stehen Nahrungsmittel mit 205 Millionen Pfund obenan. Dann folgen Rohmaterialien 122, Manufacturen 91, Metalle 28. Der Export setzt sich hauptsächlich zusammen aus Textilwaren 109 Millionen, Metallwaren 69, Rohmaterialien 26 und Colonialproducten 65 Millionen Pfund. — Arthur R. Ropes schreibt im selben Hefte über Maeterlinck. Er gehöre nicht zu den großen Dichtern, die für die Ideen Worte, für die geheime Empfindung den Ausdruck finden. Aber er wird jedenfalls einmal eher zu den großen Anregern gerechnet werden, als den großen Schöpfern. Er hat mitgeholfen, alte Formen umzustürzen, und das sichert ihm den Dank.

## Die Frösche.

Von Franz Herczeg.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen.

Die schöne kranke Frau stand unter dem gestreiften Zeltdache des englischen Hôtels und starrte mit kummervollem Antlitz auf die schmale Promenade am Meeresufer. Ihr Gatte saß nachlässig im Lehnstuhl und betrachtete zerstreut den schmalen Streifen Rauch, den der nach Genua eilende Dampfer zurückließ. Von der Zirio-Villa klang lustige Musik. Die Militärkapelle spielte vor dem Parke vornehmen Gästen zu Ehren. Soeben wurde „O je Pierette" intoniert.

„Ach, wenn ich ein Mann wäre," sagte Frau Olga ohne jede Einleitung, „würde ich den englischen Lord dort ohrfeigen."

Auf einer Promenadebank saß nämlich ein Engländer mit einer großen Zeitung in der Hand.

„Aber Olga, wie kannst du so etwas sagen?" meinte ihr Gatte indigniert.

„Er ist ja gar kein Lord, sondern irgend ein Schneider aus Colchester," fügte Olga spöttelnd hinzu. „Die Kellner haben ihm den Titel Lord beigelegt. Gewiss hat er irgendwo gelesen, dass ein englischer Gentleman die „Times" lesen und kaltblütig sein muss — — — Krämerseele!"

Der Gatte blickte besorgt auf seine Frau. „Wieder nervös — was ärgert dich denn?"

„Alles, was ich sehe — Ich habe dieses Land übersatt — Ein ewig blauer Himmel, eine ewig laue Luft, ewiger Citronenduft und O je Pirette — was ist das für eine langweilige Welt — Ueberall Citronen und Palmenhaine. Ich möchte einen rechtschaffenen Akazien- oder Zwetschkenbaum sehen — Wenn ich nach Hause komme, lasse ich alle Palmen aus dem Hause werfen."

„Aber das Meer! Betrachte doch das Meer — wie herrlich!"

„Lass' mich in Ruhe mit deinem Meer! Ist das auch ein Meer? wo es nicht einmal rechtschaffene Ebbe und Flut gibt — da ist mir unsere Donau schon lieber ... Und dann diese Menschen! Sieh' doch den italienischen Fregatten-Capitän dort an."

„Willst du nicht seinen Gruß erwidern?"

„Grüß Gott — alter Knabe!"

„Aber Olga, was fällt dir ein?"

Die Frau lachte nervös.

„Was willst du? Er versteht's ja gar nicht — Siehst du, wie glückselig er grinst. Der alte Esel! In dieser Hitze spaziert er in einer bis an den Hals zugeknöpften Uniform — Sein Haar trägt er wie ein Friseurgehilfe, und sein Schnurrbart ist gefärbt — In der Früh zieht er sich eine Jagduniform an und geht dann Lerchen und Nachtigallen jagen — Ich habe ihm erzählt, dass auch unsere Cavaliere daheim auf die Jagd gehen — aber auf Bären."

„Ja gibt es denn nicht auch andere Leute hier?"

„Gewiss — Aber alle, deren Knopfloch das Band der Ehrenlegion schmückt, sind Falschspieler."

„Woher weißt du das?"

„Meine französische Zofe hat es mir gesagt. Die weiß alles — Siehst du, dort geht der russische Prinz, einen weißen Cylinder trägt der Bauer!"

„Was hat dir denn der gethan?"

„Die russischen Prinzen sind die unangenehmsten Geschöpfe der Welt. Immer umarmen sie meine Kammerzofe.“

Aergerlich warf der Gatte seine Cigarette fort.

„Was du für Beobachtungen anstellst! Olga, du bist ein klein wenig ungezogen.“

Olga wendete ihr Gesicht ihrem Gatten zu, in ihren Augen waren Thränen. Bestürzt ergriff er ihre Hand.

„Was fehlt dir, mein Herz? Fühlst du dich nicht wohl?“

Die zurückgehaltene Bitterkeit brach mit Gewalt aus ihr hervor, und sie begann zu schluchzen.

„Fahren wir nach Hause! Bitte, fahren wir,“ rief sie unter Thränen — der Gatte führte sie ins Zimmer, und liebkosend streichelte er ihre Hand — Er war ein wenig bewegt ...

Leise weinend begann Olga: „Nun ist der Winter vergangen, auch der Frühling ist verflogen und wir sind noch immer hier, in diesem hässlichen fremden Lande — Und wie gut wäre es, jetzt daheim zu sein — Gewiss ist unser Garten schon recht hübsch, die Akazien und Kastanien sind in vollster Blüte, und dann bin ich ja auch nicht mehr krank. Nur ein klein wenig heiser, aber wenn ich noch lange hier bleiben soll, dann werde ich ernstlich krank — dann weht wieder von den Bergen der furchtbare Wind herüber —“

Schmeichelnd schlang sie ihren Arm um den Hals ihres Gatten.

„Nicht wahr, wir fahren nach Hause?“

„Wenn du durchaus willst ... Ich werde mit dem Doctor sprechen.“

„Sprich nicht mit ihm, er ist ein Schwindler. Den Sommer über hustet er in Berlin, im Winter hier — Er bleibt ja nur hier, weil er eine halbe Lunge hat — und der soll mich heilen? Ich bin ja gar nicht mehr krank, auch meine Stimme hat sich gebessert — Ich kann sogar schon singen ...“

Und sie versuchte einen Triller; doch ihre arme Stimme klang wie eine gesprungene Silberglocke. Das Gesicht ihres Gatten verdüsterte sich —

„Nun gut, wenn du willst, fahren wir nach Hause —“

Sie machten sich auf den Weg — der Arzt empfahl ihnen langsam zu fahren, große Ruhepausen eintreten zu lassen. Der Gatte versuchte auch mit aller List, die Frau in der einen oder anderen Stadt aufzuhalten, doch vergebens, denn sie betrieb mit fieberhafter Hast die Weiterreise, wie ein verwöhntes Kind.

„Genua! Ich hasse diese Stadt — sie ist wie das Skelett eines Riesenthieres, das hier am Meeresstrande verwest. Dieser Theergeruch nimmt mir den Athem. — Fort von hier —“

Sie kamen nach Mailand! Die Frau erklärte, dass sie nichts sehen wolle, am allerwenigsten den Dom.

„Was ist das für eine Kirche, die die Menschen nur begaffen, in der sie aber nicht beten? Und was gibt's denn da d'ran zu gaffen, es ist, als hätte man sie mit einer Scheere aus weißem Papier geschnitten ... Fahren wir lieber nach Venedig!“

In Venedig störte sie der Fischgeruch der Lagunen — — Die Todtenstille betrübte und ängstigte sie — —

„Was haben wir hier zu suchen? Wenn ich Tagediebe und Tauben sehen will, muss ich nicht auf den Marcus-Platz gehen, und wenn wir Marktweiber sehen wollen, müssen wir nicht auf den Rialto steigen — — Das gibt es anderswo auch — was suchen wir also hier? — —“

Sie kamen nach Wien — Olga schloss sich ins Hotelzimmer ein und wollte gar nicht auf die Gasse gehen.

„Ich mag die Wiener nicht — Die Fiakerkutscher schauen hier so aus wie anderwärts die Herren, und die Herren benehmen sich hier wie anderwärts die Fiakerkutscher — — Dieser ewige Lärm verursacht mir Herzklopfen — —“

Abends langten sie in Budapest an: frühmorgens trat die Frau reisefertig in Hut und Handschuhen vor ihren Mann —

„Eile, in einer Stunde fährt der Zug.“

Ihr Gatte sträubte sich nicht mehr, die Ungeduld der Frau übertrug sich auch auf ihn, auch er sehnte sich nach der Heimat.

In eine Coupéecke gedrückt schlummerte die Frau den ganzen Tag — auf einzelnen Stationen erwachte sie vom Lärm und blickte dann mit einem schwachen Lächeln in das forschende Auge ihres Gatten —

Als es zu dämmern begann, da rollte der Zug schon ihrer Heimat zu ...

Schmutzige Stationsgebäude, vor denen plumpe Bauern den Zug anstarrten, armselige Dörfer mit schiefstehenden, strohbedeckten Hütten, auf der schlechten den Eisenbahndamm entlang ziehenden Landstraße gebrochene Wägelchen, vor denen schwache abgemagerte Pferdchen eingespannt waren, lange lange Streifen ungesunder, sumpfreicher Wiesen — —

Der Gatte dachte an die bezaubernd schöne königliche Riviera, und fand, dass der liebe Herrgott seine Heimat nur stiefmütterlich bedacht hatte.

Sie langten in einer kleinen Station an. — Inzwischen wurde es ganz finster, an die Fenster schlugen Regentropfen — Aus den nahen Rohrsümpfen ertönte das ohrenbetäubende Gequake tausender Frösche — ein melancholisches Concert, meilenweit vernehmbar —

Da erwachte die Frau aus ihren Träumen, verwirrt blickte sie um sich, und sie begann, dem Tongewirr zu lauschen — — auf ihrem Gesichte erstrahlte ein glückseliges Lächeln, süße Thränen stahlen sich in ihre Augen, und mit weicher, bewegter Stimme sprach sie zu ihrem Gatten:

„Wir sind daheim! Hörst du? Die Frösche ...“

---

**Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit“.**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXII. Band. | Wien, den 31. März 1900. | Nummer 287.


## Die bureaukratische Legende.

Gegen Bürger- und gegen Beamtenminister haben bisher ganz merkwürdige Vorurtheile bestanden in diesem antiquierten Staate. In den oberen Sphären hat man die bürgerlichen Minister nicht gemocht, weil man meinte, dass sich nur ein Standesgenosse, ein Mann von hohem, alten Adel und ererbtem staatsmännischen Talente, auf die Rücken und Tücken verstehen könne, ohne die Oesterreich nun einmal nicht zu regieren wäre. In den unteren Sphären, in den parlamentarischen Majoritätsparteien wieder herrschte eine gewisse Abneigung gegen Beamtenminister, weil man die erwünscht parteiische Geschäftsführung nur Männern der eigenen Partei zutraute. So kommt es, dass wir bisher als leitende Minister zumeist hochadelige Politiker im Amte gesehen haben, die als die höhere Synthese am besten geeignet schienen, gleichzeitig den Neigungen der feudal-clericalen Sippe, wie denen der reactionären Parlamentsmajorität zu entsprechen. Aber die Rechnung war ohne die Opposition gemacht. Sobald diese in der Obstructionstechnik ihre Macht gefunden hatte, war es mit der Herrlichkeit der hochadeligen Politiker aus. So wurde denn, nach dem Sturz des Grafen Thun und den üblichen Kunstpausen, jetzt ein Mann an die Spitze der Staatsregierung berufen, der trotz seines „von", seiner Herkunft, Vergangenheit und Lebensart nach, unter die Kategorie der bürgerlichen Beamten gehört: Herr Dr. v. Koerber. Und wenn man prüfend übersieht, was dieser Mann in den bisherigen zwei Monaten seiner Regierung geleistet hat, wird man oben in der feudal-clericalen Sippe und unten in der reactionären Parlamentsmajorität, trotz aller Vorurtheile, nicht leugnen können, dass der bürgerliche Beamte die Geschäfte dieser beiden Vollmachtsträger bisher besser besorgt hat als sie selbst.

Nur eine vollendete That liegt von ihm bis jetzt vor: die Wiener Gemeindewahlreform. Aber kein anderer hätte sie leisten können, als er oder einer von seiner Art. Die Arbeitsweise, die er bei diesem Anlass an den Tag gelegt hat, ist in der Anlage eine Copie dessen, was Graf Thun in der Sprachenfrage versucht hat. Und doch wie verschieden ist der Erfolg und wie sehr ist er gerade durch die Persönlichkeit des Mannes bedingt! Als Graf Thun die Regierung übernahm, hatte er bereits seine erste Regierungstücke hinter sich. Die Sprachenverordnungen, die er erlassen und durchführen wollte, hatte er unmittelbar vor seinem Amtsantritt von seinem Vorgänger, vom Ministerium Gautsch, unterschreiben lassen. Die Absicht war offenbar. Die Verantwortung für die Sprachenverordnungen sollte den todten Mann, den Baron Gautsch, treffen, und der Lebende sollte unter der Maske des Freundes den schwer getroffenen Deutschen sich liebreich nähern und sie umgarnen können. So dachte Graf Thun. Aber die Deutschen dachten anders. Denn Graf Thun trug, was immer sonst für Mängel er besaß, doch von jeher eine ausgesprochene politische Physiognomie, die des czechischen Feudalherrn, zur Schau. Die nachträglich vorgesteckte Maske täuschte Niemanden. Der Trug wurde durchschaut. Graf Thun galt vom Tage seines Regierungsantrittes als der eigentliche Urheber der Sprachenverordnungen. Die Deutschen waren vor ihm gewarnt. Alles Locken half nichts. Sie giengen ihm nicht in die Falle, nicht einmal zu Unterhandlungen mit ihm ließen sie sich herbei, und all sein Mühen war vergebens.

Wie viel erfolgreicher hat da Herr Dr. v. Koerber bei seiner vorläufig einzigen That operiert! Wie dem Grafen Thun die Sprachenverordnungen, so wurde ihm der vielbesprochene Erlass zur Abänderung der Wiener christlichsocialen Gemeindewahlreform von seinem Vorgänger, dem Herrn Dr. v. Wittek, dem „unpolitischen" Eisenbahnfachmann, vorausgeschickt. Aber ihm wurde seine Unschuld geglaubt. Und warum? Nur weil er ein bürgerliche Beamter ist und weil solchen Beamten eine unter den Deutschen weit verbreitete Legende die politische Unbeflecktheit zuschreibt, obzwar sie es sind, die mit ihrem besten Wissen und Können die ganze reactionäre Verwaltung der letzten zwanzig Jahre betrieben haben, vor deren immer mächtiger aufkeimenden Früchten uns jetzt nachgerade zu schaudern beginnt. Nicht seiner persönlichen Geschicklichkeit, sondern dieser Legende hat es Herr Dr. v. Koerber zu verdanken, dass jene, gegen die der Wahlreformerlass gerichtet war, auf seine politische Objectivität bauten, und von ihr trotz alledem die schließliche Abwehr des christlichsocialen Anschlags erhofften. Dieser Legende hat Herr Dr. v. Koerber es zu verdanken, dass die Wiener Deutschfortschrittlichen wie zu einem Freunde vertrauensvoll zu ihm kamen, sich von ihm über ihre Pläne und ihre Kräfte geduldig aushorchen ließen, ihm ihre Befürchtungen und ihre Schwächen offenherzig beichteten. Selbst als er alle Gegenfragen nach seinen eigenen Ab- und Ansichten mit verdächtigen Ausflüchten umgieng, brachte die liebenswürdige Legende jeden auftauchenden Verdacht in den fortschrittlichen Köpfen zum Schweigen, bis die nackte Thatsache der von Herrn Dr. v. Koerber empfohlenen und, wie sich herausstellte, schon bei seinem Regierungsantritte bindend zugesagten Sanctionierung der Wahlreform ihren vertrauensseligen Träumen ein trauriges Ende bereitete.

Der bürgerliche Beamte Herr Dr. v. Koerber hat mit der Wiener Gemeindewahlreform sein Meisterstück geleistet. Wenn die Aera Thun den reactionären Mächten die traurige Gewissheit gezeitigt hat, dass ein Feudalgraf derzeit Oesterreich zu regieren nicht mehr vermag, so hat ihr schon der erste Erfolg des Herrn Dr. v. Koerber die tröstreiche Aussicht gebracht, dass die Geschäfte der Reaction umso unauffälliger und sicherer von einer anderen Spielart von Staatsmännern, von den bürgerlichen Beamten, noch besorgt werden können, solange die bureaukratische Legende aufrecht steht. Diese wurzelt aber tief, so tief, dass sie auf den ersten Hieb nicht fällt. Denn sie wurzelt im Grunde genommen in dem ganzen deutschen Geistesleben, seit Fichte und Hegel, welches den Staat hypostasiert und seine Diener mit dem mystischen Schimmer übermenschlicher Fleckenlosigkeit umkleidet hat. Sie wurzelt bei uns speciell auch noch in der liberalen Vergangenheit unserer Bureaukratie, deren dankbares Angedenken vermöge der langsamen politischen Apperception unserer guten Landsleute, trotz zwanzigjähriger Reaction, noch immer nicht vollständig aus den Köpfen, der Deutschen insbesonders, verdrängt worden ist. So lange wir noch unmaskierte parlamentarische Majoritätsregierungen hatten, tauchte aus der legendären Idee heraus bei allen deutschen Oppositionsparteien: den Liberalen, den Nationalen, wie den deutschen Socialdemokraten, die illusionäre Sehnsucht nach der unparteiischen Beamtenregierung auf, die in beweglichen Reden der Steinwender, Prade, Pernerstorfer u. a. so oft auch im Parlament ihren Ausdruck gefunden hat. Nun ist einmal eine — u. zw. das erstemal eine definitive — Beamtenregierung mit der unparteiischen Maske an der Arbeit. Die erste gründliche Enttäuschung haben bei der Gemeindewahlreform die Fortschrittlichen erfahren, die zweite kann auf der Verständigungsconferenz den Nationalen, die dritte beim Bergarbeitergesetz den Socialdemokraten blühen. Erst wenn die bureaukratische Legende zerstört sein wird, wird auch in Oesterreich die Möglichkeit geschaffen sein für eine parlamentarische Regierung, wie sie eines civilisierten Staates würdig ist: nicht für jenes Zerrbild, das wir so oft gesehen: einer Regierung der Majorität für die Majorität, sondern das reine Bild einer Regierung der Majorität für die Gesammtheit, einer Regierung, deren Mitglieder wohl aus der Majorität hervorgegangen sind, aber doch die Interessen des Ganzen so gut wahrzunehmen wissen, dass auch die Opposition mindestens durch Gewährenlassen ihre indirecte Zustimmung gibt.

K.

---

## Sechs ungarische Regierungsparteien.

Unzählige Pflanzenkenner haben bereits bewiesen, dass die Blätter eines Baumes, so ähnlich dieselben einander auch sein mögen, dennoch niemals vollständig gleichförmig sind. Daraus hat man den weisen Schluss gezogen, dass die Natur sich nicht wiederholt und alles, was da fleucht und kreucht, Original sei. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet — aber auch nur unter diesem — erscheinen jedem Beobachter die Zustände in der Majorität des ungarischen Abgeordnetenhauses durchaus natürlich und selbstverständlich. Wenn man nicht einmal zwei Blätter finden kann, die in Form und Farbe einander vollkommen gleichen, warum sollten just alle Mitglieder einer politischen Partei derselben Ansicht und Ueberzeugung sein? Und die ungarische Regierungspartei macht von dem Rechte der Selbstbestimmung den ausgiebigsten Gebrauch, freilich nur den ausgiebigsten Hausgebrauch, denn die vielfachen und oft geradezu

wunderbaren Differenzen, zeigen sich bloß im Club der Partei, während bei allen wichtigen Anlässen im Abgeordnetenhause, das sind nämlich die Abstimmungen, die große Majorität ein Ganzes bildet und eine verblüffende Einförmigkeit und Gleichförmigkeit zur Schau trägt. Es ist sozusagen der Individualismus nach innen und der Collectivismus nach außen.

Allerdings gibt es Menschen, denen die intimen Variationen der Regierungspartei gar zu mannigfach erscheinen. Ein vielstimmiger Chor ist gewiss recht hübsch, nur darf nicht jeder Sänger aus einer anderen Tonart singen. Auch üppige Farben erwecken Wohlgefallen, nur dürfen sie nicht gar zu grell, gar zu dick aufgetragen werden. Um bei unseren Gleichnissen zu bleiben: die Musik im Club der ungarischen Regierungspartei klingt oft falsch und das Gruppenbild der Majorität erscheint fast jedem zu bunt. Alle politischen Nuancen und Spielarten der Regierungspartei zu verzeihen, wäre in der That unmöglich. Es soll aber im Folgenden der Versuch gemacht werden, die wichtigsten Gruppen in der Majorität, die sechs wichtigsten Regierungsparteien Ungarns zu skizzieren, denn dieselben bilden zusammen die eigentliche Mehrheit. Wenn sie untereinander einig wären, so könnten sie alles in der Politik durchführen, sogar Nützliches und Großes, denn sie würden nicht nur die träge und apathische Masse der Partei mit sich reißen, sondern auch die Regierung beherrschen, wie dies ehedem der Fall war, als es noch weniger Gruppen in der Majorität gab und unter diesen die sogenannte Tisza-Clique die Führung inne hatte. Auch jetzt könnten, wie gesagt, die sechs wichtigsten Gruppen der Regierungspartei die Regierung und die Partei leiten, wenn sie einig wären: aber sie sind es nicht. Sie bekämpfen einander, suchen einander zu schaden, wollen einander unmöglich machen, aber all das geschieht in den stillen Räumen des Clubs, unter dem Mantel der Discretion. Es ist eine Art Frauenkampf, wo unter Lächeln, Händedrücken und Küssen die bittersten Worte fallen. Andere Regierungsparteien werden durch das Band der Zufriedenheit zusammengehalten, der Kitt der ungarischen Majorität ist die Unzufriedenheit. Sie ist eben in jeder Hinsicht ein Unicum.

Doch nun zu den einzelnen Regierungsparteien dieser Regierungspartei:

Die **Tisza-Gruppe** ist die älteste der Regierungsparteien. Sie ist im Laufe der Zeit grau und schwach geworden und hat alle Zähne verloren, denn ihre Kriegsjahre zählen nicht doppelt, sondern zehnfach. Die dominierende Stellung in der Majorität hat diese Gruppe längst eingebüßt und heute ist ihr Einfluss mehr negativ als positiv. Sie kann nichts Neues schaffen, sondern bloß Neues vereiteln. Als der alte Tisza, der über anderthalb Decennien Ungarns Ministerpräsident gewesen, gestürzt wurde, hatte er sich eine Nestorrolle à la Deák zurechtgelegt. In der That, gelang es ihm auch, den Grafen Julius Szapáry und nach diesem Dr. Alexander Wekerle derart zu binden, dass beide — oft erst nach langem Widerstande — seine Politik fortsetzten, die darin gipfelte, dass die „liberale Partei" die gemäßigte Opposition unbarmherzig verfolgen und derselben den Weg zur Macht mit allen Mitteln verrammeln müsse. Koloman Tisza war ein erbitterter Feind des Grafen Albert Apponyi, der sein gefährlichster und unversöhnlichster Gegner gewesen, und er hat auch die von Szapáry und Wekerle und später von Bánffy geplante Fusion vereitelt. (Auch in diesem Antagonismus kommt der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten in Ungarn zum Ausdruck, denn der eifrige Calviner Tisza hasste den frommen Katholiken Apponyi vielleicht noch mehr, als der geschlagene Minister den siegreichen Führer der Opposition.) Doch schon Baron Bánffy emancipierte sich von dem Einflusse der Tisza-Gruppe. Er regierte eine lange Zeit sogar gegen dieselbe, und erst in der berüchtigten Ex lex-Periode warf er sich in die Arme Tiszas, der denn auch rasch mit der traurigen „Lex Tisza" Beistand leistete. Man kann nicht behaupten, dass diese Hilfeleistung der Tisza-Gruppe genützt hätte. Im Gegentheil, sie ist arg zusammengeschrumpft und verfügt derzeit kaum über fünfundzwanzig Mitglieder, denen auch der imponierende Führer fehlt, denn Koloman Tisza ist schon zu alt und sein Sohn Graf Stephan Tisza ist noch zu jung. Trotzdem besitzen Vater und Sohn eine Eigenschaft, die im politischen Leben sehr wertvoll ist: sie vergessen nämlich alles, wenn es sein muss. Unter Bánffy waren sie — um nur von der jüngsten Zeit zu sprechen — die Wortführer der Unversöhnlichkeit, unter Széll sind sie dagegen Freunde der Versöhnung: unter Bánffy wollten sie alle Garantien der Freiheit zerstören, unter Széll schwärmen sie für „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit!" Diese Schmiegsamkeit, diese Anpassungsfähigkeit, dieses Mimicry macht die kleine Tisza-Gruppe zu einem Factor in der Majorität, denn jeder Ministerpräsident weiß, dass er in der Stunde der Gefahr auf eine hingebungsvolle Unterstützung von dieser Seite rechnen darf. Jeder Ministerpräsident kann auch sonst auf die Tisza-Gruppe zählen, wenn sie auf ihn zählen kann. „Hand wird nur von Hand gewaschen, wenn du nehmen willst, so gib!" Koloman Széll hat bisher diese Gruppe von sich fernzuhalten gewusst, aber sie ist ihm doch näher gekommen, als er wünschte, und sie wird ihm noch näherkommen, als ihm lieb ist. Jedes liberale Regime seit zwanzig Jahren ist in den Armen der Tisza-Gruppe gestorben, denn sie versteht die große Kunst, im gegebenen Moment die Augen zuzudrücken, und zwar nicht nur die eigenen.

Die **Szilágyi-Gruppe** hat, im Gegensatze zur Tisza-Gruppe, einen populären Führer, dessen geistige Autorität von Freund und Feind anerkannt wird: Desider Szilágyi. Vor einem Jahre wurde dieser hervorragende Politiker an dieser Stelle geschildert*), und dem kleinen Porträt ist kein Strich beizufügen, sondern ein Strich wegzunehmen. Wir schrieben nämlich damals: „Er besitzt die Kunst, durch seine Rauheit, Strenge und Unnahbarkeit selbst seine Freunde zu Feinden zu machen", aber Szilágyi hat in den letzten Monaten bewiesen, dass er auch auf diese Kunst verzichten kann. Den Eigensinn, die Präpotenz, ja selbst die Grobheit lässt er jetzt daheim und übertrumpft die Liebenswürdigsten durch seine Liebenswürdigkeit. Jahrelang sprach er beispielsweise mit dem Abgeordneten August Pulszky (der ehedem sein Knappe war) kein Wort, und nun sieht man Pulszky wieder um Szilágyi girren, der die Huldigungen gnädig hinnimmt. Jahrelang wich jeder junge Abgeordnete Szilágyi aus, denn er wusste im vorhinein, dass die „große Dreschmaschine", wie ihn einst Graf Albin Csáky nannte, derb ins Zeug geht. Jahrelang fürchteten ihn alle Minister, und selbst Bánffy wagte sich nicht in seine Nähe. Das alles hat sich geändert. Szilágyi wird von den kleinen Sternen der Partei umkreist: er hat für jeden ein freundliches Wort und ein gütiges Lächeln, ja es soll vorgekommen sein, dass er einem Abgeordneten zu einer Rede gratulierte. Die Minister suchen ihn auf, nehmen neben ihm auf den Abgeordnetenbänken Platz, fragen ihn um Rath und er hat selbst für Minister Zeit und Geduld. Aus der Dynamitbombe scheint eine Bonbonnière geworden zu sein. Die Politiker können sich vor Verwunderung über diese Metamorphose kaum fassen, und manche zerbrechen sich die Köpfe über die Beweggründe Szilágyis. Denn alle Welt glaubt, dass die plötzliche Liebenswürdigkeit Szilágyis vernünftige und praktische Motive haben müsse. Ein Mann von seinem Caliber soupiert nicht zwecklos mit politischen Flachköpfen, ein Parlamentarier von seiner Bedeutung lauscht nicht grundlos albernen Reden, ein Staatsmann von seinem Charakter spielt nicht wunschlos den Mentor der Minister. Vielleicht ahnt oder weiß Szilágyi, dass ihm im Rahmen des Cabinets Széll eine wichtige Rolle beschieden ist, vielleicht ahnt oder weiß er, dass ihm in einer kritischen Zeit die Führung der Majorität und dadurch auch die Leitung der Regierung zufallen wird? Vielleicht macht er aber auch nur gute Miene zum bösen Spiel und mimt den Vergnügten und Zufriedenen, um nicht zu zeigen, dass er ebenso wie alle ernsten Politiker in Ungarn nicht begreifen kann, warum ein Szilágyi auf den Abgeordnetenbänken sitzen muss, wenn sich Politiker zweiten und dritten, ja sogar letzten Ranges in den Ministerfauteuils breit machen dürfen. Zur Szilágyi-Gruppe gehören dreißig Abgeordnete, die Namen, Rang und Einfluss besitzen, doch Szilágyi ist bemüht, die Schar seiner Anhänger noch zu vergrößern. Wenn Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit genügen, um die Majorität gefügig zu machen, so wird Szilágyi bald einen enormen Anhang haben — aber leider genügen diese lobenswerten Qualitäten nicht. Es wird sicherlich sehr viele Abgeordnete geben, die mit ihm Leid und Freud theilend, in der Regierungspartei bleiben, aber es wird im besten Falle bloß dreißig Abgeordnete geben, die, mit ihm aus der Regierungspartei treten, wenn ein Exodus nothwendig werden müsste, wie einst zur Zeit der Obstruction. Unter dem Regime Széll sind derartige Conflicte übrigens ausgeschlossen, denn lieber thut der Ministerpräsident noch einige Jahre nichts, als dass er sich der Gefahr aussetzen sollte, die Opposition Szilágyis zu provocieren.

Die **Apponyi-Gruppe** zählt vierzig Mitglieder im Parlamente, aber ihr Führer glänzt dort zumeist durch seine Abwesenheit. Als die Fusion zustande kam, erwartete alle Welt, dass Graf Albert Apponyi als Minister im Cabinet Széll Platz nehmen werde. Diese Erwartung wurde nicht erfüllt. War Apponyi dem Ministerpräsidenten zu groß, zu selbstbewusst oder zu bescheiden? Niemand weiß es, doch die Thatsache besteht, dass Albert Apponyi, eines der vornehmsten Talente und einer der vornehmsten Charaktere Ungarns, seit vielen Monaten fern von Budapest, auf seinem Stammsitz Eberhard im Pressburger Comitat lebt und nur von Zeit zu Zeit in Budapest erscheint, um sich hier mit internationalen Friedensfreunden über die Chancen des südafrikanischen Krieges zu unterhalten. Dass er sich auch mit der Gründung einer Journalisten-Vereinigung zur Förderung der Friedensidee beschäftigt, macht seinem Herzen alle Ehre, aber es beweist auch, dass Graf Apponyi im Momente nicht daran denkt, seine Fähigkeiten im politischen Leben Ungarns praktisch zu verwerten. Seitdem Apponyi seine oppositionelle Stellung aufgegeben hat und mit der ganzen Nationalpartei in die Regierungspartei eingetreten ist, hat sich die Schar seiner Anhänger vermehrt. Die seither stattgefundenen Wahlen haben einige seiner persönlichen Anhänger: Johann Zeitovszky, Graf Valentin Bethlen, Bela Földy u. a. ins Parlament gebracht, und in der Majorität hat er sich viele Freunde erworben. Sein stolzes Beiseitetreten, seine vornehme Passivität imponiert sogar seinen Gegnern,

*) „Zeit", Bd. XVIII, Nr. [illegible]

die jetzt erst sehen, dass Apponyi doch aus anderem Holze geschnitzt ist, als jene Politiker, welche stets reden müssen, damit sie bemerkt werden. Allerdings bleibt es eine offene Frage, ob es nicht besser wäre, wenn Apponyi weniger discret, weniger rücksichtsvoll und weniger empfindlich sein würde und wenn er seine Anhänger, statt sie zurückzuhalten, ins Feuer geschickt hätte, damit sie auch ihm einige Kastanien holen, die jetzt andere gemächlich verspeisen.

Die Bánffy-Gruppe besteht aus dreißig armen Schluckern, die bestimmt wissen, dass sie bei den bevorstehenden Neuwahlen kein Mandat erhalten werden. Baron Bánffy hat eine Schar von kleinen Comitatsbeamten mit Hilfe seiner bekannten Wahlmanöver ins Parlament geschmuggelt, und diese Leutchen, die ihre Stellen in der Provinz nicht mehr zurückerobern können — man ist dort froh, dass man sich ihrer entledigte — und die sich an das großstädtische Leben bereits gewöhnt haben, wollen nun nicht wortlos untergehen. Sie murren und intriguieren, suchen Fühlung mit der Tisza- und Szilágyi-Gruppe, denn wenn sie auch Szilágyi nicht lieben, der Bánffy zu Falle gebracht, und auch die Tiszas nicht verehren können, weil diese Bánffy im Stiche ließen, so zieht es sie doch eher zu diesen beiden Gruppen, deren Führer Protestanten sind, als zur Apponyi-Gruppe, deren Führer Katholik ist. (Die confessionellen Unterschiede machen sich eben auch im „liberalen" Ungarn geltend.) Doch die Bánffy-Gruppe hat kein Glück. Keine der übrigen Gruppen will mit dieser zu thun haben. Die armen Bánffy-Husaren sind gezeichnet. Jeder Politiker weiß, dass von dieser Garde kein einziger im nächsten Abgeordnetenhause erscheinen wird, und deshalb kümmert sich auch niemand um die letzten, oft herzlich bizarren Lebenszeichen, welche die Bánffy-Gruppe noch gibt. Sie ruhe in Frieden.

Die Darányi-Gruppe kann nicht mehr als zwanzig Mitglieder aufweisen. Es sind dies die „liberalen" Abgeordneten mit agrarischen, conservativen und antisemitischen Velleitäten. Der Ackerbauminister Dr. Darányi ist wohl kein Schwarzer, aber durch eine ganz wundersame Constellation wurde dieser Politiker, der aus einer deutschen und dazu nicht einmal arischen Familie stammt, der Führer der verschämten Rückschrittsmänner. Je mehr sich die Liberalen von ihm zurückziehen, desto näher treten ihm die Antiliberalen, und Darányi, dem es recht wohl thun mag, in seinem Gefolge Grafen und Barone zu sehen, wird bald ganz in den Händen jener „Agrarier" sein, welche bereits eine Reihe blühender Industrien zugrunde gerichtet haben und nun mit Hilfe Darányis den ganzen ungarischen Handel lahmlegen wollen. Der Ackerbauminister wäre ohne jeden Anhang in der Majorität, wenn er sich von seiner Gruppe trennen wollte. Da aber diese Gruppe geschickt operiert und ihn gegen alle Angriffe vertheidigt, so ist er ihr immerhin gern gefällig. Er spricht stets „liberal", doch seine Reden sind wie die transparenten Ansichtskarten; wenn man sie gegen das Licht hält, so sieht man etwas ganz anderes, als der Minister gesagt hat. Kurz, diese Reden vertragen das Licht nicht. Trotzdem ist Dr. Darányi der einzige Minister, der eine entschlossene, rücksichtslose und aggressive Partei in der Regierungspartei besitzt, und das verleiht ihm weit mehr Bedeutung, als seine Collegen besitzen, den Ministerpräsidenten selbstverständlich ausgenommen, denn auch dieser besitzt eine Partei, allerdings die kleinste.

Die Széll-Gruppe umfasst nämlich bloß zehn Mitglieder, und es ist ein schlechter Scherz, wenn man behauptet, dass Koloman Széll nur drei persönliche Anhänger in der Majorität besitze. Er kann auf zehn Politiker rechnen, die mit ihm durch Dick und Dünn gehen, und das ist eher lobens- als tadelnswert. Denn wahrlich, es bedarf keiner Geistesgaben, um sich als Ministerpräsident einen großen und engagierten Anhang zu verschaffen und zu sichern. Baron Bánffy, der doch weder als Talent, noch als Charakter ein Muster war, hatte die größte und feurigste Leibgarde, über welche je ein Minister verfügte. Er weckte die Begeisterung seiner Anhänger nicht durch Worte, sondern durch Thaten, nämlich durch Titel, Orden und Vicinalbahnconcessionen. Schon Goethe sagt: „Titel und Orden halten manchen Puff ab im Gedränge". Doch Széll verschmäht die praktisch erprobten Mittel zur Hebung der Begeisterung gewisser Politiker; er will nicht seiner Geschenke, sondern seiner politischen Thätigkeit wegen, Führer der Majorität sein; er will nicht die Begeisterung seiner Anhänger erkaufen, sondern durch seine Reden erwerben. Freilich gelingt das nicht, zum mindesten ist es bisher nicht gelungen . . .

Wenn aber auch die Széll-Gruppe die kleinste unter den Regierungsparteien ist, so bedeutet dies durchaus nicht, dass derzeit irgend ein anderer Politiker mehr Einfluss in der Majorität erringen oder Széll aus dem Sattel heben könnte. Im Gegentheil, in dem Momente, in welchem die eine oder die andere Gruppe gegen Széll zu frondieren versucht, eilen die anderen Gruppen zu seiner Hilfe herbei. Er erinnert an den dreisten Lebemann, welcher das cynische Wort sprach: „Wozu brauche ich eine Frau, wenn andere Männer Frauen haben?" Wozu bedarf er einer Regierungspartei, wenn andere Politiker Regierungsparteien besitzen? Die Majorität verfügt über 350 Voten, die sechs Regierungsparteien besitzen jedoch nur ungefähr 150 Voten, denn 200 Abgeordnete der Majorität gehören zu keiner der geschilderten Gruppen, enthalten sich jeder politischen Thätigkeit, sind aber fast bei allen Abstimmungen anwesend und stimmen stets mit der Regierung. Ob Tisza, Szápáry, Wekerle, Bánffy oder Széll, ihnen ist es gleich; sie stimmen immer mit dem Cabinet. Das sind nämlich die berühmten Mameluken von Budapest, die sich im Gegensatze zur alten Garde wohl ergeben, aber niemals sterben. Sie sind sicher immer da, wenn sie die Regierung nicht braucht, aber seltener zu finden, wenn die Regierung in Gefahr ist. Sie schwimmen in Begeisterung, wenn die führenden Gruppen begeistert sind, und sie kämpfen wie die Verzweifelten, wenn die führenden Gruppen zum Angriff auf die Opposition blasen. Doch die führenden Gruppen sind derzeit nicht begeistert und wollen auch nicht gegen die Opposition anstürmen; sie bekämpfen bloß einander, und der Ministerpräsident darf lächelnd diesem häuslichen Kriege zusehen. Währt die Uneinigkeit weiter fort, und paralysieren die Kräfte in der Majorität auch ferner einander, so droht dem Ministerpräsidenten keine Gefahr; gelingt es aber einer der geschilderten Regierungsparteien, die Führung an sich zu reißen und die Mameluken ins Schlepptau zu nehmen, so kann sich der Ministerpräsident im schlimmsten Falle — dieser siegenden Gruppe anschließen.

Budapest, im März 1900. Árpád.

---

# Koerbers Industrie-Serum.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Unser unermüdlicher Ministerpräsident hat seine parlamentarischen Flitterwochen zu offenen und heimlichen Liebeswerbungen nach allen Seiten hin benützt. Nicht innerhalb, nicht außerhalb der Amtsstunden schonte er sich, noch seine Versprechorgane. Auch die Industrie hat ihren Theil wegbekommen. Sie ganz besonders, denn die Zähmung des Nationalismus durch den Capitalismus, das ist eigentlich das Regierungsprogramm seines Herzens. Dipauli hat den Export „gefördert", Baernreither das behördliche Verfahren „beschleunigt", Herr v. Koerber zahlt bar, wie es den wahren Prinzen aus Genieland geziemt. Er gewährt neu gegründeten Industrie-Unternehmungen die Freiheit von Gebüren, von Erwerbs- und Gebäudesteuer, er verpflichtet Staat, Land und Gemeinde zum Einkaufe heimischer Erzeugnisse, er gibt den Gründern von Fabriken einen Zuschuss in klingender Münze. Weiter geht es kaum mehr: man müsste sich denn zur Zinsengarantie entschließen — ein Begehren, welches bisher selbst die Regierung des ungarischen Königs nicht erfüllt hat.

Die Lage der österreichischen Industrie ist gewiss keine erfreuliche, obwohl auch in dieser Beziehung das Generalisieren kaum angebracht wäre. Die vielen, denen es wirklich nicht gut geht, klagen mit Grund, und die wenigen, die in Wahrheit zufrieden sein könnten, klagen aus Speculation oder aus Kameradschaft oder aus Gewohnheit. Das Substrat für diese Beschwerden erliegt zur Genüge in der Geschichte unserer Handels-, Verkehrs-, Steuer- und Socialpolitik. Die Industrie ist die höchste Potenz des modernen Wirtschaftslebens. Sie bringt dessen gute und schlechte Eigenschaften zum vollen Ausdrucke. Sie hängt nicht von einzelnen Protectionskünsten gutherziger Minister ab, sondern von der Entwickelung des gesammten Volkes, von seiner Vitalität, seiner geistigen und materiellen Cultur. In unserem demokratischen Zeitalter gibt es keine andere Industrieförderung, als durch Culturförderung, durch Hebung der Lebenshaltung der weiten Schichten der Bevölkerung. Diesem Ziele muss die gesammte Staatsthätigkeit dienen, es darf überhaupt keine Gesetze und Regierungsmaßregeln geben, welche nicht in ihrem letzten Einflusse auf die fortschrittliche Entwickelung des Volkskörpers beurtheilt und gewertet würden. Herr v. Koerber setzt sich daher selbst in das Unrecht, wenn er einen einzelnen Entwurf von sechs Artikeln als ein Industrieförderungsgesetz bezeichnet. Von den Vorlagen über die neuen Bahnen, über das Associationswesen, ja selbst von einer nach regelrecht constitutionellen Grundsätzen durchgeführten Budgetdebatte dürfen wir uns eine viel saugere Förderung der heimischen Volkswirtschaft und damit der Industrie versprechen, als von jenen sechs Specialartikeln. Wenn man nichtsdestoweniger das Klagelied der österreichischen Fabrikanten mit solch magerem Zuckerbrötchen zu besänftigen glaubt, so wäre dies gerade kein Beweis einer besonders hohen Meinung, deren sich diese nützliche Classe im Schoße des gegenwärtigen Cabinets erfreut. Denn der bereits bestehenden Industrie, der vielgeplagten Nährmutter des Herrn Finanzministers, bringt die Vorlage nichts, als das ziemlich vage Versprechen, bei Lieferungen für Staat, Land und Gemeinde „unter sonst gleichen Verhältnissen in Bezug auf Güte und Preis" nicht von ausländischen Erzeugnissen übergangen zu werden. Abgesehen von dieser Verheißung, deren Durchführbarkeit noch des Näheren geprüft werden soll, findet das Gesetz überhaupt nur auf neue Gründungen Anwendung und schließt von seinen finanziellen Beneficien die alten Unternehmungen rundweg aus.

Aus den Steuern der bestehenden Fabriken also soll die Errichtung neuer Fabriken von staatswegen begünstigt und subven-

tioniert werden. Das künstliche Aufzüchten einer privilegierten Concurrenz ist jedenfalls ein originelles Mittel zur Förderung der bestehenden Industrie. Das Gesetz meint zwar, die neuen Unternehmungen müssen auf einen Zweig der Production gerichtet sein, „welcher in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern entweder noch gar nicht oder in einem den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Umfange vorhanden ist“, und es müsse auch die Errichtung der neuen Unternehmungen „überhaupt als im volkswirtschaftlichen Interesse gelegen“ erkannt werden. Der Motivenbericht ist sogar so liebenswürdig, in der Spinnerei, in der Maschinen-, Leder-, elektrotechnischen und chemischen Fabrication „zahlreiche Keime“ für die Erzeugung solcher neuer Artikel zu entdecken. Die Einfuhrsstatistik erweist ziffermäßig, dass wir in den genannten Warengruppen noch zu einem großen Theile vom Ausland abhängig sind. Die Eroberung des betreffenden Bedarfes durch die österreichische Industrie ist gewiss ein anstrebenswertes Ziel. Fragt sich nur, aus welchen Gründen gewisse Abtheilungen dieser, meist Halbfabrikate und Hilfsstoffe erzeugenden Gruppen bei uns zurückgeblieben sind. Ist es wirklich die Rücksicht auf die Steuerlast gewesen und kann wirklich durch ein Steuerprivilegium die mangelnde Unternehmungslust aufgepulvert werden? Die österreichische Production von Halbfabrikaten und Hilfsstoffen scheint heute allerdings auf einem todten Punkte angelangt zu sein. Aber nicht so sehr infolge der Vertheuerung der Gestehungskosten durch die Steuer, als vielmehr infolge der in unseren beschränkten Absatzverhältnissen bedingten Begrenzung der Möglichkeit, sich zu specialisieren. Der Consum an gewissen Garnnummern innerhalb der Monarchie ist ein so geringer, dass durch denselben eine eigenländische Spinnerei nicht genügend alimentiert werden kann. Ganz ähnlich steht es in vielen Zweigen der chemischen und Maschinen-Industrie. Kein Zollschutz und kein Steuerprivileg kann den Mangel an Absatz ersetzen, ohne welchen nun einmal wahrhaft großindustrielle Entwickelung und Specialisierung nicht durchführbar ist. Daher das Bestreben zur Massierung immer größerer Zollgebiete: daher das Eintreten klügerer Fabrikanten für die Hebung des Consums durch die Verbesserung der socialen Lebensstellung der großen Volksmassen. Aeussere und innere Consumvermehrung sind die Vorbedingungen der weiterschreitenden capitalistischen Entwickelung. Die vor kurzem abgeschlossenen Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirte über die Ausgestaltung unseres handelspolitischen Verhältnisses zum Deutschen Reiche haben all das bestätigt. Wenn der Motivenbericht glaubt, durch Steuerprivilegien und bare Staatszuschüsse die Industrieförderung „von der Zollfrage loszulösen“, so täuscht er sich gründlich. Für die Entwickelung der österreichischen Industrie ist heute die Zollfrage nichts anderes als die Marktfrage und die Marktfrage ist für sie die Lebensfrage. In Rumänien und Ungarn mag es vielleicht gelingen, durch derartige Privilegien einzelne Etablissements aufzupäppeln, bei uns liegt die Sache anders. Auf einer so tiefen Stufe steht Oesterreichs Großindustrie denn doch nicht mehr.

Wir haben es bei diesem Gesetz mit einem Import an Regierungsweisheit von jenseits der Leitha zu thun. Auch der Gedanke, die Industrieförderung durch finanzielle Privilegien von der Zollfrage loszulösen, ist ungarischen Ursprunges. Nur hat die Sache drüben einen Sinn, hüben nicht. Denn solange Ungarn mit Oesterreich ein gemeinsames Zollgebiet bildet, bleibt ihm, wenn es seine junge Industrie gegen die übermächtige Concurrenz der österreichischen Fabrikate schützen will, nichts anderes übrig, als die Verabfolgung derartiger offener und geheimer Geschenke — die ideale Zollschranke, wie sich eine Budapester Corporation einmal etwas unbedacht ausdrückte. Liegt doch auch im Schutzzolle nichts anderes, als eine Prämie von Seite der Gesammtheit an die geschützte Industrie. Ungarn kann derzeit diese Prämie in der Form eines Zollschutzes gegen Oesterreich nicht gewähren, es bedient sich daher einer anderen Form, nämlich der Steuerprivilegien, Eisenbahntarifbegünstigungen und directer Geldzuschüsse. Ganz ähnlich war der Gedankengang des galizischen Landtages, als er vor mehreren Jahren für Industriegründungen die Steuerfreiheit von den Landesumlagen beschloss. Könnte der österreichischen Großindustrie überhaupt noch durch Prämien geholfen werden, dann bedürfte es keineswegs des mühseren und demüthigenden Vorganges, wie ihn die Regierungsvorlage vorschlägt, sondern man könnte direct mit Zollerhöhungen hervortreten, gegen welche das Ungarn von heute in der Regel kaum etwas einzuwenden hätte. So lautet aber das Problem nicht. Unserer Halbfabrikate- und Hilfsstoffe-Erzeugung kann man nicht mehr durch Prämien, sondern nur durch Schaffung des für ihre Specialisierung nöthigen Absatzgebietes weiter helfen. Bleibt es bei dem bisherigen kleinen Markte, dann bleibt es auch bei der bisherigen Stagnation. Um trotz kleinen Absatzes die Erzeugung durch Privilegien und Prämien gewinnbringend zu machen, müssten letztere derart gesteigert werden, dass der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens gewaltsam gestört würde.

Wäre Herrn von Koerbers Industriesystem aber selbst nicht so verfehlt, als es thatsächlich ist, was darf man sich von seiner Durchführung versprechen? Man bedenke, dass diese ganz in den Händen der Regierung liegt. Die gerechte Beurtheilung der Frage, ob die Errichtung eines Etablissements „im volkswirtschaftlichen Interesse gelegen“ ist, und ob es sich um einen Productionszweig handelt, der bisnun „in einen dem bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Umfange“ betrieben wurde, ist an und für sich schon schwierig genug. Die Wege der modernen industriellen Entwickelung werden selbst dem Industriebeirathe nicht immer so klar vor Augen schweben, dass er es guten Gewissens unternehmen könnte, im Vereine mit dem gerade den Departement-Göpel treibenden und daher in letzter Instanz entscheidenden Ministerial-Concipisten k. k. Vorsehung zu spielen. Noch schlimmer, wenn die Sache nicht von rein wirtschaftlichen Rücksichten aus betrachtet, sondern wenn die leidige Politik bei der Vertheilung der Prämien ihr maßgebendes Wort mitreden wird. Dem Herrn Ministerpräsidenten erübrigt zwar auf diesem Gebiete ein ganz netter Dispositionsfond, um seine Getreuen zu belohnen und Oppositionelle durch Begünstigung ihrer Concurrenzindustrien zu bestrafen. Bisher war die ökonomische Entwickelung in Oesterreich trotz des Sprachenhaders und gewisser recht bedenklicher Ansätze zur wirtschaftlichen Boycottierung im großen Stile doch noch so ziemlich vom nationalen Streite verschont. Koerbers Gesetzentwurf ist ein derber Griff, um den so nothwendigen wirtschaftlichen Frieden ganz empfindlich zu stören. Auf dem luogo di traffico im Wiener Reichsrathe wird man nicht allein Schulen, Localbahnen, Hofrathsstellen, sondern von nun ab auch Fabriken erstehen können.

Und doch hat auch diese Vorlage ihre Philosophie des Unbewussten. Bis zu einem gewissen Grade liegt ihr ein gesunder Gedanke oder richtiger die Ahnung zugrunde, dass die gegenwärtige Besteuerung der österreichischen Industrie ein großes Unrecht und in wirtschaftlicher Hinsicht ein großer Unsinn ist. Die alte Geschichte von dem Huhn, welches Eier legen soll und vorher geschlachtet wird. Es gehört mit zu den historischen Fehlgriffen der Coalitionsliberalen, dass sie die kurze Zeit, während sie in der Sonne saßen, dazu benützten, den Boden, in dem sie wurzelten, nämlich die capitalistische Industrie durch ein unerhört strenges Steuergesetz zu untergraben. Die Herren haben es gewiss gut gemeint. Sie wollten ihre Unparteilichkeit und ihren Patriotismus beweisen und wussten sich hiefür kein besseres Object, als ihre eigenen Wähler. Das Resultat ist aber, dass die österreichische Industrie nach der vielgerühmten Steuerreform ungefähr bis fünfmal so hoch besteuert ist, als die reichsdeutsche, dass insbesondere die Anforderungen des Staates und der zuschlagsberechtigten Körperschaften an die Actiengesellschaften einer Confiscation des Reinertrages gleichkommen. Gar mancher der traurigen Vorgänge im Leben unserer Actienunternehmungen ist auf jenes buchhalterische und persönliche Corruptionssystem zurückzuführen, das deren Verwaltungen geradezu aufgedrängt wird, wollen sie ihre Dividenden nicht ausschließlich an Staat, Land und die autonomen Corporationen ausschütten. Auch davon hat der Verfasser des Industrieförderungsgesetzes etwas läuten gehört. Was er aber an Sanierungsreform bietet, muss geradezu als Hohn bezeichnet werden. Die exorbitant hohe Besteuerung der Actienunternehmungen bleibt. Die Doppelbesteuerung des Ertrages von Industriegesellschaften, deren Actien im Besitze einer Bank sich befinden, bleibt. Lediglich, wenn es sich um neu errichtete Etablissements handelt, kann ein Theil der auf die Industrieactien bezogenen Dividenden über Erlaubnis der Regierung vom bilanzmäßigen Reinertrage der Bank abgerechnet werden. Dies jedoch auch nur im Verhältnisse des eigenen Capitales der Bank zu dem in der Bilanz ausgewiesenen Capitale. Derartige Bestimmungen bedeuten die Perpetuierung eines schweren Unrechtes gegenüber den bereits bestehenden industriellen Actienunternehmungen. Sie verschärfen dieses Unrecht durch die Privilegialbegünstigung der jungen Concurrenzetablissements. Sie vergrößern die ohnehin große Abhängigkeit der Actiengesellschaften von der Regierung, sehr zum Schaden unseres öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens. Sie nehmen keine Rücksicht auf den meist herkömmlichen Gang der Dinge, wonach die Umwandlung bestehender Privatfirmen in Actiengesellschaften und keineswegs die Gründung von Actienfabriken auf grünem Anger die Regel ist.

Eine einzige Vorschrift enthält die Vorlage, welche sich nicht bloß auf Neugründungen, sondern auch auf bereits bestehende Fabriken bezieht. Sie soll auch dem Kleingewerbe, der Urproduction und Heimarbeit zugute kommen. Artikel 5 verpflichtet die Staats-, Landes- und Gemeindebehörden, unter sonst gleichen Verhältnissen in Bezug auf Güte und Preis ihren Bedarf grundsätzlich durch heimische Erzeugnisse zu decken.

Es ist einigermaßen bedenklich, dass die höchst wichtige Frage des Submissionswesens bei diesem Anlasse so nebenbei angeschnitten wird. Bekanntlich bildete diese Materie einen Gegenstand der Ausgleichsverhandlungen zwischen Bilinski und Bánffy. Es kamen auch gewisse vorläufige Vereinbarungen zustande. In letzter Stunde wurden sie jedoch fallen gelassen. Weder der Entwurf des Zoll- und Handelsbündnisses, noch der § 14-Ausgleich erörtert den Gegenstand des Näheren. Es gilt demgemäß gegenwärtig sowohl im Verkehre mit Ungarn, als in jenem mit den meistbegünstigten Staaten des Zoll-

auslandes der Grundsatz vollkommen paritätischer Behandlung. Wenn dennoch das inländische Product bei Lieferungsvergebungen als solches bevorzugt wird, geschieht dies vom völkerrechtlichen Standpunkte betrachtet eigentlich per nefas, nicht auf Grund eines Gesetzes, sondern auf Grund jener intimen Souveränität, über die man weder Rechenschaft gibt, noch verlangt. In Ungarn hat man frühzeitig erkannt, dass in der Beeinflussung des Lieferungswesens durch den Staat ein wichtiges Mittel gegeben sei, um sich trotz des zollfreien Mitbewerbes Oesterreichs dessen Fabrikate vom Halse zu halten. Der Bezug inländischen Materiales ist eine Bedingung für die Gewährung von Industriebegünstigungen, Concessionen, Bauvergebungen. Man hat Methode in die Sache gebracht. Ohne Rast arbeitet die ungarische Regierung und Gesellschaft daran, der heimischen Production die Vorhand zu sichern. Was immer aber geschieht, wird vertraulich oder in einer formell correcten Art veranlasst, so dass niemand einen offenkundigen Grund hat, sich über Vertragsverletzung zu beschweren. Es handelt sich dabei eben um jene gewissen Dinge, die man wohl thun, aber nicht sagen darf.

Der österreichische Entwurf fällt grob und ungeschlacht mit der Thür in das Haus. Ohne Nöthigung und vor der Zeit, ohne dass man weiß, wohin und wozu die Sache führen soll, wird eine Art Staatsgrundgesetz für das Lieferungswesen im Anhange an ein Steuerprivilegiengesetz geschaffen. Die Vorlage steht im Widerspruch mit dem ungarischen Zoll- und Handelsbündnis und den Handelsverträgen. Wir dürfen den nichtösterreichischen Erzeugnissen, wenn sie aus Ungarn oder einem meistbegünstigten Staate stammen, von gesetzeswegen keine schlechtere Behandlung zutheil werden lassen, als unseren eigenen. Im einzelnen Falle kann natürlich kein Käufer gezwungen werden, die ausländische Ware zu erwerben. Ebensowenig aber auch die inländische. Der Entwurf des Herrn v. Koerber mischt sich somit in Dinge, welche der Ingerenz der österreichischen Volksvertretung und Regierung durch giltige Staatsverträge entrückt sind. Wenn der Ministerpräsident in einem vertraulichen Circularerlasse die competenten Behörden auffordert, ihren Bedarf durch inländische Producte zu decken, und wenn dies dann in Wirklichkeit auch geschieht, muss sich das Ausland mit dem Factum abfinden. Aber ein Recht des inländischen Producenten auf die inländischen Lieferungen zu schaffen, hat weder der Ministerpräsident, noch der Reichsrath innerhalb der Geltungsdauer unserer Verträge die Macht.

Artikel 5 erweckt noch weitere Bedenken. Es ist nicht zweckdienlich, solch einen allgemeinen Grundsatz in die Welt zu setzen, und ihm nicht mehr als eine Mitgift von zehn Zeilen Motivenbericht auf die Reise zu geben. Die Regelung des öffentlichen Lieferungswesens ist eine hochbedeutsame Reformfrage. Alle angesehenen wirtschaftlichen Corporationen haben sich mit ihr befasst. Nicht zuletzt die Regierung selbst. Wir wissen, dass der Handelsminister Dipauli bereits zu fertigen Entschlüssen gekommen war. Warum unterließ man es, mit einem Ganzen hervorzutreten und im Einzelnen die Wege zu zeigen, deren Richtung jener allgemeine Grundsatz des Artikel 5 bestimmt? Es ist viel leichter, Grundsätze auszusprechen, als auszuführen. Darf ich den Verfasser fragen, was er unter „heimischen Erzeugnissen“ versteht? ob die Brünner Maschine in Wien und das galizische Getreide in Mähren heimisch sei? aus welchem Grunde er die Hofbehörden ausgeschlossen hat? und warum die von Concessionen und Subventionen abhängigen Verkehrsanstalten? wie es mit den Lieferungsterminen, den Lieferungsbedingungen, mit der Berücksichtigung der kleinen Erzeuger, mit dem Verhältnis zum Zwischenhandel zu halten sei? und wie mit den gemeinsamen Regierungsbehörden? wie mit den Armeelieferungen? ob der Staat das Recht habe, sich in die Autonomie der Länder hineinzumischen? Allzu bequem soll man sich das Gesetzemachen nicht vorstellen. Zum Mindesten muss der legislatorische Gedanke in allen seinen Verzweigungen und möglichen Anwendungen mit Fleiß zu Ende gedacht werden. Das mag langweilig sein, ist aber nothwendig und nützlich. Der vorliegende Artikel 5 ist ein höchst fauler Zauber. Worüber wir gesetzmäßige Aufklärung und Vorschriften brauchten, darüber schweigt er. Und was er vorschreibt, das gilt nichts.

Wenn das Abgeordnetenhaus seine Aufgabe richtig versteht, so nimmt es die Berathung des in aller Eile zusammengekoppelten Industrieförderungsgesetzes zum Anlass, um die gerechten Steuerbeschwerden der Industrie und insbesondere der Actiengesellschaften gründlich darzulegen und vernünftige Erleichterungen — nicht als Privilegien für einzelne, — sondern für alle zu erringen. Es muss dem vielgeschäftigen Ministerpräsidenten gesagt werden, dass man manchmal auch zu früh aufstehen kann. Es führt zu nichts, an den Symptomen herumzudoctern und auf den zerrissenen Rock einen neuen Knopf zu setzen. Herr v. Koerber hat eine Schwäche für schöne Redensarten und salbungsvollen Zuspruch. Er rechnet stark mit der Vorliebe der politischen Welt für blendende Schlagworte und mit ihrer Scheu vor gründlicher Arbeit. Es wird ihm nicht schwer, auf jedes warum ein darum zu setzen und jede Klage mittels eines Specialgesetzes, durch welches der betreffende Uebelstand schlankweg behoben oder der betreffende Berufsstand kurzweg gehoben wird, abzustellen. So hat er nicht lange gebraucht und hat er nicht lange gefragt, um auch der österreichischen Industrie in dem Förderungsgesetze das heilmachende Serum zu finden. Nur hat er bei dieser Gelegenheit in sehr unvorsichtiger Weise an die von der Steuerschraube blutig gescheuerte, wundeste Stelle des Capitalismus gerührt. Und das stört die Illusion.

# Die Kohlenfrage in Deutschland.

In den letzten Monaten hat in Deutschland die Kohlennoth eine Ausdehnung angenommen, wie sie wohl in der Geschichte unserer Wirtschaft einzig dastehen dürfte. Große Betriebe haben ihre Production einschränken und Arbeiter entlassen müssen, ungeachtet dass fast alle Branchen der Industrie durch die enormen Preise der Brennmaterialien über beträchtliche Ausfälle am Verdienst klagen. Man hat sich bemüht, sich über diese traurige Thatsache zunächst mit dem Gedanken an den immensen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands während der letzten Jahre hinwegzutäuschen. Den Denkfaulen kam dann der Ausbruch des großen Kohlenarbeiterstrikes in Oesterreich recht gelegen. Denn nun tröstete man sich damit, dass nach Beilegung des Strikes alles in schönster Ordnung sein werde. Aber der Strike ist nun zu Ende, und doch ist die Hoffnung allmählich viel geringer geworden. Denn aus den Erörterungen in unserer Tagespresse ist die Erkenntnis in die weitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen, dass die gesammte Einfuhr Oesterreichs nach Deutschland naturgemäß mit ganz geringer Ausnahme aus Braunkohlen besteht, und zwar betrug dem Werte nach diese Einfuhr im vergangenen Jahre 56·9 Millionen Mark. Für die Kohlennoth in der großen Industrie, in der hauptsächlich Steinkohlen verbraucht werden, kann der Ausfall dieses Importes höchstens eine secundäre Bedeutung haben. In erster Linie wird sich die Beilegung des Strikes in den Preisen für Hausbrandkohle bemerkbar machen, die auch unter Einfluss des überaus strengen Winters eine bisher kaum dagewesene Höhe erreicht haben.

Der moderne Volkswirt hat sich nachgerade daran gewöhnt, wenn ihm für wirtschaftliche Erscheinungen nicht sofort eine Erklärung in den Weg kommt, nach den Zahlen der Statistik zu greifen. Und für manches Problem bilden diese Tafeln einen vollgiltigen Ersatz für die sibyllinischen Bücher. Wenn man für den vorliegenden Fall auch nicht in vollem Umfang Aufklärung erhält, die Statistik gibt uns doch einen bemerkenswerten Fingerzeig, wo die Ursachen der Calamität zu suchen sind. Da enthüllt sich uns nämlich die sonderbare Thatsache, dass wir für Steinkohlen und Koks einen ganz beträchtlichen Ausfuhrsaldo ausweisen. Genaue Ziffern darüber liegen bisher erst aus dem Jahre 1898 vor, und darnach haben wir in Koks dem Werte nach eingeführt 6·7 Millionen Mark, ausgeführt 40·8 Millionen Mark. In Steinkohlen führten wir ein 69 Millionen Mark, wir exportierten 159·7 Millionen Mark. Ist es schon sonderbar, dass in einer Zeit allgemeinen Kohlenmangels ein wirtschaftlich hochproductives Land in diesem Maße Kohlen ausführt, so wird die Auskunft der Statistik noch sonderbarer, wenn wir als Hauptbestimmungsländer der Ausfuhr Holland, Belgien, Oesterreich, Frankreich und die Schweiz erkennen, also diejenigen Länder, welche als die Hauptconcurrenten in der Industrie, auf dem Weltmarkte und theilweise auf unserem eigenen Markte in Frage kommen. Zu derselben Zeit also, wo man bei uns im Lande nach Kohlen lechzt, muss unsere Kohlenproduction dazu herhalten, die fremden Industrien concurrenzfähig gegen Deutschland zu machen. Ich weiß mich vollkommen frei von jedem engherzigen Chauvinismus. Aber auch der freiestgesinnte Weltpolitiker muss sich über die Unvernunft empören, wenn ein Familienvater gestattet, dass eines seiner Kinder den anderen Geschwistern das tägliche Brot vor der Nase wegverkauft. Wenn man dieses Familienbild auf das preußische Staatsleben überträgt, so handelt der preußische Staat noch viel schlimmer als jener Familienvater. Er gestattet nicht nur den Verkauf der Kohlen ins Ausland, sondern er begünstigt ihn. Denn [illegible] der preußische Staat räumt für den Export der Kohle ins Ausland billige Vorzugstarife ein. Man hört in der letzten Zeit so oft die vorwurfsvolle Phrase, es mangle an deutschem Patriotismus. Man kann doch aber wirklich nicht verlangen, dass der Kaufmann patriotischer als die Regierung sein soll. Und wenn die Regierung ihn ermuntert, Kohlen ins Ausland zu schicken, und zwar infolge der verringerten Fracht zu billigeren Preisen, als er in Deutschland dafür bekommt, so kann ihm das kein Mensch verargen.

Liegt also ein wesentlicher Grund für die Kohlenknappheit in dem überschießenden Export an Kohle, so ist an dieser Knappheit und an den hohen Preisen nicht minder die Organisation der Kohlenproducenten schuld, welche ihre festeste Gestaltung im Rheinisch-westphälischen Kohlensyndicat und dem Westphälischen Kokssyndicat gefunden hat. Von den Anhängern der Syndicate wird die Schuld bestritten. Es wird behauptet, dass wir ohne Syndicate bereits viel höhere Preise hätten, als wir augenblicklich haben. Mit den Worten „hätten“ und „könnten“ lässt sich ja immer sehr

leicht arbeiten. Denn für das, was vorhanden wäre, wenn die Dinge anders lägen, gibt es eben keine Beweise. Wenn wir uns aber an die Thatsachen halten, so liegt klar auf der Hand, dass die Kohlennoth und damit die Steigerung der Preise niemals eine derartige Ausdehnung angenommen hätte, wenn nicht das Kohlensyndicat in den Jahren des Aufschwungs eine recht beträchtliche Fördereinschränkung beibehalten hätte. Außerdem hat das Syndicat sich die billigen Vorzugstarife derart zunutze gemacht, dass gerade in den Jahren 1894 bis 1898, also in den Jahren des größten wirtschaftlichen Aufschwungs, die Ausfuhr von 101·2 Millionen auf beinahe 160 Millionen im Werte gestiegen ist. Das Syndicat hat auch auf den Nothstand in der folgenden Zeit so wenig Rücksicht genommen, dass im Jahre 1899 sich die Ausfuhr auf der Höhe des Vorjahres hielt, während 4 Millionen Mark mehr eingeführt werden mussten. Und charakteristisch für das Verhalten des Syndicates ist, dass im Monate Februar zur gleichen Zeit, wo die Kohleneinfuhr wegen des österreichischen Strikes um 566.540 Tonnen zurückgieng, die Kohlenausfuhr sich um 249.717 Tonnen steigerte, wovon ein großer Theil dem nothleidenden Oesterreich zugeführt wurde. Die Gesammtmehrausfuhr für die beiden ersten Monate des Jahres 1900 stellt sich auf rund 428.100 Tonnen. Von einer Rücksicht auf den Nothstand in der Heimat ist also nicht das Geringste zu verspüren. Es würde eine solche Rücksicht auch Wunder nehmen. Denn die Technik fast aller Syndicate besteht ja vorzugsweise darin, große Mengen billig aus Ausland abzugeben und sich die Ware im Inlande desto theurer bezahlen zu lassen.

Wenn demgegenüber das Syndicat sich bemüht, die Schuld auf die bösen Zwischenhändler abzuwälzen, so ist allerdings zuzugeben, dass von einigen Händlern die Sachlage in einer Art und Weise ausgenutzt worden ist, die nahe an Wucher grenzt. Aber peccatur intra et extra muros. Und das Verschulden innerhalb des Kohlensyndicates scheint mir das größere zu sein. Denn das Treiben der Händler ist schließlich doch nur als Frucht der Saat zu bezeichnen, welche das Syndicat ausstreute.

Gegenüber diesen Zuständen haben sich nun gewichtige Stimmen erhoben, welche zunächst die Aufhebung der Ausfuhrtarife für Kohlen und, darüber hinaus, eine schärfere Beaufsichtigung der Syndicate verlangen. Es soll in einem weiteren Artikel meine Aufgabe sein, die Begründung dieser Vorschläge zu versuchen und die Stellung der preußischen Regierung diesen Vorschlägen gegenüber zu kennzeichnen.

Berlin. Georg Bernhard.

## Die Philosophie im neunzehnten Jahrhundert.

Von Rudolf Eucken (Jena).

Bei den Rückblicken auf das neunzehnte Jahrhundert, wie sie uns heute überfluten, pflegt die Philosophie recht schlecht zu fahren. Mit dem Zusammenbruch der speculativen Systeme scheint für das Ganze der Menschheit ihre Rolle ausgespielt; seitdem dünkt sie eine Sache der bloßen Schule geworden, die nur für den engen Kreis der Fachmänner ein Interesse hat. Wer jedoch etwas genauer zusieht, dem zeigt sich ein anderer Anblick. Mit jenen Systemen ist in Wahrheit keineswegs die Philosophie überhaupt zusammengebrochen: mochte sie die frühere Hegemonie nicht behaupten können, sie blieb an dem Leben des Jahrhunderts mit erheblicher Leistung betheiligt: sowohl seiner Arbeit als seiner Stimmung und Lebensanschauung hat sie große Dienste erwiesen. Es scheint nicht überflüssig, das in kurzem zusammenzufassen.

Die Beziehung zur Arbeit zeigt sich namentlich in drei verschiedenen Richtungen: die ältere Art, die in den speculativen Systemen gipfelt, hat weit mehr auf die Arbeit der Zeit gewirkt als es den ersten Anschein hat, sei es, dass sie in kühnem Entwurf Programme aufstellte und Bewegungen einleitete, die auf einem ganz anderen Boden zur Durchführung kamen, sei es, dass sich einzelne Ideen, Methoden, Wertschätzungen von den ursprünglichen Zusammenhängen ablösten und mit selbständiger Kraft über das Leben verbreiteten. Bescheidener war die Stellung der Philosophie, wo die geistige Arbeit sich in bewussten Gegensatz zu ihr stellte und einen möglichst engen Anschluss an das Reich der Erfahrung suchte. Hier mochte sie zeitweise ganz entbehrlich dünken. Aber sobald jene Bewegungen zu einem Ganzen strebten und das Leben unter ihre Herrschaft bringen wollten, mussten sie selbst eine Art von Weltanschauung ausbilden, und dabei geschah es leicht, dass man der Philosophie thatsächlich mehr zugestand, als man wollte und meinte. — Endlich sei nicht vergessen, dass die unermessliche Arbeit der Zeit stark auf die Philosophie selbst zurückgewirkt und sie auf ihrem eigenen Gebiet zu mannigfacher und fruchtbarer Arbeit getrieben hat: diese Arbeit der Philosophie ist der Leistung des neunzehnten Jahrhunderts nicht entgegenzusetzen, sondern in sie einzuschließen. Alles zusammen besagt eine so reiche Bethätigung der Philosophie, dass sie mehr als einen nebensächlichen Zug im Gesammtbilde des Jahrhunderts bedeutet.

Sehen wir, wie sich das nach den Hauptgebieten der Arbeit gestaltet. Hatte das achtzehnte Jahrhundert von der Begründung des Denkens und Lebens auf eine zeitlose Vernunft alles Heil erwartet, so vollzieht das neunzehnte die große Wendung zur Geschichte, zum Verstehen alles Seins aus dem Werden. Wer anders aber hat das geschichtliche Leben zuerst in den Vordergrund gerückt, wer anders die Geschichte in einen einzigen, durch seine eigene Nothwendigkeit von Stufe zu Stufe unaufhaltsam fortbewegten Process verwandelt als die Philosophie? Hegels Philosophie der Geschichte bildet den Höhepunkt solcher Leistung, mit der gesammten Philosophie Hegels wird auch sie jetzt oft zum alten Eisen geworfen. Aber wie große Anregungen erstrecken sich aus ihr bis in die Gegenwart! Wer an einen Fortschritt der Dinge von innen her glaubt, wer dem Entwickelungsgedanken anhängt, wer von einer immanenten Logik der Ereignisse spricht und ein Gesetz des Gegensatzes in der geschichtlichen Bewegung anerkennt, der steht unter einem, wenn auch oft indirecten Einfluss derselben speculativen Philosophie, welche sein Bewusstsein nicht tief genug herabsetzen kann. Bemerkenswert ist auch die Thatsache, dass alle charakteristischen Bewegungen des Jahrhunderts ein eigenthümliches Bild der Geschichte entwarfen und mit seiner Verfechtung die eigene Wahrheit zu erhärten suchten. So der Positivismus in Comte, so die Evolutionslehre in Spencer, so die socialdemokratische Theorie in Marx und Engels. Indem sich so der Streit der Geister in die Geschichte verlegte, ist in sie weit mehr Leben und Bewegung, zugleich aber auch mehr Philosophie gekommen. Die Geschichtswissenschaft selbst hat in ihrem Hauptzuge das philosophische Element mehr und mehr ausgesondert und hält leicht ihre Hauptaufgabe, die reine Ermittelung des Thatbestandes, für gefährdet durch alle philosophische „Abstraction“ und „Speculation“. Aber eine solche Ablehnung der Philosophie streng festhalten konnte sie nur, sofern sie sich ein bloßes Nebeneinander einzelner Daten genügen ließ und auf alle Deutung verzichtete; sobald ein Zusammenfassen und inneres Verstehen in Frage kam, wurden Abstufungen, Wertschätzungen u. s. w. nöthig, diese aber waren nicht möglich ohne leitende Gedanken auch philosophischer Art. Principielle Probleme entsprangen aus der eigenen Arbeit der Geschichte in Hülle und Fülle: Fragen, was den Hauptvorwurf der Geschichtswissenschaft bilde, welche Bedeutung der Culturgeschichte gebüre, wie hoch die Macht der wirtschaftlichen Factoren für die geschichtliche Bewegung anzuschlagen sei, u. a. m. führen alle auf letzte Ueberzeugungen, die sich ohne Hilfe der Philosophie etwa discutieren, nicht aber entscheiden lassen. Sobald die Geschichte groß von ihrer eigenen Aufgabe denkt, muss sie irgendwelches Verhältnis zur Philosophie suchen; sie kann das ganz wohl, ohne ihre mühsam erkämpfte Selbständigkeit zu gefährden. Endlich hat die geschichtliche Richtung des Jahrhunderts der Philosophie eine überaus wertvolle Bereicherung gebracht, indem sie dieselbe ihre eigene Geschichte in ganz anderem Sinn verstehen und mit unvergleichlich mehr Geist behandeln lehrte. Aus einem bloßen Anhange ist sie nun ein wesentliches Stück der Philosophie geworden, und es haben Meisterwerke geschichtlicher Art auf die eigene Bewegung der Philosophie einen bedeutenden Einfluss gewonnen. Mögen in der näheren Gestaltung der Geschichte der Philosophie alle Gegensätze erscheinen, welche unser Jahrhundert bewegen, gemeinsam ist der Antrieb der geschichtlichen Behandlung, überall den weitesten Horizont zu suchen, überall den Bedingungen und Voraussetzungen der Gebilde nachzugehen, überall die heutigen Ergebnisse aufzulösen und in ihr Werden und Wachsen zu verfolgen, überall die Starrheit einer absoluten Betrachtung durch eine mehr relative zu mildern. Das ergibt selbst ein Stück Weltanschauung, die Philosophie versteht ihre eigene Aufgabe anders, indem sie sich geschichtlich versteht.

Von nicht geringerer Fruchtbarkeit ist die Wechselwirkung zwischen der Philosophie und der unserem Jahrhundert ebenfalls eigenthümlichen Idee der Gesellschaft. Der Gegensatz zum achtzehnten Jahrhundert mit seiner Voranstellung des Individuums ist augenscheinlich; wer aber hat mehr gethan, das Ganze der Gesellschaft wieder zu Ehren zu bringen und mit einem neuen Gehalt zu erfüllen, als die speculative Philosophie? Ihre Forderung nämlich, die menschliche Vernunft zu einer allumfassenden Welt zu entwickeln, konnte sie nicht einmal aufstellen, ohne das menschliche Sein zu einer inneren Einheit zusammenzuschließen und als ein Ganzes zur Wirkung zu bringen. Wer hat in dieser Richtung mehr gethan als Fichte mit seiner Schätzung der menschlichen Gemeinschaft und auch der Nation, wer mehr als Hegel mit seiner Hochhaltung, ja Ueberspannung des Staates? Auch wo mit der später siegreichen realistischen Denkweise die Gesellschaft mehr vom Individuum her aufgebaut und als ein Gewebe individueller Kräfte verstanden wird, da ist doch ein gewisser Nimbus von jener speculativen Fassung her geblieben, die Gesellschaft wächst unvermerkt zu einer inneren Gemeinschaft und wird zugleich als ein hoher Wertbegriff behandelt. Darüber sei der Gegensatz nicht verkannt, in dem sich die moderne Sociologie mit ihrem Aufbau von unten her, ihrer Ausdehnung der empirischen Beobachtung, ihrer Betonung der wirtschaftlichen Fragen u. s. w. zur Philosophie, wenigstens zu ihrer älteren Art, befindet. Aber auf ihrem eigenen Boden sieht sie Probleme entstehen, die sich nicht wohl ohne alle Philosophie behandeln lassen. Das Verhältnis von

Individuum und Umwelt, das Problem der Freiheit und Verantwortlichkeit, die Frage der Güter und Werte, namentlich die des höchsten Gutes, treiben zu principiellen Ueberzeugungen, in deren Verfechtung die Forscher zu Philosophen werden, oft ohne es zu wissen und ohne es zu wollen. Die Philosophie selbst aber empfängt bedeutende Anregungen aus der gesellschaftlichen Auffassung menschlicher Dinge. Bei ihrer eigenen Entwickelung konnte sie nicht verkennen, dass auch die größten Geister nicht bloß ihre individuelle Art einsetzen, sondern auch einen Ausdruck der Gesammtlage, eine Verkörperung allgemeiner Bestrebungen bilden. Ueberhaupt scheint die Philosophie nicht mehr in einsamer Höhe über dem sonstigen Leben zu schweben, sondern sie wird einem größeren Ganzen der Cultur eingefügt, sie hat von hier aus zu empfangen, wenn sie mit reichen Händen geben will. Der Begriff der Cultur wird selbst ein ebenso anziehendes wie schweres Problem; es entwickelt sich eine Disciplin der Culturphilosophie und harrt weiterer Bearbeitung. Dazu die vielen speciellen Probleme, eine Revision des Verhältnisses von Individuum und Gesammtheit, der schwierige Begriff der Socialethik u. s. w. Deutlich ist jedenfalls, dass die Wendung zur Gesellschaft für die Philosophie keineswegs einen bloßen Verlust bedeutet.

Am wenigsten innerer Zusammenhang scheint zwischen der Philosophie und den modernen Naturwissenschaften zu bestehen. Haben diese doch mit besonderer Energie ihre Selbständigkeit geltend gemacht und — in augenscheinlichem Gegensatz zum vorwiegend literarischen achtzehnten Jahrhundert — ihren Stempel der Denkweise des Zeitalters aufgeprägt. Aber auch hier verliert bei genauerer Betrachtung die Sache ihre anfängliche Schroffheit. Zunächst sei unvergessen, dass eine größere Bedeutung der Natur für das Ganze des Seins und ein innigerer Zusammenhang der Naturerkenntnis mit den letzten Ueberzeugungen principiell zuerst von der Philosophie verkündet ist; mochte die Naturphilosophie, mit ihrem Verstehenwollen der Natur von innen her, als Ganzes eine noch so entschiedene Ablehnung finden, große Anregungen erhielten sich trotz solcher Verwerfung. Die Entwickelungslehre hätte schwerlich in Deutschland so leichten Eingang gefunden, hätte nicht zuvor jene Philosophie so energisch die gesammte Natur in Bewegung und Fluss gebracht. Und wenn gegenüber dem vorwiegend auf Scheidung, Abgrenzung, Classificierung bedachten achtzehnten Jahrhundert im neunzehnten der Drang nach Einheit der Kräfte und einem fortlaufenden Zusammenhange der Erkenntnis mit siegreicher Kraft vordringt, so ist auch hier ein philosophischer Zug unverkennbar, nur dass hier die historische Beziehung weiter bis auf Kant zurückreicht, dessen kritischer Denkweise überhaupt die naturwissenschaftliche Arbeit die mannigfachste Förderung verdankt. Diese Arbeit gieng freilich ihren Weg zunächst ohne alle Philosophie und rühmt sich auch jetzt noch oft der völligen Ablehnung der Philosophie, in Wahrheit kann sie keine Zusammenfassung der Ergebnisse, keine Herausarbeitung allgemeiner Gedanken vollziehen, ohne sich irgend der Philosophie anzunähern, ohne im Besonderen das erkenntnistheoretische Problem aufzunehmen, das wiederum auf Kant zurückweist. Darwin selbst bietet dafür ein Beispiel. Denn bei aller Zurückhaltung gegen die Speculation konnte er nicht jegliche Anlehnung an die Philosophie unterlassen: hier war es das System Spencers, in welchem Naturwissenschaften und Philosophie sich die Hand reichten. Ueberhaupt hätte ohne irgendwelches philosophische Element die Naturwissenschaft nimmer so stark auf die Ueberzeugungen wirken können, hätte sie nimmer die Stellung im allgemeinen Leben gewonnen, welche sie gegenwärtig inne hat. Auch innerhalb der Philosophie ist ein großer Einfluss der Naturwissenschaften unbestreitbar. Neue Disciplinen sind aus der Berührung beider entstanden, so die physiologische Psychologie, ein Schauplatz des Wettstreites aller Culturvölker: die natürlichen Bedingungen unserer Existenz werden für das Individuum wie die Gattung eindringender erforscht, die Abhängigkeit aller seelischen Bethätigung von körperlichen Vorgängen, die Thatsachen der Vererbung u. s. w. werden weit genauer erkannt und zu größerem Einfluss auf das Ganze der Weltanschauung gebracht. Auch die Art der naturwissenschaftlichen Arbeit wirkt stärker auf das Verfahren der Philosophie: die Gebundenheit alles menschlichen Erkennens an thatsächliche Grundlagen steht weit deutlicher vor dem Bewusstsein, alle subjective Zuthat wird energischer ausgetrieben, die ganze Denkweise erfährt eine Befestigung und Klärung. So stehen auch Philosophie und Naturwissenschaft bei allem Gegensatz zugleich in einem Verhältnis gegenseitiger Förderung.

Wie aber dem Inhalt der Arbeit, so hat auch ihrer Form die Philosophie im neunzehnten Jahrhundert positivere Dienste gethan, als es der erste Eindruck empfinden lässt. Die grundlegende Thatsache ist hier die Sprengung der alten Systeme und die Emancipation der einzelnen Wissenschaften von der Philosophie: wie sie eine immer vollere Selbständigkeit gewannen, so konnten sie auch gemäß der besonderen Natur ihrer Gebiete eigenthümliche Methoden entwickeln. Die Normen und Gesetze der Forschung sollten nun den einzelnen Disciplinen nicht mehr von außen zugeführt werden, sie erwuchsen auf ihrem eigenen Boden und fanden die beste Bewährung in dem Gelingen der Arbeit. Aber je mehr die Wissenschaften sich durchbildeten und auch untereinander nach einem Zusammenhange strebten, desto mehr Probleme zeigte ihr Verfahren, desto nothwendiger wurde es, die Methode abwägend, analysierend, vergleichend als einen selbständigen Gegenstand zu behandeln. Wer anders aber sollte dies thun als die Philosophie? So erwuchs ihr aus der eigenen Arbeit der Wissenschaften eine neue Aufgabe, ja eine neue Disciplin; diese wurde zunächst von den Engländern, dann über sie hinaus von den Deutschen ausgebaut. Dass diese Methodenlehre auf die Arbeit der Wissenschaften selbst klärend und anregend zurückwirkte, haben hervorragende Gelehrte nicht selten in lebhaften Ausdrücken anerkannt. Jene Verzweigung und Differenzierung der einzelnen Wissenschaften kam aber insofern auch der Philosophie zugute, als auch sie dadurch zur selbständigeren Ausbildung einzelner Disciplinen getrieben wurde. Nicht mehr erschienen ihre Gebiete als bloße Anwendungen einer Principienlehre der Metaphysik, sondern sie giengen ihre eigenen Wege, vollzogen selbständige Gruppierungen des Stoffes, ergaben eigenthümliche Durchblicke der Wirklichkeit. So ist die Philosophie auch bei sich selbst weit mehr Verflechtung mit der Mannigfaltigkeit der Dinge, strenge und nüchterne Arbeit geworden. In allem zusammen ist eine große Veränderung der Stellung der Philosophie unverkennbar. Sie hat ihre einsame Höhe verlassen und ist in Reih und Glied mit den modernen Gebieten getreten, sie hat eine engere Beziehung und fruchtbarere Wechselwirkung mit der Arbeit der Zeit gewonnen. Das gibt ihr eine breitere Basis, einen reicheren Stoff, mehr Annäherung an den unmittelbaren Eindruck der Dinge.

Aber mag diese Theilnahme an der Arbeit der Zeit zunächst ins Auge fallen, sie erschöpft nicht die Leistung der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert; auch in der Richtung hat sie ein bedeutendes Wirken entfaltet, das Subject, sei es innerlich für die Arbeit zu gewinnen, sei es, auf neue Bahnen ihr gegenüber zu führen; nicht nur als Arbeit, auch als Lebensanschauung ist die Philosophie dem modernen Menschen unentbehrlich. Es wird das namentlich dort Anerkennung finden, wo man sich die Bewegung des Jahrhunderts nicht so gar einfach vorstellt, wie es diejenigen thun, welche in ihm lediglich eine Verdrängung des Idealismus durch den Realismus vollzogen glauben. Denn mit der unleugbaren Zurückdrängung ist der Idealismus nicht völlig erloschen, er übt eine fortwährende Gegenwirkung, er ist bereit, bei jedem Stocken des Realismus aus dem Hintergrunde hervorzubrechen und das Feld einzunehmen. Als das künstlerische und speculative Schaffen großen Stiles sich einstweilen ausgelebt hatte und zum Kern des Lebens die Arbeit zur Verbesserung der politischen Verhältnisse und zur Erkenntnis wie Beherrschung der Natur wurde, da war es die Philosophie, welche im Positivismus diese beiden Aufgaben in ein einziges großes Gedankenreich zusammenfasste und dafür die ganze Seele des Menschen zu gewinnen suchte. Dann kam ein starker Rückschlag gegen die politischen Ideale, eine Ernüchterung, ein Stocken. Nun gewann das Subject mit seiner Stimmung wieder Raum, aber nun besaß es nicht mehr die siegesgewisse Stimmung des beginnenden Jahrhunderts, sondern matteren Sinnes sah es die Welt in trüber und düsterer Beleuchtung: es war der Pessimismus eines Schopenhauer, der diese Lage und Stimmung zu einem classischen Ausdruck brachte und seine Größe weit mehr in solcher Leistung hat als im Technischen seiner Lehren. Dann erfolgt ein weiterer kräftiger Vorstoß des Realismus, nun aber nicht mehr in Zusammenfassung, sondern in getrennter Verfolgung jener beiden Richtungen. Das Streben zur Gesellschaft verschiebt sich vom Politischen ins Sociale, entwirft von hier aus einen eigenthümlichen Durchblick, wenn nicht der Welt, so doch des geschichtlichen Lebens, und erwartet von der Lösung dieser Aufgabe alles Heil. Dies alles unter innerer Erweiterung zu einer Philosophie. Zugleich vollzieht das naive wissenschaftliche Streben eine Zuspitzung zur Entwickelungslehre, die ebenfalls ein Bild vom Ganzen der Welt bietet und ebenfalls den ganzen Menschen für sich gewinnen will. Auf dieses wiederum unter Fortbildung zu einer Philosophie, ja Umbildung zu einem Glauben. Dann aber erfolgt gegen Schluss des Jahrhunderts eine Gegenwirkung gegen alle geschichtlich-gesellschaftliche und objectivistische Gestaltung unseres Daseins, das Individuum und der Augenblick fordern ihre Rechte, es entfaltet sich eine Neuromantik: wie konnte in ihr Nietzsche einen so beherrschenden Einfluss gewonnen haben, wäre es nicht durch die Macht der aus ihm wirkenden Philosophie?

So hat die Philosophie den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nicht nur in seiner Arbeit gefördert, sondern ihn auch durch alle seelischen Wandlungen treu begleitet: was immer ihn innerlich bewegte, das hat sie zur Formulierung und Aussprache gebracht.

Aber solcherart die Leistungen der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts anerkennen, heißt zugleich ihre Schranken erkennen. Auch die Philosophie unterlag augenscheinlich der Macht des Gegensatzes, der seit dem Ausgang der großen Literaturepoche das moderne Leben zerklüftet, der schroffen Scheidung von Subject und Object. Nun aber sind in diesen Dingen die einzelnen Hälften zusammen keineswegs schon das Ganze. Wie das Menschenleben letzthin mehr ist oder doch mehr sein kann als das Nebeneinander von Arbeit

und Stimmung, so geht auch die Philosophie nicht darin auf, entweder Hilfe der Arbeit oder Ausdruck der Stimmung zu sein; nur in Ueberwindung jenes Gegensatzes kann sie die Höhe ihres Vermögens erreichen und dem Ganzen des Lebens einen neuen Anblick geben. Weil jene Ueberwindung im neunzehnten Jahrhundert nicht gelang, so fehlte es seinem Verlauf an einem großen und durchgreifenden philosophischen Schaffen, so musste man, sobald die Hingebung an problematische Ideale einer ruhigen Besinnung wich, immer wieder auf Kant zurückgreifen. Bei den letzten Fragen von Wahrheit und Sein ist unser Jahrhundert nicht über Kant hinausgekommen, obwohl Kant viel zu viel Gegensätze in sich trägt, als dass man einfach bei ihm verharren könnte, und obwohl es recht wunderlich wäre, wenn die gewaltigen Wandlungen, welche das menschliche Sein innerhalb dieses Jahrhunderts erfahren hat, für das Ganze und Innere der Philosophie durchaus ergebnislos sein sollten. So tritt die Philosophie unfertig und mit großen Aufgaben in das zwanzigste Jahrhundert, aber ihre Leistung im neunzehnten war keineswegs unbedeutend, und diese Leistung wird auch für die weiteren Aufgaben nicht verloren sein.

---

# Ueber Hugo Wolf und seine Oper.

Erinnerungen.

Von Rosa Mayreder.

II.*)

Sechsunddreißig Jahre war Hugo Wolf alt geworden, er hatte ungefähr zweihundertzwanzig Lieder veröffentlicht, ehe er ein eigenes Heim besaß, eine Stätte, wo er bei sich zu Hause war.

Nun hatte ein Kreis opferwilliger Anhänger seiner Muse die Mittel aufgebracht, die ihm wenigstens gestatteten, frei von den drückendsten materiellen Sorgen seine Oper „Der Corregidor“ zu vollenden und ihre erste Aufführung abzuwarten.

Er selbst rechnete zuversichtlich auf einen großen Erfolg. Mit der naiven Logik seiner Künstlerseele schloss er: da so viele mindere Werke ihren Weg über die Bühnen machen, wie sollte ein Werk von der Qualität des seinen nicht reüssieren? Der naheliegende Gedanke, dass seine Oper unter dem größeren Publicum zunächst so wenig Verständnis finden werde, wie seine Lieder, kam ihm nicht, oder konnte doch in seinem, durch die kolossale Arbeitsleistung gehobenen Selbstbewusstsein nicht durchdringen. Er dachte allerdings — und wer hätte mehr Ursache dazu gehabt? — nicht gut vom Publicum: „Wenn ich mir so vorstelle,“ schrieb er mir während der Arbeit, „dass solche Missgeburten über ein Kunstwerk zu Gericht sitzen und breitmäulig ihre Urtheile ausquatschen, könnte einem wahrlich die Lust vergehen, fürs Theater zu schreiben. Nietzsche hat doch Recht mit seinem Ausspruch vom Theater: da regiert der Nachbar, da **wird** man Nachbar. Haben Sie bemerkt, wie ich auch „unsern“ Nachbar**) mit einem gewissenseindischgen Ausdruck behandelt habe? Das Motiv des Nachbars steht zu dem des Tio Lukas in einem sehr widerhaarigen Gegensatz dort, wo die beiden Motive sich kreuzen. Das ist nicht nur rein musikalisch, sondern auch psychologisch begründet.“

Aber wie jeder Künstler sehnte er sich trotzdem danach, zu wirken, er sehnte sich nach jener Wirkung in gleichgestimmten Seelen, die dem Kunstwerk erst sein volles und ganzes Leben verleiht. Und die Freude an seinem Werke war das Vorherrschendste in seinem Bewusstsein. „Herrgott, wird das eine Wirkung auf dem Theater machen!“ schreibt er über die große Scene des Lukas im 3. Act ... „Kennen Sie den Ausspruch Nietzsches: Erfolg auf dem Theater — damit sinkt man in meiner Achtung bis aufs Nimmerwiedersehen: **Misserfolg** — da spitze ich die Ohren und fange an zu achten — — — ist das nicht heiter? Wird uns der Mann nicht gründlich verachten müssen auf den Riesenerfolg des Corregidors?“

Nach seiner Rückkehr aus Matzen sollte er endlich eine eigene Wohnung beziehen. Aber es war keine kleine Aufgabe, eine entsprechende zu finden. Das Leben in einem Wiener Zinshaus setzt gröbere Nerven und stumpfere Sinne voraus, als Hugo Wolf besaß. Auch hier regiert der Nachbar, und er regiert grausam durch den Lärm, den er macht, durch alle Teppiche und Möbel, die er klopfen lässt, durch alle Thüren, die er zuschlägt, durch schreiende Kinder und kläffende Hunde, durch Claviere und Kanarienvogel. Hugo Wolf stand immer in einem „sehr widerhaarigen Gegensatz“ zu seinen Nachbarn. Er war gegen Geräusche so empfindlich, dass er, wenn er arbeitete, gewöhnlich einen Apparat tragen musste, durch den er sich künstlich schwerhörig machte. Dieser Apparat, sein Antiphon, bestand aus zwei silbernen Kugeln, die genau dem Ohreingang angepasst und mit Spangen versehen waren, um das Tiefergleiten zu verhindern. Sogar während der Nacht bediente er sich des Antiphons, so leise war sein Schlaf.

Bis die Wohnung aufgetrieben war, wohnte er bei uns. Erst in diesen drei Monaten habe ich ihn wirklich kennen gelernt. Da habe ich erst den Schlüssel zu allem Wunderlichen und Seltsamen gefunden, das sein Auftreten befremdlich für alle machte, die ihn nur von außen sahen. Vielen bekannt, aber von den wenigsten gekannt, ist er als ein Unverstandener durch das Leben gegangen. Und das Leben war ihm feindlich, wie es allen feindlich ist, die sich ihm nicht beugen, den Großen, den Selbstherrlichen, die nur dem Gesetze ihres eigenen Innern gehorchen und nicht äußeren Rücksichten. Hugo Wolf besaß den einen Theil dieser Größe; den anderen besaß er nicht: das Leben zu zwingen und sich in ein Herrschaftsverhältnis zu ihm zu setzen. Er war kein Herr des Lebens, kein „überlegener“ Mensch. Das erbärmlich Alltägliche mit seinen kleinen Chicanen konnte ihn gänzlich umwerfen und überwältigen; zufällige Umstände erlangten stets Gewalt über ihn und zerstörten ihm die schönsten, versprechendsten Momente des Lebens. Kleinigkeiten thürmten sich für ihn zu unüberwindlichen Schwierigkeiten auf, wurden zu unabsehbaren Gefahren für ihn. Sobald er mit der Außenwelt in Berührung trat, musste er von Conflict zu Conflict Spießruthen laufen.

Vielleicht war die mürrische Unzugänglichkeit, in die er sich Fremden gegenüber verschanzte, nur ein nothdürftiger Panzer für seine allzu sensitive Seele. Jener misstrauische, stechende Blick unter zusammengezogenen Brauen hervor, mit dem er jede neue Erscheinung musterte, war vielleicht nur eine Frage, wieviel unangenehme Sensationen er mit dieser Bekanntschaft in den Kauf werde nehmen müssen. Seine hochgespannte nervöse Constitution, die auf die leichteste Berührung wie auf einen Schlag reagierte, war allen Widerwärtigkeiten schutzlos preisgegeben. In vielen Stücken der kindlichen Psyche verwandt, führte er ein Leben der unmittelbaren Empfindung und nicht ein Leben der reflexiven Erkenntnis. Und wie ein Kind bedurfte er, um sich harmonisch zu entfalten, einer schützenden Hand, welche ihm die Einflüsse ferne hielt, die ihn verstören und irritieren konnten. Erst wenn diese Einflüsse beseitigt waren, unter vertrauten Menschen, in einem ausgewählten Kreise, der nach den Bedürfnissen seiner ewig vibrierenden Seele temperiert war, in einer Atmosphäre von Liebe und Ehrfurcht für den Künstler Hugo Wolf konnte der Mensch Hugo Wolf aus sich heraustreten. Ehrfurcht, nicht vor ihm als Privatmann, aber Ehrfurcht vor ihm als Künstler — und er unterschied hier sehr genau — das war das Element, das er bedurfte, um im Verkehr mit anderen ganz er selbst zu werden. Dafür hatte er die feinste Empfindung; er errieth es aus bloßen Nüancen des Benehmens. Ja nichts stimmte ihn besser, als wenn er errathen konnte: er liebte die stummen Anzeichen, die schweigende Ergriffenheit, die keinen Ausdruck sucht, weil sie zu tief für jeden Ausdruck ist. Alle aufdringlichen und geräuschvollen Huldigungen stießen ihn ab und ärgerten ihn; der Gefeierte zu sein, erschien ihm als eine Last. Er wollte nur fühlen, dass er ein König über die Herzen war — wo er die volle Sicherheit seiner Herrschaft gewonnen hatte, wurde er anspruchslos, gütig, theilnahmsvoll, da offenbarte sich seine warme, reine Menschlichkeit in wunderbaren Zügen. Dieses Bedürfnis, Macht über andere zu haben, entsprang den edelsten Instincten seines Wesens. Herrschaft war die Bedingung seiner großen Eigenschaften. Das unterschied ihn so sehr von gewöhnlichen Naturen: er missbrauchte seine Macht nicht, wenn ihm alle Macht in die Hände gegeben war, er beschränkte sich selbst, wo ihm unbeschränkte Freiheit eingeräumt war. Nie hat jemand vergeblich an seine Großmuth appelliert. Unzugänglich dem sogenannten „vernünftigen Zureden“, unzugänglich jedem äußeren Zwange, unzugänglich selbst der bittenden Ueberredung, war er für alles zu haben, wenn seine Großmuth oder sein Mitleid erregt wurde.

Bedarf es noch eines Commentars, wie wenig eine solche geistige Organisation in die Verhältnisse passte, die beim Theater vorherrschen? Kapellmeister und Sänger waren keine Leute für Hugo Wolf. Er war bis zu einem gewissen Grade von ihnen abhängig — und das Gefühl der Abhängigkeit erzeugte immer eine latente Feindseligkeit in ihm. Ueberdies stellte er unbedingt die höchsten Ansprüche. Dieselbe künstlerische Hingebung, denselben heiligen Ernst, den er selbst an seine Werke wendete, forderte er auch von seinen Interpreten. Er duldete keine handwerksmäßige Routine, keine wohlfeilen Effecte, und am allerwenigsten duldete er Concessionen an den Geschmack des Publicums. Aber auch jede Unzulänglichkeit des Könnens, die Unfähigkeit, auf seine Intentionen einzugehen, strafte er durch die schroffste Ablehnung. Was stand ihm da bevor, sobald seine Oper auf die Bühne kam!

Er hatte sich, als das Frühjahr herannahte und seine Verhandlungen über eine erste Aufführung des „Corregidors“ in Berlin und Prag aussichtslos blieben, nach einigem Zögern für Mannheim entschlossen. Eine ruhmreiche Tradition zeichnet das Mannheimer Theater von anderen deutschen Provinzbühnen aus und neben der ruhmreichen Tradition ein damit verknüpfter Ehrgeiz. In Mannheim sind Schillers „Räuber“ zum erstenmal aufgeführt worden, von Mannheim aus hat später die Götz'sche „Zähmung der Widerspenstigen“ ihre Laufbahn angetreten, Mannheim sollte auch die Wiege des „Corregidors“ werden. So wenigstens dachten die badischen und schwäbischen Freunde Wolfs. In Deutschland und besonders in der engeren Heimat Mörikes hatte die Wolf'sche Musik zuerst in

*) [illegible]

**) [illegible]

größeren Kreisen Verständnis gefunden; dort lebten ihre wärmsten und begeistertsten Verehrer.

Aber die Jahreszeit war schon sehr vorgeschritten, ehe die nothwendigen Vorarbeiten beendet wurden. Vor Anfang Mai konnte die Aufführung nicht ermöglicht werden. Wolf selbst, der anfänglich mit der ihm eigenen Impetuosität eine erste Aufführung herbeigesehnt hatte, begann zu erkalten — vielleicht in der Vorempfindung der tausend Plackereien und Aergernisse, die ihn erwarteten. Während der Zeit, als er bei uns wohnte, hatte er sich mit den Correcturen des Clavierauszuges beschäftigt; indessen ließ ein Freund in Graz die Orchesterstimmen aus der Partitur herausschreiben. Fast das ganze Notenmaterial gieng von Graz nach Mannheim, ohne dass Wolf es geprüft hatte. Er war für dergleichen mechanische Arbeiten nicht geschaffen; sie ermüdeten ihn unverhältnismäßig, da er trotz seiner Genauigkeit und Sauberkeit die äußersten Anstrengungen machen musste, um damit zustande zu kommen. Gleichzeitig nahm ihn seine Wohnungsangelegenheit übermäßig in Anspruch. Die unvermeidlichen Complicationen hatten sich eingestellt; er besaß unversehens zwei Wohnungen auf einmal und kam nur mit knapper Noth ohne gerichtliche Intervention und Geldverlust davon.

Mitten in diesen Wirren und schwebenden Fragen erwachte mit den ersten sonnigwarmen Tagen „die Lust nach neuen Liedern" in ihm. Und siehe da! Er schüttelte alle Correcturen und Copiaturen, alle Theater-, Wohnungs- und Möblierungssorgen von sich ab: wie ein Vogel, wenn der Frühling gekommen ist, zog er fort, dem Gott gehorchend, der ihn rief.

In seinem lieben Perchtoldsdorf componierte er im April 1896 den zweiten Band seiner italienischen Lieder. Während es in Mannheim mit den Proben zum „Corregidor" Ernst wurde, lebte er, göttlich unbekümmert, nur für seine neue Schöpfung. Aber aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit, wo die blühenden Pfirsichbäume in den Weingärten und die Anemonen auf der Haide seine Gesellschaft waren, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk zu einem einsamen Spaziergang seinen Schreibtisch verließ, musste Hugo Wolf hinweg in die Welt des Theaters, in diese so complicierte und schwierige Welt, in der gerade das die besten Chancen gewährt, was ihm fehlte — Gewandtheit und Geschmeidigkeit. Er gieng nur mit Widerstreben, denn er fühlte wohl, dass er dort nicht an seinem Platze war. Seine Anwesenheit war jedoch unerlässlich. Die Orchesterstimmen wimmelten von Fehlern, ohne Wolfs Mitwirkung konnte eine Aufführung in absehbarer Zeit gar nicht bewerkstelligt werden. Noch auf der Reise zögerte er so lange als möglich, bis ihn der Kapellmeister durch dringende Bitten von Stuttgart, wo er sich bei Freunden aufhielt, endlich zu kommen bewog.

Und nun wurde er gleich in den Wirbel hineingerissen, und alles kam, wie es kommen musste. Binnen kurzem waren ihm die Verhältnisse, unter denen er sein Werk durchsetzen sollte, völlig unerträglich. Die Aufführung musste von Woche zu Woche hinausgeschoben werden, weil nichts klappte, vom 24. Mai auf den 31. und vom 31. endlich auf den 7. Juni. Obwohl ihm die leitenden Persönlichkeiten das größte Entgegenkommen bezeigten — was er auch trotz seiner Verstimmung anerkannte — stieß er namentlich bei den Sängern und Orchestermitgliedern auf Voreingenommenheit und Missmuth. Nur wenige verstanden seine Intentionen; den meisten war seine Musik noch gänzlich eine terra incognita, in der sie sich mit den Mitteln der landläufigen Praxis nicht zurechtfinden konnten. So hatte der Darsteller des Repela, der bei der Aufführung mit dieser Lieblingsfigur Wolfs eine glänzende Leistung bot, zuerst erklärt, dergleichen könne man überhaupt nicht singen, weshalb er sich für berechtigt halte, die Rolle zurückzuweisen. „Um Ihnen einen Begriff von der Empfindlichkeit des Sängerpersonales zu geben," schrieb Hugo Wolf wenige Tage nach seiner Ankunft, „führe ich ein Beispiel an. Der stattliche Bassist, der den Juan Lopez ‚creiert', hatte seine Partie etwas gar zu oberflächlich genommen; und da er bei mehrmaliger Wiederholung immer wieder in denselben Fehler verfiel, bat ich ihn in der höflichsten Weise, die betreffende Stelle mit einem Zeichen zu versehen, damit seine Aufmerksamkeit speciell auf jene Stelle gelenkt werde. Hernach erfuhr ich durch den Kapellmeister, dass Herr X mir diese Bemerkung sehr übel genommen, und dass ich seitdem im Rufe eines maßlos arroganten Menschen stehe." — Auch die außergewöhnlich zahlreichen Proben, die den Mitwirkenden auferlegt wurden, trugen nur dazu bei, die Animosität wider das Werk und seinen Schöpfer zu steigern. Er selbst brach unter den ungewohnten Anstrengungen fast zusammen. In einem vom 18. Mai datierten Briefe sagt er:

„Ich schreibe Ihnen diese Zeilen in einem Zustande völliger Apathie. Ich wundere mich überhaupt, dass ich imstande bin, die Feder zu führen. Seit ich Wien verlassen, habe ich keine zwölf Stunden geschlafen. Mein Gang vom Mannheimer Bahnhof war gleich ins Theater zu einer Fehlerprobe der Bläser, die ich zu dirigieren hatte. Was ich dabei ausgestanden, entzieht sich jeder Beschreibung. Am liebsten wäre ich auf und davon. Die darauffolgende Clavierprobe im Theatersaal verlief etwas günstiger. Der Corregidor und Tio Lukas sind trefflich besetzt. Die Frasquita hingegen läßt vieles zu wünschen übrig, auch Repela ist nur so la la. Heute, Sonntag, habe ich drei Stunden mit dem Kapellmeister Fehlerproben abgehalten. Nachmittags ist wieder Clavierprobe. Morgen ist Orchesterprobe vom dritten Act. Dazu meine fürchterliche Müdigkeit und Abspannung — man möchte verrückt werden. Wäre nur schon alles vorbei!"

Die Erschöpfung sowie die Alteration über die Unvollkommenheit und den langsamen Fortschritt steigerten seine Reizbarkeit in verhängnisvoller Weise. Nichts gieng nach seinem Willen — und das führte zu den peinlichsten Conflicten. Der Kapellmeister, der seine ganze Arbeitskraft aufbot, glaubte gerade deshalb Anerkennung und Rücksicht zu verdienen, während Wolf der Ansicht war, er halte angesichts der unzulänglichen Leistungen viel zu wenig Proben ab. Aber hier, wo so mannigfaltige Interessen, so zahlreiche Einflüsse ins Spiel kamen, konnte Hugo Wolf mit seinem Willen, der so ehrlich war, so geradlinig, so klar auf ein einziges Ziel gerichtet, auf das Kunstwerk und dessen immanentes Gesetz — hier konnte er mit diesem Willen allein nicht durchdringen. Ich will nicht entscheiden, ob es nicht für das Werk besser gewesen wäre, wenn nur sein Wille regiert hätte trotz alledem. Mindestens mit dem endgiltigen Termin der Aufführung hätte es wohl bei seinem Willen bleiben sollen. Der 7. Juni war für eine Première kein angemessener Zeitpunkt mehr. Vier Wochen später sollte das Theater geschlossen werden; und da in Mannheim wöchentlich nur zwei Opernvorstellungen stattfinden, waren Reprisen, die das Verständnis des Werkes sichern hätten können, nicht mehr möglich. Hugo Wolf hatte daher sehr recht, als er schrieb: „Ich halte es ... für ein wahres Unglück, wenn das Werk erst im Juni aufgeführt wird. Ich werde daher mein Möglichstes thun und alles dran setzen, um die Première am 31. d. M. durchzubringen. Uebrigens habe ich heute dem Intendanten erklärt, dass ich der Aufführung am 7. Juni keineswegs beiwohnen werde, und dass ich, falls die Entscheidung nicht in Bälde getroffen ist, Mannheim demnächst verlassen werde."

Aber durch die Vorstellung, dass er „sein Werk nicht im Stiche lassen dürfe", dass er „seinem Werke ein Opfer bringen müsse", wurde er immer wieder zum Nachgeben bewogen. Wie eigenthümlich sein persönliches Empfinden gegenüber seinem Werke war, ist mir erst in den Tagen dieser Aufführung ganz offenbar geworden. Unter anderem war mir die „diplomatische" Mission zugefallen, Hugo Wolf zu bestimmen, dass er als Componist bei der ersten Aufführung wie üblich an der Seite des Intendanten in dessen Loge seinen Platz einnehmen solle. Wolf hatte sich beharrlich geweigert, obwohl er dem Indentanten sehr zugethan war, und seine Liebenswürdigkeit aufrichtig schätzte. Als ich ihn nun fragte, ob er nicht dem Intendanten zuliebe, der diese Weigerung wie eine Beleidigung ansehen müsse, dennoch in die Loge kommen wolle, versetzte er ganz erstaunt: „Aber wie kann man mir denn zumuthen, in einer Prosceniumsloge zu sitzen? Da vorne an der Rampe wird ja alle Illusion zerstört. Und ich will endlich einmal mein Werk genießen!"

Ebensowenig war er zu bewegen, zur Première seinen Frack anzuziehen; denn er war fest entschlossen, sich nach den Actschlüssen nicht zu zeigen. Auch in diesem Fall fruchteten alle Vorstellungen nichts — er gieng in seinem lichtgrauen Sommeranzug ins Theater. Irgendwo ganz hinten auf der zweiten Gallerie hatte er seinen Platz gewählt, unter wildfremden, gleichgiltigen Menschen. Nur einem seiner intimsten Freunde, der eigens von Graz herbeigeeilt war, gestattete er, an seiner Seite zu bleiben. Unbekümmert um alle äußeren Ehren, unbekümmert um alle Beifallskundgebungen saß er dort oben, als hätte er sein Werk für sich allein geschrieben und müsste ihm nun als Zuhörer die gleiche ungetheilte Hingebung erweisen, die er an die Arbeit gewendet hatte.

Nach dem zweiten Acte, der mit einem heiteren und wirkungsvollen Finale schließt, wollte der Applaus nicht enden. Man begehrte immer stürmischer den Componisten — der Componist erschien nicht. In der Pause machte das kleine Häuflein seiner Freunde, das sich von Nah und Fern in Mannheim zusammengefunden hatte, einen Besuch auf der zweiten Gallerie. Da saß Hugo Wolf im Halbdunkel der letzten Reihe, ganz still, ganz in sich versunken, ganz abwesend. Als er mich gewahr wurde, stand er auf, sah mich stumm an — und dann fiel er mir um den Hals und brach in Thränen aus. Und eine solche Gewalt gieng von diesen Thränen aus, dass sich eine tiefe Rührung aller Umstehenden bemächtigte, und kein Auge trocken blieb. Denn in diesen Thränen verkündete sich deutlich das Geheimnis dieses Seelenlebens, das tragische Schicksal des genialen Menschen mit seinen übermenschlich hohen Leiden und Freuden, des Menschen, der, von einer räthselhaften Macht getrieben, sein Leben an seine Werke hingibt, um sie an die fremde und verständnislose Außenwelt zu verlieren. Diese Thränen verkündeten, dass Hugo Wolf in den Vorgängen, die da auf der Bühne dargestellt wurden, etwas ganz anderes erlebte, als an ihrer Oberfläche erschien: sie verkündeten, dass das innerste Leben seiner Seele, für welches er in dem gewöhnlichen Geschehen keinen Ausdruck fand, in seiner Musik Gestalt gewann und sich ihm als eine andere, höhere Form seiner Persönlichkeit objectivierte.

Aber die Tradition behauptete ihr Recht. Während Hugo Wolf, von dem einen Theil seiner Freunde wie von einer Phalanx umringt, sich den Erlebnissen seiner Innenwelt hingab, wurde der Freund, der neben ihm saß, von dem anderen Theil bestürmt, sein Aeußerstes zu versuchen, um den Widerstrebenden nach dem dritten Act auf die Bühne zu bringen. Hugo Wolf musste vor die Rampe — sonst war der Erfolg nicht manifest. Er war es „seinem Werke schuldig“: dieser Formel konnte er schließlich doch keinen Widerstand entgegensetzen.

Und als nach dem dritten Act unter jubelndem Beifall der Vorhang gefallen war, als der Beifall sich nicht legen wollte, nachdem die Sänger sich wiederholt gezeigt hatten, trat Hugo Wolf hervor. Inmitten der Kränze, die zu seinen Füßen niederfielen, stand er in tiefem Ernst, schwermüthig feierlich, auf seinem bleichen Gesichte die Spuren der Erschütterung, unter der seine Seele bebte, seine schwarzen, brennenden Augen erfüllt von einem mystischen Blicke, der über die festliche Menge und alle diese ihm entgegenwinkenden Hände weit hinaus zu schweifen schien in eine unbekannte Ferne.

Vielleicht sah Hugo Wolf in diesem Augenblick der Erfüllung zurück auf die lange, entbehrungsvolle Vergangenheit, auf sein armes Leben voll bitterer Kämpfe, das ihm einen einsamen und rauhen Weg gewiesen und alle äußeren Glücksgüter versagt hatte; vielleicht sah er mit unbestimmter Ahnung in dem Schatten der Zukunft das finstere Gespenst, das ihn, ach so bald schon, packen und hinabführen sollte einen Weg, der noch viel einsamer war, einen Weg des Grauens, der sich in die ewige Nacht verlor. Vielleicht aber beugte er sich in diesem Augenblick mit frommer Ergriffenheit vor dem Gott, der in ihm wohnte und aus ihm Zeugnis gab für alles Hohe und Herrliche der menschlichen Natur; vielleicht, ja vielleicht umfasste er in diesem einen Augenblick das Leben, das ihm in der Nachwelt bestimmt ist, ein Leben, leuchtend von dem Glanze seines Genius, das unsterbliche Leben, das er sich selbst in seinen Werken geschaffen hat.

## Die Bildschnitzer.

Eine Tragödie braver Leute. Von Karl Schönherr.*)

Mit den „Bildschnitzern“ hat Schönherr, von dem bisher nur ein Bändchen Skizzen („Allerhand Kreuzköpf“) und Gedichte in Tiroler Mundart („Innthaler Schnalzer“) im Buchhandel erschienen sind, sich als starkes dramatisches Talent eingeführt. Im Rahmen eines Einacters spielt sich in ganz ungezwungener Weise das Schicksal dreier Menschen ab, und mit erstaunlicher Klarheit und Deutlichkeit treten die Figuren der handelnden Personen aus dem schmalen Büchlein zu uns heraus, schon mit den ersten Worten volle Körperlichkeit gewinnend und uns nie daran gemahnend, dass alles nur — Theater sei. Wie in so manchem „modernen Stücke“ werden wir auch in den Bildschnitzern in die Hütte der Armut geführt. Aber es ist dies nicht die moralisch-didaktisch angehauchte Armut der „Alten“, jene Armut, die uns vordocieren will, dass Reichthum allein nicht glücklich macht, und zu diesem Behuf einen pomadeartigen Tugendgeruch in weitem Umkreise verbreitet — und es ist nicht die socialpolitisch gefärbte Armut der „Jungen“, jene Armut, die uns zeigen will, wie die Noth das Individuum zum Schaden der Gesammtheit verthiert, und zu diesem Behuf die ganze Bühne mit Fuselgestank erfüllt. Arme Menschen werden uns gezeigt — just so wie sie sind, weiter nichts. Gute und schlechte Eigenschaften, wie es halt vorkommt, nebeneinander und durcheinander, nichts idealisiert und nichts tendenziös übertrieben, alles so, wie es in diesen Lebenskreisen sich entwickeln mag.

Der Holzschnitzer Friedl Sonnleitner hat sich bei der Arbeit die Hand verletzt, die Wunde vernachlässigt — und nun heißt's: die Hand oder der ganze Mann! Sein Arbeits- und Wohnungsgenosse, Gebhart Perathoner, hat während der Zeit der Arbeitsunfähigkeit Friedls mit Uebermacht gearbeitet, um das Nöthigste für sich und seinen alten Vater und für Friedl, dessen Frau und Kinder zu verdienen. Aber er kann es mit allem heißen Bemühen nicht zustande bringen. Das kleine Annele jammert vergeblich um die „Batschelen“ für die kalten Füßerln, die der böse Schuster nicht bringen will, der alte Perathoner mahnt seinen Sohn umsonst wegen der zwei Gulden Wochengeld, die er noch ausstehen hat, und als endlich der langersehnte „Meixner-Loi“ kommt, der den Holzschnitzern die im Laufe der Woche angefertigten Waren um ein möglichst Geringes abdrückt, da lauern schon der Krämer und die Milchbäuerin, aus dem Erlöse Zahlung zu fordern. So sind die paar Gulden, die Perathoner eingenommen hat, im Nu dahin: die letzten zwei hat er dem alten Vater gegeben, von dem er neuerlich um sein Wochengeld gemahnt wurde. Nun kommt auch die Schusterin und bringt die „Batschelen“ für das Annele. Aber nur kurz währt die Freude des Kindes, denn die Schusterin will die „Batschelen“ nur da lassen, wenn sie bar bezahlt werden, denn, sagt sie, „mein müss'n amal meine Kinder a Schuhbandl hab'n“ — und da hat sie ja auch nicht so unrecht. Das stößt der Mutter des Annele, der Sonnleitnerin, das Herz ab, sie sinkt auf einen Stuhl, verschränkt die Arme auf den Tisch und beginnt zu schluchzen. Und das wieder schneidet einem anderen tief ins Herz, dem Gebhart Perathoner, denn er kann die Sonnleitnerin nicht weinen sehen. Die Sonnleitnerin ist noch ziemlich jung, so grad 30 Jahre, hat ein, wenn auch etwas verkümmertes, so doch hübsches Gesicht, und der Perathoner wird wohl schon die ganze Zeit sich um ihretwillen gar so in die Arbeit hineingelegt haben. Aber es ist kein unrechtes Wort zwischen ihnen geredet worden, ja, es hat gewiss auch keines einen unrechten Gedanken gegen den armen Friedl gehabt, den sie beide ehrlich in seinem Leid zu trösten suchen. Aber der unscheinbare Zwischenfall mit den „Batschelen“ bringt auf einmal Bewegung in die dumpf dämmernden Gefühle, und Zug um Zug, jeder Zug ein Meisterzug des Dichters, entwickelt sich die kleine Tragödie.

Gebhart bittet den Vater, ihm die zwei Gulden zurückzugeben, damit er die „Batschelen“ kaufen kann. Aber dazu ist der kindische Alte, der ja auch den Wert des Besitzes kennen gelernt hat, nicht zu haben. „Was? I was hergeb'n? Da wird nix draus!“ Und nun bricht es elementar in Gebhart hervor. Mit Gewalt nimmt er dem keifenden und wimmernden Alten das Geld wieder ab, bezahlt die Schusterin und verhilft dem Kind zu seinen Batschelen. „Batschelen“, lacht fröhlich und ahnungslos das kleine Annele, aber mit hämischen, sich steigernden Vorwürfen und jener Uebertreibungen, wie sie alte Leute in ihrer Bitterkeit, dass das Leben für sie zu Ende geht, quälerisch ersinnen, überhäuft und martert der Vater den Sohn — und immer näher, immer näher kommt er dem Punkte, wo dieser am empfindlichsten ist. Gebhart entschuldigt sein Benehmen dem Vater gegenüber damit, dass es einem ja das Herz im Leib umdrehen müsse, „wenn man so ein armes, kleines Hascherl weinen sieht“, aber der Alte lässt nicht locker, er macht scheinbar ganz harmlos die Entdeckung, dass das Annele gar nicht geweint habe, und kommt so zu dem höhnischen Schlusse, der Gebhart müsse „das kleine Hascherl mit dem großen Hascherl verwechselt“ haben, und wie Gebhart den Vater bittet, ihn nicht weiter zu quälen, ihm verspricht, er solle das Geld wieder haben, heut noch, und müsst' er es stehlen oder jemanden umbringen, da spielt der Alte seinen letzten Trumpf aus und ruft es den beiden laut in's Gesicht, was bisher keines sich selber zuzugestehen getraut hat. „Umbringen!“ höhnt der Perathoner. „Wi i sag, ganz rebellisch! Uebrigens, wie sich das schöne Weibsbild so weinend über'n Tisch hing'lehnt hat ... das hat sogar mich a bissl angriffen! Lasst sich denken, wia's da erst dir zumuthe war, armer Kerl!“ Gebhart will dem Alten den Mund verschließen, aber der ist nicht zur Ruhe zu bringen: „Dir muis es ja durch den Leib g'fahren sein wie Messerschnitt ... dir muss es ja 's Herz umdraht hab'n, wie sie hast weinen seh'n ... dein Aug'ntrost ... deine Buhlin!“ Und da Gebhart apathisch die Hände herabsinken lässt, schlägt ihn der Vater mit dem Stocke und ruhig lässt jener es über sich ergehen: „Nur zu! Schlag'n's mi ab! Meinetwegen!“ Aber wie jetzt der alte Perathoner, nachdem er seinem Grolle wegen der zwei Gulden Luft gemacht, sich entfernt, da schlingen sich tröstend und liebend zwei Arme um Gebhart. Mitgefühl, eigener Schmerz, Dankbarkeit — all das lässt Friedls Weib für einen Augenblick sich vergessen. Für einen Augenblick nur; sie umarmt ihn nur das einemal, sie sagt nur ein paar Worte zu ihm: „O du guter Mensch ... du lieber ... du guter!“ Und mit ein paar Worten nur spricht Gebhart es aus, was seine Brust erfüllt: „Soll mi der Vater in'n Grund und Bod'n fluch'n, wenn nur du ... du ... .“ Ein paar Augenblicke, ein paar Worte, aber genug für den Friedl, der sich eben von seinem Schmerzenslager erhebt. Wohl kommt der Arzt, der ihn in das Spital führen will, und dem er schon zugesagt, er wolle sich die Hand abnehmen lassen, um sich und den Seinen sein Leben zu erhalten. Aber der Friedl geht nicht mehr mit, unwirsch streift er immer wieder den Mantel, den der Arzt ihm um die Schultern legt, ab, und da dieser hilfesuchend herumblickt und dann die Sonnleitnerin und Gebhart bemerkt, wie sie dastehen, „finster auf dem Boden starrend, eng aneinandergedrückt, regungslos“, da versteht er den Grund der plötzlichen Weigerung Friedls — und geht allein.

Ich kann mir nicht denken, wie man mit einfacheren Mitteln und schlichter eine ergreifende Tragödie nicht etwa nur skizzieren, sondern völlig durchführen kann. Wunderbar gezeichnet ist die Figur des alten Perathoner, eine Figur, die, wenn dieser Tropus gestattet ist, geradezu darnach schreit, auf die Bühne gebracht zu werden. Mit wenigen Worten nur ist das kleine Annele bedacht, aber jedes Wort, das dieses Kind, lächelnd sich seiner Batschelen freuend und verständnislos in dem Elend, das es schuldlos heraufbeschworen, hin- und herlaufend, spricht, wirkt ergreifend und erschütternd.

Eine Figur ist in dem Stück, die man vielleicht besser missen würde. Das ist Max Koller, ein junger Mediciner, der mit rohen Bemerkungen immer die Stimmung zerreißt. Man wird dem Dichter vielleicht sagen, dieser Max Koller sei das „Literarische“ an seinem Stück. Aber das wirklich Literarische an einem Stück ist immer nur das, was gut ist. Und Max Koller ist vielleicht nicht einmal

gut gezeichnet, gewiss aber nicht gut placiert. Es passt eben nicht jede Figur in jedes Stück hinein, und es ist nur eine irrige Modemeinung, dass es „literarisch" sei, gelegentlich Figuren just dahin zu postieren, wohin sie nicht passen.

Max Burckhard.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Wer hätte nicht schon einmal diesen typischen Wiener Gerichtsfall in der Zeitung gelesen? Ein rauher Bursche aus der Vorstadt wird dem Richter vorgeführt, weil er einem anderen eine tüchtige Ohrfeige versetzt hat. Die Thatsache lässt sich nicht gut bestreiten. Der andere hat sie gespürt, Zeugen haben sie beobachtet, und ein Arzt hat die Spuren durch ein Parere bestätigt. Der angebliche Uebelthäter aber verzagt darum doch nicht. Er nimmt eine übermüthige Miene an, zwinkert dem Richter mit den Augen zu und sagt im gemüthlichsten Ton: „Aber, Herr kaiserlicher Rath, das war ja kein' Ohrfeige, gar ka Spur! Mir is nur die Hand aus'kommen. Reiner Zufall!" Vor Gericht pflegt eine solche Vertheidigung nichts zu nützen. Der Richter glaubt dem Kraftmenschen seine vor Gericht gespielte Harmlosigkeit absolut nicht, verbittet sich ganz energisch derartige Bierscherze vor Gericht und dictiert dem unaufrichtigen Burschen unnachsichtlich seine Strafe auf, dass ihm die Rippen krachen.

•

So geht's bei Gericht zu. Anders natürlich in der Politik. Die Politik kennt bekanntlich andere Sitten, andere Gesetze und einen anderen Causalnexus, als das gewöhnliche Leben. Ein Duckmäuser wäre der Staatsmann, der sich in der Politik streng an die Gebräuche des bürgerlichen Verkehres hielte, und alle großen Staatsmänner haben sich von jeher in ihren politischen Unternehmungen über die Banalität des Alltagsdaseins erhaben gefühlt. Ich war lange in Zweifel, ob unser derzeitiger Ministerpräsident, Herr Dr. v. Koerber, zu dieser höheren Species von Staatsmännern gehöre. Ich war lange in Zweifel, und solange habe ich es auch gar nicht gewagt, diese Frage im Angesichte des Staatsanwaltes zu erörtern. Aber seit der Sanctionierung der Wiener Gemeindewahlreform habe ich diesen Zweifel verloren. Durch Erwägungen der höheren Staatsweisheit hat er sich veranlasst gesehen, mit der Wahlreform der Wiener fortschrittlichen Partei eine Ohrfeige zu applicieren, an die sie, falls sie sie schon überlebt, sicherlich den Rest ihres Lebens zu denken haben wird. Er hat's gethan, aber nachdem er es gethan, hat er sich nicht blöde angestellt. Er hat sich die fortschrittlichen Parteiführer kommen lassen, und als die guten Spießbürger, wie vorauszusehen, ihm vorwarfen, dass er mit der Wahlreform einen „Keulenschlag" gegen sie geführt habe, nahm er die harmloseste aller seiner harmlosen Mienen an und versicherte die Geschlagenen, dass sie sich irren, wenn sie einen Keulenschlag von ihm empfangen zu haben glauben, die Hand sei ihm nur so ganz absichtslos ausgekommen u. s. w. Herr Doctor v. Koerber gebrauchte also vor seinen politischen Anklägern dieselbe Rechtfertigungsformel, die vor Gericht so wirkungslos zu bleiben pflegt. Er thut in der Politik, was im Privatleben nicht zulässig ist. Er hat also den Unterschied zwischen bürgerlicher und politischer Moral trefflich erfasst. Damit hat er den Beweis seiner staatsmännischen Begabung nun endgiltig erbracht. Um Herrn Dr. v. Koerbers weitere Erfolge braucht uns nicht bange zu sein, wofern er nur auf dem nunmehr betretenen Wege aller großen Staatsmänner rüstig vorwärts geht.

•

Auch der große Stilist hat sich bei dieser Gelegenheit wieder so nebenbei in Herrn Dr. v. Koerber gezeigt. Es ist eine alte Phrase, jemandem, dem man nicht thätlich nahetreten will, zu sagen: „Mein Herr, betrachten Sie sich als moralisch geohrfeigt!" Herr Dr. v. Koerber hat zu dieser Phrase eine geistreiche neue Variante erdacht. Nachdem er den Fortschrittlern sehr fühlbar thätlich nahe gekommen ist, sagt er ihnen: „Meine Herren, betrachten Sie sich als moralisch nicht geohrfeigt!"

•

Die Fortschrittler scheinen auf diese staatsmännische Intention des Ministerpräsidenten nicht eingegangen zu sein. Sie sind eben Spießbürger, wie schon oben bemerkt. Aber dafür hat unter einer anderen Kategorie von verehrlichen Staatsbürgern die neue Phrase des Herrn Dr. v. Koerber congeniales Verständnis gefunden. Das sind die sechs Juden, die am Tage der Wahlreform-Sanction taubduckend bei ihm erschienen sind. Die Juden werden bekanntlich nicht nur wie die Fortschrittspartei bei besonderen staatsnothwendigen Gelegenheiten, sondern tagtäglich von rechts und von links moralisch geohrfeigt. Als nun die sechs Juden die neue Phrase des Herrn Dr. v. Koerber lasen, dachten sie sich: „Halt, das ist eine Idee!", giengen unter Führung des berühmten Würstelspenders und Reichsrathsabgeordneten Auspitz zu Herrn Dr. v. Koerber in Audienz und klagten vor ihm über die Leiden der Juden. Und Herr Dr. v. Koerber verstand sie und spendete ihnen den Trost seiner neuen Phrase. Er sagte ihnen einfach: „Betrachten Sie sich als nicht geohrfeigt!" und mit dieser „beruhigenden Versicherung", wie es in der „Neuen Freien Presse" hieß, verließen die Juden das Ministerpalais, von all ihren Schmerzen geheilt.

•

Wie alles in dieser beschränkten Welt, so ist auch das neuartige Verfahren des Herrn Dr. v. Koerber nicht ganz ohne Vorbild. Als in den Siebzigerjahren der Raubmörder Francesconi in Wien zum Galgen geführt wurde, umarmte und küsste ihn der Staatsanwalt Graf Lamezan, der die Todesstrafe gegen ihn durchgesetzt hatte. Die Scene machte tiefen Eindruck in Wien, und eine unklare Erinnerung an diesen merkwürdigen Vorgang mag auch in der Seele des Herrn Dr. v. Koerber aufgestiegen sein, als er die Führer der zu Tode sanctionierten Wiener Fortschrittspartei zu sich lud und seiner Sympathie versicherte.

•

So wie der gewöhnliche Mensch mit Vorliebe Regenschirme und Galoschen vergisst, so vergisst der jeweilige österreichische Ministerpräsident in dem Moment, wo er nach ausgestandenen Aengsten den Reichsrath vertagt, in der Regel an die Quotendeputation. So ist's seinerzeit schon dem Grafen Thun gegangen, der wegen der vergessenen Quotendeputation den Reichsrath gegen seine ursprüngliche Absicht im Herbst 1898 wieder einberufen musste. Und ähnlich hat auch Herr Dr. v. Koerber bei Schließung der letzten Session an die Wahl einer Quotendeputation vergessen. Das war recht fatal. Aber die bewährte Interpretationskunst der Ungarn half ihm über dieses kleine Versehen hinweg. Der ungarische Ministerpräsident Herr v. Széll stellte im ungarischen Reichstag die Theorie auf, dass eine österreichische Quotendeputation nicht neu gewählt zu werden brauche, sondern die alte fortbestehe, weil sie seinerzeit keinen Bericht erstattet hatte. Das war am Donnerstag, 22. März. Genau am Tag nachher, am Freitag, 23. März, wurde ein Mitglied, Herr Nikolaus Dumba, aus der österreichischen Quotendeputation in ein besseres Jenseits abberufen, und damit war die alte Quotendeputation gesprengt und die Interpretationskunst des Herrn v. Széll durch einen stärkeren Dialectiker, den Tod, zu Schanden gemacht. Schon am nächstfolgenden Sonntag tauchte der leidtragende Herr v. Széll in Wien auf, um nun seine Theorie schleunigst zu widerrufen und die Neuwahl der Quotendeputation zu verlangen. Der eine Ministerpräsident vergisst, dass sie eine vergängliche Institution, der andere, dass ihre Mitglieder sterbliche Menschen sind. Es ist doch ein wahres Unglück mit dieser vertrackten Quotendeputation.

•

Die „durchdringende Behandlung" aller Vorlagen, die Herr Dr. v. Koerber dem Herrenhaus nachgerühmt hat, macht Schule. Seit die Opposition ausgetreten ist, werden auch im Wiener Gemeinderath die Geschäfte durch die „Barrièrestöcke" unter sich in durchdringender Behandlung durch einfaches Jasagen erledigt. Wenn das so weiter geht, wird der Wiener Gemeinderath an politischem Ansehen und Popularität bald mit dem Herrenhaus concurrieren können.

•

In den innerpolitischen Leitartikeln der „Neuen Freien Presse" liest man jetzt so selten ein wahres Wort, dass man es besonders notieren muss, wenn es sich in einen solchen hinein verirrt. Der Leitartikel, in dem das Blatt am Dienstag dieser Woche die Sanctionierung der Wiener Wahlreform besprach, enthielt so ein Curiosum von einer Wahrheit. Nicht der ganze Leitartikel — Gott behüte den Herrn Dr. v. Koerber vor einem ganzen „N. Fr. Pr."-Leitartikel von Wahrheiten! — nur der Schlussſatz des Leitartikels enthielt eine Wahrheit, nicht so sehr über Herrn Dr. v. Koerber, als vielmehr über die „N. Fr. Pr." selbst. Er lautete:

„Wieder ist eine gemäßigte Partei geopfert worden, aber in Programmen, Reden und halbamtlichen Blättern wird die Mäßigung immerdar in hohen Ehren bleiben."

Der Beweis für die Wahrheit dieses Schlusssatzes wird durch den ganzen voranstehenden Leitartikel erbracht. Dieser trieft in der That von jener staats- und finanzmännischen Mäßigung, die — wie lautet doch die Selbstcharakteristik der „N. Fr. Pr."? — in „halbamtlichen Blättern" immerdar in hohen Ehren bleibt.

Kr.

## Volkswirtschaftliches.

In der parlamentarischen Kohlenarbeiter-Enquête ist auch der Umstand zur Sprache gelangt, dass das Erträgnis der Kohlenwerke der Buschtiehrader Bahn nicht einmal die fünf Procent Zinsen des Anlagecapitals decken soll. Diese bei einem so großen, capitals- und kohlenreichen Unternehmen, dem alle modernen technischen Einrichtungen zur Verfügung stehen, auffällige Thatsache wurde schon wiederholt in der Oeffentlichkeit und auch an dieser Stelle in Nummer 277 damit zu erklären gesucht, dass die Buschtiehrader Bahn das aus dem eigenen Kohlenwerke übernommene Brennmaterial nicht zum üblichen Verkaufspreise sondern zum Erzeugungspreise beziehe. Das wurde nun vom Generaldirector Scherks auf eine Anfrage des Abgeordneten Dr. Verkauf entschieden bestritten. Er erklärte, dass die Bahn die schlechteste Kohle, den sogenannten „Gries", ankaufe, welcher auch für Private nur einen mäßigen Preis habe, dass die Bahn diesen selben Preis bezahle und dass von einer Protection der Bahn oder einer Irreführung nicht gesprochen werden könne. Es ist für den Fernstehenden natürlich unmöglich, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Erklärungen des Herrn Generaldirectors behaupten oder beweisen zu können. Wir sehen nicht die Kohle, welche aus dem Kohlenwerke zur Bahn wandert, und wissen nicht, ob dies wirklich die schlechteste Kohle ist und ob der Preis dafür angemessen ist oder nicht. Dass eine solche Protection vorkommt, geht aus Aussagen anderer Directoren, die in derselben Enquête gemacht worden sind, hervor. So erklärte zum Beispiel Director Zahlbruckner der Graz-Köflacher Bahn ausdrücklich, dass die Verhältnisse in jenem Revier insofern eigenthümliche seien, als das dortige größte Werk einer Eisenbahngesellschaft (der Graz-Köflacher Bahn) gehört, welche den Verdienst weniger im Kohlenwerksbetriebe, als im Eisenbahnbetriebe sucht, dass die zweitgrößte der Alpinen Montangesellschaft, welche die Hauptmenge der Kohlen an das Eisenwerk abgibt, zu einem Preise, der das Kohlenwerk nichts verdienen lässt und dass bei dem dritten Werk ein ähnliches Verhältnis bestand. Director Martinek des Kladnoer Werkes der Staatseisenbahn-Gesellschaft gab zu demselben Gegenstand die Erklärung ab, dass von seiner Production [illegible] Tonnen nur ein geringer Theil ([illegible] Tonnen) an die Bahn abgegeben und dass nur [illegible] der Preis [illegible] gehandelt werde. „Weit entfernt vom gewöhnlichen Verkaufspreise [illegible] Preis aber nicht." Also doch entfernt. Bedenkt man, dass die Buschtiehrader Bahn ihren ganzen Bedarf circa [illegible] Tonnen [illegible] deckt und angesichts der Verstaatlichungsmöglichkeiten ein [illegible] sehr billigen Kohlenpreis zu zahlen, so wird man [illegible] greiflich finden, dass zu einem Vorgehen, das bei jenen Gesellschaften [illegible] gegebenermaßen vorkommt, bei dieser Bahn eine [illegible] Verlockung vorhanden ist. Dass dieser Verlockung auch wirklich nachgegeben wird, dafür sprechen eine Reihe sonst unerklärlicher Erscheinungen. Da ist [illegible] auffallend geringe Durchschnitts[illegible] [illegible] und der [illegible] seit dem Jahre 1899, [illegible] welche [illegible]

preise enorm gestiegen sind, nur um 2 Kreuzer, nämlich von 32 auf 34 Kreuzer erhöht hat. Sodann der Umstand, dass von allen österreichischen Bahnen die Buschtiehrader Bahn die geringsten Auslagen für Brennmaterial hat. Die Vergleiche der Betriebsausweise der einzelnen Bahnen geben da nur ein allgemeines Bild. Es ist selbstverständlich, dass der Bedarf der Locomotiven an Brennmaterial sehr verschieden ist, je nach den Streckenverhältnissen, den Steigungen, sodann auch nach den von ihnen beförderten Gewichtsmengen, dem Verhältnis zwischen Personen- und Güterverkehr u. a. Auch die Preise der Kohle sind verschieden, je nachdem ob eine Bahn ihre Kohle an Ort und Stelle beziehen kann, oder ob ihre Kohle mit Fracht von entfernteren Orten belastet ist. Trotz all dieser Vorbehalte, welche eine stricte Vergleichung nicht zulassen, ist es doch auffallend, dass von allen österreichischen Bahnen die Buschtiehrader Bahn weitaus am wenigsten an Kohle zur Zugförderung pro Locomotiv-Nutzkilometer ausgibt. Während zum Beispiel die Südbahn, welche zum größten Theile Gebirgsbahn ist, 12 Kreuzer, die Nordbahn 8·46, die böhmische Nordbahn 9·85, die Nordwestbahn 7·71, die Elbethalbahn 6·09, die Aussig—Teplitzer Bahn 7·25 Kreuzer u. s. w. an Zugförderungsbrennmaterial pro Locomotiv-Nutzkilometer ausgibt, beträgt diese Ausgabe bei der Buschtiehrader Bahn nur 4·12, resp. für das Ergänzungsnetz nur 4·04 Kreuzer. Das gilt für die Zugskilometer. Ein ähnliches Resultat ergibt der Vergleich des von den verschiedenen Bahnverwaltungen gemachten Aufwands an Brennmaterial für ihren gesammten Verkehrsdienst, also nicht nur für den Zugsdienst, sondern auch für den Verschiebdienst, für Lehrfahrten u. s. w. Aus den Geschäftsberichten der Bahnen sind diese Ziffern meist nicht ersichtlich. Aber die officielle Statistik des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen, welche die reichsdeutschen, die österreichisch-ungarischen und die belgisch-holländisch-luxemburgischen Bahnen umfasst, weist aus, wie groß der Locomotivfeuerungsverbrauch bei den einzelnen Bahnen überhaupt, wie groß er pro Locomotivkilometer, also inclusive Verschiebdienst &c. ist, und wieviel die Kosten dafür im ganzen und pro Locomotivkilometer betragen. Und wieder unter allen deutschen und österreichischen &c. Hauptbahnen mit Ausnahme der Graz—Köflacher Bahn sind die Auslagen der Buschtiehrader pro Locomotivkilometer weitaus die geringsten. Der Durchschnitt des Kohlenverbrauchs pro Locomotivkilometer sämmtlicher deutscher Bahnen ist 12·4 Pfennige, der der österreichisch-ungarischen 12·07 Pfennige, der der Buschtiehrader Bahn 6·18 Pfennige. Besonders interessant ist der Vergleich mit der Aussig—Teplitzer Bahn, welche gleichfalls ihre Kohle unter sehr günstigen Bedingungen, nämlich von den an der Bahn liegenden Braunkohlenwerken bezieht, welche überdies insofern noch günstigere Verhältnisse als die Buschtiehrader Bahn hat, als ihre Strecken viel weniger Steigungen aufweisen, und welche doch an Kohle um über 50% mehr braucht, als die Buschtiehrader Bahn, nämlich 19·61 Pfennige pro Locomotivkilometer. Würde die Buschtiehrader Bahn denselben Preis für ihre Kohle zahlen müssen, wie die ihr an Billigkeit zunächst stehende Aussig—Teplitzer Bahn, u. zw. selbstverständlich nicht pro Metercentner, denn die Kohlenqualitäten sind sehr verschieden, sondern für ihren Kohlenverbrauch pro Locomotivkilometer, so würde sie um ca. 110.000 fl. mehr an Kohlen ausgeben müssen als jetzt, mit der Passivität ihres Kohlenwerkes wäre es auf einmal vorbei. Dann würde die Bahn ihre Kohle freilich nicht mit circa 21 Kreuzer pro Metercentner beschaffen können, welchen Preis sie nach dem Geschäftsbericht pro 1898 bezahlte. Dieser Preis muss an und für sich ob seiner Niedrigkeit Staunen erregen. Herr Generaldirector *Scherks* erklärt freilich, das sei „Grieskohle", welche auch für das Publicum nur einen niedrigen Preis habe. Nach uns vorliegenden Preistarifen notierte aber Kladnoer Grieskohle ab Werk im Jahre 1898 durchschnittlich 38 fl. pro 100 Metercentner und nicht 21·9 fl. Die auffallend niedrigen Ausgaben, welche die Buschtiehrader Bahn für Kohle aufweist, der billige Kohlenbezugspreis der Bahn und die Passivität des gesellschaftlichen Kohlenwerkes, diese drei Thatsachen scheinen trotz der Verleugnungen des Generaldirectors in einem intimen ursächlichen Zusammenhang zu stehen. Wir gehen jedoch auf Grund der uns gewordenen Informationen über die Preisverhältnisse der Kladnoer Kohle noch weiter. Selbst wenn der Bahn die Kohle zu einem ausnehmend niedrigen Preise geliefert wird, erscheint es doch unbegreiflich, wieso das Werk nur einen Bruttoerlös von 34 kr. pro Metercentner verkaufter Kohle erzielt. Die Preise der Kladnoer Kohle ab Werk waren nämlich 1898 für Staubkohle, von welcher der größte Theil zur Feuerung im eigenen Kohlenwerke verwendet und separat verrechnet wird, 14 fl. pro 100 Metercentner, Grieskohle 38 fl., Nusskohle 53 fl. und dann andere Sorten hinauf bis zu 68 fl. pro 100 Metercentner. Da die Kladnoer Werke ein eigenes gemeinsames Verkaufsbureau haben, demnach nur dessen Regiekosten, nicht aber ein hoher Zwischenhändlergewinn, wie bei anderen Werken die Verkaufspreise belasten, so ist der von der Buschtiehrader bilanzgemäß als Bruttoerlös ausgewiesene Betrag schlechterdings unerklärlich. Wir erwarten, dass die Gesellschaft sich für verpflichtet halten wird, diesen Umstand, der auf versteckte Gewinne schließen lässt, sowie die Widersprüche zwischen den von uns angeführten, den officiellen Berichten entnommenen Thatsachen und den Erklärungen ihres Generaldirectors aufzuklären.

*

Also die *Procentnotierung* wird wieder aufgehoben. Der gegenwärtige Zustand ist auch wirklich nicht haltbar. Procentnotiz und Stückehandel, das geht nicht zusammen. Das haben wir gleich bei Einführung der neuen Notierung geschrieben, und das beginnt allmählich ein jeder an der Börse einzusehen. Zur Procentnotierung auch den Procenthandel einzuführen, will sich die Börsekammer nicht entschließen, weil sie mit dem Börsensteuergesetz in Conflict gerathen würde. Die Regierung würde neue Verordnungen erlassen müssen, und das, fürchtet die Kammer, würde zu einer Erhöhung der Steuer führen. Dass sie das vermeiden will, kann man ihr auch nicht übelnehmen. Doch hätte sie sich das vor Einführung der neuen Usance überlegen sollen. Indes ist es immer noch besser, wenn man eine Dummheit gemacht hat, davon abzugehen, als dabei zu beharren. Und deshalb lässt sich nichts dagegen einwenden, dass die Procentnotierung wieder aufgehoben wird, obwohl die neuerliche Aenderung der Usance neue Verwirrung hervorrufen wird. Nur möge man sich nicht einreden, dass mit der Wiedereinführung der Stücknotiz die heutige Geschäftslosigkeit an der Börse schwinden wird. Die hat tieferliegende Ursachen als die Procentnotiz.

*

Eine unliebsame Nachricht ist jüngst in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die *Postsparcasse* hat sich von der Oesterreichisch-ungarischen Bank *Vorschüsse* auf in ihrem Besitze befindliche Effectenbestände gewähren lassen. Die Sache ist mit dem Staatscassenschwund in Verbindung gebracht worden, scheint aber mit diesem höchstens in mittelbarem Zusammenhang zu stehen. Dass die Staatsverwaltung von ihren Einlagen bei der Postsparcasse in normalen Zeiten einmal einen größeren Betrag erhebt, das darf die Postsparcasse ebensowenig genieren, als wenn irgend ein oder mehrere andere große Einleger ihr Guthaben zurückziehen. Dafür müssen immer genügend Barvorräthe vorhanden sein. Das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, weil die Postsparcasseverwaltung mehr Staatspapiere aufgekauft hat, als eine solide Cassengebarung zugelassen hätte. Die Postsparcasse hat es im vergangenen Jahre als ihre Aufgabe erachtet, die Rentencurse zu stützen. Das ist aber nicht ihre Aufgabe, sondern sie hat nur insoweit Anlagekäufe vorzunehmen, als es die Einlagen bei rigoroser Bedachtnahme auf ihre Mobilität erlauben. Nach bald zwanzigjähriger Erfahrung hätte in dieser Beziehung kein Lapsus mehr unterlaufen dürfen. Was nun das Vorschussgeschäft mit der Bank selbst anbelangt, so scheint die Bank nach dem Wortlaut ihrer Statuten dazu berechtigt. Die Statuten verbieten ihr nur Creditgeschäfte mit der Finanzverwaltung. Die Postsparcasse ist ein selbstständiges Institut, welches dem Handelsministerium untersteht. Aber trotzdem hätte das Vorschussgeschäft nicht gemacht werden sollen. Principiis obsta! Die Finanzverwaltung hat es sonst viel zu leicht in der Hand, mit Umgehung des Bankstatuts Credite bei der Postsparcasse aufzunehmen, welche sich ihrerseits die erforderlichen Mittel bei der Bank verschaffen würde. Wenn die Postsparcasse in Zeiten einer Krisis, eines Runs Gelder bei der Bank aufnehmen wird, wird niemand etwas dagegen einwenden können. Wenn aber in normalen Zeiten solche äußerste Hilfsmittel in Anspruch genommen werden, dann gewöhnt man sich an diese, man missbraucht sie und sie versagen in der Zeit wirklicher Noth. Deshalb muss gegen solches Vorgehen gleich das erstemal energisch Stellung genommen werden.

Kunst und Leben.

Herr Bonn zeigte als *Franz Moor* wiederum etwas von seinen großen dynamischen Wirkungen. Er kann Zorn brüllen, er kann Verschlagenheit wispeln, er kann Fieberangst ächzen. Er kann diese Töne auch auf das künstlichste zusammenklingen lassen: zum Beispiel wenn Franz nach dem gescheiterten Angriffsversuch gegen Karl in Angst und in Verschlagenheit seinen Kleinmuth als Tugend deuten möchte. Derartige Charakteristiken, die in Worten und der Declamation sich erschöpfen, sind die Stärke des Herrn Bonn. Die arbeitet er als ein wahres Kunststück der Geschicklichkeit heraus. Aber Franz Moor mit noch so schönen Kunststücken zu agieren ist heute keine — Kunst mehr. Man müsste ihn auch *spielen*. Die nervöse Grundlage dieser Figur festhalten: die Spannungsstärke eines Organismus, der Gedanken und Worte jeder Situation auf der äußersten Sphäre der Gehirnrinde und der vordersten Zungenspitze zum Sprunge bereithält. Man müsste die Schiller'sche Suada vermenschlichen, ohne sie um das Geringste zu dämpfen. Gerade das thut Herr Bonn nicht. Er lässt ganze Scenen fallen und steigert die anderen zu Wirkungen, die bloß dynamisch, also äußerlich sind. — In der Darstellung des *Raimund-Theaters*, dem Haus des Possenrepertoires, stand er freilich obenan. Nur Herr *Pollandt* als Vater hielt ihm Stich; die Herren *Popp* und *Jensen*, Spiegelberg und Hermann, standen immerhin in zweiter Linie.

*

Die Herren *Hafner* und *Weilhart*, Schriftsteller in Salzburg, haben mehrere dramatische Bücher erscheinen lassen. Im Rahmen dessen, was in unseren Blättern „Provinzliteratur" genannt wurde, haben sie damit einen Platz gewonnen, der schon anerkannt worden ist. Nun traten sie gestern mit zweien ihrer Werke in die Oeffentlichkeit der Residenz, wenn auch vorläufig in den provinziellsten Ausschnitt derselben: in das Vereinstheater „*Freie Bühne*". Man gab „Das Märchen vom zweiten Leben" und „Die brotlose Kunst". Ein literarisches Ereignis wurde es nicht. Das „Freie Bühnen"hafte kam schon äußerlich nicht zu Ehren. Wohlwollend oder gleichgiltig war eine kleine Gesellschaft zusammengekommen, um bei den Darbietungen einer Theaterschule — echt wienerisch! — ein bisschen hinter die Coulissen der Schauspielerei zu gucken. War gekommen, nicht um neue Dichter zu verkünden oder zu verlachen, sondern höchstens um zu lächeln. Nun, die Theaterschule, mit Fräulein *Wreden* a. G., hielt sich in Wirklichkeit recht gut, die Inscenierung überraschte geradezu, und die Stücke — die Stücke verdarben die Gemüthlichkeit nicht. Das war alles.

A. G.

*

An der Alma mater herrscht jetzt ein heftiger Kampf um *Klimts Philosophie*. Und langsam hören wir, auch nur, um was es sich den Gegnern nicht handelt, nämlich nicht um eine Befehdung des Nackten und nicht um eine Befehdung der Modernen, sondern auch, *was* der eigentliche *Grund* der Gegnerschaft ist. Zunächst scheint eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der gestellten Aufgabe zu bestehen. Philosophie bezeichnet eine Disciplin und Philosophie bezeichnet eine ganze Facultät. Und da fragen sich nun die Zoologen, Physiker, Geographen, Orientalisten &c., wo sie und ihre Disciplinen auf dem Klimt'schen Bild sind? Früher

hälte man da eine Anzahl Herren und Damen hingemalt, und eines davon schaut durch einen Tubus und das wäre die Astronomie, und ein anderes misst mit einem Cirkel auf einem Globus, wie weit Australien von Grönland entfernt ist, und das wäre die Geographie, und wenn der Mann mit dem Fernrohr dem Mathematiker ähnlich sieht und der Mann mit dem Globus dem Geographen, so wäre dann die Sache besonders einleuchtend. Von all' dem findet sich aber gar nichts bei Klimt; er hat nicht die Philosophie als Göttin der philosophischen Facultät, sondern die Philosophie als Disciplin gemalt. Da sollte man nun glauben, es müssten hiemit wenigstens die Philosophen einverstanden sein. Aber gerade die scheinen dem Fass den Boden auszuschlagen. Es ist fast, wie wenn eine Familie das Bild einer alten Erbtante bestellt, und nun sagt die Tante, das Bild sei ihr gar nicht ähnlich: da fällt dann die ganze Familie über den Maler her, denn die Tante muss es doch wissen. Die Philosophen als sichtbare Repräsentanten der unsichtbaren Tante Philosophie finden, das Klimt'sche Bild schaue der Tante nicht ähnlich, der Maler habe die Tante nicht gut getroffen. Die Sache ist aber ganz einfach: die Tante hat sich nämlich vor einiger Zeit ein neues falsches Gebiss und eine neue falsche Perrücke machen lassen — und Klimt hat sie noch mit den alten falschen Zähnen und mit den alten falschen Haaren abporträtiert. Die Tante — meinen die Philosophen — habe jetzt so etwas Exactes, Naturwissenschaftliches in ihrer ganzen Art, und Klimt habe sie noch mit dem metaphysisch-speculativen Gesicht gemalt, das sie früher immer machte. Und das jetzige Gesicht der Tante sei das richtige und nicht ihr früheres. Und das — meinen die Philosophen — müssen doch sie am besten wissen, wie die Philosophie eigentlich ausschaue. Es gibt aber auch Leute, die da meinen, die alte Tante sei darum, weil es sich um ihr Bild handelt, noch nicht die berufenste Beurtheilerin, ob das Bild gut getroffen sei oder nicht, und trotz der neuen falschen Zähne und der neuen falschen Haare schaue die Philosophie manchmal noch immer recht metaphysisch darein.

M. B.

•

Man schreibt uns aus Italien: Von Gabriele d'Annunzio, dessen neuer Roman „Il fuoco" dieser Tage ausgegeben wird, brachte die „Nuova Antologia" einiges aus „Lobliedern des Himmels, der Erde, des Meeres und der Helden" (Laudi del cielo, della terra, del mare e degli eroi), an welchen der Dichter seit langer Zeit in seiner Villa zu Settignano arbeitet. Die „Loblieder" werden aus mehreren Büchern bestehen und bezwecken das Lob und die Verherrlichung des Menschen und der Natur in allen ihren Darbietungen von Kraft, Schönheit und Anmuth. Die neue Dichtungsart, welche d'Annunzio damit in Italien einbürgern will, stammt der äußeren Form nach, das heißt in der Bauart ihrer Strophen und Reime und gewissen lyrischen Anklängen, von den bekannten Gesängen Walt Whitmans ab. D'Annunzio läßt die Regelmäßigkeit der Construction der classischen Muster und aller modernen Sprachen beiseite und folgt dem amerikanischen Poeten in der freien und anscheinend launenhaften Anordnung der Strophen und hauptsächlich der Außerachtlassung des Verssilbenmaßes. Der Reim behält noch stellenweise eine gewisse Regelmäßigkeit, aber oft ersetzt ihn die Assonanz. Ich brauche den Lesern die Eigenheiten des amerikanischen Vorbildes nicht auseinanderzusetzen, denn jeder weiß zumindest, welche Größe des Gesichtskreises Whitman zu Gebote steht, und wie sehr sein lyrischer Schwung an den Griechen Pindar erinnert. D'Annunzio, ihm folgend, erhebt sich wie auf den Flügeln des Windes und malt in großen und lebhaften Zügen den künftigen Ruhm des neuen Italien, seine Macht zur See und zu Lande, den Ruhm des Pfluges und des Schiffes:

> So siehst du eines Tages das lateinische Meer sich bedecken
> mit deinen Schiffen
> und zu deiner Krönung sich die Lorbeeren und Myrthen neigen,
> o Ewigjunge, o Blume edelsten Geschlechtes,
> Wohlgeruch der ganzen Erde,
> Italien, Italien,
> von neuem genesen
> durch Pflug und Schiff!

Aber er singt nicht allein Strophen dieser pindarischen Art, und er thut gut daran. Denn so sehr auch die Seele des Dichters ein Hauch patriotischer Begeisterung in diesen Tagen der Kleinlichkeit und des Elends berührt haben mag, muss doch hervorgehoben werden, dass seine eigentliche Größe auf anderem Gebiet liegt, als in diesen Oden. Man darf nicht vergessen: diese Whitman'sche Versform — an die uns übrigens auch schon d'Annunzios „Odi navali" erinnert hatten — mag für ein überschäumend junges und in gewissen Aeußerungen der Gefühle selbst wildes Volk geeignet sein, muss aber, in unsere europäische und nun gar italienische Literatur übertragen, eher den Eindruck der Decadence hervorrufen. Decadente Poesie — dafür sind die neuen d'Annunzio'schen Gedichte in der That ein Beispiel. Mit diesen Worten will ich selbstverständlich nichts von Verachtung ausdrücken. Die Decadence ist eine Kunstform wie eine andere, der Beachtung und des Studiums wert. Aber gerade weil d'Annunzio ein so großartiger Vertreter der Decadence ist, wurde die von ihm in einem weiteren und freieren Rhythmus gesuchte „Wiedergeburt" das klarste Argument für mein zweiflerisches Urtheil ... Italien braucht regelmäßige und bestimmte rhythmische Formen, welche eine Vorstellung der gleichmäßigen und regelmäßigen Linien eines hellenischen Tempels geben. Alle Bestrebungen, die lateinischen Formen mit Abschaffung des Reimes wieder einzuführen, sind am Mangel des bestimmten Rhythmus gescheitert. Wer schreibt heute Oden nach dem Muster des großen Giosuè Carducci? Terzinen und Sonette aber schreiben wir seit sechshundert Jahren, und niemand scheint davon gelangweilt. Jeder Versuch einer „freien" Poesie führt in Italien, dem Land der Melodie, zur Decadence. Wenn die „Laudi" Nachahmer finden sollten, die ja nicht immer so gehaltvoll sein werden wie der Dichter selbst, wird dies völlig klar zutage treten.

Giuseppe Lipparini.

•

Zwischen Nachfasching und Frühling schwankt die Mode, sich mit den beaux restes des vorigen Herbstes und Winters noch begnügend und hungerig langend nach den Brosamen, die von dem zu üppiger Mahlzeit vorbereiteten Tische der Pariser Weltausstellung vorzeitig herabfallen. Ist die große Toilettenzeit, der wir in diesem Ausstellungssommer entgegengehen, von den Wissenden auch schon reichlich vorgeahnt, so haben sich diese doch gehütet, ihre neuesten Schätze vorzeitig einem Massenpublicum preiszugeben, das sie sofort entwerten würde, ohne sie recht zu verstehen. Und so haben denn die „Großen" auf der Wiener Modeausstellung das nicht allzu schwerwiegende Opfer gebracht, alte Modelle, die wir in diesem Winter tausendmal abgedroschen sahen, in neuem Material auszuführen; mit Recht erhoffen sie, dass ein gewisser Theil der wohlhabenden Frauen des Mittelstandes stolz darauf ist, Expositionsroben zu erwerben; das Zettelchen mit ihren Namen daran wochenlang prangen zu sehen, und das berühmt gewordene Kleid sammt Abglanz auf ihrer Persönlichkeit jahrelang zu tragen. Die wahre Modedame, die Kennerin, weiß dagegen recht gut, dass sie als zahlungsfähige Kundschaft bei einem einzigen Besuche ihres Lieferanten von der Mode mehr zu sehen bekommt, als die ganze Modeausstellung zeigt. Denn was finden wir hier? Ein paar glattsitzende, famos gemachte Sportkleider, einige „secessionistische" Applicationssteppereien und Vorfrühlingsphantasien, denen man so recht das Bestreben der kleineren Ateliers ansieht, Unerhörtes zu schaffen, an dem dann monatelang herumgebosselt wird, ein paar anspruchslos frische Backfischkleidchen und sonst die seit drei Jahren bis zur Verzweiflung wiederholte Idee, aus theuerem Stoff die unmotiviertesten, abenteuerlich geformten Löcher herauszuschneiden und mit ausgeschnittenen Stückchen Spitze zu überstopfen. Dieses heißt „Incrustation" und ist ebenso kostspielig als unverwertbar, auch braucht das fiebartige Oberkleid eine theuere, seidene Untertoilette. Und ferner: Spitzenkleider und Flitterstickerei, jede handbreit Stoff mit tausend Dummheiten überstochen und benäht, in unwandelbarer Futteralform. Vorsichtig taucht hier ein Halbärmel, dort eine Fichugarnitur oder der modern festgesteppte weite Faltenrock einer Brautrobe auf; im ganzen vieux jeu, nicht eine Ausstellung neuer Wiener, sondern abgethanen Pariser Moden, für die wir von den Wissenden gründlich ausgelacht zu werden verdienten. Staunend stehen die Leute vor den Hüten: die sind einfach herrlich. Die Modistinnen haben eben nicht das brotneidige Princip der Schneider, sondern sie zeigen stets ihre Modelle! Da sehen wir schon die sommerliche Ausstellungsmode in ihrem zu gewärtigenden Glanze, das neue Princip der „Souplesse", des Hellen, Wolkigen, Weichen, das sich auch in den pompösen im Mittelsaal befindlichen Modellen eines Hauses reizend bekundet, das gewohnt ist, seine Neuheiten sofort an den Bühnenkünstlerinnen zur Schau zu stellen. Einen Schleppenmantel mit solcher blaurosiger Wölkchenhimmelwirkung wie hier herzustellen ist entschieden neu. Außer dieser fast einzigen Vertretung des kommenden Genres ist von einschneidender Bedeutung ein ziemlich anspruchslos sich gebendes Kleid, aber es ist eine That: ein Wiener Künstler, Gurschner, hat es nicht verschmäht, seiner Patronesse-Gemalin zu Liebe die „angewandte Kunst" auf eine Damentoilette zu erstrecken. Der erste Fall — vivat sequens! Das in zwei Farben pastellgrün gehaltene, mit herrlicher schlanken Ornamenten in überaus maßvoller Weise übersteppte Kleidchen ist reizend. Hoffen wir, dass von nun ab jede wahrhaft große Modedame stolz darauf bestehen wird, dass irgend ein großer Name das Stickereidessin ihrer Robe ebenso gut signieren muss, wie ihren Schmuck und den Aufbau ihrer Fauteuils. Wie nothwendig ein solches berufenes Eingreifen ist, das beweisen verschiedene Schrecklichkeiten in der Ausstellung, die sich als schneiderische Secession geben wollen .... Von der wirklichen Mode ist aber nach alledem noch nicht viel zu erfahren. Erst bei den Frühjahrsrennen werden wir es wissen. Vorher nur das Eine: die Mode greift um ein Jahrhundert noch rückwärts und verbindet mit der legeren Tracht der altfranzösischen Republikanerinnen das unerhörte Raffinement der Letztzeit, den Gipfelpunkt aller Schneiderkunst, nämlich das Prinzesskleid. Unter dem kurztailligen naiven Directoirekleidchen schimmert der gleißend schmiegsame Schlangenleib der modernen Weltdame hindurch; dazu feiert das kurze, kürzere und allerkürzeste Jäckchen Triumphe einer fast unbedingten Alleinherrschaft — nur die Blouse lässt sich nicht ganz vom Platze drängen und repräsentiert noch wie vor die gesunde Vernunft in der Kleidermode.

Natalie Bruck-Auffenberg.

---

# Bücher.

Dr. Emil Kraepelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg: Die psychiatrischen Aufgaben des Staates. Jena, Gustav Fischer, 1900.

Ein sehr nützliches Schriftchen, dem wir weite Verbreitung wünschen. Die erste Pflicht des Staates dem Uebel der Geisteskrankheiten gegenüber besteht nach dem Verfasser darin, dass er durch Verhinderung des Alkohol-, Cocain- und Morphium-Missbrauches und durch Schutz vor der Syphilis der Entstehung der Geisteskrankheiten vorbeugt. (Zwei andere Hauptquellen dieser Krankheiten, den wüthenden Concurrenzkampf und die Ueberanstrengung, sorge, erwähnt Kraepelin nicht; wahrscheinlich meint er, der Staat könne dagegen nichts thun.) Die Vorbeugung ist um so nothwendiger, da die Zahl der Geisteskranken weit stärker wächst als die der Bevölkerung. Sodann fordert er die Verstaatlichung aller Irrenanstalten sowie aller Anstalten für Idioten und Epileptische, weil nur in Staatsanstalten der Geist gewahrt werden könne, der allein die richtige Behandlung verbürgt, und weil die Privatanstalten für die Förderung der psychiatrischen Wissenschaft nichts leisteten; der Staat dürfe keine solche Anstalt in den Händen von Privatunternehmern lassen, gleichviel ob sie geistliches oder weltliches Gewand tragen. Nur für Reiche dürfen Privatanstalten geduldet werden, weil die Befriedigung der Ansprüche solcher Kunden für die Staatsanstalten eine Last sein würde. Es ist ferner nothwendig, dass möglichst alle Irren in den Anstalten untergebracht werden, was freilich ihre bedeutende Vermehrung und Erweiterung erfordert. Die Familienpflege ist unstatthaft, weniger der Gefahren wegen, mit denen die Irren ihre Mitmenschen bedrohen, denn diese sind nicht so bedeutend, wie man sich gewöhnlich vorstellt, als weil der Aufenthalt eines Irren in der Familie oft wirtschaftliche und moralische Zerrüttung zur Folge hat, und weil ihm da nicht selten Gelegenheit geboten wird, seine Krankheit zu vererben. Jede größere Stadt müsse Asyle haben zur vorläufigen Unter-

bringung und Beobachtung plötzlich Erkrankter. Sodann sei eine Irrengesetzgebung dringendes Bedürfnis; das neue bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches trage den Forderungen der Psychiatrie in einigen Stücken aber bei weitem nicht ausreichend Rechnung. Einen absoluten Schutz gegen widerrechtliche Freiheitsberaubung gebe es in diesem Gebiete so wenig wie gegen die Verhaftung Unschuldiger, und da oft Gefahr im Verzuge sei, so dürfe die Aufnahme in eine Anstalt nicht durch die Häufung der Formalitäten erschwert werden. Der Hauptfehler des gegenwärtigen gesetzlichen Zustandes sei, dass nicht unterschieden werde zwischen Aufnahme und Festhaltung. Nur die zweite müsse zum Schutze der Pfleglinge mit allen möglichen Cautelen umgeben werden. Die hauptsächlichste dieser Cautelen habe darin zu bestehen, dass der Anstaltsarzt strafgesetzlich verantwortlich gemacht werde, und dass er sich im Falle ungerechtfertigten Zurückhaltens nicht mit den bei der Aufnahme vorgelegten Zeugnissen von Behörden und Aerzten entschuldigen dürfe. Zum Schlusse setzt Kraepelin auseinander, was zur besseren Ausbildung der Irrenärzte zu geschehen habe. —t—

Rudolf Kassner: Die Mystik, die Künstler und das Leben. (Ueber englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Accorde.) Mit Vignetten von Müller-Schönefeld. Verlegt bei Eug. Diederichs. Leipzig. 1900.

Das Buch enthält zehn Essays: Der Dichter und der Platoniker, William Blake, Percy Bysshe Shelley, John Keats, der Traum vom Mittelalter, Dante Gabriel Rossetti, Swinburne, W. Morris und E. Burne-Jones, Browning und Stil, eine Dialogzugabe. Es ist ein geistvolles Buch, voll tiefer und interessanter Gedanken. Durchaus diese intuitive, sensitiv-hellseherische Kritik, wie sie seit etwa einem Jahrzehnt mit der Reaction gegen den materialistischen Naturalismus aufgekommen ist. Friedrich Nietzsche hat Pathe gestanden: leider aber auch zu einem nicht unbeträchtlichen Theile der Rembrandt-Deutsche. Nietzsche scheint zwar oft dunkel, stets aber ist er feiner, nur außerordentlich differenzierter Logiker, im Grunde hellenisch klar: der Rembrandt-Deutsche dagegen war, wie uns noch erinnerlich, meist ein rechter Confusionarius. Von dieser Eigenschaft hat das sonst so interessante Buch manches. Es ist zuweilen nebulos und verschwommen. Das bleibt zu bedauern. Prächtig indessen sind Bemerkungen wie die folgende, die ich auf Seite 18 finde: „Wie von etwas ganz Alltäglichem, Begegnungen auf der Straße, spricht Blake von seinen Visionen. Sie regen ihn nicht auf, er hat für sie nichts eingesetzt. Sie kommen ungerufen und wenn man an die katholischen Visionäre des Mittelalters denkt, möchte man sagen: sie kommen unverdient. Sie sind seine Heiterkeit.“ Namentlich die letzten Worte bezeichnen so schlicht wie schlagend eine feine und tiefe psychologische Wahrheit. An derartigen Feinheiten aber ist das Buch reich und verdient um ihretwillen, wie um der feinspürigen Art, mit der sein Verfasser in diese bestimmte, seinem Naturell gemäße Richtung englischer Poesie und bildender Kunst eindringt, volle Beachtung. Im übrigen steht indessen wohl zu bezweifeln, ob diese Art intuitiver Kritik der Entwickelung unserer Kunst und Literatur besonders vortheilhaft ist. Leider ist sie mehr geistreich als fruchtbar. Sie geht zu leicht ins Verworrene und Uebertrieben Subjective, ins Romantisch-Unbestimmte; zudem hat sie soviele Merkmale von Decadenz und zeigt viel zu viel schöngeistigen Archaismus. Das gibt ihr etwas von feinsinnigem Dilettantismus. Ein moderner Lessing wäre nöthig, der ihr Rückgrat gäbe. Johannes Schlaf.

Albert v. Keller: Zwanzig Photogravuren. München, Bruckmann.

Albert v. Keller hat in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts seinen festen Platz. Er gehörte schon in den Siebzigerjahren zu den wenigen, die weder die Historien-, noch die Genremalerei, sondern die Malerei um der Malerei willen betrieben. Das Verschiedenste schuf er, schnürte in kein Parteiprogramm sich ein, nur eines wurde er nie — trivial. Zur selben Zeit, als Fritz August Kaulbachs „Damen in altdeutscher Tracht“ bewundert wurden, malte Keller Damenbildnisse von ultramodernem Chic. In Bildern wie dem „Baltimorer“ gab er Scenen aus dem High life von raffiniertem Geschmack. Themen wie die „Auferweckung“ und der „Hexenschlaf“ gaben Gelegenheit, bunte Costume und den feinen Perlmuttertton nackter Weibeskörper zu vornehmen Farbenbouquets zu ordnen. Whistlers Wort, das Gegentheil von Kunst sei jede Art Malerei, die sich durch stofflichen Inhalt in den Dienst des Philisteriums stelle, und „Maler“ nur derjenige, der aus dem Zusammenhang farbiger Massen die Anregung coloristischer Harmonien schöpfe — wenn auf irgend einen, passt es auf Keller. Die Sehnsucht, die ihn immer zu neuen Experimenten, zu neuen Farbencombinationen treibt, ist das Anziehende, Moderne an ihm — selbst an manchen Werken seiner letzten Zeit, die verfehlt scheinen. — Das Bruckmann'sche Keller-Album gibt von diesem Künstlerschaffen ein nahezu vollständiges Bild. Gründe technischer Art mögen die Wiedergabe einiger Hauptwerke verhindert haben, und mit Absicht wurde wohl auch die chronologische Reihenfolge vermieden. M.

Adolf Flachs: Dragan Bratow. Roman aus Bulgarien. Berlin, Johann Sade.

In der Hochflut der literarischen Production finden sich immer zahlreiche Werke, bei welchen man sich fragt, warum sie eigentlich geschrieben worden sind: „Dragan Bratow“ macht den Eindruck, dass es in diese Kategorie gehört. Denn man fragt sich vergeblich, was Adolf Flachs anderes damit bezweckt haben kann, als seine allerdings vielseitige Begabung zur Schau zu stellen, die sich in der gewählten und fließenden Sprache, in der Fülle geistreicher Bemerkungen über Menschen und Dinge verräth, aus der auch seine Menschenkenntnis und Welterfahrung spricht. Doch eben an diesem Zuviel von Geist und Lebensphilosophie krankt das Werk; die darin auftretenden Personen denken und sprechen und benehmen sich wie ... Menschen und sind dabei Bulgaren, manche davon mit Porträttreue gezeichnete bekannte Persönlichkeiten. Der zweiundzwanzigjährige Held des Romanes allerdings, der seine Laufbahn eines Retters des Staates als bei der Matura in Wien durchgefallener Gymnasiast beginnt, der ein Zwitter von Kraftmensch und Halbnatur sein soll, sein Gedanken- und Innenleben in drei Fächer theilt, aus denen er nach Bedarf schöpft, der nach neunmonatlichem Schwanken zwischen „hohen Zielen“ und einer Doppelleidenschaft verrückt wird, ist ein Geschöpf der erfindungsreichen Phantasie des Verfassers. Dabei ist die Handlung ein arger Anachronismus. Sie spielt offenkundig in dem letzten Jahre des Stambulow'schen Regimes und endet mit dem Ausmarsch des bulgarischen Heeres aus Anlass des Krieges mit Serbien! Das Beste an dem Buche ist die Schilderung des Milieu, des Gasthaus- und Nachtlebens in Sofia, und einzelne Charakteristiken. J. Bun.

## Revue der Revuen.

„Die Gegenwart“ bringt in Nr. 9 einen Aufsatz von Fr. Guntram-Schultheiß: „Bosnien unter österreichischer Verwaltung, nach eigenen Eindrücken“. In Bosnien könne man gewissermaßen von einer Militärcolonisation im altrömischen Sinne sprechen, und so verbreitet sich von selbst die deutsche Armeesprache als höhere Cultursprache. Freilich sei der Widerstand gegen die deutsche Sprache überall zu spüren und von slavischen Parteigängern wird der Regierung oft genug die gewaltsame „Germanisation“ Bosniens vorgeworfen, ein Vorwurf, den der dafür verantwortliche Finanzminister Benjamin v. Kallay, ein Verwaltungstalent, wie es die österreichisch-ungarische Monarchie noch kaum besessen habe, leicht zurückweisen könne. Freilich, die Zukunft Bosniens liegt im Dunkeln. Wird Bosnien gemeinsames österreichisch-ungarisches Reichsland bleiben? Oder soll die thatsächlich österreichische Verwaltung von Wien aus nach dem Spruch gearbeitet haben: sic vos non vobis — so dass Bosnien zu Ungarn geschlagen würde? Oder .... hatten die ganz Klugen recht, die wissen wollen, dass man in Wien Bosnien für die Stärkung des Kroatenthums vorbehalten habe? Wer vermag die jeweils letzten Gedanken österreichischer Ministerien zu durchschauen? Der Deutsche, der in Bosnien reist, wird überrascht sein von der Beobachtung, wie hier das alte Oesterreich auf jungfräulichem Colonialboden unbewusst und unwillkürlich als deutsche Macht wirken muss, um Fortschritt zu bringen. Ist es Nachglanz besserer Tage oder mehr?

Das bereits eingelaufene Aprilheft des „Heimgarten“ gibt seinem Herausgeber Peter Rosegger an zwei Stellen Gelegenheit, für eine freie, anticlericale Auffassung der christlichen Religion einzutreten. Er schreibt „über das Bibellesen“. Erst vor drei Jahren ist ein kirchliches Büchergesetz erlassen worden, welches daran erinnert, dass die Bibel für das Volk auf dem Index steht; es ist noch immer verboten, sie in anderer als lateinischer Sprache zu lesen. Denn aus dieser Lectüre — so begründet das wenig bekannt gewordene neue Gesetz — entstehe „wegen Vermessenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen“. Rosegger kritisiert diese Maßregel. In einem zweiten Aufsatz spricht er davon, dass die Ehelosigkeit der Priester in der authentischen christlichen Ueberlieferung nicht begründet sei. Selbst Paulus schreibt an seinen Jünger: „Ein Bischof, sowie ein Diacon muss unbescholten sein, eines Weibes Mann u. s. w.“ Rosegger macht dazu die dentsame Anmerkung: Vielleicht eines Weibes Mann?

**„Revues des Revues.“** Märzheft. Welche Rolle der Schriftsteller im modernen französischen Roman spielt, stellt ein Essay von Georges Pelissier dar. Unter allen Künstlern sei der Künstler der Feder als Romanfigur der beliebteste. Viel leichter als andern könne ihm der Dichter Witz und Esprit in den Mund legen, und er könne des Dichters Ansicht besser vortragen und vertheidigen als jeder andere. Darum trete er dort, wo er nicht Hauptfigur ist, es wenigstens als Nebenperson auf, gewissermaßen als Sprachrohr des Autors. Solche Schriftsteller hat Bourget in Mensonges, Un Saint, Cosmopolis, la Duchesse bleue, Daudet in L'Immortel, Anatole France in Le Lys rouge, Paul Hervieu in l'Armature, Guy de Maupassant in Notre coeur, Paul Margueritte in Tous quatre und Emil Zola in l'Oeuvre gezeichnet. — J. Bainville gab im früheren Heft eine Uebersicht der hervoragenden Franzosen-Stämmlinge, die gegenwärtig in Deutschland leben. Ereignisse, wie die religiösen Verfolgungen des 17. und 18. Jahrhunderts und die Revolution zu Ende desselben haben bekanntlich viele Familien aus Frankreich vertrieben. Die franzosenfreundliche Richtung am Hofe Friedrichs des Großen lockte viele nach Berlin, wo noch heute eine Colonie von etwa 6000 Mitgliedern lebt. Von entscheidendem Einfluss auf deutsche Cultur im 18. Jahrhundert, weisen sie heute zwar keinen stark ausgeprägten gemeinsamen Nationalcharakter mehr auf, haben jedoch viele hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht. Der Verfasser nennt von gegenwärtig thätigen Staatsmännern Herrn von Miquel und den Grafen Ballestrem; von Gelehrten Savigny und Dubois Reymond, Carriere und Duboc. Sehr zahlreich sind die Literaten: an Chamisso und de la Motte Fouqué schließt sich Theodor Fontane und in gebührender Entfernung auch Otto Roquette. Auch Carl du Prel wird reclamiert. Ebenso seien die Verleger Ph. Reclam und E. Pierson französischer Abkunft und auch die du Monts, die Herausgeber der „Kölnischen“, und Costenoble, der Chefredacteur der „Norddeutschen Allg. Ztg.“. In Oesterreich werden die Maler Darnaut und L'Allemand und der Dichter Hermann Rollet genannt.

**„La Revue Bleue“** (Nr. 8). L. Patry erwägt die Frage, in welcher Weise sich im Heeresbudget Ersparnisse erzielen lassen, ohne die Schlagfertigkeit der Armee im geringsten zu beeinträchtigen. Einiges passt auch für die Armeen anderer Länder, so z. B. die Frage, wozu ein Oberstlieutenant da sei. Jeder wird ohne Bedenken antworten: zu nichts, er selbst wohl auch, nur der Oberst nicht, dessen Prestige erhöht wird, wenn zwischen ihm und dem Major noch eine Stufe sich befindet. Seine Beschäftigung ist, überall dabei zu sein, auf alles ja zu sagen, während des Exercierens sein Pferd zu tummeln, den Expectorationen des Herrn Oberst gleichmüthig zuzuhören. Bei Manövern darf er sich nicht einmischen, er ist nur ein Schatten des Obersten. Welches Ersparnis, wenn man diese Charge abschafft!

# Unmilitärisch.

Ein Bild aus dem deutschen Officiersleben.

Von Freiherrn v. Schlicht.

Der Herr Leutnant steht auf dem Kasernenhof und exerciert Recruten, er thut's der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — ach nein, ganz gewiss nicht freiwillig. Gienge es nach seinem eigenen Willen, so säße er mit einem bis zum Bersten vollen Portefeuille im Orient-Expresszuge und führe für die ganze Dauer seines militärischen Lebens auf Urlaub — irgend wohin, nach Moskau, Warschau, Constantinopel, ihm sollte alles recht sein, er würde sogar nicht schelten, wenn der Zug ihn nach Paris brächte.

Er schließt die Augen — er sieht die Pariser Boulevards vor sich mit ihrem Leben und Treiben. Elegante, schlanke Pariserinnen gehen an ihm vorüber und lächeln ihn freundlich an — er folgt ihnen, selbst in Gedanken nicht nur mit den Augen, sie lächeln und lächeln — aber als er jetzt die Augen aufschlägt, staunen ihn stumpfsinnige Recrutengesichter an.

Schaudernd wendet er sich ab.

Er hat sich das Leutnantsein ganz, ganz anders gedacht. Er glaubte, es gäbe mehr freie Zeit, weniger Vorgesetzte, weniger und vor allen Dingen abwechselnderen Dienst. Das ewige Einerlei tödtet ihn, macht ihn sad und blöd, erfüllt ihn mit Widerwillen.

Er hat sich das Leutnantsein ganz anders gedacht — hätte er die Wahrheit im voraus gewusst, so wäre er nie und nimmer Officier geworden, wenigstens kein Infanterist.

Er will nach der Uhr sehen, ob es noch nicht bald halb zwölf ist, dass er die Leute forttreten lassen kann — da schlägt es zehn, und er muss seine ganze Energie zusammen nehmen, um nicht einen Schlaganfall zu bekommen.

Noch anderthalb Stunden — es ist, um sich sämmtliche Zähne ausreißen zu lassen. Um sich die Zeit zu vertreiben, wendet er sein Interesse den Recruten zu.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen," ruft er einem Mann zu, „und machen Sie nicht ein so entsetzlich dummes Gesicht, es ist ja nicht zum ansehen." Und voller Entsetzen wendet er sich wieder ab.

Laßt die Leute sehen, wie sie ohne ihn klug und weise werden.

Er geht auf dem Kasernenhof auf und ab, es ist bitter kalt, es hat über Nacht gefroren und in den weißen, steifen, wildledernen Handschuhen erfrieren dem Leutnant fast die Fingerspitzen.

Er zieht die Handschuhe aus, reibt sich die Hände und steckt sie dann ohne Handschuhe tief, ganz tief in die Paletottaschen.

„Der Herr Hauptmann kommt," ruft ihm ein Unterofficier zu, und der Leutnant eilt davon, um dem Vorgesetzten zu melden.

Mit der Linken fasst er vorschriftsmäßig den Säbel, die Rechte legt er an die Mütze, und dann sagt er: „Ich melde ganz gehorsamst, sechs Unterofficiere, fünfzig Recruten zum Exercieren. Zwei Mann sind beurlaubt, einer —"

Mit großen, verwunderten Augen sieht der Vorgesetzte den Untergebenen an.

„Was ist denn nur los?" denkt der Leutnant, „sollte ich eine Dummheit begangen haben, von der ich selbst nichts weiß? Was hat der Mann denn nur?"

„Sagen Sie, bitte, Herr Leutnant," erklingt da die Stimme des Hauptmannes, „haben Sie denn keine Handschuhe?"

„Zu Befehl," lautet die vorschriftsmäßige Antwort.

„Zu Befehl" kann man immer sagen, bei Tag und bei Nacht, in Kriegs- und in Friedenszeiten, zu Wasser und zu Lande, und an welchem Orte es sonst auch immer sei, wie es in den Kriegsartikeln heißt: „Zu Befehl" ist bejahend und verneinend; für einen Untergebenen ist „Zu Befehl" die Antwort par excellence. Demjenigen, der am meisten und mit dem Brustton tiefsinnigster Ueberzeugung und aufrichtigster Verehrung für den Vorgesetzten die Worte „Zu Befehl" sagt, steht der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen.

„Warum ziehen Sie die Handschuhe denn nicht an?" fragt der Hauptmann, „ich mache Sie darauf aufmerksam, dass es im höchsten Grade **unmilitärisch** ist, mit nackten Händen mit einem Vorgesetzten zu sprechen. Bitte, merken Sie sich das!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Dann ziehen Sie sich, bitte, jetzt die Handschuhe an."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Und gehorsam greift der Leutnant in die Tasche, holt erst den rechten, dann den linken Handschuh hervor und zieht sich dann das Leder über die nackten Hände.

Für einen Augenblick denkt der Leutnant daran zu sagen, dass ihm in den Handschuhen die Finger fast erfrieren — aber er gibt den Gedanken gleich wieder auf, nützen wird ihm die Entgegnung doch nichts.

„Und dann noch eins," fährt der Herr Hauptmann fort, „als ich vorhin den Kasernenhof betrat, sah ich, dass Sie beide Hände in den Paletottaschen hatten, ich mache Sie darauf aufmerksam, dass auch dies im höchsten Grade unmilitärisch ist."

„Das mag sein," denkt der Leutnant, „praktisch und bequem ist es aber auf alle Fälle."

Und laut sagt er: „Zu Befehl."

„Lassen Sie mich die günstige Gelegenheit benützen," beginnt der Hauptmann von neuem, „um Ihnen einmal zu sagen, dass Sie mir überhaupt über das, was militärisch und was unmilitärisch ist, gar nicht genug unterrichtet zu sein scheinen. Bilden Sie sich nicht ein, dass jemand Soldat ist, wenn er den bunten Rock trägt, glauben Sie nicht, dass die Epaulettes allein den Officier ausmachen. Militärisch denken, fühlen und empfinden, sich stets militärisch benehmen — das ist es, was den Soldaten macht. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Nun, das freut mich," sagt der Vorgesetzte, „denn wenn Sie mich nicht verstanden hätten, würde ich mich gezwungen sehen, Ihnen meine Ansicht in etwas deutlicherer Art und Weise zu sagen."

„Hältst du mich für so dumm," denkt der Leutnant, „dass ich das nicht wusste? Selbst wenn du chinesisch mit mir gesprochen hättest, würde ich auf deine Frage: ‚Hast du mich verstanden?' ‚Zu Befehl' geantwortet haben. Soviel verstehe ich auch, dass es die erste Grundbedingung ist, den Vorgesetzten stets zu verstehen, auch wenn man keine Ahnung hat, was er will. Den Vorgesetzten macht es stolz und glücklich, dass er sich so klar und deutlich hat ausdrücken können, und den Untergebenen stellt das schnelle Auffassungsvermögen in ein ausgezeichnetes Licht. Die Disciplin ist die Haupttugend des Soldaten und Disciplin ist bekanntlich das Bestreben: stets dümmer zu erscheinen, als der Vorgesetzte wirklich ist."

„Kommen Sie, nun wollen wir uns die Recruten ansehen," sagt der Hauptmann.

„Dieses Wort ‚wir' ist entschieden Pluralis majestatiens," denkt der Leutnant. „Du wirst dir die Recruten ansehen, und ich werde gehörig etwas auf den Hut bekommen. Das ist so klar wie nur irgend etwas, jedoch was hilft's? Man trägt, was man nicht ändern kann," und sich in sein Schicksal ergebend, geht er hinter dem Vorgesetzten her.

Der Hauptmann muss schlecht, sehr schlecht geschlafen haben — er befindet sich in jener Stimmung, die man bei den militärischen Vorgesetzten vom Feldwebel abwärts s—ehr grob nennt, und er tadelt alle, alles. Die Kerls sind „krumm und schief", die Gewehrgriffe „hundsmiserabel", der Marsch ist nicht zum „Ansehen".

Dass der Hauptmann sich den Marsch trotzdem fast eine halbe Stunde ansieht, ist selbstverständlich.

Einzeln, mit sieben Schritt Abstand, marschieren die Leute vorbei, und an jedem hat der Hauptmann etwas auszusetzen.

Da naht ein Krieger, der so krumm und schief ist, dass er mehr einem verbogenen Flitzbogen, als einem Menschen gleicht. Als er geboren wurde, waren sämmtliche Grazien beurlaubt, keine einzige küsste ihn auf die Stirn, und die Schönheit und Anmuth lernte er in seinem Leben an sich selbst nicht kennen.

Der Mann ist Schmerzenskind der Compagnie, nein, des ganzen Regimentes, und man begreift nicht, wie der Mensch hat Soldat werden können.

„Herr Leutnant," ruft da der Hauptmann, „Herr Leutnant, sehen Sie sich diesen Kerl an, sehen Sie ihn sich an, verstehen Sie mich? Sehen Sie ihn sich an. Ich bin starr."

„Aber leider nicht stumm," denkt sich der Officier.

„Herr Leutnant," tobt der Hauptmann, „woher nehmen Sie nur den Muth, mir einen solchen Mann vorzuführen?"

„Na, nun wird's gut," denkt der Recrutenofficier, „ich führe Dir den Mann vor? Fällt mir ja gar nicht ein. Du hast ja selbst verlangt, ihn zu sehen. Und dafür, dass er kein Apollo ist, kann ich doch wirklich nichts. Wunder kann ich auch nicht verrichten, aus diesem Menschen kann ich mit dem mir angeborenen Verstand keinen göttlich schönen Jüngling machen. Wäre ich Hauptmann, wie Du, so würde es mir ein Leichtes sein — aber für einen Leutnant ist diese Aufgabe zu schwierig, ich kann sie nicht lösen: als sie in der Schule durchgenommen wurde, fehlte ich gerade."

„Herr," donnert der Vorgesetzte — noch einmal holt er tief Athem, dann wird er mit seinem Untergebenen ganz maßlos grob.

Der Leutnant ist Kummer und Elend gewohnt, so leicht bringt ihn nichts aus seiner Ruhe, der Soldat hat bekanntlich zwei Ohren, damit zu dem einen herausgeht, was in das andere hineingeht. Ach, ein Leutnant bekommt soviel zu hören, dass er sich so leicht über nichts wundert, aber als der Hauptmann nun immer grober und gröber wird, denkt der Leutnant:

„So, nun ist's aber genug — nun lasse mich, bitte, auch mal ein Wort sagen."

„Verzeihen der Herr Hauptmann," beginnt er — aber weiter kommt er auch nicht.

„Herr Leutnant," fährt der Vorgesetzte ihn an, „ich mache Sie darauf aufmerksam, dass es im höchsten Grade unmilitärisch ist, zu widersprechen."

Bumms, da hat er den Salat — so was kommt von so was

Als der Leutnant das Wort „unmilitärisch“ nun schon zum drittenmale hört, wird ihm schwarz — ihm wird schwarz vor den Augen, und mit der Rechten fährt er durch die Luft, um die zahllosen schwarzen Punkte, die in der Luft herumzutanzen scheinen, zu verjagen.

„Sie haben still zu stehen, wenn ich mit Ihnen spreche, Herr Leutnant,“ klingt es zurück, „ich muss Ihnen offen und ehrlich gestehen, mir ist noch nie ein Officier vorgekommen, der so vollständig unmilitärisch ist, wie Sie es sind.“

„Wenn das nur wahr ist“, denkt der Leutnant, „aber mich geht das ja schließlich nichts an. Die Hauptsache ist ja, dass dich der Glaube selig macht. Wie heißt es doch: si tu vales, ego valeo — wenn du nur glücklich bist, will ich gerne leiden, schon aus dem einfachen Grunde, weil mir nichts weiteres übrig bleibt.“

„Wenn Sie sich im Spiegel sehen könnten, wie vollständig unmilitärisch Sie dastehen, Sie würden selbst einen Schrecken bekommen, Herr Leutnant,“ fährt der Hauptmann fort, „die linke Fußspitze muss wenigstens einen halben Centimeter mehr auswärts genommen werden, der rechte Absatz muss eine halbe Meile vor. Ihren Bauch strecken Sie vor, als wären Sie Bierbrauer und kein Officier, Ihre Nase befindet sich nicht über der Knopfreihe, und das linke Ohr muss wenigstens einen Meter tiefer genommen werden.“

Würde der Leutnant thatsächlich seinen rechten Absatz eine halbe Meile vor und das linke Ohr einen Meter tiefer nehmen, so würde er sich nicht nur die Beine auseinanderreißen, sondern sich zum Ueberfluss auch noch den Hals brechen. Das weiß er ganz genau, denn dumm ist er nicht, und da er keine Lust hat, ein „Reichskrüppel“ mit fünfhundert Mark Pension im Jahr zu werden, so bleibt er ruhig stehen, wie er steht.

„Sie müssen sich auch einen anderen Gesichtsausdruck angewöhnen,“ meint der Hauptmann, „es fehlt Ihrem Gesicht jenes undefinierbare Etwas, das den Soldaten charakterisiert — Ihr Gesicht hat einen so gleichgiltigen Ausdruck, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, mit einem Wort: es ist so unmilitärisch, wie nur möglich.“

„Nun thu mir aber den einzigen Gefallen und hör' auf,“ denkt der Leutnant, „sonst werde ich dir, selbst auf die Gefahr hin eingesperrt zu werden, grob. Mein Gesicht geht dich gar nichts an, und wenn dein Antlitz nur halb so schön wär, wie das meine, könntest du dich maßlos freuen. Nun thu' mir nur den einzigen Gefallen und rede kein Wort mehr.“

Der Hauptmann schweigt aus dem einfachen Grunde, weil er nichts mehr zu sagen weiß: er hat seinen Leutnant schlecht gemacht von den Fußspitzen bis zum Scheitel, er hat genug negiert und kann nach Haus gehen.

Er geht, und der Leutnant bleibt in einer Stimmung zurück, die so unmilitärisch wie nur möglich ist.

„Der Soldat ist seinen Vorgesetzten nicht nur Gehorsam, sondern auch Achtung und Ehrerbietung schuldig, die sich nicht nur in Worten und Thaten, sondern auch in Gedanken ausdrücken sollen.“ So steht es in der Instruction geschrieben — aber die Gesetze sind bekanntlich da, damit sie überschritten werden, und auch unter den Soldaten gibt es Untergebene, die da sagen, ob ich die Gesetze der Regierung kenne oder nicht, ist mir ganz gleichgiltig: ich missbillige sie.

In einer Wuth sondergleichen bleibt der Leutnant zurück — er kann doch schließlich nichts dafür, dass er von Haus aus anders geartet ist, dass ihm das vorschriftsmäßige Leutnantsgesicht fehlt, dass er kein Officier nach Schema F ist. Aber sein Stöhnen, Seufzen und Klagen hilft ihm alles nicht, der Bien muss und der Leutnant muss erst recht. Er muss ablegen, was „unmilitärisch“ und anziehen, was „militärisch“ ist.

Darüber aber, was unmilitärisch ist oder nicht, bestehen keine gedruckten Bestimmungen, das bestimmt jeder Vorgesetzte selbst, und da die vielen Vorgesetzten zwar viele Köpfe, aber keineswegs eine Ansicht haben, gehen die Meinungen oft sehr weit auseinander.

Nur in einem Punkt sind sich alle Vorgesetzten einig, dass es für einen Untergebenen vollständig unmilitärisch ist, eine eigene Meinung zu haben. Wohin sollte das auch führen, wenn jeder Untergebene seine eigenen Gedanken haben wollte?

Schon die Ansichten der Vorgesetzten sind manchmal nicht viel wert, was sollte da erst bei den Anschauungen der Untergebenen herauskommen?

Die Antwort ist Schweigen, aber eine kleine Geschichte möchte ich doch noch erzählen, in der das Wort „unmilitärisch“ eine große Rolle spielt.

Es war Regimentsvorstellung gewesen, und Se. Excellenz, der commandierende General, namens Hoffmann, hatte am Nachmittag eine Einladung zum Diner im Officierscasino angenommen.

Excellenz Hoffmann war dafür bekannt, dass er sehr gern gut aß und noch lieber ausgezeichnet trank — so hatte man denn ordentlich Umstände gemacht, und man konnte dies umso eher, als es am Letzten des Monats war und man so wie so kein Geld mehr hatte.

Ob man im Casino fünf Mark oder fünfundzwanzig Mark schuldig bleibt, ist ja einerlei — die Hauptsache ist, dass man sie nicht bezahlt.

Excellenz ließ sich die schönen Weine gut schmecken, und es war schon lange Mitternacht, als Excellenz Hoffmann immer noch nicht daran dachte, nach Hause zu gehen.

Den Herren Leutnants fieng die Sache an, langweilig zu werden. Sie waren den ganzen Vormittag auf den Beinen gewesen, hatten wie die Wilden laufen müssen und wurden nun müde.

Am liebsten wären sie nach Hause gegangen und hätten sich schlafen gelegt, aber das durfte nicht sein, das wäre zu unmilitärisch gewesen: alle mussten bleiben, so lange Excellenz blieb — wenn auch nicht gerade in demselben Zimmer, so doch im Casino.

So stand ein Leutnant nach dem anderen auf und begab sich in das Lesezimmer, und um die schönen Eckplätze auf den breiten Ledersophas entbrannte bald eine heiße Schlacht.

Die Sieger machten es sich bequem und schliefen bald ein. Und Stunde auf Stunde verrann, es war drei Uhr, da erwachte ein Schläfer und fragte schlaftrunken: „Ist Excellenz Hoffmann noch da?“

„Ich werde einmal nachsehen,“ meinte ein junger Officier. Er gieng in den Esssaal, und nach wenigen Minuten kam er mit der Botschaft zurück: „Herr Hoffmann ist noch da.“

Er war ein guter Mensch und dachte sich nichts Böses bei diesen Worten, „aber das Unglück reitet schnell hinter einer Putzmamsell,“ wie es in einem Couplet heißt, und auch bei einem Leutnant lässt das Unglück nicht lange auf sich warten.

Dem jungen Officier war der Oberst gefolgt, um einmal nachzusehen, wo seine jungen Herren denn eigentlich seien, und er hörte die Antwort: „Herr Hoffmann ist noch da“.

Einen Augenblick war er sprachlos, dann aber fuhr er den jungen Officier an: „Herr, sind Sie denn ganz verrückt geworden? Es heißt: ‚Excellenz Hoffmann ist noch da‘, oder ‚Excellenz ist noch da‘. Haben Sie sich über den commandierenden Herrn General geärgert, so können Sie meinetwegen sagen: ‚der Kerl, der Esel, der Nachtwächter ist noch da‘. Das ist militärisch, verstehen Sie mich, aber einfach zu sagen: ‚Herr Hoffmann ist noch da‘, das ist unmilitärisch — merken Sie sich das.“

Und der junge Officier, von den Kameraden „das frühreife Karlchen“ genannt, merkte es sich.

---

**Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit“.**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

## Wiener Wochenschrift

für

## Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

**Professor Dr. J. Singer,**
(Volkswirtschaft)

**Dr. Max Burckhard** und **Dr. Heinrich Kanner.**
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXIII und XXIV

April — September 1900.

Wien.

IX/3, Günthergasse Nr. 1.

# Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.



# Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

## Artikel.

## Die Woche.



## Bücher.



## Revue der Revuen.



## Belletristisches.

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 7. April 1900. Nummer 288.


## Die Folter in Galizien.

Das angehende Jahr 1900 hat uns schon zwei Processe gebracht, welche den Schleier von den Mysterien der galizischen Administration in einer ziemlich unbeachteten Ecke ein wenig lüfteten und hier, wie an so vielen anderen Orten, ziemlich unerwartete, wenn auch den Eingeweihten längst bekannte Thatsachen ans Licht brachten. Der Process gegen den Sergeanten der Jaroslaver Stadtpolizei in Przemyśl und der neulich abgeschlossene Process gegen Samborer Stadtpolizisten in Sambor haben uns die grauenhafte Gewissheit verschafft, dass mittelalterliche Folterkammern, Folterwerkzeuge und Folterknechte bei uns in Galizien noch keineswegs in die Raritätencabinete verwiesen, dass sie vielmehr eine noch ganz lebendige, frisch und fröhlich fungierende Landesinstitution sind. Es wurde durch zahlreiche Zeugenaussagen und Selbstbekenntnisse der Polizisten tageshell bewiesen, dass in Sambor wenigstens seit 9 Jahren Leute, welche oft im Verdachte eines geringfügigen Diebstahls oder sonst eines Vergehens standen, gebunden, mit Fäusten ins Gesicht geschlagen, ganz nackt ausgezogen und mit Ruthen und Stöcken blutig geprügelt, mit Füßen auf den Bauch und auf die Brust getreten, mit eisernen Ketten gefesselt, und dann die Ketten mit einem Stocke derart zusammengedreht wurden, dass das Eisen den armen Opfern bis zu den Knochen drang und Blut hervorspritzte. Andere wurden an ein Rad gebunden und mit dem Bauche so zu Boden geschlagen, dass ihnen Blut aus dem Munde hervorstürzte; wieder anderen wurden ganz regelrechte Daumschrauben angelegt und so fest zusammengeschraubt, dass die Leute in Ohnmacht fielen, dass ihnen das Blut aus den Fingerspitzen hervorspritzte und die Fingerspitzen ganz schwarz wurden. Es gab da noch verschiedene andere „Hausmittel“: Drohungen, Kolbenstöße, Aushungerung u. s. w. Eine Daumschraube, deren Abbildung in einer Lemberger Zeitung publiciert wurde, fungierte in Sambor als corpus delicti. Die meisten von den Gemarterten haben ganz unschuldig gelitten und haben regelmäßig nach einer solchen polizeilichen Indagation, welche ununterbrochen 2—3 Tage und Nächte dauerte, wochenlang das Bett hüten müssen. Etliche sind daran gestorben, manche haben sich vor Schreck den Tod gegeben. Männer und Weiber, auch hochschwangere Weiber, jung und alt — es gab keinen Unterschied vor den Folterknechten. Und während die mittelalterliche Tortur unter einer, sei es auch wie immer beschaffenen ärztlichen Aufsicht und nach gewissen Maßregeln vorgenommen wurde, waren in Sambor die unglücklichen Opfer ganz und gar der Willkür roher Folterknechte überwiesen.

Ueber die Jaroslaver Folterkammer sind wir weniger genau unterrichtet. Das Przemysler Gericht hat die Sache des dortigen Henkers Markovski ziemlich discret behandelt: ganz konnte sie nicht vertuscht werden, weil der Gefolterte sich im Arrest erhängt hatte, die Sache in der Stadt sogleich ruchbar wurde und einen bedrohlichen Volksauflauf zur Folge hatte. Natürlich wurden die bei diesem Auflauf Verhafteten bald darauf verurtheilt, während der Folterknecht noch immer in amtlicher Function verblieb und schließlich mit einer ganz unbedeutenden Gefängnisstrafe davonkam. Ebenso können die Samborer Folterknechte auf ihre langjährige Amtsthätigkeit mit einer Genugthuung zurückblicken, welche ihnen die empfangenen 7—8monatlichen Kerkerstrafen sehr wenig vergällen dürften. Diese Strafen beweisen nur, was man in Galizien unter dem jetzigen Regime thun darf, nicht aber, was man nicht darf.

Ja, wie ist denn das möglich, dass in einer Stadt wie Sambor, welche doch gewiss nicht in Sibirien liegt, eine Eisenbahnstation, eine Bezirkshauptmannschaft,*) ein Kreisgericht, verschiedene Behörden, vielleicht zehn Advocaten, ein Gymnasium, etliche Kirchen und eine beträchtliche Anzahl intelligenter Männer in ihren Mauern hat, solche Greuelthaten jahrelang verübt wurden? Haben denn die Leute zu allen diesen Martern geschwiegen? Hat denn nie ein rede- oder schreibkundiger Mensch von ihren Leiden gehört? Diese und ähnliche Fragen werfen manche polnische Zeitungen auf und geben sich den Anschein, dass sie keine Antwort darauf finden können. Nicht genug damit. Der Samborer Process hat zur vollsten Evidenz bewiesen, dass der Hauptschuldige an diesen bestialischen Thaten nicht der Hauptangeklagte Polizist Rabij und nicht einer seiner Mitangeklagten, sondern der städtische Polizeiinspector Eitner war. Zahlreiche Zeugen bestätigten, dass ohne Eitners Wissen nichts geschah, dass Eitner sehr oft draußen vor dem Gebäude Wache hielt, während drinnen ein armes Opfer gemartert wurde, dass er sich ausführlich über den Gang der „Indagation“ berichten ließ, dass er schließlich den Rabij und andere Polizisten förmlich dazu zwang, zu der Folter Zuflucht zu nehmen, indem er ihnen drohte, sie von dem Dienst zu verjagen, wenn sie ihm in dieser oder jener Sache nicht sogleich Licht verschaffen werden. Und nun folgt das Räthselhafteste: Herr Eitner wurde zwar in der Untersuchung verhört, hat natürlich alles geleugnet und wurde zu der Hauptverhandlung nicht einmal als Zeuge vorgeladen; das Gericht begnügte sich damit, seine Aussage zu verlesen, ohne der Sache weiter irgend eine Bedeutung beizumessen. Wenn sich nun jemand darüber verwundert, wie es doch möglich ist, dass solche horrende Verbrechen vor dem gewöhnlichen Tribunal und nicht vor den Geschworenen verhandelt werden und die Hauptschuldigen ganz und gar ungestraft bleiben, so kann ich über die Naivetät einer solchen guten Seele nur die Achseln zucken. Mich wundert an dieser Sache nur eines: dass sie überhaupt ans Tageslicht gekommen ist. Ich sage es offen und mit vollster Ueberzeugung aus: Hunderte und tausende ähnlicher Thatsachen geschehen in Galizien seit jeher, ohne dass ein Hahn danach je gekräht hätte. Die Folter blüht bei uns nicht nur in Sambor und Jaroslav. Nein, sie blüht überall; vielleicht jede Stadt, vielleicht jede Gendarmeriestation hat ihre Folterkammer. Thatsachen schrecklicher Misshandlungen der Huzulen von Zabie durch Gendarmen wurden vom Abgeordneten Okuniewski in einer Interpellation im Lemberger Landtage dargestellt, führten zu einer Gerichtsverhandlung in Kolomea und zu einer — natürlich auch geringfügigen — Bestrafung der Gendarmen. Das sind aber Ausnahmen, ich möchte fast sagen — Wunder! Die ungeheure Mehrzahl solcher Thatsachen kommt nie ans Tageslicht, verhallt ungehört in diesem unendlichen Jammergestöhne, welches in Galizien „Volksleben“ heißt. Ich selbst habe fast fünfzehn Monate meines Lebens in galizischen Gefängnissen in Lemberg und verschiedenen Provinzstädten zugebracht und kann aus eigener Erfahrung sagen, dass fast ein jeder Arrestant ins Gefängnis nach überstandener schwerer oder gelinderer Tortur kam. Manche bekamen nur gewichtige Ohrfeigen, wurden länger oder kürzer geprügelt, in Hunger und Kälte tagelang gehalten, fast nackt im Schnee meilenweit in eisernen Ketten geschleppt, u. s. w. Aber ich habe auch andere Folterspuren gesehen: schreckliche Narben von den Brandwunden an den Schenkeln, ausgeschlagene Zähne und dergleichen. Ich war damals noch naiv und rieth den Leuten, vor dem Untersuchungsrichter, eventuell bei der Hauptverhandlung alles zu erzählen. Die Leute blickten mich wehmüthig an. Sie wussten, was sie da zu erwarten hatten. „Der Untersuchungsrichter will davon gar nichts wissen — sagten sie mir — und bei der Verhandlung herrscht einen der Vorsitzende sogleich an: ‚Du lügst!‘ oder: ‚Das gehört nicht zur Sache!‘ und die Geschichte ist abgethan.“ Dasselbe bestätigt jetzt ein praktischer Jurist im Lemberger „Slowo polskie“, welcher sagt, die Gerichte schieben alle Klagen der Gefangenen über Folterungen in der Voruntersuchung als „Diebeslügen“ beiseite; nie wird einer solchen Klage auf den Grund gegangen und alles bleibt beim alten. Die Samborer Polizisten wussten das sehr gut, wenn sie den von ihnen Gemarterten im voraus die Versicherung gaben: „Mögest du auch was immer gegen uns sagen, niemand vom Gerichte wird dir Glauben schenken.“ Es ist aber nicht richtig, wenn der Jurist im „Slowo polskie“ versichert, die galizischen Richter verfahren so aus Skepticismus, da sie an die Folterungen wirklich nicht glauben. O nein! Die Herren (Ausnahmen mögen hie und da wirklich vorkommen) sind nicht so naiv; sie wissen nur zu gut, wie die Polizisten und Gendarmen ihre Voruntersuchungen führen. Aber was thut das? Ihre eigene Arbeit wird dadurch erleichtert, und dem „Diebsgesindel“ wird eine heilsame Furcht eingejagt. Das ist das Um und Auf galizischer Rechtsphilosophie.

Dass das wirklich so ist, darüber hat mich ein wohlmeinender Lemberger Staatsanwalt belehrt. Während meiner journalistischen Praxis sind mir ein Fälle solcher von Gendarmen ausgeübten Fol

*) Als Bezirkshauptmann fungiert in Sambor der [illegible] des [illegible] Industriellen Kiezgowski.

terungen vorgekommen. So oft ich aber eine derartige Notiz, wenn auch noch so vorsichtig und gewunden stilisiert, in die Zeitung einrückte, wurde die Zeitung regelmäßig confisciert. „Herr — sagte mir nun der Staatsanwalt — alles mögen Sie angreifen, aber die Gendarmerie lass ich mit keinem Worte antasten. Ohne sie würde unser Land eine Räuberhöhle sein. Ihr Dienst ist sehr schwer, und sie versieht ihn zur allgemeinen Zufriedenheit. Das lassen Sie sich gesagt sein und damit Basta.“

Noch eine Thatsache aus der neuesten Zeit. Meine zwei Buben besuchen ein Lemberger Gymnasium, wo sie einen Sohn eines Stadtpolizisten aus der Provinz (nicht aus Sambor) zum Collegen haben. Einige Tage vor dem Samborer Process fragen mich nun die Kinder, ob ich weiß, wie eine Prügelmaschine aussehe, ihr College habe ihnen erzählt, er habe eine solche in seiner Vaterstadt bei der Polizei gesehen und habe gehört, wie die Leute damit gemartert werden. Dass diese allgemeine Verbreitung der Folter in unseren Provinzstädten auch anderen Leuten wie ein Wurm im Gewissen sich zu regen beginnt, darüber glaube ich eine Andeutung in einer der letzten Nummern des Lemberger „Ruch Katolicki“ gefunden zu haben. Dieses fromme Blatt ist natürlich über die „Samborer Greuel“ höchlich empört und schließt seine Ausführungen mit einer Mahnung an die betreffenden Behörden, überall fleißig dreinzuschauen und alle verdächtigen corpora delicti sobald als möglich zu beseitigen. Ja warum denn? Fürchten denn die Herren wirklich ein baldiges Ende ihrer Herrlichkeit?

Ach ja, die Herrlichkeit der jetzigen Beherrscher Galiziens, der Schlachzizen und Clericalen, sie basiert ja auf der Vergewaltigung, auf der Niedertretung des Volkes, sie fordert auch die Folter als ultima ratio ihrer Fortdauer. Und der schlachzizische Kastengeist, diese Verachtung des gemeinen Mannes, des Bauers und des Arbeiters gebiert auch jenen Geist, welcher die Hand des Folterknechtes meistert.

„Man liebt uns so wenig in Europa“ — seufzen unsere edlen Machthaber, nachdem ihr Credit im Auslande durch ihre Misswirtschaft gründlich verdorben wurde. „Wir Polen in Galizien haben die Mission, der Welt zu zeigen, dass die polnische Nation zu regieren und einen großen Staat zu erhalten weiß“ — so spricht die polnische Presse, so wiederholen bis zum Ueberdruss polnische Parlamentsredner. „Der Name Pole ist ein Synonym der Humanität“ — so belehrt uns barbarische Ruthenen die polnische Presse, wenn sie von Schmähungen und Verunglimpfungen gegen uns ein wenig zu Athem kommt. Die Folterfrage, eine nicht lediglich Samborer oder Jaroslaver, sondern überhaupt galizische, wenigstens ostgalizische Frage gibt uns in der Beleuchtung der neuesten Processe einen Fingerzeig, wie diese polnischen Expectorationen richtig zu verstehen sind.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

## Die Mameluken von Budapest.

Keine der zahlreichen politischen Krisen, von welchen Ungarn in den letzten dreißig Jahren heimgesucht wurde, war so ernst und gefährlich, wie die Wekerle-Krise. Das sogenannte große „Ministerium“ hatte die kirchenpolitischen Reformen in Ungarn (und was noch schwieriger war, in — Oesterreich!) durchgesetzt und musste zurücktreten. Selten sind wohl Minister mit Vergnügen um ihre Demission eingekommen, aber sicherlich niemals mit weniger Vergnügen, als die Mitglieder des Cabinets Wekerle vor vier Jahren. Sie hatten ihre Gegner rechts und links, oben und unten bezwungen und mussten nun die Früchte ihres Sieges einem anderen überlassen und dabei wussten sie nicht einmal, wem. Denn in einem Lande wie Ungarn, wo jeder majorenne Politiker auf ein Ministerportefeuille aspiriert, selbst wenn er schon einmal Minister gewesen ist und den fragwürdigen Zauber der Ministerherrlichkeit gründlich kennen lernte, gab es in jener kritischen Zeit keine Ministercandidaten. Josef Szlávy lehnte ab, Koloman Széll wehrte sich mit Händen und Füßen; Graf Khuen-Hedervárv war den Führern der Regierungspartei nicht genehm, Graf Albin Csáky schien der Krone antipathisch zu sein, und als man dem damaligen Führer der Opposition, dem Grafen Albert Apponyi, in einer zweistündigen Audienz den Gedanken nahelegte, ein Cabinet zu bilden und die ganze Kirchenpolitik wieder nach rückwärts zu reformieren, da war er es, der diesen Gedanken mit Hinblick auf die Würde der Krone und des Parlaments bekämpfte und besiegte. Nun war guter Rath theuer. Doch die ungarischen Regierungsmacher halfen sich in ihrer Noth. Sie sagten sich nämlich: Wenn wir keinen ernsten Candidaten finden, so werden wir einen komischen suchen. Und sie entdeckten Baron Desider Bánffy!

Traurig und düster war das politische Leben zu jener Zeit, aber die Candidatur Bánffys zum Ministerpräsidenten weckte dennoch allenthalben Heiterkeit. Die Krise schien gelöst. Man lachte wieder. Baron Desider Bánffy nahm selbstverständlich die Mission zur Cabinetsbildung an. Mit derselben Entschlossenheit, mit welcher er vor Jahren an die Seite einer kleinen Agentenschaar der kleinen Filiale einer kleinen (und seither auch jämmerlich zugrunde gegangenen) Versicherungsgesellschaft trat, stellte er sich nun an die Spitze der Regierung und begann seine alte Thätigkeit: er „acquirierte“ Minister. War auch keine leichte Aufgabe. Es wollte kein Politiker von Namen oder Bedeutung in sein Cabinet treten. Der Landesvertheidigungsminister Fejerváry und der croatische Minister Josipovich, welche seit Jahren zum eisernen Bestande jedes ungarischen Ministeriums gehörten, erklärten sich allerdings bereit, auch Bánffy zu unterstützen, aber alle anderen, bei denen er anklopfte, waren nicht zu Hause. Die Heiterkeit im ganzen Lande nahm zu und nirgends wurde mehr gelacht, als im Club der Regierungspartei. Die gewesenen Minister, die Ministrablen und die seriösen Candidaten lächelten bloß, aber das Gros der Partei, die unzerreißbaren Anhänger jeder Regierung, die sogenannten Mameluken schüttelten sich vor Lachen. Es war just Carneval und diese Cabinetsbildung hätte auch einem politischen Narrenabend alle Ehre gemacht. Baron Bánffy bekam übrigens die Körbe der Politiker bald satt und wandte sich jetzt an die Beamten, welche in der That weniger prüde waren. Die Staatssecretäre im Finanz- und Justizministerium griffen mit beiden Händen zu, denn wann hätte ein Beamter ein außertourliches Avancement verschmäht? Die Heiterkeit der Mameluken wuchs von Stunde zu Stunde. Die übrigen Portefeuilles bot Bánffy Abgeordneten an, welche bisher nicht einmal den Muth hatten, von einem Staatssecretärsposten zu träumen und siehe, auch diese giengen in die Laube. Kichernd erzählten die Mameluken einander, dass Bánffy in seinem Galgenhumor dem Minister Fejerváry eine Wette proponierte, die der Race seiner Ministercandidaten galt. Er ließ nämlich zum Schlusse die Abgeordneten Ernst Dániel und Julius Wlassics zu sich bitten und wettete nun darauf, wer von beiden früher am Pfosten landen werde. Dániel schlug Wlassics um einige Pferdelängen. Er war zuerst da, nahm das Handelsportefeuille an, zu welchem ihn seine Directorstelle bei einer Sparcasse qualificierte, und erwartete dann mit den anderen die Ankunft des letzten Candidaten. Dr. Wlassics erschien, und als Bánffy das erste Wort sprach, erklärte Wlassics freudig, dass er gern den Posten eines Staatssecretärs im Justizministerium annehme, wenn er auch wisse, dass seine Fähigkeiten gering seien. Unter allgemeiner Heiterkeit klärte ihn Bánffy auf, dass er nicht Staatssecretär, sondern Minister und dazu noch Cultus- und Unterrichtsminister werden solle, und er hätte hinzufügen dürfen, dass in diesem Falle auch die bescheidensten Fähigkeiten genügen. Es ist selbstverständlich, dass Wlassics das Portefeuille acceptierte. Das Cabinet war complet, und man muss gestehen, dass es einen harmonischen Eindruck machte. Kein Minister überragte den anderen; alle befanden sich auf derselben geistigen und politischen Höhe. Die Mameluken im Club wiesen lachend auf die drollige Differenz zwischen dem alten und dem neuen Cabinet hin, und sie hielten sich die Seiten, wenn sie schilderten, daß die Nachfolger Wekerles, Szilagyis, Lukacs', Hieronymis' und Csákys' jetzt Bánffy, Erdély, Dániel, Perczel und Wlassics werden sollten. Und der Tag kam, an welchem sich dieses Falstaff-Ministerium dem Abgeordnetenhause vorstellte. Die Opposition, die Besucher der Tribünen und Galerien lachten, als das Carnevals-Cabinet im Gänsemarsch in den Berathungssaal kam, doch die Mameluken — schrien begeistert „Eljen“, ja einige von ihnen schlugen sich im Applaus die Hände wund.

Diese Begeisterung war aber nicht erlogen, nicht einmal gekünstelt, sondern aufrichtig und wahr. Denn den Mameluken von Budapest ist jeder Ministercandidat komisch, jeder Minister jedoch heilig. Das Amtsblatt ist die heilige Schrift der Mameluken, und jeder „Ernannte“ wächst in ihren Augen gen Himmel. Deák, der jeden Orden, jede Würde und jede Stelle verschmähte, würde heutzutage dem Gros der ungarischen Regierungspartei verzweifelt wenig imponieren, denn in den Augen der Mameluken fängt der Politiker erst bei der „Excellenz“ an. Ein Minister hat bei den Mameluken immer Recht. Die Aera Bánffy war gewiss überreich an beschämenden Episoden. Man sah oft die hervorragenden Mitglieder der Majorität mit niedergeschlagenen Augen und gerötheten Wangen den Worten des „Führers“ lauschen, und mancher selbstbewusste Abgeordnete auf den Bänken der Regierungspartei wagte sogar — den Kopf zu schütteln, doch die Mameluken waren stets enthusiasmiert. Sie stimmten wie ein Mann und schwärmten wie ein Weib. Die lieblichste Einfältigkeit oder die kräftigste Boutade, die von den Lippen eines Ministers floss, fand ihren Beifall. Sie jubelten und jubeln jedem Minister zu, sie applaudieren jeder Ministerrede und sie gratulieren jedem Minister entzückt zu seinem Speech — der Minister oder die Rede mögen sein, wie sie wollen. Aber wehe dem Politiker, der nicht mehr Minister ist. So sehr erfreut der Mameluk über alles sein kann, was ein Minister thut, so sehr empört ihn alles, was ein gewesener Minister unternimmt. Bei den beamteten Ministern sieht er nur gute Seiten, bei den entamteten bloß schlechte. Viel respectloser, als einen Politiker, der noch nicht Minister war, behandelt der Mameluk einen Politiker, der nicht mehr Minister ist. Wenn auch Goethe behauptet, dass Begeisterung keine Haringsware sei, die man für Jahre einpöckeln könne, so beweisen die Mameluken von Budapest doch immer wieder, dass sie mehrere Büchsen Enthusiasmus bereit haben, für

Minister, die da sind, oder die noch kommen sollen. Diese Begeisterung erhält die Mamelukken frisch und gesund und „liberal“. Namen sind ihnen Schall und Rauch. Sie acclamierten nacheinander Tisza, Szápary, Wekerle und Bánffy, huldigen gegenwärtig Széll, dem sie vor wenigen Stunden die sattsam bekannte „noch nicht dagewesene Ovation“ bereiteten, und werden noch viele andere Ministerpräsidenten und Minister mit ihrer Liebe betreuen. Jeder Minister darf auf diese Ministranten bauen, und jede Regierung kann bei allen wichtigen Abstimmungen mit zweihundert begeisterten Mamelukkenvoten rechnen. Wer der Minister ist und was die Regierung will, hat keine Bedeutung, ja vielleicht nicht einmal ein Interesse für die Mamelukken. Sie können mit Recht sagen, dass sie die persönlichen Fragen perhorrescieren und nur die sachlichen Fragen beachten. Allerdings hat man sie wiederholt der Unverlässlichkeit und Undankbarkeit geziehen, wenn sie den angebeteten Minister von gestern links liegen ließen und einen neuen Minister verhimmelten. Le roi est mort, vive le roi! Doch man geht mit den Mamelukken zu streng ins Gericht, wenn man ihnen vorwirft, dass sie keine Principien, keine Ueberzeugungen, ja nicht einmal Freundschaftsgefühle besitzen. Sie sind eben von einer naiven Anpassungsfähigkeit allem Neuen gegenüber; sie dienen jedem Herrn und jeder Mode und lassen sich ihre Anhänglichkeit und Abhängigkeit vom Amtsblatte vorschreiben. Fast erinnern sie an die Säuglinge, bei denen das Unterscheidungsvermögen noch nicht genügend entwickelt ist, und die daher jede Brust willig nehmen, vorausgesetzt, dass dieselbe Milch gibt.

Die Mamelukken waren aber nicht immer so harmlos, wie jetzt. Als die alte Deák-Partei noch in kleinen Bruchstücken im Schoße der Regierungspartei lebte, kämpften die Mamelukken wie toll für Koloman Tisza, der in der That seine Herrschaft den Mamelukken zu danken hatte. Doch das langjährige Tisza-Regime schwächte und entnervte die Mamelukken, die nach und nach alle kriegerischen Eigenschaften verloren, sich am liebsten bei gefahrlosen Abstimmungen auszeichneten und nur ins Feuer giengen, wenn einzelne führende Persönlichkeiten oder Gruppen in der Regierungspartei sie aufstachelten und lenkten. Graf Julius Andrássy sagte einmal, dass man einen unruhigen Staat wie einen wilden Elephanten behandeln müsse, der bekanntlich ganz zahm wird, wenn zwei dressierte Elephanten ihn in ihre Mitte nehmen. Um die fürchterlich zahmen Mamelukken zu erhitzen, muss man in ähnlicher Weise vorgehen; man muss nämlich die Mamelukken zwischen zwei wilde politische Gruppen schieben, dann laufen sie mit und kämpfen mit den anderen. So sah man denn die Mamelukken während der kirchenpolitischen Campagne wahre Heldenthaten verrichten: sie jubelten jeder radicalen Idee zu, fraternisierten mit der alleräußersten Linken, demonstrierten im Club und auf der Straße, spannten Wekerle die Pferde aus, um sich freilich sofort vor den Wagen Bánffys spannen zu lassen, als dieser mit Peitsche und Futtersack auf dem Plane erschien. Ludwig Kossuth citierte ingrimmig den deutschen Dichter als er, die Mamelukken schildernd, ausrief: „Der Topf, der Topf ist das Vaterland, das übrige sind Fratzen.“ In der That politische Principien kennen die Mamelukken nicht, und das Sacrifizio dell' intelletto verursacht ihnen kaum Gewissensbisse. Sie waren unter Tisza Feinde der Verstaatlichung der Verwaltung, doch als Szápary für die Verstaatlichung eintrat, thaten sie begeistert dasselbe. Dafür bekämpften sie mit Szápary wüthend die Civilehe, aber als Wekerle kam, kämpften sie ebenso wüthend für dieselbe. Unter Wekerle ereiferten sie sich für die Vernichtung des Chauvinismus und die Verwirklichung des Liberalismus, unter Bánffy dagegen erhitzten sie sich für den Chauvinismus und giengen dem Liberalismus mit Ungestüm an den Leib. Unter Bánffy wollten sie die Opposition ausrotten, unter Széll lieben sie der Abwechslung wegen die Opposition. Die Mamelukken, welche den gefürchteten Oskar Iványi mieden, der Bánffy täglich einigemale „Lügner“ nannte, und den nicht minder gefürchteten Béla Kubik hassten, der — wie die Mamelukken seinerzeit betheuerten — den Ministerpräsidenten in öffentlicher Sitzung thätlich insultieren wollte, freuen sich fast unbändig, dass diese beiden Bánffy-Feinde zur Hoftafel geladen werden. Die Mamelukken schwärmen jetzt für Széll, den sie bewachen, wie ein Drache einen Schatz. Lafontaine erzählt in seinen Fabeln, dass nichts fürchterlicher sei, als ein Drache mit tausend Köpfen, doch der Drache des jeweiligen ungarischen Ministerpräsidenten hat keinen Ueberfluss an Köpfen, höchstens an Händen.

Auch die Mamelukkenschar zerfällt in einzelne Gruppen. Da sind vor allem die Abgeordneten der Nationalitäten: Kroaten, Serben, Slovaken, Rumänen und Sachsen, die zumeist die ungarische Sprache nicht meistern und deshalb schon auf jede active Rolle im Parlamente verzichten müssen. Sie schließen sich jeder Regierung gern an, weil sie dadurch gegen die Uebergriffe der Verwaltungsorgane gefeit sind und in Ruhe und Frieden leben, bei den Wahlen sogar die Unterstützung der Regierung erhoffen können. Sie sind die Harmlosesten unter den Mamelukken. Fast ebenso harmlos ist die Gruppe der Aufsichtsräthe. Das sind kleine, bescheidene Abgeordnete, welche auf kleine Aufsichtsrathsstellen bei kleinen Banken und Actiengesellschaften Jagd machen. Die großen Stellen bei den Banken fallen niemals den Mamelukken zu, sondern werden stets für „hervorragende“ Politiker reserviert, doch die bescheidenen Stellen, welche 200 bis 1000 Kronen jährlich bringen, sind auch den Mamelukken erreichbar. Manche sammeln diese kleinen Aufsichtsrathsstellen wie andere Marken, Pfeifenköpfe, Uhren oder Dosen sammeln, und es gibt bescheidene Abgeordnete, die ein Dutzend ja noch mehr solcher Aufsichtsrathsstellen mit Fleiß und Eifer zusammenbringen. Natürlich liegt diesen Aufsichtsräthen viel daran, mit jeder Regierung auf gutem Fuß zu stehen, denn je kleiner die Actiengesellschaft, desto größer ihre Schmerzen, und nur die Regierung kann hier curieren. Etwas weniger harmlos sind die politischen Greise, alte, uralte Politiker, die seit dreißig Jahren auf demselben Platze sitzen, stets über das Schwinden der guten alten Zeit klagen, sich aber schließlich immer wieder mit der neuen Zeit abfinden. In den Couloirs murren diese Greise dann und wann, aber im Berathungssaale stimmen sie dennoch mit einer Strammheit und Sicherheit, die überraschen muss. Eine Journalistengruppe besitzt die Mamelukkenschar ebenfalls, aber diese Gruppe ist bereits von des Gedankens Blässe angekränkelt. Es sind dies die Mitarbeiter der zahlreichen officiösen Blätter, die logischer Weise nicht gegen die Minister Stellung nehmen können. Sie verurtheilen unter vier Augen die Handlungen der Regierungen oft sehr scharf, doch in ihren Blättern vertheidigen sie stets die Ministerien, und bei den Abstimmungen geben sie immer ihr Jawort, wenn auch hin und wieder mit Unzufriedenheit im Herzen. Der Regierung ist dies am Ende ganz gleichgiltig. Sie will nicht die Herzen, sondern die Stimmen, und auf die Voten von zweihundert Mamelukken kann, wie schon erwähnt, jede Regierung rechnen. Die Mamelukken, die wir bereits mit Säuglingen und Elephanten verglichen haben, erinnern nämlich auch an schwache Frauen; sie können in der entscheidenden Stunde niemals Nein sagen.

Die Naturgeschichte der Mamelukken wäre nicht complet, wenn wir jene geflügelten Worte verschweigen würden, welche in Budapest circulieren und die ein charakteristisches Licht auf den Geist der Mamelukken werfen. Ein officiöser Redacteur, und zwar einer, dessen Name sehr bekannt ist, sagte einmal zu einem oppositionellen Journalisten: „Ich verstehe Sie wirklich nicht. Sie greifen mich an, obwohl Sie doch wissen, dass ich auch Ihre Partei unterstützen werde, wenn dieselbe zur Regierung gelangt.“ Der oppositionelle Journalist machte ein verblüfftes Gesicht, doch der officiöse Redacteur fuhr fort: „Es ist mein politisches Princip, jede Regierung zu unterstützen, welche Principien diese Regierung auch haben mag“. . . . Ein anderer Mameluk gieng während der letzten Obstruction im ungarischen Abgeordnetenhause mit vergnügter Miene im Lesezimmer umher. Andere Mamelukken, die ängstlich in den Zeitungen die Krisengerüchte verschlangen, umringten ihn und fragten: „Ist die Krise gelöst? Weißt du etwas?“ Der Gefragte lächelte verschmitzt und entgegnete: „Für mich ist die Krise gelöst.“ Die anderen baten ihn um einen Commentar zu seinen Worten und er zischelte ihnen nun geheimnisvoll zu: „Eine Regierung wird es immer geben!“ Sie verstanden ihn und „an diesem Tage lasen sie nicht weiter“. . . . Ein dritter Mameluk hatte sich derart an das Jasagen gewöhnt, dass er selbst in solchen Fällen mit Ja stimmte, in welchen die Opposition einen Beschlussantrag einreichte, den die Regierung verwarf. Es ist kein Nein aus diesem Muster-Mamelukken herauszubringen, der, nebenbei bemerkt, seit dem Jahre 1867 Abgeordneter ist, bei keiner Sitzung fehlt, jedoch noch niemals eine Rede gehalten und im Parlament nie ein anderes Wort als Ja gesprochen hat. Macaulay widmet jenem Sonderling des englischen Parlaments Worte der Anerkennung, welcher stets in der Opposition verblieb und seine Partei in dem Augenblicke verließ, als sie zur Regierung gelangte. Dieselbe Anerkennung verdienen wohl auch die Mamelukken, welche stets in der Majorität verharren, jede Regierung unterstützen und die Worte der Bibel beherzigen: „Eure Rede sei Ja, Ja! . . .“

Die Mamelukken von Budapest sind zweifellos recht komische Gesellen und erwecken auch recht viel Heiterkeit, aber jeder, der den politischen Verhältnissen Ungarns Aufmerksamkeit schenkt, wird zugeben müssen, dass diese harmlosen Abgeordneten, diese jeder Principienreiterei feindliche Leibgarde jedes Ministerpräsidenten, diese sogenannten Mamelukken, Schuld an vielen Uebeln sind. Sie bilden die Kerntruppen der Majorität und decken mit ihren Voten jedes Unrecht und jede Ungerechtigkeit. Jenseits von Gut und Böse stehend, stimmen sie für das Edle mit ebensolcher Präcision, wie für das Nichtsnutzige, unterstützen einen verdienstvollen Ministerpräsidenten mit derselben Hingabe, wie einen schlechten und gewissenlosen Staatsmann. Dass die Mamelukkenschar immer wieder aus den Wahlen hervorgeht, ist logisch und selbstverständlich. Die Regierung braucht die Mamelukken und deshalb wird das veraltete, illiberale Wahlgesetz nicht modificiert, welches die meisten Wahlresultate in die Hand der Ministerien legt. Der Ministerpräsident stimmt für seine Mamelukken, und die Mamelukken stimmen für ihren Ministerpräsidenten. Mag auch die Majorität brüchig und rissig werden, die Mamelukken wanken nicht, sondern bleiben der Regierung

treu bis zum letzten Fall. Dann stellen sie sich allerdings wieder in Reih und Glied und begrüßen mit Jubel das neue Ministerium, welches ihnen wie der Segen „von oben" zufliegt. Der Herr hat's genommen, der Herr hat's gegeben ... Es war begreiflich, dass die Mameluken nach dem Sturz des scandalösen Bánffy-Regimes das Széll-Regime mit großer Begeisterung begrüßten, aber wenn es auch weniger verständlich wäre, dass die Mameluken nach dem Széll-Regime ein neues Bánffy-Regime mit Enthusiasmus empfangen würden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass sie es thäten. Mehemed Ali erkannte die Gefahr der historischen Mameluken und ruhte nicht eher, als bis er dieselben ausgerottet hatte. Auch die Mameluken von Budapest sind eine Gefahr, denn eine freie und freisinnige Entwickelung des politischen Lebens in Ungarn wird erst möglich sein, bis diese Mameluken aus dem Abgeordnetenhause verschwunden sind, diese komisch-traurigen Mameluken, für welche der ungarische Dichter Jósika das bittere Wort gesprochen haben dürfte: „Es gibt Leute, die wie der Morast der Straße an den Rädern jedes Triumphwagens kleben bleiben."

Budapest, Anfangs April 1900. Árpád.

## Die Dienstbotenbewegung in Berlin.

Für keinen Berufsstand gelten so antiquierte Bestimmungen wie für die Dienstboten. Es gibt etwa siebzig Gesindeordnungen in Deutschland. Manche davon gehen, wie die des Herzogthums Lauenburg, auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Die wichtigste ist die vom 8. November 1810, die für den größten Theil Preußens, auch für Berlin, gilt. Charakteristisch für sie ist, dass sie neunzehn Gründe anführt, aus denen das Gesinde ohne Kündigung entlassen werden darf, gegen sieben, aus denen das Gesinde ohne Kündigung den Dienst verlassen darf. Wie diese neunzehn zu diesen sieben, so verhalten sich etwa die Rechte der Herrschaft zu denen des Gesindes.

Rechtlich — der thatsächliche Zustand ist glücklicherweise meist anders — ist das Gesinde auf Gnade und Barmherzigkeit der Willkür der Herrschaft ausgeliefert. Seine Dienstzeit und Dienstpflicht ist unbegrenzt. Nur Dienste, die es „ohne Verlust seiner Gesundheit nicht bestreiten kann", darf es weigern. Jede Kost muss es nehmen außer Speisen, die „offenbar der Gesundheit nachtheilig oder ekelhaft sind". Jede Beleidigung fast muss es sich gefallen lassen, denn „auch solche Ausdrücke oder Handlungen, die zwischen anderen Personen als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermuthung, dass sie die Ehre des Gesindes dadurch habe kränken wollen". Aber die Herrschaft braucht sich gar nicht auf Worte zu beschränken, denn wenn das Gesinde die Herrschaft „durch ungebürliches Betragen zum Zorne gereizt hat" und dafür „mit geringen Thätlichkeiten behandelt wird", so darf es dafür „keine gerichtliche Genugthuung fordern". Das bedeutet in praxi natürlich nicht weniger, als dass der Herrschaft das Züchtigungsrecht zusteht. Sogar das Recht der Nothwehr ist verkümmert, denn „außer dem Falle, wo das Leben oder die Gesundheit des Dienstboten durch Misshandlungen der Herrschaft in gegenwärtige und unvermeidliche Gefahr geräth, darf er sich der Herrschaft nicht thätig widersetzen". Die allgemeinen Grundsätze des Strafgesetzbuches sind also in umfassendem Maße zu Ungunsten des Gesindes eingeengt. Die Rechtsungleichheit zwischen den beiden vertragschließenden Theilen tritt überall offen zutage. Wird die Herrschaft vertragsbrüchig, so hat das nur civilrechtliche Folgen. Wird es das Gesinde, so kann es mit einer Geldstrafe von sechs bis dreißig Mark oder entsprechendem Gefängnis belegt werden. Zwangsmittel bei Vertragsbruch sind nur dem Gesinde gegenüber zulässig. Die Entscheidung in Dienststreitigkeiten steht der Polizei zu, was natürlich auch nicht gerade als Annehmlichkeit von den Dienstboten empfunden wird.

Die Bestimmungen der Gesindeordnung von 1810 werden noch verschärft durch ein Gesetz aus der finstersten preußischen Reactionszeit, aus den Tagen der sogenannten Contrerevolution. Das Gesetz vom 24. April 1854 setzt Geldstrafe bis 15 Mark oder Gefängnis bis zu drei Tagen, wegen „hartnäckigen Ungehorsams oder Widerspenstigkeit" des Gesindes fest. Gefängnis bis zu einem Jahr [illegible] droht es dem Gesinde an, das „die Arbeitgeber zu gewissen Handlungen oder Zugeständnissen dadurch zu bestimmen sucht, dass es die Einstellung der Arbeit verabredet oder etwa zu einer solchen Verabredung auffordert". Ein Coalitionsrecht gibt es für die Dienstboten nicht.

Zweifellos sind die Dienstboten und die ländlichen Arbeiter die beiden Kategorien des Arbeiterstandes, die von den Errungenschaften der modernen [illegible]bewegung noch am weitesten entfernt sind. Beide stehen gewissermaßen unter dem Banne derselben Zwangsbestimmungen. Und bei beiden zeigt sich der Anfang einer Bewegung [illegible] dass sie dieser lästigen gesetzlichen Fesseln [illegible] werden suchen.

Darum steht die Aufhebung der Gesindeordnung im Vordergrunde der Agitation der Dienstboten. Sie war die pièce de résistance aller öffentlichen Versammlungen. Sie ist auch der Punkt, wo die Gegner der Bewegung am wenigsten einsetzen können. Denn eigentlich ist sich ziemlich jedermann, bis in die Reihen der zahmsten Frauenvereine hinein — so der bekannte Berliner Hausfrauenverein der Frau Lina Morgenstern — darüber klar, dass die Bestimmungen der Gesindeordnung ein Faustschlag ins Gesicht der modernen Entwickelung sind. Trotzdem wagen weder die bürgerlichen Parteien, noch die bürgerlichen Frauenvereine, für die Aufhebung zu agitieren. Sie fürchten, dass eine Neuregelung, etwa gar im Rahmen der Gewerbeordnung, das heißt auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, zu wenig patriarchalisch und zu sehr im Sinne des modernen Arbeitsvertrages ausfallen werde. So sind es denn außer den Socialdemokraten und etwa noch den Nationalsocialen oder einzelnen anderen Socialreformern nur die Dienstboten selbst, die die Beseitigung der Gesindeordnung betreiben.

Neben dieser Hauptforderung laufen eine Reihe von Nebenforderungen her, die von Frau Eliza Ichenhäuser recht zutreffend in einem Vortrag,* den sie vorigen Herbst im Berliner Frauenverein hielt, wie folgt zusammengefasst wurden:

1. Beseitigung der Gesindebücher;
2. Obligatorische Kranken- und Unfallversicherung;
3. Freigabe des Sonntagnachmittages oder wenigstens abwechselnd eines Sonntags- und eines Wochentagsnachmittages;
4. Festsetzung einer wöchentlichen Mindestruhezeit;
5. Obligatorische Fortbildungsschule mit Haushaltungsunterricht;
6. Communaler Arbeitsnachweis;
7. Beseitigung der Bezeichnung „Dienstbote". Ersatz etwa durch „Hausgehilfe".

Alle diese einzelnen Forderungen, zu denen noch die nach Beseitigung der vielfach unleidlichen Wohnungsverhältnisse hinzukommt, traten jedoch in der Bewegung weit zurück hinter der ersten Forderung, der der Aufhebung der Gesindeordnung, und vor allem hinter dem Gedanken der Organisation an sich. Das Standesbewusstsein der Dienstboten ist erwacht. Sie haben sich zusammengeschlossen, nicht weil sie bestimmte Forderungen, sondern weil sie das allgemeine Gefühl hatten, dass der Zusammenschluss sie vorwärtsbringen, gegen Uebergriffe sichern und den anderen Arbeiterzweigen ebenbürtig an die Seite stellen werde. Der Organisationstrieb war das Primäre. Die einzelnen Forderungen kamen hinten nach, wurden zum Theile nicht einmal aus der Mitte der Dienstboten selbst erhoben, sondern von anderen Leuten aufgestellt, dann freilich von den Dienstboten dankbar aufgenommen. Bei einer so jungen Bewegung spielt ja naturgemäß das Gefühlsmäßige, Triebhafte eine größere Rolle, als das verstandesmäßig Ausgeklügelte. Die Dienstboten wollten sich aus der Stellung der „Dienenden" zu der gleichberechtigter Contrahenten emporheben. Das trieb sie in die Bewegung. Politisch geschulte Berather sagten ihnen, welche Forderungen sie aufzustellen hätten, um ihr Streben zu verwirklichen. So entstand aus Gefühl und Verstand die Dienstbotenbewegung.

In die Oeffentlichkeit trat sie zuerst im Juli letzten Jahres. Verschiedentlich hatte die Socialdemokratie früher versucht, auf die Dienstboten Einfluss zu gewinnen. Aber wenn ihre Agitation unter den Arbeiterinnen überhaupt nur minimale Erfolge zu verzeichnen hat, so waren die unter den Dienstmädchen gleich Null geblieben. Sie hatte es eben nicht verstanden, sich den besonderen Arbeitsverhältnissen des „Gesindes" anzupassen, sondern einfach mit ihrem schablonenhaften Radicalismus gearbeitet. So hatte sie wohl hie und da ein vereinzeltes Dienstmädchen für ihre Parteiinteressen gewonnen, aber keine Dienstbotenbewegung zustande gebracht. Die entwickelte sich erst aus den Versammlungen, die der „Unterstützungsverein der Dienerschaft Deutschlands" einberief.

Dieser Verein besteht seit 1889. Er umfasste nur männliche Dienstboten, verfolgte engbegrenzte Unterstützungs- und Ausbildungszwecke, wendete sich nicht an die Oeffentlichkeit. An seiner Spitze steht sein Begründer, ein ehemaliger Diener, Schröder, ein Mann von einer gewissen natürlichen Schlauheit, aber ohne jede Bildung, mit brutalen Verkehrsformen und von grenzenloser Herrschsucht. Schröder kam mit dem Journalisten Perlmann zusammen, der seit 1898 ein Dienstbotenorgan herausgibt, das sich „Unser Blatt" nennt. Es wurde beschlossen, den „Unterstützungsverein der Dienerschaft Deutschlands" durch die Zulassung weiblicher Mitglieder zu einer allgemeinen Interessenvertretung der Dienstboten zu erweitern. Gemeinsam gieng man an die Einberufung von öffentlichen Versammlungen, die der Propaganda und Mitgliedergewinnung für den Verein dienen sollten. Die sommerliche Reisezeit, wo ein großer Theil der Herrschaften abwesend war, bot den geeigneten Termin für diese Versammlungen. Sie wurden gut besucht. Die Herren Schröder und Perlmann, sowie eine Naturärztin Schlesinger und ein emeritierter Rector Buchholtz lieferten die Referate. Das Hauptinteresse bot jedoch die Discussion, die sich stets sehr lebhaft gestaltete. Eine ganze Reihe von Dienstmädchen trat auf und brachte, meist

* Der Vortrag von Frau Ichenhäuser ist als Broschüre unter dem Titel „Die Dienstbotenfrage und ihre Reform" bei Hermann Walther, Berlin, erschienen.

in ansprechender Form und stets sehr maßvoll, Beschwerden und Wünsche vor. Sehr oft wurden auch die guten Erfahrungen betont, die man mit den Herrschaften gemacht habe. Einzelne Rednerinnen hoben geradezu hervor, dass sie sich für ihre Person überhaupt über nichts zu beklagen hätten, sondern nur im Interesse der Sache und derer, denen es schlechter gienge, in den Kampf einträten. Auch den Referaten konnte man eher zu große Harmonieseligkeit als zu starke Kampfeslust vorwerfen. Nur Schröder schadete durch manche Thorheiten der Sache, so, als er einmal erzählte, dass, wenn man als Dienstbote nicht genug zu essen bekomme, man einfach „klaue“. Die Socialdemokraten griffen bald in die Debatten ein, um sie für ihre Partei auszunützen, obwohl von den Referenten stets die Parteilosigkeit der Bewegung betont wurde. Die bekannte socialdemokratische Führerin Lily Braun betheiligte sich in besonders aggressiver Form.

Die Versammlungen erregten gewaltiges Aufsehen. Fast die gesammte bürgerliche Presse nahm dagegen Stellung. Tendenziöse Berichte wurden verbreitet, in denen die Ungeschicklichkeiten Schröders, die Radicalismen der socialdemokratischen Discussionsredner und gewisse Aeußerlichkeiten die Hauptrolle spielten, um in den Lesern einen zwischen Heiterkeit und Empörung schwankenden Eindruck hervorzurufen. Die Empörung freilich überwog. Man appellierte an den Staatsanwalt und die Polizei, um die Versammlungen zu inhibieren. Den Mädchen wurde vielfach im Falle des Besuchs der Versammlungen Entlassung angedroht.

Trotzdem nahm die Mitgliederzahl des „Unterstützungsvereines“ rasch zu. Er brachte es bis auf etwa 800 weibliche Mitglieder. Und zwar waren es gerade die höher bezahlten Dienstboten aus dem vornehmen Westen, die das Hauptcontingent stellten, während sich das „Mädchen für alles“, das Dienstmädchen des Mittelstandes, fast ganz fern hielt. Die ganz jugendlichen Dienstmädchen betheiligten sich fast gar nicht. Die Köchinnen, die meist in gesetzteren Jahren sind, lieferten den Hauptstamm an interessierten Mitarbeiterinnen. Der Eifer war groß. Die Mädchen agitierten unter ihren Standesgenossinnen mit aller Kraft für den Verein und für ihr Blatt. Manche brachten sogar erhebliche Geldopfer. Spenden bis zu zwanzig Mark und darüber für den Agitationsfond kamen vor. Hunderte von Mark wurden im Umsehen zusammengebracht.

Aber schon nach wenigen Monaten fiengen die inneren Streitigkeiten an. Nicht eigentlich unter den Mitgliedern, sondern unter den „Führern“. Hauptsächlich durch die Herrschsucht und die Gewaltthätigkeit Schröders beiseite geschoben, zogen sich nach unangenehmen Auseinandersetzungen in einer Versammlung Perlmann, Buchholtz und Fräulein Schlesinger vom „Unterstützungsverein“ zurück. Ihnen folgte eine Anzahl der fähigsten und eifrigsten Dienstmädchen. Man begründete den „Hilfsverein für weibliches Hauspersonal“, der jetzt etwa 150 Mitglieder zählt. Er nimmt, wie es schon im Namen liegt, nur weibliches Gesinde auf, hat auch einen Vorstand von Dienstmädchen, ist jedoch im übrigen sehr auf die Person Perlmanns zugeschnitten. Perlmann ist nicht nur der Leiter des Vereinsorganes „Unser Blatt“ und der Hauptredner in den Mitgliederversammlungen, sondern wird auch in den Satzungen als Vereinssecretär mit Namen genannt, als wenn es nie einen anderen Inhaber dieses Postens geben dürfte. Der Hilfsverein verfolgt nach seinen Satzungen den Zweck, den Mitgliedern Unterstützung und Belehrung, Rechtsschutz und Arbeitsnachweis zu gewähren. Von einer Bekämpfung der Gesindeordnung oder überhaupt von einer Einwirkung auf die Gesetzgebung ist nicht die Rede, kann freilich auch kaum sein, weil sonst sofort der Conflict mit der bestehenden Gesindegesetzgebung gegeben wäre. Weder durch öffentliche Versammlungen noch sonst ist der Verein bisher an die Oeffentlichkeit getreten. Er pflegt hauptsächlich die Geselligkeit und führt im übrigen ein Stillleben.

Schröders „Unterstützungsverein der Dienerschaft Deutschlands“ fand nach seiner Schwächung durch die Secession der Perlmann'schen Gruppe zunächst Ersatz dadurch, dass sich der gewandte Journalist Emil Rogge ihm anschloss und für ihn vom October an ein Organ, das „Centralblatt für die Angestellten des Hauses“, ins Leben rief. Es herrschte reges Leben in dem Vereine. Verschiedene Redner, insbesondere nationalsociale, hielten Vorträge. Bald aber stellte sich heraus, dass unter Schröders Leitung wirkliches Vereinsleben auf die Dauer unmöglich sei. Nach den Satzungen, die Schröder aus guten Gründen möglichst Fremden und selbst den Mitgliedern vorenthielt — er hatte zur Vorsicht einen Statutenauszug drucken lassen, den er statt dessen verbreitete — war er lebenslänglicher Vorsitzender des Vereines. Der mit seinen Werkzeugen aus der männlichen Dienerschaft besetzte Vorstand hatte fast dictatorische Vollmachten. Die der Zahl nach weit überwiegenden weiblichen Mitglieder kamen ganz zu kurz. Wer an Schröders Allmacht zu rütteln versuchte, wurde kurzer Hand ausgeschlossen. So entstand gegen Weihnachten eine tiefgehende Missstimmung besonders unter den weiblichen Mitgliedern. Unter Führung von Rogge zogen sie sich immer mehr von dem Verein zurück. Das Vereinsorgan konnte sich unter diesen Umständen nicht halten, sondern erlosch mit Schluss des Jahres. Schröder hielt noch ein paar kleine Versammlungen ab, in denen sogar über die Auflösung des Vereines berathen wurde. Nur verschwindend wenig Dienstmädchen waren bei ihm verblieben. Jetzt ist der „Unterstützungsverein“, wenn vielleicht auch officiell noch nicht aufgelöst, doch thatsächlich todt. Als Bestandtheil der Dienstbotenbewegung kann er jedenfalls nicht mehr gelten.

Aus der Initiative von Rogge und den eifrigsten und willigsten der Dienstmädchen, die sich mit ihm zusammen von Schröder abgewandt hatten, ist inzwischen ein neuer Verein entstanden. Er nennt sich „Verein der Berliner Dienstherrschaften und Dienstangestellten“. Er nimmt männliche und weibliche Mitglieder auf, die, ohne Rücksicht auf ihre Stellung im Dienstverhältnis, gleiche Rechte haben. Er bezweckt, „den Arbeitgebern Dienste guter Hausangestellter zu vermitteln und die Angestellten in guter Arbeit sicherzustellen“, und sucht diesen Zweck zu erreichen durch:

1. Den für Mitglieder unentgeltlichen Stellennachweis auf Grund der Vertragsbestimmungen des Vereines;
2. die Förderung der beruflichen Ausbildung der Hausangestellten;
3. die Hilfscasse für die Hausangestellten;
4. den Ausgleich etwa entstehender Streitigkeiten;
5. die Pflege edler Geselligkeit.

Der Vorstand besteht zu gleichen Theilen aus Arbeitnehmern und Arbeitgebern unter dem Vorsitz einer unparteiischen Persönlichkeit. Zum erstenmal soll der Versuch gemacht werden, unter Hochhaltung des Grundsatzes der Gleichberechtigung eine Zusammenarbeit von „Herrschaft“ und „Gesinde“ zu erzielen. Wie der Versuch ausfallen wird, lässt sich noch nicht sagen, da die Sache noch zu jung ist. Dass sich Männer, wie der hochangesehene Herausgeber der „Socialen Praxis“, Dr. Francke, oder wie der bekannte Professor Zimmer, daran betheiligen, lässt jedenfalls erhoffen, dass von vornherein der richtige Weg eingeschlagen wird.

Neben der eigentlichen Dienstbotenbewegung, deren verschiedene Zweige ich hiermit skizziert habe, und ganz unabhängig von ihr läuft ein anderes Unternehmen. Dr. Stillich, ein jüngerer Docent an der Berliner Humboldt-Akademie, der seine socialpolitische Tüchtigkeit bereits durch eine andere Arbeit erwiesen hat, veranstaltet augenblicklich eine Enquête über die Lage der Berliner Dienstboten. Er hat zu diesem Zweck nach Besprechung mit einigen Hausfrauen und Socialpolitikern zwei ausführliche Fragebogen versandt. Der eine ist einigen Tausend Hausfrauen, der andere ebensovielen Dienstmädchen zugestellt worden.

Das bloße Unternehmen dieser Enquête hat bei den meisten Hausfrauen die lebhafteste Empörung und in der bürgerlichen Presse einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Und zwar erstreckt sich diese Entrüstung fast in gleicher Stärke auf die conservative Presse wie auf die freisinnige von der Art der „Vossischen Zeitung“ und des „Berliner Tageblattes“, auf die bewusst arbeiterfeindliche vom Schlage der bündlerischen „Deutschen Tageszeitung“, wie auf die sich socialreformerisch geberdende, wie die „Tägliche Rundschau“. Außer der socialdemokratischen Presse stehen nur vereinzelte Blätter, wie die „Hilfe“ und die „Welt am Montag“, der Sache freundlich gegenüber. Der Erfolg der Enquête wird natürlich von der Zahl und Qualität der ausgefüllten Fragebogen abhängen. Wie man hört, setzen viele Hausfrauen alles daran, um die Mädchen von der Ausfüllung abzuhalten. Sie zerreißen die Fragebogen, drohen mit Kündigung für den Fall der Ausfüllung oder schüchtern die Mädchen durch die Behauptung ein, sie müssten ihre Antworten später beschwören. Da sich alle von der Dienstbotenbewegung erfassten Dienstmädchen aber lebhaft für diese Enquête interessieren, so wird voraussichtlich doch ein ganz stattliches Material zusammenkommen. Die Bekanntgebung dieses Materials dürfte der Bewegung einen neuen, starken Impuls geben.

Vorläufig sieht die Dienstbotenbewegung noch ziemlich chaotisch aus. Von positiven Ergebnissen ist nicht viel zu melden. Die persönlichen Streitigkeiten, die ja allerdings fast jede junge Bewegung zu begleiten pflegen, haben eine Zersplitterung herbeigeführt, die jede der bestehenden Organisationen als ungeeignet erscheinen lässt, als Trägerin der Gesammtbewegung zu gelten. Freilich hat die Dienstbotenbewegung den großen Vortheil vor anderen Arbeiterbewegungen, dass die Nachfrage nach tüchtigen Dienstboten das Angebot weit übersteigt. Darum könnte auch eine verhältnismäßig schwache Organisation viele Forderungen durchsetzen. Vorläufig ist jedenfalls die Angst der Berliner Hausfrauen vor der Dienstbotenbewegung weit größer als die Bewegung selbst.

Berlin. H. v. Gerlach.

## Russlands Kosakenheere im Niedergang.

Wenn 1870 in Frankreich die Kunde sich verbreitete, dass die sagenhaften, gefürchteten „Ulans“ sich nahten, [illegible] Schatten völlig ungerechtfertigter [illegible] verbreitet waren, ergriff die Bevölkerung [illegible] Männer, Weiber, Kinder flüchteten, das [illegible] wurde in die Wälder

getrieben, wertvolle Habe, die nicht mitgeführt werden konnte, wurde vergraben, die Häuser verrammelt ꝛc. ꝛc. Bei dem fluchtartigen Rückzug der „großen Armee“ 1812 aus Russlands eisigen Gefilden übte der Schreckensruf „Les cosaques“ eine ähnliche Wirkung auf die in Erschöpfung sich hinschleppenden Reste des kaiserlichen Heeres. Es ist auch außer Frage, dass die Kosaken — nach neuerer, russischer Schreibweise Kasaken — in jenem Feldzuge und auch später Russland außerordentliche Dienste geleistet haben und 1812 eine wesentliche Ursache waren, dass der Rückzug des Feindes zur Auflösung führte. Der Wert der Kasakenheere ist für Russland umso größer, als die Kosten ihrer Unterhaltung äußerst geringe, die Ausbildung eine wenig mühevolle ist. Besonders zur Ausbreitung der russischen Herrschaft nach Süden und Osten haben diese in Gemeinwesen militärisch organisierten Reitervölker erhebliche Dienste geleistet. Während die Kasakenheere sich vor der Regierung Peters des Großen selbständig entwickelt und ihre kriegerischen Eigenschaften sich in fortgesetzten Kämpfen gegen die Nachbarvölker, Tataren, Türken, kaukasischen Volksstämme, aber auch Polen und Russen herausgebildet hatten, gieng nach ihrer Unterwerfung unter die russische Herrschaft diese Entwickelung mehr nach dem Ermessen der Regierung vor sich. Ihre Aufgabe war der Schutz russischen Gebietes als Grenztruppen, die Wehrpflicht war allgemein; zu ihrem Unterhalt wurden ihnen Staatsländereien zugewiesen, die sie als Dorfgemeinschaften bewirtschaften, wogegen sie jederzeit bereit sind, unter die Fahne zu treten und für ihre Ausrüstung außer Waffen und Munition selbst zu sorgen haben. Von der Kopfsteuer sind sie befreit. Die Wehr- und Dienstpflicht währt zwanzig Jahre, die active Dienstzeit drei bis vier Jahre, die erste Ausbildung erhalten die jungen Kasaken in den Heimatsbezirken, während die beurlaubten Aufgebote zu jährlichen Uebungen zusammengezogen werden. Sold, Verpflegung, Fourage wird nur während der Dienstleistung gewährt, aber auch dann nicht vom Staat, sondern von der Heerescasse, welche aus Erträgnissen der Heeresländereien ergänzt wird, also von den Kasaken selbst aufzubringen ist. Auf diese Weise unterhält Russland eine ungeheure Kriegsmacht ohne besondere Belastung des Staatssäckels. Die Kasaken sind Naturreiter von unübertroffener Gewandtheit, dabei zähe, ausdauernd, äußerst findig im Gelände und von großer Genügsamkeit. Als irregulären Reitern ist ihnen dagegen der geschlossene Angriff fremd, in der Attaque vermögen sie daher der Liniencavallerie nicht stand zu halten. Hervorragendes leisten sie im Aufspüren, Verfolgen, Umschwärmen, Beunruhigen.

Die gesammten Kasaken gliedern sich in 13 Heere, von denen das Don-, das Kuban- und das Orenburg-Heer die bedeutendsten sind, und stellen nach v. Loebells Jahresberichten [*]) im Kriege insgesammt 19 Fußbataillone, 149 Regimenter — zusammen über 1000 Sotnien (Escadrons), davon verschiedene ohne Regimentsverband — und 40 reitende Batterien, zusammen in drei Aufgeboten mit Ersatz rund 250.000 Mann.

Schon diese Zahlen zeigen, welche Bedeutung die Kasaken für die russische Machtstellung besitzen; und dennoch hat diese ganze Organisation sich wenigstens auf europäischem Boden überlebt und ist unzweifelhaft im Niedergange.

Die Ursachen dieser Erscheinung liegen im wesentlichen auf ökonomischem Gebiet, indem die Kasaken allmählich verarmen. Wie vorhin erwähnt, gewinnen sie sowohl ihren Unterhalt, als auch die Mittel zu ihrer Ausrüstung aus dem Ertrage der ihnen überwiesenen Staatsländereien. Die Bebauung derselben gewährt aber nicht mehr die Mittel hiezu, einmal weil der allgemeine Rückgang der Landwirtschaft sich auch in Russland sehr fühlbar macht, und dann auch, weil die Zahl der Theilhaber an den Erträgnissen des in communistischer Weise von den Dorfgemeinden verwalteten Grund und Bodens erheblich gestiegen ist. Die Verarmung trifft ebenso den gemeinen Kasaken wie den Kasakenofficier, der gleichfalls auf die Ergebnisse der Bodencultur angewiesen ist. Die Folge ist, dass die Dienstverpflichtung auf dem Volke schwer lastet, und dass die Kasaken vielfach nicht mehr imstande sind, die Kosten für ihre Ausrüstung und Berittenmachung aufzubringen, so dass die „Heerescasse“ mit ihren Mitteln aushelfen muss. Die Heerescassen bieten diese zwar vorläufig noch, doch nur indem andere Zwecke, denen sie zu dienen bestimmt sind, zurückgestellt werden.

Es kommt dazu, dass die Pferdezucht in den Kasakenländern schnell zurückgeht, indem die Bewohner gezwungen sind, viele Weideplätze, welche der Aufzucht dienten, eingehen zu lassen und dem Körnerbau zuzuführen. Die Umstände bringen es überdies mit sich, dass die Aufzucht der Kasakenpferde nicht nur nach der Zahl, sondern auch nach der Güte sich mindert, was bezüglich des guten Soldatenpferdes mehr oder weniger für ganz Russland gilt. So kommt es auch, dass die Preise der Pferde steigen, und dass die armen Kasaken gute Pferde zu erwerben nicht mehr imstande sind, und diese Thiere ihrer Zucht von den Linienregimentern angekauft werden. Für die Kasaken bleiben eigentlich nur noch minderwertige Thiere.

[*]) [illegible]

Es liegt auf der Hand, dass diese Verhältnisse geeignet sind, ungünstig den kriegerischen Geist des Kasaken zu beeinflussen. Der schwere Kampf ums Dasein drückt seinen Geist nieder, nicht mehr kann er sich wie früher der Lust hingeben, in kühnem Jagen die heimatliche Steppe zu durcheilen: hinter dem Pflug herschreitend, kämpft er im Schweiße seines Angesichts ums tägliche Brot. Die Minderwertigkeit seiner Pferde beeinflusst naturgemäß auch seine Reiterausbildung ungünstig, und so sind diejenigen militärischen Eigenschaften, die den Ruhm des Kasaken bildeten, immer mehr im Rückgang begriffen.

Der russischen Regierung ist dies alles selbstredend nicht entgangen, und man hat auf verschiedene Art versucht, einzugreifen. Zeitweise versuchte man, die Ausbildung der Kasaken so zu ändern, dass die Regimenter gleichwertig den Linienregimentern werden sollten, und man hat auch jeder der Cavallerie-Divisionen, welche drei Linienregimenter zu sechs Escadrons zählen, als viertes ein Kasakenregiment zu sechs Sotnien zugetheilt; aber man machte bald die Erfahrung, dass jenes Ziel einerseits nicht zu erreichen war, anderseits dieser Drill die dem Kasaken eigenartigen militärischen Instincte zurückdrängte. Neuerdings hat man einen andern Weg eingeschlagen, indem man die unregelmäßige Fechtweise der Kasaken, den Angriff im losen Schwarm — Lawa genannt — reglementarisierte.

Doch auch diesem Versuch, dem absterbenden Körper neues Leben einzuhauchen, stehen viele russische Officiere ungläubig gegenüber. Auch finanziell ist eine Hebung und Unterstützung der Kasaken von der russischen Regierung, der besonders die Hebung der Pferdezucht sehr am Herzen liegt, wohl versucht worden; um wirklich Durchgreifendes zu schaffen, würden aber so bedeutende Mittel erforderlich sein, dass es mehr als fraglich ist, ob man solche an eine Sache wenden wird, deren Niedergang schwerlich aufzuhalten ist. Schon jetzt liegt es so, dass im Kriegsfall ein großer Theil der Kasaken-Sotnien, wenigstens zweiten und dritten Aufgebots, nicht mehr beritten gemacht werden kann, also als Reiterei nur noch auf dem Papier prangt.

Die Zeit scheint daher nicht fern, wo die nach dem Osten fortschreitende nivellierende Cultur auch den Kasaken verschwinden macht, und unseren Kindern wird vielleicht die Mähr von den Kasaken dereinst ähnlich erklingen, wie uns die Erzählung von den Reitervölkern der Scythen und Hunnen.

Berlin. Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

---

# Ist Alkohol ein Nahrungsstoff oder ein Gift?

Von Prof. Dr. Max Kassowitz (Wien).

„Der Alkohol ist eine furchtbare Geißel des Menschengeschlechtes, welche ärger wüthet, als Krieg und Pestilenz.“

Mit diesen kräftigen Worten hat Gladstone in unübertroffener Weise die thatsächliche Grundlage der Alkoholfrage gekennzeichnet. Denn dass aus dem rapid zunehmenden Alkoholconsum die allerschwersten hygienischen, moralischen, ökonomischen und socialen Schäden erwachsen, dass der Alkohol die Gesundheit der Individuen und Generationen untergräbt, dass er das Familienleben zerrüttet, den Pauperismus befördert und die Gefängnisse und Irrenhäuser bevölkert, das ist so sehr in die Augen springend und durch wissenschaftliche Forschungen so sicher constatiert, dass darüber unter ernsthaften Leuten keinerlei Meinungsverschiedenheit herrscht. Discutiert kann höchstens noch darüber werden, mit welchen Mitteln man diesem schrecklichen Uebel am wirksamsten entgegentreten könnte.

Zum Alkoholismus gehören nun unbedingt zwei: der Alkohol, der getrunken wird, und der Mensch, der ihn trinkt. Folglich kann auch das Problem von zwei Seiten in Angriff genommen werden. Man kann die Erzeugung und den Verkauf alkoholischer Getränke verbieten, wie dies schon lange in einigen Staaten der nordamerikanischen Union der Fall ist und nach Forel, der eben Canada als Antialkoholist bereiste, binnen kurzem auch in diesem Lande geschehen soll; oder man kann weniger drakonisch vorgehen und nur die Zahl der Schankstätten vermindern, die Zeit des Ausschankes restringieren, die geistigen Getränke mit hohen Steuern belegen und noch andere Maßregeln ersinnen, um die Erzeugung und den Verbrauch dieser Getränke zu erschweren. Freilich, bei uns ist von alledem leider noch ziemlich wenig zu bemerken. Unsere Staatslenker und Parlamente haben vorläufig noch andere Sorgen, und was die Wiener Gemeinde betrifft, so hat sie sich einstweilen bloß zur Eröffnung des Rathhauskellers aufgeschwungen.

Bleibt also noch der andere Factor, nämlich der Mensch, und auf diesen kann man wieder in zweierlei Weise wirken, durch Strafen oder durch Belehrung. Aber bestrafen kann man höchstens die Trunkenbolde, niemals aber die Trinker, welche die ersteren viele tausendmal an Zahl übertreffen; und ob durch die Androhung und wirkliche Ausführung der Strafen besonders viel geholfen wird, das lässt sich füglich bezweifeln. Das eine ist aber sicher, dass kein Trunkenheitsgesetz jemanden davon verhindern wird, sich durch massenhaftes Vertilgen von Wein, Bier oder Branntwein siech und elend

zu machen, seine geistige und körperliche Leistungsfähigkeit herabzusetzen, seine Familie vor der Zeit ihres Ernährers zu berauben und seinen Kindern das Stigma der erblichen Belastung aufzudrücken. Hier wird niemals die Bestrafung oder Strafandrohung, sondern einzig und allein die Belehrung mit Aussicht auf Erfolg einsetzen können.

Für die Belehrung stehen nun wieder verschiedene Wege offen. Belehren könnten und sollten die Eltern ihre Kinder, die Lehrer ihre Schüler, die Priester ihre Gläubigen, die Schriftsteller ihre Leser. Wie wenig aber in dieser Beziehung wirklich geschieht, braucht wohl nicht erst ins Breite ausgeführt zu werden. Im günstigsten Falle wird auch hier fast immer nur vor jener Trunksucht gewarnt, welche zur Trunkenheit und den damit verbundenen Excessen und Aergernissen führt, nicht aber vor den Trinkgewohnheiten und Trinksitten, obwohl die Summe des durch diese angerichteten Schadens wegen ihrer enormen extensiven Verbreitung unvergleichlich größer ist, als derjenige, den der Alkohol bei den, wenigstens hierzulande, doch immer nur vereinzelten notorischen Säufern hervorbringt. Diese Gleichgiltigkeit gegenüber dem nicht gerade zur Volltrunkenheit führenden Alkoholismus muss aber irgendwo ihren zureichenden Grund besitzen; und da es sicherlich allen jenen, von denen wir diese Belehrung von rechtswegen erwarten sollten, nicht an gutem Willen gebricht, so müssen wir diesen Grund wo anders suchen, und wir finden ihn auch wirklich in der allgemein verbreiteten Unkenntnis über die Gefahren, welche der gewohnheitsmäßige Genuss größerer und der bei feierlichen und fröhlichen Anlässen hinzukommende Consum sehr großer Quantitäten geistiger Getränke für das physische und psychische Wohl der Consumenten mit sich bringt.

Diese Gefahren sind, vorläufig wenigstens, zumeist nur den Aerzten bekannt, weil sie sie entweder selbst an ihren Kranken kennen lernen, oder von anderen Erfahreneren in Wort und Schrift auf dieselben aufmerksam gemacht werden. Schon auf der Klinik lernt der angehende Arzt den Alkohol nicht nur als die Ursache einer ganzen Reihe der schwersten Krankheitsformen kennen, sondern er erfährt auch, dass alle aus anderen Ursachen entstehenden Krankheiten beim Gewohnheitstrinker viel gefährlicher verlaufen als sonst, und alles dies wird ihm schon dadurch besonders geläufig, dass man ihn anweist, bei der Erhebung der Antecedentien seines Kranken immer auch die Art und Menge der geistigen Getränke zu eruieren, welche derselbe zu consumieren gewohnt ist, und das Resultat dieser Nachforschung in der Krankengeschichte genau zu registrieren. In seiner späteren Praxis hat er dann Gelegenheit zu sehen, wie Männer, die als flotte Gesellschafter bekannt sind, die gewohnt waren, ihren Frühschoppen zu sich zu nehmen, und sich rühmten, dass niemand im Stande sei, sie unter den Tisch zu trinken, entweder plötzlich in der Blüte ihrer Jahre an Herzlähmung sterben oder binnen einigen Tagen einer Influenza erliegen oder an den Folgen von Herzschwäche oder Nierenschrumpfung in kläglicher Weise zugrunde gehen. Als Versicherungsarzt weiß er ferner, dass seine Gesellschaft den Gewohnheitstrinker als zu große Riske zurückweist und dass die Lebensdauer der Enthaltsamen durchschnittlich selbst diejenige der sogenannten mäßigen Trinker um viele Jahre übertrifft. Alles das und noch vieles andere, was die Schädlichkeit und Gefährlichkeit des prolongierten Alkoholgenusses auf das grellste illustriert, ist jedem Arzt und jedem Mediciner der höheren Jahrgänge ganz genau bekannt, und man sollte nun mit Bestimmtheit erwarten, dass wenigstens die Aerzte bemüht sein werden, ihre Clienten und alle diejenigen, mit denen sie Beziehungen unterhalten, an dieser hochwichtigen Kenntnis participieren zu lassen.

Aber nicht nur dass dies nur selten, man könnte sagen, nur ausnahmsweise geschieht, so unterliegt es keinem Zweifel, dass gerade die Aerzte häufig genug dazu beitragen, die falschen Anschauungen, welche so allgemein über den Wert und die Wirkung des Alkoholgenusses verbreitet sind, zu befestigen; und nicht selten sind sie es selbst, welche, nicht nur für wenige Stunden oder Tage, sondern für längere, oft gar nicht begrenzte Zeiträume den Genuss von starken (d. h. alkoholreichen) Weinen, von „Kraftbieren“ und selbst von Cognac mit ausdrücklichen Worten empfehlen oder gar gestatten, dass sich Fabrikanten und Händler in Zeitungsannoncen auf ihre empfehlenden Atteste berufen. Also auf der einen Seite die nicht zu leugnende Thatsache, dass der Alkohol giftig wirkt, dass sehr große Dosen dieses Giftes binnen wenigen Stunden den Tod herbeiführen können, und dass der fortgesetzte Verbrauch gewisser, nicht einmal übermäßig großer Quantitäten eine wahre Pandorabüchse der gefährlichsten Uebel in sich birgt; und auf der anderen Seite die Empfehlung derselben giftigen und verderbenbringenden Substanz als kräftigendes und gesundheitsstärkendes Agens, welches ein großer Theil der Aerzte um keinen Preis in seinem Heilschatze entbehren möchte. Darin liegt ein so offenkundiger Widerspruch, dass es sich wohl verlohnt, dem Ursprung eines so verhängnisvollen Denkfehlers — und nur ein solcher kann diesem Widerspruche zugrunde liegen — nachzugehen.

Das Resultat dieser Nachforschung klingt nun fürs erste in hohem Grade überraschend, denn es lautet dahin, dass die Empfehlung des Alkohols als Kräftigungsmittel auf einem Lehrsatze der physiologischen Wissenschaft basiert. Aber zur Beruhigung aller derjenigen, welche in dem Alkohol einen gefährlichen Feind der Menschheit erkannt haben, will ich gleich hinzufügen, dass dieser Lehrsatz keineswegs eine wissenschaftliche Wahrheit enthält, sondern nur eine Theorie, welche allerdings bis vor kurzem noch allgemein für richtig gehalten wurde, die aber seither gründlich widerlegt ist und nur, dem Gesetze der Trägheit folgend, bei vielen noch immer die alte dogmatische Geltung behalten hat.

Diese Lehre gipfelte darin, dass alles, was innerhalb des thierischen oder menschlichen Organismus verbrannt wird, für denselben ebenso als Kraftquelle dienen kann, wie die Kohle für die Dampfmaschine, unter deren Kessel sie verbrennt; und sowie es für die letztere gleich ist, ob ihr Brennmaterial aus Holz oder Kohle, Petroleum oder Spiritus besteht, so, glaubte man, sei es für die menschliche Maschine gleichgiltig, ob in derselben diese oder jene Nahrung verbrannt wird, wenn sie nur bei ihrer Verbrennung jene Zahl von Calorien oder Wärmeeinheiten liefert, welche der Organismus zum Betriebe seiner Lebensarbeit bedarf. Da es sich nun aber herausgestellt hat, dass der Alkohol im menschlichen Organismus, wenigstens zum größten Theile, thatsächlich verbrennt, so war damit für alle diejenigen, welche dieser Theorie beistimmten, die Gleichstellung des Alkohols mit den anderen Nahrungsstoffen als etwas Selbstverständliches gegeben; und da außerdem der Alkohol einen hohen Brennwert besitzt und man daher durch seine Verbrennung außerhalb des Organismus eine bedeutende Wärme- und Kraftwirkung erzielen kann, da ferner seine Verbrennung im Organismus ziemlich rasch vor sich zu gehen scheint, da man endlich manchen Kranken, die die gewöhnlichen Nahrungsstoffe zurückweisen, ziemlich leicht alkoholische Getränke beibringen kann, so hat man es für wissenschaftlich gerechtfertigt gehalten, von der vermeintlichen nährenden und kräftigenden Wirkung des Alkohols bei schwächlichen Individuen und bei länger dauernden, mit Abmagerung einhergehenden Krankheiten in ausgiebiger Weise Gebrauch zu machen. Auf diese Weise ist die im Grunde genommen ungeheuerliche Paradoxie entstanden, dass dieselben Aerzte, welche genau wissen, dass der Alkohol vermöge seiner giftigen Eigenschaften die Fähigkeit besitzt, in den lebenswichtigsten Organen, im Gehirn und in den Nerven, im Herzen und in den Blutgefäßen, in der Leber und in den Nieren geradezu unwiederbringlichen Schaden herbeizuführen, dennoch nicht nur gestatten, sondern sogar direct verordnen, dass diese giftige Substanz behufs Kräftigung und Gesundung des ganzen Organismus mit Einschluss der obgenannten durch ihn so sehr bedrohten Organe in größeren Dosen aufgenommen wird.

In der Wirklichkeit stimmen aber Theorie und Empirie mit einander völlig in dem Punkte überein, dass die beiden einander widersprechenden Charaktere eines Nahrungsstoffes und eines Giftes niemals in einer und derselben Substanz mit einander vereinigt sind und vereinigt sein können, weil die Giftigkeit einer chemischen Verbindung darin besteht, dass sie Theile des lebenden Organismus zerstört, während die nährende Eigenschaft eines Stoffes darauf beruht, dass er sich am Aufbau der lebenden Substanz und an der Reconstruction ihrer durch den Lebensprocess zerstörten Partikel betheiligt. Ein und derselbe Stoff kann aber unmöglich diese beiden, direct entgegengesetzten Functionen vollziehen; und da es vollkommen ausgemacht ist, dass der Alkohol in hervorragendem Maße die Fähigkeit besitzt, lebende Theile zu zerstören und zu ertödten, so kann er unmöglich zugleich dazu verwendet werden, dieselben lebenden Theile zu erhalten; und die so verbreitete Annahme, welche dem Alkohol nährende Eigenschaften zuschreibt, erscheint daher schon auf Grund dieser einfachen theoretischen Ueberlegung als ein wissenschaftlicher Irrthum, dessen Beseitigung mir als die wichtigste Vorbedingung einer erfolgreichen Bekämpfung des Alkoholismus erscheint.

Aber auch das physiologische Experiment hat die Richtigkeit dieser theoretischen Ueberlegung und die Fehlerhaftigkeit jener Lehre ergeben, welche den Nährwert eines Stoffes nach seinem Brennwerte beurtheilen will.

Jede Substanz von zweifellosem Nährwerte besitzt die Fähigkeit, den lebenden Körper vor jenem Verluste seines Bestandes zu bewahren, welchen er ohne Nahrungszufuhr infolge seiner Lebensthätigkeit täglich und stündlich erleiden würde; und für jeden thierischen Organismus lässt sich eine Combination von stickstoffhaltigen (eiweißartigen) Substanzen und von stickstofffreien (mehl-, zucker- und fettartigen) Stoffen ausfindig machen, bei deren Genuss sich die Einnahmen und Ausgaben in völligem Gleichgewicht halten. Wenn es nun wahr wäre, dass jeder Stoff, der im Körper verbrennt, für denselben soviel Nährwert besitzt, als er bei seiner Verbrennung Wärmeeinheiten liefert, so müsste es möglich sein, wenigstens einen Theil der zur Erhaltung des Gleichgewichts nöthigen Nahrung durch jeden anderen im Körper verbrennenden Stoff von gleichem Caloriengehalte zu ersetzen. Wir kennen nun aber bereits eine ganze Reihe von Stoffen, die zwar, wie Glycerin, Milchsäure, Buttersäure, Essigsäure und noch mehrere andere Pflanzensäuren, sicher im thierischen Körper verbrennen, wenn sie in denselben aufgenommen werden, die aber dennoch nicht imstande sind, auch nur den kleinsten Theil der zur Erhaltung des Körperbestandes

nothwendigen Nahrung zu ersetzen; und mit diesem Nachweise ist schon an und für sich die Allgemeingiltigkeit jenes physiologischen Lehrsatzes durchbrochen, auf welchem die Empfehlung des Alkohols als kraftspendendes Mittel beruht. Aber auch für den Alkohol selbst ist bereits durch zahlreiche Stoffwechselversuche derselbe Nachweis geliefert, wie für die eben genannten Brennstoffe ohne Nährwert. Nur hat sich hier die Wahrheit erst unter größeren Kämpfen bahnbrechen können, weil die Annahme, dass der im Körper verbrennende Alkohol einen seiner Verbrennungswärme entsprechenden Nährwert besitzen müsse, so tief Wurzel gefasst hatte, dass man sich an die vereinzelten Fälle, welche infolge der nicht ganz zu vermeidenden Versuchsfehler ein klein wenig zu Gunsten des Alkohols zu sprechen schienen, krampfhaft anklammerte und die unzweideutige Sprache der großen Mehrzahl der Versuche einfach überhörte. Es blieb einem japanischen Forscher, der ohne die angeborene oder anerzogene Ehrfurcht des Europäers vor dem Alkohol an die Sache herantrat, vorbehalten, hier endlich der Wahrheit, wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen, Geltung zu verschaffen. Denn die Stoffwechselversuche, welche **Miura** bei v. **Noorden** in Berlin zur Bestimmung des Nährwertes des Alkohols vor einigen Jahren anstellte, ergaben so unzweideutige und übereinstimmende Resultate, dass dieser Forscher auf Grund derselben dem Alkohol die Fähigkeit, wirkliche Nahrungsstoffe zu ersetzen, absprach und ihn anstatt dessen pure et simple als ein **Protoplasmagift** bezeichnete. Denn er hatte gefunden, dass der Zusatz von Alkohol zur bisherigen Nahrung nicht nur keine Verminderung der Stickstoffausscheidung herbeiführt, also nicht nur den Schwund der Körperbestandtheile nicht verhindert (was z. B. bei Zusatz von Zucker oder Fett ganz regelmäßig der Fall ist), sondern dass im Gegentheil die Stickstoffausscheidung infolge des Alkoholzusatzes noch größer werden kann, als sie sonst ohne diesen Zusatz gewesen wäre. Diese Vermehrung der Stickstoffausscheidung als Ausdruck des gesteigerten Protoplasmazerfalles zeigt uns also a posteriori, was wir schon von vornherein mit Bestimmtheit erwarten mussten, dass der Alkohol als zweifellos giftige Verbindung sich nicht nur nicht beim Aufbau des Protoplasmas betheiligen kann, sondern dass er, wie alle anderen Reize, immer nur Theile dieser lebenden Substanz zerstört. Also weit davon entfernt, einen geschwächten Organismus zu kräftigen, ist dieser Stoff bei dauernder Anwendung immer nur imstande, ihn zu schwächen und zu schädigen, indem er seinen Bestand an lebender und arbeitsleistender Materie vermindert. Das mildeste Urtheil über dieses so sehr verbreitete Reizmittel könnte also höchstens so formuliert werden, dass der Schaden, der durch die giftige Wirkung des Alkohols bei ganz geringen Dosen angerichtet wird, möglicherweise so klein ist, dass er von einem gesunden Organismus eben noch ausgeglichen werden kann. Von einem Nutzen kann aber, nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse, unmöglich die Rede sein, während die Ueberschreitung einer sehr niedrig zu ziehenden Grenze auf die Dauer die Gesundheit sicher in irgend einer Weise alteriert. Für den Erwachsenen mag allenfalls diese Grenze bei einem Glas Wein oder Bier für die Hauptmahlzeit (unter selbstverständlichem Ausschlusse von Cognac und anderen Destillationsproducten) fixiert werden, obwohl man jedenfalls sicherer geht, wenn man sich zur völligen Enthaltsamkeit entschließt. Kindern aber gestatte man den Alkohol unter keinerlei Umständen und in keinerlei Form, weil selbst bei nicht übertrieben großem Ausmaße oft genug die bedenklichsten Folgen, z. B. enorme Leberschwellung, von mir und anderen beobachtet worden sind.*)

So und nur so lautet die wirkliche, zugleich auf theoretischem, empirischem und experimentellem Wege gewonnene Wahrheit über den Alkohol, und nur von einer möglichst allseitigen Verbreitung dieser Wahrheit ist meiner Ansicht nach eine Eindämmung des Alkoholismus zu erwarten. Diese allseitige Verbreitung scheint mir aber nur in folgender Weise denkbar. Den Anfang müssten die Lehrer der heranwachsenden ärztlichen Generation machen, und zwar in der Weise, dass sie bei jeder passenden Gelegenheit die hier skizzierten Ergebnisse der nüchternen, nicht voreingenommenen Forschung ihren Schülern in der eindringlichsten Weise vortragen und, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, sich auf das Eifrigste bemühen, ihre wohlbegründete Ueberzeugung auf ihre Hörer und als medicinische Schriftsteller auf ihre Leser zu übertragen. Die in diesem Sinne unterrichteten und erzogenen Aerzte werden dann sicher nicht versäumen, ihre Kranken und, was noch wichtiger ist, alle ihrem Einflusse zugänglichen Gesunden über den wahren Stand der Dinge zu belehren; und anstatt geistige Getränke zur Stärkung zu empfehlen, werden sie fort und fort ihre warnende Stimme erheben und sich bemühen, die mit dem dauernden Genusse größerer Alkoholmengen stets verbundenen Gefahren in wirksamer Weise zu illustrieren. Auf diesem Wege werden dann auch die Lehrer, die Seelsorger und alle diejenigen, welche vermöge ihrer Lebensstellung und ihres Berufes in der Lage sind, auf andere belehrend zu wirken, zur Kenntnis der Wahrheit gelangen und ihrerseits wieder bemüht sein, dieselbe möglichst zu promulgieren. Werden wir aber einmal soweit sein, dass jeder zurechnungsfähige Mensch genau davon unterrichtet sein wird, dass der Alkohol keinerlei Nährwert besitzt und dass der gewohnheitsmäßige oder häufig wiederholte Genuss alkoholischer Getränke in irgendwie erheblichen Mengen immer nur mit Nachtheilen für die Gesundheit verbunden ist, dann werden die Alkoholiker vielleicht auch noch nicht auf dem Aussterbeetat stehen, aber sie werden sicher viel seltener geworden sein; und diejenigen, welche trotzdem dabei beharren werden, sich Gehirn, Herz, Leber und Nieren fort und fort mit dieser destruierenden Substanz zu überschwemmen, werden sich nicht mehr auf ihre Unkenntnis berufen können, die heute bei den meisten Menschen noch thatsächlich besteht, sondern sie werden wissen, welchen Gefahren sie sich aussetzen. Volenti non fit injuria.

*) [illegible]

---

# Neue Aphorismen.

Von Friedrich Nietzsche.*)

1.

Alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den wirklichen und eingebildeten Dingen geliehen haben, will ich zurückfordern als Eigenthum und Erzeugnis des Menschen: als seine schönste Apologie. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Liebe, als Macht —: oh über seine königliche Freigebigkeit, mit der er die Dinge beschenkt hat, um sich zu **verarmen** und **sich** elend zu fühlen! Das war bisher seine größte Selbstlosigkeit, dass er bewunderte und anbetete und sich zu verbergen wusste, dass **er** es war, der das geschaffen hat, was er bewunderte.

2.

Dass man sein Leben, seine Gesundheit, seine Ehre aufs Spiel setzt, das ist die Folge des Uebermuthes und eines überströmenden verschwenderischen Willens: nicht aus Menschenliebe, sondern weil jede große Gefahr unsere Neugierde in Bezug auf das Maß unserer Kraft, unseres Muthes herausfordert.

3.

Eine Höhe und Vogelschau der Betrachtung gewinnen, wo man begreift, wie alles so, **wie es gehen sollte**, auch wirklich geht: wie jede Art „Unvollkommenheit" und das Leiden an ihr mit hinein in die **höchste Wünschbarkeit** gehört . . .

4.

Wem die Tugend leicht fällt, der macht sich auch noch über sie lustig, **indem er sie übt**: der Ernst in der Tugend ist nicht aufrecht zu erhalten: er erreicht sie und hüpft über sie hinaus — wohin? in die Teufelei.

5.

Jede Gesellschaft hat die Tendenz, ihre Gegner bis zur **Caricatur** herunterzubringen und gleichsam auszuhungern. Eine solche Caricatur ist zum Beispiel unser „**Verbrecher**". Inmitten der römisch-aristokratischen Ordnung der Werte war der **Jude** zur Caricatur reduciert. Unter Künstlern wird der „Biedermann" und bourgeois zur Caricatur; unter Frommen der Gottlose; unter Aristokraten der Volksmann. Unter Immoralisten der Moralist: Plato zum Beispiel wird bei mir zur Caricatur.

6.

Bis zu welchem Grade die Unfähigkeit eines pöbelhaften Agitators der Menge geht, sich den Begriff „höhere Natur" klar zu machen, dafür gibt **Buckle** das beste Beispiel ab. Die Meinung, welche er so leidenschaftlich bekämpft — dass „große Männer", Einzelne, Fürsten, Staatsmänner, Genies, Feldherrn, die Hebel und Ursache aller großen Bewegungen sind — wird von ihm instinctiv dahin missverstanden, als ob mit ihr behauptet würde, das Wesentliche und Wertvolle an einem solchen „höheren Menschen" liege eben in der Fähigkeit, Massen in Bewegung zu setzen, kurz in ihrer Wirkung . . . Aber die „höhere Natur" des großen Mannes liegt im Anderssein, in der Unmittheilbarkeit, in der Rangdistanz — **nicht** in irgend welchen Wirkungen: und ob er auch den Erdball erschütterte.

7.

Propaganda machen ist unanständig: aber klug! aber klug!

8.

**Zola**: ein gewisser Wetteifer mit Taine, ein Ablernen von dessen Mitteln, in einem skeptischen Milieu es zu einer Art von Dictatur zu bringen. Dahin gehört die absichtliche **Vergröberung** der Principien, damit sie als Commando wirken.

*) [illegible] Schwester-men Nietzsches, [illegible] 1888 [illegible], zur Veröffentlichung. D. Red.

9.

Dass der Gang der Dinge **unabhängig** von der Zustimmung der allermeisten seinen Weg nimmt: daran liegt es, dass einiges Erstaunliche sich auf der Erde eingeschlichen hat . . .

10.

Die Tugend ist unter Umständen bloß eine ehrwürdige Form der Dummheit: wer dürfte ihr darum übel wollen? Und diese Art Tugend ist auch heute noch nicht überlebt. Eine Art von wackerer Bauerneinfalt, welche aber in allen Ständen möglich ist, und der man nicht anders als mit Verehrung und Lächeln zu begegnen hat, glaubt auch heute noch, dass alles in guten Händen ist, nämlich in der „Hand Gottes“: und wenn sie diesen Satz mit jener bescheidenen Sicherheit aufrecht. erhält, wie als ob sie sagte, dass zweimal zwei vier ist, so werden wir anderen uns hüten zu widersprechen. Wozu **diese** reine Thorheit trüben? Wozu sie mit unseren Sorgen in Hinsicht auf Mensch, Volk, Ziel, Zukunft verdüstern? Und wollten wir es, wir könnten es nicht. Sie spielen ihre eigene ehrwürdige Dummheit und Güte in die Dinge **hinein** (bei ihnen lebt ja der alte Gott, deus myops noch!); wir anderen — wir sehen etwas anderes in die Dinge hinein: unsere Räthselnatur, unsere Widersprüche, unsere tiefe, schmerzliche, argwöhnische Weisheit.

11.

Wenn der Charakter des Daseins falsch sein sollte, wenn das Dasein einen „schlechten Charakter“ hätte — und gerade das wäre möglich —: was wäre dann die Wahrheit, alle unsere Wahrheit? Eine Falschheit mehr?

12.

Wie arm der Wille geworden sein muss, um die Welt in Schopenhauers Weise als „Wille“ misszuverstehen! In seiner Philosophie **fehlt** der Wille, soviel auch vom Willen geredet wird (— wie im neuen Testament der **Geist** fehlt, trotz selbst „dem heiligen Geiste“ —).

13.

Sich selbst **nicht** zu erkennen: Klugheit des Idealisten. Der Idealist: ein Wesen, welches Gründe hat, über sich dunkel zu bleiben, und das klug genug ist, sich auch über diese Gründe noch dunkel zu bleiben.

14.

Es gibt zart und kränklich angelegte Naturen, sogenannte Idealisten, die es nicht höher treiben können, als bis zu einem Verbrechen, cru, vert: es ist die große Rechtfertigung ihres kleinen und blassen Daseins, eine Abzahlung für eine lange Feigheit und Verlogenheit, ein **Augenblick** wenigstens von Stärke: hinterdrein gehen sie daran zugrunde.

15.

Die Menschen schätzen ein Ding nach dem Aufwand, den sie um seinetwillen gemacht haben. Um eine Tugend ihnen schätzenswert zu machen, muss man sie nöthigen — oder verführen — viel für sie aufzuwenden.

16.

Lieber der letzte in Rom als der erste in der Provinz: auch so ist es noch **cäsarisch**.

17.

Das Weib: ein kleiner Feuer-Herd zwischen viel Rauch und Lüge.

18.

Sein Leben zwischen zarten und absurden Dingen verbringen: der Realität fremd, halb Künstler, halb Metaphysicus: ohne Ja und Nein für die Realität, es sei denn, dass man sie in der Art eines guten Tanzes mit den Fußspitzen **anerkennt**: immer von irgend einem Sonnenstrahl des Glücks gekitzelt: ausgelassen und ermuthigt selbst durch Trübsal: einen kleinen Scherz, eine Posse auch noch dem Heiligsten anhängend: frevelhaft glücklich.

19.

Im **Verhältnis** zur **Musik** ist alle Mittheilung durch Worte von schamloser Art: das Wort verdünnt und verdummt: das Wort entpersönlicht: das Wort macht das Ungemeine gemein.

20.

Wenn man krank ist, so soll man sich verkriechen: so allein ist es philosophisch, so allein ist es thierisch . . .

21.

Ich liebe die Unglücklichen, welche **sich schämen**: die nicht ihre Nachttöpfe voll Elend auf die Gasse schütten: denen so viel guter Geschmack auf Herz und Zunge zurückblieb, sich zu sagen: „man muss sein Unglück in Ehren halten, man muss es verleugnen“ . . .

22.

Solchen Menschen, **welche mich etwas angehen**, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Misshandlung, Entwürdigung — ich wünsche, dass ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Misstrauens gegen sich, das Elend des Ueberwundenen nicht unbekannt bleibt: ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer **Wert** hat oder nicht — **dass er Stand hält** . . .

23.

Für einen Kriegsmann der Erkenntnis, der immer im Kampf mit hässlichen Wahrheiten liegt, ist der Glaube, dass es gar keine Wahrheit gibt, ein großes Bad und Gliederstrecken. — Der Nihilismus ist unsere Art Müßiggang . . .

24.

Hier sind Wetterwolken: aber ist das ein Grund, dass wir freien lustigen lustigen Geister nicht uns einen guten Tag machen sollten?

25.

Menschen, die Schicksale sind, die, indem sie sich tragen, Schicksale tragen, die ganze Art der **heroischen** Lastträger: oh wie gerne möchten sie einmal von sich selber ausruhn! wie dürsten sie nach starken Herzen und Nacken, um für Stunden wenigstens los zu werden, was sie drückt! Und wie umsonst dürsten sie! . . . Sie warten; sie sehen sich alles an, was vorübergeht: niemand kommt ihnen auch nur mit dem Tausendstel von Leiden und Leidenschaft entgegen, niemand erräth, **inwiefern** sie warten . . . Endlich, endlich lernen sie ihre erste Lebensklugheit — **nicht** mehr zu warten; und dann alsbald auch ihre zweite, leutselig zu sein, bescheiden zu sein, von nun an jedermann zu ertragen, jederlei zu ertragen — kurz, noch ein wenig **mehr zu tragen**, als sie bisher schon getragen haben . . .

---

# Musik.

### Wiener Concertleben.

Die Aufführung von Haydns Es-dur-Symphonie im vorletzten Philharmonischen Concert hat wieder einmal gezeigt, was ein großer Künstler innerhalb der engen Sphäre beschränkter orchestraler Mittel zu leisten imstande ist. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der zweite Satz der Symphonie wiederholt werden müssen. Diese überaus günstige Aufnahme einer so oft als veraltet bezeichneten Composition könnte leicht zur Ableitung ästhetischer Principien verleiten, die ja in einzelnen Fällen auch schon in der Form ausgesprochen worden sind, dass sich die Composition aller Zeiten in classischen Formen hätte bewegen sollen. Wie sehr eine derartige Ansicht hemmend auf die Entwickelung der Tonkunst wirken kann, wissen wir; aber wir dürfen nicht vergessen, dass man denselben Vorwurf gegen die umgekehrte Forderung erheben kann, die nicht das Neue nach dem Maßstabe des Alten, sondern das Alte nach dem Maßstabe des Neuen beurtheilt, die verlangt, jene classischen Compositionen, die der Segnungen der verbesserten, modernen Instrumente nicht theilhaftig werden konnten, müssten nach modernen Principien coloriert werden. Nicht nur Beethovens neunte Symphonie, auch Mozart und Haydn — von anderen gar nicht zu reden — zeigen deutlich die Spuren beschränkter instrumentaler Ausdrucksmittel. Diese nach modernen Principien erweitern wollen, hieße auf charakteristische Blüten unserer Tonkunst verzichten, es hieße soviel als die künstlerische Mannigfaltigkeit über denselben gleichförmigen Leisten der Gegenwart schlagen, und das wäre vom künstlerischen Standpunkte ebenso bedauerlich, als wollte man etwa Liszts Mephistowalzer für Streichorchester instrumentieren und den Bläsern nur die bei Haydn übliche Tonica und Dominante überlassen. Zur Verwertung neuer Mittel sind neue Compositionen und Componisten berufen, die alten mögen uns zeigen, wie viel man mit wenig Mitteln leisten kann. Den Uebergang zwischen alter und neuer Instrumentation vermittelt im Programme jenes Concertes das Clavierconcert von Weber, gespielt mit Affectationen von **Busoni**. Er spielte das Concert stück so, wie eine berühmte Primadonna eine Coloraturarie singt, mit kleinen Zuthaten und großen Freiheiten, in einem Worte mit „Auffassung“. Das Lob großer Bravour und technischer Vollendung soll ihm deshalb nicht vorenthalten bleiben, aber die leise Erinnerung kann doch nicht unterdrückt werden, dass alle Technik nur immer Mittel zum Zweck sein sollte.

Viel enthaltsamer und sachlicher als die Clavierspieler scheinen in neuerer Zeit die Geiger zu sein. Sie vertheilen wenigstens Kunst und Virtuosität auf verschiedene Arten von Werken, wie dies Herr **Kubelik** in seinem Concert gethan hat. Er hatte seinen Paganini und Sarasate zur Parade, seinen Beethoven für die hehre Kunst und er hat auf beiden Gebieten einen seltenen Erfolg errungen. Kubelik spielt nicht nur technisch verblüffend, er spielt auch graziös und feurig, ohne zu übertreiben. Sein Ton ist groß und sicher, sein Vortrag auch im classischen Kunstwerk edel und maßvoll. Nur eine eigenthümliche Manier, große Uebergänge von der Höhe nach der Tiefe durch einen langsamen, fast jammernden Schleifer zu vermitteln, schien mir zu oft und zu stereotyp wiederzukehren. Wi-

bei allen ersten Geigern, so merkt man auch bei seinem Spiel, dass der Geist des Ensembles daraus spricht, der sie viel geeigneter macht, in größeren Orchesterconcerten mitzuwirken, als die selbstherrlichen Clavierspieler oder gar die tyrannisierenden Primadonnen. Deshalb würde ich wünschen, dass auch die Philharmoniker wieder zu der alten Sitte zurückkehren, Instrumentalconcerte regelmäßig in ihre Programme aufzunehmen. Sie haben uns freilich auch ohne diese heuer den Abschied recht schwer gemacht.

Mit solchen Werken wie Brahms' Variationen über ein Thema von Haydn und mit Beethovens Leonoren-Ouverture mussten so ausgezeichnete Spieler einen ebenso leichten wie glänzenden Sieg erringen. Die Aufführung war auch in anderer Beziehung interessant. Wem der Unterschied zwischen der Auffassung Richters und Mahlers noch nicht ganz deutlich gewesen sein sollte, der musste nach der Leonoren-Ouverture von aller Unklarheit befreit sein. Mahlers Aufführung war detaillierter, subtiler, fleißiger, aber Richter gab dem Werke die ihm zukommende Größe, und bekam mit ihr eine höhere Gewalt über die Zuhörer.

Wie oft und wie gern das Publicum gerade an der Stätte seiner hervorragendsten Wirksamkeit die Ueberlegenheit Richters empfunden hat, ist uns in dieser Saison besonders deutlich vor Augen getreten, wo sein so oft drohender Rücktritt nun doch definitiv erfolgt ist. Neben Otto Nicolai, der die philharmonischen Concerte gegründet, wird der Name Richters, der sie fast durch ein Vierteljahrhundert geführt und auf die gegenwärtige Höhe gebracht hat, mit dem Ruhme dieses unvergleichlichen Orchesters unzertrennlich verbunden bleiben. Ueber seine künstlerische Persönlichkeit habe ich mich in den letzten Jahren so oft und ausführlich ausgesprochen, dass mir zu thun nichts anderes übrig bleibt, als dem tiefen Bedauern Ausdruck zu geben, dass Richter nicht mehr unter uns wirkt, und zugleich zu constatieren, dass seine zahlreichen musikalischen Leistungen, darunter auch die Einführung Wagners, in der Erinnerung der gegenwärtigen Generation so lebendig fortleben, dass sein Geist noch lange unter uns wirken wird, wenn er selbst auch fern von uns weilt. Es wird die Aufgabe Mahlers sein, das zu erhalten, was Richter geschaffen hat, und dabei, dem Zeitgeist entsprechend, dem Neuen in der Kunst ebenso willig die Thore zu öffnen, wie es seinerzeit Richter gethan hat. An gutem Willen dazu wird es ihm gewiss nicht fehlen, aber es fehlt vorläufig jede Aussicht, dass der große Componist sobald an unsere Pforten pochen wird. Wohin wir blicken, in der Oper und im Concert, nichts als Epigonen, sclavische Nachahmungen von Aeußerlichkeiten, denen gegenüber die innere Wertlosigkeit doppelt auffällt.

Wir konnten diese wenig erfreuliche Bemerkung auch an d'Alberts neuem musikalischen Lustspiel „Die Abreise" machen, das in einer Soirée des Volksbildungsvereines seine erste Wiener Aufführung erfuhr. Geistreich und gewandt ist d'Albert in jedem Takt, aber die große musikalische Idee, der Kern, der uns interessieren und erwärmen würde, fehlt. Funken sprühen an allen Ecken und Enden, aber Flamme will keine herausschlagen. Es raucht, aber es brennt nicht. Dabei zeigt sich ganz deutlich, dass in Alberts Behandlung des Textes, die (abgesehen von kurzen melodiösen Blüten) im wesentlichen doch ein ewiges Parlando ist, die Worte erst recht nicht zur Geltung kommen. Im Gegentheil, durch den ewig gleichförmigen Ton entbehren viele von ihnen der richtigen musikalischen Farbe. Licht und Schatten fehlen. Der Witz des Dialogs geht dadurch für jeden verloren, der nicht das Textbuch in der Hand hat, und das ist für eine komische Oper doch eine missliche Sache. Das Sujet erinnerte mich — man verzeihe mir die Sünde — an die musikalischen Einacter Offenbachs. Ich verkenne nicht, dass letztere Werke in ihrem ästhetischen Wert einige Grade tiefer stehen, aber beim Vergleich drängt sich mir die Thatsache auf, dass durch die ältere Form von Lied oder selbst Couplet der Witz eines kleinen heiteren Lustspielstoffes besser zur Geltung kommt, als durch die der großen Oper entlehnte Form des gleichförmigen Durchcomponierens eines ganzen Actes. Die modernen Componisten thäten wahrlich gut daran, sich bei Abfassung ihrer Werke ein anderes Publicum vorzustellen, als es der Durchschnitt unserer ermüdeten und blasierten Theater- und Concertbesucher ist. Von der Popularisierung der Kunst, die unsere schönsten Werke der noch aufnahmsfähigeren großen Menge zugänglich macht, erwarte ich in der That nicht nur eine künstlerische Erziehung des Volkes selbst, sondern auch eine günstige Rückwirkung auf die Componisten.

Auf dem Gebiete der Popularisierung können wir endlich auch in Wien mit großer Genugthuung das Gelingen einer neuen Unternehmung begrüßen, die für die Entwickelung des Wiener Concertlebens von der größten Bedeutung sein wird. Wer hätte gedacht, dass die neuen Philharmoniker am Schlusse ihrer Concerte das Meistersinger-Vorspiel so werden spielen können, wie sie es letzthin gethan haben? Da ich bisher die gelegentlichen Mängel der ersten Aufführungen nicht verschwiegen habe, so darf ich den Anspruch erheben, dass meine Hoffnungen für die Zukunft nicht bloß dem allgemeinen Wohlwollen für die Neugründung des Orchesters entspringen, sondern dass sie auf der berechtigten Zuversicht beruhen, dass das Orchester, welches die künstlerischen Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat, eine große Lücke unseres Musiklebens in einer dem musikalischen Rufe Wiens entsprechenden Weise ausfüllen wird. Wir verdanken diesen schönen Erfolg nicht nur der Persönlichkeit Löwes, sondern auch jenen hochverdienten Männern, die mit seltener Thatkraft und Uneigennützigkeit den Aufruf zur Gründung des neuen Concertvereines erlassen und dadurch die wirtschaftliche Sicherung des Unternehmens ermöglicht haben. Der glänzende Erfolg wird der schönste Lohn für ihre Bemühungen sein. **Richard Wallaschek.**

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Herr Dr. v. Koerber, unser gegenwärtiger Ministerpräsident, hat einen neuen staatsmännischen Typus geschaffen. Den alten Typus kennt man ja zur Genüge. Das ist der Mann, der in allen politischen Angelegenheiten seines Landes seine eigene Meinung hat und durchzusetzen versucht. Lange Zeit hat man in gedankenloser Nachahmung ausländischer Vorbilder auch bei uns diesen Typus gepflegt. Man hat nur Männern mit eigener politischer Anschauung die Regierung anvertraut. Aber mit diesem System hat man bei uns sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Es hat sich nämlich wiederholt — z. B. im Fall Badeni, im Fall Thun — gezeigt, dass diese eigenen politischen Ansichten unserer Staatsmänner die falschen waren. So gieng's nicht weiter. Leute mit richtigen politischen Anschauungen zur Staatsleitung zu berufen empfahl sich schon aus dem Grunde nicht, weil solche Leute erstens selten, zweitens meist von ganz gewöhnlicher Herkunft und drittens oft an Rückgratstarre leiden. So ist man auf ein Auskunftsmittel verfallen. Da man die Männer mit den falschen Anschauungen nicht mehr nehmen konnte, die mit den richtigen nicht, vielleicht nur noch nicht, nehmen wollte, so griff man zu denen, die gar keine Meinung über die politischen Probleme haben. Und so wurde Herr Dr. v. Koerber Ministerpräsident, der erste Vertreter des neuen staatsmännischen Typus.

*

Die Ueberlegenheit dieses neuen Typus ist förmlich mit Händen zu greifen. Die glänzende Lage Oesterreichs, die Herr Dr. v. Koerber schon nach wenigen Wochen Regierungsthätigkeit erzielt hat, gibt Zeugnis davon. Aber das ist noch lange nicht alles. Herrn Dr. v. Koerbers Talent, keine Meinung zu haben, überschreitet die Grenzen seines Heimatlandes. Denn wer imstande ist, sich selbst über die Angelegenheiten seines Heimatlandes, die ihn doch am nächsten angehen und ihm am genauesten vertraut sind, keine Meinung zu bilden, wie Herr Dr. v. Koerber über die Oesterreichs, der wird diese Gabe der Meinungslosigkeit mindestens ebenso gut, wenn nicht gar besser, in den Angelegenheiten fremder Länder bethätigen können, die er ja doch meist nicht einmal kennt. Wenn also Herr Dr. v. Koerber vermöge seiner Meinungslosigkeit selbst sein Heimatland so ausgezeichnet zu regieren versteht, wie großartig müsste er erst andere regieren können, wo sein Talent, keine Meinung zu haben, durch Sachkenntnis und Interesse nicht getrübt, erst ganz voll zur Erscheinung kommen würde. Der Staatsmann des alten Typus mit seinen eigenen Meinungen ist in seiner Wirksamkeit auf sein Heimatland beschränkt, in dem er sich seine Ansichten gebildet hat. Der Staatsmann des neuen Typus kann auch fremde Länder beglücken, weil er über diese umso gewisser keine eigene Meinung hat. Herr Dr. v. Koerber ist deswegen z. B. nicht darauf angewiesen, gerade Ministerpräsident in Oesterreich zu sein, wo er zufällig geboren worden ist. Mit dem gleichen Talent und, wie gesagt, noch besser könnte er etwa Frankreich oder auch Abessynien, Patagonien, kurz jedes andere Land regieren. In dieser Erwägung kommt ganz unverkennbar die himmelhohe Ueberlegenheit des durch Herrn Dr. v. Koerber geschaffenen neuen Typus Staatsmann zutage.

*

Um Herrn Dr. v. Koerbers Zukunft ist mir deswegen bei seiner universellen staatsmännischen Verwendbarkeit nicht bange. Er kann in jedem beliebigen anderen Land, über das er sich gleichfalls keine Meinung gebildet hat, immer noch ganz bequem Ministerpräsident werden, falls ihm heute oder morgen in seiner österreichischen Ministerpräsidentschaft etwas Menschliches zustoßen sollte. Ich kann darum auch ohne Scheu von dieser Eventualität sprechen, die vielleicht näher bevorsteht, als mancher Zeitungsleser meint. Die einflussreichen Parteiführer von rechts und links sind bereits an der Arbeit, um ihn zu stürzen. Offenbar sind sie gleich mir der Ansicht, dass Herrn Dr. v. Koerbers Meinungslosigkeit ihn eigentlich zur Regierung anderer Länder noch besser qualificieren würde, als zu der Oesterreichs, und sie gehen in ihrer allgemeinen Menschenliebe soweit, ihn jetzt, nachdem wir ihn ein paar Wochen schon genossen, auch anderen Ländern zu gönnen, selbst auf die Gefahr, dass sie im Falle seines Abganges sich opfern und die vom Ministerium Koerber frei gewordenen Ministerportefeuilles selbst übernehmen müssten.

*

Denn die neuen Ministercandidaten sind bei all ihrer umfassenden Menschenliebe doch auch Patrioten. Wenn aber Menschenliebe, wenn gar Patriotismus in Frage kommt, dann stellt auch der große Menschen- und Vaterlandsfreund Herr Dr. v. Halban, der gewesene Kanzleidirector und Sectionschef Badenischen Angedenkens, sich pünktlich ein. Herr v. Halban ist wieder an der Arbeit. Er hat seine Function als Ministermacher wieder pünktlich aufgenommen und betreibt sie mit der gleichen Geschäftigkeit wie zuvor. Das große Ziel, das ihm vorschwebt, ist, ein Coalitionsministerium aller Streber von rechts und links zusammenzubringen. Dr. Kaizl, Dr. Baernreither, Marquis Bacquehem und andere sollen für dieses patriotische Werk schon gewonnen sein. Wie immer auch diese Bestrebungen ausgehen mögen, gewiss ist, dass der neuerwachte Eifer des Herrn v. Halban jedem guten Oesterreicher nur zur Freude gereichen kann. Zwei Jahre lang hat sich Herr v. Halban ins Privatleben zurückgezogen, weil er den Heilungsprocess des erkrankten Vaterlandes nicht stören wollte. Jetzt hält er Oesterreich für genügend

erholt, um seine Thätigkeit wieder eine Zeitlang auszuhalten. Wir haben also allen Grund, uns des ehrenden Vertrauens dieses genauen Kenners Oesterreichs zu freuen und ihm dafür dankbar zu sein.

*

Entgegen dem Sprichwort gibt es noch immer geistreiche Leute, die durch Erfahrung nicht klug werden. Zu diesen scheint auch der Herr Abgeordnete Dr. v. Grabmayr zu gehören. Denn er sagte in seiner Rede jüngst in Innsbruck: „Es stehe nicht zu befürchten, daß Herr Dr. v. Koerber in dem gegenwärtigen Nationalitätenstreite ohne Zustimmung der Deutschen den Czechen irgend welches Zugeständnis machen werde; wenigstens habe er diese Versicherung gegeben." Dieselbe Versicherung hat bekanntlich auch der Graf Badeni den Deutschen gegeben und — nicht gehalten. Nach dem Sprichwort dürften die Deutschen der gleichen Versicherung nicht trauen, wenn sie ihnen von dem ehemaligen Günstling und jetzigen Nachfolger des Grafen Badeni gegeben wird. Das hieße nur, durch Erfahrung klug werden. Aber es gibt eben noch immer geistreiche Leute, die durch Erfahrung nicht klug werden. Zu diesen gehört glücklicherweise auch Herr Dr. v. Grabmayr, und solch kluge Männer brauchen wir in Oesterreich, wenn der Staat nicht aus den Fugen gehen soll. Wir haben ihrer jetzt eher zu wenig als zu viel.

*

Herr Dr. v. Koerber glaubt bekanntlich an die bösen Wirkungen des „Berufens", und deswegen spricht er von den Aussichten der nationalen Verständigung immer nur in den aschfarbensten Ausdrücken. Leider hat er sich zum Leiborgan ein Blatt gewählt, das viel aufgeklärter ist als er, die „Neue Freie Presse". Die glaubt nicht an's „Berufen", und deswegen nimmt sie sich auch kein Blatt vor den Mund, wenn es gilt, die zauberhaften Orpheuserfolge der Verständigungsmusik des Ministerpräsidenten zu besingen. Das hat sie auch am letzten Samstag gethan. Gegenüber einigen dunklen Drohungen der „Narodni Listy" hat sie da rühmend hervorgehoben, „dass die Aussicht auf weitere Verständigungsverhandlungen in der Wiener Conferenz auf die Verhandlungen im böhmischen Landtag rückzuwirken scheine, die bisher auffallend ruhig verlaufen." „Bisher", das heißt, damals, als die Verhandlungen des Landtags über Formalien noch nicht hinausgekommen waren. Sowie am Dienstag die erste ordentliche Debatte kam, brach auch schon der Sturm los, der dem Abgeordneten Dr. Zdenko Schücker wie das „Grabgeläute der Verständigungsconferenz" in die Ohren klang. Es scheint also, dass das „Berufen" in der „Neuen Freien Presse" auf die Verhandlungen im böhmischen Landtag und die Verständigungsconferenz übel „rückgewirkt" hat. Das kommt davon, wenn ein ängstlicher Ministerpräsident ein couragiertes Blatt, ein wenigstens im Beloben des jeweiligen Ministerpräsidenten so couragiertes Blatt, zur Verfügung hat, wie die „Neue Freie Presse".

*

Der jungczechische Abgeordnete Dr. Fořt hat im böhmischen Landtag einmal ein wahres Wort gesprochen. Er hat nämlich die Verständigungsconferenz als „Folie diplomatischer Gaukeleien" gekennzeichnet. Die Offenheit dieses Ausspruchs ist dem Herrn Dr Fořt umso höher anzurechnen, als zu den „Folianten" des Gaukelspiels, das heißt zu denen, die sich zur Folie des Gaukelspiels hergeben, auch die Clubcollegen des Herrn Dr. Fořt, die Jungczechen, gehören, und somit indirect auch er selbst.

*

Der aus der Nummer 286 der „Zeit" nachgedruckte Leitartikel „Die überflüssige Regierung" ist im „Vorarlberger Tagblatt" confisciert worden. In Wien hat er als ungefährlich die Censur passiert. Auch anderwärts in der Provinz ist er unbehindert nachgedruckt worden. Nur in Vorarlberg hat er sich als staatsgefährlich erwiesen. Es scheint demnach, daß der k. k. österreichische Staat in Vorarlberg noch wackeliger ist als sonstwo. Im Hochgebirg dort muss das ein ganz ekliger Zustand sein! Kr

### Volkswirtschaftliches.

Als der Kohlenarbeiterstrike ausbrach, und die Kohlenarbeiter für ihre Forderung der Einräumung des Achtstundentags auch in der Bourgeoisie allgemeine Sympathien fanden, da haben die Kohlenproducenten aus Angst, dem Drucke der öffentlichen Meinung diesmal nicht Widerstand leisten zu können, das Schlagwort ausgegeben: die Erfüllung der Arbeiterforderungen würde eine derartige Vertheuerung der Kohle zur Folge haben, dass die Concurrenzfähigkeit der heimischen Industrie ernstlich in Frage gestellt würde. Generaldirector Scharks der Buschtěhrader Bahn hat später in der Enquête ziffermäßig ausgerechnet, dass diese Vertheuerung per Metercentner 40 Kreuzer betragen würde, eine, wie schon in früheren Ausführungen erwähnt, phantastische Berechnung, die sich selbst, wenn man annehmen wollte, dass in der Achtstundenschicht um 20 Procent weniger geleistet würde, als in der Zehnstundenschicht, höchstens auf die Hälfte reduciert. Diese Angst vor einer übermäßigen Vertheuerung der Kohle war es insbesondere, welche die Industriellen, die Regierung und das Parlament dahin führten, den Arbeitern in den Rücken zu fallen und die Einführung eines Arbeitszeitkürzungs-Gesetzes zu hintertreiben. Der Ministerpräsident Dr. v. Koerber bestellte sich bei den Industriellen jene Petition gegen den Achtstundentag, welche am Tage der Parlamentseröffnung auf sein Geheiß jedem Abgeordneten auf den Tisch gelegt wurde und welche die anfangs vorhandene entschieden arbeiterfreundliche Stimmung des Hauses mit Hilfe der zu gleichen Zwecken veranstalteten Enquête in eine „platonische" Sympathiestimmung umwandelte. Ob heute wohl den schuldigen Mann das Grausen anwacht, wenn er sieht, was er angerichtet, und ob die Herren Industriellen nicht ein Gefühl der Reue empfinden, wenn sie sehen, in welcher Weise die Kohlenbarone ihnen für ihre so wirksame Unterstützung danken? Noch ist der Strike nicht überall beendigt, noch muss in jedem menschlich empfindenden Herzen die Erinnerung an die hunderttausend für den Sieg ihrer Sache sich wochenlang dem Hunger preisgebenden Arbeiter nachwirken, und schon haben die Kohlenbarone ihren Sieg benützt, um die Kohlenpreise um 12, 16, 20, 24 Heller zu steigern, um mehr als nach den phantastischesten Aeußerungen die Einführung der Achtstundenschicht und die Erfüllung aller übrigen Arbeiterforderungen gekostet hätte. Um 12 bis 24 Heller werden die Kohlenpreise erhöht und 4 bis 6 Heller machen höchstens die den Arbeitern gewährten kargen Concessionen aus!

*

Und was geschieht gegen den Uebermuth der Gewerken? Die Großindustriellen beginnen sich zur Wehre zu setzen. Viel werden sie wohl nicht erreichen. Dank ihrer und der Regierung freundlicher Unterstützung sind unsere Kohlenmagnaten mit solchem Uebermachtsgefühl aus dem Kampfe hervorgegangen, dass sie nicht sehr nachgiebig gestimmt sein dürften. Aber möglich, dass sie Rabattpreise bei größeren Abnahmen erzielen. Und die übrigen Consumenten, die ganze Bevölkerung, welche Kohle zur Feuerung und Heizung braucht, die kleineren Fabriken und Handwerker, welche Kohle in ihren Betrieben verwenden und nicht das Glück haben, mit Ministern und Experten an einem Enquêtetisch sitzen zu können, welchen Grund haben sie, die Kohle heute um 50 Procent theuerer zahlen zu müssen, als vor zwei Jahren? Ist in Oesterreich Kohlennoth, das heißt dauernde Kohlennoth, nicht die durch den Strike auf etliche Monate hervorgerufene? Wir erinnern uns, dass in der Achtstunden-Enquête Centraldirector Bihl besonderen Eindruck damit hervorrief, dass er erklärte, die böhmische Braunkohle würde im Auslande nicht mehr concurrenzfähig sein, wenn die Arbeiterforderungen erfüllt würden. Wir wollen nicht fragen, wie er heute über die Concurrenzfähigkeit der böhmischen Braunkohle denkt. Aber wozu soll unsere Kohle überhaupt ins Ausland gehen? In Deutschland ist ein Sturm der Entrüstung entstanden, weil von dort größere Kohlenquantitäten zur Zeit des Strikes und der Noth zu uns exportiert wurden. Wozu sollen wir unsere Kohle ins Ausland senden? Viel nützlicher, unsere Industrie erhält billiges Brennmaterial und schickt fertige Producte hinaus. Und dann. Wer weiß nicht, dass die Kohlenproduction künstlich niedergehalten wird? Da ist zum Beispiel die Nordböhmische Kohlenbergbaugesellschaft, deren Actien bei 11 und 12% Procent Dividende seit Jahren über 450 Procent stehen, sich also mit 2⅔ Procent verzinsen, weil es bekannt ist, dass die Gesellschaft unermesslich Kohlenfelder besitzt, die sie nicht aufschließt, weil ihr die Preise bisher nicht hoch genug waren. Und ähnlich sind die Verhältnisse in anderen Revieren.

*

Die Regierung, welche nicht umhin kann, zu der Hinaufschraubung der Kohlenpreise Stellung zu nehmen, macht sichs bequem und ruft eine Enquête ein. Sie wird dafür sorgen, dass wieder einmal ein paar schöne Reden gehalten werden, welche wohl die Schädlichkeit, aber auch die Nothwendigkeit der Preiserhöhung demonstrieren werden. So wie seinerzeit die Eisenpreisenquête die Eisenhochpreise vor der Bevölkerung rechtfertigen sollte, so wie die Kohlenarbeiterenquête zur Demonstrierung der Unthunlichkeit der Einführung der Achtstundenzeit einberufen war, so wird dafür gesorgt werden, dass die Kohlenpreisenquête die Rechtfertigung des Kohlenwuchers bringe. Und dabei muss die Regierung noch erleben, dass die selbstherrlichsten der Kohlenmagnaten, welche von ihr im Strike so wirksam unterstützt wurden, ihr damit danken, dass sie den Humbug nicht mehr mitmachen. Sie thun Herrn Dr. Koerber den Affront an, seine Einladung zur Enquête mit Hohn abzulehnen.

*

Wären die Kohlenproducenten gezwungen worden, den Arbeitern entgegenzukommen, dann hätten sie ohne Zweifel nie gewagt, in solchem Maße mit den Preisen in die Höhe zu gehen. Denn sie hätten erfahren, dass es einen Factor gibt, der mächtiger ist als sie: die öffentliche Meinung, die öffentliche Entrüstung. Jetzt glauben die Gewerken allerdings, dass sie sich alles erlauben dürfen. Hätten Regierung und Parlament dafür gesorgt, dass die Arbeiterforderungen erfüllt werden, dann hätte die Industrie die Kohle auch nicht theuerer, wahrscheinlich sogar billiger bekommen, und die Lebenshaltung, Consum- und Culturfähigkeit von Hunderttausenden wäre erhöht worden. rh

### Kunst und Leben.

Wenn sich die Direction des Hofburgtheaters die seinerzeit in Aussicht gestellte Auffrischung des classischen Repertoires in der Weise denkt, dass Vorstellungen veranstaltet werden, wie die „Der Traum ein Leben" am letzten Montag, dann würde man auf die endliche Einlösung der gemachten Versprechungen wohl am besten verzichten. Es war eine zerfahrene Vorstellung, so zerfahren, dass es Kainz nicht nur nicht gelang, andere zu sich heranzuziehen, sondern dass auch seine Leistungen unter dem allgemeinen „Auseinanderspiel" litten. Wenn Herr Allmann und Fräulein Ansion die einleitende Scene in einem ernsten Stücke haben, ist die Stimmung schon vom Anfang an verdorben. Mit den wenigen Worten, die er zu sprechen hatte, bewies auch Herr Elmhorst seine vollständige Unfähigkeit zum Schauspieler. Ganz vergriffen aber hat Herr Zeska den „Zanga". Dass dieser Künstler, der im Lustspiel so Ausgezeichnetes leistet, die Rolle rhetorisch nicht ganz werde bewältigen können, mochte man erwarten. Was man aber nicht erwarten konnte, war, dass er den „Negersclaven" im Stile der Excentrikneger, wie man sie bei Ronacher sehen kann, spielen — und dass die Regie dies dulden werde. Es fehlte nur noch, dass die Groteskbewegungen durch gelegentliche „o — n" „o — n" unterstützt würden. Einen Theil des Publicums amüsierte diese in Wien neue Auffassung so lebhaft, dass die heitere Stimmung gelegentlich auch bei den ernstesten Scenen fortdauerte und man auch in die Reden Rustans hineinlachte. Damit allein, dass Kainz spielt, ist es eben doch noch nicht gethan. Y.

*

Das Raimund Theater brachte „Gretel", ein Schauspiel von Theodor Herzl. Eine Zauberin wird darin belehrt, da sie auf dem Tisch ihres Liebhabers das Bildnis ihres Kindes sieht. Dass dieser Liebhaber die Photographie gerade hier aufstellt, um seiner Donna „eine angenehme Ueberraschung zu bereiten", gehört zu jenen menschlichen Dummheiten, die

als Voraussetzung mancher Stücke unerläſslich ſind; thun wir dem Verfaſſer den Gefallen und nehmen wir ſie hin. Die bekehrte Mutter aber gibt ſich nicht zufrieden; denn ihr Kind erkrankt bald darauf, und ſie beginnt in raſender Angſt an eine Rache des Schickſals zu glauben. Sie bekennt ihrem Manne alles und willigt in die Eheſcheidung. Aber ſie fürchtet infolge eines Miſsverſtändniſſes in der Converſation, daſs ſie ihr mittlerweile geneſenes Kind nicht werde behalten können, und vergiftet ſich. Nehmen wir auch dieſes gewaltſam herbeigeführte Miſsverſtändnis hin, denn Stücke brauchen das manchmal, um ein Ende zu finden. Laſſen wir alſo Anfang und Schluſs beiſeite, und von den vier Acten bleiben zwei, die nicht ohne eine gewiſſe Kunſt durchgeführt ſind. Die Angſt der ſündigen Mutter iſt zwar kein neuer Bühneneinfall: auch in den „Amants“ beichtet Frau Rozay Aehnliches, ohne ſich deshalb freilich dem Zwang ihrer echteren und ſtärkeren Triebe zu entziehen. Aber etwas anderes iſt im Herzl'ſchen Stück neu: die Figur der Frau ſelbſt — dieſe kleine, zierliche „Frau Dr. Winter“; die große Dame nach den Begriffen einer lächerlich mesquinen geſellſchaftlichen Umgebung; die gedankenlos Verführte, in der in Wirklichkeit nichts echt iſt als ein geradezu altteſtamentlicher Familien- und Mutterſinn; die Entwurzelte einer Großſtadt wie der unſrigen; die wieneriſche Jüdin . . . Das ſind freilich Züge, die man mehr erräth, als erkennt; wirklich geſtaltet ſind ſie nicht. Dazu reicht Herzls Kunſt oder ſein Künſtlerehrgeiz nicht aus. Herzl begnügt ſich mit einem völlig farbloſen, abſtracten Dialog, in dem die Linien jenes Nichts, das hier Handlung zu nennen iſt, bald mehr, bald weniger geſchmackvoll hingezeichnet werden. Er verlegt überdies das Schwergewicht dieſer „Handlung“ allzu ſehr auf die Elternliebe und ermüdet damit den Zuſchauer, wie junge Lyriker den Leſer mit indiscreten Bekenntniſſen. Dem wirklichen Erfolg ſtand dies alles im Wege . . . Die Darſtellung half wie zu helfen war. Fräulein Petri gewann ihren größten Sieg.

*

Von der Duſe haben wir nun auch Cleopatra geſehen. Cleopatra, die „Schlange vom alten Nil“? Die Königsmetze, die Prieſterin ſüßvergifteter Liebeskünſte? Die unbeſiegbare Sinnlichkeit, für deren Gnade man Welten opfert? Nein, das war die Duſe nicht. Wenn Cleopatra auftritt, muſs in der Erſcheinung eines betont ſein: die virtuoſe Courtiſane, deren gewährendes Lachen einen Helden zum Kind machen kann. In den königlichen Gewändern muſs ein Körper ſich zeichnen, den wir nicht ſehen können, ohne mit Antonius zu fühlen. Das gelingt der Duſe nicht. Sie iſt keine Cleopatra, und ſie kommt ihr auch ſchauſpieleriſch nicht nahe. Für ihre eigene Größe findet ſie in dieſer Rolle keinen Platz. Cleopatra entwickelt ſich nicht im Stück und ſpricht ſich nicht aus. Sie erlebt nichts, ſie iſt bloß ſelber ein Erlebnis. Ehemals des Cäſar Schülerin, des Pompeius Triumph, iſt ſie jetzt des Antonius Todesſchickſal: als dramatiſche Figur kommt ſie neben Antonius gar nicht in Betracht. Sie müſste mit farbiger Charakteriſtik, aber gleichſam nur als Epiſode hingeſtellt werden: ein glänzend buntes, abenteuerliches Zwiſchenſpiel aus fremder Weltgegend, nicht mehr. Bloß in drei Scenen des Stückes verweilt ſie; aus raſchen, kurzen, flüchtigen Verſen lernen wie ihre äußeren Umriſſe kennen — das genügt dem Dichter. Die Duſe dehnte dieſe drei Scenen und ſpielte ſie vollmenſchlicher, heroiſcher, als ihr das Drama geſtattet . . . Sie rief unſere Sehnſucht nach ihren anderen Rollen wach. A. G.

*

Guſtav Klimts „Philoſophie“ hat nun des Propheten Vaterland verlaſſen, um in der Fremde die verdienten Ehren zu finden. Als Erſatz dafür hat die Seceſſion vier neue Bilder und zwei Sculpturen in ihre Ausſtellung aufgenommen. Die Hamburger Kunſthalle überließ Julius v. Ehrens „Bauernſtube“, ein ſchönes Werk niederdeutſcher Heimatskunſt. So gut man begreift, weshalb es Lichtwark für die Hamburger Sammlung erwarb, ſo wenig vermag man es ſich zu erklären, warum die Verwaltung unſerer Muſeen mit ſo beunruhigender Conſequenz an gleichartigen Schöpfungen öſterreichiſcher Maler vorübergeht. Hugo v. Habermann iſt mit einem zweiten Portrat jener Frau vertreten, die bei ihm in den letzten Jahren in immer neuer Darſtellung, mit jedesmal raffinierterer Technik wiederkehrt. Porträts im eigentlichen Sinne darf man in den Bildern nicht ſehen. Sie ſind für Habermann und das Ende des 19. Jahrhunderts daſſelbe, was die vielen Frauenbildniſſe der Renaiſſance, die bald den Namen einer Heiligen, bald den einer griechiſchen Göttin tragen, für ihren Schöpfer und ſeine Zeit bedeuteten: die perſönliche Prägung eines allgemeinen Typus der Epoche. Dann Anders Zorn, den ich den Strindberg des Pinſels nennen möchte. Man beachte, wie die ſelbſtherrlich leuchtenden Farben pſychologiſchen Zwecken dienen. Wie jene Frau gemalt iſt, die ſich zum Bade entkleidet hat: noch liegt der Schatten des Gewandes auf dem Körper, und ein leiſes Fröſteln ſchauert über die in inſtinctiver Scham zuſammengezogenen Glieder. Oder die Frau am Fenſter, durch das die Sonne fällt, auf rothe Bänder, daſs ſie wie Eiſenſchlacken glühen, auf grünes Tuch, daſs es wie ein verdorrter [illegible] wirkt. Schließlich hat Thereſia F[illegible] R[illegible], [illegible] durch elegante Porträtbüſten bekannt, neben einer kleinen Bronzebüſte eine große Gruppe ausgeſtellt, „Die Unbeugſamen“. Mit ſeinem künſtleriſchen Verſtändnis iſt das Motiv, das ein wenig an [illegible] Landsmanne [illegible] „Wolgaſchlepper“ [illegible], behandelt. Vier Männer [illegible] [illegible], eine [illegible] gedrängt, eine ſchwere, ſchwere Laſt aus der Tiefe heraus zur Höhe. Vorwärts ſchleppen ſie, ſtumpf der [illegible], [illegible] der zweite, der dritte bäumt ſich in wildem Trotz, müd und vertrauend iſt noch der vierte. Hart ſind die Beine der drei erſten gegeneinander gepreſst, als wären die Männer ein einziges Geſchöpf geworden, in dem nur der Wille lebt, ſteil auf das Ziel gerichtet, und immer neigt ſich ihre Reihe nach rückwärts, als wollte ſie die Laſt oder das Schickſal jeden Augenblick hinunterzerren in den Abgrund. Das ſind ſchöne, tief empfundene Einzelheiten, aber das Ganze hält nicht, was der Titel verſpricht. Dieſe Sclaven ſind keine Sieger. Um rußige Schläfen die Siegerbinde zu ſchlingen und im gebückten Gang des Arbeiters das Schreiten eines Helden zu zeigen, vermag einer nur, Conſtantin Meunier, der moderne Grieche. Hugo Haberfeld.

## Bücher.

### „Oeſterreichiſche Verlagsanſtalt.“

Wiederholt ſind Klagen laut geworden daſs bei uns das geiſtige Leben und Schaffen in den kleineren Centren zu wenig Beachtung finde, ja hochmüthig ignoriert werde. Da muſs man ſich doppelt freuen, daſs nun ein beſonderes Verlagsunternehmen (in Linz) die eigenen Intereſſen an die Entwickelung des literariſchen Lebens in der „Provinz“, wie die Reſidenzler etwas naſerümpfend ſagen, geknüpft und ſich die Aufgabe geſtellt hat, die heimiſche Production auch außerhalb Wiens aufmerkſam zu verfolgen und etwaigen neuen oder doch bisher noch wenig bekannten Talenten Anregung und Gelegenheit zu bieten, daſs ſie ſich in der Oeffentlichkeit einführen und bethätigen. Denn ſolch ein heimiſcher Verlag mit beſtimmt ſich abhebendem Gebiet kann, geſchickt geleitet, weſentlich fördernd auf Production und Conſum wirken. Er braucht ſich eben nur ein gewiſſes Anſehen zu ſchaffen, das dann den ſpäteren Committenten ſchon von vornherein zugute kommt. Da iſt aber gerade im Anfang beſondere Vorſicht nöthig. Gerne würde man natürlich an bloß Minderwertigem, das bisher neben Gutem geboten wurde, ſchweigend vorübergehen, wenn auch ſolches Schweigen den Aerger enttäuſchter Käufer nicht vermindern kann: aber an Perverſitäten wie Arnold Hagenauers Roman „Muspilli“ kann man ſich beim beſten Willen nicht ſchen vorbeidrücken. Ein homoſexuell veranlagter Paralytiker erzählt die Geſchichte ſeiner Leidenſchaften und berichtet in ekſtatiſcher Verzückung darüber, wie er dem „Freunde“ mit einem Raſiermeſſer die Arterien durchſchnitt und dann das Blut des Ermordeten trank! Der Leſer, der es über ſich gebracht hat, ſich durch 118 Seiten widerlichſter Scheußlichkeit und perverſen Wahnſinnes durchzuwinden, hat zum Schluſſe allerdings den Troſt, zu ſehen, daſs der Autor ſeinen „Helden“ im Irrenhaus enden läſst. Im Verlaufe der unter dem Titel Muspilli uns vorgeführten progreſſiven Paralyſe iſt man aber oft ernſtlich im Zweifel, wo der Paralytiker „Knut“ und wo — der Dichter ſpricht.

Auch an dem zweiten Roman der Oeſterreichiſchen Verlagsanſtalt werden nur wenige Gefallen finden. Die Schilderungen der erſten erotiſchen Regungen in der Seele eines Knaben, mit welchen Heinrich v. Schullerns „Im Vormärz der Liebe“ beginnt, dürften vielmehr die meiſten beſtimmen, das Buch raſch mit ſehr bedenklichen Mienen wieder wegzulegen. Die ſich dem Leſer aufdrängende Beſorgnis, im weiteren Verlauf zur Abwechslung das monoſexuelle Problem literariſch behandelt zu ſehen, würde ſich zwar allerdings nicht erfüllen, aber trotzdem wird der Verzichtende den beſſeren Theil erwählt haben. Welches Intereſſe ſoll es auch haben, zu verfolgen, wie „ein prächtiger, üppiger, elegant gewachſener Kerl von achtzehn Jahren“ (gemeint iſt hiermit ein Dienſtmädchen) ſeine Netze nach einem halbwüchſigen Jungen auswirft, wie dann dieſer ſich in ein „vornehm-reizendes blutjunges Ding“ verliebt, obwohl er mit ſeinen achtzehn Jahren, als ihn „der Blick aus dieſen Augen in die Seele traf“, glaubte, er „hätte die Liebe ſchon hinter ſich“ (!), wie er dann trotz dieſer Liebe ſich mit einer langweiligen Hedwig verlobt und in den Armen der inzwiſchen zur Banquiersgattin und raffinierten Weltdame vorgerückten Köchin crcdiert — um ſchließlich mit der Jugendgeliebten in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Daſs Verliebte trotz ihrer Liebe Seitenſprünge machen, ſoll vorkommen: bei den Liebenden männlichen Geſchlechtes wird es ſogar als Regel betrachtet. Man mag darin gegenüber der verlogenen Romantik gewiſſer Liebesromane ein modernes Sujet erblicken. Das hat ſich vielleicht auch der alte Fielding gedacht, da er in ſeinen Tom Jones die reizende Epiſode des Sündenfalles des liebenden Bräutigams einſchob. Nur hat Fielding, der auch einmal ein Moderner war, modern nicht für identiſch mit widerlich gehalten.

Entſchieden mehr Geſchmack als mit dem Roman hat der öſterreichiſche Verlag bisher mit der Novelle bewieſen. Viel Hübſches findet ſich in dem Bande „Kuſſe und andere Novellen“, von Hugo Greinz.

Wie gut dieſe Linzer Bummelgeſchichten ſind, ſieht man erſt, wenn man ſie mit den Wiener Bummelgeſchichten Max Meſſers vergleicht (Wiener Verlag). Hier wie dort der Eindruck von Selbſterlebtem, hier wie dort Freude an den kleinen Abenteuern des jungen Lebemannes. Dieſe Abenteuer ſind ja ſehr luſtig und angenehm — für den, der ſie erlebt. Das Angenehme des Erlebniſſes und der Erinnerung verleitet aber die Leute leicht zu der Meinung, was ſo ſchön war, müſſe, wenn man es erzählt, allen Leuten gefallen. Das iſt aber ein Irrthum. Dieſe Mizzis, Roſis und wie ſie alle heißen, die ſich vom nachmals beiden Autor immer ſofort abküſſen laſſen und von denen dieſer die eine immer mit der anderen betrügt, ſind an ſich ſchrecklich langweilig — für den Leſer, wenn zu der Thatſache, daſs der Autor ſie geküſst hat u. ſ. w. und betrogen hat u. ſ. w. ſo gar nichts dazukommt. Bei Greinz kommt nun immer etwas dazu — es iſt immer Stimmung in dem, was er erzählt, ein Ausklingen oder eine Pointe.

Auch mit dem zweiten Novellenbande „Schlummernde Seelen“ von [illegible] W[illegible] [illegible] hat der öſterreichiſche Verlag eine wertvolle Gabe geboten. [illegible] Welt [illegible] [illegible] [illegible] Verkommenheit, [illegible] in dieſen Geſchichten aus [illegible] geſchildert wird, ſeltſam und befremdend [illegible] [illegible] aus der [illegible] Literatur konnten wir ja [illegible] entnehmen, [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] Regel zu ſein ſcheint, was [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] Brantweinpeſt [illegible], [illegible] Ausnahme [illegible] Max Burckhard.

## Revue der Revuen.

**„Die Grenzboten“**, Nr. 9, 10. Sibiriens wirtschaftliche Bedeutung rückt ein gut orientierender Aufsatz von H. Toepfer ins rechte Licht, wobei er sich gegen die von Kennan und anderen so tendenziös gefärbten Stimmungsbilder wendet. Ein großer Theil der politischen und wirtschaftlichen Zukunft der Welt sei in Sibirien zu suchen. Die Bevölkerung betrage heute nur $7^{1}/_{2}$ Millionen. Auffallend ist dabei das Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung, in Wladiwostok um das Sechsfache, ein Umstand, der das Weib im Preise steigen läſst und zur Erhöhung seiner Sittlichkeit nicht beiträgt. Die Einnahmsquellen Sibiriens sind Jagd, mit etwa 600.000 Rubel jährlich, und Fischerei, die 1894 dem Staate 36.000 Rubel einbrachte. Mammutknochen und Walrosszähne kamen für 97.000 Rubel auf den Markt. Weiter kommt auch die Getreideproduction Sibiriens in Betracht. Sie birgt vielleicht für unsere Landwirtschaft eine ernste Gefahr. Unerschöpflich ist der Reichthum, der in den Wäldern Sibiriens liegt, und der seit kurzer Zeit auch durch eine Forstverwaltung rationell gemehrt wird. Das lohnendste Product ist bekanntlich das Gold. Im Jahre 1893 producierte Sibirien ein Fünftel alles Goldes der Erde und beschäftigte 10.000 Arbeiter in der Goldgewinnung bei einem jährlichen Bruttoertrag von 40 Millionen Rubel.

**„Nord und Süd“** ertheilte jüngst einem Fachmanne H. Schmidt-Rempler das Wort zu belehrenden „Augenärztlichen Betrachtungen im Theater“. Nicht die Operngläser allein sind es, welche die Augen empfindlich schädigen. Ein gut Theil daran hat die Verdunkelung des Zuschauerraumes und bei Nachtscenen die der Bühne. Der plötzliche Wechsel von hell und finster, das mühsame Hinstarren auf die Bühne, um die Schatten der agierenden Personen zu erkennen, ebenso die grelle Beleuchtung bei Balletten schwächen die Sehkraft. Durch die Verdunkelung sucht man den Zuschauer gewissermaßen „im Zwangsverfahren“ zu veranlassen, seine Aufmerksamkeit einzig und allein auf die Bühne zu lenken. Wenn nun manchem einzelne Zuschauer interessanter erscheinen als die Gestalten im Schauspiel, so ist das seine Angelegenheit, und dies nicht nur bei Schwänken und Possen, sondern auch bei wirklichen Kunstwerken. Die Theater sind doch nicht für schulpflichtige Kinder, bei denen man in den Classen die Fensterscheiben undurchsichtig macht, damit sie nicht auf die Straße sehen. Allerdings spart das Ausdrehen der Gas- und elektrischen Hähne viel Geld; sollte das auch mitsprechen und vielleicht darin der Grund liegen, dass die ungesunde Mode so schnell Verbreitung gefunden hat?

**„Mercure“** (März). G. de Lautrec setzt in einem längeren Artikel auseinander, dass der Humor keine Eigenschaft des französischen Geistes ist. Die vielgerühmten „Gauloiserien“ variieren immer nur ein Thema, sie sind entweder obscön oder lasciv, betreffen entweder den Verkehr der Geschlechter oder gewisse Functionen des menschlichen Körpers. Selbst Rabelais ist nichts anderes als ein Pornograph, und was das Publicum an Molière zumeist schätzte, waren auch die Schlüpfrigkeiten, erhöht durch die Pikanterien seines unglücklichen, ehelichen Lebens und nicht der echte, grimmige Humor seiner Satiren. Dem französischen Geist, wie dem romanischen, von dem er stammt, fehlten eben alle Elemente für den wirklichen Humor, den man nicht mit Witz verwechseln dürfe. Dessen Heimat sei England, das mit Shakespeare als großem Stammvater eine glänzende Reihe von Humoristen aufzuweisen hat: Swift, Fielding, Dickens und später Mark Twain, sie alle sind Söhne derselben Familie. Sie alle haben jene gewisse Art zu scherzen und zu spotten, die unter Thränen lächelt und der ein tiefes Mitleid mit der Menschheit Jammer zugrunde liegt. Die weicheren unter ihnen sind wehmüthig, die härteren trocken und unverbrüchlich ernst in ihrer Art, was die Wirkung ihrer drastischen Vergleiche und Metaphern nur noch erhöht. Das Geheimnis der humoristischen Wirkung beruht ja immer auf einem Contrast: die Vorbedingungen des Humors sind scharfe Beobachtung und große Sensibilität und eine eigenthümliche Fähigkeit, Menschen und Dinge unter einem besonderen Gesichtswinkel zu betrachten, das Groteske und Pittoreske an ihnen herauszufinden. — Rémy de Gourmont polemisiert gegen den in Nr. 283 der „Zeit“ besprochenen Artikel von Jean Finot über die Stellung des Französischen im Sprachenkrieg. Allzu einseitig sei es, die Bedeutung einer Sprache von ihrer Ausbreitung abhängig zu machen. Neben ihrer politischen, falle doch auch ihre literarische Geltung ins Gewicht. Und dadurch sei dem Französischen auf immer eine ähnliche Rolle gesichert, wie den classischen Sprachen des Alterthums. Praktisch zu Herrschaft gelangen würde vermuthlich das Russische, das zunächst alle andern slavischen und dann die verschiedenen Culturspracheu verdrängen und verschlingen würde. Aber dennoch dürfte das Französische, besonders in den gebildeten Ständen, sich sehr lange behaupten, infolge der großen und allgemeinen Beliebtheit seiner Literatur. Könnte man darüber eine Enquête veranstalten, so würde sich erweisen, einer wie ungeheuer großen Ausbreitung sich das gedruckte französische Wort auf den ganzen Erdball erfreut.

**„Nineteenth Century“** bringt im Februarhefte, wie die meisten englischen Zeitschriften, Beiträge über den Krieg. Ueber die Organisation des Heereswesens berichtet Spenser Wilkinson. Die Verwirrung, die im „War Office“ herrscht, greift George Chesney an: langwieriger Geschäftsgang, der Mangel an Harmonie in den einzelnen Aemtern, dadurch bedingte Verschleppung sind Ursachen der Misstände. — Ueber das Milizsystem schreibt Herbert Maxwell und tritt für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein. — Sehr beachtenswert ist der Artikel des Obersten Lonsdale Hale, der die Frage „Sind unsere Friedensübungen und Manöver an dem Misserfolge des Krieges schuld?“ mit Ja beantwortet. Nicht nur die taktischen Uebungen und Kriegsspiele der höheren Officiere geben zu Bedenken Anlass, auch das Exercieren, ja das Exercierreglement selbst, lasse manches zu wünschen übrig. Vor allem sei aber die Bedeutung des Gegners unterschätzt worden mangels Kenntnis seiner Stärke, Ausrüstung, Bewaffnung und Fähigkeit. Nach dem Kriege müsse das Heerwesen Englands sich in ganz anderen Bahnen bewegen als bisher. — Dem Mysticismus in der Literatur Skandinaviens geht ein Artikel von Hermione Ramsden nach. In Dänemark hat Jacobsen, der Materialist, der Uebersetzer und Schüler Darwins, als erster dem Mysticismus in der Dichtung Raum gewonnen.

**„Cornhill Magazine“** ertheilt im Aprilheft dem Oberstlieutnant F. N. Maude das Wort zu einer Studie über den „Irrthum im Kriege“, worin an der Hand von Fritz Hoenigs Geschichte des deutsch-französischen Krieges gezeigt wird, wie Irrthümer und Fehlgriffe in jedem Kriege unvermeidlich seien. Selbst die deutsche Armee und ihr Führer Moltke mit seinen unvergleichlichen Unterbefehlshabern haben in den ersten Wochen dieses Krieges oft geirrt und manche Schlappe erlitten. Der beste Wille der Welt kann nicht eine Friedensübung einem wirklichen Krieg gleichsetzen, und die Uebergangszeit, bis sich eine Armee an den Krieg gewöhnt habe, sei immer mit Opfern verbunden. — H. Scharp berichtet von den ungünstigen Getreideverhältnissen Indiens, der Hungersnoth und den Mitteln, wie die Regierung dieser zu steuern suche. — W. Beach Thomas zeigt den Einfluss des Athletik-Sportes auf die Gesundheit, nicht nur auf die körperliche, sondern auch auf die geistige und fordert für England eine noch stärkere Berücksichtigung des Turnunterrichtes in den Gymnasien und des Sportes in den Universitätsclubs.

---

## Eine Schauspielerin.

Von Gabriele d'Annunzio.*)

Mit einem Schlage war sie schön geworden — ein nächtlich dunkles Geschöpf, auf den goldenen Ambos ihrer Leidenschaften und Träume geschmiedet, ein athmendes Sinnbild unsterblicher Schicksale und ewiger Räthsel. Und wenn sie sich auch nicht regte, wenn sie auch schwieg, so schienen doch ihre denkwürdigen Worte, ihre unvergesslichen Gesten um sie her zu leben, sie endlos zu umtönen, wie die Melodien das Instrument, dem sie entströmen, wie Verse das geschlossene Buch, worin die Liebe und das Leid sie zu suchen pflegen, um sich an ihnen zu berauschen, sich Trost aus ihnen zu holen. Die heldenhafte Treue der Antigone, der prophetische Eifer der Kassandra, das verzehrende Fieber der Phädra, die Wildheit der Medea, die Opferfreudigkeit der Iphigenie, Myrrha mit der sündigen Liebe, Polyxene und Alceste angesichts des Todes, die wankelmüthige Cleopatra, die wie eine Windsbraut über die Erde fährt, Lady Macbeth, die rächende Mörderin mit den kleinen Händen und den thränenschweren Lidern, Imogen und Julia, Miranda und Rosalinde, Jessica und Perdita, die holdesten, die furchtbarsten und die stolzesten Seelen — sie alle bewohnten ihren Körper, blitzten aus ihren Augen, athmeten durch ihren Mund, aus dem Gift und Honigseim floss, der ein juwelenfunkelnder Kelch und eine Schale des Zornes war. So schien sich grenzenlos über Zeiten und Räume und alle Stufen des menschlichen Lebens, in unerschöpflicher Vielfältigkeit, der Umriss ihrer Gestalt zu weiten und zu dehnen; und doch lag alles nur im Zucken eines Muskels, einem Zeichen, einem Zuge, einem Augenaufschlag, in einer schwachen Veränderung der Farbe, einem unmerklichen Zurückneigen der Stirn, einem flüchtigen Spiel von Licht und Schatten, einer unglaublichen, glänzenden Ausdrucksfähigkeit dieses zarten, gebrechlichen Körpers, der unablässig jene Welten unvergänglicher Schönheit zeugte! Die Geister der von der Kunst geweihten Orte schwebten über ihr, umgaben sie mit wechselndem Schein. Die staubige Ebene von Theben, das durstige Argolis, die verdorrten Myrthen von Trözene, die heiligen Olivenwälder von Kolonos, das siegreiche Cidnos und die bleiche Haide von Dunsinane, die Höhle des Prospero und der Wald in den Ardennen, jene blutdurchtränkten, schmerzdurchwühlten, von Träumen verklärten, von einem unvergänglichen Lächeln erhellten Gegenden tauchten auf, kamen näher und versanken wieder hinter ihrem Haupte. Und andere ferne Länder, die Regionen des Nebels, die nordischen Ebenen, die weiten Gebiete jenseits des Meeres, wo sie gleich einer unerhörten Naturgewalt zwischen den verblüfften Völkern hindurch gezogen war, das Wort und die Glut mit sich tragend, tauchten hinter ihrem Haupte empor: und zugleich mit der Menge die Berge, die Flüsse, die Ströme, die sittenlosen Städte, die alten, erstarrenden Stämme, und die starken jungen Völker, die nach der Weltherrschaft streben: die neuen Menschen, die der Natur ihre tiefsten Geheimnisse entlocken, um ihre Kräfte der allmächtigen Arbeit dienstbar zu machen in ihren Zwingburgen von Glas und Eisen, die Niederlassungen von Bastardvölkern, die, vom gleichen Schwindel erfasst, hastig kreisen und schaffen und sich verderben: alle fremden Völker, denen sie wie eine erhabene Offenbarung des romanischen Geistes erschienen war, alle unwissenden Haufen, zu denen sie in der hehren Sprache des Dante gesprochen, all die unzähligen menschlichen Rotten, über die sie sich leuchtend emporgehoben hatte, aus einer Flut von wirrem Sehnen und Hoffen und Streben nach der Schönheit. Da war sie nun, ein Geschöpf von Fleisch und Blut, den traurigen Gesetzen der Zeit unterworfen:

*) Aus dem [illegible] Roman [illegible]

und eine unermessliche Menge wirklichen und idealen Lebens lastete auf ihr, dehnte sich rings um sie aus, kreiste im gleichen Rhythmus mit dem Blut in ihren Adern! Nicht nur im Spiele hatte sie aufgeschrien und ihr Schluchzen erstickt, nein auch im wirklichen Leben. Sie hatte heftig geliebt, gekämpft, gelitten für sich selbst, in der eigenen Seele, um des eigenen Blutes willen. Welche Liebe? Welche Qualen? Welche Leiden? Aus welchen Abgründen des Schmerzes hatte sie die Krönung ihrer tragischen Kraft geschöpft? Aus welchen Quellen der Bitternis hatte sie ihr Genie getränkt? Sicherlich hatte sie das bitterste Elend, die herbste Noth gekannt: sie hatte die heroischen Kräfte, das Mitleid, das Entsetzen, die Unerbittlichkeit des Todes kennen gelernt. All ihre Begierden entbrannten wieder in Phädras Raserei; und in Imogens Hingabe erbebte all ihre Zärtlichkeit aufs neue. So machten die Kunst und das Leben, die unwiderrufliche Vergangenheit und die beständige Gegenwart sie unergründlich tief, vielfältig und geheimnisvoll: sie verklärten ihr Doppelleben in übermenschlichem Glanz; sie erhoben sie zu der Größe der Wälder und der Heiligthümer.

Und da war sie nun, lebend und athmend, unter den Blicken der Dichter, die alle dieselbe und doch jeder eine andere in ihr sahen ...

---

## Purzl.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Am 27. Mai wurde Purzl geboren, namenlos wie Menschenkinder, denn die Taufe stand noch bevor.

Vor der Taufe fand jedoch unter seinen Geschwistern die erste Auslese im Kampfe ums Dasein statt, indem der Vater eine Schwester erwürgte und der Pflegevater, Bäckermeister Zieschang, zwei weitere Schwestern rücksichtslos in den Fluss warf.

Nun empfieng auch der Kleine seinen Namen; er wurde „Purzl“ getauft, seine beiden Brüder „Scholly“ und „Meff“.

Zu Purzls großem Leidwesen ward jedoch auch er manchmal verächtlich „Meff“, zu seiner inneren Genugthuung „Scholly“ genannt, denn die drei Brüder sahen sich so ähnlich, dass man sie nicht auseinander halten konnte. Aber als ihnen erst die Augen aufgegangen waren, schien kaum mehr eine Verwechslung möglich, denn Purzl blickte so treuherzig, aber doch schon so verschmitzt drein, dass man ihn nicht mehr für einen seiner Brüder, den bösen Meff oder den guten Scholly, halten konnte.

Er blieb so in der Mitte, nicht viel versprechend, aber er verdarb auch nichts, wie der Bäckermeister meinte. Man musste eben erst abwarten, wie er wurde.

Und die Frau Mama leckte ihn genau so ab, wie die beiden anderen — Mütter sind eben blind.

Seine Mutter war ein Pintscher, der Vater etwas ähnliches, doch stand seine zoologische Bezeichnung nicht ganz fest.

So verriet sich denn sehr bald bei Purzl ein Schwanz, der eigentlich nichts Pintscherartiges hatte.

Infolge dessen hackte ihn denn auch der Bäckermeister kurzerhand ab.

Purzl heulte über die erste Verkürzung, die ihm das Dasein bescherte. Aber da er im Gegensatze zu den beiden Brüdern, die immer herumtobten und den Milchnapf umwarfen, schon in früher Kindheit etwas Nachdenkliches besaß, so kam er bald zur Erkenntnis, dass ihm der fehlende Schwanz wahrscheinlich noch bei etwaiger schneller Flucht aus offenstehenden Thüren, in die er nicht eingeklemmt werden konnte, zum Segen gereichen würde.

Am schwersten wurde Purzl das Sitzen. Er hatte es bei der Mutter gesehen und bei Hundedamen und -Herren ihrer Bekanntschaft, aber er vermochte es zuerst nicht nachzumachen und fiel immer um.

Vielleicht war das die erste Betrübnis seines Lebens, aber auch ein Ansporn zu Thätigkeit und Leistung. Und er erreichte es auch früher, regelrecht sitzen zu können, als seine Brüder.

Die Mutter schien oft traurig zu sein, sie winselte und heulte. Vielleicht war es die Sorge um den fernen Gatten, der treuloserweise überhaupt nicht wieder erschien.

So wuchs denn Purzl nur unter weiblicher Aufsicht auf, und zu einer gewissen Weichheit seines Charakters wurde wohl dadurch der Grund gelegt.

Der erste tiefe Schmerz seines Lebens war eines Tages das Verschwinden seiner Brüder.

Der Bäckermeister hatte „Scholly“ verkauft und „Meff“ verschenkt. „Scholly“ war hübsch und gut, daran wollte er ein Geschäft machen, „Meff“ schon frühzeitig ein böser Köter, und damit hoffte er dem Tischlermeister Seifert, dessen Frau mit seiner Frau verfeindet war, eine Sorge auf den Hals zu laden.

Da Purzl den Hof nicht verließ, so sah er die Brüder nicht wieder, und auch sein Kummer legte sich bald. Als nun der Winter kam und er ins Haus genommen ward, weil es draußen zu kalt war, freute er sich im Grunde genommen, allein zu sein, denn es war wenig Platz in der Kiste, die der Mutter und ihm angewiesen war.

Und die Mutter war schlecht, egoistisch, sie legte sich immer so, dass Purzl entweder mit dem Kopf oder mit dem Hintertheil über den Schiffsbord hängen musste. Wenn dann auch er seinen Platz beanspruchte, knurrte sie und biss ihn ein paarmal so, dass er schließlich das mütterliche Haus verließ und in eine Ecke privatisieren gieng.

Das legte den ersten Grund zu seiner Selbständigkeit, denn nun fieng er an, auf Entdeckungsreisen zu gehen, und da sich kein Mensch um ihn kümmerte, verbummelte er bald vollkommen.

Als er einmal eine Nacht nicht zu Hause gewesen, er war einer Bauersfrau aus dem Nachbardorfe nachgelaufen, fand er Gefallen an dem ungebundenen Leben und beschloss eines Tages, zum Bäckermeister überhaupt nicht mehr zurückzukehren. Bei den Bauersleuten hatte er es gut, sie nannten ihn zwar „Moppi“, aber angesichts der Milch und der Knochen, die er hier und da bekam, drückte er ein Auge zu.

Es waren auch bei den Bäckerleuten zu viel Schwaben im Haus, reinlicher, das musste man sagen, war es beim Bauer.

Aber Purzl hatte von Reinlichkeit noch keinen rechten Begriff. Das zeigte sich, als die undankbare Bauersfrau ihn aufs Gut verkaufte und er nun auf dem Schloss, wie das Herrenhaus genannt ward, in unbegreiflicher Pedanterie daran gewöhnt werden sollte.

Ungebunden, wie Purzl war, wollte ihm das gar nicht in den Sinn, aber da er immerfort Prügel und Schläge bekam, so beugte er sich schließlich unter das Joch, lernte kratzen an der Thür und bitten bei seiner Herrin, wenn er ins Freie wollte. Er sah ein, dass er sich so, indem er sich den dummen Begriffen der Menschen fügte, doch freieren Geistes zeigte, als sie, dass er sie übersah und über ihnen stand.

Denn er machte mit seiner Herrin, was er wollte. Sie gewann ihn so lieb, dass sie ihm sogar an seinem Geburtstage ein Würstchen schenkte mit rosa Schleife. Nur kränkte es Purzl, wie er jetzt wieder genannt wurde, dass sie sich in menschlicher Anmaßung einbildete, er müsse am 4. Juli geboren sein.

Doch in Anbetracht der Wurst schwieg Purzl. Er lebte so den Sommer hin, ein faules Dasein mit viel Schlaf und viel Fressen, und meinte eine Zeit lang in jugendlichem Unverstand auf diese Art sein Leben beschließen zu können. Aber wie er genauer darüber nachdachte, war ihm der Gedanke schrecklich, dazu war er doch eigentlich noch zu jung. Und so undankbar er auch war, musste er einmal Egoist sein, denn das Hemd war ihm näher als der Rock, und so fasste er eines Tages den Entschluss und rannte fort.

Es war ein heißer Tag, das Getreide stand hoch, und die Zunge hieng ihm vor Durst aus dem Mund, als er auf dem Wege durch die Felder vom Gute entfloh. Von weitem hörte er ein Bächlein murmeln, lief hinzu und trank.

Als er sein Spiegelbild im Wasser sah, war er zuerst erschrocken. Er war hässlich, die Erkenntnis kam ihm sofort. Er versuchte, sein struppiges Gesicht möglichst glatt zu lecken, steckte den Kopf zwischen die Pfoten, strich sich das Haar aus der Stirn, blickte wieder in den Bach — es blieb dabei, er war hässlich.

Zuerst kränkte es seine Eitelkeit, dann meinte er, für einen Mann sei es ganz gleich, und er brauche ja auch niemand zu gefallen.

Aber als er ins nächste Dorf kam, sah er plötzlich einen weißen Spitz — und, er wusste nicht, warum, ohne nähere Bekanntschaft gemacht zu haben, nur beim Anblick dieses schönen, weißen Thieres ward ihm ganz sehnsüchtig zu Sinn. Er war etwas verlegen, er dachte an seine Hässlichkeit, er wagte sich nicht zu nähern, denn ein junges Hundemädchen hatte er vor sich, das wusste er bestimmt.

Jetzt lief er näher heran, und in jungfräulicher Scheu zog sie sich zurück. Er folgte. Aber vielleicht war sie doch nicht böse, dass er sich ihr näherte, denn sie gieng langsamer, so dass er sie einholen konnte. Doch als er neben ihr stand, überfiel es ihn plötzlich so eigen, dass er am ganzen Körper zitterte und sie nicht anzureden wagte.

Sie sprach kein Wort, gieng davon. Er blickte ihr nach, verkroch sich dann im Ufergebüsch und angesichts des prachtvollen warmen Sonnentages, des Gluckfens und Plätscherns des Baches nebenan, in der Erinnerung an die weiße Hundejungfrau, die er nur flüchtig wie eine Erscheinung gesehen, überkam ihn eine solche Sehnsucht, ein Zustand, den er selbst nicht begriff, dass er sich niederlegte, den struppigen Kopf zwischen die Pfoten vergrub und bitterlich anfieng zu weinen.

Er dachte wohl daran, aufs Gut zurückzukehren, doch die weiße Hündin hatte ihn so in Fesseln geschlagen, dass er es nicht vermocht hätte, fern von ihr zu leben. Und nun schlich er um den Hof herum, in dem sie wohnte, spähte nach ihr, sah sie nicht, nur ein Windhauch trug etwas zu ihm herüber wie ihren süßen Duft.

Darin war sie, das wusste er. Nun begann er sich auf die Lauer zu legen, wartete und wartete, aber er sah sie nicht,

nur wenn eine Thür aufgieng, wehte ihm etwas entgegen, das seinen beschäftigten Sinnen sofort eine Ahnung gab von der Geliebten.

Denn er liebte, darüber ward er sich in der Nacht klar, die er draußen unter freiem Himmel verbracht, eine schlaflose Nacht, eine Nacht voll bitterer Sehnsucht und heißer Thränen. Er schalt sich einen Thoren, er war ein Mann, wie konnte er weinen. Aber es war stärker als er.

(Schluss folgt.)

## Stimmen aus dem Publicum.



# KUNDMACHUNG.

## Subscription auf Nominale zwei Millionen Gulden neuer Actien der k. k. priv. Böhmischen Union-Bank.

Die General-Versammlung vom 25. März 1899 ermächtigte den Vorstand, das Actien-Capital der k. k. priv. Böhmischen Union-Bank

**von acht auf zwölf Millionen Gulden** zu erhöhen.

Dieser Beschluss wurde von dem hohen k. k. Ministerium des Innern mit Erlass vom 29. Juli 1899, Z. 25.081 genehmigt.

In theilweiser Ausführung dieses Beschlusses gelangten im October 1899 zwei Millionen Gulden in Actien zur Ausgabe und schreitet nunmehr der Vorstand der k. k. priv. Böhmischen Union-Bank zur Emission restlicher

**zwei Millionen Gulden, das sind 20.000 Stück neuer Inhaber-Actien**

à fl. 100. (Nummer 100.001 bis 120.000).

Dieselben werden hiemit

**zum Course von fl. 127½ = K 255** plus [illegible] laufenden Zinsen vom 1. Jänner 1900 mit Dividenden-Anspruch vom 1. Jänner 1900

unter nachstehenden Bedingungen zur Subscription aufgelegt:

Die Subscription erfolgt mittels besonderer Subscriptions-Erklärungen bei der

**k. k. privilegirten Allgemeinen Oesterreichischen Boden-Credit-Anstalt in Wien,**
**bei unserer Hauptcassa in Prag,**
**bei unseren Filialen in Reichenberg, Gablonz, Saaz, Olmütz, Bielitz, Jägerndorf, Troppau und Rumburg,**

während der üblichen Cassastunden in der Zeit

**vom 7. April bis inclusive 14. April, 12 Uhr Vormittags**

in der Weise, dass für jede gezeichnete Actie eine Angabe von

**fl. 27·50 — K 55·— in Barem oder in Werteffecten** bei Anmeldung der Subscription erlegt zu werden hat, welche [illegible] auf die zugetheilten Actien verrechnet, resp. zurückgestellt wird.

Der Vorstand der k. k. priv. Böhmischen Unionbank hat beschlossen, den bisherigen Actionären einen Bezug in der Weise zu gewähren, dass denselben

**für je fünf alte Actien bei der Subscription das Vorrecht zum Bezuge je einer neuen Actie**

gewährt werde und es gelangen erst dann die Anmeldungen der übrigen Zeichner zur Berücksichtigung.

Um dieses Vorzuges theilhaftig zu werden, haben die Actionäre ihre Actien [illegible] mit zwei [illegible] unterfertigten [illegible] bei den Anmeldungsstellen auszufolgen, [illegible] Ausdruckes zugleich mit einem [illegible]

Actien-Bruchtheile oder Certificate auf solche werden nicht ausgegeben.

Die Zutheilung der von den alten Actionären nicht bezogenen Stücke an die Subscribenten erfolgt nach Ermessen der Anstalt bis längstens 18. April l. J.

Die Abnahme und Bezahlung der zugetheilten Stücke kann vom 21. April 1900 an erfolgen und muss bis längstens 30. Juni 1900 [illegible] die geleistete Caution verfallen und der Anspruch auf eine Ausfolgung der Actien erlischt.

Theilzahlungen werden nicht acceptiert.

Die Vollzahlung der Actien hat bei jener Stelle zu erfolgen, wo die Anzahlung geleistet wurde.

Prag, 5. April 1900.

**Der Vorstand**
der
**k. k. priv. Böhmischen Union-Bank.**

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

# Subscription

## auf Nominale Kronen 10,000.000 — 4%ige Prioritäts-Obligationen

der

## Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn, Em. 1896.

# PROSPECT.

**Die Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn** emittierte auf Grund der Ermächtigung der ordentlichen Generalversammlung ihrer Actionäre vom 16. Mai 1891 und mit Genehmigung der k. k. österreichischen Staatsverwaltung behufs freiwilliger Convertierung ihrer 5%igen Silber-Prioritäts-Anleihen von den Jahren 1868, 1871 und 1872, ferner behufs Einlösung ihrer 4½%igen Anleihe vom Jahre 1882 und endlich behufs Bedeckung der Kosten für Investitionen und für Erweiterung des Bahnunternehmens eine **4%ige Prioritäts-Anleihe im Nominalbetrage von 136,000.000 Kronen**, von welcher bis zum 31. December 1899 der Theilbetrag von 93,078.600 Kronen und im laufenden Jahre ein weiterer Betrag von 10,000.000 Kronen zur Begebung gelangte.

Diese Prioritäts-Anleihe ist in auf den Ueberbringer lautenden Theilschuldverschreibungen à 200, 400, 2000 und 10.000 Kronen ausgefertigt und wird halbjährig, und zwar am 1. April und 1. October eines jeden Jahres verzinst. Die Rückzahlung der Anleihe erfolgt vom Jahre 1896 angefangen innerhalb 57 Jahren, zu welchem Ende in jedem Jahre am 15. Juli Schuldverschreibungen in dem dem Tilgungsplane entsprechenden Betrage verlost werden. Die Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn ist jedoch berechtigt, in einem oder dem anderen Jahre wann immer — jedoch spätestens am 15. Juli — auch eine grössere Anzahl von Schuldverschreibungen zur Verlosung zu bringen oder die ganze noch unverlost aushaftende Anleihe zur Rückzahlung zu kündigen. Die verlosten, beziehungsweise gekündigten Schuldverschreibungen gelangen von dem auf den Tag der Ziehung, beziehungsweise Kündigung nächstfolgenden 1. October angefangen zum vollen Nennwerthe zur Rückzahlung. Die Verzinsung und Rückzahlung erfolgt **ohne jeden Steuer-, Gebühren- oder sonstigen Abzug** in Prag, Wien oder an eventuellen anderen von der Schuldnerin bekanntzugebenden Zahlstellen. Zinsen, welche nicht binnen 3 Jahren, und Capitalsbeträge, welche nicht binnen 30 Jahren nach ihrer Fälligkeit behoben werden, sind verjährt.

Im Falle der Einlösung der Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn durch den Staat können die im Zeitpunkte der Einlösung noch ausstehenden Restbeträge der ob derselben bücherlich haftenden Prioritäts-Anleihen, mithin auch der gegenwärtigen Anleihe, vom Staate zur Selbst- und Alleinzahlung übernommen werden, wodurch die Personalverpflichtung der Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn erlischt, so zwar, dass den Inhabern der Schuldverschreibungen sodann ein Anspruch wider die genannte Gesellschaft als Personalschuldnerin nicht weiter zusteht.

Das Pfandrecht zur Sicherstellung dieser Anleihe per 136,000.000 Kronen ist zufolge Bescheides des k. k. Landesgerichtes Prag de dato 16. Juni 1896, Z. 8591, und laut Bestätigung des k. k. Landtafel- und Grundbuchsamtes Prag de dato 17. Juni 1896 ob der für die Linien der Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn eröffneten Einlage im Eisenbahnbuche unmittelbar nach den eingangs erwähnten 5%igen und 4½%igen Anleihen der Bahngesellschaft, von welchen Anleihen gegenwärtig insgesammt nur noch der Restbetrag von 2,166.150 Gulden ö. W. aushaftet, eingetragen worden. Das für die gegenwärtige Anleihe auf die Linien der Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn eingeräumte Pfandrecht erlischt bezüglich der einzelnen Linien mit jenem Zeitpunkte, in welchem die Dauer der für die betreffende Linie ertheilten Allerhöchsten Concession abläuft.

Das Anlagecapital der Gesellschaft betrug mit 31. December 1899:

| | | |
|---|---|---|
| In Actien lit. A, I.—VI. Emission | | fl. 10,994.025·— |
| " " " B, I.—IV. " | | " 17,300.000·— |
| " 5%igen Obligationen vom Jahre 1868 | | " 969.150·— |
| " 5%igen " " " 1871 | | " 215.550·— |
| " 5%igen " " " 1872 | | " 981.150·— |
| " 4%igen " " " 1896 | 133,100.000 Kronen | " 66,595.000·— |
| | Zusammen | fl. 97,055.175·— |

An Dividenden wurden bezahlt für die Jahre:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1895 | fl. 63·— per Actie lit. A, | fl. 22·50 per Actie lit. B | |
| 1896 | " 68·50 " " " | " 24·— " " " | |
| 1897 | " 76·50 " " " | " 26·— " " " | |
| 1898 | " 76·50 " " " | " 26·— " " " | |

Die Kundmachungen über die erfolgten Verlosungen, sowie über die eventuelle Kündigung werden in der „Wiener Zeitung", der „Prager Zeitung", in zwei Berliner Zeitungen und in einer Frankfurter Zeitung veröffentlicht werden. Die Einlösung der Coupons und verlosten, beziehungsweise gekündigten Schuldverschreibungen erfolgt ausser in Prag und Wien auch in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig und München, und sind damit bis auf Weiteres betraut:

in Prag: die gesellschaftliche Hauptcassa;
" Wien: die k. k. privilegierte allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt,
" k. k. priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
S. M. v. Rothschild;
" Berlin: die Direction der Disconto-Gesellschaft,
S. Bleichröder,
Bank für Handel und Industrie;
" Frankfurt a. M.: M. A. v. Rothschild & Söhne;
die Filiale der Bank für Handel und Industrie;
" Hamburg: L. Behrens & Söhne;
" Leipzig: die Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt;
" München: die Bayerische Vereinsbank.

(Berlin bis München:) mit dem coursgemässen Gegenwerthe der Kronen in Mark deutscher Reichswährung.

PRAG, im April 1900.

**Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn.**

Auf Grund des vorstehenden Prospectes wird der von den Gefertigten im laufenden Jahre übernommene Betrag von:

## Nom. Kronen 10,000.000 — 4%ige Prioritäts-Obligationen der Ausschliessend priv. Buschtěhrader Eisenbahn, Emission 1896,

zur Subscription aufgelegt.

Die Zeichnungen werden

## am Dienstag, den 10. April l. J.

in Wien: bei der k. k. privilegierten allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt,
" " k. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
" S. M. v. Rothschild;
" Prag: bei der Filiale der k. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
" Filiale des Wiener Bank-Verein,
" " Böhmischen Escompte-Bank,
" " k. k. priv. Böhmischen Union-Bank,
" Moriz Zdekauer,
" Karlsbad,
" Reichenberg: bei der Filiale der k. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe

während der bei der [illegible] unter den nachstehenden Bedingungen entgegengenommen:

Der Subscriptionspreis beträgt 96 [illegible] vom 1. April 1900 [illegible]

[illegible] oder in solchen nach dem Tagescourse [illegible] welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig [illegible] wird.

[illegible] Zuth[illegible] zu bestimmen.

[illegible] Im Falle die Zutheilung weniger als die [illegible]

[illegible] vom 20. April [illegible] Nach [illegible] Abnahme wird die [illegible]

[illegible] als dies nach Ermessen der Zeichnungsstelle [illegible]

[illegible]

WIEN, im April 1900.

| K. k. privilegierte Allgemeine Oesterreichische Boden-Credit-Anstalt. | S. M. v. Rothschild. | K. k. priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe. |
|---|---|---|

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 14. April 1900. Nummer 289.

## Innere-äußere Politik.

In den Fragen der äußeren Politik werden die Völker Oesterreichs von ihren officiellen und officiösen Lehrmeistern so behandelt, wie die Kinder, wenn sie sich nach dem Ursprung des Daseins erkundigen. Der Storch bringt die Kinder, das eheliche Zusammenleben besteht hauptsächlich in den Tischgesprächen, die Papa und Mama bei den Mahlzeiten führen, und wenn ein Kind sich mit diesen Auskünften nicht begnügt, nun, dann gibt man dem unartigen Fratzen derb und deutlich zu verstehen, dass er davon noch nichts zu wissen braucht. Den gleichen Zweck verfolgt man bei uns für die äußere Politik, indem man in den Thronreden sich mit der stereotypen Versicherung begnügt, dass unsere Beziehungen zu allen Mächten jederzeit die besten seien, indem man Monarchenzusammenkünfte immer als harmlose Familienfeste darstellt, bei denen sich die regierenden Häupter und ihre Minister gegenseitig nur nach dem eigenen und der verehrlichen Angehörigen Wohlbefinden erkundigen, und erlaubt sich einmal ein vorlauter Staatsbürger an diesen Ammenmärchen zu zweifeln und nach concreteren Mittheilungen zu verlangen, dann heißt's einfach: „Amtsgeheimnis, basta!" Die Kinder lassen sich durch die Schamhaftigkeit der Lehrer nicht abhalten, dem ewigen Wunder in ihrer Weise heimlich nachzugrübeln, und wenn sie auf dieser dunkeln Suche auch manchmal in komische Missverständnisse verfallen, so weiß doch jedermann aus eigener Kindheitserfahrung, dass sie in der Hauptsache immerhin die Wahrheit errathen. Aehnlich ergeht's auch den Völkern Oesterreichs mit der äußeren Politik. Manches, was da in der nicht inspirierten öffentlichen Discussion auftaucht, mag Kannegießerei sein. Aber das Wichtigste über die äußeren Beziehungen der Monarchie — diese wahre partie honteuse der österreichischen Politik — ist doch wohl schon heraus.

Wenn uns zum Beispiel die Eingeweihten und Berufenen auch noch so eindringlich versichern, dass die äußere Politik bei uns in gar keinem Zusammenhang stehe mit der inneren Politik, so wissen wir schon ganz genau, dass dieser Lehrsatz nur für den nationalen Einheitsstaat — und selbst für diesen nur in beschränktem Maße — gilt, nicht aber für unseren Nationalitätenstaat Oesterreich-Ungarn. Im geschlossenen Nationalstaat verhält sich die innere zur äußeren Politik wie etwa die Wohnung zur Straße — Mauern trennen, Fenster verbinden sie; wer drin ist, kann aus der Wohnung nach Belieben auf die Straße sehen, einen frischen Luftzug von draußen einströmen lassen oder auch die Wohnung gegen ungesunde Straßendünste absperren, aber nicht umgekehrt, die Leute können einem nicht von außen in die Wohnung sehen, die Winde nicht hereinblasen, wenn der Wohnungsinhaber es nicht mag. Das bringt der abgeschlossene Standort des Nationalstaates mit sich. Der völkerreiche Nationalitätenstaat Oesterreich-Ungarn aber campiert, dem obdachlosen Zigeuner gleich, mitten auf der Völkerstraße Europas, ungeschützt. Die äußere und die innere Luft ist eins, das heißt, die äußere ist auch zugleich die innere Luft. Aus allen Häusern ringsum können sie ihm hineinsehen, und jeder „häusliche" Streit ist, in Ermanglung eines eigentlichen Hauses, gleich ein öffentlicher, sozusagen europäischer Scandal, in den sich der oder jener Nachbar von seiner Fensterbrüstung aus ungeniert einmengt. Er hat kein Haus, er hat keinen Frieden, und er hat schon gar nicht einen Hausfrieden. Die Fragen unserer inneren Politik sind gleichzeitig Fragen unserer äußeren Politik, und die äußere Politik ist auch innere Politik. Das einemal wird die äußere Politik durch die innere Entwickelung, das anderemal die innere Politik durch äußere Gestaltungen beeinflusst. Das sind aber alles nur Redewendungen, die wir aus dem Sprachgebrauch des geschlossenen Nationalstaates auf unseren offenen Feldstaat zu übertragen versuchen. Sie treffen aber nicht zu. Bei uns ist das innere Staatsrecht in Wahrheit ein Völkerrecht. Aeußere und innere Politik sind in der Hauptsache eins und dasselbe, und der ganze Unterschied läuft darauf hinaus, dass wir jenen Theil unserer äußeren Politik, bei dem wir mitwirken dürfen, innere, und jenen Theil unserer inneren Politik, bei dem wir das Maul zu halten haben, äußere Politik nennen — eine formale Differenzierung, dem Stridzaun vergleichbar, durch den die Zigeunerfamilie im Freien ihr Haus und dessen Mauern etwa markieren mag.

Unsere ganze Geschichte seit 1866 kann dieser aprioristischen These als erfahrungsmäßiger Commentar dienen. Der Dualismus, die Wiederherstellung der ungarischen, die Verleihung einer österreichischen Verfassung, das alles ist aus der inneren Entwickelung des Staates nicht zu begreifen, es datiert einzig von der Schlacht bei Königgrätz. Die polnische Autonomie, d. h. Selbstherrschaft in Galizien seit 1869 beruht auf der russischen Kriegsgefahr, und das Fortbestehen dieser polnischen Autonomie, trotz des vielgerühmten österreichisch-russischen Geheimvertrages von 1897, ist ein ebenso sicherer Beweis für das potentielle Fortbestehen des Kriegsfalls „R", wie das Fortbestehen der Truppenansammlungen in Galizien. Die Bevorzugung, welcher sich in den südlichen Provinzen die Slovenen vor den Italienern seit Bestand des Dreibundes bei allen österreichischen Regierungen erfreuen, zeigt, dass man sich für den Augenblick keiner bösartigen Einmischung Italiens versieht, und — diesen Augenblick benützt. Die beharrliche Weigerung der Regierung aber, in die von den Deutschtirolern den Wälschtirolern bereits zugestandene Abtrennung Südtirols einzuwilligen, lehrt, ebenso wie die gewissen Fortificationen an der Südgrenze, dass man denn doch sich auf Italiens Freundschaft nicht für alle Zukunft verlassen will, und das regierungsseitige Widerstreben gegen die von den Deutschen verlangte Absonderung des deutschen Sprachgebietes in Böhmen offenbart das gleiche Misstrauen gegenüber Deutschland für die Zukunft. Solange man seit 1866 mit dem Deutschen Reiche in nicht ganz glatten Beziehungen stand, wurden die Deutschen in Oesterreich mit Auszeichnung behandelt und spielten bis 1879 die erste Geige, wie nachher die Polen. Seit dem deutsch-österreichischen Bündnis 1879 hat man sich, mit Benützung des günstigen „Augenblicks", gelegentlich recht rauhe Rippenstöße gegen sie erlaubt, weil man sich des Deutschen Reiches sicher glaubte. Graf Badeni ist mit seinen Sprachenverordnungen 1897 nur ein wenig gar zu rauh dreingefahren, und von Berlin sind deswegen in den drei Sprachenverordnungsjahren die freundschaftlichen Rathschläge, sie im Interesse des Bündnisses aufzuheben, nicht ausgeblieben. Aber sie haben lange nichts gefruchtet, weil seit der berühmten Budapester Rede des Kaisers Wilhelm II., September 1897, eine gewisse Verstimmung bestand. Im Herbst 1899 sind die Sprachenverordnungen gefallen, die Verstimmung ist gleichzeitig durch einen auffälligen Briefwechsel wieder gemildert worden, und jetzt? Na, wir werden ja sehen, wer den nächsten Rippenstoß in der inneren Politik bekommt, und wir werden dann auch wissen, was es Neues gibt in unserer äußeren Politik.

Die Hauptprobleme unserer sogenannten inneren Politik sind, wie schon diese flüchtige Uebersicht lehrt, thatsächlich die Angelpunkte der äußeren Politik. Graf Goluchowski braucht uns deswegen auch die Geheimnisse seiner äußeren Politik nicht zu verrathen. In der inneren Politik finden wir sie, wenngleich mit einiger Schwierigkeit, schließlich selbst heraus, auch in dieser Beziehung wieder den Kindern gleich, die, trotz aller Ammenmärchen, durch aufmerksame gegenseitige Selbstbetrachtung endlich doch auf das große Geheimnis ihrer „äußeren Politik" gerathen. K.

## Ein preußisches Urtheil über die österreichisch-ungarische Armee.

Erwiderung von k. u. k. Oberst a. D. Gustav Pancalari (Linz).

### I.

Zu Neujahr ist in diesen Blättern eine Studie über unsere Armee erschienen.*) Ein „preußischer Officier" war unterschrieben. Diese gute Firma hat ihr eine gewisse Aufmerksamkeit verschafft, und ich wollte erwidern, ließ es aber wieder sein, weil sie denn doch bei genauerem Hinsehen etwas unfrei schien, weil sie an Aeußerlichkeiten haftet: weil sie — so meinte ich — dem Oesterreicher gegenüber keiner Widerlegung bedurfte und weil den Fremden gegenüber nur die Widerlegung durch Thaten in einem nächsten Kriege entscheidend wäre. Dann fand ich aber doch un-

*) Nr. 273, 274 und 275 der „Zeit".

erwarteten Eindruck bei vielen Lesern. Manche haben nach nach Monaten davon gesprochen, nach österreichischer Art einzelnes Irriges gerne für wahr gehalten, weil es für uns ungünstig klang. Auch dämmerte mir die Erkenntnis auf, dass hier ein typisches Urtheil vorliege; dass es, wenn auch nicht an sich, so doch durch diesen Umstand merkwürdig sei. So urtheilt man über uns — die diplomatischen, taktvollen Berichte von Manövergästen ausgenommen — überhaupt in Norddeutschland, genau in diesem herablassenden Tone, mit demselben Wohlwollen, welches für das feinere Ohr nicht ohne Missklang ist; von derselben erhöhten Bühne eines starken Selbstgefühls, eines starken Vorurtheils, besonders aber eines sehr löblichen Vertrauens, einer einseitigen Wertschätzung gegenüber dem Wesen und der Form des heimischen Heeres. Von diesem Standpunkte aus erscheint die Sache der Erörterung wert, ich aber halte mich hiezu für befähigt. Ich habe in fast einem halben Jahrhundert die ganze österreichisch-ungarische Armee im Frieden und im Kriege kennen gelernt, habe mit Soldaten aller unserer Nationen gedient, den gesammten Entwickelungsprocess miterlebt; ich habe aber auch eine Zeit lang in Mainz mit preußischen Truppen dieselbe Kaserne bewohnt, in unbehaglicher Kameradschaft mit preußischen Officieren gelebt. Beide Theile haben sich damals gefühlt, wie gezähmte Löwen, die gerne raufen möchten, aber friedlich nebeneinander durch den Reifen springen müssen. Dann habe ich einem Theile des deutsch-französischen Krieges angewohnt und manche jener Stimmungen und Erscheinungen beobachtet, welche giltige Schlüsse auf den innersten Wert der herrlichen deutschen Armee gestatteten. Endlich habe ich auch deutsche Truppen öfters beobachtet, wie sie seither geworden sind. Kurz: ich kenne beide Armeen, einigermaßen die deutsche, besonders aber die österreichische, in welcher elf Völker: Deutsche, Magyaren, Czechen, Polen, Ruthenen, Serben, Croaten, Wenden, Slovaken, Rumänen und Italiener nebeneinander dienen. Möchten doch unsere Kritiker, besonders die preußischen, fähig sein, zu ermessen, was unser Officierscorps zu leisten hat und was es wirklich gut leistet, um eben mit diesen Völkern im Gefüge der Wehrmacht zurechtzukommen. Dagegen ist der Dienst im deutschen Heere sehr erleichtert. Hier könnte man bis zur Schablone einheitlich und gleichmäßig wirken, während die österreichisch-ungarischen Truppen gruppenweise ganz verschiedene Methoden der militärischen Pädagogik erfordern. Mit dem Verständnisse der Umstände wächst der Wert der Kritik, mit der Würdigung der Aufgaben, welche ein anderer zu lösen weiß, die Achtung vor dem Beurtheilten.

Die Studie fasst vor allem den Gegensatz des preußischen und österreichisch-ungarischen Regimentes ins Auge.

Das Regiment als streng abgeschlossene Familie, als der eigentliche Lebenskreis des deutschen Officiers, besonders der Preußen, wird „draußen" sehr hoch gehalten. Es schult seine Cadetten selber, das Avancement geschieht im Regimente, in dessen geschlossenem Range, es besorgt aber auch — wie es scheint, sehr gut — in eigener Wirtschaft die Bekleidung der Mannschaft u. s. w. Es ist wenig Wechsel von Regiment zu Regiment. Das Regiment entscheidet über die Aufnahme und oft auch über den Abgang von Officieren und Aspiranten und es „steht" zumeist lange Zeit, selbst mehrere Jahrzehnte hindurch an einem und demselben Orte. Wir wissen wohl selber, was uns unsere alten Regimenter und Jägerbataillone wert sind: sie hegen die ruhmvolle Ueberlieferung und vermögen dadurch gerade auf die Mitglieder so zu wirken, wie ein adeliger Name auf die Nachkommen eines ruhmvollen Geschlechtes, nicht unbegrenzt und unbedingt, denn es kann einzelne Taugenichtse geben in dreihundertjährigen Regimentern, wie in dreihundertjährigen Grafenfamilien. Preußen kann sich dem geschlossenen Regimente ohne jeden Vorbehalt hingeben, und der Herr Kamerad hält diesen Umstand mit Recht für einen Vortheil unserem etwas gelockerten Regimentsverbande gegenüber. Bei uns wird viel „transferiert". Die Nationalitätsfrage und die Verhältnisse gewisser Länder erfordern so manches, woran die deutsche Heeresleitung nicht zu denken braucht. Warum nun die „Studie" tadelt, „dass sich alle Regimenter aufs Haar gleichen" und dass der Officiersnachwuchs nicht im Regimente herangebildet, sondern von den einheitlich geleiteten Cadettenschulen „zugewiesen wird", ist unverständlich. Nicht alles, was anders ist als in Preußen, muss auch deshalb schlechter sein. Der Wetteifer in unserem allerdings etwas labilen Officierscorps — in 10 Jahren sind in manchen Fällen zwei Drittheile einzelner derselben gewechselt worden — ist gewiss nicht gering; der Dienst wird gut oder minder gut geleistet, so wie es die Beschaffenheit des Obersten und die sonstigen dienstlichen Verhältnisse mit sich bringen, gerade wie bei den Preußen. Erbangesessene, eng aneinander gewöhnte Officierscorps können auch ganz gut einmal einschlummern und das Institut der Wecker — „Aufmischer" nennt man sie bei uns — dürfte auch „draußen" wohlbekannt sein. Man muss vom engen Verbande nicht zu viel verlangen. Er ist viel angenehmer, als er nothwendig ist, wenn auch zweifellos nützlich. Durch den freieren Wechsel hat unser Regimentsgeist Einbuße erfahren, aber die allgemeine Armee-Kameradschaft hat sichtlich gewonnen. Gerade die Gleichartigkeit der Officierscorps fällt heutzutage angenehm auf. Die Monarchie hat elf Sprachgebiete, das Heer aber besser gesagt, die Officierscorps, haben keine. Was bei der Monarchie nicht gelungen ist, dass sozusagen ein gesammtstaatliches Klima über allen Theilen schwebt, bei ihnen findet es statt. Kein Officier betont seine eigene Nationalität, niemand stößt sich an jener des anderen, und der streng nationale, provinzielle Charakter, welcher nach 1860 manche czechische, polnische und magyarische Officierscorps gekennzeichnet hat, ist verschwunden. Das Reichskriegsministerium hat in den letzten 30 Jahren an diesem Ergebnisse stetig, folgerichtig und erfolgreich gearbeitet, und Minister Kuhn hat hiezu durch den Concretualrang im Jahre 1869 die Wege geebnet.

Unser Kritiker meint nun, der österreichische Officier sei mustergiltig in seiner Fähigkeit der Anpassung an allerlei Lebens-, Landes- und Garnisonsverhältnisse; „diese einfachen, anspruchslosen Männer, die keinen Luxus kennen, nicht ahnen, was Comfort ist", seien mit allem zufrieden: freilich verbauern — er drückt das feiner aus — manche und suchen selbst die Gesellschaft der Regimentsdamen nicht auf, auch wenn andere gute Gesellschaft nicht vorhanden sein sollte. Es sollen da brave Landsknechte draus werden; brav, aber rauh. Der Herr Kamerad sieht offenbar in uns eine Art Unterofficiere feinerer Nummer. Man kann aber über den socialen Charakter unserer Officiere kaum ein schieferes Urtheil fällen. Was der Herr Kamerad da offenbart, ist der alte und unsterbliche Gegensatz zwischen norddeutsch und süddeutsch, preußisch und österreichisch. Die Norddeutschen reden auch über Bayern und Schwaben nicht viel anders, und selbst eine gewisse preußische Gardemaske schützt die ersteren nicht völlig vor den bösen Beiwörtern „einfach, anspruchslos", „brav, aber rauh". Die österreichisch-ungarischen Officierscorps haben eben bei allem militärischen Sinne einen ausgesprochen menschlichen Grundzug. Dieser äußert sich durch ein im besten Sinne einfaches Gehaben, ein freundlich unbefangenes Verhalten gegen das Civil, gegen die Officierscorps anderer Regimenter und untereinander — natürlich im großen ganzen, es gibt auch Ausnahmen; es gibt einzelne Junker mit Hochmuth und es gibt ganz junge Cadetten und Officiere mit geräuschvollem Standesbewusstsein. Je reifer aber, desto „einfacher", „anspruchsloser" — aber auch desto angenehmer, liebenswürdiger, erwärmender im Umgange werden diese Männer. Der preußische Kamerad ahnt wohl nicht, wie beliebt in weiten Kreisen der Monarchie unsere Officiere sind, wo nicht gerade politische Störungen alle socialen Bande, also auch dieses, übel beeinflussen. Die gewiss tadellosen, etwas steifen, kalt zurückhaltenden, förmlichen, abweisenden preußischen Officiere würden bei unseren Bevölkerungen an keinem Orte der gesammten Monarchie mit günstigen Augen angesehen werden; anstatt dass man ihnen, wie in Deutschland, unwillkürlich den Vorrang oft mit einer gewissen Selbsterniedrigung zuerkennte, würde man sich bei uns weit von ihnen zurückziehen: sie wären, wenn sie bei uns wo immer in Garnison lägen, weit mehr gemieden, als wir es jemals in Lombardo-Venezien gewesen sind. Während die Dänen 1864 die Preußen verabscheuten, kamen sie uns mit Vertrauen entgegen. Die Mainzer lassen noch heute, nach 34 Jahren, in ihren Faschingszügen österreichische Typen auftreten und jubeln ihnen zu, „um die Preiße zu ärgre"; und als ich 1890 als Fußwanderer nach Bussolengo, einem Flecken bei Verona, kam, wo vor 30 Jahren mein Regiment gestanden, fand ich Leute, welche, durch meine Fragen aufmerksam gemacht, ein kleines Fest zustande brachten, wobei die Alten aus ihrer Erinnerung, die Jungen vom Hörensagen das Lob jenes Regimentes sangen, „dessen Mitglieder sie als Diener einer fremden Macht weggewünscht, als freundliche, gute Menschen, als achtungswerte Personen aber verehrt" hätten; das Regiment sei ihnen „unvergesslich". Aehnliches findet man in den ehemaligen österreichischen Vorlanden, am Schwarzwalde, wo die Volkstradition und manches sorgsam erhaltene Denkmal von freundlicher Erinnerung an die Oesterreicher zeugt.

Dies sind einzelne Beispiele, sie deuten aber auf eine Eigenschaft, deren wir uns rühmen können. Es ist nicht wahr, dass ein eroberndes und gebietendes Volk in seinen oberen Zehntausend unangenehmen Wesens, kalt und steif sein müsse, dass diese auf Schritt und Tritt gleichsam der übrigen Menschheit den Spieß vorhalten müssten, um sie von sich in scheuer Entfernung zu halten. Die Preußen sind nun an jene vornehme Steifheit gewöhnt. Die sehr energischen, selbstbewussten Junker haben hierin den Ton angegeben, die Nichtjunker haben, wie dies in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, ihn mehr als nachgeahmt, überboten, und so ist der preußische Ton in den Officierscorps entstanden. Mag nun diesen Kameraden der gesellschaftliche Ton der österreichischen Officiere zu „einfach", zu „anspruchslos" u. s. w. erscheinen, uns dagegen scheint der Ton der preußischen geschraubt, unbehaglich, zu anspruchsvoll, erkältend, aristokratisch im unfreundlichen Sinne, aber ohne die anmuthigen, anziehenden Seiten, die etwa der süddeutsche oder ungarische Aristokrat hervorkehren kann, wenn er will. Bei solchen Gegensätzen ist eine Beurtheilung eigentlich misslich. Wir können leicht die trefflichen Eigenschaften des preußischen Officiers unterschätzen, sie aber pflegen die unserigen zu verkennen und unser ganzes Wesen gering zu schätzen. Wären wir lederner, verknöcherter, nicht von so natürlicher, zutraulicher Wärme, so oft wir mit einem solchen kühlbeobachtenden Kameraden aus dem Norden zusammentreffen, so könnte das Urtheil über uns

besser werden. So aber verschlimmert jede gesellige Berührung das Uebel, verschärft das Missverständnis.

Uebrigens hat sich auch in geselliger Beziehung manches bei uns geändert. Wir sind jetzt mehr Gesellschafts- und Sportsleute, als vor etwa 30 Jahren. Ueberall wird z. B. das Lawn-Tennis gepflegt. Man verkehrt gerne mit Damen, besonders den Regimentsdamen, wenn sie angenehm sind. Galanterie als dienstliches Erfordernis ist in Oesterreich unbekannt, und ein einziger General, welcher im Casino oder sonst im privaten Verkehr etwa dienstliche Anforderungen geltend machen wollte, würde alles gesellige Vergnügen innerhalb der Garnison im Augenblicke ertödten. Es geschieht auch selten. Die großen Städte allerdings sind der kameradschaftlichen Geselligkeit nicht günstig. Nach Wien oder Budapest darf man sie nicht beurtheilen.

Wenn ich nebenbei Unwichtiges erwähnen darf, will ich anführen, dass unser Beurtheiler anderseits mit unserem „ungezwungenen Wesen“ doch auch wieder zufrieden ist. Auch unser Anzug gefällt ihm. Uns gefällt er nicht sehr, oder nur sehr theilweise. Er wundert sich über die Freiheit unserer Kleiderwahl, z. B. die dreierlei Beinkleider-Farben. Er wisse, dass sie eben vorgeschrieben und dass außer Dienst auch die weiße Sommerhose den Officieren gestattet ist. Dieses Stück Kleiderfreiheit ist also instructionsgemäß. Dagegen scheint der preußische Kamerad das auch bei uns hie und da aufknospende Kleidergigerlthum nicht bemerkt zu haben. Auch bei uns hätte ihm eine gewisse Schneider-„Secession“ auffallen müssen. Die Kragen strecken sich hinauf, die Rockschöße hinab, Hosen und Kappen werden mehr und mehr „anders als die anderen“. Unsere Bekleidung war ja einmal höchst peinlich, mit zu hohen Halsbinden, erstickender Enge, dicker Wattierung, Aermeln wie Wursthäute u. s. w. — aber jetzt ist sie bequem, und wenn sie von Gigerln verballhornt wird, die sich mit ihrer wenig anmuthigen Individualität vorzudrängen suchen, so darf man sich mit Recht darüber beschweren. Uebrigens kann diese Unart, sofern nicht sämmtliche deutsche Witzblätter in ihren Lieutenantsfiguren böswillig übertreiben, dem Herrn Kameraden nicht ganz fremd sein. Sie scheint sogar aus seiner Gegend zu uns gekommen zu sein.

---

# Die Corruption und der Krieg in Südafrika.

England kämpft in Südafrika für viele Zwecke. Sämmtliche edel und gut, wie es sich für ein Volk geziemt, das nicht allein die ganze greifbare Welt, sondern auch alle Cardinaltugenden und verschiedene kleinere in Erbpacht zu halten überzeugt ist. Es kämpft für Stimmrecht und Freiheit, für Gerechtigkeit und seine von den Boeren tückisch bedrohte Vorherrschaft in Südafrika. Es mag wahr sein, dass die Vernichtung der Boerenstreitkraft und die politische Gleichstellung der ausländischen Zuzügler auch Land und Gold der beiden Republiken in britische Hände bringen wird. Doch das ist eine Folge, die sich nicht ändern läßt und nur von den schnöden Zweiflern auf dem Continent als Englands eigentliches Ziel hingestellt wird. Nein, das britische Volk ist nicht von crassem Eigennutz getrieben. Es opfert seine Söhne auch zum Besten der Boeren selbst. Denn, wie Lord Rosebery jüngst erklärte, „England kämpft gegen die Corruption, unter welcher die Boeren der beiden Republiken leiden“. Die Briten gaben ihm vollkommen Recht und fühlten sich, wenn möglich, noch tugendhafter. Andere Völker von der Corruption ihrer Regierungen zu befreien unternahmen sie stets gern. Diese Vorliebe hat ihnen einen indischen Staat nach dem anderen eingebracht, hat sie nach Birma gezogen und in Aegypten sesshaft gemacht. Warum also nicht auch in Prätoria? Es läßt sich nicht verneinen, dass in Transvaal viel Geld in unrechte Taschen geflossen ist. Die Gehälter, welche Om Paul und die leitenden Männer der Republik sich und anderen Beamten ausgeworfen haben, sind gewiss allzu reichlich bemessen. In der Vergebung von Monopolen und Contracten hat unleugbar die Goldfüllung der linken Hand nur zu oft die unterzeichnende Feder in der Rechten geleitet, und die Bücher des Geheimfonds dürften sonderbare Posten und unvermuthete Namen aufweisen. Doch wenn man das Vorhandensein einer argen Corruption zugibt, selbst wenn man einmal zugeben wollte, dass unter Umständen ein anderer Staat irgend ein Recht besäße, der Corruption in einem fremden Lande zu steuern, so bleibt doch Lord Roseberys Erklärung die crasseste Heuchelei von allen, deren sich England in dieser Transvaalangelegenheit schuldig gemacht hat. Denn die Triebfeder der ganzen Agitation gegen die Boeren ist der Großcapitalismus, sein Mittel allseitige Bestechung gewesen.

Die erste der drei Verschwörungen gegen Transvaal, die in dem Einfall Dr. Jamesons endete, ist längst als eine rein capitalistische Mache bekannt. Solange das wilde Spiel in Minenactien Millionen abwarf, kümmerte es niemanden, welche Flagge über Johannesburg wehte. Da kam im Sommer 1895 der unausbleibliche Krach. Die goldene Ernte der Gründerclauen war vorüber, die Haufen tiefgesunkener Actien konnten nur durch Gewaltmittel im Preise gehoben und an den Mann gebracht werden. Als bestes und schnellstes Mittel erschien den leitenden Großcapitalisten, den Rhodes, Beit, Eckstein, Barnato, um nur die bekanntesten Namen zu erwähnen, eine Revolution, welche ihnen die Regierung der südafrikanischen Republik in die Hände spielen würde. Sie fanden aber bald heraus, dass die große Masse der Uitlanders in Johannesburg von dem Plane nichts wissen wollte. Die mittleren Classen hatten ihre einträgliche Beschäftigung, die Arbeiter ihre hohen Löhne, und um politische Rechte, die vorgeschützt wurden, wollten sie ihre Haut nicht zu Markte tragen. So mussten die Verschwörer sich nach militärischer Hilfe von auswärts umsehen. Jameson sollte dieselbe mit Heranziehung berittener Polizeitruppen aus dem benachbarten britischen Reichsgebiet stellen. Dafür aber brauchte man wieder dicht an der Grenze Transvaals einen Landstreifen, wo man die Leute ungestört von allzu gewissenhaften Reichsbeamten zusammenziehen konnte. Nur vom Colonialamt ließ sich solch ein Landstrich erlangen, und nothgedrungen musste man deshalb einzelne Beamte desselben in das Geheimnis ziehen. Sir Graham Bower, der erste Secretär des Generalgouverneurs in Capstadt, war bald gewonnen; wodurch, thut nichts zur Sache. Das Colonialamt in London bearbeitete Lord Grey und andere Leiter der Chartered-Company des Herrn Rhodes. Mr. Fairfield, der ständige Secretär im Colonialamt, wurde ebenfalls gewonnen. Chamberlain — nun, er hat erst vor kurzem wieder im Unterhaus seine absolute Unschuld betheuert, und wenn er auch keinen Zweifler davon überzeugt hat, so ist es nur recht und billig, ihm in Ermanglung klarer Beweise die Wohlthat des Zweifels zukommen zu lassen. Aber Chamberlain behauptet ebenfalls, dass auch Fairfield von den Einfallsplänen keine Ahnung gehabt. Und doch schreibt derselbe in einem der jüngst in der „Independance Belge“ veröffentlichten Briefe: „Rhodes will leicht erklärlicher Weise unsere Leute (die Reichsbeamten) aus der Gegend fort haben, da dieser etliche Krawall mit Transvaal bevorsteht.“ Die Gegend war der Gebietsstreifen, von dem Jameson aufbrach, der etliche Krawall, der Einfall, Fairfield fand den Zusammenhang „leicht erklärlich“, aber Chamberlain zufolge — wusste er nichts von den Absichten der Verschwörer! Und noch wunderbarer, Chamberlein hat erklärt, dass Fairfields Briefe zweifellos nach seinen eigenen Instructionen geschrieben seien, aber auch Chamberlain — wusste nichts von jenen „Krawall“-Plänen! Als dritte Gruppe dieses Complots muss man noch die „Times“ erwähnen, deren Correspondentin für coloniale Angelegenheiten die rührige Zwischengängerin abgab. Die „Times“ ist bekanntlich das Großcapitalistenblatt par excellence.

Nachdem der Staatsstreich Jamesons misslungen, begann die zweite Verschwörung, des Vertuschens und Weißwaschens. Jameson und die Führer der fehlgegangenen Expedition wurden vor Gericht gestellt, denn auf diese Bedingung hin hatte Präsident Krüger sie freigelassen. Sie wurden bestraft und, so schnell sich's nur machen ließ, begnadigt. Waren sie doch zu bewunderten Helden Englands geworden, dank der „Times“ und solchen Blättern, auf welche Rhodes und andere Millionäre inzwischen „Einfluss“ genommen hatten. Diesem Einfluss musste man Zeit lassen, die Meinung Englands in gewünschter Richtung zu bearbeiten. Erst vierzehn Monate nach dem Putsch begann die parlamentarische Untersuchung über denselben. Ein etwas langer Zeitraum, so lange, dass man sich nicht wundern darf, wenn die Kabelcompagnie inzwischen die Originale zahlreicher Depeschen zwischen den Verschwörern als überflüssige Maculatur vernichtet hatte. Chamberlain hätte ja allerdings die Depeschen vor Monaten einfordern können, aber auch er denkt manchmal an das Nächstliegende nicht, und die Kabelgesellschaft erhält reiche Subsidien durch das Colonialamt! Dann begann die Farce vor der parlamentarischen Untersuchungscommission. Rhodes antwortete, wenn er wollte, und verweigerte seine Aussagen, wenn es ihm gutdünkte. Männer, wie Lord Grey, die jede Einzelheit des Putsches kannten, waren einsichtsvoll ins Ausland gegangen oder zufällig todtsterbenskrank. Depeschen, die nichts enthielten, wurden breitgetreten, compromittierende Briefe schlankweg verweigert, denn „wenn Chamberlain auf ihrer Vorzeigung beharren will, so hat er nur sich selbst für die Folgen zu danken“ heißt es in einem der kürzlich veröffentlichten Schriftstücke. Und Chamberlain verstand den Wink. Denn wenn wir auch die Hauptsachen noch nicht kennen, so wissen wir doch jetzt, dass er auf den befehlenden Wunsch der Rhodes-Clique drei ihrer Leute in die Commission ernannte, oder dass er öffentlich der Chartered-Company mit Entziehung ihres Freibriefes drohte, privatim aber die Zusicherung gab, es werde nichts dergleichen geschehen! Mit solchen und anderen vielleicht noch compromittierenderen Schriftstücken in der Hand konnten Rhodes und seine Genossen den Colonialminister nachher ihrem Willen unterwerfen. Ja, als die Commission in ihrem Bericht erklärte, dass Rhodes sich als Minister und Mitglied des Kronraths eines höchst verwerflichen Gebarens schuldig gemacht habe, und Chamberlain diesen Bericht mitunterzeichnet hatte, musste er gleich darauf im Unterhause die Erklärung abgeben, dass „nichts existiert, was die persönliche Ehre des Herrn Rhodes berühren kann“. Sie waren alle ehrenwerte Leute. Damit endete die zweite Verschwörung gegen die Wahrheit und das Ansehen Englands.

Die dritte enthält die Vorgeschichte des Krieges. Offener als früher zeigt sich in ihr die Hand der Capitalisten. Das erste Complot war in der Hauptsache daran gescheitert, dass weder die englische Bevölkerung, noch die Masse der Uitlanders genügend für den Gewaltstreich bearbeitet worden war. Die Presse macht die Meinung eines Landes. Darum richtete Rhodes nunmehr sein erstes Augenmerk auf die Zeitungen. Zunächst in Südafrika. Die kleinen, in englischer Sprache erscheinenden Blätter waren bald aufgekauft oder durch Concurrenzunternehmen, die aufs Geld nicht zu sehen brauchten, vernichtet. Dann kamen die leitenden Blätter in Kimberley, Johannesburg und Capstadt an die Reihe. Es kostete mehr Geld, darin bestand der einzige Unterschied. Zuletzt gehörte und gehorchte die gesammte englische Presse Südafrikas mit einer einzigen Ausnahme Rhodes, Beit und Eckstein! Die britischen Uitlanders und Colonisten lasen Tag für Tag nichts anderes, als was diesen Männern genehm war und in ihre Aufruhrpläne passte. Der Wert und Nutzen einer Zeitung hängt aber viel von ihrem Redacteur ab. Darum ließ man zuverlässige Journalisten aus England kommen. Kostenpunkt blieb Nebensache. Die Goldminen trügen das schon wieder ein. Ein Mr. Pakeman von der hiesigen „Daily News" wurde für 80.000 Mark das Jahr angeworben. Der Redacteurposten des „Johannesburg Leader" wurde gar für 120.000 Mark ausgeboten. Zwei hiesige Journalisten schlugen selbst solch verlockenden Pressknechtsold aus. Ein dritter verlangte wenigstens einen dreijährigen Contract. Aber darauf gieng Herr Beit, der Besitzer des „Leader", nicht ein, was man ihm nicht verübeln sollte. Denn wer drei Jahre braucht, um für eine Verschwörung Stimmung zu machen, ist ein solch fürstliches Gehalt kaum wert. Endlich fand sich ein Leitartikler der „Times", namens Monypenny, für die schmutzige Pressarbeit bereit, und wie im Gehalt, so hat er auch in der Verhetzung und Ausbreitung gemeinster Lügen alle seine Collegen übertroffen. Mit diesen Leuten war aber auch die Verbindung mit der hiesigen Presse von selbst gegeben. Der eine blieb Correspondent der „Daily News", der andere der „Times", so dass ihre Hetzereien in Südafrika auch sofort vor das englische Publicum gebracht werden konnten. Aehnlich stand es mit anderen Zeitungen. Es gab vor Ausbruch des Krieges schließlich nur drei unabhängige Zeitungscorrespondenten in Südafrika. Alle übrigen waren dem Golde oder dem „moralischen Druck" der Verschwörer zum Opfer gefallen. Hand in Hand mit dieser Bewegung gieng die südafrikanische Liga. Von Johannesburg aus wurde das ganze Land mit Vereinen und Vereinchen überzogen, deren einziger Zweck in der Agitation gegen die Boeren und in der Fabrication von Beschwerden bestand. Wer ihnen nicht angehörte, wurde gesellschaftlich in Acht und Bann gethan. Die Uitlanders mussten eben diesmal einig sein. Der Obercommandierende der britischen Garnison, Sir William Butler, warnte die Reichsregierung, dass die Behauptungen der Liga nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden sollten. Er war sofort ein geächteter Mann. Die Zeitungen dort und hier brandmarkten ihn als „Verräther" und ruhten nicht eher, als bis er um seine Abberufung eingekommen war. Neun Zehntel der Zeitungen Englands waren allmählich für die „gerechte Sache" gewonnen, selbst auf die Colonien erstreckte sich die goldene Sorgfalt dieser „Patrioten". So depeschierte man an die Bürgermeister der australischen Hauptstädte das Ersuchen, Sympathiemeetings für die Uitlanders abzuhalten, auf denen eine bestimmte Resolution anzunehmen wäre und einen Bericht darüber auf Kosten der Liga an die englische Presse zu kabeln! Wurde andererseits etwa der Versuch gemacht, gegen diese Machenschaften in öffentlicher Versammlung einen Protest einzulegen, dann waren, wie ein Beispiel in London lehrte, sofort Zeitungen und Geldmittel von irgendwoher bereit, tausende von Patrioten aufzutreiben, welche die Redner niederjohlten oder auch mit offenen Messern bewarfen. So ist es gekommen, dass England zwölf Monate lang kaum ein Wort über die Transvaalkrise hören konnte, das nicht sozusagen das Imprimatur der südafrikanischen Großcapitalisten und ihrer Helfershelfer innerhalb und außerhalb des Ministeriums trug. Aber darin liegt keine Corruption, sondern nur edelster Patriotismus. Hat Lord Rosebery niemals das Gleichnis vom Splitter und Balken gelesen?

London. Wilh. F. Brand.

# Die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien.

Von Prof. Dr. Edmund Bernatzik.

Mit Erlass vom 9. März 1896 hat die österreichische Unterrichtsverwaltung einen sehr bedeutsamen und wichtigen Schritt gethan, der sonderbarerweise an unserer „öffentlichen Meinung" ziemlich spurlos vorübergegangen ist. Sie hat nämlich Frauen zur Ablegung der Maturitätsprüfung zugelassen.

Aufgabe der folgenden Zeilen ist es, das Publicum auf die Bedeutung dieser Maßregel nach einer bestimmten Richtung hin, nämlich soweit sie mit den juristischen Studien und Berufen in Zusammenhang steht, aufmerksam zu machen. Anderen möge es überlassen bleiben, ähnliches bezüglich der philosophischen und medicinischen Studien und Berufe zu thun. Ich beschränke mich auf die Erörterung jener Fragen, mit denen zu beschäftigen mich mein Beruf als Professor der Wiener juristischen Facultät veranlasst hat. Bald nachdem der eingangs gedachte Erlass erschienen war, hat das Unterrichtsministerium mit einem weiteren Erlass vom 23. März 1897 die philosophischen Facultäten dem weiblichen Geschlechte eröffnet und Frauen als ordentliche, sowie natürlich als außerordentliche Hörerinnen zu diesen Facultäten zugelassen. Sodann wurde Frauen, welche im Ausland das medicinische Doctorat erworben hatten, von der Regierung gestattet, im Wege der Nostrification die Promovierung zu inländischen Doctoren der Medicin zu erreichen. Hiemit war ein wichtiger Schritt nach vorwärts gemacht, freilich auch jener unhaltbare Zustand geschaffen worden, vermöge dessen unsere einheimischen Frauen, welche das Doctorat der Medicin erwerben wollen, gezwungen sind, die dazu nöthigen Studien im Ausland zu machen! Immerhin war aus diesen Thatsachen zu ersehen, dass unser Unterrichtsministerium, wenn auch zunächst langsam und vorsichtig, sich doch im Princip bereits dafür entschieden habe, der Erwerbung der Universitätsbildung seitens des weiblichen Geschlechtes nicht mehr hindernd im Wege stehen zu wollen. Es war unvermeidlich, dass nunmehr die Sache auch bezüglich der juristischen Berufe in Fluss kommen müsse.

Ich stellte daher im Frühjahr 1899 bei der Wiener juristischen Facultät den Antrag, das Ministerium zu ersuchen, dass auch die juristischen Facultäten dem weiblichen Geschlechte eröffnet werden mögen. Die Facultät bestellte ein Comité, welches die Sache eingehend erörterte und mit Majorität dem Plenum den Vorschlag unterbreitete, den gestellten Antrag zu genehmigen. Die Facultät behielt sich jedoch eine neuerliche reiflichere Erwägung dieser schwierigen und folgenreichen Angelegenheit vor und beauftragte in ihrer Sitzung vom 14. Juni 1899 den Schreiber dieser Zeilen, ihr ein eingehendes Gutachten über dieselbe zu erstatten. Dieses Gutachten habe ich erstattet. Indem ich es hiemit im Auszug publiciere, glaube ich am besten die Bedeutung der vorgeschlagenen Reform beleuchten zu können.

*

Was zunächst die Zulassung von Frauen als ordentlichen Hörerinnen an der juristischen Facultät betrifft, so ist diese Maßregel eine unvermeidliche Consequenz einer bereits vollzogenen Thatsache, nämlich der Zulassung von Frauen zur Maturitätsprüfung seitens der Regierung.

Es wäre schwer, sich dieser Consequenz zu entziehen.

Die Bedeutung der Maturitätsprüfung besteht ja in gar nichts anderem, als dass in ihr die Feststellung und Beurkundung der geistigen Reife zum normalen Besuch der Universität gelegen ist. Wenn man einzelne Individuen, und seien sie auch weiblichen Geschlechtes, in dieser Weise feierlich als reif erklärt hat, ordentliche Hörer der Universität zu werden, so wäre es nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern auch ein Widerspruch in sich selbst, wenn man sie hinterher von den weltlichen Facultäten wieder ausschließen würde. Das bisherige System, das Frauen von der Maturitätsprüfung und folglich von der Universität fern hielt, hat sich zwar überlebt, allein es war consequent. Das eine zu gestatten, das andere zu verbieten, hat jedoch keine Berechtigung, und unmöglich kann sich ein solcher Widerspruch lange halten.

Die Regierung war sich zweifellos dieser Tragweite ihrer Neuerung wohl bewusst und sie wird daher auch geneigt sein, auf die von uns vorgeschlagene Reform einzugehen. In der That hat sie denn auch bereits die philosophischen Facultäten den Frauen eröffnet und solche als ordentliche Hörerinnen zugelassen. Unsere Aufgabe ist es, ihren Intentionen zu folgen. Auch für die medicinischen Facultäten wird man wohl oder übel denselben Weg gehen müssen, obgleich dort natürlich noch besondere Bedenken vorhanden sind und möglicherweise specielle Vorkehrungen und Beschränkungen erforderlich werden, die für unsere Facultäten entfallen und deren Erörterung daher hier entbehrlich ist.

Damit soll nicht geleugnet sein, dass auch für die juristische Facultät gewisse Bedenken bestehen, die freilich ganz anderer Art sind. Zu diesen Bedenken kann man allerdings den Widerwillen, der seitens mancher Docenten dem Einlass weiblicher Hörer vielleicht entgegengebracht werden mag, nicht rechnen. Denn diese Frage ist bereits gelöst. Da Frauen nunmehr als ordentliche Hörerinnen der philosophischen Facultät zugelassen sind, so erwerben dieselben als solche nach den akademischen Gesetzen damit auch das Recht, beliebige juristische Collegien als ordentliche Hörerinnen zu belegen. Irgend welche üble Erfahrungen hat man übrigens mit der Zulassung der Frauen, die bisher schon den Docenten individuell frei stand, nicht gemacht. Im Gegentheil, es ist allgemein anerkannt, dass der Fleiß und Lerneifer der bisher sporadisch in unseren Hörsälen auftauchenden Frauen ein so großer ist, dass wir nur dringendst wünschen könnten, die männlichen Studierenden möchten sich an ihnen ein Vorbild nehmen. Uebrigens sind auch in der Universitätsbibliothek schon seit langem Frauen zugelassen, ohne dass sich irgend welche Unzukömmlichkeiten daraus ergeben hätten. Sitt-

liche Bedenken bestehen gewiss — wenigstens bei der juristischen Facultät — nicht, und es lässt sich auch schwerlich annehmen, dass solche heute noch ernsthaft geltend gemacht werden dürften. Es ist mehr die Neuheit des Vorganges, die abgeschreckt hat, als ein triftiger Grund.

Etwas anders liegt freilich die Frage, ob mit der Zulassung der Frauen zur ordentlichen Hörerschaft auch ihre Heranziehung zu den Staatsprüfungen nothwendig wird. Denn mit dieser Frage wird zugleich die weitere Frage ihrer Zulassung zu den rechtsgelehrten Berufen aufgerollt. Und diese zwei Dinge: Zulassung zur ordentlichen Hörerschaft und Zulassung zu den Staatsprüfungen, stehen allerdings in einem rechtlichen und thatsächlichen Zusammenhang. Der rechtliche besteht darin, dass nur die ordentlichen Hörer zu den Staatsprüfungen zugelassen werden können, aber auch müssen, der thatsächliche darin, dass die Eigenschaft eines ordentlichen Hörers nur durch die Ablegung der Staatsprüfungen einen praktischen Wert erhält.

Aus diesem Grunde hat denn auch das Comité vorgeschlagen, Frauen, welche ordentliche Hörerinnen sind, unter denselben Bedingungen wie die männlichen Hörer die Staatsprüfungen ablegen zu lassen.

Gibt man die Nothwendigkeit zu, Frauen, welche die Maturitätsprüfung abgelegt haben, als ordentliche Hörerinnen der juristischen Facultät inscribieren zu lassen, so ist an sich gegen die Ablegung der Staatsprüfungen seitens derselben natürlich nicht das Geringste einzuwenden.

Es handelt sich eben um das Weitere.

Denn es hätte wenig Sinn, die Staatsprüfungen zu gestatten, ohne den mit Erfolg geprüften Frauen die Erreichung der rechtsgelehrten Berufszweige in Aussicht zu stellen. Ohne die Zulassung von Frauen zu den rechtsgelehrten Berufen wäre die Inscribierung von Frauen als ordentliche Hörerinnen eine wertlose Halbheit. In dieser Hinsicht aber ist vor allem zu erwägen, ob sich Frauen zu den rechtsgelehrten Berufen überhaupt eignen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, Ausblicke in die ferne Zukunft zu versuchen. Und so ist denn ohneweiters zuzugeben, dass in jener Zeitspanne, die uns zu überschauen beschieden aber auch Pflicht ist, gewisse Zweige der rechtsgelehrten Berufe dem weiblichen Geschlechte verschlossen bleiben werden. Und zwar gerade die wichtigsten, zahlreichsten.

Jene Amtsstellen nämlich, welche mit dem Publicum in directen Verkehr zu treten bestimmt sind und außerdem dabei die staatliche Autorität zur Geltung zu bringen haben, werden sich bis auf Weiteres schwerlich dem weiblichen Geschlecht eröffnen können. Also das Richteramt, sowie der politische Dienst im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Allein es gibt auch im Bereich des Staatsdienstes verschiedene Zweige, in denen ein solcher Verkehr nicht Platz greift, und solche eignen sich gewiss auch für das weibliche Geschlecht. Es sind dies die Aemter, welche mehr den Charakter des Bureaudienstes haben, bei denen es vorwiegend auf manipulative, acten- oder rechnungsmäßige Functionen ankommt. Solcher Amtsstellen aber gibt es zahlreiche in der Rechnungs- und Cassenbranche, im Post-, Postsparcassen-, Eisenbahn-, Telegraphen-, Telephondienst, dann in Zoll- und Steuersachen, überhaupt im Finanzdienst. Es möge auch darauf verwiesen werden, dass die Einführung weiblicher Fabriks- und Gewerbeinspectoren ein dringendes Bedürfnis ist, dem auch in Oesterreich baldigst wird Genüge geleistet werden müssen, und dass für diese Aemter eine rechtsgelehrte Vorbildung wünschenswert ist. Zu einem Theile dieser Berufszweige finden sich bekanntlich schon heute zahlreiche weibliche Arbeitskräfte angestellt, allerdings nur in niederen Functionen, für welche eine rechtsgelehrte Vorbildung nicht erforderlich ist. Schwerlich wird man aber dem weiblichen Geschlechte etwa die Fähigkeit absprechen können, diese höhere Qualification zu erwerben und damit die einer solchen vorbehaltenen Functionen auszufüllen.

Eine zweite den Frauen zu eröffnende Gruppe wären analoge Amtsstellen bei den autonomen Behörden, bei den Ländern, Bezirken, Gemeinden, bei den städtischen Magistraten, öffentlichen Corporationen und Anstalten aller Art, insoferne für dieselben die gleichen Gesichtspunkte maßgebend werden können und eine rechtsgelehrte Vorbildung verlangt wird. Von einem Zwang gegenüber diesen Körperschaften, Frauen anzustellen, konnte natürlich keine Rede sein, vielmehr müsste ihnen ebenso wie den Regierungsbehörden die Auswahl der passenden Individuen vorbehalten bleiben. Allein es leidet keinen Zweifel, dass hier, wie sonst in derlei Sachen, das Beispiel des Staates rasch Nachahmung finden wird.

Eine dritte Gruppe endlich würden die Stellungen der Anwälte, Notare und ihrer Gehilfen bilden. Irgend welche triftige Gründe (außer der Ungewohntheit), diese Berufe dem weiblichen Geschlechte verschlossen zu halten, existieren nicht. Hiebei ist überdies hervorzuheben, dass Advocaten heute schon in ziemlicher Anzahl sich weiblicher Hilfskräfte bedienen und dass kein Anstand obwaltet, diese letzteren substitutionsfähig zu machen. An einem Bedarf weiblicher Arbeitskräfte für die rechtsgelehrten Berufe dürfte es also schon jetzt nicht mangeln.

Schwerer wiegt ein anderes Bedenken socialpolitischer Art: Wenn nämlich eine gewisse Anzahl von rechtsgelehrten Berufsstellen dem weiblichen Geschlechte zufällt, so hat das natürlich zur Folge, dass (im großen und ganzen wenigstens) eine ebenso große Anzahl von Männern diese Stellen nicht erhalten kann. Diese Männer werden sich also um andere Erwerbsmittel umsehen müssen. Vielleicht wird dies einen Theil zu der unserer Bevölkerung leider so sehr mangelnden Initiative anspornen, neue Unternehmungen ins Leben zu rufen; vielleicht wird auch ein Theil der Proletarisierung anheimfallen. Manche Leute malen sich diese Folgen schrecklich aus. Und auch mit Recht. Aber es ist naiv, zu glauben, dass dieselben den Frauen, die sie treffen, weniger weh thun, als den Männern. Mit welchem Recht betrachtet man das erstere für wünschenswerter, als das letztere? Wer nicht gedankenlos am Herkommen deshalb haftet, weil es eben Herkommen ist, der wird sich vielmehr sagen müssen, dass es umgekehrt ist. Denn die Berufszweige, die dem Manne offen stehen, sind unendlich zahlreicher und mannigfaltiger; der Mann ist widerstandskräftiger und arbeitsfähiger. Wenn nun die gedachte Maßregel den unerwünschten Erfolg hat, eine gewisse Anzahl von Existenzen zu proletarisieren, so ist es nicht nur gerechter, sondern auch socialpolitisch klüger, hiezu das männliche Geschlecht zu verdammen, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Folgen der Proletarisierung beim weiblichen Geschlecht individuell und social verderblicher sind, und insbesondere nur dieses der Prostitution anheim fallen kann.

Noch eine Einwendung gegen Reformen der von uns vorgeschlagenen Art bekommt man oft zu hören. Man möge, so sagen viele, das Weib ihrem „natürlichen Berufe nicht entziehen“. Der poetischen Ausschmückungen, mit welchen jene, die solche Phrasen in den Mund nehmen, den natürlichen Beruf der Jungfrau, Gattin, Mutter zu umgeben pflegen, braucht hier wohl nicht besonders gedacht zu werden, da sie sattsam bekannt sind. Sie verfehlen freilich in der Regel nicht ihre beabsichtigte Wirkung, wenigstens vor einem Publicum, das den besitzenden Classen angehört. Unwillkürlich denkt man an die milde und würdevolle Hausfrau, die da weise herrschet im häuslichen Kreise, und welche die rauhe Hand der Reformer mit Gewalt aus diesem trauten Kreise fortreißen will in jenes „feindliche Leben“, mit dessen Schilderung der Dichter so treffend den Concurrenzkampf charakterisiert hat. Nur schade, dass seit der Niederschrift dieser Schilderung sich einiges in unseren socialen Zuständen verändert hat, was freilich manche Leute nicht sehen wollen oder können. Die Art und Weise, wie Schiller die verschiedenen Berufe bei den beiden Geschlechtern charakterisiert hat, entspricht heute den Thatsachen nur mehr bei der besitzenden Classe, der einen γένος, um mit Plato zu sprechen, der wir angehören. Die der anderen γένος hat unsere Gesellschaftsordnung längst ihrem „natürlichen Berufe“ entrissen, weil sie eben selbst verdienen oder mit verdienen müssen, um leben zu können. Was will der Zahl dieser Frauen gegenüber die geringfügige Minderzahl bedeuten, die wir ihrem „natürlichen Berufe“ entreißen wollen! Und wenn wir es noch thäten! Thatsächlich fällt das aber niemandem ein. Es wird ja nicht vorgeschlagen, Frauen zu rechtsgelehrten Berufen zu zwingen. Glaubt man wirklich, dass eine Frau aus den Mittelständen jemals durch einen höheren Beruf gezwungen werden wird, ihren „natürlichen“ zu opfern? Das kann doch im Ernste niemand meinen. Selbstverständlich wird jede Frau den letzteren vorziehen, aber freilich nur dann, wenn sie ihn findet. „Ihn“, das heißt nämlich nicht nur den natürlichen Beruf, sondern auch „ihn“, den Mann, ohne dessen Mitwirkung sie es beim besten Willen nicht fertig bringt. Zu sagen, man „entreiße“ eine Frau einem Wirkungskreise, den sie nicht finden kann, das ist doch einfach grotesk, eine Art Gegenstück zu dem Nestroy'schen Soldaten, den der Gefangene, den er gemacht hat, nicht auslässt. Denn es handelt sich gerade um jene Frauen, die in der gerechtfertigten Besorgnis leben, ihren natürlichen Wirkungskreis nicht finden zu können, und denen daher der Staat die Möglichkeit gewähren muss, für diesen Fall durch Ausbildung zu einem ihrem Stande entsprechenden Beruf Vorsorge zu treffen. Dies zu ermöglichen ist der Staat moralisch verpflichtet, weil es ein Gebot der Menschlichkeit ist, die Frauen des Mittelstandes, die in dieser Lage sind, nicht zu jener Märtererexistenz zu nöthigen, die sie heute führen müssen, indem wir sie zwingen, entweder als verbitterte „alte Jungfern“ schmarotzerhaft vom Mitleid anderer zu leben oder aber unter Preisgebung aller ihrer Lebensanschauungen, die wir ihnen unheilvoll durch unsere Erziehung eingeimpft haben, sich in die Reihe des „arbeitenden“ Volkes hinabstoßen zu lassen.

Ich glaube, dass ich bei Vorführung der Bedenken, welche gegen die vorgeschlagene Reform geltend gemacht worden sind oder geltend gemacht werden können, vollständig gewesen bin. Ich hege die Ueberzeugung, dass keine einzige derselben irgendwie stichhältig oder berechtigt ist. Aber ich weiß wohl, dass der Antrag, den ich gestellt habe, auf vielfältige Opposition stoßen wird. Und ich bin mir auch klar über den eigentlichen und inneren Grund dieser Opposition. Er liegt darin, dass man vielfach die Erwerbsstellen, welche die beantragte Reform dem weiblichen Geschlechte eröffnen

soll, diesem nicht gönnt, weil man jede Anstellung einer Frau als einen Raub an jenem Gute ansieht, das dem Manne *gebürt*. Das wird ja wohl in der Regel nicht eingestanden, und in gewisser Beziehung ist es sogar erfreulich, dass man dies wahre Motiv der Opposition mit allerlei anderen Argumenten verkleidet. Darin liegt's aber in letzter Linie: man betrachtet die rechtsgelehrten wie die ärztlichen und sonstigen bisher dem männlichen Geschlechte vorbehaltenen Berufe als etwas, das diesem gebürt.

Wieso gebürt?

Man vergesse nicht, es handelt sich um solche Berufe, für welche das weibliche Geschlecht als befähigt *anerkannt* wird und werden muss! Wer *solche* Berufe den Frauen fürderhin vorenthalten will, der muss es thun um ihres Geschlechtes willen. So kann nur jemand denken, der imstande ist, an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts in sich ein *männliches* Classenbewusstsein zu erwecken und der weiter der Ansicht ist, dass bei der Vertheilung der Güter und Rechte, welche das gesellschaftliche Leben schafft, dem männlichen Geschlechte der Vorrang gebüre.

Ich glaube, dass niemand, der den Gedanken der Menschenwürde, wie ihn Kant und Fichte entwickelt, aber nicht zu Ende gedacht haben, voll in sich aufgenommen hat, ein geschlechtliches Classenbewusstsein verstehen kann. Man darf vielmehr wohl behaupten, dass dasselbe mit den Principien *unserer*, der *christlichen* Civilisation in ihrer *modernen* Ausgestaltung unvereinbar, dass es der Ueberrest einer barbarischen, unserer Culturstufe nicht entsprechenden, wenngleich von ihr, wie Figura zeigt, noch nicht völlig überwundenen Ansicht von der *Minderwertigkeit des Weibes* ist. Eine Widerlegung *dieser* Ansicht aber wird man von mir nicht verlangen, ich könnte sie auch nicht geben, denn sie beruht in erster Linie auf einer Ueberzeugung, die man nicht widerlegen kann, weil sie Vernunftgründen nicht zugänglich ist, auf der Ueberzeugung vom *Recht des Stärkeren*, aus der sich die *Hörigkeit* des Weibes als des schwächeren Theiles ergibt. Nur wer mit dieser brutalen Ansicht, die augenscheinlich durch die Bedeutung und Häufigkeit der Kriege und die Wichtigkeit der Kriegsdienste beeinflusst wird, gebrochen hat, nur der ist imstande, die vorliegende Frage mit Vernunftgründen zu prüfen, und nur an ihn richten sich die vorliegenden Auseinandersetzungen. Woher stammt denn diese unserer Culturstufe nicht mehr entsprechende Auffassung und mit welchem Recht dürfen wir sie heute bereits als innerlich von den Culturmenschen überwunden betrachten?

Sie hat ihren Ursprung in jenen wirtschaftlichen und socialen Zuständen, welche die patriarchale Familienorganisation erzeugt haben. Ueberall, wo das Patriarchat besteht, finden wir auch die Rechtlosigkeit der Frau. Niemand ist mehr bereit, als ich, die civilisatorische und staatenbildende Kraft des Patriarchats anzuerkennen: allein es hat längst seine welthistorische Mission erfüllt. Das Christenthum hat ihm die erste tiefe, aber dauernd nachwirkende Wunde geschlagen, als deren Folge wir den bereits Jahrtausende währenden *Zersetzungsprocess* der alten Patriarchats-Organisation betrachten müssen. Unmöglich ist es, die Grenze dieses Processes zu bestimmen, aber sicher ist es, dass er seit dem Siege der naturrechtlichen Schule, seit der Revolution, vielleicht in Verbindung mit der Entwickelung des Capitalismus und dem Entstehen einer Epoche des internationalen Friedens, wie sie bisher nie dagewesen war, weitere Fortschritte gemacht hat und dass die allgemein herrschende Ueberzeugung heute bereits gewisse Grundsätze verwirft, die noch vor einem Jahrhundert unbestritten waren.

Erinnern wir uns, dass die naturrechtliche Schule mit ihrer Betonung der dem Menschen als solchem angeborenen Rechte eine Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes mit dem männlichen in vielen Punkten verlangt hat, hinsichtlich deren das erstere damals noch allgemein zurückgesetzt war. Dies ist vielfach der Fall gewesen im Privatrecht, im Familien- und Eherecht insbesondere, im Strafrecht und im Process. Details hierüber brauche ich ja wohl an dieser Stelle nicht anzuführen. Die Gesetzgebungen sind bekanntlich diesen Anregungen der naturrechtlichen Schule gefolgt, zwar nicht gleich und nicht überall, aber es ist unverkennbar, dass die Gesetzgebungen seither langsam, doch constant der Verwirklichung der Gleichberechtigungsidee nachgehen.

Erinnern wir uns aber auch, dass mit nebensächlichen Ausnahmen selbst die radicalsten unter den Naturrechtslehrern weit davon entfernt waren, den Frauen politische Rechte oder Theilnahme an öffentlichen Berufen, am öffentlichen Leben überhaupt einzuräumen, ja, dass der gefeierte Prophet der „Menschenrechte", Rousseau, die Frau nur als einen „koketten Sclaven" angesehen wissen wollte. Auch die Gesetzgebungen der revolutionären Epoche sind dabei stehen geblieben, die Frauen durchaus von politischen Rechten auszuschließen. Betrachten wir nun aber, wie sehr dieser Grundsatz heute schon durchbrochen ist oder als überholt betrachtet werden kann!

Nur im Vorbeigehen möchte ich hier der Bewegung gedenken, welche darauf abzielt, dem weiblichen Geschlecht sogar das Wahlrecht zu verschaffen. Es geschieht nur, um zu betonen, dass in einer Gesellschaftsordnung, in der Millionen von Frauen gezwungen sind, sich von ihrer Arbeit zu ernähren, diese Bewegung ihre volle Berechtigung hat. Kennt doch sogar unser Staat, dem man schwerlich den Vorwurf überstürzter Neuerungen machen wird, ein Frauenwahlrecht, und wenn er dasselbe den Eigenthümerinnen von großem Grundbesitz oder Höchstbesteuerten reserviert, so wird sich heute kaum mehr jemand finden, der der Ansicht ist, dass die geistigen und ethischen Mängel des weiblichen Geschlechtes, die seinen Ausschluss vom Wahlrechte zu rechtfertigen hätten, durch die *Erwerbung eines großen Vermögens* hinweggewischt werden!

Doch dies nur nebenbei! Ich will vielmehr hervorheben, wie viele Berufe, die früher dem männlichen Geschlechte vorbehalten waren, sich bereits jetzt, und zwar im Laufe dieses Jahrhunderts, dem weiblichen Geschlechte eröffnet haben.

Sie sind längst zum Gewerbebetrieb und zum Kaufmannsberuf zugelassen; seit etwas kürzerer Zeit hat man sie als Lehrerinnen, ja als Schulleiterinnen angestellt und ihnen sogar die Theilnahme an den schulbehördlichen Functionen in diesen Stellungen eingeräumt. Wir sehen ferner, dass in noch jüngerer Zeit, wie schon oben erwähnt, Frauen massenhaft in öffentlichen Aemtern angestellt wurden. Die Eröffnung des ärztlichen und Apothekerberufes endlich ist bereits in mehreren Staaten durchgeführt und entspricht, obwohl hier besondere Bedenken bestehen, so sehr einem allgemeinen Bedürfnisse, insbesondere des weiblichen Geschlechtes selbst, dass die Durchführung dieser Reform auch bei uns nur mehr eine Frage der Zeit ist.

Wenn nun beantragt wird, diesen Berufen auch die *rechtsgelehrten* anzufügen, so glaube ich, dass wir hiebei nur einer historischen Entwickelung folgen, die man zwar im einzelnen begrenzen und näher bestimmen mag und muss, die man aber im übrigen höchstens eine Weile hemmen, auf die Dauer aber nicht aufhalten kann. Denn die historische Entwickelung geht, wie schon die hier gegebene dürftige Uebersicht zeigt, unzweifelhaft *dahin, den Frauen alle Berufe zu eröffnen, zu denen sie nicht aus besonderen, individuellen oder allgemeinen Gründen als unbefähigt betrachtet werden müssen.*

Zu diesen aber gehört ein Theil der rechtsgelehrten Berufe ohne allen Zweifel. Nicht alle, das gebe ich zu, und wie man die Abgrenzung vornehmen könnte, habe ich auseinandergesetzt. Jedenfalls aber ein erheblicher Theil, hinreichend, um den Frauen den Zutritt zu den Staatsprüfungen und damit zur ordentlichen Hörerschaft in unseren Facultäten zu eröffnen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt erscheint zur Anregung dieser Reform besonders geeignet, nicht nur weil unsere Regierung, in richtiger Erkenntnis des Geistes der Zeit, vor kurzem Frauen zu den Maturitätsprüfungen zugelassen hat, sondern auch deshalb, weil wir mit einer solchen Anregung würdig in das zwanzigste Jahrhundert eintreten, dem die Erfüllung des Zieles vorbehalten bleibt, das mir bei meinem Antrag vorgeschwebt hat, und das sich kurz zusammenfassen lässt in dem Grundsatz, *die Frauen zu allen Berufen zuzulassen, zu denen sie fähig sind.*

Die juristische Facultät unserer Universität erschien mir vor allem berufen, den Anstoß zu dieser Reform, soweit sie mit ihrer Thätigkeit im Zusammenhange steht, zu geben. Denn, ist es auch zunächst die Aufgabe der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultäten, die Grundlagen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung durch wissenschaftliche Thätigkeit zu erklären, zu lehren, zu rechtfertigen und somit zu *erhalten*, so ist es immer doch auch Sache der rechtswissenschaftlichen Facultäten gewesen, an der zeitgemäßen Umgestaltung jener Grundlagen mitzuwirken, nicht nur in theoretischer und wissenschaftlicher Form, sondern auch durch Stellung geeigneter Anträge bei den competenten Behörden.

*

Dies waren im wesentlichen die Ausführungen meines Gutachtens. Nachdem das Comité dasselbe der Facultät vorgelegt hatte, beschloss diese letztere in ihrer Sitzung vom 9. Februar 1900 mit *Stimmenmehrheit* die seinerzeit vom Comité gestellten Anträge *anzunehmen*.

Es wurde somit das Unterrichtsministerium ersucht, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, damit in Zukunft auch Frauen, welche sich mit der nöthigen Vorbildung ausweisen können, zu den ordentlichen juristischen Studien, zu den Staatsprüfungen und den Rigorosen zugelassen werden.

Man darf auf das weitere Verhalten der Regierung gespannt sein. Eine principielle Ablehnung des Standpunktes der Wiener juristischen Facultät seitens des Unterrichtsministeriums ist nicht wahrscheinlich. Einerseits deshalb, weil ja der Stellung dieses Ministeriums durch die vorhergegangenen Maßregeln bezüglich des Frauenstudiums präjudiciert ist, andererseits aber auch deshalb, weil an der Spitze desselben ein ausgezeichneter Fachmann steht, welcher modernen Gesichtspunkten und Anschauungen zu huldigen scheint. Eine andere Frage ist es, wie sich das *Justizministerium* dazu stellen wird. Hoffen wir, dass es nicht rückständiger gesinnt ist, als das Unterrichtsressort. Dann wäre es ja vielleicht uns Oesterreichern möglich, einigen anderen europäischen Staaten in der Frage des Frauenstudiums voranzueilen. Es wäre uns zu gönnen.

## Zur Geschichte des deutschen Zeitungswesens.

Der Entwickelungsgeschichte der Zeitung hat sich in den letzten Jahrzehnten die Forschung mit großem Eifer zugewandt: die Ergebnisse derselben zu vereinigen und unter Zuhilfenahme eigener Studien eine Gesammtgeschichte wenigstens der deutschen Zeitung zu geben, hat Ludwig Salomon*) unternommen. Die Aufgabe ist dankbar und, soweit sich nach dem erschienenen ersten Bande, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reicht, urtheilen läßt, im großen und ganzen glücklich vom Verfasser gelöst worden.

Ein wichtiger Punkt ist freilich von ihm nicht richtig erkannt worden, ein Punkt, der für die Entstehungsgeschichte der Zeitung von großer Bedeutung ist, das ist der enge Zusammenhang des Zeitungswesens mit dem Postwesen. Ganz richtig betont der Verfasser — im Anschluss an Graßhoffs Arbeit über die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts und meine Geschichte des deutschen Briefes — wie die geschriebene Zeitung, die weit mehr als die gedruckten „Neuen Zeitungen", „Relationen" u. s. w. für die spätere Entwickelung von Wichtigkeit ist, aus dem Briefe herausgewachsen ist. Wenn ich nach meinem im „Archiv für Post und Telegraphie" (1895) veröffentlichten Aufsatz: „Die Entstehung der Zeitung aus dem brieflichen Verkehr" diese Entwickelung kurz skizzieren darf, so hat sich in dem schnell wachsenden politischen und kaufmännischen, bald auch im freundschaftlichen Briefverkehr des 14. und 15. Jahrhunderts allmählich eine immer häufigere stehende Rubrik des Briefes herausgebildet, die man mit „Neue Zeitung" oder ähnlich einleitete. Diese Rubrik im Briefe wurde dann oft zu einer eigenen Beilage des Briefes, was wieder mit dem damals üblichen Gebrauch, „Zettel" den Briefen beizufügen, zusammenhängt. Diese Beilagen wieder verlieren dann mehr und mehr die Form des Briefes; schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts tragen einige kurzweg die Ueberschrift: „Zeitung". Diese briefliche Zeitung aber verliert zugleich damit den persönlichen Charakter. Man ließ sie circulieren, man schrieb sie ab, man verbreitete sie endlich nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch durch den Druck. Solche Einzeldrucke aber sind, wie gesagt, weit weniger wichtig als die weiter bestehenden, sich mit dem Briefverkehr sogar immer vermehrenden geschriebenen Zeitungen. Das mächtig wachsende politische Leben wie der blühende Handel des 16. Jahrhunderts brachte dann eine Organisation in diesen Verkehr. Man sammelte die Nachrichten systematisch, und man bediente sich besonderer Agenten, Correspondenten, die für Bezahlung Fürsten und große Herren auf dem Laufenden erhielten und naturgemäß in gewissen Centren des Verkehrs saßen.

Aehnlich, nur ausführlicher, aber weniger klar, schildert auch Salomon diese Anfänge. Aber weiterhin vermag ich seine Darstellung dieser Vorgeschichte der Zeitungen nicht zu billigen und bleibe bei den in jenem Aufsatz von mir niedergelegten Resultaten stehen, die er vielleicht nicht gekannt hat. Salomon thut die weitere Entwickelung der geschriebenen Zeitungen kurz ab und wendet sich als „Vorläufern der eigentlichen Zeitungen" den ältesten halbjährlichen Zeitungen, den sogenannten Messrelationen zu. Es sind diese periodischen chronikalischen Sammlungen, über die Felix Stieve grundlegend gehandelt hat, aber keineswegs ein wesentliches Glied der Entwickelung. In ihrem durch den buchhändlerischen Vertrieb hervorgerufenen regelmäßigen Erscheinen zu bestimmten Zeiten, eben zu den Messen, sieht allerdings Salomon „den Keim der modernen Zeitung, deren Hauptmerkmal das Erscheinen in regelmäßiger Frist ist". Bei der Fülle der Ereignisse, meint er nun weiter, „trat das Bedürfnis, öfter, in rascheren Pulsen, über den Stand der Verhältnisse unterrichtet zu werden, immer mehr hervor, und es ergab sich so ziemlich von selbst, dass intelligente Männer es unternahmen, allwöchentlich Berichte über die neuesten Ereignisse zusammenzustellen und herauszugeben. Zum Theil waren diese Herausgeber Buchdrucker, zum Theil Postmeister, da in den Postsfuben naturgemäß die neuesten Nachrichten ehestens bekannt wurden". Uebrigens sei der Uebergang von der halbjährlichen zur eigentlichen Zeitung, der wöchentlichen, kaum beachtet worden, weil dieser Schritt vermuthlich als selbstverständlich angesehen wurde.

Ich möchte dem Leser ein richtigeres Bild von der Entstehung der modernen Zeitung geben. In einer der obengenannten Messrelationen, derjenigen Friedliebs von 1602, heißt es einmal, „dass die meisten Verfasser von Relationen einfach die wöchentlichen Zeitungen abschreiben", und Saletius, ein anderer Verfasser, rühmt sich, dass er seine Nachrichten unter anderen „wöchentlich von den Postmeistern, Kaufleuten u. s. w." habe. Wir haben also vor den halbjährlichen Zeitungen wöchentliche Zeitungen, freilich geschriebene. Es ist die „Ordinarizeitung" „die gewöhnliche Nachrichtenquelle des großen Publicums", über deren Entstehung ich mich in jenem Aufsatz so geäußert habe: „Dem allgemeinen Bedürfnisse nach neuen Nachrichten zu entsprechen, war man in dem brieflichen Nachrichtenverkehr völlig naturgemäß zu dem Princip der Gegenseitigkeit gekommen. Fürsten untereinander, Räthe und Politiker untereinander, Kaufleute untereinander, Private selbst untereinander und wieder diese mit jenen und jene mit diesen: alle tauschten ihre „Zeitungen" aus. Was war natürlicher, als dass, seitdem man im 16. Jahrhundert zu geregelter Postverbindung gelangte, die Postmeister untereinander solchen Tauschverkehr organisierten? Diejenigen Postmeister, die miteinander in Verbindung standen, legten der Postsendung einen Zeitungsbrief bei, in dem sie die eingegangenen „Neuen Zeitungen" verzeichneten oder verzeichnen ließen. Die Regelmäßigkeit der Post- und Botencurse selbst bewirkte dann naturgemäß die Regelmäßigkeit der eingehenden „Zeitungen". Naturgemäß erlangten diese bald einen unpersönlichen Charakter, der Zeitungsbrief wird gewissermaßen „Postsache". Mochte auch hier und da der Postmeister seine wöchentlichen Nachrichten an andere gegen Bezahlung oder aus besonderer Gefälligkeit abgeben, so wird doch bald eine allgemeine Benützung dieser Zeitungen eingetreten sein. Zum mindesten wurde diese wöchentliche „Neue Zeitung" bald vervielfältigt oder in schnellem Gespräch herumgetragen. Man sieht, dass von dieser „Ordinarizeitung", die übrigens eine Hauptquelle der oben erwähnten gewerbsmäßigen Berichterstatter war, nur ein kleiner Schritt zur gedruckten „Wochenzeitung" war. Gemacht hat diesen Schritt, soweit die noch vorhandenen Reste von Zeitungen erkennen lassen, allerdings anscheinend ein Buchhändler oder Buchdrucker, worauf auch jener Vorgang der Messrelationen wohl von Einfluss gewesen sein mag, aber wenn sich dann oft, wie 1617 zu Frankfurt am Main, der von einem Buchhändler Egenolph Emmel herausgegebenen Zeitung ein Postmeister seinerseits eine gedruckte Zeitung gegenübersetzte, so hatte er gewissermaßen ein gutes Recht dazu. Jene Drucker druckten die einkommenden handschriftlichen Postzeitungen, „fertigten die ordinarii avisa aus", was in erster Linie der sammelnde und herausgebende Postmeister für sich in Anspruch nehmen konnte.

Diese ganze Anschauung, der jetzt auch Bücher in der zweiten Auflage seiner „Entstehung der Volkswirtschaft" zustimmt, macht sich nun Salomon so wenig zu eigen, dass er gegen die damals naturgemäß oft hervorgetretene Behauptung des Zusammenhangs der Zeitung mit der Post sogar des öfteren polemisiert. Die Bemerkung des Kurfürsten von Mainz, des Reichspostprotectors, der in jenem Frankfurter Zeitungsstreit zu Gunsten des Postmeisters eingriff, dass „die Avisen und Zeitungen jederzeit bei den Posten gewesen", nennt er „eine falsche Behauptung, die dann später von den Postmeistern noch sehr oft erhoben worden ist", und ähnlich kritisiert er eine schiedsrichterliche Entscheidung für Leipzig vom Jahre 1665. Wie man im 17. Jahrhundert aber wirklich darüber dachte, das mögen ihm zwei Citate zeigen, eines aus Kaspar Stielers „Zeitungs-Lust und Nutz" 1695: „Vor allem anderen kommet der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern her", ein anderes aus Christian Weisens „Curiensen Gedanken von den Nouvellen oder Zeitungen" 1703: „Meine Rede ist dißmal nur allein von solchen Zeitungen, welche hin und wieder in den Posthäusern einlauffen und hernach durch wöchentlich gedruckte Blätgen zu jedermanns Wissenschafft in unterschiedlichen Sprachen gebracht worden."

Das Buch Salomons bedeutet also in dieser Beziehung nicht nur keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt. Es wäre aber weiter erwünscht gewesen, dem Einfluss anderer Zeitungsquellen als der Ordinarizeitung, namentlich dem der ebenfalls regelmäßigen geschriebenen kaufmännischen Zeitungen — er kommt (S. 61) später z. B. in Hamburg zum Vorschein — nachzugehen. Auch bedurfte das Verhältnis zwischen der gedruckten Zeitung, die noch lange Zeit viel zu wenig bot, und der späteren geschriebenen Zeitung einer viel eingehenderen Erörterung, als es Salomon für richtig hielt.

Indessen wenden wir uns jetzt von der Vorgeschichte der Zeitung zu ihrer eigentlichen Geschichte, über die uns Salomon unter Zusammenfassung der bisherigen, namentlich auch der localgeschichtlichen Forschungen gut unterrichtet. Interessant in heutigem Sinne werden uns diese ersten Zeitungen des 17. Jahrhunderts freilich nicht erscheinen können. Trocken werden nur Thatsachen gemeldet, und auch diese nur mit größter Vorsicht. Der mit Recht hervorgehobene „greisenhafte, in seiner gemüthlosen Theilnahmslosigkeit geradezu abschreckende Pragmatismus" stimmt übrigens durchaus zu dem ganzen Charakter des Zeitalters der Perrücke. Die Censur ferner war durchweg sehr peinlich. Die Zerrissenheit und der enge politische Horizont endlich ließen es überhaupt nicht zu, dass sich irgend eine der damaligen Zeitungen zu größerer Bedeutung erhob. Sie blieben Localblätter. Solche existierten freilich seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in allen größeren Städten, und die Uebersicht, die Salomon über diese Einzelzeitungen auf Grund mannigfacher localgeschichtlicher Arbeiten gibt, ist sehr dankenswert. Erwähnt mag dabei sein, dass die bekanntermaßen als älteste periodische Zeitung noch erhaltene „Straßburger Zeitung" von 1609 nicht etwa erst in diesem Jahre gegründet ist, sondern, wie aus dem Vorwort des Jahrganges hervorgeht, damals bereits „etlich Jahr" bestand.

Trotz der Dürftigkeit der Zeitungen darf man aber, wie Salomon richtig betont, ihre Bedeutung für die damalige Bildung

*) „Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches." I. Oldenburg [illegible]

nicht unterschätzen. Ein näheres Eingehen darauf wäre zu wünschen gewesen. Wie die Hofmeister-Literatur um 1700 zeigt, war das Studium der „curieusen" Zeitungen für den jungen Mann von Stande ein immer wieder empfohlenes Bildungselement.

Den Hauptheil seines Buches widmet Salomon entsprechend dem mit dem Fortgang der Entwickelung wachsenden Stoff „der Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen". Zunächst werden jene nicht eigentlich unter den Begriff der Zeitung fallenden „Moralischen Wochenschriften" behandelt, die Organe des sich sittlich reformierenden Bürgerthums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Schilderung ihrer Wirksamkeit, ebenso vorher die der „Acta Eruditorum und der Thomasius'schen „Monatsgespräche", ist für die Entwickelung desjenigen, was man Zeitgeist nennt, allerdings von großer Bedeutung. Nach englischem Vorbilde gründete man in vielen größeren Städten, namentlich aber in Zürich, Hamburg und Leipzig diese Wochenschriften, die bald eine außerordentliche Verbreitung fanden und damals zur Entwickelung der Nation sehr viel beigetragen haben, allmählich aber verflachten und an ihrer breiten Spießbürgerlichkeit und Langeweile zugrunde giengen. Der treffliche Möser polemisierte gegen sie heftig und wies gegenüber der ewigen Sittenlehre auf ein höheres Interesse hin, auf die Thätigkeit fürs Vaterland.

Man darf aber nicht vergessen, dass ein selbständigerer politischer Geist ohne jene vorbereitende Arbeit der Wochenschriften nicht denkbar gewesen wäre. In die Erscheinung konnte ein solcher aber auch im Zeitalter Friedrichs des Großen, bei den gedrückten und zerrissenen deutschen Zuständen, nur in sehr beschränktem Maße treten. So bleiben denn auch die deutschen Zeitungen kläglich und treten vor der Bedeutung derjenigen des Auslandes außerordentlich zurück, namentlich vor den, damals freiesten, den Holländischen, die aber, entsprechend dem Uebergewichte der französischen Bildung, in französischer Sprache erschienen. Die deutschen Zeitungen standen unter dem schwersten Druck seitens der Regierungen: auf die durch Friedrich den Großen für Preußen eingetretene Periode einer geringen Freiheit der „Gazetten" folgte 1788 das Wöllner'sche Censuredict, das die Presse geradezu knebelte; anderwärts stand es nur wenig besser, oft viel schlimmer noch, zum Beispiel in Oesterreich. Sehr charakteristisch war es, dass bei der Unzulänglichkeit der gedruckten Zeitungen man wieder in stärkerem Maße auf die geschriebenen Zeitungen zurückkam: ihre damalige Bedeutung ist bisher nicht genügend beachtet worden. Die Entwickelung des Zeitungswesens in den einzelnen Territorien, in Berlin und sonst in Preußen, in Frankfurt und Hamburg, in Köln und Gotha, im übrigen Reich und in Oesterreich findet man bei Salomon gut geschildert. Sie ist aber, wie gesagt, wenig erfreulich, ebenso wenig auch diejenige der politischen Zeitschriften, der Journale, wie der „Europäischen Fama" u. s. w.

Es war ja die Signatur des 18. Jahrhunderts, dass es die neu gewonnenen Kräfte nicht im öffentlichen Leben bethätigen konnte, vielmehr ganz, oft in übertriebenster Form, in der Geistes- und Gefühlswelt aufgieng. Die schöne Literatur steht im Mittelpunkt fast des gesammten Daseins. „Fast alles Große, Edle, Erhabene," hat einmal Treitschke gesagt, „lag dem Deutschen, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldnen Reiche der Poesie und Kunst. Was wirklich um ihn war, erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgiltig." So ist es verständlich, dass sich Salomon ausführlich den rein literarischen Zeitschriften dieser Zeit zuwendet, unter denen namentlich Friedrich Nicolais Organe von größtem Einfluss waren. Allmählich, gegen Ausgang des Jahrhunderts, erwächst dann aber doch der politische Geist, und Zeitschriften mit politischem Grundton beginnen das deutsche Publicum zu fesseln, zuerst der „Teutsche Mercur" von Wieland, dann die kräftigere „Deutsche Chronik" von Schubart, weiter die scharfen Zeitschriften Weckherlins, endlich die wirklich leitenden „Staatsanzeigen" Schlözers. Ihnen und ähnlichen Organen ist der Schlussabschnitt des Buches gewidmet, der auch die Reaction der literarischen Interessen gegen diese ganze Richtung nicht vergisst. Bekanntlich wollten Schillers Horen „die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder vereinigen": freilich vergeblich. Indessen gelang es den Regierungen besser, die politischen Schriftsteller zum Schweigen zu bringen. Die politische Unbildung zur Zeit der französischen Revolution und die nationale Charakterlosigkeit während der französischen Fremdherrschaft waren die Folge. Mit dieser dunklen Periode und dem dann folgenden Aufschwung wird sich der zweite Band des Salomon'schen Werkes zu beschäftigen haben.

Wollen wir zum Schluss aus der Vorgeschichte und der ersten, so wenig fruchtbaren Entwickelung der deutschen Zeitungen noch einen charakteristischen Punkt hervorheben, so ist es das Misstrauen, mit dem das Publicum ihre Nachrichten oft aufnahm. Zwar sprechen doch wir von einem „Lügen wie gedruckt", aber im großen und ganzen ist doch unser gebildetes Publicum seinen Zeitungen gegenüber überaus gläubig und kritiklos. Früher scheint man der Phantasie der Zeitungsschreiber oft allzuwenig getraut zu haben. Man lese einmal, was Salomon aus dem „Betrugslexikon" des Dr. jur. Georg Paul Höhn von 1721 über das „Betriegen der Zeitungsschreiber" mittheilt. Aber noch ärger gieng es schon im 16. Jahrhundert jenen Verfassern der halbjährlichen Zeitungen, der Messrelationen. Ueber einen Verfasser solcher Relationen, Konrad Lautenbach, äußert sich damals ein gewisser Beringer kurz und bündig: „Er lebte in der Folge vom Schreiben und Lügen". Aus dem von mir herausgegebenen Briefwechsel des Kaufmanns Paumgartner mit seiner Gattin bin ich in der Lage, noch eine charakteristische Stelle hinzuzufügen. 1591 soll der Gatte solche Relationen kaufen und zwar diejenigen des Begründers dieser Gattung überhaupt, diejenigen Michael von Aitzings (Eizinger). Kurzweg bezeichnet die ehrsame Nürnbergerin diese als „Eizingerische Lügen". Lügenschmied und Zeitungschreiber scheinen lange Zeit identische Begriffe gewesen zu sein.

Jena. Dr. Georg Steinhausen.

# Ueber Björnstjerne Björnson.

Von Georg Brandes (Kopenhagen).

Von 1882 bis jetzt, in der Zeit, die uns hier beschäftigt, hat Björnstjerne Björnson gar viel gearbeitet, geeifert, politisiert und gedichtet. Er hat so viel Kraft für Verhältnisse und Dinge, welche der Dichtkunst fern liegen, eingesetzt, dass in den verflossenen siebzehn Jahren nicht mehr als sieben Bände Dichtungen von ihm erschienen. Doch hat er sich in einigen derselben so hoch emporgeschwungen, dass von einer Abnahme seiner Kräfte nicht nur nicht die Rede sein kann, sein dichterisches Genie vielmehr heute gefesteter, vollkräftiger als ehedem erscheint.

Hat sich Björnsons poetische Begabung merklich gesteigert, so ist er im übrigen als Persönlichkeit mehr in die Breite gegangen. Wohl hat er von jeher die Ellbogen zu regen geliebt, viel Platz erheischt und seinem Hange gefolgt, zu bekennen, zu verkündigen, mitzusprechen und die Wege zu weisen, selbst wo er nicht über hinreichende Kenntnisse gebot, ja nicht einmal so recht die Vorbedingungen besaß, sich diese zu verschaffen. Je mehr jedoch mit den Jahren sein Ansehen wuchs, desto ungestümer gab er sich dem ehrgeizigen Verlangen hin, auf den verschiedensten Gebieten mahnend und führend aufzutreten. Riesig ist die Zahl der seit 1882 von ihm unternommenen moralischen und politischen Feldzüge. Die Zahl der Kannegießereien, auf die er im selben Zeitraume sich verlegt hat, ist verblüffend. Einem scherzhaften On dit zufolge soll Björnson u. a. ein Schreiben an den Papst gerichtet haben, in welchem er ihn auf's eindringlichste ermahnt, sich zur protestantischen Religion zu bekehren, müsse er doch selbst einsehen, dass der Katholicismus nicht mehr zeitgemäß sei; es wäre das ein Schritt von unermesslicher Tragweite.

Er ist fast immer von einer Idee erfüllt, für die er in dem Augenblicke mit dem Aufgebot seiner ganzen Beredsamkeit kämpft. Hat er eine Zeit lang für sie gestritten, dann lässt er sie fallen und wird von der nächsten mit fortgerissen. Zu seiner Ehre muss gesagt werden, dass diese Ideen nur ausnahmsweise im Widerstreit miteinander stehen. Mitunter reist er sogar von Ort zu Ort und hält immer und immer wieder den nämlichen Vortrag, worin er dem Form gegeben hat, was ihm für seine Ideen von wesentlicher Bedeutung erscheint. Einen Vortrag, in dem er von den Männern Jungfräulichkeit und Einehe forderte, hielt er so in allen größeren und kleineren Städten Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Finnlands, ihn wohl an die achtzigmal wiederholend. Es geht die Sage, dass hernach eine auffallende Besserung des Sittlichkeitszustandes in den nordischen Landen eingetreten sei; nichts ist ja so wirksam wie eine kräftige Predigt.

Nach und nach hat Björnson auf diese Art die Republik eingeführt, die geschlechtliche Sittlichkeit, die reine Flagge, den Weltfrieden, norwegische Rüstungen gegen Schweden, Angriffe auf Schweden in russischen Blättern, norwegische Consuln und norwegische Minister des Aeußern, er hat die Freilassung des Dreyfus und die Abhaltung des Haager Congresses durchgesetzt, hat seiner Dankbarkeit gegenüber dem Kaiser von Russland und seinen Sympathien für den englischen Björnson, Mr. Stead, Ausdruck gegeben, endlich das norwegische Landsmaal (die Volkssprache) aus den norwegischen Schulen verdrängt. Der Kopf schwindelt einem, nur daran zu denken. Allerdings dürfte es zumeist noch nicht so recht Wurzel geschlagen haben: noch lässt sich der Weltfriede nicht als unbedingt gesichert betrachten, wie auch Norwegen nicht vollauf gerüstet ist, es mit Schweden aufzunehmen: hie und da wird sich wohl auch noch ein dänischer Mann oder eine norwegische Flagge finden, die nicht „rein" sind; allein ein gut Stück Arbeit ist jedenfalls gethan, und die überwiegende Mehrzahl des norwegischen Volkes hat dem heimischen Dichter auf allen diesen Irrfahrten begeisterte Heerfolge geleistet. Wer Björnstjerne Björnson im Concertpalais zu Kopenhagen vor fünfhundert nicht mehr in der ersten Blüte stehenden, direct vom Strickstrumpfe gekommenen Damen über den Weltfrieden sprechen hörte, ihn mit beweglichen Worten die Versammlung beschwören hörte, von den wilden kriegerischen Instincten abzulassen,

zu bedenken, dass es wehe thäte, sehr wehe sogar, im Krieg verwundet zu werden, dass Wunden auch äußerst übel röchen, ihn (zum zwanzigstenmale) zufällig einen Brief, der etwas von dem Gesagten bestätigte, in seiner Tasche finden sah — „ich glaube, ich habe ihn bei mir" — und nun den Eindruck der Rede gewahrte, wer dann sah, wie das offenbar vordem rein kriegswüthige Publicum friedliebend wie eine Lämmerherde den Saal verließ: wer all dies sah und hörte, der kann sich eine Vorstellung machen von dem Effect dieser Vorträge überhaupt.

Was in ihnen von Björnsons Wesen zu Worte kommt, ist nicht sein bestes Theil: es lässt ihn sich am wohlsten fühlen, wo tausend Freunde und hundert Feinde sich um ihn scharen, er also nichts wesentlich Neues verkündet. Dazu macht sich mit den Jahren in diesem seinem Auftreten als Polemiker und Erzieher immer unangenehmer eine eigenthümliche Mischung von Brutalität und Sentimentalität fühlbar.

Das Beste seines Wesens hat er in seinen Werken niedergelegt. Die beiden großen Romane „Beflaggt sind Stadt und Hafen" (1884) und „Auf Gottes Wegen" verunstaltet einigermaßen das unmittelbare Moralisieren, doch ist auch in ihnen, wie überall bei Björnson, selbst wo er sich nicht zu seiner vollen Höhe erhebt, eine große dichterische Kraft entfaltet; die ungewöhnliche Gabe, zu schildern, zu charakterisieren, mit freier Hand hinzuwerfen, gibt sich allenthalben kund, sei sie auch in den Dienst untergeordneter und uninteressanter Ideen gestellt. Björnson ist ja der geborene Erzähler, der echte Epiker. In seinen Adern rollt Erzählerblut, und nichts hat einen Klang wie die Stimme des Blutes. Ganz besonders kommt aber seine Fähigkeit zu gründlicher Vertiefung in das Seelenleben der Personen in der Form der Erzählung zu ihrem Rechte. Er braucht Platz zur Entfaltung und Erklärung von oft ganz merkwürdigen Wunderlichkeiten und Ausnahmsfällen und findet im Roman und in der Novelle mehr Spielraum hiezu, als im Schauspiele, das die haushälterischste Knappheit erfordert.

In seinen „Neuen Erzählungen" (1894) ist die letzte, „Absalons Locken", die hervorragendste des Buches und verräth aufs neue eindringliche Menschenkenntnis. Ihr Schwerpunkt liegt in der Zeichnung einer blutreichen, willensstarken, niedrigen und simplen Frauennatur, und in der Vorgeschichte finden sich hier, ganz wie in der des Romanes „Beflaggt", kräftig wiedergegebene Züge von Roheit der Sitten, ja von äußerster Brutalität, die als charakteristisch für das Land, in dem die Erzählung spielt, auffallen. Man vergisst weder die Scene, wo der Bauer seine scheußliche, blutige Rache an Kurt nimmt, noch jene, wo Harald Kaas im Beisein des ganzen Hofgesindes seine Frau bis aufs Blut mit Ruthen streicht. Im Gegensatze hiezu macht sich im weiteren Laufe der Erzählungen die weichlichste Empfindsamkeit breit.

Im Jahre 1883 gab Björnson zwei Schauspiele heraus, wovon das eine außerordentliches Aufsehen erregte, das andere zu dem Ausgezeichnetsten gehört, das er im Leben geschaffen hat und das überhaupt bewunderungswürdig genial in seiner Anlage ist.

„Ein Handschuh", das erstere dieser beiden Stücke, vom Dichter wiederholt umgearbeitet, ohne dass es in irgend einer der Gestalten künstlerische Vollendung gewonnen hätte, spannt die sittliche Forderung an den Mann auf dem Gebiete der Geschlechtsverbindungen so hoch, wie man es bis dahin nur der Frau gegenüber gewohnt war, und die Neuheit dieser Tendenz eines Schauspieles machte sofort großes Aufsehen. Allein die weibliche Hauptgestalt, das verlobte junge Mädchen, Svava, wird einem nicht so wert, wie der Dichter, der in ihr eine Personification der strengen Reinheit, die Vorbotin einer lichteren, edleren Zukunft erblickt, es wollte. Man fühlt ein gewisses Mitleid mit ihr, als einem Opfer allzugroßer Vertrauensseligkeit, aber sie wirkt nirgends schön, und ihre Haltung ihrem Bräutigam wie ihrem Vater gegenüber berührt peinlich. Hätte sie Alf geliebt, wie sie ihn zu lieben glaubt, sie würde sich wohl in der Stille mit ihm auseinandergesetzt haben, ohne ihm den Handschuh ins Gesicht zu werfen, und wäre sie nicht von vornherein in Gedanken unschön mit dem Geschlechtlichen beschäftigt gewesen, sie hätte nicht gleich zu Beginn des Stückes zu ihrem Vater die geschmacklosen Lobesworte sprechen können: „du bist doch der keuscheste und feinste Mann, den ich kenne", was beinahe noch übler klingt, als ihre späteren Verdammungsurtheile über die Schwächen des Vaters. Björnson, der in diesem Schauspiele als echter Pastorssohn sich unbedingt auf den Standpunkt des sechsten Gebotes stellt, hat die verwickelten Geschlechtsverhältnisse durchaus nur von einer Seite ins Auge fassen wollen und theils mit Ungestüm angegriffen, was niemandem zu vertheidigen oder gut zu heißen beifiel — also wieder einmal offene Thüren eingerannt — theils aus dem garstigen Vorgehen seiner Nebenpersonen so allumfassende Schlüsse gezogen, dass dies, wäre eine Erörterung auf diesem Gebiete in den nordischen Landen frei, zweifelsohne eine scharfe Kritik erfahren hätte. Wie die Dinge lagen, kam dem Drama gegenüber kaum ein anderes Gefühl als das der Befriedigung zu Worte, die Leichtfertigkeit entlarvt und gebrandmarkt, die Reinheit verfochten und gepriesen, die strengsten und höchsten Anforderungen gestellt zu sehen. In nordischen Gemüthern wird es stets eine Stelle geben, wo das Ideale der puritanischen Grundsätze einen Widerhall findet.

Weit überraschender, weit tiefsinniger und poetischer war jedoch Björnsons zweites Schauspiel aus dem Jahre 1883, der erste Theil von „Ueber die Kraft". Er selbst hat nichts Besseres geschaffen, und auch Ibsen nicht. Es ist durch und durch neu, genial, sowohl in der Anlage wie in der Durchführung, das ausgezeichnetste Drama der neueren über Zeit die Religiosität, über das heutige gläubige und praktische Christenthum. Alles, was in seiner priesterlichen Abstammung und Anlage der reinen Wirkung seiner Poesie sonst abträglich war, kam ihm hier zugute. Das starke Gefühl für das Wesen des christlichen Glaubenslebens, für dessen große Schönheit und tiefe Gefährlichkeit, konnte nur der haben, der selbst einmal als Gläubiger empfunden, sich dann aber losgemacht hatte, ohne Groll, ja mit Wehmuth, doch mit der Einsicht in das Verwirrende, das die Menschennatur Sprengende des steten Verhältnisses zum Uebernatürlichen. Das Stück ist von der Ueberzeugung getragen, dass unseren Kräften, unserem ganzen Wesen feste Grenzen gezogen sind, sowie von einem Gefühl der Beruhigung, dass es solche Grenzen gibt — etwas, worüber die Dichter nur allzusehr zu ächzen pflegten.

Hiezu kommt die mit reicher poetischer Kunst dem Stücke mitgetheilte Sommerstimmung des Nordlandes, der seine Blumenduft des Nordlandes, der es durchhaucht: mit Meisterschaft endlich ist unmittelbar vor dem tragischen Schluss eine leicht humoristische Partie, die Ankunft der hungrigen Priester, eingeflochten. Man hätte sich verschwören mögen, läge der Gegenbeweis nicht vor, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, durch ein Drama ohne Erotik, das einzig und allein die Möglichkeit eines Heilungsmirakels behandelt, Leser und Zuschauer also zu fesseln.

Die Fortsetzung des Stückes, sein zweiter Theil (vom Jahre 1895), ergänzt es würdig und in vollstem Maße, indem es mit der gleichen Genialität den Hang zum Grenzenlosen auf dem socialen Gebiete aufzeigt, wie der erste auf dem religiösen. Mit außerordentlicher Feinheit wird hier das Erbe vom gläubigen Vater bei dem ungläubigen Sohne nachgewiesen, der einer ebenso grenzenlosen Begeisterung folgt, auch sie lebensgefährlich.

Es ist kaum anzunehmen, dass das Stück in seiner gegenwärtigen Fassung schon 1883 entworfen wurde, wenn sich auch Björnson darüber klar sein mochte, wie er das Wesen der aus dem ersten in den zweiten Theil hinübergenommenen Personen weiter entwickeln wolle. Kamen anarchistische Sprengversuche damals ja nur ganz ausnahmsweise vor. Auch finden sich hie und da (so zum Beispiel in Holgers Wesen und Ausdrucksweise) Spuren späterer Erfahrungen und Eindrücke (Nietzsche). Doch das ist Nebensache, die ganze Anlage des Stückes ist von Anfang bis zu Ende das Werk eines Meisters: ergreifend wird der Gegensatz zwischen den Elenden und den Begüterten durch den zwischen der tiefen, sonnenlosen Kluft, in der die ersteren leben, und dem Leben oben in der Burg auf der weiten Hochebene veranschaulicht, und ebenso anschaulich stellt sich der Gegensatz zwischen dem Fanatismus, der seine Minengänge füllt, und der Barmherzigkeit dar, die ihr Hospital baut. Der dritte Act, in dem am Schlusse die Burg in die Luft fliegt, ist an und für sich ein kleines Meisterwerk von dramatischer Kunst, und der vierte Act schließt das Ganze schön, wenngleich etwas prosaisch mit dem Ausblicke in eine bessere Zukunft ab. Selbst Gestalten, die halb oder ganz Allegorien sind, selbst die mit kühnen Strichen hingeworfenen, schwach durchgeführten Gestalten Credo und Spera, diese Verkörperungen des Zukunftsglaubens und der Zukunftshoffnung, sind mit Genialität concipiert.

So hoch steht das 1898 folgende Schauspiel „Paul Lange und Tora Parsberg" nicht, wenn es sich auch durch seine, vollendete Charakteristik zweier höchst eigenthümlicher, jeder in seiner Art bedeutender Menschen auszeichnet. Die Wirkung des Stückes wird dadurch ein wenig beeinträchtigt, dass die Erinnerung an die wirkliche Begebenheit, auf welcher es sich aufbaut, sich bei allen denen, die sie kannten, einmischt. Es ist schwer, eine freie dichterische Schöpfung über ein Motiv hervorzubringen, das wenige Jahre zuvor in Leitartikeln behandelt wurde.

Einigermaßen wirkt dem vom Dichter angestrebten Eindrucke, ähnlich wie in seinem Drama „Der Redacteur", die ziemlich starke Dosis Weichlichkeit der Grundanschauung entgegen. Der Umstand, dass Paul Lange — dessen Gewissen ihn freispricht und der an dem Weibe, das er liebt und das ihn wieder liebt, die festeste Stütze findet — von Seite der ehemaligen politischen Genossen Missbilligung und Verkennung bis zur Roheit erfährt, ist kein hinreichend einleuchtender Beweggrund, freiwillig in den Tod zu gehen. Ein Dialog, wie der folgende zwischen seiner Braut und seinem Diener, lässt Paul Lange in einem etwas kläglichen Lichte erscheinen:

Tora Parsberg.

Las er die Morgenblätter?

Kristian Oestlie.

Allesammt.

Tora Parsberg.

Ließ sich das nicht hindern?

Kristian Oestlie.

Es war nicht möglich.

Ein Staatsmann, ein Minister, ein alter Politiker, der sein Lebelang den Aufregungen und Stürmen des öffentlichen Lebens ausgesetzt war, muss es ertragen können, die Morgenblätter zu lesen, darf zum mindesten nicht daran sterben, dass er sie las.

Dieses Schauspiel hat nicht jenen allgemein menschlichen Gesichtskreis wie das Doppeldrama „Ueber unsere Kraft“; es hat vorzugsweise auf die Verhältnisse in Norwegen Bezug und zwar auf ganz eigenthümliche, fast individuelle dortige Verhältnisse. Als Menschenstudium aber und Menschendarstellung genommen, zeugt es von ungeschwächter Frische und Kraft. Alle Gestalten sind leibhaft, in voller Rundung hingestellt, sie drücken sich je nach ihrem besonderen Wesen aus. Selbst Nebenfiguren (wie der Kammerherr und Storm) sind vortrefflich. Wohlgelungen ist auch das Selbstporträt in Arne Kraft, obgleich nur einige Umrisslinien gegeben sind. Die Handlung hingegen ist minder überzeugend durchgeführt. Würde Paul Lange seinem zudringlichen und unausstehlichen Freunde, Herrn Arne Kraft, ein Billet gesendet haben, dass er nach reiflicher Erwägung sich ausserstande sehe, das Versprechen, das Kraft ihm abgepresst, abgequält hatte, zu halten (das Versprechen, einen alten, nicht ganz zuverlässigen Minister nicht durch eine Rede zu stützen), es hätte zu keinem Missverständnis kommen und nicht so leicht eine Tragödie daraus entstehen können. Doch dem sei, wie ihm wolle, überblickt man Björnsons dramatische Schöpfungen der späteren Jahre, so ist der Haupteindruck der einer tiefeindringenden Menschenkenntnis des Dichters, seiner reichen Phantasie, seiner warmen Menschenliebe und des großen Stiles seiner Kunst, die umso höher stieg, je schwierigere Aufgaben er sich stellte.

---

# Die Prüderie.

Social-ethische Skizze von **Prof. Dr. Max Haushofer** (München).

Dass auch anerkannte Culturmächte entarten können, ist nichts Neues. Die Culturgeschichte hat religiöses Empfinden zur leidenschaftlichen Unduldsamkeit, sie hat das Streben nach einer Ordnung der Willensmächte zu brutaler Polizeiwillkür, ernsten Forschungstrieb zu pedantischer Geistesdürre entarten sehen. Und sie sieht zeitweilig auch das berechtigte Schamgefühl zur Prüderie entarten.

Wann aber kann überhaupt von der Entartung einer Culturmacht gesprochen werden? Diejenigen, die sich als Träger solcher Culturmächte fühlen, werden natürlich niemals zugeben, dass jene Ideen, die sie vertreten, schon entartet seien. Und alle jene, die sich von solchen entarteten oder auf dem Wege der Entartung begriffenen Culturmächten in ihrer Lebensfreiheit beengt und bedrängt fühlen, werden ebenso natürlich eine Entartung behaupten auch dann, wo dieselbe noch nicht vorhanden ist, aber vielleicht in Aussicht steht. Und so drängt sich uns vor allem die Frage entgegen, welche Merkmale es sind, wodurch die Prüderie als ein entartetes Schamgefühl gekennzeichnet wird?

Unsere Wegweiserin zur Entscheidung hierüber kann wohl nur die Culturgeschichte sein. Sie gibt uns ein Mittelmaß an die Hand für das, was zu allen Zeiten und bei allen Culturvölkern als berechtigtes Schamgefühl gelten konnte.

Das Schamgefühl, das die Culturgeschichte als berechtigt hinstellt, gebietet dem Menschen, die thierische Seite seines Wesens, also seinen nackten Körper und dessen Verrichtungen zu verhüllen, soweit eine solche Verhüllung nicht unsere Bewegungs- und Lebensfreiheit zu sehr beeinträchtigt. Aber wie verschieden sind nicht die Anschauungen über jene Grenze, wo das Schamgefühl den berechtigten Interessen menschlicher Lebensfreiheit zu weichen hat! Nie hat religiöse Satzung oder staatliches Gesetz vermocht, diese Grenze festzustellen; sie gehört mit zu dem Schwankendsten, das es überhaupt im Bereiche menschlicher Lebensanschauung gibt. Jeder Feststellung dieser Grenze treten immer wieder die Natur und das wirkliche Leben gebieterisch entgegen. Diese Grenze muss nothwendig eine andere sein für Kinder und Erwachsene, für Gesunde und Kranke, für das Arbeitsleben und für das Genussleben des Menschen; ja sie muss eine andere sein für jede Lage des menschlichen Lebens. Allem, auch dem berechtigtesten Schamgefühle drängen sich immer wieder mit geradezu vernichtender Gewalt die Thatsachen entgegen, dass die Natur uns nackt geschaffen hat, und dass sie Verrichtungen von uns erzwingt, die unser Schamgefühl verletzen, sowie dasjenige der Menschen, die mit uns leben.

Das Schamgefühl tritt in einen Gegensatz zum Natürlichen. Es beginnt schon in frühen Culturstadien das Natürliche zu bekämpfen. So sehr einerseits ein solcher Kampf als Bedingung aller Gesittung gerechtfertigt und nothwendig ist, wird er zur Thorheit, sobald er die Natur dort bekämpft, wo sie schöner, gesunder und reiner ist als der Mantel, mit dem das Schamgefühl sie verhüllen will. Wo das Schamgefühl solche Kämpfe veranlasst, wird es zur Prüderie. Die Prüderie ist ein in seiner Richtung, in seiner Stärke und in seinen Mitteln übertriebenes, verfälschtes und fehlgreifendes Schamgefühl.

Die Prüderie sündigt gegen die Schönheit. Das Schönste, was die Natur zu erzeugen vermochte, ist der nackte Menschenleib. Das Schamgefühl gebietet uns, ihn zu verhüllen. Die Prüderie aber will ihn nicht bloß verhüllen, sie verdammt geradezu seine Existenz und jede Erinnerung an dieselbe. Und damit geht sie darauf aus, der Kunst ihre edelsten Anregungen zu nehmen. Da alle Kunst sich immer wieder an der Natur erfrischen und verjüngen muss, ist sie als an ihr edelstes Object an den nackten menschlichen Körper gewiesen; wer ihr dieses Object raubt oder beeinträchtigt, verurtheilt sie zu einem nüchternen, unfreien und verschrobenen Dasein.

Und was für die bildenden Künste der nackte Menschenleib, ist für die Dichtung die Liebe zwischen Mann und Weib. Und zwar nicht bloß die seelische reine Liebe, sondern auch ihr thierisches Gegenspiel, das ja in der Wirklichkeit des Lebens zu den wirksamsten Mächten gehört. Eine Literatur, der es versagt wäre, in die Abgründe sinnlicher Leidenschaft hinabzusteigen, wäre zur Dürre und Unfruchtbarkeit, zur Unnatur und zu einem heuchlerischen lüsternen Umkreisen eines verbotenen Gebietes verurtheilt. Und die moderne Literatur hat, wenn man sie wegen der Behandlung der sinnlichen Liebe tadeln will, alles Recht, sich den Prüden gegenüber auf das alte Testament zu berufen, das in der unverhüllten Behandlung geschlechtlicher Probleme bekanntlich sehr weit geht. Damit soll der pornographischen Literatur nicht das Wort geredet werden. Diese ist eine Entartung nach der entgegengesetzten Seite hin. Aber es wird manchmal sehr schwer sein, zu bestimmen, ob ein literarisches Erzeugnis, das grobsinnliche Probleme behandelt, noch als Kunstwerk selbständigen Wert besitzt oder bloß mehr pornographisch ist.

Die Prüderie sündigt gegen die Gesundheit. Denn der im Banne der Prüderie erzogene Mensch wird veranlasst, seinen eigenen Leib und den seiner Mitmenschen als etwas Unanständiges, Verruchtes und Schimpfliches zu betrachten und zu behandeln — oder wenigstens dergleichen zu thun. Das führt zu einer Vernachlässigung der Reinlichkeit, zu einer unnatürlichen Lebensweise, deren Gefahr um so größer sein muss, je mehr unsere Lebensweise aus anderen Gründen, durch die Art unserer Arbeitsthätigkeit und durch die Concentration städtischen Lebens, in unnatürliche Bahnen gedrängt ist.

Am schlimmsten aber sündigt die Prüderie gegen die Wahrheit. Sie beruht auf einer Verheimlichung und Verschleierung der natürlichsten menschlichen Gefühle und Regungen; und je gewaltsamer und strenger dieses Verschleierungssystem gehandhabt wird, desto schlimmer wird der Gegensatz zwischen den Schleiern und der von ihnen verdeckten, aber zeitweilig doch mit elementarer Gewalt zum Vorschein kommenden Wahrheit. Die Prüderie findet ihre Nahrung immerfort in der Unwahrheit, im Verbergen und Vertuschen. Sie verlangt von anderen eine Tugendreinheit, welche sie natürlich selbst zu besitzen behaupten muss. Da man aber weiß, wie oft diese Reinheit eine erheuchelte und erlogene ist, hält das natürliche und gesunde Volksbewusstsein überhaupt die Prüden für Heuchler.

Für Heuchler, oder für kraftlose, impotente Menschen. Das erstere ist verächtlich, das zweite wenigstens bemitleidenswert. Beides aber qualificiert nicht zu Meistern der Volksmoral. Diese verträgt überhaupt als Meister nur ganz seltene Menschen, nur solche Menschen, die wie Halbgötter in fleckenloser Reinheit hoch über der Gesammtheit ihres Zeitalters stehen.

Wer aber sind die Vertreter der Prüderie?

Jedenfalls können sich als solche nur Menschen aufspielen, die und so lange sie das Bewusstsein haben, dass ihnen selber Schamloses und Unkeusches nicht nachgewiesen werden kann. Aber bekanntlich kann ein Mensch täglich Schamloses und Unkeusches denken, fühlen und begehen, ohne dass es ihm nachgewiesen, ja selbst ohne dass es mit Wahrscheinlichkeit von ihm vermuthet werden kann. Für sein Denken und Fühlen wollen wir auch den Prüden nicht verantwortlich machen. Es ist ja möglich, dass sich die „schlauen Teufel“ der Fleischeslust auch an die Gedanken und Wünsche der keuschesten Seelen heranschleichen und von denselben erst nach härteren oder leichteren Kämpfen abgewiesen werden. Wer solche Kämpfe immer siegreich bestanden hätte, der wäre freilich zum strengsten Sittenmeister autorisiert; aber wo ist der Nachweis solcher Siege? Es sind Siege, die in den Tiefen der Seele erfochten werden und ebensowenig nachgewiesen werden können, wie die meisten jener Niederlagen, die in anderen Fällen erlitten werden.

An die kleine Zahl der wahrhaft keuschen Menschen schließt sich stets eine große Schar von solchen, die keusch sind nicht aus Tugend, sondern aus physischem Unvermögen, und von solchen, die überhaupt keine innerliche Keuschheit ihr eigen nennen, sondern bloß Keuschheit heucheln, um neben sonstigen Vorzügen oder auch in Ermangelung irgendwelcher Vorzüge mit ihrer Sittenreinheit prunken zu können. Auch solche Anhänger zählt die Prüderie in Masse, die

zu furchtsam sind, um ihr sinnliches Begehren in Thaten umzusetzen.

Und dieser ganze Heerbann kämpft unter dem Schilde der Tugend nicht allein gegen das wirkliche Laster, sondern gegen Alles, was in Bild und Wort seinem ledernen Begriffe von Zucht und Anstand nicht entspricht.

Dass die Prüderie sich überhaupt anmaßt, ihren zeitgenössischen Anschauungen über Zucht und Anstand gesetzliche Kraft und Geltung verleihen zu wollen: darin liegt eine Beschränkung der Lebensfreiheit, die nicht stark genug gerügt werden kann. In Deutschland, wo der Kampf zwischen der Prüderie und der Lebensfreiheit anlässlich der Lex Heinze heute seine Wogen schlägt, beobachten wir dabei einen merkwürdigen Vorgang: eine Allianz des Muckerthumes beider Glaubensbekenntnisse. Im allgemeinen gilt ja die Regel, dass die Prüderie im orthodoxen Protestantismus die stärkere Stütze findet. Unter der Herrschaft des Katholicismus hat es zwar im Laufe der Culturgeschichte auch Zeitströmungen gegeben, in denen die Askese scharf gegen Augenlust und Fleischeslust zu Felde zog. Das war aber nicht habituell; die Entwickelung, welche Volksmoral, Kunst und Literatur in den strengkatholischen Ländern genommen haben, zeigt vielmehr, dass die Prüderie keineswegs ein nothwendiger Charakterzug der katholischen Moral ist. Sicherlich waren die Päpste, welche die künstlerischen Schätze des Vaticans anshäuften, nichts weniger als prüde; ebensowenig wie die deutschen Kirchenfürsten und jene weltlichen Regenten, welche ihre Schlösser und Gärten mit der blühenden Nacktheit des ganzen Olymps auszuschmücken beliebten.

Wie erklärt sich's nun, dass wir anlässlich der Lex Heinze protestantische und katholische Prüderie vereint marschieren sehen, um einem Gesetzentwurfe Geltung zu verschaffen, der mit dem vollberechtigten Kampfe gegen gemeines Zuhälter- und Kupplerwesen in völlig unorganischer Weise einen unberechtigten Krieg gegen die freie Lebensbethätigung von Kunst und Literatur verbinden will? Wir können jene katholischen Eiferer, die jetzt so entschieden für die Rettung der Volksmoral auftreten, nicht für so unpolitisch halten, dass sie der orthodox-protestantischen Prüderie einfach die Kastanien aus dem Feuer holen wollen. Zu solchen Liebesdiensten war das Centrum sonst nicht zu haben. Der Grund dieser Bundesgenossenschaft ist ein anderer.

Clericale Herrschsucht hat einsehen müssen, dass im Kampfe gegen die freie Wissenschaft keine Lorbeeren mehr zu holen sind; die Position in diesem Kampfe hat man — zur Zeit wenigstens — aufgegeben. Aber da man doch kämpfen und seine Kraft an irgend einem Object erproben muss, erscheinen gewisse Freiheiten der Volksmoral wohl als geeignet, Kraftversuche mit ihnen anzustellen. Man will Kunst und Literatur züchtigen dafür, dass sie sich zu selten in den Dienst kirchlicher Interessen zu stellen belieben, dass sie zu weltlich und atheïstisch geworden sind.

Zu diesem Motive mag sich wohl noch ein anderes hässlicheres gesellen, von dem wir zur Ehre unserer ganzen Volksgesellschaft annehmen wollen, dass die meisten, die sich von ihm leiten lassen, sich seiner nicht voll bewusst sind: der Neid aller unfreiwilligen Cölibatäre gegen jenen Theil der Menschheit, der bisher sich die Freiheit nehmen durfte, weniger prüde zu sein. Wirkliche Prüderie nimmt ja ihre Anhänger gefangen. Sie nöthigt sie, sittlich entrüstet zu sein oder sittliche Entrüstung zur Schau zu tragen auch dann, wenn ihnen das Object dieser Entrüstung bei vernünftigem Nachdenken geringfügig erscheint. Sie nöthigt ihnen ein Pathos auf gegenüber menschlichen Harmlosigkeiten; sie lässt sie als humorlose Spaßverderber erscheinen, denen man aus dem Wege geht. Das mag sie wohl ab und zu mit einem Bewusstsein von Unfreiheit erfüllen, das manchmal bis zu wirklichem Neide sich steigert.

Die Prüderie ist gehässig, weil sie sich ein Richteramt anmaßt, das ihr von niemandem übertragen ist. Sie ist thöricht, weil sie Satzungen aufstellen will in Dingen, über welche die Anschauungen tausendfältig verschieden sind. Und sie ist höchst überflüssig, weil die geschlechtliche Moral unseres Zeitalters keine schlimmere ist, als sie in irgendwelchen vergangenen Epochen gewesen ist. Der Genius der Menschheit hat mit ihr nichts zu thun, als ihr zu sagen: Geh mir aus dem Wege, Heuchlerin!

---

# Die Woche.

### Politische Notizen.

Für den großen Illusionskünstler, der uns die Verständigungsconferenz beschert hat, für Herrn Dr. v. Koerber, ist mit den von den verschiedenen deutschen und czechischen Conferenzlern in Wählerversammlungen zum besten gegebenen Enthüllungen der Tag des Triumphes nun endlich gekommen. Der Tag sei gelobt!

*

Solange die dichten Schleier des Amts- und Ehren-Geheimnisses über der Verständigungsconferenz lagen, konnten illusionsfähige Gemüther immerhin glauben, dass die Deutschen und Czechen sich wirklich versöhnen wollten. Von den Deutschen und Czechen wäre das gewiss sehr edel gewesen, aber so wenig ein Verdienst des Herrn Dr. v. Koerber, wie etwa das schöne Februarwetter, das wir unter seiner Regierung genossen haben. Deswegen habe auch ich für meine Wenigkeit bisher gezögert, mich dem großen, fast übergroßen Kreis der journalistischen Lobredner des Ministerpräsidenten anzuschließen. Aber Schleier nach Schleier fällt von der Verständigungsconferenz, vorige Woche haben der deutsch-fortschrittliche Verständigungsconferenzler Dr. Groß und der jungczechische Dr. Engel, diese Woche der jungczechische Conferenzler Dr. Kaizl und der deutschvolkliche Prade gesprochen. Man beginnt nun allgemein klar zu sehen, und was man sieht, das ist die große Ueberraschung: dass weder die deutschen noch die czechischen Conferenzler auch nur im Traume an die nationale Aussöhnung denken. Da liegt nun freilich die Sache anders für Herrn Dr. v. Koerber. Wenn sich weder die Czechen mit den Deutschen, noch die Deutschen mit den Czechen aussöhnen wollen und trotzdem eine Verständigungsconferenz zustande gekommen ist, die uns sechs Wochen lang den schönen Schein der Völkerversöhnung geliehen hat, so ist es nicht der Deutschen und der Czechen Sinnesänderung, der wir diese erhabene Illusion zu verdanken haben, sondern ausschließlich die Kunst des Conferenzarrangeurs, Herrn Dr. v. Koerber, die wir darob zu bewundern haben. Wenn man auf einem Hofball blendende Geschmeide sieht, wird man sich nach den vornehmen Damen erkundigen, die so kostbaren Schmuck besitzen. Wenn man aber auf einem Theaterball blinkende Steine sieht, wird man nicht nach den gleichgiltigen Namen der armen Mädchen fragen, die sich damit schmücken, sondern eher nach dem kunstfertigen Fabrikanten, der falsche Brillanten so billig und schön herzustellen weiß. Und je unversöhnlicher sich Deutsche und Czechen jetzt erweisen, desto höher steigt die Bewunderung für Herrn Dr. v. Koerber, der so täuschend ähnlich die Völkerversöhnung imitirt hat. Herr Dr. v. Koerber triumphiert. Jede kampflustige Rede à la Kaizl und Prade bedeutet für seinen Ruhm soviel wie ein ausgespanntes Ross für eine Theaterdiva. Der Name des Herrn Dr. v. Koerber, der unter dem bescheidenen Titel eines österreichischen Ministerpräsidenten dieses herrlichste aller Wiener Gschnasfeste, der Völkerversöhnungsgschnas der Verständigungsconferenz, noch dazu fast ganz allein arrangiert hat, wird in der reichhaltigen Geschichte der Wiener Gschnasfeste immerdar einen ehrenvollen Platz einnehmen.

*

Auch von der sonstigen Thätigkeit des Herrn Dr. v. Koerber, wie von seiner Verständigungsconferenz kann man sagen: La vérité est en marche, und Herr Dr. v. Koerber mit ihr. Der Unterschied zwischen beiden, Herrn Dr. v. Koerber und der Wahrheit, ist nur der, dass die Wahrheit kommt, während Herr Dr. v. Koerber geht.

*

Vielfach begegnet man im Publicum der medisanten Auffassung, dass die krampfhaften Bemühungen des Dr. Kaizl um Wiedererlangung eines Ministerportefeuilles die pure Streberei seien. Wie man den Mann nur so arg verkennen kann! Dr. Kaizl ist kein Streber. Im Gegentheil! Nur die lautersten Motive leiten ihn. Er ist nämlich, wie bekannt, unter dem Vorbehalt der „Wiederverwendung im Dienste" entlassen worden. Für die Hoffnung, diese ausgezeichnete Kraft wieder einmal verwenden zu können, zahlt ihm der österreichische Staat statt der ihm gebürenden Pension auch nach seinem Rücktritt den vollen Ministergehalt fort. Wenn nun Dr. Kaizl nicht wieder Minister werden wollte, so wäre der k. k. Staat um die Hoffnung auf seine Wiederverwendung und die paar tausend Gulden Gehaltsdifferenz, die er für diese Hoffnung dem Dr. Kaizl bezahlt, jämmerlich betrogen. Aber ein Dr. Kaizl ist kein Betrüger, und deswegen sieht er es geradezu als seine Ehrenpflicht an, wieder Minister zu werden, weil sonst der österreichische Staat um die Gehaltsdifferenz, die er ihm weiter bezahlt, geschädigt wäre. Es ist also nur ein Ausfluss der peniblen Gewissenhaftigkeit unseres ehemaligen „Schatzkanzlers", wenn er sobald als nur möglich ein Ministerportefeuille zu erlangen strebt. Pflichtvergessen wäre es zu nennen, wenn er dieses im eminenten finanziellen Interesse des österreichischen Staates gelegene Ziel auch nur einen Tag aus den Augen ließe, und die Leute, welche ihm dabei hinderlich in den Weg treten würden, könnten sogar meiner Ansicht nach vom Aerar auf Schadenersatz für das dem Dr. Kaizl bezahlte Wartegeld geklagt werden. Das muss auch der Herr Dr. Gregr befürchtet haben, als er seine Angriffe auf Dr. Kaizls Streberei wieder zurücknahm. Anders kann ich mir wenigstens die in den Zeitungen gemeldete „für beide Theile ehrenvolle" Austragung des Conflictes Kaizl-Gregr nicht gut vorstellen.

Gegen die ministerielle Wiederverwendung des Herrn Dr. Kaizl hätte ich übrigens heute, nachdem wir auch noch den Herrn Dr. v. Koerber mitgemacht haben, meinestheils nichts einzuwenden. Denn worin besteht die Kunst des gegenwärtigen Ministerpräsidenten? In seiner Diplomatie, die nur von groben Gehirnen als Doppelzüngigkeit aufgefasst werden kann. Aber wie primitiv arbeitet doch Herr v. Koerber in der Diplomatie! Er bringt es ja wohl zustande, zwei Parteien über denselben Gegenstand jeweils zwei verschiedene Ansichten zu geben, aber doch nur, wenn er jede der beiden Parteien in seinem Arbeitscabinet getrennt von der anderen bei sich hat. Oeffentlich darf er deswegen keine Ansicht äußern, weil er sich's sonst mit einer der beiden Parteien verdirbt. Darin ist ihm Dr. Kaizl überlegen. Der hat es Dienstag in Karolinenthal zuwege gebracht, öffentlich eine Rede zu halten, die beiden Parteien, den Czechen nämlich und auch den Deutschen, Rechnung trägt. Wie er das zustande gebracht? Sehr einfach: er hat den deutschen Blättern ein anderes Concept seiner Rede zur Veröffentlichung übergeben als den czechischen. Der Redebericht in den czechischen Blättern, einschließlich der deutsch geschriebenen „Politik", enthält zum Beispiel einen langlamen Angriff gegen die Deutschen im böhmischen Landtag, insbesondere gegen den Rector Holzinger, der mit Liebenswürdigkeiten, wie „läppisch", „Ziererei für Knaben", „gebildeter Menschen nicht würdig", abgekanzelt wird, oder eine pappicierte Stelle gegen die deutsche Vermittlungssprache, der die Czechen „ihr Recht und ihre Würde zu opfern" keinen Grund hätten, und gegen die deutschen Parteien, die „der Parole der Radicalen folgen". Kennzeichnender Weise sind dies die einzigen zwei Stellen außer dem Schluss,

bei denen im Bericht der „Politik“ „stürmischer Beifall“ vermerkt wird. Gerade diese zwei Stellen sind aber in dem den deutschen Blättern übergebenen Redebericht theils ganz, theils in ihren Schlagern weggelassen. In den deutschen Berichten sind dagegen jene Stellen, wo es heißt, dass „die Armee in Oesterreich sicherlich nicht eine nationale Institution sein kann“, wo „eine Aenderung der Verfassung“ bekämpft und endlich, wo die Czechisch-Radicalen verhöhnt werden, mit liebevoller Ausführlichkeit wiedergegeben, in den czechischen theils unterschlagen, theils abgeschwächt. So hat es Dr. Kaizl verstanden, eine wirksame Rede gleichzeitig nach oben, nach unten, nach rechts und nach links, nach hinten und nach vorn zu halten. Herr Dr. v. Koerber vergleiche die beiden Kaizl'schen Redeberichte miteinander, er kann daraus nur lernen. Wenn er ein so geschickter Doppelredner wäre wie der Dr. Kaizl, brauchte er sich nicht immer in die Heimlichkeit seines Bureaus zu verkriechen, so oft irgend eine schwierige Frage zur Erörterung gelangt.

*

Bisher hab' ich's nie verstanden, warum die „Neue Freie Presse“ jeden Minister, so lange er im Amt ist, schont, sobald er aber seine Demission eingereicht hat, unbarmherzig von ihren rasch mobilisierten Redactionssatirikern zerfleischen läßt. Erst als ich diese Woche in ihrem letzten Koerber-freundlichen Artikel das geistreiche Paradoxon las, dass man „trotz der übereinstimmenden (pessimistischen) Aussprüche Prades und Kaizls an der Verständigung noch nicht verzweifeln dürfe“, fiel mir der tiefere Sinn ihrer ministeriellen Politik ein. Die „N. Fr. Pr.“ denkt offenbar über österreichische Minister noch schlechter als ich. Sie hält jeden österreichischen Minister, von dem Momente, wo er ernannt ist, für einen todten Mann. Dann sagt sie: „De mortuis nil nisi bene“, und so schreibt sie kein böses Wort, solange einer Minister, das ist also todter Mann ist. Wenn er demissioniert, dann freilich ändert sich das Bild. Dann ist er wieder ein lebender Mann, und dem werden nun alle seine Sünden vorgehalten, selbst sein rothes Aermelfutter wird, wie wir beim Sturz des Dr. Kaizl in der „N. Fr. Pr.“ gelesen haben, nicht geschont. Das dauert, solange als der Mann keine Aussicht hat, wieder Minister zu werden. Sobald ihm neuerdings, wenn auch nur aus weitester Sehnsuchtsferne, ein Portefeuille winkt, wie sich's gerade jetzt im Fall Kaizl studieren läßt, dann wird die „N. Fr. Pr.“ wieder milde und nachsichtig in ihrem Urtheil über ihn. Denn de ministris nil nisi bene.

*

In unausgesprochener Selbstironie witzelt die „Arbeiter-Zeitung“ über die Juden und die Antisemiten, die immerfort bei Herrn Dr. v. Koerber antichambrieren, und schlägt, damit die feindlichen Brüder sich im Vorzimmer nicht begegnen, vor, dass Herr Dr. v. Koerber sich zwei Vorzimmer einrichte, für jede der beiden Parteien eins. Die „Arbeiter-Zeitung“ übersieht in zu weit getriebener Bescheidenheit bei diesem Vorschlag nur, dass neben den Herren Auspitz und Bielohlawek noch andere Parteigrößen bei Herrn Dr. v. Koerber antichambrieren, z. B. auch die eigenen socialdemokratischen Capacitäten der „Arbeiter-Zeitung“ selbst. Für diese müßte nun ein drittes Vorzimmer bereit gestellt werden. Und für die gleichfalls antichambrierenden Führer anderer Parteien noch ein viertes, ein fünftes Vorzimmer. Das ist aber alles schon aus bautechnischen Gründen unmöglich. Ich erlaube mir daher einen anderen Vorschlag zu machen, der mir praktischer erscheint. Die Parteiführer sollen nicht mehr zu Herrn Dr. v. Koerber, sondern er soll zu ihnen kommen, oder, in der Terminologie des Hausiergesetzes gesprochen, er soll das Regierungsgewerbe im Umherziehen betreiben. Damit wären auch die Führer aller Parteien des Antichambrierens überhoben, das die Anfänger unter ihnen ja doch noch immer erröthen macht. *Kr*

## Volkswirtschaftliches.

Die von der Regierung einberufene Kohlenpreis-Enquête hat, wie zu erwarten war, keinerlei Ergebnis geliefert, es sei denn, dass man die Vorzugspreise ein Ergebnis nennt, welche die Händler einzelnen böhmischen Großindustriellen dafür gewährt haben, dass diese in den Debatten glimpflich mit den Werken und Händlern verfuhren. Sonst ist viel hin und her geredet worden und gewiss noch viel dümmeres Zeug in den von der Presse veröffentlichten Berichten gedruckt worden, als in der Enquête selbst gesprochen worden sein kann. So z. B. ist es wohl ausgeschlossen, dass Herr Centraldirector Bihl wirklich gesagt habe, dass bei der Brüxer Gesellschaft vor 15 Jahren per Waggon Kohlenförderung 1500 fl. investiert gewesen seien und gegenwärtig 20.000 fl. Nach der Bilanz für 1898 sind nämlich pro Waggon Kohle circa 50 fl. investiert und vor circa 15 Jahren waren es allerdings weniger, nämlich circa 33 Gulden. Im übrigen hat die Regierung durch den Handelsminister erklären lassen, dass sie von dem Verlauf und dem Ergebnis der Enquête befriedigt sei, und die Ansicht der Regierung über diesen Punkt muss maßgebend erscheinen, denn sie allein dürfte wissen, wozu sie diese Enquête einberufen hat.

*

Ebenso wertlos wie die in Wien veranstaltete Enquêtekomödie ist die Kohlendebatte, welche im böhmischen Landtag geführt wurde. Weder der Antragsteller noch irgend ein Abgeordneter glauben, dass es zu einer Veränderung der Kohlenproduction oder des Kohlenhandels kommen könne. Und das ist noch ein Glück. Denn eine Veränderung des Kohlenhandels in Böhmen bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als dass die anderen Länder überhaupt keine Kohle erhalten würden oder doch nur zu Bedingungen, die man sich gar nicht auszumalen mag. Das kohlenreiche Böhmen würde sich die kohlenarmen Provinzen tributpflichtig machen. Uebrigens ist das alles nicht ernst zu nehmen. Man spricht, weil man nichts thut und nicht eingestehen will, dass man nichts thun kann. Die Zeit ist vorüber, wo etwas geschehen konnte. Früher hätte die Regierung handeln und den Strike um jeden Preis rasch zu beendigen suchen müssen, während sie in Wirklichkeit durch ihre zweideutige Haltung — auf der einen Seite versprach sie den Arbeitern ihre Unterstützung, kündigte ein Gesetz betreffend die Abkürzung der Arbeitszeit an, auf der anderen Seite ließ sie die Werkbesitzer wissen, dass ihnen nichts geschehen werde — den Strike in die Länge gezogen hat. Dass die Werkbesitzer und Händler, die durch den langen Strike verursachte Kohlennoth zur Hinaufschraubung der Preise ausnützen würden, war vorauszusehen und wurde an dieser Stelle auch wiederholt vorausgesagt. Und wieder war es Schuld der Regierung und des Parlaments, nicht dafür gesorgt zu haben, dass durch Abkürzung der Arbeitszeit die nicht mehr zu vermeidende Preiserhöhung wenigstens theilweise den Arbeitern zugute komme.

*

Das ist eben der hier schon wiederholt hervorgehobene Unterschied zwischen der Entwickelung in Deutschland und bei uns. Die Conjunctur in Deutschland kommt hunderttausenden zugute, in höheren Löhnen, Mieten, Warenpreisen, steigenden Entlohnungen für die liberalen Berufe u. s. w. Wenn bei uns für irgend ein Product eine günstige Conjunctur eintritt, dann sind es ein paar Leute, welche fast den ganzen Profit auf Kosten der Allgemeinheit monopolisieren. In Böhmen sind es die zwei bekannten Händler, welche gewiss Dreiviertel der nach Millionen zählenden Preiserhöhung der Braunkohle einstreichen, im Ostrauer Gebiete ist es ähnlich. In Deutschland eine gleichmäßige Entwicklung, eine Erstarkung des Ganzen in allen oder vielen seiner Theile, bei uns ein Ueberwuchern einzelner und dadurch Schwächung der vielen Theile und des Ganzen.

*

Den Actionären der Dynamit Nobel-Gesellschaft bot die diesjährige Dividendenerklärung eine angenehme Ueberraschung. In der vorjährigen Generalversammlung wurde den Actionären die Lage des Unternehmens als eine „immerhin ernste“ geschildert, infolge des durch die Concurrenz der ärarischen Dynamitfabrik erzeugten Preisdrucks. Seither ist in mancher Zeitungsnotiz gegrault worden, und noch im September v. J. ist jener rührende Brief an den Kriegsminister als Inserat in der „Arbeiter-Zeitung“ veröffentlicht worden, in welchem der Minister angefleht wurde, die Gesellschaft doch nicht zu ruinieren. So waren die Actionäre wohl auf eine Verringerung ihrer Dividende vorbereitet. Umso größer muss ihre Freude gewesen sein, als ihnen vor wenigen Wochen bekanntgegeben wurde, dass sie die gleiche Dividende wie im Vorjahre, nämlich 22½ Procent, erhalten würden. Eine kleine Enttäuschung dürfte ihnen wohl bereitet worden sein, als einige Wochen später die Bilanz selbst veröffentlicht wurde und sich herausstellte, dass die Zahlung der gleichen Dividende nur dadurch ermöglicht wurde, dass um 250.000 fl. = über 8 Procent per Actie weniger reserviert, beziehungsweise vorgetragen wurde. Das alles wäre übrigens ganz schön, da die hohen Reserven der Gesellschaft die weitere Dotierung kaum nothwendig erscheinen lassen, wenn nicht solche Ueberraschungen und Enttäuschungen stets von heftigen Coursbewegungen und Besitzveränderungen der Actien begleitet würden. So haben auf die ungünstigen Erklärungen im Vorjahre und auf den Brief an den Kriegsminister manche Besitzer ihre Actien zu Tiefcursen verkauft, und die Käufer müssen Leute gewesen sein, welche schon wussten, dass es nicht so schlimm um das Unternehmen stehe. Und als man auf die hohe Dividende die Actien zu hohen Cursen wieder kaufte, dürften wieder die Eingeweihten unter den Abgebern gewesen sein, die da wussten, dass die Bilanz durchaus nicht so schön sei, wie die hohe Dividende erwarten ließ. *Sh*

## Kunst und Leben.

Vorigen Samstag hat sich im Deutschen Volkstheater das Publicum lebhaft an der Aufführung eines Stückes betheiligt. Es war das „Der letzte Knopf“, Volksstück in drei Aufzügen von Julius v. Gans-Ludassy. Der leidenschaftliche Eifer, selbstthätig mitzuwirken, riss einzelne so weit hin, dass sie hiebei ganz die Rücksicht auf die Darsteller und auf den Theil des Publicums, der nun einmal das Stück zu Ende hören wollte, vergaßen. Eine solche Art der Opposition allein schon erweckt Gegenopposition, und so verbreitete sich eine gewisse Leidenschaftlichkeit im Publicum, und während viele darum allein über das Stück erbost schienen, weil es peinlich war und Derbheiten enthielt, mögen auch manche lediglich aus demselben Grunde es für gut gehalten haben. In solcher Fehdestimmung aber pflegt man nicht objectiv darüber nachzudenken, was etwa an der umstrittenen Sache gut und was schlecht an ihr sei. Das ist aber doch die eigentliche Frage. Nun läßt sich nicht leugnen, dass „Der letzte Knopf“ Zeugnis von einer starken Beobachtungsgabe gibt und dass einzelne Scenen „geschickt“ gemacht sind — „geschickt“ im Sinne eines Autors, dem es um starke Wirkungen zu thun ist und der dabei die Eventualität, dass die Wirkung „zu stark“ sein könnte, von vorneherein mit in den Kauf nimmt. Was mir aber der Fehler dieses Stückes zu sein scheint, das ist, dass es nicht „wahr“ ist, ein Fehler, der doppelt schwer in die Wagschale fällt bei einem Stück, das naturalistisch sein will. Man wird bei diesem Volksstück den Eindruck des „Gemachten“ nicht los, man sieht die Absicht, Scheußliches auf Scheußliches zu häufen, zu deutlich, und darum allein schon werden viele nicht ergriffen, sondern verstimmt. Aber auch im Detail ist das Stück nicht wahr im dramatischen Sinne, sondern es ist alles sichtbar für die Zwecke des Autors gefärbt und zusammengestellt. Mag es auch einmal unter ganz besonderen Umständen wo geschehen sein, auf der Bühne glaube ich es nicht, dass ein im Elend darbender Arbeiter einem Knopfhändler Credit bis zu hundertzwölf Gulden gibt, dass er, selbst der bittersten Noth ausgesetzt, durch Wochen und Wochen hindurch dem einen Verleger ohne Barzahlung liefern wird, statt einem anderen, wenn auch zu noch niedereren Preisen, gegen bar zu verkaufen. Ich glaube es nicht, dass ein Geschäftsmann, mag er noch so habgierig und brutal sein, einen Ausgleich in der Weise pro-

poniert, dass er die Ausgleichsquote mit gelieferter Ware, zum Lieferungspreis angesetzt, berichtigen will, weil das ein Unsinn ist. Ich glaube es nicht, dass die Muscheldrechsler vom „himmlischen Knopfdrechsler" und der „irdischen Drehbank" reden und die Stadt Wien mit einer Muschel und deren minderwertigen Rand mit den Vororten vergleichen. Ich glaube es nicht, dass Tini Kästner mit den „sinnlichen Lippen", der „unbefriedigten Jugend" und jener „Müdigkeit, die dem Verlangen entspringt", wartet, bis der übertragene Greisler sich ihr werbend naht, während sie seit langer Zeit den feschen, sauberen Leopold um sich hat, der sie so lieb hat, dass er sogar den aus den Armen Tinis kommenden Nebenbuhler ermordet. Ich glaube es nicht, dass, wenn wirklich die Liebe zum kranken Kinde die Mutter bestimmt, sich dem Greisler hinzugeben, diese Mutter so einfältig sein wird, den bloßen Versprechungen dieses ihr schon zur Genüge bekannten Ehrenmannes, er werde etwas für das Kind thun, zu vertrauen. Ich glaube es nicht, dass dieser Greisler so dumm ist, seiner Frau zu sagen, die Drechslerfamilie habe den schuldigen Miethzins endlich bezahlt, ohne dass er sich dem betrogenen Gatten vorher als Wohlthäter ausgespielt und so Vorsorge getroffen hätte, dass nicht im nächsten Augenblick alles an den Tag kommt. Und darum glaube ich auch nicht, dass „Der letzte Knopf" ein gutes Stück ist. — Die Darstellung aber war eine gute. Ausgezeichnet war Frl. Glöckner als Geliebte des Drechslers Merzinger und Girardi als junger Drechslergehilfe. Man sah zwar nicht ein, wovon der junge Leopold in der letzten Zeit gelebt hat und wie so ihm Merzinger, der selber nichts mehr hatte, den Lohn weiter zahlen konnte — denn das hat er offenbar gethan, da bei Rückgabe des Arbeitsbuches von einer Lohnschuld keine Rede ist — trotzdem aber war Girardi bei vollen Kräften. Hätte man den letzten Act in Ruhe zu Ende spielen lassen, würden vielleicht auch jene den Leistungen Girardis in den letzten Scenen Bewunderung gezollt haben, welche so nur darauf bedacht waren, ihren Unwillen gegen den Autor störend zu äußern.

B.

Das Theater in der Josefstadt brachte an einem „literarischen Abend" nun auch eine literarische Ueberraschung: „Fürs Kind" von Hermann Richard (Heiter). Der äußeren Form nach ein Wiener Volksstück in der uns bekannten Tradition: Localtypen auf die Bühne gebracht und in eine dramatisch dankbare Beziehung zu einander versetzt. Bei näherem Zusehen weniger und auch mehr, jedenfalls etwas Eigenartigeres: nämlich eine nach Theaterbegriffen eintönige, aber psychologisch vertiefte Variation über das Thema vom Arme-Leute-Unglück. Eine brave Näherin bezieht mit ihrem liederlichen Taugenichts von einem Mann, ihrem scheinheiligen Schwiegervater und ihrem todtkranken Kinde ein neues Zimmer. Hier findet sie im Hausherrnsohn einen früheren Bekannten, und da sich dieser ihr wieder zu nähern sucht, erliegt sie der Noth und der Mutterliebe und — borgt von ihm zwanzig Gulden. Der Ehemann ahnt den Zusammenhang, raubt das Geld, kommt betrunken nach Haus und sticht — nachdem das Kind mittlerweile gestorben ist — die Unglückliche nieder. Im dramatischen Gerippe ist diese Handlung nicht stark, selbst von Unklarheiten ist sie nicht frei. Ob die Sterbende ein wirkliches Vergehen büßt oder noch vor demselben stand, wird offen gelassen. Der Verführer erschien kurz vorher, sie zu mahnen; also hat er den Lohn vor der Sünde gezahlt? Anderseits wehrt sie selbst die Misshandlungen ihres Mannes mit keinem Einwand dieser Art ab. Und ebenso unklar und vor allem auch undramatisch bleibt im Grund die Rolle dieses Ehemannes: er schöpft Verdacht und wird so wenig aufgeklärt wie wir, und er vollbringt den Gattenmord in einem Moment, wo wir ihn nicht erwarten und kaum verstehen. Diese dramaturgischen Bedenken können erhoben werden. Bei der uns überlieferten Gewohnheit, ein Theaterstück logisch aufzurollen und auf äußerliche Begründung zu prüfen, stellen sie sich sogar von selber ein. Aber ich muss gestehen, dass ich sie für nichts achte im Vergleich zu mancher psychologischen, darstellerischen, im Detail liegenden Feinheit dieses Stückes. Es ist wahr, die Handlung bleibt unbeholfen auf einem und demselben Fleck, ohne Entwickelung, ohne von außen her eine Aufklärung, eine Lösung zu finden; aber die Art, wie von diesen unerbittlich stillstehenden und wiederkehrenden, diesen unerbittlich dumpfen und dämmerigen Situationen ein verzweifeltes Weib ins letzte Unglück gestoßen wird, ein Trunkenbold ins letzte Verbrechen: dieses psychologische Wachsthum wirkt nicht weniger überzeugend als das uns geläufigere dramatische Spiel übersichtlich klarer Motive. Es wirkt nicht weniger fesselnd. Eine Wirkung liegt darin, die wir von früher her nur aus der Novelle kennen, und auf der Bühne erst seit dem französischen und russischen Naturalismus der letzten Jahrzehnte: ein Hineinspielen unberechenbarer seelischer Momente in eine entscheidende dramatische Situation ... Mit dem erfolgreichen Stück des Herrn Heiter verband sich eine ausgezeichnete Darstellung. Frau Niese und Herr Jarno, ebenso wie Herr Schmidl, gaben glänzend durchgearbeitete Leistungen, Herr Jarno hätte bloß in der vorletzten Scene mehr Wildheit und Trunkenheit spielen sollen. Als Director hat er sich ein volles Verdienst erworben. Wer weiß, ob ohne seine literarischen Abende der junge Wiener Autor — trotz unseren vielen Volksbühnen — ein Haus gefunden hätte. Oder vielmehr: wir wissen es, er fand keines.

Man kann zweifellos auch den consequenten Stumpfsinn zu einer lohnenden Specialität machen. Damit scheint die Wiener „Freie Bühne" zu rechnen, denn sie brachte „Zusammenbruch", ein „modernes Schauspiel" von Otto Kraus. Das Merkwürdigste an diesem Abend war die Stimmung im Saal. Zischen wäre banal gewesen, man applaudierte. Ein Naturforscher des Theaters mag daraus ein Gesetz der Contrastwirkung ableiten.

A. G.

„A heuriger Has", ein Stück aus dem Wiener Leben von C. Drechsler und J. Wach, wurde mit vollem Erfolge im Jubiläumstheater gespielt. Es hat von allem ein bisschen Gutes. Von Anzengruber das Wienerische; vom Milieustück der Holz-Schlaf die scharfe Zeichnung; vom Zustanddrama Hauptmanns die psychologische innere Handlung. ... Eine tugendstrenge Kleinbürgersfrau, die ewig scheuert, die Wohnung musterhaft hält, die aber darüber ihre eigene Person „vernegligierte", verleidet ihrem Mann das nüchterne, pedantisch geordnete Heim, so dass eine Nebenbuhlerin erfolgreich auftreten kann. Dem Fehler der gewaltthätigen und manchmal bedenklich unwahrscheinlichen Handlung, weiters einer überflüssigen, süßlichen Sentimentalität, welche wahrscheinlich als Wiener Gemüth genommen werden will, steht der Vorzug der großen Lebenstreue gegenüber. Die Autoren lassen wirkliche Menschen handeln. Die nüchterne, brave und darauf stolze und harte Frau, die aber dennoch ein gutes, warmes Herz hat, ist eine wunderbare wienerische Type, die Anzengruber alle Ehre machen würde. . . . . Ich erlaube mir eine Bemerkung. Es wurde in den letzten Tagen das hohe Lied von der Moral des Jubiläumstheaters angestimmt; man zog Vergleiche mit anderen Bühnen. Besehen wir einmal das Volksstück „A heuriger Has" mit Muckeraugen! Da müssten wir entrüstet sein, dass 1. eine zweifelhafte Dame einen Ehegatten verführte; 2. der zweite Act in einem höchst merkwürdigen Tanzlocal spielt, in welchem „Dirnen" sammt Louis' Stammgäste sind; 3. wir im dritten Acte in das Schlafzimmer der besagten Circe eingeführt werden, deren Putzladen nur das merkantil eingerichtete Entree für ein ganz anderes Gewerbe zu sein scheint; 4. die Betten in diesem Zimmer aufgeschlagen sind; 5. die Dame dort ungeniert Morgentoilette macht, wobei man je nach der Lage des Parketsitzes eine mehr oder weniger weitgehende Aussicht genießt; 6. der Raisonneur des Stückes der züchtigen Ehefrau den Rath gibt, sie solle sich frisieren, hie und da „ein bloßes Halserl und ein nacktes Armerl" ihrem Gatten zeigen, damit sie ihm immer „neu bleibt"; 7. überhaupt im Stücke höchst sittenverletzende Worte fallen. ... Das sei nur gesagt, damit man weiß, was im Jubiläumstheater noch „Moral" ist, anderswo aber „Corruption" genannt wird. Es wurde im Währinger Theater noch nicht so gut gespielt. Frau Retlich-Pirk als reiche Wienerin ist ausgezeichnet, desgleichen Frau Lieberzeit in einer Episode. Fräulein Maner, die Herren Pohler und Stöhr sind zu loben; nur der feiste Lehrjunge war unangenehm in seiner Aufdringlichkeit.

R. H.

Die Galerie Miethke darf sich die Collectivausstellung des Stillebenmalers Adam Kunz als schönes Verdienst anrechnen. Ueber diesen Künstler brachte die „Zeit" in Nr. 177 einen längeren Aufsatz; dessen Ausführungen ist folgendes etwa anzufügen. Adam Kunz ist Wiener, und als er, einundzwanzigjährig, seine Vaterstadt verließ, that er es, weil er sich mit seinem erwachenden Talent im Gegensatz zu ihr fühlte: damals schon hatte jene trübe Zeit für ihr Kunstleben begonnen, die erst im Ver sacrum des vorvergangenen Jahres ihr Ende fand. Nun, zwanzig Jahre später, zum Künstler gereift, schickt er den Wienern aus München, wo er seither schafft, einen Theil seines Werkes, und wieder steht er im Gegensatz zu ihnen. Nur handelt es sich diesmal nicht um den Kampf zwischen künstlerischem Gewissen und geschäftiger Unfähigkeit, sondern innerhalb des Bezirkes echter Kunst um verschiedene malerische Anschauung und freie Beschränkung des Stoffes. Darum werden ihm, wenn er auch mit anderen Augen in die Welt blickt, selbst die eifrigsten Freunde der Secession die Ehrung nicht versagen, und dies umsomehr, da in ihm ein Stück unserer besten Tradition zu leben scheint. Adam Kunz wirkt wie der letzte reine Ausklang der Makartzeit. Von Makart, für den die Seele der Dinge ihre Farbe war, dessen Bilder oft auch nur große Stillleben sind, hat er bleibende Jugendeindrücke erhalten, und was ihn von diesem absoluten Malgenie unterscheidet, die zeichnerische Schärfe und Sicherheit vor allem, hat er bei Meister Lötzner gelernt. Auch ist unser ästhetisches Empfinden dem Stillleben nicht mehr so feindlich. Nur darf nicht das Gegenständliche, nach Fülle und Güte, entscheidend sein, sondern seine coloristische Auffassung. Seine Auswahl soll nicht der unbändige Appetit der schlemmenden Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, sondern der differenzierte Geschmack des modernen Gourmets leiten, der beim Essen und Trinken Sensationen zu erleben vermag wie des Gaumens an seiner Mundorgel. Und die Darstellung alter Waffen, geschliffener Kelche, schöner Früchte und seltener Blumen kann in uns die Stimmung mancher Gedichte hervorrufen, die diese Dinge gleichfalls decorativ und als Gefühlsträger verwerten. — Die Marold-Ausstellung ergibt keinen abgeschlossenen Eindruck. Es fehlen die besten Aquarelle und Zeichnungen, an die man besonders denkt, wenn der Name des jung Verstorbenen genannt wird, die mit pariserischer Eleganz und leichtsinniger Grazie die großstädtische Gesellschaft schildern.

H. H.

Man schreibt uns aus Berlin: Im Kgl. Schauspielhause: „Gevatter Tod". Ein Märchen von der Menschheit, Drama in fünf Aufzügen von Eberhard König.*) Ein Märchen! Es war einmal ein junger Dichter, den hatte der Tod gezeichnet. Und wie er des Todes kühle Nähe verspürte, da kam eine große Liebe über ihn — zum Tode selbst. Und recht liebend blickte er dem Tod ins Auge. Und da gieng eine seltsamliche Verwandlung mit dem Tode vor. Der Tod wurde ein Heiland. Ein Künder des ewigen Lebens, ein Rufer zur Brautnacht, ein Führer zur Sonne, ein Sieger über das arme Selbst, ein Versöhner. Und der junge Dichter (die Menschen nannten ihn Novalis) starb und wurde begraben. Aber es kam eine Zeit, die ein Heimweh nach ihm hatte, und da war er plötzlich wieder unter den Menschen. Und er warf einen Schatten. Den Schatten aber streifte er ärgerlich von sich ab. Der Schatten war es zufrieden. Er setzte sich an einen großen Schreibtisch, legte viel weißes Papier darauf und fieng an zu schreiben. Er schrieb von dem Tode, der ein Heiland sei und ein Künder des ewigen Lebens, ein Rufer zur Brautnacht, ein Versöhner. Und er schrieb vieles aus seinem Innern, recht innerlich Schattenhaftes, drum rum, von einem Holzhauersohn, der des Todes Pathe wird, und den der Tod lieb hat, der sich aber gegen den Tod auflehnt, wie die schattenhafteste der Prinzessinnen sein Schattenherz so recht in Liebe erleuchtet, der sich dann weiter durchs Leben feiert, bis er sich wieder mit dem Tode aussöhnt. Und während der Schatten solches schrieb, hörte man ein Räderwerk in seinem Innern schnurren und eine Walze sich quietschend drehen, und E. T. A. Hoffmann, der just ins Zimmer blickte, sträubten sich die Haare, und er entsetzte sich. Als wir aber das, was der Schatten geschrieben hatte — er nannte es „Gevatter Tod. Ein Märchen von der Menschheit" — als wir das auf der Bühne des Schauspielhauses verkörvert sahen, da entsetzten wir uns auch.

Ernst Heilborn.

## Bücher.

Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke quellenmäßig bearbeitet von Dr. R. Eisler, 1899. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). 8 Lieferungen.

Durch die eben erschienenen beiden letzten Lieferungen ist da ein gutes, nützliches Buch vollendet worden — brauchbar für den Fachmann, sehr wertvoll für Studierende und anregend, ja vielleicht unterhaltend für die Liebhaber des Denkens. Diesen wird es ein Vergnügen bereiten, die verschiedenen Definitionen Revue passieren zu lassen, die schließlich alle geistreich sind. Es wäre gar nicht übel, dieses Lexikon ratenweise durchzulesen. Auch kann man daraus die heilsame Belehrung schöpfen, dass mit der Anbringung kleiner Nuancen an Urtheilen und Definitionen wenig gethan ist, nachdem einmal der Kreis philosophischer Geburten vollendet ist. Umso interessanter kann dann das hier empfohlene, wohl geordnete Museum derselben sein.

Prof. Richard Wahle.

Werner v. Heidenstam: Classicität und Germanismus. Einige Worte über den Weltkampf. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag, 1900.*

Der schwedische Dichter Heidenstam ist zugleich ein sehr geistreicher Schriftsteller. Seine Ideen über Geschichte, über Zeitkräfte und Zeitfragen weiß er glänzend, farbig, nuancenreich auszudrücken. Was bloß gedanklich nichts Neues und Ueberwältigendes wäre, kann in seiner Fassung dazu werden. Man lese diesen schmalen Band.**) Die Gegenüberstellung der objectiven, formenreinen und aristokratisch-unpersönlichen Classicität und des subjectiven, formlosen, humorschwelgerischen germanischen Volksthums ist gewiss nichts Neues. Schon Heine zeichnet (vergl. die Glosse „Die Romantik") mit seiner Unterscheidung der sensualistischen antiken Aeußerlichkeit von dem innigen spiritualistisch-romantischen deutschen Christenthum diese Linie vor. Und wo Ruskin („Stones of Venice", II) seine Auffassung der Gothik gibt, macht auch er die unpersönliche äußerliche „Vollkommenheit" der Antike und des germanischen Mittelalters rauhe, alles eher als vollkommene, aber persönlichkeitgetragene Kunstübung („the savageness", „the individual value of every soul") zum entscheidenden Gegensatz. Diese Contrastierung ist uns in der That heute geläufig. Aber wenn Heidenstam sie nun wiederum aufnimmt, sprühen tausend neue Funken aus der Asche. Nicht nur dass seine Formulierungen mit ihrer durchdringenden Schärfe und Temperamentstärke hinreißen. Seine prächtige Eigenart liegt tiefer. Sie liegt darin, dass er aus Auffassungen unmittelbar Stimmungen zu gewinnen weiß, und diese Stimmungen nun ihrerseits wieder unsere Auffassung beflügeln. Als Künstler, als Dichter sieht er die beiden Begriffe an, die er hier in Verbindung bringt. Es ist, als ob er damit nicht bloß verschiedene Rassen, sondern dementsprechend verschiedene Kunststile auseinanderhielte — wie wir's in der Geschichte der Malerei oder der Schauspielkunst ja auch wirklich zu thun pflegen. So wird das Deutschthum in seinen Bildern zur niederländischen Wirtsstube, zur barbarischen Hässlichkeitscultur, indes aus der humanistischen Tradition eine kühle, bleiche Friedhofsschönheit uns anweht. So schwebend wie diese Stimmungen ist nun aber zum Schluss auch der persönliche Standpunkt der Schrift den beiden Rassestilen gegenüber. Mit einem einfachen Ja und Nein kann es für Heidenstam nicht abgethan sein: er schwelgt in der Charakteristik des barbarischen Nordens, doch er bekennt sich in einer vielleicht koketten, aber entzückenden Wendung des Gedankenganges selber zu dieser Barbarei. Als classicistisch erzogener Schwede (in Schweden ist der Classicismus zu Hause) träumt er von den Marmorn ferner Zeiten; aber wenn er im Gegensatz dazu die Genies des Nordens, Beethoven und Wagner, „Befreier" und „Wahnsinnige" nennt, spricht daraus seine Theilnahme und — Verwandtschaft. Für den un-

*) Berlin 1900. S. Fischer Verlag.

**) [illegible]

gewaschenen Humor des Nordens zieht er sogar selbst seinen eigenen Stil als Beispiel heran. Alles das muss man zusammenfassen können, um Heidenstams Gedankengang zu verstehen. Sonst kann es einem passieren, dass man ein so desorientierendes Vorwort schreibt, wie der Uebersetzer in dieser Broschüre, oder eine Windmühlenkampfschrift dagegen, wie zu unser aller Erstaunen jüngst Houston Stewart Chamberlain, der doch sonst kein Don Quixote ist.

dd.

Gustav Macasy: Novellen.

Susi Wallner: Hallstädter Märchen.

Arthur Morrison: Geschichten aus den Winkelgassen.

Vernon Lee: Schemen.

In dem „Wiener Verlag" sind in rascher Aufeinanderfolge verschiedene Skizzen- und Novellen-Sammlungen erschienen, die nicht nur unter sich ziemlich ungleichwertig sind, sondern von denen manche auch sehr Ungleichwertiges enthalten. So ist gleich die erste Geschichte in Macasys Novellen „Lucie" darnach angethan, einem die weitere Lectüre zu verleiden. Viele Autoren glauben, weil es einzelnen Modernen gelungen ist, auch das Abstoßende in künstlerischer Form zu behandeln, sei es künstlerisch und modern, das Abstoßende zu behandeln. So werden wir bemüßigt, in Lucie die Bekanntschaft einer Ehegattin zu machen, welche Bordelle besucht und auch mit ihrem Manne lieber in „ein Hôtel" geht als nach Hause! Und doch wäre es schade, wenn man nach dieser ersten Enttäuschung das Buch sofort in den Ofen würfe. Die zwei Skizzen „Waisenkinder" wirken ergreifend, die „Winterreise" ist ein stimmungsvolles Phantasiestück, und der „goldene Kelch" verblüfft durch seinen frechen Abschluss. Gut gemeint sind Susi Wallners „Hallstädter Märchen", gut erdacht und erzählt aber ist wohl nur die Geschichte „Wie die Schneerosen erblühten". Ein König setzt für die Vermählung seiner Tochter mit dem Hegersohn, den er in den Kerker geworfen, als Bedingung, „wenn weiße Rosen roth wie Schnee erblühen" — in den Märchen haben nun die Könige schon einmal immer solche Einfälle — die Tochter befreit den Hegersohn, und da der König sie verfolgt, erblühen über Bitte der Tochter an Frau Minne die Schneerosen. Wenn, wie wir der jungen, hübschen Dichterin von Herzen wünschen, sie im „Gatdloch", in dem sie das Honorar für ihre Hallstädter Märchen zu finden gehofft (S. 78), das Honorar für eine zweite Auflage findet, möge sie aber „die neue Frau des mächtigen Königs" nicht mehr „ihn mit einem Sohne bescheren" lassen, sondern wenn schon „beschert" werden muss, die Frau dem Könige (Dativ) den Sohn (Accusativ) bescheren lassen. Dieser „Casus" ist nun schon einmal so. — Interesse erwecken die gebotenen Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Vor Allem Morrisons „Geschichten aus den Winkelgassen", Skizzen mit unverkennbarer Anlehnung an Dickens, aber ohne den Humor und ohne die Seele des großen Romanciers: Alles schwarz in schwarz, Elend und Verkommenheit nirgend gemildert durch einen hellen Zug, einen Rest besseren Wesens in den durch die Noth des Lebens verthierten Geschöpfen. Bemerkenswert sind auch Vernon Lees „Schemen", wenn ihnen auch ein starkes individuelles Gepräge fehlt. „Dionea" mag an Heyse gemahnen, „Oke of Okehurst", „Die verruchte Stimme" und „Amour dure" könnten wir „Phantasiestücke in E. Th. A. Hoffmanns Manier" nennen. An sich ist ja beides kein Fehler.

Max Burckhard.

## Revue der Revuen.

### Kunstzeitschriften.

In der „Gazette des beaux arts" vom März schließt Gauthiez seine Beiträge über Bernardino Luini. Die Beschäftigung mit den Meistern von Beginn des Cinquecento wird jetzt symptomatisch. Auf die Strenge der Primitiven gelangt man nun wieder dazu, auch weniger herbe Schönheit zu goutieren. Ja, es kommt so weit, dass wir schließlich keine der alten Kunstepochen mehr missen mögen. Unsere Achtung steigt von Tag zu Tag selbst vor den früher aus Reactionsbedürfnis verschmähten Manieristen und Classicisten. Die mailändische Schule steht schon an jener Grenze, wo Schönheit leicht zur Trivialität wird. Die tiefe Räthselhaftigkeit Lionardos, des großen Magiers, seine verwirrende Mischung von subtiler Verstandescultur und raffiniertem Sensualismus, seine classische Formvollendung und die Poesie seiner malerischen Anschauung — man findet das alles zwar nicht wieder, aber man verspürt doch die Reflexe davon in der lombardischen Kunstblüte, die er bei seinem Fortgange hinterließ. Luini ist einer der bedeutendsten, jedenfalls der fruchtbarste dieser Künstlergruppe.

In demselben Heft spricht Geffroy über Jules Dalou, von dem zwei größere Werke — „le triomphe de la République" und „le monument d'Alphand" — diesen Winter in Paris aufgestellt wurden. Dalou ist aus der Generation, die 1870—1871 jung war. Er ist ganz und gar kein künstlerischer Revolutionär. Auch der „triomphe de la République" arbeitet mit den hergebrachten Motiven; da sind: die Löwen, die den Karren ziehen, da ist als ihr Leiter der Genius, der eine Fackel schwingt, da sind die Gestalten der Arbeit, der Fruchtbarkeit und der Gerechtigkeit. Und doch — bei einem Monumentalwerk ist ja das Ensemble das Entscheidende — überblickt man diese eine große Bewegung, der alles in dieser Gruppe untergeordnet ist: wie alle Figuren an derselben Handlung theilnehmen, die triumphierende Göttin auf ihrem Wagen vorwärts zu bewegen und zu geleiten; wie drei große Gesten (der ausgestreckte Arm der Republik, der Genius, der sich zu ihr zurückwendend, die Fackel schwingt, und die Fruchtbarkeit, die sich hinter der Gruppe zum Publicum umwendet und Blumen herabstreut) im ganzen dominieren und miteinander zusammenklingen; wie endlich die lebensvoll erfasste, jugendkräftige, von echt pariserischem Blute erfüllte Figur der Republik mit ihrer schönen wuchtigen Gebärde thatsächlich im ganzen die Hauptrolle spielt — wenn man dies alles sieht, verstummt die Kritik vor dem Detail, und man fühlt die Macht dieses Kunstwerkes: „c'est avec la foule qu'il faut le voir comme on l'a vu au jour de l'inauguration la place remuante le défilé sans fin, qui

semblait entraîner le char, la république svelte et précise apparaissant seule au-dessus de l'humanité en marche."

Im „Studio" (vom März) schließt ein Artikel von Baldry über Sargent. Interessanter als der inhaltlose und langweilige Aufsatz sind die zahlreichen Reproductionen, die die große Kunst des Meisters veranschaulichen. Sargent ist von amerikanischen Eltern in Florenz geboren, in Paris (bei Carolus Duran) ausgebildet, in Madrid von Velasquez gereift, jetzt seit Jahren in England thätig. Man spürt ihm von Frankreich die temperamentvolle Nervosität die Gewagtheit seiner Farbenpoesien an, die leise Neigung zum Accentuieren. Die große Einfachheit der Naturübersetzung, die Fähigkeit, von der Fülle der Erscheinungen ein schlagendes Totalbild zu schaffen, das simpel scheint, ohne leer zu sein, hat er bei Velasquez verstehen gelernt.

In demselben Heft lernt man Ruskin als Kunstkritiker und Maler durch einen Aufsatz von E. T. Cook kennen. Denn Ruskin ist selbst ausübend gewesen und hier ebenso umstritten, wie als Schriftsteller. Er war vor allem Aquarellist und Zeichner. Studien von minutiöser Feinheit, Gestein, Pflanzen, Federn nachgebildet mit der Geduld und der mikroskopischen Genauigkeit mehr eines Gelehrten als eines Künstlers, entsprachen seinem Gedanken: kann man ein Blatt malen, so kann man die Welt malen. Nicht ohne Bedeutung sind zweifellos seine Licht- und Luftstudien, in denen er sich als Nachfolger und Geistesverwandter von Turner zeigt. So besonders in dem „Sunset in the West" — die Kathedrale von Beauvais hoch und einsam am Horizonte aufragend und darüber ein unendlicher Himmel mit den ganzen lichtgebadeten Fluten eines vom Sonnenuntergang zerrissenen Wolkenhimmels. Seine Schwäche war vor allem die Oelmalerei; die Darstellung des Menschen und compositionelle Phantasie waren ihm versagt, doch war er ein guter Copist.

---

## Purzl.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluss.)

Am nächsten Tage sah er die Geliebte hinter dem Zaun, den er umschlich, um durch die Oeffnungen nach ihr zu spähen und da er nicht durch konnte, grub er mit wüthender Hast einen Tunnel und steckte den Kopf in den Garten hinüber, sehnsuchtglühenden Auges, sie zu erspähen. Sie sah ihn, er wollte auf sie zuspringen, doch, war es seine erdbeschmutzte Schnauze, sein struppiges hässliches Gesicht, war es der Schreck, der sie ankam über den wüsten Eindringling in ihrem stillen sonnenfrohen Garten, in dem sie ihre Mädchenträume spazieren führte — kurz sie stiess einen durchdringenden Schrei aus und rannte davon in das Haus.

Und im selben Augenblick erschien ein Bullenbeißer, witterte in der Luft, erblickte Purzl, fuhr auf ihn los, packte ihn, ehe der erdentrückte Träumer recht zur Besinnung gekommen, beim Genick, schüttelte ihn, biss ihn, brüllte ihn an mit furchtbarer Stimme und den armen schüchternen Liebhaber fasste ein solches Entsetzen, dass er den Schwanzstummel zwischen die Beine klemmte und mit krummem Rücken, in eiligen Sprüngen, blutend entfloh. Und in seinem Versteck am Wasser rann der rothe Saft aus seinen Wunden, vermischt mit bitteren Zähren.

Und jetzt überfiel ihn die Sehnsucht nach Haus.

Er wusste die Richtung, schleppte sich fort. Dann kam ihm der Gedanke an die Schläge, die seiner warteten, er konnte auch gar nicht mehr laufen, und so blieb er im Graben liegen. Er wagte nicht zu seiner Herrin zurückzukehren, auch nicht zu der, die seine Seele in Fesseln geschlagen. Hier wie dort erwarteten ihn Schmerz, Kummer und Leid, und in dieser bittersten Noth seines Hundelebens schluchzte er laut.

Das mochte einen Mann aufmerksam gemacht haben, der vorüberfuhr, einen Kaufmann aus der Stadt, einen gutmüthigen, dicken Kerl, der Mitleid hatte, sich ihm näherte, den schmutzigen blutenden Hund aufhob und in seinem Wagen mitnahm.

Die Fahrt gieng weit fort. Aber Purzl hatte Glück. Der neue Herr sowohl wie seine Frau meinten es gut mit ihm, er wurde verbunden, gepflegt, der Arzt ward sogar gerufen. Schließlich behielten sie ihn im Hause, die Frau kämmte ihn, bürstete ihn, und er ließ es sich wohl gefallen, denn nun wurde er schön. Das Haar ward ihm aus der Stirne gestrichen, er bekam einen Scheitel, der Schnurrbart wurde gepflegt und gedreht, nur das Halsband war ihm unangenehm. Er suchte es abzustreifen, doch schließlich gewöhnte er sich daran, und auch das Klingeln der Marke ward ihm mit der Zeit ein angenehmer Klang. Schließlich hätte er ohne das nicht mehr ausgehen mögen, es wäre gewesen, als fehlte ihm etwas, als hätte er z. B., wenn er das Haus verließ, keine Cravatte an.

Beim Kaufmann in der Stadt vergieng die Zeit, Purzl hatte es wirklich gut. Er konnte ausgehen, wann er wollte, und auch einmal, als er nach zehn Uhr abends, nach Thorschluss, heimkehrte und nun die Nacht draußen verbringen musste, bekam er, als er am Morgen mit schlechtem Gewissen sich in die Stube schlich, kaum ein böses Wort zu hören. Aber der traurige Blick seiner Herrin war ihm peinlicher als Schläge, und er beschloss, am Tage seine Freiheit zu genießen, aber immer vor zehn Uhr wieder zu Haus zu sein, denn es war nun Winter und die Nacht kalt.

So bildeten sich allmählich Umgangsformen und ein Tageslauf heraus, der Purzl sehr sympathisch war: zum Essen und Schlafen war er da, sonst gieng er spazieren und machte Bekanntschaften.

Und in dieser Zeit seines Lebens machte er viel Bekanntschaften, ja er ergab sich so zu sagen einem wahllosen Hofmachen. Es war der Rückschlag nach der reinen idealen Jünglingsliebe, wobei er verschmäht worden und so schlechte Erfahrungen gemacht. Nun war ihm alles gleich, er lachte alle feineren Regungen des Herzens aus, er war ein großer Spötter und Courschneider geworden. Liebe, was hatte er davon? das gab es nicht! Alle Frauen waren schlecht, so wollte er noch schlechter sein als sie. Und in dieser Zeit beherrschte ihn ein Gefühl, als müsse er sich rächen am ganzen weiblichen Geschlechte.

Drei Jahre ging das so. Da kamen doch ab und zu, zuerst nur einmal, dann häufiger und häufiger Stunden über ihn, wo er nachzudenken begann, und allmählich bereitete sich in ihm ein völliger Umschwung vor. Das Bild seiner Jugendliebe verblasste in seinem Herzen, aber ein Ekel an diesem thatenlosen Bummlerdasein überschlich ihn, die Zeit im Leben des Mannes, wo der Gedanke naht, sich einen eigenen Hausstand zu gründen.

Das ging nun bei dem Kaufmanne nicht, darüber war er sich klar. Und als eines Sommers Einquartierung in das Städtchen kam, sah Purzl ein: jetzt oder nie, das war der Augenblick, sich eine neue Existenz zu gründen.

Gefühle der Dankbarkeit gegen die Leute, die ihm Unterkommen und Brot gegeben, quälten ihn wohl, aber dann sagte er sich, jeder sei seines eigenen Glückes Schmied. Sie waren auch egoistisch, und was hatten sie schließlich so Großes an ihm gethan? Nein, er musste energisch sein. Und als das Manöver zu Ende war und der Rittmeister, der bei ihnen gelegen, abreiste, lief er dem Burschen nach, den großen Rückmarsch in die Garnison, drei Tage lang. Und als der Rittmeister, in seine Wohnung zurückgekehrt, am Morgen erwachte, lag Purzl vor seinem Bett, blickte ihn wedelnd an, zeigte lachend die Zähne und that noch ein übriges, richtete sich auf und küsste ihm die Hand.

Das rührte den Officier, der dem Kaufmann schrieb, der Hund sei ihm gefolgt, und ihn den Leuten abkaufte.

Nun war Purzl in neuen Verhältnissen, und hier galt es, ein neues Leben beginnen. Nichts erinnerte ihn an die Vergangenheit, und sein Glück war voll, als er im ersten Stock bei dem Major des Regimentes die Bekanntschaft einer Hundewitwe machte.

Sie war ganz allein, ihre erwachsenen Kinder tobten draußen im Leben herum, hatten sich um die Mutter nicht mehr gekümmert.

Und Mitleid war das erste, das Purzl zu seiner neuen Bekanntschaft zog. Aber sie war wirklich nett, nicht mehr ganz jung, doch was fragte er danach: am Ende war der Charakter für eine Ehe die sicherste Gewähr. Die pecuniären Verhältnisse waren günstig, bei dem Major hatte die Witwe ihr festes sicheres Auskommen, und nur ein einziger Umstand störte ihn, aber es war nur die Ueberlegung von ein paar Minuten — die Witwe war ein Teckel. Schwarz und braun, nicht wie das Bild der weißen, strahlenden Jungfrau, die noch ab und zu in Purzls Träumen erschien, seine ferne Jugendliebe: aber sie war doch glatt im Fell, mit treuen Augen, der ganzen Gewähr für Dauer und ruhiges Familienglück.

Und es ward auch ein ruhiges Glück, das seinen Höhepunkt fand in der Familie.

Purzl wurde ein guter Vater, that den Kindern nichts, wie er schmerzlich an seinem eigenen Papa erfahren. Doch ein großer Kummer trat bald in das Leben der Eltern, denn der Major ließ alle Kinder ersäufen.

Heulend suchte sie Purzl, winselnd die Mutter, doch es half nichts, und schließlich ergaben sich die Eltern in ihr trauriges Geschick.

Doch noch ein zweiter Verlust traf ihn das Jahr darauf. Der Major zog fort, und Purzls Frau, vor die Frage gestellt, wem sie folgen solle, ward ihm untreu und reiste mit ab. Es war Purzl, als sei in seinem Herzen etwas auseinander gebrochen, er konnte sich nicht trösten über den Verlust. Einmal der Makel, das Peinliche, das daran hieng, dass ihm seine Frau entflohen, und dann fühlte sich Purzl auch nicht mehr in dem Alter, noch einmal ein neues Dasein zu beginnen, Eroberungen zu machen.

Er war ruhiger geworden, sogar der Ruhe bedürftig, häuslich. Er machte wohl noch mittags seinen Spaziergang, aber er kehrte immer zur rechten Zeit wieder zurück, und wenn ihn sein Herr beim Reiten mitnahm, spürte er doch schon, dass er auf längeren Touren, oder wenn es schnell gieng, nicht mehr recht mit konnte. Er musste das Charmieren und Schönmachen bei den Damen jüngeren Leuten überlassen, er fühlte sich zurückgesetzt, er konnte nicht mehr so mitthun wie die anderen, mitlaufen, herumspringen und spielen, und er hielt es auch streng genommen unter seiner Würde, mit den jungen Burschen zu tanzen und Allotria zu treiben, zu scherzen, schön zu thun, all die Dinge, die das Frauenherz gewinnen.

Er war zu alt dazu und er zog sich nun immer mehr von den anderen zurück. Wenn ihn ein junger Gelbschnabel anreden wollte, gab er jetzt nicht einmal mehr Antwort, nur wenn

der ihn gar nicht in Ruhe ließ, brummte er ihn einmal so an, dass der andere sofort das Weite suchte.

Und mit zunehmendem Alter kam auch ein Bedürfnis nach Behaglichkeit und Wärme über ihn.

Er lag jetzt gern in der Sonne, und im Winter, oder wenn kalter Regen niederging, war es ihm, dem sonst jedes Wetter gleichgiltig gewesen, der in seiner losen Zeit beim Kaufmann auch damals die Nacht ohne Schaden unter freiem Himmel zugebracht, peinlich, überhaupt das Haus verlassen zu müssen.

Er gieng mit seinem Herrn in die Kneipe, lag dort am Ofen unter einem Stuhl, aber allein verließ er kaum mehr die Wohnung.

Und eines Tages machte er eine Entdeckung, die ihn bitter stimmte. Der Rittmeister, ein Junggeselle, war auf den Gedanken gekommen, sich zu verheiraten, und die junge Frau mochte Purzl nicht. Sie passten nicht zu einander, das merkte er im ersten Augenblick. Sie nahm ihm die Liebe seines Herrn, er war eifersüchtig auf sie und durfte es doch nicht zeigen, er fühlte, dass er im Haus nicht mehr den Platz einnahm wie sonst.

Dann hatte ein Wohnungswechsel stattgefunden; für den Verheirateten war die Wohnung zu klein.

Aber Purzl konnte sich nicht mehr recht in neue Verhältnisse gewöhnen. Er beroch und beschnupperte alle Ecken, er fand den Platz nicht, an dem er immer gelegen. Es war alles neu, es roch nach Anstrich, er durfte nicht in den Salon, und die Herrin war streng und verbot ihm auf den Möbeln zu liegen. Ja eines Tages als sie ihn auf dem Seidensopha gefunden, schlug sie ihn so, dass er fortan aus dem Zimmer floh, wenn er sie nur von weitem erblickte.

Es war eine sichtliche Ungerechtigkeit, der Rittmeister wusste doch auch, was sich gehörte, und bei ihm hatte er auf allen Möbeln gelegen.

Und nun kam noch eine schreckliche Entdeckung. Purzl stand eines Tages, als er sich doch in den verbotenen Salon gewagt hatte, dem großen Spiegel zwischen den Fenstern gegenüber und sah nun mit einemmal, dass er das Haar verlor. Er wollte es zuerst nicht glauben, doch es gab keinen Zweifel, die Glatze war ausgeprägt. Und kopfschüttelnd schlich Purzl davon.

Er verlor immer mehr Wolle. Es lag auch an der Pflege, niemand kümmerte sich um ihn, sein Herr hatte keine Freude mehr an ihm wie früher, und schließlich durfte er gar nicht mehr in die Zimmer. Er blieb im Stall, in steter Angst, von den Pferden getreten zu werden. Sein Essen ward spärlicher, denn auch die Köchin duldete ihn nicht in der Küche, er machte ihr Mühe, und sie mochte ihn nicht, er bekam nur noch ein paar Knochen vorgeworfen. Aber die konnte er nicht beißen, denn er hatte Zähne verloren. Bald merkte er auch, dass sein Gesicht nachließ. Da schlich sich eine tiefe Melancholie in seine Seele. Er fühlte, wie sein Augenlicht nachließ von Tag zu Tag, und als wieder ein Jahr hingegangen war, war er fast blind, lag in seiner Ecke im Stall, ein zahnloser alter Herr ohne Haar, dem es schlecht gieng, der sich nicht mehr beschäftigen konnte, nicht mehr theilnehmen an den Freuden und Interessen der übrigen, der nichts mehr wert war, zu nichts zu brauchen, um den sich keiner kümmerte.

Da dachte er nach über das Leben. Was hatte er gehabt? was war es gewesen? Aber auch sein Gedächtnis begann schwach zu werden. Von der mittleren Zeit seines Daseins wusste er nichts mehr, die Erinnerung an die geliebte Frau, die ihm untreu geworden, verblasste, das Gedenken an die letzten Jahre schwand auch, der Zeit, da er auch ein kleiner Schwerenöter, dachte er nicht mehr, und nur noch eine Erinnerung blieb dem einsamen alten Junggesellen — die seiner ersten Liebe.

Und das Bild des weißen, schönen, jungen Mädchens, das er in jenen Sommertagen gesehen, das ihm die ersten Sehnsuchtsthränen des Jünglings entlockt hatte, stieg wieder in ihm auf, ward deutlicher und klarer.

Des alten müden Lebenskämpfers Gedanken beschäftigten sich nur noch mit ihr. Das war das Schönste, das Reinste, das Kostbarste seines Daseins gewesen. Er malte sie sich aus, wie sie vielleicht nicht gewesen, er maß ihr in Greisengedanken Bedeutung bei, die sie am Ende doch nicht besessen, sie ward ihm seines Lebens Inhalt, ein reiner Klang, der Gedanke, dass doch in unserem Dasein etwas bleibt, ein heller, lieber, lichter Schein aus jungen Tagen, der noch die griesgrämige Laune eines Alten verklärt.

Aber es gieng mit Purzl zu Ende. Er fühlte, es war aus, er hatte keine Kraft mehr und keine Lust zu leben, er machte sich mit dem Ende vertraut, und es kam ihm immer sehnsüchtiger der Gedanke an den Tod.

Er sah nicht, sein Gefühl stumpfte sich ab, und er mochte keine Nahrung mehr zu sich nehmen. Sein letzter Lichtblick war es noch, dass an dem Tage, als ihn ganz die Kräfte verließen, sein Herr in den Stall kam, an seine Ecke trat und ihn noch einmal streichelte.

Dann schnurrte und brummte der alte Hund leise, wedelte noch einmal mühsam mit dem Schwanz, hob den Kopf, um den Herrn zu sehen, aber nach der falschen Seite, nicht zu ihm, sondern nach dem letzten Lichtschein vom Fenster, den er als unbestimmte Helle in den erloschenen Augen empfand.

Dann legte er sich zur Seite, streckte sich noch einmal, zuckte, und während draußen der Frühling lachte, einen Tag vor seinem Geburtstag, an einem 26. Mai, war der müde, einsame, alte Witwer gestorben.

Ein Hundeleben mit Jugendglück, Alterssorgen. Auf und nieder, nicht anders denn das eines Menschen.



**Stimmen aus dem Publicum.**



## Giselaverein zur Ausstattung heiratsfähiger Mädchen in Wien.

Die Erzielung einer Neuproduction von über 17.000 Polizzen mit einem Versicherungscapital von Kr. 19,518.000, das Anwachsen der Prämieneinnahme von Kr. 5,480.000 pro 1898 auf Kr. 5,797.000 pro 1899, das Steigen des mathematisch berechneten Reservefonds von 26·19 auf 30·79 Millionen Kronen vom Anfange auf das Ende des Jahres 1899 charakterisieren die Bilanz, welche dieser Verein über das abgelaufene Geschäftsjahr legt und erweisen, dass sich derselbe vorzüglichster Prosperität erfreut.

Aus der Bilanz geht hervor, dass im Berichtsjahre für Fälligkeiten Kr. 1,075.346·46 ausbezahlt wurden, während den Versicherten Kr. 190.806 an Gewinnstantheilen zugeführt wurden. Aus einem eigenen Fonds wurden 62 Bräute, insbesondere verarmte frühere Mitglieder mit zusammen Kr. 14.310 Heiratsstipendien bedacht. Am Jahresschlusse zählte der Verein nicht weniger als 96.784 Mitglieder mit einem Versicherungscapitale von Kr. 121,357.250. Der Rechnungsabschluss weist ein Activum von Kr. 31,461.000 aus, welches in pupillarsicheren Effecten, Hausbesitz und sonstigen Werten besteht und schließt mit einem Ueberschusse von Kr. 123.463. Bei der am 5. April stattgehabten Generalversammlung wurde der Direction und dem Verwaltungsrathe für ihre Thätigkeit die vollste Anerkennung votiert. Der Verwaltungsrath constituierte sich durch Wiederwahl des bisherigen Präsidiums, welches aus den Herren Sectionschef Dr. Wilhelm Exner, Commerzialrath Albert Ludewig und Reichstags-Abgeordneten Dr. Aurel v. Münnich besteht. 1200

# Die Zeit.

XXIII. Band. | Wien, den 21. April 1900. | Nummer 290.


## Oesterreichisches Regierungstalent.

Auguste Comte hat bekanntlich die Definition gefunden: Regieren heißt Voraussehen. Der französische Denker, der in den Zwanzigerjahren die geistige Summe des Zeitalters der großen Revolution zog, konnte sich offenbar einen Staatslenker nicht anders vorstellen, denn als einen Neuerer. Wer aber neue Wege wandeln will, der muss voraussehen können, besonders wenn er, was Comte von seinem Typus Staatsmann ohneweiters annahm, den Ehrgeiz besitzt, auch gute Wege zu gehen, die zu einem glücklichen Ziel führen. Die österreichischen Staatsmänner unserer Tage aber hat Comte bei all dem nicht geahnt. Diese sind keine Neuerer und haben eigentlich auch kein Ziel vor sich. Sie sind Nachtreter. Jedem von ihnen kommt es nur darauf an, die alten Irrwege sinnlos nochmals abzuklappern, soweit es geht, und dann umzukehren, wo die Unwegsamkeit beginnt, sowie die Vorgänger es auch gethan. Da wäre Voraussehen geradezu ein störender Fehler. Wenn es, wie es immer mehr den Anschein gewinnt, die Aufgabe österreichischer Staatsmänner heutigentags nur mehr ist, das erprobt Falsche zu wiederholen, so ist es ein Erfordernis ihrer Kunst, nicht nur das nicht vorauszusehen, was noch nicht dagewesen ist, sondern auch das förmlich zu vergessen, was schon längst abgethan ist. Für sie hätte Comte seine berühmte Definition getrost in ihr Gegentheil verwandeln können: Regieren heißt Nicht-Voraussehen, und zwar entweder Nicht-Voraussehen-Können aus Unverstand: das angeborene österreichische Regierungstalent der Aristokratie — oder Nicht-Voraussehen-Wollen aus Berechnung: das erworbene österreichische Regierungstalent der Bureaukratie. Unser gegenwärtiger Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber gehört unbestreitbarermaßen der letzteren Spielart österreichischer Staatsmänner an, und gerade jetzt, da sich nach drittehalbmonatlichem Glanz an dem Zauber seiner nationalen Verständigungsaction die Fäule zu zeigen beginnt, dürfte es an der Zeit sein, dieses bisher noch nicht philosophisch untersuchte Regierungstalent einer kurzen Analyse zu unterziehen.

Der Misserfolg der Verständigungsconferenz, der jetzt wohl kaum mehr ernstlich geleugnet wird, konnte mit Leichtigkeit von jedermann vorhergesehen werden, der sich nur die Erfahrungen der letzten zehn Jahre unserer inneren Politik vor Augen hielt. Denn die Koerber'sche Verständigungsconferenz ist vor zehn Jahren schon missglückt, nur hieß sie damals Taaffe'sche Ausgleichsconferenz. Ihre Fehler waren von Anfang an nicht schwer nachzuweisen und sind auch an dieser Stelle schon oft genug erörtert worden. Vor allem ist eine solche Conferenz gar nicht das rechtsbeständige Forum zur Erörterung gesetzgeberischer Maßregeln. Als solches ist vielmehr nur das Parlament anzusehen, und die Methode, nach der in der Sprachenfrage vorzugehen war, ist dieselbe, nach der in allen Parlamenten der Welt Gesetze gemacht werden: die Regierung hatte im Parlament einen Sprachengesetzentwurf einzubringen und ihn zur Verhandlung zu stellen. Statt dessen berief Herr Dr. v. Koerber in sein Ministerpalais eine Gesellschaft von sogenannten Parteiführern deutscher und czechischer Nationalität zusammen, die als solche rechtsgiltige Beschlüsse zu fassen überhaupt nicht berechtigt und in Ermangelung eines geeigneten Substrats in der Hauptsache, nämlich eines Sprachengesetzentwurfes, auch nicht befähigt war. Die Theilnehmer von deutscher und czechischer Seite waren ehrlich genug, gleich in der ersten Sitzung feierlich zu erklären, dass alles, was in dieser Conferenz berathen und beschlossen werden würde, für sie und ihre Parteien nicht verbindlich sei, und dass sie sich, unabhängig von den Ergebnissen der Conferenz, für alle Actionen im Parlament freie Hand bewahren. Mindestens nach diesen Erklärungen der ersten Sitzung musste man voraussehen können, dass das ganze weitere Gethue und Gerede der Conferenz leere Wortverschwendung war.

Der zweite Fehler der Conferenz lag in ihrer Zusammensetzung. Die Feudalen, die grundsätzliche Gegner jeder Nationalitätenverständigung sind und sein müssen, saßen darin, und die National-Radicalen beiderseits, die voraussichtlichen populären Wortführer jeder Kritik und Agitation gegen die Conferenz, blieben, Herrn Dr. v. Koerbers Einladungen ablehnend, draußen. So kamen die gemäßigten bürgerlichen Conferenzmitglieder zwischen zwei Feuer: das der Feudalen, die drinnen jede entscheidende Annäherung der beiderseitigen Vertreter verhinderten, ehe sie zustande kam, und das der Radicalen, die draußen bereit standen, im Nachhinein das Gleiche zu thun. Auch diese Constellation war vorauszusehen. In der That haben, wie erzählt wird, die Feudalen in der Conferenz es verstanden, mindestens die czechischen Theilnehmer durch Drohungen einzuschüchtern, so oft einer von ihnen sich gar zu nachgiebig gehen ließ. Und was etwa noch die Feudalen anstandshalber versäumt, haben jetzt die Radicalen auf beiden Seiten in ihren Versammlungen und in ihrer Presse nachgetragen. Das agitatorische Duell Gregr-Kaizl dort, das Duell Wolf-Prade hier sind das wahre Ende der Verständigung geworden. Die Radicalen sind dabei durch den dritten Fehler der Conferenz unterstützt worden, durch die Geheimthuerei, die jede sachliche Erörterung der Conferenzverhandlungen außerhalb der Conferenz schlechthin unmöglich machte und so die ganze öffentliche Discussion in lauter persönliche Spitzen auslaufen ließ, an denen nun die Radicalen mit gewohnter agitatorischer Meisterschaft die Gemäßigten glücklich aufgespießt haben. Ein vierter Fehler endlich war die verkehrte Anordnung der Verhandlungen in der Conferenz. Der Hauptstreitpunkt — die Sprachenfrage für die landesfürstlichen Behörden — wurde auf zuletzt gelassen. So ist die Conferenz mit lauter Nebendingen vertrödelt worden, und für das eigentliche Problem hat sie nicht einmal „schätzbares Material“ geliefert.

Alle diese Fehler der Verständigungsconferenz und ihre Folgen sind sicherlich für Herrn Dr. v. Koerber von allem Anfang an kein Geheimnis gewesen. Im Stillen hat er sie zweifellos vorausgesehen, nur öffentlich hat er sie aus Berechnung nicht voraussehen wollen. Denn hätte er voraussehen wollen, was kommen musste, so hätte er die unfruchtbare Conferenz überhaupt nicht zusammenberufen und noch weniger so lange hinschleppen dürfen, sondern hätte gleich nach seinem Regierungsantritte im Februar schon thun müssen, wozu er jetzt sich endlich anzuschicken scheint: im Parlament einen Sprachengesetzentwurf einzubringen, mit dem er steht und fällt. Für Oesterreich wäre das besser gewesen, weil damals immerhin eine gewisse versöhnliche Stimmung in beiden Lagern zu beobachten war. Aber für Herrn Dr. v. Koerber wäre es schlimmer gewesen, weil er dann wahrscheinlich — wenn der Gesetzentwurf geglückt wäre, als überflüssiger, wenn er missglückt wäre, als hinderlicher Vermittler — heute bereits aufgehört hätte, Minister zu sein. Mag nun solchermaßen die Conferenz für das Land einen Misserfolg und einen schweren Zeitverlust bedeuten: für Herrn Dr. v. Koerber ist sie ein persönlicher Erfolg und ein dritthalbmonatlicher Machtgewinn. Der französische Philosoph mag vielleicht die Interessen des Landes bedacht haben, als er meinte, dass Regieren Voraussehen sei. Unsere Regierer denken nur an ihre eigenen Interessen und bedürfen zu deren Wahrnehmung ausländischer Philosophen nicht. Herr Dr. v. Koerber insbesonders hat lange genug als Subalternbeamter unter österreichischen Aristokraten gedient, um zu wissen, dass hierzulande Regieren in Wahrheit Nicht-Voraussehen heißt, und wenn ihm die Natur schon das aristokratische Talent, nicht vorauszusehen, versagt hat, so hat er sich's durch aufmerksame Beobachtung anderer erworben, und die Probe auf dieses österreichische Regierungstalent hat er mit der Verständigungsconferenz überraschend gut vollbracht.

K.

## Der Freiheitskampf in Italien.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom).

Die Leser der „Zeit“, welche meinen seit mehreren Jahren in diesem Blatt veröffentlichten Aufsätzen über die politischen und socialen Zustände Italiens ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, werden von den letzten Ereignissen auf dieser Halbinsel nicht ganz überrascht worden sein. Denn diese sind nur die Folgeerscheinungen von Voraussetzungen, welche sich seit vielen Jahren entwickelt haben und auch mehrmals an dieser Stelle von mir beleuchtet worden sind. So stellt sich auch dieser Artikel, in dem ich die letzte Phase behandeln will, direct als Fortsetzung meiner Artikel vom 24. Juni und 8. Juli 1899, Nr. 247 und 249 der „Zeit“, dar. Dort habe

ich dargelegt, wie das im Jahre 1898 ins Amt berufene Ministerium Pelloux anfangs die Hoffnung erweckte, dass der Soldat, der nun an der Spitze der Regierung stand, mehr politische Einsicht zeigen würde als im Parlamentarismus ergraute Männer, die vor ihm regiert hatten. Ich habe dargelegt, wie der General diese Hoffnungen durch die Vorlegung der reactionären „provvedimenti politici" („politischen Vorsichtsmaßregeln") bitter enttäuscht hat. Ich habe endlich dargelegt, wie die Aeußerste Linke sich, da ihr keine andere Wahl freistand, entschloss, im Juni 1899 zur Obstruction zu greifen, weil diese das einzige Mittel war, um die Gesetzwerdung der politischen Knebelungsgesetze zu hintertreiben. Die Obstruction bewegte sich anfangs ganz ruhig, strenge in den Grenzen der der Minorität durch die Geschäftsordnung eingeräumten Rechte. Die Regierung, beziehungsweise die Majorität war es, welche zuletzt den gesetzlichen Boden verließ und zu geschäftsordnungswidrigen Vergewaltigungen der Minorität übergieng, um die Obstruction zu brechen. Gewaltthat rief wieder Gewaltthat hervor, die durch die fortwährenden Provocationen der Majorität erbitterte Aeußerste Linke schritt am 30. Juni zum Handgemenge und zur Zertrümmerung der Urnen. Am selben Abend wurde die Kammer und zugleich auch die Session geschlossen und gegen die Deputierten De Felice, Prampolini, Bizzoleti und Morgari wegen Zertrümmerung besagter Urnen das strafgerichtliche Verfahren eingeleitet. Ich will die Anomalie dieses Vorgehens nicht weiter berühren und beschränke mich auf die Bemerkung, dass die Schließung der Kammer in Italien, gleich wie anderwärts, die Ungiltigkeit sämmtlicher dem Parlamente vorgelegten Gesetzentwürfe zur Folge hat, in welchem Stadium der Vorbereitung sie sich auch befinden.

Man erhoffte die Einkehr des Ministeriums und nahm an, dass General Pelloux, nachdem die verfassungswidrige Nothverordnung (Decreto legge) vom 22. Juni 1899 (nach welcher die „politischen Vorsichtsmaßregeln", falls deren Berathung nicht bis zum 20. Juli 1899 nicht beendigt wäre, auch ohne Genehmigung der Kammer und des Senats in Kraft treten sollten) infolge des Sessionsschlusses hinfällig geworden war, darauf nicht mehr zurückkommen würde. Er erhielt sie jedoch in Kraft und wollte ihre Anwendung durchführen! Einer ungeheuren Gesetzwidrigkeit wollte er eine noch crassere folgen lassen.

Bei Wiedereröffnung der Kammer legte er jedoch nicht gleich die Verordnung vor, um sie mit Zustimmung des Parlaments zum Gesetz zu erheben, obgleich er von der constitutionellen Opposition diesbezüglich mehrmals provociert wurde. In Uebereinstimmung mit der Aeußersten Linken erklärte das Ministerium im Februar 1900, dass es die Berathung einiger wichtiger Gesetzentwürfe unpolitischer Natur vorzöge; die Aeußerste Linke war damit einverstanden. Sie hatte schon im Juni durch den Abgeordneten Pantano ausdrücklich vorschlagen lassen, man möge der Berathung der wirtschaftlichen Vorlagen den Vorzug geben. Ihr Vorschlag war gut und zeigte von einer geschickten Taktik, denn damit bewies sie deutlich, dass ihr vor allem wirtschaftliche Interessen nahe standen und dass sie nach Kräften bemüht war, das bittere Kampfmittel der Obstruction zu vermeiden.

Das Ministerium — welches im Februar die Ansicht der Aeußersten Linken theilte, die es im Juni so heftig zurückgewiesen hatte — trachtete seinerseits, zunächst noch Militärvorlagen durchzubringen, was bei Wiederausgrabung der Verordnung nicht möglich gewesen wäre. So gewann man immer mehr den Eindruck, dass das Vorgehen der Regierung eine stille Zurückziehung der vielbestrittenen „Vorsichtsmaßregeln" bedeute.

Aber der seltsame Gottesfriede zwischen der Regierung und der Aeußersten Linken wurde durch ein Urtheil des Obersten Cassationshofes in Rom gestört, welcher entschied, dass infolge des Sessionsschlusses im Monate Juni alle dem Parlamente vorgelegten Gesetzentwürfe und unter diesen die Verordnung über die politischen Vorsichtsmaßregeln hinfällig geworden waren. Dieses Urtheil war in Uebereinstimmung mit der Entscheidung des Obersten Rechnungshofes, der sich geweigert hatte, die Verordnung als ungesetzlich — wie sie General Pelloux mit soldatischer Freimüthigkeit bei der Vorlage selbst bezeichnet hatte — zu registrieren. Anstatt sich nun dem Urtheile der Behörden zu beugen, ließ die Regierung mit überraschender Hartnäckigkeit die Tagesordnung der Parlamentssitzungen ändern und bestimmte den 24. Februar für den Beginn der Berathung über jene Maßregeln, welche der Rechnungs-, der Cassationshof, die angesehensten Parlamentarier und die öffentliche Meinung verurtheilt hatten.

Die Obstruction lebte nun unter der Leitung Pantanos in verstärktem Maße wieder auf. Die Deputierten der Aeußersten Linken verstanden es, in diesem Monat der Obstruction durch ihre Ehrlichkeit, ihre Kenntnisse, ihre Beredsamkeit und Energie auch die Achtung und Bewunderung ihrer Gegner zu erzwingen. Sie bewirkten ein Wunder, sie rüttelten ein Land auf, das in tiefer politischer Lethargie zu schlummern schien! Gemeinderäthe, Handelskammern, private Vereinigungen jeder Art sandten der Aeußersten Linken zu Tausenden zustimmende und ermunternde Briefe und Telegramme, um sie in der Vertheidigung der Freiheit und der Verfassung zu bestärken. Zahlreiche Versammlungen wurden zu demselben Zweck einberufen, aber die Regierung verbot sie und hatte dann die Stirne, das Land als theilnahmslos am Kampfe darzustellen.

Hier muss ich einen Augenblick innehalten und darauf hinweisen, dass im November bei der Wiedereröffnung der Kammer mit verschwindender Majorität der Regierungscandidat Colombo zum Präsidenten gewählt worden war. Dieser Deputierte hatte — das muss erwähnt werden — am 28 Juni die Verordnung als verfassungswidrig und die Obstruction als legal bezeichnet. Der Präsident Colombo hatte auch den Vertretern der Aeußersten Linken mehrmals seine feste Absicht bekanntgegeben, sich strenge in den Grenzen der Gesetzlichkeit zu halten und die Rechte zu achten, welche die Geschäftsordnung der Minorität einräumt.

Bis zu einer gewissen Grenze hielt er anfänglich Wort; als jedoch Regierung und Majorität sich machtlos fühlten, auf gesetzlichem Wege und mit der alten Geschäftsordnung die Obstruction niederzuwerfen, entschloss man sich zur äußersten Gewaltthat und Ungesetzlichkeit. Zu diesem Zweck wurde auf ungewöhnliche Weise ein Antrag gestellt, demzufolge am 3. April ohne Berathung und Abstimmung eine neue Geschäftsordnung in Kraft treten sollte. Der Antrag war so bedrohlich für die Rechte und die Würde des Hauses, dass selbst die Majorität zu zögern schien, darauf einzugehen. In allen Couloirs stimmte man zwei Ex-Ministerpräsidenten der Rechten und der Linken, di Rudini und Giolitti, zu, welche erklärten: „Dieser Antrag bedeutet klipp und klar die Abdankung der Kammer; kein Deputierter, der sich selbst achtet, kann ihn unterstützen." Inzwischen änderte die Obstruction ihre Haltung, die Verordnung über die politischen Vorsichtsmaßregeln trat zurück, und man stürzte sich auf den Antrag, der die Abänderung der Geschäftsordnung bezweckte und den Namen seines Urhebers Cambray-Digny führte, der früher in großherzoglich toscanischen Diensten gestanden war und im Mai 1898 den Belagerungszustand über Florenz verhängt hatte. Die Aeußerste Linke nahm die Taktik der Gegner an und brachte durch den Abgeordneten Pantano einen Antrag ein, mit welchem die Einberufung der schon anno 1848 und 1859 der Lombardei feierlich versprochenen Constituante gefordert wurde. Nun folgte von Seite der Regierung und der Majorität eine Reihe von parlamentarischen Gewaltthaten, bei denen sich der Präsident Colombo trotz seiner feierlichen Versicherungen zum Mitschuldigen machte. Pantano, der, wie es sein Recht war, seinen auf die Tagesordnung gestellten Antrag begründen wollte, wurde das Wort verweigert. Durch diese Gesetzwidrigkeit gereizt, verhinderte die Aeußerste Linke zwei Tage lang die Fortsetzung der Sitzung. Am 29. März kam ein neuer Gewaltstreich von Seite des Präsidenten. Nachdem der Ministerpräsident Pelloux den Antrag Cambray-Digny befürwortet hatte, verweigerte Colombo jenen Deputierten, die zu dieser Regierungserklärung zu sprechen wünschten, das Wort und erklärte in einem unbeschreiblichen Tumult den Antrag für angenommen, obzwar darüber nicht einmal regelrecht abgestimmt worden war. Am 3. April — schlug Colombo vor — sollte dann noch über die vom permanenten Geschäftsordnungsausschuss beantragten Abänderungen abgestimmt werden, deren Charakter wohl genügend gekennzeichnet ist, wenn man erwähnt, dass dieser Ausschuss vom Präsidenten ernannt wird und dass sein gegenwärtiger Obmann der getreueste Diener der Reaction, Sonnino, ist. Dieser Vorgang, der in der ganzen Geschichte des Parlamentarismus wohl nur in der berüchtigten Lex Falkenhayn des österreichischen Reichsrathes sein Vorbild findet, war null und nichtig. Der Präsident Colombo, der sich zum niedrigen Werkzeug solcher Ungesetzlichkeit hergegeben hatte, wurde auch nach Gebür behandelt. Kaum war er am 30. März in der Kammer erschienen, als die vollzählig versammelte Aeußerste Linke — circa 60 Abgeordnete — ihn mit dem Rufe „Hinaus!" empfieng.

Es war ein denkwürdiger Moment. Colombo vermochte sich nicht einmal zu rechtfertigen, und nachdem er einige Augenblicke die Zurufe der Aeußersten Linken über sich hatte ergehen lassen, verließ er bleichen Gesichts seinen Sitz und reichte am anderen Tage, auf Drängen einiger Mitglieder des Präsidiums, seine Demission ein.

Das Protokoll der folgenden Sitzung stellte die Ungiltigkeit der Abstimmung vom 29. März fest, aber die Regierung, Sonnino und die Majorität wollten sie, trotz der formellen und energischen Proteste der Aeußersten Linken und der constitutionellen Linken, als giltig betrachten. Nicht nur übrigens die Aeußerste und die Constitutionelle Linke hielten die Abstimmung für ungiltig, sondern auch Männer wie Coppino, der seit 48 Jahren der Kammer angehört und auch als deren Präsident fungiert hatte, und Biancheri, gleich dem ersteren gewesener Minister, der durch 20 Jahre Präsident gewesen war und als Großkreuz des Annunziata-Ordens — ebenso wie Rudini — in seiner Eigenschaft als Vetter des Königs, Monarchist und noch dazu Conservativer ist. Die ehrenhaftesten und befähigtesten Männer der Rechten stimmen der Opposition zu, und dem Ministerium verblieb nur mehr die Plebs der Abgeordneten unter Anführung des Königsdieners Sonnino.

Die Rufe: „Es lebe der König!" und die Gegenrufe: „Hoch

die Constituante!", mit welchen die letzten Sitzungen geschlossen hatten, zeugten von der gesteigerten Erregung. Aber noch schien der Regierung und der Majorität das Maß ihrer Thaten nicht voll. Colombo, der durch die betrügerische Abstimmung vom 29. März sich selbst und das ganze Haus entehrt hatte, sollte zum Präsidenten wiedergewählt werden. Der 3. April galt der Einsetzung des wiedergewählten Präsidenten und der Abstimmung über das parlamentarische Vehmgericht, wie die ungesetzlich abgeänderte Geschäftsordnung genannt wurde. Auf Montecitorio und im Lande waren die Besorgnisse lebhaft; man befürchtete, dass der Protest der Aeußersten Linken zu einem Kampf mit den Waffen führen könnte; man versicherte, dass Pelloux und Sonnino Blutvergießen sehr erwünscht wäre, um neue und noch strengere Maßregeln treffen zu können. Vielleicht war diese Ansicht unbegründet, sicher ist jedoch, dass das verächtlichste Journal Roms, welches Italien täglich mit den Ansichten der Regierung bekannt macht, mit der an das Ministerium gerichteten Mahnung schloss, bis zum Aeußersten zu gehen.

Dieses neue Delenda Carthago war geeignet, die übertriebensten Gerüchte hervorzurufen. Man wusste, dass Pelloux, Sonnino und die Majorität ihren Hass gegen die Aeußerste Linke nicht verhehlten und sie mit allen Mitteln vernichten wollten.

Was sollten unter diesen kritischen Umständen diejenigen thun, welche die Freiheit lieben und die rohe Gewalt scheuen? Ein bewaffneter Zusammenstoß in den Räumen des Montecitorio, welcher die Reihen derer vernichtet hätte, die immer zuerst für die Einheit des Vaterlandes und dann für ihre Freiheit gekämpft hatten, ein solches Handgemenge war für die Reactionäre erwünscht, die hiedurch vielleicht durch weitere 20 Jahre die Festigung ihrer Herrschaft erreicht hätten. Von Seiten der Aeußersten Linken hätte man diese sichere Aufopferung der Seinigen auf sich genommen, wenn auch nur die entfernteste Hoffnung auf eine augenblickliche Rache durch das Volk geleuchtet hätte. Aber das Volk ist sich der Gefahr, in der es schwebt, nicht bewusst; der Augenblick scheint noch nicht reif, am wenigsten in Rom, das derselbe skeptische und verderbte, unpolitische Organismus geblieben ist, den Giosuè Carducci beschrieben hat. Und doch fanden die heftigsten Vorschläge in einer bis kurz vor Eröffnung der Sitzung abgehaltenen Versammlung der Linken begeisterte Vertheidiger, zu allem, zum äußersten Opfer bereit; es überwog jedoch ein gemäßigterer Gedanke: das Verlassen des Sitzungssaales nach Abgabe eines feierlichen Protestes. Zu diesem Entschlusse kam man: 1. um nicht das Werkzeug der von Sonnino geleiteten Reactionäre zu werden, welche ganz offen ihrer Hoffnung Ausdruck verliehen, sich der Gegner mit einemmal zu entledigen; 2. durch die Zusage der constitutionellen Linken, sich dem Auszug anzuschließen. Nachdem am 3. April um 2 Uhr nachmittags die Sitzung vom Vicepräsidenten Palberti eröffnet und die üblichen Förmlichkeiten erledigt worden waren, ergriff als erster der greise und berühmte Parlamentarier Giuseppe Zanardelli im Namen der constitutionellen Linken und nach ihm namens der Aeußersten Pantano das Wort zu energischen Protesterklärungen.

Tosender Applaus folgte durch mehrere Minuten diesen beiden Erklärungen, worauf die Aeußerste und die Linke langsam und feierlich den Saal verließ unter den anhaltenden Rufen „Hoch die Constituante!", „Hoch die Verfassung!", in die sich auch zahlreiche Rufe „Nieder mit dem König!", „Es lebe die Republik!" mischten.

In dieser Weise giengen 175 Deputierte der Aeußersten und der Constitutionellen Linken aus dem Saal, denen sich noch 7 Abgeordnete der Rechten anschlossen, darunter der General Luchino Dal Verme, früherer Unterstaatssecretär für den Krieg und durch seine Reisen in der wissenschaftlichen Welt bekannt.

Und wie verhielt sich die Majorität? Was that die Regierung? Beide waren verblüfft durch die Demonstration, an die sie bis zum Momente der Ausführung nicht hatten glauben wollen. Sie wagten in keiner Weise störend einzugreifen und ließen sich von Zanardelli und Pantano ohne eine Wort der Entgegnung aburtheilen; nicht einmal die Rufe „Nieder mit dem König!", „Es lebe die Republik!" vermochten ihren gewohnten Protest zu erregen . . .

Als die Majorität unter sich war, führte man die Farce der Einsetzung des Präsidenten Colombo auf, der schamlos genug war, in einer kurzen Rede Friedensworte zu äußern, und hierauf nahm man die ungiltige Reform der Geschäftsordnung an. Einige wenige auf der Rechten blieben sitzen, darunter der achtzigjährige Biancheri, der die ganze Plebs der Deputierten aufwiegt. Beide Acte wurden von spärlichen Rufen „Es lebe der König!" begleitet, unter die sich Zornausbrüche von der Journalistentribüne mengten, wo das unwürdige Vorgehen einiger Mitglieder der Majorität, die sich auf die leeren Bänke der Aeußersten gesetzt hatten, Entrüstung erregte.

Nachdem sohin das neue Reglement angenommen war, von dem man sich die Rettung der Einrichtungen und die unbezwingliche Waffe zur Vernichtung der Obstruction versprach, glaubte man, dass Regierung und Majorität sofort halten die beruchtigte Verordnung genehmigen würden, die alles verursacht hatte. Aber beiden Theilen war ängstlich zumuthe, man sprach nur heimlich von dem Sieg, und anstatt die Sitzung fortzusetzen, wurden sofort lange Ferien angesetzt, ein allgemein überraschender Entschluss, der deutlich die Niederlage eingesteht und dessen Bedeutung durch die Anzeige von der Rückziehung der Verordnung beleuchtet wird! Am Schlusse gab die Aeußerste Linke ein von 66 Abgeordneten unterfertigtes feierliches Manifest an das Land heraus, welches die Ereignisse aufzählt, die Haltung der Partei rechtfertigt und die erzielten Resultate constatiert.

Die Resultate sind klar und wichtig. Ich zähle sie hier auf:

1. Es gelang der Obstruction, die Annahme der politischen Vorkehrungen zu verhindern; hierdurch wurden alle zum Zwecke ihrer Durchbringung begangenen Gewaltthaten unnütz und somit nur noch verwerflicher.

2. Der Obstruction gelang es, das Land neuerlich für die parlamentarischen Vorgänge zu interessieren.

3. Die Obstruction hat die Kräfte der Aeußersten Linken — besonders diejenigen der Republikaner und der Socialisten — verhundertfacht und ihnen die Sympathien aller ehrenhaften und intellectuellen Elemente verschafft. Zu ihr ist Gabriele D'Annunzio übergetreten, zu ihr hat sich Matteo Pantaleoni, eine Zierde der Wissenschaft, gewendet, obgleich sein wirtschaftliches Programm dem der Volksparteien widerspricht.

4. Die Aeußerste Linke hat seit den 52 Jahren des constitutionellen Regimes zum erstenmale die gesammte Linke angefeuert und zu einer That mitgerissen, die viele als revolutionär betrachten: dem Massenauszug aus dem Berathungssaal.

5. Zum erstenmale endlich seit 52 Jahren ist über die Monarchie berathen und abgestimmt worden; und zum erstenmale haben in der italienischen Kammer, die sich durch ihren extremen monarchistischen Bigottismus ausgezeichnet hatte, ungefähr 100 Abgeordnete frei gerufen: „Hoch die Constituante!", „Nieder mit dem König!", „Es lebe die Republik!"

Zum Schlusse erscheint die Auffassung nicht übertrieben, dass moralisch die Monarchie in Italien todt ist. Die Furcht vor dem Unbekannten veranlasst noch einige, sie zu unterstützen, aber ihre einzige Stütze ruht nur mehr auf den Bajonnetten der Armee, und diese Stütze kann eines Tages schwankend werden, wenn die Soldaten sich Brüdern gegenüber befinden sollten, die zum Kampfe entschlossen sind.

Die erste Schlacht, die ein Jahr gedauert hat, ist von der Demokratie gewonnen worden, aber keiner täuscht sich über ihre endgiltige Wichtigkeit. Der Kampf wird am 15. Mai, bei Wiedereröffnung der Kammer, oder später bei der nächsten Gelegenheit, wieder entbrennen.

Ich will nicht den Gewohnheitspropheten machen, der Lügen gestraft wird und enttäuscht; aber es sei mir erlaubt, den Schluss meines Artikels vom 24. Juni 1899 zu wiederholen: „Nun ist die Position genau gekennzeichnet: Auf der einen Seite steht die Aeußerste Linke, auf der anderen die Regierung und die Reaction. Die Schlacht ist im Gange. Hoffen wir, dass sie unblutig bleiben und mit dem Siege der guten Sache und der Freiheit des Gesetzes enden wird."

Nach einem Zeitraum von einem Jahr habe ich bloß hinzuzufügen: die Aeußerste Linke hat den Kampf allein aufgenommen und diese Schlacht gewonnen; nun bereitet sie sich zur Fortsetzung vor und hat die Mithilfe zahlreicher Kameraden gewonnen, denen über dem König das Vaterland und die Freiheit steht.

---

## Ein preußisches Urtheil über die österreichisch-ungarische Armee.

Erwiderung von k. u. k. Oberst a. D. Gustav Bancalari (Linz).

II.

Der Vorwurf des preußischen Beobachters,*) wir seien von erstaunlicher Freiheit im Reden, ist gerecht. Es sollte nicht sein. Wir reden unvorsichtig auch in Gegenwart Fremder. Wir machen es in Gasthäusern und öffentlichen Gärten Spionen ziemlich bequem, wenn diese schlau genug sind, ohne den Anschein des Lauerns zu horchen. Die Meinungen über Personen und Dinge werden mit einer Offenheit im Kameradenkreise erörtert, welche den Sprecher dem Gerichte überliefern könnte, wenn auch nur ein einziger Verräther oder Ausplauderer anwesend wäre; aber es ist keiner anwesend. Kein Mensch denkt auch nur an die Möglichkeit, dass ein Kamerad den anderen verrathen könnte; man würde sich auch nicht in acht nehmen, wenn man einen persönlichen Feind in der Gesellschaft wüsste. Einzelne Ausnahmen werden zu Zeiten erwähnt, wie man von längstvergangenen Erdbeben oder sonstigen Elementarereignissen spricht. Der Kamerad, der sich nach Gesprächen mit missliebigen Höheren oder Gleichgestellten „Notizen macht", gilt in solchen Fällen allen für einen Judas.

Jene Untugend wurzelt also in dem unbedingten Vertrauen aller in alle; sie bleibt aber Untugend. Sie verleitet auch den Un-

*) [illegible]

erfahrenen, mit dem jugendlichen Temperamente sich über die Dinge zu verbreiten, ehe das Urtheil reif ist, wo dann freilich der erziehende Einfluss der Aelteren durch Gegenrede einzutreten pflegt. Die beste, nachhaltigste Erziehung erfolgt bei einem gesunden, tüchtigen Officierscorps in der zwanglosen Geselligkeit, im treuherzigen Verkehr.

Die Angabe des preußischen Beurtheilers, unsere Duelle verliefen in der Regel formell, seien also zumeist Spaßduelle, ist unrichtig und viel bösartiger, als sie auf den ersten Blick scheint. Nehmen wir an, er habe irrig geglaubt, was er gesagt hat, und nicht überdacht. Wenn er es tadelt, dass wir uns nicht aus „Rachsucht" duellieren, so überrascht das. Niemand soll sich aus Rachsucht schlagen (wir wissen schon, dass man sich ja nach dem Gesetze überhaupt nicht schlagen soll), sondern, wenn schon, lediglich, weil man die verletzte Ehre besonders vor den Standesgenossen wieder herstellen will. Die Ehrenräthe des deutschen Heeres wirken wesentlich auf die Verminderung der Duelle. Sie bestimmen, in welchem Falle der Zweikampf stattfinden müsse, in welchem er nicht stattfinden solle. Sie treten also sehr zweckmäßig als höhere Ehreninstanz auf und sichern den Betroffenen vor dem Tadel, vor der Bemängelung seitens der Kameraden, welche ja den Ausschuss gewählt haben. Eine ähnliche Institution würde auch bei uns manche kleine Affaire aus der Welt schaffen und nur wichtige, unvermeidliche Duelle aufkommen lassen, denn der einzelne scheut sich, in Ehrenerklärung oder Abbitte, wo auch solche thunlich wären, zu willigen, weil ihm die beruhigende Autorität eines Ehrenrathes fehlt. In unserer Vorschrift ist das Wort Zweikampf vorsichtig vermieden. Das Duell ist uns also nicht „Mode", sondern wir denken hierin gerade so subtil und ehrenhaft, wie der patenteste Preuße, Bayer u. s. w.

Der preußische Beurtheiler hat entdeckt, dass unsere Munterkeit, unsere südliche Lebhaftigkeit, unser Temperament fälschlich angenommen werden. Wir sind gar nicht munter. Bei unseren Liebesmahlen trinken wir nicht; in unseren Casinos und Menagen sitzen wir bei einem Gläschen Bier oder leichten Landweins, reden und deuten nichts und gehen sobald als möglich wieder davon. Die Schilderung ist vortrefflich. Sie passt aber nur auf gewisse Liebesmahle, deren Langweiligkeit dann auch ihre besonderen guten Gründe hat, zum Beispiel im Falle, dass ein hoher Herr den Vorsitz führt, welchen man vielleicht sehr gern im Felde, an der Spitze des betreffenden Armeekörpers sehen würde, der aber beim Gastmahle verstimmend wirkt, tapfer, doch langweilig; oder dass fremde Officiere als Gäste anwesend sind! Nicht, wie der preußische Herr Kamerad sagt, „weil die Officiere in Gegenwart derselben sich der Formbeherrschung nicht sicher fühlen" sind sie „zahm und resigniert", sondern weil gewisse fremde Officiere auf jede Gesellschaft österreichischer Officiere erkältend wirken. Die preußischen zum Beispiel gelten für kritische, „ungemüthliche" Naturen; sie werden nicht warm bei uns, wir nicht bei ihnen. Mit Sachsen, Bayern und Schwaben ist das anders.

Den wirklichen Verlauf unserer Zusammenkünfte schildert der preußische Beurtheiler nicht richtig. Was diesem als Ideal vorzuschweben scheint, der schwere Trunk, das ist bei uns allerdings längst überwunden. „Sect" hat es bei uns überhaupt nie gegeben, ist auch in Deutschland erst seit 1870 eingebürgert und übrigens zur Gediegenheit geselliger Freuden nicht unbedingt erforderlich. Aber der Wein hat einmal, besonders in den ungarischen und italienischen Garnisonen kräftig geherrscht. Manche Abendgesellschaft ist dort ausgeartet, und was daraus ward, hieß dort Mulatschag, hier Baracca. Schön war das eine nicht und das andere auch nicht. In Italien hat der Wein gesungen, in Ungarn hat er Reden gehalten, und zwar dort und hier gleichzeitig aus vielen weit aufgerissenen Mündern. Der Lärm war groß, das Vergnügen war klein, und heutzutage können wir nicht mehr damit dienen. Das „Zeu" ist — Gottlob! — ebenfalls dahin geschwunden, und so ist das österreichisch-ungarische Officierscorps nach den Anschauungen unseres Kritikers im großen ganzen etwas „zahm" geworden. Nun, es ist bei vorschreitender Bildung der Gesammtheit eben wohlanständiger geworden, findet jetzt ein fröhliches Genügen an anregenden Gesprächen, an Laune und Witz und hat die tobende, etwas schale Lustigkeit längst vergangener Zeiten satt bekommen. Der Gastmahlton stuft sich gut kenntlich ab. Man merkt es, wenn der Wein die Alltagsstimmung zu wärmen beginnt; dann aber auch, wenn er später die Stimmung verdirbt. Da pflegt der österreichisch-ungarische Officier den Trunk zu enden, und jeder Gentleman soll desgleichen thun. Preußische Officiere trinken fast immer in camera caritatis, im Casino, in der Messe, und — wenigstens in Mainz ward es 1860 so gehalten — es galt für bindend, am Vormittage nichts zu sprechen über dasjenige, was am Vorabende nach 11 Uhr geschehen war. Das ist zweckmäßig, und wir gönnen den wackeren Kriegskameraden ihr Vergnügen, aber uns gefällt es besser, wenn unsere Officiere — es geschieht dies recht oft — ihre Tafelrunden in anständigen öffentlichen Localen halten, umgeben von einem bürgerlichen Publicum, sich zwanglos und heiter ergehen, dabei „zahm bleiben" und niemanden stören.

Ich muss zugeben, dass allerlei Ausnahmen eintreten mögen, dass die Sache z. B. in Lemberg anders verläuft als in Linz, dass politische Aufregungen, wie dermalen in Böhmen, das gewohnte Bild gewaltig verändern. Meine Schilderung entspricht nur dem Durchschnitte, dem gewöhnlichen Verlauf.

Der preußische Beurtheiler hebt mit Recht den Gegensatz in den persönlichen Verhältnissen der beiderseitigen Officiere hervor. Die deutschen Officiere sind gut gezahlt; reiche, gut unterstützte Jünglinge drängen sich zum Portepée; die Regimenter setzen Barrièren an die Kasernenthore, welche nur mit Hilfe gewisser Zulagen von verschiedener Höhe übersprungen werden können. Dadurch ist der Nachwuchs auf die wohlhabende Classe beschränkt, bei der Garde noch auf „gute Familien", „tadellose Namen", und der Jude, mag er noch so gut springen, kommt nicht über die Barrière. Dann wird noch möglichst reich geheiratet, wobei allerdings jüdisches Blut, wohl von der Garde, nicht aber von manchen anderen Regimentern ausgeschlossen bleibt. Durch solche Vorbehalte wird jener Charakter von haute volée in das Officierscorps gebracht, welchen ich früher geschildert habe, und zwar findet ein Kettenschluss statt. Weil der Eintritt in ein Officierscorps eine Vornehmheit verleiht, welche so leicht und so rasch in keinem anderen Stande zu erreichen möglich ist, wenden sich demselben die reichen Leute gerne und häufig zu, und weil dies geschieht, behält der Officiersstand jenen Schimmer von Vornehmheit, welcher wieder andere anzieht. Man darf nicht vergessen, dass die norddeutschen Junker — ich weiß nicht, ob auch in Süddeutschland diese Classe des wenig besitzenden Landadels so zahlreich ist, um ins Gewicht zu fallen — ein sehr wertvolles Element bilden. Sie gerade sind ja wohl der herbe, steife, schnarrende Einschlag in die Officierscorps, aber in ihnen ist eine treffliche Tradition: Ehrenhaftigkeit, Courage, Energie, Selbstgefühl, d. i. Gewohnheit persönlicher Geltung. Unter solchen Umständen hat die deutsche Armee die Möglichkeit, ihr Officierscorps, welches 1870 und 1871 trefflich die Probe bestanden hat, trefflich zu erhalten, vorausgesetzt, dass es nicht sittlich degeneriert. Als ich 1860 in Mainz die Preußen beobachten konnte, gab es keine einfachere Lebensführung als jene des preußischen Officiers. Dieser war noch weit emsiger als wir. Er folgte in eifrigem Studium der militärischen Wissenschaft, er war fleißig im „Commissdienste" u. s. w. Aus neuester Zeit kenne ich bloß die Bemühungen von höchster Seite, jener edlen Einfachheit wieder zuzustreben, dann die bedeutende Abwälzung des „kleinen Dienstes" auf die Unterofficiere, welche dadurch mehr Gewicht erhalten, als der Erziehung des Mannes gut ist (der kleine Dienst gewinnt, wenn ihn höher gebildete, menschlichere Personen versehen), und endlich jene Ansichten, welche der „preußische Officier" zu unseren Ungunsten geäußert hat.

Das österreichisch-ungarische Officierscorps steht freilich auf ganz anderer materieller Grundlage. Wenige haben starke Zulagen. Reiche Officiere sind selten wie Paradiesvögel. Die Zahlung war lange Zeit sehr, sehr schlecht; sie muss jetzt, nach der letzten Regulierung, gerade genügen, steht aber natürlich bedeutend unter den deutschen Gagen. Was in der Armee adelig ist, gehört größtentheils dem Militäradel an; der besitzende und alte Adel ist zumeist aus der Armee verschwunden. Einst hat er gerne in zehn bis zwölf Jahren den Rittmeistertitel erworben und hat dann „mit Charakter quittiert". Das geht nicht mehr an, und so hat er sich, besonders seit Einführung der intensiven Arbeit und der strengen Prüfungen anderen Fächern zugewendet, besonders der Civilverwaltung. Infolgedessen entspricht auch die materielle Seite, die äußerliche Repräsentation des Officierscorps jenem Maße, welches den anständigen Mittelstand kennzeichnet; auch hierin ist das sozusagen bürgerliche, oder deutlicher gesagt, unaristokratische Gepräge unserer Officiere klar ausgedrückt. Die Ausnahmen findet man fast allein bei der Cavallerie, welche, wenig zahlreich, viel zerstreut und in den größeren Garnisonen dünn gesät, stark auffällt, aber für die Gesammtheit nicht charakteristisch ist.

Die österreichisch-ungarische Cavallerie ist merkbar abgeschlossen gegen die anderen Waffengattungen; ihre kleinen Regimentsverbände halten sie mehr beisammen; aber von einem so unerhörten Verhältnisse, wie zwischen der preußischen Garde zur Linie ist keine Rede; ja es wäre bei uns ganz unmöglich. Ein Truppenkörper, welcher „vornehmer" sein wollte, als ein anderer, und welcher noch dazu seine größere Vornehmheit auf etwas anderes zurückführte, als auf bessere Thaten, höheren Kriegsruhm, größere Eignung, wäre bei uns undenkbar. Das preußische Gardeverhältnis ist uns ein Räthsel.

Bei so viel Verschiedenheit erklärt sich manches Befremdende in preußischen Urtheilen. Einem norddeutschen Officier ist eben der aristokratisch gesinnte und dabei zu einem gewissen Dickethun geneigte Verband das Element, in welchem er herangewachsen ist. Dass seine Kameraden tüchtig sind, wie er selber, das fühlt er; er hält auch alle miteinander für genau so kriegstüchtig, wie die Vorgänger bei Gravelotte gewesen; das ganze Bündel von Eindrücken, Aeußerlichkeiten und Principien, Gewohnheiten und Leistungen, Tugenden und Lastern, [illegible] und geschichtlichen Erinnerungen u. s. w. fasst er als ein Ganzes, und wenn er andere fremde Gemeinschaften, z. B. die österreichischen Officierscorps beobachtet, in welchen allerlei Züge seines eigenen Milieus fehlen oder anders sind, so

verfällt er sofort in den Irrthum, das Andersgeartete müsse auch ein Mindergeartetes sein: ein Irrthum, den u. a. die Engländer, welche in ganz gleicher Weise die Boeren jahrzehntelang verkannt haben, soeben theuer bezahlen mussten.

Der preußische Kritiker findet, auf seine Einzelbeobachtungen gestützt, eine gewisse Blutleere in unserer Armee. Der Druck der Gesammtverhältnisse habe also, wie erwähnt, dem Officier das Temperament geraubt; aber auch die Mannschaft sei nicht leichtflüssig, in der deutschen Armee herrsche mehr Leben und Bewegung, ja auch die französischen Truppen seien hierin den Oesterreichern über; das Temperament sei nun aber ein wichtiger Bestandtheil der militärischen Kräfte.

Nun! den Wert des französischen Temperaments habe ich 1870 als Beobachter auf französischer Seite kennen gelernt. Auf deutscher Seite habe ich damals, nach der großartigen Erprobung des Zusammenhalts und der Zähigkeit vor Paris, erkannt, dass weniger Begeisterung und lebhaftes Temperament, als der Ernst, die ruhige Selbstverleugnung, die eiserne Disciplin den Ausschlag gegeben haben. Auf der Fahrt von Paris nach Orléans im Februar 1871 haben die französischen Reisenden mit Bewunderung auf die preußischen Landwehrleute geblickt, welche auf den Bahnhöfen die Wache versahen. „Das sind Soldaten!“ rief einer aus, „die unseren sind Hanswürste (arlequins)!“; und wer damals auf beiden Seiten reiste, dem blieb wohl der Gegensatz zwischen der brüllenden Begeisterung der Mobiles und der Ruhe der deutschen Truppen im Gedächtnisse.

Wir Oesterreicher haben vermöge eines Systems wackerer Arbeit und guter Schulung in den verflossenen Jahrzehnten viel „Temperament“ verloren und sehr viel Ernst gewonnen. Lange Zeit — von 1849 bis 1866 — haben wir bei jedem Gelage alle möglichen Feinde geschlagen. So viele Siege kann man gar nicht erfechten, als wir damals in heller Begeisterung mit Wein begossen. Immer hatten wir die höchsten Ziele vor Augen — aber die Wege, welche zu diesen Zielen hätten führen können, sind wir nicht gewandelt. Jede Trübung der politischen Fernsicht hat auf Lied und Gurgel, Musik und Wein, gewirkt, und ein Gerücht der Mobilisierung rief uns alle — ins Wirtshaus. Als dagegen in den Achtzigerjahren ein kalter Luftzug aus Nordosten wehte, da gab es eine Einkehr, eine Gewissenserforschung in der ganzen Wehrmacht. So emsig ist noch niemals gearbeitet worden, wie damals. Das Temperament hatte sich in Charakter umgesetzt, und der Ernst, der ehrliche Wille, die vernünftige Erwägung der Leistung, der Erfolgbedingungen hat die durstige Begeisterung ersetzt. Erhöhte Vorsorge ist ja ein Hauptkennzeichen erhöhter Cultur und Civilisation. Kriegstänze sind den Wilden eigen.

## Die Kohlenfrage in Deutschland.

Im Abgeordnetenhaus ist die preußische Regierung angesichts der namentlich während des österreichischen Strikes immer dringender werdenden Kohlennoth mehrfach wegen der Kohlentarife interpelliert worden. Die Antworten der Herren Minister lauteten nicht sehr entgegenkommend. Aber man musste sich schließlich dazu bequemen eine Conferenz zur Berathung der Frage einzuberufen. Nach den Erklärungen der Minister und nach unserer ganzen politischen Constellation war vorauszusehen, dass eine Aenderung der Dinge nicht zu erwarten sei. Und so haben denn auch die Verhandlungen damit geendet, dass nach wie vor weiter exportiert wird. Seitdem ich den vorigen Artikel über diese Frage schrieb,*) sind die Ausfuhrziffern für das Jahr 1899 bekannt geworden. Sie zeigen, wie man das ja auch erwartet hat, eine ganz erhebliche Steigerung der Ausfuhr, während naturgemäß der Import von Oesterreich her einen Rückgang erfahren hat. Diese Steigerung haben die Kohlenexporteure schon im voraus damit zu entschuldigen versucht, dass sie gleich ankündigten, es beständen noch seit langer Zeit Verträge, die hätten erfüllt werden müssen. Aber man werde sich im neuen Jahre nach Möglichkeit einschränken. Nun, diese Einschränkung ist nicht erfolgt. Denn die bisher veröffentlichten Ausweise über die Monate Jänner und Februar dieses Jahres sind wieder größer, und besonders auffällig ist die Ausfuhr nach Oesterreich gestiegen, und bei dieser kann es sich nicht um Erfüllung alter Verträge gehandelt haben, sondern um die Deckung eines durch den Strike neu entstandenen Bedürfnisses. Gegenüber all diesen Missständen beharrt die Regierung darauf, die Ausfuhrtarife bestehen zu lassen und zwar motiviert sie das damit: in Zeiten schlechten Geschäftsganges müsste es den Gruben erleichtert sein, ins Ausland den Ueberschuss der Production abzuführen. Darauf ist ohneweiters zu erwidern, dass es uns ja stets unbenommen bleibt, im gegebenen Moment die Tarife wieder herabzusetzen. Wenn wirklich wieder schlechte Zeiten eintreten sollten, wenn die Kohlenproducenten Noth leiden, so könnte man es verstehen, wenn wieder neue Vorzugstarife geschaffen werden, ebenso, wie man es immerhin verstanden hat, als in der Noth vergangener Jahre billiger Export gewährt wurde. Allerdings scheint mir hier weit über die Frage der augenblicklichen Nützlichkeit die wichtige Principienfrage hinauszuragen: ist es überhaupt unter dem Gesichtspunkt einer rationellen Handelspolitik vernünftig, Kohlen aus dem Lande zu lassen? Ich glaube, dass diese Frage verneint werden muss. Freilich, sie lässt sich nicht für alle Staaten gleichmäßig beantworten. Aber ein Land, mit so kolossal aufstrebender Industrie, wie Deutschland, begeht eine schwere Sünde an sich, wenn es dieses wichtigste aller industriellen Nahrungsmittel aus dem Lande gehen lässt, und womöglich in Gestalt von Vorzugstarifen noch gar Prämien auf die Ausfuhr setzt. Man wird ja zunächst die Kohlenausfuhr nicht ganz unterbinden können und das von einigen Heißspornen angestrebte Ausfuhrverbot dürfte der internationalen Vertragspolitik ins Gesicht schlagen. Aber eine Aenderung muss unbedingt geschehen, weil sich mehr und mehr folgende Missstände herausgestellt haben: Zunächst liegt die Gefahr vor, dass wir die Herrschaft über unsere Kohlengruben vollkommen verlieren. Denn die billigen Tarife bilden geradezu einen Anreiz für das ausländische Capital, deutsche Gruben zu erwerben. Da wir nun nicht ohneweiters Ausländern den Erwerb von deutschen Gruben verbieten können, schon deshalb, weil solche Bestimmungen ja doch umgangen werden, so liegt es direct im nationalen Interesse, wenigstens alles zu vermeiden, was zu solchen Consequenzen führen kann. In der Sache selbst ist es aber natürlich gleichgiltig, ob von ausländischen oder deutschen Grubenbesitzern die Kohle ins Ausland geführt wird. Es ergibt sich immer dieselbe Consequenz, dass wir die ausländischen Industrien unterstützen auf Kosten der deutschen Industrie. Ganz besonders muss dies ins Gewicht fallen in einer Zeit, wo aus Kohlenmangel die heimische Industrie theilweise feiern muss, also nicht concurrenzfähig ist, und ihre Concurrenten durch den deutschen Bergbau gestärkt werden. Es ist ja in der Regel für einen Industriestaat ein erstrebenswerter Zustand, einen möglichst großen Ueberschuss der Ausfuhr über die Einfuhr aufweisen zu können. Aber es kommt doch immer sehr darauf an, welcher Art die im Außenhandel erscheinenden Waren sind. Wenn wir mit hohen Ausfuhrziffern prunken und ein beträchtlicher Bestandtheil von Rohmaterialien ist darunter, die in Gestalt ausländischer Fabrikate zu uns zurückkehren, so ist uns damit garnicht gedient. Auch in schlechten Zeiten sollten wir daher die Kohle nicht ins Ausland verschleudern, sondern die Tage geringeren Bedarfes sollten uns Gelegenheit geben, uns für die Tage der regen Nachfrage zu sammeln. Darin lag ja gerade der Fehler des Kohlensyndicats, dass es verabsäumte, rechtzeitig für Befriedigung des regen Bedarfes zu sorgen.

Es lässt sich ja nicht leugnen, dass das Syndicatswesen einen Fortschritt gegenüber der anarchisch freien capitalistischen Production bedeutet. Aber der Fortschritt beruht eigentlich hauptsächlich darin, dass durch das Syndicatswesen anerkannt wird, dass der einzelne Producent sich einer Vielheit von Interessenten unterzuordnen hat. Der Gedanke des Syndicats schafft endlich auf praktischem Wege den theoretisch schon längst über den Haufen geworfenen manchesterlichen Grundsatz: laissez faire, laissez passer aus der Welt. Aber die Syndicate legen ihren Mitgliedern Beschränkungen auf, nicht im Hinblick auf die interessierten Verbraucher, sondern auf die interessierten Erzeuger. Das drückt sich schon darin aus, dass die vornehmste Aufgabe unserer modernen Kartelle in der Preispolitik gesehen wird. Die Einschränkung oder Erhöhung der Production ist nur Mittel zum Zweck, um die Preise zu Gunsten der Producenten regulieren zu können. Die hohe socialistische Idee also, die im Kartellgedanken zum Ausdruck kommt, wird derart vollständig paralysiert.

Da Kartelle so zu einer Ausbeutung der Allgemeinheit führen können und, wie das Kohlensyndicat beweist, auch führen, so müsste an eine verständige Regierung ohneweiters die Frage herantreten: dürfen so wichtige Rohmaterialien wie Kohle überhaupt kartelliert werden? Aber während man in den weitesten Schichten der Bevölkerung dringend ein Kartellverbot für Kohle fordert, verhält sich die Regierung demgegenüber ebenso stumm, wie gegenüber der geforderten Aufhebung der Ausfuhrtarife. Verwunderlich ist das nicht. Denn die Regierungen der Staaten sind ja schließlich nichts weiter als Vertreter der herrschenden Classen und in einem Staat, dessen Steuerkraft so sehr im individuellen Unternehmerthum wurzelt wie Preußen ist es nur zu sehr erklärlich, dass man alle möglichen Rücksichten auf die Unternehmer nimmt. Allerdings trotzdem mag es Wunder nehmen, dass die Regierung sich selbst gegenüber den coulantesten Forderungen der Menge vollkommen ablehnend verhält. Erklärlich wird das nur, wenn man die unseligen politischen Verhältnisse in Deutschland heranzieht. Die preußische Regierung ist vollkommen abhängig vom Willen des Monarchen. Und da dieser Monarch als Kaiser von Deutschland unter allen Umständen eine starke Flotte wünscht, so darf die preußische Regierung diejenigen Elemente, mit deren Hilfe man die Flotte bewilligt haben kann, nicht vor den Kopf stoßen. Die Elemente theilen sich in Großgrundbesitz und Großindustrie und das Schlimme ist, dass man die widerstrebenden Interessen dieser beiden unter einen Hut bringen muss. Wenn man nur auf die Großindustrie Rücksicht zu nehmen hätte, so ließe sich ein Ersatz für die verringerte Ausfuhr in einem

*) Vergl. den Artikel „Die Kohlenfrage in Deutschland“ in Nr. 28[illegible] der „Zeit“.

Ausbau der inneren Verkehrswege durch den Bau des geplanten Mittellandcanals schaffen. Aber gegen diesen Canal wehrte sich aus verschiedenen, hier nicht zu erörternden Gründen die Landwirtschaft und deshalb muss man das alte Tohuwabohu in der Kohlenausfuhr bestehen lassen.

Als Facit unserer Betrachtung, ergibt sich das im Volksinteresse gelegene Verlangen nach Beseitigung der Ausfuhrtarife, Verhinderung capitalistischer Kartellbildung für Kohlen und namentlich Vermeidung der Möglichkeit des Erwerbes deutscher Kohlengruben seitens Ausländer. Ob diese Forderungen durch gesetzgeberische Maßnahmen durchzusetzen sind, bleibt fraglich. Man muss dabei auch bedenken, dass das Recht auf freien Absatz ein wohlerworbenes Recht der Grubenbesitzer ist und es scheint doch immerhin fraglich, ob ohne Antastung dieses wohlerworbenen Rechtes auf dem Wege der Einzelgesetzgebung hier Remedur geschaffen werden kann. Ich verneine diese Möglichkeit und für mich erwächst in rein logischer Consequenz aus dieser Unmöglichkeit die Forderung einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues. Der praktischen Verwirklichung dieser Idee stehen eine Menge Bedenken theils genereller theils specieller Art entgegen. Und wenn vorderhand auch an die Möglichkeit der Verwirklichung nicht zu denken ist, so ist es doch von hohem Wert, das Für und Wider zu discutieren.

Man darf zunächst niemals aus dem Auge lassen, dass eine Verstaatlichung irgend eines Productionszweiges für die nächste Zeit immer darunter leiden muss, dass der Unternehmer Staat natürlich auch nur bis zu einer gewissen Grenze Coulance üben kann und sich im übrigen dem großen capitalistischen System einfügen muss. Für den speciellen Fall der Verstaatlichung des Kohlenbergbaues ist die Sachlage dadurch etwas günstiger, als der Staat als Kohlenproducent durch die Gesetzgebung wenigstens leichter als Privatunternehmer gezwungen werden könnte, nicht an das Ausland zu verkaufen.

Als zweiter Punkt muss bei der Verstaatlichungsfrage in Betracht gezogen werden, dass wir ja im Grunde keine Verstaatlichung anstreben, sondern dass uns das Ziel einer Vergesellschaftung vorschwebt.

Der Staat ist aber nur die Organisation der Gesellschaft und diese Organisation ist zur Zeit aufgebaut auf einem unbedingten Vorrecht der besitzenden Classen. Gibt man irgend einen Betriebszweig in die Hand des Staates, so wird dadurch das Recht und der Einfluss der besitzenden Klassen erweitert. Wir haben in Preußen in dieser Beziehung mit der Eisenbahnverstaatlichung schlechte Erfahrungen gemacht. In technischer Beziehung hat sich die Verstaatlichung nach dem Urtheil aller Fachleute glänzend bewährt, aber bei der Festsetzung der Tarife hat die Volksvertretung keine beschließende Stimme. Bei der Etatsberathung darf sie gehorsamst ihre Wünsche äußern. Aber wie wenig auf solche Wünsche in den maßgebenden Kreisen gegeben wird, lehren ja gerade die Ereignisse der letzten Wochen.

Es wirft sich also hier von selbst die principielle Frage auf, ob es rathsam ist, dem Staat ein neues Machtmittel in die Hand zu geben. Es ist ja richtig, dass jede Verstaatlichung einen großen Reiz dadurch hat, dass man glaubt, dadurch dem socialen Princip der Zukunft näher gekommen zu sein. Aber solcher Fortschritt ist nur ein scheinbarer, weil er in den meisten Fällen auf der anderen Seite durch eine schwere Hemmung des wirklichen Fortschrittes erkauft wird.

Von einem bekannten liberalen Socialpolitiker wurde uns eine private Aeußerung über diesen Punkt berichtet, die recht zutreffend sein dürfte. Er äußerte, der Liberalismus sei in Preußen deshalb vollkommen an die Wand gedrückt worden, weil seine Hauptforderungen seitens des Staates durchgesetzt worden seien. Damals haben die Liberalen jauchzend zugestimmt, waren aber zu kurzsichtig, um zu erkennen, dass sie nie zustimmen durften, bevor sie in der Regierung eine wichtige beschließende Stimme hatten. Dadurch übertrugen sie die wichtigsten Reformen, die sie hatten durchführen müssen, auf den Staat und vermehrten dessen Omnipotenz. Ganz ähnlich kann es diesmal auch allen Socialisten gehen. Wenn sie ohne Erfüllung ihrer demokratischen Hauptforderungen Verstaatlichungen zugeben, so können sie gerade das Entgegengesetzte bewirken, was sie sich träumen: der Staat nimmt ihnen den Wind aus den Segeln und vermehrt gleichzeitig seine Macht.

Bei der gesunderen Vergesellschaftung des Grund und Bodens hat man in dessen Ueberantwortung in die Hand der Communalverbände einen geeigneten Ausweg gefunden. Denn wenigstens kommt dadurch nach der preußischen, in diesem Punkte recht guten Steuergesetzgebung der Ertrag auch wirklich allen Bürgern der Gemeinde zugute. Allein bei den Bergwerken kann man den Ausweg der Communalisierung nicht wählen. Man könnte vielleicht an die Kreisverbände oder an die Provinzialverbände denken, allein die sind in Preußen noch reactionärer, so dass man denn erwarten müsste, dass in Zukunft durch die [illegible] des Grundbesitzes [illegible] die Kohle vielleicht gar gegen die anderen [illegible] z. B. durch [illegible]

Wir müssen alle doch schließlich an den großen Staatsverband herantreten. Allein da sprechen außer den schon angeführten Bedenken noch andere. Man muss sich namentlich fragen, ob man es auf sich nehmen will, durch die Verstaatlichung tausende jetzt gut organisierter Arbeiter in politische Abhängigkeit zu bringen. Das würde durch eine preußische Verstaatlichung sicher geschehen. Deshalb ist diese auch unbedingt zu verwerfen. Als einziger Ausweg bleibt eine Verstaatlichung durch das Deutsche Reich übrig, da dessen Verfassung dem Volke einen größeren Einfluss gewährleistet und infolge dessen auch das Coalitionsrecht der Arbeiter garantiert sein dürfte.

Allein vielversprechend ist auch eine solche Verstaatlichung noch nicht, solange die Eisenbahnen in den Händen der Einzelstaaten sind und dadurch diese dem Reich mit den Tarifen fortwährend entgegenarbeiten können.

Man sieht, der principiellen und speciellen Bedenken sind recht viele und man möge es mir nicht übel nehmen, dass ich an den Schluss meiner Ausführungen ein großes Fragezeichen setze. Ich wage nicht zu entscheiden, ob eine Verstaatlichung unter diesen Umständen überhaupt gerathen ist, so sehr ich auch principiell für sie eintrete. Die angeführten Erwägungen sind nur einige von vielen, die einen beim Nachdenken über diese Frage förmlich bestürmen. Die ganze Angelegenheit ist von so großer principieller Bedeutung, dass ihre Discussion in breitester Oeffentlichkeit unter Abstrahierung von dem augenblicklich bei uns acuten Fall von Nöthen ist. Aus der Summe der zutage tretenden Anschauungen mag man dann das Facit ziehen. Gelangt man dann zu einem Resultate, so ist es wenigstens erhaben darüber, als Urtheil eines Einzigen der Einseitigkeit geziehen zu werden.

Berlin. Georg Bernhard.

---

# Eine Aprilfahrt nach dem Quarnero.

## 1. Durch den Karst.

Wir fahren auf fruchtbarer Ebene dahin. Das heißt soviel, dass der Weg langweilig ist. Meine einzige Zerstreuung: die wohlthuende Angst, dass ich einer Gefahr entgegensage; denn man sagt mir, dass die fortwährend höher sich schlängelnde Bahn verhängnisvollen Schroffen zustrebt, wo selbst der heiße Athem der Karsthexen zur beißenden Bora vereist und die Locomotive mitsammt ihrem angekoppelten Zug spielend aus der eisernen Spur wirft. Drum blicke ich auch freudig-zagend nach der Agramer Domkirche zurück, deren Thurmstümpfe, gleich erhobenen Armen, mir warnend zuwinken.

Inzwischen, bis der Schrecken mich an der Kehle fasst, vertreibe ich mir die schwere Zeit mit nichtsnutzigen Nörgeleien. Da sind wir in Karlstadt, croatisch: Karlovac. Karl heißt aber croatisch Dragowir. Warum also nicht Dragomirovac? Und warum sitzt der Bischof von Karlovac in Plaski? Das erinnert an den Bischof von Munkács, der in Unghvár seine Residenz hat. Gehört das ins griechisch-katholische Normale? Ist's Willkür? Willkür ist ja Sünde! Mea minima culpa, sagt der Herr Bischof und zieht sich von dem gleichnamigen Flüsschen in die hohen Berge zurück. Ich gebe Hochwürden meinerseits die Absolution.

Also gedeihen in anhebender Gebirgsgegend die Flachheiten.

Es muss dem Herzen eines rechtschaffenen Ungarmenschen wohlthun, hört er, wie von den Oguliner Bergwänden in dreifachem Echo das „Mehet!“ (das ungarische Fertig! — All right! — Pazienza! — [illegible]) wiederhallt: das einzige ungarische Wort, das erobernd durch diese Steinwüste schmettert. Vielleicht, so hofft er, lässt es in irgend einer Furche der kahlen Felswand ein Samenkorn zurück, das dereinst als ermunterndes Ungarthum aufkeimen mag. Denn schöne Zukunftsbilder webend, sehe ich die Leute unseres Forstgewaltigen, A. v. Bedo, auf Hängen und in Schluchten herumklettern — sehe, wie sie dieses öde Gestein mit Setzlingen bevölkern; ein Beginnen, welches in der amtlichen Sprache die „Aufforstung des Karstes“ heißt. Wenn Zeit und Umstände dem Werke hold sind, dürften, noch ehe drei Jahrhunderte vorüberrauschen, der ungarische Wald und die ungarische Sprache hier Wurzel gefasst haben. Inzwischen wird jeder Anblick dieser unerbittlichen Oede mit der Spitzhacke abgetrotzt: denn jede aufgeworfene Scholle muss erst mit der Haue todtgeschlagen werden, damit sie zum Leben erwache.

Auch hier bewährt sich die Darwinische Anpassungstheorie. Jenen bleichgedorrten, [illegible] Baummann dort sehe ich für ein Felsenriff an, und er ist doch eine Ziege. Ein wahres Wunder, dass sie im Gewirre dieser tauben Steinblöcke nicht zur scharfhörigen Gemse geworden.

Tollkühn ist das Unterfangen, diese Berge zu durchbohren; [illegible] diese steilen Höhen erklimmen zu wollen. [illegible] wagen und er geht an der [illegible] zugrunde. Tief unter mir wälzt er [illegible] aus einem Tunnel heraus. Wir

sind es, die ihn dort zurückgelassen, und nun ist's, als strebe er in trägen Ballen nach dem Schlot der Locomotive zurück, die ihn ausgestoßen. Der verlassene Qualm kriecht dann von Fels zu Fels, immer höher; an jeder Kante und Spitze läßt er einen Fetzen hängen, um schließlich als dünner Schleier zu zerflattern. Das Bild ist gar nicht neu, aber ich kann mich nicht satt daran sehen.

Die von den Felswänden herabgerollten Brocken längs des Bahndammes scheinen Bruchstücke von weißen Grabmälern. Im Morgenlande sah ich ähnliche Steine, wo die Hufe unserer Pferde, als wir die sieben Thürme abritten, die von den schlanken Säulen herabgekollerten Turbane zerstampften. Und indem ich meine Blicke in diese Gespensterwelt versenke, erfassen mich Dante'sche Gesichter, und während das Geheul des Sturmes in gewaltigen Stößen sich in die gellenden Pfiffe unserer keuchenden Maschine mengt, gewahre ich zertrümmerte Tempel und eingestürzte Königspaläste und bevölkere sie mit einem Heer verdammter Seelen. Dort eine riesige Kuppe; daneben und darüber ragen graue Thürme; alle starren sie mich mit ihren hohlen Fensteraugen und gähnen mich mit ihrem weit aufgerissenen Thor-Rachen an, aus dessen weißgebleichten Kiefern vier gelockerte Steinwürfel gleich morschen Zähnen zu meinem Coupéfenster hereingrinsen. Es ist die zerfallene Burg derer von Frangepan, wo einst, nach bösen Schlachten, der siegreiche Held in den weichen Armen seiner jungen Frau sein wundes Haupt so weich bettete. Der Adler mit der Taube.

Wie erst, wenn es mir gegönnt gewesen wäre, diese Bilder im geheimnisvollen Lichte des mitternächtigen Mondes zu schauen!

Zwischen Dolnice und Lokve rauschen Fichtenwälder zu mir herauf, deren Dickicht umso erfreuender wirkt, weil es den Wandersmann ganz unvermuthet grüßt. In seinem kühlen, grünen Dunkel blinken Inseln von annoch ungeschmolzenem Schnee, welcher in jene versenkten Flüsse absickert, die, nachdem sie eine Strecke im Freien ihren Lauf fortgesetzt haben, plötzlich unter einer Felsengruppe verschwinden, um, in ihrem dunklen Bette weiter jagend, mit Rauschen und Donnern wiederum hervorzubrechen.

Da und dort ein bräunlicher Fleck in steinerner Umfriedung: lauter mit uneinnehmbaren Wällen geschützte — Feldwirtschaften. Unser Spielplatz in Dabas war ein Großgrundbesitz im Gegensatz zu diesen freigelegten, armseligen Bodenstückchen. Mit welch hütender Liebe mag wohl das Herz an solchem Erwerb hangen, der umso kostbarer ist, je kleiner er gerieth und je mehr Schweiß an jeder einzelnen Scholle haftet. Das dürftige Wurzelwerk, das herbe Grünzeug, das hier gezogen wird, findet reichlichen Absatz in der kleinen Fiumaner Markthalle. Sogar etwas wie Milch wird von hier zu Thal geliefert. Zumindest thut sich dort ein Kühlein an einem — Kehrbesen aus weither geholten Weidengerten gütlich, dessen Bart es mit Behagen zerzaust, während es den Stiel mit den Vorderbeinen festhält. Da hatte es jene zwerghafte Melkkuh, die ich einst in ihrem Ställchen in Hammerfest gesehen, denn doch besser: die wurde mit jungen Dorschen gefüttert.

Auf Schritt und Tritt werden mir meine nordischen Erinnerungen lebendig, namentlich da sich beim Herauskriechen aus dem letzten Tunnel bei Buccari unter mir der Quarnero erschließt, ähnlich dem leuchtenden Busen des Hardanger-Fjord, wo die segelbeflügelten Fischerkähne „sanft wie Schwäne" geräuschlos über die feinciselierte Wasserfläche dahingleiten. Könnte ich vollends die hinter mir sich aufthürmenden krainischen Gipfel nach vorne schieben: die Täuschung wäre vollständig. Wozu auch ließ ich mich so weit unter die hohen Breitegrade schleppen, da ich hier so nahe dieselbe erhabene Trauer antreffen konnte, die das äußerste Ende des europäischen Festlandes darbietet? — wo Vergänglichkeit die Seele mit dem Gedanken der Ewigkeit bald demüthigt, bald wieder hoch aufrichtet.

Ein Wäldchen von Masten. Ihr trockenes Holz hat Blüten getrieben: von den Wipfeln läßt eine lustige Brise anmuthig die farbigen Wimpel flattern, denn heute ist der Tag des Herrn.

Was durch das dichte Gewebe der Tau-Netze hindurchblinkt, das ist Volosca und Abbazia. Diesseits Thürme und Dächer. Dröhnend läuft der gebremste Zug abwärts. Meine Angst also kam nicht auf ihre Rechnung. Vielleicht ein nächstesmal.

— Fiume! ruft glücklich der ermüdete Schaffner.

## II. Fiume.

Vergebens war es, dass es am Strande des weltenverbindenden Meeres erbaut worden. Vergebens war es, dass die große Maria Theresia die beste Landstraße der Monarchie dahin hatte bauen lassen: Fiume hockte stets im Verborgenen. Und obzwar der ungarische Staat es mit eisernen Klammern an sich geknüpft hat: es ist noch immer ein corpus separatum. Es war auch recht schade, es nicht gleich corpus adnectum zu nennen.

Die Seele des Ungars geht hier nur so um und fühlt sich fremd im theuren Eigenthum. Sein Gebiet von 1975 Quadratkilometern ist zur Hälfte von unseren Millionen bedeckt. Es soll ja nicht geleugnet werden, dass seine Marktplätze und Gassen als Schmuck den Namen großer Magyaren tragen. Gibt es ja hier sogar einen Zichy-Molo. Sie wissen freilich nicht, was das für ein gewaltiger Mann war. Wird er hierzulande genannt, geht ein Lächeln durch die Menge und schwindet selbst dann nicht, wenn man im Hafen den „Baron Dániel" vor Anker liegen sieht, wie er sich von den Wellchen des Quarnero schaukeln läßt, als wären es Lobhymnen des „Nemzet". Ja, gewiss rennt man hier an ungarische Wahrzeichen an — aber das ist nur neue ungarische Verschnürung auf dem altvenezianischen Sammet.

Die weithin leuchtenden ungarischen Aufschriften der Elevators und der Docks, der staatlichen Behörden und Anstalten, selbst die „M. kir. tözs." haben mich nicht zu überzeugen vermocht, dass ich hier auf ungarischem Boden wandle. Und so oft ich heimatliche Laute hörte, fuhr mein Kopf überrascht nach rückwärts, als befände ich mich irgendwo in Bolkesjö. Der Slovak aus der Thuróczer Gespanschaft, wenn er in die Ecke gedrückt wird, kommt uns schließlich ungarisch, wie ja der Wallache aus dem Temeser Banate auch. Allein hier magst du einen Fiumaner anfassen, ihn streicheln oder rütteln: seine ganze Wissenschaft (wenn du ihn streichelst) erschöpft sich im „Elschen Madschar!" Rütteln wir ihn aber: da wirft er sich mit irredentistischem Todesmuth der Quere nach über das Geleise der elektrischen Stadtbahn, weil ja an der Flanke ihrer Waggons die Anfangsbuchstaben auch ihres ungarischen Namens angebracht sind. Freilich wissen diese Helden, dass der Führer zur rechten Zeit bremsen wird. Man erinnert sich hierbei an die Politik Oesterreichs im Lombardo-Venezianischen aus den Fünfzigerjahren. Wie wurde da den Italienern der Hof gemacht! Mit österreichischem Gelde hatte man den wackelig gewordenen S. Marco frisch eingerenkt, den blindgewordenen byzantinischen Goldflächen seiner Mosaikbilder mit prächtigen Ducaten zu neuem Glanze verholfen. Auf der Piazzetta spielten die kaiserlichen Militärkapellen die beliebtesten italienischen Opernstücke; die Scheidemünzen trugen italienische Kreisschrift, und als soldi wurden sie geprägt und nicht als schnöde Kreuzer, die uns übrige bändigten. Und die Herren kaiserlichen Officiere thaten sich nicht wenig zugute darauf, das correcteste Italienisch zu sprechen. Der gekräftigte S. Marco, die frisch vergoldeten Mosaikflächen ließen sich diese kostspieligen Verjüngungsarbeiten gefallen, aber hatten nicht einen Span, nicht ein Fünkchen dazu beigetragen, die Oesterreicher angenehm zu machen, wie ja auch die Piazzetta während der schönsten Donizetti'schen und Rossini'schen Arien leer blieb, und auch das elegante Italienisch der schönen österreichischen Officiere nicht verfangen wollte. Es kann mir füglich nicht in den Sinn kommen, Ungarn mit Italien zu vergleichen. Was aber Italianissimi und Croatissimi in Fiume an Undankbarkeit leisten, könnte verbittern, wäre es nicht gar so schäbig.

Unsere Politik ist hier eitel Streicheln, und unsere Brust schwillt nicht wenig von Genugthuung, wenn die Signora dem biedern und hochherzigen magyar ember verliebt um den Hals fällt, dieweilen ihre während der süßen Umarmung herabhängenden Hände hinter seinem breiten Rücken von einem feurigen wälschen Jüngling geküsst werden.

Und wie glücklich dankt der gutmüthige Ungar für jedes ungarische Zeichen!

Mein Freund B. machte tags zuvor einen Ausflug nach Abbazia. Er erzählt: Durch die Reihen des dichtbestandenen Decks, da, wo die ungarischen Laute am hellsten aufschlugen, drängte sich ein stämmiger Mann hindurch und rief dröhnend ein um das anderemal: „Elschen madschar! En (für én = ich) madschar!" Und nachdem er sich ausge-elschent hatte, nahm er vor dem Landen den weiten Filz von seinem sirmoeligen Haupt, streckte ihn denjenigen entgegen, die er nach ihrer Sprache für Ungarn hielt, und sammelte den Lohn für seine patriotischen Gefühle ein, während ein Kamerad auf einer Mandoline, in kühner Verkürzung aber mit umsomehr gekräuselten Fiorituren, den — Rákóczi-Marsch herunterzupfte. Und die Silberlinge und Nickelstücke fielen reichlich dem Barden in die Mütze, zum kleineren Theil als Almosen, zum größeren Theil wohl als incoraggimento.

Und auch in der kleinen Markthalle widerfährt es dem vertrauensduseligen Madschar, dass man ihm, sobald er erkannt ist, mit besonderer Betonung piros narancs (Orangen mit rothem Fleisch) entgegenhält. Denn sie wissen, dass der Ungar auch bei den Pomeranzen die Farbe des Blutes liebt, gleichwie bei der Heveser Wassermelone und dem gesunden Frauenzimmer. Der Ungar will einmal sein Roth haben! Und von Jaffa bis Messina, von Valencia bis San-Juan werden die rothen Orangen für uns gezogen, gleichwie sie in Paris die knallrothen Hüte für unsere Frauen und Töchter fabricieren. Bon pour la Hongrie!

*

Aus der Thierwelt unserer ungarischen Hafenstadt erwähne ich den weißen Elefanten. Daheim in Siam wird er als Halbgott angebetet, und verehrt wird er auch bei uns, wenn er als Orden an einem rothgelben Seidenband geführt wird. Der freigebige König von Siam, Tschulalongkorn der [illegible], hatte zur Zeit, da er, umgeben von seinen allerliebsten Hofcavalierchen, vor drei Jahren die ungarische Haupt- und Residenzstadt beehrte, die Menge solcher reducierter Dickhäuter in sorgfältig vergoldetem Silber austheilen lassen.

In Fiume aber ist der Elefant nicht einmal ein Wappenvieh, und weiß erscheint er nur vom Stärkemehl, dessen Schutzmarke er bildet. In seinem Zeichen mahlt man nämlich jene Reisstärke, der nicht nur hierzulande, sondern auch weit hinaus über die Grenzen vieltausend Vollblutgigerl die leuchtende Steifheit ihres weißen Kragens, die strahlende Glätte ihrer Manchetten und den Sonnenglanz ihrer zumeist eingesunkenen Hochbrust zu danken haben. Der mächtige Elefant im Dienste des Affen.

Zur Flora dieser Stadt hinwieder, die, vom herrlichen Garten des Erzherzogs Josef abgesehen, ganz anderswo hervorschießt, gehört eine ganz eigene Art von Schlenderbohnen. Es ist dies eine fleischfressende Pflanze, also halb Thier; und, da der Mensch sie schuf, natürlicherweise auch ein blutdürstiges Thier. Diese Hülsenfrucht erhält den Staat und zerstört das Leben. Sie heißt — der scharfsinnige Leser hat es sicherlich schon längst errathen — Torpedo. Hier hat sie ihren Garten, in Pola ihren „Park“. Düstere Männer, schweigende Frauen streuen hier die Saat aus. Kein frischer Sang erhellt ihre Arbeit; viel eher würde eine Todtenklage auf ihre Lippen passen. Hier flattert weder die gemüthliche Rauchwolke des Tabaks, noch auch der Flügelschlag eines Liedchens zur tröstlichen Verkürzung der endlosen Arbeitszeit. Diese Frauen, sie kneten den todbringenden Teig, der gar viele starke Bursche, brave Soldaten für ewig satt macht. Aber auch Thränen dürfen nicht in diesen Teig tropfen — sie könnten seine Sprengkraft lähmen. Stumm, mit eisiger Hand und trockenen Auges formen und bringen sie dann ihren Teig in die Hülsen.

Und auch sonderbare Fischer gibt es hier herum. Ihr Handwerk ist, diese kleinen Ungeheuer mit wunderlich gearteten Angeln und Netzen aus der Meerestiefe herauszufischen. Ein lustig veranlagter Schriftsteller hat den Torpedo nach seiner Cigarrenform „Flor del Paradiso“ benannt. Und in der That: für den dieses Kraut angezündet wurde, der raucht in seinem Leben nimmermehr.

Heiterer geht es hier in jenem großen Gebäude zu, wo die wirkliche Cigarre gerollt wird. Eine Armee schwatzender, lachender, trällernder Mädchen hängt da dem nach Gewicht erzeugten, mit den klingendsten fremdländischen Namen prunkenden Alföldor Tabak ein dünnes Seidenmäntelchen um und wickelt darein Virginia — a non virgine; denn weder die Eingeweide, noch auch die Decke haben je den Boden dieses nordamerikanischen Staates gesehen. Gleichwohl schmeckt uns das schlanke Wickelkind vortrefflich. Es ist eine Fälschung, die das Original an Duft und Würze übertrifft. Mir, der ich einer seiner stärksten Consumenten bin, geziemt es wohl, dies anzuerkennen.

Während sich die italienische Irredenta hier nur platonisch äußert, verkündet das Croatenthum, an seine Brust schlagend, laut seinen Anspruch auf Fiume. Die Historiker behaupten zwar, dass auf Grundlage des pragmatischen Rechtes Croatien um Fiume sich nicht zu kümmern habe, denn als corpus separatum sei es ein Theil des ungarischen Reichskörpers. Und auch auf geographischer Basis ist der Kampf ein ungerechtfertigter: scheidet doch die Fiumara, das Grenzflüsschen, Fiume von Croatien. In Bezug auf Sprache wird die Entfernung eine größere: denn wer als Dragutin hieherkommt, der wird in kürzester Zeit ein Carletto und spricht italienisch, sagen die Fiumaner mit sieghaftem Lächeln, und bemerken nicht, dass vom Quarnero bis an den Fuß der Schwarzen Berge, längs der dalmatinischen Küste, Carletto allgemach sich in Dragutin umzuwandeln beginnt.

Uebrigens ein merkwürdiges Land, dieses dreieinige Königreich Ungarn, in welchem nächst dem Magyarischen auch noch deutsch und slavisch — letzteres in drei Abarten: slovakisch, serbisch-croatisch und ruthenisch — ferner rumänisch und italienisch gesprochen wird. Ja, wir besaßen in der Gespanschaft Torontál sogar eingeborene Franzosen. Sie bevölkerten eine Siedelung König Karls III. (in Oesterreich Kaiser Karl VI.), und Charleville und ähnliche Ortsnamen zeigen heute noch die Spuren gallischer Einwanderung. Gegenwärtig freilich ist von dieser französischen Herrlichkeit wenig übrig geblieben. Namen wie Grosmont, Desailles, Sanctères wurden zu Grohmann, Desalter und Schautler. Sie sind allesammt zu „Schwaben“ geworden, haben aber gleichwohl vor mehreren Jahren spontan gegen den Deutschen Schulverein und seine Propaganda sich erklärt. Augenblicklich scheint die Aussaat des Schulvereines wiederum einmal aufgehen zu wollen. Seit jüngster Zeit nämlich dröhnt es nur so in den kleinen deutschen Blättern des Banates vom alleinseligmachenden Deutschthum. Der „Schwabe“ aber steht diesem Geschrei, wie ich versichern kann, fremd, ja ablehnend gegenüber. Gehört er ja zu den reichsten Bauern im weiten Ungarlande und ist nicht wenig stolz darauf, seine Kinder den „Szózat“ declamieren zu hören.

Das Ungarthum in Fiume aber ist nicht verschwistert mit dem Italienischen, sondern es ist ihm nur so angelobt, und zwar mit schwerem ungarischen Geld.

Auf der breiten Via del Corso fällt als vornehmstes Clubhaus das croatische Casino [illegible] in die Augen. Als ich des Abends zu seinen Fenstern em[illegible] ten der Musik [illegible] auf die stille Straße herab [illegible] und gerade [illegible] Abend wurde, soll es den [illegible] ein [illegible] Sinne — rumoren. Auch dringt zuweilen folgendes croatische Liedchen durch die nächtliche Stille. Es lautet, in dürftiger deutscher Uebersetzung, folgendermaßen:

> Hörst du's János? Diese Stadt
> Immer uns gehöret hat!
> Fiumara-Csárdawein
> Schänkt Wirt Mirko nur allein!

Wie man beobachtet haben will, soll der „croatische Staatsgedanke“ die italienische Irredenta bereits überholt haben. Sie duldet es, dass ihr wohlklingendes Tersato croatisiert als Trsat genießt werde. Moschienizza legte seinen anmuthig hüpfenden Adonicus ab und hört nun auf den Namen Mosenice. Jeiei, also zwitscherte es noch vor gar nicht langer Zeit. Nun lautet es, von croatischen Accenten dicht besetzt: Jčiči. Und der herrliche Frangepane wurde zum Frankopan. „Aber“, so flüstern die kleinen Italianissimi untereinander, „lassen wir nur die Croaten groß werden, die wollen wir dann bei gelegener Zeit leichter unterkriegen, als die schweren Ungarn!“

Kurz: es wird immer bunt und bunter auch in dieser Hälfte der Monarchie. Dabei scheint die Sonne so lieblich, und in der friedlichen Bucht schaukeln die verankerten Schiffe. Der Haifisch aber, der denkt sich sein Theil und liegt, mit weit aufgesperrtem Rachen, auf der Lauer in diesen seinen Lieblingsgewässern.

Das Petroleum, welches roh-russisch hieher gelangt, wird von der ungarischen Creditbank bis zur vollständigen Reinheit verfeinert. (Das russische Raffinement bewährt sich beim Erdöl nicht.) Erst dann ist es geeignet zur Verbreitung des Lichtes. An die sechsmalhunderttausend und mehr reicht die Zahl der Barrils, die alljährlich hier verarbeitet werden, wofür diese Gesellschaft nahezu zwölf Millionen Kronen an Steuern entrichtet.

Wirkungsvoll in der Façade ist das schöne Gebäude der k. und k. Marine-Akademie, allwo 130 Jünglinge für den Seemannsdienst vorgebildet werden. Hier aber hatte ich schon Angst vor den ziffermäßigen Ausweisen; hier wagte ich es nicht mehr, zu fragen, wie viel ungarische Jungen unter den 130 sich wohl finden mögen? „Ans Meer, Magyar!“ rief Kossuth im Jahre 1847, und trotz seiner Donnerworte ist die Zahl derer, die dem Rufe folgten, recht schütter.

Die Osteria unseres „Landsmannes“ Sgr. Lenossi ist die welscheste in ganz Fiume. Sie liegt nahe der Pforte des Kaisers Claudius. Und da aß ich mit Paradeissauce gesättigte Spaghetti, eine Art aus Teig gesponnenen Bindfadens, der dünner ist als Maccaroni, dafür aber um etwa dreihundert Kilometer länger. Die Distanz zwischen Fiume und Palermo verschwindet binnen sieben Minuten in unserem Magen. Freilich fühlt man sich dann ungefähr wie eine sattgefressene Anakonda, und nicht um ein Königreich möchte man seinen Sitz verlassen. Könnte auch nicht. Und doch keucht man ohnmächtig zur offenen Veranda hinaus, da bringt auch schon der Padrone den Rizotto. Jedes einzelne Reiskörnchen eine Fülle von Wohlgeschmack. Man könnte sich füglich mit dieser Menge bescheiden, gäbe es keinen Branzino. Da liegt er denn, der in Oel selig gewordene Fisch, und glotzt uns an mit seinen gebratenen Augen. „Na, mich auch noch! Lass' mich doch nicht als corpus separatum hier zurück!“ Und im Namen unseres unvergesslichen „Königs“ Maria Theresia wird auch dieses Stück einverleibt. Das Restlein Kraft, das uns noch bleibt, wird vom Refosco aufgebraucht. Er windet sich zwischen Spaghetti, Rizotto und Branzino hindurch, unter dem Vorwande, er werde sie schon tüchtig bearbeiten. Und es beginnt auch die Arbeit der Lösung; allein gelöst wird nur die Zunge, die sonderbar närrisches Zeug zu schwatzen beginnt von der bezwingenden Macht des ungarischen Wortes — und unser Auge „sieht Fiume so, wie es sollte sein“. Und da ... über's Meer ziehen die Mannen König Ludwigs des Großen, um die hochmüthige Venezia zu demüthigen und den Tod des Bruders an der Königin Johanna von Neapel, der meuchelmörderischen Gattin, zu rächen ... eine Flottenschar, die von hier bis hinunter nach Cattaro reicht. Seit dieser Zeit ist der Ungar nicht zur See gezogen. Der wetterharte Corvettencapitän, dieser gutmüthige Seewolf aber, der seinen Wein mit mir theilte, auf dass mein Herz noch heißer werde, Gyula bácsi, ist mitten drin im ungarischen Tieflande geboren; und da seinen ins Weite schweifenden Augen die unendliche Ebene zu eng war, obgleich auch sie einstens Meeresgrund gewesen: sehnte er sich nach dem großen Wasser, das ihn in ferne Welttheile trug, um dadurch dem kleinen Fleck Erde zu dienen, der sein Vaterland ist.

Budapest. Porzó.

## Kunstgewerbe in Frankreich.

Die Evolution der angewandten Künste hat in Frankreich bei den „Objets d'Art“ angefangen. Im Kunst-, im Luxus-Gegenstand suchten die modernen Künstler die neue Formel zum Ausdruck zu bringen. Die Veränderungen des socialen Lebens, die vielen noch nicht zum Bewusstsein gekommenen Umwandlungen und Umwälzungen der erhöhten Forderungen hatten nicht, wie dies in anderen Ländern der Fall war, eine Demokratisierung der Kunstforderungen zur Folge.

Im Gegentheil — eine subtile Ueberkunst, eine nur dem feinsinnigsten Mäcenatenthum congeniale Schaffensart gab den decorativen Bestrebungen der französischen Künstler einen weltfremden Zug. Die Elfenbeinsculpturen von Dampt, die Zinngüsse von Desbois, die schillernden Fayencen von Massier, die Bronzen Valgrens, die Holzsculpturen Carabins, die Geschmeide Laliques entstanden anfangs der Neunzigerjahre. Es war eine überwältigende Blüte „cellinesker" Kunst. Eine wahre Leidenschaft der Schönheit hatte die Künstler ergriffen. Sie haschten nach unerhörten Techniken, um unsagbare Sensationen wiederzugeben. Sie sahen nicht die Bedürfnisse der Gesellschaft, sahen nicht die Wirklichkeiten des Lebens. Sie beschenkten ihr Land mit wahrhaft erfinderischen Werken der modernen decorativen Kunst; die Anwendung jedoch ihrer neuen Schönheitsvision auf die Alltagsforderungen des modernen Menschen kannten sie nicht. Englische Art mussten sie zu Rathe ziehen, um die von ihnen geschaffenen Kunstgegenstände in einem Intérieur placieren zu können.

Erst allmählich, nachdem der ideelle Inhalt der Zeit sein festes Gepräge erhalten hatte in Luxuswerken der angewandten Kunst — erst dann fiengen die Künstler an, auch andere Ziele zu erkennen. Sie verstanden plötzlich die Forderung eines für den Zeitmenschen geschaffenen Heims. Sie begriffen die Schönheit des Nothwendigen, nachdem sie die Schönheit der Vitrinenkunst geschaffen hatten.

Der englische Einrichtungsstil wurde Mode. Befruchtend auf die Entwickelung des modernen Intérieurs war er jedoch nicht. Es widerstrebten den Künstlern die präraphaelitischen Allüren einerseits — anderseits die gothischen Anklänge. Der Franzose sucht neben der structuralen Logik im Möbel auch hauptsächlich die Grazie und Eleganz. Deshalb dauerte die Anglomanie der decorativen Künstler nicht lange. Die Heimkunst in Belgien erst barg die Keime, welche wirklich befruchtend auf die Entwickelung des französischen Intérieurs wirken sollten. Dort war ein Stil der Einfachheit entstanden, ein durch sociale Nothwendigkeiten geborener Stil, welcher von aufgeklärten, ihre Zeit hell erfassenden Künstlern lebhaft gefördert wurde. Allen Ständen sollte die Möglichkeit geboten werden, statt sich mit hässlichen Industrieerzeugnissen zu umgeben, sich ein Milieu zu schaffen, welches heiter, comfortabel und würdig wirkt. Le stil c'est moi — sollte ein belgischer Bürger oder Arbeiter sagen können. „Das, was ich bin, soll man an meiner Art zu wohnen erkennen". Diese Einfachheit schloss aber jede Strenge aus. Heiter durch die meist lichte Farbe der Hölzer — der Wandtönungen, der Plafonds — wirken die belgischen Intérieurs. Durch Sauberkeit, Behaglichkeit und Leichtigkeit übten die Belgier ihre anziehende Wirkung auf die Franzosen. Hatte doch vlämische Art schon oft auf fränkisches Kunstleben bestimmend gewirkt. Die Arazzis waren Vorfahren der Gobelins, die Flamländer Spitze gab den Anstoß zu der herrlichen Industrie, in welcher Frankreich die Meisterschaft errang. Und der große Watteau, er stammt doch direct vom großen Rubens ab!

Kaum fünf Jahre dauert eigentlich die Bewegung des modernen Nutz-Kunstgewerbes in Frankreich, und schon ist dort mit der diesem Lande eigenen souveränen Sicherheit in Kunst- und Geschmacksfragen eine vollständig individuelle Ausdrucksweise entstanden. Jetzt, wo anlässlich der Weltausstellung das Geschaffene in seiner ganzen Ausdehnung uns vor Augen treten wird, mag es von Interesse sein, dem Publicum einzelne Bestrebungen zu erklären, einzelne Namen zu nennen.

Wenn wir die direct belgischen Mustern folgenden Architekten wie Sorel, Bonnier &c. übergehen, in deren Werken vorerst nur die Logik der Formen zu ihrem Recht gelangt, so können wir gleich die Leistungen des Architekten Ch. Plumet und seines Mitarbeiters Selmersheim besprechen. Da fügen sich bereits den culturellen Eigenschaften nationale hinzu. Dies sind die hervorragende Eleganz und die ungesuchte Selbstverständlichkeit, die discrete Ausnützung der decorativen Linie. Ch. Plumet ist einer der sechs Begründer der Vereinigung „L'Art dans tous", welche Vereinigung sich die Aufgabe gestellt hat, die modernen Bestrebungen vor jedem Modeübergriff zu bewahren und den Werken der angewandten Kunst jene individuelle, locale Farbe zu geben, welche für die intimen Werte einer Kunstblüte unerlässlich ist. Plumet hat sowohl als Architekt, wie als Decorateur ein Ideal verfolgt, welches ihm die moderne Sculptur und Malerei suggerierte. Es ist die Verwischung der Kanten, die Sanftheit der Profile, die Weichheit der Conturen, die Ausnützung der Lichteffecte, die Flüssigkeit in der Behandlung des Materials. Man könnte sagen, dass Plumet seine Möbelstücke im Holz modelliert, so weich, so widerstandslos, so großzügig fügt sich das Material in seiner Hand. Dabei ist die Construction der Möbel von raffiniertester Zweckmäßigkeit. Hier waltet die Verstandesarbeit des Künstlers. Zuerst muss der Gegenstand seinen Zweck ganz erfüllen. Dann erst kommt mit der Anwendung des Decors die Poesie zu Wort. Keim, Wachsthum und Blühen der Pflanzen und Blumen; Verästungen und Verzweigungen von Sträuchern, Ansätze der Blätter geben dem Künstler Motive zur Beugung seiner Linien, zur Bestimmung der Conturen. Ein Speisezimmer, welches Plumet jetzt geschaffen als Anhänger des „Rechtes auf Farbe", wirkt durch die Freudigkeit des Tones ungemein anregend. Die Mauern, in sattem Gelb getönt, tragen einen Fries von Apfelbäumen, deren Laubgrün hell ins Zimmer schmettert. Im gleichen Grün sind Fenster und Thüren gestrichen, während die Möbel aus gefirnister Esche einen leichten wohligen Dämpfer geben. In gleicher Farbe laufen verticale Hölzer, die Stämme von Apfelbäumen nachbildend, um das Zimmer herum. Darin liegt eine geschickte Variation des gewohnten Lambri, diese gitterartige Anwendung ist von großer Grazie.

Auch Dampt, der bedeutende Bildhauer, Gießer und Schnitzer, hat sich der Tischlerkunst zugewendet. Er beherrscht alle Techniken in so meisterhafter Weise, dass ein Cottagehaus, welches er jetzt für sich gebaut hat, ganz nur von seiner Hände Arbeit geschmückt wird. Eine Thüre, die Thüre, welche den Anrichteraum mit dem Speisezimmer verbindet, hat Dampt ausgestellt. Sie ist dreitheilig, aus Naturholz und mit schmiedeisernen Bändern und Schließern versehen. Die Mittelfelder sind aus glattem Holz ohne andere Verzierung, als die merkwürdige Faserung des Holzes selbst, welches Dampt so ausgenutzt hatte, dass die Aederungen ein suggestives Bild von zitternden Horizonten geben. Mit einfach gekehlten Holzrahmen sind diese Thürfüllungen umgeben, sie haben gleichzeitig, die Architektur bildend, eine feste, einfache und kräftig starke Linie. Zwei Curven biegen sich als Stützen und sind in Aehrenbündel umgewandelt, während den Abschluss oben ein ebenfalls in Holz geschnitzter Fries, reifende Trauben, bildet. In dem Mittelpaneel der Thüre ist gleichfalls ein Teller mit Früchten in Relief geschnitzt. Die Einfachheit eines weisen, frugalen und arbeitsamen Lebens wollte Dampt durch diese kräftig gefügte, in Schnitzwerk breit und massig behandelte Thüre ausdrücken.

„Iss Dein Brot im Schweiße Deines Angesichts" schrieb er ganz oben hin; als Eingangsspruch.

Gewiss ist die sociale Ethik, welche eigentlich auf die Gestaltung des modernen Heims bestimmend einwirkte, auch in Frankreich in breite Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Wenn wir aber auf die lange Reihe bedeutender Kunstepochen zurückblicken, die in diesem Lande sich abgelöst haben, so sehen wir, dass es dort jederzeit eine Art Luxusmenschen gab, deren Geschmack zu befriedigen die Kunstindustrie ihre Kräfte auf das Aeußerste anspannen musste. Reichthum des Materials, Kostbarkeit der Ausführung forderten sie. Der große Tischler Boule z. B. war eine Erscheinung, herausentwickelt aus dem raffiniertesten, verschwenderischesten Mäcenatenthum, und auch jetzt sehen wir, wie in Frankreich neben der eleganten, aber einfachen Art der Gebrauchsmöbel, das Luxusintérieur sich in ganz eigener Art entwickelt hat.

Nicht Paris, sondern Nancy ist die Pflegestätte dieser Kunstübung. Nancy ist ein bedeutendes Centrum künstlerischer Bestrebungen geworden. Gallé, der berühmte Glaskünstler, schafft dort im Vereine mit Mayorelle, Wiener, Mestaux, Prouvé. Diese ganz eigenwüchsigen Menschen haben sich da zu intimem Zusammenwirken gefunden. Sie betreiben die Tischlerkunst, die Glaskunst, den Lederschnitt &c. &c. Ihre Producte können durch das Wort Nancyer Stil bezeichnet werden.

Die Möbel nun, welche sie verfertigen, sind, was die Technik anbelangt, durchwegs Einlagearbeiten. Zuerst trat Gallé hervor mit Holztassen und Theetischen, welche nicht mosaikhaft, sondern in großen Zügen, in impressionistischen Strichen reizende, der Natur abgelauschte Blumenmotive darstellten.

Später erweiterte Gallé, besonders aber Mayorelle, diese Decorationsart und beide schufen bald vollständige Mobiliare, Betten, Kästen, Sessel und Tische, welche mit duftig schimmernden Gebilden geziert waren, die weite Horizonte, stille Wasserflächen darstellen, über welche langgestielte Blumen schwanken, zitternde Blüten schweben, welke Blätter fallen. Der Aphorismus der japanischen Landschaften spricht aus diesen Intarsia-Bildern. Mit wenigen Strichen ist eine Stimmung hergestellt, mit wenigen Farben ein Naturvorgang ausgedrückt. Diese auf breite Effecte ausgehenden Motive setzen die Künstler aus glatten, moirierten, aus gefleckten, gestreiften, aus gewellten und geringten Hölzern zusammen. Aufgesetzte Lichter aus Perlmutterstreifen, Kupfereinlagen und wunderbar patinierte, meist morbid grünliche Bronzebeschläge vervollständigen den künstlerisch vollendeten Eindruck.

Ungemein graziös, vielleicht überschlank ist die Construction der Möbel. Wie leichte Rohrstämme, wie zarte Frühlingszweige wirken die architektonischen Stützlinien. Es liegt etwas in ihren Formen, das an die Fragibilität der Gallé'schen Gläser, dieser ersten Kunstübung der Gruppe von Nancy, erinnert. Jedenfalls tritt bereits jetzt im Entwickelungsgang der französischen Möbel- und Kunstindustrie eins deutlich zutage. Nicht einheitlich, wie in anderen Ländern, sondern vielgestaltig entstehen hier neue Stilarten. Die Decentralisation ist der Grund dieser für die Kunst wertvollen Erscheinung. Neben der Gruppe von Nancy ist jetzt die Künstlercolonie in Bordeaux entstanden. Auch dort suchen einzeln Schaffende durch einen innigen Zusammenschluss ihrer Bestrebungen eine Gemeinsamkeit der Formengebung zu erlangen, welche ein

Charakteristicum *ihres* Kunstcentrums bleiben soll. Paris wird durch solche im Lande verstreute Kunstherde nicht ärmer. Im Gegentheil, es empfängt neue Nahrung für die Bildung seiner großstädtischen und dadurch zum Kosmopolitismus neigenden Kunstindustrie. Denn nur die in der Stille schaffenden, dem nationalen Empfinden lauschenden Künstler sind die wahren Erneuerer der Formeln, die Schutzdämme gegen den inhaltslosen Modestil.

B. Zuckerkandl.

---

## Zur Technik der Lyrik.

Eigentlich habe ich mich seit manchem Jahr wenig mehr um die Lyrik gekümmert. Ich wusste wohl, dass neue Männer aufgetaucht seien. Dass man neue Künste versuche. Denn so abgeschieden lebt kein Schaffender, dass er keinerlei Kenntnis von dem erhielte, was sich in der Welt, in seiner Welt, begibt.

Was ich nun sah, hat mich manchmal angeregt, manchmal gefreut, manchmal geärgert. Es legte Zeugnis ab von einer immer noch dauernden Bewegung der Geister. Talente von unleugbarem Gewicht traten auf. Andere suchten das Heil in Wunderlichkeiten. Nur selten fand sich einer, der rein nach dem Ausdrucke dessen rang, was sich in ihm begeben hatte. Man experimentierte. Allerdings durchaus nicht ohne Erfolg.

Nach allen drei Stücken schien mir Rainer Maria *Rilke*, einer patricischen Prager Familie Kind, sehr merkwürdig. Und nun ist ein neuer Band von ihm, fürstlich ausgestattet unter Beihilfe der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", in Georg Heinrich Meyers Verlag in Berlin, erschienen. Er führt den etwas selbstbewussten Titel: „*Mir zur Feier*."

Rilke ist eine ungemein empfängliche Persönlichkeit. Fast wie Formgips nimmt er jeden Eindruck in sich auf, der auf ihn wirkt. Er hat viele Muster. Ueberwiegend sind es Nichtdeutsche. Nun braucht der Deutsche gerade lyrisch nicht auswärts zur Schule zu gehen. Rilke strebt nach dem höchsten Wohllaut der Sprache. Das Wort soll als Wort, durch seinen Klang, und nicht mehr durch den Sinn wirken. Sein musikalischer Wert wird als bestimmend empfunden. Und er strebt diesem Ziele zu durch Häufung von Gleichklängen. Consonanten und Vocale alliterieren. Alles wird in Stimmungen und Symbolen wiedergegeben. Der Reim muss so tönend wie möglich kommen. Die Stimmung aber wird nicht an sich empfunden. Nicht die Dinge oder die Erlebnisse sind mehr wichtig, sondern man will auslösen und ausdeuten, was hinter ihnen ist und sich verbirgt.

Eine solche Art muss nothwendig auf die Mystik zusteuern. Der Zug darnach liegt ohnedies in den Geistern. Hat doch Otto Erich Hartleben sich tief in die Gründe angelischer Weisheit versenkt und unter dem Einfluss des Silesius seine sinnvollen halkyonischen Strophen gedichtet. Rilke ist nun wirklich Mystiker, und das scheint einer der wenigen Züge zu sein, die für sein wirkliches, sein eigentliches Wesen bestimmend sind. Ihm ist die Welt ein Fremdes, in das er eindringen möchte und davor es ihn dennoch wie in Ahnungen schauert. Er will es ergründen: Eines sein mit der Natur, in sie schlüpfen.

So spielt denn die Abendstunde eine große Rolle bei ihm. Ist es doch dann, als überkröche ein Geheimnis alles Blühen und alle Farbe dieser hellen und freudigen Welt. Dazu gesellen sich katholische Motive. Eine ganze Anzahl seiner Gedichte sind Lieder der Mädchen an Maria. In einer Stadt im Süden, am Hafendamm, angesichts des Meeres und seiner rastlosen Unendlichkeit, angestimmt von müßigen und in Träumen sich verzehrenden Seelen mag man sich diese Lieder denken. Der Abend sinkt — es ist seine Art, „wie eine Angst zu sein", Schiffe, umschattet von seinen Schleiern, suchen das Land: „Als hätte alle irgendwer besiegt". Hier ist er rastlos im Ersinnen immer neuer Symbole, die dennoch eintönig werden und wirken.

Ich habe der Einflüsse gedacht, die für Rilke bestimmend waren. Sie seien hier gebucht, und zwar nur dann, wenn sie sich aufdrängen. Denn ich bin kein Motivenjäger; und ich weiß, wie ein angestrichenes Instrument die verwandte Saite im anderen anklingen lässt, so tönt unter Umständen ein fremdes Lied den eigenen Sang in uns aus. In dieser Seele aber tönt gar zu vielerlei. Er beginnt völlig Nietzsche'sch: „Und einmal lös' ich in der Dämmerung der Pinien von Schulter und vom Schoß mein dunkles Kleid wie eine Lüge los und tauche in die Sonne bleich und bloß und zeige meinem Meere: ich bin jung." Den Mädchen singen im Sturm. Den Sturm, den sie ersehnen, hören sie nun von ferne durch die Wipfel schreiten, und über ihnen bleibt ein fremder Stern spannend stehen. Das ist also Maeterlinck. Dazu kommen die Parnassiens mit ihrer Sehnsucht nach prächtigen Reimen. Es wird ein ganz un[illegible] Aufwand mit Seide getrieben: Marias „Seele wollte werden, [illegible] blüh'n am Lebensrain", es rauscht von Damast, Gold glänzt, und in [illegible] verwilderten Gärten regt sich der Dichter [illegible] [illegible] fehlt natürlich auch nicht.

Natürlich kann es da nicht ohne Entgleisungen abgehen. Darnach allein könnte man sich mit dem Buch unendlich gaudieren, will man böswillig sein. Zwei sehr ernst gemeinte Musterstücke unfreiwilligen Humors müssen aber hier Platz finden, weil sie die Gefahr des Weges deutlich zeigen, den Rilke geht. Ich hoffe, sie leuchten jedem das erstemal ein. Wo nicht, so lohnt's der Mühe, sie noch einmal vorzunehmen. Da sind die Strophen eines Mädchenliedes:

> Eh' der Garten ganz beginnt
> Sich der Güte hinzugeben,
> Steh'n die Mädchen drin und heben
> Vor dem zögernden Erleben,
> Und aus engen Aengsten heben
> Sie die Hände in den Wind.
>
> Und sie geh'n auf scheuen Schuh'n,
> Als ob sie die Kleider pressten,
> Und das sind die ersten Gesten,
> Die sie im Gefühl von Festen
> Ihrem Traum entgegenthun.

Und noch erschütternder, geradezu unwiderstehlich:

> Im flachen Land war ein Erwarten
> Nach einem Gast, der niemals kam:
> Noch einmal fragt der bange Garten,
> Dann wird sein Lächeln langsam lahm.
>
> Und in den müßigen Morästen
> Verarmt im Abend die Allee.
> Die Aepfel ängsten an den Aesten,
> Und jeder Wind thut ihnen weh.

Bei jedem anderen hätte man darnach genug. Man schlüge das Buch zu und dächte sich seinen Theil. Bei Rilke nicht. Zu stark ist in anderen, gleichfalls bis zum Unsinnigen sinnreichen Gedichten der rein musikalische Wert. Niemals hat man das Gefühl, einem Blumisten gegenüber zu stehen, der wahllos, ob es nun seinem Boden tauge oder nicht, in seinen Garten verpflanzt, was immer ihm auf fremden Fluren ins Auge gestochen hat. Vielmehr: er ist eine unendlich weiche und dabei expansive Natur. Aneignen, bis es ganz sein wird, möcht' er sich alles. Ein gefährliches Unterfangen! Eine nicht gar zu starke Persönlichkeit kann so einfach zersprengt werden. Ein andermal sieht man mit Vergnügen, wie aus einem durchaus nicht zu billigenden Bilde plötzlich ein wunderhübsches Gedicht aufblüht. Der Verstand sperrt sich gegen den Vordersatz, aus dem doch alles fließt. Das Gemüth wird völlig gefangen:

> Der Abend ist mein Buch. Ihm prangen
> Die Deckel purpurn in Damast;
> Ich löse seine gold'nen Spangen
> Mit kühlen Händen, ohne Hast.
>
> Und lese seine erste Seite,
> Beglückt durch den vertrauten Ton —
> Und lese leiser seine zweite,
> Und seine dritte träum' ich schon.

Nun kann der Abend sein, was er will. Aber er ist kein und ist niemandes Buch. Ist es besonders dann nicht, wenn man den falschen Vergleich noch, wie es hier geschieht, nachdrücklich unterstreicht. Und dennoch packt mich das Gedicht. Es hat jene Weichheit der Sprache, die wie mit milden Kinderhänden streichelt und kost. Das kann Rilke überhaupt. Oder er beginnt vortrefflich, voll inniger Stimmung, und verdirbt sich's durch die Fortsetzung, weil er nicht erkennt, es sei in vier Zeilen schon alles gesagt, was er zu sagen hatte.

> Manchmal geschieht es in tiefer Nacht,
> Dass der Wind wie ein Kind erwacht,
> Und er kommt die Allee allein
> Leise, leise ins Dorf herein.

Jedes weitere Wort ist von Uebel. Und noch eine Probe. Vom Besten.

> W[illegible] — weiter Weg, der sich in Licht verlor,
> [illegible] Sonnenwende auf altem Weingelände;
> Und dann auf einmal: wie ein Traum — ein Thor,
> [illegible] eingebaut in unsichtbare Wände.
>
> Der [illegible] Holz ist lang im Tag verbrannt;
> [illegible] auf dem Bogenrand
> ein Wappen und ein [illegible]
>
> Und [illegible], bist du Gast ... bei wem?
> Und [illegible] du in das wilde Land.

Ich habe mich mit dem jungen Rilke eingehender beschäftigt, als man es sonst mit einem Bändchen Lyrik thut. Einmal um seiner Begabung willen, die außer Zweifel steht und nach schönen Höhen hindeutet, wenn er sie endlich einmal auf eigenen Wegen angehen wollte.

Außerdem aber scheint er mir ein fast typischer Fall. Es ist ein unruhiger Hunger in den jungen Gemüthern. Nach allenthalben greifen sie um sich nach Anregung. Sie suchen am Tage das Gold,

das doch nur in heimlichen Schächten erschürft werden kann; das Leben wollen sie deuten, statt es zunächst doch einmal zu erleben. Gleich dem Teppichwirker winden sie künstliche Fäden, dem Mosaikarbeiter gleich fügen sie bunte Steinchen, aufgelesen wo immer.

Daſs aber alle Lyrik zunächst ein Persönliches ist, vergessen sie gerne. Oder vielmehr sie überkünsteln eine Persönlichkeit, während sie noch jung und schmiegsam ist, so daſs ihnen in frühester Zeit schon gefährlich und bedrohlich die Manier nachschleicht. Man wird manchmal zornig, daſs man zausen möchte. Da haben sie sich, Ikarus gleich, künstlich aus Federn, die andere verloren, Fittiche gemacht und wissen sie gewandt genug zu gebrauchen. Und dennoch wünscht man, sie verlören sie und fielen auf ihre eigenen Füße. Ich meine, Rilke verstände sie ganz tüchtig zu gebrauchen.

J. J. David.

---

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

Herr v. Wittek ist ein Virtuose in der Kunst, seine Eisenbahnpolitik so einzurichten, daſs alle Betheiligten geschädigt werden und niemand eigentlich einen Nutzen davon hat. Zu den vielen bereits bekannten Beispielen dafür reiht sich sein Vorgehen gegen die Kaiser Ferdinands-Nordbahn im vergangenen Jahre als besonders bezeichnend an. Herr v. Wittek hatte der Nordbahn gegenüber eine Reihe von Interessen zu wahren, vor allem das volkswirtschaftliche Interesse, die Bahn zu möglichst billigen Tarifen zu verhalten, sodann das Staatsinteresse, die Einlösungsrente für den Fall der Verstaatlichung möglichst zu drücken. Die Bestimmung der Concessionsurkunde, daſs er die Tarife jederzeit auf das Staatsbahnbarème, sobald das Erträgnis der Hauptbahn 100 fl. per Actie übersteige, auch unter dasselbe reducieren könne, boten zur Geltendmachung beider Interessen die wirksamste Handhabe. Hätte Herr v. Wittek jahraus jahrein eine entsprechende Ermäßigung der Nordbahntarife vorgeschrieben, so hätte das Publicum von billigen Frachtsätzen profitiert und das Erträgnis der Nordbahn hätte stets in der Nähe von 100 fl. per Actie festgehalten werden können, so daſs auch die Einlösungsrente sich etwa um diese Ziffer bewegt hätte. Statt dessen ließ die Regierung die Nordbahn ihre hohen Tarife beibehalten und Erträgnisse erzielen, welche die Rente von fl. 100 per Actie bei weitem überstiegen. Herr v. Wittek ließ auch das Jahr 1896 vorübergehen, mit dem die Nordbahn in die zur Berechnung der Einlösungsrente maßgebende Periode eintrat und erst im Jahre 1897 kam eine Tarifreduction, welche auf das Erträgnis keinen nennenswerten Einfluſs hatte. Im Vorjahre endlich holte Herr v. Wittek zu einem Hauptschlag gegen die Nordbahn aus, der aber, wie wir gleich sehen werden, im wesentlichen daneben traf. Er verlangte eine neuerliche Tarifreduction — das war in Ordnung. Ferner verlangte und vereinbarte er mit der Nordbahn, daſs diese für etwa fl. 900.000 Investitionen aus dem Betriebe decke. Beide Umstände zusammen bewirkten, daſs das Erträgnis der Bahn unter fl. 100 per Actie fiel und dadurch wurde das Staatsinteresse in zweifacher Weise geschädigt. Herr v. Wittek kann heuer keine Forderungen an die Nordbahn stellen, weder Tarifreductionen noch sonstige Aequivalente. Im laufenden Jahre wird das Erträgnis voraussichtlich wieder sprunghaft in die Höhe gehen. Erst im Jahre 1901, dem vorletzten der Berechnungsperiode für die Einlösungsrente, kann Herr v. Wittek wieder zuschlagen, und das Jahr 1902 dürfte dann wieder dem heurigen Jahre entsprechend günstig werden. Das Jahr 1899 wird aber als ausnahmsweise ungünstiges Jahr bei der Berechnung der Verstaatlichungsrente nicht in Betracht kommen und im Falle der Wiederholung der im Vorjahre practicierten Politik das Jahr 1901 vermuthlich ebensowenig. Denn die zwei ungünstigsten Jahre der siebenjährigen Periode werden bei Berechnung der Einlösungsrente concessionsmäßig ausgeschaltet. Hätte Herr v. Wittek sich im abgelaufenen Jahre mit einer Frachtreduction begnügt, so hätte er heuer eine neuerliche verlangen können, im nächsten Jahre wieder, die kommenden Jahre würden sämmtlich wenig günstig gewesen sein, die natürliche Verkehrssteigerung wäre durch die Tarifreductionen paralysiert worden, und trotz Ausschaltens der zwei ungünstigsten Jahre würde sich noch immer ein verhältnismäßig niedriger Durchschnittsertrag der siebenjährigen Periode herausstellen. So aber werden neben zwei sehr ungünstigen, fünf sehr oder recht günstige Jahre sein, und die Einlösungsrente infolge dessen hoch sein. Das ist die Wirkung des Hauptschlags, zu dem Herr v. Wittek ausgeholt hat, der dem Fiscus gar nichts nützt und nebenbei die Folge hat, daſs die Staatsverwaltung nutzlos um jeden Gewinnantheil am Erträgnis fürs Vorjahr kommt. Der Volkswirtschaft, für welche z. B. billige Kohlentarife bei der gegenwärtigen Kohlennoth sehr vortheilhaft wären, ist damit auch nicht gedient, daſs die Nordbahn 900.000 fl. aus dem Betrieb decken muſs, und für das Capital, den ruhigen Besitz sind die wilden Schwankungen im Erträgnis der Nordbahn, die durch die Witteksche Politik hervorgerufen werden, viel empfindlicher, als wenn durch constante Unterbindung der Einnahmensteigerung im Wege alljährlich erneuter Tarifreductionen ein etwa gleichbleibendes, wenn auch niedriges Erträgnis erzielt worden wäre. Es sind also alle berechtigten Interessen durch die Wittek'sche Politik geschädigt worden, mit Ausnahme der Großactionäre der Bahn.

*

Die willkürliche Art, in der Herr von Taussig die Verlautbarungen der von ihm verwalteten, zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen abfassen läſst, und das Geheimnis, mit dem er die Bilanzen, die Ertragsprozeduren ꝛc. dieser Unternehmungen umgibt, rufen schon seit langem Aergernis hervor. Es wäre endlich an der Zeit, daſs Herr von Taussig mit diesem System breche. Es geht nicht an, daſs ein Unternehmen, wie die Boden-Creditanstalt, an welchem ganz abgesehen von den Actionären, 385 Millionen Kronen Pfandbriefe interessiert sind, ein Gewinnconto veröffentlicht, welches nur zwei Posten im Betrage von 18 und von 7 Millionen Kronen enthält, ein Bilanzconto, in dem Effectenbestände von 18 Millionen und Debitoren von 103 Millionen ohne die geringste Specialisierung figurieren. Und es geht nicht an, daſs die Staatsbahngesellschaft alljährlich ein Bilanz-Communiqué veröffentlicht, welches so abgefaſst ist, als wollte man sich über die Leser lustig machen, indem ein paar Einnahmen- und Ausgabenziffern veröffentlicht werden, ohne Zusammenhang, ohne Summierung, die sich nie wieder in den Betriebsrechnungen oder im Gewinnconto vorfinden, die mit Vorjahrsziffern verglichen werden, welche niemals vorher bekanntgegeben worden sind. So veröffentlicht die Staatsbahn heuer eine Post: Zinsenerträgnis 237.492 Kronen, welche nach dem Communiqué um 421.611 Kronen kleiner sein soll als im Vorjahre. Im Vorjahr ist eine Post Zinsenerträgnis überhaupt nicht vorgekommen, es sind auch keine Einnahmen ausgewiesen worden, die summiert die Summe von 659.103 Kronen ergeben würden, welche nach dem diesjährigen Communiqué im Vorjahre an Zinsen eingenommen worden sein soll. Desgleichen wird eine Post von 1,779.165 Kronen für diverse Ausgaben ausgewiesen, welche um 7332 Kronen größer sein soll als im Vorjahr; aber es ist unmöglich, aus den Vorjahrsbilanzen und -Communiqués die entsprechende Post „Diverse Ausgaben“ zu reconstruieren. Im Vorjahrs-Communiqué wurde nämlich für „Diverse Ausgaben“ die Summe von 2,172.619 Kronen ausgewiesen. Und so weiter. Alle paar Jahre wird die Bilanzierungsmethode geändert. Es ist fast nie möglich, die Bilanz- und Gewinnposten eines Jahres mit denen des Vorjahres in Vergleich zu stellen, denn alljährlich werden Umcontierungen vorgenommen; ja es gehört ein besonderes Studium dazu, um die im vorläufigen Bilanz-Communiqué ausgewiesenen Ziffern im später veröffentlichten Rechnungsabschluſs wieder zu finden. Die öffentliche Rechnungslegung heißt aber nicht, daſs man irgend welche Ziffern veröffentlicht, welche einem gerade einfallen, sondern daſs man die aus dem Bücherabschluſs sich ergebenden Saldi bekanntgebe. Herr v. Taussig aber glaubt statt Rechnung zu legen, Räthsel aufgeben zu dürfen. Das geht nicht und es ist ein öffentliches Interesse, daſs dies endlich aufhöre. Denn mit dieser Eigenheit des Herrn v. Taussig hängen die enormen Cursschwankungen der Actien jener Unternehmungen, welche Herr v. Taussig verwaltet, eng zusammen. Fast jede öffentliche Kundgebung des Herrn v. Taussig ist hinterhältig und incorrect. Und wer in seinen Enunciationen incorrect ist, der erweckt den Gedanken, daſs ihn dabei incorrecte Motive leiten. Die Zeit ist auch vorüber, wo Herr v. Taussig darauf hinweisen konnte, daſs die von ihm geleiteten Unternehmungen stets glänzende Erträgnisse liefern, und daſs man daher seine Geheimnisthuerei gern hinnehmen könne. Die Verwaltung des Herrn v. Taussig drückt sich seit Jahr und Tag in einer Reihe von Miſserfolgen aus, und das diesjährige Ergebnis der Staatsbahn ist wieder ein Miſserfolg. Es ist unbegreiflich, daſs die vor fünfzig Jahren angekauften Domänen, welche seither enorm im Wert gestiegen sein müssen, in guten Jahren kaum 3% in schlechten Jahren wie heuer kaum 1% vom damaligen Kaufpreis abwerfen. Wenn man schon keine befriedigenden Ergebnisse sieht, so will man doch wenigstens Klarheit haben.

rh

* * *

Man schreibt uns aus Berlin: Bei Erwähnung des Fleischbeschaugesetzes habe ich mich jüngst über die Interessenwirtschaft unseres Agrarierthums ausgelassen. Zu dieser damals vielleicht theoretisch klingenden Erörterung ist inzwischen ein treffliches praktisches Beispiel erschienen. Wohin die Reise gehen soll, zeigt eine Anzahl von Zolltarifvorschlägen, die nicht etwa dem überhitzten Hirn eines einzelnen Landwirtes entsprungen, sondern die von der hessischen Landwirtschaftskammer, also einer officiellen Körperschaft, ausgearbeitet sind. Daſs die Herren in ihrem Busen schon lange Gelüste nach einer Zollerhöhung auf Brotgetreide bergen, wuſste man bereits seit langem. Bisher galt als höchste ihrer Forderungen ein Zoll von 6 Mark auf Weizen und Roggen anstatt des bisherigen Zolles von 3.50 Mark. Jetzt verlangt man 7½ Mark. Pferde, die über 1½ Jahre alt sind, kosten bisher 10 bis 20 Mark Zoll. Später sollen sie 75 Mark kosten. Auf Ochsen, Kühe und Kälber sind die Zollvorschläge mehr als verdoppelt, auf Schweine verdreifacht, auf Schafe verzehnfacht. Fleischconserven bedingen augenblicklich schon den sehr hohen Zoll von 60 Mark pro Doppelcentner. Diesen Zollsatz hat man gütigst auf alter Höhe belassen. Aber wahrscheinlich wohl nur, weil man weiſs, daſs ja doch durch das Einfuhrverbot amerikanischen Fleisches später die stärkste Concurrenz beseitigt ist. Wie sehr der agrarische Mangel bemüht ist, das Volk auszuplündern, geht daraus hervor, daſs auf Erbsen, Linsen und Bohnen, die bisher noch 1.50 Mark bedungen, in Zukunft 3 Mark Zoll entfallen soll. Selbst auf Kartoffeln, deren Einfuhr bisher frei war, will man 1 Mark Zoll erheben. Eier sollen statt 2 Mark 17 Mark zahlen. Butter, natürlich auch Margarine, statt 16 Mark 40 Mark, Käse statt 20 Mark 50 Mark. Der Zoll auf Mehl wird natürlich entsprechend den Getreidezöllen verdoppelt. Getrocknetes Gemüse, dessen Einfuhr bisher auch den ärmeren Volksclassen eine gesunde Nahrung ermöglichte, wird mit 10 Mark gegen 4 Mark belegt. Alle frischen Gemüsesorten, die bisher frei waren, sollen später 6, 7 und 8 Mark Zoll kosten. Ueber die hohen Zölle auf Wein und Obst, namentlich auf feineres Tafelobst, will ich hier nicht näher eingehen, da diese Dinge für die Ernährung der breiten Volksschichten immer in weniger Bedeutung haben. Ich glaube, ein Commentar ist überflüssig zu den oben genannten Zahlen. Diese Zollsätze werden besonders dadurch interessant, daſs man sich gleichzeitig vorstellt, wie diese Herren sich als Freunde und Retter des Mittelstandes gerieren. Was ist das beste Mittel gegen Zahnschmerzen? Kopf ab.

G. B.

## Kunst und Leben.

Mit einer Aufführung von Händels „Messias“ in Chrysanders Bearbeitung schloss die Reihe der diesjährigen Gesellschaftsconcerte. Besonders erhebend war die Wiedergabe des Werkes gerade nicht. Der Chor schien sich im ersten Theil am Riste begeben zu wollen, der es im zweiten Theil in ausgiebigem Maße erfüllte. Erst als er nach dem Halleluja seinem unermüdlich leitenden Dirigenten einen freundlichen Wink ...

gruß entbot, schienen die Lebensgeister zu erwachen, so dass wir im dritten Theile endlich den vollen Charklang wahrnahmen, den wir bisher so sehr vermisst hatten. Auch mit den Solisten war es nicht zum besten bestellt. Frau Reuß-Belce ist wahrscheinlich eine vortreffliche Opernsängerin; im Oratorium aber geht sie zuviel auf den Effect aus, während für ihre stimmlichen Kraftleistungen in einem älteren classischen Meisterwerke jede Berechtigung fehlt, die ihr die Bühne offenbar viel häufiger gewährt. Fräulein Kusmitsch und Herrn Naval half nur die große Gesangskunst über eine noch nicht überwundene stimmliche Indisposition hinweg. Herrn Dr. Kraus, der die sentimentalen und lyrischen Stellen immer besonders wirksam zur Geltung bringt, fehlt doch an entscheidenden Punkten die nöthige Kraft und vor allem die Klarheit der Coloratur. Chrysanders Bearbeitung ist in der sonst üblichen Verschnörkelung der Singstimme ziemlich maßvoll gewesen. Die Wiederherstellung der ursprünglichen Instrumentierung Händels könnte dem Werke durchaus zum Vortheil gereichen, wenn nicht der moderne Clavierklang bisweilen stören würde. Glücklicherweise hat Herr Dr. Mandyczewski, der am Clavier saß, mit seinem künstlerischen Geschmack die Stimme des Claviers, wo sie nicht selbständig sein durfte, der des Orchesters so geschickt untergeordnet, dass eine Verletzung des ursprünglichen orchestralen Klangcharakters nach Möglichkeit vermieden wurde. R. W.

*

Bei Artin hat Jettmar ausgestellt. Das oft Mühsame, recht Unmalerische der Oelbilder lässt nach deutlicher seine Eigenart erkennen, die er in Zeichnungen und Radierungen, zum Theil auch in Aquarellen, offenbart. Jettmar ist eigentlich nur Zeichner, die Linie ist sein Element. Ihr Rhythmus und ihre Kraft des Ausdruckes sind seine Probleme. Die vermag er am ehesten in der Darstellung des nackten menschlichen Körpers, vom Zustande der Ruhe bis zur leidenschaftlichen Bewegung und an Felsenlandschaften mit schroffen Abgründen, steil abfallenden Pfaden, spitz die Luft durchschneidenden Baumstämmen zu lösen. Darum bevorzugt er von den Stoffen jene, die ein Anhäufen und Verquicken dieser Aufgaben ermöglichen. Glücklich vereint sich damit sein Hang zu Gespensterspuk und Märchenschauern. Ihn lockt der Hexentanz, der nächtens durch die Wipfel braust. Den Greueln der Sintflut geht er nach und allen Schrecken der Hölle. Den Fischer zeigt er, der im Mondlicht erschrocken den Wasserfrauen lauscht. Und er liebt die unheimlichen, verrufenen Orte, das Geistern der Gewitter. In den Trümmern einer todten Stadt scheint es sich zu rühren. Geheimnisvolle Linien schleichen über den Anger. Bald wird ein Gesicht seine Räthselaugen öffnen. Selbst die friedliche Stunde der rothen „Abendwolken" verkörpert sich ihm in einer dunklen Schar schon gebückter Männer, die stumm und vermummt durch einen verfallenen Park wandeln. Soweit hat Jettmar für sein eigenes Empfinden auch schon die eigene Form gefunden. Weniger gelingt ihm der Ausdruck träumerischer Stimmungen und das rein Seelische in einem stillen Vorgang, wenn nicht überhaupt das tiefst Innerliche seiner harten Liniensprache fremd bleibt. Will er z. B. die Wirkung eines Liedes gestalten, lässt er es nicht auf dem Antlitz oder in der Stellung des Sängers und der zuhörenden Frau sich spiegeln, bloß ein Amorettenreigen schwingt sich über die Brüstung. Zwar sind die Kinderkörper vollendet gezeichnet, aber der gestellten Aufgabe gegenüber heißt das aus der Tugend eine Noth machen, so äußerlich ist das Mittel. Auch die Allegorien, die er liebt, treffen oft nur die Oberfläche und sind althergebracht. Es fehlt die dichterische Kraft, die nicht Begriffe in Formeln, sondern einmal Erlebtes zu neuem Leben umsetzt. So ist der Eindruck, den man mitnimmt, kein einheitlicher. Doch fühlt man, bei einem Künstler gewesen zu sein, der in stetem Vorwärtsschreiten manches schon gegeben und mehr noch geben wird. Viel hat er gelernt, in Italien von Mantegna, von Signorelli besonders. Das Blatt „Kampf mit einem Stiere", mit dem Ortsvermerk: Napoli, ist wohl unmittelbar durch die farnesische Gruppe des Apollonios und Tauriskos angeregt. Trotzdem scheint mir Jettmar einer der Ursprünglichsten aus dem Kreise der Secession. — Der Salon Pisko hat sich einer wenig dankenswerten Neuerung zu rühmen, einer Bilderausstellung zu wohlthätigem Zweck. Das p. t. Publicum, das sie zu besuchen beabsichtigt, kann den auf die einzelne Person entfallenden Betrag von 1 Krone (Eintrittspreis inclusive Katalog) direct dem Armenvater des betreffenden Bezirkes übermitteln. So wird der gute Zweck erfüllt, das böse Mittel aber umgangen. Denn mit Kunst haben die paar Meter von Herrn Lippay bemalter Leinwand nichts zu thun. H. H.

*

Man schreibt uns aus Galizien: Am 30. März d. J. ist in einem Dorfe unweit Tarnopol ein schlichter, alter ruthenischer Bauer, Anton Hrynenniak, gestorben. Obwohl des Lesens und Schreibens unkundig, war er doch eine im hohen Grade merkwürdige Persönlichkeit. Sein Name dürfte den Lesern der „Zeit", welche sich noch an die merkwürdige Erzählung von dem Verfassungsrechte des Schweines*) erinnern, bekannt sein. Diese Erzählung, welche er in verschiedenen Volksversammlungen mit unnachahmlicher Meisterschaft vortrug und deren eigentlicher Verfasser er war, sichert ihm ein ehrenvolles Angedenken in der Reihe der Männer, welche trotz der denkbar ungünstigsten Verhältnisse mit den Waffen des Geistes den Kampf für die heiligsten Menschenrechte kämpfen helfen. Seine Erzählung, von mir aufgeschrieben und erst dann der „Zeit" veröffentlicht, hat die Runde um die Welt gemacht; sie wurde, soviel ich weiß, nicht nur in Deutschland etlichemale deutsch nachgedruckt, sondern auch ins Ruthenische, Polnische, Czechische, [illegible], Französische und Englische übersetzt und in vielen Zeitschriften Europas und Amerikas gedruckt — eine Auszeichnung, wie sie vielleicht noch nie dem Geistesproducte eines schlichten, ganz und gar ungeschulten Bauers widerfahren ist. Aber Hrynenniak war nicht nur ein [illegible] Volksredner, sondern eine auch im Privatleben [illegible] Persönlichkeit. Mager wie ein Stecken, blieb er dennoch bis zum letzten [illegible] ungebrochene [illegible] und Kampflust [illegible]. Ein Feind des [illegible], der [illegible] und der [illegible]

Habgier des Clerus, schwang er auch gegen diesen die unerbittliche Waffe seines Witzes. Einige von seinen Histörchen, mit denen er seine Reden auszuschmücken liebte, habe ich aufgezeichnet und will hier nur eine kleine Erzählung mittheilen, leider in einer Form, welche von der Lebhaftigkeit und Farbenpracht seiner Erzählungsweise fast keinen Begriff gibt:

„Es gieng ein Mann von einem Dorf ins andere und trug bei sich sein ganzes Vermögen: ein kleines Kind und zwei Hühner. Da kam er in einen Wald, welchen er unterwegs passieren musste, und da kam ihm ein Räuber in den Weg und wollte ihn berauben.

— Aber guter Mann, ich habe ja nichts, als nur dieses kleine Kind und diese zwei Hühner.

— Her mit den Hühnern! schrie der Räuber.

Da antwortete der arme Mann:

— Wie hättest du das Herz, sie mir abzunehmen? Siehst du denn nicht, dass diese Hühner für mein Kind die Stelle der Kuh vertreten? Legt das Huhn ein Ei, so ist das die ganze Nahrung für mein Kind.

Der Räuber sah ein, dass der Mann richtig sprach, und ließ ihn gehen, nahm ihm die Hühner nicht ab. Da kam der Mann ins Dorf und gieng zum Geistlichen, damit er das Kind taufe. Der Geistliche taufte das Kind und forderte seinen Lohn.

— Hochwürden, ich bin ein armer Mann, ich habe nichts.

— Da hast du ja zwei Hühner! sagte der Geistliche. Her damit!

— Aber Hochwürden, diese Hühner sind ja die einzigen Ernährerinnen meines Kinds, sagte der Mann, und wiederholte dem Geistlichen alles das, womit er des Räubers Herz gerührt hatte.

— Ach, du dummer Mensch, sagte der Geistliche, weißt du denn nicht, wenn du dem Kinde ein hartgesottenes Ei zu essen gibst, dass das arme Ding davon eine Indigestion kriegen, erkranken und sterben kann?!

Und der Geistliche zeigte sich weiser und barmherziger, als der Räuber, und nahm dem armen Manne die beiden Hühner ab, damit sein Kind nur ja nicht an einem hartgesottenen Ei erkranke und zugrunde gehe. Das Kind aber gieng bald darauf an Hunger zugrunde."

Iwan Franko.

*

Man schreibt uns aus Paris: Im Théâtre de la Porte Saint-Martin wird gegenwärtig ein neues Stück von Edmond Haraucourt gespielt, ein Drama in fünf Acten, dem der vor zwei Jahrhunderten gefürchtete französische Seeheld des Aermelmeeres, Jean Bart, Namen und Inhalt gegeben hat. Es ist das eines jener Capa y espada Stücke, deren der ältere Dumas einige Schock geschrieben hat. Der Held ist stärker, kühner, gescheiter, edler, geschickter als 20 gewöhnliche Menschen zusammengenommen und vollführt die herrlichsten Thaten, die er mit den schönsten patriotischen Reden begleitet. Für den älteren Coquelin, diesen Rufer im Streit, der uns schon den tapfern und beredten Duguesclin von Paul Déroulède und den nicht minder tapfern und fast noch beredtern Cyrano de Bergerac von Edmond Rostand verkörpert hat, ist diese Rolle gerade das Richtige, und er fühlt sie denn auch mit Riesenerfolg durch. Neben dem Spiele Coquelins ist der Erfolg nicht zum mindesten der großartigen Ausstattung zu danken. Es findet eine Seeschlacht statt, es wird geentert, Kanonen und Musketen krachen — kurz es ist wunderbar, und die Begeisterung des Publicums kennt keine Grenzen. Der literarische und künstlerische Wert der Arbeit Haraucourts ist Null. — Von dem Stücke, welches vor kurzem im Théâtre Antoine zum erstenmal aufgeführt wurde, kann man das Gegentheil melden. Ein gewiegter Bühnenkenner, Maurice Donnay, dessen Lustspiel „Education de prince" seit 14 Tagen mit großem Erfolg im Théâtre des Variétés gegeben wird, hat sich mit dem philosophisch angehauchten, zur Lösung socialer Probleme geneigten Schriftsteller Lucien Descaves verbunden, und das Resultat dieser gemeinsamen Thätigkeit ist höchst erfreulich. „La Clairière" ist nicht nur ein Tendenzstück, sondern auch ein wirkliches Drama mit fortschreitender Handlung, die uns interessiert und fesselt. Die Verfasser schildern in ihrem Stück einen jener von Zeit zu Zeit gemachten Versuche communistischer Gründungen, die fast immer nach kürzerer oder längerer Zeit an der eingeborenen Eigensucht und andern allzumenschlichen Leidenschaften ihrer Mitglieder scheitern. Dieser Vorwurf bietet Descaves Gelegenheit zur Aussprache seiner socialen Gedanken und Pläne, während Donnay die von den Gründern der communistischen Colonie außeracht gelassenen menschlichen Gefühle, als da sind Liebe, Eifersucht und Hass, zur Schürzung des dramatischen Knotens benützt. Leider fällt das Drama im letzten Act sehr ab, da die Handlung bereits mit dem vierten erschöpft ist. Trotzdem ist die „Clairière" das interessanteste Stück, welches uns die jetzt ziemlich beendete Saison gebracht hat. K. E. Schmidt.

---

# Bücher.

Oskar Kreiše: Hilfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. Berlin, John Schwerin, 1900.

Der Verfasser beginnt mit einer biologischen Geschichte des Kampfes ums Dasein, beschreibt die Schrecken dieses Kampfes, wie er heute noch unter den Menschen, durch Kriege sowie wirtschaftlich und social, geführt wird, und beweist, dass die Forderung der Vernunft, diesen Kampf zu [illegible] und zu [illegible], erfüllt werden könne und müsse. Natürlich [illegible] das, welches er anempfiehlt, ist das alte [illegible] mit gewissen Modificationen. Das Nothwendige soll von der [illegible] werden, was er über das [illegible] begehrt, soll er sich wie jetzt im freien Wettbewerb erkämpfen [illegible]. Zum Nothwendigen rechnet Kreiše: Geburt, [illegible], Wohnung, Hausgeräth, Heizung, Pflege während der [illegible] und im Alter, Erziehung und Unterricht, ärztliche [illegible] Frauen [illegible] hätten wie nun zwar [illegible] das vorliegende bleiben immer [illegible] der Maßgebenden zu wecken. [illegible] besonders in Zeiten hoher

*) [illegible]

Dividenden, die den Bezugsberechtigten die Welt als ein Paradies erscheinen lassen, in dessen Genuss höchstens ein Kohlengräberstrike ein wenig stört. Kresse macht verschiedene ganz interessante Mittheilungen über allerlei Symptome des Volkselends, zum Beispiel über den großartigen betlehemitischen Kindermord der modernen Gesellschaft. Zu besonderem Dank werden sich ihm die Hamburger verpflichtet fühlen, denn er hat ihre Stadt zum Sitze des Weltparlaments erkoren, das seine Vorschläge ausführen soll. Wenn er es zustande bringt — uns soll's recht sein!

— c —

Dr. Karl Lamprecht, Professor an der Universität Leipzig: Die culturhistorische Methode. Berlin 1900, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder, SW. Schönebergstraße 26). 46 Seiten.

Manche Leute sagen, Lamprecht schreibe zu viel über seine geschichtliche Methode. Sie offenbaren damit, dass sie den allgemeinen methodischen Problemen der Geschichtswissenschaft indifferent gegenüberstehen. Durchaus von dem Boden praktischer Geschichtsforschung aus ward Lamprecht auf seine neuen methodischen Ansichten hingewiesen. Indem er den geistigen Typus der Menschen des 10. Jahrhunderts, wie er ihm aus den Quellen entgegen trat, verglich mit dem der modernen Menschen, ward er sich klar, dass der ungeheure Unterschied, der zwischen den Culturen der beiden Zeitalter bestand, nur erklärt werden könne durch eine stufenweise, continuierliche Abwandlung menschlichen Denkens und Empfindens, die in den großen Persönlichkeiten wohl ihren jeweilig glänzendsten Ausdruck, nicht aber ihre letzten Verursachungen finden könnte. So setzt sich Lamprecht in seinen ersten methodischen Abhandlungen wesentlich mit der Frage auseinander, inwieweit die Leistungen der Einzelpersonen, inwieweit die der Gesammtheit die geschichtliche Entwickelung bestimmt haben — eine Frage, der er auch unter dem analogen metaphysischen Gesichtspunkte des Verhältnisses von Freiheit und Nothwendigkeit näher tritt. Indem er dann die herrschende Ueberschätzung der Einzelpersönlichkeit begründet fand in Nachwirkungen Schelling'scher und Hegel'scher Anschauungen, wie sie in Rankes Geschichtsphilosophie am deutlichsten hervortreten, gieng er den Ursprüngen dieser „Ideenlehre" nach und wies so auf die — wenn schon unbewusste — Abhängigkeit der Geschichtsschreibung von einer bestimmten Philosophie hin. Und schließlich suchte er die methodischen Aufgaben seiner Wissenschaft zu präcisieren, indem er für die Geschichtswissenschaft die Durchführung derjenigen Grundsätze heischte, die durch die Logik von jeder wissenschaftlichen Disciplin überhaupt gefordert werden. Im Wesen der Wissenschaft aber liegt es, dass sie mit Begriffen arbeitet. Und wie die Naturwissenschaft sich aus einer am Singulären haftenden, ästhetischen Naturbeschreibung zu einer Disciplin umgebildet hat, die ausschließlich auf das, was allgemein begrifflichen Wert hat, Nachdruck legt, so muss auch aus einer Geschichtsbeschreibung in Zukunft sich eine auf begrifflichem Fundamente ruhende Geschichtswissenschaft entwickeln. . . Auf diesen Gedanken legt Lamprecht allen Nachdruck in der vorliegenden Schrift, die in der Muße eines mehrwöchentlichen südtiroler Sommeraufenthaltes entstanden ist. Sie ist ein Protest gegen die Zerfaserung, in welche die geschichtlichen Studien durch die leitender Gesichtspunkte entbehrende Detailforschung vielfach zu gerathen drohen, wie gegen die methodische Halbheit solcher, deren ganze Weisheit in dem dürftigen Satze gipfelt, dass sowohl die Personen, als auch die allgemeinen Verhältnisse das geschichtliche Werden bestimmten.

Dr. Hermann Barge.

Max Lorenz: Die Literatur am Jahrhundertende. Stuttgart, 1900. J. G. Cotta. — Richard Specht: Kritisches Skizzenbuch. Wiener Verlag, 1900.

Da die Kunstkritiker heute schon ihre kleinen Arbeiten in Bänden zu sammeln beginnen, zwingt man uns, unsere eigene Thätigkeit zu kritisieren und zu fragen: was wollen wir, indem wir über Kunst schreiben? Das Werk eines großen Kritikers würde darauf die einfachste und richtigste praktische Antwort geben; die vorliegenden Bücher thun es nicht. Die vorliegenden Bücher regen bloß die Frage an, denn sie sind alles in allem von jener guten Mittelmäßigkeit, die bei näherer Betrachtung immer am meisten skeptisch macht: den Drang einer inneren Nothwendigkeit verrathen sie nicht — Specht tritt mit bescheidenerem Titel auf, aber ich muss nach genauer Prüfung auch glauben, dass seine Leistung die bescheidenere ist. Er hat sich früher als Dichter versucht und zeigte einen fatalen Hang zur schönrednerischen Citate: nun geht es ihm als Kritiker ähnlich: er ist mit seiner Essayistik ein bisschen zu rasch bei der Hand. Er greift bei jedem Gegenstand unbedenklich nach jener Einleitung, die sich am sanftesten und bequemsten zum Thema umbiegen lässt — darin allein schon verräth er sich dem Eingeweihten — und um das höchst correcte Gebäude des Aufsatzes zu errichten, greift er zu Mitteln des Gedankens und der Sprache, die an sich nicht schlecht, aber doch zu rasch und willkürlich gewählt sind. Er capriciert sich nicht, in jedem Moment das Entscheidende oder zumindest etwas fesselnd Eigenartiges zu sagen. Ich denke an einen Seufzer der Rahel: wer mir auf Fragen antwortet, die ich nicht gestellt habe, belehrt mich nicht. So geht es einem meistens bei Specht. Die Aufsätze sind gut, aber sie geben nicht immer das, was man lesen möchte. Zu viel von manchem Guten ist sogar darin: zu viel von Sprüchen der Weisheit, zu viel von geistvollen Vergleichen. Da bleibt denn zu wenig auf der anderen Seite: zu wenig schriftstellerischer Charakter. — Max Lorenz, dessen Buch wir den großsprecherischen Titel verübeln, hat gerade davon etwas mehr. Lorenz geht von einer Theorie des modernen deutschen Naturalismus aus, die nicht uninteressant ist: der Naturalismus sei im Grunde ein der Schwäche entspringender Hang, sich der Thatsächlichkeit der Umwelt unterzuordnen. Naturalistisch in diesem Sinn sei nicht nur eine bestimmte Dichtung, sondern mancher Mensch im Leben, manche Epoche; und nicht nur der Stil, sondern auch alles Inhaltliche mancher Kunst liege darin ausgedrückt: die Vorliebe für gedrückte Stimmungen, kleine schwache Menschen und handlungslose Erlebnisse. Diesen Grundgedanken variiert der Verfasser, indem er über Hauptmann, Sudermann, Fulda, Fontane, aber auch das jüngste Wien, Maupassant, Maeterlinck und Hamsun schreibt. Im einzelnen glückt ihm dabei nicht viel, oder genauer sehr wenig. Er verliert sich sogar in Widersprüche. Er schreibt oft sehr unausgeglichen, in einem seltsam trägen und hilflosen Wortfluss. Es wäre nicht schwer, Sätze zu citieren, über die man lachen müsste. Aber bei allem Dilettantismus und aller Pedanterie, bei allen Missverständnissen und aller innerer Kälte schimmert doch ein Faden eigenartiger, zumindest gedanklicher Verarbeitung des modernen ästhetischen Materials durch.

A. G.

Karl Federn: Dante. (Dichter und Darsteller. Band III. Herausgeber Dr. R. Lothar). Verlag von E. A. Seemann, Leipzig und Berlin, und der Gesellschaft für Graphische Industrie in Wien.

Ein populär-wissenschaftliches Werk, das sich auf historischem Hintergrund wie ein Freskencyklus aufbaut, in gedrängter Kürze ohne Lückenhaftigkeit, mit Quellennachweis und Thatsachenmaterial ohne dürre Fachgelehrsamkeit geschrieben. Darin liegt der Hauptzweck des Textes, der die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zusammenfasst und durch geschickte Gedankenfolgen verknüpft, selbständige kritische Erörterungen strittiger Fragen vermeidet, aber an geeigneter Stelle auch die persönliche Auffassung durchblicken lässt. Die stufenweise Fortentwicklung von den Anfängen der Scholastik durch die mittelalterliche Romantik und Volkspoesie der Provençalen hindurch bis zu dem krönenden Kathedralenbau Dantes (des einzigen romanischen Spätgothikers) ist im ersten Abschnitt des Buches klar durchgebildet, dem dann im zweiten Theil das Leben des großen Einsamen — von dem wir eigentlich wissen, dass wir nichts wissen — angegliedert und untrennbar verkettet erscheint. Lässt sich Neues nicht finden, so darf man das Vorhandene nur klar und gut darstellen, und es leuchtet in frischfarbigem Kleid. Wertvoll und von principieller Bedeutung sind die vielen illustrativen Beigaben als unterstützendes Anschauungsmaterial, das den Leser unmittelbarer, als Worte es können, in den Vorstellungskreis bannt, aus dem die Dichtung geboren ist. Man lernt dabei mit den Augen lesen, was unsere Zeit verlernt und vergessen hat. Von den zahlreichen photographischen Aufnahmen des Schauplatzes der Handlung (Florenz, Ravenna, Siena &c.) ganz abgesehen, ziehen wir eine Heerschau die Werke der Zeitgenossen und der späteren Interpreten Dantes von Capitel zu Capitel in geschlossener Kette vorüber, von Giotto bis Botticelli, von den Miniaturen der Handschriften des Vatican und anderer italienischer Bibliotheken bis zur Federzeichnung der Altonaer Handschrift; von Rethel bis Genelli und — Preller; von Böcklin bis — Otto Greiner. Neben Dante Gabriel Rossetti tauchen die ganz unbeholfenen Visionen William Blakes auf, eine schwerblütige Mystik von charaktervoller Unschönheit; die Zeichnungen Paul Pochhammers zum Weltsystem und zur „Hölle" sind mit constructiver Einfachheit skizziert, um einen Grundriss und Querschnitt der großen Scenerie von Dantes „Osterreise im Jahre 1300" zu geben. Was an erreichbaren Dante-Büsten und -Porträts reproduciert werden konnte, ist ebenfalls gegeben, außerdem von modernen Künstlern die Figuren zum „Höllenthor" von Auguste Rodin und der Entwurf zu dem neuen durch die Wiener Secessionsausstellung bekannt gewordenen Dante-Denkmal von Alfonso Canciani (Wien). Ein Theil der Uebersetzung der „Divina Commedia" ist der Nachdichtung des Oberstlieutenants Paul Pochhammer (in Lausanne) entnommen, die Paradies-Uebersetzung aus dem Manuscript von Heller (Wien) und selbständigen Uebertragungen des Verfassers.

Wilhelm Schölermann.

Knut Hamsun: Victoria. Die Geschichte einer Liebe. München, Albert Langen.

Hamsun ruft sie immer wieder und kann nicht los von ihr. Bald heißt sie Edvarda, bald heißt sie Iselin, bald ist es die Königin von Saba, und nun kommt sie als Victoria und ist die Tochter des Schlossherrn und wird von dem Müllerssohn Johannes geliebt. Und es ist immer die gleich traurige, elende Liebe, die vom Leben und seinen Kleinlichkeiten zunichte und lächerlich gemacht wird. Das Weib voll schwankender Hilflosigkeit des Herzens, hingebend in guter Stunde und morgen vor den Augen der Welt in Convention erstarrend und dabei im Auge den jähen Schreck über das eigene Thun. Und er, in der Jugend ein romantischer Schwärmer, dessen Seele mit allen Tönen der Natur mitschwingt, Herr unsichtbarer Märchenreiche, dem jede Schaumperle Kunde bringt aus den Tiefen; als Mann ein donquixotesker Phantast, immer in tragikomischem Guerillakrieg mit der Wirklichkeit, die ihm ein Bein stellt und ihn tückisch hänselt, den Banausen eine komische Figur, den Sehenden ein Galeerensclave kleinlichen Geschicks, dem unter der schäbigen Jacke der Adelsstern leuchtet, ein Gott im Exil . . . Hamsun hat in der Gefühlsstimmung auch diesmal Saiten gerührt, die nur er so kennt, und mit Griffen, die nur er so meistert. Er weiß mit fast unmerklichen Mitteln jene Situation beklemmender Qual zu geben, in der die Lippen lächeln und die Herzen verbluten: das Schmerzdurchbebte und Verzweiflungszerrissene, ohne dass leidenschaftliche Worte sich entladen. Die Gemüthe vibrieren wie die schwebenden Rhythmen der Gedichte in Prosa seines „Pan". Doch die Gestalten, nach denen er hascht, folgen ihm hier nicht so willig, wie einst. Nur schattenhaft kommen sie, gleitend von ferne, flüsternd, sterbensmüde, nicht mehr aufschreiend in Freuden und Leiden voll drängender Stärke. Es ist nicht mehr der blühende Frühling des „Pan", es ist Herbst geworden, und Weidenäste rascheln durch welkes Laub . . .

F. P.

# Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (April). Felix Salomon schreibt über die englische Afrikapolitik. Was die Engländer zuerst nach Südafrika führte, war die Erkenntnis von der Bedeutung des Caps für ihre indischen Colonien: die Sicherheit des Seewegs nach Indien hieng davon ab. Anfänglich schien es ihnen in holländischen Händen sicher genug, aber als um 1795 eine Besetzung durch die Franzosen drohte, ergriffen die Engländer rasch Besitz davon. Schon damals galt es vor allem, das Verhältnis zu den Boeren, den Abkömmlingen der ersten Einwanderer, die durch starken französischen Einschlag und die klimatischen Einflüsse zu einem selbst-

ständigen, eigenartigen Volksstamm geworden waren, zu regeln. Sehr bigott, hielten sie sich anderseits auch für ein auserwähltes Volk Gottes, das die Eingeborenen erbarmungslos knechtete. In gut gemeinter, aber falsch verstandener Humanität traten die Engländer vor allem zum Schutze der Eingeborenen, gegen den Sclavenhandel u. s. w. auf, was die ersten Conflicte herbeiführte. Gewinnsüchtige Absichten traten erst etwa Anfang der Siebzigerjahre hinzu. — „Gestalten des Dichters“ nennt Friedrich Spielhagen seinen Artikel. Oft werde der Schriftsteller gefragt: woher nehmen Sie Ihre Gestalten? Viele Leser glaubten, man brauche nur das Leben abzuschreiben; andere wieder, man könne bloß aus der Phantasie schöpfen. In der Mitte liege die Wahrheit.

„Die Neue Zeit.“ Dass die Prügelstrafe in den deutschen (preußischen) Strafanstalten gesetzlich besteht, dürfte wenig bekannt sein. Ein Aufsatz von Hans Leuß „Disciplin in Strafanstalten“ schildert eine Reihe von Fällen dieser legalen Misshandlung, die von den Directoren, meist strammen Officieren a. D., fast willkürlich ausgeübt wird. Eine andere barbarische Strafe ist der Lattenarrest. Er besteht darin, dass die einsame Einsperrung in einem Strafgelass vollzogen wird, dessen Fußboden mit dreikantigen Latten, die spitze Seite nach oben gekehrt, belegt ist (in Sachsen auch die Wände). Der Bestrafte ist dabei nur mit einem Leinenanzug und mit Strümpfen bekleidet. Der Gefangene kann darin auf längere Zeit weder stehen, noch sitzen oder liegen, hat Tag und Nacht keine Ruhe und wird nach und nach mit Striemen bedeckt. In den Jahren 1894 bis 1898 ist in den preußischen Anstalten 281 mal geprügelt, 176 mal Lattenarrest verordnet worden. In den Weiberanstalten ist die Prügelstrafe, nicht aber Lattenarrest abgeschafft. — „Die Aufgabe des Staates bei der Bekämpfung des Wechselfiebers“ stellt ein auf den Forschungen des italienischen Gelehrten Celli beruhender Aufsatz fest. Das Wechselfieber (Malaria) ist nach heute fast allgemeiner Anschauung eine Injectionskrankheit, welche durch den Biss parasitenhältiger Stechmücken veranlasst wird. Die staatliche Prophylaxe habe daher durch die Tödtung des im Wasser lebenden unentdeckten Insectes und durch Fürsorge für die im Freien beschäftigten und schlafenden Arbeiter und Kinder durch gesetzliche Schutzmaßregeln die Verbreitung der Krankheit zu hindern.

„Revue blanche“ (1. u. 15. Februar). Maurice Maindron schreibt über die Arsenale und militärischen Museen Europas. Den ersten Platz unter diesen räumt er dem Wiener Arsenal, den zweiten der „Armeria Reale“ in Madrid ein; der Reichhaltigkeit nach gebüre der dritte Rang wohl dem Pariser „Musée d'Artillerie“, nur sei die an sich sehr wertvolle Sammlung, ohne jedes Verständnis und historischen Sinn, wie ein Bric-à-brac-Laden zusammengestellt. So wurde ihr Prachtstück, die Rüstung von Franz I., ganz dadurch entwertet, dass man sie auf ein elendes Ross von Papier-Maché setzte, welches mit Sattelzeug aus einer ganz anderen Epoche geschirrt wurde. Ebenso hat man eine ganze Reihe von Costüm-Figuren, die Soldaten von Ludwig XI. bis XIV. darstellen, mit gleichmäßigen weißen Stulphandschuhen bekleidet, und man wundert sich nur, dass sie nicht alle mit dem kleinen Finger an der Hosennaht dastehen. Bei allen Figuren wimmelt es von Anachronismen. Nicht minder kläglich ist der Pariser Katalog, während der der „Armeria Reale“ ein Werk von geradezu wissenschaftlicher Bedeutung ist. Man sollte sich in Paris endlich klar darüber werden, dass alte Waffen und Rüstungen, wenn sie auch zum Kriegshandwerk gehörten, Kunstgegenstände sind, die einer kunstverständigen Fürsorge und nicht einer militärischen Administration zu unterstehen haben.

„L'Humanité Nouvelle“ (März und April). Victor Dave schreibt über Bakunin und Marx. Die Daten entnimmt er einer in Vorbereitung begriffenen Bakunin-Biographie, an der ihr Verfasser, Dr. Nettlau, seit zehn Jahren arbeitet. Danach hätte Marx den russischen Collegen seit seinem ersten Auftreten im westlichen Europa, in den Vierzigerjahren, gehässig verfolgt und ihn öffentlich und anonym zu verdächtigen versucht, dass er ein russischer Agent sei. Als Bakunin 1862, nachdem es ihm nach zwölfjähriger Haft gelungen war zu entkommen, wieder in London auftauchte, wo er sich an Mazzini, Saffi, Bradlaugh, Louis Blanc und andere Gesinnungsgenossen anschloss, begann diese Hetze aufs neue und wurde immer erbitterter, seit es auf dem Internationalen Congress zu Genf im Jahre 1868 zu offenen Misshelligkeiten zwischen den beiden gekommen war. Nach Dr. Nettlau wäre Marx übrigens nicht nur gegen Bakunin so unloyal vorgegangen, dass er selbst vor Fälschungen und Entstellungen in Documenten nicht zurückschreckte, sondern hatte alle seine Gegner, wie Ruge, Heinzen, Proudhon, Vogt und viele andere in der gleichen, gewissenlosen und diffamierenden Weise verfolgt. — Ricardo Mella schildert die politischen und socialen Zustände in Spanien, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit denen in Oesterreich aufweisen. Spanien krankt vor allem an der inneren Uneinigkeit und den particularistischen Tendenzen seiner einzelnen Provinzen, und die Regierung, die diesem Separatismus nicht rechtzeitig entgegengetreten, erweist sich als unfähig, sie weiterhin unter einen Hut zu bringen. Einig in ihren Bestrebungen und über diese kleinlichen Rivalitäten erhaben zeigen sich nur die [illegible] Kreise der Bevölkerung. Einen nicht geringen Antheil an den unhaltbaren Verhältnissen in Spanien schreibt der Verfasser dem großen Einfluss des Clerus und der Capitalisten und [illegible] der Presse zu.

„National Review“ (Mai): E. J. Cornish beklagt sich bitter darüber, dass die [illegible] Kinder der englischen Schulen ihre Zeit mit allem möglichen Sport vergeuden, statt die Handhabung eines Gewehres zu erlernen. Cricket, Fußball, das [illegible] etc., nicht einmal aber [illegible] mit einer Flinte umzugehen. Die [illegible] von [illegible], in denen den Knaben die Elemente der militärischen [illegible] wurden, ist dringend nothwendig. — [illegible] Marston [illegible] sich in dem Vorschlage, es wäre zur Schlichtung der [illegible] Krieges ein Imperial Council [illegible] Vertretern [illegible], [illegible] werden. Dann [illegible] Krieg [illegible] nicht nur [illegible] Britannien. Die [illegible] und hätten daher auch ein Recht [illegible] in der englischen Marine sucht ein Artikel von [illegible]

zu finden, ebenso wie H. O. Arnold Forster das Kriegsministerium wegen seiner mehrfachen Fehler lebhaft angreift. Alles habe im richtigen Augenblicke versagt: Einberufung der Reservisten, Formierung der Standeskörper u. a. m. Um die Lücken in dem einen rasch zu ergänzen, habe man den Zusammenhang des anderen, den localen oder landschaftlichen Verband auseinandergerissen und damit die Löcher verstopft. So komme es, dass Reservemannschaften als Linientruppen verwendet werden und umgekehrt.

„Century“ bringt in seinem letzten Heft einen interessanten Beitrag von Alexander Hume Ford: „Der Krieg mittels Eisenbahnen in Asien.“ Die Linien sind hier fast alle in den Händen der Russen, die eine, die transkaukasische, führt gegen Konstantinopel, die andere bis nahe an Teheran, eine dritte bis Candahar, eine vierte von Samarkand aus in der Richtung auf Peking zu. Die Gegenlinien gehören Japan und durchschneiden die Halbinsel Korea. Hier dürfte einmal der Krieg ausbrechen. — M. S. Thompson macht in einer größeren Studie über den Zoologischen Garten in Washington darauf aufmerksam, wie dringend nothwendig es sei, die Reste der aussterbenden Thierspecies zu erhalten. Der Bär in Alaska, die Labrador-Ente und die indische Robbe sind bereits ausgestorben, und nahe daran sind der Damhirsch, Elenhirsch, Grizzlibär, das Bergschaf u. a.

## Ueber den Wolken.

Von August Strindberg.

Eines schönen Vormittags im April fuhr eine Droschke vom Hotel Roth in Clarens fort. Sie bog auf den Weg nach Chailly.

In dem Wagen saß ein vierzigjähriger Mann mit einem leichenblassen eingefallenen Gesicht unter schwarzem Bart an der Seite einer jungen Frauensperson von Pariser Aussehen: nach oben gewendeten Augenwinkeln, Habichtnase und einem kleinen Mund mit schmalen Kiefern, doch mit einem guten Ausdruck. Sie saßen still da, und der Mann, der halbtodt aussah, starrte über die Gärten hin, wo die Mandelbäume blühten; die Feigen begannen ihre großen Hände hervorzustrecken, mehr um die Mysterien der Befruchtung zu schützen als zu verbergen: die Kastanien und die Walnüsse blühten, und die schwarzen Weinstöcke begannen zu grünen wie Mosesstäbe. Es war warm, beinahe heiß, doch zuweilen kam ein Wind, der sich an den Gletschern gekühlt hatte, und dann hüllte die Frau den Plaid um den Kranken. Weideland grünte die Berge hinauf, und die Lärchenbäume zogen auch Grün an, aber oben auf den scharfen Kämmen des Dent de Jaman und des Rocher de Nayes, welch letzterer der gestrandeten Arche glich, lagen noch frische Schneewehen, dicht neben dem schwarzblauen Fichtenwalde, und dort zogen silberweiße Frühlinkswolken vorbei, zuweilen die Fichtenwipfel mit ihren Schleiern verbergend, zuweilen zerrissen vorwärts jagend, und ließen Fetzen an den scharfen Zweigen zurück, während sie schwarze Schatten auf das Weideland warfen.

Der Kranke hob seinen Kopf langsam und sagte, während er nach den Wolken hinaufzeigte: Da hinauf fahren wir?

— Da, mein Freund — antwortete die Gattin seufzend — da hinauf.

— Wie Elias — sagte der Mann — in einem brennenden Wagen, denn hier ist es heiß!

Sein Kopf sank von neuem auf die Brust nieder, und es wurde still, nur dass ein kurzer hohler Husten seinen dünnen Körper schüttelte. Der Weg stieg zwischen den Weingärten durch Chailly. Bald hörten der Wein und die echte Kastanie auf; die Walnussbäume standen noch am Wegrande; nach einer Weile, als der Weg eine Krümmung machte, begannen die Weizenfelder und die Fruchtbäume: über die grünen und mit Blumen bestreuten Grasmatten streckten Aepfel- und Kirschenbäume ihre weißbesäeten Zweige: gelbe Primeln und weiße Schneeglöckchen, gelbgrüne Nieswurz wärmten sich im Sonnenschein. Der Wagen machte Halt, und die Pferde verschnauften. Der Kranke hob von neuem seinen Kopf und sah hinaus über den blauen See, der sich tief unten ausbreitete: hinaus über die Berge, die vor Feuchtigkeit und Wärme rauchten, hinaus über die fruchtbaren Felder. Er athmete durch die Nasenlöcher, wie wenn es ihm schwer fiele, den Mund zu öffnen.

— Das ist schön — sagte er. — Glaubst du, dass es ebenso schön dort oben ist?

— Das glaube ich — antwortete die Gattin und that, als verstände sie nicht den Doppelsinn in dem „dort oben“.

Der Kuckuck rief unten in einem Walnussbaum.

— Töder gök — sagte der Mann — Töder gök.*) Grüß' dich schöne Natur, [illegible] te salutant! Und zum Kutscher gewandt fuhr er fort: Excelsior, das heißt: lasst uns weiter fahren!

Der Wagen stieg immerfort, während der See und die Landschaft sank. Nun fiengen die Lärchenbäume an, und sie sahen den Fichtenwald über ihren Köpfen, doch über den hinaus ragte der blendendweiße Jaman. Der Weg schnitt sich zwischen Schiefer und Felswände ein und bald begann mit Buchen gemischter Fichtenwald kahle Schatten über den Wagen zu werfen. Die Luft wurde schärfer: eine und die andere Schicht lag noch ungeschmolzen und der Buchfink allein [illegible] hier in dem Dunkel. Der Weg machte wieder eine Krümmung, und nun lag das Rhonethal da mit der Montblanc-

*) [illegible] im Leben, so tödtet er

Kette dahinter. Der stattlichste von allen: der Dent du Midi, glich einer unerhörten Meereswoge, die gerade erstarrte, als sie im Begriff stand, sich hinunter über die anderen Wogen zu werfen. In zwei Stunden waren sie von dem Sommern des Südens hinauf zu dem Winter des Nordens gefahren. Nun schlängelte sich der Weg am Rande des jähen Abgrundes entlang, und sie hatten das herrliche Thal zwischen dem Mont de Caux und Cubly unter sich. Hier zogen die Wolken um sie her, über sie hin, unter ihnen wie gigantische Möven. Bald waren die Pferde und der Wagen in diesen weißen Flor eingehüllt, so dass sie nichts sahen, bald zeigte sich ein Riss in dem Schleier, und sie sahen wie durch ein Guckloch ein Stück der grünen Landschaft, einen Fetzen des Sees, eine Schneespitze, alles von der warmen Frühlingssonne beleuchtet.

— Ist es im Himmel ebenso schön, Amélie, dann ist es nicht schwer, von hier fortzugehen — sagte der Kranke, der durch das feuchte Gewölk den Husten bekommen hatte.

— Sprich nicht so — bat die Gattin klagend. — Jetzt ist der schlimmste Monat vorüber, und nun wirst du dich erholen; aber diese Fahrt hättest du niemals unternehmen dürfen.

— O, es ist gut, sich eine Weile über die Erde hinaufzuschwingen, auf das Elend hinab und das Kleine von hier oben zu sehen. Sieh, dort unten, jenes Graue, das wie etwas Landstraßenkies aussieht, das sind drei Städte, mit mehreren tausend Menschen, einfältigen Sclaven, die glauben, sie seien so groß und so wichtig, als könnte die Welt ihren Gang nicht ohne sie gehen; und sie peinigen einander und sich selbst, um von einander beneidet zu werden.

Der Wagen machte zum letztenmal eine Schwenkung, und weit im Thale lag nun das große Hotel „Les Avants".

Eine Stunde später saß Monsieur Aristide M., Homme de Lettres, Paris, wie er sich ins Hotelbuch eingezeichnet hatte, draußen auf der Terrasse, in Filzlappen wohl eingehüllt und ein Ziegenfell unter den Füßen. Die Fontäne plätscherte so einschläfernd, der schmelzende Schnee schärfte die Luft, und der Fichtenwald dunstete harzigen Brodem aus, welcher beim Einathmen sich wie Balsam auf verwundete Lungen legen sollte. Er versank in stumpfe Halbträume unter dem Betrachten des außerordentlichen Schauspiels, das die Natur bot. Als er so eine Weile gesessen hatte, hörte er das Knirschen eines Krankenstuhles, der auf dem Sande hergerollt wurde, und der bei dem Lorbeerbusche, wo er saß, stehen blieb. Eine Stimme fragte danach, ob sie gehen dürfte, worauf eine matte Stimme ja antwortete.

Aristide, der zum Schutz vor dem Nordwinde einen Shawl um den Hals hatte, konnte nicht sehen, wer halb hinter ihm saß. Doch er fühlte diese magnetischen Ströme, die nervöse Menschen in der Nähe irgend einer gleichgiltigen Person empfinden. Dann hörte er einen kurzen hohlen Husten, dem ein Stöhnen folgte. Von einem leicht erklärlichen Mitgefühl gefasst, wandte er sich um und ließ den Shwal fallen. Wie ein Blaubeerenpflücker zusammenzuckt, wenn er einen Zweig hebt und eine schwarze Natter zu sehen bekommt, so zuckte Aristide zurück beim Anblick der Menschenruine, die da saß, die Wangen von der Cadaverfarbe der Pfirsich, bei der sich die lebendige Glut der Rosen in das Braun des getrockneten Blutes verwandelt hat. Doch aus dem oberen Theil des Todtenschädels leuchteten zwei schwarze Augen, die noch brannten, aber mehr vom Phosphor der Verwandlung als vom Feuer des Lebens. Aristide kannte diese Blicke seines alten Feindes wohl. Sie saßen eine Weile und sahen einander an, ohne entscheiden zu können, ob sie grüßen müssten: sie versuchten darauf zu gleicher Zeit aufzustehen und zu fliehen: aber sie vermochten es nicht; sie waren durch Ohnmacht und Siechthum gefangen. Als sie die Unmöglichkeit, zu fliehen, einsahen, beruhigten sie sich.

Henri, so hieß Aristides Feind, erholte sich zuerst, und mit einem Lächeln, das selbstironisch sein sollte, begann er: — Bist du jetzt zufrieden mit deiner Position, Aristide? Per nubes ad astra. Wir sind bereits über die Wolken gekommen: haben also nicht weit bis zu den Sternen.

— Die Sterne waren stets dein Ziel, wenn ich mich recht erinnere, und du erreichtest sie auch! Wie viele hast du? — antwortete Aristide und zeigte auf den Rockaufschlag.

— Immer bitter! Hassest du mich noch, obgleich ich jetzt so unschädlich bin?

— Ich glaube nicht, dass ich über ein so starkes Gefühl wie Hass noch Macht habe, und ich glaube nach dem, was ich zuletzt gelernt habe, dass du verhältnismäßig unschuldig warst. Und dennoch, ich kann dich nicht sehen, ohne daran zu denken, dass du mich getödtet hast.

— Du bissest mich, und ich tödtete dich.

— Du tratest mir auf die Brust, und ich biss dich in die Ferse.

Du legtest dich in den Weg, den ich vorwärts musste.

— Ich musste vorwärts! Sieh, das war das Geheimnis unseres Lebens. Es war das Ich und nichts anderes. Wir jagten nach dem Glück, nach der Ehre: wir rissen uns an den Büschen entzwei: unsere Füße bluteten auf den Steinen, und mit halbem Leben kamen wir dahin, wohin wir wollten, um ermattet niederzufallen und zu sterben, ohne Blut in den Adern, ohne Luft in den Lungen. Erinnerst du dich, wie wir die Hetzjagd begannen? Du hattest den Vorsprung. Du warst aus einem Geschlecht, das bereits vieles an sich gerissen hatte. Dein erster einfacher Versuch für das Theater wurde von deinem Vater zur Taufe getragen. Man las in „Le Cercle" von einem „Schauspiel von Rang", und das machte dich bekannt. Du saßest selbst in einer Zeitung und decktest deinen Rücken. Dann kam ich mit meinem heraus. Du beurtheiltest es, und ließest es von den Zeitungen beurtheilen. Das, was unter anderen Verhältnissen für unverschämt und wenig ehrlich angesehen worden wäre, es gieng dir durch, denn alles gieng dir durch. Du hattest das Geheimnis, eine persona grata zu sein, einer, der alles thun durfte. Dann kamst du wieder heraus. Da wurdest du auf meine Kosten zu den Sternen erhöht. Jedesmal, wenn du wieder herauskamst, wurde ich niedergeschlagen: so müsste man schreiben, und nicht wie Aristide M. Du wurdest der Günstling des sinkenden Kaiserthums, denn du konntest schmeicheln; du konntest France auf Délivrance und Gloire auf Croire reimen, denn du konntest alles. Dann ließ ich nach. Mein Stück durchlief in fünf Jahren alle Theaterkanzleien in Paris, doch vergebens, es war gegen den guten Geschmack, wie du ihn gepredigt hattest. Ich trat als Missglückter zurück, als ausgesprochen Missglückter, und trat in die Journalistik. Schrieb ich ein Wort gegen dich? Rächte ich mich? Du musst nein antworten. Als ich dann unschädlich wurde, fasstest du eine besondere Sympathie für mich. Du suchtest meine Gesellschaft, du hegtest mich; wir aßen zusammen Mittag, fuhren im „Wäldchen", und wir sprachen immer von dir und deinen Arbeiten, nie von mir. Ich lobte dich stets in der Zeitung. Aber während der Zeit arbeitete ich. Arbeitete unglaublich, denn ich fühlte dunkel, dass meine Zeit kommen würde. Mit meiner Familie hatte ich gebrochen, als ich das Examen preisgab, um „Schriftsteller" zu werden. Wie schwer die Hohnworte auf mich fielen, als ich reuevoll heimkehrte, ein armer Journalist ohne Namen. Wie blutig, wie verwundet ich war. Und immer du, du als Muster: „so sollte man schreiben."

Henri begann zu husten und machte einen neuen Versuch sich zu erheben und zu gehen, doch er fiel wieder zurück; Aristide fuhr fort.

— Ich würde viel darum geben, den Tag vergessen zu können, nach deinem letzten Triumph, als ich dich besuchte. Es war am Morgen darnach. Die Zeitungen überboten sich in Lob. Ich sollte zu dir hinaufgehen, um Erklärung über deine Meinung bei gewissen dunklen Stellen zu begehren. Ich klingelte an deiner Thür. Deine Mutter öffnete wie gewöhnlich, zeigte aber nichts weiter als das graue, scharfe Auge, das nach Feinden ausspähte. Als sie mich wieder erkannte, bat sie mich einzutreten. Ich antichambrierte, bis du dir den Schlafrock angezogen hattest. Du empfiengst mich wie der Triumphator. Dein Gesicht war roth und schwellend infolge deines Soupers für die Schauspieler. Dein Schreibtisch war mit Lorbeerkränzen und Bouquets bedeckt. Um mich zu erfreuen, giengst du alle Scenen des Abends im Detail durch. Die Hervorrufe, die Applause. Wie du schließlich selbst, von den beiden Heldinnen gezogen, welche deine Hände drückten und dich Dichter nannten, vor dem Vorhang die Huldigung des Publicums, die Blumen deiner Freunde und die Lorbeerkränze deiner Mutter entgegennahmst. Ich war neidkrank! War es wunderlich? Ich, der deine grinsende Weltanschauung kannte, der deine Cynismen kannte (denn in denen warst du Meister und suchtest mich stets mit dem Genre zu belästigen) ich, der wusste, wie du mit kaltem Blut dasaßest und deine Sentimentalitäten mit voller Berechnung auf den Effect, auf den Applaus, auf die Akademie anlegtest, ich musste dich im Druck bewundern. Du schlossest den Empfang damit ab, dass du einen Lorbeerkranz auf meinen Kopf setztest und mich ermuntertest, für das Theater fortzuarbeiten. Ich war einfältig genug, dir zu glauben, und bekannte, dass ich mein Stück umgearbeitet und es mit Hoffnungen im Odéon liegen hätte. Du lachtest wohlwollend, und ich gieng. Am Abend kam ein Misslaut in eine Zeitung, die sprach von Anklängen, Phrasen und dergleichen. Den Tag darauf erhielt ich einen Brief von deiner Mutter mit einem beiliegenden Angriff auf den unartigen Recensenten, den ich sollte einrücken lassen. Ich verweigerte es mit einer Entschuldigung, weil es gegen meine Meinung war. Am Sonnabend bekam ich den Artikel in einem Feuilleton zu lesen, doch ich sprach nie davon, wer der Verfasser war, denn ich respectierte deine Mutter. Aber den Montag darauf gieng ich in die Kanzlei des Odéon hinauf, um auf mein Stück Antwort zu bekommen. Der Director empfieng mich väterlich, sagte nur Artigkeiten, war sogar freundlich, doch er wagte das Stück nicht aufzuführen. Warum? Das wurde mir nicht klar, aber dass er das Stück nicht gelesen hatte, das verstand ich. Ich gieng mit schweren Schritten hinaus und versuchte nicht einmal das Manuscript unter dem Rock zu verbergen. Unter den Arcaden traf ich Maurice, den jungen Redacteur: — „Ein Manuscript", sagte er, und nahm das Stück in die Hand. — „Ja", antwortete ich, „ein abgelehntes". — „Hat der Director es gelesen?" — „Ich weiß nicht", antwortete ich, „glaube nicht". — „Ja, aber ich weiß, wer für ihn liest." — „Wer denn?"

— „Ihr Freund Henri!" — Ich wollte ihm nicht glauben, aber er betheuerte es und fügte hinzu: „Hütet euch vor solchen Freunden!"

— Ich traf dich später am Mittage, sprach von allem, und du sprachst dich damit frei, dass „Maurice ein Schurke sei". Später in der Nacht trafet Ihr euch in der Redaction des „Cercle" und kamet überein, ich sei ein Schwätzer und ein Narr, denn ihr bedurftet einander. Ich war gebrochen. Ich beugte mich vor dem Schlage, aber nahm einen neuen Weg. Ich gab ein Band Poesien heraus. Nun war das Publicum so daran gewöhnt, mich als Missglückten zu betrachten, dass es von einem solchen Einbruch in das friedumhegte Gebiet nicht sprechen hören wollte; die Zeitungen hatten doch jahrelang ihr Ehrenwort darauf gegeben, dass ich untauglich sei; blieb nur übrig zu schweigen, und man schwieg, wo man nicht eine hinterlistige Anerkennung gab oder mir befahl, still zu sein. Es war für mich dasselbe, wie gegen eine Wand zu gehen. Aber du ließest mich nicht los. Es war, wie wenn du fürchtetest, mich aus dem Gesicht zu verlieren. Unser Freund Fernande hatte den großen Preis im Salon bekommen. Du muthetest mir zu, mit ihm an einer Partie nach Bas-Meudon theilzunehmen. Immer sollte ich dabei sein und vor die Triumphwagen anderer gespannt werden. Abends wurdest du berauscht und demüthigtest mich. Du und er traten mich, und als ich mir eine Kritik Euerer Größe erlaubte, beschimpftest du mich: nanntest mich einen Missglückten, der im Fahrwasser anderer segelte; du erklärtest, dass du mich hasstest, dass du nicht mehr an mich glaubtest, und dass du an dir fühltest, ich sei dein Feind. Was du richtig fühltest. Erinnerst du dich, wie ich dann in der Stärke des Rausches prophezeite, dass meine Zeit kommen würde; dass ich nur in der Hinterhand gesessen hätte, aber schon meine Karten ausspielen würde, wenn die Reihe an mich käme. Und so schieden sich unsere Wege. Als ich des Nachts zu Fuß durch den Wald heimgieng, da war ich zerschmettert, zermahlen, aber meine Seele fühlte sich befreit, und ich wusste, dass ich durch Arbeit siegen würde. Das war die einzige Rache, und die schlimmste, die ich an dir nehmen konnte und wollte.

Hier hielt Aristide in seiner Rede inne. Eine schwache Röthe war in seine weißen Wangen gestiegen und hatte sich oberhalb seines schwarzen Bartes gelagert; er hustete schwach, aber ein hellrother Schaum erschien in den Mundwinkeln. Mit einer dünnen, fast flüsternden Stimme fuhr er fort, ohne seinen Feind anzusehen.

— Dann kam der Sturm: deine Stimme erstarb im Lärm des Krieges; deine Windmühle verlor beim ersten Windstoß die Flügel, und du wurdest stumm gemacht. Da kam meine Zeit. Mein Stück wurde aufgeführt, nach zehn langen Jahren. Und es machte Glück. Sofort! Dein und deiner Freunde Geheul wurde todtgeschwiegen. Meine Zeit war gekommen. Aber nun, als ich vor dem erträumten Glück stand und fand, dass es an Genuss leer war, aber voll von schweren Pflichten, da schämte ich mich vor mir selbst. Ich, der nun in Pflicht und Ernst das Schwert ziehen wollte, ich war dazu verurtheilt, mich mit schöner Literatur zu beschäftigen, um meinem Wort Gehör zu verschaffen. Ich musste mich herablassen, Theaterstücke zu schreiben, um mit der unwiderstehlichen Macht des Erfolges meine Feinde zum Schweigen zu bringen. Und jeden Moment, wenn es still wurde, benütze ich, ein neues Wort auszurufen, eine neue Losung, eine neue Ordre. Ich nutzte meine Seele ab bei dem Kampfe, denn mit Mitteln zu arbeiten, die man nicht achten kann, das zehrt. Und welcher Kampf! Wenn ich ein gerades, ernsthaftes Wort sprach, da schrie man: „nein, du sollst ein Stück schreiben!" So schrieb ich ein Stück! Da applaudierte man dem Stück, den Decorationen, den Actricen, aber die Wahrheit, die man in sich aufnehmen sollte, ließ man unter Schweigen passieren! Das war die zweite Todsünde des Kaiserthums, dass sie den Schönheitscult einführte. Diese Methode hat die Despotie immer angewandt, um die Aufmerksamkeit von der Wirklichkeit auf den Schein zu ziehen. Ein „Firnistag" war in unserem Leben mehr als eine Wahl zu den Kammern, ein neues Stück hatte mehr Wirklichkeit als ein Sä̈entarverbrechen, das die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte. Ueber den Sedantag haben wir geweint, doch der Firnistag hielt uns noch schadlos; wir wurden ernst nach dem Kriege, doch man lachte im Théâtre Francais zu unseren Thränen und bat uns, so gut zu sein und mit dem Lachen fortzufahren. Da beschloss ich, die Greiner auszulachen. Und ich lachte, doch mein Leben war nicht lustig, es war bitter, und das wurde mein Tod! Henri, nun sind wir beide todt! Ich habe unsere Leichenrede gehalten! natürlich zu meiner Vertheidigung, denn ich habe keinen gehabt, der mich vertheidigt hätte. In fünf Jahren erinnert man sich unserer Namen nicht mehr! Unser Gewinn war beinahe nichts. Wir verehrten den Schein, das Schöne und uns selbst! Mein Versuch, ein neuer Mensch zu werden, begann zu spät; vielleicht in einer kommenden Existenz, wenn es eine gibt, kann man seine theuere Erfahrung benutzen. Willst du zu mir sprechen, thu's wie bei einem Todten. Reich mir deine Hand! So! Du willst nicht? Findest du nun nicht, dass wir Thoren gewesen sind? Glaubst du nicht, die Zukunft werde klüger werden?

Henri machte eine Anstrengung, zu sprechen, aber er bekam keine Luft. Sein Kopf war auf die Brust niedergesunken. Aristide rief nach dem Hotel hinein, so laut er konnte. Ein Bedienter zeigte sich auf dem Perron, und hinter ihm erschien Henris Mutter, welche infolge des Rufes irgend einen Unfall ahnte. Einen Augenblick später stand sie an der Seite ihres Sohnes und maß mit den grauen Augen den unerwarteten Feind, dessen Gegenwart sie am wenigsten von allem gewünscht hatte. Sie war eine lange, steife Gestalt mit grauem Haar, das über einer geraden, hohen Stirn zurückgestrichen war. Aristide, der sie nie anders als durch eine Thürritze gesehen hatte, imponierte die gewaltige Figur, und nun verstand er, welchen mächtigen Beistand der kleine schwache Mensch gehabt hatte, der während zehn Jahre ihn unter die Füße hatte treten und eine öffentliche Meinung zu seinem Besten hatte oben halten können; doch er sah auch in ihr die Mutter, und das Weib, das nicht in eigener Person seinen Willen hatte ausführen dürfen, sondern in der seines Sohnes. Er fühlte sich von dieser Macht erdrückt: er war allein gegen die beiden. Unruhig sah er sich nach Hilfe um, er wusste nicht, in was für einer Form. Henris Mutter war indessen damit beschäftigt, ihr Kind ins Leben zurückzurufen, denn es schien ausgelöscht zu sein, und Aristide fühlte sich beinahe an der Verschlimmerung, die eingetreten war, schuldig, als leichte und schnelle Schritte auf dem Sande hörbar wurden und Aristide einen weichen beschützenden Arm sich um seinen Hals legen fühlte. Es war sein Weib. Die beiden Frauen maßen sich mit langen Blicken. Die kleine mit ihren dunkeln, warmen, aber jetzt flammenden Augen sah zu der großgewachsenen Mutter mit dem Tigergesicht auf. Die beiden Männer waren wie ausgestrichen von der Rechnung, vom Schlachtfeld fortgetragen, und der Zweikampf schien nun erst seinen Anfang genommen zu haben, da die wirklichen Feinde aus den Verschanzungen hervorgekrochen und sich auf offenem Felde begegnet waren. Keine machte ein Zeichen zum Grüßen, denn sie hatten sich nie gesehen. Henri hatte indessen Besinnung und Fassung wiedergewonnen. Mit einem Tone, dem jede Bitterkeit fehlte, stellte er vor: Meine Mutter, Herr und Frau M. — keiner grüßte.

(Schluss folgt.)



Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIII. Band. | Wien, den 28. April 1900. | Nummer 291.

## Dilatorisch.

Unsere Regierungslenker zeigen neuestens das löbliche Bestreben, zu thun wie Fürst Bismarck einst gethan. Der Fehler ist nur, dass sie, wenn sie ihn nachahmen, dabei regelmäßig die Pointe vergessen, auf die es hauptsächlich ankommt. So z. B. steht, seitdem Rath- und Thatlosigkeit unsere Ministerräthe beherrscht, die vom Fürsten Bismarck so oft mit so großem Erfolg geübte „dilatorische Behandlung" bei uns hoch in Ehren. Aber nur wird die Pointe dabei regelmäßig vergessen. Fürst Bismarck pflegte den Gegner dilatorisch zu behandeln, wenn die Situation für diesen zum Losschlagen günstig stand, für den Fürsten Bismarck aber nicht. War's umgekehrt, dann schlug Fürst Bismarck auch prompt los. Diese nicht unwesentliche Bedingung wird von unseren Staatsrettern freilich übersehen. Für sie ist die dilatorische Behandlung, die sich so gut ihrer einzigen Geisteskraft, der vis inertiae, anpasst, an sich, für sich, zu jeder Zeit und unter allen Umständen das einzig Richtige. Unter Thun hieß sie „Energie der Geduld", unter Koerber heißt sie „Objectivität", „gründliches Studium", „reifliche Erwägung" — Verständigungsconferenz. In beiden Fällen ist sie thatsächlich nur Blindheit, Bequemlichkeit, Zeitvertrödelung und Gelegenheitsverlust. Wie sehr diese Kennzeichnung für die officiöserseits so hoch gerühmte „Taktik" des Herrn Dr. v. Koerber zutrifft, gestattet gerade die letzte Wendung in Böhmen ganz klar zu zeigen.

Der Gegner, mit dem Herr Dr. v. Koerber von Anfang an zu rechnen hatte, war die jungczechische Obstruction. Wie war nun ihr gegenüber die Situation der Regierung im Jänner, als Herr Dr. v. Koerber die Staatsgeschäfte übernahm? Verfolgen wir die drei wichtigsten Causalketten. Die erste betrifft die Psychologie der Führer. Ihr Parteiministerium, das Cabinet Thun-Kaizl, hatte kaum erst abgewirtschaftet, die Führer verspürten den verzehrenden Portefeuillehunger noch nicht, der zu großen Thaten treibt, und meinten, da sie noch Hofluft in der Nase hatten, sich durch „staatsmännische" Duckmäuserei die Gnade von oben erhalten oder wiedererwerben zu können. Die zweite Kette: die jungczechische Wählerschaft. Deren nationales Ehrgefühl hatte mit dem raschen Sturz des Grafen Clary für die Aufhebung der Sprachenverordnungen eine zeitweilige Genugthuung erhalten, deren beruhigender Einfluss noch nicht nachzuwirken aufgehört hatte. Führer und Geführte waren zur Zeit, als Herr Dr. v. Koerber sich im Ministerpräsidium niederließ, in der Lage von Leuten, die eine Weile auf ihren frischen Lorbeeren ausruhen wollen. Eine dritte Causalkette bildet natürlich die parlamentarische Constellation, die zum Obstruieren absolut nicht geeignet war. Die einzige Staatsnothwendigkeit, die damals dem Hause vorlag, war das Rekrutengesetz, ein schwer zu obstruierendes Object, weil es kurz und inhaltsarm, und noch dazu ein für eine regierungsfähige Partei sehr gefährliches Obstructionsobject, weil es die Armee betraf. So standen im Anfang des Regimes Koerber alle Momente für die jungczechische Obstruction ungünstig, die Jungczechen wollten und konnten nicht einmal gut obstruieren. Der Mann, der die jungczechische Obstruction zu bekämpfen hatte, musste also damals losschlagen.

Aber Herr Dr. v. Koerber schlug nicht los. Er zog es damals vor, die jungczechische Obstruction dilatorisch zu behandeln, indem er die Verständigungsconferenz einberief, während deren die Jungczechen, solange sie ihr angehörten, wohl mit der Obstruction spielen, drohen, aber nicht ernstlich einzusetzen brauchten. So ist es in der That auch Herrn Dr. v. Koerber gelungen, die jungczechische Obstruction auf Monate hinauszuschieben, aber nicht weil es ihm, sondern weil es den Jungczechen so passte, aus Gründen, die bereits klargestellt sind. Die drei Monate, die solchermaßen mit dem Verständigungsschwefel todtgeschlagen worden sind, hat die Regierung verloren, die jungczechische Obstruction hat sie gewonnen. Denn die Situation, die sich inzwischen ergeben hat, steht günstiger für die Obstruction und ungünstiger für deren Bekämpfung. Die drei Kriterien zeigen jetzt ganz anders als zuvor. Führer und Geführte haben sich auf ihren ohnedies sehr spärlich gerathenen Lorbeeren in der Zwischenzeit sozusagen müd geruht. Die Führer sind wieder portefeuillehungrig und in ihren Hoffnungen auf die gnadenreiche Wirkung sittsamen Benehmens schwankend geworden. Bei den Geführten ist die armselige Befriedigung über die Episode Clary längst verraucht, und der Aerger über die Schmach, welche das ganze czechische Volk — noch dazu, ohne dafür andere als einige geringfügige persönliche Vortheile in Tausch bekommen zu haben — durch seine Betheiligung an der § 14-Wirtschaft auf sich geladen hat, tritt jetzt erst in seiner vollen Stärke hervor. Wenn der Reichsrath demnächst zusammentritt, finden die Jungczechen auch ein außerordentlich günstiges Obstructionsobject auf der Tagesordnung, das ist das Investitionsgesetz. Es ist ein langes, ein inhaltreiches Gesetz, welches allen Verschleppungsmanövern weiten Spielraum bietet. Während eine Obstruierung des Recrutengesetzes im vorigen Sessionsabschnitt den Obstruierenden nach oben vielleicht unheilbaren Schaden gebracht hätte, ohne sie nach unten sonderlich beliebt zu machen, kann eine Obstruierung des Investitionsgesetzes, wenn sie nicht ganz dumm inscenirt wird, den Jungczechen, ohne nach oben hin allzu anstößig zu wirken, Gelegenheit geben, gerade ihren durch das Regime Thun-Kaizl schwer geschädigten constitutionellen Ruf nach unten hin zu reparieren. Denn die Investitionsvorlage ist nur scheinbar eine, wie man jetzt sagt, Volksnothwendigkeit, thatsächlich ist sie eine schlecht verhüllte Staatsnothwendigkeit. Unter dem Vorwand, neue Eisenbahnen zu bauen, haben die beiden Virtuosen der Unaufrichtigkeit, die Herren Dr. v. Koerber und Dr. v. Wittek, mit vereinten Kräften ein Gesetz zusammengestellt, das darauf berechnet ist, die durch die § 14-Wirtschaft geleerten Staatscassen zu füllen, damit die seine parlamentlose Wirtschaft wieder von vorne aufgenommen werden kann. Der Art. IX des Gesetzentwurfes ermächtigt die Regierung, eine Anleihe von rund 500 Millionen ohne jede Terminbestimmung, also sofort im vollen Betrage, aufzunehmen, während der Bedarf für die vorgeschützten Eisenbahnbauten, selbst wenn das Baupräliminare auf den Tag genau eingehalten werden sollte, erst successive in fünf Jahren fällig werden würde. Diese Clausel ist politisch höchst verdächtig, vom constitutionellen Standpunkt der alljährlichen Budgetbewilligung verwerflich und wird von allen ernstlich parlamentarischen Parteien bekämpft werden müssen, gleichgiltig, ob sie den Eisenbahnbauten, gleichgiltig, ob sie dem Brüderpaar Koerber-Wittek grün sind. Das ist der constitutionelle Punkt, von dem aus dieses Gesetz aus den Angeln gehoben werden kann. Auf diesen Punkt ist hier schon am 3. und 10. März hingewiesen worden, und die Herren Dr. Kaizl und Dr. Pácak haben sich, nach ihren jüngsten Reden zu schließen, diesen Hinweis bereits auch zu nutze gemacht.

Wie immer man also auch die Constellation betrachten mag — psychologisch, technisch oder moralisch — steht sie jetzt günstiger für die Obstruction und ungünstiger für deren berufenen Bekämpfer, Herrn Dr. v. Koerber. Zu der Zeit, wo er hätte losschlagen sollen, weil der Gegner schwach war, hat er dilatiert. Jetzt, wo der Gegner stark ist, wird er losschlagen müssen, weil die Jungczechen nicht mehr mitdilatieren wollen. Und diese Wendung durch Herrn Dr. v. Koerbers Fügung verdanken die Jungczechen der berühmten Verständigungsconferenz. Man wird nun auch begreifen, warum sie sie bis zum Recrutengesetze so lammfromm beschickt haben und warum sie sie jetzt so fuchswild bekämpfen. Nur warum die Deutschen am unrechten Ende mitdilatiert haben, ist schwerer zu begreifen. Vielleicht, weil auch unter ihnen kein Bismarck ist. K.

## Wesen und Geschichte des Tisza Systems in Ungarn.

Nur die Ungewissheit, die noch immer über dem Ausgleichswerke schwebt, hat es bisher verhindert, dass der Umschwung, der sich unmittelbar nach dem Regierungsantritte Koloman v. Szells, in Form der von conservativen Elementen der ehemaligen Apponyischen Nationalpartei erzwungenen Verschmelzung mit der bisherigen, seinerzeit liberal getauften Regierungspartei vollzogen hat, auf der ganzen Linie zum Durchbruche gelange. Inzwischen deuten alle Anzeichen darauf hin, dass der „Systemwechsel" nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, und der Zusammenbruch des soge-

nannten Tiszasystems schon in absehbarer Zeit zu gewärtigen sei. Der Zusammenbruch dieses Systems bedeutet aber für Ungarn und das ungarische Volk eine historische Wendung, denn auf jenem System ruhte seit nahezu dreißig Jahren das von Koloman v. Tisza mühsam errichtete, wenn auch schon lange schadhafte Gebäude des einheitlichen magyarischen Nationalstaates. Angesichts dessen erscheint es nicht uninteressant, Geschichte und Wesen dieses sonderbaren Regierungssystems, das im Auslande und selbst in Oesterreich nur in den seltensten Fällen richtig beurtheilt wurde, in möglichst kurzen Umrissen kennen zu lernen.

* * *

Der 1867er Ausgleich mit Oesterreich bedeutete zu gleicher Zeit den endgiltigen Frieden zwischen der Krone und dem magyarischen Volke; dennoch war man in Wien darauf bedacht, das bekannte calvinische Polterelement, welches sich seit Jahrhunderten im offenen Gegensatze zum Herrscherhause befand und von dessen europäischen Feinden und Widersachern bei jeder Gelegenheit als Werkzeug benutzt wurde, von den Regierungsgeschäften thunlichst fernzuhalten. Man brauchte eben in jenen Tagen den magyarischen Anstrich, nicht aber auch unverfälschte magyarische Nationalpolitik. Eben deshalb mied man die „Calviner“ und wandte sich an die „Katholiken“. Letztere waren nun allerdings seit Beginn des Jahrhunderts gleichfalls zu nationalem Bewusstsein gelangt und machten auch im Jahre 1848 größtentheils mit den Aufständischen gemeinsame Sache; trotzdem eigneten in den Augen der Wiener Maßgebenden nur sie sich zur Regierung. Der katholische Adel und das ihm folgende, übrigens mit fremden Elementen stark durchsetzte ungarische Katholikenthum war seit jeher im Geiste strammer Königstreue erzogen. Wenn sich im Jahre 1848 auch die Katholiken einen Augenblick gegen das sie stets stützende streng katholische Herrscherhaus wandten, so thaten sie dies doch nur unter dem Einflusse und unwiderstehlichen Zwange der den Zeitgeist beherrschenden großen Ideen, die damals fast alle Völker und alle Volksschichten aufgerüttelt und mitgerissen hatten. Immerhin war der Katholik das gefügigste, das ergebenste Element im Lande, das infolge der freiwilligen Annäherung des Herrscherhauses gerne bereit war, einen Schleier über alles Vergangene zu breiten. Anders der calvinische Stockmagyar. Er segelte zwar anscheinend nur im modernen liberalen und demokratischen Fahrwasser der neuen Zeit, that es aber aus demselben Grunde, aus dem er sich seinerzeit der protestantischen Bewegung angeschlossen hatte. Sein Endziel blieb nun einmal immer Herrschaft, unbeschränkte Alleinherrschaft über das von seinen Ahnen eroberte Land. Dabei kümmerte er sich wenig darum, dass Ungarn mit der Zeit ein nichtmagyarisches Land geworden, dass die von seinen — seit dem Aussterben des Arpadenhauses fremden — Herrschern allmählich berufenen fremden Völkerschaften mit den erbgesessenen Slovaken die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten. Der Kern des magyarischen Volkes stand also auch dem neuen Curse trotzig und hasserfüllt gegenüber.

Inzwischen sollten die Männer, die den Ausgleich zustande gebracht (und unter ihnen spielte der kaum achtzehn Jahre vorher zum Tode verurtheilte Graf Julius Andrássy die zweitwichtigste Rolle) gar bald zur Einsicht gelangen, dass, solange gerade dieses Element nicht ans Ruder gebracht wird, von einer unverfälschten magyarischen Hegemonie keine Rede sein könne. Die regierende „Deák-Partei“ bestand ja doch fast ausschließlich aus Beamten (damals gab es noch kein Unvereinbarkeitsgesetz) und gemäßigten Nationalitätenvertretern, die alle im Falle eines, wenn auch nur geringfügigen Zerwürfnisses mit Wien von diesem mit Leichtigkeit gewonnen und gegen die Interessen des Magyarenthums ausgespielt werden konnten. Deshalb galt es, die günstige Gelegenheit schleunigst auszubeuten und wenigstens einen Theil des echt nationalen, calvinischen Ungarnthums um jeden Preis ans Ruder zu bringen. Hierzu eignete sich ganz besonders das sogenannte linke Centrum, das sich offenbar in der Anwartschaft der Regierungsübernahme schon früher von Kossuths Orthodoxien einigermaßen losgeschält hatte, ohne deshalb die gemeinsamen, in den „Biharer Punkten“ niedergelegten Grundsätze aufzugeben. Seine Führer wollten versuchen, als regierende Minister dasjenige zu erreichen, was fortan offenbar weder durch Oppositionen, noch durch Empörungen und Bürgerkriege zu haben war. Der Plan schien umso verheißungsvoller, als sich an der Spitze dieses linken Centrums so ziemlich die besten Kräfte befanden, welche die Calviner aufzuweisen vermochten, allen voran der volksthümliche, hoffnungsvolle Oberanführer, der „Herr auf Geszt“, Koloman v. Tisza.

Selbstredend wagte man sich, unmittelbar nach dem Ausgleich, mit einem derartigen Ansinnen doch nicht recht an die Krone heran, war ja selbst Deák fest überzeugt, dass die Magyaren diesmal eigentlich beschenkt wurden, dass sie ohne Kampf Zugeständnisse erhielten, an die sie noch kurz vorher nicht einmal zu denken gewagt. „Mehr hätten wir nicht erreichen können, und wenn jeder Ungar mit einer Kanone zur Welt käme“ (der alte Herr drückte sich etwas gemüthlicher aus), pflegte er wiederholt in Freundeskreisen auszurufen. Eben deshalb musste man eine passende Gelegenheit abwarten. Die stellte sich auch alsbald ein, als Deák zu kränkeln begann, Andrássy angesichts der bosnischen Occupation zum Minister des Aeußern ernannt wurde, Lónyay und Kerkápoly wegen ihrer verderbten Wirtschaft abgethan erschienen und die übrigen Koryphäen der Deák-Partei in die zahllosen alten und neuen Aemter untergebracht waren. Die übriggebliebenen Größen, Szlavy, Vay und Bitto, waren biedere, rechtschaffene, aber viel zu wenig thatkräftige und entschlossene Männer. Da fiel es nicht schwer, in Wien die unabwendbare Nothwendigkeit einer Verschmelzung der Deák-Partei mit dem linken Centrum auseinanderzusetzen. Dort zuckte anscheinend niemand mit der Wimper, als der Calvinerhäuptling Koloman von Tisza auf diese Art zuerst in die Regierung und dann an deren Spitze trat; inzwischen lag es auf der Hand, dass der ursprüngliche Wiener Plan: magyarisch ohne die Magyaren zu regieren, mit dem Aufkommen Tiszas gründlich durchkreuzt erschien. Tisza unterschied sich ja damals noch von Kossuth bloß in der Wahl der Mittel. Er galt in der Kaiserstadt als ein tückischer Gegner. Seinen offenen und geheimen Plänen beschloss man fortan entgegenzuarbeiten. Musste man ihm schon nothgedrungen die Regierung anvertrauen, so sollte er umso sicherer die von seinem Volke in seine Fähigkeiten und seinen unverfälschten nationalen Sinn gesetzten Hoffnungen täuschen, diese so rasch als möglich zuschanden machen, alles zerstören und vernichten, was zu erfüllen und zu erkämpfen gerade er berufen schien.

Für Koloman v. Tisza galt es demgegenüber zunächst, die Herrschaft des nach nahezu neunhundertjährigem vergeblichen Ringen auf diese Art ans Ruder gelangten Stockmagyarenthums zu befestigen und dauernd zu gestalten. In erster Reihe musste der Krone die Möglichkeit benommen werden, durch allfällige Ausnützung der eigenartigen, der magyarischen Hegemonie im Lande ohnehin ungünstigen Nationalitätenverhältnisse, dem neuen Curse, auf verfassungsmäßige Art in jedem beliebigen Augenblicke ein Ende zu bereiten. Das sollte durch eine sonderbare Schöpfung, den „parlamentarischen Absolutismus“, erreicht werden. Sein Wesen beruhte einerseits auf der Verdrängung der nichtmagyarischen Elemente aus dem Parlamente, anderseits auf der allmählichen Ausgestaltung der unversöhnlichen regierungsunfähigen calvinischen Kossuth-Partei zum stärksten und strammsten Oppositionsgebilde. In den Wahlbezirken der Nationalitäten sollte der eigentliche Anhang der Regierung mit mehr oder weniger Gewalt hervorgebracht, in den kernmagyarischen Gegenden dagegen die Kossuth-Männer in reinen Wahlen zu Abgeordneten gewählt werden. Dazwischen könnten der katholische Adel und Clerus ein Häuflein ihrer Anhänger „um ihr eigenes Geld“ ins Parlament bringen. Deren Anwesenheit war schon deshalb bis zu einem gewissen Grade erwünscht, weil in diesen Gruppen Männer wie Sennyey und später Apponyi an der Spitze standen, die durch ihre Begabung und Bildung dem Rumpfparlamente Glanz und Ansehen nach außen verschafften. Selbstredend bestand die eigentliche Regierungspartei, einige obligaten Cliquen ausgenommen, durchwegs aus Leuten, die mit ihrer ganzen Existenz an den jeweilig Herrschenden gekettet waren, mit denen also dieser beginnen konnte, was er für gut befand. Das Magyarenthum blieb in solcher Weise im Abgeordnetenhause unter sich: Calviner regierten, und aus Calvinern recrutierte sich die stärkste Oppositionspartei. Wollte der Monarch die Regierenden verfassungsmäßig entlassen, so musste er zu den Opponierenden Zuflucht nehmen, die aber waren regierungsunfähig, denn sie schworen offen und unverhüllt zu Ludwig Kossuths Rebellenfahne. So hatte man sich nach oben geschützt: um aber das Getriebe auf die Dauer zu erhalten, mussten die nichtmagyarischen Nationalitäten nicht nur politisch verdrängt (das war ja damals, wo das demokratische Verfassungsleben noch gar keine Wurzeln gefasst hatte, nicht schwer), sondern als national-politische Individuen kurzweg vernichtet werden. Erst dann konnte Koloman v. Tisza zu seiner eigentlichen Aufgabe schreiten, es war das: die Erweiterung der im Ausgleich erworbenen Rechte, namentlich die Einbeziehung der auswärtigen Politik und des Heerwesens in das selbständige magyarisch-nationale Verwaltungsgebiet.

Frischen Muthes und mit dem Aufgebote seiner seltenen Thatkraft machte sich der, trotz seiner bedeutenden Fähigkeiten noch immer im Banne des engherzigen nationalen Calvinerthums befangene Mann an jenen Vernichtungskampf heran und war nicht wenig erfreut, als man ihm in Wien, wo man die Dinge richtiger beurtheilte, im vollen Bewusstsein der Schwierigkeit seines Unternehmens, mit scheinbarer Bereitwilligkeit ein weißes Blatt als Vollmacht hinreichte! Tisza kannte eben die Völker, denen er den Krieg erklärte und die die Mehrheit der Bevölkerung Ungarns ausmachten, nur vom Hörensagen und glaubte daher an die Möglichkeit ihrer nationalen Vernichtung in einem Augenblicke, in welchem nach der Einigung Deutschlands und Italiens der Nationalitätengedanke Europas Politik beherrschte und die in unmittelbarer Nachbarschaft sich ausbreitenden Stammesgenossen der ungarländischen Nationalitäten in größter Erregung und lärmender Begeisterung wachhielt. Vergebens griff er sie daher nicht nur in ihren Bürger-, sondern auch in ihren Menschenrechten an; ver-

gebens trat er die Privilegien der Sachsen, Serben und Rumänen mit Füßen; vergebens sperrte er die mit ihren eigenen Pfennigen erhaltenen Schulen der Slovaken zu. Rädern und an Rossschweife binden konnte er sie ja in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schließlich denn doch nicht und so stand er ihnen alsbald ohnmächtig gegenüber, als sich die Nationalitäten vom politischen Leben freiwillig gänzlich zurückzogen, um den ungarischen Staat nicht mehr kümmerten, ihre Hoffnungen zum größten Theile außerhalb der Grenzen Ungarns verlegten und ihre nationale Wirksamkeit auf den engsten Gesellschaftskreis: auf ihr Heim, ihren Herd und ihre Kinderstuben beschränkten. Dort wurde allen Mitgliedern der Nationalitäten eingeschärft, dass dieser Staat und seine Lenker ihre nationalen Feinde seien, dort wurde ihnen jener verhängnisvolle Geist eingeimpft, der das heutige Ungarn zur Stunde in seinem Bestande bedroht. Koloman v. Tisza wollte aus diesen Völkern 8,000.000 Magyaren hervorstampfen und hat sie zu ebensovielen erbitterten und gefährlichen Gegnern seines Volkes gemacht.

Während Tisza mit der ganzen Wucht seines temperamentvollen Wesens diese unselige Sisyphusarbeit verrichtete, glitten ihm allmählich die Fäden aus den Händen, die ihm einen entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung der auswärtigen Politik und des Heerwesens sichern sollten. Franz Deák hatte seinerzeit alles aufgeboten, um diese Frage, im Ausgleichsvertrage, sozusagen offen zu lassen und einem glücklicheren, kräftigeren Geschlechte die Möglichkeit zu verschaffen, die staatliche Selbständigkeit eines magyarischen Ungarns ihrer Vollendung entgegenzuführen. Das auswärtige Programm der Magyaren war in jenen Tagen dasjenige Ludwig Kossuths: im Gegensatze zu den vermeintlichen Absichten der habsburgischen Politik die Freiheit und Selbständigkeit der Balkanländer zu unterstützen, dadurch die Sympathien dieser Völker zu gewinnen und an der Hand derselben eines Tages an die Spitze eines die Interessengemeinschaft aller kleineren Völker des europäischen Südostens zur Grundlage habenden Bundes zu treten. Durch eine solche auswärtige Politik des Magyarenthums wäre, wenn es gelungen wäre, sie zur dominierenden Balkanpolitik der Monarchie zu machen, einerseits die österreichische Politik mit ihrem Drang nach Osten lahmgelegt, anderseits vom Magyarenthum die Gefahr einer slavischen Ueberflutung des Reiches aus dem Balkan ein- für allemal abgewendet worden. Die Hoffnung auf die Verwirklichung dieses Programms loderte mächtig empor, als nach Beusts Abgang Graf Julius Andrássy zum Minister des Aeußern ernannt wurde, zumal, da die auswärtigen Bestrebungen der magyarischen Politiker allmählich auch in den benachbarten Balkanländern bekannt geworden und dort auf lebhaften Widerhall gestoßen waren. Fürst Michael Obrenowitsch leitete durch Vermittelung des späteren Regenten Ristitsch Verhandlungen mit den maßgebenden Pester Persönlichkeiten an, heiratete eine Ungarin: die Gräfin Julie Hunyady, und machte ganz offen magyarenfreundliche Politik. Rumänien und Serbien suchten ihre Stammesgenossen in Ungarn für die Magyaren günstig zu stimmen. Die späteren „Hochverräther“, die Führer der ungarländischen Nationalitäten, Miletitsch, Babesch u. a. stellten sich infolge dessen damals ganz auf die Seite der Magyaren. Auf dem serbischen Congress in Karlowitz (1861), der nach der Aufhebung der Wojwodschaft einberufen wurde, erklärte Dr. Miletitsch die Stellungnahme der Serben gegen die Magyaren im Jahre 1848 für eine Schmach: Dr. Ristitsch, der für die Magyaren agitierte, wurde auf Geheiß des kaiserlichen Commissärs, General Philippović, aus Karlowitz in aller Form ausgewiesen. Mit Andrássys und Tiszas Ministerschaft kam die Sache alsbald in ein anderes Geleise. Wie Tiszas Regime im Innern, so wurde des anderen Ungarn, Andrássys, Regime auf dem Gebiet der äußeren Politik geradezu zur Compromittierung der specifisch-magyarischen Politik ausgenützt. Während der dritte Ungar, Benjamin v. Kállay, in Belgrad als Generalconsul und Ministerresident die beiderseitigen Sympathien zu beseitigen bemüht war, wurde den Magyaren von Wien aus das Gespenst des Panslavismus mit der, mit demselben Hand in Hand gehenden, „russischen Invasion“ an die Wand gemalt. Unter dem Eindruck dieser Gespenstermalerei wurden Andrássy und Tisza bewogen, den Balkanvölkern in ihren Freiheitsbestrebungen entgegen zu treten. Fortan müssen es Magyaren sein, die den Serben Bosnien und die Hercegovina entreißen, der Monarchie den Weg zum Balkan ebnen und unter dem Vorwande, „die slavische Hydra zu zermalmen“, aus voller Kehle das „au delà de Mitrowitza“ verkünden. Nach der Besetzung Bosniens und der Hercegovina war Graf Andrássy bald überflüssig geworden, in der gemeinsamen Regierung blieb ein Magyar (der für — Bosnien), der stolze Tisza musste aber seither von Haymerles und Kálnokys vielbemerkten Zettelchen ausweichende Antworten auf die wuthschnaubenden Anfragen der Kossuthianer herablesen. So wurde consequent die magyarische Politik durch Magyaren discreditiert. Das war die Taktik, mit der man in Wien die Calviner überlistete. Die Folgen zeigten sich erst später. Die Balkanvölker gewöhnten sich allmählich, die Magyaren als ihre grimmigsten Feinde zu betrachten. Während der Jahrtausendfeier tönte von allen Seiten der Halbinsel des Hasses und der Rache Geist herüber. Alles johlte, lästerte und spottete. In Sofia rief man „Nieder mit den Magyaren!“, in Bukarest gab es feindselige Kundgebungen, in Belgrad wurde Ungarns Fahne verbrannt.

Die unvorhergesehenen Schwierigkeiten, die sich inzwischen von allen Seiten aufgethürmt hatten, ließen nunmehr auch Herrn v. Tisza erkennen, dass die Verwirklichung seiner Pläne in Bezug auf das Heer in den Bereich der Unmöglichkeiten gehöre. Da er sich fortan auch gegen die wilden Anstürme der Kossuth-Partei, die er aus bekannten Gründen in ungebürlicher Stärke ins Parlament brachte, zu vertheidigen hatte, ward der Widerstand, den er der Wiener gemeinsamen Heeresleitung entgegenzusetzen vermochte, von Tag zu Tag geringer und unwirksamer. So sah er sich eines Tages genöthigt, mit seiner „Mehrheit“ auch jenes verhängnisvolle Wehrgesetz durchzubringen, mit welchem die Hoffnung auf eine selbständige nationale Armee endgiltig aufgegeben, die Honved als eine minderwertige Truppe hingestellt und die Möglichkeit einer Einreihung derselben in das gemeinsame Heer rückhaltlos zugestanden wurde. Da zog ein Schrei des Entsetzens durch alle magyarischen Gaue. Das Wort Verräther schwebte auf den Lippen. Ueberall gab es lärmende Kundgebungen. Koloman Tisza ward von wüthenden Volksmengen fast alltäglich bedroht. Da fühlte er den Boden unter sich wanken, und als man endlich, im Bewusstsein seiner Schwäche, auch mit dem Ansinnen an ihn herantrat, er möge Ludwig Kossuth für heimatlos erklären, da erschlafften die Zügel in den ermatteten Händen. Er ließ sie entgleiten und verließ enttäuscht und gebrochen das alte Haus auf dem Ofner St. Georgsplatze, in dem er als scheinbar allmächtiger Minister durch volle fünfzehn Jahre seine Kräfte verbraucht und seine Ideale begraben hatte. Nur selten hat das Schicksal einen persönlich ehrenhaften, patriotisch gesinnten, talentvollen Staatsmann so hart, so grausam behandelt.

Tisza gieng, sein Anhang blieb aber, so wie er ihn im Verlaufe der fünfzehn Jahre zusammengebracht hatte. Dieser Anhang bildete die überwiegende Parlamentsmehrheit, er war die festeste Stütze des berüchtigten „parlamentarischen Absolutismus“ Tiszas. Mit Ausnahme einer kleinen Gruppe von Capacitäten und persönlichen Freunden Tiszas bestand er durchwegs aus abhängigen Leuten, die Tisza alles zu verdanken hatten, an ihn und sein System mit ihrem ganzen Wesen, mit ihrer Existenz gekettet waren. Nachdem er sich von seinem jähen Sturz einigermaßen erholt hatte, suchte nun der ehemalige Ministerpräsident dieses Gefüge zusammenzuhalten und so den Sturz des calvinischen Regiments hintanzuhalten und zu verhindern. Dieses Regiment erschien in der That schon damals arg bedroht. Zu Tiszas Nachfolger wurde der höfische conservative Graf Julius Szápáry ernannt, den die Calviner schon lange in Verdacht hatten, und dessen Ernennung man allgemein als einen ausgestreckten Fühler der Hofclericalen betrachtete. Zu gleicher Zeit begann sich der streng katholische Hochadel, der sich während der Geschehnisse der letzten Jahre anscheinend zurückgezogen hatte, sammt dem noch immer einflussreichen katholischen Clerus ganz erstaunlich zu regen. Es waren das lauter Elemente, die eine auffallende Aehnlichkeit mit den Gestalten aus dem vielgenannten ehemaligen österreichischen Hohenwart-Club hatten, der gerade zu jener Zeit jenseits der Leitha fast eine führende Rolle inne hatte und von dem jedermann wusste, dass er dem Hofe von allen Parteigebilden der Monarchie am allernächsten stand. Noch bedenklicher war die Beobachtung, dass sich aus der Unabhängigkeitspartei allmählich ein katholisch conservativer Flügel unter Führung des ebenso temperament- als talentvollen und entschlossenen Gabriel Ugron abzuheben begann. Da lag die Gefahr nahe, dass eines Tages Tiszas parlamentarischer Absolutismus ohne jedwede Erschütterung von den Calvinern zu den Katholiken übergehe, und der Herrschaft der ersteren für alle Zeiten ein Ende bereitet werde. Dieser Gefahr begannen sich auch die calvinischen Kossuthmänner bewusst zu werden, und so galt es nun, ein Kampfobject ausfindig zu machen, das vor allem einen antikatholischen Charakter an sich trüge und deshalb in den Herzen des ganzen unverfälschten calvinischen Magyarenthums lebhafte Sympathien zu erregen vermochte. Das sollte die neue Kirchenreform sein, die wenigstens äußerlich geeignet erschien, das Ansehen und die Macht des heimischen Katholikenthums zu beeinträchtigen und einzuschränken. Selbstredend brauchte man, um den großangelegten Kampf erfolgreich zu Ende zu führen, bedeutende Individualitäten an der Spitze der neuen Regierung. Drei solche saßen in Tiszas ehemaligem Generalstabe: Alexander Wekerle, Desider v. Szilágyi und Graf Albin Csáky. Wekerle war zwar kein Calviner, aber unter Tisza groß geworden und ihm zu Dank verpflichtet. Szilágyi war, nachdem er aus Apponyis Partei wegen des dort herrschenden Clericalismus ausgetreten, stark antikatholisch gesinnt und Albin Csáky trotz seiner conservativen Gesinnung in jenen Tagen noch immer in Tiszas Netze verwickelt. Nachdem man dem Grafen Szápáry, der diesmal übrigens alles aufbot, um nur nicht verdächtig zu erscheinen, in aller Form ein Bein gestellt, betrat das Cabinet Wekerle, mit den Besten aus Tiszas Partei im Bunde und dem Kirchenstreite auf der Fahne, die politische Schaubühne. Das „gemeinsame Ziel“, sowie auch die vorzügliche Auswahl der Männer in der Regierung, brachten ihm

sächlich die ehemaligen ungestümen Angriffe der Kossuth-Männer zum Schweigen, ja das neue Cabinet wurde auch bei ihnen umso volksthümlicher, je entschiedener sich Wekerle und namentlich Szilágyi allerlei hohen Wünschen entgegenzustemmen verstanden. Eben deshalb sollte es aber gerade ihnen nicht vergönnt sein, das ausgesteckte Ziel zu erreichen. Das Leichenbegängnis Ludwig Kossuths und noch mehr der geräuschvolle Empfang seines heute gar so zahmen Sohnes boten zur möglichst ungnädigen Verabschiedung des ungarischen „grand ministère" hinreichenden Anlass. Es fiel, ohne das große Werk zu Ende geführt zu haben. Das sollte einem anderen überlassen werden. Die Ausgleichsverhandlungen waren im Anzug, und da galt es irgend einen Unbedeutenden für das Ministerpräsidium ausfindig zu machen. Einen solchen hatte aber der höfische Graf Julius Szápáry noch zur Zeit seiner Ministerpräsidentschaft auf den Präsidentenstuhl des Abgeordnetenhauses erhoben, den gewaltthätigen ehemaligen Obergespan von Szolnok-Doboka, Baron Desider Bánffy. Da inzwischen die Koryphäen der Regierungspartei allmählich verbraucht waren und der schüchterne Versuch mit dem Banus Khuen-Hedervary misslang, war Baron Bánffy der einzige Candidat. Seine Ernennung zum Ministerpräsidenten wurde mit Hohngelächter aufgenommen. Noch nie hatte ein so ungebildeter Mensch auf einem ungarischen Ministerstuhle gesessen. Doch nicht lange sollte man lachen. In Wien kam man Bánffy entgegen, wie keinem anderen. Kaum hatte man ihn dort erkannt, begann man ihn in die Höhe zu heben. Während alles spöttelte, gelang es ihm, die Ernennung der nöthigen Anzahl neuer Magnaten durchzusetzen und die Kirchengesetze auch im Herrenhause durchzubringen. Sie wurden alsbald vollinhaltlich sanctioniert. Auch der vielfach begehrte ungarische Hofstaat wurde, wenn auch nur der Form nach, Bánffy zugestanden. Er hatte gerade Erfolg auf Erfolg aufgethürmt, als der allgewaltige Minister des kaiserlichen Hauses, Graf Gustav Kálnoky, mit dem bisher niemand anzubinden wagte, mit ihm einen Streit vom Zaune brach. Da sah schon alle Welt den „schwachen" Bánffy schmählich fallen, doch siehe da, nicht er, Graf Kálnoky musste gehen. Sein Ansehen wuchs von Tag zu Tag, und nicht gering war die Ueberraschung, als es seinem Einflusse sogar gelungen war, den ganzen Hof zur Jahrtausendfeier nach Pest zu bringen, ja, die hohen und allerhöchsten Damen dem staunenden Auge in phantasiereichen, altmagyarischen Nationaltrachten vorzuführen. Der ganzen Jahrtausendfeier war er übrigens mit Würde und zierlicher Grazie vorgestanden, und darnach hatte er nur noch Wahlen zu „machen", um den Ausgleich unter Dach zu bringen. Niemand kümmerte sich darum, wie er sie machen würde, die Hauptsache war eine möglichst große, zu allem bereite Parlamentsmehrheit. Und das verstand der Gewaltmensch Bánffy besser als irgend ein anderer. Eine solche Mehrheit, so groß und so willfährig zugleich, wie Bánffy, hatte in der That noch niemand vorher zustande gebracht, noch nie waren aber freilich auch die Uebelstände und die grenzenlose Verderbtheit in der Verwaltung und im öffentlichen Leben so grell, so grausam an den Tag getreten. Mit dieser Mehrheit gieng Freiherr v. Bánffy ans Ausgleichswerk. Nicht der Ausgleich selbst, die Wirren, die ihm folgten, sollten ihm Gelegenheit bieten, die ihm zutheil gewordenen Freundlichkeiten zu erwidern. Und er gab, soviel er geben konnte. Die unverhoffte Gelegenheit, dass Ungarn sein im Ausgleiche vom Jahre 1867 unzweideutig gewährleistetes Recht auf wirtschaftliche Selbstbestimmung nicht durch Floskeln und eitle Clauseln, sondern durch einen regelrechten Handelsvertrag zum Ausdruck bringe, hat er unbenützt vorbeistreichen lassen. Die letzten Bürgschaften, die in Deáks Ausgleichswerke Ungarns Staatlichkeit für alle Fälle sichern sollten, hat er dahingeopfert. Das Band, welches die Hegemonie der Magyaren in Ungarn an jene der Deutschen in Oesterreich knüpfte, hat er zerrissen. Den Grundsatz Deáks, dass ein Ausgleich nur von Parlament zu Parlament zustande kommen könne, womit der monarchische Absolutismus für alle Zeiten abgewehrt werden sollte, hat er durchlöchert. Der Allgewalt des magyarischen Parlaments hat er ein Ende bereitet, indem er in Ungarn den gesetzlosen Zustand eintreten ließ und dadurch den absolutistischen Bestrebungen von oben für künftige Fälle angelweit die Thore aufriss.

Nach vollbrachter Arbeit ist auch er, der letzte Pfeiler des Tisza-Systems, zusammengebrochen. Der Koloman v. Tisza aber, der diesem leichtfertigen Mann die Hand zu all dem geboten hatte, war nicht mehr der alte, das war bloß ein Zerrbild des einstigen. Trotzdem würde man fehlgehen, wenn man in ihm einen Schwächling oder einen Stümper erblicken wollte. Tisza war eine bedeutende Gestalt. Wenn er gefallen ist, wenn sein Werk in Trümmern daliegt, so geschah es, weil er mit dem Aufgebote seltener Fähigkeiten Unerreichbares zu verwirklichen bestrebt war. Für seine Ziele war er, war auch sein Volk viel zu schwach. Das ist eben die Tragik in seinem Schicksale.

Budapest. Alexander Petrowitsch.

# Ein preußisches Urtheil über die österreichisch-ungarische Armee.

Erwiderung von k. u. k. Oberst a. D. Gustav Pancalari (Linz).

(Schluss.)

## III.

Der „preußische Officier" findet unsere Mannschaft „gut".*) Sie habe allerdings hie und da „schlechten Appell", z. B. beim Grüßen der Vorgesetzten und beim Aufstehen vor demselben, „**wohl wegen des weicheren Volkscharakters**".

Nun! einen gemeinschaftlichen österreichischen Volkscharakter kenne ich ebenso wenig, wie eine „österreichische Sprache". Gewisse Classen Wiens tragen allerdings eine Art falscher Gemüthlichkeit zur Schau; sie knüpfen immer und überall mit den Nächstbesten Vertraulichkeiten an; sie erzählen jedem, der zuhören will, Dinge des intimsten Familienlebens; sie schimpfen vor einer ganzen Table d'hôte von Ausländern über die heimatlichen Verhältnisse; sie stellen durch ihr leeres Geschwätz und würdeloses Benehmen die Oesterreicher bloß, und diese Papageno-Naturen mit ihrer weichen, nichtigen Persönlichkeit werden als charakteristischer österreichischer Haupttypus genommen, und zwar ebenso irrig und fälschlich, wie vielfach bei uns eine gewisse ekelhafte, schnodderige Berliner-Sorte als Modelle der Preußen. Jede rasch wachsende Hauptstadt hat ihre eigenen Leute, aber alle Oesterreicher in diese Classe zu nehmen, müssen wir dankend ablehnen. Komisch wäre es, von einem weichen Slovaken, Czechen, oder Magyaren, oder Deutschböhmen, oder Slovenen, oder Wälschtiroler, oder alpinen Deutschen und dergleichen zu reden. Oder glaubt man etwa, dass unsere Polen weniger hart wären, als jene, welche 1866 unter Steinmetz — fünftes Corps — so zäh und tapfer gekämpft haben?

Wenn man den Ton der preußischen Kaserne mit jenem unserer Dienststöte vergleicht, wird man wenig Unterschiede finden. Man ist „schneidig" dort, man ist „resch" hier, was beides hie und da auf „schroff", „lärmend" und selbst auf „grob" hinausläuft. Vielleicht unterstützt der scharfe, schneidende Tonfall der norddeutschen Mundart die preußische Befehlgebung. Preußische Infanterie-Officiere haben 1870 auf die Soldaten starken Eindruck gemacht, wenn sie in der Schwarmlinie ihre Leute vorbrachten mit dem oft gehörten Zurufe: „immer heranjerückt! 's trifft einen nach'm andern!", natürlich deswegen, weil diese Herren Kameraden ihre Worte durch ihre glänzende Haltung und durch die sichtliche Entschlossenheit, die Schwarmlinie unbedingt nach vorne zu bringen, wesentlich unterstützt haben. Wir gebrauchen andere Hilfsmittel, wie sie eben für unsere Mannschaft passen. Unsere Detailbefehlgebung hat in den letzten zwanzig Jahren große Fortschritte gemacht, und in der Cavallerie ist sie unübertrefflich; jedenfalls ist sie gut genug, um dasjenige zu beseitigen, was der Herr Kritiker unsere „Weichheit" nennt.

Ich verstehe übrigens, was er drunter sich denkt. Alle Norddeutschen haben seit Anfang des 18. Jahrhunderts einen unbeschreiblichen Drill der geworbenen Soldaten vor Augen, und seit 1813, d. i. seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, haben alle Preußen denselben am eigenen Leibe zu ertragen gehabt. Er bezweckt bis heutzutage noch eine besonders gewaltsame, plötzliche, stürmische Ausführung alles dessen, was die Soldaten auf Commando ausführen sollen. Es gibt in der That kein wirksameres Mittel, eine Horde von Recruten in kurzer Zeit zu vollkommen fügsamen Bestandtheilen der Schlachtordnung zu machen, als den gewaltsamen Drill, wenn und solange natürlich die Kampfweise nichts anderes als ein einförmiges Thun der einzelnen erfordert. Friedrich der Große hat das in seiner ganzen Tragweite erfasst. Die Werbung hat in seiner Epoche nur eine Kampfart gestattet, bei der die Geworbenen im taktischen Rahmen gleichsam festgeschmiedet waren — sonst wären sie allzugerne ausgerissen — und diese Kampfart war die steife, starre Lineartaktik. Der berühmte preußische Drill hatte die „Kerle" als Menschen abzutödten und als Maschinenbestandtheile lebendig zu machen. Er ölte diese nach Bedarf: die Officiere mit Mitteln des Ehrbegriffs, die „Kerle" mit Stockschlägen; und diese Methode verbreitete sich, insoferne sie irgendwo noch nicht bestand, nach den glücklichen Feldzügen Friedrichs über ganz Europa. Wer alt genug ist, muss sich erinnern, dass auch unsere Corporale einmal „Haslinger" trugen als Abzeichen ihrer Würde, und zwar auch bei Paraden, und die Feldwebel spanische Rohre.

Wir haben, wie die Preußen, gedrillt bis 1859. Dann hat 1859 die Eigenart der Franzosen, welche in der That gut für den Gesichtsboden des Pogebiets passte, unsere Phantasie mehr als unser Urtheil gefangen genommen, und es kam das Reglement von 1861, welches in erster Linie die taktischen Unglücksfälle in Böhmen 1866 verschuldete. Das System der „Leichtigkeit", der „Beweglichkeit" wurde dann wieder verlassen. Schritt für Schritt drang unsere Infanterie und ganz besonders die Cavallerie zu einfachem Formenwesen durch: der Drill hörte gänzlich auf, Zweck zu sein.

*) Vgl. „Studien über die österreichisch-ungarische Armee", Nr. 273, 274 und 275 d. Bl.

Alles wurde dem Gefechtszwecke, der Feuerwirkung, dienstbar gemacht, und so stehen unsere Reglements auf der Höhe der taktischen Anforderungen und einer sonst noch niemals erreichten Einfachheit.

Die preußische Heeresleitung hat die eigentliche Rolle des Drills niemals verkannt. Ihr war er niemals etwas anderes, als ein Mittel militärischer Erziehung, welche man in einer kurzen Dienstzeit nicht mit sanften, organischen Mitteln erzielen kann, sondern die man mit eiserner Energie aufzwingen muss. Die denkenden, productiven Männer, welche dort die Entwickelung leiteten, haben über den Einzelheiten, mit welchen die beschränkte Mittelmäßigkeit spielte, die Hauptsache niemals vergessen. Das Klipp und Klapp und der beinlockernde Parademarsch — kein Menschenkind kann in solch verrücktem, tappendem Marsche auch nur 5 Kilometer weit marschieren! — tragen an sich gar nichts zur Wirkungskraft der Truppe bei; aber man pflegte sie als Disciplinmittel weiter, auch als die moderne Waffe ganz neue Anforderungen stellte. Nebenbei versäumte man nicht die Pflege desjenigen, was eine Infanterie auch gegen Magazinsgewehre brauchbar erhält.

Anders denkt — oder fühlt — das preußische Volk und mit ihm auch eine Menge weniger productiver Fachleute. Man bleibt bei Beurtheilung fremder Truppen sehr oft an Aeußerlichkeiten hängen. Oft zum Beispiel hatte ich, ehe man auch in Preußen „englisch traben" lernte, herbe Urtheile über unsere Husaren gehört, weil sie nicht ausschließlich „Pfeffer stießen". Man ist in die übertriebene Krampfhaftigkeit der preußischen Körperhaltung bei Leistung der „Honneurs" so verliebt, dass man eine anständige, nicht übertriebene Ehrenbezeugung für geradezu disciplinlos erklärt. Den fließenden, natürlichen Marsch unserer Infanterie findet man fast ebenso „unordentlich" wie den Colonnenmarsch der Franzosen u. s. w. Wie mag man nun über eine Abtheilung urtheilen, welche im Hochgebirge manövriert und hierfür geschult ist, welche nur leistungsfähig sein **kann**, wenn sie etwas knieschübig geworden, für welche aber das preußische Parade-Ideal platterdings nicht taugt! So oft ich aus Deutschland heimkam, gefielen mir die österreichischen Abtheilungen wegen ihrer Ungezwungenheit, weil sie das Nöthige ordentlich thaten, aber ohne jene Qual, welche in einer preußischen Truppe zu herrschen scheint; so oft ich aber aus Italien oder Frankreich heimkam, erschien mir eine österreichische Compagnie als imposante Verkörperung der Ordnung, der Selbstentäußerung, des bewussten, freiwilligen Zusammenhaltes; mir scheint unser Auftreten in der That eine hübsche Mitte einzuhalten. Das flügelmännische Wesen der Preußen, das Steifgymnastische ihres Auftretens hat sie nirgends zu Siegern gemacht; das lag an anderen, wichtigeren Dingen.

Nun aber zur Hauptfolgerung des vorliegenden Urtheils. Die „lose Beschaffenheit" der Mannschaft; die geringe Officierszahl; das Missverhältnis der Reservemannschaft zu der Stärke der Cadres; der „weiche Volkscharakter"; der Mangel religiöser und nationaler Impulse, der Mangel des Elans, wie ihn die Franzosen zeigen, der Mangel an Officieren, welche ihre Leute genau kennen, der Mangel an Begeisterungsfähigkeit und an Härte, alles weist die österreichisch-ungarische Armee nach Meinung des preußischen Kritikers zu einer Taktik der Vertheidigung, wenn auch bei strategischem Angriffe.

Wären alle diese acht Vordersätze richtig — einige habe ich widerlegt, andere eingeschränkt, der Rest ist irrig — dann wäre auch der Rath treffend, dann stünde aber unsere Armee in der That ein paar Stufen unter den Baschibozuk, und es wäre ein Missgriff, sich mit ihr zu verbünden. Nimmt der Kritiker das Recht zu solch vernichtendem Urtheile aus der Vergangenheit? Nun, da wird er wohl sofort nach der Radetzky'schen Epoche eine Reihe von Erscheinungen finden, welche alle Misserfolge erklären und den Wert der Truppen außer Zweifel lassen. Im Jahre 1859 wurde der Krieg durch eine unentschlossene, schwächliche Diplomatie begonnen und verdorben. Der Verlauf des Krieges krankte an dem schwächlichen Anfange, und der Feldzug wurde abgebrochen, ehe er zu Ende war. Die gesammten Erscheinungen bei Magenta und Solferino **in der Truppe** waren ruhmvoll, bei Melegnano heldenmäßig. Nachträglich Erkanntes belehrt uns, dass der Waffenstillstand von Villafranca Napoleon III. gerettet hat. Im Jahre 1864 focht unser sechstes Corps bei Veile und Oeversee im Banne des unbegreiflichen Stoßtaktik-Reglements von 1861. Die Truppen zeigten sich fähig, gegen die kaltblütigen und tapferen Dänen durchzudringen, und zwar auch unter Umständen, welche eine Niederlage ganz natürlich hätten erscheinen lassen. Leider haben diese ruhmvollen Gefechte uns in der Missachtung des Infanteriefeuers bestärkt und die denkenden und productiven Männer im preußischen Hauptquartiere über unsere taktische Verblendung aufgeklärt. Im Jahre 1866 hat bei hervorragender Führung nicht bloß die Südarmee bei Custozza Proben von „Härte", „Begeisterungsfähigkeit", „Elan" u. s. w. abgelegt, und nicht minder die Flotte bei Lissa, sondern auch die Nordarmee hat wenigstens mit dem Gablenz'schen Corps nochmals ihre Offensivkraft dargethan; bei Trautenau wurde das erste preußische Corps bei gleichen Kräften in die Flucht geschlagen. Alles Andere, Widrige in diesem Feldzuge folgt unmittelbar aus der über alle Vorstellung mangelhaften Armeeführung und diese hauptsächlich aus dem Einflusse der durch Kartographie und durch „Stellungssucht" bethörten leitenden zwei Generalstabsofficiere. Es gab zwei Tage, an welchen ein entschlossenes Wort des Armeecommandos hätte die ganze Sache wenden können, trotz unserer rückgebildeten Gefechtsmethode. Im Jahre 1869 haben für den Kriegsschauplatz mangelhaft gerüstete, für hohen Karst nicht geschulte Truppen gegen aufständische Krivoscianer ungenügende Erfolge erzielt. Im Jahre 1878 ist bei der Occupation von Bosnien eine an Zahl genügende, tüchtige Kriegsmacht in eine zweifelhafte Lage gebracht worden, weil die eine Colonne auf nicht fahrbaren Straßen mit normalem Train vorrücken sollte. Die Division **Szápáry** verlor dadurch ihre Beweglichkeit und jede Initiative. Die strategische Lage schien viel mehr gefährdet, als sie den aufständischen Streitkräften gegenüber thatsächlich gewesen ist, und dadurch kam es zur Aufstellung einer weiteren unverhältnismäßig großen Heeresmacht; dabei hat die classische Führung des hochbegabten Generals **Jovanović** seine schwere Aufgabe gegen die weit kriegerischeren Hercegovzen glatt gelöst. Im Jahre 1882 hat der Aufstand im Occupationsgebiete bereitgestellte, nach Bedarf gerüstete, an ein culturloses Land gewöhnte, auf den Karst eingeübte Truppen vorgefunden. Diese haben sich sicher und entschlossen benommen, und Feldmarschallieutenant **Winterhalter** hat zugleich die Scharte von 1869 in der Krivoscie in ehrenvollster Weise ausgewetzt.

Nur ein ungründlicher Beurtheiler kann die Schwächen unserer kriegerischen Gesammtthätigkeit seit Radetzkys Tode ohneweiters einer vermeintlichen Weichheit der Armee zuschreiben. Mögen sich die Officiere des deutschen Heeres stets gegenwärtig halten, wieviel von ihren eigenen Erfolgen, von jenem großen Zuge, welchen **Moltke** an einer Stelle seiner Schriften bezüglich der deutschen Feldzüge von 1864 bis 1871 mit Selbstgefühl hervorhebt, Personen zu danken ist, welche mit der Armee nur durch die Uniform zusammenhiengen. Ein Staat, welcher, wie Preußen, seit Jahrhunderten seine positiven Ziele gesteckt hat und gleichsam geradlinig auf dieselben zugeschritten ist, welcher seine ganze Thätigkeit stets, ohne Wanken und Abschweifen, in den Dienst seiner einen Idee gestellt hat, ziel- und zweckgemäß die Kräfte bereitend und schulend und bewaffnend, welcher freien Geist und unerbittliche staatliche Disciplin, alles zu demselben Zwecke, zu einen wusste, der hatte alle Aufgaben vereinfacht. In allen Richtungen staatlicher Wirksamkeit und ganz besonders in jener des Feldherrn und seiner Officiere war der Zweifel verbannt. Alle treibenden Ideen waren endgiltig und unabänderlich. Für hemmende Nebengedanken blieb kein Platz. Alle Aufgaben waren lockend, nutzversprechend, rühmlich, wie überhaupt die Aufgaben solcher Heere, welche das unsagbare Glück haben, dem vorwärtsdrängenden Zuge der Weltgeschichte zu dienen.

Wo andere Aufgaben, jene des Bewahrens, des Erhaltens, zu lösen sind, gibt es meist geringeren Ruhm bei oft größerem Verdienste, und der Soldat ist genöthigt, sein eigenes Bewusstsein durch kritische Erörterungen der Vergangenheit zu stärken. Uebrigens bietet auch die Gegenwart Tröstliches. Unsere äußere Politik hat seit dem Abschlusse des österreichisch-deutschen Bündnisses einen festen Rahmen, eine bleibende Richtung gewonnen. Seit etwa dreißig Jahren wird Bewaffnung, Zahl, Kampfweise, Ausrüstung, Schulung mit unermüdlichem Eifer, mit großer Aufmerksamkeit ins Auge gefasst, und die erwähnte bleibende Richtung kommt denn doch auch der Folgerichtigkeit unserer Fortschritte zugute. Tröstlich ist vor allem der Fortschritt des Generalstabs. So gefährlich-comische Köpfe, wie vor 1870 hie und da strategisch-taktische Phrasen droschen; so einseitige Kartographen, welche auf dem Gefechtsfelde nicht Kräfte und Widerstände, sondern nur Terrainformen und ihren „beherrschenden" Einfluss zu betrachten wussten, gibt es nicht mehr, weder im Generalstabe, noch auch andererseits in den höheren Commandos. Die ganze neue Garnitur vom ältesten Feldzeugmeister bis zum jüngsten zugetheilten Oberlieutenant ist durch die Schule der Generalstabstechnik hindurchgegangen; von jedem wird verlangt, dass er das Nöthige **kann**, denn die kriegerische Thätigkeit ist ja eine Kunst, welche man, von Wissen unterstützt, ausübt, nicht aber ein Gegenstand schönwissenschaftlichen Geschwätzes; und endlich ist auch das Getriebe der Verwaltung militärisch praktisch geworden; ein zweitesmal würde **Szápáry** nicht mit Rüstwagen auf Saumwege gesendet.

Und wie steht es mit den „unwägbaren Stoffen", den geistigen Antrieben in der Armee? Nun, so günstig wie die Preußen haben wir es nicht. Bei ihnen vereint sich der Gedanke an den König mit dem an das engere Vaterland, die Landschaft, wo der Soldat geboren ist; an ein einiges, gut geleitetes Land — Preußen; an die Nation, welche Preußen mit den anderen Theilen des deutschen Reiches verbindet; und obendrein noch an das Reich selbst, welches seinen Glanz, sein Machtbewusstsein auch dem einzelnen Soldaten warm ins Herz dringen lässt. Dazu tritt noch der Ehrbegriff und der echt preußische Soldatenstolz, der Gedanke, daheim als Soldat mehr zu gelten als jeder andere Mann seines Niveaus — und der Gedanke an die Siege von 1870 und 1871 — also man kann sich kaum einen Soldaten, der mehr mit sich im Gleichgewichte

wäre, der einen solchen Ueberfluss an erhebenden Gedanken und Gefühlen genösse, wie den preußischen, vorstellen. Die rauhe Faust des Unterofficiers, die gemüthlose preußische Zucht und von außen die socialistische Agitation mögen freilich einen Theil jener Einflüsse wettmachen.

Wir haben als Labsal für den Soldaten die Gedanken an den Kaiser und das „Landl“ — die Tiroler zum Beispiel haben 1705 und 1809 bloß ihr „Landl“ vertheidigt — dann den Gedanken an die Gesammtmonarchie und den Ehrbegriff. Je mehr nun die Gesammtmonarchie gelockert würde, desto mehr schwände jener wichtige Bestandtheil des Patriotismus, das gesammtstaatliche Bewusstsein, und dies ist trotz allem heute in der Armee in stärkerem Maße vorhanden, als manche meinen. Auch slavische und magyarische Officiere, nicht bloß deutsche, bei welchen das gesammtstaatliche Gefühl ja von jeher am stärksten vertreten war, haben es noch nicht verlernt, das alte Oesterreich mit Stolz und Pietät zu betrachten, und wäre es nur aus dem Gedanken heraus, dass die Armee, ihre Kraft, ihre Zukunft eng mit dem festen Gefüge dieses Reichs zusammenhängen. Viele Officiere sind Enkel und Söhne von Officieren und ihre Söhne dienen ebenfalls; sie sind im wahren Sinne des Wortes Armeeangehörige, üben auf die anderen starken Einfluss und übertragen ihre Gesinnung der treuen Hingebung auf den jungen Nachwuchs. In diesen Fällen geht die Entwickelung der patriotischen Gefühle allerdings einen umgekehrten Weg: der Soldatengeist belebt den patriotischen, anstatt dass er aus dem letzteren hervorgienge: die Armee ist ja nicht bloß in diesem Sinne eine Pflanzstätte des staatlichen Sinnes.

Das Hineinspielen des Sprachenkampfes in die Armeeverhältnisse wird nicht so bitter empfunden, wie es in letzter Zeit scheinen wollte, denn die Officiere lernen ja die Nationalsprachen, und der Soldat wird trotz der deutschen Dienstsprache in seiner eigenen unterrichtet. Darauf halten auch die nichtdeutschen Officiere, wenn sie auch die staatsrechtlichen Bestrebungen ihrer engeren Landsleute, zum Beispiel die Aufrichtung eines Wenzelsreiches u. dgl. als leere Narrenpossen oder als gefährliche Anschläge zur Zerstückelung der österreichischen Reichshälfte und dadurch zum Verderben der Kriegsmacht betrachten.

---

## Die drohende Gewerbenovelle und der Nothstand in Nordmähren.

Im Laufe des vorigen Jahres wurde vom mährischen Landtage und von der Regierung eine Action eingeleitet, deren Absichten dahin giengen, den Nothstand, unter dem ein großer Theil Nordmährens schon seit längerer Zeit leidet, zu beseitigen, oder doch wenigstens zu mildern. Die geradezu trostlose Lage der Bevölkerung, die sich in der steigen Zunahme der Auswanderung äußerte, wurde hauptsächlich durch den Niedergang der Leinenhausindustrie verursacht, welche für die Bewohner der Gebirgsgegenden Nordmährens die wichtigste Einnahmsquelle ist und ihnen vorher einen sicheren, wenn auch karg entlohnten Erwerb gewährte. Der durch die Abnahme der Ergiebigkeit dieser Quelle hervorgerufene Mangel an Arbeitsgelegenheit wurde durch die Ansiedelung neuer Industrien nicht behoben. Das Angebot an Arbeitskraft mehrte sich beständig: die Löhne erreichten einen geradezu unglaublichen Tiefstand und der Wochenverdienst einer Familie überstieg bei einer zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitszeit selten den Betrag von drei Gulden. Trotz dieser niedrigen Löhne geht aber auch das Einkommen der Handwerksmeister und der Fabrikanten, die Hausweber beschäftigen, immer mehr und mehr zurück, und verringert sich die Zahl der Unternehmer von Jahr zu Jahr.

Naturgemäß konnte eine mit bescheidenen Mitteln arbeitende Action an den ökonomischen Ursachen der Nothlage der Leinenhausindustrie, die hauptsächlich auf die Ueberlegenheit des Fabriksbetriebes gegenüber dem hausindustriellen Betriebe und auf die Verminderung des Absatzes an Leinenwaren überhaupt zurückzuführen sind, nichts ändern. Sie musste ihre Thätigkeit darauf beschränken, die ältere Generation der Hausweber, die einen neuen Beruf zu ergreifen unfähig ist, durch Zuwendung besser entlohnter Arbeiten für den Bedarf des Heeres und öffentlicher Anstalten zu unterstützen, der jüngeren Arbeiterschaft aber durch die Begünstigung der Ansiedelung neuer industrieller Betriebe und besonders solcher aus anderen, besser rentierenden Zweigen der Textilindustrie, sowie durch Nothstandsbauten neuen Erwerb zu schaffen und auf diese Weise die Folgen der Concurrenz unter den Hauswebern selbst zu mildern.

Das auf diese Ziele gerichtete Streben der Verwaltung hat gegenwärtig schon nicht unbedeutende Erfolge erzielt. Die Voraussetzungen für ihre Dauer sind aber nur dann vorhanden, wenn eine ruhige Fortsetzung der Hilfsaction möglich ist, und wenn es verhindert wird, dass die Situation der Hausindustrie durch Ereignisse, die von den Leitern der Action unabhängig sind, verschärft und die Leinenw[illegible] Maßnahmen [illegible] Reihe [illegible] würde. Dieser Fall wird aber in dem Augenblick eintreten, in welchem die von der Regierung in Aussicht genommene Einschränkung des Hausierhandels, und das vom Gewerbeausschusse des Abgeordnetenhauses beantragte Verbot des Besuches von Privatkunden durch Agenten Gesetzeskraft erlangen. Durch diese gewerbepolitischen Maßregeln wird die Leinenindustrie der Nothstandsbezirke Nordmährens auf das schwerste getroffen werden, und es kann heute schon mit Sicherheit behauptet werden, dass sie für viele mit dieser Industrie in Verbindung stehenden Handwerker, Arbeiter und Fabrikanten geradezu die Vernichtung ihrer Existenz bewirken müssen.

Der Productionsprocess bei der Leinen-Hausindustrie ist sich seit Jahren gleich geblieben. Er vollzieht sich bei einigen Unternehmern in der Art, dass der Lieferungsauftrag nebst dem hiezu erforderlichen Material einem oder mehreren Factoren (Verlegern) übergeben wird, welche als Zwischenglieder zwischen den eigentlichen Hauswebern und den Fabrikanten fungieren und selbständig Arbeiter aufnehmen oder entlassen. Die vom Factor übernommene Ware wird von ihm dem Fabrikanten abgeliefert, welcher hiefür den vertragsmäßigen Stücklohn bezahlt und sie dann in den Handel bringt. Viele Fabrikanten stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem Hausweber, dem sie die Werfte und oft auch die Stühle beistellen; ihre Fabrication stellt sich als eine decentralisierte Fabriksindustrie dar, wobei es häufig auch vorkommt, dass sie nebst den Hauswebern auch Arbeiter in den eigenen Werkstätten beschäftigen. Es ist hier nicht der Ort, auf die socialpolitischen Vortheile und Schäden der hausindustriellen Productionsformen einzugehen. Mag man die Nachtheile auch für überwiegend halten, so wird man doch zugeben müssen, dass eine plötzliche Absatzstockung für den Hausindustriellen zum mindesten gerade so empfindlich sein wird, wie für den Fabriksarbeiter, und wahrscheinlich noch empfindlicher, weil er weniger freizügig ist.

Der Absatz der vom Hausweber erzeugten Artikel vollzieht sich in verschiedener Weise: entweder im Wege des Hausierhandels, oder durch directen Verkauf an die Privatkundschaft, der meist durch Agenten, selten durch Aussendung von Preislisten, von Mustern, oder durch Inserate vermittelt wird, und schließlich durch den Verkauf an den Confectionär und den Händler. Der kleinere und mittlere Unternehmer ist fast ausschließlich auf die drei ersten Absatzarten angewiesen, da sie ihm die Möglichkeit bieten, ohne längere Creditgewährung zu arbeiten und kein größeres Lager halten zu müssen. Dem Hausierer, der die Ware zum Verkaufe auf eigene Rechnung übernimmt, wird nur gegen Barzahlung geliefert. So ist der Industrielle, der über eine größere Hausiererkundschaft verfügt, in der Lage, seine Ware sofort in Geld umzusetzen, und es bedarf wohl keines Beweises, wie sehr dadurch sein Betrieb vereinfacht, und die Kosten desselben verringert werden. Bei der niedrigen Regie des Hausierers und bei dem geringen Nutzen, mit dem er sich infolge seiner bescheidenen Lebensführung begnügt, erzielt der Industrielle durch ihn verhältnismäßig gute Preise. Der Hausierer ist der beste und gesuchteste Absatzträger für den kleinen Unternehmer, dem der Verkauf seiner Erzeugnisse an den Großhändler oder Detaillisten überhaupt verschlossen bleibt, da der Kaufmann seine Aufträge dem großen Fabrikanten zuwendet, der ihm leichter Credit gewährt, der über ein größeres Lager und eine reichere Auswahl verfügt und imstande ist, kurzfristige Lieferungsaufträge zu übernehmen. Eine Einschränkung des Hausierhandels wird also nicht den Hausierer allein, sondern auch den Handwerksmeister und den kleinen Industriellen treffen. Die Leinenindustrie Nordmährens ist nicht kräftig genug, um eine derartige Maßregel zu überdauern und um zu einer anderen Absatzform mit der erforderlichen Schnelligkeit überzugehen. Es ist zweifelhaft, ob die Hausweber Nordmährens und ihre Arbeitgeber so reich an Idealismus sind, dass sie bei dem Verluste ihrer Erwerbsmöglichkeit in dem Bewusstsein Trost finden, dass ein Theil dessen, was ihnen genommen wurde, dem als „legitim“ bezeichneten Handel zugewendet werden soll. Sie werden wahrscheinlich von der Ueberzeugung ausgehen, dass ihr Erwerb bisher auch ein ganz legitimer gewesen ist.

In der gleichen Lage, wie der Unternehmer, der seine Artikel durch Hausierer absetzt, wird sich der Fabrikant befinden, der bisher durch Agenten in unmittelbarer Verbindung mit der Privatkundschaft gestanden ist, und dem diese Art des Absatzes nun entzogen wird. Die Mehrzahl der mittelkräftigen Unternehmer Nordmährens benützt diesen Weg für den Absatz ihrer Producte. Er bietet ihnen die Möglichkeit, ihre Ware mit geringen Kosten und gegen Barzahlung zu verkaufen. Der Verkauf an den Consumenten ist ausschließlich Cassageschäft, die Regieauslagen sind nicht groß, weil sie in der Hauptsache nur in der dem Agenten zu zahlenden Provision bestehen. Abgesehen davon erhöht aber der directe Verkehr des Agenten mit dem Käufer den Consum, weil er, wie jeder andere Handel, nicht allein darauf berechnet ist, Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch Bedürfnisse zu wecken. Dieser wirtschaftlichen Function dient das Schaufenster des Händlers, das Zeitungsinserat, der kunstvoll und verlockend ausgeführte Preiscourant. Ihm dient auch der Agent, der den Kunden in seiner Wohnung besucht. Es ist ja möglich, dass der Käufer ihm gegenüber manchmal nachgiebiger ist, als er es nach seinen Verhältnissen sein sollte. Dennoch wird man

dem Schaufenster, dem Inserat, der Preisliste und dem Agenten die wirtschaftliche Berechtigung nicht absprechen können. Nach dem vom Gewerbeausschusse ausgearbeiteten Gesetzentwurfe wird sich in Zukunft zwischen dem Producenten und dem Käufer noch der Agent und der Kaufmann einschieben, da es bei den heutigen Verhältnissen nur dem großen Fabrikanten möglich ist, unmittelbar an den Kaufmann zu verkaufen. Ob diese Vermehrung des Zwischenhandels den Interessen des Publicums förderlich ist, soll hier nicht erörtert werden. Zweifellos wird aber der industrielle Mittelstand unter der Erschwerung des Verkehres mit dem Consumenten am meisten leiden; er ist auch nicht in der Lage, den Agenten durch die geschäftliche Reclame zu ersetzen, weil diese Art des Warenangebotes kostspielig ist, die Versendung von Mustercollectionen und eine starke Specialisierung des Betriebes bedingt.

Mittelbar werden durch den Gesetzentwurf über die Abänderung der §§ 59 und 60 der Gewerbeordnung auch jene Industriellen berührt, welche für Confectionsgeschäfte liefern. Die Verbindung mit derartigen Geschäften gilt den Leinenindustriellen Nordmährens als sehr wünschenswert, weil der Bedarf der bedeutenderen Häuser für Wäscheconfection ein großer ist, und das Geschäft durch den Verkehr mit einer Kundschaft vereinfacht wird. Es muss aber erwartet werden, dass der Geschäftsbetrieb der Confection dadurch eine Einschränkung erfahren wird, dass es auch ihr nicht mehr gestattet sein wird, durch ihre Agenten unmittelbar mit dem Publicum zu verkehren. Der Wäschereisende, der bisher die Provinzkunden aufgesucht hat, wird diese Thätigkeit aufgeben müssen, und mit ihm werden seine Mandanten den Verlust zahlreicher Kaufordres zu beklagen haben. Die Interessen der Leinenproduction stehen aber mit den Interessen der Confection im engsten Zusammenhange und werden die Schädigung der letzteren mitempfinden.

Wenn die beantragte Aenderung der Gewerbeordnung und des Hausiergesetzes Gesetzeskraft erlangt, wird man die zu Gunsten Nordmährens eingeleitete Nothstandsaction als beendigt erklären müssen. Die Noth wird allerdings nicht geschwunden sein, aber sie wird so groß werden, dass man gegen sie überhaupt nicht ankämpfen kann. Gegen die durch das Gesetz verfügte, gewaltsame Behinderung des ruhigen Fortbestandes der Leinen-Hausindustrie gibt es eben keine Hilfe. Die Hausweber, die großen und die kleinen Unternehmer und die Gewerbetreibenden überhaupt, werden von dem wenig rühmlichen Abschlusse einer Action, auf welche sie nicht geringe Hoffnungen gesetzt haben, einigermaßen enttäuscht sein.

Römerstadt. Otto von Gasteiger.

## Das Reformgymnasium in Deutschland.

In dem gewaltigen und — trotz aller Unerfreulichkeit einzelner Erscheinungen — gewiss der Bewunderung würdigen Kampfe um die Umgestaltung des höheren Schulwesens, der in Deutschland nun schon seit einer Reihe von Jahren mit einem großen Aufgebot von Geistes-, gelegentlich mit einem noch größeren, ja zu sehr überwiegenden von Willenskraft ausgefochten wird, erscheint das humanistische Gymnasium für den, der den Gang der Ereignisse nicht aus der Nähe verfolgen kann, fast ganz in den Vertheidigungszustand gedrängt: laute Angriffe von den verschiedensten Seiten her, die tonkräftigsten bezeichnender Weise von Seiten derer, die selbst kein Griechisch gelernt haben und darum besonders berufen zu sein glauben, den Wert des Griechischen als eines Bildungsmittels kurzer Hand herabsetzen zu können, andere Angriffe veranlasst durch trübe Erfahrungen, die ihre Urheber vor mehr als einem Menschenalter selbst als Schüler eines Gymnasiums in einem längst überwundenen Stadium der Entwickelung dieser Schulart gemacht haben, wieder andere Angriffe hervorgerufen durch die Privilegienlast der Berechtigungen, die das Gymnasium vor anderen Schularten voraus hat — was geschieht — so fragt sich der ferner stehende Beobachter — von Seiten der Vertreter des humanistischen Gymnasiums, um allen diesen Angriffen Stand zu halten? Es hat sich vor etwa einem Jahrzehnt in Deutschland ein Gymnasialverein gebildet, der bei aller Verschiedenheit der Anschauungen in Einzelfragen doch in dem *einen* Gedanken alle seine Mitglieder vereinigt, dass der Geist der Bildung, der auf dem humanistischen Gymnasium gegeben wird, im Interesse unserer nationalen Bildung unverändert beibehalten werden und dass an den beiden alten Sprachen als den Trägern dieser Bildung unverbrüchlich festgehalten werden muss: außerdem vereinigen sich wenigstens sehr zahlreiche Mitglieder de Gymnasialvereines in dem Gedanken, dass die obenerwähnte Privilegienlast dem humanistischen Gymnasium abgenommen werden muss, damit es nicht mehr in einer durch Zwangsmittel geschaffenen Vorzugslage, sondern in freiem Wettbewerb seiner Bildungsaufgabe dienen kann, und in der Erwartung, dass nach Beseitigung des „Berechtigungsmonopols“ einer stark verminderten, aber dafür auch zur humanistischen Gymnasialbildung geeigneten Schülerzahl der Segen dieser Bildung erhalten bleiben wird. Und dass diese Bildung in den Einzelheiten des Unterrichtsganges nach Kräften auf dem fruchtbarsten Wege gewonnen, dass der Gymnasialunterricht in Bezug auf den Lehrplan und die Lehrziele im einzelnen, sowie in Bezug auf die Unterrichtsmittel immer mehr vervollkommnet werden möge, das ist ein weiterer Punkt, in dem das Streben wohl aller Mitglieder des deutschen Gymnasialvereines zusammengeht.

Es gibt eine Gruppe von Mitgliedern in dem Gymnasialverein, die diesen Punkten des Vereinsprogramms für sich noch einen weiteren hinzufügt, ohne ihn dem Gesammtverein irgendwie aufdrängen zu wollen: es ist dies die Gruppe der Vertreter einer Umbildung des Gymnasiums in eine Anstalt mit dreiclassigem lateinlosen Unterbau, auf den ein vorwiegend mit altsprachlichem Unterricht versehener Mittel-, und dann ein fast ausschließlich humanistisch-classischer Oberbau aufgesetzt ist. Man hat diesem Gymnasium, das von Director Reinhardt in Frankfurt am Main zuerst ins Leben gerufen worden ist, den Namen „*Reformgymnasium*“ gegeben — die Bezeichnung ist insofern gefährlich, als sie die Verwechslung des Reinhardt'schen Gedankens mit allerlei, zum Theil auch mit minderwertigen Aeußerungen der Schulreformbestrebungen bei Fernerstehenden nicht ganz ausschließt, aber sie bringt — richtig verstanden — durchaus sachgemäß zum Ausdruck, dass die in Frankfurt und anderwärts angestrebte Form des Gymnasiums in den Zusammenhang einer maßvoll gedachten Umgestaltung unseres höheren Schulwesens wohl einzureihen ist.

Diese maßvolle Umgestaltung unseres höheren Schulwesens will auf die allen Schichten des Volkes gemeinsame Elementarbildung, die auf der Volksschule oder der Vorschule gewonnen wird, eine möglichst lang ausgedehnte einheitliche höhere Schulbildung folgen lassen, die sich in ihrem sprachlichen Theile — neben sehr starker Betonung der Muttersprache — auf die gründliche, auch grammatisch-logisch gesicherte Erlernung einer *neueren* Fremdsprache stützt; der dreijährige gemeinsame Unterbau aller höheren Schularten, der dieser Bildungsstufe dient, führt keinem Schüler einen Bildungsstoff zu, den er später unbenutzt verkümmern lassen muss, wie das heute mancher Knabe muss, der, fälschlich dem Gymnasium zugeschickt, zwei Jahre lang lateinisch lernt und nachher, „wegen mangelnder Begabung der Realschule zugewiesen“, von dem halb aufgefassten, frühzeitig wieder verlassenen Unterrichtsgegenstand nur Nachtheil, aber schlechterdings keinen Segen hat. Zu diesem unbestreitbaren Vortheil gesellt sich ein anderer: die Gemeinsamkeit des Unterbaues ermöglicht den kleineren Städten, den Bedürfnissen aller ihrer Kinder, auch denen, die später in ein Gymnasium übergehen wollen, zunächst mit *einer* Schule gerecht zu werden. Wir haben in Bezug auf die Frage der höheren Schule in kleineren Städten jetzt zum Theil sehr merkwürdige Zustände: an dem einen Orte ist außer der Volksschule nur ein Gymnasialunterbau vorhanden, den, wenn sie nicht nach auswärts zur Schule gehen sollen, alle Knaben des Ortes besuchen müssen, auch wenn drei Jahre Lateinischlernen noch so zwecklos ist für ihren späteren Lebensgang; an einem anderen Orte — ich denke immer an wirkliche Fälle — bringt die Gemeinde ganz unverhältnismäßig große Opfer, um nebeneinander ein schwachbesuchtes Untergymnasium und eine auch nicht starkbesuchte Unterrealschule zu unterhalten — es könnte viel Geld zu Gunsten sehr nöthiger anderweitiger Verwendung gespart werden, wollte man sich zu der Schaffung eines gemeinsamen Unterbaues entschließen, wie er von Seiten der Vertreter des Reformgymnasiums angestrebt wird! Auch für das staatsbürgerliche Zusammenleben der verschiedenen Berufsarten und Stände bietet die längere Ausdehnung eines gemeinsamen Unterrichtes eine entschieden bessere Vorbereitung, und für die Eltern liegt endlich ein großer Vortheil darin, dass sie die Wahl der höheren Schulart nicht schon im neunten, sondern erst im zwölften Lebensjahre ihrer Kinder vorzunehmen brauchen; der gründlich betriebene fremdsprachliche Unterricht dreier Schuljahre reicht aus, um über die Richtung der Beanlagung eines Knaben wenigstens ein einigermaßen sicheres Urtheil zu gewinnen: mit der gegründeteren Aussicht, ihren Fähigkeiten nach zu dieser Schulart auch zu passen, wenden sich die Schüler zu Beginn des vierten höheren Schuljahres nunmehr einer der Schularten zu, die sich auf dem gemeinsamen Unterbau aufbauen: dem Gymnasium, dem Realgymnasium oder der Realschule, von denen die beiden ersteren ihrerseits noch zwei weitere Jahre sehr wohl miteinander verbunden bleiben können.

Schon in Raumers Schrift von der preußischen Städteordnung aus dem Jahre 1828 ist unter dem Gesichtspunkt, der die ganze Schrift bestimmt und auch in ihrem Namen zum Ausdruck kommt, die Forderung erhoben, dass die höhere Schule den praktischen Forderungen des späteren Berufes ihrer Schüler mehr Rechnung tragen müsse: in unserer Zeit wird diese Forderung kräftiger als je zuvor erhoben und begründet, und die praktische Gestaltung unseres höheren Schulwesens muss mit ihr rechnen: sie thut es, indem sie für die verschiedenen höheren Schularten gleiches Recht und gleiche Freiheit der Entwickelung anstrebt und den späteren Techniker wie den späteren Kaufmann, statt ihn zum widerwilligen Feind des Gymnasiums zu zwingen, einer Schulart zuführt, die mit dem Wert der humanistischen Bildung in ihrem Unterricht zu wetteifern strebt. Wir steuern damit noch lange nicht dem ein-

seitigen Fachschulwesen zu; denn Gymnasium wie Realgymnasium, Oberrealschule wie Oberhandelsschule, wenn anders diese letztere sich bei uns in wünschenswerter Weise entwickeln sollte — sie alle wollen, nur an verschiedenartigen, dem jeweiligen späteren Beruf der Schüler angepaßten Stoffen allgemeine Bildung geben, indem sie nicht einseitig auf das Erwerben praktischer Kenntnisse und Kunstgriffe drillen, sondern fördernd auf Geist und Charakter des Schülers einzuwirken suchen; hervorgehend aus gemeinsamen Anfängen, ruhend auf gleicher Grundlage der Bildung, stellen die verschiedenen Arten der höheren Schule somit eine Art von Ueberleitung zu den verschiedenen Berufsarten dar, bei der der erziehliche Gesichtspunkt, neben zahlreichen Berührungen auch der Lehrstoffe untereinander, das gemeinsame Element darstellt. Das „Reformgymnasium" wird, wenn anders der Reinhardt'sche Versuch gelingen sollte — nicht geschädigt, sondern höchstens gefördert durch den freien und friedlichen Wettbewerb der anderen Schularten — die hohe Aufgabe der humanistischen Bildung, an deren Wert auch in unseren Tagen mehr die platte Nützlichkeitsrücksicht und die persönliche Verstimmung, als ruhige Sachkenntnis und Vertiefung in das Wesen der Erziehung rütteln, an einem der Zahl nach gegen früher sehr beschränkten, dafür aber dem Gymnasium erst nach ernster Prüfung der Fähigkeiten und aus rein innerlichen Gründen zugeführten Schülerkreis erfüllen. Das Gymnasium, das von Reinhardt und seinen Genossen angestrebt wird, gliedert sich unter Verzicht auf manches vielleicht Verlockende seiner bisherigen Sonderstellung weit mehr dem Gesammtorganismus unseres höheren Schulwesens ein, aber es kann dafür auch von Seiten keines Verständigen mehr als ein gelegentlich störender Factor in dem Gesammtverlauf unserer Volkserziehung und Volksbildung verschrieen werden; die akustisch leider bisher nur allzu wirksame mangelnde Sachkenntnis aber, die humanistische Bildung und classicistische Orthodoxie ganz ruhig für dasselbe hält und der ersteren zur Last legt, was die letztere — meist nicht einmal aus gymnasialen Kreisen heraus! — verschuldet hat ... nun, diese pathologische Erscheinung unserer Schulreformbewegung wird wenigstens das Kampfmittel verlieren, das sie eben jener Sonderstellung des Gymnasiums, manchmal mit bemerkenswertem Geschick, entnommen hat. Es ist aus humanistischen Kreisen in unser ganzes deutsches Schulwesen in den letzten 30 Jahren mehr frischer Geist hereingebracht worden, als die Vulgata der öffentlichen Meinung, gebildet durch eine sehr nachdrücklich betriebene Hetzschriftenliteratur, auch nur von ferne ahnen läßt: genau in derselben Zeit, in der sachliche und unsachliche Gegner dem humanistischen Gymnasium den Garaus zu machen am eifrigsten bestrebt gewesen sind, haben Vertreter des humanistischen Gymnasiums den gemeinsamen Boden zu schaffen gesucht, auf dem die von ihnen vertretene Schulart friedlich neben anderen höheren Schularten gedeihen kann.

Frankfurt a. M. Director Dr. Julius Ziehen.

## Eine Aprilfahrt nach dem Quarnero.

### III. Abbazia.

Dort hockt es traulich am Fuße des Monte Maggiore, der hierherum den großen Berg spielt, sich aber gleichwohl gnädiglich in kürzester Zeit erklettern läßt. Inter vaccas bos est abbas. Daher der Name Abbazia. Viele wollen ihn freilich von der alten Abteikirche ableiten.

„Abbazica", singt der Italiener. „Abbázia", dröhnt es aus magyarischer Brust (mit drei b). „Aebazicha" witzelt der Wiener, indem er diese winterliche Sommerfrische, beziehungsweise diesen sommerlichen Abkühlungsort seinem Dialect und seinen fröstelnden Erfahrungen aus dem jüngsten Frühjahr anpaßt. Ich selber habe schon lange keinen so milden December verlebt, als den vorjährigen April an diesen lieblichen Gestaden. Heines grün getünchter Winter kommt hier zu vollen Ehren. Und läßt uns die Bora zufrieden, ist es hier in den Lenztagen im wohlgefütterten Pelz ganz erträglich. Denn kein Röntgen'scher Strahl dringt tiefer in die Gewebe unseres Körpers ein, als die Nadeln dieses eisigen Windes.

Ein deutscher Arzt nannte Abbazia den „Vorhof des Südens". Das Bild ist zutreffend, denn Vorhöfe sind in der Regel ungeheizt. Daß ich's nur sage: der suckadoboránner Mastsumpf ist als schwefelkohlensauerekalknatronhaltiges Schlammbad lange nicht in dem Maße analytisch besungen worden, wie dieser Curort. Das balneoklimatologische Gewerbe schreckt nämlich auch vor den farbigsten Epitheten, vor den tollkühnsten chemischen Bestimmungen und vor den vollbackigsten Reclamen nicht zurück.

Da landete an irgend einem, nicht gar lang verflossenen Novembertage Mylord Cecil Nutbody im „Hotel des Palmes" zu Palermo. Er ließ sich eine Flucht von schönen Zimmern zeigen, auf welche der Wirt mit italienischer Redseligkeit die Aufmerksamkeit Eccelenza's hinlenkte. „Das sind die luftigsten, die hellsten, die wärmsten Appartements. Camere benissimo isolate! Ew. Herrlichkeit werden vortrefflich [illegible] sein in diesen freundlichen Gemächern" versicherte der Padrone. — „Aber hier ist es ja hundekalt!" klagte zusammenschauernd Se. Lordschaft, und rieb sich die erstarrten Finger. — „O, Eccelenza, was denken Sie? Sehen Sie nicht an jener Wand die beiden Fliegen? Wäre es hier kalt, die müßten es am meisten fühlen!" Und was dem Zuspruch nicht gelingen wollte: die beiden Fliegen suggerierten Sr. Herrlichkeit gründlich das Gefühl des mildesten Wetters. Freilich hatte Sgr. Minchionari, als sie ins erste Zimmer getreten waren, verstohlen eine kleine Schachtel geöffnet, in welcher Fliegen wimmelten. Er hatte sie abends zuvor mit der Eilpost aus Kairo bekommen. Und nicht mehr als zwei ließ er aus dem papierenen Gefängnis entwischen. Die übrigen brauchte er eben für andere Ankömmlinge.

Die Hotelwirte in Abbazia verzichten auf einen solchen Kniff. Sie haben es auch nicht nöthig. In jedem Zimmer steht ein mächtiger Ofen, der sich an frostigen Maitagen mit Erfolg heizen läßt. Und man heizt ihn auch, und zumeist mit Lorbeerholz. Ob eine systematische forstwirtschaftliche Rodung dieses vornehme Heizmaterial liefert, oder ob die früh verkümmerten Stämmchen für diesen Zweck gefällt werden: ich weiß es nicht. „Bei uns wird mit dem Lorbeer gekocht", klagt ein düsterer ungarischer Poet, und meint damit die Blätter des Baumes Petrarcas, die man ja als beliebtes Gewürz in das dicke Bohnengemüse thut. Hier aber wird der Baum klein gehackt; und beim Lorbeerfeuer kochen sie ihre Polenta, die ja auch nicht dünner ist als jenes Bohnengemüse. Der arme, kleine Lorbeerbaum! Die Curverwaltung setzt ihn unter freiem Himmel in den Boden ein, auf dass er vor den hochgeehrten Gästen den Sommer agiere, dieweilen es ihn unter der feinen Rinde fröstelt. Sein kärgliches Laub vergilbt und fällt ab. Treu harrt er auf seinem Posten aus, bis die Kälte auch ihn am Herzen faßt. Dann stirbt er. Seine letzten Lebensfunken versprühen im Ofen, und das Publicum fängt dabei — kairotische Fliegen. Zum Sommerspiel sind auch noch die Magnolia und die Agave befohlen, aber nur zum Tagesdienste. In Wiener Bierhäusern ist das Spiel längst bekannt: „Schani, trag' 'n Garten aussa!"

* * *

Vor lauter Bucht sieht man kein Meer. Oede Klippen starren vor mir in die Höhe. Der Mensch hat sie erklommen, um dort seinen Herd aufzubauen. Einst stießen von dort, gleich dem Habicht, die wilden Uskoken hernieder, durchzogen sengend, mordend und raubend das Land, um dann beutebeladen zu ihren Felsennestern zurückzukehren. Ihre zahmen Nachfahren vergießen kein Blut, sondern pressen die sanfte Oelfrucht und den noch sanfteren Curgast aus. Und wem unter ihnen nicht einmal ein Oelbäumchen blüht, der wird „Seefiaker", wie mein Freund Vincenzo auch, in dessen Boot ich mich weit in die Bucht hinaussegeln lasse.

Es ist dies Seewasser, aber keine See. Mir ist, als wäre ich in einem Fjord. Dort, wo der Schatten der langen Insel Cherso sich im weißen Schimmer bricht, legt sich als Gegensatz ein breites, schwarzes Band in die Quere: jene Grenze, über welche hinaus das Grenzenlose beginnt, wo man auf freier See im Schifferkerker nach dem Ufer schmachtet.

Lustig tänzelt mein Boot von den Wogenhügeln in die Wogenthäler hinab. Ich neige mich über den Rand des Schiffleins und schaue tief in die geheimnisvolle Flut, wie Dante einst, und mit ebenso geringem Erfolg. Freilich hat er nicht einmal die chemische Formel derselben gekannt. $H_2O$ war noch unentdeckt. Allein was nützt es zu wissen, dass aus der Ehe zweier unsichtbarer Gase dieses närrisch große Wasser entstanden?

Die kammgekrönten flüssigen Hügel drängen nach dem Ufer und zerschellen. Manche Woge, ehe sie erstirbt, wirft noch einmal das Haupt empor und schüttelt die weiße Mähne. In zauberischem Bruch nach dem Muster der Guilloche sich kräuselnd, stäubt sie mit einemmale als Brillanten- und Perlenregen auseinander, wie ich es im verflossenen Winter auf der moirierten grünblauen Seidenschleppe einer schönen Frau gesehen. Dann wieder in dünnen, weißen Gischt sich wandelnd, bricht sie sich schäumend an der Flanke einer träge schaukelnden, zur Befrachtung von behauenen Steinwürfeln bestimmten Barke. Manierierter Böcklin-Effect. Weiter, gegen Lovrana hin, malt die Abenddämmerung goldlodernde Seerosen auf silberweißen Grund. Nenne ich auch: ein guter Daubigny.

* * *

Wir haben mildes Wetter. Vielleicht schneit es heute auch in der Magura nicht. Aus Fiume ist die Militärkapelle herübergekommen und während sie spielt, wandeln vor meiner Gartenbank fröstelnde Frauen im wiegenden Rhythmus der Musik vorüber. Mit dem Saum ihrer Roben ziehen sie seichte Furchenreihen in den gelben Sand. Schwertlilien salutiren gleich schlanken Reiterofficieren, und ohne Eifersucht lächeln die Magnolien, und ermuthigend winkt die rothe Camelie, und klug nach Heine'scher Weisung nickt die Myrthe.

Doctor, wer ist jene blonde Dame, in deren Goldhaar die Zwillingsrosen schwanken?

Was? Ist das ein herrliches Weib? Meine Kranke.

Was fehlt ihr?

So etwas fragt man nicht.

— Ach, wann wird sie wohl genesen?

— Sst! . . . sie darf ja gar nicht genesen. Sie würde daran sterben, flüstert der Medicinmann und schreitet auf die schöne Frau los. Sie wendet mir ihr feingeschnittenes Profil zu und schlürft ihren Kaffee: eine schauderhafte Flüssigkeit, die hier offenbar aus gedörrten Agavewurzeln gebraut wird. So oft sie die Tasse an die Lippen führt — „ach, wär' ich die Tasse an Deines Mundes Saum!" würde Romeo rufen — und wieder hinstellt, streift sie die vornehme Ründung ihres Busens, der von einem duftigen, schneeweichen Gewebe umflattert ist. Sie drückt ihrem Arzte die Hand, neigt sich hierauf zu ihrem Nachbar, einem alten Seemanne, erbittet sich seine brennende Cigarette und steckt an dieser die ihrige in Brand Die von Buccari herüberwehende Brise reißt von ihren Lippen die blauen Rauchwölkchen weg. Ich thäte dasselbe, wäre ich ein Windhauch der Adria. Ja, ich wagte noch mehr: ich würde ihr die Cigarette vom Munde wegküssen — denn ich liebe es nicht, wenn Frauen Tabak rauchen. Ihr gegenüber sitzt ein stark angejüngter, kleiner, dicker Baron, und läßt sein in Gold gefasstes Monocle und seine in Gold gefassten Zähne nach der schönen Dame blinken und schürft, aufgeregt wie ein brünstiger Dachshund, mit der Ferse seines gelben Schnürschuhes kleine Gruben in den Sand. Er hat schon einen ganzen Hügel aufgewühlt. Die schöne Frau litt nämlich — wie ich später erfuhr — an einer chronischen Tenoritis, welcher Zustand später in einer acuten Scheidung verlief. Nun verstand ich die Gefahr des Genesens: sie wollte nichts wissen von der Heilung des Bruches (divortium). Seitdem aber sind mir die Tenore noch mehr verhasst.

* * *

Unter meinem Fenster, welches einen Ausblick auf die flache Kuppe des Monte Maggiore gewährt, singt Tag und Nacht die Nachtigall. Eigentlich sind es ihrer zwei. Eine Kehle vermag nicht so hellen Klang hervorzubringen, ein Herz vermag nicht so viel Liebe zu tragen. Richtig sind es zwei, die um die Gunst der unscheinbaren Frau Philomela buhlen. Ich sehe sie: dort hockt das graue Weibchen unter dem Laubdach eines doldenbehangenen Strauches. Sie ist nicht im mindesten Künstlerin, denn nur das Männchen ist musikalisch begnadet. Auch macht sie keine Toilette. Bei uns Menschen ist es gerade umgekehrt: Künstlerin muss sie sein und schöne Kleider muss sie tragen, um zu erobern.

Da hängen, Schwalbennestern zu vergleichen, kleine braune Häuschen an der Berglehne. Herziges Kinderlachen flattert von dort zu mir herüber, und dieses klingt noch um vieles lieblicher, als der Sang der Nachtigallen. Ich steige bergan. Vor der Schwelle einer dieser Hütten wird eine Wiege geschaukelt — hier gilt noch der alte Brauch, das Kind durch betäubendes Schwingen in Schlaf zu versetzen — und eine junge Mutter, das Weib des Schmiedes, beugt sich über das Kleine und gibt ihm süße Kosenamen wie: bambino, bambinetto. Der Vater aber, von Zeit zu Zeit nach der Gruppe zurückschauend, schlägt seinem Sprossen mit dem lustigen Hammer ein laut hallendes Liedel auf dem Ambos, und die schweren Schläge des Gehilfen liefern den dröhnenden Bass dazu. Nach jedem Schlag sprühen die Funken nach allen Seiten hin; es sind gleichsam die vom Winde verstreuten Blättchen einer Feuerblume. Das Kleine läßt darob freudiges Gejauchze vernehmen. Also erzieht man gerechte Schmiede.

Ich betrete den gewundenen Weg, der nach Volosca hinabführt, und schreite an dem Hause vorbei, wo Graf Andrássy gelitten so furchtbar gelitten und nach schwerem Todeskampfe gestorben. Ingresso vietato. Der Eintritt verboten. Noch immer? Bis auf die Straße hinaus hörte man die Schmerzensschreie des edlen Mannes, dass es in die Herzen schnitt. Die Gräfin kam wochenlange nicht aus den Kleidern. Welche Ehe, welch trauliches Familienleben gieng hier in die Brüche! Sie waren alle schier bürgerlich glücklich miteinander.

Der Abendwind streicht wehmüthig durch die blühenden Fliedersträucher. Ich lehne an der Gartenmauer und gedenke des Todten. Von Zeit zu Zeit donnert's durch die Berge. I minatori, bedeutet mir ein barfüßiger Junge. Die Wegemacher haben eine Mine aufflattern lassen.

Tief unter mir wälzt breit sich die Woge ans Ufer, und rauscht weich und melodisch, wie eine Stanze Tassos. Dort drüben zucken die elektrischen Lichter Fiumes durch die herabsinkende Nacht. Rings tiefes Schweigen. „Das Meer bei Fiume ist ruhig", heißt es im Wetterbericht — aber nicht im politischen.

Budapest. Porzó

---

## Wiedergeburt der italienischen Literatur.

„Alles athmete in seinen Augen übermenschliches Leben." In diesen Worten, die Gabriele d'Annunzio in seinem neuesten Roman*) dem Helden des „Feuers", Stelio Effrena, in den Mund legt, ist die bezeichnendste Charakteristik einer in Italien eben auftauchenden philosophischen und literarischen Schule enthalten einer Schule, die zwei Lehrmeister und keinen Schüler zählt, der mit ihnen Schritt halten könnte. In der That haben die beiden Meister, Angelo Conti, der Philosoph, und Gabriele d'Annunzio, der Dichter, in ihren letzten Werken einer so eigenartigen und tiefgegründeten, vom Hergebrachten entfernten Cultur nachgestrebt, dass bloß die erlesensten Geister ihr Wesen zu erfassen vermögen. Sind aber diese philosophischen und künstlerischen Lehren auch geeignet, die von zahlreichen scharfsichtigen Männern gepriesene „Wiedergeburt der italienischen Literatur"*) zu verbürgen?

Angelo Conti greift auf Plato, Kant und Schopenhauer zurück und nennt sein letztes Werk „La Beata Riva". Nach seinen Worten gleicht die Kunst langgestreckten Ufern, die sich am beglückenden Fluss des Vergessens hinziehen, und wer der Wirkung der Kunst sich ergibt, gleicht dem Lethetrinkenden, dem schließlich der Genuss der Freude winkt. Diese Auffassung der Kunst als Trostspenderin rührt von Schopenhauer her. Dem Plato entnimmt unser Philosoph die Theorie der „Ideen" und Kant die Anschauung von der Idealität der Zeit und des Raumes. Damit erfreuen wir uns also des vollständigen Auflebens des ästhetischen und philosophischen Idealismus. Der Künstler bietet nach Conti der erschöpften Menschheit das Symbol des Trostes, das Bild einer Idee von Wahrheit und Schönheit, eine Hoffnung auf Freiheit und einen Augenblick des Friedens. Aus der Darlegung dieses Zweckes der Kunst ergibt sich nothwendig auch die Richtung der Kritik. Die Definition und Feststellung der neuen Kritik, durch welche den Menschen die Absicht der Kunst erklärt werden soll, ist der Hauptzweck von Contis Buch. Daraus, dass die Zeit und der Raum nichts anderes sind als das Gewebe, auf welchem die Menschheit den Einschlag ihrer eigenen Illusionen entwickelt, wie nach Kantischer Hypothese Carlyle poetisch ausführt; daraus, dass die Kunst nichts anderes bedeutet als die Sichtbarwerdung der unsterblichen und unabänderlichen platonischen Ideen: daraus folgert er, dass das Wesen der Kunst in ihr selber, außerhalb der Zeit und der gewöhnlichen Existenz, und als ein treuer Spiegel betrachtet werden muss, in welchem die Welt ihr vorübergehendes Aussehen verliert und ihre idealen Umrisse zeigt. Und dazu gelange der Künstler vermittelst des Stiles, welchen unser Philosoph etwa so definiert: der „Stil" gegenüber der Naturform ist nichts als das treue Abbild, der unmittelbare Ausdruck ihrer Bestimmung in der Natur, er ist das sichtbare Zeichen der Idee.

Angelo Conti ist fest überzeugt von einer Wiedergeburt der Kunst, nicht bloß in Italien, sondern bei allen civilisierten Nationen. In Italien findet er ihre deutlichen Anzeichen in den Werken Giovanni Segantinis und Gabriele d'Annunzios. Der erstere überschritt in seiner kurzen Siegeslaufbahn die Gipfel der Alpen, um inmitten der freien Natur in Gesellschaft der Felsen zu leben und den Stimmen der Sturzbäche und der Winde zu lauschen. Der andere preist in den „Laudi" die Naturerscheinungen und versucht die griechische Tragödie zu erwecken. In diesem Aufsatz kann ich mich bloß mit dem Vertreter der Literatur und Poesie beschäftigen. Wenn ich also die Anwendung der philosophischen Grundsätze Contis auf die Wirklichkeit versuchen will, muss ich den letzten Roman d'Annunzios, „Il Fuoco", betrachten.

Der Philosoph und der Dichter sind innige Freunde. In einer langen Vorrede zu seinem Buche citiert d'Annunzio den gedankenreichen Lieblingsbruder. Dieser benützt seinerseits die Werke des Dichters zur Illustrierung seiner Darlegungen. Ein großer Theil der „Beata Riva" erscheint sogar in der Form eines Zwiegesprächs zwischen den beiden Freunden. Und im „Fuoco" stellt die Figur Daniele Glauros, offenbar auch in ihren physischen Einzelheiten, die asketische Franciscanernatur Angelo Contis dar.

Der Held des d'Annunzio'schen Romans ist der Dichter selbst, vergrößert und verschönert. Die Foscarina, die große Tragödin, deren Geliebter Stelio ist, erinnert ihrerseits so sehr an eine unserer größten lebenden Schauspielerinnen, dass der erste Erfolg des Buches anfangs in Italien sehr viel der Neugierde und Scandalsucht verdankte. Aber der intensivste Lebensgenuss, das Hinausstreben über die Grenzen des eigenen Lebens und fortwährend sich selbst Uebertreffen, das ist das Ziel, dem Effrena und folglich auch d'Annunzio zustrebt: und so hat dieser mit Selbstverleugnung Liebschaften beschrieben, deren Geheimnis jeder andere mit eifersüchtiger Sorgfalt gewahrt hätte.

Stelio ist der Dichter und Musiker der Zukunft, eifrig darauf bedacht, für die Renaissance den antiken Ritus des griechischen Theaters wieder zu beleben. Darin stimmt er mit der „Geburt der Tragödie" von Nietzsche überein und macht in Italien denselben Versuch, den ein „Barbar" im hellenischen Sinne, Wagner, in Deutschland unternommen hat. Er ist der Meister des Feuers, des furchtbaren und beherrschenden Elementes, das die verborgensten Canäle der Dinge durchdringt, wie das Blut durch die Venen und Arterien der Menschen rinnt. In ihm ist das Feuer wahrhaft Körper geworden, und in seiner Kunst gibt er es furchtbar und großartig wieder.

Während einer herrlichen Abenddämmerung in Venedig bereitet sich Stelio auf eine Rede vor, die er im großen Dogen

---

*) „Il Fuoco", Mailand, Tre[illegible]

*) [illegible]

saale halten will; bereitet sich darauf vor in den Lagunen, durch ein Zwiegespräch mit der Foscarina. Die große Schauspielerin liebt ihn und verspricht ihm für folgende Tage den Lohn ihres müden und verblühten Körpers, dem die Wünsche und Begierden nicht fremd sind, der sich in zahllosen Bewegungen der scenischen Vorstellung gezeigt hat, der die Seelen der Italiener und der Fremden gerührt und mitgerissen hat, wie der Wind das Laub der tiefen Wälder bewegt. Diese Frau, welche durch ihre Gesten jede Freude und jeden Schmerz so kunstvoll auszudrücken vermag, soll die Interpretin des zukünftigen Stelio'schen Dramas sein, das im Apollotheater auf dem heiligen Palatin seiner Aufführung harrt.

Nach Stelios Rede, die nichts anderes als die von d'Annunzio selbst vor zwei Jahren in Venedig gesprochene „Allegorie des Herbstes" ist, wird in demselben Saale „Arianna" von Benedetto Marcello aufgeführt, und hier lernt Effrena Donatella Arvale kennen, die jungfräuliche Sängerin mit der reinen Stimme und den starken Hüften. Donatella erscheint und geht: aber ihr Geist bleibt in dem Verlangen des Jünglings und — in der Angst der Foscarina. Mit dieser eifersüchtigen Regung der Schauspielerin beginnt der zweite Theil des Werkes. Nach verschiedenen Episoden, in welchen zahlreiche untergeordnete Personen auftreten, naht für die beiden der Tag, an welchem die Frau, der Eifersucht satt und des nahenden Alters eingedenk, beschließt, Stelio zu verlassen und nur noch ein Werkzeug seiner Kunst zu sein. In Wahrheit liebt Stelio Donatella nicht mehr als die Foscarina. Beide sind für ihn Mittel seiner Werke und seines Ruhms. Mit dem Begräbnis Richard Wagners schließt das Buch. Wagner erscheint im Werk zweimal, ein müder, sterbender Mann: er ist Stelios Ideal.

Die Anlehnung dieses Buches an die Theorien Contis zeigt sich, mehr als in dem hier kurz angedeuteten Gang der Handlung, in der Form und den glänzenden Beschreibungen. Es scheint sogar, dass alle Vorfälle in dem Buche nur die Verherrlichung von Venedigs Schönheit bezwecken. In glänzendem, präcisem Stil, reich und blitzend, belebt d'Annunzio todte Dinge, sammelt er flüchtige Eindrücke. In der Absicht, nach Contis Rath klar zu zeigen, dass die Kunst die Natur nicht nachahmen, sondern sie fortsetzen und ergänzen soll, will er vermittelst glänzender Bilder, glänzender Worte den „Stil" der Naturerscheinungen und der Seelenzustände, welche dieselben den Menschen bieten, festhalten. Dieses Buch ist daher eine fortwährende Darstellung des Uebersinnlichen. Die Bilder übertreffen einander und erregen einen Genuss, der nach und nach bedrückt. Die gewöhnlichen Behelfe der Kunst verachtet d'Annunzio: er will ein freier Künstler, der Herr seiner Kunst sein: er will eine Durchdringung von Kunst und Leben herbeiführen. Er thut in der Dichtung das, was Wagner in der Musik that. Was seine Feder beschreibt, nimmt die Form einer heiligen und schicksalsschweren Erscheinung an. Der Zeit und des Raumes vergisst er, und er versenkt sich in das Bestreben, aus den Dingen die Ideen abzuleiten. Sein ermüdender neuer Roman legt dafür Zeugnis ab: die Lehren seines philosophischen Freundes und seine eigene Formbegabung füllen ihn aus.

Nach alledem glaube ich nicht, dass die neue, metaphysische Gestalt der d'Annunzio'schen Kunst schon die wahrhafte Wiedergeburt der italienischen Literatur bedeutet. Trotz aller reichen und neuen Schönheiten hat sie noch nicht alles abgestreift, was dem Gefühl der lateinischen Rasse widerstrebt. „Die Kunst — so heißt es nach dieser Lehre — ist gleich der Magie eine praktische Metaphysik". Aber die Magie ist ihrer Natur nach dunkel und geheimnisvoll, während die Kunst klar und doch voller Glanz sein soll. Indem man der Einbildungskraft überwiegende Wichtigkeit verleiht und alles vermittelst Vorstellungen ausdrückt, wird wohl das Auge geblendet, aber der Geist nicht überzeugt . . . Freilich führt uns d'Annunzios Werk gleichwohl einen Schritt weiter zu jenem vollständigen Kunst- und Lebensgenuss, der das Ideal der Romanen ist. Wir sind von Natur aus fröhlich und heiter, auch im unvermeidlichen Schmerz. Nun lehrt das Buch, mitten in all seiner unfruchtbaren Metaphysik, das Leben zu lieben und anzubeten, und darin liegt, für uns wenigstens, der Hauptgrund seiner Schönheit.

Bologna. Giuseppe Lipparini.

---

## Familie Wawroch.

Volksstück in vier Aufzügen von Franz Adamus. Zum erstenmal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 21. April 1900.

Der evolutionistischen Auffassung ist auch die Kunst zunächst nur ein Hilfsmittel für die Entwickelung der äußeren Lebensverhältnisse und der Ideen, ein Hilfsmittel, das, eben weil es geeignet war, dieser Entwickelung fördernd zu dienen, aus ihr hervorgegangen ist. Das Mittel ist aber, außerdem, dass es nicht aufgehört hat, Mittel zu sein, auch als Selbstzweck aufgetreten, und gerade durch diesen an sich scheinbar irrealen Scheinwert erlangt es erst die volle Kraft der Wirksamkeit als Mittel. Und so hat die Kunst eigentlich zwei Functionen. Die eine steht in Beziehung zu allen Fragen und Kämpfen des Tages und des Lebens und hilft werkthätig mit an ihrer Austragung, das ist an der Anfachung latent vorhandener Streitfragen und der Hinüberleitung acuter Fragen und heftiger Kämpfe in andere minder acute und heftige. Die zweite ist scheinbar losgelöst von dem Getriebe der Parteien und dient der Verwirklichung des eigenen (vermeintlichen) Selbstzweckes der Kunst.

Mag man nun diesen Selbstzweck worin immer erblicken, sei es in der Vorführung des Schönen oder in der des Wahren, immer wird man auch in der diesem Selbstzweck dienenden Function eine reale Macht erblicken müssen. Erst durch die künstlerischen Ideen gewinnt die Kunst ihre Eignung, ein Factor im Kampfe zu sein, und darum hat auch, rein entwickelungsgeschichtlich betrachtet, das abstracte Kunstwert, das in klassischer Ruhe Ideen verkörpert, das nur ein formvollendetes Bild des Schönen oder ein getreues Bild des Lebens sein will, seine Existenzberechtigung.

Und so kann ein Werk ein Kunstwerk sein, mag es auch nur der zweiten Function entsprechen, es wird aber nie ein Kunstwerk, sondern höchstens ein Machwerk sein, wenn es ausschließlich die erste Function erfüllt, wenn es nur Kampfmittel ist, nur socialen Tendenzen dient, ohne eine Beziehung zu künstlerischen Ideen zu haben. Immerhin mag ein solches Machwerk seinen praktischen Wert haben. Die Fastnachtsspiele des Malers Nikolaus Manuel waren, künstlerisch betrachtet, Machwerke, aber durch ihre Aufführung „ward ein groß volk bewegt, christliche friheit und bäbstliche knechtschaft ze bedenken und ze unterscheiden" (Valerius Anshelm, VI 107, bei Baechthold S. CXXXI), „dass also der gemein burger wol an der rechten ler was" (Bullinger, I 360, bei Baechthold ibid.): sie hatte den Beitritt der Stadt Bern zur Reformation zur Folge. Künstlerisch aber hört ein solches Machwerk um seiner Tendenz oder um seines praktischen Erfolges willen nicht auf, ein Machwerk zu sein.

Ein Kunstwerk darf eine Tendenz haben, es hört darum nicht auf, Kunstwerk zu sein, eine Tendenz, mag sie noch so unseren Beifall finden, darf uns aber nicht verleiten, etwas für ein Kunstwerk zu halten, dem das Künstlerische fehlt. Wir haben nun heute eigentlich zwei Theorien darüber, worin die künstlerische Idee bestehe, zur Verfügung. Die eine sagt uns, es sei Aufgabe der Kunst, das Schöne darzustellen, die andere sagt uns, es sei Aufgabe der Kunst, das Wahre darzustellen. Es ist klar, dass die erstere Theorie allen conservativen oder reactionären Elementen lebhaft zusagt, letztere aber allen radicalen und revolutionären Elementen, denn sie eröffnet dem Tendenzwerke einen viel größeren Spielraum als die reine Schönheitstheorie. Auch hat der übertriebene Schönheitscultus, noch dazu der übertriebene Cultus mit einer nur vermeintlichen, falschen Schönheit einen gewissen noch nicht ganz überwundenen Widerwillen gegen reine „Schönheitskunst" bei vielen hervorgerufen.

Aber mit der bloßen Wahrheit allein geht es doch auch nicht. Die bloße Ausschnittstechnik kann kein Kunstprincip sein. Es ist richtig, wir verlangen, dass die Kunst wahr sei, das heißt, wir verlangen, dass sie uns ein Bild des Lebens gebe, wir können uns auch an der Fähigkeit, Vorgänge und Erscheinungen des Lebens mit scharfem Auge zu sehen und mit Treue wiederzugeben, erfreuen, aber irgend etwas muss doch noch immer dazukommen, sonst wären die Photographie, die im Phonographen aufgefangene Straßenscene schon Kunstwerke. Und selbst der Photograph wählt seine Objecte, selbst beim Phonographen hält man es nicht der Mühe wert, alle beliebigen Gespräche und Geräusche in ihm zu conservieren. Und so wird sich bei jedem Kunstwerk, mag es noch so getreu nach dem Leben gearbeitet sein, doch noch immer die Frage an den Künstler ergeben: „Ja, warum hast du denn diesen Stoff gewählt oder deinen Stoff gerade so gestaltet?"

Wenn ich also dem Dramatiker auch zugestehe, dass alles, was er mir vorführt, dramatisch wahr, das heißt wahrscheinlich ist, will ich doch auch noch wissen, warum er mir das vorführt; und wenn ich gar keinen anderen Grund dafür finden kann als den, weil nichts Unwahrscheinliches in seiner Arbeit vorkommt, so werde ich die Achseln zucken und sagen, das ist eben kein Kunstwerk. Das Wahre kann nur dann gleich dem Schönen Selbstzweck des Kunstwerkes sein, wenn es etwas Typisches ist: sonst genügt mir diese Wahrheit nicht; die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit des einzelnen Falles allein rechtfertigt noch nicht die Zumuthung, die der Künstler an mich stellt, dass ich mich mit seiner Arbeit befassen soll, der einzelne Fall muss auch mein Interesse erwecken, zum allermindesten das rohe äußere Interesse am Stoff, sonst bin ich nicht zu haben für den Fall. Die Wahrheit als solche werde ich aber nur dann als künstlerisches Princip anerkennen und würdigen, wenn sie sich nicht auf die Möglichkeit des einzelnen Falles beschränkt, sondern in der richtigen Erfassung von Typischem beruht.

Und da man nun einmal an das neulich im Deutschen Volkstheater aufgeführte Arbeiterdrama „Familie Wawroch" den Maßstab eines Kunstwerkes angelegt hat, so frage ich mich: was ist das Künstlerische an diesem Drama?

Nun, ein Schönheitsdrama ist es nicht. Also ein Wahrheitsdrama! Vielleicht. Vielleicht mag es vorkommen, dass die Arbeiter an einem bestimmten Orte wirklich eine derartig degenerierte Bande von Schnapsbrüdern sind, wie Adamus sie uns schildert, vielleicht mag es einmal vorkommen, dass die socialdemokratische Parteileitung irgendwohin wirklich drei solche Cretins als Agitatoren sendet, wie die Herren Kalischer, Hinterhuber und Weinlacher, vielleicht mag es vorkommen, dass sich einmal die Arbeiter irgendwo wirklich der Führung eines Individuums vom Schlage des Herrn Wawroch sen. unterstellen, dass sie dulden, dass eine Parteiversammlung von einem Betrunkenen geleitet wird, und sich solchen Unsinn bieten lassen, wie „Genosse" Kalischer ihnen zumuthet: vielleicht mag dies alles einmal wo vorkommen, aber Typisches enthält dies nichts. Und indem der Autor uns dies alles vorführt, erweckt er den Schein, als wäre dies alles Typisches, als wären die Arbeiter nichts als eine derartig verthierte Horde, als wäre das, was er schildert, die sociale Bewegung, welche die Massen durchzittert. Kein Wort von jenen Bestrebungen, welche auf die Hebung der Menschenwürde im Arbeiter, auf die Entwickelung seiner geistigen Anlagen, auf die Befreiung des Arbeiters aus dem Banne der Schenke und der Unbildung zielen! Keine Regung einer besseren Menschlichkeit wird ihnen zuerkannt: ein schnapsgieriges, plünderungssüchtiges Gesindel, das, solange es glaubt, das Militär dürfe nicht schießen, dieses frech verhöhnt, um nach der ersten Salve feig davonzulaufen: das sind die Arbeiter des Herrn Adamus.

Wo aber etwas wirklich Typisches in dem Stück ist, da wird es nach einer falschen Seite gedreht: etwas Typisches ist zum Beispiel der junge Wawroch, der mit dem charakteristischen Furor des Halbgebildeten über Dinge spricht, von denen er keinen Dunst hat, und unter dem Beifall eines verehrlichen Publicums das Wahngebilde eines socialistischen Staates vernichtet — von dem die Socialisten heute selbst nicht mehr gerne reden hören, da sie sich mit praktischeren Dingen, als Staatsutopien sind, zu beschäftigen gelernt haben. Dieser junge Wawroch aber wird nicht als Typus des gedankenlosen Phraseurs hingestellt, sondern er ist der Held des Autors, der unser tragisches Mitgefühl erwecken soll, und dem wir vielleicht noch Recht geben sollen, dass er, zum Schießen gegen die revoltierenden Arbeiter commandiert, sich als Ziel seinen Vater ausgesucht hat!

Man kann nicht bestreiten, Franz Adamus hat Begabung, er hat einen guten Blick für das Detail, er hat auch Geschick in der Führung einzelner Scenen und im dramatischen Aufbau bewiesen: aber sein Drama ist soweit davon entfernt, ein Kunstwerk zu sein, dass es ein Machwerk schlimmster Sorte ist: nicht ein veristisches Stück, sondern eine dramatische Fälschung, ein Werk, in der Technik vergleichbar der Arbeit jenes Künstlers, der aus Schnitzeln echter Banknoten falsche zusammensetzt, ein Tendenzstück von verdammenswerter Tendenz, weil der Autor dem um das Existenzminimum ringenden Proletarier an die Gurgel fährt und ihn in das Antlitz schlägt, ein Tendenzstück, dem man nicht einmal jene Sympathie entgegenbringen kann, die uns jedes muthige Eintreten für eine Ueberzeugung abringt, weil der Autor seine Tendenz klug und geschickt hinter falscher Objectivität verborgen hat.

Er sagt es ja nicht nur den Arbeitern, nein, er sagt es auch den Unternehmern! Und wie hat er im letzten Act Frau Worlicek und den Regierungsvertreter hingestellt! Welches Bewandtnis es mit dieser Objectivität hat, auf welche eine Anzahl von Leuten Herrn Adamus hineingefallen sind, das sieht man am besten daraus, dass er sein Werk zur Aufführung bringen ließ, obwohl gerade die Scene mit Frau Worlicek und dem Regierungsvertreter gestrichen worden war. Nicht darum war es ihm zu thun, zu zeigen, dass die Menschen, alle Menschen, Fehler und Schwächen haben, und dass daher bei jeder Partei, in jeder Classe diese Fehler auch zutage treten werden — sonst wäre der Eingriff der Censur eine Denaturierung des Stückes gewesen, und der Autor hätte es zurückziehen müssen. Das, was gegen andere Parteien und Factoren gesagt wird, ist nur äußere Garnierung, die „Objectivität" des Herrn Adamus ist nur der Teig, der die saftigen Rosinen der Verhöhnung und Beschimpfung der arbeitenden Classen zusammenhält — und die Censur hat einmal dem Publicum auch was Gutes gönnen wollen, einfach den Teig weggenommen und den Leuten die Rosinen ohne verhüllende Zuthat servieren lassen. Freilich ist so der wahre Charakter dieses verlogenen und verfälschten Stückes nur umso deutlicher zutage getreten.

Darstellung und Regie waren vortrefflich. Besonders die Massenscenen waren prächtig durchgearbeitet: stets kam das Detail zur Geltung, und doch hatte man nie die Empfindung, dass die Menge leblos sei oder sich absichtlich ruhig verhalte, damit das Wort des einzelnen gehört werde.

Das Publicum ergriff derart lebhaft für und gegen die Tendenz des angeblich so classisch objectiven Stückes Partei, dass man manchmal Mühe hatte, der Darstellung zu folgen. Diejenigen, welche beim „Letzten Knopf" empört waren über die Gemeinheit und Rohheit des Ausdruckes und der Bühnenvorgänge, bewiesen diesmal erstaunlich feste Nerven. Sie überließen die Entrüstung über den Sohn, der die Hand zum Schlage gegen den Vater erhebt, und über das „Mädchen mit der Soldatenmütze", von dem die alte Frau Wawroch freundlich eingeladen wird, bei sonstiger „Stopfung" „die Goschen zu halten", diesmal — den anderen.

Max Burckhard.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Nur wer einmal das Glück gehabt hat, in der ungarischen Classenlotterie unglücklich mitzuspielen, kann das System der officiösen Stimmungmacherei des Herrn Dr. v. Koerber reiflich würdigen.

*

Mit welchem Reichthum an hoffnungsvollen Redewendungen wird der Spieler vor jeder neuen Classenziehung von den Collectanten in autographierten Schreiben überschüttet! Die Einladung zur ersten Classe klingt noch einigermaßen bescheiden; es wird nur dem Wunsche Ausdruck gegeben, nach der Ziehung „von einem recht glücklichen Erfolg berichten zu können". Trifft dieser Wunsch aber, wie gewöhnlich, nicht ein, dann steigert sich, mit dem wachsenden Pech des Spielers, von Classe zu Classe Menschenliebe und Zuversicht des autographierenden Collectanten: „Wir hoffen, dass die künftige Ziehung für Sie erfolgreicher sein wird," „Ihre Nummer befindet sich noch im Glücksrad," „die Gewinstchance ist wesentlich erhöht," „wir hoffen, auch Ihnen baldigst den Haupttreffer (nichts Geringeres!) auszahlen zu können." Ist so der Spieler glücklich bis zur letzten Classe mitgeschleppt worden und auch da, „trotz erhöhter Gewinstchance," nicht nur der erhoffte Haupttreffer, sondern auch selbst die Niete ausgeblieben, dann steigt die autographierte Herzenswärme des Collectanten auf den Siedepunkt. Er tröstet den Spieler über den Misserfolg der letzten Serie und „hofft umsomehr," dass die neue Serie, zu der er neue Lose anbietet, „desto glücklicher für den Spieler verlaufen wird," er weist auf die „bekannte Thatsache" hin, „dass Fortuna mit ihrer Gunst wechselt," und versichert aus seiner „weitgehenden Erfahrung," „dass das Glück gerade diejenigen am meisten bedenkt, welche sich durch einen Fehlschlag nicht irre machen lassen."

*

Mit dieser nie verzweifelnden Taktik hält der Collectant seine Spieler bei der Lotterie fest, und mit ganz der gleichen Taktik hält Herr Dr. v. Koerber — sich selbst im Ministerpräsidium fest. Was für den Collectanten die Lotterie, ist für Herrn Dr. v. Koerber die Verständigungsconferenz. Schon den Zusammentritt dieses politisch ganz „unverbindlichen" Rauchclubs im Ministerrathspräsidium am 5. Februar begrüßte er als „einen Erfolg" und constatierte eine, bisher allerdings noch von niemand bemerkte, „Annäherung der Anschauungen" der Deutschen und der Czechen. Nach jeder Sitzung der Conferenz (Ziehung) flog ein — ich weiß nicht, ob auto- oder hektographierter — Waschzettel aus dem Ministerrathspräsidium in alle Redactionen aus, wonach sich auch in der letzten Sitzung wieder eine „Annäherung der Anschauungen" ergeben habe, und wenn es auch in der Hauptsache noch immer nicht gelungen sei, eine Einigung zu erzielen, so sei gerade dadurch die Hoffnung auf eine Einigung in einer der nächsten Sitzungen nur gewachsen. Obschon in der ganzen langen Reihe von Sitzungen das Hauptproblem, die Amtssprache, nicht einmal zur Erörterung gekommen oder, wie der Collectant sagt, „im Glücksrad geblieben" war, verstieg er sich in der letzten Sitzung der zweiten Serie, am 22. März, zu den höchsten Lobsprüchen über die neuerdings erfolgten „Annäherungen", sowie über „die günstige Stimmung", die er auch den bevorstehenden Landtagsverhandlungen wünschte, um nach ihnen eine neue, dritte Serie von Conferenzen, noch verheißungsvoller als die beiden ersten, beginnen zu können.

*

Schließlich wurden aber doch die Spieler der ewigen leeren Versprechungen und Vertröstungen müde. Die jungczechischen Führer fiengen schon vor Ostern auf die Lotterie zu schimpfen an und erklärten, dass sie nicht mehr mitthun wollen. Aber der Collectant, Herr Dr. v. Koerber, ließ nicht locker. Am Ostersonntag überschwemmte er das ganze officiöse Oesterreich mit hoffnungsfreudigen Leitartikeln, voll der höchsten Lottocollectanten-Beredsamkeit. Die „Neue Freie Presse" sah schon den berühmten „Bann gebrochen" und „den langen Winter des Missvergnügens der Frühlingssonne weichen", das „Fremdenblatt" erwartete, dass die Osterglocken die kämpfenden Parteiführer „weihevoller stimmen" würden, weswegen es auch „an der Zuversicht in eine Verständigung festhielt", und im „Neuen Wiener Journal" ergriff sogar in Form eines Interviews Herr Dr. v. Koerber selbst das Wort, man solle noch immer „nicht verzweifeln", oder, wie der Collectant sagt, „sich durch einen Fehlschlag nicht irre machen lassen," auch durch die Reden von Kunzl und Prade „schimmere ein Hoffnungsstrahl durch".

*

Postwendend erwartete Herr Dr. v. Koerber von Seite der deutschen und czechischen Conferenz-Spieler die Einsendung der Subscriptionen auf eine neue Serie von Verständigungs-Conferenzen. Die dieswöchentlichen Verhandlungen des böhmischen Landtages scheinen aber selbst ihn zum Verzweifeln gebracht zu haben. Er ist gewillt, das unrentabel gewordene Verständigungs-Lotteriegeschäft aufzugeben und sich einem neuen, ehrlicheren Geschäft zuzuwenden, der parlamentarischen Behandlung der Sprachenfrage. Ob er aber da auf einen grünen Zweig kommen wird, ist, gerade weil er für das andere Geschäft eine so überraschende Begabung gezeigt hat, noch sehr die Frage. Deswegen muss man aber doch an der ferneren Zukunft des Herrn Dr. v. Koerber noch „nicht verzweifeln". Der ungarische Finanzminister kennt ihn ja, und er wäre am ehesten in der Lage, ihm den Posten zu verschaffen, für den er sich durch seine Verständigungs-Zeit so hervorragend qualificiert hat: als Oberster Generalsecretär der ungarischen wirklichen Classenlotterie. An dieser Stelle in Ungarn könnte er mit

Erfolg bis ans Ende aller Dinge seine Lieblingsbeschäftigung fortsetzen: „nicht verzweifeln" und immer wieder „Hoffnungsstrahlen durchschimmern" lassen. In unser trauriges Oesterreich passt der gute Mann mit seinen Hoffnungs-Talenten nicht recht hinein. Denn hier ist es wirklich schon — zum verzweifeln, und selbst wenn die Osterglocken, dem ministeriellen Pressdepartement zu Liebe, dreimal täglich bimmeln möchten, die „weihevolle Stimmung" für ein neues Koerber'sches Conferenzspielchen scheint hier unwiederbringlich vorbei. *K*

## Volkswirtschaftliches.

Herr v. **Wittek** gilt als Socialpolitiker. Wie er zu diesem Ruf kommt, weiß er wohl selbst nicht, aber da er diesen Ruf einmal hat, sucht er wenigstens sich eine gewisse Originalität in der Socialpolitik zu bewahren. Ein Erlass, mit dem das Eisenbahnministerium vor einiger Zeit den Directionen die Anpassung der Entlohnung der Arbeiter in Staatsbahnwerkstätten an die **ortsüblichen Löhne** aufgetragen hatte, hat das Missfallen der Arbeiter hervorgerufen. Da ließ Herr v. Wittek vor kurzem die „Wiener Abendpost" aufmarschieren, um seinen Erlass zu begründen. Und diese Begründung verbreitet über die socialpolitischen Anschauungen der Eisenbahnverwaltung helles Licht. Es heißt darin, dass dieser Erlass deshalb erfolgte, weil sich ein Industrieller darüber beschwert habe, dass in einer Staatsbahnwerkstätte bedeutend höhere Löhne gezahlt würden als die ortsüblichen und auf diese Weise die besten Arbeiter der Privatindustrie entzogen würden. Thatsächlich hätten die Erhebungen die Richtigkeit dieser Angaben ergeben. Die betreffende Unternehmung sei geradezu vor die **Gefahr einer Betriebseinstellung** gestellt worden. Da schien nun den Socialpolitikern im Eisenbahnministerium eine Reduction der Löhne in jener Werkstätte der einzige Ausweg aus dieser schwierigen Lage zu sein. Daran, dass der betreffende Industrielle seine Löhne erhöhen konnte, um die drohende Betriebseinstellung zu vermeiden, haben jene Weisen gar nicht gedacht. Ebensowenig daran, dass der Staatsbahnwerkstätte infolge ihrer besseren Löhne auch die besten Arbeiter zuströmten, und dass das ein directer Vortheil für die Staatsanstalt war. Dass Staatsanstalten die Verpflichtung hätten, Musteranstalten in Bezug auf Löhne, Hygiene und Arbeiterbehandlung im allgemeinen zu sein, davon hat Herr v. Wittek auch nie etwas gehört. Bisher hat man gemeint, dass die Besserung der socialen Verhältnisse auf friedlichem Wege vor allem dadurch zu erzielen sei, dass die steigende Concurrenz der Industriellen um tüchtige Arbeitskräfte und die zunehmende Einsicht der Industriellen allmählich zu einer Erhöhung der Arbeitslöhne, zu einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen führen werde. Die Socialpolitik des Eisenbahnministeriums hat ein anderes Ideal. Wenn an einem Ort ein Industrieller höhere Löhne zahlt als sein Nachbar und die tüchtigen Arbeiter ihm deshalb zuströmen, dann soll nicht darnach gestrebt werden, dass die zurückgebliebenen Industriellen die Löhne auf das Niveau des vorgeschrittenen erheben, sondern der vorgeschrittene soll gezwungen werden, auf das tiefere Lohnniveau seiner Concurrenten zurückzugehen. So wird im Eisenbahnministerium an der Hebung der Volkswirtschaft gearbeitet. Ja, es sind eigenthümliche socialpolitische Ansichten, welchen Herr v. Wittek und sein Stab huldigen!

*

Die **ungarische Regierung** hat mit der Rothschildgruppe ein **Anlehen** abgeschlossen. Der Entschluss ist ihr nicht leicht geworden und sie hat sich lange, allzulange gesträubt, in den sauren Apfel der gegenwärtigen Geldmarktverhältnisse zu beißen. Das ist auch begreiflich. Die 3½procentige Investitionsanleihe hat die ungarische Regierung vor drei Jahren mit 91¼ Procent angebracht, nur um ½ Procent unter dem Preis, den die österreichische Regierung kurz vorher für ihr 3½procentiges Anlehen erzielt hatte. Es war der letzte Erfolg ungarischer Großmannspolitik und es war nur ein Scheinerfolg, denn die damals begebenen Titres liegen heute noch großentheils unverkauft in den Cassen der Emissionsinstitute und die ungarische Regierung hatte sich dadurch für lange Zeit den Weg zum Geldmarkt für ihren dringenden Geldbedarf versperrt. Der Curs, zu dem die Rothschildgruppe das neue 4procentige Anlehen übernimmt, ist noch nicht genau bekannt, aber sicher ist, dass er nicht unbeträchtlich unter dem damaligen Begebungscurs der 3½procentigen Anleihe ist. Darüber werden sich die Ungarn vielleicht trösten, da die allgemeinen Zinsfußverhältnisse seither eben wesentlich andere geworden sind. Viel peinlicher wird den Ungarn der Vergleich des Cursstandes ihrer vierprocentigen Rente mit der österreichischen sein. Die ungarische Kronenrente steht heute 92 Procent, die österreichische 98½ Procent. Wenn Oesterreich heute auch ein Anlehen aufnehmen wollte, so würde die Differenz der Begebungscurse nicht mehr ½ Procent sein, sondern Oesterreich würde gewiss um etwa 6 Procent mehr erzielen als Ungarn. Und das muss die Ungarn, welche faselten, dass der ungarische Staatscredit gleich gut geworden sei, wie der österreichische, schwer verletzen. Es ist im Leben halt einmal eingerichtet, dass der Credit eines armen Mannes immer schlechter ist als der eines reichen. Und wenn Oesterreich auch kein reicher Staat ist, Ungarn gegenüber ist es immer noch reich. Ungarn ist in seinem Capitalsbedarf auf Oesterreich angewiesen. Und ein armer Mann soll seinen Geldgeber nicht vor den Kopf stoßen. Auch das ist eine Bourgeoisweisheit, aber heutzutage ist es gut, sie zu befolgen. Ungarns Staatscredit hat sich so verschlechtert, seit Ungarn Oesterreichs politischen Niedergang zur Erringung ökonomischer Vortheile ausgenützt hat. Das zahlen ihm die Oesterreicher jetzt heim, indem sie die ungarischen Titres nicht oder nur zu sehr niedrigen Cursen kaufen. Und wer weiß, ob für Ungarn die Sache mit dem niedrigen Begebungscurs schon abgethan ist. An dieser Stelle ist wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die relative Stabilität der österreichischen und ungarischen Rentencurse an dem Tage vorüber sein werde, wo neue Stückchen auf den Markt kommen werden. Einen Vorgeschmack davon hat man schon jetzt verspürt. Auf die Ankündigung hin, dass die ungarische Rente zur Begebung gelangt sei, ist der Curs der Renten sofort ins Weichen gekommen; der der österreichischen verhältnismäßig wenig, um kaum ¼ Procent, der der ungarischen Kronenrente um mehr als 1½ Procent. Durch Interventionskäufe trat [illegible] eine Erholung ein, doch wird [illegible] der Rothschildgruppe vielleicht mit der neuen Rente ebenso ergehen, wie mit der Investitionsrente. Sie wird sie im Portefeuille behalten müssen. Und Ungarn wird zwar für die fix begebenen 70 Millionen Kronen das Geld bekommen, mit den 54 Millionen, welche die Gruppe in Option übernommen hat und für die die Ungarn das Geld auch sehr nöthig brauchen, mag es dann seine guten Wege haben. Die österreichische Regierung und das österreichische Capital haben kein Interesse, dem Geldbedarf der Ungarn entgegenzukommen. Es herrscht ökonomische Gegnerschaft zwischen Oesterreich und Ungarn. Und wenn in Ungarn Geldknappheit herrscht, so wird ihm die Züchtung seiner Industrie erschwert. Auch Oesterreich schwimmt nicht im Gelde. Die österreichische Regierung hat einen sehr großen Geldbedarf, mit dem sie auf den Markt kommen muss, sobald das Parlament die Vorlagen bewilligt haben wird. Und wenn auch für Oesterreich die Verhältnisse günstiger liegen als für Ungarn, für die Placierung ist doch die Aufnahmsfähigkeit des heimischen Marktes entscheidend. Und je weniger das österreichische Capital inzwischen an ungarischen Titres aufgenommen haben wird, desto aufnahmsfähiger wird es für österreichische sein. Es ist gut, unsere Regierung abermals daran zu erinnern, da man wieder viel von Verhandlungen mit der ungarischen Regierung wegen Befreiung von der Rentensteuer spricht. Wir haben in Nr. 281 vom 17. Februar aus dem Wortlaut des Personalsteuergesetzes nachgewiesen, dass nur das **Parlament** berechtigt ist diese Steuer durch eine Gesetzesänderung zugunsten der ungarischen Titres aufzuheben. Das Parlament wird dann zu prüfen haben, ob Ungarn uns entsprechende Vortheile einräumt, damit wir auf diese für die Ungarn so lästige Steuer verzichten. *rh*

## Kunst und Leben.

Frau **Lilly Lehmann** hat als Aida wieder gezeigt, was hohe Gesangskunst und vollendete Darstellungskraft zu leisten vermögen. Es war ein glänzender Sieg der Technik über ein stellenweise nicht ganz fügsames Material. Naturgemäß legte deshalb Frau Lehmann das Hauptgewicht auf die lyrischen Stellen, die sie in der Scene am Nil und am Schluss der Oper mit seltener Zartheit und Innigkeit zum Ausdruck brachte. Man bedauerte, diese Aida, die schon durch ihre Erscheinung und ihre Bewegungen einen specifisch äthiopischen Charakter auf die Bühne brachte, nicht schon vor zwei Decennien gehört zu haben. Damals stand auch der Radames des Herrn **Winkelmann** auf der Höhe seiner stimmlichen Macht, und es ist erstaunlich, wie viel er sich noch aus seinen zahlreichen Feldzügen für die gegenwärtige Campagne gerettet hat. Im Gegensatz zu den Stimmen dieser altbewährten Künstler steht das herrliche Organ Fräulein **Walkers** noch in seiner vollen Blüte. Da sie auch dramatisch weit über ihre anfänglichen Leistungen herausgewachsen ist, bildete ihre große Scene im 4. Acte beinahe den Höhepunkt der Oper. Im Interesse der ferneren Erhaltung dieser prächtigen Stimmittel wünschte ich, ich könnte Fräulein Walker „von amtswegen" verbieten, Sopranpartien zu singen. Sie singt ja auf Gastspielen sogar die Brünhilde. Möge sie sich von wohlmeinender Seite sagen lassen, dass derartige Experimente in kurzer Zeit den sicheren Ruin der Stimme herbeiführen müssen, und den würden wir ebenso bedauern wie sie selber. — Die Vorstellung, in der noch Herr **Demuth** als Amonasro sich vorzüglich bewährte, nahm unter **Mahler** einen glänzenden Verlauf. **R. W.**

*

Der Italiener **Novelli** wurde den Deutschen schon vor vier Jahren geschildert: in diesen Blättern schrieb damals Bracco einen packenden Aufsatz*) über den genialsten Bühnenkünstler seines Volkes. Nun ist der Held der großen Gastspielreisen, zögernd, auch nach Wien gekommen. Seine erste Blüte hat er heute hinter sich. Man wird sich darum nicht weniger für ihn erwärmen; aber zumindest von **einer** Seite mag es festgestellt werden: ein leichter Schleier klebt an seiner Silhouette. Wenigstens in der jugendlichen Rolle. Er debutierte als Ludwig XI. von Delavigne: als halbgelähmter, verstörter, todesumschatteter Greis. Den gab er glänzend und unfasbar geistreich, mit einer Stärke psychologischer oder fast schon pathologischer Einbildungskraft, mit der er sogar seinen Collegen Zacconi schlug. Aber die Darstellung war doch nur Verkleidung in dieser Rolle, nicht anders denn als Charge wird dieser wahnsinnige Cäsar gespielt; erst am zweiten Abend enthüllte der Künstler sich selbst und trat als junger Sieger, als Petruchio, als Persönlichkeit auf den Plan. Und gerade da nun treffen sich einige kleine Fältchen von Müdigkeit, von gutmüthiger, kühler Ueberlegenheit, von Routine nicht verbergen. Novelli zieht und dehnt als Petruchio das Tempo seiner Scenen, er verlegt sie alle in den ersten Vordergrund der Bühne, und in kleinen Pausen lächelt er ein bisschen befangen und ein bisschen selbstgefällig: man möge doch ihn, den Gereiften, mit seinen brillanten, aber übertriebenen Bemühungen um Katharina nicht eigentlich ganz identificieren. Er ist „der Mann" Katharinens, zweifellos, milde und stark wie ein Mann. Nur dass das jugendliche Temperament, das wir erwarten konnten, sich anders, in geschlossenerem Feuer entladen hatte. Nur ließe sich der wirklich gelassene Kais am Ende auch weniger verhalten, weniger weise denken . . . Doch das sind nachzitternde Begleittöne meines Eindruckes. Stärker und unmittelbarer war daneben der wirkliche Genuss an dem

*) [illegible]

glänzenden Witz dieses schlauen, komödiantischen Ritters; dieses Abenteurers im Stil eines Gargantua, im Stil eines grotesken Feuerteufels von Callot, im Stil eines schlapprig hässlichen Prahlers und zugleich guten, seelenvollen Hausvaters, der bloß erstaunte Augen zu machen braucht, um uns, wie er will, das Lachen oder Gruseln zu lehren. Seine Eigenart wird uns noch beschäftigen; seine Truppe hält sich gut. A. G.

*

**Pro domo.**

Im Kopenhagener „Politiken“ war am 17. April zu lesen, dass ich für meine „Geschichte der Malerei“ (Leipzig, Goeschen) ein Buch des dänischen Kunsthistorikers Hannover ohne Quellenangabe benutzt hätte. In einer Notiz, die aus der „Frankfurter Zeitung“ in andere Blätter übergieng, wurde von einem „ungenierten Plagiat“ und von Georg Brandes, als muthmaßlichem Autor des Kopenhagener Artikels gesprochen. An Brandes' Urheberschaft glaube ich nicht. Er kennt aus eigener Erfahrung das Dumme solcher Rempeleien, weiß, wie schwer es heute ist, noch zusammenfassende Werke zu schreiben, ohne den Zorn der Specialisten, deren Vorarbeiten benutzt wurden, zu erregen. Emil Hannovers Buch über Watteau ist 1889 bei Robert Oppenheimer in Berlin erschienen. Mein Verhältnis dazu ist dasselbe wie zu den Werken von Bode, Crowe und Cavalcaselle, Firmenich-Richarts, Friedländer, Grimm, Gurlitt, Hettner, Justi, Knapp, Emile Michel, Müntz, Schmarsow, Seidlitz, Steinmann, Strzygowski, Thode, Vischer, Woermann, Wölfflin und anderen, die in alphabetischer Reihenfolge am Schluss des letzten, siebenten Bändchens genannt werden. Ich las das Buch, fand geschichtlichen Stoff, ein paar gute Citate, ein paar treffende Worte. Sie zu verwenden war mein Recht, meine Pflicht. Denn Bücher, die, wie das meine, Jahrhunderte umspannen, müssen sich auf Vorarbeiten stützen. Und alle Arbeiten der Specialisten bleiben todt, wenn nicht immer Einer kommt, der die Resultate zusammenfasst, die kleinen Werte addiert, auf Grund neuen Materials ein neues Gebäude errichtet. Die Namen im Text zu citieren verbot die populäre Haltung des Werkchens. So wenig ich hinweisen durfte auf all das Neue, das ich selber herbeibrachte, durfte durch Ausbreitung des wissenschaftlichen Apparates der Zusammenhang, die Lesbarkeit gestört werden. Und Anführungszeichen! Cornelius Gurlitt schreibt einmal: „In Deutschland darf man, ohne seiner wissenschaftlichen Ehre etwas zu vergeben, dicke Bücher schreiben, in denen alle Gedanken von anderen ohne deren Zustimmung erborgt sind; aber man darf beileibe nicht zehn Zeilen der Ausdrucksform entlehnen, ohne sie durch jene Zeichen kenntlich zu machen.“ Ich musste auf die Anwendung von „Gänsefüßchen“ leider deshalb verzichten, weil kein Satz meines Buches mit einem Satz Hannovers übereinstimmt. Richard Muther.

---

## Bücher.

**Marco Minghetti:** La Convenzione di Settembre (Un Capitolo dei miei ricordi). Pubblicato per cura del Principe di Camporeale. Bologna, N. Zanichelli, 1899. 307 S. 8°.

Der Vertrag vom 15. September 1864, durch welchen Napoleon III. und Victor Emanuel sich über den Kopf des Papstes hinweg verständigten, ist nach den großen Ereignissen der Jahre 1866 und 1870 beinahe in Vergessenheit gerathen. Indessen nimmt er in der Geschichte der Einigung Italiens eine zu bedeutende Rolle ein, als dass nicht das Werk des nächstbetheiligten italienischen Staatsmannes, das sich mit seiner Entstehung beschäftigt, die vollste Beachtung verdienen sollte. Marco Minghetti hat die Blätter, die Werden und Abschluss des Septembervertrages erzählen, ein Jahr vor seinem Tode niedergeschrieben. Er hat dabei nicht nur aus seinen eigenen reichen Erinnerungen schöpfen können, sondern auch aus einer Fülle vertraulicher Actenstücke. Seine Correspondenz mit Victor Emanuel, Lamormora, Nigra, Cialdini, Menabrea, Ricasoli macht ihren Hauptstock aus. Briefe des Prinzen Napoleon, Garibaldis, Sellas u. a. schließen sich an. Mit solchen Materialien ausgerüstet, hat Minghetti eine historische Darstellung liefern können, die den Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit erheben darf. Nur hie und da wird das Streben der Selbstvertheidigung bemerklich, mit dem sich der Tadel eines vordringlichen oder unbedachten Mitarbeiters, wie Pepoli und Lamarmora, verbindet. Soviel ergibt sich aus Minghettis Darstellung unzweifelhaft, dass er mit dem Septembervertrag nicht etwa auf Rom verzichten, sondern im Gegentheil die Einverleibung Roms vorzubereiten gedachte. Dafür war aber der Abzug der Franzosen die unumgängliche Voraussetzung. Dies Ergebnis herbeizuführen, erschien selbst die Aufopferung Turins, als Hauptstadt, die in jenem geheimen, dem Vertrag angehängten Protokoll zugesagt wurde, nicht als zu groß. Das Ministerium Victor Emanuels sprach die Wahrheit, wenn es am 20. September 1864 in seinem dem König erstatteten Bericht hervorhob, was es mit dem Gelöbnis auf sich habe, das Gebiet des Papstes nicht anzugreifen und jedem Angriff irregulärer Scharen auf dasselbe entgegenzutreten: „Ein solches Versprechen zerstört und vermindert nach unserer Ansicht keineswegs die Rechte und Ansprüche der Nation, sondern lässt dem Gedanken Raum, dass man nur mit moralischen Kräften und mit allen Mitteln, welche die heutige Civilisation dem Triumph der liberalen und nationalen Ideen darbietet, arbeiten soll.“ Daher hatte Minghetti den Plan einer Garantie des Kirchenstaates durch Frankreich, die „den Zweck des Vertrages unmittelbar lahmen würde“, aufs äußerste bekämpft. Ja noch mehr: die Instruction, welche diesen schwerwiegenden Satz enthielt, war zwar als vertraulich bezeichnet, aber die Regierung Napoleon III. wurde über ihren Inhalt nicht im Zweifel gelassen. Napoleon seinerseits war gezwungen, aus Rücksicht auf den Clerus die Miene anzunehmen, als sei die Septemberconvention eine Schutzhandlung zu Gunsten der dauernden Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Indessen geht aus den von Minghetti mitgetheilten Actenstücken ziemlich klar hervor, dass die Eingeweihten in Paris sich über die Hintergedanken der Regierung Victor Emanuels nicht täuschten. Napoleon sagte zu Pepoli: Angesichts des Beschlusses des italienischen Parlaments, das Rom als Hauptstadt proclamiert hatte, werde man ihn nach der Unterzeichnung des Vertrages für einen Komödianten halten. Aber dieser Beschluss wurde durch die Verlegung der Residenz nach Florenz, die man aus rein militärischen Gründen zu rechtfertigen suchte, nicht umgestoßen. Somit gab denn auch Drouyn de Lhuys im Gespräch mit Nigra der Meinung Ausdruck: „Natürlich wird das Resultat von allem diesem sein, dass Ihr schließlich nach Rom gehen werdet. Aber es ist wichtig, dass zwischen dieser Thatsache und der Räumung Roms ein Zwischenraum der Zeit und der Ereignisse eingeschoben werde, damit verhindert werde, jene beiden Vorgänge in Zusammenhang zu bringen, und damit Frankreich nicht die Verantwortlichkeit aufgebürdet werde.“ Hier sieht man deutlich hinter die Coulissen. Wenn das Stück 1870 doch etwas anders verlief, als die Vertragschließenden es sich 1864 gedacht hatten, so war das die Schuld von Königgrätz und Sedan. Aber weder Minghetti, noch Drouyn de Lhuys hatten damals eine Ahnung davon, dass der „Zwischenraum der Zeit“ solche Ereignisse in sich einschließen werde.

Prof. Alfred Stern.

**Hugo Tomicich:** Welches Werk Richard Wagners halten Sie für das beste? Ansichten bekannter Persönlichkeiten über die Schöpfungen des Meisters. Triest, Carlo Schmidl, 1899.

Die einzig richtige Antwort auf diese Frage hat meiner Ansicht nach Wilhelm Kienzel gegeben, indem er sagte: „Ihre Frage scheint mir unbeantwortbar, da jedes der dramatischen Werke Wagners in seiner Art das beste ist; man müsste denn — verallgemeinernd — kurz und bündig sagen: Wagners Lebenswerk“. Ohne Entscheidung für ein bestimmtes Werk sprechen sich elf andere Persönlichkeiten aus, darunter La Mara, Reznicek, Volbach und Heinrich Zöllner. Die meisten (16) entschieden sich für die Meistersinger, darunter Batka, Kaim, Kalbeck, Lessmann; elf für den Tristan, fünf für den Nibelungenring, drei für den Lohengrin, zwei für Parsifal — darunter Liszt — zwei für Tannhäuser, einer für den fliegenden Holländer, eine für die Walküre, eine für die Götterdämmerung, zwei für die ganze letzte Periode des Meisters, und sieben für zwei Werke zugleich. Unter den Antworten befinden sich auch solche, die mir in der gegebenen Fassung ein vollständiges Räthsel sind. So erklärt Lola Beeth, „dass ihr von den Werken Wagners, die sie alle gleich liebt und hochstellt“, die Walküre am liebsten ist. Es wäre wünschenswert gewesen, dass sie uns darüber aufgeklärt hätte, wie das möglich ist, von mehreren Werken alle gleich und doch eines am meisten zu lieben. Nicht minder räthselhaft ist die Antwort Conrad Kühners, der behauptet, dass die Musik zum Nibelungenring von „Wotan stark beeinflusst“ sei. Eine ästhetische Streitfrage regt die Antwort La Maras an, indem sie sagt, dass dort wo „der absolute Wert eines einzelnen Werkes es nicht über alle übrigen hinaushebt, mehr individuelle Neigung entscheiden kann“. Dazu bemerkt der Herausgeber, er wollte nicht wissen, welches Werk das beste ist, sondern, welches als das beste empfunden wird. Es fragt sich nun, woher wir wissen können, welches Werk das beste ist, wenn nicht die subjective Empfindung darüber Aufschluss geben soll. Es ist, als wollte man von guten Speisen sprechen, ohne in Betracht zu ziehen, wie sie schmecken. Wenn aber der Herausgeber der Ansicht ist, dass es unabhängig von der subjectiven Empfindung noch ein absolut Bestes in der Kunst gebe, dann begreife ich nicht, wozu er die Antworten gesammelt hat. Am interessantesten spricht Bülow, der direct erklärt, wen der Tristan nicht belehrt, „der hat keine Musik im Leibe“, diese Oper ist „der Gipfelpunkt bisheriger Tonkunst“. Das ganze Sammelwerk, das von einer, meines Erachtens unpassenden Frage ausgeht, wird schließlich doch dadurch wertvoll, dass eine ganze Reihe maßgebender Persönlichkeiten über das ursprüngliche Thema weit hinausgegangen ist. R. W.

**Maurice Maeterlinck:** Schwester Beatrix. Drama. Aus der noch unveröffentlichten Handschrift übertragen von F. von Oppeln-Bronikowski. Erschienen in der „Insel“ Nr. 6. Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig.

Schwester Beatrix lebt in einem Kloster bei Louvain. Sie ist jung, schön und unwissend. Und eines Morgens, zur Stunde der Frühmesse, die sie läuten sollte, entflieht sie auf dem Zelter des Prinzen Bellidor. Im Klostergang, vor dem Standbild der Muttergottes, wartet sie in letzter Seelenangst auf ein Zeichen, aber die überirdische Gestalt wehrt ihr nicht, und so wirft sie Schleier und Mantel von sich. Da vollzieht die Gnadenreiche ein Wunder. Sie selber, „die Königin eines Himmels, den die Liebe geschaffen hat“, steigt vom Sockel herab, bedeckt den Strahlenglanz ihres Gewandes mit dem rauhen Mantel der Entflohenen und versieht deren Dienst. Und als die versammelten Nonnen das göttliche Bild vermissen, ist sie sogar bereit, die Strafe der unachtsamen Pförtnerin auf sich zu nehmen — erst im letzten Augenblick wird sie durch ein Licht- und Blumenwunder vor der Misshandlung gerettet. Von da an lebt sie und wirkt in der Beatrix Gestalt, aber im Ruf einer Geheiligten, unter den Schwestern. Fünfundzwanzig Jahre speist sie die Armen und läutet zur Frühmesse. Nach fünfundzwanzig Jahren, eines Morgens zur Dämmerzeit, kommt Beatrix zurück: alt und erschöpft vom Unglück. Und siehe, das Marienbild steht wieder auf seinem Sockel, die Schwestern kommen und grüßen die Pförtnerin nicht anders als sonst, nicht anders als gestern und ehegestern. Bloß das Wiedererscheinen des Standbildes bespricht man mit dankbarer Freude. Beatrix versteht ihr Schicksal nicht. Sie beichtet ihre That, ihr Leben, und man glaubt ihr nicht, man will sie trösten, um ihre Fieberangst zu lindern. Und sie, die in einer Welt lebte, wo sie nicht wusste, was Hass und Bosheit wollen, stirbt „in einer anderen, in der sie nicht fasst, wo Liebe und Güte hinaus wollen . .“ Mit soviel Zartheit und natürlicher, volksliedhafter Frische, wie hier, ist kaum jemals ein romantischer Legendenstoff behandelt worden. Man kennt Maeterlincks Beziehungen zur deutschen Romantik; in glänzenden Aufsätzen hat er sie selber documentiert. Nun folgt er, der verschrieene Symbolist, der Verlaine Schüler, der „ergründe Decadent“ — so nennt ihn heute noch immer jene deutsche Kritik, die den Beweis, dass sie ihn gelesen hat, allerdings schuldig bleibt — nun folgt er auch als Dichter den Spuren der Novalis und Brentano. Mit

welchem Tact, mit welcher Empfindung und mit welcher doch wieder nur „modern“ zu nennenden spielenden Leichtigkeit des Ausdrucks er diese Stimmungen wiedergibt, das ist ganz wunderbar. Im Rahmen der neuen deutschen Romantikerzeitschrift, umgeben von geistreichen Zeichnungen G. Minnes, von Bierbaum'schen und Liliencron'schen Gedichten, wird dieses kleine Drama doppelt entzückend. dd.

**Spielmannsbuch.** Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Cotta, 1900, 466 S.

In vermehrter, neuer Auflage liegt die 1886 von Hertz herausgegebene Sammlung altfranzösischer Erzählungen vor uns. Hertz hat darin ein Spielmannsbuch zusammengestellt, wie es etwa ein normannischer „Parleor“ des dreizehnten Jahrhunderts bei sich führen mochte. Nur fehlten natürlich in solch wirklichem Spielmannsbuch die interessanten einleitenden Essays über „die Spielleute“, über „die ältesten französischen Novellen“ und über „die bretonischen Feen“, wie auch die literargeschichtlichen Excurse über die in den einzelnen Lais und Fableaux behandelten Stoffe. Schon lange bevor die erste Auflage dieses französischen Spielmannsbuches erschien, besaßen wir ein ähnliches „deutsches Spielmannsbuch“ in dem dreibändigen Sammelwerk von Friedrich Heinrich von der Hagen „Gesammtabenteuer“ (Cotta, 1850). Leider ist es außer in Fachkreisen wenig bekannt und gelesen, es enthält ja nicht verwässerte oder verzuckerte Nachdichtungen (Baumbach hat 1883 solche veröffentlicht), ja nicht einmal Uebersetzungen, sondern die altdeutschen Originale — und wir können wohl englisch, französisch, italienisch, zur Noth auch ein bisschen latein lesen, aber die eigene Muttersprache, wie sie erst vor wenigen hundert Jahren gesprochen wurde, ist den meisten fremd. Und doch ist's schade darum. Wie viel Witz, Humor, Naivität und Urwüchsigkeit liegt in diesen kleinen Erzählungen, und wo wir vergleichen können, wie der Deutsche und wie der Franzose denselben Stoff behandelten, werden wir gar oft dem Deutschen den Preis zuerkennen müssen. So gleich bei dem reizenden Schwank „Aristoteles“, der die aus dem Oriente uns überkommene Mähre von dem Weisen, der zuerst Predigten gegen den Minnedienst hält und ihm dann selber mit Haut und Haaren verfällt, launig behandelt. Hertz gibt in Uebersetzung die Erzählung des Henri d'Andeli wieder. Der unbekannte Autor des altdeutschen Schwankes „Aristoteles und Phyllis“ hat seine Sache aber noch viel besser gemacht, als sein französischer College und bei diesem fehlt auch der humoristische Schluss, wie Aristoteles erbost, dass ihn ein Weib genarrt, seine Bücher und Kleider zusammenpackt, nach der Insel Galiciä reist (schon damals scheint man von Galizien eigenthümliche Meinungen gehabt zu haben)

und machte dâ
Ein michel buoch und schreip daran,
waz wunderliche liste kan
Daz schoene ungetriuwe wîp.

Max Burckhard.

---

# Revue der Revuen.

„Das literarische Echo“ bringt in Heft 11 einen Bericht über „Neugriechisches Theater“ von J. C. v. Hößlin, der die starke Verwandtschaft mit der altgriechischen Bühne und dem altgriechischen Drama hervorhebt. Wie im antiken Hellas sind die Theater eingedeckt. Die Saison beginnt erst in den Sommermonaten. Die bedeutendsten Dramatiker sind Peressiades, Demetrius Bernardakes, der vornehmlich auf den Spuren des Euripides wandelt, mit dem er sich auch als Commentator beschäftigt hat. Sein Gegenbild ist Gregorius Xenopoulos, von Haus aus Mathematiker, als Dichter ein Schüler Ibsens. — Ein Aufsatz des folgenden Heftes von M. Berg beschäftigt sich mit der siebenbürgisch-sächsischen Literatur, als deren Führer heute Michael Albert, der Dramatiker, dem Schullerus ein eigenes Buch gewidmet hat, der Erzähler Traugott Teutsch und der Lyriker Friedrich Wilhelm Schuster gelten. Er ist der reifste, gedankentiefste und schlichteste Poet der Sachsen. Er sieht das volle Leben um sich, aber er sieht es mit Künstleraugen. Er verschmäht die Mätzchen der Sprache und ist dabei von erstaunlicher Sprachbeherrschung. Er spricht ungekünstelt wie wir und schenkt uns dabei wohlklingende leichtflüssige Verse. Manche Weise verräth eine ungesuchte Aehnlichkeit mit Goethe.

„Der Thürmer“ (Aprilheft). Unter dem Titel „Les dessous d'un journal“ hat der geistreiche Adolphe Brisson die Geschichte der Zeitungsgründungen geschrieben. Vor allem haben Literaten, Künstler, selbst politische Schriftsteller selten den Wunsch, eine Zeitung zu gründen. Den Wunsch hegen immer nur Geschäftsleute, Börsianer oder Annoncenagenten. Sie trommeln Gründer und Redacteure zusammen. Die Redaction scheidet sich in zwei Theile, in die Redaction, die Geld ausgibt, und in die Redaction, die Geld einträgt. Die erstere bildet die „Façade“ des Blattes und sichert seinen Erfolg beim Publicum. Die zweite ist anonym und bewegt sich fast nur hinter den Coulissen. Emile de Girardin kann der Vater der modernen Zeitung genannt werden. Er hatte den Gedanken, die Auflage zu vermehren, um den Preis des Blattes zu erniedrigen, den der Annoncen zu erhöhen. So entstand das Sou-Blatt, dieser „Hai des Journalismus“, der bis in die Dörfer dringt, den Lesern nachjagt und Frankreich mit schlechtem Papier überschwemmt.

„Graphologische Monatshefte“, IV, 1—2. Einen Beitrag zur Reform der gerichtlichen Schriftexpertise, „Ueber Schriftverstellung“, steuert Georg Meyer bei und führt darin auf Grund eines umfassenden Materials den Nachweis, dass nur äußerst wenige Menschen im Stande sind, Eigenarten ihrer Schrift zu unterdrücken. — Das interessante Problem einer graphologischen Untersuchung der Handschriften unserer Dichter greift Friedrich Gundolf an, und charakterisiert in einem Einleitungscapitel Jean Paul auf Grund seiner Schrift. Bei großer „Intensität“ und „Extension“ fehlt eine Art geistiger Energie.

„Revue de Paris“ (April). Frédéric Masson beleuchtet, durch Rostands Bühnenwerk „L'Aiglon“ angeregt, die wahre historische Gestalt des Herzogs von Reichstadt, wie sie aus den beiden authentischen Quellen, den Briefen des Grafen Prokesch-Osten, und der Brochure eines Herrn de Montbel hervorgeht. Graf Prokesch stand dem Sohne Napoleons nah; Montbel kannte ihn zwar nicht, sammelte aber mit großem Fleiß Daten über ihn, die er noch in seinem Todesjahre 1832 herausgab und in den Jahren 1833 und 1835 durch Nachträge ergänzte; überdies gibt es noch einen nicht ganz verlässlichen Zeugen, einen gewissen Marmont, den einzigen Franzosen, dem der österreichische Hof gestattete, mit dem Prinzen zu verkehren. Durch ihn ist es verbürgt, dass der Herzog bis 1831, wo er von den Aerzten schon für unheilbar krank erklärt worden war, die Geschichte seines Vaters nicht kannte, da man fürchtete, dass sonst Aspirationen und Wünsche in ihm entstehen könnten. Im Grunde eine recht überflüssige Befürchtung, denn der Sohn glich dem großen Vater in keiner Weise. Er war groß, schlank, blond und blauäugig, und schlug auch geistig und moralisch ganz in die mütterliche Familie; selbst seine Schrift erinnerte lediglich an die der Mutter. Er hatte ganz die Art eines legitimen Prinzen, wachte ängstlich über die äußerlichen Prärogative seiner Stellung; von wirklichem Stolz oder hochfliegenden Gefühlen war jedoch keine Spur in ihm, und die systematische Erziehung, wie der tendenziös gefärbte Unterricht erstickten jeden freien Antrieb im Keim. Jedenfalls verdiente der wirkliche Herzog von Reichstadt in keiner Weise den stolzen Namen „L'Aiglon“, den Rostand ihm beilegt. — Louis Bertrand schreibt über Flaubert und sein Interesse für Afrika. Während man gewöhnlich „Madame Bovary“ und „L'Education sentimentale“, diese Satiren des bürgerlichen Lebens, für Flauberts hervorragendste Werke halte, ständen sie ganz in zweiter Reihe gegenüber seinen orientalischen Romanen „Salammbô“, „La Tentation de St. Antoine“ und „Hérodias“. Im Orient lag Flauberts Schwerpunkt, und was ihn vor allen interessierte, das war die Berührung der Rassen, das Aufeinanderprallen der alten und der neuen Cultur, der Cultur und der Barbarei, das namentlich an der Nordküste Afrikas, und speciell in Aegypten stattfindet. Er wünschte lebhaft den Process darzustellen, wie dort die Barbaren sich civilisieren, während die Civilisierten den Einflüssen des Orientes allmählich unterliegen. Was Flaubert zu dem orientalischen Stoff trieb, war nicht, wie bei seinen Freunden, den Goncourts und Gautier, eine ästhetisierende Vorliebe für das Erotische, sondern gerade die Leidenschaft für das kreisende, lebendige Leben, das er unter der heißen Sonne Afrikas, die die Sinne stachelt und entflammt, gesteigerter und glühender wieder zu finden hoffte.

„Nouvelle Revue.“ Adrien Bernheim vergleicht die Verhältnisse und Einrichtung der Oper in Frankreich mit den Verhältnissen im Auslande. Die Pariser Oper zahlt jährlich an Gehalten 2,000.000 Francs und fast 30.000 Francs an Tantièmen, sie beschäftigt 1150 Personen, darunter 101 Choristen, 154 Tänzer und Tänzerinnen, 106 Orchestermitglieder, 6 Professoren des Orchesters, ? Schneider und a. m. Ein Usus, den weder Berlin, noch Wien kennt, besteht darin, dass die Armen von dem Ertrag jeder Vorstellung einen gewissen Theil erhalten. Seine Plauderei „Spaziergänge durch den Louvre“ setzt Benjamin Constant fort und charakterisiert mit Schlagworten die einzelnen Meister. — A. H. Nelon erzählt in einem Artikel „Frankreich und Preußen“ von der Mission Siéyès' in Berlin mit Preußen eine Allianz gegen Oesterreich zu erreichen. An diese nun hundert Jahre alte Thatsache erinnernd weist der Verfasser auf die Parallel-Bestrebungen der heutigen französischen Politik hin.

„Review of Reviews“ bringt in ihrem Aprilheft eine recht flotte Charakteristik des jetzt vielgenannten Generalstabschefs Baron Kitchener of Khartoum and of Aspall. Er steht im fünfzigsten Lebensjahre, ist mithin der jüngste General im gegenwärtigen Kriege. Lord Roberts ist 68, Buller 61 Jahre alt. Napoleon und Wellington zählten am Ende ihrer militärischen Laufbahn freilich nur 46 Jahre, und an dem Alter der in der Schlacht bei Waterloo commandierenden Generale gemessen, wäre Lord Kitchener überhaupt ein Veteran. Wie die hervorragendsten englischen Heerführer Wellington, Nelson, Blake, u. a. ist Kitchener ein Ire. Er hat die Militärakademie in Woolwich beendet. Als er nach kurzer Dienstzeit in England nach Palästina versetzt wurde, erlernte er mit unbeugsamem Fleiß die arabische Sprache, und das französische Sprichwort, jeder Soldat trage den Marschallsstab im Tornister, muss auf ihn angewandt, dahin geändert werden, dass er ihn in seiner arabischen Grammatik fand. Männer, die ihn auf seinem Kriege wie in der Schlacht beobachtet haben, schildern ihn als eine militärische Maschine. Und der kürzlich verstorbene Kriegscommandant Steevens sagt von ihm, er müsste auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt werden: Abtheilung England, Nr. 1 hors concours; die Sudan-Maschine. Und rücksichtslos wie gegen sich ist er gegen seine Leute, er behandelt sie alle wie Maschinen. Er kümmert sich bloß um die Soldaten, die marschieren und im Feuer stehen. Für die Verwundeten, ob Feind oder Freund, hat er kein Interesse. Seine Siege, grausam erfochten, werden auch grausam ausgenutzt.

---

# Ueber den Wolken.

Von August Strindberg.

(Schluss.)

Schieb meinen Stuhl näher an Aristide heran, Mama — sagte Henri.

Die Mutter rührte sich nicht.

Schieb meinen Stuhl zu Aristide, Mama — wiederholte Henri mit einer Stimme, die gewohnt war zu befehlen.

Die Mutter fasste den Stuhl an der Stütze und schob ihn sacht in der Richtung zu Aristide, da dessen Frau den anderen Stuhl in entgegengesetzte Richtung bewegte.

Nimm hier meine Hand, Aristide — sagte Henri — und lasst uns allein!

Er gab den beiden Frauen einen Wink, die sich bewachten, um zu sehen, wer zuerst gehen würde.

Lasst uns allein — wiederholte Henri.

Die Mutter machte eine Bewegung zu gehen; Frau M. setzte sich in Gang, und die beiden Frauen giengen jede an eine Seite der Hecke.

— Aristide — begann Henri, als er sah dass sie allein waren — was hast du denn, das dich tröstet, nun du von hier fort sollst, denn du kannst dich wohl nicht durchbringen?

— Was mich tröstet? Ja ... dass ich von hier fort komme. Es ist wahr, ich lasse meine Lieben zurück; doch das Leben währet ja höchstens siebzig Jahr. Und was macht, dass ich sie ohne Furcht verlasse, ist, dass ich glaube, sie bekommen es besser als ich. Denn, Henri, das Gewitter ist vorbei gegangen, die Luft ist gereinigt, und die Menschen können wieder athmen; das konnten wir nicht.

— Aber da wirst du nicht dabei sein, wenn du stirbst.

— Doch, das werde ich, denn ich sterbe nicht, wenn ich sterbe, wenn auch mein selbstisches altmodisches Ich sterben sollte, denn ich lebe in dem werdenden Geschlecht, in meinen Kindern.

— Du hast Kinder! Es ist wahr — sagte Henri — ich vergaß es. Aber ist es nicht auch selbstisch, durch und für seine Kinder zu leben?

— Doch, sicherlich, aber es ist unsere erste Regung des Altruismus, der Liebe zum Nächsten. Sieh einen jungen Mann an, wenn er Vater wird. Er putzt sich nicht wie früher, er hat Knie in den Hosen, sein Hut ist nicht mehr so blank. So läßt die Blüte ihre Blätter fallen, wenn sie befruchtet ist, denn dann ist der Putz nicht mehr vonnöthen, der doch bei der Blüte ein Schutz war, aber bei dem jungen Manne nur eine Leimstange, um Weibchen dran zu fangen.

— Dies sind Sachen, die ich nicht gekannt habe — sagte Henri. — Es muss doch etwas an dieser Kindschaft sein, etwas Veredelndes, Erhebendes, da Eltern Kinder haben, wenn sie auch noch so unglücklich verheiratet sind.

— Deine Mutter hat das gekannt. Gestatte mir eine Indiscretion: deine Mutter schrieb in ihrer Jugend?

— Wie alle jungen Mädchen!

— Siehst du! Sie hatte den Samen, aber das Erdreich fehlte; ihr Samen ist in dir gewachsen! Sie hat ihr Leben in dir gelebt. Wie demüthigend für das Individuum! Wie verletzend für unsere Eigenliebe! Pflück unser Werk auseinander. Nimm die Gedanken heraus und rechne nach, wie viele wir selbst gedacht haben. Der Wissenschaftler citiert seine Quellen, der Journalist referiert über die anderer, aber der Schriftsteller nimmt, nimmt egoistisch, was er bekommt; nimmt eine Anekdote, die ein anderer beim Glase erzählt hat, nimmt einen Zug aus dem Leben anderer, den andere erlebt haben, nimmt die Gedanken von den Philosophen, die Referate aus den Zeitungen, die Gefühle aus der Einbildung, und dann setzt er seinen kleinen Namen unter alles und wird groß, und — es geht an! Der Dichter macht es wie die Boaschlange: er zieht seinen Schleim über die Beute, und so ist sie fein. Er spinnt hübsche Netze, aus sich selbst heißt es, doch niemand sah, wie viele Fliegen er zuerst ausgesogen hat.

— Kann das anders werden?

— Ja, wenn alles anders wird! Es hat bereits angefangen. Sieh nur dich und mich an: wer kennt uns noch, wer liest uns noch, und wir waren doch Löwen. Sieh, wie der Kampf geht. Wenn Daudet einen Roman vom Grafen Mora schreibt, so erklärt Le Bartolo morgen, er gelte dem Herzog von Morny. Angenehm für Herrn Daudet, aber gerecht. Siehst du die Forderung der Zeit nach reiner Sprache, und den Kampf des Unglaubens gegen den Hokuspokus der Orthodoxie? Wenn der Dichter der höheren Magie müde geworden ist, dann ist die Zeit da.

— Aber dann ist die Poesie todt.

— Sie soll sterben, denn sie war Spiel oder Lüge. Dazu verurtheilt, der Schmeichler des Publicums zu sein oder — sterben! Jetzt will sie nicht länger schmeicheln — jetzt stirbt sie. Und wir mit ihr. Aber sie wird auferstehen! Als das freie Spiel freier Menschen, wenn die Kämpfe vorüber sind. O, ihr nahen Zeiten, Henri! Kämpfe! Aber große Kämpfe, wo das Geschlecht sein Leben hingeben wird, nicht kleine, wo man sich die Schwindsucht zuzog, um in die Akademie zu kommen. Wir werden das Neue nicht sehen, auch meine Kinder nicht, denn die werden durch die Wüste ziehen und lernen neue Väter und neue Mutter werden, sie werden vergessen lernen, sie werden neue frische Gedanken denken lernen, und dann in der Wüste sterben zwischen bleichenden Gebeinen, gefallenen Pfeilern und Schutthaufen. Doch ihre Kinder werden vielleicht Kanaan sehen, wo Milch und Honig für alle fließen wird.

— Aber dann, in dieser Zeit des rohen Nutzens, ist es auch zu Ende mit dem Schönen.

— Im Gegentheil! Die Schönheit der Natur wird stets leben und dann, mehr als jetzt, von allen genossen werden können. Die hässlichen oder einfältigen Abbildungen werden vielleicht als unnöthig verschwinden, das ist wahrscheinlich. Und das Spielen mit den Worten, das wird bestimmt abgesetzt werden, nicht allein als überflüssig, sondern als unwürdig. Sieh nur den schneeigen Alpenrücken dort an, dessen Fuß in silberweiße Wolken eingehüllt ist. Kann der jemandem, der ähnliches nicht gesehen hat, so beschrieben werden, dass dieser Jemand auch ein lebendiges Bild davon bekommt? Nein! Das Höchste, wozu wir kommen können, ist: eine Erinnerung zu wecken bei dem, der ihn schon gesehen hat. Lass uns ein Gedicht auf ihn machen! Ich will ihn vergleichen, denn das Gedicht ist stets ein Gleichnis, ich vergleiche ihn mit, zum Beispiel, einem Reliquienschrein aus frischgeschmolzenem Silber, der von einer Legion Engel getragen wird, die über die Erde hinschweben.

— Dein Gleichnis ist richtig und hübsch, denn der Bergrücken des Dent du Midi sieht wirklich aus wie der gebrochene Deckel eines Heiligenschreines, und der Wolkenkranz um die Mitte des Berges könnte wirklich ein Cortège von Engeln sein. Was willst du damit sagen?

— Nichts! Ich wollte nur etwas Hübsches sagen! Aber wie armselig, einen Felsen von zehntausend Fuß und mit Schnee bedeckt zu einem Werk von Menschenhand herabzuziehen. Und einen Wolkenschleier zu Engeln zu machen, Unwirklichkeiten, an die niemand glaubt! Es kitzelt die Einbildung, aber gibt keine klare Vorstellung; es wiegt den Begriff in einen Dunst ein, wo Wirklichkeit und Träume sich mischen; es ist also mit unserer Poesie wie mit dem Laster, das Rausch genannt wird.

— Gut! Aber wie, denkst du dir, wird der Mensch der Zukunft seine Poesie von den Alpen machen? So vielleicht: „Dent du Midi; Deine secundäre Kalkschicht, mit Dolomit gemischt, ist heute mit Schnee bedeckt; denn es schneite nachts drei Millimeter; wenn der Schnee schmilzt, können wir den Mais säen und unsere Weinberge zum zweitenmal umhacken." Meinst du so?

— Nein, ich meine, dass die Menschen der Zukunft nicht dazu kommen, mit Gedanken und Worten zu spielen, denn sie haben an anderes zu denken. Ich glaube, sie werden vor der Schönheit der Natur in stille Anschauung und niemals ermüdende Bewunderung versinken, denn sie werden das Vermögen dazu wiedergewinnen, das uns die Kunst beinahe geraubt hat!

Das Gespräch wurde von dem Accord eines vollstimmigen Orchesters unterbrochen, der durch die offenen Fenster des Hotels herausdrang. Die beiden Kranken saßen einen Augenblick vor Bestürzung stumm da, denn sie wussten nicht, von wo die Laute kamen, oder konnten in der Eile nicht unterscheiden, was für eine Art Lärm es war: aber dann entwirrten die Töne sich, und nun brauste der Boccacciomarsch hervor, voll wiederzuerkennen. Henri hob den Kopf wie der Jagdhund, der des Jägers Pfeife hört: seine Augen glänzten, und mit einem Lächeln über das ganze Gesicht sagte er: Boccaccio! Was kann das für ein Fest sein?

— Ich hörte vom Oberkellner — sagte Aristide — das Weltpost- und Telegraphenbureau in Bern würde hier zu Mittag sein.

— Was ist das für ein Bureau?

— Hm! Siehst du, wie wir geschlafen haben, wie wir unser Traumleben gelebt, während kluge Menschen für die Zukunft gearbeitet haben, mit nützlichen Dingen! Wir lasen nie etwas anderes in den Zeitungen als Theater, Musik und Kunst. Für uns spielte das Leben bei Lampenschein mit Leimfarbenlandschaft, und wenn wir irgend einmal von dem Gelärm draußen beunruhigt wurden, so wurden wir böse und fuhren los gegen die Schreihälser oder hatten ein Lächeln übrig für sie. Und wir schienen dabei groß, mit unseren Papierkronen auf dem Kopfe, und glaubten Könige im Reiche der Geister zu sein. Das Universum war Paris, und die Welt war das Theater.

Die Musik war verstummt, und es wurden abgerissene Worte einer Rede hörbar. „Das friedliche Zusammenarbeiten der Völker ... das Unmöglichmachen des Krieges ... die schnelle Ausbeute der Ideen."

Henri wurde ungeduldig: — Ich glaubte, man würde wenigstens hier oben mit dergleichen verschont werden.

— Nein, mein Freund, wir verdienen keine Schonung. Die nützliche Arbeit, die wir wie etwas Unreines gescheut haben, geht jetzt der Zeit weit voraus: sie arbeitet in der Erde, aber sie erhebt uns über die Wolken; wir arbeiteten über den Wolken und kamen gleichwohl auf die Erde.

Eine Händeklatschen im Speisesaal schloss jetzt den Toast des Redners ab.

— Hörst du, welche Zeiten! Postdirectoren nehmen uns den Applaus fort! Kennst du die Laute wieder? Ha! Als ich das erstemal in der Coulisse stand, und meine Verse ins Parterre gestüpelt wurden, und es kam ein schmetternder Laut als Antwort: da glaubte ich zuerst, es sei ein Regenschauer auf das Dach des Theaters, denn ich hatte nie den Laut aus dieser Richtung gehört. Doch als ich den Schauspieler sich verbeugen sah und das Geschmetter zunahm, da verstand ich. Berauschte es? Einen Augenblick! Dann dachte ich: O! es sind Geschwister und Basen. Und das war es auch, denn gleich darauf bekam ich Kritik, Kritik so ... Später stand ich nie mehr in der Coulisse. Und jetzt komme ich wohl nicht mehr dahin.

Henri hatte sich zu Aristide hinüber geneigt, wie wenn er sprechen wolle. Schritte wurden auf dem Sande hinter ihnen hörbar, und Frau M. näherte sich, nachdem sie mit einem leichten Husten ihre Nähe zu erkennen gegeben hatte.

— Verzeih, Aristide — sagte sie — aber die Kinder sind gekommen, und wir erwarten dich.

— Wohin, wohin wirst du den Weg nehmen? Wirst du nicht hier bleiben? — fragte Henri mit einer Stimme, wie wenn er Antwort auf ein eingereichtes Stück begehrte.

— Höher hinauf — antwortete Aristide — zu Les Bains de L'Alliaz.

— Warum kannst du denn nicht hier bleiben? Wolltest du nicht hier bleiben? War es nicht deine Absicht, hier zu verweilen? Wo wirst du im Sommer sein?

— Im Sommer? Wo wirst du im Sommer sein?

— Hm! Ich weiß nicht! — antwortete Henri und griff nach der Hand Aristides.

— Ich weiß, dass wir nicht hier sein werden, Henri: denn, wenn der Schnee schmilzt, dann pflegt die Luft zu stark zu werden.

— Nun, treffen wir uns im Herbst? Wo wirst du im Herbst sein?

— Wahrscheinlich, wo wir im Sommer bleiben.

— Ach, du sollst nicht so sprechen. Wir werden lange leben, du Lieber. Ich athme so leicht, so leicht ...

— Ach so, du fängst an, leicht zu athmen. Leb wohl denn, armer Henri.

Indessen hörte man muthwilliges Lachen und den Laut von kleinen Schnürstiefeln, die um die Wette liefen. Im nächsten Augenblick saß Aristide mit einem schwarzgelockten Knaben auf jedem Knie da. Henri fühlte sich verlegen und bis aufs äußerste gequält. Aristide wollte ihm helfen, doch er wusste nicht, was er sagen sollte. Schließlich sagte er zu den Jungen: „Grüßt Eueren Oheim." Die Jungen sahen Henri an und grüßten kurz.

— Sollen wir jetzt reisen, Amelie? — fragte Aristide.

— Ja, wenn du willst.

— Reise noch nicht! — bat Henri mit einem flehenden Blick auf das junge Weib.

— Wir können nicht Ihres Vergnügens wegen bleiben, mein Herr — antwortete sie.

— Meines Vergnügens? — wiederholte Henri.

— Ja. Sie haben Ihr theueres Vergnügen bezahlt, Sie, auf Kosten anderer, auf dieser Kinder und meine Kosten.

— Still, still, meine Freundin, kein Gericht jetzt; au revoir, Henri, ohne Bitterkeit, ohne Gericht; wir waren gleich dumm alle beide, und dafür konnten wir nicht. Au revoir.

— Wo? — fragte Henri, wie wenn er sein Urtheil erwartete.

— Wo? In Vevey, in Clarens, im Himmel im schlimmsten Fall, wenn es einen gibt.

— Du bist nicht bange vor dem Sterben, du — sagte Henri, der unter keiner Bedingung das Gespräch loslassen wollte.

— Nein, aber ich finde es lästig, dass es gerade jetzt geschehen soll. Ich weiß nicht, warum man vor dem Sterben furchtsamer sein soll als vor dem Geborenwerden. Das sind Sachen, bei denen man nichts machen kann. Leb wohl, nun muss ich fahren.

Henri sah aus, als hätte er ein Wort auf den Lippen, welches er nicht herausbekommen konnte. In demselben Augenblick, wo Aristides Rollstuhl umwandte, trat die Mutter auf Henri zu. Dieser hatte aus der Tasche ein Livre d'Heures mit schwarzen Deckeln und vergoldeten Bronzeknöpfen hervorgezogen, welches er öffnete, und nun begannen seine Lippen sich heftig zu bewegen, doch ohne einen Laut hervorzubringen.

Der Laut von der Droschke erstarb bei der Krümmung des Weges an einer Schlucht. Als Henri von dem Buche aufsah, giengen seine Blicke über die Landschaft hinaus und verweilten wieder weit hinten im Hintergrund des Dent du Midi. Die Sonne hatte den Schnee hier und da geschmolzen, und die dunklen Strecken waren gegen den Schnee nahezu schwarz; jetzt glich er einem kolossalen Sargdeckel aus schwarzem Stoff, mit weißen Blumen besäet, immerfort von den glänzenden Wolken in der Luft getragen. Ob Henri Vergleiche anstellte, ist schwer zu entscheiden, aber der Berg schien ihn zu bedrücken, und er ergriff die Hand der Mutter, um sich festzuhalten.

— Ich bin nicht bange vor dem Himmel — sagte er — aber diese schwarze Grube ist mir so widerstehend, so demüthigend, eingegraben zu werden wie eine seelenlose Creatur ...

— Oder — sagte die Mutter — wie ein Schatz, welcher wieder aufgefunden werden wird ...

— Oder vergessen und niemals wiedergefunden werden ...

— Bis an hundert Jahr ... und dann in ein Museum kommen ...

— Wo es keine Museen mehr geben wird, wenn man Aristide glauben darf ...

— Glaube nicht deinem Feinde.

— Er ist mein Feind nicht länger. Wenn der Kampf zu Ende ist, gibt es keine Feinde mehr.

Jetzt wurde Wagenlärm über ihren Köpfen hörbar. Zwischen den Fichten oben am Abhang schimmerte jetzt eine Droschke hervor. Henri sah hinauf und kannte sie wieder. Mit Mühe bekam er sein Taschentuch heraus und winkte mit Anstrengung. Aber der Wagen setzte seine Fahrt fort, hinauf, hinauf. Henri versuchte sich zu erheben, um sich bemerkbar zu machen. Eine ungeheure Wolke schwebte wie ein Papierdrachen dort oben vor dem Kopfe der Pferde, und im nächsten Augenblick musste das Fuhrwerk mit den Reisenden verschwinden. Er sah es; öffnete den Mund zu einem Ruf, aber bekam keinen Laut hervor. Da schien etwas Weißes sich im Wagen zu bewegen, und bald winkten vier Taschentücher, winkten wie fahrende Freunde, wenn das Schiff zur See geht, und dann verschwand das Fuhrwerk im Gewölk.

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 5. Mai 1900. Nummer 292.

## Ueberspielt.

Die friedlich-freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland seit 1866 werden von Zeit zu Zeit immer wieder durch feminine Anwandlungen von Schmollsucht und Widerspenstigkeit auf österreichischer Seite unterbrochen. Die jüngste Episode dieser Art scheint, nach gewissen Zähmungsanzeichen der letzten Zeit zu schließen, wieder beendigt zu sein. Eben darum ist sie gerade in diesem Augenblick einer kurzen rückschauenden Betrachtung wert.

Ihren Anfang darf man vielleicht mit kalendarischer Genauigkeit auf Ende October 1896 ansetzen. Damals erschien in den „Hamburger Nachrichten“ jene beispiellose Enthüllung des Fürsten Bismarck über den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag, der, gegen Oesterreich-Ungarn ohne dessen Vorwissen abgeschlossen, hinter seinem Rücken zehn Jahre lang in Kraft gestanden hatte, ohne dass dem Scharf- und Spürsinn der vereinigten Staatsmänner und Diplomaten Oesterreichs und Ungarns auch nur eine Ahnung davon gekommen wäre. Der Geheimvertrag war 1890 unter Caprivi abgelaufen und nicht erneuert worden. Im Augenblicke der Enthüllung bestand er nicht mehr. Er hatte also nur noch eine historische Bedeutung, die Bedeutung einer historischen Blamage österreichisch-ungarischer Staatsweisheit. So etwas vergisst und vergibt man nicht so leicht. Im vorliegenden Falle scheint's dazu drei Jahre gebraucht zu haben. In der That sind die drei letzten Jahre der äußeren Politik Oesterreich-Ungarns durch nichts mehr auffällig geworden, als durch die ohnmächtigen Versuche, von Deutschland abzurücken.

Der Feldzug wurde eröffnet durch eine Serie von antideutschen Schimpf- und Renommage-Artikeln, die in der damals eben vom Grafen Badeni in aller Heimlichkeit umgegründeten „unabhängigen“ Wiener „Reichswehr“ erschienen. In Berlin, woselbst man die Wiener Journalistik ganz genau zu beobachten scheint, wusste man sofort, woher der Wind wehte, der die Segel der „Reichswehr“ blähte, und blieb dem Nährvater der „Reichswehr“ die publicistische Antwort nicht schuldig. Die Schimpfartikel der „Reichswehr“ gewannen nach und nach eine unerwünschte Bedeutung, und Graf Badeni sah sich schließlich genöthigt, in einer hochofficiösen Note der „Wiener Abendpost“ seine Beziehungen zur „Reichswehr“ abzuleugnen. Wie diese Lüge nachher durch die Veröffentlichung des zwischen dem Grafen Badeni und dem Herausgeber der „Reichswehr“ abgeschlossenen famosen Gesellschafts- und Miteigenthumsvertrages aufgedeckt wurde, ist den Lesern der „Zeit“ wohl noch in Erinnerung. Damit war auch der Ursprung der Campagne gegen Deutschland bloßgelegt. Nichtsdestoweniger wurde sie, in wechselnden Formen und veränderter Tonart mit einer Zähigkeit fortgesetzt, die man bei besseren Anlässen in Oesterreich leider so oft vermisst.

Der Abschluss des mittlerweile fast schon wieder legendär gewordenen Petersburger Uebereinkommens zwischen Oesterreich-Ungarn und Russland im April 1897 gieng der zweiten Phase der Campagne voran. Von denen, die sich nach so etwas sehnten, wurde es als ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem bestandenen deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag angesehen. Dazu stimmte auch die peinliche Geheimhaltung seines Inhalts, minder gut das allmähliche Bekanntwerden desselben, das dem österreichisch-ungarischen Bismarck des Aeußeren, dem Grafen Goluchowski, nicht geringen Ärger erregte. Umso wohlthuender musste ihn der Triumph berühren, den er in der Delegationssession im November jenes Jahres feierte, da ein so außerordentlicher Kenner der menschlichen und göttlichen Dinge, wie der jungczechische Abgeordnete Dr. Stransky, besagten Vertrag als „einen Markstein der Geschichte Europas“ und als „einen Sieg des Slavismus“ pries. Doch folgte bald eine bedeutliche Abkühlung, als der österreichische Bismarck des Innern und „Heros des Slaventhums“, der Schöpfer der Sprachenverordnungen Graf Badeni nach seinem Sturz in geärgerter Stimmung einem Pariser Interviewer das Geheimnis verrieth, dass mit dem Petersburger Uebereinkommen eigentlich nicht viel los sei und mit dem Grafen Goluchowski auch nicht.

Das war traurig. Aber die Trauer währte nicht lang. In Oesterreich folgen bekanntlich die Staatsmänner einander und gleichen sich. Graf Thun kam zur Herrschaft. Die dritte, die ungleich dümmste Phase der Episode spielte sich mit und unter ihm ab. Im November 1898 verlas er — nicht ohne Lesefehler — im Abgeordnetenhaus jene alberne Interpellationsbeantwortung in Sachen der preußischen Ausweisungen, deren Repressalienдrohung, von der Majorität bejubelt, schon einigermaßen an die „nassen Fetzen“ vom Jahre 1866 gemahnte. Der Sturm der sich darüber in der reichsdeutschen Presse erhob, war gewaltig. Wie Graf Badeni seinerzeit, konnte Graf Thun nicht handeln. Denn die Sottisen gegen Deutschland hatte er höchstselbst gesprochen, und seine Beziehungen zu sich selbst abzuleugnen konnte er sich nicht entschließen, obzwar die „Wiener Abendpost“ auch ein solches Dementi zu bringen gewiss nicht Bedenken getragen hätte. Dafür wieder versuchte Graf Goluchowski seine Beziehungen zum Grafen Thun, beziehungsweise dessen Interpellationsbeantwortung abzuleugnen. Das konnte schon damals niemand glauben. Inzwischen hat auch der einstige Verbündete und nunmehrige Gegner des Grafen Goluchowski, der Abgeordnete Dr. Pacak, nach dem Sturze Thuns in den Delegationen 1899 aus der Schule geplaudert, dass die berüchtigte Interpellationsbeantwortung, wie sich's in einem geordneten Staat geziemt, vom Minister des Aeußern vorher gelesen und approbiert worden war. Graf Thun immerhin, durch Dummheit stark, wich nicht zurück. Er nahm den Kampf gegen das Deutsche Reich auf, zunächst durch Entziehungen des Postdebits und Eisenbahnverbote für reichsdeutsche Zeitungen. Seine publicistischen Freunde suchten inzwischen durch Denunciationen von Bierabenden und ähnliche feine Mittel den deutschen Botschafter Graf Eulenburg aus dem Thun-Reich hinauszugraulen. In jene heiße Zeit, den Sommer 1899, da manchem befangenen Auge noch das Ministerium Thun-Kaizl das Ewige im Wechsel der österreichischen Dinge schien, fiel auch Dr. Kramař gelehrte Abhandlung über das überspielte Luxusclavier Deutschland, welches in der Ecke stehen sollte. Sie fand aber keine gute Statt mehr. Dr. Kramař — die Wissenschaft, sagt schon Hegel, kommt immer post festum — hatte nachgeschossen. Die Schmoll- und Widerspenstigkeits-Episode war schon vorbei. Graf Thun fiel, die Sprachenverordnungen fielen, nur Graf Goluchowski fiel nicht, weil er sich rasch genug an den Rockschößen der Deutschen erfieng.

Jetzt spricht, von den greinenden und gröhlenden Jungczechen abgesehen, alles wieder nur Liebe und Freundschaft für das Deutsche Reich, besonders in diesen Tagen. Aber für das hübsche Wort des Dr. Kramař von dem „überspielten Luxusclavier“ haben wir jetzt keine Verwendung. Oder vielleicht doch? Suchen wir einmal! Was hat sich denn geändert in den zwei Jahrzehnten des deutsch-österreichischen Bündnisses und wir? Deutschland ist in der Zwischenzeit aus einer Großmacht zu einer Weltmacht geworden, die nur mehr drei Rivalen auf der Welt hat: England, Russland und die Vereinigten Staaten und vielleicht noch Frankreich. Oesterreich-Ungarn aber ist eine Großmacht geblieben, die nicht mehr mit anderen Staaten, wie Deutschland und Frankreich rivalisiert, die einst gleich ihm Großmächte waren, und auch nicht einmal mit den Vereinigten Staaten, die es — „stolz lieb' ich den Spanier“ — noch heute als Großmacht nicht anerkennen will. Dr. Kramař' stilistische Erfindung vom „überspielten Luxusclavier“ scheint also zum Export in andere Länder nicht geeignet. Wir werden sie bis auf weiteres im Inland behalten müssen. Vielleicht dürfen wir sie dem Grafen Goluchowski verehren, der in diesen drei Jahren so viel von Oesterreichs Kraft und Ruf über- und verspielt hat. K.

## Wilhelm II.

Von Poultney Bigelow.

[illegible]

Wilhelm II. wurde im Januar 1859 geboren und hat deshalb genug Jahre hinter sich, um uns zu veranlassen, den irreführenden Beinamen „der junge Kaiser“ fallen zu lassen. Er gelangte auf den Thron als der Nachfolger eines geliebten Vaters, dessen Herrschaft knapp hundert Tage dauerte. Wenige Könige haben ihre Erbschaft unter düstereren Umständen angetreten.

Das deutsche Volk war allgemein dahingekommen, die merkwürdige Dreifaltigkeit — Wilhelm I., Moltke und Bismarck — als unfehlbar anzusehen. Es konnte sich kaum vorstellen, dass das Reich unter irgend einer anderen Herrschaft glatt die Friedens-

pfade zu wandeln imstande wäre. Ja selbst der Tod des alten Kaisers schien seine Sicherheit nicht zu gefährden, solange der geliebte Friedrich ein würdiger Nachfolger zu werden versprach. Zu Beginn des Sommers 1888 jedoch, als die Wahrheit aufdämmerte, dass „Unser Fritz“ im Sterben lag, begann die Welt die Nachfolgefrage mit nicht geringer Besorgnis zu erörtern.

Die englische und amerikanische Presse stand in der ersten Reihe jener Organe der öffentlichen Meinung, die an Wilhelm II. kein gutes Haar ließen. Zeitungscorrespondenten wussten alles über seinen Vater und Großvater und waren sehr ungehalten, dass ein junger Mann so plötzlich die Weltbühne betreten und auf ihr handeln sollte, wie wenn er ein Recht hätte, dort zu sein. Die Zeitungen waren einstimmig der Ansicht, dass er ein aufgeblasener kleiner Narr wäre, der sich beeilen würde, in der Hoffnung, den Soldaten zu spielen und Ruhm zu ernten, mit einem Nachbarn einen Streit vom Zaun zu brechen. Jeden Tag brachten die englischen Blätter Berichte, die zum größten Theil in Paris fabriciert waren, und in denen von angeblichen Excentricitäten des Kaisers die Rede war; ja es gab nüchterne Journalisten, die den Fall für ernst genug ansahen, um ihn einem Ausschuss de lunatico inquirendo zu überantworten.

Als den Höhepunkt seiner Tollheit darf man nach den Auslassungen der Presse den Tag ansehen, an dem er das Entlassungsgesuch Bismarcks im März 1890 annahm.

Doch ich greife vor. Gehen wir zurück, und untersuchen wir, wie er als Knabe war, und wie er für die kaiserliche Bühne vorbereitet wurde.

* * *

Als er dreizehn Jahre alt war, lebte ich bei einem deutschen Lehrer in Potsdam, und so trug es sich zu, dass ich aufgefordert wurde, auf den freien Plätzen des neuen Palais, der kaiserlichen Sommerresidenz, mit Prinz Wilhelm und seinem Bruder Heinrich herumzutollen. Ich erwähne diesen Umstand nur, da man sonst vermuthen könnte, dass ich das, was ich hier niederschreibe, nur vom Hörensagen habe.

Wilhelm und sein Bruder liebten ihren Vater und ihre Mutter so herzlich, wie man es nur wünschen konnte. Fast jeden Tag, dessen ich mich erinnere, kamen der Kronprinz Friedrich und seine Gemahlin, die jetzige Kaiserin-Witwe, Arm in Arm anspaziert, um unter den Bäumen zu wandeln, wo wir Jungens alle möglichen wilden Spiele spielten. Ich bemerkte, dass Wilhelm auf die Talente seiner Mutter besonders stolz war. Eines Tages erzählte er mir als ein tiefes Geheimnis, dass der Kuchen, den wir gerade aßen, von ihr bereitet worden sei. An einem anderen Tage führte er mich verstohlen in ein Zimmer des Palastes, in dem seine Mutter ihr Atelier aufgeschlagen hatte, und ließ mich dort ihre Pastelle bewundern. Als er im Jahre 1888 Kaiser wurde und die Zeitungen ihn eines Mangels kindlicher Pietät ziehen, gedachte ich unserer ausgelassenen Knabenspiele in den Jahren 1871 und 1872 und hielt mich überzeugt, dass ein junger Mann, der so erzogen war wie er, seine Natur nicht ohne Ursache ändern konnte.

Der Knabe Wilhelm führte ein Leben heilsamster Einfachheit. Seine Nahrung war einfach: er musste hart über seinen Büchern arbeiten, und wenn er sich austobte, that er es gründlich. Sein Vater und seine Mutter erzogen ihn nicht allein wie jemanden, der sich seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen habe, sondern er hatte einen Lehrer, Dr Hinzpeter, der in der Pflege des gesunden Elementes in der Natur des Knaben noch weitergieng. Hinzpeter würde einen vortrefflichen Prior in einem Kloster abgegeben haben, wo die Mönche härene Hemden tragen und ihre Schuhe mit harten Erbsen anfüllten. Er glaubte an derbe Kost und bestand darauf, dass Arbeit die Vorbedingung des Glücks sei, ja, dass ein ohne harte Arbeit errungener Erfolg nicht viel wert sein könne. Er war ein Pädagog der alten Schule. Er würde dem Gebrauch linierter Schreibhefte widerstrebt haben, da er die Schüler von der Last des Linierens befreite. Er war ein gewissenhafter, hochgebildeter Mann und passte vortrefflich zu dem Prinzen, solange der Prinz jung blieb. Als Wilhelm jedoch großjährig wurde und in die große Welt trat, ließ er Hinzpeter weit zurück. Denn der Prinz nahm das Leben in sich auf und dachte mit erstaunlicher Leichtigkeit über das, was er sah, nach, während der Lehrer blieb, wo er war, und das Leben nur aus Büchern kannte.

Es ist schwer über einen Kaiser Gutes zu sagen, ohne sich dem Vorwurfe der Schmeichelei auszusetzen. Immerhin wage ich es auf diese Gefahr hin zu bemerken, dass ich in Europa und Amerika nie einen jungen Mann getroffen habe, in dessen Wesen eine so glückliche Mischung von Höflichkeit und Kameradschaft vereinigt war. In seinen wildesten Augenblicken — und er war ein wahrer Teufel beim Sport — nahm er nie auch nur für einen Augenblick Vortheil von seinem Range oder gab zu, dass ihn irgend jemand für besser als seine Spielgefährten hielt. Wenn jemand scheu und unbeholfen war, so gab er sich besondere Mühe, ihm seine Unbefangenheit zu verleihen. Er that dies nicht als ein Junge, dem gute Manieren erst anerzogen werden, sondern als ein kleiner Gentleman freiwillig und ohne allen Zwang. Sein Lehrer war natürlich außerordentlich besorgt, dass sein Schüler zu Schaden kommen könnte, und ersuchte mich oft, nicht zu heftig zu sein, doch schien das bei dem Prinzen keinen Unterschied zu machen.

Wilhelm II. ist der erste deutsche Kaiser, der eine öffentliche Schule besucht und wie jeder andere deutsche Junge von Tag zu Tag seine Schulaufgaben gemacht hat. Ob das in allen Fällen eine gute Regel wäre, ist zweifelhaft. In diesem Falle brachte es jedoch Gutes hervor, da es seine Augen über die brutale Manier öffnete, durch die die Entwickelung von Schulkindern durch kurzsichtige Pädagogen aufgehalten werden kann. Mit Ausnahme der chinesischen Sitte, die Frauenfüße zusammenzuschnüren, kenne ich keine barbarischere Verdrehung der Natur als das, was früher in Deutschland unter dem Namen „classische Erziehung“ gang und gäbe war.

Im Alter von sechs Jahren wurde der junge Teutone dem Pädagogen ausgeantwortet. Zehn oder zwölf Jahre hindurch wurde er mit Latein, Griechisch, Theologie, Mathematik und anderen Dingen vollgestopft, bis er bleich, kurzsichtig, engbrüstig und nahezu so kraftlos wie seine Lehrer wurde. In all diesen Jahren classischer Erziehung halte er, über seine Bücher gebeugt, nicht allein den ganzen Tag, sondern meist auch noch einen Theil der Nacht in der Stube zu arbeiten. Der Pädagoge war der Ansicht, dass seine Pflicht endete, wenn er das Gehirn eines Knaben bis zum Platzen angefüllt hatte; er betrachtete es als Ketzerei, wenn jemand sagte, dass der Leib und die Gesundheit eines Mannes wichtiger seien, als sein Kopf allein.

So jung der Kaiser war, so erkannte er, wie jeder gesunde Verstand einsehen muss, dass es nicht ganz richtig mit einer Erziehung sein kann, die nur Gelehrte und Pädagogen hervorbringt. Die Welt braucht andere Männer — Männer von Urtheilskraft, von gesundem Verstand, von Energie und guter Verdauung — Männer, die anführen, Feldzüge leiten, neue Welten erobern können. Er ist selbst ziemlich gelehrt, doch war sein Schulleben alles andere als fröhlich. Es war Arbeit, Arbeit und immer wieder Arbeit, während der ganzen Schulzeit — und er muss oft die Schüler der englischen öffentlichen Schulen jenseits des Canals beneidet haben, die jeden Nachmittag Cricket und Fußball spielen und jederzeit kampfbereit ausziehen. Nach dem, was ich von den deutschen öffentlichen Schulen gesehen habe, würde ich es für ein ausgezeichnetes Gesetz halten, das jeden Schullehrer ins Gefängnis schickte, der nicht darauf bestünde, dass seine Schüler zum mindesten drei Stunden täglich im Freien spielten. Das wird in den Augen der Pädagogen, die drei Stunden in der Woche für Spiele im Freien für genug erachten, zweifellos revolutionär erscheinen, aber einige Verhaftungen zum abschreckenden Exempel würden wirken.

Von der classischen Schule in Kassel gieng Wilhelm auf die Universität nach Bonn, wo sein Vater vor ihm studiert hatte. Hier hatte er mehr Freiheit, war von den weltlich veranlagten Studenten viel umworben und verbrachte ein paar angenehme Jahre. Er heiratete bald nach seiner Promotion Augusta Victoria, die Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein. Die Prinzessin, die drei Monate älter war als ihr Gatte, hat ihn mit sechs Söhnen und einer Tochter beschenkt und ist ihm eine vortreffliche Gattin gewesen.

Professor Geffcken, der Wilhelms Vater gut kannte, erzählte mir, dass der verstorbene Kaiser Friedrich nie eine Handlung begangen hätte, die er vor seiner Gemahlin an ihrem Hochzeitstage hätte verbergen müssen. Ich glaube, dass dies gleich wahr auch von dem jetzigen Kaiser ist, so große Mühe sich auch sensationswüthige Journalisten gegeben haben, gegentheilige Gerüchte zu verbreiten. Der Sohn eines amerikanischen Präsidenten, der als Fuchs auf eine der amerikanischen Universitäten kommt, hat eine, selbst für einen starken Charakter, mit vielen Klippen besäete Laufbahn vor sich. Versuchungen stellen sich ihm in den Weg, die weniger hochgestellte Studenten leicht vermeiden können. Er wird von Mitstudenten umworben, die Führer der Gesellschaft schmeicheln ihm, ja selbst seine Facultät bringt ihm Nachsicht entgegen. Die meisten meiner Altersgenossen werden sich der Namen eines halben Dutzends Söhne berühmter Väter erinnern können, deren Universitätsleben alles andere, nur nicht rühmlich gewesen ist. Dass der Erbe eines Thrones seine Jahre auf der Schule und Universität nicht allein ohne Scandal, sondern selbst ohne Anlass zu einem Scandal verbrachte, ist bemerkenswert.

Männer der Welt zucken mit den Achseln, wenn sie hören, dass ein Mann ein Prinz und gleichzeitig tugendhaft sein kann. An gewissen Höfen Europas ist es nämlich noch immer Sitte, einen geschätzten Gast nicht allein mit Quartier und freier Kost, sondern auch mit einer ziemlich fragwürdigen weiblichen Gesellschaft zu versehen. Jeder, der mit dem Hofleben von St. Petersburg oder dem unter Napoleon III vertraut ist, wird verstehen, was ich meine.

Zwischen den Schuljahren Wilhelms II. und seiner Thronbesteigung liegt die Periode seines Lebens, die am meisten dazu beigetragen hat, ihn zu dem zu machen, was er heute ist. Er begann, indem er in den verschiedenen Regierungsbureaux das amtliche Routinegeschäft erlernte. Bismarck überwachte diesen Theil seiner Erziehung und schmeichelte sich zweifellos, dass er eines Tages

Wilhelm II. so vollständig beeinflussen werde wie Wilhelm I. Bismarck weihte den jungen Mann in die Kunst ein, Verträge aufzusetzen, in die Fallen, die man verdächtigen Beamten stellen muss, in die diplomatischen Schritte, die erforderlich sind, um Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen. Er wies auf den Ruhm hin, den der Staatssocialismus im Gefolge hat, und entwickelte die Argumente zu Gunsten des Schutzzolles; kurz, er suchte einem außerordentlich gescheiten Schüler die meisten jener wirtschaftlichen Ideen einzuimpfen, die mit chinesischer Staatsklugheit und pennsylvanischem Protectionismus verbunden sind.

In dieser interessanten Schule lernte Wilhelm vielerlei, das nicht in das Bismarck'sche Curriculum eingeschlossen war. Er lernte das Rädergetriebe kennen, welches das Deutsche Reich in Gang hält, er lernte, wie Staatsgeschäfte erledigt werden, er hatte eine vorzügliche Gelegenheit, die Beamten in der Umgebung Bismarcks kennen zu lernen und sich von ihren Fähigkeiten zu überzeugen. Er hätte dies nicht so gut thun können, wenn er Kronprinz gewesen wäre. Zu jener Zeit war er indes nicht allein nicht Kronprinz, sondern man nahm nicht einmal an, dass er den Thron anders als in weit vorgerückten Jahren besteigen könnte; denn der Kaiser Friedrich machte den Eindruck eines Mannes, der voraussichtlich ein ebenso hohes Alter wie sein Vater erreichen würde.

* * *

Im Jahre 1888 wurden die Pläne aller deutschen Politiker, Höflinge und Propheten gewaltsam über den Haufen geworfen. Der Großvater Wilhelm I. starb, drei Monate später folgte ihm sein Sohn Friedrich III. in das Grab und der kaiserliche Thron gieng auf Wilhelm II. über, der damals neunundzwanzig Jahre alt war.

Er gieng an seine Aufgabe heran wie ein kluger Schiffer in fremden Wässern. Er sondierte vorsichtig seinen Weg. Er besuchte seine Nachbarn, machte die persönliche Bekanntschaft der leitenden Staatsmänner in den angrenzenden Ländern, und man kann mit Sicherheit sagen, dass diese Besuche mit vielen falschen Eindrücken aufräumten, die die Presse über ihn verbreitet hatte. Er besuchte St. Petersburg und that sein Bestes, um dort die warme Sympathie für Deutschland zu entdecken, die Bismarck ihn dort vorzufinden gelehrt hatte. Statt dessen fand er, dass in Russland eine antideutsche Strömung, so stark wie die in Frankreich, existierte. Er besuchte Oesterreich und fand, dass Bismarck sich wiederum geirrt hatte. Statt der Eifersucht, die ihn dort erwarten sollte, fand er sich wie unter den Mitgliedern seiner eigenen Familie. Er besuchte England, wo nach den Versicherungen Bismarcks nichts als Beleidigungen seiner warteten. Er fand unter den Engländern aber ein so herzliches Willkommen, dass er als ein begeisterter Anhänger des Sportes im Freien nach Deutschland zurückkehrte und sich prompt in die Listen der Britischen Yachtclubs eintragen ließ. Wohin er sich auch immer begab, ob nach Norwegen oder Schweden, nach Griechenland oder der Türkei, er brachte stets ein wertvolles Bild der wirklichen Verhältnisse in jenen Ländern mit zurück, so dass er, wenn sein auswärtiger Minister ihm Berichte über außerdeutsche Angelegenheiten vorlegte, ihm stets mit Verständnis zu folgen vermochte. Die rasche Aufeinanderfolge seiner Reisen durch Europa gab Anlass zu vielem Gerede; es erschien den mit dem Comfort amerikanischer Eisenbahnen unbekannten Leuten als etwas unschicklich Ruheloses, dass der Kaiser auf einem Eisenbahnzug leben und thatsächlich Staatspapiere unterschreiben sollte, während er von einem Hofe zum anderen flog. Sein Großvater hatte es nicht gethan, und das war für viele Argument genug.

Wilhelm II. nahm sich indes sofort vor, sich die Hilfsmittel der modernen Civilisation in ihrem vollsten Umfange zunutze zu machen. Er ließ nach dem Muster des Chicagoer Express einen Eisenbahnzug für sich bauen, der solche Bequemlichkeiten bot, dass er die Nacht auf der Reise zubringen und am nächsten Morgen frisch und bereit zur Arbeit an irgend einem Punkte seines Reiches eintreffen konnte. Nach demselben Grundsatz ließ er eine Dampf-Yacht erbauen. In den Ausgaben für den Eisenbahnzug wie für die Dampf-Yacht war er in keiner Weise verschwenderisch, da Yacht und Eisenbahnwagen — so benutzt, wie er sie benutzt — ihn in den Stand setzen, ohne erhöhte Nervenanstrengung die doppelte Arbeit zu leisten. Kaum hatte Wilhelm II. entdeckt, dass Bismarck sich bezüglich einer oder zweier Fragen der auswärtigen Politik geirrt hatte, als er auch die Verhältnisse im Inland genauer zu prüfen begann. Der alte Kanzler hatte den ersten Kaiser veranlasst, der Polizei außerordentliche Vollmachten gegen die Socialdemokraten zu gewähren und wollte politische Ketzerei durch strenge Gegenmaßnahmen ausrotten. Das Gesetz, das ihn in den Stand setzte, die verhassten Lehrsätze zu bekämpfen, lief bald nach der Thronbesteigung Wilhelms II. ab, und Bismarck beantragte, es zu erneuern. Der Kaiser wollte indes nichts davon wissen. Er sah, dass der Socialismus unter der Bismarck'schen Herrschaft brutaler Gewalt nicht nachgelassen, sondern im Gegentheil enorm zugenommen hatte. Er war zur Zeit der Begründung des Reiches selten in Deutschland; im Jahre 1891 aber wurde bei den Reichstagswahlen mehr als eine Million Stimmen für socialistische Candidaten abgegeben. Der Kaiser war gerecht genug, um zu erkennen, dass ein großer Theil dieser Stimmen nicht in Billigung eines abstracten socialistischen Programmes, sondern einfach als Protest gegen Bismarck abgegeben wurde.

Der Kanzler hatte sich durch seine Verfolgung aller derer, die nicht eines Sinnes mit ihm waren, so gründlich verhasst gemacht, dass ihm nicht länger die erforderliche Mehrheit im Parlament zur Verfügung stand. Seine Allmacht hatte ihm nach 1871 kaum noch irgendwelche ersprießliche Dienste geleistet. Er hatte die eroberten französischen Provinzen nicht ausgesöhnt. Er hatte durch plump ausgeführte Zwangsmaßnahmen die polnischen Bezirke an der östlichen Grenze zu Feinden gemacht. Er hatte das ganze katholische Deutschland bekämpft. Er hatte die Aufgaben der Regierung schwierig gestaltet, bestand aber trotzdem darauf, dass die Regierung nur nach seinem Willen fortgeführt werde.

Wilhelm II. liebte Bismarck und behandelte ihn mit sichtbarer Verehrung und Wertschätzung. Er erkannte die Verdienste des greisen Staatsmannes voll an. Er konnte jedoch nicht mit verschränkten Armen dastehen und zusehen, wie dieser selbe Bismarck die Regierung Tag für Tag unpopulärer und sein Volk unzufriedener machte. Wenn ein Mann mir einen großen Dienst erweist und ich ihn bitte, auf meine Kosten bei mir zu leben, so denke ich jenen Mann mit allen nur möglichen Zeichen der Gastfreundschaft, die die Dankbarkeit ersinnen kann, zu behandeln. Wenn jener Mann jedoch meine Frau beleidigt, meine Kinder eine schlechte Sprache lehrt, meine Diener auf Abwege führt und gelegentlich mit brennender Pfeife einschläft, so fühle ich mich berechtigt, ihn zu ersuchen, sich in ein Hôtel zu begeben, wo ich ihm meine Dankbarkeit beweisen kann, indem ich seine Rechnung bezahle.

Im Jahre 1890 beliebte es Wilhelm II., mit einem leitenden deutschen Politiker eine Unterhaltung zu pflegen. Bismarck sagte, dass er, wenn der Kaiser sie wiederhole, abdanken würde. Der Kaiser wiederholte sie, Bismarck dankte aber nicht ab. Der Kaiser sandte natürlich jemanden in Bismarcks Palast mit der Anfrage, warum die versprochene Abdankung nicht eingereicht worden sei. Bismarck hatte sich so daran gewöhnt, seine Forderungen durch die einfache Drohung, seinen Posten aufzugeben, durchzusetzen, dass er sich einen Fall nicht denken konnte, wo der alte Zauber seine Wirkung versagen würde. Diesmal ergieng die Aufforderung an ihn, Ernst zu machen.

Wir können unseren Aufsatz nicht schließen, ohne das Verhältnis Wilhelms II. zu der deutschen Streitkraft zu berühren. Als er den Thron bestieg, hatte er die sehr undankbare Aufgabe, Dutzende verdienter Commandeure wegen ihres Alters in den Ruhestand zu versetzen. Diese Männer hatten zum größten Theil eine ehrenvolle Rolle in dem Krieg gegen Frankreich gespielt; sie waren mit Moltke und dem alten Kaiser Wilhelm groß geworden und glaubten natürlich, dass Deutschland dem Abgrund zusteuerte unter einem jungen Führer, der ohne sie fertig zu werden gedachte. Das große Publicum war geneigt, die Partei der alten Generäle zu nehmen, und mit ihnen zu glauben, dass es keine competenten jüngeren Officiere gäbe, um ihre Stellungen zu bekleiden. Der Kaiser wurde als Heißsporn und ehrgeizig kritisiert.

Nun bricht Krieg, zum wenigsten in Europa, plötzlich über Nacht herein. Die Commandeure von Armeecorps können nicht in ihren Armstühlen sitzen und ihre Truppen telegraphisch leiten. Sie müssen früh und spät im Sattel sitzen, und physische Zähigkeit ist ein Element, das ihnen nicht fehlen darf. Die preußische Armee wurde 1806 bei Jena vernichtet, weil ihre Generäle alte Männer waren, die keine Tagesarbeit mehr zu thun imstande waren. Der Kaiser war entschlossen, seine Truppen im Falle eines Krieges nur von Commandeuren im Besitze ihrer vollen Manneskraft anführen zu lassen.

Der deutsche Kaiser weiß, dass es keine bessere Vorbereitung für den Krieg gibt, als die, ein wohlhabendes, fleißiges und einiges Volk zu besitzen; gleichzeitig arbeitet er früh und spät, um sich auf der Höhe aller modernen Anforderungen zu erhalten. Er besucht Marine-Arsenale, Fabriken und Ateliers, sammelt Kenntnisse und regt zu Verbesserungen an. Ich war einmal zufällig bei ihm, als der Briefträger die Frucht einer Briefkastenbestellung hereinbrachte. Sie würde einen Schubkarren angefüllt haben. Ich fragte ihn, warum er soviel Mühe auf seine Briefe verwende und weshalb er sie nicht durch seine Beamten erledigen lasse. Er gab mir die charakteristische Antwort: „Jedermann, der an mich schreibt, muss sicher fühlen, dass der Brief mich auch erreicht. Ich lasse alle meine Briefe hier durch einen Vertrauensmann öffnen, der sie sortiert und mich mit ihrem Inhalt bekannt macht.“ Bei einer anderen Gelegenheit gieng er durch die überfüllten Straßen einer deutschen Stadt, während er sich mit seinem Begleiter über Dynamitarden unterhielt. Der Begleiter bemerkte, dass es ziemlich gefährlich sei, so ohne allen Schutz durch die Straßen zu gehen. „O,“ sagte der Kaiser, „wenn ich mich mit solchen Erwägungen befassen wollte, würde ich nie mit meiner Tagesarbeit fertig werden.“

Persönlich tapfer und eher geneigt, einen Kampf aufzusuchen als vor ihm zurückzuweichen, betrachtet er kriegerischen Ruhm doch

nicht als den Endzweck seines Lebens; das beweist schon der Frieden, der während der abgelaufenen Jahre seiner Regierung in Europa geherrscht hat. Gleichzeitig ist er weitsehend genug, um zu verstehen, dass Deutschland nur infolge seiner militärischen Rüstungen sicher ist, die Achtung feindlicher Nachbarn zu erzwingen.

Wilhelm II. hat es öffentlich, und, wie ich weiß, auch privatim gesagt: „Ich werde niemals Krieg anfangen: aber wenn ich angegriffen werde — —!“

Der Satz braucht nicht zu Ende gesprochen zu werden.

## Die deutsche Flottenvorlage.

Von einem preußischen Officier.

Wenn man bedenkt, dass die Bismarck'sche Tradition ausdrücklich nur von einer „Anstandsflotte“ spricht und wenn man sich des lebhaften Widerstandes entsinnt, der dem Zustandekommen des Flottengesetzes von 1898 vorangegangen war, wird man erst vollauf ermessen können, was Wilhelm II. — denn niemand als er allein ist hier im Spiel — mit dem neuen Flottengesetz von seinem Volke verlangt und auch erreicht hat. Dieses Gesetz ist, was den Umfang der Organisation und die Höhe der Aufwendungen betrifft, unstreitig das schwerwiegendste militärische Programm seit Menschengedenken, weder die Heeresorganisation Wilhelms I, noch die französischen Militärvorlagen der Siebzigerjahre, noch endlich das englische Flottengesetz von 1889 reichen an die Ausdehnung und die Kostspieligkeit dieser Vorlage heran. Man muss sich nur vergegenwärtigen, was es heißt, eine ganze Flotte einfach verdoppeln zu wollen und dafür rund zwei Milliarden Mark auszuwerfen; 1898 handelte es sich um noch nicht 400 Millionen für die Flotte, diesmal wurde der fünffache Betrag verlangt, und auch er wird nicht reichen, denn die leitenden Personen in Berlin werden zweifellos auf eine fernere Erweiterung, zumindest aber auf eine erhebliche Beschleunigung des Baues der Flotte drängen, nachdem sie nun unter Dach und Fach ist; das letztere ist ganz unvermeidlich. Umso bedeutsamer ist es, dass der Reichstag unter diesen Umständen so wenig Schwierigkeiten gemacht hat.

Die Begründung der Flottenvorlage von 1898 hatte darauf verwiesen, dass es bei dem stets wachsenden überseeischen Handel Deutschlands und angesichts seiner rapid anschwellenden Bevölkerung darauf ankomme, im Kriege gegen Frankreich und Russland die Nordsee offen zu halten, um die Zufuhr zu decken und lästige Landungen des Feindes an der deutschen Küste zu verhindern: naturgemäß zögen diese die Nothwendigkeit nach sich, Truppen des Landheeres zum Küstenschutz zu verwenden, wie es 1870 geschehen ist, heute aber nicht mehr angängig erscheint, da die Gegner — Russland und Frankreich — an Zahl sehr überlegen sind u. s. w. u. s. w. Neben diesen Gedankengängen lief die Hoffnung her, England würde, falls Deutschland mit Russland und Frankreich in Krieg gerathe, doch wenigstens einigermaßen die Nordsee offen halten gegen Frankreich und Russland und zu Gunsten Deutschlands.

Die Verhältnisse haben sich seither geändert. Die Begründung der Flottenvorlage von 1900 spricht beharrlich nur immer von der „größten Seemacht“, gegen die es die deutschen Küsten und Meere zu sichern gelte — sie kehrt also ihre Spitze unverhüllt gegen England. Man kennt die Ursachen. Während vor zwei Jahren officiell beruhigend versichert wurde, Deutschland könne niemals daran denken, eine Flotte ersten Ranges zu besitzen, wie sie die alten Seemächte England und Frankreich haben, zwingt die Entwicklung des englischen Imperialismus heute dazu, die Möglichkeit eines Bruchs mit Großbritannien kühl und fest ins Auge zu fassen, und sich darauf einzurichten durch Schaffung einer Flotte ersten Ranges.

Wir wollen uns nun klarzumachen versuchen, inwieweit die jetzt eingebrachte deutsche Flottenvorlage imstande ist, einen Ausgleich in dem Missverhältnis der Seestreitkräfte beider Staaten herbeizuführen.

England hat jetzt, 1900, nur an ganz neuen, seit 1890 gebauten Linienschiffen 26 fertig, weitere 10 sind im Bau; dazu 26 ältere Panzer: die ersteren sind sämmtlich über 12.000 Tonnen groß, die letzteren liegen zwischen 8000 und 12.000 Tonnen; kleinere, sowie nur einigermaßen veraltete Schiffe lassen wir völlig außer Ansatz. Das Gesammtdeplacement dieser Linienschiffe beträgt über 700.000 Tonnen. Unter deutscher Flagge schwimmen derzeit 6 Linienschiffe von 11.000 Tonnen (Brandenburg- und die zwei ersten Schiffe der Kaiserclasse) und 5 von etwas über 7000 Tonnen, die aber nach der englischen Classificationen als gänzlich veraltet gelten müssen. Im Bau sind 4 Linienschiffe von 11.000 Tonnen. Das Gesammtdeplacement beträgt etwa 130.000 Tonnen. Wie man sieht, eine mehr als fünffache Ueberlegenheit auf englischer Seite. Da die Entscheidung des Seekriegs bei den Schlachtengeschwadern, also den Linienschiffen liegt, so lassen wir uns auf einen Vergleich der Kreuzerflotten erst gar nicht ein, der übrigens noch mehr zu Deutschlands Ungunsten ausfallen würde.

Nach dem neuen Flottenplan soll nun die deutsche Flotte 38 Linienschiffe zählen; selbst wenn sie diese heute hätte statt 1920, würde sie der englischen noch nicht gewachsen sein, im Jahre 1920 jedoch wird England zweifellos seinerseits wieder bedeutende Fortschritte gemacht haben und der deutschen Flotte sehr erheblich überlegen sein.

Sehen wir uns das Material näher an, so finden wir, dass England mit seinen Linienschiffen bis zu 13.000 Tonnen (Canopus- und Duncan-Classe), 14.150 (Royal Sovereign-Classe) je 14.900 (Magnificent-Classe) geht, während Deutschland bisher nicht über rund 11.000 Tonnen hinauskam (Kaiserclasse). Infolge dessen sind zunächst die Kohlenbunker der deutschen Panzer kleiner, der Actionsradius der Schiffe ist ein verhältnismäßig sehr geringer. Aus naheliegenden Gründen würde das nicht viel bedeuten, wenn dafür wenigstens die Artillerie der deutschen Panzer eine überlegene oder doch zumindest ebenbürtige wäre. Nun hat vor kurzem ein wohlmeinender Mann herausgerechnet, dass die Feuerenergie eines Schiffes der Kaiserclasse größer sei, als die irgend eines anderen Panzers auf der ganzen Welt; leider ist das lediglich nur bestenfalls eine Selbsttäuschung; der Gute berechnet die Mittelartillerie viel zu hoch, vergisst, dass im Geschwaderkampf vor allem die schwere Artillerie den Ausschlag gibt, und da hat Deutschland in seinen langen 24-Centimeter-Kanonen der Kaiserclasse (von den 28 Centimetern der Brandenburgclasse kann man hier füglich absehen) nichts Ebenbürtiges gegenüber den 33-Centimeter-Drahtkanonen der englischen Panzer. Man mag es in Deutschland bedauern, aber man muss sagen, dass in der schweren Schiffsartillerie heute noch Armstrong Krupp überlegen ist. Bisher sind also die deutschen Linienschiffe den englischen in jeder Beziehung unterlegen (das gilt auch im Punkte der Schnelligkeit, trotz der drei Schrauben) und würden im Gefecht einen sehr harten Stand gegen sie haben, trotz der Gleichwertigkeit des Nickelstahlpanzermaterials auf beiden Seiten.

Es wäre höchst ungerecht, den deutschen Constructeuren und dem Reichsmarineamt einen Vorwurf machen zu wollen, aus der Unterlegenheit des deutschen Materials gegenüber dem englischen; wie bemerkt, hat man bis in die letzte Zeit nur mit einem Kampf gegen Frankreich und Russland gerechnet, und dafür reichte das deutsche Material aus. Zweitens hängt die Güte des Schiffsmaterials direct von dem Umfang ab, in welchem die Industrie beschäftigt wird. Und hierin steht nun Deutschland sehr zurück, da es bisher nur eine „Anstandsflotte“ hatte. Es baute langsam, und wer langsam baut, baut erfahrungsgemäß theuer und schlecht. Wir wollen es auch glauben, wenn Krupp nachgesagt wird, er bediene regelmäßig Chile oder China rascher und pünktlicher als die kaiserliche Marine, und wir wollen auch keine Notiz davon nehmen, dass ab und zu Nachrichten über ewige Aenderungen an den Schiffen während des Baues in die Oeffentlichkeit dringen. Die Thatsache aber ist nicht zu leugnen, dass „Kaiser Friedrich III“, der 1895 als „Ersatz Preußen“ aufgelegt wurde, erst im Spätherbst 1899 fertig wurde für die Kaiserfahrt nach England, und das mit Müh und Noth: auch „Ersatz Leipzig“, jetzt „Fürst Bismarck“, hat fünf Jahre gebraucht bis zur Vollendung, und gerade mit diesem Schiff sollen vielfache Experimente gemacht worden sein. Derartige Bauzeiten sind aber einfach unmöglich. In England, das freilich vielfach in Dock baut und dann aufschwimmen lässt, haben die königlichen Werften Linienschiffe erster Classe binnen 22 Monaten fertig gestellt, gerechnet vom Strecken des Kiels bis zur Indienststellung; auch baut England um 20 bis 25 Procent billiger, eine Thatsache, die man mit der besseren Beschaffenheit des deutschen Materials schwerlich stichhaltig begründen kann.

Hält man sich dies alles vor Augen, so scheint ein Wetteifernwollen mit England eigentlich aussichtslos, denn es baut zweimal so rasch und wesentlich billiger als Deutschland. Allein, das wäre ein Irrthum, und hier kommen wir nun auf die große Bedeutung des deutschen Flottengesetzes. Unter einer gewissen Stärke ist eine Flotte technisch wie personell einfach concurrenzunfähig; es hapert mit der Ausbildung, die wenigen Schiffe, die gebaut werden, kosten viel und fallen trotz langer Bauzeiten ungleichmäßig aus; bei geringen Aufträgen kann die Industrie und selbst eine staatliche Werft eben nichts anderes leisten. In diesen Richtungen wird jetzt in die deutsche Marine ein frischer Zug gebracht; schon die auf Grund des ersten Flottengesetzes 1898 aufgelegten Schiffe schreiten weit rascher fort als ehedem, und auch die Personalfrage wird keine Schwierigkeiten machen bei dem kolossalen Zudrang, der sich seit des Kaisers Eingreifen der Marine zuwendet. Wie man hört, sollen die nächsten Schiffe wesentlich schwerer und auch schwerer bestückt werden, als bisher — kurz die deutsche Marine kommt jetzt erst in Verhältnisse, wo sie personell und technisch mit den großen Seemächten zu concurrieren anfangen kann. Das war ihr zur Zeit, wo sie eine „Anstandsflotte“ war, einfach nicht möglich, jetzt wird es möglich werden, und darin liegt unseres Erachtens die Bedeutung des Flottengesetzes von 1900, das, wie schon bemerkt, zweifellos sehr bald weitere Novellen erleben wird.

Dass das Schwert, das Kaiser Wilhelm II. sich hier schmiedet, in absehbarer Zeit gebraucht werden wird, daran glauben wir einst-

weilen noch nicht; abgesehen von anderen Gründen schon allein deshalb nicht, weil noch auf Jahrzehnte hinaus die englische Flotte den großen Vorsprung behalten wird, der in ihrer Geschichte sowohl wie in den Bedürfnissen des Landes begründet ist. Einzuholen ist England in dieser Hinsicht so bald nicht; aber sehr wahrscheinlich wird die weitere Entwickelung dazu führen, dass Deutschland zur See Frankreich überflügelt und damit in Zukunft der bedeutendste Mitbewerber Englands wird, nachdem ein Vierteljahrtausend, von den Zeiten Colberts an bis heute, Frankreich das gewesen. Schon dieses beschränktere Ziel enthält viel für Deutschlands nationale Zukunft. Wie die Dinge aber heute noch liegen, würde ein Bruch mit England für Deutschland eine furchtbare Gefahr bedeuten, eine Gefahr, der seine Diplomatie mit allen Mitteln aus dem Wege zu gehen suchen muss. Käme es doch dazu, so läge, nach der Ansicht seiner Militärs, die einzige Chance in der Revanchelust der Franzosen, die sicher glauben würden, der günstige Moment sei nun da, um auch den Continentalkrieg anzufangen.

## Die Gewerbenovelle.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Das österreichische Abgeordnetenhaus wurde am 17. März d. J. vertagt, ohne die Generaldebatte über den vom Gewerbeausschusse beantragten Gesetzentwurf, betreffend die Aenderung der §§ 59 und 60 der Gewerbeordnung, zu Ende führen zu können. Die Generalredner pro und contra werden erst wieder am 8. Mai, nach Schluss der Landtage, zu Worte kommen. So eigenthümlich diese Art der Geschäftsbehandlung berührt, ebenso muss es auffallen, dass die Urheber der Novelle sich eine derartige Verzettelung widerspruchslos gefallen ließen, nachdem sie doch bis zum 17. März gerade durch die Fixigkeit ihrer Gewerberettung sich hervorzuthun bemüht waren. Hätte der Gewerbeausschuss mit seinem abschließenden Urtheile bis zur Sommersession gewartet, dann wäre die Regierung in der Lage gewesen, auf Grund der inzwischen von den Handelskammern durchgeführten Enquêten zu dem Entwurfe definitiv Stellung zu nehmen. Dies hätte in der zeitlichen Fertigstellung der Novelle gar keinen Unterschied gemacht, wäre aber ihrem sachlichen Inhalte außerordentlich zustatten gekommen. Der Entwurf, wie er heute vorliegt, wird niemals Gesetz werden. Die Regierung wird ihn im Herrenhause corrigieren lassen und per Saldo wird das mehr Zeit kosten, als wenn man von Haus eine ruhige und überlegte Methode eingeschlagen hätte. Die Ueberhast warf kein gutes Licht auf den sachlichen Ernst der Action, sie verlieh ihr einen agitatorisch-demagogischen Charakter und erleichterte den Gegnern der Vorlage den Kampf.

Das ist sehr bedauerlich. Größere sociale und wirtschaftliche Interessenfragen sollten ohne Leidenschaft auf Grund fleißigen Studiums und klarer Erwägungen entschieden werden. Die Schlagworte der parteimäßigen Voreingenommenheit sind da durchaus nicht am Platze. Nirgends wird diese Alltagswahrheit mehr vernachlässigt, als auf dem Gebiete des Gewerbewesens. Während in Arbeiterfragen, in Bezug auf Industrie und Agrarwirtschaft, in finanziellen Angelegenheiten, bei Eisenbahnbauten u. a., man sich längst daran gewöhnt hat, die Parteimaske abzulegen und die Dinge nach ihrem realen Inhalte zu beurtheilen, halten noch viele sonst sehr gescheidte und ehrenwerte Leute an den traditionellen gewerbepolitischen Schlagworten fest. Jene angeblich von Industriellen stammenden Petitionen, mit denen zur Zeit des Kohlengräber-Strikes die Abgeordneten überschwemmt und gewarnt wurden, sich ja nicht in die „Freiheit" des Vertrages zwischen Gewerke und Arbeiter zu mischen, haben auf niemanden den geringsten Eindruck gemacht, da die Lehre vom dem „freien" Arbeitsvertrage als ein längst erkannter Irrthum ein- für allemal abgethan ist. Der Staat hat die wirtschaftlich Schwächeren zu schützen. Wer das leugnet und im Namen der Freiheit den Schwachen dem rücksichtslosen Egoismus des Stärkeren preisgibt, den halten wir heute für einen Barbaren, keineswegs für einen Doctrinär des Liberalismus. Wie objectiv stehen viele angesehene Volkswirte der Kartellbewegung gegenüber! Man habe es eben mit einer neuen Organisationsform der Unternehmer zu thun. Die dadurch erzielte Planmäßigkeit der Production ersetze reichlich den Verlust der Freiheit in der Preisbildung. Freihändler im alten Sinne des Wortes gibt es überhaupt nicht mehr und selbst unsere sogenannten Vertragspolitiker lieben die niederen Zölle nur bei anderen Staaten, nicht an den Grenzen des eigenen Vaterlandes. So hat man sich allgemach von den Zwangsvorstellungen vergangener Zeitläufte emancipiert. Nur dann, wenn etwas zum Schutze des gewerblichen Mittelstandes geschehen soll, wird die allein seligmachende Freiheit angerufen und der große Bannfluch gegen die Reaction geschleudert. Bekanntlich war der Achtstundentag im Bergbaue schon einmal in Geltung und ist, Dank der Freiheit des Arbeitsvertrages, verloren gegangen. Die humane Bewegung unserer Tage zu Gunsten der Kohlengräber ist also streng genommen auch eine Reaction gegen die moderne Entwickelung. Im Deutschen Reiche ist die Angst vor Zünftlerei lange nicht so groß. Die berufensten Gelehrten beschäftigen sich und ihre Schüler seit Jahren mit gründlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Mittelstandspolitik. Der Verein für Socialpolitik hat diesem Thema eine endlose Reihe wertvoller Untersuchungen und eine große Anzahl von Berathungen gewidmet. Wissenschaftlicher Ernst und aufrichtige Liebe zum schaffenden Bürgerthum waren am Werke. Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes wurde gegeben; gegen die Uebergriffe des Agentenwesens wurde eben jene Gewerbenovelle erlassen, welche man in Oesterreich heute nachzuahmen bestrebt ist. Wir sind somit in Theorie und Praxis hinter der deutschen Gewerbe-Reaction um einige Jahre zurück und könnten uns eigentlich an den traurigen Erfahrungen weiden, die das rückschrittliche Deutsche Reich mit seiner Bekämpfung unbefugter Hausierer und sonstiger Schwindler gemacht hat. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, dass Industrie, Gewerbe und Handel in ihrer gesunden Entwickelung durch die Gesetzgebung im Deutschen Reiche nicht gehindert, dass aber vielfach der Verkehr von schädlichen, zum mindesten überflüssigen Auswüchsen befreit wurde.

Die Arbeit des Gewerbeausschusses ist gesetzestechnisch kein Meisterwerk, wie es überhaupt bedenklich erscheint, zwei einzelne Paragraphe aus der Gewerbeordnung herauszunehmen und für sich reformieren zu wollen, während bezüglich des Hausierpatentes und der sonstigen Bestimmungen über die Wandergewerbe vorläufig alles beim alten bleibt. Aber auch manche der kritischen Einwendungen waren nichts weniger, als Meisterzüge. Man las in den Entwurf hinein, dass der Handwerker nicht mehr werde seine Kunden besuchen, dass zur Verfügung gestellte Waare nicht mehr werde am Platze disponiert werden dürfen, sondern an das Stammhaus zurückgehen müsse, damit sie erst von da aus ihrer neuen Bestimmung zugeführt werde — und andere Thorheiten mehr, um uns das Gruseln zu lehren. Mit der Widerlegung solcher absichtlich und selbst geschaffener, im Entwurfe nicht begründeter Schwierigkeiten befasst sich die folgende Skizze so wenig wie mit dem juridischen Detail. Wenn dieses — zugegeben! — recht minderwertig ist, so mache man dafür aber nicht bloß die paar Redactoren, sondern vor allem die geistige Richtung unserer österreichischen Jurisprudenz verantwortlich. Mit wenigen rühmenswerten Ausnahmen steckt sie in Senatusconsulten und Pratobeverismen und will noch immer nicht daran, das wirtschaftliche Leben unserer Tage und deren neu- und großartige legislative Schöpfungen systematisch zu verarbeiten und zu Rechtsbegriffen abzuklären.

Bei dem vorliegenden Gesetze handelt es sich um zwei Dinge: um denjenigen Hausierhandel, welcher nicht auf Grund eines Hausierpasses ausgeübt wird, und um das Aufsuchen von Bestellungen bei Privatkunden.

Das Hausieren, das heißt das Feilbieten im Umherziehen und sofortige Abliefern der gekauften Waare, ist bereits heute den Handelsreisenden als solchen nicht gestattet. Der Hausierer bedarf einer eigenen Bewilligung. Nur der Hausierhandel mit Gegenständen des täglichen Verbrauches, zum Beispiel Milch, Butter, Obst, Gemüse, Blumen, Holz u. dgl. ist nach § 60 G. O. frei. Letztere Bestimmung entsprang der Vorsorge für die Approvisionierung und den landwirtschaftlichen Erwerb. Neben diesen beiden Gruppen des concessionierten und des freien Hausierhandels hat sich nun in ganz enormem Maße ein unbefugter Hausierhandel durch Agenten breit gemacht. Der unbefugte Hausierhandel liefert nahezu jede Waare, welche nicht durch Transportschwierigkeiten von dieser Art des Verkaufes ausgeschlossen ist. Zum Theile rechtfertigt der unbefugte Hausierhandel seine Existenz durch eine möglichst weitgehende Interpretation des Begriffes: „Täglicher Verbrauch" im § 60 G. O. Zum überwiegenden Theile aber verzichtet er überhaupt auf jede Gesetzmäßigkeit. Ein Kaffeesurrogatfabrikant hat vor wenigen Wochen in einem von ihm selbst allgemein verbreiteten Rundschreiben darauf hingewiesen, dass er allein auf diesem Wege jährlich 800000 Kilogramm Kaffeesurrogate absetze. Das Gefühl für die Rechtswidrigkeit des unbefugten Hausierens ist vielen verloren gegangen. Das hindert aber nicht, dass der unbefugte Hausierhandel auch heute noch ungesetzlich und strafbar ist. Die Bewegung der Gewerbetreibenden richtet sich nicht gegen den concessionierten Hausierer. Dieser leidet unter dem hausierenden Agenten gerade so, wie der sesshafte Kaufmann. Die Ausführungen des Herrn von Gasteiger in Nr. 291 der „Zeit" machen dem edlen Herzen ihres Verfassers alle Ehre. Aber er scheint mir nicht genügend klar zu unterscheiden, dass sich die Novelle durchaus nicht gegen die Hausierer als solche, sondern nur gegen die Pfuscher unter den Hausierern richtet. Und deren zahlreiche Verbreitung gereicht unseren Administrativbehörden einigermaßen zum Vorwurf. Was verlangt wird, ist zunächst auch nicht irgend etwas Neues oder noch nie Dagewesenes, sondern die Herstellung der Uebereinstimmung zwischen Gesetz und Praxis. Ist das Hausieren ohne Hausierbefugnis verboten, dann wird wohl kein billig Denkender in dem Wunsche nach Durchführung eines bestehenden Gesetzes eine qualvolle Ausgeburt reactionärer Gelüste erblicken.

So weit handelt es sich um ein Gebiet, das in einem gut verwalteten Rechtsstaate überhaupt nicht strittig sein sollte. Der Gewerbeausschuss ist aber einen Schritt weiter gegangen und hat in Anbetracht des Umstandes, dass der Begriff: „Täglicher Verbrauch" zu extensiv interpretiert wurde, beschlossen, das Gewerbegesetz dahin zu ändern, dass der freie Hausierhandel, also jener, der an keine

Concession, an keinen Gewerbschein, an keine Erlaubnis, ja sehr oft an keine Steuerzahlung gebunden ist, auf Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft beschränkt wird. Diese Beschränkung ist nichts anderes, als die Wiederherstellung des ursprünglichen Sinnes des § 60 der Gewerbeordnung. Wenn die Autoren dieses aus dem Jahre 1859 stammenden Paragraphen über ihre Meinung befragt werden könnten, dürften sie sich wohl mit der neuerlichen Fassung einverstanden erklären. In größeren Städten soll die Gemeinde befugt sein, den freien Hausierhandel mit Agrarproducten zu untersagen. Auch hierin wurde Reaction gewittert. Man bedachte jedoch nicht, dass für die Approvisionierung größerer Städte heutzutage dieser freie Hausierhandel in commerzieller Beziehung von untergeordneter Bedeutung, in sanitärer Beziehung aber eine sehr große Gefahr ist. Besonders die Lebensmittel unterliegen einerseits, wie Milch und Butter, den gemeinsten Verfälschungen und bedürfen anderseits, wie Fleisch, Gemüse und Obst, als Träger und Erreger von Krankheiten einer entsprechenden sanitären Controle. Diese Controle ist einem vollkommen freien, an keinerlei behördliche Anmeldung gebundenen Hausierhandel gegenüber nahezu unmöglich. Während die steuerzahlenden Ladenbesitzer und Marktbesucher sich einer strengen sanitätsämtlichen Inspection in Bezug auf die Gesundheitsschädlichkeit ihrer Waren unterziehen müssen, ist der vagante Milch- oder Lebensmittelhausierer sehr leicht in der Lage, sich jeder „Bevormundung" zu entziehen. In Zeiten des Typhus, der Cholera und anderer Epidemien wäre das aber doppelt gefährlich, da gerade alle verdächtigen und den Marktcommissär, sowie die Lebensmitteluntersuchungsstation scheuenden Waren dem freien Hausierhandel zur Einschmuggelung zuströmen würden. Es muss also der Behörde die Möglichkeit einer Quarantaine gegeben werden, will man nicht überhaupt jede sanitäre Ueberwachung der Approvisionierung größerer Städte aufgeben.

Auch in der Einführung des Legitimationszwanges für Reisende hat man eine von Polizeigeist dictierte, reactionäre Maßregel gefunden. Ganz ohne Grund. Seit Jahren besitzen die, für ihre Musterkoffer bahnämtliche Begünstigungen in Anspruch nehmenden Kaufleute derartige Legitimationen. Im Schoße der Postbehörde wird — ganz unabhängig von der Action im Gewerbeausschusse — eben die Frage berathen, wie eine praktische Ausweisleistung für Geschäftsreisende zu postalischen Zwecken einzurichten wäre. Das keineswegs verkehrsarme Deutsche Reich und andere Staaten haben derartige Beglaubigungen eingeführt, ohne dass daraus der geringste Nachtheil entstanden wäre, wie denn auch sehr viele Handelsverträge analoge Bestimmungen enthalten. Wer durch seinen Beruf gezwungen ist, seinen Aufenthaltsort beständig zu wechseln und in der Bethätigung seines Erwerbes vielfach mit der Oeffentlichkeit in Berührung und in allerlei verpflichtende Beziehungen zu treten, dem wird ein amtliches, seine Identität beurkundendes Papier häufig willkommen sein, niemals aber irgendwelchen Schaden bereiten.

Eine wirklich neue und die weitaus wichtigste Bestimmung der Vorlage betrifft das Verbot des Aufsuchens von Bestellungen bei Privatkundschaften durch selbständige Agenten und angestellte Reisende. Hier haben wir in der That eine große Neuerung. Bei ihrer Formulierung hat der Gewerbeausschuss ohne Zweifel über das Ziel hinausgeschossen, da er fast gar keine Ausnahme zulässt. Er hat mit dieser Strenge das Schicksal des Gesetzes in Frage gestellt und seinen Zweck nicht erreicht. Im Deutschen Reiche ist nicht allein der Verkehr gewisser Artikel ausgenommen, sondern es ist dem Reisenden auch der Besuch der Kundschaft über deren ausdrückliche Aufforderung gestattet. In der Textierung des reichsdeutschen Gewerbegesetzes ist die Reform durchaus acceptabel.

Von jeher hatte in gewissen Geschäftszweigen der Erzeuger oder Grossist direct mit seinem Abnehmer Verkehr. Hieher gehört der Verkauf verschiedener Gattungen von Maschinen, technischen und baulichen Einrichtungsstücken. Zum Theile bediente sich der directe Verkehr der Theilzahlungen und führte zu dem berüchtigten Ratenwucher. Der Specialgesetzgebung, dem neuen Civilprocesse und dem guten Geiste unserer Richter ist es gelungen, einige der ärgsten Auswüchse des Ratengeschäftes zu vertilgen, wiewohl von diesem Ungeziefer leider noch viel mehr übrig geblieben ist, als man gemeiniglich annimmt.

Durch die Cultivierung des directen Verkehres für die eben genannten Warengruppen fühlte sich der sesshafte Gewerbe- und Handeltreibende kaum geschädigt. Jedenfalls nicht in dem Maße, dass er aus dem Unwillen über solchen Wettbewerb Lust und Kraft zu seinen Forderungen an die Gesetzgebung geschöpft hätte. Ebensowenig haben sich berechtigte Beschwerden jemals dagegen gerichtet, dass in kleineren Orten einzelne Kunden ihre verfeinerten Bedürfnisse auswärts decken, und dass die Reisenden central gelegener Häuser behufs Gewinnung von Bestellungen in solchen Specialartikeln die betreffenden Privatkundschaften aufsuchen. Die Damen eines Bezirksortes werden ihre Balltoiletten gewiss nicht beim Dorfschneider bestellen. Hatten sich die Reisenden immer nur auf diesen Kundenkreis beschränkt, den naturgemäß das locale Gewerbe nicht befriedigen kann, es wäre nie zu ernsteren Beschwerden gekommen, als zu den bekannten uralten Klagen über die nach auswärts zielende Modethorheit der obersten Stände. Die sogenannten Detailreisenden aber giengen viel weiter. Sie suchten den alltäglichen Consum der großen Masse der Bevölkerung an sich zu reißen und dem sesshaften Kaufmanne und Handwerker den großen Stock seiner angestammten Kundschaft zu entfremden. Alle Artikel der Colonial- und Speccreiwarenbranche, der Confectionsindustrie, Textilien, Uhren, Möbel, Bilder, Rahmen, sonstige Einrichtungsgegenstände, Drucksorten, ja selbst Grabmonumente wurden zum Gegenstande des Agentierens bei der Privatkundschaft im allerausgedehntesten Sinne des Wortes gemacht. Die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die Herabsetzung der Personentarife haben diese Bewegung gefördert. Der gleichzeitige Aufschwung der Consumvereine in einzelnen Gegenden, die Entwickelung der großstädtischen Bazare und Warenversandtgeschäfte, die Verbreitung und die Wirkung von Zeitungsinseraten haben sie besonders empfindlich gestaltet, da durch alle diese Umstände die Widerstandskraft des Detaillisten erschüttert war. Dazu kommt die rapide Verbreitung der Kartelle. Ihre Wirkung fühlt der kleine Geschäftsmann doppelt. Erstens steigern sie die Preise in einem Maße, dem er, namentlich wenn es sich für ihn um Hilfsstoffe handelt, nicht immer sofort folgen kann, und welches, folgt er mit dem Detailpreis in die Höhe, fast immer den Consum verringert. Dann aber stabilisieren die Kartelle auch die Preisbewegung und rauben dem Detaillisten fast jede Möglichkeit der Speculation. So von allen Seiten bedrängt, sieht er plötzlich den fremden Detailreisenden in seinem Orte auftauchen, von Haus zu Haus, von Thür zu Thür gehen und ihm den größten und bar bezahlten Theil des Geschäftes wegnehmen. Darf man sich wundern, dass der Mann sich das nicht gutwillig gefallen lassen und — mit den Tröstungen der heiligen Lehre von Nachfrage und Angebot versehen — Bankerott machen will?

Eine andere Frage ist es freilich, ob der Staat sich in den Concurrenzkampf zwischen Detailreisenden und ansässigen Geschäftsleuten zu mengen hat. Darüber sind die Meinungen sehr getheilt und in diesem Punkte heißt es, sich klar werden und Partei ergreifen.

Zwei Betriebsformen bekämpfen einander. Dass nicht die siegende Form eo ipso auch die wohlthätigere, unseren wirtschaftlichen und socialen Ansprüchen besser genügende ist, über dieses Vorurtheil sind wir bereits hinaus. Wir mengen uns in solche Concurrenzkämpfe sehr häufig, und mit Recht. Wir betrachten es geradezu als die edelste Aufgabe des Staates und der Gesetzgebung, der Armen und Unterdrückten sich anzunehmen gegen die Reichen und Mächtigen. Wenn ich also die Unternehmer auf beiden Seiten vergleiche: das Stammhaus der Wiener Confectionsfirma und den kleinen Provinzschneider, so ist mein Herz mit dem Handwerker. Wenn ich weiters die Arbeitskräfte beider Unternehmer vergleiche, so finde ich, dass die Lage des Angestellten und des Werkstättenarbeiters der sesshaften Handel- und Gewerbetreibenden in socialer Beziehung — trotz vieler noch bestehender Uebelstände — bedeutend besser ist, als die Lage des Detailreisenden und jener Sitzgesellen, deren Handwerk die vergantierten Erzeugnisse größtentheils sind. Der sogenannte Provisionsreisende und „selbständige" Agent gehört oft zu den beklagenswertesten Proletariern. Nach dem Gesetze ist er kein Arbeiter, genießt daher auch nicht den geringen Arbeiterschutz des kaufmännischen Gehilfen. Er ist nicht einmal krankenversicherungspflichtig. Sein Beruf ist ein außerordentlich schwieriger und setzt ihn großen physischen und moralischen Gefahren aus. Die Parallele zwischen Heimarbeiter und Werkstättengehilfen ist häufig gezogen worden. Wir alle wissen, dass wir es in der Hausindustrie und insbesondere in ihren städtischen Ablegern, den Sitzgesellen, mit einem der fürchterlichsten socialen Uebelstände zu thun haben. Bislang ist der Reformer ihnen gegenüber nahezu rathlos. An der Unfassbarkeit dieser Elemente, an der Unmöglichkeit, sie zu organisieren, scheitert jeder Hilfsversuch. Fast scheint es, als könne nur das vollständige Aussterben dieser Betriebsform die Menschheit von den mit ihr verknüpften Uebeln retten. Ich gestehe offen, Nothstandsactionen zur Rettung und Wiederbelebung eingehender Hausindustrien, insoferne es sich dabei nicht bloß darum handelt, den Individuen zu helfen, sondern auch die Hausindustrie als solche zu erhalten, skeptisch und mit sehr gemischten Gefühlen zu betrachten. Doch die Hausindustrie befindet sich noch lange nicht überall auf dem Aussterbe-Etat. Sie ist da und dort zurückgegangen, sie hat sich aber auch vielfach behauptet, sogar neue und große Terrains erobert. Die sogenannten socialpolitischen Lasten bilden geradezu eine Prämie, welche der hausindustriellen Production im Mitbewerbe gegen die handwerks- oder fabriksmäßige zugute kommt. Wenn daher der Detailreisende mit seiner meist von Heimarbeitern erzeugten Ware den Handwerker und Kaufmann niederconcurriert, trifft er damit in vielen Fällen die handwerks- und fabriksmäßige Werkstattenproduction, sowie den kaufmännischen Gehilfen des sesshaften Geschäftes. Die social niedrig stehende Erwerbsform schlägt die höher stehende todt.

Manche Leute sehen in dem directen Verkehr des Producenten mit dem Consumenten ein anstrebenswertes Ziel. Sie bezeichnen die Ausschaltung jedes Zwischengliedes als einen wirtschaftlichen Fort-

schritt. Consequente Anhänger dieser Meinung müssen den Ruin des localen Gewerbes durch den Agenten als zwar schmerzhafte, aber schließlich wohlthätige Amputation begrüßen. Ich habe der Lehre vom parasitischen Charakter des Zwischenhandels niemals Geschmack abgewinnen können. Die wirtschaftliche Organisation eines Volkes beruht auf Arbeitstheilung, und die Rolle des Kaufmannes ist weder eine leichte, noch eine überflüssige. Heute fühlen es wohl die meisten Industriellen, dass Oesterreich Mangel, nicht Ueberfluss an Zwischenhändlern besitzt, und dass ein tüchtiger und leistungsfähiger Kaufmannsstand, wie sich dessen andere Länder berühmen, unserer Industrie viele Sorgen abnehmen und unserem Exporte große Erfolge bringen könnte. Es ist hier nicht der Ort, das Warum und Woher dieser Frage zu erörtern. Aber einen Schluss sollte man aus den gemachten Fehlern denn doch ziehen: nämlich dort, wo man noch ein halbwegs kräftiges Zwischenglied besitzt, welches einen bestimmten Markt beherrscht und kennt, welches das Delcredere übernimmt und der Industrie einen gewissen Absatz garantiert, diesen Vermittlerpuffer nicht leichtsinnig preiszugeben. Je unvermittelter und unmittelbarer der Bedarf auf die Erzeugung einwirkt, umso sprunghafter wird diese. Kurze, nervös überhastete und überstundenbelastete Saisons wechseln mit immer länger werdenden Perioden des Stillstandes und der Arbeitslosigkeit. Und immer mehr Waren werden der ausgleichenden und nivellierenden Thätigkeit des „rückständigen“ Kleingewerbes entzogen und durch die Mobilisierung des Consums zu Saisonartikeln gemacht. Mühsam walten dann Arbeiterschutzgesetzgebung und Gewerbeinspector ihres Amtes, häufig und oft vergebens greifen Gewerkvereine und Strikes, selbst Unternehmercartelle ein, um der Production wieder jenen ruhigen Fluss zu geben, den sie einst infolge der „Schwerfälligkeit“ des angeblich überflüssigen, nur hemmend wirkenden Zwischenhandels besessen hat.

Der ungeahnte Aufschwung unserer Communicationsmittel hat naturgemäß dem Reisenden neue Chancen eröffnet und neue Aufgaben gestellt. So wenig wir uns von der Entwickelung des Maschinenwesens derart gefangen nehmen lassen, dass wir die Maschine als den Herrn der menschlichen Gesellschaft anerkennen, und so wie es unser unablässiges Bestreben sein muss, die technischen Fortschritte auszunützen zum Wohle der Menschheit und nicht bloß zur Bereicherung Einzelner, und so wie es das Ziel der socialen Gesetzgebung ist, die durch die moderne Industrie bewirkten Verschiebungen in den Erwerbsverhältnissen zu corrigieren, ebensowenig wollen wir widerstandslos alle Folgen des beispiellosen Wachsthums unseres Verkehrslebens als unabänderliche Schickungen ertragen. Der Schienenstrang, das Dampfboot weisen dem österreichischen Kaufmann neue Wege. Müssen ihn diese wirklich in das letzte Dorf und vor die Thüre der kleinsten Privatkundschaft führen? Darf er dem Handwerker und localen Geschäftsmann sein wahrlich nicht zu reich bemessenes Arbeitsfeld und dessen bescheidene Ernte nicht ungeschmälert gönnen? Lockt es ihn nicht, gleich seinen reichsdeutschen und britischen Collegen hinauszuziehen in die weite Welt und durch Unternehmungsgeist, Fleiß und Tüchtigkeit dem Vaterlande neue Absatzgebiete zu gewinnen?

## Die Bedeutung der Abfallproducte in der chemischen Industrie.

### I.

Zu den typischen Wiener Straßenfiguren gehört die Lumpensammlerin, die, jetzt immer seltener, in den Höfen der Wiener Vorstädte ihr in wehmüthigem Moll gehaltenes: „Haderlump, Haderlump! Bauer, Fetzen, Glasscher'm!“ erschallen lässt. Sie und ihre beiden literarisch berühmten Vettern, der Lumpensammler von Paris und der Raimund'sche Aschenmann, sind die primitivsten Verwerter von Abfallproducten. Was die Großstadt ausspeit, geht durch ihre Finger und wird geprüft, ob sich noch Brauchbares darunter finde. Der berühmte Lumpensammler von Paris, der Millionär wurde, hat buchstäblich nach Geld und Gold gesucht, das die leichtsinnigen Pariser auf den Mist warfen, und ist daher vom Standpunkte des chemischen Technologen ein ganz uninteressanter Patron. Hingegen ist der Aschenmann als der Ahnherr aller Technologen zu betrachten, und die Lumpensammlerin und die „Banlstierer“ gehören entschieden zur Familie. Jetzt ist der Aschenmann längst ausgestorben; aber zur Zeit Raimunds noch wäre es für die Seifensiederei und Wäscherei ein empfindlicher Verlust gewesen, wenn er nicht seines Amtes gewaltet hätte. Zwar war er gewiss nicht so philosophisch angelegt, als ihn uns Raimund verkörpert hat, sondern hatte praktischen Sinn und machte große Unterschiede zwischen Asche und Asche. Sein eigentlicher Beruf war, die Holzasche zu sammeln, die er allein brauchen konnte. Die Asche des Holzes enthält nämlich Kalisalze, insbesondere kohlensaures Kali, welches aus der Holzasche durch Auslaugen in Töpfen gewonnen und daher „Pottasche“ genannt wurde. Seit die Holzfeuerung durch die Steinkohlenfeuerung ersetzt wurde, und überdies die „Pottasche“ der billigeren Soda, die den selben Zweck erfüllt, weichen musste, ist der Aschenmann verstummt. In civilisierten Gegenden wird heute die Pottasche aus anderen Abfallproducten gewonnen, aus den Abraumsalzen der Steinsalzindustrie, aus dem Wollschweiß und der Zuckermelassenschlempe.

Die „Lumpensammlerin“ und die „Banlstierer“ fristen noch ihr Dasein. Die Knochen werden bekanntlich auf Leim, Fett und Dünger verwertet, die Lumpen auf Papier, und die Glasscherben werden eingeschmolzen. Indessen darf man nicht glauben, dass die so gesammelten Abfallproducte eine irgend hervorragende Rolle in der chemischen Industrie spielen. Die Schätze der Lumpensammlerin stehen — der ganze Betrieb ist ja auf moderne großindustrielle Verhältnisse nicht zugeschnitten — zu jenen Quantitäten von Abfallproducten, deren Bedeutung für die chemische Industrie ich schildern will, in einem Verhältnisse wie die Kraft eines Menschen zu der einer hundertpferdigen Dynamomaschine.

Der Zweck jeder chemischen Fabrication ist die Darstellung eines bestimmten Productes. Das Wesen eines chemischen Processes bringt es mit sich, dass Substanzen sehr verschiedener Natur auf einander einwirken müssen, damit unter den jeweiligen Bedingungen das gewollte Endproduct entsteht. Da wir aber nicht Substanzen *verwandeln* können, sondern aus den verschiedenen Rohmaterialien diejenigen Gruppen herausnehmen müssen, die wir zur Darstellung des Endproductes brauchen, so werden jene Bestandtheile, die im Endproducte nicht enthalten sein dürfen, als Abfall wieder erscheinen müssen. Eine chemische Production ohne „Abfallstoffe“ ist also nicht denkbar. Solange die Production kleine Dimensionen hat und solange der Verkaufspreis noch so hoch ist, dass er den Wert der zu seiner schließlichen Herstellung geleisteten Gesammtarbeit, vermehrt um den Wert aller in die Fabrication eingehenden Rohmaterialien, deckt, liegt zunächst weder für den Fabrikanten, noch für die Anrainer der chemischen Fabrik ein Grund vor, die Abfallproducte nicht als eine quantité négligeable zu betrachten. In dem Maße aber, als die Fabrication großindustrielle Dimensionen annimmt, wachsen die Massen der Abfallproducte zu Bergen und Teichen. Sie verpesten häufig die Luft, sie ruinieren das Trinkwasser, den Pflanzenwuchs, die Fischzucht &c.

Die beständigen und berechtigten Klagen der Anrainer verwickeln den Industriellen in kostspielige Processe, und er sieht sich gezwungen, der Calamität der Abfallproducte auf irgend eine Weise zu steuern. Dazu kommt noch die mit der Zeit stets unabweislich auftretende Nöthigung, das Endproduct billiger auf den Markt zu stellen, theils aus rein commerciellen Gründen, theils weil concurrierende Unternehmungen im Besitze von Verfahren sind, die das Product auf einfachere Weise oder aus wohlfeileren Rohmaterialien erzeugen und daher in der Lage sind, das Product billiger zu liefern. Da tritt die Nothwendigkeit als die Mutter technischer Fortschritte auf den Plan; der natürliche Weg, das Endproduct zu entlasten, liegt in der Richtung der Verwertung der Abfallstoffe. Die Anrainerschaft zwingt den Industriellen, die Abfallproducte aus der Welt verschwinden zu machen; sein eigenes Interesse fordert eine Compensation der Kosten, die aus der Vernichtung der Abfälle erwachsen: diese Compensation kann am besten dadurch erfolgen, dass die Abfälle als solche verschwinden und als neue Wertträger wieder in die Erscheinung treten. In einer glatten Verwertung der Abfallproducte liegt also das Wesen der chemischen Technologie, und es entspricht vollkommen den Thatsachen, wenn wir aussprechen: die Geschichte der Verwertung der Abfallproducte ist die Geschichte der chemischen Technologie.

So haben wir denn durch die Abfallproducte neue chemische Industrien entstehen gesehen, die heute zu den blühendsten gehören. Große chemische Industriezweige, die auf der Verwertung der Abfälle beruhen, sind heute fast wichtiger, als ihre Mutterindustrie, die ohne die erstere überhaupt nicht mehr denkbar ist. Manche von diesen liefern heute so unentbehrliche Producte, dass sie um ihrer selbst willen, und nicht mehr als Abfallproducte erzeugt werden. An einigen Beispielen möge nun erläutert werden, welch große Bedeutung für die Entwickelung der chemischen Industrie der rationellen Verwertung der Abfallproducte zukommt.

Unter der eigentlichen „chemischen Großindustrie“ versteht man die Fabrication von Soda und jenen Producten, die mit der Erzeugung derselben im Zusammenhange stehen. Nach dem Verfahren des unglücklichen Erfinders Leblanc wird die Soda dadurch hergestellt, dass Natriumsulfat mit Kalk und Kohle verschmolzen wird. Als Ausgangsmaterial dient das Kochsalz, das die Base — Natron — für die Soda hergibt. Aus dem Kochsalz ließe sich durch Schmelzen mit Kalk — der die Säure für die Soda (kohlensaures Natron) zu liefern hat — keine Soda herstellen. Es muss daher unbedingt der Umweg über das schwefelsaure Natron (Natriumsulfat) gemacht werden. Das Natriumsulfat liefert nach dem Verschmelzen mit Kalk und Kohle die Rohsodaschmelze, in welcher wesentlich Soda und Schwefelcalcium enthalten sind. Die Kohle der Schmelze verbrennt mit dem Sauerstoff des Natriumsulfates.

Wir sehen also, dass, um zum gewollten Endproducte, dem kohlensauren Natron zu gelangen, die Salzsäure des Kochsalzes, welches bekanntlich eine Verbindung von Salzsäure und Natron

darstellt, auf einem beträchtlichen Umwege durch die Kohlensäure ersetzt werden muss. Dieser Umweg besteht hauptsächlich in der Ueberführung des Kochsalzes in Natriumsulfat durch Erhitzen mit Schwefelsäure, welche aus dem Schwefel erzeugt wird. Wir haben also folgende Rohmaterialien, die in die Fabrication eingehen: Kochsalz (Salzsäure und Natron), Schwefel, Kalk (Calciumoxyd und Kohlensäure) und Kohle — davon erscheint im Endproducte das Natron und die Kohlensäure wieder, während in den Abfällen Kalk und Schwefel enthalten sind (eigentliche „Sodarückstände") und die Salzsäure, welche bei der Fabrication des Sulfates aus dem Kochsalz ausgetrieben wird. Die Kohle und der Kalk kommen als allzu wohlfeile Rohmaterialien bezüglich ihrer Verwertung nicht in Betracht. Hingegen waren die Fragen der Salzsäure und der Sodarückstände gefährlich für die Leblancsodaindustrie. Im Heldenzeitalter der Sodaindustrie ließ man die ungezählten Tonnen gasförmiger Salzsäure einfach entweichen und thürmte die Sodarückstände zu Bergen auf der sogenannten Fabrikshalde. Welche Belästigungen die entweichende Salzsäure im classischen Lande der Sodafabrication, in England, hervorrief, davon gaben die Verhandlungen des englischen Parlaments beredtes Zeugnis. Das englische Parlament machte den Processen der Fabriken mit den Anrainern durch die sogenannten Alkaliacte ein Ende, in denen bestimmt wurde, dass die Salzsäure von Wasser absorbiert werden müsse, damit sie nicht mehr in die Luft entweichen könne. Was mit dem Meer von Salzsäure zu geschehen habe, sagten die Alkaliacte allerdings nicht, war auch nicht ihre Sache. Nun kostete die Condensation der Salzsäure an sich Geld und ebenso die Vernichtung derselben, die dadurch bewerkstelligt wurde, dass sie auf das Meer hinausgefahren und dort ausgegossen wurde. Es ist daher ganz begreiflich, dass Weldon als der „Wohlthäter der Menschheit" gepriesen wurde, als er durch die Entdeckung des nach ihm benannten Braunstein-Regenerationsverfahrens eine lucrative Verwertung der Salzsäure ermöglichte. Wenn Braunstein mit Salzsäure erhitzt wird, so entwickelt sich Chlor, das zur Fabrication des wichtigsten aller Bleichmittel, des Chlorkalks, verwendet wird. Nun ist aber der Braunstein sehr theuer und seine Verwendung zur Fabrication von Chlorkalk erst möglich, wenn es gelingt, ihn, der ja nur Hilfsmaterial ist, so zu regenerieren, dass mit einer und derselben Menge, die immer wieder in den Process zurückgeht, unbegrenzte Mengen von Salzsäure zersetzt werden konnen. Das ist durch den Weldonprocess thatsächlich ermoglicht, und damit war die eine Frage gelöst.

Dr. Heinrich Seidel

---

## Nietzsches Wiederkunft des Gleichen.

Halbproductive Menschlein, Künstler zweiten Ranges, pflegen mit dem multum, non multa zu kokettieren und sich auf Grund ihrer schwachen Lenden als höhere Thierspecies zu fühlen. Aber Genie und fécondité sind vereinbar und oft genug wirklich vereint. Raffael, Leibniz, Sebastian Bach, Goethe — solchen Menschen sagt man kein Schimpfwort, wenn man ihnen den Polygraphen oder Polyhistor oder sonst welche Zusammensetzung mit Poly- ins Gesicht schlendert. Friedrich Nietzsche reiht sich diesen Seltenen an, die groß genug sind, fruchtbar sein zu dürfen, den Schöpfern, bei denen nicht Breite gegen Tiefe, Umfang gegen Gewicht ihrer Schöpfung zeugt. In siebzehn Jahren eine achtbändige Phalanx wirklicher Originalwerke: kein Ragout von Andrer Schmaus, keine gelehrte Stemmpinselei, die sich von selbst, gleichgiltig in wessen Händen, herunterfingert, keine Historie und Einsacherung von irgendwie zusammengetragenem Inventar, keine wohlfeile Umordnung dessen, was Frühere anders geordnet haben — nein, lauter eigenes Denken, eigenes Erleben, eigener Gehirnaufwand und eigener Nervenverbrauch! Und wir haben uns vom Erstaunen über solche „Polygraphie" kaum erholt: da thut sich eine zweite, an Umfang wenig zurückstehende Schatzkammer auf, der Nachlass des lebendig Todten, eine unübersehbare Fülle von kostbarem Material: Vorarbeiten, Varianten, Nachträge zu den fertigen Werken, Bruchstücke, Entwürfe, Gedanken, Buchpläne, nahezu Vollendetes neben winzigen Werkstattspänen und lustigen Reimen! Dieser rastlose Mann hat sich in einem wahren Fieber von Production verzehrt, und unter den Hypothesen, die einem Laien über die Ursache seiner Erkrankung einfallen mögen, dürfte „Ueberarbeitung" immer noch die plausibelste sein. Welcher Ausnahmsfall von Ueberarbeitung, welche geradezu unfassbare Verschwendung von Gehirn-Energie hier vorliegt, das sollten Aerzte erwägen, ehe sie diesen Versuch einer Aetiologie völlig ausschließen.

Ja, dieser Nachlass ist ein Reichthum, und eine Verlegenheit! Wie ihn der Welt übergeben? Man stand vor der Wahl, entweder jeden Zettel zu drucken oder eine Auswahl und Anordnung vorzunehmen. Das eine Verfahren hat der Goethe-Philologie die bekannten Schmähungen eingetragen. Es ist wahr, man [illegible] damit die Verhältnisse [illegible] [illegible] Unmengen [illegible] [illegible] Bestimmung eines [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

das genannte Verfahren, gibt es doch Menschen, denen der taktloseste Nachlassordner nichts anhaben kann, Menschen, die groß genug sind, auch durch ihre Papierschnitzel und Werkstattspäne nichts einzubüßen, ja Menschen, von denen jeder Zettel liebenswert und bedeutend ist, nur weil er eben von ihnen stammt. Goethe gehört zu diesen, nicht minder Hebbel, ein Mensch, der in zwei Tagebuch- oder Briefzeilen mehr Geist versprüht, als deutsche Dichter sonst das Jahr über ausgeben: solche Früchte vertragen es, bis auf den letzten Tropfen ausgepresst zu werden. Ob Nietzsche es verträgt, darüber werden die Meinungen auseinandergehen und heute noch nicht so bald zusammenlaufen; wir stehen dem Gewaltigen und seiner Wirkenssphäre zu nahe, um über ihn vernehmbar, einig, competent zu sein. Aber die Erfahrungen, die mit der bisherigen Herausgabe des Nachlasses gemacht worden sind, sprechen für die Papierschnitzelmethode: wenn aus keinem anderen Grunde, so aus diesem, dass man damit von der Willkür selbständig „denkender" Herausgeber erlöst ist und brave Chinesen, tüchtige philologische Handwerker mit Sitzfleisch und gewissenhafter Schulung anstellen kann. Das Nietzsche-Archiv hat mit der zweiten Methode, mit der Durchsiebung und Gruppierung der Nachlassfragmente zu übersichtlichen Gebilden, ein ungewöhnlich hohes Lehrgeld gezahlt, und seine Leiterin, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, kann sich dem Messalinischen desultoe bellorum civilium vielleicht wider ihren Willen als desultrix editorum zur Seite stellen. Peter Gast, Zerbst, von der Hellen, Koegel, Seidl, Horneffer — das ist, für eine spärliche Zahl von Jahren, eine stattliche Zahl von Herausgebern. Dass die Publication des Nachlasses in geordneter Auswahl, wie das Archiv sie versucht, jedem einzelnen Herausgeber eine weitgehende und schwer abzugrenzende Vollmacht einräumen muss, war vorauszusehen; dass häufiger Herausgeberwechsel die Stetigkeit und einheitliche Disposition gefährdet, ist nicht minder begreiflich. Aber das wäre bei einiger Vorsicht zu vermeiden gewesen, dass ein Herausgeber den andern desavoniert, und dass ganze Bände aus dem Buchhandel wieder zurückgezogen werden müssen. Es ist nicht vermieden worden: wie früher die von Peter Gast bearbeiteten Ausgaben, so ist neuerdings einer der Koegel'schen Bände, der zwölfte der Gesammtausgabe, vom Nietzsche-Archiv für ungiltig erklärt worden, mit der Cassation oder Neubearbeitung des elften wird gedroht, und zur Rechtfertigung dieser Maßregel hat der augenblickliche Herausgeber ein Heft*) geschrieben, das einen sachlichen Titel trägt und im Grunde eine sehr persönliche Anklage gegen den vorletzten Herausgeber Koegel vertritt. Das Philologengezänk um Nietzsche geht frühzeitig los! Und es fehlt dem Angreifer nicht an schlechten Manieren, wie sie unter Gelehrten üblich sind, die mit kleinem Witz eine große Bosheit sagen wollen: es fehlt nicht an subalternen Verdächtigungen der Gesinnung, die man liebes wird bis zum Beweise des Gegentheils vorausgesetzt, der Versuch einer Handschriftenimitation herausgeschnüffelt, und was dergleichen Einfälle einer gereizten Pedantenseele mehr sind. Auch an dem unkritischen sich Erbrüsten, „wie man so völlig Recht zu haben meint," mangelt es nicht, und eine Naivität wie die folgende wird kein wissenschaftlicher Mensch ohne Lächeln lesen: „Will ich beweisen, dass Koegel den Entwurf nicht verstanden hat, bleibt mir nichts übrig, als meinerseits darzulegen, was der Entwurf denn bedeutet." Solche Logik war man bisher nur bei Kanzelrednern gewöhnt, deren Metier es mit sich bringt, nicht auf Widerspruch zu rechnen. Und das alles wird in einem Stile gesagt, der die Distanz zwischen Nietzsche und Nietzsche-Archiv schmerzlich fühlbar macht: dem Verein zur Erhaltung des Conjunctivus praesentis, dessen Ehrenmitglied Nietzsche war, scheint Horneffer grundsätzlich nicht beigetreten zu sein.

Wenn man aus der langwierigen Schnitzerjagd und Zengstickerei der Broschüre schließlich die Hauptsachen heraussucht, so bleibt folgender eindrucksvoller Thatbestand übrig. Koegel glaubt ein zusammenhängendes, nicht aphoristisches Buch, „Die Wiederkunft des Gleichen", entdeckt zu haben. Das Manuscript, das er für dessen ersten Entwurf nimmt, lässt sich aber, unbefangen betrachtet, nur als bloße Aphorismensammlung und Vorarbeit zur „Fröhlichen Wissenschaft" deuten. Es enthält einige der bei Nietzsche so häufigen mehrtheiligen Dispositionen, eine unter diesen legt Koegel irrthümlicherweise dem ganzen Manuscript als Buchdisposition in fünf Capiteln zugrunde und zwängt die freien Aphorismen des Heftes in diese fünf construierten Capitel eines construierten Buches. Das ist zweifellos ein wissenschaftlicher Fehler in der Grundauffassung, und war er einmal begangen, so musste er im einzelnen eine Menge Irrthum, Verbiegung und Gewaltsamkeit nach sich ziehen: ein Chaos unverbundener Gedanken einer ihnen fremden Disposition unterordnen, verlangt schon die Hand des Procrustes. Wie aber kam Koegel zu diesem verhängnisvollen Missgriff? Wer einigermaßen [illegible] und psychologisch denkt, wird hier im kleinen einen Fall [illegible] Phänomens und Entdecker-Autohypnose sehen, wie er in der [illegible] [illegible] oft genug seine Rolle spielt. [illegible] [illegible] [illegible] im Augenblick [illegible] Erfassung [illegible] Manuscript [illegible] [illegible] Buchplanes an- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ihm alle Gegenvorstellun-

*) [illegible] Wiederkunft und deren

gen ab, er hat seitdem das Heft nie wieder mit unbefangenen Augen angesehen. Ist das etwas so Unerhörtes? Erleben wir das nicht jeden Tag, bei Baconianern, bei Spiritisten, bei Darwinianern und Teleologen, Materialisten und Energetikern — und wie alle die wissenschaftlichen oder phantastischen Parteibildungen heißen, wo jedes Gramm pro einen Centner und jeder Centner contra ein Gramm wiegt? Nein, Koegels Irrthum ist begreiflich, wenn auch nicht für das Archiv; er hat seine „Entdeckung", die angebliche Wiederkunft des Gleichen, zu lieb gehabt, um sie den widersprechenden Thatsachen zu opfern, er hat den Widerspruch der Thatsachen nicht einmal empfunden. Ich gestehe zu, dass wir uns einen so phantasiestarken Menschen, der Intuitionen und autosuggestive Eingebungen hat, schwer als philologischen Arbeiter und Nachlassordner denken können, und wenn der jetzige Herausgeber sich in diesem Punkte geschützt fühlt, so gereicht uns das zu großer Beruhigung. Er wird dann, unter gänzlichem Verzicht auf eigene Anordnung und Interpretation, die Manuscriptbücher so drucken lassen, wie Nietzsche sie geschrieben hat, vielleicht in chronologischer Folge und mit Ausscheidung derjenigen Aphorismen, die unverändert in die fertigen Werke übergegangen sind. Alles weitere: Zuweisung der einzelnen Gedanken zu größeren Gedankengruppen, Anschluss an die fertigen Werke, Gliederung der Aufzeichnungen nach der muthmaßlichen Intention des Verfassers, Weglassung des Unbedeutenden und Unausgereiften — das alles würde künftig zu vermeiden sein, denn damit wäre ja wieder dem Herausgeber jene Freiheit und Vertrauensstellung eingeräumt, der später einmal die Decharge verweigert werden kann. Kurz, wir wiederholen unseren Rath, Zettelwirtschaft zu treiben und den Nachlass unverkürzt herauszugeben; dann geht man in dieser Beziehung sicher. Vielleicht kommen dann zwölf oder zwanzig Nachlassbände heraus, und man wird in ihnen weniger bequem blättern können als in den Koegel'schen: was thut's? Die Rücksicht auf Lesbarkeit und buchhändlerischen Erfolg steht doch wohl allen Betheiligten erst in letzter Linie. Und unser Misstrauen, das durch die neueste Publication des Nietzsche-Archivs nun einmal rege geworden ist, verlangt noch eine weitere Beruhigung, nämlich die Einsetzung einer Herausgeber-Commission statt eines einzelnen Herausgebers. Wer einmal ein Manuscript Nietzsches in Händen gehabt hat, wird zugeben, dass die Entzifferung, besonders der nicht zum Druck bestimmten Aufzeichnungen, nicht selten Uebung, Scharfsinn und Geduld erfordert. Herrn Koegel scheint die dritte dieser Eigenschaften gefehlt und die zweite manchen Streich gespielt zu haben: er nennt beispielsweise als Berechner der Sonnenwärme den Neuplatoniker Proklos statt des modernen Astronomen Proctor — und begeht noch weniger geistreiche Lesefehler, die man aus einer giltigen Originalausgabe wegzuwünschen Grund hat. Vor solchen Versehen ist aber, beim besten Willen, kein einzelner geschützt, eher noch ein Collectivum, und darum —! Wenn Koegels Beziehung zum Archiv wirklich, wie immer wieder versichert wird, daran scheiterte, dass er jeden Mitherausgeber ablehnte, so muss man Frau Dr. Förster in diesem Punkte Recht geben: sie versäume aber nicht, die Consequenzen für die Zukunft zu ziehen.

Wir haben dem unerfreulichen Herausgeberstreit irgend einen Nutzen, eine Anleitung zum Bessermachen, abzugewinnen versucht und sind unseren Lesern nun eine Aufklärung über das Streitobject selbst schuldig, über Nietzsches Gedanken der ewigen Wiederkunft. Hier haben wir zunächst ein Armutszeugnis, das uns Nietzsche-Verehrern vom Archiv ausgestellt wird, höflich aber bestimmt zurückzuweisen. Horneffer behauptet, man dürfe sich über jenen Gedanken Nietzsches vorläufig nicht aussprechen, denn man wisse nichts weiter, als dass Nietzsche den Gedanken gehabt habe: über seine Auffassung, Begründung, Verwertung sei man durch Koegels zwölften Band völlig irregeführt und habe auch kein Recht mehr, sich auf diesen zurückgezogenen Band zu berufen. Lassen wir diesen letzten Punkt, eine literarische Formfrage, aus dem Spiel: im übrigen bestreiten wir entschieden, dass ein urtheilsfähiger Leser durch Koegels verunglückte Anordnung gehindert sei, ein klares Bild von Nietzsches Wiederkunftslehre zu gewinnen — bestreiten ebenso entschieden, dass Horneffers Deutung des fünftheiligen Entwurfs irgend etwas inhaltlich Neues bringe. Die Disposition bezieht sich auf eine kürzere Gedankenreihe, deren erste flüchtige, nur für den Verfasser selbst bestimmte Aufzeichnung sie ist, nicht auf ein ganzes Buch: voilà tout. Und daran sollte das Verständnis der zahlreichen Aphorismen scheitern, die vollkommen scharf und unzweideutig aussprechen, was Nietzsche unter der Wiederkunft des Gleichen versteht, wie er sich ihre mathematisch-naturwissenschaftliche Nothwendigkeit und ihre ethisch-religiöse Wirksamkeit denkt — Aphorismen, die noch dazu von ebenso unzweideutigen Stellen der „Fröhlichen Wissenschaft" und des „Zarathustra" ihre Beleuchtung erhalten? Rechnet das Archiv auf Leser, die nicht deutsch verstehen? Auf den „Geist der Schwere", dessen Verständnis oder Nichtverständnis von den Zufällen einer Aphorismen-Anordnung abhängt? — Daneben ist immer möglich, dass aus den noch unentzifferten Theilen des Nachlasses Aufzeichnungen zum Vorschein kommen, die in der Ableitung oder Ausdeutung der Wiederkunft vom vorliegenden Material **abweichen**; das würde besagen, dass Nietzsches Begriff von der Wiederkehr, genau wie sein Begriff vom Uebermenschen, wie im Grunde alle seine Begriffe, im Laufe der Zeit **geschwankt** habe. Nach dieser Richtung würde das Urtheil in der That auszusetzen sein bis zur vollständigen Herausgabe des Nachlasses; einstweilen haben wir uns an die eine, einzige, einheitliche Wiederkunftslehre zu halten, wie sie im fünften Buch der Koegel'schen Anordnung („Das neue Schwergewicht: die Wiederkunft des Gleichen") vollkommen erkennbar vorliegt.

Leipzig. Paul Mongré.

# Die Pariser Weltausstellung.

## I.

Im Père Lachaise in Paris steht seit kurzem ein Denkmal: das Monument, das Albert Bartholomé „den Todten" weihte. Lange bevor man den Pforten des Friedhofes sich nähert, verstummt das Leben. Todtenkränze und Grabmonumente sieht man in den Auslagen der Geschäfte. Dann öffnet sich, in geradliniger Monotonie emporsteigend, die stille Gräberstraße des Père Lachaise, von ernsten schwarzen Cypressen umsäumt. Und oben blinkt, vom Licht der Abendsonne übergossen, ein ägyptischer Tempel herab. Eine Krypta thut sich auf, in die still ergeben ein nackter Mann und ein nacktes Weib hineinschreiten. Züge von anderen, die der Tod aus dem Leben abruft, schließen sich an: der verzweiflungsvoll klagend, jener sich aufbäumend; da ein Weib, das in stummem Schmerz die Hände faltet, dort ein anderes, das mit wehmüthigem Lächeln dem Leben einen Scheidegruß sendet. Auf den Todeskampf folgt der Friede. Innig umschlungen ruht im Untergeschoss der Krypta ein junges Paar. Quer über ihrem Leib liegt ein todtes Kind. Schützend breitet der Engel der Unsterblichkeit seine Arme über die Schlummernden aus.

Seit der Errichtung von Bartholomés Werk ist der Besuch des Père Lachaise einer der stärksten Kunsteindrücke, die Paris bietet. Neue Perspectiven für die Plastik thun sich auf. Denn keinem einzelnen ist das Werk geweiht. Nicht dem Patriotismus dient es. Keine Staatsaction wird verherrlicht. Suggestive Lyrik hat die beschreibende Prosa verdrängt. Alles athmet die edle Einfalt, die stille Heiterkeit griechischer Kunst.

Und fast symbolisch ist, dass dieses Todtenmonument gerade jetzt errichtet wurde: in einem Zeitpunkt, der für Frankreich den Tod einer Cultur zu bedeuten scheint. Eines Morgens sah ich im Louvre vor der Venus von Milo einen jungen Maler. Eine Rolle mit Zeichnungen hielt er in der Hand. Fettig und ausgefranst waren die Hosen, zerrissen und ungewichst die Stiefel. Scheu, mit fieberglänzendem Auge blickte er zur Statue empor. Eine ganze Tragödie schien in einer Menschenbrust sich abzuspielen: die Tragödie des jungen Künstlers, der, den Kopf voll Ideale, nach Paris, dem Ziel seiner Sehnsucht, gekommen und nun, mit begrabenen Hoffnungen, halb verhungert und zerlumpt, noch einmal zur Göttin der Schönheit pilgerte, bevor die Seine, die Morgue ihn aufnahm.

Paris ist nicht mehr, was es früher gewesen: nicht mehr die schöne, leichtsinnige, kokette Stadt, die in der Phantasie des Ausländers lebt, die Insel Cythere, von der die Rococomaler träumten. Es ist eine demokratische Stadt, eine Stadt des Ringens und der Arbeit geworden. Keine Eleganz gibt es, keinen strahlenden Luxus. Die vornehme Welt zieht sich zurück, überlässt die Straße den Plebejern. Im Bullier und Moulin Rouge wird noch immer getanzt. Aber ohne Freudigkeit, ohne Lust, nur der paar Francs wegen, die der Impresario dafür zahlt. Was eine Aeußerung frohen Volksgeistes war, ist etwas künstlich Hingepäppeltes, eine mühsame Schaustellung für die Fremden geworden. Bei Maxim soupiert man für theures Geld. Doch selbst die großen Kokotten haben nicht den Chic, das Raffinement der Demimonde von früher. Aus den billigen Verkaufshäusern — dem Louvre, Printemps und Bon Marché — stammen die Toiletten. Ueberladen, von barbarischer Buntheit sind die Hüte. Ein Débâcle des Geschmacks macht sich fühlbar.

In der Kunst ist das Débâcle erstaunlich. Die Völker haben, wie die einzelnen, Zeiten des Aufschwunges und Zeiten des Niederganges, der Kraftentfaltung und des Brachliegens. Seit Louis XIV. war Frankreich das führende Land. Unsere Fürsten waren stolz, das Versailles des Sonnenkönigs zu copieren. Unsere Maler pilgerten nach Paris, um dort das Aeußerste der Vollendung sich anzueignen, neue Ideen, neue Ausdrucksmittel nach Hause zu bringen. Seit einigen Jahren sind allerhand Anzeichen da, dass es mit der Führerschaft der Franzosen zu Ende geht, dass das Alte stirbt, und für Neues, das sich vorbereiten möchte, der Boden noch fehlt. Man durchwandere das Musée Luxembourg. Die Werke der älteren Meister sind noch da. Eine Moreau-Ausstellung gewährt Einblick in die Werkstatt dieses einsamen Geistes. Vor den Bildern der Schweden und Finländer, der Norweger und Russen bleibt man stehen. Zuloaga, der erstaunliche Spanier, fällt auf. Doch von den jüngeren Franzosen hat keiner etwas Neues, Anregendes zu sagen. Im Pantheon wiederholt sich derselbe Eindruck. [illegible] wunderbar, die

letzten Bilder des Puvis de Chavannes, namentlich jenes, das die heilige Genovefa darstellt, wie sie in stiller Sternennacht auf das schlafende Paris herabblickt. Doch einen ebenbürtigen Nachfolger hat er in Humbert nicht gefunden. Man gehe in die Kunstsalons, zu Bernheim Fils und Durand-Ruel, wo ehedem das Fortschrittlichste, Allermodernste zu sehen war. Und man findet bei Bernheim Werke von Maurice Denis, von Ibels und Vallotton — von Meistern also, die lange bekannt sind. Bei Durand-Ruel stellt Georges d'Espagnat aus, ein Monet-Schüler, der über schätzbares decoratives Talent verfügt. Maxime Maufra und Gustave Loiseau gliedern der alten Impressionistenschule würdig sich an. Sonst herrschen noch die classischen Namen: Courbet und Corot, Manet und Sisley, Degas und Renoir, Pissarro und Monet — theils gestorben, theils alte Herren — ragen wie Heroen einer größeren Vergangenheit herüber. Vom französischen Kunstgewerbe war neulich in diesen Blättern die Rede,*) und gewiss fehlt es nicht an einzelnen bedeutenden Meistern. Doch die Centralen sind die Häuser von Bing und Meyer-Gräfe geworden. Ausländisches, deutsches Kunstgewerbe beginnt den Markt zu beherrschen, weil die heimischen Kräfte nicht fähig sind, gleich gut und gleich billig zu arbeiten.

Die Ausstellung des Salons gab von diesem Niedergang der französischen Kunst das traurigste Bild. Man weiß ja, dass der Salon der Champs-Elysées kein Gradmesser französischen Kunstschaffens ist. Es war vorauszusehen, dass die Barackenausstellung dieses Jahres noch schlechter als ihre Vorgängerinnen sein würde. Aber ein so trostloser Jahrmarkt, eine solche Missachtung der Kunst ist heute nur noch in Paris möglich. Erst ein Marmorlabyrinth. Statuen jedes Calibers und jeder Güte. Dann eine Flucht von dreißig Sälen, mit über 4000 Bildern von oben bis unten bepflastert. Den Ehrenplatz nehmen haushohe Historien ein, nur mit den Worten zu kritisieren, die Wilhelm Diez einmal sprach, als ihn Piloty ins Atelier gebeten: Sie, da geht's zu! Alles andere ist, ohne Beachtung der Farbe und der Stimmung, einfach nach den Größenverhältnissen aufgespeichert. Toilettelose Damen stehen und sitzen, liegen auf dem Rücken und auf dem Bauch. Damen in Haus-, Ball- und Straßentoilette, in Negligé oder Gala, sinnen am Kamin, faullenzen auf dem Sopha oder spielen die Laute. Orientalinnen, Nymphen und barmherzige Schwestern; Begräbnisse, Hochzeiten, Kahn- und Schlittenfahrten; Heuernten, Cavallerieschar-mützel und Sonnenuntergänge; singende Geistliche und futternde Kinder; Antiquitätenhändler und rauchende Spanierinnen; Stierkämpfer, wahnsinnige Königinnen und sterbende Nonnen; Schlägereien im Wirtshaus, Chorknaben, Husaren und Dienstmädchen; Costümbilder aus der Falstaff-, Rococo-, Empire- und Biedermaierzeit; Väter und Großväter, die mit ihrem Baby kosen; lebensgroße Stiere, Leoparden und Schweine; Melonen, Kalbsköpfe und kupferne Kessel; die Geschichte Jesu von der Flucht nach Aegypten bis zur Kreuzigung; Modelle, die sich an- und ausziehen; alte Weiber mit der Schnupftabakdose und am Spinnrocken; süßliche Backfische à la Hermann Kaulbach, rothe Cardinäle à la Holmberg, renommierende Förster à la Grützner — jede dieser Marken ist dutzendfach und in jeder Preislage vorräthig. Dabei handelt es sich keineswegs nur um Kitschmaler, nicht um Alte, die in bequemem Schlendrian von den Coupons ihres Ruhmes zehren. Auch ein guter Theil der Jugend ist da. Aber sie ist nicht jung. Der klare Quell der modernen Kunst ist zu einem träg fließenden Strome geworden. Ein Epigonenthum herrscht, dem der Spiritus verflogen und das Phlegma geblieben ist: eine Routinenkunst, die sich fertiger Clichés bedient. Und was mag werden aus den unzähligen Bildern? Wieviel Können, wieviel Kraft wurde gänzlich nutzlos verausgabt? Hier erkennt man, wie logisch es war, dass auf die sinnlose Massenproduction von Oelbildern die kunstgewerbliche Bewegung folgte, die den Künstler wieder in Verbindung mit dem Leben brachte, ihm ermöglichte, nützliche, verwendbare Dinge zu schaffen. Hier erkennt man, worin die Größe der Wiener Ausstellungen liegt, was die Secession, was Hoffmann und Moser geleistet. Durch ihren „kunstgewerblichen G'schnas" haben sie uns Kunst genießen gelehrt, aus Bildermagazinen Tempel der Kunst gemacht.

Das Durcheinander eines solchen Salons potenziert, die Kunst Partikelchen einer Ausstellung, die alle Gebiete menschlichen Schaffens umfasst — das ergibt das Bild, das die Weltausstellung bietet. Paris wird in diesem Jahr tausende von Gästen beherbergen. Fest wird auf Fest, eine Schaustellung der andern folgen. Schon jetzt ist es zauberisch schön, vom Trocadero auf das wogende Leben zu blicken, auf die buntgeschmückten, im Lichterglanz prangenden Schiffe, die wie feurige Riesendrachen über die Seine gleiten. Doch wird alles Flittergold, alles Feuerwerk darüber täuschen, dass wir mit dem neunzehnten Jahrhundert auch die Weltausstellungen begraben? Wird nicht die Pariser dieses Jahres — wenigstens die Brüsseler von 1905 — die letzte sein?

Die Weltausstellungen leisteten wichtige, dankbar anzuerkennende Dienste. Als die ersten Locomotiven über die Länder sausten, war es für den Industriellen, den Kaufmann lohnend, sich rasch und bequem an einem Centralpunkt über das Schaffen des Erdballs zu unterrichten. Heute ist die Production der fremden Länder in ihren wesentlichen Zügen bekannt, und über einzelnes kann der Fachmann nur auf Specialausstellungen Belehrung finden. Denn auf Weltausstellungen ist das Material so zersplittert, dass in jedem Kopf das Gefühl des Mühlrades erzeugt wird. Auch können sie Neues, Werdendes so wenig berücksichtigen, wie die Universalwarenhäuser Specialitäten führen. Die Pariser Weltausstellung bringt dafür wohl den endgiltigen Beweis. Sie ist, mit der letzten verglichen, nur umfangreicher, weder lehrreicher, noch feiner. Ja, es scheint fast, dass man selber die Sinnlosigkeit des Beginnens fühlte und nur mit Unlust das einmal geplante Project vollendete.

Gleich der architektonische Eindruck enttäuscht. Wie die schwierigste Verbindung herrscht zwischen den einzelnen Theilen der Ausstellung, scheinen die Bauten systemlos über die Riesenfläche verstreut. Ein Glanzpunkt ist da: der Blick auf die Kunstpaläste, den Pont Alexandre und die Kuppel des Invalidendoms. Wäre der Haupteingang hier, hätte sich ein wunderbarer Prospect ergeben. Statt dessen errichtete man die Porte monumentale dicht an der Place de la Concorde und brachte an der Avenue der Champs-Elysées ein prosaisches Gitter an. Da, wo das Hauptthor steht, ist es todt, und der Gebäudereihe des Pont Alexandre fehlt der Abschluss. Zola schrieb im „Oeuvre": „Er forderte, er verlangte mit leidenschaftlichen Gesten die Formel für eine neue Architektur, eine Architektur, die etwas Gewaltiges und Starkes hätte, etwas Einfaches und Großes, jenes etwas, das sich schon ankündigte in unseren Bahnhöfen, in unseren Markthallen, in der kraftvollen Eleganz ihres eisernen Balkenwerks, doch geläutert noch, gesteigert zur Schönheit, verkündend die Größe unserer Eroberungen." Auf der Weltausstellung 1889 wirkten die Maschinenhalle, der Eiffelthurm wie Vorboten dieser neuen Baukunst. Und was damals aufkeimte, hat sich seitdem zu voller Reife entfaltet. Der Organismus einer Maschine, wie der schlanke Leib eines Schiffes, die mächtigen Bogen einer Bahnhofshalle, wie die Construction eines Fahrrades — alles erscheint uns schön, wo aus neuen Bedürfnissen neue, einfache, dem Zweck und dem Material entsprechende Formen erzeugt wurden. Das Frankreich von 1900 konnte eine solche Baukunst uns zeigen: ohne geleimte Ornamentik, ohne leeren Prunk, groß durch Ehrlichkeit, imposant durch Schlichtheit. Und es vereinigt sich alles, was längst überwunden schien, noch einmal zu einer tollen Orgie.

Die beiden Glaspaläste der Gartenbauausstellung sind die einzigen Gebäude, in denen das Material rein und unverfälscht spricht, die einzigen, die eine einfache, in ihrer Zweckmäßigkeit imponierende Schönheit zeigen. Sonst lässt die Ausstellung, statt einen einheitlichen Stil zu erstreben, die Stile des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer ganzen Buntscheckigkeit aufleben. Besonders an die Napoleonzeit klammerte man sich an, griff auf den prunkvollen Baustil des zweiten Kaiserreiches zurück, um äußerlich blendende Wirkungen zu erzielen. In den Kunstpalästen geschah es mit einem gewissen Geschmack. Obwohl alles aus dem Formenschatz Garniers stammt, und der Façadenfries nicht die Ausführung in Mosaik verdiente, ist wenigstens Gediegenheit, echte Vornehmheit angestrebt. Dann aber beginnt der Schwindel, das schluderhafte Arbeiten mit Stuck und allerhand anderen Surrogaten. Von der Napoleonzeit zehrend, schwingt man sich nicht einmal zum Niveau einer verständigen Nachahmung auf. Die Details, an den Kunstpalästen fein, sind an den Gebäuden der Invalidenesplanade protzig und plump. Was im Napoleonstil repräsentierend wirkt, ist hier fade Zuckerbäckerei und hohle Tapezierkunst. Dabei fehlt jeder Sinn für die Gesetze des Materials. Man verwendet Bilder als Surporten und nagelt Vorhänge in die gemalte Leinwand hinein. Schlanke Glieder sind wie zum Hohn mit dummen Capitälen, mit barocken Gesimsen beklebt. Ornamente sind nicht auf die Mauer, sondern auf aufgeleimtes Papier gemalt. Eisenbrücken werden mit Gold überstrichen oder sollen wirken, als ob es Steinbrücken wären. Das Debacle des Geschmacks ist so riesig, dass sich die Reste von 1878 und 1889 wie Ruinen einer besseren Zeit aus der kunstarmen Gegenwart erheben.

Nachdem der Napoleonstil durchgekostet, öffnet sich ein anderer Baukasten, und ein Stück Mittelalter steigt empor. Ein paar winklige Gassen, ein paar schmalgiebelige Häuser, auf den Gassen costümierte Landsknechte mit Federbarett und Hellebarde — das wird auf der Weltausstellung „das alte Paris" genannt: eine Spielerei, wie sie Deutschland zur Zeit der Renaissancecostümfeste liebte. Derselbe retrospective Geschmack macht die „Rue des Nations" zu einem stillosen Popanz. Die Ausstellung ist bekanntlich nicht nach Ländern geordnet, sondern führt die verschiedenen Wissensgebiete — Unterricht, Kunst, Buchdruck, Maschinenbau, Elektricität, Transportmittel, Ackerbau, Jagd, Hygiene, Kriegswesen — es gruselt mir beim Schreiben der Worte — in gesichtslosen, willkürlich abgegrenzten Gruppen vor. Und nachdem das Schaffen der einzelnen Völker auseinandergerissen, ergab sich die Nothwendigkeit, für die Länder selbst wieder einen Mittelpunkt zu schaffen. So ward der Gedanke der „Repräsentationshäuser" geboren. Die hätten einen Sinn, wenn sie wirklich Repräsentationszwecken dienten, wenn sie Empfangszimmer enthielten für die Mitglieder souveräner Familien

*) [illegible]

die zum Besuche der Weltausstellung kommen; wenn beispielsweise das österreichische ein paar Säle der Hofburg, das deutsche ein paar Säle des Berliner oder Potsdamer Schlosses copierte. Deutschland hielt auch — wenigstens zum Theil — an dem ursprünglichen Programme fest. Der Kaiser schickte die französischen Bilder, die einst Friedrich der Große erwarb — eine der Aufmerksamkeiten, durch die er so oft um die Gunst der Franzosen wirbt. Sonst wünschte Niemand zu „repräsentieren", und die Gebäude wurden zu plebejischeren Zwecken verwendet. In einem wird ein Colleg über Baumwollindustrie und Schuhwaren, in einem anderen über Fischzucht, Schnaps- und Spitzenfabrication ertheilt. Im österreichischen ist die Post- und Telegraphenausstellung, auch ein Stück Kunst, das anderwärts keinen Platz mehr fand, untergebracht. Und was das dümmste an der Sache ist: es wurde zur Bedingung gemacht, dass jedes Land in einem „historischen Stile" baue. Das ist nur denkbar bei Staaten wie Spanien oder Griechenland, deren Bedeutung in ihrer Vergangenheit liegt, nicht bei modernen Völkern, die aus neuen Bedürfnissen heraus, jeden Tag neue Formen, neue Stile erzeugen. Das Ergebnis war, dass jede Nation hilflos nach einem „heimischen Stil" suchte und schließlich gerade so baute, wie der Tourist sich den Baustil der einzelnen Länder denkt.

Italien stellt in kleinlich spielerischer Weise eine Art Marcusdom hin. England bringt einen Bau in englischem Villenstil, Belgien eine Copie des Brüsseler Rathhauses. Ungarn zeigt das Gebäude, das schon in Pest auf der Millenniumsausstellung war. Das Geschmackloseste leistet sich Deutschland. Ein Renaissancehaus ist hingebaut in der Art jener Bierburgen, die an der Spree süddeutsches Wesen symbolisieren. Und das Aeußere dieser Pschorrbräuhalle ist im Rathskellerstil mit gedankenvollen Inschriften geschmückt, die in verschnörkelten gothischen Buchstaben Propaganda für die Flottenvorlage machen: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", „Auf die Flut der Stern des Schicksals weist, Lichte kühn die Anker, Menschengeist" und andere poetische Umschreibungen gekrönter Worte. Oesterreich baut natürlich barock. Und es lässt sich nicht leugnen, der Bau wirkt sehr nobel. Was nicht sagt, dass die Noblesse auf Rechnung des Architekten kommt. Denn der k. k. Rath Baumann — dem Kenner der intimeren Verhältnisse als das österreichische Factotum bekannt — vermag, wie sein „Wiener Restaurant" zeigt, selbst nicht das Geringste zu leisten. Die Complimente wegen des Repräsentationshauses sind nicht ihm, sondern Fischer von Erlach zu machen, von dessen reicher Tafel nach Jahrhunderten Brosamen für die Copisten abfallen. Schade! Wie stünde Oesterreich da, wenn ein Mann wie Otto Wagner die Leitung gehabt hätte. Denn die Bedingung des historischen Stils schloss nicht alles Künstlerische, alle Freiheit aus. Andere Nationen wie England und Ungarn haben im Anschluss an Altes doch Gutes, Selbständiges geschaffen. Oder sie kehrten sich überhaupt nicht an den Befehl. Ueberaus keck und lustig ist das finnische Haus mit seinem originellen Oberlicht, seiner graziösen Silhouette. Und das beste Gebäude des ganzen Complexes ist das Repräsentationshaus von Schweden. Das ist kein hohler Prunk, keine schale Copie. Schlicht und gediegen wirkt der einfache Holzstil. Fein und folgerichtig entwickelt sich alles aus dem Charakter des Materials. Schweden und Finnländer — sie erscheinen auf dieser Ausstellung als die Pioniere einer jungen sieghaften Schönheit.

Richard Muther.

## Novelli.

Zum italienischen Gastspiel im Raimund-Theater.

Wir sehen Schauspielerköpfe gern auch außerhalb ihren Rollen, und das ist mehr als bloße Tändelei. Weiß die Kunst eines großen Darstellers zu fesseln, so tritt uns sofort auch die Species Mensch in ihm nahe, und wir verdoppeln und verdreifachen den Reiz dieser Kunst, indem wir unter der Maske und mit dieser zugleich die wirklichen Züge des Protagonisten zu erkennen suchen. So haben wir jetzt Novelli betrachtet. Seine Bildnisse zeigen ein scharfes Profil, das durch eine danteske Nase und ein märchenhaftes Kinn, das Kinn einer Frau Holle, gekennzeichnet ist. Ueber der eigentlichen Ausdruckspartie aber, Stirnkamm und Auge bis zu den Wangen herab, liegt im Moment der Ruhe ein leichter Schatten. Die Lider sind halb geschlossen, und man zweifelt, ob man darauf die Spur friedlich nahender Alterswürde oder — was gerade an Komikern oft beobachtet wird — den verwischenden Schleier der Gesichtsverzerrung und der Schminktöpfe erkennen soll. Zu verwundern wäre beides nicht: Novelli dürfte heute ein Fünfziger sein und steht gewiss schon länger als dreißig Jahre auf der Bühne. Wir kennen ein Bild von ihm aus jüngeren Tagen. Er mag damals unter Luigi Bellotti-Bon, in Mailand oder Genua, seine ersten Erfolge errungen oder vielleicht schon in der verunglückten Compagnia Nazionale in Rom die Regie geführt haben. Aus dem Gesicht von damals versteht man ihn erst ganz. Da sind unter schweren Brauen zwei groß geöffnete, tiefdunkle Augen, die lachen, ohne eigentlich lachen zu wollen, in einer seltsamen, ungebändigten, schlauen und doch leicht melancholischen, seufzenden Heiterkeit. Und ein breiter, magerer, trockener Mund verzieht sich sammt der rechten Wange zu einer freundlich ironischen Grimasse. Dieses Gesicht kann nicht Ruhe und nicht Unbefangenheit wahren: es ist der Spiegel eines übermüthigen, pfiffigen und doch auch — oder ebendeshalb? — träumerischen Knaben. Darin liegt der Typus Novelli. Der liebenswürdige Naturbursch dürfte die ungezwungene Maske seines ersten Auftretens gewesen sein; „il simpaticone" nennen ihn seine Bewunderer im Lande heute noch. Und wirklich ist er ja auch heute noch der Gamin von einst: zum Beispiel, wenn er seine Kunstgenossen, die älteren und jüngeren, mit copierenden Stimmen und Geberden nebeneinander auf die Bühne zaubert. Was ein rechter Gassenjunge ist, lässt sich die Mühe solcher Techniken nicht verdrießen: dass Novelli jede Gliederverrenkung geläufig und der Triumph der Bauchredekunst nicht unzugänglich ist, darüber gibt es gar keinen Zweifel.

Man kennt diesen Typus des genialen Commediante auch in Wien, und man weiß ihn gerade hier zu würdigen; zur Auffrischung unserer durch Tradition grau gewordenen Theaterkunst ist er hier ja immer willkommen gewesen. Eben denselben Eindruck erhält man von der Stellung Novellis in der neueren italienischen Bühnengeschichte. Zu einem wirklichen bewussten Kampf mag es dabei gar nicht gekommen sein, aber ein naiver Revolutionär trat mit ihm gegen den Stil der dreimal geheiligten Berühmten auf, ein witziger Einfachheitsschauspieler, ein Volksthümlicher, ein Temperament, das mit sorgloser Freude die Bühne gebraucht, wie immer sie sich gebrauchen lässt, als ein Jagdrevier etwa, um hinter allen möglichen Formen und Aufgaben des Komödiespielens wüthend einherzustürmen. Ein solches Temperament betritt den Plan, und wir sind ihm in Nu verfallen. Es mag fast ein ängstliches Gefühl sein, mit dem wir ihm folgen. Wer weiß, dieser ungeschlachte Gesell' ist imstande und springt über die Rampe zu uns und zieht uns mit hinein in die Hallucinationen seines Spiels. Wer weiß, was ihm der Pulsschlag der nächsten Minute eingibt! Fragt man nicht wirklich manchmal bei einer gewissen Sorte von Schauspielern darnach? Mitterwurzer hat uns solche Eindrücke hinterlassen, und wenn wir in unserer eigenen Phantasie den gesteigertsten Ausdruck der Bühnenkunst ersinnen, denken wir ihn nicht anders als in einem solchen Typus. Jetzt wissen wir, dass sich Novelli diesem Typus anschließt: ein Harlekin und ein Held zugleich. Die jugendlichen Rollen freilich, die eigentlichen Kraftaufgaben des primo attore, hat Novelli früh abgegeben oder vielleicht gar nie occupiert. Seine übermächtige Gestalt und die rauhe Stimme, die erst im Forte ihre Schleier zerreißt, dürften ihn, den Gamin, den Knabenhaften, veranlasst haben, schon in jungen Jahren Väter und Chargen zu geben. In seinem Wiener Gastspiel sahen wir bloß eine einzige jüngere Figur, den Petruchio, und auch den nicht in völlig glaubhafter Jugendgestalt. Aber das Temperament des Schauspielers kann sich ja in den verschiedensten Contrastformen ausleben, und ein recht übermüthig beweglicher, toller Fant weiß sich auch darin zu verrathen, wie er das hilflose, gelähmte Alter copiert — darin vielleicht sogar am stärksten. Das ist auch wirklich Novellis Hauptkunst. Nie scheint er so gern zu spielen, wie unter der Maske und den Verkleidungskunststücken, die er in Rollen des Alters zu „machen" hat. Niemals ist er jünger, als wenn er verknöchertes Greisenthum zeichnet. Wir sahen ihn zuerst im Stück von Delavigne als apoplektischen, weißzottigen, verwahrlosten königlichen Sonderling, als Ludwig den Elften, auftreten. In dem gebrochenen Körper, in dem verfinsterten und doch kindisch machtlosen Gesicht, in dem misstrauisch gegen den rebellischen Grafen erhobenen Zeigefinger: in diesem ersten Auftreten lag schon alles angekündigt, was in einem Schauspieler an Charakterisierungsfähigkeit liegen kann. Und zwei greise Sonderlinge waren es später wieder — an einem sehr stilvoll inscenierten Plautus-Goldoni-Abend — die seine Kunst zum zweitenmale von der stärksten Seite zeigen konnten. Da ist der Geizhals Euclion, dem der Goldtopf gestohlen wird. Er weint, solange er daran denkt, dass ihm sein Schatz genommen werden könnte; und er deliriert thränenlos in einer grotesken Anrede an das Publicum, sobald die Katastrophe eingetreten ist. Novelli macht daraus eine glänzende, glaubhafte Caricatur. Da ist ferner der Goldoni'sche Zänker Geronte mit dem weichen Herzen. Novelli spielt ihn genügend derb, aber dabei mit einer Grazie und Echtheit im Rococostil, die das Entzücken aller Kunstfreunde bilden müssen. Daneben enthüllt ihm die Eigenart männlicher Betagtheit noch andere Züge, nicht bloß die des Marasmus oder derber Komik, sondern auch die der feinsten Liebenswürdigkeit. So spielt er Papa Lebonnard, den Helden eines recht naiven französischen Boulevardstückes. Das Alter, wie er es hier darstellt, ist vor allem eines: jovial, und das mit einer ganz reizenden persönlichen Note. Es ist klar, dass diesem Schauspieler gerade das naheliegen muss. Er braucht damit nichts als die ergänzende Kehrseite des Harlekins, des Uebermüthigen, das zweite ruhigere Gesicht des Simpaticone, zu geben. Da wird seine scharf geschnittene Miene mit einemmal lang und schlaff und bekommt treuherzige Augen. Und an jeden guten Menschen schmiegt sie sich an, nicht anders als der Kopf eines braven alten Gauls. Etwas typisch Romanisches liegt zugleich in dieser männlichen, [illegible]

ristischen Güte — vergessen wir nicht, dass die Giovialità eine Eigenschaft von bestimmter nationaler Herkunft ist. Etwas typisch Romanisches in diesem Sinne hat die ganze humoristische, persönliche Grundlage seines Spieles, und damit etwas Typisches überhaupt. Das leuchtet immer in ihm auf, und wir sehen ihn darum auch nie hinter seiner Rolle in farbloser Ferne entschwinden, wie andere große Künstler und gerade italienische, wie etwa den in seinen Wirkungen oft verblüffenderen, moderneren Zacconi. Novelli steht immer zugleich als Mensch vor uns da, als ein vollblütiger, heiterer Mensch dieser unserer spielfreudigen Welt. In den Trance einer geheimnisvollen Seelenwandlung versetzt er sich nicht, körperliche Technik und Verstand und Energie der Detailarbeit genügen ihm. Wenn sie auch nicht hypnotisieren, so müssen sie doch, in Verbindung mit einer interessanten Persönlichkeit, fesseln und entzücken.

Nach alledem wird man doppelt gespannt sein, wie Novelli Shakespeare'sche Komödien spielt. Wir sahen ihn als Petruchio und Shylock. Hat er sich sonst damit begnügen können, seine Eigenart in Nuancen sich entfalten zu lassen, so kam hier als kleines Plus, etwa als letztes Viertel, noch eine Forderung hinzu: seine Eigenart der unerbittlichen Gestaltung eines Dichters unterzuordnen. Nun, in diesem letzten Viertel — wir wollen es zum Schluss nicht verhehlen — versagte Novelli. Als Petruchio gab er immerhin so viel prächtige Laune und so glänzend stilvolle Einzelheiten, dass man die eigenmächtige Verschiebung der dramatischen Linien hinnehmen konnte. Aber als Shylock zerstörte er mit der Perspective des Stückes zugleich die Shakespeare'sche Figur, die er spielen sollte. Das war ein ungedichteter Shylock: mit einem Jammerausbruch über Jessicas Flucht, wie ihn Shakespeare nie geschrieben hat, mit einer breiten Beherrschung der Scene und des ganzen (um einen Act grausam verkürzten) Stückes, die der Dichter dieser Helldunkelfigur nie eingeräumt hat. Nicht um die Pietätlosigkeit gegenüber dem Dichter handelt es sich dabei, die allein würden wir nicht beklagen. Um die schauspielerische Gestaltung handelt es sich, die unter solchen Umständen ihre volle Höhe nicht erreichen kann. Wenn wir den „Kaufmann von Venedig" lesen, erhält Shylock in unserer Phantasie seine völlig abgegrenzten Größenverhältnisse, sein völlig abgegrenztes Tempo, und darin liegt der Haupttheil seiner Charakteristik. Indem der Schauspieler darauf verzichtet, verzichtet er auf das Beste: auf unsere Befriedigung im Sinne des Dichters. Unleugbar hat Shakespeare gegenüber den mittelalterlichen Quellen, denen er den Stoff entnahm, den Wucherer menschlich gehoben, freundlicher getönt, und der Schauspieler mag darin wirklich den Ansatz zu einer eigenen Judentragödie finden. Aber Shakespeare hat dafür sein wohlerwogenes Maß, und der Darsteller wird, wenn er wirklich nachgestalten will, darüber nicht hinausgehen. Niemals bricht im Shakespeare'schen Shylock eine völlig menschliche, reine Tragik aus. Erst im dritten Act lässt ihn der Dichter wieder auftreten und sein Vaterunglück in einem flüchtigen Gespräch, einem Wortwitz überdies, beklagen. Sein Zusammentreffen mit Tubal, der ihm Nachrichten von Antonio und nichts Neues von Jessica mittheilt, gipfelt in einer geradezu komisch gedachten Scene. Alles das müsste dem Schauspieler charakteristische Züge geben. Novelli hat in seiner Neufassung davon keinen Gebrauch gemacht. Schade. Je größer und packender er seine Kunst in ihrer Form wirken ließ, destomehr entfernte er sich vom Dichter. Desto problematischer wurde uns am Ende doch das Verhältnis zwischen dem großen Bühnentemperament und dem, was wir Deutsche zumal moderne Schauspielkunst nennen.

Alfred Gold.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Es ist doch ein unglaublich interessantes Ländchen, dieses Oesterreich, besonders wenn der Reichsrath wieder angeht. Wieviel fader es doch in anderen Ländern zugeht! Da hat man vor allem eine stabile Regierung. Diese Regierung hat ein sicheres Programm. Auf dieses Programm ist eine compacte Majorität eingeschworen. Die Opposition ist wirklich nur die Minorität. So sicher es ist, dass die größere Zahl größer ist als die kleinere, so sicher ist es, dass bei der Abstimmung die Majorität größer sein wird als die Minorität, dass die Majorität also ihren Willen durchsetzen und dass somit das Programm der Regierung durchgeführt werden wird. In solchen langweilig gesunden Ländern weiß man in der Hauptsache immer schon eine geraume Weile voraus, was schließlich im Parlament geschehen wird. Bei uns weiß man gar nichts. Die Regierung ist weder stabil noch hat sie ein Programm. Die Majorität ist weder compact, noch hat sie ein Ziel. Und die Opposition ist nicht immer in der Minorität, sondern zuweilen in der Majorität. Die politische Situation ist eine Gleichung mit lauter Unbekannten, die unendlich viele Lösungen zulässt, von denen nur keine einzige eine wirkliche Lösung ist.

*

Selbst der beste politische Rechenmeister wäre nicht imstande, auch nur ungefähr vorauszubestimmen, wie sich die Politik dieses Landes in den nächsten Tagen oder gar Wochen entwickeln wird. Dazu müsste man schon ein Prophet sein, und auch der würde sich wahrscheinlich irren. Wenn heute der alte Jeremias aufstünde und sich auf den Trümmern Oesterreichs kläglich niederließe, wüsste er [illegible] nichts Neues zu verkünden. Denn die Wege des Herrn Dr. v. Koerber sind so unerforschlich wie das ewige Welträthsel. Wer kann wissen, ob er sich doch endlich entschließen wird, ein Sprachengesetz dem Reichsrath vorzulegen? Und wenn ja, ob es eines nach czechischem oder nach deutschem Recept sein wird? Und selbst wenn wir das alles schon wüssten, wären wir mit unserer Ignoranz noch lange nicht zu Ende. Denn, wer weiß, was die Jungczechen zum Beispiel in diesem oder jenem Fall thäten? Es ist möglich, dass sie obstruieren, wenn und weil kein Sprachengesetz vorgelegt wird. Es ist aber ebenso gut möglich, dass sie obstruieren, wenn und weil ein Sprachengesetz vorgelegt wird. Es ist möglich, dass sie auf ein Sprachengesetz hin obstruieren, wenn und weil es ihnen zu deutschfreundlich ist. Es ist aber auch möglich, dass sie auf ein czechenfreundliches Sprachengesetz hin obstruieren, weil sie den Ruhm eines solchen einer eigenen Parteiregierung vorbehalten. In jedem dieser Fälle wieder ist es möglich, dass sie ernstlich obstruieren, um die Regierung zu stürzen. Es ist aber auch möglich, dass sie nur zum Schein obstruieren. Es ist möglich, dass sie mit einer solchen Scheinobstruction nur die Regierung täuschen wollen, um ihr irgend etwas zu erpressen. Es ist aber auch möglich, dass sie damit ihre Wähler täuschen wollen, um der Regierung nicht wehthun zu müssen. Und wie wird sich in jedem dieser Fälle die Regierung, wie werden sich die Parteien der Majorität, wie werden sich die Parteien der Minorität verhalten? Für jede von ihnen gibt es zu jedem der möglichen Fälle mehrere mögliche Methoden. Bei Gott und unter dem Regime Koerber ist eben alles möglich. Nur eines nicht: dass Ehrlichkeit in diesem Lande regiert.

*

Einen großen Erfolg hat das Eisenbahnen-Investitionsprogramm der Herren v. Koerber und v. Wittek schon jetzt errungen. So rühmen die Officiösen. Die Polen, Slovenen und Rumänen haben sich nämlich schon jetzt für das Investitionsprogramm erklärt. Die Bewohner der passiven Provinzen, denen die anderen Provinzen einige kostspielige Eisenbahnbauten schenken sollen, haben sich also jetzt schon bereit erklärt, das Geschenk anzunehmen. Nur die Bewohner der activen Provinzen, die das Geld für die anderen hergeben sollen, z. B. die Deutschen und die Czechen in Böhmen sind noch nicht dafür gewonnen, den anderen Provinzen ihre Eisenbahnen zu bezahlen. Wahrlich ein Erfolg! Aber nicht so sehr der vereinten Weisheit von Koerber und Wittek, als vielmehr des alten Sprichworts, welches sagt, dass Nehmen seliger ist denn Geben.

*

Das ist so heilig wie Amen im Gebet, dass Herr v. Wittek, unser gewissenhafter Eisenbahnminister, jedes Jahr eine Inspectionsreise unternimmt, und zwar jedes Jahr im Frühling, und in jedem Frühling nach Dalmatien. Die hundert und etliche Kilometer Eisenbahnen, die wir in diesem Frühjahrsausflugland haben, sind, seit Herr v. Wittek Minister heißt, sicher die meist inspicierte Eisenbahnstrecke auf der ganzen Welt. Dort nimmt er es, was Streckenkenntnis betrifft, heute schon mit jedem Bahnwächter auf. Nur die übrigen zehntausende von Kilometern des österreichischen Eisenbahnnetzes hat Herr v. Wittek noch nie inspiciert. Doch ihm kann man daraus sicherlich keinen Vorwurf machen. Denn bei seiner Gewissenhaftigkeit wird wohl kein gerechter Beurtheiler bezweifeln wollen, dass er auch die übrigen Eisenbahnstrecken Oesterreichs so eifrig inspicieren würde wie die dalmatinischen, wenn die betreffenden Provinzen dieselben klimatischen Annehmlichkeiten gewähren würden wie Dalmatien. Und für das unliebenswürdige Klima der übrigen Provinzen wird man, selbst bei strengster Auslegung des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes, Herrn v. Wittek schlechterdings nicht verantwortlich machen können.

*

In anderen Ländern pflegt man zu sagen, der Parlamentarismus habe sich überlebt. Bei uns aber wird unseren zahlreichen Parlamenten die ihnen eingeräumte jährliche Lebensdauer immer zu kurz, sie sterben, ehe sie ihre geschäftlichen Lebensfunctionen vollständig erledigt haben, und müssen immer wieder zu neuem Leben einberufen werden, um nachzuholen, was sie im vorigen nicht zu Ende führen konnten. Das ist alljährlich die Geschichte des Reichsrathes und das jetzt auch schon die Geschichte der Landtage. Man kann daher bei uns eher noch sagen, dass hier der Parlamentarismus unterlebt.

*

Seine Gegner lieben es, dem Dr. Lueger nachzusagen, dass er nur gerade gescheit genug sei für die „Barrièrestöcke" und die „Kerzelweiber", die seinen Anhang bilden. In den letzten Tagen hat er aber gezeigt, dass er auch noch für andere Leute gescheit genug ist. Ihm handelte es sich darum, jetzt, knapp vor den Wiener Gemeindewahlen, in Lehrerfreundlichkeit zu machen, um ein paar Lehrer wieder für sich zu gewinnen, die die Lehrerfeindlichkeit der christlichsocialen Partei in den letzten Jahren in das Lager seiner Gegner getrieben hatte. Aber kosten sollte der Scherz den Dr. Lueger und seine Leute nichts. Was thun? Dr. Lueger inscenierte im niederösterreichischen Landtag eine Komödie. Er stellte einen lehrerfreundlichen Antrag, begründete ihn mit aufgelegtem Pathos und ließ sich dann mit seinen Wiener Landtagscollegen von seinen ländlichen Parteigängern prompt niederstimmen. Zur Erhöhung des Effects erlaubte sich Dr. Lueger zum Schluss noch den Scherz, seinen ländlichen Parteigenossen, Abgeordneten Bandlinger wegen seiner lehrerfeindlichen Abstimmung zu beschimpfen und der gesammten ländlichen christlichsocialen Abgeordnetenschaft mit wohl geschauspielertem Pathos Rache zu schwören. Wie gut ihm diese Kriegslist gelungen, lehrte nächsten Tags schon ein Blick auf die dem Dr. Lueger feindlichen Blätter. Die „Neue Freie Presse" leitartikelte von einer „Empörung der Barrièrestöck-Partei" gegen ihn, die „Arbeiter-Zeitung" constatierte eine „unzweideutige Niederlage", die sie auch flink mit der allein seligmachenden Classenkampftheorie begründete, und selbst die „Ostdeutsche Rundschau" glaubte ein „Wunder" zu sehen. Das wahre „Wunder" hätte sie erst gesehen, wenn sie den Dr. Lueger an diesem Tag bei der Lectüre der gegnerischen Blätter beobachtet hätte. So herzlich hat er sicher noch selten gelacht, als er da las, wie seine liberalen, radicalnationalen und socialdemokratischen Gegner ihm plötzlich seine Lehrerfreundlichkeit bezeugten, nur um sich einen Augenblick an dem

Gedanken einer Niederlage des Dr. Lueger weiden zu können. Nein, entweder ist Dr. Lueger nicht nur für Barrièrestöcke und Kerzelweiber gescheit genug, oder aber — es gibt Barrièregeister und Kerzelgehirne auch außerhalb seiner Partei.

### Volkswirtschaftliches.

Vor einigen Tagen fand hier die Generalversammlung der Priv. bosnischen Landesbank statt. Die Bosnische Landesbank war gegründet worden, um den seit der österreichischen Occupation von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft übergehenden Provinzen als Geld- und Creditquelle zu dienen, den Grundbesitzern Hypothekarcredit, den Kaufleuten Wechsel- und Conto-Correntcredit zu gewähren, durch Vermittlung des Warenhandels die Handels- und Exportthätigkeit des Landes zu heben, neue industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen u. s. w. Damit die Bank diese Aufgabe erfülle, waren ihr von der bosnischen Regierung die ausgedehntesten — nach mancher Richtung gar nicht zu rechtfertigende — Sonderrechte und Begünstigungen verliehen worden. Welchen Gebrauch die Bank von diesen Vorrechten, welche ihr ein geradezu concurrenzloses Wirken in den occupierten Provinzen gestatten, gemacht hat, das hätten die Actionäre in der letzten Generalversammlung von einem Actionär, einem großen bosnischen Kaufmann, erfahren können. Derselbe war eigens zu diesem Zwecke nach Wien gereist. Er wollte ausführen, dass die Bank gar nichts mache, dass die Leitung derart faul und unfähig sei, dass sie nur die gebratenen Tauben, welche ihr durch die Privilegien in den Mund fliegen, zu verzehren geruhe; im übrigen aber für die Bank und für die Bedürfnisse des Landes so gut wie nichts leiste. Die Ziffern des Geschäftsberichtes und der Bilanz bestätigen dies. Die letzte Bilanz weist einen Reingewinn von fl. 380.000 auf das eingezahlte Actiencapital von 4 Millionen aus. Darin ist der Gewinn aus der Hypothekarabtheilung inbegriffen, welcher mit fl. 44.000 in der Bilanz figuriert. Die Bank hat circa 2½ Millionen 5½procentige und circa 5·8 Millionen 5procentige Pfandbriefe ausgegeben. Bedenkt man, dass der landesübliche Hypothekarzinsfuß mindestens 6½ bis 7 Procent beträgt, also eine Marge von 1½ Procent über die Verzinsung der Pfandbriefe besteht, so müssten an Hypothekarzinsen ohne Provisionen mindestens fl. 120.000 netto verdient werden. Offenbar ist also obiger Nutzen aus der Hypothekarabtheilung nicht der ganze, sondern es steckt noch ein großer Theil oder die ganzen Hypothekarzinsen in der Bilanzpost Zinsen, welche fl. 320.000 beträgt. Das eigene Capital mit Reserven von circa 4·6 Millionen muss in Bosnien mindestens 6 Procent abwerfen, was circa fl. 275.000 ausmacht; man muss rein glauben, dass die 7 Millionen fremde Einlagen, größtentheils Regierungsgelder, die nach Angabe jenes Actionärs mit 3 Procent verzinst werden und welche im Contocorrent, in Wechseln 2c. angelegt sind, gar nichts getragen haben. Ebenso gering sind die anderen Gewinne, welche fl. 118.000 betragen und in denen der Gewinn am Tabakmonopol, alle Provisionen, Effecten- und Warengewinne 2c. enthalten sind. Der Actionär zweifelt daher nicht, dass viel mehr verdient sein muss, als die Bilanz ausweist und die Ziffern scheinen ihm recht zu geben. Aber noch mehr beklagt sich der Actionär, dass die Bank so wenig Geschäfte macht. An Hypotheken seien im ersten Jahre 2½ Millionen hergeliehen worden, im zweiten 1½, im dritten 1·2 und im Vorjahre nur mehr 0·9 Millionen Gulden. An Wechseln sind im ersten Jahre 11·8 Millionen escomptiert worden, im zweiten nur mehr 9½ Millionen, seither wird die Escomptesumme nicht mehr ausgewiesen, aber das Portefeuille betrug Ende 1899 nur 1·3 Millionen Gulden für die mit 4 Millionen Capital und mit 4 Filialen und 13 Expedituren arbeitende Bank eine sehr geringe Summe, wenn man bedenkt, dass die kleine, mit einem Actiencapital von 80.000 Gulden arbeitende Sparcasse in Banjaluka ein Portefeuille von fl. 570.000 hat. Der Actionär erklärt auch, woher es komme, dass die Bank so wenig Geschäfte mache. Die Direction sei faul und unfähig, kümmere sich nicht um das Geschäft, die Bank arbeite sehr unsolid, Zahlungen, welche die Bank zu leisten hat, werden erst zwei, drei Tage nach Fälligkeit geleistet, die leitenden Beamten seien hochmüthig; zwei große Kaufleute, welche in Geschäften in eine Filiale kamen, habe der junge Leiter hinauswerfen lassen, weil sie ihn auf der Straße nicht zuerst grüßten u. s. w. In der Pfandabtheilung werde unglaublich gewuchert; wenn aber ein ordentlicher Kaufmann Credit verlange, so bekomme er ihn sehr schwer. Die Beamten der Bank werden elend bezahlt. Aus all diesen Gründen herrsche eine ungeheuere Erbitterung gegen die Bank in der Bevölkerung, man könne und man wolle nicht mit ihr arbeiten. Die Kaufleute sind im Begriffe, eine neue Bank zu gründen, man wolle sich an die Regierung wenden, damit sie die im nächsten Jahre theilweise ablaufenden Privilegien nicht erneuere, da diese Privilegien der Bank doch nicht gewährt sind, um sie einen mühelosen Gewinn aus dem Hypothekargeschäft und den Regierungseinlagen ziehen zu lassen, sondern damit für den Wohlstand des Landes etwas geleistet werde. Um wenn möglich Abhilfe durch rechtzeitige Warnung zu schaffen, ist der als Actionär wie als Geschäftsmann gleichmäßig geschädigte Kaufmann nach Wien gereist und wollte seine Beschwerden in der Generalversammlung vorbringen. Da kam er aber gut an. Hatte er die Segnungen der Cultur, welche Oesterreich durch die vom Wiener Bankverein gegründete Bank in Bosnien verbreiten soll, was geschäftliche Fähigkeit und Pflichterfüllung betrifft, in seiner Heimat kennen lernen können, so sollte er hier erfahren, wie das freie Wort in Westeuropa geschützt wird. Obwohl die Sachen, die er vorzubringen hatte, die Actionäre und die Verwaltung einigermaßen interessieren konnten und obwohl er seine Beschwerden streng sachlich und ruhig vorbrachte, wurde er von der Verwaltung fortwährend unterbrochen, am Reden gehindert und von Director Moriz Bauer und seinen Cumpanen in ungeziemender Weise angerempelt und beschimpft. Seine Lehrzeit war damit aber nicht beendigt. Er der oft bedauert hatte, dass es in Bosnien keine freie Presse gibt, musste noch erfahren, wie die freie Presse in Wien ihres Amtes waltet. Er, hatte gehofft, wenigstens in den Zeitungen seine Beschwerden abgedruckt zu finden. Er hatte die Rechnung ohne die servile Wiener Tagespresse gemacht, die auf das Geheiß des Herrn Director Bauer mit Ausnahme des „Neuen Wiener Journals“ sein Auftreten in der Generalversammlung vollkommen verschwieg. Der gute Bosniake wird die Reise trotzdem nicht umsonst gemacht haben, da er wenigstens einige Kenntnisse über die Wiener Finanz- und Pressverhältnisse erworben haben dürfte.

### Kunst und Leben.

Das Burgtheater gab Donnerstag mit dem „Misanthrop“ und „Tartüff“ einen Molière-Abend. Es ist nicht viel darüber zu sagen. Denn was Stoff zur Betrachtung geben könnte, wenn es fehlte, gerade das war da und nahm Kenner und Laien in gleich milder, lautloser Umarmung gefangen: Stil. Wenigstens in der ersten Hälfte, im „Misanthrop“. Dazu trugen die zierlichen Reime der Fulda'schen Uebersetzung — „deutsche Verse“ sollte sie der Zettel freilich nicht nennen — das ihrige bei, ferner die Inscenierung nach Pariser oder zumindest Münchener Muster, und vor allem die Hauptdarsteller selbst. Kainz und Fräulein Witt waren Alceste und Celimene, wie man es nicht wirksamer, ausgeprägter, schärfer sein kann. Er ein Stürmer mit männlich kraftvollem, unerschütterlichem Blick, dabei biegsam und flink in seiner herrlichen Redekunst, die er wie eine Damascenerklinge blitzen und treffen lässt. Seine Partnerin eine augenblendende Puppe mit einem Kindergesicht, einer Kinderstimme und einem leichten, unschuldig-schuldigen Kinderherzen. Das Zusammenspiel dieser beiden hat fasciniert, und die Umgebung war stilvoll genug, zurückzutreten. Der lärmendere „Tartüff“ musste darnach ermüden. Herr Kainz gab den Heuchler in geistreicher Maske, mit einer recht lüsternen Rüsselnase im Spitzbubengesicht, und er gab ihm den schmachtenden, weinerlichen Ton, den er seinen jugendlichen Liebhaberrollen entlehnen konnte Aber er wurde eintönig, und mag er vielleicht auch mit Recht einen Theil dieser Schuld auf das Stück übertragen, ein Theil bleibt ihm.

A. G.

•

Das Familiendrama „Felix“ von Frau „Hermann Dahl“, das am 28. April im Deutschen Volkstheater gegeben wurde, schildert „die Leiden der Familie Leonhard“ und gipfelt in der Moral: Ein Kaufmannssohn, der kein Geld hat, soll nicht in einem adeligen Regiment dienen. Gegen dieses ethische Gebot hat Felix gesündigt, und alles andere ist nur Strafe für die schuldvolle Familie, den schuldenvollen Sohn und das unschuldige Publicum. Zu Rangierungszwecken kehrt Felix für einige Urlaubswochen in den Schoß der Familie zurück. Heirat oder Pump ist seine Devise. Aber statt in die heiratsfähige Freundin seiner Schwester verliebt er sich in die zufälligerweise bereits verheiratete Frau eines Majors, und mit dem Familienpump lässt sich die Sache auch nicht glücklich an. Kaum dass Felix gelegentlich bei Tische von ein Paar hundert Mark spricht, die er auf dem Altar militärischer Collegialität geopfert, macht die Mutter schon einen Riesenscandal und trägt der erstaunten Familie die Weinflasche davon mit der Begründung, dass so arme Leute keinen Wein trinken dürfen. Mehr Glück hat Felix beim Vater. Schon athmen wir erleichtert auf, da dieser sich bereit erklärt, dem Felix 6000 Mark, die er verlangt, zu geben; aber da hierauf der Vorhang nicht sofort fällt, beginnen wir gleich von neuem zu zittern. Und richtig, Felix war so zartfühlend, dem Vater nur einen Theil seiner Schulden einzugestehen! In der Liebesscene mit der Majorin, der Felix außer seinem vollen Herzen auch seine leere Tasche enthüllt, winkt uns ein neuer Hoffnungsstrahl. Madame hat Ersparnisse und wäre nicht abgeneigt — aber nein, so etwas thut Felix nicht und dann hat Madame auch nur 8000 Mark Ersparnisse, Felix aber 18.000 Mark Schulden. Und Felix mag sich zu seinem Heroismus, mit dem er die 8000 Mark ausschlug, nur beglückwünschen, denn er erhält Gelegenheit zu einem erschütternden Einblick in die Finanzgeschichte dieser Ersparnisse. Der Herr Major kommt unvermuthet (wenigstens unvermuthet für Felix und die Majorin) nach Hause, Felix muss auf den Balkon flüchten und von dort mitansehen, wie der Herr Major der Frau Majorin zuerst einen Thaler, und da dieser Betrag auf sie nicht den gewünschten Eindruck macht, noch weitere 80 Mark schenkt, damit sie „nett“ mit ihm sei 8000 : 83 = 96.38. Diese Rechnung gefällt Felix nicht, er entsagt freiwillig der Majorin, bekommt infolge der Balkonscene eine Lungenentzündung und stirbt. Wenn nur der Major nicht gekommen wäre! Vielleicht hätte sich doch alles gemacht: 6000 + 8000 = 14.000, und die restlichen 4000 hätte ja die Frau Majorin inzwischen auf ihr Geschäft aufnehmen können. — Ja, so geht es, wenn Frau Martin modern werden will!

B.

•

Nach den bisherigen Aussichten zu schließen, scheint der Jahrgang 1900 im Wiener Conservatorium ein besonders guter werden zu wollen. An schönen, ausgiebigen Stimmen lässt er wenig zu wünschen übrig, einige übersteigen schon jetzt das Mittelmaß gewöhnlicher Erwartungen. In der Opernschule überragen die Leistungen der Damen, wie gewöhnlich, die der Herren. Am wenigsten Sorgfalt ist bisher offenbar dem Spiel zugewendet worden. Auch das Vorkommen von Sprachfehlern — abgesehen von schlechter Aussprache — ist merkwürdig häufig. Den schwächeren Schülern und Schülerinnen sind meist zu schwierige Aufgaben zugetheilt worden, wodurch sie in ein doppelt ungünstiges Licht gestellt

wurden. Eigenmächtige Aenderungen des vom Componisten vorgeschriebenen Parkes sollten in einer Schule unbedingt strengstens vermieden werden; desgleichen Wiederholungen einzelner Stücke, die den Totaleindruck regelmäßig stören. Nicht früh genug können Schüler daran gewöhnt werden, höheren ästhetischen Principien kleine Einzelerfolge unterzuordnen. Das setzt freilich voraus, dass die Lehrer selbst den richtigen Sinn dafür haben. Größere Ensemblesätze waren leider selten. Das Orchester hielt sich im allgemeinen recht wacker. Unter den Geigern wäre eine präcisere Einheit des Bogenstrichs noch besonders zu studieren. Nach diesen Richtungen hin gäbe es also bis zu den Schlussprüfungen immerhin noch viel zu thun. Bis zu diesem definitiven Ergebnis wollen wir mit dem Urtheil über Einzelleistungen zurückhalten. R. W.

*

Zu der in der vorigen Nummer der „Zeit" enthaltenen Pro domo-Erklärung des Herrn Prof. Muther erhalten wir von Herrn Dr. Georg Brandes folgende Zuschrift:

„Kopenhagen, 30. April 1900.

Hochgeehrte Redaction!

Zu meinem Staunen sehe ich meinen Namen in einem Artikel von Herrn Dr. Richard Muther genannt, in dem er einen anonymen Angriff in einem dänischen Blatt abwehrt. Ich sehe gleichzeitig, dass mehrere deutsche Blätter mich als „muthmaßlichen Autor" jenes Artikels schon angeführt haben. Es ist nicht möglich, alle die Dummheiten zu berichtigen, die jahraus, jahrein in der europäischen Presse über Einen gedruckt werden. In diesem Fall ist aber die Dummheit etwas stärker als sonst, da ich nie in meinem Leben einen anonymen Angriff geschrieben habe.

Ich erkläre also kurz und gut, dass ich jenen Artikel weder geschrieben, noch inspiriert, noch überhaupt gelesen habe.

Hochachtungsvoll

Georg Brandes."

## Bücher.

Ignaz v. Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. I. Band: Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799—1837. II. Band: Vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit 1837—1849. München, C. H. Beck, 1899.

Vom Künstler ersten Ranges darf man sagen, dass er für die Ewigkeit schaffe; der Mann der Wissenschaft verfällt in dem Grade, als sein Wirken mit den geistigen Strömungen seiner Zeit verflochten ist, dem Verhängnis dieser Strömungen; sind sie doch nicht allein vergänglich, sondern kurzlebig und dem Umschlag in ihr Gegentheil unterworfen. Geradezu tragisch aber darf man das Schicksal eines großen Geistes nennen, der sich vor seinem Scheiden gestehen muss, dass er mit all seiner Mühe und rastlosen Arbeit das Gegentheil von dem erzielt hat, was er wollte. Wiedergeburt der katholischen Theologie aus dem Geiste der modernen Wissenschaft, Wiederherstellung der einen Kirche der apostolischen Zeit in einer deutschen Nationalkirche, das waren die großen Ziele Döllingers. Die Herrschaft einer verknöcherten Scholastik, die Auslieferung der deutschen Kirche an das für absolut erklärte italienische Papstthum, die politische Herrschaft dieses wiedergeborenen Katholizismus im neuen deutschen Reiche — das ist's, was er erreicht hat. Nicht seiner Wirksamkeit ausschließlich ist dieses Ergebnis auf Rechnung zu setzen, es haben viel tausend einzelne Männer, es haben alle Culturvölker an seiner Herbeiführung gearbeitet, aber er ist der größten einer, die das Werk zuerst durch leitende Mitarbeit und dann nicht minder durch ihren Kampf dagegen gefördert haben. Ein treuer Jünger, Professor Friedrich, hat der Feier der Erinnerung an den vor 100 Jahren Geborenen die ersten Bände einer Biographie gewidmet, die, soweit sie vorliegt, nach Inhalt und Form vollkommen befriedigt; die warme Begeisterung des Autors beeinträchtigt an keiner Stelle die Objectivität der Darstellung. Es ist ein großes, ein wichtiges Stück der Geschichte des 19. Jahrhunderts, das uns hier entrollt wird, denn Döllinger ist zwar der größte Bücherfreund und Bücherkenner seiner Zeit, aber nichts weniger als ein Bücherwurm gewesen, sondern hat in alle geistigen Kämpfe der Culturwelt thatkräftig eingegriffen. —e—

Moritz Edler von Angeli, k. u. k. Oberst: Altes Eisen. Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren. Stuttgart und Leipzig, 1900, Cotta.

Ein ungemein lesenswertes, sehr interessantes und unterhaltendes Buch! Ein alter Soldat erzählt einen Theil seiner Erlebnisse im Frieden und im Kriege, er ist viel herumgekommen, hat scharf beobachtet und schreibt ganz vortrefflich. Wir lernen mit Herrn v. Angeli das heutige Rumänien, Italien und Polen auf seinen Kriegszügen kennen, und er erweist sich als vortrefflicher Schilderer; namentlich über Polen, das der Berichterstatter aus eigener Anschauung kennt, existiert kaum etwas Besseres. Wir wollen allerdings nicht verhehlen, dass die Farben zuweilen etwas dick aufgetragen sind und die erzählten Begebenheiten und Erlebnisse manchmal etwas „gepfeffert" schmecken, auch manche Späße und Anekdoten vielleicht nicht mehr ganz neu sind, im ganzen aber unterhält man sich königlich beim Lesen und kommt ganze Seiten hindurch aus dem Lachen nicht mehr heraus. Für den [illegible] der Leser ist [illegible]; [illegible], sich überall [illegible] in den [illegible] [illegible] nicht zu finden, in dem das Buch geschrieben ist, aber immer lebhaft [illegible] Eindruck. [illegible] hier vom Anfang und Denken [illegible] Zeiten und [illegible] der Armee jener Zeit [illegible]. Besonders in [illegible] ist das Buch geradezu ein [illegible] Beitrag zur [illegible]; nicht dass der Verfasser große Ereignisse aus der Nähe mit angesehen oder gar an ihnen theilgenommen hätte, [illegible] von 1859 [illegible] keine Gelegenheit, den Krieg kennen zu lernen und der Magyaren wie den

von Angeli mit seiner Truppe nicht zur Stelle, denn er war „abgekommen"; bei Solferino kam er ebenfalls nicht ins Feuer. Aber dafür schildert er liebevoll und eingehend das Denken und Empfinden der Armee während dieser zum Theil ruhmlosen, zum Theil widrigen Ereignisse und theilt eine Menge charakteristische Züge über das österreichische Heer jener Tage mit. Insofern ist das Buch wirklich von einem gewissen geschichtlichen Wert. Aufgefallen ist uns nur die oft schneidende Schärfe der Kritik, welche der bisher nur von seinen im Auftrage mehrerer Erzherzoge verfassten geschichtlichen Werken bekannte Verfasser beinahe immer der damaligen österreichischen Politik und Heeresleitung gegenüber an den Tag legt; es ist häufig zu erkennen, dass sich da ein gewisser Pessimismus findet, den der Herr Verfasser bis heute nicht los geworden ist. Von dieser Seite kannten wir Herrn von Angeli noch nicht; dafür wird aber dieses Werk von allen seinen Schriften wohl am meisten gelesen werden. pr. o.

Dr. Friedrich Noack: Italienisches Skizzenbuch. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1900. 2 Bände.

Ich stehe nicht an, Noacks „Skizzenbuch" zu dem Besten zu zählen, was seit langer Zeit über Italien geschrieben worden ist. Es ist ein durchaus ehrliches Buch, denn obwohl der Verfasser sich fast auf jeder Seite als begeisterten Freund des schönen Landes ausweist, ist er doch nirgends der unkritischen und häufig durch und durch verlogenen Schwärmerei verfallen, hinter der sich Unwissenheit oft mit anmuthigem Geschick zu verbergen weiß. Der erste Band des „Skizzenbuches" behandelt das Leben und Treiben im heutigen Rom in Aufsätzen, die dem Leser der „Kölnischen Zeitung" aus deren Sonntagsbeilage wohlbekannt sind; der zweite Band enthält Streifzüge durch das italienische Festland sowie durch Sardinien und Sicilien. Literarisch wertvoller und inhaltlich bedeutsamer ist der zweite Band, in dem die unter dem Gesammttitel „Ein armes reiches Land" veröffentlichten Aufsätze wegen der ernsten Erörterung der agrarischen und socialen Zustände Siciliens besondere Beachtung verdienen. In den Streifzügen durch Sardinien wird das sociale Moment nur gestreift. Hier tritt das landschaftliche in den Vordergrund, und man muss dem Verfasser zugeben, dass er die wilde Romantik der Insel mit Künstleraugen erschaut hat. Scharfe Beobachtungsgabe und ein liebenswürdiger, aufdringlicher Geistreichelei abholder Humor kennzeichnen Noacks Darstellungen des Lebens und Treibens im heutigen Rom. Zumal die Aufsätze über die römische Donna, die Spesa und die Jettatura werden jeden Kenner der Verhältnisse freundlich anmuthen, und fast überall wird dieser seine eigenen Erfahrungen bestätigt finden. M. G.

Gustav Wied: Die von Leunbach. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. München bei A. Langen 1900.

Unsere Blüte der modernen Dichtung hat wie kaum eine zweite Epoche der Literatur eine wunderbare Entfaltung und Vertiefung des erotischen Romanes zur Folge gehabt. Jede Nation hat Meisterwerke dieser Art geschaffen. Die berauschendsten, merkwürdigsten, subtilsten erotischen Kunstwerke entstanden ohne Zweifel in den nordischen Literaturen. Man denke nur an die Romane Jonas Lies, Kiellands, Björnsons, man denke vor allem an die „Maria" Nansens, an den „Niels Lyhne" Jacobsens, an „Victoria" und „Pan" Hamsuns, an „Albertine" von Krogh und an die wilden Beichten August Strindbergs ... Dieser neue Roman eines neuen (aber durch Skizzen doch schon bekannten) dänischen Dichters bringt eine neue Note in das erotische, moderne Kunstwerk des Nordens: Humor, Sarkasmus, wenn man will Cynismus. Er schildert die Ehe eines Landbarons, des letzten Sprösslings derer von Leunbach. Der dicke, ungeschlachte, verbauerte, einfältige Edelmann heiratet eine Mondäne, die ihn nicht liebt aber als ökonomische Versicherung ausnützt. Aus der Gegenüberstellung dieser zwei Menschen in ihren erotischen Bedürfnissen entwickelt sich eine Fülle von interessanten beobachtens- und mittheilenswerten Lebenscomplicationen. Gustav Wied vermeidet in den psychologischen Skizzierungen seines Themas und seiner Helden jede Sentimentalität, jeden Lyrismus, der bei dem erotischen Kunstwerk gewiss auch den vorsichtigsten Fingern leicht entschlüpft. Manchmal übertreibt er diese löbliche Tendenz: Sarkasmus wird zur Brutalität, Humor zum Cynismus, Ironie zur Frechheit. Aber der Grundstock und Aufbau des Werkes ist in tadelloser Meisterschaft gelungen. M. M.

## Revue der Revuen.

Recht eingehend beschäftigen sich die „Grenzboten" in den Aprilheften mit der Frauenfrage. Sie citieren zwar Treitschke, der die ganze Emancipationslehre einfach verrückt nennt und die freilich nicht neue Forderung aufstellt, statt den Erwerbskreis der Frau zu erweitern, lieber dafür zu sorgen, dass Frauen überhaupt nicht zu erwerben brauchen, dass jeder Fabriksarbeiter durch seine Arbeit allein genug erwirbt, um seine Familie ernähren zu können. Sie wünschen zwar die Dienstbotenfrage ausschließlich auf dem Wege innerer Mission der evangelischen Kirche geregelt, sie sehen das Ziel weiblicher Erziehung in der Ausbildung der Mädchen zu „echt weiblichen, gründlich gebildeten, in Religion, Zucht, Sitte und Vaterlandsliebe fest gewurzelten Frauen" und nennen das Mädchengymnasium schlankweg eine Versündigung wider die weibliche Natur, aber sie verlangen dennoch für die Frauen die Zulassung zu den philosophischen und medicinischen Vorlesungen, indem sie betonen, dass jene Mädchen, denen es um eine wissenschaftliche Laufbahn ernst sei, sich die Vorbildung zur Reifeprüfung privatim ebenso verschaffen können, wie viele unter dem Zwange besonderer Lebensverhältnisse stehende junge Männer. Es wäre eine unerhörte [illegible], Frauen von der hervorragenden Begabung einer Sonja Kowalewski die Hörsäle der akademischen Lehranstalten ein für allemal zu verschließen. Nur solle das Universitätsstudium der Mädchen nicht etwas Alltägliches und Landläufiges werden. Vor allem aber gebüre der Frau der Beruf des Arztes, und viele schwere Leiden würden verhindert werden, wenn in den großen Städten wenigstens

einzelne weibliche Aerzte wirken könnten. Das entschiedene Eintreten des conservativen „Grenzboten“ für Frauenärzte ist gewiss beachtenswert.

**„Revue des deux Mondes“**, 2. Aprilheft. Ueber den Einfluss der neuen Literatur Frankreichs auf die jüngste deutsche Dichtung schreibt Ernest Seillière. Er charakterisiert vornehmlich Arno Holz und seinen neuen Rhythmus. Holz weist auf Walt Whitmann als Vorbild hin; warum denn, da er doch offenbar (?) auch Vielé-Griffins „La Cheranchée de Yeldis“ wie Moréas, „Pelerin passionné“ kennt. Frankreich bewahre eben noch immer seine literarische Vorherrschaft in Europa. Und wenn es ab und zu von seinen Nachbarn Anregungen empfange, so zahle sie diese mit Zinsen zurück. Und wie immer man einmal über den Wert der naturalistischen und symbolistischen Richtung in der französischen Literatur denken möge, man muss zugeben, dass durch sie wie durch so viele andere Aeußerungen seines Genies Frankreich die Vorherrschaft in der geistigen Entwickelung der Menschheit bewahrt.

**„Revue blanche“** (März und April). W. Bienstock gibt eine statistische Uebersicht der antimilitaristischen Bewegung in Europa, respective der Fälle von Verweigerung der allgemeinen Dienstpflicht. Die zahlreichste Secte bilden die russischen Doukhobors, die nach Tausenden zähler, und jetzt größtentheils nach Canada ausgewandert sind. In Holland besteht eine analoge Bewegung, die von dem Socialisten Van der Veer angeregt wurde, der auch journalistisch eine starke Propaganda für den Gedanken macht. In Oesterreich ist es die Secte der Nazarener, die wohl bereitwillig den Militärdienst antreten und in den Kanzleien, Bäckereien, Spitälern u. s. w. jeden Dienst versehen, sich aber gegen das Handhaben der Waffen, das ihnen als eine Vorbereitung auf ein Mordhandwerk gilt, hartnäckig weigern, und auch durch die härtesten Strafen nicht zu beugen sind. Unmittelbar daran schließt die „Revue blanche“ einen Artikel von Tolstoi über die Verweigerung der militärischen Dienstpflicht. — Léon Blum discutiert die Gesetzvorlage des Unterrichtsministers Leygues, wornach alle Zöglinge von Convicten gezwungen werden sollen, die drei letzten Gymnasialclassen an einer öffentlichen Anstalt zu besuchen, ehe sie zur Maturitätsprüfung zugelassen werden. Die Regierung hofft dadurch die studierende Jugend den clericalen Einflüssen einigermaßen zu entziehen, während der Verfasser meint, es wäre viel wirksamer auf den im März 1879 von Jules Ferry eingebrachten Gesetzentwurf zurückzugreifen, dessen Artikel 7 allen Geistlichen, die einem „staatlich nicht anerkannten“ Orden angehören, den Unterricht an öffentlichen oder privaten Schulen untersagte; durch diesen Gesetzartikel, der sich in erster Linie gegen die Jesuiten richtete, würde den Einflüssen des Clerus viel wirksamer und nachdrücklicher begegnet werden.

**„Cornhill Magazine“** (Mai). Sidney Lee schreibt über Mr. Benson und sein Shakespeare-Theater. Mr. Benson ist gegenwärtig der einzige Theaterdirector, der sich ausschließlich der Pflege des nationalen, und speciell des Shakespeare'schen Dramas widmet. Er gastiert mit seiner Truppe seit einem Vierteljahr im Londoner Lyceum-Theater und strebt nach Gründung einer ständigen Shakespeare-Bühne. Dort sollen unausgesetzt, aber in beständiger Abwechslung, Shakespeare'sche Werke aufgeführt werden. Die Aufführungen sind musterhaft im Ensemble wie in der Besetzung der untergeordneten Rollen. Benson widerstrebt vor allem einer besonders prächtigen Ausstattung, die den Zuschauer von dem eigentlichen Interesse an der Aufführung ablenkt. Er knüpft an die Phelps'sche Tradition an, die lange in England für unumstößlich galt, seit einigen Jahrzehnten jedoch ganz vernachlässigt wurde. — Sir John Robinson, der seinerzeit englischer Gouverneur in Natal war, erzählt in seinem Beitrage, dass diesem Staat der Ruhm gebühre, die Institution des Bürgermilitärs begründet zu haben. 1854, gleich nach Beginn des Krimkrieges, benützte der damalige englische Gouverneur Pine die kriegerische Begeisterung der Bevölkerung, um in Durban ein berittenes Freiwilligencorps zu organisieren. Es bestand zwar nur aus sechzig bis siebzig Mann, aber es war wohl disciplinierl und hatte einen Rittmeister, einen Lieutenant und einen Fähnrich. Gouverneur Pine war sein Ehrencommandant, und das Corps erhielt bald darauf die Specialbewilligung, sich „königlich“ zu nennen. In einer Ansprache, die der Gouverneur an die Freiwilligen richtete, betonte er, dass sie ein Corps von „Gentlemen“ seien, und ermahnte sie, sich demgemäß aufzuführen; vier Jahre darauf erhielt es auch ein Banner, und schon kurze Zeit nach seiner Begründung bildete sich in Durban ein zweites Infanterie-Freiwilligencorps, für jene Bürger, die über kein Pferd verfügten. So sympathisch sich aber auch die Civilbehörden der Bewegung zeigten, stieß dieselbe bei den englischen Berufssoldaten doch stets auf Feindseligkeit und Geringschätzung. — H. C. Thomson schildert Johannesburg als Festung. Im Gegensatz zu Prätoria, das in einer Thalsenkung liegt, beherrscht das Fort Johannesburg von seinem Hügel aus die ganze Gegend im Umkreis, so dass kein Feind sich ihm von irgend einer Seite unbemerkt nähern kann. Seine Festungswerke bilden dreißig Fuß hohe, schräg abfallende Erdwälle, in deren Innerem sich Wohnräume für Soldaten befinden, und innerhalb der Festungsmauern ist ein so ausgiebiger Brunnen, dass die Gefahr eines Wassermangels auf immer ausgeschlossen ist.

---

# Das Fräulein.

Ein Abschiedsbrief.

Von Gabriele Werner.

Ich bin neunzehn Jahre alt, gesund, der Sohn eines reichen Mannes und habe vor acht Tagen mein Abiturientenexamen glänzend bestanden. Und morgen werde ich sterben. Von hier, von F. aus, werde ich den Aufstieg auf den Hochkopf unternehmen, aber ich werde nicht hinaufkommen. Beim Edelweißpflücken, so wird es wohl in den Zeitungen heißen, bin ich verunglückt, aus jugendlichem Leichtsinn, weil ich keinen Führer mit mir nehmen wollte. Der Schmerz der Meinen wird grenzenlos sein. Aber besser so, als wenn sie erfahren, weshalb ich in den Tod gehen muss, noch bevor ich ins Leben gieng. Du allein, mein liebster Freund von Kindheit auf, sollst erfahren, wie alles zugieng. Dass ich sterben muss, weil mich der erste Schritt ins Leben schon ehrlos machte, und weil ich zurückschaudere vor dem, was ich gethan, aber auch vor dem, was mir, der gleich die erste Probe so schlecht bestand, die lange Zukunft noch bringen würde. Du, der Du jedes Fältchen meines Herzens zu kennen glaubst, wirst mit mir schaudern und wirst es nicht fassen können, wenn ich Dir sage: Ein Weib hat mich in den Tod getrieben, mich, dem bis gestern die Keuschheit seines Körpers über alles gieng. Aber welches Weib ...

* * *

Du kennst ja unsere Familie noch aus der Zeit, da wir beide kleine Jungen waren. Du weißt, dass ich ein Spätling bin, viele Jahre jünger als meine Schwestern, die beide heirateten, als ich noch ganz klein war; dass meine gute Mutter durch ihre Kränklichkeit, mein Vater durch die Fülle seiner Geschäfte nur wenig Zeit für mich übrig behielten. So verbrachte ich meine Kinderjahre unter der Aufsicht einer Kinderfrau, einer ältlichen, gutmüthigen Person, die that, was sie mir an den Augen absehen konnte, und die ich im Grund als meine Untergebene betrachtete, nicht viel anders, als die übrigen Dienstboten des Hauses, die ihr Möglichstes thaten, den kleinen Herrn zu verhätscheln. Als ich der guten Frau Barbara entwachsen war, folgten ein paar Bonnen, derer ich mich kaum erinnere. Und nun — ich mag acht Jahre gewesen sein und nicht zum besten pariert haben — da hieß es, jetzt sollte ich ein wirkliches „Fräulein“ bekommen. Da sehe ich mich denn eines hellen Vormittags sehr schüchtern in Mamas kleinem Salon zwischen den Knien einer schönen, schlanken, ganz schwarz gekleideten Dame, von der ein zarter Veilchenduft ausgeht, die mit einer sehr weißen und gepflegten Hand unter mein Kinn fasst und die Erwartung ausspricht, wir würden gute Freunde werden. Das sollte nun das „Fräulein“ sein. Es wurde mir aber doch nicht recht wohl in der Nähe dieser ganz neuartigen Erscheinung, und als wir allein in unseren beiden ziemlich abgelegenen Zimmern waren, da wäre ich gern nochmals zur Mama zurückgelaufen und hätte um ein anderes Fräulein gebeten. Aber schon hatte mich die kräftige weiße Hand beim Arm gefasst, und ich erhielt den Auftrag, Fräulein behilflich zu sein. Die erste Berührung hatte mir, vielleicht unabsichtlich, weh gethan. Und so imponierte sie mir nicht bloß, sie flößte mir Furcht ein.

Dabei blieb es auch. So kam es, dass diese kühle und herrische Natur, die vom ersten Tag an mit unbeugsamer, mir so ungewohnter Strenge vorgieng, eine geradezu unumschränkte Herrschaft über das empfindsame, vereinsamte Kind ausübte: nicht bloß, dass mir ihre Befehle und Gebote Gesetz waren, gewöhnte ich mich auch bald, ihren Gesichtsausdruck, ihr Stirnrunzeln oder Lächeln, die Bewegungen ihrer Hand zu studieren. Ich glaube gar nicht, dass ihr tyrannisches Verfahren besonderer Grausamkeit entsprang: sie wollte lediglich ihre Stellung so bequem als möglich gestalten, und dazu war es unerlässlich, dass jede Spur von Eigenwille in mir ausgerottet wurde und dass ich ihr blind gehorchte. Nur meinen Ehrgeiz schonte sie wohlweislich aufs sorgsamste: wenn sie mich schlug, was sie nicht selten und nicht gelinde that, so geschah dies in der Abgeschiedenheit unseres Zimmers, und wenn sie mich vor anderen in den Arm kniff, so wusste sie, dass ich lieber den quälendsten Schmerz ertrug, als dass ich diese geheime Züchtigung durch einen Laut verrathen hätte. Für eins bin ich ihr seit gestern dankbar: wie immer damals ihre Beziehungen zu Männern gewesen sein mögen, meine Kinderstube wahrte sie vor allem Fremden und Unreinen, und ob auch die Sinne des Knaben von dem täglichen Verkehr mit dem blühenden Weib nicht unberührt geblieben sein mögen, ihr Verhalten mir gegenüber blieb stets von vollendeter Keuschheit und Unbefangenheit. So gieng es durch Jahre, zumal Meta durch ihre geräuschlose Art, mit mir fertig zu werden, wie durch die Zuverlässigkeit, mit der sie mich während der häufigen wochenlangen Abwesenheit Mamas in Bädern und Curorten betreute, bald auch Mamas unbedingtes Vertrauen erwarb. Ich wurde zu Hause unterrichtet und hatte nur wenig Verkehr. So war ich schon Gymnasiast und lieferte Fräulein noch pünktlich meine Bonbons ab, ließ mich geduldig bei Tische kneifen und war glücklich, ihr allerlei kleine Dienste leisten zu dürfen. Nur einen Rivalen hatte die scheu verehrte Tyrannin in meinem Herzen: den Professor, der meinen Unterricht leitete, einen höchst jovialen älteren Herrn. Noch entsinne ich mich aufs deutlichste meines grenzenlosen Erstaunens, als es eines Tages hieß, der Herr Professor und Fräulein Meta seien verlobt. Und bald darauf entführte der neu ernannte Herr Gymnasialdirector seine junge Frau nach Z., wohin ihr viele schöne Geschenke von Papa und Mama und einige von mir geweinte Abschiedsthränen das Geleit gaben.

Allgemach verblasste ihr Bild in meiner Erinnerung. Nur wenn ich abends im Bette lag und neue, nie gekannte Gefühle in mir lebendig wurden, dann tauchten wohl die Marmorglieder vor mir auf, denen Jahre lang in aller Unschuld mein letzter Blick vor dem Einschlafen gegolten hatte. Aber just im rechten Augenblick erhielten meine Kindheitserinnerungen eine Auffrischung der

hängnisvoller Art. Es mögen nun zwei Jahre sein, ich war ein schon fast erwachsener Schüler, da wurde ich eines schönen Tages in den Salon gerufen. Und da ich eintrete, sehe ich eine schöne, stolze Frau mit strahlenden Augen und blühenden Wangen, die sich mit einem freudigen Ausruf erhebt und mir beide Hände entgegenstreckt. Das war Meta, jünger, frischer, verführerischer als je, denn verführerisch erschien sie mir schon in diesem Augenblick. Sie reichte mir beide Hände hin; und ich hielt diese fein behandschuhten, zart duftenden Hände in den meinen, sprachlos vor süßem Erstaunen, dass mein langsam erbleichendes Nachtbild nun in sonnigem Leben vor mir stand. Und in dem verborgensten Fältchen meines Herzens fürchtete ich mich doch noch ein ganz klein wenig vor ihr. Aber da fühlte ich auch schon einen sanften Kuss auf meiner Stirn, und liebe Worte tönten mir ins Ohr. Und dann blieb Meta bei Tisch, und es wurde sehr gemüthlich. Sie wusste sehr viel Hübsches von ihrem Gatten, dem Herrn Schulrath, und ihrem kleinen Töchterchen zu erzählen. Und während alle, auch die Eltern, in bester Stimmung waren, nahm mir Meta, vielleicht halb im Scherz, das Versprechen ab, sie nach abgelegter Abiturientenprüfung in S. zu besuchen. Sehr verlegen und nachdem die Eltern diesen Vorschlag gebilligt hatten, schlug ich ein. Nach Tisch aber, als Papa ins Comptoir gegangen war, und Mama ihre Mittagsruhe halten musste, da saßen wir allein im Salon. Sie blätterte in einem Album, und ich stand hinter ihr, über ihren niedrigen Stuhl geneigt. Wie eine Erinnerung aus halbvergangener Zeit stieg der Duft ihres Haares, ihres Leibes zu mir empor — was soll ich Dir da sagen. Die kaum erwachten Triebe meiner siebzehn Jahre stiegen mir siedend heiß ins Blut, und da hatte ich einen Kuss auf den weißen Hals, dort wo sich die blonden Nackenlöckchen ringelten, gedrückt. Vielleicht hatte ich das in früheren Jahren oft gethan. Aber da färbte sich der weiße Nacken mit zarter Röthe, und nun wendete sie sich um, fasste meinen Kopf mit beiden Händen und drückte einen langen, langen brennenden Kuss auf meine Lippen. Ihr Gesicht, wie ihr Benehmen war von vollendeter Harmlosigkeit: sie hatte ein artiges Kind geliebkost, nichts weiter. Aber der rosige Nacken und mein an die Schläfen hämmerndes Blut hatten es mir verrathen, dass es doch ein anderes war, als vor fünf Jahren.

* * *

Nun hatte ich (ist dies wirklich kaum eine Woche her?) mein Examen glänzend bestanden und sollte auch wirklich zum erstenmale auf eigenen Füßen hinaus in die Welt. Ueberflüssig zu sagen, dass ich die zwei Jahre über den versprochenen Besuch bei Meta als das eigentliche Ziel betrachtete, das ich durch soviel Müh und Arbeit erreichen sollte. Aber die Sache machte sich wie von selbst: eine Alpentour sollte der Lohn meines Fleißes sein, und dahin führte der Weg über S., den Touristenort ohnegleichen. Dann sollte ich Mama und die Schwestern im Bad F. aufsuchen, ja, was mich mit besonderem Stolz erfüllte, der Mama ein wohlgefülltes Couvert mitbringen, das Papa meiner besonderen Aufmerksamkeit empfahl. Ich weiß nicht, wollte Papa mir einen Beweis seines Vertrauens geben oder mochte er aus irgend einem Grund das Geld — es waren tausend Gulden — nicht mit der Post schicken. An einem wunderschönen Morgen bin ich dann vor nunmehr vier Tagen in S. eingefahren. Ich hatte Meta brieflich den Erfolg der Prüfung und den Tag meiner Ankunft gemeldet. Da stand sie auf dem Bahnsteig, diese merkwürdige Frau, der die Zeit nichts anzuhaben schien. Hatte sie sich in diesen zwei Jahren geändert, so war sie noch blühender, frischer, stolzer geworden. Und wieder begrüßte sie mich mit unbefangenem Kuss und kameradschaftlichem Handschlag, und wieder floss das „Du" wie etwas Selbstverständliches von ihren Lippen. Mir aber stockte der Athem, und die Pulse flogen. Denn was ich dazumal nur geahnt, jetzt wusste ich es mit Bestimmtheit: meine Sinne waren erwacht und schrien nach ihr. So mag ich wohl eine komische Figur abgegeben haben, als ich an der Seite der schönen Frau durch die Stadt schritt: ich in meinem Touristenanzug, sie in Seide und duftigen Spitzen, mit kostbaren Armbändern geschmückt. Ein schwerer Heliotropduft gieng von ihr aus, selbst die durchduftete Sommerluft besiegend. Ich glaube, mir dämmerte kaum der Gedanke, als müsten sich Schulraths doch in recht guten Verhältnissen befinden. So war ich vor vier Tagen! ... Zu Hause freilich — denn ich musste bei Schulraths wohnen — muthete mich manches fremd an. Das Dienstmädchen, das uns öffnete, war weit mürrischer und weniger reinlich, als daheim unsere Mädchen, die Wohnung erinnerte in ihrer schäbigen Eleganz einigermaßen an die Stuben kleinerer Hotels, wie ich sie auf Ferienreisen mit meinem Hauslehrer kennen gelernt hatte, und vollends das Zimmer, das mir eingeräumt wurde und in dem sonst das Kind mit der Magd hauste, war kahl und unsauber. Und die kleine blasse, etwa vierjährige Elsie, so sorgfältig gekleidet und wohlgepflegt sie auch aussah, machte mir in ihrer etwas scheuen Sittlichkeit doch lange nicht so viel Spaß, wie die wilde Schar meiner Neffen und Nichten. Erst das Erscheinen des Schulrathes, der mich herzlich begrüßte, bewirkte, dass Elschen ein bisschen munter und ausgelassen wurde. Der alternde Papa mit dem mächtigen grauen Barte stand offenbar weit kameradschaftlicher mit dem Kinde, als die schöne Mama. Bei Tische fehlte Elschen; erst beim Obst wurde sie neben die Mama gesetzt. Da erinnerte sich der Schulrath eines jungen Collegen vom Gymnasium, des Dr. Berger. „Wo zum Kuckuck steckt denn der Mensch jetzt immer? Er ist ja wie verschollen, sonst besuchte er uns doch hin und wieder?" „Mich darfst du nicht fragen, Lieber, ich habe den Herrn seit Monaten nicht gesehen", erwiderte gleichmüthig die schöne Frau und legte sich ein paar Kirschen auf den Teller. Da fängt das arme Elschen zu plappern an: „Dute Onkel Berger! schenkt Elschen schöne Bonbons!", und stolz zieht sie ein paar Zuckerplätzchen aus der Tasche, die sie dem Vater hinhält. Dieser hört nicht, denn er ist eben nach Cigarren gegangen. Da zeigt sich ein Ausdruck von Härte und Bosheit in Metas eben noch lächelnden Zügen, wie ich ihn vor Jahren wohl auch gesehen, aber längst vergessen hatte. Sie fasst den Arm des Kindes, und während sie heiter mit uns plaudert, sehe ich, wie ihre weißen, eisenfesten Finger schonungs- und erbarmungslos das dünne Aermchen pressen, fester und fester, jetzt drücken sich die Ringe in das zarte Fleisch und jetzt die spitzen, sorgsam gepflegten Nägel. Ich athme auf, als sie endlich loslässt. Elschen ist feuerroth geworden, und die Thränen rollen ihr die Wangen herab; ich wusste, wie das weh that, aber das Kind wagte ebensowenig einen lauten Ton, wie ich ihn einst gewagt hatte. Der Schulrath hatte nichts bemerkt: mich aber empörte die Scene, in der ich freilich nichts anderes sah, als den Ausfluss ihrer gewohnten Strenge gegen das schwatzende Kind. Wie fern lag mir schmutziger Argwohn noch vor vier Tagen!

(Schluss folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit".**

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 12. Mai 1900. Nummer 293.


## Quiproquo.

Man hat die gegenwärtig im Abgeordnetenhaus spielende jungczechische Obstruction eine geistlose Nachäffung der deutschen Obstruction genannt. Das ärgerliche Wort ist oberflächlich und unrichtig. Aber nicht nur das. Wenn es von ihnen selbst gebraucht wird, kann es gerade für jene, aus deren Reihen es stammt, für die — ehemals und vielleicht auch künftig wieder obstruierenden — deutschen Minoritätsparteien zu einer schweren tactischen Gefahr werden. Es darf deswegen nicht als doctrinäre Kleinkrämerei angesehen werden, wenn hier versucht wird, Wesen und Ziele der jungczechischen im Unterschied zur deutschen Obstruction aufzuzeigen.

Von entscheidender Bedeutung ist dabei die tactische Zugehörigkeit der obstruierenden Partei. Die deutschen Obstructionisten gehörten zur Minorität, die jungczechischen zur Majorität. Die Obstruction ist aber die Waffe, die irreguläre, die einzige Waffe der Minorität. Der Majorität, wenn sie mit einer Regierung oder einer Maßregel unzufrieden ist, steht eine weit bessere Waffe zur Verfügung, die reguläre Waffe der negierenden Abstimmung. Nur Wehrlose greifen, wenn sie zum äußersten Widerstand erregt sind, zu Heugabeln oder Pflastersteinen, eine reguläre Truppe nicht. Wenn es aber, wie in unserem parlamentarischen Gleichnis, dennoch irgendwo geschieht, dann muss man den besonderen Ursachen oder Zwecken umso aufmerksamer nachforschen, um nicht von einer Kriegslist überrascht zu werden.

Gehen wir zunächst den Ursachen auf den Grund. Die deutschen Minoritätsparteien obstruierten, weil sie in den Badeni'schen und Gautsch'schen Sprachenverordnungen eine auf andere Art unabwendbare Verschiebung der nationalpolitischen Machtvertheilung zu ihren Ungunsten erblickten. Die Jungczechen aber? Haben sie einen Grund, etwa, wegen der Koerber-Spens'schen Sprachengesetzentwürfe zu obstruieren? Doch wahrlich nicht. Vor allem bedeuten diese Entwürfe, im Vergleich zum heutigen Zustand, zweifellos eine Verschiebung zu Gunsten der Czechen und sind überdies, getreu nach dem Muster aller unserer politischen Gesetze, voll von Kautschukbestimmungen, die unter einer czechenfreundlichen Regierung vom Caliber der gegenwärtigen Majorität sich leicht dem böhmischen Staatsrechte annähernd anpassen lassen. Aber selbst wenn die Koerber'schen Entwürfe für die Jungczechen nicht so annehmbar wären, wie sie es sind, brauchten sie darum beileibe doch nicht zu obstruieren, aus dem einfachen Grund, weil sie nach wie vor zur Majorität gehören und jede ihnen wünschenswert erscheinende Abänderung der Entwürfe in normaler parlamentarischer Verhandlung durch die Majoritätsstimmen bewirken könnten.

Das alles gilt freilich nur unter der normalen Voraussetzung, dass die Majorität auch wirklich regiert. Diese Voraussetzung trifft aber seit drei Jahren, seitdem die Obstruction „erfunden" ist, nicht zu. Die Majorität ist an der Ausübung ihrer Macht verhindert. Das Hindernis ist die deutsche Obstruction, für die vergangenen drei Jahre als Thatsache, für alle fernere Zukunft als Gefahr. Solange nicht das schon von Badeni und Thun gesuchte Mittel, um die Obstruction zu brechen, gefunden ist, solange kann der Majorität die Regierungsgewalt mit Erfolg nicht anvertraut werden, die in ihren Händen nur Schein wäre, und solange muss in gewissen Kreisen ein nicht der Majorität, aber doch selbstverständlich auch nicht der Minorität angehöriges Ministerium, ein Ministerium von politischen Biedermaiern, ein Beamtenministerium als das kleinere der wählbaren Uebel gelten. Aus dieser sonderbaren Situation der Majorität ist die sonderbare Taktik der führenden Majoritätspartei, der Jungczechen, herausgewachsen. Vorerst handelt es sich ihnen darum, den gewissen Kreisen zu zeigen, dass ein Beamtenministerium nicht das kleinere, sondern ein ebenso großes Uebel ist, wie ein Ministerium der Rechten, sagen wir gleich direct ein Ministerium Kaizl-Thun. Wenn Herr Dr. Kaizl regiert, gibt's keine Anleihen, keine Investitionen, keine Schnellfeuerkanonen, überhaupt keine Gesetze, sondern nur die Nothdurft des § 14. Wenn aber nicht ein Mann der Rechten, sondern ein andrer — heiße er, wie er wolle — regiert, soll es auch keine Anleihen, auch keine Investitionen, auch keine Schnellfeuergeschütze, überhaupt keine Gesetze, sondern nur die Nothdurft des § 14 geben. Und damit dies geschehe, muss irgend jemand auch unter dem Beamtenministerium obstruieren. Wenn die Deutschen unter dem Beamtenministerium obstruieren würden, würde Herr Dr. Kaizl mit Vergnügen wieder den Mann der Autorität und des Majoritätsprincips spielen, wie er es unter Thun so schön gethan. Seine Verbündeten, die Polen und Clericalen, haben es in diesen Tagen versucht, die deutschen Minoritätsparteien wieder in die Obstruction zu drängen, der Sprachenausschuss sollte die Koerber'schen Entwürfe berathen, dort hätten die Jungczechen nach Herzenslust Amendements gestellt, die für die Deutschen unannehmbar gewesen wären, die Majorität hätte sie votiert, und den Deutschen wäre schließlich nichts übrig geblieben, als zu obstruieren, um die Gesetzwerdung der Entwürfe zu verhindern. Der feine Plan ist aber misslungen. Da die Deutschen also vorläufig unter dem Beamtenministerium nicht obstruieren, muss Herr Dr. Kaizl mit seiner Partei, im Interesse der ganzen Majorität und mit ihrer wohlwollenden Neutralität, selbst obstruieren, weil sonst den gewissen Kreisen die Beamtenministerien wirklich nur als das kleinere Uebel, oder, besser gesagt, gar nicht mehr als ein Uebel, sondern als ein aus dem Streit der zwei parlamentarischen Gruppen lächelnd gezogener Gewinn an absolutistischer Macht erscheinen könnten.

Es ist also die Zukunftspolitik der Majorität, um derentwillen die Jungczechen obstruieren. Die Portefeuilleprätendenten wahren dadurch ihre Herrschaftsansprüche. Aber die Herrschaft selbst kann die Majorität nicht erlangen, solange sie das Mittel gegen die Obstruction nicht hat. Die Majorität hat diese drei Jahre hindurch mit allem Scharfsinn nach dem köstlichen Mittel gesucht, aber gefunden hat sie's nicht. Vielleicht — das ist noch die einzige Hoffnung — findet's die Minorität für die Majorität. Die Gelegenheit wäre exemplarisch günstig für solch kühne Paradoxie. Denn die Minorität obstruiert jetzt nicht, sondern ein detachiertes Corps der ihr feindseligen Majorität. Zwar schmerzt diese Obstruction nicht die Minorität, sondern die ihr gleichgiltige Beamtenregierung und den ihr nicht minder gleichgiltigen Schulden- und Kanonenstaat. Aber die Neigung, anderen anzuthun, was man sich selbst nicht zufügen lassen möchte, und der Aerger über den anderen, der einem nachäfft, sind beim gemeinen Menschen so groß, dass die politischen Jesuiten der Majorität darauf ein Spielchen versuchen können. Von den Polen und Clericalen, den Feinen, sind in den letzten Tagen den deutschen Minoritätsparteien auch schon verschiedene Anträge gemacht worden, wie man gemeinsam die schreckliche jungczechische Obstruction bekämpfen könnte, zum Beispiel durch Verschiebung der Einlaufsverlesung oder gleich gar Abänderung der Geschäftsordnung. Sobald die deutschen Minoritätsparteien auch nur einen Schritt vom Wege der Geschäftsordnung und der Verfassung abweichen, um die jungczechische Obstruction zu brechen, dann ist es nicht nur um die gegenwärtige jungczechische Obstruction geschehen, der die Majoritätsparteien, die Jungczechen selbst eingeschlossen, dann keine Thräne nachweinen würden, weil sie ihren Zweck glänzend erfüllt haben würde, sondern dann wäre auch jede künftige deutsche Obstruction so gut wie unmöglich. Die Gefahr, die derzeit die Majorität an der Ausübung ihrer Herrschaftsrechte verhindert, wäre endgiltig gebannt, durch eine einzige negative Abstimmung könnte sie die Einsetzung eines Ministeriums der Rechten an Stelle des Beamtenministeriums erzwingen, und der deutschen Minorität würde zum Schaden der Spott nicht ausbleiben. In diesem Quiproquo gipfelt die jungczechische Obstruction. Es könnte nur gelingen, wenn die deutschen Minoritätsparteien dumm genug wären, die Jungczechen für so zu dumm zu halten, um anzunehmen, dass das, was sie, die führende Majoritätspartei, heute zu verschmitzten Zwecken thun, nur eine geistlose Nachäffung dessen sei, was die von der Minorität gestern gethan haben und morgen vielleicht wieder thun werden müssen.

K.

## Lord Roberts.

Der populärste Mann in England ist heute zweifellos Sir Frederick Sleigh Roberts, Baron Roberts von Kandahar und Waterford. Im Laufe von achtundvierzig Dienstjahren hat er seinem Volke zahlreiche große Dienste geleistet, welche von diesem willig und in reichem Maße anerkannt wurden. Von Seiten der Krone und der Regierung wurde er mit Ehrenzeichen überschüttet, große Städte des Reiches verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht, und er trägt das

Victoriakreuz, die höchste militärische Auszeichnung. Dennoch ist seine angeborene Bescheidenheit groß, so groß, dass sie vermutlich die Erinnerung an seine großen Leistungen im Gedächtnis der Mitwelt verwischt hat, bis sie durch die Ereignisse der letzten Wochen zu neuem Leben erweckt wurde. In einem Alter, wo sich die Wünsche naturgemäß der Ruhe zuwenden, von dem ehrenvollen und mühelosen Posten eines Oberbefehlshabers der irischen Truppen abberufen, begab er sich nach Süd-Afrika, um das Ansehen des englischen Heeres wieder herzustellen, nach den größten Niederlagen, die dasselbe in diesem Jahrhundert erlitten. Seine Berufung beschwichtigte sofort die Besorgnisse, welche die wiederholten Beweise der Unfähigkeit der englischen Heerführer in der Bevölkerung hervorgerufen hatten, und ihre Sympathien, wie ihr Vertrauen begleiteten ihn auf seiner traurigen Fahrt zu dem Kriegsschauplatze, wo sein einziger Sohn bei einem tollkühnen Ausfall den Tod gefunden hatte. Er hat das Vertrauen des Volkes schon durch den Entsatz von Ladysmith gerechtfertigt, der die Erinnerung an die Niederlage von Majuba wettmachte. Welche Schwankungen der jetzige Krieg auch noch bringen mag, so kann doch das englische Publicum seinem Ausgang nun in geduldiger Zuversicht entgegensehen. Lord Roberts ist nicht nur ein großer Feldherr, er ist auch ein kluger Staatsmann, und seine Maßregeln zur Pacificierung des Freistaats, wie die würdige Form, in der er den Tod des Generals Joubert anzeigte — dessen Heimgang in England sehr bedauert wurde — beweisen, dass er beständig im Auge behält, dass die einander jetzt bekriegenden Völker späterhin friedlich nebeneinander leben sollen. Ebenso muss erwähnt werden, welcher Beliebtheit er sich bei seinen Truppen erfreut, die er sich sowohl durch seine militärische Tüchtigkeit, als durch seine väterliche Fürsorge für ihr Wohl gewonnen hat. „Bob" ist die zärtliche englische Abkürzung für Robert, und „Bobs" und „Fighting Bobs" nennen die Soldaten ihren Anführer.

Lord Roberts wurde 1832 zu Cawnpore (Kaupur) in Indien geboren, und nachdem er seine Studienjahre in England verbracht, kehrte er im Jahre 1852 nach seinem Geburtsland zurück, wo er in die Bengal-Artillerie eintrat, um unter seinem Vater zu dienen, der damals die Truppen an der nordwestlichen Grenze befehligte. Das war der Beginn seiner militärischen Laufbahn, die sich fast ausschließlich auf Indien beschränkte — mit Ausnahme der Unterbrechung durch den Krieg in Abyssinien im Jahre 1867/1868 — und die im Jahre 1893 ihren Abschluss fand, wo er seine Stelle als Oberbefehlshaber der indischen Armee niederlegte. Die Geschichte dieser langen Dienstzeit hat er selbst in seinem Buche: „Einundvierzig Jahre in Indien, vom Subalternofficier zum Oberbefehlshaber"*) erzählt, einem Buch, das nicht nur vom militärischen, sondern auch vom historischen Standpunkt wertvoll und äußerst anziehend ist durch die echte Bescheidenheit der Darstellung. Die Verwaltung und Vertheidigung von Indien wird stets eines der wichtigsten Probleme der englischen Regierung bleiben, und die Ansichten eines Mannes von Lord Roberts' Erfahrung, der so eng mit der „forward school" der Grenzpolitik verwachsen ist, sind deshalb von höchstem Interesse.

Der junge Officier hatte Glück, dass sein Dienst ihn gerade ins Pandschab führte, das damals der Schauplatz der Thaten eines der tüchtigsten aller anglo-indischen Gouverneure war, von dem er die Lehre, Gerechtigkeit mit Festigkeit zu vereinen, empfing, eine Politik, welche die nordwestlichen Provinzen regierungstreu erhielt, als der Aufstand von 1857 losbrach. Er wurde dem Stabe des Generalquartiermeisters zugetheilt, dem Departement für Verwaltung, Verproviantierung, Transporte u. s. w., und in dieser Eigenschaft sowohl, als in der eines activen Artillerie-Officiers diente er während der Belagerung von Delhi, des Entsatzes von Lucknow (Lakhnau), der Schlacht von Kaupur, der Belagerung von Lucknow, und der folgenden Operationen. In der Schlacht von Kategarh erwarb er sich das Victoriakreuz dadurch, dass er einem eingeborenen Soldaten das Leben rettete und von den Sepoys eine Standarte eroberte.

Nach der Schilderung dieses Aufstandes, noch erfüllt von all den frischerweckten Erinnerungen, widmet Lord Roberts einen Abschnitt seines Buches (Band I, Cap. XXXI) den gegenwärtigen Zuständen in Indien. „Das heutige Indien," sagt er, „ist ein ablelut andres Land, als das Indien von 1857. Es ist inzwischen viel geschehen, um die Civilverwaltung zu verbessern und den berechtigten Forderungen der Eingeborenen gerecht zu werden. Indien ist friedlicher, blühender, civilisierter als vor dem Aufstand, und die eingeborenen Truppen sind wesentlich disciplinierter, tüchtiger und mobiler als zuvor. Dennoch," fügt er hinzu, „sind Anzeichen vorhanden, dass der Geist des Aufruhrs und der Unzufriedenheit, der die Saat des Aufstandes gesät, sich wieder regt. Bis zu einem gewissen Grad ist dieser Zustand die Folge unserer Stellung in Indien und insofern unvermeidlich, zum Theil sind aber auch alte, wieder auftauchende Fehler schuld daran." Die Regierung ist immer mehr und mehr centralisiert worden, und jede der festländischen Provinzen ist geneigt, Maßregeln einzuführen, die entweder von den Eingeborenen missverstanden werden oder ihren Gewohnheiten und Traditionen zuwiderlaufen. Diese Unvorsichtigkeit wird noch vermehrt durch den Umstand, dass die Beamten zum großen Theil Doctrinäre sind, ohne praktische Kenntnis der asiatischen Verhältnisse und des Nationalcharakters, wie sie die indischen Verwaltungsbeamten der ältern und weit bessern Schule besaßen. So wurden viele vermeidliche Reibungen durch die Forstgesetze und die sanitären Maßregeln hervorgerufen, während unsere Gesetzgebung dem Processieren Vorschub leistete und die Geldverleiher schützte, was zum Fluch der ländlichen Bevölkerung von Indien wurde. Ebenso werden das Einschreiten englischer Abstinenzler gegen landesübliche Gebräuche, wie das Opiumrauchen, und die Bemühungen demokratischer Politiker, eine parlamentarische Regierungsform bei einer Nation einzuführen, der alle Vorbedingungen dafür fehlen, als weitere Gefahren bezeichnet. Es sei hier bemerkt, dass Lord Roberts den Ansprüchen, welche die Inder darauf erheben, mehr zur Verwaltung des Landes herangezogen zu werden, zu wenig Bedeutung beimisst, und dass die Berufung einer größeren Anzahl von Eingeborenen zum Civildienst, die Entwickelung des Keimes einer Localverwaltung, wie er in der Organisation der Dorfgemeinden vorhanden ist, und eine Reform der zu ausschließlich literarischen Erziehung viel dazu beitragen könnten, der herrschenden Unzufriedenheit entgegen zu wirken. Niemand kann aber etwas gegen Lord Roberts' Behauptung einwenden, dass „ein neuerlicher Aufstand dadurch zu vermeiden wäre, dass man die Verwaltung einerseits fest und stark, anderseits duldsam und verständnisvoll gestaltet; und endlich indem man alles Erdenkliche aufbietet, um das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen und sie davon zu überzeugen, dass wir nicht nur den guten Willen, sondern auch die Kraft haben, unsere Herrschaft in Indien gegen jedweden Angriff zu behaupten."

Der zweite bedeutsame Abschnitt in Lord Roberts' Laufbahn begann mit seiner Ernennung zum Commandanten eines Armeecorps im afghanischen Krieg 1878 bis 1880. Es war dies das erstemal, dass ihm das Commando über eine unabhängige Streitmacht übertragen wurde, und er bewies bald, dass der lange Dienst im Generalstab ihn nicht der Fähigkeit beraubt hatte, Truppen activ anzuführen. Zwei Dinge leuchten selbst dem Civilisten beim Lesen dieser Seiten sofort ein: die ungeheuere Bedeutung der Transporte — womit es damals schmachvoll kläglich bestellt war — und die große Ueberlegenheit von Flankenangriffen über Frontangriffe. Jeden seiner Siege erfocht Lord Roberts dadurch, dass er den Feind von der Seite her überfiel, und es wäre ein Segen für die englische Armee gewesen, wären mehr von ihren Generalen bei ihm in die Schule gegangen. Was er selbst für seine größte Waffenthat hält, das ist sein Marsch auf Kabul nach der Ermordung der britischen Gesandtschaft im Jahre 1879; im Publicum erregte jedoch sein Marsch von Kabul nach Kandahar im darauffolgenden Jahre weit größere Bewunderung. Dieser Marsch einer Schar von zehntausend Mann über dreihundert Meilen, sozusagen ins Blaue hinein, ohne irgend welche Sicherheit für Proviant und Munition, dieses wochenlange Verschwinden, plötzliche Wiederauftauchen und Erkämpfen eines glänzenden Sieges erinnert an die schönsten Vorbilder kriegerischer Romantik.

1880 wurde Lord Roberts zum Oberbefehlshaber der Armee in Madras ernannt und 1885 zum Oberbefehlshaber von Indien, eine Stellung, die er bekleidete, bis er Indien 1893 verließ, nachdem ihm das Jahr zuvor die Baronie verliehen worden war. Diese Jahre waren der Reorganisation des indischen Heeres gewidmet, wobei er unnöthig strenge Maßregeln milderte, die Infanterie und Artillerie tüchtiger im Schießen ausbilden, Recrutierungen unter den kriegerischeren Stämmen von Indien vornehmen ließ, die Truppen der lehenspflichtigen eingeborenen Fürsten höher zu entwickeln trachtete, einen wirksamen Transportdienst einführte, und die ganze Heeresverwaltung überhaupt reorganisierte. Dies Werk wurde durchgeführt als Vorbereitung zu dem, nach seiner Ueberzeugung unvermeidlich bevorstehenden Kampf mit Russland um den Besitz von Indien. Die Verstärkung der nordwestlichen Grenze war stets seine größte Sorge, und er legte eine Reihe strategischer Straßen und Schienenwege an, die nun, nach seiner Ansicht, ihre Vertheidigung gesichert haben. Sein Plan umfasste auch die Pflege freundschaftlicher Beziehungen mit Afghanistan und den Horden an der Grenze, damit im Falle eines Conflictes diese kriegerischen Stämme auf englischer Seite stehen möchten. Wir berühren hier den strittigsten Punkt der indischen Staatsverwaltung, über den schon Ströme von Tinte vergossen wurden, ohne irgend jemanden zu bekehren. Es ist eine kitzliche Sache, über Russlands Absichten abzuurtheilen, aber es bietet einen dankbaren und ergiebigen Gesprächsstoff für diejenigen, die es für unwahrscheinlich halten, dass Russland ein so ungeheueres Heer, wie es die Eroberung von Indien erfordern würde, in Bewegung setzen und durch ein so bergiges Gebiet wie Afghanistan führen werde, das obendrein von einem so wilden, freiheitsdurstigen Volk bewohnt wird. Russische Drohungen von einem Marsch auf Herat wurden jedesmal laut, wenn es galt, England zu bewegen, seinen Widerspruch gegen Russlands Vorgehen in Europa aufzu-

*) „Forty-one years in India from Subaltern to Commander-in-Chief." By Field Marshal Lord Roberts of Kandahar [illegible]

geben oder dessen thatsächliches Vorrücken in Persien zu decken. Was immer Russlands wirkliche Absichten sein mögen, jedenfalls dient es seinen Zwecken, die Legende von einem schließlichen Ueberfall auf Indien aufrecht zu erhalten. Aber sollte dieser Ueberfall wirklich einmal stattfinden, so wird der Feind dem gewaltigsten Hindernis in eben jener prächtigen indischen Armee begegnen, die dem organisatorischen Genie von Lord Roberts so viel verdankt. Nur der Hass der eingeborenen Bevölkerung vermöchte der britischen Herrschaft gefährlich zu werden, und trotz mancher unliebsamen Zwischenfälle hat man doch aus den jüngstvergangenen Zeiten der Pest und der Hungersnoth so manche Lehre gezogen, die darauf verweist, Lord Roberts' Politik zu verfolgen und durch verständnisvolles Eingehen und Duldsamkeit das Vertrauen der indischen Bevölkerung zu erwerben. Die Zusicherung der englischen Regierung, dass sie alles aufbieten will, um die bestehenden Missstände zu beseitigen und künftighin Hungersnöthen vorzubeugen, bietet eine tröstliche Aussicht auf vollständige Besiegung der herrschenden Unzufriedenheit.

London. Henry W. Macrosty, B. A.

---

## Die Siebenbürger Sachsen.

Vom ungarischen Reichstagsabgeordneten Franz Wildner.

Unter all den wichtigen, baldige Lösung erheischenden Fragen steht für Ungarn die sogenannte Nationalitätenfrage zweifelsohne obenan. Für die definitive Ausgestaltung und Consolidierung der ungarischen Staatsidee ist eine gedeihliche Lösung derselben zumindest ebenso nothwendig, wie zum Beispiel der seit Jahr und Tag sich hinschleppende Ausgleich mit Oesterreich. Die wirtschaftlichen, finanzpolitischen und culturellen Aufgaben des modernen Ungarn hängen mit der Nationalitätenfrage mehr zusammen, als man glaubt. Wenn von der ungarischen Nationalitätenfrage im Reichstage, wie in der in- und ausländischen Presse die Rede ist, werden für gewöhnlich nur die Siebenbürger Sachsen erwähnt und als die dem ungarischen Staate feindlichen „Karnikel" dargestellt. Der Reichstagsabgeordneten romänischer, serbischer und slovakischer Nationalität, deren es fast zwei Dutzend gibt, geschieht selten Erwähnung.

Wenn wir uns nun mit der gegenwärtigen politischen Stellung der Siebenbürger Sachsen und der von denselben in den ungarischen Reichstag entsendeten Vertreter beschäftigen wollen, so müssen wir, um die Situation verstehen und würdigen zu können, einen historischen Rückblick auf die politische Entwickelung, den Werdegang und die culturelle Stellung des sächsischen Volkes werfen. Hiedurch erst wird die Haltung und Stellung desselben zur Gegenwart, zum modernen ungarischen Staate, zum führenden und staatserhaltenden Volke der Magyaren und zu den übrigen Mitbewohnern des Landes verständlich. Insbesondere mit Rücksicht auf die politische Haltung der übergroßen Mehrheit der übrigen deutschsprachigen Bewohner Ungarns, der Zipser Sachsen, der Banater Schwaben, der Hienzen u. s. w., welche die politische Stellungnahme ihrer siebenbürgischen Stammesgenossen nicht verstehen wollen und ihnen in den seltensten Fällen sympathisches Verständnis, vielmehr oft das Gegentheil entgegenbringen, halten wir einen historischen Excurs für nothwendig.

Der heutzutage nur noch unter der geographischen Bezeichnung Siebenbürgen bekannte östliche Theil des ungarischen Staates bildete seit Gründung desselben einen integrierenden Theil desselben, besaß jedoch stets eine gewisse Selbständigkeit. Drei ständische Nationen, die Ungarn, Széfler und Sachsen bewohnten das „Land jenseits des Waldes" und theilten sich in seine Verwaltung. Die numerische Mehrzahl der Landesbewohner aber, die Romänen, bis zum Jahre 1848 Walachen genannt, welche sich gerne die Ureinwohner des Landes, die directen Nachkommen der vom Dakenbesieger, dem römischen Kaiser Trajan nach Transsilvanien angesiedelten römischen Colonisten nennen — urkundlich werden die „Walachen" aber erst unter König Andreas II. um 1224 erwähnt — waren größtentheils unfrei, Hörige des ungarischen Adels.

Auf dem Schlachtfelde von Mohács sank im Jahre 1526 die staatliche Selbständigkeit Ungarns mit sammt seinem jungen König ins Grab. Siebenbürgen ward, vom Mutterland abgetrennt, ein unter der Oberhoheit der hohen Pforte stehendes Wahlfürstenthum. Ungarn aber ward der Tummelplatz der Heeresscharen der zur gesetzlichen Erbfolge berufenen Herrscher aus dem Hause Habsburg und der aus dem Osten mächtig vordrängenden Osmanen.

Die Zeit des siebenbürgischen Wahlfürstenthums mag wohl eine wüste, auch dem Sachsenvolke wenig günstige genannt werden, immerhin aber hatte sie auch ihren Vortheil. Die größte That des sechzehnten Jahrhunderts, die Reformation, fand in dieser Periode in den stillen Thälern Siebenbürgens ungehinderten Eingang. Machtvoll verbreitete sich das Licht der „neuen Zeit". In ungeahnt wirksamer Weise gedieh und kräftigte sich der culturelle Besitzstand des Sachsenvolkes. Zu einer Zeit, als dem Lande insbesonders den Sachsen, ein Johannes Honterus erstand, den der große Reformator Luther so bezeichnend den „Apostel des Ungarlandes" nannte, ward in Zipsen- und in den Westcomitaten des Landes, insoferne die unter dem Schutze der Habsburger sich entwickelnde Gegenreformation es vermochte, jede Regung freien Geistes mit Feuer und Schwert bekämpft und, vielleicht unbewusst, die heutige Slavisierung von Zipsen und von Westungarn gefördert.

Als Siebenbürgen gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts mittelst des unter dem Namen „Leopoldinisches Diplom" im Jahre 1690 abgeschlossenen Staatsvertrages unter die rechtmäßige Herrschaft der ungarischen Könige aus dem Hause Habsburg zurückfiel, ward es mit dem Mutterlande nicht vereinigt. Das Land behielt seine ständische Verfassung, wobei der ungarische Adel in den hauptsächlich von Romänen bewohnten Comitaten, die Széfler im Osten des Landes und die Sachsen auf dem Gebiete des Königsbodens, sich ihrer municipalen Selbständigkeit erfreuten. Im siebenbürgischen Landtag trafen sich die von den drei ständischen Nationen entsendeten Vertreter und im Gubernium, in der höchsten Landesbehörde, ward strenge darauf geachtet, dass die recipierten Religionen der Katholiken, der evangelisch Reformierten, der Unitarier und der Evangelischen Augsburger Bekenntnisses — den drei ersteren Religionsgenossenschaften gehörten durchgängig die Ungarn und Széfler, der letztern die Sachsen an — gleich stark vertreten seien. Unter dem Schutze der alten siebenbürgischen Staats- und Religions-Gesetze konnte sich Siebenbürgen entwickeln, das Land war das, was der Sänger von ihm sagt: „ein Land der Duldung, jedes Glaubens sichrer Hort". Trotzdem hat es an unterschiedlichen Hetzen und Misshelligkeiten auch dazumal nicht gefehlt. Die Chronik jener Zeit weiß da gar mannigfache Uebergriffe zu verzeichnen. Als die einstens des Landes verwiesen gewesenen Jünger Loyolas wieder unter dem Schutze der habsburgischen Herrscher zurückkehrten und mit Unterstützung der kaiserlichen Soldateska manchen brutalen Angriff auf die Freiheiten und Gerechtsame der Landstände, manch empörenden Seelenfang, manch gewaltthätige Missachtung der Gesetze des Landes wagten, gab es Misshelligkeiten übergenug. Trotz alledem war das Sachsenvolk froh, wiederum einen Herrscher aus „teutschem Geblüt" zu haben. Die Gesammtheit der sächsischen Stühle und Districte, seit undenklichen Zeiten unter dem Namen Universitas Saxonum vereint, hatte ihr vom Kronstädter Stadtrichter Math. Fronius zusammengestelltes, vom Fürsten Stephan Báthory im Jahre 1580 bestätigtes „Eigen Landrecht" und übte in der Universität ihre municipale Selbstverwaltung. Gleichzeitig bildete die Universität das oberste Forum, wohin die von den Stuhls- und Districtsmagistraten durch Urtheile erledigten Civilstreitigkeiten appelliert wurden. Dies blieb im großen ganzen so bis zum Jahre 1784, wo Kaiser Josef II. die Landesverfassung aufhob, das Sachsenland ebenso wie das Land der Ungarn und Széfler unificierte und das Großfürstenthum Siebenbürgen in elf Comitate willkürlich auftheilte. Diese Verfügung revocierte Kaiser Josef im Jahre 1790, kurz vor seinem Tode. Nach der Niederwerfung der 1848/49er Bewegung machte der Bach'sche Absolutismus gleichfalls tabula rasa mit dem sächsischen Municipium. Mit der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung (1867) und Durchführung der Union (1868) begann der von den Sachsen mit zäher Ausdauer und Berufung auf die bestehenden Landesgesetze und Verträge geführte Kampf um den Fortbestand ihrer alten municipalen Einheit, um Erhaltung des Sachsenland genannten Königsbodens. Dieser ruhmvolle Kampf endigte mit der durch G.-A. XII ex 1876 erfolgten Zertrümmerung, vulgo Regulierung des Königsbodens. Heute ist die einst mächtige sächsische Nationsuniversität zu einer einfachen Vermögensverwaltungs-Commission zusammengeschrumpft. Das von weisen ungarischen Königen und Fürsten der sächsischen Nation vergabte Vermögen, bestehend in einstigen urbarialen Herrschaften, Waldungen &c., wird unter Controlle der Regierung von der Universität der sächsischen Nation und der sogenannten Siebenrichter unter dem Vorsitz des Hermannstädter Obergespans, gleichzeitig den Titel Comes der Sachsen führend, verwaltet. Zu diesem Zwecke entsenden die Bewohner der einstigen historischen Kreise des Königsbodens im Herbste jeden Jahres zusammen zwanzig Vertreter, Universitäts-, auch Conflux-Deputierte genannt, in das Nationalhaus nach Hermannstadt. Dasselbe ist heute noch ein recht bedeutendes. Mit seiner Hilfe werden die culturellen Anstalten auf dem einstigen Sachsenboden recht ausgiebig unterstützt. Fünf evangelisch-sächsische, ein griechisch-orientalisch-romänisches, ein römisch-katholisch-magyarisches und ein evangelisch-ref. magyarisches Obergymnasium, eine evangelisch-sächsische Oberrealschule, ein evangelisch-sächsisches Untergymnasium, mehrere evangelisch-sächsische und griechisch-orientalisch-romänische Hauptvolksschulen, drei deutsche Ackerbauschulen, neun deutsche Gewerbeschulen u. s. w. beziehen laut dem letzten Kostenvoranschlag zusammen 233.320 Kronen Unterstützung. Der Kampf um die moderne Ausgestaltung des einstigen Königsbodens zu einem selbständigen deutschen Verwaltungsgebiet und um das von der Regierung unbeeinflusste Verfügungsrecht über das Vermögen der sächsischen Nationsuniversität, war die Grundursache der vom Siebenbürger Sachsenthum dem im Jahre 1867 neu erstandenen ungarischen Staatswesen gegenüber eingenommenen ablehnenden Haltung.

Der historische Hintergrund, auf welchem das sächsische Volk in der Gegenwart steht, die Einheit des evangelisch-lutherani-

schen Glaubens, welcher alle Sachsen, auch jene große Anzahl, welche nie Bewohner des historischen Königsbodens waren, umschlingt und in der evangelischen Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in den siebenbürgischen Landestheilen Ungarns ihren äußeren Ausdruck findet, ist für das Sachsenthum heute stärker und bedeutsamer, wie die einstige municipale Einheit des Sachsenlandes. Der Königsboden umfasste alle Bewohner der historischen Kreise, und die Romänen bildeten darin schon seit längerer Zeit die Majorität. Als im Jahre 1876 derselbe „geregelt" und in die neu entstandenen Comitate Hermannstadt, den ehemaligen Mühlbächer, Reußmärkter, Hermannstädter und Leschkircher Stuhl umfassend, Groß-Kokeln, den ehemaligen Mediascher, Großschenker, Repser und Schäßburger Stuhl und Theile des Oberalbenser Comitates umfassend, Kronstadt, den ehemaligen Kronstädter District in sich schließend, ferner Bistriz-Naszód, den ehemaligen Bistrizer sächsischen District und das einstige Naszóder romänische Capitanat umfassend, eingetheilt ward, stellte sich die Bevölkerungsziffer nach Nationalitäten geordnet, wie folgt:

| Comitat | Deutsche | Romänen | Magyaren |
|---|---|---|---|
| 1. Hermannstadt | 42.497 | 98.719 | 4.342 |
| 2. Groß-Kokeln | 59.575 | 53.644 | 14.148 |
| 3. Kronstadt | 27.802 | 31.106 | 26.116 |
| 4. Bistriz-Naszód | 25.268 | 70.466 | 4.994 |

Im ehemaligen Brooser Stuhl, welcher dem Hunyader Comitat einverleibt wurde, war das Sachsenthum vom Romänenthum schon längst aufgesogen worden. Nur in der Stadt Broos, Szász-Város, finden wir unter 5560 Einwohnern noch 1371 und in der einstigen Brooser Stuhl-Gemeinde Rumes-Romos unter 1673 Einwohnern noch 218 Sachsen.

Zehn Gemeinden des ehemaligen Königsbodens, darunter neun deutsch-romänische und eine magyarische, waren bei der Arrondierung dem Udvarhelyer und Klein-Kockler Comitate zugeschlagen worden. Es leben also in den obgenannten, gemeiniglich „sächsische Comitate" genannten Verwaltungsbezirken 155.142 Sachsen neben 253.935 Romänen und 49.600 Magyaren. Von den Romänen können circa 50—55.000 als Bewohner des ehemaligen Ober-Albenser Comitats und des Naszóder Districtes, von den Magyaren circa 16.000 aus den nämlichen Gründen nicht zu den Bewohnern des einstigen Königsbodens gezählt werden.

Die große culturelle Entwickelung und Steuerkräftigkeit des sächsischen Volkes des ehemaligen Königsbodens aber haben demselben in den genannten vier Comitaten die unbestrittene Präponderanz noch immer gewahrt, trotzdem sich die Sachsen, wie wir gesehen, überall in der Minderheit befinden. Dieses zeigt sich auch bei den Reichstagswahlen. Die Sachsen der genannten Comitate sind mit Ausnahme des Naszóder und Mühlbächer Bezirkes überall in der Majorität. Im Naszóder Bezirk sind die Romänen fast allein, im Mühlbächer Bezirk sind unter 998 Wählern 462 Romänen, 457 Sachsen, der Rest Magyaren. Auf Grund dessen entsenden die Sachsen der genannten Comitate derzeit noch zwölf genetische evangelisch-lutherische Sachsen, von welchen vier zur liberalen Regierungspartei gehören, während die anderen außerhalb der Parteien stehen, in den ungarischen Reichstag.

Im Interesse der Sachsen kann es also heute nicht liegen, eine Herabsetzung des Wahlcensus und Abänderung des Wahlgesetzes anzustreben.

Außer in den genannten vier Comitaten gibt es noch in sechs Verwaltungsbezirken 46.730 evangelische Sachsen, welche jedoch in ihrer Mehrheit nie zum Königsboden gehört haben und bis zum Jahre 1848 größtentheils sogar im Hörigkeitsverhältnis standen.

Aus den obangeführten Gründen lässt sich die zurückhaltende, zuweilen abweisende Haltung der Sachsen der nationalen ungarischen Staatsidee gegenüber, welche seit 1867 auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vordringt und mit ihrem Uebereifer oft unnöthige Beunruhigung unter den nichtmagyarischen Bewohnern des Landes erweckte, verstehen. Wenn die ungarische Staatsidee nur ein strenges Einhalten der Gesetze bezweckt, wenn den confessionellen Schulen und Kirchen die gesetzlich gewährleistete Autonomie nicht verkümmert wird, so wird der magyarische Staat keine hingebungsvolleren und treueren Landesbürger finden, wie die Siebenbürger Sachsen. Allerdings werden sich dieselben auch dann niemals als Extra-Patrioten vordrängen. Das ist nicht ihre Art, doch wissen dieselben sehr wohl, dass ihnen die größte Gefahr nicht vom blindwüthigen magyarischen Chauvinismus, sondern vom stillen, aber unaufhaltsam vordrängenden Romänenthum droht, wie auch aus obigen statistischen Daten zu entnehmen ist.

# Der diesjährige Census in den Vereinigten Staaten.

Vom Arbeitscommissär Carroll D. Wright (Washington).

Statistikern ist es bekannt, dass der zehnjährige Census der Vereinigten Staaten in den Jahren 1880 und 1890 den Umfang einer Encyklopädie erlangte. Die Resultate des ersteren wurden in 22, die des letzteren in 25 Quartbänden veröffentlicht. Die Schlussresultate des in diesem Jahre stattfindenden zwölften Census werden etwa so viele Bände umfassen wie seine beiden unmittelbaren Vorgänger. Vor 1880 befasste sich die Zählung bloß mit den Thatsachen, welche die Bevölkerung, die Industrie und die Landwirtschaft betreffen. Das den zwölften Census anordnende Gesetz begrenzt das unmittelbare Zählungswerk auf die Aufnahme der Bevölkerung, die Sterbefälle und die Erzeugung von Industrie- und Agriculturproducten. Die diesbezüglichen Ergebnisse müssen innerhalb zweier Jahre, vom 1. Juni, dem Tage der Zählung, gerechnet, veröffentlicht sein. Nach Veröffentlichung dieser Berichte hat das Censusamt die Specialuntersuchungen, wie das Gesetz sich ausdrückt, in Angriff zu nehmen, welche eine große Zahl von Gegenständen, etwa im Ausmaße der Censusarbeiten von 1880 bis 1890, umfassen.

Das Hauptinteresse an der bevorstehenden Zählung nimmt ein verwaltungstechnisches Moment in Anspruch. Zum erstenmal ist dem Inhaber des Titel eines Censusdirectors führenden obersten Beamten ein Stab von Fachstatistikern beigegeben, der aus einem Vicedirector und fünf Chefstatistikern besteht, von denen der erste die Statistik des Bevölkerungsstandes, der zweite die der Bevölkerungsbewegung, der dritte die der Industrie und Landwirtschaft, der vierte die der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, der fünfte die Veröffentlichung der Censusresultate zu leiten hat. Methoden der Erhebung und Bearbeitung der Daten werden von der fünften Abtheilung bestimmt. Diese Organisation ist eine Bürgschaft sorgfältiger Arbeit und sichert die Richtigkeit des Census, und ist unter ihr das gegenwärtige Censusamt in großem Vortheil gegenüber seinen Vorgängern, was sich insbesondere im Stadium der Vorbereitungen für die Zählung zeigt.*)

Die Formulare für Bevölkerung, Industrie und Landwirtschaft wurden vereinfacht und auf einer wissenschaftlicheren Grundlage als bisher entworfen. Die Industriestatistik wird mittels Individualformularien erhoben werden: das heißt, dass für jedes Etablissement ein Formular ausgefüllt werden wird, und ähnlich wird auch für jeden landwirtschaftlichen Betrieb ein Formular ausgegeben werden. Diese Methode dürfte ähnlich wie das Zählkartensystem in der Bevölkerungsstatistik die Arbeit der Classification und Aufarbeitung wesentlich erleichtern.

Das Bureaupersonal wird aus ungefähr 3000 Personen bestehen, während das Heer der Zähler an 50.000 Mann stark sein wird, zu denen noch etwa 1000 besondere Agenten und Experten hinzukommen werden. Die Zahl der Oberaufseher großer Zählungsbezirke, welche innerhalb dieser Bezirke die Zähler zu überwachen haben, ist vermehrt worden, wodurch die Genauigkeit ihrer Controle bedeutend gesteigert werden dürfte.

Seit 1850 wurde der Census von einem Superintendenten durchgeführt, der dem Minister des Innern unterstellt war. Unter dem neuen für 1890 geltenden Gesetz ist der Censusdirector unabhängig vom Minister des Innern, obgleich sein Bureau diesem Departement angehört. Der Censusdirector ernennt mit Ausnahme des vom Präsidenten angestellten Vicedirectors alle ihm unterstehenden Beamten. Er ist, da er in keiner Hinsicht vom Minister des Innern abhängt, auch allein für alle seine Maßnahmen verantwortlich.

Geplant ist, in jedem Bezirk, statt der factischen, die rechtliche Bevölkerung zu ermitteln, d. h. die Zählung beabsichtigt alle Angehörigen eines Zählbezirkes, ob sie dort gerade anwesend sind oder nicht, zu umfassen. Der im Gesetz enthaltene Ausdruck „gewöhnlicher Aufenthaltsort" soll so interpretiert werden, dass darunter der rechtliche Wohnsitz zu verstehen ist. Deshalb werden die Zähler jeden Angehörigen eines Wohnortes berücksichtigen, wo immer er sich auch befinden mag. Diese Methode ist natürlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft, doch lässt sich ihre Durchführung erhoffen.

Zum erstenmal wird beim Bundescensus der Versuch gemacht werden, jeden der 50.000 Zähler vor seiner Anstellung auf seine Eignung zu prüfen, zu welchem Zweck jeder Bewerber ein Probeformular ausfüllen und seinem unmittelbaren Revisor einsenden muss. Nach Prüfung desselben durch den Revisor wird es mit dessen Unterschrift versehen an das Censusamt nach Washington eingeschickt. Auf diese Weise wird die Handschrift des Bewerbers und seine Vertrautheit mit den Instructionen in der Centrale überprüft; was jedoch seinen Charakter und seinen Fleiß anbelangt, muss sich der Censusdirector auf den Revisor des Zählbezirkes verlassen.

Die Behörden des letzten Census mussten sich zur Ausarbeitung der Resultate Gebäude mieten. Die gleichzeitige Beschäftigung von 3000 Beamten hatte zahlreiche Schwierigkeiten zur Folge. Wiederholter Umzug, enge Räumlichkeiten und all die Schwierigkeiten, welche mit gemieteten Localitäten verbunden sind, haben die Auslagen vermehrt und die Veröffentlichung der Ergebnisse hinausgeschoben. Diese Unzukömmlichkeiten sind diesmal

*) [illegible] zu bekämpfen hatten, wurden in [illegible] Commission vom Präsidenten der [illegible] Anm. d. Red.

durch Errichtung eines für die bevorstehenden Arbeiten besonders eingerichteten Gebäudes vermieden worden. Dieses Gebäude, das größtentheils nur ein Stockwerk hoch ist, bedeckt eine Grundfläche von mehr als zwei Acres (8000 Quadratmeter). Der einstöckige Theil zerfällt in zwei Hauptsäle, wo die statistischen Tabellen aus dem von den Zählern gelieferten Rohmaterial mittels elektrischer Zählmaschine hergestellt werden. Der zweistöckige Theil ist in kleinere Räume für die administrativen und statistischen Beamten und deren Personal eingetheilt.

Der Censusdirector ist Herr William R. Merriam aus Minnesota, der Vicedirector Herr Dr. Frederick H. Wines aus Illinois. Diese sowohl wie sämmtliche Chefs der einzelnen Departements sind gewiegte Statistiker, die theils beim letzten Census, theils in ihren Stellungen bei statistischen Arbeitsämtern, theils auf ihren Lehrkanzeln an Universitäten sich als tüchtige Statistiker erprobt haben. Während der letzten Jahre hat der statistische Unterricht an den amerikanischen Universitäten ersten Ranges einen namhaften Aufschwung genommen. Der Censusdirector hat sich nun entschlossen, zur Verhütung der Fehler früherer Censusarbeiten die Unterstützung solcher Universitäten heranzuziehen, die sich durch ihren statistischen Unterricht auszeichnen. Es war die Aufgabe des Professors der Statistik an der Cornell-Universität, Dr. Walter F. Willcox, welcher das Censusdepartement der Methoden leitet, eine Anzahl graduierter Studenten der Nationalökonomie und Statistik auszuwählen, die ihre Kräfte den Censusarbeiten widmen werden, wofür sie einen Anfangsgehalt von 900 Dollars im Jahr beziehen. Diese qualificierten jugendlichen Hilfsarbeiter sind schon seit einiger Zeit daran, die theils durch directe Correspondenz, theils durch diplomatische Vermittlung erlangten letzten Volkszählungsoperate schulmäßig zu studieren und die Daten für die Vereinigten Staaten mit denen anderer Länder zu vergleichen. Es ist das erstemal, dass die Regierung eine derartige Schule zum Zwecke der Interpretation der Censusresultate errichtet hat. Bei den früheren Censusarbeiten hat wohl Amerika die anderen Länder in der mechanischen Ausbereitung der Thatsachen überflügelt, jedoch in der wissenschaftlichen Bearbeitung der Daten ist es hinter einigen Ländern zurückgeblieben. Der Umstand, dass die Censusbeamten von administrativen Details erdrückt wurden und wegen verspäteter gesetzlicher Anordnung der Arbeiten ihre Thätigkeit in solcher Hast beenden mussten, machte es ihnen unmöglich, der wissenschaftlichen Ausarbeitung die nöthige Zeit und Kraft zu widmen. Jetzt dagegen ist Hoffnung vorhanden, dass das Departement der Methoden und Resultate unter der Leitung eines statistisch und ökonomisch gebildeten Gelehrten einen großen Einfluss auf die wissenschaftliche Analyse des Zählungsoperates nehmen wird.

Europäische Leser werden vielleicht die Kosten des Census der Vereinigten Staaten interessiecen. Diese gehen aus der folgenden Tabelle hervor:

**Gesammtkosten und Kopfquote der Kosten der bisherigen Censusarbeiten in den Vereinigten Staaten.**

| Censusjahre | Gesammtbevölkerung | Gesammtkosten des Census Dollars | Kopfquote der Censuskosten Cents |
|---|---|---|---|
| 1790 | 3,929.214 | 44.377·28 | 1·12 |
| 1800 | 5,308.483 | 66.109·04 | 1·24 |
| 1810 | 7,239.881 | 174.444·67 | 2·40 |
| 1820 | 9,633.822 | 208.525·99 | 2·16 |
| 1830 | 12,866.020 | 378.545·13 | 2·94 |
| 1840 | 17,069.453 | 833.370·95 | 4·88 |
| 1850 | 23,191.876 | 1,423.350·75 | 6·13 |
| 1860 | 31,443.321 | 1,969.376·99 | 6·26 |
| 1870 | 38,558.371 | 3,421.198·33 | 8·77 |
| 1880 | a) 50,155.783 | 5,904.606·01 | a) 11·87 |
| 1890 | b) 62,622.250 | 11,579.165·88 | b) 18·49 |

a) Wenn 33.426 Personen in Alaska, die besonders gezählt wurden, und [illegible] Indianer im Indianer Territorium und in den Indianer Reservationen, welche Ziffern der Commission für die Angelegenheiten der Indianer geliefert hat, einbezogen werden, so beträgt im Jahre 1880 die Gesammtbevölkerung [illegible] und die Kopfquote der Kosten 11·71 Cents;

b) wenn 32.052 Personen in Alaska und 325.464 Personen im Indianer Territorium und in den Indianer Reservationen einbezogen werden, beträgt im Jahre 1890 die Gesammtbevölkerung 62,979.766 und die Kopfquote der Kosten [illegible] Cents.

Mit der rapiden Zunahme der Kosten ist der Umfang der Berichte in gleichem Verhältnis gewachsen. Ein kleines Heftchen enthielt die statistischen Tafeln des ersten Census im Jahre 1790, und sogar noch der Census von 1850 war in drei Quartbänden enthalten, welches Ausmaß in den Jahren 1860 und 1870 nicht überschritten wurde. Da aber der Congress der Vereinigten Staaten stets freigebig sich gezeigt und das Censusamt reichlich mit Geldmitteln ausgestattet hat, so konnte er auch die Bevölkerung mit den verschiedenartigsten Daten versehen, welche zum Verständnis der Größe und des wunderbaren Wachsthums des Landes erforderlich sind.

## Die Bedeutung der Abfallproducte in der chemischen Industrie.

### II.

Heute ist eine Sodafabrication ohne Ausnützung der Salzsäure undenkbar; die englischen Fabrikanten, welche sich durch die Alkaliacte an den Rand des Abgrundes gedrängt wähnten, fanden bald, dass sich nicht nur soviel Salzsäure condensieren ließe, als das Gesetz ihnen vorschrieb, sondern dass es sogar wichtig sei, über die gesetzliche Vorschrift hinauszugehen; sie verzichteten auf den Spielraum, der ihnen gelassen war, und versäumten nicht, selbst das letzte Molekül des kostbaren Abfallproductes einzufangen. Die Sodarückstände lagerten länger auf der „Halde“; zahlreiche Vorschläge erwiesen sich als unzureichend. Als gelöst darf das Problem erst durch den Process vor Chance angesehen werden, nach dem über die Sodarückstände comprimierte Kohlensäure, die durch Brennen von Kalk sehr billig zu haben ist, geleitet wird; dadurch wird das Schwefelcalcium im kohlensauren Kalk zurückverwandelt, und Schwefelwasserstoff wird freigemacht. Der Schwefelwasserstoff wird bei ungenügendem Luftzutritt verbrannt, wobei der Schwefel übersublimiert und zu 75% wiedergewonnen wird. Bei dieser Regeneration des Schwefels wird sogar der Schwefel in wertvollerer Form gewonnen, als er in die Fabrication eingegangen ist. Zur Fabrication der Schwefelsäure verwendet man den Schwefel des Schwefelkieses, der nur halb so theuer ist, als der „gediegene“ Schwefel. Wenn wir noch der Verwertung der Kiesabbrände gedenken, die bei der Herstellung der Schwefelsäure abfallen und auf Kupfer verarbeitet werden, so haben wir in der chemischen Großindustrie geradezu ein Schulbeispiel vor uns für die Demonstration der Bedeutung der chemischen Abfallproducte. Noch in anderer Beziehung ist die chemische Großindustrie lehrreich: sie zeigt, wie die chemische Industrie den technischen Fortschritt in sich selbst birgt, und wie unverkennbar in der Industrie die Tendenz zur Concentration der Betriebe zutage tritt. Eine moderne „Sodafabrik“ hat die Ausdehnung einer kleinen Stadt und kann nicht ohne mindestens 500 Arbeiter betrieben werden. Sie umfasst außer der eigentlichen Sodafabrik stets nothwendigerweise Anlagen für Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, Chlorkalk, Natriumsulfat. Der rationellen Verwerthung ihrer Abfallsproducte hat es die Leblanc-Soda allein zu danken, dass sie solange gegen die Solvay-Soda concurrenzfähig bleiben konnte. Die Solvay-Soda ist reiner als die Leblanc-Soda und benützt zur Vermittlung ihrer Entstehung aus dem Kochsalz das Ammoniak und die Kohlensäure. Im Anfange hatte diese Industrie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die dadurch behoben wurden, dass es durch die Construction musterhafter Apparate gelang, das Ammoniak vollständig zu regenerieren, so dass wir im Solvay-Sodaprocess das Ideal eines technischen Processes, nämlich einen Kreisprocess, vor uns haben. Ich will diese Fabrication durch folgendes Schema veranschaulichen:

1. Kochsalzlösung + Ammoniak + Kohlensäure =
   doppeltkohlensaures Natron + salzsaures Ammoniak.
2. Kohlensaurer Kalk =
   Kalk + Kohlensäure → zurück zu 1.
3. Salzsaures Ammoniak + Kalk =
   Calciumchlorid + Ammoniak → zurück zu 1.

Das Calciumchlorid ist bis jetzt unverwertbares Abfallsproduct: wenn es gelingen wird, das Chlor dieser Ablauge zu verwerten, ist der Untergang der Leblanc-Zoda besiegelt. Dies wird kaum anders als durch Elektricität geschehen können, und bis dahin wird der Elektrolytsodaprocess soweit ausgebildet sein, dass er gegenüber beiden älteren Verfahren siegreich das Feld behaupten wird, da er ohne Abfallsproducte das Kochsalz direct in die beiden Componenten spaltet.

Die früher allgemein als Alkali verwendete Pottasche, das kohlensaure Kali, ist heute zum großen Theile durch die billigere Soda verdrängt.

Soweit sie noch dargestellt wird, hat sich ihre Fabrikation an den Leblanc-Sodaprocess angelehnt, indem als Ausgangsproduct statt des Chlornatriums das Chlorkalium verwendet wird. Dieses letztere ist ursprünglich ein Abfallsproduct der Steinsalzgewinnung gewesen. Bei der bergmännischen Gewinnung des Steinsalzes hatte man zunächst Schichten zu durchbrechen, welche besonders Chlorkalium enthalten und die erst „abgeräumt“ werden mussten. Diese Abraumsalze dienen jetzt außer zur Gewinnung von Pottasche in größtem Maßstabe als Düngemittel, deren Fabrication in der Gegend von Staßfurt eine blühende Industrie geworden ist. Aus den bei ihr abfallenden Magnesiasalzen wird der Weltbedarf an Brom gedeckt.

Pottasche, die aus Holzasche hergestellt wird, kommt nur noch aus solchen Gegenden, deren Holzreichthum und Schwierigkeit der Transportverhältnisse keine andere Verwertung des Holzes zulässt. Aus einigen Abfallen wird ebenfalls Pottasche gewonnen, so aus den Rückständen der Zuckerfabrication. Auch durch die trockene Destillation des durch die Wollwäschereien abfallenden Wollschweißes

wurde eine zeitlang in Fourmies — neben Leuchtgas — Pottasche hergestellt. Aus dem Wollfett wird auch das Lanolin, das ein vorzügliches Hautfett ist, und ähnliche Producte, Adeps lanae, Agnolin &c. fabriciert. Voriges Jahr sollen in der französischen Armee Versuche gemacht worden sein, Tuch mit einer Benzinlösung von Wollfett zu imprägnieren und dadurch wasserdicht zu machen; desgleichen ist es als Lederfalbe vorgeschlagen. Diese Verwertungen sind jedoch nur als Nothbehelf zu betrachten, da sie nur einen kleinen Theil des abfallenden Wollfettes zu consumieren vermögen; die rationelle Verwertung dieses Abfallmateriales ist eine noch ungelöste Frage.

Eine auch in Laienkreisen allgemein bekannte Verwertung von Abfallproducten ist die des Steinkohlentheers. Im Anfang dieses Jahrhunderts war die Fabrication des Leuchtgases Endzweck der sogenannten trockenen Destillation der Steinkohle. Erst nach und nach wurden die bei diesem Processe in besonders großen Massen abfallenden Nebenproducte einer Verwertung zugeführt. Es sei gestattet, kurz die Reihenfolge der Processe bei der Leuchtgasbereitung zu skizzieren. Die Steinkohlen werden bei Luftabschluss geglüht, wobei aus der Retorte neben dem Leuchtgase noch eine Unmenge anderer Producte gasförmig entweichen, die aus dem Leuchtgase unbedingt entfernt werden müssen, was zunächst durch einfache Condensation geschieht und dann durch Ueberleiten des also schon roh gereinigten Leuchtgases über die sogenannte Laming'sche Masse, ein Gemenge von Eisenhydroxyd und Holzspänen. Durch die Condensation werden der Theer und das Gaswasser gewonnen. Das Gaswasser enthält insbesondere Ammoniak, welches der Landwirtschaft als Düngemittel zugeführt wird. Das Gaswasser ist überhaupt die Quelle alles industriell verwendeten Ammoniaks. Die Laming'sche Masse wird auf Cyan- und Rhodanverbindungen verarbeitet, ist also das Rohmaterial für die Gewinnung von Cyankalium, Rhodankalium, gelbem und rothem Blutlaugensalz und Berlinerblau. Die Entstehung der Ammoniak- und Cyanverbindungen bereitete der Gasindustrie keine so großen Unannehmlichkeiten, wie der Theer, dessen Beseitigung anfangs nicht anders als durch Verbrennung bewerkstelligt werden konnte. Auch das bot infolge seiner physischen Beschaffenheit erhebliche Schwierigkeiten, bis man durch die glänzenden Arbeiten der wissenschaftlichen organischen Chemie in dem Theer eine unerschöpfliche Fundgrube für die Ausgangsmaterialien zur Herstellung von Farbstoffen, Riechstoffen und Heilmitteln entdeckte.*)

Die Rückstände der Destillation, die in den Retorten verbleiben, sind die Koks, die als Brennmaterial verwendet werden; die Gaskohle, die sich an den glühendheißen Wänden der Retorten durch Zersetzung sehr kohlenstoffreicher Destillationsproducte absetzt, wird zur Fabrication von Kohlenstiften für das elektrische Flammenbogenlicht verwendet.

Die Koksfabrication hat sich in der Hütteninduſtrie zu einem selbständigen Betriebe entwickelt, bei dem wieder die Gase und sonstigen Destillationsproducte Abfälle sind, die natürlich wieder verwertet werden. Diese Koks haben in der Eisenindustrie die Holzkohle fast vollkommen verdrängt. Diese letztere wird zwar noch dargestellt, aber nicht mehr so unrationell wie durch den altehrwürdigen Kohlenmeilerprocess, bei dem sämmtliche Nebenproducte verloren giengen. Die moderne Technik gewinnt durch einen Process, welcher der Leuchtgasfabrication nachgebildet ist, aus dem Holze außer der Holzkohle Leuchtgas, Essigsäure, Aceton, Methylalkohol und Holztheer, aus dem verschiedene Producte isoliert werden. Das Aceton findet in der Sprengstoffabrication, der Methylalkohol zur Herstellung des neuen Antisepticums Formalin ausgedehnte Anwendung.

Bei Erwähnung der Hüttenindustrie darf eines Abfallproductes nicht vergessen werden, das den Anstoß zu einer sehr wichtigen Heizmethode gegeben hat. Im Hochofen werden die Eisenerze durch Kohle reduciert, die dabei zu Kohlenmonoxyd verbrannt wird und in den sogenannten Gichtgasen entweicht. Diese Gichtgase werden seit Jahrzehnten schon an der Gicht der oberen Oeffnung des Hochofens abgezogen und, da sie brennbar sind, verbrannt und zur Vorwärmung der Luft verwendet, die in den Hochofen eintritt. Diesem Vorgange ist die Generatorgasfeuerung nachgebildet, die in vielen Industrien Eingang gefunden hat.

Ein zweites Abfallproduct der Hüttenindustrie, die Schlacke, hat außer zur Herstellung der Schlackenziegel keine hervorragende Anwendung gefunden.

Eine phosphorsäurereiche Schlacke, die beim Stahlerzeugungsprocess von Thomas Gilchrist, insbesondere in Westphalen, das sehr phosphorreiche Eisenerze verhüttet, abfällt, ist die sogenannte Thomasschlacke. Seit circa zwanzig Jahren ist dieselbe in der Landwirtschaft ein sehr geschätztes Düngermaterial und wird angeblich sogar künstlich dargestellt.

Ein anderes viel angewendetes Düngemittel sind die Fleischabfälle, die nach Extraction der löslichen Substanzen, des sogenannten Fleischextractes, zurückbleiben. Sie kamen in großen Quantitäten aus Amerika nach Europa; in neuester Zeit werden auch verschiedene Kahmproducte daraus dargestellt.

*) [illegible]

Auch aus den Abfällen der Schlachthäuser haben sich Industrien entwickelt. Das Blut wird auf Blutalbumin verarbeitet, das als Klebemittel in der Textilindustrie Verwendung findet. Die Knochen werden sehr rationell verarbeitet. Man entzieht ihnen mittelst Benzin das Fett, durch Dämpfen mit Wasserdampf den Leim und schließt das zurückbleibende Calciumphosphat mittelst Schwefelsäure auf; die aufgeschlossenen Knochen sind ein wertvoller Phosphordünger, der unter dem Namen Superphosphat in den Handel kommt.

Das Benzin, welches außer zur Extraction von Knochen eine große Anwendung zur Extraction ölhältiger Samen Anwendung findet, ist ein Abfallproduct der Petroleumindustrie. Im Rohpetroleum sind außer dem eigentlichen Leuchtpetroleum niedriger und höher siedende Kohlenwasserstoffe vorhanden, die heute alle verwendet werden. Die unter 150 Grad siedenden Bestandtheile finden als Benzin, Ligroin, Gasolin, Rigolen theils als Lösungsmittel, theils zu Beleuchtungszwecken Anwendung. Die über 300 Grad siedenden Antheile sind die geschätztesten Maschinenschmieröle. Die Petroleumrückstände Kaukasiens werden zum Heizen der Dampfschiffe, diejenigen Nordamerikas zum Carburieren des Wassergases verwendet. In Nordamerika hat die letztere Form der Beleuchtung in der Hälfte der Städte das Leuchtgas vollständig verdrängt. Um Missverständnissen vorzubeugen, erwähne ich, dass die Nebenproducte der Petroleumindustrie je nach der Provenienz des Rohöles und der Fabricationsmethode verschiedener Natur sind, worauf natürlich bei ihrer Verwendung Rücksicht genommen wird.

In der modernen Fettindustrie werden die Fette in Fettsäure und in Glycerin gespalten; letzteres wurde früher mit den Unterlangen wegfließen gelassen, heute wird es aber vollkommen aufgearbeitet, um insbesondere der Sprengstoffindustrie zugeführt zu werden. Ein Abfallproduct der Kerzenfabrication ist das Oleomargarin, das die Basis der Kunstbuttererzeugung bildet.

Mit diesen willkürlich herausgegriffenen Daten ist natürlich die Zahl der in der chemischen Industrie abfallenden Nebenproducte noch nicht annähernd erschöpft, ebensowenig wie für sämmtliche Industrien die Frage der Abfallproducte gelöst ist. So harren noch die bereits erwähnten Abfälle der Wollspinnereien, ferner die Sulfitablauge der Cellulosefabriken und zahlreiche andere Abwässer von Industrien ihrer ausgiebigeren technologischen Verwertung. Hier hat die Chemie noch große Aufgaben zu lösen, und sie wird sie lösen. Aus Sägespänen wird sie Brot machen, und die Felder werden durch die chemische Verarbeitung der Fäcalien erneute Fruchtbarkeit erlangen.

Wenn wir das Resumé aus den angeführten Einzelheiten ziehen wollen, so drängt sich uns der Gedanke auf, dass die chemische Technologie eigentlich keine Abfallproducte im wahren Wortsinne kennt, sondern nur chemische Verbindungen, für die in manchen Fällen erst die entsprechende Verwendung gesucht werden musste. Dann erscheint uns die gesammte chemische Industrie als ein Räderwerk, dessen Getriebe von dem glänzendsten Geiste des neunzehnten Jahrhunderts bewegt wird, vom Geiste der Naturwissenschaften.

Dr. Heinrich Seidel.

# Multatuli.

Seit zwei oder drei Jahren sind in verschiedenen Zeitschriften kleine Stücke, Gespräche und Parabeln, von eigenthümlicher Art erschienen, geistreich und revolutionär im Inhalt und so geschrieben, dass ihr Verfasser als ein souveräner Mensch, der seine eigenen Wege geht und Form und Stoff nicht von fremden Gnaden nimmt, erkannt werden musste. Die Stücke waren aus dem Holländischen übersetzt, und ihr Verfasser nannte sich Multatuli. Und nun gibt Wilhelm Spohr im Verlage von Bruns in Minden in acht Bänden, von denen drei bereits erschienen sind, die Werke dieses Mannes in vortrefflicher Uebersetzung heraus, und in einer warm und glänzend geschriebenen Einleitung erzählt er die Geschichte seines Lebens. Und wir, die wir zu lesen beginnen, staunen, dass solch ein Mensch, so charakteristisch als Persönlichkeit, so modern in seinen Anschauungen, so hinreißend und eigenartig in seinem Stil, uns so lange verborgen bleiben konnte. Holland, das uns verwandteste Land, ist strenger von uns geschieden, seine Sprache und Literatur uns weniger bekannt, als die Länder jenseits der See.

Wie aber konnten wir von einem Manne zeitig erfahren, der in der Heimat selbst einen langen und bitteren Kampf führen musste, den alle Parteien todt schwiegen, der im Exil in Deutschland gestorben ist? „Wenn ein Samenkorn sprechen konnte", hat er selbst geschrieben, „es würde sagen, dass da Schmerz liege im Aufkeimen." In dem damaligen frommen philiströsen, behäbig-frommen, kaffeehandelnden Holland erhob er sich wie der Löwe der Bibel oder des Homer — ein entsetzend freier Mensch, dem die Gesellschaft und ihr Urtheil, ihre geheiligten Traditionen, ihre Götter — und wären sie zweitausend oder gar sechstausend Jahre alt — nichts galten, dem Polizei, Kirche und Staat, dem Formen und Worte überhaupt nichts galten, der nur das gelten ließ, was vor seiner natürlichen scharfen Einsicht und vor seinem überaus gütigen Herzen bestand.

„Multatuli", „der ich viel ertragen habe", hat er sich genannt; sein wirklicher Name war Edward Douwes Dekker. Am 2. März 1820 war er zu Amsterdam als Sohn eines Schiffscapitäns, aus sehr guter Familie geboren, war selbst einer der höchsten niederländischen Colonialbeamten. Mit achtzehn Jahren trat er in den Staatsdienst, nach siebzehnjähriger Dienstzeit wurde er Assistent-Resident von Lebak, d. h. Herr über eine halbe Million Menschen, und wurde sehr bald darauf nach einem Conflict mit der Regierung über sein eigenes Ansuchen ehrenvoll, aber ohne Pensionsanspruch entlassen. Er hatte einige Jahre vorher Everdine Baronesse Wynbergen geheiratet, hatte zwei Kinder, und kam im Gegensatz zu vielen anderen Colonialbeamten arm zurück, so arm, dass er und seine Familie oft weder Kleider, noch Nahrung hatten. In einer Dachkammer, frierend, oder in Wirtsstuben schrieb er ein Buch „Max Havelaar oder die Kaffeeauctionen der Niederländischen Handelsgesellschaft", in dem er die Geschichte seiner Residentschaft zu Lebak erzählte, und über das, wie ein Abgeordneter in der niederländischen Kammer sagte, „ein Schaudern durch das Land gieng".

Es war eine Art autobiographischen Romans in der „ironischen" Form der Romantiker, denen Multatuli der Zeit nach angehörte, geschrieben. Wie etwa der Kater Murr aus zwei sich durchkreuzenden Geschichten besteht, so wird der Havelaar von dem Kaffeemakler Droogstoppel herausgegeben, aber sein Mitarbeiter schreibt zu seinem Schrecken zwischen die sachlichen Capitel über Gottesfurcht und Kaffeegeschäft die Geschichte der Erlebnisse Havelaars, d. i. Dekkers auf Java. Die Wirklichkeit gab dem Spiegel sofort Recht: die erste Anzeige des Buches war ein ernstlicher Protest eines Kaffeehändlers, der alle Leute vor dem Ankauf eines Buches warnte, in welchem er, vom Titel getäuscht, ein nützliches neues Buch über Kaffeeplantagen zu finden gehofft hatte. Statt dessen bringt das unnütze Werk reiche und malerische Schilderungen tropischen Lebens, den Glanz niederländischer Uniformen und Waffen und die traurige Lage der sanften und begabten braunen Bevölkerung. Es schildert das System der holländischen Colonialverwaltung, die sich, wie so manche verblendete und bequeme Regierung, auf den javanischen Adel gegen das Volk stützt. Durch die Häuptlinge, deren Glanz und Autorität erhalten wird, regieren die Niederländer das javanische Volk und beuten es aus: der holländische Resident hat wohl nach seinem Amtseid das Volk zu schützen, aber seine Bequemlichkeit, sein Reichthum, die Fürstlichkeit seines Auftretens, seine Carrière müssen ihn verlocken, sich auf der Seite der Mächtigen, der Häuptlinge und der ausbeuterischen Gesellschaften zu stellen, ja sich am Raub zu betheiligen. Es ist „nur die Geschichte eines Büffels", eine javanische Dorfgeschichte, die dem Buch eingefügt ist, meisterhaft erzählt, von der ganzen weichen Glut der Tropen erfüllt, von der tiefsten Kenntnis eingeborenen Lebens, inmitten der süßen javanischen Liebeslieder die bittere Tragik elend zugrunde gerichteter Bauern schildernd. Aber wer wollte in ein Wespennest stechen? Wenn der Beamte seine Pflicht thut, verscherzt er es sich meistens auch nach oben: die Regierung will günstige Berichte, nicht Wahrheit; sie will vor allem keine Verlegenheiten. Wer kennt das nicht? Wir wollen nicht gegen die holländische Verwaltung den Stein aufheben.

Und unter diese behäbigen Herren, mitten in die papierene bureaukratische Vortrefflichkeit der Zustände, tritt ein stürmisches Genie, ein Mann von leidenschaftlicher, furchtloser Menschenliebe, ein Mann, der keine Concessionen und keine Bedenken kennt. Nach dem Zeugnis aller war er ein vorzüglicher Beamter, scharfsinnig, einer, der augenblicklich erkannte, was für den Augenblick noth that; seine Tapferkeit und Geschicklichkeit wurden von den feindseligsten Vorgesetzten anerkannt, und wo ein schwieriger gefährdeter Posten war, wo Aufstand drohte, da wurde er hingeschickt. Und er war immer schon instruiert, wenn er berufen wurde, ein Kenner der Eingeborenen, so wie er ihr Freund war: kein anderer Europäer sprach ihre Sprachen wie Dekker, keiner wusste sie so hinzureißen. Eine ritterliche, ja königliche Persönlichkeit, empfindlich und kampflustig allerdings — es kam vor, dass er zwei Duelle an einem Tage hatte — vor allem aber von königlicher Güte: er konnte niemanden leiden sehen, kaufte Sclaven frei, verschenkte seine Pferde, sein Bett, wie er selbst sagte, „einer von denen, die Hunderte schuldig bleiben, weil sie Tausende verschenken". Er sprang einmal ins Meer, um einen kleinen Hund vor heranschwimmenden Haifischen zu retten. Er hat sich selbst geschätzt, das zeigt er überall, und das wurde ihm am meisten verübelt. Bescheidenheit, sagt Schopenhauer, ist das erste, was der Philister vom Genie verlangt. „Es gehört mehr Muth zum Stolze, als zur Demuth" schrieb Dekker selbst.

Er kam nach Lebak und fand die Zustände ärger als anderswo, die Gegend ausgehungert und verödet. Bei Nacht kamen die misshandelten und verschüchterten Leute in sein Haus, um sich zu beschweren. Wucher, Erpressung und ärgeres war allgemein. Ja er gewann den sicheren Verdacht, dass sein Vorgänger, der dem Unrecht zu steuern versucht hatte, von den Häuptlingen vergiftet worden war. Aber als er die Anzeige in Batavia machte und eine Untersuchung forderte, wurde er gebeten, sie zurückzuziehen, als er darauf beharrte, wurden seine Anträge abgelehnt. Ja die Häuptlinge wurden heimlich befragt, ob sie nichts gegen ihn vorzubringen wüssten. Dekker beharrte, er habe den Leuten seiner Provinz Recht versprochen, und müsse darauf bestehen, dass man sein Vorgehen billige oder ihn selbst zur Verantwortung ziehe. Daraufhin wurde er abberufen, und „in Rücksicht auf früher geleistete Dienste" in gleichem Range versetzt. „Anders dienen als zu Lebak kann ich nicht" schrieb er und nahm seinen Abschied. Vergeblich suchte er um eine Audienz beim Generalgouverneur an, vergeblich schrieb er ihm: „Ich habe meine Pflicht gethan, ganz und gar meine Pflicht . . . ich bin an den Bettelstab gebracht, doch hierüber klage ich nicht. Doch Euer Excellenz haben sanctioniert: das System von Gewaltmissbrauch, von Raub und Mord, unter dem der arme Javane gebeugt geht — und darüber klage ich. Das schreit zum Himmel! Es klebt Blut an den angesammelten Geldern Ihres also empfangenen indischen Soldes, Excellenz!" Das ist kein bureaukratischer Stil für den „internen Verkehr im Amt". Dekker wurde nicht mehr empfangen.

Das war die Geschichte des Beamten Dekker; mit dem Erscheinen des „Havelaar" beginnt die des Schriftstellers Multatuli. Der Schluss des Buches ist ein Appell gewaltiger Rhetorik:

„Ihr, die ich störe in Eurer ‚Arbeitsüberhäufung' oder in Eurem ‚Ruhestande', Ihr Minister und Generalgouverneurs, rechnet nicht zu sehr auf die geringe Geschicklichkeit meiner Feder! Sie könnte sich üben und vielleicht mit einiger Anstrengung zu einer Fähigkeit gelangen, dass zuletzt die Wahrheit selbst vom Volke geglaubt würde. Dann würde ich vom Volke einen Platz verlangen im Repräsentantenhause . . . um zu protestieren gegen die endlosen Expeditionen und Heldenthaten gegen arme elende Geschöpfe, die man vorher durch Misshandlung zum Aufstand zwang.

Und wenn man mir fort und fort nicht glaubt? Dann will ich mein Buch übersetzen in die wenigen Sprachen, die ich kenne, und in die vielen Sprachen, die ich lernen kann, um von Europa zu fordern, was ich fruchtlos im Niederland gesucht. Und in allen Hauptstädten wird das Volk Lieder singen mit dem Refrain:

Es liegt ein Raubstaat an der See
Zwischen Ostfriesland und der Schelde!

Und wenn auch das nichts fruchtet? — dann werde ich mein Buch übersetzen in das Malayische, Javanische, Sundanesische, Alfurische, Buginesische, Battakische . . . Und ich werde Klewang-wetzende Kriegsgesänge schleudern in die Gemüther der armen Dulder, denen ich Hilfe gelobt habe, ich, Multatuli! — Rettung und Hilfe, auf gesetzlichem Wege, wenn es sein kann . . . auf dem rechtmäßigen Wege der Gewalt, wenn es sein muss. Und das würde sehr nachtheilig wirken auf die Kaffeeauctionen der Niederländischen Handelsgesellschaft!

Denn ich bin kein fliegenrettender Dichter, kein sanftmüthiger Träumer, wie der getretene Havelaar, der seine Pflicht that mit dem Muth eines Löwen und Hunger leidet mit der Geduld eines Murmelthieres im Winter . . ."

Und er widmet sein Buch dem König Wilhelm III. der Niederlande, „dem Kaiser des prächtigen Reiches Insulinde, das sich schlingt um den Aequator wie ein Gürtel von Smaragd!" . . . „Dich frage ich mit Vertrauen, ob es Dein kaiserlicher Wille ist, dass mehr als dreißig Millionen Unterthanen misshandelt und ausgesogen werden in Deinem Namen?!"

Der Sturm verhallte. Der angeklagte Generalgouverneur Duymaer van Twist sagte in der Kammer: „Ich bedauere, ich kann nicht antworten, ich bin Partei." Sein Nachfolger Mynheer Sloet van de Beele sagte allerdings: „Multatuli hat recht!", aber mit jenem falschen Patriotismus, der nicht das Geschehen des Unrechts, sondern das Aussprechen missbilligt, mit jener prüden Feigheit, die die Krankheit verbirgt, weil sie sich vor dem Arzte schämt, wurde die Untersuchung, der Lärm in der Presse und das Buch selbst unterdrückt. Ein Freund, Jakob van Lennep, der den Verlag unternommen, missbrauchte Dekkers Vertrauen und erneuerte die Auflage nicht, als die erste vergriffen war. Dekker blieb machtlos, in bitterster Enttäuschung und in bitterster Armut. Die vermögende Familie seiner Frau wollte „der Zuchtruthe Gottes nicht vorgreifen", sie schickten der Schwester zwanzig Gulden mit einem demüthigenden Brief und versprachen ihr, falls sie sich von ihrem Manne trennen wollte — Näharbeit zu verschaffen. Dekker stand allein in Geldnoth, in Verzweiflung, in unendlichen Schulden. Er brachte sich durch, wie man sich eben durchbringt, und immer fand er noch Mittel, anderen noch Aermeren zu helfen. Im Jahre 1862 veröffentlichte er in einem Amsterdamer Blatt folgendes Inserat:

„Ich gebe dem Volk von Niederland bekannt, dass ich vor mir einen Brief liegen habe, in welchem mir jemand mit dem Verkauf meines Hausraths droht. Mein Hausrath ist: die Kleider meiner Kinder. Anderen Hausrath habe ich nicht. Das ist wieder Eure Schande, Niederländer, nicht meine Schande.

Amsterdam, den 31. Jänner 1862.

Edward Douwes Dekker."

Dieses Inserat ist charakteristisch. Etwas Pathetisches lag in ihm: wie er sich auch manchmal, wenn all seine Agitation nichts fruchtete, und er an den „rechtmäßigen Weg der Gewalt" dachte,

als König des Reiches am Aequator träumen konnte. Auch in Holland nahte der Becher der Macht seinen Lippen: Ende 1867 wurden Unterhandlungen von seiten der Regierung mit ihm angeknüpft, er sollte in das Cabinet des Grafen von Zuylen eintreten; aber das Ministerium fiel. Ein Sitz im Repräsentantenhause war lange sein Ziel gewesen, aber da er keine Compromisse machte, konnte er mit keiner der Parteien gehen. Einmal trat ein Comité zusammen, um ihm zu helfen, doch es benahm sich so taktlos wohlthätig, dass er die Hilfe zurückweisen musste.

Eines ist ihm zutheil geworden: die begeisterte Liebe vieler Menschen, besonders die leidenschaftliche Verehrung und Liebe vieler Frauen. Die Folge war natürlich Verleumdung. Da man dem Beamten nicht zu Leibe konnte, griff man sein Privatleben an. Wie eine Freundin seiner Frau schrieb: „Ils érigeaient la femme en martyre pour mieux accabler le mari". Die Geschichte seiner Ehe ist eine ernste und traurige. Er hatte mit seiner Frau „Tine" in Liebe und im höchsten seelischen Einverständnis gelebt, sie hatte alles mit ihm getheilt, und sie waren seit 16 Jahren verheiratet, als Dekker im Jahre 1862 durch einen anonymen Brief, den er als Herausgeber der „Ideen" erhielt und der ihn aufs höchste interessierte, eine Correspondenz mit einem jungen Mädchen, Mimi Hammink Schepel, begann, es kennen lernte, und beide sich leidenschaftlich in einander verliebten. Sie kämpften lang und brachen den Verkehr miteinander ab, aber das Verhängnis der Leidenschaft war unentrinnbar. Ich schließe mich Spohr an: ich will Dekker nicht vor denen, die ohne Sünde sind und daher das Recht haben, den Stein zu werfen, rechtfertigen. Viele, viele Menschen haben gleiche oder ähnliche Conflicte erlebt, wenige sie so vornehm durchgekämpft. Niemand wurde betrogen, und Everdine war es, die zuletzt entsagte. Ja, um Dekker und Mimi vor bösen Nachreden zu schützen, versuchte sie mit ihnen zusammen zu wohnen, aber dieser Heroismus überstieg ihre Kräfte. 1869 verließ sie das Haus und gieng mit den Kindern nach Venedig. Sie starb dort im Jahre 1874 und Dekker ließ sich mit Mimi trauen. Auch seine Kinder waren ihm entfremdet, offenbar konnten sie das Leid der Mutter dem Vater nicht vergeben.

Vom Jahre 1870 an lebte Dekker fast ständig in Deutschland. Er begann durch glänzende Vorträge und durch seine Schriften etwas mehr zu verdienen, ein Freund, dessen Name bis heute nicht bekannt geworden, schenkte ihm ein Landhaus zu Nieder-Ingelheim: dort lebte er mit seiner zweiten Frau und einem Knaben, den sie adoptiert hatten. In den Achtzigerjahren erhielt er eine nationale Pension. Er starb am 19. Febrnar 1887 und wurde zu Gotha verbrannt.

Seine erste Veröffentlichung nach dem „Havelaar" war eine Schrift zu Gunsten durch eine Sturzflut in Nothstand gebrachter Javanen „Zeige mir den Platz, wo ich gesäet habe". Sie erschien im Jahr 1861 und brachte den Bedrängten 1300 fl. ein. Noch im selben Jahr erschienen die „Minnebrieven", gleichfalls zu Gunsten eines Anderen, eines armen Schriftstellers, für den sie 400 fl. trugen. Die „Minnebrieven" bilden den dritten Band der deutschen Ausgabe. Es ist ein eigenthümliches Werk: Briefe des Verfassers an seine Frau, von seiner Frau an ihn, Briefe von beiden an Fancy, ein Geschöpf seiner Phantasie und doch nicht ganz seiner Phantasie, vielleicht ein wirkliches Mädchen, das er liebte, wie Goethe Ulrike v. Levetzow geliebt hat. Die Briefe sind ein wilder phantastischer Ausdruck alles dessen, was in einer gequälten ringenden Menschenseele vorgeht. Aus ihnen, wie aus allen vorliegenden Werken geht hervor, dass Multatuli kein Künstler ist — auch gar keiner sein will: aber sehr viel Dichterisches liegt in ihm. Die vollkommene Form fehlt überall, die Tendenz überwiegt, aber sie gibt ihm eine hinreißende Rhetorik und bitteren Humor; die Originalität und der rasche Reichthum seines Geistes führt ihn zu tausend Themen, alles ist durchleuchtet von unendlicher Güte — und die Tendenz selbst ist modern im höchsten Sinne des Wortes: ein Abschütteln alles dessen, was Lüge geworden. Die gleiche Tendenz verficht er in der Zeitschrift „Ideen", die er von 1862—1877 herausgab, und aus denen der erste Band des Spohr'schen Werkes eine Reihe prächtiger Stücke bringt. Er war entschieden ein „Ruhestörer", wie Ibsen, wie Nietzsche, es sind ihrer ja so viele, die uns aus der schlimmsten aller Höllen, der der gleichgiltigen Zufriedenheit, herauszureißen versuchen, aus der Hölle derer, die von dem Hunger und Frevel um sie her nichts wissen wollen, denen eine milde Verlogenheit soviel zarter und menschlicher als die Wahrheit scheint.

Von jeder Seite hatte Dekker die Welt schauen lernen, von den Plätzen der Mächtigen, wie aus dem tiefsten Elend, in alle Räder hatte er zu greifen Gelegenheit gehabt — [illegible] Leben war geschichtlich verlaufen, und die Macht von Formen und Worten wie „Recht", „Religion", „Christenthum", „Liebe zum Nächsten" und den Mantel unendlicher Heuchelei, den sie [illegible] Conservativen wie der Liberalen zu breiten dienten, hatte er gründlich kennen gelernt. Er drückte die Einleitung zu den „Minnebrieven" mit den Worten schließen: „Publicum, ich verachte dich mit großer Innigkeit!" Er kam bald aus [illegible] zu den [illegible],

die er verkündete, die allen Friedlichen so gefährlich scheinen, die aber, Gott sei Dank, in dieser und jener Form immer mehr umsichgreifen, aber heute leider schon Mode werden und von vielen mit dem Munde bekannt werden, die im Herzen weit von ihnen sind. Und über die ein Niederländischer Kritiker schrieb:

„Wir haben jetzt einen modernen Herostratus. Es ist die ‚Ichheit' von Multatuli. Er vergreift sich an allem, was dem Menschen theuer ist. Er verkündigt die verderblichsten Morallehren. Er rennt an und tritt nieder alles, was die Nation lieben und verehren gelernt hat. Er leugnet Gott, Bibel und Evangelium. Er leugnet das Bestehen der Seele, der Unsterblichkeit, der Seligkeit und erkennt nichts als sein eigenes ‚Ich', seine Persönlichkeit als die alleinige Gottheit an und beweihräuchert sie ... Und, wenn Multatuli in seinem Hochmuthe und in seiner Vermessenheit zuruft: ‚Publicum, ich verachte dich mit großer Innigkeit!' o — was denkt Ihr wohl, wird die Antwort des Volkes an ihn, Multatuli, sein? — Es wird ihn aus seinem Gedächtnis streichen!"

Vielleicht werden auch in Deutschland Kritiker so schreiben. Aber aus dem Gedächtnisse streicht man Menschen wie Multatuli nicht. Dazu haben sie sich zu tief, zu brennend in die Herzen der Menschen geschrieben. Tausend Jahre später werden sie als Religionsstifter verehrt. Trotz der „Hell of Contentment" fühlen wir ja doch alle, dass nicht alles so ist, wie es sein sollte und vor allem nicht, wie man vorgibt, dass es sei, und dass die Autoritäten, die wir verehren sollen, mögen sie sich nennen wie immer, durchaus nicht verehrungswürdig sind. Vielleicht sind sie nothwendig. Die Furcht vor der Anarchie erhält den Polizeimann. — Zehn Märchen von der Autorität stehen in den „Minnebrieven", die ihren Ursprung in tiefsinniger Parabel erzählen.

„Eine Dienstmagd gieng aus mit den Kindern ihres Herrn. Sie erhielt den Auftrag, sie gut zu bewachen. Aber siehe, die Kinder waren ungehorsam und liefen fort, so dass ihre Aufsicht umsonst und ihre Sorge eitel war.

Darauf schuf sie aus Nichts einen schwarzen Hund, der jedes Kind beißen sollte, das nicht in ihrer Nähe bliebe. Und die Kinder waren in Furcht vor dem Hunde und wurden sehr gehorsam und blieben bei ihr. In der Ueberlegung ihres Herzens sah sie den Gott an, den sie gemacht hatte, und siehe, er war sehr gut.

Aber die Kinder wurden wahnsinnig aus Furcht vor diesem Hunde.

Und das sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag."

Die sechste Geschichte von der Autorität handelt von Eltern und Kindern und wie die Eltern durch Liebe Macht hatten über ihre Kinder, und wie es vielen Eltern lästig wurde, ihre Kinder zu lieben. „Da sann man ein Gebot aus, das die Liebe ersetzen sollte, denn es ist leichter Gebote zu geben, denn Liebe: ‚Ehret Vater und Mutter!' — Die Kinder verließen ihre Eltern sobald sie laufen konnten. Man fügte zu dem Befehl ein Gelöbnis. ‚Auf dass es Euch wohlergehe auf Erden.' Darauf blieben einige Kinder bei ihren Eltern. Aber sie blieben nicht in Liebe wie die ersten Kinder bei der ersten Mutter geblieben waren. Und das ist also geblieben bis auf den heutigen Tag." Oder die achte Geschichte, die bereits von den „Documenten der Frauen" in Wien veröffentlicht wurde, in der die Söhne dem Vater, damit sie Frauen und Töchter ruhig beherrschen und ausbeuten können, den Rath geben: „Vater, lehre die Tochter nichts, und damit sie nicht selbst lerne, denn sie ist nicht dumm — sage ihr, dass Wissen, Begreifen und Begehren sündig ist für ein Mädchen." Oder die „Gespräche mit Japanern" mit ihrer göttlichen Persiflage europäischer Sitten und europäischen Anstandes. Sie alle enthalten sehr gefährliche Lehren, in deren Mittelpunkt Multatuli eine einzige, die Liebe, setzte. Statt der Liebe haben wir Gesetze. Alle tausend, alle sechshundert Jahre ist es nöthig, dass einer komme und es laut wiederhole, sowie vor neunzehnhundert Jahren statt des Gesetzes die Liebe kam. Aber wer kann davor bestehen? Entsprechen unsere Einrichtungen denn irgend wie dem Buche, das, wie Thoreau sagte, noch nie gelesen wurde? Ist denn unser Staat, unsere Kirche, unsere Gesellschaft auf Liebe gegründet? oder auch nur unsere Ehe (nach § 91 u. 92 A. B. G.-B.) oder das Verhältnis von Eltern und Kindern? Man lacht zu solchen Armeen, zu stehenden Heeren, die auf Liebe gegründet, zu Steuern, die nach den Geboten der Liebe eingehoben oder bezahlt werden. Aber was saselt man dann von christlichen Staaten und christlicher Cultur? Wer darf sagen, dass das Christenthum die herrschende Religion sei? Wir sind alle beim Gesetz, beim alten Testament geblieben.

Multatuli hat die Liebe nicht nur gelehrt, er hat auch nach ihr gelebt. Eins freilich unterscheidet ihn vom Stifter der Lehre. Damals ward Milde mit ihr zugleich empfohlen, und dem fauligen zwischen ohnmächtigem Geschlechtsrausch und Ekel taumelnden Alterthum mag eine solche Lehre begreiflich und nothwendig gewesen sein. Aber uns ist davon nur ein erlogener Deckmantel, ein [illegible] Princip geblieben, unter dessen Tyrannei Zustände bestehen, die nicht viel besser sind, als die des sinkenden Römerthums. Von dieser Verirrung kann nur wieder Freiheit und Reinheit im Genuss heilen. Darum sagt Multatuli: „Wer Euch

Selbsterniedrigung anpreist als Tugend, der ist ein Betrüger. Genuss ist Tugend.“ Und er wollte an einen Gott nicht glauben, der seine Geschöpfe wissentlich in eine „Sündenfalle“ lockt.

Wie dem auch sei — über dieses Thema ist zu viel zu sagen — jene Vereinigung christlicher und antiker Gedanken, die schon einmal zur Wiedergeburt Europas geführt hat, ist, fortentwickelt und verändert durch so viele Jahrhunderte, auch der geistige Grundstrom Multatulis. Derselbe Strom zwischen neuen Ufern. Menschenliebe und lebendige Daseins- und Schaffensfreude, Lehren, die von den Größten unserer Zeit verkündet werden, die vielleicht die Religion der kommenden Zeit zu bilden bestimmt sind, hat auch Multatuli gelehrt. Karl Federn.

## Ein Rivale Glucks.

Vor hundert Jahren (am 7. Mai 1800) haben sie zu Passy bei Paris einen Mann zu Grabe getragen, der mehr als einer berufen war, eine hervorragende Rolle im Musikleben des Jahrhunderts zu spielen; hervorragend, nicht so sehr durch das eigene Talent als vielmehr durch die beständige Nothwendigkeit, auf den Höhen des Parnass mit den Größten seiner Zeit um die Palme zu ringen. Wer kennt nicht aus der Musikgeschichte den Streit der Gluckisten und Piccinisten in Paris, wer nicht, wenigstens in den Grundzügen, die Principien, auf denen Gluck seine Opernreform aufbaute? Wer hat aber je eine Composition Piccinis gehört?

Beim großen Publicum dürfte es freilich auch mit der Kenntnis der Gluck'schen Werke nicht zum besten bestellt sein. So oft sie auf der Bühne erscheinen, müssen sie erst aus verstaubten Archiven hervorgeholt werden, und man weiß dann nie recht, inwieweit sie noch in ihren ursprünglichen Farben wirksam sein werden. Und doch haben sie einst ganz Europa in Aufregung gebracht!

**Piccini** stammte aus der goldenen Zeit der italienischen Oper. Die berühmten Singschulen zu Bologna, Florenz, Rom, Neapel hatten ihren Einfluss auf die Entwickelung der Oper bereits geltend gemacht. Sie hatten ihren dramatischen Standpunkt längst nicht mehr in den Vordergrund gestellt, der Componist fieng an sich musikalisch freier zu bewegen, der Sänger ließ ihn und das Publicum die Macht des Gesanges in der aufdringlichsten Weise fühlen. Damals zogen italienische Sänger als Pionniere italienischer Musik in die ganze Welt und ihnen folgten die Componisten, die bald in Wien, bald in Petersburg oder Paris der Kunst ihres Vaterlandes zu ungeahnten Siegen verhalfen. Mit der Oper hatte Italien die ganze Welt erobert.

Neben den großen Triumphen der italienischen Componisten spielten damals ihre kleinen Rivalitäten eine nicht minder wichtige Rolle. Es muss dem Bedürfnis des italienischen Nationalcharakters entsprochen haben, dem lorbeergekrönten Sieger einer Saison sofort einen Rivalen gegenüberzustellen und dann dem Wettkampfe beider mit erhöhter Aufregung und Parteilichkeit zuzusehen. Ueberall, wo die Italiener hinkommen, finden wir diese Parteibildung und das aufgeregte Intriguenspiel. Und es handelte sich dabei keineswegs bloß um ideale künstlerische Siege. Persönliche Erfolge, die Erwerbung glänzender socialer Positionen waren nicht selten die Ziele dieser Rivalitäten.

Als Rivale begann auch Piccini seine Laufbahn. Nach den ersten indifferenten Versuchen hatte seine Oper „La buona figliuola“ eben 1761 zu Rom einen ungewöhnlichen Erfolg errungen. Sie war melodiös, prächtig instrumentiert und mit den damals noch seltenen, größeren Ensemblesätzen bedacht. Bei ihrer späteren Aufführung in Paris 1771 hat gleich die erste Arie berechtigtes Aufsehen erregt. Sie enthielt eine melodiöse Wendung, die an Glucks berühmte Orpheusarie erinnerte, die man in Paris schon seit 1762 kannte, speciell an die Melodie bei den Worten che faro, dove andro (in deutschem Text: wär', o wär' ich nie geboren). Man rühmte damals Gluck nach, dass er gerade hier den Ausdruck der Verzweiflung naturwahr getroffen habe. Rousseau weinte, als er diese Arie zum erstenmale hörte. Bei Piccini aber hat die Melodie den entgegengesetzten Text: quel plaisir, quel volupté de voir au lever de l'aurore ces roses, ces lis éclore &c. Der musikalische Unterschied zwischen der Gluck'schen und Piccini'schen Behandlung liegt nur im Takt, bei Gluck Vierviertel, bei Piccini Dreiachtel (Andante grazioso). An die Sänger stellte Piccini nicht geringe Anforderungen. Kein Componist der Gegenwart dürfte es wagen, seine Primadonna solche Coloraturen singen zu lassen, wie es Piccini von Roiette in der sechsten Scene des dritten Actes verlangt, noch dazu in so hoher Lage. Nur durch die Wahrscheinlichkeit, dass damals die Stimmung eine viel tiefere gewesen ist, als heute, ist es zu erklären, dass derartige in der Region des H und Cis sich bewegende Fiorituren überhaupt ausführbar waren. Auch im Orchester fängt schon eine, wenn auch nur schüchterne Charakteristik des Textes an. Wenn Taillefer (vierte Scene, zweiter Act) von Trompeten, Clarinetten, Guitarre und Trommeln spricht, so nimmt das Orchester sofort diese Anregung auf, aber es begnügt sich, sie nur ungefähr auszuführen. Bei Erwähnung der Trompeten antworten die Hörner, bei den Clarinetten die Oboën, Guitarre und Trommel müssen durch Streichinstrumente angedeutet werden. Es sind also nicht immer die genau entsprechenden Farben, die Piccini von seiner reichhaltigen orchestralen Palette aus auf die Bühne bringt, aber auch sie müssen bei dem damaligen Publicum als willkommene Colorierung des sonst nur vom Streichquintett besorgten Orchesterpartes überraschend gewirkt haben. Dem ersten römischen Triumphe folgten bald weitere, und Piccini ward zum hoffnungsvollen Champion auserseheu, auf den eine ganze Partei ihre Hoffnungen setzte. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man auf ihn gewettet, wie auf ein siegreiches Rennpferd. Schon hatte er einen erfolgreichen Componisten komischer Opern, Logroscino, nach dessen Muster Pergolesi seine epochemachenden Buffoopern componierte, aus dem Felde geschlagen, und nun drohte selbst dem älteren und in der Gunst des Publicums bewährten Jomelli die siegreiche Rivalität Piccinis, die auch bald eine eclatante Niederlage des älteren Künstlers nach sich zog.

Die Pariser Berufung verdankt ihre Entstehung einer Intrigue, die von den Parteien am Hofe ihren Ausgang nahm. Geradeso wie sich bei dem ersten Erscheinen der italienischen opera buffa die früher feindlichen Lullyisten und Rameauisten versöhnt die Hände reichten, um als Nationalpartei (Antibuffonisten) gegen die Italiener (Buffonisten) Front zu machen, so vereinigten sich jetzt Franzosen und Italiener, um dem aufgehenden Gestirn Glucks entgegenzutreten. Ihn protegierte Marie Antoinette, die Gemahlin des damaligen Dauphin und späteren Königs Ludwig XVI. Dieser gegenüber stand voll Neid und Eifersucht auf deren beginnende Popularität Madame Dubarry, die Maitresse Ludwig XV. Sie brauchte einen berühmten Namen, um Marie Antoinettes dominierende Stellung im Pariser Musikleben zu untergraben. Wer wäre dazu geeigneter gewesen als Piccini, der Allerweltsrivale, dessen Arien man seit dem Erfolg der „buona figliuola“ auch in den Pariser Concerten sang. Ein ungeheuerer Ruf gieng ihm voraus. Schon damals erzählte man in Paris, Piccini hätte 120 Opern (später 149) componiert. Diese Zahl wäre eigentlich eher deprimierend als vielversprechend gewesen, denn bei solcher Massenproduction konnte man voraussehen, dass die Qualität des einzelnen Stückes leiden musste. Aber wer kümmerte sich in diesen aufgeregten Zeiten, die auch in viel wichtigeren Fragen die ruhige Erwägung ausschlossen, um die Stimme der Vernunft? Piccini wurde der auserkorene Held des Tages. Wie im Homer'schen Epos vom Helden Hector erst lange Siegesklänge ertönen, bevor er gegen Achill in den Kampf zieht, wie sein früherer Ruhm den griechischen Sieg in ein noch höheres, glänzenderes Licht stellt, so liest man in der Musikgeschichte erst von Piccinis Heldenthaten, bevor er dem deutschen Achill unterliegt.

Piccinis Aufgabe war von vornherein keineswegs leicht. Marmontels Roland sollte von beiden Componisten, Gluck und Piccini, in Musik gesetzt werden. Berton, der Director der großen Oper, freute sich schon auf die Einnahmen, die ihm das erhöhte Interesse an den kommenden Ereignissen bringen werde. Gluck hatte vor Piccini einen nicht unbedeutenden Vorsprung. Er kannte die französische Sprache, Piccini musste sie erst lernen. Die richtige Declamation, das Verständnis für den Text musste ihm erst förmlich eingepaukt werden. Trotz dieser Chancen wich Gluck dem bevorstehenden Kampfe aus. „Ich fühle mich nicht geeignet, einen Wettstreit einzugehen,“ schreibt er an du Roullet, und dieser beeilt sich den sensationellen Verzicht zu publicieren. Mittlerweile arbeiten die beiden Parteien mit Macht aufeinander los. Die Gluckisten wollen die Aufführung des Roland hintertreiben. Marie Antoinette zögert, offen für einen der beiden Künstler Partei zu nehmen. In ihrem Bestreben, es allen recht zu machen, nimmt sie sogar in Versailles zweimal in der Woche Singstunden bei Piccini. Aber ihre stillen Sympathien gehören Gluck, dem Deutschen. Roland kommt zur ersten Aufführung. Piccini gieng mit vollen Segeln in den Kampf: großes Orchester mit großer und kleiner Flöte, Oboën, Clarinetten, Fagotte, Trompeten, Hörner, Streicher, Pauken und [illegible] ein Tambourin begleiten die großen Ensemblesätze und brachten wiederholt glänzend instrumentierte Tänze und Märsche. Piccini hatte sich selbst überboten, einzelne Nummern, wie das als Tambourin bezeichnete und mit diesem Instrument begleitete heitere Tonstück sind wirklich originell und pikant gemacht. Man könnte sie heute noch aufführen. Der Allegrosatz des Orchesters nach dem Schäferchor im zweiten Act (4. Scene) erinnert uns in seiner leichtflüssigen Rhythmik sogar an Schuberts „häuslichem Krieg“, und wenn uns auch heute die Harmonie monoton vorkommt, damals kann ein so frisches Stück seine Wirkung nicht verfehlt haben. Es hat sie auch erreicht. Roland war ein Erfolg, aber doch kein Erfolg gegen Gluck und deshalb keine volle Befriedigung für seine Partei. Das waren auch die weiteren Erfolge nicht, die eine italienische Truppe mit Piccinis komischen Opern errang. Die große Oper hatte ja nichts davon, wenn die italienische Oper gute Einnahmen erzielte. Berton sann auf neue Mittel. Er lud beide Componisten zum Diner ein, und jede Partei entsandte dazu ihre Vertreter. In diesem großen Moment musste es zur Entscheidung kommen. Aber die zum Kampf bestimmten Hähne wollten nichts miteinander zu thun haben. Piccini war zugeknöpft, und Gluck reserviert. Schon drohte der Abend durch

höfliche Formalitäten hindurch im Sand zu verlaufen. Da unterlag Gluck seiner unbezähmbaren Nationalgewohnheit. Der biedere Deutsche trank immer noch eins, bis ihm der Wein zu Kopf stieg und ihm die Zunge löste. Und nun begann er zu reden: Da wollen die Franzosen Arien haben, aber „man kann ihnen nicht Gesang liefern, weil sie nicht singen können“; dann wandte er sich zu Piccini und fuhr fort: „Ihr denkt bloß daran, Eueren guten Ruf zu erhalten, und macht ihnen schöne Musik. Glaubt mir, Geld, Geld zu gewinnen, darauf muss man hier bedacht sein, auf nichts anderes.“ Die Worte flogen wie ein Funken in die leicht entzündbaren Gemüther beider Parteien, von denen eine nur zu sehr bereit war, jedes einzelne davon auf eine Rakete zu setzen und es mit lautem Geprassel in den Salons von Paris zu verbreiten. Der Hausherr wusste das. Lächelnd sah er die erregten Gruppen in der besten Kampfesstimmung seine Gemächer verlassen. Berton hatte seinen Zweck erreicht und freute sich abermals.

Nun galt es, das heiße Eisen zu schmieden. Man zögerte nicht, Piccini einen Text zu Iphigenie auf Tauris vorzulegen, mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass Gluck dasselbe Sujet componiere und das Publicum Gelegenheit haben werde, zwischen beiden Künstlern zu entscheiden. Piccinis Werk sollte zuerst aufgeführt werden. Dieser gieng an die Arbeit; doch bevor er sie vollendet hatte, erfuhr er, dass Glucks Iphigenie, die obendrein einen anderen, besseren Text hatte, zuerst an die Reihe kommen werde. Er remonstrierte und erinnerte Berton an sein gegebenes Versprechen. Vergebens, „Befehl der Königin“, gab Berton ausweichend zur Antwort.

Das Resultat der Aufführung der beiden Iphigenien ist bekannt. Glucks Oper wurde bejubelt, Piccini errang lediglich einen Achtungserfolg. Von nun an nahm das Schicksal seinen Lauf, für Piccini umso schmerzlicher, als nun auch der schon erwähnte Sacchini anfieng, in Paris an Boden zu gewinnen. Erst der Tod befreite Piccini von zweien seiner gefährlichsten Gegner. Sacchini starb 1786, Gluck 1787. Wie nach dem Tode Jomellis beeilte sich Piccini auch nach Sacchinis Tode, eine ehrende Grabrede zu halten, die seine Freunde entzückte, seine Gegner aber nur zu erneuerten ironischen Bemerkungen veranlasste. Nach Glucks Tode aber gieng Piccini noch viel weiter. Er veranstaltete eine Subscription, deren Erträgnis ermöglichen sollte, jährlich an Glucks Todestag ein Concert zu geben, in dem ausschließlich Compositionen des Verewigten zur Aufführung gelangen sollten, „um ein Vorbild des Stils und der Entwickelung der dramatischen Musik vor den jungen Künstlern aufzurichten“. Das war denn doch eine That, die über die Bedeutung leerer Worte weit hinausgieng. Sie scheint mir den Charakter Piccinis in ein günstigeres Licht zu stellen, als ihm gewöhnlich gespendet zu werden pflegt, während auf die Gesinnungen seines berühmten Gegners und Siegers, Gluck, im Laufe der Zeit doch schon mancher Schatten gefallen ist. Parteien zu bilden, Widerspruch und Aufsehen zu erregen, war ihm ein Lebensbedürfnis geworden. Selbst die ästhetischen Principien über das Wesen der Oper, die er seinerzeit in der berühmten Vorrede zur Alceste veröffentlichte, verdanken zum Theil ihren Ursprung seinem Aufreizungsbedürfnis. Denn derjenige, der sich am allerwenigsten streng darnach richtete, war Gluck selber. Nachdem er bereits seine „Reformopern“ zu componieren begonnen hatte, verfiel er ohne die geringsten Scrupel ohneweiters wieder in den alten italienischen Concertstil, von dem er ausgegangen war, lediglich, weil die Pariser Oper an die Composition einer gewissen Anzahl von Werken eine Erhöhung der Pension für Gluck geknüpft hatte und er die gewünschte Stückzahl leichter und prompter im alten Stile liefern konnte. Angesichts dieses finanziellen Vortheils fiel die ganze künstlerische Aesthetik in den Staub. Und das war ja gerade der große Fehler, gegen den man hätte ankämpfen müssen, der Mangel des inneren künstlerischen Ernstes. Es war zunächst nothwendig, zu betonen, dass die Oper, wie jedes andere echte Kunstwerk, vor allem nur aus den reinsten künstlerischen Motiven hervorgehen solle. Das wäre viel wichtiger gewesen, als die Frage, ob es den Grundsätzen der Natürlichkeit entspricht, dass in der Oper Duette und Arien gesungen werden dürfen.

Nicht lange konnte Piccini das Glück der Alleinherrschaft genießen. Die Revolution vertrieb ihn aus Paris und führte ihn nach Neapel, wo er solange die Gunst des Hofes genoss, bis sich seine Tochter an einen der republikanischen Partei angehörigen Franzosen verheiratete. Der Hof hat ihm diese „Treulosigkeit“ nie verziehen, und er konnte seiner Entrüstung in einem Hausarrest Ausdruck geben, den er über den eigenen Meister und ruhmgekrönten Componisten verhängte. Das waren doch schöne Zeiten! Die liberale Aufnahme in der Heimat veranlasste Piccini, die Hauptstadt Frankreichs am Abende seines Lebens noch einmal aufzusuchen. Aber wie hatte sich dieses Paris verändert! Die Stürme der Revolution waren darüber hinweggegangen und Napoleon rüstete sich 1798 zum ägyptischen Feldzuge. Man hatte keine Zeit, sich mit den Berühmtheiten vergangener Tage zu befassen. Piccinis mühsam erworbene Reichthümer hatte die Revolution vernichtet, seine Partituren waren um ein Spottgeld in alle Winde zerstreut, seine alten Freunde waren gestorben. Gänzlich gebrochen und verlassen zog sich Piccini auf ein ärmliches Zimmer zurück, wo er gegen mäßiges Entgelt kleine Musikunterhaltungen veranstaltete. Niemand dachte mehr daran, sich seines Namens zu Parteizwecken zu bedienen und ihn noch einmal auf den Schild zu erheben, wie einst im Mai. Endlich hatte sich das Conservatorium seiner erinnert und ihm die Stelle eines Inspectors verliehen. Zu spät. Von aller Welt verlassen starb Piccini kurz nach seiner Ernennung zum Inspector zu Passy bei Paris. Nicht einmal die ärztliche Hilfe war ihm in den letzten Stunden seines Lebens zutheil geworden. Selten hat das Schicksal mit einem so viel umworbenen Mann ein grausameres Spiel getrieben, seine Mitmenschen haben ihn zuerst in den Himmel erhoben, dann missbraucht und zuletzt vergessen.

Richard Wallaschek.

---

# Die Pariser Weltausstellung.

## II.

Ueber den Inhalt der einzelnen Abtheilungen ist noch immer kein Urtheil möglich. Denn wohl niemals wurde eine Ausstellung in so unfertigem Zustand eröffnet. Leer starrten am 15. April die Gerüste in die Höhe. Ueber Barrièren sprang man, kletterte über Balken. C'est une honte, sagten die Franzosen selbst, und in der Boite à Fursy wurden Spottgedichte gesungen. Wer die Erlaubnis hatte, das Innere der Gebäude zu betreten, athmete Gipsstaub ein, zerriss sich an Nägeln die Kleider und war Zeuge unglaublicher Scenen. In Räumen, die vollgestopft waren mit Stroh und Kisten, wurde geraucht. Kunstwerke, von ihren Besitzern wie Heiligthümer gehütet, lagen zerbrochen und zerschunden umher. Noch jetzt fehlt jeder Katalog. Keinen Bericht, nur Eindrücke kann man geben.

Zunächst bedauert man wieder die Zersplitterung, die Fehler in der Anlage des Ganzen. Gerade heute, wo alle Künste zum Gesammtkunstwerk zusammenstreben, wäre es neu und schön gewesen, die herkömmliche Trennung von Kunst und Kunstgewerbe fallen zu lassen, Räume herzustellen, in denen man die Atmosphäre eines Zeitalters athmet. Statt dessen wurden wie immer die beiden Abtheilungen getrennt, und das Ergebnis ist das Gewohnte: die Kunstgewerbesäle wirken wie große Bazare, die Bildersäle wie die eines überfüllten Museums.

Das Kunstgewerbe ist in den Gebäuden der Invalidenesplanade untergebracht. Frankreich dominiert, wenigstens räumlich. Denn an die Pflicht des Gastgebers, für den Platz der Gäste zu sorgen, hat man sich nicht gekehrt. Es ist, als hätte bei einem Diner einer die halbe Tafel für sich, und die anderen quetschten sich, in jeder Bewegung gehemmt, an der andern Seite zusammen. Auf keiner früheren Ausstellung wurden den Fremden so ungünstige Räume angeboten. Nie wurde so offen gesagt, dass das Ausland nur die wirksame Folie für Frankreich zu sein hätte. Und trotz aller Repressalien ist das erstrebte Ziel nicht erreicht. Es ist möglich, dass das Bing'sche Haus, das erst im Juni eröffnet wird, noch manches Ueberraschende bringt; möglich auch, dass schon jetzt unter den ausgestellten Dingen Gutes sich birgt. Doch es verschwindet unter dem Wust gleichgiltiger, für die modernen Bestrebungen belangloser Sachen. Entweder alte Erzeugnisse — alte Gobelins und alte Metallwaren — sind ausgestellt, so dass man Antiquitätenhandlungen zu betrachten glaubt. Oder es herrscht noch ein plüschblau sammetrother Cuivre poli-Stil. Jede Verkaufsbude ähnelt der andern. Auf der Leinwand, die die Räume überspannt, sind dieselben faden Ornamente und Inschriften tausendmal schablonenhaft wiederholt. Schon das gibt den Sälen etwas Kunstgewerbliches im schlechten Sinne.

Dänemark wirkt gut. Italien ist todt, und Spanien bedeckte, als ich das letztemal in der Ausstellung war, seine Erzeugnisse noch mit dem Mantel der christlichen Liebe. Amerika, dessen Kunstgewerbe bekanntlich auf hohem Niveau steht, scheint schon erfasst zu haben, dass auf Weltausstellungen wenig zu holen ist, und beschränkte sich darauf, wertlose Exportware zu schicken. Desto imposanter wirkt Deutschland. Auch hier fehlt es nicht an geschmacklosen Dingen. Auf üble Angewohnheiten, wie das Imitieren von Stein in Stuck, hat man bei der Ausschmückung der Räume nicht verzichtet. Vielerlei Mittelmäßiges war den Transport nicht wert. Aber es tritt so zurück, dass es das Ensemble nicht stört. Die Halle von Seidl, obwohl vieux jeu, ist doch eine verständnisvolle Paraphrase des Alten. Die feinen Interieurs von Riemerschmidt und Bruno Paul, die Kamine und Fliesenbilder von Läuger, die Räume der Vereinigten Werkstätten und der Darmstädter Colonie — alles zeigt, dass Deutschland sich anstrengte, ernste gediegene Sachen vorzuführen. Die Russen dürfen nach dem, was sie im Kunstgewerbepalast zeigen, nicht beurtheilt werden. Obwohl sie, protegiert und umworben, die besten Räume erhielten, ist ihre Ausstellung nur ein Durcheinander von Dingen, wie sie in Wien vor 20 Jahren gemacht wurden. Dass gleichwohl in Russland frisches Leben sich regt, zeigt der Pavillon am Trocadero, der die Pelzausstellung, Spielwaren, Stoffe und Spitzen enthält. Hier ist schon der Bau etwas ganz Originelles, echt künstlerisch in seiner urwüchsigen Ein-

sachheit. Kein Schwindel, keine sinnlose Ornamentik stört. Jedes Material gibt sich als das, was es ist. Mit den primitivsten Werkzeugen, wie von Menschen der Urzeit, ist alles hergestellt. Von würzig herbem Geschmack sind die holzgeschnitzten Friese, die Ofenkacheln, die Applicationsarbeiten und Teppiche. Eine solche Ausstellung, einmal nach Wien gebracht, könnte die mannigfachsten Anregungen geben.

Oesterreich, das gerade auf diesem Gebiete hätte glänzen können, kommt leider nicht zur Geltung. Wir wissen doch, was das österreichische Kunstgewerbe heute leistet; haben nicht vergessen, was schon die Jubiläumsausstellung 1898 brachte. Pletschnik, der Wagnerschüler, hatte damals die Räume geschaffen. Und dieselben Räume — durch die Reproductionen des „Ver Sacrum" bekannt — sieht man heute in Paris. Nur, dass sie nicht von Pletschnik, sondern von Baumann herrühren und nicht vornehm, sondern wie ein Trödelmarkt wirken. Häßliche Teppiche hängen da. Ueber einem Portal prangt eine Steinarchitektur, die mit Stoff bespannt ist. Am Treppenaufgang stehen geschmacklose, hölzerne Säulen. Dicht dabei ist ein Metallgitter, ebenfalls mit Stoffen verziert, die schon heute zerrissen sind. Vare, Vare, redde miliones! Sie wären im Lande geblieben und die Säle würden anständig wirken, wenn man von Wien tüchtige Kräfte hätte kommen lassen. Statt dessen wurde die Arbeit Pariser Firmen übertragen, die sie in schluderiger Hast vollendeten. Auch der Hofrath Scala war seiner Aufgabe nicht recht gewachsen. Schon oft wurde in Künstlerkreisen über ihn geklagt, und die Pariser Ausstellung lässt die Desiderien als berechtigt erscheinen. Scala erfüllte, als er aus dem Handelsmuseum an die Spitze des Gewerbemuseums berufen wurde, eine wichtige Mission. Er wusste im englischen Kunstgewerbe Bescheid und machte die Wiener damit vertraut, gerade in der Zeit, als es Anregungen geben konnte. Der großen Bewegung aber, die sich seitdem in Oesterreich vollzog, ist er nicht gefolgt. Es scheint, dass ihm der selbständige Blick für die Beurtheilung des Neuen fehlt, dass er nicht recht unterscheiden kann zwischen gut und schlecht, zwischen Selbständigkeit und Nachahmung, zwischen Künstler und Geschäftsmann. Copien alter Muster auf einer Weltausstellung vorführen heißt den Raum für gutes Neue versperren. Die Ehre des Ganzen wird durch die Schulausstellungen gerettet. Sowohl die Prager Kunstschule, wie namentlich Wien wirkt ungemein vornehm. Baron Myrbach brachte im letzten Moment den festgefahrenen Karren ins Geleise. Hoffmann streute nach allen Seiten Schönheit und Grazie aus. Sein Interieur und das von Olbrich sind Zeugen des hohen Niveaus, auf dem das österreichische Kunstgewerbe im Jahre 1900 steht. Und welche feinen Sachen liefern die Schüler. Welch frischer Zug ist in die Anstalt gekommen, seitdem Männer wie Myrbach, Hoffmann und Moser an ihr wirken. Die Wiener Placate und Lithographien, Spitzen und Möbel — ich nenne nur den Schrank des Fräuleins Unger — gehören zum Schönsten, was die Weltausstellung bietet. Gerade auf der internationalen Arena zeigt sich das Selbständige, das Oesterreichische der Werke.

Die Kunst nimmt zwei Gebäude, das Petit Palais und das Grand Palais, ein, die einzigen Bauten, die das Ausstellungsjahr überdauern sollen. Und hier ist unschätzbares Material vereint. Während die Ausstellung von 1889 sich auf das neunzehnte Jahrhundert beschränkte, wird diesmal — im Petit Palais — auch die französische Kunst der früheren Jahrhunderte gezeigt. In den Sälen stehen die plastischen und kunstgewerblichen Erzeugnisse, und an der Hand der Bilder ließe sich endlich die Geschichte der französischen Malerei schreiben. Eine ebenso lockende wie schwere Aufgabe. Lockend, weil die Werke bei aller Verwandtschaft mit den gleichzeitigen deutschen und niederländischen Arbeiten doch eine specifisch französische Note — ich möchte sagen: ein seltsames Demimondeparfum — haben. Schwer, weil es fast ausschließlich um namenlose Meister sich handelt, deren Künstlerindividualität erst stilistisch zu umgrenzen wäre.

Im Grand Palais zieht zunächst die französische Kunst von 1789 bis 1889 vorüber, und auch diese Jahrhundertausstellung bringt wieder manche Entdeckung. Denn es handelt sich bei solcher Rückschau ja nie um feststehendes Material, da unser Verhältnis zu den älteren Meistern einem steten Wandel unterliegt. Je nach den Zielen, die die mitlebende Kunst verfolgt, sucht jedes Zeitalter aus den älteren Epochen sich solche heraus, mit denen es durch seelische Fäden verbunden. Man beobachtet, wie die alte aristokratische Kunst langsam ausklingt, wie die Nachzügler des Rococo sich vergeblich abmühen, noch in der neuen demokratischen Welt Boden zu finden. Frau Vigée-Lebrun zieht ihren Baroninnen die bürgerliche Kleidung der Engländer an. Fragonard und seine Freundin Marguerite Gérard schrauben sich zu mühsames revolutionäres Pathos empor. Greuze versucht streng, spartanisch ernst zu sein. Dann ein Scenenwechsel. Ein junges plebejisches Geschlecht erscheint. David wird der Maler der blutvergießenden Freiheit. Prudhon beklagt die Schönheitswelten, die das Plebejerthum zerstörte. In den Bildern Drollings, Pierre Mannus und Leopold Boillys feiert der „dritte Stand" seine Flitterwochen. Es entsteht eine Volkskunst aus denselben Ursachen wie vorher in England und noch früher in Holland. Dann hebt sich die Gestalt Buonapartes empor. Gros schreibt das napoleonische Epos. Nachdem dieses ausgeklungen, kommt wieder das Königthum. Gérard wird der Porträtmaler der aristokratischen Gesellschaft, die ihre hierarchische Rangordnung neu herstellt. Die Restauration sucht zunichte zu machen, was die Revolution erkämpfte, und als Protestbewegung stellt der Romantismus sich ein, trägt Feuer, Leidenschaft und lodernde Farben in die Grauheit des Tages. Die Kunst Géricaults und Delacroix' entlädt sich unter Donnern und Blitzen. Müdes Ermatten folgt diesem Orcan, stille Elegik dem himmelstürmenden Pathos. Schließlich versöhnt sich die Kunst mit dem Leben, richtet häuslich auf dieser Erde sich ein. Courbet malt Modernes mit den Farben der Bolognesen. Manet begründet für das Neue den neuen Stil. Das rollt sich in der Jahrhundertausstellung wie ein Drama ab, illustriert durch Bilder, die, aus Provinzialgalerien und Privatsammlungen stammend, sich bisher fast gänzlich den Blicken entzogen.

An diese Jahrhundertausstellung schließt sich die Decennalausstellung an: das französische Schaffen von 1889 bis 1899 umfassend. Zunächst — im Lichthof — feiert die Plastik Triumphe. Heute mehr als je ist sie die starke Seite der französischen Kunst, und nur in einem Land, das nie Gelüste nach einer lex Heinze hatte, nie die Sinnlichkeit in die Zwangsjacke steckte, konnte sie zu dieser Blüte gedeihen. Rodin namentlich — die „Zeit" wird nächstens davon sprechen — tritt in seiner ganzen Größe hervor. Der rechte Flügel des Gebäudes ist der Malerei gewidmet. Emile Adan, Agache und Aublet; Barau, Jean Beraud, Armand Berton, Besnard, Billotte, Blanche, Bonnat und Breton; Carrière, Cazin, Collin, Cormon, Benjamin Constant, Cottet und Courtois; Dagnan-Bouveret, Damoye, Dawant, Desgoffe, Paul Dubois, Julien Dupré und Carolus Duran; Maurice Eliot, Fantin Latour, Gabriel Ferrier, Friant, Gervais und Gervex; Harpignies, Hébert, Henner und Jeanniot; Laurens, Lefebure, L'hermitte, Lunois; René Ménard, Montenard, Muenier, Pissarro, Pointelin, Prinet; Raffaelli, Tony Robert-Fleury, Rochegrosse, Roll, Roybet; Toudouze, Vibert, Vollon, Willette — sie alle ziehen mit den Hauptwerken eines Jahrzehnts vorüber. Fast jedem ist eine Wand, vielen ein ganzer Saal gewidmet. Wer die französische Kunst der letzten zehn Jahre studieren will, kann es nur hier.

Gleichwohl zeigt die alphabetische Reihenfolge, dass in dieser Abtheilung mehr ein planloses Durcheinander als historische Klarheit herrscht. Nur das Lebendige, nicht Mumien hätte man hervorziehen sollen, hätte zum mindesten durch die Anordnung klarstellen müssen, welche Werke Ausdruck ihrer Zeit sind und in welch anderen nur Altes sich auslebt. Denn ein Begriff von den Tendenzen eines Jahrzehnts wird unmöglich gegeben, wenn man Werke von achtzigjährigen und von dreißigjährigen Künstlern, Erzeugnisse der Historienmalerei und des Classicismus, der altmeisterlichen Tonmalerei und des Pleinair wirr durcheinander wie Kraut und Rüben serviert. Dabei fehlt jede Intimität. Nur pomphafte Galerien im Stil der Louvre-Säle dehnen sich aus — gut für große Bilder, aber nicht für kleine, die auf diesem Hintergrund jede Wirkung verlieren. Auch die Ueberraschungen sind gering. Noch heute erinnere ich mich des gewaltigen Eindruckes, den die Ausstellung 1889 auf mich machte. Damals war alles neu. Alle großen Meister tauchten wie plötzliche Geistererscheinungen auf. Seitdem hat sich im Ausstellungswesen vieles geändert. Statt in vierjährigen Intervallen finden sie jedes Jahr statt. Was nicht nach München kam, war in Berlin oder Wien, in Dresden oder Venedig zu sehen. Also macht man auf der Weltausstellung lediglich ein Repetitorium durch, sieht noch einmal, was man schon kannte. Und wie im Salon ist das Fehlen jungen Nachwuchses fühlbar. An den bekannten Meistern, die die Höhe ihres Schaffens überschritten haben, ist nicht viel gelegen. Nur die Jugend verbürgt die Zukunft. Wo ist sie? Wenn ich mich frage, was ich auf der Ausstellung lernte, inwieweit sie das Bild, das ich vom französischen Schaffen der letzten Jahre mir machte, ergänzt und berichtigt hat: welche neuen Künstler in ein Geschichtswerk aufzunehmen oder für Wiener Ausstellungen zu empfehlen wären, so ist das Ergebnis überaus dürftig.

Neu waren mir C. Simon, dessen Circusscenen mit der Verve des Degas gemalt sind; Eugène Lomont und Paul Thomas, die das Weben der Sonnenstrahlen, die durch geöffnete Thüren in schummerige Räume dringen, mit der Feinheit Hobbemas, doch in ganz modernen licht silbergrauen Tönen schildern; Hippolyte Fournier, dessen Riesenbild eines betenden Mönches durch erstaunliche Bravour frappiert; H. Thierot, dessen Waldlandschaften mit badenden Nymphen eine feine Elegienstimmung haben; Antoine Leclerq, der in seinem schleierhaften Weißgrau wie ein gleichmäßiger Carrière anmuthet; Paul Albert Laurens, wohl der Sohn des Historienmalers, der mit vornehmen Damenporträts und zarten Lampenlichtstudien auftritt. Größer als früher hebt die Gestalt Henri Martins sich ab. Von den Werken, die er bringt, ist meines Wissens nur „Vers l'abîme" in Wien bekannt. Andere, wie die Dantevisionen und das wunderbare Frühlingsbild, dem Sichel die Anregung zu seinem ähnlichen Werke dankt, würden die Ausstellung nicht weniger lohnen. F. Humbert, Puvis' Nachfolger im Pantheon, fällt durch gute Porträts

im Sinne Gainsboroughs, Bilder von seinem angelsächsischem Aroma, auf. Die grauen, sehr ästhetischen Damenporträts von Aman Jean und die fast ägyptisch stilisierten von Gandara fesseln durch ihre vornehme Modernität. Boutet de Monvel, mehr als Zeichner denn als Maler berühmt, überrascht durch ein Bild, das wie ein gemalter Gobelin oder wie ein moderner Pisanello wirkt. Auch die merkwürdigen Werke Jean Vebers „Die Gnomen bei der Königin" und „L'homme aux poupées" hatte ich noch nirgends gesehen. Eine dankenswerte Bereicherung meiner Kenntnisse, aber für eine Weltausstellung geringe Ausbeute. Frankreich hat — wie beim Kunstgewerbe — die eine Seite der Tafel für sich beansprucht. Gedrängt und gedrückt schieben auf der anderen Seite sich die übrigen Nationen zusammen. Doch wie beim Kunstgewerbe entspricht der räumlichen Ausdehnung nicht die Qualität des Inhalts. Zahlreiche Wände, obwohl mit Bildern bepflastert, sind leer. Viele Länder könnten weit imposanter als die Franzosen wirken, wenn sie die Möglichkeit gehabt hätten, ihre Truppen gleich vollzählig ins Feld zu schicken.

Richard Muther.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

In seiner Parlamentsrede am Dienstag nannte Herr Dr. v. Koerber die von ihm eingebrachten Sprachengesetzentwürfe „einen tiefen Einschnitt in die Geschichte dieses Reiches". Doch schon das, was diesem Satze folgte, zeigte, dass es sich bei Herrn Dr. v. Koerber mehr um das Aufschneiden als um das Einschneiden handelt.

*

Man lese nur gleich die unmittelbar auf den „Einschnitt" folgenden Sätze der Rede. Herr Dr. v. Koerber sagte da:

„Sie dürfen mir glauben, meine Herren, dass wir diese Vorlagen uns selbst abgerungen haben, dass wir diesen bedeutungsvollen Schritt unter unserer Verantwortung vor diesem Hause, vor den Völkern des Reiches und vor unserem Gewissen nur thun, um ernstlich den Versuch zu unternehmen, den Frieden im Reiche herbeizuführen. Den Richterspruch wollen wir ertragen, wenn das Werk gelingt; wenn es scheitert, wird man uns doch nichts Uebleres nachsagen können, als dass wir der Volksvertretung einen Vorschlag machten, wie nach unserer redlichen Ansicht der Friede zu begründen sei. Die Regierung bleibt sich treu, indem sie nach der Verständigungs-Conferenz, die, wenn auch in manchen Punkten zu wertvollen Ergebnissen und zu einer Einigung gelangt, doch in dieser Frage ein volles Einvernehmen nicht erwarten ließ, nunmehr den Weg betritt, der allein ihr vorgezeichnet ist."

Herr Dr. v. Koerber hat schon in diesen wenigen Worten, mit seiner selbst das bisher bei österreichischen Ministern übliche Maß übersteigenden Bescheidenheit, sich selbst mit mehr Ruhmestiteln überhäuft, als ein einzelner sterblicher Mensch verträgt. So will er diese Gesetzentwürfe sich selbst „abgerungen" haben. Das ist nach dem Moralcodex christlicher Selbstentäußerung zu loben. Im nächsten Satz sagt er, dass die Entwürfe seiner „redlichen Ansicht" entsprechen. Das ist wieder nach dem modernen Moralcodex der ehrlichen Selbstbehauptung zu loben. Aber beides verträgt sich nicht miteinander. Denn, wenn die Gesetzentwürfe der „redlichen" Ansicht des Herrn Dr. v. Koerber entsprechen, dann brauchte er sie sich nicht „abzuringen", es sei denn, dass er eine schwer zu besiegende Neigung besäße, jeweils das Gegentheil von dem zu thun, was seine redliche Ansicht ist. Und das wäre allerdings ganz und gar nicht mehr des Lobes wert. Oder er hat die Entwürfe wirklich sich selbst abringen müssen, dann widersprechen sie seiner eigenen ehrlichen Ueberzeugung, und das ist abermals nicht schön. Etwas weniger Selbstlob wäre entschieden mehr gewesen für Herrn Dr. v. Koerber.

*

Das gleiche Ergebnis kommt beim nächsten Satz abermals heraus, das ist der Satz: „Die Regierung bleibt sich treu, indem sie nach der Verständigungsconferenz nunmehr den Weg (der Initiative) betritt, der allein ihr vorgezeichnet ist." Wenn der Weg der Initiative „allein der Regierung vorgezeichnet ist" — was allerdings unserer Ansicht entspricht — dann hätte sie ihn vom Anfang an beschreiten müssen. Mit der Einberufung der Verständigungsconferenz ist sie dann von dem „allein ihr vorgeschriebenen Weg" abgewichen, sie hat dann die bisherigen drei Monate ihrer thätigen Unthätigkeit auf einem Irrweg vertrödelt, und wenn sie jetzt endlich nothgedrungen ihren Fehler einsieht und auf den „allein ihr vorgeschriebenen Weg" zurücklenkt, hat sie allen Anlass, ein demüthiges Schuldbekenntnis in Form eines Demissionsgesuches abzulegen, nicht aber sich aufs hohe Ross zu setzen und sich zu rühmen, dass sie „sich selbst treu" ist, wo wir doch aus dem vorangegangenen Satz schon wissen, dass diese Regierung gewohnt ist, ihre „redlichen Ansichten" im schweren Kampfe gegen ihre unredlichen Neigungen „sich selbst abzuringen" — und auch das erst dann, wenn das von ihr selbst durch sinnloses Herumexperimentieren angerichtete Feuer ihr selbst schon auf die Finger brennt.

*

Man sieht, wie groß, nur nach seinen eigenen Aussprüchen zu schließen, die Ehrsucht des Herrn Dr. v. Koerber ist. Sie wird an Größe nur noch von einer Eigenschaft dieses begabten Mannes erreicht, von seinem Muth. „Den Richterspruch der ‚unbestechlichen' Geschichte ebenfalls wollen wir ertragen," ruft pathetisch Herr Dr. v. Koerber aus. Das ist doch muthig. Aber — beeilt er sich beschwichtigend hinzuzusetzen — nur „wenn das Werk gelingt!" Das ist schon mehr vorsichtig als muthig. Wenn das Werk gelingt, ist also Herr Dr. v. Koerber bereit, alles Lob, das dann ihm zukommt, über sich ergehen zu lassen, und das Quantum Selbstlob, das er sich in dieser Rede spendet, lässt allerdings darauf schließen, dass er auch jedes Quantum Lob von anderen ertragen wird können. Wenn aber das Werk scheitert, was ist's dann mit dem Richterspruch? Für diesen Fall verzichtet Herr Dr. v. Koerber bereits im voraus auf den „Richterspruch" und bittet sich nur das eine aus, dass man ihm „nichts Übleres" nachsage, als dass er ein redlicher Mann gewesen sei. Wirklich nicht übel. Im schlechten Fall schreibt er sozusagen das Minimum des ihm zu spendenden Lobes selbst vor, nur im günstigen Fall verzichtet er darauf, eine Maximalgrenze für das ihm zu ertheilende Lob zu fixieren. Aber loben muss man ihn auf jeden Fall, das bedingt er sich ganz entschieden aus, und wenn das Koerber-Lob „unserer redlichen Ansicht" widerstreben sollte, dann müssen wir es eben „uns selbst abringen", so wie auch er seine „redliche Ansicht" über den österreichischen Sprachenstreit sich selbst erst hat „abringen" müssen.

*

Große Maler haben uns ihr Selbstporträt hinterlassen. Herr Dr. v. Koerber zeigt, dass er ein großer Stilist ist, indem er in den drei oben citierten Sätzen seiner Rede ein Selbstporträt geschaffen hat. Die hervorstechendsten Züge sind: keine eigene Meinung, keine Aufrichtigkeit, kein Muth, mit einem Wort der ganze Koerber, sprechend ähnlich getroffen, wie er leibt, lebt und — sich selbst lobt.

*

Ein eigenthümliches System der Beurtheilung aller menschlichen Dinge hat Herr Dr. v. Koerber sich zurechtgelegt. Er theilt sie in zwei Kategorien ein: in solche, die ernst zu nehmen sind, und solche, die nicht ernst zu nehmen sind. So z. B. hat er die jungczechische Obstruction immer zu den nicht ernst zu nehmenden Dingen gezählt, bis sie da war. Die antiobstructionellen Beschlüsse der Polen, Slovenen, Clericalen und Feudalen dagegen hat er immer ernst genommen, bis das Gegentheil zutage kam, und sich selbst nimmt er noch heute ernst, obzwar das Gegentheil schon längst zutage gekommen ist. Herr Dr. v. Koerber irrt sich oben auch hie und da, fataler Weise zuweilen sogar in den entscheidendsten Punkten. Aber seine Zweitheilung in ernst zu nehmende und nicht ernst zu nehmende Dinge ist, wie schon die formale Logik lehrt, unbedingt richtig und sogar erschöpfend. Nur in der Subsumtion vergreift er sich. Ich möchte ihm versuchsweise eine andere vorschlagen: Er nehme einmal alle anderen Dinge und Menschen ernst und nur sich selbst nicht ernst. Er wird damit der Wahrheit vielleicht doch näher kommen als mit seiner bisherigen Subsumtion.

Kr

## Volkswirtschaftliches.

In der Generalversammlung der Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Straßenbahnen in Wien kam die Erbitterung der Actionäre über die an den Actien erlittenen enormen Verluste zu heftigem Ausdruck. Allerdings sind die Actionäre zum nicht geringen Theil an ihren Verlusten selbst schuld. Die Denkfaulheit der Wiener Börse und der sie berathenden Presse hat es der deutschen Bank und der Firma Siemens & Halske möglich gemacht, auf Kosten der Wiener Finanz- und Capitalistenkreise enormen Gewinn zu erzielen. Von Anfang an hatte fast jeder den Verdacht, dass die Deutsche Bank nur Großactionär geworden sei, um der Firma Siemens den enormen Baunutzen zuzuschanzen. Bei der Doppelstellung welche die aus Vertrauensmännern der Firma Siemens gebildete Verwaltung der Tramway als Vertreterin der Interessen der Actionäre und der Interessen der Baucontrahenten einnahm, mussten die Interessen der Tramway schlecht fahren. Als aber der entscheidende Moment, die Generalversammlung, herankam, in welcher auf die Liquidation und auf den Bauvertrag mit Siemens Einfluss genommen werden konnte, da hatten die Eigenthümer der Actien es verabsäumt, sich rechtzeitig das Stimmrecht ihrer Actien zu sichern, so dass die Deutsche Bank durch die in Deutschland strafgesetzlich verbotene Benützung von Kostsücken und durch die Aussperrung von Actien mit der erforderlichen dreiviertel Majorität alle Bedingungen dictieren konnte. Obwohl das von Anfang an bestehende Misstrauen durch die Art der Einberufung und den Verlauf jener Generalversammlung kräftige Nahrung erhalten hatte, obwohl kaum jemand mehr zweifelte, dass die Deutsche Bank gar kein Interesse am Actienbesitz habe, sobald sie den Baunutzen in Sicherheit gebracht hätte, kaufte dennoch die Börse zehntausende von Actien der Deutschen Bank zu unvernünftig hohen Cursen ab und fragte sich nie, wer denn der Abgeber all der Stücke sei, die sie aufkaufte, und ob der Abgeber nicht besser über den wahren Stand der Dinge unterrichtet sei, als sie. Daran war allerdings zum großen Theil die führende „Neue Freie Presse" schuld, welche, als der Vertrag mit der Commune abgeschlossen war, im ersten Entsetzen über die tollen Bedingungen, über all die kaum verhüllten Ausfälle, die Dr. Lueger darin unterschrieben hatte, enorme Gewinne für die Actionäre herausrechnete. Die „Neue Freie Presse" hat es unterlassen, rechtzeitig darauf hinzuweisen, dass der Löwengewinn von Siemens und nicht von der Tramway gemacht wird. Sie hat die wesentlichen Veränderungen unerörtert gelassen, welche der Vertragsentwurf im Laufe der öffentlichen Discussion auf Betreiben der Opposition erfahren hatte, in den Fahrtarifen, in der Wendung, die die Frage des städtischen Elektricitätswerkes genommen hat u. s. w. Sie hat es unterlassen, die Interessenten rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, dass die erhoffte Steuerfreiheit nach dem Gesetze nicht gewährt werden konnte. Sie ließ dadurch die Börse im Unklaren darüber, dass die anfangs ohnedies erst für einen mehrere Jahre entfernten Zeitpunkt aufgestellten Rentabilitätsschätzungen durch die späteren Ereignisse umgestoßen wurden. Die Presse merkte auch ebensowenig, wie die Börse die verhängnisvollen Verkäufe der Deutschen Bank, welche den Actienmarkt derart belasteten, dass ein Curssturz unvermeidlich wurde, obwohl die „Frankfurter Zeitung" wiederholt auf diese Verkäufe aufmerksam machte. Allerdings war damals der „Frankfurter Zeitung" der Postdebit entzogen. Das kostet das österreichische Capital viel Geld. Aber auch jetzt nach all diesen Enttäuschungen hat die Börse noch nicht verstanden, ihre Interessen zu wahren. Sie hat nicht verstanden, den enormen aber zersplitterten Actienbesitz zu organisieren, und so konnte auch in dieser Generalversammlung wieder die Deutsche Bank, welche nur mehr geringen Eigenbesitz hat, mit geborgten Actien eine ungeheure Majorität repräsentieren und die zersplitterte Opposition zu ohnmächtiger Kritik verdammen. In den Händen der Deutschen Bank waren die Actien gegen ihre eigentlichen

Besitzer. So wurde auch diesmal kein Vertrauensmann der Wiener Actionäre in die Verwaltung gewählt, deren von Siemens eingesetzter Präsident sich mit Hohn gegen die Opposition als „Vertreter" der aus Koststücken bestehenden Majorität, d. h. des Baucontrahenten Siemens, declariert hat. Die Verwaltung konnte die Rechnungslegung über die im letzten Jahr ausgeführten Bauten unter den Tisch fallen lassen, desgleichen die Rechnungslegung über die Liquidation der Tramway und über die von den Actionären und Genussscheinbesitzern frisch eingezahlten Beträge. Mit ein paar nichtssagenden Redensarten speiste sie die Actionäre ab, sowie seinerzeit der Vertreter der Deutschen Bank die Actionäre mit der hinterlistigen Versicherung, die Deutsche Bank sei Großactionär, sei „Compagnon" der Wiener Actionäre, deren Interesse sei daher auch ihres, beruhigt hatte. Und zu der Zeit hatte die Deutsche Bank bereits angefangen zu verkaufen. Nichtsdestoweniger ist zehn gegen eins zu wetten, dass auch bei der nächsten Generalversammlung die Wiener Actionäre mit schön vorbereiteten Reden, aber unorganisiert, zersplittert die erborgte Majorität der Deutschen Bank bekämpfen werden.

*

Ist nun der Vertrag mit der Commune, den man seinerzeit als eine Goldgrube für die Tramway gehalten hat, wirklich so vernichtend für sie, wie man jetzt glauben machen will? Gewiss nicht! Damals wurde der Wert des Vertrages für die Tramway überschätzt, heute wird er unterschätzt. Die damalige Kritik des Vertrages griff mit vollem Recht insbesonders das an, dass Dr. Lueger, entgegen seinen zahlreichen Versprechungen, Herr über das städtische Straßenbahnnetz zu werden, der Tramway auf 15 resp. 25 Jahre ein viel wertvolleres Monopol als das frühere verliehen hatte. Wie wenig Dr. Lueger Herr über das Verkehrswesen der Stadt geworden ist, das beweisen die fortwährenden Conflicte mit der Commune wegen Fahrplans, Fahrpreises u. s. w. Welch ein Krähwinkelstückchen ist es wieder, dass die fertige elektrische Linie durch die Gumpendorferstraße nicht eröffnet wird, weil man sich über den Fahrpreis nicht einigen kann! Ferner riefen die Lücken, die Dr. Lueger in dem dem Gemeinderath vorgelegten Entwurfe gelassen hatte, berechtigten allgemeinen Spott hervor. Die Nichtfixierung des Anlagecapitals, die Unmöglichkeit, das städtische Elektricitätswerk zu bauen, wenn die Tramway es nicht freundlich erlauben wollte u. s. w., das waren echte Schildbürgerstückchen. Allerdings wurden diese Schlingen, welche der Gemeinde von Siemens gelegt waren, durch die öffentliche Berathung, durch das energische Auftreten der Opposition in Presse und Gemeinderath vielfach entfernt. Der Vertrag ist wesentlich verbessert worden. Und in manche dieser Schlingen hat sich heute die Tramway verfangen, was allerdings Siemens und der Deutschen Bank, die ihre Actien verkauft haben, weniger weh thut als den Wiener Actionären. Den Strom wird die Gesellschaft jetzt wirklich aus dem städtischen Werk beziehen und unverhältnismäßig theuer zahlen. Die öffentlichen Abgaben sind, da die Tramway die Steuerfreiheit, wie von Anfang an jedem Kenner des Gesetzes unzweifelhaft sein musste, nicht erhalten hat, ungewöhnlich hoch, höher als in irgend einer anderen Stadt. Das zu amortisierende Anlagecapital wird infolge der voraussichtlich von Siemens hinaufgeschraubten Baukosten höher sein als in anderen Städten. Trotzdem aber ist nach den Erfahrungen in anderen Städten nicht zu zweifeln, dass in wenigen Jahren die Tramway ein hochrentierendes Unternehmen sein wird. Die Fahrpreise sind infolge des Sonntagstarifs durchschnittlich höher als in anderen Städten, z. B. in Berlin. Dort zahlt die Person durchschnittlich 10·48 Pf. = 6·18 kr., in Wien unmittelbar nach der Reduction 7·20 kr. Die Einnahme pro Wagenkilometer ist in Berlin, obwohl dort ein viel größerer Theil des Netzes auf den elektrischen Betrieb umgewandelt ist, 44 Pf. = 26 kr., bei uns 28 kr. Das sind große Differenzen, welche die aus den erwähnten Ursachen höheren Unkosten des Betriebes zum großen Theil wettmachen können. Der enorm hohe Betriebscoefficient, welcher derzeit ohne Steuer, Amortisation und Capitalszins und -Tilgung 22·4 kr. ausmacht, muss sich nach allgemeiner Einführung des elektrischen Betriebes ähnlich gestalten, wie in anderen Städten, z. B. Berlin, wo er bei gemischtem, noch überwiegend Pferdebetrieb, nur 23·2 Pf. ausmacht, in Hamburg, wo er bei fast reinem elektrischen Betrieb nur 17 Pf. beträgt. Man sieht, da ist Marge für theueren Strom, für höhere Abgaben und höhere Capitalsamortisation. Die heutige Verzweiflung entspringt ebenso kopflosem Unverstand wie einst die Begeisterung für die Actien, als sie die Deutsche Bank bei 370 hergab.

S. B.

## Kunst und Leben.

Munkacsy †. Der Moment ist nicht günstig für eine unbefangene Würdigung Munkacsys. Denn noch stehen wir der Epoche zu nahe, deren Ziel die „Ueberwindung Munkacsys" war. Sein Name ist gleichbedeutend mit missverstandenem altmeisterlichem Colorismus, mit Sensationsmalerei und Phrase. „Der letzte Tag des zum Tode Verurtheilten" — schon dieses Erstlingswerk enthielt das Programm seiner Kunst. „Die letzten Augenblicke Mozarts", „Milton, das verlorene Paradies dictierend" — man schreibt die Titel, und eine Zeit schlimmster Unkunst, der ganze Delaroche, der ganze Piloty taucht in der Erinnerung auf. Selbst auf die schlichten Stoffe des Evangeliums übertrug er den Piloty'schen Prunkstil. „Christus vor Pilatus", „Ecce homo", „Die Kreuzigung" — alles ist Galavorstellung, Costümschwindel, fromme Lüge ... Spätere Zeiten werden weniger hart über Munkacsy urtheilen, werden unterscheiden zwischen dem, was Schuld seines Zeitalters, und dem, was sein persönliches Verdienst war. Als er auftrat, liebte man den „Lärm in Gefühlen". Es war die Zeit, als Auerbach von Simson sagte, er „rede Talare"; als unsere Dichter — Schack, Hamerling, Geibel — nur mit schwungvoll drapiertem Mantel, inspiriert aufwärts blickend, sich verewigen ließen; als selbst die Landschafter die Natur nur an Punkten suchten, wo sie Theater spielte, sich künstlich hergerichtet hatte zum Empfang der Touristen. Munkacsy ist in diesen Dingen der echte Sohn jener Jahre. Zu den Großen, die gegen den Strom schwammen, gehörte er nicht. Statt die Menge emporzuziehen, stieg er zu ihr herab. Doch sein Verdienst ist, dass er Spectakelstücke, wie die Zeit sie verlangte, mit echt künstlerischer Kraft gemalt hat. Er war ein Maître-peintre, ein geborenes Malergenie, wie Rahl, Ribot, Roybet, Makart. Noch Uhde und Liebermann giengen aus seiner Schule hervor. Und wenn sie heute aus der „braunen Sauce" heraus sind, wenn auf die Nachahmung der Alten selbständiges Natursehen folgte, war doch Munkacsy dafür das nöthige Sprungbrett. Mit dem Schlusse des achzehnten Jahrhunderts war die alte große Cultur begraben. Das neunzehnte Jahrhundert konnte zu einer Kunst nur kommen, indem es sich anlehnte an die alten Epochen. Erst wurden die Zeichner, dann die Coloristen imitiert. Erst farbenblind, entdeckte man im Museum die Geheimnisse edler Farbe. Und nachdem man die Natur in der Uebersetzung der Alten studiert, gieng man zum Studium der Editio princeps über ... Zu diesen Meistern, die der modernen Malerei verhalfen ihr Maturitätsexamen abzulegen, gehört Munkacsy. Als ein Großer aus einer armen Zeit wird er in den Handbüchern der Kunstgeschichte geführt werden.

R. M.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Der Besuch des Kaisers Franz Joseph bot der Berliner Hofoper willkommene Veranlassung, Aubers Märchenoper „Das eherne Pferd", in einer neuen Bearbeitung von Humperdinck, vor das Licht der Rampen zu ziehen. Lange, lange Jahre hat diese Chinaparodie im Archiv geschlummert; 1835 fand in Paris, kurz darauf auch in Berlin die Erstaufführung statt. Die zopfigen Ehestandsepisoden aus dem Reich der Mitte, die phantastischen Scenen auf dem Planeten Venus, wohin das eherne Flügelpferd seine tollkühnen Reiter entführt, sind seitdem häufig und besser nachgeahmt worden. Den Zauberbann des Liebesgestirns, dessen sirenenhafte Bewohnerinnen alle Männer in ihre Netze ziehen, bricht ein liebendes Weib; die bringt den Erdenmenschen die Erlösung. Aubers Musik ist von jener feinen Komik, jener Geschwätzigkeit und Schalkhaftigkeit, die in seinem „Diavolo" am glänzendsten zum Ausdruck kommt. Die Ballade vom „ehernen Pferd", die nach Art eines Leitmotivs mehrfach wiederklingt, das Lied von des Weibes Plage und die große Schlummerscene mit ihrer sehnsüchtigen, traumhaften Weichheit bilden die Höhepunkte. Humperdinck hat fleißig den Rothstift gebraucht, dann aber auch manche satirischen Anspielungen zeitgemäß verdeutlicht und das Farbencolorit stellenweise ein wenig aufgefrischt. Die Aufführung unter Richard Strauß war flott und stimmungsecht. Das große Wort führte der Maschinenmeister, Oberinspector Brandt, der den bunten Märchenflitter mit dem kunstvollen Maschinenapparat und den reichen Decorationseffecten ausstattete, die das Werk gerade für eine solch festliche Gelegenheit besonders geeignet machen.

Dr. Wilhelm Kleefeld.

*

## Frauengewerbe.

Eine Frauengewerbe-Ausstellung klingt sehr neu und vielversprechend. Der Niederösterreichische Frauengewerbeverein hat eine solche Veranstaltung angekündigt, und es war verlockend, sich sofort ein Bild derselben in ungefähren Farben zu entwerfen. Wir leben ja in einer Zeit, wo Frauenbücher, Frauenkunst und gewiss auch Frauengewerbe neue Werte und Maßstäbe errichten. Wie sich das Haus, die Schule, die Verfassung zu ändern beginnt unter der Berührung befreiter weiblicher Hände, so auch die Industrie. Diese Entwickelung hätte man in einer Ausstellung sichtbar machen können. Und selbstverständlich nicht bloß auf den neuen „Eindruck", die neue Stimmung hin — das wäre gewiss sehr engherzig; nicht bloß nach ästhetischem Gesichtspunkt. Technische und wirtschaftliche Fragen haben ebensoviel Antheil daran. Welche Gewerbezweige den Frauen technisch entgegenkommen oder gar ihrer bedürfen, hätte sich in schönen Beispielen zeigen lassen; welche Gewerbe von ihnen mit der größten Liebe gepflegt, bereichert, umgestaltet oder geradezu neu erfunden werden, hätten wir erfahren. Und ebenso wirtschaftlich: welche Arbeitsstätten den größten Platz und die größte Neigung für Frauenkraft haben, wo ihre Sammelbecken liegen. Von der feinsten Kunstindustriellen in ihrem empfindsamen Atelier bis herab zur Werkstatt einer Cigarettenhülsenfabrik hätte sich eine ganze Scala von Beispielen, Bildern und Tabellen, zur Charakteristik der Frau und zur Charakteristik der Arbeit, ziehen lassen. In zahlreichen Variationen hätte das Thema der Frauenarbeit auftreten können, aber in einem einzigen hellen Accord nachklingen müssen: als die Manifestation einer neuen Industriegruppe, der weiblichen.

Nun trete man in die melancholisch verdüsterten Ausstellungssäle und suche darnach. Zwischen geschmacklos bekleideten Wachspuppen und einigen den Straßen der Vorstadt entlehnten Hüte-Auslagen windet man sich zu einem Kaiserzelt empor, das mit seiner gespreizten falschen Eleganz den Beschauer gar nicht an sich herantreten lässt. Und man kommt nicht einmal dazu, den Mangel an Schönheit und Takt zu beklagen, denn es fehlt an Wichtigerem: am Plan und am richtigen Material. Der Zufall allein hat diese Räume gefüllt — eine Präsidentin war bloß so freundlich, ihm mit ihrem Namen die Verantwortung abzunehmen — und nun steht ein Durcheinander da, das man dem Fremden als Wiener Trödelmarkt für anspruchslosere Classen gerade noch glaubhaft machen könnte. Gasherde und Badewannen, Strickmaschinen und Selbstrasierapparate, Rauchrequisiten und künstliche Menschenaugen, Placate und Drucksachen: alles das wird man vom Datum dieser Ausstellung an als charakteristische Erzeugnisse der Frauenindustrie ansehen müssen. Vielleicht weil an den betreffenden Firmen Frauennamen betheiligt sind; vielleicht weil ja auch Frauen in die Lage kommen können, alle die genannten Erzeugnisse zu handhaben, im Fall eines Naturwunders sogar die Selbstrasierapparate. Selbstverständlich fehlt auch die obligate Schreibmaschine nicht: wer wollte in der That leugnen, dass Frauen auch [illegible] lernen können? Und ein Phonograph lässt [illegible] Einfalt voll innig [illegible] Poesien [illegible] zur ungelegensten Zeit seine unermüdliche Stimme, nur sächlich einen Tenor, vernehmen.

Mit einigem Misstrauen lässt man sich darnach aufs Detail ein. Zwei, drei sehenswerte Punkte wird man finden. Den bosnisch-herzegowinischen Pavillon vor allem: Erzeugnisse des Haus- und Kunstgewerbes einer der slavischen als emancipierten Frauen[illegible] Erzeugnisse einer niedrigen geistigen Cultur, in der keine großstädtischen Ver[illegible] gedeihen, und doch Erzeugnisse, die in dieser ganzen Ausstellung die stärksten Beweise sicheren Kunstgeschmacks und technischen Könnens bieten

Man mag das korsschülleind denken, wie man Lust hat. Ein paar Muster der Maschin- und Handstickerei schließen sich an: applicierte Stoffe, liebenswürdige Gobelins und Plattstickarbeiten von Ernestine Meyersberg, Spitzen von Frau Suess-Rath und ein paar Vitrinen mit geschmackvoller Wäsche. Und der einen oder anderen Ueberraschung begegnet man endlich noch auf entlegenerem Gebiet, z. B. imposant schönen Metallätzarbeiten von Frau Göb-Bocklet. Aber die komischen Entgleisungen sind daneben zahlreicher. Der Raum bedrängt uns, doch der Katalog allein kann schon jedermann einen Begriff dieser Blütenlese geben. Er ist ein stilooses Postbüchel geworden. Das ist nur ein harmloser Zufall, dass er die Abtheilung Literatur mit dem Büchertitel „Mein Ehescheidungsprocess" einleitet. Frauengewerbe liegt ja schließlich auch darin, und nur der Furchtsame wird verschüchtert sofort weitereilen. Als „Belletristik" aber findet man, in einer seltsamen Auffassung des Begriffs, nichts als — Zeitschriften zusammengestellt. Romane gehören also, so glaubt der gute Katalog, in ein anderes Ressort. Der Ungebildete! Freilich, was er an Bildung missen lässt, gibt er an guter Gesinnung reichlich zurück. Zwei Vorreden stehen an seinem Eingang und huldigen in hellem Ueberschwang der durchlauchtigsten Protectorin Erzherzogin Maria Josepha ... Möge die Vielgepriesene zu ihren vielen anderen Tugenden auch Langmuth genug haben, die Verwahrlosung der Gedanken, der deutschen Sprachlehre und der Buchausstattung, mit der dies geschieht, zu verzeihen! G.

## Bücher.

Carl Wojcik: Ueber den Krieg in Süd-Afrika. II. Heft. Beiderseitiger Aufmarsch. Kriegsereignisse in Natal. Cernierung von Ladysmith. Seetransporte. Betrachtungen über Verluste, Aufmarsch, Operationen. Ordre de bataille der Engländer. Chronologische Uebersicht der Kriegsereignisse auf allen Kriegsschauplätzen bis Ende 1899. Zwei Karten, Situationsskizzen, Landschaftsskizzen. Wien, Seidel & Sohn 1900.

Was über das I. Heft gesagt wurde, gilt in fast verblüffender Weise auch für die Fortsetzung. Der Verfasser hat so viele und so gute Quellen aufgeschlossen, dass seine Darstellung kaum durch spätere Forschung viel ausgebessert werden dürfte. Die englische, officielle Geschichtsschreibung wird ja, wie das gewöhnlich geschieht, beschönigen; das ist aber keine Verbesserung. Schon jetzt hat die militärische Wissenschaft eine genügende Grundlage zur Beurtheilung der Thatsachen und etwa unsere Kriegsschule zum Studium dieses seltsamen Feldzuges. Wie bei jeder objectiven Beobachtung ergeben sich auch hier manche Aufklärungen. Der Schützenruhm der Boeren wird durch die geringen Gefechtsverluste der Engländer wesentlich beeinträchtigt. Thurmhoch ragen die Leichenhaufen vieler verflossener Feldzüge im Vergleich zu den 5000 Todten und Verwundeten der englischen Armee bis 15. Jänner 1900. Ihre Mannschaftsverluste stehen tief unter dem Normalen. Bei der unvorsichtigen Gefechtsführung derselben müsste der Gesammtverlust der doppelte sein. Der Verfasser scheint die Erklärung jedoch mehr auf der englischen Seite zu suchen. Er deutet vorsichtig „psychologische" Ursachen an, und ich verstehe darunter die Annahme, dass die Engländer nicht recht herangegangen waren und nicht gerne die Köpfe aus der Deckung gehoben hätten. Jedenfalls finden wir im Verhältnisse dieser Kampfverluste eine unerwartete Antwort auf die beirrte Frage: „Wie sollen bei der gegenwärtigen Bewaffnung und Ausbildung der Heere künftig Kriege möglich sein!" Man sieht, sie sind möglich, und die Verluste sind kleiner, als sie bei Aspern und Wagram gewesen waren. Dass mörderische Kampfmittel zur Verfügung stehen, ist allein für sich nicht genügend. Man muss sie auch rücksichtslos gebrauchen und sich dabei mehr aussetzen, als es in diesem Feldzuge beide Theile zu thun pflegen. Auch in diesem Hefte tritt die Scheu der Boeren, nach günstig verlaufener strikter Defensive zur Hauptsache, der Vernichtung des Gegners, auszuziehen, wieder in seltsamer Weise zutage. Der Anhang, ein Bericht der „Times" über das Lagerleben der Boeren, ist besonders dankenswert. Er charakterisiert diese seltsame Armee mit der Anschaulichkeit eines Gemäldes.

S. n.

Adolf Frey: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Cotta 1900, 384 S.

So hat denn auch der andere große Schweizer Romancier seinen Biographen gefunden, der uns ein anschauliches Bild seiner Entwickelung entwirft. Der Kreis jener, die Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer wirklich lieben, die sie nicht nur modegemäß loben, sondern mit voller Herzensfreude immer wieder lesen, ist wohl nicht so groß, als man glauben möchte, denn wie die beiden überhaupt manche verwandte Züge aufweisen, und insbesondere beide nach einer nicht viele Hoffnungen erweckenden, in seltsamem Schwanken verbrachten Jugend erst in vorgeschrittenen Jahren ihr künstlerisches Können der Mitwelt offenbarten, sind sie auch beide keine Schriftsteller für die große Menge gewesen. Immer aufrichtiger und inniger werden aber die beiden Schweizer Talente von jenen verehrt, die sie wirklich kennen gelernt haben. Von diesen wird Freys schöne Arbeit mit Freuden begrüßt werden. M. B.

Martin Möbius: Steckbriefe, erlassen hinter 33 literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur. Mit den getreuen Bildnissen der 33 Verbrecher von Bruno Paul. Im Verlage von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Die moderne Literatur [illegible] nach dem [illegible] der [illegible] und [illegible] ist [illegible] Konjunktur [illegible] Zwar [illegible] im Kriege [illegible] Der [illegible] „Stellen" [illegible] Der [illegible] Herr [illegible] Herrn [illegible] Hauptmann u. s. w. Wer nicht selber Literat oder Literaturstudent ist, wird bei diesem Commers nicht heiter. Indessen steht neben dem faden Ulk auch manche feine Charakteristik, was aber den unbefangenen Leser am Ende erst recht verwirren mag. Sehr liebevoll sind z. B. die Zeilen über Falke, Schlaf, Peter Hille. Einiges wieder ist, trotz dem satirischen Gewand, allzu unkritisch: der Dichter Peter Altenberg wird nicht genügend erkannt, der schlechte Komödiant Stefan George nicht völlig entlarvt ... Die Holzschnitte Bruno Pauls, im Stil der Vallotton'schen „Livres des Masques", sind zum Theile glänzend. DD.

## Revue der Revuen.

Die Berliner „Heimat" haben wir unseren Lesern bereits angezeigt. Diese Halbmonatsschrift ist vor kurzem als Tribüne zur Verkündung einer neuen, von der Großstadt und ihrer modernen Literatur abgewendeten Heimatkunst errichtet worden. Der Gedanke, welcher diesem neuen Schlagwort zugrundeliegt, ist zuerst in unseren Blättern von Rosegger als Entdeckung der Provinzliteratur ausgesprochen worden: wir mussten also der norddeutschen Parallelbewegung doppelt begierig folgen. Ein starker, ins Breite gehender, volksthümlicher Zug konnte erwartet werden. Nun liegen sechs oder sieben Hefte des zweiten „Heimat"-bandes vor, und der wahre Gehalt tritt deutlich zutage. Unter der Maske des Volksthums haben wir hier erst recht nichts als eine kleine, engherzige Specialistengruppe, die Schlagwort um Schlagwort ausgibt, einen breiigen Programmstil liebt und in moralisierenden Kampfartikeln ihre winzigen Ehrgeize zu befriedigen sucht. Es sind unleugbar auch gute Schriftsteller mit guten Beiträgen vertreten: Clara Viebig, Helene Voigt, Max Dreyer, Cäsar Flaischlen (dieser allerdings mit einem Lumpenlied, das wir schon Jahre lang vor der Begründung des Heimatkunstrathes in den „Fliegenden Blättern" gelesen haben). Aber nicht diese Belletristen geben den Ton der Zeitschrift an, sondern ein paar ästhetisierende Leitartikler, und deren sauersüßes, geschäftiges Gethue und Geträtsche wird auch den Wohlwollendsten auf die Dauer abspannen müssen. Heimatstreue und Heimatsliebe sind sehr edle Eigenschaften, aber Langeweile ist ein böser Wurm, der allen schönen Grundsätzen das Leben abgraben kann. In Nummer zwei des Blattes holt einer dieser Herren, Adolf Bartels, zu einem „mächtigen Schlag" gegen die vor kurzem erschienene deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von R. M. Meyer aus. Bartels sagt vor allem zu jeder warmherzigen Charakteristik jüdischer Dichter, wie Heine, Börne, Bettina u. s. w., aber auch sonst zu vielen kleinen Einzelheiten des Meyer'schen Buches bis auf Sätze und Sätzchen herab ein überaus boshaft sein sollendes „Aha!" Wenn aber der Leser erfährt, dass Bartels eine selbstverfasste Literaturgeschichte gegen die Meyer'sche ausspielt und für manches tadelnde Wort des Berliner Literarhistorikers sich zu revanchieren Grund hat, dann wird der Leser sich seinerseits nicht enthalten können, dem Weimarer Heimatpropheten ein ebenso boshaftes „Aha" anzuhängen ... Soll das die Provinzseele sein: Zopf und gallige Eitelkeit?

„Forum" (April). Was Amerika noch von Europa lernen kann, ist der Inhalt eines interessanten Aufsatzes von S. J. Barrows. Da wäre vor allem die Einrichtung unserer Eisenbahnzüge, denen die vielgerühmten amerikanischen Luxuszüge noch manches abgucken könnten, die Züge der Strecke Wien-Budapest werden als die bestεingerichteten der Welt bezeichnet. Verlässt der Reisende in Amerika den Waggon, so hat er unglaubliche Mühe sein Gepäck in Ordnung zu bringen. Viel leichter sei es in Europa. Das Omnibussystem und das Einzelfuhrwerk in Paris, London und Berlin darf auch als Muster benützt werden. Das Telephon sei zwar in Amerika erfunden worden, wolle man aber die größte Ausbreitung und Ausnützung dieser Erfindung sehen, so müsste man nach Schweden und Norwegen gehen; in Stockholm komme auf jeden hundertsten Menschen ein Telephon, und der Jahrespreis betrage nur zehn Dollar. Vor allem könnte aber Amerika mit der Tradition seines Mutterlandes brechen und endlich das metrische Maß und Gewicht annehmen. Sollte wirklich ganz Europa im Unrecht und nur England und Amerika mit seinen Systemen im Rechte sein, oder umgekehrt? ... In Amerika halte man es fernerhin für einen ungehörigen Eingriff in die persönliche Freiheit, von jemandem Meldung seiner Adresse und seines Berufes zu verlangen, in Berlin erst sehe man den ungeheueren Nutzen der Meldepflicht. Die Polizei in Europa stehe auf ungleich höherer Stufe als in den Vereinigten Staaten. Die Polizeischutzleute in Berlin, das Bertillonsystem in Paris verdienen wohl Nachahmung. Es heiße immer, dass Europa von Amerika lernen könne. Das Umgekehrte sei ebenso der Fall.

## Das Fräulein.

Ein Abschiedsbrief.

Von Gabriele Werner.

(Schluss.)

Nach Tisch wurde es wieder ganz gemüthlich. Wir unternahmen zu Dritt einen schönen Spaziergang, verbrachten den Abend in einem lieblich gelegenen Wirtsgarten, trafen dort einen alten Collegen des Sanitätsrathes und wandelten im Mondschein nach Hause. Voran Meta und ich, hinterdrein die beiden alten Herren. Aber so gut wir auch all' bei Stimmung waren, so kränkte mich's doch, dass keine Spur von jener Zärtlichkeit, die mich vor zwei Jahren entzückt hatte, bei Meta wahrnehmbar war. Ich blieb eben der Neffe von einst, der ein großer Junge geworden war. Metas ganze Aufmerksamkeit galt ihrem Mann, während die Mondnacht, der genossene Wein, das schöne Weib an meiner Seite mein Blut ins Wallen brachten, und unklare Wünsche, deren Harmlosigkeit mich

heute zu Thränen rührt, in mir stürmten. Und so verbrachte ich die Nacht, die letzte, die ich mit ruhigem Gewissen hätte verschlafen können, mit unruhigen Träumen. War es eine Vorahnung meiner Seele? . . . . So kam gestern der Mittagstisch heran, der letzte, den ich in S. verbringen sollte. Ich hatte eine Photographie meiner Eltern aus meiner Brieftasche genommen und zeigte sie meinen Gastfreunden. Die Brieftasche hatte ich achtlos auf dem Tisch liegen lassen. „Nun wollen wir einmal die Geheimnisse des Herrn Studiosus durchstöbern" — mit diesen Worten griff Meta ungeniert, als hätte sie, wie einst, meine Habseligkeiten zu revidieren, nach der Tasche. Ihre Ausbeute war nicht groß: weder Blümchen, noch Bänder, oder was sie sonst für Erinnerungen an Schülerschwärmereien zu finden erwartete, gabs bei mir. Schon wollte sie mir lachend mein Eigenthum zurückstellen, da griffen die geschickten schlanken Finger nach ins letzte Fach, und was sie fanden, war das Couvert, das mein Vater mir für Mama mitgegeben hatte. In Metas Augen leuchtete ein Funken auf. „Ei", meinte sie mit gezwungenem Lächeln, indem sie den Inhalt mit den Fingerspitzen im Nu herausfühlte. „Was solch ein junges Blut doch für Geldsäcke mit sich führt!" Lachend erklärte ich ihr den eigentlichen Zweck des Geldes; aber mitten im Reden stockte ich: denn in dem langen, versonnenen Blick, den Meta auf mich heftete, leuchtete der Funken von vorhin fort, heiß oder verheißend, anders als an jenem Abend vor zwei Jahren. Aber schon hatte sie mir die Tasche zurückgereicht, und nun erhob sie sich, um gleichmüthig Mann und Kind die Stirn zu küssen und sich für den Nachmittag zu entschuldigen. Sie hatte Migräne . . .

Das gab schlechte Aussichten für diesen letzten Nachmittag. Auf den Schulrath war, wie gewöhnlich, nicht zu rechnen, Geschäfte aller Art riefen ihn in sein Bureau. Sollte ich wirklich den herrlichen Nachmittag allein auf meinem Zimmer verbringen, ohne dass Metas Migräne ihr auch nur einen Augenblick für ihren Gast gönnte? Dies konnte ich nicht glauben. Und so saß ich in banger Erwartung und wachsenden Grimmes voll Stunde auf Stunde in meinem Zimmer, über meinem Reisehandbuch brütend. Nichts regte sich: die schöne Hausfrau schien mich völlig vergessen zu haben. Nur einmal hörte ich aus der Ferne die mürrische Magd poltern und Meta in unerklärlich sanften, fast begütigenden Tönen erwidern. Endlich vergieng auch dieser Nachmittag: zum Abendessen fand sich wohl der Schulrath ein, nicht aber dessen Gattin, was mich nun ganz ernsthaft in Aerger versetzte. Nun wollte ich aber ganz sicher morgen mit dem frühesten fort: sie sollte es nicht nöthig haben, sich vor mir zu verstecken, gleich jetzt wollte ich hinüber, meine Siebensachen packen, und dann Gott befohlen und ein Ende gemacht mit der Kinderei. So raisonnierend schritt ich, nachdem der Schulrath gleich nach der Mahlzeit in eine Sitzung seines Gesangvereines geeilt war, hinüber in mein Zimmer. Unwirsch stoße ich die Thüre auf und da auf demselben Sopha, auf dem ich den Nachmittag vergähnt hatte, saß — Meta. Sie sah bezaubernd aus: ein weicher weißer Schlafrock, dessen weite Aermel die wundervollen Marmorarme frei ließen, umschmiegte die hohe Gestalt, das überreiche Haar war gelöst und fiel wie ein Glorienschein um das Antlitz, dessen Blässe nicht allein von der Beleuchtung durch den Mond herrühren konnte. Langsam erhob sie sich und gieng mir zögernd entgegen, da ich, wie gelähmt, an der Thür stehen blieb. Halb willenlos folgte ich ihr zu ihrem Sitze. „Ich musste dich sprechen," sagte sie leise und sanft, indem sie mich an ihre Seite niederzog, „ganz allein. Denn du musst mich retten." Ich starrte sie an: mir war's, als hätte ich kein Wort verstanden. Und nun folgte eine lange Beichte, ohne Thräne, ohne Seufzer, aber in finsterer Verzweiflung. Sie wolle ihre Schuld nicht leugnen: aber die Liebe zu ihrem Kind, der Wunsch, ihm und ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, zuletzt, was solle sie's leugnen, die Sehnsucht nach ein bischen Lebensgenuß für sich selbst, die Scham, ihrem Manne, solange es noch Zeit gewesen, ein Geständnis abzulegen — kurzum, sie habe mehr gebraucht, als die Einkünfte ihres Mannes gestatteten, monatelang, jahrelang. Und endlich, von allen Seiten bedrängt, in der Furcht, ihrem Manne verrathen zu werden, habe sie fremde Gelder angegriffen, die ihr alter Gatte in seinem kindlichen Vertrauen beinahe offen habe liegen lassen, Vereinsgelder, Stipendien u. dgl. Schließlich keine große Summe: acht-, neunhundert Gulden, und wenn sie sie nicht ersetzen könne, auch gut, dann gäbe es noch ein Mittel, den Tod. Denn bemakelt wolle und könne sie nicht leben. Nur eins — ihr armes Kind! Aber es gäbe noch eine Rettung, durch mich. Von mir könne sie sie auch annehmen — denn mich liebe sie. Und hier ließ sie das Antlitz, wie von Scham übermannt, auf die gekreuzten, entblößten Arme sinken. Mich aber durchbrauste ein Sturm, wie ich ihn noch nie geahnt. Wie von fern tönten die Worte des Weibes, das neuerdings schmeichelnd und überredend in mich drang, an mein Ohr. Halb von Sinnen reichte ich ihr die Geldtasche, und dann riss ich sie in meine Arme.

* * *

Heller Sonnenschein weckte mich. Und ein Pochen an der Thür. Die Magd war's, die mir unfreundlich zurief, ich solle zum Frühstück kommen: sie warteten längst auf mich. Augenblicklich wurde mir alles bewusst, was gestern gewesen. Aber ich fasste mich an den Kopf. Zum Frühstück? Wer erwartete mich? Doch wie thöricht ich war; was wusste denn die Magd! So sputete ich mich denn, die Kleider, die ich noch vom gestrigen Tage trug, einigermaßen in Stand zu setzen, und sobald es nur irgend angieng, stürzte ich aus meinem Zimmer. War ich wahnsinnig? Oder hörte ich aus dem Speisezimmer wirklich helles, fröhliches Lachen, das dröhnende Lachen des alten Herrn, dazwischen Metas lustige Stimme und das glückliche Kichern des Kindes? Ich reiße die Thüre auf, und das rührendste Familienbild zeigt sich mir. Der Schulrath noch am Kaffeetisch, vergnügt seine Morgencigarre rauchend, Meta, mit dem Kinde auf dem Schoß, tändelnd und scherzend, so vergnügt und übermüthig, dass die Kleine alle Scheu verloren hat und mit den Eltern um die Wette tollt. Neue Fröhlichkeit begrüßt den Langschläfer. Ich fühle mich wie trunken, ich taumle, das Furchtbare, das ich nicht begreifen kann, droht mich um die Sinne zu bringen. Meta bemerkt zuerst meinen Zustand. „O, o, du siehst übel aus, ist dir nicht wohl, oder hast du die gestrige Freiheit — artig war's just nicht von uns beiden — dazu benützt, um dir den ersten Katzenjammer zu verschaffen?" Und sie fasst meine Hand mit festem warnenden Druck. Nochmals rettet mich die Vielgeschäftigkeit des Schulrathes. „Na, ein bisschen Häring und ein bisschen Cognac, das hilft allemal. Aber Sie müssen mich leider wieder entschuldigen. Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr — na, Sie wissen ja. Aber heute Nachmittag, bevor Sie uns verlassen, stehe ich zu Diensten. Nun ist ja auch bei uns Schluss. Für mich eigentlich schon seit gestern, seit ich die widrigen Geldgeschäfte abgewickelt habe. Na, behüt Gott!" Und während er seine Frau küsst, fühle ich deren von Hohn leuchtenden Blick auf mich gerichtet. Ich raffe mich mit meiner letzten Kraft zusammen, stürze den Cognac hinunter, den mir die Frau einschänkt. Da sitzt sie, anscheinend gelassen, und nestelt ordnend an dem Kinde, das sie auf dem Schoß hält. „Das Kind muss aus dem Zimmer," herrsche ich sie rauh an. „Was beliebt?" fragt sie spöttisch. „Das Kind bleibt selbstverständlich bei mir, solange es mir passt." „Wir haben miteinander zu reden." „Bitte, das Kind soll uns nicht stören," dabei wickelt sie behaglich Elschens lange Locken um ihre Finger. „Genug der Komödie," versuche ich, sie nochmals anzuherrschen, wobei ich des Kindes wegen französisch spreche. „Du wirst deinem Manne alles sagen, heute noch. Dann lasst Ihr Euch scheiden, und du gehst mit mir." Es mag ja komisch gewesen sein, was ich da in heiligem Jugendeifer perorierte, aber die schneidende Lache, die von Metas Lippen kam, war denn doch mehr, als ich ertragen konnte. Sie wurde denn auch gleich wieder ernst. „Ach so, nun wird es seriös. Nun will ich auch das Kind fortbringen." Und sie führte Elschen zur Thür. Als sie zurückkehrte, war sie wieder ganz die kühle, würdevolle Weltdame, die sie so gerne spielte. „Du bietest mir also deine Hand an," sagte sie, indem sie sich ruhig auf ihren alten Platz setzte. „Sehr schön. Zwar (und hier erinnerte ihr Blick an den gewisser Mädchen, die mich des Abends mitunter in abgelegenen Straßen angestarrt hatten) ich dächte, wir freuten uns dessen, was wir einander zulieb gethan, sagten hübsch ‚Adieu' und ‚Tante schön' und blieben gute Kameraden. Aber du musst das ja besser wissen. Du bist ja ein weiser, studierter und gereifter Mann. Ich soll also einen entsetzlichen Scandal auf mich laden, Mann und Kind verlassen und bürgerlich todt mit dir gehen. Und was gedenkst du mir zu bieten? Hoffst du auf Grund deines Abiturientenzeugnisses eine auskömmliche Stellung zu bekommen, oder hast du noch einige taubare Spielsachen, von deren Erlös wir ein paar Jahre leben können? Oder darf ich vielleicht, vorausgesetzt, dass dir geschiedene Frau einen Posten bekommt, wieder sechs, sieben Jahre fremde Kinder prügeln, bis ich mir graue Haare angeärgert habe und du als Tagschreiber mit einigen hundert Gulden jährlich untergekommen bist? Oder hast du sonst geheime Ressourcen?" Ihr Spott brachte mich fast zum Rasen. Aber noch einmal bezwang ich mich und stammelte: „Mein Vater —"

Da theilte ein infames Lächeln die rothen Lippen. „Dein Vater? O, wenn der freigebig sein wollte, der hätte schon vor Jahren so viel Anlass gehabt, wie du heute. . . ." Ich wusste, dass sie log. Aber nun stieg mir der Ekel bis zum Halse und ich spie aus vor ihr. Dann machte ich kehrt und verließ das Zimmer. Mechanisch drückte ich im Vorsaal einen Hut auf den Kopf und ohne Abschied hab' ich das Haus verlassen. Mit dem nächsten Zug bin ich hierher gefahren, und nun weißt Du, warum ich sterben muss, und dass ich sterben muss. Du allein sollst erfahren, wie sich alles zugetragen hat: nur wenn man das Geld in meiner Tasche vermissen und einen Unschuldigen verdächtigen sollte, dann sprich. Aber eins fordere ich von Dir: schone das Weib. Denn ihre Schuld schrumpft zusammen neben der meinen. Meinen ersten selbständigen Schritt sollte ich thun, da betrog ich meinen Lehrer, ich bestahl meinen Vater und ich ließ mich von der plumpsten Dirne betrügen, die ich für eine Göttin hielt. Nur mein früher Tod kann mich vor dem schmachvollsten Leben bewahren. Gönne mir die Ruhe. Lebe wohl.

Max.

Stimmen aus dem Publicum.



# Allgemeine Oesterreichische Elektricitäts-Gesellschaft.

Die **außerordentliche Generalversammlung der Actionäre der Allgemeinen Oesterreichischen Elektricitäts-Gesellschaft vom 1. Juli 1899** hat behufs Beschaffung der zur Erweiterung der gesellschaftlichen Betriebsanlagen erforderlichen Geldmittel **die Erhöhung des Actiencapitals durch Ausgabe von**

## 5000 Stück neuen, mit je 200 Gulden volleingezahlten Actien

**welche an den Erträgnissen der Gesellschaft ab 1. Jänner 1900 participieren,** beschlossen, und wurde diese Capitalsvermehrung mit Erlass des k. k. Ministeriums des Innern, ddo. 21. September 1899, Z. 24316, genehmigt.

Auf Grund einer mit der Anglo-Oesterreichischen Bank bereits im Vorjahre wegen Uebernahme dieser Actien getroffenen Vereinbarung und im Einvernehmen mit derselben räumt die gefertigte Allgemeine Oesterreichische Elektricitäts-Gesellschaft den Inhabern ihrer derzeit im Umlaufe befindlichen 10.000 Actien das

## Bezugsrecht

auf die neuen 5000 Actien

**zum Curse von 500 Kronen per Stück**

in der Weise ein, **dass je acht Stück der alten Actien das Anrecht zum Bezuge je einer neuen Actie geben.**

Actien-Bruchtheile oder Certificate auf Bruchtheile von Actien werden nicht ausgegeben.

Die Anmeldung des Bezugsrechtes hat in der Zeit

**vom 11. Mai bis inclusive 19. Mai 1900**

zu erfolgen, und wird die

## Anglo-Oesterreichische Bank in Wien

**(Strauchgasse 1)**

diese Anmeldungen innerhalb der gewöhnlichen Geschäftsstunden entgegennehmen.

Die Herren Actionäre, welche das Bezugsrecht ausüben wollen, haben dasselbe mittels Consignation (deren **Formular bei der Anglo-Oesterreichischen Bank** zur Verfügung steht) anzumelden und unter Einem **die in ihrem Besitze befindlichen Actien beizubringen, welche ihnen** nach Vornahme einer die erfolgte Ausübung des Bezugsrechtes ersichtlich machenden Abstempelung zurückgestellt werden.

**Bei der Anmeldung ist auf jede zu beziehende neue Actie die Vollzahlung mit 500 Kronen zu leisten, und sind von den Herren Actionären auf den Nominalbetrag von 400 Kronen per Actie fünf Procent Zinsen vom 1. Jänner 1900 bis zum Einzahlungstage bar zu vergüten.**

Auf Grund der erfolgten Anmeldung und Einzahlung werden den Herren Actionären die bezogenen Actien mit **Dividenden-Coupons,** deren erster für das Geschäftsjahr 1900 gilt, ausgefolgt werden.

Actionäre, welche bis inclusive 19. Mai l. J. das Bezugsrecht nicht ausgeübt haben, gehen ihres Rechtes **auf den Bezug der neuen Actien** verlustig.

---

Unter Einem werden die Herren Actionäre eingeladen, zum Zwecke der

**Behebung neuer Couponsbogen**

zu den [illegible] Actien Nr. 1 bis [illegible] die bezüglichen **Talons,** arithmetisch geordnet, mittels Consignation **bei der Liquidatur der Anglo-Oesterreichischen Bank** einzureichen. Die [illegible] werden daselbst unentgeltlich verabfolgt.

Wien, [illegible] Mai 1900.

[illegible]

Allgemeine Oesterreichische Elektricitäts-Gesellschaft.

# Die Zeit.

XXIII. Band. | Wien, den 19. Mai 1900. | Nummer 294.

## Obstructions-Concurrenz.

Auf czechischer Seite wird jetzt mit Vorliebe das Paradigma abgewandelt, die ganze gegenwärtige Misère in Oesterreich habe darin ihren Ursprung, dass die Staatsgewalt vor der deutschen Obstruction feige zurückgewichen sei und dadurch ihre Autorität unwiederbringlich preisgegeben habe. Erst jüngst hat der Feudalherr Graf Bouquoy diesen Text im böhmischen Landtag wieder vorgetragen. Die Formel ist, zur Hälfte mindestens, unrichtig, und es lohnt sich der Mühe, sie richtigzustellen.

Die deutsche Obstruction 1897 bis 1899 ist nicht die erste Obstruction gewesen, vor der die österreichische Staatsgewalt capituliert hat, und sie ist nicht jene Obstruction gewesen, bei der sie ihre Autorität eingebüßt hat. Das war vielmehr die jungczechische Obstruction des Jahres 1895. Der deutschen Obstruction hat sich die österreichische Staatsgewalt mit allen, nicht nur mit den erlaubten, sondern, wie die Geschichte der Lex Falkenhayn und die des § 14-Regimes lehrt, auch mit allen unerlaubten Mitteln widersetzt, und sie hat ihr länger, weit länger getrotzt, als sie es rechtlich durfte. Wenn bloß die Zähigkeit des Widerstandes in Betracht käme, könnte man sagen, dass die Staatsgewalt im Kampf gegen die deutsche Obstruction ehrenvoll unterlegen sei. Nur die politisch unhonorigen Mittel, die vergifteten Waffen sozusagen, die sie dabei angewendet hat, berauben ihre Niederlage dieses Prädicates.

Wie ganz anders ist es bei der jungczechischen Obstruction von 1895 zugegangen! Da hat sich die gewisse Staatsgewalt sehr schwach gewehrt, und man hat fast den Eindruck gehabt, dass sie sich nicht ungerne hat besiegen lassen. Damals war freilich das Coalitionsministerium Windischgrätz-Plener das nächste persönliche Object des Kampfes, und man weiß, dass in Oesterreich verschiedene Ministerien verschieden behandelt werden. Es gibt Ministerien der Rechten, denen man alles durchgehen lässt, und es gibt andere Ministerien, die nur nicht ganz der Rechten angehören, und diesen anderen Ministerien lässt man gar nichts durchgehen. Graf Taaffe, Graf Badeni, Graf Thun konnten noch so viele parlamentarische Niederlagen erleben, sie konnten selbst von der Majorität im Stich gelassen werden, sie blieben doch im Amt, und es hieß, dass sie durchaus bleiben müssten, weil eine Regierung in Oesterreich einer parlamentarischen Majoritätsconstellation nicht „geopfert“ werden dürfe, wenn nicht alles drunter und drüber gehen sollte. Solche Ministerien ziehen aus unsichtbaren Quellen ihre Lebenskraft, wie die Ministerien in der Türkei, sie verschwinden auch ebenso plötzlich und unbegreiflich, wie die in der Türkei, und sie selbst werden von ihrem Sturz nicht am wenigsten überrascht, weil die Situation, über die sie fallen, nicht schwieriger ist, als andere Situationen, über die sie vorher so oft ganz glatt und sogar mit Auszeichnung bequem hinweggekommen sind.

Das Ministerium Windischgrätz gehörte der anderen Kategorie an. Nach einem kurzen Obstructionsgefecht der Jungczechen, das, nach heutigen Begriffen und Erfahrungen beurtheilt, sich noch als eine verhältnismäßig harmlose Episode darstellt, musste es ohne Gnade abtreten. Ein einziger Misserfolg genügte. Das Ministerium wurde streng nach parlamentarischen Grundsätzen gerichtet, wie wenn wir in England lebten. Es sah gerade so aus, als ob hinter den Coulissen Mächte die Fäden zögen, denen der Sturz des halblinken Ministeriums gar nicht ungelegen käme, und die Nachfolge, das Ministerium Badeni, zeigte, wer diese Mächte waren. Als vollends durch Thun Herr Dr. Kaizl, der, früher ein unansehnlicher Volkswirtschafts-Specialist im Jungczechenclub, sich durch jene Obstruction erst zu einer Führerstellung in der „sonderbaren Gesellschaft“ aufgeschwungen hatte, zum Finanzminister und leitenden Politiker des Staates erhoben wurde, war die Capitulation der Staatsgewalt vor der Obstruction, vor der ersten, der jungczechischen Obstruction eine vollständige, so vollständig, wie die nachherige Capitulation vor der noch heute nicht wieder regierungsfähig gewordenen deutschen Obstruction es überhaupt nie geworden ist.

Hier, in dem zweierlei Maß, nach dem in diesem ungerechten Lande selbst die Ministerien gemessen werden, in der ganzen tiefen Unaufrichtigkeit, die unsere officielle Politik beherrscht, liegt der Urgrund des „Uebels“, über das jetzt jene Politiker der Rechten klagen, denen sonst nur seine angenehme Seite zugekehrt ist. Und wie der letzte Grund ist die Unaufrichtigkeit in der officiellen Politik auch der nächste Anlass der neuesten Wirren. Die Personification österreichischer Amts-Unaufrichtigkeit, Herr Dr. v. Koerber, musste noch die Leitung der Geschäfte übernehmen, um die Verwirrung auf den höchsten Punkt zu steigern. Wahrlich, wenn die alte Pythia die Koerber-Spens'schen Sprachengesetzentwürfe noch erlebt hätte, sie müsste auf ihre Orakelfunction zu Gunsten des Herrn Dr. v. Koerber und seiner Mitarbeiter augenblicklich verzichten. Clara pacta, boni amici. Wenn man Frieden und Freundschaft zwischen zwei Gegnern sichern will, muss man den Ausgleichsvertrag möglichst klar und unzweideutig stilisieren. Die Koerber'schen Entwürfe sind aber mit einer wahren Virtuosität der Zweideutigkeit ausgearbeitet, als wäre es die Absicht ihrer Urheber gewesen, den Sprachenstreit zu verstärken, zu vervielfältigen und zu verewigen. Aus diesen Entwürfen kann man ebensogut Ansätze zum Schönerer'schen Staatssprachenprogramm wie zum böhmischen Staatsrecht herauslesen. Alles hängt in letzter Linie von der bewussten österreichischen „Praxis“ der Verwaltungsbehörden ab, für die der Gesetzestext nur die spanische Wand bildet. Die Aufgabe war, klare, gerechte Entwürfe zu bringen, mit denen beide Theile sich abfinden könnten. Herr Dr. v. Koerber hat unklare, rechtlose Entwürfe vorgelegt, mit denen keiner der beiden Theile zufrieden sein kann. Die Czechen könnten mit ihnen noch immer eher einverstanden sein, weil sie ihnen, mindestens dem nach Aufhebung der Sprachenverordnungen eingetretenen Zustande gegenüber, eine verhältnismäßige Besserung bringen, und insbesonders weil erfahrungsgemäß und voraussichtlich die Verwaltung auch fernerhin in ihrer Freunde Händen bleiben und das zweideutige Gesetz in ihrem Sinne ausdeuten wird. Trotzdem sind es gerade die Jungczechen, die gegen diese Entwürfe obstruieren. Der Grund ist nicht in den Entwürfen selbst zu finden, aber er liegt doch klar zutage. Er ergibt sich aus dem zweierlei Maß. Die jungczechische ist sozusagen die bessere Obstruction. Die deutsche Obstruction dauert furchtbar lang, ist für ihre Urheber sehr gefährlich, und wenn sie schon siegt, dann ist der Siegespreis — die Opposition. Eine jungczechische Obstruction dagegen braucht, wie die bisherige Geschichte lehrt, keinen so langen Athem zu halten, riskiert keine allzu scharfe Repression und endet — mit der Erlangung von Ministerportefeuills und allen sonstigen Gütern, die den Segen der politischen Macht bilden. Da begreift es sich, dass die Deutschen, selbst die Ehrlichen und Selbstlosen unter ihnen, schaudern und zögern, wenn sich's ums Obstruieren handelt, während unter den Jungczechen gerade die größten Streber sich mit Wollust in den Obstructionskampf stürzen, obzwar, da sie noch in der Majorität sitzen, sie zum Obstruieren noch gar nicht an der Reihe sind. Das ist die Krönung des Gebäudes der Unaufrichtigkeit. Jetzt ist in der österreichischen Politik alles vertauscht, die Majorität renitent, die Minorität connivent, die Männer laufen als Weiber, die Weiber als Männer verkleidet herum, die Maskerade ist toll zum Lachen. Es fehlt nicht viel, und der große Unaufrichtige Herr Dr. v. Koerber wird zum Schluss in dem von ihm mitgeschaffenen allgemeinen Durcheinander selbst nicht mehr wissen, ob er steht oder — fällt.

K.

---

## Das englische Königshaus.

Die Königin von England vollendet am 24. Mai ihr einundachtzigstes Lebensjahr und hat den Thron ihrer Väter bald dreiundsechzig Jahre, wesentlich länger als irgend einer ihrer Vorfahren inne. Gleichwohl dürften die von Zeit zu Zeit immer wieder verbreiteten Gerüchte von einer beabsichtigten Thronentsagung der Königin zu Gunsten des Prinzen von Wales gewiss jeder Begründung entbehren. Niemand nimmt dieselben ernst, aber ihr wiederholtes Auftauchen legt uns doch die Frage nahe, ob hiebei, wie das englische Sprichwort besagt, nicht der Wunsch der Vater des Gedankens ist, ob in diesem Falle nicht wie in so vielen anderen der Wunsch erst den Gedanken an die Thronentsagung erzeugt hat.

Eine Königin von England soll bekanntlich „herrschen, ohne zu regieren“, und was man von der anstrengenden Thätigkeit

Ihrer Majestät und ihrem thatsächlichen Eingreifen in die hohe Politik zuweilen auch zu reden beliebt, das Königshaus hat längst jedwede Beeinflussung der öffentlichen Geschäfte des Landes aufzugeben für gut befunden und ist lediglich eine „Zierde des Staates" geworden, welche eigentlich nur im gesellschaftlichen Leben noch bis zu einem gewissen Grade tonangebend ist. Trotzdem — oder eben darum — aber ist das Interesse für die königliche Familie und eine gewisse Anhänglichkeit für dieselbe wachgeblieben. Wer sollte denn auch in Zukunft Grundsteine legen, milde Stiftungen eröffnen und die dazu erforderlichen Reden machen, oder doch hersagen, wenn nicht die Mitglieder des königlichen Hauses?

Und so nimmt das englische Volk denn auch einen lebhaften Antheil an den Schicksalen derselben, den günstigen, wie den schlimmen, theilweise gewiss aus Liebe zu prunkenden Processionen und anderem Ceremoniell, zum Theil aber auch gewiss aus reiner Loyalität. Und dazu bietet sich bei dem großen Segen der Nachkommenschaft des gegenwärtigen Staatsoberhauptes, die mit Kindern, Kindeskindern und Urgroßkindern im Augenblicke bereits die erkleckliche Zahl von mehr als achtzig Personen erreicht hat, immer häufiger Gelegenheit.

Solche Loyalität herrschte nicht immer in England. Unter den unmittelbaren Vorgängern der gegenwärtigen Beherrscherin dieses Landes war das Ansehen des Königshauses tief gesunken. Als aber die Königin Victoria als achtzehnjährige Jungfrau von gewinnenden Geisteseigenschaften und von anmuthigem Aeußern den Thron bestieg, da war alle Welt für sie begeistert.

Geboren am 24. Mai 1819 im Kensington-Palast, dem unscheinbaren Rothsteingebäude in den Kensington-Gardens zu London, war sie die einzige Tochter des Herzogs von Kent, des dritten Sohnes von Georg III. Ihre Mutter war eine coburg'sche Prinzessin und die Schwester Leopold I., Königs der Belgier, die in erster Ehe mit dem Fürsten von Leiningen vermählt gewesen war. Bis zu ihrem dreizehnten Jahre wurde Prinzessin Victoria geflissentlich in Unkenntnis darüber gelassen, was für eine hohe Stellung sie einst zu bekleiden habe, aber nach dem Tode Georgs IV. und nach der Thronbesteigung ihres schon bejahrten Oheims Wilhelm IV. sollte sie als nächste Thronerbin nicht länger im Unklaren über ihre Zukunft bleiben, weshalb ihr die Aufgabe gestellt wurde, eine genealogische Tafel des englischen Herrscherhauses zu entwerfen, eine Studie, die sie mit den Worten schloss: „Ich kann nicht recht sehen, wer nach Onkel Wilhelm kommt, es sei denn, dass ich selbst es wäre."

Vorderhand machte indes diese Eröffnung weiter keinen Unterschied in der ganzen Lebensweise der jungen Prinzessin. Sie blieb nach wie vor der Obhut ihrer Gouvernante anvertraut und genoss daneben unter der Leitung der Herzogin von Northumberland den Unterricht der besten Lehrkräfte des Landes. Ihr Vater war bereits gestorben, als sie erst acht Monate alt war, und so verbrachte sie ihre ganze Jugend mit ihrer Mutter, die mit dem König nicht auf dem besten Fuße stand, in großer Zurückgezogenheit im Kensington-Palast, wo sie denn auch zuerst als Königin von England begrüßt wurde.

Es war in der Nacht zum 20. Juni 1837 um halb drei Uhr, als Wilhelm IV. starb. Der Erzbischof von Canterbury und Lord Chamberlain, die am Todtenbette desselben zugegen gewesen waren, brachen unverzüglich nach dem Kensington-Palast auf, wo sie alles in tiefem Schlaf fanden. Nur mit Mühe konnten sie die Dienerschaft bewegen, die nunmehrige Königin zu wecken, die sie schließlich auch empfieng, nachdem sie sich schlennigst und nur in dürftigster Weise angekleidet, ein Paar Pantöffelchen an die Füße gezogen, ein Tuch um die Schultern geschlagen, während das Haar ihr noch aufgelöst über die Schultern wallte. So empfieng sie die erste Huldigung als Königin, eine Scene, die mehr als ein Maler der Nachwelt zu überliefern beflissen gewesen ist.

Bei den ersten Worten der Ansprache „Your Majesty" rannen ihr die hellen Thränen über die jungfräulichen Wangen, doch mit Anmuth und Würde, wenn auch nicht ohne Befangenheit, reichte sie diesen würdigen Herren die Rechte zum Handkuss dar. Das war ein großer, aber auch ein schwerer Tag für das junge Mädchen, und es ist nicht zu verwundern, dass die ungewohnte Aufregung ihre zarten Nerven allzu sehr anspannte, so dass später im Augenblick ihrer officiellen Proclamation noch einmal heiße Thränen ihren Augen entquollen, ein Moment, dessen Mrs. Browning mit den Worten gedacht hat:

„Strange blessings on the nation lies,
Whose Sovereign wept
Yea, wept to wear its crown."

Am 28. Juni fand die officielle Krönung in der Westminsterabtei unter großem Pomp und Gepränge statt, ein langwieriges Ceremoniell, wie es mit geringfügigen Aenderungen seit 849 bei allen englischen Krönungsfeierlichkeiten Brauch gewesen ist. Die nächste große öffentliche Ceremonie, welche die junge Königin abzuhalten hatte, war die Eröffnung des Parlaments in eigener Person, eine Feierlichkeit, zu der englische Souveräne mit ihrem gesammten Hofstaat und mit Aufwendung alles erdenklichen Pomps in das Parlamentshaus zu Westminster sich begaben. Diese erste Procession der Königin war ein außerordentlicher Triumphzug; und der spätere Kaiser Napoleon III., der damals als eine völlig unbekannte Persönlichkeit sich in London aufhielt, äußerte sich lange Jahre nachher noch mit großem Enthusiasmus dahin, dass keine Ceremonie jemals einen solchen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie der Anblick „dieses jungen Mädchens auf dem Thron, das seine Rede mit lieblicher, silberreiner Stimme las — so einfach und doch so majestätisch".

Wenige Jahre später fand ihre Verlobung mit dem Prinzen Albert von Coburg-Gotha statt. Bei weiblichen Souveränen ist es nicht statthaft, dass der Herr sich herausnimmt, den Antrag zu machen. Das muss von Seiten der Herrscherin selbst ausgehen; und wohl glauben wir es der Königin, dass es, wie sie in ihrem Tagebuch anführt, das heikelste Unterfangen ihres ganzen Lebens gewesen, ihrerseits dem Prinzen Herz und Hand anzutragen. Von nun ab aber ordnete sie sich auch, wo sie nur konnte, wo es ihre Stellung als Königin nur irgend zuließ, in jeder Hinsicht dem Manne unter, der ihr ganzes Vertrauen, ihr ganzes Herz besaß — und verdiente, den sie, als ihn ein frühzeitiger Tod ihr jählings entrissen, noch auf einem seiner Denkmale als „Albert den Großen und Guten" bezeichnete. Er war in der That ein vortrefflicher Charakter, der in seiner schwierigen Stellung als ausländischer Prinz und zugleich nächststehender Rathgeber der Königin und auch selbständiger, bahnbrechender Reformator viel Gutes schuf, aber selbstverständlich auch viele Neider hervorrief. Prinz Albert starb im Jahre 1861, aber bis auf diesen Tag hat sich seine Witwe von dem Schlage, der ihr dadurch zugefügt worden, nicht wieder erholt. „Keine Freude mehr in dieser Welt — alles todt," schrieb sie damals in ihr Tagebuch. Diese Anschauung vom Leben hat sie seitdem nicht wieder verlassen. Neben mancherlei anderen Trübsalen hat es seit jener Stunde auch an freudigen, an erhebenden Ereignissen im Leben der Königin nicht gefehlt; aber nichts vermochte sie aus der Zurückgezogenheit ihres Witwenstandes wieder hervorzuziehen. Nur wo die Pflicht als Herrscherin es ihr unabweisbar gebietet, tritt sie an die Oeffentlichkeit.

Dieser Nothwendigkeit ist sie sich im Augenblick des Krieges ja auch wieder mehr bewusst geworden. Sie hat trotz ihres hohen Alters Revuen abgehalten, Spitäler besucht und selbst eine „Erholungsreise mit einem politischen Zweck" nach Irland unternommen. Wenn aber die Verehrung für die Person der Königin gleichwohl nicht mehr so stark ist, wie sie es zur Zeit ihres Regierungsantrittes gewesen, so ist das wohl natürlich genug, insofern sich für ein junges Mädchen von achtzehn Jahren eben viel leichter schwärmen lässt, als für eine Urgroßmutter.

Der Londoner „Cockney" aber, der es als sein besonderes reichshauptstädtisches Privilegium erachtet, sich des öfteren in dem beglückenden Anblick der hohen Frau sonnen zu dürfen — sei es auch nur, weil er sich einen Aufschwung für Handel und Wandel davon verspricht! — murrt darüber denn auch unverhohlen und laut genug. „Hielte sie Hof, so gut wie sie — Haus zu halten versteht," fügt er dann auch wohl hinzu, „so wäre das ein Vortheil für alle Classen der Bevölkerung: aber was nützt es London, die königliche Residenz zu heißen, wenn die Königin kaum ein halbes Dutzendmal im Jahre auf einen Tag herüberkommt, um die allernothwendigsten Festlichkeiten abzuhalten!" Und hat der Mann so Unrecht? Dass die Königin zu Gunsten ihres Gatten seinerzeit gerne ihrer souveränen Rechte sich begeben hätte, ist allerdings Thatsache. Freilich wäre das ja auch eine ganz andere Sache gewesen, als wenn sie zu Gunsten ihres Sohnes abdanken wollte, obschon auch das Alter bei der Königin sich immer mehr geltend macht und auch der Prinz jetzt den Sechzigern nahe ist. Aber diejenigen, welche die Worte des weiland Herzog Hansen auf ihn in Anwendung gebracht wissen möchten:

„Er habe seine Jahre voll, es wäre
Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren",

dürften sich fürs erste jedenfalls noch enttäuscht finden.

Ist denn der Prinz von Wales beliebter als die Königin? Bei der Bevölkerung im allgemeinen unbedingt, wenn dies ein unbestimmtes Gefühl der Loyalität auch wohl nicht offen zum Ausdruck gelangen lässt. Der Prinz hat zwar ein vielbewegtes Leben hinter sich und ist in mancherlei schlimme Vorgänge verwickelt gewesen, allein er hat darin doch wohl auch viel Unglück gehabt; und man darf dabei auf dem Continent, wo man ihn vielfach mit besonderer Schärfe beurtheilt hat, die englischen Verhältnisse und darin zumal zwei Punkte nicht übersehen, die ihn wohl in ein noch ungünstigeres Licht gestellt haben, als er es in Wirklichkeit verdient.

Zunächst ist dies der Umstand, dass in England eben alles mehr an die Oeffentlichkeit gezogen wird, als anderswo. Wäre in einem anderen Lande zum Beispiel das Unerhörte geschehen, dass ein bis dahin hochangesehener adeliger Freund des Thronfolgers am Spieltisch in Gesellschaft desselben des gemeinen Betrugs überführt worden, wäre ein solches Vorkommnis nicht vertuscht —

nicht mit Erfolg vertuscht worden? Sodann aber dürfen wir in allem, was wir über die königliche Familie und andere besonders hervorragende Persönlichkeiten dieses Landes hören, nicht zu leichtgläubig sein. Denn über diese kann man eben sagen, was man Lust hat, ohne jemals fürchten zu müssen, dafür zur Verantwortung gezogen zu werden. Und wenn es morgen jemandem einfiele, zu behaupten, der Prinz von Wales oder auch die Königin oder Lord Salisbury habe silberne Löffel gestohlen, so brauchte er absolut um weiter nichts besorgt zu sein, als — dass er sich recht lächerlich machte. Die Redefreiheit in England erstreckt sich auf die Großen des Landes sogar soweit, dass man sie unbekümmert nach Herzenslust verleumden und verunglimpfen kann. Davon auch nur Notiz zu nehmen, gilt im allgemeinen für unbedingt unter der Würde dieser Persönlichkeiten. Thäten sie es, sie würden nur zu leicht selbst der Lächerlichkeit anheimfallen und erst dadurch der üblen Nachrede die weiteste Verbreitung verschaffen. Jedenfalls ist z. B. das Verbrechen der Majestätsbeleidigung in England ganz und gar unbekannt — als Verbrechen, obschon thatsächlich niemandem härter zugesetzt wird, wie der Königin und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses. Der einzige Richter ist in solchen Fällen die öffentliche Meinung, die aber in England auch gerade darum eine umso gesundere und zuverlässigere ist, an der manches harmlos abprallt, was in anderen, an solche Anschauungen nicht gewohnten Landen wiederholt, die größte Bestürzung oder doch leicht ein ganz falsches Urtheil hervorbringt. Im Auslande kann man solchen gewürzten Speisen gegenüber nicht vorsichtig genug sein, und es will mich bedünken, dass man es auf dem Continent solchen Gerichten gegenüber, die die Person des Prinzen von Wales betreffen, eben nicht immer gewesen. Jedenfalls ist es Thatsache, dass von allen Mitgliedern des Königshauses von England — und sie sind wahrlich zahlreich genug — nicht ein einziges in diesem Augenblick einer so allgemeinen Beliebtheit bei dem englischen Volke sich zu erfreuen hat, wie der Prinz von Wales, es sei denn die Prinzessin von Wales, die vom Tage ihrer Landung auf diesem Insellande vor siebenunddreißig Jahren durch ihre Schönheit nicht minder, als durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit aller Herzen im Fluge gewann.

Prinz Georg von Wales, Herzog von York, ist seit dem Tode seines älteren Bruders, des Herzogs von Clarence und Avondale, neben drei Töchtern der einzige Sohn des Prinzen von Wales und dermaleinstige Erbe des britischen Thrones. Er ist mit der Tochter des jüngst verstorbenen Herzogs von Teck vermählt und hat bereits drei Söhne und eine Tochter, so dass die Thronfolge in directer männlicher Linie gesichert genug erscheint.

London. Wilh. F. Brand.

---

## Der erste Versuch einer gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage in Oesterreich.

Wenn ich die Koerber'sche Sprachenvorlage nur als Parteimann beurtheilen wollte, so wäre die Kritik sehr einfach: ich würde das Minus aufzählen, welches der Vergleich der Vorlage mit meinem Parteiprogramm ergäbe. Derart werden wohl alle Parteien die Vorlage beurtheilen und darnach ihre politische Stellung einrichten. Ich will es hier versuchen, eine sachliche, principielle Kritik der Sprachenvorlagen zu bieten und gerade deshalb, weil wir in denselben den ersten Versuch einer gesetzlichen Lösung der Sprachenfrage haben. Ein solcher Versuch muss nicht nur politisch, sondern auch sachlich in sich selbst beurtheilt werden, weil er viel mehr als eine Verordnung die leitenden Principien und Tendenzen der Regierung darlegt oder wenigstens darlegen sollte.

Um sogleich mein stärkstes Bedenken gegen die Vorlage auszusprechen: ich vermisse ein klar formuliertes Sprachenprincip. Die Regierung spricht sich für das Territorialprincip aus und leitet aus demselben die einsprachige Gleichberechtigung ab, aber dieses Princip wird in den Vorlagen nicht durchgeführt. Es soll nur für Böhmen, nicht aber für Mähren gelten, obwohl auch in Mähren die Abgrenzung der Verwaltungsbezirke durchgeführt werden soll. Der Abgeordnete Dr. Eppinger hat unlängst im böhmischen Landtage gegen die Jungczechen ganz richtig hervorgehoben, dass die auch von ihnen geplante Abgrenzung consequenterweise die Einsprachigkeit bedinge — dasselbe Argument trifft auch die mährische Regierungsvorlage. Ich weiß, dass die Regierung für diese Inconsequenz ihre Gründe hat: aber ich zweifle, ob diese Gründe in den erläuternden Bemerkungen zur mährischen Vorlage ausgesprochen werden. Da lesen wir nämlich, Mähren sei das verwiegend gemischtsprachige Land, und darum gelte für dasselbe das für Böhmen verpönte Personalprincip, welches „folgerichtig durchgeführt, die unterschiedslose Geltung beider Landessprachen im innern und äußern Dienste, also die vollständige Zweisprachigkeit bei allen Aemtern und damit auch schließlich bei allen Beamten" fordert. Nach dieser ausdrücklichen Erklärung würde man also in der mährischen Vorlage die vollständige Zweisprachigkeit erwarten; allein in der mährischen Vorlage, § 17, wird für die sprachliche Befähigung der Beamten eine Bedürfnisskala festgesetzt, die, rein sachlich beurtheilt, dem Dienste nicht vortheilhaft sein kann, sowie anderseits in der Vorlage für Böhmen der dort aufgestellte Grundsatz gleichfalls nicht consequent durchgeführt erscheint.

Die Regierungsvorlagen gehen von einer unrichtigen Vorstellung über die Gemischtsprachigkeit überhaupt und speciell über die Gemischtsprachigkeit Böhmens und Mährens aus. Es ist nicht richtig, dass Mähren im Vergleich mit Böhmen gemischtsprachiger sei. Dem widerspricht die den Vorlagen beigegebene Statistik selbst, aus welcher die angebliche Thatsache nicht zu ersehen ist. Es ist nicht richtig, dass in Böhmen ein sprachlich geschlosseneres deutsches Gebiet sei als in Mähren; das an Niederösterreich grenzende deutsche Sprachgebiet in Mähren ist ebenso geschlossen, wie in Böhmen etwa das Egerland, und ähnlich steht es mit dem deutschen Sprachgebiet im Norden Mährens. Würde für Böhmen ebenso wie für Mähren die sprachliche Minorität mit zehn Procent bemessen, so ergäbe sich, zumal in den einzelnen Städten, auch in Böhmen ein anderes Bild der Gemischtsprachigkeit. Warum wird für Böhmen ein anderer Maßstab gewählt als für Mähren? Die ethnographischen Verhältnisse können hier gewiss nicht entscheiden, weil Czechen und Deutsche in Mähren und Böhmen eben Czechen und Deutsche sind.

Die Regierungsvorlage beurtheilt die Gemischtsprachigkeit ganz ungenügend. Die Gemischtsprachigkeit kann wohl nach einem gewissen Procentsatz der Bevölkerung bestimmt werden, aber das kann in der Regel nur für einzelne Gemeinden gelten; in größeren Verwaltungsgebieten wird die Anzahl der anderssprachigen Gemeinden mitentscheiden. Die Koerber'sche Vorlage hütet sich, im Gegensatz zu den früheren Sprachenerlässen, hier eine bestimmte Norm aufzustellen, und doch ist der Charakter der Gemischtsprachigkeit ein ganz anderer, wenn zum Beispiel in einer Stadt, dem Sitze der Behörden, die Bevölkerung gemischt ist oder wenn in einem Gerichtsbezirke einige Gemeinden anderssprachig sind. Für die Verwaltung ergeben sich da und dort verschiedene Aufgaben. Allein für den Charakter der Gemischtsprachigkeit kommen noch andere und ganz besonders wirtschaftliche und sociale Umstände in Betracht. Für die Verwaltung ist auch das Quantum und Quale der Agenden maßgebend. So zum Beispiel kann in einem Gerichtsbezirke das Gericht, das Steueramt oder die Finanzbehörde durch ein großes industrielles Etablissement mehr in Anspruch genommen werden als durch die ganze ackerbautreibende Bevölkerung, für die das Amt ursprünglich bestimmt war. Und da stehen wir überhaupt vor der wichtigsten Sache. Die bestehende territoriale Eintheilung der Verwaltungsgebiete stammt aus einer Zeit, in der die Bevölkerung wirtschaftlich und social ganz anders — nämlich agricol — gegliedert war; allein die fortschreitende Industrialisierung gerade der Sudetenländer und die mit ihr zusammenhängende intensivere Freizügigkeit hat das agricole Neben- in ein industrielles In- und Uebereinander umgewandelt, und demgemäß muss auch die Verwaltung zeitgemäß organisiert werden. Dieser Unterschied der agricolen und industriellen Gebiete kommt bei der böhmischen Sprachenfrage sehr in Betracht. Hier sind die Ursachen für die Unterschiede zu suchen, die zwischen Böhmen und Schlesien einer- und Mähren (mit Ausnahme des Nordostens) anderseits bestehen: hier haben wir die Ursachen für die Unterschiede etwa des Egerlandes und des Iser- und Riesengebirgslandes u. s. f. Unter unseren Augen ändern sich wirtschaftlich die Verhältnisse kleinerer und größerer Gebiete, zumal der Städte, und damit die socialen und Sprachenverhältnisse. Havliček hat noch im Jahre 1848 ein reines czechisches und deutsches Sprachgebiet schaffen und die nationalen Minoritäten hüben und drüben opfern wollen — heute erachten alle czechischen Parteien eine solche radicale Lösung der böhmischen Sprachenfrage für ganz unmöglich. Die Koerber'sche Regierungsvorlage steht jedoch auf jenem veralteten Standpunkte, indem sie das territoriale Abgrenzungsprincip ziemlich mechanisch durchführen will.

Die moderne Nationalitätenpolitik betont in einem polyglotten Staate naturgemäß ganz besonders die Sprache, aber der lebendige Inhalt der Nationalität wird mit der Sprache allein nicht erschöpft. Im Gegentheil muss betont werden, dass die Sprachenfrage keine ausschließliche Frage der Sprache ist; vielfach ist die Sprachenfrage nur der politisch administrative Exponent eigenartiger wirtschaftlicher und socialer Verhältnisse.

Die Unklarheit über die Gemischtsprachigkeit der Bevölkerung hat es auch verursacht, dass die Vorlage über die Gemischtsprachigkeit der Aemter im Unklaren ist. Das Gesetz für Böhmen nennt die Behörden im gemischtsprachigen Gebiete geradezu zweisprachig (§ 11) und spricht für dieselben von beiden Landessprachen, aber in den Erläuterungen erfahren wir, dass bei den „zweisprachigen" Behörden auch nur eine Landessprache beherrschende Beamte angestellt werden sollen, und es wird der unglaubliche Grundsatz aufgestellt, das zweisprachige Amt werde für solche Beamte die beste Sprachschule sein! Der Beamte im zweisprachigen Amte hat doch seine Stellung in seiner sprachlichen Abtheilung (Senat) und ist für Amtshandlungen in dieser seiner Sprache bestellt; wozu braucht er dann die Kenntnis der anderen Sprache? Beim Oberlandesgerichte in Prag zum Beispiel sind besondere einsprachige Ab-

theilungen — gilt die citierte grammatikalische Anweisung für ihre Beamten?*)

Die Sprachenvorlage der Regierung, das ist mein erster großer Einwand, ist einseitig, sie steht auf einem einseitigen, rein mechanischen und abstracten Standpunkt — dem Territorialprincip. Zwar wird für die Abgrenzung der Wunsch der Bevölkerung, auch werden die Communications- und Verkehrsverhältnisse (§ 1 der böhm. Vorlage) der Rücksicht empfohlen, aber diese Rücksicht bleibt eben nur ein abstracter Wunsch.

Das ist schlagend an der ungenügenden statistischen Instruierung der Vorlagen zu sehen. Unsere Partei hat schon auf den Widerspruch hingewiesen, der darin besteht, dass die nationale Abgrenzung auf Grund einer Volkszählung durchgeführt werden soll, die nur die Umgangssprache und nicht die Muttersprache constatiert hat. Davon abgesehen bieten die statistischen Beilagen keine Belehrung über die Zahl und Organisation der Aemter, die Größe der Aemter, respective die Zahl der Beamten und ihrer Agenden, ihre sprachliche Befähigung und dergleichen, kurz, es fehlt die eigentliche Grundlage für eine durchgreifende Reform der Verwaltung, wie dieselbe heute zur Lösung des Sprachenstreites unbedingt nothwendig ist.

Mein zweiter und wichtiger Einwand lautet: die Regierungsvorlage hätte gewisse Bestimmungen offener und präciser aussprechen sollen! Wie oft soll man unseren Regierungen zurufen, sie möchten einmal das politische Vogelstraußspielen aufgeben! Sie erreichen ja immer und immer wieder nur das gerade Gegentheil von dem, was sie beabsichtigen. Offen herausgesagt, verlangt die Regierungsvorlage, dass alle czechischen Beamten deutsch können: warum also von einer „vollkommenen Reciprocität" sprechen, wenn hinterher von näher gar nicht bestimmten Forderungen einer ganz eigenartigen Staatsverwaltung gesprochen wird, wobei Seine Majestät der Staat nach alter absolutistischer Weise über die Nationalität und alle übrigen treibenden gesellschaftlichen Kräfte in das politische Wolkenkuckucksheim erhoben wird? Wenn in den Erläuterungen die Ueberzeugung ausgesprochen wird, die Kenntnis der deutschen Sprache sei bei allen Beamten „geboten" — so entspricht das einfach nicht der Gesetzesvorlage. Diese unnöthige und schädliche „Gescheitheit" lugt aus allen Ecken und Enden der Vorlagen hervor. So zum Beispiel werden in Böhmen in einsprachigen Gebieten für Parteien, die der Amtssprache unkundig und die ohne Advocaten und Notar erscheinen, gewisse Erleichterungen bestimmt: was geschieht aber mit Parteien, die der Amtssprache kundig sind, aber ebenso ohne Advocaten und Notar erscheinen? Das Gegenüberstellen von Parteien, die durch einen Advocaten oder Notar vertreten, und von Parteien, die von einem Advocaten oder Notar nicht vertreten werden, ist in einer Gesetzesvorlage, die die nationale Abgrenzung durchführt, ein Attentat auf die Logik und politische Gutmüthigkeit; die betreffenden Erörterungen in den erläuternden Bemerkungen wirken geradezu unangenehm.

Solcher Kunstgriffe gibt es in den Vorlagen mehrere. So zum Beispiel wird für Mähren (§ 9) nicht gerade herausgesagt, welche Sprache auf den zweisprachigen Amtsaufschriften u. s. f. die erste sei: in der Vorlage für Böhmen (§ 17) wird wenigstens die Umgangssprache (!) der Mehrheit der Bevölkerung empfohlen.

Auf Einzelnheiten in den Sprachenvorlagen lasse ich mich nicht ein. Ich halte eben das Grundprincip derselben, ihre leitenden Gesichtspunkte, für uneinheitlich und sachlich ungenügend: die Regierung müsste sich über die in Oesterreich nothwendig gewordene Reform der Verwaltung klar werden, sie müsste die Grundsätze dieser Reform sachgemäß darlegen und von diesem Standpunkte aus die Lösung der Sprachenfrage unternehmen.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

---

# Die Wiener städtischen Elektricitätswerke.

Die Geschichte einer Offertausschreibung.

Vergangenen Freitag hat der Rumpf-Gemeinderath der Stadt Wien den Bau der städtischen Elektricitätswerke vergeben. In dem gegenwärtigen oppositionslosen Gemeinderath hat die Berathung und Beschlussfassung nicht viel Zeit in Anspruch genommen, und auch die Presse hat sich nur wenig mit der Angelegenheit beschäftigt. Es stand kaum mehr in den Zeitungen darüber als ein kurzer Auszug aus dem Stadtrathsbericht, und so sind die Länderbank und die Oesterreichischen Schuckert-Werke Ersteher des Baues der Elektricitätswerke zu einem Kostenpreis von 31·03 Millionen Kronen geworden, ohne dass man in der Oeffentlichkeit viel darnach gefragt hätte, wie es zum Abschluss mit den genannten Erstehern gekommen, und ob dieser Abschluss im Interesse der Gemeinde gelegen sei oder nicht. Uebrigens war man auf dieses Resultat schon geraume Zeit vorbereitet. Lange bevor der Vertrag mit Siemens & Halske wegen Einführung des elektrischen Betriebes auf der Tramway definitiv abgeschlossen war, hörte man bereits, dass den Oesterreichischen Schuckert-Werken als Entschädigung der Bau der Elektricitätswerke zugewiesen werden würde. An anderer Stelle unseres Blattes ist damals und seither über die Beziehungen der Schuckert-Werke zur Commune und Communalpartei, über die interessanten Phasen, welche das Project der städtischen Elektricitätswerke durchgemacht hat, wiederholt berichtet worden.*) Allerdings bekam die Sicherheit, dass die Schuckert-Werke Ersteher bleiben würden, zeitweilig eine gewisse Erschütterung, als anfangs September vorigen Jahres unwidersprochen verlautete, dass von den fünf für den Bau der Elektricitätswerke eingelangten Offerten das der Schuckert-Werke das theuerste gewesen und neuerdings, als im Monat Jänner dieses Jahres bekannt wurde, dass nach monatelangen Verhandlungen und Studien und vielfachen Abänderungen der ursprünglichen Offerten der Offerte der Schuckert-Werke ein gefährlicher Concurrent geblieben sei, die Offerte der Union-Baugesellschaft, welche die Anlage wesentlich billiger herzustellen versprach. Mit begreiflichem Interesse nahmen wir daher den Bericht des Stadtrathes zur Hand, um zu ersehen, ob jene Gerüchte auch wirklich wahr seien, und wenn sie auf Wahrheit beruhten, wie man die Vergebung des Baues an die Schuckert-Werke begründe.

Unsere Neugierde wurde nur theilweise befriedigt. Der Stadtrathsbericht erwähnt wohl, dass fünf Offerten eingelaufen seien und dass das Stadtbauamt in seinem Bericht über diese Offerten die der Union-Baugesellschaft und der Schuckert-Werke als die am sorgfältigsten durchgearbeiteten bezeichne und der ersteren in baulicher, der letzteren in maschineller Beziehung den Vorzug zuerkenne. Ein Vergleich der ursprünglichen Offerten fehlt hingegen im Stadtrathsbericht, und nur aus einem viel späteren Stadium der Verhandlungen liegt ein solcher für die durch das „Stadtbauamt ergänzten" Offerten vor, unter denen dann die Offerte der Union-Baugesellschaft als billigste, die der Schuckert-Werke als nächst billige, aber wesentlich theurere rangiert. Welcher Art diese „Ergänzungen" seien, war sodann natürlich von Interesse. Aber da hatten wir die Rechnung ohne die Gemeindeverwaltung gemacht, welche den Bericht des Stadtbauamts über die eingelangten Offerten, sowie diese selbst als „vertraulich" wohl dem oppositionsfreien Gemeinderath, nicht aber der Presse zur Verfügung stellte und uns auch auf unser ausdrückliches Verlangen verweigerte.

Da unsere Neugierde dadurch nur gesteigert wurde, haben wir uns, allerdings mit schwerer Mühe, diese geheimen Documente dennoch verschafft. Da haben wir nun begreifen gelernt, warum diese Documente als „vertraulich" bezeichnet wurden. Das soll nun aus dem Folgenden hervorgehen. Das städtische Bauamt hat bekanntlich für zwei Werke die Offertverhandlung ausgeschrieben: für ein größeres zur Stromlieferung für die städtischen Straßenbahnen, und für ein kleineres zur Licht- und Kraftabgabe bestimmtes Werk. Die Offerten für das erste Werk werden in mehreren Tabellen mit einander verglichen. Tabelle I vergleicht die Schlusssummen der ursprünglich eingelangten Offerten. Tabelle II schlägt die von der Commune zu tragenden Kosten für Grunderwerb hinzu. Tabelle III enthält die von den einzelnen Offerenten veranschlagten Kosten für einen einjährigen Probebetrieb. Tabelle IV enthält die Selbstkosten einer Kilowattstunde nach den verschiedenen Offerten. Im Nachfolgenden sind die Schlussziffern dieser Tabellen in derselben Numerierung angeführt:

| | I | II | III | IV |
|---|---|---|---|---|
| | Baukostensumme nach eingereichter Offerte | Baukosten nach Hinzurechnung der von der Commune zu tragenden Kosten | Probebetriebskosten für ein Jahr | Selbstkosten einer Kilowattstunde incl. Verzinsung und Tilgung des Anlagecapitals und Abschreibungen |
| | Kronen | Kronen | Kronen | Heller |
| Union-Baugesellschaft . . | 11,168.8[illegible] | 11,601.000 | 1,098.000 | 11·25 |
| Allgemeine österreichische Elektricitäts-Gesellschaft | 14,535.000 | 15,0[illegible]0.000 | 1,631.908 | 13·55 |
| Oesterreichische Schuckert-Werke . . . . . . . . . | 16,110.000 | 16,794.000 | 1,627.404 | 13.76 |
| Union Elektricitäts-Gesellschaft . . . . . . . . . | 15,913.638 | 16,[illegible]8.000 | 1,111.920 | 13·49 |
| Elektricitäts-Actiengesellschaft vorm. Kolben & Co. | 15,781.838 | 16,2[illegible]4.000 | 1,315.094 | 14·55 |

Man sieht aus dieser Gegenüberstellung: Die Offerte der Union-Baugesellschaft war thatsächlich die billigste, die der Oesterreichischen Schuckert-Werke wirklich die theuerste, und zwar für die vom Offerenten selbst herzustellenden Bauten um ungefähr 50 Procent theuerer! Dementsprechend gestaltete sich auch der Vergleich des Probebetriebes und der Kosten einer Kilowattstunde. Wie konnte man also doch schließlich den Schuckert-Werken den Bau überweisen und wie konnte man im Berichte an den Gemeinderath ausführen, dass die Offerte der Schuckert-Werke nur um wenige hunderttausend Kronen theurer gewesen sei, als die der Union-Baugesellschaft, dass diesen Mehrkosten andere Vortheile gegenüberstehen und dass auch

*) [illegible] 191, 201, 204, 213, 218, 257 und 273 der „Zeit" unter [illegible]

diese letzte Kostendifferenz durch geforderte und erlangte Nachlässe der Schuckert-Werke ausgeglichen sei? Das Geheimnis liegt in den „amtlichen Ergänzungen" der offerierten Kostenvoranschläge.

Bevor wir auf deren Erörterung übergehen, müssen wir einiges vorausschicken: Die Offerten beziehen sich auf ganz gleiche Leistungen. Alle Offerenten boten auf ein Werk mit 6 Maschinen à 3000 Pferdekräfte, alle boten auf die geforderte Jahresleistung von 21,024.000 Kilowattstunden. Ferner ist zu bemerken, dass die Offerenten zu den hervorragendsten Firmen der Branche gehören. Das gilt auch von der Union-Baugesellschaft, welche sich mit der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin in Verbindung gesetzt hatte, da diese als Auslandsfirma nicht direct offerieren konnte und von dieser die Kostenvoranschläge, Detailpläne &c. zur Verfügung gestellt bekommen hatte. Um gleich an dieser Stelle dem Einwande zu begegnen, dass man einer Auslandsfirma die Lieferung der Maschinen u. s. w. nicht übertragen durfte, sei erwähnt, dass, als in einem späten Stadium der Verhandlungen dieser Einwand thatsächlich gemacht wurde, ein Vertrag zwischen der Berliner Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft und der Oesterreichischen Union-Elektricitäts-Gesellschaft abgeschlossen wurde, demzufolge sämmtliche Maschinen u. s. w. in Wien von der Union nach den Plänen der Berliner Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft hergestellt worden wären.

Und nun zu den amtlichen Ergänzungen. Sie zerfallen in zweierlei Kategorien. Zu der einen gehören solche, welche in nachträglichen Aenderungen der gestellten Aufgabe ihre Ursache haben, wie z. B. darin, dass das ursprünglich zur Fassung von 6 Maschineneinheiten projectierte Gebäude später auf 8 Maschineneinheiten ergänzt wurde. Außerdem gab es Ansätze für die von den Offerenten nicht berücksichtigten Cursverluste bei der Geldbeschaffung &c., welche übrigens alle Offerten gleichmäßig erhöhten. Dann gab es noch Aenderungen anderer Art, und der Bericht des Stadtbauamtes gibt darüber Aufschluss. So z. B. heißt es bezüglich der Offerte der Union-Baugesellschaft: „In den Maßen des Kesselhauses wurde sehr gespart, weshalb eine Verlängerung des Kesselhauses von hieramts in Rechnung gestellt wurde...." „Die ... Kesselanlage ist äußerst knapp bemessen, wie ein Vergleich mit anderen Offerten darthut." Dieser Vergleich wird durchgeführt, und dann heißt es weiter: „Diese geringe Kesselheizfläche wurde hieramts beanständet. Die Offerentin protestierte jedoch gegen eine amtliche Verstärkung der Kesselanlage, beziehungsweise gegen eine diesbezügliche Kostenerhöhung und stellte eine Erklärung aus, nach welcher sie die volle Garantie für die Betriebssicherheit der Kessel übernahm. Nichtsdestoweniger muss das Stadtbauamt diese geringe Kesselheizfläche als einen Mangel im Projecte bezeichnen." Und so geht es fort. Jeder Ansatz, den die Union-Baugesellschaft gemacht hat, wurde erhöht. Uebrigens nicht nur die Ansätze dieser Gesellschaft, sondern auch die Ansätze der anderen Offerierenden. Wie weit darin gegangen wurde, beweist folgendes Beispiel: Die Union-Baugesellschaft hat für die „Bauleitung seitens der Firma", worin also keine Materialien, keine mehr- oder minderwertigen Lieferungen für spätere Zeiten, sondern einfach das von der Firma beanspruchte Entgelt für die Thätigkeit ihrer Beamten bei der Bauleitung enthalten ist, 274.890 Kronen eingestellt, das Stadtbauamt „ergänzte" diese Post auf 338.032 Kronen. Für Unvorhergesehenes hatten die anderen Offerenten mehr oder minder hohe Beträge eingestellt. Die Union-Baugesellschaft nichts. Das bedeutete: unser Offert ist so durchgearbeitet, dass nichts unvorgesehen ist. Das Stadtbauamt stellte 300.000 Kronen ein. Auf diese Weise wurde erreicht, dass die Kostensumme der Offerte der Gesellschaft nach Tabelle I von 11,168.150 Kronen auf 13,975.082 Kronen erhöht wurde, die Gesammtkosten der Anlage nach Tabelle II von 11,601.000 Kronen auf 15,798.000 Kronen. In ähnlicher Weise wurden auch die Ansätze der anderen Offerenten erhöht, und zwar über den von den Schuckert-Werken geforderten Betrag hinaus, während die Offerte der letztgenannten mühselig um Kleinigkeiten beschnitten und herabgemindert wurde, bis sie, wie früher aus dem Stadtrathsbericht erwähnt, als zweitbilligste rangierte.

Freilich sagte man, diese Ergänzungen, diese Kostenregulierungen seien nothwendig, weil sonst Ungleiches verglichen wird. Die um vieles größer dimensionierten Kessel der Firma Schuckert sind selbstverständlich theurer als die viel kleineren der Union-Baugesellschaft. Der Einwand ist nichtig. Auf die Leistung kommt es an, nicht auf die Menge Eisen und Stein, die dazu verwendet wird. Das ist ja eben der Zweck der Offertausschreibung, dass man erfahren will, welche Firma mit dem geringsten Aufwand die größte Leistung hervorbringt. Allerdings, wenn irgend ein Spengler für eine Lieferung eine unerwartet billige Offerte einreicht, dann wird sich der Vergeber berechtigter Weise fragen können, ob dieser Spengler die moralische und materielle Garantie bietet, dass seiner billigen Arbeit auch die geforderte Solidität und Zweckmäßigkeit zukommt. Anders hier, wo die ersten Firmen der Branche vor die Aufgabe gestellt werden, ein Werk von größter technischer Bedeutung zu schaffen und diese ersten Firmen mit ihrem Ruf und Namen dafür die Bürgschaft tragen, dass das von ihnen offerierte Werk auch wirklich das leisten wird, was gefordert wird, wenn sie über dies für das sichere, anstandslose Functionieren des Werkes eine mehrjährige Garantie übernehmen. Da kommen das Stadtbauamt, der Herr Baudirector Berger und Bauinspector Klose, mit ihrer geringen elektrotechnischen Praxis und erlauben sich, den Firmen, die solche Anlagen gebaut und in Betrieb gesetzt haben, zu sagen: mit der von Euch vorgeschlagenen Kesselheizfläche, den von Euch offerierten Maschinen könnt Ihr die angegebenen Leistungen nicht erzielen! Es ist ja möglich, dass die Herren vom Stadtbauamte in ihrer Unwissenheit und Aengstlichkeit an der Betriebssicherheit der Anlagen zweifelten; da aber die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft erklärte, die Garantie zu übernehmen, hätten sich die Herren vom Stadtbauamte eben vor der größeren Erfahrung beugen müssen.

Es ist aber auch objectiv kein Grund vorgelegen, an der Zweckmäßigkeit und Solidität der von der Union-Baugesellschaft offerierten Anlage zu zweifeln. Nur im Vergleich mit der theureren Offerte der Schuckert-Werke war die Offerte der Union-Baugesellschaft staunend billig. Anderwärts werden die Centralen auch nicht theurer gebaut. Der beste Beweis dafür ist, dass fast alle in Deutschland gebauten Kraftwerke den elektrischen Strom für Bahnzwecke zu 10 bis 12 Pf. pro Kilowattstunde abgeben, während die Schuckert-Werke fast 16 Heller Selbstkosten veranschlagen. Die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft und die Union-Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin haben eben wiederholt so große Anlagen ausgeführt, während die Schuckert-Werke bisher keine Gelegenheit dazu gehabt haben. Infolge dessen haben jene Firmen die praktische Erfahrung, welche den Schuckert-Werken fehlt, darum vermögen sie mit dem geringsten Aufwand die höchste Leistung zu verbinden, mit ihren Maschinen den größten Nutzeffect zu erzielen, darum können sie die billigste Offerte stellen.

Ganz unstatthaft waren die Erhöhungen der Kostenvoranschläge, gegen den Protest der Firmen. Für dieses Vorgehen läßt sich kein anderer Grund finden, als dass man damit die Mehrkosten des Schuckert-Projectes zu verschleiern suchte. Da die Schuckert-Werke nicht entsprechende Nachlässe gewähren konnten, „ergänzte" man eben „amtlich" die Offerten der Concurrenten. Und wir wollen jedermann die Frage selbst zur Beantwortung überlassen, ob diese „Ergänzungen" auch aufrecht erhalten worden wären, wenn aus irgend einem Grunde die Schuckert-Offerte fallen gelassen worden wäre, und man ernsthaft mit der Union-Baugesellschaft unterhandelt hätte.

Wir können die Wandlungen des Projectes nicht in seinen Einzelheiten verfolgen. Das Schlussresultat der fortlaufenden mit den Schuckert-Werken geführten Verhandlungen, um auf Grund der Vorschläge der concurrierenden Offerenten Verbesserungen und Kostenermäßigungen an der Schuckert'schen Offerte zu erzielen, war, dass die Kosten jener Arbeiten, welche in der ursprünglichen Offerte mit 16·44 Millionen Kronen veranschlagt waren, nunmehr 17·46 Millionen Kronen kosten und die Gesammtkosten des Baues die Höhe von 19·35 Millionen Kronen erreichen werden. Dabei ist es allerdings möglich und im einzelnen nicht verfolgbar, dass diese Mehrkosten durch Aenderungen an der anfangs gestellten Aufgabe verursacht wurden. Andererseits aber hätten die Kosten dadurch eine wesentliche Verbilligung erfahren müssen, dass statt der ursprünglich in Aussicht genommenen sechs Maschineneinheiten vorerst nur fünf als nothwendig erachtet und bestellt werden.

Aehnlich wie mit dem Bahnwerk mag auch die Offertverhandlung wegen des Lichtwerkes verlaufen sein, aber die Vorlagen an den Gemeinderath behandeln diesen Theil nur sehr cursorisch und wir können daher den Verlauf nicht in gleicher Weise prüfen. Die Kosten dieses Werkes belaufen sich schließlich auf 14·68 Millionen Kronen.

Und so wird die Stadt unverhältnismäßig theuere Elektricitätswerke erhalten, unverhältnismäßig theuer den Strom erzeugen, weil die Communalverwaltung, statt in freier Concurrenz dem Best- und Billigstbieter den Bau zu vergeben, nur zum Schein eine Offertverhandlung ausgeschrieben hatte, während der Ersteher vom Anfang an bestimmt war. Best- und Billigstbieter war die Union-Baugesellschaft. Billigstbieter, weil ihre Offerte die geringsten Baukosten erforderte. Bestbieter, weil sie auch die geringsten Erzeugungskosten des Stromes involvierte. Das ist auch klar: sie hat viel geringeres Capital zu verzinsen und zu amortisieren. Ihre billigeren Maschinen brauchen viel geringere Abschreibungen, ihre zweckmäßigeren Anlagen verbrauchen um 50 Procent weniger Material, und sie kann sich erlauben, für das Betriebspersonal höhere Löhne und Gehalte einzusetzen als die Schuckert-Werke und doch wesentlich billiger producieren.

Man kann voraussetzen, dass die Communalverwaltung sich doch gescheut hätte, derart vorzugehen, wenn sie nicht vor sich selbst die Ausrede gehabt hätte, dass nicht die Gemeinde, die Bevölkerung die Kosten trage, sondern die „Bau- und Betriebsgesellschaft für elektrische Straßenbahnen" in Wien, welche den Strom vertragsmäßig zu den Selbstkosten plus 20% Nutzen beziehen muss. Aber ist es nicht für die Beurtheilung des Vorgehens ganz gleichgiltig, ob die Commune die Kosten bezahlt, oder ein ganz unbetheiligter Dritter

dafür aufkommen muss? Und nebenbei trägt die Commune doch zum großen Theile die Kosten. Der theurere Strompreis reduciert den Gewinn der Betriebsgesellschaft, verhindert daher den Eintritt des für eine gewisse Reingewinnziffer bestehenden Gewinnbetheiligungs- und Tarifreductionsrechtes der Gemeinde. Und überdies vom Jahre 1914 an kann die Gemeinde die Straßenbahnen verstadtlichen, von da an geht die theurere Stromerzeugung also auf ihre eigenen Kosten, sowie sie für die theuere Erzeugung des Lichtstroms von Anfang an aufkommen muss.

Und an dieser Stelle eine Frage. Wie kommt es, dass die Verwaltung der Bau- und Betriebsgesellschaft nicht Lärm schlug, da sie erfuhr, dass die Gemeinde den Bau an den theuersten Offerenten vergeben wollte, dass sie nichts versuchte, um diese bedeutende Schädigung der Betriebsgesellschaft zu verhindern? Muss da nicht der Verdacht entstehen, dass die aus Vertrauensmännern der Firma Siemens & Halske zusammengesetzte Verwaltung deshalb der Vergebung des Baues an die Schuckert-Werke keine Schwierigkeiten in den Weg legte, weil Siemens & Halske an dem Schuckert'schen Project betheiligt seien (sowie die Schuckert-Werke bekanntermaßen an der Umwandlung der Tramway eine bedeutende Betheiligung haben), dass also auch in dieser Sache die Interessen der Betriebsgesellschaft von ihrer eigenen Verwaltung zu Gunsten Siemens'scher Interessen im Stich gelassen wurden?

Wie diese sonderbare Offertvergebung zustande gekommen ist, darüber gibt es nur Vermuthungen. In den erwähnten, in älteren Nummern dieser Zeitschrift enthaltenen Ausführungen über diesen Gegenstand haben wir gewisse Verhältnisse angedeutet. Man kennt die Beziehungen, welche der seinerzeitige Director der Schuckert-Werke zum „Deutschen Volksblatt" Verganis unterhalten hat, dessen Artikel über das städtische Elektricitätswerk in den Bureaux der Schuckert-Werke verfasst wurden. Man weiß, dass Stadtrath und Mitglied des elektrischen Comités Dr. Mayreder, welcher meist der Referent der Gemeindeverwaltung in Elektricitätsangelegenheiten war und nur zum letzten Gemeinderathsbeschluss das Referat an Dr. Strobach abgegeben hat, hochbezahlter Bauleiter der von den Schuckert-Werken in Wien erbauten Fabrik war. Man weiß schließlich, dass die Beziehungen, welche während der Verhandlungen über die Tramwayfrage seitens der Firma Siemens & Halske zur abonnentenlosen „Deutschen Zeitung", dem Blatte des Stadtrathes und Mitgliedes des elektrischen Comités, Dr. Wähner, unterhalten wurden, nachher von den Schuckert-Werken und der mit ihnen verbundenen Länderbank aufgenommen wurden.

Endlich weiß man, dass die Länderbank in dem letzten Jahre wiederholt die Communalverwaltung aus ihren Geldsorgen durch große Vorschüsse befreite, und man weiß, dass man sich durch nichts in gleichem Maße der Dankbarkeit des in der Cassenverwaltung der Commune so ungeschickten Dr. Lueger versichert.

Und was wagte schließlich die Gemeindeverwaltung dabei? Im Gemeinderath fehlt die Opposition. Der eigenen Partei war man sicher. Die ahnt doch gar nicht, was vorgegangen ist! Die eigene Parteipresse war gleichfalls nicht zu fürchten! Und die Blätter der anderen Parteien? Man sieht, sie haben nicht gemuckst. Wer sich des Sturms erinnert, der durch ihre führenden Organe gieng, als vor eineinhalb Jahren der Tramwayvertrag abgeschlossen ward, der wird allerdings die Kirchhofsstille nicht begreifen, mit der dieses monströse Geschäft begrüßt wird. Aber freilich! Das Tramwaygeschäft machte die Deutsche Bank, die Firma Siemens & Halske, welche, noch unerfahren in österreichischen Preisgebräuchen, den Weg zur Wiener Presse noch nicht gut genug kannte. Hier handelt es sich um ein Geschäft der Länderbank. Und die hat den Weg zur Wiener Presse immer glänzend gekannt.

So endet die dritte große technisch-ökonomische Aufgabe der gegenwärtigen Gemeindeverwaltung gleich traurig für die Gemeinde, wie die vorangegangenen. Der Bau der städtischen Gaswerke: eine nutzlose Vergeudung von Millionen. Der Tramwayvertrag: eine Chamade nach lächerlichen Prahlereien. Das städtische Elektricitätswerk: die Vergebung an den theuersten Offerenten. Wie weit die Unfähigkeit des Stadtbauamtes und des Stadtrathes an diesem Ausgange Schuld tragen, wie weit die persönlichen Interessen einzelner einflussreicher Parteimitglieder dabei mitgewirkt haben, ist für die Beurtheilung des gegenwärtigen Gemeinderegimes nebensächlich: Eine Gemeindevertretung, unter der solches vorkommt, ist unfähig, die Gemeinde zu verwalten, ist unfähig, die Aufgaben, welche an eine moderne Stadtverwaltung herantreten, zu lösen.

Walther Federn.

## Vorzeichen einer Weltkrisis.

Ueber die deutschen Börsen fegt augenblicklich ein wilder Sturmwind dahin, der bereits manche Hoffnung zerbrochen hat. Beängstigt und verschüchtert schauen die Börseaner gen Himmel, um endlich nach so bangen Tagen einmal wenigstens ein kleines Stückchen hellen Horizontes zu sehen, das Aussicht auf wiederkehrendes Schönwetter eröffnet. Allein noch bleibt alles dunkel, und besonders wetterkundige, erfahrene Börsenleute behaupten, dass auf das Schwarze das Schwärzere folge, und dass der augenblickliche Sturmwind nur der Auftakt zu dem Höllenspectakel der Weltkrisis sei. Vielleicht haben sie nicht unrecht. Sieben fette Jahre haben allerdings nicht nur die Börsenkreise, sondern fast alle gewerblichen Kreise Deutschlands vergessen lassen, dass die Veränderung das einzig Immanente der Entwickelung ist. Und da dürfte es denn doch interessant sein, die enorme Entwickelung der deutschen Wirtschaft bis zum heutigen Zustand zu charakterisieren, um zu zeigen, wohin der Weg uns führen muss.

Wenn wir daran gehen, die Entwickelung Deutschlands während des letzten Jahrzehntes uns vor Augen zu führen, so kann das hier nur im Umriss geschehen, und eine solche Skizzierung kann natürlich nicht auf Richtigkeit objectiv Anspruch machen. Noch liegt die Epoche nicht abgeschlossen hinter uns. Es kann nur der persönliche Eindruck wiedergegeben werden, wie er sich in unserem Hirn zum System gestaltet hat. Aber schließlich thut man damit doch keine nutzlose Arbeit, denn aus der Vergleichung verschiedenartiger persönlicher Erinnerungsschilderungen wird der zukünftige Wirtschaftshistoriker die Wahrheit herauszuschälen vermögen.

Die Gründerjahre hatten für Deutschland eine geradezu verheerende Folge. Ueberproduction ringsum und dazu eine Muthlosigkeit in allen Gemüthern, die es ganz ausgeschlossen erscheinen ließ, dass Deutschland jemals sich von dem harten Schlag erholen werde. Den letzten Rest erhielt die ohnehin noch recht schwache deutsche Wirtschaft durch die vorübergehende Verwirklichung der doctrinären Freihandelsforderung auf Beseitigung der Eisenzölle. Man mag der Bismarck'schen Handelspolitik nachsagen, was man will, man wird jedenfalls niemals verkennen dürfen, dass der Uebergang zum Schutzzoll es der deutschen Industrie überhaupt erst wieder ermöglichte, langsam an den Aufbau dessen zu gehen, was die Krisis zerstört hatte. Aber die Aufrichtung gieng recht langsam vor sich. Der Leihwert des Geldes sank fort und fort, und es war so gut wie gar keine Unternehmungslust vorhanden. Um die Mitte der Achtzigerjahre zeigte sich eine leichte Besserung, ein kurzes Aufflackern der Geschäftslust, ein kurzer Siegestaumel der Speculation, und dann fiel das Ganze wieder zurück in die alte Lethargie.

Wenn man die Gründe, welche endlich ganz langsam zu dem neuen großen Aufschwung führten, erforschen will, so muss man unterscheiden zwischen solchen Erscheinungen von weltwirtschaftlicher Bedeutung und solchen, die es speciell Deutschland ermöglichten, in ganz besonderer Weise diese Ereignisse für sich fruchtbar zu machen. Von den ersteren ist in der vordersten Reihe zu erwähnen die Ueberschwemmung der Welt mit südafrikanischem Gold und ferner der Siegeszug des elektrischen Funkens. Die ungeheuren Goldfunde Afrikas konnten nicht ohne Wirkung bleiben auf die Preise sämmtlicher Waren. Die Vermehrung des Goldumlaufes rief nach und nach eine Steigerung der Warenpreise hervor, die allmählich besonders die Gewinnung einzelner Rohmaterialien wieder lucrativer gestaltete und dadurch zu einer vorläufig allerdings noch geringen Belebung des Geschäftsganges den Anstoß gab. Die enorme Goldfülle wirkte aber andererseits auf den Leihwert des Geldes zurück und ließ den ohnehin schon billigen Zinsfuß noch mehr sinken. Da die industrielle Production sich wieder lohnend zu zeigen begann, so war nichts natürlicher, als dass nach und nach das mobile Capital Anlage in Crediten für industrielle Unternehmungen suchte. Damit war den Capitalisten und den Industriellen geholfen. Aber der Industrie kam noch eine andere Folge des Goldüberflusses zugute, die allerdings dem deutschen National-Wohlstand zuerst tiefe Wunden schlug. Das Gold verdrängte das Silber als gleichwertigen Münzrivalen, und der enorme Preissturz des Silbers zog den Bankerott der Silberstaaten Süd-Amerikas nach sich. Portugal und Griechenland folgten, und so entstand in Deutschland namentlich eine starke Abneigung gegen die höher verzinslichen Anleihen jener Staaten, die bisher dem deutschen Publicum als Entschädigung für den niedrigen heimischen Zinsfuß gedient hatten. Die früher in jenen Anleihen angelegten Summen kamen gleichfalls den industriellen Unternehmungen zugute.

Inzwischen war in der deutschen Handelspolitik eine neue bedeutsame Wandlung vor sich gegangen. Aus der Thesis und Antithesis „Freihandel und Schutzzoll" wurde als geläuterte Synthesis die Handelsvertragspolitik geboren. Hatte die Schutzzollpolitik von 1879 es der deutschen Industrie ermöglicht, ihre Kräfte zu sammeln, so bot die Aera der Handelsverträge der erstarkten Industrie die Möglichkeit, ihre Kräfte zu verwenden. Der Handelsvertrag mit Russland erweckte große Hoffnungen in den deutschen Gauen, die sich denn auch zum allergrößten Theil erfüllt haben.

So waren denn alle Vorbedingungen für einen Aufschwung gegeben, der zunächst in ruhiger, systematischer Weise Schritt für Schritt vor sich gieng. Der deutsche Handel dehnte sich aus, Geld war in Hülle und Fülle da. Man schritt zur Eröffnung neuer Productionsstätten, erweiterte die alten, und erst jetzt hatte man definitiv die Folgen der großen Krisis überwunden.

Eine rege Gründerthätigkeit entfaltete sich in Deutschland. Das Jahr 1896 war für Deutschland in zwiefacher Hinsicht von

entscheidender Bedeutung. In Amerika war die Entwickelung der Industrie so weit vorgeschritten, dass der Ruf nach einem kräftigen Zollschutz mehr und mehr in den Vordergrund der politischen Kämpfe rückte und mit der Wahl Mac Kinleys zum Präsidenten der Republik seine Erfüllung fand. Die Mac Kinley-Bill, die später durch die etwas gemilderte Dingley-Bill abgelöst wurde, gewann auf die gesammte Weltwirtschaft einen enormen Einfluss, auf den wir in seinen Wirkungen noch zurückkommen müssen. Dass die Bill auf Deutschland nicht ganz ohne Einfluss bleiben konnte, war bei dem immensen und stetig wachsenden Export Deutschlands nach Amerika nicht weiter verwunderlich. Es gab damals eine ganze Reihe von erfahrenen Geschäftsleuten, die den Niedergang der deutschen Industrie prophezeiten. Principiell hatten diese Propheten vollkommen Recht. Der Tag, an dem Mac Kinley zum Präsidenten von Amerika gewählt wurde, bedeutete den definitiven Eintritt Amerikas in die Reihe der großen Concurrenten des Weltmarktes. Allein zunächst machte sich ein Verlust für die deutsche Industrie nur ganz vorübergehend bemerkbar. Einzelne Industriezweige, namentlich einzelne Branchen der Textilindustrie, wurden allerdings schwer geschädigt. Aber man vergaß das bald wieder inmitten des gewaltigen Aufschwunges, den der deutsche Consum nahm. Man fand für die früher mehr exportierten Mengen reichlichen Absatz in der Heimat.

Als im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die Dampfkraft sich in den Dienst der Industrie stellte, war es vornehmlich die Textilbranche, von deren Wohlergehen das Wohl und Wehe aller anderen Industriezweige abhieng. Sie alimentierte die Maschinenfabriken und dadurch indirect die Eisen- und Kohlengruben. Ihre Stelle vertrat am Ende des Jahrhunderts die neu auf dem Plan erscheinende elektrische Industrie. Ein elektrischer Taumel erfasste die ganze Welt, und besonders Deutschland nahm freudig diese neue Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Gründungsthätigkeit wahr.

Und hier setzt die Wirkung des zweiten Ereignisses des Jahres 1896 ein, das zwar nur für Deutschland in Betracht kommt, hier aber von gar nicht zu überschätzender Wirkung gewesen ist, nämlich die deutsche Börsengesetzgebung.

Es kann hier unmöglich auf alle Seiten dieser Gesetzgebung eingegangen werden. Für uns kommt hier nur in Betracht, dass das Schwergewicht des Börsenhandels von den meistens ruinierten Banquiers in die Hände derselben Banken gelegt wurde, die das Gründungsgeschäft als Domäne beherrschten. Das war eine sehr folgenschwere Entwickelung. Denn das Publicum und vor allem die Banquiers der Provinz fielen von den Privatfirmen der Börse, die ihnen nicht mehr genügend Vortheile zu bieten vermochten, ab, und wandten ihre Kundschaft den großen Banken zu. Dadurch vermochten diese einen viel directeren Einfluss auf die deutsche Capitalistenwelt auszuüben als bisher, und es bot sich ihnen so ein reiches Absatzgebiet für die von ihnen neugeschaffenen Actienwerte. Es bedurfte nur noch eines äußeren Anstoßes, um dieser günstigen Gelegenheit praktische Consequenzen zu geben. Und im merkwürdigen, höchst charakteristischen Widerspruch mit ihrer Absicht, das Börsenspiel durch das Börsengesetz einzudämmen, gab diesen Anstoß – die Regierung durch die Convertierung der deutschen Reichsanleihen und der preußischen Consols. So lange der allgemein billige Zinsfuß eine Convertierung der Anleihen gefahrlos gestattet hatte, wagte die Regierung diesen bedeutsamen Schritt nicht. Aber als der Zinsfuß bereits gestiegen war, als sich schon eine starke Neigung zum Umtausch der sicheren Werte in Industrieactien geltend machte, entschloss man sich zur Convertierung und scheuchte damit Milliarden aus ihrer Ruhe auf, die sich nun mit Macht auf die höher verzinslichen Industriewerte warfen. Es ist eigenthümlich, dass die preußische Regierung und die Regierung des Reiches hier eine ganz ähnliche Rolle spielten wie in dem Taumel der Siebzigerjahre. Auch damals wurde durch falsche finanzielle Maßnahmen, durch die hastigen Ankäufe für den Invalidenfonds der Zinswert der sicheren Anleihen so reduciert, dass dem Publicum gar nichts anderes übrig blieb, als sich an dem Trubel der Industriegründungen zu betheiligen.

So erfolgte denn eine gewaltige Umwertung aller Werte. Dem neuen Anlagebedürfnis kamen die Banken durch unzählige Neugründungen entgegen, und da die famose Börsengesetzgebung jede Baissespeculation so gut wie unmöglich machte, so stiegen die Curse der alten und der neuen Actien an der Börse ins Ungemessene. Immer neue Kreise von Käufern wurden dadurch dem Börsenspiel zugeführt.

Inzwischen war die industrielle Entwickelung enorm vorangeschritten. Alle möglichen Unternehmungen wurden neu geschaffen, die alten wurden stets erweitert, die Banken erhöhten alle paar Monate ihr Capital, die Rohmaterialien stiegen im Preise, und durch Börsengewinn und Lohnsteigerung auf allen Gebieten drang der Strom des Geldes bis in die kleinsten Canäle. Der Arbeiter wurde consumkräftiger, und diese Wandlung fand ihren Ausdruck in einer neuen Blüte der Bekleidungsindustrie. Damit war eigentlich bereits der Endpunkt der Entwickelung erreicht. Mehr konnte nicht geschehen. Aber wo die Welt der Thatsachen endet, fängt die Region der Phantasie an. Und die durch das fortwährende Glück erhitzten Gemüther träumten wahnwitzige Bilder. Man sah alle Bahnen bereits in elektrische umgewandelt. Man verkaufte bereits in China wenigstens jedem Chinesen einen Strumpf, man baute die sibirische Bahn, kurzum es war kein Ende des Glückes abzusehen. Aber unterdessen bereitete sich langsam der Umschwung vor. Die Fabrication konnte schon mit Rücksicht auf den Absatz die Preise nicht mehr erhöhen, während die Preise aller Rohmaterialien mehr und mehr stiegen. Der Nutzen wurde merklich kleiner, die Kohlennoth und die dadurch theilweise nothwendig werdenden Feierschichten minderten den Verdienst noch mehr. Und neben dem allem her gieng eine tiefgreifende Veränderung auf dem Geldmarkt. Die Riesenunternehmungen hatten Unsummen an Capitalien verschlungen, der Zinsfuß war gestiegen, und nun ereignete sich gar noch, dass an der Stätte der südafrikanischen Goldproduction die Kriegsfackel aufloderte. An den Börsen trieb man nach wie vor das alte wilde Spiel und in London hatte man sogar die Frivolität, einen Boom in südafrikanischen Shares zu veranstalten. Aber der Krieg dauerte länger und länger, das Geld wurde immer knapper, und trotz alledem raste der wilde Bacchantenzug des Spielteufels seinen Weg. Aber inzwischen war jenseits des Oceans in Erfüllung gegangen, was im Jahre 1896 die Wahl Mac Kinleys versprochen hatte. Unter dem Schutz der hohen Zölle hatte sich in echt amerikanisch kurzer Zeit drüben die Industrie zu ungeahnter Blüte entfaltet. Auch drüben hatten sich, schneller als in Europa, die gleichen Vorgänge abgespielt, und jetzt scheint das zu schwindelhafter Höhe errichtete System zusammenbrechen zu wollen. Noch können die amerikanischen Waren nicht über unsere Grenzen, aber auf dem Weltmarkte macht sich bereits als Vorläufer der Krisis die Furcht vor der Ueberschwemmung geltend, und mit einem Schlage, über Nacht, kann sich die Situation völlig verändern.

Wenn dem gegenüber trotz aller Rückgänge die deutschen Börsen sich immer noch an dem guten Geschäftsgang unserer heimischen Industrie zu berauschen versuchen, so ist das eine Kurzsichtigkeit, die sich bald bitter rächen wird. Das Wort von Karl Marx: „Die Fülle vor der Krisis ist der Sturmvogel, der vor dem Zusammenbruch einherfliegt" hat nur zu sehr seine Berechtigung. Denn wozu dient die jetzt geförderte Kohle? Mit ihr werden die Schlote geheizt, die das Eisen schmelzen sollen für die neuen Maschinen, die zur Herstellung von Waren bestellt sind, welche keinen Absatz finden können. In der augenblicklichen Fülle liegt also bereits der Keim der Ueberproduction.

Berlin. Georg Bernhard.

## Zur bonapartistischen Legende.

Als Jules Delafosse noch der Kammer angehörte, pflegte man von seinen Reden über die auswärtige Politik, für die er der erste Sprecher der Rechten war, zu sagen: „Gediegen, aber etwas langweilig." Von seinen zahlreichen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln dagegen, die sich zeitweise zu Büchern verdichten, möchte ich im Gegentheil sagen: „Ziemlich kurzweilig, aber nicht sehr gediegen." In der Kammer hat Delafosse eine Lücke gelassen, als ihm die Wähler von Vire im Calvados bei den letzten Wahlen den republikanischen Maire ihres Städtchens vorzogen, der bis jetzt zu den Stummen der Kammer gehört. In der Literatur dagegen bildet er höchstens eine Verdoppelung der morosen reactionären Geschichtsbetrachtung des als Abgeordneter ebenfalls verunglückten, aber als Schriftsteller überlegenen Melchior de Vogüé. Das galt schon von seinen „Études et Portraits" und gilt heute wieder von seinen „Figures Contemporaines".*) Die fünf Persönlichkeiten, die er hier vereinigt, sind Chambord, Napoleon III., Gambetta, Bismarck, Leo XIII. Den Namen der Zeitgenössischen verdient eigentlich nur der letzte von ihnen, aber im weiteren Sinne können auch die übrigen als Zeitgenossen gelten, da ihr Einfluss noch heute spürbar und wirksam ist.

Was nun den persönlichen Standpunkt des Verfassers anbelangt, so hat er als Schriftsteller, wie als Politiker das Unglück, dass er ein Bonapartist mit dem Temperament eines Legitimisten ist. Er vertheidigt Napoleon, aber er bewundert Chambord. Er muss Déroulède einige gute Worte geben, weil er mit den Bonapartisten die Theorie der directen Volksbefragung gemein hat, aber er findet seine Beredsamkeit „déconcertante", während er den raffinierten Legitimisten de Mun als Redner nicht genug loben kann. Gerade durch diesen Widerspruch erhält aber Delafosses Aufsatz über den letzten Herrscher seiner Wahl, dem er auch weitaus den breitesten Raum seines Buches eingeräumt hat, ein besonderes Interesse. Er steht ihm etwas freier gegenüber, als andere Bonapartisten, die sein Bild mit der Feder festzuhalten versuchten. Als er diesen Aufsatz schrieb, lagen ihm bereits die Werke von Giraudeau „Napoléon III intime" und Emile Ollivier „L'Empire libéral" vor, und aus ihnen schöpfte er sein Material. Beide sind Lobredner des Herrschers und Ollivier obendrein Selbstlobredner, da er der letzte Minister-

*) [illegible] Calmann Lévy.

präsident des Kaisers war. Delafosse, der zur Zeit des Sturzes des Kaiserreichs siebenundzwanzig Jahre zählte, griff erst nachher als Journalist in Paris und in Caen selbstthätig in die Politik ein. Er hat daher mehr Unabhängigkeit des Urtheils, aber auch weniger persönliche Beobachtung, als Ollivier und Giraudeau. Wie sie, vertheidigt er die Berechtigung und sogar die Nothwendigkeit des Staatsstreichs und lobt die innere Politik der ersten zehn Jahre. Er tadelt dagegen die verunglückten Versuche eines militärischen Pronunciamento in Straßburg und in Boulogne und ist ungemein schlecht auf die auswärtige Politik des Kaisers zu sprechen. Seine Auffassung ist dabei freilich, dass Napoleon überall und immer aus übertriebener Güte gefehlt habe. Er habe nicht nur das eigene Volk, sondern auch Italiener und Deutsche beglücken wollen, indem er überall das Nationalitätsprincip zu verwirklichen trachtete. Er habe dabei auf die Dankbarkeit der unter seinem Schutze emporgekommenen nationalen Einheiten gerechnet, und das sei der große Irrthum seiner auswärtigen Politik gewesen. Diese These ist nicht neu, sie ist sogar in Frankreich allmählich die herrschende geworden. Selbst ein unabhängiger Geist, wie Anatole France, hat in einer seiner anziehendsten historischen Novellen die Legende vom „guten Kaiser" befestigen helfen. So geschickt aber auch Delafosse diese These im einzelnen durchführt, indem er Schritt für Schritt die auswärtige Politik Frankreichs von 1852 bis 1870 verfolgt, so muss ich doch bekennen, dass alle Maßnahmen, die er aus reiner Herzensgüte und Freude am Nationalitätsprincip erklärt, sich noch viel besser aus Herrschsucht, aus Eitelkeit, aus falsch rechnendem Machiavellismus und aus der Furcht vor der öffentlichen Meinung im eigenen Lande erklären. Nicht um der Polen willen begann man den Krimkrieg, sondern um im Mittelmeere zu dominieren. Wenn ferner noch heute die Franzosen so gern über die Undankbarkeit Italiens klagen, dem Napoleon zur Einheit verholfen habe, indem er die Oesterreicher bei Magenta und Solferino schlug, so hat nicht nur Frankreich seinen Lohn dafür in Gestalt von Savoyen und Nizza hingenommen, obschon Nizza dem Nationalitätsprincip nach damals zu Italien gehört hätte, sondern dieser Krieg war auch eine verspätete Rache für das, was Metternich und die heilige Allianz dem Onkel angethan hatten. Es war keine ideale Schwärmerei, sondern ein Rechnungsfehler, der Napoleon veranlasste, auch noch im Jahre 1859 eine Demüthigung Oesterreichs als einen Vortheil und eine Sicherheit für Frankreich anzusehen. Auch noch im Jahre 1866 war dieser Irrthum stark genug, dass Napoleon nichts that, um den Krieg zwischen Oesterreich und Preußen zu verhindern. Erst nach dem unerwartet raschen und für Preußen günstigen Ausgange des Krieges erkannte er seinen Irrthum, da er den ferneren Nachbar Oesterreich durch die zwei viel gefährlicheren näheren Nachbarn Preußen und Italien ersetzt hatte. Darum verfeindete er sich nun mit den früheren Bundesgenossen, indem er Garibaldi durch französische und päpstliche Truppen bei Mentana schlagen ließ, und setzte gegen Preußen, das ihm die Annexion von Luxemburg nicht gestatten wollte, die Schleifung der dortigen Festungen durch. Mentana, Luxemburg und der ebenso unnöthige als unrühmliche mexikanische Feldzug, das sind drei Dinge, die sich mit der Legende von Napoleons Herzensgüte schlechterdings nicht vereinigen, und darum behandelt sie Delafosse auch nur sehr oberflächlich. Auch über Napoleons persönliche Betheiligung am Kriege von 1870 schreibt er in einer Weise, dass der schwächste Punkt fast ganz unberührt bleibt. Lang und breit beweist er, dass der in Sedan eingeschlossene Kaiser einen Act der Humanität und nicht der Feigheit begieng, als er die weiße Fahne aufstecken ließ, da an einen siegreichen Ausfall nicht mehr zu denken war und jeder Schuss des Gegners treffen musste. Das ist ganz richtig, aber der stärkste Vorwurf, den man dem Kaiser machen muss, ist der, dass er weder die Truppen zu führen, noch nach Paris zurückzukehren wagte, sondern als todtes Gewicht dem Heere Mac Mahons nach Sedan folgte. Das war es, was die Uebergabe von Sedan zu einer persönlichen Schande für ihn machte, und nicht jener letzte Augenblick, wo er sich zu dem nothwendigen Befehle aufraffte, dem Feinde die Capitulation anzubieten. Das sind einige von den Gründen, die mich vermuthen lassen, dass das endgiltige Geschichtsbild Napoleon III. wesentlich von dem abweichen wird, das Delafosse hier mit redlichem Bemühen gezeichnet hat.

Ueber die andern „zeitgenössischen Figuren" des Bandes darf ich mich kurz fassen. Chambord ist für Delafosse der Prediger in der Wüste, den die Wüste schändlicherweise nicht hören wollte. Gambetta, dieser idealistisch angelegte Patriot und Republikaner, ist für ihn der Begründer des Materialismus in der Politik, weil er zu sagen wagte: „Le cléricalisme, voilà l'ennemi!" Bismarck ist nach ihm der offenkundigste Vertreter der Immoralität in der großen Politik, aber Delafosse wünscht deswegen doch, Frankreich möchte einen Staatsmann gleichen Calibers finden. Leo XIII. wird respectvollst gehofmeistert, weil er sich für die Republik in Frankreich erklärt hat. Daraus geht nach Delafosse einfach hervor, dass er nichts von der inneren Politik Frankreichs verstehe, denn sonst müsste er wissen, dass die Republik ein Werk des Teufels ist, das nicht gebessert werden kann. Das wird den Papst wenig anfechten. Seit dreißig Jahren besitzt ja sein Nuntius in Paris das Ehrenamt eines Doyen des diplomatischen Corps, und die Republik denkt nicht daran, es ihm zu rauben. Die nordamerikanische und die schweizerische Republik, mit denen nach Delafosse der Papst sich viel eher einlassen darf, lassen dagegen nicht einmal einen Nuntius zu. Mit der Entkatholisierung Frankreichs hat es noch gute Wege.

Paris. Felix Vogt.

---

# Rodin in der Pariser Weltausstellung.

In der Pariser Weltausstellung wird bald ein unscheinbarer, Pavillon Aufmerksamkeit finden, in dem Auguste Rodin, der genialste aller lebenden Bildhauer, der Michel-Angelo des 19. Jahrhunderts, seine Werke ausstellt. Wir sind so glücklich, Rodin persönlich zu kennen, und daher schon aus früheren Atelierbesuchen in der Lage, unseren Lesern etwas über das Wunder dieser Ausstellung mitzutheilen.

Was uns beim Eintreten in Rodins Atelier zunächst überrascht, ist seine Einfachheit. Das ist kein elegantes Atelier voller kostbarer Stoffe, seidener Kissen und koketter „Bibelots". Das ist auch keins von jenen „stilvollen" Ateliers, deren gothischer Kirchenschmuck, deren Baldachine und Galerien den Eindruck der Erhabenheit erwecken sollen. Nein, Rodins Atelier ist eine bescheidene Werkstätte. Ihren einzigen Schmuck bilden, außer einem Gemälde Falguières, ein paar Marmorwerke, zahlreiche Gipsmodelle und verschiedene graue, in feuchte Tücher gehüllte Erdklumpen, die Entwürfe des Meisters. Das ist das Atelier eines Arbeiters, der keiner von Außen kommenden Anregung bedarf, dem sein Thon und sein Bossierholz genügen.

Das erste, was uns ins Auge fiel, ist die von einem warmen Sonnenlicht umspielte Gruppe des „Kusses", jenes herrlichen Marmorgedichtes, das uns von zwei Menschenkindern, Francesca da Rimini und Paolo Malatesta, erzählt, deren nackte, fest aneinandergeschmiegte Körper und übervolle Seelen in höchster Lust ineinanderfließen möchten. Wohl nie ist die Vereinigung von Liebe und Lenz zarter und keuscher dargestellt worden.

Neben dem „Kuss" bemerkten wir das Monument Victor Hugos, ein Werk voll unvergleichlicher Majestät, einen Hymnus, worin ein Genie dem andern gehuldigt. Nackt wie ein Gott sitzt Victor Hugo im Traum verloren am felsigen Gestade der Insel Jersey. Mit der Rechten stützt er nachdenklich seinen Kopf. Die Linke ist instinctiv ausgestreckt, als wollte sie dem treulosen Meere gebieten, das den Verbannten zwanzig Jahre lang von seiner Heimat ferngehalten hat. Ueber das Gesicht des Olympiers ist leuchtender Glanz gegossen. Sein Auge sieht nicht, was ihn umgibt. Er lauscht nur, lauscht den Stimmen zweier Nixen, die das Meer herbeigetragen und auf den Felsenriffen zu Häupten des Dichters gelagert hat. Auf den Knieen liegend, neigen sich die beiden Frauen über den Träumer und raunen ihm geheimnisvolle Worte voller Leidenschaft, Trauer und Sehnsucht ins Ohr. Die eine ist die Muse der Dramen und der „Châtiments". Sie singt von Tyrannensturz und Revolution. Die andere ist die Muse der „Voix intérieures", der „Feuilles d'Automne" und der „Chants de Crépuscule". Sie singt von Kinderlust und verlorener Jugendfreude, von Unschuld, Blütenduft und dem Erwachen erster Liebe. Von dieser wunderbaren Statue hat bereits Edouard Rod treffend bemerkt: „Wir sind hier himmelweit entfernt von der classischen Bewegung und den herkömmlichen, stets etwas albernen Symbolen, wo man die Muse eine Palme schwingen und die Göttin des Ruhmes in eine Trompete blasen sieht. Was man uns hier vergegenwärtigt, ist das in voller Handlung begriffene Genie, jene unbewusste Kraft, die wie der Wind und die Leidenschaft weht, wohin sie will, und die wie ein Gewitter vorüberbraust." Und weiß man, unter welchen Umständen dies Werk entstanden ist? Victor Hugo wollte wie allen anderen Künstlern, so auch Rodin keine Sitzungen gewähren. Dagegen erlaubte er dem Meister, in seiner Nähe zu leben und ihn zu beobachten. Rodin ließ nun in das Vorzimmer Victor Hugos einen Schemel und einen Block Thon schaffen, und jedesmal, wenn er bei Tisch oder im Gespräch einen charakteristischen Zug an Victor Hugo entdeckt hatte, lief er ins Vorzimmer, um die neue Beobachtung in flüchtigen Zügen auf dem Thon zu verzeichnen. Man muss ein Rodin sein, um unter solchen Bedingungen ein solches Werk zustande zu bringen.

In einer Ecke des Ateliers entdeckten wir die Modelle zu den „Bourgeois de Calais", jener bisher kaum beachteten, auf einem öffentlichen Platze von Calais ausgestellten Bronzegruppe, die von Octave Mirbeau als das schönste Werk der ganzen modernen Sculptur bezeichnet worden ist. Die geschichtliche Episode, die Rodin in diesen sechs Bürgern von Calais in die Erinnerung zurückgerufen hat, ist ergreifend. Sie gehört der Zeit an, wo Eduard von England gegen Philipp von Frankreich Krieg führte und Calais belagerte. Die Feste wurde ausgehungert und gezwungen, zu parlamentieren. Eduard nahm die Capitulation an, jedoch wollte er die Stadt nur unter der Bedingung schonen, dass ihm sechs der angesehensten Bürger barhaupt und barfuß, nur mit einem Hemd bekleidet und einen

Strick um den Hals, die Schlüssel der Stadt überbrächten. Mit diesen sechs Bürgern, sagte er, würde er thun, was ihm beliebte. Sechs der reichsten Bürger waren schnell bereit, sich für ihre Stadt zu opfern. Ihren Gang zum Tode hat Rodin dargestellt. Auf den Gesichtern und in der Haltung dieser an Charakter und Alter so verschiedenen Männer malen sich theils verhaltener Zorn und stumme Verachtung, theils Trauer und Verzweiflung, theils stille Ergebung und unterwürfige Demuth. Welch erschütterndes Drama! Man beachte, dass Rodin sich in dieser Gruppe durchaus von der Forderung des pyramidalen Aufbaues befreit hat. Er stellt uns die sechs Bürger einen hinter dem andern in langsamem Marsch dar, einem jeden gleiche Bedeutung verleihend, die tragische Wirkung des Ganzen durch keine staffelförmige Anordnung abschwächend. Und um einen Begriff von der strengen Gewissenhaftigkeit zu geben, mit der dieses Meisterwerk ausgeführt wurde, sei bemerkt, dass Rodin die Bürger von Calais erst nackt gearbeitet hat, ehe er an irgendwelche Drapierung dachte. Daher das vibrierende Leben dieser wie aus Fleisch und Blut gebildeten Körper.

Wir warfen nur einen Blick auf die Eva, sowie auf die Büsten Falguières und Rocheforts, die alle drei im vorjährigen Salon ausgestellt wurden, auf Printemps und Jeunesse triomphante, zwei Gegenstücke zum Baiser, auf einen schlangentödtenden Apollo, eine Büste Puvis de Chavannes', den Kopf eines jungen Amerikaners und zahlreiche Entwürfe. Denn wir hatten Eile, vor das „Höllenthor“ zu treten, das mit seinen riesigen Dimensionen das Atelier beherrscht. Das Höllenthor, an dem der Meister seit 25 Jahren arbeitet, ist eine Darstellung der Dante'schen Hölle und sozusagen eine Synthese der reifsten Arbeiten Rodins. Darum lohnt es sich, dieses Werk näher zu betrachten. Was wir da sehen, ist in gedrängtester Kürze Folgendes: Ueber dem Thürcarré drei Schatten, deren trostlose Geberde zu sagen scheint: „Ihr, die Ihr eintretet, lasst alle Hoffnung fahren“ — unter dieser Gruppe, inmitten des Frieses, Dante, sitzend, der Entwickelung seiner Vision zuschauend, und mit seinem Blick ein armes Menschenkind verfolgend, das unter seinen Füßen in schwindligem Wirbel mitten durch den unergründlichen Raum hindurchstürzt — auf den beiden Seiten des Frieses die Ankunft in der Hölle und das Gericht der Abgeschiedenen — auf den Thürflügeln Scenen aus Dantes Höllenfahrt — auf den Reliefs des rechten Pfeilers die Regionen, wo die Schatten ohne Freude und Schmerz vegetieren; auf denen des linken Pfeilers die Seelen, die sich bis über das Leben hinaus lieben und noch in der Ewigkeit ihren Erdenraum fortspinnen — auf den Leisten schmerzerfüllte Köpfe, die die dichtgedrängte Schar der Verurtheilten versinnbildlichen.

Das Höllenthor ist nicht etwa eine bloße Illustration der Dante'schen Dichtung. Vielmehr hat uns Rodin in diesem von Baudelaire'schem Mysticismus durchtränkten Werke eine umfassende Darstellung des Lebens gegeben. Was wir da vergegenwärtigt sehen, ist der wildbewegte Tanz aller Leidenschaften und Wünsche, Hoffnungen und Begierden. Die Schrecken des Todes, die unendliche Trauer des Lebens, die Exaltation der Sinnlichkeit, der nie zu stillende Durst nach Liebe und Schönheit sind hier in ergreifenden Accorden ausgedrückt.

Rodin hatte sich die Dante'schen Motive gewählt, weil sie ihm Gelegenheit boten, in einer großen Composition die verschiedensten **Bewegungen** darzustellen. Und in der That, in welcher Dichtung wäre mehr Leidenschaft und Leben, in welchem Traum der Phantasie mehr „Bewegung“ zu finden, als in Dantes Höllenfahrt? Doch als Rodin an die Ausführung der einzelnen Episoden gieng, da sah er bald, dass er auf vieles verzichten müsse, was der Dichter darzustellen vermochte. Denn die luftigen Gebilde der Dichterphantasie lassen sich nicht alle in starrer Materie wiedergeben, und der auf engen Raum beschränkte Bildhauer kann sich nicht ungehindert in alle Regionen erheben wie der Poet. Daraus erwuchs für Rodin die Nothwendigkeit einer durchaus freien Interpretation der Dante'schen Dichtung. Wer sich die Mühe geben wollte, die Dante'sche Hölle mit Rodins Höllenthor zu vergleichen, würde sehen, wie viel Eigenes der Bildhauer in sein Werk hineingelegt hat. Eine solche Vergleichung wäre von noch allgemeinerem Interesse: würde sie uns doch auf inductivem Wege die Grenzen von Poesie und Kunst offenbaren.

Im Anblick des Höllenthors fiel es mir einmal ein, Rodin an Lessings „Laokoon“ zu erinnern. Der Meister kannte diese ästhetische Schrift noch nicht. In wenigen Worten suchte ich ihm mitzutheilen, was Lessing über die Grenzen von Poesie und Kunst gedacht. Aber kaum hatte ich gesagt, dass dem Vergil'schen Laokoon das Schreien erlaubt sei, während der Laokoon der alten Meister nur seufzen dürfe, als mich Rodin auch schon mit mitleidigem Achselzucken zum Schweigen brachte und erklärte, Lessing habe unnütz seine Tinte vergossen. „Ce sont des [illegible]. Il faut donner la nature comme elle est,“ meinte Rodin kategorisch und ließ sich durch kein ästhetisches Raisonnement von diesem Princip abbringen.*)

„Donner la nature comme elle est“: mit diesem Grundsatz hat Rodin die ganze Bildhauerei revolutioniert, mit diesem Princip hat er die in jämmerliche Banalität verfallene und den Stempel der Routine tragende Kunst aus ihrer Decadenz errettet. Donner la nature comme elle est, das heißt Wiedergabe nicht nur einiger conventioneller Posen, sondern sämmtlicher in der Natur vorhandenen Bewegungen, Abbildung nicht nur des jungen und kräftigen, sondern auch des alten und gebrechlichen Körpers, Versinnbildlichung nicht nur der Tugenden, sondern auch der Laster, und zwar aller Tugenden und aller Laster, Darstellung nicht nur des an Kleinem haftenden und mit Kleinem sich begnügenden Heerdemenschen, sondern künstlerische Verherrlichung des von brausenden Leidenschaften und titanenhafter Kraft erfüllten Uebermenschen. „Die Natur ist unvollkommen, wir wollen sie verbessern,“ sagten während Jahrhunderte die Bildhauer, und aus mühselig herbeigesuchten Stücken leimten sie eine Idealfigur zusammen. Da kam Rodin, stieß die Gliederpuppe um und rief: „Die Natur ist immer und überall schön. Was wir allein zu thun vermögen, ist die allerorts vorhandene Schönheit in Evidenz setzen.“ Und Rodin machte sich ans Werk. Kühn griff er ins Leben hinein, in's schäumende, glühende, unendlich wechselvolle Leben. Den Erdgeist selbst enthüllte er. Zwiesprache hielt er mit dem in Lebensfluten und Thatensturm auf und ab wallenden, hin und her webenden Dämon. Von dem Dämon lernte er, wie man der Gottheit lebendiges Kleid wirken müsse. Von dem Dämon empfieng er die Gabe, alles so lebensvoll und lebenswahr darzustellen, wie es vor Rodin kein Bildhauer jemals vermocht hatte, so dass sich unter seiner Hand alles neu und eigenartig gestaltete. Das Leben, wie Rodin es sah, war edel; so hatte er nicht nöthig, das Leben zu adeln. Noch weniger hatte er nöthig, das Leben zu verschönen: denn für ihn war das Leben allüberall schön, enthielt es doch allüberall die drei Elemente der Schönheit: Bewegung, Leidenschaft und plastische Form. „La beauté,“ pflegt Rodin zu sagen, „c'est la vie. Tout ce qui est vivant est beau, quelle que soit la forme.“

Die Natur, sagte sich Rodin, ist nicht nur Körper, nicht nur zuckender Muskel und vibrierender Nerv, sie ist auch Geist, flammende und zündende Seele. Und wie der Körper von unendlicher Mannigfaltigkeit ist, so auch der Geist. Diese geistige Individualität hat der Bildhauer mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zum Ausdruck zu bringen. Das angedeutete Bestreben hinderte Rodin daran, in einen platten Naturalismus zu verfallen. Ja, so mächtig ist Rodins Bemühen, die starre Materie individuell zu beseelen, dass man sich oft fragt, ob die geistige Realität, die in seinen Werken zum Ausdruck kommt, nicht die physische Realität beeinträchtigt. Doch wer wollte über diesen Künstler zu Gericht sitzen, der täglich den Kritikern neues Material zu einer neuen Aesthetik herbeiträgt und der unser Auge für Dinge öffnet, die wir bisher nie wahrzunehmen vermocht?

Das „Höllenthor“ ist für das Palais des arts décoratifs bestimmt. Was ausgestellt wird, ist die Originalmodellierung, da der Abguss allein zwei Jahre in Anspruch nehmen wird. Auf die endgiltige Ausführung in Bronze dürften wir noch lange warten, weil die zur definitiven Herstellung noch erforderlichen 200.000 Francs — andere 200.000 Francs sind bereits für das „Höllenthor“ verwendet worden — nur schwer vom Staat zu erhalten sein werden.

Wir haben unsern Rundgang durch das Atelier Rodins beendet. Nach dem „Balzac“, von dem in einem früheren Artikel der „Zeit“**) bereits die Rede war, haben wir dabei vergebens ausgespäht. Der Künstler hält das merkwürdige Werk in seiner Villa in Meudon versteckt, es bis auf weiteres den Blicken der Menge entziehend.

Sollen wir am Schluss unsern Lesern etwas über die neuen Pläne Rodins mittheilen? Diesmal handelt es sich um ein Denkmal, das der **Arbeit** errichtet werden soll, um ein Wahrzeichen, das kommenden Jahrhunderten erzählen soll, was unsere Zeit geträumt, geschaffen und gelitten. Das Denkmal ist als Säule gedacht wie die Trajans- und Vendôme-Säule. Die Säule will Rodin mit Basreliefs bedecken, auf denen sämmtliche Arbeiten, die gröbsten wie die feinsten, die Verrichtungen des Kesselschmieds und Grubenarbeiters, wie die des Philosophen und Künstlers in spiralisch aufsteigender Anordnung vergegenwärtigt werden sollen. Damit aber die Basreliefs gesehen werden können, soll um die Säule ein steinerner Mantel gehüllt werden, auf dessen Innenseite eine Wendeltreppe bis zum oberen Rande der Säule hinaufführt. Dieser Mantel würde, anstatt die Säule zu beeinträchtigen, den Gesammteindruck nur vergrößern. Gekrönt soll die Säule von zwei Genien werden, die über die menschliche Arbeit Liebe und Freude ausgießen. Am Eingang zum Denkmal will Rodin die beiden Bildwerke des Tages und der Nacht aufstellen. In einem zu ebener Erde gelegenen Saal im Innern der Säule sollen die Gewerbe der Reproduction vergegenwärtigt werden. Die Säule selbst soll einen Durchmesser von etwa 3 Metern haben, und da sich der Mantel in etwa 2½ Meter Entfernung halten muss, dürfte das gesammte Denkmal einen Durchmesser von 8 bis 9 Metern besitzen. Die Höhe des Ganzen würde sich auf 50 bis 60 Meter belaufen. Möge es dem Meister [illegible]

*) Wer sich für dieses Princip interessiert, dem [illegible] Studium die 142 Zeichnungen Rodins, die unter dem Titel [illegible] von Boussod, Manzi, Joyant et Cie. im Facsimiledruck veröffentlicht worden sind.

**) Vergl. Nr. [illegible]

dies Riesenwerk, zu dessen Ausführung er zahlreiche Gehilfen nöthig haben wird, in voller Unabhängigkeit zu entwerfen; möge der Staat dem genialen Künstler Gelegenheit geben, sein Lebenswerk durch solch gigantische Schöpfung zu krönen.

Paris. **Bruno Petzold.**

---

## Giordanos „Fedora“.

Giordanos „Fedora“ hat in noch höherem Maße, als dies bei neueren italienischen Opern der letzten Zeit der Fall war, Vorgänge auf die Bühne gebracht, bei denen man sich unwillkürlich fragen muss, ob sie denn zum Wesen der Oper überhaupt passen, oder ob nicht vielmehr ein innerer Widerspruch zwischen ihnen und der Musik bloßgelegt wird, der einem rein künstlerischen Eindruck zuwiderläuft. Nicht als ob „Fedora“ durch ihre Bedeutung als Oper zu größeren Controversen Anlass geben könnte; denn über die klägliche Armut dieses Werkes dürfte es kaum eine Meinungsverschiedenheit geben. Aber die neueren Italiener haben so lange an den Grundprincipien der Oper herumexperimentirt, bis unser ästhetisches Gewissen sprudelt und überquillt und uns veranlasst, eine Principienfrage zu behandeln.

Nicht umsonst hat man die Musik die romantische Kunst par excellence genannt. Die Romantik schafft sich eine von der Wirklichkeit unabhängige Welt, sie verwandelt das Leben in einen Traum, in dem das Schicksal der Menschen durch das Wunder bestimmt wird.

> „So flüchtet sie zu mondbeglänzten Nächten,
> Zu Minne, Ritterthum und Klosterleben,
> Zu Sängern, Burgen und Turniergefechten.“

Sie führt uns in ferne Länder und Meere, deren Pracht uns fremd ist, und deren Glanz uns seltsam anmuthet wie eine andere Welt, die mit der unserigen kein gemeinsames Band vereint. Die Sage und das Märchen sind ihre ureigenste Schöpfung. Das ist auch die Welt, die die Musik mit dem schmiegsamsten Gewande umhüllt, denn sie hat ein Material, das nicht der Wirklichkeit entnommen ist, mit ihm schwebt sie schon von Haus aus in der Sphärenregion, zu der sich die anderen Künste mit ihren der Natur entnommenen Vorbildern erst mühsam emporschwingen müssen. Wo die Musik beginnt, stehen wir im Reich der Phantasie von vornherein um eine Stufe höher, und nie wird ein Künstler ungestraft diese Höhe principiell verlassen dürfen. Darum hat auch Richard Wagner mit seinem in künstlerischen Dingen nie fehlenden intuitiven Blick die Sage und das Märchen als die dem Wesen der Oper am nächsten stehenden Gebiete der Dichtkunst bezeichnet und mit der praktischen Befolgung dieser Erkenntnis die größten Triumphe errungen.

Man kann nun freilich aus der Geschichte der Oper Beispiele anführen, wo gerade das rein menschliche, der nackten Wirklichkeit entnommene Sujet am ergreifendsten wirkt. „Fidelio“ wäre ein solches Beispiel, der „Wasserträger“ ein anderes. Sie stehen am Eingang des neunzehnten Jahrhunderts wie die Grundpfeiler einer neuen Richtung. Der Einwand erscheint zunächst berechtigt, aber man vergesse nicht, dass auch im wirklichen Leben Ereignisse sich abspielen, die schon der Volksmund sehr richtig mit den Worten bezeichnet, sie seien wie ein Roman. Das Ungewöhnliche solcher Momente, der Umstand, dass sie zwar aus dem täglichen Leben hervorgehen, aber doch in ihrer Art und Weise aus dem landläufigen Rahmen herausfallen, das ist es, was sie zum Opernstoff geeignet macht. Und man vergesse ferner nicht, dass in diesen beiden Opern die Hauptpersonen ihre alltäglichen Angelegenheiten sprechend und nicht singend regeln.

Das ist auch der Punkt, der mir bei „Fedora“ und so vielen Opern der neueren italienischen Richtung bedenklich erscheint: sie führen eine Sprache, die sich zu musikalischer Bearbeitung nicht eignet. Seit der berechtigten Hervorhebung des dramatischen Charakters der Oper begehen viele Operncomponisten den Fehler, zu glauben, dass jeder dem Wort eingeräumte Vortritt schon den dramatischen Charakter der Oper sichere. Als ob alles Gesprochene von selbst schon dramatisch wäre. Sie begehen eben auch den weiteren Fehler, alles echt Dramatische für einen geeigneten Opernstoff zu halten. Das wäre es doch nur dann, wenn seine Structur dem Wesen der Musik mindestens nahe käme. Die alten gesprochenen Dramen unserer classischen Periode waren nicht selten von dem entgegengesetzten Irrthum ausgegangen. Sie behandelten die Sprache, als wäre sie nicht das Instrument des wirklichen Lebens. Mit ihren bombastischen Phrasen, ihren regelmäßigen Versen und Reimgeklingel wirkten sie mehr musikalisch als sprachlich. Das war für das gesprochene Drama falsch, weil unnatürlich; aber für die Oper wäre es das Richtige gewesen. Bei ihr muss die Sprache um eine Stufe höher rücken, weil es sonst widernatürlich erscheinen würde, dass Worte des gewöhnlichen Lebens gesungen werden. Dem Vorwurf der Unnatürlichkeit, der gegen die Oper so oft erhoben wurde, entgeht sie nur durch die Uebernatürlichkeit, oder wenigstens durch die Ungewöhnlichkeit der Situation und der Sprache, damit der ungewöhnliche Vorgang des gesanglichen Ausdrucks unserer Gedanken und Gefühle nicht als innerlich unwahr empfunden wird. Eine Gestalt wie Lohengrin kann das Geheimnis seiner Herkunft dem versammelten Volke singend bekanntgeben, aber ein Polizeicommissär, der, wie in der „Fedora“, den Thatbestand eines Verbrechens singend aufnimmt, ist einfach lächerlich. Fast die ganze Oper Giordanos, sowie die letzten Opern Leoncavallos und Puccinis, sind aus solchen musikwidrigen Scenen und Gesprächen zusammengesetzt. Das soll Verismo sein? Für das gesprochene Drama ist er es allerdings, aber für die Oper nicht. Dabei kam diesmal der Bühnenwirkung die italienische Sprache wesentlich zustatten, die auch bei denjenigen, die sie nicht verstehen, den Eindruck hebt. Aber man höre „Fedora“ einmal in deutscher Uebersetzung (wovor uns der Himmel bewahren möge) und man wird das innerlich Unwahre des ganzen Werkes empfinden.

So sehr nun auch die Hervorhebung des romantischen Charakters der Musik den praktischen Erfahrungen des Componisten selbst entnommen ist, ist nicht zu verkennen, dass die Aufstellung eines diesbezüglichen ästhetischen Gesetzes mit noch mehr Schwierigkeiten verbunden ist, als die eines Rechtsgesetzes. Man wird auch, um nicht in Scholasticismus zu verfallen, vor pedantischer Auslegung warnen müssen. Niemand wird es einem Componisten verargen, wenn ihm gelegentlich Worte entschlüpfen oder Scenen gerathen, die dem Wesen der Musik nicht ganz entsprechen. Eine große künstlerische Persönlichkeit mit außergewöhnlicher musikalischer Kraft wird mit überwältigenden musikalischen Ideen leicht über das musikalisch Unzukömmliche so mancher Scene hinwegkommen. Wagner ist in seinen letzten Werken selbst ein Beispiel dafür. Aber eine solche Kraft muss eben vorhanden sein, und das ganze Werk darf nicht auf solchen Scenen basieren. Ich kann auch an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, dass man allerdings auch die Romantik so weit übertreiben kann, dass schließlich alle Beziehung zur menschlichen Psychologie verloren geht und dass es anderseits eine Form gibt, in der man über jede unpassende Situation und jeden Text der Oper hinwegkommt: die Komik. Die komische Oper darf sich (außer der Vulgarität) so ziemlich alles erlauben. Sie muss nur den Humor als solchen erkennen und beabsichtigen. Auf dem Gebiet der komischen Oper sind die bedeutendsten Componisten auch um die Klippe ästhetischer Bedenken, die man gegen die Oper als Kunstgattung erhoben hat, leichter herumgekommen. Man denke an die zahlreichen komischen Scenen des „Don Juan“ und an die „Meistersinger“. Hier hätten die Italiener einsetzen müssen, sie haben es in früherer Zeit auch gethan, aber in der Gegenwart scheinen sie alle echte künstlerische Empfindung, gewissermaßen den musikalischen Instinct, verloren zu haben.

Giordanos „Fedora“ zeigt neben diesem Verlust auch eine Schwäche, die fast noch peinlicher berührt, als das verfehlte Sujet. In denjenigen Momenten, wo Musik wirklich am Platze wäre, und wo ein begabter Componist seine Kunst leuchten lassen könnte, versagt Giordanos musikalische Kraft vollständig. Der dramatische Höhepunkt der Oper, der Schluss des zweiten Actes, wirkt lediglich durch die unfehlbare Bühnentechnik Sardous und durch das geradezu phänomenale Spiel der Bellincioni, der de Lucia entsprechend secundiert. An dem großen Erfolg dieses Theaterreißers ist die Musik Giordanos ganz unschuldig. Sie verstärkt höchstens den dynamischen Grad der Scene, sie verdirbt nichts, aber sie verleiht weder dieser, noch sonst irgend einer Scene das geringste musikalische Colorit. Noch kläglicher ist Giordanos Versuch, zu Anfang des dritten Actes eine Stimmung anzuregen. Hier verlässt den Componisten nicht nur die Phantasie, sondern auch der Sinn für das Naturwahre. Er charakterisiert das Berner Oberland durch Anbringung eines unverfälschten steirischen Schnadahüpfls. Gegen einen solchen Missgriff der Nationalcharakteristik ist man in Oesterreich besonders empfindlich. Das Lächeln, das durch das Haus gieng, als diese Klänge ertönten, dürfte den Componisten darüber zur Genüge aufgeklärt haben. Die kleinen musikalischen Episoden, die er sonst anbringt, gehören fast sämmtlich dem Genre des Tingl-Tangls an, so das Loblied auf das Bicycle, das musikalisch sein sollende Lied des zweiten Actes, des Savoyarden mit der Ziehharmonika und Octavsione u. a. m. Die Vorführung des wirklichen veritablen Bicycles, die in Italien immer einen der Hauptreffecte der Oper bildete (wahrscheinlich soll es demnächst in die Harmonielehre aufgenommen werden), hat der Componist wohlweislich in letzter Stunde gestrichen. Wenn er nach diesem Princip alles Unpassende hätte streichen wollen, so hätte er so ziemlich die ganze Oper weglassen müssen, was allerdings das Beste gewesen wäre.

Nein, so haben wir uns die italienische Stagione nicht gedacht. Wir erwarteten ein in allen Theilen tüchtiges Ensemble, das nicht bloß auf den Glanz eines Stars berechnet ist, und die Vorführung der besten italienischen Kunstwerke, an denen das so überaus musikalische Land immer reich gewesen ist und es wahrscheinlich auch bleiben wird, wenn auch eine vorübergehende Verirrung die Componisten des besten Theils ihrer musikalischen Natur beraubt. Die Jahrmarktsware des immer bedenklicher operierenden Verlages Sonzogno aber möge man schleunigst wieder in die italienische Heimat zurücksenden.

**Richard Wallaschek.**

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Bei der gegenwärtigen Delegationstagung erfahren wir wieder aus officiösem, officiellem und ganz-officiellem Mund, wie gut es war, dass wir vor zwanzig Jahren in Form des sogenannten deutsch-österreichischen Bündnisvertrages unsere äußere Politik dem Deutschen Reich in Entreprise gegeben haben. Umso schwerer wird es uns von Jahr zu Jahr zu begreifen, warum wir dann nicht auch unsere innere Politik von den Berlinern machen lassen sollen. Die Jungczechen wären wahrscheinlich dagegen. Die sind ja aber auch gegen unsere Berliner äußere Politik. Ihr Widerstand bewiese also noch nichts. Dass unsere innere Politik, wenn sie von Berlin aus gemacht werden würde, schlechter würde, ist doch kaum möglich. Was für Dummheiten könnten denn in unserer inneren Politik noch gemacht werden? Riskieren thäten wir also nichts. Wir hätten nur die Hoffnung zu gewinnen, dass den Berlinern vielleicht auch die richtige innere Politik für uns einfiele, wie sie ja die richtige äußere Politik für uns gefunden haben.

*

Dass dem Grafen Goluchowski diese Idee nicht sympathisch ist, begreife ich. Wenn auch unsere inneren Minister, sowie er, ihre politischen Concepte von einer Berliner Vorlage abschreiben könnten, würden sie wahrscheinlich in ihrem Ressort ebenso großartig arbeiten, wie er in dem seinigen. Aber Herr Dr. v. Koerber müsste sich der Sache annehmen. Seit vielen Jahren hat sich schon der Gebrauch bei uns eingebürgert, jeden äußeren Minister für einen tüchtigen Staatsmann, jeden inneren dagegen für einen ausgemachten Dummkopf zu halten, trotzdem, wie sich bei nüchterner Beurtheilung der beiderseits in Betracht kommenden Persönlichkeiten zeigt, unsere äußeren Minister, was geistige Capacität betrifft, unseren inneren eigentlich nichts vorzuwerfen haben. Die äußeren arbeiten nur mit der Unterstützung des Berliner Onkels, während die inneren auf sich selbst angewiesen sind. Das ist der ganze Unterschied. Geben wir den Berlinern auch unsere innere Politik in Entreprise, so ist der Unterschied aufgehoben, und von diesem Tage an werden unsere inneren Minister als ebenso große Kirchenlichter gelten, wie unsere äußeren seit zwanzig Jahren schon. Herr Dr. v. Koerber wird dann ebenso hochgerühmt als Staatsmann sein wie der Graf Goluchowski. Er soll nur rasch dazu schauen, sonst könnte er den Anschluss versäumen.

*

Im Abgeordnetenhaus erlebt jetzt Graf Goluchowski einen stillen Triumph über seine einzigen Gegner, die Jungczechen, und zwar vermöge ihrer Obstruction. Bekanntlich herrscht — ein neuer Beweis für ihre innige Verwandtschaft — in allen drei Dreibundstaaten die Obstruction. In Italien wird sie von den Socialisten und den Radicalen betrieben, in Deutschland von den Socialisten und den Freisinnigen, in Oesterreich von den — Jungczechen. Wäre Oesterreich jetzt obstructionsfrei, so würde eine gewisse Disparität im Dreibund entstehen. Dass es aber gerade die Dreibundgegner, die Jungczechen, sind, die durch ihre Obstruction es Oesterreich ermöglichen, auch auf diesem Gebiet mit den beiden anderen Dreibundstaaten gleichen Schritt zu halten, das ist ein Triumph der Dreibundpolitik, über den sich Graf Goluchowski im Stillen freuen kann.

*

Ob sich Herr Dr. v. Koerber die jungczechische Obstruction direct bestellt hat, mag fraglich erscheinen. Sicher ist, dass er sie schlau zu seinem Vortheil so gut zu benützen versteht, als ob er sie sich eigens bestellt hätte. Die gegenwärtige jungczechische Obstruction dient ihm nämlich dazu, um — gegen eine künftige deutsche Obstruction bei den Deutschen selbst Propaganda zu machen. Alle seine Freunde hat er schon zu diesem Zweck mobilisiert. An erster Stelle stehen natürlich seine Wahlreformfreunde, die Christlichsocialen. Ihre Force ist bekanntlich das Schimpfen. Das ist auch das einzige Mittel, mit dem sie eine Obstruction bekämpfen können. Aber gegen die deutsche Obstruction der letzten drei Jahre konnten sie ihr Universalmittel nicht gut anwenden. Denn sie sind sozusagen auch Deutsche, und das nationale Schamgefühl unterdrückte schon unter Badeni die ersten Schimpfversuche, die sie damals gegen die deutsche Obstruction unternahmen. Die schimpflustige Cohorte hat den Regierungen Badeni und Thun sehr gefehlt. Dem Herrn Dr. v. Koerber kommt deswegen das Einschiebsel einer jungczechischen Obstruction sehr gelegen. Da können sich die Bielohlawek, Gregorig, Wohlmeyer an den nationalen Gegnern, den Jungczechen, ordentlich einschimpfen, um sich dann eines Tages gegen ihre Connationalen, die Deutschen, falls diese wieder obstruieren sollten, umso ungenierter ausschimpfen zu können. Wenn sie heute die jungczechische Obstruction beflegeln, so wird es morgen nur ein Beweis, ja ein Gebot ihrer Objectivität sein, wenn sie sich dann gegen eine deutsche Obstruction ebenso gründlich ausschleimen. Und da soll noch einer sagen, dass es unseren Regierungen an Voraussicht und Berechnung mangelt!

*

Eine zweite Cohorte, die gegen eine deutsche Obstruction zu mobilisieren wäre, bilden die gewissen industriellen Mandarinen, die mit jeder Regierung zufrieden sind, weil sie sich mit jeder das Leben bequem einzurichten wissen. Auch sie haben die Badeni und Thun seinerzeit gegen die deutsche Obstruction in Bewegung zu setzen versucht. Aber auch sie konnten nicht recht heraus, weil zumeist auch sie Deutsche sind. Unter der jungczechischen Obstruction geht's ganz anders. Da konnen die so lange zurückgehaltenen tiefen Töne der officiösen Industrie einmal probeweise voll ausgesungen werden. Die letzte Versammlung des „Gremiums der Wiener Kaufmannschaft“ hat da schon Erkleckliches geleistet. Was die Herren Vielohlawek und Consorten können, ist eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was Herr Leopold Pollack im Gremium über die Obstruction zusammengeredet hat: „Das Parlament muss wieder arbeiten, vor allem natürlich die Investitionsvorlagen annehmen, damit endlich wieder Friede einziehe in Oesterreich, damit Elend und Armut aufhören und an seiner (!) Stelle Friede und Wohlstand wieder einkehre.“ Ein Marsbewohner, der diese Gremialweisheit läse, müsste wirklich meinen, dass mit den 500 Millionen Kronen ganz Oesterreich augenblicklich geholfen werden könnte, und dass in diesem gesegneten Lande, dank der grenzenlosen Tüchtigkeit seiner Staatsmänner, immer „Wohlstand und Friede“ geherrscht habe, bis die scheußliche Obstruction kam. Wer freilich kein Marsbewohner ist, der weiß, dass auch schon vor allen Obstructionen, da sich die Capacität der Regierungen noch völlig ungehindert bethätigen konnte, in Oesterreich nicht „Wohlstand und Friede“, sondern „Elend und Armut“ zu Hause waren, und dass sie auch mit dem Aufhören der Obstruction nicht verschwinden werden. Wer kein Marsbewohner ist, der weiß auch, dass mit den 500 Millionen Kronen Investitionsanlehen, die den einen aus der Tasche genommen und den anderen in die Tasche geschoben werden, nicht ganz Oesterreich geholfen werden kann, sondern nur jenen Unternehmern, in deren Taschen die 500 Millionen fließen, und auch vielleicht jener Regierung, die sie aus einer Tasche in die andere befördern und inzwischen vielleicht als § 14-Kriegscasse für ihre eigenen Zwecke benutzen wird. Die Gremialherren, die solche Weisheit verbreiten, sind zwar keine Marsbewohner. Aber sie nehmen an, dass unter den wackeren Deutschen in Oesterreich die Leute noch immer nicht alle geworden sind, die über die Ursachen von „Elend und Armut“ in Oesterreich so gut unterrichtet sind, wie die Marsbewohner. Denen bringt man die Gremialweisheit jetzt, wo sie gegenüber der jungczechischen Obstruction national prädisponiert sind, am leichtesten bei, und wenn dann einmal wieder die deutsche Obstruction kommt, plappern sie sie schon von selbst nach. Es gibt Dummköpfe in Oesterreich, auf die man felsenfest rechnen kann, und es gibt, wie die Existenz des Herrn Dr. v. Koerber und seiner Gremialfreunde beweist, auch noch gescheite Leute in Oesterreich, und die Aufgabe der gescheiten Leute ist es, die Dummheit der Dummen auszunützen, solang und so gut es geht. Das ist das wahre Programm des Herrn Dr. v. Koerber, das, im Unterschied zu seinem anderen Programm, nicht ausgesprochen, aber dafür umso gewissenhafter eingehalten wird.

*

Mit den Christlichsocialen und den Minderchristlich-Gremialen die dritte im Bunde ist natürlich die allzeit officiöse „Neue Freie Presse“, die jeden Tag zweimal die gegenwärtige jungczechische Obstruction „bekämpft“ und — die künftige deutsche Obstruction meint. Wenn die „N. Fr. Pr.“ jetzt gegen die jungczechische Obstruction schreibt, kann es ihr kein ehrlicher deutscher Mann verargen. Wenn dann aber die deutsche Obstruction wieder kommt, dann wird einmal ausnahmsweise die „N. Fr. Pr.“ sich nicht selbst untreu werden und auch die deutsche Obstruction bekämpfen, und der ehrliche deutsche Mann wird ihr das nicht übel nehmen können, dieweil Consequenz in der Politik eine hohe Tugend ist, besonders hoch zu schätzen bei denen, die sie sonst nicht besitzen.

*

Als ich im vorigen Jahr in der „Zeit“ aus Dr. Kaizls czechischer „Finanzwissenschaft“ jene Stelle veröffentlichte, in welcher es heißt, dass eine Regierung, die ohne parlamentarisches Budget die Geschäfte führt, einen Staatsstreich begeht, da war Herr Dr. Kaizl bitterbös und fahndete nach dem czechischen „Verräther“, der mir die verrätherische Stelle aus dem Czechischen ins Deutsche übersetzt hatte. Jetzt lässt er selbst eine deutsche Uebersetzung seiner „Finanzwissenschaft“ erscheinen. Freilich, jetzt ist er nicht mehr Finanzminister, und die unangenehme Stelle seiner „Finanzwissenschaft“ trifft nicht mehr ihn, sondern seinen Nachfolger Herrn Dr. v. Böhm, den er dadurch vor der Betretung der § 14-Laufbahn noch rechtzeitig warnen will. Herr Dr. Kaizl selbst war so gemein, die Staatscassen auf Grund des § 14 auszuplündern. Seinen Nachfolger aber will er vor dieser Gemeinheit bewahren. Welch edler Mensch doch der Dr. Kaizl ist!

*

„Der Staat muss leben“ — sagte Herr Dr. v. Koerber in seiner Antrittsrede — und jetzt geht er bereits betteln. Herr Dr. v. Koerber hausiert jetzt namens des k. k. österreichischen Staates bei den Banquiers herum, um, wie weiland Dr. Kaizl, eine schwebende Schuld bei ihnen aufzunehmen. Doch soll es sich diesmal um einen größeren Posten handeln, um ein- oder zweihundert Millionchen Krönchen. Die Banquiers fordern natürlich unmäßige Zinsen für diese irreguläre Anleihe, 5½ Procent zum mindesten, soviel man hört. Aber wie sagte der Schnorrer in jener Anekdote, der in ein kostspieliges Bad gehen wollte, zum Baron Rothschild: „für meine Gesundheit ist mir nichts zu theuer,“ und ähnlich kann jetzt Herr Dr. v. Koerber abermals zum Baron Rothschild oder einem anderen Millionenbaron sagen: „für mein Portefeuille ist mir keine schwebende Schuld zu theuer“.

Kr

## Volkswirtschaftliches.

Vom Verfasser des in Nr. 291 der „Zeit“ erschienenen Artikels „Die drohende Gewerbenovelle und der Nothstand in Nordmähren“ erhalten wir die nachstehende Zuschrift:

„Sehr geehrte Redaction! Herr Reichsrathsabgeordneter Dr. Lecher citiert in seinem Artikel: „Die Gewerbenovelle“ (Nr. 292 der „Zeit“) meine in Nr. 291 der „Zeit“ veröffentlichten Ausführungen über den schädigenden Einfluss, den eine Beschränkung des Hausierhandels auf die Textilindustrie in Nordmähren ausüben muss und bemerkt hierzu, dass diese Besorgnisse eigentlich gegenstandslos seien, weil die Gewerbenovelle die Rechte des befugten Hausierens in keiner Weise berührt. Um Missverständnissen zu begegnen, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass sich meine Polemik gegen die Beschränkung des Hausierhandels nicht auf die von dem Gewerbeausschusse des Abgeordnetenhauses beantragte Änderung der §§ 59 und 60 der Gewerbeordnung, sondern auf die von der Regierung in Aussicht genommene Vorlage, betreffend die Regelung des Hausierwesens, welche die Interessen des legitimen Hausierhandels gefährden wird, bezieht. Ich habe dies an mehreren Stellen meines Artikels ausdrücklich betont. Indem ich die verehrte Redaction bitte, von dieser Erklärung in geeigneter Weise Gebrauch zu machen, zeichne ich mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Römerstadt, am 7. Mai 1900. Otto von Waitzinger.“

## Kunst und Leben.

In unserem **Deutschen Volkstheater** ist dermalen das **Berliner Deutsche Theater** zu Gast. Es hat uns bisher **Ibsens „Gespenster“, Hauptmanns „Friedensfest“** und ein Schauspiel von **Max Dreyer**, das für Wien noch eine Novität war, vorgeführt. Diese drei ersten Stücke sind typisch für das Repertoire des Deutschen Theaters: Hauptmann, Ibsen und noch irgend ein anderer neuerer Autor. In der Saison 1899/1900 ist dieser andere Autor Max Dreyer. Im September gelangten im Deutschen Theater zur Aufführung unter 36 Stücken 22 mal Hauptmann, 8 mal Ibsen, 2 mal Dreyer (2 Bacano, 2 Rostand), im October unter 37 Stücken 23 mal Hauptmann, 5 mal Ibsen, 4 mal Dreyer (1 Bacano, 4 Rostand, 2 Faber, 1 Wilbrandt), im November unter 32 Stücken 8 mal Hauptmann, 5 mal Ibsen, 9 mal Dreyer (5 Wilbrandt, 3 Wolzogen und Olden, 2 Rostand), im December unter 35 Stücken 5 mal Hauptmann, 1 mal Ibsen, 25 mal Dreyer (2 Sudermann, je 1 Rostand und Meyer-Förster), im Jänner unter 35 Stücken 4 mal Hauptmann, 1 mal Ibsen, 22 mal Dreyer (4 Meyer-Förster, je 1 Fulda, Sudermann, Rostand, Wilbrandt), im Februar unter 32 Stücken 15 mal Hauptmann, 13 mal Dreyer (je 2 Halbe und Sudermann), im März unter 37 Stücken 7 mal Hauptmann, 12 mal Ibsen, 11 mal Dreyer (2 Schnitzler, je 1 Rostand, Sudermann, Wilbrandt), im April unter 43 Stücken 8 mal Hauptmann, 10 mal Ibsen, 13 mal Dreyer (7 Schnitzler, je 2 Rostand und Wilbrandt, 1 Sudermann). So hat denn das Deutsche Theater nicht nur sein Publicum für Ibsen und Hauptmann, sondern auch seinen Stil für Ibsen und Hauptmann, in welchem eine Reihe trefflicher Darsteller sich in verständnisvollem Zusammenspiele mit wohlgeübter Sicherheit bewegen. Künstlerisch haben denn auch die Gäste bisher mit den „Gespenstern“ und dem „Friedensfest“ den größeren Erfolg erzielt, das Zugstück des Gastspiels aber scheint **Dreyers „Probecandidat“** zu werden, wie er auch in Berlin das Zugstück der Saison war. Das Stück ist aus einer guten Gesinnung heraus geschrieben; was in unseren Zeiten dem Publicum selbstverständlich besonders gefällt, dass die Absicht, gegen die allgemach auch in der Schule sich breit machende Reaction zu Felde zu ziehen, so klar und deutlich zutage tritt, ist künstlerisch aber eher ein Fehler des Stückes. Und es ist schade, dass Dreyer die Butter so dick aufschmiert, denn das Stück hat außer der actuellen Tendenz und geschickt arrangierten Scenen auch gut gezeichnete Figuren. Ein Glück ist nur, dass in dem Stück zufällig der **protestantische** Geistliche Exercitien u. dgl. einführt, und dass als der Staat, in dem jeder das „verbriefte“ Recht hat, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern — **Preußen** genannt ist! Sonst hätte man am Ende gar gefährliche Anspielungen gewittert und die Aufführung verboten — und es passt ja doch wirklich auf die Protestanten und auf Preußen auch.

B.

*

**Jubiläums-Theater.** **Karl Gründorf** ist ein Autor aus einer trübseligen, tauben Zeit der österreichischen Literatur. Man schrieb damals Sachen für das Theater, die eigentlich auf das „Brettl“ gehört hätten. Das Brettl war eben zu jener Zeit das Entzücken der Wiener. Was an Raimund und Nestroy ordinär oder dumm war, ahmte man nach; vom befreundeten Dichter Anzengruber lieh man sich die „Volksmuse“ und kam — populär. Die Aufführungen von **„Das Opfer der Consulu“** und **„In der Einöd“** zogen wie linde, einfältige Träume an uns vorüber. In den langen, langen Zwischenacten wunderte man sich dann, was für merkwürdige Stücke selbst damals im Burgtheater gegeben wurden.

R. H.

*

Man schreibt uns aus **Berlin**: Drei neue **Einacter** von August **Strindberg** gelangten in einer Matinée des **Residenztheaters** zur Aufführung. Es ist, als hätte Strindberg all seine Eigenart, all sein Können in dem „Inferno“ zurückgelassen, und es thut sich nun ein gar harmloses Paradies der goldenen Mittelmäßigkeit auf. In vergissmeinnichtblauen Kleidchen mit gestutzten Flügeln flattern ein paar seiner alten Ideen da herum, und sie sind ganz zahm, ganz artig geworden, und sie machen vor den Biedermeiern ihre Knixchen. Man würde lächeln, wenn es nicht gar so traurig wäre, dies Versiegen einer einst großen Kraft mitanzusehen. Und so sucht man wehmüthig nach den Spuren seines früheren Selbst. Da war die Siegernatur, der brutale, gewissensharte Lebenskämpfer, den Strindberg unabhängig von Nietzsche, doch ihm geistesverwandt, concipiert hatte. Wie sieht der in seinen neuen Werken aus? Es ist ein Mittelreisender, der in die Heimat zurückgekehrt ist und von alten Gläubigern, die auf eine materielle oder eine moralische Forderung pochen, überstürmt wird. Und er überlässt sie einfach sich selbst und kehrt ihnen den Rücken. Aber erstens hatte er gar nicht die Möglichkeit, sie zu befriedigen und sodann — ihre Forderungen waren unberechtigt („Debet und Credit.“) Derselbe in anderer Aufnahme: er ist Archäologe und hat einen Todtschlag begangen, einen Todtschlag, der sein Gewissen ganz und gar nicht belastet. Ihm sitzt ein Reisender gegenüber, dessen Wesen er zu enträthseln sucht. Und das gelingt ihm. Und in dem psychologischen Schachspiel, das ganz nach französischem Muster zwischen den beiden anhebt, ist Feinheit, aber Feinheit, die eben nur virtuos, nicht dichterisch wirkt. Der Fremde, den er durchschaut, ist ein Dieb, er hat im Gefängnis gesessen, weitere Strafen harren seiner. Und er schleicht unter der Last seines Gewissens, er ist ein Gewissenssträfling, ein Paria. Und die beiden Männer rechnen miteinander ab, und der Gegensatz ist alles. Ich aber kann nicht sagen, dass der Gegensatz mich satt macht („Paria“.) Und schließlich: — doch in diesem dritten Einacter „Mutterliebe“ ist von Strindberg so gar nichts übrig geblieben, die Charaktere sind so flau und dabei so cariciert gezeichnet, eine so unbegreifliche Schauspielerin hat da eine so unbegreifliche Mutter, dass ich es nicht verstehe, wie der neue Strindberg so pietätlos gegen den alten Strindberg sein konnte, dies Stück zu schreiben.

Ernst Heilborn.

---

# Bücher.

**Dr. S. F. Bulat: Die Sprachenfrage im Königreich Dalmatien.** Wien, A. Hölder, 1900, 29 S.

Der große Kampf des Czechenthums gegen das Deutschthum, der unter dem Vorwand sprachlicher Rechte in den Sudetenländern geführt wird, findet ein winziges Echo auch im äußersten Süden der Monarchie. Einer der Führer der dalmatinischen Slaven stellt in dem vorliegenden Heftchen das Material über die Sprachenfrage in Dalmatien zusammen und wiederholt die oft erhobene Forderung nach Einführung des Croatischen als ausschließliche innere Amtssprache für Dalmatien. So klein die Schrift, so ist sie noch immer zu groß für den dürftigen Gedankeninhalt. Im äußeren Amtsverkehr sind die Dalmatiner schon vor dreißig Jahren klaglos gestellt worden. Die Einführung des Croatischen im inneren Dienstverkehre, die sie ebensolange vergeblich fordern, wissen sie durch nichts zu begründen, als durch ihr angebliches nationales Recht und durch die zu allem taugliche Gleichberechtigung. Dass aber für die innere Amtssprache statt haltlosen nationalen Phrasen die wichtigsten praktischen Erwägungen maßgebend sind, wird in dem vorliegenden Schriftchen, wie in allen croatischen Kundgebungen vollständig ignoriert. Und doch sind diese Erwägungen nirgends so zutreffend wie für Dalmatien. Die italienische Cultursprache ist das unentbehrliche Band, welches Dalmatien mit Europa verknüpft. Wenn deutsch und italienisch aus dem inneren Amtsverkehr ausgeschlossen wären, so wäre Dalmatien dem Einflusse der Centralbehörden noch mehr entrückt, als es jetzt schon bei Galizien der Fall ist. Es würde das unglückliche Land vollständig der uncontrolierten Herrschaft provinzieller Beamten ausgeliefert, es würde die staatliche Verwaltung nach dem bedenklichen Muster der autonomen dalmatinischen Verwaltung sich entwickeln. Der unmittelbare staatliche Aufwand für Dalmatien beträgt über vier Millionen Kronen, abgesehen von den Ausgaben für Cultus und Unterricht und ohne Rücksicht auf Investitionen, Heereskosten und Staatsschulden, während der Steuereingang nur etwa zwei Millionen Kronen beträgt. Und für dieses vollständig passive Land, welches nicht einmal die Hälfte der Beamtengehalte aufzubringen vermag, wagt man immer wieder die sprachliche Loslösung von den Centralbehörden zu verlangen und die sprachlichen Rechte des Centralstaates zu verleugnen. Es liegt eine unbegreifliche Ueberhebung in der dalmatinischen Sprachenforderung, die längst von Seite der österreichischen Regierungen in vernichtender Weise hätte zurückgewiesen werden müssen, wenn es in Wien eben „österreichische“ Regierungen und nicht bloß Regierungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder geben würde.

Prof. Dr. Pfersche.

**Hugo Ganz: Der Rebell.** Drama in fünf Acten. Wiener Verlag 1900, 163 S.

Der Autor will in vorliegendem Drama eine „Tragödie der naiven Rechtsleidenschaft“ bieten. „Nur sollte vermieden werden, was den Erbförster bei aller Größe und Kraft doch zu einer quälenden Dichtung macht, der Rechtsirrthum des Helden;“ denn, wie der Autor mit Recht bemerkt, „so vortrefflich ist die Welt ja nicht eingerichtet, dass nur eine **Verkennung des Rechtes** das Verhängnis heraufbeschwören könnte.“ Also ein „Michael Kohlhaas“ oder ein „Müller von Höft“ auf dem Gebiete des Dramas. Nur kämpft Stephan Orbán, der Held des Dramas, nicht für sein subjectives Recht, sondern gegen das der Allgemeinheit aus einer corrupten Gemeinwirtschaft erwachsende Unrecht. Vertrauensvoll hat er bisher alle Menschen für anständig gehalten, sogar seine Collegen im Gemeinderath, obwohl das Stück in Ungarn spielt. Da gehen ihm anlässlich des Einsturzes eines soeben vollendeten Canales die Augen auf; bisher hat er nur an Schlamperei geglaubt, jetzt sieht er es mit eigenen Augen — denn vom Canalbau versteht er als Steinmetz etwas — dass „Luderarbeit“ geliefert wurde „für das theuere Geld“. Er lässt sich das auch durch den Magistratsrath Farkas nicht ausreden, er verlangt eine Untersuchung, weist die Bestechungsversuche des Magistratsrathes und des Bürgermeisters entrüstet zurück und ist empört darüber, dass man denselben Magistratsrath Farkas, durch dessen Hände alle Offerte giengen und der in auffallender Weise weit über seine Verhältnisse lebt, mit der Untersuchung in der Canalsache betraut. So weit ist alles in schönster Ordnung, d. h. Stephan Orbán ist im Recht. Aber er nennt den Herrn Magistratsrath sofort einen Spitzbuben und Banditen, bevor er auch nur einen officiellen Schritt gethan — und den Bürgermeister und ein paar andere Magistratsräthe nennt er Canaillen. Liegt da nicht auch eine „Verkennung des Rechtes“, ein „Rechtsirrthum des Helden“ vor? Farkas fordert den unbequemen Querulanten, um ihn unschädlich zu machen, dieser aber wirft die Secundanten hinaus und nun wendet sich das Stück eigentlich gegen den in manchen Ländern üblichen Unfug, dass die wider öffentliche Functionäre erhobenen Vorwürfe wegen Diebstahls, Betruges &c. nicht vor Gericht oder vor einer Untersuchungscommission, sondern im Zweikampf ausgetragen werden, sowie gegen die ungarische „Casinowirtschaft“. Das alles aber hat mit dem vom Autor selbst aufgestellten Thema eigentlich nichts zu thun, es richtet sich gegen die geschlossene Vertheidigungsphalanx der Corruption und gegen das Institut des Zweikampfes. Der Sohn Orbáns stellt sich ohne Vorwissen des Vaters zum Duell und wird erschossen. Das Casino und die Bürger haben Orbán im Stiche gelassen, seine Arbeiter aber haben einen Putsch inscenirt und wollen das Casino stürmen und „abrechnen mit den Herren“. Orbán stellt

sich den „Rebellen" anfangs entgegen, dann aber schließt er sich ihnen an. Der Anschlag wurde aber verrathen, man hört Trommelwirbel und eine Flintensalve, und aus dem Aufschrei der Tochter Orbáns erfährt man, dass ihr Vater gefallen ist. Als Kämpfer um sein Recht, oder doch um ein Recht? Kaum. Denn er hat statt zunächst nur den Rechtsweg zu versuchen, selbst mit einem Unrecht begonnen, und in den eigentlichen „Kampf" ist er mehr durch den Zufall des Augenblicks hineingezogen worden, als dass er ihn als letzte Consequenz eines übermächtigen Dranges nach Rechtsverwirklichung selbst herbeigeführt hätte. Hat so das Drama auch das nicht geboten, was der Autor nach seiner eigenen Erklärung in ihm bieten wollte, so erweckt es doch lebhaftes Interesse durch die Charakteristik des Helden, die geschickte Scenenführung und das „stimmungsvolle" Milieu des politischen Casinos.

Max Burckhard.

**Ludwig Jacobowski: Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.**

Jacobowski macht die richtige Beobachtung, dass wir unsere Volkslieder nicht kennen. Herder hat sie zu sammeln begonnen, Goethe zu singen: man denke an sein „Haideröslein". Und die Romantiker setzten — allerdings in engeren, nationalen Grenzen — diese Neigung fort. Aber in den Händen des Volkes findet man heute diese Bände nicht: und die späteren Sammlungen sind vollends Specialwerke des sogenannten Folklore: dickleibig, verschlossen, kostspielig. Da kommt die freundliche Anthologie Jacobowskis mit ihrem 2·50 Mk.-Preis sehr zurecht. Was andere in ihren Büchern (Erkner-Böhme, Ditfurth, Uhland, Hoffmann u. s. w.) vorgedruckt, wird hier nachgedruckt, aber in hübscher Gruppierung nach Themen: Glückliche Liebe, Unglückliche Liebe, Stände- und Stammeslieder u. s. f., zugleich mit Anmerkungen und einer munteren Einteilung. Man kann darin nicht nur gut nachschlagen, sondern auch angenehm lesen. „Und wer des Brünnleins trinket, der jungt und wird nit alt."

bb.

---

# Revue der Revuen.

## Kunstzeitschriften.

„Die Kunst für Alle" bringt im ersten Maiheft einen Bericht über das **Münchener Künstlerhaus**, das in den letzten Märztagen eingeweiht wurde. Das Gebäude ist bekanntlich ein Werk von **Gabriel Seidl** — was die innere Ausstattung betrifft, begegnet man überall dem Geschmacke **Lenbachs**. Diese beiden Namen genügen zur Charakterisierung. Man darf sicher sein, etwas sehr Prächtiges, sehr Geschmackvolles und künstlerisch Wirksames zu finden. Aber es ist alles andere als ein modernes Künstlerhaus. Den Pulsschlag, das Empfinden unserer Zeit wird man vergeblich in diesen prunkvollen Räumen suchen. Es ist künstlerischer Archaismus, das Spiel glücklicher Erben mit den prächtigen Reizen der todten Culturen. Vielleicht hat man nie so verständnisvoll nachzuempfinden gewusst, nie mit so erlesenem Geschmack, mit solcher Gediegenheit, mit solcher Künstlerfreude das darzustellen gewusst, was in der Vergangenheit das Leben schön und groß und reich machte. Aber darf man es der künstlerischen Jugend verargen, wenn sie, wie in München, eine derartige Schöpfung ablehnt, aus dem richtigen Gefühl heraus, dass gerade dies unsere Zeit überwinden möchte? Es ist wahr, auch Stuck in seiner Villa ist Archaist — und doch lebt dort ganz anders der Geist unserer Zeit, unseres Raumgefühls, das durch das bloße Verhältnis der Theile, durch den Rhythmus und den Zug der Linie, durch den Zusammenklang der Farben und der Formen wirken möchte, nicht aber durch diese üppige Ueberladenheit, den Prunk der Reliefs, Balustraden, Voluten, Säulen, Gobelins, die Renaissance, Barock und Rococo liefern, und an denen die Lenbach und Seidl sich zu berauschen lieben.

Ueber die **Münchener Frühjahrssecession**, die **Wiener** und **Düsseldorfer** Ausstellungen sind in diesem und dem zweiten Maiheste reich illustrierte Aufsätze. Hübsch ist **Haberfelds** Notiz über **Stachiewicz**, diesen liebenswürdigen polnischen Künstler, der, vom Standpunkt der Heimatskunst gewiss interessant, doch nicht überschätzt werden sollte. „Das Werk dieses Meisters steht zwischen zwei Entwickelungsepochen polnischer Kunst. Die ältere ist längst vorüber. Matejko und Grottger waren ihre großen Vertreter, und sie beherrschten jene Zeit, da der polnische Maler auch Prophet und Agitator sein wollte, Hüter vergangener Ehren, Kämpfer um ein verlorenes Vaterland, wo Pinsel und Griffel ihm nur als Schwert und Lanze galten. Die jüngere ist von heute. Mehoffer und Wyspianski, Wyczolkowski und Szymanowski sind die Führer. Sie haben sich gleichsam an die Emigration gewöhnt, ererbten Wünschen entsagt und in der Fremde, in den Ateliers von Paris und München gelernt. Eine international weltmännische Note ist ihnen eigen, die Kenntnis des Manet, Whistler und der Schotten, und in ihrem nervös verfeinerten Empfinden unterscheiden sie sich von Matejko wie Polens junge Dichter von Mickiewicz, wie Kasimir Tetmajer etwa, der sich so seltsam mit d'Annunzio, Dehmel und Hofmannsthal berührt. Früher fanatische Vaterlandsbegeisterung, oft auf Kosten der Kunst, jetzt lyrisches Träumen moderner entwurzelter Menschen, die nur künstlerische Interessen haben." Die Bilder des Stachiewicz „haben Erdgeruch und die schmerzlich verträumte Stimmung jener Volkslieder, die man in Sommernächten auf polnischen Dörfern hört".

In der „Decorativen Kunst" wird das **Jagdzimmer** abgebildet, das **Pankok** und **B. Paul** für die **Pariser Weltausstellung** in den vereinigten Werkstätten zu München herstellen ließen. Es handelt sich um einen größeren Raum mit anstoßendem Erker. Pankok ist besonders glücklich mit seiner Deckenconstruction, die ein bisschen an alte Schiffs-Interieurs mit ihrem Holzrippengerüst erinnert. An den Balkenenden sind die Beleuchtungskörper befestigt: ein System von kleinen, vielfach gleich Spitzen durchbrochenen Schirmen aus glänzendem Messing, welche mittels Ketten im Maul von Fabelthieren hangen. Das Jagdzimmer zeigt, dass Bruno Pauls Kunst, durch geschickte Vertheilung weniger Flächen große Wirkungen zu erzielen, den Künstler des „Simplicissimus" auch bei Raumausstattungen nicht verlässt. Das goldige Rüsterholz der Täfelung, der Decke und des Mobiliars ist angenehm unterbrochen durch einen großen dunklen Intarsiafries, und die tiefe Farbe der Möbelbezüge vervollständigt die coloristische Wirkung des Zimmers. Die Räume haben etwas Urdeutsches, der Pankoks in seiner überall hervorquellenden Märchenphantasie, der Pauls durch eine echte deutsche Gemüthlichkeit.

Ein hübscher und klarer Aufsatz des Heftes entwickelt eine kurze Geschichte und Aesthetik der **modernen Tapete**. Morris und seine Nachfolger sind die ersten Künstler, die auf diesem Gebiete arbeiten. Der Tapetendruck in Form der Maschinenarbeit verhältnismäßig jung, ist eine industrielle Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts. Man begann damit, zunächst die Stoffe, mit denen man früher die Wände bespannt hatte, zu tapezieren. Morris war dann der erste, der den Papiercharakter betonte. Er cultivierte übrigens nur den Handdruck, was nicht hinderte, dass allmählich doch auch der Maschinendruck von ihm sich beeinflussen ließ. Morris und auch Crane sind nicht eigentlich gewerbliche Künstler gewesen. Beider Kunst ist mehr Liebhaberei. Sie brachten ihre erstaunlich fein compilierten Muster auf die Holzplatte, prüften liebevoll, auf Armeslänge, Form und Farbe, vertieften sich ins Detail und brachten schließlich Tapeten zustande, die wunderschön für Liebhabersammlungen, jedoch viel zu klein im Maßstabe für die Wand, nicht einfach genug in der decorativen Absicht sind. Die bedeutendsten Nachfolger sind Lewis F. Day und vor allem Voysey, der einzige, dessen Tapeten höheren Ansprüchen annehmbar erscheinen. Viele von seinen Mustern sind gute Hintergründe und erfüllen den Zweck der Tapete, dass man sie in angenehmer Weise **nicht** sieht. Aber auch er steckt noch tief im Detail. Die Ursache dafür, dass die englische Tapete im allgemeinen versagt, liegt in der übertriebenen Anwendung der Blume, vielmehr der naturalistischen Blume. Heute ist man sich einig, dass das Endziel jeder Decoration ornamentale Wirkung ist. Das vollkommenste Beispiel eines vernünftigen Tapetendecors geben die Belgier mit ihrer ganz abstracten Ornamentik: **Lemmen** und **van de Velde**. Von den Deutschen stehen **Behrens** und **Koloman Moser** ihren Principien am nächsten. Interessant vor allem als Persönlichkeiten sind **Eckmann** und **Leistikow**. — Das neueste Heft bringt einen sehr interessanten modernen Architekten. August **Endell**, der bekannte Aesthetiker einer neuen, reinen Formkunst, tritt hier mit den beiden ersten praktischen Verarbeitungen seiner Theorie auf. Atelier Elvira in München ist freilich schenßlich geworden, desto bedeutungsvoller scheint mir das Sanatorium zu Wyk auf För. Hier ist wirklich ein Zukunftsklang. Ein Volkssanatorium am Meere, ersonnen von einem fast anarchistisch eigenwilligen Geiste, der mit alter Tradition bricht und rein nach dem Stil einer neuen Zeit sucht.

Eine Notiz über die **Darmstädter Pläne** ergänzt sich durch das Sonderheft dieser Künstlercolonie in der „Deutschen Kunst und Decoration". **Olbrich** schreibt dort von ihrer „nächsten Arbeit" — der vielbesprochenen Häuserausstellung von 1901; man will eine ganze Colonie von Künstlerwohnungen aufbauen; in der Mitte ein großes allgemeines Künstlerhaus mit Ateliers, Restaurations- und Theaterräumen, rings herum eine kleine Villenstadt. Dort soll man zum erstenmale das Haus der Zukunft, von A bis Z eingerichtet, studieren können. Beachtenswert mehr als Symptom denn des Inhalts wegen sind **Behrens'** Ausführungen über decoratives Theater.

---

# Hyperbel.

Von Friedrich Kayßler.

. . . und darum wollen wir nicht aufhören und lustig sein, wenn sie auch draußen Krieg führen und weinen und um kleines feilschen und sich verleumden — wir wollen einander nicht kennen und hassen und verachten, sondern Seite an Seite tanzen in jubelndem Schritt, wir wollen die Tiefe unserer Augen nicht sehen, und uns nur anblitzen so im Vorüberfliegen beim Tanz, wir wollen nichts — wir wollen bloß eines vom anderen wissen, dass es da ist, fühlen, dass wir nicht allein durchtanzen, sondern neben einander, in jubelndem Schritt, durch diese lustige, weiche, fliehende Zeit . . .

So und ähnlich sangen ihnen die Gedanken in den Köpfen, als sie den Rasenhügel hinabsprangen, ein Durcheinander in hellen Mousselinkleidchen und lichtgrauen Jünglingsanzügen in harmloser Frühlingsfahrt.

Vor ihnen lagen im Abendsonnenschein die grünlichgrauen Trümmer eines alten Römerthores am Eingange der Stadt. Nun waren sie den Hügel hinab und lagerten sich auf dem grünen Plan. „Letztes Bivak vor der Heimat!" rief der kleine Jansen und setzte sich wie ein Türke vor Fräulein Mimi — „wollen wir Kartoffeln braten?"

„Ach ja, ein Kartoffelfeuer!" flötete ein romantisches kleines Fräulein.

„Nein, aber Jansen soll tanzen," schrie Mimi. „Jansen soll tanzen! Jansen muss tanzen! Jansen tanzen!" kam es von allen Seiten.

„Hier kann ich nicht," erklärte Jansen.

„Nationaltänze! Nationaltänze!" riefen die anderen.

„Hier auf dem Rasen geht es wahrhaftig nicht, sonst gerne Fräulein Lissi, schlagen Sie was anderes vor!"

Fräulein Lissi verschränkte die Händchen unter dem Kopf und starrte affectiert in den Abendhimmel: „Dann nehmen wir malerische Stellungen ein und schwärmen wir!"

„Ja, schwärmen wir!" riefen alle, stießen romantische Seufzer aus und gruppierten sich.

„O Brüder! O Schwestern!“ begann jetzt der blondlockige Anton Kersteppen im Schwärmerton, „sehet dort drüben das graue Denkmal gräulichen Alterthums! Cajus Julius Cäsar baute dieses Thor im Jahre Mzig vor Christus, im Anschluss an ein Castell —“

„Halt! Schrecklich! Oh! Oh!“ gröhlte alles, und der kleine Jansen bändigte den entsetzlichen Schwärmer, indem er ihm den Mund zuhielt.

„Nein, aber im Ernst,“ sagte Kersteppens blondes Schwesterlein, „es muss doch schrecklich gewesen sein bei den alten Römern. Mir gruselt's, wenn ich durch das Thor gehe; ich denke immer, es müsste noch Blut daran kleben.“

„Grässlich,“ sagte Minni, „ich möchte nicht Cäsars Frau gewesen sein.“

Der kleine Jansen lächelte siegesbewusst; es brannte ihm etwas auf der Zunge, aber er sagte nichts.

„Das war doch damals, wo man die Fische mit Menschen fütterte, damit sie besser schmecken sollten,“ ließ sich Lissi ängstlich vernehmen.

„Natürlich, und nach dem Fisch aßen sie Pfauenzungen — entsetzliches Zeitalter!“ ergänzte der lockige Kersteppen.

„Frechheit! der Kersteppen ist furchtbar frech!“ constatierte Minni, leise zu ihrer Nachbarin gewendet.

Der kleine Jansen strich seinen Schnurrbart: „Gott, das mit dem Fischefüttern war ja viel später, Fräulein Lissi, zur Kaiserzeit. Aber offen gestanden, verlockend ist mir der Gedanke auch nicht, in jener Zeit zu leben. Gott sei Dank! Wir Modernen sind doch bessere Menschen! Gott — interessant muss es ja gewesen sein —“

„Nein, es muss sogar schön gewesen sein,“ sagte jetzt einer aus dem Hintergrunde, und alle sahen sich erstaunt nach ihm um. Es war ein einsilbiger blasser junger Mann, an den man gar nicht mehr gedacht hatte. Wie war dieses altkluge Gesicht mit dem spöttischen Ausdruck eigentlich in diesen harmlosen Kreis gekommen? Er war zur Begleitung seines Schwesterchens mitgegangen, das, in den Arm einer Freundin gelehnt, träumerisch neben ihm saß.

Die scharfen Augen des jungen Mannes glitten fast verächtlich über die Gesichter seiner Altersgenossen, als er fortfuhr: „Schön muss es gewesen sein, sage ich Ihnen. Wenn ich an diesem Römerthor vorübergehe, denke ich mir nicht, dass unser einer in jene Zeit versetzt werden könnte, sondern wie es wäre, wenn jene Zeit einmal zu uns käme, mit all ihren Schrecken und großen Forderungen, wie erbärmlich wir alle dann dastehen würden! Viel Gräßliches gab es damals, aber dafür so viel Großes, was wir nicht mehr kennen. Oder gibt es bei uns heute noch eine Lucretia? Ist so etwas noch möglich?“

„Lucretia, was hat die gemacht?“ fragte die blonde Kersteppen leise ihren Bruder.

„Stille, Kleine“, war die Antwort, „das verstehst du nicht.“

„Ich begreife nicht,“ sagte der blasse junge Mann weiter, „wie man mit Grauen an jene Zeit denken kann. Ich für meine Person habe eine unbändige Freude daran, mir auszumalen, wie jammervoll wir uns alle anstellen würden, wenn jenes Zeitalter wirklich mit einemmal über uns kommen könnte, nur so, dass etwa Gott sich einen Spass mit uns modernen Würmern erlaubte: denken Sie sich, wenn Julius Cäsar jetzt im Abendsonnenschein auf seinem Triumphwagen mit vierzehn Rossen durch dieses Thor gebraust käme — wie wenige würden ihm Platz machen und rufen „Heil Cäsar!“, wie sich's gehört — wie wenige! Die meisten würden, unfähig ein solches Riesenschauspiel zu fassen, unwürdig dieses Schauspiel mitzuspielen, ohnmächtig vor seinen Pferden hinsinken und sich zermalmen lassen wie Würmer, und ihr letztes Röcheln würde sein: „das war nicht zeitgemäß!“ Und die allerwenigsten würden dem rasenden Laufe der Cäsarenrosse folgen können, um dann am Ziele zugegen zu sein, wenn Cäsar vom Wagen steigt — wer von den allerwenigsten würde dann wagen, ihm zu nahen und seinen Purpur zu küssen, wer würde es wagen, ihn zu berühren, Cäsar zu berühren, den furchtbaren, zweitausend Jahre alten Cäsar! Wer würde es wagen!!“

Eine Thurmuhr schlug von der Stadt herüber die gewöhnliche Abendessensstunde.

Die Gesellschaft erhob sich eilig; es war wie ein erleichtertes Aufathmen für alle.

Zu flüsternden Gruppen wanderten sie dem Römerthore zu, die Mädchen zusammengedrängt für sich, wie ein Häuflein erschreckter Lämmer, mit scheuen Blicken nach dem unheimlichen Redner, die Jünglinge mit süßsauren Mienen und gedämpftem Gespräch.

Ein Stück hinter ihnen kam, sein Schwesterlein am Arme, der blasse junge Mann und lächelte.

Als Minni am Arm ihrer Freundin Lissi das Römerthor passierte, schnippte sie mit dem Finger gegen das graugrüne Säulengestein und dachte: „Was kannst du mir anhaben, dummer Cäsar! bist ja lange todt!“ Dann hüpfte sie die Treppen und pfiff leise, aber kunstgerecht: „Noch sind die Tage der Rosen . . .“

—

# Plappertasche.

Von Anton Tschechow.

Einzige autorisierte Uebersetzung von Wladimir Czumikow.

Natalja Michajlowna, eine junge Frau, die am Morgen aus Jalta heimgekehrt war, aß zu Mittag und erzählte ihrem Mann, ohne ihr Zünglein auch nur eine Secunde stillstehen zu lassen, von den Herrlichkeiten der Krim. Der Mann blickte ihr begeistertes Gesicht voll Entzücken und Freude an und stellte nur ab und zu ein paar Fragen . . .

„Aber man sagt, das Leben soll dort furchtbar theuer sein?“

„Ja, wie soll ich dir sagen, Papachen? Meiner Ansicht nach wird darin stark übertrieben. Der Teufel ist nicht so schlimm, wie man ihn an die Wand malt. Ich, zum Beispiel, hatte mit Julija Petrowna ein sehr bequemes und anständiges Logis für zwanzig Rubel täglich. Alles, mein Schatz, hängt von der Kunst ab, sein Leben einzurichten. Natürlich, wenn man Ausflüge in die Berge macht . . . zum Beispiel auf den Aj-Petri . . . sich ein Pferd, einen Führer nimmt — ja, dann natürlich wird es theuer. Schrecklich theuer! Aber Wasiezka, was sind dort für Be—erge! Stell' dir vor, so hohe, hohe Berge, tausendmal höher als die Kirche . . . Oben ist nur Nebel, Nebel und Nebel . . . Unten riesige Felsen, Felsen und Felsen . . . Und die Pinien . . . Ach, ich mag nicht daran denken!“

„Aber, was ich sagen wollte . . . Unter anderem las ich hier in einer Zeitschrift von den dortigen Führern, den Tataren . . . So eine Schweinerei! Ist an ihnen denn wirklich etwas Besonderes d'ran?“

Natalja Michajlowna rümpfte verächtlich das Näschen und schüttelte mit dem Kopf.

„Gewöhnliche Tataren, nichts Besonderes . . .“ sagte sie. „Uebrigens habe ich sie nur flüchtig, von weitem gesehen . . . Man zeigte sie mir, aber ich gab nicht acht darauf. Ich habe, Papachen, immer ein Vorurtheil gegen alle diese Tscherkessen, Griechen . . . Mauren gehabt! . . .“

„Man sagt, dass sie furchtbare Don Juans sein sollen.“

„Vielleicht! Es gibt ja Frauenzimmer, die . . .“

Natalja Michajlowna sprang plötzlich auf, als wäre ihr etwas Schreckliches eingefallen, blickte eine halbe Minute lang den Mann mit erschrockenen Augen an und sagte, indem sie jedes Wort dehnte:

„Wasiezka, ich will dir nur sagen, was es für un—mo—ralische Frauen gibt! Ach, was für unmoralische! Und nicht etwa, weißt du, aus den unteren oder mittleren Ständen, nein, Aristokratinnen, diese aufgeblasenen bon—ton—Damen! Geradezu fürchterlich, ich traute meinen Augen nicht! So lang ich lebe, vergesse ich es nicht! Wie ist es nur möglich, sich so zu vergessen, dass . . . Ach, Wasiezka, ich will davon gar nicht sprechen? Nehmen wir zum Beispiel meine Reisegefährtin, Julija Petrowna . . . So einen guten Mann hat sie, zwei Kinder . . . gehört zur guten Gesellschaft, spielt sich immer als eine Heilige auf, und — plötzlich, kannst du dir denken . . .? Aber, Papachen, das bleibt natürlich entre nous. — Gibst du dein Ehrenwort, dass du es niemandem erzählen wirst?“

„Na, so etwas! Natürlich erzähle ich es niemandem.“

„Ehrenwort? Hörst du! Ich glaube dir . . .“

Die junge Frau legte die Gabel hin, machte ein geheimnisvolles Gesicht und begann im Flüsterton:

„Stell dir so etwas vor . . . Einmal reitet diese Julija Petrowna in die Berge . . . Es war ein wundervolles Wetter! Sie ritt mit ihrem Führer voraus, etwas weiter zurück folgte ich. Wir waren vielleicht so drei, vier Werst geritten, als plötzlich, verstehst du, Wasiezka, Julia aufschreit und sich nach der Brust fasst. Ihr Tatare greift sie um die Taille, sonst wäre sie aus dem Sattel gefallen . . . Ich reite mit meinem Führer zu ihr heran . . . Was ist? Was ist passiert? ‚Ach‘, schreit sie, ‚ich sterbe! Es wird mir schlecht! Ich kann nicht weiter!‘ Stell dir meinen Schreck vor! — Dann reiten wir zurück, sage ich. ‚Nein,‘ sagte sie, ‚Natalie, ich kann nicht zurückreiten! Wenn ich noch einen Schritt mache, so sterbe ich vor Schmerzen! Ich habe Krämpfe!‘ Und sie bittet und fleht mich und meinen Sulejman um Gotteswillen an, dass wir in die Stadt zurückreiten und ihr Hoffmann-Tropfen holen, die ihr helfen.“

„Wart 'mal . . . Ich verstehe dich nicht ganz . . .“ murmelte der Mann, sich die Stirn reibend. „Du sagtest doch zuerst, dass du diese Tataren nur von weitem gesehen hättest, und jetzt erzählst du mir von irgend einem Sulejman?“

„Du fängst wieder mit deinen Wortklaubereien an!“ sagte die Frau mit einer Grimasse, ohne auch nur im geringsten verlegen zu werden. „Ich kann so ein misstrauisches Wesen nicht vertragen! Nein, das kann ich nicht leiden.“

„Ich sage ja nichts, aber . . . wozu die Unwahrheit reden? Bist du mit dem Tataren geritten, so bist du geritten, und damit basta. Aber . . . wozu solche Ausflüchte?“

„Hm! . . . So komisch zu sein!“ empörte sich die junge Frau. „Auf Sulejman eifersüchtig! Ich möchte doch wissen, wie du ohne Führer in die Berge geritten wärst! Ich kann es mir vorstellen! Wenn du die dortigen Verhältnisse nicht kennst und das nicht begreifst, so schweig lieber. Sei still und schweig! Ohne Führer kann man dort nicht einen Schritt machen.“

„Natürlich!“

„Bitte dieses dumme Lächeln zu unterlassen! Ich bin dir nicht irgend eine Julija ... Ich vertheidige sie auch nicht, aber ich ... hm! Wenn ich mich auch nicht als Heilige aufspiele, so habe ich mich doch noch nicht so weit vergessen. Mein Sulejman durfte die Grenze nicht überschreiten ... Ne—in! Julijas Mametkul pflegte bei ihr die ganze Zeit zu sitzen, bei mir aber hieß es, wenn des Abends die Uhr elf schlug, sofort: ‚Sulejman, marsch! Gehen Sie!‘ Und mein dummes Tatarchen geht auch. Ich hielt ihn streng, Papachen ... Sobald er 'mal wegen des Geldes oder sonst irgend was zu knurren begann, kam ich ihm gleich: ‚Wie? Wa—as? Wa—a—as?‘ Gleich fiel ihm das Herz in die Hosen ... Ha—ha—ha ... Augen hatte er, schwarz, pechschwarz, wie eine Kohle, verstehst du, Wasiezka, ein tatarisches Fratzchen, so dumm und komisch ... Ich hielt ihn stramm! So!“

„Ich kann es mir vorstellen ...“ brummte der Gatte, während er Brodkügelchen rollte.

„Dummer, Wasiezka! Ich weiß ja, was du für Gedanken hast! Ich weiß, was du denkst ... Aber ich versichere dich, dass er bei mir sogar während der Ausflüge die Grenzen nicht überschreiten durfte. Wir reiten zum Beispiel in die Berge oder zum Wasserfall Ujezan-Su, und ich sage ihm stets: ‚Sulejman, hinten reiten! Na!‘ Und immer ritt er hinten nach, der Aermste ... Sogar während ... sogar an den allerpathetischesten Stellen pflegte ich ihm zu sagen: ‚Und trotzdem darfst du nicht vergessen, dass du nur ein Tatar bist, während ich die Frau eines Staatsraths bin!‘ Ha—ha ...“

Die junge Frau begann zu lachen, sah sich dann schnell um, machte ein erschrockenes Gesicht und fuhr fort zu flüstern:

„Aber Julija! Ach diese Julija! Ich verstehe, Wasiezka, warum soll man nicht etwas Spaß machen, warum soll man sich nicht eine Erholung nach der Leere des gesellschaftlichen Lebens gönnen? Das geht ja alles ... spasse und erhole dich, soviel du willst, niemand wird es verurtheilen. Aber so etwas ernst zu nehmen, Scenen zu machen ... nein, sag' was du willst, das verstehe ich nicht! Stell' dir vor, sie war eifersüchtig! Na, ist so etwas nicht dumm? Einmal kommt zu ihr der Mametkul, ihre Passion ... Sie war nicht zu Hause ... Nun, ich rief ihn zu mir herein ... wir kamen ins Gespräch, dies und jenes ... sie sind ja, weißt du, zu komisch! So vergieng ganz unvermerkt der Abend ... Plötzlich stürzt Julija herein ... überfällt mich, und Mametkul ... macht uns eine Scene ... Pfui! So etwas verstehe ich nicht, Wasiezka!“

Wasiezka räusperte sich, runzelte die Stirn und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ein lustiges Leben führtet Ihr dort, das muss man sagen!“ brummte er mit einem verächtlichen Lächeln.

„Na, wie das du—umm ist!“ sagte Natalja Michajlowna gekränkt. „Ich weiß, woran du denkst! Du hast immer solche schmutzige Gedanken! Nun, dann werde ich dir eben nichts erzählen. Nein!“

Die junge Frau warf schmollend die Lippen auf und verstummte.

## Stimmen aus dem Publicum.



## Das neue Wiener Communal-Anlehen.

Die neue **vierprocentige Anleihe** der Commune Wien im Nominalbetrage von

### dreißig Millionen Kronen

zur Deckung des Erfordernisses für den Bau und Betrieb

### städtischer Elektricitätswerke

ist in den Handel gebracht worden.

Die Anleihe wird mit 4% jährlich verzinst. Die Zahlung der Zinsen erfolgt in halbjährigen, am 1. April und am 1. October nachhinein fälligen Raten.

Die Rückzahlung erfolgt nach dem den Schuldverschreibungen beigedruckten Tilgungsplane innerhalb 90 Jahren.

Der Stadt Wien bleibt das Recht vorbehalten, vom Jahre 1910 angefangen, jeweilig auch eine größere, als die im Tilgungsplane festgesetzte Anzahl von Schuldverschreibungen auszulosen oder auch alle noch im Umlaufe befindlichen Theilschuldverschreibungen halbjährig aufzukündigen und zur Rückzahlung zu bringen.

Auf Grund des Gesetzes vom 8. April 1900, R. G. Bl. Nr. 71, sind die Schuldverschreibungen und Coupons dieses Anlehens von der **Entrichtung der Stempel- und unmittelbaren Gebühren befreit,** und es können diese Schuldverschreibungen zur fruchtbringenden Anlage von Capitalien der Stiftungen, der unter öffentlicher Aufsicht stehenden Anstalten, dann von **Pupillar-Fideicommiss- und Depositengeldern,** und zum Börsencurse jedoch nicht über deren Nennwert, zu **Dienst- und Geschäftscautionen** verwendet werden.

Zufolge Gemeinderathsbeschlusses vom 9. März 1900, Z. 2682, verpflichtet sich die **Gemeinde Wien,** die nach dem Gesetze vom 25. October 1896, R.-G. Bl. Nr. 220, von den Zinsen dieser Schuldverschreibungen zu entrichtende **Rentensteuer** auf die Dauer ihres gesetzlichen Bestandes **selbst zur Zahlung zu übernehmen.**

Die Coupons und die verlosten oder gekündigten Schuldverschreibungen werden demnach **ohne Abzug** irgendwelcher derzeit bestehender Steuern oder Gebüren bei der Hauptcasse der Stadt Wien oder bei der Oesterreichischen Länderbank in Wien oder bei den mittels besonderer Kundmachung bezeichneten Stellen des In- und Auslandes eingelöst.

# PROSPECT.

## Königl. ungar. 4procent. Staats-Rentenanleihe in Kronen v. J. 1900 im Nominalbetrage von 120,000.000 K.

### Kundmachung.

Der Königlich ungarische Finanzminister wurde durch § 1 des Gesetzartikels VIII vom Jahre 1900 ermächtigt zur Beschaffung: a) jenes Theiles des im § 7 des Gesetzartikels XXX vom Jahre 1897 zu beschaffenden Betrages von 86,817.792 Kronen, welcher nach der auf Grund desselben Paragraphen erfolgten Begebung 3½procentiger Rentenobligationen unbedeckt geblieben ist, d. i. von 31,917.792 Kronen, b) der 390.238 Kronen betragenden Emissionskosten der auf Grund des § 7 des Gesetzartikels XXX vom Jahre 1897 ausgegebenen Rentenobligationen im Nominalwerte von 60,000.000 Kronen, endlich c) der auf Grund des Gesetzartikels XXX vom Jahre 1897 in den Staatsvoranschlägen der Jahre 1898, 1899 und 1900 für Eisenbahn-Investitionen präliminierten Beträge von zusammen 74,800.000 Kronen, im ganzen daher zur Beschaffung von 107,108.030 Kronen auf die Kronenwährung lautende 4procentige steuerfreie Rentenobligationen auszugeben.

Der Königlich ungarische Finanzminister hat den Höchstbetrag der sonach zu emittierenden Anleihe auf Nominale Kronen 120,000.000 festgesetzt.

Die Schuldverschreibungen lauten auf den Inhaber und sind in: 2.000 Abschnitten lit. A (Nr. 200.001—202.000) zu je 100 Kronen, 4.000 Abschnitten lit. B (Nr. 300.001—304.000) zu je 200 Kronen, 14.000 Abschnitten lit. C (Nr. 224.001—238.000) zu je 500 Kronen, 96.000 Abschnitten lit. D (Nr. 570.001—666.000) zu je 1.000 Kronen, 1.600 Abschnitten lit. E (Nr. 30.001—31.600) zu je 10.000 Kronen ausgefertigt. Dieselben sind bis auf die betreffs des Datums, der Gesetzescitierung und der Unterschriften naturgemäß sich ergebenden Veränderungen mit den auf Grund des Gesetzartikels XXI vom Jahre 1892 ausgegebenen 4procentigen Staats-Rentenanleihe-Schuldverschreibungen in jeder Beziehung gleichlautend. Die Stücke sind sonach in ungarischer, deutscher, französischer und englischer Sprache ausgefertigt, tragen in Facsimile die Unterschriften des Königlich ungarischen Finanzministers, des Directors der Königlich ungarischen Staats-Centralcassa und des Vorstandes der Kön. ungar. Credit-Buchhaltung, sowie die handschriftliche Unterzeichnung eines Controlbeamten.

Die Schuldverschreibungen werden mit 4% für's Jahr in halbjährlichen Raten, vom 1. December 1899 beginnend, am 1. Juni und 1. December jedes Jahres nachhinein verzinst. Die Schuldverschreibungen sind mit Zinscoupons für zehn Jahre versehen, sowie mit einem Talon, gegen welchen seinerzeit die neuen Couponsbogen bei den Zahlstellen kostenfrei erhoben werden können. Nach den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen ist dem Königlich ungarischen Finanz-Ministerium das Recht vorbehalten, die Anleihe jederzeit ganz oder theilweise nach vorhergegangener Kündigung mindestens in dreimonatlicher Frist zum Nennwerte zurückzuzahlen. Die Schuldverschreibungen, sowie die an denselben befindlichen Zinscoupons sind von allen bestehenden ungarischen Stempeln, Gebühren und Steuern befreit, und wird denselben die vollkommene Stempel-, Gebühren- und Steuerfreiheit auch für die Zukunft zugesichert, so dass die Coupons ohne jeden Abzug eingelöst werden. Die Coupons verjähren nach sechs Jahren, die Schuldverschreibungen nach zwanzig Jahren, erstere von ihrem Fälligkeitstermine, letztere von dem für ihre Rückzahlung bestimmten Termine an gerechnet. Der Inhaber kann die Zinsen, sowie den Betrag der etwa gekündigten Schuldverschreibungen gegen Einlieferung der fälligen Zinscoupons, bezw. der gekündigten Schuldverschreibungen nach seiner Wahl erheben:

bei den Zahlstellen in den **Ländern der Königlich ungarischen Krone**, sowie bei den Zahlstellen in **Wien**, in Kronen der mit Gesetzartikel XVII vom Jahre 1892 festgesetzten Kronenwährung; in **Berlin** und **Frankfurt a. M.** in Mark D. R.-W. zum jeweiligen Wechselcurse, zu welchem der Rembours erfolgt; in **Amsterdam** in holländischen Gulden zum jeweiligen Wechselcurse, zu welchem der Rembours erfolgt, und zwar: bei der **Königlich ungarischen Staats-Centralcassa** in **Budapest** und bei den **Königlich ungarischen Staatscassen** in **Budapest** und **Agram**, sowie bei sämmtlichen **Königlich ungarischen Steuerämtern**; ferner bis auf Weiteres:

in **Budapest** bei der **Ungarischen Allgemeinen Creditbank**,
„ **Wien** „ „ **K. k. priv. Oesterreichisch n Credit-anstalt für Handel und Gewerbe**,
„ „ „ **K. k. priv. allgemeinen österreichischen Boden-Creditanstalt**,
„ „ dem Bankhause **S. M. v. Rothschild**,
„ **Berlin** „ der **Direction der Disconto-Gesellschaft**,
in **Berlin** bei dem Bankhause **S. Bleichröder**,
„ „ „ „ **Mendelssohn & Co.**,
„ „ der **Bank für Handel und Industrie**,
„ **Frankfurt a. M.** „ dem Bankhaus **M. A. von Rothschild & Söhne**,
„ **Amsterdam** „ der von dem Bankhause S. M. v. Rothschild in Wien zu bezeichnenden Stelle und bei den sonstigen hiezu von dem Königlich ungarischen Finanzministerium beauftragten Stellen.

Alle Bekanntmachungen, welche sich auf die Königlich ungarische steuerfreie 4procentige Staats-Rentenanleihe in Kronen beziehen, werden außer im „Budapesti Közlöny“ und in der „Wiener Zeitung“, auch in vier ausländischen Zeitungen, darunter zwei Berliner und eine Frankfurter, veröffentlicht.

Budapest, am 12. Mai 1900.

Der Königlich ungarische Finanzminister: **Lukács** m. p.

Unter Bezugnahme auf die vorstehende Kundmachung Sr. Excellenz des Herrn Königlich ungarischen Finanzministers wird der Betrag von Nominale 70,000.000 Kronen Königlich ungarische 4procentige Staatsrenten-Anleihe vom Jahre 1900 zur Subscription aufgelegt.

**Die Subscription findet am Mittwoch der 23. Mai 1900**

während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden unter den an betreffenden Plätzen bekanntzugebenden Bedingungen statt:

**bei der Königlich ungarischen Staatscentral-Cassa in Budapest, den Königlich ungarischen Staatscassen in Budapest und Agram und bei sämmtlichen ungarischen Steuer-Aemtern;**

ferner: in Budapest bei der Ungarischen Allgemeinen Creditbank,
„ Wien „ S. M. v. Rothschild,
„ der K. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,
„ „ K. k. privilegirten allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt,
„ Brünn, Karlsbad, Lemberg, Prag, Reichenberg, Triest und Troppau bei den Filialen der K. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe, außerdem:

in **Berlin** bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft**, **S. Bleichröder**, **Mendelssohn & Co.** und der **Bank für Handel und Industrie**,
„ **Frankfurt a. M.** „ **M. A. von Rothschild & Söhne** und der **Filiale der Bank für Handel und Industrie**,
„ **Köln** „ **Sal. Oppenheim jun. & Co.**,
„ **Hamburg** „ der **Norddeutschen Bank in Hamburg**, **L. Behrens & Söhne** und **M. M. Warburg & Co.**,
„ **Breslau** „ **E. Heimann** und **G. v. Pachaly's Enkel**,
„ **Amsterdam** „ **L. Auerbach**, bei **Lippmann, Rosenthal & Co.** und der **Amsterdam'schen Bank**,
„ **Brüssel** „ **L. Lambert** und der **Banque de Bruxelles**.

Für die Subscriptionen in Budapest, Wien, Brünn, Karlsbad, Lemberg, Prag, Reichenberg, Triest und Troppau gelten folgende Bedingungen: 1. Der Subscriptionspreis ist auf 91% zuzüglich der Stückzinsen zu 4% vom 1. Juni 1900 bis zum Tage der Abnahme berechnet, festgesetzt. 2. Die Subscription erfolgt mittels des für dieselbe bestimmten Anmeldungs-Formulares, welches bei den vorgenannten Stellen kostenfrei erhältlich ist. Einer jeden Subscriptionsstelle ist die Befugnis vorbehalten, nach ihrem Ermessen die Höhe des Betrages jeder einzelnen Zutheilung zu bestimmen. 3. Bei der Subscription ist eine Caution von fünf Procent des Nominales zu hinterlegen, und zwar entweder in Barem oder in solchen nach dem Tagescurse zu veranschlagenden Effecten, welche die betreffende Subscriptionsstelle als zulässig erachtet. 4. Die Zutheilung wird sobald als möglich nach Schluss der Subscription unter Benachrichtigung der Zeichner erfolgen. Im Falle die Zutheilung weniger als die Anmeldung beträgt, wird die überschießende Caution unverzüglich zurückgegeben. 5. Die zugetheilten Obligationen, deren erster anhaftender Coupon am 1. December d. J. fällig wird, sind durch die Zeichner **vom 5. Juni d. J. ab bis längstens 15. August d. J. abzunehmen.** Es wird jedoch den Zeichnern freigestellt, die ihnen zugetheilten Obligationen innerhalb dieser Frist auch in Theilbeträgen von nicht unter 5000 Kronen zu beziehen. Nach vollständiger Abnahme wird die hinterlegte Caution verrechnet, beziehungsweise zurückgegeben. 6. Anmeldungen auf bestimmte Abschnitte der Anleihe können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies nach Ermessen der Zeichnungsstelle mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich ist. 7. Die Abnahme hat bei derselben Stelle zu geschehen, bei welcher gezeichnet wurde.

Budapest und Wien, im Mai 1900.

**S. M. v. Rothschild.** | **Ungarische allgemeine Creditbank.**

K. K. priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe. | K. K. privilegierte allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt.

Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 26. Mai 1900. Nummer 295.

## Fauler Zauber.

Einer der wirkungsvollsten Tries der Excentric-Komiker ist der dumme Hercules mit der Keule, der, so oft er mit der gewaltigen Waffe herzhaft zuschlägt, regelmäßig daneben haut, seiner ganzen Länge nach hinfällt und sich an der eigenen Keule den eigenen Kopf jämmerlich wund drückt, während der flinke Schwächling, den er treffen will, hohnlachend entwischt. Diesen Excentric-Komikern machen die österreichischen Regierungen der letzten Jahre erfolgreich Concurrenz. In der That, unendlich komischer als irgend ein Excentric-Komiker sind diese österreichischen Regierungen anzusehen, die fort und fort das arme, machtlose Parlament mit den grauenhaftesten Drohungen verfolgen, die unheimlichsten Machtmittel gegen die widerspenstigen Parteien in Bewegung setzen und dabei nur sich selbst halb todt geschlagen haben, während die parlamentarischen Parteien immer zuversichtlicher und respectloser werden.

Zu Badenis und Thuns seligen Zeiten war es die Keule des § 14, mit der die Regierungen Angst und Schrecken bei den Parlamentariern verbreiten wollten. Die politischen Philosophen ohne Gehirn, welche die officiösen Wahrheiten erzeugen, wurden damals nicht müde, die Parlamentarier vor dem § 14 zu warnen, der sich, wenn einmal einige Zeit lang prakticiert, einleben und so und den ganzen Parlamentarismus überflüssig machen könnte. Nun ist der § 14 seit drei Jahren schon in Uebung, und überflüssig geworden sind dabei nur die Minister, denen er bloß eine unterschreibende Thätigkeit freiläßt, die, wie das Ministerium Wittek gezeigt hat, auch durch Sectionschefs und im Nothfalle selbst durch hierzu commandierte Ministerialconcipisten ausreichend besorgt werden kann. Das Parlament und die Parlamentarier sind dabei in der Wertschätzung der Regierungen immer höher gestiegen. So unterwürfig sind österreichische Abgeordnete von einer österreichischen Regierung noch nie behandelt worden, wie vom Ministerium Koerber die Mitglieder des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses, das durch anhaltende dreijährige Obstruction sein Recht auf Existenz schon längst verwirkt haben müßte, wenn die officiösen Wahrsager Recht behalten sollten. An diese ihre eigene Irrlehre scheinen aber nur die Regierungen selbst geglaubt zu haben. Durch die unsanfte Pädagogik der Thatsachen sind sie mittlerweile belehrt worden, dass der § 14 mehr als irgend wen anderen sie selbst verletzt, da er ihnen das Schuldenmachen und damit in dieser Zeit der leeren Staatscassen die Existenz erschwert. Heute drohen sie denn auch nicht mehr uns anderen mit dem § 14, sondern, wie die Beispiele Clary und Koerber zeigen, fürchten sie sich selbst vor ihm.

An Stelle dieser ist später eine andere Drohung getreten, das ist die Drohung mit dem Absolutismus oder dem absolutistischen Zwischenspiel, während dessen die Regierung ein Sprachengesetz und eine neue parlamentarische Geschäftsordnung octroyieren soll, um sich so einen zukünftigen Parlamentarismus ohne Obstruction und ohne das der Regierung selbst bereits lästig gewordene § 14 Regime zu sichern. Auch dieser faule Zauber verliert, je öfter er vorgeführt wird, desto mehr seine Schrecken. Es zeigt sich, dass so wie auf finanziellem Gebiet ohne Parlament nur schwebende Schulden, so auf legislativem Gebiet ohne Parlament nur schwebende Gesetze möglich sind. Ein octroyiertes Sprachengesetz und eine octroyierte Geschäftsordnung würden sich als formale Rechtsacte von den Badeni'schen Sprachenverordnungen und der Lex Falkenhayn nur durch die größere Anzahl von Unterschriften unterscheiden. Aber die Illegalität und der Zwangscharakter, also jene Eigenschaften, die dem Widerstand gegen jene Verordnungen und jene Lex erst seine eigentliche Kraft gegeben haben, hätten das octroyierte Sprachengesetz und die octroyierte Geschäftsordnung mit ihnen gemein. Welche Partei immer nach solchen Octrois aus der ganzen politischen Constellation Grund zur Obstruction gewinnen würde, der könnte man zum absolutistischen Zwischenspiel nur gratulieren, das ihren Kampf mit der Glorie der Legalität schmücken würde, der Regierung aber müsste man condolieren, wenn sie sich solcherart für alle künftigen Kämpfe von vorneherein vor jeder rechtlichen Empfindung selbst ins formale Unrecht gesetzt hätte. Es ist eben abermals eine officiöse Irrlehre, dass die Gesetze ihre verbindliche Kraft aus den Unterschriften und der amtlichen Promulgation ziehen. Glaubt die Regierung daran und handelt sie, indem sie octroyiert, darnach, dann wird nur sie selbst es sein, die von ihrer eigenen absolutistischen Keule ihre Schläge abbekommt.

Ein Schimmer dieser Erkenntnis scheint freilich der Regierung schon aufgegangen zu sein. Denn die absolutistischen Drohungen, die zu Thuns Zeiten noch alle officiösen Blätter erfüllten, sind jetzt nur mehr selten zu hören. Herr Dr. v. Koerber hat sich an ihrerstatt eine neue Keule angeschafft. Er droht mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses. Die Auflösung ist nun freilich für die Abgeordneten eine halsbrecherische Gefahr, aber nur, wenn ihre Wählerschaft regierungsfreundlicher ist als sie. Ist das nun jetzt der Fall? Eine kurze Erwägung gibt die Antwort. Die deutschen Minoritätsparteien hätten sich, wie allbekannt, nie den anfangs noch unabsehbaren Mühsalen der Obstruction unterzogen, und sie hätten zwischendurch hundertmal die Obstruction wieder aufgegeben, wenn nicht ihre Wählerschaft sie zur Obstruction bis ins Blitzblaue förmlich gezwungen hätte. Nicht minder bekannt ist es, dass die Jungczechen, da sie im Obstruieren lau waren, in der Wählerschaft zusehends an Boden verloren, bis sie sich neuestens zu einer strammeren Obstructionstaktik aufrafften, die ihnen nun auch in ihrer Wählerschaft wieder einen festeren Rückhalt verschafft hat. Eine Auflösung des Hauses würde aller Voraussicht nach die wohlverdienten Obstructionisten auf deutscher und czechischer Seite, nur um die Lorbeeren eines siegreichen Wahlfeldzugs bereichert, ins Haus zurück- und an Stelle einiger minder obstructionsfester Abgeordneter vielleicht noch ein paar radicale Politiker mehr neu ins Haus hineinbringen. Unter solchen Umständen muss die Androhung einer Auflösung nicht nur fruchtlos bleiben, sondern für die Regierung schlechtweg schädlich wirken. Denn nur solange die Abgeordneten sich ihrer Mandate für die ungekürzte Legislaturperiode sicher glauben, werden sie, wenn überhaupt, es wagen, regierungsfreundlicher zu sein als ihre Wähler. In dem Augenblick, wo sie durch das Wort Auflösung aus ihrer Ruhe und Mandatssicherheit aufgescheucht werden, ist es mit allen gouvernementalen Anwandlungen vorbei. Im Gedanken an eine möglicherweise nahe bevorstehende Abrechnung vor den Wählern wird auch der zahmste Abgeordnete ein reißendes Oppositionsthier. In Wahrheit hat Herr Dr. v. Koerber mit diesem einen Wort Auflösung alle Besserungsmöglichkeiten verspielt. Seitdem sie durch Herrn Dr. v. Koerbers Weisheit gezwungen worden sind, wieder an die Wahlkämpfe zu denken, können selbst die gemäßigten Jungczechen nicht mehr aus ihrer actuellen, die Deutschen nicht mehr aus der latenten Obstructionsstellung heraus, die sie jetzt einnehmen, wenn sie nicht den Radicalen dies- oder jenseits bei den Wahlen zum Opfer fallen sollen.

Der Auflösungsrummel war wirklich das Unvernünftigste, was Herr Dr. v. Koerber jetzt noch anrichten konnte. Freilich, er hat's anders gemeint. Er hat vielleicht wirklich gemeint, dass die Wählerschaft dort und da regierungsfreundlicher ist als ihre Abgeordneten. Er kann diese Meinung abermals aus den officiösen Blättern, er kann sie aus den Kundgebungen officiöser Corporationen, er kann sie aber auch aus seinen eigenen Reden geschöpft haben, in denen er ja immer im Namen der „Bevölkerung" das Wort gegen die obstructionssüchtigen Abgeordneten führt. Wenn dem so ist, dann ist die Regierung nur abermals das Opfer ihrer eigenen Irrlehren, die sie durch eine corrumpierte öffentliche Meinung solange vergebens der Bevölkerung einzuimpfen versucht hat, bis schließlich sie selbst — und nur sie allein zu ihrem eigensten Schaden — von ihnen inficiert worden ist. K.

---

## Die revolutionäre Bewegung in Spanien.

Blutige Ereignisse haben in den letzten Wochen wieder der Welt Kunde von dem gefährlichen Zustand gegeben, in welchem sich Spanien seit dem amerikanischen Krieg versetzt sieht. Es handelt sich diesmal nicht um vorübergehende kleine Aufregungen, sondern um tiefwurzelnde Uebel, für welche bisher jede Aussicht auf Abhilfe fehlt. Analysiert man die Ursachen, so geräth man auf zwei ursprünglich von einander getrennte, dann aber im Verlauf der Dinge ineinander zusammenfließende und sich gegenseitig verstärkende Strö-

mungen: die alte politische Unzufriedenheit der Provinz Catalonien, die sogenannte catalonische Bewegung, die neuerdings wieder ganz ungeahnte Dimensionen angenommen hat; und die allgemeine wirtschaftliche Unzufriedenheit ganz Spaniens, die seit dem Krieg besonders die Kreise der Handels- und Gewerbetreibenden ergriffen und in den Handelskammern des Landes ihre Wortführer gefunden hat. Wie beides zusammengewirkt hat, wird sich in der folgenden chronologischen Aneinanderreihung der Thatsachen bald zeigen.

Den äußeren Anlass zu den letzten Unruhen in Catalonien hat die vom Minister des Innern Herrn Dato am 4. d. M. dorthin unternommene Reise geliefert. Dato gab an, er wolle in der gewerbfleißigsten Landschaft Spaniens die Arbeiterfrage studieren und zuverlässiges Material für seinen Plan socialer Reform sammeln. Sein eigentlicher Zweck war jedoch, die öffentliche Meinung in Catalonien auf die Probe zu stellen. Es war dies ein unkluges Beginnen, denn alle catalonischen Blätter hatten, als die Absicht des Ministers bekannt wurde, ihm einen äußerst unfreundlichen Empfang in Aussicht gestellt. Die gewagtesten Voraussetzungen sind jedoch noch hinter den Thatsachen zurückgeblieben. Wenn man die Zeitungsberichterstatter, die ihn auf seiner Rundreise begleiteten, hört, so muss man sich sagen, dass wohl kaum jemals ein Minister so vielen Demüthigungen und Insulten ausgesetzt gewesen ist, wie sie ihm in Catalonien überall dort, wohin er den Fuß setzte, zutheil geworden sind. In der Fabriksstadt Tarrasa gieng man in der Unhöflichkeit soweit, ihn aus dem Casino, in das er eingeladen war, geradezu wieder hinaus zu complimentieren, und der Besuch in Sabadell konnte einfach aus dem Grunde nicht ausgeführt werden, weil die Fabrikanten sämmtliche Fabriken geschlossen hatten. In Barcelona und den übrigen Städten, in welchen er Aufenthalt nahm, wurde er mit den gröbsten Schmährufen, mit Pfeifen und Steinwürfen empfangen. Die wüthenden Volksmassen hätten sich sogar an ihm vergriffen, wäre er nicht durch die bewaffnete Macht geschützt gewesen. In Tarrasa, wo Herr Dato am 9. d. M. einkehrte, wurde das Verdeck seines Wagens durch Steinwürfe förmlich durchlöchert, wobei mehrere Personen, die ihn begleiteten, darunter der Marquis von Portago, verletzt wurden. Schon bei der Repression dieser Tumulte, die der Besuch des Ministers in den verschiedenen catalonischen Städten erzeugte, waren Hunderte von Personen verwundet und ebensoviele verhaftet worden. Am 10. d. M. ließ Herr Dato des grausamen Spiels genug sein und kehrte schleunig nach Madrid zurück.

Man glaubte, nunmehr werde die Ruhe in Catalonien wieder eintreten, aber diese Voraussetzung traf leider nicht zu. Den Anlass zu weiteren Ruhestörungen, nicht nur in Catalonien, sondern auch im übrigen Spanien, lieferte die auf den 10. d. M. anberaumte und an diesem Tage thatsächlich erfolgte Schließung aller Fabriken und Geschäftslocale, durch welche die Handel- und Gewerbetreibenden ihren Unwillen kundgeben wollten. Trotzdem die Regierung umfassende polizeiliche und militärische Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen hatte, ist es doch fast überall zu Unruhen gekommen. In Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens, und in Valencia errichtete das empörte Volk Barricaden; es kam zu blutigen Straßenkämpfen, und viele Todte und Verwundete blieben auf dem Platze. Die Behörden haben es nicht für angezeigt gefunden, authentische Auskünfte über die Ereignisse in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Man weiß also nur, was seinerzeit von privaten Seiten aus Barcelona gemeldet wurde. Darnach hätten die Aufrührer von Balkonen und Dächern herab auf die Gendarmen geschossen, letztere haben sich vertheidigt und mit ihren Mausergewehren auf jeden, der sich eben blicken ließ, angelegt. Man habe gesehen, dass verschiedene Aufrührer todt oder verwundet zusammenbrachen, und auch auf den Straßen hätten zahlreiche Blutspuren darauf hingewiesen, dass trotz der Dunkelheit — die Laternen waren vorher zertrümmert worden — gut gezielt worden war. Die Telegramme aus Barcelona brachen mit der Erwähnung des Umstandes ab, dass der Militärgouverneur an der Spitze eines Bataillons Pionniere erschien und die Barricaden einnahm und zerstörte. Die ganze Umgegend von Barcelona wurde militärisch besetzt. In den umliegenden Ortschaften wurde eine größere Anzahl von Leuten verhaftet, die, mit Feuerwaffen versehen, sich angesammelt hatten, um die in der Hauptstadt Cataloniens zum Ausbruch gekommene Bewegung zu unterstützen. Diese Thatsache genügt für sich allein, um die in Catalonien herrschende Stimmung zu beleuchten. In Sevilla zählte man etwa 40 Verwundete; das Volk griff hier das Militärcasino mit Schüssen und Steinwürfen an und zertrümmerte fast alle Straßenlaternen. In dem Vororte Triana wurden die Zollhäuschen in den Guadalquivir geworfen. Aehnliches wird aus Huelva berichtet; in Segovia, Zaragoza, Cadix, Valladolid und Bilbao kam es ebenfalls zu Verwundungen und Verhaftungen.

Die ministerielle „Epoca" erblickt die Bedeutung der Kundgebung nicht in dem Ladenschluss an sich, sondern sieht ihn als eine Vorbereitung für die allgemeine Steuerverweigerung an, zu der ein Aufruf des Verbandes aller Handelskammern des Landes alle Bürger Spaniens auffordert. Der genannte Verband, die „Union Nacional", wurde kurz nach Ausgang des unglücklichen spanisch-amerikanischen Krieges ins Leben gerufen, zu dem Zwecke, um durch eine gründliche Reform der öffentlichen Verwaltung und große Abstriche im Budget, zu denen die Regierung eventuell gezwungen werden sollte, die Wiedergeburt Spaniens vorzubereiten. Die Vertreter der Union hielten in Zaragoza zuerst und sodann in Valladolid Versammlungen ab, in denen die Lage des Landes allseitig beleuchtet und gründliche Reformen vorgeschlagen wurden. Silvela, als er noch nach der Macht strebte, suchte sich die Handelskreise dienstbar zu machen und versprach wiederholt der Union, ihr Programm zu dem seinigen zu machen und die sofortige Durchführung desselben zu bewerkstelligen, sobald er zur Regierung gelangt wäre. Nachdem er aber einmal, von der Gunst der Handelskreise getragen, das Heft in die Hand bekommen hatte, kehrte er ihnen den Rücken und schob die Einführung von durchgreifenden Reformen auf die lange Bank. Nun wurde die Union ihm feindlich gesinnt und beschloss, alle Hebel anzusetzen, um ihn zu stürzen. Das zu diesem Ende von ihr als wirksamstes auserlesene Mittel ist die Steuerverweigerung. Schon im vorigen Sommer nahmen die Steuerverweigerungen, besonders in den catalonischen Provinzen, einen sehr bedrohlichen Charakter an. Es kam schon damals in Barcelona, Tarragona, Gerona, Lerida zu Unruhen, die nur durch starke Militäraufgebote unterdrückt werden konnten, und wochenlang war der Belagerungszustand über die Landschaft verhängt. Den jüngsten Unruhen in Catalonien ist nun wiederum durch außerordentliche Maßnahmen ein Ende gemacht worden. Der Belagerungszustand ist über die vier catalonischen Provinzen, sowie Valencia verhängt worden, und so ist denn momentan die äußere Ordnung wieder hergestellt worden. Der Generalcapitän von Barcelona, Manuel Delgado, hat an allen Straßenecken eine Verordnung anschlagen lassen, deren drakonischer Inhalt wohl geeignet ist, einschüchternd auf die Kreise zu wirken, die geneigt wären, neue Ruhestörungen ins Werk zu setzen. Gemäß der genannten Verordnung werden alle Vergehen gegen die Sicherheit des Landes und die öffentliche Ordnung — und als solche werden die Aufforderung zur Steuerverweigerung vermittels der Presse, die Steuerverweigerung selbst und das Singen des catalonischen Trutzliedes „Els Segadors" („Die Schnitter") betrachtet — durch das Kriegsgericht abgeurtheilt, und die Urtheilssprüche des letzteren sofort standrechtlich vollstreckt werden.

Auch im übrigen Spanien ist die Ruhe nicht wieder gestört worden, obschon nicht zu verkennen ist, dass im ganzen Lande revolutionäre Luft weht. Der Handelsverband ist entschlossen, die Regierung bis aufs äußerste zu bekämpfen und die Steuerverweigerung trotz allen ihr in den Weg gelegten Hindernissen durchzuführen. Anderseits ist aber auch das Cabinet Silvela angeblich fest entschlossen, seine Stellung zu behaupten und allen Angriffen die Stirne zu bieten. Heute erhebt es drohend die Faust zur Gewaltthat, aber morgen wird es wahrscheinlich, wie es stets gethan, die Gegner in Turteltaubentönen zum Frieden mahnen. Zunächst hat es also im Amtsblatte „Gaceta de Madrid" ein königliches Decret veröffentlicht, das die Handelskammern ins Bockshorn jagen sollte. Es wird darin hervorgehoben, dass es zur Zeit unter den Handelskammern, die von der Regierung zur Förderung der Handelsinteressen gegründet wurden, manche gibt, die geradezu den Weg der Revolution betreten haben, indem sie die ihnen zur Verfügung stehenden Fonds zur Anwerbung von Ruhestörerschaaren verwenden, wie dies z. B. beim allgemeinen Ladenschluss am 10. d. M. vorgekommen sei. Wenn die Handelskammern dieses ihren Satzungen zuwiderlaufende Gebaren nicht einstellten, so würden sie einfach von amtswegen unterdrückt werden. Die Regierung hegt ebenfalls die Absicht, über ganz Spanien den Belagerungszustand zu verhängen, wenn Anlass dazu gegeben werden sollte. Dass aber neue Unruhen in Aussicht stehen, dieser Wahrnehmung kann sich niemand verschließen. Am 10. Juni läuft die Frist für die freiwillige Steuerzahlung ab, und von diesem Tage ab sollen, den Intentionen der Regierung entsprechend, Gewaltmittel zur Erhebung der Steuern angewendet werden. Die meisten Handelsvereine des Landes sind jedoch entschlossen, an dem Tage, wo gegen irgend welchen Kaufmann Zwang ausgeübt werden sollte, ihre Läden auf unbestimmte Zeit zu schließen. Die Regierung hat die Unterzeichner des Valladolider Manifestes, das zur Steuerverweigerung auffordert, gerichtlich zur Verantwortung gezogen, aber sie wird doch nicht die ganze Handelswelt Spaniens ins Gefängnis schicken wollen! So ist denn gar nicht abzusehen, wie der sonderbare Zweikampf zwischen der Regierung und der „Union Nacional" enden wird.

Um sich einen richtigen Begriff von den letzten Ereignissen zu machen, darf man nicht übersehen, dass dieselben sozusagen bloß zufällig in Catalonien und im übrigen Spanien gleichzeitig und mit ähnlichen äußeren Merkmalen vor sich gegangen sind; im wesentlichen sind sie durchaus verschieden. Die „Union Nacional" verfolgt bloß den Zweck, die Regierung zu stürzen und infolge dessen einen Theil der neuen Steuerlast abzuschütteln; die Absichten der Catalonier gehen viel weiter. Der Schwerpunkt der sogenannten catalonischen Frage liegt in dem von diesen Provinzen gehegten Wunsch, gleich Navarra und Baskenland sich selbst

verwalten und dem Staate, anstatt der bisherigen Steuern und Abgaben, eine jährliche, von der Provinzialverwaltung aufzubringende Pauschalsumme auszahlen zu dürfen. Silvela hatte seinerzeit den Cataloniern das Versprechen gegeben, sobald er an die Regierung komme, ihren Bestrebungen Geltung zu verschaffen. Jetzt aber erscheint ihm die Gewährung der Autonomie an Catalonien ein für die Nationaleinheit bedenklicher Schritt. Er befürchtet nämlich, dass, falls Catalonien seinen Wunsch erfüllt sähe, die andern Provinzen mit ähnlichen Forderungen kommen möchten, und meint, für die Selbstverwaltung seien die meisten Provinzen noch nicht reif. Von ähnlichen Bedenken geleitet, hat man auch seinerzeit die autonomistischen Forderungen der Cubaner und Philippiner abgelehnt, während die Centralregierung ruhig fortfuhr, diese Colonien auszusaugen. So machte man Separatisten aus den früheren Autonomisten auf Cuba und den Philippinen, das gleiche geschieht jetzt in Catalonien.

Im politischen, wie im wirtschaftlichen Leben pflegen die Ursachen, die Anlass zu einem Conflict geben, nicht von heute auf morgen sich herauszubilden. So haben denn auch die Lostrennungsbestrebungen der Catalonier eine lange Vorgeschichte, die wir im Nachstehenden zu skizzieren versuchen wollen.

Die Catalanen, ein Gemisch von Gothen und Alanen unter erklecklichem Zusatz von italischen und hellenischen Elementen, sind ein von den Castilianern, welche aus einer Verschmelzung von Iberern, Kelten und Arabern hervorgegangen sind, ganz verschiedener Volksstamm. Ihre Sitten und Gebräuche, ihre ganze Lebensweise, ihre Anschauungen und Gefühle gehen auseinander. Die Catalanen sprechen einen Dialect, der sich mehr an das Französische als an das Spanische anlehnt, und sind die einzigen Bewohner des Reiches, die das Castilianische, die officielle Sprache Spaniens, nie ohne mundartlichen, meistens unschönen, rauhen Anklang sprechen lernen. Zwischen Catalanen und Castilianern haben wahrhaft sympathische Beziehungen nie bestanden, und schon sehr früh sind die obwaltenden Gegensätze vielfach in blutiger Weise ausgetragen worden. Es sei nur kurz an einiges erinnert: Im 17. Jahrhundert, bezw. unter der Regierung Philipps IV., herrschte in Catalonien gegen die Monarchie, die bloß darauf bedacht war, für ihre endlosen Kriege mit dem Auslande der reichen handelskräftigen Landschaft Geld und immer wieder Geld auszupressen, und obendrein ihre alten Privilegien und Sonderrechte (Fueros) bedrohte, eine tiefgreifende Unzufriedenheit, die schließlich zum offenen Aufruhr führte. Die Schnitter, die in Catalonien im Monat Juni zum Kornschnitt in großen Scharen zusammenkommen, nahmen bei dieser Gelegenheit einen Hauptantheil an der revolutionären Bewegung. Am Frohnleichnamstage (7. Juni 1640) ward Barcelona der Schauplatz von Schreckensscenen, die lebhaft an die der sicilianischen Vesper erinnern. 20.000 Schnitter drangen in die Stadt ein und tödteten alle dort befindlichen Castilianer, darunter auch den Vicekönig Grafen de Santa Coloma. Am 26. Jänner 1641 wurde in Montjuich das castilianische Heer von den Rebellen geschlagen, und während zwölf Jahre blieb Catalonien von Spanien getrennt. Erst 1652, nach einer Belagerung, die vierzehn Monate gedauert hatte, öffnete Barcelona den Truppen des Don Juan d'Austria seine Thore. Im Secessionskriege ergriff Catalonien Partei für den Erzherzog Karl, der am 23. October 1705 in Barcelona feierlich zum König von Spanien ausgerufen wurde. Sein Nebenbuhler Philipp V. von Bourbon belagerte die Stadt anderthalb Jahre lang und nahm sie am 14. September 1714 ein. Anfänglich hegte der König die Absicht, Barcelona dem Erdboden gleich zu machen, nach reiflicher Ueberlegung aber begnügte er sich damit, 1262 Häuser abtragen und an deren Stelle eine Citadelle erbauen zu lassen, um so der Stadt den Fuß auf den Nacken zu setzen. Die catalonischen Standarten wurden verbrannt, der Provinziallandtag und der Rath der Hundert endgiltig abgesetzt, alle Gerechtsamen und Sonderrechte Cataloniens aufgehoben, alle Waffen seiner Einwohner beschlagnahmt und die denkbar tyrannischeste Herrschaft eingesetzt. So zum Beispiel erließ Philipp V. eine Verfügung, die allen Cataloniern das Tragen irgendwelcher Waffe untersagte, soweit, dass sogar die bei den Mahlzeiten benutzten Messer an den Tischen angekettet sein mussten. Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, dass das heutige Trutzlied „Els Segadors" auf die vorerwähnte blutige Niedermetzelung der Castilianer durch die catalonischen Schnitter anspielt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts eröffnete Karl III. den Cataloniern die Thore des Handels mit der neuen Welt, und die Landschaft gelangte wieder zu ihrer früheren Blüte. Dieses Verhältnis aber knüpfte keineswegs die Bande zwischen Catalonien und dem übrigen Spanien fester. Im Gegentheil, als 1808 auch Catalonien von den Truppen Napoleons besetzt wurde, organisierten diese Provinzen selbständig und unabhängig von der Centralregierung den Befreiungskrieg. Anderseits bildete sich eine franzosenfreundliche Partei, und das „Amtsblatt des Fürstenthums" erschien in französischer und catalonischer Parallel-Ausgabe. In den Decreten Napoleons wurde Catalonien stets als ein vom übrigen Spanien verschiedenes Land betrachtet, und noch 1814 gab Talleyrand, wie in dessen Memoiren zu lesen ist, Napoleon den Rath, das Fürstenthum als Gewähr für den Frieden zu behalten, in der sicheren Voraussetzung, dass die Catalonier bald freiwillig ihren vollständigen Anschluss an Frankreich nachsuchen würden.

Im weiteren Verlaufe traten die Lostrennungsbestrebungen Cataloniens hauptsächlich auf dem Felde der Literatur in die Erscheinung. Der catalonische Dialect wurde eifrig und von talentvollen Dichtern und Schriftstellern gepflegt, es entstanden eine Menge von catalonischen Theaterstücken und viele catalonische Journale wurden ins Leben gerufen. In der noch nicht lange vergangenen Zeit (um die Mitte dieses Jahrhunderts), wo ein Gesetz vorschrieb, dass wenigstens eine der handelnden Personen in den catalonischen Komödien sich castilianisch auszudrücken hatte, mussten hierfür immer Tölpel oder Verräther herhalten. Handelte es sich um ein religiöses Schauspiel, so war es stets der Teufel, der, dem Gesetz zulieb, castilianisch sprach.

In den sogenannten Catalanisten der Periode von 1868 bis 1875, den Gründern des Jungcatalonienvereines, sind die Vorläufer der jetzigen Regionalisten und, sagen wir's rund heraus, Separatisten zu erblicken. 1885, als die catalonische Industrie sich durch den in Madrid ins Auge gefassten spanisch-englischen Handelsvertrag bedroht glaubte, begab sich eine catalonische Commission nach Madrid, wo sie dem König Alfons XII. eine Adresse überreichte, die die Bestrebungen der gemäßigten Catalanisten in nachstehendem Satze ausdrückte: „Wir wünschen die Einführung eines föderalistischen Systems, ähnlich denen, die in Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Großbritannien in Kraft stehen und wie es auch in Spanien, in den Tagen seiner Größe ohne Beeinträchtigung der Nationaleinheit bestand." 1888, als die Königin-Regentin die Barcelonaer Weltausstellung besuchte, wurden ihr von einer Abordnung Catalanisten die Wünsche derselben wiederum ins Gedächtnis gerufen, und 1892, in einer in Manresa stattgehabten Versammlung aller catalonischen Comités der Landschaft, wurde der Wortlaut des catalanistischen Programmes festgesetzt. In diesem wird für das Fürstenthum Catalonien vollständige Unabhängigkeit von der Centralregierung gefordert. Letztere soll bloß die Befugnis haben, das allgemeine Staatsbudget aufzustellen, die internationalen Verträge abzuschließen, Heer und Marine einzurichten, die Zolltarife festzusetzen und die großen, öffentlichen Bauten auszuführen. Im übrigen soll der Staat sich nicht in die Verwaltung der Provinzen mengen. In Friedenszeiten soll kein Catalonier außerhalb seines heimatlichen Gebiets Waffendienst leisten; die Erhebung der Steuern, der öffentliche Unterricht, die localen öffentlichen Bauten, die Gerichte sollen ganz in den Händen der Provinzialverwaltung sein. Die catalonische Sprache soll in Catalonien die officielle Sprache sein.

Unablässig haben die catalanistischen Blätter wie „La Veu de Catalunya" („Die Stimme von Catalonien") und die „Renaixensa" dieses particularistische Programm vertheidigt, und nach und nach hat sich bei der größten Mehrheit der Catalonier die Ueberzeugung von der Billigkeit und Selbstverständlichkeit dieser Forderungen unausrottbar eingewurzelt.

Schreiber dieser Zeilen hat die Hauptstadt Cataloniens während zweier Jahre bewohnt und demnach aus eigener Anschauung den Abscheu beobachten können, mit dem dort alles Castilianische angesehen wird. Wenn der Expresszug aus Madrid eintrifft, sagen die Barcelonaer: „Der Zug aus dem Auslande ist angekommen". Die spanische Nationalhymne, der Königsmarsch, darf in Barcelona nicht gespielt werden, ohne ausgepfiffen zu werden, und als vor kurzem ein französisches Kriegsgeschwader dem Hafen von Barcelona einen Besuch abstattete, wurde es mit überschwänglichen Freundschaftsbezeugungen empfangen, wobei in Gegenwart der fremden Gäste Hochrufe auf Frankreich und Pereatrufe auf Spanien ausgestoßen wurden. Auch während des spanisch-amerikanischen Krieges hatte Barcelona, der nationalen Sache Spaniens gänzlich abgewandt, die Absicht kundgethan, im Falle des Erscheinens eines amerikanischen Geschwaders in seinen Gewässern die weiße Flagge aufzustecken und dem Feinde Thür und Thor zu öffnen.

Wenn aber, wie wir gesehen, die catalonische Frage schon eine alte Frage ist und ihre Ursprünge vielfach in die Vergangenheit zurückgreifen, so ist anderseits doch nicht abzuleugnen, dass der gegenwärtige Ministerpräsident, Herr Silvela, mächtig dazu beigetragen hat, die halbschlummernden Gefühle der Catalonier wieder lichterloh aufflackern zu lassen. Um rascher zur Herrschaft zu gelangen, hatte er sich seinerzeit mit dem reactionären General Polavieja verbündet, der sich in Catalonien durch die Zustimmung zum Programm von Manresa einen ansehnlichen Anhang verschafft hatte, und diesem kurzsichtigen Politiker zuliebe schmeichelte er auch als Ministerpräsident den Cataloniern, indem er den Catalanisten Duran y Bas, Rector der Barcelonaer Universität, zum Justizminister, den Doctor Roberts, der in Spanien durch seine Schädeltheorie berühmt ist, gemäß der sich schon anatomisch nachweisen lasse, dass der Catalonier über dem Castilianer steht, zum Bürgermeister von Barcelona, den radiaten Prälaten Morgades, der seinem Clerus befahl, nunmehr in catalonischer Mundart zu predigen, zu lehren und zu beichten, zum Bischof der Hauptstadt Cataloniens ernannte.

Als er aber den Unwillen wahrnahm, den sein Vorgehen erregte, nicht nur an allerhöchster Stelle, wo man den Cataloniern nie sehr freundlich begegnet ist (hat doch die Königin einen ihr von der Barcelonaer Stadtverwaltung geschenkten Palast nie besuchen wollen), sondern auch im ganzen übrigen Spanien, wo man den Cataloniern den Vorwurf machte, ein Hindernis zur Gewährung der Autonomie an Cuba gewesen zu sein und diese Colonie unter nationaler Flagge schändlich ausgebeutet zu haben (was übrigens nicht ganz unwahr ist), da sah sich Silvela plötzlich veranlasst, sich Polaviejas, Duran y Bas' und Roberts' wieder zu entledigen, und auch Monsignore Morgades soll demnächst, wenn die von Silvela beim Vatican unternommenen Schritte Erfolg haben, versetzt werden. Ob aber der durch die unkluge Politik des Premiers angerichtete Schaden wieder gut zu machen ist, erscheint fraglich. Jedenfalls werden, soll die Ruhe wieder eintreten, den Cataloniern Zugeständnisse gemacht werden müssen.

Die Conflicte drohen immer mehr unlösbar zu werden. Silvela scheint nicht der Mann zu sein, den Spanien nöthig hat, um die Wirren zu überwinden, denen es jetzt augenscheinlich entgegeneilt. Die centrifugalen Tendenzen der Catalonier sind allein für sich genug, um jeder Regierung das Leben zu erschweren. Die Haltung des Handelsverbandes scheint mit tödtlicher Gewissheit den Sturz Silvelas herbeiführen zu müssen, und anderseits ist nicht abzusehen, wer mit Erfolg sein Nachfolger sein könnte. Der greise Sagasta verspürt nicht die mindeste Lust, unter den gegenwärtigen Umständen die Zügel der Regierung zu ergreifen und ist überhaupt nicht der Mann, um die Wunden zu heilen, die der Krieg, den er erklärt und großentheils verschuldet hat, dem armen Lande geschlagen hat. Selbst ein Militär-Regiment wäre kaum möglich, seitdem alle in Betracht kommenden Generale durch ihre Niederlagen in Santiago und Manila ihr Ansehen eingebüßt haben. Allenthalben ist der politische Horizont schwarz umwölkt. Alles deutet darauf hin, dass ein schweres Gewitter im Anzuge ist.

Madrid, im Mai 1900. Julio Brouta.

## Demokratie und Kaiserthum.*)

Glücklich im Finden kurzer und doch vielsagender Formeln, hat der national-sociale Pfarrer a. D. Naumann sein ganzes politisches Programm, das in diesem Buch mit Gründlichkeit und Umsicht entwickelt wird, schließlich in drei Worte zusammenzupressen verstanden, die auch den Titel des Buches bilden: „Demokratie und Kaiserthum." Wenn man zunächst die merkwürdige Persönlichkeit Naumanns in Betracht zieht, so zeigt das Buch, dass er auf seinem Weg abermals um einen Schritt weiter gekommen ist. Naumann hat als christlich-conservativer Socialist Stöcker'scher Richtung begonnen. Aber die conservativen Tendenzen Stöckers hat der gewesene evangelische Pastor rasch abgestreift. Er ist der Gründer der national-socialen Partei geworden, die ungefähr zwischen der freisinnigen (capitalistisch-liberalen) und der socialdemokratischen Partei steht, aber doch in ihrer Physiognomie einen Zug aufweist, der weder der einen noch der anderen Nachbarin eigen ist, den nationalen Enthusiasmus der national-liberalen Partei der Siebzigerjahre, der in Naumann auf einer höheren Stufe der Entwickelung wieder lebendig geworden ist. Diese neuartige Synthese hat bisher in nationalen Kreisen mehr Anklang gefunden als in socialen. Die officielle deutsche Socialdemokratie des orthodoxen Marxismus, sieht in dem nationalen Zug der Naumann'schen Politik vollends nichts als einen atavistischen Rückfall und in dem ganzen eine Confusion. Mehr Verständnis haben Naumanns Gedanken im jüngeren, rechten Flügel der Socialdemokratie, unter den Anhängern Bernsteins, geweckt. Aber auch sie billigen nur gewisse kritische Voraussetzungen Naumanns, ohne seine Schlussfolgerungen anzunehmen.

Die Weiterentwickelung Naumanns nun, die in dem vorliegenden Buche zum Ausdruck kommt, scheint uns in einem kräftigeren Bekenntnis zur Demokratie zu liegen. Schematisch gefasst, ist Naumann nach wie vor die nationale Macht, am letzten Ende die Weltherrschaft Deutschlands der Zweck all seines politischen Denkens. Socialpolitik und Demokratie sind Mittel zu diesem Zwecke: Socialpolitik, weil Deutschland als Weltmacht nur wachsen kann, wenn es endgiltig den Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat vollzieht, der Industriestaat zu seinem Gedeihen aber die Befriedigung der Arbeiter voraussetzt; Demokratie, weil die Industrie-Productions- und die Socialpolitik nur von der großen Masse der industriellen Arbeiterschaft getragen werden kann. Dieser Causalzusammenhang ist ein wechselseitiger und deswegen verschiebbar. Wenn, wie der Socialdemokratie, Socialpolitik der Zweck alles politischen Denkens ist, der muss nach Naumann die industrie- und weltstaatliche Entwickelung Deutschlands fördern, weil nur auf diesem Wege eine großzügige Socialpolitik möglich ist. So treffen in dem gegenwärtigen historischen Zeitpunkt Demokratie und Kaiserthum zusammen und können eine Weile miteinander gehen. Die Socialdemokratie muss dem Kaiser, dem Vertreter der nationalen Macht, Heer und Flotte bewilligen und ihn auf diese Art von seiner bisherigen agrarisch-conservativen Abhängigkeit befreien. Dafür kann sie dann vom Kaiser sociale und politische Zugeständnisse fordern. Das Industrie-Unternehmerthum (die „industrielle Aristokratie"), die Arbeiterschaft und der freisinnige Bürgerstand bilden eine regierungsfreundliche Majorität im Parlament. Das Agrarierthum sammt Conservatismus wird in die Opposition gedrängt. Das ist ungefähr der Gedankengang des Naumann'schen Buches, das gleichzeitig den Kaiser und den „Acheron" zu bestimmen versucht. ‚Die Masse muss es bringen' — sagt Naumann, S. 183 — ist auch ein Wort für Könige und Kaiser. Die deutsche Masse bringt es, sie bringt Heer, Flotte, Geld und Macht. Ohne Massenwachsthum hilft keine persönliche Genialität. Moderne Riesenmachtmittel sind nur möglich, wenn ein ganzes Volk frühlingsartigen Saft in seinen Gliedern hat. „Nicht die Fürsten machen das Volk, aber mit dem Volke wachsen große Herrscher." So appelliert Naumann an den deutschen Kaiser. Er fährt dann fort: „Es zeigt sich, dass im Grunde Kaiserthum, industrielle Aristokratie, Demokratie drei Erscheinungsformen ein und derselben Sache sind. Sie sind drei Folgen des Aufwachsens des neuen volkreichen gewerblichen Deutschland auf dem alten agrarischen Boden. So sehr sie unter sich durch lebhaft empfundene Interessengegensätze und auch durch daraus folgende Antipathien getrennt sind, so oft sie auch bisher sich politisch gegenüberstanden, sie sind doch, weltgeschichtlich angesehen, ein gemeinsames Gewächs. Es ist unmöglich, im gegenwärtigen Zeitpunkt eines dieser Elemente ohne das andere zu denken. Wenn eines von ihnen krankt, so kranken die zwei anderen mit. Dieser Sachzusammenhang ist der Grund, weshalb es nicht als beliebige und willkürliche politische Combination hingestellt werden kann, wenn wir für unser politisches Programm die Ueberschrift wählen: ‚Demokratie und Kaiserthum'." Naumann begreift den unaustilgbaren Gegensatz zwischen Demokratie und Kaiserthum. Er meint nur, dass beide „einen gemeinsamen Weg gemeinsam gehen" sollen. Und er findet, dass sie in der gegenwärtigen geschichtlichen Periode auf einem gemeinsamen Weg sind. „Hat nicht" — ruft er aus — „die bisher herrschende agrarische Aristokratie im Grunde ebenso gehandelt? Die Monarchie entstand im Kampf mit ihr, machte aber dann mit ihr gemeinsam Geschäfte. Jetzt bricht die Sicherheit dieses alten Bodens. Die Wirtschaftsführung kommt in die Hand der industriellen Aristokratie. Diese aber hat keine eigene Massenwirkung. Der Kaiser führt die Nation als Dictator dieser neuen Aristokratie. Indem er aber dieses thut, braucht er die Masse, die Demokratie. Das ist der Entwicklungsgang, den unsere deutsche Geschichte gehen wird." Mit diesen Worten wendet sich Naumann mehr an den Kaiser. An anderen Stellen appelliert er direct an die Socialdemokratie. So S. 226, wo er sagt: „Will die Socialdemokratie eine regierungsfähige deutsche parlamentarische Linke schaffen, das heißt, will sie überhaupt etwas Erkennbares und Realisierbares, so muss sie sich entschließen, national zu werden, um dadurch den naturgemäß zur Linken gehörigen Elementen des Bürgerthums den Anschluss zu ermöglichen. Sie wird damit die sociale und demokratische Kraft, die in ihr ist, nur stärken, nicht schwächen. Aus einer früheren Revolutionspartei wird auf diese Weise die Partei der neudeutschen Volksentwickelung, eine bessere und gesichertere Herstellung dessen, was vor dreißig Jahren die nationalliberale Partei gewesen ist, besser und sicherer deshalb, weil die neue Massenpartei in der organisierten Arbeiterschaft einen festen, einheitlichen, actionsfähigen Kern haben wird, dessen Ausdehnung und Festigkeit täglich zunimmt."

Das ungefähr ist der Hauptgedanke des Naumann'schen Buches. Er wird durch eine umfassende, vielseitige Analyse der historischen, wirtschaftlichen und politischen Entwickelung des Deutschen Reichs begründet, die sowohl durch packende Sprache wie durch kunstvolle Zergliederung verwickelter Zusammenhänge und große Ausblicke den Leser immer wieder überrascht und fesselt, wenn er selbst wie wir manches statistische Beiwerk als Ballast empfindet. Speciell für den österreichischen Leser sei aus den zahlreichen politisch-historischen Aperçus eines hierhergesetzt. Es betrifft zunächst das Centrum und dann auch Oesterreich. Naumann schreibt (S. 121): „Abgesehen von Holland und einigen Stellen der Schweizer Grenze ist die ganze Landgrenze Deutschlands katholisch. Jede Landausdehnung außer Angliederung Hollands ist Centrumsgewinn. Muss nicht das Studium der europäischen Religionskarte in Rom geradezu zu politischen Combinationen anregen, bei denen Deutschland entweder in Betracht kommt als zu verkleinerndes Object oder als zu vergrößerndes Subject? Es gibt von Rom aus eine doppelte Methode, katholische Weltpolitik gegenüber Deutschland zu treiben, entweder der Katholicismus zerlegt, oder er beherrscht und vergrößert das Reich. Diese zweite Methode mag dem Bischof Ketteler bereits vorgeschwebt haben, als er 1870 zu Bismarck in Beziehungen trat. Dann wurde sie überraschend schnell verlassen als die neue Reichsverfassung die Religionsparagraphen der preußischen Verfassung nicht brachte. Es scheint aber, dass man jetzt von der ersten zur zweiten Methode übergehen will, die man aber um der katholischen Habsburger willen schwerlich offen verkündigen wird. Was den Uebergang nahe legt,

*) Demokratie und Kaiserthum. [illegible]

ist der wachsende innerpolitische Einfluss des Centrums." Auf diesen fruchtbaren Gedanken kommt Naumann wieder zurück, indem er S. 125 schreibt: „Diese (particularistische) Stellung (des Centrums) zum Bundesstaat wird für die weitere Entwickelung des Centrums von größerer Wichtigkeit sein, als heute in der politischen Debatte erkennbar ist. Das alte deutsche Verfassungsproblem schläft, aber es ist nicht gestorben und begraben. Wir werden später daran denken müssen, wie es durch die steigende Kaisergewalt neu geweckt wird, und wie es durch die Krisis in Oesterreich unserem Staate einmal schnell näher rücken kann."

Als den für die praktische Politik bedenklichsten Fehler des Buches sehen wir die enthusiastische Auffassung des deutschen Kaisers, der „deutschen Centralperson", Wilhelm II., an, dessen Individualität in Naumanns Darstellung eine ungebürlich große Bedeutung beigelegt wird. Vergleicht man Wilhelm II. mit anderen lebenden Monarchen, so wird man ihn sicher als eine sehr respectable Persönlichkeit anerkennen müssen, empfänglicher und thatkräftiger als mancher andere, allerdings schon deswegen auch, weil er jünger ist. Misst man aber seine Größe an der ganzen geistigen und materiellen Kraft Deutschlands, so schrumpft sie merklich zusammen. Die zahlreichen Widersprüche, in denen sich sein „Zickzackcurs" bisher bewegt hat, beweisen, dass es ihm an der geschlossenen Auffassung fehlt, welche — siehe Bismarck bis 1877 — die großen Staatsmänner kennzeichnet. Selbst wenn der deutsche Kaiser sich nun schon einmal Naumanns Auffassung, die heute sicher nicht die seinige ist, aneignen sollte: wer kann heute wissen, wo Wilhelm II. auf seinen geistigen Rundfahrten noch einstens landen wird? Wer kann berechnen, wie lang er leben, und wer kann ahnen, wess Geistes Kind einst sein Nachfolger sein wird? Wäre Deutschland ein parlamentarisch regierter Staat, dann würde es genügen, nach Naumann, eine neue national-social-demokratische Majorität im Reichstag zu bilden, welche die Geschicke Deutschlands bestimmen könnte, ohne von der unsicheren Persönlichkeit des Kaisers oder seiner Nachfolge allzu arge Abirrungen befürchten zu müssen. Aber Deutschland ist ein vom Kaiser und — was auch Naumann unseres Erachtens nicht ausreichend einschätzt — der junkerlichen Bureaukratie regiertes Land, und Reichstag und Demokratie haben nur hindernde, aber nicht leitende Gewalt. Wär's umgekehrt, herrschte auch in Deutschland wie in England das System der parlamentarischen Regierungen, dann könnte die Demokratie sich leichter dazu entschließen, das alte Standlager der Opposition mit dem der Regierungspartei zu vertauschen. Bei wirtschaftspolitischen Erörterungen zieht Naumann so oft in überaus glücklicher Weise die Analogie des älter und höher entwickelten England heran, um Deutschland die Prognose zu stellen. Wo es sich aber um das parlamentarische Regierungssystem handelt, übersieht er diese Analogie. Deswegen wird sein Buch, trotz des großartigen Aufbaus, im letzten Schluss auf consequente Demokraten denn doch nicht ganz überzeugend wirken. Es fehlt etwas, ein Glied in der modernen Entwickelung Deutschlands, das ist der Uebergang zum streng parlamentarischen Regierungssystem, welches erst die Vollendung und Sicherung der Demokratie und all ihrer Zwecke und das wahre Correctiv der erblichen Monarchie, ihrer Gebrechen und persönlichen Zufälligkeiten ist. Naumann zeigt sich in seinem Buche als ein so lernbegieriger und bildsamer Geist, dass man hoffen dürfte, dass ihm einmal auch noch dieser letzte Schritt zur Demokratie gelingen werde. Aber seine volltönende Begeisterung für Wilhelm II., die zu seiner sonst so nüchternen Auffassung aller politischen Probleme, auch der Demokratie, in so auffallendem Gegensatz steht, erregt doch Zweifel. Ueberdies käme auch noch der Kaiser selbst in Betracht. Und da möchten wir fast meinen, dass Wilhelm II., wenn die Wahl einmal so stünde, einem parlamentarischen Regierungssystem mit gesicherter national-socialer Mehrheit noch immer die alte parlamentarische Schaukelpolitik mit der agrarisch-conservativ-clericalen Abhängigkeit vorziehen würde, selbst auf die Gefahr hin, dass dadurch die nationalen Machtzwecke des Industriestaats Deutschlands gelegentlich in Mitleidenschaft gezogen würden.

Emil v. Renkoff.

---

# Professorenweisheit.

Skizze von Werner Sombart.

Das Wort war in letzter Zeit wieder häufiger in den politischen Blättern verschiedener Richtungen zu lesen, insbesondere anlässlich der Verhandlungen des Vereines für Socialpolitik, der im vergangenen Herbst seine Generalversammlung in Breslau abgehalten hat. Mir zumal hat man diese specifische Weisheit vindiciert, weil ich bei meinem Referate über die Entwickelungstendenzen im modernen Detailhandel ganz nebenbei, dann freilich etwas deutlicher in meinem Schlussworte, statt mich für die Erhaltung des alten Krämerstandes zu begeistern, meine Sympathien gegenüber der Entwickelung auch des Detailhandels zum modernen Großunternehmen nicht verhehlen zu sollen geglaubt hatte.

An sich ist die Bezeichnung „Professorenweisheit" kein Schimpfwort, ebensowenig wie der Ausdruck Redacteur- und Journalistenweisheit eine Herabwürdigung zu bedeuten brauchte, wollten wir ihn denen gegenüber anwenden, die in ihren Artikeln uns der „Professorenweisheit" zeihen. Denn wie die Herren Collegen von der Tagesfeder als Zeitungsschreiber von Beruf, so haben wir als Professoren von Beruf unsere Weisheit. Das ist selbstverständlich. Wie sollte es anders sein?

Aber in dem Zusammenhange, in dem in Blättern bestimmter Richtung von Zeit zu Zeit von der Professorenweisheit die Rede ist, wird der Ausdruck doch zum Zwecke einer wohlbedachten Herabsetzung gebraucht. Er soll dann wohl dasselbe bedeuten, was schon der schlaue Teufel dem braven Schüler weis machte: dass alle Theorie „grau", dagegen des Lebens „goldener" Baum „grün" sei. Es soll der uralte Gegensatz der „Theoretiker" (die Unrecht) zu den Praktikern (die Recht haben), zum Ausdruck bringen. In den Augen einer bestimmten „Journalistenweisheit" (ohne Herabsetzung), zerfallen die deutschen Professoren in zwei Kategorien: erstens solche, die sich überhaupt um die Wirklichkeit nicht kümmern, das sind „unsere Professoren", vor ihnen — „Hut ab"; zweitens solche, die sich ein Urtheil über die Wirklichkeit erlauben, das sind „graue Theoretiker", sobald ihr Urtheil von dem der Herren Collegen von der Tagespresse abweicht, was wohl gelegentlich einmal der Fall ist. Hoffnungslose Trottel sind beide Kategorien; aber jene nützlich, um durch Verehrung gegen sie eine geziemende Hochachtung vor der „Wissenschaft" documentieren zu können; schädlich diese, weil sie die Kreise bestimmter Interessentengruppen zu stören sich unterfangen.

Was ist's nun mit dieser geschmähten „Professorenweisheit" zweiter Art, denn nur um diese handelt es sich.

Ein gut Theil der Unklarheit, die mit jenem Ausdruck gewohnheitsmäßig verknüpft ist, stammt wohl daher, dass man zwei völlig verschiedene Dinge nicht scharf genug auseinanderhält: ich meine Wissenschaft im engeren Sinne und Strebungen: Erkenntnis, das heißt Erklärung der ursächlichen Verknüpfung socialer Erscheinungen (um die es sich für uns allein handelt), also des **Seienden** und Aufstellung bestimmter Zielpunkte, Vertretung bestimmter Postulate, also eines **Seinsollenden**.

Die **Erklärung** des **Seienden**, der Zusammenhänge socialen Geschehens ist nun entweder richtig oder falsch. Professorenweisheit in diesem Verstande ist also auch entweder richtige oder falsche Weisheit, sofern sie die Zusammenhänge richtig oder falsch erklärt. Hier kann der Praktiker, solange er Praktiker bleibt, das heißt die socialen Zusammenhänge **bildet**, nicht sie deutet, niemals irren. Seine Handlungen sind das allein für unsere Theorien maßgebende, das einzige, um das wir uns zu kümmern haben; sie sind das einzig zuverlässige Material unserer Wissenschaft. Und es wird dem Praktiker leicht fallen, uns in unseren Deductionen Irrthümer nachzuweisen, denn er, der das Leben, das wir erklären sollen, lebt, weiß mehr davon als wir, die wir nur beobachten. Und ach! wie dankbar sind wir für jede solche Correctur unserer Ansichten, wie lechzen wir förmlich nach einer unausgesetzten Controle, wenn ich es so nennen darf, unserer Lehrmeinungen durch die Praxis und ihre Vertreter, die Praktiker. Sie sind es ja, die uns das tägliche Brot, die uns das gesammte Material für unsere „Weisheit" geben. Noch einmal: in diesem Sinne kann überhaupt niemals ein Gegensatz zwischen „Theorie" und „Praxis" bestehen, sondern nur zwischen falscher Theorie und (immer „richtiger", weil wirklicher) Praxis.

Ein anderes freilich ist es schon um den Gegensatz zwischen theoretisierenden Praktikern und theoretisierenden Theoretikern. Zwischen ihnen besteht etwa derselbe Unterschied wie zwischen Sonntagsjägern und Berufsjägern. In der Regel nämlich pflegt ein Unglück zu passieren, wenn Praktiker zu theoretisieren anfangen. Leicht begreiflicherweise. Denn sie bringen dazu so wenig Vorbedingungen mit, wie wir etwa zum Baumwollespinnen oder Pferdezüchten. Die wesentlichen Requisiten, die dem theoretisierenden Praktiker — rühmliche Ausnahmen bestätigen die Regel! — zu fehlen pflegen, sind aber vor allem: erstens Kenntnis von Thatsachen in genügender Anzahl, Ueberblick; zweitens Methode der wissenschaftlichen Behandlung. Ueber letztere brauchen wir weiter kein Wort zu verlieren. Aber auch das erstgenannte Requisit fehlt den meisten theoretisierenden Praktikern. Sie meinen, weil sie etwa die Verhältnisse der Eisenindustrie ihres Bezirkes und ihrer Zeit genau kennen, dass sie damit eine genügende Ausrüstung für Beurtheilung ökonomischer Zusammenhänge mitbrächten. Und vergessen, dass sie erst einmal die Eisenindustrie auch in anderen Ländern, und ebenso in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden und neben der Eisenindustrie alle übrigen Branchen des Wirtschaftslebens aller Zeiten und Völker und nicht nur die industriellen, sondern ebensogut die commerziellen und agrarischen Zusammenhänge, wie die finanziellen und politischen, die philosophischen und allgemein historischen überschauen müssten, um auch nur ein von ihnen beobachtetes Phänomen in die richtige Beleuchtung setzen zu können. Fast jeder theoretisierende Praktiker ist zum Dogmatiker verdammt, weil es nicht anders sein kann.

Ganz verschiedenen Charakters von der eben skizzierten Professorenweisheit, als der Erklärung bestehender Zusammenhänge, ist nun die zweite Art, deren Inhalt auf die Postulierung bestimmter

Zielpunkte der Politik, auf die Vertretung eines *Seinsollenden* gerichtet ist. Eines Seinsollenden, nicht eines Seinwerdenden. Letzteres — die Voraussage eines wahrscheinlich eintretenden Resultats bei Weiterwirken bekannter Ursachen, das ist die Aufdeckung sogenannter Entwickelungstendenzen — gehört vielmehr durchaus der ersteren Kategorie zu und ist nach gleichen Principien zu beurtheilen. Völlig verschieden aber wird das Bild, sobald der Professor postuliert, das heißt erklärt: *nicht, das ist so, nicht, das wird so sein, sondern das soll so sein.*

Da ist denn nun mit aller Entschiedenheit zu betonen, dass es bei solchen Strebungen überhaupt keine „Professorenweisheit" im Sinne einer Theorie, ebensowenig wie eine Praktikerweisheit im Sinne einer Praxis gibt, sondern dass es sich hierbei stets und allerorts immer nur handelt um *menschliche Weisheit*, oder richtiger menschliches Wünschen, Hoffen und Sehnen. Jede Strebung eines Zieles basiert auf einem bestimmten Ideale, dessen „*Richtigkeit*" sich niemals mit wissenschaftlichen Gründen beweisen läßt, dessen Vertretung aber auch der wissenschaftlichen Argumente gar nicht bedarf, weil es viel wichtigere Potenzen zu seiner Vertheidigung aufbietet: die Einsetzung der gesammten Persönlichkeit, des gesammten Wollens und Strebens, mag es materieller oder idealer Natur sein.

Hier also giebt es principiell abermals keinen Gegensatz zwischen „Theoretiker" und „Praktiker". Sie gehen in ihren Strebungen auseinander nach Veranlagung, Persönlichkeit, Interesse, ebenso wie es die Praktiker untereinander und die Theoretiker untereinander thun. Es ist einfach lächerlich zu behaupten: Vertretung von capitalistischer Entwickelung des Detailhandels sei Professorenweisheit, diejenige von Mittelstandsinteresse nicht. Sind denn die Wertheims und Barrasch keine „Praktiker"? Oder das Eintreten für die Arbeiterbestrebungen sei Professorenweisheit, ihre Bekämpfung nicht. Sind denn die Arbeiter keine „Praktiker", so gut wie die Unternehmer? Wenn wir uns für den landwirtschaftlichen oder industriellen Großbetrieb erwärmen, dann sind wir Realpolitiker, aber wenn wir für den Großbetrieb im Detailhandel plaidieren, dann treiben wir „Professorenweisheit"!

Aber gibt es denn gerade auf dem Gebiete des Forderns wirklich nicht den Unterschied zwischen Stubengelehrsamkeit und praktischem, gesundem Urtheil? zwischen „Theorie" und „Praxis"? Freilich existiert er; aber in ganz anderem Sinne. Nicht in dem Sinn, dass principiell dieses oder jenes Ideal professoral oder nicht gefärbt, theoretisch oder praktisch sei. Wohl aber in dem Sinne, dass die Aufstellung des einen Postulates utopistisch, die des andern es nicht ist. Das ist der richtige Gegensatz: *Utopismus* und *Realismus* in der Formulierung des Seinsollenden, im Sinne des Ausführbaren, Möglichen gegenüber dem Unausführbaren, Unmöglichen.

Ist nun die „Weisheit" des „Professors" als solche „utopischer" als die des Praktikers? Man wird unterscheiden müssen, um welche Art von Fragen es sich handelte, weil es davon abhängt, welche specifische „Weisheit" sich am besten bewährt. Denn in den Fragen des Realisierbaren, des Möglichen, sind thatsächlich die Arten des Urtheils außerordentlich verschieden, ohne dass nothwendig die eine oder andere unterlegen sei. Was den „Praktiker" — als solchen will ich der Einfachheit halber nur den im Erwerbsleben stehenden betrachten — vor dem Theoretiker auszeichnet, ist die schon hervorgehobene Detailkenntnis: die richtige Wertung der concreten, vor seinem Auge, durch sein Mitwirken sich abspielenden Erscheinungen. Was er genau kennt, sind die tausend Schwierigkeiten der Probleme des Tages, ist die Friction, unter der sich alles Erwerbsleben vollzieht. Und dementsprechend wird er der geeignete Berather für alle solche gesetzgeberischen und anderen Maßnahmen sein, die sich auf die Regelung dieses täglichen Getriebes beziehen. Ob unter gegebenen Bedingungen eine Versicherungsmaxime oder eine Steuervorschrift oder ein Organisationsproject oder eine Arbeitsordnung den gewünschten Zweck erreichen werden oder nicht, „ausführbar" sei oder nicht: das wird niemand so gut beurtheilen können, wie der Mann der Praxis.

Ganz anders dagegen liegt der Fall, wenn es sich um den Entscheid über große Zielpunkte, über Principien der Politik handelt. Da wird mindestens der „Praktiker" dem „Theoretiker" nicht überlegen sein. Denn seine specifischen Qualitäten sind ihm für den Entscheid in diesen Fragen eher hinderlich als dienlich. Er *sieht genauer* als der Theoretiker, aber gerade deshalb sieht er *nicht so weit* wie dieser. Und Weitsichtigkeit ist die richtige Schwerantagung, wo es sich um die Festlegung der Grundzüge socialer Entwickelung und Politik handelt. Ob beispielsweise das patriarchalische Arbeitsverhältnis in der Industrie oder die handwerksmäßige Organisation in Gewerbe und Handel conservierbar sind, ob also die auf ihre Erhaltung gerichtete Politik realistisch oder utopistisch ist: darüber zu entscheiden genügt es sicher nicht, sein Leben lang ein Walzwerk geleitet oder hinter der Hobelbank oder dem Ladentisch gestanden zu haben. Dazu bedarf es wiederum des schon erwähnten *Ueberblickes* über die gesammte Entwickelung des Wirtschaftslebens, über die Grundbedingungen wirtschaftlicher Existenz, kurz dessen, was nur durch die Praxis des Theoretikers allein erworben werden

kann. Hier ist er derjenige, der den richtigeren Entscheid — ich wiederhole: nicht über das, was sein *sollte*, sondern über **das**, was sein *kann* — zu treffen vermag. Wobei ich noch nicht einmal den anderen Vorzug berührt habe, den er vor dem „Praktiker" voraus hat: dass er nämlich materiell uninteressiert ist. Denn man könnte dagegen einwenden, dass ideologische oder dogmatische Interessiertheit noch stirrköpfiger mache als pecuniäre. Was wohl zuweilen der Fall sein mag.

Ergebnis also auch nach dieser „praktischen" Seite hin: „Professorenweisheit" und „Praktikerweisheit" stehen nicht im Verhältnisse des Gegensatzes zu einander, so dass die eine richtig, die andere falsch wäre — das wird immer nur dann der Fall sein, wenn der eine oder andere der beiden Weisheitsträger seine Competenz überschreitet — sie stehen vielmehr auch nach dieser Seite hin im Verhältnis des Sichergänzens. Sie sind wie das rechte und das linke Bein an einem normalen Körper: beide gleich unentbehrlich zu flotter Fortbewegung.

Theoretiker und Praktiker des socialen Lebens sollten sich wie Freunde hochschätzen, statt — wie es wenigstens von einer Seite unausgesetzt geschieht — zu beschimpfen. Vielleicht wenn sie sich besser kennten, werden sie gerechter über einander urtheilen. Deshalb *Ihr Theoretiker und Praktiker des Wirtschaftslebens: sucht noch viel mehr Fühlung miteinander als heute besteht.*

Sucht persönliche Annäherung: ein Professor der Nationalökonomie sollte seinen hauptsächlichen Umgang unter Landwirten, Industriellen, Kaufleuten und Arbeitern (die mit Verlaub doch auch Praktiker sind) haben, mit denen er jeden neuen Gedanken — er sei theoretischer, er sei praktischer Natur — sofort besprechen kann.

Sucht, Ihr Theoretiker, Annäherung an die Vorgänge des Wirtschaftslebens selbst: kein Studium der Nationalökonomie in Zukunft ohne mehrjähriges Arbeiten in einer Fabrik oder einem Handelshause, lautet eine oft gehörte, sehr beachtenswerte Forderung. Aber auch mit kleinen Mitteln läßt sich viel erreichen: ich denke an die Excursionen, die systematisch von den Universitätslehrern zu pflegen sind. Ich denke sogar an Ausflüge und cursorische Besichtigungen von Etablissements bei Gelegenheit der Zusammenkunft zu wissenschaftlichen Zwecken, die noch viel mehr ausgenützt werden könnten. Einen Anfang dazu hat im vorigen Herbst der vielgeschmähte *Verein für Socialpolitik* gemacht, als er im Anschlusse an seine Generalversammlung das oberschlesische Industrierevier besuchte. Ist auch eine gründliche Inaugenscheinnahme bei solchen Anlässen nicht möglich: was sie für sich haben, ist eine Art von Massenwirkung. Die tausend neuen Eindrücke von dem herrlichen Reichthum des wirklichen Lebens, die die „Theoretiker" mit nach Hause nehmen, die Gespräche, die auf solchen Wanderungen die Leiter der großen Werke mit mehr oder weniger geistreichen „Professoren" führen, sie regen zu weiterem Nachdenken und zu weiterer Beschäftigung und weiterem Studium der anderen Welt an.

Hoffen wir, dass so eine Zeit kommt, wo auch in socialen Dingen kein Zeitungsschreiber mehr das Recht hat, in hochfahrender und herabsetzender Weise, die die Art jedes Menschen mit einer Froschperspective ist, im Vertrauen auf den Beifall auch verständiger Männer von „Professorenweisheit" zu reden.

*Breslau.*

---

## Zur Philosophie des Nackten.

Der Kampf um das Nackte tobt einmal wieder. Wieder. Eine blödsinnige Zuhälterhistorie, in die bloß jetzt Goethe, Menzel und Böcklin verwickelt wurden, hat eine Weile den hübschen Anlass gegeben. Da der Brand nicht innerlich erstickt ist, wird sich schon bald ein neuer Heerd bilden. Es ist jedenfalls gesorgt, dass das 20. Jahrhundert gut anfängt, damit wir nicht zu hoch von ihm träumen. Im Kern aber ist es der uralte Zwist, auf den Jahrtausende herabschauen. Der jahrtausendalte Gegensatz des Menschen, der in allem das Auge der Gottnatur sucht, und des Anachoreten, der sich in ein paar Hände voll Kameelswolle hüllt und mit dieser Rückkehr zum behaarten Säugethier die Scheidewand zweier Welten aufgerichtet glaubt. Er könnte seine Kameelswolle ebenso gut wie vor den nackten Leib auch vor die nackten Sterne ziehen, wie es in den Tagen Bennos geschehen ist. Und wir bekommen vielleicht auch das nächstens wieder.

Schließlich ist die Kunst gerade das Gebiet, um das einem am wenigsten bange zu sein braucht. Zwischen ihr und Gesetzen solcher Art hat ewig etwas Incommensurables gelegen und wird ewig liegen. Nirgendwo geht der Entwickelungsdrang der Menschheit traumwandelnder, naiver dahin als in der Kunst. Aber gerade dieser Traumwandler hat auch die Bärenkraft des Somnambulen, wenn ihm etwas im Wege liegt: und das lächelnde Kind taucht nöthigenfalls lächelnd den Riesen Christophorus in den Fluss. Der echte Künstler ist der Held des Märchens, der die Zauberpfeife besaß, auf deren Laut ihm unsichtbare Helfer nachstürzten. Er braucht aber nicht einmal diese Helfer. Er pfeift einfach auf die Dinge und

geht seines Weges und thut, was er will. Und an dieser Scrupellosigkeit sind schon andere Mächte gescheitert als die Philosopie der Kameelshaare.

Was aber immer wieder reizen mag in solchem Moment, das ist das Problem der Nacktheit selber. Hier erscheinen größere Dinge, als irgend eine Eintagsfliegenweisheit einer Partei oder eines Gesetzgebers ahnt. Der Mensch, der alte, große, ringende Mensch erscheint als solcher. In geschichtlichem Verhängnis. Rath suchend. Auch für den echt Denkenden heute, der keinerlei innere Beziehung mehr hat zu Adam und Eva und der am Baume seines Paradieses Ursonnen und Nebelflecke blühen sieht, wachsen Fragen und Probleme auf, die an der Nacktheit hängen und die ihm allerdings nicht mit ein paar Kameelsflocken zu lösen sind.

Wie die Nacktheit überhaupt entstand? Ein Stückchen Zoologie, und ein paar Hypothesen, mehr haben wir nicht. Der Mensch hat die Kameelshaare einmal wirklich auf dem Leibe getragen, angewachsen. Noch heute trägt er ja die Reste davon, in einer bestimmten Anordnung, die sich nur mit der Behaarung des Affen vergleichen lässt. Noch heute ist der Mensch im Mutterleibe dick bepelzt, bezeichnender Weise mit Ausnahme nur der Handflächen und Fußsohlen. Noch heute gibt es vereinzelt Haarmenschen als Abnormität. Wir sehen eine gewisse Linie, woher dieses Säugethierhaar überhaupt stammte. Das Säugethier führt geschichtlich zurück auf das Reptil, auf die Eidechse. Die Eidechse trägt Schuppen. Es ist viel Mühe verschwendet worden, das Haar aus der Schuppe abzuleiten. Es geht nicht, wie es scheint. Die Feder des Vogels lässt sich ohne jede Anstrengung auf die Schuppe zurückführen. Das Haar scheint sich aus gewissen Hautknötchen entwickelt zu haben, die mit der Schuppe gar nichts zu thun hatten, dagegen irgend eine geheimnisvolle Beziehung zu den Nerven als eine Art Sinnesorgane besaßen. Im weiteren hat das Haar dann allerdings eine ganz andere Rolle noch bekommen. Die Eidechse, deren Blutwärme durch die Außentemperatur bestimmt wird, wurde zum Säugethier mit eigen geheiztem Blut. Hier wurde das Haar als Pelz wichtig, als Ueberrock mit schlechter Wärmeleitung nach außen. Man ahnt alte Temperaturschwankungen des Erdklimas, die da hineingespielt haben. Die Dinge mögen sich in die Hände gearbeitet haben. Die Luftkälte schuf auf der von innen gewärmten Haut einen lebhafteren Reiz. Dieser Reiz trieb die stärker durchblutete Haut zu lebhafterem Auswachsen in allerlei Oberflächengebilde. Und diese Gebilde gaben als aufsprießendes Haarkleid von selbst wieder ein Schutzmittel gegen die Kälte. Jene feine und noch immer ziemlich mysteriöse Beziehung zwischen Haar und Nerv wird aber doch auch bestehen geblieben sein, und es ist gewiss kein Zufall, dass das höchste Nerventhier, das Säugethier, gerade auch das einzige ausgesprochene Haarthier ist. Nun bleibt nur ebenso sicher, dass gerade das höchste Säugethier, der Mensch, doch noch wieder in starkem Maße auch dieses Haarkleid verloren hat und nackt geworden ist.

Hier sprießen die Hypothesen. Es gibt zur Zeit nur zwei anschauliche; fragt sich, welche Recht hat. Ein paar sehr niedrige Säugethiere, wie das bekannte Schuppenthier, tragen noch heute reptilartige Hornbedeckung. Ein paar andere Säuger, wie Walfisch und Nilpferd, sind ziemlich nackt infolge erneuter Anpassung an das Wasser geworden. Beide Fälle scheiden beim Menschen aus. Er ist keinenfalls als Fischmensch auf den Plan getreten. Und er ist in jeder Hinsicht nicht ein verspäteter Wurzelschößling des Säugerstammes, sondern die Krone. Beide Hypothesen knüpfen denn auch an etwas specifisch Menschliches an bei Entstehung seiner Nacktheit. Die eine geht auf keinen Geringeren zurück als Darwin. Die Menschwerdung wird gedacht in einem tropischen Lande, also dort, wo heute noch die menschenähnlichsten Affen wohnen. Freilich: das heiße Klima selbst würde die Enthaarung nicht hervorrufen. Wie dick ist der Orang behaart, wie dick der Löwe! Das Klima bleibt also nur mittelbar im Spiel, insofern es ein aus anderen Ursachen enthaartes Wesen nicht aus Erfrierungsgründen wieder fortsetzte. Die unmittelbare Ursache aber sieht Darwin in einem geistigen Act des Menschen selbst. Bei der Liebeswahl wurden die am wenigsten behaarten Individuen lange Zeit immer wieder bevorzugt — bis eine Auslese der Nacktesten geschaffen war, aus denen die Vererbung schließlich ein nahezu ganz nacktes Geschlecht herausarbeitete. Der Mann wählte sich die am wenigsten behaarte Frau und umgekehrt. Bloß das Gesichtshaar imponierte der Frau: so wurde der Bart erhalten und mitgezüchtet. Das Charakteristische dieser Idee steckt in der ursprünglichen Verknüpfung der Nacktheit mit einem erotischen und zugleich auch mit einem ausgesprochen ästhetischen Moment. Das Nackte erschien dem Urmenschen als das Schöne, das Schönere. Aber das Schönere war für ihn gleichzeitig das sinnlich Erregendere. Als naive Einheit bestimmte sein ästhetisches Empfinden zugleich sein erotisches Wollen. Und in dieser Harmonie vollzog er auf die Dauer vieler Generationen eine märchenhafte Handlung. Indem er stets das Weib oder den Mann wählte, der seinem Ideal am nächsten stand und darauf seine Nachkommenschaft aufbaute, löste er das ungeheure Problem einer leiblichen Verwirklichung eines ästhetischen Ideals. Er baute seinen eigenen Körper in der Linie des Ideals um. Wie der Meister, dessen Statue schließlich zu leben begann. Besser: der eigene warme Leib war die Statue, an der er arbeitete. Und der lebendige Marmorblock fügte sich der Kunst. Bei Darwin ist diese Hypothese nur ein Stein in einem größeren Gebäude. Bis tief ins Thierreich hinab verfolgt er jenes wählende ästhetisch-erotische Princip. Es hat ihm den Paradiesvogel und Pfauhahn schon geschmückt. Gerade gegen den Menschen hin aber soll in dieser Geschmacksache eine Abneigung gegen das Körperhaar sich geltend gemacht haben. Schon beim Affen werden einzelne Theile auffällig entblößt, und das im Zusammenhang mit Erotischem. Beim Menschen soll gleichsam die freie Kehrseite des Affen sich über den ganzen Leib ausgedehnt haben. Die Größe wie die Schwierigkeit des Darwin'schen Princips liegt in der Art, wie es das Aesthetische als Ausgangspunkt nimmt. Warum erschien das Nackte als das Schönere? Bei Wesen, deren Auge durch so viel Generationen an ein Haarkleid gewöhnt worden war und deren Aesthetik also das Product dieser Gewöhnung hätte sein sollen!

So setzt die andere Hypothese scheinbar weltenfern von hier ein. Die Urheimat der Menschheit wird in die kalte Zone verlegt. Wir haben heute so viele Anhaltspunkte, dass der Mensch ein Nordkind ist, von der Schwelle der Eiszeit oder mindestens aus der letzten Tertiärzeit, in der das Klima schon sank. An dieses Sinken der Temperatur wird angeknüpft und eine Grundthatsache, das Urphänomen gleichsam des werdenden Menschen, wird damit verbunden. Nicht sein ästhetisches Empfinden, sondern seine große technische That: der Schritt zum Werkzeug. Ein solches Werkzeug war neben anderen das Kleid. Der frierende Mensch hüllte sich in Thierfelle, als ihm sein eigenes Fell in zunehmender Kälte nicht genügte. Sein angewachsenes dünnes Affenfell trat in Concurrenz mit dem übergedeckten Bärenfell. Von diesem Moment an ist im Sinne einfachster Naturlogik das eigene Fell überflüssig, ja hinderlich. Es hemmt die Hautausdünstung unter dem fremden Pelz. Es schafft einen Ungezieferherd zwischen Haut und Kleid. Von hier begann der Haarschwund am Leibe, vielleicht dem ähnlich, den wir heute auf unserem Kopf dem Hut zuschreiben. In der künstlich durch das Werkzeug der Flamme erwärmten Eskimohütte war es nützlich, gar kein Fell mehr zu haben, wenn das Bärenfell abgestreift war. Also immer mehr Wunsch hier herüber. Auch dieser Mensch verfocht in der Haarlosigkeit ein Ideal. Aber kein ästhetisches, sondern ein gleichsam hausbackenes. Und den Hauptstoß gab wohl die Sachlage von selbst. Die im Pelz erwärmte Haut entbehrte des Reizes, ihre Gebilde degenerierten. Zuerst schenerte sich der Rücken ab. Und dann alles so weiter. Das Weib war zarter, griff mehr zur Hülle. Und es enthaarte sich also eher und radicaler. Auch diese Hypothese hat, so scharf hingestellt, ihre losen Stellen. Sie fordert als einfachste Consequenz schon, dass also, wenn die Nacktheit des Menschen ein Product erst des Kleidertragens ist, alle heute unbekleidet lebenden und auch so nackten Menschenstämme Abkömmlinge bekleideter Rassen sind, die erst nachträglich die Kleider wieder abgelegt haben, ohne doch in der kurzen Frist seither und in ihrem warmen Klima von neuem Haare zu bekommen. Doch das ist beim heutigen Stande der Anthropologie mindestens keine ganz undenkbare Sache. Es erklärte sogar sonst allerlei. Schwerer vielleicht ist die Vererbung der durch Abnutzung unter dem Pelz individuell immer wiedererzeugten Nacktheit zu denken, wenigstens für alle Anhänger jener Weismann'schen Schule, die heute so energisch jede Vererbung erworbener Eigenschaften leugnen. Mir scheint am schlimmsten die gänzliche Vernachlässigung des erotischen Moments. Und so sehe ich das mögliche Heil einstweilen in einer goldenen Mittelstraße aus beiden Hypothesen.

Mag das Bekleidungswerkzeug, der künstliche Pelz, lange bestanden haben, ohne dass der angewachsene menschliche Affenpelz völlig darunter wich. Jedenfalls war die erotische Wirkung dieses Kleiderpelzes eine unabwendbare. Der doppelt umhüllte Körper war der erotisch unwirksame, der einfach bepelzte der specifisch erotische. Es war da ein Gegensatz geschaffen. Und dieser Gegensatz kann sich sehr gut dahin gesteigert haben, dass gewissermaßen der erotische Körper einem neuen Ideal unterlag, dem Ideal des Umgekehrten von dem, was der bekleidete Köper im Uebermaß besaß: also dem Ideal der Haarlosigkeit. Je haarloser die für gewöhnlich bekleideten und also verhüllten Körpertheile waren, desto intensiver und suggestiver reizten sie mit der Marke des Erotischen — die Haarlosigkeit, die Nacktheit war gleichsam ihre Contraitmarke. Von hier konnte also die ganze Liebeswahl im Sinne Darwins doch noch eingesetzt haben. Allerdings etwas verwickelter — wie denn hier manches im Einzelnen noch zu erklären wäre, das an dieser Stelle zu sehr ins Weite lockt. Die Hauptsache ist: Klima, Werkzeug und so weiter bilden auch hier unter Verzicht auf das Tropenparadies die erste Grundlage. Die zweite ist dann das Erotische und nicht wie bei Darwin ein schlechthin vorhandenes Aesthetisches. Sondern dieses Aesthetische käme jetzt erst als Drittes. Indem nämlich ein erotisches Ideal sich durchsetzte und sich den eigentlich nackten Körper als Contrastideal schuf, kam von diesem Erotischen erst wieder die ganz gewaltige Abhängigkeitslinie in Kraft, die vom Erotischen ins Aesthetische führt. Es wäre beinahe eine Trivialität, an den

ewigen Zusammenhang von Erotischem und Aesthetischem noch besonders zu erinnern, wenn nicht unsere Lex Heinze-Leute uns heute gar zu Gesetzeskraft im Schutzmannssinne erheben möchten, dass er nicht existiert. Er durchsetzt thatsächlich die ganze Kunst, die große wie die kleine. Und er muss sie durchsetzen. Man kann auf hundert verschiedenen Wegen geschichtlich und theoretisch darlegen, dass der Zusammenhang bis ins Herz hinein unvermeidbar war. Ja bis ins Herz. Mag man schlichte Thatsachen, die einem Kinde einleuchten, nehmen oder verwickelte. Der geliebte Mensch ist der schöne Mensch. Die Nachtigall erhebt sich zum rhythmischen Kunstliede in ihrer Liebeszeit. Man kann aber auch tiefer philosophisch eindringen. Das Wesen der Kunst besteht in der Thatkraft zur Harmonie, in dem activen Versuch, die Welt harmonischer umzubauen, in der Linie stärkerer harmonischer Lustreize fortzuentwickeln. Eine der stärksten Harmoniethaten der Weltentwickelung überhaupt, die wir kennen, war aber gerade die Geburt des Eros, die Entstehung erotischer Beziehungen. Die Wesen fressen sich im Daseinskampf, und das „Bestfressen" scheint das höchste Ideal. Da kreuzt auf einmal ein total anderes Ideal. Ein unendlich viel höheres Harmonieideal. Zwei Wesen unter höchster Glücksempfindung lebendig sich einend zu einem höheren Individuum, dem Liebesindividuum. Und überall die Hälften dieses Individuums höherer Art sich nicht mehr aufs Fressen oder Zermalmen anschauend, sondern auch getrennt als Hälften fühlend — jeder die andere gleichsam auch geistig umspannend mit einem Liebesblick. Aus dieser erotischen Harmonie hat sich auf der einen Seite das Höchste an socialer Harmonie entwickelt, das wir Menschen überhaupt kennen: die Menschenliebe. Auf der anderen Seite aber war ihr geradezu als Muss gegeben der Zusammengang mit der Kunst. Will man sehr auf die Wurzeln gehen, so mag man eben sagen: die Liebe selber war einer der größten Kunstacte der Natur. Jedenfalls aber war für alles Menschenthun ein ewiger Bund klar vorgezeichnet zwischen jedem Liebesact und jedem Kunstact. Und jede That, jeder Fortschritt, jede neue Beziehung in der Liebe musste sofort auch ein Ereignis in der Kunst werden.

In diesem Sinne ist es mir wahrscheinlich, dass der nackte Körper thatsächlich zunächst als der erotische Körper in die Kunst übergegangen ist. Erst mit ihrem eigenen Erstarken hat dann vor allem die bildende Kunst auch aus eigenem Harmoniebedürfnis heraus immer deutlicher erkannt, dass dieser nackte Körper schlechthin „schöner" sei als der im Bärenfell oder Kameelshaar oder auch in modernen Hosen, weil er (als uraltes, tief durchgearbeitetes Naturkunstwerk) ornamentalere Linien zeigt als unsere zunächst aus Wärmezwecken schlecht darum gestümperte Kleidung. Dabei aber hatte die Kunst bei dem Nackten einen großen Vortheil. Auf jener scharfen Contrastgrenze von Bekleidet und Unbekleidet hatte sich im Laufe der Zeiten etwas festgesetzt, das den ganzen Gegensatz im gewöhnlichen Leben überaus verschärfte. Das Erotische galt als das Verhüllte, Heimliche, Bedeckte und Bedeckenswerte. Der Zug dahin ist zweifellos ein schon uralter, es steckt ein Schutzzweck darin. In dem Gegensatz von Bekleidet und Nackt manifestierte sich das nun gleichsam noch einmal im schärfsten Beispiel. Wir wissen, welch ungeheures Labyrinth von Moralsatzungen sich hier aufgebaut hat, zu dem der Culturhistoriker oft kaum noch den Ariadnefaden findet. Diese ganze Linie hat aber mit der Kunst nur noch verschwindend wenig zu thun. Die Kunst fußte auf dem Harmoniebedürfnis und kümmerte sich hier so wenig um Schutzzwecke, wie sie die Kleider etwa schöner fand, weil sie einen Wärmeschutz gewährten. Für jede Rangordnung, die das Erotische von dort her etwa gar vergewaltigen und als das „Verhüllte", das „Minderwertige" hinstellen wollte, hat sie nie das leiseste Verständnis gehabt. Und ihr Interesse an jenem ganzen Gegensatz und allem, was darum und daran hieng, war vollends auf ein Mindestmaß gerathen, seit sie den nackten Körper rein ornamental, also bloß noch ästhetisch schätzen gelernt hatte, ihn also für sich noch wieder in eine besondere Harmonie gerettet hatte. Höchstens darin kann man der Kunst auch vor jenem Conflict in brennenden Momenten eine active Rolle beimessen, dass sie dem Erotischen allemale da, wo es unterdrückt werden sollte, gleichsam in alter Dankbarkeit geholfen hat. Sie hat ihm geholfen durch ihre naive Auffassung jenseits von Gut und Böse. Durch die ganze stille Arbeit, die sie ihrerseits in Erziehung der Menschen zum Harmonie-Ideal geleistet. Und nicht zum wenigsten auch durch ihre Verklärung und Vergeistigung des Nackten in noch höhere Ideale, als sie das einfach Erotische geben kann. Immer wieder, wenn das Muckerthum den nackten Leib vergewaltigen will, wirft sich die Kunst wie ein Schwergewicht mit in die Wage zur Wiederherstellung eines vernünftigen Gleichgewichts.

Die Sache muss aber eine lange sein, wenn gar dieser naiven Kunst selber [illegible]

dass in diesem Falle sowohl die Schläue wie die Borniertheit ein Anfang vom Ende sind, das mit der Wucht eines Naturgesetzes sich vollziehen muss.

Friedrichshagen. **Wilhelm Bölsche.**

---

# Die neuere deutsche Caricatur.

Wir leben im Zeitalter der Tageszeitungen und Wochenschriften, im eiligen Zeitalter des Feuilletons und der Novellette; wir leben im Zeitalter der Caricatur und der Skizzenzeichnung. Man beklagt es so oft; doch scheint mir, nicht ganz mit Recht. Jede Form gestattet einer tüchtigen Individualität, sich zu entfalten und zeugerisch zu bewähren. Man schilt das Flüchtige, Eilige, Skizzenhafte der Novellette und vergisst die Kunst zu bewundern, mit der ihre Meister einen tiefen und vielseitigen Lebensinhalt in einen so kleinen Raum zu bannen verstehen; man vergisst die hohe Kunst der Vertiefung und Concentration, die sich hier zu entwickeln Gelegenheit findet. Man vergisst die Mannigfaltigkeit einer freieren Beweglichkeit, die sich hier bethätigen kann: tragisch, idyllisch, psychologisch, wissenschaftlich und wie noch alles. Man beklagt das Eilige, Skizzenhafte unserer neueren Zeichenkunst, ihren nervösen Impressionismus, der keine Vertiefung mehr zu gestatten scheint: und dabei vergisst man die bewunderungswürdige Sensibilität der Meister dieser Kunstgattung, vergisst man das differenzierte Feingefühl der modernen Seele, dessen sie ein Zeugnis, und die außerordentliche Reife und Ausdrucksfähigkeit der neuen Technik, die erstaunliche Beherrschung der Mittel, die in dieser flüchtigen Form der Skizze so vielseitige Wirkungen zu erzielen vermag.

Diese erstaunliche Reife und Ausgeschriebenheit der modernen Zeichentechnik hat seit etwa dreißig Jahren ihren Aufschwung genommen, zugleich mit allerlei Bedingungen, die sie begünstigten.

Seit dieser Zeit datiert ungefähr das gesteigertere Interesse an der japanischen Malerei, die einen so wesentlichen Einfluss auf die Entwickelung der modernen europäischen Malkunst gewonnen: im Laufe dieser dreißig Jahre nahm die Entwickelung des Zeitschriftenwesens zugleich mit der Vervollkommnung der Maschinentechnik ihren Aufschwung, der für die neue Kunst so bedeutsam werden sollte; in diesem Zeitraum vollzog sich endlich die Popularisierung der modernen Wissenschaften, von denen Literatur und Kunst eine ungeahnte Bereicherung erfuhren: ich weise hier nur auf alle die neuen Formen hin, die die Forschungsresultate der Biologie neuerdings der Kunst zuführten.

Vor allem wird uns bei dieser Entwickelung die Einwirkung des Japonismus von Interesse sein. Mochte er zwar auch auf die Ausbildung der neuen Richtungen in der Oelmalerei, auf den Impressionismus und die Freilichtmalerei seinen Einfluss üben: von directerer Bedeutung noch musste sein ornamentaler Impressionismus und sein Charakter der Aquarellmalerei, musste die helle Zartheit seiner lichten Farbentönungen mit ihren leuchtenden Licht- und Luftessecten, musste der so einfache und doch so ausdrucksfähige, skizzenhafte Charakter seiner Linienführung für die Herausbildung zweier Kunstgebiete werden, die er so recht eigentlich erst erzeugt hat: auf die Herausbildung des Placates und der modernen Zeichenskizze.

Obwohl das Placat, namentlich in Frankreich, bereits in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts existierte — ich weise auf Gavarni, Grandville, Edouard de Beaumont und Manet hin — eine consequentere Entwickelung erfuhr es doch erst seit der erhöhten Aufmerksamkeit, die Schriftsteller, Künstler und Sammler — ich erinnere an die Arbeiten Goncourts über Utamaro und Hokusai — den japanischen Künsten zuwandten. Von dieser Zeit an kann man eigentlich erst von einer Kunst des Placates reden. Seit dieser Zeit existiert vor allem erst so recht eigentlich das Farbenplacat mit seiner bunten, fröhlichen Frische, das neuerdings, namentlich bei den Franzosen, Engländern und Amerikanern, eine Vielseitigkeit und Beweglichkeit des Temperamentes gewann, die es über seine industrielle und sonstige praktische Bestimmung hinaus zu einer ganz eigenen und selbständigen Kunstwürde erhoben. Ich erinnere an den Chic und die Grazie Jules Chérets, an die meisterhafte Farbengebung Henri de Toulouse-Lautrecs, die mit ihren zarten und verschwimmenden Formen den Einfluss der Japaner auf das deutlichste verrathen, ich erinnere an die kräftige Sicherheit von Steinlens Impressionismus, an Willette, an die malerische Wirkung der Schwarz- und Weiß-Technik Felix Vallottons, an [illegible] Grasset und die anderen. Ich führe den Belgier Theo van Rysselberghe an, Meunier und Berchmans, die Brothers Beggarstaff bei den Engländern u. s. w. Die ersten Placatzeichner bei uns in Deutschland waren Caspar Scheuren, Makart und [illegible]. Heute haben wir unsere Stuck, Gysis, Hubner, [illegible] u. s. w.

Der Japonismus und das Placat aber zogen die gesammte moderne Zeichenkunst in ihre Entwickelung und begannen sie zu

[illegible] Das moderne Placat.

revolutionieren und umzugestalten. Sie gaben ihr eine freiere Beweglichkeit der Linie, sie eröffneten ihr die Freiheit eines wechselreichen Spieles von Luft und Licht mit Fläche und Körperform; sie eröffneten ihr das fröhliche Reich der Farbe, schufen das impressionistische Ornament mit all seinen neuen und eigenartigen Reizen; sie machten endlich dem exclusiven Hochmuth der großen Kunst den Garaus; und, wie sie diese selbst differenzierten, übertrugen sie ihren Gehalt und ihre Wirkungen vielfach auf die bisher gering geschätzten Gebiete der Zeichnung, ihre Wirkungen damit popularisierend und ihren Spielraum segensreich und in bisher ungeahnter Weise erweiternd.

Sie revolutionierten nun besonders auch die Caricatur und gaben ihr im Laufe des letzten Jahrzehntes einen neuen und besonderen Charakter. Vornehmlich von Frankreich aus sprang die Bewegung in dieser Zeit auch zu uns Deutschen herüber.

Bereits an anderer Stelle habe ich in der „Zeit“ darauf hingewiesen, dass die impressionistische Zeichnung und Caricatur, wie sie übrigens in gleicher Zeit sich auch der Postkarte, Speisekarte, des Notenblattes, Theaterzettels und Buchumschlages bemächtigte, namentlich mit dem Erscheinen der illustrierten Wochenschriften „Jugend“, „Simplicissimus“ und „Narrenschiff“ in die Phase einer consequenteren Entwickelung trat.

Die vielseitigste dieser neueren Wochenschriften ist zweifelsohne die „Jugend“. Die ernstere Zeichnung, Landschaft, Caricatur, die Kunst der Vignette pflegt sie in gleicher Weise; und es scheint mir so lehrreich wie reizvoll, mit wie freier Beweglichkeit hier alle diese Gattungen der Zeichnung nebeneinander wirken und ineinander spielen; und mit wie lebendiger Mannigfaltigkeit alle möglichen Nuancen modern sensiblen Künstlertemperamentes sich hier entfalten, sei es mit reineren und allgemeineren Kunstproblemen sich beschäftigend, sei es auf das so vielfältige und krausbunte Leben des Tages mit frischer und streitlustiger, kritischer Tendenz eingehend. Etwas einseitiger auf das letztere sich beschränkend, vornehmlich von socialkritischen Tendenzen oft recht radicaler Natur geleitet, erweist sich der „Simplicissimus“, seinerseits all dem, was die bisherigen Zeitschriften auf dem einschlägigen Gebiet leisteten, eine neue und womöglich noch markantere moderne Wendung gebend.

Obschon nun diese Kunst bei uns noch erst im Werden ist, obwohl noch nicht recht über einen gewissen Sturm und Drang hinaus, obschon sie an die gereiftere Kunst besonders des französischen Auslandes noch nicht völlig heranreicht, so zeigt sie doch bereits viel prächtige Ansätze und hat einigen starken Individualitäten Spielraum zur Entfaltung gewährt.

Der enge Zusammenhang dieser Kunst eines fröhlichen und beweglichen Impressionismus in seiner Rückkehr zur Natur einerseits und anderseits in seiner frischen und vielseitigen Subjectivität mit der französischen bezeugt sich schon rein äußerlich durch verschiedene französische Zeichner, denen wir regelmäßig in der „Jugend“ und auch im „Simplicissimus“ begegnen. So finden wir Métivet, Willette, Renouard, Jossot, Steinlen und andere.

Als einer der interessantesten „Jugend“-Zeichner erscheint mir Bernhard Pankok. Vielleicht ist er die eigenartigste und ausgeprägteste Individualität unter ihnen. Die Grundnuance seiner Zeichnung ist eine Verbindung zwischen den Eigenschaften der japanischen Zeichnung, deren Einfluss bei ihm vielleicht deutlicher ersichtlich als bei irgend einem anderen modernen deutschen Zeichner auf dem Gebiet der Caricatur — wenn wir von Caspari absehen —, mit einem sehr markanten und anmuthenden deutschen Empfindungsgehalt. Zudem hat sein Stil, dessen sehr originelle Schönheitslinie an die Linie des Eichengeästes erinnert, etwas so köstlich Primitives, das weitab von allem Akademismus und allem technischen Raffinement eine gewisse liebenswürdige Unbehilflichkeit und Ursprünglichkeit zeigt, und das, an Amodidaris gemahnend, sein starkes Talent umso suggestiver werden läßt. Ein kräftiges und doch auch wieder oft so zartes und intimes lyrisches Empfinden und ein drolliger, oft wunderlich bizarrer Humor sind die wesentlichsten Kennzeichen seiner Kunst, deren Gebiet vornehmlich das der Vignette und Randzeichnung ist. Er ist ein Meister der Linie wie der alte Dietz, der mit der entschiedenste, eigenartigste und deutscheste Humorist unter den „Jugend“-Zeichnern und einer der gebefreudigsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift ist, und seine Federzeichnung mit ihrem Arabesken-Charakter zeigt eben so viel kräftigen und sicheren Schwung und so viel frische Laune.

Zu diesen Meistern der Linie und unschattierten Zeichnung gesellt sich ferner Fidus, auf den ich hier freilich leider nicht näher eingehen kann, da es mich zu weit von dem Gebiet der Caricatur wegführen würde. — Besonders hervorzuheben unter den Zeichnern der „Jugend“ ist auch die Caricatur Casparis mit ihrem zarten und intimen Charme, in dem so viel Lyrik und Poesie sein kann: wie denn überhaupt in dieser ganzen neueren Caricatur die mannigfachsten Eigenschaften reizvoll ineinanderspielen.

Schöpfer einer ganz neuen Art der deutschen Caricatur ist Rudolf Wilke. Sein malerischer Impressionismus mit seinen kräftigen, oft robusten Wirkungen hat die Linie gänzlich aufgegeben. Alles ist bei ihm energisches Zusammenspiel von Licht und Schatten: namentlich besitzt er eine sehr originell entwickelte und erstaunlich wirkungsvolle Kunst der Schlagschattentechnik. Seine Art hat viele Vertreter gewonnen. Ich hebe von ihnen hier nur Bruno Paul hervor, einen sehr thätigen Mitarbeiter von „Jugend“ und „Simplicissimus“, der in dieser Art gewisse Typen des bayerischen Volkslebens und des Studententhums sehr glücklich und schneidig wiedergibt. Ich führe ferner Leonel Feininger und Karl Schnebel an; alle mit Wilke, der wohl der begabteste unter ihnen, zudem Schöpfer einer neuen modernen Art von Grotesk-Caricatur, die eigentlich seit lange in Deutschland vernachlässigt war, in einer Weise, dass sie uns jetzt als eine gänzlich neue Errungenschaft entgegentritt.

Viele dieser neuen Caricaturisten zeichnet auch eine freiere und eigenartige Verwendung der Farbe aus, die es versteht, mit den einfachsten Mitteln die vielfältigsten Wirkungen zu erzielen, lyrischer, intimer, grotesker, bizarrer oder ironischer Art. Wir erinnern hier besonders an so manches der originellen Titelbilder der „Jugend“, deren Wert zwar nicht immer ein gleichmäßiger — schwer zu ermöglichen bei einem so weitgehenden Bedarf von Einfällen und Abwechselung — die indessen bisher eine so erfreuliche Fülle des Neuen und Interessanten brachten.

Zu erwähnen wäre ferner auch Max Feldbauer, der zwar in mancher Hinsicht die bisherige Tradition der Münchener Caricatur, wie sie vor allem durch die „Fliegenden Blätter“ vertreten wurde, weiterführte, sie aber doch in die neue impressionistische Richtung hinübergeleitet hat.

Andere Zeichner der „Jugend“ lasse ich hier unerwähnt, weil ich sie gleich in dem Zusammenhang der „Simplicissimus“-Caricatur anführen möchte, die, wie bereits erwähnt, in der neuen Entwickelung eine besondere Richtung vertritt.

Auch im „Simplicissimus“ bekundet sich wie bei der „Jugend“ lehrreich der Zusammenhang der deutschen mit der französischen Caricatur schon rein äußerlich durch die Mitarbeiterschaft Pariser Caricaturisten wie Forains, des graziösen Chéret, Willette und anderer.

Das wesentlichste Kennzeichen der „Simplicissimus“-Caricatur ist eine sehr ausgeprägte socialkritische Tendenz, die hier und da einen Mittelcharakter zwischen Caricatur und Sittenbild trägt; mit welcher Art besonders Steinlen bei uns Schule gemacht zu haben scheint. Als den bemerkenswertesten Zeichner dieser Richtung müssen wir wohl, aus dem Zusammenhange der „Narrenschiff“-Caricatur, Hans Baluschek anführen, dessen in der „Zeit“ bereits mehrfach Erwähnung geschah. Er vertritt unter den gegenwärtigen Zeichnern die eben gekennzeichnete, in vieler Hinsicht bei uns so neue Richtung am reinsten, und die Verschmelzung von Ironie, Satire und wuchtigeren ethischen Qualitäten, die ihr eigen, zugleich mit einer sehr wirksamen Objectivität, repräsentiert er wohl am deutlichsten und eindringlichsten. Franz Servaes nannte ihn gelegentlich recht glücklich den Berliner Gavarni.

Der bemerkenswerteste und interessanteste Zeichner des „Simplicissimus“, vielleicht der begabteste deutsche Caricaturist der letzten Gegenwart, ist Thomas Theodor Heine: der begabteste Vertreter auch einer neuen Art farbiger Caricatur unter den Mitarbeitern dieser neuen Wochenschriften. Seine Farbengebung erinnert in vieler Beziehung an den flotten Impressionismus der Franzosen. In seinem Strich gemahnt er vielfach an Caran d'Ache. Er zeigt ganz den frischen Uebermuth der Linie und der Farbe, der die Franzosen auszeichnet. Er bekundet eine erstaunliche Routine der Technik, die sich bisweilen bis zu den verwegensten Capriolen versteigen darf. Das eminente Temperament, die starke und bewegliche Subjectivität der französischen Caricatur entband und bestimmte sein bestes Können und entwickelte bei ihm eine Eigenart, die zuweilen genial, immer frappant und, in welchem Sinne auch immer, stets fesselnd ist. Er zeigt mannigfache, oft widersprechende Eigenschaften. Manche seiner colorierten Zeichnungen zu betrachten, ist ein Entzücken. Da ist bei den einfachsten Mitteln eine Zartheit und Frische, ein lyrischer Charme der Tönung: da ist dann auch wieder in Farbe wie Linie ein Witz und eine Ironie und mitunter eine capriciöse Tollheit, Eigenschaften, in denen ihm bei uns wenige gleichkommen. Vor allem zeigt er den zuweilen excentrischen Uebermuth einer Jugend, der es gelegentlich auch nicht darauf ankommt, mal recht massiv vorbeizuhauen.

Er hat nicht die treuere Art des Steinlen'schen Sittenbildes, die so manches Pathos und Sentiment, so viele oft wuchtige ethische Qualitäten besitzt: dazu ist er in Strich und Farbe viel zu sehr auf allerlei Capriolen und Bizarrerien aus, die sich oft, ganz abgesehen von seinen Vignetten, in eine höchst schnurrige und capriciöse Ornamentik hinüberspielen. Es gibt Caricaturisten, die mit dem Herzen zeichnen, so paradox sich das ausnimmt: mit ihnen hat Heine nichts gemein. Sein hauptsächlichstes Merkmal ist das ungebundene Lachen eines flotten Uebermuthes und ein ausgelassener Trieb zum Rempeln: oft rein um des Rempelns willen. Directe Absichten, zu bessern, abzuschrecken, zu strafen, verräth er kaum, so entschiedene und eindringliche Wirkungen er in dieser Beziehung auch übt. Seine Ungebundenheit hat oft direct etwas von Anarchismus. Ganz ist er Kopf, Einfall, Laune. Ein Unband, der allen Philistern

ein Greuel sein muss, welcher Parteirichtung sie auch angehören. Hier ist er zart bis zum Lyrischen, hier abscheulich, zuweilen geradezu widerwärtig, wenn nicht gar ekelhaft — wie es oft auch Hogarth sein kann — hier ist er grotesk; indessen — kaum ein zweiter deutscher Zeichner ist so fatal wie er. Mit dem eben erwähnten Wilke und Paul ist auch er ein Wiederbeleber einer grotesken Komik, deren derbe, wenn nicht ungefüge Verzerrungen des menschlichen und thierischen Körpers wir Menschen des letzten Jahrhunderts uns in Deutschland fast entwöhnt hatten. Und nie verliert er sein seltsames Lachen; seltsam, weil es mit vielen seiner Stoffe, die Empörung oder Sentiment erforderten, so gar nicht vereinbarlich erscheint. Ich gestehe, dass es mir Heine zuweilen problematisch macht.

Ich erspare mir die Mühe, seine Zeichnungen auf die eben angeführten Eigenschaften hin zu analysieren. Sie sind ja in weiten Kreisen bekannt, aus dem „Simplicissimus" sowohl wie aus dem interessanten Album, in dem der Verlag Langen kürzlich seine famosen „Bilder aus dem Familienleben" brachte; an welchem Buch ich nur auszusetzen habe, dass die Zusammenstellung seines Stoffes ein wenig willkürlich ist; denn so manches Bild ist aufgenommen, das mit dem Titel nichts zu thun hat, und wieder fehlt so manche Zeichnung, die in dieser Collection unentbehrlich und die an der Stelle dieser und jener flacheren Zugabe stehen müsste.

Die Weise Schlittgens, der sich übrigens selbst neuerlich im „Simplicissimus" in mancher Hinsicht von einer neuen, wenn auch eigentlich nicht gerade besseren Seite gezeigt hat, führt E. Thöny weiter. Die Sport- und Militärkreise, Feudalität und Schneidigkeit, das preußische Junker- und Hochtorythum sind sein Gebiet. Er übertrifft hier den Schlittgen der „Fliegenden Blätter" um ein bedeutendes. Schlittgens Reiz lag in seinem Strich, der leider zuletzt oft zur Manier ausgeartet war und manche Flüchtigkeit zeigte. Thöny ist ihm in Strich verwandt; aber dieser Strich ist hier sicherer, sorgfältiger, ausdrucksfähiger und mannigfaltiger und, in einer sehr geschmackvollen Verbindung mit der Farbe, von oft ganz einzigem Reiz. Das kürzlich im Verlag Langen erschienene Album „Der Lieutenant" ist in dieser Hinsicht eine Meisterleistung und geeignet, auch den zu fesseln, der diesem Stoffgebiet, das überdies ausgeschlachtet ist, wie kaum ein zweites, nicht eben einen besonderen Geschmack abzugewinnen vermag. Und diese prächtigen Zeichnungen weisen auch sehr anerkennenswerte physiognomische und psychologische Vorzüge auf. Auch seine bayerischen Bauern und seine Halbweltbilder im „Simplicissimus" sind vortrefflich. Die ungebundene Frische der „Simplicissimus"-Caricatur hat auch er: aber es ist seine Tugend, dass sie bei ihm nicht wie bei einigen anderen seiner Mitarbeiter ausartet und störend über die Stränge schlägt.

In einer neuen Weise die Ueberlieferung der „Fliegenden Blätter" weiterzuführen, ist das Merkmal J. E. Engls, von dem der Langen'sche Verlag 1898 eine Auswahl von 100 seiner Zeichnungen herausbrachte. Es ist ganz der Münchener Witz, wie wir ihn von den „Fliegenden Blättern" her gewohnt sind, und der sich an Typen vornehmlich des Münchener Lebens bethätigt. Doch ist Engl weit weniger harmlos als die meisten Zeichner der „Fliegenden". Er ist Socialkritiker, gelegentlich wohl auch politischer Caricaturist, wie die meisten Zeichner des „Simplicissimus", und hat der Weise der Oberländer und Harburger, denen er ähnelt, eine moderne Nuance gegeben.

Ich erwähne ferner F. v. Reznicek, dessen sauberer Strich und dessen reizvolle Farbengebung der Thöny'schen ähnelt, aber weicher ist als diese. Andere Zeichner des „Simplicissimus", wie Caspari und Paul, habe ich oben gelegentlich der „Jugend"-Zeichnung erwähnt.

So haben wir denn, gewissermaßen über Nacht, eine neue und durchaus originale Caricatur. Es ist in ihr noch viel Sturm und Drang; aber ihre Vorzüge springen in die Augen und können nicht abgewiesen werden. Es wird von Interesse sein, welche Entwickelung diese Richtung nehmen wird, wenn sie sich aus einer gewissen einseitigen Hervorkehrung technischer Eigenschaften, wohl auch Willkürlichkeiten, freigemacht haben wird . . .

Berlin. Johannes Schlaf.

---

# Anatole France.

Er ist einer der geistreichsten Köpfe unserer Zeit und ein Meister aller Künste des Worts. Er kann die witzigsten, rührendsten, die zartesten, schwierigsten Sachen in unübertrefflich wirksamer Weise sagen. Und wäre nicht der virtuose Zuschnitt der Sprache, wäre nicht die unfehlbar sichere Art, eine Pointe vorzubereiten, dass sie nicht bloß treffe, sondern im Treffen auch wie blauer Stahl in der Sonne funkle: — man merkte seine Kunst nicht: so alt sind seine Mittel: so einfach ist sein Satzbau: so schmucklos ist sein Ausdruck. Er verwirft den überladenen, farbengetränkten Stil Théophile Gautiers und die „écriture artistique" der Brüder Goncourt. Ihm widerstrebt der moderne malerische Impressionismus in seiner doppelten Richtung: Secundenausschnitte des Lebens naturgetreu und sinnwidrig aufs Papier zu werfen (zum Beispiel von einer Kuh, die hinter einem Hause weidet, nur die zwei sichtbaren Beine und die Krippe zu erwähnen), und das festzuhalten, was man in einem Moment auf einmal sehen kann, alles Plastische, Bestimmte zu verwischen und nur ein paar Farbenflecke ineinander zu verreiben — aufeinander zu setzen — einer Totalwirkung zuliebe, die sich irgendwo hinter der Netzhaut im Gehirn vollzieht. So arbeitet Anatole France nicht. Er arbeitet nicht in Linien, nicht in Farben, sondern in Worten, die aus concreten Erinnerungsbildern längst zu abstracten Anspielungen und zu Werkzeugen des verallgemeinernden Urtheils wurden. Verwendet er aber einmal ein Bild, dann haftet es mit seinem breiten und weichen Umriss im Gedächtnis wie ein guter farbiger Holzschnitt. Anatole France hat alle die trefflichen Eigenschaften des Geistes seiner Nation, die glashelle Klarheit, die ewig sprudelnde Lebendigkeit, die feine Bosheit, die Lust am Unvorhergesehenen, noch bereichert durch eine paradoxale Wendung des Humors, die von jenseits des Aermelcanals stammt. Er ist französisch wie kein anderer in Wohlklang und Eleganz, gallisch durch und durch in anmuthiger Gassenbüberei und lateinisch in der strengen Schärfe des Stils. Und dennoch — so wenig Anatole France die künstlerische Ueberlieferung seines Volkes verlässt, so durchsichtig, so maßvoll er auch schreibt, so phantasielos, wie er selber halb im Ernste sagt — in seiner Totalität ist er für die Menge undurchschaubar. Und doch findet man ihn nur, wenn man ihn als ein Ganzes fasst, wenn man seine typischen Bücher gelesen hat. Er ist kein Erzähler im eigentlichen Sinn. Wie Auguste Rodins Bildhauerwerke gar oft nur schüchtern und leise dem Korn des Marmors entblühen, von dessen Mutterboden sie sich nicht lösen, also wachsen Anatole Frances Geschichten gern aus etwas Gelehrtem, Gedanklichem heraus, ja, seine Figuren stecken oft noch drin, wie eine Krystalldruse auf dem Quarze sitzt. „Le crime de Sylvestre Bonnard", „Le livre de mon ami", „Pierre Nozière" enden gar nicht, oder besser: in Abhandlungen. Der Dialog seiner Romane entfernt sich nie weit vom professoralen Vortrag, wenn er, in Rede und Gegenrede, nicht an einen altmodischen Doctordisput erinnert. Seine Bücher sind ganz durchsetzt von solchen Gesprächen; man könnte die meisten als figural ausgestaltete Glossen bezeichnen, die der Dichter auf den Rand des Lebensbuches schreibt. „La rôtisserie de la Reine Pédauque", „Les idées de M. Jérôme Coignard", sowie die drei Werke, die er „Histoire contemporaine" betitelt, „L'orme du mail", „Le mannequin d'osier", „L'anneau d'amethyste" — so vieles darin auch geistreich ersonnen und künstlerisch erfasst ist — sie bestehen doch hauptsächlich aus lehrhaften Bemerkungen zu allerlei antiquarischen Themen, sowie aus Reflexionen über die Welt und ihren Lauf. Andere Dichter wirken auf die Phantasie, auf das Gefühl: bei Anatole France wiegt stets das Verstandeselement vor. Sogar mit ziemlich viel Pedantismus gemischt, obschon dieser in weltmännischer Form auftritt, als „causerie", die sich mit graziösen Willkürlichkeiten, überraschenden Einfällen schmückt und die gern mit einem scharfen Paradoxon abschließt. In allen Arbeiten verschmilzt bei ihm der Künstler und der Gelehrte. Sowie er als Recensent die Abenteuer seiner Seele inmitten der Phantasiewelt erzählt („le bon critique est celui qui raconte les aventures de son âme au milieu des chefs d'oeuvre"), so als Dichter die Abenteuer seiner Seele inmitten der Ideenwelt. Seine typischen Werke sprechen von Anatole France und seinem Verhältnis zu den göttlichen und menschlichen Dingen. Es ist das Verhältnis des Skeptikers und Dilettanten zur Welt, das Verhältnis eines zweifelnden Kopfes, der nicht glaubt, wohl aber versucht und genießt. Ueber das, was wir zu wissen vermeinen, hängt er das Fragezeichen der Vorsicht auf. Sein Wissen ist Sammlerwissen: er sammelt in sich auf, was von Geschehnissen, Beobachtungen, Urtheilen, Vermuthungen bisher aufgezeichnet worden. Erklärungen nimmt er als Vorläufiges hin: Unumstößlichkeiten sieht er als Ironiker an. Er sucht nach der Wahrheit, weil dieses die vornehmste Uebung, das schwierigste und edelste Spiel des Geistes: doch er glaubt nicht an sie wie an eine Gottheit: seine Erkenntnis lehrt ihn, dass die Lüge mächtiger als sie und für die Fortdauer des Lebens viel minder entbehrlich. Seine Erfahrung sagt ihm des Ferneren, dass alte Vorurtheile neuen Urtheilen vorzuziehen und dass gewohnte Laster menschenfreundlicher, liebenswürdiger sind als kaum geborene, eifervolle Tugenden. Denn ach! wie er an Ideen nicht glaubt, so glaubt er auch an die Menschen nicht. Er würde sie hassen, wenn er sie wichtig genug nehmen könnte: sie erschienen ihm lächerlich, fände er sie nicht bloß komisch — voller Größenwahn und sehr gering — der Nachsicht bedürftig und des Mitleids wert — ihr ganzes Dasein in die Worte zu fassen:

> Les marionettes
> Font, font, font
> Trois petits tours
> Et puis s'en vont.

Er verurtheilt also nichts; er wertet selten: er ist unparteiisch, objectiv — ein Gelehrter. Er versucht bloß, tief, wie Dichter verstehen — er versteht alles und theilt nichts, keine der Meinungen, keines der Gefühle des Durchschnittsmenschen, des Herrenmenschen.

Er erscheint dem Naiven als der Unmensch, der im Lieben und im Hassen, im Streben und Begehren mit den übrigen nichts mehr gemeinsam hat. Seine Sympathien sind eben nicht einfach; der letzte Sinn seiner Rede ist ganz wie bei Renan vor lauter Nuancen niemals ja — ja, nein — nein; man weiß nicht recht, wo man ihn hat, fast niemals, was er wirklich denkt. Immer ist er auf der eigenen Gegenseite, immer dort mit seinen besten Gründen, wo man ihn nicht erwartet. Er spielt, er scherzt, er jongliert mit allem. Nur ein einzigesmal, in „Jean Servien", nahm er des Lebens Dummheit tragisch, ein einzigesmal, im „Lys rouge", behandelte er die Leidenschaft ernst. Was behandelt er denn überhaupt ernst, Gott, die Welt, den Menschen? Oder — und das ist dem Volk das Unheimlichste — etwa sich selbst? Denn das Volk, und zu ihm gehört alle Jugend, das Volk will wissen, wo der Mensch im Ernst ist, und es will zum inneren Ernst auch den äußeren sehen, womöglich in Begleitung feierlicher Geberden. Lachen und scherzen inmitten düsterer Dinge kann nur die nicht mehr ganz einfache Natur, nur der zur vollen Freiheit gelangte Geist. Man muss wie eine reif gewordene Frucht sich vom Baum des Lebens abgelöst haben, um mit dem heiligen Antonius in „Thaïs" sagen zu können: „Soyez joyeux; laissez la tristesse aux heureux de ce monde!"

Man braucht allerdings nicht gerade in Wüsten zu gehen, um sich wie eine reifgewordene Frucht vom Baum des Lebens abzulösen; man muss kein heiliger Einsiedler sein, um zur inneren Freiheit zu gelangen. Auch anderswo kann es einem glücken. Unter Büchern zum Beispiel. Wenn man, gleich Anatole France, als Sohn eines Pariser Antiquars, zum Büchermenschen, Bücherleser, Büchersammler aufwuchs, fast wie selbstverständlich Dichter wurde, und nebenbei irgendwo — im Senate — Bibliothekar. Wenn man stets mit Büchern, in Büchern gelebt hat, ein Leben, so unwirklich wie nur möglich, ein reines Gehirnleben, ein Leben in Vergangenheiten, in allerlei Fernen, ein Leben in starken Träumen, die wahr und unwahr sind, die man rufen, wieder verscheuchen kann, ein Leben im Erben anderer, im Denken anderer, im Fühlen, Phantasieren, Handeln anderer, in deren Wesen man hineinschlüpft, so wie man sich Maske und Mantel und Degen umbindet und für eine Festesstunde venetianischer Nobile ist. Wenn man das in den Büchern Verzeichnete aufnahm, gleich wie man Kunst aufnimmt, als ein Nachschaffender und dabei als ein Wissender, als einer, der erkannt hat, wie in den gelehrtesten und zurückhaltendsten Büchern nichts zu finden ist, außer den wechselnden menschlichen Auffassungen von Welt und Dasein, von Natur und Geschichte — Auffassungen, die in demselbem Maße gewaltsamer sind, als der Geist des Schreibenden eigenthümlicher war denn jener der ineinanderflutenden, ununterscheidbaren Menge. So wurde man wohl auch ein über den Dingen schwebender, ein freier, vielleicht ein allzufreier Geist. Einer, dessen Wesen schon zu viel einschließt, um damit fertig zu werden, einer, der alles begriff, alles durchschaut und — über alles hinwegsieht. Einer von so ungeheurer Kundschaft um jegliches, das auf Erden gedacht und gestrebt hat, dass er vermag, es in sich als lebendig zu empfinden. Aber all dies Gewesene und ringsum Seiende, um das Anatole France weiß, wie Dichter wissen — es ist zu vielerlei, zu überwältigend, als dass es bei ihm vom Eigenen, Angeborenen aufgezehrt und zu etwas anderem würde, zu **mehr** als zu einem künstlerischen Schattenspiel. Nietzsche sagt, erst dann habe Wissen sich in Bildung verwandelt, wenn es im Menschen ein Motiv werden könne zur That. Diese That kann natürlich auch eine geistige, sie kann auch Kunst sein — nicht Echokunst, nicht Reflexkunst, sondern etwas aus dem eigenen Wesen heraus Geborenes, etwas an dem eigenen inneren Feuer Umgeschmolzenes, das ein neues Leben ist und lebenzeugend wirkt. Der Gelehrte jedoch, der objective Mensch, der bloß ein Repositorium des Gewussten und ein Spiegel der Welt sein will, ist in Anatole France noch lange nicht überwunden. Ein großer Theil seiner Erzählungen sind kein eigentlich dichterisches, kein autochthones Erlebnis. Irgendein Poetenwort, eine Buchreminiscenz hat sich in seinem Gedächtnis festgesetzt, und nun entzündet sich seine Phantasie und wirft freundenlang ihren glühenden Lebensschein auf das innere Citat. So auf Farinata degli Uberti, den Dante im sechsten Kreis der Hölle Haupt und Brust aus dem Flammengrab heben sieht, „come avesse l'inferno in gran dispitto". Er beschäftigt Anatole France: mehreremale im „Puits de Ste Claire" erwähnt er ihn, den Florentiner, „qui avait rougi l'Arbia du sang des Florentins"; man merkt förmlich, wie der Vers „che fece l'Arbia colorata in rosso" sich ihm in die Feder drängt, bis er aus dieser und einigen dazu gehörigen Stellen der „Göttlichen Komödie" einen Dialog „Farinata degli Uberti" geformt hat („Clio", 1899). Was er dazu thut ist das Werk historischer Phantasie, die sich in Vergangenes hineinbohrt — der gleichen historischen Phantasie, die ihm Pontius Pilatus zeigt, als alten Mann, fern von den Geschäften und Welthändeln zu Bajae, wo er seine Gicht heilen will. Hier trifft er einen Freund, den er lange nicht gesehen, und der vor Jahren in Jerusalem sein Gast gewesen. Sie sprechen von den Tagen ihrer Jugend, von Syrien und seinen Zuständen, von den Juden und ihren Unbegreiflichkeiten, von ihren Fehlern und Vorzügen, ihren Frauen, ihren Tänzen. Aelius gedenkt besonders einer Schönen mit rothem Haar, die ihn wie durch Zauber gebunden hatte und die eines Tages ganz verschwunden war. Er suchte sie eifrig, lang, umsonst, bis er zufällig hörte, sie habe sich unter die kleine Schar von Leuten gemischt, die einem jungen Thaumaturgen überallhin folgte. „Er hieß Jesus, war aus Nazareth und wurde wegen irgend etwas ans Kreuz geschlagen. Weißt du nicht mehr, Pontius?" Dieser reibt sich die Stirn. „Jesus? — Jesus?" murmelt er und sucht in seinem Gedächtnis: „Nein! Ich erinnere mich nicht mehr!" Es ist ja wirklich witzig, fast genial errathen: was heute uns der Angelpunkt der Zeiten scheint, war für Pontius und seine Welt ein Tagesereignis, das man mit dem Tag vergisst. Dasselbe große Reconstructionsvermögen beweist Anatole France in seinen Heiligengeschichten. Er trifft den Legendenstil in allen Stufungen. Man glaubt in den Acta sanctorum, in den Fioretti, im Passional zu blättern. Bald sind es die rührend ungelenken Berichte eines Mönches, der allgemein Bekanntes der Nachwelt aufzeichnet, dürre Thatsachen, die man glaubt und über die keine Worte zu verlieren sind. Bald hört man drin den Ton jungen Liebens, voll der schüchternen Poesie und edlen Anmut des elften und zwölften Jahrhunderts. Bald wieder spricht der Geist naiver Volksthümlichkeit, der das Göttliche den armen Kindern der Erde näher bringt. Ich erinnere für viele andere an die Geschichte des armen Gauklers, der Mönch geworden und traurig ist, der heiligen Jungfrau in seiner Unwissenheit nicht würdig zu dienen. Einst hat er den Einfall, insgeheim der Muttergottes mit sechs Kugeln und zwölf Messern etwas vorzujonglieren. Von da an ist er glücklich. Die Mönche, neugierig, was er allein in der Kirche treibt, entdecken den Greuel, wollen sich auf ihn werfen. Da steigt Maria die Stufen des Altars herab, und mit einem Zipfel ihres blauen Mantels trocknet sie den Schweiß von der Stirn ihres treuen Knechts. Der Prior wirft sich nieder: „Selig sind die Einfältigen," sagt er; „denn wahrlich, sie werden Gott sehen!" („Etui de Nacre.") Ebenso belebt Anatole France allerlei Figuren und Episoden aus Chroniken, Novellenbüchern, Memoiren und mündlichen Ueberlieferungen. Er hat das feinste Gefühl für den Zug, der charakterisiert, das schärfste Gehör für alle Nuancen des Stils. Er illusioniert wie kein Zweiter — alle **Wissenden**. Er ist aber kein Neuschöpfer. Er vermöchte keinen Wallenstein zu machen, der den geschichtlichen verdrängt, keinen Egmont oder Götz, keinen Richard III. Er hat nicht die kühne, reiche Erfindung eines Walter Scott, nicht die psychologische Tiefe und Genialität eines J. P. Jacobsen. Der historische, der wissenschaftliche Sinn lähmt ihm die Flügel. Ihn übermannt das Gegebene; die Thatsache imponiert ihm. Die Aehnlichkeit des Porträts, die Genauigkeit des Details, die Echtheit des Tones sind seine erste Sorge. Er kann sehr viel, soweit es gilt, nachzuempfinden. Seine Kunst hat viel vom Pasticcio an sich. Er wagt nichts, außer im Gebiet des Denkens. Seine Charakteristik ist ein bisschen flach, sein Stil ohne eine sehr persönliche Wendung; niemals zeigt er sich passioniert oder fortgerissen. Mein Gott, wie könnte er auch! Er glaubt ja nichts, an nichts. Er ist ein skeptischer Kopf, ein ungebundener Geist, in **allen** Regionen des Denkens und Fühlens zu Hause, aber im Grunde heimatlos. Mit sanfter Ironie über allen Dingen schwebend, um deretwillen der Rest der Menschen kämpft und sich manchesmal todtschlägt. Kein Mitspieler des Lebens, sondern Zuschauer, „der geborene Zuschauer," wie er selbst sagt, nicht Beobachter; denn dazu brauche man ein System, und er habe keines. Er ist nur ein Kenner aller Systeme und ihr Kritiker. Er durchschaut sie in ihren Vorzügen und in ihren Schwächen. Er bekennt sich zu keiner Lehre ganz. Er ist nichts und alles zugleich. Er kann jegliche Denkweise vertheidigen und vernichten. Er ist Pessimist: hundertmal variiert er es, dass die Welt die schlechteste aller Welten, dass die Erde eine kleine Kugel aus Koth, die uns wie ein Ungeziefer auf ihrer verschimmelten Oberfläche trägt, dass der Mensch ein schädliches Thier sei oder zum mindesten unheilbar mittelmäßig im Guten wie im Bösen. Und dabei ist er Optimist; denn greift man seine Welt an — unsere Zeit, Frankreich, die Republik, ein Ministerium, so gibt er alles Schlimme, Schlaffe, Faule zu und sagt, mitten darin lasse sich trefflich leben. Nur am Ruhenden nicht rühren. Nichts Gewaltsames versuchen. Nicht ändern, bessern wollen. Man ändert nichts, ohne zu zerstören. Man bessert nichts von außen. Und alles Neue ist von Uebel.

Also ist Anatole France ein Lobredner des Bestehenden? Er findet das, was ist, vernünftig? Er verehrt die göttlichen Gesetze, er bewundert die öffentlichen Einrichtungen: er stützt die Regierenden und bringt den herrschenden Ansichten und Wohlmeinungen das Opfer seiner Intelligenz?!

Mit nichten.

Marie Herzfeld.

(Schluss folgt.)

---

# Gastspiel des Deutschen Theaters aus Berlin.

„Hedda Gabler" und „Pauline".

Die Berliner haben uns in Fortsetzung ihres Gastspieles im **Deutschen Volkstheater** nunmehr „**Hedda Gabler**" neuerlich vorgeführt und Georg **Hirschfelds** Berliner Komödie „**Pauline**" gebracht. „Hedda Gabler" hat diesmal eine bessere Aufnahme

gefunden, als es bei den früheren Versuchen, das Interesse unseres Publicums für das seltsame Werk des großen Nordländers zu erwecken, der Fall war. Eine „bessere“ Aufnahme, aber noch lange keine „gute“. Man anerkannte die trefflichen Einzelleistungen und erfreute sich abermals an dem natürlichen Zusammenspiel, nahm auch ein gelegentlich an die Tradition des Burgtheaters mahnendes Ueberpointieren und Ueberpausieren als offenbare Sonder-Nothwendigkeit in der Spielart dieses Stückes gläubig hin. Was aber die Dichtung selbst betrifft, so begnügte man sich, sie nicht abzulehnen. Das ist übrigens auch schon eine Errungenschaft. Wenn „Hedda Gabler“ noch immer nicht jenen Eindruck macht, den dieses Drama machen könnte, so liegt die Ursache meines Erachtens in den vorgefassten Meinungen und falschen Erwartungen, mit denen man an das Stück herantritt, in der Richtung, möchte ich sagen, nach welcher man die Aufmerksamkeit forschend und prüfend hinlenkt. Man hat weiß Gott was in das Stück hineingetragen. Wie Goethe von seinem zweiten Theil des „Faust“ kann man von „Hedda Gabler“ sagen, es habe „ein guter Kopf und Sinn schon zu thun, wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem, was da hineingeheimnisset ist“. Das wollen nun die Zuhörer wieder herausgeheimnissen, die einen, indem sie dabei von vorneherein strampeln und schreien, dass sie nichts Mystisches auf der Bühne haben wollen, die anderen unter der fortwährenden Versicherung, just für das Mystische haben sie ein besonderes Faible. Dabei vergessen beide aber ganz auf den Umstand, der auch noch immer manchen „Faust“-Auslegern nicht zum Bewusstsein gekommen ist, dass nämlich ein Drama zunächst eine Handlung hat. Und diese Handlung ist bei „Hedda Gabler“, wie sie im „Faust“ zunächst die nach den alten Volksbüchern frei ausgebildete „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler“ ist, die Historia von der „Hedda Gabler“, der blonden oder andershaarigen weiblichen Besiir, frei ausgebildet nach französischen Mustern. Ich meine immer, der Gedanke, „Hedda Gabler“ zu schreiben, ist in Ibsen durch irgend ein französisches Stück Sardou'scher Art entstanden, und es mag ihn gelockt haben, auch einmal so ein unberechenbares Frauenzimmer, in dem sich Schönheit mit allen niederen Instincten der Selbstsucht vereinigt, auf die Beine zu stellen, und rund darum eine „spannende Handlung“ zu weben. Nun, und da hat er eben die „Hedda Gabler“ geschrieben, ein Stück, in dem auch die technische Behandlung der Conversation gelegentlich an französische Art erinnert. Nur kommt bekanntlich, wenn auch zwei dasselbe thun, oft ganz Verschiedenes heraus. Bei Ibsen ist natürlich ein Ibsen'sches Stück daraus geworden, und wenn die Franzosen blut- und fleischlose Schemen hingestellt haben, die uns nur, solange wir im Banne der unmittelbaren Bühnenwirkung sind, möglich erscheinen und aufregen, deren Handlungen aber nur darum unberechenbar sind, weil sie einfach unvernünftig sind, lernen wir hier, wenn wir recht auf den natürlichen Verlauf der Handlung achten, mindestens ahnen, wie die Heldin so geworden ist, wie sie der Dichter uns schildert, und ihre Art verliert immer mehr an Befremdendem und Seltsamem. Das Grauen aber überfällt uns erst ein paar Tage später, wenn wir da oder dort in froher Gesellschaft in hellem Saale sitzen, und nun auf einmal „Hedda Gabler“ wieder erkennen, hier eine kleine Hedda, dort eine kleine Hedda, vielleicht ist zufällig auch noch eine dritte da: natürlich macht es jede anders, es geht auch zumeist viel besser aus, aber im Wesen ist es dieselbe Nummer: „Luder“ sagen die Liebhaber und die Mutter „Paulinens“, obwohl Pauline ein Mädchen ganz anderer Art ist, und der Dichter uns gerade zeigen will, seine Pauline sei kein „Luder“.

Und das ist eigentlich schade. Pauline ist anfangs, wo wir sie für ein klein bisschen ein „Luder“ halten, um in der Sprache des Dichters zu verharren, nicht nur viel amüsanter, sondern auch viel sympathischer, als später, wo sie gemüthvoll und ernsthaft wird. Das gilt von Pauline, der Köchin, in gleicher Weise, wie von Pauline, der Komödie. Nach dem ersten Act, der nur zu breit gerathen ist, hat man den Eindruck, das kann ein sehr fideles Stück werden. Aber dann kriegen wir überall so eine schleimige Philistermoral an die Finger, wo wir hingreifen, und sehen schließlich, dass dieses hässliche Zeug schon aus dem ersten Acte herausschwitzt. Pauline ist ein anständiges Mädchen, wird uns aufdringlich betont, man kann ein anständiges Mädchen bleiben, wenn man auch Sonntags bei Klinisch in der Hasenhaide tanzt und fünf Liebhaber an der Nase herumführt. Meinetwegen. Aber nach der Moral der Kreise, in denen Pauline lebt, hört man auch nicht auf, ein anständiges „Mädchen“ zu sein, wenn man auch den einen oder anderen Liebhaber etwas besser behandelt, und diese Moral hat in diesen Kreisen auch manches für sich. Man wird aber auch in diesen Kreisen „Mädchen“ finden, die keinem Dieb nichts zu Liebe thun „als mit dem Ring am Finger“, ohne dass sie, gleich Paulinen, in ihrer Jugend dem veredelnden und verfeinernden Einfluss des Umganges mit wirklichen Grafenkindern ausgesetzt waren. Dass die „Herrschaft“ mit Pauline so freundlich ist, sie gut behandelt, Antheil an ihrem Schicksale und an ihrer dem Kaufmanne herausgelockten Chocolade nimmt, ist ja sehr nett;

aber dass der socialdemokratische Liebhaber zuerst so gegen die „Herrenleute“ und das Abhängigkeitsverhältnis wettert und dann durch Hirschfelds Komödie Pauline bekehrt, zum Schluss sich bedankt, „dass de jnädige Frau immer so freundlich jejen Pauline jewesen“, das riecht stark nach Absicht. Dass Pauline der Mutter zuerst auf den Kopf sagt, die Mutter betreibe die Heirat, weil das das einzige sei, wie sie noch Geld von Paulinen ziehen könne, ist ein starker Vorwurf, und ein Mädchen wie Pauline wird das nicht sagen, wenn es nicht Grund zur Ueberzeugung hat, es sei so; dann ist es aber nicht glaublich, dass Pauline zwei Minuten später auf die „Feldsachen mit Jefühle“ doch hineinfällt. Das ist ein Kniff des Dichters, durch den er die innere Bedeutung des Arguments der Mutter beweisen will, dass ein Weib Mutter werden müsse, wenn sie verhüten wolle, dass „keen wahres Jlück in ihrem Leben jewesen“; so stark ist das Argument, dass es sogar auf Pauline wirkt! Das Argument ist richtig, aber im Munde der Mutter Paulinens klingt es etwas komisch und wird bei der immer so schlecht von der Mutter behandelten Tochter wohl wenig verfangen. Und ein dramatischer Winkelzug ist es auch, mit dem uns der Dichter zum Schluss die Verlobung Paulinens mit dem Kunstschlosser Radke glaubhaft machen will. Zuerst sehen wir nicht viel von einer Neigung Paulinens zu Radke, sie „bewurzt“ ihn nicht, das ist so ziemlich das Ganze. Das würde nicht genügen zu einem „befriedigenden“ Schluss. Was inszeniert der Dichter? Radke muss Paulinen beleidigen und direct ecbittern — damit er Gelegenheit gewinnt, Paulinen um Verzeihung zu bitten und zu versöhnen — und nun ist Radke nicht etwa dort, wo er vor dem hässlichen Brief an die Mutter war, sondern jetzt geht gleich alles in einem. Wenn es nicht störend aufgefallen ist, dass Pauline eigentlich gar keinen Grund hat, nunmehr die Bewerbung Radkes anzunehmen, so hat der Dichter dies dem Darsteller Rudolf Rittner zu danken, der ein so prächtiger Schlosser war, dass wir ihm gerne glauben, dass jede Köchin in Berlin und Wien ihn sofort nehmen würde, wenn er sich nicht eben schon so eine reizende und exquisite Köchin wie Else Lehmann ausgesucht hätte.

**Max Burckhard.**

# Die Woche.

**Volkswirtschaftliches.**

Die Subscription auf die Ungarische Kronenrente soll guten Erfolg gehabt haben. Bekanntlich hat jede Subscription angeblich guten Erfolg und ob dieser angeblich gute Erfolg ein wirklicher Erfolg war, ob die gezeichneten Titres nicht bloß subscribirt, sondern auch zu dauernder Capitalsanlage behalten werden, das erfährt man immer erst später durch die Cursbewegung. Speculative Zeichnungen auf die Kronenrente dürfte es wohl nicht viel gegeben haben, aber vielleicht patriotische Zeichnungen. Und die sind nicht sehr verlässlich. Die wiederholten bestimmten Meldungen aus Budapest, dass den ungarischen Renten die Rentensteuerfreiheit in Oesterreich concediert worden sei, haben gewiss ihren Theil zum Erfolg beigetragen. Die Nachricht hat jedoch noch immer keine officielle Bestätigung erhalten. Es ist also leicht möglich, dass diese Meldungen überhaupt nur ein unter activer Assistenz der ungarischen und passiver Assistenz der österreichischen Regierung gemachtes Börsenmanöver zu Gunsten der Emission waren. Indes muss man auch mit der Möglichkeit rechnen, dass unsere Regierung wirklich die Steuerfreiheit concediert hat. Es verlautet, dass Herr v. Koerber gegen die Meinung des Finanzministeriums und des Herrn v. Witek für die Befreiung war. Da sich die ungarische Kronenrente der Patronanz der Verwaltung des allerhöchsten Privat- und Familienfonds erfreut, so wäre diese Stellungnahme unseres Ministerpräsidenten nicht verwunderlich. Mit einem Gesetzentwurf, der die Steuerfreiheit concediert, ist den Ungarn aber nicht geholfen, denn es ist nicht anzunehmen, dass das Parlament zu solchem Zwecke arbeitsfähig würde. Sollte Herr v. Koerber die Befreiung also wirklich zugesagt haben, dann denkt er sie durch eine Verordnung, sei es eine Ministerialverordnung, sei es eine § 14 Verordnung, durchzuführen, also eine Ungesetzlichkeit zu begehen. Neugierig darf man jedenfalls auf die Compensationen sein, welche die Ungarn für die Steuerfreiheit geboten haben. Die Aufhebung der Transportsteuer für den Donauverkehr ist keine Compensation und was sonst verlautet, ist recht dunkel.

*

Auf die schwerwiegenden Beschuldigungen, welche der in unserer letzten Nummer veröffentlichte Artikel über die „Wiener städtischen Elektricitätswerke“ gegen die christlich-sociale Gemeindeverwaltung erhebt, ist bisher keine Erwiderung erfolgt. Weder der so berichtigungslustige Bürgermeister, noch der Stadtrath und das Stadtbauamt, noch die direct beschuldigten Stadträthe, noch die christlich-sociale Parteipresse konnten ein Wort der Entgegnung finden. Sie helfen sich, wie man es schon in solchen Fällen thut, durch Todtschweigen. Und das gelingt ihnen umso leichter, als sie sich dabei der Mitwirkung fast der ganzen Wiener Presse erfreuen. Kaum ein Blatt hat des von uns enthüllten Scandales Erwähnung gethan, obwohl man glauben sollte, dass gerade jetzt, zur Zeit der Wahlen, die oppositionelle Presse sich freuen müsste, eine solche Sache ausschroten zu können. Die Bemerkungen, mit welchen wir am Schlusse unseres Artikels das Verhalten der Wiener Presse kritisiert haben, sind nur zu sehr bestätigt worden. Die Wiener [illegible] Presse verzichtet lieber auf eine wirksame Waffe im Kampf gegen die christlich-sociale Gemeinderaths-Majorität, als sie sich dazu entschließen würde, der Länderbank unangenehm zu werden.

Im Artikel „Die Wiener städtischen Elektricitätswerke“ haben wir vergangene Woche dargethan, wie die Communalverwaltung Geschäfte mit dem theuersten Offerenten abschließt und Millionen hinauswirft, wenn er ihr aus irgend welchen uncontrolierbaren Ursachen besonders zu Gesichte steht. Heute haben wir Gelegenheit, einen ganz gleichen Vorgang im kleinen zu erzählen. Die Commune Wien halte eine Offertverhandlung ausgeschrieben zur Sicherstellung der Verfrachtung des Kohlenbedarfes der Gemeinde Wien, unter Ausschluss des Bedarfs der städtischen Gaswerke, vom 1. Juni 1900 bis 30. Mai 1901. Laut dem Amtsblatt der Stadt Wien vom 13. April 1900 haben zwei Firmen offeriert: Die Firma Karl Bräuer, welche für das Verfrachten der Kohle 26 Heller, für das Abtragen 9 Heller per Metercentner verlangte, und die Firmen Rob. Karg und Joh. Herzer, welche für das Verfrachten nur 24 Heller, für das Abtragen 8 Heller per Metercentner verlangten. Letztere stellten also die günstigere Offerte, da sie für die geforderte Dienstleistung ein geringeres Entgelt beanspruchten. Diese Firmen wurden vom Magistrate aufgefordert, länger als in der Offertausschreibung verlangt, nämlich bis 20. Mai, im Wort zu bleiben, woraus hervorgeht, dass nicht etwa Mängel in der Offerteinreichung die Nichtberücksichtigung verursachten. Zugesprochen wurde die Lieferung dem anderen Offerenten, der Firma Bräuer, die die theuerere Offerte eingereicht hatte. Der Ersteher Karl Bräuer war zur Zeit der Offertverhandlung in Concurs und wegen Crida zu drei Tagen Arrests verurtheilt. Seine besondere Vertrauenswürdigkeit konnte demnach diese Vergebung nicht begründen. Es scheint also nachgerade Usus bei der Gemeindeverwaltung zu werden, Lieferungen an den theuersten Offerenten zu vergeben, ob es sich nun um Millionen, wie bei den Elektricitätswerken, oder um paar tausend Kronen, wie bei diesem Kohlenfrachtgeschäft, handelt. Für die communalen Steuerträger mag dies allerdings ein unangenehmes Gefühl sein, desgleichen für die Firmen, welche auf communale Offertausschreibungen zu reflectieren gewohnt sind.

*

In Nummer 290 vom 21. April besprachen wir die willkürliche Art, in welcher die Bilanz Communiqués der Staatsbahn-Gesellschaft abgefasst sind. Wir tadelten insbesondere, dass im letzten Communiqué zwei Posten „Zinseneinnahmen“ mit 237.492 Kronen und „diverse Ausgaben“ mit 1,779.165 Kronen bekanntgegeben und mit Vorjahrsziffern verglichen wurden, ohne dass in dem vorjährigen Rechnungsabschluss die entsprechenden Posten überhaupt vorgekommen wären. Diese Posten finden sich aber auch im nunmehr veröffentlichten Rechnungsabschluss pro 1899 nicht vor. Es kommt darin keine Zinsenpost per 237.492 Kronen vor, sie stellt sich nicht einmal als Zusammenfassung mehrerer Posten dar, denn sie ist auch durch Summierung der verschiedenen Zinserträgnisse und durch Abzug von Passivzinsposten im Gewinn- und Verlustconto nicht construierbar. Das gleiche gilt von der im Communiqué enthaltenen Post „diverse Ausgaben“. Es sind daher entweder diese Ansätze oder die des veröffentlichten Gewinn- und Verlustcontos nicht die Buchsaldi, sondern willkürlich construierte Posten. Es bedarf keiner weiteren Ausführungen, um zu begründen, dass solche Rechnungslegung ganz unzulässig und incorrect ist. Es ist auch durchaus nicht zu rechtfertigen, dass das Gewinnconto keine Post „Zinsensaldi“ enthält, da die Staatsbahn große Zinseneinnahmen sowohl aus laufenden Geldern, als auch aus Dividenden und Erträgnissen der in ihrem Portefeuille befindlichen Titres von Localbahnen bezieht und anderseits für schwebende Schulden Passivzinsen zahlt. Desgleichen ist es unzulässig, dass im Gewinnconto eine Post „diverse Ausgaben“ mit 1,000.144 Kronen figuriert, welche seit zwei Jahren von 136.887 Kronen auf jene Höhe angewachsen ist, ohne dass im Geschäftsbericht die geringste Erklärung darüber gegeben wird, was diese Post enthält und wodurch die Steigerung hervorgerufen wird. Wir wiederholen, dass dies keine zulässige Rechnungslegung ist.

r. l.

### Kunst und Leben.

Das Jubiläums-Theater hat den Versuch unternommen, die Spieloper in sein Repertoire einzufügen. Man hatte die beste Wahl getroffen, indem eine Oper aufgeführt wurde, die an Publicum und Bühne keine großen Anforderungen stellt. Lortzing kam in einer gelungenen, nur zu lobenden Aufführung zu allen Ehren. Es konnte sich in Währing vollziehen, was an der Wien angestrebt wird oder anderwärts bereits misslungen ist. Man hat sich in diesem Hause noch nie so wohl gefühlt, wie neulich bei der Aufführung des „Waffenschmied“. Mestrozi hat vielen Fleiß aufgewendet, die Sänger, Herr Trapal, Gunther und Pagin, boten Anerkennendes. Musik versöhnt, das bestätigte sich auch im Jubiläums Theater.

R. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin: „König Harlekin“, ein Maskenspiel in vier Aufzügen von Rudolph Lothar, ist nun von unseren Wiener Gästen im Deutschen Theater aufgeführt worden. In diesem Spiele ist viel die Rede vom Lachen, aber man lacht nicht. Ja, hätte man das Wiener Censurverbot mit aufführen können! In diesem Maskenspiele sind sehr viele Einfälle, gute zum Theil; aber sie sind allzu feuilletonistisch geprägt. In diesem Maskenspiele sind sehr viel Ausfälle gegen das Königthum; aber sie treffen nur ein Königthum von vorgestern, nicht das von heute. Wieviel wäre aus Lothar's köstlichem Vorwurf zu machen gewesen, und wie wenig hat Lothar daraus zu machen verstanden! Ein Harlekin, der König wird: eine Fülle höchst komischer Situationen thut sich auf, aber sie versiegt sofort in Lothars Gestaltung. Kein König von Gottes Gnaden kann langweiliger regieren, als dieser Harlekin auf dem Throne. Kein Kegelkönig kann hölzerner lieben, als dieser König Harlekin. Und ein Harlekin, der eine Königskrone fortwirft: darin steckt Größe; aber diese Größe wird zum Stelzengang in Lothar's Verdichtung. In der That, ein köstlicher Stoff, der auf ein paar theatralisch wirksame Scenen verpufft ist. In den beiden Auftritten, dem im ersten Act, wie Harlekin den Königssohn erschlägt und, schnell gefasst, dessen Erscheinung und Geberden nachahmt und sich zum König ausrufen lässt, und die andere Scene im vierten Act wie König Harlekin in dem Possenspiele, das vor den Großen seines Reiches agiert wird, plötzlich wieder die Rolle des Harlekins spielt, in beiden Scenen steckt theatralische Kraft, stecken auch Ansätze zu dichterischen Wirkungen; aber diese Blüten brechen nicht auf. Man nimmt nichts nach Hause als das Gefühl stofflicher Ueberfälligung und den Aerger über ein Epigramm, das sehr pikant anhob und mit der ganz auffällig richtigen Bemerkung: „Das Leben ist ein Maskenspiel“ endigte. Man bequemt sich zum sauren Ritt in das alte romantische Land, um da einen Zeitungsartikel vorgelesen zu hören. Man erklimmt das Lustschloss der Satire, und in ihrem großen Spiegelsaal sieht man nur Alltagsgesichter, und die blicken einen ernst und kummervoll an. Es fehlt an Stil, an Folgerichtigkeit, es fehlt — am Besten.

Ernst Heilborn.

---

## Bücher.

Joachim Graf Pfeil: Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn, 1899.

Als im Entdeckungszeitalter die schönsten Länder dieser Erde unter die seefahrenden Nationen aufgetheilt wurden, ist die deutsche, wie der Poet in Schillers Gedicht, zu spät gekommen. Aber ist auch der beste Länderfegen vorweggenommen, es blieb doch ein gutes Stück wilder Erde für die Nachlese übrig. Durch rasches und entschlossenes Zugreifen hat sich Deutschland noch in zwölfter Stunde und fast mit einem Schlag in den Besitz ausgedehnter überseeischer Colonien gesetzt, deren Wert freilich erst die Zukunft richtiger ermessen kann, als die Gegenwart. Dieser fallen zunächst unvermeidlich die Opfer zu, welche für die Erschließung und Entwickelung des Gewonnenen zu bringen sind. In der ungeheuren Inselflut der Südsee liegt ein ansehnlicher Theil des deutschen Colonialbesitzes, der erst kürzlich durch die Erwerbung der Samoa-Gruppe eine sehr beachtenswerte Ausweitung erfahren hat. Es sind die noch wenig bekannten größeren Inseln in der Nähe des australischen Continents, ein Theil der großen Insel Neu-Guinea, sowie die Gruppe des Neu-Britannia-Archipels, Neu-Irland, die Salomons-Inseln (für welche jetzt die neu eingeführten deutschen Benennungen Kaiser Wilhelmsland, Bismarck-Archipel, Neu-Mecklenburg, Neu-Lauenburg auf den Karten erscheinen), auf welche die deutsche Colonisation und nun auch das Deutsche Reich ihre mächtige Hand gelegt haben. Die natürliche Ausstattung dieser Gebiete ist keine tropisch-üppige, und ihr autochthones Menschenthum, die papuanische Bevölkerung, steht auf einer sehr primitiven Lebens- und Culturstufe. Es wird hier vielleicht länger als anderswo währen, bis die deutsche Arbeit und Wirtschaftlichkeit, der deutsche Handel und das deutsche Capital sich mit Erfolg festgesetzt und die natürlichen Quellen dieser Gebiete ausgiebig erschlossen haben werden: aber diese Erschließung wird kommen und muss kommen, und es ist schon heute klar, dass dem einheimischen Bevölkerungselement unter Anleitung der neuen Gewalthaber dabei ein wichtiger Arbeitsantheil zufallen wird. Es ist nicht dem Rassentode verfallen oder bestimmt, sondern entwickelungsfähig, wie es sich zeigt, hat es unter der deutschen Herrschaft eine culturelle und wirtschaftliche Zukunft zu erwarten — das beste Los, das dieser friedlosen, tiefbarbarischen Gesellschaft fallen konnte. Um dies primitive Menschenthum erziehen und richtig leiten zu können, muss man es aber zunächst gründlich und mit jener fortgeschrittenen Psychologie, welche die heutige Ethnologie auszeichnet, studieren. In dieser Richtung bewegt sich das oben genannte stattliche Werk. Es ist ein auf selbständigen vieljährigen Beobachtungen erwachsenes, sehr eindringendes Lebensgemälde der melanesischen Papuas, jener schwarzhäutigen Rasse, deren Ausstrahlungen sich bis nach dem Osten Asiens, der Halbinsel Malaka, in näheren oder ferneren Zusammenhängen erstrecken. Der Verfasser nennt sie hartnäckig mit einer veralteten und nicht ganz zutreffenden Namensbezeichnung Kanalen. Es ist hier nicht des Ortes, auf das Sittengemälde eines Steinzeitvolkes jüngerer Stufe, wie es der Verfasser mit rühmenswerter Objectivität und Genauigkeit entwirft, näher einzugehen. Das schlimmste Merkmal tiefeingewurzelter Barbarei, welches diese primitive Gesittung charakterisiert, ist der Zustand völliger Rechtlosigkeit und immerwährende Verfehdung zwischen den einzelnen Theilen dieser in hunderte kleiner Gemeinden zersplitterten Gesellschaften. Nur innerhalb der Familie und des Stammes gibt es Sittlichkeit, gibt es Recht, Eigenthum und Gesetz. Die ganze übrige Welt, beim Nachbar, beim nächsten Dorf beginnend, ist hier vogelfrei. Hier wird das deutsche Regiment vor allem seine starke Hand anzusetzen haben. In voller Erkenntnis dieser traurigen Sachlage legt der Verfasser den Finger stets erneut auf diese Wunde welche sich freilich radical noch lange nicht wird heilen lassen.

Dr. M. Haberlandt.

Die Theater Wiens. I. Band: Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater, von Alexander v. Weilen. — II. Band 1. Hälfte: Das Hofburgtheater seit seiner Begründung, von Oskar Teuber. Wien 1896 bis 1899. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Jeder Geschichtsschreiber der Wiener Theater hat eine zwiefache Forderung zu erfüllen. Einmal: sachlich, anziehend und klar zu erzählen, was überhaupt früher war und wie es war. Sodann aber auch zu erklären, wie es denn kam, dass gerade hier in Wien, wo im Vergleich mit dem deutschen Norden aus allgemein bekannten Gründen Wissenschaft und Literatur relativ spät — am Ende der theresianischen Zeit — zu selbständiger Bedeutung zu gelangen anfiengen, gerade das Theater sich vollkommener als anderwärts im heiligen römischen Reich deutscher Nation gestaltete und schließlich im Burgtheater Schreyvogels und Grillparzers, Laubes und Bauernfelds die feinste Blüte deutscher Schauspielkunst zeitigte. Dieser doppelten Aufgabe gerecht zu werden, ist keine geringe Sache. Die Vergangenheit soll aus sich selbst begriffen, die flüchtigste aller Künste soll mit möglichst erreichbarer Anschaulichkeit wieder vergegenwärtigt werden. Aber kommt der Historiker bei diesem Untertauchen in die Vergangenheit

nicht zu ihrer Ueberschätzung gelange, muss er stets den Gipfel, den die künstlerische Entwickelung erreichte, im Auge behalten; und wenn er wieder einzig und allein ihn im Auge hat, so geräth er leicht in den Fehler der Unterschätzung einst dagewesenen Lebens und verschollener Freuden und Genüsse. In dem monumentalen Werk, das die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgibt, und von dem nun — wenn wir von Professor Josef Bayers Geschichte des neuen Burgtheaterbaues absehen, die ein Werk für sich ist — zwei stattliche Bände vorliegen, haben sich beide Historiker, Weilen und Teuber, sichtlich bemüht, beiden Ansprüchen gerecht zu werden, und man kann nicht sagen, dass sie sich zur Ueberschätzung der Vergangenheit verleiten ließen, obwohl man immerhin sagen könnte, dass sich der eine da, der andere dort, insbesondere in jenen Partien, wo sie beide dieselben Dinge zu erzählen haben, kürzer hätten fassen können. — Weilen hatte jedenfalls die sprödere Aufgabe; ihm fiel die Schilderung des Jesuitentheaters, der italienischen Operndichtungen, der Hof- und Staatsactionen Stranitzkys und seiner Hanswurstiaden zu. Er musste sich durch ganze Berge vollständig todter Literatur in der schwulstigen und grobianischen Sprache des deutschen Barockzeitalters oder des Jesuitenlatein durcharbeiten; auch die Lectüre der italienischen Textbücher mit ihren faden Allegorien und später — im Anfang des 18. Jahrhunderts — ihren nicht minder faden heroischen Dichtungen, konnte nichts weniger als ein Vergnügen sein, und selbst der glänzendste Darsteller hätte den halb unfreiwillig aufgewirbelten Staub nicht ganz verscheuchen können. Hat man sich aber mit dem Forscher durchgearbeitet, dann findet man mit ihm eine Durchsichtigkeit der theatralischen Entwickelung im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, wie wir sie bisher nicht gekannt haben So führt Weilen die Neigung des alten Wiener Volksstückes zur mythologischen Parodie, zu Allegorien und märchenhaften Scenenbildern auf die Nachwirkung der Jesuitendramen zurück; er entdeckte ferner, dass die bisher ganz isoliert dastehenden Hof- und Staatsactionen Stranitzkys nichts anderes als übersetzte und dem Hanswurst zum Theil angepasste Texte der italienischen Hofpoeten in Wien waren, und dergleichen mehr. Die Charakteristik der Hanswurstkomödie ist wohl der glänzendste Theil seines Werkes. — Teubers erster Halbband seiner Geschichte des Burgtheaters beschäftigt sich wesentlich mit dem Wiener Theater im Zeitalter Maria Theresias. Diese große Frau war persönlich keine große Liebhaberin des Theaters, obwohl sie in ihrer Jugend selbst in Hofkomödien mitgewirkt hatte. Aber als Politiker, als Kaiserin wusste sie die Bedeutung des Theaters zu schätzen, oder: sie war wenigstens den Darlegungen ihrer Vertrauensmänner darüber zugänglich, und sie hielt es auch als eine der Repräsentationspflichten ihres kaiserlichen Berufes für nothwendig, das Theater auf einer würdigen Höhe zu erhalten. Sie gerieth wohl bei ihren strengen sittlichen Anschauungen öfter in Unwillen über das zügellose Theatervolk, aber, zumal solange Kaiser Franz II. lebte, hatte sie doch eine offene Hand dafür. Und gerade unter ihrer Regierung war das Wiener Theater in mächtigste Bewegung und Gährung gerathen. Da strebte die edlere Bühne eines Gluck aus dem engen Rahmen einer bloßen Hofunterhaltung hinaus zur Wirkung auf die ganze Zeit. Da kämpfte der Stegreifkomödiant mit der zähen Kraft des Talents gegen das damals freilich noch talentlose, aber mit unwiderstehlicher Gewalt vordringende regelmäßige Spiel. Und zur selben Zeit erwachte in Wien ein nationales Bewusstsein: das deutsche Schauspiel kämpfte mit dem französischen, das in einem Kaunitz seinen übermächtigen Beschützer fand, um die Hegemonie; nationale Strömungen früher unbekannter Art traten hervor, um schließlich in Kaiser Josef II. ihren mächtigsten Anwalt zu finden . . . All das erzählt Teuber in sehr fesselnder Weise nach den Acten der Archive der Hoftheaterintendanz, des Ministeriums des Innern, des Hof-Ceremonienmeisteramtes 2c. Nur dürfte Teuber, wie bemerkt, manches kürzer fassen, denn wenn er in derselben Ausführlichkeit die Geschichte des eigentlichen Burgtheaters weiter erzählen wollte, wie ihre Vorgeschichte, dann müsste er noch drei solche Bände wie den vorliegenden schreiben. Natürlich konnte der aus dem Vollen schöpfende Historiker manches Neue erzählen, wie insbesondere über den Fürsten Kaunitz, der sich aus persönlicher Liebhaberei für die Erhaltung des französischen Theaters in Wien jahrelang bemühte. Auch Sonnenfels ist in der Weise, wie er im Teuber'schen Werke kritisch und doch gerecht beleuchtet wird, noch nicht behandelt worden, und so manches andere. Je weiter Teubers Geschichte vorrückt, umso interessanter wird sie sein, und es ist zu wünschen, dass sie recht schnell vorrückt, damit wir die so lang geforderte Geschichte des Burgtheaters endlich wirklich haben.

Moritz Necker.

Clara Viebig: Das Weiberdorf. Roman. Verlag von F. Fontane u. Comp., Berlin 1900.

Das originelle Thema dieses Romanes ist von der Dichterin mit erstaunlicher Energie durchgeführt. Die Handlung spielt in einem Eifeldorfe, das ist in jener Gegend, wo zwischen Bergen und Wäldern der „Moselwein" wächst und wo der Dialect der Bauern französische Worte aufnimmt, welche gleichsam auch in dem Charakter und Temperament des Grenzvolkes zu wirken scheinen. In diesem Eifeldorfe leben nur Frauen, Kinder und Greise. Die Männer sind auf Arbeit ausgezogen, in die Fabriksdistrikte am Rhein. Zweimal im Jahre kommen sie zu Besuch zu ihren Weibern. Aber nur kurze Tage dauert der große Rausch, in dem sich die Liebesgierigen finden. Dann wirtschaften die verlassenen Weiber weiter, auf Fremde und Durchreisende angewiesen und auf den einzigen rüstigen Mann, der im Dorfe verblieben, auf Peter Miffert, den ein lahmes Bein daran hindert, auswärts Arbeit zu suchen. Um diesen schlauen, geschickten und seinen Vortheilen nicht ausweichenden Menschen drängen sich die Weiber Freilich liebt er sein prächtiges Ehgemahl am meisten. Aber die Verlockungen sind zu zahlreich, zu stürmisch. Und nun flicht ein Gewirr von Hass, Neid, Eifersucht um diesen einen Mann. Er will auch sonst etwas gelten. Seine Krumm beschämt ihn doppelt, da er soviel geliebt wird. Das treibt ihn zum Verbrechen. Er wird Falschmünzer; man erwischt ihn. Zwei Gendarmen führen den Verhafteten weg. Aber sie vergessen, wer hinter Peter Miffert steht. Die Weiber scharen sich zusammen, sie bedrohen die Gendarmen, welche gegen die Rotte machtlos sind. „Loßt hän los! Pittchen, ons Pittchen." Schon wird ein Stein geschleudert. Ein Kampf mit den wüthenden Weibern droht, da erschallt vom Thale her ein langer Ruf: das Zeichen, dass die Männer des Dorfes aus der Fremde heimgekehrt sind. „Se sein dao! Wie aus einem Munde kam 's, nur ein einziger Schrei. Das waren nicht der Weiber viele mehr, das war nur ein Weib noch — das Weib! Jählings wandte es sich, alles vergessend, und stürzte dem Manne entgegen." So schließt dieser Roman, der mit nahezu Zola'scher Kunst und Ehrlichkeit die Vehemenz des Liebesaffectes unter den Naturmenschen der Eifelgegend schildert. Der Aufbau und die Structur des Romanes sind ohne Tadel. Nur eines entbehrten wir: ein Tröpfchen mehr Satire, Humor als Grundstein, nicht nur als Zierde des Werkes. Wenn wir gern Zolas und Maupassants gedenken, einmal hätten wir Dickens' Einfluss gewünscht. Aber dieser Mangel verschwindet vor der Bewunderung jener außerordentlichen Kraft, mit der hier eine Frau den Dämon Eros zu schildern wusste.

M. M.

Emil Faktor: Was ich suche. Gedichte. Leipzig. Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1899.

Die Grundstimmung dieser Friedrich Adler zugeeigneten Erstlingssammlung des jungen Prager Lyrikers ist eine herbe, manchmal fast düstere. Es ist ein Stück mehr durchlittener als gelebter, mehr verträumter als genossener Jugend. Liebes- und Wandersehnsucht, Hoffnungen künftigen Ruhms, die Angst vor zu frühem Sterben, ein gewisser Trotz und weicher Hass, schwermüthige Ghetto-Erinnerungen — das sind die charakteristischen Motive des Buches. Den ernsten Themen entspricht die gewichtige, jedes Wort und Bild mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit abwägende Diction, die sogleich durch ihre ungesuchte Einfachheit und durch die Unabhängigkeit von allem falschen und billigen Artistenthum für sich einnimmt und nur durch matte Pointen oft den Eindruck schwächt. In den reifsten Gedichten des Bandes „In einer keuschen Sommernacht", „Vorgefühl", „Worte", spürt man freilich den Einfluss des Meisters dieser gehämmerten Art: C. F. Meyer. Neben diesen männlich-spröden Stücken fallen dazwischen gestreute leichte und sangbare Gedichte auf, arabeskenhaft-zarte Strophen von außerordentlicher Grazie, eine beschwingte, lebensbejahende Stimmung ausdrückend: „Sommerliebchen", „Märchen", „Der todte Lenz", „Akazien" und „Tage".

P. W—r.

---

# Revue der Revuen.

**„Deutsche Rundschau"** (Maiheft). Emil Münsterberg bespricht das Bettelwesen in den Großstädten. Wie das Armenwesen in gewissem Sinne der Gradmesser der wirtschaftlichen Verhältnisse, so bilde wieder das Bettelwesen den Gradmesser der Zustände des Armenwesens. Je mehr eine organisierte Armenpflege der öffentlichen Meinung die Gewähr gibt, dass für die wahrhaft Bedürftigen hinreichend gesorgt wird, desto mehr wird den falschen Bedürftigen der Boden entzogen. Je geringer die Fürsorge ist, umso stärker tritt das Bettelwesen auf. Die schlimmsten Zeiten des Bettelwesens, deren sich die Machthaber durch strenge, bis zur Grausamkeit gehende Strafen zu erwehren suchten, gehen mit der Verwilderung des öffentlichen Wesens Hand in Hand, wie dies namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Fall war. In den romanischen Ländern, die eine gesetzliche öffentliche Armenpflege nicht kennen, ist noch heute die Zahl der Bettler bedeutend höher, als in den germanischen Ländern mit gesetzlicher Armenpflege, wobei wieder die ärmeren Länder, wie Spanien, Italien, Südamerika, schlimmere Zustände aufweisen als das reiche Frankreich und Belgien. In den katholischen Ländern befördert außerdem die vielfach missverstandene Lehre der Kirche von der Heiligkeit des Almosens eine sehr äußerliche Auffassung der Wohlthätigkeit, bei der der Gebende mehr an sein eigenes Seelenheil, als an die Wohlfahrt des Armen denkt.

In den **„Preußischen Jahrbüchern"** (Bd. 100, Heft 2) berichtet Professor Stumpf über die Berliner Aufführungen classischer Musikwerke für den Arbeiterstand. Auch in Berlin hat der Erfolg dieser Unternehmungen alle Erwartungen übertroffen. Seit Ostern 1895 haben 24 Aufführungen vor insgesammt 56.000 Zuhörern stattgefunden, die fast ausschließlich dem Arbeiterstande angehörten. Immerhin fehlen noch zwei Arten von Unternehmungen: Orchesterconcerte und Theateraufführungen. Dass den Arbeitern classische Stücke im königlichen Schauspielhause vorgeführt werden sollten, wie bei uns im Burgtheater, scheint in Berlin noch nicht in Betracht gezogen worden zu sein. Hingegen verdient ein anderer Vorschlag alle Beachtung: dass die Arbeiter die großen Oratorien Haydns oder Passionen Bachs nicht bloß hören, sondern selbst aufführen sollen. An der Realisierbarkeit dieser Anregung von Bernhard Scholz scheint Stumpf vorläufig noch zu zweifeln, indes hält er es nicht für unmöglich, dass die Ereignisse seine Erwartungen in betreff der musikalischen Production die Arbeiter ebenso übertreffen werden, wie sie sie mit Bezug auf die musikalische Empfänglichkeit der Arbeiter schon übertroffen haben. Unsere Oratorienaufführungen im Dreherpark in Meidling würden ihnen einen leisen Vorgeschmack dieser Arbeiteraufführungen geben. Den Erfolgen gegenüber, die Berlin, Leipzig, Hamburg, Köln, Düsseldorf, Frankfurt, Nürnberg und Wien erzielt haben, nimmt sich der Misserfolg Münchens ziemlich kläglich aus. Dort scheint Musik ohne Bier nicht gewürdigt werden zu können. Mit vollem Recht wendet sich Stumpf gegen die sogenannte Popularisierung der Kunst in Bierconcerten. „Diese Art von Volksconcerten erscheint mir in der That als ein Zwitterding und eine Profanation. Da wird nicht der Populus zur Kunst emporgezogen, sondern die Kunst verpöbelt." In Wien hat man bekanntlich auch eine Zeit gedacht, man könne Musik nicht ohne Bier verzapfen. Zum Glück ist man davon wieder abgekommen. Fragt man nach den Ursachen der großen Erfolge der volksthümlichen Bewegung in der Kunst, so wird man die zweifellos richtige Antwort in den Worten Stumpfs finden: „In solchen Stunden, wo Beethoven oder Händel zu ihm sprechen, mag dem Volke der Arbeiter die Ahnung aufgehen, dass es eine Macht gibt, die man nicht in Zahlen abschätzen, und eine Arbeit, die man nicht nach Stunden bezahlen kann . . . . dass es endlich ein Glück gibt, das man nicht zu erjagen braucht in dem

furchtbaren Kampf ums Dasein, in welchem es zuletzt doch immer wieder dem Zugereisenden entflieht.“

**„Revue de Paris“** (Mai). Louis Coldre, ein katholischer, französischer Priester, der als Missionär in China lebt, gibt eine ausführliche Schilderung der berühmten Kaiserin-Regentin Tse-Hsy, die bekanntlich durch Staatsstreiche die Herrschaft des Landes an sich gebracht hat. In jungen Jahren war sie, nach den Begriffen ihres Landes, sehr schön und verführerisch und wusste ihre Reize als Kampfmittel wohl zu verwerten; zahlreiche galante Beziehungen zu einflussreichen Männern des Hofes werden ihr zugeschrieben, und auch der berühmte Li-Hung-Tschang soll sich ihrer Gunst erfreut haben. Nach Coldre wäre Tse-Hsy franzosenfreundlich gesinnt und eine Schützerin der katholischen Missionäre; schon deshalb, weil dadurch dem Einfluss der Engländer, die sie grimmig hasst, entgegengearbeitet wird. Der Verfasser meint auch, man sollte sich diese anti-englische Tendenz der einflussreichen Regentin, aus der Frankreich große Vortheile entstehen könnten, ausgiebig zunutze machen. — Ein anonymer Marine-Officier bespricht die Nothwendigkeit einer Reorganisation der französischen Flotte. Frankreich müsste wohl jederzeit auf Conflicte mit England gefasst sein und sich demgemäß rüsten; nur begehe es den fundamentalen Fehler, anzunehmen, dass man England mit gleichen Waffen schlagen, und sich gewaltige Panzerschiffe anschaffen müsse, was ungeheure Kosten verursachen würde. Statt dessen sollte die französische Flotte darauf sinnen, die schwerfällige englische durch Flinkheit und Gewandtheit zu besiegen. Zwei Panzerschiffe kosten ebenso viel wie eine Flottille von fünfzig kleinen Kanonenbooten, die Frankreich bei einem Seekrieg ungleich mehr dienen können. Der Schwerpunkt der französischen Flotte muss in den kleinen Kreuzern liegen, ihre Taktik auf Kreuzen und Kapern gerichtet sein; Torpedos sind für sie viel wichtiger als Panzerschiffe, hinsichtlich welcher sie auch bei den größten Anstrengungen die Concurrenz mit England und Deutschland nicht aufnehmen kann. Man vergesse nicht, dass England gewissermaßen nur die Centrale seines ungeheuern Reiches ist, mit dem nur Kabelstränge und Handelsschiffe es verbinden. Seine Stärke ist zugleich seine Schwäche. Gelänge es im Falle eines Krieges (den zu vermeiden Frankreich übrigens allen Grund hat, da England sein bestes Absatzgebiet ist!), das Inselreich zu isolieren und ihm die Zufuhr auf dem Seeweg abzuschneiden, so müsste England, aus Mangel an Nahrung für seine ungeheure Bevölkerung, nach wenigen Monaten capitulieren. Dies möge Frankreich im Auge behalten und seine Taktik danach einrichten.

**„La Grande Revue.“** In einem der letzten Hefte bezeichnet Etienne Bricon als das Wesen der Kunst Rolls die „Freude am Leben“. Und so vergleicht er ihn auch mit Zola. Sie unterscheiden sich nur dort, wo sie das Leiden der Massen darstellen. Zola zeichnet es unerschüttert, Roll empfindet und fühlt für die Leidenden. Und so kommt in seine Bilder ein Zug der Versöhnung. — Die Einwanderung russischer und polnischer Juden in England behandelt in einem Aufsatz A. E. Sanons. Seit 1894 ist die Zahl der in England angekommenen Russen und Polen von 10.204 auf 13.248 gestiegen. Wiederholt ist versucht worden, eine Bill gegen diese Einwanderung durchzusetzen, angeblich weil die Zahl der Arbeitslosen gestiegen und die Löhne empfindlich herabgedrückt worden sind. Beides, schreibt der Verfasser, sei unrichtig, und hoffentlich werde die gesetzgebende Körperschaft einem Antrage, der der sprichwörtlichen Freiheit Englands widerspricht, ihre Zustimmung versagen.

In der **„Revue Générale“** erzählt anlässlich des Brandes im Théâtre Français François Bournand von den Schätzen, die im Archiv desselben aufbewahrt werden. Das kostbarste dieser Schätze sei das „Registre de la Grange“ eines Schauspielers aus der Truppe Molières, der darin alle Aufführungen, Einnahmen, und bemerkenswerten Vorkommnisse der Truppe buchte. Man blättert nicht ohne Rührung in diesem Bande, dessen Seiten mit Anmerkungen bedeckt sind. Schwarze Punkte bedeuten Unglücksfälle, Kreuze Geburten, blaue Punkte gute Tage. Einmal heißt es: der Bruder des Königs verspricht der Truppe seine Protection und jedem Schauspieler eine Pension von 300 Livres. Eine spätere Randnote bemerkt traurig: die 300 Livres sind niemals ausgezahlt worden.

**„National Review.“** Der südafrikanische Krieg gibt H. Wilson Gelegenheit, Schlüsse auf einen künftigen deutsch-französischen Krieg zu ziehen. Deutschland rechnet auf die Stärke seiner Artillerie, aber die jüngsten Ereignisse beweisen, dass die Artillerie lange nicht jene entscheidende Kraft besitze, die man ihr bisher zuschrieb. Bei Paardeberg waren 4000 Boeren einige Tage lang dem heftigsten Artilleriefeuer ausgesetzt und wurden doch nur gegen 200 außer Gefecht gesetzt. Hier haben die Boeren eine Strecke in der Ausdehnung von 20 Meilen mit 10.000 Mann gehalten. Die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland ist 150 Meilen lang, und mit einer Besetzung von 300.000 Mann kann Frankreich jeden Einfall Deutschlands, vor dem es seit 30 Jahren zittert, unmöglich machen. — Die Frage der Moralität des Journalismus rollt H. W. Maninghams auf. Leider fehle diese dem modernen Zeitungswesen. Statt seine Leser aufzuklären oder zu belehren, gebe die moderne Zeitung nur die Ansichten der Volksgruppen wieder, aus der sie hervorgegangen sei.

---

# Die letzten Striche.

Von W. K. Clifford.

I.

Carbouche war der größte Maler in Frankreich, darüber herrschte kein Zweifel. Er hatte alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die Welt davon zu überzeugen, und die Welt bemühte sich, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben: ein winziges Stückchen Leinwand, von seiner Hand bemalt, war Tausende werth: gekrönte Häupter betrachteten es als eine Gunst, sein Atelier besichtigen zu dürfen; man bot ihm Orden an, aber er lehnte sie ab trotzdem er ein Franzose war: Biographen schmachteten nach Details aus seinem Leben, aber er willfahrte ihnen nicht; Zeitungsreporter versuchten vergebens, von ihm empfangen zu werden, Autographensammler hatten kein Glück bei ihm. Niemand wusste, wer er war, oder wo er studiert hatte; seine Bilder waren berühmt, aber es schien, als hätte sein Ruhm keinen Anfang gehabt.

Man kannte ihn kaum vom Sehen, er hatte keine Freunde, war nirgends zu treffen, kurz, es verband ihn nichts mit seinen Mitmenschen: er empfieng nie einen Besuch, außer in Geschäften, und solche pflegte er kurz abzufertigen. In den letzten Jahren hatte er sich hie und da einmal durch fabelhaft hohe Angebote verleiten lassen, ein und das andere Porträt zu malen, aber auch diejenigen, die ihm saßen, kannten ihn nicht besser als die übrigen, und konnten nur wenig von ihm erzählen, denn er war steif und schweigsam, wenn er malte, und alle Versuche, ihn in ein Gespräch zu ziehen, scheiterten vollständig; er war genau so zurückhaltend bei der letzten Sitzung, wie er es bei der ersten gewesen — ein weibliches Porträt hatte er noch nie gemalt.

Er war nicht mehr jung, vielleicht fünfzig, und schon grau, das Gesicht zeigte viele tiefe Falten und hatte einen ernsten, strengen Ausdruck; seine Haltung war distinguiert. Seine Arbeit freute ihn, aber er war nicht mit dem Herzen dabei. Seine Bilder waren der Gesprächsstoff in allen Kreisen, die sich für Kunst interessierten, aber sie hatten etwas Unpersönliches an sich, als wären sie die Eingebung einer unsichtbaren Macht und nicht das Werk des Mannes, der sie geschaffen.

Sie kosteten ihn keinerlei Anstrengung, und wenn sie vollendet waren, behandelte er sie höflich, wie Gäste, oder neugierig, wie etwas Fremdes, das sich seiner Beachtung aufdrängte, nie wie das Ergebnis seines Geistes, seines Genies. Er interessierte sich dafür, wie er sein Vermögen am besten anlegen sollte, aber auch dieses Interesse schien zur Hälfte Neugierde zu sein; er zuckte die Achseln, wenn er einmal seinen Reichthum überzählte und wendete sich gleich wieder seiner Arbeit zu.

Im Winter lebte er in seinem Hause am Rande des Parkes Monceau, im Sommer verschwand er, und den einzigen Anhaltspunkt, wo er sich etwa aufgehalten, gab später einmal ein Bild, das er ausstellte. Sein Haus war prachtvoll, die Einrichtung vollendet — er betrachtete sie mit kritischen Augen. Er merkte sich die Namen seiner Diener kaum; wenn aber einer von ihnen seine Pflichten vernachlässigte, dann fuhr er heftig auf ihn los. Er aß mäßig und das Allereinfachste, aber er konnte wüthend werden, wenn der Tisch nicht gut bestellt war. Sein Atelier war das einzige kahle Zimmer im ganzen Hause: es enthielt auch nicht einen von all den Luxusgegenständen, an denen moderne Maler Gefallen finden. Vor dem Kamin, in dem an kühlen Tagen ungeheure Holzscheite brannten, standen zwei Fauteuils und ein Tischchen, sonst befand sich im Atelier nichts, was Carbouche nicht unbedingt zur Arbeit brauchte. Hier brachte er seine ganze Zeit zu, außer, wenn er seine tägliche Spazierfahrt machte oder in dem prächtigen Speisesaale seine einsamen Mahlzeiten einnahm; hier empfieng er auch die Käufer seiner Bilder — die andern Zimmer waren stets leer und unbewohnt.

Ende October kehrte er gewöhnlich von seinen Wanderungen zurück. Um diese Zeit ist es in Paris schon kalt, die gelben Blätter fallen von den Bäumen der Boulevards, und der Pariser sieht ein, dass der Winter unvermeidlich ist, und zuckt die Achseln wie einer, der sich der Hoffnung hingegeben hatte, es könnte doch ein einzigesmal anders sein.

II.

Carbouche war nach Paris zurückgekehrt. Ein mächtiges Feuer brannte im Kamin, denn es war kalt im Atelier, das solange unbenützt gewesen war. Rechts von der Staffelei stand der kleine altmodische Kasten, der die Farben enthielt, links auf einem Regal eine Palette und einige Pinsel; an der Wand lehnten zwei oder drei unvollendete Skizzen und ein Bild, das eine alte Malermappe halb versteckte. Niemand außer Carbouche wusste, was das Bild darstellte, und er selbst hatte mit einer Nachlässigkeit, die halb Verachtung, halb Aberglaube war, seit Jahren vermieden, es anzusehen. Carbouche gieng auf und ab, dann setzte er sich auf einen Fauteuil und starrte ins Feuer. Auf dem Tischchen vor ihm stand eine Cigarettenschachtel, er zündete sich eine Cigarette an und rauchte heftig; das Endchen warf er ins Feuer.

Da hörte er Wagengeräusch: ein Besuch. Ungeduldig, halb grollend, sah er der Störung entgegen.

Der Diener trat mit einer Karte ein:

„Lord — —“ er hielt inne.

Carbouche ergriff die Karte und sagte langsam, als ob das Lesen auch ihm Schwierigkeiten bereitete: „The Earl of Harleston. Ah, richtig, ich hab' ganz vergessen.“

Er suchte unter den auf dem Kaminsims liegenden Billets eines hervor und las es.

„Ich bitte Lord Harleston einzutreten,“ sagte er.

Eine Minute später trat ein Engländer in mittleren Jahren ein.

„Guten Morgen," sagte der Maler steif, „es thut mir leid, dass Sie sich herbemüht haben, aber ich bin erst gestern abends zurückgekehrt, und da habe ich Ihr Billet vorgefunden."

„Ich habe keine Antwort erwartet," erwiderte Lord Harlekston in ausgezeichnetem Französisch.

„Aber es thut mir leid, dass Sie sich umsonst bemüht haben."

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, dass ich es für eine große Ehre halte, Ihr Atelier betreten zu dürfen."

„Ich bedaure sehr — —" begann Carbouche wieder.

„Sie erlauben wohl, dass ich mich setze?" fragte der englische Aristokrat, indem er auf den Fauteuil zuschritt.

„Gewiss, Herr Graf," lautete die etwas unfreundliche Antwort.

Lord Harlekston sah sich im Atelier um, dann blickte er den Künstler an, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte.

„In Ihrem Atelier kann man doch athmen," sagte der Engländer, „in Londoner Ateliers glaube ich immer ersticken zu müssen; sie sind so voll Krimskrams."

Carbouche verbeugte sich: offenbar wünschte er anzudeuten, dass es angezeigt wäre, zur Sache zu kommen.

Lord Harlekston verstand den Wink und sagte: „Ich bat Sie in meinem Billet um die Gunst, meine Frau zu malen."

„Ich fühle mich sehr geehrt, aber ich bedaure sehr, Ihnen mittheilen zu müssen, dass ich kein Porträtmaler bin."

„Meine Frau würde es als eine große Ehre betrachten, Ihnen sitzen zu dürfen," sagte der Graf.

„Ich bin leider kein Porträtmaler," wiederholte Carbouche kühl.

„Aber, ich glaube doch," kam es zögernd von den Lippen des andern, „ein oder zwei Porträts von Ihnen gesehen zu haben?"

„Schon möglich, aber das hatte seine guten Gründe."

„Wäre es nicht möglich, auch jetzt einen Grund zu finden?"

„Ich habe noch nie ein weibliches Porträt gemalt, Herr Graf, und wünsche es auch weiterhin nicht zu thun, so schmeichelhaft mir Ihr Verlangen auch ist."

Lord Harlekston war offenbar ein Diplomat.

„Ihre Bemerkung verstärkt nur noch meinen Wunsch," sagte er, „wäre es nicht doch möglich, Sie zu überreden? Ich spreche nur zögernd vom Gelde im Zusammenhange mit Ihrer Kunst, ich weiß, welch ungeheuren Wert Ihre Bilder haben."

„Ich würde ein weibliches Porträt nicht unter hunderttausend Francs malen," erwiderte Carbouche und blickte fast ingrimmig ins Feuer, „und dann würde ich es lieber nicht thun."

„Ich würde die Summe mit Freuden bezahlen und Ihnen überdies noch unendlich dankbar sein."

„Ich bin sehr beschäftigt und opfere einem Porträt nie viel Zeit — höchstens drei oder vier Sitzungen."

„Das trifft sich wunderbar, da wir nur sehr kurze Zeit in Paris bleiben."

„Einem Gesicht, für das doch eigentlich die Welt gar kein Interesse hat, würde ich noch weniger Zeit opfern," fuhr der Künstler fort. „Ich will der Frau Gräfin nicht nahetreten, die wahrscheinlich sehr schön ist, aber Sie werden doch zugeben, Herr Graf, dass selbst das Gesicht einer schönen Frau lange nicht so interessant ist, wie das eines Mannes. Ich würde das natürlich in Gegenwart einer Dame nicht sagen, aber wir können doch unter uns rückhaltlos sprechen."

„Ich verstehe Sie vollkommen," sagte Lord Harlekston. „Nächsten Donnerstag gehe ich für vierzehn Tage in die Pyrenäen, wäre es Ihnen möglich, in meiner Abwesenheit — —"

„Ich bin sehr beschäftigt," beharrte Carbouche.

„Wir denken natürlich nur an ein Brustbild, aber wir würden Ihnen selbst für eine Skizze schon zu großem Danke verpflichtet sein."

Carbouche blickte ins Feuer. Er hasste die Frau. Aber der Preis war ein ungeheuerer für ein Porträt: kein Künstler in Europa hätte es gewagt, soviel zu fordern. Doch was gieng ihn diese Frau, was giengen ihn die Frauen überhaupt an?

„Herr Graf," sagte er, „es ist nicht sehr höflich von mir, aber ich möchte doch ablehnen. Ich fühle mich sehr geehrt, dass eine englische Dame den Wunsch hat, von mir gemalt zu werden, aber wenn ich überhaupt ein weibliches Porträt malen wollte, so wäre es nur recht und billig, eine Landsmännin zu malen."

„Dann gestatten Sie, dass ich Ihnen eine Mittheilung mache: meine Frau ist eine halbe Französin."

„Ah!"

„Ihr Vater war ein Engländer, aber ihre Mutter war eine Französin."

„Wirklich?" fragte der Künstler befremdet, indem ein unbegründeter Gedanke in ihm aufstieg.

„Sie hat als junges Mädchen in St. Germain-en-Laye gelebt, und ist erst mit neunzehn Jahren von den Verwandten ihres Vaters nach England berufen worden."

„Ach ja! Ich erinnere mich, wie man um Mademoiselle Madeleine schrieb . . .," sagte Carbouche leise.

Ein Ausdruck der Zufriedenheit glitt über das Gesicht des Engländers.

„Ach, jetzt verstehen Sie!" rief er aus. „Meine Frau bat mich, wenn alle Bitten vergeblich wären, Sie zu erinnern, dass Sie alte Freunde sind."

„Die Frau Gräfin hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis," sagte der Künstler in cynischem Tone; es steht den anderen Vorzügen, die ich an Mademoiselle Madeleine kannte, nicht nach."

„Sie waren in derselben Pension?" fragte Lord Harlekston.

„Ich wohnte bei der Familie Carton im Pavillon Rouge; Monsieur Carton war ein alter Officier, und ich war jung und verehrte Soldaten über die Maßen. Der alte Carton gab Stunden, und seine Frau hielt einen oder zwei Pensionäre. Dort lernte ich Mademoiselle Madeleine Brooke kennen, die mit ihrer Mutter auch im Pavillon Rouge wohnte."

„Es wundert mich, dass Sie sie damals nicht gemalt haben: sie war eine Schönheit."

Der Gesichtsausdruck Carbouches wurde sanfter, und er sagte: „Jawohl, sie war sehr schön."

„Meine Frau erzählte mir, dass sie so manches Plauderstündchen mit Ihnen verbracht hat."

„Die Frau Gräfin ist sehr liebenswürdig, sich daran zu erinnern," entgegnete der Künstler, und sein Ton war wieder cynisch, „denn in jenen Tagen war ich ein Niemand und besaß nichts als meinen Ehrgeiz."

Er schwieg und blickte in das Feuer.

„War der Pavillon Rouge in der Nähe des Schlosses?" fragte Lord Harlekston, der an das berühmte Bild Carbouches dachte: „Der Wald von St. Germain-en-Laye."

„Nein, er war etwa eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt, auf der Straße, die zu dem Walde von Marly führt. — Empfehlen Sie mich, bitte, der Frau Gräfin."

„Aber das Porträt, Monsieur Carbouche?"

„Ich begreife nicht, warum die Frau Gräfin mir sitzen will: wir haben uns, seit sie St. Germain verließ, nicht wieder gesehen."

„Aber sie wünscht es nun einmal sehnlichst, und ich hoffe, dass Sie es ihr um der alten Freundschaft willen, an die sie mit Vergnügen denkt, nicht versagen werden."

Carbouche runzelte die Stirn und schwieg; dann sagte er plötzlich: „Herr Graf, es wird mir ein Vergnügen sein, die Frau Gräfin zu malen."

(Schluss folgt.)

---

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

---

Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 2. Juni 1900. Nummer 296.

## Sprachengesetz oder Sprachenverordnung? Ein Sprachenamt.

Bei der Regelung der Sprachenkämpfe beherrscht der Competenzstreit die parlamentarische Situation in einem höheren Maße, als es den Anschein hat. Wenigstens glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich in der jungczechischen Obstruction vor allem das staatsrechtliche Moment suche. Kein denkender Mensch (und wohl auch kein denkender Mensch im Jungczechenclub) könnte begreifen, warum die Partei erst jetzt die Obstruction beginnt, wenn die Aufhebung der Gautsch'schen Sprachenerlässe durch Clary der Grund der Obstruction wäre. Kein Mensch begreift, warum die „entschiedenste" Obstruction mit sich so komisch verhandeln läßt. Die Erklärung dessen gibt die Koerber'sche Gesetzesvorlage. Die Jungczechen besinnen sich auf ihr früheres staatsrechtliches Programm, nach welchem der Reichsrath nicht die competente Autorität für die Regelung der Sprachenfrage ist, und darum concentrieren sie sich nach rückwärts, nachdem sie schon unter Thun und ebenso in den Conferenzen sich weiter vorgewagt haben. Der Abgeordnete Kaizl hat unlängst öffentlich bekannt gegeben, dass sein Club die Formel der Einsprachigkeit schon acceptiert hat, und selbstverständlich hat der Club der Thun-Kaizl'schen Regierung das Placet für die angekündigte Gesetzesvorlage im Reichsrath gegeben — auf einmal bläst der Abgeordnete Pacák zum Rückzug auf die Zweisprachigkeit und gegen die Competenz des Reichsrathes. Die eigene Programmlosigkeit hat die Jungczechen in die gegenwärtige Zwickmühle gebracht: die vorgeschützte Beleidigung der Partei und Nation ist nicht durch die gegenwärtige Regierung geschehen, die staatsrechtlichen Bedenken sind durch die frühere Haltung der Partei hinfällig geworden.

Diese Halbheit und staatsrechtliche Unentschiedenheit der Jungczechen wird von der Regierung und den gegnerischen Parteien gewiss ausgenützt werden, allein dadurch würde die Competenzfrage nicht eigentlich gelöst. Jedenfalls will ich es wagen, über diese heikle Frage mein Urtheil abzugeben, wobei ich mich nach Möglichkeit auf den Boden staatswissenschaftlicher Traditionen stelle, ohne darum die speciellen österreichischen Verhältnisse außeracht zu lassen.

In der Frage, ob der Reichsrath oder der Landtag die Sprachenfrage gesetzlich regeln soll, stelle ich mich auf den Boden der bestehenden Verfassung. Rein sachlich beurtheilt, zeigt unsere Verfassung, und besonders die Textierung des viel citierten Artikels 19, dass sich die Gesetzgeber von 1867 über die Sprachen- und Nationalitätsfrage nicht im klaren waren. Das zeigt sich schon in dem Gebrauche des Wortes „Volksstamm": ganz besonders unklar und unbestimmt ist die Forderung, jedem „Volksstamme" „die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache" zu gewähren — in welchem Ausmaße und in welcher Qualität? Das „unverletzliche Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache" kann unter Umständen sehr wenig bedeuten: die Formel: „die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt" ist bestimmter, aber, wie die zahllosen Debatten pro und contra beweisen, keineswegs bestimmt genug.

Nach meiner Ueberzeugung bedarf darum der Artikel 19 einer zeitgemäßen Correctur, Ergänzung und Erweiterung, und zwar in einem Umfange, dass wir in ihm das erwünschte sprachliche Rahmengesetz hätten. Ein specielles Sprachengesetz ist nach den Bestimmungen der Verfassung vom 21. December 1867 ausgeschlossen. Der § 11 dieses Gesetzes bestimmt den „Wirkungskreis des Reichsrathes" in allen Angelegenheiten, die „allen im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern gemeinschaftlich sind": die taxative Aufzählung dieser gemeinschaftlichen Agenden wird mit den Worten eingeleitet: „Es gehören daher zum Wirkungskreise des Reichsrathes", und unter e) wird dann die Gesetzgebung „über die Grundzüge der Organisierung der Gerichts- und Verwaltungsbehörden" angeführt. Aus diesen Bestimmungen geht hervor, dass die specielle Regelung der Sprachenfrage in den einzelnen Ländern nicht zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten gehört, und ferner ist ersichtlich, dass die gesetzliche Organisierung der Gerichts- und Verwaltungsbehörden nur in den Grundzügen gemeinschaftlich sein soll. Ueber die Bedeutung dieser „Grundzüge" ließe sich allerdings streiten, allein die einzelnen Sprachen, ihre Bedürfnisse und Verhältnisse sind gewiss keine gemeinschaftliche Angelegenheit.

Es entsteht demnach die Frage, wie die speciellen Sprachenangelegenheiten gesetzlich zu behandeln sind. Die Absicht und der Sinn des Gesetzes von 1867 war gewiss, die Reichsverfassung von den Landtagen möglichst zu emancipieren, aber es ist das nur zum Theil und in ziemlich unklarer Weise geschehen. Man sieht es der Wahlordnung für den Reichsrath an, dass ihr „noch überall die Eierschale der Entstehung aus dem Wahlrecht der Landtage anklebt,"*) man sieht es ganz besonders auch an der Bestimmung des § 12, wie die Gesetzgeber von 1867 (ob absichtlich oder unabsichtlich, das soll jetzt nicht geprüft werden) über die Competenz des Reichsrathes und der Landtage unklar blieben. Wenn nämlich bestimmt wird, dass die den Landtagen „gehörenden" Gegenstände „in und mit diesen Landtagen verfassungsmäßig erledigt" werden sollen — wie ist das eigentlich zu verstehen?

Ich will mich auf keine wortspaltende Interpretation einlassen, aber die Bemerkung muss ich machen, dass die Unklarheit und Unbestimmtheit der geltenden Verfassung in hohem Grade zu den langwierigen, staatsrechtlichen Parteikämpfen beigetragen hat und fort beiträgt. Man regiert bei uns in Oesterreich zu leicht und beachtet es nicht, dass unsere Verfassungsgesetze nichts weniger als eindeutig und offen sind. Schon von diesem rein staats- und rechtswissenschaftlichen Standpunkt aus ist eine zeitgemäße Revision der Verfassung ein dringendes Bedürfnis. Es ist nicht richtig, dass nur die Nationalitätskämpfe die Consolidierung des Gesammtstaates behindern, nein! Die gesetzlichen Grundlagen des Staates selbst beeinträchtigen diese Consolidierung, weil sie in jeglicher Beziehung das Werk altösterreichischer Unbestimmtheit, Halbheit und der berüchtigten politischen Gescheitheit sind. Das sehen wir auch an den Sprachenregelungen. Die Verfassung spricht sich über die Art und Weise der Regelung nicht klar und präcis aus.

Es ist darum gar nicht zu verwundern, dass die Sprachenfrage ohne die in den Landesordnungen gewährleistete „Mitwirkung" bei der Ausübung der „gesetzgebenden Gewalt" durch Verordnungen geregelt wurde. Ganz so, wie es in der Zeit des Absolutismus geschehen ist — zum Beispiel die Erlässe des Justizministeriums von 1852 und 1856 — wurden der Reihe nach die verschiedenen Erlässe von Stremayr, Pražak, Badeni, Gautsch, Clary herausgegeben. Nun muss ich ohne alle Bedenken meine Ansicht dahin aussprechen, dass ich das Recht der Verordnung für jede Regierung gewahrt wissen wollte. Und es ist nur ein trauriges Zeichen unseres Verfassungslebens, dass die verschiedenen Parteien der Regierung das Verordnungsrecht nicht ohne Besorgnis und Einwände zusprechen wollen, obwohl Art. 11 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt das Verordnungsrecht (natürlich „auf Grund der Gesetze") über allen Zweifel erhebt. Wohl halte ich das jetzt ziemlich allgemeine Verlangen nach einer gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage für berechtigt; allein ich stelle mir den Vorgang etwas anders vor, als es gewöhnlich geschieht.

Um aus den dargelegten verfassungsmäßigen Prämissen das Schlussergebnis zu ziehen: die Regelung der Sprachenfrage sollte unter Mitwirkung des Reichsrathes und der betreffenden Landtage geschehen. Und zwar könnte im Reichsrathe der Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 zeitgemäß verbessert und ergänzt werden, den Landtagen könnte ein sprachliches Rahmengesetz vorgelegt werden.**)

Ueber die Landtagsgesetze herrschen bei unseren Parteien ganz eigenthümliche Begriffsverwirrungen. Ganz besonders haben unsere Parteien im Landtage einen verfassungsmäßigen Gegensatz gegen den Reichsrath, der thatsächlich nicht besteht und verfassungsmäßig nicht bestehen kann. Es sind eben die ungeklärten staatsrechtlichen Theorien, die Wesen und Bedeutung von Autonomie und Selbstverwaltung verkennen. Die Landtagsgesetze sind nach den citierten §§ 11 und 12 der Verfassung keine autonomen Gesetze, sondern

*) [illegible]

**) [illegible]

verfassungsmäßige Special- und Ergänzungsgesetze; diese Gesetze werden vom Kaiser sanctioniert, und die Minister contrasignieren dieselben. Es ist darum ganz unsachlich, wenn die Jungczechen jetzt ein Landtagsgesetz von ihrem historischen Staatsrechte aus verlangen, und ebenso unsachlich ist es, wenn die Deutschen das Landtagsgesetz aus Verfassungsgründen perhorrescieren.

Eine andere Frage ist die Stärke und Stellung der landtäglichen Parteien. Im Hinblicke auf diese Stellung würde sich eben auch für die Landtage ein allgemeineres Rahmengesetz empfehlen, und erst die speciellen Bestimmungen sollten dem Verordnungswege anheimgestellt werden.

Nach der Natur der Sache müssen die ersten Lesungen der Sprachenfrage, zumal die Durchführungen von Detailbestimmungen, bis zu einem gewissen Grade provisorische sein. Ja, es würde sich geradezu empfehlen, wenigstens einige neue Sprachenbestimmungen in passend ausgewählten Aemtern versuchsweise zu erproben. Für den Anfang dürften sich auch verschiedene Uebergangsbestimmungen empfehlen, und auch aus diesem rein verwaltungstechnischen Grunde empfiehlt es sich, dem Parlamente und den Landtagen nur Rahmengesetze vorzulegen.

*

Sieht man in der Sprachenfrage vorwiegend eine Frage der Verwaltungsreform — und ich stehe auf diesem Standpunkte — und hat man erkannt, dass die sprachlichen Verhältnisse besonders in den Sudetenländern sehr veränderlich sind, so ergibt sich im Zusammenhange mit den vorgebrachten verfassungsrechtlichen Bedenken die Forderung, ein eigenes Sprachenamt zu creieren.

Die Sprachenfrage ist leider viel zu viel politische Parteisache geworden, während sie doch vornehmlich eine Frage der gedeihlichen Verwaltung sein sollte. Aber eben darum sollte dieser Verwaltung ein eigenes Sprachenamt eingefügt werden. Wie sich bei der Wichtigkeit der socialen und Arbeiterfrage ein eigenes Arbeitsamt im Handelsministerium ausgebildet hat, analog könnte im Ministerium des Innern ein Sprachenamt eingesetzt werden.

Dieses Sprachenamt könnte vielleicht zu einem eigenen Sprachengerichtshof ausgeweitet werden, bei welchem nach Art der Geschwornengerichte zu entscheiden wäre; doch befürworte ich vorderhand nur die Errichtung eines Sprachenamtes.

Schon die Existenz eines solchen Sprachenamtes würde die Sprachenfrage entpolitisieren; noch mehr müsste dies mit der Zeit seiner taktvollen und sachlichen Leitung gelingen.

Die Natur des Gegenstandes und die zu lösende Aufgabe bringen es mit sich, dass das Sprachenamt in innigerem Contact mit mehreren anderen Behörden und Instituten sein müsste, zumal mit dem Unterrichts- und Justizministerium, mit der statistischen Centralcommission u. s. w.

Dieses Sprachenamt hätte die erwünschte Sprachen- und Nationalitätenstatistik zu verarbeiten und in einem geeigneten Organ zu veröffentlichen, in welches auch mehr theoretische Untersuchungen über die Rassen- und Nationalitätsfrage mitaufgenommen werden könnten.

Die Ersprießlichkeit eines solchen Sprachenamtes ergibt sich auch aus der Erwägung, dass die nationale und sprachliche Bewegung in Oesterreich durch ein Gesetz oder eine Verordnung für dieses oder jenes Land nicht beseitigt wird. Im Gegentheil muss man erwarten, dass der Nationalismus sowohl extensiv (politisch) als auch intensiv (culturell) noch gesteigert wird. Eine zielbewusste österreichische Regierung darf der Nationalitätsidee gegenüber sich nicht bloß abwehrend oder gar repressiv verhalten, sie muss positiv fördernd und führend auftreten; nur derart wird sie die Geister lenken können. Wenn der reißende Strom den Kahn schon fortgerissen, so wird der kundige Schiffer entschlossen in das Fahrzeug springen und dasselbe mit kräftigem Ruderschlag durch die Wogen lenken.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

## Die clerical conservative Gefahr in Deutschland.

Die innere Politik Deutschlands ist in eine neue Phase getreten. Seitdem von 1887 bis 1890 das conservativ national-liberale Kartell den Reichstag beherrschte, hat es keine dauernde Regierungsmehrheit mehr gegeben. Die Regierung musste einmal mit den Conservativen und dem Centrum Gesetze gegen die Liberalen, ein andermal mit Centrum, Liberalen und Socialdemokraten zusammen gegen die Conservativen machen. Daher das Wort vom Zickzackcurs. Das Centrum wurde immer mehr die ausschlaggebende Partei. Ohne das Centrum war fast nie eine Mehrheit möglich, da es Gesetze, wie die die Rechte und die Linke hätten zusammen annehmen können, kaum gab. Das Centrum, das überhaupt kein Programm besitzt, sondern lediglich durch das religiöse Band zusammengehalten wird, ist von keinen Ballast politischer und wirtschaftlicher Doctrinen beschwert. Es kann an sich [illegible] oder reactionäre [illegible] [illegible] nebenbei Politik machen, [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible]

die Aufhebung des Jesuitengesetzes sind die Forderungen, auf die es bei Strafe seines Verfalls nie verzichten kann, wenn auch mit der Erfüllung einzelner dieser Forderungen, zum Beispiel bezüglich des Jesuitengesetzes, ihm wenig gedient wäre, weil es dadurch eines vorzüglichen Binde- und Agitationsmittels beraubt würde. Alle anderen Fragen des öffentlichen Lebens kann es dagegen so oder so behandeln, wie es ihm gerade zweckmäßig erscheint. Sie alle sind ihm nur Mittel zu dem höheren Zweck, dadurch Concessionen auf kirchlichem Gebiet zu erlangen, und zu dem höchsten, seine Macht zu behaupten.

Der Culturkampf, der größte Fehler der Bismarck'schen Politik, schuf aus einer schwachen katholischen Gruppe die stärkste Partei Deutschlands. Mit kleinen Schwankungen umfasst seitdem das Centrum etwa hundert Abgeordnete, das heißt ein Viertel des Reichstages, wozu noch etwa dreißig Affiliierte in Gestalt von Polen, Welfen und Elsass-Lothringern kommen. Das katholische Drittel der deutschen Bevölkerung wählt mit verschwindenden Ausnahmen ultramontan. Die Wählerschaft des Centrums umfasst daher alle Bevölkerungsschichten, ebenso die großen Industriemagnaten Oberschlesiens wie ihre halbverhungerten Arbeiter, ebenso die Handelsherren des Rheins wie die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter Münchens, ebenso die Bauern des platten Landes wie die Handwerker der Großstädte. Natürlich haben diese verschiedenen Bevölkerungsschichten verschiedene, oft einander diametral entgegenstehende, wirtschaftliche Interessen. Die unvergleichliche taktische Kunst der Centrumsführung hat es bisher fertig gebracht, über alle diese Unterschiede und Gegensätze hinweg die Einheit der Partei unerschüttert zu bewahren.

Zu den Zeiten des Culturkampfes war das verhältnismäßig leicht. Damals beherrschte der Gedanke, sich gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt wehren zu müssen, so sehr die katholischen Wählermassen, dass alle andern Gesichtspunkte dahinter zurücktraten. Das Centrum war reine Oppositionspartei. Die Schwierigkeiten einer positiven Politik blieben ihm erspart. Als der Staat seinen Frieden mit der Kirche machte, wurde das anders. Das Centrum konnte sich nicht länger der Pflicht gesetzgeberischer Mitarbeit entziehen. Natürlich musste es mit Rücksicht auf seine buntscheckige Gefolgschaft eine mittlere Linie inne halten. Jahrelang ist ihm das erstaunlich gut gelungen. Nur einmal scheiterte es. Das war, als es für den österreichischen und den russischen Handelsvertrag eintrat. Das machte ihm einen Theil seiner Bauern rebellisch. Bei den Reichstagswahlen von 1893 brach prasselnd eine Reihe der festesten Centrumsburgen in Bayern zusammen. Bauernbündler pflanzten die Fahne der Antihandelsvertragspolitik auf die eroberten Centrumspositionen auf. Der Centrumsleitung fuhr ein gewaltiger Schrecken in die Glieder. Man warf sich mit Macht auf die Landagitation. Christliche Bauernvereine wurden allenthalben als Gegengift gegen die Bauernbünde gegründet. Die Bauernbundesbewegung gieng zurück. Bei den 98er Wahlen war sie fast ohnmächtig geworden, freilich weniger infolge der Gegenagitation des Centrums, als durch die bodenlose Unfähigkeit und Uneinigkeit ihrer Führer.

Auf den genialen Windthorst, Bismarcks größten Gegner, ist das sehr viel kleinere Kirchenlicht Lieber in der Führung des Centrums gefolgt. Aber gerade unter Lieber hat das Centrum eine Stellung erreicht wie nie zuvor. Dadurch, dass es in nationalen Fragen entgegenkommend wurde, Heeres- und Flottenvorlagen, wenn auch zögernd, zu bewilligen begann, wurde es der Regierung unentbehrlich. Dadurch, dass es in socialen Dingen einen nie erlahmenden Eifer entwickelte, sicherte es sich die katholische Arbeiterschaft, während die evangelische Arbeiterschaft immer zahlreicher in das Lager der Socialdemokratie abschwenkte. Dadurch, dass es sich in politischen Fragen als Hort der Freiheit erwies, das Reichstagswahlrecht schützte, das Attentat auf die Vereins- und Versammlungsrechte abwies, erwarb es sich Sympathien bis weit nach links hin. Es wurde immer mächtiger. Mit dem Centrum war alles, gegen das Centrum nichts zu machen. Das Wort von der „regierenden Partei“ und vom „Reichsregenten Lieber“ war mehr als ein bloßes Scherzwort. Gerade der Umstand, dass es bald mit der Rechten, bald mit der Linken gieng, sicherte ihm seine überragende Stellung.

Doch jetzt bereitet sich ein Umschwung vor. Eine neue Taktik ist eingeschlagen worden. Der innere Grund dafür ist das Herannahen der neuen Handelsverträge. Das Centrum recrutiert sich zwar aus allen Bevölkerungsschichten. Aber die eigentliche [illegible] Kraft ist doch das Land, das Bauernthum insbesondere. [illegible] von den [illegible] Städten sind überwiegend katholisch, und [illegible] die bei das Centrum, zum Beispiel München, schon [illegible] Gewiss wäre es ihm schmerzlich, Orte wie Mainz [illegible] Köln [illegible] überhaupt von der industriellen [illegible] zu werden. Aber unendlich viel wichtiger [illegible] Bauern als die Arbeiter. Und [illegible] mit ihm abrechnen, wenn es [illegible] industriefreundlich verführe [illegible] gab es damals nur einzelne [illegible] diesmal mit der Desertion [illegible]

Denn die agrarische Bewegung ist inzwischen unendlich viel stärker geworden. Bei den 93er Wahlen war der Bund der Landwirte, der die Reaction gegen die Caprivi'sche Handelsvertragspolitik darstellte, ein neugeborenes Knäblein. Neben ihm bestanden allerlei particularistische Bauernorganisationen. Seitdem ist der Bund der Landwirte mit seinen mehr als 200.000 Mitgliedern, seiner fein gegliederten Organisation, seiner starken Presse, seinem großen Stab von Agitatoren und seiner wohlgefüllten Kriegscasse die nächst der Socialdemokratie und dem Centrum wichtigste politische Richtung Deutschlands geworden. Die landwirtschaftlichen Sonderorganisationen hat er großentheils aufgesogen. Herausgeboren aus dem ostelbischen Junkerthum, hat er nicht nur Westelbien überschwemmt, sondern auch die Mainlinie siegreich überschritten. Die schwäbischen Bauern schwören jetzt zu ihm. Der in Hessen bestehende mitteldeutsche Bauernverein, der alle die Jahre nicht scharf genug gegen den „Junkerbund" protestieren konnte, hat eben vor ihm capituliert. Nur die katholischen Bauern im Rheinland und Westphalen, in Bayern und Oberschlesien hat er noch nicht. Aber selbst unter ihnen hat er schon wirksame agitatorische Vorarbeit geleistet und sich manche Sympathien erworben. Noch sorgen die Kapläne dafür, dass ihre Bauern beim Centrum stehen. Aber auch hier zeigt es sich, dass auf die Dauer die wirtschaftlichen Impulse die stärksten sind. Die Bauern verharren im Centrumslager, aber nur unter der einen Bedingung, nämlich dass das Centrum ihnen für die Zukunft ungefähr dieselbe Wirtschaftspolitik verspricht, wie sie der Bund der Landwirte betreibt. Sonst . . .!

Das wissen die klugen Centrumsherren sehr genau. Sie sind wahrhaftig keine beschränkten Agrarier, und auf den Bund der Landwirte haben viele von ihnen einen ehrlichen Hass. Aber sie sehen kein anderes Mittel, als das, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Darum suchen sie dem Bunde den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem sie sich fast noch agrarischer geberden als die Conservativen selbst. Diesen ganzen Winter über war das das reine Wettjagen, wer wohl die Regierung am besten ins agrarische Lager hineintreiben könne. Die Regierung legte ein Fleischbeschaugesetz aus sanitären Gründen vor. Centrum und Conservative strichen daraus eine Reihe der wirklich der Volksgesundheit dienenden Bestimmungen und fügten an ihre Stelle andere ein, die einen großen Theil der ausländischen Fleischzufuhr unmöglich machen, also die Steigerung der Fleischpreise herbeiführen werden. Centrum und Conservative drängten die Regierung so lange auf Bestrafung des Contractbruchs der Landarbeiter hin, bis die Regierung ein solches Gesetz einzubringen versprach. Centrum und Conservative bewilligten die Subventionen für gewisse Dampferlinien nur unter der Bedingung, dass die subventionierten Dampfer keine Agrarproducte einführen dürfen. Das Centrum verquickte selbst die Flottenvorlage mit Hochschutzzöllnerei, indem es an die Regierung in der Flottencommission die officielle Frage richtete, ob sie bereit sei, bei den nächsten Handelsverträgen der Landwirtschaft größeren Schutzzoll zu gewähren. Natürlich ließen es sich die Conservativen schmunzelnd gefallen, dass andere so ihre Geschäfte besorgten.

Doch alles das ist ja nur ein Vorspiel eben für die kommenden Handelsverträge. Deutschland wird sich 1903 darüber zu entscheiden haben, ob es lieber in den Bahnen der wirklich nicht freihändlerischen, sondern nur maßvollen Caprivi'schen Wirtschaftspolitik fortfahren, oder ob es zu der Bismarck'schen Hochschutzzöllnerei zurückkehren will. Schon jetzt kann man mit fast völliger Bestimmtheit sagen, dass die Hochschutzzöllnerei Trumpf sein wird. Die Mehrheit, die 1891/92 die Herabsetzung der Getreidezölle annahm, ist verschwunden. Das Centrum ist aus dem industriellen in das agrarische Lager abmarschiert. Eine Sinnesänderung in der nächsten Zeit ist ausgeschlossen, weil es sich ja hier um keine Sache des Temperaments, sondern um eine verzweifelt nüchterne verstandesmäßige Berechnung handelt. Ob wir Zollkrieg bekommen, ob einfach eine ungeheuerliche Mehrbelastung der Arbeiter und damit der deutschen Industrie, das steht noch dahin. Jedenfalls handelt es sich um einen Versuch, die Entwickelung Deutschlands zum Industriestaat zu hemmen. Flottenbewilligung zum Zweck der Weltpolitik auf der einen Seite, agrarische Fesselung von Handel und Verkehr auf der anderen Seite, das ist die Frucht des conservativ-clericalen Bündnisses.

Dies Bündnis ist ungeschrieben, trotzdem aber sehr reell. Den ganzen Winter über hat unsere Politik, die des Reiches wie die Preußens, unter diesem Zeichen gestanden, nicht etwa bloß soweit es sich um agrarische Fragen handelte. Den Conservativen zuliebe stimmte das Centrum gegen die Neueintheilung der Wahlkreise Preußens, die der ungerechten Bevorzugung des platten Landes gegenüber den Großstädten und den Industriebezirken ein Ende machen sollte. Dem Centrum zuliebe stimmten die Conservativen für das neue Gemeindewahlrecht, das die rheinisch-westphälischen Städte den Nationalliberalen abnimmt und den Katholiken überliefert. Die vernunftwidrige Warenhaussteuer und die culturwidrige Lex Heinze fanden die beiden verbündeten Parteien Schulter an Schulter im Kampf gegen Liberalismus und Socialismus, gegen wirtschaftlichen Fortschritt und gegen geistige Freiheit.

Gemeinsame Wirtschaftspolitik stellte das Band her. Die Gemeinsamkeit der gesammten inneren Politik war die Folge. Noch bei den preußischen Landtagswahlen 1898 hieß die Centrumsparole: Der Conservative ist der Feind! Nur ein Bestreben hatte es damals: die conservative Mehrheit zu hindern. Jetzt bezeugt es das führende Centrumsblatt, die „Kölnische Volkszeitung", ausdrücklich, dass sich seit Jahren Conservative und Centrum nicht so nahe gestanden haben wie augenblicklich. Liberalismus und Socialismus sind die gemeinsamen Feinde. Das äußert seine Wirkung schon bei einzelnen Ersatzwahlen. Das Centrum entzieht den Freisinnigen seine Hilfe in Wahlkreisen, wo es sie stets unterstützt hat. Es verzichtet zu Gunsten der Conservativen auf Candidaturen, die es früher immer aufgestellt hat. Anderseits haben die Socialdemokraten zum erstenmal in einem badischen Wahlkreis die Losung ausgegeben, für einen Nationalliberalen gegen den Centrumsbewerber einzutreten.

Die Socialisten und Liberalen Deutschlands werden mit der Thatsache rechnen müssen, dass die Politik der nächsten Jahre von dem „schwarzen Kartell", dass die Wirtschaftspolitik des nächsten Jahrzehnts von dem Agrarierthum bestimmt wird.

Berlin. H. v. Gerlach.

---

# Proletarierehen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Socialdemokraten und die weniger Wohlwollenden unter ihren Gegnern nach entgegengesetzten Richtungen hin irren. Jene versündigen sich durch „irrthümliche Verallgemeinerungen", wie der Genosse David auf dem hannoverschen Parteitage zugestanden hat, diese leugnen oder ignorieren und verhüllen die Thatsachen, die von den Socialisten ungebürlich verallgemeinert werden. Dass unsere heutige Wirtschaftsordnung das Familienleben vielfach auflöst, ist unbestreitbar, aber die Ansicht, dass uns eine allgemeine Neugestaltung der Ehe bevorstehe, ist noch unhaltbarer als die übrigen socialistischen Parteidoctrinen, zum Beispiel die Katastrophentheorie. Es handelt sich nicht um den trivialen Vorwurf der freien Liebe, mit dem Geistliche vor unwissenden Zuhörerschaften wohlfeile Triumphe über die Socialdemokratie feiern. Diesem Vorwurf können die Angegriffenen mit dem Hinweis begegnen, einerseits auf das musterhafte, ja ideale Familienleben ihrer bekanntesten Führer, anderseits auf verschiedene Formen der freien Liebe, die von jeher in der bürgerlichen Gesellschaft geblüht haben, lange, ehe an den heutigen Socialismus zu denken war: die Maitressenwirtschaft der Vornehmen, die dem Mittelstande dienende Prostitution und die freie Liebe der städtischen Lohnarbeiter und des Landvolks vor der Ehe. In den deutschen beziehungsweise österreichischen Alpen soll früher — in welchem Umfange das heute noch gilt, weiß ich nicht — die Existenz des Bauernstandes geradezu auf der unehelichen Progenitur des Gesindes beruht haben, denn ohne Knechte und Mägde kann der Bauer nicht wirtschaften, und andere Knechte und Mägde als unehelich geborene hatte er nicht, weil die Gemeinden mittellosen Leuten die Erlaubnis zur Verehelichung versagten. Also nicht von der freien Liebe sprechen wir, sondern von den wirtschaftlichen Grundlagen und Bedingungen der Ehe.

Gerade wenn man an dem alten Eheideal festhält, muss man bekennen, dass die Proletarierehe gar keine Ehe ist. Sowohl nach der altrömischen Vorstellung, wie nach der unserer heutigen Gebildeten ist die Ehe eine Lebensgemeinschaft, welche die Gemeinsamkeit aller göttlichen und menschlichen Dinge umfasst, die vollkommenste, innigste, edelste und unauflöslichste aller Vereinigungen. Der Begriff dieser Gemeinschaft setzt also einen gemeinsamen Besitz voraus, geistigen wie materiellen; und ohne solchen Besitz ist sie nicht denkbar. Völlig rohe und unwissende Menschen, die einander keinen geistigen und Gemüthsinhalt mitzutheilen haben, können keine Ehe miteinander führen, sondern nur ein Concubinat, an dessen Wesen dadurch nichts geändert wird, dass die Obrigkeit seine Beständigkeit erzwingt. Ebensowenig ist eine Ehe denkbar ohne allen Besitz oder wenigstens ohne gesichertes und ausreichendes Einkommen, das eine ordentliche Hauswirtschaft ermöglicht, und so der Frau den ihr zukommenden und angemessenen Wirkungskreis sichert. Im Grunde genommen, gehören zur richtigen Ehe Haus, Hof und Dienerschaft, das was der Römer familia nannte, denn von einer jedes Quartal mit ihrem Gerümpel in eine andere Mietkaserne umquartierenden Familie kann man unmöglich sagen, dass sie einen Haushalt habe, und eine Frau, die bei einem Häufchen von Kindern alle häuslichen Arbeiten selbst verrichten muss, ist keine würdige Matrone mehr, sondern eine abgehetzte Sclavin. Es ist daher nicht bloß eine auf den Vortheil der Herrschenden berechnete Politik und Wirtschaftstheorie gewesen, was die alten Niederlassungs- und Verehelichungserschwerungen erzeugt hat, sondern es hat dabei die richtige Ansicht mitgewirkt, dass ohne die wirtschaftliche Grundlage eine Ehe, die diesen Namen verdient, nicht möglich sei, und es ist nicht bloß Liberalismus und Humanität gewesen, was diese Schranken niedergerissen hat, sondern auch jene moderne Frömmelei, die sich vor der

Sünde ängstigt und den Widerspruch zwischen den Forderungen des Wirtschaftslebens und denen einer sogenannten Moral stets zu Gunsten dieser löst. Die Welt ist bisher niemals so eingerichtet gewesen, dass alle ohne Ausnahme zum vollen Menschenthum hätten gelangen können, und die heutige sogenannte Ehe der Proletarier ist keine schönere Form der Verkümmerung als die Ehelosigkeit der Sclaven des Alterthums und des herrschaftlichen und bäuerlichen Gesindes des Mittelalters. Jedenfalls ist dessen Lage angenehmer gewesen, als die einer Proletarierfrau und der Proletarierkinder. Die Unvernunft des Proletarierhaushalts — es ist das der Punkt, den Bebel in seinem bekannten Buche „Die Frau" ganz besonders hervorgehoben hat — besteht darin, dass er mit unzulänglichen Mitteln und unzulänglichen Kräften geführt werden muss. Das Gesetz der Arbeitstheilung gilt für die Haushaltungsarbeiten so gut wie für alle anderen. Wenn die eine Person scheuert, eine andere wäscht, eine dritte abstäubt und aufräumt, eine vierte kocht, eine fünfte die Kinder wartet, eine sechste flickt, strickt und schneidert, so bringen diese sechs Personen nicht sechsmal soviel, sondern mindestens zwölfmal soviel fertig wie eine Person, der diese sechs verschiedenen Verrichtungen alle zugleich aufgebürdet werden, und dabei hat jede einzelne Person weit weniger Plage und ihre Leistungen fallen viel besser aus. Nun bedenke man noch, wie elend die Proletarierwohnungen beschaffen sind, dass sich Stuben mit ungestrichenen, splitternden Dielen und abbröckelndem Kalkanwurf der Wände, von schadhaften Dächern und ähnlichen Annehmlichkeiten nicht zu reden, viel schwerer rein halten lassen als tapezierte Zimmer mit Parketfußboden, dass die Oefen dieser Wohnungen oft nur Rauch statt Wärme von sich geben, und zum Kochen so wenig taugen wie zum Heizen, dass es bei der schlechten Beschaffenheit der Kleider der Familie unaufhörlich zu flicken gibt, und dass die Proletarierfrau nur schlechte Nahrungsmittel und diese unverhältnismäßig theuer bekommt, weil sie in winzigen Quantitäten einkauft und oft auf Borg nimmt, so liegt doch wahrhaftig nichts näher als der Gedanke des Phalanstère, das, selbst ohne Erhöhung des Arbeitereinkommens, mit der gemeinsamen Casse von 20 oder 50 Arbeiterfamilien doppelt soviel wie 20 oder 50 Einzelhaushalte ausrichten und die Arbeit der armen Frauen auf die Hälfte herabmindern, eine Menge Plagen ihnen durch die gute Einrichtung, Eintheilung und Ausstattung der gemeinsamen Wohnung ganz ersparen könnte. Man kann sich die Plage einer armen Familienmutter nicht groß genug vorstellen. Auch wenn sie nicht selbst ums Brot zu arbeiten braucht, hat sie bei fünf, sechs Kindern Tag und Nacht keine Ruh', eine Ueberlast der unangenehmsten, schmutzigsten und anstrengendsten Arbeiten, und trotzdem sie sich aufreibt, niemals das Bewusstsein, genug gethan zu haben; denn dazu, dem Manne und den Kindern das Dasein angenehm zu machen, bringt sie es nicht. Wenn daher der Mann auch ordentlich ist, und wenn sie auch beide einander aus Liebe geheiratet haben, verkümmern sie doch und verfallen jener Verbitterung und Verdrossenheit, die selbst in den freundlicheren Zeiten, zum Beispiel an Fest- und Ruhetagen, keine freundliche und freudige Stimmung mehr aufkommen lässt. Kann man es doch diesen armen Weibern vom Gesicht ablesen, wie es ihnen geht. Von Glück darf die Familie noch sagen, wenn der beständige Verdruss nicht in chronische Zornwuth ausartet, der allen und namentlich den Kindern das Leben zur Hölle macht. Man sagt wohl, die heutige Arbeiterfrau habe eigentlich nichts mehr zu thun, die Wasserleitung und andere neuzeitliche Einrichtungen nähmen ihr die reichliche Hälfte der Arbeit ab. Daran ist freilich etwas Wahres, aber erstens wiegt die Wasserleitung noch lange nicht alle Uebelstände einer richtigen Proletarierwohnung auf, und zweitens höhlt die amerikanische Wirtschaft, die zu unserm Glück bei uns noch nicht allgemein geworden ist, das Familienleben von der andern Seite her aus. Die amerikanische Frau wirft das Kleid weg, wenn es ein Loch hat, ebenso den Strumpf — aufstricken, überhaupt stricken, das kennt sie gar nicht — holt die Speisen fertig aus der Garküche, und ihr Mann lässt sich die Stiefel auf der Straße putzen, wo möglich gibt sie auch die Wäsche in eine Waschanstalt; statt Bügelwäsche trägt man häufig Papierwäsche. Bei solcher Wirtschaft hat die Frau, abgesehen von der Kinderpflege, allerdings nicht mehr viel zu thun, nur hat dann auch die Ehe einen wesentlichen Theil ihres Inhalts verloren: der Mann kann dann ebensogut als Chambregarnist leben, und die Frau ist überflüssig. Zudem kostet diese Art Wirtschaft viel Geld. Eine tüchtige deutsche Hausfrau vermag bei 1400 Mark Einkommen, wovon 300 Mark auf Wohnung abgehen, einem Manne und drei Kindern noch das Leben gemüthlich zu machen, wenn sie nicht allein alle Zweige der Wirtschaft gründlich versteht, sondern auch gesund, kräftig und energisch ist und über einen gehörigen Fonds guter Laune verfügt. Denn es gehört sehr viel Umsicht, Geschicklichkeit und mühevolle Arbeit dazu, mit wenigem Gelde schmackhafte Speisen in ausreichender Menge herzustellen, die Wäsche und die Kleider so zu flicken, zusammenzuhalten und umzuarbeiten, dass Neuanschaffungen möglichst vermieden werden, Wäsche, Möbel und Geschirr [illegible], dass alles geschont wird und lange hält [illegible], wie genau bei solchem Einkommen auch noch [illegible] die Kräfte einer Musterfrau. Fehlt es jedoch der

Frau an einem der genannten Erfordernisse, oder sinkt das Einkommen unter 1200 Mark, oder steigt die Kinderzahl über vier, so hört die Gemüthlichkeit auf.

Nun denke man sich aber das sogenannte Familienleben armer Leute, wenn die Frau krank oder schwächlich, oder dumm und unwissend ist, nichts gelernt hat und vielleicht auch noch faul, putz- und vergnügungssüchtig ist, oder wenn der Mann ein Faullenzer, ein Trunkenbold, roh und gewaltthätig oder liederlich ist! Die Armenpfleger berathen jahraus jahrein darüber, wie gegen Kerls zu verfahren sei, die fortlaufen und ihre Familien im Elend sitzen lassen. Ferner denke man sich die sogenannte Familie, deren Mutter auf Tagearbeit oder in die Fabrik geht, während die kleinen Kinder eingesperrt werden — mitunter machen sie sich ein Feuerchen an und verbrennen bei lebendigem Leibe — oder sich den ganzen Tag aufsichtslos, ungereinigt und ohne ordentliche Mahlzeiten einzunehmen auf der Straße herumtreiben!*) Und so was nennt man Ehe, nennt man Familie! Ein Concubinat ist's, das unglücklicherweise nicht unfruchtbar geblieben ist, sonst nichts, und kein Kirchensegen, kein Standesamtsprotokoll kann daran was ändern. Oder man denke an Straßenbahnbedienstete, die täglich, oder vielmehr nächtlich, fünf bis sechs Stunden, von 1 bis 6 oder 7 Uhr, als Menschen für sich haben! Deren sogenannte Ehen sind Concubinate im verwegensten Sinne des Wortes, in einem weit schärferen Sinne als viele von der Polizei als Concubinate bezeichnete Verhältnisse, die viel mehr gemüthlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Inhalt haben, da die Contrahenten auch bei Tage miteinander verkehren, vielerlei miteinander besprechen und in ihrem Zusammenleben nicht allein leibliche, sondern auch wirtschaftliche, gemüthliche und geistige Bedürfnisse befriedigen.

Also: Proletarierehen sind keine Ehen, das steht fest. Es heißt aber den Thatbestand nicht ganz correct ausdrücken, wenn man sagt, die capitalistische Wirtschaftsordnung löse die Arbeiterehen auf. Man muss vielmehr sagen: das zuerst vom Christenthum veranstaltete, dann vom Liberalismus zu Ende geführte Experiment, allen Besitzlosen und Abhängigen ohne Ausnahme das hohe Gut und Glück des Familienlebens und eines selbständigen Haushaltes zu verschaffen, ist in weitem Umfange missglückt, und es missglückt desto allgemeiner, je mehr die Armen nicht mehr, wie ehedem, Frohnbauern, sondern entweder ländliche Tagelöhner oder Industriearbeiter sind; und insofern kann man sagen, der Capitalismus, oder vielmehr der Industrialismus habe das Fiasco offenbar gemacht. Aber daraus folgt gar nichts gegen die Monogamie und gegen die alten europäischen Begriffe von Ehe und Familie. Es soll nicht geleugnet werden, dass das moderne Leben auch auf die Ehen des Mittelstandes einigermaßen auflösend einwirkt, zum Beispiel durch das Vereins- und Kneipenleben, die Bade- und sonstigen Reisen, die Verdrängung des Einfamilienhauses durch die Mietkaserne (während das Familienleben der Vornehmen reiner und inniger geworden ist, als in der Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert), aber wie weit ein jeder diesen auflösenden Kräften — ganz hat es an solchen zu keiner Zeit gefehlt — Einfluss gestatten will, das hängt vom persönlichen Charakter und Belieben ab: von irgend einer Macht, welche die Ehe der höheren und Mittelclassen mit Nothwendigkeit zerstörte, ist nicht das Geringste zu spüren, und die niederen Schichten, die von wirklich zerstörenden Einflüssen betroffen werden, haben auch in allen früheren Zeiten entweder ganz auf die Ehe verzichten, oder sich mit sehr unvollkommenen Formen derselben begnügen müssen. Die socialdemokratische Phantasie vom Ersatz aller Privathaushaltungen durch Genossenschaftshaushaltungen mit genossenschaftlicher Küche, Abfütterung und Kinderpflege und allgemeiner Theilnahme der Frauen an den Berufsarbeiten der Männer hat schon dadurch allen Credit verloren, dass gerade die Unterbeamten, die socialdemokratisch zu wählen pflegen, und die besser gestellten, durchaus nicht proletarisch lebenden Industriearbeiter ein sehr inniges Familienleben führen, dass die Männer dieser Schicht große Freude an ihren Kindern haben, auf sie stolz sind und sehr entschieden gegen Staatskinderkrippen und gegen Kasernen für Kinder und für Erwachsene protestieren würden. Bernstein hat in seinem vielgenannten Buche unter anderem hervorgehoben, dass die Socialdemokratie auch auf diesem Gebiete durch die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes der Verwirklichung ihrer Theorie entgegengearbeitet, die von Auflösung bedrohte Familie wieder hergestellt habe, und Bebel steckt trotz seines leidenschaftlichen Protestes gegen Bernstein in diesem wie in anderen Punkten ein Loch zurück: in Hannover soll er gesagt haben (der „Vorwärts" hat in seinem Bericht diese Stelle ausgelassen): die heutige Ehe sei nicht sein Ideal, aber solange wir nichts besseres haben, wolle er nicht, dass sie durchs Elend zerstört werde; die Frau müsse daher von dem Zwange zum Broterwerb befreit und dem Hause erhalten oder wiedergegeben werden.

*) [illegible] Theilnahme der Frau am Broterwerb die [illegible] Manne auf dem Felde, oder [illegible] unter einem Dache wohnt; die Kinder hat [illegible] Zeiten verbringen sie alle miteinander [illegible] wenn nicht etwa der Mann im Walde oder [illegible]

Ist demnach der Gedanke abzuweisen, dass die Monogamie und der Einzelhaushalt ganz allgemein dem Phalanstère oder ähnlichen Einrichtungen mit lockeren Verbindungen zwischen Mann und Weib bloß zum Zweck der geschlechtlichen Befriedigung zu weichen hätten, so darf anderseits der Jammer und Schmutz der Proletarierehe nicht übersehen und muss ihm in positiver und negativer Weise entgegen gearbeitet werden. Die anzuwendenden positiven Mittel sind der Hauptsache nach keine anderen, als die schon längst angewendet werden. Zunächst die Anstrengungen der Arbeiter, ihre eigene Lage zu heben und sich aus proletarischen Zuständen emporzuarbeiten, welches Streben die Regierungen nicht durch Polizeichicanen, Strafprocesse, Zuchthausvorlagen und dergleichen erschweren und hindern sollten. Dann die Arbeiterschutzgesetze, namentlich die Beschränkung und nach Umständen das Verbot der Frauen- und Kinderarbeit. Dann die Sorge für gute Arbeiterwohnungen und Haushaltungsunterricht, endlich, wo sich die wirklich proletarischen Verhältnisse vorläufig nicht beseitigen lassen, socialistische Einrichtungen, die allerdings von der Ehe bloß noch den Namen übrig lassen. Ein Anfang zu solchen ist ja auch schon dadurch gemacht worden, dass Communen und Wohlthätigkeitsvereine armen Kindern des Winters in der Schule ein warmes Frühstück spenden,*) und dass Unternehmer Arbeiterkasernen errichten. Man wird in dieser Beziehung noch ein paar Schritte weiter gehen und von den Kindern zerstreut lebender und arbeitender Proletarier die Beköstigung, ja die ganze Pflege: neben der Beköstigung auch die Bekleidung, Beherbergung, Beaufsichtigung und Beschäftigung außerhalb der Schulzeit den Communen ganz aufbürden, für proletarische Arbeiter desselben Großbetriebes aber, verheiratete wie unverheiratete, Kasernen mit gemeinsamem Haushalt einrichten müssen. Etwas Aehnliches besteht schon auf den Gutshöfen, wo ein paar Frauen daheim bleiben und für die ganze Arbeiterschaft kochen und sämmtliche Kinder beaufsichtigen, während die Mehrzahl der Frauen mit den Männern auf dem Felde arbeitet.

Negativ aber haben Staat und Gemeinden dem Uebel dadurch entgegenzuwirken, dass sie darauf verzichten, die Verehelichung in solchen Fällen, zum Beispiel bei gewissen Concubinaten, zu erzwingen, wo die wirtschaftliche Grundlage für ein geordnetes und gesittetes Familienleben fehlt. Die herrschenden Stände fügen zur Unvernunft die Ungerechtigkeit. Die Kirche predigt unausgesetzt das: „Wachset und mehret Euch" als göttliches Gebot und bedroht jede nicht der Volksvermehrung dienende Befriedigung des Geschlechtstriebes mit der Hölle, die Protestanten preisen ihre Reformatoren, welche die Ehe und Kinderzeugung erst recht zu Ehren gebracht hätten, und rechnen die Hunderttausende von Pastorenkindern zusammen, die der Staat Luthern verdanke. Der Staat prämiiert reichlichen Kindersegen und erzwingt die Ehe durch indirecten Druck, den er auf mannigfaltige Weise ausübt. Alle Morallehrer sind darin einig, dass Keuschheit die Fruchtbarkeit befördere, dass eheliche Fruchtbarkeit ein Beweis ehelicher Keuschheit sei, Kinderlosigkeit aber die Keuschheit des Mannes verdächtig mache. Und dann kommt so ein Freiherr von Stumm und beschuldigt die Socialdemokraten, sie wollten ein Zuchthaus und daneben einen Kaninchenstall einrichten! O nein! Soweit beim Ideal der freien Liebe Libertinage im Spiel ist, hat man es nicht auf Vermehrung, sondern auf Einschränkung der Kinderzahl abgesehen. Den Kaninchenstall haben wir jetzt; er ist eine Schöpfung der den Staat erhaltenden Mächte, und eben deswegen haben die Staaterhaltenden kein Recht, den Proletariern einen Vorwurf daraus zu machen. Das thun, wie mir ein in diesem Fache erfahrener Mann schreibt, sehr häufig die Armenpfleger; wenn arme Weiber um Unterstützung bitten, schnauzen sie diese an: sie seien selber schuld an ihrer Noth, was heckten sie, wie die Kaninchen! Welche Gemeinheit! Sollen diese Weiber vielleicht ihre Männer zur Askese bekehren? Zu jener Askese, der es die Vornehmen verdanken, dass sie so wenig Kinder haben? Sollen sie sich ihren Männern verweigern (wozu sie nach dem Staatsgesetz kein Recht haben und wodurch sie nach der Kirchenmoral sündigen), dafür sich durchprügeln lassen und zusehen, wie der Mann das kärgliche Brot seiner Kinder Dirnen in den Rachen wirft? Die meisten der Weiber würden, wenn es auf sie ankäme, herzlich gern auf das Vergnügen verzichten. Und diesen elenden Geschöpfen, diesen Opfern der Pflicht, will man ihr Leiden zum Verbrechen und ihre saure Pflichterfüllung zur Schande stempeln? Pfui, meine Herren Armenpfleger! Umsomehr pfui, als es Ihnen gar nicht Ernst ist mit Ihrer Entrüstung! Sie sind ja seelensfroh darüber, dass die Armen wie die Kaninchen hecken, dadurch sich selber Concurrenz machen und Ihnen wohlfeile Arbeiter stellen: vielleicht benutzen Sie eben diese selben Kinder, deren Mütter Sie beschimpfen. Sagen Sie doch dem Staate, er solle das französische Zweikindersystem öffentlich lehren lassen und Hebammen anstellen, die die Folgen beseitigen, wenn trotz aller Vorsicht welche eingetreten sind! Solange Sie das nicht thun, sind Sie, als Verbündete, Stützer und Organe des Staates, für das Dasein der Proletarierkinder verantwortlich, und haben Staat und Commune die Pflicht, für den Unterhalt dieser Kinder zu sorgen.

Neisse. Karl Jentsch.

---

# Durch Asiens Wüsten.

Es ist jetzt etwas länger als zehn Jahre, dass ich in Ferdinand von Richthofens Schülerkreise in Berlin den jungen Sven Hedin kennen lernte, der dort seine geographische Ausbildung abschließen wollte. Von den Studien an der Stockholmer Hochschule hinweg war er nach Baku gegangen und hatte dort einige Zeit als Hauslehrer in einer schwedischen Familie verbracht, die Rückreise aber kühnen Muthes quer durch den unwirtlichen Norden Persiens bewerkstelligt. Diese in ihrer Art einzige Studentenreise, von der er mit köstlichem Humor zu erzählen wusste, gab ihm die Gewähr, dass er die physischen und moralischen Erfordernisse für die Laufbahn des Forschungsreisenden besitze. Seine wissenschaftliche Eignung aber erwies er nunmehr durch die klare und sichere Art, wie er Forschungsprobleme herauszugreifen und ihre Lösung systematisch vorzubereiten wusste. Die Lectüre Przewalskis, dessen Werk er in schwedischer Sprache bearbeitet hat, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die reiche Ernte, die in den Wüsten Centralasiens dem wissenschaftlichen Specialforscher noch übrig geblieben, nachdem der kühne Russe die geographischen Grundlinien aufgehellt hatte. Und dabei trat das Lop-Nor-Problem in den Vordergrund, die Frage nach der eigentlichen Lage und den Veränderungen jenes großen abflusslosen Sees, in dem alles Wasser des Tarimbeckens, d. i. des westlichen Theiles der Mongolei, sich verliert. Die Stelle, wo Przewalski einen großen See mit süßem Wasser angetroffen hatte, lag soweit von derjenigen ab, wo nach chinesischen Angaben der salzige Lop-Nor zu suchen war, dass Richthofen die Gleichsetzung beider Seen bestritt. Mit dieser Frage der Topographie verknüpften sich solche hydrologischen und klimatischen Inhaltes. Hatte der Tarimfluss seinen Lauf und sein Ende verlegt? War die Austrocknung des abflusslosen Gebietes vorgeschritten? Oder blieben die Verhältnisse im großen ganzen dieselben und lagen nur kleinere Schwankungen vor? Wie weit gieng der Einfluss des Windes und der Sandwehen auf die eventuellen Umgestaltungen? Diese und andere, den Charakter der Wüste eng berührende Fragen waren ungelöst, die geologische Geschichte des Tarimbeckens noch ein Räthsel. Indem Hedin jene topographische Frage endgiltig beantwortet hat, gewann er auch eine Fülle von wertvollen Erkenntnissen physisch-geographischer Art.

Noch andere Probleme zog Hedin in den Bereich seines Programms, das endlich eine völlige Durchquerung Asiens von West nach Ost umfasste. Die Erforschung der Pamirgebiete und ihrer Gletscher, sowie jene des nördlichen Tibet bilden wichtige Theile desselben. Im Vordergrunde aber blieb die Durchforschung der großen Wüsten. Um mit deren Charakter sich vertraut zu machen, unternahm Hedin eine Vorexpedition nach Persien und Russisch-Centralasien und trat dann erst Ende 1893 die große Reise an, die nicht vor dem Anfang 1897 mit seiner Ankunft in Peking endete. Von ihr liegt uns nun neben einigen wissenschaftlichen Specialberichten die allgemeine Schilderung vor,*) während die eigentlichen wissenschaftlichen Ergebnisse größtentheils noch der Veröffentlichung harren. Insbesondere gilt dies von den Karten, durch welche unsere Kenntnis wesentlich erweitert werden dürfte. Hat doch Hedin so gewaltige Erdräume durchwandert und so viele Gebiete als erster Europäer betreten, dass man seine Reise zu den hervorragendsten des abgelaufenen Menschenalters rechnen darf!

Für weitere Kreise gewinnt sie gesteigertes Interesse durch den außerordentlichen Wagemuth — um nicht zu sagen: die Tollkühnheit — mit welcher der Reisende den Gefahren der mannigfaltigsten Klimate getrotzt und sich den Weg durch Schneestürme und Sandwüsten, über vereiste Hochgebirge und durch menschenleere Thalschaften gebahnt hat. Von Orenburg mit dem Wagen durch die Kirgisensteppe nach Taschkent gelangt, begann er dort seine Arbeiten und trat trotz aller Warnungen vor den Schrecken des Winters Anfang 1894 die Reise auf den Pamir, das „Dach der Welt" an, die ungeachtet aller Förderung durch die russischen Behörden überaus gefährlich war. Ueber den Alai, durchs Alaithal und über den Kizilyartpass kam er nach Pamirski Post, der kleinen russischen Festung, von wo aus er auf chinesisches Gebiet gelangte und es versuchte, das gewaltige Mustag-Gebirge zu ersteigen. Eine Augenentzündung nöthigte ihn zum Rückzug: er gieng nach Kaschgar hinab, um von dort aus im Sommer zurückzukehren und Beobachtungen systematischer Art an den Gletschern des Mustag anzustellen. Diese sind für die allgemeine Gletscherkunde überaus wertvoll und müssen als eine vorzügliche Specialuntersuchung bezeichnet werden. Bis in den Spätherbst zog Hedin kreuz und quer über das Pamirplateau und nahm unter anderem eine genaue Auslothung des kleinen Karakul vor, für die er an dem baumlosen

*) Wenn die Berliner und Wiener Socialdemokraten in ihren Communalwahlprogrammen vollständige Beköstigung aller Volksschüler fordern, so geht das schon darum zu weit, weil ja nicht alle Eltern dieser Kinder Proletarier sind.

*) Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf Reisen im [illegible] Lop-Nor, Tibet und China. Mit [illegible] Karten. [illegible] Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 2 Bde. [illegible], XIX [illegible] IX [illegible]

Ufer des Sees ein humoristisches Boot aus Zeltstangen und Fellen improvisierte.

Vergeblich aber berannte er den stolzen Hochgipfel, der die Gletscherwelt des Mustag beherrscht und deshalb der Vater des Mustag, Mustag-Ata, genannt wird (7860 Meter). Drei Versuche folgten dem vorerwähnten ersten, zwei davon brachten ihn bis 6300 Meter Höhe, aber ungünstige Witterungsverhältnisse und die Bergkrankheit, die Hedin unerwünscht oft an sich und seinen Leuten studieren konnte, zwangen ihn zum Rückzug. October 1894 kam er nach Kaschgar zurück.

Im Februar 1895 brach er von dort auf, um die Reihe der großen Wüstendurchquerungen zu beginnen. Er verfolgte zunächst den Kaschgarfluss ein Stück thalab, gieng dann am Yarkand bis Lailik thalauf und verlor damit, sowie mit der Beschaffung von Kameelen verhängnisvoll viele Zeit. Im April begann die Durchquerung der Wüste Taklamakan vom Yarkandfluss nach Osten zum Khotan, die ein so schreckliches Ende nehmen sollte. Mangelhafte Ausrüstung mit Wasser, Vertrauen auf die Angaben eines „Wüstenkundigen", der einen bedenklichen Umweg veranlasste, insbesondere aber die Verzögerung, welche der Reise bei immer zunehmender Hitze die zahllosen bis zu 60 Meter hohen Dünen bereiteten, und Wasserdiebstähle, bei denen wieder der unselige „Wüstenmann" vor allem seine Hand im Spiele hatte, wirkten zusammen und verursachten vorzeitigen Wassermangel. Mit Riesenschritten nahm die Entkräftigung zu, der zwei von Hedins Leuten, darunter der Hauptschuldige, und die meisten Transportthiere schließlich zum Opfer fielen. Nur durch eine Reihe von glücklichen Zufällen kam es dazu, dass Hedin und die anderen zwei, einzeln zurückgebliebenen Gefährten endlich doch den Khotanfluss erreichten, und der kluge und energische Islam Bai sogar die wissenschaftlichen Aufzeichnungen und einen Theil der Vorräthe sowie der Kameele retten konnte. Die Schilderung dieser grausigen Ereignisse in dem Reisewerk hat das Packende eines Romanes. Höher anrechnen möchte ich ihr aber die große Ehrlichkeit, mit der Hedin jede Beschönigung der begangenen schweren Fehler vermeidet. In Handlungen, wie das Verlassen des Lagers, das Umherirren in Wald und Flussbett u. dgl., hält es dem Beurtheiler am grünen Tisch nicht schwer, die Anzeichen einer durch die erlebten Schrecknisse verursachten momentanen Geistesverwirrung mit überlegenem Lächeln zu constatieren. Aber man empfindet Bewunderung vor dem Pflichtgefühl dieses Forschers, der im Angesicht des Todes unverdrossen alle Beobachtungen fortführt, ja der, endlich gerettet, erst noch zögert, das lebenspendende Nass an die Lippen zu führen, ehe er seinen Pulsschlag gemessen. Leider wird der starke Eindruck dieses Capitels durch die Art der Illustrationen, die ihm beigegeben sind, beeinträchtigt. Wenn überhaupt von den deutschen Ausgaben illustrierter Reisewerke (Nansen, Landor, Hedin) des öftern gesagt werden kann: „weniger, aber besserer Bilderschmuck wäre vorzuziehen gewesen", so gilt dies insbesondere gegenüber Illustrationen wie „Das Todeslager", „Abschied von den sterbenden Gefährten", „Rückkehr mit dem rettenden Wasser" ꝛc., die weder auf Photographien, noch auf Skizzen des Reisenden beruhen, sondern nur eine Paraphrase des Textes darstellen und in unerquicklicher Weise „sensationell" wirken.

Ueber Aksu nach Kaschgar zurückgekehrt, steht Hedin fast ohne Ausrüstung für die Wüstenreisen da. Manches muss aus Europa nachbestellt werden, es vergehen Monate, bis diese Artikel einlangen können. So benützt er die Zwischenzeit, um noch einmal auf den Pamir zu gehen. Eine Begegnung mit der englisch-russischen Grenzcommission, die eben ihre Arbeiten abschließt, bringt ihm unerwartete Festtage. Dann untersucht er den Südosten des Pamir und das Quellgebiet des Yarkandflusses und kehrt nach Kaschgar zurück. December 1895 verlässt er, wohlausgerüstet und durch die schlimmen Erfahrungen gewitzigt, dies liebgewordene Standquartier und zieht am Südrande der Wüste Taklamakan nach Khotan, das er nun mit vollem Bedacht als Hauptquartier für die Wüstenreisen in Aussicht nimmt, und von dort durch den östlichen Theil des Tarimbeckens. Er erreicht den Tarim, um den Lop Nor zu suchen. Vorher aber fand er auf seinen Kreuz- und Querzügen in der Wüste seltsame Dinge. Alterthümer verschiedener Zeiten, selbst [illegible], finden sich reichlich in den heutigen Städten, und mitten in wasserloser Oede hat er das Glück, mehrere Ruinenstädte altsch buddhistischen Ursprungs anzutreffen, deren eine, Taklamakan, er mit Recht als „ein Pompeji der Wüste" bezeichnet. Wieder ein neues Beweisstück für die Auffassung, die sich ihm allenthalben aufdrängt, von der Veränderlichkeit der Flussläufe, die im allgemeinen die Tendenz haben, sich nach Osten zu verschieben! Und auf solchen Flussveränderungen beruht schließlich die Lösung, die er nach langen, sorgsamen Studien für das Lop Nor-Problem findet. Nahe der Stelle, wo die chinesischen Karten den Endsee des Tarim verzeichnen, trifft Hedin mehrere, langgestreckte Wasserbecken, den durch Windwehen und Wasserlaunen umgestalteten Rest des alten Lop Nor, und dazu Spuren uralter Ansiedlungen. Aber ein Theil des Flusswassers biegt hier nach dem Süden um, und die Sümpfe, in die er nach langem Laufe endlich versiegt, oder besser die schilfbestandenen Wasserflächen, unter deren Rohrgalerien Hedin tagelang umherrudert, liegen an der Stelle, wo Prewalski seinen Lop-Nor antraf. Hedin gelingt es, aus den Nachrichten verschiedener Zeiten auch den historischen Beweis zu erbringen, dass ein Wechselverhältnis beider besteht, dass bald der nördliche, bald der südliche Lop die größere Wassermenge aufnimmt. Und doch fasst er sein Endergebnis in die Worte: „An den Ufern des wandernden Sees haben wir gelernt, dass das gigantische Flusssystem, das das ganze centrale Becken Innerasiens bewässert, nicht hinreicht, um einen permanenten See im Herzen von Asien zu bilden." Verdunstung und Versandung verzehren den größten Theil der Wassermasse. Eine Fülle von Erscheinungen der Wüste hat Hedin gründlich studiert; schade nur, dass sein photographischer Apparat auf der ersten Wüstenreise verloren gieng und unbegreiflicherweise nicht ersetzt wurde!

Ein eiliger Ritt brachte Ende Mai 1896 den Forscher nach Khotan zurück. Die neue Aufgabe, die er dort vorbereitete, erforderte abermals eine gründliche Ausrüstung. Es gilt, durch das ganz unbewohnte Nordtibet zu ziehen. 55 Tage lang begegnet die Karawane keinem Menschen, von 56 Tragthieren hat sie 49 verloren, ehe sie die Gebirgsränder Zaidams, die friedlichen Mongolen und die räuberischen Tanguten erreicht. Die beschwerliche Wanderung überschritt einen nördlichen Ast des Kwenlun, dann den mächtigen Arkatag; an seinem Südfuße führt sie dann in einem ehemaligen Längenthal entlang, das nunmehr durch sanfte Wasserscheiden in eine große Reihe von abflusslosen Becken umgestaltet ist. Es ist ein Paradies der Yaks und der Wildesel. Wie in der Gobi das wilde Kameel, erregen auch diese wilden Vettern von Hausthieren das besondere Interesse des Verfassers. Durch Zaidam und über den See Kukunor gelangt Hedin nach China, das er bei Siningfu betritt, und eilt nun durch die Wüsten Alaschan und Ordos nach Peking, wo er am 2. März 1897 eintrifft. Noch auf der sicheren Heimreise lockt ihn die Wüste; er zieht den Weg über Kjachta und durch Sibirien — eine „zweite Durchquerung Asiens" — dem bequemeren Wasserweg vor! Gegenwärtig aber weilt Hedin bereits wieder in Centralasien, um sein Lebenswerk, die Erforschung der Wüsten, weiterzuführen. So darf man ihn mit vollem Recht als Nachfolger des großen Reisenden Prewalski bezeichnen; nur dass seine wissenschaftliche Bildung vielseitiger und gründlicher, seine Ergebnisse für die verschiedenen Disciplinen also reichlicher sind.

Von einem großen Theil dieser Ergebnisse haben wir heute noch nicht genügende Kunde. Noch ist Hedins meteorologisches Journal, das in die bewährten Hände Nils Ekholms gelegt ward, nicht bearbeitet; noch liegt über die geologischen Profile, die er begangen, keine zusammenfassende Schilderung vor. Die anthropologischen und ethnographischen Beobachtungen, die interessanten Untersuchungen, die er über die Wanderungen der Nomaden — eines der lockendsten Probleme der Anthropogeographie — angestellt, ein großer Theil seiner hydrologischen Arbeiten, sie alle harren noch der Veröffentlichung. Ueberblicken wir diese Thätigkeit, so können wir wohl behaupten, dass Hedin selbst seine Stellung unter den Reisenden richtig erkannt und bezeichnet hat. Sie bedeutet für Centralasien den Uebergang von der früheren Art der extensiven, in erster Linie topographischen Forschung zu der heute immer mehr die Herrschaft erlangenden intensiven Detailforschung. In einem der wenigen Gebiete, wo die erstere noch Raum findet, hat er zugleich die letztere gepflegt — eine Reihe wichtiger Specialuntersuchungen immer wieder eingeschoben zwischen die großen Recognoscierungsfahrten durch weite Erdräume. Diese Vereinigung liebevoller Vertiefung in das Specielle mit dem großen Blick des Entdeckers ist wenigen gegeben. Hedin konnte sie bei dem Manne finden, dem er mit Recht seine beiden Bände gewidmet hat, bei seinem großen Lehrer Ferdinand von Richthofen. Er hat sich als würdiger Schüler des wissenschaftlichen Erforschers von China bewährt. Und darum wird der Name des Mannes, der das Problem des Lop-Sees gelöst hat, auch der Nachwelt in Erinnerung bleiben.

Prof. Dr. R. Sieger.

---

# Anatole France.

(Schluss.)

Anatole France ist der geborene Widersacher. Es gibt nichts Angenommenes, das seine Kritik nicht prüft. Der Ausspruch Nietzsches: „Oeffentliche Meinungen, private Faulheiten" ist wie aus seinem Sinn, bis auf die Form, er hätte leise gespottet, nicht verurtheilt. „Ne soyez pas justes, soyez indulgents!" ruft er immer wieder. Aber nicht bloß die Skepsis hat ihn milde gemacht. Dieser ewige Opponent, der alles wider andere vertheidigt, weil er auch alles angreift, der tausend Gegensätze versteht und in sich aufnimmt, der sagen kann: „Je ne suis pas religieux, je suis théologien": dieser feine Mensch und lauter schweifende Geist, er hat einen Punkt, um den sein Wesen sich zu einer Ganzheit sammelt: die tiefe Sympathie mit allem Leben. So wie er nie am Gewesenen rührt, so zerstört er nichts, das ist, stört er nichts, das wird. Es kann ja gerade das Gute enthalten. Denn mit einem gewissen Eudämonismus vertraut er doch am ehesten auf den Lebenswillen, auf die heimliche

Kraft, aus der alles Dasein unerschöpflich quillt und sich erhält, eine Kraft, die sich in einem ungehemmten Wachsthum am reinsten zu offenbaren scheint. Wenigstens hat er mehr Vertrauen in die natürliche Entwickelung der Dinge als in die Eingriffe menschlicher Weisheit, besonders bei so complicierten Organismen, wie es die menschliche Gesellschaft ist. Der Mensch mit seinen engen Gaben möge lernen zu verstehen, sich anzupassen, doch er möge um Gotteswillen nicht versuchen, selbst etwas zu machen. Wenn Anatole France etwas fürchtet, so sind es gerade die Leute, die zu viel machen, die Willensmenschen, die Zerstörer im großen. Leben an sich ist ja schon zerstören. Aber diese Gewaltthäter alle! Zum Glück sind sie oft dumm, sind sie innerlich schwach. Er liebt die schwachen Regierungen, die Regierungen, die nichts leisten. Sie sichern die Ruhe des einzelnen; unter ihnen lebt man frei. Doch wehe den Starken! Wehe den Gerechten! Wehe den Tugendhaften! Aus diesen Ideen zieht Anatole France seine amüsantesten Bücher, seine reifsten Gestalten, seine tiefsten Aphorismen. Hier versöhnt sich alles Widersprechende, Schillernde seiner Erscheinung. Man muss nur einige seiner Werke nebeneinander betrachten, seine auffallendsten, dazu seine originellsten Figuren nehmen, die Typen, welche er in verschiedenen Differenzierungen wiederholt, und eine Reihe von Aussprüchen dazufügen, die immer bestimmter wiederkehren, die also ausdrücken, was seinem Herzen am nächsten liegt, und man entdeckt mit Anatole France selbst in Anatole France, dem objectiven Gelehrten, im Dilettanten, dessen Persönlichkeit sich an alle möglichen Bibelots zu verlieren drohte, einen reifen, tiefen, vornehmen Menschen.

1890 veröffentlichte Anatole France einen merkwürdigen Roman, der bei uns, glaube ich, aus Parteigeist wenig gelesen wird. „Thaïs" handelt um den Anfang des vierten Jahrhunderts, als die Wüste zu beiden Seiten des Nils von Anachoreten zu hunderten bewohnt war. Einer der bedeutendsten unter ihnen war der Abt von Antinoe: obwohl jung an Jahren, übertraf ihn keiner an strenger Tugend. Nie war Paphnucius gestrauchelt. Nie hatte die Versuchung sich über seine Schwelle gewagt. Als er in eifriger Gewissenserforschung der Tage gedenkt, die er als Heide fern von Gott verbracht, erinnert er sich einer Tänzerin von großer Schönheit, die er einst in Alexandrien von ferne angebetet hatte. Niemand, der sie im Theater sah, widerstand ihren Reizen, und wenn schöne Jünglinge und reiche Greise kamen und ihre Thüre mit Blumen bekränzten, öffnete sie ihr Haus und empfieng sie gut. Ihr Bild wurde in Paphnucius wie lebendig, und er beschloss, die Seele, die so viele verdorben, zu retten und Gott dem Herrn zu geben. Er kommt nach Alexandrien, er sieht Thaïs auf der Bühne, er dringt in ihre Wohnung, und in reicher Kleidung tritt er vor sie als einer, der sie liebt. Er erzählt es ihr, verspricht ihr Entzückungen, die sie nicht kennt. Ungläubig hört sie ihm zu; was könnte sie in der Liebe Neues erfahren! Da beginnt Paphnucius von der himmlischen Liebe und Gott zu reden, von der Sünde und dem Mysterium der Erlösung, vom himmlischen Bräutigam und dem Weg, der zu ihm führt, vom Tode und der Ewigkeit. Und Thaïs, erfüllt von der Traurigkeit ihres Lebens, in Erinnerung an die Täuschungen und Enttäuschungen der Liebe, an den Ueberdruss des Reichthums, an die Hohlheit des Ruhms, an die Vergänglichkeit der Jugend und der Schönheit — in Angst vor dem Verfall, der morgen kommen kann, vor dem Unbekannten ringsum und in der Zukunft, verlockt durch eine neue Hoffnung und ein neues Dasein, Thaïs folgt Paphnucius in die Wüste. Triumphierend bringt der Abt sie in ein Frauenkloster; er versiegelt den Eingang ihrer Zelle, aus der Gott allein sie führen werde. Und die weise Aebtissin läßt ihr zu Brot und Wasser auch eine Flöte mit drei Löchern in die Zelle reichen. Sie will, dass Thaïs vor Gott nicht weniger Kunst und Schönheit habe als vor den Menschen. Und Tag und Nacht, durch viele Stunden bläst Thaïs auf ihrer Flöte die wundervollsten Sachen zu Ehren Gottes und rührt und erbaut das Herz aller Hörer. Sie stellt die heiligen Frauen des Evangeliums in allen erdenklichen Scenen dar, zur Freude und Bewunderung der frommen Schwestern. Und eines Morgens springt das Siegel von ihrer Thür. Sie ist dem Himmel schon ganz nah. Paphnucius aber ist in seine Zelle als ein Verwandelter zurückgekehrt. Das Bild der schönen Thaïs verläßt ihn nicht. Es stört seine Gebete, es entheiligt seine Träume. Er fühlt es, Gott hat ihn verlassen. Doch er will Gott nicht lassen. Durch ein unerhörtes Werk der Buße will er sich als der Gnade würdig zeigen. Er steigt auf eine Säule. Dort oben will er leben. Die Kunde verbreitet sich. Fromme Menschen bringen ihm mittels einer Leiter Nahrung. Scharen, Processionen kommen das Wunder sehen. Die Säule wird ein Wallfahrtsort, ringsum erhebt sich eine Stadt. Aber Paphnucius findet keine Ruhe. Der Versucher naht mit Bildern der Macht und des Größenwahns. Paphnucius flieht weiter, in ein Felsengrab, das nur von Ratten und Schlangen bewohnt ist. Die Bilder an den Wänden werden lebendig. Eine Theorbenschlägerin, die Geliebte des todten Königs, steigt allnächtlich zu ihm herab, mit unheiligen Reden und zuchtlosen Geberden. Die unreinen Visionen verlassen ihn nicht mehr: lästerliche Gedanken drängen sich in Worten auf seine Lippen: er ist verloren. Er wirft sich dem heiligen Antonius zu Füßen: „Ich habe Gott die Seele Thaïs gegeben; ich habe die Spitze einer Säule, das Gemach eines Todten bewohnt"; allein Gott hat den Hoffärtigen verworfen. Er flieht zur sterbenden Thaïs. Mit wahnsinnigen Worten der Liebe wirft sich der Mönch auf die schon Verklärte, der Erde und ihm in den Himmel Entrückte. Da er sein verzerrtes Antlitz erhebt, schreien die Nonnen auf: „Ein Vampyr, ein Vampyr" und laufen davon. Er fährt sich über das Gesicht und taumelt entsetzt; er fühlt, wie häßlich er geworden.

Zum erstenmal schlägt Anatole France hier das Thema an, das er in allen möglichen Formen variiert hat; nicht die Werke heiligen, sondern der Sinn. Die Sünderin kann die höchste Staffel des Himmels ersteigen; die hochfärtige Tugend ist dem Satan verfallen. „Dieu me garde de la vertu, si elle m'éloigne de la sainteté!" Nicht die selbstgerechte Strenge, nicht die Widernatur, sondern Schönheit, Güte und ein fröhlicher Sinn machen aus dem Menschen eine „Hymne Gottes". Anatole France hat eine Menge Heilige seiner Art gezeichnet; sie waren meistens herzensgute — Sünder. Bohémiens, verbummelte Genies wie der Marquis Tudesco in „Jean Servien," wie der Dichter Choulette, das Ebenbild Verlaines, im „Lys rouge", lauter Leute, die nicht stolz sind, die nicht viel von sich und nicht viel von der Meinung anderer halten und in der Natürlichkeit ihres Herzens schlecht und recht dahin leben. Da ist als rundeste Ausgestaltung des Typus die Prachtfigur, welche den Mittelpunkt der „Bratküche zur Königin Gänsefuß" und des Bandes „Meinungen des M. Jérôme Coignard" bildet, dieser Abbé aus der Zeit Ludwig XV., mit dem Leib eines Falstaff, in dem etwas von der Seele des Epikur und des Franz von Assisi wohnt, wie Anatole France sagt, der beiden besten Freunde, welche die leidende Menschheit bisher auf ihrem richtungslosen Marsch gefunden, mit einer Moral, „die mit der Freiheit der cynischen Philosophen die Unschuld der ersten Mönche der heiligen Portiuncula vereint"; mit einer Kühnheit im Denken, die vor keinem Urtheil und Vorurtheil des Jahrhunderts Halt macht, und einer Bescheidenheit in der Meinung von sich, die dieser Kühnheit wenig entsprach. Hochmuth ist ihm die Wurzel allen Uebels: drum zieht er die schlechte Gesellschaft der guten vor. Er ist schwach, und ohne sich zu schämen unterliegt er jeder Versuchung des Fleisches; doch, wie Anatole France sagt, „unsere Handlungen gehören nicht immer uns an; sie hängen weniger von uns als vom Glück ab. Wir verdienen nicht immer unsere Thaten. Unser Denken ist alles, was wir zu eigen besitzen." Sein Herz bleibt in allen Sünden rein; er übertreibt den Wert seiner Fehler nicht, wie er den eigenen Wert nicht übertreibt. Seine philosophische Ueberzeugung ruht auf unserer Gebrechlichkeit. Er verachtet die Menschen mit Zärtlichkeit. Er findet den Unterschied nicht groß zwischen den Hohen und den Niederen. Er hat Sympathie mit dem Opfer, doch bedauert er auch den Henker. Er ist gegen alle Repressalien und „sieht nicht ein, wieso die majestätische Grausamkeit der Gesetze vor den pikanten Zufälligkeiten der Privatsache" den Vorrang der Tugendhaftigkeit verdiene. Was die Regierungsform betrifft, so kann sie zu einer bestimmten Zeit nur eine bestimmte sein, die der Nation und ihrem Zustand angepaßt ist. Bloß dieser Zustand der Nation ist von Wichtigkeit; es hängt aber von anderen Umständen ab als von Fürsten und Ministern und ihren Gesetzen. Die Gewohnheiten und Sitten sind wichtiger als die Gesetze, denn nur die Cultur und Sanftmuth des Weiens können der legaten Barbarei den Stachel nehmen. Verfassungen ändern, bessern wollen ist ein ganz unsicheres Beginnen. Nur die Zeit zermürbt, ersetzt das Werk der Zeit. So viel sagt uns die Intelligenz. „Doch die Wahrheiten, welche die Intelligenz entdeckt, bleiben unfruchtbar. Das Herz allein vermag die Träume des Herzens zu befruchten ...! Drum wehe denen, die zu viel denken. Alles Unglück kommt vom Denken. Und dennoch ...... In der Sammlung „Le Puits de Sainte Claire" steht eine wunderbare Parabel darüber, die Anatole France „Die menschliche Tragödie" nennt. In Fra Giovanni verkörpert der Dichter die Lehre des heiligen Franciscus von Assisi. Der junge Mönch lebt mit Freuden nach dem Wort seines Meisters. Die Armut ist seine Herrin, und er dient ihr gern. Er übt die evangelischen Tugenden mit Leichtigkeit. Der geistliche Gehorsam hat seinen Willen ganz verzehrt; doch noch über dem Gehorsam steht ihm die Barmherzigkeit und die Selbstverleugnung. Und er ist glücklich in der Unwissenheit und in der Einfalt seines Sinnes. Einmal setzte sich Satan auf den Hang eines Hügels und sah die Häuser der Frati an. Er war schön und schwarz wie ein junger Aegypter. Und er dachte in seinem Herzen: „Weil ich der Widersacher bin und weil ich der Andere bin, werde ich diese Mönche versuchen und ich werde ihnen sagen, was ihnen Dieser verschweigt, der ihr Freund ist. Und ich werde diese Geistlichen betrüben, indem ich ihnen die Wahrheit sage. Ich werde den Gedanken wie ein Schwert in ihr Eingeweide stoßen. Und wenn sie die Wahrheit wissen, werden sie unglücklich sein. Denn es gibt keine Freude außer in der Illusion, und der Frieden findet sich nur in der Unwissenheit ..." Mehreremale naht er Fra Giovanni; er sucht Unruhe und Zweifel in ihm zu erwecken und scheitert an dem harmlosen Gemüth des Bruders. Fra Giovanni war einfachen Geistes, er wusste zu den Menschen nicht zu sprechen. Als er einst im Walde knieend betete, erschien ihm ein Engel und löste ihm die Zunge, indem er eine glühende Kohle auf die Lippe legte. Und der

heilige Mann gehorcht dem Herrn. Und zieht herum und redet mit sich und redet mit den Menschen. Er kündet allen das Evangelium der Armut, der Brüderlichkeit und der Friedfertigkeit. Den Kleinen klingen seine Worte wie Trost, den Großen wie die Stimme des nahen Gerichts, wie Empörung wider das Gesetz, wie Blasphemie. Und man kerkerte ihn mit zwei Verbrechern ein. Fra Giovannis Seele bleibt gefasst. Er sagt: „Ich sterbe; doch ich sterbe für die Wahrheit.“ Durch die ungeöffnete Kerkerthür tritt ein Edelmann zu ihm: „Da du die Wahrheit zu deiner Dame und Geliebten erhoben, ist es wichtig für dich, über sie alles zu wissen, was man wissen kann. Vernimm denn also: sie ist weiß. Und aus ihrem Anschein, den ich dir enthülle, wirst du ihre Natur errathen ... Halte es daher für gewiss, guter Bruder, dass sie weiß ist.“ Fra Giovanni müht sich zu verstehen. Er grübelt bis in die Nacht hinein, bis der Schlaf und ein seltsamer Traum ihn umfängt. Er sieht ein großes Rad, geformt wie die Fensterrose, welche deutsche Künstler über das Portal der Kirchen setzen. Doch die Rose war tausendmal schöner als die schönste Fensterrose; sie war ganz aus Licht und sie war lebendig. Und Nabe und Speichen und Felge waren von einer Menge belebter Wesen gebildet, aus Menschen jedes Alters und jedes Standes, und an ihrer Kleidung erkannte man leicht den Papst, den Kaiser, die Könige und Königinnen, die Bischöfe, die Barone, Ritter und Damen, die Edelknaben, die Schreiber, Bürger, Kaufleute, die Advocaten, Apotheker, die Bauern, Dirnen, Mauren und Juden. Auch waren Cyklopen und Pygmäen, Centauren und Satyre darauf und die Menschen ohne Kopf, die Marco Polo, der Reisende traf. Und aus dem Munde eines jeden dieser Menschen kam ein Spruchband, das eine Devise trug. Und jedes Band hatte eine andere Farbe und nicht eine Farbe glich der anderen. Fra Giovanni las die Devisen, und aus ihnen erkannte er die Gedanken der Menschen. Er bemerkte bald, dass der Sinn der Worte so verschieden war wie die Farben der Bänder, und die Sentenzen widersprachen sich, so dass eine jede gegen alle stritt. Nur im Schluss glichen sie sich alle. Alle schlossen mit den Worten: „Das ist die Wahrheit.“ Es waren Aussprüche da über den Ursprung der Souveränetät, über die Quellen des Wissens, über Freude und Schmerz, über das Erlaubte und das Unerlaubte, und sie alle befeindeten sich. Ja, wegen der Ketzer und Heiden gab es sogar abweichende Meinungen über die Gestalt der Erde und über die Gottheit Christi. Und jede Maxime endete mit den Worten: „So ist die Wahrheit.“ Und die Wahrheiten waren alle verschieden gefärbt, aber keine war weiß, nicht einmal die des Papstes. Da begann auf einmal das Rad sich zu drehen. Es drehte sich schneller und immer schneller, bis Fra Giovanni gar keine Bewegung mehr wahrnahm und das Rad still zu stehen schien. Und das Rad erschien weiß so wie Opal und leuchtend wie der Mond. Und eine Stimme sprach: „Betrachte die weiße Wahrheit, die du zu kennen wünschtest. Und wisse, sie ist aus allen entgegengesetzten Wahrheiten gemacht, so wie alle Farben zusammen das Weiße bilden. Alles, was irgend ein Mensch auf Erden je aufrichtig gedacht und geglaubt hat, enthält ein Stückchen von der weißen Wahrheit, und soviel Unrath auch die Welt in sich hält und soviel Maximen von Narren und von Bösen, so haben doch alle theil an der allgemeinen Wahrheit, die absolut, ewig und göttlich und unfindbar ist ...“ Und im fahlen Lichte des Kerkers der Vision nachsinnend, sagt sich Giovanni: „Ich darf nicht hoffen, die Wahrheit zu erkennen, wenn sie, wie mir offenbar wurde, so aus Gegensätzen und Widersprüchen besteht, und wie soll ich mit dem Tode Zeuge für die Wahrheit sein, wenn jede Lüge von ihr einen Theil enthält, von dieser Wahrheit, die vollkommen und unerkennbar ist? Warum, o Gott, musste ich sehen und erfahren, dass die Wahrheit in allem und dass sie nirgends ist?“ Und den Kopf in die Hände gelegt, weinte der heilige Mann ... Willig folgte er Satan, dem Fürsten der Welt, hinaus aus dem Kerker, um zu fühlen und zu leiden, zu zweifeln und zu erkennen und die bittere Frucht des Wissens inmitten der Pracht und Grausamkeit der Dinge zu genießen und — zu segnen.

Eine Menge von Aussprüchen, die Anatole France in seine Werke verstreut hat, beweisen, dass man dies alles kürzer sagen kann; doch nirgends hat er es schöner, eindringlicher, tiefsinniger und mit reinerer Empfindung als in „La tragédie humaine“ gethan.

Doch seiner Weisheit letzter Schluss?

Der Erkenntnistrieb ist des Menschen Höchstes: er gibt ihm Ziel und Richtung; er ist sein Schmerz und seine Lust; doch dass er uns nicht die Wurzeln unserer Natur abgraben wolle, dass er uns nicht gänzlich von unseren Brüdern und Schwestern, den Thieren und Pflanzen trenne, die der Erde näher und in besserer Uebereinstimmung mit ihren Forderungen leben, dass unser bewusstes Denken nicht zu laut die Stimme des Ureigenen in uns übertöne, uns nicht taub mache und unempfindlich für die Forderungen des Instinctiven in uns! Für die Stimme unserer Sympathien und Antipathien, für die Art, wie unser heimlichstes Gefühl, wie das innerste Herz unseres Herzens auf die Reizwirkungen der Welt reagiert! Denn hier im Gefühl, das vom Angeborenen, Unbewussten, dem Triebhaften in uns ebenso stark beherrscht wird wie vom Erworbenen, Erlernten, Anerzogenen, hier ruht das, was unserem Wesen den Compass gibt, die Rettung aus den Wirren unseres Kopfes, die Möglichkeit, aus einer inneren Nothwendigkeit heraus, die unsere wahre Wahrheit ist, das Leben stark zu leben. Aus ihm kommt alles, was im Menschen nicht mittelmäßig ist, alles Furchtbare, aber auch alles Gute. Aus ihm befruchtet sich die künstlerische Phantasie; aus ihm nährt sich jeder schöne Enthusiasmus, aus ihm stammt die Kraft, blind zu sein für alles, außer für ein Ziel: die Kraft, zu handeln, Partei zu ergreifen, die Kraft, die Anatole France zwang, sich für Dreyfus und Zola einzusetzen, die den mildesten aller Menschen im „L'Anneau d'améthyste“ zu einer so herrlichen Nachsichtslosigkeit verführt. Diese Kraft ist unser alles. Oder wie Anatole France es im „Pierre Nozière“ (1899) ausgedrückt hat: „La raison, la superbe raison est capricieuse et cruelle. La sainte ingénuité de l'instinct ne trompe jamais. Dans l'instinct est la seule vérité, la seule certitude que l'humanité puisse jamais saisir dans cette vie illusoire, où les trois quarts de nos maux viennent de la pensée.“ So spricht mit 55 Jahren Anatole France, der sich in den Irrgängen des Denkens zu verlieren schien, der Mann mit dem abgeschwächten Willen, den zahmgewordenen Trieben des beschaulichen Weisen, der leichtfertige Spötter, den ein Freund „un bénédictin narquois“ nannte, würdig das Rabelais'sche Kloster von Thélème zu bewohnen, der nüchterne Nordfranzose und skeptische Pariser, der selbst seine naiven, seine „instinctiven“ Geschöpfe nicht anders denn als Raisonneure zeichnen kann.

Marie Herzfeld.

---

## Zum Verständnis des amerikanischen Musiklebens.

Das amerikanische Musikleben ist eine Spätfrucht, ein Ergebnis der letzten fünfzig Jahre. Was vor 1850 hierzulande an Musik zu finden war, lässt sich kaum als Musikleben bezeichnen. Dazu war es zu embryonisch oder zu krüppelhaft. Man lasse sich dadurch nicht täuschen, dass bereits 1717 ein Gesangverein in Boston gegründet wurde, dass am 4. Mai 1788 ein Wohlthätigkeitsconcert in Philadelphia stattfand mit einem Chor von 230 Sängern und einem Orchester von 50 Mann, dass die Bostoner Händel and Haydn Society 1815 ins Leben trat, und wenige Jahre später Lowell Mason, einer der Erzväter amerikanischer Musik, die Bostoner Academy of Music begründete, dass New York bereits 1820 eine italienische Oper hatte und Worcester 1826 seine Musikfeste inaugurierte, dass 1835 die Graduates in Havard die Musical Association schufen, dass die heute noch blühende New-York Philharmonic Society ihre Anfänge ins Jahr 1842 setzt u. s. w. Es lassen sich aus dem Aschenkasten der Geschichte Dutzende solcher Notizen sammeln, aber sie vermögen nichts an der Thatsache zu ändern, dass vor 1850 höhere Musik hier so ziemlich eine terra incognita war. Musik galt, abgesehen von den Psalmodien, vielfach noch für eine Kunst des Teufels. Nur allmählich gewöhnten sich die puritanischen Dickschädel an sie. Nicht einmal Kirchenmusik galt für sündlos. Im Gegentheil, für „päpstlich“. Das Ende der Welt schien nahe, als die Fortschrittler Orgeln einzuführen begannen. Der Historiker Elson erzählt diesbezüglich eine köstliche Geschichte. Als gegen die Wende des Jahrhunderts die Bratle Square Church in Boston eine Orgel bekommen sollte und das Ungethüm endlich von London eintraf, erbot sich ein frommer Mann, der Kirche alle Auslagen zurückzuerstatten oder der Stadt die Kaufsumme zu schenken, wenn er die Orgel von seinen Arbeitern in den Hafen werfen lassen dürfte.

Die Dinge haben sich seitdem förmlich auf den Kopf gestellt. Jede Dorfkirche verfügt heute über eine Orgel, und die Nachfrage nach geschulten Organisten ist stetig im Wachsen. Der Kirchengesang liegt nicht mehr in Händen von Dilettanten, sondern wird fast allenthalben von wohlausgebildeten und wohlbezahlten Berufssängern ausgeübt. Würden die Zeitgenossen Washingtons oder William Billings, des Urahns amerikanischer Musik, ihr puritanisches Paradies verlassen und wieder unter uns wandeln, sie würden ob all dieser Dinge ihr Haupt mit Asche bestreuen und ihren Nachwuchs verwünschen und verfluchen.

Natürlich gieng die Entwickelung des Kirchengesanges Hand in Hand mit der Popularisierung der Musik überhaupt. Das geschah nun allerdings zu Anfang weniger durch die Amerikaner als durch Europäer. Am Anfang des Jahrhunderts waren die Engländer in der Mehrzahl, aber seit den Tagen Gottlieb Graupners, Abenteurers und Oboisten, nahm der deutsche Einfluss stetig zu. Man darf sogar dreist behaupten, dass unser ganzes Musikleben zu neun Zehntel eine deutsche Schöpfung ist. Ich erinnere nur an die Thätigkeit von Karl Bergmann, Leopold Damrosch, Th. Thomas, Anton Seidl, Wilhelm Gericke, Georg Henschel, Emil Paur und ungezählter anderer. Legionen deutscher Musiker bevölkern die Staaten. Besonders der Osten wäre heute ohne sie undenkbar. Namentlich Orchester-Musiker und -Dirigenten sind mit wenig Ausnahmen Deutsche oder Oesterreicher (was im Ausland auf eins hinausläuft). Sonst wäre die „officielle“ Orchestersprache gewiss nicht deutsch. Wenn dann ein Amerikaner, der nicht drüben oder hier bei deutschen Musikern studiert hat, ins Orchester geräth, ergeben sich zuweilen sehr be-

zeichnende Zwischenfälle. Ich wohnte zum Beispiel vor einigen Wochen einer „Messias"-Probe der Oratorio Society unter Frank Damrosch bei. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, dass droben auf dem Podium englisch gesungen wurde, während Damrosch seine Correcturen links und rechts auf deutsch ins Orchester rief. Eine der ersten Nummern wollte nun durchaus nicht klappen. Der Fehler lag offenbar am Organisten. Damrosch setzte seine Wünsche in so klarem Musikerjargon auseinander, dass selbst ein Friese ihn hätte verstehen müssen. Und doch klang gleich darauf alles gruselig falsch. Damrosch klopfte wieder ab und richtete an den Organisten eine längere deutsche Rede. Als dieser ihn mit den Worten unterbrach „I don't understand German" war natürlich die Verblüffung und die Heiterkeit groß; ein Vollblut-Amerikaner also unter fünfzig Deutschen.

Die Frage liegt nahe, was geschieht mit den 3000 bis 4000 amerikanischen Musikschülern, die sich jährlich über Europa ergießen, und von denen etwa 700 irgend ein Orchesterinstrument betreiben? Sie siedeln sich entweder in den westlichen Staaten an oder öfter noch unterrichten sie, da dies am einträglichsten ist und der Amerikaner mit seinem falschen Ehrgeiz für solo-work ungern Orchesterarbeit verrichtet. Es ist daher durchaus nichts Seltenes, dass ein Schüler Leschetitzkys oder Joachims sich in einem Provinznest niederlässt und jahraus jahrein Stunden gibt, ohne jemals bei dem modischen Import europäischer Virtuosen außerhalb des Districtes zu concertieren. Und das ist gut so! Auf diese Weise wurde thatsächlich der Geschmack und der Sinn des Volkes für gute Musik in rascher und wirksamer Wese gehoben. Denn man vergesse nicht, dass der Amerikaner außer in der Kunst „Dollars zu machen" auch ein Meister im Unterrichten ist! Money und education wären sonst nicht seine beiden Schlagworte, die beiden Mächte, auf die er seine ganze Thatkraft und sein ganzes Streben richtet.

Man muss wirklich über den Aufschwung staunen, den die Musik hier genommen hat. Er ist unvergleichlich und fast unübersehbar. Die Musik ist seit 1850 ein starker ökonomischer Factor geworden. Beispielsweise entfallen von den 20,000.000 Dollars, die — nach einer Berechnung des „New-York Herald" — 1898 in New-York für Vergnügungen jeder Art ausgegeben wurden, allein sechs Millionen auf die Musik. Nach einer anderen Berechnung ernährt die Musik hierzulande 200.000 Personen. Man schätzt die Zahl von Berufssängern in den Staaten auf 30.000. Außerdem gibt es 3000 Musikschulen mit etwa 60.000 Schülern — übrigens Zahlen, die bei dem unheimlich raschen Wachsthum des Landes in drei, vier Jahren veraltet sein werden.

Es kann wirklich nicht nur die moderne Musiksucht gewesen sein, wie einige Skeptiker diesseits und jenseits des Oceans wollen, die Städte, wie Philadelphia, St. Louis, Cleveland, Baltimore, Indianopolis, Kansas City, San Francisco, Pittsburg, Cincinnati und andere veranlasste, den Musikcentren Boston, Chicago, New-York in der Pflege orchestraler Musik nachzueifern. Der Trieb liegt tiefer. Er wurzelt ganz sicher in einer echten Musikliebe. Warum sollte denn auch gerade der Amerikaner „unmusikalisch" sein? Wer das glaubt, vergisst ganz und gar, wie viel deutsches, schwedisches und irisches Blut schon seit dem 17. Jahrhundert in seinen Adern pulsiert. Wenn aber bis vor kurzem der Musiksinn unseres Volkes noch wenig ausgebildet war, so hängt das mit allgemeineren Entwickelungsgesetzen zusammen. Es war noch nicht die Zeit gekommen. Jedes junge Volk muss erst seinen wirtschaftlichen und politischen Boden pflegen, ehe es daran denken kann, den Künsten einen weiten Spielraum im täglichen Leben zu gönnen. Dass indessen dieser Wendepunkt am Ende des Jahrhunderts gekommen, dafür noch einige Belege. Es heißt, dass bereits 300 Musikzeitungen in den Staaten bestehen. Indes weiß Leonard Liebling, der darüber eine Statistik aufstellte, nur von einigen dreißig, die Anspruch auf Bedeutung machen können. Jene imponierende Zahl erklärt sich wahrscheinlich durch Einrechnung aller seit dem Anfang des Jahrhunderts gegründeten und eingegangenen Zeitschriften. Dreißig bilden immerhin einen nicht zu unterschätzenden Factor in der musikalischen Erziehung des Publicums.

Diese Zeitschriften sind formell theilweise nach anderen Grundsätzen geleitet, als die europäischen. Sie betonen weniger die belletristische als die erzieherische Seite. Aber sie geben inhaltlich den transatlantischen kaum etwas nach. Im Gegentheil, es pulsiert in ihnen ein originelleres und frischeres Leben. Sie bieten mehr Mannigfaltigkeit, und die Leitartikel sind oft außerordentlich zeitgemäß und geistvoll. Unübertroffen scheint mir der Amerikaner in seiner Kritik von Persönlichkeiten. Es ist geradezu verblüffend, wie zum Beispiel Philipp Hale vom „Musical Record" (Boston) das Spiel eines Wladimir v. Pachmann zu beschreiben und zu analysieren und mit dem anderen Virtuosen zu vergleichen weiß. Unerschöpflich ist sein Reichthum an Beobachtungen, die anderen kritischen Routiniers vollkommen entgehen. Seine Urtheile sind vielleicht nicht immer richtig, aber stets plastisch. Selbst ein Hanslick könnte von ihm lernen „how to seize a personality". Ganz besondere Anerkennung verdient die amerikanische freimüthig objective Vertheilung von Licht und Schatten und die unerhörte Rücksichtslosigkeit, mit der man offenkundige Krebsschäden immer wieder bloßlegt. Die führenden Musikschriftsteller haben zumeist auch in größeren Rahmen, in Buchform, die Ergebnisse ihrer Studien niedergelegt. Allein es ist hier nicht der Platz, auf diese Seite ihrer Thätigkeit einzugehen. Nur so viel sei erwähnt, dass auch hier der populär-erzieherische Zweck auffallender ist als der historisch-wissenschaftliche.

Die Werke amerikanischer Componisten, die ich kenne, drängen mich beinahe auf die Seite des Kritikers Stevensons, der eine nationale Schule und ihre vorläufige Möglichkeit rundweg leugnet. Ein einziger Componist, derselbe, den hier viele Leute für unseren sommo maestro halten, ist auch drüben ziemlich bekannt, nämlich Mac Dowell. Hat nun seine Musik, abgesehen von manchen originellen Wendungen, die schließlich jedem begabten Componisten zu Zeiten glücken, einen großen selbständigen Zug? Hat sie etwas, das Mac Dowell nach sechs Takten sofort zum Amerikaner stempelt, wie Schumann zum Deutschen, Bizet zum Franzosen, Rimsky-Korsakow zum Russen, Verdi zum Italiener? Ich glaube kaum. Bei Arthur Whiting ist dies eher der Fall. Seine Claviermusik ist zwar kalt, aber äußerst geschmackvoll, fesselnd, geistreich, und europäische Ohren werden hinter den Erinnerungen von Chopin, Liszt, Brahms u. a. etwas heraushören, was ihnen fremdartig klingt. Ob das nun der Ausdruck einer starken Persönlichkeit ist oder das Erwachen einer amerikanischen Musiksprache, möchte ich gewiegteren Kennern zur Beurtheilung überlassen. Jedenfalls verstehe ich unter national-amerikanischer Musik nicht die gelegentlichen Versuche Mac Dowells, indianische Motive zu verwerten, oder die ungezählten Versuche anderer, die rhythmischen, melodischen und harmonischen Eigenthümlichkeiten der Negermusik (coon-song und rag-time) in ihre musikalischen Werke aufzunehmen. Das sind und bleiben geistreiche Nachahmungen, selbst wenn sie so gut gelingen wie Walther Damrosch in seiner populären Kipling-Ballade, „Danny Deever". Wie naiv, solche Scherze für Producte nationalen Empfindens zu halten, wenn das gleiche Verfahren einem Czechen, nämlich A. Dvořak, in seiner amerikanischen Symphonie besser gelingt, als den besten Amerikanern, wenn auf der anderen Seite Indianer und Nigger weder social, noch geistig für Vollblut-Amerikaner angesehen werden. Nun erst das amerikanische Volkslied! In Krehbills sonst charmanten recital-lectures sehnte ich mich förmlich darnach, amerikanische Volkslieder zu hören. Aber es war zwei Stunden lang nur von Niggerliedern die Rede. Freilich, wenn die „Amerikaner" imstande wären, aus dem Borne ihrer Volksseele so originelle und theilweise so ergreifende und wundervolle Melodien zu schöpfen, dann hätten sie ein Volkslied, auf das sie stolz sein dürften.

Allerdings glaube auch ich an eine amerikanische Zukunftsmusik. Aber sie wird nicht dadurch zustande kommen, dass sich die Amerikaner sozusagen zu Sclaven der Nigger machen, sondern dadurch, dass sie sich endlich von europäischen Einflüssen befreien. Indessen gut Ding will Weile haben. Es wäre darum verkehrt, ungeduldig an der Zukunft zu verzweifeln oder sich, wie manche es thatsächlich thun, in das Lager der Frauenrechtler zu begeben und die Zukunft mit folgender Logik zu entschleiern: der „kommende Mann" wird eine Frau sein, da die Männer nicht imstande gewesen sind, eine nationale Musik zu schaffen und die Frauen bereits Tüchtiges in der Composition leisten. Es fragt sich nur, ob die Werke von Liza Leemann, Mrs. H. H. A. Beach und anderer amerikanischer angehaucht sind als die Musik der von dem schwächeren Geschlecht hierzulande über die Achsel angesehenen Männer, was ich persönlich nach einigen Stichproben entschieden verneinen möchte.

Das amerikanische Musikleben stellt sich demnach mit seinen bewunderswerten Anfängen als ein Problem des zwanzigsten Jahrhunderts dar. Es wird noch Jahrzehnte dauern, ehe die Amerikaner die Berechtigung haben, sich in musikalischen Dingen völlig neben die Europäer zu stellen. Lose Anfänge müssen erst überwunden, klaffende Lücken verstopft und allerlei Krebsschäden, die mit dem hastigen Wachsthum des Landes verbunden sind, geheilt werden, ehe dieser Moment eintritt.

Das klingt nun freilich ganz anders als das Gerede vieler meiner Landsleute, die allzu gern geneigt sind, Europa für einen alten Hund ohne Zähne zu halten. Es entgeht den meisten, dass die Europäer über ein gewisses Etwas verfügen, über das Erbtheil von Jahrhunderten, was die Amerikaner noch kaum besitzen. Die Kunst ist hier noch nicht recht zu Hause. „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Rückkehr in dies wunderbar unkünstlerische Land," so begrüßte mich ein Münchener Studiengenosse, der im übrigen so amerikanisch fühlt wie nur irgend einer. Er hat recht. Die Amerikaner sind zwar nicht unmusikalisch, aber sie sind noch unkünstlerisch. Sie betrachten die Musik als Geschäft, ein Geschäft wie jedes beliebige andere auch. Sie werten jede Leistung nach dem Dollar, der verlangt und bezahlt wird. Sie legen den fundamentalen Satz: „In Europa geht die Kunst nach Brot, in Amerika nach Geld," zu ihren Gunsten aus. Sie behaupten, wir haben die besten Orchester, weil wir die besten Musiker am besten bezahlen. Die New Yorker Oper ist die

beste der Welt, weil wir die „stars“ der ganzen Welt für theueres Geld kaufen u. s. w. Ueberall der nüchterne Geschäftsstandpunkt.

Die Trugschlüsse liegen natürlich auf der Hand. Die besten Künstler und die besten Zuhörer finden sich nicht immer durch das Medium der meisten Dollars zusammen. Die Behauptungen entbehren außerdem einer richtigen Prämisse. Es stimmt zwar, dass sich zum Beispiel in New-York eine ungemein stattliche Zahl von vortrefflichen Musikern angesammelt hat. Aber woher kommen sie? Aus Europa. Also keine Amerikaner, sondern „importierte Ware“, wenn man sie so nennen will, Abenteuerer, Dollarjäger. Weiter, dass diese Leute bessere Künstler sind, als ihre Landsleute, die zu Hause bleiben und sich mit Gulden und Reichsmark begnügen, bestreite ich. Selbst wenn sie es wären, spräche ein anderes Moment gegen ihre Gesammtleistung. New-York, von den meisten anderen Großstädten hierzulande zu schweigen, kann zwar mehrere Orchester zusammenbringen, verfügt aber trotz der Bemühungen von Anton Seidl und Walter Damrosch über kein stehendes Orchester. Wie es die jeweilige Constellation bringt, gruppiert sich die „importierte Primaware“ zu Saisonorchestern. Wie kann sich dabei der große gemeinsame Zug, der harmonisch-organische Klang der europäischen Kapellen einstellen, die sich bei den geringen Verschiebungen ihres Bestandes mit jedem Jahr immer fester einspielen? Was für Nuancen eine fortgesetzte gemeinsame Arbeit zu Wege bringt, das können ja die Amerikaner bei den Concertreisen des Boston-Symphonyorchesters genugsam beobachten. Das ist ein festgefügtes Gebilde nach europäischem Muster. Da klingt alles wie das harmonisch-farbenreiche Tonspiel eines einzigen Klangkörpers. Das ist allerdings eines der besten Orchester der Welt. Aber das Urtheil Krehbills (mir gegenüber), die Philharmoniker in Wien und Berlin, die Münchener und Dresdener Hofkapellen, das Gewandhausorchester, das Museumsorchester in Frankfurt, das Bayreuther Orchester „can not touch it“ — dieses Urtheil scheint mir doch ebenso gewagt als unbegründet zu sein. Es ist aber eine Behauptung, die man hier oft hört. Nun gar das Bostoner Kneisel-Quartett! Das soll unvergleichlich sein. Ich persönlich bin davon sehr enttäuscht. So ein langweiliges, trockenes, akademisches Zusammenspiel hatte ich lange nicht gehört. Es ist ein bedeutendes Quartett, aber auch nicht mehr und can not touch die „Böhmen“ oder das Frankfurter Hermann-Quartett.

Den wundesten Punkt aber im ganzen amerikanischen Musikleben bildet die Oper. Eine ständige Oper gibt es immer noch nicht trotz aller diesbezüglichen Versuche (in letzter Zeit Walter Damrosch). Man ist immer noch nicht über das alte, selige Stagionesystem der Italiener hinweggekommen. Aber das kleine Italien pflegt die Oper zehnmal mehr als die weiten, breiten Vereinigten Staaten. Wenn man von den Schmieren absieht, für die ein Vaudeville im Winter ausreicht, verfügt das Land über sage und schreibe vier Operntruppen: über die französische Oper in New-Orleans, die Castle Square American Opera Company, die Ellis Grand Opera Company und die Maurice Grau Opera Company. Die drei letzten sind Wandertruppen und versorgen abwechselnd die größeren Städte mit Opernmusik. Die amerikanische Truppe, die einzige, die in englischer Sprache singt, spielt eine ganz untergeordnete Rolle. Ihre Leistungen stehen etwa auf der Höhe eines galizischen Kunsttempels. Aber sie trägt doch wesentlich zur Popularisierung der Oper bei, da ihre Preise und ihr Repertoir volksthümlich gehalten sind. Die Ellis Company wiegt schon schwerer. Sie verfügt zeitweise über Sängerinnen wie die Melba. Sie vermag indessen Grau keine Concurrenz zu bieten. Die Operngeschicke des Landes liegen also vorläufig in den Händen dieses pfiffigen Managers. Besonders New-York, in dessen Metropolitan Opera House die Saison Mitte December beginnt, ist vollkommen von ihm abhängig. Er versorgt das fashionable Publicum der Metropole 17 Wochen lang, an 97 Abenden und Matinées und 17 populären Abenden mit Stars. Ein unerhört corruptes System!

Ein erster Geiger bekommt für den Abend 5 Dollars, aber Mr. Alvarez 1700 Dollars! In Paris gibt sich dieser Kehlen-Nabob mit tausend Franken zufrieden. Die Gagen der übrigen „Sterne“ stufen sich nach ihrem Werte bis zu 500 Dollars herab. Aber eine Anzahl Sterne erster Größe, wie Van Dyck, De Reszke, Calvé u. a. ziehen sich auf über 1200 Dollar für jedes Auftreten, mit allerlei einträglichen Nebeneinnahmen. Die amerikanischen Manager haben seit Barnums Jenny Lind-Rummel diesen lächerlichen Unfug gewissenlos zum Geschäftsprincip erhoben. Sie haben sich in ihren eigenen Schlingen gefangen. Denn sie haben unnöthigerweise die Habgier stimmbegabter Finanzgenies gereizt und überreizt. Die Protagonisten haben sich so an die amerikanischen Raubzüge gewöhnt, dass sie hell auflachen würden, wollte Grau ihnen gesunde und solide Contracte unterbreiten. Dadurch entstand ein wahrer Rattenkönig von Krebsschäden. Daher stammt der übelriechende amerikanische Opernsumpf.

Kein Wunder, dass es Grau jeden Abend mindestens 10.000 Dollar kostet to raise the curtain, wie der Fachausdruck lautet. Kein Wunder, dass ein Parketsitz in New-York fünf Dollar und der billigste Stehplatz einen Dollar kostet. Kein Wunder, dass die Logenabonnenten für ihre 17 Abende 1400 Dollar und mehr zahlen. Auf diese Weise mussten die Vorstellungen zu Separatvorstellungen der Geldaristokratie herabsinken. Von der Oper als Kunststätte für alle gebildeten Kreise kann gar nicht die Rede sein. Und wenn der „Bürger“ sich ein Billet leistet, geschieht es weniger um gute Musik zu hören, um einen Kunstgenuss zu haben, als um sich von dem Diamantengefunkel der Logen blenden zu lassen und die „stars“ zu bewundern, die so schrecklich viel Geld „wert“ sind. Die Kritik, die unerbittlich das ekelhafte Starsystem geißelt, vermag daran nichts zu ändern. Sie ist nicht kurzsichtig und ungerecht. Sie weiß genau, dass keine andere Stadt der Welt Gelegenheit bietet, französische Meisterwerke von Franzosen, italienische von Italienern und deutsche von Deutschen gesungen zu hören — wenn nur nicht auch ab und zu Plançon deutsch und Dippel italienisch radebrechen und Van Dyk Holländer-deutsch aus seiner Kehle hervorquetschen würde. Die Kritik beugt sich vor den idealen Leistungen einer Calvé als Carmen oder Santuzza. Sie ruft bravo, wenn Grau irgend eine der längst fälligen Reformen einführt. Kurz, sie lobt, wenn es etwas zu loben gilt. Aber sie betont auch die ästhetischen Uebel, die sich im Starsystem zugleich mit den wirtschaftlichen einstellen. Sie gibt zu, dass Chor und Orchester gut sind, aber sie behauptet, dass beide allzusehr von den Protagonisten abstechen. Das Ensemble verliert also die richtige Perspective. Alle Opern erscheinen in einer sonderbaren Verzerrung der Verhältnisse. Grau spart überhaupt am unrechten Flecke. Wenn er an den Abenden mit populären Preisen (im Parket 3 Dollar statt 5 Dollar) die zweite Garnitur auf die Bühne bringt und Orchester und Chor numerisch reduciert, so kann niemand dies Verfahren vertheidigen. Ebensowenig die fadenscheinige Armut seines Spielplanes. Von Novitäten keine Spur! Wenn die alten Opern „Faust“, „Carmen“ und „Lohengrin“ uns in halbwegs anständiger Form geboten werden, dann drückt man immerhin ein Auge zu und freut sich ihrer. Wenn aber Mozarts „Don Giovanni“ in einer unerhörten Stillosigkeit gegeben wird, und der Manager mit heiterer Miene bemerkt: „Nach Münchener Muster!“, so traut man seinen Ohren und Augen nicht. Man begreift nicht, wie sich das Publicum so etwas bieten lassen kann. Man versteht es erst, wenn man bei der Lectüre der Kritik Sätze findet, wie die Rob. Braines in The Etude: The American student of music had small need of going to Bayreuth, as the four music dramas of Wagners Ring of the Nibelung were given in their entirety, without cuts, on a scale and with a cast equaling if not surpassing Bayreuth.

Der Durchschnittsamerikaner ist eben noch allzu unkünstlerisch. Er übersieht, dass die wunderbare Pracht des Sternenhimmels nicht allein auf fünf oder sechs Fixsternen erster Größe beruht, er übersieht, dass zu einem Vordergrund ein Hintergrund gehört, dass auf der Bühne alles auf die Perspective ankommt. Wenn ich dann noch hinzufüge, dass er für die Pflege der Kammermusik innerhalb seiner vier Wände noch wenig Sinn hat, sondern sie den deutschen Mitbürgern, namentlich den Juden, überlässt, darf man ihn da bereits für künstlerisch reif ansehen? Nein, unser Musikleben ist wohl im Aufschwung begriffen, es ist vielversprechend und ungemein interessant, aber noch unkünstlerisch, lückenhaft, unsolid. Die Amerikaner haben wirklich noch nicht das Recht, Europa für einen alten Hund ohne Zähne zu halten ....

New York. O. G. Sonneck.

---

# Wiener Studentenromantik.

Es ist nur ein unvorgesehenes äußerliches Zusammentreffen, dass diese Ueberschrift jetzt durch Vorgänge an der Wiener Universität einen Schimmer von markanter Bedeutung erhält. Der Faustkampf um das Vestibule unserer Hochschule, der zwischen den deutschnationalen und katholischen Verbindungen in diesem Augenblick sistiert, aber noch nicht ausgetragen ist, wird von uns nicht überschätzt. Für das, was wir hier „Studentenromantik“ nennen wollen, beweist er in Wirklichkeit gar nichts. Es steht vielmehr fest und soll unser Ausgangspunkt sein, dass Wien nicht der charakteristische Boden für die „Poesie“ des Burschen ist — ob man nun das Wort so ernst oder so ironisch nimmt, als man mag. Typische Studentenromane wie die der mittleren deutschen Universitäten, wie der „Hermann Stark“ des Goldschnittepikers Redwitz, wie die Novellen Hans Hopfens, des alten Herrn der Münchener Franconia, oder die des Berliners Meyer Förster, sind hier bei uns nicht einmal in der Phantasie erschaut werden. Und an der eigentlichen Cultur des burschikosen Wesens oder Unwesens betheiligte sich unsere Stadt niemals in führender Stellung. Man lese nur in einem soeben in neunter Auflage erschienenen hübschen studentischen Bilderbuch die romantischen Schilderungen vom Burschenleben auf Deutschlands hohen Schulen*). Wie concentriert sich hier die ganze Entwickelung im Sammelpunkt eines kleinstädtisch deutschen Binnenlebens; für den vorgeschobenen Posten Wien im kosmopolitischer Donaubecken bleibt nur wenig von der reinen Stimmung übrig.

*) [illegible] von Deutschlands hohen Schulen. Berlin und Leipzig. Hans [illegible] 1900.

Wir urtheilen selbstverständlich bloß als Aesthetiker und aus Eindrücken. Bloß die Frage, welche Linien etwa ein Wiener Romandichter dem Studententhum und seiner Poesie entlehnen könnte oder müsste, um das Antlitz unserer Stadt zu zeichnen, kommt hier für uns in Betracht. Dass es nicht die typischen Linien sind, das kommt hier in Betracht. Bei uns erfährt eben das Burschenleben keinen starken, breiten Wiederhall, keinen pathetischen und keinen satirischen; ebensowenig wie der Studentenromantiker, wäre in Wien ein Caricaturist vom Schlage Bruno Pauls, der den „Simplicissimus" mit den glänzenden Typen vom Fechtboden und von der Kneipe bevölkert, so recht eigentlich zu Hause. Es liegt gerade jetzt eine neue Wiener Erzählung vor, die so unglücklich ist, für beides den Beweis zu erbringen; sie nennt sich „Studentenroman"*) und scheitert eben an nichts als dem Bestreben, typisch sein zu wollen. Ihr Verfasser, Ludwig Wolff, hat sich schon in manchen kleineren Arbeiten als ziemlich feiner Erzählungskünstler bewährt, und auch im neuen Buch verräth er etwas davon. Seine Darstellung hat zumindest äußerlich eine fließende Leichtigkeit und Gegenständlichkeit, die den Leser festhalten. In Einzelheiten verwebt er mitunter wirksame Beobachtungen und auch wirksame Phantasien. Aber für das Ganze ergibt sich kein Boden, auf dem es ruhen und eigentlich glaubhaft werden könnte. Man mag das etwa so empfinden, dass im Darstellungston eine gewisse Unausgesprochenheit und Unreife stört: ein Schwanken zwischen Satire und Sentimentalität und manche willkürliche Extravaganz. Den Grund wird man tiefer suchen müssen — darin, dass der Schein eines typischen Buches vorgekünstelt wird. Aus einem kleinen Provinznest lässt Wolff seinen jungen Helden nach der Wiener Universität kommen und ein Jahr voller Armuth und vorüberhuschender kleiner Abenteuer hier verbringen. In diesem Zeitraum sollen wir die entscheidende Entwickelung des jungen Mannes sehen, nicht anders als in der bekannten Geschichte Peter Nansens aus dem ersten Universitätsjahr. Am Schlusse dieses Jahres verachtet Georg Losert Wien, die große Stadt, und seine schwüle buhlerische Luft, verachtet er seine Collegen in den Kneipen der antisemitischen Verbindungen und an den Kaffeehaustischen der Literaten, nun kommt er zur Erkenntnis, dass Student sein arbeiten heißt. Alles das wird aber mit Erlebnissen gemalt, die beweisen sollen, die eine Tendenz ausdrücken sollen, und die in Wirklichkeit nicht überzeugen. So viel hat Wolff gleich uns erkannt: dass die Wiener Studentenstimmung, wenn wir sie nur einmal festhalten wollen, viel zu empfindlich von unserer Stadt und ihren mannigsachen magnetischen Kräften beeinflusst wird, um noch die Toureinheit der richtigen Studentenstimmung zu wahren. Aber Wolff verhöhnt die alte Romantik und hat für die neue, die er zu sehen vorgibt — das ist sein Fehler — zu wenig Stoff, zu wenig Liebe und vielleicht auch zu wenig Ehrlichkeit. Er hat ein typisches Buch schreiben wollen, und es ist eine typische Unzulänglichkeit geworden.

Soll es nun also überhaupt keine Wiener Studentenerlebnisse geben, die den Dichter anregen und dem Beobachter zur verallgemeinernden Betrachtung Material geben? Wir wagen nicht, das zu behaupten. Wenn eines Tages der Epiker aufsteht, der mit großzügigem Zola'schem Naturalismus ein Bild dieser Sphäre zu geben weiß, werden wir dankbar an ihn glauben. Und mittlerweile gibt es noch andere Möglichkeiten. Denn schließlich vermag ja der Dichter auch jeder nichttypischen, absonderlichen Gestaltung nachzusehen, und wenn er genug weisheitsvolle Bescheidenheit und Vertiefung aufbringt, so wird er auch heute schon, ohne ein Zola zu sein, einen oder den anderen eigenartigen Roman aus dem Wiener Hochschulleben schöpfen. Einem älteren Wiener Autor ist das wirklich mit seinem letzten Buche geglückt: J. J. David mit der Erzählung, die den lyrischen Titel trägt: „Am Wege sterben."**) Zur Frage der Wiener Studentenromantik liefert sie gleichfalls einen Beitrag, wenn auch einen indirecten.

Lyrisch wie der Titel, ist am David'schen Buch auch der Grundton und die ganze Wendung des Stoffs. Am Schluss des Buches wird das Motto mit Worten gerade herausgesagt: „Wir haben alle zu schwer am Wege gelitten." Wir haben uns alle zu sehr abgemüdet, und unsere Kräfte haben sich verzehrt im Wandern, und ins Zweifeln sind wir gekommen, ob denn der Weg auch der rechte ist. Wir sind alle verlorene Söhne mit oder ohne Titel und Amt... Diese Auffassung oder vielmehr die Stimmung, die in diesen Worten liegt, zu verkörpern, hat der Dichter den Roman geschrieben. Simon Siebenschein, ein Mediciner der ersten Achtzigerjahre, spricht es aus, nachdem er — der Einzige im ganzen Freundeskreis — seine Studien beendet hat. Seinen Bekannten ist es elend genug ergangen. Der hat den Keim seiner Krankheit in Armut und Zügellosigkeit bis zum frühen Tod gezüchtet, ein anderer ist der Trunksucht und dem Blödsinn verfallen, ein Dritter, der kühn und kräftig begonnen, als Subalternbeamter in einer kleinen Stellung untergekrochen, ein Vierter hat sich verspeculiert in tausend kühnen Versuchen und wird als Polizeispitzel in der damals aufblühenden socialdemokratischen Partei berüchtigt. Simon Siebenschein allein, der zweiflerische, kühle, nihilistische Jude, ist Doctor und ein fertiger Mann für seinen Beruf geworden. Aber gerade er spürt nun, da er am Ziele steht, stärker als alle Genossen den Schmerz des innerlichen Zugrundegehens in seiner Brust, nicht anders, als würde er alle die fremden Schicksale miterleben, und er allein mit Bewusstsein, mit der Erkenntnis des ganzen Jammers verlorener Jugendjahre. Ein müder, trauriger, frühgealterter Mensch, nimmt er als Letzter im Buch von uns Abschied... Diese Moll-Tonlage des Buches ist beabsichtigt, sie muthet vielleicht sogar zu absichtlich an. Eine Verallgemeinerung oder typische Deutung lässt diese Tragik auch gar nicht zu. David, der schon im „Höferecht" so viel Kunst an die Schilderung eines zugrunde gehenden starken Menschen gewendet hat, wollte eben ein herbes, schmerzvolles Buch schreiben; der Lyriker in ihm gab die Stimmung an, und dem Romanschriftsteller blieb es bloß überlassen, die Instrumentation mit Einzelheiten, mit Handlung und Nebenfiguren durchzuführen. Aber das Buch wird gerade erst dadurch so beachtenswert, dass diese Instrumentation so fein und voll gelang. Es ist ein Blühen und Duft darin, und man liest es mit starker Empfindung zu Ende.

Mit dem Leben der Studenten verbindet sich das Leben auf den weichen Teppichen der guten Salons, das Leben auf den schwebenden Eisencorridoren der Vorstadthäuser und in den von gelbem Gaslicht durchglühten Zimmern der Gastlocale. Einer unter Siebenscheins Collegen, eben jener verunglückte Schlaue, macht sich in allen diesen Kreisen heimisch und — unmöglich. Das gibt dem Dichter zu den fesselndsten Abschweifungen Gelegenheit, in diesen liegt ein Hauptstück seiner Kunst. Er lässt Personen in unscheinbarer Zufälligkeit auftreten, und sie gehen uns nicht mehr verloren. Immer wieder nimmt er sie auf, mit einem liebevollen Interesse, das sich in der ungezwungensten Weise auf den Leser überträgt. Und dabei mit einer unerbittlich sachlichen, realistischen Psychologie, die augenscheinlich an Grillparzer geschult ist und nur manchmal in einer allzu theoretischen, nüchternen Art der Analyse verläuft. Hinter jedem Menschen, welche Rolle immer er im Buche spielt, steht — echt Grillparzerisch — ein Geheimnis, und den Dichter sehen wir in unermüdlichen, unerwarteten Gängen der Phantasie forschen und suchen, auch irren zuweilen und ein oder das anderemal in einem blitzenden Augenblick das Entscheidende finden. Diese Geheimnisse seiner Gestaltung verschlingen sich ineinander, und das Ganze erhält mit alledem eine tiefe Perspective, eine einheitliche Stimmung, die nachzitternd wirksam bleibt. Das ist das eine der David'schen Kunst. Das andere ist die Zusammenstimmung der äußeren Farben: der Menschen, der Landschaftsbilder, der Zeitcharakteristik. Das Wien der Achtzigerjahre ist als Rahmen um das Ganze gezeichnet, und alle nationalen Eigenarten, die sich in seinen Helden ausprägen — neben dem Juden im Deutschschlesier, im deutschen Alpenländer, im Czechen — sind mit ebensoviel Betonung wie Discretion verwendet. Geht man zum Schluss noch tiefer ins Detail, dann wird man freilich auch die Schwächen Davids wiederfinden, die wir schon aus manchen seiner Novellen kennen: seinen gespreizten Dialog, seine gezwungene, übertriebene psychologische Schlussfolgerung. Manchmal bemüht er sich vergeblich, eine grelle, sachliche Nuance und seine warme lyrische Sprache in stilistischen Einklang zu bringen. Aber das Buch ist doppelt stark, denn es besiegt diese Hindernisse.

Alfred Gold.

---

# Die Woche.

### Volkswirtschaftliches.

## Die Wiener städtischen Elektricitätswerke.

Vergangenen Freitag, also fast eine Woche, nachdem unser Artikel über die „städtischen Elektricitätswerke" erschienen war, haben sich das „Deutsche Volksblatt" und die „Deutsche Zeitung" veranlasst gesehen, auf denselben zu antworten, zu spät, als dass wir noch in unserer letzten Nummer von diesen Entgegnungen hätten Notiz nehmen können. Der sachliche Inhalt der beiden Entgegnungen ist völlig der gleiche und sie unterscheiden sich untereinander nur dadurch, dass das „Deutsche Volksblatt" ungewöhnlich höflich ist, während die „Deutsche Zeitung" ihr ganzes Schimpfregister spielen lässt: „Jüdische Wochenschrift", „aus feigem Hinterhalt versendetes Pamphlet", „Verlogenheit", „bodenlose Lüge und Verleumdung" das fliegt nur so herum. In diesem Tone werden wir nicht antworten, denn nur wo Argumente fehlen, stellt zur rechten Zeit ein Schimpfwort sich ein. Darin sind beide Entgegnungen gleich, dass sie weder erwähnen, wo der Artikel erschienen ist, noch seinen Inhalt wiedergeben, und dies mit Grund, denn die Entgegnung kann überhaupt nur bei solchen Leuten verfangen, die unseren Artikel nicht gelesen haben oder ganz unfähig sind, derartige Fragen zu verstehen.

Zunächst behauptet die Entgegnung, dass die „Schuckert" Offerte nicht die theuerste, sondern die zweitbilligste gewesen sei. Das steht zwar auch im Stadtrathsbericht, ist aber, wie unser Artikel ausführte, eine Unwahrheit. Die „Schuckert" Offerte war die theuerste und sie wurde erst durch die „amtlichen Ergänzungen" zur zweitbilligsten. Von den „amtlichen Ergänzungen" ist in den Entgegnungen wohlweislich überhaupt

---

*) Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900.

**) Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler, 1900.

nicht die Rede. Diese amtlichen Ergänzungen, welche bei dem Project der Union-Baugesellschaft gegen deren ausdrücklichen Protest erfolgten (siehe Stadtbauamtsbericht, Seite 4), erfolgten bei den übrigen Offerten überhaupt ohne Wissen der Offerenten, da mit diesen gar nicht verhandelt wurde. Derartige Ergänzungen sehen daher Fälschungen sehr ähnlich.

Ferner behaupten jene Blätter, wieder nach dem Stadtrathsbericht, dass die Schuckert-Werke die einzige Offerte für das Lichtwerk eingereicht haben, welche die Ausschreibebedingungen vollständig erfüllt habe. Das ist formell richtig, war aber auch für das Bahnwerk der Fall. Denn die Offertausschreibung war ja den Schuckert-Werken auf den Leib zugeschnitten. Erst die Offerte der Union-Baugesellschaft hatte die Organe der Commune belehrt, dass man die Sache in vielen Punkten ganz anders machen müsse. Und nach den Plänen der Union-Baugesellschaft wurde dann die Offerte der Schuckert-Werke in zahlreichen Punkten modificiert. Was das Lichtwerk anbelangt, so hat eben die Union-Baugesellschaft das einzig Rationelle offeriert, nämlich Bahn- und Lichtwerk in Einem, weil nur so angesichts der nicht gleichzeitigen höchsten Inanspruchnahme der Maschinen für die beiden Zwecke eine möglichst gleichmäßige und volle Ausnützung der Maschinen erreicht werden konnte. Da übrigens die Anlage des Werkes, ob für Licht- oder für Bahnzwecke, ganz identisch ist, genügte eine einfache Rechnung, um aus den Kosten des Bahnwerks die Kosten des Lichtwerks zu construieren, und das Stadtbauamt hat diese Berechnung in Tabelle VIII sogar thatsächlich zum Theile durchgeführt. Endlich ist die Offertausschreibung für das Lichtwerk überhaupt in einem viel späteren Stadium als für das Bahnwerk erfolgt, zu einer Zeit, wo schon feststand, dass die Gemeindeverwaltung unter allen Umständen den Schuckert-Werken den Bau übertragen werde, und es soll uns gar nicht wundern, wenn die Union-Baugesellschaft nur darum keine detaillierte Offerte für das Lichtwerk nach dem Wunsche der Gemeinde eingereicht hätte, weil sie wusste, dass die darin niedergelegten Erfahrungen wieder nur dazu dienen würden, dass die Schuckert-Werke daraus lernen und ihre Offerte darnach verbessern können.

Dann schreiben jene Blätter, dass der billigste Offerent eine Baufirma war, welche eine so große elektrotechnische Anlage überhaupt nie hergestellt hatte, ferner, dass die elektrotechnischen Hintermänner der Firma eine Berliner und eine Pester Firma waren, womit angedeutet werden soll, dass die Maschinen &c. im Ausland hätten hergestellt werden müssen. Nun, dass hinter der Union-Baugesellschaft eine Berliner Firma stand, die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, ist aus unserem Artikel bekannt, dass eine Pester Firma hinter ihr stand, ist unwahr, und, wie bereits in unserem Artikel erwähnt, hatte die Union-Baugesellschaft sich verpflichtet, fast alle Lieferungen an österreichische Firmen zu übertragen und speciell die elektrotechnischen wären von der Wiener Union-Elektricitätsgesellschaft ausgeführt worden.

Schließlich die Expertise, welche sich einstimmig für die Offerte der Schuckert-Werke ausgesprochen haben soll. Wer da weiß, wie solche Expertisen zustande kommen, die nur dazu einberufen werden, um die Beschlüsse der Gemeindeverwaltung zu decken, der weiß auch, was er von ihnen zu halten hat. Es ist aber gar nicht wahr, dass sich die Experten für die Schuckert-Werke ausgesprochen hätten. Sie sind darnach gar nicht gefragt worden; in den 48 Stunden, welche ihnen für das Studium und die Abfassung ihrer Gutachten Zeit gelassen wurde, hätten sie auch unmöglich sich über die umfangreichen Projectausfertigungen, Zeichnungen und Kostenvoranschläge ein Urtheil bilden können. Es wurde ihnen also nur eine Reihe von meist nebensächlichen Fragen vorgelegt, die sie nicht einmal schriftlich, sondern mündlich mit ein paar Worten zu beantworten hatten. Und es konnten nur solche Fragen vorgelegt werden, welche sofort beantwortbar waren: z. B. war sofort zu ersehen, dass die Dimensionen der Schuckert-Offerte in den in unserem Artikel erwähnten Theilen größer waren, und auf die Frage, ob die Betriebssicherheit der Schuckert-Offerte eine größere sei, konnten sie natürlich sofort nach Wunsch mit ja antworten, denn es ist klar, dass, wenn man z. B. ein Haus mit zwei Meter dicken Grundmauern baut, die Tragfähigkeit eine größere ist, als mit ein Meter dicken Mauern. Die Frage ist nur, ob es nöthig ist, so dicke Mauern, bezw. so starke Kessel, zu machen, und ob es angemessen ist, dafür drei Millionen hinauszuwerfen, und darnach wurden die Experten wohlweislich gar nicht gefragt. Und so wäre die Expertise wertlos, selbst wenn wirklich, wie jene Blätter behaupten, lauter erste und unabhängige Fachleute berufen worden wären. In Wirklichkeit war aber unter den vier Experten nur ein anerkannter Fachmann aus Wien, und speciell die zwei Experten aus Deutschland waren ausgesprochene „Schuckert-Männer“, von Schuckert vorgeschlagen und Leiter von Centralen, welche von den Schuckert-Werken errichtet wurden.

So zerfallen die wenigen Entgegnungsversuche in nichts, und zurück bleibt die von uns erhobene Thatsache, dass der Bau der Elektricitätswerke an den theuersten Offerenten vergeben wurde, dass die Offerte der Union-Baugesellschaft um etwa drei Millionen Kronen billiger war, dass, um diese Differenz zu vermischen, die Concurrenzofferten „amtlich“ auf die ungefähre Höhe der Schuckert-Werke ergänzt wurden. Ebenso bleibt es wahr, dass dieses Resultat von Anfang an feststand, weil die Commune mit den Schuckert-Werken und der Länderbank verhandelt war durch die großen Vorschüsse, welche die Länderbank gewährt hatte, und weil einflussreiche Parteimitglieder ein Interesse an dem Sieg der Schuckert-Werke hatten. Diese persönlichen Beziehungen werden zwar von der „Deutschen Zeitung“ ganz allgemein als Verleumdung erklärt, das „Deutsche Volksblatt“ dementiert nur für Dr. Wähner und Dr. Manreder, indem es mit unfreiwilliger Ironie schreibt, dass „sowohl Dr. Wähner als auch Dr. Manreder in der Tramway- und Elektricitätsfrage so offen vorgegangen sind, dass jedermann sich selbst leicht ein Urtheil über ihre verdienstvolle Thätigkeit bilden konnte.“ Allerdings, und auch wir haben ein Urtheil über diese „verdienstvolle“ Thätigkeit. Dr. Manreder war ganz offen der wohlbezahlte, kaum mehr als nominelle Bauleiter der Fabrik der Schuckert-Werke; und wenn die Beziehungen der „Deutschen Zeitung“ und des „Deutschen Volksblatt“, der Blätter des Herrn Dr. Wähner und des Herrn Bergani, den das „Deutsche Volksblatt“ in diesem Zusammenhang doch nicht ungenannt hätte lassen sollen, zu den Schuckert-Werken und der Länderbank weniger offen waren, so waren sie darum nicht minder verdienstvoll.

**Walther Federn.**

* * *

Wieder Einer: nämlich ein abgekrachter österreichischer Minister, der sich seine Ministerpension durch eine reich dotierte Verwaltungsrathsstelle ergänzen lässt. Der ehemalige Minister für Galizien im Cabinet Thun-Kaizl, Herr v. Jendrzejowicz, ist in der Generalversammlung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn zum Verwaltungsrath erwählt worden. Dem Armen war man auch wirklich eine Entschädigung schuldig. Seit dem Krach der Galizischen Sparcasse konnte er seine wertlosen Wechsel nicht mehr in dieser Ablagerungsstelle für politische Wechsel unterbringen. Beim Verkauf seines Gutes an die „Ila“, von dem in diesem Blatte die Rede war, musste er sich infolge des Aufsehens, das die von uns erzählte Gutskaufgeschichte hervorrief, einen beträchtlichen Abstrich von der ursprünglich beanspruchten Verkaufssumme gefallen lassen. Und da die Nordbahn von denselben Herren beherrscht wird, welche das Geschäft mit der „Ila“ für Herrn v. Jendrzejowicz vermitteln wollten, so ist es ganz natürlich, dass sie ihm den Mindererlös seines Gutes durch eine von der Nordbahn bezahlte Rente ersetzen. Wozu würde man auch österreichischer Minister, wenn man nicht dadurch die Aussicht gewänne, sich von irgend einem Finanzunternehmen ausreichend versorgen zu lassen?

rh

## Kunst und Leben.

Wie wir Feste feiern: auch das zu betrachten wird die Culturgeschichte unserer Zeit versucht sein. Der wunderschöne Monat Mai brachte, wie jedes Jahr, auch in diesem die richtigen Beiträge dafür. Da werden die Gärten Mitteleuropas erschlossen, von springenden Knospen wird ein Heine'sches Lied gesummt, und Wien veranstaltet seine unvermeidlichen Frühlingsabende zu wohlthätigem Zweck. Für katholische Kirchen oder für deutsche Schulen in Böhmen, schlimmsten Falls sogar für einen so sanften Zweck wie die „Urania“, gleichviel wofür, wir feiern Feste — darauf kommt es an — wir öffnen unsere Gartenthore mit Tourniquets und kleiden unsere Mädchen so, dass man's nächsten Tages in der Zeitung duftig nennt. Da lacht aus hundert glitzernden Pavillons die Gesellschaft ihr perlendes Lachen, und da drängt sich mitten drin das Volk, gafft bewundernd und studiert Zelt für Zelt blumenverkaufende Adelsgeschlechter. Denn Adelsgeschlechter verkaufen in der That hier Blumen, wenn nicht gar Ansichtskarten und Schinkenbrote: der Zweck verlangt Mittel. Die Comtesse neigt sich über die Brüstung und hypnotisiert mit flehenden Lippen einen Schneidergehilfen, und der Schneidergehilfe kauft zwar nichts, aber indem er sich errötend hinter'm Ohr kraut, trägt er doch auch etwas vom stolzen Bewusstsein des zwanzigsten Jahrhunderts in sich fort. Und die Revolution geht noch weiter. Cavaliere, sogar solche „von die Dragoner“, stehen auf Sesseln und bieten die Schätze ihrer Zeltdamen feil, als da sind Schnupftücher, holländische Waffeln und Volkshemden im Dutzend. Vor dem einen Zelt ist man so genial, das Geschäft in der Form einer Lotterie zu betreiben. Der Dragonerlieutenant ruft selbst die Nummern aus, unglaublicher Spass! Er ist ganz echauffiert von jeder Ziffer und klammert sich zur Erholung immer wieder mit den Augen an die anwesenden Theilhaber seines Stammbaums: „Comment! Vous ne riez pas . . .?“ Ja, seine Laune wächst sogar, und er sagt zum Schneidergehilfen in beherztem Deutsch: „Sie hab'n nix gewonnen.“ Nix — wie reizend! Eine Näherin erglüht über dieses Nix und erklärt es mehreren anderen, die darüber verwundert sind, indem sie flüstert: „Das ist nämlich der Graf . . .“ Der Name verhallt, aber man wundert sich in der That nicht mehr.

*

In Wiesbaden feiert der deutsche Kaiser den Mai mit Festspielen im Theater. Mit der wienerischen Volksgaudé im Stil der Congresszeit soll diese Einrichtung nicht verglichen werden; sie ist vielmehr mit ihrem neudeutschen Cäsarismus eine ganz eigene Sache für sich. Vielleicht echter und starker und jedenfalls weniger kleinlich. Aber auch sie trägt ihre Lächerlichkeit in sich, mit ihrem Costümwahn verräth sie's. Fanfarenbläser müssen sich in die Kriegertrachten Friedrich des Großen stecken, um den Hof im Theater zu empfangen; ich glaube, Friedrich der Große seinerseits dürfte sich kaum mit Costümpuppen zu verherrlichen gesucht haben. Es liegt Kleinheit in dieser falschen Größe, und es liegt ein Symptom in dieser Kleinheit. Das ganze Festspiel scheint sich darin zu spiegeln: mit seinen alles vernichtenden Decorationskünsten, mit seinen scheinbar großen Darstellungswerten und seinen schrecklich mesquinen Bearbeitungen. K. M. v. Weber und Schiller stehen auf dem Zettel, aber Hofdramaturgen und andere Vertreter der Inferiorität ändern schon rechtzeitig die Weise. Leibmusicus und Leibverfasser sorgen dafür, dass die immerhin riskanten Erzeugnisse der nicht gehörig instruierten ursprünglichen Verfasser auch wirklich gut ausfallen, und wenn Serenissimus in die Loge tritt, kann er mit wohlwollender Freude einen temperierten Genuss erwarten. Das luxende Publicum mit ihm. So feiern wir Feste.

*

Es gibt auch echteren Ehrgeiz. In den allerletzten Tagen hat unsere Kunstschule für Frauen und Mädchen ihr Atelier zu einer Ausstellung geöffnet. Dieses Atelier liegt knapp unter der Dachtraufe eines hohen Kärntnerstraßen-Hauses, hat ein paar gute Oberlichtsäle und gibt in einem luftigen Erker Ausblick über alle Firste und Kamine der Stadt. Einem Poeten solcher Stadt-Landschaften, etwa Rudolf Alt, wäre diese Kunstwerkstatt am Ende selber ein Stück Natur, aus dem man schöpft. Heute will sie aber anders betrachtet sein. Wir sollen der Schule, ihren Lehrern und ihren Schülerinnen, die Eindrücke sagen, die ihre Leistungen geben. Sagen wir sofort, dass der Gesammteindruck ein heller, freudiger, zukunftverheißender ist. Dass dieser Verein eine gute That ist, sehen wir sofort, wenn wir seine Räume betreten. Man weiß hier vor allem eine Ausstellung intim und liebenswürdig zu arrangieren. Zwischen Leinen, auf überſehbaren Wänden ist alles untergebracht, dem Beschauer ergeben sich mühelos Ruhe- und Sitzpunkte zur Betrachtung, und die

Frauenhände vergaßen nicht, Syringen und Blattpflanzen über Rohrtischchen und Polsterecken sich gruppieren zu lassen. So gut wirkt diese Ausstattung, dass man nicht ungern darauf verzichten möchte, das Gesammtbild durchs Detail zu zerstören. Aber wir dürfen's nicht verschweigen: bei näherer Prüfung können von den versammelten Schätzen nicht allzuviele bestehen. Die Plastik, der Act — übrigens fast nur nach männlichem Modell — und die naturalistische Blumenstudie sind die starke Seite; die Studienköpfe hingegen mit ihrer unwahren sensationellen Charakteristik, die Landschaften und Stillleben in Oel und — das Letzte, das Aergste — die decorativen Entwürfe hätten Ateliersgeheimnis bleiben sollen. Und nicht einmal das: denn die Professoren müssten doch, genau genommen, auch Censur üben. Frau Tina Blau, selber eine feine Künstlerin, kann es auch gewiss, wenn sie will, und bei Michalek und Kauffungen liegt zumindest kein Gegenbeweis vor. Am.

## Bücher.

Wilhelm Bölsche: Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, herausgegeben von Dr. Gustav Diercks. VIII.)

Langsam neigt sich sein Lebenstag seinem Ende zu. Noch umflammt die Sonne die Höhen des Ruhms, aber schon fühlt das Herz die matten Schleier des Abends. Nun weiß es: es gilt den Abschied. Doch es schlägt noch lebendig, in Vollkraft, und so will es auch im Abschied alle Fülle ausströmen lassen. Vor Jahresfrist hat Haeckel sein „philosophisches Testament" veröffentlicht. Der nahezu Siebzigjährige denkt an den Abschied, aber kaum an den Frieden. Er hat noch so vieles zu sagen, das er sagen muss, unbekümmert um Leid und Lust, und mit all der ungebrochenen Kraft, die ihn immer kämpfen und siegen und wieder kämpfen hieß, schreibt er seine „Welträthsel", die den Streit von Neuem entfachen; der alte Recke will nicht den Strohtod sterben. Es ist wahr, der Kampf um die Haeckel'schen Anschauungen wirft nicht mehr so ferne Wellen wie vor Jahrzehnten; der heutigen Generation erscheint vieles als selbstverständlicher Besitz, was Haeckel und andere für sie erst erwerben mussten; Undankbare, sind wir leicht geneigt, nur das zu sehen, worin Haeckel irrt. Aber immerhin, mag uns die Sache selbst auch ferner stehen, so interessiert der Kampf schon um der Persönlichkeit willen, deren Name eine Weltanschauung bezeichnet, freilich mit den Verkürzungen und Verzerrungen eines jeden Symbols. Wer uns die Persönlichkeit näher rückt, der gewinnt uns auch für die Sache des Kämpfers: in Bölsche ist Haeckel solch ein Helfer erstanden. Das Lebensbild ist mit ebensoviel Liebe als Geist und Sachkenntnis geschrieben. Man kennt ja den Stil Bölsches, in dem sich poetische Fülle und wissenschaftliche Klarheit durchdringen; seine Art streift manchmal ein bisschen an Manier, aber es ist gute Manier, eigene Manier. Die Kunst, mit der Bölsche den Inhalt der schwierigsten Fachwerke auseinandersetzt, lässt beinahe die Befürchtung aufkommen, der Leser werde sich die Mühe ersparen, jemals das Original selbst in die Hand zu nehmen; aber die Wunder, die Bölsche aufzeigt, erwecken die Sehnsucht nach dem Quell, aus dem diese Schönheit fließt. Faraday hat einmal gesagt, Popularisierungen der Wissenschaft könnten höchstens den Zweck erfüllen, dem Laien zu zeigen, dass er nichts wisse. Bölsche bringt doch mehr zustande. Er lässt nicht nur das Verlangen nach dem Wissen aufsteigen, er erfüllt uns auch mit Liebe zu dem, der zuerst das Wasser aus dem Stein geschlagen. Und die Liebe hilft auch im Kampf der Meinungen.

D. Bach.

Dr. Karl Siegel: Entwickelung der Raumvorstellung des menschlichen Bewusstseins. Eine psychologische Analyse. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1899. 52 S.

Das Schriftchen gibt in geschickter Gliederung eine in ihrer Vollständigkeit, wie in ihrer Correctheit musterhafte Sichtung alles dessen, was die Wissenschaft über die Raumvorstellung bisher uns zu sagen weiß. Die Auslese unter den sich herandrängenden Meinungen und Deutungen vollzieht Siegel allerdings durchaus in subjectiver Weise, und manchmal wohl ein wenig apodiktischer, als es auf so knappem Raume, bei solcher Beschränkung der Discussion rathsam ist. Doch sind die Quellen der gegentheiligen Anschauungen — zu denen der Referent in recht zahlreichen Punkten, wie zum Beispiel den geometrisch-optischen Täuschungen, dem Aufrechtsehen und anderen sich offen bekennt — gewissenhaft citiert, so dass der Leser selbständig ohne große Mühe die Fragen weiter verfolgen kann. So könnte man dem kritischen Sammelreferat uneingeschränktes Lob spenden, wenn nicht der Stil zu Bedenken Anlass gäbe. Nicht dass er unschön wäre; aber ich kann mir denken, dass eine derartige Eindämmung der Erörterung bis zur concentrierten Mutterlauge von doppelt ineinander geschachtelten Parenthesen dem nicht ganz eingeweihten Leser ein gelindes Grauen einflößen muss. 25 Seiten mehr machen das Buch nicht unhandlicher, aber sicher viel brauchbarer. Hoffentlich beherzigt eine Neuauflage den gutgemeinten Rath; die Vorbedingung dazu: ausgiebige Verbreitung, wünsche ich der Schrift aufrichtig.

Ernst Gystrow.

Elsbeth Meyer-Foerster: Also sprach — eine Frau. Liebesnovellen. Berlin, Karl Dunckers Verlag, 1900. 241 S.

Glücklicherweise kennen wir Elsbeth Meyer-Foerster und brauchen uns nicht irre machen zu lassen durch den absichtlichen Titel des Buches, der eine Paradestellung gegen Nietzsche affectiert, noch durch die ebenso symmetrische Umschlagzeichnung, die auf das weibliche Stadtbahnpublicum III. Classe zu speculieren scheint. Es ist eine bescheidene und ehrliche Poesie in den elf Skizzen und Erzählungen, die sämmtlich Liebesprobleme der weiblichen Psyche behandeln. Die am breitesten ausgesponnene Novelle „Stascha" weist kräftige Züge und enthält sogar die Keime eines größeren Romans, wird aber leider durch einen plötzlichen, allzu liebenswürdigen und blasslichen Schluss um ihr Bestes gebracht. Ueberhaupt begnügt sich die Verfasserin gern mit Skizzen, die, wo sie auf Stimmung gearbeitet sind („Herbst im Frühling"), künstlerischen Genuss gewähren, wo das aber nicht der Fall ist („Die Gesegnete"), wegen ihres Mangels an eigentlicher psychologischer Tiefe den Leser unbefriedigt lassen. Eine Perle ist „Die kleine Irre", die Erzählung von einem blödsinnigen Kinde, das im Garten eines Gefangenhauses gleich einem Thiere herumkriecht und dennoch ein Seelchen hat: Einer von den Gefangenen beschäftigt sich mit ihr, spielt mit ihr, und sie wird zuthunlich und zahm wie ein kluges Hündchen. Endlich ermöglicht sie dem Freunde eines Tages mit jenem eigenthümlichen Instincte der Irrsinnigen seine Flucht; als er aber verschwunden ist und nicht wiederkehrt, wird sie wieder das schreiende und ungeberdige Thier, das sie vorher war. Um dieses entzückende Geschichtchen mag manch ein Berühmterer Frau Elsbeth Meyer-Foerster beneiden.

Gustav Kühl.

Arno Holz: Revolution der Lyrik. Berlin, Johann Sassenbach, 1899.

In dem Vorworte zu dieser Geschichte des Kampfes um das neue lyrische Princip hebt Arno Holz hervor, er sei als ein Mann, der die Dinge bereits perspectivisch sehe, zu dieser Publication genöthigt worden, um sich und anderen zu helfen; Deutschland habe seit Lessing keinen Kritiker; die Herren heute seien nur Recensenten. Das Heft selbst enthält persönliche und kritische Bekenntnisse mannigfacher Art, Verse von Arno Holz aus seiner früheren reimfrohen und seiner jüngsten, wie man weiß, reimfeindlichen Zeit, Gedichte und Vertonungen seiner Schule, Polemiken und Repliken, den Lesern dieser Blätter zum Theile bekannt, dazwischen die Selbstanzeige zum „Phantasus", welche wohl das Holz'sche Princip am klarsten formuliert: „eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdrucke ringt". Das alles wird, in den Argumenten nicht sehr tiefgründig, in jenem bald fidel-burschikosen, bald lehrhaft-überschwänglichen Tone vorgebracht, mit dem man bekanntlich vor mehr als einem Jahrzehnt die „Revolution der Literatur" überhaupt herbeizuposaunen versuchte. Stellt man diese flackernde Darstellung der tiefen Sachlichkeit, Würde und überlegenen Eleganz Lessing'scher Polemik gegenüber, so wird man Arno Holz einstweilen noch nicht als Thronfolger auf dem kritischen Stuhle Lessings betrachten. Für und gegen die Holz'schen Theoreme selbst ist gleich nach dem Erscheinen des „Phantasus" so vieles, freilich oft von unzuständiger Seite, angeführt worden, dass dem unbefangenen Beurtheiler wenig zu sagen verbleibt. Ich möchte nur noch zu dieser Frage auf ein historisches Moment hinweisen. Wenn Arno Holz Lessings Schatten herbeiruft, wohl um anzudeuten, dass nun die deutsche Lyrik reformiert werden müsse, wie Lessing das deutsche Drama reformierte, so hat er Eines nicht gewürdigt: dass vor dem Auftreten Lessings, von geringen Ansätzen abgesehen, kein nationales Drama in Deutschland bestand. So ward es einem Kunstrichter möglich, durch Verpflanzung jener Form des Dramas, die bei einem benachbarten und stammesverwandten Volke bereits zu höchster Blüte gekommen, auf heimischen Boden unser „Nationaldrama" großen Stils einzuleiten. Diese Form des shakespearisierenden Dramas, dem deutschen Wesen nicht eigenthümlich, sondern ihm künstlich aufgedrängt, mochte wieder von einer neuen Technik abgelöst werden — von der Technik des naturalistischen Dramas, wie es eben von Holz und Schlaf begründet wurde. Anders die deutsche Lyrik, die national-eigenthümlichste Kunst, deren Tradition fast bis in die Anfänge unserer Sprache zurückreicht! Trotz Arno Holz wird die deutsche Volksseele nicht aufhören, in Reimen zu dichten, ein „traumhaftes Brüderwort" wird das andere suchen, und auch die Kunstpoeten werden sich mit Verlaub ihres alten Rechtes nicht begeben. Nothwendig war es nur, gegen die durch die Epigonenlyrik gebundene, starr und steif gewordene „alte Form" einmal Revolution zu erheben. Die Discussion darüber temperamentvoll und geistreich angeregt zu haben, bleibt das nachhaltende Verdienst Arno Holz'!

Paul Wertheimer.

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski: Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Leipzig, Eugen Diederichs, LXIII u. 467 S.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, gerade jetzt den denkenden Lesern zusammenstellend vorzuführen, was die deutsche Romantik in der Lyrik an heute noch Lesenswertem geschaffen hat — gerade jetzt, wo hinsichtlich der Ziele und der zulässigen „Betriebsmittel" der Lyrik wieder die verschiedenen Meinungen geräuschvoll aneinanderprallen. Und wir können es den Herausgebern nur danken, dass sie nicht nur das ihrer Meinung nach Beste ausgewählt, sondern auch dem lediglich Typischen und Charakteristischen Raum gegeben und insbesondere die Auswüchse der Romantik nicht unterschlagen haben. M. B.

## Revue der Revuen.

„Die Frau" (Mai). Ein Artikel von Felix Poppenberg über Fanny Lewald, von der kürzlich, im Verlag ihres Neffen Heinrich Minden, ein nachgelassenes Buch erschienen ist. Hört man den Namen „Lewald-Stahr" so löst sich sofort die Vorstellung von etwas Säuerlich-fadem, Schöngeistig-Humanitärem in uns aus, das Bild der ästhetischen Thees wird lebendig, und beifällig erinnert man sich des Namens „das zweigeschlechtliche Tintenthier", den Gottfried Keller dem Ehepaar Lewald-Stahr ingrimmig beigelegt. Liest man aber den eben erschienenen Band „Gefühltes und Gedachtes", eine Art Tagebuch, das mehr die inneren als die äußeren Erlebnisse eines halben Jahrhundert (1838–88) umfasst, so tritt einem eine ganz andere Erscheinung, als die Fanny Lewald der Tradition entgegen. Eine praktische, concrete Lebensanschauung, ein herb männlicher, entschlossener Mensch spricht daraus, und das sentimental weichliche Element kommt seltsamer Weise nur in Beziehung auf ihren Gatten zum Durchbruch. Entschieden war er der weibliche von den beiden, der auch sie entnervte, und gleich bei ihrer Verwitwung besinnt sie sich auf die eigene Persönlichkeit und bricht ein, ihr Leben wieder „kräftig und selbständig" in die Hand zu nehmen. Sie vertheidigt auch das Recht der Selbstsucht und vor allem — mit alttestamentarischer Härte — das

auf Hass und Vergeltung. Sehr streng im Beurtheilen der weiblichen Schwäche und Untüchtigkeit, plaidiert sie für eine zweckmäßigere Erziehung und spricht von Recht und Pflicht der Frauen auf Arbeit und erweiterte Berufe. — Der Gefängnisdirector Küstow schreibt über den jetzigen Stand des Strafvollzugs an jugendlichen, weiblichen Gefangenen, das sind Mädchen zwischen zwölf bis achtzehn Jahren. Begreiflicherweise erfordern diese eine besonders kluge und vorsichtige Behandlung, wenn dauernde günstige Erfolge bei ihnen erzielt werden sollen. Man wendet die weitestgehende Milde an, um den jugendlichen Delinquentinnen womöglich wieder den Rückweg zu einer ehrbaren Existenz zu eröffnen. Man trachtet theilweise durch geistlichen Zuspruch, mehr aber noch durch einen regelmäßigen Schulunterricht, an dem alle ausnahmslos theilnehmen müssen, auf sie zu wirken. Seit einiger Zeit stehen die jugendlichen Verbrecherinnen in Preußen ausschließlich unter weiblicher Leitung. Sowohl die Aufsicht und Oberaufsicht als die Verwaltung liegen in weiblichen Händen, und man hat neuestens sogar den Versuch gemacht, die Stellen der Secretäre und Inspectoren mit Damen zu besetzen, ein Versuch, dessen Erfolg sich vorläufig noch nicht beurtheilen läßt. Ueberraschend und erfreulich ist es zu hören, dass die entlassenen Sträflinge in Preußen keinem besonderen Vorurtheil begegnen, so dass es der Gefängnisverwaltung fast immer möglich ist, ihnen in Berlin oder auf dem Lande Dienstposten zu verschaffen.

**„Revue scientifique."** Louis Viguon schrieb jüngst über französische Colonialpolitik. Viel wichtiger als auf neue Erwerbungen auszugehen wäre es für Frankreich, seine Colonien praktisch durch Handel, Industrie und Ackerbau auszunützen und das eingeborene Arbeitermaterial zur Verwertung der natürlichen Hilfsquellen heranzubilden. Dazu wäre sowohl Capital als Zuzug von intelligenten, französischen Elementen erforderlich. Mit beiden aber sieht es in Frankreich schlecht aus. Den 260.000 englischen und den 200.000 deutschen Auswanderern, die jährlich durchschnittlich übers Meer gehen, stehen in Frankreich etwa 25.000 Auswanderer gegenüber, und auch die wenden sich nicht nach den französischen Colonien. In Tonking wie am Congo liegt der Handel zumeist in den Händen englischer und deutscher Kaufleute, während in Haiti Deutsche und Amerikaner überwiegen. Die französischen Capitalisten ziehen es dagegen vor, ihr Geld in Spanien, Italien und Russland anzulegen und zeigen keine Neigung, mit den außereuropäischen Völkern in Handelsverkehr zu treten. Der Verfasser schlägt vor, diesen Uebelständen dadurch abzuhelfen, dass man durch häufige Vortragscurse und Flugschriften das allgemeine Interesse auf die Colonien und ihre Verwertung hinlenkt.

Im Märzheft der **„Revue des Revues"** besprach Dr. L. Caze das mittlerweile auch schon durch die Tagespresse kritisierte neue „Verfahren zur Heilung der Tuberculose", das von den Pariser Professoren Héricourt und Richet entdeckt wurde. Es besteht in der Einimpfung von tuberculösem Blut in Hunde, deren Blut dann wiederum die Krankheit im Menschen lindere oder ganz heile. Die mehrjährigen Versuche sollen ein günstiges Resultat ergeben haben, und so bleibt zu hoffen, dass die Zahl der jährlich durch Tuberculose Hingerafften, die sich in Frankreich allein auf 150.000 beläuft, eingeschränkt werde. Man hat es Rousseau oft zum Vorwurf gemacht, dass er, der in „Emile" die Pflichten der Eltern predigte, seine eigenen Kinder in ein Findelhaus gab. Die Legende dieser Kinder zerstört Fredrica Macdonald und zeigt, dass sie eine böswillige Erfindung seiner Neider und Gegner war, die ihm den Rest seines Lebens verbittert hat. — Das Zurückgehen der französischen Sprache in Belgien constatiert ein Artikel von Gaston Derus. Während sich noch 1880 das Vlämische und Französische gleich gegenüber standen, zeige sich nach dem Stande der Volkszählung vom 31. December 1898 bei 6,669.732 Einwohnern ein Uebergewicht der deutsch und vlamisch sprechenden Bevölkerung um etwa 318.760 Personen. War früher die französische allein die Amtssprache, so sei jetzt das Vlämische an seine Seite getreten. Alle Gesetze müssten in beiden Sprachen ausgefertigt werden. Frankreich hatte dagegen allen Grund, durch Unterstützung der französischen Literatur Belgiens das stammverwandte Element im Nachbarland zu stärken. — — Das Aprilheft bringt einen scharfen Artikel über das Martyrium der armenischen Gefangenen in Kleinasien und den anderen türkischen Provinzen. Mit Recht hat Gladstone den Sultan den „gekrönten Mörder" genannt, und es sei erstaunlich, dass der Präsident einer Republik, deren Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" ist, sich nicht scheue, aus solchen Händen einen Orden anzunehmen. — Indiscretionen aus der Bibliothek Sarceys theilt Louis Forest mit. Der Kritiker erhielt hunderte von Büchern zugesandt. Interessant sind die Widmungen oder Begleitschreiben, freilich zumeist von Namen zweiten oder dritten Ranges. Der eine widmet das Buch dem „Gott der Kritiker und dem Kritiker der Götter", ein anderer schreibt „Zitternd aber nicht ohne Hoffnung". Catulle Mendes setzt höhnisch die Verse eines Spottgedichtes auf Sarcey auf die erste Seite seines Buches.

**„Contemporary Review".** Februarheft. Die Theilnahme der französischen Frauen an der Industrie ihres Vaterlandes schildert unter Beibringung eines reichen statistischen Materials ein Artikel von Ada Cone. 1866 betrug der Procentsatz der in den Fabriken beschäftigten Frauen 23·1, heute ist er auf 33·1 gestiegen, in Zahlen: 1,650,156 Männer und [illegible] Frauen. Dies gilt für ganz Frankreich, während der Procentsatz der arbeitenden Frauen für Paris allein 35 Procent beträgt. Nach den einzelnen Kategorien ist die Betheiligung am stärksten in der Textilindustrie mit 62 Procent, was einen Rückgang gegen über dem Jahre 1872 [illegible]

# Die letzten Striche.

Von W. K. Clifford.

(Schluss.)

III.

Im Atelier brannte ein Riesenfeuer; auf der Staffelei befand sich ein Stück Leinwand, das für ein Brustbild reichte, auf dem kleinen Podium stand ein Sessel. Carbouche erwartete Lady Harlekston und gieng im Atelier auf und ab.

„Frau Gräfin," sagte er zu sich selbst. „Madeleine! — Egyh", kam es schmerzvoll von seinen Lippen; „sie trägt vielleicht noch die Eichhörnchenboa um den Hals; aber der wird wohl jetzt anders sein, als vor dreiundzwanzig Jahren. Mein Gott! — —"

Er blieb vor der großen Malermappe in der Ecke stehen und zog das Bild hervor; es stellte ein paar Kastanienbäume in einem Walde vor und einen jungen Mann, der es versuchte, in das Gesicht eines jungen Mädchens zu sehen, das sich von ihm abwendete. In einer Ecke stand: „Marly, 18—"

Seufzend stellte er es zurück und gieng wieder auf und ab.

Da öffnete sich die Thür, und eine hochgewachsene, anmuthige Dame trat ein. Carbouche verbeugte sich vor ihr, und sein Gesicht nahm einen harten Ausdruck an, aber er betrachtete sie neugierig und suchte ihre Züge durch den Schleier, der sie verhüllte, zu unterscheiden.

„Guten Tag, Monsieur Carbouche, welch ein Vergnügen, Sie wiederzusehen!"

Ihre Stimme hatte einen leisen, süßen Klang, und sein Herz klopfte ihr entgegen, aber er biss die Zähne aufeinander. Dann antwortete er steif: „Guten Tag, Frau Gräfin, ich werde also die Ehre haben, Sie zu malen."

„Es ist zu liebenswürdig von Ihnen, meinen Wunsch zu erfüllen," sagte sie und trat einen Schritt näher.

Seltsam bewegt lauschte er dem Rauschen ihres Kleides.

„Das Malen ist mein Geschäft, Frau Gräfin," erwiderte er.

An der Thür stand eine nette Kammerzofe; fragend blickte Carbouche zu ihr hinüber.

„Das ist Susette," erklärte Lady Harlekston, „sie wird meine Toilette ein wenig richten."

Dann blickte sie Carbouche an und sagte: „Wie seltsam ist es doch, Sie wiederzusehen! Wie oft habe ich mir gewünscht — —"

„Wenn Sie bereit sind, Frau Gräfin, wollen wir sofort beginnen."

„Ach ja! Wir dürfen Ihre kostbare Zeit nicht verschwenden, Susette!"

Sie hatte den Mantel auf und reichte ihn der Zofe. Mit einem wahren Heißhunger sah ihr der Künstler zu. Sie war schlank, wenn sie auch dreiundzwanzig Jahren nicht mehr mädchenhaft aussah; ihre Bewegungen waren noch ebenso anmuthig, wenn auch frauenhafter, wie einst. Als die Zofe den Schildkrotpfeil aus dem Schleier zog, sahen seine scharfen Augen sofort, dass das Haar immer noch goldblond war, aber nicht mehr so glänzend und weich.

„Ich hab' mich sehr verändert, nicht wahr?" fragte sie, und ihre Stimme hatte etwas Rührendes, während ihr Lächeln ihn aufzufordern schien, ihr zu widersprechen.

Aber er antwortete traurig-ernst: „Gewiss, Frau Gräfin, wir haben uns beide verändert — Sie sind Lady Harlekston und ich bin ein alter Mann geworden."

„O nein, nicht alt," sagte sie mit einem Lächeln, das gewinnend sein sollte.

Ein Widerwillen überkam ihn, und als er plötzlich ihr Gesicht erblickte, da erfüllte ihn etwas wie Hass. Die Augen, die ihn anblickten, waren nicht mehr so blau wie einst und gar nicht mehr treuherzig, die Augenbrauen waren schön geschwungen und dunkler, als ihr Haar. Sie war nicht umsonst die Tochter einer Französin, sie verstand es, der Natur künstlich zu Hilfe zu kommen. Die Wangen waren rosig angehaucht, aber er runzelte die Stirn, als er sah, welcher Art die Röthe war; der Mund war nicht mehr so reizend geformt, die Lippen farblos — kurz, es war nicht wegzuleugnen: das Gesicht, das ganze Wesen der schönen, eleganten Frau hatte etwas Gekünsteltes an sich, Carbouche sah es wohl, es entgieng ihm nichts.

„Und jetzt können Sie gehen, Susette. In zwei Stunden — nicht wahr, Monsieur Carbouche? — also um ein Uhr können Sie wieder kommen, aber mit dem Wagen, denn ich werde müde sein."

„Sie kann auch warten, wenn es Ihnen lieber ist, Frau Gräfin."

„Ach nein, sie hat einige Besorgungen zu machen, und wir sind ja alte Bekannte, Monsieur Carbouche, und ich möchte — ich möchte" — sie zögerte, bis die Zofe sich entfernt hatte — „ein wenig mit Ihnen plaudern, das wäre in ihrer Gegenwart unmöglich."

„Pardon, Frau Gräfin,“ erwiderte er und winkte ihr, auf dem Sessel Platz zu nehmen, während er nach seiner Kreide suchte, „aber ich habe nicht die Ehre, ein alter Bekannter zu sein; Sie sind ja erst vor wenigen Minuten gekommen.“

„Ich dachte an alte Zeiten,“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Die gehen uns so wenig an, wie die Todten in ihren Gräbern. Jetzt müssen wir nur an Ihr Porträt denken — wollen Sie sich gefälligst ein wenig mehr dem Licht zuwenden?“ und er trat ein wenig zurück, um ihre Stellung zu prüfen.

„Hab' ich mich sehr verändert?“ fragte sie traurig.

„Die Zeit ist neidisch und raubt allen Menschen etwas,“ sagte er, während er zu zeichnen begann.

„Sie waren wohl überrascht, als Sie hörten, wen Sie malen sollten, Hen — Monsieur Carbouche?“

Sie corrigierte sich sorgfältig und beobachtete, welche Wirkung es auf ihn machte, als ihr scheinbar unwillkürlich sein Vorname entschlüpfte, aber er war noch steifer und zurückhaltender als vorher und antwortete: „Das Leben bringt viel Unerwartetes, Frau Gräfin, aber wenn man älter wird, überrascht einen selten mehr etwas.“

Eine Pause trat ein.

„Ist es Ihnen schwer, beim Malen zu sprechen?“

„Ich ziehe es gewöhnlich vor, zu schweigen, Frau Gräfin.“

„Ich sehne mich so sehr darnach, zu hören, wie es Ihnen gegangen ist!“

„Ich fühle mich sehr geehrt, Frau Gräfin,“ antwortete er kalt.

„Ich habe Ihre Carrière mit großem Interesse verfolgt.“

„Ich fühle mich sehr geehrt, Frau Gräfin,“ wiederholte er und fuhr in seiner Arbeit fort.

Lady Harlekston war beschämt, verwirrt. Auf seinem Gesichte war nur der Wunsch zu lesen, das Porträt zu malen; er arbeitete offenbar sehr rasch. Eine Stunde vergieng, und das Porträt war ziemlich weit vorgeschritten, aber Carbouche und Lady Harlekston standen genau so miteinander wie bei ihrer Ankunft.

Plötzlich wurde sie kühn.

„Sind Sie in der letzten Zeit einmal in St. Germain gewesen?“ fragte sie unvermittelt.

„Nein, Frau Gräfin.“

„Welch ein lieber Ort das ist!“ seufzte sie, „wie sehn' ich mich darnach, es wiederzusehen!“

„Das ist nicht schwer,“ antwortete er, „es ist nur eine Stunde von Paris entfernt, und die Züge verkehren häufig.“

„Es ist so voller Erinnerungen, es würde mich nur traurig machen,“ seufzte sie wieder.

Er schwieg.

„Und wie schön es ist!“ fügte sie hinzu.

„Jetzt nicht, Frau Gräfin,“ entgegnete er grimmig, „denn es ist Winter, und die Blätter sind von den Bäumen gefallen. Die Schönheit von St. Germain ist von den Blättern abhängig; wenn die fort sind, ist es kahl und hässlich. Ganz wie die Schönheit der Frauen; die haben auch gewöhnlich nichts Schönes außer ihrem Aeußeren.“

„Jugend und Sommer sind nicht alles,“ sagte sie in fast kläglichem Tone.

„Nein, Frau Gräfin; manchmal kommen einem mit dem Alter Erkenntnis und Weisheit, und im Winter hat man auch Zeit zum Nachdenken.“

Wieder trat eine Pause ein. Die Sitzung gieng ihrem Ende entgegen.

„Ich glaube, dass Sie sehr hart sind,“ sagte sie leise.

„Vielleicht,“ erwiderte er achselzuckend, „aber man kann seine Natur nicht ändern, des Menschen Gemüth ist sein Schicksal.“

„Ich glaube,“ sagte sie nachdenklich, „dass diese Härte unvermeidlich ist — bei einem Genie. So viele kostbare Dinge sind hart, der Diamant ist am härtesten.“

„Wie geistreich Sie sind, Frau Gräfin! Sie wären imstande, Einen mitten im Gefühle seines Unwerts stolz zu machen!“ entgegnete er, aber seine Stimme war nicht weicher geworden.

Einige Minuten schwieg sie; er streifte sich den Daumen an der Palette ab — die Sitzung war zu Ende. Neugierig blickte er sie und dann seine Arbeit an. Der Wagen fuhr vor.

„Verzeihen Sie niemals?“ fragte sie ihn schwer athmend.

Er sah ihr gerade ins Gesicht.

„Verzeihen? Oh ja, manchmal schon. So würde ich vielleicht auch einem Einbrecher verzeihen, der mich bestohlen hat, aber dann würde ich die Thür gut verriegeln.“

„Ich möchte so gern von der Vergangenheit sprechen,“ sagte sie und streckte ihm die Hände entgegen.

„Aber, Frau Gräfin, dies ist mein Atelier, und ich habe die Ehre, Ihr Porträt zu malen; mit Ihrer Erlaubnis wollen wir unsere Unterhaltung darauf beschränken. — Ah, da ist Ihre Zofe. Also Donnerstag um elf Uhr! Wenn wir fleißig sind, werden wir nach weiteren zwei Sitzungen fertig. Guten Tag, Frau Gräfin!“

IV.

Lady Harlekston saß dem Künstler zum letztenmale; das Porträt war fast vollendet. Es war ein Kunstwerk — hieß doch der Maler Carbouche, aber es war von einer peinlichen Genauigkeit, unbarmherzig wie ein Spiegel: das Gesicht auf dem Bilde war Lady Harlekston, wie sie leibte und lebte. Nichts war milder dargestellt: das Haar war matt und spröde, wie gefärbtes Haar immer ist, jede Falte in ihrem Gesicht war auf dem Bilde zu sehen, man konnte förmlich jedes Jahr ihres Lebens daran abzählen. Sie war verzweifelt! Das sollte als ihr Porträt in die Welt hinausgehen, dieses hergerichtete Gesicht, dem man seine zweiundvierzig Jahre so deutlich ansah, sollte alle Welt als ihr Bild zu sehen bekommen — es war schrecklich, es war eine Schande!

Sie versuchte mehrmals, ihm Vorstellungen zu machen, aber ihre Worte machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn, er war ihren Anspielungen absolut unzugänglich. Seine Blicke waren so durchdringend, dass sie darunter erglühte, und es ihr klopfend bis zum Halse heraufstieg; nichts täuschte ihn, ohne Mitleid, ohne Bedenken malte er unbeirrt, was seine Augen sahen.

„Werden Sie heute fertig?“ fragte sie ihn mit fast erstickter Stimme.

„Ich bin fast fertig, Frau Gräfin.“

„Sie haben alle meine Falten gemalt,“ sagte sie leise.

„Ich bedauere sehr, aber ich kann sie nicht ändern; die Jahre, die an uns vorüberziehen, lassen sich nicht wegleugnen, und ich sollte ja Ihr Porträt malen, Frau Gräfin.“

„Sie hätten ein paar Runzeln weglassen können: eine Frau hat doch ihre Eitelkeit.“

„Ich hätte auch ein Auge weglassen können, Frau Gräfin, aber dann wäre es nicht Ihr Porträt.“

„Der Anblick dieser Falten stimmt mich so traurig,“ sagte sie, „sie erinnern mich an den Rosenkranz, den wir bei unseren Todten beten: — für jedes Jahr, für jede Hoffnung, für jede Freude, die unwiederbringlich verloren sind, eine Perle.“

„Frau Gräfin sind poetisch,“ sagte er und retouchierte den Hals; sie zog sich die Spitzen, die ihn umgaben, etwas in die Höhe.

Er hatte es bemerkt und flüsterte: „Ich habe ihn zu weiß gemalt,“ worauf er in seiner Arbeit fortfuhr.

Sie zuckte zusammen, dann erhob sie sich und gieng zu dem Sessel hinüber, auf dem ihr Mantel lag.

„Monsieur Carbouche,“ fragte sie, „ist es nicht mehr möglich, mich in dieser Eichhörnchenboa zu malen? Ich besitze sie seit vielen, vielen Jahren.“

Sein Auge fiel auf die Boa, die sie aus der Manteltasche gezogen hatte, und er fuhr zusammen und wendete sich gleich darauf ab.

„Dazu ist es zu spät,“ sagte er mit fester Stimme, und er retouchierte den Mund, so dass die Falte viel tiefer aussah, als vorhin.

„Sie arbeiten so rasch,“ bat sie, „malen Sie doch die Boa, bitte; Sie sind die ganze Zeit über so hart gegen mich gewesen,“ flüsterte sie, „ich sitze Ihnen heute zum letztenmale, wollen Sie da nicht ein bisschen liebenswürdiger sein? Wir werden uns nie wieder sehen,“ fügte sie traurig hinzu.

„Es ist keine Zeit mehr dazu,“ antwortete er; er schien zu schwanken.

„Aber das Porträt ist doch sonst fast fertig,“ sagte sie und befestigte die Boa an der hohen Rückenlehne des Sessels, „sehen Sie, so können Sie sie malen, während ich ein wenig ausruhe, ich bin so müde, und mich fröstelt.“

Sie schien wirklich abgespannt, wie sie auf den Fauteuil vor dem Kamin zuschritt; vielleicht stimmte ihn das weicher, denn er begann die Boa zu malen.

Eine lange Stille trat ein. Hie und da blickte er zu ihr hinüber; sie saß mit abgewendetem Gesicht da, die schöne, graziöse Gestalt hob sich wunderbar von dem hellen Feuer ab. Plötzlich stand sie auf und gieng im Atelier umher: wieder lauschte er seltsam bewegt dem Rauschen ihres Kleides: das war hier, in diesem Zimmer, ein seltener Ton.

„Monsieur Carbouche,“ sagte sie, „darf ich mir das Bild an der Wand, das hinter der Malermappe steht, ansehen?“

„Wenn ich wollte, dass man es sähe, so hätte ich die Bildseite nicht der Wand zugekehrt, Frau Gräfin müssen also entschuldigen.“

Sie entfernte sich und trat an seine linke Seite; er fuhr mit seiner Arbeit fort, als wenn sie nicht da gewesen wäre. Die Boa war fast fertig gemalt: träumerisch blickte er auf das Bild und entfernte mit einem Pinselstrich eine kleine Falte, die über der Boa sichtbar war.

Sie trat ein wenig näher, so dass sein Aermel ihr Gesicht streifte.

„Henri,“ sagte sie leise, „im Walde von Marly fallen die Früchte von den Kastanienbäumen zu Boden.“

Er fuhr zusammen, fast wäre ihm der Pinsel aus der Hand gefallen.

„Jawohl,“ antwortete er, „und die Blätter sind verdorrt, wie alles früher oder später vergeht und stirbt.“ Seine Stimme klang weicher.

„Der Sommer ist vorüber, aber es ist noch nicht Winter, und es ist noch nicht alles verschwunden und todt. Ach, malen Sie nur weiter, ich sehe Ihnen so gern zu! Welche Gedanken überkommen mich beim Anblick der Boa!“

„Warum haben Sie sie aufbewahrt?“ fragte er flüsternd.

„Um eine Erinnerung zu haben, wenn es mir auch sonst unmöglich gewesen wäre, zu vergessen;“ antwortete sie, „geben Sie sie mir, ich will sie mir um den Hals legen.“

„Wollen Sie gefälligst wieder Platz nehmen, Frau Gräfin,“ sagte er, indem er wieder sein steifes Wesen anzunehmen versuchte.

„Nein, nein, bitte, lassen Sie mich hier stehen, Sie sind ja fast fertig und brauchen mich ja nicht mehr. Danke,“ und sie that sich die Boa, die er ihr reichte, um den Hals, „ich liebe sie,“ flüsterte sie und streichelte die Boa, „nein, bitte hören Sie nicht auf, und sehen Sie mich nicht an, Sie haben doch mein Gesicht nicht vergessen?“

„Nein, ich vergesse nicht,“ antwortete er, den Blick auf das Bild gerichtet, „ich habe nichts vergessen,“ und er retouchierte weiter, und das Kinn auf dem Bilde wurde runder und weicher, und die Falten um den Mund verschwanden.

Leise, kaum hörbar fuhr sie fort: „Ich denke so oft an den Wald und an den Pfad, der zur Quelle führte, und erinnern Sie sich noch, wie einst der Wind mein Haar zerzauste und Sie sagten, es sei, als ob sich der Wind dem Sonnenschein vermählte? Malen Sie doch das Haar hier weniger glatt, so wie wenn ein Windhauch darüber wehte, damit ich mich erinnern kann, wie — —“

„Was nützt das alles, es ist zu spät, zu spät!“ sagte er bitter, aber er retouchierte das Haar, so dass es glänzender, weicher aussah, während er vor sich hin flüsterte: „Es war wie flüssiges Gold.“

„Ich sehe Ihr Gesicht vor mir, als wäre es gestern gewesen, aber Sie haben ganz vergessen — —“ kam es vorwurfsvoll von ihren Lippen.

Das schmerzte ihn tief, und er rief gekränkt aus: „Niemals!“

Sie seufzte und fuhr fort: „Ich sehe Ihre Augen vor mir, wie Sie mich anblickten. Haben Sie vergessen — —?“

„Ich habe Madeleine niemals vergessen,“ sagte er und wendete sich zu ihr um: sie aber wehrte ihm mit der Hand ab, so dass er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Nein, nein, sehen Sie mich nicht an, denken Sie lieber an die Madeleine von damals, wie sie unter dem Kastanienbaum stand und erröthete, als — — aber die Glut, die mir damals die Wangen färbte, war doch sicherlich anders als das Roth, das Sie da gemalt haben. Damals sagten Sie — aber ich fürchte, an Ihre Worte zu denken,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „ich hab' mich so oft im stillen gefragt, ob sie auch wahr gemeint waren.“

„Gewiss waren sie's,“ und er retouchierte weiter, wie von einem Traume befangen.

„Sie sagten, dass Sie mich liebten.“

„Ich habe Sie geliebt.“

„Aber wie schnell haben Sie vergessen — Sie haben andere Frauen geliebt und ihnen dasselbe gesagt.“

„Ich hab' keiner Frau gesagt, dass ich sie liebe; seit jenen Tagen bin ich stumm — ich habe nur in der Erinnerung an Sie gelebt.“

Und, ohne dass er es wusste, fuhr der Pinsel über die Leinwand, und die Augen wurden blau und das Haar golden und die Haut jung und rosig — bis das Gesicht der vierzigjährigen hergerichteten Frau verschwand und an seine Stelle ein blühendes, strahlendes, schönes Mädchengesicht trat. Als er es erblickte, erhellte ein Lächeln die strengen Züge des Meisters, und er studierte liebevoll die Wirkung, die jeder Pinselstrich hervorbrachte.

„Ich habe Sie geliebt,“ wiederholte er schlicht, „und ich habe damals nur für Sie gelebt.“

Plötzlich legte er den Pinsel hin und wandte sich rasch um. Sie beugte den Kopf, damit er ihr Gesicht nicht sehen könne, aber er bückte sich, so dass seine Lippen einen Augenblick das Fell an ihrem Halse berührten.

Räder knirschten im Sande, der Wagen war gekommen, sie abzuholen.

„Sagen Sie mir auch einmal, dass Sie mich geliebt haben,“ bat er.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht; er sah die Diamanten an ihren Fingern funkeln — da öffnete sich die Thür, und beide fuhren zurück.

„Madame,“ sagte Susette hastig, „der Herr Graf ist soeben zurückgekehrt, er muss sofort in wichtigen Angelegenheiten nach England, und wir müssen Paris in zwei Stunden verlassen. Das Bild sollen wir, wie es ist, mitnehmen, auch wenn es nicht ganz fertig ist.“

„Nehmen Sie es vorsichtig, Susette,“ sagte Lady Harlekston, „denn es ist noch nicht ganz trocken.“

„Der Herr Graf schickt auch einen Brief, den Frau Gräfin sofort öffnen möchten.“

„Schon recht, Susette, nehmen Sie nur das Bild,“ und Carbouche, der einen Schritt auf die Staffelei zu machte, flüsterte sie zu: „Erlauben Sie, dass sie es in den Wagen trägt.“

„Aber ich muss es noch retouchieren,“ sagte er bestürzt.

„Ach nein,“ flüsterte sie. „Susette,“ wendete sie sich an die Zofe, „stellen Sie es vorsichtig auf den Rücksitz. Sie können gleich unten bleiben, ich komme sofort.“

Dann öffnete sie den Brief ihres Gatten, dem ein geschlossenes Couvert beilag; sie las die Adresse und nahm rasch den Mantel um.

„Madeleine,“ bat Carbouche, „sagen Sie mir — —“

Sie blickte zu ihm auf, und als er ihr ins Gesicht blickte, fuhr er bestürzt zurück.

„Monsieur Carbouche“, sagte sie höflich, „dieser Brief ist für Sie bestimmt, und jetzt — —“

„Sagen Sie mir zuvor noch, Madeleine,“ kam es ihm mühsam von den Lippen, „sagen Sie mir, dass Sie mich — —“

Sie lächelte spöttisch.

„Aber Monsieur Carbouche,“ unterbrach sie ihn, „das Porträt ist ja fertig, und — es ist entzückend. Leben Sie wohl! Tausend Dank!“ Und sie rauschte aus dem Zimmer.

„Madeleine!“ rief er, wie versteinert, aber sie eilte schon die Stufen hinab.

„Leben Sie wohl!“ und sie lächelte zu ihm empor, „das Porträt ist fertig, und die letzten Pinselstriche waren meisterhaft.“

Er trat ins Atelier zurück und starrte bestürzt auf die leere Staffelei. Man hörte das Knirschen der Räder auf dem Kies: sie war fort.

Mechanisch riss er das Couvert auf, das er in der Hand hielt: einige Banknoten flatterten zu Boden. Halbbetäubt blickte er ihnen nach, da fiel sein Auge auf einen weißen Fleck an seinem Aermel — es war der Puder von ihrem Gesicht.

---

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospect des Buchverlages der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg bei.

---

## Stimmen aus dem Publicum.

**Die Zeit.**

XXIII. Band. | Wien, den 9. Juni 1900. | Nummer 297.

## Ein Versuch zur Wiedereinführung des geistlichen Zehents in Oesterreich.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Ferdinand Kronawetter.

Nicht leicht findet sich irgendwo ein grellerer Gegensatz als der zwischen den Lehren der katholischen Kirche und den Handlungen so mancher Mitglieder ihres Clerus. Die Gesellschaftsordnung des Katholicismus beruht auf dem Altruismus, der Liebe und Sorge für das Wohl des Nächsten bei Verleugnung der eigenen Wohlfahrt. In den schärfsten Worten wird der Reichthum und dessen Ansammlung verdammt. „Wehe Euch, die Ihr Haus an Haus reiht, und Acker mit Acker verbindet, bis kein Platz mehr übrig ist. Wollt Ihr denn allein wohnen im Lande?“ „Eher geht ein Schiffsseil durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel.“ „Wenn du mein Jünger werden willst, so verkaufe alles was du hast, gib den Erlös den Armen, dann nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach.“ An diesen und unzähligen anderen Stellen der Heiligen Schrift wird die Vollkommenheit der Armut gegenüber dem Reichthum betont, „das Leben in Armut“ ist sogar ein „evangelischer Rath“, der freilich am wenigsten von denen befolgt wird, welche ihn mit den beredtesten Worten anderen ertheilen und uns erzählen, wie Christus die schachernden Juden aus dem Vorhofe des Tempels vertrieben hat, selbst aber in den Pfarrkanzleien gegen die ärmsten Teufel Stolexcesse verüben. Wie unser Clerus sorgsam bestrebt ist, längst im gesetzlichen Wege aufgehobene Giebigkeiten nach und nach wieder einzuführen, und welches Entgegenkommen er dabei seitens unserer Behörden findet, davon wollen wir einen Fall mittheilen. Der Fall ist typisch, er charakterisiert so recht den Geist der Connivenz gegen den Clerus, welcher unsere heutige Cultusverwaltung in allen Instanzen durchdringt.

* * *

Franz Prieschl, seit dem Jahre 1880 Eigenthümer des Bauernhofes Nr. 15 in Obermarktschlag in Böhmen, wurde auf Verlangen des Dechanten von Deutsch-Reichenau, Franz Singer, seitens des Vorstandes der politischen Gemeinde Reiterschlag, Josef Lang, in Vertretung der Pfarrgemeinde aufgefordert, dem genannten Dechanten für die Zeit vom Jahre 1886/87 bis 1895/96 einen Zehent von 6 Pfund Flachs per Jahr abzuführen. Da der genannte Bauernhof grundbücherlich mit keiner wie immer Namen habenden Reallast belastet ist, und außer den allgemeinen landesfürstlichen Steuern, Landes-, Bezirks- und Gemeindeumlagen, von dem Eigenthümer des Hofes nie eine andere Giebigkeit für irgend jemanden beansprucht worden war, verweigerte er die Leistung des geforderten Flachszehentes. Infolge dessen erhielt er von der k. k. Bezirkshauptmannschaft Kaplitz in Böhmen folgenden Zahlungsbefehl ddo. 29. Juli 1897, Z. 14.956:

„Sie werden im Grunde des § 4 der kaiserlichen Verordnung vom 20. April 1854, R.-G.-Bl. Nr. 96, unter Androhung einer Strafe von 10 fl. für den Fall der Nichtbefolgung aufgefordert, den für die Zeit von 1886/87 bis 1895/96 fälligen Flachszehent von jährlichen 6 Pfund, somit im ganzen 60 Pfund Flachs, bei der Gemeinde Reiterschlag, behufs Leistung der genannten Gemeinde an den Dechanten von Deutsch-Reichenau, und zwar in natura, und nur im Falle der Zustimmung der besagten Gemeinde in einem reluierten Geldwerte in Abfuhr zu bringen.“

In diesem Zahlungsbefehle wird ohne weitere Begründung behauptet, dass für die darinnen erwähnte Zeit ein Zehent von 6 Pfund Flachs per Jahr „fällig“ geworden sei. Ueber die Grundfrage, ob Franz Prieschl als Eigenthümer des Bauernhofes Nr. 15 in Obermarktschlag zur Entrichtung eines solchen jährlichen Zehentes überhaupt verpflichtet sei, und daher im gegentheiligen Falle ein solcher Zehent für bestimmte Jahre fällig werden konnte, eine Frage, deren Entscheidung nicht in die Competenz der politischen Behörden, sondern der Gerichte fällt, geht der Herr Bezirkshauptmann von Kaplitz, ohne nur ein Wort darüber zu reden, ruhig hinweg. In seinen Augen enthält der von ihm bezogene § 4 die ausreichende Begründung für die Zehentforderung des Dechanten. Dieser § 4 handelt aber gar nicht von der zwangsweisen Einhebung von Naturalzehenten für Dechanteien, sondern nur von „Geldleistungen, welche nach dem Gesetze oder nach einem von der competenten politischen Behörde genehmigten Gemeindebeschlusse zu einem Gemeindezwecke stattzufinden haben und nicht in Zuschlägen zu den directen oder indirecten Steuern bestehen“. Dieser § 4 spricht auch kein Wort davon, dass gegen einen Restanten mit solchen Geldleistungen eine Geldstrafe verhängt werden darf, er sagt nur, dass „derselbe unter Androhung der Execution zur Erfüllung seiner Schuldigkeit zu mahnen, und falls innerhalb der nächsten 14 Tage die Leistung nicht erfolgt, wäre von der landesfürstlichen Bezirksbehörde die Execution zu verhängen“. Von der Verhängung einer Strafe gegen den Restanten, neben der politischen Execution auf dessen Vermögen, d. i. neben der Pfändung und Feilbietung der Habe des Restanten wissen § 4 cit. und überhaupt alle Executionsvorschriften über die zwangsweise Einbringung schuldiger Leistungen, sei es, dass dieselben auf öffentlichen oder privatrechtlichen Titeln beruhen, nichts. Von den politischen Behörden verhängte Geldstrafen werden im Nichteinbringungsfalle nach unseren Gesetzen in Arreststrafen verwandelt, also auch die dem Franz Prieschl für die Nichtabfuhr des Flachszehentes angedrohte Geldstrafe. Nicht einmal landesfürstliche Steuern dürfen durch Anwendung von Geld- oder Arreststrafen eingebracht werden, nur von der katholischen Geistlichkeit im Jahre 1897 geforderte Zehente genießen nach der Ansicht nicht nur des k. k. Bezirkshauptmannes von Kaplitz, sondern, wie wir sehen werden, auch der k. k. Statthalterei in Prag und des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, ein schärferes Executionsrecht als die landesfürstlichen Steuern.

Nebenbei soll nur bemerkt werden, dass der Auftrag, eine bestimmte Gewichtsmenge eines Gegenstandes in Pfunden zu leisten (wobei nicht einmal gesagt wird, welches concrete Pfundgewicht nach Zeit und Ort als Maßstab für das Abwägen dienen soll) gesetzwidrig ist, da nach dem Gesetze vom 23. Juli 1871, R.-G.-Bl. Nr. 16, vom Jahre 1872, womit eine neue Maß- und Gewichtsordnung vorgeschrieben wurde, vom 1. Jänner 1876 an der Gebrauch aller bis dahin gesetzlichen Maße und Gewichte im öffentlichen Verkehre untersagt und die ausschließliche Anwendung der in diesem Gesetze bezeichneten Maße und Gewichte befohlen wurde. Im § 19 der kaiserlichen Verordnung vom 19. December 1872, R.-G.-Bl. Nr. 171, wird aber als zulässiges Gewicht und dessen Bezeichnung nur das Kilogramm und weder das deutsche, noch das böhmische Pfund angeführt.

Der Bauer recurrierte. Die Statthalterei von Prag hätte nun, da, wie erwähnt, über die grundlegende Vorfrage, ob von dem Hause Nr. 15 in Obermarktschlag überhaupt an den Dechanten von Deutsch-Reichenau ein Flachszehent zu entrichten war, ein rechtskräftiges Erkenntnis nicht vorlag, das ohne jede Begründung auf die Leistung eines solchen Zehents in einer bestimmten Quantität und für eine bestimmte Anzahl von Jahren lautende Erkenntnis der Bezirkshauptmannschaft aufheben und den Dechanten von Deutsch-Reichenau anweisen müssen, sein grundsätzlich behauptetes Zehentrecht vorerst vor der competenten Behörde im gesetzlichen Instanzenzuge zur rechtskräftigen Austragung zu bringen. In ihrer, erst nach zwei Jahren erfolgten Entscheidung vom 9. April 1899, Z. 54.559, wurde aber seitens der k. k. Statthalterei Prag der Zahlungsbefehl der Bezirkshauptmannschaft Kaplitz bestätigt und in den Motiven für diese Entscheidung der Beweis zu führen gesucht, dass dem Dechanten von Deutsch-Reichenau ein Flachszehentrecht gegenüber dem Hause Nr. 15 in Obermarktschlag principiell gebüre, der Auftrag der ersten Instanz, diesen Zehent für die Zeit von 1886/87 bis 1895/96 zu zahlen, daher im Gesetze begründet sei.

Der Bauer hatte in seinen Recursausführungen die Frage der Zehentpflichtigkeit seines Grundes überhaupt bestritten und sich darauf berufen, dass sein Besitzvorgänger im Jahre 1854 für alle auf seinen Grundstücken lastenden grundherrschaftlichen Giebigkeiten und Zehentrechte die Grundentlastungsentschädigung geleistet habe. Die Prager Statthalterei antwortet darauf, „dass nach dem das Pfarrbeneficium und die Domäne Krumau betreffenden Grundentlastungsoperate die Flachsgiebigkeit der Bauernwirtschaft Nr. 15 in Obermarktschlag bei den Ablösungsverhandlungen gar nicht in Betracht genommen und im Grundentlastungswege nicht abgelöst worden sei“. Die Statthalterei glaubt also, obwohl zweite Instanz, ohne dass ein diesbezügliches Erkenntnis einer ersten Instanz vor-

lag und ohne Prüfung der Frage, ob die Entscheidung eines Streites über den Bestand oder Nichtbestand einer auf einer Realität angeblich haftenden Reallast nicht vor die richterliche Competenz gehöre, bloß in Form der Motivierung einer einen Zahlungsauftrag der k. k. Bezirkshauptmannschaft bestätigenden Entscheidung über die Zehentpflicht eines Grundstückes in merito aburtheilen zu können.

Abgesehen von diesem schweren Gebrechen im Verfahren, welches dessen Nullität involviert, wollen wir uns mit dem Wesen der Sache, mit der nach der Meinung der k. k. Prager Statthalterei noch immer fortbestehenden Zehentpflicht des Bauernhofes und dem Zehentrechte des Dechanten von Deutsch-Reichenau beschäftigen. Ist es wahr, dass nur jene Zehentverpflichtungen aufgehoben wurden, welche, wie es in diesem Erlasse der k. k. Statthalterei in Prag heißt, „im Grundentlastungswege abgelöst wurden", alle anderen aber, welche, was ja hie und da geschehen sein mag, bei den Grundentlastungscommissionen aus was immer für einem Grunde nicht zur Entschädigung angemeldet wurden, so fort bestehen bleiben, wie früher?

§ 3 des Grundentlastungspatentes vom 7. September 1848 (Pol. Ges.-S., B. 76, Nr. 112) sagt: „Alle aus dem Unterthänigkeitsverhältnisse entspringenden, den unterthänigen Gründen anklebenden Lasten, Dienstleistungen und Giebigkeiten jeder Art, sowie alle aus dem dem grundherrlichen Obereigenthume, aus der Zehent-, Schutz-, Vogt- und Weinbergherrlichkeit und aus der Dorfobrigkeit herrührenden, von den Grundbesitzungen oder von Personen bisher zu entrichtenden Naturalabgaben und Geldleistungen mit Einschluss der bei Besitzveränderungen unter Lebenden oder von Todeswegen zu zahlenden Gebüren **sind von nun an aufgehoben**." Diese Aufhebung ist also eine vollkommen bedingungslose, von keiner „Ablösung" abhängig gemachte, das Gesetz kennt dieses Wort gar nicht.

§ 3 des Patentes vom 4. März 1849, R.-G.-Bl., bestimmt als Erläuterung: „Unter den Bestimmungen der §§ 3 und 6 des Gesetzes vom 7. September 1848 ist jeder **auf dem Grundbesitz bleibend haftende Zehent begriffen, wenn solcher auch nicht aus dem Unterthänigkeitsverhältnisse oder dem grundherrlichen Obereigenthum entspringt**."

§ 6 des Patentes vom 7. September 1848 bestimmt dann: „Für Arbeitsleistungen, Natural- oder Geldabgaben, welche der Besitzer eines Grundes als solcher dem Guts-, **Zehent**- oder Vogtherrn zu leisten **hatte** (nicht „hat"), ist eine billige Entschädigung auszumitteln." Die Zehentpflicht ist also unbedingt aufgehoben; ob eine „billige Entschädigung dafür ausgemittelt" wurde oder nicht, ist für das Erlöschen dieser Pflicht vollkommen bedeutungslos; wenn ein Zehentberechtigter sein Zehentforderungsrecht bei der Grundentlastungscommission nicht angemeldet hatte, und daher für das erloschene Zehentrecht eine Entschädigung nicht ausgemittelt wurde, so kann höchstens die Frage aufgeworfen werden, ob es heute, nach Auflösung der Grundentlastungscommission, noch möglich ist, einen Entschädigungsanspruch irgendwie geltend zu machen, aber es ist durch und durch gesetzwidrig, das durch die citierten Gesetze als **aufgehoben** erklärte Zehentrecht als für alle ewigen Zeiten fortbestehend zu erklären, weil die k. k. Statthalterei in Prag behauptet, bei der Verlustrierung der Grundentlastungsacten jetzt, vierzig Jahre nach Abschluss dieses Geschäftes, keine auf die Entschädigung dieses Zehentrechtes bezugnehmenden Acten mehr aufgefunden zu haben. Nach dieser Entscheidung der Statthalterei wäre also die Aufhebung der bäuerlichen Grundlasten durch das Patent vom 7. September 1848, insbesondere durch den § 3 desselben, kein imperativer legislativer Act gewesen, sondern es wäre jeder Grundherrschaft und jedem Zehentberechtigten vollkommen frei gestanden, die ihm bisher zustehenden Grundgiebigkeiten und Zehentschuldigkeiten bei den Grundentlastungscommissionen zur Ausmittlung einer Entschädigung anzumelden oder **nicht**; im letzteren Falle bestände die Verpflichtung zur Prästierung dieser Leistungen wie vor und eh' fort. Eine solche Auffassung des Grundentlastungspatentes liegt wohl als Unicum da, soweit uns bekannt, stellen alle Rechtslehrer übereinstimmend die These auf, dass nicht bloß alle aus dem bäuerlichen Unterthänigkeits- und dem geistlichen Zehentverhältnisse entsprungenen Verpflichtungen durch das Grundentlastungspatent vom Jahre 1848 aufgehoben wurden, sondern solche Rechtsverhältnisse nicht einmal durch Verträge neu begründet werden konnten.

Die k. k. Statthalterei von Prag erachtet sich in den Motiven für ihre abweisliche Erledigung auch zu einer Judicatur über den Bestand von Reallasten an Grundstücken, soweit diese auf Privatrechtstiteln beruhen, für competent. Sie erklärt in ihrem Erlasse vom 9. April 1899, Z. 51.549, „es handle sich um eine auf das Einbekenntnis vom 9. Jänner 1797 und die Pfarrfassion gegründete Flachsgiebigkeit der „Pfarrgemeinde" also nicht einzelner Realitäten „an den [illegible] [illegible] zu welcher die Bauern, die Ausnehmer, [illegible] [illegible] Inwohner, nach dem in dem Einbekenntnis vom 9. Jänner 1797 angeführten Maße, und zwar [illegible] [illegible] und [illegible] unter 2 Pfund beizutragen hatten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Stammfassion der Pfarre [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 15 [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] in den Jahren 1886 bis 1895 bis 1896 die auf das Haus Nr. 15 in Obermarktschlag entfallenden Flachsgiebigkeiten wurden nicht geleistet, sowohl das Decanalamt in Deutsch-Reichenau als die Gemeindevorstehung Reiterschlag hätten um deren zwangsweise Einbringung ersucht, ergo sei der Zahlungsbefehl der k. k. Bezirkshauptmannschaft Kaplitz ddo. 29. Juli 1897, Z. 14.956, gerechtfertiget. Dass nach § 1480 des a. b. G.-B. Forderungen von rückständigen jährlichen Abgaben in **drei Jahren** erlöschen, daher, selbst den Bestand des Zehentrechtes vorausgesetzt, die bis 1894 fällig gewordenen Leistungen im Jahre 1897 bereits verjährt waren, kümmert die k. k. Statthalterei in Prag gar nicht.

Nicht einmal über die Person des angeblich Zehentpflichtigen ist sich die k. k. Statthalterei in Prag im klaren: einmal bezeichnet sie die **Pfarrgemeinde** Reiterschlag als zehentpflichtig, dann gleich wieder den Eigenthümer des Bauerngutes Nr. 15 in Obermarktschlag; ist die Pfarrgemeinde zehentpflichtig, so kann nur von ihr als juristischer Person der Zehent gefordert, und nur gegen sie die Execution geführt werden: gleich darauf wird aber wieder gesagt: nicht die Pfarrgemeinde als solche sei schuldig, den Flachs zu geben, sondern „die Bauern, Ausnehmer, Häusler und Inwohner", also nur die einzelnen Personen als Eigenthümer bestimmter Realitäten, aber nicht die Pfarrgemeinde als solche.

Als Verpflichtungsgrund wird ein angebliches „Einbekenntnis vom 9. Jänner 1797", dann „die Stammfassion der Pfarre Reichenau" angeführt, „und weil die Giebigkeit auf der Stammfassion der Pfarre Reichenau beruhe", wird seitens der k. k. Statthalterei Prag behauptet, „dass sie öffentlich rechtlicher Natur", und daher „die k. k. Bezirkshauptmannschaft Kaplitz verpflichtet gewesen sei, die entsprechende Verfügung zu treffen". Allein das citierte angebliche Einbekenntnis vom 9. Jänner 1797 ist ebensowenig wie die Stammfassion der Pfarre Reichenau durch irgend ein Gesetz als eine öffentliche Urkunde erklärt: auf kein Gesetz kann die Behauptung der k. k. Statthalterei in Prag gegründet werden, dass der Inhalt von derlei Urkunden Verpflichtungen überhaupt, geschweige denn Verpflichtungen dinglicher, an bestimmten Realitäten haftender Natur gegenüber Personen erzeugen könne, die an der Verfassung eines solchen Einbekenntnisses oder einer solchen Stammfassion nicht theilgenommen haben, ja daran theilzunehmen gar nie in die Lage kommen konnten, die von dem Inhalte dieser Urkunden nie Kenntnis erlangten und auch heutzutage noch kein Recht der Einsichtnahme in dieselben haben und gegen unrichtige Eintragungen in diese Urkunden sich durch kein Rechtsmittel schützen konnten und können. Was will übrigens die k. k. Statthalterei Prag mit der Behauptung sagen, dass eine Giebigkeit, welche auf einer Pfarrfassion beruhe, „öffentlich rechtlicher Natur" sei? Eine Pfarrfassion ist doch kein Gesetz, welches, wie zum Beispiel ein Steuergesetz, überhaupt jemanden zu einer Leistung verpflichten kann, welche Verpflichtung dann mit Rücksicht auf die Quelle, aus der sie entspringt, eine „öffentlich rechtliche Natur" hat: eine Pfarrfassion hat nicht einmal die rechtliche Natur eines Grundbuches, dessen Eintragungen übrigens auch im Rechtswege siegreich angefochten werden können. Die k. k. Statthalterei in Prag macht mit dieser Phrase einen salto mortale, um die durch Erlassung ihres Zahlungsbefehls zu Gunsten des Dechanten von Deutsch-Reichenau geübte Connivenz der k. k. Bezirkshauptmannschaft Kaplitz zu rechtfertigen.

Die k. k. Statthalterei Prag bezeichnet auch die diese Reallast des Bauernhofes begründende Stammfassion der Dechantei Deutsch-Reichenau nicht näher: der angeblich Verpflichtete wird gar nicht orientiert darüber, wo er diese Fassion einsehen kann, ja nicht einmal der die angebliche Verpflichtung begründende Inhalt wird wörtlich citiert. Zu vermuthen ist, dass es sich um eine Fassion von Einkünften eines der Dechantei Deutsch-Reichenau eigenthümlichen Landtafelgutes handelt, welche vom Dechanten für das Gültbuch an die ständische Buchhaltung in Prag erstattet wurde. Diese von den Eigenthümern von Landtafelgütern erstatteten Fassionen hatten aber nur den unmittelbaren Zweck, dass auf Grund derselben von der ständischen Buchhaltung für jedes Landtafelgut die von demselben zu leistende Landesumlage berechnet und vorgeschrieben wurde; richtig ist auch, dass vor Anlage der neuen Grundbücher in Ermangelung eines bei den Landtafelgerichten über den zum Besitzstand der einzelnen Landtafeleinlagen geführten Gutsbestandblattes diese bei der ständischen Buchhalterei erliegenden Fassionen benutzt wurden, um Informationen über die zu einem Landtafelgute gehörigen Entitäten zu erlangen, aber Verpflichtungen dritten Personen gegenüber, welche mit den betreffenden Landtafelgütern gar nichts zu thun hatten, konnten diese Fassionen nicht begründen. Mit Errichtung der neuen Grundbücher ist aber das alte Gültbuch in jeder Richtung außer Wirksamkeit getreten und kann daher heute nicht mehr von einer Behörde und dann noch von amtswegen in einem [illegible] um den Bestand oder Nichtbestand von Reallasten als [illegible] [illegible] werden. Nach § 12 des allgemeinen Grundbuchsgesetzes vom [illegible] Juni 1871, R. G. Bl. Nr. 95, mussten bei [illegible] Inhalt und Umfang des **in das Grundbuch einzutragenden** Rechts [illegible] bestimmt angegeben werden. [illegible] [illegible] [illegible] für Böhmen vom 5. December 1874, [illegible] [illegible] [illegible] Neuanlage der **Grundbücher alle eine**

Liegenschaft belastenden dinglichen Rechte im Lastenblatte anzugeben und wurden nach Vollendung der neuen Grundbuchseinlagen auch nach dem Gesetze vom 25. Juni 1871, R.-G.-Bl. Nr. 96, alle Personen (daher auch der Herr Dechant von Deutsch-Reichenau), „welche schon vor dem Tage der Eröffnung des neuen Grundbuches auf die in demselben eingetragenen Liegenschaften zur bücherlichen Eintragung geeignete Rechte" (also auch Zehentrechte) erworben hatten, zur Anmeldung dieser Rechte aufgefordert. In der Anmeldung war auszuführen, „worauf sich das angemeldete Recht gründet; die hierüber vorhandenen Urkunden waren mit der Anmeldung vorzulegen, oder es war anzuzeigen, wo diese Urkunden eingetragen oder aufbewahrt sind". Weder die Dechantei Deutsch-Reichenau, noch die Pfarrgemeinde Reiterschlag meldete aber ein ihnen gegen das Bauerngut Nr. 15 in Obermarktschlag zustehendes Flachszehentrecht an; eine Berufung auf die alten Gültbuchsfassionen zur Rechtfertigung eines solchen Anspruches ist daher heute schon aus diesem Grunde ungesetzlich; jedenfalls ist aber zur Austragung des Streites über den Bestand oder Nichtbestand dieses Zehentrechtes nicht die politische, sondern nur die Gerichtsbehörde competent.

Da, wie bemerkt, in dem Erlasse der k. k. Statthalterei in Prag vom 9. April 1899, Z. 54.559, das Einbekenntnis vom 9. Jänner 1797 und die Pfarrfassion, auf welche sich die Flachsgiebigkeit der Pfarrgemeinde an die Pfarre Deutsch-Reichenau gründen soll, nicht näher bezeichnet werden, so könnten darunter vielleicht auch jene Fassionen, welche jene Pfarren, die aus dem Religionsfonds eine Congruaergänzung beanspruchen, an die Statthalterei zu legen haben, verstanden sein; dass aber auch derlei Fassionen keine „öffentlich rechtliche Natur" haben und nie Verpflichtungen gegen irgend jemanden begründen können, darüber ist wohl kein Wort zu verlieren.

Ueber den seitens des Bauers ergriffenen Ministerialrecurs hat zufolge Bescheides der k. k. Bezirkshauptmannschaft Kaplitz vom 5. August 1899, Z. 15.398, laut Erlasses der k. k. Statthalterei in Prag vom 1. August 1899, Z. 12.025, das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht dem Recurse gegen die Statthaltereientscheidung vom 9. April 1899, Z. 54.559, „keine Folge gegeben, und die angefochtene Entscheidung aus deren Gründen zu bestätigen gefunden".

* * *

Der besprochene Fall zeigt so recht deutlich, welch einen verderblichen Einfluss der reactionäre Geist, von welchem die Personen durchdrungen sind, welche die Gesetze zu handhaben berufen sind, auf die öffentliche Verwaltung ausübt. Das gerade Gegentheil von dem geschieht, was in den klarsten nun bereits seit einem halben Jahrhunderte bestehenden Gesetzen vorgeschrieben wird. Mittelalterliche, längst überwundene und aus dem Volksleben beseitigte Institutionen versucht man durch eine der Tendenz, in der diese Gesetze geschaffen wurden, und jeder Logik hohnsprechenden Weise wieder zu restituieren; die politischen Behörden leisten dabei durch officiöses Eingreifen in, der richterlichen Judicatur unterliegende, Rechtsverhältnisse dem Clerus willigen Beistand. Wieviel Geld, Mühe und Zeit muss ein gewöhnlicher Staatsbürger aufwenden, um rechtlich begründete Ansprüche gegen seine Schuldner im Rechtswege durchzusetzen; der Pfarrer von Deutsch-Reichenau braucht kein Gericht und keine Civilprocessordnung: er richtet ein einfaches stempelfreies Schreiben an die Bezirkshauptmannschaft, der Bauer sei ihm einen Zehent schuldig, und dem Bauer wird unter Androhung von in Arrest umzuwandelnden Geldstrafen aufgetragen, diesen Zehent zu leisten, und Statthalterei und Ministerium für Cultus und Unterricht bestätigen das Erkenntnis. Der Bauer aber muss schweigen und Jahr für Jahr seinen Zehent zahlen, denn beim Verwaltungsgerichtshof Hilfe zu suchen, dazu ist er viel zu arm: das kann der Erzbischof von Olmütz, der ein Jahreseinkommen von 800.000 fl. bezieht, wenn er einmal für die Kirchenerfordernisse seiner Diöcese tausend 400 fl. ausgeben soll, aber nicht ein kleiner Bauer in einem böhmischen Dorfe.

Wie sagt doch Mephistopheles:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirche allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen."

## Paris gegen Frankreich?

Die Gemeindewahlen im Mai brachten vielen eine Ueberraschung. In Paris erwartete man die Wiederwahl fast aller abtretender Gemeinderäthe. Der gewöhnlich recht gut informierte „Soir de Paris" kündigte an, dass mit Ausnahme des XVII. Arrondissements (Batignolles) und des V. die Wiederwahl der alten Gemeinderäthe gesichert erscheine. Selbst die Vertrauten der „Patrie française" erhofften nicht mehr als ein halbes Dutzend nationalistischer Wahlsiege. Und siehe da: bloß die Hälfte des alten Gemeinderathes kehrt in das Stadthaus zurück, und unter den Neugewählten befinden sich 24 reine Nationalisten, die, ohne ein anderes Progamm als das ihrer Gegnerschaft gegen Dreyfus zu besitzen, gewählt wurden. Diejenigen ausscheidenden Gemeinderäthe, welche sich um die Stimmen nationalistischer Wähler beworben hatten, die Candidaten der „Patrie française", sind alle mit Ausnahme von zweien wiedergewählt worden. Diejenigen, welche von den Regierungsblättern unterstützt wurden, die Candidaten der „republikanischen Vertheidigung", haben die Hälfte ihrer früheren Zahl eingebüßt. Der alte Gemeinderath zählte mehr als 50 radicale oder socialistische Mitglieder, welche als ausgesprochene „Dreyfusards" zur Politik der Regierung sich bekannten. Es fand sich in ihm eine Majorität von 20 Stimmen zu Gunsten des Ankaufs des Gohier'schen Buches „Die Armee gegen die Nation", dieser leidenschaftlichen Anklageschrift gegen die höheren Officiere, gegen ihren Missbrauch der Macht und ihre clericalen und monarchistischen Bestrebungen. Im neuen Gemeinderath zählt man unter seinen 80 Mitgliedern 51 „Antidreyfusards", und an der Feindseligkeit seiner Mehrheit gegen das Ministerium ist nicht zu zweifeln. Mit einem Wort: Paris hat an die Stelle seines armeefeindlichen und Dreyfusfreundlichen einen Dreyfusfeindlichen und nationalistischen Gemeinderath gesetzt.

Im Gegensatze hiezu haben im übrigen Frankreich die Wähler ganz deutlich ihren Willen, das Cabinet Waldeck zu unterstützen, kundgegeben. In der Mehrzahl derjenigen Gemeinden, in welchen die Gemeindewahlen einen politischen Charakter angenommen hatten — es gibt nämlich reichlich viel Gemeinden, in welchen die früheren Gemeinderäthe wiedergewählt wurden, ohne dass man mit ihrem politischen Bekenntnis sich befasste — errang den Sieg die Candidatenliste der republikanischen Vertheidigung, welche aus einer Coalition von Republikanern, Radicalen und regierungsfreundlichen Socialisten besteht. Es wäre vielleicht unklug, sich ganz und gar auf die ministerielle Statistik zu verlassen, der zufolge die Republikaner eine Anzahl von tausend Gemeinderäthen den Conservativen abgewonnen haben; denn unter der republikanischen Marke verbergen sich da und dort Nationalisten oder Ralliierte. Aber sicher ist, dass die größten Städte Frankreichs: Lyon, Marseille, Lille (und dessen große Vororte Roubaix und Tourcoing), Bordeaux, Toulouse, St. Etienne, Montpellier und Nimes ausgesprochen antinationalistische Gemeinderäthe gewählt, und dass fast in ganz Frankreich die Conservativen Terrain an die Radicalen und besonders an die Socialisten abgegeben haben. Die Nationalisten haben dagegen meist nur ganz untergeordnete Minoritäten erzielt oder nicht einmal Candidaten aufzustellen gewagt. Ihre Erfolge beschränken sich ausschließlich auf das kleine Lothringen'sche Gebiet (Nancy, Epinal, Vesoul), auf zwei Kriegshäfen (Brest und Toulon) und auf die kleine Stadt Dax im Departement Landes. Im Südosten haben sie Positionen eingebüßt, unter anderen Angoulême, das im Jahre 1898 den nationalistischen Fahnenträger Déroulède in die Kammer entsendete.

Ließe sich somit die Situation, welche durch die nationalistischen Wahlen in Paris und die republikanischen in der Provinz geschaffen wurde, in dem Worte: Paris gegen Frankreich zusammenfassen? Frankreich nähert sich der Republik, von der Paris sich entfernt; dasselbe Paris, das dreimal Frankreich die Republik aufgezwungen hat, ist nun der Republik überdrüssig, die Frankreich heute wünscht. Welch erstaunlicher Gegensatz zwischen Paris und Frankreich! ganz darnach angethan, die auswärtigen Zuschauer in Erstaunen zu versetzen und für sie das Räthsel des französischen Geistes noch schwieriger zu gestalten. Welch wunderbarer Stoff für philosophische Gedanken und literarische Auseinandersetzungen! Aber wenn man, nachdem man das Vergnügen des Staunens genossen hat, das Wunder, um es auch zu verstehen, ein wenig in der Nähe betrachtet, gewahrt man Einzelheiten, welche ihm ganz seinen geheimnisvollen Charakter nehmen. Wer nämlich die Ziffern prüft, welche von beiden Parteien erlangt wurden, gewahrt alsbald, dass die vernichtende Mehrheit der nationalistischen Stimmen von einer Minorität der zur Wahl Erschienenen abgegeben wurde. Hier die Ziffern des ersten Wahlganges (6. Mai):

Socialisten 112.772 — Radicale Gruppe, die für die Rechte von Paris eintreten 89.473 — antinationalistische Republikaner 22.717. Gesammte Anzahl der Stimmen für die Candidaten der republikanischen Vertheidigung (welche auf der Liste der Regierungsblätter vom Schlage des „Radical" oder des „Rappel" standen): 224.962.

Nationalisten 122.650 — Conservative 20.220 — Dreyfusfeindliche Republikaner 26.795. Gesammtziffer der für die Candidaten der „Patrie française" abgegebenen Stimmen: 169.665.

Das ergibt für die Gegner der Nationalisten eine Mehrheit von [illegible] Stimmen im ersten Wahlgange. Bei der Stichwahl am 13. Mai, welche in 34 Wahlbezirken vorgenommen wurde, erhielten die Candidaten der republikanischen Vertheidigung 79.068 Stimmen gegen 77.239 der Nationalisten, somit also eine Mehrheit von 1847 Stimmen.

In ganz Paris war die Mehrheit in beiden Wahlgängen auf Seite der republikanischen Coalition. Wenn der Pariser Gemeinderath nach einer einzigen Liste gewählt würde, wie in fast allen Städten Frankreichs, wäre das Ergebnis nicht bloß eine Mehrheit, sondern eine Einhelligkeit der Gewählten republikanischer Richtung.

Oder wenn Paris wie Lyon und Lille in Wahlbezirke eingetheilt wäre, von denen jeder eine seiner Bevölkerung entsprechende Anzahl von Gemeinderäthen wählt, hätte es auch noch bei dieser Wahl eine starke republikanische Mehrheit im Gemeinderath erlangt. Das widerspruchsvolle Ergebnis der Gemeindewahlen ergab sich aus der Eintheilung der Wahlkreise nach Stadtbezirken. Paris zerfällt in 80 sehr ungleich bevölkerte Stadtbezirke, von denen jeder einen Gemeinderath wählt. Die Proportion der auf einen Gemeinderath entfallenden Wählerzahlen variiert von 1 bis zu 10. Es gibt Stadtbezirke, die nicht ganz 2000 eingeschriebene Wähler zählen, während der Bezirk Clignoncourt 22.000 Wähler besitzt. Die entvölkerten Bezirke, wo ein Gemeinderath mit weniger als 1000 Stimmen gewählt ist, liegen fast alle im Westen oder im Centrum und werden von den reichen Leuten bewohnt, die vorwiegend conservative oder nationalistische Gesinnungen hegen. Man hat berechnet, dass die Durchschnittsziffer der eingeschriebenen Wähler in den socialistischen Bezirken 8660, in den nationalistischen 6850 und in den conservativen 3900 betrage. In der That vertreten die im Mai 1900 gewählten 27 Nationalisten 75.500 Stimmen, die 8 Republikaner der „Patrie française“ 21.000 und die 9 Conservativen bloß 19.000, was 113.000 Stimmen auf 44 Gewählte ergibt, wogegen ihre 36 Gegner 117.000 Stimmen repräsentieren.

Der Contrast zwischen Paris und den anderen Großstädten Frankreichs ist demnach nur ein scheinbarer. Man nehme z. B. Marseille, wo die antinationalistische Majorität verhältnismäßig schwächer als in Paris war. Man darf die städtischen Wahlen vom Mai 1900 nicht mit den Parlamentswahlen vom Jänner 1889 vergleichen, wo Boulanger im Departement de la Seine 244.000 Stimmen von 435.000 und in allen 20 Arrondissements von Paris (mit Ausnahme eines einzigen, des III.) die Majorität erhalten hatte. Im Jahre 1889 ergab Paris eine starke boulangistische Majorität: 1900 ergibt es nur mehr eine nationalistische Minorität. Und das Vorhandensein eines — längst eingebrachten — Gesetzes, welches eine gerechte Wahlordnung herstellen würde, hätte genügt, um Paris eine der wirklichen Gesinnung der Majorität entsprechende Vertretung zu sichern.

Gleichwohl hat Paris, ohne sich geradezu in Opposition gegen das republikanische Frankreich zu setzen, einen großen Schritt nach der Richtung des antisemitischen Nationalismus, des Verbündeten der alten monarchistischen Parteien, gemacht. Denn mit derselben Wahlordnung nach Stadtbezirken, die gegenwärtig eine nationalistische Majorität ergeben hat, wählte es bisher eine starke Majorität von radicalen und socialistischen Gemeinderäthen. Es hat sich demnach eine Veränderung im Verhalten der Pariser Wähler vollzogen.

Um sich über diese Veränderung klar zu werden, muss man die Wahlen nach Bezirken analysieren. Man hört so häufig Ausdrücke, wie „der Geist in Paris“, „das Herz von Paris“, „der Bauch von Paris“, oder „Paris wünscht“, „Paris hat seinen Willen kundgegeben“. Man sieht Paris so häufig von Zeichnern und Schriftstellern personificiert, dass man Mühe hat, sich Paris anders als eine Person — ein schönes, launisches oder störrisches Frauenzimmer — vorzustellen, mit einem einheitlichen Willen, oder doch zum mindesten einem einheitlichen Temperament. Thatsächlich aber ist Paris nichts als eine administrative Bezeichnung, und es gibt ebenso wenig ein homogenes Paris, wie es ein homogenes Frankreich gibt. Es gibt zum mindesten drei Paris:

1. Das westliche Paris, das beim Faubourg St. Germain, bei der Place Vendôme, der Gegend der Oper beginnt und sich bis an das Ende von Passy und an die Grenzen von Batignolles erstreckt, die Stadt der reichen Müßiggänger und der Fremden, mit den neuen, gradlinigen Straßen, in denen es keinen anderen Handelsverkehr als den der Luxusgeschäfte gibt. Es umfasst das VII., VIII., IX. und XVI. Arrondissement und fast das ganze VI. und vom XVII. Faubourg St. Germain, Champs Elysées, Opéra, Passy und Batignolles.

2. Das Centrum von Paris (I., II., III., IV., V., X. Arrondissement) ist das alte Paris: das Quartier Latin und Maubert auf dem linken Ufer, und auf dem rechten Ufer das Quartier der Börse, der Hallen, Marais, Temple, die Faubourgs St. Denis und St. Martin, das Paris der engen, winkeligen Gassen, die Gegend des Großhandels und der kleinen Geschäfte.

3. Das östliche und südliche Paris (XI., XII., XIII., XIV., XV., XVIII., XIX., XX. Arrondissement) bilden die alten revolutionären Quartiers: St. Antoine, St. Marcel und namentlich die im Jahre 1860 einbezogenen Dörfer, Popincourt, Reuilly, Vaugirard, Grenelle, Montmartre, La Villette, Belleville: es sind die Arbeiterviertel mit den langen, eintönigen Straßen, die von baufälligen Hütten und Häuschen mit kleinen Gärten, den Ueberbleibseln der einstigen Dörfer, unterbrochen werden.

Jedes dieser drei Paris hat seine besondere Physiognomie, seine besonderen Lebensgewohnheiten, seine eigene politische Richtung. Das westliche Paris, das Paris des [illegible] Bürgerthums, ist und war zu allen Zeiten conservativ. [illegible] es sich [illegible], seine Stimmen [illegible], entsendet es Vertreter, die auf der Rechten der [illegible] sitzen, seine Abgeordneten, die [illegible] 1848 [illegible]

Kammer wählte, sind alle conservativ, alle seine Gemeinderäthe sind conservativ oder nationalistisch — zwei Worte, die in der Welt der „Gutgesinnten“ synonym geworden sind.

Das östliche und südliche Paris, die Arbeiterstadttheile, die sich früher in Radicale und Boulangisten schieden, sind in letzter Zeit socialistisch geworden; sie wählten und wählen weiterhin socialistische Vertreter in den Gemeinderath. In einigen Vierteln, wo der Boulangismus starke Wurzel geschlagen hatte, haben diese Socialisten eine nationalistische Färbung und haben sich die conservativen Stimmen gefallen lassen auf dem Montmartre: die der katholischen Ladenbesitzer, welche von der Ausbeutung der Sacré-Coeur-Pilger leben, in la Villette die der Fleischer des Grafen Sabran. Das sind hier Leser des „Intransigeant“.

Diese beiden Paris sind sich treu geblieben. Die Stadtviertel des Bürgerthums haben wieder ihre conservativen Vertreter, die Arbeiterviertel ihre Socialisten oder Boulangisten gewählt. Aber da die Wähler sich zahlreicher einfanden, so haben die Conservativen mehrere Stadttheile zurückerobert (im IX. und im XVII. Arrondissement), wo sie die Majorität für sich hatten und die sie zuvor aus purer Gleichgiltigkeit republikanischen Gemeinderäthen überlassen hatten. So geschah es an vielen Orten, dass ein abtretender Gemeinderath bei den Neuwahlen trotz einer größeren Anzahl von Stimmen, als er bei den Wahlen des Jahres 1896 als siegreicher Candidat hatte, durchfiel.

Das Centrum von Paris, das Geschäftsviertel, hat Radicale und an der westlichen Grenze einige gemäßigte Republikaner gewählt. Ihm verdankte die radicale Partei das Uebergewicht im Stadtrath und Paris seinen Ruf als republikanische Stadt. Diese Region war es, welche bei den Wahlen im Mai die ausscheidenden radicalen Vertreter fallen ließ und die nationalistische Majorität bewirkte.

Die eingetretene Verschiebung ist übrigens nicht so ungeheuer, wie es auf den ersten Blick scheint, denn die Majorität der gewählten Nationalisten ist fast überall gering: sie erreicht selten 15 bis 20 Procent. Aber sie ist allgemein und umso auffallender, als sie sich zwischen dem ersten und dem zweiten Wahlgang vollzog: es schien, als würden aus der Stichwahl mehr als 20 Republikaner gegen kaum 10 Nationalisten hervorgehen, und statt dessen sind mehr als 20 Nationalisten aus ihr hervorgegangen.

Man hat diese Veränderung verschiedenen Ursachen zugeschrieben. In einigen Bezirken ist es eine Folge der Neubauten, welche die alten Häuser verdrängten, in denen die republikanischen Wähler wohnten; so hat das Quartier de la Monnaie dadurch seine kleine, aber verlässliche republikanische Mehrheit eingebüßt. Im ganzen ist diese Umwandlung das Werk der kleinen Gewerbsleute, einer unglaublich unwissenden Gesellschaft, deren Politik sich darauf beschränkt, der Regierung „eine Lehre zu geben.“ Um 1889 dem Ministerium Floquet „eine Lehre zu geben,“ stimmten sie für Boulanger; und sie haben Nationalisten gewählt, um dem Ministerium Waldeck „eine Lehre zu geben“. Die Candidaten der republikanischen Vertheidigung, selbst die Socialisten, erschienen unter dem unpopulären Titel „ministerielle Candidaten“, es war gar kein Vergnügen, für sie zu stimmen: es war lustiger, einen Angeklagten des Staatsgerichtshofes zu wählen. Der „Figaro“ hat behauptet, das Kleingewerbe sei über die Entfaltung der rothen Fahne am Tag des Triumphes der Republik erschrocken und habe in dieser Weise gegen den Fortschritt des Socialismus demonstrieren wollen. Diese Auslegung setzt beim Pariser Gewerbetreibenden eine Gesinnungsfestigkeit voraus, die er nicht besitzt, und sie steht im Widerspruch mit der ganzen Literatur der Wahlcampagne. Nicht von der rothen Fahne war in den nationalistischen Placaten die Rede, sondern von der Affaire Dreyfus, dem Buche Gohiers, den Freimaurern, den Juden und dem Processe vor dem Staatsgerichtshofe.

Ohne Zweifel ist das Pariser Kleinbürgerthum antisemitisch wie die gleichartige Bevölkerungsschichte in Wien. Der Judenhass, der in Frankreich katholischen Ursprunges ist, hat seit etwa zwölf Jahren auch die anticlericalen Kreise des Kleinhandels angesteckt. Der Jude ist nicht mehr bloß der Ungläubige, der Kirchenfeind, er ist der Finanzmann, der Speculant, der Rothschild, der die armen Leute aussaugt. Er ist der Erbe der Unpopularität des Steuerpächters, des Aufkäufers, gegen den sich Paris zu den Zeiten der Fronde und der Revolution erhob. Der Antisemitismus ist eine Art [illegible] Empfindung geworden. Mir ist es passiert, dass mir [illegible] im Verlassen des Comitélocals der Liga der Menschenrechte Gassenjungen nachriefen: „Nieder mit den Verkauften, nieder mit den Juden! Nieder mit den Leuten im Ueberzieher!“ Dieser Geisteszustand ist seit der Affaire Dreyfus in Zunahme begriffen. Lehrer, die in Pariser Gemeindeschulen kleinbürgerlicher Viertel unterrichten, machen [illegible] seit einiger Zeit die Mittheilung, dass ihre Schüler [illegible] antisemitischen Contagium, das sie in ihren Familien in sich [illegible], [illegible] worden sind.

[illegible] ganze [illegible] antisemitische Welt hat in der „Affaire“ [illegible] jüdische Intrigue erblickt, angezettelt durch [illegible], um einen landesverrätherischen [illegible] Empfindung schlug Wurzel, in der Zeit [illegible] 1898, als die Masse der radicalen Partei

noch gegen die Dreyfusards Stellung nahm. Als nun nach der Entdeckung der Fälschungen Henrys die republikanische Partei sich der Revision zuwendete, ist der Pariser Kleinhandel dreyfusgegnerisch geblieben. Aus geschäftlichen Rücksichten und ohne irgend einen Zusammenhang mit der Politik haben deshalb die specifisch pariserischen Blätter (l'Eclair, l'Echo de Paris, le Journal, le Jour, le Soir, la Presse, la Patrie) ihre heftige Campagne gegen die Revision fortgesetzt, wobei sie sich nicht darauf beschränkten, ihre Gegner „Verräther“ und „Verkaufte“ zu nennen, sondern mit der größten Beharrlichkeit all die fatalen Thatsachen der Fälschung und Verstümmelung von Documenten todtschwiegen, falsche Nachrichten brachten, ohne sie jemals richtig zu stellen. Man muss die nationalistische Presse gelesen haben, um zu wissen, bis zu welchem Grade in Frankreich die Kunst der Nachrichtenfälschung ausgebildet ist. An der Spitze dieser Lügenblätter steht die „Patrie“, welche Galuzot, dem Eigenthümer des Warenhauses „Printemps“, gehört.*) Sein politischer Leiter Millevoye, bekannt durch das Uebermaß seines Wuchses und seiner Dummheit, ist es, der die kindischen Fälschungen des Mulatten Norton auf die Kammertribüne gebracht hat; die übrigen Redacteure thun sich unter allen Pariser Journalisten durch ihre Unwissenheit und ihre Ungeschicklichkeit hervor; sie pflegen die Specialität der ganz absurden falschen Meldungen, der fetten „Enten“, der großen spanischen Siege, der großen Aufstände gegen die Engländer, der Festnahme italienischer Spione. Nun erscheint zwar die „Patrie“ bloß am Nachmittag, sie ist aber dennoch die tägliche Lectüre des Pariser Kleinbürgerthums geworden, und ihre Auflage soll in den letzten Jahren von 25.000 auf 150.000 in die Höhe gegangen sein. Der Pariser Kleinbürger, der systematisch in vollständiger Unwissenheit über die politischen Thatsachen erhalten wird, ist in gutem Glauben Dreyfusgegner geworden, und da es ihm an jedweder politischen Erziehung mangelt, ist er allmählich von der republikanischen Partei abgerückt, um sich den unter patriotischer Maske auftretenden Conservativen anzuschließen. Aber er ist sich dessen nicht bewusst. Während er gegen die Republikaner und für die clericalen Candidaten stimmt, hält er sich noch immer für einen treuen Anhänger der Republik und einen Gegner der Clericalen.

Es scheint nicht, dass der große Sieg der Nationalisten in Paris eine nennenswerte Veränderung des öffentlichen Lebens selbst in Paris herbeiführen wird. Vielleicht werden die Gasgesellschaft und die Omnibusgesellschaft es leichter haben, ihre den Parisern nachtheiligen Monopole zu erneuern. Man sagt auch, dass das Geld dieser großen Gesellschaften bei der nationalistischen Campagne eine Rolle gespielt haben soll, aber bei Fragen politischen Gepräges, betreffend etwa den Elementarunterricht und das Laienpersonal der Krankenhäuser, ist es sehr zweifelhaft, ob sich die nationalistische Mehrheit im neuen Gemeinderathe behaupten werde; denn die Nationalisten selbst zerfallen in Conservative, Republikaner, Radicale und Socialisten; sie vermögen sich über nichts anderes als über Dreyfusfeindliche Kundgebungen zu einigen. Der Nationalismus ist keine Partei, ist nur ein Stampfen mit den Füßen und ein Geheul. Er bildet kein Programm, er äußert sich nur im Geschrei. Das Geschrei kann nun zwar ein vortreffliches Mittel für den Wählerfang sein, aber es liefert keine Verhaltungsmaßregeln. Diejenigen, welche das Geschrei ausgestoßen haben, um gewählt zu werden, beruhigen sich alsbald, wenn sie gewählt sind. Dies zeigt auch der Besuch des Vorstandes des neuen Pariser Gemeinderathes bei Herrn Loubet. „Ein Nationalist — sagt Jaurès — ist ein Spießbürger, der brüllt; wenn er zu brüllen aufgehört hat, bleibt er ein Spießbürger,“ unfähig zu einer revolutionären Action. Nach einem Ausspruche Cornélys wandelt sich „das Gebrüll des Tigers, welches man im Augenblicke des Angriffs ausstößt, in das Murren des Katers, wenn man einmal auf dem Fauteuil platznimmt“. Man braucht nicht zu fürchten, dass eine Revolution im Stadthause ihren Ausgang nimmt, auch wenn die Fauteuils diesmal mit nationalistischen Stadtvätern geziert sind.

Paris. Prof. Charles Seignobos.

## Das Ende des südafrikanischen Krieges und seine Folgen.

Immer günstiger für England lauten die Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatze. Die Boerenarmee, die jetzt weder an strategischer Kunst, noch an Zahl den Gegnern mehr gewachsen ist, räumt kampflos eine Stellung nach der anderen. Schon ist die Goldstadt unversehrt dem Lord Roberts in die Hände gefallen: die Nachricht, dass die Briten Pretoria besetzten, ist auch schon eingetroffen. Ob die Boeren es noch auf eine entscheidende letzte Schlacht ankommen lassen oder nicht, über den Ausgang des Krieges herrscht kein Zweifel mehr. Wie wir es im September vorigen Jahres an dieser Stelle voraussagten, so ist es gekommen.**) Die kleinen Boerenstaaten sind von dem übermächtigen Gegner erdrückt worden, und in der ganzen Welt hat keine Macht für sie einen Finger gerührt. Während es ihnen im Herbst noch möglich gewesen wäre, bei einem Eingehen auf die englischen Forderungen einen Theil ihrer Selbständigkeit zu retten, verfallen sie nun unrettbar der Einverleibung ins britische Colonialreich. Der Kampf des englischen und holländischen Elementes um die Herrschaft in Südafrika, der ein volles Jahrhundert gedauert hat, ist damit nach menschlichem Ermessen beendigt.

Je länger dieser Kampf gewährt, je wechselvoller sein Verlauf war und je größere Opfer er erfordert hat, umso größer ist der Eindruck dieses Sieges in England. Schon jetzt befindet sich Großbritannien in einem wahren Freudentaumel. Die kaum noch erwartete Befreiung der verschiedenen belagerten Garnisonen, die geschickten Schachzüge des greisen Feldmarschalls Roberts, der wie ein zweiter Fabius Cunctator durch seine unerschütterliche Ruhe alle früheren Scharten auszuwetzen verstanden hat, erregen Begeisterung in allen Schichten des Volkes. Wie wird sie sich erst äußern, wenn der letzte Widerstand der Boeren gebrochen ist!

Wäre ein solcher Erfolg einer Nation wie den Franzosen beschieden gewesen, so ließen sich schlimme Folgen für den Weltfrieden befürchten. Wer daran zurückdenkt, wie die Siege der Revolutionsheere und der beiden Napoleons ganz Frankreich berauscht und zu den schlimmsten Herausforderungen gegen andere Völker veranlasst haben, wird darüber kaum im Zweifel sein. Bei England sind derartige Wirkungen der großen Erfolge in Südafrika zum Glück kaum zu befürchten. Der praktische Engländer weiß Maß zu halten. Er führt keine Kriege aus Ruhmsucht und vergisst über der Siegesfreude nicht seine materiellen Interessen, welche Frieden und Freundschaft mit den Großmächten erfordern. Die Stimmen chauvinistischer Heißsporne, an denen es auch jenseits des Canals nicht fehlt, verhallen gegenüber den Erwägungen der ruhigen praktischen Kaufleute.

Die Wirkungen der englischen Siege in Südafrika auf die Lage dort und auf die allgemeine Politik werden voraussichtlich nur friedlicher Natur sein. Nichtsdestoweniger dürften sie sich bedeutend fühlbar machen. Zuerst in Afrika selbst. Englands afrikanisches Reich gewinnt durch die Niederwerfung seines Gegners an Festigkeit. Was es seit lange vorbereitet hat, wird nun zur Thatsache. Dem Bau von Telegraphen und Bahnen durch ganz Afrika steht kein Hindernis mehr im Wege. Ungestört kann es von der Capcolonie, von Ostafrika und von Aegypten aus seinen Einfluss im Herzen des dunklen Erdtheils befestigen und dessen natürliche Reichthümer erschließen. Dieser Zustand kommt aber nicht allein England, sondern der ganzen Welt zustatten. Die nur von agrarischen Rücksichten geleitete, fremdenfeindliche und schwerfällige Regierung der Boerenfreistaaten legte der Ausbeutung der dortigen Mineralschätze und der Erschließung des Landes die erdenklichsten Hindernisse in den Weg. Soviel Sympathien sie in Europa genoss, so unbeliebt war sie bei allen europäischen Geschäftsleuten an Ort und Stelle. Das dürfte nun anders werden. Unter der liberalen und aufgeklärten Herrschaft Englands werden zweifellos Handel und Wandel in den Boerenstaaten einen großen Aufschwung nehmen, wie es in anderen englischen Colonien die Regel ist. Die heute vergleichsweise geringen Interessen Deutschlands in diesen Gebieten dürften sich, sobald die bisherigen Hemmnisse weggeräumt sind, ebenso wie die anderer Staaten vervielfachen. Verlängerung des südafrikanischen Bahnnetzes wenigstens bis zum Nyassasee im Norden, Ausbau der Zufuhrbahnen von Delagoabay und Beira, sowie Herstellung einer Eisenbahn durch das deutsche Südwestafrika zur Abkürzung des Weges nach Europa werden jetzt nur noch eine Frage von Jahren sein. Wie sehr das alles auch den deutschen Besitzungen in Ostafrika und Südwestafrika zugute kommen muss, bedarf kaum näherer Ausführung. Sollten sich einzelne Trupps von Boeren, die ihrer Heimat den Rücken kehren, in den deutschen Colonien ansiedeln, so wäre das für diese, wo es noch so sehr an sachverständigen Colonisten fehlt, ein weiterer Vortheil.

Nicht weniger, kann man annehmen, werden durch die voraussichtlichen Wirkungen der britischen Siege auf die allgemeine Weltlage Deutschlands und seiner Verbündeten Interessen berührt werden. Der Zuwachs, den Englands Ansehen und Weltstand durch die Einverleibung der Boerenfreistaaten erfährt, ist nicht sehr bedeutend. Schon bisher übt England durch seinen großen Reichthum und seine kaum bezwingbare Seemacht starken Einfluss in der Welt aus. Weder Frankreich, noch die Vereinigten Staaten, noch Russland, welche sich in wichtigen Interessen durch die Machtstellung Englands seit langem geschädigt fühlten, wagen es im Ernste mit ihm anzubinden. Vielleicht hätte eine vernichtende Niederlage der englischen Heere in Südafrika sie bewogen, es auf einen ernsten Conflict in einer oder der anderen streitigen Frage ankommen zu lassen. Wie die Dinge sich aber gestaltet haben, ist das ausgeschlossen. Alles bleibt beim Alten, keine der gefährlichen Fragen wird aufgerollt, und der Welt bleibt noch lange ein großer Krieg erspart. Für Deutschland und den Dreibund kann das nur vortheilhaft sein. Seinerseits besitzt kein Interesse, welches eine gewaltsame Aus-

*) Ich setze voraus, dass die Geschichte der [illegible] Feuersbrunst, deren Schaden durch eine [illegible] Reden an seine Angestellten den [illegible]

**) Vgl. den Artikel „Transvaal und [illegible]“ in [illegible]

einandersetzung mit England nöthig machte. Im Gegentheil, seine Bedürfnisse decken sich vielfach mit denen Englands. Seinem Vortheil entspricht am besten heute, wie schon seit mehr als hundert Jahren, ein friedliches und freundliches Zusammengehen mit England.

Geleitet von diesen Gesichtspunkten hat die deutsche Diplomatie von Anbeginn der südafrikanischen Wirren an strengste Neutralität beobachtet. Sie ist dafür, wie allgemein erinnerlich, in der thörichtesten Weise angegriffen worden und hat Mühe gehabt, ihre Politik gegenüber einer verblendeten Presse und kurzsichtigen Bevölkerung durchzuführen. Aber der Erfolg hat ihre Haltung glänzend gerechtfertigt. Deutschland braucht heute nicht wie Frankreich Anstrengungen zu machen, seine Beziehungen mit England wieder auf freundlichen Fuß zu bringen. Es hat während des Transvaalfeldzuges ehrliche Neutralität bewiesen. Als es mit den britischen Heeren anscheinend schlimm stand und auf Erfolg kaum noch zu rechnen schien, hat Kaiser Wilhelm II. durch seinen Besuch in England den Briten einen unzweideutigen Beweis seiner Sympathie und seines Vertrauens gegeben. Der Ausgang des Feldzuges zeigt, wie richtig die deutsche Regierung die Lage beurtheilt hat.

Es lässt sich annehmen, dass die Haltung Deutschlands ein weiteres Zusammengehen in den Fragen, wo die beiderseitigen Interessen sich berühren, zur Folge haben wird. Die Hoffnungen Frankreichs auf das baldige Anbrechen des Tages der Rache werden dadurch aufs neue vermindert. Anderseits werden Russland und die Vereinigten Staaten es sich noch mehr als bisher überlegen, ob sie es so bald mit England etwa wegen China oder der orientalischen und innerasiatischen Angelegenheiten zum Bruche kommen lassen.

So erfährt der Weltfriede durch die Beendigung der südafrikanischen Kämpfe eine neue Befestigung, und der Culturarbeit eröffnen sich neue große Felder und Aufgaben! A. Charpentier.

## „Die Wiener städtischen Elektricitätswerke."

Zu unseren Ausführungen über die städtischen Elektricitätswerke in Nr. 294 der „Zeit" hat sich nun endlich einer gemeldet. Wir erhalten nämlich folgende Zuschrift:

„Deutsche Zeitung", Wien. Wien, den 2. Juni 1900.

Wollen Sie nach § 19 P.-G. folgende Berichtigung der Nummer 294 Ihrer Zeitschrift veröffentlichen:

Es ist unwahr, dass ich Mitglied des elektrischen Comités war.

Es ist unwahr, dass seitens der Firma Siemens & Halske zur Deutschen Zeitung Beziehungen unterhalten wurden.

Es ist unwahr, dass solche nachher von den Schuckert-Werken und der Länderbank aufgenommen wurden.

Dr. Theodor Wähner.

Wir müssen gestehen, auf diese Berichtigung waren wir nicht vorbereitet. Alle Welt weiß, dass Herr Dr. Wähner an den Verhandlungen wegen des Elektricitätswerkes, sowie seinerzeit wegen der elektrischen Straßenbahnen den eifrigsten Antheil gehabt hat. Doch das Räthsel klärt sich auf. Wie uns mitgetheilt wird, hat Herr Dr. Wähner als Mitglied der „Commission zum Bau elektrischer Bahnen, durchgeführt durch Siemens & Halske" angehört: der Commission zur Berathung aller mit dem Bau dieser Bahnen (also auch der Elektricitätswerke) zusammenhängenden Fragen hat er zwar nicht als Mitglied angehört, sondern er war ihr als Experte zugezogen, als welcher er natürlich Gelegenheit hatte, umso werkthätiger auf den Gang der Verhandlungen und Beschlüsse Einfluss zu nehmen. Herr Dr. Wähner macht also die feine Distinction zwischen „Mitglied" und „Experte", deren Beurtheilung wir unseren Lesern überlassen.

Eine Probe auf die feinen Distinctionen, welche Herr Dr. Wähner zu machen versteht, scheint es fernerhin auch zu sein, wenn er bestreitet, dass seitens der Firma Siemens & Halske und späterhin seitens der Schuckert-Werke und der Länderbank zur „Deutschen Zeitung" „Beziehungen" unterhalten wurden. Diese Beziehungen sind notorisch. Die „Deutsche Zeitung" galt seit der Erwerbung der Tramwayactien durch das Syndicat Siemens & Halske als officiöses Organ dieser Firma. Die „Deutsche Zeitung" hätte mit ihrer laut amtlichen Stempelausweises für das Jahr 1899 schwindsüchtigen Auflage (ungefähr 3000 Exemplare, Freiexemplare und unverkäufliche Nummern inbegriffen) ohne solche „Beziehungen" ihr Dasein längst nicht mehr fristen können. Mit Belegen für ihre Siemens-Officiosität aus dem Texte der „Deutschen Zeitung" selbst können wir jederzeit dienen. Für heute wollen wir uns damit begnügen, Herrn Dr. Wähner ins Gedächtnis zurückzurufen, was das „Deutsche Volksblatt" am 5. März 1898 über die auffallende Intimität der „Deutschen Zeitung" zur Firma Siemens schrieb, als die „Deutsche Zeitung" einmal zu Reclamezwecken eine falsche Nachricht über einen Beschluss des elektrischen Comités in die Welt setzte und zur Glaubhaftmachung dieser Nachricht die wahre Meinung einer ... des Vorsitzenden Herrn ... [illegible] widmete ihm das Blatt des Herrn ... [illegible] ... in solchen „Beziehungen" ... [illegible]

„Unserer Ansicht nach braucht ein Mitglied des elektrischen Comités zwar nicht zu wissen, wann die Präsidenten der Tramway-Gesellschaft in Wien und wann sie in Berlin sind, wohl aber muss es wissen, ob in dem elektrischen Comité wichtige Beschlüsse gefasst worden sind, oder ob bisher noch gar nichts beschlossen wurde."

Also wenn Dr. Wähner die „Beziehungen" der Deutschen Zeitung zu den genannten Unternehmungen leugnet, so scheint er wieder irgend eine feine Distinction in Bezug auf das Wort „Beziehungen" zu machen. Welcher Art Beziehungen zwischen einem Blatte und einem Finanzinstitute bestehen müssen, um von Herrn Dr. Wähner als „Beziehungen" anerkannt zu werden, entzieht sich allerdings unserer Beurtheilung. Walther Federn.

## Nietzsches Lehre von der Wiederkunft des Gleichen.*)

Warum schreibt uns nicht einer unserer Philosophen die Geschichte der „sphäro-cyklischen Weltanschauung"? Auf diesen neuen Namen sei es erlaubt eine uralte Sache zu taufen, nämlich alle jene Versuche, mit dem Schlüssel irgend einer Kreis-Kugel-Ring-Symbolik das Weltgeheimnis zu entziffern, jene Denkerträume und Ahnungen, dass dem Wesen der Dinge in magischer Weise das Runde, Periodische, in sich Zurücklaufende verwandt sei, dass endlose geradlinige Ausdehnung nicht der höchsten Stufe unserer Einsicht entspreche. Für den Psychologen der aufstrebenden Menschheit ein reizvoller Stoff: man würde da im Rahmen einer philosophischen Studie die ganze irdische Culturgeschichte zu erzählen haben. Was gehört nicht alles hierher, Tiefes und Flaches, Wahnsinn und Wissenschaft, ehrwürdige Symbolik und fratzenhafte Spielerei: die Ewigkeitsschlange und der Reifen des Geisterbeschwörers, das Weltei und die Harmonie der Sphären, die Kalpas der Buddhisten und die Epicyklen der vorkeplerischen Astronomie — ja selbst der Riemann'sche Raum constanten positiven Krümmungsmaßes dürfte in diesem Zusammenhange nicht vergessen werden, jener Raum, dessen kürzeste Linien in sich selbst zurücklaufen und in dem der Mensch, mit hinlänglich scharfem Fernrohr ausspähend, als fernsten Gegenstand seinen eigenen Hinterkopf erblicken würde. Das genaue Seitenstück zu diesem sphärischen Raume ist die cyklische Zeit, die Vorstellung eines in sich zurückfließenden, periodisch immer wieder dieselben Zustände erneuernden Weltverlaufs, kürzer ausgedrückt, die ewige Wiederkunft — so dass seltsamer Weise in der Lehre Nietzsches und in Riemanns nichteuklidischer Geometrie unser neunzehntes Jahrhundert für beide Grundformen, Zeit und Raum, eine Wiederbelebung der sphäro-cyklischen Weltansicht gebracht hätte. Eine Wiederbelebung, keine Neuschöpfung: denn wenigstens der Wiederkehrgedanke ist uralt. Nietzsche selbst citiert ihn, was er bis zum Engadiner Sommer 1881 wieder völlig vergessen haben muss, in der zweiten „unzeitgemäßen Betrachtung" als Lehrmeinung der Pythagoreer, übrigens als sterologisch gefärbte Meinung, da die Wiederkehr gleicher Erdendinge von der Wiederkehr gleicher Constellationen abhängig gedacht wird. Zellers Philosophie der Griechen gibt hierüber interessante Auskunft. „Wenn man den Pythagoreern glauben will", sagt der Peripatetiker Eudemos im Colleg, „so kehrt das Gleiche wieder, und auch ich, das Stäbchen (τὸ ῥαβδίον, oder etwa die Ruthe?) in der Hand, werde euch Dasitzenden wieder vorfabeln (μυθολογήσω — ungewöhnliches Bekenntnis eines antiken Professors), und alles übrige wird sich ähnlich verhalten, und die Zeit ist ersichtlich dieselbe." Auch eine Stelle Porphyrs zählt unter den pythagoreischen Lehren auf, ὅτι κατὰ περιόδους τινὰς τὰ γενόμενά ποτε πάλιν γίνεται, dass periodenweise das einst Geschehene wieder geschieht. Noch schärfer aber haben später die Stoiker diesen Gedanken gefasst, bis zur Aufstellung eigener Ausdrücke, denen Nietzsches Formeln fast wie wörtliche Uebersetzungen gegenüberstehen: ἡ ἀποκατάστασις die Wiederkunft, ὁ μέγας ἐνιαυτός das große Weltenjahr — das von Diogenes zu 365 „großen Jahren" Heraklits oder zu 365 mal 18000 Sonnenjahren angegeben wird. Jedes Weltenjahr schließt mit dem allgemeinen Weltbrand, aus dem eine neue, der vorigen vollkommen gleiche Welt hervorgeht. Sogar die Details werden besprochen: in jeder Weltperiode tritt ein Sokrates auf, heiratet Xanthippe, wird von Anytos und Meletos verklagt — und der spitzfindige Scharfsinn fragt weiter: ist jeder neue Sokrates mit seinen Vorgängern wesensidentisch (τὸν αὐτόν) oder unterschiedslos gleich (ἀπαράλλακτος) oder bis auf unmerkliche Abweichungen ähnlich? Vielleicht gab dieser Wiederkehrgedanke der stoischen Seelenruhe und Apathie ihren tieferen Grund und geheimen Sinn, so dass wir in den milde leuchtenden Zügen eines Marc Aurel die Frage lesen dürfen: wozu sich von den Dingen erschüttern und verwirren lassen, da doch alles schon da war und wiederkehrt und nichts Neues unter der Sonne geschieht? Man bemerkt beiläufig: die Lehre von der ewigen Wiederkunft kann praktisch noch anders wirken, als Nietzsche [illegible] kannte. Wir fühlen uns weder verpflichtet, noch berufen, die weitere Entwicklung dieser Idee, die vielleicht

*) [illegible]

noch in der Kirchenlehre von der Wiederbringung aller Dinge nachklingt, geschichtlich zu verfolgen, bis zu ihrem jüngsten Wiedererscheinen bei Nietzsche, Blanqui und Le Bon.*) Soviel ist sicher, sie gehört dem frühesten Kindheitsalter der Philosophie an — womit wir der heutigen Philosophie keineswegs das Recht eingeräumt wissen wollen, gegen solche vorsintflutliche Metaphysik vornehm zu thun. „Ist diese Hypothese" (wir citieren Lessings Worte über die Wiedergeburt, auch ein pythagoreisches Vermächtnis) „darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?!" Wohlgemerkt, ich glaube nicht, dass die ewige Wiederkunft in der üblichen Form sich halten lässt; aber ich finde nicht, dass die moderne Philosophie darüber hinaus sei, solche Speculationen nach Für und Wider gründlich durchzudenken. Es wird noch viel neue Metaphysik gemacht, zu der sich jene alte verhält wie ein griechischer Tempel zu einer märkischen Garnisonkirche; über Raum und Zeit, Geist und Materie, Ursache und Zweck wissen wir nicht so erheblich viel mehr, als schon die Griechen wussten, und ein Jahrhundert, dessen mitberühmtester Philosoph, Hegel, der Zeit genau wie dem Raume drei Dimensionen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) zuschrieb, sollte keineswegs über die sehr klare, sehr denkbare, sehr discutible cyklische Zeithypothese ohne Prüfung absprechen.

Viel eher wäre die Philosophie berechtigt, sich in diesem Falle unzuständig zu erklären und die Acten über die ewige Wiederkunft an die Naturwissenschaft weiterzugeben. Hat Nietzsche gewusst, dass sein Problem im Grunde ein physikalisches ist? Lou Salomé behauptet,**) er sei mit dem Plan eines zehnjährigen Studiums der Naturwissenschaften umgegangen, um die Wiederkunft exact zu begründen; weil es Lou Salomé behauptet, wird es vom Nietzsche-Archiv bestritten, und Herrn Horneffer fällt die Rolle zu, in einem Athem zu versichern, Nietzsche habe zwar Naturwissenschaft treiben, aber sie nicht für die ewige Wiederkunft verwenden wollen, obwohl er sich natürlich über deren naturwissenschaftliche Bestätigung „gefreut haben würde". Nietzsches Herausgeber also bemüht sich, Nietzsches klares Bewusstsein über Tragweite und Giltigkeitsbereich seines Gedankens in Zweifel zu ziehen, denn — Lou Salomé muss um jeden Preis gelogen haben. Um das durchzusetzen, wird die souveräne Gleichgiltigkeit des Philosophen gegen Wahr oder Falsch heraufbeschworen: Nietzsche habe die Idee der Wiederkunft einfach als ethische Kraftquelle verstanden, als Mittel zur Züchtung und Erhöhung des Typus Mensch — und hätte sie in diesem Sinne nöthigenfalls auch *gegen* die Wissenschaft festgehalten. Wozu dann aber die mechanisch-erkenntnistheoretischen Speculationen über unendliche Zeit und endliche Zahl der Kraftlagen? Nietzsche sagt zwar dazwischen einmal: „wenn die Kreiswiederholung auch nur eine Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ist, auch der *Gedanke einer Möglichkeit* kann uns erschüttern und umgestalten" — nun, diese *Möglichkeit* wenigstens wollte und musste er doch beweisen? Aber er wollte ja viel mehr: nichts Geringeres als die mathematische *Nothwendigkeit* der ewigen Wiederkunft schwebte ihm vor, nicht auf die Denkbarkeit seines Gedankens, sondern auf die Undenkbarkeit des Gegentheils steuert seine Dialektik los. „Wer nicht an einen Kreislauf des Alls glaubt, muss an den volksthümlichen Gott glauben", erklärt er, und anderswo wird die Alternative zwischen endlicher Weltdauer und ewigem Kreisprocess gestellt. Und derselbe Denker, der hier mit tiefem Instinct einen Anschluss seiner Hypothese an die mechanische Weltansicht sucht, sollte sich mit dem sehr bescheidenen Gelüsten begnügt haben, der Menschheit einen eventuellen Unsinn als Züchtungsfactor einzuverleiben? Höher hinauf als bis zu einer solchen Art Religionsstifter hätte es Nietzsche, der Mann des intellectualen Gewissens, nicht angelegt? Was sein Entwurf zu Gunsten eines periodischen Weltverlaufs in Wahrheit beibringt, lässt sich in den Schluss zusammendrängen: die Zahl der möglichen Weltzustände ist bestimmt und endlich, wenn auch praktisch unermesslich, die unendliche Zeit kann also nicht anders als mit ewiger Wiederholung des Gleichen ausgefüllt werden. Dieser Schluss ist aber mathematisch unhaltbar, und eine gehörigen Orts von mir durchgeführte Analyse lehrt das gerade Gegentheil: nicht der Weltinhalt ist zu arm, um die Zeit, sondern die Zeit ist zu arm, um den möglichen Weltinhalt zu erschöpfen. Lou Salomé meint, Nietzsche sei von seiner Speculation über unendliche Zeit und endliche Zahl der Atomgruppierungen schon nach oberflächlicher Prüfung wieder zurückgekommen. Das kann nicht richtig sein, denn noch im dritten Zarathustratheil stehen Sätze wie diese. „Muss nicht, was geschehen *kann* von allen Dingen, schon einmal geschehen, gethan, vorübergelaufen sein?" „Wo Kraft ist, wird auch die Zahl Meisterin: die hat mehr Kraft" — also wieder die pseudomathematischen Argumente des Engadiner Entwurfs, zu denen sich Nietzsche also noch im Jahre 1884 guten Gewissens bekannt hat.

Wenn Nietzsches Versuch, die mathematisch-mechanische Nothwendigkeit der Wiederkehr zu beweisen, abzulehnen ist, so haben wir hinzuzufügen, dass auch im bescheideneren Sinne einer *Thatsache* oder *Möglichkeit* diese Hypothese nur auf geringe Unterstützung von Seite der Naturwissenschaft zu rechnen hat. Der Verlauf der Dinge ist *einsinnig*, und ein späterer Zustand kann in einen früheren weder auf dem einfachen Rückwege, noch auf irgend einem anderen Wege übergeführt werden; in einem sich selbst überlassenen System sind vollkommene Kreisprocesse unmöglich. Der Kosmos „altert", vorausgesetzt, dass er ein sich selbst überlassenes System ist. Das sind Wahrheiten, die man fühlt, auch ohne Physiker zu sein, deren scharfe Formulierung aber heute noch allerhand Schwierigkeiten bereitet; vielleicht ist man eines Tages genöthigt, sie unter die Principien der Naturerkenntnis aufzunehmen, und damit wäre definitiv gegen die ewige Wiederkunft entschieden. Einstweilen findet diese Nichtumkehrbarkeit der Naturvorgänge ihre provisorische Stelle im zweiten Hauptsatz der Wärmelehre und den sich daran schließenden Formeln, die unter verschiedener Gestalt (Wachsthum der Entropie, Zerstreuung der Energie, Ausgleichung der Intensitätsdifferenzen) immer wieder das Eine exact auszudrücken suchen, was wir inexact die fortschreitende Richtung des Geschehens, oder die Vorliebe der Natur für den Endzustand nennen würden. Irgend etwas in der Welt *wächst* mit der Zeit, die Physiker heißen es Entropie oder Energie ungeordneter Bewegung; stellen wir es uns als die Menge des Sandes im unteren Glase der Sanduhr vor, so sehen wir mit Augen, in welchem Sinne sich die Energieumwandlung abspielt. Ein Bild! und nicht mehr als ein Bild. Freilich, wir können das Stundenglas umkehren und damit die erloschene Bewegung wiederbeleben, wir haben dann eben von außen Energie zugeführt durch Hebung der Sandmenge auf ein höheres Niveau: dem *Weltall* aber kann von aussen keine Energie zuströmen, und jenes mythologische, beständig wachsende Etwas nimmt von selbst keinen früheren Wert zum zweitenmale an. In jeder Minute strahlt von der glühenden Sonnenoberfläche ein ungeheurer Energiebetrag in den wärmelosen Weltraum hinaus; nur ein Gott, der von außen stieße, vermöchte diese vergeudete Energie einzufangen und nach Ablauf eines „Weltenjahres" in einer neuen Sonne, in *derselben* Sonne wieder aufzuspeichern. Man sieht, Nietzsches Satz ist vielleicht umzukehren: es scheint, „wer an einen Kreislauf des Alls glaubt, muss an den volksthümlichen Gott glauben!" — Die Physik wird sich naturgemäß umso ungünstiger zur Wiederkunftsidee stellen, je schärfere und principiellere Fassung sie der Nichtumkehrbarkeit des Geschehens gibt: am ungünstigsten die neuere *Energetik*, die überhaupt nur nichtumkehrbare Vorgänge zulässt und die umkehrbaren als unerreichbaren oder nur näherungsweise erreichbaren Grenzfall betrachtet. Eher könnte sich mit der Wiederkunft die *mechanische* Weltanschauung befreunden, die noch immer, von energetischen und neovitalistischen Angriffen unerschüttert, die compacte Majorität der älteren Naturforscher für sich hat. Hier ist die Welt ein conservatives System und die Wiederkehr eines gegebenen Zustandes principiell möglich, nur äußerst unwahrscheinlich; die thatsächliche Nichtumkehrbarkeit des Weltverlaufs ist, gegenüber seiner theoretischen Umkehrbarkeit, gewissermaßen ein statistisches und kein deductiv nothwendiges Ergebnis. Jenes geheimnisvolle Etwas, das mit fortschreitender Zeit stets wächst, *könnte* auch einmal abnehmen, so gut wie ein frei im Weltraum schwebender Faden durch ein irgendwo befindliches Nadelöhr schlüpfen *kann*. Wiederkunft des Gleichen, Periodicität des Weltlaufs ist hier also immerhin möglich, *angenäherte* Periodicität, nach einem Satze der neueren Mechanik, sogar gewiss, aber nur in einem System von endlichen Dimensionen und Geschwindigkeiten, also unter Voraussetzungen, die für das Universum nicht zutreffen dürften.

Zum Schluss noch einige Worte über die Wiederkunft als Eingebung und religiöse Idee. Wenn wir im Widerspruch zur Ansicht des Archivs der Meinung sind und bleiben, dass Nietzsche auf eine mathematisch-naturwissenschaftliche Begründung seiner Lehre entscheidenden Wert gelegt habe, so sind wir doch nicht unpsychologisch genug, den *ekstatischen* Grundton, das tief Persönliche in dieser Verkündigung zu überhören. Nietzsche ist ja künstlerischer Mensch, glühender orgiastischer Traum- und Rauschlyriker; nicht umsonst zog ihn eine Wahlverwandtschaft zu alten großen Dichterphilosophen des Alterthums, zu Heraklit und Empedokles — er ist der Wiedererwecker ihrer erhabenen und dithyrambischen Art des Schauens und Redens. Zwischen sie und ihn wäre am ehesten *Giordano Bruno* als Phantasiedenker gleichen Fluges einzureihen, jene Flammenseele, die dem Weltall trunkene Liebeshymnen dichtet, wie Zarathustra dem Leben — Giordano Bruno, dessen stürmisch entworfenes Weltbild die moderne Naturwissenschaft mit vorsichtiger Hand nachzeichnet, und der als weithin loderndes Feuerzeichen durch alle Zeiten sichtbar bliebe, auch wenn ihm die Kirche nicht vor nunmehr dreihundert Jahren den Scheiterhaufen angezündet hätte. Nietzsches Denken ist impulsiv, intuitiv, oder wie man es nennen will, und als ihn am See von Silvaplana der Gedanke der ewigen Wiederkunft überfiel, da war es gewiss nicht der „Wille zum System", der die neue Offenbarung angriff: da dachte er nicht an Pythagoreer noch Stoiker, weder an die Unendlichkeit der Zeit, noch an die endliche Zahl der Kraft-

---

*) [illegible] Nietzsches [illegible] 1881 [illegible]

**) Lou Andreas-[illegible] Wien, Konegen.

lagen — sondern ihn erschütterte das, was jeden Leidenden hier zuerst erschüttern muss: die Verewigung des leidvollen Lebens ins Starre, Unabänderliche, Heil- und Hoffnungslose, das Scheitern jeder Aussicht auf „Erlösung“, die leibhafte Wiederkehr der Vergangenheit mit ihren Qualen und Märtyrien. Man darf nicht vergessen, dass in Nietzsche zeitlebens etwas Schopenhauer nachwirkte: das Mitleid mit der Creatur, der Blick hinter den Zeitschleier, die Geringschätzung des Werdens als einer Illusion, die ontologische, unhistorische Auffassung der Welt als eines zeitlosen Gefüges von Willensobjectivationen. Dies alles kehrt bei Nietzsche wieder, nur noch verschärft und verdüstert; Schopenhauers tröstliche Inconsequenz, der Ausweg ins Nirwana, ist jetzt vermauert, die ewige Wiederkunft schneidet jede Möglichkeit des Nichtseins oder Andersseins unerbittlich ab. Nietzsche muss jahrelang diese Folgerungen wie ein schreckliches Geheimnis mit sich herumgetragen haben, zu dessen Verkündigung und „Einverleibung“ er weder sich, noch die Menschheit stark genug fühlte. Ein heroisch verzweifelter Seelenkampf des Denkers mit seinem Gedanken! Lou Salomé erzählt uns davon, besser noch, nämlich bezeugter und urkundlicher, Gustav Naumann im ersten Theil seines „Zarathustra-Commentars“*), indem er aus den übersichtlich gruppierten Zarathustrastellen selbst Nietzsches schaudernde und gewaltsame Abfindung mit der Wiederkunft des Gleichen herausliest. Der Kampf endet mit dem Siege des Denkers, mit dem dithyrambischen „Ja und Amen“; Nietzsches kriegerische Natur überwindet das Mitleid, überwindet den Ekel vor der „Wiederkunft des Kleinsten“, überwindet auch die stoische Gleichgiltigkeit, die angesichts des zwecklos sich wiederholenden Weltverlaufs als erste und natürlichste Folgerung der praktischen Vernunft dazustehen scheint. Zu seinem Willen redet die Wiederkehr anders: „wie müsstest du dir selber und dem Leben gut werden, um nach nichts mehr zu verlangen, als nach dieser letzten ewigen Bestätigung und Besiegelung?“ Er hofft, das Zeitalter der Religionen mit seiner Lehre abzulösen: nicht mehr das Jenseits, sondern dieses Erdenleben wird nunmehr mit dem schwersten Accent getroffen, alle menschliche Einsicht, Liebe, Erfindsamkeit wird sich von transscendenten Zielen ab dem Leben zuwenden müssen, um daraus ein Kunstwerk zu gestalten, dessen ewige Wiederholung man wünschen darf. „Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben!“ Das ist Nietzsches Ethik der ewigen Wiederkunft, das ist sein Glaube an ihre erziehende, auslesende, evolutionistische Kraft, die in gewaltigem „Zuge nach oben“ den Menschen zum Uebermenschen steigern muss. Hier spricht freilich die Naturwissenschaft nicht mehr das letzte Wort, so wenig, wie sie bei der Conception des Gedankens das erste gesprochen hat. Aber ohne ihre Zustimmung, deren er sich bemächtigt zu haben meinte, würde Nietzsche schwerlich seine neue Tafel über der Menschheit aufgestellt haben: wenn er auch die ältesten Erkenntnisse „einverleibte Grundirrthümer“ nannte, so empfand er gewiss nicht utopistisch genug, einer späten, modernen Erkenntnisstufe die Einverleibung eines beliebigen modernen Irrthums zuzutrauen. Wie es nun um das wissenschaftliche Fundament der Wiederkunftslehre Nietzsches bestellt ist, haben wir gesehen: nicht sehr beruhigend! Und denjenigen, die trotzdem an der Wiederkunft als religiöser Emotion und normativem Schwergewicht festzuhalten wünschen, wird nichts übrig bleiben, als sich zu jenem neuen Wiederkehrbegriff zu bekennen, der sich mir bei der idealistischen Zersetzung unserer Zeitvorstellung als erste Verallgemeinerungsstufe ergeben hat: zur Möglichkeit der identischen Reproduction jeder einzelnen Zeitstrecke, einer Möglichkeit, die von der Erfahrung weder bestätigt, noch widerlegt werden kann und in keiner Weise davon abhängt, ob die Zeitlinie als Ganzes cyklischen oder geradlinigen Verlauf zeigt.

Leipzig. Paul Mongré.

---

# Max Liebermann.

Gibt es in der modernen Kunst ein charakteristischeres Darstellungsobject als „Stimmung“? Ich glaube nicht. Stimmung haben freilich die Künstler aller Zeiten und aller Grade für sich in Anspruch genommen. Aber wenn man früher meinte, dass dieses Imponderabile in der Scenerie der Außenwelt als ein Dazugehöriges enthalten sei, so verstehen wir's heute besser und wissen, dass wir die Stimmung in die Außenwelt hineinsehen, unabhängig von der Scenerie — wie wir Farben hineinsehen, wie wir die Perspective hineinsehen. Eine Schweizer Alpenlandschaft mit Abendsonne nannte man sonndio lange, nach allgemeiner Uebereinkunft, stimmungsvoll. Aber liegt nicht auch Stimmung in der armseligen Familienstube eines nordischen Handwerkers und Tieflandbewohners? Hat der Sonnenuntergang über Eisfirnen wirklich einen inneren ästhetischen Wert, der ihn ein- für allemale auszeichnet? Oder haben wir nicht vielmehr diesen mitschwingenden Obertön auch schon im kalten, harten Tageslicht gefunden, wenn es durch die verwaschene Gardine fällt und auf einem braunen Erdenfleck spielt? In uns liegt die Stimmung, im Augenblicke liegt sie. Wir steigen eines Morgens in einer schlechten Dachstube der Großstadt unausgeschlafen aus dem Bette, und sie tritt uns entgegen; wir wandern an Sonn- und Feiertagen über Wasser, über Land, und sie flieht uns. Nicht in den Dingen liegt sie, sondern in unserem Verhältnis zu ihnen, und nicht in unserem dauernden Verhältnis zu den Dingen, sondern im momentanen, vorüberblitzenden. Der Augenblick erzeugt sie, der Augenblick verweht sie — der Augenblick ohne Vergangenheit und Zukunft ist die Welt des Künstlers. Wenn man von diesem daher annimmt, dass er nur „Stimmung“ darstelle, so heißt das nicht, dass er nur gewisse Dinge, sondern dass er beliebige Dinge in gewissen Momenten darstellt.

Die moderne Malerei liefert unter allen Künsten dafür die deutlichsten Beweise. Die Malerei überhaupt sieht sich ja mehr als jede andere Kunst einer Außenwelt gegenübergestellt, der sie die Forderung der künstlerischen Wirkung — der „Stimmung“ — aufzuladen bestrebt ist. Da ergab sich denn seit jeher auf Schritt und Tritt die Frage nach dem Verhältnis der Stimmung zur Sache sowohl wie zum Künstler. Und da ergab sich aus den vielen Antworten auf diese Frage zum Schluss die eine feststehende Formel, dass es eine stimmungsvoll componierte Natürlichkeit gebe, die man „malerisch“ nannte; und dass darunter ein gewisser romantischer Aufbau von Farben und Formen zu verstehen sei. Das war die Geburtsstunde jener oben schon citierten Gletscherlandschaft mit Sonnenuntergang. Und man wurde noch „malerischer“; Sonnenuntergang allein genügte nicht. Die Schäferin saß mit offenem Haar auf dem Felsgrat; und die Abendglocken läuteten im nahen Gebirgsdorf — man sollte sie womöglich hören, so ängstlich und correct waren die scenischen Details gepinselt —; und aus diesen schlagenden Gegensätzen von idyllischer Beschränkung und exotischer Größe, von Dorf und Gletscher, von Alpenglühen und Mädchensehnsucht holte man tausend Effecte, die man alle stimmungsvoll und malerisch nannte. Schmachtende Schwätzer gaben bereits die Maßstäbe für ästhetische Wertungen der Malerei — dahin war die deutsche Romantik gekommen, als der moderne Naturalismus auftauchte.

Der Naturalismus konnte niemals ernstlich daran denken, auf Stimmung überhaupt zu verzichten. Aber er stellte sich allerdings von allem Anfang an anders zu diesem Begriff, als man in der vorangehenden Epoche that. Er räumte allerdings mit der Ansicht auf, dass Stimmungsempfindung bloß aus gewissen erlesenen, drapierten Scenerien zu schöpfen sei; und insoferne hatte er vor allem eine kritische, zerstörende Aufgabe zu erfüllen. Der naturalistische Maler wurde, indem er sich der heroischen Landschaft mit Staffage unbefangenen Auges gegenüberstellte, zum Erzieher, zum Reformator, zum Entdecker. Er konnte von den vielen romantischen Behelfen eines weglassen, und siehe, es blieb noch Stimmung. Er konnte eines nach dem anderen wegnehmen — das Alpenglühen, die Abendglocken, die Schäferin — die Berge konnte er sogar abheben und die Wälder, und nichts brauchte er übrig zu lassen, als ein Stück kahler Erde und kahlen Himmels, und noch immer tönte es in ihm zurück, noch immer konnte er den inspirierenden Moment finden. Noch immer war Stimmung da. So viel Stimmung sogar, dass er, der mit seinem Farbenkasten überwältigt davorstand, nicht genug Schärfe und nicht genug Kraft der Darstellung aufbieten konnte, um einen solchen leeren Flecken Land ganz nach der inneren Empfindung auf die Leinwand zu bringen. Der Maler entdeckte auf diese Weise, dass es bloß Sache seiner eigenen Natur ist, Stimmung über die Dinge zu verbreiten, Stimmung aus ihnen zu holen. Seine innere Empfindungsfähigkeit wurde ihm die Hauptsache, auf die zusammengetragenen äußerlichen Behelfe konnte er verzichten. Seine innere Empfindungsfähigkeit galt es zu prüfen, zu befreien, zu pflegen, auf dass er immer empfindlicher werde, immer mehr, immer stärker und anhaltender des malerischen Blickes, der malerischen Stimmung fähig. Ein förmlicher Virtuose des Stimmungsehens musste er werden! Je unscheinbarer und nackter die Scene vor ihm, und je fühlbarer trotzdem in seinem Inneren die Unruhe, desto fester begründet stand sein Künstlerthum . . .

Das ist etwas wie ein Hauptcapitel in der Aesthetik des modernen Naturalismus. Und das ist Buchstabe für Buchstabe die Eigenart seines bekanntesten und zweifellos auch bedeutendsten deutschen Vertreters, des Berliners Max Liebermann. Die Collection, die er jetzt den Wienern bei Pisko vorführt, verkündet es laut und deutlich: wenigstens in ihrer besseren Hälfte, die der späteren Epoche angehört. Und die neuen Blätter von ihm, die jüngst als sehr wertvolles Mappenwerk erschienen sind,*) legen gleichfalls dafür Zeugnis ab — allen jenen wenigstens, die die Hauptlinie in Liebermanns künstlerischer Eigenart bisher verfolgt haben.

*

Nicht alle Kenner und Kritiker freilich werden dieser Linie die von mir angedeutete Richtung zuerkennen wollen. Der berufene Kunstgeschichtschreiber gibt der Erscheinung Liebermanns vielleicht sogar ein völlig anderes Relief: ihm ist er vor allem der Maler des heroischen Bauernlebens, der heroischen Bauernlandschaft: nicht

*) [illegible] Bruno und Paul Cassirer, Berlin.

eigentlich Naturalist im consequenten Sinne meiner oben gegebenen Auseinandersetzung, sondern eher ein deutscher Millet, der trotz seiner matten, gebrochenen Lichtdämmerfarbe durch die große Linie „aus Trivialem Erhabenes macht“; ein Gegenstück etwa zu dem Bildhauer Meunier, dem heroischen Darsteller des Bergarbeiters.

In der That ist ja Liebermann durch eine Reihe solcher großangelegter, fast schon monumental gewordener Tafelbilder bekannt geworden; und wer aus dem breiteren Kunstpublicum seinen Namen nennen hört, denkt gewiss vor allem an seine „Frau mit der Ziege“, die in der neuen Münchener Pinakothek ihren würdigen Platz hat. Aber man kann diesem Liebermann vollständig gerecht werden und im Bild seiner Persönlichkeit doch ganz andere Hauptzüge erkennen. Man versenke sich nur in seine neuen Zeichnungen, die alle aus dem letzten Jahrzehnt seines Schaffens stammen und für dasselbe sehr wesentlich sind, und man wird an dem Naturalisten und Skizzisten nicht vorübergehen können. Man wird einen Künstler vor sich haben, dessen Eigenart sich ganz klar vor den Augen des Beschauers entwickelt: den es in der Zeit seiner ästhetischen Reife drängt, sogar auf die Farbe zu verzichten als eine fragwürdige Stilisierungskrücke und den Augenblick, der ihm Stimmung ist, nicht anders festzuhalten als mit den ehrlichsten, einfachsten und unmittelbar nachzitternden Strichen, mit ein paar verfließenden Schatten von schwarzer Kreide auf derbem Carton. Man wird einen Künstler finden, dem unter allen Schlagworten über bildende Kunst, die heute im Schwange sind, das des naturalistischen Skizzisten, des Impressionisten, am ehesten gerecht wird. Der Impressionist Liebermann: damit erschöpft sich endgiltig unsere Auffassung des Künstlers. Und nur um auf diese trockene und noch nicht jedem Kunstfreund völlig zugängliche Bezeichnung vorzubereiten, mussten auch alle dazugehörigen ästhetischen Vordersätze gegeben werden.

Der Impressionist Liebermann! Es ist fürwahr nicht überflüssig, diese Erscheinung in ihrer ganzen künstlerischen und menschlichen Bedeutung festzuhalten. Es ist gerade jetzt nicht überflüssig, wo die Welle der allerneuesten Malerei über diesen Impressionismus hinwegzugehen droht, oder zumindest eine allzu modewillige Kritik dies glauben macht. Ist es nicht seltsam, dass man in der ganzen deutschen Kunstanschauung von heute, in der gemalten und in der mit Worten ausgesprochenen, verhältnismäßig so wenig Anknüpfungspunkte an Liebermann findet? Wird nicht eine Rückschlagsepoche gegen den deutschen Naturalismus künstlich aufgezogen und verkündet? Die Epoche einer schwülen, stilisierenden, mystischen Malerei, einer in dicken Farben auftragenden Malerei „denkender“ Künstler? Das Beste und Specifische der Liebermann'schen Kunst passt diesen Verkündern nicht in den Kram — man schiebt es also beiseite, man überwindet es. Schon ist von fingerfertigen Systematikern die entsprechende Stufenleiter der Zeitalter gefunden worden. Der Liebermann'sche Naturalismus als Zwischenherrschaft, nunmehr als Abschluss einer Epoche, reicht sterbend die Hand dem aufstrebenden Neu-Idealismus, der Neuromantik. Wie seltsam diese Systematiker, die den Naturalismus sterben sehen, weil im Berlin Liebermanns ein anderer zeitgenössischer Künstler, Ludwig von Hofmann, andere ästhetische Werte verbreitet! Die es fertig bringen, eine Kunstanschauung zu überwinden, ohne ihren Gehalt, ihre gesunde Lebenskraft, ihre innere Berechtigung auszuschöpfen! Liebermann, sagen sie, sei nichts als der Erzieher gewesen, das bloße Umwandlungsprincip, der Uebergang zu Neuem, die Kritik. Gut, wir bescheiden uns vorläufig damit: aber wo ist die „Epoche“, die auf diesen Erzieher und seine Kritik verzichten könnte und über ihn hinauswirkt? Dass wir Böcklin und Klinger haben und bis vor kurzem Puvis de Chavannes und einen englischen Präraphaelismus hatten, beweist einen Reichthum an Individualitäten. Aber eine Epoche beweist es nicht, weder eine Epoche der feststehenden technischen, noch ästhetischen Errungenschaft. Man kann mit dieser neuen Phantasiekunst Tausende begeistern, Dichter trunken machen, aber man wird mit ihr nicht gar vielen Malern neue malerische Werte vermitteln. Man wird mit ihr keine natürliche, entwickelungsfähige, im Boden wurzelnde Bewegung ernähren können. Mit der erzieherischen, kritischen und vielen, ach, so trockenen Kunstanschauung Liebermanns aber kann man es. Unsere besten Begabungen entziehen sich ihrem Einfluss auch in der That nicht mehr. Emil Orlik zum Beispiel, der ausgezeichnete Maler-Radierer, lässt das nicht nur in seinen feinen, wunderbar hingehauchten Augenblicksscenen ahnen — in ebenso feinen persönlichen Schilderungen des Berliner Meisters hat er es jüngst auch mit Worten bekannt und mich in meiner Auffassung bekräftigt.

*

Doch zu viel schon ist hier zur ästhetischen Vertheidigung Liebermanns gesagt worden. Ob sie größeren oder kleineren Widerhall weckt, die künstlerische Persönlichkeit stellt an sich einen abgeschlossenen, unerschütterlichen Wert dar, an dem wir es uns genügen lassen können — auch ohne historische Perspectiven. Dass Liebermann mit seiner negativen, kritischen, reformierenden Seite auch ein Lehrprincip bedeutet, sollte im vorübergehen nicht unerwähnt bleiben. Aber daneben steht jener höhere, wichtigere Bestandtheil: die positive Schönheitsquelle in ihm.

Seine neuen Zeichnungen und Skizzen breite man sorgsam vor sich aus und gebe sich ganz den Eindrücken ihrer Eigenart hin; man muss sie möglichst lang und möglichst getrennt von einander betrachten. Liebermann malt die Liebe zur Thatsache mit in das Werk hinein, sagt Gurlitt an einer Stelle seiner bekannten Geschichte. Man könnte dasselbe Wort als Forderung auf den Beschauer anwenden: dieser finde nun die Liebe zur „Thatsache“ seinerseits heraus, die des Malers sowohl, wie seine eigene nachempfundene. Er finde den Punkt heraus, in dem die einzelne Skizze sich zur unmittelbaren Wirkung concentriert. Man wird dabei ebenso für die malerischen Valeurs, die Vertheilung von Licht und Lichtnuancen, den Blick offenhalten müssen, wie für das Zeichnerische: die Bewegung des Strichs. Ich betone beides und möchte damit eine kleine Correctur des Gurlitt'schen Liebermann-Capitels versuchen.

Gurlitt sieht in Liebermann vor allem den Lichtmaler, noch in seinen Zeichnungen feiert er die Farbenhelle, die Farbenwirkung. Damit scheint mir der Impressionismus doch zu einseitig gefasst zu sein. Der Natureindruck kommt nicht bloß vom Licht und von der Farbe, sondern auch von der Form — wobei noch immer zugegeben werden kann, dass auch die Form physikalisch nichts anderes ist, als Reflexbündel von Licht und Farbe. Liebermann vermeidet allerdings die Contour, die Linie, weil er weiß, dass alles Sichtbare im Lichte schwimmt. Aber er verzichtet doch nicht auf die Form und ihre Fähigkeit, Eindruck zu machen. Am allerwenigsten in seinen Schwarz-Weiß-Blättern: der Strich des Griffels spielt hier kaum eine kleinere Rolle, als die Vertheilung des Schwarz und Weiß. Seine „Skizzen sind ein Verzeichnen der Tonwerte in einem Stück Natur“, sagt Gurlitt, und: „er malt selbst seine Bleistiftstudien“. Aber das ist nur mit Einschränkung wahr. Wahr ist es zum Beispiel für das letzte Blatt der vorliegenden Mappe, Ziegen auf üppigem Weideboden, ein ausgesprochenes Kunststück in pastoser, breiter Farbenwirkung. Doch bei anderen Blättern, wie der Holzhütte im Wald, dem Canal, den Strandhäusern, der Straße in Katwyk, wird man anderes betonen müssen: die Bewegung und Raumwirkung, die Perspective. Auch das gehört zum Impressionismus. Die Licht- und Farbenplastik ist sogar eher etwas Secundäres, nicht immer ganz Echtes und Ursprüngliches in diesen Zeichnungen. Der Maler höht einzelne graue Cartons mit weißer Kreide und setzt dadurch etwa einer Gartenpartie vor einem Haus oder einer Dorfallee sorgfältig Lichter auf, die nicht mehr ganz impressionistisch, nicht eigentlich Liebermannisch wirken. Man sehe daneben die specifischen zeichnerischen Studien, oft bloß flüchtige Notizen zu einem Thema, in denen alle Wirkung mit der einfachsten Augenblickszeichenkunst bestritten ist: eine Erdwelle in den Dünen, Netzflickerinnen unter einem nordischen Himmel, eine Häuserecke im Dorf, ein Winkel im Schweinekoben. Selbstverständlich sind auch hier Hell- und Dunkeltöne die ausschließlichen Elemente der Darstellung, aber mit welch enormem Sinn für die schlichte, einfache Form und ihre verborgene Schönheit sind sie zusammengefasst, zusammengeballt!

In diesen Blättern steckt der eigentliche echte Liebermann. Da ist er erst ganz zu Hause, wenn er nicht mehr zu sagen und zu geben braucht, als der Augenblick der künstlerischen Empfängnis in ihm erregt. In diesen Blättern darf er ehrlich sein. Nichts ist in ihnen künstlich hinzugethan, nichts künstlich verdeutlicht — „ob man erkennt, was sie darstellen, gilt ihm als nebensächlich“ (Gurlitt). Man wird diese Art Impressionismus vielleicht sehr bequem und wenig kunstvoll finden. In Wahrheit ist das Gegentheil der Fall. Wie genau und unerbittlich sicher müssen die Hauptlinien eines Eindrucks wiedergegeben sein, wenn er gleichsam in nackter Gestalt, ohne die Retouche der Verarbeitung, den Bildwert behalten soll! Subjectives soll im Nu objectiv werden, Flüchtiges dauernd. Liebermann ist dies gelungen. Die letztgenannten Skizzen und dazu etwa noch der Junge mit den Ziegen, oder der Bauer, der eine Kuh über Land führt, legen jedem Stimmungsfähigen Zeugnis dafür ab.

Und nun gar die Bildnisse unter seinen Studien: die nehmen auch den letzten Zweifel. Dem Porträt gegenüber ist ja der Eindruck leicht zu controlieren: was haltloser Versuch ist, wird hier doppelt leicht entlarvt. Wie sind nun die Liebermann'schen Porträts? Impressionistisch hingeworfen sind auch sie, mit breiten Kreideflächen nicht aus dem Einzelnen ins Ganze, sondern aus dem Ganzen ins Einzelne geführt, dem Augenblick angepasst. Und dabei wie überzeugend und unerschütterlich im Gleichgewicht ihres Eindrucks — diese alte Bäuerin, dieses lesende Mädchen! Zur Licht- und Formendarstellung tritt hier freilich noch ein anderes Element, ein unmittelbar geistiges. Selbstverständlich verträgt sich auch das mit dem Naturalismus; und wenn Liebermann auch schlafende Schweine und Künstlerköpfe mit einer und derselben unerschütterlich sachlichen Skizzenmanier darstellt, so ist doch gar nicht daran zu zweifeln, dass im letzteren Fall zu dem allgemein künstlerischen noch ein specifisch persönlicher seelischer Gehalt kommt, der mit sichtbarer Unmittelbarkeit und Stärke zum Ausdruck drängt. Das hat man bisher auf beiden Seiten nicht recht eingestehen wollen: auf naturalistischer und antinaturalistischer.

*

Ist man sich denn überhaupt schon über das eigentliche Verhältnis des Naturalismus zum unterweltlichen Reich der Seelen- und Geisteskräfte klar? Die seltsamsten Ansichten sind darüber noch immer im Schwange. Man spricht noch immer von der Oberflächlichkeit der naturalistischen Kunst, die gleichsam mit Ausschaltung der feineren menschlichen Functionen an der bloßen Nachahmung der Außenwelt sich's genügen lässt. Dem ist freilich auch schon vieles Aufklärende erwidert worden: das Wort von der „realistischen Idealität" unter anderem, der selbst noch der consequenteste Freilichter unterworfen ist, sobald er nur den Versuch macht, sein Bild zu begrenzen und damit eine den Sinnen zugängliche ästhetische Einheit zu geben. Aber diese gelehrte Formel wird nicht jedermann befriedigen. Der Gesichtspunkt der „Stimmung" scheint mir darum der wesentlichste oder zumindest einleuchtendste. Seine eigene Stimmung hat der Naturalismus entdeckt — das ist das Entscheidende — und mit ihr fließt in jede kleinste Skizze oder Studie Empfindung ein. Man könnte sie die Stimmung der ungestimmten Gegenständlichkeit, die Poesie der scheinbaren Poesieleere nennen. Dafür ist Liebermann ein Beispiel.

Und nicht das allein, noch mehr als das steckt in dem Naturalismus dieses Naturalisten, mehr als bloß malerische Empfindung: auch menschliche Eigenart, Weltanschauung. Darüber wäre ein eigenes Capitel zu schreiben, doch manches wird vielleicht auch im Vorübergehen klar, wenn man diesem scheinbar kühlen, blasierten, nichts als technischen Maler ein einzigesmal ins Gesicht gesehen hat — manches von der tieferen menschlichen Bedeutung dieser scheinbar äußerlichen Sachlichkeit der Darstellung. Es ist wahr: Liebermann verliert sich nicht an herzbewegende Probleme und träumerische Gedanken, aber er gibt uns etwas zum Ersatze dafür. Er gibt uns den Glauben, dass über das Denken der Denkenden die Wahrheit des Sinneneindrucks, des Augenblicks hinausragt; über den Farbenreichthum des Phantasten jener schweigsame Pantheismus der Natur, der noch immer das Einfachste und noch immer das Vollendetste ist in der Entwickelung des Geistes. Ist das nicht auch Weltanschauung, Persönlichkeit? Und die seelischen Zusammenhänge einer solchen Eigenart treten nun deutlich zutage. Was Blasiertheit war, ist auf der anderen Seite Frische; die scheinbar gedankenlose Nüchternheit lässt mit einemmal eine überreife Verstandescultur ahnen; und diese Verstandescultur ihrerseits, die durchdringende Klugheit eines berlinisch-jüdischen Weltmannes — wie es Liebermann äußerlich sein mag — stülpt sich vor unseren eigenen Augen in ihr leibhaftiges Gegentheil um: in die Naivetät eines Naturmalers, der sich von kahlen Dünen und inhaltlosen Armeleuteszenen nicht losreißen kann vor hellem Entzücken der Sinne ... Das ist der Typus, und er ist heute nicht mehr vereinzelt unter Künstlern verschiedener Gebiete. Wenn man in der Liebermann'schen Mappe blättert, stößt man auch auf ein Bildnis von auffallend stolzer Betonung. Dieses Bildnis ist wie ein persönliches Bekenntnis: es stellt den greisen Theodor Fontane, den Dichter seiner „Jugenderinnerungen" und des „Stechlin", dar. Ein Naturalist — das Wort als ausgeprägte, psychologische Bezeichnung genommen — hat hier einem anderen ein Denkmal gesetzt, eine Seele ihrer Schwesterseele.

Alfred Gold.

---

## Gastspiel des Deutschen Theaters aus Berlin.

Außer den an anderer Stelle besprochenen Stücken Hofmannsthals und Dreyers haben uns die Berliner an Neuheiten nun noch Ibsens „John Gabriel Borkmann" vorgeführt. Das Burgtheater hatte die gewaltige Tragödie des Egoismus sofort nach ihrem Erscheinen angenommen. Mitterwurzer wäre wohl wie keiner berufen gewesen, die Schätze zu heben, die der Dichter hier in überreicher Fülle versenkt hat, das Gigantische und Dämonische in dieser Selbstsucht, die in der ganzen Welt nur ein dienstbares Organ des eigenen Ichs erblickt, zum Ausdruck zu bringen und nicht um Haaresbreite von der schmalen Kante zu weichen, auf der uns der furchtbare Menschenkenner wieder einmal mitten hindurchführt zwischen dem Großen im Menschen, das uns erschauern macht, und dem unsagbar Kleinlichen in ihm, das uns zum Lächeln reizt. Mit Frau Hartmann als Ella Rentheim und Adele Sandrock als Frau Wilton wäre „John Gabriel Borkmann" wohl eine der „Wildente" würdig zur Seite stehende Vorstellung geworden. Aber haben auch der Tod und der Hass ihre Opfer gefordert, so dass wir nur mehr versuchen können, davon zu träumen, wie das hätte sein können, so hätte das Burgtheater immerhin auf „John Gabriel Borkmann" nicht zu vergessen gebraucht: ist es doch so [illegible] an Bernhard Baumeister noch einen anderen Gewaltigen zu besitzen, der mit seiner abgeklärten Kunst und elementaren Naturkraft der Gestalt John Gabriels voll gewachsen wäre. Es scheint aber recht wenig Aussicht zu sein, dass der [illegible] Theater denkt.

Und [illegible]

Welt umklammernde, ihr Inneres nach Schätzen als Mittel zur Macht durchspähende, herrschbegierige Selbstsucht, die, wo sie glaubt für sich zu arbeiten, eigentlich doch im Dienste der Menschheit sich abmüht, weil, was sie für sich schaffen will, allen zugute käme — und daneben der kleinliche, kurzsichtige, auf das engste Feld beschränkte Egoismus der Frau Borkmann, die nur das Nächste, Aeußerliche sieht, deren Sorgen und Pläne sich darin erschöpfen, dass der Sohn den Namen Borkmann wieder in die Höhe bringt. Und Ella Rentheim, die, im Wettkampf um den Geliebten erlegen, nun alle ihre Liebe auf dessen Sohn überträgt, der es unmöglich geworden, irgend ein anderes lebendes Geschöpf zu lieben, „keinen Menschen, keine Thiere, keine Pflanzen", in der die gekränkte Liebe zu dem einen die Liebe zu den andern getödtet hat, so dass sie, die doch „niemals in ihrer Jugend so gewesen", von keiner Barmherzigkeit mehr weiß! Und wie die drei Egoisten dann um den jungen Erhard Borkmann ringen, jedes für seine persönlichen Zwecke! Die Mutter, dass er die ihm von ihr zugedachte „Mission" erfülle, der Vater, dass er ihm helfe, den Kampf um Macht und Ehre neu aufzunehmen, und Tante Ella, dass er ihr den kurzen Abend ihres Lebens verschöne und, da sie nicht Mutter werden durfte, ihren Namen trage und in der Welt erhalte — bei dieser freilich alles mit einem Einschlage reinster, schönster Liebe zu dem einen Einzigen, den sie noch liebt! Welch herrliche, schöne Liebe zu den Menschen muss in dieser Brust gewohnt haben, ehe John Gabriel Borkmann versuchte, ihre Liebe zum Handelsobject im Dienste seiner machtgierigen Pläne zu machen! Fast wie ein Lustspielmotiv jetzt es nun ein, wie der junge Erhard mit der Naivetät desselben Egoismus, von dem alle anderen sich leiten lassen, den um ihn streitenden Verwandten ruhig mittheilt, er wolle mit zwei hübschen Frauenzimmern hinausziehen in die Welt, für sein eigenes Glück zu leben! Und neben diesen allen die rührende Gestalt des armen Kanzleischreibers Wilhelm Foldal, der durch Borkmann um seine ganze Habe gebracht, von Frau und Kindern geringschätzig behandelt, doch an allem mit treuer Ergebenheit hängt und sich noch arglos freut über das „Glück" seiner innig geliebten Tochter Frida, dass sie mit Frau Wilton und dem jungen Borkmann in mit „wirklichen echten" Silberschellen behangenem „Prachtschlitten" hinausfährt in die weite Welt, der sich über sein eigenes Missgeschick damit tröstet, dass sein „bisschen Dichtergabe" bei der Tochter „sich in Musik umgesetzt", so dass er „denn doch nicht umsonst Dichter gewesen", und dem nichts daran liegt, dass das eigene Kind ihn auf der Fahrt nach dem vermeintlichen Glück achtlos überfahren hat. „Wenn bloß das Kind —" in diesen Worten liegt sein ganzes Denken, seine ganze Liebe.

Alle diese Gestalten sind mit einer geradezu furchtbaren Wahrheit gezeichnet, und was uns diese Wahrheit noch umso schärfer vor Augen treten lässt, das ist das ganz eigenthümliche Hilfsmittel, dessen sich Ibsen schon sonst gelegentlich und diesmal ganz besonders bediente. Die Personen sprechen eigentlich eine doppelte Sprache: einmal die Sprache, in der die Menschen sich selbst und alle zu belügen pflegen, dann aber fangen sie auf einmal über sich selbst zu reden an, und sagen mit einer erschreckenden Wahrheit von sich selber wie sie sind. Das ist nun gar nicht naturalistisch, denn die Menschen kennen sich zumeist eben gar nicht, sie gestehen es sich nicht ein, wie sie sind, schon gar nicht aber bekennen sie es den anderen. Aber naturalistisch oder nicht — die dichterische und dramatische Wirkung ist eine erschütternde, wenn auf einmal ein Mensch, der uns eben die Komödie des Lebens vorgespielt hat, wie von einem inneren Drange erfasst, beginnt, ganz kühl und objectiv uns sein innerstes Wesen darzulegen, als wäre es ganz selbstverständlich, dass man so ist und nicht anders, und das laut vor aller Welt bekennt. Ganz im Banne der Selbsttäuschung steht Borkmann, wenn er mit schauerlicher Naivetät dem Freunde Foldal, dessen Vermögen er veruntreute, sagt, „das infamste ist, wenn ein Freund das Vertrauen des Freundes missbraucht", und sich besinnend gleich die Erläuterung hinzufügt, er meine nur den Missbrauch der Briefe des Freundes, weil das just ihm geschehen war — und wenn er schließlich als Ergebnis der fortwährenden inneren Ueberprüfung seiner Rechtssache, wobei er Ankläger, Vertheidiger und Richter in einer Person war, verkündet: „der Einzige, gegen den ich mich vergangen habe — der bin ich selbst". Aber auch er spricht manchmal aus sich heraus Wahrheiten, die der Mensch, um den es sich handelt, kaum jemals sich eingesteht, die ihm nur an anderen aufgehen — aber nie am eigenen Ich. So wenn er sagt: „So sind die Menschen, sie zweifeln und sie glauben zu gleicher Zeit." Aber welche inneren Geheimnisse der Seele plaudern uns Foldal und Frau Wilton fast lachend aus. Naivetät ist es noch, wenn Foldal die von Borkmann geschmähten Frauen vertheidigt und sagt, nicht alle seien so und auf die Frage nach „einer einzigen, die was taugt", erwidert, „das ist eben die Sache, die wenigen, die ich kenne, die taugen nichts". Aber wenn er Borkmann, der ihm [illegible] habe [illegible] Glauben, Hoffnung und Zuversicht zu ihm [illegible] sagt: „Es war keine Lüge, so lange Du an meinen [illegible] glaubtest, so lange als Du an mich glaubtest, [illegible] Dichter" — so geht er über die der mensch-

lichen Selbsterkenntnis gesteckten Grenzen hinaus, wie auch in seinem Kinderherzen der schreckliche Gedanke nie auftauchen wird, „sich gegenseitig zu betrügen, sei im Grunde genommen das Wesen der Freundschaft". Und so ist's auch mit der lapidaren Eröffnung, die Frau Wilton zum Abschiede den lieben Angehörigen ihres Erhard darüber macht, weshalb sie die junge Frida mitnehme. „Die Männer sind so unbeständig. Und die Frauen gleichfalls. Wenn Erhard mit mir fertig ist, und ich mit ihm, dann wird es für uns beide gut sein, dass der arme Mensch jemand in der Hinterhand hat." Ja freilich, gut wird's schon sein — aber die wenigsten werden sich das vorher sagen; und die Frau, die damit rechnet, sich ihre Stelle als Zuhälterin dadurch zu bewahren, dass sie sich zugleich als Zuführerin unentbehrlich macht — auch derlei kommt vor — die sagt es gewiss den anderen nicht.

Hätten die Berliner uns nichts gebracht als John Gabriel Borkman, so müssten wir ihnen dankbar sein. Sie haben uns aber auch vieles andere Interessante kennen gelehrt oder doch die Erinnerung daran erneuert. Und in mannigfacher Beziehung war auch ihr Gastspiel sonst sehr lehrreich für uns. Wir haben vor allem gesehen, dass Henrik Ibsen, wenn er nur mit einiger Sorgfalt behandelt wird, auch in Wien ein zahlreiches und verständnisvolles, ja begeistertes Publicum findet, und dass es wohl die Mühe lohnen würde, ihm einen größeren Raum im Spielplan unserer Theater zu gönnen, als dies der Fall ist. Wir haben gesehen, dass sich auch ohne eine Anzahl weithervorragender Kräfte ein tüchtiges Ensemble bilden läßt, wenn nur der Director die Macht in der Hand hat und den Mitgliedern keine Hintertreppen zu höheren Instanzen offen stehen, auf denen sie Hass, Neid und Liebe in den verschiedensten Formen hinaufschleppen und Machtsprüche zu ihren Gunsten und zum Nachtheile anderer herabtragen können. Wir haben gesehen, was das ganze Gefasel von Starwirtschaft wert war, das solche, die selber „Stars" sein und es Mitterwurzer und Kainz gleichthun wollten, aber zu weit hinter ihnen zurückstanden, hier gegen diese erhoben, da das Deutsche Theater dadurch, dass es den Kainz und die Sorma hatte, welche spielten was gut und theuer war, nicht behindert war, sich ein gutes Ensemble zu schaffen, von dem es jetzt, da es diese beiden verloren, mit Ehren und Anstand lebt.

Wir haben ferner gesehen, dass jene, welche seinerzeit gemeint hatten, der Theaterreferent der „Voß'schen Zeitung" sei der eigentliche spiritus rector des Director Brahm gewesen, sich in einer argen Täuschung befunden haben müssen und die Sachlage etwas anderes war und von den beiden der praktische und thatkräftige Theatermann wohl der Director des Deutschen Theaters ist. Wir haben aber auch gesehen, dass wenn bei unseren österreichischen Schauspielern der österreichische Dialect mehr oder weniger stark anklingt, dies in demselben Grade bei den Berliner Schauspielern mit dem norddeutschen Dialect der Fall ist, so dass unser ungeübtes Ohr manchmal Mühe hatte, den Worten zu folgen. Das ist kein Vorwurf, das ist einmal so und es ist natürlich. Trotz der von einigen Germanisten unterstützten Bemühungen des deutschen Bühnenvereines wird es eben nicht gelingen eine einheitliche deutsche Sprechsprache den verschiedenen deutschen Sprachstämmen, wenn auch nur vorläufig im Theater, aufzuzwängen, und wenn es gelänge, wäre es nur zu bedauern. Es gibt keine einheitliche Richtigsprechung in diesem Sinn, die norddeutsche Aussprache ist ebenso Dialect wie die süddeutsche, und es ist Willkür, wie es im Norden Theatersitte ist und der Bühnenverein es allgemein eingeführt sehen möchte, den hochdeutschen Sprachformen die „einfachen niederdeutschen Lautwerte" aufzupfropfen. Das gilt eben anderswo als correcte Aussprache, während es uns als Dialect erscheint, gerade so wie man dort wieder Dialect hört, wo wir uns einbilden das richtige „hochdeutsch" zu reden.

Noch in einer anderen Richtung aber war es wertvoll für uns, von einem auswärtigen Theater anerkannter Bedeutung durch längere Zeit uns sein Können zeigen zu lassen. Bei aller Anerkennung für die Gäste dürfen wir nämlich dabei auch unseres eigenen Wiener Volkstheaters mit Stolz und Freude gedenken. Vielleicht mag eine Vorstellung hier gelungener sein, eine andere dort; natürlich sind im Berliner Dialectstück im allgemeinen unsere Gäste unseren Wienern überlegen, so wie diese jenen gewiss im österreichischen Dialectstück: zweifellos dürfen wir aber auf Eines mit Freude blicken, darauf, dass der Spielplan des Deutschen Volkstheaters ein viel reichhaltigerer ist, und insbesondere, dass er weit eindringt in das Gebiet des Classischen und demgemäß auch der Begabung der Einzelnen mannigfachere Gelegenheit hat sich zu zeigen und zu entwickeln.

Max Burckhard.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Unsere parlamentarischen Zustände bezeichnete jüngst der Kaiser in Budapest als Gespötte der ganzen Welt, als eine Schmach, und Herr Dr. v. Koerber verglich in seiner letzten Rede [illegible] faate. Darauf, ob und wie Schande und Krankheit zu bannen wären, gieng der Ministerpräsident nicht näher ein. Nur in ganz allgemeinen Redewendungen und allerhand Andeutungen ließ er durchblicken, dass er sich aufs Curieren verstehe. Wohl bekomme seine Heilkunst den Patienten! Doch ehe wir uns in Muthmaßungen über Richtung und Wert seiner Heilmethode ergehen oder gar in sein Handwerk durch Verschreibung von Recepten pfuschen, wollen wir auf dem sicheren Boden vollzogener Thatsachen untersuchen, wer uns Schande und Spott, wer uns die Krankheit schuf. Die Rede des Ministerpräsidenten, worin er dem Parlamente sein consilium abeundi ertheilte, gibt uns wertvolle Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Frage.

*

Was dem volljährigen Manne das Recht der freien Verfügung über sein Vermögen, ist einem echten Parlamente das Budgetbewilligungsrecht, durch welches die ihm verfassungsmäßig eingeräumte Controle der Verwaltung erst ihre Sanction erhält. Wie es mit diesem obersten Recht eines gesunden Parlamentes in Oesterreich bestellt war, darüber äußert sich Herr Dr. v. Koerber mit historischer Treue und lobenswerter Offenheit wie folgt: „Lange bevor die Verhältnisse in diesem hohen Hause die jetzige Gestalt angenommen haben, hat die Bewilligung des Staatsvoranschlages oder einzelner Positionen desselben oder eines Budgetprovisoriums aufgehört, eine Frage des Vertrauens in die jeweilige Regierung zu sein." Diese Theorie vom hölzernen Eisen des parlamentarischen Budgetrechtes rührt vom Grafen Taaffe her, der durch sie den Consequenzen parlamentarischer Entgleisungen vorbeugen wollte, denen er zu Beginn seiner Regierungszeit wegen Geringfügigkeit und späterhin wegen geringer Gefügigkeit seiner Majorität sich ausgesetzt wusste. Damals wurde das Centrum des motorischen Nervensystems unserer Volksvertretung tödlich verletzt. Und wenn sich dieselbe dennoch eine Zeitlang weiter rührte, so waren ihre Bewegungen doch nichts anderes als Reflexe, hervorgerufen durch den Inductionsstrom der von Taaffe ausgebildeten politischen Corruption der Parlamentsparteien. Dr. v. Koerber hat in seinen verschiedenen Famulusstellen, als Präsidialist zu Taaffes, als Sectionschef zu Badenis Zeiten, jene Methoden der Galvanisierung des corpus vile unseres Parlamentes, ihr anfängliches Gelingen und ihr allmäliges Versagen genau studieren können. Wenn er trotzdem an das Abgeordnetenhaus in beweglichen Worten appelliert, es möge „so lange es noch Zeit ist, unsere öffentlichen Einrichtungen unversehrt bewahren," so äußert sich darin nur seine an dieser Stelle wiederholt nachgewiesene Unaufrichtigkeit, die ihn als Nachtreter auf den Schleichwegen seiner ministeriellen Vorgänger, aber nicht als den muthigen Bahnbrecher erscheinen läßt, der berufen ist, uns einer politischen und wirtschaftlichen Renaissance entgegenzuführen.

*

Unsere öffentlichen Einrichtungen unversehrt bewahren! Nicht eine einzige derselben ist ja noch unversehrt. Alle, alle hat unser Regierungssystem gründlich verfälscht. Den von ihnen erhofften Segen hat es in einen Fluch verwandelt. Den Grundgedanken des Constitutionalismus, den Herr Dr. v. Koerber dahin definiert, „dass das Parlament über die Vorlagen der Regierung richte, im günstigen oder abfälligen Sinne", hat bei uns die absolutistische Willkür zerstört, mit der sich österreichische Regierungen über Parlamentsbeschlüsse hinweggesetzt haben. Darüber kann die pharisäische Klage nicht hinwegtäuschen, dass das obstruierte Parlament jetzt seinen Richterspruch verweigere. Die richterliche Gewalt, verfassungsmäßig unabhängig gestellt, wurde so viel als möglich zum Werkzeug der administrativen Willkür umgeformt. Die politische Verwaltung ist zum Tummelplatz aristokratischer Streber herabgedrückt worden, die wirtschaftliche Verwaltung wurde zur Fessel der ökonomischen Kräfte der Bevölkerung. Mit der jahrzehntelang geschürten nationalen Hetze gaben sich unsere maßgebenden Kreise nicht zufrieden; ihr musste auch noch die confessionelle Hetze beigesellt werden; kurz: überall hin ist das lähmende Gift des österreichischen Machiavellismus gedrungen, der nun nach einem neuen Sündenbock ausschaut, dem er seine Staatstodsünden aufhalsen möchte.

*

Die österreichische Staatsraison, zu deutsch die Unvernunft, mit der dieses Reich, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, ein halbes Jahrhundert regiert worden ist, hat zu dem Pandämonium unseres heutigen öffentlichen Lebens, zu Schande und Siechthum geführt. Nicht mit Worten, die ja Herr Dr. v. Koerber gar säuberlich zu drechseln weiß, kann da geholfen werden, sondern nur durch ernstliche Einkehr und Umkehr, durch Rückkehr aus allen Sackgassen, in die unsere Staatsraison uns hineingedrängt hat. Dr. v. Koerber, der mit seiner „Lösung der Wiener Frage" einen neuen Irrweg eingeschlagen, den selbst ein Graf Thun zu betreten zauderte, kann der richtige Führer aus dem Wirrsal nicht sein. Er ist nur noch dazu ausersehen, die finanzielle Selbstbefriedigung des Staates mittels des § 14 zu vollziehen, und dann wird er mit seinen Ministercollegen ruhmlos zu seinen politischen Vätern, den Taaffe und Baden, versammelt werden.

## Volkswirtschaftliches.

Die Rede, welche Herr v. Wittek dieser Tage im Staatseisenbahnrath gehalten hat, ist den Nekrologen anzuzählen, welche seit einigen Monaten unseren „ewigen Eisenbahnminister" gehalten werden. Nekrologe bei Lebzeiten bedeuten nach dem alten Sprichwort ein langes Leben. Bei einem Nekrolog von so berufener Seite kann man aber hoffen, dass das Sprichwort ausnahmsweise zuschanden wird. Herr v. Wittek hat erklärt, es gehe auf diesem Wege nicht weiter. Das Deficit der Staatsbahnen wachse von Jahr zu Jahr, so dass es schließlich unmöglich wird, die „oft sehr weitgehenden Wünsche und Anforderungen der Interessenten" zu befriedigen. Allerdings, und diese Wünsche hätten überhaupt zum großen Theile nie befriedigt werden sollen. Die allgemeinen österreichischen Staatsbahntarife sind nicht niedriger als in anderen Staaten, zum Beispiel in Bayern, und doch leisten die Bahnen dieser Staaten der Volkswirtschaft ganz andere Dienste als in Oesterreich und [illegible] trotzdem oder eben deshalb [illegible] Ueberschüsse, welche nicht nur zur ausreichenden Verzinsung des angelegten Capitals [illegible], sondern zum

Beispiel in Preußen darüber weit hinausgehende Summen abwerfen. Dass dem bei uns nicht so ist, daran ist zum großen Theil das in Oesterreich zur beständigen Staatseinrichtung gewordene Protectionssystem schuld. Frachtermäßigungen kennt man überall; aber nur, wenn ein besonderer Grund dazu vorliegt, sei es zur Hebung des Exportes, oder wegen einer Missernte oder wegen Verfalls einer Industrie ꝛc. Das sind dann Frachtermäßigungen, welche der Allgemeinheit zugute gekommen, nicht einzelnen. Bei uns füllen die jährlichen Frachtbegünstigungen Bände. Wenn zum Beispiel die fürstlich Schwarzenberg'sche Güterdirection nicht in Zliv, sondern irgendwo in Bayern liegen würde, so müsste sie für die von ihr bezogenen oder versendeten Güter genau so viel zahlen, als irgend ein anderer großer oder kleiner Verfrächter. Bei uns erhält sie natürlich Bonificationen, damit sie ihr Bier zu einem besonders billigen Satz, sagen wir, nach Brünn schicken kann, ohne dass von dieser Frachtermäßigung die Consumenten irgend einen Vortheil hätten. Die Differenz steckt einzig und allein der Fürst Schwarzenberg ein. Der große Verfrächter wird vor dem Kleinen ganz überflüssigerweise begünstigt. Oder wenn ein Zuckerfabrikant in Swolenoves seinen Zucker nach Wien schickt, so zahlt er dafür kaum mehr Fracht als der Kaufmann, welcher Zucker von Wien nach Linz bezieht, obwohl jene Strecke mehr als doppelt so lang ist, als die Strecke Wien—Linz. Auch solche Tarifermäßigungen kommen selbstverständlich nicht den Consumenten, der Allgemeinheit zugute, sondern nur dem armen Zuckerbaron. Der normale Tarif wird illusorisch gemacht durch die Declassification vieler Güter, welche es mit sich bringt, dass hochwertige Güter, wie Zucker, Petroleum, Spiritus ꝛc. vielfach zu ebenso niedrigen Frachtsätzen befördert werden wie fast wertlose Güter, zum Beispiel Schnee, Steine, Erde, zu Tarifen, welche kaum die Selbstkosten decken. Diese planlosen Tarifermäßigungen sind meist entweder auf den Einfluss politischer Parteien und mächtiger Interessentengruppen oder einzelner Interessenten zurückzuführen. Da heißt es allerdings endlich einhalten. Man braucht nur die überflüssigen Ausnahmstarife und Einzelbegünstigungen aufzuheben, respective nur dort beizubehalten, wo ein wirkliches volkswirtschaftliches Bedürfnis dieselben erfordert, und das Deficit wird sich erheblich reducieren. Dann wird man auch die Staatsbahnbediensteten anständig bezahlen können und nicht mehr nöthig haben, eine Gehaltsregulierung vorzunehmen, welche die Staatsbahnbediensteten nicht einmal auf die Gehaltshöhe der anderen Staatsbeamten bringt. Dann wird man auch nicht auf eine Investitionsanleihe warten müssen, um, wie die „Neue Freie Presse" berichtet, an verschiedenen Orten „Centralweichenstellen" errichten zu können, und dadurch die Besoldung von dreißig, vierzig und mehr Weichenwärtern in einer Station zu ersparen. Aber System müsste in der Verwaltung der Staatsbahnen, wie überhaupt in Oesterreich herrschen, und nicht Willkür und Protection.

*

Der Gesetzentwurf über den **Neunstundentag im Bergbau** harrt noch immer der Erledigung im socialpolitischen Ausschuss. Es ist aber höchste Zeit, dass er vor das Plenum gebracht werde, damit es sich noch erweisen kann, ob die Jungczechen den traurigen Muth haben werden, auch diesen Gesetzentwurf zu obstruieren. Es wäre das der würdige Abschluss der Komödie, die sie im böhmischen Landtage mit dem Antrage wegen Verländerung des Kohlenhandels in Böhmen aufgeführt haben. Inzwischen halten die Kohlenproducenten allerorts die Kohlenpreise auf ihrer exorbitanten Höhe. Die Curse der Kohlenactien steigen ins Ungemessene und man bemerkt nicht, dass die Großactionäre und Eingeweihten, die während und nach dem Strike in so zahlreichen Eingaben an Regierung und Parlament so sehr zu jammern wussten über die enormen Opfer, welche die Einführung des Neunstundentags den Werken auferlegen würde, ihre Befürchtungen sehr ernst nehmen, denn wie könnten sonst Brüxer Kohlenactien 950 und 1000 Kronen stehen, die zur Zeit des Strikes um 100 bis 200 Kronen niedriger notierten? Wenn die Befürchtungen nicht eitel Geflunker wären, so hätten die Kohlennabobs wohl die Gelegenheit benützt, um ihren großen Besitz an diesen und anderen Kohlenactien zu realisieren. Aber im Gegentheil, die Herren gehen nur darauf aus, ihren Besitz noch zu vermehren, und erst jüngst hat, wie das „Pilsener Tagblatt" kürzlich meldete, Herr Petschek einen großen Theil der Actien der Montan- und Industrialwerke von Johann David Starck erworben, so dass er bald auch den Verschleiß der Kohlenwerke dieser Gesellschaft in Händen haben wird. Also ein Schritt weiter auf dem Wege der Monopolisierung des böhmischen Kohlenhandels. Umso größer aber wird die Verpflichtung des Parlaments, dafür zu sorgen, dass auch die Arbeiter ihren Antheil an der beispiellosen Conjunctur erhalten, die die Kohlenproducenten und Händler in so rücksichtsloser Weise ausbeuten. *th.*

### Kunst und Leben.

Das **Deutsche Theater** darf sich unter anderem auch einmal den Luxus gönnen, einer literarischen Halbheit den Freibrief auszufertigen. Aber uns wird man gestatten, dass wir ihn nicht mitunterzeichnen. Max **Dreyers „Winterschlaf"** ist kein Drama. Zur Illusion dringt es nicht in einer einzigen Scene durch, man merkt nur Umrisslinien, trockene Worte, trockene Absicht. Der moderne Dramatiker verkleidet Ideen mit Beobachtungen, mit Einfällen, mit Nuancen: indem er uns überrascht, indem er uns betrügt, hält er uns fest. Dreyer gibt uns aus gutmüthig plumpen Händen, trotz seines scheinbaren Naturalismus, nichts als die Idee allein, nichts als den Stoff, den roh natürlichen Fall. Kann man weniger geben? Wenn man dichterische Wirkung erzielen will, nicht Gute [illegible]. Bei Dreyers machen Momente [illegible] Stimmung: auch im „Winterschlaf", wenn zum Beispiel der Förster den aus dem [illegible] entlaufenen Schriftsteller mit [illegible] Rücksicht auf seinen Beruf fragt: Sind die Verse jetzt verboten? Man [illegible] sich über solche [illegible] Formen, wie man sich auch über die [illegible] der [illegible] [illegible]. Aber um diesen [illegible] wird [illegible] gemacht! Dieses einsame Försterhaus im stöhnenden Wintersturm bleibt trotzdem erfunden; dieses sehnsüchtige Töchterlein, das dem Verlobten sein Herz verschließt, nicht minder; und gar dieser charmante, nur etwas protzige Schriftsteller, den die Macht der Schneedecoration in die Stube hereinfegt, den haben mit wenig anderen Zügen die Kalenderdichter der deutschen Büchermessen ersinnen müssen, damit Herr Dreyer ein modernes Milieustück schreiben zu können glaube. Ein zerstörtes Glück im Winkel wollte er schildern, und man zieht unwillkürlich den Vergleich mit Sudermann. Wir haben Sudermann niemals zuvor so bewundert.

*

Derselbe Abend brachte aus **Hofmannsthals „Theater in Versen"** das einleitende Stück **„Die Frau im Fenster"**. Dianora wird mit fünfzehn Jahren dem gewaltthätigen Messer Braccio zur Frau gegeben; fünf Jahre älter, ist sie ihm untreu. Im Erker ihres Palastes lehnt sie und blickt suchend über ihren Garten weg, über die Obstbäume „angefüllt mit Abendsonne". Hier wird der Geliebte erscheinen. Aber sie hört den Vorhang in ihrem Rücken zur Seite schieben, und ihr Mann steht da. Und sie stirbt, wie auf einem Slevogt'schen Bild Blaubarts Opfer stirbt: der Leib ist vornübergesunken, und der Kopf mit den herabhangenden Haaren wird in der tödtenden Schlinge vom Rächer emporgezogen. Jenes Slevogt'sche Bild hat auch die Scenerie des Stücks; ich habe sie vor mir gesehen, als ich Hofmannsthals Verse nun wieder las. Die Darstellung war davon weit entfernt. Aus der stilisierten Grausamkeit der Erkerscene wurde hier eine unverständlich fieberhafte Spannung, die durch einen ganzen großen Saal (die Erfindung des Regisseurs) wiederhallte. Die Schauspielerin musste die Verse, die sie überdies undeutlich sprach, dem Prospect anvertrauen. Und was an Hofmannsthal, bei aller Innerlichkeit, gemacht und gekünstelt ist, das allein füllte den Vordergrund. Ich halte das nicht für den geeigneten Anlass, seine Kunst zu würdigen.

A. G.

---

## Bücher.

**Felix Stieve: Abhandlungen, Vorträge und Reden.** Leipzig, Duncker und Humblot, 1900.

Die zahlreichen österreichischen Besucher des deutschen Historikertags (in München, Leipzig, Frankfurt am Main, Innsbruck, Nürnberg und Halle an der Saale) nicht nur, sondern auch die womöglich noch zahlreicheren Freunde althabsburgischer Geschichte wird es interessieren zu vernehmen, dass die gehaltvollen, aber an schwer zugänglichen Stellen gewissermaßen vergrabenen Vorträge, Lebensbeschreibungen, Festreden und sonstigen Abhandlungen des allzufrüh für die Seinen wie für seine Wissenschaft abgerufenen Münchner Professors Felix Stieve, von Freund Zwiedineck mit Unterstützung der trauernden Witwe gesammelt, gesichtet und in ein würdiges Gewand gehüllt, soeben bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen sind. Die mit einer guten Bruckmann'schen Photogravure nach dem von Zimmermann gemalten Bildnisse Stieves geschmückte Sammlung umfasst fünfundzwanzig Nummern; sie beginnt mit dem 1893er Vortrag über die Perioden der Weltgeschichte (seinerzeit in Quiddes Zeitschrift veröffentlicht), enthält die unbekannter gebliebenen Arbeiten des Heimgegangenen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und gipfelt in dieser Hinsicht in den beiden mustergiltigen Forschungen über Wallenstein (Vortrag von 1897, hinterlassene Abhandlung von 1898). Wallenstein ist es ja gewesen, der den mit dem Tode Ringenden noch in seinen letzten Fieberphantasien mächtig beschäftigt hat; ihn quälte die bange Sorge, ob er die für die Wissenschaft und für die Gebildeten überhaupt — wen fesselt nicht die räthselhafte Persönlichkeit des Friedländers? — wichtigen Ergebnisse seiner Gelehrtenthätigkeit nicht mehr abschließen dürfe. Aber auch die einst für die Katakomben der Allgemeinen deutschen Biographie geschriebenen Würdigungen der deutschen Kaiser Rudolf II., Ferdinand II. und III. werden nun erst den verdienten größeren Leserkreis finden. Dass schließlich Bismarckverehrer und Altkatholiken bei diesem Buch ebenfalls auf ihre Rechnung kommen würden, war bei dem über Münchens Weichbild hinaus bekannt gewordenen Lebensgang und dem Charakter Stieves, wie er sich in verschiedenen Bismarck- und Kaiser Wilhelm-Festreden und in den Nachrufen auf Döllinger, Kluckhohn und Lossen deutlich gezeigt hatte, von vornherein anzunehmen. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.

Dr. Helmolt.

**Jozef Israels: Spanien.** Berlin. Bruno u. Paul Cassirer. 1900.

Wenn ein Mann wie Jozef Israels ein Buch schreibt, ist das Thema ganz gleichgiltig. Ueber Spanien kann jeder Reiseführer unterrichten. In einem Buche Israels' sucht man den Menschen. Und man findet ihn. Ich will nicht erzählen, wie interessant es ist, dem beweglichen alten Herrn auf seinen Streifzügen zu folgen; mit welch jugendlicher Frische er alles aufnimmt und welch feine Worte er über spanisches Volksleben und die afrikanische Landschaft, über Morales und Murillo, Velasquez und Rembrandt sagt. Nur eine kleine, ganz kleine Geschichte sei wiedergegeben. Israels läuft eines Tages in den schmutzigen, holperigen Gassen von Marokko herum und ist neugierig, zu erfahren, wie die viereckigen Steinklumpen, die hier als Wohnungen dienen, von innen aussehen. Obwohl es gefährlich ist, orientalische Häuser zu betreten, geht er in eines hinein und sieht „einen hohen dunklen Raum, in dem sich ein großer steinerner Brunnen befand, wie er wohl auf den Bildern von Rachel und Lea dargestellt ist. Ein Rad war hoch über dem Brunnen angebracht, woran Seile und ein eiserner Haken hingen, alles alt und verwittert. Als ich mich umsah, bemerkte ich in der anderen Ecke im Dunkel eine [illegible], die nach oben führte, natürlich nach den Räumen der Bewohner [illegible]. Es war sehr dunkel, aber als ich mich ein

Stück oberhalb des Brunnens befand, wurden die Stufen schwach erleuchtet durch eine kleine Oeffnung, die sich im Dache befand. Ich wagte mich nicht weiter, nicht wissend, was mir passieren könnte. Doch als ich da unentschlossen stand und nachdachte, hörte ich rufen: ‚Ma mewaksehego?‘ in hebräischer Sprache. Da trat ich ein und sagte meinerseits: ‚Salom adonai salom alliehem onoughi jehudi me eerets Hollande.‘ Ich war eingetreten in einen dunklen Raum, erleuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fensterchen, das heißt ein viereckiges Loch, das Nachts oder bei Unwetter mit einer Luke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Steinflur ab. In der Nähe dieser Oeffnung stand ein langer Tisch mit schiefen Beinen, und darüber lag ein großes, weißes Pergament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit einer Rolle nach unten hieng. Da saß hinter dem Tisch der jüdische Gesetzschreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt, und wandte sein fürstliches Haupt mir zu. Es war ein prächtiges Gesicht, fein und durchsichtig bleich wie Alabaster; Falten, kleine und große, liefen um die kleinen Augen und die große gekrümmte Nase. Ein schwarzes Käppchen bedeckte den weißen Schädel, und ein langer weiß-gelber Bart lag in großen Strähnen über das beschriebene Pergament. Er saß in einer Art Lehnstuhl ohne Rückenlehne, und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Auf diesen humpelte er mit mir nach dem offenen flachen Dache, das auf gleichem Flur mit seinem Zimmer lag. Hier lagen Matten, worauf er sich niederließ und mich ersuchte, mich neben ihn zu setzen. So sitzend, das fremde Land vor mir, neben mir den langbärtigen Alten, auf den Matten des flachen Daches in Marokko, überkam mich das Gefühl, als ob ich in diesem Augenblick in einer Welt lebte, von der ich einmal geträumt hatte.“ — — — In diesen Worten ist das Leitmotiv für die ganze Charakteristik des Malers Israels gegeben. **Richard Muther.**

J. Barbey d'Aurévilly: Die Teuflischen. (Les Diaboliques.) Aus dem Französischen übersetzt von M. v. Berthof. Umschlagbild und Buchschmuck von Félicien Rops. Zweite Auflage. Wiener Verlag. (Buchhandlung L. Rosner. Sep.-Cto.) 1900.

Diese Uebersetzung scheint mir in mehr denn einer Hinsicht dankenswert. Einerseits, weil sie wirklich recht gut ist; dann aber vor allem, weil sie uns Deutschen mit glücklichem Griffe die Bekanntschaft eines Autors vermittelt, bei dem sich wie bei kaum einem zweiten seiner Richtung die Seele der heutigen französischen Neuromantik enthüllt. Barbey, der Aesthetiker der modernen französischen Neuromantik, ist der leidenschaftlichste, temperamentvollste und zugleich der männlichste Vertreter seiner Schule. Er lebt völlig in den Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts und des Ronsard, den er den „pater familias du Romantisme moderne“ nennt. Seine Liebe und Ueberzeugung sind: die katholische Kirche und der Papismus, der Feudalismus, das schrankenlose und robuste Herrenmenschenthum, der Royalismus und Satanismus. Unser mechanisches materialistisches Zeitalter mit seiner Demokratie ist ihm ebenso herzlich verhasst, wie es Nietzsche zuwider war. „Le temps industriel et maudit“ nennt er unsere Zeit. Er spricht von „la grâce que donne Jésus-Christ“. Er bezeichnet allen Ernstes Darwin und Proudhon als „ces grands scélérats intellectuels“. Der Heide Goethe ist ihm ein Abscheu. Seine Lieblinge sind Ronsard und seine Zeitgenossen, Lord Byron und die modernen Dichter des Satanismus und der Romantik. Diese Vorliebe ist bei ihm nun zwar nicht eben besonders naiv, ein gut Theil frommer Wunsch, Feinschmeckerei und Aestheticismus sind mit im Spiel: im übrigen aber treiben ihn dieselben Beweggründe wie Nietzsche. Nur wenn Nietzsche sich eben der Antike und dem heidnischen Freisinn und Individualismus der italienischen Renaissance zuwandte, so wendet sich Barbey d'Aurévilly in einer ähnlichen Sucht, dem Zeitalter den Typus einer neuen Vollmannheit aufzustellen, dem Katholicismus und Feudalismus und der Romantik des französischen Mittelalters zu. Seine zwölf Bände Essays „Les oeuvres et les hommes“ (Paris, Alphonse Lemerre), in einem brillanten, so farbigen wie geistreichen Stil geschrieben, lassen mit aller Deutlichkeit sein und seiner Schule Programm erkennen. — Auch in seinen novellistischen Arbeiten bringt sich der Aesthetiker mit seiner Verachtung der Moderne, der großen Herde, mit dem ganzen Apparat seiner religiösen, ethischen und ästhetischen Principien zum Ausdruck; und, wie mir scheint, in ganz besonders charakteristischer Weise in diesen „Diaboliques“, von denen uns hier sechs in Uebersetzung vorliegen. Sie zeigen eine etwas altmodische, sehr geistreiche, zuweilen, wie mir vorkommt, outriert geistreiche Schreibweise. Sie sind alle außerordentlich spannend, strotzen von Satanismus und einer Liebe zur alten Tradition des französischen Feudalismus, die zuweilen schon etwas Schleppenträgerisches hat. Die Helden und Heldinnen zeigen alle, bis auf eine gewisse stereotype Maske ihrer äußeren Erscheinung, etwas von den Dichtergestalten des Lord Byron. Alle diese Novellen behandeln hochinteressante Themen eines perversen Psychologismus. Die beste und brillanteste ist wohl „Don Juans schönstes Liebesabenteuer“. Eine besonders hervorspringende persönliche Eigenart besitzt Barbey d'Aurévilly als Erzähler freilich nicht, so spannend und glänzend er auch zu erzählen versteht; und seine Byron'sche Schablone der „problematischen Natur“ wirkt etwas altväterlich antiquiert. Die wertvollste Eigenschaft des Buches macht es aus, dass es so recht ein Kennzeichen des neuerlichen Willens zu einem neuen starken Individualismus ist. — Die Ausstattung ist sehr gediegen und geschmackvoll; besonders wertvoll durch den Bildschmuck des berühmten Zeichners. Ich möchte aber nicht unterlassen zu erwähnen, dass noch eine zweite Uebersetzung der gleichen sechs Novellen vorliegt, die unter dem Titel „Die Besessenen“, deutsch von Hedda Moeller-Bruck (Deckelzeichnung von Fidus), vor kurzem im Verlage von J. C. C. Bruns (Minden in Westphalen) erschien. Auch diese Uebersetzung ist sehr gut. **Johannes Schlaf.**

J. Potapenko: Ein unüberlegter Schritt. Nach dem Russischen von Adolf Garbell. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Ueber eine friedliche Familie ist das Verhängnis gekommen. Die Mutter entdeckt nach langjähriger glücklicher Ehe, dass ihre Liebe von ihrem Manne zu einem Dritten, Fremden, übergegangen ist. Das Ehe- leben ist zerstört; trotzdem entschließt sich das Paar, den Kindern zuliebe die Lüge des gemeinsamen Haushaltes aufrecht zu erhalten. Die Unmöglichkeit dieses Verhältnisses führt an dem Tage zum Zusammenbruch, da der nichtsahnende älteste Sohn nach Hause zurückkehrt und mit dem ethischen Ueberschwang der reinen Jugend die Eltern richten will. Die Geschwister verlieren die Eltern und beinahe sich selbst. Dieses Thema behandelt Potapenko mit der Ausführlichkeit und der unerbittlichen logischen Schärfe des Advocaten, der jedes Für und Wider gewissenhaft aufzählt, das kleinste Argument heranzieht und ausspinnt — aber zu wenig mit der Energie des Dichters, der lieber ein Detail der Wirklichkeit fallen lässt, um die Summe der Wahrheit zu retten. Seine Personen reden und reden unaufhörlich, ganze Satzschriften, wie über ein Thema, das sie persönlich gar nichts angeht, solange, bis beim Leser sich das menschliche Interesse sich in ein psychologisches, technisches wandelt, um schließlich beinahe ganz verloren zu gehen. Man wird das Buch gewiss zu Ende lesen, aber zum Schlusse sehr erstaunt sein, wie gleichgiltig einem der ganze Handel geworden ist. **D. Bach.**

Lisa Baumfeld: Gedichte. Mit einem Vorwort von Ferdinand Groß. Wien, 1900. Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie.

Ein Mädchen, das Verse schrieb und in jungen Jahren starb. Auf uns heute wirkt diese Erinnerung, als ob Lisa Baumfeld mit ihrem frühen Tod den Weltschmerz ihrer kleinen Dichtungen beschlossen und besiegelt hätte. Wir kannten sie: im Frühjahr 1896 hatte ich die letzten ihrer Manuscripte in der Hand. Die Energie ihrer Stimmungen, die Energie ihres Ausdruckes war von allem Anfang an zu bewundern. Eine glänzende Dilettantin zumindest auf den Pfaden der modernen, damals noch doppelt modernen Dichtkunst schien sie zu sein. In diesem posthumen Band, dem Ferdinand Groß ein warmes Vorwort schrieb, ist sie mehr. Der Dilettant hat die Form vor Augen und commandiert die Stimmung; die junge Baumfeld lebte in Stimmungen, lebte in jeder Zeile und commandierte die Form, die sie sich durch gründliche Arbeit errungen hatte. Nachempfunden ist vieles: Maeterlinck, Verlaine, Hofmannsthal, Jacobsen werden angerufen, oft ganz naiv, in Widmungen, in Motti. Sie schreibt u. a. ein Prosagedicht über nichts als ein aufgelesenes Wort: „et la tristesse de tout cela“. Aber auch diese Skizze, wie gerade unter den Prosagedichten so manche, bekommt in ihrer Darstellung Leben und mindestens die Ahnung einer Eigenart. Die Anempfindung führt zur Empfindung. **dd.**

# Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ (Juni). Baron G. Suttner bespricht ein neues Buch „La gloire du Sabre“, das einen ehemaligen französischen Officier, P. Vigné d'Octon, zum Verfasser hat. Durch vier Jahre im activen Dienst im Sudan war d'Octon Zeuge der Greuelthaten, die unter dem Protectorate der europäischen Regierungen an den Einheimischen verübt werden. Er schreibt sie verschiedenen Ursachen zu. Vor allem sind es vielfach Landsknechtsnaturen und Desperados, die sich zum Dienst in den Tropen melden; so ist die Prädisposition zur Brutalität vorhanden, oder die Bitterkeit über die eigenen früheren Misserfolge setzt sich in Grausamkeit gegen alle Untergebenen um. Der Einfluss des Klimas, der häufig eine Nerven- und Sinnenerregung hervorruft, die man kurzweg Tropenkoller nennt, kommt hinzu; am gefährlichsten aber wirkt die Unverantwortlichkeit der Postencommandanten, die eine Art Cäsarenwahnsinn bei ihnen erzeugt; dazu der militärische Ehrgeiz und die Sucht nach Avancement, die der kriegerischen Erfolge als Grundlage bedürfen und oft zu muthwilligen Gemetzeln führen. Abgesehen von der Grausamkeit und Gewissenlosigkeit eines solchen Vorgehens, meint d'Octon, sei dasselbe aber auch sehr unklug, denn im Interesse der colonisierenden Nationen liegt es vielmehr, den Wohlstand und die Arbeitskräfte zu erhalten und sie auf eine höhere Stufe zu bringen, statt sie zu zerstören; darum sollten statt des Abschaums gerade die besten Officiere und Soldaten in die Tropen gesandt werden, die imstande sind, einen erziehlichen Einfluss zu üben, und sich ihrer Verantwortung bewusst sind. Statt des Säbels die Sense, statt des Brantweins — der die Neger geradezu decimiert — die Vernunft, das sind die Verbündeten, mit denen man die Colonien betreten soll; dann erst wird der Ländererwerb sich lohnen. — Oskar Bie schreibt über die Berliner Secession: „Die Secession ist keine Richtung, sondern eine Gegend, in der alle ansässig sind, die die Freiheit lieben, gleichviel ob sie witzig oder traurig, realistisch oder decorativ ist“. Ihre eigenthümliche Unmittelbarkeit öffnet den Beschauern die Augen nach allen Seiten; sie stehen dem einzelnen Künstler persönlich gegenüber; sie fühlen, dass hier Lust und Glauben ist. Was die specielle diesjährige Ausstellung betrifft, seien kaum zwei oder drei minderwertige Bilder dort zu finden. Als eines der bedeutendsten wird Corinths „Salome“ genannt. — Alfred Kerr bespricht die dramatischen Dichtungen von Hugo v. Hofmannsthal. Gerade infolge seiner erlesenen Vornehmheit, seiner undemonstrativen, gehaltenen Art scheint er ihm wenig für die Bühnendichtung geeignet. Er muss sich Gewalt anthun fürs Theater. Seine Betonungen sind so leise, dass es kaum noch Betonungen sind, Hervorkehren ist seine Sache nicht. Das muss an sich undramatisch wirken, und dazu kommt noch eine schwache Technik, nicht etwa aus Unvermögen, sondern aus Absicht. Seine heftige Vorliebe für alles Vergangene verführt ihn dazu; aber was in früheren Epochen naiv war, gibt Hofmannsthal mit dem Gegentheil dieser Empfindung: als ein Raritätensammler. Die Form, die Stimmung geht ihm über alles; so sind seine Werke schön und adelig, aber etwas blutleer und künstlich. Nur einmal ist er ganz frei vom Aeußerlichen geworden, in seiner schönsten Dichtung: „Der Thor und der Tod“ (die kürzlich in Buchausgabe im Verlag der „Insel“ erschienen ist).

„Cassiers Magazine“ (Juni) bringt eine Beschreibung des Dampfers „Deutschland“ der Hamburg-America-Linie, der in diesen Tagen seine erste Seereise antreten soll. Er wird das raschteste Schiff der Welt sein und 23 Knoten (= 555 Seemeilen) in der Stunde zurücklegen. Wie es heißt, wird ihm jedoch bald ein siegreicher Rivale in dem

im Bau begriffenen „Kaiser Wilhelm der Große“ des Norddeutschen Lloyd erstehen. Derselbe wird eine Länge von 750 Fuß haben und 27·6 Meilen in der Stunde zurücklegen, und die Kraft seiner Maschinen entspricht 40.000 Pferdekräften. Den Weg von Southampton nach New-York wird er in fünf Tagen und sieben Stunden zurücklegen. Obwohl diese raschen Schiffe in erster Linie für den Personenverkehr berechnet sind, bilden doch die Frachten ihre hauptsächlichen Einnahmen. Jedenfalls weisen die oben angeführten Zahlen auf eine ungeahnte Entwickelung der Schiffsbaukunst hin. — J. R. Tryon, der frühere Chef-Arzt der amerikanischen Kriegsmarine, schreibt über die **sanitären Verhältnisse auf den Kriegsschiffen.** Nicht nur vom strategischen, sondern auch vom hygienischen Standpunkt erweisen sich Stahl und Eisen dem Holz überlegen; aber auch die Panzerschiffe mussten viele innere Umwandlungen durchmachen, ehe alle Schäden beseitigt wurden. So geschah es beispielsweise bei den sogenannten Thurmschiffen, dass der Pulverqualm in Massen durch die Panzerthürme in die untern Schiffsräume eindrang und die Mannschaft beinahe erstickte; und erst durch kunstvolle, mit Dampf betriebene rotierende Ventilationsapparate gelang es, den Qualm zum Abzug nach oben zu zwingen. Die Ventilation der unteren Schiffsräume bildete überhaupt eine der schwierigsten technischen Fragen. Früher gab es eine specielle, typhusartige Krankheit, die mit heftigen Schmerzen im Gehirn begann, zu denen sich bald Lähmung der Sprache und Schlafsucht gesellte, die meist einen tödtlichen Ausgang nahm und die man das „Panzerschiff-Fieber“ nannte, weil sie nur auf diesen Fahrzeugen zum Ausbruch kam. Sie war lediglich eine Folge der ungenügenden Luftzufuhr und ist total verschwunden, seit es gelungen ist, entsprechende Ventilationen herzustellen. Heute ist man in dieser Kunst so vorgeschritten, dass die Panzerschiffe, trotzdem ihr Rumpf zum überwiegenden Theil vom Wasser bedeckt wird, zu den gesündesten Fahrzeugen gehören.

„**Windsor Magazine**“ (Mai). Dr. Frederick A. Cook gibt die Beschreibung einer **Nordpolfahrt**, die er im Jahre 1898 auf der „Belgica“ mitgemacht. Am 4. März gerieth das Schiff ins Treibeis. Aus der Stellung der Gestirne entnahm man, dass das Schiff zumeist westwärts getrieben wurde, und zwar mit wechselnder Geschwindigkeit, die zwischen fünf und vierzig Meilen im Tag variierte. Im übrigen aber fehlte ihnen jeder Anhaltspunkt, wohin es gieng. Denn nirgends gab es festes Land, und die ganze Umgebung trieb mit ihnen. Wie eine Wandeldecoration zogen die Eisberge vorüber, schaurig wie ein schwerer Traum war das ziellose, der Willkür der Elemente preisgegebene Dahingleiten. Der Höhepunkt des Entsetzens aber trat erst ein, als am 16. Mai die Sonne versank, um 1700 Stunden lang unsichtbar zu bleiben. Nun umgab eine schwarze Decke statt einer weißen das Schiff, und eine unsagbare Niedergeschlagenheit bemächtigte sich unter ihrem Druck der Reisegenossen. Es war eine stumpfe Willenlosigkeit, die sie jedes Entschlusses unfähig machte. Daneben stellte sich unter dem Einfluss der ständig sinkenden Temperatur, zu der sich Schneestürme gesellten, auch physische Krankheit, eine Art „Polar-Anämie“ ein. Die Gesichtsfarbe wurde grünlich und fahl, die Functionen verringerten sich, der Magen versagte, der Blutumlauf im Gehirn wie im Herzen wurde unregelmäßig und stockend. Einer von den Officieren starb sogar. Am 23. Juli zeigte sich die Sonne zum erstenmal wieder. Sie war bleich und kraftlos, wurde aber gleichwohl mit Jubel begrüßt; die Tage wurden nun immer langer, bis vom 16. November an der arktische nachtlose Tag anbrach. Nachdem die Mannschaft einen 2000 Fuß langen Weg gehackt, erreichte das Schiff endlich wieder die offene See. Als bemerkenswert theilt der Verfasser mit, dass die stärksten Sprengstoffe bei gewissen Kältegraden ihre Sprengkraft verlieren und sie erst etwa bei fünf Grad Minus wieder im beschränkten Maß zurückerlangen.

---

## Courtisane.

Novelle von Elsbeth Meyer-Förster.

### I.

„Hinaus!“ dachte sie. „Ich muss hinaus! Ich will wieder wissen, dass es Wiesen gibt und wilden Narcissengeruch, und dass man mit den Händen in die Erde graben kann — und kleine Marienkäfer greifen, sich wie ein Handwerksbursche im Grase lagern und alles zerdrücken, alle Kleider, allen Plunder, alles, und dann vor Lust und Frühling jauchzen, schreien, weithin jauchzen, dass die Menschen, die es hören, zittern — —“

Wie trunken lief sie die Treppe hinab, auf die Straße. Frühling war's, alles glühte und leuchtete, blendete, sogar Falter verflatterten sich und irrten in die Stadt. Plötzlich flog ihr einer zu, mitten in der schwarzen, lauten Straße torkelte er ihr ins Gesicht und hing am Schleier fest — und wie er dann sich von dem Schleier löste, und so leicht davon flog, als hätt' er nie an ihr festgehangen, sah sie ihm lange nach — —

Mitten drin im Gewühl standen kleine Mädchen und auch große, blasse, verblühte Mädchen, denen niemand die Veilchen abnahm. Und doch war es Frühling, bittend streckten sich die wild gebundenen Sträuße weit vor, niemand nahm sie, und es war doch Rausch in jedem kleinen Veilchen.

Suse nahm ganze Hände voll und [illegible], ganz in Duft gebadet. Viele sahen ihr nach. Sie war groß, von [illegible] Wuchs, dunkel, mit [illegible] Gesicht [illegible] trug die [illegible] Kleidung einer großen Dame. [illegible] sah man sofort, dass sie keine Dame war. [illegible] Miene [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Als sie die Straßen hinter sich hatte, in den Park einbog, athmete sie auf. Sie war die Blicke, die Verdächtigungen gewöhnt; aber sie war nicht abgestumpft gegen sie.

Als die Bevorzugte des bekannten und reichen Mannes, der sich seit zehn Jahren mit musterhafter Treue an sie gekettet hielt, ohne sie zu seiner Frau zu machen, hatte sie ein Leben der Anfechtung hinter sich. Jeder kannte sie in dieser von strengem norddeutschem Geist erfüllten Mittelstadt und missbilligte sie und ihre auffallende, südliche Erscheinung. Niemand verzieh es ihr, dass sie eines der einflussreichsten Oberhäupter der Stadt für sich und ihre offenkundigen Reize so ganz in Beschlag genommen hatte. Die Dienstboten, die Lieferanten, der Thürschließer ihres Hauses, alle diese Menschen, die von ihr mit offenen Händen empfiengen, verleugneten nicht ihre dreiste Neugier, wenn sie mit ihr in Berührung kamen. Die gutsituierten Bürgerfrauen der Nachbarhäuser wichen ihr aus.

In den Parkgängen war es sommerlich belebt. Menschenströme flutеten, es blitzte von Seide und bunten Farben; die Damen mit ihren handtellergroßen Hüten giengen wie mit bloßem Haupt. Einige hatten die neueste Mode mitgemacht und trugen ihr Haar wie Flachs so gelb gefärbt, nur winzige Nadeln mit goldenen Köpfen darin, und Sehnsucht überfiel Suse nach solchem korngelben, leuchtenden Haar und ... nach rothem Mohn.

Sie kam an die offenen Biergärten und blickte durch das Gitter hinein. Da saßen sie dichtgedrängt, Alte und Junge, Kinder, Eltern und Liebespaare, und die Geschäftsmädchen, die Feierabend hatten. Suse betrachtete ihren dürftigen Staat, ihre baumwollenen Jacken und die kurzen, dünnen Schleier, die sie zu jedem neuen Rendezvous kaufen, um zart und schön auszusehen, denn in ihren Gesichtern sind schon feine, dünne Linien vom Nehmen und Geben. So hatte auch sie einst gesessen und das Futter ihrer Jacke versteckt, denn es war zerschlissen, und hatte ins Orchester geblickt, wo die Soldaten ihre Tänze spielten, und ihre kleine Hand war roth und hart, alles war Leben und Glück, und ohne Anlass hatte sie gelacht, damit man alle ihre weißen Zähne zählen konnte. Langsamer gieng sie zurück, wieder ihrer Wohnung zu. Eine Frau stand vor der Thür, die im Seitenflügel wohnte. Im Abendsonnenschein wartete sie ihr Kind. Als sie Suse erblickte, entfernte sie sich, um nicht grüßen zu müssen.

Ungestüm lief Suse die Treppen hinauf. Als sie ihr Schlafzimmer erreicht hatte, warf sie Mantel und Hut aufs Bett, stürzte ans Fenster. Sie war allein an diesem Frühlingsabend; zum erstenmal seit zehn Jahren ließ man sie allein! Seit Wochen hatte sie diese Stunde erwartet wie eine Erlösung.

Ein wildes Gefühl der Freiheit erstickte sie fast. Fortgeschleudert war die Last zehn langer Jahre! Die Gewohnheit war für eine Spanne Zeit zerrissen. Das Joch dieser ganzen, langen, erniedrigenden Zeit für eine Pause von den Schultern geschleudert. Sie blickte den Weg entlang, den er sonst täglich kam, und auf dem sie ihn heute zur Bahn begleitet hatte. Und das Phantom dieser väterlich-gemessenen Gestalt, die pünktlich an jedem Tage und zur selben Minute in die Hausthür einschwenkte, immer mit demselben, besitzesruhigen Ausdruck in Gang und Miene, immer mit derselben, breitspurigen Vertraulichkeit, wenn er sie oben in die Arme schloss, stieg auf vor ihren Augen in entstellten Umrissen.

Wenn sie sich vorbeugte über die niedrige Brüstung des Fenstersimses, so hieng sie fast über der tiefen Gasse, über den tausend und tausend Menschen, die vorübergiengen. Wohin gehen sie, wohin kommen sie, was wollen sie? Sind sie voll Frühling — sind sie kalt und stumpf — freuen sie sich an der schönen, tiefen, dunkelblauen Nacht?? Sind ihre Herzen voll Glut und Liebe — haben sie gelebt — dem kurzen, vergänglichen Leben — haben sie alles empfunden, durchlitten, erkämpft, was so vergänglich ist — Glück und Jugend? — — — Und Reue? — — Suse starrte hinab, Sehnsucht verzehrte ihr von Leidenschaft durchfurchtes Gesicht.

„Ich fühl' es,“ dachte sie, „ich muss hinaus, die Stadt ist zu eng. Ich will mich ins Gras werfen und vergessen, nach so langer Zeit endlich weit draußen im Grase einschlafen — und dann in der Frühe die Augen öffnen und alles bisherige Leben vergessen haben.

Morgen gehe ich hinaus. Wie ich steh' und geh', mitten hinein in ein Bauernhaus.

### II.

Suse fährt hinaus, und die Strecke ist öde.

Es ist Maientag, die endlose, grüne Heide flimmert.

Aus den kleinen Häusern am Bahndamme steigt kerzengrader Rauch. Kinder in Hemdchen sitzen in den trockenen Gräben, reißen mit ihren braunen Händen Vergissmeinnicht aus.

Kleine Dörfer ziehen wie Schattenbilder an den Coupéfenstern vorbei. [illegible] thun sich auf, in denen die Frauen und Mädchen [illegible] Armen und schimmernden Kopftüchern, wie die [illegible] stehen und wie versteinert dem Zuge nachblicken. [illegible] die Bäume. Ueberall auf den Wiesen liegen [illegible] von gefallener Obstbaumblüte. Die

Scheunen stehen weit offen, und Suse möchte hineinschreien in diese offenen Scheunen vor Lust, dass es zur anderen Seite wieder hinausschallte vor Lust.

Solch ein Frühling, solch ein Glänzen! Blind wie eine Motte hat sie gelebt, drinnen in der Stadt, aber jetzt fliegt sie, jetzt schwirrt sie — über die Wiesen möchte sie schwirren mitten in Sonne und Glut und Blumen hinein.

Die weite Heide ist wie ein Meer. Es wogt ganz sanft, ganz leicht, als athme es nur, und doch hebt sich jeder einzelne Heidestrauch und bäumt sich empor und hält sich hoch und blickt in den Himmel und glüht vor Liebe und senkt sich wieder.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie die Kinder im Graben, wo sie Vergissmeinnicht finden, so hat sie in ihrem dünnen Kinderrock gesessen, barfuß, und hat Blumen gesucht.

Sie wohnten im Bahnwärterhause, ihr Vater war der Bahnwärter dort. Tagsüber und auch die Nacht brausten die Züge heran und flogen wieder davon.

Die ganze Welt flog an dem kleinen Hause vorbei, fremde Menschen, fremde Dinge von fernher. Suse sah, wie weit die Welt sein müsse, und kam doch nicht weiter als bis hinter das Haus. Wenn keine Züge giengen, lag alles rings um die Hütte todtenstill, die Mutter saß im Hofe in der Sonne und scheuerte zinnerne Eimer. Bei den Sonnenblumen im Vorgarten stand der Vater, richtete die Blumen auf und band sie an. Suses Bruder rannte im Hemd durch die Wiesen und trieb die kleinen Frösche. Sie sah die Züge kommen und gehen, wie der Blitz flogen sie durch ihre Einsamkeit.

Nichts blieb zurück von den dahinfliegenden Zügen, als weißer Rauch, der das kleine Haus umhüllte, und Feuerfunken, die in die Blumenbeete fielen.

Sie war ein wildes Kind, sie warf sich in die Felder, sie stürzte sich mitten ins Getreide hinein, dass alle Aehren unter ihr brachen.

Sie raste und tanzte dahin, schwang ihre Röcke, stieß Jauchzer aus. Es war die Luft, die wilde Lebenskraft der Freiheit, die Welt war eng und doch so weit, Suse sah die weiten, flammenden Wiesen mit rothem Mohn und Sprenkeln von blendend weißen Blumen. Sie hörte den Kuckuck und schrie „Kuckuck“, und ihr Vater stand hinter einem Baum und that, als wäre er der Kuckuck und schrie ihr gleichfalls zu — „Kuckuck“ — „Kuckuck“ — bis sie beide heiser waren, dann kam er und jagte sie und fieng sie und jagte sie wieder und fieng sie wieder ein — und die Mutter ließ die Eimer ruhen und hielt die Hand gegen die Sonne und sah zu.

Als sie in die Stadt kam, war sie schön — zu jung, zu allein für die schwarze Stadt; sie sagten, sie sei wie die Bergblumen, voll Farben, förmlich glühend.

Der Vater war todt — lange. Die Mutter kümmerte sich nicht, ihr Lebenskampf gieng um den armen Bissen Brot, der Bruder war ein Knecht geworden. Sie aber hatte das Gesicht einer Königin, die Bewunderung der Menschen verfolgte sie und umgarnte sie, wo sie auch gieng und stand. Und ihre Armut war drückend, die elenden Fähnchen, das eintönige Leben in der Nähstube ödeten sie an. Sie wollte fröhlich sein — einmal — wie die anderen. Aus dieser einen Stunde wurde ihr Schicksal.

In ihre schöne Wohnung, die eingerichtet wurde mit dem Glanz einer reichen Dame, kam eines Tages die Mutter. Die sah sich demüthig um: „Ei, wie schön ist dies und das — und dies könntest du mir geben — und das dort könntest du mir für deinen lieben Bruder geben.“ Und Suse gab es ihr, aber sie fühlte ihre Erniedrigung zum erstenmal, und verzweifelt dachte sie: „O wäre sie wieder hinaus, die Mutter, fort — weit — bei meinem lieben Bruder, der mit nackten Füßen im Sumpf herumtritt, irgendwo draußen, ein Bauernknecht.“

III.

Sie stieg aus und gieng den Bergweg hinan. Sie trug ihren Koffer, er wog so leicht, ihr war's, als müsse sie ihn werfen wie einen Ball und wieder auffangen in der blauen Luft.

Sie gieng den Bergweg hinan, immer zwischen Brombeergestrüpp, die Erdbeeren ringsum blühten, große rothe Käfer liefen ängstlich unter ihnen her. Jetzt konnte sie an einem schmalen Strich am Himmel die Felsenwände errathen, die sie einst als Kind hinaufgeklettert war, flockige Wolken, von einem schmalen Goldrand gezackt, standen in jener Richtung am Horizont.

Ihr Herz schlug wie ein Hammer, es pochte gegen ihre Brust, bis in ihren Hals hinauf, dass ihr der Athem vergieng, alle Pulse standen ihr still. Sie ist wieder da — hier steht sie in der Heimat — hergeflogen ist sie — niederfällt sie auf den Erdboden ihrer Heimat — drückt ihr Herz an der Erde Herz!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Irgendwo läuteten Glocken, und nun kam sie ins Dorf. Vorn, das erste Haus, ist das Pastorhaus, weiter kommt sie nicht, sie ist überwältigt, schwach, wie in einer Ohnmacht.

Ein junger Pastor kam aus dem Haus und fragte nach ihrem Begehr.

Sommerwohnung suche sie, in der Nähe des Dorfes — irgend ein leeres Bauernhaus. — Einsam.

„Für Sie selbst?“ fragte er, und sah sie mit großen Augen an.

„Für einstweilen,“ stotterte sie. „Meine Angehörigen kommen nach.“

Er verbeugte sich, sah sie nochmals an und schritt ihr voran. Zum erstenmal im Leben stotterte, zitterte sie vor einem Manne.

Seitab vom Dorfe führt ein kleiner Nebenweg. Wie eine gewundene Treppe geht er den Berg hinan, bis auf einer grünen Alm ein wundervolles Haus erscheint.

Kein anderes Haus ist weit und breit umher, ganz aus leuchtend gelbem Lehm steht es da, mit grasgrünen Fensterläden. Schöne braune Kühe liegen vor dem Haus, wie Hunde, die es bewachen, und eine Frau, die kaum aufschaut, sitzt auf der Schwelle und strickt.

„Diese ist es,“ sagt der Pastor. „Sie vermietet zur Sommerszeit hie und da ihre Stube.“ ... „Kommen Sie her, Heinlöhnerin,“ ruft er ihr zu.

Langsam kommt die Heinlöhnerin. „Sie ist wortkarg,“ sagt der Pastor, „sie hat an vielem Kummer zu tragen gehabt.“

Langsam nickt die Heinlöhnerin, als er jetzt mit ihr über das Anliegen der Fremden spricht.

Mechanisch strickt sie weiter. Aber ihre Augen, Suse fühlt es, ruhen groß und misstrauisch auf der einsamen Fremden, die wie ein wandernder Handwerksbursche mit dem Gepäck in der Hand ein Nachtquartier suchen kommt — — — — — — — — — —

IV.

Eine Nacht war's wie bei Göttern. Traumlos schlief sie, ohne Lampe, ohne Kerzen, in dem düstern Zimmer, furchtlos wie ein Kind.

Herrlich duftete das Bett, sie schlief am Dufte von frischem Stroh und vergilbtem Linnen ein. Noch hörte sie ein Weilchen, wie die Heinlöhnerin kam und gieng; dann plauderte die Frau vor der Hausthür mit jemandem, der des Weges kam ... Suse hörte die zwei Frauenstimmen — es rauschte so angenehm — wie langsames, schwerfälliges Plätschern — „sagte ich“ — klang es noch — „sagte er“ — dann plätscherte es immer leiser und plötzlich hörte alles auf.

Wie sie aufwacht, sieht sie keinen Betthimmel, die Vorhänge von rother Seide hüllen sie nicht ein, sie bewegt sich, und unter ihr knistert Stroh. Wie der Blitz war sie aus dem Bette heraus, riss das Fenster auf und athmete hinaus in die wonnevolle Luft.

Gestern lag auf ihr ein Alp: — bedrückt war sie, sie wusste nicht wovon, wie eine Schnecke kroch sie hier herauf.

Heute aber ist ihr, als sei ihr das Leben neu geschenkt, mit offenen Armen steht sie auf den Bergen des Heimatlandes.

Aber hier oben müsste es auch sonnig bleiben. Es müsste immer funkeln und blenden, dass man nur steht und staunt. Es darf nicht grau sein, dass die Wolken herniederhängen und über den winzigen Häusern wie Lawinen liegen.

Als es so dunkel wurde, ward ihr Angst. Sie ist gewöhnt, bei hellem Licht zu leben — in der Stadt, sowie die erste Dämmerung fällt, steckt sie alle Lampen an. In der Stadt beginnt für sie das Leben, wenn die Kerzen glänzen — wenn der Abend sinkt. Hier aber ist die Dunkelheit ein Gespenst. Sie hat Arme, die alles Leben vernichten — kein Vogel thut mehr einen Laut, alles duckt sich zusammen, die endlose Weite schläft. Suse eilt in die Küche und sucht Licht. Die Heinlöhnerin ist nicht da. Sie hat ihr das Mittagessen gekocht, hat es ihr schweigend hingestellt, und während Suse im Garten unter den Brombeerranken lag und in den Himmel starrte, muss sie vom Hause fortgegangen sein.

„Heinlöhnerin“, ruft Suse, „Heinlöhnerin!!!“

Da fährt ein Blitz vom Himmel. Sie reißt das verklebte Fenster der kleinen Küche auf — ein höhnender Windstoß schlägt es wieder zu.

Es rollt plötzlich über die Bergwände herauf, es kracht unheimlich in die Einsamkeit hinein. Wo ist die Heinlöhnerin?!? Suse ruft, sie schreit gellend in den Sturm hinaus. „Heinlöhnerin!! Heinlöhnerin!!“

Keine Antwort kommt. Sie ist allein. In der entsetzlichen Einsamkeit, während die Berge dröhnen und das Feuer vom Himmel zuckt, ist sie allein — und der Blitz wird sie zerschmettern.

V.

Es wurde vor Abend nicht mehr klar. Sie hatte sich an die Erde geworfen und so lag sie, ohne Bewusstsein fast, als hätte sie der Blitz bereits getroffen. Wie ein Grab war das kleine Haus — dunkler, mit jeder Minute dunkler. Aus den Bergen kam kein anderer Ton als dumpfes Dröhnen und das wilde Knattern des Wetters, wenn es die Erde aufriss.

In dem Stall hinter dem Hause brüllten die Kühe. Ihre Stimmen klangen von Angst gereinigt, sie, die sinnlosen Thiere selbst, fühlten die zerschmetternde Hand.

Nichts wie Dröhnen, Brüllen ringsumher, Aufschreien der Natur

Und sie lag allein

Wie ein losgerissener Zweig, fortgeschleudert aus der Natur

der anderen, hingeschleudert, dass sie einsam sterben sollte, lag sie auf der fremden Schwelle.

Endlich lichtete es sich halb. Die Verfinsterung wich, ein Strahl von Sonne zuckte und verschwand wieder; es wurde hell, aber der Donner tobte weiter, der Blitz fuhr wie eine zischende Schlange nieder und glitt auf der Wiese in einen verkrüppelten Baum.

Alle Blätter brannten sofort; wie Zunder lohten sie auf und fielen als Asche an die Erde.

Am Baumstamm sprang eine Flamme heraus und wühlte sich an den Zweigen entlang. Suse stand wie geblendet, sie konnte nicht einmal schreien.

Ein klatschender Regen rauschte herab, eine Weile schwieg der Donner, und sie sah, dass der brennende Baum nicht mehr lohte; er war ausgelöscht wie ein Wachslicht.

Hinter dem Regen zog schwarze Nacht herauf, und Suse kauerte im Dunkeln.

Alles zog an ihrem Blick vorüber, alles Leben der Stadt. — Tausend Erinnerungen durchstürmten sie in dem fremden Hause, und sie wand sich unter ihnen, wie unter körperlichen Schmerzen.

Sie zitterte, sie krümmte sich unter den Erinnerungen. Nächte um Nächte zogen an ihrem Blick vorbei. Und sie hatte sie doch jahrelang vergessen.

Sie hatte darüber hingetanzt, sie zertreten — und nun waren sie wieder da.

Aber sie will sie vertilgen, zermalmen, hinauspeitschen. Sie will wieder sein, die sie ist. — — — — — — — — — — —

Es war zum Abend noch hell geworden, und eine Art Entzücken bemächtigte sich der ganzen Natur.

Alles drängte „auf! auf!", alles zitterte, fieberte empor, die Sonne fieng an zu küssen, und jedes drängte sich hinzu, jedes einzelne wollte getrocknet, geglättet, zärtlich angeglüht sein.

Ein Geruch, frisch wie das Aroma wilder Wurzeln, drang aus den aufgerissenen Erdschollen empor.

Suse lief hinaus, jubelte und rief: „Gott sei Dank!" Von fernher sah sie nun die Heinlöhnerin den Berg heraufkriechen, gebückt, fast auf allen Vieren. Sie rannte ihr entgegen, rief ihr schon von weitem zu: „Es ist nichts geschehen, nichts, daheroben!" Die Heinlöhnerin verstand sie nicht gleich, sie sah während des Kriechens mit schreckerfülltem Gesicht empor, unverständliche Worte murmelnd. Sie war ganz durchnässt, ihre Röcke triefen förmlich, an ihren buschigen Augenbrauen hiengen die großen Regentropfen. „Nichts geschehen, Alichen," wiederholte Suse, als sie die Bäuerin endlich erreicht hatte, und in ihrem Jubel, in ihrem von der Gewitterangst befreiten Gefühl umarmte sie die Frau. Aber die entzog sich ihr ängstlich, blinzelte nur scheu immer wieder nach oben. „Die Kuh?" stieß sie hervor. „Sind alle wohlbehalten und lassen grüßen," rief Suse, indem sie nun die Alte, die so mühsam kroch, wie eine Ameise, am Rückentheil ein wenig schob. Aber wieder entzog die sich, und sah misstrauisch von der Seite nach ihr hin.

„Was hat die Alte?" dachte Suse. „Hat sie einen so feinen Begriff? Machte sie Unterschiede, wie meine Nachbarn daheim? Mein Gott, ist mir denn wie einem Galeerensclaven ein Stempel aufgedrückt?" Sie gieng in die Bauernstube und sah sich in dem kleinen Spiegel an. Sie konnte nichts entdecken. Sie war nicht geschminkt. Sie trug keine blitzenden Steine. Sie war, wie sie Gott geschaffen hatte. Und dennoch gieng ihr das Weib aus dem Wege.

VI.

Sie schlief nicht mehr so tief diese Nacht. Dieser neue Stachel reizte, störte sie. Es war immer das Gesicht der Heinlöhnerin, dieses finstere Misstrauen.

Sie sagte, dass sie ihr zu mittag keine Mühe heute bereiten wolle, nahm Hut und Sonnenschirm und gieng hinunter in den Curort.

Es war ein frischer, fast wilder Tag. Nach dem Gewitter schien alles wie im Taumel, der Duft, der aus Millionen Blüten stieg, war sinnbethörend. Die Vögel waren in tollster Laune, ohne Zweck schwirrten sie aus den Wipfeln mitten auf den Weg, hackten ihren kleinen Schnabel wollüstig in die feuchte Erde, schielten ein wenig mit schiefem Kopf zur Seite und plusterten sich auf. Suse blieb oftmals stehen, um besser zu sehen oder sie nicht zu verjagen, und kam sie dann endlich vorbei, so machte sie einen Bogen. Aber die Vögel schienen nicht zag. Sie hüpften nur, wie Spaßes halber, einen Zoll breit weiter, thaten als saßen sie dort schon von Anfang an, und blinzelten mit runden Augen curios nach ihr hin.

Aufgeregt und eilig kamen die kleinen Frösche aus dem Graben über den Weg gehüpft, setzten sich mitten in der Sonne hin und wärmten sich. Vollends die Thiere, die nicht gleich ihnen elend kriechen mussten, die Käfer, Falter und Hornissen waren aufgelegt! Wie Betrunkene schwirrten sie gegeneinander, brummten „entschuldigen Sie" und tosten weiter. Und selbst die Pflanzen am Wege! Kletten, lange, grüne Granen, Halme, alles strich schmeichelnd an den Rock des Mädchens an, wollte irgend etwas sagen, sich ein ganz klein wenig einschmeicheln. Als sie am Orte ankam, war ihr Kleid am Saume fast benäht, allerlei hing in Liebe daran. „Alles ist zärtlich in der Natur", dachte sie, „dehnt sich zum Menschen hin. Und nur der Mensch stößt den Menschen fort, jagt ihn, läuft mit Ruthen hinter ihm her, selbst ein altes Bauernweib, das sonst zum Laufen nicht die geringsten Kräfte mehr hat."

Unten im Curort verflog diese Stimmung, sie richtete sich auf, raffte ihre Kleider, gieng stolz und stattlich. Es war ein Strömen und Gehen von Menschen, wieder die große, bunte, verwirrende Welt, dazwischen Musik aus offenen Gärten heraus. —

(Schluss folgt.)

---

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Monatsschrift „Die Insel" (Verlag Schuster & Löffler in Berlin) bei.

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 16. Juni 1900. Nummer 298.

## Das parlamentsfremde Ministerium.

Die Beurtheilung österreichischer Ministerpräsidenten war an dieser Stelle nie eine milde. Die politische Pflicht des Misstrauens, nirgends mehr am Platz, als in diesem seit Jahrhunderten so schändlich missregierten Lande, wurde hier in allen erdenklichen Varianten begründet und immer wieder den Lesern eingeschärft. Auch Herr Dr. v. Koerber hatte sich von allem Anfange an über Vertrauensseligkeit unserseits nicht zu beklagen. Schon seine Haltung im Cabinet Clary bezeichneten wir als suspect; auf den falschen Ton seiner wirtschaftspolitischen Programm-Lockpfeife machten wir aufmerksam; seine Cardinalfehler bei Behandlung des Kohlenarbeiterstrikes, der Wiener Wahlreform und anderer Fragen wurden entsprechend scharf gerügt. Dennoch können wir uns nach den Vorgängen der parlamentarischen Junischlacht den Vorwurf nicht ersparen, von ihm, der stolzesten Hoffnung unserer Bureaukratie, noch eine viel zu gute Meinung gehegt zu haben. Er hat selbst unsere geringen Erwartungen in Bezug auf seinen Intellect und Charakter kläglich enttäuscht.

Wider Vermuthen hatte des Ministerpräsidenten Appell an die Parlamentsparteien vom 6. Juni den Erfolg, dass die alte verderbliche Majorität, unter deren Schutz allein das Gaukelspiel der jungczechischen Obstruction für diese gefahrlos sich entwickeln konnte, in Stücke gieng, und eine provisorische Arbeitsmajorität zusammenkam. Einen Augenblick standen die Jungczechen mit ihren feudalen Gönnern fast isoliert in Rathlosigkeit da. Der jungczechischen Führer bemächtigte sich panischer Schrecken. Sie wussten wohl, dass die im Club mit knapper Mehrheit beschlossene, vom früheren Obmanne heftig bekämpfte Obstruction der moralischen Stütze entbehre und damit der Dauerhaftigkeit beraubt sei. Diesen psychologischen Moment auszunützen, war die Aufgabe des Ministerpräsidenten. Er hatte jetzt die Führung des Hauses zu übernehmen, die neue Majorität zu festigen, mit sich fortzureißen und die Obstruction auf die einzige legal und taktisch mögliche Weise matt zu setzen: durch streng geschäftsordnungsmäßige Ermüdung in einer Dauersitzung. Was geschah aber? Statt des Oberbefehls übernahm der Ministerpräsident die Rolle eines geschwätzigen Berichterstatters vom Kriegsschauplatze, der nicht einmal auf diesem ruhig beobachtend verblieb, sondern zwischen dem Franzensring und Schönbrunn eifrig hin- und herfuhr. Die Führung der Schlacht überließ er dem zehntöpfigen Hofkriegsrathe der arbeitswilligen Parteien, welchem der Präsident des Abgeordnetenhauses nicht einmal zugezogen war. Herr Dr. v. Fuchs hatte nun — ob hierüber geärgert oder von Baron Dipauli, dem Oberregisseur aller parlamentarischen Intriguen, hiezu angestiftet oder aus angeborener Tücke, die sich ja im letzten Herbst in der Staatsschulden-Controlecommission so deutlich offenbarte — nichts Eiligeres zu thun, als durch seine geschäftsordnungswidrige Behandlung des Antrages Zallingers den Feuerbrand ins Haus zu werfen, an welchem die Jungczechen ihre schon fast gänzlich erkaltete obstructionistische Bettelsuppe von neuem bis zur Siedehitze wärmen konnten. Noch war Gelegenheit, die Niederlage abzuwenden. Den sofortigen Schluss der Sitzung hätte der Ministerpräsident bei richtiger Erkenntnis der Sachlage bei Herrn Dr. v. Fuchs gewiss durchzusetzen vermocht. Eine abermalige Attaque am nächsten Tage hätte, wenn der grobe Fehler des Geschäftsordnungsbruches vermieden worden wäre, zur Ueberwindung der Obstruction oder zum mindesten dahin führen können, dass die in die Klemme gerathenen Jungczechen grundlose Lärmscenen begonnen hätten, für die selbst der advocatus diaboli Kramař keine geschäftsordnungsmäßige Beschönigung gefunden hätte. Statt dessen ließ der Ministerpräsident seine kaum geborene Arbeitsmajorität ungehindert den Sündenfall der Geschäftsordnungswidrigkeit thun und besiegelte deren Niederlage und den moralischen Scheinerfolg der Jungczechen durch die Schließung der Session. In einem zähen Kampf mit gleichen Waffen fehlte es ihm an Muth. Welche Darstellung seines Verhaltens Dr. v. Koerber dem Kaiser gegeben, lässt sich nur vermuthen. Sie wird wohl mit den Commentaren übereinstimmen, welche die officiöse Presse und die zahlreichen Ministerinterviews der übereilten Schließung des Parlamentes widmen. Besäße er wenigstens den Muth zur Wahrheit, er hätte in Schönbrunn seine Thaten mit den Worten des sterbenden Bischofs Nikolas aus Ibsens „Kronprätendenten“ geschildert: „Die Schlacht auf den Ileseldern sollte geschlagen werden; es war das erstemal, dass ich bei einer Schlacht zugegen war. Die Sonne stieg empor und von tausend blanken Waffen blitzte der Widerschein. Magnus und alle seine Mannen rückten vor wie zum Spiele; mir allein war es beklommen ums Herz. Mannhaft drang unsere Schar vorwärts; . . . . ich aber floh über den Felsenhang, ich lief und lief und machte nicht Halt, ehe ich wieder fern draußen an die Meeresbucht kam. Mancher musste an jenem Abend seine blutigen Kleider in der Bucht von Drontheim waschen; — ich musste auch die meinigen waschen, aber nicht Blut hatte sie befleckt. Ja, König, ich war feig; zum Kriegshäuptling bestimmt — und feig!“

Der 8. Juni war der Todestag nicht des österreichischen Parlamentes, auf das man, weil es die höchste Nothwendigkeit gerade dieses Staates ist, stets wird zurückgreifen müssen, sondern des Ferienzeld-Ministeriums Koerber. Nur der unbegreiflichen Selbsttäuschung, welche Cabinetsluft zu erzeugen pflegt, ist es zuzuschreiben, wenn Herr Dr. v. Koerber, nachdem er die so günstige Gelegenheit im Parlament auf so täppische Weise verpasst hat, die Welt glauben machen will, er sei noch zu weiteren Großthaten ausersehen. Auflösung des Hauses, Sprachengesetz- und Geschäftsordnungsoctroi, Verfassungsänderung und weiß Gott was noch alles soll seiner zitternden Hand anvertraut werden. Alle diese angeblich geplanten Maßnahmen gleichen, solange sie in den ministeriellen Conferenzzimmern vorbereitet werden, Manövern auf der Schmelz, auf der's noch immer geklappt hat. Erst ihr Inkrafttreten schafft, zumal unter den heutigen krankhaft gespannten Verhältnissen, eine Situation, die dem Kriegszustande vergleichbar ist, in welchem unsere Lenker und Leiter stets den Kürzeren gezogen haben, weil's da niemals klappen will. Wenn also unsere Verwirrung nicht noch weiter gesteigert werden soll, so hüte man sich vor derlei Experimenten aus ungeübter Hand. So gering auch die Einsicht und der gute Wille der Parteien im Parlament einzuschätzen sind, so ist von diesen, wenn sie nur erst wieder ganz auf sich selbst gestellt sind, viel eher zu erwarten, dass sie einen Ausweg aus dem Wirrsal finden werden, als ein adeliger oder bureaukratischer Günstling, der das Parlament als einen dem Staate schädlichen Fremdkörper ansieht und zu behandeln sucht. Rein parlamentarische Ministerien, mit denen man's bei uns seit dem Bürgerministerium nicht mehr versucht hat, könnten die Geschäfte unmöglich schlechter besorgen, als unsere parlamentsfremden Ministerien der jüngsten Epoche. Erst wenn auch jene an ihrer Aufgabe scheitern, ist der vielen heute schon als Axiom geltende Satz bewiesen, dass dieser Staat überhaupt nicht mehr zu regieren ist.

S.

---

## Die chinesischen „Boxer“.

Der Verband der „Boxer“ in China hat im Augenblick die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in so hervorragendem Maße auf sich zu lenken gewusst, dass wir uns hier wohl etwas genauer damit befassen dürfen, indem wir ihrem Namen, ihrem Ursprung, ihren Bestrebungen und der Möglichkeit, inwieweit sich dieselben verwirklichen dürften — oder nicht — einige Aufmerksamkeit zuwenden.

Der chinesische Name des Verbandes ist I[illegible]ch'uan und bedeutet: der Verband der vereinigten Patrioten. Wie aber die Europäer daraus den Namen „Boxer“ hergeleitet, ist nicht so leicht ersichtlich. Es mag sein, dass er auf den Umstand zurückzuführen ist, dass die Mitglieder des Verbandes auf athletische Uebungen viel Gewicht legen. Die Bezeichnung mag aber auch auf einen Scherz, ein Wortspiel oder noch wahrscheinlicher auf Unkenntnis, auf eine Verwechslung des Wortes ch'uan zurückzuführen sein. Denn die Masse der in China ansässigen Europäer, die vornehmlich unter sich leben und mit den Eingeborenen meistens nur in oberflächliche Berührung kommen, hat nur eine äußerst dürftige Kenntnis der chinesischen Sprache und ist noch weniger in den umständlichen und verwickelten chinesischen Schriftzeichen bewandert. Nun heißt ch'uan aber auch „Fäuste“, die chinesische Schreibweise der beiden Wörter, die wir nach unserer Schreibweise mit ch'uan bezeichnen, ist zwar verschieden, aber die Aussprache ist genau dieselbe und aus diesem Umstande dürfte wohl jemand, sei es im Scherz oder aus Unkenntnis, den Namen „Boxer“ zurecht gemacht haben, der dann unter den Europäern allgemeine Annahme fand.

Dafür spricht aber auch noch der *Ursprung* der Gesellschaft, die *Zeit*, in der sie ins Leben gerufen wurden. Diese dürfte auf das Ende 1897 zurückzuführen sein, wo durch die Besitzergreifung Kiautschaus seitens Deutschlands und der bald darauf folgenden Annectierung Port-Arthurs und Ta-lien-Bays durch Russland, Wei-hai-weis durch England und Kwang-Schous durch Frankreich die Unabhängigkeit Chinas mit einemmale ernstlich gefährdet schien, und wo der Deutsche Kaiser bei dem Auszug des Prinzen Heinrich nach China in seiner bekannten Kieler Rede den Ausspruch von der „gepanzerten Faust" gethan und Prinz Heinrich in so überschwänglichen Ausdrücken von der Großherrlichkeit seines Bruders und Kaisers gesprochen. Die „gepanzerte Faust" war, wie wohl überall in der Welt, so auch insonderheit im ganzen Osten, rasch zu einem geflügelten Worte geworden, worüber dann manche nicht deutsche Europäer gern auch wohl in nicht gerade ehrerbietiger Weise sich ausließen;*) und so mögen diese in absichtlichem Sarkasmus die „gepanzerte Faust" auch wohl auf Leute übertragen haben, gegen welche diese Faust nöthigenfalls in Anwendung gebracht zu werden bestimmt war.

Der Name der Liga — der chinesische! — und die Zeit ihrer Begründung zeigen uns nun wohl im wesentlichen schon an, was die *Bestrebungen* der Gesellschaft sind. Es handelt sich dabei um eine weit verzweigte patriotische Bewegung zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Gegen solche Ziele an sich ließe sich ja durchaus nichts einwenden, wenn nicht die *Mittel* und Wege, die zur Erreichung derselben eingeschlagen werden, den Bestrebungen und Interessen der auswärtigen Mächte unbedingt entgegenliefen, die nicht nur die ausgedehntesten Handelsbeziehungen mit so vielen Theilen des weitverbreiteten chinesischen Reiches angeknüpft, sondern auch an so vielen Stätten des Staates thatsächlich schon festen Fuß gefasst, allesammt gern sich noch weiter und noch fester einnisteten. Die „Boxer" haben es aber vor allem auf die gänzliche Vertreibung der Ausländer aus China abgesehen. Und wenn wir uns eines gewissen Mitgefühles mit ihren Bestrebungen nicht erwehren können, so liegt es doch auf der Hand, dass die ausländischen Mächte das niemals zulassen werden, niemals zulassen können. Aber selbst unser Mitgefühl wird sofort abgestumpft, wenn wir sehen, dass die ersten Schritte, welche die „Boxer" zur Verwirklichung ihrer Bestrebungen thaten, in der Ermordung und grausamen Verstümmelung europäischer Missionäre sich kund thaten. Das war aber nur der Anfang ihres „Handelns", und gehen auch ihre Ziele viel weiter als auf die gänzliche Vertreibung der Missionäre, so sei mir's gestattet, auf diesen Punkt zunächst etwas genauer einzugehen. Wie ich schon in meinem jüngst veröffentlichten Büchlein „Reise um die Welt" dargethan — und das ist auch unbedingt die allgemeine Ansicht der Europäer in China — stehen die Segnungen, welche die Missionsarbeiten in China anbahnen, in gar keinem Verhältnis zu den großen Opfern, die sie erheischen, vielleicht nicht einmal zu dem Schaden, den sie anrichten und dem bösen Blut, das sie machen. Ohne die vielfach selbstentäußernde und aufopfernde Thätigkeit der Herren Missionäre auch nur einen Augenblick in Abrede stellen zu wollen, scheint mir's doch — und ich bin gewiss nicht der erste, der dies sagt — dass gerade China ein sehr unfruchtbarer Boden für das Christenthum ist. Eine flüchtige Berührung mit europäischer Cultur macht die weniger civilisierten Völkerschaften ja leider überhaupt nicht besser. Im Gegentheil, sie nimmt ihnen meist das von Natur und in ihren bisherigen einfachen Verhältnissen ihnen innewohnende Gute. Dagegen sprechen unsere Schwächen sie vielmehr an, als das, was etwa Gutes in uns sein mag. Zum Christenthum treten aber vornehmlich wohl leichtfertige Abenteuer-Existenzen über, die sich davon Vortheile versprechen, sei es auch nur, um bei den Europäern leichter Eingang und Fortkommen zu finden. Das wissen die Europäer selbst am besten und gehen ihnen geflissentlich aus dem Wege. So war ich höchst betroffen, als mir bald nach meinem Eintreffen in Shanghai in einem geselligen Kreise eine deutsche Hausfrau erklärte: „Die Chinesen geben vorzügliche Dienstboten ab — *vorausgesetzt, dass es keine Christen sind*." Und wie in jenem Kreise ein jeder ihr beipflichtete, so habe ich auch später überall immer wieder dieselben Urtheile vernommen. Wie sehr dies vom christlich-religiösen Standpunkt nun auch zu bedauern ist, wie gern ich — das sei ausdrücklich wiederholt — der selbstverläugnenden Opferwilligkeit derer, die im Missionswesen in China thätig sind, volle Anerkennung möchte zutheil werden lassen, so gibt es doch Leute genug — und zumeist unter den Europäern in China selbst — die einer Beschränkung der Missionsthätigkeit in jenem Lande keine Thräne nachweinen würden.

Indessen das ganze Missionswesen ist ja nur eine untergeordnete Frage bei der gegenwärtigen Bewegung, die es auf eine Säuberung des Landes von allen Ausländern abgesehen hat. Wie aber jeder Chinese die Fremden von Grund aus hasst, so gibt auch die Kaiserin darin keinem ihrer Unterthanen etwas nach, und so begünstigte sie selbst auch die „patriotische" Bewegung. Diese hat nun längst die Form einer Rebellion angenommen, und die Regierung hat Truppen zur „Niederschlagung" derselben ausgesandt, aber es ist wohl ersichtlich genug, dass es ihr damit keineswegs Ernst ist. So haben sich denn die europäischen Mächte genöthigt gesehen, selbst Truppen zu landen, die Ausländer zu schützen und den Aufstand zu bekämpfen, der bislang täglich eine drohendere Gestalt angenommen hat. Es ist gewiss noch nicht abzusehen, wohin alles das führen mag, insbesondere dann, wenn irgend eine der Mächte von dem „Concert" sich absondern und anderen vorweg aus der Sachlage für sich Nutzen zu ziehen sich anschicken sollte. Dafür sind allerdings im Augenblick keine Anzeichen vorhanden. Und solange die Mächte einig und zugleich entschlossen sind, den Aufstand zu unterdrücken, dürfte das Ziel wohl zu erreichen sein. Wieviel Schwierigkeiten dabei aber noch zu überwinden sind, wieviel Blut dabei möglicherweise noch fließen mag, wer vermöchte das im Augenblick schon abzusehen? Ist es aber nicht anzunehmen, dass die „Boxer", weit davon entfernt ihre Bestrebungen verwirklicht zu sehen, durch ihr Vorgehen das unausbleibliche Schicksal Chinas nur beschleunigen, den eisernen Griff der annectionsgelüstigen Mächte Europas nur umso kräftiger verspüren werden? Dürfte vor allen diejenige Person, die gewiss imstande gewesen wäre, die Bewegung im Keim zu ersticken, statt dessen aber, wenn sie dieselbe nicht geradezu hervorgerufen, jedenfalls nach Kräften genährt hat, die *Kaiserin*, der die größte Verantwortung zuzuschreiben, auch in den verhängnisvollen Folgen der Bewegung am stärksten sich getroffen fühlen? Werden die Mächte nicht zu dem Schluss kommen, dass es das Rathsamste sein würde, die ehrgeizige Monarchin, die, getragen von der Flut einer mächtig gährenden Reaction, den legitimen Herrscher beiseite gedrängt und die Zügel der Herrschaft an sich gerissen, auf die Dauer unschädlich zu machen und den jungen Kaiser, der sich an der Spitze des jungen China längst durchgreifenden Reformen geneigt erwiesen, auf den ihm gebürenden Thron zu setzen? Auch damit und mit der dadurch vermuthlich nothwendig werdenden weiteren Controle der Geschäfte des Landes seitens der gesammten Mächte wären gewiss noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. China wird uns noch lange beschäftigen. Doch zunächst gilt es — des Aufstandes Herr zu werden.

London. Wilh. F. Brand.

---

*) [illegible]

## Zur Verurtheilung Masaryks.

Professor Masaryk hat aus Anlass der Verurtheilung Hilsners eine Abhandlung geschrieben, in der er sachlich seine Bedenken gegen das Verfahren darlegte. Diese sind vom Cassationshofe seither als berechtigt anerkannt worden. Er wurde aber wegen der Abhandlung auf Grund des Art. VIII. des Gesetzes vom 17. December 1862, R.-G.-Bl. Nr. 8, verurtheilt, weil das Strafverfahren noch anhängig sei, und seine Nichtigkeitsbeschwerde wurde verworfen. Ich halte das Erkenntnis aus folgenden Gründen für unrichtig:

1. Art. VIII spricht von einer im Zuge befindlichen *Verhandlung*, von Aufstellung von Vermuthungen über den Ausgang *der Verhandlung*. Mit dem Worte „*die Verhandlung*" verknüpft jeder Unbefangene den Begriff der Hauptverhandlung. Wollte das Gesetz das ganze *Verfahren* (mit Einschluss des Rechtsmittelverfahrens) treffen, so musste es dieses Wort gebrauchen.

2. Art. VIII bildet die Fortsetzung des, von dem vorausgehenden Art. VII begonnenen Gedankenganges. Auch Art. VII gebraucht im Anfang das Wort: „gerichtliche *Verhandlung*" und erklärt es im weiteren Verlaufe ausdrücklich als *Hauptverhandlung*.

3. Art. VII spricht von dem Anklagebeschluss, der Anklageschrift und den Beweisen im Laufe einer strafgerichtlichen *Untersuchung*. Die Gegenüberstellung der im Laufe befindlichen Untersuchung und der im Zuge befindlichen Verhandlung lässt den Zusammenhang zwischen den beiden Artikeln dahin fassen, dass Art. VII das Verfahren *vor* der Hauptverhandlung, Art. VIII das Verfahren *während* derselben betrifft.

4. Auch der vor mehreren Jahren von der Regierung vorgelegte Strafgesetzentwurf, der vom Ausschuss des Abgeordnetenhauses bereits durchberathen war, spricht im § 135 (§ 129 des Ausschussberichtes) von der *Hauptverhandlung*.

5. Die Novelle vom 17. December 1862 hatte nicht die gegenwärtige Strafprocessordnung, die erst seit 1873 gilt, sondern die Strafprocessordnung vom 29. Juli 1853 und das gleichzeitig mit der Novelle erlassene Gesetz vom 17. December 1862 R.-G.-Bl. Nr. 7, über das Verfahren in Pressachen im Auge. Beide kennen nur *eine* Verhandlung; das Rechtsmittelverfahren war nach beiden schriftlich und geheim.

6. Art. VIII spricht von Erörterungen und Vermuthungen, welche auf die öffentliche Meinung einen dem Ausspruch des

Gerichtes vorgreifenden Einfluss zu nehmen geeignet sind. Die Furcht vor der öffentlichen Meinung konnte sich nur auf das Erkenntnisgericht und auf die damals eingeführte größere Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung beziehen. Für den Cassationshof insbesondere konnte der Gesetzgeber die Gefahr einer solchen Beeinflussung nicht annehmen.

7. Das Cassationsverfahren enthält auch nicht die Fortsetzung der Verhandlung über die Sache, sondern lediglich die Untersuchung, ob wesentliche Grundsätze des Verfahrens oder der Rechtsprechung verletzt wurden. Bei einer Untersuchung derartiger Gebrechen, welche die Gerechtigkeit untergraben, muss die Mitwirkung objectiver Beobachter aus dem Volke nur willkommen sein.

8. Die einschränkende Auslegung der Art. VII und VIII des Gesetzes vom 17. December 1862 ist auch deshalb geboten, weil es sich um Ausnahmsbestimmungen handelt. Das deutsche Gesetz z. B. fürchtet sich für seine Richter überhaupt nicht.

Im Mittelalter hat man in schwierigen Rechtsfällen das Gutachten juristischer Facultäten und anerkannter Fachmänner direct angerufen. In Deutschland nehmen noch heute die ersten Gelehrten besondere Fälle zum Anlass, um durch umständliche Untersuchung der That- und Rechtsfrage das Urtheil des Gerichtes vorzubereiten. In Oesterreich erlaubt sich ein Gelehrter nach der Hauptverhandlung und nach Fällung eines Erkenntnisses, das auf unrechter Grundlage zum Tode verurtheilt hat, in nüchternster und sachlichster Weise seine Bedenken zu äußern, und wird dafür bestraft.

Ich kann darin keinen Fortschritt oder Vorzug erblicken.

Dr. Julius Ofner.

## Josef Déjacque.

Zur Auferstehung eines Verschollenen.

Josef Déjacque war im letzten Jahrzent einem engeren Kreise von socialistischen Forschern und Propagandisten nicht ganz unbekannt geblieben; Benoit Malon gibt in seiner „Histoire du socialisme“ einige Auszüge aus seinen Schriften, seine flammende Polemik gegen Proudhon's philisterhafte Auffassung der Frauenfrage ist zugänglich gemacht worden, im Jahre 1890 veröffentlichte die New-Yorker „Freiheit“ einige spärliche Daten zu seiner Biographie, auf die wir auch heute noch angewiesen sind, und Dr. Nettlaus „Bibliographie de l'Anarchie“ weist nachdrücklich auf ihn hin als einen frühen Vorläufer des modernen communistischen Anarchismus. Aber alle diese Daten sind kühl und reserviert und lassen kaum vermuthen, dass Déjacque auch andere als Fachgelehrte interessieren könnte. Heute aber, wo sein Hauptwerk kürzlich in Brüssel neu herausgegeben wurde, die anarchistische Utopie „L'Humanisphère“,*) erfahren wir mit freudigem Staunen, dass Josef Déjacque zu den erlesenen Geistern gehört, bei denen man lange braucht, bis man sich an eine nüchterne Prüfung dessen, was sie sagen, heranmachen kann, weil man hingerissen wird von der Art, wie sie es sagen. Déjacque ist, das wissen wir jetzt, ein Stilkünstler allerersten Ranges, ein Rhetoriker von fortreißender Gewalt.

Schicken wir das Wenige voraus, was wir von seinem Lebensgang wissen: Wir hören nichts von ihm vor 1848, wo er an den Junikämpfen theilnahm. Dann scheint er eine Zeitlang in Gefangenschaft gewesen zu sein. Später lebte er in London, Brüssel, und Jersey im Exil. Im Jahre 1851 kam in Paris eine Gedichtsammlung „Les Lazaréennes“ von ihm heraus, die confisciert wurde. Später siedelte er nach den Vereinigten Staaten über und lebte bis 1858 in New-Orleans. Dann gab er in New-York bis 1861 in unregelmäßigen Abständen eine Zeitschrift „Le Libertaire“ heraus, von der 27 Nummern erschienen sind. In diesem Blatt veröffentlichte er auch sein Hauptwerk „L'Humanisphère“, nachdem er vorher vergebens durch einen Prospect Subscribenten für das Buch gesucht hatte. Seine Zeitschrift schrieb und expedierte er fast ganz allein: daneben ernährte er sich als Zimmermaler und Tapezierer, dies scheint von Haus sein Beruf gewesen zu sein. Nach Beginn des amerikanischen Krieges siedelte er nach England über und kehrte 1869 nach Frankreich zurück, wo er im Jahre 1870 in Geisteskrankheit gestorben sein soll.

Die Misère, von der diese trockenen Daten beredt genug erzählen, scheint Déjacque verhindert zu haben, sich an die Arbeit zu machen, die ihm vielleicht am meisten am Herzen lag: eine mystische Kosmologie, die für ihn mit seiner anarchistischen Weltanschauung eng verbunden war. Charles Fouriers astronomische und sociale Speculationen haben ihn offenbar am nachhaltigsten beeinflusst, mehr noch als Proudhon. Er stellt diesen Großen, der heute auch schon fast eine Berühmtheit geworden ist, die man nicht mehr kennt, denn auch in überschwänglicher Dankbarkeit unmittelbar neben Sokrates und Jesus.

Immerhin erfahren wir in „L'Humanisphère“ von dieser kosmologischen Mystik so viel, dass wir sagen können: Déjacque ist nicht nur ein Vorläufer Krapotkins, sondern er hat auch Ideen, die denen G. Th. Fechners verwandt sind, offenbar ohne von dessen Schriften eine Ahnung zu haben. Er sagt im Eingang zur Humanisphère, man kenne die Physiognomie und die Physiologie dieses unseres Erdballs, und fährt dann fort: „Aber wer hat sich mit der Psychologie dieses Organismus beschäftigt? Niemand. Wo ist bei ihm der Sitz des Denkens? wo liegt sein Hirn? Man weiß es nicht. Und doch sind die Gestirne, wenn ihre Natur auch eine andere ist als unsere, Wesen, die sich bewegen und denken .... Wer weiß, ob für den Erdball, der gleichfalls ein beseeltes Wesen ist und dessen zoologische Erforschung noch so wenig gefördert worden ist, wer weiß, ob die Menschheit nicht der Stoff seines Gehirns ist? Ob das Menschenatom nicht das winzige Thierchen (l'animalcule) seines Denkens ist, das Molekül der Planetenintelligenz, die unter dem ungeheueren Schädel seiner atmosphärischen Kreise functioniert? Kennt man etwas von der Natur seiner verborgenen Sinne? Und wäre es so seltsam, wenn alle unsere socialen Handlungen, das ganze Gewimmel der Homunculusgesellschaften, die Ideen oder die Träume wären, die von einem Pol zum andern die Stirne des Erdballs bevölkern? ... Ich habe über diese Dinge noch nicht genug nachgedacht. Ich werfe die Frage auf, um Nachforschungen zu veranlassen, um eine Antwort zu erhalten. Diese Antwort gebe ich vielleicht eines Tages selbst.“

Er ist offenbar nie dazu gelangt, dieses kühne Versprechen einzulösen, aber er ist an einer anderen Stelle der Humanisphère, in der sich der Grundgedanke des großangelegten Werkes enthüllt, noch einmal auf diese mystischen Phantasien zurückgekommen. Er sagt da: „Die Sterne und Sonnen rollen in ihren azurenen Wogen dahin, in ihren unendlichen Bahnen, wie unsere Erde gravitierende Wellen, mit einem beseelten Auge unter den leuchtenden Wimpern .... Alle diese Himmelskugeln, die frei im Aether kreisen, von den einen zart angezogen, von den andern sanft zurückgestoßen, die alle nur ihrem inneren Triebe gehorchen und in ihrem Triebe das Gesetz ihrer Bewegung, ihrer ewigen Harmonie finden, alle diese Gestirne, die sich zunächst um sich selbst drehen, die sich dann mit andern zu einer Gruppe zusammenschließen und das bilden, was man wohl ein Planetensystem nennt, das heißt einen gewaltigen Kreis von Gestirnen, die im Einklang mit noch gigantischeren Planetensystemen von Kreis zu Kreis wandern, die fortwährend wachsen, die immer neue Welten finden, um ihren Umfang zu vergrößern, und immer unbegrenztere Räume, um darin weiter und weiter zu tanzen, alle diese Kugeln der Kugeln endlich und ihre unaufhörliche Bewegung geben nichts anderes als die sphärische Idee des Unendlichen und beweisen unwiderleglich — es ist ein Beweis fürs Auge und für den Gedanken — dass die anarchische Ordnung die Ordnung im Universum ist. Denn ein Gewölbe (une sphère), das sich ewig und nach allen Richtungen dreht, kann keinen Anfang und kein Ende, kein Oben und kein Unten haben, und so keinen Gott auf dem Giebel und keinen Teufel auf der Schwelle .... Ebenso wie die Himmelskugeln anarchisch im Weltall kreisen, ebenso sollten die Menschen anarchisch in der Menschheit kreisen, sollten sie einzig dem Triebe der Sympathien und der Antipathien, der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung folgen. Die Harmonie kann nur zustande kommen in der Anarchie. Da liegt die ganze Lösung des socialen Problems. Es anders lösen wollen, hieße Galilei ein ewiges Dementi entgegensetzen, hieße behaupten, die Erde sei keine Kugel, und diese Kugel bewege sich nicht. Und doch bewegt sie sich ...“ Das also ist die Humanisphäre: eine Menschengesellschaft, in der die Individuen sternengleich leben, mit einer Weltanschauung, in der die Gestirne menschenähnlich empfinden und handeln. Seltsam, dass Nietzsche in den Versen von der Sternenmoral dieselbe Phantasie zu einer Idee verwendet, die recht eigentlich das Gegentheil ausdrückt: die Ablehnung alles Socialismus und aller Weltverbesserung.

> Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
> Was geht dich, Stern, das Dunkel an?
> Roll selig hin durch diese Zeit;
> Ihr Elend sei dir fremd und weit!
> Der fernsten Welt gehört dein Schein:
> Mitleid soll Sünde für dich sein!
> Nur ein Gebot gilt dir: sei rein!

Les extrêmes se touchent!

Sie berühren sich auch in Déjacque selbst. Derselbe Déjacque, der diese Harmonie der Sphären auf die Menschheit übertragen will, bricht gleich im Eingang seines Buches in die Worte aus: „Ce livre n'est point une oeuvre littéraire, c'est une oeuvre infernale, le cri d'un esclave rebelle ..... Imprudents réacteurs! Dieu est Dieu, dites-vous. Oui, mais Satan est Satan! ... Ce livre n'est point un écrit, c'est un acte. Il n'a pas été tracé par la main gantée d'un fantaisiste; il est pétri avec du cœur et de la logique, avec du sang et de la fièvre ... Ce livre, c'est de la haine, c'est de l'amour! ...“

Der Proletarier, der in seinen Feierabendstunden dieses Buch zusammengewüthet und zusammengeschwärmt hat, hatte die Seele eines Tamerlan und eines Don Juan, eines Faust und eines Parsifal in einem. Er sagt selbst in seinem Vorworte:

„Ich habe alle Leidenschaften, wenn ich sie schon nicht

*) J. Déjacque: L'Humanisphère. Bibliothèque des Temps Nouveaux. [illegible]

befriedigen kann, die der Liebe und des Hasses, des raffiniertesten Luxus und der raffiniertesten Einfachheit. Ich verstehe jeden Appetit, den des Herzens und des Bauches, den des Fleisches und des Geistes. Ich habe Geschmack an Weißbrot und auch an Schwarzbrot, an stürmischen Debatten und auch an süßem Geplauder. Jeder physische und moralische Durst ist mir bekannt, jede Trunkenheit ist mir vertraut; was in der Welt über alle Maßen erregt und was besänftigt, hat Verführung für mich: der Kaffee und die Poesie, der Champagner und die Kunst, der Wein und der Tabak, der Honig und die Milch, das Schauspiel, das Getümmel und das Licht, der Schatten, die Einsamkeit und das frische Wasser. Ich liebe die Arbeit, das schwere Abmühen, ich liebe auch die Muße, die weiche Faulenzerei ..... Ich kenne keinen Menschen," der so wenig Vortheile und so viele Leidenschaften hätte wie ich ....."

Bevor Déjacque sein Bild von der anarchistischen, oder, wie er mit seinem Sprachsinn lieber sagt, von der anarchischen Gesellschaft entwirft, schildert er in einem Tableau, dem Großartigkeit so wenig fehlt wie wilde, ungezügelte Leidenschaftlichkeit, den bisherigen Verlauf der Menschengeschichte. Diese Partien erinnern manchmal auffallend sowohl in den kühnen Zusammenfassungen und Thesen, wie in der temperamentvollen Sprache an die später geschriebenen Fragmente Bakunins, die wir unter dem Namen „Dieu et l'État" kennen; indessen ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass Bakunin etwas von Déjacque gekannt hat. Ganz ähnlich, wie Bakunin leitet Déjacque die irdische Autorität (Staat, Eigenthum, Familie) von der himmlischen ab, und die folgenden Worte könnte auch Bakunin geschrieben haben: „L'autorité du ciel consacra logiquement l'autorité sur la terre. Le sujet de Dieu devint la créature de l'homme." An diesen Stellen wird Déjacque von einer höchst urwüchsigen Grobheit; das Buch ist offenbar nicht ad usum Delphini geschrieben. Mit immer steigender Geschwindigkeit und wachsender Heftigkeit, nie nüchtern, immer rhetorisch, aber auch nie trivial, immer originell, verfolgt er die Entwickelung des Menschengeschlechtes bis in seine Gegenwart, wo er der Bourgeoisie und dem Beamtenthum der Aera des kleinen Napoleon die Worte widmet, die ich wörtlich hierher setzen will: „Passez, présidence napoléonienne, empereur et empire, pontificat du vol et du meurtre, catholicité des intérêts mercantiles, jésuitiques et soldatesques .... Passez, passez, clartés mourantes, et illuminez en fuyant la ronde de nuit des courtisans du régime actuel, fantômes groupés autour du spectre de Sainte-Hélène, toute cette fantasmagorie de revenants titrés, mitrés, galonnés, argentés, cuivrés, verdegrisés, cette bohême de cour, de sacristie, de boutique et d'arrière-boutique, sophistique sorcellerie du Sabbat impérial. Passez! passez, les morts vont vite! ....."

Nachdem Déjacque so sich in immer heftigere Leidenschaftlichkeit hineingeredet hat, lässt er seine Utopie, ohne eine romanhafte Einkleidung für nöthig zu halten, unmittelbar aus seinem eigenen Seelenzustand der Exaltation und der Trunkenheit geboren werden. Er schildert die Erschöpfung und todtähnliche Schlaffheit, in die er nach all den Begeisterungsstürmen und Wuthausbrüchen gerathen ist, und wie dann die Idee sich zu ihm setzt und ihm neue Kräfte verleiht. „Und ich lehnte den Kopf an ihre Schulter, fasste sie an der Hand, strich über ihre lockigen Haare und wir tauschten einen langen Blick ruhevoller Trunkenheit." Dann erzählt ihm die Idee von den Wehen der neuen Zeit. „Als die Idee geendet hatte, zog ich sie sanft auf meine Knie nieder, und da, zwischen zwei Küssen, fragte ich sie nach dem Geheimnisse der Zukunft."

Zwischen zwei Küssen! Man versteht, die Utopie dieses seltsamen Poeten, dessen moderne Beatrice so wenig spiritualistisch ist, wird etwas anders aussehen müssen als der marxistische Zukunftsstaat, in dem die Küsse nicht vorgesehen sind. In einer Schilderung der Humanisphäre des Jahres 2858 schwelgt Déjacque, der arme Hungerleider, in den berauschendsten Schilderungen des Luxus und der Ueppigkeit. Es schwindelt einem ordentlich vor all den Bequemlichkeiten, den Divans und den Ruhebetten, den Sammten und persischen Stoffen, den Marmorbänken, den Springbrunnen, den goldenen und silbernen Geräthschaften. Aber in alledem zeigt Déjacque einen fein entwickelten Geschmack, und er versucht es, ohne ins Detail zu gehen, seine Zukunftsarchitektur anschaulich zu machen. Er sagt selbst, dass man heutzutage die Raffiniertheit des Luxus, den er schildert, aristokratisch nennen würde, und auch den Menschen, die er in diese Umgebung stellt, spricht er „toutes les délicatesses de la bonne compagnie" zu. Es ist eine künstlerische, zarte, sensitive Welt, die er anbaut, in vielem an die Gestalten des William Morris, an die Forderungen John Ruskins erinnernd. Sein Communismus hat absolut nichts von dem Nivellierenden, Proletarischen, an sich, wie bei vielen Späteren. Er sagt aber diese seine Vereinigung von Socialismus und Individualismus: „Alles Werk des Arms und der Intelligenz, alles was Gegenstand der Production und der Consumtion ist, das gemeinsame Capital, das Collectiveigenthum, gehört Allen und Jedem. Alles Werk des Herzens, alles was von innerer Feinheit ist, dem Geistige und der Entwendung des Individuums eignet, das Privatcapital, das körperliche Eigenthum, alles endlich, was Mensch ist in seiner eigentlichen Bedeutung, welches auch sein Alter oder sein Geschlecht sein mag, gehört sich selbst."

Im übrigen stellt er, getreu seinem Glauben an die aus dem Egoismus entspringende Brüderlichkeit und Vernünftigkeit, den Satz auf, der die Definition des communistischen Anarchismus mit seinem freien Genussrecht ist: „C'est à chacun de consommer et de produire selon ses forces, selon ses besoins." Denn auch die Arbeit ist, wie er sagt, ein Bedürfnis, das ebenso gebieterisch ist, wie das Bedürfnis zu essen. „Die Faulheit ist nicht die Tochter der Freiheit und des Genius der Menschheit, sondern der Sclaverei und der Civilisation."

An Stelle des Zwangs und der Gesetze treten les moeurs, die Sitten, und le sens moral, der moralische Sinn. Ob darin nicht auch der Keim zur urältesten Autorität und zur Unterdrückung liegt, untersucht Déjacque nicht.

Ich gehe auf die Schilderung dieses Zukunftslandes nicht weiter ein und ebenso wenig auf die als Anhang beigefügte Skizze, in der vom revolutionären Uebergang erzählt wird. Es ließe sich an sehr vielem nüchtern und besonnen Kritik üben. Aber warum sollte man, wenn ein so bedeutendes, so durch und durch originelles und immer geschmackvolles Buch uns neu geschenkt wird, damit beginnen, zu nörgeln? Man braucht Déjacques Ansichten durchaus nicht zu theilen, um die geniale Vehemenz seiner Empfindung und seiner Sprachgewalt zu bewundern. Und schließlich ist er selbst einsichtig genug zuzugestehen: „Die Sucher des idealen Glückes, ebenso wie die des Steins der Weisen verwirklichen vielleicht ihre Utopie niemals absolut, aber ihre Utopie wird die Ursache sein zu Fortschritten der Menschheit." Ist es bescheidener oder stolzer, statt dessen zu sagen: Eine Utopie wie die Déjacques, mit ihrer Mischung von Selbstgefühl und Menschenliebe, von inniger Güte und brennendem Hasse, ist ein Symptom für den Fortschritt der Menschheit?

Wenn wir Déjacques kosmische Sprache anwenden wollen, so ist er für uns weniger eine Planetensphäre als ein funkelnder Komet, der kriegerische Zeiten angekündigt hat, dann mit einemmal verschwunden und verschollen war, bis er jetzt wieder am literarischen Himmel aufgetaucht ist. Liebe und Hass bestimmen sein Wesen und seine Bahnen, und die Forscher wie die Liebhaber des Dämonischen, dem der sanfte Schimmer der Anmuth, der zauberische Glanz der Innigkeit nicht fehlt, werden gut thun, ihn diesmal nicht wieder aus den Augen zu verlieren.

Dahlwitz bei Hoppegarten (Mark). Gustav Landauer.

# Die Verantwortlichkeit des Arztes.

Unter diesem Titel stand unlängst in dieser Wochenschrift ein von hervorragender Seite — Max Burckhard — stammender Artikel*), in welchem der Verfasser an mehreren Stellen die Vertreter des ärztlichen Standes gewissermaßen apostrophierte, um sie zu einer Meinungsäußerung zu veranlassen. Wenn ich es unternehme, hier über das gleiche Thema meiner Ansicht Ausdruck zu geben, so bin ich mir wohl bewusst, dass ich vielleicht manchen meiner Standesgenossen in einer die ärztliche Praxis direct berührenden Frage insoferne nicht als vollkommen competent erscheinen mag, als ich nicht zu den prakticierenden Aerzten gehöre; aber abgesehen davon, dass ein Theoretiker solchen Fragen gegenüber als weniger befangen erachtet werden kann, hat der Verfasser des oben citierten Artikels noch eine andere Frage berührt, ja in den Vordergrund seiner Auseinandersetzungen gerückt, nämlich eine Frage, welche vor Allem den Theoretiker und Experimentator tangiert.

Es drängt mich nun, schon im vorhinein auszusprechen, dass ich im großen und ganzen mit dem Gedankengange Burckhards übereinstimme; aber ich glaube, dass Burckhard gewisse Punkte zu scharf hervorgekehrt, andere wieder übergangen hat, weshalb ich es für nothwendig erachte, auf diese Punkte hier genauer einzugehen.

In jener, ich möchte sagen, mehr friedlichen und gemüthlichen Periode, in welcher das Wirken des Arztes vorwiegend nur in der Verschreibung von Arzneien oder einer bestimmten Diät bestand, von Arzneien, deren heilkräftige Wirkung damals noch von keiner Seite angezweifelt wurde, gab es auch kein eigentliches Substrat für Conflicte zwischen Arzt und Publicum. Anders ist es dagegen in den letzten Jahrzehnten geworden. An die Stelle des blinden Vertrauens zum überkommenen Arzneischatze trat zunächst bei den Aerzten die naturwissenschaftliche Beobachtung und Prüfung, welche unter dem Arzeneikrame der Apotheken bald tüchtig aufräumte und nur vor wenigen Arzeneikörpern Halt machte. Man suchte nun nach neuen Heil- und Schutzmitteln, aber nicht mehr auf Grund einer kritiklosen Empirie, sondern des exacten, wissenschaftlichen Experimentes. Hiezu kam noch der Umstand, dass infolge der außerordentlichen Verbesserung der Wundbehandlung, wohl der schönsten Frucht der neuen Aera in der Medicin, dem chirurgischen Eingriffe ein viel größerer Spielraum als zuvor sich eröffnete,

*) [illegible]

wodurch die rein medicamentöse Behandlung der Krankheiten immer mehr und mehr eingeschränkt wurde.

Die in der Medicin und in den Anschauungen der Aerzte vor sich gegangenen Wandlungen machten sich aber allmählich auch im Publicum geltend; dieses begann ebenfalls an der Wunderwirkung des alten Arzneischatzes zu zweifeln, es übte Kritik an dieser oder jener ärztlichen Behandlungsmethode und fühlte sich hierzu umsomehr berechtigt, als es inzwischen aus verschiedenen populären Schriften ein gewisses Halbwissen in der Medicin erlangt hatte, welches bekanntlich viel selbstbewusster und übermüthiger macht, als tiefes und gründliches Wissen. So waren mit der Zunahme des Umfanges und der Mannigfaltigkeit der ärztlichen Thätigkeit, insbesonders der operativen, auf der einen Seite und mit der Ausbreitung des medicinischen Afterwissens im großen Publicum anderseits die Reibungsflächen zwischen beiden Factoren mehr und mehr vergrößert worden, und es musste deshalb bald hier bald dort zu Conflicten und zur Anrufung des Gerichtes kommen.

Jetzt wurde aber auch den Aerzten ihre prekäre Stellung erst recht zum Bewusstsein gebracht, indem sie aus verschiedenen richterlichen Urtheilen und deren Begründung entnehmen konnten, dass eigentlich jede ihrer Berufshandlungen unter das Strafgesetz gebracht werden kann, und dass, falls eine solche vor den Richter gelangt, es nur von dessen subjectivem Ermessen abhängt, ob die Handlung strafsällig wird oder nicht. Ein hervorragender Chirurg, v. Angerer*), sagt deshalb auch mit Recht: „Die wenigsten Aerzte und Chirurgen werden bis vor kurzem geahnt haben, dass sie in der Ausübung der Heilkunde eine ununterbrochene Kette von Körperverletzungen und körperlichen Misshandlungen begehen . . . . . Es blieb unserem humanen Zeitalter vorbehalten, die ärztliche Thätigkeit von dem Gesichtspunkte des Strafrichters aus zu beleuchten und die chirurgischen Operationen zu Körperverletzungen zu stempeln."

Allerdings haben in neuester Zeit einzelne einsichtsvolle Juristen die Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit dieses Zustandes gewürdigt und sich auch bemüht, den bisher geltenden Rechtssätzen eine für das ärztliche Wirken günstige Auslegung zu geben oder erstere durch neue Bestimmungen zu ergänzen.

Von diesen Rechtslehrern führt nun Burckhard in dem eingangs citierten Artikel zwei an, nämlich Stooss und Schmidt, wendet sich aber gegen die von ihnen vertretene Ansicht, dass der Arzt zu seinen operativen und sonstigen beruflichen Eingriffen an Patienten nicht der speciellen Einwilligung der letzteren bedürfe, indem das Recht zu Eingriffen schon in den Berufsbefugnissen des Arztes gelegen sei; nach der Ansicht Schmidts genüge es schon, dass „der Arzt in irgend welcher Form zu Hilfe gezogen worden sein muss," und es brauche nur „als ärztliche Sitte festgehalten zu werden, dass der Arzt seine Patienten auch über seine einzelnen Maßregeln informiert und dessen Zustimmungen einholt, soweit es die Gelegenheit und die Anforderung der Behandlung gestattet".

Diese Ansicht Schmidts ist es namentlich, welche Burckhard lebhaft bekämpft, wobei er betont, dass „wir es uns mit dem bloßen Hinweise auf die ärztliche Sitte durchaus nicht genügen lassen können, da wir sonst den Aerzten auch die Berechtigung zuerkennen, eine andere ‚Sitte' einzuführen und die Menschen, die sich ihrer Behandlung überantwortet haben, einfach als willenlose Objecte zu betrachten". Wie bedenklich es wäre, wenn man das Selbstbestimmungsrecht des Individuums der ärztlichen Sitte unterordnen würde, dass beweisen nach Burckhard einige Vorkommnisse der letzten Zeit, von denen er namentlich eines hervorhebt, welches auch in den Tagesblättern besprochen worden war, nämlich die Versuche Professor Neissers in Breslau, gesunde Personen durch Einverleibung eines aus dem Blute syphilitischer Menschen (oder „syphilisierter" Thiere) gewonnenen Serums gegen Syphilis zu schützen, sie gegen diese Krankheit zu immunisieren. Ja, Burckhard zieht sogar aus dem Umstande, dass diese Versuche Neissers nicht sofort von den gelehrten Fachkreisen zurückgewiesen worden waren, den Schluss, dass es sich in dem angezogenen Falle „nicht um die Verirrung im Rechtsgefühle eines einzelnen Arztes, sondern um eine in weiteren Kreisen herrschende Verkennung der Rechtssphäre des Arztes handle, um etwas, aus dem sich nicht unschwer eine ärztliche Sitte entwickeln könnte".

Wenn man nun auch, wie ich schon anfangs betont habe, im großen und ganzen den Anschauungen Burckhards über die Verantwortlichkeit des Arztes beipflichten kann, so muss man doch gegen seine letzte Schlussfolgerung entschieden Einsprache erheben.**)

---

*) Münchener medicin. Wochenschrift 189[illegible].

**) Je „entschiedener" die Einsprache des hochverehrten Verfassers, umso größer meine Freude und umso aufrichtiger meine Dankbarkeit, dass er sein autoritatives Votum in der Sache selbst abgegeben hat. Ich darf wohl bei diesem Anlasse bemerken, dass ich allem, was er im weiteren Verlaufe über die Nothwendigkeit der Individualisierung im Strafverfahren und der Einholung von Fachgutachten sagt, nur völlig beipflichten kann. Andere als wissenschaftliche Beweggründe aber habe ich Professor Neisser nicht imputiert; doch darin liegt es eben, dass gewisse Dinge auch aus derartigen Motiven nicht unternommen werden dürfen.

Max Burckhard.

Zunächst ist zu bemerken, dass durch die Versuche Neissers thatsächlich keine seiner Versuchspersonen in der Gesundheit geschädigt wurde; wenigstens lässt sich eine solche Behauptung nicht mit voller Sicherheit aufstellen. Die einen blieben nämlich überhaupt frei von Syphilis und die anderen, welche Prostituierte waren, erkrankten so spät nach der Impfung mit dem Syphilisserum, dass ihre Erkrankung durchaus nicht mit letzterer in Zusammenhang gebracht werden kann. Nur bezüglich einer einzigen Person, welche vier Wochen nach der Impfung erkrankte, kann die Möglichkeit zugegeben, aber durchaus nicht mit voller Bestimmtheit behauptet werden, dass sie durch die Impfung die Krankheit acquirierte; es kann letzteres deshalb nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, weil der Zeitraum von vier Wochen ein kürzerer ist, als jener, welcher nach natürlicher Infection beobachtet zu werden pflegt.

Trotzdem stehe ich nicht an, zu erklären, dass diese Versuche Neissers durchaus nicht gebilligt oder beschönigt werden dürfen; aber ein unparteiischer Richter muss doch zugeben, dass die erwähnten Versuche nicht etwa aus einem unlauteren Beweggrunde unternommen wurden, sondern dass sie einem wissenschaftlichen, theoretisch und praktisch wichtigen Probleme, der Gewinnung eines Schutzmittels gegen eine folgenschwere und auch social bedeutsame Krankheit galten, und deshalb könnte ich mich nicht entschließen, in diesem Falle sogleich nach dem Staatsanwalte zu rufen, und zwar umso weniger, als wir Aerzte auf eine Reihe von Fällen hinzuweisen in der Lage sind, in denen die öffentliche und individuelle Gesundheit wissentlich fort und fort geschädigt wird, in denen also eine Intervention der Staatsbehörde viel dringender geboten wäre.

Da die Untersuchungen Neissers in einem wissenschaftlichen Journal erschienen sind, so müssen sie auch auf diesem Boden durch die Fachgenossen kritisiert, beziehungsweise bekämpft und widerlegt werden, was gewiss nicht ausbleiben wird, da wissenschaftliche Irrthümer und Verstöße in der Medicin, leichte und schwere, immer noch rücksichtslos angegriffen und bekämpft worden sind. Aus dem Umstande aber, dass dies bisher noch nicht geschehen ist, folgern zu wollen, dass „in den weiteren ärztlichen Kreisen eine Verkennung der Rechtssphäre des Arztes" bestehe, ist ganz ungerechtfertigt, und das muss auch hier mit aller Entschiedenheit betont werden. Der ärztliche Stand ist sich stets bewusst gewesen, dass seine Aufgabe in der Heilung oder Verhütung von Krankheiten besteht. Dieses Ziel hat selbst jenen vereinzelten Aerzten vorgeschwebt, welche sich zu Versuchen ähnlicher Art, wie es die Neisser'schen waren, fortreißen ließen. Es war gewiss kein niedriges Motiv, welches sie hierbei leitete; sie hatten eben in ihrem wissenschaftlichen Feuereifer, in ihrem Bestreben, der Menschheit im allgemeinen zu nützen, außeracht gelassen, dass dies nicht auf Kosten der Gesundheit des einzelnen Individuums geschehen dürfe. Solche Außerachtlassungen sind aber stets von der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Aerzte streng missbilligt worden und werden auch in Zukunft immer und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

Allerdings darf man bei der Beurtheilung solcher Untersuchungen nicht einseitig vorgehen und auch nicht vergessen, dass die Grenze zwischen Zulässigem und Unzulässigem, wie überall so auch hier, nicht haarscharf zu ziehen ist. Ferner unterliegt es keinem Zweifel, dass eine Anzahl von wichtigen Errungenschaften der Medicin, welche jetzt der gesammten Menschheit zugute kommen, nur durch Versuche an Menschen ermöglicht worden sind, und dass auch in Zukunft die Medicin, falls sie fortschreiten will, solcher Versuche durchaus nicht entbehren kann. Viele Juristen geben auch ohneweiteres zu, dass Versuche an Menschen zulässig sind, wenn sie nur mit Zustimmung der Versuchsperson, beziehungsweise der Angehörigen derselben, unternommen werden. Gilt dies aber auch für solche Versuche, welche eine schwere Gesundheitsschädigung oder sogar den Tod der Versuchsperson nach sich ziehen? Wir sehen also, dass für die strafrechtliche Beurtheilung derartiger Versuche der Umstand, ob letztere mit oder ohne Zustimmung der Versuchspersonen vorgenommen wurden, nicht ausreichen dürfte, sondern noch andere Momente in Berücksichtigung gezogen werden müssen, wobei aber wieder zu bedenken ist, dass zwischen leichten und schweren Gesundheitsschädigungen keine haarscharfe Grenze gezogen werden kann, und dass auch eine ursprünglich ganz leichte Gesundheitsschädigung durch Hinzutreten unvorhergesehener Verhältnisse zu einer schweren und selbst tödtlichen werden kann. Die ganze Frage ist also durchaus nicht so einfach, dass sie kurzweg nach einer Schablone entschieden werden könne. Im allgemeinen lässt sich nur sagen, dass die medicinische Wissenschaft zu ihrem Fortschritte der Versuche an Menschen durchaus nicht entbehren kann, dass aber diese in der Regel nur in öffentlichen Heilanstalten und wissenschaftlichen Instituten vorgenommen werden sollen und zwar, nachdem die zu dem Versuche ausgewählten Personen von der Sachlage genau unterrichtet worden waren und sie, beziehungsweise ihre Eltern, Vormünder &c. die Zustimmung gegeben haben. Die Versuche dürfen im allgemeinen nur solche sein, dass sie voraussichtlich, d. h. nach den bisherigen ärztlichen Erfahrungen, weder eine schwere Gesundheitsschädigung der Versuchspersonen, noch eine

Gefährdung der öffentlichen Gesundheit verursachen. Reichen diese allgemeinen Grundsätze für die juristische oder strafrechtliche Beurtheilung eines concreten Falles nicht aus, so ist unbedingt ein ärztliches Fachgutachten einzuholen.

Was die Verantwortlichkeit des Arztes und sein Vorgehen bei der **Behandlung** von Kranken betrifft, so muss, so triftig auch die von Stooss und von Schmidt dagegen angeführten Gründe sind, wenigstens vorläufig noch an der Forderung festgehalten werden, dass der Arzt bei allen bedeutenden oder folgenschweren **operativen** Eingriffen die Zustimmung seines Patienten einzuholen hat, und zwar, nachdem er ihn über Umfang, Ausgang und Folgen der Operation genau unterrichtete. Diese Forderung ist deshalb nothwendig, weil einerseits der Arzt bei aller Geschicklichkeit und Vorsicht einen üblen Ausgang doch nicht mit absoluter Sicherheit hintanzuhalten vermag und anderseits mancher Kranke den Tod oder die Fortdauer seines Leidens den unvermeidlichen Folgen gewisser operativer Eingriffe vorzieht.

Die Forderung nach der Zustimmung des Patienten kann aber nur im **allgemeinen** aufgestellt werden; es gibt nämlich eine Anzahl von Fällen, die nicht einzeln angeführt werden können, in welchen man von dieser Forderung absehen muss, wenn man überhaupt die Heilung oder Verhütung von Krankheiten als oberste Aufgabe des ärztlichen Berufes gelten lassen will. So ist es ohneweiters einleuchtend, dass bei geisteskranken oder bewusstlosen oder in unmittelbarer Lebensgefahr schwebenden Personen von einer Zustimmung nicht die Rede sein kann. Aber auch in vielen anderen Fällen wird auf die Zustimmung verzichtet werden müssen; so werden manche Selbstmordcandidaten jeden ärztlichen Eingriff mit Hartnäckigkeit zurückweisen. Andere sind wieder so furchtsam oder so unverständig, dass sie sich selbst zu einer absolut nothwendigen Operation nicht entschließen können; gelingt es aber dem Arzte, durch Ueberlistung oder Ueberrumpelung die vielleicht lebensrettende Operation auszuführen, so sind ihm diese Kranken hinterdrein für den Eingriff, gegen welchen sie sich so sehr gesträubt hatten, außerordentlich dankbar. Freilich handelt es sich hierbei schon um einen Vorgang, welcher eine verschiedene Beurtheilung erfahren, von den einen noch als erlaubt, von den anderen als unstatthaft erklärt werden wird. Aehnliches gilt bezüglich des Vorganges gegenüber jenen, in öffentlicher oder privater Versorgung stehenden Kranken, welche einen indicierten chirurgischen Eingriff deshalb zurückweisen, weil sie aus dem Fortbestehen ihres Leidens einen unerlaubten Nutzen ziehen.

Wir sehen also, dass man auch bei der juristischen Beurtheilung dieses Theiles der ärztlichen Thätigkeit nicht mit einer Schablone auskommen kann, sondern dass auch hier individualisiert werden muss. Jedenfalls muss verlangt werden, dass in allen zweifelhaften Fällen der Richter ein ärztliches Fachgutachten einzuholen hat. Im übrigen ist zu wünschen, dass die den ärztlichen Stand tief berührende Frage, da sie einmal in Fluss gerathen, sowohl von juridischer als ärztlicher Seite in eine gründliche Erörterung gezogen und hierdurch der Schlüssel für eine befriedigende Lösung derselben gefunden werde.

Prof. Dr. Anton Weichselbaum.

---

## Hausfrauen und Dienstboten in Deutschland.

Die Dienstbotenfrage in Mittel-Europa berührt diejenigen Haushaltungen, in welchen **ein** bis höchstens **vier** weibliche Dienstboten der unmittelbaren Leitung der Hausfrau unterstellt sind. Eine Kutscher-, Reitknecht-, Lakaien-, Kammerdiener-Frage gibt es einstweilen nicht; ebenso wenig kommen die Häuser der oberen Zehntausend in Betracht, deren weibliches Dienstpersonal von einer Haushälterin regiert wird. Der gebildete Mittelstand findet es jetzt aber in der That oft schwer, gute Mägde zu bekommen und festzuhalten. Nicht als ob die Leute, welche in Dienst gehen, erheblich viel schlechter geworden wären, als sie früher waren! Ungeschickte, träge, lügnerische, diebische, freche Dienstboten hat nach classischen Zeugnissen das Alterthum und das Mittelalter auch schon gekannt. Aber in unserer Zeit schaffen Freizügigkeit, Fabriken und ein hochentwickelter Gewerbefleiß der weiblichen Arbeiterbevölkerung eine größere Auswahl von Erwerbsgelegenheiten, als sie in irgend einer früheren Periode hatte, und es ist nicht zu verwundern, dass sie in stärkeren Haufen als je zuvor einem Berufe fernbleibt, der eine so große Beschränkung der persönlichen Freiheit in sich schließt, wie kaum irgend ein anderer in unserer Zeit.

Sicherlich wird diese Frage nicht dadurch gelöst werden, dass die Dienstboten sich zu Vereinen zusammenschließen, dass sie sich eigene Presseorgane schaffen, dass sie mit Hilfe dieser Kampfmittel etliche Feierstunden, halbe oder ganze Feiertage erzwingen oder die Stellenvermittelung anders organisieren — ja nicht einmal dann, wenn sie es fertig brachten, das Wort „Dienstboten" [illegible] aus seiner uralten Stellung im Sprachgebrauche zu verdrängen und durch „Hausgehilfen" zu ersetzen. Wer die Entwicklung unserer Culturverhältnisse im Laufe der letzten Generationen vorurtheilsfrei überblickt, muss wahrnehmen, dass sich nicht nur der eine Factor des Problems, der weibliche Dienstbote, in einer Art von Mauserung befindet, sondern dass auch der andere Factor, sagen wir hier die deutsche Hausfrau, aus dem Bilde, welches vor dreitausend Jahren König Salomo von einem tugendhaften Weibe, und vor hundert Jahren noch Schiller von der züchtigen Hausfrau entworfen hat, mehr oder weniger herausgewachsen ist. Und darin liegt ohne Zweifel die Ursache der Dienstbotennoth, soweit sie überhaupt vorhanden ist, in unzähligen Fällen ebenso gut, wie in der Mangelhaftigkeit der dienstbaren Leute.

Eine Hausfrau des gebildeten Mittelstandes unterscheidet sich in drei Stücken von jedem anderen Berufsarbeiter. Sie steigt in ihrer Berufsarbeit nicht vom Lehrling zur Gehilfin und von der Gehilfin zur Meisterin auf, sondern fertig geharnischt wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus springt sie von der Hochzeitsreise in die Meisterschaft hinein, und ihr Vater braucht sich darum den Kopf nicht zu zerbrechen, wenn er sonst nur seine Schuldigkeit gethan und für eine gehörige Mitgift gesorgt hat. Zum zweiten besteht kein greifbarer Zusammenhang zwischen der Arbeit der Hausfrau und ihren Einkünften. Während jeder andere Arbeiter für seine Arbeit einen entsprechenden Entgelt bezieht: der Erzbischof wie der Karrenschieber, der Schuster wie der Feldmarschall, stehen bei ihr die Leistungen häufig im umgekehrten Verhältnis zu den Einkünften: je weniger sie einzunehmen hat, desto mehr muss sie können und schaffen; je größere Mittel in und durch ihre Hand fließen, desto weniger braucht sie vom Haushalte zu verstehen und darin zu leisten. Endlich drittens steht eine Hausfrau weder unter einem sachverständigen Vorgesetzten, noch ist sie von einer öffentlichen Kritik oder von der Gunst eines bestimmten Publicums abhängig. Der Ehemann mag sich immerhin als ihren Vorgesetzten betrachten: sachverständig ist er nur, soweit sein Geschmack und sein Geldbeutel in Betracht kommen; die Schwiegermutter mag sachverständig sein, aber sie braucht nicht als Vorgesetzte respectiert zu werden. Die nicht ausbleibende Kritik von Dienstboten, Nachbarn, Bekannten und Verwandten wird meistens hinter dem Rücken der Betheiligten geübt, und ihr Publicum ist ihr sicher, sie mag gut oder schlecht wirtschaften.

Es muss den Volksfreund mit tiefer Befriedigung erfüllen, dass trotz dieser Ausnahmestellung die deutschen Hausfrauen der Mehrzahl nach ihre Aufgabe noch immer sehr ernst nehmen und namentlich nach Kräften die mangelnde Ausbildung durch die Erfahrung wettzumachen suchen. Dass auch den Besten oft noch einige von den Schwächen des Autodidaktenthums anhangen: wer will sich darüber wundern? Und ebenso wenig ist es zu verwundern, dass diese Schwächen im Verhältnis zu den Dienstboten am deutlichsten hervortreten und sich am unmittelbarsten rächen. Das wollen wir uns im Folgenden noch etwas näher ansehen.

Kommt es für den Bestand des Familienlebens vor allem darauf an, wie stark und weise die **Liebe** der Gattin und Mutter ist, so kann und soll sie freilich ihren Untergebenen gegenüber der Liebe auch nicht entrathen, aber die erste Frage ist doch die nach ihrer **Regierungskunst**, u. zw. solchen gegenüber, die ihr zunächst ganz fremd sind, und nur durch ein jederzeit lösbares Vertragsverhältnis im Hause festgehalten werden.

Zum Regieren gehört aber zweierlei: Selbstvertrauen und Selbstbeherrschung. Selbstvertrauen — nicht von der Art jenes Irländers, der auf die Frage, ob er Violine spiele, fröhlich antwortete: „Ich habe es nie versucht, aber ich zweifle nicht, dass ich es sehr gut kann!" — nein, sondern ein auf die erprobte eigene Kraft, Einsicht und Leistungsfähigkeit gegründetes Vertrauen: woher soll das der jungen Hausfrau kommen? Sie hat, dem Zuge der Zeit folgend, ihre Mädchenjahre mit Bällen und Gesellschaften, mit Radeln und Lawn-Tennis, mit Reisen und Kunstspielerei ausgefüllt und sieht sich nun am eigenen Herde darauf angewiesen, die Elemente des häuslichen Thuns dem „erfahrenen" Dienstmädchen, das ihr die Mutter für das erste Jahr ausgesucht hat, abzulernen, oder aus Gesprächen mit Freundinnen, aus Kochbüchern und Familienjournalen mühsam zusammen zu buchstabieren. Und Selbstbeherrschung, nicht bloß von der Art, welche die eigene Neigung, die Stimmung, das Befinden, jederzeit willig der Pflicht nachsetzt, sondern von der der Hausfrau so besonders wichtigen Art, welche über Sympathie und Antipathie, über Aerger, Verdruss und Ungeduld nie Gerechtigkeit und Wohlwollen aus den Augen lässt: wie schwer wird sie erworben, wenn der Herrschaft über andere nie eine Abhängigkeit von Fremden, ein Dienstverhältnis vorhergegangen ist!

Der Autodidakt gewinnt außerdem schwer die richtige Perspective über das von ihm angebaute Gebiet. Er überschätzt, was er kann, und unterschätzt, was er nicht kann. Der Zusammenhang des Ganzen und jedes einzelnen Theiles mit dem anderen geht ihm schwer auf, denn er zehrt von der eigenen Erfahrung, dem eigenen Nachdenken, und ist nicht von vornherein durch die Hebel der Erfahrung und des Nachdenkens anderer über die Schranken der eigenen Individualität hinausgehoben. Wer selbst in irgend einer Arbeit nicht regelrecht angelernt ist, muss schon ganz besondere pädagogische Anlage besitzen, wenn er andere [illegible], mit Weisheit und Geduld anlernen soll. Da rächt es sich denn oft bei sehr tüchtigen Hausfrauen,

dass sie selbst nie wirkliche Lehrlinge unter einer strengen Meisterin gewesen sind: sie können sich in einen Lehrling, noch dazu einen ungebildeten, nicht hineindenken, auch nicht in einen Gehilfen, und trauen deshalb ihren Mägden bald zu viel, bald zu wenig zu.

Es liegt ferner im Wesen des Autodidaktenthums, die individuelle Besonderheit des eigenen Werkes viel deutlicher zu sehen, als die Züge, die es mit jedem Werk gleicher Gattung gemein hat. Deswegen leugnen noch jetzt viele Hausfrauen die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer planmäßigen Vorbildung auf ihren Beruf und würden auch mit Dienstmädchen, die in irgend einer Anstalt gründlich für ihre Arbeit erzogen wären, nicht viel anzufangen wissen. Mit der kurzen Formel: Das passt für unser Haus nicht! weisen sie jede Einrichtung, jedes Verfahren ab, die nicht längst bei ihnen eingeführt sind. Sie bestehen darauf, dass eine bestimmte Arbeit in einer ganz bestimmten Art und Reihenfolge vorgenommen wird, und wollen keine andere gelten lassen; sie haben ja nicht Gelegenheit gehabt, schon als Lehrlinge zu lernen, dass viele Wege nach Rom führen. Die innere Unsicherheit, welche nicht kraft allgemeinen Verständnisses die Tragweite eines neuen Verfahrens zu überblicken vermag, kommt dazu, und so entsteht ungemein viel Verdruss namentlich mit erfahrenen Dienstboten dadurch, dass die Hausfrau jeden Handgriff nur nach ihrer Art gemacht wissen will.

Erwachsen nun so aus der mangelnden gründlichen Schulung der Hausfrauen eine Menge größerer und kleinerer Conflicte, so vermag außerdem diejenige Frau, die nie das Brot der Abhängigkeit gegessen hat, sehr häufig nicht, das Trachten einer Magd nach höherem Lohn und mehr Freiheit richtig zu würdigen. Sie, die Hausfrau, wirkt ja doch auf demselben Gebiet wie die Magd, thut nicht selten, wenn es gerade passt, eine Arbeit, die auch der Magd zukommt, und ihr fällt es doch nicht ein, baren Lohn überhaupt nur zu begehren! Dass der Unterhalt einer Magd immer eine viel höhere Summe ausmacht, als der höchste gebräuchliche Lohn, glauben viele Frauen auch dann noch kaum, wenn man es ihnen mit der Feder in der Hand vorrechnet — ebenso, dass eine geschickte und erfahrene Magd im Laufe des Jahres dem Hause manchen Thaler erspart, der durch das Ungeschick und den Leichtsinn der Unerfahrenen vergeudet wird. Deshalb wird die sehr einfache und berechtigte Kunst, ein gutes Mädchen an das Haus zu fesseln, indem man ihm eine regelmäßige Lohnsteigerung bei gutem Verhalten in Aussicht stellt, von vielen Frauen mit stolzem Selbstbewusstsein verschmäht. Dass ihre Männer, Brüder, Söhne in Gehalt und Würden möglichst rasch aufsteigen, das finden sie sehr berechtigt; aber wenn eine Dienstmagd dasselbe begehrt, so ist das eine niedrige Gesinnung, über welche sie erhaben sein sollte!

Ebensowenig lässt sich manche Frau davon überzeugen, dass ein durchaus berechtigtes Verlangen zugrunde liegt, wenn ein Dienstbote sich freie Stunden, freie halbe oder ganze Tage auswirken möchte. Sie weiß eben nicht aus Erfahrung, wie schwer es für einen erwachsenen Menschen ist, einen Tag wie alle Tage, und jeden Tag vierundzwanzig Stunden in der Botmäßigkeit eines anderen zu stehen. Habe ich denn Freistunden? denkt eine solche Frau. Bin ich denn nicht auch Tag und Nacht für mein Haus verantwortlich? muss immer einspringen, wenn's irgendwo fehlt? und drücke ich nicht manchmal ein Auge zu, wenn mittags nach Tisch die Arbeit nicht so rasch vorankommt, wie wenn ich dabei bin, oder wenn ein Gang zu Besorgungen viel länger dauert, als er sollte? Und dann wird noch viel aufgezählt von den Eigenthümlichkeiten „unseres Hauses", die es durchaus unmöglich machen, die unbedingte Verfügung über die Magd öfter als jeden dritten Sonntag Nachmittag aus der Hand zu geben, und von der Putz- und Vergnügungssucht der Mägde, die sie zu soviel thörichten Dingen verleitet — dass man, um dabei so ernsthaft zu bleiben, wie die Höflichkeit gebietet, das Schmetterlingsdasein der Töchter des Hauses, wie es die gnädige Frau vor ihrer Verheiratung auch geführt hat, nur schnell aus den Gedanken verbannen muss. Thatsächlich ist eine Hausfrau, die nicht für den Erwerb arbeitet, weniger an den Schlag der Uhr und die Weisung des Kalenders gebunden, als irgend ein anderer arbeitender Mensch, den schaffenden Künstler: Maler oder Dichter, wenn er bereits eine gesicherte Lebensstellung errungen hat, vielleicht ausgenommen. Sie glaubt das aber nicht, wenn sie nie von Fremden abhängig gewesen ist, und eben deswegen ist sie nicht geneigt, sich der beliebigen Verfügung über ihre Zeit jemals zu begeben, damit ihre Magd auch einmal schmecke, dass sie ein freier Mensch und kein leibeigener Sclave ist.

Es mag Orte im deutschen Sprachgebiet geben, wo überhaupt kein gutes weibliches Dienstpersonal mehr zu haben ist — obgleich sich eine Negation bekanntlich schwer beweisen lässt. Auch können die Urtheile über seine allgemeine Vortrefflichkeit oder Nichtsnutzigkeit an einem gegebenen Orte auseinandergehen. So pflegen Hausfrauen, die nicht landeseingeboren sind, die nationalen Mängel des Gesindes, das sie vorfinden, schwerer zu empfinden, als seine guten Eigenschaften. Die Mittel- und Ostdeutsche fühlt sich durch die freiere, ungebundene Art der nord- und westdeutschen Mägde unangenehm berührt; die Norddeutsche, die etwa nach Schlesien verschlägt, glaubt sich durch die demüthige Höflichkeit der Töchter des Riesengebirges für deren mangelnde Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung nicht entschädigt. Davon abgesehen, wird wohl meistens jeder, der auf dergleichen achtet, an jedem Orte einzelne Häuser kennen, die immer gute Dienstboten haben, und einzelne andere, wo beständig Leutenoth herrscht. Wenn ein Hauptmann in seiner Compagnie, ein Rector in seiner Schule, ein Postdirector in seinem Bezirk fortwährend mit seinen Untergebenen in Fehde lebt, so wird die Sache von obenher untersucht, und es gibt dann gute Rathschläge, auch wohl einen Rüffel oder Strafversetzung. Dergleichen ist bei den Hausfrauen ausgeschlossen. Ein sachverständiger Vorgesetzter würde aber gewiss sehr oft finden, dass die Ursache einer beständig wiederkehrenden Dienstbotennoth in der Hausfrau selbst liegt: in ihrem Mangel an Selbstvertrauen und an Selbstbeherrschung, mitunter auch in ihrem zu üppig ins Kraut geschossenen Selbstvertrauen, in der mangelnden pädagogischen Fähigkeit, einen ungebildeten Menschen zu einer guten Arbeitskraft zu machen, in ihrer Unfähigkeit, die immerhin unvollkommene, unreife Dienerin doch als einen erwachsenen Menschen mit persönlicher Freiheit anzusehen, dessen Rechte man nicht verkürzt, auch wenn er seine Pflichten nur mangelhaft erfüllt, ja, den man in Bezug auf seine Rechte wie einen Fremden, in Bezug auf die Pflichten, die man gegen ihn hat, wie einen Hausgenossen zu behandeln hat, wenn man dem Gebot christlicher Nächstenliebe nachkommen will: alles, was ihr wollt, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihr also bald ihnen.

Sind diese Mängel bei sonst wohlmeinenden, gewissenhaften Frauen vielfach nachzuweisen, so ist doch auch wohl aus den vorstehenden Ausführungen ersichtlich geworden, dass nicht sowohl sie selbst dafür verantwortlich zu machen sind, als vielmehr die Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich von allen anderen Menschen, die man als Berufsarbeiter bezeichnen kann, unterscheiden.

Zwei von diesen Eigenthümlichkeiten nun sind mit dem Begriff der Hausfrau unzertrennlich verbunden, es sei denn, dass man Lust hätte, unser ganzes Familienleben von Grund aus umzuformen. Man kann die Hausfrau nicht einer sachverständigen höheren Instanz unterstellen, und man kann ihre Arbeit nicht mit Geld oder Geldeswert bezahlen. So steht die Haushälterin, der man für ihre persönlichen Bedürfnisse ein bestimmtes Einkommen anweist, und der man kündigt, wenn sie nicht leistet, was sie soll. Will man hierin Antrieb zu treuer Pflichterfüllung und Strafandrohung für mangelhafte Leistung sehen, so muss eine Frau von auch nur durchschnittsmäßiger Sittlichkeit beides entbehren können, wo es sich um ihr eigenes häusliches Glück, um das Wohlsein ihrer Lieben handelt. Deutsche Hausfrauen können das allermeistens thatsächlich entbehren.

Aber die Haushälterin, wie wir sie in großen Wirtschaftsbetrieben, in den Häusern der Reichen und Vornehmen finden, steht nicht bloß in diesen beiden Stücken wie jeder andere Berufsarbeiter da, sondern auch in dem dritten, in welchem die Hausfrau, das heißt die moderne Hausfrau, eine Sonderstellung einnimmt — und darum wird sie in der Regel mit dem ihrer Leitung überwiesenen weiblichen Dienstpersonal ohne große Schwierigkeiten fertig. Sie versteht, wenn sie den ersten verantwortlichen Posten dieser Art annimmt, die häusliche Arbeit aus dem Grunde, so dass sie das Tagewerk jeder einzelnen Magd gerecht vertheilen, sicher beurtheilen, nothfalls musterhaft vormachen kann. Thäte sie das nicht, so würde man sie nicht engagieren. Kraft dieser eigentlich selbstverständlichen Ausrüstung für ihren Beruf aber imponiert sie von vornherein ihren Untergebenen und hat es leicht, gerecht gegen sie zu sein. Sie ist selbst in abhängiger Stellung und weiß, dass fremdes Brot bitter schmeckt; sie kann, wenn sie wohlwollenden Gemüthes ist, manche Härten im Lose der jungen oder auch der alternden Dienstmagd mildern, von welchen die aus begütertem Hause stammende, früh verheiratete Frau keine Vorstellung hat.

Diese Befähigung aber nahmen noch vor fünfzig Jahren auch die Töchter der gebildeten und reichen Familien mit in die Ehe. Bis zur allgemeineren Einführung der Dampfkraft als Motor im Verkehr und in der Industrie war das bürgerliche Haus der vornehmste Gewerbetreibende des Landes. Rohstoffe und Halbfabrikate wurden direct vom Producenten bezogen, theilweise sogar selbst produciert und vom Gesinde und den Töchtern unter Anleitung der Frau zum Verbrauch für fast alle Bedürfnisse des Hauses verarbeitet. Bei dieser vielgestaltigen Arbeit erwarb sich das junge Mädchen, das als Schulkind schon zu allerlei Lehrlingsarbeit herangezogen wurde, Sachkunde, technische Geschicklichkeit, Erfahrung aller Art. Es lernte auch, indem es Schulter an Schulter mit Mägden und Taglöhnerinnen arbeitete, die Eigenart der Leute aus dem Volke verstehen und würdigen. Es lernte zu den nützlichsten Zwecken Schwierigkeiten überwinden und dabei sowohl sich einem überlegenen Willen unterordnen, wie mit wachsender Geschicklichkeit und Einsicht selbständig auftreten. Seine Sinne schärften sich, seine Muskeln stählten sich, sein Blut floss reich durch die Adern, ohne dass es nöthig gewesen wäre, für Bleichsucht und Blutarmut allerlei Sport zu verordnen — den wir übrigens weder verachten

noch abschaffen wollen, wenn er auch einstweilen die Zeit in Anspruch nimmt, welche eigentlich der Berufsbildung gehören sollte.

Denn es ist nicht nöthig, dass die Hausfrau sich auch durch den Mangel einer stufenmäßigen Vorbildung von allen anderen Berufsarbeitern unterscheide. Es ist nur ganz allmählich dahin gekommen, und die Meistbetheiligten haben kaum gemerkt, dass ihnen das Heft aus der Hand gewunden wurde. Ebenso allmählich fangen wir nun wieder an, uns darauf zu besinnen, dass es wohl nützlich wäre, wenn die Frau jedes Nichtmillionärs selbständig kochen, nähen, flicken, vielleicht auch waschen und bügeln könnte, und ziehen daraus die weitere Schlussfolgerung, dass die jungen Mädchen das lernen müssten, da man doch nicht jeder einen Millionär als Ehemann sicher in Aussicht stellen kann. Gelegenheit zur Erlernung dieser Arbeiten ist jetzt in Gewerbeschulen schon reichlich gegeben, und, wenn es etwas Rechtes geben soll, so müssen sie bei den heutigen Verhältnissen in der That schulmäßig unter besonders vorgebildeten Lehrerinnen gelernt werden. Durch den bloßen Aufenthalt im Elternhause oder in einer anderen gebildeten Familie kommt schwerlich mehr ein Mädchen in ihren Vollbesitz.

Die technische Fertigkeit in den erwähnten Arbeiten bezeichnet aber nur den Lehrlingsstand. Es werden sich nach wohlerwogenem Plane theoretische Belehrungen über alle einzelnen Zweige der Hauswirtschaft anschließen müssen und dann zum Abschluss in irgend einer — noch nicht erfundenen — Form ein Dienstjahr, entsprechend der Wehrpflicht des Jünglings, in welchem in einem concreten Betrieb das Gelernte unter Aufsicht zur Anwendung kommt.

So vorgebildete junge Hausfrauen brauchen ihr „erfahrenes" Dienstmädchen nicht als Autorität anzusehen und können sich ein unerfahrenes, aber gutwilliges zur brauchbaren Gehilfin heranziehen. Sie sind von der „perfecten" Köchin nicht abhängig, aber sie wissen gute Arbeit in der Küche und auf jedem anderen Gebiet zu beurtheilen und zu würdigen. Da sie „Tages Arbeit, saure Wochen" aus Erfahrung kennen, so werden sie es eher als manche jetzige Hausfrauen einsehen, dass auch der Dienstbote in seiner Art einen Anspruch auf „Abends Gäste, frohe Feste" haben darf.

Uebrigens kann von einer chronischen Dienstbotennoth in ganz Deutschland noch lange nicht die Rede sein. Sie macht sich am fühlbarsten in den ganz großen Städten und in den Fabriksgegenden. Sie wird durch manche örtliche Gepflogenheiten verschärft, zum Beispiel durch die schlechte Sitte der vierzehntägigen Kündigung, durch die schauderhaften Berliner „Hängeböden", durch die verwerfliche Einrichtung der großen Mietkasernen, in denen sämmtliche Dienstboten aller einzelnen Herrschaften, von diesen ganz getrennt, gemeinsam unter dem Dache hausen. In Gegenden, wo ein tüchtiger, braver Volksstamm alteingesessen ist, zum Beispiel im Nordsee-Küstengebiet, haben gute Herrschaften noch immer in der Regel gute Dienstboten.

Bremen. Mathilde Lammers.

---

# Prag als deutsche Literaturstadt.

Rosegger hat in den Blättern, in denen diese Zeilen erscheinen, den Gedanken angeregt, die „literarischen Provinzen Oesterreichs" zu entdecken.*) Der Gedanke ist fruchtbar, ja noch mehr: von ernster Bedeutung für die Selbsterkenntnis, die uns auf geistigem Gebiete so sehr noth thut. Das Verhältnis des Oesterreichers zur Gesammtproduction seines Vaterlandes bewegt sich auf allen Gebieten in den merkwürdigsten Extremen. Auf der einen Seite in den breiteren Volksschichten: eine mit Misstrauen gegen alles Fremde gemischte Selbstzufriedenheit, die mit der Beschränktheit des Gesichtskreises und der Bildung zusammenhängt, und die innerhalb und außerhalb Oesterreichs oft genug dem gerechten Spotte verfallen ist. Auf der anderen in Reaction dagegen eine weit gediehene Skepsis der Gebildeten gegen alle geistigen Leistungen der Heimat, eine zur Mode gewordene Selbstironie, eine muthlose Neigung, die Maßstäbe für den Wert alles Eigenen von außenher zu beziehen. Beide Extreme standen lange Zeit der ruhigen Selbstschätzung im Wege: jenes naive Oesterreicherthum, das unter dem Motto: „Uns Oesterreicher[illegible] nachmachen" sich in ein kleingeistiges, sinnlich gedankenloses Behagen einspann, konnte niemals über sich hinaus, wie es doch ein jeder muss, der von seinem eigenen Selbst eine Vorstellung gewinnen will: es fand und findet keine Gelegenheit zu vergleichen und zu unterscheiden. Der zaghaften, durch die [illegible] Abschließung vom großen deutschen Geistesleben und den Druck mancherlei Zustände verbitterten Gemüthe der Gebildeten aber fehlte das Selbstvertrauen, die Unbefangenheit im Genusse des Eigenen. So kam es, dass die literargeschichtliche Schätzung der eigenen Literatur in Oesterreich selbst [illegible] [illegible] und die Wertung der österreichischen Production auf poetischem Gebiete lange Zeit [illegible] den reichsdeutschen Kritikern und [illegible] überlassen wurde. Der Erfolg war [illegible] ein ganz verschiedenartiger.

In einzelnen Fällen kam die Freude am Eigenartigen, bis zu einem gewissen Grade Fremdanmuthenden, der Empfänglichkeit der reichsdeutschen Brüder zu Hilfe. Lenau z. B. wurde in Deutschland, zumal in Schwaben, wie ein Phänomen angestaunt und empfieng dort zuerst seine Prägung für die deutsche Literatur. Auch von Anastasius Grün gilt etwas Aehnliches. Aber die Unvertrautheit mit den Voraussetzungen, die Fremdheit, die naturgemäße Abgekehrtheit von den einzelnen Phasen der Entwickelung musste auch ihre schlimmen Folgen haben. Die Verkennung Grillparzers z. B. hat vom Norden her ihren Ausgang genommen, dort drückte man dem Dichter der „Ahnfrau" seinen Stempel auf, und ganz abgesehen davon, dass man von vornherein die Bedeutung dieses talentstrotzenden Jugendwerkes verkannte, entschloss man sich jahrzehntelang nicht dazu, auf Grund der späteren Grillparzer'schen Werke das einmal erlassene Urtheil zu revidieren.

Das war lange Zeit hindurch — abgesehen von der josefinischen Periode, in der ein gewisser Muth der Selbständigkeit und der Selbstschau den Ton angab — bis vor einigen Jahrzehnten der vorherrschende Zustand in Oesterreich. Gab es auch zwischendurch eine sehr geistvolle Kritik über das einzelne, das ans Licht kam — die literargeschichtliche Schätzung der heimischen Production bezog man aus dem Ausland. Erst seit kurzem ist ein jüngeres Geschlecht von Literarhistorikern in unserer österreichischen Heimat methodisch damit beschäftigt, unseren großen literarischen Besitz festzustellen und zu bewerten. Und da zeigt es sich denn, dass die Forschung bei aller großen Bedeutung, die Wien mit Recht für das österreichische Geistesleben in Anspruch nimmt, doch nicht vom Centrum ausgehen kann, sondern, wenn sie der natürlichen Entwickelung folgen will, an die Quellen des österreichischen Geisteslebens in den Provinzen herantreten muss. Aus der eigenthümlichen Gestaltung und Entwickelung Oesterreichs, das die centripetalen Kräfte bald ermuthigte, bald wieder lahm legte, musste es sich ergeben, dass die Strömungen aus den verschiedenen Kronländern ihre eigene Farbe behielten, wenn sie in dem großen Wiener Reservoir zusammenflossen, und dass sie wohl auch eigenwillig ihren Lauf nehmen, ohne sich in das centrale Leben der Reichshauptstadt zu ergießen. Die Licht- und Schattenseiten dieser Entwickelung darzuthun wäre müßig, sie ist einmal da und spiegelt zweifellos einen Reichthum, der nur erst zum Bewusstsein gelangen muss. Darum ist das Wort Roseggers ein ernstes und bedeutendes. Zu der Arbeit, die der steierische Meister der Erzählung in seiner schlichten geraden, auf das Wesentliche hindrängenden Denkweise angeregt hat, mag die folgende Skizze über das so wenig beachtete Literaturleben in Prag einen kleinen Beitrag liefern.

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, in dem sich auch in Prag eine Renaissance der deutschen Literatur vollzog, ist eine Zeit des Ringens und Stammelns; was sie hervorbrachte, ist verschollen, lässt sich auch gar nicht wiederbeleben, ist aber geschichtlich merkwürdig. Zu einer Zeit, da man in Deutschland draußen schon den unmittelbarsten Antheil an den Meisterwerken der späten Lessingschen Zeit und an den Offenbarungen der Genien von Goethe und Schiller nahm, entsteht in Prag eine ungemein reiche, an die alten Staatsactionen gemahnende Theaterliteratur, die vielfach an die Geschichte des Landes anknüpft, aber, unberührt von der neuen Classicität, in der Form am stärksten von Iffland und seinen Nachfolgern beherrscht wird. Eine ganze Schar von Autoren drängt zu den Theatertruppen und zur Scene hin. Darunter ein überaus fruchtbarer Theaterdirector, ein Shakespeare der kleinen Provinzschmieren, der lange vor Schiller einen Wallenstein geschrieben und mit Erfolg gespielt hat. Auch eine wilde Romanliteratur, die unmittelbar an englische Anregungen anknüpft, entwickelt sich da außerhalb der deutschen Geistesbewegung und zeitigt gar nicht uninteressante Productionen, wie die Tagebucherzählungen der Pragerin Marie Sagar, wohl der ersten österreichischen Frau, die im Reiche des Romans ein großes Publicum gefunden hat. In der josefinischen Periode kommt dann von obenher eine gewisse fast ängstlich pedantische Ordnung in dieses Getriebe hinein. Zwei unvolksthümliche Factoren greifen organisierend ein: die Universität, die aus den in der Jesuitenzeit ganz kleinlich gewordenen Ueberlieferungen aufgerüttelt wird und nun eine programmatisch ideengeistige Richtung einschlägt, und die Aristokratie, die, der Weisung vom Throne her folgend, damit beginnt, aus Wissenschaft, Literatur und Kunst eine Standesangelegenheit zu machen. Graf Nostitz begründet im Verein mit einer Reihe von altadeligen Familien das große Prager Nationaltheater, das feierlich mit „Emilia Galotti" eröffnet wird, einen raschen Aufschwung nimmt und gleich in der ersten Zeit durch die Premiere von Mozarts „Don Juan" die Augen aller Welt auf sich zieht. Der geniale Graf Caspar Sternberg kehrt aus Deutschland, aus Regensburg, wo er ein geistliches Primat inne hatte, als bedeutender Naturforscher in die Heimat zurück und legt im Einverständnis mit Goethe den Grund zur böhmischen Museumsgesellschaft, die, ursprünglich deutsch in Wirksamkeit und Sprache, [illegible] in Vergessenheit gerathen ist. Graf Kolowrat Liebsteinski, der [illegible] Jahrhunderts an der Spitze der [illegible] versammelt Literaten und Künstler um sich

und weiß Heinrich von Kleist, der in seinem Hause neue Dramen, vermuthlich den Prinzen Homburg und die Hermannsschlacht, vorliest, einige Monate lang an Prag zu fesseln. An der Universität wirken Männer, die den Literatursinn systematisch pflegen, Redeübungen veranstalten, junge Dichter ermuntern und, ohne sich dessen recht bewusst zu sein, in sich und an sich die ganze literarische Entwickelung Deutschlands im engen Rahmen wiederholen. Da ist der anregende Carl Heinrich Seibt, ein geistlicher Herr, der wegen seines verhältnismäßigen Freisinns mancherlei Anstände hat, in seiner Regelfreudigkeit wie in seinen Versuchen, den Pedanten zu verleugnen, eine gottschedähnliche Erscheinung, der aus Deutschland berufene A. G. Meißner, der erste Protestant der Universität, ein von Haus aus koketter vielseitiger Schöngeist, der in seiner breiten Erzählungskunst an Wieland erinnert, der Prager Exjesuit Cornova, der in Klopstock'schen Tönen alle Helden böhmischer Herkunft besingt und der tiefe und feine Johann Heinrich Dambeck, ein Deutscher aus Prag, der an Meißners Stelle tritt, mit Hingebung das junge Geschlecht zu der eben in frischem Glanze entfalteten classischen Literatur hinleitet, der sterbend wie Sokrates seine ihm leidenschaftlich anhängenden Schüler um sich versammelt und mit den Worten: „Jetzt hoffe ich bald meinen Schiller zu sehen", als begeisterter Schwärmer aus dem Leben scheidet. Dieser merkwürdige Mann, dessen Schriften es verdienten, aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden, bezeichnet einen großen Uebergang. Vor ihm scheidet sich die wilde volksthümliche Literatur von Prag, deren ich in Kürze gedachte, von den steifen aristokratischen und pedantischen Anregungen, die nach dem Richtmaß ein Literaturleben zurecht zu legen versuchen. Seibt kann die Perücke nicht los werden, Meißner kokettiert mit den Vornehmen, Cornova ist mit seiner dürren Begeisterung ein ungelenker Aristokratensänger — Dambek aber ist eine echt volksthümliche, aus dem Prager Boden emporgeschossene Natur, die die jüngeren, schwermüthigen, von tiefen Empfindungen bewegten Genossen an sich heranzieht und stimmend jenen Ton ernster Schwärmerei angibt, der nun ein halbes Jahrhundert durch eine zu wenig gewürdigte Blütezeit deutschböhmischer Poesie hindurchgehen soll. Es hat etwas Typisches und Symbolisches, dass der erste deutschböhmische Dichter neuerer Zeit, Karl Egon Ebert, als Jünger und getreuer Anhänger am Grabe Dambeks steht und dem Meister ein klangschönes und tiefempfundenes Sonett in die Ewigkeit nachsendet. An der Begeisterung für die Classiker ermuthigt sich der neue Gesang, der, weit entfernt von aller Realistik, alles Schwere, das auf den Gemüthern lastet, in den Ton des Heroischen und Pathetischen umstimmt. Die Tonarten dieser in der Reaktionszeit nach 1815 in Deutschböhmen erwachenden Poesie sind sehr verschieden. Ebert ist in seinen Gesängen, in denen er mit echter Dichternaivetät die slavische Sagengeschichte verherrlicht, gleich den Schwaben von der romantisch gefärbten deutschen Renaissance, vom Wiederaufleben der deutschen Heldengedichte stark beeinflusst. Seine unvergleichlich leidenschaftlicheren Nachfolger gesellen sich zu Lenau in ihren stürmischen, von Byron mit angeregten Rhapsodien — aber ein Zug geht durch alle Gesänge hindurch, die Neigung zum Erinnerungsschweren, Tiefsinnigen und Melancholischen. Dabei überwiegt durchweg das Weltweh, das allgemeine Freiheitsbedürfnis, der kosmopolitisch humanitäre Zug, dem das Bewusstsein nationaler Gefahren und der Nothwendigkeit nationaler Vertheidigung völlig fremd ist, und der den Czechen bei ihren stillen systematischen, mitunter freilich recht zagen Bemühungen, ihre slavische Eigenart zur Blüte und Geltung zu bringen, nicht nur harm- und sorglos, sondern geradezu begeisterungsvoll entgegenklingt. Eine große Reihe von Poeten bewegt sich in diesem Zug, und die stärksten Talente, wie Alfred Meißner, dessen vom unseligen Hedrich-Streit unberührte poetische Jugend rein in unsere Tage herüberstrahlt, und Moritz Hartmann, der bedeutendste Poet, den Deutschböhmen überhaupt hervorgebracht hat, singen czechische Sehnsucht und slavische Erinnerungen. Programmatisch wird die Gemeinsamkeit der Böhmen in Lied und Literatur gepflegt, der Drang, sich vom Drucke zu befreien, wird wenigstens auf deutscher Seite als einlich einigende Kraft empfunden, und um die Mitte der Dreißigerjahre entsteht in Prag eine höchst denkwürdige literarische Zeitschrift, die die kleinliche und unbedeutende Albumliteratur früherer Tage weit hinter sich lässt, in Gehalt und Gediegenheit zu den denkwürdigsten der ganzen Literaturperiode gehört und, bezeichnend für jene schwärmerische deutsche Tendenz der Einigung, den Namen „Ost und West" an der Stirne trägt. Die besten Männer von ganz Deutschland wirkten an dieser Zeitschrift mit; den Kern ihrer Bedeutung aber empfängt sie durch das junge deutschböhmische Poetengeschlecht, das da in einem über die kleinlichen Anfechtungen der Censur erhabenen hochgestimmten Ton die Sehnsucht nach einer neuen Zeit, die Erinnerung an eine heroische Vergangenheit und den Schmerz einer bedrückten Gegenwart verkündet. Bis an das Jahr 1848 heran erhalten sich diese zu wenig gekannten Blätter in voller Frische: der Sturm des tollen Jahres wirbelt sie dann hinweg: in der politischen Bethätigung der jungen Schwärmer offenbaren sich bald tiefgreifende Gegensätze, die Slaven streben in besonderer Revolution zu ganz besonderen Zwecken hin, für die sie bald einen Theil der gemeinsamen Ideale aufgeben, um das Uebergewicht über die Deutschen in Böhmen zu gewinnen, die territoriale Bewegung wandelt sich in eine nationale, und die praktisch gewordenen Culturfragen sprengen „Ost und West" auseinander.

Betrachten wir aber unbefangen jene Blütezeit böhmischer Poesie, die trotz der Dienste, die sie den Slaven leistet, eine urdeutsche in Kern und Entwickelung ist, so tritt uns eine Fülle von Talenten entgegen. Manche, wie Meißner und Hartmann — der letztere ist in dem herrlichen Reichthum seiner epischen und novellistischen Darbietungen noch gar nicht gewürdigt — haben später, fern von Böhmen, ihre selbständige Entwickelung genommen, andere blühten in jenen Tagen ab, brachten aber Eigenthümliches hervor, das uns noch heute zaubervoll entgegenduftet; freilich gilt es, sie aus der Vergessenheit zu erlösen. Wer kennt Friedrich Bach, den deutschböhmischen Lenau, dem an Zartheit und Innigkeit kaum einer unserer modernen Lyriker gleichkommt? Seine ersten Lieder erschienen in „Ost und West", seine „Sensitiven" bei Baumgärtner, seine „Gedichte", die die „Sensitiven" in sich aufnahmen, bei J. J. Weber in Leipzig. Der Kreis deutschböhmischer Freunde zumal, Josef Bayer, der seither berühmt gewordene Aesthetiker und Kunsthistoriker, grüßte den Dichter mit vollen Accorden des Lobes, aber Bach verschwand bald darauf als Arzt in der Verschollenheit eines serbischen Städtchens, und seine Lieder verklangen, ungenossen von der großen, deutschen, poesiefreudigen Welt. Er hat Töne gefunden, die nicht für immer ersterben können. Gibt es viele Naturlaute des Weltschmerzes, wie die folgenden Zeilen:

> Zweie zieh'n die Straße fort,
> Keiner kennt den Andern. —
> „Wüsstest Du, o Wandersmann,
> Was ich Armer leide!"
> Seufzen alle Beide.

Gibt es viele Bilder unglücklicher Liebe von solcher Naturkraft, wie das folgende:

> Tief in den Stamm gegraben
> Ein Namenszug sich zeigt;
> Du hast mein Herz verwundet,
> Es trägt Dich in sich und — schweigt!
> Das Messer, es ist verrostet,
> Das in dem Stamm gewühlt,
> Die Schönheit ist erstorben,
> Die nichts für mich gefühlt!
> Dir theuern Namenszüge,
> Sie wachsen am Stamm hinauf —
> Mit jedem Frühling brechen
> Die alten Wunden auf!

Doch ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren, noch hier eine lange Reihe von deutschböhmischer Literaten und Poeten aufzählen, die anderswo (auch in Schriften aus meiner Feder) genugsam verzeichnet sind. Einer merkwürdigen Erscheinung aber, die geschichtliche Wichtigkeit hat, muss ich noch gedenken, des großen Antheils, den die seit mindestens neun Jahrhunderten in Prag ansässigen Juden an der Entwickelung der deutschböhmischen Literatur haben. Die abscheulichen Trennungen und Unterscheidungen von heute, denen die ethische und die geschichtliche Grundlage fehlt, lasse ich dabei völlig beiseite. Man weiß, wie der Antisemitismus einen Theil unserer modernen Literaturgeschichte verzerrt hat und wie anderseits in begreiflicher und doch unglücklicher Reaction gegen diese Hetze ein Theil vortrefflicher deutscher Literaten jüdischer Herkunft sich durch Stolz und Unwillen dazu drängen ließ, sich eine „jüdische Nationalität" beizulegen. Ich bin vielleicht ein Rückständiger, wenn ich meinestheils ganz auf dem Börne'schen Standpunkt der durch Assimilierung längst vollzogenen nationalen Einheit zwischen deutschen Christen und Juden verharre. — Aber, all dies ganz beiseite gelassen, zeigt sich dem unbefangenen Blick eine Fülle literarischer Leistungen auf Seiten der deutschen Juden in Böhmen und ein sehr interessanter Parallelismus zwischen ihnen und ihren christlichen Landsleuten, der in dem Freundespaar Hartman und Meißner seine typische Ausprägung findet. In dem (von Kompert, S. Kohn und anderen berufenen Autoren geschilderten) Ghetto von Prag hatte sich eben durch Jahrhunderte ein ganz eigenthümlich deutsches (von der Entwickelung der Judengemeinden an anderen Orten sehr verschiedenes) Culturleben entwickelt, das in lichteren Tagen eine literaturfreudige Färbung annahm und eine Fülle von Intelligenz in das deutsche Leben hineintrug. Dabei führte das Tiefgrundige und Schwere, das Beschauliche und in sich Zurückgezogene, das der deutsche Jude in die Literatur mitbrachte, zur Stimmung, die sonst in Böhmen vorwaltet, so dass sich eine besonders innige Gemeinschaft, ein harmonischer Accord ergab. Wie Meißner und Hartman in ihren freiheitstrunkenen Heldengesängen, so gehören Adalbert Stifter, der große für Deutschland tonangebende poetische Landschafter des Böhmerwaldes, und Leopold Kompert, der feinhörige und feinfühlige Meister der Ghetto-Idylle, innerlich zu einander, und bis in die Publicistik hinein finden wir in Vergangenheit und Gegenwart da ein Neben- und Ineinanderwirken, das alle Theoreme von einer elementaren Scheidung aufs gründlichste Lügen straft. Auf beiden Seiten aber immer wieder ein Vorwiegen des Ernstes, einen Zug zur gedanklichen Vertiefung,

zur ethischen Gewissenhaftigkeit, zum wuchtigen Ton, zum Bedeutsamen und Tiefgründigen. Leichtere Talente, die dem Prager Boden entsprossen, gehören zu den seltenen Ausnahmen, wie etwa die Lustspieldichter Julius Rosen und Michael Klapp.

Berlin. Prof. Dr. Alfred Klaar.

(Schluss folgt.)

## Incunabeln.

Die Gutenbergfeier ruft alte Erinnerungen in mir wach. Sie erinnert mich an die Zeit, da ich als echter Bücherwurm alle Bibliotheken Deutschlands durchstöberte, um mit einem Werk über die „deutsche Buchillustration der Gothik und Frührenaissance" mir die Würde des Privatdocenten zu erwerben. Noch in diesen Tagen brachte die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" einen Aufsatz, den ich damals — vor 17 Jahren — schrieb. Eine ebenso gutgemeinte wie öde Arbeit. Denn wissenschaftlich sein hieß damals Kataloge schreiben. Den Wust des einzelnen großen Zusammenhängen einzuordnen war verpönt. Und doch zeigt nichts so, wie die Entstehung der Buchdruckerkunst, mit welcher Logik die Geschichte arbeitet, wie viel verschiedene Factoren ineinander greifen müssen, um eine einzige „Erfindung" zu ermöglichen.

Von den religiösen Strömungen des vierzehnten Jahrhunderts ist der Ausgang zu nehmen. Deutschland stand damals unter dem Zeichen der Mystik, und diese war im Kern ihres Wesens eine demokratische Bewegung. Im Mittelalter hatte die Kirche, mit rein politischen und doctrinären Dingen beschäftigt, nicht an den einzelnen gedacht. Aus der einfachen Lehre Christi war ein Labyrinth scholastischer Dogmen geworden. Das Volk sehnte sich nach einer Gefühlsreligion, nach einem persönlichen Verhältnis zu Gott. Es verlangte schlichte Veranschaulichung der Legenden, wollte Geistliche haben, die nicht lateinisch, sondern deutsch zu ihm sprachen. Diese Sehnsucht wurde durch die großen Prediger des vierzehnten Jahrhunderts, Meister Eckardt, Tauler und Suso, erfüllt. Und sehr folgenreich war, dass sie die Anschaulichkeit des Wortes durch die Anschaulichkeit des Bildes zu unterstützen suchten. Suso namentlich rieth seinen Hörern, sie „möchten allezeit gute Bilder um sich haben, durch die das Herz zu Gott entzündet werde".

Jedem Bedürfnis folgt das Angebot. Da all die Marien- und Heiligenbilder, die nun massenhaft verlangt wurden, auf dem Wege reiner Handarbeit nicht hergestellt werden konnten, wurde das Verlangen nach einer vervielfältigenden Technik rege. Eine solche war auf dem Gebiete der Textilindustrie schon bekannt. Durch gefärbte Holzmodel wurden gewebten Stoffen Muster als Ersatz für gestickte Ornamente aufgedruckt. Irgend jemand kam auf den Gedanken, dass man wie Ornamentales auch Figürliches in Holz schneiden und die Holztafeln statt auf gewebtem Stoff auch auf Papier abdrucken könne. Das war die Geburtsstunde des deutschen Holzschnittes. Hatte die Miniaturmalerei des Mittelalters für die obersten Tausend gesorgt, so deckte der Holzschnitt die Bedürfnisse des Volkes. Auf den Jahrmärkten und vor der Kirchthür wurden die billigen Blätter feilgehalten. Von Wallfahrten und Processionen brachte jeder ein Madonnenbild oder das Bild seines Namensheiligen mit und klebte es zu Haus an die Wand oder an die Thür seiner Stube. Noch im Simplicissimus gibt das Waldkind auf die Frage des Einsiedlers, ob es gar nichts von unserem Herrgott wisse, die Antwort: „Ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden auf dem Bilderbogen. Meine Mutter hat ihn von der Kirmse heimgebracht und dahin geklebt."

Durchblättert man nun eine Mappe alter Holzschnitte, so bemerkt man, dass die graphische Kunst bald von einem weiteren Feld Besitz nimmt. Die ältesten Blätter, in derben, dicken Linien gezeichnet, enthalten nur Figuren. Aber bei den späteren, wie dem Christoph von 1446, sind auch Inschriften, kleine Sprüche, kurze Erklärungen beigegeben. Man liest etwa: „Heiliger Sebastian, bitt' für uns." Oder: „Es ist tzu wissenn allermänniglichen, dasz das ist unser lieben Frawen pild." Oder auf Blättern, die als Neujahrskarten verschickt wurden, ist das Christkind dargestellt: ein Vogel trägt im Schnabel einen Zettel: „ein gut selig jar, ein langes leben." Die „Briefdrucker" haben außer dem Figürlichen auch geschriebene Lettern in Holz geschnitten.

Das wurde der Ausgangspunkt der weiteren Entwickelung. War in den älteren Blättern die in Holz geschnittene Figur die Hauptsache, so überwiegt in den späteren der Text. Wenn irgendwo sich eine Scandalgeschichte ereignete, wurden Flugblätter ausgegeben, die in Wort und Bild das Geschehene meldeten. Und von diesen „Zeitungen" kam man zum Buch. Der Text ganzer Werke, die vorher nur handschriftlich verbreitet waren, wurde in Holztafeln eingeschnitten und durch Druck vervielfältigt. Die Blockbuchliteratur beginnt. Religiöse und moralische Werke — die Armenbibel, die zehn Gebote, das Salve Regina, die Ars moriendi — fanden natürlich am frühesten Verbreitung. Doch auch zahlreiche andere Bücher wurden vor Erfindung der Buchdruckerkunst schon gedruckt. Es gab Kalender und Schulgrammatiken, astronomische Werke, Fabelsammlungen und kleine „Bädeker" für die nach Rom wallfahrenden Pilger. „Item, welcherhand Bücher man gerne hat, groß oder klein, geistlich oder weltlich — heißt es in einem Verlagskatalog jener Jahre — die findet man alle bei Diebold Laber in der Burg zu Hagenau."

Nur noch das letzte Wort in diesem großen Entwickelungsprocess war zu sprechen. Denn es war unpraktisch, ganze Texttafeln in Holz zu schneiden. Wurden die Buchstaben getrennt, so war ihre Verwendbarkeit unbeschränkt. In immer neuen Wortbildern konnten sie zusammengesetzt, zum Druck der verschiedensten Werke verwendet werden. Diesen einfachen und doch genialen Gedanken hatte Gutenberg. Seine That war nicht, dass er die Buchdruckerkunst, aber dass er den Druck mit beweglichen Lettern erfand. Und nun folgt Schlag auf Schlag. 1450 hat er den Druck der Biblia latina vulgata begonnen. Nach kaum einem Menschenalter ist die Buchdruckerkunst über das ganze Deutschland verbreitet. 1460 ist sie in Straßburg, 1461 in Bamberg, 1462 in Köln, 1468 in Augsburg, 1473 in Ulm, 1482 in Wien. Lange vor Luther ist die Bibel — nach dem Text der Vulgata — in vierzehn verschiedenen deutschen Ausgaben bekannt. Homiletische und liturgische Werke, die antiken Classiker, Rittergeschichten und Sagen, Chroniken und Reisebeschreibungen, medicinische und botanische Bücher erscheinen. Alle Schätze des Wissens, bisher in Klosterbüchereien vergraben, werden Gemeingut der Masse.

Die vornehme Welt des Auslandes hielt sich zunächst zurück. Namentlich in Italien spotteten die Humanisten über die „bei den Barbaren in einer Stadt Deutschlands gemachte Erfindung". Der Herzog Federigo von Urbino, dessen Manuscriptsammlung heute den Grundstock der vaticanischen Bibliothek bildet, „hätte sich geschämt," ein gedrucktes Buch zu besitzen. Man war zu sehr gewöhnt, die Bücherfreude als aristokratischen Luxus, die Kalligraphie als Kunst, das Buch als ein vornehmes, von Menschenhand geschaffenes Kunstwerk zu betrachten, als dass man mit mechanisch, fabriksmäßig hergestellten Werken sich hätte befreunden können. Doch bald hatte auch im Ausland das demokratische Princip gesiegt. Deutsche Typographen tragen Gutenbergs Erfindung nach Frankreich und Spanien. Unter dem Schutz einer deutschen Fürstin, der Barbara Gonzaga, geborenen Prinzessin von Brandenburg, wird 1472 in Mantua das erste Buch, eine Ausgabe des Decamerone, gedruckt. Gutenberg hat seinen Triumphzug durch die Welt vollendet.

Und aus dem Holzschnitt hervorgegangen, dankt die siegreiche Buchdruckerkunst diesem nun dadurch, dass sie ihrerseits ihn unter die Fittige nimmt. Die Buchillustration wird — besonders in Deutschland — das eigentliche Thätigkeitsfeld der Künstler: nicht ein Erwerbszweig nur, der sie vor Sorgen schützt, auch das Schaffensgebiet, auf dem sie sich frei bewegen. Als Maler arbeiteten sie nur für die Kirche, hatten Altarbilder, nichts als Altarbilder anzufertigen. Als Illustratoren standen sie mitten in den geistigen Kämpfen ihrer Zeit. Hier sind sie „inwendig voller Figur". Hier offenbaren sie „den versammelten heimlichen Schatz ihres Herzens". Das ganze Leben, Denken und Empfinden des deutschen Volkes, sein gigantisches Ringen und frohes Sichgehenlassen, sein Ernst und seine Schalkheit, sein derber Kneiphumor und zarter Märchengeist — in diesen Blättern spiegelt es sich wieder. Michel Wohlgemuth, der steifleinene Maler von Altarwerken, wirkt in den Illustrationen zum „Schatzbehalter" und zur Schedel'schen Weltchronik wie ein anderer Mensch. Erhard Reuwich zeichnet für Breidenbachs Reise Blätter aus dem Leben des Orients, die unerhört sind in der Kunst jener Tage. Die Meister des Narrenschiffs und der Lübecker Bibel, des Straßburger Virgil und des Ulmer Terenz gehören, obwohl man ihre Namen nicht kennt, zu den Koryphäen deutscher Kunst. Und noch die Großen des Reformationszeitalters, Dürer und Cranach, Baldung und Beham, Burgkmair und Holbein legten nicht in Bildern, sondern in den Zeichnungen, die sie für Buchdrucker lieferten, ihr Bestes nieder.

Damit ist gleichzeitig gesagt, was diesen alten Drucken ihren eigensten Reiz gibt. Es ist dasjenige, was sie mit der großen mittelalterlichen Cultur verknüpft: die Vornehmheit, die sich aus dem Wetteifern mit der absterbenden Kalligraphie ergab. Gutenberg selber verheimlichte anfangs seine Erfindung, suchte den Glauben zu erwecken, dass seine Bücher geschriebene Codices seien. Und darin, dass alle Werke den Charakter des Manuscriptes, des persönlichen Kunstwerkes wahren, liegt ihre stilvolle Schönheit. Noch dominiert, wie in den Miniaturwerken des Mittelalters, der Künstler. Noch gibt es keine feststehenden Typen, sondern jeder Drucker „druckt wie geschrieben". Noch gibt es kein Druckpapier, sondern das edle Büttenpapier, auf das die Kalligraphen geschrieben hatten, wird auch zum Buchdruck verwendet. Noch strebt der Holzschnitt keine malerischen, seinem Wesen widersprechenden Wirkungen an, sondern wie die Typen aussehen, als seien sie mit der Feder geschrieben, wirken die Holzschnitte wie mit der Feder gezeichnet. Und nicht im Princip nur ist der Einklang zwischen der Linienkunst des Bildes und der Letternkunst des Satzes gewahrt, sondern der Stil der Holzschnitte wechselt je nach dem Charakter der Schrift. Sind die Typen kräftig, so sind auch die Holzschnittlinien von herber markiger

Kraft. Sind die Typen fein, so nimmt auch der Holzschnitt den Charakter zierlichen Feinschnittes an. Erstes Ziel ist, dass Illustration und Satz sich zu einem harmonischen Gesammtbild vereinen, dass jede Druckseite ein einheitliches decoratives Kunstwerk ist. Die Farbe ergänzt noch den Eindruck vornehm alterthümlicher Pracht. Denn in das schwarz-weiße Einerlei mischen sich bunte Ornamente. Initialen und Randleisten, Majuskeln und Schlussstücke sind wie in den Miniaturhandschriften von kunstreichen Illuministen gemalt. Das gediegenste Material — Holz, Leder, Pergament, Metall — ist wie bei den Codices für den Einband verwendet. Exlibris, von großen Meistern gezeichnet, sind auf den Innendeckel geklebt. Das Buch war nicht nur Lesefutter, sondern seinem Besitzer ein Freund: ein Stück Kunst im Bürgerheim, der kostbare Behälter kostbaren Inhaltes.

Das in den politischen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts verarmende Deutschland konnte so vornehme Werke nicht mehr herstellen. Auf die Devise „gut und theuer" folgte die andere „billig und schlecht". Alles wurde minderwertig, dürftig und roh: das Papier Löschpapier, der Einband Pappe. Die größten Geisteswerke las man in Büchern von kläglichster Ausstattung. Und als man später, nachdem die Wunden des dreißigjährigen Krieges vernarbt waren, wieder „Prachtwerke" druckte, war die gute alte Tradition verloren. Kupferstiche, fremd und störend im Buch, wurden auf besonderen Tafeln eingefügt. Aus den Originalzeichnungen, die einst Dürer und Holbein, Burgkmair und Cranach für den Buchschmuck schufen, wurden schale Reproductionen von Bildern. Wenn es heute besser ist, wenn nach einer langen Zeit buntscheckigen Ungeschmackes wieder Stil in unsere Bücher kam, so hat den Anstoß dazu die Bekanntschaft mit Japan gegeben. Doch von den Incunabeln hätten wir nicht weniger lernen können.

Richard Muther.

---

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

Kürzlich ist durch Beschluss des Obersten Gerichtshofes der Curator der fünfprocentigen Prag-Duxer Prioritäten seines Amtes enthoben worden. Dadurch ist der zwischen dieser Gesellschaft und ihren Prioritären anhängig gewesene Rechtsstreit, den unsere Leser aus unseren wiederholten Ausführungen kennen, endgiltig im Wege der Rechtsverweigerung aus der Welt geschafft. Dieses Endresultat war zu erwarten, da nach den zahlreichen in dieser Sache von den verschiedenen Instanzen gefassten wesensgleichen Beschlüssen nicht anzunehmen war, dass der Oberste Gerichtshof schließlich von dem falschen Standpunkte, in den man sich verbohrt hatte, abgehen würde. Die Entscheidung des Obersten Gerichtshofes aber, mit welcher er im Jänner d. J. in Aufhebung der Beschlüsse der unteren Instanzen die Einsetzung eines Curators für die fünfprocentigen Prioritäten der Buschtiehrader Bahn anordnete, ließ hoffen, dass nun doch der bei dieser Gesellschaft eingetretene analoge Verlosungsconflict der ordnungsmäßigen principiellen richterlichen Entscheidung zugeführt werden würde. Nun ist aber seit der Bestellung des Curators bald ein halbes Jahr verflossen und man hat seither kein Wort über den Stand des Rechtsstreites gehört. Am 15. Juli findet eine neuerliche Verlosung der Buschtiehrader Prioritäten statt und noch ist nicht einmal die Versammlung der Prioritätenbesitzer zur Wahl der Vertrauensmänner einberufen worden, das heißt, es ist seit Jänner in der Sache auch nicht das geringste geschehen. Wenn in dem Tempo weiter gearbeitet wird, so mag gerade die letzte Priorität verlost sein, bis die Entscheidung gefällt ist, ob die durch Entfernung der convertierten Nummern aus den Urnen beschleunigte Auslosung berechtigt ist oder nicht, worin bekanntlich die Streitfrage besteht. Wen an diesem schleppenden Gang des Procesverfahrens die Schuld trifft, kann der Fernstehende nicht entscheiden. Der Curator erklärt, die Versetzung eines Richters vom Prager Handelsgericht zum Landesgericht trage die Schuld, dass das Handelsgericht die Eingabe betreffs Einberufung der Prioritärenversammlung noch immer nicht erledigt habe. Da aber diese Versetzung nicht fünf Monate gewährt haben dürfte, so ist anzunehmen, dass die Erledigung längst erfolgt wäre, wenn der Curator die Eingabe rechtzeitig gemacht und sich um deren Schicksal bekümmert hätte. Ueberhaupt ist gar nicht einzusehen, wozu es dieses langen Weges bis zur Einberufung bedurfte. Nach § 1 des Gesetzes vom 5. December 1877 hat das Curatelgericht dafür zu sorgen, dass bei Bestellung eines Curators auch eine Versammlung der Prioritäre erfolge, wenn der Curator aus einem Anlasse bestellt wird, welcher erkennen lässt, dass er wichtige Rechtshandlungen werde vornehmen müssen und nach § 2 desselben Gesetzes, erfolgt diese Einberufung, wenn sie nicht vom Curator angesucht wird, von Amtswegen und kann in dringenden Fällen gleichzeitig mit der Bestellung des Curators verfügt werden. Es hätte längstens zwei bis drei Wochen nach der Bestellung des Curators auch die Prioritären-Versammlung zur Wahl der Vertrauensmänner einberufen werden können. Und es hat fast den Anschein, als ob nach der Rechtsverweigerung im Falle Prag-Dux nunmehr die Chiffre von der Gerichte im Falle Buschtiehrader Bahn folgen würde. Ob mit oder ohne Mitwirkung des Curators ist nicht zu entscheiden; doch ist es jedenfalls auffällig, dass der Curator Anfragen von Interessenten entweder gar nicht oder erst nach mehreren Wochen beantwortet, obwohl er nach § 8 des Gesetzes vom 24. April 1874 verpflichtet ist, den von ihm vertretenen Besitzern von Theilschuldverschreibungen über die wesentlichen ihre Rechte berührenden Thatsachen (und dazu gehört wohl auch der Stand der Streitsache) auf kurzem Wege Auskunft zu ertheilen. Vielleicht genügen diese Ausführungen um dem Curator und den Gerichten ihre Pflicht in dieser Sache ins Gedächtnis zu rufen. Es wäre doch nicht im Interesse der österreichischen Justiz; gelegen, wenn die Angelegenheit solange verschleppt würde, bis keine oder fast keine Prioritäten mehr im Umlauf sind, oder bis die Buschtiehrader Bahn sich in den Besitz eines genügend großen Postens der Prioritäten gesetzt hat, um die wirklichen, unabhängigen Besitzer majorisieren zu können.

r. l.

## Kunst und Leben.

Für die Vorstellung von Goethes „Iphigenie", die am 12. Juni im Burgtheater stattfand, ist viel Mühe verwendet worden — in mannigfacher Richtung. Und der Arbeit, soweit sie überhaupt das rein Künstlerische betraf, würde der Lohn einer wohlgelungenen Aufführung zutheil geworden sein — hätte man die Iphigenie von jener Künstlerin spielen lassen, die sie im Burgtheater heute nicht nur einzig und allein, sondern auch wirklich gut geben kann. Wenn man von den früheren Leistungen des Fräuleins Bleibtreu nichts weiß, oder nichts wissen will — im „Demetrius" hat man ja sehen müssen, wie weit das Können dieser Schauspielerin geht, und dass, wenn sie auch eines wohlgeübten Pacemachers entbehrt, ihr Talent, ihre Mittel und ihr künstlerischer Ernst, doch groß genug sind, sich ohne hilfreiche Mitarbeit volle Geltung zu verschaffen. Gerade die Iphigenie ist eine Rolle, die heute vielleicht keine deutsche Schauspielerin spielen kann wie Fräulein Bleibtreu — und gerade die Iphigenie ist eine Rolle, für welche der Frau Hohenfels, eine so große Künstlerin sie ist, gewiss so gut wie alles fehlt, jedenfalls die Erscheinung, das Organ, der Charakter und der Stil. Es ist vergebenes Bemühen, ihr zuliebe eine eigene Theorie für Goethes Iphigenie zu erfinden, es ist vergebenes Bemühen durch ausdringliches Beifallsloben dem Publicum Begeisterung suggerieren zu wollen: Frau Hohenfels ist keine Iphigenie und wird nie eine sein — selbst wenn es gelänge dem Publicum und der Kritik das einzureden. In unnatürlich hoher Tonlage bewegt sich ein forcierter Singsang, den oft ganz willkürlich in den Satz schneidende Pausen zerreißen, vergebens mühen sich Geste und Organ an der unerreichbaren Aufgabe ab, man hört die herrlichen Worte fast unverstanden dahinrollen, weil die Monotonie die Aufmerksamkeit verscheucht. Ja, die Iphigenie muss stilisiert, sie muss declamatorisch gespielt werden, aber den Stil muss man haben und die Stimme muss man haben, das Metall in der Kehle, die „Glocke", deren schöner, reiner Klang das Ohr fesselt, sonst wird in der Declamation aus der Hoheit Hohlheit. Es ist ein Unrecht gegen beide Künstlerinnen gewesen, die Iphigenie nicht Fräulein Bleibtreu sondern Frau Hohenfels spielen zu lassen. Es war aber auch ein Unrecht gegen die anderen Darsteller — vom Publicum ganz abgesehen. Denn erst dann kommt in einer derartigen Vorstellung ganz zur Geltung, was jeder leistet, wenn alles vom besten ist. Und der Orest des Kainz hätte eine andere Partnerin verdient. Das war Orest, da witterten die Schauer der Furien über die Bühne, da gewann die Antike Leben und schlug uns ganz in ihren Bann — aber „das Lied der Parzen, das sie grausend sangen", von Frau Hohenfels gesungen — nein, das ist gegen die Natur der Frau Hohenfels und gegen die Natur der Parzen und gegen unsere Natur und gegen alle und jegliche Natur. Man lasse in die Vorstellung, neben den Pylades des Herrn Reimers und den Arkas des Herrn Löwe, Fräulein Bleibtreu als Partnerin von Josef Kainz treten — dann erst wird man Iphigenie wieder erkennen.

Max Burckhard.

*

Frau Gutheil Schoder hat sich auch als Dot (in Goldmarks „Heimchen am Herd") als die geniale Schauspielerin bewährt, als die wir sie bereits kennen. In manchen Scenen verrieth sie vielleicht zu viel Klugheit, jedenfalls mehr als Dickens seiner Dot verliehen hat; aber in der totalen Verballhornung durch den Textdichter (Willner) ist die ursprüngliche Simplicität der Dichtung ohnehin verloren gegangen und nach dieser Umwandlung lässt sich auch eine Dot denken, die aus kluger Ueberlegung das vollbringt, was Dickens durch gesunde Natürlichkeit erreicht wissen wollte. Da Goldmark überdies der Dot keine großen gesanglichen Aufgaben zumuthet, konnte man an der Leistung der Frau Gutheil Schoder nicht die geringsten Schwächen bemerken. Neben ihrer Nedda darf sie die Dot zu ihren besten Rollen zählen. Ihr zur Seite stand der prächtige Postillon des Herrn Demuth, das überaus anmuthige und graziöse Heimchen der Frau Forster und der biedere Seemann Plummer des Herrn Schroedter, der mit seiner unverwüstlichen, herrlichen Stimme das Publicum zu ostentativer Begeisterung hinriss. Die ganze Vorstellung gehörte zu den besten unseres Repertoires, sie wäre die richtige Festvorstellung zum Jubiläum Goldmarks gewesen, denn die „Königin von Saba", obgleich als Kunstwerk weit höher stehend, gehört in der gegenwärtigen Besetzung zu den unzulänglichsten Aufführungen unserer Hofoper. Herr Schalk hat mit der Aufführung des „Heimchen", wie durch seine ganze bisherige Thätigkeit als Dirigent die Hoffnung erweckt, dass wir unter seiner Führung keine Vorstellungen zweiten Ranges erleben werden. Als solche sind aus früherer Zeit leider noch einige Aufführungen stehen geblieben, die im Gegensatz zu den sonstigen animierten Vorstellungen unseres Repertoires unsäglich [illegible] waren. Dazu rechne ich unter anderen

die „Cavalleria rusticana“, die kürzlich (unter Hellmesberger) an Langweiligkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und die „Sylvia“, bei der (unter Baier) alle Feinheiten und der ganze Glanz unseres Orchesters geschwunden zu sein schienen. Wenn es der Direction gelänge, auch diese Vorstellungen auf die wünschenswerte Höhe zu bringen, dann könnte sie mit ihrer Reformarbeit ebenso zufrieden sein, wie es das Publicum wäre.
R. W.

•

Die letzten Opernvorstellungen am Wiener Conservatorium haben das im allgemeinen günstige Resultat ergeben, das wir nach den früheren Aufführungen zu erwarten berechtigt waren. Unter den Damen haben naturgemäß zunächst die drei dramatischen Sängerinnen besonderr Aufmerksamkeit erregt. Die Fräulein Kracher, Listner und Weidt berechtigen in der That zu den schönsten Hoffnungen. Während Fräulein Kracher und Weidt schon durch ihre Erscheinung und die Macht des Organs für große dramatische Aufgaben prädestiniert erscheinen, fesselt bei Fräulein Listner der sinnliche Reiz der Stimme, die namentlich in der Höhe von seltenem metallischen Wohlklang ist. Mit einem solchen Schatz ausgestattet, kann es ihr in Zukunft an großen Bühnenerfolgen nicht fehlen. In Fräulein Keplinger lernten wir eine talentvolle Soubrette kennen und Fräulein Door überraschte als Angela durch auffallende Gewandtheit in Spiel und Gesang. Ziemlich weit vorgeschritten schien auch Fräulein Plowitz zu sein, obgleich ihre viel zu scharfe Stimme den Erfolg wesentlich beeinträchtigte. Als Coloratursängerin zeigte sich Fräulein Fischer in einer der schwierigsten Aufgaben (Lucia), die wohl nur Sängerinnen auf der Höhe ihrer Kunst so bewältigen können, dass der unnatürliche Wettstreit zwischen Stimme und Instrument einen befriedigenden Eindruck hervorruft. Von den Herren ist Herr Gold durch seine schöne Baritonstimme allgemein aufgefallen. Herr Dr. Mayer hat als Tenor von vornherein die Sympathien für sich, es scheint aber, dass ein störender Sprachfehler, sowie eine etwas zu sentimentale Gesangsweise ihn immer im entscheidenden Momente um den Erfolg bringen. Die Herren Rosalewicz und Kracher gefielen in kleineren Rollen, und selbst Herr Schechter hat bei allem Mangel an Repräsentation manchen Ton in seiner Kehle, der eine weitere Ausbildung nicht aussichtslos erscheinen läßt. Auffallend war bei den meisten Herren die mangelhafte Beherrschung der deutschen Sprache. Ein tüchtiger Sprachmeister thut noth, der darauf sieht, dass die Schüler auch im gewöhnlichen Leben sich einer correcten, im Dialect nicht prononcierten, und vor allem nicht fremdländischen Aussprache bedienen. Möge kein Schüler vergessen, dass er durch eine Aussprache, die beim ersten Wort den Ausländer verräth, beim stets unbarmherzigen Publicum sofort dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt, und das ist wohl so ziemlich das Schlimmste, was ihm passieren kann. Ein anderer Umstand, worauf ich die Aufmerksamkeit der Lehrer lenken möchte, wäre die Wahl der zur Production bestimmten Stücke. Es kam mir vor, dass bei den Schlussvorstellungen mancher Schüler nicht in das günstige Licht kam, in dem ich ihn bei früheren Gelegenheiten kennen lernte. Scenen, wie die aus „Fidelio“ und „Tannhäuser“ dürften für Schüler überhaupt zu schwer sein, zumal wir gerade in Wien gewohnt sind, sie von Künstlern allerersten Ranges zu hören. Wenn dann bei solchen Gelegenheiten das Orchester auch noch einige Schnitzer begeht, so befindet sich der arme Schüler in der kurzen Zeit seiner entscheidenden Prüfung vor Agenten und Directoren in einer Situation, die für ihn viel zu schwierig ist, als dass er dabei seine volle Kraft entfalten könnte. Das Orchester (unter Perger) verrieth, trotz einiger Schwankungen, im allgemeinen eine tüchtige Schulung.
R. W.

•

Aus Berlin fliegen uns Prospecte einer neuen Religionsgründung zu: im Zeitalter der polizeilichen Vereinsgesetze und der Actiengesellschaften kann man den Ausdruck Evangelien nicht besser umschreiben. Also „Prospect.“ der neue Stifter lässt seinen Gottesglauben von seinem Advocaten in Paragraphen formulieren, lässt diese Paragraphen von der Behörde bestätigen, gewinnt ein Comité (man nannte sie einst Apostel, heute sind es Verwaltungsräthe) zur Unterfertigung und bemisst den Wert des neuen Seelenheils mit Antheilscheinen, lautend auf den Betrag von 3 Mark. Nicht anders als unter diesen äußeren Umständen trat der Berliner Giordano Bruno Bund ins Leben, von dessen Gründung wir hier sprechen. Umso merkwürdiger und erfreulicher, dass hinter dem Unternehmen eine ernstzunehmende Intelligenz steht. Den Philosophen Haeckel, Forel, Bölsche, Dodel, Rudolf Steiner, Bruno Wille haben sich in diesem Verein die Künstler Walter Leistikow, Behnz, Emanuel [illegible] und Louise Dumont zugesellt. Bezweckt ist: Förderung und Ausbau der monistischen Weltanschauung, „Anwendung des Monismus auf die Bedürfnisse des Gemüthes,“ Pflege des Monismus als eine „Quelle der Erhebung zum Ideal“. Man kennt den Monismus. Aus der Geschichte der Philosophie kennen wir das Henotheism, die Alleinheitslehre, die Allvergöttlichung. Und die Giordano Bruno Feier vor wenigen Monaten hat ja in zahlreichen Feuilletons alle hierher gehörigen Schlagworte genugsam aufgefrischt, so dass eine breitere Theilnahme an dieser Denkrichtung wirklich nicht ausgeschlossen ist. Die Sympathie des Verstandes wird man ihr gewiss nicht versagen. Nur bleibt daneben freilich noch die Frage offen, ob sich eine bloße Denkrichtung in die Gemüths- und Willenswerte einer [illegible] oder gar religiösen Bewegung umsetzen lässt. Den [illegible], [illegible], Speculierenden [illegible] Brunos Weltgedanke [illegible] Stoff, um ihn auszu[illegible], [illegible] auch zu erwarten [illegible] aber dieses Sinken [illegible] des [illegible] und zur [illegible] einer allgemeinen, den ganzen Markt beherrschenden [illegible] [illegible] Damen und Herren werden in Bundesversammlungen oder [illegible] halb [illegible] [illegible] und [illegible] Fall, [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] Kammermitor als [illegible] [illegible] nothwendigen Wird dann aber auch [illegible] dieser Stimmung sich [illegible] [illegible]

Wege gibt, ihnen den Glauben allerdings nicht verwehrt, aber doch meistens — den Widerspruch züchtet...?
Am.

•

Man schreibt uns aus Berlin: Nicht nur die englische Politik, auch die englische Musik triumphiert. Es ist zwar nur die Musik dritten Ranges, aber — sie triumphiert. Vier Bühnen Berlins cultivieren zur Zeit englische Operettenkunst; „Geisha“, „Daisy“, „Zauberer am Nil“ und „Mikado“ heißen die Zauberworte, deren Klängen unser mehr vergnügungs- als kunsteifriges Sommerpublicum lauscht. Den überraschendsten Coup führte die Hofoper, die sich den „Mikado“ mitsammt dem Componisten Sir Arthur Sullivan aus London verschrieb. Der Cassenrapport der circa 150 „Fledermaus“-Vorstellungen hat dieses Wunder bewirkt; denn Geld regiert nicht nur die Welt, sondern auch die Generalintendantur der königlichen Schauspiele. Man suchte Ersatz für diese Attraction und glaubt ihn im „Mikado“ gefunden zu haben. Die Musik ist hübsch und gefällig, die Arbeit der Partitur ist sauber, und das Buch ist wohl das albernste, das je über deutsche Bretter gieng. Also alle Aussicht auf anhaltenden Erfolg! Die Fächerevolutionen, Grimassen und Gliederverrenkungen sind ja für unsere Hofopernsänger ein neues Gebiet, indem sie sich bald heimisch fühlen werden. Hoffentlich wenden sie die Erfahrungen dann nicht bei Wagner und Mozart an! Das Orchester, das Sullivan etwas energielos meisterte, ließ ebenso wie der Chor den rhythmischen Pulsschlag vermissen, der nach deutschem Empfinden Hauptbedingung und Hauptvorzug der Operette ist. Trotzdem fand die Vorstellung, die der Kaiser besuchte und stürmisch beklatschte, jubelnde Anerkennung seitens eines zu wohlthätigem Zweck versammelten Publicums.
Dr. Wilhelm Kleefeld.

## Bücher.

Dr. phil. Max Klemme: Die volkswirtschaftlichen Ansichten David Humes. (25 Band der von Prof. Conrad herausgegebenen Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle.) Jena, Gustav Fischer, 1900.

Wie kein Meister, so fällt auch kein wissenschaftliches System vom Himmel; jedes solche System ist nur eine neue Anordnung alten Stoffes von einem neuen Gesichtspunkt aus und mit einigen neuen Zusätzen. Adam Smith hat sehr viele Vorarbeiten benutzt — was sein Verdienst durchaus nicht vermindert — und namentlich seinem Freunde Hume hat er so manches zu verdanken, wie umgekehrt auch dessen letzte Schriften den Einfluss seines persönlichen Verkehrs mit Smith erkennen lassen; den „Wealth of Nation“ hat Hume erst wenige Monate vor seinem Tode zu lesen bekommen. Hume hat als Nationalökonom kein epochemachendes Werk geschrieben, aber seine nationalökonomischen Schriften zeigen, dass seine geniale Einsicht nicht allein auf der Höhe der Zeit gestanden hat, sondern dieser vorangeeilt ist. Er hat die Einseitigkeiten der Mercantilisten und Physiokraten überwunden und, wenn auch durch seinen beschränkten Erfahrungskreis in manchen Irrthum verführt, manche bleibende Wahrheit entdeckt. Insbesondere hat er das Wesen des Reichthums richtiger erkannt, als seine Vorgänger, das Verhältnis der Productionszweige zu einander richtig bestimmt, den Einfluss des wirtschaftlichen Fortschritts auf Geistes- und Herzensbildung gewürdigt und ist nicht in den Irrthum Adam Smiths verfallen, dass der Nutzen des einzelnen allemal auch ein Nutzen der Gesammtheit sei. Den allgemeinen Irrthum seiner Zeit, dass die Staaten des classischen Alterthums weit dichter bevölkert gewesen seien als die des achtzehnten Jahrhunderts, hat er mit unzulänglichem Material erfolgreich bekämpft. Das alles und weit mehr hat Klemme in seiner fleißigen und gründlichen Arbeit lichtvoll dargestellt und die Darstellung durch gewissenhafte Kritik der Ansichten Humes und durch deren Vergleichung mit denen anderer Nationalökonomen, namentlich Smiths, Lists und Careys, noch fruchtbarer für den Studierenden gemacht.
— t —

Dr. Richard Wahle, k. k. o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Czernowitz: Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899. 8°. VIII und 212 Seiten.

„Nie ward in solcher Laun' ein Weib gefreit!“ Eine gewisse Aergerlichkeit ist die Stimmung, der hier die „definitive Philosophie“ entspringen soll: dieselbe Stimmung, die schon in dem Titel hervortrat, den der Verfasser seinem Hauptwerke gegeben hat. Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Doch muss sie sich seither verschärft haben und aus einer etwas sentimentalen Ungeduld in verstandeskalten Hohn übergegangen sein, wie man insbesondere bei der Erwähnung der religiösen Lehren bemerkt. Doch diese und andere Aeußerlichkeiten und Absonderlichkeiten dürfen den [illegible] nicht abhalten, den Scharfsinn, die Subtilität und die Denkkraft des Verfassers rückhaltlos anzuerkennen. „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende“ stellt eine in sich abgeschlossene philosophische Betrachtungsweise dar, die weit mehr gekannt, erörtert und auch bestritten zu werden verdient, als es der Fall ist. Das vorliegende Buch ist ein Nachwort zu jenem Werke. Es soll zeigen, dass die richtig verstandene spinozistische Lehre der vom Verfasser nur weiter gestalteten Philosophie am nächsten kommt, und dass ihr eigentlich nur das Verständnis des erkenntnistheoretischen [illegible] gefehlt hat, um [illegible] zu sein. Der erste Theil [illegible] versucht, Spinozas [illegible] Lehre naturalistisch auszudeuten: [illegible], [illegible] endgiltig zu urtheilen [illegible] Beachtung verdient. Der zweite Theil [illegible] und die Grenzlinie des [illegible]: es wird ein [illegible], der sich nothgedrungen bei der Er[illegible] und [illegible] heraus nur die Existenz [illegible] „Kreatoren“ anerkennt: [illegible] gewürzte Er[illegible] „definitiv“, allein die [illegible] nicht entwickeln. Das

Buch sei allen Vertretern, Jüngern und Freunden der Philosophie bestens empfohlen. Σημμίας.

**Heinz Thomaseth: Die vier Bücher des armen Thoms.** Dichtung eines Auferstandenen. Wien und Leipzig. Verlag von Karl Konegen, 1900.

Das Buch der Sehnsucht, gewidmet den Infinitis; das Buch der Erniedrigung, den Degeneratis; das Buch der Demuth, den Regeneratis; das Buch der Erhöhung, den Definitis — das sind die vier Bücher des armen Thoms, vier Bücher herbster Seelenqualen, welche in der Resonanz einer subtilen, oft allzu stürmischen und übertriebenen lyrischen Sprache mit ungeschwächter Macht auf den Leser wirken. Darin liegt gleichzeitig der Mangel und der Vorzug dieser Gesänge. Sie sind nicht durch künstlerische Absichten und formende Weisheit gekühlt und geglättet; so wie sie aus dem Inneren des Autors dringen, nur gefasst in die Sprache, die nachgibt, anstatt zu zwingen, so stürzen sie auf den Leser. Den „Infinitis“ und „Degeneratis“ unter den Lesern wird das Büchlein am wohlsten thun, die Regenerati werden es mit der scheuen Sympathie der Genesenden empfangen. Die Definiti aber werden es still beiseite legen und so lange auf den Autor warten, bis er die Kraft und Gesundheit nicht mehr mit der krampfhaften Leidenschaftlichkeit eines Leidenden in Worten sucht und preist, sondern in einem Werke gefunden hat. M. M.

**Paul Bourget: Drames de Famille.** Paris, Plon Editeur.

In diesem Sammelbande vereinigt der beliebte Romandichter seine Novellen der letzten Jahre, „L'Echéance“, „Le Luxe des autres“, „Le Talisman“, „Sentiments précoces“, „Résurrection“ und einige kleine Kindergeschichten. Sie haben alle einen gemeinsamen Zug, der sie von den Romanen unterscheidet, die Bourgets Ruf begründet und ihn in die Akademie gebracht haben. Er, der dort mit soviel Behagen den vornehmen Luxus beschrieben, ist hier ein strenger, fast engherziger Moralist geworden, der gegen den großstädtischen Luxus zu Felde zieht und dabei nicht selten einen mystisch-religiösen Ton anschlägt. Am charakteristischesten ist dafür die zweite Novelle, wo ein unglücklicher Schriftsteller und seine Tochter fast zu Tode gepeinigt werden, weil der eiteln Gattin und Mutter „der Luxus der anderen“ zu sehr zu Kopf gestiegen ist. Durch Massenproduction für die Masse gelingt es dem Dichter ein Jahreseinkommen von 60.000 Franken zusammenzubringen, aber seine Frau macht dennoch Schulden und will deshalb ihre Tochter zu einer Geldheirat zwingen, die Bourget nur durch starke Beiziehung des Gottes Zufall zu verhindern weiß. Bei seinem ewigen Moralisieren kommt der einst so vorurtheilslose Schriftsteller jetzt oft dazu, die ältesten Vorurtheile zu vertheidigen, indem er zugibt, dass es Vorurtheile sind. So sagt zum Beispiel der Vater zu dem idealeren Liebhaber seiner Tochter: „Es liegt große Weisheit, das fühlen Sie selbst, in unserem alten französischen Vorurtheile, wornach sich die Kinder nur durch Vermittlung der Eltern verheiraten dürfen.“ — — Ich weiß nicht, ob die Moral aus dieser neuen Phase von Bourgets Schaffen viel Nutzen ziehen wird, die Literatur hat dabei jedenfalls verloren. Felix Vogt.

**Hermann Stegemann: Stille Wasser.** Roman. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf. 1899.

Es gibt Romane, in denen uns irgend ein Bursche klopfenden Herzens, vor Seligkeit oder Verzweiflung stammelnd, seine heiligsten Erlebnisse zu erzählen versucht, nur um in die Welt hinaus zu rufen, was ihn bewegt. Ob wir uns als Leser dabei langweilen und über seine ungeschickte Art nur lächeln, bekümmert ihn im Grunde wenig. Und andererseits haben wir Arbeiten fleißiger und begabter Männer, die es an maßvoller Verständigkeit, an Solidität der Grundsätze, an Kenntnis der Tabulatur mit jedem Meistersinger aufnehmen könnten. Sie berichten uns etwa, wie Hermann Stegemann, von den Interessen einer preußischen Beamtenfamilie im Elsaß. Der Regierungsrath lebt ein wenig über seine Verhältnisse, seine ältere Tochter entschließt sich daher zu studieren, die jüngere verlobt sich mit einem lustigen Leutnant, der Sohn, ein Leutnant von der träumerischen Sorte, erwählt ein Pfarrerstöchterlein, duelliert sich mit dem Bösewicht des Romans und wird, zumal er über schriftstellerisches Talent verfügt, seinen Abschied nehmen. Der Verfasser verzichtet darauf, uns mit Temperament zu behelligen. Er ist ein Freund der gefälligen Oberfläche, ein Verehrer alles Typischen. Jede einzelne seiner Figuren ist ein bekannter Typus, selbst die studierende Tochter und der träumerische Leutnant. Diese beiden werden als „stille Wasser“ bezeichnet, sind aber, dem Sprichwort zuwider, mit nichten tief. Aehnliche Gesellschaftskreise behandelte Ompteda in seinem „Sylvester v. Geyer“ erklärend und entschuldigend oder Hans v. Kahlenberg in der „Familie Barchwitz“ mit überlegenem Hohn. Stegemann nimmt sie ernst, ohne sie zu charakterisieren; er begnügt sich damit, ihre conventionellen Lebensäußerungen nochmals nachzuzeichnen. Dabei verräth es wenigstens Stilgefühl, dass er die gleichgiltigen Erlebnisse dieser Leutchen in einem sentimentalen Plauderton vorträgt, der ihrem geistigen Niveau entspricht. Kurt Martens.

## Revue der Revuen.

**„Deutsche Revue“** (Mai). Frédéric Loliée veröffentlicht eine Reihe von **aufgefangenen Papieren aus dem Jahre 1813.** Es sind dies eine Anzahl officieller und privater Briefe und Depeschen, dienstlicher Rapporte und militärischer Berichte, die einer Estafette Napoleons I. auf dem Weg nach dem Hauptquartier von Dresden von einer Abtheilung Kosaken abgenommen worden war. Der Kosaken-General Tschernyschew setzte seinen Stolz darein, mit seinen Kosaken Curiere abzufangen; merkwürdigerweise aber waren die hier in Rede stehenden Papiere in das Archiv der Familie Wellington in England gelangt, wo sie erst viele Jahrzehnte später von einem belgischen Gelehrten, Delhatte, entdeckt wurden. Sie spiegeln vor allem die tiefe Entmuthigung, die sich damals (Anfangs October 1813) der nächsten Umgebung Napoleons bemächtigt hatte, wie eine Vorahnung der nahen Schlusskatastrophe. Jérôme, der König von Westphalen, der nichts weniger als ein Held ist, möchte gern sein Boot aus dem Sturm retten; er scheint sogar mit den Verbündeten im geheimen unterhandelt zu haben, doch fanden seine Schritte kein Entgegenkommen. Joseph, der König von Spanien empfindet sogar eine gewisse Befriedigung bei der Aussicht, von den aufgezwungenen Herrschersorgen befreit zu werden. Nur Caroline, die Königin von Neapel, ist die würdige Schwester ihres großen Bruders; sie hat die gleichen Herrschergedanken wie er, und arbeitet im stillen daran, sich und ihrem Gatten Murat den Thron eventuell auch dann zu erhalten, wenn das Weltreich ihres Bruders in die Brüche gehen sollte; sie erweist sich in Abwesenheit ihres Gatten als kluge und umsichtige Regentin, und zeigt die gleiche ins einzelne gehende, misstrauische Fürsorge wie Napoleon. Wie eingehend dieser sich auch inmitten der ernstesten Existenzfragen um alle internen Vorgänge kümmerte geht aus den aufgefangenen Berichten seines Kanzlers Cambacérès, seines Finanzministers Lebrun und vor allem des Polizeiministers Savary hervor, der ihm von allen Vorkommnissen am Hof und in der Stadt Paris unterrichten und sich trotz alles Eifers fortwährende Rügen gefallen lassen muss. Napoleon hatte einen förmlichen Ausspähungsdienst organisiert, der sich auch auf seine eigenen Geschwister und seine Gemahlin erstreckte und seltsamerweise setzte man sich bei ihm nicht dadurch in Gunst, wenn man seine Angehörigen heftig lobte. Auch viele Privatbriefe an Officiere im Hauptquartier finden sich und zeugen gleichfalls von einer tiefen Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit.

Nun ist ein Vierteljahrhundert dahingegangen, seit Eduard **Mörike** starb. Daran knüpft im **„Kunstwart“** der Herausgeber **Avenarius** eine feine Betrachtung über den Dichter und **unsere Lyrik von heute.** Hinter der Reim-Literatur, der Schönrednerei in Versen, die bei uns so lange nicht nur gelesen, sondern sogar von der Literaturgeschichte gepriesen wurde, musste Mörike längere Zeit, verkannt und verborgen, zurücktreten. Jetzt verstehen wir ihn und scheiden ihn von den anderen. Albert Träger, der Lyriker der dreißig oder vierzig Auflagen, dem seine Verehrer dieser Tage bekanntlich auch ein Jubiläum bereiteten, ferner Rittershaus, Wolff und in vielen gefeierten Gedichten selbst Geibel reden **über** Gefühle; ihre Verse nennt Avenarius Surrogatlyrik. Mörike hingegen gibt uns ein Stück Leben in seiner Phantasie, dass wir's unmittelbar mit ihm genießen. Seine sangbaren Lieder, deren Hugo Wolf bekanntlich viele vertont hat, bezeugen das und nicht minder die antikisierenden Gedichte, mit denen sich der Schwabe neben Goethe stellt und von dem falschen Hellenisten, dem formbefangenen Platen leuchtend abhebt. — An Mörike erinnert auch das 2. Maiheft des **„Literarischen Echo“**. Hier veröffentlicht Rudolf **Krauß**, der bekannte schwäbische Literaturhistoriker, einen **Briefwechsel Mörikes mit Mährlen**, dem Studien- und Altersgenossen, der gleich ihm Theolog geworden war, aber auch mit ihm die Sehnsucht theilte, diesen Beruf aufzugeben. Mährlen ist das leichter gelungen als dem Dichter, der sich gerade in dieser herzlichen, vertraulichen Freundescorrespondenz über das Gewissensjoch beklagt, das er schleppen muss.

**„Geographische Zeitschrift“** (10. Mai). Professor **Dove** in Jena gibt eine **geographische Schilderung des südafrikanischen Kriegsschauplatzes** und der Schwierigkeiten, mit denen ein Kampf auf diesem Gebiet für eine europäische Macht verbunden ist. Vor allem ist ein rasches und bequemes Landen und Löschen für große Dampfer nur an zwei, sehr weit auseinander liegenden Häfen möglich, und zwar in Kapstadt und in Laurenzo Marquez an der nordöstlichen Grenze. Der westliche Weg von Kapstadt zum Oranjefreistaat, an dessen westlicher Grenze auch die Bahn entlang führt, ist der weit weniger beschwerliche aber viel weitere, während der kurze östliche Zugang von Durban und quer durch Natal über Bergketten und Flüsse führt, was einen natürlichen Schutzwall für das Boerenland bildet. Ein fast noch größeres Hindernis, als die Bodenbeschaffenheit bilden die klimatischen Verhältnisse des Landes. Persönlich erträglicher für den Europäer ist trotz der großen Temperaturschwankungen die Regenzeit; nur dass das unberechenbare plötzliche Anschwellen der Flüsse große Verkehrsschwierigkeiten mit sich bringen kann. Viel bedenklicher aber ist die Trockenzeit zwischen April und September, die zahlreiche Flüsse und Bäche versiegen macht. Dadurch müssen dort stationierende oder durchmarschierende Truppen auf Wassermangel gefasst sein, und auch auf ausgiebiges Weideland für die Pferde und die Zugthiere ist in dem südafrikanischen Steppenhochland nicht zu rechnen. Eine weitere Schwierigkeit bietet die schwache Besiedelung des Landes, wo nach der letzten Zählung nur 1·06 Menschen auf einen Quadratkilometer kommen (von weißer Bevölkerung sogar nur 0·64). Deshalb ist es unmöglich, ein Heer ohne beständige Zufuhr von außen her zu verpflegen, wodurch die Beweglichkeit der Armee ungemein gehemmt wird. An sich steppenartig und für eine dichte Ansiedlung wenig geeignet, ist aber Südafrika doch ein unendlich wertvoller Besitz, denn während es ein außereuropäisches, für Europäer gut bewohnbares Klima besitzt, liegt es dicht an der Grenze der Tropenländer und ist der Schlüssel zu deren Erschließung und Ausbeutung. Es bildet die Brücke, über welche die herrschenden Völker einziehen müssen, die an der Hebung der Schätze von Centralafrika Antheil haben wollen; und diese Erkenntnis ist es auch, die England so versessen darauf machte, um jeden Preis die Vormacht in Südafrika zu werden.

In der **„Bibliothèque Universelle“** ergreift Albert **Bonnard** das Wort über **Journale und Journalisten.** Als Musterbeispiel wählt er englische, deutsche und französische Blätter. Die englische Zeitung legt das Hauptgewicht auf Nachrichten. Der englische Journalist ist in erster Linie Reporter. In deutschen Blättern nimmt das Actenstück und der officielle Bericht den ersten Platz ein: Sitzungen der Vertretungskörper, der Congresse, wichtige Reden, alles mit ein paar umschreibenden Anmerkungen. In Frankreich steht natürlich die Causerie, der Federkrieg am höchsten. Der deutsche und der englische Journalist zeichnen fast niemals. Sie bleiben darum dem großen Publicum fremd. Anders in Frankreich: alles, was die Feder führt, will auch gekannt und genannt sein. Darum ist die Zahl der Journalisten Frankreichs Legion, was aber noch nicht sagen

will, dass alle auch schreiben können. Immerhin darf man aber behaupten, dass an Reichhaltigkeit des Inhalts, an Schärfe der Gedanken, an Schönheit und Geschlossenheit der Form, die Pariser Presse unerreicht dasteht. Und es sei manchmal betrübend zu denken, dass so viel Geist und Wissen, Kraft und Eifer nur das kurze Leben vom Morgen bis zum Abend eines Tages leben.

**„Mercure de France“** (April). M. A. Leblond behandelt die Rivalität zwischen der weißen und der schwarzen Rasse in den französischen Colonien. Trotzdem die Franzosen die wenigst autokratischen, tolerantesten Schutzherren sind und die Rechte der Eingeborenen achten, macht sich doch in allen Colonien eine starke Animosität zwischen den beiden Rassen geltend. Nicht so sehr dort, wo sie ausgesprochen und streng geschieden nebeneinander bestehen, denn der Neger, der die Ueberlegenheit des Weißen anerkennt, lässt sich dessen Herrschaft willig gefallen; wohl aber dort, wo eine Kreuzung der Rassen stattgefunden, denn der Mestize fühlt sich dem Weißen ebenbürtig, steht auf der gleichen Culturstufe und wird doch von ihm nicht als vollgiltig anerkannt. Daher der Conflict, der schon auf der Schulbank beginnt, und sich dann weiter durchs ganze Leben zieht. Leblond, der bei seiner Schilderung speciell die Antillen und die Inseln an der Ostküste von Afrika (Maurice und Martinique) im Auge hat, schildert die einzelnen Phasen dieses Kampfes, den der Mestize von Kindheit an um seine sociale Stellung führt. Hervorgegangen aus einem Stamm, den er verachtet, und einem, der ihn nicht gelten lassen will und dem er unablässig zustrebt, muss er sich jede Gunst und jede Förderung erkaufen; so verkehrt er mit den schlechtesten weißen Elementen, verheiratet sich mit Mädchen aus untergeordneter europäischer Familie; corrupt, mit allen Lastern und Schwächen des Parvenüs behaftet, wirkt er selber corrumpierend; ein unverbesserlicher Snob, wird er zum Krebsschaden dieser Colonien, erweitert die Kluft zwischen den beiden Rassen, denen er doch gerade durch seinen Zusammenhang mit beiden zum Bindeglied werden sollte, wenn er großdenkend genug wäre, sich zu seiner Abstammung zu bekennen und diese schöne naturgemäße Mission zu erfüllen. Freilich wird dieser Conflict durch die immer vermehrte Kreuzung allmählich von selber verschwinden; zunächst gibt der Verfasser dem Mestizen der höhern Stände den Rath, sich im Mutterland Frankreich die Lebensgefährtin zu suchen, da er dort, wo er vereinzelt auftretend, nicht mit den gleichen Vorurtheilen zu kämpfen hat. — Marcel Proust gibt Auszüge aus einem Schriftchen von Ruskin, „The Bible of Amiens“, das der Cathedrale von Amiens gilt. Dies aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stammende Baudenkmal der französischen Gothik war Ruskin besonders theuer, und an ihm wieder vor allem das große Portal, das, wie Ruskin meint, mit seinen Reliefs eine ganz specielle religiöse Anschauung wiederspiegelt.

**„Nineteenth Century“** (Mai). Miss Margaret Polson Merry berichtet über amerikanische Frauenclubs. Diese Clubs, welche theils wohlthätigen, theils erziehlichen und lehrhaften Zwecken dienen, zählen zusammen 150.000 Mitglieder. Sie bilden einen sehr wesentlichen Factor des öffentlichen Lebens; Spitäler und Kindergärten, Universitäten und Volksküchen, Sparcassen und Vergnügungslocale werden in bunter Reihe als ihre Schöpfungen genannt; nicht zum mindesten auch eine juridische Institution, durch die beispielsweise im Jahre 1896 gegen 80 Procent aller Streitfälle außergerichtlich ausgetragen wurden. — Während Mrs. Seddon, die Frau des Premierministers von Neu-Seeland, erzählt, dass sich die dortigen Frauen als Wählerinnen glänzend bewähren, und der unter ihrer Mithilfe geschaffene Reichsrath all seine Vorgänger an moralischer Höhe überragt, erklärt Mrs. Green, das englische Parlament sei im Niedergang begriffen und gerathe so sehr unter die Botmäßigkeit der Regierung, dass es sich für die Frauen wirklich nicht verlohne, mit allen Mitteln nach dem Wahlrecht zu streben. Es gäbe für die handlungsfähigen Frauen viel ergiebigere Gebiete der Bethätigung, als das im Verfall begriffene politische Gebiet. — Mrs. A. Sutherland schreibt über das weibliche Gehirn, indem sie die bekannte Statistik der Gehirnmessungen mittheilt.

**„Edinburgh Review“** (Maiheft) bringt einen Artikel über England und Südafrika. Nun, wo der Krieg als beendet anzusehen sei, erhebe sich die nicht minder schwierige Frage nach der Regierungsform für die neu annectierten beiden Republiken. Fraglos erscheint es dem Verfasser, dass man sie dem Reich einverleiben müsse, wie aber soll man sie verwalten? Eine autonome Regierung, wie in anderen Colonien, sei unstatthaft bei einem stammverwandten Volk wie die Holländer, die so widerwillig englische Unterthanen werden würden. Es scheint dem Verfasser unerlässlich, die beiden Republiken zunächst unter ein militärisches Regiment zu stellen, um sie eine feste Hand fühlen zu lassen; gleichzeitig müsse man aber beweisen, dass man sie für Mitbürger halte und sie aller Segnungen der britischen Staatsbürgerschaft theilhaft werden lassen. Deswegen ist die Wahl eines passenden ersten Gouverneurs ungemein wichtig.

---

# Courtisane.

Novelle von Elsbeth Meyer-Förster.

(Schluss.)

## VII.

Auch hier schien alles taufrisch, nach dem Gewitter neubelebt, sogar die alten gichtlahmen Männer in ihren von den Hoteldienern geschobenen Wagen hatten ein Zucken von Lebenslust in den ausgestorbenen Gesichtern. Suse gieng in ein kleines Café am offenen Platz, ein hübsches Mädchen stand hinter einer Marmortafel, die ganz mit Confitüren und Früchten bedeckt war. Das Mädchen plauderte mit mehreren Herren, sie hatte einen erregten, strahlenden Ausdruck im Blick. Sowie aber eine der eingesessenen an den kleinen Tischen sitzenden Damen sie anrief, wurde ihr Auge leer und ausdruckslos. Sie reichte das Verlangte dann wie ein Automat.

Suse beobachtete sie längere Zeit. Voll Theilnahme verfolgte sie alles was vorgieng. Es wurde ihr klar: die Damen, die das Mädchen anriefen, hatten stets etwas Verächtliches, Herrisches im Ton. In dem Blicke, den sie auf das schöne Wesen richteten, lag von vornherein Feindschaft. Und plötzlich, als auch Suse das Mädchen anrief, wandten sich alle nach ihr um.

Sie betrachteten sie scharf. Jetzt musste Suse lächeln. Man fixierte sie, wie vorhin das Mädchen hinter dem Buffet, mit einem Blick, der ihr sagen sollte, wie sehr man sich über sie wunderte, die sich da hinpflanzte ohne Mann und Gatten, nur einen Bergstock an der Seite, in dem fremden Curgarten.

Sie saß eine Stunde lang, immer das Kreuzfeuer der verachtenden Blicke parierend, und sah starr über die Damenherde hinweg in die blaue, schöne Gipfelwelt hinein. Sie dachte mit einem wonnigen Schauer an ihr Heim dort oben, in der tiefsten Verlorenheit, in der abgelegenen Bauernhütte, an die vielen, langen, sonnenlangen Tage, wo sie dort oben auf der Alm liegen würde und nichts thun als in den schwimmenden Himmel blicken. Eine Sehnsucht, als hätte sie dort wirklich ein Heim — als sei sie zu lange schon von diesem allen getrennt gewesen, überfiel sie. Die Frauen an den Tischen, die langsam, mit süßlich verzogenen Lippen die Näschereien löffelten, während sie durch Tuscheln und Blicke den Aerger verriethen, in welchen die Fremde sie versetzte, flößten ihr quälendes Unbehagen ein. Aber es reizte sie, ihre Blicke zu erwidern. Eine Erinnerung flog ihr durch den Sinn. Sie war einmal in der Trambahn mit einer Dame ihrer Nachbarschaft zusammengefahren, deren Töchterchen ihr unvermuthet auf den Schoß stieg und sie küssen wollte. Die Dame riss das Kind an sich und betrachtete Suse feindselig, fast mit Hass. Mit dieser Frau, die sie unverwandt betrachtete, war Suse aus einem seltsamen Gefühle heraus weitergefahren, über ihr Ziel hinaus. Sie erwiderte den Blick der Bürgerin und so, Auge in Auge, fuhren sie die ganze Strecke, sich mit Blicken fast verzehrend.

So wie mit jener Frau gieng es ihr jetzt.

Endlich erschien der Wirt, pflanzte sich in der Nähe ihres Tisches auf und fixierte sie in einer aufgebrachten, nicht misszuverstehenden Weise.

„Vielleicht holt er die Frau Wirtin,“ dachte sie, „und sie reichen mir ihren bürgerlichen Arm und complimentieren mich hinaus.“ Sie stand auf, sie wollte es nicht abwarten. Wie der Pfau zitternd an allen Gliedern sein Rad schlägt, so richtete sie sich empor, dehnte sich förmlich aus, dass alle sie sahen und sie mit gehässigem Blick dennoch bewundern mussten.

Sie gieng aus dem Garten wieder auf die Straße hinaus.

„Heim!“ dachte sie mit verzehrender Angst. „Zur Heinlöhnerin wieder hinauf!“ Es wühlte etwas in ihr, es war nicht Scham, nicht Demüthigung, es war etwas wie dumpfe Heimatlosigkeit. Wo ist sie zu Haus, wo kann sie hin, dass niemand sie treibt, ihr drohend nachläuft, sie mit gehässigen Blicken verfolgt?

## VIII.

Im letzten Hause des Curorts, in einem Materialwarenladen kaufte sie Brot und Fleisch, denn sie war furchtbar hungrig. Sie banden es ihr in ein kleines Päckchen, das sie, sobald sie erst keine Menschen mehr sah, mit Gier öffnete und sofort erleichterte. „Das ist ja wie aus meinen schlimmsten Tagen,“ dachte sie. „Steht hier eine Person in einem Crêpe de Chine-Costüm, mit Bandrosetten hinten und vorn, einem Toque-Hut und Lyoner Sonnenschirm und läd't geräucherte Wurst hinein, wie ein verhungerter Fuhrknecht. Wenn das so weiter geht, dass man mir droben nichts zu essen gibt, und ich drunten aus lauter Angst vor den wüthenden Blicken der gnädigen Frauen nichts zu fordern wage, so werde ich dünn und mager werden und um meine Leibrente kommen.“ Mit diesen Gedanken, in einer verdorbenen, cynischen, gegen sich selbst gerichteten Stimmung setzte sie sich auf einem grünen Zipfel Bergwiese nieder und verschlang mechanisch ein paar Bissen. Aber trotz ihres übergroßen Hungers hatte sie keinen Genuss am Essen. Zum erstenmale seit ihrer Flucht hieher fühlte sie die Krallen der Einsamkeit. Ein Drang, eine wahre Sehnsucht zu *reden*, mit irgend einem Menschen zu sprechen, überfiel sie. Das Verlangen, auf jemanden Eindruck zu machen, nachdem sie von den fremden Frauen so kalt gedemüthigt worden war.

Ein paar Herren kamen des Weges daher. Weit und breit, so fern hinaus man nur blicken konnte, waren sie die einzigen menschlichen Wesen auf der ansteigenden Alm.

Als sie an Suse vorüberkamen, zogen sie grüßend die Hüte. Suse dankte laut, mit so freundlicher Stimme, dass die Herren stehen blieben.

Der Aeltere sah den Jüngeren an. „Verzeihen Sie, mein Fräulein“, rief er, „dies ist doch wohl der richtige Weg zum Hotel Alpenluft? Wir kommen von Innsbruck her, möchten den Kamm überschreiten, ohne den Curort erst zu berühren. Das Hotel Alpenluft wurde uns als brillante Erquickungsstation empfohlen.

Es soll auch einen herrlichen Rundblick haben. Hoffentlich sind wir auf dem richtigen Wege.“ Suse lächelte. Ein Einfall durchzuckte sie. Der Teufel des Uebermuthes rumorte sofort in ihr, und sie sagte:

„Sie sind ganz auf dem richtigen Wege. Auch ich will zur Alpenluft zurück. Ich wohne dort. Es ist ein vorzügliches Hotel, vielleicht etwas zu sehr von Cultur beleckt.“

„Das ist schade!“ rief nun der Jüngere ganz betrübt. „Wir haben soviel bereits von Alpencomfort genossen; wo man nur hintritt, stellen einem gewichste Kellner ein Bein, in den Curorten, durch die wir kamen, hat die Natur Manschetten und Stehkragen an. Wir möchten's gern 'mal ein bisschen recht wild treffen, so recht mit allerlei Schwierigkeiten, aber davon schreibt Bädeker nichts, der reist wie ein Geheimer Oberregierungsrath.

Dabei soll doch hier rund herum noch ganz rüdes Terrain sein, tolle Felswirtschaft, ganz unwegsame Geschichten, kurz und gut, noch richtige Wildnis, wo man sich so recht bene thun könnte.“

Sie sah den Jungen an und musste lächeln.

Er sprach in ordentlichem Eifer, sein Studentengesicht war roth, er hatte treuherzige Augen und ein ganz kindisches Bärtchen. Der Aeltere, sein Vater, hielt noch immer den Arm auf seiner Schulter, wie er es beim Steigen gethan, er sah lachend nach ihr hin, als wollte er sagen: „Ja, er ist noch sehr jung, alles wirkt auf ihn wie Raketenfeuer!“

Beide waren groß und kolossal gewachsen, Hünenfiguren irgend woher aus dem Nordischen. Sie hatten die Art und Weise zweier Freunde, die einander gut verstehen.

„Würden Sie es für unbescheiden halten, wenn wir Sie jetzt bäten, uns Ihnen bis zum Hotel anschließen zu dürfen?“ fragte nun der Vater, indem er sich galant verneigte.

„Im Gegentheil,“ sagte Suse, „ich freue mich auf Begleitung.“ Voller Freude warf sie ihre Mahlzeitreste ins Gebüsch und gieng mit.

Sie verwunderte sich bald über die beiden Menschen. Sie waren aus einer fernen, kleinen Stadt, und sie hatten an allem das große, naive Erstaunen kleinstädtischer Menschen. Und doch waren sie nicht Menschen der kleinen Stadt. Ihr Blick für alles war weit, nicht ein einziger Zug von Enge verrieth sich in ihren Worten.

Sie sahen sie an mit dem großen und stummen Erstaunen von Männern, die nichts von den Frauen der Landstraße wissen; und wenn sie etwas ahnten, so änderte sich nicht ein Zucken in ihrem Gesicht, in ihrem Ton lag eine solche Artigkeit, und wenn Suse einen Blick ertappte, der sie scheu und theilnahmsvoll unbeobachtet streifen wollte, erschracken sie so sehr und wandten sich so hastig ab, dass ihr eigenthümlich zumuthe ward.

Aber es war so köstlich und schön in der immer dünner werdenden Bergluft, der Abend öffnete hoch am Horizont so feurige Arme, jeder Schritt höher trieb das Blut soviel schneller und fröhlicher durch die Adern, dass sie endlich in heiterste Laune geriethen.

„Es ist köstlich!“ rief der Junge ganz außer sich.

„Was ist köstlich?“ fragte der Vater.

„Nichts — alles!“ rief er aus. Seine Blicke leuchteten, er sah vor sich hinaus, als sähe er irgend etwas funkeln. Sie fühlte, dass sie es war, die ihn aufleuchten ließ, wieder wurde ihr Herz warm und voll, ein Hauch von Verliebtsein streifte sie einen Augenblick. Aber es war nicht der kindische, große Junge, es war der blühende Frühling, der sie plötzlich wieder so überwältigte, dass sie irgend etwas hätte in die Arme ziehen, mit jubelnden Worten überschütten wollen.

Als sie oben ankamen, waren alle drei erhitzt vom Steigen; mit großen Augen sahen sich die beiden nach „Alpenluft“ um.

„Kommen Sie, hier ist das Hotel,“ sagte Suse. Und sie führte sie vor ihre Hütte. „Treten Sie ein in den Salon.“

Jetzt verstanden sie. Suse stand da und lachte und weidete sich an der Ueberraschung der beiden. Der Vater war ganz aufgebracht vor Freude, er machte Miene, als wollte er sie umarmen, besann sich aber, blickte sie strahlend an und küsste ihr die Hand. Der Junge war einen Moment ganz still geworden. Er stand in dem Stübchen, sah verwirrt auf die umhergestreuten Kleidungsstücke, das bunte, riesige Bauernbett, das fast bis unter die Decke reichte.

„Wie kommen Sie da hinauf?“ fragte der Vater, der dem Blicke gefolgt war. Die Frage erheiterte alle, sie lachten einstimmig, sofort war die Gemüthlichkeit hergestellt.

„Nun wollen wir speisen,“ rief Suse, placierte die Herren, lief zu der Heinlöhnerin und theilte ihr mit, dass sie Besuch habe, nahm ein bemaltes Tablett von der Wand und folgte der finsteren Alten in den Keller, wo diese ihr mürrisch ein Paar Schüsseln saure Milch, Brot, Käse und Honig gab.

Beim Hinaufgehen stieß Suse die Alte ein wenig an mit dem Tablett und sagte:

„Heinlöhnerin, seid doch gut.“ Aber die murrte nur, fuhr mit den Händen ablehnend unter ihr Busentuch, und nun ärgerte sich Suse, dass sie dem alten Weibe hatte schmeicheln wollen.

In ihrer Kammer wurde sie sofort wieder heiter. Sie sah vom Fenster aus die Herren draußen vor der Pumpe stehen und sich die erhitzten Köpfe abbrausen, die sie mit ihren Taschentüchern trockneten. Vor ihren winzigen Taschenspiegeln machten sie dann mit allerlei Kopfverrenkungen ihre übrige Toilette, und während sie sich sagte „alles für mich,“ freute sie sich.

Sie aßen in prachtvoller Stimmung, in wahrer Seellaune. Aber schon während des Essens bemerkte Suse, wie die Heinlöhnerin sich nicht enthalten konnte, in einiger Entfernung vor den Fenstern auf und ab zu patrouillieren; es kam auch noch ein anderes Weib hinzu, mit einer Hucke auf dem Rücken, das sich ihr bei dieser Beschäftigung anschloss, und nun schossen beide wüthende Blicke nach den dreien hin.

Suses Herren, die mit dem Rücken gegen das Fenster saßen, bemerkten es nicht und schienen Miene machen zu wollen, hier bis in die graue Ewigkeit sitzen zu bleiben. Sie aber peinigte das Wesen der beiden Weiber, sie dachte daran, dass ihre Logisgeberin in ihrem Tugendstolz sich durch die Anwesenheit zweier Herren in diesem Jungfrauengemach bis ins Tiefste der Seele gekränkt fühlen könne, und sie drängte die Gäste nun selbst zum Aufbruch.

Ohne dass sie erst der Heinlöhnerin Erwähnung zu thun brauchte, verstanden sie sofort, dass ihr daran läge, allein zu sein, und sie nahmen Abschied.

Als sie draußen standen auf der Halde, ein wenig hinter der Hütte, wo der Weg zum Walde hinüberführt, überfiel sie alle drei etwas wie Trennungsschmerz. Suse war's, als giengen alte Freunde von ihr, eine Art Angst vor etwas Feindlichem, das sie kommen fühlte, überkam sie.

Sie reichte, ohne zu sprechen, beide Hände erst dem Vater, der sie festhielt, hastig losließ, etwas murmelte und langsam, ohne sich umzusehen, den Weg voraussschritt. Aber als sie sich dem Sohne näherte, zitterte er und senkte scheu den Blick. Er öffnete den Mund und wollte sprechen, seine Lippen bebten unter dem kindischen Bärtchen. Da ergriff sie ihn beim Kopf und küsste blitzschnell seine Stirn. „Lebt beide wohl,“ rief sie aus, indem sie weiter und weiter zurücktrat, die Arme ausstreckte und ihnen winkte. Sie standen da und schwenkten die Hüte. Endlich giengen sie langsam, das Gesicht ihr zugekehrt, immer noch grüßend und winkend weiter, und so, Blick in Blick getaucht, entfernten sie sich immer mehr von einander, bis die rothe Abendsonne sie fast blendete und sie nur noch die flatternden Tücher erkannten.

IX.

Als Suse sich umwandte, zum Hause zurück, lag es schon tief im Schatten. Im letzten Streifen Abendroth, der fern über der Alm lag, giengen jetzt die beiden Männer. Immer noch winkten sie. Die Heinlöhnerin trat ihr entgegen. „Aus ist's mit uns,“ sagte sie in gellendem, lautem Ton. „Eine Mann'sfreundin gehört nicht hinein in mein Haus.“

Suse wollte entgegnen, aber die Worte des Weibes überschütteten sie. Sie habe dergleichen geahnt, dass die nichts „Ordentliches“ sei, aber nicht recht fassen können. Die Leute hätten es alle sofort auch gewusst, sie hätten ihr Haus förmlich in Verruf geredet, die wenigen Tage über, sie aber, eine ordentliche Katholikin, dulde keine leichten Weibsleut' um sich. Niemand solle ihr nachsagen, dass sie „von so einer“ vielleicht Vortheil herausschlage, nein, sie möge die Sachen packen.

„Diese Nacht werde ich noch hier schlafen,“ sagte Suse, gieng an ihr vorbei, in ihre Kammer und warf die Thür hinter sich zu. Sie schob den Riegel vor. Athemlos stand sie hinter der Thür gegen die Wand gelehnt. Sie sah sich mit leeren Augen um. Wie leer war alles rings um sie!!

Langsam kam die kühle Nacht. Suse lag auf ihrem Bett, die Augen zur Decke aufgeschlagen, in Kleidern, und wachte.

Aber als sie hörte, wie das Weib mit der Hucke gegangen war, und die Heinlöhnerin sich ins Haus verkroch und alles verschloss, gieng sie leise hinaus.

Sie wanderte stundenlang, die Augen am Boden.

„Nicht mehr lange dauert es,“ dachte sie, „dann wird es Tag. Ich will hier sitzen bleiben und mit offenen Augen in das Wunder blicken. Mit dem Tag zugleich soll für mich ein neues Leben beginnen. Endlich, endlich werde ich wie die anderen Menschen den Kopf erheben können. Ach, ich sehne mich nach Stolz.

Es gibt stolze Frauen, die nie zusammenzucken, sich nie ducken, nie erröthen müssen.“

Sie gieng wie in einem lebendigen Traum, sie sah sich als einen völlig neuen Menschen. „Ich werde nicht einsam sterben,“ sagte sie vor sich hin, „wie die anderen Mädchen meiner Art. Es muss noch eine reine Liebe auf mich warten — irgendwo.“

Sie gieng umher mit aufgeregten Sinnen, jede Fiber bebte an ihr. Sie fühlte, sie war voll Lebenskraft, trotzdem sie vertrieben, hinausgejagt worden war in die Nacht.

„Wenn jetzt ein Mensch kommt,“ dachte sie, „wehe ihm! Aus dem Dickicht heraus werfe ich mich ihm entgegen, mich schmeichelnd an sein Herz!“ Jetzt fühlte sie, wieviel ihr geboten worden war in der Stadt! Zu jeder Stunde ein Mensch! Für jeden Athemzug ein Mensch!

Wie bettelnd lief sie von Baum zu Baum. Aber alles stand still und aufrecht und schlank, nicht ein Zweig berührte sie.

So bettelte sie seit Jahren. So wie in dieser Nacht irrt sie seit Jahren durch die Dunkelheit — und greift ins Leere.

Es wurde kühl und feucht, der Morgen ließ sich wittern.

Sie fand eine Moosbank, ganz von grauen Morgennebeln eingehüllt, sie setzte sich, lehnte den Kopf an einen Baum und sah in das wallende Grau.

Seltsamer Kampf, ehe es Tag wird! Die Ruhe um diese Stunde ist so ungeheuer, wer da wacht, hört keinen anderen Laut, als den Schlag des eigenen Herzens. Und doch, welche Leidenschaft liegt in diesem Erwachen, die Stunde ist ergreifend in ihrem Zittern und Beben, in der Ungewissheit und dem müden Sich-Emporquälen.

Tiefe Mattigkeit überwältigte Suse, während sie so saß. Sie fror und hatte nicht die Ueberwindung, aufzustehen und fortzugehen. Und ringsum begann sich's jetzt schwach zu regen. Tausend feine, zarte Stimmen sprachen und summten und schwirrten an ihrem Ohr, die Blätter, das Gras, aufschwirrende Insecten, der leichte Wind, alle vereinten sich, um ein gleichmäßiges Rauschen und Summen herzustellen, das sie halb einschläferte.

Sie träumte wirklich, trotzdem sie nicht schlief. Sie hatte die Vorstellung, irgend eine sittsame Frau zu sein, die am Arme ihres Mannes, von Kindern umschwärmt, in den Bergen herumstieg.

Der Traum war so intensiv, Thränen überströmten sie. ...

## X.

Die Heinlöhnerin klopfte mit ihrer harten Hand früh morgens an die Thür. Sie brauchte nicht zu pochen. Suse war schon auf und hatte ihren Kram gepackt. Ohne die Heinlöhnerin anzusehen, legte sie eine Summe Geldes auf dem Tische nieder und schritt an ihr vorbei.

Das Weib that, als schaue es gar nicht nach dem Gelde; aber als Suse dann draußen bei den Fenstern vorbeigieng und einen Blick hineinwarf, sah sie die Alte eifrig nachzählen.

Ein Bube wartete schon auf dem Hofe mit einer Karre, welche den Koffer aufnehmen sollte.

So gieng Suse ohne ein Wort aus dem Hofe. Die Karre mit dem Koffer rasselte hinter ihr her.

Ohne eine Silbe gieng sie aus ihrer Bergheimat hinaus.

Ihr Blick war trocken. Mit brennendem Auge umfasste sie alles rings umher. Die Kühe lagen am Abhang und hoben ihre Häupter.

Die plumpen, ungethümen Rinder haben einen seltsamen Blick. In ihren hervorstehenden, glänzenden, großen Augen liegt ein sanfter, starrender Ausdruck, es scheint als würden sie fortwährend von irgend etwas hypnotisiert. Selbst wenn sie geschlagen werden, verändert sich nicht ihr Blick.

Sie sahen ihr nach mit diesem hypnotisierten Blick, und so oft sie sich auch umwandte, der thierische Blick verfolgte sie.

Sie gieng nicht zum Curort hinab, sie blieb auf der Höh', wanderte ein weites Stück den Kamm entlang.

Der Weg wurde hart und steinig, und das Rasseln der Karre fieng an ihr weh zu thun. Auch der Blick des Burschen, der sie fortwährend betrachtete, quälte sie. Sie wurde ungeduldig, ihr war eng zumuthe, sie hätte sich die Kleider aufreißen mögen, um frei zu athmen. Sie begann rascher zu laufen, als würde sie gejagt. Und immer hinter ihr her gieng das Rasseln der Karre, das Quietschen der Räder, dass eine förmliche Angst sie befiel, dass sie wie rasend dahin lief. Aber gleich hielt sie wieder im Laufen inne, ein Gefühl von grenzenloser Abspannung, von Hunger und Verkommenheit überwältigte sie ganz. Ihr zerrissenes und beflecktes Kleid, das Quietschen der Karre, der ganze, erbärmliche Aufzug und der Gedanke daran, dass sie, ohne eine Stunde geschlafen zu haben, vor die Thür gejagt worden war, zog wieder alles Denken auf sich. „Und wie heiß es wird,“ überlegte sie stumpf. „Man verschmachtet förmlich.“

„Es ist der Frühling, der zu Ende geht,“ dachte sie, als sie ringsum das Gras und die Blumen fallen sah. „Jetzt kommt der trock'ne Sommer.“ Sie hatte einen Vorgeschmack von Trockenheit, Dürre, versengender Sonne. „Es war mein letzter, wilder Frühlingssturm, vorige Nacht.“

„Wollen Sie schon wieder nach der Stadt zurück?“ fragte der Bursche plötzlich, indem er auf den Koffer zeigte.

„Ja,“ sagte sie; „nein.“ — Sie starrte den Jungen an, wie aus den Wolken gefallen. „Sprach ich eben davon, dass ich dahin zurück wollte?“ fragte sie gedankenlos.

„Hab' nix gehört,“ entgegnete er, nun auch verwirrt.

„Soll denn der Koffer nicht zur Bahn?“

Suse antwortete nicht. „Also zur Bahn wieder hinab?“ murmelte sie endlich, nach einer langen Zeit, als sie abwärts giengen. Er nickte mit dem Kopf. Er stand jetzt still, lockerte den Tragriemen an seinem Hals und trocknete sich den Schweiß.

Nicht mehr tief unter ihnen lag das Thal. Man sah es bereits als etwas Lebendiges, Pulsierendes in dem gähnenden Kessel sich regen, sah winzige Menschen, den Rauch der Herde, die Schlangenlinien der Bahn.

„Geh' fort — geh voran!“ rief Suse aus, „lass mich hier allein!“

Dem Aufschrei folgte eine Stille. Der Bursche starrte sie an, sein blöder Blick verzehrte sie förmlich. „Also zum Bahnhof?“ fragte er.

„Ja,“ murmelte sie, „nur hin.“

## XI.

Es war sonnenwarmer Abend, und erst ganz spät wurde es Nacht. Die elektrischen Flammen glühten, als sie auf dem Bahnhof zur Stadt einfuhr. Niemand war an der Bahn, sie gieng allein durch die blendenden Straßen ihrer Wohnung zu.

„Ich habe wirklich daran geglaubt,“ dachte sie, indem sie sich umsah und den silbernen Schein aller Lichter mit brennenden Augen einsog, „den ganzen Tag über hat es mich gequält, und noch in der Bahn hat es mich wie eine fixe Idee geplagt: der Gedanke an das neue Leben, das ich führen will. — — Ein neues Leben beginnen! Wie fängt man's an?!?“

Seltsame Gestalten begegneten ihr. Sie giengen wie sie, mit derselben, scheuen Eile. Und je fester Suse sie ansah, desto deutlicher sah sie in ihnen ein verzerrtes Spiegelbild des eigenen, kommenden Daseins. Jede von ihnen hatte den Ausdruck, als wäre sie gleich Suse irgendwo fortgejagt, von irgend welchen Thüren verstoßen. — „Ein neues Leben!“ grübelte sie, „ach, sie suchen es wie ich. Aber selbst die Proletarierfrauen, die ihre Männer aus der Schenke holen, weichen ihnen aus.“

Und verzehrt von ihren sehnsüchtigen Gedanken, stumpf und überwältigt eilte sie ihrer verlassenen Wohnung zu.

**Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit“.**

### Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 23. Juni 1900. Nummer 299.

## Das Sprachengesetz und das Gesetz über die Errichtung von Kreisregierungen.

In der Regierungsvorlage des böhmischen Sprachengesetzes wird in den Erläuterungen darauf aufmerksam gemacht, dass durch die geplante neue Bezirkseintheilung, zumal der Bezirksgerichte, die Autonomie der Bezirksvertretungen wesentlich berührt werde, weil das Gebiet der Bezirksvertretungen (in Böhmen) mit dem der Bezirksgerichte zusammenfalle. Der böhmische Landtag werde demnach zu der Frage Stellung nehmen müssen, wie der Gebietsumfang der Bezirksvertretungen bemessen werden solle, oder ob „an die Stelle der bisherigen Bezirksvertretungen Kreistage und Kreisausschüsse zu setzen sein werden". Diese Fragen zu erwägen, heißt es in den citierten Erläuterungen, werde ein „anderer Anlass" gegeben sein.

Dieser „andere Anlass" ist offenbar die Gesetzesvorlage betreffend die Errichtung von 10 Kreisregierungen, von denen 3 deutsch, 5 czechisch und 2 gemischt wären*); da die geplanten Kreise auf dem Gebiete der politischen Behörden I. Instanz (Bezirkshauptmannschaften) und diese wiederum auf dem Gebiete der Bezirksgerichte aufgebaut sind und diese Bezirksgerichte national abgegrenzt werden sollen, so wird der böhmische Landtag zu der Frage der Abgrenzung und wohl auch in merito Stellung nehmen müssen. Auffallend ist, dass über die eventuelle Einrichtung der Kreistage und Kreisausschüsse nichts in der Vorlage über die Kreisregierungen gesagt wird, denn dass die Errichtung bloßer Kreisregierungen nicht das ist, was in letzter Zeit schon von so vielen Seiten gewünscht wurde, muss nach kurzer Ueberlegung klar werden; mit der Regelung der Sprachenfrage hängt die Errichtung von Kreisregierungen direct nur insofern zusammen, als diese Kreisregierungen, sowie die übrigen Aemter, sprachlich gesondert sein sollen. Dagegen hätten (neben den Kreisregierungen) constitutionelle Kreisvertretungen und Kreisausschüsse für die Nationalitätenfrage die größte Bedeutung, und zwar dadurch, dass sich die beiden Völker in Böhmen möglichst selbst verwalten könnten: in der Selbstverwaltung und Autonomie, das heißt in der Ausweitung und Vervollkommnung der Selbstverwaltung und Autonomie ist die beste Garantie für den nationalen Frieden. Indem ich an die in der „Zeit" 1896 geführte Discussion über die Frage anknüpfe, will ich es versuchen, die Bedeutung der Kreiseintheilung für den Sprachenstreit darzulegen. Die Regierungsvorlage über die Kreisregierungen ist zwar durch die erfolgte Schließung des Reichsrathes gegenstandslos geworden, aber trotzdem hat dieselbe für die Zukunft eine große Bedeutung, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass dieselbe, in dieser oder verwandter Form, dem arbeitsfähigen Hause von neuem wird vorgelegt werden.

In den erläuternden Bemerkungen zu der Gesetzesvorlage über die Kreisregierungen findet sich ein Ueberblick über die historische Entwickelung der Kreise in Böhmen: aber eigenthümlicherweise wird hier gar nichts über die alte Kreisvertretung und ihre Rechte berichtet, obwohl gerade die Autonomie und Selbstverwaltung der alten Kreise die Hauptsache waren. Wir hören nichts über die alten Kreistage und ihren großen Wirkungskreis, und wir hören nichts, wie die Reaction unter Ferdinand I. und noch mehr unter Ferdinand III. gerade die Autonomie und Selbstverwaltung der Kreise getroffen hat. Im Jahre 1648 wurden die Kreise zu bloßen landesfürstlichen Aemtern: in dieser ihrer verderbten Form hat sich die Institution in verschiedenen Variationen bis 1862 erhalten und in dieser ihrer Form soll sie nach der Regierungsvorlage wiederum aufleben.

Mit dem Jahre 1848 erwacht auch die politische Idee der alten Kreiseintheilung: die Befreiung der Bauern, die Aufhebung der Patrimonialämter, die damit zusammenhängende Neugestaltung der Gemeinde und der staatlichen Verwaltungsbehörden und Aemter überhaupt, besonders auch die fühlbare Nothwendigkeit, die Justiz von der Verwaltung zu trennen — das alles führt zu dem Gedanken, neben der staatlichen Verwaltung eine kräftige Selbstverwaltung erstehen zu lassen. Neben dem Gemeindegesetze wird der Errichtung der Kreise die größte Aufmerksamkeit geschenkt, schon darum, weil die Kreise die Grundlage der vormärzlichen Verwaltung ausmachten. Gleich die octroyierte Verfassung vom 25. April 1848 dachte an eine gewisse Autonomisierung der Kreise, ganz besonders hat aber der Kremsierer Verfassungsentwurf die Autonomie und Selbstverwaltung der Kreise zu begründen gesucht.

Der Kremsierer Verfassungsentwurf ist gerade in der Kreisfrage für die böhmische Frage lehrreich. Aus den Springer'schen Protokollen ersehen wir, wie sich damals die Deutschen für die geplante autonome Reorganisation der Kreise einsetzten, während die czechischen Vertreter in der Erstarkung der Kreise eine Schwächung der Autonomie erblickten; allerdings dachten sich beide Parteien unter dem Worte: Autonomie etwas anderes. Die Czechen dachten an die Autonomie des Landes, die Deutschen an die Autonomie der kleineren Landestheile, und so geschah es, dass sich die streitenden Parteien nicht eigentlich einigen konnten. Die Czechen erblickten in den Kreisen ein Mittel der Centralisation, und diesem Gedanken lieh damals auch Havlíček seine zündende Feder, wenn er von seinem föderalistischen Standpunkte aus „den Rosenkranz von Repräsentationen und Landtägchen" verwarf. Die Argumente von 1848 und 1849 werden hüben und drüben auch heute noch erhoben.

Die Kremsierer Verfassung blieb nur auf dem Papiere, ebenso wie das Versprechen der octroyierten Verfassung vom 4. März 1849, den Kreisen ein gewisses Ausmaß von Selbstverwaltung zu überlassen. Aber dieses Versprechen und der Plan des Gemeindegesetzes vom 17. März 1849 blieben eben nur auf dem Papier; die Kreisregierungen wurden wohl infolge der erwähnten Veränderungen (Bauernbefreiung u. s. w.) einigemal modificiert, aber schließlich wurden dieselben 1862 aufgelassen. Dadurch blieb auch die Bestimmung des Gemeindegesetzes aus demselben Jahre 1862 vorerst nur ein pium desiderium, nämlich die Bestimmung, dass Bezirks-, Gau- oder Kreisvertretungen geschaffen werden können; bekanntlich wurden nur in einigen Ländern Bezirksvertretungen errichtet. Würden nun in Böhmen die Kreisregierungen wieder eingeführt, so könnte die Frage von Kreisvertretungen ventiliert werden, und zwar auf dem böhmischen Landtage, da das Gemeindegesetz der Landesgesetzgebung überlässt, ob sie die angeführten autonomen Vertretungen bilden und wie sie dieselben im Detail ausgestalten will.

Jedenfalls ist das 1848 erweckte constitutionelle Gewissen in Betreff der Kreisvertretungen nicht mehr zur Ruhe gekommen. Im Reichsrathe wurde das Thema öfter entwickelt, so ganz besonders im Jahre 1874 in der Debatte über den Antrag Göllerich, in welcher die Nothwendigkeit betont wurde, die Selbstverwaltung zu kräftigen und den sogenannten Dualismus der Verwaltung (der staatlichen und Landesvertretung) zu beseitigen. Im Jahre 1889 brachte der Abgeordnete Dr. v. Kraus den Gegenstand zur Sprache, indem er in den Ländern an Stelle eines Statthalters mehrere Kreisstatthalter verlangte; an der Debatte betheiligte sich damals in bemerkenswerter Weise Dr. Mattuš, damals Referent des Budgetausschusses, und von deutscher Seite Dr. v. Plener. Im böhmischen Landtage brachte Dr. v. Plener die Kreiseintheilung im Jahre 1886 zur Sprache, von böhmischer Seite brachte der Abgeordnete Schwarz einen Antrag auf Errichtung von Kreisvertretungen ein. In neuester Zeit bildete die Errichtung von Kreisen und Kreisvertretungen das Thema politischer Erwägungen, bis endlich die Regierung Koerber mit ihrem Entwurf vor das Abgeordnetenhaus ge[illegible]ten ist.*)

*) Bei 11 Kreisen waren deutsch 3, czechisch 7, gemischt [illegible]

*) [illegible]

Als Grund für die Errichtung der Kreisregierungen führen die erläuternden Bemerkungen der Regierungsvorlage die *Entlastung der Statthalterei* an. Thatsächlich ist Böhmen das größte Verwaltungsgebiet des europäischen Festlandes, die Statthalterei ist mit Agenden überhäuft; während im Jahre 1868, der Zeit der Neuorganisierung der politischen Behörden, die Statthalterei in Prag 75.487, somit täglich 206 Geschäftsstücke zu erledigen hatte, sind die betreffenden Ziffern im Jahre 1899 zu 252.351 — 690 herangewachsen, die Agenden haben sich fast vervierfacht. Und nicht nur die Statthalterei, auch viele Bezirkshauptmannschaften sind ähnlich überbürdet.

Dass die Ueberbürdung der Statthalterei ein genügender Grund wäre für die Errichtung von Kreisregierungen, wird man kaum ohneweiters zugeben können: ist die Statthalterei überbürdet, so vermehre man den Beamtenstand und vereinfache nach Möglichkeit die Agenden. Und sind viele Bezirkshauptmannschaften überbürdet, weil ihr Gebiet zu groß ist, so sind eben neue Bezirkshauptmannschaften zu errichten, was übrigens in den Bemerkungen angekündigt wird.

Was Böhmen (Mähren, Schlesien) braucht, ist *keine locale Decentralisation*, sondern *Selbstverwaltung* mit einem gewissen Ausmaß von *Autonomie*. Dadurch, dass sich die einzelnen nach Möglichkeit national abgegrenzten Verwaltungsterritorien ihre Angelegenheiten selbst besorgen werden, dass sich eine Nationalität nicht in die Angelegenheiten der anderen Nationalität zu mischen braucht, soll im Lande Ruhe geschaffen werden. Zu dem Zwecke müsste die Regierung dahin arbeiten, bei Deutschen und Czechen die Autonomie und Selbstverwaltung zu entwickeln und zu kräftigen. Dieser Aufgabe entsprechen aber die Kreisregierungen nur in geringem Grade, weil, wie gesagt, die locale Decentralisation an der bisherigen Verwaltung wenig ändert. Bei den heutigen Communicationsmitteln werden die Kreisregierungen bloße Exposituren der Statthalterei, respective des Ministeriums werden und darin hat *Havlíček* ganz recht gehabt, wenn er in denselben eine Verstärkung der Centralisation verpönt hat. Wie recht Havlíček hatte, ersieht man an den erläuternden Bemerkungen der Regierungsvorlage, in welcher das „nöthige Ansehen" des Kreishauptmannes wiederholt betont wird.

Wenn ich von *Autonomie* spreche, so meine ich damit nicht bloß eine Autonomie des Landes, sondern eben der kleineren Verwaltungsgebiete des Landes; die Autonomie des Landes — und darin haben wiederum die Deutschen recht — könnte sehr leicht eine verstärkte Centralisation sein, und darum müssten auch die Kreise mit einem entsprechenden Ausmaß von Autonomie ausgestattet sein. Das heißt: neben den Kreisregierungen müssten *constitutionelle Kreisvertretungen und ihre Organe* errichtet werden, und das bedeutet schließlich, dass auch in der einzelnen *Gemeinde* die Selbstverwaltung und die Unabhängigkeit von der centralen und autonomen Verwaltung mehr als bisher gefördert und auch gesetzlich garantiert werden müsste. Diese Forderung trifft allerdings nicht nur die centrale Regierung — mit der Selbstverwaltung und Autonomie ist es eben in allen österreichischen Ländern nicht sonderlich bestellt. Und doch ist gerade in der Vervollkommnung der Autonomie und Selbstverwaltung die wirksamste Schutzwehr gegen nationale Uebergriffe seitens der streitenden Völker und gegen anationale und antinationale Bevormundung seitens der Centralregierung gegeben.

Es muss nämlich immer wieder und von neuem betont werden: der deutsch-czechische Sprachen- und Nationalitätskampf lässt sich gedeihlich, lässt sich dauernd nur durch *politische und sociale Befreiung* lösen. Allerdings (und leider muss das heute schon auch gesagt werden) gehe ich dabei von der Voraussetzung aus, dass die beiden streitenden Parteien *noch* das nöthige politische Interesse haben, aus Oesterreich etwas zu machen.

Von einigen Anhängern der Kreiseintheilung wird sehr häufig der sogenannte Dualismus der Verwaltung als das Argument vorgebracht. Ich glaube, dieser Dualismus ist mehr dem Scheine, als dem Wesen nach, weil die gegenwärtige Länderautonomie eine ganz und gar von der Gnade der Centralregierung zugelassene ist: eben darum ist es schwierig, auf Grund der bestehenden Verfassung den Kreisen und autonomen Körperschaften überhaupt das erwünschte Maß von Autonomie (*constitutionelle* Legislative) zu gewähren.

Die verschiedenen Vorschläge, die zur Kreiseintheilung gemacht wurden, schwanken zwischen den englischen und preußischen Mustern: dass dabei speciell über die englischen Verhältnisse vielfach falsche Vorstellungen mitunterlaufen, ist begreiflich. Die englische Selbstverwaltung wird auf dem Continente allgemein als besonders freiheitlich aufgefasst, wobei man sich vorstellt, dass in England die Organe der Selbstverwaltung vom Staate gänzlich unabhängig seien. Diese Vorstellung ist nur der Ausdruck der politischen Wünsche, in der That ist die englische Selbstverwaltung von der Staatsverwaltung nicht unabhängig. Die Freiheit der englischen Selbstverwaltung ist nur ein Theil der englischen politischen Freiheit überhaupt, und so kommt es auch in Oesterreich darauf an, die politische Freiheit eigentlich erst zu begründen. Wer jedoch von einer freiheitlichen Selbstverwaltung träumt und gleichzeitig die bestehende Verfassung und Verwaltung hinnimmt, ist mehr als ein Utopist. Die Lösung der böhmischen Frage — ich kann das nicht genug wiederholen — ist eine Frage der Verwaltungsreform und des politischen Fortschrittes in Oesterreich.

*Prag.* Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

und Hatschek. Die Selbstverwaltung [illegible]

# Dreyfus redivivus.

„Ne bis in idem" ist ein viel citiertes Wort, das aber auf den berühmten Fall Dreyfus schon nicht mehr passt, denn nach dem ursprünglichen Processe vom Jahre 1894 hatten wir dieses „bis" bereits in den Jahren 1897 bis 1899, und wenn es nunmehr von neuem losgehen sollte, müsste man daher füglich von einem „ter" reden. Dass dies des Guten, ja sogar des Schlimmen, etwas zu viel wäre, liegt auf der Hand. Und doch werden wir alle — Lesepublicum und Berichterstatter — wohl nochmals in den sauren Apfel beißen und eine abermalige Auflage des „Falles der Fälle" über uns ergehen lassen müssen. Denn so ist es, das kann man schon jetzt, während der „trève des confiseurs" der Weltausstellung, deutlich bemerken, beschlossen im hohen Rath der Dreyfusards und der „Antis". Ein Charakteristicum der gegenwärtigen Lage ist es nämlich, dass *beide* Parteien die Fortsetzung des Krieges entschieden wollen, was sich, wie erinnerlich, bei dem Kampfe der Jahre 1897, 1898 und 1899 nicht sagen ließ. Die damalige Bewegung gieng von der Familie des Althauptmannes und, bald darauf, von Scheurer-Kestner und einigen grundsätzlichen Vertheidigern des verletzten Rechtes aus, wogegen sich die antisemitische und die Militärpartei in der Defensive befanden und alles in ihren Kräften Stehende thaten, um den Ausbruch des Sturmes zu verhüten. Jetzt dagegen haben sich die Dinge sehr verschoben, und das liegt in der Natur der *politischen* Entwickelung des „Falles".

Im Herbst 1899 sind die vereinigten Antisemiten und Militärparteiler bekanntlich wieder siegreich gewesen, wenn man schon nicht mit Unrecht von einem Pyrrhussiege gesprochen hat. Wie kommt es nun, dass sie, die den Erfolg bei ihren Fahnen gehabt haben, die wenigstens eine principielle Wiederverurtheilung ihres Opfers vom Jahre 1894 erreichten und damit als „moralische" Sieger aus dem zweijährigen Dreyfus-Feldzug hervorgiengen, die demnach jetzt in der Lage der beati possidentes sind, dass sie nun einen neuen Waffengang, den dritten, nahezu mit demselben Eifer herbeiwünschen wie ihre Gegner, die „Dreyfusards"? Dass sich diese letzteren an dem Ergebnisse des Renneser Processes nicht genügen lassen, ist wohl klar: nicht um Dreyfus die Freiheit nothdürftig wiederzugeben, nicht um ihm anstatt der physischen und moralischen Torturen der Teufelsinsel die verhältnismäßig harmlose Stellung unter Polizeiaufsicht zu verschaffen und ihn mit dem Odium des Landesverrathes behaftet zu lassen, hatten sie so unerhörte Anstrengungen während mehr als zwei Jahre gemacht. Sie hatten vom Anfang an auf eine Rehabilitierung sans phrase hingearbeitet und müssen daher dieses Ziel auch jetzt, ja jetzt erst recht, im Auge behalten. Dass aber auch die Antidreyfusler, obwohl sie naturgemäß auf das entgegengesetzte Ziel lossteuern, eine Fortsetzung, beziehentlich Wiederaufnahme des bürgerkriegähnlichen Kampfes anstreben, beruht auf der besonderen Entwickelung, die diese Partei in den letzten drei Jahren durchgemacht hat. Genau genommen, konnte man vor dieser Zeit, also zu Beginn der Dreyfusbewegung, von einer solchen Partei gar nicht reden. Die antisemitischen Demagogen hatten sich in Kammer und Presse des anfänglich höchst unbedeutenden „Falles Dreyfus" sogleich bemächtigt, um Capital daraus für ihre Zwecke zu schlagen. Die Generalität — und, nach dieser natürlich, auch eine Anzahl subalterner Officiere — war von jenen Demagogen in die Angelegenheit hineingezogen worden, und daraus hatte sich eben die besagte treue Bundesgenossenschaft der ohnehin schon wahlverwandten beiden Elemente für den zweiten Process und dessen Vorgeschichte ganz von selbst ergeben. In dem harten und erbitterten Kampfe aber, der alle Volksleidenschaften aufs tiefste aufgewühlt hatte, waren allmählich noch andere Elemente hinzugekommen, die, ewig auf eine günstige Gelegenheit lauernd, das Unterste zu oberst zu kehren, bis dahin im Hintergrunde gestanden hatten.

Frankreich hat in dem nun zur Neige gehenden Jahrhundert das zweifelhafte Glück genossen, es mit den mannigfachsten politischen Systemen versuchen zu können, die, eins nach dem andern, in ziemlich rascher Folge abwirtschafteten. Von jedem derselben ist aber ein Rückstand, eine Art menschlichen Bodensatzes, zurückgeblieben, der sich, gleich alten Rückständen, auf dem Grunde hier dem politischen und socialen [illegible] festsetzte und dort so lange

ruhig liegen blieb, als die darüber lagernden Schichten von keiner tiefgreifenden Bewegung aufgewühlt wurden. Frankreich gleicht nun aber jenen Medicinflaschen, auf denen die bekannten Worte zu lesen sind: „Vor dem Gebrauche zu schütteln!“, denn jedesmal, wenn Land und Volk zu etwas „gebraucht“ werden, wenn irgend etwas von Bedeutung vor sich gehen soll, kann dies nur geschehen, wenn Leute, die eigens für diesen Zweck angestellt zu sein scheinen, zuvor eine gründliche Umschüttelung aller socialen Schichten vorgenommen haben. Dann gerathen natürlich auch die erwähnten „Rückstände“ in heftige Bewegung, und aus der anfänglich klaren und durchsichtigen Volksmischung wird ein trübes, unreines Gebräu, in dem es brodelt und gährt. So geschah es kurz vor all den Revolutionen und Revolutiönchen, die das Land in den letzten hundert Jahren erlebt hat, so vor dem Siebziger Kriege und so auch während der heftigen Krise, die man unter dem Namen Dreyfus-Affaire versteht. Im Trüben ist gut fischen, sagten sich gewisse „Fischer“, und daher schüttelten sie das sociale und politische Gefäß so lange und so nachdrücklich um, bis sein Inhalt undurchsichtig wurde, und bis die oben erwähnten Bodensatzelemente in Aufruhr geriethen und an die Oberfläche traten. Dem Namen und Aussehen nach sind diese Elemente gar wohl bekannt: es sind die bunt gemischten, zum Theil in einander übergehenden und sich vermischenden Ueberbleibsel aller Regimes, die Frankreich seit Beginn des Jahrhunderts besessen hat. Bonapartisten, Orleanisten, Legitimisten, Boulangisten auf der Rechten — Socialisten, Communarden, „gemäßigte“ und „ungemäßigte“ Anarchisten auf der Linken und zwischenhinein jene wunderbaren politischen Missgestalten, die man, je nach persönlichem Geschmack, bald als Catilinarier, bald als Cäsaristen, bald als Dictatoriale bezeichnet hat. Alle diese Leute verschiedenster Herkunft erwachten mit einemmale, als der Dreyfus-Spectakel anhob, als die Antisemiten das Vaterland für in Gefahr befindlich erklärten, weil der willkürlich und mit gröblichster Rechtsverletzung geführte Process eines kleinen jüdischen Hauptmannes revidiert werden sollte, und als sich die ihrer Schuld bewusste Militärpartei in die Bresche warf, um für Sein oder Nichtsein zu kämpfen. Und da geschah etwas höchst Wunderbares, etwas, das ganz dazu angethan zu sein schien, den schon stark im Erlöschen begriffenen Glauben an Frankreichs große Zukunft wiedererwachen zu lassen. Das heterogene Gemisch politischen Bodensatzes, in dem die Repräsentanten aller verflossenen Systeme und Richtungen herumwimmelten, ballte sich mit einemmale zu einer einheitlichen, compacten Masse zusammen, in der ein jeder die zwischen ihm und den Nachbarn gähnenden Standes-, Rang- und politischen Abgründe zu vergessen oder doch zu überbrücken strebte, um, im Verein mit den so anders gearteten Brüdern, nur dem einen hehren Ziele zuzustreben: das bedrohte Vaterland zu retten! Denn diese Parole war, wie oben schon kurz erwähnt, von den getriebenen Antisemiten, die sich in dem immer härter und bedenklicher werdenden Kampfe nach Bundesgenossen umgesehen hatten, ausgegeben worden. Die Parole „Nieder mit den Juden!“ hatte wohl bis dahin den Reiz der Neuheit an sich gehabt und daher die Franzosen weidlich amüsiert, aber es fehlte ihr auf die Dauer doch gar zu sehr an dem Prestige, das nur dem Altehrwürdigen innewohnt. Der Cult des Vaterlandes hingegen ist in Frankreich etwas sehr Altes, Ehrwürdiges und daher von Glanz Umgebenes, und wann immer man an den Patriotismus appelliert, kann man sicher sein, gläubige Herzen und willige Arme zu finden, ganz gleich, ob das Vaterland und seine Sicherheit von der jeweilig aufgeworfenen Frage überhaupt berührt werden oder nicht. Denn Logik und scharfes Zusehen sind nicht eben Sache der Franzosen. Von der äußersten Rechten und von der äußersten Linken strömten denn auch bald all die hoffnungsfreudigen Schwarmgeister und unzufriedenen Elemente herbei und schaarten sich um das von den Antisemiten aufgepflanzte Banner des Vaterlandes. So entstand die „nationalistische Partei“. Wer immer Grund hatte oder nur zu haben glaubte, mit dem gegenwärtigen französischen System unzufrieden zu sein, wer eins der schier unzähligen alten Regimes wieder aufleben oder auch ein neues, ein Gebäude seiner Phantasie, neu erstehen lassen wollte, schaarte sich eilfertig um das nationalistische Banner, auf dem vorerst nur die stolzen Worte „Honneur et Patrie“ zu lesen waren, das mithin noch Platz bot für die verschiedensten völkerbeglückenden Programme. Und in diesen bunt gemischten Abhub der Nation trat als belebender Sauerteig der Antisemitismus ein, der wiederum den Militarismus am Gängelbande hielt. Er ließ es sich natürlich angelegen sein, den neu hinzugekommenen Bundesgenossen den Juden als den Vaterlandsfeind par excellence, als den Urquell alles Bösen, speciell aller in Frankreich herrschenden Missstände zu bezeichnen, und dafür ließ er es sich nur gar zu gern gefallen, dass ihm der neu erstandene Nationalismus cäsaristische, monarchistische und sonstige reactionäre Tendenzen einimpfte. Aus diesen beiderseitigen Concessionen entstand dann das, was man euphemistisch das „nationalistische Programm“ genannt hat. Wie es bei der verschiedenen Herkunft der Mitglieder dieser gemischten Brüderschaft nicht anders sein konnte, war und ist dieses Programm wesentlich negativ. Gleich allen politischen Schwarmgeistern, die sich über ihre Ziele nicht klar geworden sind, trachten auch die französischen Nationalisten vorerst nach der Niederreißung des Bestehenden und glauben alles Uebrige, das neu zu schaffende Positive, werde sich nachher schon ganz von selbst finden. Sehr anmuthig hat das Alfred Capus, der bekannte Humorist des „Figaro“, im vergangenen Winter geschildert, indem er ein halbes Dutzend den verschiedenen Systemen huldigende Nationalisten zusammenkommen und sich über ihr „Programm“ unterhalten ließ. Jeder von ihnen entwickelte andere Ideen, und wenig hätte gefehlt, so wären sich die feindlichen Brüder gegenseitig in die Haare gerathen, hätte nicht schließlich einer von ihnen den klugen Einfall gehabt, ein „Pereat“ gegen die gegenwärtige Regierung und das durch sie verkörperte Regime auszubringen, in das die anderen natürlich begeistert einstimmten und sich so wieder ihrer „wahren“ Bestimmung entsannen.

Diese politische Mischrasse der Nationalisten hätte, das darf man kühnlich behaupten, niemals das Licht der Welt erblickt, wäre nicht die Dreyfus-Affaire oder irgend ein anderer, gleichwertiger Scandal in die Erscheinung getreten. Dem antisemitisch-generalstäblichen Unternehmen allein hat sie ihr Dasein zu verdanken. Und in dankbarer Anerkennung dieses ihnen von dem ehemaligen Artilleriehauptmanne — freilich nicht ganz freiwillig — geleisteten Dienstes haben die wackeren Leute beschlossen, ihren Wohlthäter fortab, soweit es irgend angängig erscheint, aus dem Spiele zu lassen. Wir sehen, dass Dreyfus ihnen persönlich höchst gleichgiltig, fast könnte man sagen, bis zu einem gewissen Grade sogar sympathisch ist, dass sie ihn im allgemeinen für einen armen Teufel ansehen, der „keine Chance“ gehabt hat, da er ihnen im unrechten — für ihn selbst unrechten! — Augenblicke über den Weg gelaufen ist und so nothgedrungen zu einem Opfer dessen geworden ist, was die Biedermänner, die so denken und fühlen, als „Staatsraison“ bezeichnen. Wem diese Beurtheilung oder gar „Ehrenrettung“ der Nationalisten unberechtigt erscheinen sollte, der denke nur einmal daran, dass ein sehr großer Theil der auch jetzt wieder im Vordertreffen stehenden Wühler schon zu Zeiten des Panamismus als Rufer im Kampfe wider die dritte Republik aufgetreten war. Und damals galt es keineswegs einen oder gar mehrere Unschuldige an Rad und Galgen zu bringen, damals handelte es sich auch weniger als heute um Geltendmachung clericaler Bestrebungen. Wenn dennoch damals wie heute im großen und ganzen dieselben Leute und sicherlich die gleichen Elemente auf dem Plane stehen und gegen das republikanische Regime mit Flammenworten zu Felde ziehen, so gibt das immerhin zu denken. Es soll hier keineswegs souverän darüber entschieden werden, ob diese Republik der Jobber und Gauner, wie man sie verächtlich genannt hat, wirklich so verdammenswert ist, wie sie von ihren principiellen Feinden dargestellt wird: es soll vielmehr einzig und allein bewiesen oder mindestens doch wahrscheinlich gemacht werden, dass die Leute, die sich gestern Boulangisten nannten und die sich heute mit dem etwas anspruchsvoll klingenden Namen Nationalisten schmücken, bis zu einem gewissen Grade ganz ehrliche Menschen, ja vielfach sogar wohlanständige Menschen und aufrichtige Patrioten sind. Ihre Intelligenz steht jedoch — und das ist ihr und Frankreichs Pech — nicht auf derselben Höhe wie ihr guter Wille, und daher kommen wohl auch die mancherlei Missgriffe, kommt das wüste Toben, die die „Politik“ der nationalistischen Partei in Kammer und Presse auszeichnen.

Unter den Antisemiten, ja, vielleicht sogar unter den Militärs gibt es hie und da aufrichtige, überzeugte Republikaner, die da ganz ernsthaft der Ansicht sind, ihr Specialideal der Judenvertreibung, beziehentlich der Säbelherrschaft lasse sich mit einem republikanischen Regime vereinen. Die Nationalisten dagegen sind wohl durchwegs mehr oder minder ausgesprochene Anhänger einer Monarchie in dieser oder jener Form, wenn schon sich manche von ihnen — so vor allen anderen Déroulède — als „plebiscitäre“ Republikaner geben. Bei dem, man könnte fast sagen, zufälligen Zusammentreffen beider Elemente vollzog sich auch in dieser Beziehung eine Fusion: es wurden gegenseitig Concessionen gemacht. Die algerischen Antisemiten waren und sind zum Theile auch noch republikanisch, ja anticlerical gesinnt; viele von ihnen nennen sich mit Stolz Atheisten. Drumont und seine Gruppe hingegen sind ausgesprochene Pfaffenknechte, und genau ebenso sehr wie den Juden hassen sie den Freimaurer und den Freidenker, von denen sie in einemfort behaupten, sie ständen mit den Juden im Bunde. Anlässlich dieser Divergenz der Grundanschauungen kam es sogar — mitten im Dreyfus-Spectakel, bei den allgemeinen Wahlen des Jahres 1898 — zu ernsteren Reibungen zwischen den beiden Richtungen, und Leute, die die dem Antisemitismus leider immer noch innewohnende Kraft gröblich unterschätzten, glaubten damals schon den Zerfall der Partei herannahen zu sehen. Sie haben sich bitter getäuscht! Von den Nationalisten lässt sich ein derartiges Auseinandergehen der Meinungen nicht oder doch bei weitem nicht in dem Maße sagen. So verschieden, wir gesagt, der Ursprung all der Gruppen und Fractiönchen ist, aus denen diese sogenannte nationale Partei besteht, so einheitlich ist im allgemeinen die Grundlage, auf der sie alle stehen: weg mit der Republik, weg mit sämmtlichen Männern, die in ihr je eine Rolle gespielt haben! lautet ihr oberster Grundsatz

Die schon erwähnte „plebiscitäre" Republik, die in diesem ebenso einheitlichen wie radicalen Programm gleich einem Irrwisch umherflattert, ändert wohl nichts an der Richtigkeit der hier dargelegten Auffassung, denn es liegt auf der Hand, dass sie von einer Republik lediglich den Namen hat; das fortgesetzte Hand-in-Handgehen Déroulèdes mit allen wie immer gearteten Vertretern des Monarchismus beweist zur Genüge die innere Ideengemeinschaft der Leute.

Durch das Eindringen der Nationalisten in die anfänglich nur antisemitische Antidreyfusbewegung änderte sich also die beiderseitige Tendenz: die Antisemiten wurden „nationalistischer", d. h. eben monarchistischer, und die Nationalisten nahmen ein gut Theil antisemitischen Ferments in ihren politischen Teig hinein. Wenn aber der Antisemitismus in dieser Weise in Schichten Eingang fand, die ihm bis dahin, wenn auch nicht gerade feindlich, so doch gleichgiltig gegenüber gestanden hatten, so konnte das nur geschehen, weil beide Theile, der gebende wie der nehmende, die Juden in Frankreich bis zu einem gewissen Grade mit der regierenden Clique identificierten, weil sie sich selbst und den anderen einredeten, ohne Juden würde es in Frankreich — wenn auch noch nicht gut, so doch erheblich besser aussehen, als gegenwärtig. Betont muss aber nochmals werden, dass der Mann, der den äußeren Anstoß zu der antisemitisch-nationalistischen Bewegung gegeben hatte, dass Dreyfus dabei kaum irgendwie noch in Frage kam. Er diente höchstens noch als Aushängeschild, als Popanz, „von dem man immer sprach, um niemals an ihn zu denken", wie man in Umkehrung eines bekannten auf die Revanche bezüglichen Wortes von Gambetta hier füglich sagen könnte. Dreyfus hat den Nationalisten den größten Dienst geleistet. Sein Process hat wesentlich dazu beigetragen, den ungeheuren Morast, in dem Frau Gallia umherwatet, der auch vor und ohne diesen Process bestand, aufzudecken, das Wasser zu trüben, darin sie ihren Fischzug halten wollen. Man müsste ein wahrer Teufel sein, um ihm hierfür keinen Dank zu wissen! Ich gehe sogar noch weiter und glaube, dass sich dieser Dank auch auf die rührige Familie des ehemaligen Hauptmannes und auf all die militärischen und bürgerlichen Helfer und Förderer des — gescheiterten — Revisionswerkes erstreckt, denn sie alle haben mitgearbeitet an der Ausbreitung des Antisemitismus und an der Gründung der nationalistischen Partei.

Und nun, da dies erste und wichtigste Ziel — die Zusammenfassung aller mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufriedenen Elemente — erreicht ist, geht man einen Schritt weiter und strebt die Zerstörung dieser bestehenden Verhältnisse allen Ernstes an. Die scheinbaren Gegner, die aber, wie gesagt, der antirepublikanischen Bewegung erst auf die Beine geholfen haben, liegen, durch das Renneser Erkenntnis besiegt, am Boden. Dass sie sich dennoch nicht zufrieden geben, sondern offen die Absicht aussprechen, den Kampf bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder aufzunehmen, ist den Nationalisten umso erwünschter, als sie dadurch scheinbar in die Defensive gedrängt und auch ihrerseits zu neuen Rüstungen und eventuell zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten „moralisch" autorisiert werden. „Seht!", rufen sie entrüstet aus, „man bedroht uns mit einer neuen Affaire Dreyfus! Beim besten Willen können wir da nicht Ruhe halten, sondern müssen auf unsere Selbstvertheidigung bedacht sein und mit Gegenrüstungen antworten!" Dies gibt ihnen in den Augen der urtheilsunfähigen Menge ein Recht, ihre Agitation fortzusetzen und die Regierung zu bekämpfen, die sie einer sträflichen Parteinahme für den zweimal Verurtheilten beschuldigen. Hätte der Process von Rennes mit einem Freispruche geendet, so würden die Antisemiten und Nationalisten zwar genau ebenso gehandelt haben, nur hätten sie dann die entgegengesetzte Erklärung für ihr Thun angegeben: „Die vaterlandsverrätherische Regierung," hätten sie dann gesagt, „hat den Juden durch scandalöse Praktiken freisprechen lassen, daher müssen wir auf seine Wiederverurtheilung hinarbeiten und das bedrohte Vaterland retten!" Es ist aber klar, dass sich die so Sprechenden und Argumentierenden in diesem Falle in einer ungleich schlechteren Position befunden hätten und von der allezeit und überall dem materiellen Erfolge zujubelnden Menge vielfach desavouiert worden wären.

Ist es demnach unbestreitbar, dass die sogenannten Gegner von Dreyfus durch die unleugbar betriebenen Rüstungen der „Dreyfusards" zu Gegenrüstungen, das heißt zur Selbstvertheidigung — und das Recht auf diese kann man selbst dem schlimmsten Feinde nicht aberkennen — gedrängt werden, so ist es nicht minder richtig, dass sie die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten seitens ihrer Widersacher gar nicht abgewartet haben, sondern munter zum Angriffe vorgeschritten sind. Denn das Ziel heißt jetzt eben nicht mehr „Aufrechterhaltung des ersten Verdammungsurtheiles in einem Processe," sondern „Sturm auf die Regierung, Sturz des herrschenden politischen Systems". Deshalb werden nicht nur alte Vorgänge, die mit dem Dreyfus-Falle in engerer oder weiterer Verbindung stehen, sondern auch solche, die sichtlich und eingestandenermaßen nicht das Mindeste mit zu schaffen haben — Fall Philippe, Kirchenbrand in Saint Denis, Aufruhr auf Martinique — hervorgesucht und zu einem Ganzen vereinigt, das man als das System von heute, beziehentlich als einen nothwendigen und unvermeidlichen Ausfluss dieses Systems hinstellt. Waldeck-Rousseau und die anderen republikanischen Minister, ferner Loubet, die große Mehrzahl der Senatoren und alle die Anhänger und Vertheidiger der vor dreißig Jahren begründeten dritten Republik sollen beseitigt, aus dem Sattel gehoben und mit der Grundlage der Gesetze und Satzungen, auf denen sie fußen, für immer hinweggeschwemmt werden. Dazu aber bedarf es eines Anlasses, der, dem zu erreichenden Zwecke entsprechend, nicht zu unbedeutend sein darf. Und diesen Anlass hatte man in der Affaire Dreyfus gefunden. Das herrschende System war durch den Anprall der Feinde und vor allem dank der Schlaffheit und Verrätherei der Méline und der Dupuy arg ins Schwanken gerathen. Noch ein kräftiger Ruck, sagten sich die Stürmer, und es liegt am Boden! Und den Patriotismus, den man ja auf die Fahne geschrieben hat, um damit thunlichst viele Gimpel zu fangen, darf man aber auch in seinen Handlungen nicht gänzlich außeracht lassen, und daher hat man stillschweigend eine Art von Gottesfrieden mit dem Gegner abgeschlossen, der während der diesjährigen Weltausstellung herrschen soll. Will man genau sein, so darf man auch nicht übersehen, dass das Geldverdienen ein durchaus französischer Trieb ist, dem Montecchi gerade so gut folgt, wie Capuletti. Wenn man aber das Land verwüstet und den Fremden den Anblick und die Gefahren eines Bürgerkrieges bietet, macht man keine Geschäfte, und auch aus diesem sehr triftigen Grunde halten die umsturzlustigen Brüder vorläufig noch Frieden.

Nun könnte man mit Recht fragen — und man hat mich in der That gefragt — weshalb denn die Franzosen immer eines im Grunde doch nichtigen oder kleinlichen Anlasses bedürfen, wenn sie darauf ausgehen, ihre Regierung oder Regierungsform zu wechseln, weshalb sie vor allem jederzeit im Kothe umherwaten und ihre schmutzige Wäsche unter ungeheurem Geschrei öffentlich waschen, wenn ihr Endzweck doch nur darin besteht, es zur Abwechselung wieder einmal mit einem anderen politischen oder socialen System zu versuchen? Ich erkenne, wie gesagt, die Berechtigung einer solchen Frage vollkommen an; um aber eine erschöpfende Antwort zu geben, müsste ich einen Aufsatz über französische Volkspsychologie schreiben, und dazu fühle ich mich nicht berufen. Es sei daher nur daran erinnert, dass jedes Volk, jede Rasse, seine oder ihre Eigenthümlichkeiten — berechtigte und minder berechtigte — hat, die es bei all seinem Thun und Lassen beeinflussen und leiten; und eine dieser Eigenthümlichkeiten der Franzosen besteht darin, dass sie alles, was sie beginnen, mit einer ungeheuren Verschwendung von Lungenkraft thun. Dazu gesellt sich in letzter Zeit noch eine weitgehende Verlotterung der Sitten, besonders eine Verrohung der Sprache, die unstreitig seit Gründung der Republik erheblich zugenommen haben. Leider lässt sich jedoch nicht einmal hoffen, dass sich die Verhältnisse in dieser Beziehung nach einer etwaigen Beseitigung der jetzigen Staatsform in irgendwie merklicher Weise bessern würden.

Es ist also eine ausgemachte Sache, dass spätestens für den Beginn des nächsten Winters ein neuer Feldzug vorbereitet wird, der sich gegen die republikanische Regierung und gegen das republikanische System in Frankreich richten, aber den Namen des dritten Dreyfuskrieges führen wird. Nur wenn der ehemalige Insasse der Teufelsinsel selbstlos genug sein sollte, „Antidreyfusard" zu werden und von der Regierung seine Reinternierung zu verlangen, würden die Feinde der Republik sich genöthigt sehen, nach einem anderen Vorwande für ihre Bekriegung der gegenwärtigen Staatsform zu suchen. Ihrem erfinderischen Geiste ist es zuzutrauen, dass sie einen solchen Vorwand binnen weniger Tage auch finden und in ebenso rücksichtsloser Weise ausschlachten würden, wie dies bei der „Affaire" der Fall gewesen ist.

Paris. Potter.

---

## Zur Reform der Güterbeförderung bei den k. k. Staatsbahnen.

Zu unserem nicht geringen Erstaunen finden wir zufällig bei Durchsicht der Nr. 56 des „Verordnungsblattes für Eisenbahnen und Schiffahrt", dass der von den Tagesblättern vor einigen Wochen veröffentlichte, angeblich vom Eisenbahnministerium an die Privatbahnen unter Bezugnahme auf die glänzenden Erfolge bei der Nordbahn gerichtete Erlass, bezüglich der Einführung der Reform „Trennung des Nah- vom Fernverkehr in der Güterbeförderung", auf dem Wege von der Stelle, die ihn herausgegeben, bis zu den Tagesblättern eine merkwürdigerweise die Tendenz desselben ändernde, sagen wir, Correctur erhalten hat, welche eine Irreführung der Oeffentlichkeit hervorrufen musste.

Der Erlass wurde nämlich nicht vom Eisenbahnministerium herausgegeben, sondern unter Zahl 5067 vom 8. Mai d. J. von der Generalinspection der österreichischen Eisenbahnen und war nicht allein an die Privatbahnen gerichtet, sondern ebenso an die Betriebsdirectionen der k. k. Staatsbahnen. Wir glauben, dass der Erlass, welcher mit Hinweis auf die bei der Nordbahn innerhalb kurzer Zeit erzielten, vorausgesehenen groß-

artigen Resultate die Aufforderung zur Einführung der Reform enthält, von den Gegnern derselben im Eisenbahnministerium und in den Betriebsdirectionen als exemplarische Zurechtweisung empfunden wurde und dass dies das Bestreben hervorrief, den Erlass derart für das große Publicum zu modificieren.

Nach der bei Eröffnung des Staatseisenbahnrathes vom Herrn Eisenbahnminister gehaltenen Rede, welche fast einer Unfähigkeitserklärung der leitenden Persönlichkeiten gleichkommt, muss es, um die Betriebsüberschüsse ohne Erhöhung der Fracht- und Personentarife auf der Höhe des Ueberschusses vom Jahre 1898 zu erhalten, während gleichzeitig die Privatbahnen stetig fortschreitende Einnahmen verzeichnen, zur Reform in der Güterbeförderung kommen, vielleicht auch zu einer Aenderung des Vorgehens bei Besetzung der höheren Stellen. Wenn bei einer Privatunternehmung ein Rückgang der Einnahmen bei gleichzeitiger Prosperität der Concurrenz constatiert wird, dann werden Nachforschungen angestellt, ob der Grund in einem Organisationsfehler oder in der Unzulänglichkeit der geschäftsführenden Personen gelegen ist, und demgemäß Maßnahmen getroffen. Es ist selbstverständlich, dass die Qualification zur Erreichung einer Stellung im Ministerium des Innern und der Justiz in dem zurückgelegten Rechtsstudium gelegen ist, für's Eisenbahnministerium wäre aber doch in erster Reihe commerzielle und technische Befähigung zu beanspruchen.

In einem Artikel vom 25. Dec. 1898 führten wir im Fachblatte „Tarifanzeiger" gegenüber dem gedankenlosen Geschwätze vieler, die verschiedensten Rathstitel führenden Herren aus, dass die Ursache des seit Jahren herrschenden und sich immer fühlbarer machenden Wagenmangels, nur zum geringsten Theile in der zu kleinen Anzahl verfügbarer Wagen liege, sondern hauptsächlich in der Planlosigkeit der Verladungs-, der Beförderungs- und Manipulationsweise im Güter-, insbesondere im Stückgutverkehr bestände. Wir legten eingehend die bisherige Manipulation dar und forderten Abstellung der unsinnigen Verladungsweise und Einführung einer Reform im Güterverkehre: „Die Trennung des Nah- vom Fernverkehr."

Der Güterverkehr wickelt sich nach der bisherigen Methode wie folgt ab: Die Güterzüge enthalten Güter für alle Stationen und Entfernungen, Wagen mit Wagenladungsgut und mit Stückgütern. Letztere in ein und demselben Wagen für Nachbarstationen und für 100 Kilometer entfernte Stationen. Demgemäß muss in nahezu jeder Station gehalten und die Fahrt jedes Zuges wesentlich verzögert werden. Wagenladungsgüter für entfernteste Stationen müssen gleich den Stückgütern alle durch die Zugbehandlung bedingten Aufenthalte und Verzögerungen mitmachen, werden auch sehr häufig abgestellt und auf spätere Züge aufgetheilt. Stückgüter werden aber selbst in größeren Stationen für mehrere einander nicht folgende Empfangsorte in einem Wagen, ja sogar für die gleiche Bestimmungsstation in mehreren Wagen zusammen mit Gütern für andere Stationen verladen. Solcherart führen die meisten Züge eine große Anzahl die Behandlung erschwerender und unausgenützter Wagen mit sich, welche die Zuglänge und den Wagenbedarf überflüssigerweise erheblich vergrößern und die Betriebsabwickelung hemmen.

Zum Unterschiede von dieser planlosen Wirtschaft sind die Grundzüge der Reform „Trennung des Nah- vom Fernverkehr" folgende:

Wagenladungsgüter müssen mit directen Güterzügen verladen werden. In jenen Fällen, in welchen an der Aufgabe- oder Empfangsstation die directen Züge keinen Aufenthalt aufweisen, sind die Wagen bis zur nächstgelegenen, respective vorgelegenen Station zu senden, in welcher der directe Zug fahrplanmäßig Aufenthalt zu nehmen hat. Bis zu diesen, respective von denselben aber haben Sammelzüge die Wagen zu übernehmen.

Infolge dieser Beförderungsweise können die Wagen Strecken, zu deren Zurücklegung bis nun 5—7 Tage benöthigt wurden, in 2—3 Tagen bewältigen.

Bei den Stückgütern wird jeder Station genau vorgeschrieben werden müssen, bei welchem Zuge und in welchen Wagen sie zuladen darf, falls nicht selbständig ein ebenfalls genau zu bezeichnender Wagen gebildet werden kann. Eine willkürliche Verladungsweise ist ausgeschlossen. Dadurch wird erreicht, dass die verzplitterte frühere Zuladung bei mehreren Zügen vermieden wird, und durch das Zusammendrängen bei einem Zuge die vorher bezeichneten Sammelwagen bis zur Ankunft in der Zugs-End- oder Abzweigsstation complet für eine bestimmte Richtung oder Station beladen sind und nun von diesen End-, bezw. Abzweigstationen ab ohne weitere Umladung als geschlossene Wagenladungen mit einem directen Güterzuge weiterrollen können. Weiters entfällt bei dieser Manipulation die Bildung zweier oder mehrerer Wagen für ein und dieselbe Station oder Richtung, es wird bessere Wagenausnützung erzielt und die Ueberfüllung der Stationen mit solchen mehrfach gebildeten Wagen ausgeschlossen. Der so gefährliche Verschubdienst und die hiedurch entstehenden Gefahren werden reduciert, der Wegfall der vielen Umladungen bewirkt raschen Transport, sichere Einhaltung der Lieferfristen, und es entfällt die Nothwendigkeit von Stationsvergrößerungen, bis auf wenige Fälle, wo thatsächlich eine Verkehrssteigerung im Laufe der Zeit eingetreten ist.

Stationsstückgutwagen dürfen nur nach einzelnen Stationen oder Stationsgruppen geladen werden und in der Regel mit directen Zügen gehen. Sie müssen zu der diesen Stationen vorliegenden Rangierstation befördert, und ab da dem nächstanschließenden Sammelzuge zur Vertheilung an die einzelnen Stationen übergeben werden. In beiden Fällen bei Sammel- und Stationswagen wird eine viel raschere unaufgehaltene Beförderung der Wagen und mithin eine frühere häufigere Wiederverwendung erzielt.

In der „Wiener Abendpost" vom 4. Jänner 1899 wurde unseren eingangs erwähnten Ausführungen im „Tarifanzeiger", welche übrigens so ziemlich mit den drei Vierteljahre später veröffentlichten Artikeln des Herrn Generalinspectors Gerstel übereinstimmten, entgegengetreten, weil angeblich zur Einführung der Reform, zu der unserer Ansicht nach fester Wille bei strammer centralisierter Durchführung in erster Reihe nöthig ist, „enorme Ausgaben! erforderlich seien ..." Hinzugefügt wurde, dass der Herr Generalinspector Gerstel sich mit der Angelegenheit schon längere Zeit beschäftige und sein Interesse durch sehr schätzenswerte Anregungen bethätigt habe. Diese schätzenswerten Anregungen, von denen der Officiosus des Ministeriums am 4. Jänner 1899 sprach, waren nun nichts anderes, als die in zwei glänzenden Artikeln vom 14. und 18. August 1899 in der „Zeitung des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen" ausgeführten Vorschläge des Generalinspectors zu der für den Fortbetrieb der Bahnen bei dem gestiegenen Verkehr als höchste Nothwendigkeit sich erweisenden „Trennung des Nah- vom Fernverkehr in der Güterbeförderung".

Es muss nun einen mehr als komischen Eindruck machen, dass die Nordbahn den k. k. Staatsbahnen mit der Einführung der Reform am 1. Mai 1899 auf ihren Linien ohne längere Vorbereitungen vorausgeeilt ist und vor den enormen Ausgaben des Officiosus der „Wiener Abendpost" nicht zurückschreckte, um nur raschest die bedeutenden Vortheile der Reform zu erreichen. In Wirklichkeit dürften sich die Ausgaben für die Einführung der Reform nur auf einige hunderttausend Kronen für das Jahr 1899 belaufen haben, denen gegenüber nahe an 100,000 Kronen Ersparungen aus Lieferzeit-Versicherungsansprüchen am Ende des ersten Jahres schon reichliche Entschädigung für den Anfang bildeten. Der Nachtheil der „überhasteten" Einführung dürfte für das erste Jahr auch in einer um mehrere Procente erhöhten Güterzugs-Kilometerleistung bestanden haben, welche aber ebenso wie die obigen Auslagen eben nur dem Jahre 1899, dem bei einer eventuellen Einlösung durch den Staat als ungünstigsten ausgeschiedenen Jahre, zur Last fallen, während der große Gewinn den darauffolgenden Jahren zugute kommen wird. Wenn in Betracht gezogen wird, dass der Wagenmangel aufhörte, die Güter innerhalb der Lieferzeit zugestellt wurden und die Verkehrssicherheit stieg, so kann man sagen, dass das Zögern bei den k. k. Staatsbahnen unbegreiflich ist. Freilich muss der große Unterschied nicht außeracht gelassen werden, der sich zwischen Privatbetrieb und Staatsbetrieb überall geltend macht und in den persönlichen Interessen der an der Spitze stehenden Beamten zum Ausdrucke kommt. Der durch Tantièmen geschärfte richtige Blick der Directoren der Privatbahnen muss und wird dieselben von selbst auf die raschestе Einführung der Reform weisen, wie das Beispiel der Nordbahn und Südbahn zeigt.

Unseres Wissens ist im Vorjahre versuchsweise mit der Einführung der Reform auf den westlichen Staatsbahnlinien begonnen worden. Hiezu wurden ausgezeichnete, für die Durchführung nöthige Grundsätze von seltener Klarheit und Einfachheit von der Generalinspection an die Staatsbahnendirectionen hinausgegeben und auf Grund derselben die Detailinstructionen für die Stationen ausgearbeitet. Ist nun die Stockung in der Durchführung der Reform und die Nothwendigkeit einer neuerlichen Aufforderung durch die Generalinspection nicht auffallend? Der Grund kann nur außer der noch nicht überwundenen Gegnerschaft im Ministerium, in dem Widerstande der k. k. Betriebsdirectionen liegen.

Nun zu den Ziffern:

Es wurden auf den k. k. österreichischen Staatsbahnen 1898 (Postgüter ausgeschlossen) befördert:*)

| | Tonnen à 1000 Kilogr. | Jede Tonne ist durchschnittlich durchfahren Kilometer | Gesammtleistung Tonnen-Kilometer |
|---|---|---|---|
| Eil- und Expressgüter . . . | 255.193 | 135·68 | 34,602.356 |
| Frachtgüter einschließl. militär. u. frachtpflichtiger Regiegüter: | | | |
| a) Stückgut . . . . . | 1,834.260 | 127·57 | 242,539.167 |
| b) in Wagenladungen, sowie zu Special- und Ausnahmetarifen | 28,559.143 | 124·80 | 3.564,731.136 |
| Frachtfreie Dienstgüter . | 3,481.316 | 154·34 | 537,291.372 |
| Vieh, einschließlich Pferde . . | 280.087 | 119·78 | 33,549.979 |

*) „Statistische Nachrichten des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen", 1898.

Die eigenen Güterwagen haben durchschnittlich 19.829 Kilometer durchlaufen, die Gesammtleistung aller Güterwagen auf eigener Bahn (Gesammtnetz) war:*)

beladen Achskilometer . . 1,018,761.746
leer „ . . 521,612.584

demnach hat sich die Zahl der beladenen zu den leer laufenden Wagen wie 2:1 verhalten, welche Verhältniszahl wir bei unserer Berechnung auch benützen werden.

Wenn man die durchschnittliche Jahresachskilometerleistung der Wagen, in unserem Falle 19.829 Kilometer, durch die von jeder Tonne durchschnittlich durchfahrene Kilometeranzahl dividiert, erhält man die durchschnittliche Tourenzahl der Wagen.

Im Jahresdurchschnitte**) waren vorhanden 38.380 eigene Güterwagen, ferner 1212 Gepäckwagen. Nach obiger Verhältniszahl 2 : 1 = beladen : leer, wären von den eigenen 38.380 Wagen nur 25.587 Güterwagen ständig beladen zur Verfügung gewesen, und hätte bei richtiger Beladungsweise und geregelter Beförderung, wie solche bei Trennung des Nah- vom Fernverkehr selbstverständlich, folgendes Resultat erreicht werden können:

Wagenladungsgüter 28,559.445 Tonnen benöthigten bei durchschnittlicher Beladung à 10 Tonnen, 2,855.944 Wagen, daher bei 124·80 Kilometer durchschnittlicher Fahrt = 158·88 Touren . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 17.976 Wagen

Frachtfreie Dienst-(Regie-)Güter 3,481.316 Tonnen benöthigten (durchschnittliche Beladung à 10 Tonnen) 348.131 Wagen, daher bei 154·34 Kilometer durchschnittlicher Fahrt = 128·46 Touren . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 2.710 „

zusammen 20.686 Wagen

Es blieben nun von den als ständig zur Verfügung gestanden angenommenen 25.587 Wagen nach Kürzung der für Wagenladungsgüter, sowie frachtfreie Dienstgüter verwendeten 20.686 Wagen noch 4901 Wagen zur Verladung von Stückgütern und Vieh, sowie Eilgütern zur Verfügung. Wir sehen von den Eilgütern sowohl wegen der unscheinbar kleinen Ziffer, als auch wegen der zumeist in Gepäckswagen vorgenommenen Verladung ab und ebenso von der Differenz der durchschnittlich durchfahrenen Strecke zwischen Stückgut und Vieh, indem wir die durchschnittliche Fahrtleistung des ersteren, d. i. 127·27 Kilometer annehmen, welche 19829 : 127·27 = 155·44 Touren ergibt. Diese Tourenzahl mit obiger für Stückgut und Vieh zur Verfügung stehenden Wagenzahl 4901 multipliciert, zeigt uns die Gesammtzahl von 761,811 Wagen, mittels welcher die Tonnen 1,901.260 Stückgüter
„ 286.087 Vieh und Pferde

zusammen Tonnen 2,187.347 bei einer durchschnittlichen Belastung von Tonnen 2·871 = 2871 Kilogramm per Wagen verladen hätten werden müssen, wenn regelrecht manipuliert worden wäre, um mit den vorhandenen eigenen Wagen auszukommen.

Wie bekannt, sind die von uns auf Grund der officiellen Ziffern ausgerechneten Tourenzahlen der Wagen zu optimistisch und in Wirklichkeit nicht so hoch, denn jeder größere Verfrächter weiß, dass die Wagen durch die überflüssigen Stehzeiten häufig 4 bis 5 Tage und in manchen Fällen sogar noch länger ausbleiben. Die Wagentourenzahlen müssen sich naturgemäß dementsprechend vermindern und schon hieraus würde trotz sonst genügender Wagenzahl ein Wagenmangel resultieren. Dies wäre bei Trennung des Nah- vom Fernverkehr ausgeschlossen.

Wir wollen nun jetzt die annähernd wirkliche Verladungsweise des Jahres 1898 darstellen, aus welcher jedermann die Nothwendigkeit des Eintrittes des Wagenmangels klar werden wird, obwohl wir nun außer den eigenen Wagen mit dem Stande vom Jahresschlusse auch die Leihwagen und die fremden Parteien gehörigen Wagen in die Rechnung einstellen werden.

| | Wagen |
|---|---|
| Eigene Güterwagen am Jahresschlusse . . . . . . | 40.178 |
| Leihwagen . . . . . . . . . . . . . . . . | 2.090 |
| fremden Parteien gehörige Wagen . . . . . . . | 1.567 |
| | 43.835 |
| hievon ein Drittel ab für leer laufende Wagen . . . | 14.611 |
| | 29.224 |
| Gleich der ersten Rechnung ziehen wir von diesen zur Verladung der Wagenladungs- und frachtfreien Regiegüter ab. . . . . . . . . . . | 20.686 |
| Es reflectierten für Stückgüter, sowie Vieh und Pferde . | 8.538 |

Die Tonnen 1,901.260 Stückgüter wurden annähernd, wie folgt, verladen:

| Verladung per Wagen Metercentner | | Procente vom Gesammtquantum | | Quantum Tonnen | | Durchschnitt per Wagen | Verwendete Wagen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1—5 | circa | 5 | circa | 95.063 | circa | 2½ q | 380.252 |
| 5—15 | „ | 20 | „ | 380.252 | „ | 1 Tonne | 380·252 |
| 15—25 | „ | 30 | „ | 570.378 | „ | 2 „ | 285.189 |
| 25—35 | „ | 20 | „ | 380.352 | „ | 3 „ | 126.751 |
| 35—45 | „ | 10 | „ | 190.126 | „ | 4 „ | 47.531 |
| 45—100 | „ | 15 | „ | 285.189 | „ | 7½ „ | 38.025 |
| | | | | | | zusammen . . . | 1,258.000 |

bei einer durchschnittlichen Fahrt von 127·57 Kilometer gleich 152·44 Touren wurden daher 8093 Wagen benöthigt, ferner für 286.087 Tonnen lebende Thiere, eine Beladung von 6 Tonnen per Wagen angenommen, 47.680 Wagen, welche bei einer durchschnittlichen Fahrt von 179·78 Kilometer gleich 110·29 Touren einem Bedarfe von 432 Wagen entsprachen, demnach für Stückgut und Vieh zusammen 8525 Wagen. Wären die am Jahresschlusse vorhanden gewesenen Wagen also im Jahresdurchschnitte verfügbar gewesen, dann hätte man, wie zu sehen, bei obiger Verladungsweise nur knapp auskommen können, nachdem dies aber nicht der Fall war, musste sich Wagenmangel einstellen.

Von den nicht ziffermäßig fixierbaren Schäden, welche Landwirtschaft, Industrie und Handel in den letzten Jahren durch den sogenannten Wagenmangel erlitten haben, abgesehen, ergibt sich der finanzielle Nachtheil, den die Staatsbahnen durch die bisherige Art der Güterabfertigung nur allein aus dem Stückgutverkehre gegenüber einer Verladungsweise laut unserer ersten Aufstellung erleiden mussten, wie folgt:

Wie wir aus unserer ersten Rechnung ersehen, hätte man bei einer durchschnittlichen Belastung von 2·871 Tonnen per Wagen gleich 1·435 Tonnen per Wagenachse zur Verladung von 2,187.347 Tonnen Stückgüter und lebender Thiere das Auskommen mit 761.811 Wagen finden können. Anstatt dieser Wagenzahl wurden aber in Wirklichkeit

für Stückgüter. . . . . . . . . 1,258.000 Wagen
für Vieh und Pferde . . . . . . . 47.680 „
zusammen. . . 1,305.680 Wagen

gebraucht, demnach um 543.869 Wagen mehr verwendet als nöthig gewesen wäre, welche bei Annahme eines durchschnittlichen Wagengewichtes von 6 Tonnen und einer durchschnittlich zurückgelegten Wegstrecke von 127·57 Kilometer eine Mehrleistung von 416,288.209 Tonnen-Kilometer ergeben.

Die Gesammtauslagen betragen laut Verwaltungsbericht der k. k. Staatsbahnen vom Jahre 1898, S. 279, per 1000 Brutto-Tonnen-Kilometer fl. 6·56; demnach kosteten die 416,288.209 Tonnen-Kilometer fl. 2,730.850, welche Summe sich in erster Reihe als jene Ersparnis darstellt, die aus dem eigenen Fahrparke hätte herausgeschlagen werden können; ferner würde ein großer Theil der für Fahrbetriebsmittel gezahlten Miete fl. 4,101.910 in Wegfall kommen; außerdem würden sich die nicht unbedeutenden Entschädigungen für Lieferzeitüberschreitungen auf ein Minimum reduciert haben.

Wenn man all diese Summen in Betracht zieht, muss man zur Erkenntnis kommen, dass man bei vernünftiger Wirtschaft bei den k. k. Staatsbahnen heute nicht vor der Nothwendigkeit stehen müsste, die Einnahmen durch Erhöhung der Fracht- und Personentarife zu steigern. Es wird den Staatsbahnen anzuempfehlen sein, statt durch Erhöhung der Tarife durch richtigere kaufmännische Wirtschaft die Ausgaben zu vermindern und dadurch den Ueberschuss zu vermehren.

Julius Flamm.

## Die Berliner Börsenkrisis.

Mit furchtbarem Getöse ist das von uns angesagte Unwetter herniedergefahren, das schon seit Wochen über den Börsen lagerte.*) Im Verlaufe weniger Tage ist in Deutschland das zertrümmert worden, was in einem halben Jahrzehnt mühsam aufeinandergefügt wurde. Noch stehen zwar ganz beträchtliche Ueberreste der stolzen Cursbauten, aber es ist doch nur noch eine Frage der Zeit, wann von neuem der Tanz beginnt. Inzwischen ist etwas Ruhe eingetreten und diese Ruhe wird in der deutschen Presse dazu benutzt, die Bedeutung der Curstürze nach allen Richtungen hin zu interpretieren. Man sollte gar nicht glauben, dass einer so bestimmten Thatsache, wie die Börsenpanik ist, so vielerlei Bedeutung untergelegt werden kann. Bis vor kurzem leugnete die deutsche Presse überhaupt die Möglichkeit dauernder Cursrückgänge. Das kann man nun nicht mehr. Und wenn man von dem Geschreibsel einiger speculationslüsterner Preßlakaien der Börse absieht, so leugnet man im allgemeinen auch nicht einmal mehr die Thatsache einer richtigen Börsenkrise. Gestritten wird nur noch darum, ob außer der Börsenkrise die große wirtschaftliche Katastrophe vor der Thür steht. In ganz eigenthümlicher Verblendung beharrt eine starke Mehrheit in Deutschland immer noch auf dem Standpunkte,

*) [illegible]
**) [illegible]

*) [illegible] „Zeit“.

dass in der Industrie alles in schönster Ordnung sei. Diese Leute hat nicht einmal der Sturz der Alt-Eisenpreise von der eingetretenen Wendung zum Schlechteren überzeugen können. Inzwischen jedoch ist ganz plötzlich ein Ereignis eingetreten, das in der Presse wenig berührt worden ist, das aber nichts destoweniger von großer symptomatischer Bedeutung ist. Der oberschlesische Verband der Röhren-Walzwerke hat nämlich seine Preise durch Erhöhung der Rabatte um 5 Procent ermäßigt. Dadurch wird bekräftigt, was an dieser Stelle schon öfter ausgesprochen worden ist, dass nämlich die Preise für Halbzeuge und Fertigfabrikate nicht mehr zu halten sind, ohne dass der Consum verringert wird. Allerdings fällt gerade für oberschlesische Röhren erschwerend ins Gewicht, dass die Production der benachbarten österreichischen Röhren-Walzwerke um 50 Procent den Bedarf überragt. Gegenüber dieser Thatsache scheint eine andere völlig unbegreiflich, dass man nämlich am Mittelrhein daran geht, die Preise für Gusswaren um 1 Mark zu erhöhen. Besonders da das gesammte rheinische Industriegebiet zur Zeit von der amerikanischen Concurrenz aufs schwerste bedroht wird. Um die Lage noch mehr zu complicieren, treten wahrscheinlich schon in den nächsten Monaten Preiserhöhungen für Kohle in Kraft, so dass, abgesehen von allen anderen wirtschaftlichen Nachtheilen, die daraus erwachsen, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt möglichst wenig concurrenzfähig wird.

Diese ganze Unklarheit der Situation wird nun von einigen Interessentengruppen ausgenützt, um immer wieder von neuem das Publicum zu beruhigen, und anstatt froh zu sein, dass eine Menge schwacher Elemente sich rechtzeitig ihrer Effecten entledigen, verzapft man nach jedem größeren Cursrückgang sofort die Beruhigungselixiere. Durch Zufall hat man in der vergangenen Woche erfahren, aus welcher Quelle die fortwährenden rosigen Schilderungen unserer industriellen Lage stammen. Herr Victor Schweinburg, der vielgeschäftige Herausgeber einer staatserhaltenden Correspondenz, der Vertrauensmann des Flottenvereines, der Agent Krupps und der Correspondent der syndicatsfrommen „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", will anscheinend dieselbe Methode, mit welcher er einen geradezu widerlichen Flottenspectakel in Scene setzte, auch zur Erregung von Hausse-Enthusiasmus anwenden. Die Kenntnis dieser Quelle der stimulierenden Berichte müsste schon höchst bedenklich stimmen, denn wenn Herr Schweinburg sich auch neulich feierlich hat bestätigen lassen, dass er kein Börsenagent sei, so unterliegt es trotzdem gar keinem Zweifel, dass er im Interesse einer Börsen- oder Industrieclique seine Berichte in die Welt hinausschickt. Die Syndicate namentlich haben eben ein Interesse daran, solange wie möglich den Zusammenbruch hintanzuhalten und auch die „Haute Finance" verschiebt durch ständige Intervention eine neue Katastrophe solange wie möglich, um durch Verkauf ihrer zahlreichen Rentenbestände nach London und New-York sich etwas freie Hand zu machen.

Inzwischen aber entwickeln sich in Deutschland die Verhältnisse folgerichtig so weit, dass ein großer, allgemeiner Krach immer unvermeidlicher wird. Enger und enger ziehen sich die Kreise zusammen und es kann nur noch die Frage sein, ob erst zum Herbst oder schon vorher dies traurige Ende eintritt. Von den Syndicaten werden die Besteller zur schleunigen Abnahme gedrängt, aber ihre Zahlungen leisten sie nicht in bar, sondern die Banken leihen ihnen ihre Accepte. Die Creditanspannung wächst dadurch in ganz Deutschland ins ungeheure, augenblicklich werden für Londoner, New-Yorker und Pariser Rechnung große Summen Disconten im offenen Markt bei uns gekauft, und trotzdem verharrt der Privatdiscontsatz auf noch nicht dagewesener Höhe. Wie soll das nun werden, wenn im Herbst die Erfüllung all dieser Wechselverpflichtungen in bar verlangt wird? Vor Wochen, als ein großer Theil dieser Verpflichtungen geschaffen wurde, hoffte man auf die baldige Beendigung des Transvaalkrieges und glaubte, durch neuen Zustrom afrikanischen Goldes werde die herbstliche Situation erleichtert werden. Allein inzwischen ist wie ein Blitz aus heiterem Himmel die chinesische Action in die Welt gefahren und dadurch ist jede Calculation über den Geldmarkt vor der Hand vollständig zerstört. Die chinesische Frage ist gerade für Deutschland von ganz außerordentlicher finanzieller Wichtigkeit. Sie soll demnächst eingehendere Erörterung finden.

Berlin. Georg Bernhard.

---

# Die Kunst, zu hören.

Einige Betrachtungen.

Von Ellen Key (Stockholm).

Etwas Helleres gibt es nicht als einen jungen vermeländischen Birkenhain im Vorsommer. Die seidenfeine Haut der dicht stehenden Stämme hat die zarte Weiße von Kindergliedern, und weiß glitzert es auch vom Boden von verspäteten Anemonen, von Sauerklee, Schirmkraut und Erdbeerblüten. Die zartgrünen Birkenblätter fangen bebend, silberfunkelnd jeden Sonnenblitz auf, und das weiche Wegen der Zweige füllt die Luft mit warmgrünem Wohlgeruch, während die Espen, halb durchsichtig in der Lichtflut, bernsteingelb und rubinroth glänzen. Das gaukelnde leichte Rauschen des jungen Laubes verschwindet in dem tiefdunklen Brausen aus dem Walde, der an seine Nähe durch die eine oder andere schmale Tanne erinnert, die blank und schwarzgrün zwischen dem hellen Laub zum sonnebebenden Himmel aufragt, wo auch die leichteste weiße Streuwolke rasch mit der funkelnden Bläue verschmilzt, die der See widerspiegelt, und mit der die Berge sich umhüllen. Der Waldbach rauscht und rieselt und plaudert und plappert, aber so sachte, dass er nicht die Laute des wehenden Grases, der summenden Bienen, der flatternden Insectenflügel übertönt — besonders der weißen Schmetterlingsflügel — die zusammen den sprödesten, aber anhaltendsten Ton des Sommers bilden, während das Glücksgurren der Waldtaube, das goldklare, rasch steigende und fallende Trill der Drosseln und Finken das bejahen, was auch der Kuckucksruf in allen Himmelsstrichen beharrlich verkündigt: dass die Feiertagsstunde des Sommers geschlagen hat.

Denn nun blüht das Maiglöckchen. Weiße Perlreihen glitzern überall aus breiten grünen Deckblättern. Stärker als der berauschende starke Wohlgeruch der letzten Blüten des Faulbaumes und der ersten der Vogelbeeren, reiner selbst als die aus unzähligen Erd- und Wasser- und Pflanzendüften zusammengesetzten Sommerdämpfe, weht durch die Luft der heilige Duft der Kelche, in denen alle Fülle, alle Frömmigkeit des Sommers wohnt.

In einer solchen Seligkeit von irdischem Grün, himmlischem Blau und überirdischem Weiß, von sonnenklingenden Tonfluten und sonnendurchrieselten Duftströmen, in all der mannigfach gesteigerten Empfindungsfähigkeit der Sinne meint man beinahe, Heimdalls Gabe zu besitzen: das Gras wachsen zu hören.

Aber gerade in einer solchen Stunde kam es mir mit einemmale zum Bewusstsein, dass, wie ganz auch ein Mensch eitel Sinne und eitel Seele wird, wie widerstandslos er sich auch vom Sommer zu einem bloßen Becher formen läſst, um des übrigen Daseins Herrlichkeit damit zu umschließen — ein armes Menschenkind doch nicht mehr als ein Siebentel sieht, nicht mehr als ein Sechstel von all dem Leben hört, das da wogt und weht, glitzert und glüht, strahlt und rings um ihn schwingt, von Ast und Hügel, von Luft und Wellen.

Das Bewusstsein all dieses Unvernommenen erweckte gerade jetzt bei mir ein starkes Gefühl des Aufruhrs gegen die Grenzen der Menschennatur. Und es war ein geringer Trost, dass diese Grenzen uns viel von dem Kampfe verbergen, der der Unterton in dem Jubel des Seienden und Werdenden ist, dem Kampfe, der das Erdhügelchen, das meine Hand deckt, zu einer Walstatt voll Sieger und Ueberwundener macht. Gerne wollte ich gerade da auch alle Leiden des Kampfes vernommen haben, wenn ich nur dadurch bis in ihre äußersten Vibrationen alle Herrlichkeit des Lebens hätte vernehmen können, all das Tongegaukel, das Farbenspiel, die Duftsymphonie, die Gefühlsliebkosung, von denen die nordische Natur in den raschfliehenden Stunden ihrer zartesten Schönheit bis zur Trunkenheit übervoll ist. Während ich so Unmöglichkeiten begehrte — Unmöglichkeiten wenigstens bis auf weiteres, bis der Mensch seine Grenzen erweitert hat — tauchte vor mir der Trost auf: dass wir Culturmenschen, die wir die feinen Sinne der Wilden und des Thieres für die äußere Natur verloren haben, diese Feinfühligkeit durch eine entsprechende in der Auffassung der geistigen Welt ersetzten, die wir aus uns und für uns geschaffen haben. Aber dieser Trost war kurz. Denn es wurde mir rasch klar, wie wir durch unfreiwillige Begrenzung sowohl, wie durch freiwillige Beschränktheit auch auf diesen Gebieten mit stumpfen Empfindungen auffassen.

Die in unseren Tagen abwechselnd verherrlichte und verdammte Selbstanalyse scheint für das Gegentheil zu sprechen. Nie ist man mit strengerer wissenschaftlicher Methode in die Geheimnisse des Seelenlebens, sowie in die der übrigen Natur eingedrungen. Nie — außer in den Tagen der großen französischen Moralisten — hat man mit subtilerer Schriftstellerkunst seine psychologischen Entdeckungen geschildert. Aber hat nicht vielleicht unsere Zeit die Fähigkeit: zu sehen, auf Kosten der ebenso bedeutungsvollen: zu lauschen, ausgebildet?

Ein neuprovençalischer Dichter sagt in einem Sonett, ebenso wie er, wenn er sein Ohr an eine Muschel legt, aus ihrem rosenrothen Innern den Widerhall des Meeresbrausens höre, könne er an dem Ohr seiner Geliebten während ihres Schweigens doch vernehmen, „was ihres Herzens tiefe Wellen flüstern". Der Dichter lehrt uns hier, dass die Kunst des Lauschens eins mit der der Liebe ist. Wenn wir also jetzt schlechter aufhorchen, beruht das vielleicht darauf, dass wir trotz unserer vielseitigen Beobachtung des Menschengeschlechts kälter gegen die Individuen innerhalb desselben sind, dass, während wir eifrig den Menschen studieren, wir uns immer weniger um die Menschen kümmern.

Der Mensch unseres Jahrhunderts hat sein Mitgefühl für die Gattung theils in eine großartige philanthropische Thätigkeit und theils, wie gesagt, in wissenschaftliche Beobachtung und in psychologisch vertiefte, künstlerische Schilderung umgesetzt. Aber das von Eisenbahnen und Dampfschiffen, Telegraphen und Telephonen,

Affichen und Zeitungen, Velocipeden und Tramways — bald auch von Automobilen, Ballons und Flugmaschinen — umkreiste arme Nervenbündel, das sich aus bloßem Selbstbetrug noch Gegenwartsmensch nennt, dieses unglückliche Nervenbündel hat nicht mehr die Zeit und verliert dadurch auch die Neigung und Gewohnheit, sich mit den verschiedenen Individuen seiner Gattung zu befassen. Und am allerwenigsten hat man die Ruhe, sich bei einer gelegentlichen oder dauernden Berührung mit dem Einzelnen in einen Austausch mit diesem zu vertiefen oder die feinen Rücksichten zu nehmen, die einen Theil des Reizes im Leben früherer Zeiten ausmachten. Die alten Damen und Herren, die noch als Achtzigjährige kerzengerade auf ihren perlfarbigen Tabourets saßen — gewiss waren ihre Augen trüber, ihre Herzen kühler als unsere für das menschliche Leiden in all seinen verschiedenartigen Formen. Und gewiss war ihr Gefühlsleben oft seichter, in den tiefsten persönlichen Lebensverhältnissen. Aber dagegen waren sie unendlich empfänglicher für all die mit Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung verbundenen kleinen Dinge im Leben, die freilich nicht das Leiden hindern und nicht das Glück schaffen können, aber doch das erstere lindern und das letztere erhöhen, die kleinen Dinge, welche — jedes für sich ebenso unbedeutend wie des eben vorbeieilenden Windes Zartheit, des eben vorbeistreifenden Duftes Lieblichkeit, des eben vorbeiflatternden Insectes Leichtbeschwingtheit — doch Alle mitwirken, der Stunde ihren sommermilden Reiz zu geben.

Das Solidaritätsgefühl dieser alten Damen und Herren mit ihrem Geschlecht war noch schlummernd. Aber ihr *gesellschaftliches* Gefühl war stark und künstlerisch ausgebildet zu einer vollkommenen Beherrschung der leichteren, sowie der ernsteren Formen, durch die das unmittelbare Zusammenleben der Individuen gerade für die Stunde reich wird. Und vor allem bildeten die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts die Kunst zu lauschen aus, die die Grundbedingung für die des Conversierens ist. Unsere Großmütter konnten mit wohlwollendem Lächeln auch eine etwas langwierige Erzählung anhören oder sie auf verbindliche Art unterbrechen, wenn sie für die Gesellschaftsfreude bedrohlich wurde, während man nun Zeuge sein kann, wie ihre unvergleichlich „gebildeteren“ Enkelinnen bei irgend einer langweiligen Abendunterhaltung durch laute à parts und vernehmliches Lachen zeigen, dass ihre Kritik weit besser ist als — ihre Herzen. Unsere Großmütter verstanden durch einen sympathischen Blick, ein ermunterndes Wort, die besten Möglichkeiten eines Menschen hervorzulocken. Die gut erzählte Anekdote wurde mit lebhaftem Beifall belohnt. Die feine Aeußerung fand aufmerksame Beachtung, der Federball des leichten Einfalls wurde treffsicher zurückgeworfen. Man hütete sich damals, durch plumpe Unterbrechungen das gespannte Lauschen zu stören, ohne das die Erzählung ebensowenig vollkommene Kunst wird, wie die Musik es auf einem ungestimmten Instrument sein kann. Jetzt hingegen, wenn A. zu erzählen anfängt — und interessant zu erzählen — beeilt sich B., mit einer unnöthigen Frage oder Bemerkung zu unterbrechen. A. fährt fort, da kommt C. mit einem Einfall, oft ohne Pointe; A. nimmt den Faden wieder auf, den D. jedoch abschneidet, indem er ein neues Thema aufwirft! Und in gleicher Weise wird ein Meinungsaustausch zerstückelt. In beiden Fällen geht der Zusammenhang verloren, der der Erzählung und dem Gedankenaustausch die Bedeutung gibt. Aus dem Wetteifer Aller, Alle zu überstimmen, entsteht kein Gespräch, sondern ein Zusammenschreien, und dieses ist für das Gesellschaftsleben der Gegenwart charakteristisch. Das Ziel früherer Zeiten war umgekehrt, dass alle gehört werden und Alle sich auf die beste Art geltend machen sollten. Unter vier Augen kann ein moderner Mensch ebenso seelenvoll, ebenso sachlich, ebenso witzig sein, wie der Gesellschaftsmensch irgend einer anderen Zeit. Aber während der Verkehr in früheren Zeiten die Eigenschaften des Einzelnen zu ihrem höchsten Grade steigerte, werden sie nun zu Form- und Farblosigkeit herabgedrückt, oder, wenn dies schon nicht der Fall ist, wir selten versteht es doch jemand, der seelenvollen Aeußerung, dem sprudelnden Einfall seinen Platz, seine Einfassung zu geben, als einem Edelstein in der kunstreich zusammengeschmiedeten Kette des Gespräches!

Es sind heutzutage meistens gerade die Frauen, die zum Beispiel ein lautes Gespräch neben zwei Personen anfangen, welche ein Thema von allgemeinem Interesse für den ganzen Kreis behandeln, den die Damen jedoch auf diese Art verhindern, zu lauschen. Und in den meisten Fällen zeigt dieses neue Gespräch der Damen nichts anderes Bedeutungsvolles als ihre Lust, de parler chiffons, eine Lust, die sie stets unter sich befriedigt haben, der sie aber jetzt dank der Rechte der Frau ungeniert auch im Gesellschaftsleben fröhnen können. Sie könnten doch ihre „Gleichheit“, ja selbst ihre Ueberlegenheit, besser durch die Gabe zeigen, die Goethe als charakteristisch für die feinste weibliche Cultur ansah, nämlich gerne zuzuhören

. . . . . . wenn kluge Männer sprechen.

Die Frauen, die ehedem diese Cultur besaßen, betrachteten es als eine feine Huldigung — ja als die allerfeinste — wenn die Männer vor ihnen ihren ganzen geistigen Reichthum entwickelten oder von dem sicheren Urtheil der Frauen die endgiltige Entscheidung des Meinungsaustausches erwarteten. Jetzt empfinden es die Frauen umso schmeichelhafter, je mehr sie einen Mann bewegen können, Unsinn zu sprechen. Wenigstens sieht es so aus, denn sonst könnten sie wohl nicht beständig jene Entgleisungen des Gesprächs hervorrufen, durch die es in unbedeutende Trümmer zerfällt. Die Männer bewahren daher am liebsten einen ernsten Gedankenaustausch für die Zusammenkünfte untereinander auf und bemühen sich nicht mehr, vor einem weiblichen Kreise gut zu reden; auch geben sie sich nunmehr keine Mühe zu horchen, wenn die Damen reden. Und warum sollte sich jemand der Arbeit unterziehen, mit treffenden Gründen seine Meinung zu beweisen, wenn die Gründe nie beachtet, sondern nur überschrieen werden? Man scheidet jetzt oft von einem geselligen Beisammensein, auch in culturell hochstehenden Kreisen, mit dem Gefühle der Müdigkeit, das jede zwecklos vergeudete Zeit mit sich bringt, während man doch dort die erhöhte geistige Spannkraft und den Ideenreichthum gewonnen haben sollte, die die wertvolle Ausbeute des Gesellschaftslebens sind, ja seine einzige Berechtigung für entwickelte Menschen.

Auch wenn kein wirkliches Wohlwollen in dem rücksichtsvollen Lauschen früherer Zeiten war, so lag darin doch der wohlverstandene, feine Egoismus, der den Genuss nicht verlieren wollte, den man damals an auserlesener Erzählungskunst, an einem lustigen Einfallsspiel fand. Für einige Stunden, frei von allen Mühen und Forderungen des Alltagslebens, von harmonisch festlicher Stimmung erfüllt, die Voraussetzungen zu schaffen, die sowohl die der Gesellschaftsfreude als des Glückes sind, die, durch welche jeder die volle Befreiung und volle Bethätigung seiner eigenen Kräfte genießen kann — das war ehedem des Gesellschaftslebens Kunst und sollte noch heute der Sinn desselben sein.

Es war nicht bloß Liebenswürdigkeit, es war auch Ehrgeiz, was die Damen des Salons des achtzehnten Jahrhunderts lehrte, nicht nur de recevoir mais d'accueillir. Sie wollten den Ruf ihrer Salons ebensowenig durch schwerflüssige Gespräche oder taktlose Repliken bloßstellen, als sie sich selbst durch ein schlechtes, unrichtig serviertes Diner blamiert haben würden, und es fiel ihnen ebensowenig ein, einen berühmten Causeur zu unterbrechen, als ihr echtes Porcellan entzwei zu schlagen. Darum verwendeten sie ihren wunderbaren Takt, von einem peinlichen oder heiklen Thema abzulenken; die Sprechenden die Streitfragen nur berühren zu lassen, ohne sich in ihnen zu verwickeln; durch einen Ausruf anzuspornen, durch einen Einfall, eine Frage den ganzen Kreis einem inhaltsreichen Gespräche zuzuführen, anstatt ihn, wie jetzt, davon abzuziehen. Diese Frauen ketteten vielleicht die Gespräche gar zu sorgsam, so dass die unmittelbare, ausgeprägte Originalität zuweilen unterdrückt wurde, wie das Gesellschaftsleben überhaupt die Selbstbeherrschung zu einem so hohen Grade treiben konnte, dass der ganze Gedankenaustausch nichtssagend wurde. Aber das war eigentlich nur in jenen Kreisen der Fall, wo die Banalität ohnehin nur unter weniger angenehmen Formen zur Herrschaft gelangt wäre. Die wirkliche Persönlichkeit wurde im Gegentheil durch die Fesseln gezwungen, ausgesuchtere Mittel des Ausdruckes zu finden. Und man gewann so nicht einen geringeren, sondern einen größeren Spielraum für sein wesentlichstes Wesen, wenn man „von geliebtem Zwang befreit“ anderen den auserlesenen Genuss fein abgewogener Urtheile, sachlicher Auseinandersetzungen und elegant ausgefochtener Meinungsverschiedenheiten bereitete und sich denselben von anderen bereiten ließ. Unvergleichlich mehr als es der Gegenwartsmensch genießt, sich selbst — und seine Zunge — gehen zu lassen, genoss man zu jener Zeit seine eigene Verfeinerung, seine vollkommene Gewalt über all seine Ausdrucksmittel, ebenso wie man diese Verfeinerung und Selbstbeherrschung auch bei anderen genoss.

Wenn der gesellschaftliche Umgang schon arm und hässlich wurde durch das Unvermögen der Erwachsenen, zu lauschen — der Erwachsenen, die heute doch noch aus ihrer Kindheit die dunkle Erinnerung haben, dass es damals als unhöflich angesehen wurde, anderen in die Rede zu fallen oder abseits ein Gespräch zu beginnen, bevor ein anderes beendet war — wie tief wird dieser Verkehr erst herabsinken, wenn die Generation herangewachsen ist, die schon jetzt als Kinder die Führung im Hause hat, die Gäste unterbricht und den Eltern ins Wort fällt, um selbst zu sprechen? Unter der in solchen Fällen grausam missbrauchten Berufung auf Freiheit und Vertraulichkeit wird ein Geschlecht herangebildet, das, außerstande, einer anderen Stimme als seiner eigenen zu lauschen, der gesellschaftlichen Rohheit anheimfallen muss, wenn man nicht beizeiten zum Bewusstsein dieser unschönen Erscheinung kommt und zu Nutz und Frommen des Gesellschaftslebens — aber vor allem der eigenen wirklichen persönlichen Entwickelung der Kinder selbst — diese der Kinderstube wiedergibt.

* * *

Die Folgen der Unfähigkeit, zuzuhören, zeigen sich nicht nur im Gesellschaftskreis, sondern auch im häuslichen Leben. All seine Mitglieder, die weiblichen sowie die männlichen, haben jetzt ihre Zeit so sehr durch äußere Berufsthätigkeit oder Zerstreuungen ausgefüllt, dass ihnen im Heim immer weniger Ruhe bleibt, gegen-

seitig auf ihre Gedanken oder Gefühle zu hören. Nach den Mahlzeiten — bei denen ein Theil der Familie oft der Arbeit oder der Studien halber fehlt — zerflattern die Familienglieder wie Spreu im Winde. Die Berührungen, die dieselben von einander empfangen, sind flüchtiges Vorbeistreifen an der Oberfläche, kein Versinken in eine Tiefe. Aber die meisten Menschen sind in größerem oder geringerem Maße Tiefen, nicht Flächen, und man kommt ihnen folglich von der Oberfläche nicht bei.

Nicht einmal die Liebe — die unter anderem das Bewusstsein der Unerschöpflichkeit eines anderen Wesens für uns ist — findet jetzt die Zeit, deren es bedarf, um sich das innere Leben des Geliebten oder Freundes anzueignen. Man telephoniert, schreibt sich Postkarten und fährt zusammen Rad. Was man dabei einander hinwerfen kann, ist nicht von sonderlich großem Wert. Und selbst jenen Liebenden oder Freunden, die in ihrem Zusammenleben Neigung und Fähigkeit bewahren, die größeren Werte des Lebens auszutauschen, fehlt jetzt oft das Ohr oder die Zeit, all den Halbtönen zu lauschen, durch die eine Seele sich offenbart. Das zögernde Vertrauen, das scheue Appellieren, die wortlose Bitte, die unruhige Abwehr, die verletzte Stimmung — wie oft gehen sie nicht unbemerkt an uns vorüber! Wie stumpf lauschen wir, wie schlaff antworten wir nicht im Familienleben oder im Freundschaftsleben! Wie viele Male im Tage reißen wir so die feinen Fäden ab, die Seele an Seele binden! Wie lassen wir doch den Goldsand der kleinen Lebenswerte — oft den einzigen, der unser Stundenglas füllt — unbemerkt aus unsrem Dasein rinnen!

* * *

Und kommt man von der Welt der lebenden Menschen zu der der todten, der Bücher, so haben wir auch da in dem hastigen Leben der Gegenwart das Vermögen, zu lauschen, verloren. Das Glück, dass ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre ganz auf dem Lande gelebt habe, bis zum dreißigsten das halbe und dann immer wenigstens den vierten Theil des Jahres, hat mich gelehrt, dass man mehr von den Büchern hat, die man fünfmal, als von denen, die man einmal gelesen hat, und am meisten von jenen, die man zwanzigmal lesen konnte. Diese Erfahrung hat mein tiefes Mitgefühl für die Erwachsenen und die Kinder erweckt, die in den Städten die Fähigkeit verlieren, athemlos den Stimmen großer Zeiten und großer Menschen zu lauschen, sich leidenschaftlich in die Tiefen der Literatur zu stürzen und mit verdoppelter Stärke aus ihnen emporzutauchen. Die Folge der seminar-patentierten Pedanten-Pädagogik zeigt sich auch unter dem Volke als verminderte Leselust. Die kleinen Gemeindebibliotheken wurden vor dreißig Jahren beinahe zerlesen, während die Leselust, die jetzt die Schulbüffelei überlebt, durch Zeitungen und freireligiöse Tractate gestillt wird. Und in ähnliche Resultate mündet die höhere Schule aus, trotz ihres oft ausgezeichneten Unterrichts, weil sie die Wahlfreiheit und Selbstbethätigung hindert, die die unabweislichen Voraussetzungen sind, um mit andächtigem Lauschen zu der Welt der Bücher zu kommen. Wenn ein armer, überwachter, müdegebüffelter junger Mensch ein wirkliches Buch in die Hand bekommt, ein Buch, in dem eine große menschliche Stimme spricht, dann beträgt er sich wie der peruanische König, der wohl die Bibel an sein Ohr brachte, aber sie sogleich mit dem Ausrufe fortwarf: sie sagt mir ja nichts!

Wenn diese Jugend, die sich überdrüssig von den Büchern abwendet, es wenigstens anstatt dessen gelernt hätte, den Stimmen des lebendigen Lebens rings um zu lauschen, so wäre etwas gewonnen. Aber diese Stimmen werden für die meisten von dem Lärm der Tretmühlen oder von dem Chaos der Tageskämpfe übertönt. Doch die heiseren Stimmen des Tages sind nicht immer die der Zeit. Diese hört man zuweilen wie ein gewaltiges Brausen der Schwingen des Schöpfergeistes, „der mächtig weht und seine Welt erneut …“

Ein feineres Gehör würde auch manchen von dem jetzt oft unfreiwilligen Trieb zurückhalten, die kleine Schar zu schmähen, die auf dem Schlachtfeld der Gegenwart immer die Fremdenlegion genannt werden kann. Die Geschichte ist eine große Wiederholerin. Sie lässt dieselbe Art von Befürchtungen und dieselbe Art von Missdeutungen um jede Neuschöpfung rotieren. Und oft sind es gerade diese Befürchtungen und Missdeutungen, die die Gewissheit des Neuschöpfers, dass sein Gedanke der der Zukunft ist, stärken. Aber, muss das wohl immer so verbleiben? Werden die Menschen es nicht lernen, mit hörenden Ohren das Werden neuer Gefühle und Gedanken zu vernehmen, die ebenso sicher und unmerklich das Menschenleben verwandeln, wie die unzähligen Lebensprocesse in der äußeren Natur von einer Frühlingswoche zur anderen das Antlitz der Erde verwandeln?

Durch die Unfähigkeit oder die Unlust, den Stimmen der Zeit zu lauschen, gieng mancher sogar an seiner eigentlichen Aufgabe vorbei, bekämpfte seine wirklichen Freunde und stellte sich in die Reihen seiner natürlichen Feinde. Aber wie kann man von den Menschen erwarten, dass sie mit wachen Sinnen dem entlegenen Brausen der oft so schwer zu deutenden Stimmen der Zeit lauschen sollen, wenn sie sich noch nicht einmal die Ruhe oder das Recht gönnen, den Stimmen in ihrem eigenen Innern zu lauschen? Die meisten Menschen leben das ganze Leben hindurch in äußerer Disharmonie mit ihren inneren Forderungen, ihren wirklichen Bedürfnissen, ihren besten Wünschen. Manchmal sind sie durch bittere Nothwendigkeit dazu gezwungen worden. Aber oft, viel öfter als sie selbst ahnen, sind sie in diese Lage gekommen, weil sie sich leichtfertig nach den äußeren Umständen richteten und die innere Stimme zum Schweigen brachten, die sie mahnte, die Verhältnisse umzugestalten. Sie sind die Sclaven von Aladins Lampe geworden, weil sie den vielleicht einzigen Augenblick, sich zu ihrem Herrn zu machen, versäumt haben. Sie sind planlos dem Vorbild anderer gefolgt, weil sie nicht den Muth gehabt haben, ihren eigenen Eingebungen zu lauschen, nicht die Ausdauer, ihr eigenes inneres Leben zu einer Macht bei der Gestaltung ihres äußeren Daseins zu machen. Sie haben eine Arbeit gewählt, einen Lebensplan entworfen, ein Heim geordnet, alles unter beschwichtigten Einwendungen ihres innersten Ich — und das oft, ohne von einer anderen Triebkraft gezwungen zu werden, als der, sobald als möglich alles möglichst ebenso wie alle anderen zu haben.

Die für uns selbst wesentlichen Lebenswerte zu entdecken und unsere Lebensbedingungen in Harmonie mit diesen zu bringen, das fängt heute doch schon an, einer Anzahl junger Menschen als Möglichkeit vorzuschweben. Und diese haben ihre große Entdeckung dadurch gemacht, dass sie rücksichtslos einen ganz entgegengesetzten Weg einschlugen, als den, welchen man gewöhnlich den der Gesellschaftstugenden und der Lebensweisheit nennt, d. h. den, auf welchem man sich zu dem Platz vorwärtsdrängt oder windet, wo man am meisten verdienen kann, selbst wenn unsere wirkliche Persönlichkeit dort nicht ein Fußbreit Boden hat, um darauf zu stehen.

Wenn dieses Unvermögen, sich selbst zu lauschen, schon in Bezug auf bestimmte, nach außenhin lebensentscheidende Entschlüsse groß ist, um wieviel größer muss dann dieses Unvermögen noch sein, wenn es den Lauten in den Tiefen der Seele gilt, die uns selbst Geheimnisse sind — Tiefen, von Fluten durchbraust, deren Quellen hoch oben in Gefilden liegen, zu denen unser wacher Gedanke niemals vordrang — Fluten, die an unseren bewussten Zielen oder Wünschen oder Träumen vorbeiströmen und jenen Thon umformen, den wir unseren Willen nennen … ?

Und doch wären es vor allem diese Laute, für die wir feinhörig sein sollten, anstatt dass wir wie jetzt gerade sie am rücksichtslosesten überstimmen und missdeuten.

Von dem, der durch Seherkunst der Zukunft ihre Geheimnisse ablauschen oder verborgene Schätze emporholen wollte, wurde unverbrüchliches Schweigen gefordert. In dieser Forderung lag ein tiefes Symbol. Bloß der, der nicht nur die äußeren Stimmen des Daseins um sich, sondern auch sein eigenes Ich zu einem stillen Lauscher vor sich selbst verstummen lassen kann, nur der kann ein Hellseher seines eigenen inneren Schicksals werden, ein Schatzgräber in seiner eigenen Seele.

* * *

Aber selbst der, der es gelernt hat, andachtsvoll die tausendzüngige Rede der Natur zu vernehmen; seiner eigenen Seele und anderer Seelen vielsaitigen Musik zu lauschen; die Ursprungsworte und die Zukunftsworte aus dem Murmeln der Stimmen der Vergangenheit und Gegenwart zu unterscheiden — der hat die Kunst des Lauschens doch nicht voll gelernt, wenn er nicht auch die Stimme hört, mit der das ruhende Meer, der weitgespannte Sternenhimmel, die einsamen Felsenhöhen, das gestillte Menschenherz sprechen, die einzige Stimme, deren Beredtheit niemals ermüdet: die des Schweigens. Das Dichterwort: „Weise ist nur der, der das Schweigen versteht“, ist wahr. Am hörbarsten spricht das Schweigen in der Natur in den schwärzesten Stunden der Nacht und der weißesten Sonnenglut des Tages. Am hörbarsten spricht es auch in der Menschenseele in den Mitternachtsschatten des Schmerzes und in der Mittagshelle des Glücks. Aber auch außerhalb des Gebietes von Glück oder Schmerz kann der Mensch die Stimme des Schweigens über allen anderen hören, wenn er sich damit bescheidet, nur Ohr zu sein, und es versteht, nicht eine Stimme sein zu wollen, nicht einmal eine Stimme, die Fragen an die Räthsel des Lebens stellt. Dann weitet sich die Seele zu einem Heiligthum, unter dessen stiller großer Wölbung — wie in der Klosterkirche zu Vadstena — alles Musik wird, so dass selbst ein schwerer Schritt dort hallt gleich Orgelbrausen und ein Alltagswort widertönt wie melodischer Sang.

---

## Prag als deutsche Literaturstadt.

(Schluss.)

Typisch ist im Bereiche der aus Prag stammenden, namentlich der in Prag selbst zur Entwickelung gelangten Literatur, ein schwerblütiger, contemplativer Zug, eine Mischung von poetischer und moralischer Antheilnahme, eine strengere und tiefere Lebensauffassung. Die Charakterköpfe, die auf diesem Gebiete auftauchen oder einander ablösen, haben alle einen ernsten Blick und behalten ihn selbst dann, wenn das Lächeln der Kunst- oder Welt-

freudigkeit um ihre Lippen spielt; sie haben alle Antheil an dem Stimmungserbe des Landes und der alten Moldaustadt, in der sich jede Entwickelung schwer und unter Schmerzen vollzog und in der die neuen und heiteren Bauten an ehrwürdige Kirchen und altes romantisches Gemäuer grenzen. Auch das „Unzusammenhängende" der Geister, das Göthe einst in Böhmen vorfand, ist trotz der vereinsbildenden Kraft von heute, die eine Anzahl deutscher Literaturgesellschaften ins Leben gerufen hat, noch nicht völlig überwunden; eine gewisse, zum Theil wohl auch freiwillige Isolirung, die mit dem Zuge zur Vertiefung zusammenhängt, ist charakteristisch für das Prager Literaturleben geblieben. Sie hat auch dahin geführt, dass höchst beachtenswerte Werke, die von Pragern herrühren, spät oder gar nicht die Fühlung mit weiten Kreisen erlangten; wenn anderswo die Persönlichkeit für die Werke Propaganda macht und nicht selten in einer Weise, für die die Werke selbst gar nicht aufkommen können, so verschwand hier die Persönlichkeit so sehr hinter den Werken, dass die letzteren wie führerlos hinausgestoßene Kinder sich in der Welt draußen gar nicht zurechtfinden. Ein drastisches Beispiel dafür ist die Wirksamkeit des geistvollen und gelehrten Seligmann **Heller**, der jahrzehntelang, von der großen Welt schier unbeachtet, in seiner Prager Studier- und Dichterstube saß und kaum jemals einen rechten Wiederhall des Bedeutenden, das er zu bieten hatte, vernahm. Wohl gesellten sich ihm bedeutende Geister in seiner stillen Klause, wohl sandten ihm Männer wie Friedrich Rückert Briefe voll enthusiastischer Bewunderung ins Haus — aber wer kennt in Deutschland das in der Stille dieses Poeten- und Gelehrten-Daseins gereifte, monumentale Gedicht, den dantesk angelegten „Ahasver", ein Riesenwerk in formschönen, bald plastischen, bald tiefsinnigen Terzinen, das die Geistesgeschichte von etwa zwei Jahrtausenden zu umspannen versucht? In der Großartigkeit der äußeren Anlage ist die Dichtung etwa der „Völkerwanderung" von Lingg verwandt, die zwar auch nicht gelesen, aber (zum guten Theil auch wegen dieses Mangels an Controle) vielfach gepriesen und als Großthat der Literatur hingestellt wird. Hellers „Ahasver" dagegen, der keineswegs wie die erwähnte „Völkerwanderung" bloß einige schön einherströmende Strophen in sich schließt und im übrigen zu einem dürren Berichte versandet, vielmehr ein Gedicht, das einen mächtigen Gedankenstrom durch das ungeheure, schön gewundene Bett hindurchwälzt, ist selbst den Augen der Literaturfreunde entrückt. Eine karge literaturgeschichtliche Notiz, die wie eine Friedhofsinschrift anmuthet gibt in Scherrs „Allgemeine Geschichte der Literatur" Nachricht von dem Tiefgehalt eines Werkes, dessen Lebensfülle sich niemals der Menge empfangender Geister mitgetheilt hat. Ist das nicht charakteristisch für das einsame Dichten und Denken, das sich in Prag entfaltet?

In unseren Tagen hat sich der Bann der Abgeschlossenheit bis zu einem gewissen Grade gelöst. Dem anstürmenden, modernen Verkehrsbedürfnisse konnten auch die geistigen Mauern der alten Festung nicht widerstehen. Als Lichtseite der langjährigen nationalen Kämpfe mit den Czechen und der Zustände deutscher Bedrängnis in den letzten zwei Jahrzehnten bildete sich eine gewisse Solidarität unter den Deutschen heraus, die endlich auch ein bescheidenes Maß von Liebe zur heimischen Literatur zeitigte und, wie schon erwähnt, in einigen Vereinen zur Förderung der heimischen Production, wie der „Concordia" und der „Gesellschaft für deutsche Kunst und Wissenschaft in Böhmen", die der czechischen Akademie die Wage hält, ihre stärkste Bethätigung fand. Auch hat es die Freizügigkeit des Geistes und der Geister mit sich gebracht, dass auch das deutsche Prag in den Bereich eines lebhafteren literarischen Wechselverkehrs hineingezogen und vom Drucke seiner Isolirung einigermaßen erlöst wurde. Den gekennzeichneten territorialen Charakter aber verleugnet die Prager Poesie auch heute noch nicht, und da in diesem Charakter nichts Erkünsteltes liegt, da er vielmehr natürlich aus der Geschichte und den fortwaltenden Daseinsbedingungen hervorwächst, wäre es auch beklagenswert, wenn seine eigenthümliche Farbe, die die Natur von innen spiegelt, verloren gienge. Prag hat nicht mehr lauter schwermüthige Poeten, die dem Weltweh eine lyrisch persönliche Färbung geben oder mit ausgesprochen epischer Neigung sich in die schweren Geschicke der Vergangenheit vertiefen, wie es in den Dreißiger- und Vierzigerjahren der Fall war, es hat seine heiteren, der lichten Gegenwart zugewandten Geister, sogar seine ausgesprochenen „Modernen"; aber die Neigung zum Gedankenhältigen und zu einem in letzter Linie entscheidenden Lebensernst zieht sich auch heute noch wie ein rother Faden durch die Prager Poesie hindurch. — Jubilierende Lerchen und leichtherzige Spottvogel, wie sie so zahlreich den Wienerwald bevölkern, würde man in diesem Prager Dichterhain wohl vergeblich suchen. Die Vorliebe für schwere Probleme ist selbst an jenen Pragern wahrzunehmen, die nur ihre erste Entwickelung in der böhmischen Hauptstadt durchmachten, wie an dem in Horic geborenen, aber in Prag herangebildeten Fritz **Mauthner**, der den Schwerpunkt seines literarischen Wirkens in Berlin gefunden, und an der auf einem Gute bei Prag herangewachsenen Ossip **Schubin** (Lola Kirschner), die in den verschiedenen europäischen Weltstädten Eindrücke und Anregungen in sich aufzunehmen pflegt. Beide in ihrem Wesen grundverschiedene Romanschriftsteller — Mauthner hat eine großzügige Darstellung, die sich schwieriger socialer und historischer Probleme bemächtigt, die Schubin betrachtet mit echt weiblichem Scharfblick die kleinen Schwächen und Widersprüche der sogenannten „Gesellschaft" — haben einen Zug zur tief ernst gestimmten Satire gemein. Ein frohes Lachen ist beiden fremd, dem Autor von „Hypatia", „Xanthippe" und „Kraft", wie der Verfasserin von „Ehre" und „Asbein". Dunklere Farbe und schwererer Ton schlagen überall durch, und für Mauthner insbesondere ist es charakteristisch, dass er eben jetzt seine lange Reihe belletristischer Productionen durch ein großes erkenntnistheoretisches Werk, das in der allernächsten Zeit erscheinen soll und an dem er jahrelang gearbeitet hat, zu unterbrechen gedenkt. Die drei stärkst begabten Lyriker, die sich während der letzten Jahrzehnte in Prag entwickelten, der edelgestimmte Friedrich **Adler**, ein innerlich bewegter Meister der Form, dessen reichströmendes Innenleben sich krystallhell ausgestaltet, der phantasiestarke Franz **Herold**, der sich so gern in Ausnahmsstimmungen und in Bilder, die in zeitlicher und örtlicher Ferne verschwimmen, versenkt, und der jüngere, höchst graciöse und ein wenig kokette Hugo **Salus**, der mit allen Amoretten und Gartengöttern auf Du und Du steht und den Schleier von den verfänglichsten Geheimnissen des Lebens anmuthig hinwegzieht — sie nehmen alle in ihren Dichtungen Stellung zu den großen Menschheitsfragen, sie haben alle die alte Prager Gewissenhaftigkeit, die sich so charakteristisch von der Wiener Leichtlebigkeit und von der burschikosen Berliner Selbstzufriedenheit abhebt, im Blute. Adler ist ein streng mahnender Sänger des Mitleids, für das er in seinem Gedichte „Das jüngste Gericht", das von der Betrachtung einer altitalienischen Weltgerichtsdarstellung ausgeht, den schönen originellen Naturlaut findet: „Wie können die Seligen selig sein, wenn die da unten so leiden?" Herold geht vom Piano seiner Stimmungsgedichte zu einem geharnischten Fortissimo über, wenn der Abscheu vor dem modernen Rassenhasse sein Gemüth bewegt, und Salus untermengt seine antikisierenden Bildchen und seine Rococogemälde mit geschichtlichen Scenen, in denen ein großer Freiheitsdrang hervorstürmt, und interessanten Reflexionsgedichten, die um das Wesen der Kunst herumspielen. Das sind echte Prager Grundtöne in verschiedenartiger Instrumentation.

Die jüngsten dichterischen Talente Prags schlagen nicht aus der Art. Rainer Maria **Rilke**, ein Formkünstler, den die außerordentliche Gewandtheit der Griffe, das Virtuosenspiel auf dem Sprachinstrument hin und wieder zur Künstelei verleitet, bietet zumeist schwermüthige Stimmungsmalerei. Wie üppiger Epheu rankt sich seine Dichtung um die alten Prager Denkmale und Erinnerungszeichen umher und, wetteifernd mit den impressionistischen Landschaftern und Architekturmalern, hält er den Grundcharakter des Verwitterten, Trümmerhaften, Düster-Barocken — mitunter meisterhaft — fest. Ein sinnierender Träumer, der das Kleine und Bescheidene nicht ohne Anmuth ausdeutet und aus aller Naturbewegung ein leises melancholisches Klingen heraushört, ist Emil **Factor**, einer der Jüngsten aus der Prager Poetenschar, der vor kurzem ein beachtenswertes Bändchen Gedichte herausgab. Kraft und düsteres Feuer offenbart dagegen Friedrich Werner von **Oesteren**, ein junger Prager von merkwürdigem Schicksal, der aus einer Katastrophe (ähnlich jener, in der Kleist sein Ende fand) wie durch ein Wunder heil hervorgegangen ist und der nun die Welt durch ein Gedicht von eigenthümlicher Erfindung und seltsamer Temperamentfarbe überrascht. Es ist ein Epos, das Merlin, den Gegenchristus, den Sohn Satans und einer Sterblichen, zum Helden hat und das den zwieträchtigen Heros, der dem Vater zum Trotze auf irdisches Glück hin arbeitet, durch alle leidenschaftlichen Bethätigungen des Menschengeistes hindurchführt. Da sehen wir einen der Jüngsten wieder auf den phantastisch-epischen Bahnen, auf denen einst Hartmann und Meißner vorangegangen.

Eine ganz eigenthümliche Stellung unter den Prager Poeten nimmt der längst bewährte, aber in der Production nach wie vor jugendfrische Josef **Willomitzer** ein, den man wohl als einen der feinsten unter den modernen deutsch-österreichischen Humoristen bezeichnen kann. Schon die allmähliche, ich möchte sagen, völlig absichtslose literarische Entwickelung dieses ausgezeichneten Publicisten, der seit langen Jahren als Chefredacteur der „Bohemia" wirkt, ist eigenthümlich und bezeichnend. Wenn unsere Literaten und Journalisten es oft nicht erwarten können, in die officielle Liste der Buchmacher eingetragen zu werden, wenn sie alle erdenklichen Mittel anwenden, die unreifen Früchte ihres Talentes auf die Tafel der Oeffentlichkeit zu bringen und in heiligen Zorn oder tiefe Verbitterung gerathen, falls die etwas säuerliche Kost nicht sofort als schmackhaft und nahrhaft angepriesen wird — so gehörte Willomitzer seit jeher zu dem Schlage jener stolz bescheidenen Schriftsteller von starkem Talentleben, die in edlem Selbstgenügen ihre Gebilde ausgestalten und dem äußeren Erfolge mit genialer Sorglosigkeit gegenüberstehen. Willomitzers köstliche Schnurren, höchst originellen grotesk-phantastischen Geschichten, seine schlagenden Einfälle und seine würzigen Epigramme waren lange Zeit das Ergötzen eines engen Kreises, ohne dass die breitere Oeffentlichkeit zum Mitgenuss dieses reich strömenden, [illegible] quellenden Humors gelangte. Sein erstes Büchlein

„Heitere Träume“, das Perlen in der gestaltungskräftigen Komik enthält und von dem mir Anzengruber einmal schrieb: es habe ihm köstliche Stunden bereitet, gieng in den Händen eines unfähigen Verlags verloren. Erst in den letzten Jahren fanden seine Bücher „Ins Blaue hinein“, „Lauter Unika“, „Das falsche Gebiss“ und anderes den lauten Widerhall des Dankes und der Anerkennung. In seinem Talente vereinigen sich zwei Elemente, die einander in ganz ungewöhnlicher Weise ergänzen: eine kecke Lust am Fabulieren, die aus der Realistik ins Märchenhafte hinübergreift und mitunter anmuthet, als hätten wir es mit einem kleineren E. T. A. Hoffmann zu thun, und ein wundersam treffender Witz, durch dessen Uebertreibungen und Umkehrungen die Schärfe des Urtheils hindurchblitzt. So wird das Phantastische immer wieder durch den klaren Blick für das Reale aufgehellt, der Witz aber erscheint niemals in verstandesmäßiger Nacktheit und Dürre, sondern als ein Lichteffect in einem farbenreichen poetischen Bilde. Ueber allen Vorzügen der Liebenswürdigkeit und der Kunstform schwebt in Willomitzers Geschichten eine starke sittliche Empfindung, die sich niemals lehrhaft äußert, aber warm aus dem Gemüthe hervorströmt, also eine in der Tiefe ernste Lebensauffassung, die wiederum mit dem Pragerthum des Schriftstellers zusammenhängt, der zwar in der nordböhmischen Stadt Bensen geboren ist, aber in der böhmischen Landeshauptstadt jahrzehntelang in Kämpfen und Arbeiten seinen Charakter entwickelt hat.

Eigentlich habe ich hier zuletzt mehr von Prag, der deutschen Literatenstadt, als der deutschen Literaturstadt gesprochen. Zur Charakteristik der letzteren gehörte wohl auch noch ein Blick auf die unter den gegebenen Verhältnissen sehr reiche Entwickelung des deutschen Zeitungswesens, das, die „Bohemia“ voran, noch immer das führende für ganz Deutschböhmen ist, auf das literarische Wirken der Vereine, zum Beispiel des Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, der lehrreiche und aufklärende Volksschriften in Millionen von Exemplaren verbreitet, und auf das immer noch blühende Deutsche Theater, das, unterstützt von etwa nur 50.000 tapferen Deutschen, vor etwa dreizehn Jahren in einen neuen Prachtbau eingezogen ist, sich mit Erfolg an die kühnsten Unternehmungen, Classikercyklen und Meisterspiele, heranwagt und seit den Tagen des „Don Juan“ den Muth behauptete, immer wieder neue Meisterwerke, wie z. B. Grillparzers „Jüdin von Toledo“ (die 1872 zuerst in Prag gegeben wurde), für das allgemeine deutsche Bühnenleben zu gewinnen. Auch von der ganz eigenthümlichen Verbindung der deutschen Universität mit dem allgemeinen deutschen Geistesleben, von dem durchgebildeten Vortragswesen müsste in einer vollständigen Charakteristik der deutschen Literaturstadt Prag die Rede sein. Aber Vollständigkeit konnte diese Skizze weder, was die Liste der Literaten, noch was die Seiten der geistigen Entwickelung anlangt, sich zum Ziele setzen. Es handelt sich mir mehr um die Kennzeichnung des Charakters, der mit Landschaft, Geschichte und Vererbung zusammenhängt, und der auch diesem noch nicht genug beachteten Zweige des österreichischen Literaturlebens, der sicherlich zu den reicheren gehört, den Wert und den Reiz des Individuellen verleiht.

Berlin. Prof. Dr. Alfred Klaar.

---

# Sommerreise.

Nicht nur wenn wir lieben, sind wir Dichter — auch wenn wir reisen. Freilich kommen nicht immer Werke zum Vorschein, die das vor der Oeffentlichkeit bezeugen; aber die Empfindsamkeit, den Fonds an Gefühlen, haben wir an Reisetagen mit den Dichtern gemein. Hinter keinem von ihnen brauchen wir zurückzustehen, nicht hinter dem schmachtenden, sprudelnden Briefschreiber Heinrich Heine, nicht hinter jenem modernen Classiker des Reiseabenteuers, Lawrence Sterne; und das sind doch wahrlich schon mehr als Empfindende, das sind Virtuosen der Empfindung. Erinnert man sich der Heine'schen Sentiments bei wechselnder Landschaft? Er machte von München aus bekanntlich die Fahrt über Innsbruck nach dem italienischen Tirol. Von Städten, Menschen und Zuständen weiß er nichts Sachliches zu berichten, obgleich er in diesem Theil seiner Wanderung noch völlig im Banne der Reisewirklichkeit steht und seine Plauder- und Kampfwuth nach anderen Richtungen noch bändigt. Die Romantik des Wanderns ist es, die den Empfindsamen bestürmt, ihn blendet, ihn mit tausend sehnsüchtigen Vorstellungen erfüllt. Aus der holpernden Kutsche blinzelt er neugierigen Auges über sonnige Landstraßen, über kleine Nester, deren Namen er nicht kennt, und verfallene Dorfhäuser, und wo ein seltsames Bild ihn fesselt oder gar ein südliches Mädchengesicht, da „steigt“ sein „Herz aus“ — sein vielbeschäftigtes Herz — und bleibt zu Gast, indes der Wagen gleichmäßig träge weiterrollt. Das Reisen an sich füllt ihn mit Träumen aus; die kahlen Wegweiser, sie allein schon winken Poesie. In Trient gewinnt er das Allernothwendigste an Zeit und Ruhe zur Beobachtung; doch auch hier nur für wie kurze Zeit. Mehr als vom Obstplatz und der grabeskühlen Domkirche erfahren wir nicht. Auch hier gibt es lächelnde Mädchengesichter, die des Reisenden Gedanken in Dichterfernen entführen können; auch hier lassen sich Schicksale träumen und Bilder ersinnen, in denen die Farben der Wirklichkeit sich vertiefen und erwärmen.

Aus eben dieser Heine'schen Station, aus dem Trentino, kam ich gestern zurück, und was eigentlich den Reiz der Reiseeindrücke ausmacht, steht mir in diesem Momente darum doppelt hell vor Augen. Es thut keinen Eintrag, dass wir heute uns nicht mehr von der Diligence in einem nach Stunden zählenden Tempo durch alle Dörfer tragen lassen. Mit der Eisenbahn hat sich unsere Romantik schon längst versöhnt, ja vielleicht hat sie durch sie sogar gewonnen. Ein einziger Tag bringt uns heute dieselbe Metamorphose, die sich früher auf Wochen vertheilt haben mag, und von dem Zauber der begleitenden Details geht dabei nichts verloren. Man nimmt eines Abends durch das Corridorfenster seines Waggons von der elektrisch beleuchteten Abfahrtshalle Abschied und gleitet in langhingestrecktem Rhythmus ins Dunkel hinaus. Halbfinstere, verschlafene Stationen sausen vorüber, und langsam umfängt uns die Betäubung, die bald einem leisen Schlummer — dem Reiseschlaf — weicht und uns nicht völlig verläfst, wenn der graue Morgen ans Fenster schlägt, und wir die Alpenbilder zu genießen beginnen. Es ist gewissermaßen eine eigene, dem Ziele entgegenharrende Provisoriumsstimmung, die uns einhüllt, einlullt, und in ihr verschwinden Minuten und Stunden — von kurzen Pausen in lärmenden Buffets unterbrochen. Es ist fast nicht anders, als trüge eine Wolke uns langsam hinaus über Alltag und Heimat — über die Vorurtheile unseres Krähwinkels, wie Webers lachender Philosoph hübsch sagt — und wenn wir den Ort unserer Wanderung noch nicht kennen, dann schwebt er uns, je länger es dauert, desto stärker, als gastlicher, vielverheißender Platz vor, auf den wir endlich den festen Fuß werden setzen können.

Im warmen Gold der Mittagssonne lag dieser Platz, als ich mich, erstaunt und erlöst, auf ihm glücklich gelandet sah und nach den Straßen auslugte, die jenseits der Brücke in das dunklere Stadtinnere führen, nach Trento. Aber da gab es vorerst schon diesseits der Brücke, kaum dass ich dem Bahnhof den Rücken gekehrt hatte, etwas Sehenswertes: ein Standbild Dantes am Rande der neuen Parkanlagen. Neu wie der Park ist auch das Monument selbst, 70 Jahre waren seit Heines Beschreibung vergangen, als die national demonstrierende Stadt das Denkmal ihres großen Volksgenossen — der freilich seit langem ein Völkergenosse aller Welt geworden ist — aus des Bildhauers Zocchi Händen entgegennahm. Im streng zusammengerafften Mönchsgewand steht der Dichter der Divina Commedia auf seinem Sockel da, ähnlich wie auf der Piazza de' Signori im benachbarten Verona, im Orte seines Exils. Nur durch den segnend vorgestreckten rechten Arm gewinnt das Denkmal hier, schon von der Ferne gesehen, eine eigene Note; so conventionell diese Geberde auch sicherlich ist, sie wirkt hier trotz dem machtvoll. Mit ihr beherrscht der Dichter wie ein eifersüchtiger Wächter gleichsam den Eingang der Stadt. Im Näherkreten entdecken wir den noch feineren Theil des Werkes: die den Sockel umschlingenden beiden Reliefringe. Der untere, größere zeigt in herausgetriebener Plastik Figuren des Inferno und wird vorne von der Vergil-Dante-Gruppe abgeschlossen; darüber im kleineren Kreis schwebt in wunderbar zart verschließendem Flachrelief ein Gestaltenkranz von Seraphim. Doch nicht zu lange darf uns dieser Eindruck fesseln — wir sind auf Reisen und wollen in drei Stunden noch mancherlei gesehen haben, nicht nur Großes, Bleibendes, sondern auch Zufälliges, Kleines, Unbedeutendes. Nicht nur was man nach dem Baedeker aufsucht, sondern auch woran man vorüberbummelt. In drei Stunden! Dann wird uns ein Zug aus dem Etschthal hinaus gegen das Val Sugana entführen: in Levico sollen wir mit großer Festgesellschaft zusammentreffen. Denn dort wird irgend eine Feier begangen; und wenn ich auch ihre eigentliche Bedeutung in diesem Moment noch nicht kenne, weiß ich doch, dass die Einladung dahin es war, die mich zu solch einer Sommerspritzfahrt von vier Tagen veranlassen konnte. Nun sind wir also im Rollen und kosten das Gefühl der Fremde, je kürzer es währen wird, desto stärker aus, und vergessen so freudig und undankbar die Heimat, wie nur ein armer Großstädter es kann, der Gebirgsnester durchstreift.

In drei Stunden ist von Trient in der That manches zu sehen. Die Höckerin allerdings, über deren Körbe der unbedachte Heine gestolpert ist, weilt gewiss schon in ihrem Paradiso und kann noch heute den deutschen Dichter zur Rede stellen, wofern auch er die Gefilde der Seligen betreten darf. Aber die österreichische Schildwache, über die er sich damals mokiert hat, die ist unsterblich und wacht noch immer an der Via delle Opere. Und noch immer ragt in ihrem Rücken der gleichfalls unsterbliche Torre Grande empor, und noch immer ihm zur Seite der alte romanische Dom, an dessen Altären die wunderbaren Sandsteinplastiken aufgerichtet sind. Die sonnigen, schmalen Straßen freilich haben viel Neues in dieser Zeit gesehen. Vor Wiener Kaffeehäusern sitzt man heute und schlürft unzählige Gelati, und die Mädchen, die neugierig an jeder fremden Reisekappe vorübergehen, tragen nicht mehr die ärmlichen Kattunkleider der Zwanzigerjahre, sondern stecken den hellen biegsamen Leib, wie nur irgend die fescheften Madeln unserer Wiener Vorstädte, in helle biegsame Blousen. Den prunkvoll frisierten Kopf aber tragen sie blank und unbedeckt, dazu Sonntags den Fächer in der Hand. Frauen- und Mädchenhüte fallen in dieser Umgebung sofort seltsam auf und muthen doppelt kleinstädtisch an. Frau Postvorstand tragt einen Hut und Frau Gymnasialdirector, aber auf den Straßen dieser kleinen italienischen Stadt liegt der Himmel wie das Dach auf einem gedeckten Raume und lässt die Noblesse der aus dem österreichischen Norden importierten Kopfbedeckungen nicht zur Geltung kommen.

Der Weg nach Levico führt noch tiefer ins Italienische hinein. Neben der herrlichen alten Kerfinastraße, die noch heute als militärisch wichtiger Gebirgsweg, an den Forts vorbei, prächtig im Stand erhalten wird, schlängelt die neue Eisenbahnlinie sich auf kunstvollen Dämmen durch zierlich geschmückte Tunnels aufwärts. Nach Pergine, über eine Strecke von 12 Kilometern, fährt sie sicherlich eine halbe Stunde. Zur Linken unten im schmalen Kessel bleibt Trient sichtbar, mit dem charakteristischen, in die Stadt hineinragenden Wiesenabhang eines kleinen Vorberges — dann tauchen auf höheren, terrassenförmigen Plateaus die Weinberge mit den laubgedeckten Gängen, den „Pergolen“, auf. Endlich senkt sich die Strecke wieder ins Thal zweier Seen hinab, des Caldonazzo und kleineren Levicosees, deren Wasser im Flussbett der hier entspringenden Brenta schon nach kurzem Lauf italienischen Boden berühren. Der Eisenbahn, die bei Tezze die Landesgrenze erreicht, gewähren die Italiener keinen Anschluss; aber der Volksboden bleibt hier selbstverständlich trotz dem der eigentlichen Muttelnation treu. Das Levicofest hatte auch wirklich einen Hintergrund, der speciell das verrieth. Die alten Bäder und Heil

quellen des Orts giengen nämlich aus den Händen einer italienischen Gesellschaft in die eines norddeutschen Consortiums über, und die Gemeinde des Städtchens trat, dem besseren Pachtvertrag zuliebe, auf die Seite des letzteren. Damit war eine politisch interessante Situation geschaffen — so seltsam das auch mitten in einem sommerlich gestimmten Gebirgsthal anmuthen mag. Eine kleine befrackte Gesellschaft von drei Nationen war zusammengekommen. Der Vertreter des österreichischen Statthalters trank auf die Verbindung norddeutscher Thatkraft und norddeutschen Capitals mit den Schätzen der Natur, die über Tirol ausgegossen sind. Aber der italienische Sindaco knüpfte die Hoffnung daran — und die Direction beeilte sich, diese Auffassung zu bekräftigen — dass der Nutzen dieser Verbindung seinen eingeborenen Landsleuten zufallen werde. Welch gelungener Typus dieser Bürgermeister, der in das Lager der Fremden sich setzt und deren herzliche Annäherung in überaus männlicher Mischung von Reserviertheit und Stolz mit Reden von nationaler Treue erwidert. Damit war die eigentliche Grundstimmung angeschlagen. In den verschiedenen Typen der Gesellschaft spiegelte sie sich verschieden, aber sie war und blieb das einzig wirklich Bemerkenswerte dieser Versammlung.

Einen anderen Gesichtspunkt, dieselbe zu betrachten und interessant zu finden, gab es für uns selbstverständlich nicht. Die Geschäfte der norddeutschen Gesellschaft, deren Organisation wir übrigens gar nicht kennen, müssen jeden Außenstehenden unberührt lassen, und die medicinischen Argumente kamen kaum zu Wort. Man hat uns das neue Curhaus gezeigt mit seiner freien Lage am sanften Abhang des Monte Fronte und mit allen seinen Einrichtungen. Wir fällen kein Urtheil darüber. Nur dass noch ein Park wird jahrzehntelang gezüchtet werden müssen, ehe die Anlage vor Sonne und Wind geschützt ist, glauben wir Laien auch zu erkennen... An der Festtafel stand ein junger deutscher Arzt auf und erwiderte die „Munificenz" der Festveranstalter dankend damit, dass er dem Ort eifrige Empfehlung versprach. Wir waren in der glücklichen Lage, nicht so peinlich danken zu müssen. Wir haben einen Sommerausflug gemacht, mit Freunden ein paar Tage verbummelt und ein paar Menschen, ein paar Dinge auf losen Notizblättern festgehalten.

Alfred Gold.

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

Die Actien der Bau- und Betriebs-Gesellschaft für städtische Straßenbahnen in Wien sind auf den Pariours und vorübergehend auch unter denselben gefallen. Das bedeutet für die Actionäre der alten Tramway einen Verlust von circa 21 Millionen Gulden gegenüber den höchsten Cursen der Tramwayactien und von 13¼ Millionen gegenüber jenem Curs, zu welchem die Deutsche Bank und Siemens & Halske seinerzeit die Actien erworben haben. Verluste von solchem Umfange reichen zur Höhe eines öffentlichen Interesses heran. Es mag ein billiges Vergnügen für die gegenwärtige Gemeinderathsmajorität sein, in diesen Verlusten einen Triumph ihrer Verwaltungskunst zu erblicken. Würden wirklich die Tramwayactien deshalb an Wert verloren haben, weil die Commune und die Bevölkerung so gut fahren, so wäre vielleicht immer noch die Frage gestattet, ob es das öffentliche Interesse erheischt, den Besitz anderer in solcher Weise zu entwerten. Aber so steht die Frage gar nicht. An dieser Stelle und anderwärts ist wiederholt ausgeführt worden, dass, was an dem Tramwayvertrag günstig für die Gemeinde ist, nicht von Anfang an im Vertrag stand, sondern erst auf Betreiben der Opposition in Presse und Gemeinderath mühsam der Gemeinderathsmajorität abgerungen wurde. Und dass man trotzdem auf der Tramway nicht gut fährt, dass der Vertrag zahlreiche für das Publicum sehr unangenehme Lücken aufweist, zeigt sich in den fortwährenden Conflicten der Betriebsgesellschaft mit der Commune. Doch nicht davon wollen wir heute sprechen, sondern von der eigenthümlichen Rolle, welche die Deutsche Bank, die Firma Siemens & Halske und die von ihnen eingesetzte Verwaltung in der Sache gespielt haben. Je tiefer der Curs der Actien fällt, desto unbegreiflicher wird das Verhalten der Verwaltung in Vergangenheit und Gegenwart. Es mag sein, dass der Curssturz weniger den wirklichen Verhältnissen, den Zukunftschancen entspringt, als einer nicht gerechtfertigten allgemeinen Verzweiflung, die auf die früheren überschwänglichen Hoffnungen gefolgt ist. Dann ist es aber eine leicht erfüllbare Pflicht der Verwaltung, öffentlich zu erklären, dass nur die Schwierigkeiten der Uebergangszeit die schlechten Ergebnisse des Augenblicks hervorrufen, und darzulegen, wie die Verwaltung, die ja eine reiche Erfahrung in Bezug auf die Entwickelung elektrischer Straßenbahnen hat, sich die Entwickelung in einer nicht zu fernen Zukunft denkt. Auf solche Weise wäre dem Entwertungsprocess leicht Einhalt zu thun. Wenn in etlichen Jahren die Tramway wieder ein prosperierendes Unternehmen werden sollte, dann wird man die Verwaltung und die hinter ihr stehenden Institute für die Gleichgiltigkeit, mit der sie der Entwertung der Actien und den dadurch verursachten enormen Verlusten zusahen, mit Recht verantwortlich machen. Oder aber die Verwaltung glaubt selbst nicht an eine günstige Entwickelung. Dann ist ihr Verschulden wohl anderer Art, aber noch viel schwerer. Die Tramway war ein prosperierendes Unternehmen, als die Deutsche Bank Gruppe die Actien erwarb und späterhin den Vertrag wegen Einführung des elektrischen Betriebes mit der Commune abschloss. Ob dieser Vertrag der Commune Vortheile gegenüber dem früheren Zustand, die an sich erfreulich sein mögen, bot, bleibt in diesem Zusammenhang außer Betracht. Wenn die Verwaltung der Tramway, eines privatwirtschaftlichen Unternehmens, den Vertrag mit der Commune abschloss, so durfte sie es nur in der Absicht thun, dass die Tramway finanzielle Vortheile erringe, oder zum mindesten ihre unter den früheren Verhältnissen erworbene Wirtschaftslage erhalten bleibe. Zu anderem Zwecke durfen die Vertreter eines Privatunternehmens ohne Untreue gegen ihre Mandanten Verträge nicht abschließen. Schon der Hintergedanke der Verwaltung, bei Abschluss des Vertrages einen großen Theil des der Tramwaygesellschaft gebürenden Nutzens der Firma Siemens & Halske zuzuwenden, war unzulässig. Wie erst, wenn der ganze Vertrag nur zu dem Zwecke geschlossen worden wäre, um der Firma Siemens den Bau und Baunutzen zu sichern, wenn die Verwaltung zu diesem Zwecke sich nicht gescheut hätte, einen Vertrag mit der Commune abzuschließen, welcher die Tramway direct schädigte, welcher ihre Erträgnisse nach all den zur Einführung des elektrischen Betriebes gemachten enormen Investitionen unter das Niveau der früher beim Pferdebetrieb erzielten Erträgnisse herabdrückte. Es ist klar, dass die Hintermänner der Verwaltung, welche damals selbst Großactionäre waren und doch nicht von vorneherein darauf bauen konnten, ihre Actien mit Nutzen während eines unvernünftigen Haussetaumels abzustoßen, nur dann einen für die Tramway selbst ungünstigen Vertrag abschließen konnten, wenn sie sicher waren, den etwa drohenden Verlust an den eigenen Actien beiweitem hereinzubringen durch den Gewinn, den die Firma Siemens beim Bau erzielen würde. Ist die Verwaltung in solcher Weise vorgegangen, dann hat sie einen Act der Untreue begangen, wie er bei ersten Finanzinstituten wohl seit Decennien nicht vorgekommen sein mag und für den die Schuldigen auch eine Bestrafung finden müssten, wenn unsere Rechtsorganisation nicht so starr an Formeln und Paragraphen kleben würde, sondern das Wesen complicierter Vorgänge zu erfassen vermöchte. Doch von dieser juristischen Verantwortungsfrage abgesehen, müsste man meinen, dass diese ersten Finanzinstitute Deutschlands selbst erkennen müssten, welcher Makel auf ihnen haftet, wenn sie den Verdacht der wissentlichen Schädigung der Gesellschaft zu eigenem Vortheil nicht zerstreuen und das vermöchten sie, falls der Verdacht unbegründet ist, indem sie die wirkliche Situation des Unternehmens und seine Zukunftschancen in überzeugender Weise darlegen.

*

Herr Wittgenstein hat dieser Tage eine Erklärung in der ihm befreundeten Presse veröffentlicht, in der er sich gegen die Berichte gewisser Zeitungen wehrt, dass er Börsenspeculationen treibe. Es ist das gute Recht des Herrn Wittgenstein, sich gegen falsche Nachrichten und Anschuldigungen, die in der Presse gegen ihn erhoben werden, zu wehren, aber wenn er schreibt, dass die Gefahr, andere könnten durch solche Irreführung zu Schaden kommen, ihn zwinge, eine solche öffentliche Erklärung abzugeben, dann überschätzt er wohl das Interesse, das seiner Person und seinen Handlungen in der Oeffentlichkeit entgegengebracht wird, und ignoriert wohl nicht ohne Absicht die Verbindung seines Namens mit jener Gruppe, die unter seiner Führung vor drei Jahren die großen Transactionen in Montanwerten ausgeführt hat. Man schätzt Herrn Wittgenstein als ungewöhnlich tüchtigen Industriellen, aber ob die Börsengeschäfte, die großen und kleinen, welche Herr Feilchenfeld durch die Böhmische Escomptebank für das in der Oeffentlichkeit sogenannte „Wittgenstein-Syndicat" ausführen lässt, mit oder ohne sein Wissen gemacht werden, ob er daran betheiligt ist oder nicht, das ist für die Oeffentlichkeit ziemlich gleichgiltig.

*G.*

## Kunst und Leben.

Im Hofburgtheater wurde am 16. Juni Goethes „Egmont" wieder gegeben, nachdem die Dichtung seit 18. April 1896 im Abendspielplane nicht erschienen war. Die Neubesetzung war eine durchgreifende und zeugt von dem erfreulichen Bestreben, auch auf zweite Posten erste Kräfte zu stellen. Herr Reimers und Frl. Medelsky haben die Anlagen und Mittel zu einem tüchtigen Egmont und einem innigen Clärchen, und so mag man sich, wo sie Gutes boten, daran erfreuen, wo sie aber ihren Aufgaben noch nicht gerecht wurden, mit der Hoffnung auf die Zukunft trösten. Vollendet war die Regentin des Frl. Bleibtreu und warm und natürlich Frau Mitterwurzer als Clärchens Mutter. Einen zweifellosen Gewinn bedeuten auch der Oranien Sonnenthals und der Machiavell Hartmanns, wenngleich ersterer seine Rolle mit zuviel Rührung, letzterer die seine mit zuviel Unlust spielte. Der Schreiber Vansen ist von Herrn Römpler wieder an Herrn Lewinsky zurückgelangt, der sich vergebens bemühte, durch einen Redegalopp in erhöhter Tonlage über den Mangel an Humor hinwegzukommen, und nur eine tiefere Wirkung erzielte, wo er eine Sternschnuppe — mit einer Rakete verwechselte. Einen geeigneten Darsteller für den Alba besitzt das Burgtheater dermalen nicht; Herr Devrient erwies sich nicht als solcher trotz allem redlichen Bemühen, das er diesmal an den Tag legte, der Rolle auf andere Weise als durch Forcierung seiner Stimme beizukommen. Wenn Herr Schmidt, der am Montag in „König Ottokars Glück und Ende" als Ottokar gastierte, sich Mäßigung im Gebrauch seiner gewaltigen Mittel abringen und eine gewisse schablonenhafte Manier abstreifen kann, vermöchte er die durch den Tod Hallensteins und Gabillons gerissene Lücke jedenfalls besser auszufüllen, als dies seinerzeit den Herren Winds und Engels gelang. Ganz unzulänglich war Herr Biesantz als Ferdinand und gemeingefährlich Herr Frank als Brakenburg. Die Art der Bewegung und des Tonfalls verweist Herrn Frank auf komische Wirkungen und lässt ihn solche auch erzielen, wo er tragisch sein will. In der Tragödie müsste seine Partnerin Frl. Clemens sein, welche in der erwähnten Vorstellung des „Ottokar" als Kammerfräulein Kunigundens ihre Unfähigkeit auch für kleine Rollen des classischen Repertoires voll erwiesen hat. — Am Donnerstag gab Herr Schmidt, sein Gastspiel in „Weh' dem, der lügt" fortsetzend, den Grafen Kattwald mit einer gewissen Mäßigung und nicht ohne Humor und individuelle Gestaltung. Von der einfachsten Natürlichkeit und herzgewinnender Liebenswürdigkeit war Kainz als Leon. Doppelt entzückend erschien nur Frau Hohenfels nach ihrer Fabiane als Edrita. Mit dem „blauen Bändchen um den

Hals“ konnte sie ganz ihre künstlerische Eigenart zur Geltung bringen; bei ihrer Iphigenie aber meinte ich, so oft ich das Opernglas absetzte, ganz deutlich ein „rothes Bändchen“ mit einer kleinen niedlichen Masche um ihren Hals wahrzunehmen. Vielleicht gelangt übrigens die neueste Iphigenie-Forschung auch noch zu dem Resultate, dass die Iphigenie wirklich mit einem rothen Bändchen um den Hals zu spielen ist. B.

☆

Man schreibt uns aus Berlin: Da die Hofoper ihre ungetheilte Sympathie Sullivans „Mikado“ zuwandte, wäre Berlin jetzt opernlos, wenn nicht ein auswärtiges Ensemble seit dem 14. Juni sein Heim bei uns aufgeschlagen hätte. Director Morwitz hat die schätzenswerte Absicht, dem Berliner Mittelstand für billiges Geld Opernvorstellungen zu bieten. Leider steht seine Kunst nicht auf der Höhe dieser seiner edlen Gesinnung. Man darf ja an ein solches Privatunternehmen nicht den strengen Maßstab eines königlichen Institutes anlegen, es ist nur zu begreiflich, dass ein so zusammengewürfeltes Ensemble in der kurzen Zeit nicht zu einem ersprießlichen Zusammenwirken gelangen kann. Die Rührigkeit der Direction ist zu bewundern; in acht Tagen hat sie vier Opern herausgebracht. Verdis „Maskenball“ war zur Eröffnung unglücklich gewählt; Fräulein Borchers, die tüchtige Breslauer Primadonna, war leider indisponiert. Sympathisch berührten Gesang und Darstellung des Baritonisten Otto Goritz. Mit Lortzings „Die beiden Schützen“ leitete man zur Spieloper über; die drastische Komik kam zu ihrem Recht, der feine Esprit, der wie der Schaum französischen Champagners gerade über diesem Jugendwerke Lortzings sich ausbreitet und eine gewisse Anlehnung an die Vorbilder der opéra comique verräth, verpuffte wirkungslos. Die Tenöre versagten gänzlich, die Damen zogen sich geschickter aus der Affaire. Webers „Freischütz“ und Kreutzers „Nachtlager“ bezeichneten eine Steigerung des künstlerischen Erfolges.

Dr. Wilhelm Kleefeld.

## Bücher.

Theodor Briz (Verfasser von: „Der nationale Größenwahn und der Kampf mit den Dänen“): „Was in dem Lande der Denker und Dichter passieren kann.“ Ein Wort über die Schulprügler und ihre Gönner zur Goethe-Feier. Berlin, Hermann Walther, 1899.

Die bekannte Grundstimmung gewisser sehr einflussreicher Kreise im Deutschen Reiche erklärt es, dass eine strenge Schulzucht, zu der man körperliche Strafe zu rechnen pflegt, von den Schulaufsichtsbehörden gewünscht und begünstigt wird, und dass bei Ueberschreitungen des Züchtigungsrechtes, auf Deutsch bei Misshandlungen von Schulkindern durch ihre Lehrer, meistens nicht die Schuldigen auf die Anklagebank kommen, sondern die Eltern oder die Journalisten, welche über die Misshandlung öffentlich geklagt haben. Theodor Briz wohnt in Schöneberg bei Berlin, und hat Gelegenheit gehabt, das Treiben eines Prügelpädagogen, der durch die zur Wiederherstellung seiner Ehre geführten Processe weltbekannt geworden ist, aus nächster Nähe zu beobachten, und sein warmes Herz hat ihn getrieben, diese Schrift zu veröffentlichen, die allen Freunden der Kinderwelt empfohlen sei. Freilich fehlt darin etwas sehr Wesentliches. Jeder, der diesen Gegenstand behandelt, sollte nicht bloß das Verhalten der Behörden der widerlichen Erscheinung gegenüber rügen, sondern auch die Umstände aufdecken, welche die Schülermisshandlungen verursachen, und ohne deren Beseitigung eine Aenderung in der Haltung der Behörden nichts nützen würde. Der seither aus der politischen Welt verschwundene Cultusminister Bosse hat sich ja durch die Zeitungen zu einem Erlass bestimmen lassen, der eine Aenderung in der Haltung der Behörden anbahnen zu sollen schien. Aber dieser Erlass bewies wieder einmal, dass die Juristen, die unser Schulwesen leiten, davon nicht das Geringste verstehen; er war ungeschickt und undurchführbar, und der Unwille der Lehrerschaft zwang den Cultusminister, ihm eine Erklärung nachzuschicken, welche die Zurücknahme bedeutete, so dass sich also Herr Bosse vor seinem Rücktritt noch einmal gründlich, und zwar doppelt blamiert hat: durch den Erlass und durch seinen Widerruf. Die Wurzel des Uebels liegt in der Fabriksmäßigkeit des heutigen Schulunterrichtes: alle Schüler sollen dasselbe amtlich vorgeschriebene Classenziel erreichen, und das ist unmöglich. Die Censur aber, die der Lehrer vom prüfenden Schulinspector oder Schulrath erhält, hängt davon ab, dass, wenn nicht alle, so doch möglichst viele seiner Schüler das Classenziel erreichen oder erreicht zu haben scheinen, und so nöthigt ihn seine Abhängigkeit von der Gunst der Behörde, die Unbefähigten oder Andersbefähigten (z. B. dichterisch, künstlerisch begabte Kinder) durch Gewaltmittel auf das von der Behörde geforderte Niveau zu treiben. Dazu kommen noch drei Umstände, die das an sich Unmögliche noch unmöglicher machen. Erstens überfüllte Classen; in einer 80 bis 100 Köpfe starken Classe kann ein Lehrer, der kein pädagogisches Genie ist, ohne den Stock nicht einmal die Disciplin aufrecht erhalten, geschweige denn mit einigem Erfolg unterrichten. Zweitens die ungünstigen häuslichen Verhältnisse vieler Kinder; die einen sind verwildert, die andern durch häusliche Misshandlungen und übermäßige Entbehrungen verbittert und boshaft gemacht, die dritten allen möglichen lasterhaften Gewohnheiten verfallen, die vierten durch Leiden und durch den Mangel an geistigen Anregungen stumpfsinnig und dumm geworden, die fünften durch Arbeit für den Broterwerb ermüdet und in der Schule zu nichts aufgelegt als zum Schlafen. Drittens haben wir in den polnischen Landestheilen Schulen, wo weder die Lehrer die Sprache der Schüler, noch die Schüler die Sprache der Lehrer verstehen; hier gehört ein ganzes System von Misshandlungen und von — Betrug dazu, um den Abgesandten der Schulaufsichtsbehörden den Schein eines Erfolges vorzutäuschen. Wenn diese Uebelstände nicht abgestellt werden, so werden auch cultusministerielle Erlässe, die verständiger als der Bosse'sche ausfallen, und würde auch die Belehrung der Staatsanwälte zur Humanität nichts nützen. — e —

W. Fred: Die Präraphaeliten. Straßburg, Heitz, 1900.

Die lange angekündigte Arbeit von W. Fred über die englischen Präraphaeliten ist erschienen. Der Verfasser widmet sein Buch „jenen Frauen, die sind wie die Mädchen und Frauen, die Dante Gabriel Rossetti malte und Edward Burne-Jones. Ihnen schenke ich es, die durch das Leben gehen, wie man durch sonnige Gärten wandelt, zart den Duft der Blumen einathmet und in der Seele festhält“. Das ist sehr anfechtbar — ich meine stilistisch. Wer mit schönen blassen Frauen über sehr ästhetische Künstler plaudern will, braucht zweierlei: erstens viel Sinn für feine Empfindungswerte, zweitens eine geschmeidige artistische Sprache, die diese Gefühlsnuancen ohne Deficit in Worte umsetzt. Unerquicklich aber wird das Ergebnis sein, wenn das Aesthetenthum nur posiert wird und grammatische Flecken das Prunkgewand schöngeistiger Phrasen verunzieren. Die erste Epoche des Präraphaelitenthums würde ich in einem Buch für blasse Frauen überhaupt nicht behandelt haben. Denn hier handelt es sich lediglich um Technik. Die jungen Künstler kämpfen gegen die schöne Lüge, wollen aus dem Theaterpathos, der braunen Sauce heraus. So kommt eine Zeit treuherzig-peinlichen Naturstudiums. Das Pleinairproblem thut sich auf, wird aber nicht gelöst, da man unvereinbare Dinge zu verschmelzen, dem Studium des Lichtlebens schärfste zeichnerische Präcision zu gesellen sucht. Erst nachdem Rossetti der Mittelpunkt eines neuen Künstlerkreises geworden, beginnt die ästhetische Phase, jenes Streben, „das Leben aus Kunsteindrücken und nur aus diesen zusammenzusetzen“. Und nun hätte sich W. Fred in der Analyse sehr subtiler Dinge erproben können. Denn die Gestalt Rossettis ist trotz zahlreicher Schriften noch nicht gedeutet. Wie eine Schicksalsfügung ist es, dass plötzlich ein Süditaliener, ein Katholik, in den nebligen protestantischen Norden kommt. Wie eine Schicksalstragödie ist sein Leben. Einer Familie, deren ganzes Denken von Dante Allighieri beherrscht wird, entstammt er. Er trägt den Vornamen Dante, entnimmt die Stoffe seiner Jugendbilder den Werken des Florentiners. Und mehr noch. Er lebt überhaupt das Leben Dantes noch einmal. Elisabeth Siddal wird ihm, was für Dante Beatrice Portinari war: erst das Idol, das er auf den Altar seiner Anbetung setzt, dann nach ihrem Tode die Traumgöttin, die sein ganzes Empfinden beherrscht. Seine Kunst ist der Verkehr mit einer Todten. Er denkt an ihre weiche weiße Hand, deren Berührung ihn erbeben machte, und das Bild la bella mano entsteht. Ihrer dunkelrothen schönen Lippen denkt er, denkt der Küsse, die er darauf presste, und Elisabeth wird Venus Astarte. Stets strömt von den Händen, den Augen, dem Haar ein magnetisches Fluidum aus. Stets gießt er alle Sehnsucht seiner Sinne in die Formen seiner Traumgöttin hinein, ruft alle Taumel der Musik — geisterhaftes Orgelspiel oder die weichen schmelzenden Klänge der Laute — auch betäubende Gerüche wundersamer Blumen zu Hilfe, um den berauschenden Zauber zu steigern. Stets ist Elisabeth ein gewaltiges Wesen von überirdischer beunruhigender Schönheit. Mächtig der Leib. Von wogendem, dichtem, dickem Haar Stirn und Nacken umflutet. In wildem verzehrendem Feuer die Augen leuchtend. Rossetti brachte den Engländern, was sie noch nicht hatten: südliche Leidenschaft, katholische Sinnenglut. Beides aber mit nordischer Sentimentalität, mit angelsächsischer Romantik durchsetzt. So erklärt sich die ungeheure Wirkung, die von dieser schwülen cerebralen Erotik ausgieng. — Burne-Jones geht hinter Rossetti her wie die Reue hinter der That, die Ermattung hinter der Leidenschaft, die Erschöpfung hinter dem Rausch, wie die Asche hinter der Flamme. Er hat ein Bild gemalt „Amor in den Ruinen“. Das ist symbolisch für seine ganze Kunst. Auf die Treibhaushitze und die Fieberglut folgt die sterbende Müdigkeit, das fröstelnde Erschauern. Ist die Frau Rossettis eine Venus von dämonischer Schönheit, eine Teufelin, die den Menschen in ihre Arme lockt um ihn zu tödten, so ziehen die Frauen des Burne-Jones sich enttäuscht und ernüchtert in sich selbst zurück. Ihre Liebe ist nur traumhaftes Schluchzen, ein unfruchtbares, sich selbst verzehrendes Feuer. Die Lippen, bei Rossetti roth, sind welk, die Wangen bleich, die Geberden müde. Der Körper, dort üppig, ist hier abgezehrt. Große, graue, thränenschimmernde Augen starren über uns hinweg ins Leere. Selbst die Pflanzen, bei Rossetti in tropischen Farben glühend, sind bei Burne-Jones angegriffen und überblüht, dunkler Ephen und welke Rosen, die sich melancholisch an alten gothischen Ruinen emporranken. Ein Buch über die Präraphaeliten hätte diesen Unterschied der führenden Meister klarlegen, durch Vergleich mit Botticelli das Moderne, specifisch Englische des Burne-Jones aufweisen müssen. Es hätte zeigen können, wie die Frau Rossettis schließlich zur Dirne des Beardsley ward. Und auch die kunstgewerbliche Bewegung — Morris und sein Kreis — war in den richtigen Gesichtswinkel zu stellen. Denn nicht zufällig ist, dass die Sehnsucht nach einer künstlerisch veredelten Umgebung gerade im Kreise der Präraphaeliten zuerst sich regte, dass gerade in diesen Meistern, die eine so mimosenhafte Scheu vor jeder Berührung mit dem Alltag hatten, zuerst der Wunsch erwachte, sich wenigstens zu Hause jene harmonische Schönheit vorzutäuschen, die sie draußen im Leben nicht fanden. Rudolf Kassner hat darüber in seinem feinsinnigen Buch „Die Mystik, die Künstler und das Leben“ manch tiefen, anregenden Gedanken gebracht. W. Fred, am Schlusse seiner Arbeit, kommt sich vor „wie einer, der von seiner Geliebten erzählen wollte. Bald drängen sich da die Worte, bald stammelt man. Und schließlich erkennt man, wie hilflos alle Rede ist. Man hat hundert Schönheiten gerühmt und eigentlich nichts gesagt“. R. M.

Alexis Lugowoi: Ein Brief. Nocturne. Novellen. Berechtigte Uebertragung aus dem Russischen von Heinrich Johannson. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Mit unendlicher Breite wird im „Brief“ das Problem erörtert, wie und warum ein Dichter zwei Frauen gleichzeitig lieben kann. Bei der Ausführlichkeit der Behandlung übersieht Lugowoi, dass ihm unter der Hand das Problem verloren geht. Wie sagt doch bei Ibsen Irene zu Professor Rubek: „Dichter . . ., weil du ohne Kraft und Willen bist und voll Absolution für all deine Handlungen und Gedanken!“ Damit ist das Problem gestellt; Lugowoi aber kümmert sich nicht weiter darum, sondern beweist lustig darauf los, dass ein Mann — es ist dabei überflüssig,

ein Dichter zu sein — für seine erotischen Bedürfnisse nicht an einer genug haben muss, kann oder darf. Jedenfalls ist „Ein Brief“ einfach und seine Länge noch erträglich; „Nocturne“ aber schlägt mit seiner überladenen Sprache und seiner unendlichen Ausführlichkeit jedes Interesse für den unbedeutenden Inhalt todt. Lernen kann man auch aus dieser Novelle — nämlich, dass in Erotieis Langeweile und Delicatesse nicht identische Dinge sind.

D. Bach.

## Revue der Revuen.

„Der Thürmer“ (Mai). Prof. Dr. Hermann Schell, der bekannte, seinerzeit verketzerte Verfasser des „Katholicismus als Princip des Fortschrittes“, der später reuig Abbitte that, schreibt über das Entwickelungsgesetz der Religionen und deren Zukunft. Trotz aller Umwandlung der Wissens- und Lebensverhältnisse bei den einzelnen Völkern ist der maßgebende Gesichtspunkt, unter dem die religiöse Weltbetrachtung stand und steht, so ziemlich derselbe geblieben, und immer wieder ergab sich für Vernunft und Gewissen die Nothwendigkeit, in der Gottheit den Grund und Zweck der Welt und des Lebens anzunehmen. Wohl überwiegt bei den verschiedenen Völkern je nach ihrer Eigenart der eine oder andere Punkt, im ganzen aber liegen fast allen Religionen der Erde die gleichen menschlichen Empfindungen zugrunde, und haben zu ähnlichen Ergebnissen geführt. Alle Religionen sind ursprünglich Naturreligionen, und gewöhnlich bilden Himmel und Erde das göttliche Urelternpaar, in dem sich die zeugende Urkraft und die mitwirkende Empfänglichkeit verkörpern. Die nächste Erkenntnisstufe ist die von der Wirkung der Sonne, die das Weltall zeitlich regelt, von der Tag und Nacht, Sommer und Winter, kurz die ganze gesetzmäßige Ordnung in der Natur abhängt. Und aus dieser himmlischen Gesetzmäßigkeit geht allmählich die irdische Ordnung des Staates hervor, und man kann diese zweite Stufe als die der Gesetzes- oder Rechtsreligion bezeichnen. Sie ist noch ganz autokratisch, und wird die unumschränkte göttliche Gewalt auf Menschen übertragen, so sind es höchstens die Herrscher und Fürsten, denen dadurch erst recht unbedingte Gewalt über die Völker zusteht. Erst sehr allmählich mit der Entwickelung der Persönlichkeit gelangten die Menschen zur dritten Stufe, der der Heilsreligionen, denen der Erlösungsgedanke zugrunde liegt. Ueberall finden wir also den gleichen Gang, und der Parallelismus erstreckt sich auch auf Einzelheiten, und eine engere innere Verwandtschaft verbindet den Cultus der Diana von Ephesus, der Astarte der Isis-Neith, der Kybele mit dem, wenn auch spiritualisierten, der Muttergottes.

Die Wiener „Wage“ druckt in ihrem letzten Heft (Nr. 25) einen fesselnden Artikel „Berufswahl und Experimentalpsychologie“ von Prof. A. Binet ab, der kurz darauf von der „Frankf. Ztg.“ reproduciert wurde. Wir wollen auch unserseits nicht unterlassen, auf ihn hinzuweisen, trotzdem unsere Leser mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Problemes schon im September des Jahres 1898 die Grundzüge der Binet'schen Ausführungen kennen gelernt haben. Jener Artikel stand nämlich damals unter dem Titel „La Question des études classiques d'après la psychologie expérimentale“ in der Pariser „Revue des Revues“ (27. Band, Nr. 17) und wurde in der Zeitschriftenrundschau unserer Nr. 207 im Auszug wiedergegeben: von der Binet'schen Eintheilung der Schüler in die positiv wissenschaftliche, literarische und künstlerische Gruppe, von der Nothwendigkeit, im Unterricht diese Verschiedenheiten der Anlagen herauszufinden und darauf Rücksicht zu nehmen, war an dieser Stelle mit genügender Ausführlichkeit die Rede. — Die „Revue des Revues“ brachte übrigens im Anschluss an ihren Binet'schen Beitrag im October 1898 eine vielleicht noch bemerkenswertere Entgegnung von A. Riessel, in welcher mit großem Muth und Radicalismus die classischen Studien geradezu als schädlich verdammt werden. Davon erfuhren die Leser unserer Revuenübersicht gleichfalls. Wer sich aber für die vollständige Publication auch dieser Polemik interessiert, mag mit Spannung den Originalartikeln der nächsten „Wage“ entgegensehen.

„Revue des Revues.“ (1. und 15. Juni.) Ein Artikel von Anatole Leroy Beaulieu mit dem Titel: „Les Etats-Unis d'Europe“ dürfte gerade jetzt anlässlich der öffentlichen Discussion über den Zusammenschluss der europäischen Mächte gegen China besonderes Interesse finden. Der Gedanke einer europäischen Föderation sei durchaus nicht neu; schon vor Jahrhunderten, gegenüber den Einfällen und Uebergriffen der Türken, wurden sich die europäischen Staaten der Nothwendigkeit des solidarischen Zusammenhaltens bewusst, und wiederholt im Verlauf der Jahrhunderte sah man sie einmüthig vorgehen, wo es das gemeinsame Interesse erheischte. Durch Eisenbahnen und elektrische Drahtnetze untereinander verbunden, verknüpft durch tausend Handelsinteressen und nicht minder durch die allgemeine sociale Bewegung, ist ihnen der Gedanke an eine solche allgemeine Staaten-Vereinigung näher gerückt denn je zuvor; ihre Nützlichkeit stünde außer Zweifel; wie aber steht es mit der Ausführbarkeit? Dem Verfasser scheint eine Verbindung der continentalen Staaten, wobei man durchaus kein Aufgeben ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten von ihnen fordern dürfte, möglich; dagegen könnten weder Russland noch England Platz finden in einer derartigen Föderation. Das britische Reich sei nämlich, trotz der eminent europäischen Civilisation des Mutterlandes, eher ein exotisches Weltreich als ein europäischer Staat; seine eigenen Besitzthümer in den fünf Welttheilen bilden nicht einmal untereinander eine eigentliche Confoederation, und deren Consolidierung bildet eins der schwierigsten Probleme für die englische Regierung. Ebenso ist Russland eigentlich ein außer-europäisches Reich, das durch seine natürlichen und politischen Verhältnisse geradezu im Gegensatz zum westlichen Europa steht, und die Vereinigten Staaten von Europa, wie Leroy Beaulieu sich sie denkt, wären eher eine Verbindung zum Schutz gegen die Uebermacht von England und Russland, als eine Allianz mit diesen. Zur Vorbereitung dieser Confoederation empfiehlt er die Gründung eines Zollvereins, der zum mindesten die Staaten von West- und Centraleuropa umschließen soll. — Gleichsam an diesen Artikel anknüpfend schreibt in

der zweiten Juni-Nummer Paul Mieille über „Patriotismus und Internationalismus“.

„Contemporary Review“ (Juni). Ein Artikel von Herbert Paul über Englands falsche Politik in Südafrika. Lord Salisbury sei von Haus aus friedliebend und habe — wie 1895 Amerika und 1898 Frankreich gegenüber — kritischere und drohendere Conflicte als den in Transvaal unblutig zu schlichten gewusst. Er sei aber nun unter Chamberleins Einfluss gerathen, wie vor zwanzig Jahren unter den des Lord Beaconsfield. Alle Opfer und Gewaltthaten des gegenwärtig kaum beendeten Krieges werden sich als vergeblich erweisen, denn die Boeren sind kein Volk, das sich endgiltig unterwirft und werden verstehen, früher oder später ihre Unabhängigkeit zurück zu erobern. Und wenn auch nicht — was wäre dadurch erreicht? Soll die englische Fahne über ganz Südafrika wehen, so müssten nicht nur die Portugiesen, sondern auch die Deutschen hinweggeräumt werden, die an der Küste eine Strecke von nahezu tausend Meilen besitzen, und sich gewiss nicht gutwillig aus Südafrika verdrängen lassen werden. Als der Krieg begann, wurde der bloße Gedanke, die Republiken zu annectieren, in England als Infamie angesehen; und selbst viele von denen, die den Krieg für unvermeidlich hielten, und ihn unterstützten, wenden sich nun unwillig von der Regierung und lehnen jede Mitverantwortung für ihr ungerechtes Vorgehen ab. — Edith Sellers berichtet von dem 1893 in Berlin gegründeten Schiller-Theater und seinen Erfolgen. Sein Gründer, der Tolstoi-Biograph Dr. Löwenfeld, hatte dabei die Arbeiterclassen im Auge und das Theater sollte sich aus eigener Kraft erhalten. Er brachte ein Capital von 100.000 Mark zusammen und gründete überdies, um den Bestand der Bühne zu sichern, eine Theatergesellschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten alle vierzehn Tage Sitze zu nehmen. Dennoch zweifelte alle Welt am Erfolg, als das Haus 1894 eröffnet wurde. Derselbe hat alle Erwartungen übertroffen. Das Unternehmen, dass sich vom ersten Tag an selbst erhielt, zahlt seinen Actionären heute fünf Procent; sein Repertoire umfasst 136 Stücke, von Sophokleischen und Shakespeare'schen Dramen bis zum modernen Lustspiel; es bietet durchwegs tüchtige Aufführungen, wenn es auch keine Kräfte ersten Ranges bezahlen kann, und erfüllt vor allem seine Mission, ein echtes Volks-Theater zu sein.

## Zwischen dem ersten und dritten Stock.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von Josef Willomitzer.

Wer bei uns den Namen des heiligen Nährvaters trägt, dem geht es gut am 19. März. Ein Heinrich, ein Alfred, ein Ludwig oder gar ein Onuphrius — sie alle können an ihrem Ehrentage die schönsten Grobheiten einheimsen. Niemand weiß, dass St. Onuphrius der Kalenderheilige des 12. Juni ist. Wenn ein Onuphrius an diesem Tage ein Viertelstündchen zu spät in die Kanzlei kommt — sofort wird er vom Amtsvorstand grimmig angeschnauzt. Aber ein Josef erwacht am 19. März sozusagen mit einem Heiligenscheine. Selbst wenn er eine ganze Stunde zu spät in der Kanzlei eintrifft — der Amtsvorstand wird höchstens schalkhaft mit dem Finger drohen: „Pepi, Pepi! Zu lange über dem Namenstags-Gugelhupf gesessen!“ Und dann kommen die Collegen und gratulieren, Telegramme und Glückwunschkarten kommen, manchmal kommt sogar ein Blumenstrauß, und abends im Gasthaus wird der eintretende Josef vom ganzen Stammtisch mit stürmischer Begeisterung willkommen geheißen.

Unser Josef jedoch, von dem ich erzählen will, stieg eines schönen Josefstages um 9 Uhr morgens aus dem Bette, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass er zu den Helden dieses Tages gehörte. Ein verbummelter Medicinae studiosus, fristete dieser Josef sein Leben als schlecht dotierter „Sporischriftsteller“ hin. Mit einem Fuße stand er bereits auf der Stufe der Inseratensammler, und nur ein schwacher Trost war es ihm in seinen Nöthen, dass es noch immer gute Menschen gab, die ihn „Herr Doctor“ nannten.

— „Guten Morgen, Herr Doctor!“ sagte ins Zimmer tretend eine hübsche, stramme, dunkeläugige Jungfrau mit einem Handkorb am Arm, eine Köchin offenbar.

Der Herr Doctor stand mit herabhängenden Hosenträgern vor dem Waschtische, aber die Besucherin kehrte sich nicht an seinen noch nicht ganz repräsentablen Zustand und trug beherzt ihr Anliegen vor.

— „Eine schöne Empfehlung soll ich ausrichten von der Frau von Beranek — gegenüber im dritten Stock, Sie kennen sie doch, gelten's? — Und weil heut' Ihr Namenstag ist, Herr Doctor, so lässt die gnä' Frau bitten, Sie möchten ihr heut' abends die Ehre geben und Ihren Namenstag bei ihr feiern, wenn der Herr Doctor für heut' Abend nichts Besseres vor hat.“

Nicht wenig verblüfft vernahm der Herr Doctor diese nicht ganz formgerechte Einladung. Frau Beranek — das war ja die kleine, umfangreiche, geschmacklos jugendlich gekleidete Frau, mit welcher er, wenn sie am Fenster stand, Grüße zu wechseln pflegte. Immer hatte sie ihn sehr freundlich angesehen mit ihren blauen Glotzaugen, und eines Tages hatte sie direct zu grüßen angefangen, und da war ihm denn artigkeitshalber nichts übrig geblieben, als sich in das regelmäßige Grußverhältnis zu fügen.

— „Nehmen Sie Platz, Fräulein,“ sagte er, und schob der Köchin den Sessel hin. „Bitte, legen Sie ab,“ fügte er hinzu, indem er ihr den Korb abnahm. Sie lächelte verklärt, wie eben eine Köchin zu lächeln pflegt, die sich als Fräulein behandelt sieht.

Nun fieng er an, dass es ihm ganz unfassbar, wie er zur Ehre dieser Einladung komme. Die Köchin lächelte halb verschämt und halb verschmitzt und ergieng sich in allerlei Andeutungen, dass nur ein Abendessen zu Zweien in Aussicht sei, und dass Frau von Beranek, eine gute Seele, immer nur von dem Herrn Doctor schwärme.

— „Jeder Mensch hat seine schwache Seite“ — fuhr sie fort — „und manches Herz bleibt ewig jung. Gelten's Herr Doctor?“

— „Sie muss doch mindestens fünfzig Jahr' alt sein,“ entgegnete er finster.

— „Woher denn? Keine Spur! Vierundvierzig, höchstens fünfundvierzig! Und seelengut ist sie, das muss man ihr lassen. Aber da sitz' ich und verplausch' mich und hab' noch eine Menge Besorgungen. Alsdann Punkt acht Uhr fängt's an, Herr Doctor. Sie kommen doch sicher, gelten's?“

Er kratzte sich das Genick. Nein sagen — das gieng nicht gut, artigkeitshalber. Auch war er keineswegs ein Kostverächter, und wenn er Nein sagte, dann gab's für diesen Namenstag nur ein armseliges culinarisches Programm.

— „Ich lass' der Gnädigen die Hand küssen und werd' so frei sein um acht Uhr.“

* * *

Ein guter Bissen führt zum Herzen — das wusste Frau Beranek von ihrem Seligen her. Prächtig war alles hergerichtet für den lieben Gast. Der ganze Schauplatz war in sinnberückenden rothen Zauber getaucht: im Lichte der rothverhängten Lampen funkelten die Teller und Tellerchen, die Löffel und Löffelchen, die Messer und Messerchen, die Gläser und Gläschen. Aus der Küche roch es sehr gut herein. Der in Oel gemalte Selige an der Wand blickte grimmig drein. Offenbar war er mit diesem rothen Zauber ganz und gar nicht einverstanden.

Acht Uhr. Jetzt muss er bald kommen. Frau Beranek legte rasch noch die allerletzte Feile an sich. Sehr schön, gnä' Frau! sagte der Spiegel. O du glatter Heuchler!

Langsam krochen die Minuten hin. Agnes, die Köchin, kam erhitzt und erregt aus der Küche.

— „Nur ruhig, Agnes, gleich muss er da sein.“

Mit zitternder Hand füllt die gnä' Frau die Portweingläser. Dann geht sie hinaus und neigt sich über das Treppengeländer, um nach dem Ersehnten auszuspähen.

Nichts, nichts, noch immer nichts!

Nach einer Weile kommt Agnes noch erhitzter und noch erregter. „Wenn er nicht bald kommt, wird alles hin!“ sagt sie.

Und beide neigen sich über das Geländer und schauen sich fast die Augen aus.

Endlich kommt unten ein Mann in Sicht. Er ist es.

— „Gott sei Dank!“ entfährt es dem Busen der Köchin. Hastig kehrt sie zu ihrem Bratkarpfen zurück. Auch Frau Beranek tritt den Rückzug an. Der Herr Doctor — jetzt ist er schon bald im zweiten Stock — darf nicht wissen, wie sehnsüchtig man ihn erwartet hat.

Rasch noch einmal zum Spiegel. Rasch noch ein Löckchen zurechtgerückt. Rasch noch ein Lächeln vorbereitet: ein feines, liebliches Begrüßungslächeln.

Nun?

Es rührt sich nichts.

Sonderbar. Jetzt müsste er doch schon da sein. Eine Täuschung ist ja ganz ausgeschlossen. Sie hat ihn ja genau erkannt, den süßen, süßen Menschen.

Agnes und die Gnädige fahren aufeinander los — beide mit derselben Frage:

— „Ja wo bleibt er denn?“

Und wieder eilen sie zum Geländer und schauen hinunter. Nichts! Das ganze Stiegenhaus ist leer.

— „Aber das ist doch ganz unmöglich!“ sagt Frau Beranek. „Er kann doch nicht verschwunden sein zwischen dem ersten und dritten Stock!“

Der mitleiderweckende Anblick ihrer Gebieterin bringt Agnes zu einem Entschluss.

— „Gnä' Frau, wenn Sie in der Küche bleiben, such' ich ihn.“

Frau Beranek hascht gierig nach diesem Strohhalm. Sie übernimmt, während Agnes davon eilt, die Küchensorge. Das gute, dumme, alte, ewig junge Herz will dabei zerspringen vor Angst und Weh.

Nach einer endlosen Viertelstunde kommt Agnes athemlos zurück.

Hastige Fragen und Antworten fliegen hin und her.

— „Haben Sie ihn gefunden?“

— „Ja.“

— „Kommt er?“

— „Nein.“

— „Wo ist er?“

— „Z' Haus.“

— „Aber so reden Sie doch, Sie fade Nocken! muss man denn jedes Wort aus Ihnen herauspumpen?“

— „Was gibt's da viel zu reden? Um'kehrt ist er. Er war schon im zweiten Stock. Ich glaub', er hat sich auf einmal nicht wohl g'fühlt. Ich glaub' aber, es war nichts Besonderes. Ich glaub' . . .“

— „Schnattergans übereinand, ich will nicht wissen, was Sie glauben! Ich will wissen, was g'scheh'n ist! Ich will wissen, was er g'sagt hat!“

Zornig blitzten die schönen, dunklen Augen der Köchin. „Fade Nocken,“ das hatte sie noch hinuntergewürgt. Aber „Schnattergans“ — ah, das ist stark!

Agnes stemmt die Arme ein und legt los.

— „Was er g'sagt hat, wollen gnä' Frau wissen? Er war schon beinah' oben, hat er g'sagt, da ist ihm die Geschicht auf einmal im Kopf 'rumgangen, hat er g'sagt. Ein junger Mann taugt nicht zusammen mit einer alten Frau, hat er g'sagt. Es werden ihm halt die Grausbirnen aufg'stiegen sein, gelten's gnä' Frau?“

Wie ein blankes Messer fuhr das in das gute, alte, dumme Herz hinein. Und Agnes, nachbohrend bis an's Heft den Stahl, fügte hinzu:

„Als Nachtmahl hat er auf einem Teller ein Stück Brot und einen Emmenthaler liegen. Ein Emmenthaler ist ihm lieber als unsere ganze Fressasch!“

Frau Beranek wusste sich kaum zu fassen. Eine alte Frau ist sie! Er selbst hat es gesagt. Alles ist aus! Fürchterlich ist dieser Sturz aus dem rothbeleuchteten Himmelreich!

Aber schon denkt sie nicht mehr an sich. Sie denkt nur an ihn, an den lieben armen Josef, dem heute an seinem Namenstage kein anderes Nachtmahl beschieden sein soll, als ein Emmenthaler.

Gegen diesen Emmenthaler bäumt sich ihr ganzes Innere auf. Bald ist sie im Klaren darüber, was jetzt geschehen muss.

Ein hübsches Körbchen wird herbeigeschafft. Teller mit den schönsten Stücken von Bratfisch, vom Geflügel, von der Torte und von der ganzen sonstigen Herrlichkeit werden hineingeschlichtet, und zwei Flaschen Wein dazu. Das alles muss die Agnes zum Herrn Doctor hinübertragen.

Um den Sturm in ihrer Brust zu beschwichtigen, setzt sich Frau Beranek ans Clavier und spielt „Das Gebet einer Jungfrau“. Dann geht sie wieder in das Speisezimmer, setzt sich an den Tisch, zerbröselt eine Semmel und denkt nach über ihr versunkenes Glück.

Endlich kommt Agnes zurück. „Ich hab' nicht früher kommen können,“ sagte sie, „der Herr Doctor hat mich gebeten zu warten, um die leeren Teller wieder mitzunehmen.“

— „Hat es ihm geschmeckt?“ fragt Frau Beranek.

— „O ja. Es hat ihm sehr gut geschmeckt. Er lässt die Hand küssen.“

Frau Beranek erhob sich. Die Augen thaten ihr weh von dem rothen Licht.

— „Es ist gut, Agnes,“ sagte sie. „Räumen Sie ab!“



## Stimmen aus dem Publicum.

# Prospectus.

## 4% Schuldverschreibungen der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft vom Jahre 1900.

## Kundmachung.

**Die k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft** hat auf Grund der ihr von der hohen k. k. Staatsverwaltung zufolge Erlasses des hohen k. k. Eisenbahn-Ministeriums vom 30. März 1900, Zahl 13.177, ertheilten Genehmigung und des Beschlusses der Generalversammlung vom 17. Mai 1900 zur Deckung des Bedarfes für bereits durchgeführte und noch durchzuführende Investitionen eine Anleihe von Francs 100,000.000 oder Mark 81,000.000 deutscher Reichswährung aufgenommen, **wovon ein Theilbetrag von Nominale Francs 50,000.000 = Mark 40,500.000 deutscher Reichswährung zur öffentlichen Subscription aufgelegt wird.**

Die Anleihe besteht aus 200.000 Stück auf den Inhaber lautenden Schuldverschreibungen zu Francs 500 oder Mark 405 deutscher Reichswährung.

Jede Schuldverschreibung wird mit jährlich vier vom Hundert in Francs oder in Mark deutscher Reichswährung vom 1. Mai 1900 ab bis zu dem Tage, an welchem die Rückzahlung fällig wird, nachhinein in am 1. Mai und 1. November fälligen halbjährigen Raten verzinst. Die Auszahlung der Zinsen erfolgt **ohne jeden Steuer-, Gebüren- oder sonstigen Abzug** gegen Rückstellung des entsprechenden Coupons der Schuldverschreibung nach Wahl des Inhabers in Paris mit zehn Francs, in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg oder an sonstigen, von der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft jeweilig bekannt zu gebenden Plätzen Deutschlands mit acht Mark zehn Pfennig deutscher Reichswährung, in Wien in Kronen mit dem dem Tagescourse der Francs entsprechenden Aequivalente.

Sämmtliche Schuldverschreibungen werden vom Jahre 1900 angefangen innerhalb 69 Jahren im vollen Nennwerte in Francs oder in Mark deutscher Reichswährung zurückgezahlt. Zu diesem Ende werden am 1. December jedes Jahres Schuldverschreibungen in Gegenwart eines k. k. Notars in der im Tilgungsplane bestimmten Anzahl verlost.

Die k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft ist jedoch berechtigt, jederzeit auch eine größere als die tilgungsplanmäßige Anzahl von Schuldverschreibungen zur Auslosung zu bringen, oder auch die sämmtlichen jeweilig noch aushaftenden Schuldverschreibungen auf einmal zur Rückzahlung zu kündigen.

Die Rückzahlung der Schuldverschreibung geschieht **ohne jeden Steuer-, Gebüren- oder sonstigen Abzug** fünf Monate nach der Ziehung, bezw. nach der Kündigung, nach Wahl des Inhabers in Paris mit fünfhundert Francs, in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg oder an sonstigen von der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft jeweilig bekannt zu gebenden Plätzen Deutschlands mit vierhundertfünf Mark deutscher Reichswährung, in Wien in Kronen mit dem dem Tagescurse der Francs entsprechenden Aequivalente.

Mit dem Rückzahlungstermine der verlosten Schuldverschreibungen hört jede weitere Verzinsung derselben auf, und es sind demnach bei ihrer Eincassierung außer den Original-Schuldverschreibungen auch alle zugehörigen, bis zu jenem Tage nicht verfallenen Coupons und die Talons zurückzustellen. Fehlende Coupons werden vom Capitalsbetrage in Abzug gebracht. Die Kundmachungen über die erfolgten Verlosungen, sowie über die eventuelle Kündigung werden in Paris, Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg und Wien veröffentlicht.

Für die pünktliche Bezahlung der Zinsen und Rückzahlungsraten dieser Anleihe haften die sämmtlichen, der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft concessionierten Eisenbahnlinien, das zum Betriebe der sämmtlichen Linien gehörige feste und bewegliche Material und die Reineinnahmen der gesammten, der Gesellschaft concessionierten Eisenbahnen, dann die von der königlich italienischen Regierung auf Grund des Vertrages ddo. Basel, den 17. November 1875 und des Zusatzvertrages ddo. Wien, den 25. Februar 1876 und die von der königlich ungarischen Regierung auf Grund des Vertrages ddo. Budapest, den 11. März 1880 zu zahlenden Annuitäten.

Insbesondere ist das Pfandrecht zur Sicherstellung dieser Anleihe zufolge Beschlusses des k. k. Landesgerichtes Wien, Abtheilung XX, vom 19. Mai 1900, G. Z. 576, laut Bestätigung des k. k. Landtafel- und Grundbuchsamtes Wien vom 22. Mai 1900 auf die mit den Bescheiden des k. k. Landesgerichtes Wien vom 27. Juni 1877, Zahl 5350, und vom 17. August 1883, Zahl 57.392, eröffneten Einlagen, und auf die mit dem Bescheide des k. k. Landesgerichtes Wien vom 5. October 1883, Z. 66.836, eröffnete und mit dem Bescheide des k. k. Landesgerichtes Wien vom 12. Juni 1885, Zahl 41.136, erweiterte Einlage, sowie auf die mit dem Bescheide des k. k. Landesgerichtes Wien, vom 11. November 1885, Zahl 78.309, eröffnete Einlage, und zwar unmittelbar nach den auf diesen Einlagen bereits pfandrechtlich sichergestellten Anleihen und auf sämmtlichen Einlagen in der gleichen Rangordnung mit dem Pfandrechte für die zu Convertierungszwecken auszugebende Anleihe vom Jahre 1898 im Nominalbetrage von Reichsmark 35,000.000 sammt 3%igen Zinsen eingetragen worden.

In Budapest geschieht die centralgrundbücherliche Eintragung nach Maßgabe der ungarischen Gesetze.

Die Einlösung der Coupons und der verlosten, beziehungsweise gekündigten Schuldverschreibungen erfolgt bis auf weiteres:

in **Wien** bei der **Liquidatur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft,**
„ „ **K. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,**
„ „ **K. k. priv. Allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt,**
„ Herren **S. M. v. Rothschild,**
in **Triest** „ der **Filiale der K. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,**
in **Budapest** „ „ **Ungarischen Allgemeinen Creditbank,**

ferner:

in **Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Paris** bei den von der gefertigten Gesellschaft bekanntzugebenden Einlösestellen.

Wien, im Juni 1900.

**K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.**

## Subscriptions-Bedingungen.

Auf Grund der vorstehenden Kundmachung werden von den Gefertigten **Stück 100.000 — Nominal Francs 50,000.000 des 4%igen Anlehens der K. k. priv. Sudbahn Gesellschaft vom Jahre 1900** zur Subscription aufgelegt. Die Zeichnungen werden **am Montag, den 25. Juni d. J.** während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden unter den an den betreffenden Plätzen bekanntzugebenden Bedingungen entgegengenommen: in **Wien** bei dem Bankhause **S. M. v. Rothschild,** bei der **K. k. priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,** bei der **K. k. priv. Allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt,** in **Paris** bei dem Bankhause **De Rothschild Frères.**

### Für die Subscription in Wien gelten folgende Bedingungen:

1. Der Subscriptionspreis beträgt **Francs 445** per **Obligation** à 500 Francs Nominale zuzüglich der laufenden 4procentigen **Stückzinsen, berechnet in Francs** vom 1. Mai 1900 bis zum Tage der Abnahme der Stücke.

2. Bei der Zeichnung muss eine Caution von 5 [illegible] des Nominalbetrages hinterlegt werden. Dieselbe ist entweder in barem oder in solchen, nach dem Tagescourse zu veranschlagenden Effecten zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachten wird.

3. Einer jeden Anmeldungsstelle ist die Befugnis vorbehalten, nach ihrem Ermessen die Höhe des Betrages jeder einzelnen Zutheilung zu bestimmen.

4. Die Zutheilung wird [illegible] der Subscription unter Verständigung an jeden Zeichner erfolgen. Im Falle die Zutheilung weniger als die Anmeldung beträgt, wird die überschüssige Caution [illegible].

5. Die Abnahme der zugetheilten Stücke hat **vom 7. Juli d. J. ab bis längstens 14. August d. J.** zu geschehen. Es wird den Zeichnern freigestellt, die ihnen zugetheilten Obligationen innerhalb dieser Frist auch in Theilbeträgen von nicht unter [illegible] abzunehmen. [illegible] vollständigen Abnahme wird die auf den zugetheilten Betrag entfallende Caution verrechnet, bezw. zurückgegeben.

6. Die Zahlung kann in effectiven Zwanzigfrancs-Stücken oder in Kronen zum jeweilig von den Subscriptionsstellen bekanntzugebenden Course der Zwanzigfrancs-Stücke geleistet werden.

Anmeldungsformulare können bei allen vorgenannten Zeichnungsstellen bezogen werden.

Wien, im Juni 1900.

**S. M. v. Rothschild.**

**K. k. priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe.** **K. k. priv. Allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt.**

# Die Zeit.

XXIII. Band. Wien, den 30. Juni 1900. Nummer 300.


## Der kleine und der große Staatsstreich.

Seit der übereilten Schließung der Session hat Herr v. Koerber, mit der Ausbrütung der verschiedentlichsten § 14-Eier vollauf beschäftigt, kein directes Lebenszeichen von sich gegeben. Die Pläne der Regierung blieben unbekannt, doch wurden sie in manchen seither erfolgten politischen Kundgebungen — gebilligt. Besonders hervorgethan in eifriger Regierungsapologie hat sich der Abgeordnete Dr. v. Grabmayr. Der beifällige Widerhall, den seine diesjährige Meraner Rede in der officiösen Presse Koerbers, wie seine vorjährige in der Thuns gefunden, legt den Gedanken nahe, dass dieser Politiker — ob bewusst oder unbewusst, soll hier nicht untersucht werden — einen Versuchsballon für den Ministerpräsidenten steigen ließ. Er ist alsbald kläglich geplatzt. Niemand, der politisch ernst zu nehmen wäre, wollte etwas von dem kleinen Staatsstreich wissen, auf den der sublime Grabmayr'sche Vorschlag, eine neue Geschäftsordnung und den Koerber'schen Sprachengesetzentwurf mittelst § 14 zu octroyieren, hinausläuft. So weit reicht denn doch schon der außerhalb der Regierungscabinette herrschende politische Verstand in Oesterreich, um vorauszusehen, dass diese beiden Maßregeln an Explosivkraft die Lex Falkenhayn und die Badeni'schen Sprachenverordnungen bei weitem übertreffen müssten. Ueber diese vermeintlichen Auskunftsmittel darum kein Wort, sondern nur darüber wollen wir reden, dass sie von dieser Seite lanciert wurden. Dr. v. Grabmayr zählt sich zu den gemäßigten Politikern, deren Aufgabe es wäre, den ohnehin schon stark durchlöcherten öffentlichen Rechtsboden vor weiteren Verletzungen thunlichst zu bewahren. Statt dessen sucht er zwei neue große Löcher in denselben zu schlagen, weil er dem Anderen, dem nationalen Gegner, eine Grube zu graben hofft. Er hat sich damit der altösterreichischen, auf den Aussterbe-Etat gesetzten Garde beigesellt, die sich mit der Munitionszufuhr und dem Laden der Kanone gouvernementaler Willkür immer so lange abmüht, bis sie — meistens zu spät — die Entdeckung macht, dass dieses Geschütz in einem Drehthurme steht und, je nach den Umständen, auch das Lager bestreicht, aus dem sich die Bedienungsmannschaft recrutiert. Die Erfahrungen am eigenen Leib haben selbst die dem Abgeordneten v. Grabmayr nahestehenden Gruppen davon zurückgehalten, ihm für seine beiden heroischen Mittel Beifall zu spenden. Es gibt also doch noch einen politischen Fortschritt in diesem der Stagnation scheinbar gänzlich verfallenen Lande. Grabmayrs dritter nüchternerer Vorschlag: Durchführung von Neuwahlen, hat nicht einmal in der Regierungspresse ein Echo gefunden. Regierungen, wie die seit dem Bestande dieses störrischen Hauses am Ruder befindlichen, verzichten mit gutem Grund so lang als möglich auf das landläufige Mittel, durch Neuwahlen ein gefügigeres Haus zusammen zu bekommen. Was hätten sie denn auch der Bevölkerung zu sagen, das diese ihren Vertretern abwendig machen könnte? Und wenn sie selbst etwas zu sagen hätten, wer würde es ihnen denn noch glauben? Besser für einäugige Abgeordnete gestimmt als für blinde Regierungen, dächten die Wähler, und hielten zu ihren alten Vertretern.

Mit jenen heroischen Curen ist es also nichts, und mit dem Hausmittel auch nichts. Was denn sonst? Die socialdemokratische Partei glaubt darauf eine Antwort zu besitzen: das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht. So deutlich dieses Ziel bezeichnet wird, so undeutlich wird im jüngsten socialdemokratischen Manifest über die Wege zu demselben gesprochen. Aus der hitzigen Polemik, die in der „Arbeiter-Zeitung“ gegen den kleinen Staatsstreich Grabmayrs geführt wurde, möchte man schließen, dass von dieser Seite der offene Verfassungsbruch, den eine octroyierte Abänderung der Wahlordnung in sich schlösse, grundsätzlich perhorresciert wird. Viele Anzeichen sprechen jedoch dafür, dass die socialdemokratischen Führer, die seit der nicht ohne ihre Schuld vereitelten Taaffe'schen Wahlreform den wunderlichsten Zickzackweg verfolgen, gegen die bloße Verheißung des allgemeinen Wahlrechts den großen Staatsstreich sich gefallen lassen, wenn nicht gar ihn heraufbeschwören möchten. Es offen zu verkünden, verbot ihnen nebst ihrem Programm der Legalität der traurige Misserfolg ihres Eintretens für den kleinen Staatsstreich im letzten Winter, als sie die Einführung des Achtstundentages im Bergbau auf Grund des § 14 forderten. Dagegen lassen sie es nicht fehlen an versteckten Andeutungen, dass auch sie zur Bedienung der Regierungskanone in dem bewussten Drehthurm bereit wären. Dass dieses Abgeordnetenhaus krank, todtkrank, oder gar schon todt sei, genügt ihnen nicht — „das Parlament ist nun todt.“ So zu lesen nicht erst im Manifest vom letzten Sonntag, sondern in allen erdenklichen Varianten schon seit Jahren in der „Arbeiter-Zeitung“, die sich ja gelegentlich auch für den „Thierbändiger“ Badeni begeistert hat, „der den zähnefletschenden Parlamentsbestien den stolzen Fuß auf den Nacken gesetzt hat.“ Für unsere staatlichen und parlamentarischen Wirren wird von jener Seite ausschließlich die nationale Bourgeoisie verantwortlich gemacht, die in diesem von feudal-clericalen Hof- und Bureaucliquen fast ununterbrochen regierten und national verhetzten Oesterreich „dreißig Jahre unumschränkt geherrscht“ haben soll. Und über die österreichische Regierung, dieses nie versagende Instrument politischer und socialer Entrechtung, kaum ein unliebenswürdiges Wort! Ganz im Stile Grabmayrs oder sonst eines „gemäßigten“ Wurstkesselpolitikers, der die gerade im Amte befindliche Regierung seinen Plänen für geneigt hält. Diese mit dem Programm und der Tradition der Socialdemokratie unvereinbare Haltung lässt die Befürchtung aufkommen, dass die österreichische Spielart der Socialdemokratie in ihrem Nichts-als-Classenhass, in ihrem Classenchauvinismus sich ebenso mit Tod und Teufel verbünden möchte gegen ihre Classengegner, wie unsere nationalen Chauvinisten dies gegen ihre nationalen Gegner zum Gaudium der clericalfeudalen Oligarchie bisher immer gethan.

Was bei Politikern nationaler Couleur als Zeichen senilen Schwachsinns gedeutet werden muss, wollen wir einstweilen der österreichischen Socialdemokratie nur als Anwandlung juvenilen Starrsinns anrechnen, der sie in den entscheidenden Augenblicken nicht daran hindern wird, die den freiheitlich gesinnten Elementen aller Classen wichtigen Positionen hartnäckig zu vertheidigen. Und zu diesen Positionen gehört in erster Linie das Recht des wenn auch noch so sehr durch unser tückisches Regierungssystem heruntergebrachten Parlaments. Wenn erst den auf die Ohnmacht des Parlaments abzielenden Regierungen „der kaiserlichen Machtvollkommenheit“ kein Ausweg durch willfährige Parteien offengehalten wird, auf dem sie immer wieder entschlüpfen können, dann muss das Parlament schließlich zur Macht gelangen, von der es, nach autonomer Beseitigung aller Wahlprivilegien, als wahre Volksvertretung nur im Sinne des nationalen und socialen Friedens Gebrauch machen wird. Vom Staatsstreich — ob vom kleinen oder vom großen — hätten doch nur die den Vortheil, die ihn führen. S.

## Die christlichen Missionäre in China.

Lord Salisbury hat vor kurzem die christlichen Missionäre in überseeischen Ländern und besonders in China vor allzu rücksichtslosem Eifer gewarnt und auf die bedenklichen Folgen ihrer von keinen politischen Erwägungen geleiteten Schritte hingewiesen. Wie der leitende englische Staatsmann, empfinden gegenwärtig die auswärtigen Minister aller in China interessierten Mächte lebhaft die Gefahr, welche aus der von unverantwortlichen Seiten unternommenen Christianisierung Chinas für den Weltfrieden erwächst. Unterliegt es doch keinem Zweifel, dass die gegenwärtigen blutigen Metzeleien in China, deren Folgen noch ganz unabsehbar sind, in erster Linie auf den Hass der chinesischen Bevölkerung gegen die Missionäre zurückzuführen sein werden! Die Vertreter der christlichen Mission setzen von altersher eine Ehre darein, sich durch politische und praktische Erwägungen in ihren Entschließungen und Maßnahmen nicht beeinflussen zu lassen. Allen Vorstellungen setzen sie von jeher die Berufung auf das Bibelwort entgegen: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Unbekümmert darum, dass die Bibel zahlreiche andere Stellen enthält, in denen den Gläubigen eine gewisse kluge Rücksicht auf die Welt und die Obrigkeit ans Herz gelegt wird, leiten Missionäre aller Confessionen aus dem erwähnten Satze die Pflicht und das Recht ab, sich jeder staatlichen Einwirkung in Hinsicht der Missionsarbeit zu entziehen. Sie weigern sich, gewissen Gebieten fernzubleiben, sie suchen Vertreter anderer von ihnen nicht als voll angesehenen Confessionen zu verdrängen und lehnen meist jedes Zugeständnis ab, das von ihnen im staatlichen oder wirtschaftlichem Interesse gewünscht wird.

Diese Auffassung der Missionäre von ihrem Berufe hat den colonisierenden Völkern schon oft schwere Verlegenheiten bereitet. Alle wissen davon zu erzählen. Die Schwierigkeiten, welche die Franzosen mit den Indianern in Kanada hatten, waren in der Hauptsache die Folge der rücksichtslosen Einmischung der Jesuitenmissionäre in die Angelegenheiten und Sitten der Eingeborenen. Die blutigen Kriege und vielfachen Verwickelungen, welche Spanier und Portugiesen in Südbrasilien und Paraguay lange Zeit durchzumachen gehabt haben, sind durch das eigenmächtige Vorgehen der Jesuiten veranlasst worden, die ohne jede Rücksicht auf die Interessen der europäischen Staaten arbeiteten. Wie neuerdings öfters erwähnt wird, haben die englischen Missionsgesellschaften hauptsächlich die Wirren in Südafrika verschuldet. Durch ihr einseitiges und voreingenommenes Eingreifen zu Gunsten der Neger haben sie die holländische Bevölkerung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in solche Erregung versetzt, dass sie sich zur Auswanderung und Gründung der Freistaaten entschloss, deren Beseitigung heute so große Opfer an Menschen fordert. Nicht weniger bedenklich ist das Wirken der Missionäre in der Südsee gewesen. Die Geschichte Neu-Seelands, Tahitis, Hawais, Samoas legt deutlichen Beweis davon ab. Ohne die Einwirkung der verschiedenen Missionsgesellschaften wären hier überall viele Kämpfe, Verluste an Menschenleben und Verwickelungen vermieden worden. Der große Segen, der in der Missionsthätigkeit an sich liegt, der Nutzen, den das aufopfernde Wirken so vieler selbstloser und ideal denkender Menschen durch die Civilisierung und Erziehung wilder Völker der Welt gebracht hat, wurden vielfach geradezu in Frage gestellt durch die unkluge Art des Vorgehens zahlreicher Missionäre! Ein hervorragender Geistlicher der englischen Kirche hat einmal dem jetzigen Vicekönig Indiens, Lord Curzon, gegenüber geäußert: „Der Gewinn oder der Verlust für die Civilisation durch die christlichen Missionen berührt in keiner Weise den Missionär. Er untersteht einem Herrn, höher als irgend ein Staatsmann oder Diplomat in dieser Welt. Nicht der Missionär soll mit dem Diplomaten rechnen, sondern der letztere mit dem Missionär."

Dieser Standpunkt ließe sich allenfalls hinnehmen, wenn die Wirkungen der Missionsthätigkeit niemals die politischen oder wirtschaftlichen Interessen eines Staates berührten. Aber leider ist das noch immer und überall der Fall gewesen. Führt das Wirken der Missionen zu Verwickelungen, so haben die Kaufleute der betreffenden Staaten den Hauptschaden, und außerdem verfehlen die betroffenen Missionäre nie, den Schutz ihrer Regierung anzurufen und energische Vertretung ihrer Interessen und Ersatz ihres Schadens zu fordern. Auf diese Weise kommen dann Staaten in die Nothwendigkeit, kostspielige Expeditionen auszurüsten und Kriege zu führen in Augenblicken, wo sie ganz andere und wichtigere Sorgen haben, und der Weltfriede wird bedroht, wenn man es am wenigsten vermuthen würde.

Die europäischen Streitigkeiten mit China sind fast alle auf das Wirken der christlichen Missionäre zurückzuführen. In längeren oder kürzeren Zwischenräumen macht sich der Abscheu der Mehrheit der Chinesen vor den Verkündern des Glaubens der Verhassten in gewaltsamen Ausbrüchen Luft. Missionäre werden grausam abgeschlachtet, Kirchen zerstört und unter den eingeborenen Gemeinden Blutbäder angerichtet. Darauf greift regelmäßig die betreffende Regierung ein. Die Chinesen müssen wohl oder übel Genugthuung leisten, einige Mandarinen werden abgesetzt, einige als Missethäter bezeichnete Leute enthauptet, und dann tritt wieder für einige Zeit Ruhe ein. Fügen sich die Pekinger Gewalthaber rasch den an sie gerichteten Forderungen, so verläuft die Angelegenheit ohne besondere Folgen. Machen sie Schwierigkeiten, so kann es zu ernsten Verwickelungen, wie gegenwärtig, kommen. Je größer die Zahl der Missionäre, umso größer natürlich die Gefahr solcher Zwischenfälle. Und diese Gefahr wächst täglich, da Dutzende von Missionsgesellschaften in den verschiedensten Ländern jahraus, jahrein neue Boten des Evangeliums nach China entsenden!

Lord Curzon berechnet in seinem interessanten Werke: „Problems of the Far East" die Zahl der katholischen Missionäre in China auf 705. Ihnen stehen 559 Priester chinesischer Abkunft zur Seite. Diese katholische Mission, die ganz überwiegend in der Hand französischer Gesellschaften liegt, gibt die Zahl ihrer eingeborenen Gemeindemitglieder auf 1,092.800 Köpfe an. An protestantischen Missionären sind nach derselben Quelle in China gegen 1300, darunter gegen 700 Frauen thätig. Die Zahl der von ihnen bekehrten Chinesen soll nach deutschen Feststellungen etwa 67.000 betragen. Die katholische Mission wirkte in China seit dem sechzehnten Jahrhundert. Sie hat eine zeitlang großartige Erfolge gehabt und glaubte sich einst schon nahe daran, das katholische Bekenntnis zur Staatsreligion zu machen. Da brachten Uneinigkeit und Uebermuth der katholischen Glaubensboten im achtzehnten Jahrhundert einen [illegible] Rückschlag herbei. Eine Christenverfolgung brach aus, die Missionäre wurden vertrieben und nur mühsam gelang es ihnen, wieder festen Fuß im Lande zu fassen.

Die protestantische Mission hat in China erst zu Anfang [illegible] des neunzehnten Jahrhunderts [illegible], nachdem England ihre Zulassung erzwungen hatte. Englische und amerikanische Gesellschaften schufen die ersten Niederlassungen 1842. Im Jahre 1847 erschienen die ersten deutschen Missionäre. Dann strömten solche aus allen möglichen protestantischen Ländern in immer wachsender Zahl zu. Die meisten protestantischen Secten sind darunter vertreten. Die protestantischen Missionen beschränken sich nicht auf Lehre des Evangeliums und Unterrichts, sondern sie üben auch ausgebreitete ärztliche Praxis und Krankenpflege.

Es ist das natürliche Bestreben aller Missionsniederlassungen, möglichst viel Anhänger unter den Landeskindern zu gewinnen. Wenn einzelne Glaubensboten diesen Zweck durch Reisen im Lande, wobei sie möglichst viel chinesische Bibeln vertheilen, zu erreichen hoffen, so wählt die Mehrzahl praktischere Wege. Die Katholiken suchen vor allem viele Kinder in ihre Hand zu bekommen. Sie übernehmen die Erziehung von Waisen und kaufen armen Eltern die Kinder ab. Sie nehmen ferner Tracht und Sitten des Landes an, um möglichst wenig die Vorurtheile der Leute zu verletzen. Ja sie gehen gelegentlich so weit, dass sie die Füße der kleinen Waisenmädchen nach chinesischer Art künstlich verkrüppeln! Die Protestanten schlagen diese Wege seltener ein. Sie versuchen besonders durch Gewährung ärztlicher Hilfe, Aufnahme in Krankenhäuser, Schul- und Handwerksunterricht, sowie durch Predigten zu wirken. Manchmal verfallen sie freilich auf höchst seltsame Mittel. Eine Gesellschaft unterhielt zum Beispiel vor einiger Zeit in einer Stadt des Innern einen Missionär und zwanzig schwedische Mädchen, die durch öffentliche Aufzüge unter Psalmengesang die Chinesen zur Bekehrung reizen sollten! Am wirksamsten, wenn auch am kostspieligsten, scheint die Annahme und Erziehung kleiner Kinder zu sein. Abgeschnitten vom Einfluss der Eltern und Nachbarn, gelingt es am ehesten, die noch nicht voreingenommenen Gemüther für die europäische Gedankenwelt zu gewinnen. Die Schwierigkeit ist nur, die ihren Landsleuten entfremdeten Missionszöglinge später im Lande unterzubringen und ihnen die gleichen Rechte wie anderen Eingebornen zu verschaffen.

Diese Versuche scheitern sehr oft, und zwar aus denselben Gründen, welche die christliche Mission den Chinesen im allgemeinen verhasst machen. Der gebildete Chinese fühlt sich in seiner Welt und seinen Anschauungen völlig zufrieden. Er erblickt im Missionär nicht den Träger einer höheren Gesittung und Bildung, sondern einen verächtlichen Barbaren, dessen Lehre ihm um so unangenehmer ist, je mehr sie seinen alten Ueberlieferungen und Bräuchen widerstreitet. Seine Verachtung gegen das Christenthum wird genährt durch die Fülle der verschiedenen christlichen Confessionen, die sich sämmtlich unter einander befehden, und durch die Uneinigkeit, welche bei den Missionären über alle grundlegenden Fragen besteht. So benützen zum Beispiel, wie Lord Curzon erzählt, Jesuiten, Amerikaner und Engländer jeder ein anderes chinesisches Wort, um den Begriff „Gott" wiederzugeben. Die einen übersetzen ihn „Herrn des Himmels", die andern „Wahrer Geist", die dritten „Höchster Herr", entsprechend dem Titel der obersten Gottheit Chinas! Einen nicht minder schlechten Eindruck rufen die vollständigen Uebersetzungen des Textes der Bibel hervor. Die anstößigen Erzählungen aus der Vorzeit der Juden und selbst so manches im Neuen Testamente befremden den gebildeten Chinesen und nehmen ihn gegen die christliche Lehre ein.

Dazu kommt nun der Zorn chinesischer Patrioten über die Art und Weise, wie die christlichen Missionäre sich Eingang und Duldung im chinesischen Reiche eröffnet haben. Die Verträge, welche England und Frankreich 1858 mit Hilfe ihrer Kanonen den Chinesen abgezwungen haben, gewährleisteten den Missionen die Erlaubnis zum Landerwerb und Wohnen nur an der Küste. Ein Zusatz „oder anderen Plätzen" bezog sich nach der amtlichen Erklärung der englischen Regierung nur auf einige kleine Orte in der Nachbarschaft der geöffneten Häfen. Der französische Vertrag von 1858 bedang für Missionäre nur das Recht zum Reisen im Innern und Schutz und Sicherheit für bekehrte Chinesen aus. Vom Rechte des Grunderwerbs und des Wohnens in den Orten des Innern stand auch im französischen Vertrage von 1860, wie ihn die französischen Vertreter abgefasst hatten, nichts. Aber ein französischer Missionär, der als Dolmetscher diente, schob in den chinesischen Text des Abkommens auf eigene Faust die Worte ein: „Es ist ferner französischen Missionären gestattet, Land in allen Provinzen zu pachten und zu kaufen und darauf Gebäude nach Belieben zu errichten."

Bei der Unterschrift des Vertrags wurde dieser Zusatz übersehen. Als er entdeckt wurde, versäumte China, sei es aus Stolz, sei es unter dem Eindruck seiner Niederlage, einen Einspruch. Und nun verlangte Frankreich die strenge Ausführung der Clausel und brachte 1865 die chinesische Regierung dazu, über die Durchführung der Bestimmung im einzelnen ein besonderes Abkommen zu schließen. Obwohl seitdem mehrfach Edicte des Kaisers von China ergangen sind, welche allen [illegible] strenge Beachtung dieses vertragsmäßigen [illegible] [illegible], können die gebildeteren Elemente des Volkes den [illegible] Sachverhalt nicht vergessen und lassen keine Gelegenheit [illegible], um den Missionären ihr Uebelwollen zu beweisen. Ihr Groll wird immer aufs neue gereizt durch

gelegentliche Taktlosigkeiten einzelner Missionäre, durch ihre stete Berufung auf Privilegien, durch ihre gelegentliche Einmischung in private Streitigkeiten und Rechtssachen, sowie durch die von den eingebornen Christen beanspruchte Freiheit von localen Abgaben. Wie die Engländer selbst einräumen, erregte auch die häufige Verwendung unverheirateter Frauen, ihr Zusammenleben mit unverheirateten Missionären, ihr Reisen ohne weibliche Begleitung, sowie das anspruchsvolle Auftreten amerikanischer Missionärsfamilien, gelegentlich großen Anstoß. Auch Erinnerungen, wie die an den furchtbaren Taiping-Aufstand, der von eingebornen Christen angestiftet war und anfangs dazu dienen sollte, das Christenthum in China zur Herrschaft zu bringen, sind nicht gerade dazu angethan, die Chinesen mit Zuneigung zu den christlichen Missionen zu erfüllen!

Bei der Abneigung der gebildeten Classen gegen das Christenthum ist es kein Wunder, wenn die Masse des Pöbels von blindem Hass gegen seine Bekenner erfüllt ist. Was je religiöser Fanatismus und Rassenhass an Märchen und Greuelgeschichten erfunden haben, um den Gegner verächtlich zu machen und zu vernichten, wird in China gegen die Christen ausgestreut. Man sagt ihnen und dem christlichen Gottesdienste alle nur möglichen Scheußlichkeiten nach. Gröbster Unsittlichkeiten, des Mordes, der Verwendung des Blutes von Kindern zu Zaubereien und dergleichen werden die Christen vom Pöbel offen beschuldigt, und derartige Anschuldigungen haben schon oft zur Niedermetzlung ganzer christlicher Niederlassungen geführt. — Kann man sich angesichts des ähnlichen Fanatismus, der gelegentlich selbst in hochcivilisierten Ländern, wie Frankreich und Deutschland, gegen Angehörige anderer Confessionen und Rassen sich äußert und manchmal sogar amtliche Unterstützung findet, über solche Vorgänge in China wundern?

Bei den geschilderten Umständen werden die Streitigkeiten mit China nicht zur Ruhe kommen, bis entweder die christliche Mission eingeschränkt und näher beaufsichtigt werden kann oder die chinesische Regierung die Kraft gewinnt, Ausschreitungen der Bevölkerung gegen Christen an allen Punkten energisch und wirksam entgegenzutreten. Da die erstere Möglichkeit nicht wahrscheinlich ist, wird es sich für Europa darum handeln, im Sinne der zweiten thätig zu sein. Gelingt es nicht, eine kräftige, aufgeklärte Regierung in Peking ans Ruder zu bringen und Ruhe und Ordnung im Reiche dauernd zu sichern, so ist der Bestand Chinas auf die Dauer unmöglich; welche beklagenswerten Wirkungen aber sein Zerfall für die Welt haben dürfte, ist genügend bekannt.

Berlin. A. Charpentier.

## Das Gottesgnadenthum.

*Culturgeschichtliche Streiflichter auf ein zeitgemäßes Thema.*

Regierende Fürsten geben ihrer officiellen Titulatur den Zusatz: Von Gottes Gnaden. Sie folgen dabei einem alten Herkommen, dem in weiteren Kreisen keine besondere Bedeutung beigemessen zu werden pflegt. Dennoch dient die Formel dazu, die Legitimität der Herrschaft auszudrücken und die Autorität des Monarchen auf göttliches Recht zurückzuführen. Sie wird mit umso größerem Nachdruck angewendet werden, je höher der Begriff der Fürstengewalt gespannt ist. Es ist kein Zufall, dass gerade Kaiser Wilhelm II. das Gottesgnadenthum entschiedener als seine Vorgänger betont: das Gottesgnadenthum dient dem gesteigerten Herrscherbewusstsein als Grundlage, als nothwendige Voraussetzung. Durch alle öffentlichen Kundgebungen des Kaisers zieht sich der Gedanke, dass der Regent kraft göttlicher Autorität, gleichsam an Gottesstatt walte, und nicht selten findet sich auch der ausdrückliche Hinweis, dass die Imperialwürde von Gottesgnaden sei. Damit hat das Prädicat aufgehört, eine bloß decorative Bedeutung zu haben: die Formel gewinnt einen sachlichen Inhalt, und man fühlt sich versucht, ihren Sinn historisch zu erfassen.

Die Wurzel des Gottesgnadenthums liegt in der religiösen Weltanschauung, auf der die monarchischen Staatswesen von Haus aus begründet sind. Nach den Postulaten der Religion ist Gott der Schöpfer der Welt und des Menschen, und zwar vollzog sich die Schöpfung nicht mit der Nothwendigkeit eines der Gottheit innewohnenden Vernunftgesetzes, sondern in Gemäßheit des freien göttlichen Willens, der keine Gründe braucht. Ueber dieses Product ist Gott unbeschränkter Herr, wie der Töpfer über den Thon. Darum leitet die Gottheit nicht nur den Lauf der Welt und die Erscheinungen der Natur, sondern auch das persönliche und politische Leben der Menschen. Gott ist der eigentliche Regent der Staaten, und die weltlichen Fürsten sind nur seine Werkzeuge, seine Willensvollstrecker. Der Mensch muss sich auch als staatliches Wesen bescheiden, nichts zu sein, als ein Ding, mit dem der Urheber nach Belieben schalten kann. Das ist die Consequenz des Schöpfungsgedankens, der in seiner Entwicklungsfähigkeit die Gottesherrschaft bis zur Despotie erweitern kann.

Auf einfacherem Wege, nämlich durch den Zusammenhang seiner Religionsvorstellungen mit der sociologischen Entwickelung, gelangte schon der primitive Mensch zu dem Begriffe einer göttlichen Herrschaft auf Erden. Dem älteren Seelenglauben haftet der charakteristische Zug an, dass die Seele des Verstorbenen sich mit Zähigkeit an den hinterlassenen Besitz klammere, und diese ihre Neigung wird zur Quelle der mannigfachen Spukgeschichten. So finden wir denn auch die Anschauung, dass es im Grunde immer noch der göttliche Ahnengeist des Urvaters eines gesellschaftlichen Verbandes selbst sei, welcher mit der schreckhaften Gewalt, die der naturmenschlichen Gottvorstellung eigen ist, sein Erbe festhalte und das Gemeinwesen durch einen seiner Nachkommen verwalten lasse.*) Das Oberhaupt eines Geschlechtes oder Volkes ist nach dieser Auffassung stets der Repräsentant der angestammten Gottheit, und darin liegt die Autorität der auf bloßem Besitzrechte ruhenden alten Vatergewalt des Häuptlings.

Die Manifestation dieser göttlichen Herrschaft konnte in zweierlei Weise gedacht werden. Einmal haftete der Geist nach uralter Vorstellung mit Vorliebe an ererbten Leibstücken der Vorfahren, wie z. B. an Waffen, Stecken, Bekleidungsgegenständen und Schmucksachen, die ein Ahn getragen.**) Bei dem Inhaber dieser Exuvialfetische ist die Gottheit, und der Häuptling handelt als deren Organ, sobald er jene Dinge anlegt. Eine andere Form, die mit der ersten oft combiniert auftritt, besteht darin, dass das Oberhaupt selbst als Sitz des Geistes erscheint. Die Gottheit läßt sich in dem menschlichen Körper nieder, wie sie sonst beliebige Dinge zu ihrem Träger macht. Jetzt ist der Regent nicht mehr bloß ein Bevollmächtigter der Gottheit, der an deren Stelle und in ihrem Namen fungiert, sondern der göttliche Geist, dem er als Substrat dient, wirkt persönlich durch ihn und in ihm, das Oberhaupt ist in seinem Amte gleichsam Gott selbst, und alle Regierungsacte sind göttliche Handlungen.

Beide Formen des imperialen Fetischthums kommen, wie schon betont, in der Praxis meist nebeneinander vor. Im Vordergrund des Bewusstseins steht dann immer die anthropinische Form, welche den Fürsten selbst zum Träger der Gottheit macht; die exuvialen Sonderfetische, die aus den vererbten Leibstücken bestehen, dienen mehr als Vervollständigung des Ganzen und als äußere Zeichen der Macht. Trotz dieses Zurücktretens sind die Exuvien so gut Gottessitze, wie die Person des Regenten, und nur deshalb haben sie die Bedeutung, welche ihnen beigemessen wird. Sie werden in ihrer Anwendung zu Insignien, deren Verleihung die Uebertragung der Regierungsgewalt in sich schließt. Und in der That: mit diesen Fetischzeichen empfängt der Fürst erst den Geist der regierenden Gottheit.***)

In seiner körperlichen Verbindung mit der Gottheit wird nun der Fürst selbst zu einem Cultgegenstand, zu einem heiligen Wesen, dessen Verletzung ein Gottesfrevel ist. Darauf beruht die erhabene Stellung des Herrschers, die Autorität seiner Würde, die Ehrfurcht vor seiner Person.

Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Wie dem Fürsten die Heiligkeit doch eigentlich nicht an sich, sondern nur in seiner Eigenschaft als Fetisch der Gottheit zukommt, so würde er ein Mensch wie jeder andere sein, wenn der Fetischcharakter von ihm wiche. Das eben ereignet sich nicht gar selten. Glaubt man aus gewissen Anzeichen schließen zu müssen, dass die Gottheit den König verlassen hat, so wird der Unglückliche als untauglich verworfen, wie der Neger den Holzklotz beiseite stößt oder misshandelt, nachdem er die fetischistische Zauberkraft verloren.

Wie grotesk auch der Gedanke des Fetischkönigthums erscheinen möge, er war doch langehin und allgemein die Grundlage des politischen Herrschaftssystems. Es gibt kein Volk der Erde, das in seiner organisatorischen Entwickelung nicht diese Phase in irgend einer Form durchlaufen hätte. Gerade die weite Verbreitung der Institution lehrt, dass es sich um eine zwingende Consequenz der vorzeitlichen Gedankenwelt handelte.

Um zu zeigen, wie sehr auch unsere germanischen Vorfahren im Banne dieses Vorstellungskreises standen, seien nur einige historische Thatsachen erwähnt. Strabo berichtet von den ostgermanischen Gothen, es habe bei ihnen eine Doppelherrschaft bestanden, in der Weise, dass neben dem Könige ein priesterliches Oberhaupt im Amte war, dass aber dieser Priesterfürst als Gott selbst verehrt wurde und sinngemäß an einer alten Cultstätte wohnte.†) Dasselbe Verhältnis finden wir bei einem anderen ostgermanischen Stamme, den Burgundern. Auch hier theilte der König, Hendinos genannt, seine Macht mit einem Priester, dem Sinistus; nur mit dem Unterschiede, dass der weltliche Regent selbst, jedoch erst durch priesterliche Vermittlung, Träger der Gottheit war.††) Als echter Fetischkönig unterlag der Hendinos auch den Wechselfällen dieser Stellung. Er hatte

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

†) [illegible]

††) [illegible]

nach alter Cultauffassung für alles zu sorgen, worauf der innewohnenden Gottheit ein Einfluss zustand, und wenn Misswachs und Unglück im Kriege eintraten, so wurde er seiner Macht entkleidet, aus dem Amte entfernt, wie auch die Aegypter dergleichen Unglücksfälle ihren Regenten zuzuschreiben pflegten.*) Die Verwerfung war in der Sache selbst begründet, denn solche Ereignisse zeugten dafür, dass die Gottheit nicht mehr bei dem Herrscher war. Bei den Nordgermanen trifft man auf das nämliche fetischhafte Königthum, wenn ausweislich der Ynglingasage von dem Fürsten die Fruchtbarkeit des Landes und der Regen des Himmels erwartet wird, und wenn in Hungerjahren der Volkszorn den Herrscher zur Rechenschaft zieht und schließlich gar den Göttern opfert. Die Erinnerung an dieses altnordische Gottkönigthum schimmert durch in den späteren Verfassungskämpfen der Schweden und Norweger, die darin gipfeln, einen König zu haben, der doch nicht im Besitze der Regierungsgewalt ist, aber gleichwohl als Unterpfand für das Wohl des Landes gilt. Könige von rechter Fetischart waren auch die Merowinger der Franken. Der fränkische „König im Haar" ist ein heiliges Cultgefäß und wird wie die Gottheit selbst behandelt. Was das Volk in ihm sah, wird dadurch illustriert, dass eine Franse des fränkischen Königsmantels die Heilkraft einer Reliquie hatte.**) Ein Schimmer dieser Göttlichkeit gieng noch auf die späteren Regenten von Frankreich über, denn auch ihrer Person war die alte Heilkraft zugeschrieben, und es gehörte zu ihren Herrscherpflichten, diese Kraft zum Wohle der kranken Unterthanen auszuüben. Gleichwohl waren die merowingischen Gottkönige wie so viele ihresgleichen politisch machtlos, denn gerade die Heiligkeit verhinderte das unmittelbare Eingreifen in die Regierungsgeschäfte und erforderte hierfür einen weltlichen Arm, der dann bei einiger Energie leicht thatsächlicher Regent werden konnte, wie die Stellung des Major domus beweist. Selbst die Karolinger, als sie auch die formelle Herrschaft in Händen hatten, waren nichts anderes als Fetischkönige, denen der göttliche Geist hierzu vom Papste verliehen ward.

Dieses fetischistische Element haftete dann durch alle Zeit an dem römisch-fränkischen und römisch-deutschen Herrscherthum, und daraus erklären sich die großen Conflicte zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt. Es ist charakteristisch, dass sich die Kämpfe der Fürsten nie gegen das Grundprincip der Gottesherrschaft, sondern einzig gegen die Dazwischenkunft des Papstthums und die hieraus hervorgehende Suprematie desselben richteten. Das theokratische Princip selbst wurzelte so sehr im Zeitbewusstsein, dass es als selbstverständlich übernommen wurde. In mehr oder weniger rudimentären Formen ist nun der Gedanke bis auf die Gegenwart gekommen. Sein letzter Ausklang ist das Gottesgnadenthum.

Die Formel Dei gratia reicht weit zurück. Sie wurde ursprünglich nur auf Bischöfe angewendet und besagte nach den uns bekannten religionsgeschichtlichen Analogien, dass der kirchliche Würdenträger den heiligen Geist empfangen habe und dadurch das berufene Organ der Heilsvermittlung sei. Als der Papst für den Statthalter Christi auf Erden zu gelten anfieng, wurde die Formel von dem hohen Clerus umgewandelt in: Dei et apostolicae sedis gratia, das ist: Von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden. Seit den Karolingern und insbesondere seit dem fünfzehnten Jahrhundert bedienen sich auch die souveränen weltlichen Fürsten der Formel, bisweilen selbst mit dem päpstlichen Zusatze.

Wie der geschichtliche Ursprung zeigt, liegt in der Formel etwas mehr, als der bloße Hinweis, dass die Fürstengewalt ihrem Repräsentanten von Gott verliehen und der Monarch als gottgewollte Obrigkeit berufen sei. Das Gottesgnadenthum will als solches nicht schlechthin die Legitimation erbringen, dass es durch göttliche Gnade in die Herrschaft eingesetzt worden und darum sein Regiment zu Recht bestehe: nein, der Fürst ist von Gottes Gnaden, weil Gott selbst in ihm ist, weil Gott durch den Fürsten wirkt, von diesem aus das Volk beherrscht und das Staatswesen leitet. Gott ist König, wie auf dem Capitol zu Rom Jupiter Rex regierte, aber Gottes Gnade hat den Träger der Krone erwählt, dem göttlichen Herrschergeist als Sitz zu dienen. Damit ist das durch Erbfolge oder Wahl bestimmte Oberhaupt zum rechten König geworden, und darum ist dieser von Gottes Gnaden. Das Prädicat birgt die höchste, die göttliche Legitimität.

Freilich wird die Formel heute nicht mehr im Bewusstsein dieser historischen Bedeutung gebraucht: denn der alte dämonistische Fetischsinn ist aus dem Begriffe des modernen Königthums geschwunden, und er wurde auch mit dem Wesen eines constitutionellen Staates nicht verträglich sein. Aber die Formel ist geblieben, ein deutliches Merkzeichen für den Entwickelungsgang, den unsere politischen Herrschaftsformen durchzumachen hatten. Und geblieben sind zum Theil auch die Consequenzen, die sich aus dem ursprünglichen Inhalt der Formel ergaben. Sie zeigen sich insbesondere in der staatsrechtlichen Stellung des Monarchen. Der König kann nach Theorie wie Gesetz weder irren, noch für seine Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden: er ist erhaben, er steht über dem Gesetz, er ist unverletzlich und unverantwortlich. Um sich mit den Anforderungen des modernen Staatslebens abzufinden, musste der Ausweg gesucht werden, die Verantwortung auf die Rathgeber der Krone zu übertragen.

Romantische Neigungen können leicht dahin führen, den Sinn der Formel tiefer zu erfassen und unbewusst das Fetischhafte derselben zu berühren.*) Dann ergeben sich von selbst die Schlüsse, die Kaiser Wilhelm II. zieht und die ihren charakteristischen Ausdruck namentlich in zwei Kundgebungen gefunden haben. Hoc volo, sic jubeo! schrieb er unter sein Bild. „Das will ich, so befehle ich's!" Der Wille, der hier als alleiniger Grund des Handelns auftritt und als solcher schon Befehl ist, muss auch oberstes Gesetz des Staates sein. Und so steht denn von des Kaisers Hand im Fremdenbuch der Stadt München: Suprema lex regis voluntas! Ist wohl je einem derjenigen, die sich gegen diesen Satz auflehnten, der Gedanke gekommen, nach der geschichtlichen und thatsächlichen Berechtigung desselben zu fragen? Nun denn, er ist die Consequenz der religiösen Grundlage unseres Staates und seiner theokratischen Ueberlieferung. Hat Gott das Recht, die Welt nach seinem Willen zu leiten, und ist der Wille des Fürsten nur eine Manifestation des ihm innewohnenden Gottgeistes, so ist es klar, dass dieser Wille höchstes Gesetz sein muss.

Allerdings kann das von diesem Gedanken getragene Königthum auf die strikte Durchführung des fürstlichen Willens verzichten, aber es braucht das nicht. Der Herrscher kann sich freiwillig eines seiner Rechte begeben, doch geschieht niemandem Unrecht, wenn er es nicht thut. Die religiöse Weltanschauung bedingt den Absolutismus in seiner schroffsten Form, und jede Auflehnung ist ein Verbrechen gegen die Gottheit. Alle Milderungen des Systems sind errungen auf Kosten der religiösen Grundlage des Staates, mit deren weiterem Schwinden das Königthum von Gottes Gnaden mehr und mehr seinen Halt verlieren wird.

Indessen ist das Gottesgnadenthum auch ohnedas nicht unwandelbar. Wie sein Prototyp, das Fetischkönigthum alter Art, immer in Gefahr schwebte, verworfen zu werden, so trifft dieses Schicksal auch zuweilen die neueren Fürsten von Gottes Gnaden. Das ist die Correctur, welche die Völker an der Institution vornehmen, wenn ihnen der Träger nicht mehr als genügende Bürgschaft für das Staatswohl erscheint. Man ist darüber hinaus, den König für Wind und Wetter verantwortlich zu machen, aber seine Krone ist gefährdet, sobald Unheil das Land heimsucht, oder er mit den Interessen des Volkes in Widerspruch geräth. Im Grunde erfolgt die Verwerfung noch immer, weil dem Fürsten der „rechte Geist" fehlt, oder weil er ein „falsches Herz" hat, wenn auch diese alte Terminologie nur in übertragener Bedeutung gelten kann.

Friedrichshagen-Berlin. Heinrich Tannenberg.

# Die Herkunft des Todes und die Lebensdauer der Thiere.

Zu den allerältesten Problemen, mit denen sich das Nachdenken der Menschen beschäftigt hat, gehört die Frage, auf welche Weise der Tod in die Welt gekommen ist und warum jedes lebende Wesen schließlich sterben muss. Ursprünglich hat freilich diese Frage nicht so allgemein gelautet, sie bezog sich vielmehr auf einen eng begrenzten Theil von Geschöpfen, auf den Menschen allein. Dass Thiere sterben, dass auch die gewaltigsten Baumriesen schließlich zugrunde gehen, erregte kaum oder überhaupt nicht Verwunderung, unbegreiflich erschien nur der Tod des Menschen. Offenbar entspringt diese Enge der Anschauung daraus, dass der Trieb der Selbsterhaltung einer der allerstärksten menschlichen Triebe ist. Ist er doch so stark, dass noch heute eine große Zahl von Menschen ein dereinstiges gänzliches Zugrundegehen ihrer Persönlichkeit überhaupt nicht zugeben mag, sondern wenigstens für ihre Seele Unsterblichkeit fordert und annimmt, da der Tod des Leibes einmal unvermeidlich erscheint.

Der Naturforscher und Philosoph wird sich eine derartige Beschränkung des Problems freilich nicht auferlegen, wohl aber interessieren auch ihn Herkunft, Wesen und Bedeutung des Todes, und er wird sich die Frage vorlegen, ob der Tod wirklich für alle Organismen eine unabwendbare Nothwendigkeit ist oder ob es etwa Lebewesen geben möchte, welche die Unsterblichkeit mit den Göttern theilen.

Die bei weitem meisten Thiere sterben bekanntlich nicht eines natürlichen Todes, ihr Untergang wird vielmehr durch äußere Umstände herbeigeführt, sei es, dass sie klimatischen Einflüssen unterliegen, sei es, dass sie im Kampfe ums Dasein mit anderen Geschöpfen zugrunde gehen, stärkeren, denen sie zur Beute fallen, oder an sich schwächeren, die aber durch ihre Masse, in der sie als Schmarotzer im engeren Sinne oder als Krankheitskeime auftreten, das ihnen an Größe und Stärke bei weitem überlegene Wesen vernichten. Die Möglichkeit wäre daher nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, dass ein Thier, welches allen diesen störenden Einwirkungen entzogen

*) [illegible] XXXIII [illegible]
**) [illegible] IX, 21.

*) [illegible] Wilhelm II. in das [illegible] erschienene „Goldene Buch [illegible] Daher ist er auch nur [illegible] unter diesem [illegible]

würde, welches vor allen Feinden geschützt lebte, dem Tode überhaupt nicht verfiele. Und es ist ja auch sicher richtig, dass z. B. ein Mensch, dessen Constitution nicht durch angeerbte Fehler und durch Krankheitskeime getrübt ist und der sich einer angemessenen Lebensweise befleißigt, im allgemeinen mehr Aussicht auf ein hohes Alter hat, als ein solcher von schwächlichem Körper oder ausschweifender Lebensart; ein Mensch, der in einem Lande von gemäßigtem und gleichmäßigem Klima lebt, mehr, als der Bewohner eines Landes, in dem extreme Wärme oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit herrschen oder einem jähen Wechsel unterworfen sind. Da nun aber dem Menschen selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen der Tod dennoch gewiss ist, da uns bis jetzt die Erfahrung kein einziges unsterbliches Geschöpf kennen gelehrt hat, so hatte sich die Meinung herausgebildet, dass der natürliche Tod auf einer allmählichen Anhäufung unmerklich kleiner Schädlichkeiten während des ganzen Lebens beruhe. Gegen diese Ansicht lassen sich aber gewichtige Gründe geltend machen. Denn jene schädlichen Einflüsse wirken offenbar von der Geburt an und dennoch nimmt die organische Kraft bis zu einem gewissen Lebensalter nicht ab, sondern beständig zu; bei allen Menschen, ganz gleichgiltig, unter welchen Verhältnissen sie gelebt haben mögen, zeitigt das Greisenalter ganz gleiche Erscheinungen, die in der Rückbildung fast aller Organe zum Ausdruck kommen; die Fälle, wo Menschen ein hohes Alter erreichten, die keineswegs besonders regelmäßig lebten, sind nicht selten, und schließlich scheint das Alter, zu welchem irgend ein Geschöpf bis zu seinem Tode gelangt, für ein jedes seiner Art und seinem Geschlecht nach bestimmt zu sein und nur zwischen verhältnismäßig engen Grenzen zu schwanken.

Können wir also jener Ansicht nicht beipflichten, so wäre weiter der Gedanke zu erörtern, ob nicht der Körper durch das Leben selbst sich beständig abnutzt, und ob nicht der thierische Organismus infolge dessen zum Stillstand kommt ebenso, wie eine von Menschenhänden hergestellte Maschine trotz der Zuführung der nöthigen Betriebskraft schließlich zu gehen aufhört, wenn ihre durch Reibung, Stoß, Rost u. s. w. abgenutzten Bestandtheile nicht rechtzeitig durch neue ersetzt werden. In der That dürfte dies die dem Laien geläufigste Erklärung für die Nothwendigkeit des natürlichen Todes sein. Danach würde also im kindlichen und jugendlichen Alter die Abnützung nur deshalb nicht verderblich wirken, weil in dieser Zeit das Wachsthum noch fortschreitet und damit für einen reichlichen Ersatz gesorgt ist. Dieser Gedanke beruht aber auf der irrthümlichen Ansicht, dass im Leben des Menschen und des Thieres nach dem Aufhören des Wachsthums ein Stillstand eintritt. In Wirklichkeit ist dies jedoch nicht der Fall. Schon dem äußeren Ansehen nach ist ja ein vierzigjähriger Mensch nicht mehr derselbe, der er mit dreißig Jahren war. Fortwährend, bis ins höchste Alter hinauf, sehen wir ferner, dass die äußeren Schichten der Haut sich abnützen und abschilfern, ohne dass die Haut darum merklich dünner würde, dass also eine entsprechende Ergänzung vor sich gehen muss: wir wissen, dass beständig Millionen von Blutkörperchen zugrunde gehen, indem sie das Material z. B. zu Drüsenabscheidungen hergeben, dass diese Abscheidungen zum Theil selbst aus Zelltrümmern bestehen; wir wissen, dass in den Knochen, im Bindegewebe und in den Muskeln Zellwechsel sich abspielt, und dasselbe ist für das Nervengewebe höchst wahrscheinlich geworden. Und nicht allein das, sondern die Rückbildungen ganzer Organe, die das Greisenalter so auffallend charakterisieren, sind keineswegs auf dieses allein beschränkt, sondern spielen sich auch in anderen Altersstadien ab. Allgemein bekannt ist dies von den Geschlechtsorganen, welche ihre Thätigkeit erst in einem gewissen Alter beginnen, um sie ebenso wieder, bei Frauen sogar im kräftigsten Lebensalter, einzustellen. Die Rückbildung kann aber sogar schon in solchen Lebensjahren erfolgen, in denen sich im übrigen die Entwickelung noch in aufsteigender Linie bewegt. So ist es mit der sogenannten Thymusdrüse, einem hinter dem Brustbein gelegenen Organ, welches vom Kalbe den Hausfrauen unter dem Namen „Kalbsmilch“ bekannt ist, und über dessen Functionen wir noch verhältnismäßig wenig wissen. In der Fötalperiode mächtig entwickelt und in den ersten Lebensjahren noch wachsend, entartet das Organ nach Ablauf des zehnten Lebensjahres zu einem unthätigen Fettkörper. Endlich aber ist das Leben jeder beliebigen Körperzelle mit einem fortwährenden chemischen Umsatz, einer Vernichtung und Neubildung ihrer Bestandtheile verknüpft, ja ihr Leben b e s t e h t sogar in nichts anderem als in derartigen Umbildungen. Demnach sind also die Zellen des alten Thierkörpers nicht mehr dieselben wie die des jugendlichen und auch nicht mehr die des erwachsenen, es sind vielmehr ganz andere, neue Gebilde nicht bloß dann, wenn sie aus der Theilung älterer Zellen hervorgegangen, also deren Abkömmlinge sind, sondern auch dann, wenn sie selbst ihrer Menge, Lage und ihrem Alter nach scheinbar unverändert blieben, weil selbst in diesem Falle ihre Bestandtheile gewechselt haben. Von ihrer Abnützung in dem Sinne, wie eine einmal hergestellte Maschine sich abnutzt, kann daher keine Rede sein, sondern es kann sich nur darum handeln, weshalb ihr Stoffwechsel sich ändert, z. B. das Streben zur Fettbildung zunimmt, die Schlagaderwände allmählich zur Verkalkung neigen und vor allem weshalb sie sich nicht mehr in demselben Maße vermehren, wie in einem früheren Lebensalter. Die Frage spitzt sich also auf das Altern und schließliche Absterben der Z e l l e n zu. Denn wenn sich diese in den übrigen Organen ebenso verschieden verhalten sollten wie etwa diejenigen der Geschlechtsorgane und der Thymusdrüse gegenüber denen anderer Gewebe — und dass es sich so verhält, ist sehr wahrscheinlich — so bietet das Absterben des ganzen Organismus keine wesentlichen Räthsel mehr. Gerade durch dieses ungleichmäßige Altern der Zellen verschiedener Gewebe müssten sich ja nothwendig Störungen im Gesammtbetriebe ergeben, es könnte ein gedeihliches Zusammenwirken nicht mehr stattfinden, es könnte sich z. B. der verhältnismäßig jugendliche Zustand der Muskelelemente mit einer Verkalkung der Arterienwände oder einem Schwunde der Nervenmasse nicht vertragen, weil dadurch die Ernährung der an sich noch lebenskräftigen Zellen beeinträchtigt wird.

Alle diese Betrachtungen passen natürlich ebenso wie auf den Menschen auch auf alle Thiere. Woher kommt es aber, dass diese je nach ihrer Art ein so verschiedenes Lebensalter erreichen? Ein Walfisch lebt sicherlich einige, ein Elefant etwa zwei Jahrhunderte, eine Maus sechs Jahre, eine Fliege nur einen, höchstens einige Monate. Die eben aufgeführten Beispiele könnten dazu verleiten und haben dazu geführt, die Lebensdauer aus der Körpergröße und aus dem Bau, je nachdem dieser mehr oder weniger verwickelt ist, abzuleiten. Und allerdings muss eine gewisse Beziehung hierzwischen bestehen. Denn es ist klar, dass der gewaltige Körper eines Elefanten nicht in derselben Zeit aufgeführt werden kann, wie der einer Fliege. Seine Tragzeit allein umfasst zwei Jahre, während die Fliegenlarve sich binnen einem Tage aus dem Ei entwickelt. Aber schon das Pferd, welches doch bedeutend größer als der Mensch ist, erreicht nur dessen halbe Lebensdauer, Katze und Kröte werden vierzig, Hecht und Karpfen zweihundert, Schwein und Flusskrebs zwanzig Jahre alt. Wenn aber die Höhe der Organisation das Alter bedingten, so müsste der Mensch das höchste von allen Lebewesen erreichen. In der That übertrifft er hierin ja auch andere, nicht unbedeutend größere Thiere, und oft wachsen niedere Geschöpfe in kürzerer Zeit heran, als viel kleinere von verwickelter Leibesbildung. A l l e i n maßgebend ist dieser Umstand aber auch für die Dauer der Entwickelung nicht, denn der Baumweißling bringt im Jahre nur eine, der Kohlweißling dagegen zwei bis drei Generationen hervor.

Anderseits hat man geglaubt, ein festes Verhältnis zwischen der Lebens- und Wachsthumsdauer aufstellen zu können, und hat die erstere auf das Vier- bis Fünffache der letzteren berechnet. Dies trifft ja in manchen Fällen, unter anderm auch für den Menschen zu, aber keineswegs für alle Thiere. Denn das Pferd ist zum Beispiel schon mit vier Jahren ausgewachsen, so dass sein Leben etwa zehn bis zwölfmal solang ist als sein Wachsthum, und die Eintagsfliege lebt als Larve zwei oder drei Jahre, als reifes Insect nur wenige Stunden.

Endlich hat man auch die Geschäftigkeit, unter der das Leben sich abspielt, zu seiner Dauer in Beziehung zu setzen versucht. Diese Anschauung würde mutatis mutandis auf die schon oben berührte Ansicht hinauslaufen, dass der Körper sich durch den Lebensprocess abnutzt, und sie ist ja auch unter den erwähnten Einschränkungen nicht gerade falsch. Spielte aber wirklich die Geschäftigkeit eine so bestimmende Rolle, so müsste etwa ein träge dahinlebendes Reptil ein viel höheres Alter erreichen als der flinke und fast unaufhörlich in Bewegung begriffene Vogel. Nun ist es freilich richtig, dass Schildkröten hundert Jahre alt werden, aber dasselbe hat man auch bei Falken, Adlern, Geiern und Papageien beobachtet, gerade Vögel werden überhaupt verhältnismäßig alt, und was den Menschen anlangt, so hat sich weder seine durchschnittliche Lebensdauer im Zeitalter der Eisenbahnen gegen früher verkürzt, sie hat sich im Gegentheil nicht unbedeutend verlängert, noch dürften die Fälle von Langlebigkeit in unserer angeblich schnelllebigen Zeit seltener geworden sein, als sie es früher waren.

Die Bemühungen, die Nothwendigkeit des Todes, sein früheres oder späteres Eintreten physiologisch zu erklären, haben also bisher nach keiner Richtung zu einem auch nur einigermaßen sicheren Ziel geführt; wir finden uns schließlich auf innere, in der Organisation begründete und vererbbare Ursachen hingewiesen, die wir selbst nicht kennen und die sich wohl noch auf lange, wenn nicht für immer unserer Kenntnis entziehen werden. Nur soviel lässt sich heute mit Sicherheit aussprechen, dass der Tod das natürliche Ende einer ununterbrochenen Entwickelungsreihe ist, die ihren Anfang in der Eizelle nimmt.

In derartigen, in der Wissenschaft von den Lebewesen nicht seltenen Fällen sucht man in Ermangelung einer physiologischen, also einer Erklärung aus physikalischen oder chemischen Ursachen, nach einer biologischen, d. h. einer solchen, die uns die Erscheinungen wenigstens vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit *) begreifen lässt. Und dieser Versuch, der von dem Freiburger Zoologen

*) [illegible]

Weismann unternommen worden ist, hat denn auch ein Ergebnis gezeitigt, welches nicht geringe Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Weismann geht von dem Satze aus, dass es für die naturhistorische Art an und für sich gleichgiltig ist, ob das Individuum länger oder kürzer lebt, dass es für sie nur darauf ankommt, die Erhaltung der Art und die Leistungen des Individuums für diese zu sichern. „Diese Leistungen," sagt er, „bestehen in der Fortpflanzung, in der Hervorbringung eines für den Bestand der Art genügenden Ersatzes der durch den Tod abgehenden Individuen. Sobald das Individuum seinen Beitrag zu diesem Ersatz geleistet hat, hört es auf, für die Art Wert zu haben, es kann zur Ruhe gehen, es hat seine Pflicht erfüllt. Nur dann behält es noch länger Interesse für die Art, wenn Brutpflege hinzukommt, wenn die Eltern ihre Sprösslinge nicht bloß einfach in die Welt setzen, sondern auch noch eine Zeit lang für sie sorgen, sei es, dass sie dieselben nur beschützen, sei es, dass sie sie zugleich auch ernähren oder schließlich sie noch in höherer Weise zum selbständigen Leben heranziehen, indem sie sie unterrichten."

Der Tod, der hierbei als Regulator für die Dauer der Ueberlebenden in Rechnung gestellt wird, ist in erster Linie nicht der natürliche, sondern der durch äußere Umstände, Hunger und Kälte, Dürre und Nässe, durch Feinde oder durch Krankheiten herbeigeführte Tod.

Sehen wir zu, inwieweit diese Anschauung den wirklichen Verhältnissen entspricht.

(Schluss folgt.)

Weilburg. F. Kienitz-Gerloff.

## Eine moderne Literaturgeschichte.

Wenn man relativ so spät, wie wir jetzt, über ein mit so großer Spannung erwartetes Werk, wie Richard M. Meyers „Deutsche Literatur im neunzehnten Jahrhundert" berichtet (Berlin, Bondi 1899), dann findet man ein fertiges Urtheil darüber schon vor; denn sofort haben sich die Kritiker — Freunde und Feinde — an die Arbeit gemacht, und es liegt jetzt schon über diese Literaturgeschichte eine kleine Literatur vor, die nicht zu kennen ich meinerseits auch nicht heucheln darf. Auf Angriffe, auf Gegenstöße musste jeder schließlich gefasst sein, der sich an die ungeheure Aufgabe machte, die Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben: denn abgeschlossen ist die literarische Bewegung dieses Zeitraumes noch lange nicht, einig ist das Urtheil nur über die hervorragendsten Gestalten; und bei der großen Ausbreitung des literarischen Lebens in diesem letzten Jahrhundert hat sich über jede, auch nur einigermaßen bedeutende Erscheinung gleich soviel an kritischer Literatur aufgehäuft, dass es ganz besonderer Kräfte bedurfte, um auf den ersten Wurf ein, nicht etwa alle, aber doch die große Mehrheit befriedigendes Werk zu schaffen. Kommt nun noch dazu, dass der Historiker seine eigenen Meinungen in vielen Fällen hat, dass er den Muth hat, keine Empfindlichkeiten zu schonen, landsmannschaftliche Größen niedriger zu taxieren, als es ihre Gemeinde gewöhnt war, oder bestimmte Zeitströmungen höher einzuschätzen, als ihnen von gegnerischer Seite zugestanden wird, dann ist erst recht der Teufel los. Nichts ist leichter, als ein so stoffreiches Werk auf Grund irriger Einzelheiten in Grund und Boden zu kritisieren. Jeder Recensent hat heutzutage seine Specialität, kennt einen und den anderen Dichter ausnehmend genau und vermag dem die gesammte Literatur zusammenfassend darstellenden Historiker einen Strick zu drehen. Oder aber: es ist auch nichts leichter, als mit einer dem Verfasser der Literaturgeschichte fremden geschichtlichen Anschauung an sein Werk heranzutreten und es auf Grund dieser fremden Ideale vernichtend zu kritisieren. Und doch würde man damit schwerlich weder der Wissenschaft, noch dem vorliegenden Werke nützen. Ich meine, man hat auch bei wissenschaftlichen Leistungen ebenso wie bei künstlerischen zunächst die Pflicht, die Absichten ihres Autors klar zu erkennen und zu prüfen, bevor man aburtheilt: man gelangt erst dann zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit.

Richard M. Meyer hat sich, wie jeder zugeben muss, seine Sache nicht leicht gemacht. In seinem Buche sieht man überall, dass er in dem ungeheuren Meere von Büchern, das sich vor ihm ausbreitete, aus eigener Anschauung und Erfahrung zu urtheilen bestrebt war. Die Einzelstudien, die über die Großen, in oft dicken Monographien, vorlagen, nahm er ebenso gewissenhaft in Betracht und war auch da überall bestrebt, ein eigenes Urtheil zu finden. Er war nur zu sehr von dieser Gewissenhaftigkeit befangen, er hat sich nur zu sehr bemüht, jedem einzelnen Charakterbilde und Bildchen, das er schrieb, seine persönliche Note zu geben, und hier ist der Punkt, wo man mit Meyer zu rechten hat: in den Principienfragen der Literaturgeschichte.

Unsere gesammte Geschichtsschreibung hat nämlich in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige Verwandlung erfahren, die man wiederum als die nothwendige Consequenz der Thätigkeit der früheren Generation, des ganzen geistes- und wirtschaftsgeschichtlichen Betriebes im neunzehnten Jahrhundert betrachten muss. [illegible] die Kunstgeschichte war, [illegible] Umwandlung in den Zielen und daher auch Methoden der Geschichtsschreibung hervorgerufen hat. In der Kunstgeschichte tauchten zuerst die Fragen auf: wie kommt es, dass Werke, die uns jetzt langweilen, zu ihrer Zeit Begeisterung erweckten? dass Bilder, die uns jetzt abgeschmackt erscheinen, von ganzen Generationen hochgeschätzt und mit den höchsten Preisen belohnt wurden? Diese Fragen heischten nach Antwort. Man gieng den Ursachen der verschollenen Begeisterung nach, man vertiefte sich in das Seelenleben der Vergangenheit, man wollte nicht bloß historisch gerecht sein, sondern auch historisch nachfühlen können, und auf diesem Wege gelangte man dazu, Freude am Erfassen und Darstellen der Zustände der Vergangenheit zu gewinnen. Der Kunsthistoriker wurde zum Psychologen, und jene dogmatische, doctrinäre Aesthetik, welche alle Kunstwerke nur mit dem Maße des gegenwärtig herrschenden Geschmacks zu messen lehrte, hatte zu herrschen aufgehört. Da erst, indem man sich in die Zustände vergangenen Kunstlebens vertiefte, verrauschten Jubel wieder neuschaffend nachempfand, gelangte man zu einer reicheren, anschaulicheren, persönlicheren, dem Leben selbst näher kommenden Einsicht. Zur selben Zeit gewann die Wirtschaftsgeschichte führenden Einfluss auf unsere historischen Wissenschaften. Und diese größere Tochter der alten Culturgeschichte hatte vollends, nicht bloß abstract statistisch die Geschichte der Preise und dergleichen darzustellen, sondern die Alltagszustände des nationalen Lebens in der Vergangenheit darzustellen; auch sie verlangt mehr als die älteren Wissenschaften vom Historiker lebendige, bewegliche, farbige Phantasie. So vertiefte sich, ich möchte sagen nicht bloß unser historischer Sinn, da mir das Wort dafür zu abstract erscheint, sondern auch unsere historische Anschauung. Und auch die dichterische Production nahm dieselbe Richtung an, indem sie als die besonders charakteristische Form der modernen Kunst die Milieukunst in Drama und Roman ausbildete; die Malerei gieng ja auch denselben Weg.

Und die Philologie — die vielgescholtene Kleinkrämerin — wie konnte sie sich der gewaltigen Bewegung aller anderen Geisteswissenschaften, die auf Erfassung des Zuständlichen, aufs Nachfühlen der Vergangenheit abzielt, entziehen? War sie nicht vielmehr die erste, welche in ihren einsamen, gleich der schweigsamen Bergmannsarbeit, beim Leuchten der Studierlampen still gepflegten Forschungen überhaupt das Graben im dunklen Schacht des Seelenlebens lehrte? Sie lehrte die „Andacht zum Kleinen" und führte von der Betrachtung des unscheinbaren einzelnen Wortes empor zur Schilderung großer, die ganze Menschheit fesselnder geistiger Bestrebungen. In der strengen Zucht der Philologie hat die moderne Literaturgeschichte gelernt, literarische Zustände zu begreifen und darzustellen. Wie heutzutage literarische Erscheinungen der Vergangenheit, sagen wir beispielsweise die Geschichte der Schicksalstragödie (in einem der letzten Bände des Grillparzer-Jahrbuches) angeschaut und dargestellt werden, oder wie zum Beispiel Ricarda Huch ihre „Blütezeit der Romantik" ohne jede suffisante „historische Ironie" geschrieben hat und dennoch mit klarem und besonnenem Urtheil über den künstlerischen Wert der einzelnen, damals vollendeten Bücher; wie uns Zeitungsartikel und private Briefwechsel mit dazu dienen müssen, um uns ein sattes Gemälde vergangenen dichterischen Lebens zu geben — davon haben sich die älteren Literarhistoriker nichts träumen lassen. Und zwar darum nicht, weil sie eine andere wissenschaftliche Anschauung, ein anderes Lebensgefühl hatten. Wir haben heutzutage ein so mächtiges Bedürfnis, ein- und unterzutauchen in das Gefühlsleben der Vergangenheit, dass uns ein sehr großer Theil der älteren Literaturgeschichtsschreibung als leere Phrasendrescherei anmuthet. Kurz gesagt, auch unsere Wissenschaft fordert jetzt einige Tropfen impressionistischen Oeles. Der Gelehrte soll nicht mehr in den Wolken der Ideen wandeln, sondern auf dem festen Boden der so unerschöpflich farben- und gefühlsreichen Erde stehen.

Solch ein impressionistischer Literarhistoriker ist nun auch Richard M. Meyer geworden, und daraus ist der Charakter seines ganzen Werkes mit seinen Schwächen und seinen Tugenden vornehmlich zu erklären. Der wissenschaftliche Impressionismus hat nämlich doch auch den Nachtheil oder sagen wir besser: die Gefahr zur Folge, dass er im Bestreben, die Menschen und Zustände recht innig anzusehen, zu nahe an sie heranrückt und die Größenverhältnisse leicht verkennt, wie man ja auch einen Thurm nicht aus der nächsten Nähe, sondern erst aus einer gewissen Distanz in seiner vollen Bedeutung für die Umgebung überschauen kann. Der wissenschaftliche Impressionismus bietet dieselben Gefahren wie der dichterische: er erschwert die historische Fern- und Uebersicht. Gerhart Hauptmann, so bedeutend im psychologischen und im Milieustück, ist gescheitert im „Florian Geyer", wo er sich in das Bereich des historischen Dramas begab. Ibsen war klüger: er schrieb mit der Milieutechnik kein historisches Drama mehr. Auch Richard M. Meyer ist dieser Gefahr des Impressionismus nicht entkommen: er hat keine Geschichte im eigentlichen Sinne geschrieben. Er stellte sich der Fülle der Gestalten wie ein Kurzsichtiger zu nahe, und so tritt er an einen großen „Thurm" [illegible] so gründlich in seinem Innern, dass wir darüber dessen Verhältnis zur ganzen Stadt, zum ganzen Lande aus dem Sinn verlieren. Ohne Bild zu sprechen: Richard M. Meyers

„Deutsche Literatur im neunzehnten Jahrhundert“ ist eine zum Theile geradezu glänzend gerathene Porträtgalerie des Jahrhunderts, das Werk eines dichterischen Feinschmeckers, der aber gleichzeitig auch noch ein leidenschaftlicher Individualist ist. Das erschwert nun seine Position. Denn nicht bloß, dass Meyer als Impressionist, in der Bevorzugung des Gefühles vor den Ideen, der Anschauung vor der Reflexion, bei der wissenschaftlichen Darstellung dahin gelangt, allgemeine und darum eben abstractere Uebersichten möglichst zu vermeiden, erscheinen ihm auch in der Kunstgeschichte (um metaphysisch zu sprechen) als das „wahrhaft Seiende“, als das „Reale“ nur die Persönlichkeiten und nicht die Ideen der Dichter. Er geht (stillschweigend) von der Ueberzeugung aus, dass nicht die Zeiten die Dichter, sondern die Dichter ihre Zeiten schaffen. Folglich sind die Persönlichkeiten und nicht die dargestellten Motive und Gedanken die Hauptsache, und folglich legt er den Nachdruck der Darstellung auf die Charakteristik der Persönlichkeiten. Er zerlegt sich das ganze Jahrhundert in möglichst kleine Abschnitte, in Dekaden, schildert knapp (zumeist ganz vortrefflich) den Charakter der Dekaden und geht sofort auf die eindringliche Charakteristik der für jede Dekade besonders bedeutsamen Persönlichkeit über. Dass er damit alles, was wir bisher als Geschichte verstanden, über den Haufen wirft, liegt auf der Hand, denn nicht immer deckt sich das Leben einer großen Persönlichkeit auch zeitlich mit ihrer Wirkung. Zum Beispiel handelt Meyer Grillparzer im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts sammt und sonders ab, indes doch allgemein bekannt ist, dass sich erst nach des Dichters Tode seine Wirksamkeit zu äußern begann, zum Beispiel konnte die „Jüdin von Toledo“ mit ihrem, die schwächliche Versöhnung der alten Tragödie vermeidenden Schlusse, erst im Zeitalter der Modernen, dem Grillparzer vorangeeilt ward, goutirt werden.

Dieser einseitige Individualismus Richard M. Meyers in dem vorliegenden Werke überrascht mich umsomehr, als er 1897 in einem seiner glänzendsten Essays: „Der Kampf um den Einzelnen“ (in seinen „Deutschen Charakteren“) den Nachweis geführt hat, dass der Individualismus noch ein Rest der alten Romantik ist, und dass die größten Individualisten unserer Zeit: Renan, Nietzsche und Ibsen sichtlich, aus dieser lange Jahre ihres Lebens vertretenen Lebensanschauung hinausstrebten, um sich zu einem social altruistischen Lebensideal zu bekennen. Und dieses Ideal hat Meyer selbst in jenem Essay als das der kommenden Zeit gepriesen. Wissenschaftlich hätte dieses Bekenntnis eine ganz andere Form in seinem neuen Werke erhalten müssen, als in der aristokratischen Porträtgalerie. Aber Meyers Stärke ist Philosophie überhaupt nicht; das schwächste Capitel seines Buches ist das über Nietzsche, den er doch so sehr verehrt, den er aber nur als Stilisten darin würdigt, und dieser Mangel an Philosophie ist mit ein großer Mangel an Meyers Werke. Man kann gar nicht die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts von den gleichzeitigen Philosophen trennen, zum Beispiel Novalis nicht von Fichte und Schelling, Gottfried Keller nicht von Ludwig Feuerbach, Heine nicht von Hegel und St. Simon, Auerbach nicht von Spinoza, Grillparzer nicht von Kant. Die Philosophen waren ja auch Dichter — Weltanschauungs-Architekten — in ihrer Art. Meyer hält sich principiell nur auf der Linie der künstlerischen Kritik, der Beurtheilung des Stiles. Darin ist er nun freilich ein großer Meister, den man umsomehr schätzt, jemehr man weiß, wie selten solche stilistische Begabung ist. Wie schön hat er den Stil Theodor Fontanes charakterisiert! Und dann dürfte Meyer auch sagen: den concreten Inhalt der socialen und geistigen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts hat in der Sammlung, der seine Literaturgeschichte angehört (der Schlenther'schen), schon Theobald Ziegler im ersten Bande dargestellt: er, Meyer, durfte sich deshalb auf die rein künstlerische Betrachtung beschränken. Und das that er nun freilich in sehr einsichtiger Weise, mag man auch mit manchen Urtheilen nicht einverstanden sein. Ich für mein Theil halte es beispielsweise für ein wahres Verdienst, dass er die Reclamekunst Wilhelm Jordans einmal endlich gerecht beurtheilte; dass er andererseits dem von wenig Literarhistorikern gewürdigten Ferdinand Kürnberger eine bedeutsame Denksäule errichtete; dass er sich vom Tagesgeschrei nicht einschüchtern ließ, Paul Heyse in seinem rechten Werte anzuerkennen; dass er Grillparzer wärmer als irgend ein anderer norddeutscher Historiker (außer Goedeke) behandelt u. dgl. m. Im allgemeinen wird Meyers Bestreben sichtlich, sich über alle provinziellen Voreingenommenheiten zu erheben. Nicht immer gelang es ihm: die Berliner Kritik zum Beispiel, die er aus der Nähe länger und besser als die Wiener kennt, schildert er in Lob und Tadel viel ausführlicher als die Wiener, die er zum Theil, wie etwa Friedrich Uhl, gar nicht zu kennen scheint. Oder er thut Rosegger gar zu kurz, wenn auch freundlich ab, oder er überschätzt Hermann v. Gilm weitaus auf Kosten Adolf Pichlers, dessen Essay über den älteren Tiroler er sogar bei seinem Porträt Gilms benutzt zu haben scheint. Auch Arthur Schnitzler, dessen „grüner Kakadu“ Meyer schon vorgelegen sein muss, ist im Vergleich zu allen anderen Wiener Modernen, die er hoch überragt, viel zu kalt behandelt worden . . . . Alle diese Einzelheiten ließen sich, wie ich schon eingangs sagte, leicht und billig vermehren, und doch muss man schließlich sagen: es ist gut, dass sich ein so urtheilsfähiger und selbständiger Kopf wie Meyer an das waghalsige Unternehmen, die deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben, gewagt hat. Auf den ersten Wurf konnte es keinem makellos gelingen. So verborgen die großen Züge der Geschichte in Meyers Darstellung zu sein scheinen, so gewiss sind sie in ihr enthalten, und in der künftigen Bearbeitung wird er sie nur mehr in den Vordergrund zu stellen haben, als es bisher geschehen.

Moriz Necker.

# Amphitrite.

Wenn wir die „Gioconda“ d'Annunzios lesen, das blühendste Gedicht eines modernen Romanen, hat ein Bild der Klinger'schen Amphitrite mit ihren mystischen Bernsteinaugen vor uns zu stehen. Und wenn wir Klingers Amphitrite, die armlose Göttin, betrachten, muss uns die Stelle aus der „Gioconda“ einfallen, wo der alte Bildhauer von der zerstörten Statue spricht, die am Schlusse des dritten Actes mit der lebenden Silvia das Opfer der Arme ausgetauscht hat: „Sie ist noch da ohne Arme. Er lässt sie so; er will sie nicht restaurieren. So wie sie jetzt dasteht, auf ihrem Piedestal, sieht sie wirklich wie ein auf einer der Kykladen ausgegrabener antiker Marmor aus. Sie hat etwas Tragisches und Geheiligtes — nachdem das göttliche Opfer an ihr vollzogen worden.“ Die Gioconda und die Amphitrite sind die Schlusssteine einer gewaltigen Entwickelung, die Jahrtausende von Cultur brauchte, um ihren Bogen zu wölben. Sie gehören einer eigenthümlichen Kunstgattung an, die ein überreiches Leben voraussetzt, weil sie erst die Zerstörung dieses Lebens genießt. Sie sind ein Triumph über die banausische Aesthetik der Nachahmung, weil sie mit ihrer Abstraction erst hinter der Nachahmung beginnen, weil sie aus der Ueberlegenheit der menschlichen Seele über alle Vollkommenheiten der Natur und sogar der Kunst ihre Schönheit gewinnen.

Die Hände der Silvia waren ihre Flügel. Sie waren schön, wie von dem Hauch der Morgendämmerung, weiß wie der Wellenschaum, fein wie die Stickereien des Windes auf dem Sande; sie bewegten sich wie das Sonnenlicht im Wasser; sie redeten besser als Auge und Zunge; sie spielten mit dem feuchten Sand und strichen durch die Haare des Kindes, dass jede Locke zu einem Ring wurde. Nun sind sie fort. Sirenetta sinnt ihnen nach und fragt, wie die Dichter fragen: was wird aus ihnen werden? Dieses wunderbare, selige Futurum, die glücklichste Form aller Zeitwörter. Sie werden in einem schönen Garten begraben werden, ahnt Sirenetta. Sie hat recht. Die Hände liegen nun dort, wo alle Träume liegen, wo alle Vollendung ist. Aus den Träumen wachsen Blumen und Cypressen, und Silvia lehnt sich an ihre Stämme und ist übergossen von dem Reiz der Resignation, von der Wehmuth des Verlustes, der sie innerlich gereift hat. Ihre Flügel waren nicht von dieser Welt, nun fügt sie sich der Welt ein. Ihr Unglück ist ein seltsames Glücksgefühl, mit der Zukunft ausgesöhnt, mit dem Leben im Reinen, frei auch der süßen, thörichten Naivetät gegenüber, die Sirenetta ist.

Durch drei Acte wogte das Leben. Im vierten sieht der Dichter die Pole der Drehung. Er sieht das unbewusste, weise Spiel der Sirenetta und die bewusste, weise Reife der Silvia. Er blickt mit derselben Freude auf die Unberührtheit der einen, wie auf die Berührtheit der andern. Er ist Künstler, Bildhauer. Den Kampf des Lebens mit dem Marmor schildert er, wie ihn keiner bisher schildern konnte. Vor dem Horizont von Carrara sehen wir ein grandioses Weib und einen nervösen Künstler stehen, die Marmorblöcke, ungestalt, vorbeiziehen, das Weib sie mustern, bis sie den erwählt, in dem sie wiedererwachen will. Dieses ist der große Moment, in dem sich der Marmor mit dem Leben füllt, dass der ganze Berg vom Fuß bis zum Gipfel nach Schönheit lechzt. Der Marmor ist unersättlich gegen das Leben. Der Schilderer der Schlacht geht nicht hinüber in das andere Lager. Er ist Italiener, er hat die große Cultur der Sinne, die selbst das Leben bezwungen, selbst das Leben lieben, nachdem es ein Torso geworden, artistisch lieben. Es gibt nichts für seine Sinne, das nicht der Schönheit wert wäre. Er schrieb den vierten Act mit derselben Feder, wie den zweiten. Er besang das Leben in der Statue mit derselben Begeisterung, wie die Statue im Leben. Er hatte ein artistisches Furchtgefühl vor diesem aschfarbenen Weibe, dem die Arme genommen sind, die mit den Augen greift, mit dem Halse liebkost, dieser ganzen Umschaltung der Organe. Als er in den Abruzzen dabei war, in solcher Weise das Dasein artistisch zu nehmen und dem Marmor den letzten Sieg zu geben, schrieb droben am Fjord ein anderer Dichter gleichzeitig das nordische Gegenstück. Der Epilog Ibsens lässt alle Freiheit der Natur über den Marmor siegen, weil er von ihr aus zu leben gewohnt ist und den Marmor und die Bildhauerkunst so wenig kennt, wie er es in diesem Stück bewundernswert gezeigt hat. Eine geheime Verabredung war zwischen d'Annunzio und Ibsen: dieser war berufen, die Kunst vom Leben zerstören zu lassen, jener, selbst das Leben in der Zerstörung artistisch zu nehmen. Eine zweite geheime Verabredung war zwischen dem Italiener d'Annunzio und

dem Deutschen Klinger. Hinter dem Vorhang im Atelier des Lucio Settala steht keine andere Statue, als die Amphitrite..

Warum war es uns vorbehalten, den Reiz eines Torsos auszukosten? Wie hat die Geschichte die Linie dieser Empfindung, die an der Zerstörung sich freut, geführt? Haben alle zerstörten Dinge zu gleicher Zeit das Wohlgefallen erregen können, oder hat sich hier langsam eine feinere Auswahl vorbereitet? Zerstörtes Leben, zerstörte Schönheit der Seele und der Gefühle, die Elegie der Dichtung musste lange ästhetisch möglich sein, ehe die Elegie der bildenden Kunst und der bildenden Phantasie geboren wurde. Als zum erstenmal in den Kreis der Dichtung die Schönheit des Schmerzes, die Lust der Klage eintrat, hatten die Architekten, die Bildhauer, die Maler und die Dramatiker noch die ungestörte Freude an der thatsächlichen Harmonie der sinnfälligen Welt. Langsam kam der Sinn für Charakteristik, noch langsamer der raffinierte Sinn für Unvollkommenheit. Nach unendlichen Zeiträumen erst war der Bildhauer fähig, zu der Lust an der zerstörten Empfindungswelt auch die Lust an der zerstörten Sinnenwelt hinzuzufügen. Was machten die Zeitgenossen des Themistokles und Perikles, als sie die Burg von Athen nach der Perserinvasion wiederfanden als einen Haufen von zerbrochenen Architekturgliedern und zertrümmerten Statuen? Sie benutzten die Triglyphen- und Epistylionblöcke ohne jede Sentimentalität als Bausteine neuer Mauern und sie schütteten die Statuen, die ihre Väter geweiht hatten, als Material für Nivellierung auf. Zerbrochen war zerbrochen, Block war Block, Schutt war Schutt. Sie hatten kein Verhältnis zu diesen Dingen, als das der absoluten Erledigung. Einige Jahrhunderte später war man schon sublimierter. Die Hellenisten und ihre Erben, die Römer, sind bereits fähig, stehen gebliebene oder weggeworfene Dinge als solche künstlerisch festzuhalten. Es gibt Beispiele dafür auf idyllischen Reliefs, wo Hirten ihre Stäbe und Taschen auf Steinen zurückgelassen haben, und der Künstler sich an diesen bloßen Zeugen schweigender Menschlichkeit freut. Oder auf einem Mosaikfußboden, wie man ihn im Lateran sieht, sind Speisereste verewigt, Vogelknochen, Fischgräten, Theile von Krebsen, Seeigeln, Sepien, Schalen von Aepfeln und Nüssen, abgenagte Weintrauben — es war das ein beliebtes hellenistisches Motiv; auch zerbrochene Vasen findet man, die einzigen zerbrochenen Dinge, die die Alten decorativ gefasst haben. In beiden Fällen ist die künstlerische Stufe noch ganz das Stillleben.

Die Renaissance gieng weiter. Ihr Stillleben dehnt sich über thatsächliche Ruinen und Antikenreste aus, Ruinen, die zum erstenmal mit einer gewissen Sentimentalität angesehen werden. In dieser Zeit, die zum erstenmal zu einer vergangenen Kunstperiode der Menschheit ein tiefes Verhältnis gewann, lässt man freudig die alten zerlöcherten Gewölbereste stehen, umwachsen von Lorbeer und Platanen, Sarkophage benutzt man als Tröge, Statuen der Wassergötter gruppiert man in Nischen, antike Reliefs setzt man auf die Wände, ja vereinzelt baut man schon Ruinen oder man benutzt sie auf Bildern als willkommenen stimmungsvollen Hintergrund. Die Elegie der Architektur war geboren, die der Plastik noch nicht. Eine zerstörte antike Statue ist den Augen unangenehm. Es gibt nur wenige Ausnahmen, wie der Torso von Belvedere; alles, was die Erde auswirft an Rumpfen und Kopfen, wird im Sinne des Zeitgeschmacks ergänzt: die größten Künstler, wie Michel Angelo beim capitolinischen Gallier, werden mit diesen Aufgaben betraut. Die Gewohnheit des Ergänzens bleibt bis in die neueste Zeit. Dann kam der Umschwung. Die Gelehrten giengen voran, sie entfernten alte Ergänzungen und verboten neue, die Empfinder kamen hinterher, die Künstler folgten zuletzt. Im Oktogon des capitolinischen Museums steht der Torso einer nackten Aphrodite, die das Gesicht scharf nach rechts unten wendet, eine kräftig geschnittene Figur, von allem denkbaren archaischen Reiz. Die fehlenden Arme hätte die Renaissance mit Gewandzipfeln und Spiegeln ergänzt. Der moderne Gelehrte lässt die Arme unergänzt, um alle Möglichkeiten der Interpolirung frei zu haben. Der Amateur ergötzt sich an der Armlosigkeit, der süßen Gebundenheit dieses nackten Weibes, die ihre zarten Glieder aneinanderschlingt in der ganzen Jungfräulichkeit der ersten weiblichen Acte, die die Sculptur probierte. Der moderne Künstler begnügt sich nicht mehr mit dem Genuss des vorhandenen Torsos, er schafft sich neue Torsi, Ideale von Torsi, er dichtet selbständig die erste Elegie der Plastik. Und der Dichter stellt sich den idealen Torso leibhaftig, lebendig auf die Bühne, er dichtet nicht nur die Schönheit zerbrochener Gefühle, sondern auch zerbrochener Gestalten. Der große Kreis der Elegie ist erfüllt, das Organ für Unvollkommenheit ist gewachsen.

Ist diese Erfüllung Alexandrinismus? Hier ist Simonetta, dort ist Silvia. Simonetta ist Schönheit, Silvia ist Ueberspanntheit. Oder Simonetta ist die Weisheit und Silvia ist die Seele. Wie man es nehmen will. Heute sind die Großstadtmenschen [illegible] und in Eintracht mit der Natur, Theile der Natur, [illegible] Morgen sind sie Menschen und Feinde der Natur, verfeinerte Gehirne, [illegible] der Cultur und des Weltmarktes und der [illegible]. Sie [illegible] von der Natur zu der Cultur, mit großen [illegible]. Die [illegible] haben recht, und recht haben die [illegible]. Man kann mit jenem durchkommen, aber man kommt nicht durch. Der Segen aller Antinomien ruht auch auf dieser Strecke. Ich liebe die ungebrochenen Kraftmenschen, die germanischen, die aus einer tiefen Roheit heraus schaffen und für alle Dinge den Anfang hinsetzen. Und ich liebe die Culturproducte, die romanischen, die in jeder Bewegung ein Jahrhundert von Ueberlieferung, in jeder Vorstellung eine glitzernde Kette von Geist offenbaren. Der eine genießt, was der andere geschaffen, und er genießt das Geschaffene als Schöpfung und die Zerstörung der Schöpfung als Schönheit der Klage. Es gibt nichts in dieser Welt, das er seinem Genusse nicht unterthan machte, nichts, an dem er nicht die Unerschöpflichkeit der Sinne und des Raisonnements und der Phantasie prüfte, die eben so unendlich ist wie die Kraft, aus der immer und immer wieder die neuen Dinge geboren werden. Was ist die unendliche Kraft ohne den unendlichen Genuss und dieser ohne jene? Die Geschichte hat sie wunderbar geordnet und in fruchtbaren Streit gebracht. Das Mosaik mit den zerbrochenen Vasen schien den Zeitgenossen des Perikles alexandrinisch, den Renaissancekünstlern naiv. Die Amphitrite Klingers schien den Renaissancekünstlern alexandrinisch, den Amateuren der Zukunft ist sie naiv. Wer innerhalb der durchschnittlichen Naivetät des Empfindens mit sublimeren Regungen, mit hinterweltlichen Gefühlen hervortritt, erhält das Beiwort des Alexandrinismus. Wie die Alexandriner nimmt er das Leben verfeinert aus den Büchern, die Kunst verfeinert aus ihrer eigenen Tradition, die Schöpfung verfeinert aus ihrer Cultur.

Klingers Amphitrite ist die Göttin dieser Kunst. Ursprünglich nicht armlos beabsichtigt, ist sie absichtlich armlos geblieben. Aus einer antiken Treppenstufe, die er auf Syros liegen sah, hat der Künstler ihren Rumpf gemeißelt, und hat aus ähnlichem Material das Gewandstück angesetzt. Aus einem antiken Block, aus der goldgelben Patina, ist die bernsteinäugige Göttin emporgestiegen. Es ist nicht das einzigemal, dass es diesen Künstler reizte, aus dem fertigen alten Block das moderne Leben erstehen zu lassen. Seinem raffinierten Körpergefühl sagt es zu, die Götter aus einem Stein zu rufen, in dem ihre Cultur unbemerkt schon geschlummert hat. Aus einem Gewande, das in fließender Sinnlichkeit die Beine umspielt, in asiatischer Mystik das Dreieck der Scham umrahmt, steigt der verwitterte, durch die Zeiten geprüfte, hehre und göttliche Rumpf empor, dessen Hebungen und Senkungen ein hohes Lied der Plastik singen, ein patriarchalisches Lied der Schönheit, die armlos und begierdelos in furchtbarer Ruhe die Begierde der Welt erwartet. Was Jahrhunderte an Spielen der Falten, an Linien der Brüste, an berauschender Architektur des weiblichen Körpers geleistet haben, ist von einem modernen Weibe zu einer raffinierten, einer perversen Schönheit zusammengefasst worden. Der Kopf dieses Weibes, auf den antiken Rumpf gesetzt, ist ihre Zeitlichkeit. Er ist aus dem Leben, das wir kennen. Er sagt uns: jeden Tag sah ich eine Silvia, die um mich ihre Arme verlor. Und unheimlich erglänzen uns die goldgelben Armstümpfe, unheimlich lockende verlorene Arme.

Berlin Oskar Bie.

---

# Philosophie des Fahrrades.

Dieser Titel ist nicht mein geistiges Eigenthum. Ein Buch führt ihn, das der Romanschriftsteller Eduard Bertz*) verfasst hat und in dem er die Bedeutung des Fahrrades vom Standpunkte der allgemeinen Entwickelung aus behandelt. Ein anspruchsvoller Titel. Mochte es manche schon befremden, wenn man sich erkühnte, von einer „Aesthetik des Fahrrades“ zu sprechen, wie dies Haberlandt**) in seiner Skizze „Das Fahrrad“ gethan, so mag der Buchtitel „Philosophie des Fahrrades“ auf den ersten Blick vielleicht geradezu anmaßend erscheinen. Aber der Autor hat ein Recht, sein Buch so zu nennen, denn er bietet uns nicht aphoristische Bemerkungen über den Radsport, sondern eine ernste Welt- und Lebensanschauung, von welcher ausgehend er dazu gelangt, der Erfindung und Verbreitung des Radfahrens eine weittragende Bedeutung beizumessen. Derjenige aber, der sich eine feste Lebensanschauung gewonnen hat, ist eben ein Philosoph, und die Erwerbung, Begründung und Durcharbeitung einer solchen Lebensanschauung ist uns heute Philosophie im Gegensatz zu dem früher als Philosophie bezeichneten Sich-Abmartern mit metaphysischen Speculationen. Und so mag es der Verfasser immerhin „Philosophie des Fahrrades“ nennen, wenn er, von solcher Grundlage ausgehend, davon spricht, welchen Einfluss das Fahrrad auf unser culturelles Leben schon geübt hat und seiner Ansicht nach noch zu üben bestimmt ist.

Die Lebensanschauung des Verfassers wurzelt in den Lehren Darwins und Nietzsches. Wie letzterer geht er davon aus, dass das Darwin'sche Princip der natürlichen Zuchtwahl, soweit es sich um das rein Körperliche handelt, eigentlich nur für den Naturzustand gilt. Mit der fortschreitenden Cultur bindet einerseits die Humanität die Wirkungen des Gesetzes der natürlichen Zuchtwahl,

*) [illegible] Leipzig. Verlag [illegible]

**) [illegible] Wiener Verlag.

indem sie uns als anzustrebendes Ziel erscheinen läßt, auch die schwachen und minderwertigen Individuen vor dem Untergang zu bewahren, anderseits schafft „das Uebermaß der Anforderungen, die durch den modernen Industrialismus und die immer zunehmende Uebervölkerung an die Leistungsfähigkeit der Menschen gestellt werden" (S. 33), an Stelle der natürlichen eine „widernatürliche Zuchtwahl". Wenn aber Nietzsche der Entartung dadurch entgegentreten will, dass er gegen die der Zuchtwahl hinderlichen ethischen Ideen ankämpft, erkennt Bertz diesen Kampf für einen aussichtslosen, denn „Instincte, die in vielen Jahrtausenden geworden sind, lassen sich nicht mehr willkürlich hinwegschaffen, sie vererben sich weiter und werden immer wieder auftauchen" (S. 36). Mit diesem Satz bestimmt Bertz einer anderen grundlegenden Erkenntnis die Schranken ihrer Richtigkeit und Anwendbarkeit. Wir sind allerdings „kein Naturvolk mehr, das seinen blinden Instincten folgt und sich den übermächtigen Elementen zitternd beugt, sondern in vieltausendjähriger Entwickelung ist die Natur in uns sehend geworden, und die menschliche Intelligenz, als die höchste Steigerung und Vollendung der Naturkraft, ist zur Herrschaft gelangt und leitet die Elemente mit bewusstem Willen, setzt ihnen Zwecke und Ziele und erfüllt das vernunftlose Chaos mit einer sittlichen Ordnung" (S. 34). Die menschliche Vernunft ist aber selbst nur ein Entwickelungsproduct und sie ist daher ungeeignet, der Gesammtentwickelung ihre Linien vorzuzeichnen. Die Vernunft erfinnt so wenig ethische Systeme als Gesellschaftssysteme, die ethischen Ideen können ihre Gewalt über den Menschen behalten, auch wenn er erkennt oder glaubt, dass es vernünftiger wäre, wenn er durch sie in dieser oder jener Richtung, oder in jeder Richtung nicht gebunden wäre, denn immer sind es nur die äußeren Verhältnisse und Nothdurften des Lebens selbst, welche die lebensfähigen und fruchtbaren Ideen erzeugen. Und so nützt uns auch alle vernünftige Erkenntnis, dass wir von der Cultur oder in der Cultur zur Natur zurückkehren sollen, ja wenn wir nicht degenerieren und zugrundegehen wollen, zurückkehren müssen, unendlich wenig, ja genau besehen nichts, die Vernunft vermag nur uns gelegentlich das Unzweckmäßige unserer ganzen Lebensordnung erkennen lassen, aber sie vermag nicht wirksame Mittel zur Aenderung zu ersinnen, denn sie macht ihre Schlachtenpläne immer nur am grünen Tisch, in der Schreibstube: nur das Leben selbst kann uns zwangsweise wieder zur Natur zurückführen, dieselbe Cultur, die den Schaden in der Entwickelung des Menschengeschlechtes anrichtet, muss auch die Heilmittel aus sich heraus schaffen. Die Vernunft ist nur der Handlanger: sie erfindet etwas innerhalb des engen Rahmens ihres Gesichtskreises und bestimmt es für gewisse ihr vor Augen stehende Zwecke, und nun erfasst das große Getriebe des Lebens die Erfindung, und diese erweist sich als ein Mittel zur Herbeiführung von Folgen, an welche in diesem Zusammenhange gar niemand gedacht hatte. Und hinterher kommt der menschliche Verstand schön langsam nachgekrochen und wenn es nur irgendwie möglich ist, bläht er sich auf, weist stolz auf das erzielte Resultat und möchte uns weismachen, dass er just das, was geschehen, zielbewusst bezweckt habe. Nun in unserem Falle ist das ausgeschlossen; die Wirkungen, die Bedeutung, die der Verfasser der Erfindung des Fahrrades beimisst, liegen offenbar ferne ab von dem, an was jene gedacht haben, denen wir diese Erfindung zu verdanken haben. Denn das Fahrrad ist dem Verfasser das aus der Cultur hervorgegangene Mittel, den Menschen wieder zur Natur zurückzuführen. Und das ist eben die „Philosophie des Fahrrades".

In einer interessanten Skizze zeigt der Verfasser, wie gegenüber der Ausbildung und Trainierung des Geistes die des Körpers immer mehr vernachlässigt wurde. Er geht von den gymnastischen Uebungen und Spielen der Griechen aus, die in gleicher Weise der Entwickelung der Körperkraft und Körperschönheit wie der Entwickelung des Sinnes für die Schönheit des kräftigen, nackten Körpers dienten, erörtert, wie der asketische Geist des Christenthums, der die Unterdrückung aller körperlichen Bedürfnisse und Triebe zum Ziele hatte, dazu führte, den Leib zu kasteien und zu ertödten, statt seine Kräfte in jeder Richtung auszubilden, und schildert die Unzulänglichkeit unseres modernen Turnunterrichtes, bei welchem an Stelle der seinerzeit von Jahn eingeführten Räuber- und Wanderspiele in freier Natur wieder eine mechanische Arbeit meist in geschlossenen Räumen ohne belebende Wechselwirkung mit Phantasie und Spiellust getreten ist. Mit Recht verweist der Verfasser darauf, dass wir, auch wenn wir wollten, nicht die ideale Gymnastik der Athener als Bildungsmittel für unsere Jugend erneuern könnten: „denn in Griechenland hatte man zur Leibespflege nur darum soviel Zeit, weil die Bildung des Geistes damals eine sehr einfache Sache war, und weil zudem die griechische Herrencultur auf dem Unterbau der Sclaverei ruhte" (S. 98). Das Radfahren aber ist es nun, das den Menschen wieder hinausführt in die Natur und zurückführt zu ihr, das die Jugend zu einem stählenden Körperspiele lockt, das auch die Städter wieder in Contact bringt mit der Natur, den Menschen hinauszwingt in die frische, belebende, freie Luft, den geistig Arbeitenden veranlasst, dem Gehirne Ruhe zu gönnen und fast gedankenlos die Eindrücke der vorüberfliegenden Gegenden in sich aufzunehmen, den körperlich Arbeitenden in die Lage setzt, seinen Wohnort fernab von den ungesunden Arbeitsstätten aufzuschlagen, und indem es ihm die Entfernungen verkürzt, ihm zugleich kräftigende Körperübung im Freien bei unverkürzter Arbeitszeit ermöglicht, ja auferlegt. Hierzu kommen noch die das Gemüth befreiende und aufheiternde Wirkung, das aus der flugähnlichen Bewegung erwachsende körperliche Lustgefühl, die Eindämmung des Genusses von Alkohol und Nicotin und des nervenzerstörenden Lasters des Clavierspieles — lauter unterstützende Factoren für die Regeneration des Menschengeschlechtes, die der Verfasser sich von der Erfindung des Fahrrades und der vernünftigen Pflege des Radfahrens verspricht.

Gliedert auf diese Weise der Verfasser seine „Philosophie des Fahrrades" in das System seiner allgemeinen Lebensanschauung ein, so beschränkt er sich doch nicht hierauf, sondern benützt die Gelegenheit, die Bedeutung des neuen Elementes in unserem Leben nach den mannigfachsten Beziehungen zu erörtern, und immer erfreut er uns durch seine vernünftige Art, die Dinge und die Verhältnisse des Lebens anzusehen, welche gleich weit entfernt ist von voreingenommener Einseitigkeit, wie von überkommenen Vorurtheilen.

Beherzigenswerte Worte spricht unser Autor vor allem über die Ausschreitungen des Rennsportes, die er den Auswüchsen griechischer Athletik zur Seite stellt, insbesondere über die von reclamebedürftigen Firmen veranstalteten Rennen der Professionals, durch die für das praktische Leben ganz wertlose „Records" geschaffen und Gesundheit und Leben des Menschenmaterials geschädigt und vernichtet werden, lediglich zu dem Behufe, um die Güte des todten Materials an Maschinen zu erproben und anzupreisen. Wie durch die Pferderennen, für welche die Staaten in ihrer traditionellen Begünstigung der Passionen des hohen Adels und der ihm nachäffenden Plutokratie noch Subventionen zahlen, scheußliche Missgestalten von Pferden herangezüchtet und Eigenschaften an Ross und Reiter ausgebildet werden, die gar keinen wirklichen Wert haben, so sind die Radrennen vom Standpunkte der allgemeinen Entwickelung in der That nicht nur zwecklos, sondern geradezu schädlich und verderblich.

Sehr beachtenswert sind ferner die Betrachtungen über unser Bekleidungssystem und den Einfluss, den die wachsende Benützung des Fahrrades auf dieses schon geübt hat und hoffentlich noch üben wird. Thatsächlich gibt es nur noch ein hässlicheres, widersinnigeres Stück in der äußeren Bekleidung als das lange Beinkleid der Männer: und dieses eine Stück ist der lange, am Boden hinschlumpende, staubaufwirbelnde Rock der Frau. Beiden hat sich das Fahrrad als siegreicher Feind schon erwiesen und beide wird es hoffentlich noch ganz verdrängen. Schon sind wir soweit, dass während des Sommers auf dem Lande die meisten Städter sich auf längere Zeit von der jede freie Bewegung der Beine hemmenden Röhrenhose trennen und wenigstens viele Städterinnen sich und uns von den allen Unrath auffangenden Schleppfetzen befreien, die sie sich sonst anhängen, ja dass Herren in Kniehose und Damen in fußfreiem Kleide sich erlauben dürfen auch in der Stadt als Besucher vorzusprechen.

Freilich, wie weit auch heute noch die menschliche Beschränktheit und der autokratische Sinn der Behörden in manchen Ländern geht, zeigen uns so recht die Mittheilungen des Verfassers über Strafsentenzen deutscher Gerichte wider Radfahrer, die in Kniehose oder Wadenstrümpfen vor den Schranken eines Tribunals zu erscheinen sich erfrechten. Was das die „Würde" des Gerichtshofes beeinträchtigt, wenn ein Mensch sich vernünftig kleidet! Treffliche Worte findet Bertz, ein moderner Mensch durch und durch, bei diesem Anlasse auch über die Amtstracht und das ganze Kleiderceremoniell: „Wir wollen kein Blendwerk in unserem öffentlichen Leben, wir wollen Wahrheit. Wenn Richter und Geistliche des Kleides bedürfen, um Eindruck auf das Volk zu machen, so gehören sie nicht auf ihren Platz." Und: „Thatsächlich ist unser Kleiderceremoniell nicht das Erzeugnis einer reiferen Cultur, sondern ein Ueberbleibsel aus der Kindheitsperiode des Menschengeschlechtes, ein Atavismus." (S. 174, 175.)

Natürlich wendet Bertz auch dem Communicationswesen seine Aufmerksamkeit zu. Für den besonderen culturellen Einfluss, den das Fahrrad auf die öffentlichen Zustände ausübt, und für seine culturelle Mission hat man in England das Wort „Cyclisation" gebildet. Als ein wesentliches Postulat dieser Cyclisation bezeichnet Bertz die Verbesserung der Fahrstraßen, ihre Anpassung an die Bedürfnisse des Fahrrades und die Herstellung eines weitverzweigten Netzes eigener Radfahrwege. Erst der Radsport bringe den Menschen zur Erkenntnis, „dass ein fahrradwürdiger Zustand der Chausseen und Straßen ein wesentlicher Bestandtheil der bürgerlichen Rechte, ja der Menschenrechte ist." (S. 191.) Gar wenig ist nun in dieser Richtung erst geschehen. Verdienstvoll ist bei uns die Thätigkeit des Touringclubs, welcher eine Anzahl eigener Radfahrwege geschaffen, und der steiermärkischen Landesgesetzgebung, welche die Herstellung besonderer Radfahrerbankette auf den öffentlichen Straßen ins Auge gefasst hat. In Wien hat man seinerzeit den Radfahrern eine Umgestaltung der an der Ringstraße hinziehenden und äußerst wenig benützten Reitallee in eine Fahrbahn in Aussicht gestellt. Es war

vorauszusehen, dass von Seiten gewisser Kreise diesem Project mit erfolgreichem Widerstand werde begegnet werden. Ich meinerseits gestehe übrigens ganz offen, dass ich bei Eisenbahnfahrten stets mit expropriationsgierigen Augen die unbenützten Seitenstreifen neben den Schienen betrachte, die, sei es nun auf Kosten der Eisenbahnen oder aus Staatsmitteln asphaltiert, prächtige Radfahrwege abgäben. Eine Schädigung der Sicherheit des Eisenbahnverkehrs könnte gewiss nicht besorgt werden, umso weniger als es des Radfahrers eigenstes Interesse sein wird, abzusteigen, so oft ein Train kommt, und schließlich nicht er den Zug, sondern nur der Zug ihn überfahren kann.

So eingehend die Arbeit Bertzens ist, sind natürlich dennoch manche Seiten der Frage nach der culturgeschichtlichen Bedeutung und Mission des Fahrrades nur flüchtig berührt oder ganz unbeachtet geblieben. So möchte ich darauf hinweisen, dass durch die angebahnte Reform in der Kleidungsfrage auch eine Bresche in gewisse heuchlerische Sittsamkeitsbegriffe gelegt wurde. Uebertriebene Forderung nach Körperverhüllung ist immer nur eine Folge sittlicher Verkommenheit und Quelle fortwährender unsittlicher Anreizung. Noch vor einigen Jahren galt es als theoretischer Lehrsatz, dass ein Mädchen der Gesellschaft, das nicht sorgfältig Bedacht nimmt, dass ja kein männliches Auge von den Beinen mehr als das Schuhzeug erblickt, im Principe zu jeder „Schandthat" bereit sei. Wenn heute jede Radfahrerin ihr Bein bis zum Knie dauernder oder doch gelegentlicher Besichtigung preisgibt, denkt kaum ein Mensch mehr an etwas anderes, als höchstens daran, ob das Bein hübsch sei oder nicht, eine Frage, die man ja unbedenklich auch hinsichtlich des Angesichts und der Hand stellt und beantwortet.

Sehr belehrend sind aber auch die Betrachtungen, zu welchen der zunehmende Gebrauch des Fahrrades hinsichtlich des Verhaltens des Publicums und der Behörden anregt. Geradezu feindlich nahmen beide Factoren anfangs dem Radfahren gegenüber Stellung, und noch heute scheint es nach den Mittheilungen unseres Autors Länder zu geben, in denen diese Feindschaft nicht ganz erloschen ist. Aber wir haben doch gesehen, wie rasch im allgemeinen das Publicum sich der neuen Einrichtung anpasste. Was hatte noch vor wenigen Jahren der Radfahrer Gelegenheit, täglich zu erleben! Gab er einem vor ihm gehenden Fußgänger das Glockensignal, damit dieser ihm nicht in das Rad laufe, so konnte er in zehn Fällen neunmal einen Satz hören, der darin ausklang, dass der Fußgänger durch das Läuten des „Kerls" erschreckt worden oder durch die Zumuthung des „Kerls" auszuweichen oder achtzugeben beleidigt worden sei. Fuhr er aber rücksichtsvoll langsam ohne zu läuten in mäßigem Umkreis vorbei, so konnte er ebenfalls in zehn Fällen neunmal hören: „nicht einmal läuten thut er, der Kerl". Immer war der Radfahrer der den Verkehr störende „Kerl" und der Fußgänger, der in seiner Gemüthsverfassung gekränkte legitime Straßenbenützer. Nun, das ist ja besser geworden, und auch die Rosselenker haben sich langsam daran gewöhnt, in den Radfahrern gleichberechtigte Mitbenützer der Straße zu erblicken. Selbst die Pferde haben begonnen, sich an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen, und da ja doch auch die Pferde nicht ewig leben und jedes neue Pferd einmal zum erstenmale einen Radfahrer sehen muss, deutet die philosophische Ruhe, mit der heute auch schon in entlegenen Gegenden die vierbeinigen Rösser gegenüber einem auftauchenden Radfahrer sich benehmen, darauf, dass sich die Sache auch schon unter den Pferden „herumgesprochen" haben muss. Nur die Fußgänger haben noch immer gewisse liebe Gewohnheiten nicht ganz ablegen können. Noch immer ziehen sie es vor, statt auf den eigens für sie bestimmten Trottoirs oder Fußsteigen mitten auf der Fahrstraße einherzutalpen, noch immer wandeln sie auf der Straße dahin, die Augen in ein Buch oder in ihre Zeitung vertieft, noch immer suchen sie sich für die langwierigsten Wechselgespräche den Straßengrund als Standort aus, noch immer bewegen sie sich ganze Strecken lang ihre je nach Geschlecht und Alter mehr oder minder schätzenswerte Rückseite nach vorn gerichtet dahin. Aber bedeutend besser ist die Sache immerhin auch in dieser Richtung geworden, und der Hass „der fortschrittsfeindlichen, reactionären, dickköpfigen Philisterei", die Bertz mit Recht als den Hauptfeind des Radfahrens bezeichnet, hat nachgelassen und ist im Verschwinden. Freilich dürfen wir uns darüber nicht täuschen, dass es, bei uns hier wenigstens, nicht ein reiner Sieg des Guten ist, an dem wir uns, eine allgemeine Besserung erhoffend, rückhaltslos erfreuen dürfen. Es ist kein reiner Sieg der vernünftigen Einsicht, sondern die menschliche Borniertheit selbst ist dieser im Kampfe wider die Borniertheit thatkräftig zur Seite getreten. Hätte unsere Bevölkerung nicht den Knechtsinn, der noch immer in Bewunderung ersterbend nach dem hinblickt, was der hohe Adel zu unternehmen geruht, so wäre für sehr viele der Radfahrer noch immer nichts anderes als der „Kerl". Aber von dem Augenblicke an, da junge Grafen und Comtessen dem Radfahren die höhere gesellschaftliche Weihe verliehen, erfasste die Begeisterung für den Radsport auch die ganze Pseudo-Gesellschaft, in der man unseren „Cavalieren" nachmacht, wie sie Rad fahren und wie sie [illegible] und selbst der [illegible] und [illegible] an. [illegible] im Monat die Frage vorzulegen, ob er von der Sache nicht auch

probieren solle, jedenfalls aber leitete er seinen feindseligen Hass langsam in ein gewisses duldsames Wohlwollen hinüber.

Die lehrreichsten Erfahrungen aber konnten wohl unsere Behörden sammeln, und es wäre nur zu wünschen, dass sie auch auf anderen Gebieten von ihr Gebrauch machen. Anfangs herrschte natürlich auch hier das Princip der misstrauischen Unduldsamkeit und der strengen polizeilichen Oberbevormundung. Das Auge jedes Sicherheitswachmannes folgte dem Radfahrer wie einem zu allen Schändlichkeiten fähigen Verbrecher, die höheren Functionäre der Eisenbahnen, insbesondere die Herren Portiere aber, konnten einen Menschen mit einem Fahrrad überhaupt nicht sehen, ohne alle Zeichen tiefster Verachtung deutlich zur Schau zu tragen. Polizeiliche Fahrprüfungen, Numerierungszwang, Fahrverbote in den meisten Straßen der Städte, Chicane beim Eisenbahnverkehr wurden als unerlässliche Nothwendigkeiten im Dienste der Ordnung und Sicherheit hingestellt und anerkannt. Der zufällige Umstand, dass in Oesterreich ein maßgebender höherer Beamter selbst ein Anhänger des Fahrsportes war, hat nun aber zu einem radicalen Wechsel im System geführt. Heute haben wir sogar in Wien fast völlige Verkehrsfreiheit — und alle die Gefahren und Nachtheile, die unsere ganz im Glauben an die Nothwendigkeit eines alles umfassenden Polizeisystems herangezogene Bevölkerung zitternd und schimpfend voraussagte, haben sich als Phantome erwiesen. Je ängstlicher man das Individuum bevormundet, desto ungeschickter benimmt es sich, desto leichter wird es bei irgend einer Gelegenheit sich schädigen; je mehr man den Menschen frei sich selber überlässt, desto achtsamer wird er sein und desto weniger wird ihm geschehen.

Wer auf ein Rad steigt und fahren will, soll selber nachdenken, ob er fahren kann, denn *sein* Genick und seine Füße sind es, die er sich brechen kann. Und wer über die Straße geht, soll auch achtgeben und nach allen Seiten Umschau halten, denn es sind auch sein Genick und seine Beine, um die es sich handelt. Soweit sind wir heute glücklich. Aber wir sperren noch immer die Leute ein, die vom Trittbrett des Eisenbahnzuges springen, bevor er hält, obgleich es ja auch nur ihre Füße sind, die sie sich brechen, und wenn es einem einfällt, im Donaubett zu baden und in den Strom hinauszuschwimmen, so ist es ein Delict (§ 338 Strafgesetz), für das er mit Arrest von drei Tagen bis zu einem Monat bestraft werden kann, obwohl ja nur er selber Gefahr läuft, zu ertrinken. Ja wir haben sogar schon die Forderung gehört, dass man Touristen bestrafe, die sich bei Hochtouren der Möglichkeit eines Absturzes aussetzen!

Für jeden Schaden, den ein Mensch anderen zufügt, möge man ihn strenge strafen, aber man schädigt die Menschheit und das Individuum nur, wenn man durch die weitestgehenden Sicherheitsvorkehrungen und Polizeivorschriften die Menschen dazu erzieht, dass sie statt auf sich, auf die öffentlichen Schutzmaßregeln vertrauen und statt an ihre und ihrer Mitmenschen Sicherheit, an die Polizeiverordnungen denken. Wenn in einem Zeitraum hundert Menschen durch all unsere überängstlichen Sicherheitsvorkehrungen und all unsere weitgehenden, auf den Schutz des Individuums gegen den Missbrauch seiner Freiheit abzielenden Handlungsverbote gerettet werden, so gehen in demselben Zeitraum tausend deshalb zugrunde, weil sie sich angewöhnt haben, stets darauf zu bauen, dass die Polizei schon um jedes Loch herum einen Zaun gemacht haben wird, damit keiner hineinfällt, und weil sie statt zu vorsichtigen und umsichtigen Menschen zu immerwährend hilfsbedürftigen, unselbständigen Curanden herangezogen worden sind.

Das ganze System von Polizeiverordnungen, mit denen der Einzelne angeblich zu seinem eigenen Heile geknebelt wird, und die hieraus für die einzelnen Sicherheitsorgane sich ergebenden Machtbefugnisse haben aber noch einen anderen Uebelstand im Gefolge: sie erbittern das Gemüth des Bürgers und können ihn schließlich zum Feinde der staatlichen Ordnung machen. Freilich kann man versuchen, auch dieser aufreizenden Wirkung eine gute Seite abzugewinnen, und so findet Bertz in seiner Loberede auf das Fahrrad auch, dass „der Radfahrer durch die Polizei und das reactionäre Philisterthum zur Freiheit erzogen" wird, dass er „einen Fonds edler Indignation sammelt, den er, wenn die Zeit kommt, im Kampfe für die höchsten ethischen Interessen bewähren wird" (Seite 182). Ja er schildert an sich selbst die Wirkungen, die ein plötzlich ohne innere Berechtigung erlassenes Verbot, über eine Brücke zu fahren, im Gefolge hatte. „Welche psychologische Wirkung erwartet die Behörde von einem solchen Verbot, das als Tyrannei erscheint, weil kein vernünftiger Grund dafür ersichtlich ist? Etwa demüthige Ehrfurcht vor der höheren Vernunft des Gesetzgebers? Da würde sie sich bitter täuschen. Mich hat es im Innersten empört, weil es mein Rechtsgefühl beleidigt, und ich weiß, dass tausende das Unrecht so tief empfinden, wie ich selbst, und umso tiefer, je höher das Ideal der Gerechtigkeit ist, das in ihrer Seele lebt. Der Staat sollte daraus die Folgerung ziehen, dass er übel berathen ist, wenn er Beamte, für deren Discretion er keine Garantie besitzt, mit discretionärer Gewalt ausstattet, denn sie schaden seinem Ansehen und schaffen ihm Feinde" (Seite 2[illegible]). Dieser Satz enthält die richtige Antwort für alle jene, die immer wieder behaupten, der

politische Beamte müsse Willkür üben können, sonst genieße er kein Ansehen. Wer einmal die Willkür am eigenen Leibe empfunden hat oder mitfühlend beobachtet, was seinen Mitmenschen durch Willkür widerfährt, der begreift es ganz gut, dass auch scheinbar so geringfügige Willküracte, wie der von Bertz erwähnte, tiefgehende Erbitterung hervorrufen können. Und in Deutschland scheint man allerdings den Radfahrern reichlichen Stoff und Anlass hierzu zu geben — und nicht ohne den von Bertz so freudig begrüßten Erfolg. „Jetzt, da der Rechenfehler zu Tage tritt“, sagt er, „jammert man „über den ‚socialistischen, ja geradezu revolutionären‘ Geist im Radfahrerthum. Socialistisch? Warum nicht? Heutzutage gibt es sehr wenig gerecht empfindende Menschen, die nicht mehr oder minder Socialisten sind. Und revolutionär? Aber ganz gewiss! Alles Neue, das sein Recht im Kampf ums Dasein gegen die Selbstsucht des Alten durchsetzen muss, ist revolutionär; das Recht selbst ist revolutionär, wenn es sich verjüngt.“

Max Burckhard.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Gestern Dr. Luegers Ehrung durch die Bürgerkrone, heute Huldigungs-Fackelzug, morgen wahrscheinlich § 14-Festessen der Minister. Wo Alles Feste feiert, darf auch ich mich festlich rühren. Heute schreiben wir Nummer 300 der „Zeit“. Welch respectable Ziffer! Die Sentimentalität der runden Zahl erfasst mich und könnte mich verleiten, ein kurzes Festcapitel der Leiden und Freuden zu schreiben, welche „Die Zeit“ Anderen und sich, das heißt uns, die wir an ihr gearbeitet, bereitet hat, wenn nur die Jubelzahl keinen so fatalen Beigeschmack hätte. 300! Das ist ja auch die Zahl des gefürchteten Paragraphen für Alles, dessen kautschukartige Fassung einem strebsamen Staatsanwalt es ermöglicht, etwa die harmlosen Bemerkungen: „Heute ist schlechtes Wetter.“ oder: „Ist das heute ein toller Tag!“ als Aufreizung zu Hass und Verachtung objectiv zu verfolgen. Ich verschiebe deshalb die Herausgabe der kleinen Festschrift. Der paragraphierten Fallstricke unseres Strafgesetzes gibt es nur 532. Erst bei unserer Nummer 533 werde ich also in der Lage sein, ohne arithmetisch-criminalistischen tic douloureux unsere Chronik zu schreiben.

*

Dr. v. Wittek war in Privataudienz beim Kaiser. Gewiegten Kennern unserer politischen Meteorologie gilt das als sicheres Vorzeichen nicht nur dafür, dass Herr v. Wittek wieder § 14-Morgenluft, sondern dass er auch Cabinets-Abendluft wittert und er sich nun — sei es auf dem Wege eines Uebergangsministeriums, sei es direct — in ein neues Cabinet hinüberschlängeln möchte. Er möchte gar zu gern den eben erreichten zwanzigjährigen Record seines Collegen, Grafen Welsersheimb, schlagen. Es kommt ihm dabei auch gar nicht an, das von dem schlichten Soldaten auf geradem Weg erreichte Ziel auf — drücken wir's eisenbahntechnisch aus — Curven zu verfolgen.

*

Die Unterstützung der in solchen Curven ungemein bewanderten „Neuen Freien Presse“ ist Herrn v. Wittek für alle Fälle gesichert, wie folgende kleine Probe beweist. Das Aufsehen, welches der in unserer vorigen Nummer veröffentlichte Artikel über die Güterbeförderung bei den k. k. Staatsbahnen schon wenige Stunden nach Ausgabe des Blattes hervorrief, veranlasste den Administrator der „Zeit“, der „N. Fr. Pr.“ das nachstehende Inserat für das Samstag-Abendblatt zugehen zu lassen:

„Vergeudete Millionen.

Die drohenden Tariferhöhungen der k. k. Staatsbahnen steigern das Interesse an dem heute in

Nr. 299 der „Zeit“

erschienenen Artikel „Zur Reform der Güterbeförderung bei den k. k. Staatsbahnen“, von Julius Flamm, in welchem in unanfechtbarer, mit amtlichen Daten belegter Beweisführung gezeigt wird, dass das sinkende Erträgnis der k. k. Staatsbahnen nur auf unvernünftige und unkaufmännische Wirtschaft zurückzuführen ist, welche allein im letzten Jahre durch unrationelle Ausnützung des Fahrparkes eine Mehrausgabe von circa 14,000.000 Kronen verursacht hat. Jeder Interessent lese diesen Artikel!“

Die Aufnahme dieses Inserats wurde seines Inhaltes wegen von der „Neuen Freien Presse“ abgelehnt. Ob Herr v. Wittek Millionen vergeudet, indem er die gröbsten eisenbahntechnischen und commerciellen Böcke schießt, oder sein Schützling Lueger, auf den doch sonst die „Neue Freie Presse“ sicherem Vernehmen nach nicht gut zu sprechen sein soll, Millionen verwirtschaftet, indem er stets auf theuerste Offerten bei Lieferungen oder der Erbauung des städtischen Elektricitätswerkes erpicht ist, — vor dem Tadel der „Neuen Freien Presse“ sind sie dort sicher, wo sie ein Pauschalienvertrag oder die Länderbank deckt.

*

Frage: Wie wird die auf Grund des § 14 contrahierte schwebende Schuld finanztechnisch benannt werden? Antwort: Das Koberlgeld der Regierung.

*f*

## Volkswirtschaftliches.

So wie über die finanziellen Privatinstitute in der Wiener Presse fast nie etwas anderes zu lesen ist, als was die Verwaltungen veröffentlicht zu sehen wünschen, so ist es auch bei den staatlichen Finanzinstituten und übrigens nicht nur bei diesen, sondern bei allen öffentlichen Instituten, mögen sie nun dem Finanzministerium, dem Handelsministerium, dem des Innern u. s. w. oder auch nur der Statthalterei oder einer noch untergeordneteren Behörde unterstehen. Die Wiener Tagespresse ist fast ausnahmslos und fast in allen Dingen officiös. Ob dies nun auf Pauschalien, Inserate oder nur auf Informationen zurückzuführen sei, ist alles eins. Die Wahrheit erfährt das Publicum, von Ausnahmsfällen abgesehen, immer erst wenn in irgend einer Institution ein Krach entsteht. Warnungen, welche, wenn man auf Abwege gerathen ist, rechtzeitig Einhalt zu thun geeignet sind, gibt es in dieser Presse nicht. Vor kurzem ist der Bericht des k. k. Postsparcassenamtes pro 1899 erschienen. In der Wiener Presse sind natürlich fast nur vermuthlich aus irgend einer officiösen Küche stammende Auszüge aus dem Berichte erschienen. Und doch hätte der Bericht Anlass zu einigen Bemerkungen gegeben. Wir wollen heute nur das Wichtigste herausgreifen: Die Art der Veranlagung des Einlagencapitals. Noch Ende 1897 war die Veranlagung der 143·7 Millionen Gulden betragenden Einlagen die Folgende: Gemeinsame und österreichische Renten 68 Millionen Nominale, staatliche Eisenbahntitres 16·3 Millionen, andere öffentliche Anlehen 7·2 Millionen, diverse Pfandbriefe und Communalobligationen, 22·7 Millionen, diverse Eisenbahn-Prioritätsobligationen 5·7 Millionen, zusammen circa 120 Millionen mit einem Kostenpreis von 112·7 Millionen Gulden. Ende 1898 war die Veranlegung der damals 165 Millionen zählenden Einlagen: Rente 71·6 Millionen, staatliche Eisenbahntitres 17·3 Millionen, andere öffentliche Anleihen 9·6 Millionen, Pfandbriefe und Communalobligationen 29·1 Millionen, Eisenbahnprioritäten 5·7 Millionen, zusammen also 133·3 Millionen mit einem Kostenpreis von 125·8 Millionen Gulden. Ende 1899 endlich waren die Einlagen 173·7 Millionen und veranlagt in Renten 74·7 Millionen, staatlichen Eisenbahntitres 17·4 Millionen, anderen öffentlichen Anleihen 10·6 Millionen, Pfandbriefen &c. 44·6 Millionen, Prioritäten 5·9 Millionen, zusammen 153·4 Millionen mit einem Kostenpreis von 145·4 Millionen Gulden. Man sieht, der Besitz an Pfandbriefen und Communalobligationen der Postsparcasse hat sich in diesen zwei Jahren verdoppelt, er ist von 22·7 auf 44·6 Millionen Gulden gestiegen. Nun halten wir es entschieden für richtig, dass die Postsparcasse ihre Anlage möglichst variiere; der Hauptstock soll aus Renten und andern Staatstitres bestehen, aber auch Prioritätsobligationen, Pfandbriefe, Communal- und Landes-Schuldverschreibungen &c. ja selbst Wechsel erster Güte halten wir als Anlage für wünschenswert, weil, je verschiedenartiger die Anlagen der Anstalt sind, desto leichter wird sie sie im Falle der Noth zu Geld machen können. Ferner wird die Postsparcasse durch möglichste Variierung ihrer Anlagen am leichtesten den verschiedenartigsten Capitalsbedürfnissen wirtschaftlicher Körperschaften gerecht werden können. Aber die Liquidität muss immer erste Aufgabe sein, nicht die Erleichterung der Geldbeschaffung für irgendwelche Wirtschaftskörper, und mögen diese auch noch so nützlichen Zwecken dienen. In den letzten zwei Jahren und insbesondere im letzten Jahre ist die Postsparcasse aber offenbar zu wenig vom Gedanken an die zweckmäßigste Anlage und Wahrung der Liquidität ihrer Mittel ausgegangen. Ihre Politik hat sich nach dem Geldbedarf verschiedener, insbesondere der Landesinstitute gerichtet. Während, wie aus obigen Daten hervorgeht, das Verhältnis der Pfandbriefe und Communalobligationen zu den Gesammtanlagen im Jahre 1897 noch wie 1 : 5·3 war, ist es im Jahre 1899 auf 1 : 3 gestiegen. Im Jahre 1899 hat die Postsparcasse unter anderem 2·5 Millionen Gulden österreichische allgemeine Bodencredit-Pfandbriefe, 2·8 Millionen böhmische Landes-Communalobligationen, 2 Millionen österreichische Central-Bodencredit-Pfandbriefe, 1·2 Millionen galizische Landestitres, 3 Millionen der Niederösterreichischen Landes-Hypothekenbank und 3 Millionen niederösterreichische Landes-Communal-Schuldverschreibungen übernommen. Von letzteren gleich $^1/_3$ der Emission. Im Jahre 1899, in welchem die Einlagen bei der Postsparcasse um 8·5 Millionen Gulden zunahmen, hat die Postsparcasse für circa $14^1/_2$ Millionen Gulden Effecten gekauft. Nun erklärt sich auch, warum die Postsparcasse zu Beginn des Jahres in die Nothwendigkeit versetzt wurde, bei der Notenbank das vielbesprochene Darlehen aufzunehmen. Nicht weil sie die Rentencurse stützte und zu diesem Zwecke zu viel Renten ankaufte, wie man damals meinte, ist sie in diese Bedrängnis gerathen, sondern weil sie den Geldbedarf verschiedener Pfandbrief-, insbesondere der Landesinstitute befriedigen musste, welche ihre Emissionen sonst nicht anbringen konnten. Da heißt es beizeiten Achtgeben, damit nicht erst ein „Run“ die Verwaltung der Postsparcasse über die Gefahren der Fortsetzung einer solchen Politik belehre.

*

Die Erhöhung der Staatsbahnentarife, welche der Krach der österreichischen Eisenbahnpolitik nötig gemacht hat, mag wohl als unvermeidlich anzusehen sein; verlangen darf man aber, dass das Eisenbahnministerium ehrlich und unzweideutig erkläre, in welchem Umfange die Tariferhöhungen geplant sind. Das ist nothwendig, weil nichts für die Industrie so nachtheilig ist, als die Unsicherheit bezüglich der Sätze, die sie zu zahlen hat und zweitens, damit man rechtzeitig zu den Tarifabsichten der Regierung Stellung nehmen könne. Die Regierung scheint aber den entgegengesetzten Weg einschlagen zu wollen. Seit Monaten munkelte man von den Erhöhungen, doch wurden sie dementiert, dann kam die tragikomische Affaire mit dem Grubenholz, dessen Frachtsatz erst erhöht, dann, da einzelne Interessenten Lärm schlugen, wieder ermäßigt und schließlich nochmals erhöht wurde, und nun folgte tropfenweise erst die Erhöhung des Petroleumtarifes, dann nach der Rede des Eisenbahnministers im Staatseisenbahnrathe die Erhöhung des Zuckertarifs, die Ankündigung der Erhöhung einiger anderer Tarife und schließlich die Ankündigung des Wegfalls der Ermäßigung der Manipulationsgebür für Kohle im Exportverkehr. Das ist nicht die Art, wie man Maßnahmen, die so tief in das Erwerbsleben einschneiden, kund macht. Da darf es keine widersprechenden Gerüchte und keine Zweideutigkeiten geben. Und nach den vorhergegangenen widersprechenden Gerüchten lässt die Richtigstellung der „Wiener Abendpost“ an Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig. Es wird nämlich behauptet, dass die Erhöhung nicht nur für den Exportverkehr der Kohle geplant ist. Die Aufhebung der Kürzung der halben Manipulationsgebür sei nämlich für den ganzen Verbandsverkehr in Kohle und nicht nur in Kohle, sondern überhaupt im den Verbandsverkehr in aller Fracht und Eilgütern geplant. Das verlautet schon seit

langer Zeit und wenn die „Abendpost" erklärt, dass diese Maßnahme nur im Kohlenexportverkehr beabsichtigt sei, so beweist dies höchstens, dass bisher nur die Verbandtarife für Kohlenexport auf den neuen Satz umgerechnet wurden, und dass die Erhöhung auch für die anderen Güter folgen wird, sobald nur die Umrechnung der Tarife erfolgt sein wird, was freilich noch etliche Monate in Anspruch nehmen kann. Es mag sehr schlau vom Eisenbahnministerium sein, mit einer derzeit populären Maßnahme, wie es die Erschwerung des Kohlenexports ist, zu debutieren, aber auf seine Popularität kommt es dabei nicht an, sondern darauf, dass die Industrie weiß, was ihr bevorsteht und dass, wenn schon Tariferhöhungen unvermeidlich sind, sie in der zweckmäßigsten, wenigst schädlichen Weise erfolgen. Die „Wiener Abendpost" sagt diesbezüglich sehr richtig, dass bei der Wahl zwischen Aenderung des allgemeinen Staatsbahn-Barèmes und tarifarischen Maßregeln für einzelne Artikel und Verkehre, welche bisher eine ausnahmsweise begünstigte Tarifierung durch Declassificationen gegenüber dem allgemeinen Tariftheile I, sowie durch besondere Ausnahmetarife erfahren haben, die letztere Reform den Vorzug verdiene. Ueber 60 Procent aller Güter wird auf den österreichischen Staatsbahnen zu Ausnahmstarifen verfrachtet, und dass mehr als die Hälfte dieser Declassificationen und besonderen Ausnahmstarife nicht einer volkswirtschaftlichen Nothwendigkeit, sondern politischem Einfluss und Protection entspringen, ist gewiss. Es müsste also damit begonnen werden, die volkswirtschaftlich nothwendigen von den überflüssigen Begünstigungen zu sondern, was auch den Vortheil hätte, dass im wesentlichen nur für die Staatsbahnen gearbeitet würde und nicht auch für die Privatbahnen, was man zum Beispiel von der Aufhebung der gekürzten Manipulationsgebür im Verbandsverkehr, der sich selbstverständlich die Privatbahnen sofort anschließen, nicht sagen kann. Also vor allem muss eine klare Darstellung aller für heuer oder nächstes Jahr geplanten Tariferhöhungen gefordert werden, ob es sich nun um Ausnahmstarife handelt oder um die Manipulationsgebür oder um die Auflassung der beim Anstoßen mit Localbahntarifen üblichen Kürzungen der Staatsbahntarife.

r. l.

## Kunst und Leben.

Im Burgtheater begann am Dienstag Herr Diegelmann aus Frankfurt a. M. sein Probegastspiel als Tell, nachdem am Tag vorher Herr Schmidt aus Prag sein ebenfalls auf Engagement für dasselbe Fach abzielendes Gastspiel beendet hatte. Herr Diegelmann ist ein ziemlich correcter aber trockener und uninteressanter Schauspieler, so ungefähr ein jüngerer, noch nicht heiserer Herr Altmann, an den auch die Klangfarbe und der Tonfall der Stimme in der höheren Lage oft warnend gemahnen. So war der Held des Abends nicht Wilhelm Tell, sondern Arnold von Melchthal, den Kainz mit hinreißendem Schwunge gab. Dieser Künstler zeigt uns, wie man Schiller heute zu spielen und zu sprechen hat, und dass man diese wie in wilden Feuergluten dahinschäumenden Verse mit allen Künsten der Rhetorik meistern kann, ohne den Principien moderner Schauspielkunst dabei das Geringste zu vergeben. Eine prächtige Leistung wie aus einem Guss ist auch der Stauffacher des Herrn Löwe. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie ernst und ehrlich und mit welch schönem Erfolg dieser Schauspieler an sich arbeitet, wie er allgemach die Schwierigkeiten überwunden hat, welche seine natürlichen Mittel ihm bereiteten, und sich in seinem zielbewussten Streben nach künstlerischer Vollkommenheit nicht abschrecken läßt durch die geringe Förderung, die er erfährt. Von den übrigen Neubesetzungen kann, wenn von dem Söldnerpaare der Herren Römpler und Treßler und allenfalls von der Armgard der Frau Schmittlein abgesehen wird, wenig Gutes gesagt werden. Herr Devrient zerriss den Fluss der Verse in gewohnter Art und war viel zu laut: Leute wie Geßler schreien nicht leidenschaftlich, mit kalter Ruhe erreichen sie meist viel sicherer ihren Zweck, im Innersten zu verletzen. Frau Wittels gab sich alle Mühe, der ihr ganz ferne liegenden Aufgabe, die Hedwig zu spielen, gerecht zu werden — selbstverständlich vergebens, wenngleich es ihr immerhin noch besser ergieng als dem armen Fräulein Clemens mit dem Fischerknaben. Herrn Frank gelang es als Rudenz in der Liebesscene mit Bertha wieder einmal Heiterkeit zu erwecken. Er ist der komische Liebhaber, wie er im Buche steht: er braucht sich vor der Geliebten nur niederzuknien und die Leute lachen schon. Als sich der Zwischenvorhang schloss und einige Uebereifrige applaudieren wollten, erhob sich lebhafter Protest gegen diese Ausschreitung der sich im Burgtheater immer mehr wie eine öffentliche Institution gebarenden Claque. Bertha von Bruneck, die „reiche Erbin", war an Frau Kallina gelangt, allem Anscheine nach weder ihr, noch dem Publicum zu besonderer Freude. So entwickelt sich diese Schauspielerin, die sich darüber beklagt hatte, dass Adele Sandrock ihrer Entwickelung hindernd in den Weg gestellt werde, zur „armen Erbin" nach Fräulein Kola, obwohl ja jetzt das ganze „reiche Erbe" der Sandrock vor ihr läge!

*

Die Schlierseer, welche alljährlich im Vorsommer ins Deutsche Volkstheater kommen und dort in den bereits stadtmüden Menschen eine Art Vorahnung der Hochgebirgsluft erwecken, haben nun auch Anzengrubers gewaltiges Drama „Der Meineidbauer" in ihren Spielplan aufgenommen. Vieles ist ihnen ganz überraschend gut gelungen und sie ernteten reichen Beifall. Dies muss ihnen um so höher angerechnet werden, als ja das Publicum des Volkstheaters an musterhafte Aufführungen der Dramen Anzengrubers gewöhnt ist. Doppelt ist daher zu bedauern, dass die Schlierseer erst so spät an eine derartige wahrhaft künstlerische Aufgabe herangetreten sind, denn sie wären derselben in einer früheren Zeit zweifellos noch viel besser gerecht geworden. Dass sie von Jahr zu Jahr mehr von ihrer ursprünglichen Natürlichkeit verloren haben, lässt sich ja nicht in Abrede stellen; es darf uns auch nicht wundern, denn es liegt im natürlichen Lauf der Dinge. Aber hätten sie sich beizeiten an derartige Kunstwerke gehalten, so hätten sie sich in ihrer Entwickelung, von der Natur ausgehend, mehr der wirklichen Kunst genähert, als bloßer Schauspielerei. Sie würden dann auch wohl unterlassen haben, entstehende Lücken durch schlechte oder doch mittelmäßige Berufsschauspieler auszufüllen, statt sich aus jenem urwüchsigen Volksthum zu ergänzen, aus dem sie seinerzeit selbst hervorgegangen sind. Gerade dort erzielten die Schlierseer übrigens im „Meineidbauer" die stärkste Wirkung, wo sie mit den einfachsten Mitteln arbeiteten und ihrer ursprünglichen Art am treuesten blieben. Am besten hat sich Anna Dengg ihre natürliche Frische bewahrt: es ist wirklich ein Stück echten Volksthumes, das sich in ihr immer auf der Bühne vor uns verkörpert und gestaltet.

B.

*

Edmund Hellmer zeigt in seinem Praterpavillon ein Standbild der Kaiserin Elisabeth. Der kaum mehr als lebensgroße Entwurf präsentiert sich in grünlichbrauner, feuchter Lehmmasse und wird, in Laaser Marmor übertragen, auf niedrigem Sockel vor einer Gartenhecke postiert, den Salzburger Bahnplatz schmücken. In der Schlichtheit und Einfachheit der Arbeit, die Hellmer hier von neuem bewährt, spricht zum Beschauer stärker und rascher als irgend etwas anderes vor allem das Modell selbst. Mit einer Liebe, die wir sofort mitempfinden, hat sich der Porträtist Hellmer in dieses Antlitz versenkt. Es war uns durch unzählige entsetzliche, wenn auch oft vielbewunderte Bonbonmalereien schon zu einer ausdruckslosen, stereotypen Maske geworden; doppelt menschlich und eigenartig wirkt es darnach in dieser Fassung, und es bleibt dabei fast von geringer Bedeutung, ob der scharf ausgeprägte positive Gesichtszug, den der Künstler hier sah, auch völlig der der Natur war. Hellmer gestaltet nicht anders als eben aus solchen positiven, oft bis zum verblüffenden Porträtwitz des Skizzisten zugespitzten Anschauungen heraus. Wenn er an ein Bildnis geht, scheint er sich zu fragen — was wir bei physiognomischen Vergleichen auch im Leben fragen — wie denn der Betreffende „eigentlich" aussieht. Eine Impression muss dabei entscheiden. Einer der Goethe-Entwürfe in Hellmers Atelier, den wir gleich in der Vorhalle erblicken, zeigt einen Kopf, den man seinen Hauptlinien nach etwa „norddeutsch-protestantisch" nennen müsste: ob dieses Gesicht gerade den richtigen lebendigen Eindruck des Dichters wiedergibt, ist heute völlig unmöglich zu sagen, aber dass sein Schöpfer, bis zum kleinsten Haarfädchen, von einer Sicherheit und Eigenart der Anschauung erfüllt ist, die er nicht wieder aufgibt, stellt es völlig außer Zweifel. Das Antlitz unserer Kaiserin überrascht auf dieselbe Weise. Manche bisher kaum gekannten Zug von veredelter Rasseeigenart hat Hellmer hier entdeckt. Im übrigen hat er sich damit begnügt, die Frau zu charakterisieren, aber je mehr er durch Schlichtheit charakterisierte, desto stärker kommt selbstverständlich gerade erst recht das Königliche zum Ausdruck. Er gieng so weit, die Figur in ein überaus einfaches Gewand der vorletzten Mode zu hüllen: ein enges Mädchenkleid mit hohem Gürtel, Spitzenkragen und breit herniederfallenden Aermeln. So schreitet sie auf uns zu; die unermüdlich Wandernde, sie sollte auch hier nicht in erkünstelter Ruhe gefesselt sein. Der Ausdruck des in der Bewegung befindlichen Körpers lag dem Künstler sogar besonders auf dem Herzen — er machte uns mit Worten darauf aufmerksam und ward nicht müde, sein kunsttechnisches Gesetz von der Bedeutung der Körperhaltung im Figurenbild und ihres Verhältnisses zur „Mittellinie der Ruhe" zu erklären ... Manche Einzelheit der Arbeit mag problematisch anmuthen: zum Beispiel der völlig körperlos wirkende Gewandstoff, der die Hüften fast unsichtbar umspannt, während die Hände und Handgelenke überaus plastisch durchgearbeitet darauf ruhen — in ziemlich auffallendem stilistischen Gegensatz. Ein muthvollerer Moderner, ein belgisch-französischer Künstler, hätte vielleicht, von der Schlankheit dieser Figur verleitet, mit Glück zu stilisieren begonnen: die Contouren zu verwischen, Arme und Hände gleichsam aufzulösen in der Harmonie einer malerisch durchseelten Körperhaltung. Aber wir wissen, dass an dieses officiell bestellte Denkmal gewisse Forderungen auch von außen herantraten, und wir schätzen nach wie vor in Hellmer einen Plastiker, der mit seinem bis zur Grazie und Genialität entwickelten Kunstverstand wie kein anderer eben das kann: eindwandfrei sein im Handwerk der Schule und doch empfinden und gestalten.

A. G.

*

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Sehr verehrter Herr Redacteur!

Das Wort von der Theilung Chinas ist gefallen, und sie scheint nicht unmöglich, wenn sie auch angesichts des Widerstandes dieses Reiches, seiner Millionenfülle gewaltthätiger Einwohner und der Rivalität der Culturmächte noch ein Traum ist. Es sei nun gewagt, diesem Traum einen anderen zum Begleiter zu geben, eine allerdings nur schwer zu verwirklichende Phantasie höherer Ordnung. Wie — wenn die erobernden Staaten jenes Reich nicht concret theilten, sondern es als ein allen Culturstaaten gehöriges Land erklärten, als Weltland? Zuerst müssten die Eroberer die ihnen gebürende Entschädigung in Geldwert erhalten. Dann aber wäre für jenes Gebiet die Idee der Interessensphären und der politischen Vorherrschaft zu verbannen. Das Land würde durch einen Gouverneur verwaltet, dessen Nationalität keine Rolle spielen könnte, weil der friedliche ökonomische Wettbewerb von jedem Privileg frei abzulassen hätte. Die

einzelnen Staaten hätten, statt eines momentanen, immer bedrohten Vortheiles politischer Präpondeeanz, den Vortheil zu wählen, welcher aus ihrer ökonomischen Leistungsfähigkeit entspringt. Es herrschte eine allgemeine Freiheit von Eingangs- und Ausgangszöllen. Bei der Vergebung der Verwaltungsstellen, der Concessionen würden Collegien entscheiden, deren internationale Zusammensetzung jede nationale Begünstigung außerordentlich zu erschweren hätte. Dieses internationale Weltland, in dem wohl nur Englisch die Vermittlungssprache sein könnte, würde seinen Bürgern die Vorurtheile abgewöhnen und segensreich auf die alten Staaten zurückwirken.

Czernowitz. Prof. Dr. Richard Wahle.

# Bücher.

Dr. med. M. Hirschfeld: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftlich-humanitären Comités. II. Jahrgang. Leipzig. Max Spohr. 1900.

Dass inmitten unserer öffentlichen Welt eine geheime Welt lebt, von deren Dasein die überwiegende Mehrzahl der Menschen keine Ahnung hat, eine Welt, deren Mitglieder durch eine Art Freimaurerei unter einander verbunden sind, ist für jeden, der es erfährt, eine große Ueberraschung, und der Pädagog, der Arzt, der Strafrichter, der Sociolog haben, sobald sich ihnen das Geheimnis enthüllt hat, die Pflicht, diese Welt zu erforschen. Ob es rathsam wäre, den Schleier auch für das große Publicum zu lüften, das ist eine schwer zu entscheidende Frage, und so lange sie nicht für die Mehrzahl der Fachmänner im bejahenden Sinne entschieden ist, kann in einer literarischen Wochenschrift auf den Inhalt des oben genannten Buches nicht eingegangen werden; auch nicht auf Erwägungen darüber, ob die vom wissenschaftlich-humanitären Comité angestrebte Aufhebung des § 175 des deutschen Strafgesetzbuches, der den homosexualen Verkehr unter Strafe stellt, sittlich zulässig und social zweckmäßig sein würde. Jedenfalls haben diese Bestrebungen vorderhand wenig Aussicht auf Erfolg. Denn abgesehen von der starken Strömung, die in dem Streit um die Lex Heinze zutage getreten ist und die auf Verschärfung aller Strafen für Sexualvergehungen gerichtet ist, fürchten die Regierungen, die Aufhebung jenes Paragraphen werde diese Art „Unzucht" verbreiten und dadurch der Volksvermehrung Eintrag thun. Zwar steht der Paragraph insofern nur auf dem Papier, als von tausend Fällen kaum einer vor Gericht kommt, aber man meint, die Furcht vor einer möglichen Gerichtsverhandlung wirke doch immerhin einschränkend und der solchen Verhältnissen durch die Strafbarkeit aufgeprägte Makel mache doch wenigstens die offene Propaganda dafür unmöglich. Aber den Fachmännern liegt, wie gesagt, die Pflicht ob, sich über den heiklen Gegenstand zu unterrichten, und dafür bietet ihnen das Jahrbuch reichliches, gutes und zuverlässiges Material dar. Namentlich dürften, wie einer der Autoren bemerkt, die Strafrichter durch das Studium dieser Dinge von ihrem Irrthum zurückkommen, „dass gewisse Arten von Schafen gefährlicher seien als brünstige Stiere". — e —

Ludwig Geiger: Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mittheilungen. Neue Sammlung. Berlin. Gebr. Paetel. 1899.

Wer den Jammer unserer deutschen Literaturwissenschaft nicht kennt, der wird ihn nach der Lectüre dieses Bandes empfinden: den Mangel an einer führenden Fachzeitschrift, die gleichmäßig über ein gelehrtes wie über ein gebildetes Publicum verfügte und auch imstande wäre, beide nach jeder Richtung zu befriedigen. Solange dagegen dem deutschen Literarhistoriker nur ein paar vornehme Revuen offen stehen, die naturgemäß mehr auf den Leser als auf das Fach achten, solange sich für diese und jene fleißige und tüchtige Forschung überhaupt nirgends Raum finden lassen, wird man auch Bücher wie das vorliegende hinnehmen müssen, die mit je ein oder zwei ganz incohärenten Capitelchen aus fünf Epochen geistigen Lebens eben die Wissenschaft, in deren Dienst sie ehrliche Arbeit zu verrichten glauben, in Wahrheit mehr discreditieren als popularisieren. Geiger, der viel und fleißig Schreibende, hat in jedem der neun hier theilweise zum erstenmal veröffentlichten Aufsätze (über Therese Huber, Karoline und Dorothea Schlegel, Karoline v. Günderrode, Rosa Maria Assing, Ernestine Reiske, Henriette v. Lüttwitz, George Sand, Otto Roquette) mehr oder minder Interessantes geboten: aber sie eröffnen nirgends eine neue Perspective, sie können höchstens eine bereits vorhandene vertiefen: ohne irgend ein verschlingendes Band aneinander gereiht, lassen sie sich zu keiner höheren Einheit zusammenfassen, sie sind kein Buch, sondern eben nur Artikel für jene Fachzeitschrift, die — nicht existiert. e—e.

Kasimir Tetmajer: Der Todesengel. Roman. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart.

Das Buch dieses polnischen Schriftstellers, obwohl es eine empfindende Persönlichkeit verräth, zeigt doch keine literarische Persönlichkeit. Im Gegentheil, es ist fast ein Zeugnis dafür, wie bloße Empfindung, möge sie auch productiv sein und sowohl durch ihre Kraft als auch durch ihre Wärme sich mittheilen, doch noch nicht gestaltend zu wirken braucht. Es finden sich im „Todesengel" eine Menge von Stilarten, die kraft jenes reichen Gefühls innerlich verschmolzen scheinen, die aber trotzdem keineswegs zu künstlerischer Einheit gelangt sind. Viele Nebenfiguren sind plastisch, die Herbeiführung einzelner Situationen erinnert an Turgeniew'sche Art, einzelne Wendungen sind charakteristisch, und doch hat das Ganze etwas eminent Uncharakteristisches, wenn ich mich so ausdrucken darf denn Charakterloses wäre zuviel gesagt. Diese monotone Leidenschaft eines Künstlers, weit entfernt, in ihrer Schilderung dem wuchtigen Pathos Balzacs oder der kühlen Hoheit Flauberts oder der dämonischen Verbissenheit Dostojewskis gleichzukommen (oder aber die Tetmajer'sche Besonderheit zu zeigen), ist vielmehr in ihrer lyrischen Verschwommenheit den deutschen Familienromanen verwandt. Jakob Wassermann.

Ludwig Hevesi: Der zerbrochene Franz nebst anderen Humoresken und Geschichten. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz und Comp.

Hevesi hat die echte Erzählersfreude, wie sie Jäger, kleine Kinder und alte Großmütter haben. Das wichtigste ist ihm der Einfall, das Factum, die Komödie, Schnurren und Sonderbarkeiten. Die erzählt er passionirt und lebhaft, ohne viel Sorge um die Form, ohne viel Kunst, meist hastig, nervös und etwas nachlässig. Das Tempo der Erzählung muss ihm die Form ersetzen. So erzählt er denn unermüdlich merkwürdige Historien aus dem Leben, Dialectgeschichten, Humoristisches, Geschichten aus Ungarn, Italien, Wien . . . alles hitzig und mit vielem Eifer, man sieht förmlich die Späne vom Hobel weg fliegen. Von den Geschichten ist die von der „Macht der Musik" überaus köstlich. Ich empfehle ihre Lectüre den Operetten-Librettisten. m. g.

# Revue der Revuen.

## Kunstzeitschriften.

Die letzten Hefte des „Ver Sacrum" enthalten manches Interessante. In Nr. 7 hat Rainer M. Rilke allerlei Schönes zu den Lithographien und Zeichnungen des Pragers Emil Orlik geschrieben. Glänzend ist die Stimmung der Stadt, die er zum Eingang gibt. „Die giebelige, thurmige Stadt ist seltsam gebaut: die große Historie kann in ihr nicht verhallen. Der Nachklang tönender Tage schwingt in den welkenden Mauern. Glänzende Namen liegen wie heimliches Licht auf den Stirnen stiller Paläste. Gott dunkelt in hohen gothischen Kirchen. In silbernen Särgen sind heilige Leiber zerfallen und liegen wie Blütenstaub in den metallenen Blättern. Wachsame Thürme reden von jeder Stunde, und in der Nacht begegnen sich ihre einsamen Stimmen. Brücken sind über den gelblichen Strom gebogen, der, an letzten verhutzelten Hütten vorbei, breit wird im flachen böhmischen Land, dann Felder und Felder. Ueber diesem Lande gehen allmorgendlich zwei Sonnen auf: „eine deutsche" und eine andere. Diese andere Sonne liebt das Land, und (was noch nothwendiger ist) sie begreift es. In ihrer Wärme entsteht eine innige und intime Kunst mit gutem Nachwuchs. Die Vertreter der deutschen Kunst haben, wie die deutschen Schriftsteller in Böhmen statt Literatur — Zeitungsschreiberei producieren, ihrerseits aus der Bildnerei das gemacht, was dem Journalismus entspricht. „Es gibt nur zwei Wege, diesen Zustand irgendwie zu überdauern: entweder sich auf sich selbst zurückzuziehen, sich enger an das Land, seine Art und Anmuth anzuschließen, als den einzigen Verkehr, der fördern und festigen kann — so wie es etwa Hans Schwaiger in seinem mährischen Dörfchen thut — oder in die Fremde zu ziehen, wo sich soviel Großes und Verheißungsvolles begibt, mit einem freudigen Willen, alles anzuerkennen und zu lernen, und mit der stillen Hoffnung im Herzen, als Könner in die Heimat wiederzukehren, um sie neu und würdig und reif auszusprechen mit echt goldenen Worten." So ist Orlik ausgezogen, um von allen seinen Fahrten immer tiefer in seine Heimat wiederzukehren.

Heft 8 brachte die „alte Stube" von Ernst Stöhr, ein Dutzend Interieurzeichnungen von intimem Reiz, jenem mehr literarischen Stimmungsreiz, den Stöhr in seinem hübschen Aufsatz skizziert, als ihm in Rom diese Blätter wieder in die Hand kommen, als Boten einer verdämmernden Vergangenheit aus der fernen Heimat.

Caricaturen des genialen Charles Léandre brachte Nr. 9. Karl Eugen Schmidt sagt in seinem Artikel von ihm: „Wenn Léandre in seinem Aeußeren etwas Deutsches hat, so wird gar mancher auch in seinen Arbeiten etwas ähnliches finden. Dieser harmlose Humor ohne irgend welchen Beigeschmack ist eigentlich kein französisches Erbtheil. Echt französisch ist vielmehr Forain, dessen grausame Satire an Voltaire erinnert. Bei Léandre denkt man an Rabelais oder Claude Tillier, zwei Franzosen, die mit germanischem Humor vollgepfropft sind und von denen der letztgenannte in seinem Vaterlande ganz unbekannt ist, während man dem ersteren alle möglichen geheimnisvoll politischen und reformatorischen Absichten unterschiebt. Léandre ertheilt weder Lob, noch Tadel, er hat weit besseres zu thun: er lacht und macht uns lachen." Léandre steht auf einer anderen Stufe der Caricatur als unsere jungen Deutschen, etwa Heine oder Paul. Er gibt nicht wie diese Gesellschafts- und Rassensatire. Er sucht nicht diese ornamentale Schwelgerei in der wüsten Hässlichkeit der culturellen Entartung oder der primitiven Roheit. Er fahndet nach einem romantischen, phantastisch komischen Zerrbild der Wirklichkeit, ist humoristisch, aber nicht boshaft. So hat er eine alte Form nur von neuem mit dem Geist und Feuer seiner künstlerischen Persönlichkeit belebt. Er setzt nur die alte Richtung eines Daumier fort, aber er ist dabei fast unbewusst tiefer Formpsycholog, Aesthetiker des Hässlichen und Verbildeten im Sinne eines Lionardo.

Im zehnten Heft war jene sehr schneidige und glückliche Polemik gegen die Widersacher der Klimt'schen Philosophie enthalten, die ja auch in Wien abgedruckt wurde. Man kann den Gedanken, in dem der Aufsatz gipfelte, voll und ganz unterschreiben: „Wertvoll war der Vorfall deshalb für uns, weil er eine Wahrheit glänzend beleuchtete, auf die immer und immer wieder hingewiesen werden muss: dass bloße Intelligenz kein Weg zur Kunst ist. Die Wissenschaft kann verstandesmäßig begreifen, das Kunstwerk nur nachempfunden, das heißt nachgeschaffen und so erfasst werden. Diese Fähigkeit des Nachempfindens, das heißt Nachschaffens ist manchmal, aber selten als Talent von Natur aus vorhanden. In allen übrigen Fällen muss sie erworben, mühsam anerzogen werden. Aber der Bildungsgang, den unsere moderne Gesellschaft zurücklegt, führt nirgends über die Flur der bildenden Kunst, höchstens eine Strecke durch das Gestrüpp des kunstgeschichtlichen Unterrichts." (Lichtwark.)

Das Maiheft der Bruckmann'schen „Decorativen Kunst" bringt einen Aufsatz des Grafen K. E. zu Leiningen Westerburg über Ex libris der Neuzeit. Die künstlerischen Urtheile des Verf. sind mit Vorsicht aufzunehmen. Klinger ist für ihn der erste Ex libris-Künstler — diese Verehrung ist schön aber nicht angebracht. Klinger hat auch in Buchzeichen

immer wieder Radierungen gegeben, die durch Seltsamkeit der Phantasie, geistvolle Erfindung und Formvollendung interessant sind wie jedes Blatt dieses genialen Künstlers — vom rein decorativen Standpunkt, der in erster Linie für die Kritik des Ex libris-Zeichens in Frage kommt, ist er nur selten vorbildlich. Aehnlich ist es mit Greiner, während als die eigentlich stilvollen und beherrschenden Meister dieses Gebietes Künstler, wie Sattler, Lechter, Orlik, W. Volz, Eckmann, J. Diez, Erler zu betrachten sind.

Interessante Stickereien der Margarethe v. Brauchitsch sind abgebildet. Sie geht ähnlich wie Bertepsch von jenen intimen Studium der organischen Formen in der Natur aus, das besonders von der Pflanze, aus den Feinheiten, welche in der Biegung eines Stengels, in den Ansätzen der Blätter, in den Formen und Linien eines Blütenkelches liegen, die Anregung zur Ornamentation holt. Sie geht dabei auf eine große Gesammtwirkung der auf der Fläche vertheilten Farbwerte, mit einer sicheren und breiten Technik, die von allem Kleinlichen weit entfernt ist. Bei Tapeten hat sie mit dieser Anschauung große Wirkungen erzielt und deshalb gelegentlich versucht, auch in der Stickerei das reizvolle Spiel verlaufender Farben, nuancierender Tönungen nachzuahmen. Aber das Uebertragen von einer Technik auf die andere ist undankbares Geschäft. Am glücklichsten ist sie in jenen Arbeiten, die nur durch glückliche Raumwirkung, Fleckenvertheilung und lineare Motive wirken wollen. — Sehr beachtenswert sind die Abbildungen, die jung holländische Architektur und Innen-Ausstattung zeigen, so das famose Milchrestaurant in Nijmwegen von Oskar Leeuw und die glänzende Façade des Haager Kunstsalons, „arts and crafts" von Thom-Prikker.

„Kunst für Alle" brachte im achtzehnten Heft: Michael Munkacsy†, Landschaften von Eugen Bracht und Rosenhagens Berliner Ausstellungsbericht. Das Heft vom 1. Juli ist eine Khnopff-Nummer, mit einem Aufsatz von Schulze-Naumburg über den Künstler. Lichtwarks Aufsatz über „deutsche Kunst" wurde aus dem amtlichen Kataloge der deutschen Ausstellung in Paris abgedruckt.

„Deutsche Kunst und Decoration" bringt schöne Krefelder Stoffe und Teppiche, dazu höchst überflüssige Abbildungen von Werken der Karlsruher „Kunstgenossenschaft", wo noch immer Ferd. Kellers pseudodecorativer Prunkstil führende Rolle zu spielen scheint.

Im Wiener „Kunst und Kunsthandwerk" (Heft 1) reproduciert Josef Meder drei Zeichnungen von Burne-Jones, welche die Albertina im vorigen Jahr aus dem Nachlasse des Malers erworben hat: eine Mädchenkopfstudie in Röthel, eine andere in Bleistift (in dünnen, harten Linien gezeichnet wie mit dem Silberstift) und eine mit dem Pinsel in Silber gemalte Draperiestudie auf ultramarin grundierter Unterlage. Das Genre der Zeichnung wurde von Burne-Jones wieder zum Kunstwerk erhoben; er führte jede Skizze mit Sorgfalt aus, nachdem er sich in zahlreichen Einzelstudien dazu vorbereitet hatte. Schon 1857 schrieb sein Lehrer Rossetti über seine Skizzenblätter, sie seien Wunderwerke an Vollendung und Einbildungskraft. „Vielleicht nur Dürers feinste Werke kommen an sie heran." — W. Fred theilt Näheres über C. R. Ashbee, den zeitgenössischen Reformer englischen Kunstgewerbes, mit. In den Achtzigerjahren legte dieser, ein Schüler Morris', doch ein selbständiger Geist, den Grund zur Guild of Handicraft, die im Osten Londons als Schule begann und nunmehr, von einer verständnislosen Gesetzgebung ihres Schutzcharakters beraubt, als Kunstwerkstatt in der Form einer Limited Society besteht. Sie ist mit einem Capital von 300.000 Gulden gegründet worden, das in Ein Pfund-Shares ausgegeben wurde. Rein capitalistische Machenschaften sind ausgeschlossen, da die Actien nicht übertragbar sind und der Aufsichtsrath Mitglieder ausstoßen kann. Den Arbeitern sollen nach einer gewissen Probezeit von selber Antheilscheine zu. Diese Werkmänner sind die Hauptstützen des ganzen Unternehmens. Sie haben ein wichtiges Wort mitzusprechen: ihren Techniken, ihren Materialien passen sich die Zeichner, die selbst in der Werkstätte herangebildet sind, an. Die Grenzen dieser Arbeit sind sehr weit, und die zahlreichen Proben, die dem Artikel der Zeitschrift beigegeben sind, machen ausgezeichneten Eindruck. Ashbee ist zusammen mit Baillie Scott berufen, das neue Palais des Großherzogs in Darmstadt zu bauen und einzurichten.

---

# Der Fall Bardot.

### Novelle von Urbain Gohier.

Deutsch von R. C. Schmidt.

### Vorwort des Uebersetzers.

Die Affaire Dreyfus hat in Pariser Journalistenkreisen die außerordentlichsten Erscheinungen zutage gefördert. Leute wie Rochefort, Humbert und Lepelletier, die ihr ganzes Leben lang gegen den Militarismus und die Pfaffenherrschaft gekämpft hatten, die als Führer der Commune zum Tode oder zur Deportation verurtheilt worden waren, treten jetzt Schulter an Schulter mit den Clericalen, den Monarchisten und den Militaristen auf; Pressensé, der Leitartikler des capitalistischen „Temps," erschien in Anarchistenversammlungen und erklärte sich als überzeugter „Genosse"; Cornely, der begabteste royalistische Journalist, sagte sich von seiner Partei los, trat aus der Redaction des „Gaulois" aus und schreibt jetzt die Leitartikel im conservativ republikanischen „Figaro"; Urbain Gohier, bisher als Feuilletonist nur dem beschränkten Leserkreise des royalistischen und kirchlichen „Soleil" bekannt, entpuppte sich plötzlich als der schärfste und gewaltigste Polemiker, den man in Frankreich seit Rocheforts Laterne [illegible] gesehen hat, und zieht mit verheerender [illegible] gegen die [illegible] zu Felde, die er bisher [illegible].

[illegible]

die durch das Hinschwinden des „esprit" entstandenen Lücken mit schmutzigem Gezeter ausfüllt. Dabei ist Urbain Gohier, der heute den reactionären, clericalen und chauvinistischen Parteien als bête noire dient, dessen Buch „L'armée contre la nation" ihm einen Proceß von Seiten des Kriegsministers eingetragen hat, und der täglich in der „Aurore" mit Kartätschen und Granaten blitzt und kracht, persönlich der liebenswürdigste, bescheidenste und — schüchternste Mensch, den man sich denken kann. Aus diesem Grunde hat er in der „Affaire" auch nicht die Rolle gespielt, die man eigentlich von seinen Talenten erwarten sollte: er geniert sich in öffentlichen Versammlungen und kann keine drei zusammenhängenden Worte sprechen, wenn ihm mehr als zwei Menschen zuhören.

Seinem Wesen nach ist er ein ganz in sich gekehrter Mensch, der weit mehr die inneren Regungen der Seele als die äußern Manifestationen der Welt und des Volkes verfolgt und studiert. Die Affaire Dreyfus hat ihn aus seinen Selbstbetrachtungen gerissen und zum Rufer im Streit gemacht, und darüber scheint man in Paris vergessen zu wollen, welch ein feiner Beobachter, psychologischer Spintisierer und grübelnder Philosoph er ist. In seiner Novelle „Der Fall Bardot" zeigt er sich ganz von dieser künstlerischen und literarischen Seite; die hier bewiesene Schärfe der Wahrnehmungen, die unglaublich raffinierte Logik der aus ihnen gezogenen Folgerungen, der künstlerische Aufbau der Handlung, die vollendete Ausführung, wobei kein Wort überflüssig ist, all diese Eigenschaften berechtigen dazu, den „Fall Bardot" in eine Reihe mit den „Sonderbaren Geschichten" von Edgar Allan Poe zu stellen, welche sich durch gleiche Vorzüge auszeichnen. Es sei noch erwähnt, dass die Novelle auf einem wirklichen Vorfall basiert, auf einem geheimnisvollen Morde, der niemals aufgeklärt wurde. Die von Gohier gegebene Aufklärung ist einzig in seiner grübelnden Phantasie entstanden, und wenn sie uns handgreiflich wahr erscheint, so gereicht dies nur zum Lobe des Psychologen und des Erzählers. Da ein solches Kunstwerk, wobei jedes Wort genau abgewogen und auf seine Wirkung berechnet ist, dem Uebersetzer nicht geringe Schwierigkeiten bereitet, so sei schon im voraus für etwa auffallende Härten um Entschuldigung gebeten.

### I.

Im Mai 1880 kehrte ich nach Paris zurück, nachdem ich ein Jahr planlos herumgereist und bis nach Samarkand, jenseits des antiken Oxus, gekommen war. In den ersten schönen Tagen des vergangenen Frühlings war ich aufgebrochen, dem Laufe der Donau durch die so verschiedenen Provinzen und Völkerschaften Oesterreichs, Ungarns und des Balkans folgend. Dann hatte ich die Halbinsel Krim besucht und war über die Ebenen des Don galoppiert. Die wilden Gebirgsthäler des Kaukasus hätten mich beinahe längere Zeit festgehalten, aber sobald ich das Kaspische Meer hinter mir hatte, nahmen mich die einsamen Steppen Centralasiens mit ihrer melancholischen Poesie und ihrer erdrückenden Unendlichkeit gefangen. Ich war abgereist, mich nach Raum, Ermüdung und Strapazen sehnend: hier gieng mein Wunsch in solchem Maße in Erfüllung, dass ich eine Zeit ruhen musste, als ich Amu-Daria erreicht hatte.

Achtundzwanzig Wochen waren hingegangen zwischen meiner Abreise von Paris und meiner Ankunft in Samarkand; man macht heute dieselbe Reise mit der Eisenbahn in dreiundzwanzig Tagen ohne Aufregung und ohne Vergnügen. Das nenne ich nicht reisen, sich in einen Eisenbahnwagen oder in eine Schiffskajüte einzusperren. Seit dem Tage, wo ich frei geworden war, hatte sich der Gedanke in meinen Geist eingegraben, dass der Mensch nicht mitten unter die Wunder der Erde gesetzt ist, um sein Leben auf eine einzige Stadt zu beschränken, auf das Gefängnis, wo er sein Brot verdient, und auf das andere, wo er es verzehrt. Die Erde ist sein Eigenthum; warum soll er es nicht genießen?

Was mich anlangt, so wäre ich lieber bettelnd die Straßen entlang gezogen, als mein Königreich unbesucht zu lassen; zu Fuße hätte ich die steilen Berge erklettert, ich wäre in die geheimnisvollsten Thäler eingedrungen, um die verschiedenen Pflanzen und Thiere, die Sitten und Gebräuche der Menschen zu erforschen und zu erkennen. Aber zum Glück sah ich mich nicht zu dieser beschwerlichen Wanderung gezwungen. Meine Eltern, die nie aus ihrer Heimat herausgekommen waren, hatten mir die Mittel hinterlassen, meinen nomadischen Neigungen nachzugehen. Ich überließ mich ihnen ohne Rückhalt, denn ich wollte alle Seiten des unendlichen Schauspiels des Weltalls kennen lernen, ehe mir das Alter, die Ermüdung oder gar eine unvorhergesehene Heirat ein Ziel setzten. Und auch ehe die Fortschritte unserer Civilisation alle Wunder der Natur verderben, alle Schluchten überbrückt, alle Berge mit Zahnradbahnen, alle Wasserfälle mit umdrehenden Eingangsthüren und alle Wälder mit Cylinderhüten versehen hatten.

Von Samarkand war ich mit einer Handelskarawane nach Taschkend und dem Laufe des Syr Daria nachgezogen, dann gieng es durch die Wüsten von Turgai nach Orenburg. Nachher wandte ich mich nach Samara, folgte der Wolga aufwärts bis nach Nischni Nowgorod, und da der Winter anbrach, verbrachte ich ihn theils in St. Petersburg, theils in Moskau, um diese Hauptstädte in der wahren Saison ihrer Schönheit zu bewundern. Die nordischen Länder muss man mitten im Winter, die südlichen aber im Hochsommer besuchen, wenn man ihren eigenthümlichen Charakter kennen lernen will. Wenn man seine Reisen nach diesem Princip einrichtet, wird man zwar mehr Mühe und Unbequemlichkeit haben, aber dafür wird man die interessantesten Beobachtungen machen.

Somit war ich entschlossen, gegen Mitte Juli abzureisen, um Spanien und Portugal zu besuchen: ich wollte Sevilla und Coimbra im Zauber der schwülen Sommernächte sehen, wie ich die Newa von Eis und die nordischen Tannenwälder von Reif und Schnee bedeckt gesehen hatte. Bis dahin hatte ich noch sechs Wochen zu meiner Verfügung, die ich in Poitiers bei meiner verheirateten Schwester zu verleben gedachte. Außerdem aber wollte ich ein Weilchen die verdorbene Luft meiner lieben Boulevards einathmen.

Ich hatte zwei oder drei alte Freunde zu besuchen, einen Blick in die Theater und Concerte zu werfen, zwanzig verschiedene Besorgungen für ferne Gastfreunde zu machen, das alles würde mich schon ein paar Tage beschäftigen. Ich constatierte, dass man sich vierzehn Tage oder anderthalb Jahr von Paris entfernen kann, ohne bei der Rückkehr ein Barbar geworden zu sein. Ich entdeckte sogar, dass sich in Paris nichts ändert, und ich fand die Pariser, ihre Vergnügungen, ihre Schauspiele, ihre Zeitungen genau so wieder, wie ich sie verlassen hatte.

Eines Samstag-Vormittags trat ich aus dem Palais de l'Industrie, wo damals die Kunstausstellung war, und wollte in einem benachbarten Restaurant zu Mittag speisen. Bei diesem schönen Wetter war der Garten überfüllt, und ich suchte vergebens einen Platz, bis ich in einem verborgenen grünen Winkel ein kleines Tischchen entdeckte. Eben wollte ich mich setzen, als ein Kellner herbeieilte und rief: „Verzeihen Sie. Der Tisch ist von dem Herrn belegt." Damit deutete er auf einen Mann, der im Gehen eine Zeitung las und diese so vor das Gesicht hielt, dass nichts davon zu sehen war. Ich wandte mich missgelaunt zum Gehen und konnte mich nicht enthalten, dem Unbekannten einen bösen Blick zuzuwerfen, als ich an ihm vorüberkam.

Unsere Augen begegneten sich, und nach kurzem Zögern entfuhren uns zugleich zwei Ausrufe des Erstaunens:

„Hallo, Charvet!"

„Nanu, Bardot!"

„Wie geht's?"

Diese unpersönliche Formel gestattet zwei alten Bekannten, die sich seit der Schulzeit nicht mehr gesehen haben, gegenseitig darauf zu warten, ob der andere die Frage mit „Und dir?" oder „Und Ihnen?" beantwortet. Und von dieser Antwort kann er sofort untrüglich auf die gesellschaftliche Stellung oder wenigstens auf die Prätentionen des Antwortenden schließen.

Auf die natürlichste Weise duzte mich Bardot wie vor zwölf Jahren im Gymnasium. Eine Minute später saßen wir an seinem Tisch und erzählten uns unzusammenhängend, wie es uns gegangen war, seit wir uns nicht mehr gesehen hatten. Eine kleine obscure Revue hatte meine Reisebriefe und Beobachtungen veröffentlicht, die ich ihr von den interessantesten Plätzen schickte, und es stellte sich heraus, dass mein ehemaliger Schulkamerad mich auf meinen Reisen begleitet hatte. Dieser Zufall beeinflusste mich zu seinen Gunsten, und er schien mir sofort begabt und intelligent.

Ich hatte mit Jean Bardot sechs Gefangenenjahre im Lycée Louis-le-Grand zugebracht, und später hatten wie auch als Studenten an der Universität in engem Umgang gestanden. Bardot war von Natur aus ein origineller, lebhafter Kopf, ein kräftiger, eigenthümlicher Charakter. Unter unseren Mitschülern erregten seine Erfolge bei den Prüfungen Neid, und seine Schweigsamkeit gab Anlass, ihn als heimtückisch zu verdächtigen. Obgleich er friedfertig und sanftmüthig war, hatte man Angst vor ihm; man ahnte in ihm eine unbeugsame, von großem Ehrgeiz getriebene Energie, und einige Vorkommnisse in der Schule gaben diesen Ahnungen Recht.

Mit den Jahren hatten sich die beunruhigenden Züge seines Charakters gemildert: häufige Reibungen hatten die Kanten abgeschliffen. In unseren Studenten-Zusammenkünften im Quartier latin ließ die kalte abweisende Miene Bardots nichts ahnen von dem, was in seiner Seele vorgieng. Es hätte größerer Einsicht und Erfahrung bedurft, als man bei jungen Leuten zu finden pflegt, um zu ahnen, was unter dieser ruhigen und gleichgiltigen Maske verborgen war.

Er galt also unter uns für einen angenehmen Gesellschafter, dem Disput und Lärm zuwider waren. Da er still und schweigend unter uns zu sitzen pflegte, hielt man ihn für schüchtern und furchtsam, denn unter den Studenten werden Lärm und Bewegung für Kraftbeweise angesehen. Selbst diejenigen, welche ihm näher standen und ihn besser hätten kennen müssen, theilten die allgemeine Ansicht. Denn es gibt nichts Entschiedeneres, nichts Absoluteres als die Meinungen der jungen Leute. Und es gibt auch nichts Unüberlegteres. Ein unbestimmter Eindruck, hervorgerufen durch irreführenden Schein, beeinflusst sie unmerklich, und plötzlich sind sie mit ihrem definitiven Urtheil zur Hand.

Wie ich ihn verlassen hatte, so fand ich jetzt Bardot nahe den Dreißigen wieder. Seine gesellschaftliche Stellung jedoch hatte sich geändert. Damals war er arm gewesen; er hatte täglich im Conflict mit dem Dasein gestanden und sich seinen Unterhalt durch Privatstunden, durch Uebersetzungen und andere Arbeiten literarischer und politischer Natur erworben, wovon wir nichts Bestimmtes wussten, obgleich er den größten Theil des Tages damit zubrachte. Wir hatten das Geheimnis nicht aufgehellt und uns auch damit nicht die geringste Mühe gegeben. Bardot sprach nie von seinen Verlegenheiten, entlieh niemals Geld, kleidete sich anständig und belästigte niemand: das genügte uns.

Als ich ihn jetzt in einem vornehmen Restaurant wiedersah, elegant gekleidet und von der Dienerschaft bevorzugt, dachte ich mir, sein Verdienst sei endlich durchgedrungen; ohne Zweifel hatte er eine seiner Intelligenz würdige Stellung erreicht. Ich glaubte, an Stelle des ehemaligen armen Studenten befinde sich jetzt ein erfolgreicher Schriftsteller, ein einflussreicher Journalist oder vielleicht ein Politiker mit guten Verbindungen.

Er sagte mir mit wenigen Worten, wie es stand. Eine unerwartete Erbschaft von einem ihm fast unbekanntrn Verwandten hatte ihn aus der Misère gezogen, gerade als er im Begriff war, den Kampf aufzugeben. Jetzt besaß er sechzigtausend Franken Rente, die er planmäßig ausgab, ohne sich weiter um die Kämpfe zu kümmern, worin er früher fast unterlegen wäre, den früheren Ehrgeiz verachtend und nur danach strebend, sich durch raffinierte Genüsse für die einstigen Entbehrungen zu entschädigen. Er hatte sich seine Wohnung in kurzer Entfernung von Paris eingerichtet, um stets die belebenden Reize der Wälder und Felder zu genießen, ohne die Vorzüge der Großstadt aufgeben zu müssen. Seine Lieblingsbücher, seine Hunde und seine Pferde machten seine Gesellschaft aus, in deren Mitte er sich glücklich und wohl fühlte. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn ein Freund, er machte eine kleine Reise oder bummelte ein paar Tage und Nächte auf den Boulevards herum, worauf er dann mit desto größerem Wohlgefallen in seine Einsamkeit zurückkehrte.

Ich war erstaunt und etwas enttäuscht, diesen Mann, den ich früher für ganz besonders geeignet zu den Kämpfen des Daseins gehalten hatte, den ich als den zukünftigen Sieger, den Ueberwinder großer Gefahren und Hindernisse anzuschauen gewohnt gewesen war, jetzt als Epikuräer wiederzufinden. Indem ich ihm zuhörte, sann ich darüber nach, welche innere Katastrophe diese feurige Natur umgewandelt hatte, welche Leiden seine Kraft aufgebraucht oder welche heftige Leidenschaften ihn unterjocht hatten.

„Da du jetzt nichts besonderes vorhast," sagte er, „so komme doch einen Tag zu mir. Ich zeige dir, wie ich wohne. Heute abends 9 Uhr 45 Minuten nehme ich den Zug an der Gare St. Lazare, Richtung nach Havre. Wir reisen zusammen; du bleibst morgen bei mir und kehrst am Montag morgens nach Paris zurück. Pichard, der dein Kamerad im Lyceum war, kommt morgen mit einem anderen guten Freunde zum Mittagessen. Pichard ist jetzt an der Börse; der andere heißt Harneby, ist Maler und hat ein gewisses Talent. In der schönen Jahreszeit kommen sie alle vierzehn Tage mit ihren Prinzessinnen und vielen lustigen Vorsätzen in meine Eremitage. Langweilen wirst du dich dabei nicht. Wenn du irgend eine kleine liebenswürdige Freundin hast, so bring sie nur ruhig mit. Wir werden sie gut aufnehmen. Vollkommene Freiheit für jeden ist die erste Regel unserer Gesellschaft. Also einverstanden?"

Ich nahm an, denn ein Tag auf dem Lande in angenehmer Gesellschaft konnte mir nicht missfallen. Seit unseren Studententagen hatte ich nichts gesehen, was einer lustigen Bande von Pariser Ausflüglern glich, und frohe Erinnerungen an ausgelassene Landpartien stiegen in mir auf. Außerdem hätte ich ganz gerne Pichard wiedergesehen, der im Lyceum mein Hauptfreund gewesen war.

Nach dem Mittagessen trennten wir uns für den Rest des Tages, und Bardot wiederholte mir:

„Vergiss nicht, dass der Zug um 9 Uhr 45 abgeht. Auf Wiedersehen am Bahnhof!"

Ich verbrachte den Nachmittag im Salon der Ausstellung, und am Abend erschien ich pünktlich auf dem Bahnhof. Bardot hatte schon die Fahrkarten für Bonnières genommen, wo wir nach anderthalbstündiger Fahrt eintrafen. Ein englischer Landwagen, mit ausgezeichneten Pferden bespannt, erwartete meinen Wirt in der Station. Er ergriff die Zügel, ich setzte mich neben ihn, und während wir nach seiner Wohnung fuhren, konnte ich beim Schein des Mondes die Gegend betrachten.

An dieser Stelle drängen sich die Hügel, welche die Seine von der Eure trennen, dicht an den Fluss heran und lassen auf dem linken Ufer gerade noch Platz für die Landstraße und die Eisenbahn. Gleich daneben steigen die Felsen senkrecht bis zur Höhe von hundert Metern auf, worauf dann die Steigung noch einige vierzig Meter sanfter fortfährt.

Oben auf dem Plateau hatte Bardot am Rande des Abgrundes sein Zelt aufgeschlagen. Um dahin zu gelangen, verließen wir Bonnières, indem wir dem Laufe der Seine folgten; dann verließen wir die Straße nach Rouen, um zur Linken die nach Caen zu nehmen, die uns in langsamem Steigen auf das Plateau brachte. Wir kamen durch zwei kleine, in Schlaf versunkene Dörfer, dann an einem Hofe mit einer Capelle vorbei, die hier inmitten der Felder „Unserer Lieben Frau vom Meer" geweiht war. Einen Kilometer weiter kamen wir an die Mauer des Gutes Bardots, welches mir den Eindruck einer Festung machte.

image
not
available

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 7. Juli 1900. Nummer 301.

## Die Proportionalvertretung in Belgien.

Vom Kammerdeputierten Paul Hymans (Brüssel).

Belgien hat soeben eine interessante politische Erfahrung gemacht, welche die Beachtung des Auslandes verdient. Am 27. Mai d. J. vollzog sich zum erstenmal die vollständige Erneuerung seiner beiden gesetzgebenden Körperschaften, der Repräsentantenkammer und des Senats, nach dem System der Proportionalvertretung.

Ehe wir den Mechanismus dieses Systems verständlich zu machen suchen und die Gründe darlegen, welche in Belgien seine Einführung bewirkt haben, sei festgestellt, dass seine erste Anwendung sich sofort mit großer Sicherheit, Regelmäßigkeit und ohne erhebliche praktische Schwierigkeiten vollzogen hat, und dass seine Ergebnisse überdies bis zu einem gewissen Grade augenscheinlich alle Parteien befriedigt haben.

Die alte Kammer, die zwei Monate zuvor aufgelöst worden war, hatte eine übermäßige clericale Mehrheit, die außer allem Verhältnis zu den wirklichen Kräften stand, über welche die clericale Partei im Lande verfügt. Die Rechte zählte unter 142 Kammermitgliedern 112. Die auf 40 Stimmen beschränkte Opposition zerfiel in 29 Socialisten und bloß 11 Radicale. Die neue Kammer setzt sich aus 86 Clericalen, 33 Socialisten und 33 Liberalen zusammen, unter welch letzteren einige Radicale sich befinden. Den vereinigten Oppositionsparteien gegenüber beträgt die clericale Mehrheit nunmehr 20 Stimmen, und die liberale Partei, die in der früheren Kammer eine lächerlich geringe Vertretung besaß, hat nun wieder eine ernste Vertretung gefunden, deren Actionskraft sich dank der wertvollen Eigenschaften vieler ihrer Mitglieder steigern wird.

Alle ernst zu nehmenden Gruppen von Anschauungen haben nunmehr ihre Organe im Parlament, das deshalb auch die verschiedenen Schattierungen des öffentlichen Empfindens getreu zu spiegeln vermag.

Welche Umstände haben nun in Belgien die Einführung des Proportionalsystems herbeigeführt?

Im Jahre 1893 wurde die Verfassung einer Revision unterzogen. Das Wahlrecht beruhte bis dahin auf dem Census. Die Wählerschaft war eine wenig zahlreiche, es gab nicht mehr als 130.000 Wahlbürger im ganzen Lande. Das Princip der Allgemeinheit wurde damals eingeführt, das der Gleichheit jedoch abgeschwächt durch das Pluralitätsvotum. Gewisse Gattungen von Bürgern: die Familienväter, Steuerträger mit einer gewissen Steuerschuldigkeit, oder Eigenthümer eines gewissen Capitals, schließlich die Graduierten wurden mit zwei oder drei Stimmen bekleidet. Von der ersten Anwendung des allgemeinen Wahlrechtes angefangen betrat die socialistische Partei, die bis dahin bloß ein außerparlamentarisches Dasein geführt hatte, mit großem Geräusch die parlamentarische Scene. Sie eroberte im ersten Anlauf eine verhältnismäßig stärkere Vertretung, als die der deutschen Socialisten im Reichstag und die der französischen im Palais Bourbon ist. In den großen Industriebezirken des Landes, besonders im Kohlenrevier, eroberten sie sämmtliche Sitze der Liberalen. Anderseits trugen in den städtischen Wahlbezirken die Clericalen den Sieg davon, und zwar sowohl dank der Unterstützung der Wähler aus den an die Stadt grenzenden Gegenden, auf welche der Clerus einen bestimmenden Einfluss ausübt, als auch dank den Stimmen in der Stichwahl, welche eine gewisse Anzahl von Wählern, aus Furcht vor den Fortschritten des Socialismus, für die Clericalen abgab. So war es gekommen, dass der Liberalismus, welcher den gemäßigten, besonnenen und ihre Meinung abwägenden Elementen entspricht, zwischen zwei einander entgegengesetzten, durch ihren Massenanhang annähernd gleich starken Parteien vernichtet wurde.

Die fast gänzliche Ausschließung der liberalen Partei aus dem Parlament hatte beklagenswerte Folgen. Der gegen die liberalen Politiker gerichtete Ostracismus, unter welchen so manche dem Land glänzende Dienste geleistet und viele Jahre die Macht besessen hatten, beraubte das Parlament einer wertvollen Mitwirkung. Ferner erzeugte in der Kammer die unmittelbare Berührung einer confessionellen und einer Classenpartei heftige und unfruchtbare Conflicte. Schließlich war die Abwesenheit einer regierungsfähigen und auf dem Boden der Verfassung stehenden Opposition naturgemäß dazu geeignet, ernste Schwierigkeiten hervorzurufen; man konnte in der That schon die Befürchtung hegen, dass der Anticlericalismus, während der langen katholischen Herrschaft sich verschärfend, viele Unzufriedene ins Lager des Socialismus treiben, dass der proscribierte Liberalismus sich mit ihm verbünden, und dass an dem Tage der Niederlage der conservativen Herrschaft im Schoße des Parlaments keine verfassungstreue Partei mehr vorhanden sein werde, auf welche die Macht in geordneter Weise übergehen könnte.

Selbst die Clericalen begannen die Gefahr zu begreifen, und der Premierminister dieser Epoche, Herr Vandenpeereboom, heckte vor einem Jahre ein Wahlreformproject aus, das bloß ein Köder und ein Parteikniff war. Ein mächtiger Ausbruch der allgemeinen Entrüstung war die Folge. Die Agitation der Straße begann, und nach einigen fieberhaft erregten Tagen wurde es offenbar, dass die Regierung durch Festhalten an ihrem Projecte auf eine revolutionäre Erhebung gerade aus zutrieb. Zum Glück wich Vandenpeereboom rechtzeitig und gab die Macht ab. An seine Stelle traten de Smet und de Naeyer. Die Wahlreformfrage blieb in Schwebe, doch drängte sie zur Lösung. De Smet fügte sich darein, auf loyale Weise den Grundsatz der Proportionalvertretung zu verwirklichen, welche sowohl den Wünschen der überwiegenden Mehrheit der liberalen Partei, als auch dem Gerechtigkeitssinn der Socialisten entsprach und selbst innerhalb der clericalen Partei eine große Zahl von Anhängern hatte, an deren Spitze der Kammerpräsident Beernaert stand.

Es erscheint mir überflüssig, hier auf alle Einzelheiten dieses Systems einzugehen. Für den fremden Leser ist es hauptsächlich von Interesse, den Mechanismus desselben kennen zu lernen, den ich der Hauptsache nach darzulegen versuchen möchte.

Man hat unsere alten Wahlbezirke, von denen die überwiegende Mehrzahl mehrere Abgeordnete in die Kammer entsandte, zumeist beibehalten. So wählt Brüssel wie früher 18, Lüttich und Antwerpen 11, Gent 9 Abgeordnete. Die vereinzelten Wahlbezirke, welche nur einen Abgeordneten wählten, wurden zu zweit oder dritt derart zusammengelegt, dass die Minorität auch dort wenigstens einen Sitz erlangen konnte.

In jedem Wahlbezirk können 100 Wähler eine Candidatenliste in Vorschlag bringen. Die Candidaten werden in der Reihenfolge vorgeschlagen, in welcher man sie gewählt sehen möchte. Die Regierung lässt dann amtliche Verzeichnisse aller ordnungsmäßig vorgeschlagenen Listen drucken. Oberhalb einer jeden Liste befindet sich ein schwarzes Feld, in dessen Mitte sich ein weißer Punkt abhebt. Ein ebensolches Feld befindet sich auf der Seite eines jeden Namens. Der Wähler muss nun, um einen giltigen Stimmzettel abzugeben, mit Hilfe eines Bleistifts den weißen Punkt in einem dieser Felder schwärzen. Wenn er für eine ganze Liste stimmen will, ohne die Anordnung des Vorschlags zu ändern, so schwärzt er das Feld an der Spitze der Liste. Will er die Rangordnung der Candidaten innerhalb einer Liste ändern, so schwärzt er das Feld auf der Seite des von ihm bevorzugten Namens, der damit an die Spitze dieser Liste gestellt erscheint. Man wird später sehen, welchem Zwecke diese Vorzugsvoten zu dienen geeignet sind.

Sobald die Stimmenabgabe beendet ist, und man zum Scrutinium schreitet, zählt man für jede Liste die Zahl der durch Markierung des Kopffeldes zu ihren Gunsten abgegebenen Stimmen und dann die Zahl aller Stimmen, die für jeden der darin verzeichneten Candidaten abgegeben wurden. Der Gesammtbetrag bildet die Electoralziffer der Liste. Nach Feststellung der Electoralziffern aller Listen geht man daran, die proportionelle Vertheilung unter dieselben vorzunehmen. Zu diesem Zweck dividiert man nacheinander jede der Electoralziffern durch 1, 2, 3, 4 u. s. w. Dann ordnet man die nacheinander berechneten Quotienten je nach ihrer Bedeutung und theilt dem jeweils höchsten Quotienten immer einen Sitz zu, bis alle Sitze vertheilt sind. In Brüssel waren 18 Sitze zu besetzen. Die Clericalen hatten 89.000 Stimmen aufgebracht; sie erzielten acht Erwählte; die Socialisten mit 50.000 Stimmen fünf; die Liberalen mit 32.000 drei; die Radicalen mit 21.000 zwei. Darnach kamen die Unabhängigen mit 8000, die christlichen Demokraten mit 10.000 Stimmen. Da ihre Electoralziffer kleiner war, als der

achtzehnte Theil der für die anderen Parteien abgegebenen Stimmen, wurden sie zur Vertheilung der Sitze nicht zugelassen und haben keinen Sitz erlangt.

Ich sprach vorhin von den Vorzugsvoten, die für einen bestimmten Candidaten abgegeben werden. Auf kleinliche Details, welche das Verständnis dieser Frage erschweren könnten, will ich mich umso weniger einlassen, als diese Vorzugsvoten nur in ganz seltenen Ausnahmsfällen, und zwar nur dann, wenn sie eine beträchtliche Zahl erreichen, die Reihenfolge der Erwählung der Candidaten der Liste abändern. Die Reihenfolge der Wahl bleibt fast immer die des Vorschlages auf der Liste. Im ganzen Lande gab es nur zwei Fälle, in welchen durch die Vorzugsvoten die Reihenfolge des Vorschlags abgeändert wurde.

Daher kommt es, dass die bei uns sehr straff organisierten politischen Vereine die Herrschaft über die Wahl erlangt haben. Sie beschließen die Candidatenlisten und die Reihenfolge der Candidaturen. Und da ein Wähler einen giltigen Stimmzettel nur dann abgeben kann, wenn er sich für eine ganze Liste oder doch für einen einzelnen Candidaten dieser Liste entscheidet, wie umgekehrt die zu Gunsten eines bestimmten Candidaten einer Liste abgegebene Stimme der ganzen Liste zustatten kommt, so ist die Freiheit des Wählers auf ein Minimum beschränkt. Es ist unvermeidlich, dass der Wähler für eine Liste, für eine Partei seine Stimme abgibt. Nur als Mitglied einer Partei, eines politischen Vereines ist er in der Lage, seine bürgerlichen Rechte voll auszuüben, sich an der Auswahl der Candidaten und an der Festsetzung der Reihenfolge, in der diese vorgeschlagen werden, sich zu betheiligen.

Hierin besteht in großen Zügen das System.

Prüfen wir nun seine ersten Ergebnisse. Ich habe schon gleich zu Beginn festgestellt, dass es hinsichtlich der vertheilenden Gerechtigkeit, der Proportionalität selbst, den Erwartungen entsprochen hat. Gewiss ist die mathematische Proportionalität nicht erreicht worden. Dennoch wird in der neuen Kammer jede Partei einen Platz einnehmen, der ungefähr ihrer Bedeutung und der Zahl ihrer Anhänger entspricht. Die Clericalen haben insgesammt im ganzen Lande an eine Million Stimmen erhalten, die Liberalen an 500.000, die Socialisten 450.000. Die clericale Partei behauptet die Mehrheit. Die liberale Partei eroberte sich die ihr früher geraubte Vertretung zurück. Die socialistische Partei dagegen gewann auf dem Boden des Parlaments fast nichts, trotz ihrer Eroberungen in der Wählerschaft. Die kleinen Gruppen ohne Massenanhang und ohne feste Organisation haben nicht die zur Erlangung von Sitzen erforderliche Proportion erreicht. So kam es, dass in Brüssel der Abbé Daens, ein vom herrschenden Clerus abgelehnter demagogischer Priester, durchfiel und ebenso die Liste der Unabhängigen, einer Mischgruppe, die, der Gesinnung und den Beziehungen nach clerical, bisher bei allen Gelegenheiten die clericale Regierung unterstützt hatte, die aber im letzten Augenblick den Anspruch erhob, allein in den Wahlkampf zu gehen und mit ihrer gekünstelten und sehr spät angekündigten Selbständigkeit zu prahlen.

Die Gegner der Proportionalvertretung hatten vorhergesagt, dass diese zur Zerreibung der großen Parteien und zur Zerstückelung der öffentlichen Meinung führen werde. Die Ereignisse haben ihnen Unrecht gegeben, doch wird man erst in der Zukunft und nach späteren Wahlen sehen können, ob die politischen Organisationen ihre Herrschaft behaupten und ob sie des neuen Systems nicht vielleicht doch überdrüssig werden können.

Andere haben vorhergesagt, dass die Anwendung des Proportionalsystems ein Cliché der Kammer liefern werde, von dem die späteren Wahlen nur Wiederholungen zutage fördern könnten. Hierüber lässt sich nur schwer ein Urtheil fällen. Die erste Erfahrung hat gezeigt, dass ein sehr kleiner Bruchtheil der Stimmen hinreicht, um den Gewinn oder Verlust eines Sitzes zu bewirken, und dass eine recht kleine Veränderung der Stimmenabgabe im ganzen Lande genügen würde, um die parlamentarische Mehrheit abzuändern. Schließlich hat man behauptet, dass das Proportionalsystem die öffentliche Meinung einschläfern und das politische Leben ertödten werde. Auch diese Vorhersagungen werden durch die Ereignisse widerlegt. Der Kampf war überall ein hitziger und andauernder, nur war sein Charakter allgemein feiner und weniger herausfordernd, da jede Partei die Gewissheit hatte, in Zukunft die ihr gebührende Vertretung zu erlangen. Doch muss man auch dem Urtheil der Zukunft etwas vorbehalten. Eine einzige Erfahrung reicht nicht aus, um eine neue Maßregel zu erproben und die Feststellung eines endgiltigen Urtheils zuzulassen.

Wie dem immer sein mag: die Probe, die wir soeben durchgemacht haben, war in ihrer Gesammtheit eine befriedigende. Die am 27. Mai gewählte Kammer ist unverkennbar der aufgelösten überlegen. Die clericale Mehrheit ist auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt worden. Sie wird sich nicht mehr einer Opposition gegenübergestellt sehen, deren Thätigkeit sich auf bloße Declamationen über die Verbrechen des Capitalismus und die Vorzüge des collectivistischen Ideals beschränkt, sondern einer Opposition des Cabinets, welche fähig ist, eine [illegible] der Verwaltungs- und Finanzfragen des Landes [illegible].

Große Fragen werden sich dem Parlament darbieten, wie die der Reorganisation des Heeres und der Einführung der persönlichen Heeresdienstpflicht an Stelle der veralteten und undemokratischen Institution der Stellvertretung. Ferner ist da die Reorganisation des öffentlichen Unterrichts und des Schulzwangs, dann die Organisation der Arbeiterversicherung, die Steuerreform. Die liberale Partei ist über alle diese Punkte einig und hat ihre Entschlüsse schon gefasst, wogegen die clericale Partei in diesen Fragen völlig gespalten ist.

In einigen Tagen wird die Session eröffnet werden, doch wird dieselbe sehr kurz und ohne Zweifel des politischen Interesses bar sein. Erst im nächsten November wird das parlamentarische Leben seinen regelmäßigen Verlauf nehmen. Dieses wird sicherlich ein viel regeres, fruchtbareres, interessanteres und concreteres sein, als es während der letzten Jahre war.

---

## England in Khaki.

Für den Ausländer, der das moderne England nur aus Büchern und flüchtigen Besuchen kennt, muss die Haltung, welche die große Masse des englischen Volkes zum Krieg gegen die Boerenstaaten eingenommen hat, eine große Ueberraschung und, je nachdem, Enttäuschung gewesen sein. Ein Land, das von allen Großstaaten Europas allein sich bisher der Verallgemeinerung des Militarismus erwehrt hatte, ergab sich einem schier unbegrenzten Cultus der bewaffneten Macht. Ein Volk, das sich mehr als irgend ein anderes dem Liberalismus treu gezeigt hatte, begeisterte sich wie toll für einen Krieg wider die Unabhängigkeit von zwei kleinen Freistaaten und ließ es gewähren, dass den Gegnern des Krieges von aufgeregten Massen das Recht der freien Rede verkürzt wurde. Eine Nation, die, wie keine zweite, Industrie und Handel verkörpert, setzte bereitwillig wichtige Interessen von Industrie und Handel für einen Krieg aufs Spiel, an dem fast nur die Finanzwelt materiell interessiert zu sein scheint. Ein Staat, der als Pionnier auf dem Gebiete einer erleuchteten Socialpolitik betrachtet wurde, ließ ein in Angriff genommenes Werk socialer Reform — die Einführung von Alterspensionen — fallen, um alle seine verfügbaren Mittel für eine Politik auswärtiger Gewaltunternehmungen aufzuwenden, und die Masse der Arbeiter zeigte sich durchaus damit einverstanden.

Wie soll man diese Erscheinung deuten? Soll man sie beklagen? Soll man in ihr ein Zeichen sittlichen Verfalls erblicken? Weist sie auf politische Entartung hin? Ist sie ein Vorbote heranziehender Reaction?

Es fehlt nicht an Leuten in England, die sie in diesem Sinne be- und verurtheilen, und im Auslande gibt es nur wenig Stimmen, die in ihr etwas anderes erblicken. Von Schriftstellern, die Parallelen lieben, ist sie mit der nationalistischen Bewegung in Frankreich verglichen worden.

Und wirklich bieten die beiden Bewegungen auf den ersten Blick viel Gemeinsames dar. Der um die Mercier und Boisdeffre gruppierten Generalstabspartei konnten die Parteigänger von Cecil Rhodes und des britischen Colonialamtes an die Seite gestellt werden. Wie in Frankreich die Socialisten, die demokratischen Radicalen alten Calibers und die Intellectuellen bürgerlicher Herkunft den streitbaren Kern der Gegner des Generalstabs stellten, so sind es auch in England vornehmlich die Socialisten, die Radicalen der Schule von John Bright und Bradlaugh und ein Theil der bürgerlichen Intelligenzen, welche den Kampf gegen die Kriegs- und Annexionspartei führen. Hier wie dort hat die Opposition gegen die für verderblich erachtete Tagesströmung Leute zusammengeführt, die sich bis kurz vorher noch bitter feindlich gegenüberstanden. Sahen wir in Frankreich einen Jaurès neben einem Trarieux, einen Allemane neben einem Gabriel Monod, einen Rouanet neben einem Yves Guyot, so sehen wir in England einen John Burns neben einem Sir Edward Clarke, einen J. M. Hyndman neben einem Herbert Spencer, einen Keir Hardie neben einem Thomas Burt. Was in Frankreich Emile Zola gethan, das hat sich in England Mr. W. Stead zur Aufgabe gemacht, und für die Scheurer-Kestner Frankreichs kann England auf seine Rowntrees und Cadburys verweisen.

Kurz, der Analogien gibt es die Menge. Ihnen stehen jedoch sehr bedeutsame Unterschiede gegenüber.

In Frankreich war der Kampf um Dreyfus der Kampf von Vertretern moderner Rechtsauffassungen gegen eine militärisch-clericale Verbindung, die für Rassen- und Classenrecht stritt. Ganz anders in England. Hier hat sich zunächst das Militär jeder Einmischung in die politische Streitfrage streng enthalten. „Die Armee," schreibt einer der leidenschaftlichsten Gegner des Krieges, Mr. H. W. Massingham, der lieber seine mit über 1000 Pfund Sterling dotierte Redactionsstellung beim „Daily Chronicle" aufgab, als den Kampf gegen die Kriegspartei einzustellen, „die Armee, die [illegible] haben sich mit Bezug auf die Kriegsfrage [illegible] gemäßigt, ja selbst ablehnend verhalten. Von

einigen Generälen wissen wir, dass sie den Krieg für unnöthig und unklug hielten." Ein Gegensatz zwischen den Militärs von Beruf und der Civilbevölkerung zeigte sich nur insofern, als die ersteren es einem Theil der letzteren nicht kriegerisch, oder sagen wir lieber, martialisch genug trieben. Keinem der Generäle ist es zum Beispiel eingefallen, die ihnen gegenüberstehenden Boeren bisher anders denn als ebenbürtige Gegner zu behandeln, während zum Beispiel die conservative „Pall Mall Gazette" ihre Kriegsnachrichten von Anfang an beharrlich „Der Boerenaufstand" überschrieb, gerade als ob die Boeren gegen einen rechtmäßigen Oberen die Waffen erhoben hätten. Die „Pall Mall Gazette" ist beiläufig das Eigenthum eines in England ansässigen Amerikaners, des New-Yorker Millionärs William W. Astor.

Anders als mit den Militärs steht es mit dem Clerus. Dass die Masse der Geistlichen, nachdem der Krieg ausgebrochen, den Segen Gottes auf die englischen Waffen herabflehte, war natürlich nur ihres Berufs und ist nicht anders zu beurtheilen als der Berufsdienst der Soldaten. Aber nicht wenige Geistliche sind darüber hinausgegangen und haben in Predigten und Reden die Sache Englands in diesem Kriege für eine durchaus gerechte erklärt, und ein Theil von ihnen hat schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten Stimmung dafür gemacht, dass England gegen die Regierung in Pretoria stärkere Saiten aufziehe, und so ein Stück Verantwortung für den Krieg auf sich geladen.

Indes sind die Motive, welche diese Abtheilung der Dienerschaft Christi bestimmten, wesentlich andere als die der clericalen Stützen des französischen Generalstabs.

In der Hauptsache ist die kirchliche Agitation gegen die Boerenregierung das Werk der englischen Geistlichkeit in Südafrika. Diese hat nahezu einstimmig die Politik von Chamberlain-Milner gutgeheißen; die Geistlichen der demokratischen Dissentergemeinden giengen in diesem Punkt mit denen der Staatskirche Hand in Hand. Viele dieser Leute wird man nur als das Echo ihrer Gemeinden zu betrachten haben, kluge Schwimmer im Strom des aufgeregten südafrikanischen Engländerthums. Aber es haben auch Männer sich auf diese Seite gestellt, die nichts weniger als Mantelträger des Jingothums in Südafrika sind. Zu ihnen gehört zum Beispiel der Geistliche J. S. Moffat, einer der unerschrockensten Anwälte der Rechte der Eingebornen gegen Vergewaltigungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Es war Mr. Moffat, der voriges Jahr einen geharnischten Protest dagegen ergehen ließ, dass die Verwaltung von Britisch-Betschuanaland Neger, die sich an einem Aufstand betheiligt hatten, an Farmer der Capcolonie auf Zeit — fünf Jahre — in einer Art Hörigkeit verdingte, und vom Standpunkte des Schutzes der Eingebornen erklärt er jetzt die Herstellung der britischen Oberhoheit in Südafrika für erfordert. In einem Artikel, der in der Juninummer des „Nineteenth Century" veröffentlicht ist, begründet er die Nothwendigkeit, in Sachen der Behandlung der Eingebornen die „zügelnde Hand der heimischen (das heißt Reichs-) Regierung" zu kräftigen — nicht nur in den Boerenstaaten, sondern auch in Natal, der Capcolonie und dem übrigen britischen Südafrika.

„Der holländische Boer," schreibt er, „ist oft, aber durchaus nicht immer, freundlich zu den Eingebornen; aber wenn er es ist, so auf Grund eines gutmüthigen Temperaments, nicht aus Princip oder aus Gerechtigkeitsgründen. In seinen Augen war es stets eine Kränkung und Beschwerde, dass in der Capcolonie der Eingeborne unter britischer Herrschaft imstande sei, dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie jeder andere zu erwerben, dass die Regierung ihm gestatte und dabei helfe, seine Kinder zu unterrichten, und dass es kein System von Zwangsarbeit geben solle, kraft dessen der Farmer stets einer gehörigen Zufuhr von Arbeitskraft zu dem von ihm bestimmten Preis sicher sei."

Niemand sei jedoch schneller geneigt, sich diese Auffassung des Boeren zueigen zu machen, als der Uitlander. Man finde sie bei den Eingewanderten ohne Unterschied der Nationalität, und daher müsse das Reich die entscheidende Stimme bezüglich der Rechtsstellung und der Reservate der Eingebornen haben.

Aehnlich wie Moffat urtheilen nun sehr viele Leute in England und den Colonien, und gerade in den demokratischen Kirchen Englands, deren Missionen schon so manchem schneidigen Europäer das cavaliermäßige Behandeln der Eingebornen ausgetrieben haben, sind Ansichten dieser Art sehr verbreitet. Nur so war es möglich, dass sich ein Hugh Price-Hughes, der populärste Prediger der Methodisten, und ein Dr. Guinness Rogers, der bejahrte Führer der Congregationalisten, rückhaltlos in der Boerenfrage auf die Seite der Regierung stellen konnten.

Andererseits war es nur eine Minderheit der Intellectuellen, die gegen den Krieg die Stimme erhob. Die große Mehrheit nahm entweder unzweideutig für ihn Partei oder schwieg. Eine Nachwahl, die an einer der schottischen Universitäten nothwendig wurde — und diese sind die radicalsten — brachte statt eines Liberalen einen Regierungsmann ins Parlament. Auf jeden Künstler, Gelehrten, Juristen, Schriftsteller, der wider die von der Regierung vertretene Politik auftrat, kommen vielleicht vier, die sich für sie erklärt haben. Und unter ihnen sind eine große Anzahl Männer von durchaus freiheitlicher Gesinnung und bewährter Unabhängigkeit des Charakters. So hat unter anderem, während der etwas aristokratische Dichter Meredith gegen den Krieg war, der radicale Dichter Algernon Swinburne leidenschaftlich für ihn Partei ergriffen.

Hier versagt also die Parallele mit Frankreich. Und sie kehrt sich ins Gegentheil um, wenn wir die Frage heranziehen, die bei der Dreyfusbewegung eine so große Rolle gespielt hat: den Antisemitismus. Das Antisemitenthum oder die antisemitische Phrase finden wir in England auf Seiten der Boerenfreunde.

Ich sage die antisemitische Phrase, weil von einem Antisemitenthum, wie es auf dem Festland sich tummelt, in England wenig vorhanden ist. Von denjenigen, die die Juden aus irgend welchen Gründen nicht mögen, beschränken sich die meisten darauf, deren Umgang zu meiden, während die radicaleren Elemente zwar jede Gelegenheit benützen, in der Presse ihrer Animosität Luft zu machen und anzudeuten, dass Ausnahmsmaßregeln gegen Juden nöthig werden könnten, aber sich doch solcher Vorschläge enthalten, wie sie die Programme der festländischen Antisemiten zieren.

Dagegen ist in Bezug auf Ausspielen der antisemitischen Phrase von einem Theil der Boerenfreunde das Menschenmögliche geleistet worden. Theilweise, wie zugegeben werden muss, im guten Glauben. Da die Goldminen des Transvaal zu einem großen Theil in den Händen jüdischer Finanzleute sind, ein Theil der Beschwerden gegen die Transvaalregierung die Minenausbeute betrafen, und verschiedene Juden an der Spitze der Uitlanderbewegung standen, liegt es nahe, zu folgern, dass der ganze Handel von den Juden angestiftet, durch jüdische Intriguen der Gegensatz zwischen England und den Boerenstaaten auf die Spitze getrieben worden sei.

Indes gehört zu dieser Folgerung eine so große Naivetät, eine so weitgehende Unbekanntschaft mit dem wirklichen Zusammenhang der Dinge, dass man bei den wenigsten der Politiker und Literaten, die dieses Schlagwort ausgaben, annehmen kann, dass sie glaubten, was sie sagten. Bei den meisten war es vielmehr offenbar nur Mittel zum Zweck. Der gute Glaube reduciert sich in diesen Fällen darauf, dass man im Interesse einer guten Sache das Vorurtheil des kleinen Mannes gegen die Juden exploitierte.

Und, es muss offen ausgesprochen werden, wäre das nicht geschehen, so würde die Gegenbewegung gegen die Boerenpolitik der Regierung noch viel weniger Wiederhall beim Volk gefunden haben, als es thatsächlich bis jetzt der Fall ist. Aber wenn der kleine Mann in gewissen demokratischen Blättern immer und immer wieder liest, der Krieg sei der Judenkrieg, der Capitalistenkrieg, wenn ihm, unter Nennung verschiedener jüdischer Financiers, vorerzählt wird, dass dies die vorgeblichen echten Briten seien, die das leichtbethörte englische Volk in den Krieg mit dem Transvaal schleppten, für den dieses Volk und nicht sie Blut und Vermögen dranzusetzen hätte, so müsste es gegen alle Natur der Dinge zugehen, wenn nicht ein Theil wenigstens der Bevölkerung darnach seine Meinung bildete und für die Ursache nähme, was factisch nur begleitender Umstand oder höchstens ein mitwirkender Factor war.

Was die jüdische Bevölkerung Englands anbetrifft, so wird man allerdings ihre Mehrheit im Lager der Boerengegner zu suchen haben. Aber nur auf einen Theil dieser trifft es zu, dass das Goldminen-Interesse ihre Haltung bestimmt. Viel allgemeiner ist das Gefühl maßgebend, dass man es dem Lande, dessen Gastfreundschaft man genießt, schuldig sei, in einer Krisis sich auf seine Seite zu stellen. Nun sind jedoch große Zweifel daran möglich, ob der Krieg, beziehungsweise die Annexion der Boerenstaaten dem englischen Volk förderlich sein werden, und so findet man auch einen großen Procentsatz von Juden, darunter die große Masse der jüdischen Socialisten und allerhand Rechtsideologen, unter den Bekämpfern der Annexionspolitik.

Da die Anschauung, dass hinter dem Krieg die jüdische Hochfinanz steckt, auch auf dem Festland stark verbreitet ist, so mag daran erinnert werden, dass die großcapitalistischen Vertreter der Goldminen im Transvaal längere Zeit der dortigen Reformbewegung durchaus kühl und ablehnend, zum Theil sogar entschieden feindselig gegenüberstanden. Die „National Union" in Johannesburg, welche die politische Reformagitation führte, war das Werk von Angehörigen des kleinen und mittleren Bürgerthums: Geschäftsleute aller Art, Techniker, Handwerker u. s. w. Erst als die Transvaalregierung die Monopolwirtschaft immer stärker betrieb, fanden verschiedene — nicht alle — Minenfinanciers es angebracht, der Reformbewegung beizutreten, um mittels dieser einen Druck auf Pretoria auszuüben. Von da ab stellte sich die Sache so dar, als ob der Gegensatz zwischen Johannesburg und Pretoria ein solcher zwischen Capitalismus und Anticapitalismus sei. Wie wenig dies der Fall, zeigt die Thatsache, dass noch im März vorigen Jahres die Regierung von Pretoria den Vertretern der Goldminen ein Compromiss dahin anbot, dass ihren Beschwerden wirtschaftlichen und gewerblichen Charakters Folge gegeben werden solle, wofür sie sich jedoch mit den politischen Maßnahmen der Regierung einverstanden erklären, das heißt die Reformbewegung verrathen sollten. Das Anerbieten wurde abgelehnt, weil die Mehrheit der Financiers, sei es aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, sei es aus wirklichem Anstandsgefühl sich auf ein so schimpfliches Geschäft nicht einlassen zu können erklärte. Es zeigt aber, wie falsch es

ist, die Streitigkeiten zwischen Pretoria und den Goldkönigen als die wesentliche Ursache des Krieges zu bezeichnen.

Das ist jedoch hier bis zum Ueberdruss geschehen, und man hat als Zusatz allerhand Schreckbilder an die Wand gemalt von den Bedrückungen, welche die Arbeiterclasse im Transvaal zu gewärtigen habe, wenn die Capitalisten gegenüber Pretoria mit Hilfe englischer Waffen das Heft in die Hand bekämen. Worauf ein Vertreter der letzteren, Mr. Lionel Phillipps, nicht ganz mit Unrecht in der „Contemporary Review" fragt: „Liefert die Tendenz der modernen Gesetzgebung den Beweis, dass die besitzenden Classen von der Ausdehnung des Wahlrechts auf die Massen profitieren?"

Die Hinweise der Boerenfreunde auf die Zustände in Kimberley, wo die Arbeiter sich einer einzigen Monopolsgesellschaft gegenüber sehen, welche die Neger in einer Art Truckhörigkeit hält — das sogenannte Compound-System — sind ebenfalls hinfällig. In Kimberley werden Diamanten gewonnen, und die Verschmelzung der Gruben kam zustande, weil die Grubeneigner nur so der Ueberproduction und dem continuierlichen Preisfall zu steuern wussten. Für die Producenten von Gold fällt dies Motiv der Vertrustung völlig hinweg, von der Specialware Gold produciert jeder so viel als er kann, ohne dass ihm ihr Preis Kopfschmerzen macht. Auch die Furcht vor Diebstählen, die bei den Diamantengruben zur Errichtung des Compound-Systems führte, ist bei der Goldgewinnung geringer. Die Hauptsache aber bleibt, dass im Golddistrict eine viel stärkere öffentliche Meinung herrscht und bei Erweiterung des Wahlrechts sich auch viel stärker geltend machen kann, als in Kimberley.

In gleicher Weise verlieren noch manche Schreckbilder, welche die hiesigen Boeren- oder Friedensfreunde paradiert haben, bei nüchterner Betrachtung an Wirkungskraft. Ueberhaupt muss es als einer der größten Fehler ihrer Agitation bezeichnet werden, dass sie in Personen- und Sachfragen eine Unmasse falscher Argumente ins Feld führten und gerade diese meist in den Vordergrund stellten.

Bei jeder Bewegung, die in wenig Zeit auf große Massen einen tiefen Eindruck hervorrufen will, liegt die Verführung zu solchen „side issues", wie es der Engländer nennt, außerordentlich nahe, und wenn man berücksichtigt, wie stark auf der anderen Seite geflunkert und übertrieben wurde, so wird man über diese Verstöße nicht allzu hart urtheilen. Aber sie haben sich selbst vom Standpunkt des Erfolges aus als verfehlt erwiesen. Zu viel Engländer sind selbst in Südafrika gewesen oder haben Verwandte, Freunde oder Bekannte dort, als dass es möglich gewesen wäre, durch Betonung von Nebenfragen die Blicke dauernd von der dort spielenden Hauptfrage abzuwenden. Mit Bezug auf diese aber war durch das Boerenultimatum das ohnehin so verzwickte Rechtsproblem, ob England befugt war, der Transvaalregierung Reformen vorzuschlagen, aus dem Gebiet der theoretischen Discussion in das der Lösung durch die Machtprobe übertragen worden.

Und so warf sich England mit einem Ungestüm auf und in die Khaki-Uniform, die alle Betheiligten überraschte. Welche Opfer von den verschiedenen Schichten der Bevölkerung für den Krieg gebracht wurden, ist bekannt. Die Güte der Sache, das moralische Recht des Feldzugs wird natürlich dadurch nicht entschieden, dass die große Masse des englischen Volkes, die Mehrheit aller Schichten, aus denen es sich zusammensetzt, ihn gutheißt. Aber dass sie ihn stürmisch gutgeheißen hat, dass er ihr ebenso als ein Kampf ums Recht erscheint, wie den Boeren, das steht außer Zweifel. Man verkennt den Geist, der sie beseelt, wenn man ihn kurzweg als Eroberungswuth hinstellt. Gewiss gibt es einen großen Theil anmaßender Jingoes in ihren Reihen, aber die Masse der Engländer ist nicht aus Eroberungswuth für den Krieg oder die Annexion. Sie billigen die letztere, weil sie keinen anderen Ausweg aus der Zwickmühle der südafrikanischen Frage sehen, und weil sie ihnen in demselben Lichte erscheint, wie an der Wende des vorigen Jahrhunderts den Franzosen ihre Eroberungen: Ausbreitung des Reichs der Freiheit und Gerechtigkeit. Sicher liegt eine Beschränktheit darin: sie begreifen oder sehen nicht, dass ihre Freiheit und Gerechtigkeit anderen Völkern in anderem Lichte erscheint als ihnen. Aber es ist keine ärgere Beschränktheit als die, welche Präsident Krüger auf der Conferenz von Bloemfontein dem Sir Alfred Milner auf dessen Auseinandersetzung, es liege in der Entwicklung der Dinge, dass die landhaltenden Boeren die politische Gewalt in Transvaal mit anderen Classen und Angehörigen anderer Rassen würden zu theilen haben, [illegible] antworten ließ: „Das wäre [illegible] als die Annexion."

[illegible]

Gegensätze unvereinbar. Wenn aber das Streitobject des Tages aus dem Gesichtskreis gerückt ist, und es sich darum handelt, das durch den Krieg unterbrochene Werk von Neuem aufzunehmen, werden sich auch viele wieder zusammenfinden, die heute in entgegengesetzten Lagern stehen. Ganz unverändert wird er freilich das englische Parteileben nicht lassen.

London. Eduard Bernstein.

---

# Der Kampf gegen die Fremden in China.

Von Prof. Dr. Wilhelm Sievers (Gießen)

Das beklagenswerte Schauspiel der Vernichtung und Zurückdrängung der Fremden in Nord-China, dem wir seit fast vier Wochen beiwohnen, hat allgemein überrascht, ja vielfach verblüfft. Auch die europäischen Mächte und selbst ihre in Peking weilenden Gesandten scheinen von der elementaren Gewalt des Ausbruchs dieser Bewegung und von der Schnelligkeit des Ganges der Ereignisse überrumpelt worden zu sein und den Ernst der Lage erst langsam und dann zu spät erkannt zu haben.

Thatsache ist jedenfalls, dass binnen einer Woche, vom 11. bis zum 17. Juni, die ganze Provinz Tschili, das wichtigste Glied des Reiches, von der allgemeinen Erregung ergriffen worden ist, und dass Anzeichen für rasches Uebergreifen der gefährlichen Bewegung auf die übrigen Provinzen, besonders die Küstenlandschaften Schantung und Kiangsu, sowie das Thal des Jangtsekiang erkennbar sind, ja auch von Yünnan liegen ähnliche Nachrichten vor. Die Gefahr einer allgemeinen Entflammung Chinas gegen die Fremden wurde schon am Ausgange des Monats Juni wohl allgemein zugegeben, und die Besorgnisse für einen üblen Ausgang der Beschwichtigungsversuche sind seit damals eher im Steigen als im Fallen. Nun kam noch in diesen Tagen die authentische Nachricht von der Ermordung des deutschen Gesandten und besiegelte die pessimistische Auffassung.

Je mehr nun die chinesische Bewegung die Aufmerksamkeit der Völker in Anspruch nimmt, umso zahlreicher findet man Versuche zu ihrer Erklärung. Eine ganze Reihe von guten Kennern chinesischer Verhältnisse und ostasiatischer Anschauungen hat in der letzten Zeit sich bemüht, die Ursachen für die Juni-Wirren darzulegen und verständlich zu machen, ja sogar chinesische Beamte der Gesandtschaften des himmlischen Reiches haben sich an diesen Aufhellungsversuchen betheiligt. Dem Wunsche der Schriftleitung folge nun auch ich mit einem geringen Beitrag zur Erklärung der unerwarteten gegenwärtigen Lage und stütze mich dabei auf historisch-geographische Thatsachen der letzten sechzig Jahre.

Mannigfach sind die seitens der verschiedenen Autoren angeführten Gründe für die großen Ereignisse. Nach den ersten Nachrichten sollte die Bewegung eine nationale Reaction der Chinesen gegen die Mandschu-Dynastie sein, nach anderen eine politische Erhebung gegen die Regierung überhaupt; wieder andere sprechen von einer religiösen Triebfeder, dem Hass gegen die Christen, und nach der Meinung guter Kenner Chinas wird anderseits wieder einer socialen Ursache die Schuld gegeben. Li Tschun, ein Beamter der chinesischen Gesandtschaft zu Berlin und Vorsteher im geheimen Cabinet zu Peking, also ein Mann, der es wissen kann, hält die Gründe der gegenwärtigen Bewegung für socialer Natur; er macht den Rückgang der Erwerbsmöglichkeit der Arbeiter zwischen Peking und Tientsin seit Eröffnung der Eisenbahn zwischen beiden Städten verantwortlich für die Unruhen, gibt aber zu, dass diese sich auch gegen die Europäer kehren, weil sie eben die Erbauer der Bahn, somit die Zerstörer des gewohnten Lebensberufes zahlloser vor der Herstellung der Schienenverbindung ihr gutes Auskommen findender Existenzen seien. Dieser Nothleidenden habe sich die Gesellschaft der Tachuan, eine zum Zwecke des Arbeitsnachweises gegründete Berufsgenossenschaft von Begleitern oder Beschützern der Reisenden, angenommen, und da sie selbst mit an dem Erwerbsrückgang betheiligt seien, mit ihnen gemeinsame Sache gemacht gegen die Fremden, weil sie die Eisenbahn erbaut, und die Regierung, weil sie diesen Bau gestattet habe. Dagegen gibt Herr v. Brandt in demselben Hefte 21 der „Woche", Seite 1018, unumwunden zu, das Motto der Tachuan oder, wie die Engländer unrichtiger Weise sagen der Boxer, sei „Unterstütze die Dynastie, vertreibe die Fremden". Damit scheint mir Herr v. Brandt den Kernpunkt der gegenwärtigen Bewegung getroffen zu haben; sie ist nach meiner Meinung eine [illegible] oder besser noch aus dem Rassenhass der Mongolen gegen die Europäer zu erklären, also ein Rassenkampf.

Je mehr man von der Bewegung hört, desto klarer wird es, [illegible] geplant und von der Regierung des [illegible] sogar von langer Hand her [illegible] worden ist. Wenn es richtig ist, dass in [illegible] in der Provinz Schansi bereits im April [illegible] zu erwartenden Aufstande öffentlich [illegible] langwierige Vorbereitung [illegible] durch die Gemeinschaft der Tachuan, [illegible] Gesellschaften und möglicherweise

der Regierung selbst; denn die hohe Beamtenschaft Chinas ist bekanntlich in hohem Grade abhängig von dem Wohlwollen dieser Geheimbünde, deren es ein halbes Dutzend weitverzweigte und politisch bedeutsame im Reiche gibt. Auch lässt es sich nicht mehr leugnen, dass bei der Eröffnung des Feuers gegen die europäischen Kriegsschiffe vor Taku und bei der Bedrängung der europäischen Niederlassungen in Tientsin reguläres chinesisches Militär nicht nur betheiligt gewesen ist, sondern sogar die Hauptsache gethan hat. Das sieht nach einem organisierten Plane der chinesischen Regierung gegen die Fremden aus, bei dem die Chinesen wohlüberlegte Angreifer waren. Damit fällt auch Li Tschungs Behauptung von der Unrichtigkeit der allgemeinen Ansicht, der chinesische Hof stehe der Bewegung nicht unfreundlich gegenüber, und ebenso seine Beschönigung der ganzen Angelegenheit und sein Hinweis auf den rein socialen Charakter derselben, endlich auch erst recht die in den Zeitungen vielfach ausgesprochene Ansicht von dem Verzweiflungskampfe des chinesischen Reiches. So weit ist China noch lange nicht, sondern die Ereignisse sprechen eher für einen Verzweiflungskampf des europäischen Einflusses in China. Auch ist es nicht richtig, dass man hier vor ganz neuen Geschehnissen stehe, sondern im Gegentheil, es ist alles schon einmal oder mehreremale und ähnlich dagewesen, nur nicht in so großen Dimensionen, wenigstens nicht im neunzehnten Jahrhundert.

Mein Aufsatz soll diese Behauptung an der Hand der Geschichte des Europäerthums in China erhärten und zeigen, dass zur Zeit nur ein weiteres Glied der Kette von Reibungen zwischen Chinesen und Europäern oder überhaupt Nicht-Chinesen hinzugefügt wird, die mit der Zeit geeignet ist, die Selbständigkeit des chinesischen Reiches zu erdrosseln, augenblicklich aber erst aus zu wenigen Gliedern besteht, um solche Wirkung zu üben.

Bereits im Mittelalter liegen ähnliche Ereignisse vor. Zum erstenmale wurde die chinesische Cultur mit der europäischen in längere unmittelbare Berührung gebracht dadurch, dass die Mongolen um 1240 bis nach Mitteleuropa, um 1260 nach China vordrangen. Ihr Herrscher Kublai Chan begründete für China mit der Juen-Dynastie eine ähnliche Fremdherrschaft, wie sie zur Zeit die Mandschu mit der Tsing-Dynastie darstellen; er beförderte den Verkehr mit dem Abendlande, ließ Gesandte, Kaufleute und Missionäre zu und verlieh Europäern wie Marco Polo sogar hohe Aemter. Wodurch unterscheidet sich diese Periode des Einflusses der Europäer in China von der heutigen? Wenn man den veränderten Zeiten Rechnung trägt, durch nichts. Und erkennen wir nicht in dem grausamen Ende dieser Epoche, der Vernichtung des europäischen Elementes, des Christenthums und aller Handelsbeziehungen zum Abendlande, sowie in der gleichzeitig erfolgenden Beseitigung der mongolischen Fremdherrschaft durch die national-chinesische Ming-Dynastie im Jahre 1368, ein Analogon zu der heutigen Bewegung, die, wenn sie zum Siege gelangen würde, sicherlich den Einfluss der Fremden zu brechen, wahrscheinlich aber auch die Mandschuherrschaft zu stürzen versuchen würde, worin ja schon vor vierzig Jahren der entsetzliche Taiping-Aufstand nahezu erfolgreich gewesen ist?

Lange Zeit hindurch verschloss sich China seitdem den Fremden so gut wie ganz. Zwar konnte es nicht verhindern, dass die Portugiesen 1522 eine Gesandtschaft schickten und sich an der Küste festsetzten, wo sie seit 1557 Macao behielten, auch wurden die Jesuitenmissionäre im Lande geduldet und haben ihm durch ihre kartographischen Aufnahmen im siebzehnten Jahrhundert sogar große Dienste geleistet, allein keinem europäischen Volke, auch nicht den Spaniern und Holländern, gelang es, irgend größeren Einfluss auf China auszuüben oder gar Stützpunkte an seinen Küsten zu erwerben: bis zum Jahre 1840 zeigen die Karten daher nur Macao als fremde Besitzung, und nur ein einziger seit 1757 geöffneter Freihafen stand den Ausländern offen, nämlich Canton.

Von Canton geht denn auch die Eröffnung Chinas für den europäischen Handel aus, und hier liegt die Wiege der Streitigkeiten zwischen Europäern und Chinesen. Hier hatten sich vorwiegend Engländer und Franzosen niedergelassen und einen so starken Opiumschmuggel getrieben, dass die chinesische Regierung, um ihre Einnahmen nicht geschädigt zu sehen, den Opiumhandel den Ausländern verbot. Daraus entstand 1839 der erste kriegerische Zusammenstoß mit einer europäischen Macht, der Opiumkrieg mit England. Er begann ganz ähnlich wie der jetzige Kampf durch einen Angriff chinesischer Kriegsdschunken auf die englische Flotte und den Versuch, diese zu verbrennen, also ohne Kriegserklärung; eine solche gab erst nach diesen Ereignissen England ab. Das Ergebnis war die Erwerbung der ersten britischen Besitzung an der chinesischen Küste, Hongkong, 1842, die bis 1895 neben Macao als einzige europäische Colonie in China gelten musste. Ueberdies wurden 1842 die ersten Vertragshäfen den Europäern geöffnet, nämlich außer Canton nun auch Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai, alle in Süd-China.

Die Unzufriedenheit mit diesen Verträgen führte nach einiger Zeit zu einem zweiten Kriege mit den Engländern. Der Anlass klingt ganz modern, die Ermordung eines französischen Missionärs und die Beschlagnahme eines [illegible] Fahrzeuges, sowie die Einsperrung englischer Matrosen. Ende 1856 nahm Admiral Seymour die Forts von Canton und beschoss diese Stadt, war aber zum Vordringen ins Innere zu schwach; man sieht, gerade wie heute. Erst nachdem Frankreich sich angeschlossen und die Engländer in Indien Luft bekommen hatte, gelang es Ende 1857, Canton zu nehmen und im Mai 1858 die Takuforts an der Peihomündung zu erobern. Sehr bemerkenswert ist, dass an diesem Kriege Russland und die Vereinigten Staaten durch Bevollmächtigte theilnahmen, und das wichtigste Ergebnis war wohl, dass den europäischen Gesandten das Recht eingeräumt wurde, in ganz besonderen Fällen in Peking zu wohnen.

Sehr bezeichnend ist aber auch, dass China insgeheim weiter rüstete und am 21. Juni 1859 anfieng, die englisch-französische Flotte von den Forts am Peiho aus zu beschießen, gerade wie am 17. Juni 1900. Erst im April 1860 wurde China ein Ultimatum überreicht, im August 20.000 Mann gelandet, die Forts genommen und gegen Peking vorgerückt. Wieder sehr charakteristisch berührt der Ueberfall der Chinesen auf die bei Tschangkiawan, nahe Tungtschou stehenden europäischen Truppen **während** der Friedensverhandlungen und die Wegführung der zu diesen abgeordneten Europäer. Von diesen wurden 20 getödtet: ein Vorbild für den Pekinger Gesandtenmord von 1900. Gesandte der fremden Mächte konnte man damals noch nicht tödten, sie kamen vielmehr erst nach der im October 1860 erfolgten Einnahme von Peking dahin, und zwar im März 1861 von England und Frankreich, im Juli desselben Jahres auch der amerikanische Gesandte.

Für den Gang der Ereignisse ist ferner überaus bezeichnend, dass das am Kriege wenigstens mit den Waffen unbetheiligt gewesene Russland bereits 1858 die ganze Amurprovinz von China erwarb, während die Westmächte außer der Eröffnung der Vertragshäfen Niutschwan, Tientsin und Tschifu in Nord-China, Tschingkiang, Kiukiang und Hankau am Jangtsekiang, sowie Schatou in Kwangtung keinerlei äußere Erfolge, wenigstens keinen eigenen Besitz erlangten. Wen erinnert das nicht an die Besetzung der Südspitze von Liautung mit Port Arthur durch die Russen 1895, nachdem die Japaner ihnen 1894/95 die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten; sind nicht überhaupt bei dem Verlaufe des Krieges von 1857—1860 eine Reihe von Zügen erkennbar, die mit den jetzigen Ereignissen große Aehnlichkeit haben?

Nach 1860 trat China in eine Periode äußerer Ruhe, wenn es auch im Innern durch den Taiping-Aufstand 1851—1865, die mohammedanischen Erhebungen in Jünnan 1857—1872 und Ostturkestan 1856—1878, sowie durch den seit 1862 in der Dsungarei und dem Nordwesten wüthenden Dunganen-Aufstand schwer erschüttert wurde. Immerhin zeigte eine ganze Reihe von Vorfällen in den verschiedensten Theilen des Reiches, dass der Gegensatz gegen die Europäer nicht schlummerte, sondern im Gegentheil durch die kriegerischen Ereignisse seit 1840 erheblich verstärkt war. Der Hass der Chinesen gegen die Fremden entlud sich naturgemäß auf die ihnen am nächsten auf den Leib rückenden, isoliert im Innern wohnenden und oft recht scrupellosen Missionäre. 1868 erschienen die Engländer wegen Belästigung ihrer Missionäre und sonstigen Unterthanen vor Nanking und Formosa; 1870 fand am 21. Juni jene jetzt wieder in düstere Erinnerung zurückgerufene blutige Christenmetzelei in der damals schon fremdenreichen, aber daher auch fremdenfeindlichen Stadt Tientsin statt, wie nun wieder nach 30 Jahren; 1875 drohte ein englisch-chinesischer Krieg wegen Jünnan, 1876 ein Conflict mit Deutschland wegen der räuberischen Ueberfälle auf ein deutsches Schiff. Inzwischen musste die chinesische Regierung wiederum dem europäischen Handelsbedürfnis zahlreiche Vertragshäfen öffnen, 1876 Kiungtschou auf Hainan, 1877 Itschang, Wuhu, Tatung, Ankang, Schaschi, Wusu, Lukon und Tschungking am Jangtsekiang, Wentschou in Tschekiang und Pakhoi gegenüber Hainan, und der Einfluss der Fremden, sowie der Hass gegen sie stieg immer mehr. Als dann Russland 1882 Kuldscha, das es seit 1871 für China verwaltet hatte, aber behalten wollte, wieder herausgeben musste, nachdem 1881 zeitweise ein Krieg zwischen beiden Mächten gedroht hatte, glaubten die Chinesen sich den Europäern gewachsen oder überlegen. Das erfuhren die Franzosen bei ihrem Bemühen, das östliche Hinterindien zu erwerben, was ihnen zwar gelungen ist, aber erst nach vierjährigen schweren Kämpfen 1882—1885.

Im Jahre 1886 folgten dann die Unruhen gegen die Missionäre in der Provinz Szetschwan, 1889 ein Aufstand gegen die Fremden in Tschinkiang, Fokien und Canton; er gieng 1891 in eine allgemeine große Bewegung gegen die Christen über, die besonders am Jangtsekiang, in Nanking, Wuhu, Tanjang, Wusu, aber auch in Hankau, Kiukiang und Itschang ziemlich gleichzeitig ausbrach, angeblich angefacht durch die seitens des Hofes [illegible] begünstigte Vereinigung der Kolao. Ebenso wurde im Norden Chinas bei [illegible] in der Nähe der mongolischen Grenze ein gegen die Mongolen gerichteter Aufstand auf die Christen der Provinz Tschili [illegible]

Eine ganz besonders starke Steigerung aber erfuhr der Fremdenhass durch den Krieg mit Japan [illegible] die ehemalige

Wuth über die unerwarteten Niederlagen, die Erkenntnis der eigenen militärischen Schwäche, der Verlust der Insel Formosa und das Auftreten der europäischen Mächte nach dem Kriege wirkten bei den Chinesen alle in derselben Richtung zusammen. Zwar widersetzten sich Deutschland, Frankreich und Russland gemeinsam der beabsichtigten Einverleibung der Halbinsel Liautung in das japanische Reich, dafür aber nahm Russland selbst von Port Arthur Besitz, England ließ sich den von den Japanern genommenen chinesischen Kriegshafen Weihaiwei, 1895, abtreten, Frankreich erlangte Grenzconcessionen für Yünnan, und Deutschland nahm endlich 1897 Kiautschau. Es ist auch zur Genüge bekannt, wie außerdem dem chinesischen Reiche zahlreiche Eisenbahnbauten abgetrotzt wurden, unter denen die wichtigste die russische Bahn von dem Argun durch das Stammland der Mandschu nach Port Arthur und Dolnij ist, die zweitwichtigste die zur Verbindung von Peking und Hankau am Jangtsekiang bestimmte. Landconcessionen traten zu, die Deutschen erwarben solche zu Hankau, die Engländer erweiterten ihren Festlandbesitz gegenüber Hongkong, und neue Vertragshäfen, wie Schanhaikwan an der Bahn Taku-Mandschurei und einige im Süden, kamen hinzu.

So flammte der Hass gegen die „fremden Teufel", zu denen jetzt auch die Japaner gerechnet wurden, bald immer heftiger auf; auf die Unruhen in Hupe 1893 folgten 1895 solche in Honan, Yünnan, Kwangtung, Fokien; 1897 gab die Ermordung deutscher Missionäre in Schantung Veranlassung zur Besetzung des „Pachtgebiets" von Kiautschau und in den letzten Jahren haben Unruhen bald diesen, bald jenen Theil des großen Reiches ergriffen, bis sie sich endlich in der großen Bewegung vereinigten, die heute offenbar das ganze Reich in Mitleidenschaft zu ziehen scheint und wohl als eine Reaction der mongolischen Rasse gegen die Europäer zu betrachten ist, zugleich auch als eine solche des Chinesenthums gegen alle übrigen Völker, ferner wohl als ein religiöser Rückschlag gegen die Missionen und das Christenthum überhaupt und vielleicht auch als ein socialer gegenüber der allzu rasch eindringenden europäischen Cultur und der ihr allzu nachgiebigen chinesischen Regierung.

Will man gerecht sein, so läßt sich einer so tiefgehenden und ausgedehnten Bewegung die Berechtigung nicht absprechen. Weckt man einen Menschen, der weiter schlafen will, so wird er unwirsch und schlägt um sich. In diesem Zustande befindet sich aber China.

Die Chinesen wollen gar nicht die Segnungen der europäischen Cultur, sie wünschen weder Eisenbahnen, noch Telegraphen, noch Dampfer ihr Land durchziehen zu sehen; sie wollen in Ruhe gelassen sein und als Nation das behagliche Leben der Wunschlosigkeit weiter träumen. Sie halten bekanntlich die europäische Cultur mit Schießpulver, Buchdruck, Elektricität für ein Entwickelungsstadium, über das sie selbst längst hinaus seien, und in der That haben sie in Bezug auf die beiden ersten Gaben der Civilisation nicht unrecht, denn zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als Europäer und Chinesen miteinander wieder in Berührung kamen, war die europäische Cultur der chinesischen nur in wenigen Dingen voraus. Denkt man sich nun ein derartiges Ferment in ein in Erstarrung befindliches Volk geworfen, so wird natürlich sehr rasch Gährung und Unruhe erzeugt. Seit Jahrzehnten bemühen sich aber die Europäer, den Chinesen alle ihre Herrlichkeiten, ihre technischen Fortschritte, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Religion und gesammte Cultur aufzudrängen. Sie schicken christliche Sendboten in das Innere, lassen den Chinesen eine ihnen gänzlich unverständliche Religion der Nächstenliebe und Selbstverläugnung predigen, veranlassen eben diese Missionäre, ein wenig politische Propaganda zu machen, und wundern sich dann, wenn die oft ungeschickten politischen Pionniere von der erzürnten Bevölkerung todtgeschlagen werden. Dann folgen politische Forderungen, meist mit dem Ziel erhöhter Zulassung der Missionäre, neue politische Propaganda derselben und schließlich ein neuer Volksaufstand. Es mag zugegeben werden, dass diese unheilvolle Thätigkeit besonders auf Rechnung der englischen und amerikanischen Missionäre zu setzen ist, aber das chinesische Volk schert natürlich alle über einen Kamm, und so büßen die Unschuldigen mit den Schuldigen. Man sage nicht, dass es nothwendig oder auch wünschenswert sei, China mit der Zeit der höher stehenden christlichen Religion zu gewinnen. Gerade diese Superiorität des Christenthums leugnen die Chinesen genau so, wie wir die des Buddhismus oder der Lehren des Confucius bestreiten, und man stelle sich einmal vor, dass China buddhistische Priester zu Zwecken der religiösen oder gar politischen Propaganda nach Europa schicken wollte: wenn sie nicht von den höheren Classen ausgewiesen würden, das niedere Volk würde sie steinigen. Ueberdies ist der Fortschritt des Christenthums und der europäischen Cultur in China überhaupt verschwindend, und das einzige, was die Chinesen sich ziemlich rasch angeeignet haben, ist das Verständnis für den Wert moderner Geschütze und Kriegsschiffe, wie die [illegible] bei Tientsin und Taku bewiesen haben.

Fassen wir [illegible]

gegen die fremden Einflüsse immer kräftiger. Je mehr Zugeständnisse China abgetrotzt wurden, desto heftigere Gegenschläge erfolgten, Rückströmungen, die nachgerade so stark geworden sind, dass sie die Dynastie bedrohen und das Reich erschüttern. Denn es scheint in der That in Nord-China vollkommene Anarchie zu herrschen, weshalb sich auch die Vicekönige von Mittel- und Süd-China zu einem losen Bunde zusammengeschlossen haben.

Im ersten Zusammenstoß mit den Europäern verlor China nur die Insel Hongkong und musste 1840 vier südliche Vertragshäfen öffnen, im zweiten verstand es sich 1860 schon zur Abtretung einer ganzen Provinz, des Amurlandes, ließ europäische Gesandte in Peking zu und öffnete drei nördliche und drei Jangtse-Häfen. Nach weiteren zwanzig Jahren, zu Anfang des neunten Jahrzehntes, gieng ein südliches Nebenland, Tongking und Annam, an Frankreich verloren, und nach dem vierten Kriege, 1894/95 mit Japan, büßte China Formosa an Japan, Theile von Liautung an Russland, Weihaiwei an England und Kiautschau an Deutschland ein. Die Entwickelung beschleunigte sich also von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und nimmt in neuester Zeit große Geschwindigkeit an. Ueberdies kommen immer mehr Mächte in Berührung und in kriegerische Verwickelung mit China. 1840 war es nur England, 1856 bis 1860 England und Frankreich, daneben aber schon als Zuschauer Russland und die Vereinigten Staaten, 1894 Japan und jetzt außer diesem und den Vereinigten Staaten alle europäischen Großmächte, insbesondere Deutschland, also kurz gesagt, alle überhaupt einflussreichen Staaten der Erde, auch Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, zu denen ein Gegensatz bisher nicht bestanden hatte. Daher gewinnt die Angelegenheit allmählich den Charakter eines Rassenkampfes zwischen der mongolischen und der kaukasischen Rasse, eines Kampfes, der auf die Dauer nicht ausbleiben konnte und der schwerste auf der Erde sein dürfte. Er wird voraussichtlich das zwanzigste Jahrhundert beherrschen und deshalb so großartige Dimensionen annehmen müssen, weil jede der Rassen sich der anderen durchaus überlegen glaubt, und rund 900 Millionen Menschen dabei betheiligt sein werden. Es scheint, als ob er bereits begonnen habe, und es zeigen sich auch bereits alle charakteristischen Merkmale, die zu erwarten sind. China ist im Vortheil durch die Geschlossenheit seines Gebietes und Einheitlichkeit seiner mit den Nebenländern 400 Millionen doch weitaus überschreitenden Menschenmenge, Europa dagegen uneinig, in sich zersplittert und überdies eifersüchtig auf Nordamerika. Dennoch fällt gegen China in die Wagschale die geringe Kriegstüchtigkeit und die Unbekanntschaft, ja absichtliche Absperrung gegen europäische moderne Hilfsmittel.

Wie nun das Ergebnis werden wird, wer vermag es zu sagen? Schließlich dürfte doch wohl die kaukasische Rasse sich als überlegen erweisen. Dennoch wird es der Anspannung aller Kräfte der Europäer und Nordamerikaner bedürfen, um diesen Bissen zu verdauen, und es wird nicht auf einmal möglich sein, China über den Haufen zu werfen. Daher halte ich auch den gegenwärtigen Krieg nur für eine kurze, bald wieder zu schließende Episode und bin der Meinung, dass China zu einer Theilung noch nicht reif ist, oder vielmehr, dass die Mächte zur Verspeisung Chinas noch nicht kräftig genug sind. Dass diese aber eines Tages erfolgen wird, wenn auch vielleicht erst in Generationen, das dürfte wohl zweifellos sein, und ich bin nicht der Meinung H. Schumachers, dass „keine Macht der Erde es wagen würde, auch nur wenige Dutzend von Millionen Chinesen ihrer Herrschaft zu unterstellen". Bei weiterer, rasch fortschreitender Entwickelung werden wir dieses Schauspiel sogar bald sehen, ja die Grundlinien sind dafür bereits gezogen: denn es wird hierbei natürlich wieder nach der in Afrika erprobten Hinterlandstheorie verfahren werden: wer die Küsten hat, dem gehört das Hinterland. Dazu sind nun aber bereits Ansätze vorhanden, und sie scheinen mir die weitere Entwickelung vorzuzeichnen: wird doch schon von europäischen Interessengebieten in China geredet, und sind doch schon zum Beispiel auf P. Langhans' neuer Kriegskarte gewisse Einflusssphären farbig bezeichnet. Zu unterscheiden sind bereits die russische in der Mandschurei, die deutsche in Schantung, die japanische in Tschekiang, Fokien und Kiangsi, die französische in Kwangtung, Kwangsi und Yünnan; dazwischen fällt die britische im Thale des Jangtsekiang. Die russische dürfte etwa 7½, die deutsche 25, die japanische 36, die französische 47 Millionen Menschen umfassen, doch sind dabei außer Yünnan und Kiangsi nur die Küstenprovinzen gerechnet und überhaupt nicht Tschili und Kiangsu mit 19, beziehungsweise 21 Millionen Bewohnern. Mit der Zeit wird es bei geregelter Verwaltung doch wohl gelingen, derartige Gebiete in Frieden und Ruhe zu erhalten, wie Tongking und Annam mit ihren zusammen 16 Millionen Einwohnern. Dass es über die Ausdehnung der Interessensphären nach dem Innern mit der Zeit zu Reibungen, vielleicht zum Kriege kommen wird zwischen den Großmächten, [illegible] ist wohl durchaus wahrscheinlich, allein [illegible] Zeit gehen, dass jede Macht, die [illegible] Handelsgebietes nicht zugreift, [illegible] der Großmächte streichen [illegible]

# Die Herkunft des Todes und die Lebensdauer der Thiere.

(Schluss.)

Für Weismanns Theorie, dass es auf die Erzeugung von Nachkommenschaft ankommt, spricht zunächst eine große Menge Thatsachen aus dem Leben niederer Thiere. Die schon vorher erwähnte Eintagsfliege benutzt die kurze Zeit ihres Daseins als reifes Geschöpf ausschließlich zur Begattung und der unmittelbar darauf folgenden Eiablage, sie frisst in diesem Zustande nicht einmal mehr, ja sie besitzt ebenso wie manche reife Gallenläuse überhaupt keine zu diesem Zweck tauglichen Mundtheile. Der gewaltige Hirschkäfer braucht als Larve fünf bis sechs Jahre zu seiner Entwickelung und lebt dann als geschlechtsreifes Thier nur etwa vier Wochen, während welcher er nur geringfügige Mengen von Nahrung aufnimmt. Von ähnlich kurzer Lebensdauer als vollkommene Insecten sind die Maulwurfsgrille, das Heupferd, der Lindenschwärmer u. a. In den Fällen, wo die Weibchen ihre sämmtlichen Eier in großer Menge gleichzeitig ablegen, wie z. B. bei den Eintagsfliegen und manchen Schmetterlingen, ist der unmittelbar darauf eintretende Tod auch leicht zu verstehen: er erfolgt offenbar durch Erschöpfung.

Noch deutlicher wird die Beziehung der Lebensdauer zur Fortpflanzung da, wo sie je nach dem Geschlecht verschieden ist. Im großen ganzen haben die Weibchen ein längeres Leben als die Männchen. So besitzen z. B. die männlichen Räderthiere, die nur ungefähr halb so groß wie die Weibchen sind, überhaupt keinen Darm, und ebenso ist es bei manchen Krebsthieren und bei der Reblaus. Ferner kommt ein katastrophenartiger Tod ebenso wie bei den Weibchen nach der Eiablage auch bei den Männchen nach der Begattung durch Erschöpfung oder durch eine Art Nervenschlag vor, wie er nach großer nervöser Aufregung durch Zorn oder Freude auch bei Menschen beobachtet worden ist. So stirbt die Bienendrohne im Begattungsacte selbst, und ihr Tod kann nach den Mittheilungen eines der kundigsten Bienenforscher, von Berlepsch, schon dadurch allein herbeigeführt werden, dass man das Thier während des sogenannten „Vorspiels“ einfach berührt oder es ganz frei in der Luft hält. Die Drohne ist dann sofort todt wie vom Schlage getroffen. Kommt sie hingegen nicht zur Begattung, so kann sie vier Monate lang ausdauern. Durch die vollzogene Begattung hat eben das Männchen seine Verpflichtungen gegen die Art erfüllt, und sein Leben hat für sie kein Interesse mehr. Aber auch das Umgekehrte kann vorkommen. So verenden die Weibchen der Sackträger, einer gewissen Schmetterlingsfamilie, kurz nach der Eiablage, nur 24 Stunden nach rechtzeitig erfolgter Begattung, während sie unbegattet bis über eine Woche lang auf das Männchen wartend ausdauern können. Das letztere hingegen lebt mehrere Tage, weil es das in der bereits von der Raupe aus Blättern verfertigten Hülle verborgene, madenförmige Weibchen mühsam aufsuchen muss und dazu längere Zeit braucht.

Die im allgemeinen längere Dauer des weiblichen Geschlechts läßt sich aus verschiedenen Umständen erklären, die nach der Art wechseln. Während bei den Eintagsfliegen sämmtliche Eier auf einmal und schon ehe das Insect seine letzte Haut abgestreift hat, reif sind, während diese Eier in das Wasser abgelegt werden, reifen bei anderen Insecten die Eier erst, nachdem die Verwandlung vollendet ist, und zwar einzeln oder partienweise. So ist es immer dann, wenn entweder während des Larvenlebens nicht genug Material aufgespeichert werden konnte, oder wenn etwa die Larve auf eine mehr oder minder seltene Pflanze angewiesen ist, die das Weibchen erst aufsuchen muss.

Von besonderem Interesse dürften aber hier die gesellschaftlich lebenden oder sogenannten staatenbildenden Insecten, in erster Linie die Bienen und Ameisen sein. Wie die Drohnen dauern auch die Ameisenmännchen nur kurze Zeit, es gelang nie, sie länger als ein paar Wochen am Leben zu erhalten, während Weibchen in der Gefangenschaft dreizehn, Arbeiterinnen sieben Jahre lebten und die Bienenkönigin bis zu fünf Jahren aushält.

Offenbar muss ja eine lange Fortpflanzungszeit und die damit verbundene große Fruchtbarkeit gerade bei den Insecten für die Erhaltung der Art von umso größerem Vortheil sein, als diese Thiere mehr als andere Verfolgungen ausgesetzt sind. Es fragt sich deshalb, warum wir eine solche Verlängerung der Lebensdauer des weiblichen Geschlechts wie bei den staatenbildenden nicht auch bei anderen Insecten finden. Offenbar deshalb, weil die Fähigkeit, lange zu leben, nutzlos wird, wenn thatsächlich doch alle Individuen viel früher ihren Feinden zum Opfer fallen. Bei den Honigbienen und bei den Ameisen leben die Weibchen geschützt in dem Bau, den sie mit Ausnahme des Hochzeitsfluges nicht verlassen, und werden hier von den Arbeiterinnen ernährt, bei anderen Hautflüglern dagegen, bei den Wespen, wo die Weibchen am Bau der Zellen und am Eintragen von Nahrung theilnehmen und damit einer bedeutend größeren Gefährdung durch Feinde ausgesetzt sind, beträgt ihre Lebensdauer nur ein Jahr. Auf dieselbe Weise dürfte sich auch das kurze Leben der Arbeiterinnen erklären, obwohl diese als Ernährer des Stockes und Pfleger der Brut einen hohen Wert für die Art besitzen, einen Wert, der die Verlängerung des Lebens bei den Weibchen vieler anderer Insectenarten nothwendig macht.

Was hier zunächst für die Insecten ausgeführt wurde, weil bei ihnen einerseits die Verhältnisse am durchsichtigsten sind, andererseits auch die genauesten Angaben über die Lebensdauer vorliegen, das gilt nun allem Anschein nach auch für die höheren Geschöpfe. Selbst kleinere Singvögel leben verhältnismäßig lange, acht bis achtzehn Jahre, Raben sollen in der Gefangenschaft bis hundert Jahre ausgehalten haben, und dies wird verständlich, wenn man bedenkt, dass einerseits ihre Fruchtbarkeit wegen ihres auf den Flug berechneten Körpers gering, ihre Eier und ihre Brut mannigfachen Gefahren ausgesetzt sind und die Jungen, wenigstens bei Nesthockern, einer ziemlich langen Pflege und des Unterrichtes bedürfen. Wo aber die Fruchtbarkeit größer ist, wo die Jungen im ausgebildeten Zustande dem Ei entschlüpfen, wie bei den Hühnervögeln, da sind wieder die der Brut drohenden Gefahren umso größer. Ueberhaupt sind ja die Vögel in ihrer frühesten Jugend viel mehr Fährlichkeiten ausgesetzt als die Säugethiere, deren Entwickelung im mütterlichen Körper vor sich geht, und die eben deshalb in der Lebensdauer hinter den gleich großen Vögeln zurückstehen. So wird beispielsweise der Steinadler, der im Gewichte etwa zwischen dem Hasen und dem Fuchs steht, hundert, die beiden genannten Säuger werden nur zehn, beziehungsweise vierzehn Jahre alt.

Somit würde also eine lange Lebensdauer ihrer Angehörigen im reifen Zustande nur unter den bezeichneten Verhältnissen im Interesse der Art liegen, im übrigen wäre es vortheilhaft, namentlich die Entwickelung so sehr wie möglich zu beschleunigen, um die Thiere schnell zur Fortpflanzung gelangen zu lassen. Es fragt sich also weiter, wie die Länge der Entwickelung, beziehungsweise die der Jugendzeit bei vielen Thieren zu erklären ist. Ueber die erstere geben uns die Verhältnisse bei den Insecten Auskunft. Hier zeigt sich nämlich deutlich, dass die Länge des Larvenlebens von der Beschaffenheit der Nahrung und der Schwierigkeit ihrer Herbeischaffung abhängt. So ist zum Beispiel die Bienenlarve, welche bekanntlich mit sehr nahrhaften Stoffen von den entwickelten Bienen gefüttert wird, wenn sie zur Arbeiterin werden soll, bereits nach sechs, wenn zur Königin, die besseres Futter erhält, sogar schon nach fünf Tagen erwachsen, und die längere Dauer bei der Drohnenlarve — acht Tage — erklärt sich einfach durch die bedeutendere Größe des Thieres. Dahingegen lebt die Eintagsfliegenlarve, welche selbst mit Mühe für ihr Fortkommen sorgen muss, drei Jahre als solche, und ungefähr ebenso lange dauert die Wachsthumszeit bei der Holzwespe und dem Weidenbohrer, die auf den wenig nahrhaften Holzstoff angewiesen sind. Was aber die Jugendzeit angeht, so ist diese unter sonst gleichen Umständen im allgemeinen umso länger, je größer das betreffende Thier im erwachsenen Zustande ist. Viele Insecten schreiten, wie wir gehört haben, schon unmittelbar nachdem die Puppenhülle abgestreift ist, zur Fortpflanzung, die Maus, die nackt und blind auf die Welt kommt, ist dennoch schon nach etwa zweieinhalb Wochen befähigt, selbständig auf Nahrungserwerb auszugehen, und bringt in demselben Jahre, wo sie geboren wurde, schon wieder Junge hervor, der Elephant wird hingegen erst mit vierundzwanzig Jahren geschlechtsreif. Theilweise hängt dies wohl damit zusammen, dass die ernährenden Flächen des Thieres mit seiner Größe nur im Quadrat, seine Masse aber im Cubus zunimmt. Denn daraus folgt, dass, je größer ein Thier ist, es auch umso schwieriger und langsamer einen Ueberschuss von Nahrung über den Verbrauch hinaus verarbeiten und demnach sich auch nur umso langsamer fortpflanzen kann. Ausnahmslos ist aber auch diese Regel nicht, denn wie sollte man sich sonst die frühe Geschlechtsreife des Pferdes erklären? Auch hier dürften also wieder Nützlichkeitsgründe walten, es möchte zum Beispiel in Betracht kommen, dass die Fohlen im wilden Zustande mehr Gefahren ausgesetzt sind, als das von seiner gewaltigen Mutter beschützte Elephantenkalb.

Wenn wir demnach immer wieder dazu geführt werden, die Lebensdauer mit Weismann als eine Anpassungserscheinung aufzufassen, so liegt die Frage nahe, ob nicht am Ende der Tod, der ja doch nur die natürliche Grenze des Lebens darstellt, selbst auch nur auf einer solchen Anpassung beruht. In der That ist Weismann zu dieser Auffassung gekommen. Es gibt nämlich eine große Reihe niederster, nur aus einer Zelle bestehender Geschöpfe, welche sich dadurch vermehren, dass ihr Körper nach völligem Heranwachsen durch Einschnürung in zwei gleich große Stücke zerfällt, an denen sich dann derselbe Vorgang mehrfach wiederholt. Hier gibt es also keine Leiche, es bleiben von keinem Exemplar todte Reste zurück, und hieraus glaubt Weismann folgern zu sollen, dass es bei diesen einzelligen Wesen auch keinen natürlichen Tod gibt, dass sie unsterblich sind. Der Tod hat sich nach ihm erst mit dem Augenblick herausgebildet, als in den Geschöpfen die Sonderung in Geschlechtszellen, die nur der Fortpflanzung dienen, und in Körperzellen eintrat, welche mit der Fortpflanzung nichts zu thun haben. Denn von da an genügte es, wenn nur ein Ei befruchtet wurde und sich entwickelte, damit war das Bestehen der Art gesichert, die übrigen Zellen konnten zugrunde gehen. Oder, um mit Weis-

manns eigenen Worten zu reden: „Bei einzelligen Thieren war es nicht möglich, den normalen Tod einzurichten, weil Individuum und Fortpflanzungszellen noch ein und dasselbe waren, bei den vielzelligen Organismen trennten sich somatische und Propagationszellen, der Tod wurde möglich, und wir sehen, dass er auch eingerichtet wurde.“

Diese Anschauung, die ja auf den ersten Blick viel Bestechendes hat, ist dennoch auf starken Widerstand gestoßen, selbst bei solchen Forschern, welche Weismanns sonstigen Ausführungen Beifall zollten.

Die Frage, ob man das Charakteristicum des Todes in dem Vorhandensein einer Leiche oder darin erblicken will, dass das einzellige Geschöpf mit seiner Zweitheilung seine Individualität aufgibt, scheint freilich vorderhand ziemlich untergeordneter Natur zu sein. Denn es macht zunächst den Eindruck, als ob hier nur ein Begriffsstreit vorläge. So sagt denn auch Weismann: „Stellen wir uns eine Amöbe — eben ein solches einzelliges Geschöpf — mit Selbstbewusstsein begabt vor, so würde sie bei ihrer Theilung denken: ‚ich schnüre eine Tochter von mir ab‘, und ich zweifle nicht, dass jede Hälfte die andere für die Tochter und sich selbst für das ursprüngliche Individuum ansehen würde.“

Nun ist es jedoch keineswegs festgestellt, ob die Theilung jener einzelligen Wesen bis in die Unendlichkeit fortgehen kann, ohne dass jemals todte Theile in dem Entwickelungsgange übrig blieben. Bei den genauer studierten einzelligen Geschöpfen hat man nämlich immer gewisse, zwischen die Theilungsprocesse eingeschaltete und, wie es scheint, für die ungestörte Fortentwickelung unumgängliche Vorgänge beobachtet, die hier auseinanderzusetzen zu weit führen würde, bei denen einzelne Theile absterben und ausgeschieden werden.

Aber selbst wenn wir die Möglichkeit offen halten, dass wirklich Wesen vorkämen, bei denen die Theilung sich unendlich oft wiederholt, dann bleibt doch immer die Thatsache bestehen, auf die schon früher aufmerksam gemacht wurde, dass alles Leben in einer fortwährenden Vernichtung und Neubildung kleiner Theile beruht. Die vernichteten sind dann eben die von Weismann vermissten Leichentheile. Demnach stirbt also die Amöbe in ihren einzelnen Bestandtheilen in jedem Augenblick ebenso, wie es jedes höhere Thier und jeder Mensch ebenfalls thut, ihre lebendige Substanz geht in einemfort zugrunde, um ebenso wieder von neuem zu entstehen, und es handelt sich also in der Definition des gemeinhin als Tod bezeichneten Vorganges nicht um das Vorhandensein von Leichentheilen, sondern nur um die Vernichtung des Individuums als solchen. Mag die Amöbe bei ihrer Durchschnürung denken was sie will, sie ist nach der Theilung nicht mehr vorhanden, sondern zwei neue Amöben sind an ihre Stelle getreten und setzen das Leben fort. Denn das Leben selbst als Bewegungscomplex ist allerdings ewig. Nicht als ob es zeitlich ununterbrochen sein müsste. Zwar ist auch dies behauptet und von Autoritäten wie William Thomson und Helmholtz verfochten worden, nach denen die Erde dereinst durch Keime bevölkert wurde, welche, getragen von Meteoren, von anderen Himmelskörpern auf sie gelangten. Und auch Preyer hat sich, wenngleich in anderer Weise, für die Continuität des Lebens ausgesprochen. Aber mag man auch diese Hypothesen zurückweisen, mag man annehmen, dass das Leben, wie es auf unserer Erde vor Jahrmillionen entstanden ist, als sich in ihrer Entwickelung die nöthigen Bedingungen einstellten, dass es ebenso mit dem einstigen Aufhören dieser Bedingungen in ferner Zukunft wieder erlöschen werde, wir können dessen gewiss sein, dass zu jenen Zeiten auf anderen Weltkörpern neues Leben keimen wird, sowie solche anderen Weltkörper auch in unseren Tagen sicherlich lebende Geschöpfe beherbergen. Ob sie den uns allein bekannten irdischen Organismen gleichen, wer kann es wissen? Aber die Anschauung, die die winzige Erde und ihre Bewohner, die vor allem den Menschen in den Mittelpunkt des Weltalls setzt und ihn als dessen wichtigsten Theil verherrlicht, die sich sogar vermisst, Gott nach dem Bilde des Menschen zu formen, diese theils aus Hochmuth, theils aus Kurzsichtigkeit entsprungene Anschauung, sie findet heute — wenigstens in der Naturwissenschaft — keinen Raum mehr.

Weilburg. A. Kirnitz [illegible].

---

## Das Zeppelin'sche Luftschiff.

Am 6. Februar 1896 hielt der Generallieutenant z. D., Graf Zeppelin, General à la suite Sr. Majestät des Königs von Württemberg, unter außerordentlich zahlreicher Betheiligung technischer Kreise im württembergischen Bezirksverein des Vereines deutscher Ingenieure in Stuttgart einen Vortrag über ein von ihm projectiertes Luftschiff. Se. Majestät der König Wilhelm II. von Württemberg selbst war mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, unter anderen dem Kriegsminister Freiherrn Schott von Schottenstein, Finanzminister Dr. v. Riecke, dem preußischen Gesandten Geheimen Rath Dr. v. [illegible] erschienen, um der [illegible] des kühnen Projectes [illegible] seine hervorragenden [illegible] nicht satt zu lauschen.

Seinen Ausführungen entnehmen wir, dass der erste Ansporn zur Projectierung eines eigenen Luftschiffes durch die Ueberzeugung von der Existenz eines in Frankreich schon vorhandenen lenkbaren Luftschiffes in ihm entstanden war.

Es ist dies das von Renard entworfene Fahrzeug „Le Général Meusnier“, welches eine Länge von 70 Metern bei einem Durchmesser von 13 Metern besitzt. In diesem Aërostat sind alle Erfahrungen niedergelegt, welche in den letzten zehn Jahren in dem vom Staate reich subventionierten Versuchsetablissement von Meudon gemacht worden sind, und in der Möglichkeit, dass Frankreich bereits ein brauchbares Luftfahrzeug besitzt, liegt nach des Vortragenden Ansicht der Ansporn, auch in Deutschland in dem Bestreben nach einem ebenso wertvollen Besitz nicht zu ermatten.

Behufs Realisierung dieses Problems wurde die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ gegründet. Zu seiner technischen Verwirklichung desselben war es in erster Linie nothwendig, Finanzkräfte zu gewinnen, nachdem die zur Durchführung erforderlichen Mittel mit einer Million Mark in Anschlag gebracht wurden. Graf Zeppelin befand sich dem Vernehmen nach in der angenehmen Lage, selbst 400.000 Mark für sein Werk zeichnen zu können. Das Uebrige wurde durch die obenerwähnte Gesellschaft mittels Actien gedeckt.

Mit dem eigentlichen Bau des Ballons wurde zu Anfang des vorigen Jahres in Manzell am Bodensee begonnen. Die Rücksicht darauf, dass ein so langgestreckter Ballon wie dieser Zeppelin'sche ohne Schädigung nur mit dem Winde aus einer Halle herauszubringen ist, veranlasste den Grafen zum Baue einer riesigen Montierungshalle auf dem See. Nach den Entwürfen des Bauraths Tafel aus Stuttgart und des Vorstandes der „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ Ingenieur Kübler und vom Hofwerkmeister Hangleiter ausgeführt, erhielt der äußere Bau dieser größten bis nun gezimmerten Ballonhalle eine Länge von 142 Metern, eine Breite von 23·4 Metern und eine Höhe von 20·5 Metern. Auf dem Dache ist eine kleine Plattform, von der man eine herrliche Aussicht über die Ufer des Bodensees genießt. Der Tiefgang dieses Bauwerkes ist 80 Centimeter. Es ruht auf 51 hölzernen, vollständig geschlossenen und in 2 Reihen dicht aneinandergestellten Pontons von 1·45 Metern Höhe, 4 Metern Breite und 6 Metern Länge. In seine Langseiten sind elf große Fenster eingeschnitten, um volles Licht in das Innere einzulassen. Die Halle läuft zur Verminderung des Winddruckes vorne spitz zu und kann, um Unberufenen den Einblick zu verwehren, hinten durch einen Vorhang abgeschlossen werden. In der Spitze befinden sich die Bureaux und die Magazine, auch ein Unterkunftsraum für eine Anzahl Arbeiter, die nachts als Wache hier verbleiben. Um den ganzen Bau läuft ein etwa einen Meter breiter Umgang, der sich vorn an der Spitze zu einer etwas breiteren Plattform erweitert. Dass ein so gewaltiges Gebäude, das den Winden — und diese sind auf dem Bodensee oft von unheimlicher Stärke — eine so große Angriffsfläche darbietet, gut verankert sein muss, ist selbstverständlich; doch hatte es sich, trotzdem dies mit aller Sorgfalt geschehen war, einigemale von seiner starken Befestigung gelöst und wurde von dem Winde fortgetrieben, jedoch bald wieder durch Dampfer an seinen alten Platz bugsiert. Nunmehr aber sind Maßregeln getroffen, die ähnlichen Vorkommnissen mit fast absoluter Sicherheit vorbeugen. Es wurde nämlich ein Cementblock von etwa 4000 Kilogramm Gewicht in eine Tiefe von 22 Metern versenkt; mit ihm zugleich zwei je 2500 Kilogramm wiegende Schiffsanker, die an circa 80 Meter langen Stahltrossen den Betonklotz selbst wieder verankern und dadurch ein Abschleppen desselben, selbst bei heftigem Sturm, verhindern. Für alle Fälle, das heißt, wenn auch diese Vorrichtung nachgeben sollte, sind an der Plattform zwei riesenhafte Anker derart aufgehängt, dass sie augenblicklich unter dem geringsten Kraftaufwand in den See hinabgelassen werden können.

Das Luftschiff Zeppelins selbst besteht aus einem Aluminiumgerippe von 128 Metern Länge; der vierundzwanzigeckige Querschnitt des Ballonkörpers hat 11·6 Meter Durchmesser und beträgt 103·56 Quadratmeter. Die Gesammtwiderstandsfläche, projiciert auf eine Verticalebene, beläuft sich auf 110·449 Quadratmeter. Die Construction ist in Gitterwerk mit stählernen Spanndrähten ausgeführt. Sechzehn senkrecht stehende, je 8 Meter von einander entfernte Ringe bilden die Stützen desselben. Sie sind nicht kreisförmig, sondern bilden, wie oben erwähnt, regelmäßige Polygone von 24 Ecken. Ihre Gestalt wird fixiert durch zahlreiche im Innern gespannte, starke Aluminiumdrähte, die von einem centralen Kreise ausgehen, ähnlich wie die Speichen der Fahrräder. Die Ringe sind durch horizontal liegende Stäbe fest miteinander verbunden. So entstehen 17 Abtheilungen. Um das Gerippe herum wird äußerlich ein Maschennetz aus starken Schnüren gelegt, die aus Chinafasern — sogenannter „Ramie“ — einem äußerst zähen, aber leichten Stoff, gefertigt sind. Der Ballon erhält auch im Innern, der Peripherie und beiden Seiten der Ringflächen folgend, ein solches Netz. An[illegible] des im Jahre 1884 bis 1885 hoch-

gelassenen Luftschiffes Renard-Krebs soll sich ein gewisses Stampfen bemerkbar gemacht haben, welches auf die longitudinalen Schwingungen des Ballons, beziehungsweise das Wandern des Gases zurückgeführt wurde. Um ein solches zu verhüten, füllte Zeppelin statt eines einzigen großen Gassackes seine 17 Abtheilungen mit 17 Ballons aus. Die Gashüllen derselben bestehen aus einfachem gummiertem Baumwollenstoff, der nach einem neuen Verfahren durch Konjaku besonders gedichtet wurde. Jeder Ballon ist mit einem metallenen Sicherheitsventil versehen. Manöverventile zum Auslassen von Gas haben nur fünf Ballons. Es sind dies mittels Federn geschlossen gehaltene Tellerventile; die Ventilleinen laufen außerhalb der Ballons an den Querwänden entlang in Aluminiumröhren und werden nach Heraustreten aus dem Ballonkörper über Rollen nach den Gondeln geführt.

Auf diese Weise besitzt das Zeppelin'sche Luftschiff entfernte Aehnlichkeit mit dem gleichfalls aus mehreren Ballons bestehenden System Petin, welches in den Sechzigerjahren projectiert wurde.

Die Außenseite des Ballons besteht aus einer Schutzschicht, oben aus Pegamoidleinwand, unten aus leichter, weißer Seide. Diese am Ballonkörper angebrachte Hülle dient nur dazu, ihn äußerlich glatt gespannt zu erhalten und die Construction vor Witterungseinflüssen zu schützen. Nebenbei bietet sie den Vortheil, die Wirkung der Isolation auf die Gasballons durch den mit Luft gefüllten Zwischenraum von etwa 40 Centimetern Dicke zwischen ihr und den Gashüllen abzuschwächen, bezw. durch die im geringen Maße bei der Fahrt dauernd durchfließende Luft fast zu beseitigen. Im Gegensatz zu den bis nun gebauten „lenkbaren Ballons", bei denen die Gondel stets in der Mitte angebracht war, hat Zeppelin zwei Gondeln von sechs Metern Länge, 1·8 Metern Breite und 1 Meter Höhe, welche mit dem Ballongerüste durch vier Stangen und vier Streben starr verbunden sind, angewendet. Sie befinden sich etwa acht Meter unterhalb des Ballons und 32 Meter von jeder Spitze entfernt. Das Gerippe und die Wände der Gondeln sind aus Aluminiumblechen verfertigt und besitzen die Form von Pontons, so dass sie auch auf dem Wasser schwimmen können. Die beiden Gondeln sind durch einen durchlochten Aluminiumsteg von 50 Metern Länge miteinander verbunden. Jede Gondel enthält ihren eigenen Daimler-Gasmotor mit elektrischer Zündung mittels Magnetinductor. Jeder dieser vier cylindrischen Motore entwickelt bei einer Maximaltourenzahl von 700 Umdrehungen in der Minute einen Effect von 16 Pferdestärken. Das Gewicht eines Motors beträgt 325 Kilogramm, was circa 20 Kilogramm pro Pferdestärke ausmacht. Hierin documentiert sich gewiss ein entschiedener Fortschritt im Vergleiche mit den früheren Ballons, denn das Zeppelin'sche Luftschiff ist jenes, welches die meisten Pferdestärken hochbringt. Giffard (im Jahre 1852) verfügte nur über einen Dampfmotor von drei Pferdestärken, Dupuy de Lôme bewegte seinen Ballon (im Jahre 1872) durch Menschenkräfte vorwärts, Tissandier (im Jahre 1883) mit einem elektrischen Motor von $1^1/_2$ Pferdestärken, Haenlein (im Jahre 1872) mittels Lenoirschen Gasmotors von 3·6 Pferdestärken, Renard-Krebs (1884–85) mit Accumulatoren von $8^1/_2$ Pferdestärken und der Oesterreicher Schwarz (1897) mit 12 Pferdestärken gegenüber Zeppelin, der 32 Pferdestärken für die Fortbewegung seines Ballons ausnützt.

Jeder Motor treibt mittels einer festen Transmission mit Zahnradübersetzung zwei vier-, respective dreiflügelige, verhältnismäßig kleine Aluminiumschrauben von 1·15, respective 1·25 Metern Durchmesser. Jede Schraube wiegt 15 Kilogramm und macht 1100 Umdrehungen in der Minute. Sie sind in der horizontalen Achsebene des Ballongerippes, also weit oberhalb der Gondel angebracht. Zur Erhaltung der longitudinalen Stabilität ist die Lastvertheilung im Schwebezustand durch ein 100 Kilogramm schweres Laufgewicht und ein ebenso schweres Balancierseil vorgesehen, welche sich auf dem die beiden Gondeln verbindenden Aluminiumsteg auf Schienen hin und her bewegen. Am Ballonkörper sind zwei Steuerapparate angebracht, und zwar ist der eine als ein Verticalsteuer vorne oberhalb und unterhalb der Spitze, der zweite ebenfalls als Verticalsteuer hinten seitlich angebracht.

Zur Füllung des 11.300 Cubikmeter fassenden Balloncomplexes verwendete man Wasserstoffgas, welches in Gasflaschen in comprimiertem Zustande in Staßfurth erzeugt wurde. Die Füllung der siebzehn Ballons geschah von einer Längsseite des schwimmenden Schuppens aus, welche mit einem Röhrensystem versehen ist. Schon die gleichzeitige Füllung dieser siebzehn Ballons stellt sich uns als ein technisches Novum dar und ist trotz der damit verbundenen Fährlichkeiten, dank der getroffenen umsichtigen Vorsorge, glücklich von statten gegangen.

Dies in großen Zügen das Bild des Luftschiffes.

Wie unsere Leser aus der Tagespresse wissen, haben die Versuche mit diesem größten bis nun gebauten Aerostaten am 2. Juli abends mit dem Herausbringen des Floßes, auf welchem der Ballon in der Halle montiert war, begonnen. Dabei war eine nicht leichte Aufgabe — die zweckentsprechende Befestigung des Ballons auf dem Floße — zu lösen. Hierauf wurden erst die Maschinen vorsichtig in Bewegung gesetzt, um alle Frictionen, noch ehe der Ballon in den Lüften war, zu überwinden. Erst dann wurde mit dem Probeaufstieg begonnen. Es herrschte, nach den bisher eingelaufenen Berichten, nur eine Windgeschwindigkeit von etwa 4 Metern per Secunde — was einer äußerst mäßigen Luftströmung entspricht.

Nach den Mittheilungen von Augenzeugen soll der Ballon eine entsprechende Manövrierfähigkeit bewiesen haben. Zu seinem Aufstiegort bei Manzell ist er aber in der Luft nicht zurückgekehrt. Abzuwarten ist die Antwort auf die Frage, ob das Versagen der Steuerung der einzige Grund dafür war. Welche Eigengeschwindigkeit der Ballon überhaupt erreicht hat, darüber stehen die Daten noch aus, und ich behalte mir vor, in einem weiteren Artikel über diese und andere ausschlaggebende Fragen Näheres zu berichten.

Was man aber heute schon sagen kann und was unter allen Umständen von Wert bleibt, ist die Thatsache, dass beim Bau dieses Riesenballons eine Unsumme geistiger und materieller Arbeit niedergelegt worden ist, bei welcher vielfach neue Bahnen gewandelt wurden und neue Gesichtspunkte maßgebend waren. Niemand, der mit der Geschichte unserer technischen Errungenschaften einigermaßen vertraut ist, wird billigerweise verlangen, dass ein so schwieriges Werk mit einem Wurfe gelinge, sowie auch unsere Eisenbahnen einen Entwickelungsgang von vielen Jahren durchgemacht und unsere Kriegsschiffe erst nach Decennien den heutigen Grad der Vollkommenheit erreicht haben.

Jedenfalls kommen alle neuen Erfahrungen, welche beim Bau und Aufstieg dieses interessanten Luftschiffes gemacht worden sind, der Aëronautik in reichem Maße zugute und involvieren dadurch einen Fortschritt. Wollen wir hoffen, dass die Versuche Zeppelins, wenn sie auch noch viele Geldopfer erheischen sollten, unverzagt fortgeführt werden.

Korneuburg, 3. Juli 1900. Hauptmann Hermann Hoernes.

---

# Der Symbolismus in Frankreich.

Die Leser dieser Zeitschrift sind schon solange mit den Namen und Werken der jungen französischen Literatur vertraut, dass ich nicht die Absicht haben kann, ihnen die Hauptvertreter derselben vorzustellen; sie sind an dieser Stelle schon des öfteren besprochen worden. Mir selber war es vor mehreren Jahren vergönnt, in Pariser Briefen an die „Zeit" meine Kameraden gegen das ungerechte Misstrauen unserer Kritik in Schutz zu nehmen und zu würdigen. Die Debutanten, von denen ich damals sprach, sind heute anerkannte Schriftsteller: man denke an Paul Adam, an Remy de Gourmont, an Henri de Régnier! Da man aber heute die liebenswürdige Einladung an mich richtet, die mir so wertvolle Mitarbeit an dieser Zeitschrift wieder aufzunehmen, will ich in einem zusammenfassenden Rückblick, wie er jetzt schon möglich ist, die Ursprünge und die Folgerungen jener so wenig gekannten, so wenig erklärten literarischen Bewegung betrachten, die — mangels eines besseren Schlagworts — Symbolismus genannt wurde.

Nie hat ein Versuch zu einer solchen Confusion im Lob wie im Tadel Anlass gegeben, wie dieser Symbolismus. Man sah viele unklare Theorien, vernahm viele ungerechte Verhöhnungen, und schließlich entpuppten sich fünf oder sechs Männer als Schriftsteller von hohem Werte. Doch welche heillose Verwirrung herrschte, ehe man soweit kam! Ich glaube also die Leser zu interessieren, wenn ich eine ganz kurze Analyse und eine Schlussfolgerung an eine Bewegung knüpfe, zu deren Acteuren ich selbst gehört habe.

Der Symbolismus ist, was man auch gesagt haben mag, nie eine literarische Schule gewesen, sondern er war eine Art Krisis, die sich im moralischen und Empfindungsleben Frankreichs abspielte. Wenn man deren verschiedene Symptome vom höheren zusammenfassenden Standpunkte aus prüft, so muss man anerkennen, dass der Symbolismus in Frankreich direct von den Theorien Hegels, Fichtes und Schellings, der englischen Poesie und den Ideen Wagners abstammt.

Der Symbolismus hat nie eine Schule gebildet. Die Kritik, die die Leute gern leichtherzig katalogisiert, hat es sich einfallen lassen, in einer Generation, in der sich ganz verschiedene Geister parallel enthüllten, eine „Schule" mit Meistern, Schülern, Corpsgeist, Ideensolidarität etc. zu entdecken. Diese falsche Auffassung hat eine Fülle thörichter Ansichten gezeitigt und im Anfang das klare Verständnis aller neuen Ideen, die unter einem unbekannten Impuls in die Erscheinung traten, unmöglich gemacht. Man hat durchaus da eine Schule erfinden wollen, wo es nur junge Leute desselben Alters gab, die sich ohne Parteigeist um zwei Männer gruppierten — Männer, die stets und ständig gerade die absolute Unabhängigkeit, die Verachtung der Schlagworte und der Lehrmethode gepredigt haben: Verlaine und Mallarmé. Paul Verlaine war eine Persönlichkeit für sich, ein ebenso unnachahmbares lyrisches Genie wie Heine oder Schumann, seine geistigen Brüder. Er war ganz Ursprünglichkeit und ganz Empfindung. Er war in keiner Beziehung „intellectuell" und besaß nicht den geringsten theoretischen Geist. Er hat sogar unmittelbar vor seinem Tode die jungen Leute verspottet, die ihn bewunderten, und ihnen ihre philosophischen Complicationen und ihre Neigung für den germanischen und nordischen

Geist zum Vorwurf gemacht. Mallarmé dagegen war — mehr noch als er ein wunderbarer Poet mit nur allzu spärlichen Werken war — ein Aesthetiker, ein Kunsttheoretiker; er hat gewiss seit Baudelaire die meisten neuen Ideen vereinigt und vertieft und lehrte noch nach sokratischer Manier in unvergleichlichen Plaudereien, ohne jemand beeinflussen zu wollen. Auf Mallarmé, den begeisterten Bewunderer der mystischen Metaphysik Hegels, muss man die grundlegenden Ideen des französischen Symbolismus zurückführen. Er für sich allein ist die „symbolistische Schule", wenn man nun einmal dem Schlagwort der Journalisten Rechnung tragen will.

Mallarmé hat versucht, die Grundlagen des Hegelianismus auf die Literatur anzuwenden und aus der „reinen Idee" das Princip des „Bildes" in der Poesie zu machen, indem er eine Reihe von nicht unmittelbaren, sondern allegorischen Darstellungsmitteln schuf, das heißt indem er jede Beschreibung mit Worten ersetzte durch ein System von Analogien und Metaphern, wie die symphonische Musik mit ihren Motiven. Ich resumiere in diesen wenigen Linien den feinen und complicierten Gedanken, dessen Consequenzen Mallarmé bedeutend entwickelt hat. Er hat demselben ein ganzes logisches System des Kunstwerkes entnommen, dessen höchste Form in seinen Augen das Drama war, das er aber nicht zur Ausführung brachte. Doch die Einzelheiten waren seinen Freunden, auf die er einen großen Zauber ausübte, bekannt; und die Einführung der Allegorie, der Metapher, der Legende, des Symbolismus der Figuren muss ihm zugeschrieben werden.

Die jungen Poeten wurden auch durch andere Ursachen zu dieser Auffassung der Dichtkunst veranlasst. In erster Reihe durch ihre instinctive Reaction gegen den Naturalismus und seine Missbräuche, die in der älteren Generation Triumphe feierten. Die Uebertreibung der das Leben bis ins kleinste copierenden Beschreibung musste nothgedrungen aus Opposition „Poeten" schaffen, die für den klangvollen, wenn auch unklaren Lyrismus schwärmten, umso mehr, als die Poesie ihrer unmittelbaren Vorgänger, der „Parnassiens", sich mehr der farbigen als musikalischen, der plastischen und präcisen Beschreibungen befleißigte. Dann übte auch die Aesthetik Wagners einen großen Einfluss aus. Seine Theorie von der Verschmelzung der Künste, seine allegorischen Stoffe, die mystischen und philosophischen Tendenzen in „Tristan und Isolde", in der „Tetralogie", die ganze Welt von Ideen und dramatischen Stoffen, die der Meister von „Wahnfried" hervorbrachte, das alles war geeignet, die legendäre Poesie, die sogenannte Poesie des „Traumes", zu neuem, feurigem Leben zu erwecken. Endlich war auch der Einfluss der englischen Poesie bedeutend, sowohl durch ihre Freiheiten im Rhythmus, wie durch ihre lyrischen Gefühlsinhalte. Tennyson, Shelley, Keats, Rossetti, Browning, Wordsworth, Swinburne wurden von uns jungen Leuten mit Leidenschaft gelesen und commentiert und bezauberten uns durch ihren verschwommenen Glanz, ihre durchdringende Musik, ihre reine und beschauliche Gedankentiefe. Alle diese Einflüsse hatte übrigens Mallarmé in seiner Person und in seinem Schaffen schon vorweggenommen und concentriert: ein Erbe Edgar Poes, dessen logische Aesthetik und geheimnisvolle und abstracte Poesie mit der seinen viel Aehnlichkeit hat, vereinigte er mit dieser den Aristokratismus und die Mystik einer ins Uebersinnliche strebenden Kunst: er ist die Säule des französischen Symbolismus gewesen.

In Abneigung gegen die Beschreibung und die farbige Darstellung versuchten die Symbolisten, die Poesie zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen; sie sollte nichts weiter sein, als „ein Gesang"; und ihre hauptsächliche Bemühung bestand nach Wagner und den Engländern darin, die musikalischen Quellen des Verses zu vermehren. Das führte sie zu der dauerhaftesten ihrer Ideen: sie beschenkten die französische Sprache mit einem neuen Verse, dem sogenannten freien Rhythmus: „vers libre", der nicht mehr auf der Regelmäßigkeit in der Quantität der Silben und auf den Reimen, sondern auf der Assonanz und unregelmäßigen Gruppierung nach einem inneren Rhythmus der Strophe beruht. Deutschland und England hatten diesen Vers schon lange neben dem regelmäßigen; Frankreich hatte nur regelmäßige Verse von verschiedenen Längen, die aber nie beliebig vermischt werden durften. Die Symbolisten haben sich das große Verdienst erworben, dass sie diesem neuen Verse durch zwölfjährigen Kampf, in welchem interessante Werke geschaffen wurden, zum Siege verhalfen. Logischer Weise mussten sie in ihrer Liebe zu den Operndichtungen Wagners und zu den Volksliedern dahin gelangen. Das wird ihnen in erster Reihe in der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts anzurechnen sein. Die Qualität ihrer Poesie ist weit anfechtbarer, als diese literarische Neuerung in der Form. Aus Uebermaß an philosophischer Allegorie haben sie es an einfacher Empfindung und Menschlichkeit fehlen lassen. Ihr Spiritualismus kam nicht aus der Seele. Sie waren zu sehr Artisten und zu sehr Theoretiker. Verlaine, der aus ihrer Bewegung vollständig ausgeschieden werden muss, hat ihnen Ahnung und Bewunderung eingeflößt, d. h. sie sind ihm nicht gefolgt; sie haben kein mehr gefühlsmäßiges und feminines [illegible] das dieselbe Bewegung in Frankreich [illegible] Heinrich Heine im Deutschland [illegible]

Man mag sich über dieses Widerstreben der Jugend wundern, die es verschmähte, sich zusammen mit Verlaine einer gefühlsmäßigen und wirklich lyrischen Poesie zuzuwenden. Doch zunächst muss man bemerken, dass Verlaine, wenn ihm auch die hauptsächlichsten Symbolisten eigentlich nicht folgten, doch viele kleine Poeten zweiten Ranges und viele Liedercomponisten beeinflusst hat. Dann fiel auch das Wirken Verlaines gerade mit dem erwähnten Einfluss der ausländischen Literatur in Frankreich zusammen, und diese Bewegung hat alles mit sich fortgerissen. Verlaine hat durch seinen Gefühlssubjectivismus dazu beigetragen, die plastische und descriptive Poesie der Parnassiens zu tödten, wie es die allegorische und mystische Tendenz ihrerseits durch Forschen nach dem abstracten Bilde und dem Musikalischen auch that. Von diesen beiden neuen und parallel laufenden Tendenzen hat sich die Jugend ursprünglich der zweiten zugewendet, weil sie vor allem das Bedürfnis empfand, die Auffassung, die Theorie und die poetische Technik neu zu gestalten; doch sie kehrt jetzt schon, wenigstens was die sehr jungen Leute betrifft, zum reinen Gefühl Verlaines zurück. Man kann sogar mit Berechtigung sagen, erst jetzt fange der Symbolismus an, seine Früchte zu tragen, und zwar infolge der ausgezeichneten geistigen und ideologischen Vorbereitung, mit der er die Neugeburt der Kunst eingeleitet hat. Die zuletzt aufgetauchten Poeten, wie Francis Jammes, Maurice Magre, Henry Bataille, haben aus den Bemühungen ihres Vorgängers Nutzen gezogen, und während sie die lyrische, elegische und sentimentale Tradition Verlaines wieder aufnahmen, zugleich von der Erfindung des freien Verses und allen moralischen und metaphysischen Vorzügen Mallarmés stark profitiert. Die Sturm- und Drangperiode des Symbolismus, die sich von 1885 bis 1897 erstreckt, war vor allem eine Epoche der Vorbereitung, der technischen Erneuerung und der Suche nach neuen Methoden.

Diesem Complex von Einflüssen muss man endlich auch den Antheil zugesellen, den die Ethik daran hatte. Der Cultus des Ich, den Barrès predigte, ist eine directe Folge des Symbolismus. Der Cultus des Ich, der nach den ersten Romanen Bourgets und dem lebhaften Einfluss des russischen Romans auftauchte, ist ebenfalls ein Symptom der allgemeinen Entwickelung des jungen französischen Geistes zum Subjectivismus, nach einer übertrieben plastischen und objectiven literarischen Periode. Die erstere war in der Bewegung der Parnassiens, die zweite im Naturalismus in die Erscheinung getreten.

Das alles hat sich nun freilich wieder umgestaltet, denn die jungen symbolistischen Poeten von vor zehn oder fünfzehn Jahren sind heute beim Altruismus und bei der theoretischen Anarchie angelangt, das heißt, gerade beim Gegentheil dessen, wovon ihre Kunst ausgieng. Deshalb ist diese Bewegung, die man in Ermangelung einer besseren Bezeichnung den Symbolismus nannte, von selbst gefallen, weil sie keine Anhänger mehr besaß, und man hat zugeben müssen, dass dieses Wort in Wahrheit nie eine Schule bedeutet hat, sondern einen Uebergang des Realismus zum Neospiritualismus, einen Uebergang, der von ganz verschiedenen Temperamenten und Werken gekennzeichnet wurde.

Es bleibt vom Symbolismus, außer einigen Büchern von schönem Talent, das Andenken Mallarmés, das heißt, eines außergewöhnlichen Genies, dessen Einfluss ungeheuer und heilsam gewesen ist, eine Reform und eine Neugestaltung der Prosodie, die die französische Sprache mit einem reichen und unbekannten Instrument beschenkte, und endlich der Eindruck, dass die spiritualistische Tradition und die aristokratischen Principien des Kunstwerks von einer Gruppe eifersüchtig gehütet wurden, und zwar zu einer Zeit, da die descriptiven Uebertreibungen des Romans und die Liederlichkeit des naturalistischen Stils die moralische Schönheit und die Vornehmheit der Kunst des Schreibens stark in Frage gestellt hatten. Der Widerstand, den die symbolistische Gruppe den Angriffen der Kritik leistete, gestattete einer ganzen Generation junger Poeten, die heute erst aufzutreten beginnen, sich in Ruhe vorzubereiten und unter dem Schutze ihrer Vorgänger kühner zu werden. Ohne den Symbolismus, der stets hartnäckig von Ibsen und Wagner sprach, hätte der naturalistische Roman alles überschwemmt und eine Neubelebung der idealistischen Poesie unmöglich gemacht. Und schließlich will ich die Aufmerksamkeit noch auf dies Verdienst der sogenannten symbolistischen Gruppe lenken, dass sie viel zur Verbreitung der internationalen Literatur in Frankreich beigetragen hat. Die naturalistischen Schriftsteller waren wenig belesen: die symbolistischen Poeten dagegen waren meistens gebildete Leute, ausgezeichnete Latinisten und Hellenisten, die vorzüglich deutsch und englisch konnten, treffliche Kenner der Metaphysik, der Musik, und sogar der esoterischen Wissenschaften. Denn auch den kleinen Zweig der Freunde Josephin Péladans (Rosenkreuzer) und der Occultisten kann man dem Symbolismus angliedern. Es gibt wenige dieser Poeten, die nicht Uebersetzungen seltener Autoren angefertigt, Studien ausländischer Philosophie oder Sociologie betrieben, Bücher über Theologie oder Staatskunde geschrieben haben.

[illegible] hartnäckigen Einflusse verdankt man es, dass Nietzsche [illegible] worden ist, und dass man in Frankreich [illegible] bis dahin unbekannter Autoren gesprochen

hat. Sie haben eine Menge Ideen und Sensationen — viel mehr als Gefühle — in Umlauf gebracht; darum ist ihre Bewegung keine große literarische Bewegung geworden, aber sie ist doch sehr nützlich und verdienstlich gewesen. Es ist ihnen nicht gelungen, ein Theater, einen Roman, ja, nicht einmal ein poetisches Ideal zu schaffen; aber sie haben über dies alles kostbare und neue Angaben geliefert.

Paris. Camille Mauclair.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Die „Arbeiter-Zeitung" bekämpft die in unserem vorwöchentlichen Artikel „Der kleine und der große Staatsstreich" enthaltene Kritik des socialdemokratischen Manifestes. Einen Versuch, unsere Ausführungen durch sachliche Gründe zu entkräften, hätten wir mit einer Darlegung von Gegengründen beantwortet. Den Entstellungen, Verdrehungen und Druckfehlern gegenüber, aus denen die „Polemik" der „Arbeiter-Zeitung" zusammengesetzt ist, beschränken wir uns auf eine kurze thatsächliche Richtigstellung.

•

„Dass die Forderung nach dem gleichen Wahlrecht der ‚Zeit' als eine Anwandlung jugendlichen Starrsinnes erscheint, als eine mit dem Programm und der Tradition der Socialdemokratie unvereinbarr Haltung, hat uns einigermaßen überrascht," schreibt die „Arbeiter-Zeitung". Nicht in der Forderung nach dem gleichen Wahlrecht, sondern darin erblickten wir eine Anwandlung ihres jugendlichen Starrsinnes, „dass die österreichische Spielart der Socialdemokratie in ihrem Nichts-als-Classenhass, in ihrem Classenchauvinismus sich ebenso mit Tod und Teufel verbünden möchte gegen ihre Classengegner (nicht „Classengenossen", wie die „Arbeiter-Zeitung" verdruckt), wie unsere nationalen Chauvinisten dies gegen ihre nationalen Gegner zum Gaudium der clericalfeudalen Oligarchie bisher immer gethan." Und der dem Ministerium Koerber ertheilte Wink mit dem Staatsstreichzaunpfahl stellt sich jedem Kenner der österreichischen Herrschaftsverhältnisse als ein solcher Versuch dar, sich mit Tod und Teufel zu verbünden.

•

Als unvereinbar mit dem Programm und der Tradition der Socialdemokratie galt uns nicht die Forderung nach dem gleichen Wahlrecht, sondern galt und gilt uns nur die connivente Haltung des Centralorganes der österreichischen Socialdemokratie allen Missregierungen der letzten fünf Jahre gegenüber — vom „reinlichen" Kielmansegg angefangen über den „Uebermenschen" Badeni und den „modernen und vernünftigen" Kaizl hinweg bis zum „arbeiterfreundlichen" Koerber; hiefür hatte es auch von uns die verdienten Nasenstüber. Rippenstöße und Püffe auszuhalten, bis es sich — gewöhnlich erst nach dem offenkundigen Krach des jeweiligen Cabinets — eines Besseren besann.

•

Nicht die „Zeit" ist „von der vulgärsten Parlamentsdiplomatie beherrscht," sondern jene Arbeiterführer, die in den Couloirs des Parlaments und in den Vorzimmern der Minister mit Schlachzizen, Großgründlern, Altliberalen 2c. um die Wette den Weg zum Minister suchen und finden, um sich von ihm dann in ihrer geradezu rührenden Vertrauensseligkeit regelmäßig hinters Licht führen zu lassen. (Siehe Wahlreform Badeni, Fall Kaizl, Strikepolitik und Wiener Wahlreform Koerbers.) Die Insinuation, als träte die „Zeit" „für solche principielle Forderungen" (gleiches Wahlrecht) heute nicht mehr wie früher ein, ist die aus den gefälschten Prämissen gezogene falsche Schlussfolgerung der „Arbeiter-Zeitung". Diese auch noch zu widerlegen, halten wir für überflüssig. *f*

## Volkswirtschaftliches.

Die „Wiener Abendpost" veröffentlicht neuerlich ein Communiqué über die geplanten Tariferhöhungen, welches offenbar zum Theile gegen unsere vorwöchentlichen Mittheilungen über den Umfang der geplanten Tariferhöhungen gerichtet ist. Die „Wiener Abendpost" behauptet: „In Wahrheit handelt es sich, wie schon wiederholt bekanntgegeben wurde, nicht um eine Erhöhung des inländischen Kohlentarifes, sondern um die Einhebung des vollen Localtarifes in den ausländischen Verbandstarifen für den Export." Demgegenüber erklären wir auf das bestimmteste, dass das, was die „Wiener Abendpost" schreibt, unwahr ist, und dass die Tarifmaßnahmen der Regierung nicht nur auf den Kohlenexportverkehr, sondern ganz allgemein auf den Verbandsverkehr im Inland und mit dem Ausland, im Export-, im Import- und im Binnenverkehr und nicht nur in Kohle, sondern auch in allen anderen Gütern sich erstrecken. Wir erklären, dass die übliche Kürzung der Manipulationsgebür überall im Verbandsverkehr aufgehoben werden soll, wo sie besteht, und dass an der Umrechnung der Tarife nach wie vor mit dem größtem Eifer gearbeitet wird. Wir können allerdings nicht wissen, ob diese Regierung der schwankenden Entschlüsse nicht etwa, wenn die Proteste der Industriellen allzu laut werden, zurückweichen wird und Ende des Jahres, wenn an die Publication der neuen Tarife geschritten werden soll, deren Einführung noch verschieben wird, derzeit aber wird an eine Einschränkung des Tarifprogramms, wie wir es in der Vorwoche geschildert haben, nicht gedacht, und alles, was die „Wiener Abendpost" darüber sagt, dass die Regierung nie gedacht habe, die Inlandtarife zu erhöhen, ist unwahr oder auf Irreführung abzielende Zweideutigkeit. Die Regierung hat heute die Tariferhöhungen gar nicht mehr in der Hand. Die Ergänzung der Manipulationsgebür auf das Normale im Verbandsverkehr ist selbstverständlich nicht bloß eine Angelegenheit der Staatsbahnen, sondern aller an den betreffenden Verkehren interessierten Bahnen. Die Umrechnung der Tarife geschieht auch nicht etwa allein seitens der Staatsbahnen sondern in gemeinsamen Tarifcommissionen der Verbandsbahnen. Und selbst wenn die Staatsbahnen, was ja nicht unmöglich ist, die von ihnen ausgegangene Anregung zur Berechnung der vollen Manipulationsgebür zurückziehen würden, so würde das nichts nützen, da die anderen Verbandsbahnen auf ein solches Ansinnen nicht eingehen würden. Es ist auch sehr gut möglich, dass sich die Staatsbahnenverwaltung schließlich derart hinter die Privatbahnen zu verstecken suchen und erklären wird, dass sie wohl von der Erhöhung der Manipulationsgebür absehen wollte, die Privatbahnen aber nicht, und dass dies nicht verhindert werden konnte, da die Anrechnung der vollen Manipulationsgebür das gute Recht der Bahnen ist und durch die Tarifhoheit des Staates nicht hintangehalten werden kann. Welchen Zweck die Dementis der „Wiener Abendpost" haben, ist uns allerdings unerfindlich. Es ist offenbar die üble österreichische Gewohnheit, für die sich ja Beispiele genug finden ließen. Erst dementiert und dann gethan. Unter dem Regime des Herrn v. Wittek, der zu Beginn seiner Ministerschaft feierlich in der „Neuen Freien Presse" erklärte, dass, solange er Minister sein werde, nie etwas gegen die Verfassung unternommen werden dürfe, und der dann Virtuose in § 14 Verfassungsverletzungen wurde, braucht man sich über solche Dementierkünste nicht zu wundern.

•

Die Wiener Börse bietet ein Bild trostloser Kraftlosigkeit. Allerdings sind auch die anderen Börsen flau, und die Wiener Cursstürze sind nur die Folge der Ereignisse im Ausland, der Eisenkrise in Amerika, der Börsenderoute in Berlin, der entsetzlichen Vorgänge in China. Und doch ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Zuständen an den Auslandsbörsen und an der Wiener Börse. Wenn die Curse der Industrie- und Montanwerte in Berlin procentweise fallen, so gelangen die durch Jahre angehäuften colossalen Engagements zur Liquidierung. Da stehen Ursache und Wirkung im Einklang. Wenn in Wien der Curs der Wienerberger Ziegel-Actien um 100 Kronen fällt, weil 50 Stück ausgeboten werden, und der Curs der Prager Eisen- oder Brüxer Kohlen-Actien um 150, respective 80 Kronen fällt, weil ein paar hundert Stück auf den Markt kommen, so stehen Ursache und Wirkung nicht miteinander im Einklang, und die Entwertung ist eine unvernünftige, selbst wenn ernste Gründe für die Zurückhaltung der Käufer sprechen, wie jetzt z. B. die Unsicherheit bezüglich der industriellen Weltconjunctur und die Besorgnisse über den Umfang und die Folgen der europäischen Intervention in China. Eine solche Panik ohne Umsätze kann nur auf einem Markte vorkommen, der nicht functioniert und deutet auf schwere Schäden in der inneren Organisation der Börse, aber auch in dem ganzen Wirtschaftsleben des Landes, in dem solches sich zuträgt; denn ein Land mit gesundem Wirtschaftsleben hat keine Börse gleich der Wiener. Anderseits darf man auch die Folgen der Deroute nicht überschätzen. Es ist etwas anderes, ob zehntausende von Stücken zu Paniкcursen auf den Markt kommen, oder ein paar hunderte, ob tausende von Personen den Schaden nehmen, oder einige wenige, welche aus Noth oder Furcht sich ihrer Effecten entledigen. Für alle anderen, welche ihre Papiere im Kasten haben, und nicht den größten Theil darauf schuldig sind, bedeuten die Cursrückgänge nur Verluste auf dem Papiere, sowie in Haussezeiten die unrealisierten Cursgewinne bloß Nutzen auf dem Papiere sind. Sowenig alle Häuser Wiens im Wert einbüßen, wenn zufällig ein Hausbesitzer vom Alsergrund genöthigt ist, sein Haus sofort zu verkaufen und einen Spottpreis dafür bekommt, so wenig ist der Effectenbesitz des Capitals entwertet, weil irgend jemand seine Papiere zu einer Zeit losschlägt, wenn sie ihm gerade niemand abkaufen will und er darum einen unverhältnismäßig niedrigen Preis dafür erhält. Es gibt Zeiten, wo der Cursgang eines Papieres — nach oben sowohl als auch nach unten — völlig losgelöst ist von seinem Wert. Nur die große Oeffentlichkeit der Börsentransactionen und Börsencurse verleiht ihnen etwas für die Besitzer so Schreckhaftes. Wenn in etlichen Monaten Beruhigung eintritt über den Umfang des Conjunctur-Niederganges und über die chinesische Krise, so denkt kein Mensch mehr an die Panikcurse, die jetzt zum Vorschein kommen, und Verluste haben nur die paar Leute erlitten, die in der Panik verkauften. Allerdings ist Voraussetzung, dass thatsächlich diese Beruhigung eintritt. Wenn freilich eine Industriekrise eintreten und den Geschäftsgang unserer Industrieunternehmungen erheblich schädigen oder ein derzeit zum Glück unwahrscheinlicher Weltkrieg entstehen sollte, dann mag die Entwertung ihre nachträgliche Rechtfertigung finden.

•

Unter unseren gegenwärtigen Ministern zeichnet sich der Handelsminister Baron Call durch besonders eifriges Streben aus. Vor dem Antritt seiner Ministerschaft hatte er nur wenig Gelegenheit, die Bedürfnisse seines Ressorts zu studieren, weshalb er jetzt wenigstens das Versäumte nachzuholen trachtet. Baron Call ist Realist. Er weiß, dass man niemals so viel als Theoretiker in einem Fach erlernen kann, wie als Praktiker. Er geht also unter die Praktiker, wie aus nachstehendem Schriftstück hervorgeht:

K. k. Handelsministerium. Wien am 10. Juni 1900.

An den geehrten . . . . . . . . . . . . . . . . .

In der Anlage beehre ich mich dem geehrten Vereine das I. und II. Heft der Zeitschrift „Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild", welche unter Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller in einer Auflage von mehr als 75.000 Exemplaren herausgegeben wird und in allen Culturländern eine weite Verbreitung genießt, mit dem Beifügen zu übersenden, dass ich auch die weiteren Hefte dieser Zeitschrift dem geehrten Vereine in einem Exemplar übersenden werde.

Ich wäre jedoch infolge eines mit dem Herausgeber getroffenen Uebereinkommens, zu welchem mich die Gediegenheit dieser Zeitschrift und das Versprechen des Herausgebers, die hervorragendsten Objecte der österreichischen Abtheilung daselbst eingehend behandeln zu wollen, bestimmt hat, in der Lage, eine größere Zahl Exemplare dieser Zeitschrift, welche auch für die Industriellen ein hervorragendes Interesse bieten dürfte, innerhalb der durch dieses Uebereinkommen gezogenen Grenze anstatt des Ladenpreises von 1[illegible] Mark um den ermäßigten

Preis von 5 Mark per Exemplar (25 Hefte) zur Verfügung zu stellen und lade demgemäß den geehrten Verein ein, die Anzahl von Exemplaren dieses Werkes, welche von dortiger Seite zu dem erwähnten ermäßigten Preise gewünscht wird, mir ehethunlichst bekanntzugeben.

Der k. k. Handelsminister

Call.

Baron Call ist bescheidener und gleichzeitig höherstrebend als sein Vorgänger und Vetter Baron Dipauli. Dessen Weingeschäft blühte vor, während und nach seiner Ministerschaft. So ausgedehnten Handel kann Baron Call wenigstens am Anfang seiner Laufbahn nicht treiben. Dafür erwählte er auch nicht den volksverderbenden Alkohol, sondern er ist in eine höhere Gilde der Handeltreibenden getreten, unter die culturfördernden Buchhändler. Er soll sich auch nicht dadurch beirren lassen, wenn ihm dabei am Anfang ein oder das andere kleine Malheur passiert, zum Beispiel, dass er, der österreichische Handelsminister, ein reichsdeutsches Unternehmen so eifrig propagiert, ein Werk, das in Deutschland gedruckt wird und erscheint, nur deutsche Redacteure und Administratoren hat, das schon durch den Namen der Mitglieder seines „Wirtschaftlichen Comités" sich als ein ausschließlich reichsdeutschen Interessen dienendes Werk darstellt. Das nächstemal wird er es schon besser machen. Jedenfalls ist es ein viel versprechender Anfang und bei Baron Calls Begabung hoffen wir, ihn noch einmal als Chef einer Weltfirma für Annoncen und Reclame begrüßen zu können, etwa einer Firma Call, Mosse & Co. rh

## Bücher.

Dr. Richard Ehrenberg: Handelspolitik. Fünf Vorträge. Jena, Gustav Fischer, 1900.

Auf knappem Raum bietet uns der Verfasser eine Uebersicht über die theoretischen und praktischen Grundlagen, die Geschichte und die Ziele der Handelspolitik im allgemeinen, die jener des Deutschen Reiches im besonderen. Es ist eine Schrift, die als Einführung in das Studium der handelspolitischen Fragen sehr gut empfohlen werden kann, weil die principiellen Gesichtspunkte, die bei der Darstellung mit handelspolitischem Detail so leicht verloren gehen, scharf herausgearbeitet sind. Der Verfasser sieht in der Handelspolitik ein Mittel, die volkswirtschaftliche Entwickelung zu fördern, um die Stellung der Nation und des Staates in der Weltwirtschaft behaupten zu können. Die Handelspolitik darf daher nicht auf strenge Abschließung bedacht sein und muss sich wechselnder Mittel bedienen, die dem Zustande der inneren wirtschaftlichen Entwickelung und den weltwirtschaftlichen Verbindungen angepasst sind. Für Deutschland sieht er im Augenblick die Aufgabe darin, eine Individualisierung der Handelspolitik nach Waren und Ländern vorzunehmen, die Anwendung der Meistbegünstigungsclausel also einzuschränken.

Prof. von Philippovich.

Die Hamburger Gewerkschaften und deren Kämpfe von 1865 bis 1890. Zusammengestellt, bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Bürger. Nebst einer graphischen Darstellung der Streiks und Aussperrungen in den Jahren 1865–1890. Erster und zweiter Theil. Hamburg 1899. Hamburger Gewerkschaftscartell.

Mit seltenem Fleiß und großer Umsicht sind hier alle Thatsachen über die wechselvolle Geschichte der Hamburger Gewerkschaften zusammengestellt. Der Abdruck von Placaten, Aufrufen und Protokollen erhöht noch den Wert des Buches. Für den Forscher der Culturgeschichte unserer Zeit, in der die Arbeiterbewegung einen so breiten Raum einnimmt, weist das Werk eine Fülle von Material auf.

Fritz Winter.

Albrecht Wirth: Geschichte Sibiriens und der Mandschurei. Bonn, Carl Georgi, 1899.

„Westward goes the star of empire." Die Widerlegung dieses ziemlich allgemein acceptierten Grundsatzes ist eine der wichtigsten Tendenzen des vorliegenden Buches. Sie ergibt sich zunächst aus der Geschichte Nordasiens. Tungusen und Mongolen wanderten nach Osten und gründeten in China, Korea, Japan neue Reiche, die Russen zogen vom Ural nach Alaska stets der aufgehenden Sonne entgegen, die Malayen breiteten sich ostwärts über Polynesien aus, der Islam ostwärts nach Tibet, Südsibirien und China. Demgegenüber steht allerdings die westliche Expansion der Chinesen nach dem Aralsee, die den Hunnensturm hervorrief und dadurch sogar auf die Germanen einen Druck von Osten her ausübte. Dagegen ist die Entwickelung des Christenthums, welche die weltlichen Reiche Europas in der Cultur vorangehen ließ und schließlich nach Amerika führte, im Grunde ein Zug nach dem Osten. Denn mit der ausgesprochenen Absicht, den Seeweg nach Indien zu gewinnen, wohin der Landweg durch die Osmanen versperrt war, zog Columbus aus, und blieb dabei ganz zufällig auf halbem Wege, also im Westen stecken. Derselben Absicht verdankt die Umschiffung Afrikas, die Entdeckung des Caps der guten Hoffnung ihren Ursprung. Dabei hätte Wirth hervorheben können, dass dieser gewissermaßen physischen Expansivkraft nach dem Osten ein Ideengang nach dem Westen entgegengehalten werden kann. Denn die Cultur, die großen Systeme der Religion und Philosophie gehen thatsächlich von China über Indien, den Orient, Aegypten, Griechenland nach dem europäischen Abendlande, also nach dem Westen. Nur die [illegible] Eroberungen [illegible]

allem die Engländer. Zur Durchführung des letzteren Princips gehört zunächst eine compacte Ländermasse, welche die Erwerbung in unmittelbarer Nachbarschaft und die vollständige Angliederung der betroffenen Völker ermöglicht. Das ist der Kern der römischen, und in neuerer Zeit der russischen Politik. Auch für Frankreich ist in Nordafrika dasselbe Princip möglich, wie es früher auch für China bestand und jetzt auch in den Vereinigten Staaten bestehen könnte. Freilich gehört dazu noch eine Thatsache, die Wirth übersehen zu haben scheint: die innere, organisch streng gegliederte Verfassung solcher Staaten, die schon von Haus aus das mitbringen müssen, worauf sie bei ihren Neuerwerbungen ausgehen: Beschränkung individueller Freiheit zu Gunsten socialer Einheit. Es ist bezeichnend, dass ein dementsprechender Geist selbst in Nordamerika in dem Moment erwachte (allerdings nur vorübergehend), als der erste Expansionstraum auf Cuba verwirklicht wurde. Deshalb lassen sich das phönicische und römische Princip vielleicht besser als das industrielle und militärische bezeichnen. Es wäre nun interessant zu verfolgen, ob ein Staat wie das Deutsche Reich, das seiner socialen Structur und geographischen Lage nach auf das militärische Princip angewiesen wäre, aber in Europa nicht mehr erobern kann, dennoch das industrielle System der wirtschaftlichen Vereinigung unzusammenhängender Ländermassen mit Erfolg in Angriff nehmen könnte. Das ist die große Frage, die sich dem Leser nach der Lectüre des interessanten Werkes aufwirft, das in der Geschichte Sibiriens ein Bild des altrömischen Colonialprincips entrollt hat.

R. W.

Johann Ludwig Runeberg: Fähnrich Stahls Erzählungen. Deutsch von Wolfrad Eigenbrodt. Halle a. d. Saale, Max Niemayer.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass der schwedisch-finnische Nationaldichter Runeberg in Deutschland, das sonst für alles hervorragende Fremde so warmes Interesse hat, so wenig gekannt wird. Es hat auch bisher an Uebersetzungen seiner Werke nicht gefehlt; aber sie sind niemals ins Volk gedrungen. Das ist deshalb umso merkwürdiger, als er namentlich in dem hier in neuer Uebertragung vorliegenden Werke: „Fähnrich Stahls Erzählungen" eine von so flammender nationaler Begeisterung erfüllte Dichtung geschrieben hat, dass sie heute, wo die Wogen des Nationalismus so hoch gehen, auf starke Sympathien in vielen Kreisen stoßen müsste. Dazu eine Dichtung, die den Kriegs- und Heldenmuth in glänzenden Schilderungen zeigt und in schwungvollen Worten preist, eine Dichtung, die überall, wo man patriotisch erzieherisch wirken will, die trefflichste Jugendlectüre wäre. Natürlich kann eine Uebersetzung nie vollauf das geben — wenn es sich um schwer übertragbare Versfachen handelt — was das Original bietet, aber es muss doch anerkannt werden, dass gerade diese neue Uebertragung von Eigenbrodt sich nicht nur gut liest, sondern, wie ich durch einige Vergleichungen mit dem Original festgestellt habe, auch ziemlich wortgetreu ist. Er hat sogar die bei allen poetischen Uebertragungen schwerste Aufgabe, wichtige Reimworte beizubehalten und nicht Füllworte zu Reimen zu benützen, in den meisten Fällen glücklich gelöst. Es ist zu hoffen, dass diese neue Uebersetzung Runeberg in weiteren Kreisen Leser verschafft und so auch Finnlands Dichtung und Cultur, die gerade jetzt durch russische Gewaltpolitik bedroht wird, neue Freunde und Bewunderer verschafft, wofür auch ich durch ein kürzlich erschienenes Werk: „Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter; Schilderungen, Charakteristiken, Novellen und Gedichte" zu wirken suchte.

E. B.

Detlev v. Liliencron: Nebel und Sonne. Der gesammelten Gedichte dritter Band (zweite und vermehrte Auflage der Neuen Gedichte). Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig, 1900. 252 S.

Der Gustav Falke gewidmete, 1894 erschienene Band „Neue Gedichte" kehrt hier in veränderter Gestalt wieder. Durch die Streichung dreier kleinerer Gedichte von wenig Belang („Freie Liebe", „Die Stelle im Thukydides", „Das Gespenst") und der ersten skizzenhaften Poggfred-Fragmente, die damals noch etwas ungeberdig ihre jugendlichen Gliedmaßen regten und kaum vermuthen ließen, zu welcher Schönheit sie sich auswachsen würden, ist Platz gewonnen für 35 weitere, in den letzten Jahren entstandene Gedichte, die in etwas bunter Folge als „Neues" den bekannten angefügt sind. Waren die „Neuen Gedichte" schon ohnehin der inhaltlich stärkste der vier ersten Sammelbände, so ist „Nebel und Sonne" demnach noch reicher. Dem „Pidder Lüng", der kräftigsten der Liliencron'schen Balladen, gesellen sich vier neue Balladen, unter ihnen das große Gedicht „Der Brand von Altona", ein gewaltig bewegtes und farbenvolles historisches Gemälde. Mit der „Pietà" correspondiert das schon bekannte Gedicht „Golgatha", mit den leichtfertigeren Kleinigkeiten das „Ohrenspiel Abdallahs" und „Die kleine Wendenin" mit selbstcomponiertem Refrain, mit den verschiedenen Todtdichtungen die feine Schilderung der Enteignung und Aufdeckung eines alten Friedhofs („Es hatte niemand etwas einzuwenden"); auch ein paar Sicilianen, ein Prosastück und eine dramatische Skizze sind hinzugekommen. Den Lebensernst des Poggfreddichters verrathen von neuem eine Anzahl tiefer symbolischer Dichtungen: „Die Königin Vernunft", ein echter Liliencron mit fabelhafter Alpenlandschaft im Anfang, „Einsam", „Die Königin", „Mein Spazierstock", „Für und für" mit dem lapidaren Schlussverse.

„Und langsam frisst und frisst die Zeit
Und frisst sich durch die Ewigkeit"

und endlich das wunderbare Gedicht „Frühling und Schicksal", die Schil[illegible] die den Wandernden durch die [illegible] und des Kriegsgottes führt, in [illegible] Eine Beurtheilung solcher [illegible] Statt dessen sei es mir gestattet, auf [illegible] Liliencrons hinzuweisen: der [illegible] Beziehung den Franzosen [illegible] den Siebzehn Series [illegible] doch sehr zufrieden

sein: das Gedicht kommt dem Käufer durchschnittlich auf etwa 2 Pfennige zu stehen; und es wird nicht Schuld der Verlagsbuchhändler sein, wenn's auch dann noch deutsche Häuser gibt, in denen Liliencron nicht zu finden ist.

G. Kühl.

## Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (Juni). Hermann Grimm berichtet von einer Aufführung der Goethe'schen „Iphigenie", die am 22. März, am Todestage des Dichters, am Harward-College zu Cambridge in den Vereinigten Staaten stattgefunden. Director Conried war mit der Truppe des „Irving-Place-Theaters" aus New-York dazu herüber gekommen; ins Werk gesetzt wurde die ganze Aufführung von der Abtheilung für germanische Sprachen und Literaturen an der Cambridger Universität, und die Einnahmen waren für das dort zu errichtende germanische Museum bestimmt. — Anschließend an das Jubiläum der Berliner Akademie der Wissenschaften gibt Wilhelm Dilthey ein Bild ihrer Entwickelung, zu dem er einzelne Züge einem vierbändigen Werk über die Geschichte der Akademie von Adolf Harnack entnimmt. Er unterscheidet drei Hauptepochen: die erste unter Leibniz, ihrem Schöpfer, dem sie ihre Organisation verdankt. Er setzt sich ganz dafür ein, stößt aber auf Misstrauen bei dem König, auf Neid und Verständnislosigkeit bei den Berufsgenossen; auch an Mitteln fehlt es, und die Akademie führt durch mehrere Decennien ein trauriges Scheindasein, bis sie um 1746 unter Friedrich dem Großen zu neuem Leben erwacht. Der König selbst wird ihr intellectueller Leiter und gibt ihr, seinen eigenen Neigungen gemäß, mehr eine ästhetische als streng wissenschaftliche Richtung. Aber nach Friedrichs Tod erlischt ihr Glanz wieder und sie wird zum Werkzeug der berüchtigten Berliner Aufklärung. Darauf verfällt sie der Bureaukratie, muss sich zu den läppischsten Experimenten hergeben. Ihrer dritten Epoche endlich geben Männer wie Wilhelm v. Humboldt, Schleiermacher und Niebuhr die Richtung.

„Revue des Deux-Mondes" (15. Mai und 1. Juni). Emile Ollivier erzählt vom Anbruch des liberalen Régimes im Jahre 1860, der mit seinem Amtsantritt als Minister zusammenfällt. Er entwirft zunächst eine Reihe von scharf umrissenen Porträts, in erster Linie vom Kaiser Napoleon III. und dem Prinzen Napoleon, der nach Olliviers Behauptung ein sehr hervorragender, stets unterschätzter Mann war. Von seiner eigenen politischen Gesinnung sagt Ollivier: er habe während seines Commissariates in Marseille zu schlimme Erfahrungen mit der Republik und den Republikanern gemacht, um ein principieller Gegner der Monarchie zu sein; er wusste auch, wie viel auf die jungen Jakobiner zu geben sei, und dass ihre Gesinnung nur so lange verlässlich sei, als es in ihrem Interesse liege; da seine Wahl übrigens außerhalb der republikanischen Partei erfolgt war, so hatte er keine Verpflichtung gegen sie. Sein einziges Streben richtete sich denn auch darauf, „ein freisinniges Régime in Frankreich einzuführen". — Robert de la Sizeranne zieht die Bilanz der bildenden Kunst auf der Pariser Weltausstellung und kommt zu dem Schluss, der Umschwung zur Moderne sei von vielen Pygmäen, nicht aber von einem Riesen bewerkstelligt worden. Der Impressionismus war eine enge Anschauung, die der Farbe nur auf Kosten der Linie zur Geltung verhalf, und indem sie die Atmosphäre wiedergab, welche die Dinge umgibt, die Gestalt der Dinge an sich zerstörte. Dennoch habe der Impressionismus, dem ein ernstes künstlerisches Streben zugrunde lag, die Maler sehr viel gelehrt; am meisten vielleicht gerade die, welche sich am erbittertsten dagegen wehren. — Sehr reizvoll schreibt Anatole de Braz über die Seefahrer an den Küsten der Bretagne. Nichts scheine unvergänglich gleichbleibender als das Meer, und doch hat auch das Meer eine gewisse Umwandlung erfahren und mit ihm das Schicksal seiner Anwohner. Während früher jährlich Hunderte und aber Hunderte an den Küsten der Bretagne zugrunde giengen, lernen sie nun, seit Gründung der von Gaillard ins Leben gerufenen „Ecole de pêche", sich und ihre Fahrzeuge schützen.

„Revue de Paris" (1. und 15. Juni). Hector Depasse veröffentlicht eine Anzahl Briefe Spullers an Gambetta, die jener während und nach der Commune von 1871 an diesen gerichtet, und aus denen hervorgeht, welch lebendigen Einfluss er auf die sogenannte opportunistische Politik Gambettas genommen. Im Augenblick, wo alles davon abhieng, welchen Weg die republikanische Partei einschlagen würde, verwies Spuller den Freund, der sich damals in Saint-Sébastien befand, auf die Nothwendigkeit, den Kampf wieder aufzunehmen, zugleich aber mit der größten Mäßigung vorzugehen; er schreibt: „Je gewaltthätiger man gegen Dich war, desto maßvoller sollst Du sein, und je maßvoller Du bist, desto sicherer wird der Erfolg Deiner Maßnahmen sein". Und Gambetta legte auf die Meinung Spullers, der so wenig öffentlich hervortrat, so großes Gewicht, dass er, wie sein Vorgehen erweist, diese Lehre geradezu zu seinem Programm machte. — Maurice Albert berichtet von einem Krieg der Schauspieler im XVIII. Jahrhundert. Er wurde hervorgerufen durch eine Verordnung, welche den vereinigten Truppen des „Hotel de Bourgogne" und des „Theater Guénégaud" das ausschließliche Recht verlieh, Aufführungen in Paris zu veranstalten. Am heftigsten wehrten sich die Besitzer der Marionetten-Theater von den verschiedenen Jahrmärkten, und der Kampf wurde so heiß, dass die Behörden bewaffnet einschreiten mussten.

„Temple Magazine" (Juni). Hugh W. Strong schildert den Oxforder Orientalisten Prof. Max Müller in seiner Arbeitsstube. Eine peinliche Ordnung herrscht in der großen Bibliothek und zugleich ein glänzendes System, das einen raschen Ueberblick gestattet, obwohl alle Wände bis an den Plafond mit Büchern bedeckt sind. Prof. Müller hält sein Lebenswerk für vollendet. Er hat im Auftrage der Oxforder Universität die „Heiligen Schriften des Ostens" in 50 Bänden übersetzt; die „Rig-Veda" umfasst gleichfalls sechs dicke Bände. daneben hat Professor Müller an eigenen Schriften verfasst: eine Geschichte der Sanskrit-Literatur, dann Werke über Religionswissenschaft, Sprachwissenschaft, Mythologie, über indische Geschichte und Philosophie u. a. m. Zahlreiche kürzere Arbeiten wurden in regelmäßigen Abständen unter dem Titel: „Chips from a German Workshop" von ihm veröffentlicht. Um seine Arbeitsmethode befragt, erzählt der große Gelehrte, dass er eigentlich sein ganzes Leben unablässig gearbeitet und nie ruhebedürftig gewesen; er habe sich aber auch nie überarbeitet und stets sofort aufgehört, sobald er sich abgespannt fühlte. Es ist interessant zu hören, dass Prof. Müller in Indien nicht weniger geschätzt und berühmt ist, als in Europa, und von den Brahminen, die sonst so eifersüchtig über ihre Heiligenbücher wachen, den größten indischen Gelehrten gleichgestellt wird. Als vor einiger Zeit die schwere Erkrankung des Professors in Indien bekannt wurde, beschlossen mehrere Brahminen in Madras einen Gottesdienst, wo unter feierlichen Opfern und Gesängen um seine Genesung gefleht wurde.

„Quarterly Review" (Juni) bringt einen Artikel über die nordwestliche Grenze Indiens und die russische Gefahr. Wohl sei Englands Position in Indien heute stärker als vor zwanzig Jahren, aber Russland sei ihm seither bedenklich auf den Leib gerückt. Seine Bahnen ermöglichen ihm, in kürzester Zeit ein Heer an die Grenze zu bringen. England hatte zwanzig Jahre Zeit, sich auf diesen Fall zu rüsten, aber es hat sie nicht auszunützen gewusst. Es hat wohl die Grenze befestigt, sich der hauptsächlichsten Uebergänge versichert, aber seine Besatzung in Indien ist viel zu schwach, besonders jetzt, wo ein Theil der Truppen nach Südafrika transferiert wurde, ohne in Indien ersetzt zu werden. Es wäre unbedingt nöthig, die Zahl der englischen Officiere bei den indischen Regimentern zu verdoppeln, die Artillerie zu reorganisieren, neue Infanterie-Regimenter zu schaffen und die Uebergänge und Pässe zu befestigen. Wohl kostet das viel Geld, und zwar kann man nicht darauf rechnen, die ganzen erforderlichen Summen in Indien selbst aufzutreiben; aber in diesem Fall darf England nicht zögern, alle Opfer zu bringen, denn es handelt sich um eine Lebensfrage, und eine Niederlage in Quetta oder am Eingange des Khaiber-Passes kann den Zusammenbruch des ganzen indischen Reiches zur Folge haben.

## Der Fall Bardot.

Novelle von Urbain Gohier.

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

Auf beiden Seiten der Eingangspforte befanden sich zur ebenen Erde und im ersten Stocke die Räume, wo Bardot seine Gäste unterbrachte. Er zeigte mir mein Zimmer. Die beiden Seitenflügel hatten nur ein einziges Stockwerk. In ihnen waren die geschmackvollen, bequemen und luxuriösen Räume, welche der ganzen Gesellschaft dienten. Der rechte Flügel enthielt einen großen Saal und ein geräumiges Arbeitszimmer mit schönen Stichen und Kupfern und einer auserlesenen Bücherei.

Es waren nicht allzuviele Bücher da, aber keines diente dazu, nur die Zahl zu vergrößern oder die Bibliothek zu vervollständigen. Nur die herrlichsten Früchte des menschlichen Geistes standen auf den Brettern in guten, leserlichen Ausgaben, wie es sich für jemand ziemt, der weiter nichts als die Ideen des Schriftstellers sucht, ohne sich bei Aeußerlichkeiten aufzuhalten.

Einige griechische und lateinische Autoren waren in der Ursprache da. Daneben standen die Uebersetzungen der besten Werke des Auslandes, und einige zweihundert Bände enthielten alles, was der französische Geist in vier Jahrhunderten Großes, Schönes, Mächtiges und Wahres hervorgebracht hat. So sah diese Bücherei aus, deren abgenützte Einbände davon zeugten, dass ihr Besitzer in beständiger Verbindung mit seinen Lieblingsautoren lebt.

Zur Seite lagen zwei große Haufen Broschüren, Bücher und Zeitschriften, geöffnet und durchflogen in müßigen Momenten und alsbald zur Seite geworfen, sobald die Leere des Inhaltes unter der Sonderbarkeit der Form erkannt war.

Hinter dicken Vorhängen, welche die Wände bedeckten, führte eine Wendeltreppe von Schmiedeisen in das obere Stockwerk der vierten Seite des Hofes, welches von Bardot selbst bewohnt war. Wir stiegen nicht hinauf, sondern traten in den unter diesen Räumen gelegenen Wintergarten, wo sich großblätterige Pflanzen der Tropen ausbreiteten. Nach außen hin war die Wand dieses Treibhauses durch zwei gewaltige Fenster gebildet, die auf eine über dem Abgrund hängende Terrasse hinausgiengen. Diese von einer Mauer umgebene Terrasse, wo ein kleiner Tisch und ein paar Stühle standen, auf denen Zeitungen und andere Gebrauchsgegenstände lagen, schien der Lieblingsaufenthalt meines Freundes zu sein.

Der Grund für diese Vorliebe leuchtete mir sofort ein. Vor uns breitet sich ein unendlicher Raum aus. Zu unseren Füßen zog sich unter dem sternenbesäeten Himmel das silberne Band der Seine hin: auf dem Geleise der Eisenbahn flog ein langes dunkles Ungethüm mit zwei runden rothen Augen dahin, dessen dumpfes Grollen bis zu uns heraufdrang. Jenseits des Flusses war das rechte Ufer mit Wäldern, Wiesen und Dörfern besetzt. Die Schönheit dieses Bildes, die warme, reine Luft, die mein Gesicht umschmeichelte, die über der Landschaft ruhende Stille, dies alles erfüllte meine Seele mit unendlichem Glücksgefühl: ich blieb lautlos stehen, und Bardot selbst schien von neuem dies Schauspiel zu bewundern, das er doch täglich vor Augen hatte. Sein Blick schien einen bestimmten Punkt

in der Dunkelheit zu fixieren, seine Stirne zog sich zu grausamen Falten zusammen; er bemühte sich, die finsteren Gedanken zu verscheuchen.

„Gerade vor uns," sagte er, „liegt das Ende des Thales der Epte, deren Delta alle diese Wiesen und Weiden einschließt; dort die Baumreihen verbergen den Lauf des Flüsschens. Das Dorf da unten heißt Limetz. Die Höhe zur Linken ist der Hügel von Giverny, hinter dem der Wald von Vernon versteckt liegt. Die feuerspeienden Schornsteine zur Rechten gehören den Fabriken von Bonnières. Weiter hinüber liegt in einer Krümmung der Seine der Wald von Moisson. Morgen musst Du diese Landschaft im Sonnenschein betrachten. Sie ist dann sehr schön. Aber ich weiß nicht, ob die klaren Sommernächte, wie die heutige, ihre Reize nicht verdoppeln. Hier habe ich viele lange Abende zugebracht, wo dann phantastische Gestalten an den Augen solcher Narren, wie ich einer bin, vorübergleiten."

„Die Narren, wie du einer bist," sagte ich, „sind vielleicht weise!"

„Möglicherweise," fuhr er fort. „Du hast viele Länder durchreist und die Natur unter allen möglichen Verkleidungen gesehen. Und doch hast du vielleicht nicht mehr Befriedigung gefunden als ich, der ich diesen Winkel nicht verlassen habe. Was du in Wirklichkeit geschaut hast, ist hier vor meinem geistigen Auge vorübergezogen, und dabei hatte ich nicht unter den Beschwerlichkeiten der Reise zu leiden. Wenn man Phantasie hat, kann man sich auf diese Weise mit allen Wundern und Herrlichkeiten der Natur bekannt machen, ohne in die Ferne und Weite zu streifen."

„Ich danke dir für das Compliment," sagte ich lachend und fügte dann hinzu, während wir uns umwandten um in das Haus zurückzukehren, „du wärest imstande, mich zu deinem System zu bekehren, denn ich sehe, mit welcher Leichtigkeit du die Vorzüge eines ansässigen Lebens mit den nämlichen Genüssen zu verbinden weißt, welche mir mein Wanderleben verschafft. Aber sage mir, warum du dich hier wie in einer Festung eingeschlossen hast. Ich habe doch noch nie gehört, dass es in dieser Gegend Räuberbanden gibt."

„Wenn es auch keine Räuberbanden gibt," erwiderte er, „so sind doch die Landstreicher und Vagabunden hier nicht selten, und einsame Höfe werden hie und da von ihnen heimgesucht. Aber in einem Hause wie diesem, bewacht von mehreren Bedienten, Flinten, Doggen, ist nichts zu fürchten. Die eigenthümlichen Anlagen, die du gesehen hast, verdanken ihre Existenz nur einer phantastischen Neigung, der ich nachgegeben habe. Das moderne Leben ist langweilig, ohne Gefahren und romantische Ereignisse; dies ist bedauerlich, und gewissermaßen als Andenken an vergangene interessantere Zeiten habe ich meine Wohnung so eingerichtet.

Ich liebe vor allem die Einsamkeit; die Unterbrechungen, die mir von Zeit zu Zeit der Besuch einiger Freunde oder meine Reisen nach Paris verschaffen, bestärken mich nur in meinen Neigungen. Ich genieße die Einsamkeit mit Raffinement. Sie ist durchaus nöthig zu meinen lieben Träumen, die den ganzen Inhalt meines Lebens ausmachen. Sie ist nöthig zu der langen, immerfort durch Träumereien unterbrochenen Lectüre, die mich tagelang festhält. Je ungestörter sie ist, desto besser gehöre ich mir selber an. Nun könnte ich ja allein bleiben, wann ich es wollte. Meine Freunde sind weit von hier, und es hängt von mir selbst ab, sie fernzuhalten. Aber es hat mir Vergnügen gemacht, die äußerlichen Hindernisse zwischen der Welt und meiner Einsiedelei zu vermehren.

Mein Graben, meine Mauer, mein Wald, mein blindes und stummes Haus geben mir einen vollständigeren Eindruck meiner Einsamkeit. Es sind das Schranken gegen die Neugierde der Bauern, gegen die Geselligkeit der Bourgeoisie, gegen den Geist, den Hauch der ganzen Menschheit. Von der anderen Seite meiner Wohnung, von dem Gipfel eines unzugänglichen Felsens, beherrsche ich das weite Thal, welches für mich die Welt darstellt: ich bleibe draußen, darüber, und kann mir jeden Augenblick das Schauspiel gewähren oder ihm den Rücken kehren. Ist das nicht herrlich?"

Er schien sich selber auszulachen.

„Du erinnerst mich," sagte ich im gleichen spöttischen Ton, „an jene Helden, die im Jahre 1830 die Welt mit ihren weltschmerzlichen Klagen anfüllten und sich in übermenschlichen Geberden und Worten gefielen."

Damit waren wir an der Thüre meines Zimmers angekommen. Er reichte mir die Hand und wünschte mir gute Ruhe.

Als ich am nächsten Morgen in den Garten kam, bereitete er sich eben zur Fahrt nach Bonnières.

„Ich hole die lustige Bande," sagte er, „inzwischen bist du hier der Herr. Vertreibe dir die Zeit, wie du willst. Sei aber zur Stelle zum Mittagessen."

Er fuhr ab, und ich durchwanderte den Park und das Haus. Ueberall fand ich in der Anordnung der Dinge den Geschmack und die Vorliebe Bardots wieder, wie er mir sie am Abend geschildert hatte. Alles war darauf berechnet, den Geist [illegible] aufmerksam zu machen und ihn in [illegible] halten. Und als einzige Ausnahme bildete die herrliche Aussicht von dem Felsen einen wunderbaren Gegensatz zu dieser auf allen Seiten eingeschlossenen Eremitage.

Auf der Terrasse sitzend beschaute ich wiederum die Landschaft, die ich beim Sternenschimmer nur undeutlich gesehen hatte, und das grelle Sonnenlicht ließ mich die gespenstischen Schatten der Nacht zurückwünschen. Zugleich dachte ich an die sonderbaren Reden meines Wirtes. Ich schmeichelte mir nicht gerade ein vorzüglicher Kenner fremden Seelenlebens zu sein. Nur durch fortwährende Selbstbeobachtung, durch aufrichtige Analysierung seiner eigenen Gefühle, durch beständige und oft schmerzliche Kritik seiner Handlungen und Gedanken kann ein Mensch dahin gelangen, die Seele der anderen zu entziffern und die darin verborgenen oder sogar unbewussten Neigungen hervorzuziehen. Das Leben, welches ich bisher geführt, hatte mich zu einer solchen Aufgabe nicht vorbereitet.

Zum erstenmale kam es mir erstaunlich vor, dass ein Mensch, der mit mir erzogen war, der zehn Jahre lang der gleichen geistigen Erziehung und Disciplin unterworfen war wie ich selbst, eine der meinigen durchaus entgegengesetzte Auffassung vom Leben und von der Bestimmung des Menschen hatte. Ich rief mir alle die Absonderlichkeiten ins Gedächtnis zurück, welche die Worte Bardots enthüllt hatten. Dann beirrten mich die materiellen Thatsachen. Es fiel mir zum Beispiel auf, dass er nicht dick und fett war; wie war die Magerkeit eines Mannes zu erklären, der ein unthätiges Leben führte, der mit äußerster Sorgfalt über seinen Körper, seine Nahrung, die Bethätigung aller seiner Organe wachte und aus seinem Leben jede Ursache von Ermüdung und Aufregung entfernte?

Und wie konnte auf der andern Seite ein überzeugter Epicuräer, in die Genüsse der Sinne versunken, allen Reizen nachsuchend, eine solche Neigung zu geistigen Dingen behalten, eine solche schaffenskräftige Phantasie, diese poetische Phantasie, von welcher er mir Proben gegeben hatte?

Die Ankunft meines Wirtes und seiner Freunde entriss mich meinen Träumen. Pichard sprang vom Wagen, eilte auf mich zu und umarmte mich, offenbar überzeugt, dass eine lange Trennung, begleitet von gänzlichem Vergessen, ein theatralisches Wiedersehen nöthig macht. Nachdem sich diese Ueberschwänglichkeit gelegt hatte, erkannte ich bald den alten Kameraden von früher wieder, geschwätzig, lärmend, liebenswürdig und diensteifrig. Sein Begleiter Harneby war ein großer offenherziger Bursche, lustig ohne zu lärmen, zurückhaltend in der Unterhaltung, aber plötzlich zu heftigem Fanatismus übergehend, sobald von seiner Kunst oder von seinen Collegen die Rede war. Ihre beiden Begleiterinnen erfuhren mit schlecht verhehlter Freude, dass Bardots Freundin heute nicht zugegen war.

Es waren zwei hübsche Mädchen ohne mehr Herz und Kopf als ihre von der Vorstadt zum Boulevard vorgerückten Colleginnen, begabt mit schnellem und stets bereitem Witz. Sie wetteiferten an Eleganz; Damen der besten Gesellschaft hätten nicht geschmackvoller und vornehmer gekleidet sein können als diese beiden dem Wechsel einer unsicheren Existenz ausgesetzten Personen. Fräulein Camille, die Freundin Pichards, war Directrice in einem großen Modegeschäft in der Nähe des Opernhauses. Sie war die Vornehmheit selbst. Fräulein Lea, die Freundin des Malers, spielte hie und da eine kleine Rolle an einem kleinen Theater und betrachtete sich als einen zukünftigen „Stern".

Wir wurden gute Freunde beim Mittagessen, welches nicht lange dauerte, denn die Pariser sehnten sich darnach, im Freien herumzulaufen. Ein langer Spaziergang über Berg und Thal füllte den Nachmittag aus; am Abend setzten wir uns müde und hungrig an den Tisch, vertraut wie alte Freunde.

Meinem Vorsatze getreu, hatte ich Bardot den ganzen Tag beobachtet. Er schien seine Schweigsamkeit aufgegeben zu haben und nur darnach zu streben, allein ein angenehmer Wirt zu sein. An den fröhlichen Streichen unserer Begleiter, die sich wie der Gefangenschaft des Lyceums entsprungene Schuljungen benahmen, betheiligte er sich mit Eifer.

Aber von Zeit zu Zeit überraschten mich die Ausbrüche seiner Lust, während hie und da sein harter und fester Blick nicht mit seinen fröhlichen Worten übereinstimmte: wenn er lachte, endigte sein Lachen mit einem trockenen Seufzer oder klang so blechern, dass der Klang dem Ohre wehethat. Seine gewöhnlich sanfte Stimme nahm häufig einen rauhen Ton an.

Alle diese Einzelheiten waren jedoch kaum bemerklich. Vielleicht existierten sie überhaupt nur in meiner Einbildung. Vielleicht waren es nur nichtssagende Angewohnheiten Bardots, denn seine Freunde schenkten ihnen keine Beachtung. Sicherlich wäre sie mir selber nicht aufgefallen, wenn ich nicht vorsätzlich diesen Menschen, der mir sonderbar vorgekommen war, beobachtet hätte.

Das Abendessen gieng fröhlich von statten und dauerte lange. Als wir uns zu Tisch setzten, gab Bardot seinem Kutscher die Weisung, an die Bahn zu fahren und seine Maitresse abzuholen, die kurz nach elf Uhr mit dem nächtlichen Zuge kommen sollte, der uns [illegible] hatte. Unsere Genossinnen bedauerten sehr,

dass die liebe Alice so spät ankam, da man am Morgen früh Abschied nehmen musste. Sie schlugen vor, die junge Dame am Bahnhof abzuholen, aber Bardot brachte sie davon ab.

„Ihr seid zu müde," sagte er, „und meine Pferde ebenfalls." Wartet hier auf sie und ruht Euch aus. Sie fährt selbst mit Leidenschaft und führt die Zügel mit kecker Verwegenheit, obgleich sie nichts davon versteht. Mag sie deshalb nur allein fahren. Eines Tages wird sie doch mein Pferd ruinieren und selber den Hals brechen. Diesem traurigen Schauspiel möchte ich nicht beiwohnen. Es genügt mir, so etwas nachher zu erfahren und die Ueberreste des Opfers zusammenzusuchen.

Selbstverständlich trug uns die Unterhaltung bald zu unserer Schulzeit zurück, wo wir so viele Jahre, die wir besser und glücklicher hätten benützen können, im Lyceum eingesperrt zugebracht hatten.

Unsere Lehrer zogen wieder an uns vorüber, und wir revidierten mit der größten Unparteilichkeit unsere damals gegen sie gefällten Urtheile. Viele wurden nachträglich freigesprochen, nachdem wir sie früher verwünscht und verdammt hatten. Dann suchten wir festzustellen, was aus unseren einstigen Mitschülern geworden war.

Ich wusste davon am wenigsten, da ich die meiste Zeit ferne von Frankreich zugebracht hatte, aber Pichard, der einem Vereine ehemaliger Schüler angehörte, konnte uns manche Auskunft geben. Er theilte uns mit, dass die Mehrzahl unserer Schulkameraden bereits verheiratet war; viele hatten Kinder, obgleich unsere Generation keine dreißig Jahre zählte. Zur offenbaren Zufriedenheit von Fräulein Camille erklärte Pichard, er selbst denke nicht daran, dieses Beispiel zu befolgen. Er ermahnte uns, mit ihm das Junggesellenbanner hochzuhalten, unsere Freiheit bis zum äußersten auszunützen und uns nicht eher unter das Joch der Ehe zu beugen, als am Tage, wo die Wechselfälle der freien Liebe uns dazu zwängen.

„Dann," sagte er, „aber nur dann seid Ihr zu entschuldigen. Ich frage Euch, ob es vernünftig ist, sich in unserem Alter eine Kugel ans Bein zu hängen, die zwanzig, dreißig, vielleicht gar vierzig Jahre hängen bleibt. Erst fünf Jahre genießen wir das Dasein und sollten wir schon auf seine Genüsse verzichten? Nein, wahrhaftig, von allen ansteckenden Krankheiten ist die Ehe am ansteckendsten; sobald die Mikrobe einen Kreis junger Leute ergreift, werden die Verheerungen furchtbar. Sobald einer unterliegt, folgen alle andern nach. Ohne Zweifel hat Rabelais seine Geschichte von den Schafen des Panurge für unsere Junggesellen geschrieben. Leute, die nicht aufhörten, sich über die Ehe, über die Hörner des Ehemannes, über die Leiden beider Gatten lustig zu machen, sind auf einmal selber verheiratet und wissen nicht mehr, was für ein Gesicht sie machen sollen. Und eine Desertion folgt auf die andere. Die Verräther verleiten die Schwachen, um die Schande nicht allein tragen zu müssen, und die Einsamkeit besiegt die Stärksten. Von den anderen verlassen, folgen sie dem verderblichen Beispiel, aus Angst vor einem einsamen Alter."

„Du predigst," unterbrach ich ihn, „wie ein Mensch, der über sein Thema reiflich nachgesonnen hat. Deine muthigen Worte hört man mit Vergnügen an. Ich wäre deshalb nicht im geringsten erstaunt, wenn dir das Unglück, von dem du sprichst, bald passierte, und wenn man dich vor einem Jahre in der Gewalt einer legitimen Gattin sähe."

Fräulein Camille warf mir einen wüthenden Blick zu, der mich belustigte, aber Pichard fuhr mit komischem Ernste fort:

„Ich flehe zu den Göttern um Schonung. Aber so traurig sind die uns gegebenen Beispiele, dass ich nicht zu schwören wage, niemals in diese Schlinge zu gerathen, der so viele starke und muthige Helden zum Opfer geworden sind. In den letzten drei Monaten haben sich Cornois und Marcellin verheiratet: in acht Tagen werde ich der Trauung Lemaires beiwohnen. Und aus guter Quelle weiß ich, dass Charles de Lussan nächstens die Tochter eines reichen Eisenbahnmannes heiraten soll."

„Puh", murmelte Bardot.

Bei dem Namen Charles de Lussan hatte ich unseren Wirt beobachtet und gesehen, wie er die Farbe gewechselt hatte. Eine Blutwelle war ihm in den Kopf gestiegen und hatte ihn dann wieder verlassen. Jetzt saß er bleich mit zusammengepressten Zähnen da. Seine gesenkten Lider verdeckten den Ausdruck seiner Augen; seine Hand, welche ein Tischmesser hielt, hatte dieses tief in den Tisch eingedrückt.

Zwei Secunden später hatte er wieder das vorige Aussehen gewonnen, und Pichard, der von alldem nichts gemerkt hatte, führte seinen Satz zu Ende. Aber der Ausruf Bardots war ihm doch sonderbar vorgekommen. Er sah unseren Wirt an, begriff, dass er irgend einen Fehler begangen hatte, erröthete und fieng plötzlich an, von einem anderen Gegenstande zu sprechen.

Diese kurze Scene war den übrigen Tafelgenossen entgangen; unsere Schulerinnerungen interessierten sie nicht, und die beiden Frauen suchten eben bei Harneby Rath in der Frage der Uebereinstimmung der Farbe ihrer Haare mit der ihrer Hüte und Kleider.

Was ich und wahrscheinlich auch Pichard von der Angelegenheit wussten, war nicht viel: Charles de Lussan war mit uns im Lyceum gewesen; während wir die Universität besuchten, war er im Polytechnicum, wo er eingetreten war, als wir unser Jahr abgedient und mit dem Studium der Rechte begonnen hatten. Er war sehr intelligent, aber ziemlich herzlos, hatte einen geschmeidigen schlauen Charakter und wusste sich bei der ersten Berührung durch sein liebenswürdiges Auftreten einzuschmeicheln. Seine und Bardots Erfolge hatten die beiden nicht zu Rivalen gemacht, da sie nicht den gleichen Cursus verfolgten, aber sie waren oft in den Schulceremonien, wo die besten Schüler dem Publicum vorgeführt werden, zusammengekommen. Ohne viel Sympathie für einander zu hegen, lebten sie in gewisser Freundschaft nebeneinander, wie zwei benachbarte Mächte, die durch diplomatischen Verkehr verbunden sind.

Im Quartier latin hatten wir uns alle wieder zusammengefunden. Mittwoch und Sonntag, wo die Polytechniker ihre Ausgehtage haben, waren wir fast immer in das Café gegangen, wo Lussan und seine Kameraden verkehrten. Auch hatte ich gewusst, dass Bardot und Lussan beide in dem Hause eines zur großen Gesellschaft gehörenden Gelehrten verkehrten, wo bekannte Professoren und Künstler, vielversprechende junge Leute und für Kunst und Literatur schwärmende Damen ein- und ausgiengen. Bardot und Lussan musste es dort gefallen, und Lussan musste dort gefallen.

Plötzlich brachen sie ihre Beziehungen ab. Als ich eines Sonntags zur gewöhnlichen Stunde mit Bardot vor dem Café Moufflet saß, trat Lussan mit einem seiner Kameraden herein, gieng an unserem Tische vorüber, ohne uns anzusehen, und setzte sich an einen anderen Platz. Bardot that, als ob er seine Anwesenheit nicht bemerke, aber bald darauf erhob er sich, und wir verließen zusammen das Kaffeehaus.

„Was ist los?" fragte ich ihn, „hast du Streit mit Lussan?"

„Jawohl," sagte er kurz.

„Aber warum? Was habt Ihr gehabt?"

„Einerlei. Er ist ein schlechtes Subject! Ein Kerl, den ich hasse, den ich — — —"

Er schwieg mit finsterer Miene, und ich konnte weiter nichts aus ihm herausbekommen. Von diesem Tage an war nie mehr die Rede von Lussan gewesen, den wir nur selten zu Gesicht bekamen, und der bald darauf das Polytechnicum verließ. Dann hatte ich Paris verlassen und nichts mehr von dieser Angelegenheit gehört, deren Ursprung ich einer Eifersüchtelei zweier junger Leute wegen einer Kokette zuschrieb.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, bei Bardot eine so heftige Wirkung bei der Erinnerung an ein längst vergangenes unbedeutendes Ereignis zu bemerken. Indessen verwischte die wieder allgemein gewordene Unterhaltung bald den Eindruck, welchen die Unachtsamkeit Pichards auf uns gemacht hatte. Unser Wirt betheiligte sich eifrig an der Conversation. Sein origineller Geist, seine in der einfachsten Form ausgesprochenen tiefen Gedanken, seine durch die harmlose Form durchscheinende beißende Satire machten ihn zu einem brillanten Gesellschafter. Seine Urtheile waren nachsichtig und freidenkend, sein Widerspruch ohne Bitterkeit, seine Zugeständnisse ohne Rückhalt; kaum konnte man ahnen, was in dieser leichten Anmuth Verächtliches lag.

Er besaß eine besondere Gabe, die Ideen seines Widerparts zu errathen und in lebhafter Weise auszusprechen. Seine Freunde bemächtigten sich dann der von ihm angedeuteten Gedanken, ohne zu bemerken, woher sie kamen, und dass er gewissermaßen seinen Spott mit ihnen trieb. Unbewusste Parasiten seines Geistes, hielten sie ihre Anleihen für reife Früchte ihres eigenen Geistes und ihren Inspirator selber bloß für den würdigen Beurtheiler ihrer Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit“.**



# Oesterreichisch-ungarische Bank.

Die auf jede Actie der Oesterreichisch-ungarischen Bank für das erste Semester 1900 (42. Dividenden-Coupon) statutenmässig entfallende Dividende von

## Achtundzwanzig Kronen

wird vom 2. Juli l. J. an bei den Hauptanstalten in **Wien** und **Budapest,** sowie bei **sämmtlichen Filialen** der Oesterreichisch-ungarischen Bank ausbezahlt.

BUDAPEST, am 28. Juni 1900.

**Oesterreichisch-ungarische Bank.**

Biliński

Gouverneur.

Gold — Generalrath.

Pranger — Generalsecretär.

Nachdruck wird nicht honorirt. [illegible]

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 14. Juli 1900. Nummer 302.

## Die Greuel in Peking und die Mächte.

Noch immer fehlt es an jeder sicheren Nachricht über das Schicksal der Gesandtschaften und der übrigen Europäer in Peking. Je länger ein directes Lebenszeichen von ihnen ausbleibt, umsomehr schwindet die Hoffnung auf ihre Rettung. Schaudernd muss man sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass nicht nur die Vertreter der verschiedenen Nationen, sondern auch eine große Zahl schuldloser Frauen und Kinder dem erbarmungslosen chinesischen Pöbel zum Opfer gefallen sind. Man weiß nicht einmal, ob es je gelingen wird, Näheres über das Ende der unglücklichen Schlachtopfer zu erfahren; ob die Gatten und Väter mit eigener Hand im letzten Augenblicke ihren Angehörigen den Tod gegeben haben, oder ob sie unter den Fäusten der rohen Chinesen ihr Ende gefunden haben.

Die furchtbare und so wenig vorhergesehene Katastrophe erinnert aufs lebhafteste an die Bluttaten, welche im Verlaufe des 19. Jahrhunderts mehrmals in Afghanistan und Indien gegen die Engländer verübt worden sind. Im November 1841 wurde der britische Gesandte Burnes in seinem Wohnhaus zu Cabul von den Afghanen unvermuthet überfallen und mit 23 bei ihm befindlichen Europäern ermordet. Das gleiche Schicksal hatte einige Wochen später der Commandant der britischen Besatzung Sir William Macnaghton. Die überlebenden Officiere geriethen durch diese Schandthaten in solche Verzagtheit, dass sie freiwillig mit ihrer etwa 4500 Mann starken Truppenmacht und vielen tausend Trossleuten das Land räumten. Dieser Rückzug über unwegsame hohe Gebirge, mitten im Winter und unter steten Angriffen der Feinde, artete bald in wilde Flucht aus. Die Führer sahen sich schließlich genöthigt, Frauen und Kinder den Afghanen auf Gnade und Barmherzigkeit anzuvertrauen. Sie selbst liefen mit ihren Leuten den Feinden als Gefangene in die Hände oder kamen um. Ein einziger Europäer vermochte sich damals bis nach Indien durchzuschlagen und die Kunde von den furchtbaren Metzeleien dorthin zu bringen.

Etwa vierzig Jahre später war Afghanistan nochmals der Schauplatz solcher Greuel. Im September 1879 wurde wiederum der englische Gesandte in Cabul mit seiner ganzen Hausgenossenschaft von den Eingebornen ermordet. Diesmal aber hatte man sich in England besser vorgesehen, und es fielen dem fanatisierten Pöbel nicht so viele Menschen wie im Jahre 1841 bis 1842 zum Opfer. Umso schrecklicher waren die Erfahrungen, welche die englischen Bewohner Indiens einige Jahre zuvor bei dem Seponaufstande gemacht haben. Zahlreiche Frauen und Kinder kamen beim Ausbruch der Empörung in der Stadt Delhi und auf der Flucht von dort um. Noch entsetzlicher aber war das Schicksal der europäischen Bewohner Cawnpores. Der furchtbare Mahrattenfürst Nana Sahib ließ hier nach Tödtung der Männer gegen 200 Frauen und Kinder grausam zu Tode martern. Man fand ihre verwesenden nackten Leichen bei der Wiedereroberung der Stadt in einer trockenen Cisterne.

In allen diesen Fällen gelang es England, die Uebelthäter nicht nur nachdrücklich zu bestrafen, sondern auch für lange Zeit ähnlichen Greueln vorzubeugen. Die Afghanen wurden noch im Laufe des Jahres 1842 gezüchtigt. Die europäischen Gefangenen wurden befreit, die wichtigsten Gebäude der Hauptstadt zerstört, die Festungen geschleift und Felder und Anpflanzungen soweit als möglich verwüstet. Noch grausamer war das 1879er Strafgericht. Hunderte wurden damals in Cabul getödtet und der Emir als Gefangener nach Indien geschafft. Wie theuer endlich den indischen Fürsten der 1857er Aufstand zu stehen gekommen ist, lebt noch heut in der Erinnerung der Mitwelt. Zahllos waren die indischen Gefangenen, welche vor die Mündungen der Kanonen gebunden und dann vor den Augen der zitternden Bevölkerung von den Kugeln in Stücke zermalmt worden sind, noch größer die Zahl der Opfer, welche den Bajonnetten und Säbeln der Rächer erlagen. Indien ist seitdem, trotz seiner mehr als 200 Millionen Köpfe zählenden Bevölkerung, ein vollständig unterjochtes und beruhigtes Land und Afghanistan steht in voller Abhängigkeit von der angloindischen Regierung.

Diese Erfolge verdankte England nicht zum wenigsten der Thatsache, dass es seine Maßnahmen ganz nach eigenem Ermessen und ohne jede Rücksicht auf andere europäische Mächte treffen konnte. Auch mit China würde England oder eine andere Großmacht, welche ungehindert und rücksichtslos vorgehen könnte, wohl bald fertig werden und weiteren Ausbrüchen des Fremdenhasses seiner Bewohner wirksam für die Zukunft steuern, aber gerade die Vorbedingung für den Erfolg fehlt hier. Von altersher sind die colonisierenden Mächte China nicht geeint entgegengetreten, sondern haben sich um den Handel und Einfluss in diesem Theile der Welt offen gestritten. Wie früher Spanien, Portugal, Holland und England, so haben sich später Russland, England und Frankreich jeden Vortheil in China streitig gemacht. Und diese Lage ist noch verschärft worden, seit auch Japan, die Vereinigten Staaten, das Deutsche Reich, Oesterreich, Italien und Belgien Antheil am Handel und der Erschließung Chinas zu bekommen bemüht gewesen sind. Jeder Staat überwacht eifersüchtig die Schritte der andern und ist bemüht zu verhüten, dass irgend einer auf Kosten anderer besondere Vortheile herausschlägt. Japan hat das nach seinen Siegen über China genügend zu empfinden bekommen. Statt Korea und einen beherrschenden Punkt am Golf von Petschili zu erhalten, musste es sich mit dem kleinen Formosa begnügen. Auch Deutschland blieb eine ähnliche Erfahrung nicht erspart. Mit großer Mühe hat es zum Ersatz für Vernichtung seiner Missionen und Schädigung seines Handels nur den kleinen, versandeten und von Bergen eingeschlossenen Hafen von Kiautschou bekommen. Oesterreich, Italien und Belgien haben sich ebenfalls überzeugen müssen, dass bei der Eifersucht der Mächte in China für Festsetzungspläne dort wenig Aussicht besteht.

Dieser Zustand bildet die Stärke und den Schutz Chinas. Die regierenden Gewalten in China haben seit Jahrzehnten alle ihre politische Kunst darauf verwandt, die Uneinigkeit und Eifersucht der Mächte wachzuhalten und zu schüren. Sie waren sicher, dabei ihre und des altersschwachen Staatswesens Existenz ungestört weiter zu fristen. Sie mussten nur darauf halten, dass keine Macht besonders ausgezeichnet oder besonders schlecht behandelt wurde, um nicht Verschiebungen in der Gruppierung der Staaten herbeizuführen. Bei richtiger Ausnützung der Eifersucht der Fremden floss den Chinesen soviel Geld von der Außenwelt zu, wie sie nur wollten, und sie waren nach der im japanischen Krieg gemachten Erfahrung, selbst im Falle schwerer Niederlagen, vor empfindlichen Verlusten und Opfern gesichert.

Diese eigenartige Lage würde den Chinesen auch heute wieder zustatten kommen, wenn nur der deutsche Gesandte in Peking dem Angriffe des dortigen bewaffneten Pöbels zum Opfer gefallen sein sollte. Möchte Deutschland noch so große Aufwendungen machen und den Chinesen noch soviel Schaden zufügen, die regierenden Kreise wissen ganz gut, dass die anderen Mächte das Deutsche Reich nicht dazu kommen lassen würden, seine Erfolge auszunützen. Sie würden es ruhig soviel Opfer an Geld und Menschen bringen lassen, wie es wollte, um ihm dann ein ähnliches Schicksal wie Japan nach seinen Siegen zu bereiten. Anders aber müssten sich die Dinge gestalten, wenn die allgemein gehegten Befürchtungen sich bestätigten und die ganze fremde Colonie in Peking dem Pöbel zum Opfer gefallen wäre. In diesem Falle wären alle Staaten an der Züchtigung Chinas und an der Neuordnung seiner Regierung in gleichem Maße interessiert, und zum erstenmale würde die Hoffnung der Chinesen auf die Uneinigkeit der Fremden sie täuschen.

In der That haben Russland, England und die Vereinigten Staaten bereits erklärt, dass sie exemplarische Züchtigung der Chinesen, im Falle der Bestätigung der gehegten Befürchtungen, beabsichtigen. Da Deutschland und seine Verbündeten, sowie Frankreich und Japan von gleichen Gefühlen beseelt sind, dürfte also an der nachdrücklichen Bestrafung der Mörder und der verantwortlichen chinesischen Gewalten in naher Zukunft kein Zweifel sein. Es wird sich nur fragen, ob die Mächte den geplanten Strafzug gemeinsam ins Werk setzen, oder ob sie einen Staat allein mit den erforderlichen Maßnahmen beauftragen wollen. Das letztere ist der Wunsch Englands, das durch die Fortdauer der Kämpfe in Südafrika sich gehindert sieht, in China eine seinen dortigen Interessen entsprechende Macht zu entfalten. Es möchte die Rolle des Strafvollstreckers Japan übertragen, das nicht allein am ehesten in der Lage ist, mit

dem nöthigen Nachdruck vorzugehen, sondern das auch darauf brennt, an den grimmig gehassten Chinesen sein Müthchen zu kühlen und neue Vortheile an der chinesischen Küste zu erwerben.

Eine solche Maßregel ist aber nicht nach dem Sinne Russlands, das nicht geneigt ist, die augenblickliche Verlegenheit Englands unbenützt vorübergehen zu lassen. Russland betrachtet sich als natürlichen Schutzherrn und Erben Chinas wie Persiens. Langsam schluckt es vom Norden aus eine Provinz Chinas nach der anderen in vollem Frieden auf. Es denkt nicht daran, Japan, England oder andere Mächte sich dort einnisten zu lassen. Was es aber heißen will, einen Staat zum Vollstrecker des Willens anderer zu machen, hat es noch in lebhafter Erinnerung von Aegypten her, wo England als Vertreter der Interessen Frankreichs zu Anfang der Achtzigerjahre sich einfach dauernd festgesetzt hat. Wenn Russland auch zunächst den Wunsch hegt, den Chinesen einen ordentlichen Denkzettel zu geben und den Mord seiner Angehörigen zu rächen, so beabsichtigt es doch keineswegs, an der ihm bequemen allgemeinen Misswirtschaft im chinesischen Reiche ernstlich zu rütteln.

Sich in diesen Zwiespalt Englands und Russlands einzumengen, dürfte keinesfalls der Beruf der anderen Mächte sein. Wären alle Betheiligten einverstanden, Japan mit der Bestrafung Chinas zu vertrauen, so ließe sich ja dem Gedanken nähertreten und auch die Vorfrage der Entschädigung Japans für seinen Dienst erörtern. In dem Falle aber, dass Russland seine Zustimmung verweigerte, hieße es die Lage nur noch erschweren und verwirren, wenn man den Plan Englands weiter verfolgte. Es müsste dann eben ein gemeinsamer Feldzug der Mächte ins Werk gesetzt werden. Das Nähere darüber und über die künftige Regelung der Verhältnisse in China wird nur an Ort und Stelle entschieden werden können.

Augenblicklich vermag wohl noch niemand zu sagen, was nach Einnahme Pekings und Niederwerfung der fremdenfeindlichen Bewegung mit China werden soll. Wird eine neue Centralregierung unter Controle der Mächte geschaffen, wird es in eine Anzahl selbständiger Vicekönigreiche aufgelöst werden? Jedenfalls wird es der Diplomatie auf Jahre hinaus über diese Fragen nicht an harter Arbeit fehlen.

Berlin. A. Charpentier.

---

## Die czechische Socialdemokratie.

Es ist eine unleugbare Thatsache, dass die czechische Socialdemokratie zwar nicht zur Erbin der bankerotten Jungczechen — so eine Allmacht, wie sie die Altczechen und dann die Jungczechen besaßen, wird heute wohl keine czechische Partei mehr erlangen — aber doch zu einem wichtigen und in der weiteren Entwickelung des czechischen Volkes äußerst einflussreichen Factor sich entwickelt, der schon heute wert ist, bekannt und verstanden zu werden.

Zum politischen Leben ist das czechische Volk erst in diesem Jahrhundert, nach beinahe zweihundertjähriger cultureller und politischer Unterdrückung, wiedererwacht. Eine bescheidene literarische, hauptsächlich linguistische Bewegung ist später zur politischen und socialen geworden, und im Jahre 1848 tritt der czechische Stamm schon mit den Ansprüchen einer Nation auf. In der politischen Revolution 1848 findet man bereits sociale Elemente und die ersten Keime des späteren Classenkampfes. In Prag haben die Textilarbeiter 1844 die neuen Maschinen zerschlagen, ebenso im Jahre 1848. Daneben war die Arbeiterschaft aber auch tief von der nationalen Idee durchdrungen. Eine der bekanntesten Personen dieser Zeit ist der Schriftsteller Dr. Cyrill Kampelik; auch Dr. Sladkovský trat in der Rolle eines Vermittlers bei den Strikes auf.

Im großen und ganzen bietet uns aber diese Epoche bis zu den Vierzigerjahren das Bild einer niedlichen Idylle und der schönsten Harmonie zwischen Capital und Arbeit. Das Volk, das in den letzten fünfzig Jahren einen im Verhältnis zu seinen Kräften ungeheueren Fortschritt auf allen Gebieten des socialen Lebens gemacht hat, bildete zu jener Zeit noch eine einheitliche Masse, die ökonomische Macht der czechischen Bourgeoisie war noch ganz unbedeutend, und die sociale Gliederung des Volkes wenig bemerkbar. Die socialistischen Ideen waren noch ganz unbekannt, und selbst der populärste czechische Journalist, der selige Havlicek, hatte keinen richtigen Begriff von ihnen.

Von 1848 bis Anfang der Sechzigerjahre gibt die Arbeiterbewegung kein Lebenszeichen von sich. Sie erwacht erst Ende der Sechzigerjahre nach dem preußisch-österreichischen Kriege, mit dem Beginn der jetzigen constitutionellen Aera und den neuen Vereins- und Versammlungsgesetzen. Während aber in dieser Zeit die deutsche Arbeiterbewegung schon unter dem Zeichen Lassalle'scher Gedanken [illegible], war die czechische Bewegung noch ganz und gar mit der czechischen Bourgeoisie verschmolzen. Die führende Idee blieb weiterhin der nationale Kampf, dem die Arbeiterforderungen völlig untergeordnet sind. Am 1. December 1867 erscheint in Prag das Blatt „Dělník", der Arbeiter, und dessen Redacteur wird ein [illegible] Dr. Franz L. Chleborád, der von da bis zu den [illegible]

Programm des Blattes ist noch ganz nebelhaft. Die Arbeiter glauben, die Ursache ihres Elends liege nur in dem deutschen Capital, und sie wenden die Spitze ihrer ganzen Agitation gegen dieses, indem sie das czechische Capital zu heben bestrebt sind.

Die Führer der Bourgeoisie besuchen die Arbeiterversammlungen und wirken bei der Gründung von Arbeiterassociationen mit. Dr. Chleborád selbst ist ein eifriger Anhänger der Schultze-Delitzschen Ideen und betrachtet die Selbsthilfe als das einzige Mittel zur Hebung des Arbeiterstandes. Am 1. März 1868 wurde auf seinen Vorschlag ein Consumverein „Oul" (Bienenstock) in großen Dimensionen in Prag gegründet. Für diese ganze Bewegung ist charakteristisch, dass am selben Tage sich eine Deputation zum Fürsterzbischof Schwarzenberg mit der Bitte begab, die Thätigkeit des Vereines mit einem Hochamte zu eröffnen. Im Sofiensaal fand dann ein Commers statt, an welchem sich Palacký, Rieger, die beiden Grégrs und viele Prager Fabrikanten betheiligten. Die erste Arbeitermanifestation auf der Kaiserwiese bei Smichow hat Dr. Chleborád „im Namen des dreieinigen Gottes und der heiligen Patrone Böhmens" eröffnet. In der Resolution wurde beschlossen, eine Deputation zu dem in Prag residierenden Kaiser Ferdinand zu entsenden, um sich seine Gunst zu erbitten. Bei dem großen Arbeitermeeting am 16. Mai 1867 fungiert als Vorsitzender der Sokolenführer Dr. Tyrš, und als Redner treten auch der Journalist Sabina und Dr. Eduard Grégr auf. Es ist das eine rein nationale Kundgebung. In der Resolution werden die politischen Rechte nur für die „gebildete" Arbeiterschaft gefordert.*)

Die Consumvereine verbreiten sich jetzt nach dem Vorbilde des Prager „Oul" in ganz Böhmen, werden aber schlecht administriert und gehen bald zugrunde. Am 26. September 1869 sieht sich auch Dr. Chleborád gezwungen, auf seine Obmannstelle im „Oul" zu verzichten. Der Verein selbst fristet sein Leben bis 1875, wo er mit 60.000 Gulden Schaden liquidiert.

Zu den Nachfolgern des Dr. Chleborád in der Führerschaft der czechischen Arbeiterbewegung werden die Journalisten Sabina und Barák, zwei Repräsentanten des radicalen nationalen Demokratismus. Aus Wien und Brünn kommt aber schon ein starker socialdemokratischer Wind, die Strikes nehmen zu, und innerhalb der Arbeiterbewegung zeigt sich eine Kluft und nimmt immer größere Ausdehnung an.

Am 5. Jänner 1872 erscheint die erste Nummer des neuen Arbeiterblattes „Dělnické listy" (Arbeiter-Zeitung), Redacteur: Josef Barák. Es wird die Vereinigung der Arbeiter mit der entstehenden jungczechischen Partei propagiert. Barák bleibt aber nicht lange Redacteur. Am 17. August 1872 tritt er schon aus dem Verbande der Redaction aus, und das Blatt erklärt sich kurz darauf für socialdemokratisch; die Arbeiter treten dann zur Gründung einer selbständigen Partei zusammen.

Dieser grundsätzliche und definitive Umschwung in der Gesinnung der czechischen Arbeiterschaft datiert also seit dem Jahre 1872. Er wurde aber auch zum Signal für die rücksichtslose Verfolgung der Arbeiter. Die Zeitschriften wurden eingestellt, die Vereine aufgelöst, und die im Vordergrunde stehenden Personen wanderten wegen Geheimbündelei manchmal auf Jahre in den Kerker.

In den Achtzigerjahren entsteht in der österreichischen Arbeiterbewegung eine Spaltung durch das Eindringen anarchistischer Ideen. Es kommen die bekannten Attentate, der Ausnahmszustand wird über Wien verhängt und das Schreckensregiment in Böhmen verschärft. Es tritt eine Grabesstille ein, so dass es in Böhmen fast bis 1887 keine öffentliche Arbeiterbewegung gab. Von der ganzen Arbeiterpresse ist nur der „Volksfreund" in Brünn zurückgeblieben.

Im Jahre 1886 wurde in Wien die „Gleichheit" gegründet und damit der Weg zur Verständigung zwischen den Gemäßigten und Radicalen geebnet. Zu neuen Mittelpunkten der czechischen Organisation werden die Blätter „Rovnost" (die Gleichheit) in Brünn, „Hlas lidu" (Volksstimme) in Prossnitz. In Böhmen konnte man erst ein Jahr darauf an die Gründung einer Arbeiterpresse denken. Die Reorganisation und Wiedergeburt der socialdemokratischen Partei datiert aber seit dem Hainfelder Parteitag vom 30. December 1888, wo die Einigung beider Strömungen besiegelt wurde.

Zu dieser Zeit fällt der beispiellose Niedergang der unter Palacký und Rieger allmächtig gewesenen altczechischen Partei. Die Jungczechen verdrängen sie aus dem Landtage (1889) und aus dem Reichsrathe (1891). Dieser riesige Aufschwung der jungczechischen Partei erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, dass sich die Partei, durch Dr. Sladkovský geführt, auf dem demokratischen Geleise bewegte, für das allgemeine und gleiche Wahlrecht warme Worte fand, den schärfsten Kampf gegen Clericalismus und Feudalismus aufnahm, über eine Reihe von guten agitatorischen Kräfte verfügte und in ihrem Lager die besten Köpfe der czechischen Literatur, insbesondere die heute schon verstorbenen Neruda und Hálek vereinigte. Die Partei erweckte auch große Hoffnungen, die aber rapid verschwanden, seit sie zur Macht und somit zur positiven Arbeit

*) [illegible]

gelangte. Durch den Redacteur Eim und andere getrieben, hatte sie keine andere Sorge, als den Weg der demokratischen Politik zu verlassen, ihre ganze Thätigkeit auf dem schmalen Boden der Sprachenfrage aufzubauen und sobald als möglich den opportunistischen Weg der Altczechen anzutreten.

Anfang der Neunzigerjahre bricht über Böhmen eine große geistige Revolution herein. Eine neue moderne Generation macht sich geltend, und schärfste Analyse mit beißender Kritik stürzt überall die alten, ehrwürdigen, patriotischen Dogmen. Von dem energischen Universitätsprofessor Dr. Masaryk geführt, tritt die realistische Richtung zutage, und nebstdem bildet sich in der Prager Studentenschaft die radical-fortschrittliche Bewegung, die in den Arbeitervereinen verkehrt und außer der staatsrechtlichen da und dort auch die socialistische Propaganda macht.

Die damalige Opposition der jungczechischen Abgeordneten warf die höchsten Wellen in dieser fortschrittlichen Jugend. Es kam der Prager Ausnahmszustand, und mit ihm wurde der sogenannte Omladinaprocess construiert. Die Jungczechen haben im Parlamente öffentlich jede Gemeinschaft mit den jungen Leuten geleugnet — sie befanden sich schon auf der schiefen Ebene, die in letzter Consequenz bis zur Billigung des Absolutismus, zur Einführung der Polizei in das Parlament und zur Ministerschaft des Dr. Kaizl führte. Nach Aufhebung der Thun'schen Repressalien kommt in die fortschrittliche Bewegung eine gewisse Klärung. Während sie bis dahin in ihren Reihen rein proletarische nebst rein bürgerlichen Elementen vereinigt hat, spaltet sie sich jetzt in drei Richtungen: eine radical-jungczechische, radical-fortschrittliche und fortschrittlich-socialistische. Diese letzte Gruppe fließt dann in den Wahlen in der V. Curie mit der socialdemokratischen Bewegung zusammen und trägt zu einem raschen Anwachsen der Partei bei. Die Bewegung übte außerdem eine große Anziehungskraft auf die junge Intelligenz und versammelte in ihren Reihen in den letzten Jahren mehrere junge Publicisten und Literaten.

Die Socialdemokratie selbst hatte schon seit dem Hainfelder Parteitag eine ungeahnte Entwickelung hinter sich. Zuerst mit der deutschen Mutterorganisation verbunden, emancipiert sie sich allmählich, und auf dem Budweiser Parteitag 1893 constituiert sie sich als selbständige politische Partei. Im Jahre 1896 gründet sie auch ihre eigene gewerkschaftliche Organisation. Auf dem Prager Parteitag 1896, hauptsächlich aber auf dem Parteitag zu Wien 1897, ist die Reorganisation der Socialdemokratie Oesterreichs durchgeführt, und die nationale Selbständigkeit und internationale Vereinigung ist zum Losungswort geworden. Seit dieser Zeit bestehen in Oesterreich sechs selbständige nationale socialdemokratische Organisationen, die durch einen Gesammtausschuss verbunden sind.

Das erste Eingreifen der czechischen Socialdemokratie ins öffentliche Leben geschah bei den Wahlen in der V. Curie im März 1897. Die Jungczechen standen da auf einmal vor einer Macht, deren Stärke sie nicht geahnt hatten. Die populärsten jungczechischen Namen waren zu Candidaten gegen die Socialdemokratie commandiert. Der Wahlkampf griff bis in das letzte Dorf ein und wurde mit einer im czechischen Volke bis dahin unbekannten Schärfe und Zähigkeit geführt. Die socialdemokratischen Wahlerfolge haben eine allgemeine Ueberraschung hervorgerufen. Fünf Mandate sind erobert worden: Kladno (Steiner), Pilsen (Prátný), Brünn (Hybeš), Mähr.-Ostrau (Berner) und Teschen (Cingr).

Diese fünf czechischen socialdemokratischen Abgeordneten haben nun bei der Eröffnung des neuen Reichsrathes gegen das historische böhmische Staatsrecht Protest erhoben und wollten das Hauptgewicht auf die nationale Autonomie und die modernen demokratischen Institutionen gelegt wissen. Und das böhmische Staatsrecht war doch seit den Sechzigerjahren als eine Universalmedicin für alle Leiden des czechischen Volkes und eine Art von unantastbaren nationalen Talisman erklärt worden!

Die schlichte socialdemokratische Erklärung wurde zum Stichwort des gewaltthätigsten aller politischen Kämpfe in Böhmen gemacht. Die czechische Socialdemokratie wurde für volksverrätherisch erklärt und aus dem Volksverbande gestoßen; die jungczechische Presse mit den „Národni Listy“ in erster Reihe hat sich an die Spitze der Hetzereien gestellt. Tag für Tag wurden der Socialdemokratie die infamsten Injurien ins Gesicht geschleudert, viele Existenzen wurden vernichtet, eine Reihe von Personen thätlich bedroht, in manchen Städten auch Blut vergossen, und jede Meinungsfreiheit wurde mit Füßen getreten. Der Kampf wurde noch gesteigert, als die socialdemokratischen Abgeordneten in die schärfste Opposition gegen das arbeiterfeindliche Cabinet Badeni eingetreten sind, das wegen seiner Sprachenverordnungen ohneweiters zum größten Freund des czechischen Volkes gestempelt wurde.

Durch den jungen Redacteur der „Národni Listy“, Klofáč, aus dem Boden gestampft, hat sich in dieser Zeit eine neue Organisation der czechisch-nationalen Arbeiterschaft gebildet. Hinzugefügt sei, dass alle früheren Versuche in dieser Richtung schmählich zugrunde gegangen sind. Die neue czechisch-nationale Organisation war nicht besser als jene. Eine sonderbare Mischung von allen möglichen Elementen steckte in ihr, die nur durch ihren Hass gegen die Socialdemokratie zusammengehalten wurden. Neben den indifferenten Arbeiterschichten fand man da alle Spitzen des Jungczechenthums. Neben den Radicalen saßen die Antisemiten, Agrarier und Gewerbetreibende, Bürgermeister und Advocaten. Alle waren auf einmal „Nationalarbeiter“. Diese unmögliche Organisation schrieb auf ihre Fahne das böhmische Staatsrecht, die Harmonie zwischen Capital und Arbeit, die Förderung der czechischen Bourgeoisie und ähnliches; sie stand im innigsten Contact mit der jungczechischen Partei, deren Abgeordnete sie überall befürworteten und deren Blätter ihr unbeschränkt zur Verfügung standen. Der jungczechische Niedergang hat aber auch diese Organisation ins Herz getroffen und eine tiefe Krisis in ihren Reihen hervorgerufen. Zwei Strömungen stießen da aufeinander: die radical-jungczechische und die national-socialistische. Der Führer der letzteren, Redacteur Klofáč, verließ die Redaction der „Národni Listy“ und macht Versuche mit einer selbständigen Arbeiter- und kleinbürgerlichen Organisation.

Die christlichsociale Arbeiterbewegung ist von geringer Bedeutung und ist in eine clericale, von Dr. R. Horský geführte und dem Episcopat untergeordnete, sowie in eine demokratische Richtung, deren Hauptrepräsentant P. Dlouhý-Pokorný, gespaltet. Die Anarchisten sind größtentheils zur nationalen Arbeiterschaft übergetreten und fast verschwunden, deren Existenz aber nur ephemere Bedeutung haben kann.

Ueber die Stärke der Socialdemokratie genügen folgende Angaben: Die Partei verfügt über 19 politische, 14 Fach- und fünf andere Blätter. Als das merkwürdigste Document ihrer Arbeit kann man die Gründung des Tagblattes: „Právo lidu“ (Volksrecht) betrachten, dessen erste Nummer am 1. October 1897 in Prag erschienen ist. Das Blatt ist aus Kreuzersammlungen und der Parteisteuer gegründet worden, wozu auch die deutschen Socialdemokraten beigetragen haben. Was für eine Opferwilligkeit bei Gründung dieses Blattes sich bethätigt hat, bezeugt unter anderem der Umstand, dass viele Arbeiter dem Rauchen entsagt haben, um nur einen Beitrag beisteuern zu können. Bemerkenswert ist weiter die Revue „Akademie“, die vor drei Jahren in den heißesten Tagen des Nationalkampfes von den czechischen und deutschen socialistischen Studenten Prags gegründet, in czechischer und deutscher Sprache erschien, seit dem letzten Gesammtparteitag in Brünn aber nur czechisch geschrieben wird, und sich der theoretischen Vertiefung des socialistischen Denkens im czechischen Proletariat gewidmet hat.

Außerdem sind noch insbesondere zwei Kreuzerblätter „Zář“ (Lichtschein) und „Rudá Zář“ (Rother Lichtschein), die beide zusammen wöchentlich in einer Auflage von 24.000 Exemplaren erscheinen und ihrer Billigkeit wegen zur Propaganda in den weitesten Schichten des Volkes bestimmt sind, zu erwähnen. Die Gesammtauflage aller Blätter betrug im Jahre 1893 1,706.200 Exemplare, im Jahre 1898 aber schon 8,287.800 Exemplare. Die Auflage ist also in den letzten fünf Jahren um 6,581.600 Exemplare gestiegen. Vereine gab es Ende 1898: 57 politische, 328 Fach-, 356 Bildungs- und 105 andere Vereine, zusammen 846 Vereine mit 48.683 Mitgliedern. In der Zeit vom 1. Juli 1897 bis 31. December 1898 wurden 11.847 Versammlungen (240 Meetings, 3325 öffentliche, 5439 vertrauliche Versammlungen und 2813 Vorträge) abgehalten. In den 200 Gewerkvereinen im Jahre 1898 waren 34.000 Arbeiter organisiert. Sitz des Centralcomités (Odborové sdružení) ist Prag.

Nennenswert ist noch die Arbeiterakademie (Dělnická akademie), eine Vereinigung von 127 Bildungsvereinen, die eine große Lesehalle eröffnet hat, außerdem eine Bibliothek besitzt und Cyklen veranstaltet, wo Geschichte, sociale Gesetzgebung, Anatomie, Sprachen u. s. w. vorgetragen werden.

Es ist zweifellos, dass zu diesem raschen Fortschreiten der socialdemokratischen Ideen im czechischen Volke die rasche ökonomische Entwickelung ungemein viel beigetragen hat, und es ist selbstverständlich, dass zu den stärksten Positionen der czechischen Socialdemokratie die großen Industriecentren wie Kladno, Pilsen, Prag, Brünn u. s. w. geworden sind. Die Ausbreitung des Socialismus wurde auch stark durch den innigen Contact der czechischen mit der deutschen Arbeiterschaft gefördert. Die industriellen Grenzgebiete Böhmens decken ihren Bedarf an Arbeitskräften hauptsächlich durch das czechische Landproletariat aus Südböhmen und dem böhmisch-mährischen Gebirge. Dieses Proletariat, dessen materielles Elend sehr groß ist, und das hier vom böhmischen Feudaladel grenzenlos ausgebeutet wird, sieht sich gezwungen auszuwandern, so dass jetzt in diesen czechischen Agrargebieten ein großer Mangel an Arbeitskräften herrscht. Diese Wanderung nimmt nämlich in dem Maße ab, als sich allmählich auch das Centrum von Böhmen industriell entwickelt. Es ist noch hinzuzufügen, dass auch viele czechische Saisonarbeiter auswandern und dann nach Hause zurückkehrend, sehr häufig zu Agitatoren des Socialismus werden. Czechische Arbeiter findet man ja auch in Sachsen, Bayern, Steiermark, Ungarn und noch weiter.

Die Residenzstadt Wien ist in erster Reihe ein Reservoir, in das die czechischen Arbeiter hauptsächlich aus Südböhmen und Mähren in großen Massen zuströmen. Die überwiegende Mehrzahl der czechischen Bevölkerung in Wien bildet

die czechische Arbeiterschaft, der gegenüber die übrige bourgeoise czechische Bewohnerschaft vollständig in den Hintergrund tritt, und die fast durchwegs socialdemokratisch gesinnt ist. Diese mächtige Wiener Organisation der czechischen Socialdemokraten wird durch die dreimal wöchentlich erscheinende Dělnické listy (Arbeiter-Zeitung) repräsentiert, und macht sich bei allen großen Arbeitermanifestationen bemerkbar. Die czechische Schule in Wien, „Komenský", wird größtentheils von den Kindern der Socialdemokraten besucht. Wien ist auch Sitz der Parteileitung und hier hat auch der czechische Socialdemokrat Němec gegen Dr. Lueger in der V. Curie candidiert. In ganz Niederösterreich zählt die czechische Socialdemokratie 4 politische Organisationen, 13 Bildungsvereine und 1 Turnverein, sowie 22 Fachgruppen. Es wurden da im letzten Jahre 219 öffentliche, 351 vertrauliche Versammlungen, 597 Vorträge und 5 Meetings veranstaltet. — Eine czechische Organisation besteht auch in Oberösterreich und zählt nebst 1 Fachgruppe 5 freie Organisationen. Auch die übrigen czechischen Minoritäten in Böhmen, Mähren, Schlesien recrutieren sich wesentlich aus der Arbeiterschaft und sind, soweit sie politisch denken, in der Mehrzahl socialdemokratisch. In den national gemischten Städten Teplitz und Budweis erscheinen auch zwei czechische socialdemokratische Blätter und der Sieg der deutschen socialdemokratischen Abgeordneten Böhmens ist an vielen Orten durch die czechischen socialdemokratischen Stimmen entschieden worden.

Als interessante Erscheinung kann man auch bezeichnen, dass der Socialismus einen festen Fuß insbesondere auch bei der czechischen Landbevölkerung fasst. Der VII. böhmische Wahlkreis ist größtentheils ein agrarischer: es gehören hierzu die reichen Bezirke von Raudnitz und Mělnik, die frühere stärkste Domäne des radicalen Jungczechenthums und Wall des Dr. Ed. Grégr. In diesem Wahlkreise hat bei dem System der indirecten Wahlen der jungczechische Salonbauer Hermann Janda nur mit einer Mehrheit von dreizehn Stimmen gesiegt. Der Abgeordnete Janda hat auch nur diesem Wahlsystem sein Mandat zu verdanken. Wären die indirecten Wahlen zur Zeit dieser Wahl schon aufgehoben und die directen Wahlen eingeführt gewesen, so säße heute Janda nicht im Parlament als Abgeordneter der V. Curie, sondern der Socialdemokrat Schusler: denn dieser socialdemokratische Candidat hat an directen Stimmen um 2000 mehr bekommen, als der Jungczeche Janda. Auch der XVII. böhmische Wahlkreis ist nur dadurch verloren gegangen, dass in Písek die jungczechischen Wahlmänner mit einer Mehrheit von einer Stimme gesiegt haben. So kam es, dass der Jungczeche Doštál gegenüber dem Socialdemokraten Vaněk nur eine winzige Majorität erhalten hat.

Es lässt sich nicht leugnen, dass in dieser Sache auch die alten Traditionen des Hussitenthums mitspielen, denn die Ueberlieferungen der alten communistischen Taboriten sind in den Herzen des czechischen Volkes tief eingewurzelt. Ueberall auf dem Lande findet man Bildnisse von Huss und Žižka, und auch von Amos Comenius, dem letzten Bischof der ruhmvollen czechischen Brüder und dem weltberühmten Pädagogen. Nebstdem aber hat auch viel die langjährige demokratische Agitation der jungczechischen, kleinbürgerlichen Bewegung beigetragen, ihre ehemalige schärfste Opposition gegen die Wiener Regierungen, die Persecutionen unter Beust, Koller und Thun, sowie die ganze, schmerzhaft empfundene nationale und politische Unterdrückung, was alles der Socialdemokratie den Boden vorbereitet hat.

In der Frage des böhmischen Staatsrechtes war die czechische Socialdemokratie die erste Partei, die in dieser Hinsicht dem schwarzen Pessimismus öffentlich Ausdruck gab, und gegen das staatsrechtliche Programm, das seit 1861 durch Einfluss des böhmischen Feudaladels von Palacky und Rieger zum höchsten politischen Ideal des czechischen Volkes erhoben wurde, entschieden Stellung genommen hat. Sie weist darauf hin, dass das böhmische Staatsrecht in unserer Zeit des Weltmarktes nur reactionär wirken kann, dass es keine Besserung des Arbeiterstandes herbeiführen wird, dass es im Gegentheil bei der Enge dieser Staatsgrenzen und bei der großen unfreiwilligen Auswanderung der czechischen Arbeiterschaft dieser nur Schaden bringen und die Macht des österreichischen Proletariats brechen würde, dass es eine totale Auslieferung der czechischen Minorität in Niederösterreich und des zwei Millionen zählenden slovakischen Stammes, dieses Zweiges des ganzen czecho-slavischen Volkes, also eine Art nationaler Selbstverstümmelung bedeutet u. s. w.

Und all diese Erwägungen haben die Socialdemokratie veranlasst, auf das staatsrechtliche Programm vollständig zu verzichten und ein Programm der nationalen Autonomie und der vollständigen Gleichberechtigung der czechischen und deutschen Sprache anzustreben, wie es auch [illegible] Brünner Parteitag [illegible] ist. [illegible] auch [illegible] Socialdemokratie, dass sie den Glauben an diesen [illegible]

Aus diesen paar Notizen geht hervor, dass die czechische Socialdemokratie neben den Jungczechen, die durch Obstruction ihre Partei für einige Zeit galvanisiert haben, die mächtigste politische Organisation ist, die die breitesten Schichten der Bevölkerung hinter sich führt und mit der weiteren Demokratisierung des Wahlrechtes eine hervorragende Rolle zu spielen bestimmt ist.

Prag. Dr. F. Soukup.

## Der Chinataumel in Deutschland.

Dass der Handel noch nicht der unpopulärste Berufszweig in Deutschland geworden ist, muss Wunder nehmen. Denn in den letzten Jahren ist alles, was Geld und Steuern kostete, von der Regierung mit der Nothwendigkeit für den Handel motiviert worden. Die Agitation für die Flotte wurde unter der Devise „Für den Handel" inseeniert. Nicht nur die Flottengegner, sondern auch die flottenfreundlichen Kaufleute haben mit Recht auf die Unwahrhaftigkeit solcher Devise hingedeutet. Der Handel Deutschlands hat sich ohne Flotte geradezu imposant entwickelt und der mit glänzendem Sieg beendete Kampf gegen Englands Waren ist nur mit dem Preiscourant geführt worden.

Die neueste kriegerische Action gegen China, ebenso die Besetzung Kiautschans geschah angeblich auch ad maiorem gloriam commercii. Vorderhand haben Handel und Industrie natürlich von der ganzen Affaire nur Schaden. Im rheinisch-westphälischen Industriebezirk sind eine ganze Reihe von Bestellungen für China vorläufig suspendiert worden, das deutsche Volk verliert am Rückgang der chinesischen Anleihe erkleckliche Sümmchen, und die Wertzerstörungen in China nehmen unsere Banken recht kräftig mit. Aber schließlich wäre das ja alles zu ertragen, wenn man annehmen könnte, dass diese Opfer uns einmal wirkliche große, neue Erfolge bringen. Es scheint mir deshalb doch von großer Wichtigkeit, sich aus der nebelhaft phantastischen Sphäre der Weltpolitik zu ruhiger Beobachtung in die klareren Regionen kaufmännischer Calculation hinüberzuretten, und von dort aus die Frage zu ventilieren: Was ist uns China?

Von allen Kennern des chinesischen Volksstammes wird übereinstimmend zugegeben, dass die Zopfträger geborene Kaufleute sind. Nicht nur in Bezug auf Klugheit, sondern namentlich auch mit Hinsicht auf ihre unverbrüchliche Worttreue. Deutsche und englische Handelshäuser, die seit Jahrzehnten im Handelsverkehr mit China stehen, erklären, dass es im Handel mit China fast nie zu größeren Differenzen komme. Der Chinese kennt die Chicanensucht nicht. Es liegt in der Natur des kaufmännischen Geistes, mit jedermann zu handeln. Da fragt man nicht nach Rasse und Religion. Die Güte der Ware ist ausschlaggebend oder derjenige erringt die Palme, welcher den Geschmack der Menge am besten trifft. Aber ebenso wie der eine Theil alle Fragen der Rasse und Religion aus dem Spiel lässt, darf auch der andere nicht darnach fragen. Missionäre sind deshalb sehr schlechte Sendboten des Handels. Man hat damit schon in uncivilisierten Ländern schlechte Erfahrungen gemacht. So höre ich z. B., dass die Neu-Guinea-Company schon seit geraumer Zeit darüber Klage führt, dass ihr durch die christlichen Missionen fortwährend Schwierigkeiten bereitet werden. In Neu-Guinea handelt es sich aber eben um ganz wilde Völker. Völlig anders aber ist es mit China. Dort ist ein altes Volk ansässig, dessen Cultur schon in höchster Blüte stand, als unsere Vorfahren noch auf der Wanderung in die heutigen Wohnsitze ihrer Nachkommen sich befanden. Von dieser Cultur haben wir gelernt. Buchdruckerkunst und Schießpulver und wahrscheinlich noch manche andere Großthaten der Cultur haben innerhalb der chinesischen Mauer ihre Entstehung gefeiert. In ihrer Jahrtausende langen Abgeschlossenheit hat sich die chinesische Religion zu einer seltenen Höhe entwickelt und tiefe, sehr tiefe Wurzeln in den Volksmassen geschlagen. Wenn wir in solchem Lande erfolgreich Handel treiben wollen, so müssen wir diese Dinge respectieren. Die Vertreter, welche die europäischen Nationen in solche Länder schicken, müssen neben großem Taktgefühl vor allem die Fähigkeit besitzen, sich in die Psyche des Volkes hineinzuversetzen. Wenn man das schon von den Gesandten verlangen muss, so in noch viel höherem Grade von den Handelsvertretern, den Consuln. Wie wenig Fähigkeit dazu in dem fremden Consularcorps vorhanden ist, geht daraus hervor, dass die Consuln angeblich den Mächten vorgeschlagen haben, der Regierung in Peking damit zu drohen, dass man die Ahnengräber des Kaiserhauses zerstören werde. Sollte diese Nachricht sich bewahrheiten, so wäre das ein Zeichen von geradezu unerhörter Kurzsichtigkeit. Denn damit wäre das Heiligste des Volkes angegriffen. Angeblich soll der englische Consul sich diesem Rathe widersetzt haben. Das ist ein Zeichen dafür, wie eben [illegible] von allen europäischen Nationen die englische am meisten [illegible] besitzt. Dieses Verhalten Englands wird [illegible] Rechte liegen. Denn, wenn das Gefühl der [illegible] sein soll, so wird der Selbst[illegible] zwingen, in Zukunft diejenigen Nationen [illegible] die Brutalität als Bahnbrecher [illegible]

Aus diesem Grunde fürchte ich auch für die handelspolitische Zukunft Deutschlands in China, denn von allen betheiligten Staaten hat das Deutsche Reich sich am meisten herausgestellt, und die Reden des Deutschen Kaisers müssen das Deutschthum dem chinesischen Volk unbedingt verhasst machen. Durch die Rede des Kaisers ist bekanntlich eine Kundgebung der Vereinigten Staaten von Amerika erfolgt, die ausdrücklich hervorhebt, dass Amerika nicht nach Herrschaft in China strebe, sondern dass es nur darauf ausgehe, die Aufständischen niederzuwerfen. Auch Amerika hat also den richtigen kaufmännischen Instinct für das, was dem Absatz schadet, und für das, was dem Absatz nützt.

Es unterliegt nach alledem gar keinem Zweifel, dass durch die augenblicklichen Geschehnisse die deutschen Handelsbeziehungen zu China mehr als die aller andern Staaten geschädigt worden sind. Die Wunden des Krieges werden am deutschen Wirtschaftskörper noch bluten, wenn sie in den andern Staaten bereits lange vernarbt sind.

Setzen wir nun aber den Fall, dass alle meine Voraussetzungen in dieser Hinsicht falsch sind, so wird uns die Pacificierung Chinas bei weitem nicht den Nutzen bringen, den wir davon erhoffen. Wenn man auf die Coloniensuche geht, so hat man dabei drei verschiedene wirtschaftliche Momente im Auge. Entweder will man in das neue Land Menschen exportieren oder man will Waren dort absetzen oder aber man beabsichtigt, von dort Rohstoffe zu beziehen.

Dass ein Land mit 400 Millionen Einwohnern, dessen Bevölkerung an einigen Stellen geradezu wie die Pökelhäringe zusammengepfercht lebt, kein geeignetes Absatzgebiet für unser überschüssiges Menschenmaterial ist, dürfte ohneweiters plausibel sein.

Auch den Warenabsatz nach China stellt man sich viel einfacher vor, als er in Wirklichkeit sein dürfte. Die englische Colonialgeschichte gibt uns in dieser Hinsicht ein warnendes Beispiel. Die englische Krisis im Jahre 1847 hatte ihren vornehmsten Grund darin, dass man in der City eine zeitlang chinatoll gewesen war. Es circulierte damals das Schlagwort, dass wenn jeder Chinese nur einen Strumpf kaufe, die englische Industrie auf Jahre hinaus in Nahrung gesetzt sei. Die Hoffnung schlug damals gründlich fehl. Man dachte eben damals wie heute nicht daran, dass in China die starre Gewohnheit von Jahrtausenden den Consum beeinflusse. Nun wird man ja allerdings einwenden können, dass die Zöpfe von 1847 an anderen Köpfen herunterhiengen als die Zöpfe von 1900. Aber wenn man selbst zugeben will, dass die Consumfähigkeit Chinas seit jener Zeit gewachsen ist, so ist doch jedenfalls das Angebot, das jetzt von allen Staaten Europas und Amerikas auf China eindringt, in noch viel höherem Grade gewachsen. Außerdem kommt gerade für den Export nach China sehr wesentlich in Betracht, dass die große Masse der Bevölkerung in größter Armseligkeit dahin vegetiert und jedenfalls in ihrer Mehrheit nicht das Material bietet, das man als Exporteur verlangen muss.

Ich deutete oben bereits an, dass man in dem Auftreten gegen China den schweren Fehler macht, die Chinesen mit uncultivierten Wilden zu vergleichen, und ich glaube, dass man in denselben Irrthum auch bei der Calculation für die Exportmöglichkeit verfällt. Der Wilde lässt sich jede Ware aufschwatzen, das chinesische Volk aber hat einen ausgesprochenen, vom europäischen ganz verschiedenen Geschmack. Ob wir überhaupt jemals lernen werden, für diesen Geschmack zu arbeiten, steht dahin. Jedenfalls ist die aufstrebende Industrie der Japaner in dieser Hinsicht schon wegen der Rassengleichheit viel vortheilhafter daran, als die aller andern Völker.

Ueberhaupt kommt für Deutschland als erschwerendes Moment die günstigere geographische Lage der anderen Länder hinzu. Amerika, Russland und England werden sicherlich neben Japan in allererster Linie die Früchte einer Erschließung Chinas ernten. Ob diese Früchte überhaupt sehr schmackhaft sind, muss die Zukunft lehren. Deutschland lässt sich, glaube ich, zu sehr durch die Ziffer seiner Ausfuhr nach China täuschen. Aber das, was wir bisher dorthin ausgeführt haben, ist doch nur zum allergeringsten Theil von den Chinesen consumiert worden, die größten Mengen durften Baumaterialien und Bedarfsartikel für unsere Bahnbauten sein. Das, was wir bis jetzt dorthin schicken, ist ja nichts, was auf längere Dauer immer wieder bestellt werden wird. Es ist nur etwas, was dazu dienen soll, das nach China ausgewanderte deutsche Capital zu fructificieren. Und darin liegt eine ganz enorme Gefahr für unsere Volkswirtschaft, die in den breiten Massen nicht gewürdigt und von den Interessenten wohlweislich vertuscht wird.

Die Maschinen, die wir jetzt nach China senden, die deutsche Eisenbahn, die später dort laufen wird, sie dienen dazu, Ware zu fabricieren, die unserer heimischen Ware eine bittere Concurrenz machen. Denn das Capital muss förmlich dazu verlockt werden, in China große Productionsstätten zu eröffnen, weil der chinesische Arbeiter intelligent und vor allem billig ist. Wir werden dasselbe Schauspiel erleben, wie es sich zum Beispiel in England abspielte, wo die billigen Arbeitskräfte der indischen Colonie große Industriezweige des Mutterlandes ruinierten. Wenn wir auch keine Wanderung der chinesischen Völker nach dem Westen zu befürchten brauchen, so steht uns das viel schwerere Uebel der gelben Warenwanderung nach Europa bevor. Wir haben bisher China das Geld zu den Flinten und Kanonen geliefert, mit denen unsere Landeskinder jetzt getödtet werden. Und wir werden das Capital schicken, mit welchem sie unsere Production schädigen werden. Einige wenige Capitalisten werden davon ebenso Nutzen haben, wie augenblicklich Herr Krupp von dem großen Morden Nutzen hat. Die große Masse der Bevölkerung wird aber unter dem Druck der Concurrenz der „Reisfresser" ächzen. Die Löhne werden sinken, denn wenn die Kulis nicht zu den Capitalisten nach Deutschland kommen dürfen, werden die Capitalisten zu den Kulis gehen. Das wird Chinas Rache sein.

Berlin. Georg Bernhard.

---

## Die Sittlichkeit in der Mittelschule.

Offener Brief an Herrn Professor Dr. Falbrecht in Freistadt.

Hochgeehrter Herr Professor!

Ein Freund der „Zeit" schickt mir den neuesten Band des Ziller'schen Jahrbuches für wissenschaftliche Pädagogik. Darin behandeln Sie „Horaz im erziehenden Unterrichte" und beantworten die Fragen, zu welchem Urtheil über den Charakter des liebenswürdigen Epikuräers die Schüler anzuleiten, und wie seine Liebeslieder zu behandeln seien. „Gar nicht!" entscheiden Sie die zweite Frage, weil deren Lectüre in den Schülern die Lüsternheit wecken könnte, und weil sie den Lehrer nöthigen würde, sich in der Erklärung auf das sexuelle Problem einzulassen, was unstatthaft sei. Mit dem groben Materialismus, sagen Sie einleitend, brauche sich der Pädagog bei Erörterung dieser Frage nicht auseinanderzusetzen, da zuversichtlich anzunehmen sei, „dass derartige Ansichten, wie man sie z. B. in Artikeln der ‚Zeit' vertreten findet, in absehbarer Zukunft keinen Eingang in die Pforten der Schule finden werden". In einer Anmerkung hierzu geben Sie den Schluss meiner Artikel „Sexualethik" aus den vorjährigen Nummern 243, 244 und 245 der „Zeit" wieder, von den Worten ab: „Stellen wir die Sexualethik wieder vom Kopf auf die Füße" und fügen hinzu: „Die eingangs dieser Zeilen ausgesprochene echt materialistische Verwechselung von Physis und Moral ist auch ein Zeichen der ‚Zeit'. Ich habe die Worte dieses .... Aufsatzes trotz ihres peinlichen Inhalts hierhergesetzt, weil sie sich gleich anfangs einen ziemlich gewichtigen pädagogischen Anstrich geben, und" — hier belieben Sie Sperrdruck — „um zu zeigen, wie weit es mit der Schule kommen könnte, wenn man dem Materialismus auch nur den kleinen Finger reichte."

Sie kennen nichts von meinen sonstigen bescheidenen publicistischen Leistungen und wissen daher nicht, dass, seitdem ich schriftstellerisch thätig bin, eine meiner Hauptabsichten die Bekämpfung des Materialismus gewesen ist. Ich halte an den Grundlehren des Christenthums fest, habe mir meine Privatphilosophie aus Herbart und Lotze zurecht gemacht, gründe die Ethik auf die ewigen und unveränderlichen Ideen Herbarts, leite die Verschiedenheit der sittlichen Typen und die Widersprüche der vielerlei Ethiken von der Mehrheit der sittlichen Ideen ab, bin ein Todfeind des Darwinismus und habe besonders die biologischen Erklärungsversuche der Ethik immer auf das entschiedenste bekämpft. Eben jetzt arbeite ich an einer kurzen Abweisung von Häckels neuestem Generalsturm auf Idealismus und Christenthum. Nachdem Sie das erfahren haben, werden Sie es verstehen, dass ich Ihre Bemerkung über meinen Zeitansatz nicht unbeantwortet lassen kann. Sie beschuldigen mich der Verwechselung von Physis und Moral (ich würde lieber sagen von Physis und Psyche oder von Naturprocess und Moral —, weil ich die unbestreitbare Thatsache anerkenne, dass der Psyche in der Beherrschung des Leibes Grenzen gezogen sind, Grenzen gezogen sein müssen, wenn sie nicht den Leib zugrunde richten und sich dadurch um die Erfüllung ihrer irdischen Aufgabe bringen soll, die Gott nun einmal an einen physischen Lebensprocess geknüpft hat. Ebenso gut könnten Sie die Beschuldigung damit begründen, dass ich das Athmen, die Nahrungsaufnahme und die den Verdauungsprocess abschließenden Secretionen für unvermeidlich erkläre: Sie wissen doch hoffentlich, dass auch Luther gewisse andere Secretionen für unvermeidlich erklärt? Kann man seinen Gegensatz zum Materialismus entschiedener und klarer aussprechen als dadurch, dass man sagt: das Unsittliche, soweit solches im sexuellen Gebiet vorkommt, liegt nicht in den leiblichen Vorgängen, sondern in der Verletzung der sittlichen Ideen: der Liebe, der Gerechtigkeit, der Freiheit? Gerade dass diese Verletzungen heute für nichts geachtet werden, hat mich ja bestimmt, endlich einmal ein kräftiges Wort zu sprechen. Jener falsche Idealismus, der sich der Natur schämt, der Natur, die doch wohl auch Gottes Geschöpf ist — oder schreiben Sie sie dem Teufel zu? — dieser falsche Idealismus herrscht bei uns im neuen Reiche seit etwa 25 Jahren, ganz unbestritten seit 1878, [illegible], und Sie finden keinen Staatsdiener, keinen Mann, der nach einem Orden oder Titel oder einem sonstigen Segen von oben strebt, der es wagen würde, öffentlich zu behaupten, ein [illegible] Befriedigung

des Geschlechtstriebes als die in einer vom Staate für giltig erklärten und von der Kirche gesegneten Ehe könne jemals sittlich erlaubt sein, und der nicht im Tone höchster sittlicher Entrüstung von der „Unzucht“ spräche, wenn er sie zu erwähnen gezwungen ist. Ungezwungen erwähnt er sie nicht (nämlich im Salon, in der Presse und in Versammlungen; am Stammtisch und im Kämmerlein folgt er andern Gesetzen), denn zum guten Tone gehört es, alles Natürliche, dem der Mensch unterworfen ist, als nicht vorhanden zu behandeln. Also diese Art Idealismus, der auch Sie zu huldigen scheinen, herrscht bei uns seit mehr als zwanzig Jahren unumschränkt. Und in diesen zwanzig Jahren hat sich zweierlei begeben. Erstens ist es heute um die geschlechtliche Sittlichkeit gerade der Studenten viel, viel schlechter bestellt als vor dieser Periode, viel, viel schlechter als vor 50 Jahren, wo man in amtlichen Kreisen über diese Dinge noch ganz frei dachte oder vielmehr sprach, denn am freien Denken fehlt es heute weniger denn je. Sie, Herr Professor, leben und wirken in der reinsten Atmosphäre, die es gibt, an einem Gymnasium, haben keinen Anlass, sich mit dem weniger Reinen, was draußen vorgeht, zu beschäftigen; aber ohne alles Interesse kann doch das Milieu, in das Sie Ihre Abiturienten hinausschicken, für Sie nicht sein. Wie das in Oesterreich aussieht, weiß ich ja nicht, aber ich halte es für unwahrscheinlich, dass es viel reiner sein sollte als bei uns. Erkundigen Sie sich doch einmal bei den Aerzten der Berliner Studentenkrankencassen,*) bei den Berliner und Hamburger Stadtmissionären, bei den Leitern der Sittlichkeitsvereine, und ziehen Sie dann Ihre Folgerungen, wenn Sie sich sagen müssen: Das also sind die Jünglinge, die ein Jahr vorher unseren streng christlichen und idealistischen Moralunterricht genossen haben! Die zweite betrübende Erscheinung, für die ich dann in den Artikeln: Sexualjustiz und Sexualpolizei (Nr. 257, 258 und 259 der „Zeit“) und in den Ergänzungen der Broschürenausgabe dieser Aufsätze noch weitere Belege beigebracht habe, ist folgende. Während die geringste Unanständigkeit, die harmloseste und unschuldigste Offenbarung des Natürlichen in unserer Gesellschaft zum unverzeihlichen Verbrechen gestempelt wird und dem unvorsichtigen Thäter nicht allein die Laufbahn versperrt, sondern auch unter Umständen eine gerichtliche Verurtheilung einträgt, werden die infamsten Handlungen, die das Lebensglück von Menschen vernichten und ehrlose Gesinnung bekunden, auch wenn sie sich nach dem Strafgesetz als Verbrechen qualificieren, sehr mild bestraft oder bleiben ganz ungestraft und ohne üble Folgen für die gesellschaftliche Stellung des Verbrechers. Die Socialdemokraten haben die Berathung der Lex Heinze dazu benutzen wollen, eine ganze Kategorie solcher Verbrechen, den Missbrauch der Brotherrngewalt zur Befriedigung gewisser Gelüste, unter Strafe zu stellen, aber die verbündeten Regierungen haben den sogenannten Arbeitgeberparagraphen für unannehmbar erklärt, und die vorgeblich vom Eifer für die Sittlichkeit verzehrte Reichstagsmehrheit hat den einzigen vernünftigen Paragraphen des Gesetzes leichten Herzens preis gegeben. Werden Sie diesen beiden betrübenden Erscheinungen gegenüber mir die Berechtigung, zu sagen: post hoc, ergo propter hoc, bestreiten? Gewiss nicht! Der psychologische Zusammenhang liegt doch gar zu klar am Tage. Wenn auf einem Gebiet das Kriterium des Unsittlichen: unsittlich ist alles, wodurch du einem andern oder dir selbst schadest oder worüber du die Erfüllung einer Pflicht versäumst, aus den Augen gesetzt und statt dessen das durch einen physiologischen Process erzeugte Lustgefühl oder gar der Process selbst für sündhaft erklärt wird,**) so kann die Wirkung keine andere sein, als die, dass der Maßstab für die Beurtheilung von Sittlichkeitsverbrechen vollkommen verloren geht; und der unvernünftige Satz: auf diesem Gebiet ist alles ohne Unterschied verboten und Todsünde, muss, sobald seine Undurchführbarkeit einleuchtet, in den ruchlosen umschlagen: alles ohne Unterschied ist erlaubt, die geschlechtliche Moral ist Humbug, und die einzige Pflicht ist die gegen uns selbst, zur Behauptung unserer bürgerlichen Stellung den Humbug heuchlerisch mitzumachen.

Aber was geht alles das Sie an, Herr Professor? Sie glauben doch nicht etwa, mit dem Vertreter von Staat und Kirche, der dem Jüngling die Grundsätze der Sexualethik klar zu machen und einzuschärfen habe, hätte ich den Horazinterpreten gemeint? Für jeden Pädagogen versteht es sich doch von selbst, dass ein solcher Unterricht nur unter vier Augen ertheilt werden kann, dass er der Individualität des Jünglings und seiner augenblicklichen Lage angepasst sein, daher [illegible] erfolgen muss, dass der, der ihn ertheilt, den Jüngling genau kennen und sein volles Vertrauen haben muss. Und die Individualitäten und Lagen sind so [illegible] verschieden, dass mancher Zwanzigjährige noch nicht braucht,

was manchem Dreizehnjährigen notthut. Ich selbst bin unter rohen Kameraden aufgewachsen, die schon ausgelernt und praktisch erfahren waren und die mich schon als Zwölfjährigen aufgeklärt haben; trotzdem habe ich das Allergefährlichste erst im Alter von 22 Jahren im Priesterseminar aus Liguoris Moral kennen gelernt; plumpe Sittlichkeitsapostel beider Confessionen reden darüber schon zu zwölfjährigen Knaben! Dass unter tausend Knaben — vielleicht gilt von den Mädchen, für welche die Mutter die Nächstverpflichtete ist, dasselbe — kaum einer einen verständigen Berather hat, das ist nun auch noch eine Folge unserer erhabenen Sittlichkeit; der Vater „geniert“ sich, und so läßt er den Sohn hineintaumeln in den Sumpf oder in den Abgrund.

Mit dem, was Sie über die Behandlung des Horaz sagen, bin ich vollkommen einverstanden. Der gewissenhafte Lehrer wird, um möglichem Unheil vorzubeugen, alle erotischen Oden auslassen. Nur halte ich die Gefahr der Aufnahme dieser Oden in die Schulausgaben und selbst ihrer Einbeziehung in den Unterricht nicht für sehr groß. Vielleicht sind Ihre Primaner*) bedeutend weiter im Latein, als wir im Jahre 1850 gewesen sind, aber uns wäre es nicht im Traume eingefallen, uns auch noch mit der Uebersetzung von Oden abzuquälen, die der Lehrer ausgelassen hatte, und die Lydien und Chloen der übersetzten haben uns ganz kalt gelassen: die schwere Verständlichkeit der künstlich gedrechselten Sätze ließ reizende, verlockende Bilder und angenehme Empfindungen nicht aufkommen. Es erging uns wie dem jungen Augustinus, der für Virgils Dido schwärmte, die Gestalten der griechischen Epen aber hasste, obgleich doch auch Homer, meint er, ein geschickter Fabulant und dulcissime vanus sei; die Schwierigkeit der griechischen Sprache habe ihm alle Süßigkeiten der homerischen Fabeln vergällt. (Confessionum liber I, 14.) Indes, wie gesagt, ich habe gegen eine castigierte Horazausgabe und gegen die Uebergehung des heiklen Themas bei der Horazlectüre nichts einzuwenden. Auch darin stimme ich Ihnen bei, dass die Behandlung dieses Themas mehr in den Unterricht über Somatologie und Hygiene als in den „Gesinnungsunterricht“ gehört. Nur wird er auch in diesem, namentlich im Religionsunterrichte, nicht ganz zu umgehen sein. Anatomisches und Physiologisches darf da natürlich nicht einmal erwähnt, geschweige denn breitgetreten werden; wohl aber gehört das obenerwähnte Kriterium des Unsittlichen hinein, und je strenger sich der Lehrer daran hält, destoweniger wird er in die Lage kommen, „vor erröthenden Schülern erröthen zu müssen“. So zum Beispiel heißt es in den katholischen Katechismen, das sechste Gebot verbiete den Ehebruch und „alle unkeuschen Gedanken, Worte und Werke“. Das ist gar nicht wahr. Das sechste Gebot verbietet den Ehebruch, basta! Ehebruch ist der Bruch des Vertrages, den die Eheleute mit einander geschlossen haben. Der Vertrag wird gebrochen, wenn sich die Frau mit einem anderen Manne enger befreundet als mit ihrem Manne und über diesem neuen Freundschaftsbunde die Pflichten gegen den Gemahl versäumt, wenn der Mann sein Geld auf sein Vergnügen außer dem Hause ausgibt, Weib und Kinder vernachlässigt, wohl gar darben lässt; aus alledem folgt Zerrüttung der Familie, großes Unheil, besonders Verderb der Kinder. Das Wort „Unkeuschheit“ braucht bei der Erklärung des Gebotes gar nicht genannt zu werden. Vollkommen einverstanden bin ich auch mit der Charakteristik Horazens, die Sie geben. Wenn ihn, wie Sie tadelnd anführen, manche Philologen als höchstes sittliches Ideal preisen, so ist das natürlich Unsinn und verdient kaum ernst genommen zu werden. Aber Sie bestreiten hoffentlich die Herbartische Ansicht nicht, dass es verschiedene berechtigte sittliche Typen gibt, und dass der des edelmüthigen, humanen, feinsinnigen, jeden unnatürlichen Genuss und jedes Uebermaß verschmähenden Epikuräers nicht der schlechteste Typus ist, obwohl er tief unter den verschiedenen heroischen Typen des großen Staatsmannes, des Kriegshelden, des Entdeckers, des Märtyrers und des entsagenden Heiligen stehen mag. Und wenn nun der Jüngling zum Heros nicht berufen ist, wird man ihn da nicht noch lieber auf Horaz verweisen als auf einen der großen Geldmacher oder politischen Drahtzieher oder erfolgreichen Streber unserer Zeit? Und was die Keuschheit anlangt, über die Sie ja, als Horazerklärer, wie gesagt, nicht zu unterrichten brauchen — wenn man in einer Zeit, wo Nichtswürdigkeiten an armen Mädchen und Frauen zu hunderttausenden verübt werden, anstatt diese Nichtswürdigkeiten zu verurtheilen, den Jüngling wegen seiner „unkeuschen Gedanken“ mit der Hölle bedroht, ist das nicht gerade so, wie wenn die englischen Goldsharespeculanten, welche die große Menschenschlächterei in Afrika verschuldet haben, sich in einer öffentlichen Beichte mit dem braven Tartuffe anklagen wollten,

[illegible] pris une puce en faisant leur prière,
[illegible] avec trop de colère [illegible]?

[illegible] freilich, Sie kennen eine christliche Ethik, die allein gilt, und mit dem dieser entnommenen Maßstabe gemessen, erscheint [illegible] allen Umständen so klein, dass er keinem christlichen [illegible] als Vorbild empfohlen werden darf! Sollte bei dieser

Ihrer vermeintlichen Kenntnis und Anerkennung der christlichen Ethik nicht ein wenig auf Unklarheit beruhende Selbsttäuschung unterlaufen? Bei dem Zank der Christen untereinander wird es doch wohl erlaubt sein zu fragen: welche christliche Ethik meinen Sie denn? die des Papstes und der Jesuiten? die Calvins und der Puritaner? die Luthers? Sie wissen doch, dass diese drei Parteien einander gerade auf dem sexuellen Gebiet heftig bekämpfen und einander gegenseitig der Unsittlichkeit, der Verführung der Jugend anklagen, einander für die Verderbnis der Volkssittlichkeit verantwortlich machen. Oder meinen Sie die Ethik Kants, der von dem frommen Minister eines ebenso orthodoxen wie ausschweifenden Königs als Freigeist gemaßregelt wurde? Oder meinen Sie die Ethik mancher heutigen liberalen Protestanten, die die Stelle I. Korinther 7 für abscheulich roh und unsittlich erklären? Oder meinen Sie die christliche Gesinnung der Weimarer Dioskuren, die vor dem Richterstuhle der Frommen noch weniger Gnade finden dürfte als die des stoischen Philosophen von Königsberg? Oder meinen Sie die heute geltende Vulgärmoral, die sich ja freilich die christliche nennt, weil der Bürger, soweit er es mit dem Staat und den Regierenden hält, sich zum Christenthum bekennen muss? Sollten Sie noch niemals bemerkt haben, dass diese „bürgerliche" Moral, die respectability, dem Pharisäismus gleicht wie ein Ei dem andern, und dass sie von dem harten Anathem getroffen wird, welches der gegen die Sünder so milde Jesus über die Pharisäer verhängt hat? Sie sind doch wohl nicht so naiv, diese für lasterhafte Menschen zu halten, wie die Schulkinder, denen es die Religionslehrer aus naheliegenden Gründen vorlügen? Im 23. Capitel des Matthäus wird den Herren ihr Sündenregister vorgehalten, aber „das Laster" ist nicht dabei. Und wie anständig sind diese Pharisäer gewesen im Vergleich zu unseren heutigen! Wie Jesus in der Verhandlung über die Ehebrecherin sagt: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie," da schleichen sie, einer nach dem anderen, stockstill hinaus. Suchen Sie heute einmal ein Collegium von Richtern, Regierungsräthen, Domherren und Superintendenten zusammen, und lassen Sie Jesum vor ihnen den Fall auf diese Weise erledigen! Die Herren werden nicht still hinausschleichen, gebeugten Hauptes und an die sündhafte Brust schlagend, sondern mit erhobener Stirn werden sie einstimmig rufen: „Was, dieser Freche will uns mit dem Weibe da auf eine Stufe stellen? Uns, die Hochwohlgeborenen, Ritter des Rothen Adlerordens vierter Classe und Räthe fünfter Classe? Ins Loch mit ihm!" Oder meinen Sie wirklich und wahrhaftig die Gesinnung und Ethik dieses so staats- und ordnungsgefährlichen Menschen? Ja, sehen Sie, das wird seine Schwierigkeiten haben, namentlich auch wegen der Sexualmoral, wie Sie sie zu verstehen scheinen. Ich würde Sie beleidigen, wenn ich Ihnen die zwei Gruppen von Stellen vorführen wollte, aus denen hervorgeht, wie mild er die Sexualvergehen verziehen, und wie unbarmherzig er alle Sünden gegen die Barmherzigkeit verdammt hat; ich würde Sie durch die Anführung beleidigen, weil Sie ja als christlicher Lehrer die vier Evangelien von Grund aus kennen. Und abgesehen von diesem Gegensatz — die Ethik besteht doch wahrhaftig nicht bloß aus lauter Sexualethik; die bildet doch nur ein kleines Gebiet des ganzen Reiches. Prägen Sie nun wirklich Ihren Schülern die Gesinnung Jesu ein? Die Gesinnung der Bergpredigt, die Gesinnung von Lukas 16 und von Matthäus 25, 41? Das kann ich nicht glauben; es gibt im Deutschen Reiche und in Oesterreich keinen Gymnasiallehrer, der sein Amt auch nur ein halbes Jahr lang behielte, wenn er sich unterstände, seinen Schülern diese Grundsätze einzuprägen, und wenn er sie anleitete, die Personen und Ereignisse unsrer Zeit darnach zu beurtheilen. Sie werden mich sehr gut verstehen, denn Sie sind eine ehrliche und zartfühlende Natur, und haben schon als Kind nicht begriffen, wie Napoleon, der große „Würgengel", in den Himmel kommen könne; bei einigem Nachdenken werden Sie finden, dass Napoleon in den politischen Verhältnissen, in die ihn Gott hineingesetzt hat, und in seinen großartigen Zielen Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgründe finden konnte, die gewisse Goldshare- und Kohlenactieninhaber und die in Conflicten zu ihnen haltenden Obrigkeiten für sich nicht anführen können.

Glauben Sie nun nicht etwa, ich zöge aus diesen Widersprüchen den Schluss, dass die Moral Jesu zu verwerfen und im günstigsten Fall für eine edle Verirrung zu halten sei! Wie ich über ihr Verhältnis zur Alltagsmoral und über ihren Geltungsbereich denke, habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgeführt, zum Beispiel in dem Aufsatze: „Der Sinn des Christenthums" im diesjährigen 8. und 9. Hefte der „Grenzboten" und in meinem letzten Büchlein: „Drei Spaziergänge eines Laien ins classische Alterthum". Ich wollte mit dem Hinweis auf diese Widersprüche nur hervorheben, dass die „christliche Ethik" vorderhand ein zweifelhafter und ohne genauere Bestimmung unbrauchbarer Begriff ist, und dass wir schon viel gewonnen hätten, wenn wir erst wieder einmal die feste Grundlage einer klaren natürlichen Ethik unter den Füßen hätten. Auf dieser könnte ja dann auch mit der Religion Jesu die Himmelsleiter aufgestellt werden für die wenigen, die aus der wüsten Hast des heutigen Lebens zu fliehen den Wunsch und die Kraft haben.

Neisse. Karl Jentsch.

# Edmondo de Amicis.

Bei Treves in Mailand erschien vor kurzem ein neues Buch dieses Dichters: „Memorie" — Memoiren. Der Band vereinigt unter vier Hauptüberschriften: Memorie giovanili, Memorie di viaggiatori ed'artisti, Memorie d'oltralpe und Memorie sacre, fünfzehn zum größten Theil schon früher veröffentlichte, von einander unabhängige Aufsätze. Wir haben hier also nicht, wie man aus dem Titel schließen könnte, ein Memoirenwerk vor uns, das über eine zusammenhängende Lebensperiode des Schriftstellers genauere Auskunft gibt, sondern einzelne Erinnerungen aus den verschiedensten Lebensaltern des Verfassers, die sich zudem nur in den wenigsten Fällen mit seiner eigenen Person beschäftigen. Dies ist eigentlich nur mit den beiden ersten und den beiden letzten Aufsätzen der Fall, welche das Uebrige einrahmen und mit Ausnahme des ersten aus einer Stimmung herausgeschrieben sind. „Garibaldino fallito" schildert mit köstlichem Humor, wie der Dichter als dreizehneinhalbjähriger Junge nach Garibaldis Sieg bei Calatafimi und der Einnahme von Palermo sich mit zwei Gesinnungsgenossen für den General anwerben lassen wollte, aber durch die Benachrichtigung der Eltern von seiten des Commissärs für die Truppenanwerbung an der Absicht gehindert wurde. Ein treffendes Bildchen von der Begeisterung, die damals unter der italienischen Jugend herrschte, der vergleichbar, welche die deutschen Knaben 1870 ergriff. Mit 16 Jahren, Ende December 1862, wurde De Amicis' heißester Wunsch gestillt, Turin, die Hauptstadt des damaligen Königreiches Italien, zu schauen. „La capitale d'Italia nel 1863" ruft die Erinnerungen an diesen halbjährigen Aufenthalt wach, während dessen der Dichter sich zum Eintritt ins Cadettencorps vorbereitete. Mit wenigen, aber meisterhaften Strichen zeichnet er hier noch heute, nach 37 Jahren, das bunte, bewegte Leben, das in der Hauptstadt Italiens pulsierte, den Geist der Mitschüler, die Theater, das Volksleben und eine lange Reihe Persönlichkeiten, die damals im politischen und im Kunstleben eine führende Rolle spielten, und die er theils beobachten konnte, theils auch persönlich kennen lernte. Mit besonderer Feinheit tritt die Silhouette Berzezios hervor, und mit Vorliebe verweilt der Verfasser bei seiner persönlichen Bekanntschaft mit Prati. Ein wehmüthiger, schwermüthiger Zug geht gerade durch diese Erinnerungen. De Amicis fühlt sich müde und alt. Der Tod seiner unvergesslichen Mutter, der „più bella mamma di Torino", wie er sie 1880 in einem Gedichte genannt hat, und eines heißgeliebten Sohnes kurz nacheinander haben diese muthlose, verzweifelte Stimmung in dem gefühlswarmen, etwas zur Sentimentalität neigenden Schriftsteller hervorgerufen. Er hat sich in eine fernliegende, heitere, fröhliche und hoffnungsfreudige Zeit zurückgeflüchtet, um die Seelenruhe wiederzufinden. Diesem Kampfe des tief verwundeten Herzens mit dem Schmerze, in dem er zu unterliegen drohte, verdanken auch die „Memorie sacre" ihre Entstehung. Rührend ist die Klage um die dahingeschiedene achtzigjährige Mutter, herzzerreißend der Verzweiflungsschrei über den unersetzlichen Verlust des einundzwanzigjährigen, blühenden, herzensguten, liebenswürdigen, hochbegabten Jünglings, dessen meisterhaft entworfenes Bild sich dem Leser tief einprägen wird. Es ist der Sohn, welcher dem Vater das gemüthvolle und schlichte Buch „Cuore" eingab, das seinen Eingang in die Jugendliteratur aller Völker gefunden hat.

Die zweite Gruppe der Erinnerungen gibt eine Reihe lebensvoller, oft höchst humorreicher Porträts von dem Afrikareisenden Carlo Piaggia, dem Forschungsreisenden Giacomo Bove, der durch Selbstmord endete, dem Dialectdichter Alberto Arnulfi, von Ulisse Barbieri, der durch seine bluttriefenden Dramen und Romane berühmt war, von dem originellen und witzigen Leiter des satirischen Wochenblattes „Pasquino", Casimiro Teja, von Jules Verne und Victorien Sardou, die De Amicis im October 1895 mit seinen beiden Söhnen besuchte, und dazu die spannende Erzählung, wie durch ein harmloses Liebesabenteuer die dichterische Kraft eines jungen Dichters geweckt wurde. Mit bewunderungswürdiger Feinheit ist jedesmal die geistige Physiognomie und die körperliche Erscheinung der Gezeichneten getroffen.

Die dritte Gruppe endlich enthält einige Reiseerinnerungen von der Genfer Ausstellung (1896) und einem Besuche Argentiniens (1886), letztere eine Frucht derselben Fahrt, der das Meisterwerk „Sull'Oceano" (1889) seine Entstehung verdankt. In der einen Skizze beschreibt De Amicis lebendig und anschaulich die ungeheueren argentinischen Pampas und das Einfangen von wilden Pferden; wie eine Novelle muthet die andere „Nella baia di Rio Janeiro" an. Es ist die Schilderung eines kranken lombardischen Bauers, der hunderte von Meilen aus dem Innern des Landes herbeigeeilt ist, um in der Heimat bei seinen Kindern sterben zu können, da er sein Ende gekommen fühlt. Mitleidlos wird ihm aber die Mitfahrt verweigert, obgleich er sich zu doppelter Zahlung erbietet, weil dem Dampfschiffe für den Fall, dass der Mann unterwegs stürbe, bei der Landung in Europa Hindernisse bereitet werden könnten. Vergebens fleht er bis zum letzten Augenblick um Erbarmen und bricht endlich schluchzend und wie ein Wahnsinniger lachend zusammen.

Und so viel Jammer inmitten der herrlichen, paradiesischen Landschaft!

Man sieht aus diesen kurzen Angaben, dass das Buch ein echter De Amicis ist. Mit der größten Spannung liest man es von Anfang bis Ende und ist versucht, nach Beendigung der Lectüre es sogleich noch einmal vorzunehmen. Dem Empfinden kann sich sogar der nicht entziehen, dem die meisten Aufsätze schon bekannt waren.

De Amicis hat eine glänzende Schriftstellerlaufbahn hinter sich. Am 21. October 1846 in Oneglia geboren, trat er nach dem Besuche der Cadettenanstalt in Modena 1865 als Officier in das italienische Heer, machte die Schlacht bei Custozza mit und übernahm 1867 die Redaction der in Florenz erscheinenden „Italia militare". In diesem Blatte veröffentlichte er zuerst einzeln die Novellen, welche 1868 gesammelt unter dem Titel „La vita militare, bozzetti" gedruckt seinen Ruhm als Schriftsteller begründeten. Und in der That sind fast alle Erzählungen des Bandes, der später (1880) eine völlige Umarbeitung und Erweiterung erfuhr, kleine Meisterwerke von Miniaturmalerei. Zwei Haupteigenschaften des Dichters treten hier schon deutlich hervor: seine unübertreffliche Fähigkeit im Beschreiben des Geschauten und seine große mit hoher Begeisterung für alles Edle gepaarte Herzensgüte. In dem bald heiteren und sorgenlosen, bald ernsten und entbehrungsreichen Leben hatte die seine Beobachtungsgabe des jungen Officiers ein dankbares Feld gefunden und sich durch stete Uebung geschärft.

So schildert er, was er in Krieg und Frieden sah, mit bewundernswerter Treue und gießt seine weichherzige Stimmung hinein. Er rührt uns oft zu Thränen, und deswegen ist er von den Kritikern auch verspottet worden. Kann man es ihm aber zum Vorwurf machen, wenn er auch im Soldaten in erster Linie den Menschen sieht und den Menschen schildert? Er wollte durch sein Buch bei den Italienern die Liebe zum Heere wecken, indem er zeigte, wie es nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden zu allen Opfern bereit ist. Jedenfalls hat er seinen Zweck erreicht. Schilderungen wie: „L'esercito italiano durante il colèra del 1867" haben im Herzen seiner Landsleute tiefe Dankbarkeit wachgerufen. Nachdem De Amicis 1872 aus dem Militärdienst ausgeschieden war, erweiterte er seinen Gesichtskreis durch eine Reihe großer Reisen und macht in den nächsten Werken bedeutende Fortschritte; er verläßt den engen Kreis, in dem er sich bis dahin bewegt hatte. Immer wieder bewundert man in Werken wie „Spagna" (1873), „Ricordi di Londra" (1874), „Marocco" (1876), „Constantinopoli" (1877), „Olanda" (1879) die Genialität der Schilderung. Eines muss freilich bemerkt werden: die starke Seite des Schriftstellers ist die Kleinmalerei. Daher ist das beste der genannten Werke „Olanda", wo sich am meisten Gelegenheit dieser Kunst zu bethätigen bot. Die Darstellungen lösen sich also in eine lange Reihe prächtiger Bilder auf, die unvergeßlich im Gedächtnis haften, weniger nachhaltig ist aber der Gesammteindruck. In einzelnen dieser Bücher tritt auch schon De Amicis' hohe Kunst, eine Persönlichkeit lebensvoll abzuzeichnen, hervor; so erhalten wir in den „Ricordi di Parigi" ein vorzügliches Bild von Emile Zola. In seinen „Ritratti letterari" (1881) und den beiden Bänden „Gli amici" (1882) hat sich De Amicis ausschließlich dieser Darstellungskunst gewidmet. Es sind Genrebilder und Charakterzeichnungen voll sprühenden Humors, die psychologisch ebenso fein ausgearbeitet sind wie seine Landschaftsbilder. Die sich immer mehr entwickelnde Vielseitigkeit des Dichters tritt uns schon in seinen prächtigen „Poesie" (1880) entgegen. Neben der gewinnenden Herzensgüte, die sich in der Liebe zur Mutter und Kindern, zu den Armen und Verlassenen zeigt, finden wir hier auch echten Humor und glänzenden, schlagenden, sogar beißenden Witz. Die Höhe seines Schaffens hat De Amicis aber in dem Bande „Sull' Oceano" erreicht. Hier stellt er sein großartiges Können in den Dienst einer erhabenen Idee, ohne dass diese sich irgendwie störend hervordrängt. Er lässt uns auf einem Auswandererschiff, dem „Galileo", die Fahrt von Genua nach Montevideo mitmachen und führt uns in schneidendem Contraste zu dem gedankenlosen und mitunter verderbten Leben der Reisenden erster Classe die Leiden der armen Auswanderer vor, die sich zu vielen Hunderten auf dem Vorderdecke zusammendrängen. Er mischt sich als täglicher Beobachter unter sie, gewinnt allmählich durch sein tiefes, ungeheucheltes Mitgefühl das Vertrauen selbst der Widerstrebendsten und erforscht die Gründe, welche sie aus der Heimat getrieben haben. Meistens führt sie das bittere, unverschuldete Elend, die Ausbeutung und Hartherzigkeit ihrer wohlhabenden Mitmenschen in die Fremde.

Hier sind [illegible] seinen socialistischen Studien nicht mehr Selbstzweck. De Amicis [illegible] innerste Seele von dem Jammer, den er [illegible] kennen, [illegible] bei seinen [illegible] Landsleuten [illegible] Gedanken [illegible]

dieser „Roman" ist höchst wirkungsvoll geschrieben. Das große, aufrichtige Mitgefühl des Dichters mit allen Armen und Bedrückten und sein tiefer Sinn für Gerechtigkeit, eine Fülle Beweggründe haben ihn schließlich zum überzeugten Socialisten gemacht, und er hat es mit der ihm eigenen Offenheit ausgesprochen und sich dadurch viele Feinde zugezogen. Freilich gehört er nicht zu den Utopisten, die glauben, dass durch Umsturz oder eine unmögliche völlige Nivellierung aller Verhältnisse eine Besserung in der Lage des vierten Standes geschaffen werden könne. Sein Zukunftsstaat baut sich auf Liebe und Gerechtigkeit auf. Wer etwas über seinen Standpunkt aus seinem eigenen Munde kennen lernen will, lese die Unterhaltung nach, die Ugo Ojetti mit ihm über diesen Punkt gehabt und in seinem lesenswerten Buche „Alla scoperta dei letterati" (Mailand 1895) veröffentlicht hat. Man muss des Dichters Ueberzeugungstreue achten, wenn man seinem Gedankengange auch nicht folgen kann. Eingehende Studien des socialistischen Problems haben De Amicis im letzten Jahrzehnt von der Schriftstellerei mehr zurückgehalten, als seine Freunde in Italien und außerhalb wünschen können. Der längst angekündigte Roman „Il primo maggio" ist immer noch nicht erschienen, und der Dichter scheint den Gedanken aufgegeben zu haben, ihn zu vollenden. Dafür hat er uns 1898 aber mit einer neuen Reihe seiner psychologischer Studien beschenkt, die den Titel „La carrozza di tutti" tragen, weil der Stoff dazu in der Tramway gesammelt wurde.

Von seinem grenzenlosen Kummer niedergebeugt, gesteht De Amicis in dem Nachrufe an seinen Sohn Furio, dass ihm nicht einmal der Trost der Arbeit geblieben sei.

Möge er diesen wenigstens bald wiederfinden, um weiter kämpfen zu können für seine hohen philanthropischen Ziele!

Halle a. d. S. Berthold Wiese.

## Der Roman des Neuen Curses.

Man kann nicht gerade behaupten, dass das Deutsche Reich augenscheinlich unter dem Zeichen besonderer „Gemüthlichkeit" stehe — wenn man auch nach dem Lyddit-Bombardement, das der „Simplicissimus" gegen die deutsche Gemüthlichkeit unterhält, fast auf diesen Gedanken kommen könnte. An Verstimmungen und Verbitterungen ist kein Mangel, und die altbewährte preußische Kunst, zu ärgern, thut das Möglichste, um eine „Reichsverdrossenheit" zu nähren. Dennoch ist unzweifelhaft die Temperatur erheblich angenehmer geworden, als sie unter Caprivis Kanzlerschaft war. Ich glaube nicht, dass der zweite Reichskanzler daran viel schuld trug; schwer gesündigt hat er eigentlich nur zweimal: als er die wenig vornehme Verfehmung Bismarcks durch seinen Befehl nach Wien verkündete, und als er sich den so ungünstigen Helgoland-Vertrag aufzwingen ließ. Hauptsächlich lag die Schuld doch in den Verhältnissen. Der eiserne Kanzler war gegangen, unwillig, im Zorn gegangen. Hätten seine Verehrer den Muth gehabt, sich damals zu den lauten Demonstrationen aufzuraffen, an denen sie es nicht fehlen ließen, als es ungefährlich und unnütz geworden war, so hätte das Ereignis zu einer Kräftigung der politischen Selbständigkeit führen mögen. Aber Bismarck musste bitter klagen, wie man ihn mied; jeder gemaßregelte Canalkind findet heute mehr Anhänglichkeitsbezeugungen, als damals der Gründer des Reiches. Und wieder die sehr große Zahl derer, die bei aller Bewunderung für den alten Kanzler doch eine politische Mauserung wünschten, für die sein Hinscheiden nun einmal Voraussetzung war, fühlten sich bald durch die Haltung der neuen Regierung bitter enttäuscht. „Der Curs bleibt der alte", hieß es ja. Und dann gieng es doch wieder ein Stückchen nach links, und dann nach rechts, und der „Zickzackcurs" setzte ein, an den man sich doch erst langsam gewöhnen musste.

Eine graue Verstimmung lagerte sich über Deutschland. Bismarck hatte auch in seinen leidenschaftlichsten Gegnern wenigstens das wohlthätige Gefühl kampfbereiten Hasses entzündet. Dazu war sein Nachfolger nur für die allerkleinsten Feinde groß genug. Man liebte ihn nicht, man hasste ihn nicht: aber man ärgerte sich fortwährend. Die Größe Bismarcks selbst aber drohte unter den kleinlichen Mitteln, die sein Grimm gegen die Caprivi, Bötticher, Marschall losließ, zu leiden. Die hohen Gesichtspunkte verschwanden; die Parteien wurden Cliquen, die Ideale wurden Phrasen, die Erwartungen wurden [illegible] Spiele. Erst langsam hat sich das alles gebessert, wesentlich gebessert, vor allem durch den frischen Aufschwung der auswärtigen Politik, der dem Interesse an Colonien und Flotte Spielraum gab, dann auch durch die neue Arbeit der [illegible] aus verschiedenen Parteilagern, der Berlepsch, [illegible], und wie die Verkünder einer neuen, großen [illegible] alle heißen mögen.

[illegible] jene [illegible] Unbestimmtheit [illegible] war damals ans Licht der Oeffentlichkeit [illegible] Denkmal erhalten. [illegible] Eine zweite Figur ist für jene Epoche [illegible]

Helene v. Monbart, wie sie im bürgerlichen Leben heißt, ist 1870 in Heiligenstadt geboren, der Stadt, in der einst Chr. W. Dohm, der Verfechter der Judenemancipation, als Beamter waltete und am Schlachttag von Jena die arme Königin Louise beherbergte; in der Stadt, in der später Theodor Storm als Richter thätig war und zwar eine lebenslang andauernde Freundschaft, aber kein dauerndes Behagen erwarb. Aber weder von dem Geist der alten friedericianischen Aufklärung, noch von dem der Epigonen-Romantik ist etwas auf die kampflustige Tochter einer preußischen Officiersfamilie übergegangen. Viel eher erinnert sie an die tapferen Abenteurer des vorigen Jahrhunderts, die, aus denselben Adelskreisen hervorgegangen, ein ganz individuell erfasstes Ideal auf eigene Faust rücksichtslos und unerschrocken durchhielten: an den Pariser Jakobiner Schlabrendorff, an den Reformator Dietrich v. Bülow, des Feldmarschalls Bülow v. Dennewitz Bruder, und ähnliche Gestalten. Von dem Trotz der edlen, alten preußischen Junker, der York und Marwitz, ist in dieser Revolutionärin mehr, als man dem hübschen, blonden Gesicht mit den etwas verschwommenen Augen — ich kenne es nur aus Brausewetters „Meisternovellen deutscher Frauen" — zutrauen würde. Vor allem besitzt sie etwas, was der alte Junker besaß und der neue nicht mehr besitzt, etwas, was mit Bismarck wohl nicht gestorben, aber „zur Disposition versetzt" ist: Leidenschaftlichkeit und rücksichtslose Energie des Vordrängens.

Leidenschaftlich schlägt ihr Herz für die Armen und Enterbten, und neben ihrem Feuer wirkt alle Tendenz des viel zu viel gerühmten Max Kretzer blass und doctrinär. Den heiligen „Hass der Lüge und Halbheit" habe ich in meiner „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" nach ihren eigenen Worten als ihr eigentliches Grundelement hervorgehoben. So naiv, so grundehrlich glaubt gar kein Mann mehr an die „Verlogenheit unserer Zeit" wie dies wilde Mädchen. Jede Rücksicht auf die Form erschien zumal der Anfängerin als Lüge und Halbheit. Zwar war es wohl nicht bloß dies, was ihre drei ersten Romane („Ein Narr" 1895, „Die Jungen" 1896, „Misere" 1897) in der Sprache so tief unter die Schneegrenze der Betrachtung herabsinken ließ, dass eben nur die Kraft ihres Temperaments sie noch „literaturfähig" machte. Wir treffen da Sätze wie diese: „Wenn der Verdienst gut war, wurde sich satt gegessen"; „das Hetzen war ihm widerwärtig, unbewusster Aristokrat darin, der er war"; „eine Eigenthümlichkeit, die ihr der Oberstlieutenant stets nach machte und auch Tilly dazu anstiftete"; „dank deiner bin ich so weit." Wir stoßen auf Worte wie „Wahnwitzigkeit" und „Thatenthuer"; nicht zu rechnen all die überflüssigen Fremdwörter der Adelssprache: fletrieren, generös, Entrevue, avortiert, halbidiotes Ausland, die Charmes eines Frauenzimmers . . . Daneben springen freilich auch zuweilen sehr schlagende Ausdrücke und Vergleiche hervor, wie „Anticommerzienrathisten"; „fromm und gemein"; „die echte lustige kindsköpfische Frühlingssonne, der noch so leicht mal ein paar Thränchen über die Wangen rinnen." Die junge Amazone, die in dem „Nixchen" später nicht ohne Grazie mit dem Gefährlichsten zu spielen versteht, nimmt in diesen Programmstücken die stärksten und unanständigsten Worte in den Mund wie Zuckerbrot — aber doch nicht aus affectierter Kraftmeierei, sondern weil keine Form des Protestes ihr zu stark, ihr stark genug scheint.

Aber im ganzen war dies doch eben nicht nur Absicht der Verfasserin, sondern auch Unreife. So wenig wie sie die Sprache beherrschte, besaß sie eine deutliche Anschauung der Realität. Im großen und im kleinen kommen da so seltsame Dinge vor, wie sie eben nur bei deutschen Naturalisten möglich sind. Bismarck, dessen merkwürdig heller Teint bis zuletzt ausdauerte — „wo Bismarcks Kopf war, war er immer das Weißeste, was zu sehen war," hörte ich erst neulich wieder den hervorragenden Zeichner Eckmann sagen, und kann es nur aus eigenem Anblick bestätigen — hat bei ihr ein „pergamentfarbenes Gesicht"; ein kleiner Blondkopf umklammert den Eisenhals des Schornsteines einer Locomotive, was wohl auch einem großen schwer werden dürfte; und die rosarothen Postanweisungen unserer Reichspost sind bei ihr gelb.

Ueber der Tendenz vergaß sie eben Sprache und Anschauung. Dennoch muss man sich hüten, sie mit Tendenzschriftstellerinnen wie Gabriele Reuter zu verwechseln oder gar mit anderen, deren bürgerlich verdienstvollen Namen keine Literaturgeschichte zu nennen braucht. Hans v. Kahlenberg gehört hinein, weil sie ein Typus und weil sie eine Natur ist.

Jene drei ersten Romane sind das sprechendste Zeugnis für „den Reichs- und Weltschmerz" in der Aera des neuen Curses. Später hat sie sich zu einer spöttischen Eleganz und ironischen Sicherheit entwickelt, die in jener Zeit der Unbestimmtheit und Unsicherheit noch fehlte. Aber eben darum sind auch die späteren Romane und vor allem das „Nixchen", ein bizarres kleines Meisterwerk, das glücklicherweise gänzlich der Glaubhaftigkeit oder gar der Wahrscheinlichkeit ermangelt, für die Jahre zwischen Bismarck und Hohenlohe nicht mehr charakteristisch. In den drei älteren Romanen führt eine rasche und bezeichnende Entwickelung über die Atmosphäre des Zickzackcurses doch nicht heraus.

„Ein Narr" schildert in groben Fresken das Elend des Proletariats und hält ihm in übertreibenden Farben die Schwelgerei der Reichen entgegen. Obwohl Sudermann in dem Roman bitter angegriffen wird, ist doch etwas von seinem Geist in der schwülen Luft des Vorderhauses und der aufregenden sinnlich erhitzten des Hinterhauses, zwischen denen „der Narr" hin und her wandelt. „Der Narr" — so heißt, wie bei Dostojewski, wie bei dem Holländer Maartens, wie bei unserem Bayern Ruederer, in grimmiger Ironie der fromme Idealist.

Auf das christlich-sociale Manifest, das an Bitterkeit die verwandte Tendenzen athmenden Romane von Wilhelm v. Polenz weit hinter sich lässt, folgt die Auseinandersetzung zwischen alter und neuer Zielrichtung. „Die Jungen" heißt der Roman, bezeichnend genug. Er ist noch romanhafter als „Ein Narr": wilde Ehe, Strike, anarchistisches Complot in wenig realistischen Schilderungen — ein Vergleich mit dem kürzlich erschienenen Wiener Anarchistenroman Morburgers „Im Wirbel" macht Kahlenbergs Mangel an Beobachtung und Erfahrung so recht merklich — ein Bösewicht von jüdischem Socialdemokraten und ein engelreiner Aristokrat, der unter das Volk geht. Doch das sind eben nur die Vehikel; den eigentlichen Inhalt bildet eine tapfere, aber zu absichtlich „zum Fenster heraus" gesprochene Vertheidigungsrede für die „Jungen". Ungerecht sei die wüthende Kriegserklärung der Alten — die die Verfasserin etwas willkürlich auf das Jubiläumsjahr 1895 datiert — weil in deren „schmerzlichem, unruhigem, ziellosem Werden" soviel echte Wahrheitsliebe, Menschenliebe, Opferfähigkeit glühe. Wieder charakterisiert sie sich selbst! „Die Ehrfurcht allein, die dem Werdenden gezollt wird, weckt die Ehrfurcht vor dem Gewordenen."

Aber hier schon in der Wildnis der Romaneffecte taucht in der Beobachtung des Verhältnisses zwischen dem Idealisten und seiner hingebenden Genossin die Spur eines psychologischen Scharfblickes auf, den von dem Verfasser des „Narren" niemand erwarten würde.

„Misere" gibt aus den Kreisen, die Hans v. Kahlenberg wirklich kennt, ein erschütterndes Gemälde glänzenden Elends. Auch hier fehlen nicht Romaneffecte alter Art: der entartete Sohn bricht die Schublade auf, um die Mitgift seiner Schwester zu stehlen, und die Mutter nimmt die Schuld auf sich; die glänzende Geliebte kommt zu ihrem armen Liebhaber, um seine Hand zu erbitten. Dennoch geht ein starker Zug von Wahrhaftigkeit durch das Gemälde; der Moment der Verabschiedung, die armen adeligen Verwandten, das Leben im Haus des Commerzienraths, der kindisch unklare Charakter Tillys zeigen einen enormen Fortschritt in Beobachtung und Darstellung.

Aber ihre eigentliche Bedeutung liegt in dem, was von Anfang an da ist: es ist eben jene Kraft der Leidenschaft, jener feurige Glaube. Doctrinäre Vorkämpferinnen moderner Ideen haben wir längst gehabt: aber in ihr zuerst sind die Zeitideen Sache des kämpfenden Temperaments geworden. Eine Stimmung voll glühenden Antheils macht selbst die übertriebensten Schilderungen erträglicher, löst aus romanhaften Momenten lyrische Wirkungen aus. Die Persönlichkeit, die hinter dem Buche steht, entschädigt für die Mängel des Buches. Auch darin sind wir wieder in der Romantik: auch dieser Autor ist „mehr Gedicht als Dichter". Freilich — es ist kein „schönes Gedicht", es ist ein zornig stammelnder Wehruf, ein Stück dilettantischer Revolutionslyrik. Aber echt ist die Stimmung, und durch sie werden diese „documents humains" zugleich historische, culturhistorische Urkunden. Formell stehen die späteren Werke zum Theil höher; an dauernder Bedeutung überragen jene ungefügen Schmerzensschreie einer in dem Labyrinth unklarer politischer Zustände vor dem socialen Minotaurus bangenden Seele sogar das „Nixchen", an dem der Fuchsschwanz bestimmter gewollter Effecte zu oft sichtbar wird, geschweige denn unerträgliche Marktläufer wie „Die Sembritzkys".

Ein wenig älter als Hans v. Kahlenberg ist ein zweiter charakteristischer Vertreter des Caprivismus im Roman — Johannes zur Megede, in dem feudalen Sagan der Talleyrands 1864 geboren und also um soviel älter als Fräulein v. Monbart, als ein höflicher Herr immer älter ist als eine Dame. Aber auch er ist erst in neuester Zeit zu Ruf gekommen, und dann allerdings gleich etwas über Verdienst. Ob die Familie, deren Hauszeichen oder Wappen eine Jungfrau sein muss — das bedeutet ja der Name — ebenfalls adelig ist, weiß ich nicht; der Schriftsteller sieht mit dem schmalen Gesicht und dem ängstlich correcten Baby-Schnurrbart wenigstens wie ein Officier a. D. aus. Wenn nun ein so aussehender Herr die Jungfrau im Wappen hat und einen Roman „Von zarter Hand" (1895) schreibt, so erwartet man zunächst eine elegante Schilderung stilgerechter Frauenseelen, etwas Feuillet ins Preußische übersetzt. Man wird bald enttäuscht — und nicht nur angenehm. Gerade in der Zeichnung von Frauengestalten scheitert Megede völlig: er bleibt tief im Conventionellen stecken und mutet uns eine graciöse Gutsbesitzerin mit den üblichen beiden Töchtern — unverstandene Seele zur Seite eines derben Backfisches: vergleiche „Frau vom Meere" — oder eine ungeheuerliche versteinerte Erbtante zu, bei denen der Spaß schon aufhört. Aber bei den Männern

steht es schon besser. Der begehrliche Junker, der rüde „Ostelbier“ mit starken Muskeln und „robustem Gewissen“ (wie wieder Vater Ibsen sagen würde), ist unserer Romanliteratur vor allem durch Sudermann geschenkt worden. Der kennt den Typus von zu Hause und aus der Blütezeit des „Declarantenthums“: als in der Opposition gegen Bismarck und dann unter der Aegide des Ministers Puttkamer die letzte große adelige Fronde ihren Kampf ausfocht, nicht schön, aber tapfer, da machte Sudermann in seiner altpreußischen Heimat seine Studien. Dieser Junker aber ist nicht mehr der, der in „Quitt“ (1898) und „Von zarter Hand“ die Hauptrolle spielt. Inzwischen ist über ihn der Sturz des größten aller Junker und die Verdrossenheit des Zickzackeurses gekommen. Er hat es verlernt, tollkühn allein vor die Front zu treten wie Bismarcks Todfeind, der alte H. v. Diest-Daber; er tritt in den Bund der Landwirte, er lärmt Beifall, wenn besagter H. v. Diest auf die Minister loszieht, aber er bleibt vorsichtig im Schatten der Masse. Dies neue Junkerthum hat die Demagogie gelernt und das unerschrockene Selbstvertrauen seiner Ahnen verlernt. Sie fühlen sich unsicher. „Unsere Bastille wird genau so schlecht bewacht sein im Momente der Gefahr, wie die Bastille damals.“ Sie haben auch, wie ihre französischen Standesgenossen von 1789, geheime Sympathien mit den Radicalen. „Der Socialist liegt uns Modernen trotz alledem etwas im Blute.“ Aber einstweilen finden sie es noch richtiger, die „Ordnungsfreunde“ zu spielen: „In der Zwischenzeit aber gründen sie Majorate und subventionieren die Kirchen.“

Ein gemäßigter Antisemitismus, wie ihn auch Kahlenberg und Polenz aufweisen, gehört zur Farbe — nicht nur bei den Helden, auch beim Erzähler; aber der Höhepunkt dieser Strömung war doch bei Bismarcks Entlassung schon überschritten. Ein anderer Hass tritt viel stärker, viel elementarer auf, und hier vor allem fühlt man, dass das Herz des Verfassers mit denen seiner Helden schlägt. Es ist der Hass gegen Berlin, der Hass des eingewanderten Provinzialen gegen die Hauptstadt, der Hass des „Agrariers“ gegen den „Wasserkopf der Monarchie“. Und dieser Hass ist gerade deshalb so leidenschaftlich, weil der Hasser von seinem Object nicht fortkommt, weil es ihn trotz alledem „lockt und zieht“. Er sucht sich selbst immer wieder Rechnung zu geben über seine Stellung zu Berlin; er beobachtet, er schildert Einzelheiten, den Potsdamer Platz, einen einzelnen Vorort, mit besonderem Glück einen Sonntag der Großstadt. Er spricht berlinisch, wie denn auch Wolzogen in Dialectmimik glänzt; aber Megede bekommt weder „die spitze Klangfarbe des Berliner Jubels“, noch die breite Ironie unseres Alltags so heraus wie die Jeu-Sprache der „Rennkerls“ mit ihren Sportausdrücken, dem ewigen „Aeugen“ und „Deckeln“. Man hat den Eindruck eines Landedelmannes — aber mehr eines Gemüthsagrariers, als eines wirklich activen Agrariers, wie es Polenz ist, der mit der Atmosphäre der Großstadt kämpft und sich weder zu acclimatisieren, noch sich unabhängig zu halten weiß. Und dieser Zug ist es vor allem, der besonders den Roman „Von zarter Hand“ zu einem Denkmal des neuen Curses macht. Bismarck liebte Berlin nicht, aber er fürchtete es noch weniger. Seit seinem Sturz ist die Furcht vor der Hauptstadt ein Theil des Regierungsprogrammes geworden, wie längst schon die Furcht vor dem Socialismus. Man huldigt der Anschauung, dass wieder ein neuer „Eisenzahn“ die „stolzen Krämer“ niederwerfen müsse. Berlin soll gedemüthigt werden, in seinem Bürgermeister, in seinen Vertretern, wo es irgend geht. Man nimmt ihm was man kann: den botanischen Garten und die freie Schulverwaltung, die Redefreiheit der Stadtverordneten und wo möglich die Bibliothek. H. v. Miquel vertritt diese Richtung freilich mit ganz persönlichem Eifer, mit der ganzen Abneigung des früheren Nationalliberalen und des jetzigen Conservativen, des geborenen Hannoveraners und des adoptierten Frankfurters gegen Berlin; aber es ist die Stimmung und Richtung des neuen Curses überhaupt, die mit diesem glücklich-unglücklichen Erben des Caprivismus vielleicht wieder zurücktreten wird.

Und das literarische Moment ist bei Megede deutlich ausgeprägt. Er ist in seinen Tendenzen ein Schüler Fontanes, wie es zum Beispiel auch der bekannte Kritiker Ernst Heilborn in seiner Novelle „Kleefeld“ (1899) ist, und er copiert öfters dessen Frage- und Antwortmanier. „Hummern? Was heißt Hummern?“, „Was heißt überhaupt Schlaf? es gibt nur einen Schlaf.“ Oder: „Berliner werden selten überfahren“ (Fontane hätte allerdings gesagt: „werden nie überfahren“). Oder: „Sonst hat er das Gesicht eines Menschen, der sich viel mit kaltem Wasser wäscht.“ Aber während Heilborn solche Stileigenheiten Fontanes mit ernsthafter Schulung an der Technik des Meisters verbindet, während er die Objectivität, Schlichtheit, Ruhe von „Irrungen Wirrungen“ nicht ohne Erfolg nachahmt, bleibt Megede ein Romanverfasser alten Stils, der die wildesten Erfindungen und die aufgeregtesten Effecte mit jenen philosophisch kühlen Betrachtungen mischt. Es war eben eine Krise zu überwinden. Sie liegt hinter Heilborn. Megede aber ist noch mitten drin im Zickzackcurs und glaubt noch langathmige Intriguen, ungeschickte Belauschungen, unmögliche Gestalten mit der Sprache des neuen Romans vereinigen, die Marlitt mit Theodor Fontane verheiraten zu können.

Dass diese charakteristischen Zeugnisse, unter Caprivi gereift, erst unter Hohenlohe erschienen, nimmt ihnen natürlich nichts von ihrem zeitgeschichtlichen Wert. Was sie abspiegeln, was sie in vielen Dingen so unsicher macht und in andern so bestimmt — das ist das Bezeichnende. Ein Schriftsteller, wie Wilhelm v. Polenz, den man nach den Erscheinungsjahren seiner Romane ebenfalls hierher rechnen könnte, trägt ein anderes Gepräge: er ist durchaus ein Sohn der Bismarckischen Zeit, und das gibt dem Besten, was er geschrieben hat, seine relative Größe. Dagegen ist ein Aelterer vorübergehend ein Zeuge für den „Roman des Neuen Curses“ geworden, nämlich Megedes schlesischer Landsmann Ernst v. Wolzogen. Als er in Berlin lebte, kam auch er unter den Einfluss dieser Stellungen, gerade wie er dann in München die alte Gattung des Münchener Künstler- und Schlüsselromans cultivierte, die August Becker („Verfehmt“) auf Franz Dingelstedt („Die Amazone“) und Adolf Wilbrandt („Hermann Ifinger“) auf Walter Siegfried („Tino Moralt“) und Hedwig Dohm („Sibylla Dalmar“) auf ihn („Das dritte Geschlecht“) vererbt hat. So hat er denn zeitlich sogar als der Erste die Aenderung in der Haltung des Junkerthums, die Verworrenheit der Lage, die Unbehaglichkeit der Stellung unter dem Neuen Curs zum Ausdruck gebracht („Die Entgleisten“ 1893, „Ecce Ego“ 1895). Er gehört dennoch an die letzte Stelle, weil seinem spielenden Talent der Ernst der Auffassung mangelt. Man nehme nur seinen besten Roman „Ecce ego — erst komme ich!“ Die Hauptfigur, ein rüder, durch und durch selbstischer, ungebildeter, aber in seiner Art „genialer“ Junker, ist höchst packend hingestellt, obwohl ein feinerer Psycholog, Th. Fontane etwa (dem das Buch gewidmet ist), den eigenthümlichen Zusatz an Naivetät und Selbstbetrug stärker betont hätte, der solcher Tartüfferie selten fehlt und der sie erst furchtbar macht. Aber die Nebenfiguren! Keine kommt über die landläufige Possenpsychologie heraus: nicht die männersüchtige hübsche Witwe, nicht die pantoffelschwingende Frau Majorin, nicht das fromme Tantchen mit den barchentnen Beinkleidern. Und wie in der Posse müssen die Figuren, ihres eigentlichen Charakters unbeschadet, immer das thun und lassen, was für die Handlung gerade dienlich ist. Dr. Schönbeck, der Vertreter des soliden Bürgerthums, hält es nicht für nöthig, zum Tegeler See in die Priegnitz zu reisen, um sich das Gut eines sehr merkwürdig auftretenden Bewerbers um die Hand seiner Schwester anzusehen, und trotz aller schwachsüchtigen Bekanntschaften bleibt Charlotte bis zur Ankunft auf dem Gute in völliger Unkenntnis über den wahren Zustand des „Schlosses“! Ein Junker, sei er, wie er will, wird nie Familienrücksichten soweit außeracht lassen, dass er ein kleines Souper auf die Nachricht vom Tod seines Schwiegervaters — mit dem er äußerlich ganz gut gestanden hat — abzusagen verweigert; aber daran muss seine arme Frau sterben! Welcher vernunftbegabte Mensch wird, wenn er in der Wahl des Tages seiner Werbung frei ist, gerade einen aussuchen, an dem ein fürchterlicher Schnupfen ihn zur lächerlichen Gestalt macht? Possenfiguren! Possenmotive! Aus der urältesten Komödie stammt auch Wolzogens Behagen an Dialecten. Ohne etwas schwäbisch und viel berlinerisch geht es nicht. Allerdings ahmt er famos nach; aber bei so beständiger Anwendung bekommt diese Virtuosität etwas Bauchrednermäßiges. Wie kann man seine Werke aus Nachgiebigkeit gegen ein paar bequeme Effecte so verderben! Aber freilich — thaten die begabtesten unter den Staatsmännern des Neuen Curses nicht Aehnliches?

Es war eine kurze Episode in unserer Geschichte — und doch haben wir ihre Folgen noch nicht ganz überwunden. Die Literatur entwickelt sich heut rascher als die Politik. Denn der Roman des Neuen Curses ist bereits völlig — historisch geworden!

Berlin. Richard M. Meyer.

---

## Kunstschulen.

Was haben wir unter dem Begriff einer „Kunstschule“ zu verstehen?

Einer meiner Freunde, der selber eine Malerakademie besucht und seitdem viel über das verwickelte Problem des Kunstunterrichts nachgedacht hatte, behauptete neulich in einem Gespräch über dieses Thema:

„Die Worte Kunst und Schule sollten künftig in anderem Zusammenhang gebraucht werden; jetzt sind ihre Beziehungen derart, dass sie sich gegenseitig widersprechen und aufheben. Aus der Kunst muss die ‚Schule‘ entfernt werden; dafür muss die Kunst in die Schule kommen! Wir müssen mit der Kunst in der Schule anfangen, weil dort die erste Pflanzstätte der Cultur ist und weil jede höhere Cultur durch künstlerische Triebe geweckt und in künstlerischer Bethätigung ausgelöst wird. Die Forderung, dass Kunst in die Schule gehört, ist daher berechtigt, ebenso logisch aber finde ich es, dass die Schule aus der Kunst entfernt werde.“

Erklären Sie mir, wie Sie das meinen?

„Ich glaube, dass für einen wirklichen Künstler kein Lehrmeister, keine Schule im methodischen Sinne, keine Regel und keine Technik zu erlernen ist. Er kann doch nur verwerten, was für seine

angeborene Individualität passt, was seinen Anlagen entspricht. Jede Anlage ist verschieden. In der Kunst gibt es nur Anregung, Vorbild, Intuition. Ein System gibt es nicht, wonach man die Kunst lernen und ausüben kann. Jeder Kunstschüler hat, wenn er die Akademie verlässt, eine gewisse Fertigkeit erworben, die er erst mühsam verlernen muss, bevor er Künstler werden kann. Alle Künstler, mit denen ich in Berührung getreten bin, haben mir das gesagt. Nicht etwa aus Dünkel, sondern aus reiner innerster Ueberzeugung. Ueber einzelne Lehrer und Meister sprechen die Künstler oft mit Anerkennung und Dankbarkeit. Aber an ihre Akademiejahre denken sie fast nur mit Schaudern zurück. Sie betrachten sie stets als eine verlorene Zeit."

Glauben Sie nicht, dass die Akademie zur technischen Ausbildung nöthig ist?

„Nein. Das, was sich als technische Grundlage erwerben lässt, ist verschwindend gering. Sobald das selbständige Empfinden einsetzt, wird auch der technische Ausdruck selbständig, zuerst vielleicht kaum bewusst, später bewusst und gewollt. Denn jede Technik — wie jede Handschrift — ist Persönlichkeitsausdruck. Als Max Klinger nach Wien als Lehrer an die Akademie berufen werden sollte, sprach ich mit ihm über diesen Punkt. Er meinte, lehren könne man eigentlich gar nichts. Nur wecken, herausholen. Gerade in der Technik müsse sich jeder selbst ‚durchbeißen'. — Dieses künstlerische Glaubensbekenntnis Klingers hat nicht nur einen individuellen Wert. Meiner Ansicht nach ist es allgemein giltig."

Sollte man also lieber die Akademien ganz abschaffen?

„So wie sie jetzt sind, wäre das allerdings wünschenswert, weil sie mehr schaden als nützen."

Halten Sie zum Beispiel das in Paris übliche Lehrsystem, wobei die Künstler in ein Meisteratelier gehen, für zweckmäßiger?

„Dem unseren jedenfalls vorzuziehen. Es ist vernünftiger und gefahrloser. Denn dort herrscht mehr Freiheit im einzelnen. Schon dass die Lernenden ihren Meister, zu dem sie gehen wollen, selbst wählen können, ist ein Vorzug für beide Theile. Das gegenseitige Vertrauen beruht dort auf natürlicherer Grundlage. Das Verhältnis zwischen dem Lehrenden und dem Lernenden wird persönlicher, der Einfluss unmittelbarer, ohne in Schablone zu verflachen. In manchen deutschen Kunstschulen herrscht übrigens ein ähnliches Verhältnis zwischen Professoren und sogenannten Meisterschülern."

Sie geben also zu, dass Beeinflussung stattfinden darf, dass sie nützlich und förderlich sein kann?

„Gewiss. Einfluss war, ist und wird in der Kunst immer stattfinden, zwischen einzelnen sowohl wie zwischen Nationen, Rassen, Zeitepochen, Stilempfindungen. Immer ist diese Wechselwirkung vorhanden, befruchtend, verbindend, ausgleichend. Nur darf sie nicht äußerliche Nachahmung sein, kein todter Zwang, sondern lebendige, geistige Anregung. Sie darf nicht sagen ‚Du sollst!', sondern „Ich suche"."

Mit dem Wort ‚ich suche' würde aber doch der Meister oder Lehrer gewissermaßen selber dem Schüler gegenüber eingestehen, dass er nichts kann und weiß? Würde das nicht das Vertrauen und den nothwendigen Respect vor dem Können des Lehrers herabsetzen?

„Ganz im Gegentheil. Das Umgekehrte ist der Fall, vorausgesetzt, dass beide, Lehrer und Schüler, künstlerische Naturen sind. Darauf kommt es an. Das Vertrauen steigt dann in demselben Maße, wie die innerliche Berührung hergestellt ist, wenn beide Theile fühlen und erkennen, dass sie einem gemeinsamen Ziele auf verschiedenen Wegen entgegenstreben, das immer vor ihren Augen weiter und weiter, höher und höher erscheint, das sie nie erreichen werden, weil es nicht außer, sondern in ihnen liegt. Aber auf dem Wege dahin wachsen beide genau im Verhältnis ihrer Anstrengungen und ihrer Hingabe zu Dem empor, was das Ziel oder vielmehr das Resultat alles Strebens ist: der Entfaltung des Persönlichen. Diese Entfaltung ist die Aufgabe jedes Kunstunterrichts, oder sollte es wenigstens sein.

„Ein classisches Beispiel, wie auf Akademien der Zeichenunterricht betrieben wird, will ich Ihnen zum besten geben. Der Fall ist geradezu typisch. Auf der Berliner Akademie wurde zu meiner Zeit beim Zeichnen nach Gipsköpfen das Schlagwort ausgegeben: ‚Keine Aehnlichkeit, nur Richtigkeit!' Dass für Anfänger in dieser Devise wohl ein Korn Wahrheit enthalten ist, soll gar nicht bestritten werden, obwohl vollkommene Richtigkeit auch die Aehnlichkeit in sich schließt. Das Schlagwort hatte aber einen ganz anderen Nebenzweck. Es kam zunächst darauf an, dass alle Schüler nach einer Methode zeichnen, wischen und das Radiergummi gebrauchen sollten; dass die Gipsköpfe richtig construiert und nicht individuell aufgefasst werden durften; dass Handfertigkeit ausgebildet, die Schüler auf diese Fertigkeit eingebildet wurden, aber alle natürlichen eigenen Empfindungen und Anlagen ungebildet blieben. Die Resultate dieser ‚genialen' Unterrichtsmethode waren denn auch ‚glänzende'. So war es damals in Berlin, und heute dürfte es dort, wie anderswo, noch im wesentlichen ebenso sein. Wir können das überall beobachten. Die Akademien sind die Kern-proben darauf, wieviel eine künstlerische Begabung aushalten kann ohne zugrunde zu gehen."

Sie sind also nicht dafür, dass ein junger Künstler zur technischen Ausbildung in den ersten Jahren die Akademie besuche?

„Ich halte diesen Besuch auf jeden Fall für eine Gefahr, oft für einen nicht wieder gut zu machenden Schaden, und verlorene Zeit und Mühe; im günstigsten Falle wird eine sehr starke Begabung erkennen, wie's nicht gemacht werden muss, und dadurch auf sich selbst zurückgreifen lernen. Dass man außer dieser Erkenntnis heute mehr auf den Akademien lernen kann, halte ich für eine Täuschung. Eher glaube ich, dass man künstlerische Triebe und Freude am Schönen schon in der Schule zu wecken vermag, wenn die neuesten, im Ausland schon seit längerem, in Deutschland seit drei Jahren erwachten Bestrebungen weitergeführt werden, die Schulräume durch Blumenschmuck und die kahlen Wände durch farbige Anstriche, eventuell auch Gemälde, zu zieren. Von solchen Anregungen zum Kunstfühlen und Kunstgenießen erhoffe ich bessere Erfolge auf breitester Grundlage, als vom Kunstlernen auf der Akademie." *)

Es ist aber doch, von den Akademien ganz abgesehen, allgemein üblich, in der Malerei von einer italienischen, französischen, niederländischen, Düsseldorfer „Schule" u. s. w. zu sprechen. Diese Schulen werden in bestimmten Epochen nach gewissen Ausdrucksformen und Merkmalen unterschieden und erkannt. Halten Sie auch da das Wort Schule nicht am Platze?

„Auch da nicht. Diese gewissen Ausdrucksformen und Merkmale, nach denen sie unterschieden und an denen sie erkannt werden, sind zumeist rein zufälliger und oberflächlicher Natur, sei es in Bezug auf Farbengebung, Linienführung, Licht- und Schattenvertheilung, Hell- oder Dunkelmalerei, Symbolik oder ähnliche Erkennungszeichen. Das alles sind nur Nebensachen, die wohl Berechtigung haben in der kunsthistorischen Forschung, mit der selbständigen Kunstempfindung aber nicht das Mindeste zu thun haben. Der künstlerische Gehalt liegt einzig und allein in der Persönlichkeit, die sozusagen hinter dem Kunstwerk steht, anders ausgedrückt, in dem Vermögen des einzelnen, mit der selbsterworbenen Technik Selbsterlebtes zu geben. Nicht die Schule, der Schaffende macht das Kunstwerk erst lebendig. Das mag wie ein Gemeinplatz klingen, aber auch Gemeinplätze können, richtig verstanden, wahrere und tiefere Bedeutung haben, als wir glauben. Der Grund und die Erklärung für die merkwürdige Begriffsverwirrung in künstlerischen Fragen liegt zumeist in dem Mangel an Erkenntnis der einfachsten Wahrheiten, die eben darum übersehen werden, weil sie so einfach sind und so nah liegen. Aller Streit über künstlerische und dichterische Regeln ist lächerlich und steril. Wer darüber streiten will, nach welchen Regeln ein Kunstwerk geschaffen werden muss, dem kann man nur den ‚Gottsched als Erzieher' empfehlen, als die herrlichste Quelle unfreiwilliger Selbstironie und die tiefste Fundgrube für das Ewig-Unfruchtbare."

Nun sagen Sie mir aber, bitte, noch, fuhr ich mit echtem Interview-Reporter-Wissensdrang fort, wie soll man nach Ihrer Ansicht den Kunstunterricht betreiben? Sie haben bis jetzt mehr getadelt und das Bestehende für unzulänglich erklärt, als Vorschläge zu einer Reform des Unterrichts gemacht.

Da lächelte mein Freund geheimnisvoll und verschwiegen. Dann sagte er:

„Vorschläge zu machen halte ich mich auf Grund meiner Erfahrungen allein nicht für berufen. Man müsste da viele Zeugnisse und Thatsachen herbeischaffen, die zunächst als Belege und als Material dienen könnten, um das Bestehende zu überblicken und zu beurtheilen. Dabei müssten sowohl Künstler wie auch Akademie-Directoren, Schüler, wie Lehrer, zu Worte kommen. Auf Grund eines solchen Beweismaterials und eines derartigen Meinungsaustausches könnte dann geordnet und gesichtet, erwogen und erörtert werden, was zur Verbesserung unseres Kunstunterrichts möglich und wünschenswert sei. Ich bin davon überzeugt, dass etwas zu machen ist, wenn das Bedürfnis zur Aussprache über diese Fragen erst einmal geweckt und angeregt wird."

Aber wie soll man das anfangen? Wie sollen wir Fühlung mit denjenigen gewinnen, die in diesen Dingen Erfahrung genug besitzen, um uns aufzuklären und auf Grund ihrer eigenen Kenntnisse Vorschläge zur Verbesserung geben zu können?

„Machen Sie doch eine Enquête," war die Antwort. „Damit werden Sie sicher Erfolg haben. Das Thema liegt sozusagen in der Luft. Sie müssen nur den ersten Anstoß geben. Das Weitere wird sich dann schon finden." **)

Kiel. Wilhelm Schölermann.

*) [illegible]

**) [illegible]

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

### Zur Reform der Güterbeförderung bei den k. k. Staatsbahnen.

Das „Fremdenblatt" vom 10. Juli bringt unter dem Titel „Zur Trennung des Fern- vom Nahverkehr im Eisenbahngüterdienste" eine Erwiderung auf unseren Artikel in Nr. 299 der „Zeit" ohne Citierung derselben. Die Inspiratoren des „Fremdenblattes" reiten noch immer darauf herum, dass an der von uns vorgeschlagenen Reform nichts neues sei, beweisen aber durch die Erwiderung, dass ihnen heute noch nicht klar ist, um was es sich handelt.

Die im „Fremdenblatt" angeführten Vergleichsziffern der „Nettolast pro Wagenachse" sind vollkommen wertlos, da auf selbe das durchschnittliche Ladegewicht der Wagen, ganz besonders aber auch das Verhältnis des beförderten Stückgutquantums zu dem Gewichte der Wagenladungsgüter, sowie die vorgeschriebene Mindestbeladung der Stationswagen einwirkt. Es haben z. B. die k. k. Staatsbahnen eine Mindestbeladung von zwei Tonnen per Wagen, die bayerischen Staatsbahnen eine solche von einundeinhalb Tonnen vorgeschrieben; die königlich ungarischen Staatsbahnen haben einen bedeutend höheren Procentsatz Stückgüter als die anderen Bahnen; es ist daher begreiflich, dass die durchschnittliche Nettolast pro Wagenachse bei beiden Bahnen niedriger als bei den k. k. Staatsbahnen sein muss. Für uns ist nur jene Ziffer maßgebend, welche uns sagt, mit welchem Durchschnittsgewicht die auf den Weg gebrachten **beladenen** Wagen belastet waren. Wir haben in unserem Artikel den Durchschnitt der Belastung mit Wagenladungsgütern, in Berücksichtigung der vorhandenen Wagen bis 13 Tonnen Ladegewicht und der gewöhnlich vorkommenden Ueberlastung der Zehntonnenwagen um 1 bis 5 Procent, mit 10 Tonnen angenommen. Für die eineinviertel Millionen Wagen, welche mit Stückgütern beladen expediert wurden, finden wir ein Durchschnittsgewicht von 1·511 Tonnen per Wagen oder 0·755 Tonnen per Wagenachse durch die einfache Division der 1,901.260 Tonnen, durch die verwendete Wagenzahl 1,258.000, das ist eine sehr schlechte Ausnützung der Wagen.

Der Tenor unseres Artikels war nun gegen die verschwenderische Inanspruchnahme von Wagen im Stückgutverkehre gerichtet, welcher wir den hauptsächlichsten Antheil am ständigen Wagenmangel zugeschrieben haben, und wir forderten als einzige Abhilfe gegen diesen und andere angeführte Schäden unseres Eisenbahnbetriebes die **centralisiert** durchzuführende Trennung des Nah- vom Fernverkehre im Güterdienste. Zum Vergleiche und als Beispiel für die von uns vorgeschlagene Reform die königlich bayerischen Staatsbahnen heranzuziehen, geht schon aus dem Grunde nicht an, weil die in Bayern durchgeführte Reform zwar einen großen Fortschritt gegen die von uns gekennzeichnete frühere Wirtschaft bedeutet, jedoch durch die Art der Durchführung, welche **zumeist** auf Umladungen beruht, Vergrößerung der Umladestationen und infolge dessen der Geleiseanlage verursachte. Dies scheinen viele der Herren im Ministerium noch immer vor Augen zu haben. Bei der von uns propagierten, bereits bei Aufgabe der Güter durchzuführenden Verladungsweise in genau bestimmte Wagen für bestimmte Stationen und Stationsgruppen, für die auch der Herr Generalinspector Gerstel im Ministerium, wie die „Wiener Abendpost" vom 5. Jänner 1899 meldete, schon vor unserem ersten Artikel vom 25. December 1898 im „Tarifanzeiger" eintrat, wird aber die etwa noch weiter nothwendige Umladung auf ein **Minimum** reduciert, es entfallen daher die von den Gegnern der Reform in echter oder simulierter Unkenntnis derselben immer vorgeschobenen großen Investitionen.

Der Officiosus schreibt ferner: „Man ist sich aber auch darüber klar, dass der materielle Effect dieser Vortheile nur in gewissen Fällen mit den erwachsenden Ausgaben im Einklange stehen und dass es daher in allen anderen Fällen ökonomisch sein wird, von der Reform abzusehen". Wir antworten hierauf kurz und bündig: Wenn der sachverständige Herr keine Ahnung von den erwachsenden Ausgaben hatte, und dies scheint aus dem Artikel herauszuleuchten, dann hätte er sich erst informieren sollen, bevor er den Officiosus inspirierte. Wie in dem soeben erschienenen Berichte der k. k. Staatsbahnen pro 1899, Seite 165, zu lesen ist, sind die „bisherigen Kosten der Reform für höhere Arbeitslöhne, herrührend aus der Vermehrung der Stations- und Magazinsarbeiter zur beschleunigten Wagen-Um- und Ausladung behufs besserer Ausnützung der Wagen zur Aufstellung ambulanter Arbeiterpartien, welche den Güterzügen zur Ein- und Ausladung der Stückgüter in Zwischenstationen beigegeben wurden" mit fl. 36.000 beziffert, wohlweislich aber wird verschwiegen, wieviel an Arbeiterpersonal auf jenen Stationen, die vom Verkehr entlastet wurden, erspart wurde. Dies ist also die enorme Ausgabe für die Einführung der Reform auf der Strecke Wien—Bregenz, und wir machen uns nun auf weitere Unsummen bei den anderen Linien gefasst, „mit welchen, der materielle Effect der Reform nicht im Einklange steht, um von ihr abzusehen". Der Officiosus spricht aber auch von der probeweisen Einführung der strengen Trennung des „Nah vom Fernverkehr" ab October 1898 auf der Linie Wien—Bregenz und kommt zu dem Schlusse: „Die Versuche auf den k. k. Staatsbahnen ermöglichen noch keine endgiltige Stellungnahme der Verwaltung, soviel steht aber fest, dass beachtenswerte Erfolge in keiner Richtung erzielt worden sind." Ja, weiß denn die sachkundige Seite, welche den Officiosus inspiriert hat, nichts davon, dass die Durchführung der Reform ab 1. October 1898 kaum drei Wochen später [illegible] und erst im Mai 1899 wieder aufgenommen wurde? Mit Vergnügen [illegible] wir aber aus der Erwiderung im „Fremdenblatt" einen [illegible] gegen die von der „Wiener Abendpost" [illegible] Erwiderung vom 5. Jänner 1899. [illegible] die ... [illegible]

[illegible]

bedeutende Hebung der Verkehrssicherheit und Millionen-Kronenersparung durch Wegfall der Leihwagen und des Spazierenführens von Wagen mit ein paar Centner Belastung &c. **Julius Flamm.**

*

Auf unser der „Wr. Abendpost" entgegengesetztes Dementi ist bisher keine Erwiderung erfolgt, was nicht ausschließt, dass noch irgend eine zweideutige Erklärung herablangt, zu einer Zeit, wo wir in dieser Nummer nicht mehr zurückschlagen können. Inzwischen geht auf der einen Seite die **Tarifaction**, auf der anderen Seite die officiöse Unwahrheit ihren Weg. Bevor dieses Blatt in die Hände der Leser gelangt, wird voraussichtlich bereits ein neuer Nachtrag zum Localgütertarif der Staatsbahnen kundgemacht sein, welcher für eine Reihe von Gütern Erhöhungen der Frachten und Erschwernisse bringen wird. Auch von diesen Frachtmaßnahmen werden die Interessenten und die öffentlichen Körperschaften erst Kenntnis erhalten, bis die amtliche Kundmachung erfolgt ist, wenn also nichts mehr zu ändern ist. Und wir möchten nur wissen, wozu das Eisenbahnministerium den Staatseisenbahnrath geschaffen hat, dem nach § 3 alle Tarifänderungen zur gutächtlichen Aeußerung vorgelegt werden müssen? Typisch für die hinterhältige Art, in der das Eisenbahnministerium sein Tarifprogramm vor der Oeffentlichkeit behandelt, ist die in dieser Woche in mehreren Blättern besprochene Aenderung in der Classification der **Eisen- und Stahlwaren**. In der „N. Fr. Pr." war vergangenen Samstag eine Notiz darüber enthalten, die die Sache ungefähr richtig darstellte; aber schon am nächsten Tag enthielt die „N. Fr. Pr." eine Selbstberichtigung, welche nämlich die wahre Meldung vom Tag zuvor in ihr Gegentheil verkehrte, also offenbar aus dem Eisenbahnministerium stammte und das diesen Donnerstag erschienene officiöse „**Oesterr.-ungar. Eisenbahnblatt**" enthält eine Besprechung desselben Gegenstandes, die die Sache völlig verdreht. Es handelt sich nämlich um Folgendes. Seit bald zwei Jahren arbeitet ein ständiges Tarifcomité aller österr.-ungar.-bosnisch-hercegovinischen Bahnen unter Vorsitz der Staatseisenbahngesellschaft an einer Umarbeitung der Güterclassification aller Waren, welche thatsächlich bloß eine bessere Gruppierung der Güter in Anlehnung an die deutsche Güterclassification bezweckt und nicht fiscalischen Erwägungen entspringt. Auf diese Action, welche übrigens noch Jahre währen wird, stimmt es, wenn erklärt wird, dass wohl eine Verschiebung, im wesentlichen, aber keine Erhöhung der Tarife also auch der gerade in Behandlung gewesenen Tarife für Eisen und Eisenwaren bezweckt wird. Ganz getrennt von dieser allgemeinen Action aller Bahnen der Monarchie, ist die gleichzeitig geführte Tarifaction der Staatsbahnen, welche bezweckt, die derzeit geltende Declassificaton bei den Gütertarifen der Staatsbahnen zu eliminieren und die Frachtsätze der heute von den Staatsbahnen zu besonders ermäßigten Preisen beförderten Waren auf das allgemeine Tarifniveau der österr.-ungarischen Bahnen zurückzuführen. Dieser Action galt auch die jüngst abgehaltene Tarifenquête für Eisen und Eisenwaren, welcher hervorragende Industrielle der Branche beigezogen waren, und der Zweck dieser Action ist trotz aller Dementis einzig und allein die Erhöhung der gegenwärtig auf den Staatsbahnen geltenden Frachtsätze. **rh**

*

Man schreibt uns aus **Berlin**: Wenn man nach dem Curszettel Gedanken lesen wollte, so müsste man annehmen, die schweren Schlappen der vergangenen Tage seien bereits völlig vergessen worden. An wenigen Börsentagen haben sich einzelne Papiere bereits wieder zehnprocentweise erholt, und von neuem scheint das Treiben beginnen zu wollen, das man eben erst so schmählich beendet glaubte. Einzelne Börsenblätter behaupten zwar, dass das Privatpublicum bereits wieder sich mit Meinungskäufen betheilige, doch glauben wir, dass die Verluste, welche die Privatspeculation sich hat gefallen lassen müssen, so tiefgehende gewesen sind, dass an eine lebhafte Betheiligung dieser Kreise vorderhand gar nicht zu denken ist. Die neuerlichen Curssteigerungen sind vielmehr lediglich das Werk einiger Großspeculanten und Banken, welch letztere bei der letzten Panik kräftig interveniert haben und nun ihre Ware gern wieder theuerer los werden möchten. Die Tagesspeculation bildete ihre Gefolgschaft. Und wenn auch nur das Geringste am politischen Horizont sich ereignet, so bricht von neuem der ganze Bau in sich zusammen. Der Börsenbewegung fehlt andauernd die Fühlung mit der Industrie, die sie, um zu wirklicher Kraft zu gelangen, ebenso braucht, wie weiland der Riese Antäus die Berührung mit seiner Mutter Erde. In Börsenkreisen führt man den augenblicklichen unleugbaren Stillstand der Industrie auf die Zurückhaltung der Händler zurück. Man behauptet, dass der Consum heute noch genau so stark wie früher sei. Allein ich glaube, dass über den wirklichen Stand der Dinge die Berichte der vergangenen Woche aus unseren Industriecentren aufklären. Durch diese zieht sich wie ein rother Faden die Thatsache, dass die Kleinindustrie nicht mehr so günstig beschäftigt sei, wie die Großindustrie. Es schlossen sich daran vielfach Erörterungen darüber, dass sich hier wieder die Ueberlegenheit des Großbetriebes zur Evidenz documentiere. Aber solche Schlüsse scheitern alle vorbei. Zunächst muss man im Auge behalten, dass die Kleinindustrie eben leichter eingeht, wenn es bei ihr schlecht geht. Sie ist nicht so gut organisiert wie die Großen und — lügt deshalb weniger. Aber wenn man selbst zugeben will, dass der schlechte Geschäftsgang sich vorläufig nur in der Kleinindustrie zeigt, so ist diese letztere Thatsache ein genügender Beweis dafür, dass der **Consum bereits** im Rückgang begriffen ist. Denn die Kleinindustrie kommt doch direct mit dem consumierenden Publicum in Verbindung. Dort ist die Stelle, wo man daher am besten controlieren kann, wie es um den wirklichen Verbrauch bestellt ist. Wenn selbst die Zeichen solches Nachlassens sich in unseren großen Betrieben noch nicht geltend machen sollten, so wäre es doch nur noch eine Frage der Zeit, wann eine solche Einwirkung zu erwarten ist. Aber trotz aller Dementierungen machen sich doch auch dort [illegible] bemerkbar. Sehr charakteristisch scheint mir in [illegible] der vorigen Woche [illegible] den **Krupp**'schen [illegible] Ein erstes [illegible] zur Aufklärung, und

die Antwort — blieb aus. Danach muss man annehmen, dass die Nachricht auf Wahrheit beruhte, denn bisher waren alle Industriellen mit Dementis von ungünstigen Nachrichten sofort bei der Hand. Auch die allgemeine Meinung scheint sich dieser Auffassung anzuschließen. Wenigstens ist nur so zu erklären, dass hier seit einiger Zeit Gerüchte über bevorstehende Arbeiterentlassungen in Rheinland-Westphalen umlaufen.

G. B.

## Bücher.

W. Kulemann: Die Gewerkschaftsbewegung. Darstellung der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter und der Arbeitgeber aller Länder. Jena, Gustav Fischer 1900.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit in erhöhtem Maße wieder der Gewerkschaftsbewegung aller Länder zugeführt. Die Riesenkämpfe, die das wirtschaftliche Leben verschiedener Staaten durchzitterten, der Hamburger Hafen-Arbeiterstrike, der Kampf der englischen Maschinenbauer, der österreichischen Textilarbeiter und Kohlengräber um die Verkürzung der Arbeitszeit haben das Problem, wie weit eine Organisation der Arbeiter die Ordnung der Production beeinflussen könne, wieder an die Oberfläche der socialpolitischen Discussion gebracht. Der Versuch der deutschen Regierung, die Coalitionsfreiheit zu beschränken, der eine so einmüthige Ablehnung seitens der Arbeiterschaft aller Parteischattierungen Deutschlands fand, brachte zu gleicher Zeit das Verhältnis der staatlichen Gewalt zu den freien Organisationen der einzelnen Berufe in den Bereich der öffentlichen Erörterung. Deshalb wird ein Buch, wie das des Landgerichtsrathes Kulemann, das größte Entgegenkommen finden. Es bietet zum erstenmale eine zusammenfassende Darstellung der Gewerkschaftsbestrebungen in allen Ländern, aber es versucht auch die internationale Zusammenfassung dieser Bestrebungen, die allerdings erst in ihren Anfangsstadien liegt, zu geben, und, was vielleicht das Schätzenswerteste ist, es bringt auch ein reichliches Material über die in den letzten Jahren immer deutlicher hervortretende Organisation der Unternehmer zum Kampf gegen die Arbeiter. Das Buch hat neben diesen Vorzügen eine Reihe von Nachtheilen, die theils aus der Größe des Stoffes, theils aus der Art der Bearbeitung desselben folgen. Es ist selbstverständlich, dass sich bei einer solchen Fülle von Thatsachen einzelne Unrichtigkeiten einschleichen, dass gewisse Ereignisse dem Verfasser in einem anderen Lichte erscheinen müssen, als sie sich ereigneten, besonders wenn er die Gewerkschaftsbewegung außerhalb Deutschlands schildert. Der größte Fehler des Buches liegt aber in der Form der Darstellung. Es riecht zu sehr nach der Lampe. In allen Theilen bemerkt man, dass es nur nach Berichten, Zeitungsausschnitten und Protokollen gearbeitet wurde. Es ist das Werk eines Stubengelehrten. Es mangelt ihm die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit, welche zum Beispiel einer der großen Vorzüge des classischen Buches der beiden Webb ist. Der Verfasser verspricht, in einem zweiten Band „die principielle Seite der Organisation, insbesondere deren wirtschaftliche und socialpolitische Bedeutung“ zu erörtern. Hoffentlich wird dieser Band etwas lebendiger geschrieben sein. Noch etwas. Das Buch hat eine charakteristische Eigenthümlichkeit in der Auffassung der Gewerkschaft. Es ist die Furcht des Verfassers vor der Politik. Allein die Scheidung von gewerkschaftlicher und politischer Thätigkeit ist eine Taktik, die von den Gewerkschaften längst schon verlassen wurde. In unserer Zeit, wo die Gestaltung des Arbeitsvertrages immer mehr eine öffentlich-rechtliche Angelegenheit wird, wäre es auch ein schwerer Fehler, wenn sich die Gewerkschaften jedes Einflusses auf die gesetzgebenden Körper enthalten wollten. Dieses Vorurtheil muss sich Kulemann abgewöhnen, dann erst wird eine vollständig richtige Auffassung von der Bedeutung der Gewerkschaften gewonnen werden können. Das Maß des Einflusses der Gewerkschaften ist lediglich eine Machtfrage, und um diesen Einfluss zu erhöhen, muss jedes Mittel gut sein, und sei es selbst das so gefürchtete Mitarbeiten auf politischem Gebiet.

Fritz Winter.

Elisabeth Dauthendey: Vom neuen Weibe und seiner Liebe. (Ein Buch für reife Geister.) Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig, 1900 120 S.

Vielleicht ist es unrecht von mir, über dies Buch zu schreiben, denn ich bin, Gott sei Dank, kein reifer Geist. Mindestens keiner der reifen Geister, für die es bestimmt ist. Jedenfalls ist es kein Buch für mich. Seine Wahrheiten sind nicht neu und seine Neuheiten sind nicht wahr. Und alles ist mit viel zu großen Worten gesagt. Mit den Worten der Frau Marholm, im Tonfall Friedrich Nietzsches ist darin gesagt, es habe das Weib, das stets seelenvoll gewesen, sich nun auch ein denkendes Hirn angeschafft und sei dadurch zum neuen Weibe geworden. Dies neue Weib finde aber nicht den neuen Mann; denn der Mann sei nur denkendes Hirn; seine „Psyche“ sei unentwickelt; daher könne das neue Weib ihn nicht lieben. Was für den Mann sehr traurig ist. Denn das neue Weib werde sich, nach dem Lebensmuster, das Fräulein Dauthendey aufstellt, ganz gut auch ohne ihn behelfen. Es werde, statt den Mann zu suchen, das Weib suchen, ein neues Weib das andere, und zwei so durch und durch seelenvolle Wesen und reife Geister werden gewiss auch in der Freundschaft glücklich sein. Sehr glücklich. Denn diese Freundschaft hat noch einen Nebenzweck. Sie dient der Zukunft. Wenn immer mehr „der Besten des Weibgeschlechtes“ sich der Ehe verweigern und „das Weib im Weib ruhige Beglückung findet“, so werden die zurückgebliebenen, armen, vereinsamten Männer allmählich sich verwundern und fragen: „Sie sind glücklich ohne uns. Was geben sie einander? Sie wollen uns nicht mehr. Oder wollen sie von uns anderes, als wir ihnen bisher gaben?“ Und da werden die Besten vom Weibgeschlecht natürlich sagen: ja, wir wollten Euch tiefer, wärmer, kurz, wir wünschten, dass Ihr ein bisschen „Psyche“ hättet. Worauf die Männer durch das Leid ihrer Sehnsucht die gewünschte Psyche bekommen und des neuen Weibes und seiner Liebe wieder würdig sein werden . . Dies glaubt Fräulein Dauthendey, und alle, die gute Anlagen zum neuen Weibe haben — es sind deren heute Legion — werden es mit ihr glauben. Sie werden mit ihr glauben, dass der Mann psychisch der Frau inferior, dass er seelenlos im Vergleich zu ihr und dass er der Tiefe und Wärme und Zartheit in der Leidenschaft unfähig ist. Solche Dinge werden leicht populär, wie jedes Schlagwort. Und man wird vergessen, dass die Liebe, so wie sie heute unser Ideal ist, zuerst von Männern erträumt, gedichtet und erlebt worden ist. Man wird undankbar und kurzsichtig genug sein, des „Faust“ und des „Tasso“ und der Gedichte Goethes, der „Vita nuova“ und der „Göttlichen Komödie“ des Dante zu vergessen. Man wird die Männer seelenlos nennen und doch naiverweise, wie Fräulein Dauthendey, Zarathustra anrufen, um die Ehe der Zukunft zu lehren. Und man wird von sich in den hohen Ausdrücken reden wie die Heldin des Buches von Fräulein Dauthendey, und wird sich in seinem Stolze des „neuen Weibseins“ blähen . . . Der Pfau ist ein schöner Vogel, jawohl. Aber davon schweigen muss er können Oeffnet er den Mund, so verräth er sich. Der Pfau ist, ach! kein kluger Vogel.

Marie Herzfeld.

E. Wichert: Richter und Dichter. Ein Lebensausweis. (Zeitgenössische Selbstbiographien, Bd. II.) Schuster & Loeffler, Berlin, 1899.

Ernst Wichert ist mehr ein Typus als eine Individualität: der altpreußische Richter, streng ehrenhaft, voller Pflichtgefühl, entschieden liberal, durchaus wohlwollend; der altpreußische Dichter, einem etwas altmodisch-akademischem Idealismus getreu, correct, fruchtbar, etwas trocken. Beide Thätigkeiten hält eine kunstvolle und doch in dieser Natur zwanglos begründete Lebensdiät sorgfältig auseinander: der Jurist schreibt keine lyrischen Acten, wie der junge Rechtsanwalt Strecke, der Schriftsteller verfilzt sich nicht in spitzfindige Criminalfälle, wie der alte Advocat Müllner. Jakob Grimm hat einmal tiefsinnig die innere Verwandschaft von „Dichter“ und „Richter“ nachgewiesen. „Finder“ sollen beide sein, des Urtheils wie des Gedichtes (daher „Troubadour“ = trovatare, Finder); „Schaffer“ sollen beide sein, „Merker“ ebenso Wichert ist weder hier noch dort ein „Finder“ gewesen, wenn er auch den historischen Roman Altpreußens in die Reihe der historischen Localromane eingeführt hat; weder hier noch dort ein „Schaffer“, wenn ihm auch ein hübsches Lustspiel („Ein Schritt vom Wege“) gelang. Aber er ist ein guter „Merker“, der die Eigenart seiner Heimat, das Wesen seiner Bekanntschaften, den großen Umschwung aus altpreußischem Idealismus zum neupreußischen Realismus anschaulich vor Augen stellt. Und hier wird der Dichter zum Richter; hier erhebt er sich von Richterobjectivität zu wohlthuender Subjectivität und hier steht ein Typus vor uns einer vergangenen, aber rühmlich vergangenen Zeit, dessen Urtheilsspruch die Gegenwart nicht ganz überhören sollte!

Richard M. Meyer.

Christian Morgenstern: Ein Sommer. Verse. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1900.

Dieser Gedichte Reiz ist ihre „fetige Leichtigkeit“. Sie sind frei von aller Gebundenheit des Gefühls und jeder Rhetorik des Ausdrucks. Sie behandeln weder das „Weib“, noch das Weltproblem; vielmehr, sie behandeln beide, doch in einer leichten und spielenden Art, wie von einem Silberstift aufgezeichnet. Am glücklichsten ist Morgenstern in den kleinen, einfach gebauten Naturgedichten, die von einem fast selbstverständlichen Rhythmus getragen werden. Von diesen seien hervorgehoben: „Heimat“, „Schweigen im Walde“, „Mächtige Landschaft“. Die Stimmung der Wunschlosigkeit aus tiefem Welt- und Sichverstehen wattet in Morgensterns Gedichten überall vor; sie sind Ausdruck eines kühl und heiter gewordenen Geistes, der sich gleichwohl von allem Pretiösen frei hält. Man spürt, dass dieser Dichter durch viel Höhenluft gegangen ist. Er hat nicht umsonst Jahre im Norden verlebt, im Umgange mit Ibsen, dessen Gedichte Morgenstern übertragen, vielmehr nachbilden will.

P. W—r.

Musenalmanach der Hochschüler Wiens. Berlin und Leipzig, bei Georg Heinrich Meyer, 1900.

In der „Zeit“ war erst jüngst von Wiener Studenten in der Literatur die Rede: ob aus diesen Kreisen eine einheitliche Grundstimmung für den Dichter zu gewinnen ist, sollte untersucht werden. Mittlerweile ist aus der Wiener Universität selbst ein Büchlein hervorgegangen, Studenten veröffentlichen darin ihre Gedichte. Die Grundstimmung ist also da, und die Poesie des Studentseins drängt auch in Wien zum Ausdruck? Nein, der vorliegende Almanach beweist dies nicht. Von ungleicher Art und ungleichem Wert und schließlich auch dürftig und uncharakteristisch ist sein Inhalt. In einer entlegenen Ecke des Wiener Studententhums hat sich eine kleine, in keinem Sinne typische Gruppe zu einer Blütenlese zusammengefunden — ein paar begabte und viele andere Poeten — das ist alles. Zu den ersteren wird man zählen: Liechtenstein, Biberich, Prock . . . Einige schon bekannte Schriftsteller sind zu Gaste da: Paul Wertheimer mit sehr musikalischen Versen, Richard Wengraf und Ludwig Wolff. Dieser Letzte ist der weitaus Reifste im Band, nicht mehr Student, sondern Körner. Seine Dialogskizze heißt: „Eine Stunde, die vorübergeht“. Aber sie wird in der Wolff'schen Fassung nicht „vorübergehen“. Die glänzend gezeichnete Figur eines unglücklichen Verbummelten gibt ihr dauernden Wert.

dd.

## Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ (Juni). Dr. Hans Kleser liefert einen Artikel über die Stellung und Bedeutung Rumäniens in der europäischen Staatenfamilie, der allerdings jetzt, im Augenblicke der vielerörterten Judenvertreibungen aus Rumänien, merkwürdig berühren wird. König Karl, der seit mehr als drei Decennien in Rumänien herrscht, habe aus einem zerrütteten, verkommenen Land ein selbstherrliches, entwickelungsfähiges Reich gemacht. Cavour hatte schon in den Fünfzigerjahren die Nothwendigkeit betont, ein selbständiges neutrales Zwischenreich zwischen Russland und Oesterreich einzuschieben, um der Eroberungslust von beiden Seiten Grenzen zu ziehen und das europäische Gleichgewicht zu erhalten; auch gegen die Türkei sollte es ein Bollwerk sein, und als der Prinz Karl von Hohenzollern 1866, nach der Absetzung des Fürsten Cusa, zum Fürsten von Rumänien ernannt wurde, da stellte ihm Bismarck geradezu die Aufgabe: „aus den vereinigten Fürstenthümern ein Belgien an der Donau

**mündung zu machen.**" Dies Ziel ist, wie der Verfasser sagt, heute, trotz aller Anfeindungen von innen und außen, erreicht, und der ehrenvolle Empfang, der dem König vor nun einem Jahre am Petersburger Hof zutheil wurde, habe bewiesen, dass es dem Takt und der unermüdlichen diplomatischen Geschicklichkeit des Königs endlich gelungen ist, das feindselige Russland für sich zu gewinnen. Nicht minder als für das äußere Ansehen, das in der Erhebung des Landes zum Königreich seinen sichtbaren Ausdruck fand, habe König Karl für den inneren Ausbau desselben gesorgt. Ueber 3000 Kilometer Eisenbahnen durchziehen heute das Land; statt 1,494.000 Hektar, wie im Jahre 1862, werden heute 4,683.000 Hektar Ackerland bebaut, und Rumäniens Ausfuhr, die noch 1860 nur 100 Millionen Francs betrug, wird heute auf 350 Millionen geschätzt, während man seinen gesammten Handelsverkehr mit 500 Millionen beziffert. Durch die beständige Vermehrung der Verkehrsmittel ist es überdies gelungen, einen großen Theil des Handelsverkehrs aus dem westlichen Europa nach dem Orient und seinen Sucezexport über Rumänien zu lenken, was dem Lande nebst dem materiellen auch den moralischen Vortheil bringt, zu beweisen, dass der internationale Verkehr bei Rumänien weitestgehendes Verständnis und jede mögliche Unterstützung findet, wodurch jeder etwaige Anspruch, Rumänien, seiner Rechte auf der Donau abwärts des Eisernen Thores im Interesse des Weltverkehres zu berauben, hinfällig wird.

Die Leipziger „Internationalen Literaturberichte" bringen in ihren Heften vom 14. und 18. Juni einen Aufsatz **Tony Kellens** über einige **Uebelstände im Schriftstellerthum.** Die Grundwurzel aller Uebelstände sei die Ueberproduction, der Dilettantismus. Nach dem Literaturkalender gebe es etwa 3000 „dramatische Dichter" in Deutschland. Unter diesen finde man freilich nur 150 deutsche zeitgenössische Schriftsteller, und darunter wieder von anerkannten Bühnendichtern nicht mehr als ein Dutzend; scheidet man dann noch die Autoren der niedrigsten Gattung, Posse und Schwank, aus, so bleiben — vier bis fünf Namen von Bedeutung. Derselbe Druck liege auch auf der Novelle und der Lyrik. Für die Erzählung blühe das System der Preisausschreiben; aber diese bringen den Nachtheil, dass sie die Production unberufener Dilettanten in unerhörter Weise anregen. So giengen zum Beispiel auf ein Preisausschreiben von „Ueber Land und Meer" 999 Erzählungen ein, von denen nur 3 oder 4 mit Preisen bedacht wurden. Die übrigen 995 mussten den Weg in andere Redactionen einschlagen, bis sie zu irgend einem Preise einen Abnehmer fanden. Die lächerlichen Bedingungen, unter denen Lyrik zumeist publiciert wird, sind bekannt. Neu mag vielleicht der Fall sein, der jüngst in die Oeffentlichkeit gelangte: wo ein Verleger jüngeren Dichtern die Aufnahme von Beiträgen gegen einen Insertionspreis von fünf Pfennigen für die Zeile zusicherte.

**„L'Humanité Nouvelle"** (Mai und Juni) **Antonine de Gerando** schreibt über das **Unterrichtswesen in Deutschland.** Deutschland bedeute heute soviel wie Preußen und Preußen soviel wie militärischer Drill, Triumph der rohen Gewalt, der Materie über den Geist. Die in Deutschland eingeführte Unterrichtsmethode entwickelt bloß das Gedächtnis, das man mit Daten, Regeln und Formeln anstopft, statt es mit Vorstellungen zu bereichern. Es sei ein lebloser, ganz theoretischer Unterricht, der weder zum Denken anregt, noch den Gesichtskreis erweitert. Noch viel weniger sei natürlich von einer Entwickelung des ästhetischen Sinnes, des Kunstgefühles, die Rede, kurz es fehle diesem vielgerühmten Unterricht an allem, was zur Gründung einer wirklichen Bildung, in die sich die Kenntnisse umsetzen sollten, erforderlich wäre; leider stehe dieses Schulwesen noch obendrein im Ruf der Unübertrefflichkeit und werde von anderen Völkern — so z. B. in Oesterreich! — als nachahmenswertes Vorbild angesehen. — **Schack de la Faverie** schreibt über die **Anfänge der amerikanischen Literatur.** In umgekehrter Reihenfolge, wie bei der aller anderen Völkern, hat sich ihre Entwickelung vollzogen. Fast überall geht die Poesie, der Gefühlsausdruck, der Prosa, dem Gedankenausdruck, voraus; hier ist es umgekehrt: die ersten Proben specifisch amerikanischen Schriftthums sind — wohl ein beispielloser Fall! — Pamphlete, die aus dem Jahre 1815 stammen und sich gegen England, den eben erst besiegten Feind, richten. Der Hass gegen England führt zugleich zu dem Bestreben, sich, wie politisch so auch geistig, von seiner Vormundschaft zu befreien, sich von den englischen Traditionen loszusagen und sich der eigenen Art bewusst zu werden. Wohl vergehen noch etwa 15 Jahre, ehe das Bestreben positive Resultate zeitigt, und unwillkürlich stehen die Autoren doch noch unter englischen Einflüssen — wie z. B. **Cooper** unter dem von **Walter Scott** — während andere, wie **Longfellow** und **Bryant**, sich mehr an die Franzosen, die Italiener und Spanier halten. Als den ersten eigentlich amerikanischen Romancier bezeichnet der Verfasser **Washington Irving**, der das Nationalbewusstsein soweit trieb, dass er sich weigerte, für englische Blätter zu schreiben, obwohl beispielsweise die „London Quarterly Review" ihm 100 Pfund für jeden Artikel bot. — **J. A. Andrews** bespricht die **Chancen der bevorstehenden australischen Föderation.** Schwieriger, als man in Europa glauben mag, sei es, die australischen Staaten unter einen Hut zu bringen: dieselben weisen nämlich ungeheure innere Verschiedenheiten auf. Victoria, das seine Colonisation der Entdeckung der Goldminen verdankt, lockte viele unabhängige, energische Europäer an, englische Chartisten und Revolutionäre des Jahres 1848, die in einer Art Republik, auf gleichem Fuße stehend, neben einander arbeiteten; seine Bevölkerung ist demgemäß sehr fortschrittlich, hochentwickelt und socialistisch. Süd-Wales dagegen war ursprünglich eine Verbrechercolonie unter strengem Regiment; außerdem beherbergte es Großgrundbesitzer, welche wie Könige über große Domänen und viele Arbeitssclaven herrschten; demgemäß ist die Stimmung dort conservativ und imperialistisch. Die Verschiedenheit der politischen Richtung fand auch in den inneren Institutionen der beiden Staaten ihren Ausdruck; es wird demnach nicht leicht sein, ein alle Theile befriedigendes Regierungsprincip für diese Föderation zu finden.

**„Fortnightly Review".** [illegible]

könne ein Militärregime Völkern, die an eine constitutionelle Regierung gewöhnt seien, nicht aufgezwungen werden. Ebensowenig könne man daran denken, Südafrika von London aus zu regieren. Am einleuchtendsten scheint dem Verfasser die Gründung einer südafrikanischen Föderation, deren Suzerän England wäre, die aber nach ihrem eigenen Gutdünken ihre Angelegenheiten zu führen und ihre Länder zu administrieren hätte.

---

# Der Fall Bardot.

Novelle von **Urbain Gohier.**

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

Es war nahe an Mitternacht, als eine Klingel in der inneren Galerie uns benachrichtigte, dass das äußere Thor in der Mauer sich geöffnet und dem heimkehrenden Wagen die Einfahrt gestattet hatte. Wir treten mit Leuchtern auf den Perron hinaus, um die Schlossherrin gebürend zu empfangen. Am Ende des langen, grünen Gewölbes, welches sich durch den Park zum Hausthor hinzog, nahmen wir die rasch näher kommenden Wagenlaternen wahr. Bardot stand in unserer Mitte im hellen Lichtschein, und es schien mir, als ob er seiner Erregung kaum Herr zu werden vermöchte. Sein Blick suchte die Finsternis zu durchbohren, um sobald wie möglich der Erwarteten ansichtig zu werden. Eine heftige Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Der Wagen kam an die Zugbrücke heran: nur der Kutscher befand sich darin, der meldete, „Madame" sei nicht angekommen, und fragte, ob er am Morgen wieder an die Bahn fahren sollte, um sie abzuholen. Auf ein bejahendes Zeichen seines Herrn wandte er sich mit dem Wagen den Dienstgebäuden zu.

Wir betraten wieder das Haus, indem jeder Gast seinem Bedauern über dieses Ausbleiben Ausdruck verlieh, obgleich im Grunde genommen die Sache allen sehr gleichgiltig sein mochte. Bardot dagegen hatte, als er den leeren Wagen gesehen, auf mich den Eindruck eines Mannes gemacht, der unversehens einen heftigen Schlag erhält. Hatte ich mich geirrt? Waren meine jetzigen wie meine früheren Beobachtungen nur eine Vorspiegelung, die Folge einer vorgefassten Meinung? Ich hätte darauf geschworen, dass Bardot von einem schrecklichen Schlage getroffen und betäubt worden sei. Eine Minute darauf hatte er durch eine starke Willensanstrengung seine Kaltblütigkeit zurückerlangt. Er schien jetzt den zweiten Termin einer Alternative erreicht zu haben, deren erster Termin versagt hatte.

Ohne Zweifel folterte ihn die Eifersucht. Gestern Abend hatte er gelitten, als er seine Maitresse nicht mitbringen konnte; jetzt war er von ihrer Untreue überzeugt und hatte einen grausamen Entschluss gefasst. Diese Folgerungen stimmten allerdings schlecht zu der leichtsinnigen Art, womit er mir gegenüber von den Frauen gesprochen hatte.

Er hatte mir zu verstehen gegeben, dass seine Maitresse für ihn nur ein Werkzeug des Vergnügens sei, dass er sich wenig um ihre Treue kümmere, dass er zu weise sei, um sich den Kopf deshalb zu zerbrechen. Es musste mich deshalb in Erstaunen setzen, dass die Abwesenheit dieser Frau ihn derart bewegte. Ich hätte eine zornige Regung begriffen: ein Epikuräer, der ein Vergnügungsprogramm methodisch vorbereitet und durchführt, musste sich ärgern, dass die Caprice eines Mädchens alles über den Haufen warf. Aber in seiner Erregung war sicherlich weniger Zorn als Schmerz.

Wenn er aber litt, so liebte er seine Maitresse. Aber was wurde dann aus seiner Philosophie? Seine spöttischen Reden waren nur die irreführenden Ausbrüche seiner Leidenschaften: mein angeblicher Weiser war von einer Liebe besiegt, die ihn erröthen machte. Er versuchte, sich selbst zu täuschen und seinen beleidigten Stolz zu besänftigen, indem er mit Nachdruck Ansichten bekundete, welche durch die Schwäche seines Herzens und seines Fleisches besiegt wurden. Eine solche Komödie ist durchaus nicht selten. Er liebte, er liebte sich selbst zum Trotze, er liebte einen unwürdigen Gegenstand, er liebte eine treulose Frau: von allen Seiten stürzten die Qualen auf ihn ein. In dieser Rolle kam er mir sympathischer, aber weniger interessant vor als vorher. Während sich diese Reflexionen in meinem Gehirne drängten, fiel es der Gesellschaft ein, Mitternacht sei vorüber und der Tag sei ermüdend gewesen.

„Meine Kinder," sagte Bardot, „nun da Alice mich im Stiche lässt, werde ich davon profitieren, um zu schlafen. Gute Nacht. Ich rede Euch weiter nicht zu, meinem Beispiel zu folgen, denn ich weiß, dass ihr niemals genug frische Luft kneipen könnt, ehe Ihr wieder in den Pariser Backofen zurückkehrt. Also thut was Ihr wollt, geht ins Bett, geht nicht ins Bett, wie es Euch gefällt; solange Ihr meine Flamme nicht stört. Auf der Terrasse findet Ihr Champagner, Thee, Cigarren und Torte. Ihr könnt also den Sternenhimmel bewundern, ohne zu vergessen, dass es auch auf der Erde gute Dinge gibt. Gute Nacht!"

Er gab uns die Hand und stieg in sein Zimmer hinauf.

Die Bedienten hatten sich zurückgezogen und die Hausthür geschlossen.

Nach einer Weile folgten wir dem Rathe unseres Wirthes und giengen hinaus auf die Terrasse, wo wir Platz nahmen und den Himmel und die Landschaft beschauten. Der feurige Wein und der betäubende Tabak waren ganz dazu angethan, die schöne Nacht nach dem schönen Tage doppelt schön erscheinen zu lassen. Indessen dauerte es keine halbe Stunde, als meine Gefährten vom Schlafe überwältigt wurden. Die Bewegung in der freien Luft hatte sie erschöpft. Aber sie schämten sich, jetzt schon einzuschlafen, und zwangen sich wachzubleiben. Als alter Reisender war ich an Strapazen und durchwachte Nächte gewöhnt und amüsierte mich über ihre Schwäche. Die beiden jungen Frauen blieben auch ganz wach, denn unter dem gebrechlichen Aeußern ist diese Rasse stahlhart. Sie überschütteten mich mit Fragen über meine Reisen.

Ueber dem weiten Raum, der sich vor uns ausbreitete, lag tiefe Stille. Obgleich der Himmel noch mit Sternen übersäet war, zog ein Sturm herauf. Die Luft war heiß und schwer wie in den Augustnächten; von den Wiesen auf beiden Ufern des Flusses stiegen starke Dünste zu uns auf; von Zeit zu Zeit erhellte sich der ferne Himmel plötzlich, und ein dumpfes Grollen folgte dem Blitze.

„Und haben Sie auch Nihilisten gesehen?“ fragte Fräulein Camille, als ich von meinem letzten Aufenthalt in Petersburg sprach.

Ich wollte antworten, aber meine Stimme erstarb auf den Lippen, und zugleich lief ein Schauder, der auch meine Gefährten schüttelte, über meinen ganzen Körper.

Aus der Tiefe des Thales war ein Schrei aufgestiegen, ein menschlicher Kehle entsprungener Schrei, der dennoch nichts Menschliches an sich hatte. Ein Schrei der Rache und Verzweiflung, worin sich eine schrecklich gemarterte Seele aussprach. Der Schrei schien dicht unter unsern Füßen ausgestoßen zu sein, so klar und schneidend war er durch die stille Luft zu unseren Ohren gedrungen.

Harneby und Pichard fuhren aus ihrem Halbschlummer auf und schauten verstiert um sich, als ob sie aus einem entsetzlichen Traume erwacht wären, und ihre Freundinnen drückten sich unwillkürlich dicht an die Männer, indem sie ihnen die Fingernägel tief in die Arme gruben. Wir sahen uns schweigend an und hielten den Athem ein, gleichsam einen zweiten Schrei als Bestätigung des ersten erwartend.

„Habt Ihr gehört?“ fragte endlich Fräulein Lea, während wir alle noch tief erregt waren von dem, was wir gehört hatten.

„Das ist entsetzlich!“ antwortete Harneby.

Und Pichard fügte hinzu:

„Man hat entweder jemand ermordet oder in die Seine geworfen.“

Wir beugten uns über die Rampe und versuchten, mit den Blicken die Finsternis zu durchdringen. Aber die durchsichtigen Schatten ließen uns weiter nichts wahrnehmen als wechselnde Lichterscheinungen, die in unbestimmten Formen kamen und giengen, ohne uns ein festes Bild zu verschaffen.

Zehn Minuten waren seit dem zuerst gehörten schrecklichen Schrei vergangen, als ein anderes Geräusch unsere Aufmerksamkeit erregte. Es war wie eine ferne Explosion, aber der Donner schien aus dem Boden unter unseren Füßen zu kommen. Einer der Hunde, der in unserer Nähe lag und schlief, sprang plötzlich auf und stieß ein klagendes Geheul aus: er schien zu überlegen, beschnüffelte den Fels unter seinen Füßen und eilte dann mit großen Sätzen in das Haus, als ob er dort die Lösung des Räthsels suchte.

Einer von uns meinte, vielleicht habe es wirklich gedonnert, aber diese Hypothese wurde sofort zurückgewiesen. Anstatt eines rollenden Donners war es eher ein scharfer dumpfer Knall gewesen, bei dem ein jeder von uns für sich allein seinen Sinnen misstraut hätte, wenn wir nicht alle das nämliche Geräusch gehört hätten. Auch das Gebaren des mit weit schärferen Sinnen begabten Hundes bestärkte uns in unserer Ansicht.

Dieses neue Ereignis erhöhte unsere Bestürzung. Ohne es uns einzugestehen, fürchteten wir eine nahe bevorstehende Katastrophe, und der Gedanke machte uns zittern. Die beiden jungen Frauen stotterten mit bleichen Lippen Fragen, welche keiner von uns zu beantworten wusste.

„Was ist das? Was geht vor? Um Gotteswillen, was wird geschehen?“

Fast eine Viertelstunde verharrten wir unbeweglich und vor Aufregung sprachlos. Nichts ereignete sich; der Sturm kam näher, die Nacht ward schwarz; die empfundene Aufregung bewog uns, uns zum Schlafen zurückzuziehen.

„Eine schöne Geschichte!“ sagte Pichard, als wir die Terrasse verließen.

„Und was für eine seltsame Gegend!“ fügte der Maler hinzu, „so schnell werden wir das nicht vergessen. . .“

„Und da liegt dieser Bardot in seinem Bett und schläft, während uns eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken läuft!“

„Das ist Unrecht,“ entschied Fräulein Lea, „aber glaubt Ihr wirklich, dass er schläft? Das unterirdische Donnerwetter zum wenigsten muss bis zu ihm gedrungen sein und ihn aufgeweckt haben.“

Sie rief vorsichtig, als ob wir von unsichtbaren Feinden umgeben wären:

„Herr Bardot! Herr Bardot!“

Als sich dann nichts rührte, hob sie einen großen Champagnerkork und ein paar kleine Kieselsteine vom Boden auf und warf sie an das Fenster unseres Wirtes.

„Mach kein so dummes Zeug,“ sagte Harneby, „lass ihn schlafen. Wenn er sich über dich ärgert, hat er wahrhaftig recht.“

Einen Augenblick später öffnete sich das Fenster Bardots, und sein Kopf erschien über dem Balkon. Der von schwarzen Wolken bedeckte Himmel gestattete uns nicht, sein Gesicht zu sehen, aber wir hörten ihn gähnen, wie einen soeben aus dem Schlafe Aufgeschreckten. Dann sagte er:

„Was? Was gibt es? Was wollt Ihr?“

„Haben Sie es gehört?“ fragte Lea.

„Was? Was sagen Sie?“

„Haben Sie es nicht gehört? Man hat eben geschrien.“

„Man hat geschrien? Wer?“

„Wir wissen es nicht.“

„Na, und ich? Deshalb müsst ihr mich aufwecken? Hol Euch der Teufel!“

Der Kopf verschwand knurrend, und das Fenster gieng wieder zu.

„Morgen,“ sagte Pichard, „können wir der Sache näher auf den Grund gehen, wenn uns das interessiert. Vielleicht hat uns wirklich der Champagner und der Schlaf ein Hirngespinst vorgegaukelt.“

„Der Hund hat keinen Champagner getrunken,“ warf Fräulein Camille ein.

Wir trennten uns. Ich weiß nicht, ob die Begleiterinnen der beiden anderen von diesen die bösen Träume fernhielten. Ich für mein Theil, der allein schlief, verbrachte eine sehr schlechte Nacht. Ich fieng gerade an, ruhigen Schlaf zu finden, als die Klingel zum Frühstück rief.

Ich kleidete mich schnell an und stieg hinab. Die beiden neugierigen Frauen waren mir schon zuvorgekommen. Ich fand sie mit Bardot, der ihnen vorwarf, seinen Schlaf so verjagt zu haben, dass er ihn nicht habe wiederfinden können, und sein Gesicht bewies die Wahrheit seiner Worte. Seine Züge waren schlaff, die Augen hatten schwarze Ringe, und er sah ganz so aus, als ob er die Nacht schlaflos verbracht hätte.

„Ihr habt mich aus dem ersten Schlafe gerissen,“ sagte er, „und nachher habe ich kein Auge mehr zugemacht. Die ganze Zeit habe ich mich in meinem Bette herumgewälzt, ohne einschlafen zu können. Ich werde Euch eines Tages diesen Streich bezahlen.“

Wir entschuldigten uns alle mit der Sonderbarkeit der Ereignisse, die uns am Abend aufgeregt hatten. Wir erzählten nun, was uns begegnet war, und Bardot hörte aufmerksam zu. Dann fragte er uns, ob wir eine Erklärung des Schreies und des Geräusches gefunden hätten.

Für den Schrei stimmten wir dahin überein, dass er von einem Sterbenden ausgestoßen worden war. Die Explosion erklärte ich damit, dass sie von einem Unfall in irgend einer der Fabriken unten im Thal herrühren müsse. Harneby und Pichard aber blieben dabei, es habe genau wie ein unterirdischer Sprengschuss geklungen. Nun gab es allerdings zahlreiche Steinbrüche in der Nachbarschaft, aber es war nicht wahrscheinlich, dass man zur Nachtzeit darin arbeitete. Auch konnten wir keine Verbindung zwischen den beiden Erscheinungen herstellen. Der Schrei war dem Knall vorausgegangen, konnte also nicht durch ihn verursacht sein. Wahrscheinlich hatte der eine gar nichts mit dem anderen zu thun.

Am besten war es, ruhig die Nachrichten abzuwarten. Der Diener, der seinem Herrn die Post brachte, berichtete uns, was der Briefträger von Bonnières erzählt hatte. Arbeiter aus Limetz, die in einer der Fabriken von Port-Villez beschäftigt waren, hatten am Wege die von Messerstichen durchbohrte Leiche eines unbekannten Mannes gefunden. Weiter hatte man in Bonnières nichts gewusst, als der Briefträger den Ort verlassen hatte.

„Wisst Ihr was?“ sagte Bardot, „wenn Ihr so neugierig seid, so kann ja einer von Euch mit dem Wagen, der Alice abholt, nach Bonnières fahren und sich dort weiter erkundigen.“

„Gehen Sie doch mit,“ schlug Fräulein Camille vor. „Sie kennen die Leute in Bonnières und wissen, wen man am besten fragt.“

„Nein,“ antwortete er, „ich bin müde, und außerdem ist Alice ohne Zweifel wüthend, weil sie gestern Abend den Zug versäumt hat. Vor acht Tagen ist der Fahrplan geändert worden. Statt wie früher um zehn Uhr geht der Abendzug jetzt eine Viertelstunde früher. Ohne Zweifel hat Alice da ihren Irrthum gemacht. Da gibt es also eine Scene für mich, und mir ist es lieber, wenn Ihr den ersten Anprall aushalten müsst. Wenn sie Euch auf der Rückfahrt anwirft, so wird das eine gute Ableitung ihrer schlechten Laune sein.“

Die Aussicht, von einer so unvorsichtigen und ungeschickten Rosselenkerin gefahren zu werden, dämpfte sofort den Eifer der jungen Damen, welche Harneby und Pichard allein fahren ließen. Bardot ließ mich unter dem Vorwande, seine Zeitungen lesen zu müssen, mit den beiden unermüdlichen Schwätzerinnen allein, und ich konnte mich vor dem unaufhaltsamen Strome ihrer Beredsamkeit nur dadurch retten, dass ich ihnen eine Partie Crocket vorschlug.

Endlich kamen die Reisenden zurück. Die Maitresse Bardots war ein junges, hübsches Mädchen von graziösem und elegantem Aeußern und mit einem selbstbewussten Auftreten, woraus sich der Neid ihrer Freundinnen leicht erklären ließ. Nachdem sie mich auf das liebenswürdigste begrüßt und mit einem Händedruck nach englischer Manier beehrt hatte, verlangte sie sofort unsern Wirt zu sehen, um ihm die erforderlichen Vorwürfe zu machen. Er erschien sofort und hielt den Sturm aus, ohne zu zucken. Seine gleichgiltige Spöttermiene überraschte mich: sie zerstörte den Roman, den ich am Abend ersonnen hatte, warf meine psychologischen Beobachtungen und ihre Folgerungen über den Haufen und vertrieb die Genugthuung, die ich über mein glänzendes Debut in dieser Wissenschaft empfunden hatte.

Ich sah vor mir keinen leidenschaftlichen, eifersüchtigen, gereizten Liebhaber, sondern den kaltblütigen und vorsätzlich duldsamen Beschützer eines bezahlten hübschen Mädchens. Er hörte die Predigt gutmüthig an, wie man einen Windstoß oder einen kleinen Regenguss über sich ergehen lässt, lächelte und antwortete gleichmüthig: er glaubte allerdings, seiner Freundin von der Abänderung des Fahrplanes gesprochen zu haben, aber da sie das Gegentheil behauptete, irrte er sich ohne Zweifel; die härteste Strafe hätte ihn selber getroffen, da er ihrer ersehnten süßen Gegenwart beraubt gewesen wäre, und nur unsere Anwesenheit hätte sein Leid mildern können.

Wir sprachen alle unser Bedauern aus, und die liebenswürdige Dame hielt es nicht für eine Forderung ihrer Würde, noch länger die Beleidigte zu spielen, was gutes Zeugnis für ihren Charakter und Verstand ablegte. Ich argwöhnte bald, dass sie nicht ganz zum Opfer des geänderten Fahrplanes geworden war, sondern sich anderswo amüsiert hatte, aber ich weiß wirklich nicht, worauf ich diese übelwollenden Vermuthungen gründete. Als der Frieden geschlossen und das Frühstück aufgetragen war, kamen wir auf die Ereignisse der Nacht zurück.

Harneby und Pichard hatten in Bonnières Erkundigungen eingezogen und waren sogar auf die Gendarmerie gegangen, wo sie nicht nur Nachricht erbaten, sondern auch aussagten, was sie selbst wussten.

Man hatte ihre Namen und Adressen zu Papier genommen für den Fall, dass ihr Zeugnis, welches die Stunde des Verbrechens anging, später gebraucht werden sollte. Aber über die näheren Umstände des Mordes hatten sie nichts erfahren können. Man glaubte, das Opfer sei ein Ingenieur der Westbahn; die bei ihm gefundenen Papiere ließen darauf schließen, doch wusste man nichts Bestimmtes. Die Beamten des Bahnhofes in Bonnières erinnerten sich wegen der ihnen vorgezeigten Beamtenfahrkarte eines mit einem der letzten Züge von Paris gekommenen Reisenden, der mit dem Signalement des Ermordeten übereinstimmte.

Auch von der Explosion hatten unsere Gefährten gesprochen; im Dorfe Port-Villetz hatte man sie deutlich gehört. Sie schien von der Schleuse zu kommen, und in der That hatte man daselbst einen Dammbruch constatiert. Durch einen Fehler im Material oder in der Construction hatte eine Eisentafel dem Drucke des Wassers nachgegeben. Der Bruch dieser Tafel und der Sturz des durch die Oeffnung eilenden Wassers schien das Geräusch, welches wir vernommen hatten, zu erklären.

Da die Hälfte des Geheimnisses somit erklärt war und in keinem Zusammenhange mit der anderen Hälfte stand, gaben wir uns mit dem in Erfahrung Gebrachten zufrieden, weiteren Aufschluss von den Zeitungen des nächsten Tages erwartend. Am Abend hatten die Dunkelheit, die Stille, die Dünste der Felder und Wiesen unsere Nerven überreizt; jetzt hatte uns eine schlaflose Nacht beruhigt, und weil wir zu viel von dem nämlichen Gegenstand gesprochen hatten, wandten wir uns davon ab. Unsere Gefährtinnen waren gewohnt, vierundzwanzig Stunden auf die Fortsetzung eines Romans zu warten, und Fräulein Alice, welche in diesem Drama keine Rolle gespielt hatte, war offenbar etwas böse über die von den beiden anderen Frauen bei dieser Gelegenheit erworbene größere Wichtigkeit. Sie verspottete die Schrecken, die sie so gerne selber erfahren hätte. Sie schalt uns lächerlich, weil wir einem so banalen Vorkommnis, wie deren täglich ein halbes Dutzend in den Zeitungen stehen, so große Aufmerksamkeit schenkten. Wir wandten uns also anderen Dingen zu.

Bardot hatte sich bisher nicht an der Unterhaltung betheiligt und verhielt sich auch nachher auffallend still. Die Müdigkeit, von der er am Morgen gesprochen hatte, schien ihn niederzudrücken; sein Blick ruhte auf uns, ohne dass er uns sah; seine Augen verschlossen sich von Zeit zu Zeit und öffneten sich dann weit, wie um den Schlaf zu vertreiben. Mehreremale fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, wie um sich aus tiefem Nachsinnen zu wecken. Manchmal warf er ein nichtssagendes Wort in die Unterhaltung oder begleitete unsere Heiterkeit mit einem abwesenden Lächeln. Seine Freunde schenkten ihm keine Aufmerksamkeit, und seine Maitresse, die ihn wie ich selbst beobachtete, überließ ihn seinem Brüten, als ihre Scherze kein Echo bei ihm fanden. Ich nahm also an, dass dieses Benehmen nichts Außergewöhnliches bei ihm war. Ohne Zweifel hatte ihn seine Manie des Stillschweigens und des Versenkens in sich selbst einige Stunden zu früh ergriffen; die Periode seiner Umgänglichkeit hatte nicht bis zum Ende unseres Besuches gedauert.

Als der Moment der Abreise gekommen war, nahmen wir Abschied von Bardot und Fräulein Alice und fuhren mit dem Wagen nach Bonnières. Am Bahnhof St. Lazare trennten wir uns, nachdem wir uns tausend Versprechen gegeben hatten, uns nicht aus dem Gesicht zu verlieren, sondern öfters zusammenzukommen.

Am nächsten Morgen fand ich in der Zeitung gleich die gesuchte Rubrik: „Der Mord in Bonnières". Kaum hatte ich einen Blick darauf geworfen, als ich bestürzt zusammenfuhr, ein Name weckte in mir ein Heer widerstreitender Gedanken. Ich las den Artikel zum zweiten- und drittenmal und schauderte unter einem unerklärlichen Gefühl: der in Limetz Ermordete war Charles de Lussan.

Charles de Lussan war ein Mensch wie die anderen, lebte wie sie und war wie sie Unfällen ausgesetzt; jeden Tag geschehen Morde; was war da Außerordentliches, dass Lussan einem solchen zum Opfer wurde? Es ist sonderbar, dass die täglich in den Zeitungen berichteten Schreckensdramen uns fast ganz gleichgiltig lassen, wenn ihre handelnden Personen uns nicht bekannt sind, wogegen das banalste Vorkommnis in unseren Augen kolossale Verhältnisse annimmt, wenn die davon berührten Personen auch nur in der entferntesten Verbindung mit uns stehen.

Zu dieser allgemeinen Ursache meiner Erregung kam noch ein besonderer Grund: am Abend des Todes Lussans hatten wir von ihm gesprochen, und das eigenthümliche Benehmen Bardots war mir dabei aufgefallen. Ich hatte gesehen, dass nach zehn Jahren noch der Hass Bardots lebendig und kochend war, und nun war der so heftig Gehasste fast vor der Thür seines Feindes ermordet worden.

(Fortsetzung folgt.)

## Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXIV. Band. | Wien, den 21. Juli 1900. | Nummer 303.

## Was muss in China geschehen?

Von Ernst Oppert (Hamburg).

Die schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit haben die ernsten Mahnungen und schlimmen Befürchtungen, die schon seit langen Jahren von Kennern des officiellen China und der leitenden Machthaber ausgesprochen wurden, in nur zu trauriger Weise bewahrheitet. Das unqualificierbare Verhalten der Machthaber in Peking, die enormen Verluste an Gut und Blut, die durch sie hervorgerufen worden sind, müssen für die Folgezeit aber endlich zum wenigsten das Gute haben, den Fremdmächten klar zu machen, dass unhaltbare und so gänzlich ungesicherte Zustände, wie sie bisher bestanden, nicht länger aufrecht erhalten werden können, und dass, sollten derartiger Vorfälle überhaupt für die Zukunft beseitigt werden, mit der bisher herrschenden Gewalt und ihrem System ein für allemal tabula rasa gemacht werden muss.

Es ist eine erstaunliche, aber nichtsdestoweniger nur zu wahre Thatsache, dass gerade jene Kreise, von denen man voraussetzen sollte, dass ihnen in erster Linie und durch ihre ständige Berührung mit den höchsten Regierungsbeamten in Peking ein klarer Einblick in deren wahren Charakter zutheil werden musste, sich meistens in einer Art befangenen Einflusses befinden, der sie hindert, die wahren Gedanken und wirklichen Ansichten chinesischer Würdenträger zu erkennen. Man könnte diese Beeinflussung, hervorgebracht durch die äußere Urbanität und höfische Geschmeidigkeit, mit welcher ihnen entgegengetreten wird, solange der von chinesischer Seite ins Auge gefasste Zweck verfolgt wird, fast eine Art Hypnotisierung nennen, der sich nur äußerst wenige zu entziehen wussten. Schon vor einer langen Reihe von Jahren ist in China selbst in der dortigen englischen Presse auf diese eigenthümliche Erscheinung hingewiesen worden; schon in den Sechzigerjahren ist dort bittere Klage darüber erhoben worden, dass die fremden Vertreter sich in Peking förmlich am Gängelbande führen ließen, dass hinter ihrem Rücken und ohne ihr Vorwissen wichtige Beschlüsse gefasst und Edicte erlassen wurden, die geradezu den ihnen anvertrauten Interessen entgegengesetzt waren. Und dass diese Klagen, jetzt noch wie damals, nicht unberechtigte sind, ist leider dadurch wieder erwiesen, dass schon vor länger als Jahresfrist leitende englische kaufmännische Kreise in Shanghai von den bevorstehenden Absichten der Regierung gegen die Fremden Kenntnis hatten, dass der britische Gesandte in Peking rechtzeitig hiervon Kenntnis erhielt, dass aber trotzdem diese Warnungen als leere Hirngespinste und Gerüchte nicht beachtet und keinerlei Maßregeln zur Vorbeugung getroffen wurden. Man hat sich dort der, unseren europäischen Ansichten wohl entsprechenden und nur dadurch vielleicht in etwas entschuldbaren, aber trügerischen Hoffnung hingegeben, dass die chinesischen Machthaber, gewitzigt durch die mannigfachen Erfahrungen früherer Niederlagen, sich in die unvermeidlichen Consequenzen fügen, die Ueberlegenheit westlicher Cultur anerkennen und mit ihren alten Traditionen brechen würden.

Die bitteren Folgen dieser Täuschung, die lange vorausgesagt worden sind, stellen sich jetzt in nur zu furchtbarer Weise heraus. Wenn diese nicht schon früher eingetreten, so lag dies nicht am guten Willen uns gegenüber, sondern weil man bisher nicht genügend vorbereitet zu sein glaubte, einen besonders günstigen Zeitpunkt abzuwarten wünschte, der sich durch die englisch-afrikanischen Verwickelungen zu bieten schien, und weil es vor allem an einer einheitlichen und energischen Leitung gefehlt hat. Ob diese in den Händen einer intriganten, seit ihrer Jugend ein bestimmtes Ziel verfolgenden und in ihrem Innern stets fremdenfeindlichen, aber thatkräftigen Frau ruht, oder ihr von ihrem ebenso fanatischen Anhang, wie dem Prinzen Tuan und seiner Gefolgschaft entrissen wird, ist für den Thatbestand selbst gleichgiltig und ändert nichts an der gefährlichen Sachlage uns gegenüber. Die uns jetzt entgegengebrachte feindliche Gesinnung ist in Wirklichkeit ganz dieselbe, wie sie schon vor hundert oder vor fünfzig Jahren bestanden hat, und wie sie, wenn nach der jetzt wiederum gemachten Erkenntnis nicht eine radicale Aenderung des bisherigen Regierungssystems getroffen wird, noch nach weiteren hundert Jahren sein wird.

Die Frage einer formellen Kriegserklärung ist auch eine ganz nebensächliche; de facto sind wir im Kriegszustand gegen die chinesische Regierung oder gegen diejenigen, die die Regierung mit Gewalt an sich gerissen haben; denn diese wie jene sind verantwortlich für die Beschießung fremder Kriegsschiffe in Taku und für die Angriffe chinesischer Truppenkörper auf unsere Truppen. Dass in allen diesen Fällen ohne directen Befehl von Peking vorgegangen sein sollte, ist ganz ausgeschlossen und unterliegt auch von keiner Seite wohl mehr einem Zweifel. Wie die Dinge augenblicklich liegen, ist das Vorgehen der chinesischen Regierung nicht, wie in früheren Kriegen, gegen einzelne Fremdmächte, sondern gegen die gesammte Culturwelt gerichtet, auch nicht durch einen äußeren Anlass verursacht, sondern mit einem bestimmten Ziel und von langer Hand vorbereitet worden. Für diese Annahme sprechen die seit langer Zeit sorgfältig angesammelten enormen Massen von Geschützmaterial, Handwaffen und Munition; ferner dass dies Vorgehen sich nicht auf den Norden beschränkt, sondern auch in den weiter entfernten südlichen Theilen des ungeheuren Reiches, die sich bei früheren Kriegen gegenüber der Centralgewalt völlig gleichgiltig und theilnahmslos verhalten haben, immer weiter platzzugreifen droht. Die gefügigen Organe der Regierung haben die Bevölkerung allerorten erst gegen die Missionäre und dann gegen alle Fremden und alles Fremde systematisch aufzuhetzen verstanden. Sie haben wohlweislich nicht auf den Patriotismus der großen unwissenden Masse gerechnet — denn Vaterlandsliebe nach unsern Begriffen ist ein dem chinesischen Volke ganz unbekanntes Wort — sondern sich nur auf die Plünderungs- und Raubgelüste verlassen, für welche die ungeheure Mehrzahl der niederen Classen stets nur zu bereitwillig zu haben ist, solange sie sich gegen alles Nichtchinesische richten.

Es würde hier zu weit führen, auf den Wert oder Unwert der Missionsarbeit näher einzugehen; es mag genügen zu constatieren, dass die ungeheure Mehrzahl aller Fremden in China, die nicht den Missionskreisen angehören, sich im vollsten Maße ablehnend dagegen verhalten, erstlich, weil man bei dem jedes Idealismus baren chinesischen Volkscharakter nur einen äußerst minimalen, den enormen aufgebrachten Opfern in keiner Weise entsprechenden Erfolg von der Missionsthätigkeit in China zu erwarten hat, und zweitens und nicht zum wenigsten deshalb, weil eben fast alle Unruhen und Zwistigkeiten nur durch die Missionäre hervorgerufen worden sind, die sich häufig in Angelegenheiten mischen, die gänzlich außerhalb ihrer Sphäre liegen. Es ist auch kaum zu verwundern, dass die im krassesten Aberglauben befangene Masse des Volkes den idealen Grundsätzen des Christenthums nicht das geringste Verständnis entgegenzubringen imstande ist. Wenn noch heutzutage in vielen Theilen Europas in den niederen und selbst sich gebildeter nennenden Volksschichten der wahnwitzige Glaube an Ritualmorde geflissentlich verbreitet und genährt wird, wie ist es dem auf einem noch ungleich niedrigeren Culturstandpunkte stehenden chinesischen Kuli oder Landmann zu verargen, wenn er die Missionäre ähnlicher Greuel für fähig hält und sich bei gegebener Veranlassung ihnen feindlich gegenüberstellt?

Dass die chinesische Regierung diese allgemeine Abneigung der niederen Volksmassen für ihre Endzwecke, die gegen alle fremden Neuerungen und Fortschritte gerichtet sind, geschickt auszubeuten verstanden hat, ist durch die neuesten Vorgänge und durch die von ihr selbst hervorgerufene und unterstützte Bewegung der sogenannten Boxer erwiesen. Es muss daher zum mindesten eigenthümlich und befremdend berühren, wenn angesichts alles Vorgefallenen und noch Vorgehenden von einem angeblich mit chinesischen Verhältnissen aufs engste vertrauten Diplomaten den fremden Mächten eben dieser Regierung gegenüber „Versöhnlichkeit und freundliches Entgegenkommen“ angerathen wird. Mehr als jemals vorher drängt sich jetzt den vereinigten für Cultur kämpfenden Mächten die unabweisbare Nothwendigkeit auf, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und mit eiserner Faust nicht allein die jetzt gegen alle Fremden gerichtete Bewegung niederzuschlagen, und die Urheber derselben ein für allemal unschädlich zu machen und sie zu beseitigen. Die Zeiten der Glaubensseligkeit, des blinden Vertrauens auf leere Versprechungen, die man von vornherein niemals zu halten oder doch baldmöglichst wieder zu brechen gewillt ist, müssen für alle Zukunft

vorbei sein. Wie dies Ziel zu erreichen und dies schwierige Problem endgiltig am besten zu lösen sein wird, muss heute freilich noch als eine offene Frage betrachtet werden. *Eine Theilung und Zerstückelung* Chinas ist schon deshalb ausgeschlossen, weil sich keine der betheiligten Mächte die große Verantwortlichkeit und ungeheure Bürde aufladen dürfte, die Verwaltung großer Provinzen oder Landgebiete mit einer so enormen feindlichen und vorurtheilsvollen Bevölkerung zu übernehmen. Unumgänglich nothwendig ist aber eine Armee von 100.000 bis 150.000 Mann europäischer, amerikanischer und japanischer Truppen ins Feld zu führen, denn es wird nicht allein nöthig sein, den Aufstand und die uns entgegengestellten Truppen, mögen sie auch zum großen Theil aus undisciplinierten Horden bestehen, niederzuschlagen, sondern es wird auf Jahre hinaus erforderlich sein, große Besatzungen, sei es in Peking oder in den Hafenplätzen, zurückzulassen. Dass Peking selbst genommen werden muss und genommen werden wird, ist wohl außer Frage; *die Mauern und die Thore Pekings müssen geschleift werden*, denn ohne diesen augenscheinlichen Beweis seiner Niederlage wird das chinesische Volk nie von dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit abgebracht werden.

Fast mit Sicherheit ist anzunehmen, dass die Kaiserin und ihr ganzer Mandschu-Anhang bei dem Einrücken fremder Truppen aus Peking ins Innere geflohen sein werden. Zu wünschen wäre in erster Linie die gänzliche Beseitigung der auch den wirklichen Chinesen verhassten Mandschu-Dynastie, die Einsetzung einer wirklich reformgeneigten und fremden Culturbestrebungen günstiger gestimmten Centralgewalt unter der Controle der Großmächte, sowie die Besetzung der Oberprovinzialposten durch gleichfalls einer solchen Controle unterstehende Beamte. Vor allem kommen bei den Unterhandlungen zwei Männer in Betracht — Li-hung-chang, der unzuverlässig, falsch und durchaus nicht fremdenfreundlich, doch viel zu klug und zu schlau ist, um nicht zu wissen, dass er den vereinten Großmächten auf die Dauer nicht widerstehen kann und daher mit dem Unvermeidlichen rechnet — und Tschan-tchi-tung, der Vicekönig von Hupeh in Wuchang, der sehr energisch, ziemlich zuverlässig und, eine rara avis unter den hohen chinesischen Würdenträgern, arm ist und im Rufe gänzlicher Unbestechlichkeit steht.

Es wäre der schwerste politische Fehler, wenn die maßgebenden Großmächte aus irgend welcher übel angebrachten Rücksicht es unterlassen sollten, bei der jetzt sich darbietenden Gelegenheit einen gänzlichen Systemwechsel in China herbeizuführen: umso schwerer, da ohne einen solchen in absehbarer Zeit ähnliche Vorstöße gegen alles Fremdwesen in vielleicht noch schlimmerer Art sich wiederholen werden, und die Befürchtung und Warnung, die einer der anerkannt besten Kenner chinesischer Verhältnisse, Sir Thomas Wade, bereits 1868 ausgesprochen hat, „*dass bei Aufrechterhaltung der alten culturfeindlichen Gewalten innerhalb eines Menschenalters alles Fremde und alle Fremden aus China verdrängt und vertrieben werden würden*“, dürfte dann erst recht zur traurigen Wahrheit werden!

---

## Die Armee der Demokratie.

Unter obigem Titel hat der französische Artilleriehauptman a. D. Gaston Moch, nebenbei Besitzer der „Independance Belge“, ein verdienstliches Buch vollendet, um der Welt über die Vorzüge des Milizsystems die Augen zu öffnen. Eine sehr lesbare Uebersetzung von H. Fried erschien soeben bei Dietz in Stuttgart. Dem Herausgeber der „Friedenswarte“ und Vertrauten Frau v. Suttners und des russischen Staatsrathes Bloch gereicht es zur Ehre, dass er Mochs ausgezeichnete Arbeit uns deutsch vermitteln durfte, zum Entsetzen der Militärs, die dies Giftpulver wider chauvinistische Influenza nun auch in deutschen Apotheken verbreitet sehen! Dies kräftige Antimilitarin hat in Frankreich schon sehr lösend gewirkt, die Kranken reagierten darauf durch unflätige Schimpfereien, indem sie wie üblich ihre höchst persönliche Interessenangst und erblich belastete Dummheit unter großsprecherischen Tiraden von „Vaterland“, „Mannesmuth“, „Ehre“ zu verstecken strebten. Auch der „Idealismus“ schwebt offenbar in Gefahr, auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden, wenn die stehenden Heere verschwänden, da im Sabul mit einem Klunker dran die wahre Idealität der Weltanschauung in der Scheide steckt.

Moch selbst wünscht übrigens ebensowenig wie wir den Kriegerstand als solchen zu beseitigen, obschon er optimistischen Hoffnungen huldigt, die „Friedfertigen“ (pacifiques) würden über die „Rauser“ (belliqueux) triumphieren, indem erstere die große indifferente Masse (des braves gens) mit ihrem Einfluss durchtränken würden. Solches verheißt uns Moch in einer Broschüre, „Die Militärreform“ mit dem Untertitel „Hoch die Miliz!“ (Paris, Société nouvelle de Librairie). Wenn wir auch diesen frommen Wahn nicht theilen, so wird doch jedenfalls eine Reinigung und Besserung des bisherigen Wehrwesens auf dem Wege der Miliz zu jenen erstrebenswerten Möglichkeiten gehören, welche die Menschheit ihren Ausbeutern und Bevormundern langsam abzuringen pflegt, nachdem wissentlicher Betrug und unwissentliche Borniertheit die klarsten und einfachsten Realitäten für Illusionen revolutionärer Wirrköpfe ausgaben. Das Milizsystem wird so sicher die Welt beherrschen, sein Gedanke alle Vorurtheile überwinden, wie der Dampf die Maschine treibt, die Erde um die Sonne kreist, das „Gefühl“ im Gehirn sitzt, die Forschung nicht an Bibelmärchen gebunden ist — welche heut selbverständlichen Thatsachen erst nach harten Kämpfen und gebürendem Marthyrium ihrer Verkünder zu geistigem Allgemeingut wurden. Das hindert natürlich nicht, dass heut noch „Fachleute“ die alleinseligmachende Nothwendigkeit stehender Feudalheere predigen. Sonst ist das Vaterland verloren! Wenn erst die Junker keinen angemessenen Unterschlupf mehr im Cadettencorps einer Officierspflanzschule finden, wenn der „Mann“ nicht mehr wie ein Leibeigener vor jedem grünen Gecken zittern muss, der nie saure ehrliche Arbeit kannte, dann wehe allen heiligsten Gütern! Denn auf Parade stramm stehen ist des Culturmenschen höchster Beruf, und könnte man nicht mehr Soldätle spielen, womit sollten hohe Herrschaften das Vollgefühl ihres Wertes genießen! Denn dass die „Armee“ nicht für den Krieg bestimmt sei, wissen heut sogar die bekannten Spatzen auf den Dächern. Vielmehr ragt sie als erhabenes Bollwerk wider den bewussten inneren Feind. Im Kriege vermisst der erprobte Berufsmilitär die wahren Kennzeichen schneidig unterthänigen Soldatenthums nur zu oft, der pulverrussige blutende Soldat hat seinen Beruf verfehlt, und nur zu treffend schnarrte ein bayrischer Regimentscommandeur, als man nach 1866 wieder in die Garnison rückte: „Na, nu wollen wir 'mal wieder *Soldaten werden!*“ Von solchen Tugenden ahnt allerdings die Miliz nichts, gar nichts. Sie hat allzeit nur *eine* Sache verstanden: fechten, bis aufs äußerste, mit Hingebung, für die heimische Scholle.

Dass dem so ist, dafür stellt nun Moch in dem eingangs genannten Buche alle Beispiele historischer Experimente zusammen, wie unsere eigenen Schriften sie boten. Auch dort, wo er uns *nicht* citiert, stützt er sich durchweg auf unsere Schrift „Der Zarbefreier“. Umso mehr hätte er sich die zwecklose Bemängelung ersparen können, die er unserer Aufzählung civilistischer Generale der französischen Revolution angedeihen lässt. Ob einige derselben — wie ich absichtlich übergieng, weil General v. Boguslawsky bereits in seiner Broschüre gegen Bebel dies haltlose Argument ausgespielt hatte — früher schon 'mal als Gemeine gedient hatten, hat doch mit ihrem Auftreten als höhere Führer und Feldherren durch die Revolution nichts zu thun, wie ja am Ende auch der „Hauptmann“ Bonaparte bei normaler Entwickelung es nie bis zum Major gebracht hätte, da seine Conduitenliste betrübende Insubordinationsvergehen aufwies. Wenn übrigens Moch in einer langen Anmerkung sich breitspurig über einen „leichten Irrthum“ auslässt, den ich begangen haben soll, so fällt dieser Vorwurf nur auf ihn selber zurück. Er belehrt mich, dass Coulaincourt, der Großstallmeister Napoleons, schon *vor* 1792 Berufslieutenant gewesen sei: aber diesen Diplomaten, als Militär ganz unbedeutend, hatte ich gar nicht gemeint, sondern dessen Bruder, den hervorragenden Kürassiergeneral, der bei Borodino fiel und thatsächlich erst 1792 als Milizlieutenant eintrat. Unter „Miliz“ verstanden wir dabei immer sämmtliche Formationen der levée en masse, die auch als mobile „Nationalgarde“ bezeichnet werden können. Und dem gegenüber bleibt doch wohl gleichgiltig, ob der Pfarramtscandidat und Bauernsohn Drouot, der größte Artillerist aller Zeiten, *während* der Revolution 1793 ausnahmsweise einen ganz kurzen Cursus der Artillerieschule durchmachte, um dann einen Monat darauf als Milizlieutenant eingereiht zu werden! Was endlich Mochs Belehrung über Graf Lasalle betrifft, den die Franzosen ihren besten Reiterführer nannten, so dürften uns (als Verfasser des von der französischen Fachpresse hoch über alle eigenen französischen Werke dieser Art erhobenen Buches „Marschälle, Generale, Soldaten Napoleons“) die biographischen Daten wohl ebenso geläufig gewesen sein. Wir hielten einfach für unnöthig mitzutheilen, dass der Graf schon als elfjähriger Knabe — infolge *besonderer* Adelsvorrechte, was Moch anzugeben vergisst — „Unterlieutenant“ genannt wurde. Sein wirklicher Militärdienst begann erst, als der Siebzehnjährige sich als *Gemeiner* der Revolutionsarmee einreihen ließ. Dagegen hat Moch in einer Anmerkung S. 98 (französischer Text), ohne die Quelle zu citieren, einen von mir citierten Satz eines Noc'schen Generals über die russischen Milizen 1812 einfach auf die polnische Miliz Kosciuskos übertragen, mit Verwechslung eines ganz verschiedenen Buches über die polnische Insurrection von 1794, das ich an anderer Stelle citierte. Und S. 95 erzählt er, wieder ohne Quellenangabe, was ich im „Zarbefreier“ über Görgey mittheilte, nennt hier aber ohneweiters, weil ich „das vornehmste österreichische Militärjournal“ citierte, die österreichische „Wehr-Zeitung“, während ich „Streffleur“ damit gemeint hatte!

Man verzeihe dies Verweilen bei unwesentlichen Kleinigkeiten, mit gutem Grund. Denn wie wir die Leichtfertigkeit unserer voreingenommenen Zunftgegner kennen — für solch scharfen Ausdruck können wir mit hundert Belegen aufwarten — möchten obige zwecklose Rectificationen und ungenaue Citate, die Moch an unsere

Schrift anknüpft, den boshaft gehässigen Wahrheitsentstellern noch irgendwie als Handhabe dienen. Abgesehen von dieser peinlichen kleinen Auseinandersetzung, müssen wir aber Capitän Moch ein absolut selbständiges Verdienst in dem eigentlich technischen Haupttheil seines gründlichen Buches zusprechen. Er häuft gediegene Beweisfülle für die ungeheuren socialen und wirtschaftlichen Vortheile des Milizsystems an, kein Zweig der Militärverwaltung entgieng seiner Analyse. Natürlich sagt er der Schweiz hierbei viel Angenehmes in ausführlicher Darlegung, wobei ihn Schweizer Kameraden wirksam unterstützten. In der „Schweizer Monatsschrift für Officiere“ wiesen wir zwar selber darauf hin, dass Moch die Projecte des abgesetzten Obersten Wille, den man in deutschen Militärkreisen gern als Feind des Milizsystems auszuspielen pflegt — was, wie wir persönlich wissen, niemandem unangenehmer als Wille selbst — allzu strenge beurtheilt und mit vielen anderen militaristische Gelüste darin wittert, die dem Gedankenkreis Willes ferne lagen. Aber es darf unserseits nicht verhohlen bleiben, dass sich nicht nur unter Berufsinstructoren, sondern auch im jüngeren Nachwuchs der Schweizer Milizofficiere ein bedenklicher Geist prätorianischer Schneidigkeit zeigt, der anbetend nach Preußen schielt und der schon geheimes Aufmerken aller kundigen Thebaner erregte. Traurig genug für die menschliche Natur, dass sogar in der freien Schweiz das Kriegshandwerk bei bloßen Milizofficieren einseitige Lust an Aeußerlichem und direct antidemokratische Befehlsgelüste zeitigt, was natürlich nicht auf den allgemeinen Durchschnitt gemünzt sein soll, aber sich öfters in besonderen Fällen ausprägt. Da aber die Schweiz erst seit 1874 ihr Milizsystem errichtete und ausbaute, so darf man dort noch nicht ein Ideal erwarten, wie es vielleicht in Frankreich und Deutschland, zwei alten Militärnationen mit langer organisatorischer Vorschulung, leichter zu erzielen wäre, wollte man hier allmählich in die Bahnen der Miliz überleiten. Völlig ausgeschlossen ist freilich dies System vorerst für Oesterreich aus innerpolitischen Gründen des Nationalitätenzwiespaltes. Aber kein Vernünftiger denkt ja auch daran, die Miliz von heute auf morgen einzuführen. Die Logik der Weltentwickelung wird ganz von selber dazu hinleiten, nach Umwertung vieler Werte und Umänderung vieler Zustände.

Vortrefflich hat Moch den Socialistenführer Schippel abgeführt, der bekanntlich dadurch Aufsehen zu machen suchte, dass er Bebel grob widersprach und die Miliz für theurer als stehende Heere ausgab! Dieser fundamentale Unsinn rechnet nicht mit der — von Moch nach mir weitergeführten — These, dass natürlich kleine — obendrein nicht einheitlich organisierte — Cantonsrepubliken, wie die Schweiz, relativ theurer arbeiten, als große Staatswesen, dass aber die Entziehung so ungeheurer Menschenkräfte Jahr für Jahr aus dem wirtschaftlichen ins vegetative Kasernenleben dem Volkswohlstande unersetzliche Wunden schlägt. Die arme Schweiz ist heute eines der wohlhabendsten Länder der Welt, weil sie kein stehendes Heer zu unterhalten braucht und sich dieses unermesslichen Vorsprungs bewusst blieb.

Heute, wo der Boerenkrieg alle Berufsmilitärs in Staunen setzt, wird man sich wohl nicht mehr über das Bekenntnis Colonel Patrys wundern, dass er zwischen seiner Compagnie alter Troupiers vor Metz und seinen Mobilgarden in Faidherbes Heer nicht den geringsten Unterschied militärischer Haltung bemerkte. Auch dürfte Oberst Rüstows einstiger Nachweis, dass der amerikanische Bürgerkrieg „sehr viel länger gedauert hätte, wenn die Union eine große Cadresarmee besessen hätte“, heute durch die Misserfolge Englands in Transvaal eine schwerwiegende Ergänzung finden. Ein für eigenste Interessen fechtendes Volk ermüdet nie, in hartnäckigem Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit seiner Menschenmittel. Selbst wo aber letztere fehlen, wie im Boerenkrieg, weiß ein Volksaufgebot im Vollgefühl seines moralischen Factors seine ganze Spannkraft und das Gelände des eigenen Territoriums derart auszunützen, dass Reguläre daran zerschellen können. Gestand doch jüngst das „Militär-Wochenblatt“ selber zu, dass der Volkskrieg immer für Berufsheere am gefährlichsten sei, wovon man übrigens schon 1870 mit Gambettas Aufgeboten die Probe machte, allen Umfälschern der historischen Wahrheit zum Trotz, mit denen weiter zu discutieren müßig wäre. Und betont nicht noch das jüngste französische Fachwerk über jenen Krieg, „Le 4. Corps d'armée“ von Colonel Roussei, „die zu jungen Recruten der Deutschen“, und haben letztere nicht binnen vier Wochen die kriegsgehärteten Troupiers zerschlagen, vermochten aber, selbst nun Veteranen geworden, nicht binnen vier Monaten das Volksaufgebot der Défense Nationale zu brechen? Wie der nordamerikanische Befreiungskrieg einen Wendepunkt nicht nur der Geschichte, sondern auch der militärischen Taktik bildete, so wird der Boerenkrieg viel eingewurzelte Zunftanschauungen erschüttern. Der großartige Impuls auf der ganzen Linie, der einer Volkserhebung oder besser: einer vorbereiteten Bürgerwehr im Ernstfall innewohnt, erzeugt auch unterm Druck der Noth und selbstthätigen Initiative des gesammten Volkswillens die nöthigen Führertalente. Im stehenden Heere aber verkümmert der wahre kriegerische Geist durch Niederdrückung der Individualität. Deshalb bedürfen die Boeren keiner „Disciplin“, weil jeder Einzelne urtheilsfähig genug, um richtige Anordnungen richtig auszuführen. Einer deutschen Miliz aber würde der Sinn für richtige Disciplin — nicht zu verwechseln mit Sclavendrill — schon durch die socialistische Vorarbeit eingeprägt sein: Einer für alle, alle für einen!

Berlin. **Karl Bleibtreu.**

---

# Der Handelsminister als unbefugter Colporteur.

Ein Beitrag zur österreichischen Industrieförderung.

Die in Nr. 301 der „Zeit“ abgedruckte Zuschrift des Handelsministers, in welcher eine große Anzahl gewerblicher und industrieller Vereinigungen und die Handels- und Gewerbekammern unter Gewährung eines Freiexemplares zur Pränumeration zum halben Ladenpreis auf die Zeitschrift „Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild“ aufgefordert wurden, dürfte wohl selbst in Oesterreich noch nicht ihres Gleichen gehabt haben. Sie lässt zwar Baron Call als einen äußerst routinierten Geschäftsmann erscheinen und nicht etwa einen der alten Schule, der auf die soliden guten Eigenschaften seiner Ware hinweist, sondern einen ganz moderner Art, der durch Einräumung besonderer Vortheile an den Vermittler und durch Unterbietung des üblichen Preises sich den Absatz zu schaffen sucht. Sie zeigt aber, dass in unserem Handelsministerium die elementarsten Bestimmungen der Gewerbeordnung, respective des sie für den Handel mit Druckschriften ergänzenden Pressgesetzes nicht gekannt werden, und beweist, mit welcher Kurzsichtigkeit man hierzulande Industrie und Gewerbe „fördert“.

Der § 59 der Gewerbeordnung verweist für die Subscriptionssammlung auf Druckwerke auf das Pressgesetz und fast jeder Hausierer weiß aus eigener Erfahrung, dass dieses Gesetz (in seinem berüchtigten § 23) nicht nur das Hausieren mit Druckschriften, sondern auch „das Sammeln von Pränumeranten und Subscribenten durch Personen, welche nicht mit einem hierzu von der Sicherheitsbehörde besonders ausgestellten Erlaubnisscheine versehen sind“ verbietet. Diese Bestimmung gilt für jedermann und im allgemeinen auch für die Behörden. Im § 1 des Pressgesetzes heißt es allerdings, dass die Behörden, der Reichsrath, die Landtage und Landesausschüsse an die Bestimmungen des zweiten Abschnittes des Pressgesetzes, welche die Aufrechthaltung der Ordnung in Pressachen betreffen, nicht gebunden sind. Dies gilt jedoch ausdrücklich nur für jene Druckschriften, welche sie selbst in ihrem gesetzlichen Wirkungskreise veröffentlichen, denn so weit wollte sogar das österreichische Pressgesetz nicht gehen, dass es beispielsweise dem Bezirkshauptmann vorschreibe, sich selbst als verantwortlichen Redacteur seines Amtsblattes anzuzeigen oder der Statthalterei sich eventuell selbst ein Pflichtexemplar ihrer eigenen Veröffentlichung zu überreichen.

Da nun Seine Excellenz der k. k. Handelsminister kaum im Besitze der nöthigen Erlaubnisscheine ist, so hat er sich für diesen Fall einfach der Uebertretung der unbefugten Colportage schuldig gemacht, denn er that genau dasselbe, was der halbverhungerte Vagabund thut, wenn er, um, wie man dies bei den Bezirksgerichten täglich hören kann, etliche Heller für ein Stück Brot zu verdienen, unter Vorweisung des ersten Heftes einer Druckschrift Pränumeranten auf dieselbe sammelt, ohne den nöthigen Erlaubnisschein hierzu zu besitzen. Wird der arme Teufel erwischt, so hat er dann selbst bei Unkenntnis des Gesetzes die begangene Uebertretung mit einer Geldstrafe von fl. 5 bis 200, respective im Nichteinbringungsfall mit einer entsprechenden Arreststrafe zu büßen, und die bei der ungesetzlichen Verbreitung ergriffenen Druckschriften unterliegen dem Verfall.

Aber noch mehr, jene Zuschrift hat auch andere zu ungesetzlichen Handlungen verleitet. Es liegen bereits eine Reihe von Bekanntmachungen verschiedener Vereine vor, welche so unvorsichtig waren, auf Grund der Aufforderung des Handelsministeriums ihre Mitglieder zur Pränumeration jenes Werkes durch das Vereinssecretariat einzuladen. Bei der Strenge, mit welcher die Staatsanwaltschaften die unbefugte Colportage zu verfolgen pflegen, ist vorauszusetzen, dass jene Secretariate nun der Uebertretung des § 23 des Pressgesetzes angeklagt werden.

Das k. k. Handelsministerium legt in jüngster Zeit eine geradezu beängstigende Wissbegierde an den Tag. Unsere Gewerbetreibenden und Industriellen erhalten einen Fragebogen nach dem andern, man weiß nicht wie man am raschesten und besten Industrie und Gewerbe fördern soll, da wäre es nun wohl am Platze, wenn man vorerst die grundlegenden Gesetze im Barbarastift etwas eingehender studieren wollte.

Um die heimische Industrie zu „fördern“, wurde allerdings auch jene Zuschrift erlassen, und es liegt uns ferne zu glauben, dass man hierbei nicht ehrlich und bona fide gehandelt hat, wenn die Sache auch so ungeschickt ausgefallen ist, dass man leicht auf andere Gedanken kommen könnte. Das Versprechen des Herausgebers, die hervorragendsten Objecte der österreichischen Abtheilung der Pariser Ausstellung in jenem Werke eingehend zu behandeln, hat das Handelsministerium zu jener seltenen und außergewöhnlichen Reclame bestimmt. Nun, vorderhand hat der Herausgeber dieses Versprechen

wenig beachtet. Eine Prüfung der bisher erschienenen vier Hefte, welche je 20 Seiten, also die Seiten 1—80 umfassen, zeigt nämlich, dass aus fast allen Artikeln eine tendenziöse Verherrlichung der deutschen Industrie hervorgeht. Unter den zahlreichen, circa 100 Illustrationen, die sich auf diesen 80 Seiten befinden, sind nur zwei, die sich auf Oesterreich beziehen. Seite 25 ist der bosnisch-herzegowinische Pavillon, der in dem mit „Halbasien" (?!) überschriebenen Artikel auf Seite 30 erwähnt wird, und ein Theil des ungarischen Hauses abgebildet, auf Seite 29 eine Seidenstickerei der Frau Henriette Mankiewicz, welche auf Seite 36 besprochen wird. Hier heißt es, dass Frau Mankiewicz in Dresden lebt, und die ganze Art der Darstellung macht den Eindruck, als wenn die Redaction der Ansicht wäre, Frau Mankiewicz sei als eine deutsche Ausstellerin zu betrachten. Frau Mankiewicz, eine geborene Wienerin, lebt aber bereits seit mehreren Jahren wieder in Wien und hat speciell hier die für die Pariser Ausstellung bestimmten Panneaux ausgeführt. Sonst wird Oesterreich nur an vier Stellen, aber auch nur oberflächlich, respective wenig schmeichelhaft erwähnt, und zwar: auf Seite 27, wo der Verfasser des Artikels: „Die Kraft- und Beleuchtungsanlagen" von Oesterreich nur zu sagen weiß, dass es zwei Dampf-Dynamos ausgestellt habe. Dann auf Seite 53 im Artikel „Allgemeine Uebersicht über die kunstgewerbliche Ausstellung", wo es heißt: „Bei den Einrichtungen Oesterreichs und Ungarns ist nur das österreichische Zimmer im oberen Stockwerk bemerkenswert, auf welches wir noch zurückkommen werden." Dieses Zurückkommen findet auf derselben Seite zweimal statt, einmal heißt es: „Ins obere Stockwerk zurückkehrend . . . . . . . . . gelangen wir nach Oesterreich, dessen geschmackvoll eingerichtetes Zimmer bereits erwähnt wurde" . . . . . . . . . . . und später „für Leute, die sich an kunstgewerblichen Gegenständen nicht satt sehen können, haben die Oesterreicher gesorgt, indem sie an die Stelle, welche zu ihrem Sonderbau bestimmt war, ganz einfach ein Restaurant gesetzt haben". Sonst wird Oesterreichs nirgends Erwähnung gethan und wie wohl die Mehrzahl der ausländischen Repräsentationshäuser, inclusive jener von Monaco und Serbien, durch Illustrationen vorgeführt werden, geschah dies bisher noch nicht von jenem Oesterreichs.

Der Schritt unseres k. k. Handelsministeriums aber setzte den Verleger jenes Machwerkes in die angenehme Lage, dem vierten Heft einen rothen Zettel aufzukleben, der in marktschreierischer Form die folgende Mittheilung enthielt:

„Ein deutscher Erfolg bei der österreichischen Regierung.

Soeben erhielt der Verlag unserer Zeitschrift folgende Depesche:

Ueber Ihr Offert bestellt das k. k. Handelsministerium hiermit eintausendfünfhundert Exemplare Ihres Werkes. 150 Exemplare hiervon sind für die Vertheilung durch das Unterrichtsministerium bestimmt.

Handelsminister Baron Call.

Diese 1500 Exemplare werden im Auftrage der österreichischen Regierung durch die Handelskammern in industriellen und gewerblichen Kreisen Oesterreichs verbreitet.

Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild
Kirchhoff & Co., Berlin, N.W. 23."

Oesterreichische Gewerbetreibende können wochenlang auf die Zustellung ihrer Acten warten, den Berliner Herren wird aber telegraphiert.

Ob es im Interesse unseres Exportes war, eine ausländische Publication höchst zweifelhaften Charakters, von der allerdings der Handelsminister merkwürdigerweise schon bei ihrem ersten Erscheinen wusste, dass sie „in allen Culturländern eine weite Verbreitung genießt" und von deren Gediegenheit er schon auf Grund ihres ersten Heftes überzeugt war, aus dem Dispositionsfonds zu subventionieren, ist schließlich Ansichts- und Geschmacksache, dass aber die — sagen wir nur ungeschickte — Art und Weise, wie das Handelsministerium diese Subvention theilweise wieder hereinbringen wollte, geradezu zum Schaden der heimischen Industrie geschah, ist leicht nachzuweisen.

Das k. k. Handelsministerium hat nämlich nicht das Glück, das sonst sprichwörtlich ist, denn gerade zur selben Zeit, als jene Zeitschrift erschien, versandte die Wiener Verlagsbuchhandlung A. Hartleben den Prospect eines Werkes „Oesterreich auf der Weltausstellung Paris 1900", zusammengestellt von Erwin Pendl, einem bekannten österreichischen Künstler. Dieses Werk, das, mit großen Kosten vorbereitet, der österreichischen Buchindustrie, sowie der österreichischen Exposition in Paris zur Ehre gereichen sollte und bei dessen Vorarbeiten das k. k. Generalcommissariat dem Künstler vielfach entgegenkam, ist nun geradezu unmöglich gemacht, denn naturgemäß greift jedermann nach dem Buche, das die höchste Handelsbehörde so lebhaft empfiehlt und außerdem zur Hälfte seines Ladenpreises verkauft. Man denkt eben mit Recht, dass etwas, das in so außergewöhnlicher Form vertrieben wird und zu dessen Vertrieb sogar Gewerbeübertretungen begangen werden, auch etwas ganz Außergewöhnliches bieten muss. Zu Gunsten eines für uns minderwertigen ausländischen Productes ist nun der Absatz eines inländischen Erzeugnisses in sehr beträchtlicher Weise verringert worden, was natürlich für den Verleger einen sehr großen Schaden bedeutet.

Aber nicht nur die österreichische Verlagsthätigkeit, auch der Sortimentsbuchhandel erscheint durch den Vorgang des Handelsministeriums schwer geschädigt. Die grundlegende Usance des deutschen Buchhandels bildet bekanntlich der feste Ladenpreis; denselben zu unterbieten, gilt als illoyale Concurrenz, und kein Sortimenter kann es thun, ohne sich wissentlich diesem Vorwurf auszusetzen und die seinen Gewerbegenossen gegenüber übernommenen Verpflichtungen zu verletzen. Es wäre nun gewiss nicht zu viel verlangt, wenn man vom Handelsministerium fordert, altbewährte und durchaus solide Usancen eines so wichtigen Gewerbes, wie es der Buchhandel ist, zu kennen und zu achten, aber es ist geradezu unverantwortlich, steuerzahlende Gewerbetreibende um den ihnen gerechterweise zukommenden Verdienst zu bringen. Dass der Sortimenter, der den Preis jenes Werkes nicht herabsetzen darf, schon seiner Ehre halber mit dem es „verschleudernden" Handelsministerium nicht concurrieren kann, wurde eben erwähnt, aber wo soll er denn den Absatz finden, der ihm den Verdienst schafft, da ja fast alle, welche sonst diese Publication beim Buchhändler kaufen würden, einer jener Vereinigungen angehören?

Der österreichische Buchhandel und die mit ihm verbundenen Industrien kämpfen in Oesterreich ohnehin — wie ich Gelegenheit hatte, dies schon in verschiedenen Publicationen auszuführen — einen schweren Kampf ums Dasein. Man tadelt sehr häufig, aber mit Unrecht, den Mangel an Unternehmungsgeist unserer Verleger. Der Fall wird wohl auch dem großen Publicum die Augen öffnen, welches Verständnis unsere Behörden dem Buchhandel entgegenbringen.

Es gibt Länder, wo sich die Behörden des beschränkten Verstandes ihrer Unterthanen schämen, bei uns in Oesterreich liegt die Sache wohl umgekehrt.

Karl Junker.

---

## Der Rastatter Gesandtenmord.

Von Hans v. Zwiedineck (Graz).

Die Geschichte der Gesandtenmorde hat leider durch den Pekinger Mord an Interesse gewonnen; es ist zu befürchten, dass die Grausamkeit der Chinesen dabei alles übertroffen hat, was die Geschichte von ähnlichen verruchten Handlungen berichtet. Es werden von den Ueberlebenden noch erschütternde Einzelheiten über die Greuel mitgetheilt werden, die mit bewusster, absichtlicher Verhöhnung des Völkerrechtes der gesitteten Nationen am hellen Tage durch Wochen hindurch verübt worden sind — über deren Urheber wird man nicht im Zweifel sein. In dieser Hinsicht nimmt der Rastatter Gesandtenmord eine ganz eigenthümliche Stellung ein, er gehört zu den geheimnisvollen Ereignissen, zu deren Aufklärung die eindringlichste Forschung und die scharfsinnigste Untersuchung bewährter Historiker beizutragen bemüht war, ohne das angestrebte Endziel, volle Klarheit über alle Vorgänge und Motive, erreichen zu können. Die Ermordung Darnleys, des zweiten Gemahls der Maria Stuart, die Wallenstein-Katastrophe, die Geschichte der Prinzessin von Ahlden und des Grafen Königsmarck sind in der neueren Geschichte die bekanntesten dieser Staats- und Hofmysterien. Hunderte von Actenfascikeln wurden emsigst durchmustert, immer neue Materialien herangezogen, Blatt für Blatt mit der Virtuosität des modernen Archivforschers geprüft — die Schleier aber blieben ungelüftet und so oft sich eine hoffnungsvolle Lichtung bemerkbar machte, schoben sich wieder neue Stücke vor.

So kann man denn auch heute noch weder die Namen derjenigen nennen, die den Auftrag zur Ermordung der am Abende des 28. April 1799 aus Rastatt abreisenden Gesandten der französischen Republik gegeben haben, noch kennt man die Personen, ja auch nur die Herkunft der Mörder. Nur eines scheint neuerdings sichergestellt zu sein: von österreichischer Seite ist der Mord weder veranlasst, noch ausgeführt worden. Der Verdacht lag ja nahe genug, es kann Herrn v. Sybel nicht gerade als Mangel an Unterscheidungsvermögen vorgehalten werden, dass er sich so lange auf falscher Fährte bewegt hat, wenn man auch nicht wird leugnen können, dass sein Urtheil ein vorschnelles und nicht ganz tendenzfreies genannt werden muss. Mit seinen directen Anschuldigungen wird die Kritik jedoch sich nicht mehr zu beschäftigen haben, sie sind durch die Veröffentlichungen des Hauptmannes Oskar Criste im 11. Bande N. F. der „Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs" vollkommen beseitigt. Seine ausführliche Darstellung der bisherigen Forschungsergebnisse, in Verbindung gebracht mit dem Inhalte eines neuen Fundes von ausschlaggebender Bedeutung und mit einer streng sachgemäßen, vorurtheilsfreien Kritik der vielen Hypothesen über die Urheberschaft des Mordes, ist nicht nur eine Leistung von wissenschaftlichem Werte, die angeregt zu haben dem von allen

Historikern hochgeschätzten Leiter unseres Kriegsarchivs, Herrn Feldmarschall-Lieutenant Leander v. Wetzer, zu besonderem Verdienste gereicht, sie kann auch als fesselnde Lectüre Jedem empfohlen werden, der historisch-kriminalistischen Stoffen eine gewisse Vorliebe entgegenbringt. Die Franzosen haben dies sofort erkannt. Ein „ancien officier supérieur“ hat eine wortgetreue Uebersetzung des Buches veranstaltet und — wie ich aus dem mir von meinem verehrten Freunde, dem ausgezeichnetsten Vertreter Frankreichs in der neueren Kriegsgeschichte, Commandant Henry Weil, zur Verfügung gestellten Exemplare constatiere — bei R. Chapelot & Cie., den bekannten Pariser Verlegern militärwissenschaftlicher Werke, erscheinen lassen. In deutschen Leserkreisen hat Criſtes Arbeit nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient, da die „Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs“ wohl nur den Fachmännern zu Gesicht kommen. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, dass Freiherr v. Helfert, der sich selbst seit nahezu drei Jahrzehnten mit der Aufhellung des Rastatter Problems beschäftigt hat, in einer sehr anziehend zusammengestellten Folge von Aufsätzen „Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage“*) auch den Laien Gelegenheit geboten hat, sich über den gegenwärtigen Stand der Discussion zu unterrichten.

Das Entscheidende ist das „Villinger Protokoll“, der amtliche Act, der vom Kriegsgerichte aufgenommen wurde, welches sich auf Befehl des Erzherzogs Karl vom 7. bis 30. Mai mit der Untersuchung des Rastatter Ereignisses beschäftigt hat.

Die österreichischen Truppen waren nach dem Siege des Erzherzogs über Jourdan bei Stockach über den Schwarzwald gerückt und suchten Fühlung mit den feindlichen Divisionen Soult und Bernadotte, die bei Straßburg und Mannheim Stellung genommen hatten. Der Congress in Rastatt, der kein Resultat erzielt hatte, konnte nicht länger völkerrechtlich gesichert bleiben. Der Erzherzog ließ daher am 28. April durch den Obersten Barbaczy des Szekler Husarenregiments, das die Vorposten um Rastatt bezogen hatte, die noch daselbst zurückgebliebenen französischen Gesandten Debry, Bonnier und Roberjot auffordern, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Barbaczy wurde mehrmals dringend aufmerksam gemacht, bei der Ausführung dieses Befehls „alle mögliche Vorsicht und Klugheit“ walten zu lassen. Die Gesandten machten von der ihnen gewährten Frist keinen Gebrauch, sondern traten die Abreise am Abende des 28. April trotz vielfacher Warnung und Abrede bei schlechtem Wetter und schon hereingebrochener Dunkelheit an. Außerhalb des Rheinauer Thores wurde die in sieben Wagen untergebrachte Gesellschaft von bewaffneten Reitern, die man für Szekler Husaren hielt, überfallen, zwei Gesandte, Bonnier und Roberjot, niedergesäbelt, der dritte, Debry, der sich nach einigen Streichen todt gestellt, rettete sich auf einem Baum, wo er von den Mördern nicht mehr entdeckt wurde. Außer den Gesandten selbst, wurde niemandem ein Haar gekrümmt, dagegen wurden die Kästen mit dem Gesandtschaftsarchiv erbrochen und viele Papiere auf die Straße gestreut. Bis in die jüngste Zeit haben nun namhafte Geschichtsschreiber (unter diesen Herr v. Sybel) an der sofort nach der That verbreiteten Ansicht festgehalten, Barbaczys Szekler hätten mit oder ohne Auftrag den Mord verübt, denn es war erwiesen, dass man 50 bis 60 Mann von der Escadron des Rittmeisters Burkhard bei den Wagen fand, nachdem die That bereits vollbracht war, und dass die Ueberfallenen, darunter die Damen der Gesandten und die deutschen Kutscher, übereinstimmend aussagten, es seien Reiter in Husarenuniform auf sie zugesprengt und hätten sie in der Fahrt aufgehalten. Auffallend war nur, dass Jean Debry selbst erzählte, man habe in französischer Sprache nach ihm gerufen. Sybel hat den Szeklern, die meist nur ungarisch, zum Theile deutsch verstanden, das Compliment gemacht, sie hätten in fünf bis sechs Wochen, während sie in der Vorhut verwendet worden, und bei mehrfacher Berührung mit Franzosen deren Sprache sich einigermaßen eigen machen können: trotzdem war es schwer einzusehen, warum sie gerade mit Debry in ihrem gewiss mangelhaften Französisch conversiert haben sollen. Oberst Barbaczy hat in dem Verhöre vom 7. Mai auf das bestimmteste versichert, dass in seinem Regimente außer dem Auditore niemand, auch von den Officieren niemand, französisch sprechen könne. Durch das Verhör des Rittmeisters Burkhard und seiner Mannschaft wurde aber noch etwas ganz anderes festgestellt, die Gewissheit nämlich, dass vom ganzen Szekler Regimente nicht ein Mann bei der Ermordung zugegen war. Der Rittmeister hatte an den verhängnisvollen Abend gegen 8 Uhr zwei Patrouillen von je 15 Mann ausgesandt, die eine unter Wachtmeister Stephan Konczak, südwestlich gegen Stollhofen, die andere unter dem Corporal Moses Nagy, nordwestlich gegen Plittersdorf. Beide Patrouillen kehrten in einem Zeitabstande von etwa zehn Minuten nach zwei Stunden zu ihrem Ausgangspunkte bei Rheinau zurück. Moses Nagy war zuerst zur Stelle, er und seine Leute hörten Lärm, sahen Lichter und nahmen, nachdem sie unter Halt-rufen an die Wagen gekommen waren, wahr, „wie dunkle Gestalten in den etwa hundert Schritte von der Straße entlegenen Wald liefen“. Nagy sandte ihnen sofort sieben Husaren nach, diese verloren jedoch in der finsteren Nacht bald die Spur der Flüchtlinge und kehrten ohne Ergebnis zurück. Mittlerweile hatten Nagy und der bald dazugekommene Konczak den Mord constatiert. Konczak sprengte zur Meldung in die nahe Stadt. Nagy blieb bei den Wagen und bewachte deren Insassen, sowie die auf der Straße liegenden Leichen. Bald erschien der baden'sche Stadtcommandant Major v. Harant auf dem Platze, während Rittmeister Burkhard von einigen Gesandten, die im Casino beisammen gewesen waren, bestimmt wurde, den Oberlieutenant Szentes mit sechs Husaren zur Verfolgung der Mörder vor das Rheinauer Thor abzuordnen. Aus der Darstellung des Szentes und seiner Leute geht unzweifelhaft hervor, dass sie das Rheinauer Thor verfehlt haben und wahrscheinlich in die dem Thatorte entgegengesetzte Gegend gerathen sind; sie haben nämlich gar nichts, nicht einmal die nach Rastatt zurückkehrenden Wagen gesehen.

Dass außer diesen drei Patrouillen in der Nacht vom 28. auf den 29. April keine anderen Szekler in Thätigkeit gesetzt worden sind, wurde vom Kriegsgerichte ebenfalls genau erhoben. Die dienstlich verwendeten Husaren wurden von Burkhard noch in der Nacht auf das genaueste untersucht, ob sich keine Spur „einer verübten Mordthat“ oder etwas Geraubtes finde. Es ergab sich nicht das geringste, was in der einen oder anderen Hinsicht Verdacht erregen konnte. Szekler können also jene uniformierten Leute nicht gewesen sein, von denen die Gesandten mit ihrem Namen gerufen, aus den Wagen gerissen und niedergehauen worden waren, das steht seit der Herausgabe des „Villinger Protokolls“ fest, weiter aber nichts.

Unaufgeklärt ist noch immer der durch Oberstlieutenant Adolf Mayer v. Heldenfeld, Generalquartiermeister im Armeecorps des Feldmarschalllieutenant v. Kospoth, an Barbaczy gelangte Befehl wegen der Behandlung der aus Rastatt abziehenden Gesandten, unaufgeklärt sind so manche Aussprüche des österreichischen Armeeministers Grafen v. Lehrbach, die von einigen kurbayerischen Spionen an ihr Ministerium berichtet wurden, unerwiesen ist das Gerücht, dass in Straßburg heimlich österreichische Husarenuniformen angefertigt worden seien, ebenso unerwiesen sind auch alle mehr oder minder geistreich combinierten Anklagen gegen Napoleon, gegen Maria Karoline von Neapel, gegen Thugut und Lehrbach, aber auch die gegen das französische Directorium und die Emigranten, wenn sich auch behaupten lässt, dass die Verdachtsgründe neuestens in der Richtung der letzteren am überzeugendsten zusammenstimmen.

Eine erfreuliche Folge der neuen Erhebungen ist es, dass man von nun an den Rastatter Gesandtenmord nicht mehr als eine „specifisch österreichische“ Angelegenheit behandeln wird und dass bei den weiteren Untersuchungen die „Kritik mit patriotischer Tendenz“ oder überhaupt mit irgend einer Spitze gegen irgendwelchen Geschichtsschreiber nicht mehr in Uebung zu kommen braucht. Die wissenschaftliche und infolge dessen rein parteilose Beurtheilung des Geschehenen, die in der neueren Geschichte immer erst vor den nationalen Schönfärbereien und Staatsrivalitäten sichergestellt werden muss, hat jetzt, nachdem die Szekler-Husaren gerichtsordnungsmäßig von allen Anschuldigungen gereinigt erscheinen, freie Bahn und kann vielleicht auch noch zu einem positiven Resultate gelangen. Ihre nächste Aufgabe würde wohl darin zu suchen sein, sich Rechenschaft zu geben, warum die wichtigen Villinger Protokolle bis jetzt unbenützt geblieben sind, warum die Originale aus dem Kriegsarchive verschwunden sind und nur die Abschrift im Staatsarchiv erhalten geblieben ist? Weder Hauptmann Criste, noch Freiherr v. Helfert sind diesen Fragen nähergetreten; es ist allerdings auch zweifelhaft, ob sie jemals beantwortet werden können.

---

*) Wien und Stuttgart, [illegible]

## Fruchtbarkeit und Cultur.

„Wir alle existieren um unserer Nachkommenschaft willen“ sagt Havelock Ellis in den Schlussworten zu seiner Untersuchung über die secundären Geschlechtsunterschiede zwischen Mann und Weib. Dieser Satz, der keine Antwort enthält auf die Frage nach einem Sinn oder Zweck des Lebens, gibt ein Gesetz wieder, das wir in allen Organismen ausgedrückt finden: jedes Lebewesen hat seinen physiologischen Schwerpunkt in den der Erhaltung seiner Art dienenden Functionen, die Mittel der individuellen Erhaltung und Vertheidigung, sowie seine Lebensdauer scheinen ihm nur in dem Verhältnisse zugemessen, wie sie die Conservierung der Art erfordert. Das Individuum ist nichts, die Art ist alles. Alle Organismen sind mit größter Vollkommenheit dem einen und einzigen Zweck angepasst: den Lebensfunken weiterzugeben.

Auch die Intelligenz sehen wir im Dienste dieses Zweckes heranwachsen. Die ersten Ansätze der Voraussicht, die ersten Acte, die nicht nur eine Reaction auf einen directen Reiz vorstellen, finden wir an die Brutpflege gebunden. Aber die Intelligenz ist in ihrer höchsten Form ist ein rebellischer Diener der Naturzwecke ge-

worden. Der Mensch ist das einzige Thier, das von dem ihm von der Natur gegebenen kargen Taglohn etwas beiseite zu legen vermag. Er hat durch seine Organisation seine Kraftausgabe im Kampf um die individuelle und Arterhaltung vermindert, er erbt ein Capital von Erfahrungen und Werkzeugen und häuft so einen Schatz von Energie an, den er nicht an die Art abliefert, sondern umsetzt in individuelles Lebensgefühl. Seine potenzierte Intelligenz läßt ihn zum Theil den gewaltigen Mechanismus übersehen, in dem sein fühlender, lebendiger Leib, seine Sinne und seine Nerven ein Theil sind. Was bei der Natur Begleiterscheinung oder Mittel ist, Lust und Schmerz, wird vom Menschen bewusst gesucht und geflohen. Sie bilden für ihn einen Maßstab für den Wert des Lebens, wie sie — als Wohl oder Wehe der Allgemeinheit — den Compass für seine Ethik abgeben. Und daraus ergibt sich für ihn eine andere Reaction auf innere und äußere Reize als beim Thier. Die Grenzen für diese Abweichung sind auf der einen Seite gegeben durch seine technische Macht über die innere und äußere Natur, auf der anderen durch die unabänderlichen Bedingungen, an die die Fortdauer alles organischen Lebens gebunden ist.

Wenn die gesellschaftliche Organisation ein wesentliches Mittel, ja vielleicht die Bedingung sine qua non der Erhaltung der menschlichen Gattung war, so ist ihr „Zweck", soweit er in den Aspirationen der Individuen zum Ausdruck kommt, nicht nur der Erhaltung, sondern des Wohlseins. Nicht leben schlechthin, sondern menschenwürdiges Leben ist ihre Losung. Der sociale Mensch existiert nicht nur seiner Nachkommenschaft willen.

* * *

Die Tendenz, die Natalität zu beschränken, macht sich in den Oberclassen aller Länder Europas geltend. Nationalökonomen und Aerzte, Priester und Philosophen sind gegen diese Tendenz zu Felde gezogen, im Namen des nationalen Reichthums, der Volksgesundheit oder Sittlichkeit, ohne ihr Einhalt thun zu können. Zola hat in seinem letzten Roman ein hohes Lied der Fruchtbarkeit geschrieben, eine Hymne der Zeugung und Geburt und ein abscheuerregendes Bild der Gesellschaft entworfen, die sich den Geboten des „ersten Evangeliums" nicht fügte.

Es ist schwer, ein Buch über die Bevölkerungsfrage zu finden, das nicht voll von Invectiven wäre, gegen die — sagen wir — neomalthusianische Phase, in die diese Frage für einen großen Bruchtheil der Bourgeoisie aller Nationen getreten ist. Der Vorwurf des Egoismus, der Unsittlichkeit, der Widernatur ist so sehr auf der Tagesordnung, dass wir ihn sogar bei Nationalökonomen finden, die die hohe Fruchtbarkeit einer Nation als ein Hemmnis ihrer wirtschaftlichen Entwickelung ansehen. Diese berufen sich auf die thatsächliche Verminderung der Geburten als eine Bestätigung der Hypothese, dass mit steigender Cultur die Natalität sinkt, ohne aber den directen Ursachen dieses Sinkens auch nur ein Wort ihrer sittlichen Entrüstung zu erlassen. Selten ist noch eine sociale Erscheinung soviel mit Worten begeifert und in der That anerkannt worden, wie die willkürliche Beschränkung der Geburtenzahl.

Stehen wir wirklich vor einem Bankerott der menschlichen Opferfähigkeit, der elterlichen Gefühle, vor einer Potenzierung des Egoismus, der Genussucht in den Classen, denen dank ihrer wirtschaftlichen Lage die Errungenschaften der Cultur am meisten zugänglich sind?

Zweifellos ist die Beschränkung der Nachkommenschaft oder der völlige Verzicht auf sie in einer Reihe von Fällen ein Ausdruck der seelischen Unfähigkeit des Individuums, über sich hinauszuschaffen. Aber gerade für diese Fälle scheint mir das ethische Pathos am meisten verschwendet, die Hinweise auf „Allmutter Natur" am schlechtesten angewandt. Wie könnte man annehmen, dass der gewaltigste Instinct des Individuums, in seiner Nachkommenschaft weiter zu leben, atrophisch werde gewissermaßen aus Muthwillen, ohne einen zwingenden, in pathologischen Veränderungen des ganzen Organismus liegenden Grund? Wenn der centrale Trieb alles Lebendigen so leicht unter dem Einflusse der äußeren Umgebung entartete, so wäre wohl kaum bis heute dem Leben der Sieg geblieben über den Tod.

Für solche Fälle von Verödung des elterlichen Gefühls stellt der präventive Geschlechtsverkehr ein treffliches Werkzeug der Auslese dar. In seinem letzten Roman führt uns Zola auch so ein halb Dutzend an Leib und Seele verfaulter Egoisten vor, die die Zahl ihrer Nachkommen auf eins oder zwei beschränken. Aber anstatt des Abscheus gegen das System überkommt den Leser ein Gefühl des Dankes dafür, dass soviel Krankheit und Müdigkeit, soviel sociale Passiva sich und ihre Lebensunlust oder ihre sterile Gier nach Sensationen nicht noch durch Generationen weiterschleppen. Im Volke, das wir sorgfältig vor dem Gift des Neomalthusianismus schützen, äußert sich das Versiegen des elterlichen Ueberschusses, den die Elternschaft erfordert, in Vernachlässigung und Misshandlung der Kinder, gegen die als sociale Mittel par excellence Gefängnis, Zuchthaus und Galgen fungieren. Ist nicht der Verzicht auf Nachkommenschaft ein schnelleres und barmherzigeres Verfahren?

Eheleute, die sich freiwillig enthalten, Kinder zu zeugen, documentieren dadurch zweifellos eine Entartung, eine Störung ihrer physiologischen Oekonomie, sie mögen äußere Stigmata dieser Entartung tragen oder nicht. Die „allgütige Natur" hätte sie zeugen und gebären lassen: Schwächlinge, Neurastheniker vielleicht auch Verbrecher und Idioten — und hätte etwa in zwei oder drei Generationen das erreicht, was der Culturmensch gleich erreicht: Elimination eines untauglichen Elements.

Die Beschränkung der Kinderzahl hat aber auch psychologische Beweggründe, die sich nicht decken mit maßlosem Egoismus, mit Entkräftung, Verrohung oder Entstellung der Psyche. Auf einer gewissen Stufe psychophysischer Entwickelung dürfte sie eine normale, an keinerlei pathologische Veränderung des Organismus oder seiner Functionen gebundene Erscheinung sein.

Die Mutterschaft kostet die Frau heute mehr, als je zuvor — auch die Frau der Classen, die nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben (ganz zu schweigen von dem Martyrium der Proletarierfrau, dem stummen, hoffnungslosen Martyrium, dem gegenüber die Oberclassen es nicht mit ihrem Gewissen vereinigen können, die Rathschläge zu geben, die sie selbst befolgen, in dem Glauben, durch die Concession großer Terrains für Kinderkirchhöfe besser ihren socialen Pflichten nachzukommen). Diese Mehrausgabe ist nicht physisch, sondern psychisch.

Durch eine merkwürdige Ironie sind gerade die Verherrlicher der Mutterschaft diejenigen, die sie verkleinern und herabsetzen. Man rühmt die gynäkologische Fachkenntnis, die Zola in der „Fécondité" an den Tag legt. Ist es denn nur der physische Process des Tragens, Gebärens und Säugens, in dem die Mutterschaft liegt? Zola symbolisiert eine Function und glaubt, damit ein Weib zu schaffen. Seine Heldin erscheint uns nur als ein Anner ihrer Geschlechtsorgane. Die Frau ist aber heute etwas anderes: sie setzt das Kind nicht nur in die Welt und säugt es: sie liebt dieses Kind, es ist ein Theil ihrer selbst, in dem ihre eigenen Nerven zittern, ein Stück ihres eigenen Ich, aber in höherem Grade vulnerabel und wehrlos, als sie selbst.

Meint man vielleicht, nur durch den physischen Act der Geburt bezahle die Mutter das neue Leben: sie bezahlt es mit der unsäglichen Mühsal der täglichen Pflege, in den langen schlaflosen Nächten an seinem Krankenlager, in der nie endenden Angst, es zu verlieren. Dass das menschliche Weibchen neun Monate trägt, dann das Junge säugt, um wieder empfangen, tragen, gebären und säugen zu können, das kann man in jedem Handbuche der Physiologie nachlesen. Aber die Frau ist nicht nur ein Thier, die Mutterschaft ist für sie mehr als ein physiologischer Act. Ueber der Apotheose der rein animalischen vergisst Zola die menschliche Function, über dem Weibchen das Weib. Man rücke doch die schemenhafte Personification der Fruchtbarkeit, die er Marianne getauft hat, in das wirkliche Leben. Die Kinder werden die verschiedenen Kinderkrankheiten durchmachen, die Mutter — vielleicht im letzten Monate der Schwangerschaft oder wenige Tage nach der Entbindung — wird an ihrem Krankenbette wachen, der Mangel an seelischer und körperlicher Ruhe wird das Kind unter ihrem Herzen oder an ihrer Brust verkümmern. Man überzeuge sich durch einen Blick auf die Statistik oder auf das Leben davon, wie minimal gering die Wahrscheinlichkeit dafür ist, dass von einer Familie von zwölf Kindern alle heranwachsen, und halte die traurige Wirklichkeit dieses Gebärens, das die Fähigkeit, die vorhandenen Kinder zu bewahren, immer mehr herabsetzt, gegen das Zola'sche Idyll. Die Mutter wird durch diese Fruchtbarkeit, die nur ihrer physischen Kraftfülle, nicht ihrer seelischen entspricht, vor der Zeit erschöpft, verbraucht und müde sein, nicht weil sie vielen Kindern das Leben gibt, sondern weil sie es ihnen zu erhalten sucht, weil sie nicht nur Gebärerin und Amme, weil sie Mutter ist. Mit einer meines Erachtens von keinem anderen erreichten Meisterschaft zeichnet Tolstoi in der „Kreutzersonate" eine der psychischen Seiten der Mutterschaft: die Angst, die Kinder zu verlieren, die Centnerlast der Verantwortung, das Aufbieten aller überhaupt disponiblen Kräfte zu ihrer Erhaltung und Hütung. In dem Tolstoi'schen Falle hat dies alles krankhafte Proportionen angenommen — aber wie unendlich wahr ist es trotzdem, mit welch unheimlicher Kenntnis der Frauenseele ist es geschrieben. Und Tolstoi weiß nichts anderes dagegen zu rathen, als Gottvertrauen: stirbt das Kind, so war das eben für es das Beste, und dass der kleine geliebte Körper, der doch zum Wachsen, Reifen, zum Leben geboren worden, nun der Zerstörung mit all ihrem Grauen und all ihrer Widerwärtigkeit anheimfällt, dagegen lehnt sich die Mutter nur auf, weil ihre Liebe animalisch ist. Sie sollte die Seele des Kindes lieben, dann würde sie sich ergeben, würde nicht vor der Krankheit, vor Leiden und Tod zittern.

Diese Vergewaltigung des mächtigsten Instinctes hängt aber nicht vom Willen des Menschen ab. Sobald im geistigen Milieu einer Gesellschaft die Bedingungen fehlen für einen derartigen religiösen Fanatismus — für den man versucht wäre, das Wort „widernatürlich" in Umlauf zu erhalten — können ihn die bestgemeinten Tractätchen nicht wieder schaffen.

Auf einer gewissen Stufe der geistigen Entwickelung wird dieser Fatalismus unmöglich, und die Intensität des Muttergefühls selbst führt dann zu einer Beschränkung der Kinderzahl oder kann doch dazu führen. In meinen Augen ist **diese Beschränkung eine normale, eine Anpassungserscheinung.**

Ihren individuellen und socialen Folgen nachzugehen ist hier nicht meine Aufgabe. Aber von einem allgemeinen Gesichtspunkte möchte ich diese, unter dem Einflusse des menschlichen Willens sich vollziehende Reduction der Fruchtbarkeit noch kurz betrachten.

Die höhere Intelligenz, die die Function der Fortpflanzung für die Frau mit einem so großen seelischen Kraftaufwand verbindet, modificiert die Menschheit in viel bedeutenderer Weise in ihrem Handeln, als in ihrem Leiden. Die ungeheueren Fortschritte der Hygiene und Prophylaxe, die nicht unbedeutenden Errungenschaften der Therapeutik, die eine Form des praktischen Ausdrucks unserer gesteigerten Erkenntnis sind, sind Werkzeuge der individuellen Erhaltung von einer Wirksamkeit, wie sie keiner anderen Thierart zur Verfügung stehen. Was die Sorge um die Nachkommenschaft erhöht und so eine Verminderung der Kinderzahl wünschenswert erscheinen läist, erhöht auch die Chancen der Erhaltung. Wir stehen einer Vervollkommnung der Mittel gegenüber, die den Menschen als Individuum zum Kampf ums Dasein geschickt machen, und einem Verzicht auf das Mittel, das ihm als Art diesen Kampf am leichtesten macht: große Fruchtbarkeit.

Es ist derselbe Antagonismus, der in der ganzen belebten Welt zum Ausdruck kommt. Spencer hat ihn als eines der Principien a priori in der Untersuchung der Gesetze der Vermehrung formuliert (Principles of Biology, Abschnitt VI, Cap. III). „Jede Vermehrung des Volumens, der Structur und der Activität setzt eine Verminderung der Fruchtbarkeit voraus; und jede Vermehrung der Fruchtbarkeit eine Verminderung des Volumens, der Structur und der Activität."

Wenn der Mensch heute nicht mehr nach dem Maße seiner potentiellen Fruchtbarkeit zeugen und gebären will, weil ihn die Sorge für die Nachkommenschaft — eben dank der Liebe zu ihr — einen allzu großen Theil ihrer Kraft kostet, so regelt er nur willkürlich und bewusst die Vermehrung der Art in derselben Weise, wie dies automatisch bei den niederen Arten geschieht.

* * *

Man hat das Bevölkerungsproblem ein moralisches Problem genannt. Jede sociale Frage kann als solches aufgefasst werden und jede ist gleichzeitig ein wirtschaftliches und ein biologisches Problem. Es ist nicht einzusehen, warum gerade der Bevölkerungsfrage ein besonderer sittlicher Nimbus zukommen sollte.

Das Wesentliche ist, dass man ihren socialen Charakter anerkenne, und also ihre praktischen Forderungen dem Nutzen des Gesellschaftsganzen unterordne. Die Verquickung mit sogenannten Naturgeboten ist eine beständige Ursache der Begriffsverwirrung.

Die menschliche Naturbeherrschung, die die Kluft zwischen dem Menschen und den anderen Thieren gegraben hat, erstreckt sich auch auf die Natur in uns. So gut wir den Wasserstrom ableiten und seine Kraft einspannen, um unsere Maschinen zu treiben, so gut können wir einen Theil unserer organischen Kräfte anderen als den „naturgewollten" Functionen zuweisen. Das eine ist so widernatürlich wie das andere — oder so wenig widernatürlich — denn beides ist nur möglich, indem wir eben den Naturgesetzen Rechnung tragen und die technischen oder psychologischen Bedingungen schaffen, unter denen diejenigen Eigenschaften der unbelebten oder belebten Materie sich zur Geltung bringen, die uns zweckmäßig sind. Aus der Natur können wir nicht heraus, und wo immer wir sie beherrschen, beherrschen wir sie durch Gehorsam. Der Irre, der die Nahrung verweigert, der sexuell Degenerierte bestätigen das durch die — das Individuum und seine Nachkommenschaft treffende — Elimination, wie der organisch und functionell Normale durch sein Leben und seine Nachkommenschaft.

Genua. Oda Olberg.

---

# Ueber ein Gesetz landschaftlicher Bildung und Nachbildung.

Von Friedrich Ratzel (Leipzig).

Die Landschaftsmalerei ist als ein besonderer Zweig der neueren Kunst in einem landschaftlich eigenthümlichen Boden entstanden. Wo grüne Flüsse von mäßiger Größe zwischen steilen Felswänden gehen, und liebliche kleine Säume und Halbinseln saftiger Wiesen den schmalen Raum zwischen dem Wasser und dem Fuße der Felsen ausfüllen, hat sie ihre ersten Vorbilder gesucht.

Eine solche Landschaft von grauen Steinmauern mächtiger Schichtung, von hervortretenden Klippen und Nadeln, zwischen denen dunkler Nadelwald schroffe Hänge bedeckt und eine lachende reichbebaute Thalebene einschließt, ist im Maasthal die Heimat der beiden Van Eyck, Joachim Pateniers und Henriks met de Bles und die Geburtsstätte der niederländischen Landschaftsmalerei. Die Anmuth, die Schroffheit und auch die Unruhe dieser Landschaft ist in ihren Werken. Sie ist auch in den Werken fränkischer und schwäbischer Landschafter, die in den Juradurchbrüchen der fränkischen Schweiz und der Rauhen Alb, in den Thälern der Regnitz und der oberen Donau eine Natur fanden, die bis ins einzelne den Vorbildern ihrer großen Vorgänger glich. Hat man diese in kleinen Ausmessungen schroffe und gegensatzreiche Landschaft gewählt, weil die Eyck sie gemalt hatten, oder entsprach sie einem Naturgefühl, das noch nicht bis zur Ebenen- und Seemalerei fortgeschritten war? Wir glauben das letztere, weil diese Thallandschaft zugleich einem Bedürfnisse nach symmetrischem Aufbau entgegenkommt, der alle landschaftlichen Hintergründe beherrscht, und zwar umso entschiedener, je weiter wir zurückgehen.

Braune oder graue Felsenvordergründe, zwischen denen man in blaue Fernen schaut, wurden in den ersten beiden Jahrhunderten der modernen Landschaftsmalerei mit einer Neigung gemalt, die bis zur Manier gieng. Hier einige Beispiele aus der alten Pinakothek in München: Auf einem Bilde von Dirck Bouts, Johannes der Täufer mit dem Lamm, sieht man zwischen steilen grauen Felsen, die den weichen Wiesengrund einfassen, eine hochgethürmte Stadt in der Ferne, deren Blau mit dem Blau des Himmels wetteifert. Die Berge mögen steile Kalksteinklippen sein, sind jedenfalls beobachtet, wenn auch stilisiert und componiert. Genau so sind die Flussuferklippen auf dem Bilde des heiligen Christoph von demselben Meister, blau zwischen den braungrauen Uferfelsen; und dieses Blau ist fast so tief wie das schwere Abendblau des Himmels. Solche auffallend blaue Hintergründe findet man auch bei Mostaert, z. B. auf dem Bilde einer zwischen dunklen Bäumen ruhenden Maria. Das Blau des Himmels und des Fernblicks trennt ein lichter Streifen am Horizont. So hat Altdorfer öfter zwischen steifen Bäumen, er liebt besonders die Buche, den Blick in die blaue Ferne geöffnet, oft mit einem sehr feinen grauröthlichen Horizont. Auf der kleinen Landschaft mit dem Ritter ist der Ausblick in den Hintergrund geradezu thorartig umschlossen.

Die blaue Ferne läst unter den Späteren Poelenburg über seine graublaulichen Hügel hereinblicken, und bei dem gleichzeitigen J. Brueghel breitet sich das Blau der Ferne und des Himmels über den größten Theil des Bildes aus, vermehrt um einen blauen Wasserspiegel oder um blaue Gewänder der Staffage. In jeder Galerie leuchten uns J. Brueghels Bilder blau und bläulich an. J. F. Millet, der etwas später, im dritten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts arbeitete, fügte meisterhaft gemalte, schwere blaugrüne Spätabendwolken zu dem übrigen Blau, seiner Lieblingsfarbe. Die älteren Italiener setzten die rundlichen Formen des toscanischen Apennin in die Ferne, blau oder blaugrün, und wer die Umgebungen von Orvieto und Siena durchwandert, findet an den rundlichen Berghängen die von den toscanischen Landschaftern so oft gemalten gebogenen Felsenrippen, der gefalteten Schichten, die Aeneas Sylvius den Rippen eines Kastanienblattes verglich. Berge oder Bäume schließen steif symmetrisch auch noch auf Jugendbildern Raffaels einen blauen Berghintergrund ein. Dieser bleibt auch, wo unter Wahrung der Symmetrie an die Stelle der Thalhänge Säulenreihen treten, durch die sich ein Blick in die Ferne öffnet. Das Braun und Blau der Nähe und Ferne gehört eben sowohl der Landschaft Venetiens, wie den landschaftlichen Hintergründen der altvenetianischen Maler an. Die selbständigen Landschafter des siebzehnten Jahrhunderts haben sich dann von den blauen Fernen und den weißen Wolkenstreifen emancipiert. Die Ruysdaels setzen das Grau schwerer Wolken in den Himmel, das mit dem Grau ihrer Wasserspiegel, Felsen, Baumstämme und mit ihren düsteren Wäldern zusammenstimmt. Aber der herrliche Wasserfall J. van Ruysdaels im Rijksmuseum zu Amsterdam ist dabei doch ganz symmetrisch componiert: rechts und links Hügel, die von Ruinen gekrönt sind, mitten zwischen ihnen das weiße schäumende Wasser. Und so zeigt uns die Weiterentwickelung der Landschaft auf heroischem wie romantischem Wege dieselbe Neigung zu dem coulissenartigen Aufbau mit deutlich gesondertem Hintergrund. Dass man ihn durch sein schönes Blau absonderte, war nur eine Phase in der Entwickelung der landschaftlichen Kunst gewesen. Die blauen Hintergründe hörten auf, Mode zu sein, der symmetrische Aufbau mit dem Blick in die Tiefe des Bildes blieb. Er gelangte sogar zu noch ausschließlicherer Herrschaft in der heroischen Landschaft Poussins und seiner zahlreichen Nachfolger. Die Entdeckung der römischen Campagna für die Landschaftsmalerei brachte in zahllosen Abwandlungen Bilder mit coulissenartig gestellten Ruinen im Vordergrunde und einem Durchblick auf die classischen Profile der Albanerberge. Ich erinnere mich aber auch an ein Bild von F. van der Hagen im Amsterdamer Rijksmuseum, auf dem zwei Canäle in der Mitte so zusammentreffen, dass sie ein mit Baumschlag erfülltes Mittelstück abschneiden, während links Kirchthurm und Straße liegen, rechts Wiese und Blick in die Ferne sich aufthun. Also mit ganz anderen Motiven dieselbe Dreitheilung. Die deutschen Landschafter des achtzehnten Jahrhunderts haben unzählige Flussbilder gemalt, die auf das regelmäßigste dreigetheilt sind, wie der Fluss und seine Ufer oder Thalhänge es an die Hand gaben.

Dabei galten natürlich Thalöffnungen, durch die ein Fluss in ein Tiefland mit weitem Horizont heraustritt, für besonders passende Gegenstände. Wie oft sind gerade die regelmäßigst gestalteten „Thore" dieser Art, wie Heidelberg, Salzburg, Zürich gemalt oder radiert worden.

Verlassen wir die Galerie mit ihren Bildern von einer Auffassung, die uns zum Theile schon als veraltet erscheinen mag, und betrachten wir an irgend einem Schaufenster die neuesten Erzeugnisse der modernsten Landschafterei, der Landschaftsphotographie, so sind wir vielleicht nicht wenig erstaunt, in den der Natur sclavisch abgelauschten Darstellungen derselben Symmetrie wieder zu begegnen. Die am meisten bewunderten, die beliebtesten, am häufigsten reproducierten Alpenphotographien zeigen unfehlbar die coulissenförmige Einfassung auf beiden Seiten und dazwischen im Hintergrunde eine Hochgebirgsgruppe. Rechts und links Wald und Matten, in der Mitte Firn und Gletscher, die aus der Ferne herschauen. Auf farbigen Bildern rechts und links dunkelgrüner Wald und hellgrüne Wiese, und in der Ferne Blau und Blaugrün des Himmels und des Eises. Da kehren also die Elemente der Landschaften des fünfzehnten Jahrhunderts wieder. Und es ist kein Zweifel, dass die Gebirgsbilder sich der größten Beliebtheit erfreuen, in denen Rahmen und Hintergrund sich recht deutlich voneinander abheben. In ihnen zieht offenbar das Publicum, das doch zuletzt die Auswahl bestimmt, dieselbe wohlthuende Symmetrie an, die sich schon vor Jahrhunderten die Neigung der Betrachter und Verehrer der Heiligenbilder gewann. Dem widerspricht nicht die Auskunft des Sachkenners, die da besagt: der Vorzug dieser Photographien ist, dass sie ein Bild sind: der Betrachter will etwas Abgeschlossenes.

Folgerichtig suchen sich auch in der Natur die Freunde schöner Ausblicke derartige Bilder. Ich erinnere an den schön eingerahmten Blick von der Kaiserin Friedrich-Ruhe bei Madonna di Campiglio oder an die Art, wie das neue Hotel Trafoi genau zwischen zwei grünen Hängen dem Ortler gegenübergestellt worden ist.

Sollte nur eine Vorliebe, die bestimmt ist, vorüberzugehen, die Neigung zu den bergumschlossenen Gebirgshintergründen bestimmen? Sollte es nichts sein, als eine höhere Mode, etwa wie die der heroischen Landschaft mit mythologischer Staffage im Schatten unglaublicher Baumexemplare? Dagegen spricht doch die Wiederkehr dieses Landschaftstypus in weit entlegenen Jahrhunderten, auf den ersten Landschaftstafelbildern, die man kennt, auf den modernsten Photographien, auf Bildern aus allen Zonen und aus allen Erdtheilen. Dem Geographen, der die Landschaft auf ihre Entstehung und darin begründete Familienähnlichkeiten hin betrachtet, liegt die Frage näher als dem Künstler, ob das nicht eine Erdform von besonders häufigem Vorkommen und tiefer natürlicher Begründetheit sei, die einen so großen Theil aller Landschaftsbilder alter und neuer Zeit geradezu beherrscht. Er wird sie ohne Zaudern bejahen. Denn die Elemente des Thales sind die Grundzüge dieses weitverbreiteten Typus des Landschaftsbildes. Das Thal ist eine abwärtsführende Rinne im Erdboden: sein oberer Theil liegt höher als sein unterer, und Ufer, Hänge, Dämme, Berge, Gebirge fassen es beiderseits ein. Von unten hinaufblickend, sehen wir das Thal zwischen Höhen eingesenkt, und vom Hintergrund her schaut uns der höher gelegene Abschluss an. Also bietet jeder Blick in ein Thal das natürlich eingerahmte Bild einer näheren oder ferneren Aussicht. In der Natur selbst ist also die Dreigliederung der Landschaftsbilder in unzählbaren Fällen schon gegeben. Was uns als die künstliche Anordnung eines schematisierenden Geschmackes erscheint, baut sich rings um uns als Werk der Natur auf. Wir brauchen aber nicht bei dem Thale stehen zu bleiben, das die Rinne fließenden Wassers ist. Das Thal ist zwar schon als Wirkung des Wassers eine der größten Thatsachen der Erdoberfläche: Thäler durchfurchen alles bewässerte Land, und selbst in den Wüsten, wo heute kein Wasser fließt, bezeugen trockene Thäler einen feuchteren Zustand, der war. Aber die Thalform dankt noch ganz anderen Kräften ihre Entstehung. Jede Faltung schafft eine Rinne und jeder Einbruch kann die Bildung einer Rinne anbahnen. Vielleicht fließen ebensoviele Bäche und Ströme in ältern und neueren Falten, Rissen und Brüchen wie in selbstgegrabenen Rinnen. So dass man also sagen kann: die dreigliedrige Landschaft in ihrem natürlichen Rahmen ist die Wirkung allverbreiteter Kräfte, die aus der Erde heraus und von der Luft durch das Wasser auf die Erde herab und über die Erde hin arbeiten: sie ist eben deshalb der Ausdruck allverbreiteter Erdformen.

Man malt, zeichnet, photographiert diese Ansichten also, weil sie häufig sind. Wenn man sie aber auch anderen vorzieht, hat das seine besonderen Gründe. Fechner hat zuerst das Grundgesetz der Aesthetik formuliert, dass der Mensch, um Gefallen an der receptiven Beschäftigung mit einem Gegenstande zu finden, eine einheitlich verknüpfte Mannigfaltigkeit darin dargeboten finden muss. Das heißt praktisch, dass wir bei jedem größeren Ganzen, das uns in [illegible] Dauer [illegible], viel Ungleichartiges verlangen, [illegible] und nicht verkümmert sein muss, um uns zu fesseln. [illegible] Mannigfaltigkeit [illegible] die Einheitlichkeit, [illegible] Verknüpfung [illegible] [illegible] auch unser ästhetischer Genuss, wenn die Verknüpfung gelungen ist. Unter den einfachen Figuren steht in diesem Sinne der Kreis über der geraden Linie, die Ellipse über dem Kreis, die Wiederholung einer Geraden in Parallelstrichen steht über der einfachen Linie, die strahlenförmige Zusammenfassung mehrerer Linien über der Parallelfolge. Die Wiederholung einer Gestalt steigert oft unser Gefallen daran, es ist aber ein höherer Grad von Gefallen, wenn in dieser Wiederholung ein einheitlicher Bezug liegt, der die beiden Gestalten aneinander bindet. Die zweiseitige Symmetrie ist ein solcher Bezug. Fechner hat in interessanter Weise gezeigt, wie das bekannte Spiel mit dem Schnörkel, den wir mit Tinte auf ein Blatt zeichnen, um ihn durch Zusammenfalten des Papieres zu verdoppeln, durch Bild und Gegenbild aus einem einfachen Zeichen ohne Sinn und Meinung eine symmetrische Figur erzeugt, die unser Interesse erweckt. Das Kaleidoskop leistet durch Vervielfältigung einer an sich bedeutungslosen Zusammenstellung von Farben und Formen ähnliches oder mehr. Dabei handelt es sich immer um eine Wiederholung, aber um eine Wiederholung in bestimmter Lage. Das ist von großer Bedeutung gerade für die Landschaftsbilder. Zwei ähnliche Berge ohne Verbindung nebeneinander gestellt erregen unser Interesse nicht mehr als jeder von ihnen einzeln. Die bloße Wiederholung ist ästhetisch zwecklos. So ist es mit zwei Bäumen, die nebeneinander stehen. Stehen aber die Berge oder die Bäume zu beiden Seiten eines Gegenstandes, den sie gewissermaßen einrahmen, indem sie zum Beispiel ein Thal oder eine Schlucht begrenzen, so verbindet sie ein höherer Bezug: sie erscheinen als die einander gegenüberliegenden Erhebungen, die nothwendig sind zur Bildung der zwischen ihnen herabziehenden Thalrinne. Oder wenn Claude Lorrain mit Vorliebe zwei Prachtbäume zur Umrahmung eines sonnigen Fernblickes benützt, sind diese Bäume nothwendige Bestandtheile des Bildes, das sie nach rechts und links abschließen. In solchen Fällen erfreut uns einmal die symmetrische Wiederholung an sich, weil sie ein Element von Regelmäßigkeit in die vorherrschende Unregelmäßigkeit der Umrisse und Bodenformen bringt; und dann erfreut uns die „Umrahmung," die ein drittes Bild in der Ferne erscheinen lässt. Es spielen in der Landschaft auch andere Wiederholungen eine große Rolle, die, durch einheitliche Bezüge verbunden, unser Gefallen steigern. Aber mit jenen symmetrischen Wiederholungen gewinnen wir auch noch andere Vortheile, die ihre Bedeutung steigern.

Versetzen wir uns in eine Gegend, wo zahlreiche Thäler zwischen ebensovielen Bergen ausmünden, zum Beispiel auf einen von unseren Voralpenseen. Da fühlen wir sofort, wie der Blick in das Thal uns immer mehr fesselt als der auf einen Berghang oder auf eine Felswand oder auf einen Wald gerichtete Blick. Er hat die Tiefe voraus. Statt an einer Linie hinzuschweifen oder hinzuirren, die aus gleich weit entfernten Punkten gebildet wird, geht er geradeaus fort. Ist das Thal ohne Abschluss, so geht er ins Weite, ist es abgeschlossen, so stellt ihm der Abschluss ein neues Bild in den gemilderten Formen und Farben der Ferne gegenüber, in dessen Betrachtung der Blick Ziel und Ruhe findet. Ein solches Fernbild ist in seinen beiderseitigen Einrahmungen ein Ganzes, dagegen eine Berg- oder Felswand wird immer willkürlich herausgeschnitten. Jenes ist ein Bild von Natur, aus dieser kann zur Noth ein Bild gemacht werden. Die Schriftsteller über Landschaftsmalerei, z. B. Twining, setzen den Wert der natürlichen Einfassung zu niedrig an, wenn sie darin nur Vorhänge oder Blenden sahen. Ich will nicht von den Farbenunterschieden der Fernblicke sprechen und von den feinen Reizen der Luftperspective. Es ist für unsere Schätzung ihrer Bedeutung, wenn nicht im Bild, so doch in der Natur, viel wichtiger, dass sie die Symmetrie der beiden seitlichen Gebilde durch ein ganz neues Drittes heben, neben dem diese als etwas ganz Untergeordnetes erscheinen. Es ist der Blick in eine Welt jenseits des Vordergrundes, die heller, größer und weiter ist. Das ist der Blick, dem zuliebe die Gartenkunst der Nappes d'eau und Taxushecken lange Alleen schuf, in deren eng begrenzter Perspective ein weißes Schloss im dunkeln Rahmen des künstlichen Waldes wie in einer Blende erscheint, künstlich ferngerückt und verkleinert. Diese verzerrte Landschaft der Gartenkunst bildet übrigens einen merkwürdigen Gegensatz zu der tapetenhaft flach gemalten Landschaft derselben Zeit.

Wir vergessen allzuleicht, dass wir in der Regel in der Erde drin stehen. Die Furchen, Mulden und Brüche, alle diese Runzeln im Antlitz der Erde, sind ja in die Erde hineingegraben, die uns überragt. Gehen wir in einem Thal, so gehen wir also in einer Rinne, die das Wasser und vielleicht das Eis noch vertieft haben. Wir befinden uns da unter dem Niveau der Erdoberfläche. Oft gehen wir auf einem Boden, der thatsächlich aus diesem Niveau um ein paar hundert oder auch ein paar tausend Meter in die Tiefe gesunken ist. Wir haben den Himmel über uns, und er lässt uns vergessen, dass wir eigentlich in einer Aushöhlung gehen, kurz, dass wir in der Tiefe sind. Allerdings, wenn wir unseren Blick statt nach oben nach den Seiten und nach vorn richten, da merken wir bald, dass wir von höheren Theilen der Erde umgeben sind, und oft schließt sich die Welt auch hinter uns zu, und wir können nur nach oben hin [illegible] Blick „ins Freie" gewinnen. Hängt nun, wie in so vielen

Klammen, ein Theil dieser uns umgebenden Erde über, dann fühlen wir uns gar wie ein Bergmann in seinem Stollen, überall von der Erde eingehemmt und sind sehr froh, wenn vor uns endlich ein Lichtstrahl auf den Weg fällt, doppelt froh, wenn dieser Lichtstrahl eine schöne Landschaft vor und über uns beleuchtet, so dass der Blick in die Ferne ein befreiender und erhebender Ausblick wird.

Was die Bergcoulissen einfassen, ist nun nicht immer einfacher Fernblick. Sehr oft sind den fernen Bergen halbhohe vorgelagert, die sich wie ein besonderes kleines Gebirg zwischenschieben. Eine Folge von besonderen Bildern führt uns dann sachte in die Ferne hinaus. Natürlich bereichert sich das Gesammtbild durch diese Berge, die sich vor den höheren und ferneren erheben. Es gliedert sich vier- und fünffach und besonders deutlich, wenn die vorgelagerten eine Höhenstufe bilden, auf der sich eine kleine Welt von Aeckern und Wiesen, Wäldern und Lichtungen, Höfen und sogar Dörfern entfaltet. Das ist, was die Thäler der Dolomiten so reich erscheinen läſst, was auch schon dem Blick aus dem Unterinnthal nach den Centralalpen eine so reiche Welt durch die Einschiebung des „Mittelgebirges“ erschließt. Wo nun eine solche scharfe Abstufung nicht stattfindet, da können doch die hinter- und übereinander liegenden Theile des Bildes in der mannigfaltigsten Weise sich voneinander abheben. Ihre natürliche Verwandtschaft bringt dazu weitere Abstufungen in Form und Farbe, die zum Rhythmischen im Bilde oft sehr viel beitragen. Im Vordergrund erheben sich mit weichen Formen Hügel, die bis oben angebaut und bewohnt sind, dahinter folgen höhere bewaldete Berge, die schon gelegentlich eine graue Felsklippe oder -rippe hervorschauen lassen, im Hintergrund endlich tauchen die Felsberge mit ihren Firn- und Eisauflagerungen hervor. Auch diese Auflagerungen stufen sich wieder ab von dem einsamen Firnfleck, der auf dem Felsengipfel eines grünen Berges in einer Runse liegt, durch die gesellig auftretenden und stellenweise ineinander fließenden Firnflecken eines uns zugewendeten Schuttkarrs bis zu dem aus breitem Firnmantel wie ein riesiger Eiszapfen herabsteigenden Gletscher. Oder der vordere Berg trägt das dunkle Kleid des Waldes, das an den folgenden herabgesunken ist, um weiter zurückliegende Matten und Felsen freizulassen, zwischen denen aus der Ferne der leuchtende Firn herüberschaut. Das sind Blicke, wie man sie durch Einschnitte im Kalkgebirge gewinnt, wo die Farbenabstufung vom lebendig Grünen durch Felsengrau zum leuchtenden Weiß der Firnfelder führt, die kaum von den Wolken im Sonnenlicht zu unterscheiden sind; mit ihr zusammen geht die Abstufung vom organisch Weichen der Pflanzendecke durch das Starre des nackten Gesteines zu der Mischung von Weich und Starr in dem Mantel festen Wassers, der die höchsten Höhen umhüllt. Der Landschafter wird zwar die allzuweit ausgezogenen Perspectiven in der Regel zu verwickelt finden. Auf dem Bild langweilen sie den Beschauer. Die Sprache der Natur klingt uns aber auch dann noch wohl, wenn sie mit vielen Wiederholungen und in breiten Rhythmen sich ergießt.

Wenn Vorberge so nahe zusammentreten, dass sie den größten Theil des dahinterliegenden Gebirges verhüllen, ragen nur dessen höchste Gipfel darüber hervor. Je weniger man von ihnen sieht, desto ferner erscheinen sie und im Gesammtbild sind sie den Vorbergen untergeordnet. Immerhin steht auch dann noch ein Einschnitt mit den darüber herausragenden Gipfeln im Mittelpunkt des Bildes, das einen wohlthuend symmetrischen Aufbau zeigt, wenn der Einschnitt einen ähnlichen Winkel bildet, wie die darüber hervorragende Gebirgsgruppe. So ist der Einschnitt des Isarthales in die Berge der bayerischen Hochebene, über den die schöne Gipfelpyramide des Karwendelgebirges hervorragt. Die beiden Winkel bilden miteinander eine rautenförmige Figur. Diese Figur kommt oft in Thalausblicken vor. Sie ist in doppeltem Sinn eine Wiederholung der Bergumrisse des Vordergrundes rechts und links, die immer auf Dreiecke zurückführen; denn die Raute zerlegt sich in zwei Dreiecke. Zugleich wirkt diese Figur als Abschluss, und hinter dieser Function tritt die Wiederholung zurück, die übrigens durch ihre besonderen Farben und Lichter als eine ganz neue Variation der bekannten Formen erscheint.

Treten die Vorberge weit auseinander, so lässt umgekehrt der tiefe Einschnitt, der ein Gebirge thorartig durchbricht, das in seinem Hintergrund aufragende Gebirge als ein Ganzes in unseren Gesichtskreis treten. Es ist ein breites, freigebiges Darbieten, allerdings auch ohne den Contrast zwischen dunkler Thalspalte und lichter Thalweitung. Nun haben wir kein einheitliches Panorama mehr wie vorhin, sondern ein dreigliedriges, das triptychonartig aus den Flügeln der Vorberge und aus dem Mittelbild besteht, von dem jene unbedingt beherrscht werden, wenn es auch tief unten am Horizont steht. Wir sehen durch das Thor des Thales in eine Welt, die fern ist und zugleich einer anderen Höhenstufe angehört. Die Entfernung lässt Unebenheiten übersehen, die zwischen uns und diesem Bilde liegen. Man glaubt, über denselben Wiesenboden hin, auf dem wir stehen, bis an den Fuß der fernen Berge schreiten zu können. Und Berge, die wir über den Spiegel des Vorlandsees hin erblicken, scheinen aus dem See unmittelbar aufzusteigen. Indem derart das Mittelbild eine beherrschende Stellung gewinnt, treten doch auch die seitlichen Einfassungen bedeutsam hervor; sie müssen einen selbständigen Charakter haben, wenn die Harmonie nicht gestört werden soll, oder sie müssen als einfache Hänge, die in gleichmäßiger Bewaldung übereinstimmen, nichts anderes sein wollen, als der Rahmen des Mittelbildes. Es gehört zu den feinen Schönheiten der Thaleinfassungen von Heidelberg und Baden-Baden, dass sie auf der Seite, wo ihre alten Ruinen aus dem Walddunkel hervortreten, beide Aufgaben zugleich lösen.

In unseren Mittelgebirgen fehlen die großen Abstufungen der Hochgebirge, und dafür sind die Gebirgsmassen bis zu den Kammeinschnitten so hoch, dass sie dem Betrachter Mauern entgegenstellen; daher tiefe Thäler ohne Ausblick. Der Blick dringt nicht in das Gebirg, sondern **haftet** an dem Gebirg. Nicht als ferner Hintergrund in Thaleinschnitten, sondern als rundliche Kuppe überragt der Brocken den mächtigen Wall des Harzes und der Ochsenkopf die breite Wölbung des Fichtelgebirges. In unserer Erinnerung an die Alpen öffnen sich grüne Thäler mit schneegipfeligem Hintergrund, während wir unsere Mittelgebirge als Wälle, gewölbte Massen oder Wellenzüge im Gedächtnis tragen, scheinbar mehr geographische Vorstellungen als Bilder. Und doch walten auch in den Landschaften unserer Mittelgebirge dieselben Grundgedanken wie in der Hochgebirgslandschaft; sie sind nur nicht in so großen Zügen hingeschrieben, sondern in die leisere Sprache des Idyllischen, Heimlichen übersetzt. Der Blick wandert ebenso gern an dem Bächlein entlang, das über eine hellgrün begraste Waldlichtung aus einem dunkeln Thale kommt, als er dem Sturzbach bis zu den Gletschern folgt, die ihn nähren. Das körperliche Auge trifft allerdings in diesem Prospect sehr bald nur auf Bäume und Waldesdunkel, die sich immer wiederholen. Aber die Seele fliegt dem Blick voraus und nistet sich mit schauderndem Behagen in kühle, bemooste Waldwinkel ein, wo an stillen Quellen die bekannte blaue Blume steht und ein aus dem Schatten heraustretendes Reh neugierig-scheu und fragend den Eindringling anschaut. Es braucht nicht einmal ein Waldgebirge. Ein einfacher Weg, wie ihn Corot gern zeichnete, der in den tiefsten Wald hineinführt, dessen Dunkel nur ein von ungesehener Wasserfläche zurückgeworfener Lichtstrahl erhellt, bringt das Princip der Unterbrechung und des Hineinsehens in das Bild zum Ausdruck, wenn auch die einst so stark betonte seitliche Symmetrie dahinter weit zurücktritt. Die Verknüpfung zur Einheit fehlt nicht; sie gehört vielmehr nun einer höheren Stufe an. F. Th. Vischer meint sie mit den Worten: „Wer Formen sieht, kann in der Modellierung eines Hohlweges, eines Raines eine Welt von Reizen finden.“ Es wäre interessant zu sehen, in wie vielen neueren Landschaften dieses „Motiv des Weges“ den geistigen Mittelpunkt und den Schlüssel bildet. Es stammt direct von den zweiseitig symmetrischen Bildern älterer Schulen her.

---

# Die Mühle Gottes.

George Egerton wurde uns Deutschen als eine bereits fertige Größe übergeben. Nachdem sie mit ihren „Keynotes“ (Grundtöne) in England Bewunderung und ungeheures Erstaunen erregt hatte, war es Laura Marholm in ihrem „Buch der Frauen“, 1895, die sie für uns etikettierte. „Es ist kein Buch für die Männer“ schrieb sie, „es ist ein Buch gegen die Männer, ein Buch unter uns.“ Und: „Dies ist nicht nur eine neue Phase der Frauenproduction, dies ist auch eine neue Phase des Weibthums“. Zu einer Zeit, in der man eben begann, die Nora mit dem ursprünglichen „unbefriedigenden“ Schluss in unsern Theatern zu geben, waren die Frauen sehnsüchtig und zu erhitzten Emancipationsproblemen geneigt. Und so griffen sie denn begierig nach dem „Buch mit Krallen und Zähnen“, die meisten vielleicht, ohne zu empfinden, in welchem erlesen geformten Gefäß ihnen die erregende, schäumende Bitternis geboten wurde. Und das war schade, denn die Autorin selbst, die damals noch ruhig, wie in tiefster Einsamkeit, ihre Novellen vor sich hinerzählt hatte, begann nun, sich wirklich tendenziös zu geberden. Es schwirrte in ihren „Dissonanzen“, dem folgenden Buch, von Anklagen gegen den Mann, die Mutter, die Gesetze. Es war etwas skandinavischer Wahrheitsfanatismus zu ihren perfecten englischen Manieren hinzugekommen. Das gab allerdings eine reizvolle Mischung. Geschrien wurde auch jetzt nicht in diesen Novellen, niegends aufdringlich unterstrichen, oder mit dem Finger erklärend gedeutet. Ein stiller Humor der Thatsachen lebte noch immer darin, und vor allen Dingen war jede Novelle aus tiefstem innerstem Erleben herausgeschrieben.

Im Jahre 1897 brachte die „Zeit“ einen Essay der Marholm über die Egerton der damaligen Zeit, in dem es heißt: „Eine sonderbare Frau! Dies ist nun ihr drittes Buch“ (Symphonien) „und hierin zeigt sie auch ihr drittes Gesicht ... Ist das ein Weib, die das geschrieben? ist das nicht vielleicht eines zuschauenden Mannes Blick auf das Leben?“ Nun liegt mir hier das vierte Buch vor, ein Roman diesmal,[*] und wieder ist man versucht zu fragen: ist das dieselbe Frau, die das geschrieben hat?

[*] [illegible]

Ein freudloses Buch! Und doch im einzelnen eminent lebensvoll. Während des Lesens hat man das Gefühl, auf einem breiten, schnellen Strom zu fahren. Es ist dunkel um uns her, man fühlt nur die unaufhörliche Bewegung des Schiffes, hört das Zischen der begegnenden Wellen, das Stöhnen der Schiffsschraube, riecht Kohlendampf, Wasser und Civilisationsdünste. Wir fahren die Küste entlang, die Finsternis verschweigt uns, wie schnell. Mit einemmale wirft sich aus unserm Schiff ein breites Lichtdreieck auf das Ufer und beleuchtet da scharf jedes Gras, alle Menschen, die dort im Umkreise des grellen Lichtes sich bewegen, ihre zufälligen Geberden, jede kleinste Nebensache an ihnen. Dann weiter, immer weiter gefahren: wir sehen die so genau Beobachteten niemals wieder. Und wieder an anderer Uferstelle der wunderliche Lichtüberfall. Wir haben einen Scheinwerfer an Bord und leuchten damit an der Küste herum.

Gerade so sehen wir die vielen Episodenmenschen des Egerton'schen Romans vor uns umherwandeln. Eine Unzahl Namen, Straßen und Gesichter werden uns genannt, ganz gleichgiltige Worte und Bewegungen prägen sich uns ein, und doch bleiben die Menschen da an der Küste uns Fremde. Sie sind ja so fern, und wir sehen sie niemals wieder. Anfangs ist man wohl ein wenig enttäuscht, wenn einem das klar wird, man möchte die Leute, die man lieb gewonnen hat, deren Schicksal einen interessirt, nicht sogleich wieder verlassen, aber bald sagt man sich, dass dieses leidenschaftslose Distanzerzählen die Dinge zwar nicht wärmer, aber weiser vermittelt. Vieles, was in den „Dissonanzen" schief, übertrieben, gewollt erschien, ist hier zurecht gerückt. George Egerton ist völlig die gleichgiltige Weltdame in diesem Buche, die aus großer Höhe die Geschicke der Menschen beschaut und discret bemitleidet, belächelt. Ein Mensch, der mit dem Leben „fertig geworden ist", wie man sich pessimistisch auszudrücken pflegt.

Frau Egerton in ihrer souveränen Art nimmt auf die armen Mitreisenden, die innocents abroad, absolut keine Rücksicht. Weil sie die Gegenden und Menschen kennt, an denen sie vorbeifährt, lässt sie uns keine Zeit, Neues, Unerwartetes gründlicher zu betrachten. Sie ahnt es nicht einmal, wie unverständlich uns das Leben in Marshalsea ist, dass wir erst ganz allmählich begreifen, dass diese Herren und Damen, die dort so vergnügt und auskömmlich leben, sich im Schuldgefängnis befinden: sie fühlt nicht, dass uns schwindelt in diesem Gewirr von Gassen und Gässchen, die uns mit minutiöser Genauigkeit beschrieben werden, so dass wir gespannt zuhören, bis wir endlich merken, dass es durchaus unnöthig ist, unser Gedächtnis damit zu belasten.

Allmählich aber beginnt die Hauptfigur des Romans hervorzutreten, sie, Mary Desmond, der alle Männer „so komisch" erscheinen wie Kinder. Sie hatte in ihrem kurzen Leben so viele kennen gelernt: es schien ihr, als wären sie merkwürdig unvernünftig, das heißt die netten Männer. Sie machten immer von Kleinigkeiten soviel Wesens und dabei vernachlässigten sie die wichtigsten Dinge. Das kleine Mädchen mit den scharf beobachtenden Augen, das wir im ersten Theil kennen lernen, lebt allerdings unter „komischen Männern". Der ewig verschuldete, verschwenderische, künstlerisch angelegte Vater und dessen Genossen sind ihr einziger Umgang außer der zarten, schutzbedürftigen Mutter, deren Stütze sie sein muss. George Egerton hat schon einmal in einer Novelle der „Dissonanzen" solch' ein scharfsichtiges kleines Mädchen geschildert, das, während alle anderen vergnügt Carroussel fahren, den kleinen Idiotenknaben entdeckt, der die Kurbel der Maschine dreht und dabei fast zusammenbricht. „Warum muss ich gerade immer das Wurmstichige entdecken in der süßen Frucht? Warum muss ich das wieder sehen? Wird denn das niemals enden?" klagt sie. Man glaubt eine Weile, der Roman nehme dieses Kassandraproblem auf und dies sei sein eigentlicher Inhalt. Am Ende des ersten Theiles sagt einer der scharf beleuchteten Männer, an denen wir vorüberfahren, zu Mary: „Sie werden immer einsam sein, denn Sie wollen das Leben zu tief ergründen. Sie nehmen nichts auf guten Glauben hin. Ihr Verstand ist zu kritisch und zu kühl, als dass Sie jemals glücklich sein könnten, solange dieses große, heiße Herz in Ihnen schlägt. In der Liebe, wie in allem anderen wird es Ihnen so gehen, wie jenen seltenen Weinkostern, von denen man sagt, dass sie ein Atom Leder in einem Weinfass herausschmecken. So wird es auch Ihnen ergehen, wenn Sie nicht den rechten Mann finden, und dieser wird sicher kein gewöhnlicher Mensch sein."

Aber Mary Desmond findet ihn nicht, diesen Mann.

Der zweite Theil des Romans schildert ihre Odyssee durch die Arbeitsmöglichkeiten Englands und Amerikas. Immer ruheloser und verwirrender wird unsere Reise. Beinahe werden wir ein wenig nervös, wenn immer wieder neue Milieus auftauchen, neue Lebenswege neuer Menschen eine Strecke weit verfolgt werden, gerade weil alles das so interessiert und uns Einblicke verschafft, die wir sonst mühsam aus trockenen statistischen Tabellen und nationalökonomischen Berichten zusammensuchen müssen. Am Ende des zweiten Theiles verheiratet sich die müde, abgehetzte Mary mit einem Mann, dessen Namen wir aber erst im dritten Theile erfahren, nachdem er im Zwischenact gestorben ist.

Nun als Witwe erlebt Mary das Schicksal, wegen dessen das ganze Buch geschrieben sein mag. Sie heiratet einen liebenswürdigen Verschwender, der ihr Witwenvermögen durchbringt und sie selbst vernachlässigt. Auch ihn hat sie nicht aus großer Liebe geheiratet. Nachdem er durch einen Unglücksfall gestorben ist, liegt das Leben wieder vor ihr, wie ein Arbeitsfeld, das ihrer wartet. Und nun kommt ein Schluss, der mit einemmale die anscheinend so zufälligen Ansätze und Begegnisse zu einer Kette vereinigt. Wie eine Perlenschnur, in der jede einzelne Perle selbst ihren kleinen Höhepunkt hat, der dann doch die Form der ganzen Schnur bedingt, liegen diese Einzelheiten jetzt vor uns, zusammengefasst in den folgenden Schlussworten: „Vergessene Scenen aus der wissbegierigen Kindheit, der leidenschaftlichen Mädchenzeit und dem Ehestand mit seinen Enttäuschungen wurden in ihr wach und plötzlich begriff sie den innersten Kern ihres ganzen Wesens. — — — Liebe, Liebe, Liebe! — — Niemand hatte ihr das gegeben, wonach ihre Seele lechzte. Lag der Fehler in ihr selbst, oder in der Zeit?" Und sie kommt zu dem Schluss: „Die Männer, die wir heutigen Frauen brauchen, oder die uns brauchen, gibt es heute noch nicht; Aufgabe der Mütter ist es, sie für die Frauen, die uns folgen, zu erziehen."

Welche Folgerungen Mary aus dieser Erkenntnis für ihr eigenes Leben zieht, wird nicht ganz klar. Beflügelten Schrittes eilt sie den Frauen entgegen, die aus der Dämmerung nach ihr rufen.

Man kann nun über das Lebensergebnis der Heldin getheilter Meinung sein. Man mag glauben, dass eine Ehe, ohne inneren Zwang geschlossen, nicht zu solchen allgemeinen Gesetzen Anlass werden darf, dass die Frau von heute sich nicht einfach als verfrüht ausschalten kann, sondern dass sie den Mann, den sie sich wählt, etwa weil sie seiner als Mann bedarf, oder ihn als Intelligenz verehrt, oder zärtlich mütterlich liebt, ebenso ertragen, dulden wird, wie er uns, wenn auch unsere Verschiedenheit von einander uns verletzt oder reizt.

Und warum erst bei den Söhnen anfangen für künftige Glücklichere? Warum sollen wir uns nicht unsere eigenen Männer erziehen, wie es, eingestanden oder uneingestanden, üblich war, solange die Welt steht?

Im Ernst gesprochen, das Schicksal Mary Desmonds ist kein typisches, aus dem man Lebensregeln ziehen dürfte. Ihr erster Mann war eine Art gutmüthigen Abenteurers, ihr zweiter ein Genussmensch und Schwächling. Ob es unserer Erziehung je gelingen wird, Engel zu bilden? Und wenn — werden sie dann nicht ihrerseits zu dem Entschlusse kommen, sich lieber unsere Töchter zu erziehen, anstatt es mit uns Frauen, wie wir heute sind, zu versuchen?

Berlin. Anselm Heine.

---

# Die Woche.

### Politische Notizen.

Einer der zahlreichen Ischler Artikel, durch welche die „Neue Freie Presse" in dieser Woche täglich zweimal die Welt über die wahren Absichten des Herrn v. Koerber zu täuschen versucht hat, schließt mit der herzbewegenden Wehklage:

„Zu beneiden ist dieser Mann mit den zwei Portefeuilles gerade nicht".

Das ist auch unsere Meinung. Nur die Gründe, warum Herr von Koerber des öffentlichen Mitleids wert ist, hat die „Neue Freie Presse" leider verschwiegen. Und gerade diese sind das Interessanteste daran.

*

Herr v. Koerber ist nämlich — wir können ihm dieses Lob nicht länger vorenthalten — ein erfolgreicher Minister, ein außerordentlich erfolgreicher sogar. Er hat alles erreicht, was er, vorläufig wenigstens, angestrebt hat, und sogar mehr als er selbst erhofft hat. Um dieses Lob zu verstehen, muss man freilich auch wissen, welches Ziel Herr v. Koerber eigentlich und wirklich verfolgt hat. Die Rettung Oesterreichs! werden vielleicht einige Naivlinge antworten. Das hat Herr v. Koerber freilich in seinen Reden immer und immer gesagt. Aber gerade deswegen ist es nicht wahr, wie jeder weiß, der Herrn v. Koerber kennt und die außerordentliche Rednergabe dieses Mannes zu schätzen vermag, der immer spricht wie gedruckt. Das Streben des Herrn v. Koerber bis zum Tag seiner Ernennung war, Ministerpräsident zu werden, und seit seiner Ernennung ist es sein Streben, Ministerpräsident solange als möglich zu bleiben. Sein Vorgänger, der Graf Thun, ist über zwei Dinge gefallen: über den Mangel an Geld und die Bedrohung der Delegationswahlen. Herr v. Koerber hat sich gegen beide Gefahren glücklich gesichert. Geld kriegt er von den Bankiers als schwebende Schuld geliehen, und die Delegationswahlen hat er schon für das Jahr 1901 im voraus den Abgeordneten abgelistet. Bis zu den nächsten Delegationswahlen, also etwa bis zum Herbst 1901, auf anderthalb Jahre hinaus, kann er sorgenlos regieren. Das ist mehr als irgend ein Ministerpräsident seit Badeni auch nur zu träumen gewagt hatte.

*

Und doch — jetzt kommt die von der „Neuen Freien Presse" so richtig empfundene Tragik seines Schicksals erst heraus — und doch kann er sich seines Glücks nicht freuen. Denn nur aus Rücksicht auf die conventionelle Staatsmoralheuchelei muss er, statt sich für anderthalb Jahre auf die faule Haut zu legen, äußerlich so thun, als ob es ihm gar nicht um die Erhaltung seines Ministerportefeuilles, sondern um die Rettung

Oesterreichs handeln würde, muss Tag für Tag neue Projecte zur „Lösung" aller möglichen Sprachen-, Obstructions- und sonstigen Fragen aushecken, deren keines Oesterreich retten, deren jedes aber ihn sein Portefeuille kosten kann, und auf diese Art kommt er gar nicht zum ruhigen Genuss seiner vor Delegierten- und Geldmangel gesicherten anderthalb Jahre.

*

Es muss eine Qual sein für Herrn v. Koerber, immer wieder so zu thun, als ob er was thäte, wo er doch sehr gut weiß, dass er für seine Person am besten thäte, nichts zu thun. Man könnte seine Lage mit der des Tantalus vergleichen. Aber der Tantalus ist nur ein Mythus, und ein solcher kann Herrn v. Koerber keinen Trost spenden in seinem Schmerze. Näher käme man schon der Wirklichkeit, wenn man ihn mit einem Mann vergleichen würde, der einen kostbaren Ring — wie drückt man's doch nur staatsanwaltsfähig aus? — der also einen kostbaren Ring weder durch Kauf, noch durch Schenkung, noch durch Erbschaft, noch auf sonst einem der im allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche erwähnten Wege erlangt hat und diesen Schmuck, mit Rücksicht auf ein anderes Gesetzbuch, nicht öffentlich tragen dürfte. Aber der Mann hats noch immer besser als Herr v. Koerber — weswegen ich auch den Vergleich hiermit feierlich zurückziehe — denn der Mann im Vergleich kann den Ring behalten, wofern er ihn nur niemandem zeigt, Herr v. Koerber aber kann sein Portefeuille nicht behalten. Denn entweder thut er was, um Oesterreich zu retten, dann misslingt's ihm doch, und sein Portefeuille geht darüber caput. Oder er thut nichts, dann macht die heuch'lerische Staatsmoral ihr großes Maul auf und sagt: „Er rettet Oesterreich nicht, weg mit ihm!" und sein Portefeuille geht abermals caput. Nur der alte Buridan könnte einen Vergleich ersinnen, der diese traurige Situation des Herrn v. Koerber ausreichend zu veranschaulichen geeignet wäre ... Das sind, etwas weitläufig entwickelt, die Gründe, warum wir, gleich der in den letzten Jahren für alle politischen Fragen zu einem führenden Blatte gewordenen „Neuen Freien Presse", auch unseren Lesern Herrn v. Koerber in inniger Theilnahme zu mitleidiger Rücksichtnahme hiermit angelegentlichst empfohlen haben möchten.

*

„Die armen österreichischen Minister" — wie die „Neue Freie Presse" auch gefühlvoll sagt — nicht einmal intriguieren lässt man sie mehr. Kaum, dass so ein armer Minister eine geheime Unterredung mit einem Parteiführer der Rechten gehabt hat, steht's auch schon in irgend einer Zeitung d'rin. Es wäre für die Minister nicht mehr möglich in Oesterreich zu leben, sie müssten geradezu auswandern, wenn es nicht in diesem Lande doch noch charaktervolle Blätter gäbe, die ab und zu einem ministeriellen Dementi Raum geben würden. Ist's nicht die „Neue Freie Presse", so ist's das „Neue Wiener Tagblatt" gewiss. Beispiel: Am Mittwoch schreibt das „Neue Wiener Tagblatt", dass Herrn v. Koerbers Zusammenkunft mit Dr. Stransky vor der Ischler Reise nur „eine zufällige" war. Da das „Neue Wiener Tagblatt" ausdrücklich hierzu bemerkt, dass es dieses Dementi „nach Aeußerungen des Cabinetschefs", also Herrn v. Koerbers selbst, bringe, so kann man schon unbesehen annehmen, dass es buchstäblich wahr ist. In der That hat Herr v. Koerber den Dr. Stransky nur ganz zufällig getroffen, und zwar, was die Merkwürdigkeit des Zufalls nur erhöht, in seinem eigenen Arbeitszimmer im Ministerium des Innern. Die Sache gieng so zu: Zuerst erhielt Herr Dr. v. Koerber die Aufforderung nach Ischl zu kommen. Das war, da Herr v. Koerber in Ischl nichts mehr zu sagen hat, eigentlich nicht nothwendig, und, da, wie allen Philosophen bekannt, das Gegentheil von Nothwendigkeit Zufall heißt, so spielt hier schon der Zufall mit, also Zufall Nr. 1. Nun dachte Herr v. Koerber: Der richtige österreichische Ministerpräsident spricht zuerst mit Dr. Stransky, ehe er nach Ischl geht. Nothwendig ist das ja auch nicht, wenigstens sind die Unterredungen mit Dr. Stransky in der Verfassung nicht vorgeschrieben, also ist es Zufall, und zwar Zufall Nr. 2. Es ist also reiner Zufall, dass Herr v. Koerber den in Brünn domicilierenden Dr. Stransky zu sich nach Wien einlud. Dr. Stransky fuhr daraufhin auch sofort zum Herrn v. Koerber nach Wien. Das ist abermals nicht nothwendig gewesen, denn die Verfassung schreibt auch nicht vor, dass der Abgeordnete jeder Einladung zum Minister folgen muss, also war es wiederum nur ein Zufall, dass Dr. Stransky kam, der Zufall Nr. 3. Nicht weniger als drei Zufälle haben da mitgewirkt, und es ist nichts als, im strengsten philosophischen Sinn, die reine Wahrheit, wenn Herr v. Koerber versichert, dass diese Unterredung nur eine „zufällige" war. Wie so vieles andere im Leben auch zufällig ist! Zum Beispiel gleich die Ministerpräsidentschaft des Herrn v. Koerber. Oder glaubt jemand, dass sie nothwendig ist?

*

Der Handelsminister Baron Call hat wieder einmal eine Dummheit begangen. Er hat sich nämlich als Pränumerantensammler für ein in Berlin erscheinendes Buch über die Pariser Ausstellung etabliert. Aus dem an anderer Stelle dieses Blattes veröffentlichten fachmännischen Artikel ersieht man, dass der Baron Call dabei mehrere Gesetze (Gewerbe-, Pressgesetz u. s. w.) übertreten hat. Aber was sind Gesetze? In Oesterreich herrschen doch, wie jedermann weiß, nicht die papierenen und oft nur mit dem § 14 nothdürftig zusammengeklebten Gesetze, sondern die Beamten. Und wenn man die Sache vom bureaukratischen Standpunkt ansieht, ist sie gar nicht so arg, wie die Buchhändler sie jetzt ausschreien. Um was handelt sich's denn eigentlich? Oder besser gesagt, um wen handelt sichs denn eigentlich? Um Herrn Arthur Kirchhoff, den Herausgeber des betreffenden Berliner Werkes, und Herr Arthur Kirchhoff hat sich schon mehr Verdienste um Oesterreich, beziehungsweise dessen leitende Beamte erworben, als sämmtliche österreichische Buchhändler zusammengenommen. Herr Arthur Kirchhoff, der sich sonst auch Herausgeber der „Wissenschaftlichen Correspondenz" in Berlin nennt, ist nämlich jener geschäftige Officiosus, der seit der Aera Kalnoky von Zeit zu Zeit, wenn gerade die jeweiligen Minister in besonderen Nöthen sind, hilfebringend nach Wien eilt, mit den Ministern Interviews aufnimmt, die er dann in „angesehenen" Tagesblättern wie — brauchen wir sie nochmals zu nennen? — „Neue Freie Presse", „Neues Wiener Tagblatt" u. s. w. zum Lob und Heil der Minister veröffentlicht und auf diese Art schon mehr als einmal dem österreichischen Staat, beziehungsweise seinen Ministern auf die Beine geholfen hat. Einen solchen Mann muss man doch patriotischer Weise unterstützen, eine so hilfreiche Kraft muss man doch dem altersschwachen Oesterreich auch für die Zukunft sichern. Und nichts als das hat Baron Call gethan. Wer noch nie ein patriotisches Werk geleistet hat, der werfe den ersten Stein auf ihn.

*

Das einzige, was ich in diesem Fall an Baron Call zu tadeln finde, ist, dass er den Muth seiner patriotischen Ueberzeugung nicht hat. Er redet sich nämlich aus, und zwar auf den Hofrath v. Rößler vom Handelsmuseum, der ihm die ganze Geschichte eingebrockt haben soll. Nun, der Hofrath v. Rößler hätte freilich auch seine Gründe dazu, seine patriotischen Gründe selbstverständlich. Der Hofrath Rößler hat bekanntlich den brennenden patriotischen Ehrgeiz, möglichst rasch die österreichische Industrie zu heben, und soll sogar bereit sein, einen im Handelsministerium neu zu creierenden Sectionschefposten sammt Functionszulage und Nebensporteln auf seine jugendlichen Schultern zu nehmen, damit endlich einmal der österreichischen Industrie ordentlich unter die Arme gegriffen wird. Den gleichen patriotischen Lebenszweck verfolgt auch der österreichische Generalcommissär bei der Pariser Weltausstellung Herr Exner, der vor dem Hofrath Rößler schon den Titel Sectionschef und das höhere Alter voraus hat. Wo es sich also um die Förderung der österreichischen Industrie handelt, will der Hofrath Rößler hinter dem sogenannten, aber glücklicherweise noch nicht wirklich ernannten Sectionschef Exner um keinen Preis zurückstehen. Da nun Exner einem österreichischen Weltausstellungswerk seine Protection schon zugesagt hatte, wäre es begreiflich, wenn Rößler nothgedrungen seine schätzenswerte Unterstützung einem anderen, einem Berliner Ausstellungswerk gewidmet hat, eben dem des Herrn Kirchhoff. Es handelt sich also nicht, wie die Buchhändler meinen, um eine gemeine Buchhändlerconcurrenz, sondern um eine höchst ideale, destilliert patriotische Sectionschefsconcurrenz. Und wir, wir sollten uns wahrlich nicht länger herumstreiten um Exner oder Rößler, wir sollten nur froh sein, dass wir „zwei solche Kerle" haben, die um die Wette die österreichische Industrie Tag und Nacht „heben" wie die Taucher ein gestrandetes Schiff. Wenn Exner und Rößler sich streiten, so freut sich der Dritte, und das ist natürlich die österreichische Industrie.

*

Die österreichischen Industriellen freilich sagen: „Den guten Willen bezweifeln wir gar nicht bei den Herren Baron Call, v. Rößler und Exner, aber eine Dummheit war's doch. Denn Herr Kirchhoff darf jetzt gar nicht, wie er es versprochen hat, in seinem Buch für die österreichische Industrie Reclame machen: erstens wegen der österreichischen Industrie selbst, der eine solche bezahlte Reclame nur schaden kann, und zweitens wegen der deutschen Industrie, die Herrn Kirchhoff jetzt auf die Finger sieht und sein Werk sofort boykottieren wird, wenn er sich gar zu eifrig für die österreichische Industrie einsetzt." Das ist wahr. Aber die Herren Industriellen vergessen dabei nur an den ihnen als nicht-studierten Leuten vielleicht nicht bekannten lateinischen Spruch: „In magnis rebus et voluisse sat est." Das heißt, in unseren concreten Fall gleich hinein übersetzt: Die Förderung der österreichischen Industrie ist eine so gewaltig große Sache, dass sich Handelsminister, Sectionschefs und Hofräthe schon reichlich satt essen können, wenn sie nur den guten Willen dabei zeigen — auch ohne jede Spur von Intellect.

Kr

### Volkswirtschaftliches.

Unsere Staatseisenbahnverwaltung hat in allen Ressorts die hervorragendsten Fachmänner; ob es sich nun um die großen Aufgaben der centralen Leitung, der Verkehrssicherheit, der Güterbeförderung, des Tarifwesens und der finanziellen Gebarung handelt oder nur um die kleinen Aufgaben der Verfassung von Reclamenotizen, Zeitungseinseraten u. s. w. Gieng da kürzlich ein Communiqué der Staatsbahnen durch alle Blätter, über die Wien—Pariser-Ausstellungs-Expresszüge, welches einem die Reise nach Paris in den verlockendsten Farben malte, so dass wirklich jeder, der nur irgend konnte, sofort seinen Koffer packen musste, um nach Paris zur Ausstellung zu eilen. Aber nur nach Paris, nach Wien zurückzufahren, scheint viel weniger verlockend. Nicht nur deshalb, weil es überhaupt nicht viel Reiz bietet, von Paris nach Wien zu fahren, auch die Zugsverbindung erscheint viel schlechter. Da steht es schwarz auf weiß in all den Entrefilets: Fahrtdauer Wien—Paris 28 Stunden 30 Minuten, Fahrtdauer Paris—Wien 30 Stunden 30 Minuten. Merkwürdig, dass selbst die Expresszüge zögern, von Paris nach Wien zu kommen, und um zwei Stunden länger dazu brauchen, als die Expresszüge Wien—Paris, obwohl die Strecke doch gleich lang sein dürfte. Aber da steht es ganz genau: Abfahrt Wien 11·30 Vormittag, Ankunft Paris 4 Uhr Nachmittag tags darauf, macht 28½ Stunden, und umgekehrt Abfahrt Paris 10·15 Vormittag, Ankunft Wien 5·15 Nachmittag, macht 30½ Stunden. Da ist nichts zu ändern. Doch halt, fiel uns rechtzeitig ein, ist nicht die Stundenrechnung in Paris um eine Stunde oder genauer um 50 Minuten hinter der Wiener Zeit zurück? Ja so! Und die Fahrtdauer Wien—Paris ist demnach um 50 Minuten länger, also fast 29½ Stunden, und die Fahrtzeit Paris—Wien um 50 Minuten kürzer, oder auch etwa 29½ Stunden. Und daran hatte der Eisenbahnfachmann, der das Zeitungscommuniqué verfasste, gar nicht gedacht. Hoffentlich lassen ihn seine Vorgesetzten zu Studienzwecken eine Reise nach Paris machen, damit er in Teile seine Uhr nach Pariser Zeit zurückrichten kann, und das nächstemal die Folgen der Drehung der Erde von West nach Ost besser begreift.

*

In dem oft besprochenen Buschtiehrader Verlosungsconflict hat das Oberlandesgericht Prag eine vernünftige, gesetzentsprechende Entscheidung gefällt, indem es in Abänderung der Entscheidung des Handelsgerichts Prag die Einberufung der Prioritätenversammlung anordnete. Es ist nach dem mindestens Halbdutzend vorangegangener Rechtsverweigerungen in dieser Angelegenheit und in der wesensgleichen Prag-Duxer-

Affaire nicht überflüssig, dies ausdrücklich anzuerkennen. Hoffentlich ertheilen die Gerichte nun auch den Klageconsens, wenn die Prioritätenversammlung die Klageführung beschließt. Dann wird man wieder glauben können, dass wir in Oesterreich, wenigstens wenn keine politischen Motive mitspielen, in einem Rechtsstaate leben. Wo Politik im Spiel ist, glaubt es ohnedies niemand mehr!

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Still, todt, öde, traurig, kein Wort trifft vollständig den Stimmungsinhalt der hiesigen Börsentage. Das Geschäft, das noch bis vor wenigen Monaten kaum zu bewältigen schien, ist fort — spurlos verschwunden. Wie die Schwäche nach dem Fieberanfall einzutreten pflegt, ist nach den letzten Curstürzen eine unheimliche Leblosigkeit über die Börse gekommen. Die Curse pendeln hin und her. Hier schreit ein Makler ohne Hindernis den Curs eines Papiers um 2 Procent hinauf, dort wirft ihn auf gleiche Weise ein anderer Makler ebensoviel hinunter. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass sich der Börse eine wachsende Muthlosigkeit bemächtigt. Dazu kommt dann noch, dass unsere liebliche Gesetzgebung den Bankier vogelfrei macht. Kein Mensch weiß ob nicht morgen der Kunde, den er bisher für seinen sichersten hielt, den Differenzeinwand macht. An jedem Tage tauchen neue Gerüchte auf, die von Massendifferenzeinreden bei den großen Banken zu berichten wissen. Die Banken haben durch ihre Wechselstub.n in den verflossenen guten Tagen den Privatbankiers arge Concurrenz gemacht. Jetzt aber concentrieren sich bei ihnen, wie vordem die Capitalien und die Geschäfte, auch die Verluste. Von einer hiesigen Bank geht die Mär, dass sie bis jetzt 160 Differenzklagen zu führen habe. Nun wird man wahrscheinlich gut thun, von dieser Anzahl allerhöchstens die Hälfte zu glauben. Aber das Entstehen solcher Gerüchte ist doch ein Zeichen der Zeit.

*

Die einzige Freude, die der Börse in diesen Tagen bereitet wurde, gieng vom Präsidenten unserer Reichsbank aus, der die Ermäßigung des Disconts um ½% für gut befand. Das Ereignis erregte in Fachkreisen keine geringe Verwunderung. Noch ein paar Tage vorher hieß es, dass wegen der politischen Lage an eine Ermäßigung nicht zu denken sei, und dann kam sie doch. Und sie fand einen eigenartigen Widerhall auf dem internationalen Geldmarkt. London versteifte sich von jenem Tage ab ganz erheblich. Nach dem Stand d.r Wechselcurse ist dadurch noch keineswegs die Gefahr einer Geldausfuhr acut geworden. Aber wenn London, wie man erwartet, im Laufe der Woche noch seinen Discont erhöhen sollte, so wäre allerdings die Lage für Deutschland recht unangenehm. Wenn man all das in Betracht zieht, ist es doch wirklich eigenthümlich, dass der sonst stets überaus vorsichtige Reichsbankpräsident sich zu dieser Maßnahme verstanden hat. Präsident Koch thut nichts der Speculation zu Liebe, und er hat sicher nicht den Discont ermäßigt, um die Börse zu erfreuen. Es müssen gewichtigere Gründe wirkend gewesen sein. Man vermuthet allgemein, dass das treibende Moment wohl in der Erwägung zu suchen sei, man könne mit der Begebung einer neuen Anleihe nicht hervortreten, wenn die alten Titres ständig sinken. Deshalb verstand man sich zu der Maßnahme, die denn auch nicht ohne Wirkung blieb. Vorderhand leugnet man zwar noch immer die Nothwendigkeit neuer Anleihe-emissionen. Aber dass der Spaziergang nach Peking ohne neue Anleihen durchzuführen ist, scheint doch nicht recht wahrscheinlich. G. B.

## Kunst und Leben.

Die Berliner Secessionsbühne hat mit ihrem Namen und ihrer Vorankündigung das Kunstgeckenthum Wiens erobert; mit einigen Vorstellungen aber, die wir zu sehen bekamen, die unbefangenen Beobachter. Sie ist nicht so secessionistisch, als die Snobs erhofft haben. Man sprach von einem neuen Stil der Ausstattung, der Inscenierung, von einer Zuhilfenahme moderner Architektur und Malerei für die Bühne. Man erzählte davon, dass bei der bevorstehenden Errichtung des festen Berliner Secessionstheaters eben darauf Rücksicht genommen werden solle: moderne Decorationskunst werde sich des ganzen Hauses bemächtigen, Kunsteindrücke verschiedener Art sollen im Wagner'schen Sinn zusammenwirken, echte Kammermusik werde also etwa einen Zwischenact ausfüllen. Davon bekamen wir in den drei ersten Wiener Vorstellungen noch nichts zu merken. Der Bau und der Fundus des Josefstädtertheaters geben selbst dem romantischesten Regisseur wenig Möglichkeit zur Schwelgerei, und die ganze architektonische Neuerung im Haus besteht darin, dass das Orchester mit einer Decke verhüllt wurde, auf welcher der Leitspruch der Wiener Secession geschrieben steht und die Herren der ersten Bankreihe ihre Hüte und Stöcke aufbewahren. Ein Programm drängt sich bisher nicht auf. Bloß eines der Stücke hätte als Programm gelten können: „Gioconda“. Aber gerade diese Aufführung gelang am wenigsten.

*

Von D'Annunzio geht dieser ganze Secessionismus zum guten Theile aus, die „Gioconda“ dürfte einer der stärksten Anreger zur Theatergründung der Herren Martin und Zickel gewesen sein. Denn in diesem Stück liegt scheinbar eine sehr deutliche Forderung nach neuem Stil. Wir sind heute an den deutschen Naturalismus der Bühne gewohnt, aber hier wird mit den Worten einer neuen, romanisch klangvollen Lyrik [illegible] declamiert. Unser Theater ist heute von der Literatur dazu erzogen, aus dem Schein nüchternster Wirklichkeit bescheidene Blüten von Poesie [illegible] gleichsam unvorhergesehen — hervorbrechen zu lassen, aber bei D'Annunzio muss sich die Bühne mit dem schwersten Blumenduft rhetorischer und [illegible] Pracht [illegible] seine Kunst zur Wirkung kommt. Der Dichter [illegible] hat oft genug verkündet, dass er ein ganz anderes Theater als das heutige naturalistische ersehnt. Nun versuchte Herr Zickel mit seiner Schauspielerschaar zu stilisieren. Aber was zeigte sich? Dass man dem Stücke damit allein keineswegs schon beikommt. Herr Christians stilisierte den Lucio in heroischen Tönen; Frau Bertens sprach, ehe sie im dritten Act ihre ausgezeichneten dramatischen Accente fand, die Silvia mit gekünstelter Innigkeit. Von der wahren Natur des Stückes, wie sie etwa in der viel einfacheren, ungesuchteren Darstellung der Duse-Truppe sichtbar wurde, entfernten sie sich dadurch erschreckend weit. Was nützt die raffinierteste Stilkunst (selbst mit den feinsten Hilfsmitteln moderner Malerei), wenn den Schauspielern eines Stückes die menschliche Echtheit fehlt; und wo will ein deutscher Schauspieler so rasch die richtigen Mittel hernehmen, um einen D'Annunzio'schen Menschen auch nur zu ermöglichen? Zwei so glänzende, starke Darsteller wie die Herren Kayßler und Gregori waren in kleineren Rollen des Stückes beschäftigt und haben es eigentlich am klarsten bewiesen: tausend Unterschiede trennen unsere Helden von D'Annunzios Landsleuten. Sollen wir nun unsere Eigenarten verleugnen, um problematische Künste dafür einzutauschen? Gegen solchen Zwang von außen erhebt sich die innere Wahrheit. Gegen die Stilkunst die Heimatkunst.

*

Ein anderer Abend brachte die Ibsen'sche „Komödie der Liebe“, und für dieses entzückende Proverb im älteren Versstil waren alle Hilfskräfte glänzend zur Stelle. Es wurde eine Aufführung, in der sich — nur selten erleben wir's im Theater — echte Dichtkunst unmittelbar in echte Bühnenwirkung umsetzte. Der stärkste dieser drei Abende aber war der letzte. Man gab Erich Schlaikjers bürgerliches Trauerspiel „Hinrich Lornsen“, ein Stück weniger von secessionistischem Stil als von naturalistischer Stillosigkeit. Da konnte die Schauspielkunst der Berliner voll triumphieren. Herr Gregori spielte einen jungen, nervösen socialistischen Schriftsteller, der seine sündige Mutter richtet und in den Tod treibt, sich mit Umgebung und Heimat verfeindet und als Einsamer und Unglücklicher, der sein Unglück und seinen Hass hütet wie einen Schatz, in die Fremde geht. An dieser Figur war die prachtvolle Kraft des Darstellers das Beste. Aber auch dem Verfasser gelang es mit nicht geringer Kunst, die Umrisse dieses Charakters festzuhalten. Trotz unzulänglicher dramatischer Arbeit weiß Schlaikjer zu fesseln, und er schreibt vor allem einen Dialog von ungewöhnlich scharfer Intelligenz und herrlicher Gesinnung. Er erinnert damit ein wenig an den „Probecandidaten“, aber er hat doch auch etwas von einem Dichter. Die ausgezeichnete Unterstützung dieses Theaters hat er verdient.

*

Nun kam Donnerstag als vierte Neuheit Maeterlincks „Pelleas und Melisande“ dazu. Damit strebte die Stilkunst des Herrn Zickel ihrem Gipfel zu — mit mehr Erfolg als in der „Gioconda“. Else Heims als Melisande war allein hinreißend genug, um das Experiment zu retten. Ich komme darauf noch zurück. A. G.

*

Am 17. d. M. ist aus der Wiener Staatsanwaltschaft ein Schriftstück herabgelangt, in welchem der gegenwärtig amtführende Referent für Pressangelegenheiten zu einem völlig unerwarteten Thema das Wort ergreift: zur Frauenfrage. Veröffentlicht wurde es im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, und seinen amtlichen Titel und Charakter hat der Verfasser Baron Klingspor dabei nicht mitgenannt. Er wird uns trotzdem gestatten, dass wir seine Arbeit gerade von dieser amtlichen Seite betrachten; sie ist — wenn wir nicht unhöflich sein sollen — die bemerkenswerteste daran. Neue sociale Zusammenhänge werden sichtbar. Was war bisher ein Staatsanwalt für Pressangelegenheiten? Ein stiller Einsiedler, der einen anonymen Rothstift schwingt, die Arbeiten anderer — man nennt sie Schriftsteller oder Journalisten — auf Staatsgefährlichkeit prüft und schlimmsten Falles einen deutschen Aufsatz unterfertigt, in welchem die Aufreizung „zu Hass und Verachtung“ gebrandmarkt wird. Anders von nun an. Der sich früher damit begnügen musste, fremde Gedanken zu verstümmeln und deren Bruchstücke durch die berüchtigten leeren Papierflecke zu ergänzen, er treibt heute auf seinem eigenen Revier sein — Wesen. Er ist mit der Veranstaltung von Nachsätzen beschäftigt, deren Vordersätze von niemand anderem als ihm herrühren; und sendem er selber in schwachen Stunden mehr oder weniger sinnvolle Linien von Tinte übers Papier führt, durften die confiscierten Stellen in den Arbeiten seiner neuen Collegen sich verringern. Einst, in der aufgeklärten Zeit, nahm man Schriftsteller zu Censoren; heute werden die Censoren zu Schriftstellern. Auch nicht übel. Auf dem Umweg solcher seelischer Metamorphosen nähert sich Oesterreich vielleicht der Pressfreiheit.

*

Unter diesen Umständen darf man dem Freiherrn v. Klingspor die Sache wirklich nicht erschweren: es war nur klug und verdienstlich von der „Neuen Freien Presse“, dass sie sein feuilletonistisches Document [illegible] abgedruckt hat. Wenn dieses Blatt es nöthig hätte, sich vor Confiscation zu schützen — was ja nicht der Fall ist — so gäbe es auch kein besseres Mittel dazu. Denn selbst ein Auge des Gesetzes kann, wenn es die Correcturen seines eigenen Beitrages zur Frauenfrage liest, nicht auch noch um die Ecke des politischen Leitartikels schielen. Freilich, der Herr Staatsanwalt hätte sich schließlich auch bei der Correctur seiner eigenen Arbeit von einem Anderen — einem Schriftsteller oder Journalisten — helfen lassen können. Mancher von uns hätte ihm gern seinen

Rothstift geliehen, und eine Behauptung wie die, dass für den Mann in der Ehe „das von der häuslichen Gattin unterhaltene Herdfeuer zur Zufluchtsstätte(!) seiner Hemdärmelstimmungen wird", wäre vielleicht besser durch eine leere Stelle des weißen Papiers ersetzt worden — trotzdem sie ja nur stilistisch zu Hass und Verachtung aufreizt . . .

*

Allein so weit sind wir noch nicht. Der gewöhnliche Fall ist doch noch der, dass der Schriftsteller schreibt und der Censor verbietet. Hugo Salus, dessen reizende Gedichte man kennt, wurde in diesem Augenblick davon betroffen. Er schickt mir seinen noch nicht veröffentlichten Einacter „Susanna im Bade" mit der Nachricht, dass das Stück zur Aufführung im Wiener Gastspiel der Secessionsbühne nicht zugelassen wurde. Man wird mir nicht gestatten, es jetzt zu loben, da es dem öffentlichen Urtheil noch nicht unterbreitet ist. Aber interessant ist die Verfänglichkeit, mit der Salus dem Censurverbot verfiel: die Schuldigen des Stückes sind zwei Richter, wenn auch nur Richter im alten Israel! Resatha und Jschabath, zwei lüsterne Alte, trotzdem in Amt und Würden, haben sich an den Reizen der badenden Susanna als Zuschauer ergötzt und — Salus ist Arzt und spitzt den Fall pathologisch zu — vor Unzucht zu schreien begonnen. Nun sind sie verrathen und sehen keinen anderen Ausweg als den, eine lügnerische Anklage gegen Susanna zu schmieden: sie wäre in Gesellschaft eines Mannes gewesen. Schon überantworten sie die Verleumdete vor dem erregten Volk den Henkern — da werden sie mit der Frage überrascht, wozu sie die Badende denn überhaupt belauert hätten. Die Wahrheit kommt auf, die Richter werden gerichtet. So fein und moralisch wendet Salus die alte Legende. Nun aber behält der gerechte Poet auch seinerseits nicht Recht. Einer steht über ihm, und der verurtheilt ihn: der Censor. Resatha und Jschaboth sind wieder gerettet; es gibt in der niederösterreichischen Statthalterei einen Mitleidigen, der sie beschützt. Am.

---

## Bücher.

Dr. med. Eduard Reich: Gedanken und Betrachtungen über mancherlei Dinge der Welt und Angelegenheiten des Menschen. F. W., Königl. Hofbuchdrucker in Arnsberg, 1899.

Der Verfasser ist Mitglied sehr vieler gelehrter Gesellschaften und gemeinnütziger Vereine, die auf dem Titelblatt aufgeführt werden, außerdem ein edler und menschenfreundlicher Mann, der jede Inhumanität, und also auch den Antisemitismus, leidenschaftlich bekämpft, der ganz besonders dem zum Bösen zwingenden tantum-quantum System, wie er unsere manchesterlich-capitalistische Gesellschaftsordnung nennt, vom Herzen gram ist und es durch eine bessere, der Veredelung und Vervollkommnung des Menschen dienende Ordnung ersetzt wissen will, ein Mann endlich, der sehr viel gelesen und über alle Dinge nachgedacht hat. Aber all diese guten Eigenschaften entbinden ihn nicht von den Rücksichten, die man dem Publicum schuldig ist, wenn man ein Buch herausgibt. Es ist nicht erlaubt, einen ungeordneten Haufen von Lesefrüchten, hingeworfenen Notizen und längeren Aufsätzen über Themata, die in gar keiner inneren Verbindung mit einander stehen, zusammenzuraffen und als ein Buch herauszugeben, und der Pflicht zu ordnen und zu verbinden wird dadurch noch nicht genügt, dass man die „Gedanken und Betrachtungen" in Gruppen sondert (Philosophie und Religion; Culturgeschichte; sociale Politik und Naturlehre der Gesellschaft; Vegetarianismus und Magnetismus, Hygiene und Medicin; Veredelung des Menschen), besonders, wenn ein und derselbe Gegenstand in verschiedenen Gruppen vorkommt. Was hat es für einen Sinn, zwischen „Religion" und „Musik" eine dreiviertel Seiten lange Betrachtung mit der Ueberschrift „Buddhismus" einzuschalten? Zwischen einem Artikel über England und einem über die Chemie des Mittelalters steht einer über Occultismus, und der ist dreizehn Zeilen lang! Als Aphorismen sind diese Brocken nicht kurz und pointiert genug, und auf den Namen „Betrachtung" können sie schon ihrer Kürze wegen nicht Anspruch machen. In einer anderen Gruppe werden dann die „geheimen Wissenschaften" etwas eingehender, auf dreizehn Seiten, „betrachtet". Ein Gegenstand von dem Umfang und der Wichtigkeit der Criminalität — der Verfasser nennt es Criminalismus — wird auf anderthalb Seiten abgefertigt, und auf „Griechenland und die Frauen" (ebenfalls anderthalb Seiten) folgen „Betrachtungen über Namenkunde", das heißt Excerpte aus Kleinpauls „Menschen- und Völkernamen". Aus den anthropologisch-medicinischen Partien dieses dicken Buches hätte der Verfasser ein brauchbares kleines Büchlein, zum Beispiel über den Einfluss der Ernährung auf die Körperschönheit, machen und seinen größeren Werken, die er anführt, nachschicken können. Seine Nachlässigkeit geht soweit, dass er mitten unter den deutschen Aufsätzen einen französischen: La Guerre et la Paix unübersetzt stehen lässt. Er ist nämlich Holländer (aber trotz seines deutschen Namens romanisch-slavischer Abstammung, wie er gelegentlich mittheilt), und das Französische scheint ihm geläufiger zu sein als das Deutsche. Und um zum Schluss noch kurz seine Weltansicht zu charakterisieren, so sei bemerkt, dass er Theist, aber kein Dogmengläubiger ist, dem Buddhismus und Occultismus zuneigt, den Krieg unbedingt verwirft, die Medicinärzte bekämpft, und dass seine Verurtheilung des Fleischgenusses bis ins Schrullenhafte geht. —t—

Dr. Eduard Martinak, k. k. Gymnasialdirector und Privatdocent in Graz: Psychologische Untersuchungen über Prüfen und Classificieren. Vortrag, gehalten in der ersten Vollversammlung des VII. deutsch-österreichischen Mittelschultages, Wien, Ostern 1900. Alfred Hölder.

Zum Jahresschluss der Mittelschulen und zu den Maturitätsprüfungen, die eben jetzt wieder ihre kurze, aber drückende Tyrannis beenden, stellt sich diese Schrift als sehr zeitgemäßer Mahnruf ein. Der Verfasser geht von einer rein sachlichen Untersuchung aus: von der psychologischen Untersuchung dessen, was sich beim „Prüfen" abspielt. Ueber diese Frage liegt bisher eine Literatur nicht vor. Dr. Martinak benützt die psychophysischen Forschungen von Meinong, Ebbinghaus und zum Theil auch Fechner und gibt die Definition: Prüfen heißt jede Thätigkeit, die darauf abzielt, uns Kenntnis über die dauernden psychischen Dispositionen des Gefragten zu verschaffen. Wie aber kann dies geschehen? Nur durch das Provocieren einer willkürlich ausgewählten Leistung, wobei aus der größeren oder kleineren, besseren oder schlechteren, minder- oder überwertigen Leistung auf die Größe oder Güte oder den Wert der Disposition geschlossen wird. Es ist nun die Frage ob zwischen diesen beiden, Leistung und Fähigkeit, wirklich eine gerade, durch nichts gestörte Proportionalität besteht. Das Classificationssystem unserer Schulen beruht auf dieser Annahme, aber der Verfasser — selbst österreichischer Schulmann — schrickt nicht davor zurück, die nothwendigen Fehlerquellen dieses Systems ins schärfste Licht zu rücken. Wie will man überhaupt psychische Leistungen „messen"? Wie kann man die mehr als mittelmäßige Begabung würdigen, für die ja der Maßstab der Schule gar nicht ausreicht? Wie die zufälligen, durch Gefühle hervorgerufenen Störungen der Schülerleistung berücksichtigen? Und wie endlich die Verschiedenheit und Subjectivität des Standpunkts beim Beurtheilen vermeiden? Prüfen und Classificieren sind nach des Verfassers Ansicht ein Uebel, das der Staat in die Schule verpflanzt hat; dieser braucht die Zeugnisse der jungen Leute als Anhaltspunkt für ihre Verwendung. Sache der Schulmänner wäre es, demgegenüber immer wieder den Forderungen der Natur und des menschlichen Geistes ihr Recht zu wahren. Reichsdeutsche Schulen und Schulmänner perhorrescieren schon lange die alltäglichen Prüfungen.

aeo.

Henri Detouches: De Montmartre à Montserrat. Paris, Société du Mercure de France.

Die Sehnsucht eines jungen Pariser Künstlers, sich und den wirbelnden Wust der großstädtisch-modernen Impressionen auf gute Art loszuwerden — und sei es auch nur für eine kurze Pause — hat dies Buch geschaffen. Und die totale Unfähigkeit des Culturmenschen, seine Cultur zu Hause zu lassen, wenn er in die Fremde geht, um Natur oder andere Culturen aufzusuchen, ist das interessante Ergebnis des Buches. Die „empfindsame Reise" des Autors, der vom Moulin de la Galette aufbricht und seine Nerven durch den Anblick des spanischen Volkslebens und der großen katholischen Architektur beruhigen will, geht, welche Gegend auch immer die Tagebuchnotizen uns vorlügen wollen, eigentlich doch stets mitten durch Paris. In mehr oder minder kräftigen Beschreibungen taucht ein Stück modernes Spanien, Land und Leute, Volkstypen, Städtebilder, Landschaftscharakter, empor. Aber alles das ist überwuchert von Pariser Reminiscenzen, die, als Vergleiche, Beispiele, Stimmungsresiduen oder lose Erzählungen ohne Zusammenhang, in graziöser Unordnung überallhin verstreut und eingewoben sind. Und während der Autor seine müde Seele durch seine geliebte spanische Welt spazieren führt, breitet er gemächlich ihren ganzen Pariser Inhalt aus. So ist zwischen den Eindrücken von Stierkämpfen, Blumenmärkten, Gitanas und Heiligenbildern über Forain, Raps, Willette und andere, die auf dem Montmartre groß geworden oder verkommen sind, manches charakteristische oder sentimentale Detail erzählt. Am liebsten sentimental; auf manchen Seiten wüthet ein wahrer Rausch der wehmüthigen Erinnerung. Freilich, daraus spricht wieder eine solche Liebe zu der großen Stadt und ihren Künstlermenschen, dass diese Reflexe einer empfindsamen Wanderung stellenweise echter und kräftiger den Pariser Eindruck wiedergeben, als eine wirkliche Schilderung. An solchen Stellen hat auch die Sprache Detouches' einen anderen Rhythmus; die Sätze haben einen ruhigeren Athem, die Worte persönlichere Fülle, während sonst die bombastische Schilderung, die alle Farben gewaltsam zum Leuchten bringen möchte, mit trockenem Zeitungsreferat ziemlich jäh abwechselt. Die Illustrationen von der Hand des Autors, die dem Texte beigegeben sind, zeigen ein ganz analoges Verhältnis von Wahrheit und Stimmung: sie sind von einer reizenden Intimität, wo sie verlassene Straßenecken, Friedhofsmauern des alten Paris, oder gar den Moulin de la Galette in seinen verschiedenen Gestalten und Ansichten darstellen. Die Abbildungen der spanischen Felsgebirge aber bleiben mit ihrem ohnmächtigen Pathos ziemlich wirkungslos. w. h.

Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk. Herausgegeben von Dr. Ludwig Jacobowski: Goethe. Mit Porträt und Einleitung von Dr. Ludwig Jacobowski. — Heine. Mit Porträt und Einleitung von H. H. Houben. Preis je zehn Pfennige. Verlag G. E. Ritzler, Berlin.

„Zehn Pfennige" ist die Devise dieser Hefte, und darin liegt eine Empfehlung, gegen die kein Argument aufkommt. Wenn man ausgewählte Werke Goethes oder Heines für sechs Kreuzer zum Eigenthum bekommt, wird man den Versuch, diese Ausgaben nun auch kritisch durchzuhecheln, als beinahe taktlos fernhalten wollen. Die Hauptsache ist auf alle Fälle, dass mit einer solchen Ausgabe die Classiker ins Volk zu dringen und die Privilegien der schönwissenschaftlichen Bildung zu schwinden beginnen. Dies sagen wir uns, und wir möchten uns darum am liebsten begnügen, dieses verdienstvolle und höchst originelle Unternehmen bloß zu annoncieren. Aber wir können uns doch auch einen Wunsch nicht versagen: dass sich mit Hilfe eines sehr guten Absatzes in späteren Auflagen die Ausstattung dieser Hefte verbessern lasse. Es ist gewiss sehr rühmlich, wenn jeder Lohnarbeiter für das Geld, das er sonst an den Tabakgenuss eines halben Tages wendet, vom Lebenswert eines Dichters ein gut Theil sich erwerben kann, wenn auch nur auf rohem Papier gedruckt. Und es ist ganz ausgezeichnet, dass er dazu noch so klare und orientierende Einleitungen bekommt wie in diesen Heften. Aber nicht grundlos wächst heute eine Strömung heran, die auch aus social-politischen Gründen auf die ästhetische Form Gewicht legt.

## Revue der Revuen.

**„Die Umschau"** (16. Juni). Dr. Albrecht Wirth schreibt über die „Auftheilung Asiens". Einst gehörte die Weltherrschaft den Arabern, dann den Mongolen und lange Zeit den Türken; erst in neuester Zeit haben die Europäer die Welt erobert. In Amerika und Australien besiedelten sie das Land, während sie in Afrika und Asien wohl das politische Uebergewicht erlangten. Den Anstoß zu der Entwickelung, die zu der Oberhoheit der Europäer in Asien geführt hat, gaben die Russen. An den Pelzhandel der Nowgoroder anknüpfend, überschritten sie seit 1500 den Ural und rückten in das irtische Gebiet ein; sie bevölkerten das Land allmälig und haben Sibirien und Turkestan bis heute eine europäische Einwohnerschaft von 3·75 Millionen gegeben, während die übrigen Europäer in Asien, inclusive der englischen Garnisonen, noch keine Viertelmillion ausmachen. Während die Russen auf dem asiatischen Continent vorrückten, setzten sich Portugiesen, Spanier und Holländer auf den Inseln fest; erst später kommen Engländer und Franzosen hinzu. Seit 1815 ist der europäische Kampf um Asien wesentlich ein Wettkampf zwischen Russland und England. England befestigte und arrondierte sich in Indien, hat aber im Grund wenig Halt bei seiner indischen Bevölkerung und muss jede Verstärkung kostspielig per Schiff aus dem Mutterlande herbeischaffen, während Russland in seinen Kosaken eine tüchtige Landarmee besitzt, der es, besonders nach seiner Vollendung der transsibirischen Eisenbahn, leicht Hilfstruppen zusenden kann.

Der **„Kunstwart"** bringt in seinem ersten Juliheft ein bedeutsames Schriftstück zum ersten Abdruck: nämlich eine Petition an den deutschen Reichstag, die zur neuen Tagung überreicht werden soll und das Verlangen nach einer Reichsstiftung zu Gunsten der deutschen Dichtung enthält. „Goethe-Stiftung" ist als Name in Aussicht genommen. Ihre Hauptwirkung soll — kurz gesagt — darin bestehen, dass sie das dichterische Schaffen nach seinem inneren Wert prämiiert. Geistige Güter haben bisher nur einen Marktwert wie körperliche; Angebot und Nachfrage sind allein entscheidend. Während Tantiemenjäger zu Millionären werden, müssen literarisch Bedeutende jahrzehntelang um Geltung ringen, und oft dringen sie erst lange nach ihrem Tode durch, zu einer Zeit, wo die Werke für den Handel „frei" und also auch für die Nachkommen des Schöpfers erträgnislos sind. Hebbel und Ludwig sind Beispiele dafür. Die nothwendige Correctur dieser Verhältnisse will die Goethe-Stiftung mit einem zum Ankauf dichterischer Werke ausgerüsteten „Urheberschatz" bestreiten. Sie verlangt dafür aus Reichsmitteln eine jährliche Beihilfe von 250.000 Mark — im Vergleich zu öffentlichen Ausgaben für bildende Kunst noch immer eine sehr geringe Summe — und einen gewissen, gesetzmäßig zugesprochenen Gewinnantheil an allen im Buchhandel tantiemenfrei gewordenen Dichtungen . . . Die Anregung und Fassung dieser ausgezeichneten Gedanken geht vom Herausgeber des „Kunstwarts", Ferdinand Avenarius, aus; für die Unterfertigung seiner Petition hat er die glänzendsten Namen deutscher Kunst und Wissenschaft gewonnen.

**„Revue de Paris"** (15. Juli). H. François, seit 1896 beim Consulat in Long-Tschou und seit 1898 französischer Generalconsul in Yun-Nan-Sen, der in China die Unterhandlungen wegen der Bahn von Tonking nach Yun-Nan und die Vorarbeiten dafür leitet, gibt in einer Reihe von Privatbriefen ein lebendiges Bild der Beobachtungen, die er auf seinen Streifzügen und Erforschungsreisen durch das südchinesische Gebiet angestellt. Trotzdem diese im elegantesten Pariserisch geschriebenen, von echt gallischem Humor durchzogenen Zeilen sich wie ein lustiger Roman lesen, dessen flotter, schneidiger Held der Verfasser ist, treten die Mühsale und Widrigkeiten, mit denen das Leben in China für den Europäer verbunden ist, deutlich darin zu Tage, und auch die verhältnismäßige Zwecklosigkeit dieser so mühsam erzwungenen Ansiedlungen. Durchschnittlich dreißig Einwohner bevölkern einen Kilometer Land, und ein Areal von 5600 Quadratmeilen wirft ein Erträgnis von 24.000 Francs ab. Unermesslich sind die Terrainschwierigkeiten, die sich technischen Anlagen entgegenstellen. Das Schlimmste an diesem Land ist aber seine Bevölkerung, ein tückisches, verschlagenes, den Fremden feindseliges Gesindel, das allerdings durch entschlossenes Auftreten unschwer in Bann zu halten ist. Es scheint, als wäre es sich der Macht, welche die Ueberzahl ihm gibt, nicht bewusst; jeder steht als Einzelwesen dem einzelnen Europäer gegenüber, keiner rechnet auf die Hilfe seiner Gefährten, und thatsächlich besteht auch nicht die geringste Solidarität zwischen ihnen. Stürzt von den vielen Trägern, welche die Lasten quer durchs Land befördern, einer erschöpft oder krank zusammen, so schreiten seine Genossen ganz kalt und theilnahmslos über ihn weg und überlassen ihn seinem Schicksal. François schildert diese Kulis, die man, sobald man eine Reise unternimmt, in großer Anzahl mieten muss, als ein entsetzlich verkommenes, elendes Volk. Mit Wunden und Ungeziefer bedeckt, in Lumpen gekleidet, halb verhungert, schöpfen sie die viele Kraft, die es erfordert, um Lasten von 40 bis 50 Kilo auf schlechten Gebirgswegen täglich etwa 25 Kilometer weit zu tragen (wofür sie eine Entlohnung von circa 1½ Francs erhalten), lediglich aus dem Opiumgenuss, der ihnen Speise und Trank ersetzt und ihnen, trotzdem er sie dem sicheren Verderben zuführt, für den Moment die nothwendige Widerstandsfähigkeit verleiht.

Aus der **„Revue scientifique"** erfährt man, dass — ebenso wie die Wiener Akademie der Wissenschaften — auch die Pariser anthropologische Gesellschaft die Einrichtung eines phonographischen Museums plant. M. Azoulay legt in einem Artikel die Ziele einer solchen Gründung dar und gibt damit vor allem nach der experimentell naturwissenschaftlichen Richtung bemerkenswerte Ergänzungen zu den Ausführungen der Wiener Gelehrten. In der Meteorologie, der Elektricität, der Hydraulik hofft er mit Hilfe des Phonographen wissenschaftlich interessante Töne festzustellen. Für die Industrie und praktische Mechanik werde es von Nutzen sein, hörbare Vorgänge bei einer Maschine, einem Verfahren &c. zu constatieren und hörbare Diagramme ihres Ganges zu erhalten: Zeugen ihres richtigen Functionierens, die sich jederzeit vergleichen lassen und Versuche erlauben.

**„Cassiers Magazine"** (Juli). W. C. Dodge beweist, dass in Amerika der Aufschwung des Handels mit dem der technischen Erfindungen Hand in Hand gegangen. In den Dreißigerjahren, wo es etwa nur 10.000 patentierte Erfindungen gab, betrug der Wert der erzeugten Waren gegen 80 Millionen Dollars. Zwischen 1830 und 1850 wuchs die Zahl der patentierten Erfindungen auf 45.000, während der Wert der Producte bis zu 1015 Millionen stieg. In jedem folgenden Decennium verdoppelten sich diese Zahlen. Vor zehn Jahren war Amerikas Import doppelt so groß wie sein Export; heute ist das Verhältnis umgekehrt, und man nimmt an, dass die Gesammtsumme der im Jahr 1900 exportierten Waren 400 Millionen Dollars repräsentieren dürfte, während man den Wert der Gesammtproduction auf 2900 Millionen beziffert. Dabei wurde die Arbeitszeit um 25 Procent verringert, während die Arbeitslöhne um 48 Procent erhöht wurden und die Production um 40 Procent per Kopf gewachsen ist. Dies enorme Wachsthum ist lediglich dem Antheil der Maschinen zuzuschreiben; und nicht nur in der Industrie, auch in der Agricultur leistet die Maschine den größten Theil der Arbeit. „Man kann wohl sagen," schreibt Dodge, „dass wir Korn fabricieren; denn von Maschinen wird es gesäet, geschnitten, gebunden, gedroschen, gereutert, in Säcke gethan und aufgespeichert." Ebenso werden die Kartoffeln heute mittels Maschinen angebaut, und selbst in der Hauswirtschaft stoßen wir überall, beim Kochen, Nähen und Waschen, auf die kräftige Mitwirkung der Maschine. Der ungeheuere Aufschwung Amerikas, der heute die ganze Welt in Bewunderung und Besorgnis versetzt, ist zweifellos auf sein treffliches Patent-System zurückzuführen, das zum Erfinden ermuntert hat. Heute mögen etwa 500.000 patentierte Erfindungen in den Vereinigten Staaten existieren. — L. Lodion berichtet von einer Inspection der trans-sibirischen Eisenbahn und hebt hervor, dass er auf der ganzen Ural-Linie kaum einem Tunnel begegnet, und erst nach einer Fahrt von 6000 Meilen auf einen solchen gestoßen sei. Die russischen Ingenieure sind nämlich abgesagte Feinde der Tunnels und machen lieber einen größern Umweg, ehe sie sich zu einem Durchstich entschließen. Ist der Berg nicht allzu hoch, so kommt es überdies vor, dass sie ihn in die Luft sprengen und die Bahn in der so geschaffenen Schlucht fahren lassen. Sie gehen nämlich von der Ansicht aus, dass Tunnels dadurch, dass sie stets reparaturbedürftig sind, eine fressende Wunde bilden, die man aufs äußerste vermeiden muss.

---

## Der Fall Bardot.

Novelle von Urbain Gohier.

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

In einem einzigen Augenblicke zogen alle die Sonderbarkeiten in den Worten und Thaten unseres Wirtes in den der Mordthat unmittelbar vorangegangenen Stunden an meinem Geiste vorüber; ich hatte mir sie nicht erklären können, und konnte es auch jetzt nicht, aber sie wurden auf einmal so wichtig, dass sie mir jetzt noch dunkler vorkamen. So viele confuse Ideen stürzten auf mich ein, dass ich mich erhob und mit schnellen Schritten im Zimmer auf- und abgieng.

Der Gedanke, dass Bardot seinen Freund getödtet habe, konnte mir nicht kommen. Nein, wahrhaftig, er konnte mir nicht kommen, und ich ließ es nicht zu, dass er sich in mir bildete. Aber ich fühlte, wie er trotzdem in mir lebte und wie er im nächsten Augenblicke greifbare Form annehmen würde. Es war absurd, das geringste Nachdenken musste dies darthun. Vor meinen Augen stand noch der Schauplatz der jüngstvergangenen Ereignisse. Ich hatte ihn genügend betrachtet in der herrlichen Nacht, wo mir Bardot seinen eigenartigen, kräftigen Geist eröffnet hatte, dann am Morgen im Sonnenglanze, und ich wusste, dass die Ermordung Lussans durch Bardot eine materielle Unmöglichkeit war.

„Ach, wozu zerbrichst du dir den Kopf?" rief eine Stimme in mir, „Bardot ist kein Mörder."

„Bardot ist kein Mörder," antwortete das andere Ich, das nachdenkende und widersprechende Ich. „Das kann vielleicht bewiesen werden, aber es ist nicht vernünftig, es nicht ohne Beweis anzunehmen. Weil wir mit einem Menschen mehr oder weniger verbunden sind, halten wir ihn gerne aller großen Uebelthaten für unfähig, die unsere Gewohnheiten stören und uns aus unserem mit kleinlichen Spitzbübereien angefüllten Leben aufschrecken. Aber alle Räuber, alle Mörder haben eine Familie im Augenblicke, wo sie zu Räubern und Mördern werden. Dass Bardot Kameraden hat, und dass ich zu ihnen gehöre, ist kein Grund, dass er nicht einen Menschen, und noch dazu einen ihm verhassten Menschen, getödtet haben soll. Inwiefern schiebt unsere Bekanntschaft der Existenz und der Heftigkeit seiner Leidenschaften einen Riegel vor?

Es gibt keine moralische Sicherheit a priori, dass Lussan nicht von den Händen Bardots ermordet worden ist; aber es ist vernünftig festzustellen, dass die That physisch unmöglich ist."

Diese Feststellung war leicht. In der Vogellinie war der Schauplatz des Verbrechens mindestens zwei Kilometer von dem Felsen entfernt, auf dem Bardots Haus stand. Aber jemand, der keine Flügel hatte, musste zuerst nach Bonnières gehen, daselbst die Seine auf der dortigen Brücke überschreiten und dann am rechten Ufer bis nach Limetz hinuntergehen, was alles zum mindesten zwei Stunden gekostet hätte; ebensolang oder noch länger hätte man zum Rückweg gebraucht. Den steilen Fels hinabzusteigen, den

Fluss mit einem Boot zu überschiffen und wieder zu Fuß den Fels hinaufzuklettern, wäre durchaus unmöglich gewesen. Bardot aber war bei uns gewesen; eine Stunde vor dem Morde hatten wir ihn mit unseren Augen gesehen, wie er hinaufstieg, um zu Bett zu gehen, und eine halbe Stunde nach der Unthat hatten wir ihn an seinem Fenster gesehen. Diese Thatsachen mussten jeden keimenden Verdacht ersticken.

Trotzdem konnte ich mich nicht von der drückenden Idee befreien. Zwischen dieser nagenden Ahnung und meinen loglichen Schlussfolgerungen entschied ich mich für ein Mittelsystem. Wenn Bardot das Verbrechen nicht selber hatte begehen können, so war er doch der Anstifter und Dinger der Mörder gewesen. In diesem Fall würde das Geheimnis ohne Zweifel bald von der Justiz aufgehellt werden. Nur ein professioneller Verbrecher kann einen solchen Auftrag für Geld übernehmen, und diese Classe ist der Polizei zu gut bekannt und zu genau überwacht, um den Nachforschungen lange entgehen zu können.

Indem ich dieses überlegte, fiel mir ein, dass ein so gescheiter Mensch wie Bardot zu denselben Schlüssen hatte kommen müssen. Ich musste also schließen, dass er unmöglich einem Mörder habe dingen können, und mit diesem Schlusse gerieth ich wieder in mein Dilemma, denn meine geheime Ahnung ließ sich nicht zum Schweigen bringen.

Am dritten Tage wurde ich vom Untersuchungsrichter nach Mantes geladen. Dieser Beamte war mit dem Mordsfall betraut worden und hatte Pichard und Harneby verhört. Mich lud er vor, um von mir die Bestätigung ihrer Aussagen zu erhalten. Dann theilte er mir mit, er müsse noch einige Fragen delicater Natur an mich richten, bei deren Beantwortung ich die Consequenzen meiner Aussagen bedenken möge. Sogleich fühlte ich, dass er mich über Bardot ausfragen wolle, und ich irrte mich nicht. Die Uebereinstimmung meiner trotz aller logischen Schlüsse gebliebenen dunklen Ahnung mit dem Verdacht oder der Möglichkeit eines Verdachtes bei dem Richter beunruhigte mich im höchsten Grade. Was wusste ich von Bardot, von Lussan, von ihrem Charakter, von ihrem früheren Verhältnis? Die Justiz wandte sich an meine Wahrhaftigkeit, um es zu erfahren.

Wie der Beamte mir mittheilte, war de Lussan in eine Falle gegangen. Hundert Meter vor dem Dorfe Limetz hatte man seine Leiche in einem Gebüsch an der Mauer einer zur Zeit unbewohnten Villa gefunden. Vor einem Jahre hatte er für die Eisenbahngesellschaft in Bonnières gearbeitet, war dann nach Amerika gegangen und seit seiner Rückkehr nicht mehr zu dieser nächtlichen Stunde in Limetz oder Bonnières gewesen. Ohne Zweifel hatte er sich an diesem Ort und zu dieser nächtlichen Stunde eingestellt, weil ihm eine bekannte Person ein Rendezvous gegeben hatte. Seine Papiere hatten den Beweis für diese Vermuthung geliefert. In seinem Taschentuch hatte man den Brief gefunden, dem er gefolgt war, den aber allerlei Abkürzungen und Anspielungen fast unverständlich machten. Die Schrift war verstellt, das Papier hatte kein Kennzeichen, der Poststempel zeigte, dass der Brief am Freitag vor dem Verbrechen in der Avenue de l'Opéra zu Paris aufgegeben worden war.

Das Opfer war entweder aus dem Hinterhalt oder aber von einer Person angefallen worden, von der es nichts fürchtete, denn bei ihm war ein unbenützter geladener Revolver gefunden worden. Zuerst hatte der Todte einen Messerstich in die Brust erhalten; die Klinge war von einer Rippe abgeglitten und hatte eine lange, aber ganz ungefährliche Schnittwunde verursacht. Dann war der Mann bei der Kehle gepackt und erwürgt worden: Taschenbuch, Börse und Uhr waren nicht angerührt worden: die bei dem Leichnam gefundene Waffe war ein langes Klappmesser, dessen geöffnete Klinge durch eine Feder festgehalten wurde. Die Fabriksmarke war die eines großen Bazars, wo man erfahren hatte, dass vor anderthalb Jahren mehrere tausend, seither aber keines dieser Messer verkauft worden waren. Die Klinge war neu und unbenützt. Der Dolch hatte acht oder zehn Franken gekostet.

Aus diesen Angaben erhellte, dass der Mörder weder ein Räuber war, noch den unteren Classen angehörte. Andere Anzeichen ließen sich im nämlichen Sinne deuten. Die Hände, welche ihre Spur am Halse des Ermordeten zurückgelassen, hatten die Kehle nicht lange gedrückt, sondern in einem unerhört heftigen Anfall gleichsam zerquetscht. Und diese Hände waren mit Handschuhen bedeckt gewesen, sei es nun, dass der Uebelthäter nicht daran gedacht hatte, sich ihrer vorher zu erledigen, sei es im Gegentheil, dass er sich vor kleinen Kratzwunden sichern wollte, die bei der ärztlichen Untersuchung eines Angeklagten häufig genug wichtige Indicien liefern. Endlich waren diese Hände, die man nach den Flecken am Halse leicht messen konnte, so klein, dass sie eher einer Frau als einem Manne zu gehören schienen.

War es also eine Frau, die Lussan getödtet hatte? Er stand im Begriff sich zu verheiraten, und wahrscheinlich hatte ihn eine alte Liebesgeschichte nach Bonnières zurückgebracht. Musste man annehmen, dass er von einer über die bevorstehende Trennung verzweifelten Maitresse getödtet worden war? Eine solche Scene hätte sich wohl kaum auf der Landstraße, sondern eher am Orte des Stelldicheins, in einer Wohnung, abgespielt. Und wie konnte man glauben, dass eine Frau einen so jungen und starken Mann hätte überwältigen können? Wenn es nicht unmöglich war, so war es doch unwahrscheinlich. Auf jeden Fall konnte die Untersuchung nicht lange in der Irre schweifen, denn die Frauen in der Gegend, mit denen Charles de Lussan ein Verhältnis hätte haben können, waren nur gering an Zahl.

Die Justiz hatte also gesucht, welche andere Feinde er noch hätte haben können. Seine Arroganz und sein Eigendünkel hatten ihm unter seinen Kameraden und Untergebenen viele Feinde gemacht, aber doch nicht in einem Grade, der einen Mord hätte begründen können. Die Leute, die man in dieser Beziehung nannte, hatten sofort ein Alibizeugnis beibringen können. Die einzige Hypothese, die übrig blieb, war die einer weiblichen Rache, ausgeführt durch die Betheiligte selbst oder durch einen Genossen. Es schien mir, dass die auf Bardot bezüglichen Fragen des Richters nur den Zweck hatten, die Untersuchung methodisch zu führen, ohne dass ein wirklicher Verdacht auf meinem Gastfreunde geruht hatte.

Wie ich die Sache verstand, hatten die Aussagen Pichards den Richter von unserer alten Freundschaft und von dem zur nämlichen Zeit zwischen Bardot und Lussan ausgebrochenen Streit in Kenntnis gesetzt. Da Pichard von dieser Geschichte noch weniger wusste als ich selbst, so hatte er nicht daran gedacht, die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammenzubringen: aber dem Richter war bei den Aussagen Pichards dieser Gedanke aufgestiegen.

Sicherlich hatte sich der Beamte einfach gesagt: „Lussan ist ermordet worden. Seine bisher entdeckten Feinde sind unschuldig. Bardot ist auch sein Feind gewesen. Ist diese Feindschaft stark genug gewesen, um einen Mord verständlich zu machen?“ Sobald er sich diese Frage einmal gestellt hatte, war es die Pflicht des Beamten, nach ihrer Beantwortung zu suchen. Bardot wohnte außerdem in der Gegend und kannte vielleicht die offenbar seiner Classe angehörige Frau, welche mit Lussan ein Verhältnis gehabt hatte, und auf deren Schuld alle Anzeichen hindeuteten.

Auf die Fragen des Untersuchungsrichters antwortete ich, was ich nicht verschweigen konnte. Ich erzählte ihm mein früheres Verhältnis zu Lussan und Bardot, unsere lange Trennung und meine neuliche zufällige Begegnung mit dem letzteren. Ich konnte ihm nichts über die Ursache des Bruches zwischen den beiden sagen, da ich sie selber nicht kannte. Ich stellte ihm aber vor, wie wenig Wichtigkeit man dem Streite zweier junger Leute beilegen könnte, der sicherlich weiter nichts auf sich hatte, und von dem es sogar zu verwundern sei, dass wir überhaupt die Erinnerung daran bewahrt hatten. Was die während meines Besuches bei Bardot angestellten Beobachtungen anlangte, so hütete ich mich, davon etwas zu sagen. Ohne Zweifel hatten dieselben nicht die geringste Bedeutung, und sie in einer criminellen Untersuchung den gefährlichen Auslegungen der Justiz auszuliefern, wäre gleichbedeutend mit der Anklage meines Gastfreundes gewesen. Davon war ich so weit entfernt, dass ich sogar von selbst anfieng, ihn zu vertheidigen. Ich bewies dem Richter, wie ich es mir selbst bewiesen hatte, dass die Beschaffenheit des Ortes und die von mir und dem Reste der Gesellschaft wahrgenommenen Erscheinungen die Schuld Bardots materiell unmöglich machten.

Dieser Eifer hatte das Gegentheil des von mir erwarteten Resultates zur Folge, und zwar auf Grund einer gewissen Eigenheit des Richters, vor dem ich meine Aussagen machte. Wenn man uns einen Lehrsatz mit vielen Gründen zu beweisen sucht, kümmern wir uns oft weniger um die Stärke dieser Gründe als vielmehr um die Ursache, die den Redner treibt, uns diesen Lehrsatz zu beweisen. Während er glaubt, wir begehrten nur die Wahrheit zu erforschen, fragen wir uns in Wirklichkeit, welches Gefühl und welches Interesse ihn dazu treibt, uns die Wahrheit unter einem bestimmten Gesichtspunkte zu zeigen. So verhielt sich der Richter, der mich studierte, während er meine Aussagen zu studieren schien, und der die Wahrheit ahnte.

Die materielle Unmöglichkeit, dass Bardot an dem Verbrechen theilgenommen haben könne, wie ich sie ihm darthat und wie sie seine Kenntnis des Schauplatzes dem Richter sofort klarmachen musste, frappierte ihn weniger als die Logik meiner Beweisführung, die Ordnung und Klarheit meiner Argumente. Er sagte sich, dass ich lange hatte nachdenken müssen, um so genau die Topographie eines Ortes zu kennen, wo ich nur wenige Stunden zugebracht hatte, und um in einer Sache, die mich nicht berührte, so feste logische Schlussfolgerungen zu ziehen. Um vor ihm mit diesem fertigen logischen Gebäude erscheinen zu können, hatte ich ohne Zweifel für mich allein daran arbeiten müssen, noch ehe ich etwas von meiner gerichtlichen Vorladung wusste. In welcher Absicht, wenn nicht um einer entgegengesetzten Gedankenrichtung zu widerstehen? Bei ihm, dem Richter, war der Argwohn gegen Bardot nur aus professioneller Gewohnheit entstanden. Wenn ich aber, der ich vielleicht mehr von der Feindschaft zwischen Bardot und Lussan wusste, als ich sagen wollte, den nämlichen Argwohn gehegt hatte, so musste man der Sache auf den Grund gehen.

Bei dem letzten Blick, den mir der Richter zuwarf, als er mich entließ, enthüllte sich mir plötzlich, was er gedacht hatte, während er mich befragte. Ich begriff mein Versehen; indem ich Bardot ohne Noth vertheidigte, hatte ich ihn angeklagt; indem ich die Haltlosigkeit des Verdachtes nachwies, hatte ich den Verdacht selbst entstehen oder doch zunehmen lassen.

Auf der Schwelle des Gerichtszimmers begegnete ich Bardot selbst, den ein Schreiber einführte. Wir konnten kein Wort austauschen, aber ich war zu begierig, die Einzelheiten seines Verhörs zu erfahren, um von Mantes abzureisen, ehe ich mit ihm gesprochen hatte. Ich betrat das nächste Kaffeehaus und ließ die Thür des Justizgebäudes nicht aus den Augen. Nach einer Stunde etwa erschien Bardot wieder und setzte sich zu mir. Ich berichtete ihm meine Aussage, verschwieg aber die Ungeschicklichkeit, die ich begangen hatte. Als ich mit meinem Berichte fertig war, erzählte er mir seinerseits, dass das Benehmen des Richters ihn höchlich erstaunt habe.

„Dieser neugierige Mensch,“ sagte er, „wollte durchaus wissen, was dereinst zwischen Lussan und mir vorgefallen ist. Wie konnte er überhaupt wissen, dass wir jemals einen Streit gehabt haben? Ich frage mich, durch welche perfide Einflüsterung er dazu gebracht worden ist, nur eine solche Frage unter solchen Umständen vorzulegen. Der Sinn dieser Frage war nicht misszuverstehen; ich war empört darüber und habe das dem guten Manne sehr deutlich zu verstehen gegeben. Ich habe mich gerade weit genug zurückgehalten, um dem Burschen keinen Handhabe zu geben.

Ich finde diese Neigung der Beamten, sich in die intimen Angelegenheiten eines jeden einzumischen, der durch eine Criminalsache auch nur ganz entfernt berührt wird, einfach unverschämt. Sie wollen den Lebenslauf eines jeden Zeugen ausspionieren, ihre Entdeckungen in ihren Anklageschriften veröffentlichen oder gar sie in den Zeitungen ausplaudern, nur um den Scandal und den Lärm zu vergrößern, um das zweideutigste Publicum zu ihren Gerichtssitzungen heranzuziehen, und das alles ohne den geringsten Nutzen für ihre Forschungen nach der Wahrheit. Schon lange war mir beim Lesen der sensationellen Processberichte diese Ueberzeugung aufgestiegen. Du kannst dir denken, dass sie mir mit doppelter Kraft zurückkam, als ich selbst auf dem Armesünderbänkchen saß.

Ich fragte ihn ironisch, in welcher Eigenschaft ich vor ihm stände. Hatte er mich als Angeklagten oder als Zeugen vorgeladen? Wenn ich angeklagt wäre, sollte er es mir sagen, dass ich mich danach richten könnte. War ich aber Zeuge, so wollte ich ihm gerne alles sagen, was ein Mann sagen konnte, der nichts gesehen und nichts gehört hatte und weiter nichts wusste, als was ihm seine Freunde erzählt hatten. Was aber die Thatsachen anlangte, die nur mich angiengen und die der lange zwischenliegende Zeitraum gänzlich von der gegenwärtigen Affaire trennte, so hätte ich darüber nichts zu sagen.

Allerdings habe ich in meiner Jugend Lussan gekannt, habe ich dem Richter gesagt, und später habe ich mit ihm gebrochen: ich gestehe ohne weiteres, dass ich gerechte Gründe hatte, ihn zu hassen, und dass ich mich mit Freuden an ihm gerächt hätte, wenn nur der Zufall günstig gewesen wäre. Aber seit zehn Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen, was leicht nachzuweisen ist: ich wusste nicht, wo er war, was er machte, und es fiel mir im Traum nicht ein, dass er mitunter in die Gegend kam, wo ich wohnte. Ich hatte ihn so vollkommen vergessen, wie er ohne Zweifel mich vergessen hatte. Außerdem finde ich zuviel Vergnügen daran, mich nach tausend Misserfolgen eines ruhigen und sorgenlosen Daseins zu freuen, um hinzugehen und in den Streitigkeiten einer vergangenen Zeit Ursache zu Missbehagen zu suchen.

Ihre Frage, habe ich hinzugefügt, kann nur einen Sinn haben: Sie wollen wissen, ob der Zwist, der einst zwischen Lussan und mir entstand, derartig war, dass ich der Ermordung meines ehemaligen Bekannten verdächtig scheinen könnte. Darüber habe ich keine Lust, Aufschluss zu geben. Charles de Lussan ist in der Nacht ermordet worden, zwei Wegestunden von meiner Wohnung entfernt. Ich habe meine Wohnung nicht verlassen, sondern war im Augenblicke des Verbrechens zu Hause, wie meine Gäste bezeugen können. Wenn Sie mich anklagen, so sagen Sie es gerade heraus: wenn nicht, stellen Sie mir weiter keine Fragen. Sie geben vor, dass die Justiz das Recht hat, alles zu erfahren: ich lasse mir den Wert dieser Redensart nicht übertreiben. Damit können Sie arme Teufel erschrecken. Die Justiz hat das Recht, alles in Erfahrung zu bringen, was den Fall angeht, womit sie sich befasst; aber sie hat durchaus nicht das Recht, von jedem Zeugen eine allgemeine Lebensbeichte zu verlangen. Infolge dessen, und wäre es auch nur um der Seltenheit der Weigerung willen oder um zu sehen, wie man es anstellen will, mich zum Sprechen zu zwingen, erkläre ich, dass es mir nicht passt, eine bloße Neugier zu befriedigen.

Du kannst dir denken, fuhr Bardot fort, wie meine Rede wirkte. Von Anfang an, ohne dass ich den Grund davon weiß, war der Richter mein Gegner. Als ich gieng, war er wüthend. Er hat mich mit einer wunderschönen Rede über die Allmacht der Justiz und die Ohnmacht des gewöhnlichen Menschen ihr gegenüber beehrt, und ich habe mit der spöttischesten Miene von der Welt zugehört. Ich glaube, er gäbe nicht wenig darum, wenn er sich einen Roman ausdenken könnte, um mich auf das Schaffot zu bringen. Ich habe mir da wahrhaftig einen Feind gemacht, einen Feind gefährlichster Art. Aber ich konnte meine Entrüstung bei der Unverschämtheit dieses kleinen Tyrannen nicht zurückhalten. Uebrigens kann ich auf ihn pfeifen in meiner Einsiedelei.“

Wir trennten uns wie Leute, die sich nicht so bald wiedersehen sollen, denn ich hatte vor, in den nächsten Tagen meine Reisen wieder aufzunehmen. Bardot kehrte in seine Wohnung zurück, und ich fuhr nach Paris. Die Zerstreuungen, die mich daselbst erwarteten, und die anders gearteten Genüsse, die ich später bei den Meinen in Poitiers fand, verdrängten diese Ereignisse aus meinem Sinne.

Mit der Zeit verblassten die empfangenen Eindrücke, und die Erinnerungen wurden unbestimmter. Wenn sie mitunter wieder auftauchten, ließ mich jene natürliche Trägheit, welche die aufregenden Dinge zu vermeiden sucht, meinen unwillkürlichen Argwohn zurückdrängen. Alle jene romanhaften Folgerungen erschienen mir von Tag zu Tag haltloser, und ich nahm schließlich die meiner Ruhe zuträglichste Lösung an: dass die Ermordung Lussans ein alltägliches Ereignis sei, höchstens durch den Anschein der Rachethat einer Frau interessant gemacht. Was Bardot anlangte, gab ich jetzt zu, dass er nicht nur thatsächlich unschuldig, sondern auch moralisch einer solchen That nicht fähig sei: er war ein Original, ein etwas sonderbarer Menschenfeind, ein Epicuräer aus Temperament und Philosophie, ein Mann, der sich sicherlich nicht der Gefahr einer gerichtlichen Verfolgung, einer schweren Verurtheilung oder auch nur einer quälenden Reue ausgesetzt hätte. Leidenschaft und heftiges Handeln sind gerade nicht die Merkmale eines philosophierenden Einsiedlers, der, wie mein alter Kamerad, das Leben mit Methode genoss.

Von dem Ereignis selbst hörte ich weiter nichts mehr. Die unbekannte Frau, deren Rache man als Beweggrund der That ansah, wurde nicht entdeckt: aber die täglich einander folgenden Mordthaten verdrängten die vorhergegangenen aus dem Gedächtnis: von dem Verbrechen von Bonnières war nur noch dann und wann die Rede, wenn ein oppositioneller Journalist die Verbrechen aufzählte, deren Urheber der Polizei unbekannt geblieben waren, und auf deren Entdeckung sie verzichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit“.**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. | Wien, den 28. Juli 1900. | Nummer 304.


## Parlamentarische Machtfragen.

Wenn man den Stimmen trauen darf, die im Lager der alten Majorität des österreichischen Abgeordnetenhauses laut werden, scheint es mit der jungczechischen Obstruction vorbei zu sein. Die Unnatur hat sich ausgelebt. Die Obstruction ist die Waffe der Minorität. Die jungczechische Partei aber war ein Theil der Majorität. In ihrer Hand war die Obstruction kein ehrlicher Kampf, sondern ein listiges Manöver: theils um die jungczechische Wählerschaft zu befriedigen, die ja doch den Spuren der „voranleuchtenden deutschen Cultur" und Obstruction umso sicherer folgt, je eifriger sie es bestreitet; theils um die deutschen Obstructionisten zu übertölpeln, die im Scheinkampf gegen die jungczechische Obstruction der Majorität die Waffen zur Niederwerfung einer künftigen deutschen Obstruction liefern sollten. Die eine Absicht scheint erreicht, der heroische Sinn der jungczechischen Wählerschaft hat sich an den heroischen Thaten der Doležals gesättigt. Die andere Absicht ist verzweifelt misslungen, der deutsche Michel hat sich in die ihm gestellte Falle, selbst unter den Lockungen der Koerber'schen „Arbeitsmajorität", nicht recht hineingetraut. Die jungczechische Obstruction hat ihren Zweck zum Theil erfüllt, zum Theil verfehlt. Ihre Existenzberechtigung hat sie auf beide Weise verloren, und wir nähern uns aller Voraussicht nach wieder dem sogenannten normalen Zustand unseres Parlaments an, in welchem eine unter der Führung der Jungczechen stehende Majorität mit der Gefahr einer Obstruction der deutschen Minorität zu rechnen hat. Das alte Problem, an dem sich unsere Staatsweisheit schon seit drei Jahren vergeblich die Zähne ausbeißt, tritt wieder in seiner ursprünglich reinen Form hervor, und mit ihm stellen sich auch die alten Lösungsversuche wieder ein.

Was von den wissenschaftlichen, gilt auch von den politischen Problemen: dass man ihrer Lösung nur nahe kommen kann, wenn man sie vorerst richtig formuliert. Die Obstruction nun ist ganz allgemein ein Kampf um die parlamentarische Macht, geführt von der nach unserem alten Parlamentsstil fast machtlosen Minorität gegen die Alleinherrschaft der Majorität. Weil sich in Oesterreich der Obstructionskampf gerade an nationalen Streitpunkten entzündet hat, glaubt man hier vielfach, dass eine Lösung der Sprachenfrage auch schon ohneweiters das Ende der Obstruction bedeuten würde, und die Vorschläge zur Flottmachung des Parlaments bewegen sich deswegen großentheils auf dem nationalpolitischen Gebiet. Aber abgesehen davon, dass die Lösung der Nationalitätenfrage in Oesterreich — das specifisch österreichische Problem — auch noch niemandem gelungen ist, würde sie, selbst wenn sie gelänge, doch noch immer nicht das endgiltige Ende der Obstruction bedeuten. Denn es ist nur zufällig, dass bei uns aus nationalen Motiven obstruiert wird. Obstruieren kann man auch aus irgend welchen anderen Motiven, wie die Beispiele der letzten Jahre in Ungarn, Italien und Deutschland praktisch gezeigt haben. Wenn also schon die ganze Nationalitätenfrage von heute auf morgen aus Oesterreich spurlos verschwinden würde, so wären wir doch die Gefahr der Obstruction nicht los, nachdem die Obstruction einmal „erfunden" ist und die Oesterreicher aller Nationalitäten es in ihrer Anwendung zur wahren Virtuosität gebracht haben. Auch in einem nationalitätenkampffreien, oder, sagen wir es ganz concret, selbst in einem rein wirtschaftspolitischen Parlament würde bei irgend welchem wichtigeren, also auch wirtschaftspolitischen, Anlass die Obstruction sofort ausbrechen, wenn die Minorität, die doch auch in einem solchen Parlament existieren würde, sich von der Majorität gar zu arg bedrückt fühlen und darüber eines Tages die Geduld verlieren würde.

Die Obstruction ist also keine nationale Queret, sondern ein allgemeines parlamentarisches Machtproblem, und der es lösen will, darf sich nicht bei seinen zeitweiligen oder landesüblichen Anlässen aufhalten, sondern muss auf seine Ursachen zurückgehen. Die parlamentarische Machtvertheilung, wie sie bis zur Zeit der Badeni'schen Sprachenverordnungen in Oesterreich bestand, lässt sich sehr einfach formulieren: Innerhalb des, bei uns allerdings sehr beschränkten, Rahmens der parlamentarischen Machtfülle war die Majorität alles, die Minorität nichts. Nur in dem Gefühl, dass er der Majorität sicher sei, die Minorität aber ihm nichts anhaben könne, wagte es Graf Badeni, der deutschen Minorität die Sprachenverordnungen an den Kopf zu werfen. Dass er damit die Sprachenfrage nicht gelöst, sondern nur noch mehr verwickelt hat, ist das entferntere Uebel. Außerdem hat er dadurch gleichzeitig auch ein neues, noch brennenderes den alten Problemen hinzugefügt: das Minoritätsproblem. In dem Obstructionskampf hat man erst entdeckt, was man vorher kaum ahnte: die Kraft einer Minorität. Und jetzt will sich die gegenwärtige (deutsche) Minorität mit der alten parlamentarischen Machtvertheilung nicht mehr begnügen, und auch keine andere Minorität wird es mehr thun. Die Minorität ist der demüthigen Rolle müde, die sie bisher gespielt hat, sie will auch etwas sein, sie will auch ein Stück parlamentarischer Macht abbekommen, und wenn man's ihr nicht gibt, dann obstruiert sie, auch wenn ihr jeder nationalpolitische Anlass genommen wird, ruhig weiter, und wenigstens ihre Bosheit findet eine Befriedigung in dem Gedanken, dass dadurch auch die andere Seite, die Majorität, an der Ausübung ihrer Macht verhindert wird.

Es ist also die Zeit gekommen, um eine neue, gerechtere parlamentarische Machtvertheilung vorzunehmen zwischen Majorität und Minorität. Oft haben reactionäre Sittenprediger die Obstructionskämpfe mit den Revolutionen früherer Zeiten verglichen. In der That ist eine gewisse Aehnlichkeit da. Auch in den Revolutionen handelte es sich — gleichgiltig bei welchem Anlass sie gerade ausbrachen — im wesentlichen um eine neue Machtvertheilung, und zwar zwischen dem absolutistischen Herrscher, der alle Macht hatte, und dem „Volk", das gar keine Macht hatte. Die „Theilung der Gewalten" zwischen Herrscher und Volk, in Form des constitutionellen Systems, brachte die Lösung des Conflicts. Auf dem engeren Feld des solchermaßen geschaffenen Parlamentarismus hat sich inzwischen eine neue Tyrannei aufgethan, die Tyrannei der parlamentarischen Majorität, die den Minoritäten nachgerade unerträglich zu werden beginnt. Die getheilte Gewalt muss nun nochmals getheilt werden, wofern der neue Conflict in der bewährten alten Weise wieder ausgetragen werden soll. Die Majorität muss einen Theil ihres Antheils an der öffentlichen Gewalt der Minorität überlassen, und wenn dann, wie bei der allzu beschränkten Macht unseres Parlaments und somit auch unserer Majoritäten anzunehmen, der Majorität zu wenig davon übrig bleiben sollte, so wird eben wohl der andere und größere Antheilhaber der öffentlichen Gewalt, der Souverän, seinerseits wieder eine kleine Portion seines Antheils der Majorität als Compensation überlassen müssen. Auf diesem Gebiet, auf dem Gebiet der politisch-parlamentarischen oder constitutionellen Machtvertheilung jedenfalls muss eine wirkliche und gründliche Lösung des Obstructionsproblems gesucht werden, woferne sie ernstlich angestrebt wird. Alles sonstige Spintisieren, insbesonders über die Nationalitätenfrage, erscheint verspätet oder verfrüht, solange man über jenes Problem nicht ins Reine gekommen ist.

K.

---

## Die Wirren in China.

Als Ausgangspunkt der Ereignisse, die sich jetzt im Norden Chinas, in Petschili, Shansi und im nördlichen Theile der Provinz Shantung, abspielen, kann wohl mit Recht das Endresultat des chinesisch-japanischen Krieges bezeichnet werden.

Bis zum Ausbruch dieses Krieges waren die Dinge, wenigstens dem äußeren Anschein nach, seit Jahren ihren altgewohnten Weg gegangen. Kleinere, in verschiedenen Provinzen von den zahllos über das ganze Reich verbreiteten Geheimgesellschaften hervorgerufene Aufstände wurden ohne große Mühe unterdrückt, und selbst der weit bedeutendere Aufruhr der Dunganen, der erst nach harten Kämpfen unterdrückt worden war, hatte in den äußeren Beziehungen der Pekinger Regierung keine Veränderung hervorgerufen.

Aber seit den schmählichen Niederlagen des letzten Krieges veränderte sich die Sachlage wie mit einem Schlage. Der demüthigende Friede von Shimonoseki, der dem Reiche ohne die Intervention der Großmächte auch noch die Provinz Leaotong gekostet haben würde, hatte nur einen neuen Beweis für die Schwäche und Machtlosigkeit der Centralgewalt geliefert. Den Ausschreitungen gegen die katholischen Missionsanstalten in Shantung folgte dann, schnell aufeinander, die Besitzergreifung Kiautschaus seitens Deutschlands, die Abtretung Port Arthurs und eines Theiles der Mandschurei an

Russland, des Hafens von Wei-hai-wei an England und der Insel Hainan und eines Gebietes bei Kwangschou an Frankreich. Der Noth und dem Drucke gehorchend, sah sich dann die Regierung gezwungen, den von allen Seiten auf sie andrängenden, von ihren Regierungen unterstützten Bewerbern verschiedener Nationen Concessionen über Concessionen für Eisenbahnen, Telegraphenlinien, Bergbau u. s. w. zu gewähren. Vielleicht wäre auch jetzt noch alles gut gegangen, trotz der großen Umwälzungen, die alle diese Neuerungen im Erwerbsleben breiter Volksschichten ausüben mussten, und es wäre jetzt schon zum Anbruch der von vielen zu sanguinischen Ausländern erhofften neuen Aera im Reiche der Mitte gekommen, wären die Reformbestrebungen Kangyuweis und seiner Anhänger von Erfolg begleitet gewesen, und wäre der junge, schwache und kränkliche Kaiser Kangshu aus anderm Holz geschnitzt, als er es leider ist.

Man hatte sich aber europäischerseits dem verhängnisvollen Irrthum hingegeben, den starren Sinn und den Jahrhunderte alten Widerspruchsgeist und Hass der ultraconservativen Mandschu-Partei am Hofe gegen die Einführung jeder Neuerung gebrochen zu haben; man hatte nicht damit gerechnet, dass diese, sich in allen ihren Interessen bedroht sehende Partei im Stillen und unter der Hand alle Hebel in Bewegung setzen würde, um sich wieder in den unbeschränkten Besitz ihrer früheren Machtstellung zu setzen. Dieser Partei mit ihren alten, verknöcherten Mandschu-Traditionen, die sich nur mit innerem, verbissenem Grimme infolge der letztjährigen politischen Ereignisse aus ihrer Machtsphäre gedrängt sah, die heute noch ebenso, wie vor hundert Jahren, mit grenzenloser Verachtung auf alles Fremde und auf alle Neuerungen herabsieht, lag vor allem daran, gleichviel auf welche Weise, das Heft wieder in ihre Hände zu bekommen. Wie es ihr gelungen, zeigt die von ihr jedenfalls bewirkte Usurpation der Kaiserin Witwe Tsi-hu und die thatsächliche Beseitigung des Kaisers Kangshu. Bei aller Verurtheilung ihrer Endziele und ihres unscrupulösen Verfahrens kann man sich doch eines gewissen Grades von Bewunderung für diese seltene Frau nicht enthalten, deren Energie und Entschlossenheit allein diese Umwälzung zustande gebracht hat, und die an Charakterstärke und Muth alle Mitglieder ihrer Familie und die höchsten Würdenträger des Reiches weit überragt. Dass sie noch weit starrer und schroffer an den Anschauungen und Traditionen der herrschenden Dynastie festhält, als vielleicht manche männliche Mitglieder derselben, mag ihr als Frau und als Chinesin zugute gehalten werden, wenn in moralischer Hinsicht, von unserem Standpunkt aus, ihr Verfahren auch kaum zu rechtfertigen sein dürfte. Mit echt weiblicher Schlauheit hat sie es verstanden, seit sie wieder zur Macht gelangt ist, die beiden concurrierenden und ihr gefährlichsten Gegner, England und Russland, in Schach zu halten und gegen einander auszuspielen, sicherlich immer mit dem Hintergedanken und der Hoffnung, bei günstiger Gelegenheit sich ihrer drückenden Freundschaft und womöglich jedes fremden Einflusses zu entledigen.

Wenn Dankbarkeit in der Politik, und namentlich in der chinesischen, überhaupt eine Rolle spielen würde, so hätte Tsi-hu alle Ursache, vor allem England dankbar zu sein, denn ohne dessen thatkräftige Hilfe und namentlich ohne die ausgezeichnete Führung des damaligen Obersten, späteren Generals, Gordon im Aufstand gegen die Taipings in den Sechzigerjahren würde die Tsin-Dynastie heute schwerlich noch den Thron des himmlischen Reiches einnehmen. Man mag über die Taiping-Rebellion und ihren schließlich in religiösem Fanatismus zugrunde gegangenen Leiter, den Tien-wang, den „himmlischen König", denken wie man will, soviel steht fest, dass ihr Ursprung und ihre anfänglichen Beweggründe himmelweit von denen verschieden sind, die heute dem Aufstand der sogenannten Boxer oder der „Gesellschaft vom großen Messer" zugrunde liegen. Denn jene, wenn auch mit ihren verzerrten und falsch aufgefassten Ideen des Christenthums, verfolgte immerhin einen gewissen uns sympathischen Grundzug: sie war nichts weniger als fremdenfeindlich und richtete vor allem ihr Hauptziel auf die Vertreibung der den wirklichen Chinesen so verhassten Mandschus. Wenn dieser Endzweck nicht erreicht wurde, so lag dies schließlich daran, dass ihre anfänglich tüchtigen und fähigen Führer im Rausch des Erfolges in dieselben Fehler verfielen, die sie ihren Gegnern vorwarfen, dass sie wohl zu zerstören, aber nicht aufzubauen verstanden, und dadurch schließlich sowohl die Sympathien der besitzenden einheimischen Kreise, wie auch der ihnen ursprünglich wohl geneigten Fremden verlieren mussten. Zieht man dagegen den jetzigen in Nordchina herrschenden Aufstand, wenn man ihn überhaupt als einen gegen die Regierung gerichteten Aufstand ansehen darf, in Betracht, so sind seine Ursachen auf einem ganz anderen Felde zu suchen. Ursprünglich in kleinerem Umfange und von in ihren Erwerbsquellen durch die mancherlei neueren Verkehrsmittel sich bedroht glaubenden Kreisen ausgehend, wurde er geflissentlich von der Pekinger Regierung unterstützt und genährt, bis er ihr selbst über den Kopf gewachsen war. Besonders bemerkenswert bei dieser Bewegung ist, dass sie gerade zu einem Zeitpunkt in besonders bösartiger Weise ausbrach, als die in China [illegible] in erster Linie interessierte und maßgebende Macht durch ihren südafrikanischen Kriegszug so außerordentlich in Anspruch genommen war; da er sich nicht allein gegen die einheimischen Christen und die fremden Missionen richtet, sondern ausgesprochen fremdenfeindlich im allgemeinen Sinne ist, so lässt sich mit mehr als großer Wahrscheinlichkeit schließen, dass die Kaiserin-Witwe und ihr Anhang, einerseits auf die zeitweilige Inanspruchnahme Englands in Afrika, anderseits auf die Uneinigkeit und die gegenseitige Eifersucht der Fremdmächte bauend, den Augenblick für besonders günstig gehalten hat, wenigstens den Versuch zu machen, sich, wenn auch mit Hilfe der von ihr unterstützten Mord- und Raubbanden, von der ihr verhassten Vormundschaft ein für allemal zu befreien. Bei der großen Unterschätzung der Machtstellung der fremden Nationen und der trotz aller bisherigen Erfahrungen nach wie vor bestehenden grenzenlosen Ueberhebung der herrschenden chinesischen Kreise muss eine solche Annahme mehr als wahrscheinlich erscheinen, wie denn auch von oben herab nicht unterlassen worden ist, die durch von Bahnbauten hervorgerufene Zerstörung und Entweihung ihrer ländlichen Grabstätten in ihrem Ahnencultus verletzte unwissende Bevölkerung durch Schilderung des Zornes der Wind- und anderer Gottheiten, denen die Telegraphen und ähnliche Anlagen im Wege sein sollen, in die nöthige Wuth und Erregung zu versetzen und ihre Rache gegen die „fremden Teufel" aufzustacheln.

Bei all ihrer Schlauheit haben aber die sonst so kluge Kaiserin Tsi-hu und ihre Rathgeber zwei Punkte übersehen und nicht in ihre Rechnung gezogen, nämlich, dass es leichter ist, einen Haufen Gesindel zu Mord und Raub in Bewegung zu setzen, als die Leidenschaften dieses allmählich zu großen Massen angewachsenen Gesindels, noch verstärkt durch die Vereinigung mit starken Abtheilungen beutegieriger Truppen, zu zügeln, die schließlich ohne große Gewissensbisse ihre Plünderungs- und Zerstörungslust selbst an ihren eigenen Freunden auszulassen sich nicht scheuen werden. Zweitens dürfte ihr Glaube, ihr Ziel durch die Uneinigkeit und Eifersucht der fremden Mächte unter einander zu erreichen, in eclatanter Weise Schiffbruch erleiden. Nirgends mehr als in China und gegenüber chinesischen Machthabern muss es uns als Axiom gewissermaßen gelten, dass die Interessen aller Fremden, gleichviel welchen Nationen sie angehören mögen, solidarisch sind, dass jede Schädigung und Kränkung, die dem Einen zugefügt wird, in gleichem Maße von jedem anderen empfunden wird. Das, was man heute einem zu bieten wagt, wird man ungestraften Falles sich nicht scheuen, morgen einem zweiten in verschärftem Maßstab zu bieten.

Es darf auch hier ohne Zögern ausgesprochen werden, dass jede der besonders interessierten Großmächte, die auch nur für einen Augenblick zaudern würde, sei es aus kleinlicher Eifersüchtelei oder sonstigen Gründen, diesem Grundprincip in China voll und ganz Folge zu leisten, sich geradezu eines Verbrechens an der gesammten Culturwelt schuldig machen würde. Es steht indes zu hoffen, dass es nicht erst des Eindrucks neuer erschütternder Nachrichten aus Peking bedürfen wird, um alle Bedenken aus dem Wege zu räumen, die sich der Betheiligung an dem Strafgericht gegen die Urheber der schändlichen Greuelthaten bisher in den Weg haben stellen können.

Hamburg. Ernst Oppert.

## Ein Schlag gegen die österreichische Brennerei-Großindustrie.

Die kaiserliche Verordnung vom 19. Juli 1900, durch welche die individuelle Antheilung des zum niedrigeren Satze der Consumabgabe zu versteuernden Brantweins (Spiritus-Contingent) unter die der Consumabgabe unterliegenden Brantweinbrennereien neuerlich geregelt wird, deckt sich fast vollständig mit der in der letzten Session des Abgeordnetenhauses eingebrachten Regierungsvorlage und mit dem Referentenentwurfe, welcher im November v. J. dem Brantweinsteuer-Beirathe und der Enquête im Finanzministerium vorlag, und welcher damals von den Vertretern der gewerblichen Brennereien aufs heftigste bekämpft wurde.

Es ist auf den ersten Blick schon klar, dass für die Erlassung dieser § 14 Verordnung eine „Staatsnothwendigkeit" nicht maßgebend war. Denn die Verordnung bringt keinen Steuermehrbetrag dem Staate ein, sondern hat nur eine Verschiebung des Productionsquantums zu Gunsten der landwirtschaftlichen und zu Ungunsten der industriellen Brennereien zur Folge.

Bevor wir diese Wirkungen der kaiserlichen Verordnung beleuchten, sei es gestattet, an jene großen Kämpfe zu erinnern, welche von Seite und zu Gunsten der Industriebrennereien in den Enquêten, im Steuerausschuss und in den öffentlichen Parlamentssitzungen bei Schaffung des Spiritussteuer-Contingent-Gesetzes im Jahre 1888 ausgefochten wurden, und jenes Arsenal von schlagenden Argumenten heranzuziehen, mit denen die Existenzminima für die Aufrechthaltung des Betriebes in den gewerblichen Brennereien vertheidigt wurden. In dem seinerzeitigen Kampfe ist die Industrie unterlegen, aber nicht aus Mangel an stichhaltigen Gründen; denn wie ein Abgeordneter im Parlamente richtig bemerkte, „ist weder im Steuer-

ausschusse, noch im Motivenberichte irgend eine Begründung für die seinerzeitige Kürzung des Contingentes vorgebracht worden, weil eine solche nicht vorgebracht werden **konnte**!" Es waren in erster Linie rein **politische Motive** maßgebend — von dem den landwirtschaftlichen Brennereien zugetheilten Contingente per 780.049 Hektoliter erhielten die **galizischen** 464.000 Hektoliter = 60%, darunter 132 mehr als je 1000 Hektoliter, während in allen anderen Kronländern zusammen nur 79 landwirtschaftliche Brennereien mit über je 1000 Hektoliter bedacht wurden — ferner die damals wie heute vorherrschende Regierungsanschauung, dass die Existenz des österreichischen Staates auf der Landwirtschaft hauptsächlich basiere, und dass es somit oberste Pflicht der Regierung sei, die landwirtschaftlichen Interessen im allgemeinen und die der landwirtschaftlichen Brennereien im Besonderen zu schützen selbst mit Verleugnung des unanfechtbaren Grundsatzes, dass dem Staate die Rechte aller seiner Staatsangehörigen gleich heilig sein müssen, und dass also die Rechte und Interessen der Industriellen nicht hinter jene der landwirtschaftlichen Brennereien gestellt werden dürfen.

Es scheint hier am Platze, abschweifend vom eigentlichen Gebiete der hier zu behandelnden Frage, jedoch zur besseren Beurtheilung der Stellung, welche der Landwirtschaft in Oesterreich vom staatsfinanziellen Standpunkt aus wirklich zukommt, einige Thatsachen aus den Ergebnissen der ersten Personaleinkommensteuer-Veranlagung vorzubringen, welche übrigens in dem zweiten Veranlagungsjahre keine wesentliche Aenderung erfahren haben. Wenn auch die bisher vorliegenden Ziffern kein abschließendes Urtheil über das Einkommen vom Grundbesitz zulassen, so steht doch fest, dass die Summe der Personaleinkommensteuer aus Grundbesitz — welche 8·28% der gesammten Personaleinkommensteuer gegen 28·72% der von selbständigen Unternehmungen vornehmlich der Industrie gezahlten, beträgt — weit hinter 4 Millionen Kronen zurücksteht, wogegen die bei diesem Anlasse erfolgte Revision des Grundsteuer-Katasters und die Grundsteuernachlässe zusammen 12 Millionen Kronen betragen. Dieses Ergebnis kritisiert ein hoher k. k. Finanzbeamter mit folgenden Worten: „Also 12 Millionen **Steuernachlass** gegen nicht ganz 4 Millionen Kronen Belastung, das ist die Agrar-Bilanz der Steuerreform. Wenn man auch diese Erleichterung der Steuerlast der Landwirtschaft gerne gönnen mag, so wird man doch weitergehende agrarische Wünsche nicht als gerechtfertigt anerkennen können." Wir sehen also, dass es durchaus nicht nothwendig erscheint, die landwirtschaftlichen auf Kosten der industriellen Brennereien künstlich zu beleben.

Und nun wiederholt sich das alte Spiel! Schon in der letzten Sitzung des galizischen Landtages konnte man das Präludium hiezu hören. Dort stellte Graf Dzieduszycki den Antrag: „Die Regierung möge den neu entstehenden landwirtschaftlichen Brennereien ein entsprechendes Contingent sichern, ohne jedoch die **wohlerworbenen Rechte** der schon bestehenden landwirtschaftlichen Brennereien in Bezug auf die Menge ihres jetzigen Contingentes zu verletzen; und es möge ferner ein Contingentquantum reserviert werden zur Betheilung jener schon bestehenden landwirtschaftlichen Brennereien, welche bisher mit keinem fixen Contingente bedacht waren, eventuell für jene landwirtschaftlichen Brennereien, die in Zukunft entstehen können, indem die Regierung von dem Gesammtcontingente unserer Reichshälfte vor allem 40% als Präcipuum zu Gunsten der landwirtschaftlichen Brennereien reserviert und erst die restlichen 60% zur schlüsselmäßigen Austheilung unter alle (landwirtschaftlichen und gewerblichen) Brennereien bestimmt." (Stenographisches Protokoll der Sitzung des galizischen Landtages vom 26. April 1900.)

Diesen weitgehenden Forderungen passt sich denn auch die neueste kaiserliche Verordnung ziemlich an; denn nach derselben werden die **neuentstehenden** landwirtschaftlichen Brennereien zusammen circa 62.000 Hektoliter Contingent erhalten, die bestehenden landwirtschaftlichen Brennereien so wenig als möglich, nahezu nichts dazu beitragen, und die Spiritus-Großindustrie allein muss die Kosten der ganzen Action in der Weise übernehmen, dass sie zur Deckung des Contingentbedarfes für die neuentstandenen landwirtschaftlichen Brennereien doppelt soviel beiträgt, der Quotient der Betheilungsmaßstäbe für die landwirtschaftlichen Brennereien um 100% erhöht wird, und die aus Ungarn an Oesterreich im Ausgleichswege abgegebenen 19.542 Hektoliter, abgerundet auf 20.000 Hektoliter, zur Gänze den landwirtschaftlichen Brennereien überlassen werden.

In Ziffern dargestellt ergibt sich folgendes Bild:

Nach dem Brantweinsteuergesetze vom Jahre 1888 entfiel auf die österreichische Reichshälfte ein Gesammt-Contingent von 997.458 Hektoliter, von welchem 774.563·33 Hektoliter den landwirtschaftlichen und 211.998·09 Hektoliter den industriellen Brennereien zugetheilt wurden. Durch die kaiserliche Verordnung vom 17. Juli 1899 wurde nun die Gesammtsumme unseres Contingentes auf 1,017.000 Hektoliter erhöht, nach dem Ungarn im Ausgleichswege 19.542 uns überlassen hatte. Von diesem Gesammtquantum pro 1,017.000 Hektoliter erhalten die landwirtschaftlichen Brennereien 833.162·93 Hektoliter (und zwar 771.086·20 die bestehenden und 62.076·76 die **neu** entstandenen) und sämmtliche Industriebrennereien bloß 183.837·04 Hektoliter.*) — Um die neu entstandenen **landwirtschaftlichen** 139 Brennereien mit dem für sie reservierten Quantum von 62.076·76 Hektoliter dotieren zu können, werden den Industrie-Brennereien 36.730 Hektoliter Contingent weggenommen; jedoch nur den 11 Großbrennereien, denn bei den noch übrigbleibenden 25 industriellen Brennereien heißt es: „lasset die Kleinen zu mir kommen", diesen werden sogar 5634 Hektoliter zugegeben in homöopatischen Dosen von 70—300 Hektoliter, und man hat aus dieser großen Partie kleiner Schreier stille Freunde gewonnen. Wie leicht man doch populär werden kann! 36.730 Hektoliter Contingent Spiritus haben einen **Mehrwert** von 734.600 Kronen, welche Summe jährlich den Cassen der elf Großindustriellen entnommen und der Landwirtschaft als Regierungsgeschenk — alles auf Grund des § 14 — großmüthig überlassen werden.

So oft ein Brantweinsteuergesetz auf der Bildfläche erscheint, melden sich die Agrarier mit ihrer Begehrlichkeit, und die Regierung ist leicht geneigt, allen ihren Wünschen zu entsprechen, ohne erst zu prüfen, ob es wirklich im Staatsinteresse liegt, das Entstehen neuer landwirtschaftlicher Brennereien auf Kosten der industriellen zu fördern und der Industrie immer wieder neue Niederlagen zu bereiten. Es wiederholt sich bei uns, was in Ungarn bei gleichem Anlasse, als dort die Contingent-Gesetzesvorlage eingebracht wurde, zu bemerken war, und was auch die Agrarier Deutschlands anstreben: Die Landwirte wollen den Industriellen das Contingent entreißen und reclamieren das Ganze für sich allein. — Während diese Bestrebungen bei uns, wie wir sehen, von Seite der Regierung Succurs erhalten, ertönen in Ungarn und Deutschland maßgebende Stimmen, welche vor dem Gewähren solcher maßloser Forderungen warnen und deren Ablehnung dringend befürworten. So hat der ungarische Finanzminister v. **Lukács** in der Unterhaus-Sitzung vom 27. März dieses Jahres sich vernehmen lassen: „Die Regierung muss die große Wichtigkeit der landwirtschaftlichen Brantweinbrennereien anerkennen, aber sie kann sich dem nicht verschließen, dass aus dem Gesichtspunkte der Volkswirtschaft, der Finanzen des Landes und der Arbeiterfrage die industrielle Spiritusbrennerei von großer Wichtigkeit ist. (Lebhafte Zustimmung rechts.) Daher wäre es eine selbstmörderische volkswirtschaftliche Politik, dieser hochwichtigen Industrie ein Ende zu machen. Einem solchen Streben konnte und kann kein Mitglied der Regierung seine Zustimmung geben", und am 11. Mai dieses Jahres hob er wieder hervor: „dass sich die Regierung jenes hochwichtige Princip, dass die Spiritusproduction eine rein landwirtschaftliche Industrie sei, **nicht** zu eigen macht, sondern sich im Gegentheil auf den Standpunkt stellt, dass die Grenzen der Unterstützung der landwirtschaftlichen Brennereien doch immer darin liegen müssen, dass die Existenz und Prosperität der industriellen Spiritusfabriken nicht bedroht werden."

Desgleichen erläßt in Deutschland Geheimrath Professor **Märker**, ein alter selbstloser Freund der Landwirtschaft, folgenden Warnungsruf: „Eine überstürzte Vermehrung der Brennereien — und es beginnt ein gewisses Drängen nach der Neuerrichtung solcher in den landwirtschaftlichen Kreisen sich zu äußern — ist kurzsichtig, wie jedem Sachverständigen klar sein muss. Sie wird, wenn sie eine gewisse Grenze überschreitet, die Spirituspreise rettungslos werfen, und das Brennereigewerbe auf den Standpunkt der schwersten Nothlage und absoluten Unrentabilität zurückführen. Darunter werden am schwersten natürlich die neuen, womöglich mit fremdem theurem Geld erbauten Brennereien zu leiden haben. In diesen Kreisen bewegt man sich in einer schwer begreiflichen Ueberschätzung der Rentabilität des Brennereibetriebes. Eine genaue Calculation ergibt, dass der Spirituspreis fast 40 Mark sein muss, wenn man die Kartoffel zu 1 Mark pro Centner verwerten soll, und billiger als zu 1 Mark pro Centner kann man auch unter den günstigsten Verhältnissen Kartoffel nicht producieren. Die wichtigste Frage ist aber die Höhe des den neuen landwirtschaftlichen Brennereien zu gewährenden Contingents. Jetzt, wo jede solche neue Brennerei an dem Contingente theilnimmt, verleitet man geradezu die Landwirte, neue Brennereien zu bauen und dabei eine große Gefahr zu laufen. Wenn die Spirituspreise fallen, hilft den neuen Brennereien das kleine Contingent, welches sie voraussichtlich bekommen werden, auch nichts und rettet sie nicht vor dem Ruin. Sie werden nichts weiter erreichen, als die alten Brennereien in ihren Ruin mit hinein zu ziehen und das Gewerbe zugrunde zu richten. Im Interesse der ganzen Industrie muss eine überstürzte Entwickelung nach Kräften bekämpft werden."

Und doch sind Ungarn und Deutschland nicht weniger Gönner und Förderer der Landwirtschaft als Oesterreich. Wenn man den Motivenbericht zur Regierungsvorlage für die nunmehrige kaiserliche Verordnung liest, so wird man vergebens einen stichhaltigen Grund für diese agrarische Parteinahme suchen, da doch die industriellen Brennereien auch nichts anderes als Producte der Landwirtschaft verarbeiten, die sie, anstatt selbst zu erzeugen, dem Landwirt um theures Geld abkaufen.

Ist denn wirklich die Industrie in Oesterreich so überflüssig, sind wir hierlands so weit, dass wir uns den Luxus erlauben

---

*) [illegible]

dürfen, über Industrien einfach zur Tagesordnung überzugehen? Es gewinnt fast den Anschein, als ob die verschiedenen Ministerien statt mit einander gegen einander arbeiten würden. Bei jeder Gelegenheit spricht der Minister des Aeußeren, Graf Goluchowski, von dem Werte einer gesunden, exportfähigen Großindustrie, die gepflegt werden müsse; Industrieförderung wird auf die Fahne des Handelsministeriums geschrieben. Im Finanzministerium aber werden Industrien, die bereits bestehen und gedeihen, in ihrer Entwickelung gestört, wenn nicht zerstört. Man spare sich die Förderung neuer und schütze doch lieber die bestehenden Industrien.

In Ungarn ist das Contingentgesetz im Parlamente angenommen worden. Bei den Debatten, die darüber stattfanden, fiel es weder den Abgeordneten, noch der Regierung ein, das zu behaupten, was bei uns von sehr berufener Seite gesagt wurde: dass die Industriebrennereien keine Existenzberechtigung haben, dass die Entziehung, beziehungsweise Verkürzung des ihnen vor 12 Jahren zugetheilten Contingentes kein Unrecht sei — beim galizischen Großgrundbesitz dagegen ist alles „wohlerworbenes Recht" — weder der Regierung, noch den Landwirten in Ungarn fiel es ein, über das Vermögen und Eigenthum der Industrie wie über herrenloses Gut zu verfügen und über dessen theilweise oder gänzliche Confiscation zu verhandeln. In Ungarn wurde nicht einfach das Contingent den Industriellen weggenommen, sondern dort stellten sich Regierung und Parlament auf den Standpunkt: da der Bedarf für die neu entstehenden landwirtschaftlichen Brennereien gegeben, eine Erhöhung des Gesammtcontingentes jedoch mit Rücksicht auf die andere Reichshälfte nicht möglich ist, und darum nur die Industriebrennereien zur Deckung herangezogen werden können, so müsse der Vorgang als eine Expropriation aufgefasst und somit wie für jeden Expropriationsfall auch hier eine Entschädigung gegeben werden, und so wurde das Contingent den Industriellen abgelöst. Diesen Standpunkt hätte auch die österreichische Regierung einnehmen können; er wäre zweifelsohne im Parlamente von einsichtigen Abgeordneten vertreten worden. Doch wir haben kein Parlament, und man beeilt sich, auf Grund des § 14 den agrarischen Schützlingen beizuspringen.

Wir sind überzeugt, dass die gesammte Großindustrie Oesterreichs den gegen die Spiritus-Großindustrie gerichteten Schlag als gegen sie selbst geführt empfindet, empfinden muss, weil jeder Zweig der Industrie ein Theil der Gesammtindustrie ist, und diese in der Schädigung auch nur eines ihrer Theile eine Erschütterung der Gesammtindustrie sieht, in dem richtigen Gefühle, dass das, was heute einem zugefügt wird, morgen unter anderem Titel auch anderen Gewerbebetrieben zukommen kann.

Die Wegnahme des Contingentes in der von der Regierung zur Durchführung gelangenden Weise muss zur Folge haben, dass die Großindustrie-Brennereien, welche — in der Voraussetzung, dass die ohnehin kleine Contingentmenge, welche sie bei der ersten, im Jahre 1888 erfolgten Austheilung zugetheilt erhielten, jenen stabilen Factor bildet, dessen jede Industrie bedarf, soll sie mit Erfolg arbeiten können, und soll die für eine geregelte Wirtschaft nothwendige Grundlage zur Berechnung der Amortisationsquote für das investierte Capital geschaffen sein — ihre Betriebe auf Grund der bisherigen Contingente eingerichtet, ihre Geschäfte und Calculationen auf diese Basis gestellt haben, nach der neuesten § 14-Verordnung kaum ihre Betriebe aufrecht zu halten imstande sein dürften, weil die Erzeugung des zumeist für Exportzwecke dienenden Excontingentes die Productionskosten nicht zu decken vermag.

Ueberdies wird das von der Großindustrie an Stelle der ihr weggenommenen circa 36.000 Hektoliter Contingent zu erzeugende gleich große Quantum Excontingent-Spiritus das Preisniveau des letzteren noch um mehr als die Steuerdifferenz von 20 Kronen per Hektoliter (Contingent zahlt 70, Excontingent 90 Kronen per Hektoliter Steuer) drücken, weil der eher sinkenden Nachfrage des Exportes ein um 36.000 Hektoliter vermehrtes Angebot gegenüberstehen wird. Sinkt aber der Preis des Excontingentes gegen jenen des Contingent-Spiritus um mehr als 20 Kronen, so kann Excontingent für den Inlandsconsum versteuert und verwertet werden und alteriert sodann auch den Preis des gesammten Contingent-Spiritus, wodurch alle Brennereien in Mitleidenschaft gezogen werden, und die Agrarier sind dann um die Früchte der ganzen industriefeindlichen Action betrogen.

Wenn das Parlament, das ja doch wieder seine Pforten öffnen und zu realer, wirtschaftlicher Arbeit zurückkehren wird, diese Verordnung überprüft, dabei die Debatten des ungarischen Abgeordnetenhauses sich vor Augen halten und in Erwägung ziehen wird, in welcher Weise dort der Minister und Abgeordnete vom Range und Ansehen eines Tisza, Horanszky zu Gunsten der Industrie mit Ueberzeugung eingetreten sind, und wie schwach die Agrarier ihre Forderungen zu vertheidigen vermochten, dann wird es nicht umhin können, diese [illegible] Verordnung einer gründlichen, den Principien der [illegible] entsprechenden Abänderung zu unterziehen, [illegible] wirtschaftlichen Brennereien [illegible]

[illegible]

# Der internationale Textilarbeitercongress in Berlin.

Vom 15. bis 20. Juli haben im Berliner Gewerkschaftshause die Textilarbeiter getagt. Der alte Liebknecht hielt ihnen die Begrüßungsrede. In rhetorisch wirkungsvoller Weise schilderte er den Gegensatz zwischen den Mächten, die nur auf Krieg und gegenseitige Schädigung sinnen, und den Arbeitern aller Länder, die sich, über alle nationalen Verschiedenheiten hinweg, die Hände zu gemeinsamer Culturarbeit reichen.

Das klang sehr schön. Aber wenn Liebknecht den Verhandlungen beigewohnt und daraufhin eine Schlussrede gehalten hätte, so wäre sie am Ende selbst bei diesem unverbesserlichen Illusionär etwas ernüchtert ausgefallen. Denn thatsächlich war der ganze Verlauf des Congresses lediglich ein neuer Beweis dafür, wie wenig bei solchen internationalen Arbeitercongressen herauskommt und der Natur der Sache nach herauskommen kann.

Dabei war der Congress noch gar nicht einmal international in dem Sinne, dass alle Nationen mit Textilindustrie vertreten gewesen wären. Weder die Schweiz noch Italien, weder Dänemark noch Holland waren erschienen, von den außereuropäischen Ländern ganz zu schweigen. Nur England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Belgien waren zur Stelle, außerdem ein Vertreter der jüdischen Weber in Belestok (Russland), der aber weder redete noch mit abstimmte, also wohl außer Spiel bleiben kann. Oesterreich hatte die Freundlichkeit gehabt, nur deutsch redende Vertreter zu schicken.

Trotzdem so die Internationalität aufs äußerste begrenzt war, herrschte ein Sprachenwirrwarr, der allein genügt hätte, um eine fruchtbare Arbeit beinahe auszuschließen. Nur vier Sprachen kamen in Betracht (die beiden Belgier redeten nur vlämisch). Aber schon das genügte, um das Tempo der Verhandlungen äußerst schleppend zu machen und zahllose Missverständnisse herbeizuführen. Das Schlimmste war, dass keiner der Vorsitzenden — der Vorsitz gieng jeden Tag an eine andere Nation über — auch nur ein Wort einer anderen Sprache verstand. Jede Controle der anderssprachigen Redner fehlte daher. Ob sie zur Sache sprachen oder nicht, davon hatte der Vorsitzende keine blasse Ahnung. Erst aus der Uebersetzung erfuhr er, dass er das, was gesagt worden war, gar nicht hätte sagen zu lassen brauchen. Von einer ordnungsmäßigen Geschäftsleitung konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Die Uebersetzungen waren, auch wenn sich die Uebersetzer noch soviel Mühe gaben, oft so ungenau, dass die anderen Nationen von den Ausführungen des ursprünglichen Redners einen ganz falschen Begriff bekamen. Die Uebersetzung der Fachausdrücke bereitete bisweilen kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Ein Punkt der Tagesordnung konnte kaum erledigt werden, weil er schon auf dem dreisprachig gehaltenen Congressprogramm so missverständlich ausgedrückt war, dass niemand wusste, ob die Frage des Tagelohnes (statt Wochenlohnes) oder die des Stücklohnes behandelt werden sollte.

Internationale Congresse können für sprachlich vielseitig gebildete Leute von Nutzen sein. Für Arbeiter scheinen sie mir insolange zwecklos, als nicht der internationale Socialismus eine internationale Verständigungssprache geschaffen hat. Sie führen zu keiner Annäherung der Arbeiter an einander, sondern höchstens dazu, dass die nationalen Gegensätze ins hellste Licht gerückt werden.

Der Gegensatz zwischen den englischen Arbeitern und den festländischen ist bekannt. Aber so schroff habe ich ihn doch noch nie empfunden wie hier, wo sie einander Auge in Auge gegenüber traten.

Die Engländer waren die eigentlichen Herren des Congresses. Sie vertraten 136.000 Arbeiter, d. h. mehr als alle anderen Nationen zusammen. Sie konnten von gefüllten Cassen, von starken Organisationen und großen wirtschaftlichen Erfolgen berichten. Sie klagten auch nicht, sondern meinten nur: es geht uns zwar leidlich gut, aber es soll uns noch besser gehen. Sie sind stolz auf ihre Erfolge, die weit größer sind als die der Arbeiter irgend eines anderen Landes. Und weil dem so ist, darum denken sie auch gar nicht daran, den Weg, auf dem sie diese Erfolge errungen haben, zu verlassen, um ihn gegen die vom Festlande her empfohlene Bahn des angeblich alleinseligmachenden Socialismus zu vertauschen. Darum lehnten sie einmüthig, selbst die drei Socialisten unter ihren fünfundzwanzig Vertretern inbegriffen, die deutsche Resolution ab, die die Vergesellschaftung der Productionsmittel und die Bildung einer Classenkampfspartei forderte. Sie erklärten, dass sie sich nicht um das kümmern wollten, was in zwanzig oder gar in hundert Jahren vielleicht einmal sein werde, sondern um das, was ihnen und ihren Familien augenblicklich nütze. Schritt für Schritt wollten sie vorwärts gehen mittels der reinen Gewerkschaftsbewegung (trades unions pure and simple) unter Ausschluss der Parteipolitik. Die „socialistische Demokratie" überlassen sie ihren continentalen Brüdern. Denn sie erblicken ihren größten Feind nicht im Capitalisten, sondern im Socialdemokraten.

Bei den Festländern dagegen war der Socialismus in all ihren Schattierungen und Temperamentsunterschieden das entschei-

dende Moment. Die **Deutschen** vertraten ihn mit dem Doctrinarismus, der die echten Schüler von Marx auszeichnet. Ohne irgend welchen zwingenden Grund — denn ein Gewerkschaftscongress hat sich doch, seiner Natur nach, selbst wenn er ausschließlich von Socialisten besucht wäre, nur mit Gegenwartsaufgaben zu befassen — beantragten sie eine Resolution zu Gunsten des socialdemokratischen Parteiideals. Diese Resolution war ein Fehdebrief an die Engländer, ein Keil in den Congress hinein und darum eine Herzensfreude für alle Arbeiterfeinde. Aber die Deutschen hätten sich für immer für entehrt gehalten, wenn sie einmal das „Princip" nicht betont hätten. Die **Franzosen**, die durch Dick und Dünn mit den Deutschen giengen, jauchzten ihrem Socialismus zu. Je weniger Doctrinarismus bei ihnen zu bemerken war, umso mehr Enthusiasmus. Sie forderten einen internationalen Minimallohntarif und schwärmten von dem „mouvement cosmique" des Socialismus. An die Stelle der Begründung trat regelmäßig die Begeisterung. Wieder aus anderen Gründen als die Franzosen bekannten sich die **Oesterreicher** und die **Vlamen** zum Socialismus. Sie machten den Eindruck von Leuten, die Proletarier im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu vertreten haben, d. h. ausgebeutete und ausgehungerte Personen. Die Oesterreicher hatten jahrelang ihre internationalen Beiträge nicht geleistet. Sie wussten beinahe nur Trübseliges zu berichten, so zum Beispiel, dass nur der vierzigste Theil der österreichischen Textilarbeiter organisiert sei, ein so trostlos geringer Procentsatz, wie ihn kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Die Vlamen, die sich übrigens bei Tisch fast nur von Kartoffeln nährten, erzählten so unerhörte Dinge über die Dauer der Arbeitszeit, dass die Engländer es gar nicht glauben wollten. Wirtschaftlich und gewerkschaftlich so rückständige Arbeiter wie diese Oesterreicher und Vlamen wenden sich in ihrer Verzweiflung natürlich dem Socialismus zu, da sie keine Möglichkeit sehen, aus eigener Kraft vorwärts zu kommen.

So geschlossen die Festländer gegen die Engländer in puncto Socialismus auftraten, so uneinig waren sie unter sich in den meisten anderen Fragen. Ueberhaupt wurden nur die Beschlüsse auf dem Congress einstimmig gefasst, die praktisch keine Bedeutung haben. Was hat es für Zweck, wenn der Congress einmüthig erklärt, der Alkoholismus werde durch Besserung der Lebenslage der Arbeiter verschwinden? Damit ist doch wahrhaftig nichts zur Milderung der heute weite Arbeiterkreise schädigenden Schnapspest gethan. Oder wenn einmüthig gegen die Nacht- und Ueberarbeit protestiert wird? Natürlich ist jeder vernünftige Arbeiter gegen diese Ausbeutung. Es fragt sich nur, wie sie zu beseitigen ist.

In wichtigen Fragen uneinig, in unwichtigen einig — das ist das Bild des internationalen Textilarbeitercongresses. Das mag bedauerlich sein, aber es ist nun einmal so. Jedenfalls habe ich von neuem den Eindruck erhalten, dass mit dem Internationalismus für die Arbeiter vorläufig verzweifelt wenig anzufangen ist. Das einzige, was unbedingt schon jetzt zu fordern ist, ist **internationale Statistik**.

Berlin. H. v. Gerlach.

---

## Ein moderner Ikarus.

Eine alte Sage weiß von einem kühnen Segler zu erzählen, welcher in den Weltraum sich erhob und nach der Sonne flog. Die Flügel waren kunstvoll aus Vogelfedern angefertigt, doch nur allzubald versagten sie den Dienst. In den sengenden Strahlen der Sonne schmolz das Wachs, mit dem er die Flügel an seinen Schultern befestigt hatte, und Ikarus stürzte in die Tiefe. Das Meer, in welches er fiel, trägt heute noch seinen Namen.

Ikarus ist nicht gestorben! Er lebt in **Schöneberg** nächst Berlin, besitzt eine Fabrik von zehntausend Quadratmetern Bodenfläche, erzeugt darin Flussboote, Fahrräder, Tretmotoren und baut eine Flugmaschine. Hermann **Ganswindt** nennt er sich mit seinem bürgerlichen Namen. „Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben, der ungebändigt immer vorwärts dringt." Er will deshalb mit seiner Flugmaschine leisten, was bisher nicht geleistet wurde. Er will über die Atmosphäre unserer Erde hinausfliegen und im uferlosen Weltenraume schweifen!

Aber das ist ja ein theoretisches Hirngespinst, welches in nichts zerfließt, sobald man es im Lichte der alltäglichen Thatsachen beschaut. Uns Menschen ist es schlechterdings unmöglich, in den leeren Raum zu gelangen: denn keine irdische Macht ist imstande, der Attraction der Erde sich zu entwinden. Wenn auch noch so kräftig geschleudert, muss alles schließlich doch zur Erde fallen.

So reden wir und übersehen, dass es ein Hochmuth menschlicher Unwissenheit ist, das für unmöglich zu halten, was uns unbegreiflich erscheint.

Ganswindt will im Fliegen Faust überbieten. Dieser durchflog, in Helenas Wolkenschleier gehüllt, Länder und Meere, er flog aber in Luft. Ganswindt denkt an Größeres!

> Ich will nicht länger
> Am Boden stocken;
> Lasst meine Hände,
> Lasst meine Locken.
>
> Immer höher muss ich steigen,
> Immer weiter muss ich schauen!

Diese Gedanken im Kopf, will Ganswindt den Planeten Mars besuchen, den Mars, der soweit von uns entfernt ist, dass ein telegraphischer Stromstoß, der in **einer** Secunde auf dem Monde ist, volle vier Stunden braucht, um zum Mars zu gelangen.

Ganswindt schreibt nämlich in seinem, dem deutschen Kaiser und dem Kaiser von Russland unterbreiteten Buche:

„Ich habe mir die wissenschaftliche Frage vorgelegt: ist Möglichkeit vorhanden, außerhalb des Bereiches der Erde und ihrer Atmosphäre zu gelangen, und zum Beispiel die nächsten Planeten, Venus und Mars, zu besuchen? Jawohl, es ist möglich! Es ist möglich, nicht nur in der Luft mittels Flügel einen Stützpunkt zu gewinnen, ich habe bereits einen solchen im luftleeren Raume gefunden und auf Grund dieser Errungenschaft die Lösung des Problems einer Expedition nach anderen Weltkörpern angebahnt."

> Hör auf! so kommst du mir nicht bei.
> Ich mag nicht solchen Unsinn hören!

wird der Leser mit Faust ausrufen und Ganswindt nicht weiter hören wollen. Ganswindt gehört aber nicht in die Kategorie jener Menschen, von welchen zwölf auf ein Dutzend gehen. Sein Ruhm geht weit über die Grenzen seines Vaterlandes. Er ist sogar im väterlichen Orte bekannt geworden. Deshalb darf man über seine Ausführungen nicht so ohneweiteres hinweggehen. Freilich klingt all das, was er sagt, wie ein Wunder, märchenhaft, abenteuerlich. Aber manches Unglaubliche hat man in unserer Zeit als volle Wahrheit erlebt.

> So gescheh' denn nach deinem Willen,
> Vertrau mir den Umfang deiner Grillen!

wird der ungeduldige Leser mit Mephistopheles ausrufen, und sich bequemen, anzuhören, was der moderne Ikarus den beiden Kaisern erzählt:

„In Berlin habe ich — schreibt Ganswindt in jenem Buche — automatische Wagschalen gesehen, die die Wucht eines Faustschlages zu wägen, und ich vermochte mit meiner Faust, welche vielleicht nur ein Pfund wiegt, durch einen Schlag 80 Kilogramm, also mehr als mein Körpergewicht, zu schlagen. Denselben Druck würde die Faust natürlich ausüben, wenn sie vom Polster mit derselben Geschwindigkeit aus der Ruhe plötzlich zurückgeschleudert werden würde."

„Wenn ich also von meinem Körper aus — sagt Ganswindt weiter — einen Gegenstand vom Gewichte der Faust in senkrechter Richtung ebenso plötzlich abstoße, so wird mein Körper selbst für einen Augenblick einen Druck von 80 Kilogramm nach oben erhalten, er würde also für einen Augenblick nach oben abgeschleudert. Schleudere ich also alle Augenblick einen neuen Körper von dem Gewichte der Faust nach unten, so werde ich dadurch in beschleunigtem Tempo dauernd nach oben gehoben.

Die Arbeit des Hebens wird in der Weise geleistet, dass durch eine besonders construierte Dynamitpatrone ein kleines Geschoss von einem größeren Stahlblock aus weggeschleudert wird. Erlangt das kleine Geschoß durch die Explosion eine Anfangsgeschwindigkeit von etwa 1000 Metern in einer Secunde, so erlangt der darüber befindliche Stahlblock, entsprechend seiner größeren Masse, nur eine solche von etwa 50 Metern per Secunde. An diesem Block nun ist die cylindrische Stahlgondel so befestigt, dass sie ohne Stöße mit einer Geschwindigkeit von 20 Metern in Bewegung gesetzt wird, bis die lebendige Kraft des Blockes, welcher gleichsam hier die Rolle eines Schwungrades übernimmt, erschöpft ist, worauf eine neue Explosion automatisch erfolgt, welche die durch die erste Explosion erlangte Fahrgeschwindigkeit verdoppelt."

„Da die Fahrgeschwindigkeit des Flugkörpers — schreibt Ganswindt weiter — dadurch erzielt wird, dass vom schon bewegten Fahrzeug immer neue Explosionsmassen weggeschleudert werden, und wenn ein Hindernis im luftleeren Raum nicht existiert, so lässt sich die Fahrgeschwindigkeit nach Verlassen der atmosphärischen Luft so sehr steigern, dass man den Mars oder die Venus in circa 22 Stunden erreichen könnte, wenn man mit einer doppelt so großen Beschleunigung, wie diejenige des fallenden Körpers ist, losfahren und von der Mitte des Weges an in demselben Maße bremsen würde."

Das Fahrzeug selbst denkt sich Ganswindt als einen Stahlcylinder von möglichst kleinem Durchmesser, aber immerhin so groß, dass darin zwei Reisende nebst den erforderlichen Vorräthen Platz finden können. Dieser Hauptcylinder ist umgeben von schlanken Stahlröhren, welche unter sehr hohem Druck den nöthigen Luftvorrath enthalten. Zur Regulierung der Wärme im kalten Weltraume dient die durch Explosion erzeugte Wärme.

Diese Ausführungen sind darnach, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Folgt man ihnen, so findet man anscheinend keinen

Widerspruch. Und doch fällt es uns schwer, an die Möglichkeit der Realisierung seiner Ideen zu denken. Wir fühlen instinctiv, dass Ganswindt etwas ganz Eigenthümliches, uns ganz und gar Ungewohntes anstrebt, und möchten uns einreden, dass er Undenkbares denkt. Eine Sicherheit des Urtheils haben wir aber nicht. Der Gedankenfehler, der in Ganswindts Ausführungen nothwendig stecken muss, wenn unsere Ahnung Wahrheit ist, liegt eben nicht offen zutage.

Aus diesem Grunde dürfte eine Analyse dieser Frage nicht ganz ohne Interesse sein.

Ganswindts Weltenfahrzeug ist eine Rakete.

In ihrer Flammenbahn
Strebt die Rakete himmelan,

doch nur solange, als die Explosionsgase nach außen entweichen. Mit der Expansion hört auch die Steigkraft der Rakete auf. Würden die Explosionsgase ununterbrochen entweichen, so müsste die Rakete ununterbrochen steigen, denn ihre Triebkraft würde unausgesetzt thätig sein.

Nur fragt es sich, ob die expandierenden Gase auch soviel Kraft haben, um außer dem Gewichte des Explosionsstoffes, welchem sie ihr Dasein verdanken, auch noch eine mit Menschen und Utensilien schwerbelastete Gondel heben zu können. Sollte dies der Fall sein, so wären ja Ganswindts Ideen realisierbar!

Dass die Gewalt expandierender Gase ganz außerordentlich groß ist, wissen wir ja alle. Sahen wir doch am 12. October vorigen Jahres auf der südafrikanischen Eisenbahnlinie Kimberley—Mafeking einen britischen Panzerzug infolge einer Boerenmine hoch in die Lüfte fliegen! Bloch, der russische Staatsrath, erzählt in seinem bekannten Werke, welches den Czar zu jener sensationellen Friedenskundgebung bewog, dass die Wassersäule einer durch 80 Kilogramm Dynamit erfolgten Sprengung unter Wasser eine Höhe von 280 Metern erreicht hatte. Nach Messung auf den Krupp'schen Schießplätzen in Essen hat die Flugbahn seiner Geschosse in ihrem höchsten Punkte 6540 Meter. Das geschleuderte Projectil übersliegt also den Montblanc, da dieser nur 4810 Meter hoch ist. Ja, es würde sogar den Chimborasso übersetzen, da dessen Höhe um 10 Meter niedriger ist.

Würde das unter einem Winkel von 45 Grad geschleuderte Geschoss den Lauf mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 1 Kilometer pro Secunde verlassen, was im Bereiche der Möglichkeit liegt, und würde es auf keinen Luftwiderstand stoßen, so würde der höchste Punkt seiner parabolischen Flugbahn gar 25 Kilometer über dem Boden stehen.

Wer gibt Erklärung solcher Schleudergewalt?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen.

Der Physiker gibt aber Antwort.

Mit der Wärme, welche man durch Verbrennen von 1 Kilogramm Schießpulver erhält, kann man 6⅔ Kilogramm Eiswasser zum Sieden bringen. Da man dieselbe Erscheinung auch durch Aufwand von 42.700 Meterkilogramm Arbeit hervorbringen kann, so beträgt die Arbeitsfähigkeit eines Kilogrammes Schießpulver 6⅔mal soviel, also 286.000 Meterkilogramm. Dies ist ein Arbeitsvorrath, welcher hinreicht, 100 Kilogramm 2860 Meter hoch zu heben.

Veranschlagt man das Gewicht des mit zwei Mann und Utensilien belasteten Projectils auf nur 250 Kilogramm, so könnte man mit Aufwand von 1 Kilogramm Schießpulver dieses Gewicht 1144 Meter hoch heben. Ganswindt will die halbe Marshöhe, das ist eine Höhe von circa 30 Millionen Kilometern, erreichen. Dies würde einem Aufwande von 26 Tonnen Schießpulver entsprechen.

Eine so enorme Menge von Explosionsstoff auf einmal zu verbrennen, dürfte schwieriger sein, als junge Frauen zu bewachen. Ist es überhaupt möglich, eine so kolossale Menge von Schießpulver auf einmal zur Explosion zu bringen? Jules Verne bejaht es, hat er doch, um seine Columbiade nach dem Mond zu schleudern, 725 Tonnen explodieren lassen. Krupp in Essen dürfte die Möglichkeit bestreiten, denn die größte Kanone, welche bis jetzt gebaut wurde (das Belagerungsgeschütz, welches Krupp der italienischen Regierung geliefert hatte), verbraucht für einen Schuss 485 Kilogramm Pulver, also rund den 54. Theil jener Menge, welche Ganswindt zur Explosion bringen muss, wenn er seinen Zweck erreichen will.

So würden sich die Sachen verhalten, wenn das Gewicht des Geschosses in allen Höhen seiner verticalen Steigbahn dasselbe bliebe. Dies ist jedoch nicht der Fall. Dessen Gewicht wird nämlich immer kleiner, je höher das Geschoss steigt. In einer doppelten Höhe beträgt es nur ¼, in einer dreifachen ⅑ der ursprünglichen Größe. Berücksichtigt man diesen Umstand, so gelangt man zum Resultate, dass die Arbeit, welche erforderlich ist, um bei veränderlicher Schwere ein Gewicht auf eine Höhe von 30 Millionen Kilometern zu heben, genau so groß ist [illegible] um dasselbe Gewicht bei constanter Schwere [illegible] zu

heben, welche gleich ist der Länge des Halbmessers unserer Erde, also einer Höhe von 6370 Kilometern.

Um aber das 250 Kilogramm schwere Projectil auf diese Höhe zu heben, müsste man elfmal soviel Schießpulver auf einmal zur Explosion bringen, als jene Menge ist, welche man bis jetzt auf einmal zu verbrennen vermocht hatte.

Nicht viel günstiger gestalten sich die Verhältnisse, wenn man auf den Besuch des Mars verzichtet und sich damit begnügt, auf den Mond zu kommen. Dieser ist nur 60 Erdhalbmesser vom Mittelpunkte unseres Planeten entfernt, und der Punkt, in welchem die Mondanziehung der Erdanziehung die Wage hält, ist 54 Erdhalbmesser vom Mittelpunkte der Erde entfernt. Es genügt nämlich, diesen Punkt zu erreichen, um auf den Mond zu kommen. Denn von da ab wird das Projectil beginnen, auf diesen Trabanten zu fallen.

Berücksichtigt man die Abnahme der Schwere, so braucht die Explosion nur soviel Energie zu liefern, als erforderlich ist, um ein unveränderliches Gewicht, 6250 Kilometer, hoch zu heben. Für die Marsfahrt betrug die Hubhöhe 6370 Kilometer, also nur wenig mehr. Der Pulverbedarf ist sonach in beiden Fällen fast gleich groß!

Also selbst eine Verne'sche Reise nach dem Monde hat ihre Schwierigkeiten. Verzichtet man auf diese Reise und begnügt sich damit, die Höhe unserer Atmosphäre zu erreichen, so gestalten sich die Verhältnisse günstiger.

Ritter berechnet nach einer thermodynamischen Methode die Höhe der Erdatmosphäre auf 349 Kilometer. Da bei dieser geringen Höhe die Abnahme der Schwerkraft außer Berücksichtigung bleiben darf, so beträgt die Hubhöhe ebenfalls 349 Kilometer. Um das 250 Kilogramm schwere Vehikel auf diese Höhe zu heben, genügt es, 300 Kilogramm Schießpulver explodieren zu lassen, also eine geringere Pulvermenge zu verbrennen, als Krupp in seinen Kanonen thatsächlich verbrennt.

Die Möglichkeit, an die Grenze der Atmosphäre zu gelangen, liegt also vor — wenn unsere Rechnung richtig ist. Leider ist dies aber nicht der Fall. In derselben wurde nämlich vorausgesetzt, dass die Wärme, welche bei der Explosion von Schießpulver entsteht, ganz in mechanische Arbeit verwandelt wird. Die mechanische Wärmetheorie lehrt aber, dass dies unmöglich sei. Nur ein gewisser Theil der producierten Wärme ist in Arbeit verwandelbar. Der Rest verbleibt stets in Form von Wärme, geht also für Zwecke der Arbeit verloren.

Dieses Ergebnis der Theorie wird durch die Erfahrung vollauf bestätigt. Diese lehrt beispielsweise, dass 1 Kilogramm Schwarzpulver ein 100 Kilogramm-Gewicht nicht, wie ausgerechnet, auf 1144, sondern nur auf 900 Meter heben kann. Die wirkliche Leistung beträgt also nur 78 Procent der theoretischen. Zum Heben des 250 Kilogramm schweren Vehikels wird man sonach nicht 300, sondern 972 Kilogramm Schießpulver bedürfen, also bei weitem mehr, als bis jetzt auf einmal zur Explosion gebracht werden konnte.

Damit ist jedoch Ganswindts Sache nicht verloren: denn wir haben Sprengstoffe, welche weit energischer wirken, als Schießpulver. So wissen beispielsweise die Ballistiker, dass man mit Aufwand von 1 Kilogramm Sprengstoff ein 100 Kilogramm-Gewicht auf eine Höhe schleudern könne, welche beträgt bei:

| | |
|---|---|
| Schwarzpulver . . . . . | 900 Meter |
| Schießwollpulver . . . . | 1140 " |
| Ballistit*) . . . . . . | 1570 " |
| Nitroglycerin . . . . . | 1930 " |

Wird zur Hebung der Ganswindt'schen Gondel Nitroglycerin verwendet, so genügt ein Aufwand von 421 Kilogramm dieses Stoffes. Die Verbrennung dieser Menge auf einmal dürfte aber wohl thunlich sein. Das Erreichen der Grenze unserer Atmosphäre wäre also möglich!

Damit wäre aber viel gewonnen, denn das Vehikel würde dann in ein widerstandsloses Mittel gelangen. Die Bewegung desselben würde sonach ohne jedweden Aufwand von Arbeit erfolgen, sobald die Entfernung desselben vom Erdmittelpunkte unverändert bliebe, das Projectil sonach rund um die Erde herum kreisen würde.

„Lenkt man das außerhalb der Atmosphäre befindliche Fahrzeug — sagt Ganswindt — in die Bahn eines die Erde umkreisenden Meteors, so bewegt es sich ohne weitere Explosionen und ohne alle Arbeitsverluste, mit der einmal erlangten Fahrgeschwindigkeit, in einer kreisförmigen oder elliptischen Bahn weiter und erreicht in wenigen Stunden einen anderen Erdtheil, wo es zwecks Landung umgewendet wird, um nun durch entgegengesetzt wirkende Explosionen das Fahrzeug aufzuhalten."

Wir würden also einen künstlichen Mond haben, auf welchem [illegible] unseren Erdball umkreisen und an beliebigen Stellen landen könnten.

So würden die Sachen stehen, wenn Ganswindts Weltenfahrzeug ein Projectil wäre, welches aus einer Kanone oder einem Mörser in die Luft geschleudert würde. Ganswindt denkt aber an [illegible]. Er ist ja nicht Jules Verne. Sein Fahrzeug

führt nämlich den nöthigen Vorrath an Explosionsstoff mit sich. Sein Vehikel ist eine Rakete.

Bei einer solchen stehen aber die Sachen anders. Das Gewicht eines vertical in die Höhe abgeschossenen Projectils vermindert sich mit der erstiegenen Höhe, jenes der aufsteigenden Rakete dagegen vermindert sich aus diesem und noch aus einem anderen Grunde. Die steigende Rakete wird nämlich auch nach Maßgabe des verbrennenden Pulvers leichter. Freilich muss sie ihren Pulvervorrath mitschleppen, während das Projectil den seinigen am Boden belässt.

Die erste Explosion des Raketenpulvers hat das Gewicht der Rakete und jenes des Pulvervorrathes zu tragen. Die zweite Explosion hat nur mehr eine um das Gewicht des verbrannten Pulvers verminderte Last zu heben. Die dritte hat noch weniger zu leisten, u. s. w. Die letzte Explosion hat nur das Gewicht der Rakete allein — also kein Pulvergewicht mehr — zu heben.

Das bis zur Grenze der Atmosphäre zu hebende Gewicht setzt sich also aus zwei Theilen zusammen: aus dem unveränderlichen Gewichte der mit Menschen belasteten Rakete und aus dem infolge der Explosionen veränderlichen Gewichte der Pulverladung. Das Gewicht dieser letzteren schwankt vom vollen Werte zu Anfang der Reise bis zum Werte Null zu Ende derselben. Das mittlere Gewicht des Pulvers, welches durch die Kraft der Explosionen zu heben ist, beträgt sonach nur die Hälfte des Anfangswertes desselben.

Trotzdem ist die Rakete gegen das Projectil im Nachtheile. Sie hat nämlich, wenn zwar nur das halbe, aber immerhin ein Pulvergewicht zu tragen, während das Projectil gar kein Pulvergewicht in die Höhe zu schleppen braucht.

Da zur Hebung des Pulvers ebensogut Energie gehört, wie zur Hebung der pulverleeren Rakete, diese Energie aber das mitgeschleppte Pulver zu liefern hat, so ist es begreiflich, dass der Bedarf an Pulver bei einer Rakete viel größer sein wird, als bei einem Projectil. Und in der That lehrt die Rechnung, dass selbst im Falle der Verwendung von Nitroglycerin man zur Hebung einer 250 Kilogramm schweren, mit Mannschaft und Sprengstoff beladenen Rakete bis an die Grenze der Atmosphäre vier Tonnen dieses Materiales aufwenden muss.

Um also ein Nutzgewicht von 250 Kilogramm an die Grenze der Atmosphäre zu heben, bedarf es vier Tonnen des energischesten aller Sprengstoffe, welche wir kennen. Das Explosionsmateriale wiegt also 16mal so viel, als die zu hebende Nutzlast.

Trotz dieses argen Missverhältnisses würden wir keinen Anstand nehmen, soviel Material aufzuwenden, wenn wir nur sicher wären, unser Ziel zu erreichen. Von der Wärme, welche das Feuerungsmateriale unserer Stuben erzeugt, verwenden wir auch nur ein Sechzehntel, und doch beheizen wir unsere Zimmer. Der unverhältnismäßige Materialaufwand tritt also der Ausführung einer Weltfahrt nicht in den Weg, wohl aber thut dies ein anderer Umstand.

Diese vier Tonnen Nitroglycerin reichen nämlich nur hin, um die Luftgondel an die Grenze der Atmosphäre zu schaffen, nicht aber, um sie ungefährdet wieder zur Erde zu bringen. Um dies letztere zu erreichen, bedarf es weiterer vier Tonnen des Explosionsmaterials, welches gleichfalls in die Höhe gehoben werden muss.

Nun, was liegt daran — wird man sagen. Eine Reise bis an die Grenze der Erdatmosphäre und zurück ist mit einem Aufwande von acht Tonnen Nitroglycerin nicht zu theuer erkauft.

Allerdings nicht — wenn es sich nur um acht Tonnen handeln würde: aber hier liegen die Verhältnisse eben anders.

Das bis an die Grenze der Atmosphäre zu hebende Gewicht besteht in diesem Falle aus: dem Gewichte der mit Menschen und Proviant belasteten Gondel, dem Gewichte des Vorrathes an Explosionsstoff für die Rückfahrt und dem halben Gewichte jener Menge des Sprengmaterials, welches während der Hinfahrt verbraucht wurde. Da der Vorrath für die Rückfahrt die Hälfte des Gesammtmateriales ausmacht, so sind im ganzen zu heben: das Gewicht der mit Mannschaft und Utensilien belasteten Gondel (250 Kilogramm) nebst Dreiviertel des Gewichtes des Explosionsmateriales.

Da man die Hubhöhe kennt, so ist hiermit die Menge der Arbeit gegeben, welche die Explosion des halben Gewichtes des mitzunehmenden Sprengstoffes zu liefern hat. Durch Gleichstellung dieser beiden Arbeiten gelangt man zur Erkenntnis, dass die Energie von einem Kilogramm Sprengstoff unter allen Umständen größer sein müsse als die zu bewältigende Hubhöhe anderthalbfach genommen.

Wenn ich also irgend ein Gewicht durch Reaction ausströmender Gase zehn Kilometer hoch heben will, so wird dies nur mit einem solchen Sprengstoff gelingen, von welchem jedes Kilogramm eine Energie entwickelt, welche zureicht, um ein Kilogrammgewicht 15 Kilometer hoch zu heben. Hat der Explosionsstoff nicht soviel Energie, so wird auch die größte Menge desselben unvermögend sein, selbst das kleinste Gewicht auf die verlangte Höhe zu heben.

Ein ganz merkwürdiges, dem Laien unglaublich klingendes Resultat! Wer aber Verständnis für mathematische Darstellung des Erkannten hat, der fühlt die erhabene Schönheit des betreffenden Beweises sofort heraus. Jenen, die kein Verständnis hiefür haben, kann man diese Schönheit freilich nicht erklären.

Der stärkste Sprengstoff, den wir besitzen, ist Nitroglycerin. Wollte man eine mit diesem Stoff gefüllte Rakete bis an die Grenze der Atmosphäre steigen lassen, so würde dies, dem Gesagten zufolge, nur dann gelingen, wenn ein Kilogramm Nitroglycerin eine größere Arbeitsfähigkeit hätte, als $^3/_4 \times 349 \times 1000 = 523.500$ Meterkilogramm. Da es aber, wie bereits erwähnt, nur eine solche von 196.000 hat, so ist ersichtlich, dass selbst dieser stärkste Sprengstoff noch viel zu schwach ist, um der gestellten Aufgabe gerecht werden zu können.

Eine Fahrt von der Erde zur Grenze der Atmosphäre und zurück — ist also unmöglich!

In den Trauergesang des Chors in Goethes „Faust“ einfallend, rufen wir Ganswindt zu:

> Wolltest Herrliches gewinnen,
> Aber es gelang dir nicht.

Ganswindt aber antwortet: Nicht meine Schuld ist es, dass die Chemiker so wirkungsschwache Explosionskörper haben. Uebrigens, was heute noch nicht ist, kann morgen schon werden. Meine Ausführungen bleiben deshalb aufrecht.

Nein, Herr Ganswindt! ruft die Erkenntnis ihm zu. „Es irrt der Mensch, so lange er strebt.“ Du aber bist vom edlen Streben beseelt. Wenn du auch im redlichen Kampfe um die Wahrheit unterliegst, so ist ja selbst ein Unterliegen ehrenvoll. Uebrigens ist ein genialer Irrthum fruchtbarer als eine banale Wahrheit — nur der Ignorant weiß alles!

Wo liegt also der Irrthum? fragt mit begreiflicher Wissbegier der gequälte Verstand und forscht nach dem thatsächlichen Inhalt der Erscheinungen. In dieser seiner Suche stößt er auf ein unwandelbares Gesetz, welches besagt, dass expandierende Gase desto mehr Wärme verbrauchen, je rascher sie entweichen.

Dieses Gesetz ist die Klippe, an welcher alle auf Explosionswirkung beruhende Fahrzeuge zerschellen.

Im luftleeren Raume stoßen nämlich ausströmende Gase auf kein Hindernis, expandieren daher rasch und kühlen sich demgemäß stark ab. Die bei der Entzündung entwickelte Wärme wird dadurch zum großen Theile absorbiert, und der Rest genügt nicht, um benachbarte Theile des Sprengstoffes bis zur Explosionstemperatur zu erhitzen.

Und in der That machte man bereits in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Erfahrung, dass Schießpulver umso schwerer entzündet werden könne, je verdünnter die Atmosphäre sei, in der es sich befindet; und Munke beobachtete (1817), dass Schießpulver im Vacuum nicht explodiere. Es tritt ein langsames Abbrennen, durchaus aber keine Verpuffung ein.

Ein Durchstreifen des Weltraumes in Vehikeln, welche durch Reaction von Explosionsgasen getrieben werden, ist also aus physikalischen Gründen unthunlich.

Ob hier ein Ausweg gefunden werden wird — wer vermag das zu sagen? Wir wissen zwar manches. Doch „je mehr man weiß, desto mehr weiß man, dass man wenig weiß. Denn mit dem Wissen wächst der Zweifel“.

Lemberg. Prof. Roman Baron Gostkowski.

---

# Peking.

Wenn man von Tungschau kommt und sich den südlichen Thoren Pekings nähert, ist der erste Gegenstand, der einem ins Auge fällt, der schöne, an dieser Stelle aufgerichtete Mauerthurm. Die Mauer selbst ist 40 bis 50 Fuß hoch und 30 bis 50 Fuß tief. Ihre Außenwand zeigt Flächen aus feinen großen Backsteinen, und eben damit ist auch ihre Kuppe bedeckt. Die Mauer ist in ihrer ganzen Runde oder vielmehr in ihrem Quadrat 16 englische Meilen lang. Die Thore derselben sind alle von guter Construction. Das Chie-men oder Frontthor ist das beste und größte. Es enthält drei Paare von Thorflügeln: und deren Mittelpaar, welches nur der Kaiser durchschreiten darf, führt geradewegs zum Eingang des Palastes. Dieses Mittelthor bleibt in gewöhnlichen Zeiten verschlossen und verriegelt. Kurz nach Sonnenuntergang werden alle Thore geschlossen, und nur am Neujahrstage bleiben sie noch eine Weile darüber geöffnet. Sind sie einmal geschlossen, so kann bis zum Morgen weder Ueberredungskunst, noch Geld sich Eintritt verschaffen. Nur im Frontthor wird um Mitternacht eine Thüre kurze Zeit offen gehalten, um die Mandarine eintreten zu lassen, welche im Palast um vier Uhr morgens die Versammlung des Staatsrathes zu erwarten haben.

Von der Höhe der Mauer oder wenigstens einigen ihrer Theile gesehen, gleicht Peking einem Garten. Die gelben Dächer der kaiserlichen Palastbauten glänzen mit ihren an allen Ecken schwebend angebrachten sogenannten goldenen Strahlen im Sonnenlicht. Längs der Mauer sind in kurzen Zwischenräumen Wachhäuser aufgestellt, in welchen zum Schutze der Stadt Soldaten immer bereit liegen sollen. Urtheilt man aber nach einem Rundblick von der Mauer, so

wird man in jedem dieser Häuschen nur einen oder zwei Stadtvertheidiger vermuthen. Obgleich der Eintritt in die Stadt über die Mauer mit Todesstrafe und der Austritt auf demselben Wege mit Verbannung für Lebenszeit belegt ist, findet doch eine beträchtliche Zahl von Schleichern hier allnächtlich ihren Weg, augenscheinlich ohne von den Behörden bemerkt zu werden.

Peking ist in vollkommen quadratischer Form erbaut, und alle seine Hauptstraßen führen entweder von Norden nach Süden, oder von Osten nach Westen. Die Hata-menstraße, welche vom Südthor ausgeht und sich gegen die Nordmauer erstreckt, wo sie dann ein wenig östlich vom Anting-Thor endet, ist Pekings längste Straße und hat eine Ausdehnung von etwa vier englischen Meilen. Die meisten Straßen sind sehr breit und würden glänzende Promenaden oder Fahrdämme bieten, wenn die Wege nicht von so viel Hindernissen gekreuzt würden. Jeder Chinese scheint die Straße zu allem was ihm gut dünkt zu benützen, ohne von der Polizeibehörde darin gestört zu werden, und Kehricht, schmutziges Wasser und Abfälle jeglicher Art werden vor aller Augen mitten auf die öffentlichen Durchgangsplätze geworfen. Die Steige zu beiden Seiten der Straße, welche für die Fußgänger reserviert bleiben sollten, werden völlig von Buden und Krämerständen eingenommen, vor welchen sich ein schwunghafter Kleinhandel abspielt. Zu Zeiten, wenn ein großes Leichenbegängnis vorbereitet wird, kann man einen mächtigen Katafalk ganze Wochen lang die Straße absperren sehen. Wagen und Pferde müssen Umwege machen, ohne dass von einer Seite eine Beschwerde erhoben wird. Die Ceremonien des Leichenbegängnisses, das Verbrennen großer papierener Häuser, Pferde, Wagen, Figuren aller Art und papierenen Geldes, werden zur nicht geringen Belästigung der Passanten mitten in der Straße besorgt. Im übrigen sind die Straßen immer von Staub und Koth bedeckt, und obgleich jährlich 500.000 (mexicanische) Dollars (= fl. 600.000) für ihre Instandhaltung gewidmet werden sollen, geschieht in Wirklichkeit für ihre Reinigung so viel wie nichts. Fährt der Kaiser oder die Kaiserin-Witwe aus, so werden die Straßen mit rother Erde bestreut, was ihnen das Aussehen einer Circusmanege gibt, und aller Verkehr zu Fuß und zu Wagen auf derart verschönerten Wegen ist verboten, bis die kaiserliche Reise beendet wird; darnach treten die Straßen natürlich wieder in den alten Zustand. Die schweren federlosen Karren genügen schon allein, um einen Weg zugrunde zu richten. Einmal wurde der Versuch gemacht, die Jinrickshа (ein von zwei Männern gezogener Karren) einzuführen, aber die Wagenlenker verschworen sich gegen diese Neuerung und warfen die unwillkommenen Fahrzeuge ohne weitere Umstände in den Festungsgraben außerhalb der Stadt. Mit einem Wort, bei Regenwetter mag man die himmlische Hauptstadt als ein großes Schlammnest, bei Trockenheit als eine Staubkiste bezeichnen.

Die zahlreichen Canäle in Peking, welche einstmals von einem früheren französischen Consul über alle Maßen gepriesen wurden, sind in der That nach mancher Hinsicht nützlich. Von Zeit zu Zeit, im Frühling, lässt man sie in die Straßen sich entleeren, unter welchen sie fließen, und auf diese Weise in der angrenzenden Nachbarschaft Krankheit verbreiten; und das ganze Jahr hindurch wird ihr schmutziger Inhalt benützt, um den Staub in den Straßen niederzuhalten. Kein Wunder, dass so viele Einwohner der Stadt an Krankheiten der Augen und des Halses leiden, wenn bei stürmischem Wetter der Staub erst recht umhergetrieben wird. Die Reinigung der Canäle ist im allgemeinen das Geschäft eines hohen Mandarins, der das Geld einsteckt und einen Stellvertreter sich um die Arbeit kümmern lässt. Dieser Stellvertreter vollführt seine Aufgabe in der Weise, dass er die Kaufläden besucht und deren Besitzern androht, er werde, wenn sie ihn nicht mit Geschenken besänftigen, gerade in ihren Häusern oder vor ihren Localen die Canäle öffnen lassen und auf diese Weise sie in ihrem Geschäft für längere Zeit stören. In der Regenzeit sind mehrere Straßen überhaupt nicht passierbar, da das Wasser sie gleich reißenden Strömen durchfließt. Es ist schon oft vorgekommen, dass Wagen umgestürzt wurden und ihre Insassen herausfielen, wenn über die Straßen von Peking ein Regenwetter niedergieng.

Aber gleichwohl, trotz des Schmutzes, der sich hier breit macht, darf man das Klima der Stadt Peking nicht als ungesund bezeichnen. Die Stürme, welche gewöhnlich drei Tage und Nächte währen und aus der Wüste im Westen den gelben Staub mitbringen, reinigen die Luft und vertreiben alle häfslichen Dünste. Die chinesischen Häuser sind sämmtlich sehr niedrig und in der Regel ohne Obergeschoss. In ihrer Bauweise lassen sie viel zu wünschen übrig, denn es gibt bei Regen kaum eines unter ihnen, das nicht Wasser durchließe. Die Läden in einigen Theilen der Stadt haben vergoldete und reichgeschnitzte Portale, contrastieren dadurch aber freilich nur traurig mit den schmutzigen Straßen, in denen sie sich befinden.

Die „verbotene" Hälfte der Stadt, welche der Kaiser bewohnt, nimmt einen außerordentlichen Raum ein. Früher führte ein Straßenzug von der kaiserlichen Stadt über die Marmorbrücke seit mehreren Jahren aber sind diese Zugänge versperrt und man kann [illegible] nunmehr nur auf Umwegen den westlichen Theil erreichen. Die [illegible] Gesandtschaften sind meistens im südlichen Theil Pekings, Chia-mi-hsiang, der sogenannten Gesandtschaftsstraße, untergebracht. Die französischen, englischen und russischen Gesandtschaften bewohnen ehemals herzogliche und sehr geräumige Paläste. Sie besitzen auch jede ihre eigene Kapelle, und für ihr großes Gefolge ist mit angemessener Bequemlichkeit gesorgt. Missionsgesellschaften, sowohl protestantische wie römisch-katholische, sind über die ganze Stadt zerstreut, und zwar haben die Katholiken vier große Kirchen in den vier der Windrose entsprechenden Vierteln der Stadt; die Kathedrale, ein schönes Gebäude, steht im Westen auf sehr geräumigem Baugrund.

Die Beleuchtung der Straßen ist von Vollendung weit entfernt. Eine Menge Laternen ist dafür bestimmt, und zwar bestehen sie aus Papierwänden, zwischen denen kleine Oellampen brennen; aber ihr Licht ist sehr schwach, und da sie zudem nur in hellen Mondnächten entzündet werden, in welchen der diesem Amt vorstehende Mandarin am ehesten zur Inspection erwartet wird, ergibt sich im ganzen ein kaum befriedigendes Beleuchtungssystem.

J. T. Clark.

## Kiplings Ahnen.

Als im Jahre 1887 die „Plain Tales from the Hills" erschienen, da flog durch die feineren Geister Englands etwas wie eine bange Hoffnung. War er endlich gekommen, der Heißersehnte, der in dem schönen Kampf der Geister, den man auf dem Festlande Europas schlug, die Fahne Englands ergreifen würde? War er endlich da, der erträumte Held, gekommen from lands beyond the Sea, der seinem Mutterland die Schmach ersparte, im dichterischen Wettbewerb der Völker feiernd abseits zu stehen? Und als dann Schlag auf Schlag die merkwürdigen Bücher erschienen, durch die wir heute Kiplings Jugend und Kiplings Ruhm verstehen, da lohnte die leise Frage eine jubelnde Antwort. Etwas Neues, Unerhörtes fügte sich damals dem literarischen Schatze Englands ein; neue Töne, in einem neuen Lande gesungen, klangen so vertraut in den Seelen der Menschen auf der alten Insel wieder. Beides, was er sagte, und wie er's sagte, machte ihn zum Abgott. Aber das Verhältnis, das Kipling zu seinem Volke gewonnen hat, lässt sich aus der ästhetischen Würdigung seiner Werke allein nicht erklären. Prüfen und sichten wir die Summe von Kiplings Leistungen, so werden wir über die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe, über den erheblichen Aufwand von Geist, Laune, Scharfsinn und Phantasie, der seine künstlerische Persönlichkeit auszeichnet, staunen. Aber nur Mangel an Dankbarkeit oder an Kenntnissen werden den Unbefangenen zu den oft gehörten Ungebürlichkeiten hinreißen, mit denen kritiklose Lobhudler, deren literarisches Glaubensbekenntnis mit den Neigungen des Marktes kommt und geht, den englischen Dichter verhimmeln. Wenn ich in den folgenden Zeilen den historischen Hintergrund aufzudecken versuche, vor dem sich die Liebesscenen Kiplings und seines stammverwandten Leserkreises abspielen, dann hoffe ich Festländern einen bescheidenen Behelf zum Verständnis des schwierigen Capitels der neueren Sittengeschichte: „Kipling und sein Volk" zu geben.*)

Kipling ist der echte Sprosse einer echten Colonistenfamilie. Seine Eltern wanderten unter denselben Lebensbedingungen nach Indien aus, unter denen sich seit den Tagen der Phönicier jede Auswanderung vollzogen hat: sie wollten sich in der Fremde den materiellen Wirkungskreis schaffen, den das Mutterland ihnen versagte. Kinder zweier wesleyanischer (methodistischer) Geistlichen, stammten sie überdies aus jener religiösen und socialen Gemeinschaft, die seit Cromwells Zeiten die Kerntruppen angelsächsischer Auswanderung gebildet hatte. Noch stehen die freundlichen Pfarrhäuser der englischen Midland Counties, in denen sie ihre Jugend verlebten, noch tragen sie neben dem Wagemuth des Siedlers die heiße Liebe zum Mutterland im Herzen, zum home, wie die Colonisten sagen, wenn sie von England reden. Alles das, verstärkt, erweitert, differenziert durch die culturellen und physiologischen Einflüsse seines Geburtslandes, lebt in den Dichtungen des Sohnes wieder. Er sagt von seinen Geschichten: „Diese Erzählungen wurden von jeglichen Orten gesammelt und von jeglichen Arten von Menschen, von Priestern in der Chubára, von Ala Yar dem Schnitzer, Jiwun Singh dem Zimmermann, von namenlosen Menschen in Dampfern und Zügen der ganzen Welt, von Weibern, die vor ihren Hütten im Zwielicht spinnen, von Officieren und Herren, nun todt und begraben, und einige, und das sind gerade die besten, habe ich von meinem Vater." Und als er, aus dem kräftigen Zusammenwirken aller dieser Anlagen und Einflüsse heraus, zum erstenmal seine Stimme in der Oeffentlichkeit erhob, da fand er nicht nur in den Marken der Heimat, sondern auch in den unermesslichen Weiten des großen Mutterlandes das gewaltige Echo, das sich immer einstellt, wenn es einem Manne glückt, die materiellen und die geistigen

*) [illegible]

Fragen, die sein Volk bewegen, im feingeschliffenen Spiegel des künstlerischen Ausdrucks einzufangen. Nie war das Interesse für die Colonien in England größer als heute, da sie in ihrer Umbildung aus wirtschaftlichen Absatz- oder Productionsgebieten zu blühenden Staatengebilden der Aufsicht des Mutterlandes zu entgleiten drohen. Nie konnte ein Dichter, der von den Colonien kam, von ihnen sang und seine Liebe zur „ewig gebärenden Mutter England" bekannte, eines wärmeren Beifalls mehr versichert sein als zu einer Zeit, die das Schlagwort des „Greater Britain" münzte. Und dennoch fordert die Wertung die Kiplings Dichtungen warben und fanden, zu historischen Vergleichen heraus, die uns die Beziehungen Kiplings zu England verständlicher machen sollen.

Durch trübe Ereignisse in den afrikanischen Colonien um Fest und Festesstimmung betrogen, hätte England im verflossenen Jahre Ursache gehabt, einen sehr bedeutungsvollen Gedenktag zu feiern. Zu Ende des Jahres 1599 beschlossen nämlich eine Anzahl Londoner Bürger, im Besitze eines Capitals von 30.000 Pfund, die Regierung zu ersuchen, ein Handelsunternehmen nach Ost-Indien ausrüsten zu dürfen. Das war das Knüpfen der ersten Masche in dem ungeheuren Gewebe, das heute den Erdkreis umspannt: den englischen Colonien. Seit jener Zeit verschwand die Frage nicht mehr aus dem Gesichtskreis der Insel. Unter Jakob I., unter Karl I., ganz besonders aber unter dem Commonwealth nahm diese expandierende Bewegung immer großartigere Formen an. Und an der Wende des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts gehörten die englischen Siedlungen schon zum unantastbaren Besitz des Staates, war das Bewusstsein von dem Berufe Englands, die See zu beherrschen und ferne Bezirke dem Mutterlande zu gewinnen, in den Ideenschatz des Gesammtvolkes übergegangen. Wie sehr die Liebe zu den Colonien, die Vertrautheit mit abenteuerlichem Reichthum und fremdartiger Schönheit durch die Dichtkunst genährt wurden, ist ein anziehendes und noch unzureichend behandeltes Problem der englischen Geistesgeschichte.

Hier können nur die wesentlichen Punkte angedeutet werden. Ob es ein Zufall war, dass der Earl von Southampton, der Patron Shakespeares, auch der werkthätige Gönner der virginischen Auswanderer war, will ich nicht entscheiden. Auf alle Fälle aber gehört die große Rolle, die das Meer bei Shakespeare spielt, in dieses Capitel, so schwer es auch hielte, seinen Dichtungen directe Anspielungen auf die erwachende Colonisationsbewegung zu entnehmen. Eine Ausnahme bildet nur sein letztes Drama, „Der Sturm", dessen Entstehung auf die Erregung zurückleitet, welche die Schicksale eines bei den Bermuda-Inseln gescheiterten Auswandererschiffes in England hervorgerufen hatte. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, dass ein Menschenalter nach Shakespeare die Literatur sich wiederum der Bermuda-Inseln bemächtigte. Edmund Waller, ein durch Neigungen und Schicksal, keineswegs durch Gaben dem Ovid verwandter Dichter, hat durch seine warme Schilderung jener Inselgruppe („The Battle of the Summer-Islands") das Antheil des Mutterlandes an den amerikanischen Colonien wirksam gefördert.

Die religiös und social gleich hervorragende Epoche Englands unter Cromwell, den Stuarts und den Oraniern ist von der Auswanderungspolitik nicht mehr zu trennen. Gewissensverfolgung und Massenauswanderung sind ja stets zwei ursächlich sich bestimmende Erscheinungen gewesen. Die Richtung der Auswanderung war in England von der Natur vorgezeichnet. Alle die tausende der Hochkirche und ihrem Zwang abholden Bürger, die es nicht vorzogen, den Kampf gegen Königthum und Kirche auf heimischem Boden aufzunehmen, erblickten mit einer durch Ekstase nur wenig getrübten Lebensklugheit in den weiten jungfräulichen Strecken des östlichen Nord-Amerika ein ihnen durch göttliche Gnade erschlossenes Paradies. Freiheitsgefühl, religiöser Sinn und Wanderlust verbanden sich und fanden in den unausgesetzten Besiedlungen Amerikas einen gewaltigen Ausdruck. Aber selbst in den Reihen dieser trotzigen Dulder fanden sich Dichter. Wohl waren es rauhe Hände, die in die Saiten griffen. Mit denselben Fäusten, die dem spröden Boden eine noch dürftige Hausung abgerungen hatten, scheinen die Verse gezimmert worden zu sein, die sich in dem einzigen amerikanischen Gedichte jener Zeit erhalten haben, dem in grimmiger Laune gesungenen „New Englands Annoyances".

„Neu Englands Plagen, wollt Ihr sie kennen,
So lest diese Verse, sie werden sie nennen.
In Wildnis und Wald, da sind wir zu Haus,
Und Gras, Korn und Früchte, die geh'n uns oft aus.
Die Fluren im Thale, der Stein auf der Höh',
Die starren fast immer in Eis und in Schnee
Und hebt der Nordwestwind mit Macht an zu blasen,
Dann zieh'n wir die Mützen uns über die Nasen.
Und ist einer schneidig und will widersteh'n,
Dann ist's oft um Füße und Finger geschehn.

— — — — —

Doch du, den der Herr zum Wandern will weihen,
Nicht lasse den Honig, weil Bienen dich schrecken.
Bring beides, zufried'nen und ruhigen Sinn,
Und ein freundlicher Segen bleibt stets dein Gewinn."

England aber hatte sich schon mit wechselndem Glück und wachsender Thatkraft in die vorderste Reihe der seefahrenden und länderbesiedelnden Völker vorgeschoben, als der Dichter ihm geboren wurde, dessen schönstes Buch für die Ziele der vorliegenden Untersuchung ganz besonders in Betracht kommt: Daniel Defoe. Die literarische Epoche, die dem Wirken dieses Mannes vorangieng, ist durch ihre seltsame Mischung von Politik und Kunst nicht ohne Reiz. Spanien hatte dem neuaufstrebenden Inselvolke nicht nur seine Herrschaft zur See übergeben müssen, aus Spanien empfieng auch die englische Literatur Anregung und Vorbilder in reicher Fülle. Die Verwirrung, welche Amadis de Gaula und Palmerin von Oliva in ganz seinen Köpfen englischer Literaten anrichteten, gehört nicht hieher. Wohl aber durfte Diego Hurtado de Mendoza sich der Patenschaft einer der fesselndsten Epochen des englischen Schriftthums rühmen. Mit seinem „Lazarillo de Tormes", dem fruchtbaren Erstling der Romangattung des estilo picaresco, rief er eine ganz neue Richtung in der englischen Romanschreibekunst hervor, die des Abenteuerromans. Der eigentliche Begründer dieser Gattung ist weniger in dem unmittelbaren Nachahmer Mendozas, Thomas Nash, als in Richard Head zu suchen, dessen Roman „The English Rogue: described in the Life of Meriton Latroon, a witty Extravagant" insofern einen Rang in der Entwickelung der englischen Dichtung verdient, als seine Gestalten sich mit Vorliebe in ferneren Ländern umhertreiben und so den unübersehbaren Schwall der englischen Colonialromane vorbereiten.

Zu einer künstlerischen Höhe aber wuchs diese neue Richtung erst mit dem Auftreten Daniel Defoes heran. Dieser politisch wie literarisch gleich feingeschulte Kopf begriff bald die ungeheure sittliche und geistige Bedeutung, die der einer bedenklichen Verflachung und offenkundigen Verrohung ausgesetzte Abenteuerroman noch für England gewinnen konnte. Bis etwa zum Jahre 1715 war Defoes literarische Thätigkeit nichts als eine künstlerische Ergänzung seiner politischen Arbeiten. Das Jahr 1715, das seine ebenso erfolgreiche wie schlecht gelohnte politische Wirksamkeit beschloss, bedeutet auch einen Markstein in seinem dichterischen Schaffen. In diesem Jahre kam ihm der Plan zu seinem Hauptwerk, dem Robinson. Wie Shakespeares „Sturm" verdankt auch „The Life and strange surprizing Adventures of Robinson Crusoe of York, Mariner" einem Reiseberichte sein Entstehen. Das müßige Beginnen, hier die wahre Bedeutung des vortrefflichen Buches nachzuweisen, liegt mir fern. Schon Defoes Zeitgenossen haben es verstanden, die letzten Absichten des ausgezeichneten Dichters und Patrioten herauszufühlen. Und eine dankbare Nachwelt stand in dieser Wertschätzung nicht zurück. Nur auf eines sei hier noch nachdrücklich verwiesen. Ueberblicken wir doch das Leben Defoes: Hineingeworfen in eine politisch und geistig aufs äußerste erregte Zeit, seine starken Kräfte zum Heile des Gemeinwohls, ohne Segen für sich selbst, auf der politischen Tribüne verbrauchend, nach einem Schaffen voll Unrast und Mühsal — konnte ein Mann wie dieser dann in ein Poetenstübchen entweichen, um große und kleine Kinder mit athemlosen Abenteuern zu ergötzen? Nein — der „Robinson" ist die Frucht desselben Geistes, der dem sinkenden Rom die „Germania" schenkte. Und wie jener Römer nach dem neuen Lande jenseits der Alpen wies, so schuf auch die feurige Vaterlandsliebe des Engländers mit wahrhaft taciteischem Eifer und glühender Heilsbegier die Geschichte des Mannes, der auf neuer Erde die segensreichen Grundlagen für kommende Geschlechter und werdende Gemeinwesen errichtet.

Ich weiß, Vergleiche sind immer fatal. Doch völlig fruchtlos scheint es mir nicht, das England nach der Restauration neben unsere nachrevolutionäre Zeit zu halten. Shakespeare war dem durch einen zügellosen Hof und seine Dichter der Gallomanie überantworteten Geschmacke ferner als heute. Ueberall herrschte der Drang nach Neuem, und die reißenden Wildbäche neuer Ideen suchten nach unbetretenen Betten. Parteiengezänk und Religionshader thaten das ihre, die Gemüther des Volkes von Grund auf zu erregen. Eine Reihe lebendig wirkender Philosophen führte nicht weniger als heute eine Umwertung von Vorstellungen und Einrichtungen herbei, die verrauchten Geschlechtern theuer und vertraut waren. Auf den Spuren Miltons wandelnd, durchflog der Feuergeist eines Newton die Weiten des Himmels. Aber nicht die lodernde Ekstase des Dichters erhellt ihm das Dunkel, mit dem klaren Licht der Wissenschaft sucht er die ewigen Gesetze der Weltordnung zu ergründen, und so machte er die Bahnen der machtvoll heranströmenden Naturwissenschaft frei, deren Ziele Bacon als erster geahnt hatte. Und dazu das riesengleiche Aufschießen einer nationalen Weltpolitik, das Kräfte befreite, die früher unbeachtet schlummerten oder nutzlos verglimmten.

Und mitten in diesem wirbelnden Treiben dieses Buch, von einem Manne herrührend, der, losgelöst von allen Lebensbedingungen, die eine jahrtausendalte Cultur aufgespeichert hatte, daran geht, den Inhalt eines wertvollen Lebens zu formen! Mitten in dem Getöse einer zu neuen unerhörten Thaten erwachenden Welt das Buch von dem Schweigen der großen Stille! Die tiefe und nachhaltende Begeisterung, die der Robinson weckte, mußte seinen Dichter wohl mit dem schlechten Lohne versöhnen, den seine in feine Kunst

lerischen Gewänder gehüllten politischen Schriften gewonnen hatten. Aber der Jubel, der in den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts den Robinson umbrauste, der wogt heute um Kiplings Djungelbücher. Denn auch uns grüßt in den Blättern jener beiden merkwürdigen Bücher, denen der Djungel den Namen gab, der Hauch einer neuen unberührten Welt. Welch ein Fund für uns Neunmalkluge, die mit Wanderstab und Brille jeden Winkel unseres morschen Planeten durchstöbert wähnten! Klopfte nicht auch dem Kältesten das Herz, als der sehnige Arm eines jungen Dichters die Pisangbüsche theilte, um uns in die dunkle Welt des indischen Waldlandes zu geleiten, wo jeder Weiher ein Geheimnis barg und jeder Busch ein Abenteuer? Ertappten wir uns nicht, wie wir athemlos Baloo dem Bären folgten und Bagheera dem Panther, als sie zu Kaa dem Python eilten, um Mowgli zu befreien? So mögen die genussatten Höflinge in Defoes England den Robinson gelesen haben, so wie uns zu Muthe ist, wenn wir mit Mowgli von der Hausung der Menschen fliehen, wenn wir mit dem weltscheuen Wolfssohn die Tiefen des Urwaldes durchmessen. Wie bannt er unsere Augen, wenn er über Moore und Haiden jagt in einer Kraft, die keine Cultur brechen, in einer Anmuth, die keine Künstelei versehren konnte! Weitergreifend als Defoe schuf Kipling auch die Gegenstände seiner Urwaldbilder. In der von ihm mustergiltig beherrschten Kunstform, der Skizze, deckt er die „vielen Künste“ auf, die uns um Leben und Lebenswert betrügen, weist er in schöner ungefesselter Kraft der Gestaltung auf des „Lebens Hindernisse“. Doch das Robinsonmotiv kehrt noch einmal wieder in dem (literarisch wenig erfreulichen) Buche von den „Beherzten Capitänen“, in welchem statt der Wipfel der Djungelriesen die Wogen des Meeres rauschen.

Aus wesentlich anderen Verhältnissen hervorgegangen und einer erheblich verschiedenen Richtung des Geistes zugeneigt als Defoe war der Dichter, der auch in dem beengenden Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht umgangen werden kann: Jonathan Swift. Dem Dichter des Robinson an Kraft und Frische der Begabung, an Mannigfaltigkeit der Kunstmittel und an Fülle des Ausdruckes überlegen, wie an Charakter ihm nachstehend, kann er seine Zugehörigkeit zu jener politisch so hochgespannten Zeit gleichwohl nicht verleugnen. Wohl läßt sich zwischen dem eifernden Hohn Defoes in den „Dissenters“ und dem vernichtenden Spotte Swifts im Tonnenmärchen und in den Tuchhändlerbriefen eine Brücke schlagen. Aber sonst hat der zürnende Engländer mit dem bissigen Iren wenig gemein. Swifts bekanntestes Werk „Travels into several remote Nations of the World, by Lemuel Gulliver, first a Surgeon, and then a Captain of several Ships“ ist aber unzweifelhaft von Robinson angeregt worden. Und auch der feurigste Vertheidiger von Kiplings genialer Ursprünglichkeit wird nach der Lectüre der Reise Gullivers zu den Houyhnhnms über das Vorhandensein einer unmittelbar befruchtenden Quelle der Djungelbücher nicht mehr im Zweifel sein. Eine genealogische Linie führt von Robinson über Gulliver zu Mowgli.

Es bleibt abzuwarten, ob Kiplings künstlerisches Schaffen eine dauernd wirkende Epoche der englischen Literatur bedeutet. Eine weit über die Geltung des Tages hinausreichende Stellung werden viele seiner Gedichte und eine beschränkte Zahl seiner Skizzen wohl behaupten. Vieles wird so still versinken, wie es geräuschvoll kam. Das Tiefste, Schönste und Feinste, das er seinem Volk geschenkt hat, seine Djungelbücher werden fortleben, gewahrt und geschirmt von den treuesten und liebevollsten Hütern ewiger Poesie, von den Kindern. Kleine zarte Hände haben auch den Robinson und den Gulliver mit dem Kranze der Unsterblichkeit geschmückt. Wo ist der Dichter, der nach einem köstlicheren Preise Verlangen trüge?

G. A. Crüwell.

---

## Die Nietzsche-Ausgabe.

Paul Mongré bespricht in Nr. 292 dieser Zeitschrift meine Broschüre „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung“, in der ich die Zurückziehung einiger von Dr. Koegel herausgegebener Bände des Nietzsche-Nachlasses zu rechtfertigen suche, weil dieselben unwissenschaftlich seien. Mongré gibt mir, so viel ich sehe, in der Sache Recht, nämlich, dass Koegel sich der wissenschaftlichen Fehler, die ich ihm vorwerfe, schuldig gemacht habe. Ich könnte demnach beruhigt sein und die Beurtheilung des Weiteren ihm und auch jedem sonst überlassen. Wenn ich trotzdem auf die Sache zurückkomme, so geschieht es, um gewisse Aufklärungen zu geben, einige Fragen zu beantworten, die theils von Mongré selbst aufgeworfen und theils durch seine Ausführungen nahegelegt werden.

Mongré klagt, dass ein so häufiger Wechsel der Herausgeber im Nietzsche-Archiv stattgefunden hatte. Das ist gewiss zu beklagen. Aber [illegible] ist [illegible], dass Frau Dr. Foerster-Nietzsche an diesem Wechsel unschuldig ist. [illegible] es Frau Dr. Foerster-Nietzsches [illegible] Wunsch gewesen, [illegible] Leitung des Nietzsche-Archivs [illegible] der Ausgabe [illegible] in Verbindungen in diesem Sinne [illegible] Auch anderen älteren und in autoritativer Stellung sich befindenden Gelehrten hat sie die Leitung des Nietzsche-Archivs wiederholt angetragen. Leider war nie jemand bereit oder in der Lage, diese Arbeit und Verantwortung auf sich zu nehmen. So sah sich Frau Dr. Foerster-Nietzsche auf jüngere Gelehrte angewiesen. Aber auch hier hat sie alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sie hat z. B. Dr. Zerbst und Dr. Koegel, die zunächst bei ihr thätig waren, aufgefordert, ehe sie die Arbeit begännen, das Goethe-Archiv zu besuchen, um die dortige Arbeitsweise kennen zu lernen. Wenn Koegel das etwas gründlicher gethan hätte, so würden jetzt die Manuscripte sich nicht in diesem trostlosen Zustand befinden. Mir ist gänzlich unfasslich, wie jemand, der eine Universität auch nur von weitem gesehen hat, mit Original-Manuscripten so umgehen kann. Frau Dr. Foerster-Nietzsche hat auch von Anfang an gewünscht, dass nicht einer, sondern zwei Gelehrte die Ausgabe machten. Die Nothwendigkeit dieser Maßregel ergibt sich für jeden Einsichtsvollen von selbst. Demgemäß hat Koegel zuerst mit Zerbst zusammen gearbeitet, dann mit von der Hellen zusammen, und so sollte er nach Absicht der Frau Dr. Foerster-Nietzsche auch wieder mit Steiner zusammen arbeiten. Warum diese verschiedentlichen Versuche einer gemeinsamen Arbeit immer wieder misslangen, darnach muss man die betheiligten Herren befragen. Soviel ich aber weiß, hat Koegel niemals bestritten, sondern stets ausdrücklich und entschieden betont, dass er die Arbeit nur allein machen könne und wolle. Er hat dabei traurig Schiffbruch gelitten. Wer ist also hier der Schuldige, der auch an dem Wechsel die Hauptschuld trägt?

Was nun die neuen Herausgeber anlangt, im besonderen meinen Angriff auf Koegel, so ist es gewiss keineswegs schön, dass ein Herausgeber den andern desavouiert, dass man Bände, die einmal herausgegeben sind, wieder rückgängig macht und einstampft. Indessen, was sollen wir thun? Wir können die Verhältnisse nicht anders nehmen oder machen, als wir sie vorfinden. Es ist sehr schlimm, dass die Koegel'sche Ausgabe so verfehlt ist. Es wäre gewiss besser gewesen, wenn das „Philologengezänk“ um Nietzsche hätte vermieden werden können. Aber mir scheint es absurd, mich dafür verantwortlich zu machen; ich meine, man muss sich an den halten, der dazu Anlass gegeben hatte. Wir können nur thun, was uns den Thatsachen gegenüber wissenschaftliche Pflicht scheint. Ich muss Herrn Mongré mittheilen, dass wir allerdings auch Band XI, auch die beiden vorhergehenden Bände, Band IX und X, also den ganzen Nachlass neu auflegen werden. So schlimm es ist, wir können nicht anders. Zur Rechtfertigung dieses Vorgehens sollte meine Schrift dienen. Wen die dort aufgewiesenen Fehler Koegels von der Nothwendigkeit dieses Schrittes nicht überzeugen, dem kann ich nicht helfen. Die Fehler Koegels aber zugeben, wie Mongré thut, eine Revision der Bände aber gleichwohl bekämpfen, ist ein offenkundiger Widerspruch. Glaubt man denn wirklich, dass das Nietzsche-Archiv die Bände nur zum Vergnügen einzieht, dass man einen so peinlichen und mit so großen Unkosten verbundenen Schritt gern thut? Es müssen doch sehr zwingende Gründe sein, die zu einem solchen Schritt treiben. Ganz würdigen kann ihn nur, wer das Material kennt. Ich kann nur wiederholen, die Koegel'sche Ausgabe strotzt von Fehlern.

Mongré nimmt Anstoß an dem Tone, in dem ich meine Schrift gegen Koegel verfasst habe. Ich glaube mich im ganzen ziemlich zurückgehalten zu haben. Dass ich meine Entrüstung nicht ganz unterdrückt habe, kann mir wiederum nur vorwerfen, wer entweder das Vorgebrachte sachlich nicht würdigen kann, oder dem die Sache gleichgiltig ist, der für die Sache kein Herz hat. Die geistigen Schätze Nietzsches dergestalt verunstaltet sehen und dies nicht in erster Linie durch Unfähigkeit, sondern durch unbegrenzte Leichtfertigkeit, dies täglich mit ansehen, sich jedes Wort des Tadels aber verbieten — ich gestehe, darnach ist meine Constitution nicht: es ist das Sache der Menschen des tout comprendre.

Als solchen zeigt sich Mongré denn auch. Er sucht die Fehler Koegels, die er, wie gesagt, zugibt, zu entschuldigen, indem er sie „erklärt“, und zwar psychologisch: Koegel habe in einem Zustand der [illegible], der Monomanie sein Buch hergestellt. Was soll man zu einer solchen Entschuldigung sagen? Es mag ja sein, dass man in anderen Wissenschaften Menschen, die an solchen Zuständen leiden, gebrauchen kann. Das weiß ich nicht. In der Philologie jedenfalls kann man sie nicht brauchen, und zumal nicht, wenn Nietzsche das Object ist, um das es sich handelt. Das ist ja das Wesen der Wissenschaftlichkeit selbst, dass man jederzeit den Geist frei hat, dass man nicht an fixen Ideen leidet, dass man in jedem Augenblicke man selbst ist. Für solches Verleugnen des wissenschaftlichen Geistes, der von Nietzsche so über alles geschätzten [illegible], wie es in Mongrés Entschuldigung liegt, fehlt mir [illegible] Verständnis. [illegible] scheint bei Koegel dieser krankhafte Zustand dauernd gewesen zu sein. Denn auch in den früheren Bänden [illegible] in der Form, wie Koegel sie vorlegt, durch[illegible] [illegible] Koegel war, als er zu Band XII kam, das [illegible] ziemlich gewohnt.

[illegible] sich über die Philologie lustig zu machen, wie Mongré es thut, ist sehr wohlfeil. Gewiss, sensationelle

Bücher erwarte man von den jetzigen Herausgebern nicht. Wir werden nur Nietzsche selbst geben, ihn nirgends, auch nicht an einem Punkt vergewaltigen. Wenn aber Mongré glaubt, dass man damit auf eine sachgemäße Anordnung verzichtet, dass man dann Zettelwirtschaft treiben muss, dass man damit die Lesbarkeit der Bücher preisgibt, so irrt er sehr. Er beweist damit sein Unverständnis in philologischen Fragen. Es soll das kein Vorwurf sein. Aber er sollte sich dann auch in solchen Sachen zurückhalten. Die wissenschaftliche Anordnung ist in jedem Falle auch die vernünftigste, sachgemäßeste, die in jedem Sinne beste und also auch die am leichtesten lesbare. Gerade die mangelhafte Lesbarkeit der Koegel'schen Anordnung hat man beklagt und mit Recht. Ich hoffe, wir werden die unveröffentlichten Sachen Nietzsches erst lesbar machen. Die Erfahrung wird darüber entscheiden.

Ich sage noch, welcher Grund in letzter Instanz das Nietzsche-Archiv bestimmt hat, die Bände von IX an sämmtlich neu aufzulegen. Es ist beabsichtigt, am Schlusse einen Registerband für das ganze erscheinen zu lassen. Dieser soll, wie sich von selbst versteht, für die Dauer berechnet sein, und darum kann man ihn sich unmöglich auf die so schlechthaft zusammengesetzten Bände Koegels beziehen lassen. Man würde diese damit verewigen oder das Register wäre umsonst. Vielleicht hat dieser praktische Grund für Mongré ein größeres Gewicht als der ideelle eines unverfälschten Nietzsche'schen Textes.

Da ich mich nun doch soweit mit Mongré beschäftigt habe, will ich noch eines sagen. Mongré bemerkt eine große Distanz zwischen Nietzsche und dem jetzigen Nietzsche-Archiv, womit er offenbar die jetzigen Herausgeber treffen will. Von allen Bemerkungen, die Mongré macht, ist mir diese die räthselhafteste. Andere lassen einen Mangel an philologischem Verständnis durchblicken. Hier aber scheint mir ein unverzeihlicher Mangel an Verständnis Nietzsches selbst vorzuliegen, der mir bei Mongré besonders auffällt. Ist es denn nicht selbstverständlich, dass diese Distanz da ist? Und ist es nicht achtbar, dass sie auch sichtbar wird, dass wir sie nicht verleugnen? Kann darin jemals ein Vorwurf liegen? Wir haben eine andere Aufgabe als die Nietzsches: so brauchen wir auch andere Mittel. Hier Einwände machen, heißt die ganze Lage verkennen, bedeutet eine schlimme Herabwürdigung Nietzsches. Dass die Typen nicht verwischt werden, ist der oberste Grundsatz Nietzsches. Nietzsche im kleinen nachmachen, Miniatur-Nietzsches darstellen — ich gestehe, ich finde es an keiner Stelle geschmackvoll. Hier aber wäre es gänzlich unwürdig. — Weil man nichts vorzubringen weiß, deshalb verfällt man auf derartige Vorwürfe. Ob ich einen guten oder schlechten Stil schreibe, ist für die Frage, ob ich Koegel mit Recht anklage, ist für meine ganze Stellung in Bezug auf die Ausgabe vollkommen gleichgiltig.

Mongré kommt in Nummer 297 noch einmal des weiteren auf die Wiederkunftslehre zurück. Er bespricht die Vorgeschichte dieses Gedankens in früheren Epochen der Philosophie, ohne Neues zu bringen: was er beibringt, hätte er auch bei Riehl und Ziegler schon lesen können. Und dann sucht er sachlich Stellung zu dem Gedanken zu nehmen, indem er ihn vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus kritisiert. Wie ich schon in meiner Schrift sagte, halte ich eine sachliche Discussion dieses Gedankens für angezeigt, erst nachdem die Ausgabe vorliegt. Unsere Aufgabe ist zunächst, festzustellen, welche Vorstellung Nietzsche von diesem Gedanken gehabt hat. Nur über diese Frage, wie Nietzsche sich die Lehre von der ewigen Wiederkunft gedacht hat, habe ich nach dem Befund der Manuscripte Behauptungen aufgestellt. Die Einwände aber, die Mongré mir in diesem Punkt macht, scheinen mir gänzlich verfehlt. Ich behaupte nach wie vor, dass Nietzsche auf einen „exacten" naturwissenschaftlichen Beweis seiner Wiederkunftslehre von vornherein verzichtet hat. Dies behaupte ich nicht, weil Lou Andreas-Salomé das Gegentheil sagt — diese Verdächtigung Mongrés weis' ich zurück — sondern weil ich es sachlich für falsch halte: zunächst aus inneren Gründen, dann aber weil Nietzsche von Anfang an seine Wiederkunftslehre an erkenntnistheoretische und ethische Betrachtungen anknüpft, die einen „exacten" naturwissenschaftlichen Beweis direct ausschließen. Wenn Mongré glaubt, dass Nietzsches Versuch, seine Lehre wahrscheinlich zu machen und mit den Ergebnissen der Wissenschaft, auch der Naturwissenschaft, in Einklang zu bringen, und mein Anerkenntnis in diesem Sinne mit der obigen Behauptung im Widerspruch steht, so beweist er nur, dass er nicht aufhören kann, naturwissenschaftlich zu denken. Ich wage zu behaupten, dass es ihm an wirklichem philosophischem Verständnis gebricht. Gerade das intellectuale Gewissen Nietzsches wäre in Frage gestellt, wenn er je an eine exacte Beweisbarkeit seiner Hypothese geglaubt hätte. Aber wer es nicht begreift, begreift es eben nicht. Uebrigens hat Nietzsche keineswegs zuerst nur das Schreckliche des Wiederkunftsgedankens empfunden und dann erst, nachdem er eine längere Zeit mit ihm „gerungen" hat, auch das Beglückende desselben. Diese Darstellung gehört in einen Roman. Die Manuscripte beweisen, dass Nietzsche sofort bei der Conception zugleich das Bedrückende und Erhebende dieses Gedankens empfand, dass er ihn sofort erkannte als ein Mittel zur Scheidung der Geister in décadents und Nicht décadents. Das Umgekehrte ist eine falsche Abstraction aus der poetischen Darstellung des Zarathustra.

Eine Frage möchte ich hier noch berühren, die ein anderer Opponent, Rudolf Steiner, im „Magazin für Litteratur" anregt. Auf die übrigen Erörterungen Steiners einzugehen, ist mir vollkommen verboten, da er sich Mühe gibt, den Unsinn Koegels auf Nietzsche selbst abzuwälzen. Aber die Frage möchte ich Steiner doch vorlegen, woher er weiß, dass die Umwertung nur ein negatives Werk ist? Bis vor kurzem lag dieselbe doch noch ungelesen da, niemand kannte sie, obwohl es Koegels erste Pflicht gewesen wäre, mit Hintenansetzung aller anderen Arbeiten dieses weitaus wichtigste Werk des Nachlasses zuerst zu lesen und abzuschreiben, schon um es in Sicherheit zu bringen. Durch die Arbeiten im Archiv im Verlaufe dieses Winters liegt jetzt ein beträchtlicher Theil der Umwertung lesbar vor, und ich sehe mich durch die Aeußerung Steiners veranlasst, schon jetzt darüber folgende Mittheilung zu machen. Die Arbeiten zur Umwertung, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, besonders den Winter 1887/88 Nietzsche beschäftigten, sind überaus zahlreich. Schon rein äußerlich sind sie so reichhaltig, dass man über ihren Umfang erstaunt sein wird. Was den Inhalt betrifft, so bin ich in der glücklichen Lage, Steiner sagen zu können, dass er ein sehr schlechter Prophet in diesem Punkte gewesen ist. Die Umwertung ist mindestens zur Hälfte positiv. Ueber den Charakter dieser Arbeiten sei noch gesagt, dass Nietzsche hier auf der Höhe seiner wissenschaftlichen und philosophischen Kraft steht. Mit der größten Sicherheit geht er immer unmittelbar auf sein Ziel los. Hier finden wir alle Gedanken ausgesprochen, die im Hintergrunde seiner früheren Schriften schlummern. Auch das Fragmentarische, das diesen Arbeiten vielfach noch anhaftet, thut der großartigen Wirkung derselben kaum Abbruch. Indem hier von der künstlerischen Form größtentheils noch ganz abgesehen ist, die Gedanken nur als Gedanken auftreten, wird ihre rein sachliche Wirkung in gewissem Sinne nur noch größer. Wir zweifeln nicht, dass auch in dieser Form die Umwertung neben dem Zarathustra als das bedeutendste Werk Nietzsches gelten wird.

Ich bemerke im Anschluss hieran, dass ich auf weitere Angriffe gegen mich nicht mehr antworten werde (es sei denn, dass Koegel sein Schweigen bricht), da ich glaube, der Sache in jedem Sinne besser zu dienen, wenn ich meine Kräfte der Vollendung der Ausgabe widme. Was Mongrés Vorschlag betrifft, dass mehrere an der Ausgabe betheiligt sein müssten, so kann ich ihm sagen, dass dieser Wunsch schon erfüllt ist. Diese Art der Arbeit hat von jeher, wie ich schon oben ausführte, in der Absicht der Frau Dr. Foerster-Nietzsche gelegen; wir aber werden stets nur das thun, was sich im Dienste der Sache als zweckmäßig erweist. Zunächst mache ich alle Arbeiten mit meinem Bruder, Dr. August Horneffer, gemeinsam, und die neuen Bände werden unter unser beider Verantwortung erscheinen. Damit die Arbeit möglichst schnell gefördert werde, haben Herr Dr. Seidl und Herr Peter Gast einen Theil der überaus zahlreichen Manuscripte zu entziffern übernommen. Dadurch, dass letzterer seinen Briefwechsel mit Nietzsche dem Archiv zur Verfügung gestellt hat und überhaupt unseren Arbeiten die größte persönliche Theilnahme widmet, ist auch eine sehr wichtige und kaum zu entbehrende biographische Quelle zum Nutzen der Ausgabe gewonnen. Und damit nicht genug, wir werden, ehe wir die Bände herausgeben, die fraglichen Punkte sowohl mit einem älteren Philologen, wie auch mit einem älteren Philosophen durchsprechen. Was geschehen kann, soll geschehen, um die Ausgabe doch noch zu einem guten Ende zu führen. Uebrigens soll es jedem unbenommen sein, die Ausgabe Koegels, auch wenn die neue Ausgabe vorliegt, ruhig weiter zu benutzen. Einem jeden das Seine!

Weimar. Dr. Ernst Horneffer.

---

# Die Woche.

### Volkswirtschaftliches.

In Nummer 287 vom 31. März d. J. führten wir den Nachweis, dass die den officiellen Berichten entnommenen Daten über die Kohlenverbrauchskosten der Buschtiehrader Bahn in crassem Widerspruch stunden mit der vom Generaldirector dieser Bahn, Herrn Oberbergrath Scherks in der parlamentarischen Kohlenarbeiter-Enquête abgegebenen Erklärung, der zufolge die Bahn keinen Protectionspreis, sondern den allgemein üblichen Verkaufspreis für ihre aus den gesellschaftlichen Kohlenwerken bezogene Kohle bezahle. Wir führten aus, dass der Durchschnittspreis, den die Bahn im Jahre 1898 für die bezogene Grieskohle gezahlt habe, etwa 21 Kreuzer pro Metercentner niedriger sei, als der gleichzeitig für Grieskohle im Kladnoer Verkaufsbureau notierte von 38 Kreuzer pro Metercentner. Wir wiesen ferner auf Grund der amtlichen Statistik des „Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen" pro 1897 nach, dass unter allen österreichisch-ungarischen, deutschen und niederländischen Eisenbahnen, mit Ausnahme der Graz-Köflacher Bahn, die Buschtiehrader Bahn die weitaus geringsten Auslagen für Kohle pro Locomotivkilometer habe. In den Nachrichten des Verbandes pro 1898 fehlten leider die gleichen Tabellen, denen diese Berechnung pro 1897 entnommen, noch, aber die kürzlich erschienene, vom Eisenbahnministerium herausgegebene Statistik

der österreichischen Eisenbahnen pro 1898 enthält diese Daten wenigstens für die österreichischen Bahnen, und so lässt sich neuerlich der Nachweis führen, dass auch pro 1898 die Buschtiehrader Bahn einen ganz unverhältnismäßig geringen Kohlenverbrauch hatte. Während nämlich alle österreichischen Bahnen im Durchschnitt 7·99 Kreuzer pro Locomotivkilometer für Brennmaterial ausgeben, braucht die Buschtiehrader Bahn nur 3·82 Kreuzer, also weniger als die Hälfte; demgegenüber braucht z. B. die Nordbahn 7·64, die Südbahn 10·56, die Aussig-Teplitzer Bahn 5·75, und einzig die Graz-Köflacher Bahn noch weniger, nämlich 2·88 Kreuzer pro Locomotivkilometer. Deren Generaldirector hatte auch loyaler Weise zugegeben, dass die Graz-Köflacher Bahn Vorzugspreise beim eigenen Werk genieße. Die Sache ist nicht ohne Wichtigkeit, ganz abgesehen von der Beeinflussung des Reingewinnes und dadurch auch der eventuellen Einlösungsrente der Bahn. Die „Passivität" des Kohlenwerks der Buschtiehrader Bahn hat in der Kohlenarbeiter-Enquête eine ziemliche Rolle gespielt. Deshalb haben wir auch am Schlusse unserer Ausführungen vom 31. März die energische Aufforderung an die Verwaltung der Bahn gerichtet, die Widersprüche zwischen den Thatsachen und den Behauptungen ihres Generaldirectors aufzuklären. Das ist bisher nicht geschehen, weder im Geschäftsbericht der Bahn noch anderswo. Die Wahrheitsliebe des Herrn Generaldirector Scherks hört auf, seine Privatangelegenheit zu sein, mit dem Augenblick, wo er sich in öffentlicher parlamentarischer Enquête durch das Interesse seiner Mandanten verleiten lässt, von der Wahrheit abzuweichen. Er war sich dessen selbst bewusst, indem er in der Enquête sagte: „Ich glaube, dass man wenigstens von einem Experten verlangen kann, dass er die Wahrheit spricht und dass man ihm insbesondere dann, wenn er es versichert, auch glaubt." Und obwohl der Herr Generaldirector es versichert hat, hat er doch nicht die Wahrheit gesprochen. Wenn eine falsche Zeugenaussage vor Gericht mit strengen Strafen belegt ist, so sollte eine falsche Aussage in einer derartigen Enquête noch ungleich schwerer geahndet werden. Denn da handelt es sich nicht bloß um einen Angeklagten, sondern um das Schicksal von Hunderttausenden von Arbeitern. Und alle Aussagen der Experten, auf Grund deren sich die Abgeordneten ihr Urtheil gebildet haben, erscheinen unglaubwürdig, wenn in einem Punkte der Nachweis wissentlicher Unwahrheit geführt ist. Der ist geführt worden, und das musste ausdrücklich constatiert werden. $\frac{1}{1}$

### Kunst und Leben.

In einem englischen Magazin hat Maeterlinck, dessen beiden Stücke „Pelleas und Melisande" und „Interieur" die Berliner Secessionsbühne jetzt spielte, einen Aufsatz über das moderne Drama veröffentlicht. Die menschliche Seele in ihrem inneren Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Selbstsucht und Nächstenliebe dünkt ihm der interessanteste Vorwurf des modernen Bühnendichters. Neben dem Höhepunkt, den diese Richtung in Ibsen fand, sieht er Hauptmanns „Weber" und Björnsons „Ueber die Kraft" als die stärksten Versuche derselben an. Wer den belgischen Dichter aus seinen Anfängen kennt, wird von diesem Bekenntnis überrascht sein: es stammt aus den letzten Monaten und verräth eine leichte Schwenkung von einer ursprünglich decorativen Zwecken zugewendeten Dichtkunst zu warmer, rückhaltloser menschlicher Vertiefung. Ich glaube, ohne es in diesem Augenblick mit biographischer Genauigkeit beweisen zu können, dass die Entwickelung des feinen sinnierenden Lyriters gerade auf dieser Linie sich bewegt. Seinen Ausgang nahm er von den Einflüssen jener bekannten, an der französisch-belgischen Geistesgrenze concentrierten malerisch lyrischen Aesthetik, die man übereinkam, als Decadence zu bezeichnen — ein Begriff, der heute von Bürgern und wackeren Familienvätern gerne zu falschen Verallgemeinerungen missbraucht wird. Von der Atmosphäre jener Schule waren seine „Serres chaudes" erfüllt und eben so die ersten Stücke, mit denen er Aufmerksamkeit fand.* Da ist alles bildhaft stilisiert, und Gefühle von Menschen sprechen nur mit, soweit sie als Reminiscenzen einer primitiven, künstlich aufgefrischten Volksdichtung wirken können. Auch die Liebes- und Eifersuchtstragödie von „Pelleas und Melisande" steht noch im Bann dieser Beschränkung, und der Act „Interieur" ist geradezu so ängstlich auf den einen dünnen Ton durchsichtiger Primitivität gestimmt, dass daraus überhaupt nichts wurde als ein, pantomimisch allerdings glänzend bewegtes, glänzend gemaltes scenisches Bild. Und doch — schon aus diesen Dialogen wird feineren Ohren etwas wie ein Klang menschlich fundierter, treuherzig moralischer Tendenz vernehmbar; und wie es vom Dichter später bekannt wurde, dass er sich der gehaltvolleren, kräftigeren germanisch nordischen Kunst anschließt, so hat er auch hier schon einen mächtigen Geistesverwandten, dessen Glaubenssätze herausklingen: den Tolstoi der Volkslegenden. Maeterlinck schreibt und veröffentlicht seit kurzem auch Aufsätze — er ist ein scharfer Kopf und im bürgerlichen Leben sogar Advocat — die noch mehr davon verrathen. Demnach wird er, was nur Form und Technik an seinen früheren Werken war, heute vielleicht selber am besten beurtheilen. Ein kleines Ereignis ist bezeichnend: als „Pelleas und Melisande" die erste eigentliche deutsche Aufführung, in Dresden, erlebte, hat der Dichter den Uebersetzer um völlig freie Bearbeitung und Einrichtung gebeten.

Nach alledem erscheint bei diesen Stücken die Nothwendigkeit absolut stilvoller, wortgetreuer Darstellung in Frage gestellt. Herr Zickel von der Secessionsbühne strebte sie gleichwohl an. Er hat das Problem der Dichtungen mit völliger Genauigkeit aufs Theater übertragen, und dabei ist denn freilich eine Lösung zum Vorschein gekommen, die man — ob secessionistisch oder nicht secessionistisch — zumindest als die interessanteste Bühnenneuerung nach langen Jahren der Convention bezeichnen muss. Die Bühne wird ihrer Tiefe nach in mehrere, hintereinander stufenweise emporsteigende „Gassen" getheilt, und jede derselben durch einen schwarzen Coulissenrahmen wie der Raum zu einem Bilde abgeschlossen. Jede Scene nun spielt in einem solchen Rahmen, umkleidet mit primitiv verkürzter Decoration. Die Verwandlungen lösen sich durch dieses feine technische Hilfsmittel aufs leichteste ab, und der Schein von Unwirklichkeit, von Märchenhaftigkeit wird erreicht. Der Berliner Regisseur wurde dabei aber auch von seinen Schauspielern aufs glänzendste unterstützt: in „Pelleas" ebenso von Fräulein Heims, wie im „Interieur" von den Herren Reinhardt und Kayßler und den Darstellern der Pantomime: Frau Werner und Herrn Vallentin.

*

Dem „Interieur" folgte, in ebenso ausgezeichneter Aufführung, „Der Kammersänger", ein Act von Frank Wedekind. Darin hat die Secessionsbühne auch einen deutschen der naturalistischen Darstellungsweise entwachsenen Bühnendichter gefunden — vorläufig den einzigen. Wedekind ist eine Welt für sich. Sein Humor ist etwas Eigenes, und ebenso sein Pathos, seine Logik, seine Menschen, seine Erscheinung, sein Leben. Er ist ein Typus deutscher Kleinstadt-Bohème, obgleich er sich durch die ganze Welt getrieben hat. Ein E. T. A. Hoffmann mit größerer Nervenkraft zur Tollheit. Ein übermüthiger Abenteurer, der imstande ist, mich wegen dieses Ausdrucks zu klagen und desselben Abends lachend zu erzählen, wie er im Handel mit Rohrstühlen — es war an der atlantischen Küste — brave Käufer übers Ohr gehauen. Ein zur Festungshaft verurtheilter politischer Dichter des „Simplicissimus" und nun auch ein Theaterdichter mit einwandfreiem Erfolg. In der That, der „Kammersänger" hat gefallen. Die Wiener haben die blitzende Satire hingenommen wie die gelungene Arbeit irgend eines strebsamen Herrn Maier oder Müller. Anders wusste unser Freund, der geniale Jeu-m'en-fichiste, uns offenbar nicht zu verblüffen. A. G.

## Bücher.

London to Ladysmith via Pretoria. Von Winston Spencer Churchill. London. Longmans, Green & Co.

Der älteste Sohn des vor etlichen Jahren verstorbenen Politikers Lord Randolph Churchill, hatte Mr. Winston Churchill sowohl durch sein Auftreten als Politiker, als auch durch sein Buch über den Feldzug im Sudan die Aufmerksamkeit vieler auf sich gelenkt, als er in dem gegenwärtigen Kriege als Correspondent der „Morning Post" sich nach Südafrika begab. Hier gerieth er bald in Gefangenschaft. Und obwohl er in Prätoria genau so behandelt und bewacht wurde, wie die britischen Officiere, gelang es ihm, dem Civilisten, was bis dahin keiner der Soldaten von Beruf fertig gebracht — wenn es von den fünftausend Kriegern etwa ein halbes Dutzend ihm später auch nachgemacht haben — er entkam unter großen Mühsalen aus der Gefangenschaft und traf dann wieder bei dem britischen Heere in Natal ein. Solche Dinge regen naturgemäß den Appetit zur Lectüre seiner Kriegsberichte und persönlichen Erlebnisse an, die, bis zum Entsatz von Ladysmith, soeben in Buchform erschienen sind. Indessen, das Buch verdient jedenfalls auch um seiner selbst willen Beachtung. Churchill ist ein enthusiastischer Imperialist, ja ein Jingo. Als solcher zog er wenigstens aus in den Krieg. Aber er ist immerhin ein Mann von ehrenhaften Anschauungen: und gerade der unfreiwillige Verkehr, zu dem er sich bald mit den Boeren genöthigt sah, brachte ihm auch schnell eine bessere Meinung von ihnen bei. Er lässt denn auch ihrer persönlichen Tapferkeit und Humanität volle Gerechtigkeit widerfahren; und selbst wenn er auf die Ursachen des Krieges zu sprechen kommt, da ist es uns zuweilen, als ob ihm ein wenig bang und weh ums Herz würde. Er bricht dann wohl mit einer phrasenhaften Wendung ab — die Sache gehört ja auch nicht eigentlich in die Berichte eines Kriegscorrespondenten — aber er erniedrigt sich doch auch nicht, zu den Mitteln von Lug und Trug zu greifen, mit denen soviele Engländer den schamlosen Raubzug — denn der gegenwärtige Krieg ist doch nichts anderes — zu rechtfertigen gesucht und die sie in den Augen der ganzen Welt so tief haben sinken lassen. Angesichts der boshaften Verleumdungen bezüglich der Behandlung der englischen Gefangenen in Pratoria und insonderheit der ihnen gebotenen Nahrung dürfte die folgende Stelle über die dortige Officiersmesse von Interesse sein. „Trotz der hohen Preise," schreibt Churchill, „— Preise, die zu unseren Gunsten gewiss nicht ermäßigt sind — wurden die von der Regierung bewilligten etwas kargen Rationen ergänzt, bis wir für drei Shilling den Tag ebenso gut lebten wie irgend ein Regiment im Dienste." Drei Mark den Tag! Wie weit die Herren damit wohl in England gekommen wären! — „Jeder Officier," heißt es weiter, „erhielt bei seiner Ankunft einen neuen Anzug, Bettzubehör, Handtücher und was zur Toilette erforderlich ist, alles neu." — Wenn wir aber erwägen, wie viel von dem Missbrauch der weißen Flagge geredet wird, dessen sich die Boeren schuldig gemacht haben sollen, so mag ein anderer Paragraph aus Churchills Buche hier noch am Platze sein, der sich auf seine eigene Gefangennahme bezieht. Er schreibt: „Ein Gemeiner, der verwundet war,

nahm es auf sich, in directer Uebertretung des bestimmten Befehls, dass sich niemand ergeben sollte, ein Taschentuch zu schwenken. Die Boeren stellten sofort das Feuer ein, und mit ebensoviel Muth wie Menschlichkeit galoppierte ein Dutzend Reiter von den Hügeln herab auf die auseinanderstiebenden Flüchtlinge zu, von denen kaum einer die weiße Flagge gesehen hatte und von denen einige noch feuerten, und riefen ihnen zu, sich zu ergeben." Das zeigt immerhin, wie schwer es ist, unter allen Umständen in dem Schlachtenwirrwarr die Regeln der weißen Flagge streng zu beobachten, selbst wenn es sich nur um eine kleine Anzahl von Truppen auf einem eng begrenzten Raume handelt. Wir wollen es zwar glauben, dass es sich hier durchaus nicht um eine Hinterlist handelte, die Boeren durch die weiße Flagge heranzulocken, um sie dann niederzuschießen. Aber Thatsache bleibt doch, dass, **während die Flagge aufgesteckt war** und die Boeren darauf vertrauensvoll herankamen, **dennoch von englischer Seite auf sie geschossen wurde**. Was für einen Lärm haben die Engländer geschlagen, was für eine fürchterliche Entrüstung haben sie gezeigt, wenn etwas der Art auf der Boerenseite vorgekommen! Ja, haben die Engländer in solchen Fällen nicht zum öfteren ihre Gegner einfach niedergemetzelt? Wilh. F. Brand.

Dr. Jan Herben: Deset let proti proudu. (Zehn Jahre gegen den Strom). Prag, 1900.

„Erinnerungen und Erfahrungen eines böhmischen Journalisten" nennt Herben, der publicistische Führer der Realisten in Böhmen, sein Werk. Der Titel sagt viel, doch nicht alles. Denn das Werk ist mehr als eine Memoirensammlung, in der sich ein Ereignis an das andere reiht. Es ist die Geschichte eines zehnjährigen bitteren Kampfes, den der Autor und seine Freunde gegen die Schädlinge des böhmischen Volkes in Schule und Haus, auf der Tribüne und in der Redactionsstube geführt; es ist aber zugleich auch ein Stück böhmischer Geschichte unserer Zeit, in dem Prof. Masaryk einen gebürenden Ehrenplatz einnimmt. Die geistige Bewegung in Böhmen vor und nach den stürmischen Tagen der „Omladina" wird von Herben geradezu classisch dargestellt. Mit der feinen Schärfe des Satirikers schnitzt er zu den Bildern aus Prags jüngster Vergangenheit künstlerische Rahmen. Da taucht neben vormärzlichen Gestalten der zünftigen Universitätslehrer der kluge, verschlagene Kopf eines Gregr auf. Dann huschen noch als Schüler der Lehrmeisterin Politik Männer wie Kaizl, Rezek und andere über die Bühne der Oeffentlichkeit. Reminiscenzen an Polizeistückchen und Uebergriffe der Behörden wechseln in bunter Reihe mit Episoden aus dem literarischen und künstlerischen Leben. Die ungezwungene Darstellung der köstlichen Scenen, mit kaustischen Scherzen untermischt, die lebenswahre Schilderung spießbürgerlicher Zustände und Verhältnisse, die oft groteske, aber dennoch recht amüsante Wiedergabe von interessanten Begebenheiten — dies alles verleiht dem Werke einen hohen literarischen Reiz. H. Herbatschek.

Emile Faguet: Histoire de la littérature française. Plon, Paris 1900. 2 Bols. 481 und 475 Seiten. Illustriert von Léon Dorez.

Der Gedanke, eine Literaturgeschichte mit Abbildungen aus den alten Manuscripten, mit Portraits und Handschriftenproben zu illustrieren, ist hier, so viel ich weiß, zum erstenmal in Frankreich zur Ausführung gebracht. Man ist einer deutschen Sitte gefolgt, ohne mit den übrigens guten Illustrationen den Reichthum und die Pracht zu erreichen, die unsere Verleger hier zu entwickeln pflegen. Von dem Texte ist nicht viel Gutes zu sagen. Bei uns wird das Werk sich keine zahlreichen Freunde erwerben. Weiß man doch vor allen Dingen nicht, für welches Publicum es gedacht ist. Wer Frankreichs Literatur kennt, wird nichts Neues daraus lernen und mit Enttäuschung feststellen, dass weder die Gesammtauffassung der ganzen Entwickelung, noch die Darstellung der Einzelheiten in irgend einer Beziehung eine originelle Beleuchtung ergibt. Oder soll man die Auffassung, dass das 19. Jahrhundert würdig neben das 17. Jahrhundert zu treten berechtigt ist, als eine Neuheit bezeichnen? Wer aber da nur mit ungeordneten und lückenhaften Kenntnissen das Buch in die Hand nimmt und lichtvolle Belehrung erwartet, der wird erst recht nicht auf seine Kosten kommen. Die Persönlichkeiten sind ganz schattenhaft; wo ihre Biographie im Lexikonstil gegeben wird, wird sie fast nie benützt, um das Verständnis der Dichtungen zu erleichtern. Was gibt es z. B. Bezeichnenderes, als dass Malesherbes gerade in den auf Bestellung für Heinrich IV. gemachten Liebesgedichten sein Bestes erreicht hat? Die Einreihung der einzelnen literarischen Erscheinungen in die Gesammtbewegung ist oft recht dürftig. Erinnert man sich beispielsweise, dass Faguet erst seit kurzem Akademiker ist, und schlägt seinen Bericht über Begründung und Bedeutung der Akademie (I. 42) auf, so findet man nur dürftige historische Angaben, von einem Urtheil aber geradezu gar nichts. Auch in einzelnen Wertschätzungen gibt Faguet oft wunderliche Urtheile ab, ohne natürlich einen Beweis hinzuzufügen. Charles Nodier findet seinen Platz zwischen Lamartine und Vigny. Des letzteren „Othello" wird in einer Weise erwähnt, dass ihn der Unkundige für ein Originalstück halten muss. Was er als Uebersetzung bedeutet, was für eine neue Richtung sich in „Chatterton" ankündigt, davon kein Wort. Francisque Sarcey findet eine ganz ungebürlich breite Besprechung. Musset's „Confession d'un enfant du siècle" wird mit dem einen Wort „ziemlich langweilig" abgethan, sein „Lorenzaccio" aber „eines der Meisterwerke des historischen Dramas in Shakespeares Art" genannt! Ich greife absichtlich solche Beispiele aus der modernen Literatur heraus, weil sie am bezeichnendsten sind. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass hie und da ein Buch oder ein Mensch mit einem glücklichen Federzug charakterisiert sind, aber selten und dann nur für den Wissenden verständlich. Geschickt ist Faguet oft, wenn es sich darum handelt, den augenblicklichen Erfolg oder Misserfolg eines Werkes zu erklären; das kennt er aus der Praxis. Dr. E. Meyer.

Charlotte Niese: Der Erbe. Eine Erzählung. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1899.

Man liest Charlotte Niese gern, wenn sie Thatsächliches berichtet. Die Erinnerungen aus ihrem Jugendleben in einer kleinen Stadt auf der holsteinischen Insel Fehmarn („Aus dänischer Zeit") und andere Erzählungen und Plaudereien vom platten Lande und aus vergangenen Tagen, die zuerst unter verschiedenen Titeln in den „Grenzboten" erschienen, zeugen von trefflicher Beobachtungsgabe und lassen in ihrem knappen, nüchternen, reizlosen Stil etwas von dem Durchschnittscharakter der schleswig-holsteinischen Rasse erkennen, der bei den bedeutenderen literarischen Vertretern des Ländchens, bei Hebbel, Groth, Storm, Liliencron nicht so zur Geltung kommt, weil diese eben über und außer dem Durchschnitt stehen. Auch die Feuilletons der Verfasserin über amerikanische Zustände verrathen einen scharfen Blick. Für freie poetische Schöpfungen indessen reicht weder ihre Phantasie, noch ihre Darstellungskraft, noch endlich und vor allem ihre Persönlichkeit aus. Da gehört sie ganz einfach zu den zahllosen Familienromanschriftstellerinnen, die das deutsche Vaterland gern im Ramsch verkaufen dürfte — wenn sie nur jemand nähme! Ob dieser „Erbe" von rechtswegen Erbe von Bärenburg ist oder nicht, ob sein Vater ein untergeschobenes Kind war oder nicht, und wer die alte Hamannsch ermordet hat und was in dem Brief gestanden hat, den der alte gehirnschwache Pastor Jakobi immer sucht und sucht und nicht finden kann, das sind Criminalromanmotive, die, mit einer erstaunlich harmlosen Technik verarbeitet, nur solche Leser unterhalten können, denen die Zufälligkeiten des Schicksals eben interessanter sind als die Menschen, die sich ihrer erwehren müssen. Nichts von Poe, nichts von Poesie. Dennoch hätte ich das Buch lieber aufgeschlagen als zugeklappt auf meinem Schreibtisch liegen. Ich begreife nicht, wie der **Grunow**'sche Verlag, der in der inneren Ausstattung der Bücher, also was Papier und Typen betrifft, stets und auch hier Musterhaftes leistet, diesem Buche einen Umschlag geben lassen konnte, dessen schlagsahnesüßliche Zeichnung höchstens neben dem Lichte und den Nähchereien auf dem Nachttische eines Backfischchens ihr richtiges Milieu finden könnte. Kein vernünftiger Mensch kann in einer solchen Hülle nur die geringste Spur von etwas Interessantem vermuthen. G. Kühl.

Alfred Meebold: Allerhand Volk. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin, 1900.

Virginien, das jungfräuliche Land mit seiner kühlen Gleichmäßigkeit, ohne Wildheit, aber auch ohne Cultur, Utah, die Heimat der Mormonen, wo die Gebirgslandschaft des großen Salzsees in ihrer rauhen, nur schwerer Arbeit Früchte tragenden Natur die aus dem sanfteren Osten flüchtenden Sectierer zwang, aus dem Phantasiereich der aus einem Roman entstandenen Religion zur irdischen Wirklichkeit herabzusteigen, Kalifornien, das alle Arten und Möglichkeiten landschaftlicher Schönheit auf verhältnismäßig engem Raum zusammenpresst, der Temperenzlerstaat Kansas, wo die Phantasie der Städtegründer sich in Namen classischer Culturstätten für ihre reizlosen, einförmigen Industrieorte erschöpft, der märchenhafte Yellowstonepark, eine ausgeklügelte Phantasielandschaft mit zahllosen Einzelheiten, aber wenig innerer Einheit, sie alle hat **Meebold** auf einer Amerikafahrt kennen gelernt und mit so viel offenem Blick geschaut, um Feuilletons darüber schreiben zu können — nicht mehr und nicht weniger. Es sind ganz lustige, amüsante Geschichtchen, die ihm da und dort passiert sind, ohne dass sie just gerade dort hätten passieren müssen. Die landschaftliche Scenerie und die Menschen in diesen Reiseskizzen gehören nicht mit Nothwendigkeit, sondern durch Zufall, mitunter auch durch Zwang zusammen. Die Darstellung der einzelnen Landschaftsbilder ist gewandt, aber nicht bedeutend genug, um selbständigen Wert zu gewinnen. Wo Meebold das Gebiet der einfachen Plauderei verlässt, ist er den neuen Aufgaben, die für eine bestimmte Form bestimmte künstlerische Forderungen stellen, nicht mehr gewachsen. Die kleinen Novellen, die den Amerikaschilderungen vorangehen, sind „nicht schlecht", wie man zu sagen pflegt, wenn man nichts Gutes zu rühmen weiß. Eine üble Einleitung bildet „Dr Erna Redens Thorheit und Erkenntnis": ihr Tagebuch enthält allerdings langweiliges, thörichtes Zeug, aber die Erkenntnis ist wenigstens mir verborgen geblieben. D. Bach.

---

# Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" (Juli). **Ein Briefwechsel** zwischen **Friedrich Nietzsche** und **Heinrich v. Stein**, seinem Lieblingsjünger. Gerade in den Achtzigerjahren, der Zeit seiner großen Einsamkeit, in der Nietzsche sich heiß nach verständnisvollen Jüngern sehnte, aber von der inneren Unvornehmheit derer, die sich ihm näherten, immer wieder rasch abgestoßen wurde, traf er auf den Freiherrn v. Stein, der sich zu jener Zeit als Privatdocent in Halle habilitiert hatte und der — außer Peter Gast in der früheren Periode — als Einziger seinen hohen Anforderungen entsprach. Sie waren innerlich nah verwandt, beide, wie die Herausgeberin des Briefwechsels, Elisabeth Förster-Nietzsche, sagt, Verkörperungen der höchsten und feinsten Moral, die das christliche und ritterliche Ideal jemals hervorgebracht hat. Nietzsche würdigte die Freude, ihm begegnet zu sein, auch voll und gab ihm rückhaltlos seine innersten Gedanken und Gefühle preis, und gerade dieser Umstand macht diese wenigen Briefe zu wertvollen Documenten. Nietzsche schwankte — trotz gewaltiger Sehnsucht danach — ob er zum „Parsifal" nach Bayreuth gehen dürfe; er fürchtete, von dem Eindrucke abgelenkt und in seiner Aufgabe beirrt zu werden. Er vergleicht sich einmal mit dem todwunden Philoktet auf seiner Insel; aber er habe auch dessen Glauben: „ohne meine Pfeile wird kein Ilion erobert." Seltsam ist, bei aller Sehnsucht nach Verständnis, Nietzsches Freude, auch für den Lieblingsjünger stellenweise dunkel und verborgen zu sein, so namentlich im „Zarathustra", der zunächst nur sein eigenes „Erbauungs- und Ermuthigungs-Buch" sein sollte. Unerbittlich wies er auch jedes Compromiss ab, und es kam einmal beinahe zu einem Bruch mit dem jungen Freunde, weil er bei ihm die Absicht vermuthete, ihn zu Wagner zurückzuführen, was er als eine „lebensgefährliche Quälerei" bezeichnet. Sehr schwer wurde Nietzsche vom plötzlichen Ableben Steins im Jahre 1887 betroffen. Stein neben Richard Wagner und Rohde bezeichnet er als die Einzigen, in deren Gesellschaft er „die Seligkeit empfand, sich inter pares zu fühlen". — Otto Eckmann schreibt über **Strömungen in Kunst und Handwerk**. Die naturalistische Kunstanschauung (von einem starken gesunden Sinn für das Zweckmäßige unterstützt), die aus der darwinischen Weltanschauung hervorgeht.

war nach Eckmann die erste wirklich neue Richtung, die sich von der Antike unabhängig machte. Auf dem Umwege über England hat man nun wieder an diese gesunden Epochen der Gothik und der Frührenaissance anzuknüpfen versucht, nur hat die stark archaisierende Tendenz wieder zu unliebsamen Auswüchsen geführt. Viel urwüchsiger meldete sich die gleiche Strömung in Dänemark, wo sie in Bindesböll einen wuchtigen wegweisenden Vertreter hat. Ueberhaupt hat die ganze kunstgewerbliche Bewegung einen ausgesprochen nordischen und germanischen Charakter, während Frankreich, obwohl doch gerade seine Landschafter den Rückweg zur Natur eröffneten, der angewandten Kunst gar keine neuen Kräfte zugeführt hat.

„Deutsche Revue" (Juli). Professor Passow aus Heidelberg schreibt über die Sprache der Taubstummen und die alten und neuen Bahnen des Taubstummenunterrichtes. Während man in früheren Jahrhunderten die Taubstummen auf eine Stufe mit Idioten stellte, und sie im Mittelalter sogar als von Gott gezeichnet scheu mied, hat man etwa seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts angefangen, auf Mittel zu sinnen, um den Taubstummen allerhand Kenntnisse zuzuführen und ihnen eine Möglichkeit der Verständigung zu geben. Die ersten Lehrer, von denen wir wissen, sind der spanische Mönch de Ponce und der portugiesische Jude Pereira, doch ist nichts Näheres über ihre Methode bekannt. Der erste rationelle Taubstummenlehrer, der auch namhafte praktische Erfolge aufzuweisen hatte, war der Abbé de l'Epée, der eine vollkommene systemisierte Geberdensprache für seine Zöglinge ersann und auch 1760 zu Paris aus eigenen Mitteln die erste Taubstummenanstalt errichtete. Aber seine Methode hatte, obwohl sie den Taubstummen sehr viele Begriffe und Kenntnisse vermittelte, den großen Nachtheil, ihnen kein Verkehrsmittel mit den Vollsinnigen, also der Mehrzahl der Menschen, die ja die Geberdensprache nicht verstehen, an die Hand zu geben. Dies versuchte erst der vom Großen Kurfürsten nach Dresden berufene Schullehrer Heinicke, der eine Methode zum Unterricht in der Lautsprache ersand, die noch heute, wesentlich verbessert, die Grundlage des Taubstummenunterrichts bildet. Der Unterricht in derselben ist ungemein mühselig; die Buchstaben werden dem Schüler beigebracht, indem er eine Hand an dem eigenen Kehlkopf, die zweite an den des Lehrers legt und dessen Bewegungen beim Aussprechen des einzelnen Buchstaben zugleich mit den Bewegungen der Zunge und der Lippen beobachtet und dann nachzubilden versucht. Dadurch lernen die Schüler allmählich sowohl selbst sprechen als Gesprochenes von den Lippen der andern lesen. Der Verfasser berichtet überdies von interessanten Hörübungen, welche seit neuester Zeit mittelst Harmonikatönen, Stimmgabeln und Glocken mit gutem Erfolg beim Taubstummenunterricht angewendet werden, um bei den etwa 25 bis 30 Procent, deren Hörvermögen nur partiell erstorben ist, dasselbe wieder zu entwickeln. — Eugen Guglia schreibt über Friedrich von Gentz und sein Verhältnis zu den Frauen. Bekanntlich spielten sie die größte Rolle in seinem Leben. Rahel Levin, Frau von Staël und Fanny Elsler waren die berühmtesten seiner Freundinnen.

„Revue des Revues" (Juli) reproduciert eine Rede, die Sully-Prudhomme als Ehrenpräsident bei der Eröffnung des neugegründeten amerikanischen National-Instituts gehalten. Es ist dies eine Kunstakademie und verdankt der Initiative und den langjährigen Bemühungen einer Miss Smedley ihr Entstehen, welche sich für ihr Unternehmen die Unterstützung der Vereinigten Staaten, wie den Schutz des französischen Staates zu sichern verstand. Der Redner begrüßt die neue Akademie als ein Pfand geistiger Freundschaft zwischen den beiden großen Republiken. — Georges Pellissier gibt eine Charakteristik des Politikers als Romanfigur in der modernen französischen Literatur. Barrès, Bourget, Daudet, France, Lemaitre, Rod, Zola, u. v. a., sie alle verwenden den Politiker als Romanfigur, aber fast bei allen wird er als ein gewissenloser, ehrgeiziger Streber dargestellt, dessen letzter Rest von Charakter verloren geht, sobald er sein Ziel, das ersehnte Mandat, erreicht hat. Schon bei der Wahl beginnen die Gesinnungslosigkeiten, die Zugeständnisse, und ihre Zahl vermehrt sich naturgemäß, sobald es gilt, sich in der eroberten Stellung zu behaupten. Der Verfasser gibt einen doppelten Grund für diese Gehässigkeit an: erstens, dass jene Anklagen der Wirklichkeit vielfach entsprechen, zweitens, dass ein tiefgehender Antagonismus zwischen Schriftstellern und Politikern besteht. Der Künstler, der abstracte Denker, hegt eine instinctive Geringschätzung für die Sorgen des wirklichen Lebens und alles, was sich aufs Praktische bezieht: Flaubert schon that den Ausspruch: „die Politik ist das, was heute wichtig ist und es morgen nicht mehr sein wird", und betonte mit Vorliebe, dass die Politik vergänglich, die Kunst jedoch ewig sei. — Jules Bois erzählt die Vorgeschichte des neuesten Cyclus von Besnard, der gegenwärtig in der Kapelle des Franziskanerinnenklosters von Berck an der Küste der Normandie der Vollendung entgegengeht und den Maler von einer ganz neuen Seite zeigt.

„Mercure de France" (Juli). Jules de Gaultier unterzieht die beiden letzten Romane von Maurice Barrès („Les Déracinés" und „L'Appel au Soldat") einer eingehenden Besprechung, die er „Le Bovarysme des Déracinés" benennt. Den „Bovarysme" hat man, nach Flauberts berühmter Romanheldin, neuestens die Eigenheit benannt, „sich als etwas Anderes anzusehen, als das was man ist". Von Geburt, durch Vererbung empfängt der Mensch sein eigentliches Wesen, aber durch die Einflüsse des Milieu wird er darin beirrt, verwandelt und kommt dazu, sich selbst für ein anderes Wesen zu halten oder eigentlich sich über sich selbst zu täuschen. Daraus, meint Gaultier, entstehen die meisten tragischen oder tragikomischen Conflicte. Was so dem einzelnen Individuum widerfährt, das ist nach der Ansicht Barrès' dem ganzen französischen Volk widerfahren, und in seinen beiden Romanen zeigt er die Folgen, zu denen jener „Bovarysme", jene Irreleitung und Selbstverkennung geführt: so vor allem zum Boulangismus. In der Verkennung ihrer selbst erblickt Barrès die Ursachen der Leistungsunfähigkeit seiner Nation, und da er diese auf die fremden Einflüsse zurückführt, die er in seinem Helden Bouteiller verkörpert, der sich an deutscher Philosophie vollgesogen hat und diese fremde Gedanken [illegible] auf seine Schüler, die Schar der „Déracinés" überträgt, so [illegible] er Abwehrung der auswärtigen Elemente, Ausmerzung alles Au[illegible]

französischen und bewusstes Betonen und Entwickeln alles Autochthonen, Nationalen. — In seiner „Brüsseler Chronik" berichtet Georges Eekhoud von Vortragsabenden, die unter der Anregung des Bildhauers Van der Stappen an der seiner Leitung unterstehende Akademie der schönen Künste ins Leben getreten sind. Um der Einseitigkeit seiner Kunstschüler entgegenzutreten, und in richtiger Erkenntnis, wie sehr auch der bildende Künstler der literarischen Anregung bedarf, hat Van der Stappen hervorragende belgische Literaten, wie Verhaeren, Lemonnier und Eekhoud, vermocht, theils eigene, theils fremde poetische Werke zum Vortrag zu bringen; dieselben fanden nicht nur den größten Beifall der Hörer, sondern auch Nachahmung an der Musikschule von Ixelles, einem Vorort von Brüssel, wo nun gleichfalls regelmäßig literarische Abende stattfinden.

„Forum" (Juni). Der chinesische General-Consul in den Vereinigten Staaten, Mr. Holjow, bespricht das Verhalten der Vereinigten Staaten gegenüber China. Er zeigt, wie unklug es von ihnen war, der Einwanderung der Chinesen in Amerika Grenzen zu ziehen, und wie viel Schaden besonders Californien aus dieser Maßregel erwachsen ist. Als Vorwand dafür wurde stets angeführt, dass die Chinesen durch ihr billigeres Arbeiten die Löhne drücken: dies sei jedoch durchaus nicht richtig. Kein Chinese würde unter 30 Dollars im Monat arbeiten, während mancher Weiße sich mit 21 bis 25 Dollars ohne Kost begnüge. Thatsächtlich beschäftige gegenwärtig ein großes chinesisches Handelshaus in San Francisco 300 weiße Arbeiterinnen, weil sie billiger zu haben sind als die chinesischen Arbeitskräfte, die bis vor drei Jahren sein Personal ausmachten. Ebenso unklug sei es gewesen, China, das ein so bedeutendes Absatzgebiet für den amerikanischen Handel bietet, den europäischen Mächten preiszugeben. — Charles Denby wirft die Frage auf, ob Amerika verpflichtet sei, den Philippinen ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Der Verfasser leugnet es, denn sie seien im Kriege gegen Spanien nicht die Verbündeten, sondern bloß die Hilfstruppen der Vereinigten Staaten gewesen.

---

# Der Fall Bardot.

**Novelle von Urbain Gohier.**

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

## II.

In den ersten Tagen des Juli reiste ich meinem Plane gemäß nach Spanien. Drei Monate lang durchstreifte ich die Halbinsel nach allen Richtungen, bald auf dem Rücken eines Maulesels, bald mit der Eisenbahn, die so langsam fuhr, dass man Zeit genug hatte, alle landschaftlichen Schönheiten zu bewundern oder sie sogar satt zu bekommen. Die abwechselnd wilden und sanften Bilder der Natur, die sich im glühenden Sonnenglanze boten, entzückten mich, aber die nur auf die Ausbeutung des Fremdlings bedachten Eingeborenen, mit denen ein Reisender nothwendig in Berührung kommt, waren weniger nach meinem Geschmack.

Mein letzter Haltepunkt sollte Sevilla sein, wo ich mich eine Woche auszuruhen gedachte. Vor einigen Jahren hatte ich in Algier Gelegenheit gehabt, einem vorübergehend daselbst weilenden Sevillaner einen Dienst zu leisten. Er hatte sich dankbarer gezeigt, als es die Sache verdiente, und hatte mir das Versprechen abgenommen, bei keinem andern als bei ihm zu wohnen, falls mich meine Wanderungen jemals in die Perle von Andalusien bringen sollten. Seither hatte er mir mehreremale geschrieben, um mich an mein Versprechen zu erinnern. Ich benutzte jetzt diese Einladung und wurde von der liebenswürdigen Familie meines Gastfreundes auf eine Weise empfangen, die mich mein Worthalten nicht bereuen ließ.

Am Abend vor meiner Abreise luden meine Wirte eine Anzahl ihrer Freunde ein, von denen sie glaubten, dass mir ihre Bekanntschaft angenehm sein werde. Einer von ihnen, ein junger Architekt namens Pavia, fiel mir sowohl durch seinen intelligenten Gesichtsausdruck als auch dadurch auf, dass er fließend französisch sprach. Da ich mit meinen geringen spanischen Kenntnissen einer glatten Conversation in dieser Sprache nicht gewachsen war, geriethen wir bald in ein französisches Gespräch.

Natürlich sprachen wir von den Bauwerken, die ich in Spanien gesehen hatte. Ich verbarg nicht mein schmerzliches Erstaunen, womit ich den Verfall und die Verwüstung der maurischen Bauten in Südspanien wahrgenommen hatte. Mit Trauer hatte ich gesehen, wie die Paläste der alten arabischen Hauptstädte, berühmt durch die Bewunderung der Jahrhunderte, halb in Trümmern lagen, halb aus irgend einem Grunde barbarisch entstellt waren, indem man ihre farbenprächtigen Wände mit einer weißen Kalkschicht bedeckt hatte.

Der Architekt theilte meine Entrüstung. Im Gegensatz zu seinen gleichgiltigen Landsleuten fühlte er wie ich. Ich merkte bald, dass ich es mit einem Künstler zu thun hatte. Seine Verehrung der antiken Schönheiten seines Vaterlandes, seine unablässigen Bemühungen, das spanische Publicum zu ihrer Erhaltung aufzumuntern, hatten ihn bekannt gemacht. Seine Pläne zur Wiederherstellung der Araberbauten hatten ihn in die erste Reihe gestellt. Im Jahre 1878 hatte er den Auftrag erhalten, die spanische Abtheilung auf der Pariser Ausstellung einzurichten, wobei seine Arbeiten Aufmerksamkeit erregt hatten. Er war dann eine zeitlang in Paris geblieben, was uns ein neues Gesprächsthema gab.

Mit der ein wenig phrasenhaften, aber deshalb doch zarten und edeln Höflichkeit seiner Nation spendete er den Franzosen jene Lobsprüche, welche das Herz mit Freude, Rührung und Stolz erfüllen, wenn man sie fern von Frankreich aus dem Munde eines Fremden vernimmt.

Da er selber Künstler war, lobte Herr Pavia die Pariser besonders wegen ihrer Vorliebe für alle geistigen und idealen Dinge. Ihre natürliche, nicht angelernte Kunstliebe, ohne jede Spur von Pedanterie oder Geziertheit, oft freilich durch ihre Irrthümer und Sprünge verwirrend, aber gerade dadurch ihre Aufrichtigkeit und Liberalität beweisend. Dieser für die verschiedensten Anschauungen offene, den Neuheiten nachstrebende, allen Versuchen wohlwollende Geist der Pariser gibt allen Formen der Kunst Ermuthigung, Hoffnung und Leben.

„In Ihrem Paris," sagte mir der junge Spanier, „gibt es mehr Künstler als sonst in der ganzen Welt. Ich spreche nicht von den Leuten, die irgend eine Kunst als Beruf treiben und von ihr ihren Unterhalt oder ihr Vermögen erwerben, sondern von jenen, die nicht selbst ausübend thätig sind. In der reichen Gesellschaft, in der Bourgeoisie, in der Menge der kleinen Gewerbetreibenden, der Angestellten, der Arbeiter in hundert verschiedenen Industriezweigen, findet man den künstlerischen Geist fast überall, während er in irgend einem anderen Lande die Ausnahme bildet. Bei fast allen Leuten aller Classen und aller Bildungsgrade, mit denen ich in Berührung gekommen bin, habe ich die Sehnsucht nach dem Schönen und die Fähigkeit, es zu genießen, gefunden; oft eine durch Unwissenheit bizarre Vorstellung seiner Eigenschaften, aber immer die Phantasie, den Aufschwung zu einem ästhetischen Ideal. Ein solches Volk muss zum Vaterlande der Künste werden."

„Ich muss gestehen," fuhr er lächelnd fort, „dass ich gleich bei der Eröffnung der letzten Ausstellung durch ein Ereignis zu Ihren Gunsten eingenommen worden bin. Ich habe zufällig einen Pariser getroffen, der Ihre Bewunderung für die maurischen Bauten meines Vaterlandes theilt, einen phantasiereichen Mann, einen Träumer. Ohne dass er, glaube ich, große Reisen gemacht hatte, verstand er es, mit seinem geistigen Auge die Wunder der Natur und der Kunst zu schauen, die ihm in Wirklichkeit zu sehen nicht vergönnt waren. Die Architektur der Mauren, besonders die Bauart ihrer Wohnhäuser, gefiel ihm ungemein. Er liebte diese abgeschlossenen Wohnungen, deren hohe, blinde und stummen Mauern den Blick des Vorübergehenden aufhalten, und die doch alles in sich schließen, was ein luxuriöser Phantast sich nur erträumen kann: prächtig ausgestattete Zimmer, duftende Gärten, erfrischende Springbrunnen, zierliche Säulenreihen, harmonisch bunte, lustige Arabesken, die sich in tollen Windungen ohne Anfang und ohne Ende hinziehen wie die Träume einer planlos umherschweifenden Phantasie. Eine solche Wohnung schien ihm wie gemacht für einen Mann, den die Grausamkeit des Lebens und die Bosheit der Menschen gezwungen haben, sich in sich selbst zurückzuziehen, der friedlichen Welt nur kalt und abweisend die Stirn zu bieten, sich in feindseliger Gleichgiltigkeit abzuschließen und den Reichthum seines inneren Lebens für die Einsamkeit und Stille aufzubewahren. Es war das ein sonderbarer, tiefer und origineller Charakter, einer der interessantesten, die mir je vorgekommen sind."

Während der Spanier diesen Mann beschrieb, wurde meine Neugier immer größer. Ohne Zweifel handelte es sich um Bardot, und im nächsten Augenblick erhielt ich darüber Gewissheit.

„Er hatte meine Zeichnungen im Trocadero gesehen," fuhr Pavia fort, „und ohne mich weiter zu kennen, forderte er mich auf, ihm auf seinem Besitzthum in der Nähe von Paris an der Eisenbahn nach Hâvre ein Haus zu bauen, wie ich sie auf dem Papier reconstruiert hatte."

„Das ist unerhört," murmelte ich erstaunt über dieses Zusammentreffen.

Seit dem Abenteuer von Bonnières konnte mir nichts mehr natürlich vorkommen, was meinen alten Schulkameraden angieng. Und weil ich jetzt so weit von seinem Wohnort und auf so unerwartete Weise von ihm sprechen hörte, glaubte ich, des Räthsels Lösung müsse mir jetzt offenbar werden. Nichts deutete darauf hin, aber ich erwartete es fest. Ich lauschte den Worten des Architekten mit verdoppelter Aufmerksamkeit, was ihm nicht entgieng.

„Haben Sie am Ende mein Meisterwerk gesehen?" fragte er. „Es steht am Ufer der Seine, in der Nähe eines Dorfes — na, wie heißt es doch gleich?"

„Bonnières," sagte ich.

„Bonnières! Richtig! Sie kennen es also? Kennen Sie auch Herrn Bardot?"

„Er ist ein alter Schulfreund von mir, und ich war im Frühjahr zwei Tage bei ihm."

„Aha, jetzt verstehe ich Ihre Ueberraschung, und mein eigenes Erstaunen ist nicht kleiner. Aber wenn Sie das Haus und seinen Besitzer kennen, so habe ich Ihnen weiter nichts zu erzählen. Ohne Zweifel haben Sie schon lange besser als ich die besonderen Fähigkeiten und die bemerkenswerte Philosophie Ihres Freundes bemerkt. Hat er Ihnen aber wenigstens die Geheimnisse seiner Wohnung gezeigt: seine melodramatische Treppe, sein unterirdisches Gewölbe, seine ganze romanhafte Maschinerie?"

Bei diesen Worten fuhr ich heftig zusammen. Ich fühlte, dass die Geheimnisse sich aufklärten, und bebte vor Erregung, als ich antwortete:

„Nein, er hat nur davon gesprochen, und ich glaubte, er mache Spaß."

„Durchaus nicht," sagte der Spanier. „Jemand, dem es nur in der Einsamkeit gefällt und der phantastischen Chimären nachjagt, wird bald so sonderbar, dass ihn die meisten Leute mit gesundem Menschenverstand für einen Narren halten müssen. Ihr Freund wollte sich offenbar die Illusion einer tragischen Existenz geben, rings von Gefahren umgeben, aber auch über außerordentliche Mittel verfügend, um ihnen zu begegnen. Er gefiel sich darin, in der hohlen Mauer spazieren zu gehen wie gewisse Charaktere Victor Hugos. Ich habe ihm eine verborgene Treppe in seiner Mauer gebaut, die in seinem Schlafzimmer in einem großen Schranke anfängt und bis unter die Keller hinunterführt. Dann geht ein schmaler Gang, gerade breit genug, um einen Menschen durchzulassen, ungefähr fünfzig Schritte weit bis an einen sonderbaren Schacht.

„Dieser Schacht aber ist nicht mein Werk. Er besteht wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten. Wahrscheinlich war es ein Schacht, der zu einem uralten Thurm gehörte, dessen Fundamente ich beim Baue des Hauses aufdeckte. Auf dem bisher bewaldeten Felsen war von einem solchen Thurm nichts zu sehen, aber beim Graben stießen wir auf die Reste eines nach meiner Schätzung aus dem zehnten oder zwölften Jahrhundert stammenden festen Baues. Durch einen Zufall hatte Herr Bardot den alten Brunnen entdeckt, dessen Oeffnung von dicht verschlungenen Wurzeln und Pflanzen versteckt war, so dass man von ihrer Existenz nichts ahnen konnte. Der von dem Hause ausgehende Gang führt an diesen Brunnen etwa zehn Meter unter der Oberfläche.

„Meiner Treu, ich habe keine Ahnung, was der Eigenthümer dieser Heimlichkeiten mit ihnen anfängt. Da mich alle diese Werke des Mittelalters ungemein interessieren, hätte ich den Brunnen gerne näher untersucht, musste mein Vorhaben aber aufgeben. Ich habe ein Senkloth hinuntergelassen, konnte aber den Boden nicht erreichen. Der Schacht ist nicht nur tiefer als der Felsen, sondern er stieß bis unter das Flussbett hinab. Ich habe Steine hinuntergeworfen, und es dauerte unglaublich lang, bis das Geräusch mir anzeigte, dass sie am Boden angekommen waren. Ich konnte meine Untersuchungen nicht so weit führen, wie ich gern gewollt hätte, denn Herr Bardot schien etwas eifersüchtig die Geheimnisse seines Brunnens für sich behalten zu wollen. Dieses Gefühl respectierte ich umso eher, als ich und alle anderen Liebhaber von Antiquitäten es theilen. Ich hatte sogar, um ihm in dieser Beziehung zu Gefallen zu sein, bei all diesen geheimen Arbeiten nur Leute von hier beschäftigt, die ich nach Frankreich hatte kommen lassen, so dass die gleichfalls an dem Baue beschäftigten Franzosen keine Ahnung von diesen Geheimnissen hatten.

„Denn, wie Sie wohl wissen, haben es die Träumer nicht gern, wenn man sie in ihren Gedanken stört, indem man sie zur Wirklichkeit zurückruft. Sie lieben ihre Chimären, ihre Narrheiten, insofern es eine Narrheit ist, sich neben der allgemeinen, gewöhnlichen Existenz ein außergewöhnliches Traumleben einrichten zu wollen: sie können es nicht leiden, dass man sie darin stört. Ihr Freund ist einer von diesen Leuten. Er langweilt sich in der Alltagswelt: sein Körper allein lebt unter den Menschen von heutzutage. Seine Seele aber ist unaufhörlich auf der Wanderschaft durch alle Zeiten und alle Völker, auf der Suche nach neuen Eindrücken und unbekannten Sensationen."

Ich schien immer noch den Worten des Baumeisters zu lauschen, in Wirklichkeit hörte ich seine letzten Worte kaum. Plötzlich hatte ein greller Lichtstrahl mein Inneres erhellt. Ich musste allein sein, um mit mir ins Reine zu kommen. Meine Wirte und ihre Gäste mischten sich jetzt in die Unterhaltung und machten so dem langen Zwiegespräch zwischen dem Baumeister und mir ein Ende. Aber mein Geist war von dem eben Gehörten so eingenommen, dass ich kaum imstande war, mich einigermaßen höflich an der weiteren Unterhaltung zu betheiligen. Ich schützte die Vorbereitungen zur Abreise vor, um mich zurückziehen zu können, und verließ am nächsten Morgen Sevilla, um nach Paris zurückzukehren.

Die ganze Nacht hindurch, sowie später auf der Fahrt von Sevilla nach Madrid, plagten mich die fieberigen Gedanken an Bardot und an den Mord bei Bonnières. Nach mehrwöchigen Bemühungen war es mir so ziemlich gelungen, die Gedanken daran aus meinem Kopfe zu verdrängen. Jetzt kehrten sie mit doppelter Gewalt zurück; jede Einzelheit, die ich damals beobachtet hatte, stieg klar und deutlich wieder auf. Und jetzt hatte mir die Erzählung des spanischen Architekten plötzlich eine Handhabe gegeben, meinen früheren unwillkürlichen Argwohn zu rechtfertigen.

Der instinctive Verdacht, den ich hundertmal gegen Bardot gefühlt hatte, war immer von den Beweisen geschlagen worden, die seine [illegible] darthaten. Jetzt aber verloren diese Beweise einen

guten Theil ihrer Gewalt: die materiellen Thatsachen, worauf ich und der Untersuchungsrichter die Demonstration der Unschuld Bardots gegründet hatten, waren jetzt verändert und ließen andere Theorien zu.

Die Gäste Bardots und ich selbst hatten bezeugt, dass Bardot in der Nacht des Verbrechens zu Hause geblieben war: der Bericht des Architekten zeigte, dass er das Haus auf einem geheimem Wege verlassen konnte. Ich hatte constatiert und der Richter mit mir, dass Bardot in der kurzen Zeit, die wir ihn nicht gesehen hatten, unmöglich von seinem Hause bis zum Schauplatze des Verbrechens und wieder zurück hätte gelangen können: diese Unmöglichkeit war jetzt nicht mehr erwiesen.

Ohne Zweifel bewiesen die Ausführungen des Spaniers nicht, dass Bardot in so kurzer Zeit sich nach Limetz begeben, Lussan ermorden und in seine Wohnung hätte zurückkehren können, aber sie gaben doch viel zu denken. Wohin führte der geheimnisvolle unterirdische Gang? In einen alten Brunnen, den ein erfahrener Archäologe nicht hatte durchforschen können, der sich aber jedenfalls in weiter Entfernung von Limetz und auf dem anderen Ufer der Seine befand. Hatte dieser Brunnen einen Ausgang am Fuße der Felsen, von wo Bardot mit einem Kahne hätte überfahren und auf die nämliche Weise zurückkehren können? Oder führte gar ein unterirdischer Gang unter der Seine selbst durch? Dies war mehr als unwahrscheinlich; es war fast lächerlich.

Aber ich rief mir alles ins Gedächtnis zurück, was ich von den erstaunlichen Arbeiten des Mittelalters gelesen hatte. Der Baumeister hatte angenommen, der Brunnen stamme aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert und habe zu einem militärischen Baue gehört. Hat man nicht in den meisten dieser alten Burgen die Ueberbleibsel geheimer Gänge gefunden, die aus ihnen ins Freie führen und so den Belagerten die Flucht möglich machen? Wenn diese Annahme auch unwahrscheinlich war, so war sie doch durchaus nicht unmöglich. Sie gefiel mir wegen ihres romanhaften, mit dem Geiste Bardots übereinstimmenden Anstrichs.

Ich ließ alle meine Beobachtungen, die ich während meines Aufenthaltes bei Bardot gemacht hatte, vor mir vorüberziehen, und dabei wurden sie immer beweiskräftiger. Die innere Aufregung, die ich unter seiner gleichgiltigen Maske bemerkt hatte, die Unruhe, worin ihn die Ungeschicklichkeit Pichards versetzt und die er mit großer Anstrengung verborgen hatte, seine Besorgnis, als die Ankunft seiner Maitresse seine Pläne zum Scheitern hätte bringen können, seine Erschöpfung, die er am Morgen mit einer schlaflosen Nacht erklärte, die aber auf andere Weise noch viel erklärlicher wurde, seine Weigerung, mit den andern nach Bonnières zu gehen, wo er unversehens vor die Beamten oder gar vor die Leiche des Ermordeten hätte gerathen können, all das fügte sich mit völliger Klarheit aneinander. Die unbewussten Enthüllungen des spanischen Architekten hatten die Gründe gegen die Schuld Bardots vernichtet. Wenn man dagegen die Schuld Bardots annahm, so wurde alles klar, was bei irgend einer anderen Hypothese dunkel geblieben wäre. Mehr war nicht nöthig, um mich meiner Sache sicher zu machen.

Was musste ich jetzt thun?

Hier begann mein Zögern. Man hat gut sagen, ein redlicher Bürger müsse der Justiz seines Landes zu Hilfe kommen, um die Verbrechen zu vereiteln und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Aber eine Denunciation, so gerecht, so nothwendig sie auch sein mag, hat nichts Verlockendes.

Wie so häufig entschied ein dunkles, armseliges, fast schimpfliches Gefühl. Im Augenblick, wo ich ihm nachgab, war ich mir selber nicht klar über seine Natur. Erst als ich später über diese Ereignisse und meine Beweggründe nachdachte, sah ich dies ein, wie ich mit Beschämung gestehen muss.

Während ich zum hundertstenmale das Benehmen Bardots prüfte, kam mir plötzlich der Gedanke, dass unsere Anwesenheit bei ihm zur Zeit des Verbrechens kein Zufall gewesen war, sondern mit zu seinem Plan gehört hatte. Im voraus hatte er uns die Rolle der entlastenden Zeugen zugetheilt, die ihm ein unwiderlegliches Alibi ausstellen sollten im Fall, dass man ihn, wie es ja später eintraf, verdächtigte. Harneby und Pichard waren zu dem Ende eingeladen worden, und so erklärte sich auch der auffällige Gegensatz zwischen seinen periodischen Empfängen und seiner Vorliebe für die Einsamkeit. Als er mich zufällig traf, lud er mich ebenfalls ein, um die Zahl seiner Zeugen zu vermehren.

Somit waren seine Freunde und ich nur das Spielzeug seiner teuflischen Schlauheit gewesen. Er hatte mich zum besten gehalten. Durch die Stärke der augenscheinlichen Beweise besiegt, hatte ich ihn trotz meiner geheimen Ahnungen vertheidigt.

Dieser Gedanke brachte mich auf. Meine Eigenliebe wollte nicht zugeben, dass ich zum unbewussten Mithelfer eines Mörders geworden war, von dem Verbrecher vorgeschoben wie eine willenlose Schachfigur. Denn sein Mithelfer war ich, weil ich geholfen hatte, ihn der Strafe zu entziehen. Diese unfreiwillige Mitschuld machte meine Pflicht, den Schuldigen der Justiz zu überliefern, noch klarer und unabweislicher.

Ich fasste einen Entschluss. Was in Wirklichkeit nur der Ausfluss einer kleinlichen Eitelkeit war, hielt ich für die Stimme des Gewissens. Später habe ich es begriffen: diejenigen, deren schöne Handlungen und edle Thaten immer ganz reine Motive ohne niederen Beigeschmack hatten, mögen den Stein auf mich werfen.

In Madrid fand ich die von Paris nachgesandte Correspondenz. Dabei war ein kurzes Schreiben von Pichard, der mir, wie ich es ihm damals scherzend prophezeit hatte, seine bevorstehende Hochzeit ankündigte und mich zu dem Feste einlud. Das Schreiben war schon drei Monate alt, und das genannte Datum war nur noch vierzehn Tage entfernt.

Ich antwortete meinem alten Schulkameraden, ich würde zeitig genug in Paris eintreffen, um ihm in diesem kritischen Wendepunkt beizustehen. Dann erzählte ich ihm einiges von meiner Reise und schließlich konnte ich mich nicht zurückhalten, zu bemerken, dass ich in Sevilla auf die unerwartetste Weise Dinge entdeckt hatte, die mir eine peinliche Pflicht auferlegten. Als mir einfiel, dass diese Anspielung auf die Unterhaltung mit Herrn Pavia für Pichard ganz unverständlich sein musste, war mein Brief schon auf der Post.

Drei Tage später war ich in Paris, denn eine fieberhafte Ungeduld trieb mich zur Ausführung meines Vorhabens. Ich fühlte, wenn nur die leiseste Schwäche meinen Vorsatz erschütterte, würde ich mich beeilen, fünftausend Kilometer zwischen mich und die französische Justiz zu bringen, um nicht plaudern zu müssen. Ich musste also sofort thun, was ich beschlossen hatte.

Nach einigem Nachdenken war ich zum Schlusse gekommen, den Untersuchungsrichter in Montes, der uns damals verhört hatte, aufzusuchen. Er kannte den Fall und würde sofort die Wichtigkeit meiner Aussagen begreifen. Mit Freuden würde er den damals begangenen Irrthum gutmachen, mit doppelter Freude, weil Bardot ihm damals so unhöflich entgegengetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

---

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit“.**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 4. August 1900. Nummer 305.


## Der entartete Parlamentarismus.

Wenn unser Abgeordnetenhaus vor der Obstruction ein vollblütiges parlamentarisches Gebilde gewesen wäre, dann müsste man in der That mit der Obstruction das Ende des Parlamentarismus überhaupt gekommen erachten, und nicht nur Oesterreich, sondern viel mehr als Oesterreich müsste es noch anderen vorgeschritteneren Ländern, deren ganze staatliche Existenz noch weit ausschließlicher auf das Parlament gestellt ist als die Oesterreichs, vor der Zukunft und ihren tödtlichen Obstructionsgefahren bangen. In Wahrheit sehen wir aber, dass sich gerade die voll- und echt-parlamentarischen Staaten wie England, Frankreich, Belgien vor obstructioneller Ansteckung am allerwenigsten fürchten, dass es nur die Länder des mehr oder weniger unechten Parlamentarismus wie Ungarn, Italien, Deutschland sind, die bisher von dem österreichischen Obstructionscontagium ergriffen worden sind, und dass jenes Land, von welchem diese neue Obstructionsära ausgegangen, welchem sie die schwersten Wunden geschlagen, gerade das Land ist, in welchem vordem der Scheinparlamentarismus zur höchsten Ausbildung gelangt war, Oesterreich, das Land also, welches bis zum Ausbruch der Obstructionen das nächst Russland am absolutistischesten und unparlamentarischesten regierte Land Europas gewesen ist. Schon diese kurze Betrachtung lehrt, dass die Obstruction nicht eine Krankheit des normalen, sondern des entarteten Parlaments ist und auch bloß diesem, nicht jenem gefährlich werden kann. Man braucht sich nur einen Augenblick den Zustand unseres Parlaments vor den Obstructionen in Erinnerung zu rufen, um diese Diagnose, welche die Voraussetzung einer erfolgreichen Therapie ist, als gerechtfertigt zu erkennen.

Unser Parlament war auch in den obstructionslosen Zeiten, und gerade damals, seines Namens nicht einmal würdig. Denn es war kein Parlament. Parlament darf man mit Recht nur eine Körperschaft nennen, in der parlamentiert, in der debattiert, in der für und wider gesprochen und nach Argumenten und Ueberzeugungen entschieden wird. Nur ein einzigesmal hat das österreichische Abgeordnetenhaus einen Anlauf genommen, um ein wahres Parlament zu werden. Das geschah im Jahre 1878, als der große Parlamentarier Eduard Herbst es wagte, die Majorität mit wohlerwogenen Gründen gegen das von der Regierung improvisierte bosnische Abenteuer aufzubieten. Dieser erste Versuch, in Oesterreich ehrlich Parlament zu machen, war auch der letzte. Um Rache an dem frech gewordenen Volksvertretergesindel zu nehmen, trat Graf Taaffe auf, der sich in seiner langen Regierung denn auch als der wahre Todtengräber des österreichischen Parlamentarismus, aber auch, wie sich freilich erst jetzt nachträglich zeigt, eines guten Stücks Oesterreich erwies.

Diesem in seinem sorglosen Leichtsinn des letzten Ziels seines Weges wohl kaum bewussten Werkzeug des Schicksals ist es schließlich gelungen, den österreichischen Parlamentarismus zu einem leeren Schein zu verflüchtigen und selbst unter das Niveau der Parlamente der Balkanstaaten herabzudrücken. Vermittels Fälschung von Wahlen, persönlicher Corrumpierung von Abgeordneten, Erpressung und anderen ähnlich noblen Mitteln, hatte er sich zunächst eine Mameluken-Majorität zusammengebracht, die stumm für alles stimmte, was er wollte, wie sehr es auch ihrer eigenen Ueberzeugung widersprach. Im sicheren Besitze dieser Majorität und pochend auf das Majoritätsprincip konnte er dann leicht die Minorität verachten. Die Minorität hatte gut reden, argumentieren, interpellieren, soviel sie nur mochte, sie wurde nicht einmal einer rechten Entgegnung gewürdigt, weder vom Grafen Taaffe selbst, der sich schon durch seine oratorische Unfähigkeit zum parlamentsfeindlichen Minister eignete, noch von der Majorität, die nur Stimmen, aber keine Ueberzeugungen mehr besaß, und am nächsten Tage hatte die Minorität zum Schaden noch den Spott jener officiösen Revolverjournalisten zu ertragen, die Graf Taaffe mit der publicistischen Vertretung des „Staatsgedankens" betraute und zum Theil sogar mit seiner persönlichen Freundschaft beehrte.

So hat das Parlament unter Taaffe ausgesehen. Seine Entartung hat sich unter ihm und durch ihn vollzogen, bis dieses Parlament aller Welt und auch sich selbst zum Gegenstand der Heiterkeit und der Geringschätzung geworden ist. Die Reaction, die gesunde Reaction musste darauf folgen, sobald die Form dafür gefunden und der Anlass gegeben war. Der Anlass kam mit den Badeni'schen Sprachenverordnungen, und die Form war die Obstruction. Es ist nicht ein echtes volles Parlament gewesen, was die Obstruction zerstört hat, sondern ein wesenlos lächerliches Scheinparlament, sowie die Würmer der Erde nur einen Cadaver zerfressen können, nicht aber einen gesunden Menschenleib. Was Graf Taaffe an den Minoritäten seiner Zeit gesündigt hat, das haben die späteren Minoritäten an seinen Nachfolgern von Windischgrätz bis Koerber gerächt. Die Minorität, die in den vierzehn Jahren Taaffe die völlige Wirkungslosigkeit der geistvollsten Reden erfahren hatte, griff zur „geistlosen" Obstruction. Und nun kehrte sich der Spieß um. Das entartete Parlament erwies sich als widerstandsunfähig. Vergebens appellierten jetzt die obstruierten Minister an die Majorität, dass sie ihnen die Obstruction bekämpfen solle. Die Majorität hatte seit 1878 das Kämpfen gründlich verlernt, und die einzige Kunst, die ihr unter Taaffe übrig geblieben war, das Abstimmen, nützte nichts gegen die Obstruction. Vergebens appellierten jetzt die obstruierten Minister an die Bevölkerung, dass sie die Volksvertretung gegen die Obstruction schützen und vertheidigen solle. Aber die Bevölkerung wusste von Taaffe her nur allzu gut, dass dieses Parlament nicht die Interessen des Volkes vertrat, sondern nur die der Regierung und der von ihr begünstigten Volksausbeuter, und die Bevölkerung — zuerst die deutsche, später die czechische — statt die Abgeordneten am Obstruieren zu hindern, unterstützte und ermuthigte sie vielmehr in diesem ihrem Kampfe gegen den volksfeindlichen Scheinparlamentarismus, um dessen Erhaltung die obstruierten Minister flennten.

Das unparlamentarische Regierungssystem, das unter Taaffe ausgebildet worden ist und in Herrn Dr. v. Koerber seinen neuesten Epigonen gefunden hat, ist die wahre Krankheit unseres Parlaments und unserer ganzen Politik, und nicht die Obstruction, die nur eine Folgeerscheinung jener Krankheit ist, der Eiterungsprocess, der zur Gesundung führen kann. Aus dieser Diagnose folgt die Therapie. Wollen die Herren „oben" der Obstruction los sein, so müssen sie uns unten erst von dem unparlamentarischen Regierungssystem befreien, und die Logik der Dinge wird dann, wie von selbst, das Parlament wieder in Function bringen. An ihnen ist es, anzufangen, nicht an uns. K.

---

## Die politischen Strömungen in China.

Von Prof. Robert K. Douglas (London).

Die chinesische Gesellschaft wird herkömmlich eingetheilt in vier Classen, u. zw.: Beamte, Landwirte, Handwerker und Kaufleute; aber wie in allen Ländern des Orients sind es nur zwei Classen eigentlich, in welche die Bevölkerung praktisch zerfällt: Beamte und Nichtbeamte. Die Macht und der Einfluss, welchen das Amt liefert, entspricht all dem, was bei uns selbst als Rang und gesellschaftliche Stellung angesehen wird, und aus diesem Grunde ist das Amt das Ziel allen Ehrgeizes. Mit Ausnahme einiger weniger Titel, die man als erblich bezeichnen kann, hat jeder Mann es in seiner Hand, sein Schicksal zu schmieden. Die Erzählungen in 1001 Nacht, welche berichten, wie Männer aus den niedersten Schichten der Bevölkerung bei irgend einer Gelegenheit selbst bis zur Stellung von Großvezieren aufsteigen, finden ihre Parallele jeden Tag in China, und man könnte hier zahllose Beispiele von Männern anführen, die durch ihre Fähigkeit und Betriebsamkeit vom Acker bis zu vicekoniglichen Thronen aufgestiegen sind. Es ist heute ein politisches Axiom, dass der Wille des Volkes das oberste Gesetz ist, und in diesem Sinne haben wir in China ein ausgezeichnetes Beispiel eines wesentlich demokratischen Staates.

In ruhigen Zeiten arbeitet dieses System ganz glatt und, wenn es auf der einen Seite der Energie der Jugend frei ist, in die Rangsclassen des Mandarinenthums aufzusteigen, so ist es auf der andern Seite das Bestreben der Mandarinen, so zu regieren, dass sie nicht in einen ernsten Widerstreit mit den Empfindungen und Ueberzeugungen des Volkes gerathen. Gegenwärtig werden die socialen Unterschiede durch eine gewisse Rassenabtheilung noch verschärft. Seitdem im Jahre 1644 die Mandschus die oberste Gewalt erobert haben, herrscht, zu Zeiten stärker, zu Zeiten schwächer aus-

geprägt, ein latenter Hass zwischen ihnen und den Chinesen. Solange als den Chinesen ein immerhin großer Antheil an der öffentlichen Gewalt eingeräumt war, waren diese Reibungen geringer; in letzter Zeit haben aber die Räder des kaiserlichen Wagens eine schwere Belastungsprobe mitgemacht, und infolge der übelberathenen Unternehmungen der Kaiserin-Witwe ist der Antagonismus zwischen den zwei Rassen schärfer in die Entwickelung getreten. So hat sich eine weitere Spaltung innerhalb der officiellen Classe selbst geöffnet, welche für den Bestand der Dynastie verhängnisvoll werden kann, wenn nicht die Ursache wieder aus dem Wege geräumt wird.

Nicht ohne einen gewissen Schein von Begründung führt die Hofpartei den Ursprung der gegenwärtigen Wirren auf das Erscheinen der Fremden im Reiche zurück. Die neuen politischen, historischen und wissenschaftlichen Ideen, welche im Gefolge der mit den europäischen Mächten geschlossenen Verträge in China eingedrungen sind, haben in langsamer und stufenweiser Entwickelung den Chinesen die Augen geöffnet über die Thatsache, dass es noch andere und höher entwickelte Civilisationen gibt als ihre eigene. Die Uebersetzung europäischer Werke in die chinesische Sprache hat den intelligenten Classen Chinas ein weites Wissensgebiet eröffnet, welches ihnen vollständig neu war, und unter ihnen ein Gefühl der Unzufriedenheit mit dem politischen Regime erweckte, unter dem sie leben. Dazu kam noch der japanische Krieg mit all seinen Erniedrigungen und Einbußen. Das war Oel ins Feuer gegossen. Der Kaiser selbst eignete sich Reformideen an, und eine zeitlang schien es, als ob sich in China jene Umwandlung wiederholen sollte, durch welche Japan aus einem orientalischen Feudalstaate in eine vorgeschrittene Monarchie von neuestem Typus übergeführt worden ist.

Die Träume der Reformer sollten aber nicht in Erfüllung gehen, zunächst wenigstens. Sowie die Kaiserin-Witwe wieder zur Macht kam, setzte die Reaction ein, und wenn es auch schwer ist, die Zeiger der Uhr zurückzustellen, so hat doch diese gefährliche alte Dame ihr äußerstes gethan, um dieses Werk zu vollbringen. Bei dieser Unternehmung wurde sie von der Mandschu-Partei energisch unterstützt, aus welcher sie ihre Berather entnahm. Hervorragend unter diesen waren Kang-i und Jung Lu, die beide sich durch ihre vorherige Haltung für ihre Zwecke empfohlen hatten. Kang-i war es, der sie veranlasst hatte, sechs der führenden Männer der Reformpartei ohne Untersuchung auf das Schafott zu schicken. Auf seine Idee hin geschah es, dass eine große Belohnung demjenigen ausgesetzt wurde, welcher Kang Yuwei, den Führer der Reformpartei, todt oder lebendig ausliefern würde. Zu Jung Lu war sie bei einer anderen Gelegenheit in Beziehung getreten. Als vom Kaiser ein Todesurtheil gegen diesen Beamten erlassen worden war, warf er sich der Kaiserin-Witwe zu Füßen, die ihm auch ihre Gnade angedeihen ließ. Mit diesen beiden Männern giengen Hand in Hand der Prinz Tsching und Li-Hung-Tschang, die allerdings beide, wenn sie gewollt hätten, der Kaiserin erleuchtetere Rathschläge hätten geben können als ihre Collegen. Der Prinz Tsching war eine zeitlang Präsident des Tsungli-Yamen gewesen, und wenn auch nicht vorgeschritten in seinen Anschauungen, so war er doch vernünftigen Erwägungen zugänglich. Li-Hung-Tschang ist ein Opportunist ärgster Art. Im Grunde seines Herzens ist er ein Fremdenfeind, was ihn allerdings nicht hindert, als liberaler Staatsmann zu posieren. Auf sein Wort ist gar kein Verlass, und er ist gewohnt, jeden Rath, den er gibt, mit Falschheit zu garnieren.

Diese Auslese von Berathern der Kaiserin war für die Fremden von böser Vorbedeutung, wie sich auch bald zeigte. Die Feindseligkeit gegen die Fremden, die bis dahin sich auf Worte beschränkt hatte, fand nun in Thaten ihren Ausdruck. Die Missionsstationen wurden angegriffen, Convertiten wurden hingeschlachtet, einige fremde Missionäre ermordet, während gleichzeitig die fremden Gesandten bei ihren Bemühen im Tsungli-Yamen auf größere Schwierigkeiten stießen als jemals. Ebenso erfuhren die Consuln in den Vertragshäfen bei der Abwickelung ihrer Geschäfte mit den Localbehörden immer größeren Widerstand, und es wurde ihnen fast unmöglich, für Unrecht, das ihren Connationalen widerfuhr, irgend welche Vergeltung zu erlangen. Diese Nadelstiche aber genügten der Bosheit der Kaiserin nicht, die sich immer mehr gewöhnte, sich an den äußersten Flügel ihrer Partei anzulehnen. Unter dem Einflusse von Kang-i wurde der Prinz Tsching aus dem Tsungli-Yamen entfernt und Prinz Tuan, der Vater des Thronerben, an seine Stelle berufen. Eine schlechtere Wahl wäre gar nicht möglich gewesen. Und als nun auch noch Jung Lu, der versucht hatte den Groll seiner kaiserlichen Herrin zu dämpfen, vom Hofe entfernt worden war, gieng die Macht vollständig in die Hand der Ultrareactionären über. Sobald die Dinge diesen Stand erreicht hatten, trat ein Mann auf die Scene, der in den letzten Tagen [illegible] [illegible]

Peking. Tung Fuhsiang war ein Mann nach ihrem eigenen Herzen: wild, ungebildet und von angeborener Grausamkeit. Gewohnt, zu befehlen, war seine Haltung herausfordernd und brutal und, gedeckt durch die ihm ergebene Armee, wusste er alsbald, im Verein mit Kang-i, sich zum Herrn der Lage aufzuwerfen. Unter der freundlichen Fürsorge dieser Männer und mit der vollen Billigung der Kaiserin wurden die Boxer, die schon durch ihre Gegnerschaft gegen alles Fremdländische in der Provinz Shantung öffentlich hervorgetreten waren, zu einer förmlichen bewaffneten Macht ausgebildet und aufgefordert, nach Peking zu marschieren und an der Campagne theilzunehmen, zu der man sich dort bereits entschlossen hatte. Das Ergebnis dieser gemeinsamen Arbeit ist zu wohl bekannt, um hier nochmals wiederholt zu werden, und hat in einer der größten und unverzeihlichsten Gewaltthaten unserer Zeit ihren Höhepunkt erreicht.

Man kann die Thätigkeit der Kaiserin von China und ihrer Clique in diesem Falle nicht ohne Grauen und Abscheu betrachten. Ganz besonders richten sich diese Empfindungen gegen das Benehmen der Kaiserin selbst. Es muss daran erinnert werden, dass sie bei zwei Gelegenheiten die fremden Damen in Peking bei sich empfieng und sie mit Umarmungen und Thränen begrüßte, und trotzdem hat sie das Herz gehabt, diese ihre hilflosen und unglücklichen Gäste dem Mob preiszugeben. Es gibt keine mildernden Umstände, die für dieses gewaltthätige Verbrechen angeführt werden könnten, das die ganze civilisierte Welt tief getroffen hat; aber nicht allein die Kaiserin ist zu verurtheilen. Neben ihren unmittelbaren Berathern gibt es in den Provinzen zahlreiche Männer, welche die Thätigkeit der extremen reactionären Partei selbst bis zu Mord und Todschlag unterstützt haben. Glücklicherweise gibt es freilich auch noch andere, welche die Dinge mit ganz anderen Augen ansehen, und es sind Anzeichen vorhanden für den Bestand mehr als einer Partei in dem Staate, welche die letzten Vorgänge in Peking in ihrem Herzen verdammt.

Als die Hofpartei den Boxern ihre Unterstützung zutheil werden ließ und sie auf ihrer Mörderlaufbahn ermuthigte, standen zwei Männer in hervorragender Weise für Gesetzlichkeit und Ordnung ein. Das waren Tschang Tschihtung, der Vicekönig der beiden Hu-Provinzen, und Liu K'unyi, der Vicekönig der beiden Kiang-Provinzen. Diese beiden Beamten regieren die beiden bedeutendsten Vicekönigthümer des Reiches. Ihre Territorien grenzen an den Yangtzekiang und bedecken eine Area von mehr als 300.000 engl. Quadratmeilen. In diesen Provinzen üben sie die höchste Gewalt aus, und ihre letzten Unternehmungen haben gezeigt, dass ihre Gewalt sogar über die Grenzen ihrer Stellung hinausreicht und dass sie selbst den Aufträgen der Centralregierung Widerstand entgegenzusetzen in der Lage sind. Obzwar durchaus nicht fremdenfreundlich gesinnt, besitzen sie doch soviel staatsmännische Einsicht und Ehrgefühl, um zu begreifen, dass der Staat durch seine Verträge gebunden ist, und soviel Klugheit, um einzusehen, dass die Integrität des Reiches nur durch eine vernünftige Entwickelung im Sinne des Fortschrittes aufrecht erhalten werden kann. Tschang Tschihtung war einer der ersten hohen Beamten, welcher die Einführung der Eisenbahnen in China befürwortete, und als er Vicekönig der beiden Kwang-Provinzen war, richtete er ein Memorandum an den Thron, um die Erbauung einer großen Eisenbahn von Peking nach Hankau zu empfehlen. Dieser Plan wurde von der damaligen Regierung als zu chimärisch angesehen; doch da Tschang Tschihtung auf seiner Idee bestand, wurde er von Canton nach Hankau versetzt, mit dem Auftrage, die Eisenbahn zu erbauen, zu der er soviel Vertrauen hatte. Seitdem er seinen gegenwärtigen Posten bekleidet, hat er nicht nur die betreffende Eisenbahn in Angriff genommen, sondern auch sonst alles gethan, um die Wohlfahrt des Volkes innerhalb der Grenzen seines Gebietes zu fördern und Aufklärung zu verbreiten. Er hat Fremde angestellt, um die Hilfsquellen des Landes auszubeuten, hat Bergwerke und Fabriken zur Erzeugung von Erzen, Stahl und Eisen eröffnet; aber er hat auch noch mehr gethan. Nachdem er die Gesellschaft kennen gelernt hatte, welche gegründet worden war, um wertvolle europäische Werke ins Chinesische zu übersetzen, und die von ihr herausgegebenen Bücher studiert hatte, hat er dieser Bewegung seine ganze Kraft gewidmet; er hat sie mit Geld unterstützt, die Verbreitung ihrer Werke betrieben und ihr überhaupt jede Förderung zutheil werden lassen, die in seiner Macht gelegen war.

Am deutlichsten sind seine Ansichten in einem außerordentlich interessanten Buche ausgedrückt, welches er jüngst veröffentlicht hat. Er beschäftigt sich darin mit den gegenwärtigen Bedürfnissen Chinas. In erster Linie will er die Armee stärken, welche „für die Staaten das ist, was der Athem für den Körper". Wenn, fügt er hinzu, China eine starke Armee hätte, „würde die Welt es fürchten, die [illegible] und China würde dann [illegible] Europa und Asien beherrschen" und die Träume [illegible]. Er macht sich lustig über das Völkerrecht [illegible] China [illegible] dass China mit Rücksicht auf die Ver[illegible] seinen eigenen Zolltarif zu regeln [illegible] zu laden. Eine starke

Armee, meint er, würde diesem Unrechte abhelfen, und ein erleuchtetes Volk würde sich nicht länger von denjenigen irreführen lassen, in deren Interesse es gelegen ist, ihm seine Erniedrigung zu verhehlen. Das Studium westlicher Wissenschaften ist nach der starken Armee die nächste Forderung in seinem Programme, und er befürwortet die Errichtung von Facultäten und Schulen im Lande, an welchen man auf Grundlage der confucianischen Lehren den Aufbau wissenschaftlicher und historischer Kenntnisse versuchen sollte. Er denkt daran, die Verbreitung von Zeitungen zu unterstützen, und ermahnt seine Leser, sich über die Mängel dieser Quellen der Information nicht zu ärgern, „sondern lieber ihre Fehler aus eigener Kraft zu verbessern“. Mit Spott zieht er gegen die religiöse Intoleranz zu Felde und stellt die Behauptung auf, dass auch das Christenthum den Weg des Buddhismus und Taoismus wandeln wird, wenn es nur sich selbst überlassen wird. „Jetzt,“ schreibt er — und seine Worte sind ein kräftiges Beweisstück — „ist das Christenthum im Aufstieg begriffen; der Buddhismus und Taoismus sind im Niedergange, ihr Einfluss kann sich nicht behaupten. Der Buddhismus hat seinen Höhepunkt längst überschritten; der Taoismus kennt nur Dämonen, nicht Götter“ und ähnlich wie ihnen, fügt er hinzu, wird es auch dem Christenthume gehen. Warum also sollte man seine Anhänger verfolgen, welchen Schaden können sie denn thun?

Das sind die Anschauungen eines Mannes, der wahrscheinlich mehr Einfluss in China heutzutage hat als irgend ein anderer Beamter. Er ist ein gründlicher Gelehrter — er war der drittgraduierte seines Jahrganges im ganzen Reiche — er verfügt über gute und ausgebreitete Kenntnisse und besitzt eine unbeugsame Energie. Seine Loyalität gegenüber der Dynastie ist nie in Frage gestanden, und er ist allbekanntermaßen frei von dem allgemeinen Laster der Corruption. Liu K'unyi ist ein anderer Mann derselben Art, und die Volksmasse in den Provinzen, die dem Worte dieser beiden Männer folgt, ist ebenso durch Zahl wie durch Bedeutung hervorragend. Alle aufgeklärten und denkenden Männer des Volkes stehen auf ihrer Seite, und man darf annehmen, dass jede Sache, deren sie sich bemächtigen, aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Erfolge führen wird. Wenn der gegenwärtige Krieg vorüber sein wird, und wenn es die Pflicht der Vertragsmächte sein wird, eine geordnete Regierung ins Leben zu rufen, dann sollte sie diesen Männern ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Sie sind, ganz allgemein gesprochen, unbedingte Patrioten, sie stehen für intellectuelle und industrielle Reformen ein, und wenn sie auch nicht gerade die Fremden lieben, so sind sie doch fähig zu sehen und gewillt anzuerkennen, was Gutes an ihnen ist. Sie besitzen das Vertrauen des Volkes, wie eben jetzt der Friede beweist, in dem diese zwei großen Vicekönige mitten in der Anarchie ihre Provinzen durch ihr Wort zu erhalten gewusst haben. Das chinesische Volk würde deswegen sich um sie scharen und auf jeden Plan eingehen, für den sie sich einsetzen würden, und würde gerne ein Joch auf sich nehmen, welches ihm dann leicht, und eine Last, welche ihm dann angenehm erscheinen würde.

Die zweite Partei, die zu der Kaiserin-Clique in Opposition steht, ist die des K'ang Yuwei und seiner Reformer. Das beste, was man von diesen Männern sagen kann, ist, dass sie Enthusiasten sind, und wenn auch der Enthusiasmus eine gewaltige Kraft sein mag, so fehlt ihm doch die Solidität, welche die Grundlage politischer Unternehmungen bildet. Man braucht nur einen Blick auf die Reformen zu werfen, welche sie in der kurzen Zeit, da sie in voller Macht waren, für das Kaiserreich in Vorschlag gebracht haben, um, gelinde gesagt, ihre Neigung zu überhasteter Gesetzgebung zu erkennen. Diese Reformen waren die folgenden: „1. Das Prüfungssystem abzuschaffen, welches seit 500 Jahren in Gebrauch steht. 2. Eine Universität für das Studium der englischen und westlichen Wissenschaften in Peking zu errichten. 3. Tempel in Schulen für westliche Erziehung umzuwandeln. 4. Eine Uebersetzungsbehörde zur Uebersetzung von Büchern über westliche Wissenschaft in die chinesische Sprache zu errichten. 5. Ein Patentamt zu errichten. 6. Das Christenthum ohne weitere Ausflüchte zu beschützen. 7. Das Reformerblatt „Chinesischer Fortschritt“ zum officiellen Regierungsblatt zu machen. 8. Junge Mandschus zum Studium fremder Sprachen und zur Bereisung des Auslandes anzuhalten.“ Es steht weiters auch fest, dass der Kaiser in der That mit diesen seinen Berathern in Erwägung gezogen hat, ob es wünschenswert sei, das Christenthum zur Staatsreligion zu erheben und den Zopf mit sammt der nationalen Kleidung abzulegen.

Ein Shanghaier Correspondent nennt diese Liste von Reformen eine Sammlung von glänzenden Edicten; aber es darf füglich bezweifelt werden, ob selbst dieser enthusiastische Bewunderer sich dazu entschließen könnte, die Verwaltung des chinesischen Reiches so voreiligen Politikern anzuvertrauen.

---

## Staatsrechtliche Experimentiergelüste in Ungarn.

Während man sich in Oesterreich vornehmlich nur vom engeren Standpunkt des Constitutionalismus, der Autonomie, der nationalen Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit über die voraussichtliche Entwickelung der durch die Capitulation vor der jungczechischen Obstruction geschaffenen innerpolitischen Lage die Köpfe zerbricht oder auch nicht zerbricht, beschäftigt man sich in Ungarn weit eingehender mit den sich hieraus für die Cohäsion der Monarchie sicher ergebenden Consequenzen oder mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Möglichkeiten.

Die äußerste Linke sieht, je länger desto mehr, die Unhaltbarkeit des dualistischen Systems erwiesen, die unerlässliche Bedingung und Voraussetzung desselben, verfassungsmäßige Zustände ebenso in Oesterreich wie in Ungarn, durch das Nichtfunctionieren des Wiener Reichsrathes beseitigt, und die äußerste Linke drängt darum, noch dazu unter Berufung auf Franz Deák, den Schöpfer des Ausgleichswerkes, auf den Uebergang zur reinen Personalunion und vorläufig mindestens auf Trennung des Zollgebietes. Franz Kossuth gibt die elementaren Regungen der magyarischen Volksseele wieder, wenn er im „Egyetértés“ die Herbeiführung einer Identität der Interessen zwischen den beiden Staaten der Monarchie als unmöglich, als eine Quadratur des Zirkels bezeichnet.

Aber die Politiker der herrschenden Partei haben zu klar die großen Vortheile erkannt, welche der Dualismus einer Sicherung der Hegemonie der herrschenden Rasse in Ungarn, sowie der Ausübung maßgebenden Einflusses auf die Angelegenheiten der Monarchie bietet, als dass sie sich durch die Schwierigkeiten, welche sich aus den österreichischen Wirren für die dem Buchstaben des Gesetzes entsprechende Functionierung der dualistischen Maschinerie ergeben, zu einem Verzichte auf ihre günstige Position bestimmen lassen könnten. Im Gegentheil soll der Anlass einer voraussichtlich nicht zu umgehenden Aenderung der Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten zur Verstärkung der bisher zwar auf keine gesetzliche Bestimmung gegründeten, aber doch thatsächlich ausgeübten Präponderanz, zur Vermehrung des magyarischen Einflusses ausgenützt werden.

Das ungarische Ministerium hält allerdings eifern an den Formen des Dualismus fest und affectiert einen unerschütterlichen Optimismus betreffs der Aufrechthaltung der formellen Verfassungsmäßigkeit in Oesterreich, die ja auch die Anwendung des § 14 gestatte. Als Richter über die jeweilige Zulässigkeit wird jede österreichische Regierung anerkannt, solange in Wien Delegation und Quotencommission gewählt wird und in den durch ungarische Gesetze geregelten Verkehrsbeziehungen zwischen den beiden Reichshälften die Reciprocität aufrecht erhalten werden kann. Aber die magyarische Presse kann sich nicht einer Erkenntnis der Möglichkeit verschließen, dass eines schönen Tages im Kampfe um das böhmische Staatsrecht auch jene letzten Hilfsmittel einheitlicher Großmachtsbethätigung versagen, und wollen darum rechtzeitig Vorsorge treffen, dass dann der alte Wein anstandslos in neue Schläuche gegossen werden könne. „Budapesti Napló“ drückt die vorsichtigen Vorbereitungen auf alle Eventualitäten mit dem Ausspruche aus, Koloman Széll nähere sich auf Fußspitzen der latenten österreichischen Krise und enthalte sich jeder Drohung, welche zu deren Verschärfung führen oder eine günstige Lösung beeinträchtigen könnte. Aber die öffentliche Meinung müsse sich mit der Frage beschäftigen, was zu geschehen habe, wenn es zur Katastrophe der österreichischen Verfassung kommt, wenn es keine Quote, keine Delegation, keine gemeinsamen Minister mehr geben werde. Und im Sinne des vom Ministerpräsidenten im Finanzausschusse gegebenen Hinweises, dass die gemeinsamen Angelegenheiten nicht auf dem 1867er Ausgleich, sondern auf der pragmatischen Sanction basieren, erklärt „Budapesti Napló“, dass eben eine neue Modalität der Erledigung der gemeinsamen Angelegenheiten gefunden werden müsse, welche mit der Selbständigkeit Ungarns im Einklange steht. Und „Budapesti Hirlap“ skizziert auch frischweg die künftige neue Art der Gemeinsamkeit. Leichten Herzens verzichtet das Blatt auf die Institution der Delegation, die ja zu einer bloßen Formsache entartet sei, ihren 1867er Charakter verloren habe, da sie in diesem Jahre kein Ausschuss des ungarischen Parlaments, sondern infolge des Fernbleibens jeglicher Opposition ein reiner Parteiausschuss, nicht zur Controle, sondern zur Unterstützung der gemeinsamen Politik Goluchowskis, Krieghammers und Kállays geworden sei. Diese Herren würden eben in Hinkunft direct vor dem ungarischen Reichstag zu erscheinen haben, und sich selbstverständlich vorher die nöthigen magyarischen Sprachkenntnisse aneignen müssen. Der Beitrag zu den gemeinsamen Ausgaben würde für Ungarn vom Könige im Einverständnisse mit der Volksvertretung, für Oesterreich vom Kaiser nothigenfalls kraft seiner absoluten Gewalt festgesetzt werden. Die Handelsverträge mit dem Auslande würde der gemeinsame Minister des Auswärtigen gesondert für Ungarn und für Oesterreich abschließen, und zwar, sofern kein Zoll- oder Handelsbündnis zustande kommt, mit nicht identischem Inhalt, sondern entsprechend den verschiedenen Interessen beider Theile.

Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit, wie leicht auch Anhänger des 1867er Ausgleichs ihn preisgeben, wenn sie glauben, dass dabei für Ungarn ein Vortheil herausschaut, und wie sehr sich diejenigen irren, die aus einer personalunionistischen Gestaltung des Verhältnisses der beiden Reichshälften zu einander eine günstigere Vertheilung von Rechten und Pflichten, eine billigere Rücksichtnahme des einen Theiles auf den anderen erhoffen.

„Magyar Ország" läßt selbstverständlich nicht gelten, dass die gemeinsamen Angelegenheiten ihre Wurzel in der Pragmatischen Sanction haben, da letztere nur die Modalitäten der Erbfolge und die Pflicht gegenseitiger Vertheidigung feststelle. Auch die 1848er Gesetzgebung habe sich auf die Pragmatische Sanction gestützt und alle Verwaltungszweige, auch das Heer, selbständig organisiert. Dass damit der Keim unabwendbarer Zerwürfnisse gelegt wurde, will die Unabhängigkeitspartei trotz der Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 nicht zugestehen. Im Grunde genommen sind aber die Vorschläge der regierungsfreundlichen Blätter „Budapesti Napló" und „Budapesti Hirlap" eben so separatistisch und dem Begriffe einer Realunion zwischen Ungarn und Oesterreich ebenso widerstreitend, wie die in formaler Beziehung radicaleren Trennungsabsichten des Organs der äußersten Linken.

Alle politischen Kreise des Magyarenthums stimmen in der Ansicht überein, dass eine Neugestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse sich als unabwendbar erweisen werde. Die Deákisten strengster Observanz, mit dem Ministerpräsidenten Széll und Desider Szilágyi an der Spitze, erklären wohl aufrichtig, nur sehr ungern an dem 1867er dualistischen System Aenderungen vornehmen zu wollen, weil der starre Formalismus desselben sich als fruchtbare Quelle vortheilhafter Ausnützung der inneren österreichischen Zwistigkeiten bewährt hat. Aber dass die Unhaltbarkeit der von Deák ersonnenen Formen von den maßgebendsten Politikern zugegeben wird, wird durch die Veröffentlichung der Thatsache enthüllt, dass noch in der Aera Bánffy unter Beiziehung des Finanzministers Lukács, Tiszas, Szilágyis und Szélls Berathungen über das Verhalten Ungarns im Falle der Nichterledigung der gemeinsamen Angelegenheiten infolge der Verhältnisse im österreichischen Reichsrathe gepflogen wurden. Der damals aufgeworfene Gedanke, von der ungarischen Legislative provisorische Abänderungen in der Functionsweise der dualistischen Maschinerie für solange beschließen zu lassen, bis in Oesterreich wieder verfassungsmäßige Zustände platzgreifen würden, hat seither Wurzel geschlagen. Die ehrliche Absicht, hierbei von der Pragmatischen Sanction und vom 1867er Ausgleichsgesetz auszugehen, ändert nichts an dem Grundgedanken, dass über die Köpfe der österreichischen Völker hinweg Ungarn mit dem gemeinsamen Monarchen politische und wirtschaftliche Abmachungen treffen könne, welche auch für Oesterreich bindend seien. Wie leicht aber aus provisorischen Verfügungen definitive werden, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden.

Es würde sich da mutatis mutandis der Vorgang wiederholen, welcher sich in den Jahren 1866 und 1867 abspielte, als bei der unabweisbar gewordenen Regelung der Beziehungen Ungarns zur Gesammtmonarchie, anstatt einer Verständigung von Volk zu Volk, welche die Garantien ihres Bestandes in sich selbst gehabt hätte, einseitig das magyarische Volk einen Ausgleich mit seinem Könige schloss, den hinterher die österreichische Volksvertretung zu ratificieren gezwungen war.

Selbstverständlich würden bei einer, sei es nun provisorischen, sei es definitiven Umgestaltung der staatsrechtlichen Beziehungen, welche einseitig vom ungarischen Reichstage beschlossen worden, in erster Linie ungarische Gesichtspunkte und ungarische Interessen maßgebend sein. Selbst ohne pessimistische Voraussetzungen über hieraus für Oesterreich sich ergebende Consequenzen wird man zu dem Schlusse kommen müssen, dass ein beide Staaten in gleichem Maße befriedigendes und infolge dessen auf Dauerhaftigkeit Anspruch machendes Verhältnis auf solchem Wege nicht zustande kommen könne. Dass eine derartige Ausnutzung der momentanen politischen Schwäche Oesterreichs nicht im wohlverstandenen eigenen Interesse Ungarns liege, weil sie doch auch nur [illegible] Zustände schaffen kann, mag wohl von politischen Köpfen wie Széll und Szilágyi erkannt und zugegeben werden, aber die Masse kurzsichtiger magyarischer Realpolitiker ist von dem bestehenden Gedanken einer stärkeren Betonung der ungarischen Selbständigkeit hypnotisiert.

Edmund [illegible].

## Zur Geschichte der Desorganisation des Eisenbahn-Ministeriums und der k. k. Staatsbahnen.

Von einem [illegible]

In Nr. 299 der „Zeit" vom 21. [illegible] [illegible] Flamm mit einem Artikel [illegible] k. k. Staatsbahnen" [illegible] [illegible] [illegible] k. k. Staats-

bahnen geschäftlich zu thun hat und einen offenen, praktischen Blick besitzt, wird häufig in Rufe des Erstaunens und der Verwunderung ausbrechen, wenn er die Art und Weise ihrer geschäftlichen Dienstesabwickelung wahrnimmt.

Wir gehen auf diese Sache nicht weiter ein, ist sie doch erschöpfend klargestellt worden. Was uns veranlasst, zu dieser Angelegenheit das Wort zu nehmen, ist die Bemerkung des Herrn J. Flamm, Seite 181, alinea 2, dass die Ursache zu all diesen traurigen, die Sicherheit des reisenden Publicums gefährdenden Vorkommnissen entweder in einem Organisationsfehler oder in der Ungeeignetheit der den betreffenden Dienstzweig leitenden Persönlichkeiten zu suchen sei.

Mit dieser Andeutung hat Herr J. Flamm das Schwarze getroffen und unumwunden ausgesprochen, was bereits zu wiederholten Malen öffentlich besprochen, kritisiert und auch nur angedeutet wurde, ohne dass eine Besserung oder Aenderung bisher auch nur versucht wurde.

Vor der Verstaatlichung der Bahnen, die heute das k. k. Staatsbahnennetz darstellen, befanden sich sämmtliche Bahnen unter der Aufsicht und Controle der dem k. k. Handelsministerium unterstehenden k. k. Generalinspection der österreichischen Eisenbahnen, die, wenn auch schon damals in so manchen Fällen gegen das Großcapital nicht durchdringend, doch die Bahnen zur Abstellung der für das Publicum schädlichen oder ungenügenden Einrichtungen und zur Einführung von nützlichen Maßregeln zwingen konnte. Die Gewährung von Subventionen an die einzelnen Privatbahnen war ein fernerer Grund für die k. k. Generalinspection, sich auch sehr eingehend um die geschäftliche Gebarung der Bahnen zu kümmern um durch Erzielung einer ökonomischen Wirtschaft die Höhe der vom Staate zu leistenden Subventionsbeiträge herabzudrücken. Aus diesem Bestreben musste sich naturgemäß das Hauptaugenmerk auf den commerziellen, als den allein einträglichen und eine Bahn erhaltenden Dienstzweig richten, der auch heute noch bei den commerziell gut geleiteten Privatbahnen in unbestrittener Weise den ersten Rang einnimmt, und dem sich alle anderen Dienstzweige dienstbereit zur Seite stellen.

Nun kam die Verstaatlichungsära, weil der Generaldirector der Westbahn, Czedik, Präsident der Staatsbahnen werden wollte. Das Bild änderte sich. Statt sich die Organisation der großen, kaufmännisch gut geleiteten Bahnen zum Muster für die Organisation der Staatsbahnen zu nehmen, verfiel Czedik in das Gegentheil. Er betrachtete die Staatsbahnen nicht als ein geschäftliches, zum Nutzen des Staates und der Steuerträger bestimmtes Unternehmen, das daher einfach und gut zu verwalten war, sondern er schuf nach deutschem Muster eine Unzahl von Ober-Bahnbetriebsämtern, die späteren Betriebsdirectionen, umgab sich mit einem Stabe hoher Functionäre und spielte k. k. Behörde, remonstrierte gegen die Oberaufsicht der k. k. Generalinspection und emancipierte sich auch nach langem Kampfe thatsächlich von dieser. Die Aera Czedik ist gekennzeichnet durch eine bis dahin ungewohnte Drangsalierung des Personales, durch begonnene, nie gänzlich ausgeführte Reformen, durch Neueinführungen, welche die vollständige Unkenntnis mit den praktischen Bedürfnissen der Eisenbahnen zeigten, und durch eine Günstlingswirtschaft. Der gesammte Eisenbahndienst wurde kategorisiert in einen höheren, mittleren und niederen und die Erreichung eines Postens der beiden ersten Grade von den Studienzeugnissen abhängig gemacht. Es wurde damit ausgesprochen, dass von nun an nur jener die Fähigkeit für einen Posten der zwei höheren Classen haben könne und dürfe, der ein bestimmtes theoretisches Studium nachweisen konnte. Praktisches, geschäftliches Wissen und Können, die bisher die Eisenbahnen zu geschäftlicher Prosperität geführt hatten, sanken plötzlich vollständig im Curse, und an Stelle von praktischen Eisenbahnmännern traten die Buchergelehrten, welche die Erfahrungen der Praktiker, sogar auch unter Zuhilfenahme derselben ab- und zusammenschrieben und, mit diesen fremden Federn geschmückt, der Welt beweisen wollten, sie allein seien die Berufenen und Geeigneten. War der Petent gar noch blaublütig, dann besaß er in noch viel höherem Maße die zur Bekleidung der höchsten Stellen nothwendigen Eigenschaften. Hand in Hand mit dieser altehrwürdig ägyptischen, [illegible] deutschen Kasteneintheilung gieng eine weitere Organisationsmaßregel, die geradezu verderblich für die einfache, daher möglichst fehlerfreie Geschäftsabwickelung seitens der ausführenden Organe wurde. Jede Station, jeder Dienstposten wurde in eine bestimmte Gehaltsstufe eingereiht. Wollte nun ein Bediensteter vorwärts kommen, so musste er trachten, in eine Station, auf einen Posten zu kommen, der in einer höheren Gehaltsstufe einrangiert [illegible] [illegible] ein ewiges Hasten und Drängen, ein solcher Wechsel, dass [illegible] Zeit fand mit den Localverhältnissen [illegible] Postens bekannt und vertraut zu werden und dass [illegible] in Momenten der Gefahr und Noth häufig [illegible] [illegible] beiden Bedingungen genügen [illegible] [illegible] Qualification des Personales der k. k. Staatsbahnen mit Ausnahme der heute noch in Diensten [illegible] Eisenbahnen, gegenüber dem stabilen, [illegible] gut geleiteten Privatbahnpersonale.

Czedik gieng, Bilinski kam und hinterließ bei seinem Abgange den k. k. Staatsbahnen noch mehr Juristen, denen er noch mehr Einfluss einräumte, als sie bis dahin hatten. Für ganz andere, dem kaufmännischen Wesen völlig ferne liegende Berufe erzogen und herangebildet, beanspruchten und beanspruchen dieselben eben auf Grund ihrer juristischen Studien die führenden Stellen in dem rein geschäftlich zu verwaltenden Eisenbahndienste. Die, welche bis nun immer in den hohen Regionen des abstracten Wissens sich herumgetummelt, wollten nun plötzlich die geriebensten Geschäftsleute sein. Das gieng und geht einfach nicht, und jede gegentheilige Behauptung ist Humbug und Lobhudelei.

Solange noch die k. k. General-Direction der österreichischen Staatsbahnen bestand, konnte von dieser Stelle aus, wo doch noch viele Praktiker in leitender Stellung sich befanden, den unsachgemäßen Vorschlägen der Juristen entgegengetreten und dieselben — hintangehalten oder abgeschwächt werden. Im Jahre 1888 setzten sie es durch, dass zur Besorgung des commerziellen Dienstes, der bis dahin mit dem Verkehrsdienst vereint behandelt wurde, selbständige Abtheilungen geschaffen wurden. Damit konnte man einverstanden sein. Die Leitung dieser Abtheilungen fiel aber natürlich wieder den Juristen zu, welche die administrativen Agenden bereits im Besitze hatten. Es entstand nun für dieselben mit Rücksicht darauf, dass die rasch nacheinander verstaatlichten Linien früher ihre eigenen Interessen gehabt hatten, die auch vielfach gegen einander in Concurrenz gestanden waren, die Pflicht, in rationeller Weise die übernommenen Agenden einheitlich im Interesse des Gesammtdienstes zu regeln. Insbesondere musste dies vom Transportdienste erwartet werden. Mögen die Juristen auch noch so sehr dagegen remonstrieren, so bleibt es doch eine Thatsache, dass eine zielbewusste klare commerzielle Manipulation eine der Hauptquellen für die größere Rentabilität der Bahnanstalt und die alleinige Basis für die sichere Abwickelung des an und für sich an Gefahrsmomenten so überreichen Verkehrsdienstes ist. Soweit reichte aber das Verwaltungstalent der Juristen nicht, und so war es nicht zu verwundern, dass ein Befehl den andern jagte, abänderte, interpretierte, corrigierte und aufhob und schließlich die Stationen zwang, nach ihrem besten Wissen und Gewissen vorzugehen. In Arbeiten, die früher ein Beamter, ein Kanzlist besorgte, theilen sich nunmehr zwei oder mehrere theuer bezahlte Doctoren. Vergleicht man den Status der Staatsbahnen mit jenem aller anderen österreichischen Privatbahnen zusammengenommen, so wird man sofort finden, in welcher Ueberzahl die Juristen, aber auch nur bei den k. k. Staatsbahnen, vorhanden sind. Ob zu Nutz und Frommen der k. k. Staatsbahnen, bleibe eine offene Frage. Verwunderung erregt es nur, dass das commerzielle Fach bei den Privatbahnen von den Juristen nicht so sehr gesucht erscheint, als das bei den k. k. Staatsbahnen. Oder hängen dort vielleicht die Trauben trotz des Doctortitels zu hoch?

Die kostspielige Decentralisation und die Ueberfüllung mit den theueren Juristenkräften lässt aber für die „übrigen“ Eisenbahner kein Geld zurück, daher häufig auf wichtige Posten in den Stationen provisorisch angestellte Bedienstete, und für commerzielle Dienste im Taglohne stehende Arbeiter angestellt werden. Wie die Qualität der Arbeit dann aussieht, das kann jedermann leicht ermessen. Fehler über Fehler, reclamierende Parteien, welche die Erledigung gar nie erleben, und zur Austragung dieser Fehler ein Personal, das, ungenügend an Zahl, den Streckendienst häufig gar nicht kennend, nicht weiß, wo und wie die eingelangte Reclamation zu behandeln ist.

Der Verkehrsdienst anderseits, dem die ernste Pflicht obliegt, für die Sicherheit des verfrachtenden und hauptsächlich des reisenden Publicums zu sorgen, musste angesichts der Unmöglichkeit, von dem commerziellen Dienste klare und bestimmte Weisungen zu erhalten, und in dem Bewusstsein, bei einem Unglücksfalle allein die Verantwortung tragen zu müssen, selbst die nothwendigen Verfügungen treffen, wobei natürlich die commerziellen Agenden immer zu kurz kamen und kommen.

Da kam eine Neuorganisation der k. k. österreichischen Staatsbahnen, d. h. das k. k. Eisenbahn-Ministerium wurde geschaffen, die k. k. General-Direction der österreichischen Staatsbahnen, die einzige Stelle, welche die widerhaarigen, einander widerstrebenden, inzwischen zu Directionen avancierten Oberbahnämter noch zusammenhielt, aufgelöst und damit das einzige Band, das die verschiedenen Theile noch vereinte, zerschnitten. Die einzelnen Staatsbahndirectionen wurden mit einer Machtfülle ausgestattet, die ihnen vollständige Unabhängigkeit von dem Ministerium gewährte und die Durchführung jeder vernünftigen gemeinsamen Maßregel oder Reform von dem guten Willen der einzelnen ausführenden Directionsorgane abhängig machte. Die Stärkung der einzelnen Theile hatte naturgemäß die Schwächung des Ganzen zur Folge. Die wenigen Agenden, die sich das k. k. Eisenbahn-Ministerium gegenüber den zumeist aus Praktikern bestehenden Staatsbahndirectionen vorbehalten hatte, wurden den aus den Statthaltereien, aus der Post, aus den Bezirks- und Landesgerichten in das k. k. Eisenbahn-Ministerium berufenen Beamten übertragen. Die ersten Verordnungsblätter des k. k. Eisenbahn-Ministeriums geben hierüber erschöpfenden Aufschluss.

Der bei dieser Organisation ebenfalls neu organisierten, d. h. abermals zugestutzten k. k. General-Inspection wurde weiters die Prüfung der ökonomischen und finanziellen Gebarung des Eisenbahndienstes, sowie die Ueberwachung des commerziellen Manipulationsdienstes, des Tarif- und des Einnahmen-Controlsdienstes abgenommen, d. h. das Eisenbahn-Ministerium, als die k. k. österreichischen Staatsbahnen geschäftlich leitende Verwaltung untersteht keiner Controle, hat sich diese vom Halse geschafft oder, wenn man es noch anders sagen will, es controliert sich selbst, und zwar in den wichtigsten Fächern. Was sagt denn da der Finanzminister dazu, dass ein Ressort, das über Unsummen disponiert, nur durch sich selbst controliert wird? Wert kann doch nur jene Controle haben, die von unabhängigen Fachorganen ausgeübt wird. Kann vielleicht die bestehende k. k. General-Inspection den die Verwaltung der k. k. österreichischen Staatsbahnen führenden Eisenbahn-Minister, dem sie untergeordnet ist, ernstlich controlieren? Das glaubt wohl niemand. Heute, angesichts einer solch wunderbaren Organisation, welche die k. k. Staatsbahnen der Aufsicht und Controle der angeblichen Aufsichtsbehörden entzogen hat, sollten bei einem durch die planlose commerzielle Manipulation entstandenen etwaigen Unglücksfalle die Vorwürfe wegen mangelnder Umsicht und Vorsicht nicht gegen die depossedierte k. k. General-Inspection, sondern gegen die im Hintergrunde stehenden Juristen gerichtet werden, die einen Dienstzweig an sich gerissen haben, den sie nicht beherrschen können, sowie gegen den jeweiligen Eisenbahn-Minister, der, in Kenntnis einer derartigen Organisation, dieselbe nicht sofort ändert. Es wird wohl schon jedermann klar sein, dass der Verkehrsdienst nur dann sicher, rasch und präcis fahren, Unglücksfälle vermeiden kann und wird, wenn der commerzielle Manipulationsdienst, der die Verladung der Güter zu besorgen hat, nach einem streng einheitlich geregelten Plane verladet, so dass der Verkehrsdienst in den Stationen möglichst wenig verschieben, nicht bei jedem Zuge ein- und ausladen muss und die Wagen rasch an ihr Ziel bringen kann, damit sie in den Stationen nicht im Wege herumstehen.

Diese wunderbare, unter der Präsidentschaft Koerbers begonnene, durchgearbeitete und von Guttenberg zur Ausführung übernommene Organisation bringt den Staatseisenbahnbetrieb herunter. Es fehlte, damit das Ganze vollständig werde und gegen die rauhen Stürme der öffentlichen Kritik geschützt bleibe, nur noch Eins. Diese Staatseisenbahn-Doctorenwirtschaft, die so wenig Bedacht auf den Steuersäckel und die Sicherheit des die k. k. Staatsbahnen benützenden Publicums nimmt, musste geheim bleiben, sie durfte nicht offenkundig werden. Um da nun abzuhelfen, änderte der Nachfolger Guttenbergs, der Doctor v. Wittek mit seinen Juristen zwar nicht die Organisation, sondern es erfand Wittek, der Socialreformer, mit seinen Räthen — „das Amtsgeheimnis“. Wenn irgend jemand etwas durchführt und es schlägt fehl, so kann er sich damit entschuldigen, er habe eine derartige Entwickelung nicht voransehen können. Der Eisenbahnfachmann Wittek aber kannte und kennt die durch und durch verfehlte Organisation, er versteht die Tragweite, er weiß die Folgen derselben zu beurtheilen und — ändert sie nicht, will sie nicht ändern, weil man doch das Werk des Staatsbahnpräsidenten Koerber jetzt noch nicht als das bezeichnen kann, was es ist, nämlich als Zeugnis der Unfähigkeit seines eigentlichen Schöpfers in Eisenbahnsachen. Darum der Maulkorb, das Amtsgeheimnis.

Alle jene, die gehofft hatten, dass mit Witteks Einzug in das Eisenbahn-Ministerium auch ein frischer, geschäftsmäßiger Geist in das Staatsbahnwesen eindringen werde, sehen sich gewaltig enttäuscht. So wie alle anderen, zeigt er den starren Bureaukraten, der sehr ungehalten ist, wenn einer seiner Untergebenen die Wahrheit sagt und sonder Scheu den Finger auf die offene Wunde legt. Wir sehen ja recht gut ein, dass unter der Patronanz des Doctor v. Wittek das Doctorenthum bei den k. k. Staatsbahnen noch mehr floriert, aber der Eisenbahn-Minister Wittek sollte doch das Wirken der Doctoren anders beurtheilen und sich das Gegentheil nicht aufdrängen lassen.

So hätte er zum Beispiel den mit 1. April 1898 activierten Commissionsverkehr in Triest zwischen den k. k. Staatsbahnen und der Südbahn, als die ersteren schädigend, nicht genehmigen dürfen. Diese Abmachung spielt den gesammten Frachtenverkehr von und nach Triest dem geriebensten Concurrenten der k. k. Staatsbahnen, nämlich der Südbahn, in die Hände und es würde die Verwaltung derselben verdienen, einfach davongejagt zu werden, wenn sie dies nicht voll und ganz zu Gunsten ihrer Brotgeber, der Südbahn-Actionäre, ausnutzen würde. Nur die k. k. Staatsbahnjuristen, die das geschaffen, sind so naiv, das Gegentheil „anzunehmen“.

Ab 1. Jänner 1899 besorgt in Triest die Südbahn auch den gesammten commerziellen Dienst für die Staatsbahnen. Seite 125 des Verwaltungsberichtes der k. k. Staatsbahnen pro 1899 und Sitzungsbericht des Staatseisenbahnrathes vom 5. Juni 1899. Den commerziellen Dienst, der seitens jeder anderen Privatbahn auf das sorgfältigste gehegt und gepflegt wird, liefern die k. k. Staatsbahnen nach eifrigstem Studium dem schärfsten Concurrenten aus, beschränken sich nur auf die Beförderung, die sie aber im Commissions

verkehre wieder der Concurrentin überlassen. Nett! Weiters studierten die k. k. Staatsbahnen eifrigst darüber, wie sie den gesammten commerziellen Dienst den Spediteuren zur Besorgung überlassen könnten. Wenn dies geschehen sein wird, dann können die commerziellen Doctores juris endlich aufathmen. Es wird für die Beförderung der beladenen und leeren Wagen eine Tractionsgebür eingehoben, die Beförderung selbst besorgt der Verkehrsdienst, den commerziellen Dienst besorgen die Spediteure und die Concurrenzbahnen, von denen die ersteren steigenden Reichthum, die letzteren steigende Einnahmen, die Staatsbahnen aber steigenden Staatszuschuss aus dem Steuersäckel, die Staatsbahnjuristen steigende Behaglichkeit und Ruhe ausweisen werden. Wenn alles dann in steigender Bewegung sein wird, dann ist das goldene Zeitalter der Staatsbahnjuristen hereingebrochen, und man kann sodann sagen „Tu felix Austria". Ob bei der Bevölkerung und dem Finanzminister späterhin nicht auch etwas steigen wird, das zu beurtheilen, überlassen wir der Zukunft. Vorläufig ist der commerzielle Staatsbahnjurist ohne Aufsicht.

Die Güterbeförderungsreform, wie sie die „Zeit" in Nr. 299 besprochen, wird bei den k. k. Staatsbahnen frommer Wunsch bleiben; man entnimmt ja die Behandlung, die Art und Weise der dortigen Durchführung aus dem Verwaltungsberichte der k. k. Staatsbahnen pro 1899, Seite 125. Wie man aus den dortselbst dieser Reform gewidmeten drei Zeilen entnehmen kann, überlässt das k. k. Eisenbahn-Ministerium die brockenweise Ausgestaltung derselben den einzelnen Directionen für ihren jeweiligen Kirchthurmrayon, statt dieselbe im Sinne des § 6, alinea 4 des Organisationsstatuts vom 19. Jänner 1896, R.-G.-Bl. VI vom 21. Jänner 1896, selbst einheitlich für das gesammte Staatsbahnnetz rasch, ineinandergreifend durchzuführen und die fernere einheitliche Controle sich vorzubehalten. Man ersieht daraus, wie wenig ernst es dem Eisenbahn-Ministerium damit ist. Dass aber diese Reform nicht Fleisch und Gestalt annehmen kann und darf, hat auch noch einen anderen Grund. Heute kann ein vor einiger Zeit vorgekommenes Versehen im commerziellen Dienste auf die Richtigkeit der nachträglich vorgebrachten Entlastungsgründe nicht mehr geprüft werden: die damalige Situation, in der sich das Versehen abspielte, ist vorüber und der Nachweis der Unrichtigkeit der vorgebrachten Entlastungsgründe unmöglich. Die Reform aber bedeutet das stricte Gegentheil; selbst nach Jahren kann ein an irgend einem Tage bei irgend einem Zuge mit irgend einem Collo begangener Fehler dem Schuldtragenden nachgewiesen werden. Ein solch klares, offenes Spiel lieben wenige.

Diese Reform darf weiters deshalb nicht durchdringen, weil sie für das bisherige Können und Wirken der commerziellen Eisenbahn-Ministerialjuristen einen wunderbaren Maßstab bildet, sie also diese Reform als eine ihnen widerfahrene Demüthigung ansehen müssen, obwohl dies angesichts ihrer unverschuldeten Ungeeignetheit für diesen Beruf nicht zutrifft. Endlich kann die Reform nicht Thatsache werden, weil der k. k. General-Inspection, der einzigen Aufsichtsbehörde, die Aufsicht und Controle des commerziellen Manipulationsdienstes abgenommen wurde, diese demnach nicht mehr in der Lage ist, auf der Abstellung einer derart planlosen commerziellen Manipulationsweise zu beharren.

Wir ahmen in all und jedem das Beispiel anderer sclavisch nach: nun können wir diesem unserem inneren Triebe voll nachleben, indem wir die anderwärts bereits durchgeführte Beiseitigung der Juristen aus dem Eisenbahnfach ebenfalls nachahmen. Dass das Eisenbahn-Ministerium endlich seine Vogel Strauß-Politik aufgibt, muss unsere weitere Sorge sein. Es mag mit unserem Parlament in politischen Dingen nicht viel anzufangen sein; aber in dieser Angelegenheit sind alle Parteien gleich empfindlich, und da wird es nun die Aufgabe aller sein, den berühmten Eisenbahnfachmann Wittek zum Sprechen und zum Handeln zu bringen.

---

## Proletarierehen.

Eine Entgegnung.

Karl Jentsch stellt in einem gleichnamigen Artikel in Nr. 296 der „Zeit" die Behauptung auf, dass das capitalistische Wirtschaftssystem weder den Bestand der Familie bedrohe, noch die Ehe in ihrer sittlichen Bedeutung herabziehe. Um diese Behauptung aufrecht halten zu können, schränkt er sie durch die weitere Behauptung ein, Proletarierehen seien keine Ehen, Proletarierfamilien keine Familien. Es ist klar, dass man, wenn man die Ehen des weitaus größeren Theiles der Bevölkerung einfach nicht als Ehen gelten lässt und so deren Einfluss auf die Beurtheilung der Ehe als Institution von vornherein ausschaltet, zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangen muss als derjenige, der diese Institution als die [illegible] und einzig von der [illegible] [illegible] Zusammenlebens [illegible] [illegible]

Herr Jentsch [illegible]

[illegible]

flüssen betroffen werden, haben auch in allen früheren Zeiten entweder ganz auf die Ehe verzichten, oder sich mit sehr unvollkommenen Formen derselben begnügen müssen".

Wenn wir es selbst wollten ohneweiters gelten lassen, dass die Bedingungen eines würdigen Geschlechts- und Familienlebens in vorcapitalistischen Zeiten für das Proletariat keine günstigeren waren, als es die heutigen sind, so wäre dadurch noch keineswegs bewiesen, dass sich die Zustände nicht im allgemeinen verschlimmert haben. Seit dem Aufblühen der Großindustrie ist das Proletariat in enormer Weise an Zahl gewachsen, und es fährt noch immer fort, Schichten der Bevölkerung an sich zu ziehen, die noch vor ein bis zwei Generationen in bürgerlichen Verhältnissen lebten. Ein Uebelstand also, der ehemals nur einen relativ geringen Theil der Bevölkerung traf, trifft heute einen so gewaltigen, dass man wohl nicht Socialdemokrat sein muss, um sich gezwungen zu sehen, mit seinen Bedürfnissen zu rechnen.

Ist es denn aber auch zweifellos richtig, dass nur das Proletariat im engsten Sinn von den Segnungen einer würdigen Ehe und eines gesunden Familienlebens heute ausgeschlossen ist?

Herr Jentsch selbst behauptet das nicht, vielmehr sagt er: „Im Grunde genommen gehören zur richtigen Ehe Haus, Hof und Dienerschaft." Wenn aber die Ehen aller Leute, die nicht über Haus, Hof und Dienerschaft verfügen, für Nichtehen erklärt werden, dann ist die Ehe eine so seltene Erscheinung, dass ihre Beschaffenheit nur den interessieren kann, der das Leben der höchsten Stände zu seinem Specialstudium macht und den Beurtheiler der gegenwärtigen und zukünftigen Lage der Gesammtheit ganz kalt lassen kann. Herr Jentsch wird aber kaum umhin können zuzugeben, dass eine derartige Anwendung des Wortes Ehe dem allgemeinen Sprachgebrauch sehr fern liegt und etwas durchaus Willkürliches ist.

Für Herrn Jentsch kommen also, wenn er die Ehe als Einrichtung kritisiert, nur die Reichen in Betracht, und bei diesen, meint er, sei das Eheleben ein zufriedenstellendes trotz Maitressenwirtschaft und Prostitution. Weshalb aber diese Schönheitsfehler der sonst so herrlichen Einrichtung unaustilgbar anhaften, das zu erklären erscheint ihm offenbar als überflüssig.

„Es soll nicht geleugnet werden," heißt es in dem genannten Artikel, „dass das moderne Leben auch auf die Ehen des Mittelstandes einigermaßen auflösend einwirkt, zum Beispiel durch das Vereins- und Kneipenleben, die Bade- und sonstigen Reisen, die Verdrängung des Einfamilienhauses durch die Miethkasernen, aber wie weit ein jeder diesen auflösenden Kräften [illegible] ganz hat es an solchen zu keiner Zeit gefehlt — Einfluss gestatten will, das hängt vom persönlichen Charakter und Belieben ab."

Doch nicht so ganz — wie mir scheint. Das Vereinsleben, das zwar dem Familienleben gar keinen Eintrag thun müsste, wenn nicht die Angehörigen fast aller Berufsclassen heute einen viel zu ausgedehnten Arbeitstag hätten, ist ein dringendes Erfordernis des modernen Lebens, in welchem alles zur Organisation von Einzelbestrebungen zu einer Gemeinsamkeit hindrängt und zwingt. Das Reisen ist mit vielen Berufen unausweichlich verbunden und ist andererseits ein so wichtiges modernes Bildungsmittel, dass wenige ihm anders als unter dem Druck unübersteiglicher materieller Hindernisse entsagen. Indessen scheint mir aber auch eine zeitweilige, nicht allzulange Trennung der Gatten keine Gefährdung einer glücklichen Ehe mit sich zu führen und den minder glücklichen sogar heilsam zu sein. Wo sie nicht bewerkstelligen kann, dass die Gatten einander mit erneuter und erhöhter Kraft anziehen, bewerkstelligt sie doch, dass sie einander wieder eher ertragen können.

Man denke nur an die zahllosen nervösen und hysterischen Ehefrauen, denen der Arzt nicht Besseres anzurathen weiß, als eine zeitweilige Loslösung aus dem Familienleben, vor allem von dem Gatten, und die er darum in Bäder schickt, wo sie förmlich aufleben und sich fast zusehends verjüngen, bis ihr unentrinnbares Schicksal sie erbarmungslos wieder in die Arme des zärtlichen Gemahls zurückführt. Steht es vielleicht der Mehrzahl der bürgerlichen Familien frei, ob sie eine Zinskaserne oder ein Familienhaus bewohnen wollen? Und was das Kneipen und Kaffeehausleben der Männer betrifft, so liegt die Erklärung hiefür oft gerade in der Unvollkommenheit der bürgerlichen Ehen, die im Gegensatze zu der Charakteristik, die Herr Jentsch von ihnen gibt, zumeist jeder geistigen Gemeinschaft entbehren.

Wie könnte es auch anders sein? Betrachten wir nur einen Augenblick, unter welchen Bedingungen Ehen heute gewöhnlich geschlossen werden.

Jeder civilisierte Mensch fühlt sich an eine gewisse Lebenshaltung gebunden, oder genauer, das Bestreben eines jeden und nur zu oft das ihn fast gänzlich ausfüllende Bestreben geht dahin, seine Lebenshaltung, wenn möglich zu verbessern, um keinen Preis aber sie zu verringern. Die stetige Steigerung der Bedürfnisse einerseits und die immer mehr um sich greifende Unsicherheit mittel[illegible] [illegible] andererseits [illegible] in dem Daseinskampf eine [illegible] Bedeutung im Leben des Individuums.

Wenn es noch eine Macht gibt, die sich neben der Existenzsorge behaupten kann, wenn auch in sehr untergeordneter Stellung, so ist es das Liebesbedürfnis im höchsten wie im gemeinsten Sinn.

Wenn ein junger Mensch, ob Mann oder Weib, daran geht, zu heiraten, so sieht er sich sehr oft gezwungen, oder doch veranlasst, sich durch die Ehe ökonomisch emporzuschwingen, oder wenn sein Charakter ihn dazu geneigt macht und die Verhältnisse es ihm gestatten, die Ehe um ihrer selbst willen zu suchen, so muss er doch ängstlich darauf bedacht sein, nicht durch die Heirat wirtschaftlich herabzukommen. Ohne Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse werden in bürgerlichen Kreisen Ehen nur sehr selten geschlossen, und die Betheiligten deshalb verurtheilen zu wollen, das wäre ungerecht. Dass aber auch bei der Eheschließung sehr reicher Leute die finanzielle Combination gewöhnlich eine wichtige, wenn nicht ausschlaggebende Rolle spielt, das ist ja allgemein bekannt.

In wie vielen Jünglingsherzen glüht nicht das Verlangen nach der reinen hohen Liebe, und dennoch lernen sie resignieren und sich mit Dirnen prostituieren, bis sie schließlich, zu Amt und Brot gekommen, eine vernünftige und d. h. zumeist eine gleichgiltige Ehe eingehen.

Und wie viele junge Mädchen verseufzen nicht ihre blühendsten Jahre sehnsüchtig, wenn auch noch so geheim, nach einem Ideal von Liebe und seelischer und geistiger Gemeinschaft. Sie weisen in günstigen Fällen vielleicht einen oder zwei Bewerber, die zwar „passende Partien", aber nicht nach ihrem Geschmack sind, zurück, aber beim dritten verläßt sie der Muth, Angst vor einer ungewissen Zukunft überwältigt sie, und sie stürzen sich kopfüber in eine Versorgungsheirat oder doch in eine, die ihnen Versorgung zu versprechen scheint.

Darnach fallen auch die meisten Ehen aus. Im besten Fall stellt sich nachträglich eine gutmüthige Kameradschaft ein, wie sie die ökonomische Interessengemeinschaft mit sich bringt. Von geistiger Gemeinschaft könnte selbst bei größerer Freiheit der Wahl schon darum selten die Rede sein, weil die wenigsten Frauen heute noch geistige Bestrebungen kennen und sich gerade in bürgerlichen Kreisen zwischen der geistigen Erziehung der beiden Geschlechter eine weite Kluft geltend macht.

Gewiss gibt es glückliche Ausnahmen vollkommenerer Ehen, aber die Regel bilden diese durchaus nicht.

Ob das früher besser war? Doch wohl. Zwar haben zu allen Zeiten ökonomische Erwägungen in der Regel die Ehewahl geleitet, trotzdem aber konnten in früheren Zeiten umso viel öfter glückliche Ehen vorkommen, als die Menschen im allgemeinen weniger complicirt und differenziert in ihren Anforderungen und Lebensanschauungen waren. Je verschiedenartiger sich aber die einzelnen unter dem Einfluss von Milieu und Erziehung, Studium und Geselligkeit an Geist, Gemüth und Temperament entwickeln, umso sorgfältiger müsste die Ehewahl sein, wenn sie nur einiges Glück versprechen soll.

Nun könnte man allerdings einwenden, dass jene tiefere, geistige und seelische Uebereinstimmung in Zukunft und also auch unter einer künftigen Gesellschaftsform immer schwerer zu erlangen sein wird, je mehr Menschen einer höheren Cultur theilhaftig sein werden. Man darf aber nicht vergessen, dass in der vom Druck des Capitalismus befreiten Gesellschaft auch dem wählerischen Geschmack eine ganz andere, freiere Wahl geboten sein wird.

Nicht deshalb findet der verfeinerte Mensch heute schwer und in vielen Fällen überhaupt keinen Partner, weil das Wesen, das er ersehnt, nicht existieren würde, sondern heute halten die aus dem System des Privateigenthums erwachsenen gesellschaftlichen Unsitten die Geschlechter von einander fern, und entfremden sie einander, und die verschiedenen Grade des Besitzes oder Erwerbes bedeuten ebenso viele fast unübersteigliche Schranken für die Ehewahl.

Herr Jentsch erklärt sehr entschieden, dem Elend der Proletarierehe müsse entgegengearbeitet werden, und zwar in positiver und negativer Weise. Und welche sind die positiven Mittel, die er vorschlägt und die besser wirken sollen als der Collectivismus, den er bekämpft? Socialpolitische Maßnahmen wie Arbeiterschutz, Verbot oder Einschränkung der gewerblichen Frauenarbeit und Verköstigung der hungernden Proletarierkinder aus öffentlichen Mitteln. Durch all das würden nun freilich die Proletarier noch nicht befähigt, in einer wirklichen, von Herrn Jentsch anerkannten Ehe zu leben, denn dazu ist nach seiner Ansicht Besitz oder mindestens ein derartig hohes gesichertes Einkommen nothwendig, dass die Frau nicht nur nicht gewerblich arbeiten, sondern auch nicht alle Hausarbeit allein verrichten muss.

Als negatives Mittel aber weiß uns Herr Jentsch nichts anderes anzugeben als seine Lieblingsidee, die Proletarierehen statt Ehen künftig Concubinate zu nennen. Ob dadurch die Männer weniger heimlos, die Weiber weniger abgeplagt und die Kinder weniger verwahrlost sein würden, bleibt allerdings sehr zweifelhaft.

In der Verurtheilung jener Armenväter, die der Autor erwähnt, und der Brutalität und des Cynismus, die darin liegen, die armen Arbeiterfrauen für ihren reichen Kindersegen hämisch zur Verantwortung zu ziehen, sind ja wohl alle auch nur halbwegs anständigen Menschen einig; wenn aber Herr Jentsch jenen Unmenschen voll Sarkasmus zuruft, sie mögen doch die Durchführung des französischen Zweikindersystems öffentlich lehren lassen, so rührt er damit an eine Frage, die als eine von eminent socialer Bedeutung eines ernsthafteren Eingehens würdig wäre.

Die Frage nach der Berechtigung und Nützlichkeit einer willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl wird heute wohl in umfassenden wissenschaftlichen Werken, im besten Fall in populärwissenschaftlichen Büchern, aber nur selten in Revuen und leicht zugänglichen Broschüren behandelt, und doch wäre es längst nicht nur wünschenswert, sondern im wahren Volksinteresse dringend nothwendig, dass diese Materie dem Halbdunkel zweideutiger Geschäftsreclame und bald lüsterner und bald verächtlicher Anspielungen entzogen und an das gesunde Licht der öffentlichen Discussion gebracht würde.

Maßregeln, die ebenso entscheidend sind für das Wohl und Wehe von Millionen einzelner Familien als für das der Gesellschaft, erfordern es unbedingt, dass wir die Vorurtheile überwinden lernen, die ihrer ernsthaften Kritik entgegenstehen, um sie zu bekämpfen, wenn sie einer solchen Kritik nicht standhalten können, oder um sie zu propagieren, wenn ihre Nothwendigkeit nicht durch kräftigere Argumente widerlegt werden kann, als durch ein spöttisches Hinweggleiten über die Thatsache, dass Tausende und Tausende von Bewohnern aller Culturländer sie als nothwendig empfinden.

Um aber zum Schluss nochmals zu der von mir angefochtenen Ehe-Kritik zurückzukehren: Darin ist ja Herr Jentsch mit den Socialdemokraten einig, dass wirtschaftliche Unabhängigkeit und geistige Gemeinschaft zu einer guten Ehe nothwendig sind. Heute finden wir aber diese Vorbedingungen fast nirgends. Wir sehen die Angehörigen fast aller Stände um Erwerb und Besitz hasten (auch die Frauen bürgerlicher Kreise werden immer häufiger in diese Jagd hineingezogen) und wir sehen in der Ehe fast regelmäßig den Theil, der der ökonomisch stärkere ist, die Herrschaft über den anderen Theil an sich reißen, und wie es um die geistige Gemeinschaft bestellt ist, das hoffe ich schon klargelegt zu haben.

So bleibt uns schließlich doch nichts anderes übrig, als auf eine Umgestaltung der gesammten Verhältnisse hinzuarbeiten, die den Ehen aller ökonomische Sicherheit und zugleich ökonomische Unabhängigkeit geben wird, die die geistigen Güter allen zugänglich machen und dadurch auch die geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Weib ermöglichen und die jedem die volle Freiheit der Ehewahl sichern und dadurch die liebeleere Eheschließung zu einem Widersinne machen wird, wie ihn keiner bei gesundem Verstande begeht.

„Die Welt," sagt Herr Jentsch, „ist bisher niemals so eingerichtet gewesen, dass alle ohne Ausnahme zum vollen Menschenthum hätten gelangen können." Allerdings, aber dass die Socialdemokratie trotzdem die Leiden der Menschheit nicht für unheilbar hält und darum energischer, freudiger und zuversichtlicher als alle anderen auf diese Heilung hinarbeitet, das eben gibt ihr ihre Kraft und ihre Bedeutung.

Darüber, ob zahlreiche Anhänger der socialdemokratischen Partei „sehr entschieden gegen Staatskrippen und gegen Kasernen für Kinder und für Erwachsene protestieren würden," brauchen wir uns wohl keine grauen Haare wachsen zu lassen. Je mehr dieser Protestierenden, desto besser scheint es mir zu sein, denn in einer Gesellschaftsordnung, die nicht wie die heutige, Mann, Weib und Kind unter den Willen des Capitals zwingt, werden sich die wahren Interessen des größten Theiles der Bevölkerung schon zur Geltung zu bringen wissen, und wenn, wie es meiner Meinung nach zu erwarten ist, die Mehrzahl der Eltern nicht willens sein wird, sich von ihren Kindern zu trennen, so werden Mittel und Wege gefunden werden, um ihren Wünschen entgegenzukommen. Ich vermuthe, dass es mit jenen Wünschen im Einklang sein wird, dem öffentlichen Unterricht und der Beaufsichtigung und Leitung der Kinder durch fachlich geschulte Kräfte einen viel weiteren Raum in der Erziehung zu geben, als das heute der Fall ist; andererseits aber darf man wohl erwarten, dass die vom Druck der Lohnarbeit befreiten Eltern auch die Zeit und die Fähigkeit haben werden, um sich ganz anders ihren Kindern zu widmen, mit ihnen zu leben und sich ihrer zu erfreuen, als es heute den meisten vergönnt ist.

Sehr zutreffend sagt Herr Jentsch: „Das zuerst vom Christenthum veranstaltete, dann vom Liberalismus zu Ende geführte Experiment, allen Besitzlosen und Abhängigen ohne Ausnahme das hohe Gut und Glück des Familienlebens und eines selbständigen Haushaltes zu verschaffen, ist in weitem Umfange missglückt". Darum eben müssen die Menschen vor allem anderen aufhören, Besitzlose und Abhängige im heutigen Sinn zu sein, wenn sie jener Güter theilhaftig werden sollen, und was dem Christenthum und dem Liberalismus, die das Privateigenthum bestehen ließen, misslingen musste, das wird die Erbin des besten Ideengehaltes des Christenthumes und des Liberalismus, das wird der siegende Socialismus vollbringen.

Therese Schlesinger-Eckstein.

# Der Einfluss der Seemacht auf die Geschichte.

Unter allen Büchern, aus welchen man Geschichte lernt, ist zur Zeit wohl keines von so großem Interesse wie das auf Veranlassung des deutschen Reichs-Marineamtes ins Deutsche übertragene Werk des amerikanischen Capitäns A. T. Mahan: „Der Einfluss der Seemacht auf die Geschichte,“ *) welches wir im Nachfolgenden einer Besprechung unterziehen wollen. Bei der großen Fülle anregender Gedanken, welche das Werk bietet, und bei dem außerordentlichen Interesse, welches der deutsche Kaiser allen bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur entgegenbringt, liegt der Gedanke nahe, dass der Monarch sich in seinen Entwickelungsplänen für die deutsche Flotte in dieser oder jener Hinsicht durch die Lectüre des Mahan'schen Buches habe beeinflussen lassen. Gerade durch die neuesten Ereignisse wird sich mit größter Deutlichkeit der Einfluss der Seemacht bei der Entwickelung der Dinge zeigen.

„Die Geschichtsschreiber waren im allgemeinen nicht mit den Verhältnissen der See vertraut, da sie sich für dieselben weder besonders interessierten, noch auch sie genauer kannten. Und so wurde der tiefe, einschneidende Einfluss maritimer Stärke auf große Unternehmungen fortdauernd übersehen.“ Diese Erwägung ist es, welche Mahan dazu veranlasst hat, sein Werk zu verfassen, und es ist in der That ein äußerst dankenswertes, lehrreiches und interessantes Buch, nicht nur für Fachleute, sondern auch für alle diejenigen, welche mit den Eigenschaften des Seelebens nicht bekannt sind.

Mit Recht weist Mahan in der Einleitung des 1. Bandes auf die Eigenthümlichkeit hin, dass selbst zwei englischen Geschichtsschreibern bei einem Vergleich der Kriege zwischen Rom und Karthago, sowie zwischen England und Frankreich der entscheidende Einfluss nicht klar ist, welchen die Beherrschung der See auf den endgiltigen Ausgang des Krieges ausübte. Es war ihnen eben entgangen, dass die schließlichen Landsiege erst möglich wurden, nachdem der Gegner vom Meere verdrängt war. Es ist nun unmöglich, bei Betrachtung des Mahan'schen Werkes, welches die Zeit von 1660 bis 1812 umfasst, auf alle Einzelheiten einzugehen, das heißt, dem Leser diejenigen Perioden und Ereignisse besonders vorzuführen, welche den Einfluss der Seemacht auf die Geschichte speciell erläutern. Doch wollen wir soweit als thunlich die Hauptpunkte hervorheben, aus denen sich noch heute giltige Schlüsse ziehen lassen.

Die Marinen sind zum Schutze des Handels da! Dieser Schutz muss im Kriegsfalle durch bewaffnetes Flottenmaterial geliefert werden. Die Nothwendigkeit einer Flotte in diesem engeren Sinne ergibt sich somit aus dem Vorhandensein der friedlichen Schifffahrt und verschwindet mit dieser. Allein, ein friedliches, gewinnliebendes Volk ist nicht weitsichtig, und Weitsichtigkeit ist in unseren Tagen besonders nothwendig, um entsprechende militärische Vorbereitungen zu treffen, das heißt mit anderen Worten, ein Seehandel treibendes Volk bedarf der Führung von Männern, welche mit dem Seewesen vertraut und als solche geeignet sind, die Möglichkeit und die eventuellen Folgen eines Seekrieges ins Auge zu fassen und ihnen vorzubeugen, denn „der Friede wird nicht immer andauern“, sagt Mahan.

Als „die drei Grundpfeiler der Seemacht“ bezeichnet Mahan sodann „Production, Schiffahrt und Colonien“, und er entwickelt die „allgemeinen Bedingungen, welche die Seegeltung beeinflussen“. Der einsichtige Leser wird erkennen, dass im großen und ganzen sich bis heute nichts daran geändert hat, wenngleich nämlich zum Beispiel bei Betrachtung der Bevölkerungszahl es infolge des Fortfalls der Takelage auf den Kriegsschiffen nicht mehr so sehr auf denjenigen Theil der Bevölkerung hauptsächlich ankommt, welcher das Seehandwerk betreibt oder doch leicht zum Schiffsdienst oder zur Herstellung von Schiffsmaterial herangezogen werden kann. Hier hat infolge des Ueberganges vom Holz- zum Eisen- und Stahlschiffbau naturgemäß ein Wechsel stattgefunden, und bei der Schiffsbesatzung selbst kommt es weniger auf die große Menge der Seeleute an, als darauf, dass jeder Mann mit seinen Functionen genau vertraut ist, welche heute vielfach gar keine seemännische Vorbildung mehr voraussetzen.

Sehr interessant ist der Abschnitt „Armeeofficiere als Flottenführer“ (Bd. I, S. 122), aus welchem deutlich hervorgeht, dass es für die richtige Führung eines [illegible] weder genügt, ein tüchtiger Seemann, noch ein tüchtiger Soldat allein zu sein, sondern dass beide [illegible] sich [illegible] Umsicht [illegible] besonders für [illegible] die [illegible] über [illegible] Commandanten [illegible] Stand [illegible] (Bd. II, Cap. 2 [illegible]) [illegible]

losigkeit einerseits, sowie Uebelwollens anderseits durch die französische Nationalversammlung im Jahre 1793 die Flotte Frankreichs gewissermaßen physisch und moralisch, das heißt in Bezug auf Material und Personal, eine Entwertung erlitt, welche wieder gut zu machen selbst einem Napoleon unmöglich war, und an deren Folgen Frankreich noch heute leidet.

Es würde uns, wie anfangs bemerkt, zu weit führen, wenn wir uns auf die Darstellung einzelner Seeschlachten und ihrer Folgen einlassen wollten, doch wollen wir nicht unterlassen, unsere Leser auf zwei besondere Thatsachen hinzuweisen, welche in hervorragendem Maße geeignet sind, den Wert der Seemacht zu illustrieren und ihren Einfluss auf die Geschichte zu bezeugen.

Die erstere finden wir bei Mahan (Bd I, Cap. III, S. 133 u. f.) verzeichnet: es ist der von Leibnitz ausgearbeitete und Ludwig XIV. vorgeschlagene Plan, sich Aegyptens zu bemächtigen und damit die Vorherrschaft nicht nur im Mittelmeer, sondern auch im Indischen Ocean zu erringen. Ludwig, obwohl auf dem Höhepunkt seiner Macht, besonders in maritimer Beziehung, beachtete den Vorschlag nicht, sondern ließ die günstige Gelegenheit, Frankreich zur führenden Seemacht zu erheben, ungenützt vorübergehen, und niemals ist dieses Versäumnis wieder gut zu machen gewesen. Indem es England später gelang, sich im Mittelmeer festzusetzen und dort die unbedingte Herrschaft auszuüben, hat es Frankreich überflügelt und alle Anstrengungen desselben, sich emporzuarbeiten, sind nutzlos geblieben; so nutzlos, dass man unbedingt sagen kann, ein neuer Kampf um Aegypten und das Mittelmeer würde Frankreichs Ruin sein.

Der zweite Punkt, auf den wir aufmerksam machen wollen, ist die stets wiederkehrende und stets unausführbare Absicht einer Invasion in England. Mit bedeutenden Mitteln im Jahre 1759 unter Ludwig XV. von Choiseul geplant, wurde sie durch die Niederlage der französischen Toulonflotte kurz nach dem Passieren der Straße von Gibraltar vereitelt, und ebenso kurz darauf der Gedanke an eine Landung in Schottland durch die Zerstörung der französischen Brest-Flotte in der Quiberon-Bay. (Bd. I, Cap. VIII, S. 288 u. f.)

Genau fünfzig Jahre später, im Jahre 1805, versuchte ein größerer Geist als Choiseul, Napoleon I., die englischen Geschwader zu täuschen, um den Weg für seinen geplanten Einfall in England freizumachen. Nicht weniger als zwölfhundert Fahrzeuge lagen bereit, die französische Invasionsarmee über den Canal zu tragen. Doch die Ueberlegenheit der seegewohnten englischen Flotte und die in ihr herrschende Ueberzeugung, dass im Falle eines Zusammentreffens einzig und allein die Vernichtung des Gegners erzwungen werden müsse, machten alle seine Pläne zuschanden. Nach der denkwürdigen Schlacht von Trafalgar hatte Napoleon keine Aussicht mehr, seinem bestgehassten Feind auf seinem Lande entgegentreten zu können. (Bd. II, Cap. XVI.)

Wir haben, wie gesagt, nur auf die vorangeführten Thatsachen aufmerksam machen wollen, um den Leser darauf hinzuweisen, wie die für Frankreich unglücklichen Ereignisse von 1759 und 1805 eigentlich eine Folge der Kurzsichtigkeit vom Jahre 1672 waren, verbunden mit einer theilweise unerhörten Vernachlässigung der Marine; anderseits wird man nicht umhin können, die Energie Englands anzuerkennen, mit welcher es andauernd bestrebt ist, seine Flotte auf der Höhe zu halten, oder dann, wenn sie unterlegen war, mit gewaltiger Kraftanstrengung wieder herzustellen.

Die mannigfachen Lehren, welche das Studium des Mahan'schen Werkes offenbart, sind zum größten Theile noch heute giltig, vor allem die eine, dass der Hauptwert zu legen ist auf die „Sorgfältigkeit der Vorbereitungen“.

Wie bedeutend dieser Werth ist, hat ja der spanisch-amerikanische Krieg zur Genüge bewiesen, und der berühmte amerikanische Schriftsteller hat in einem neuen Werk über denselben mit großer Schärfe und Klarheit die Verhältnisse und einzelnen Phasen des Verlaufs beleuchtet. Dass er in Bezug auf manche Punkte, wie zum Beispiel den Wert einer reinen Vertheidigungsflotte, seine Ansichten gegen früher geändert hat, thut den neueren Mahan'schen Ausführungen keinen Abbruch, sondern beweist im Gegentheil, dass er die Lehren der Geschichte beherzigt.

Wer Mahan ernstlich liest, der wird es nicht ohne Nutzen für eine erweiterte Anschauung und besseres Verständnis der Bedeutung von Seemacht und Seegeltung gethan haben. Und wir sprechen zum Schluss die Hoffnung aus, dass sich viele mit ihm beschäftigen werden.

[illegible] Graf [illegible], Corv.-Capt. a. D.

## Der Kaiserinmörder Luccheni.

D[illegible] Gaetano Bresci ruft nicht nur die Erinne[illegible] zwei Jahren [illegible] Attentat Lucchenis [illegible] einer [illegible] und dem der [illegible] Polizei glaubt [illegible] beiden Ereignisse.

Unter diesen Umständen mag es nicht uninteressant sein, das Andenken des im Schweizer Gefängnis lebendig Begrabenen, den ich aus eigener Beobachtung kenne, aufzufrischen und damit einen Beitrag zur Psychopathologie des anarchistischen Mordes zu geben. Ich versuche dies im Folgenden. Dabei sei gleich im Anfang auf den Aufsatz Professor Lombrosos in der „Revue des Revues“ vom 1. November 1898 und auf meine Aufsätze vom 29. November, 1. und 2. December 1898 in der „Gazette de Lausanne“ verwiesen.

Luccheni ist unehelich 1873 geboren und wurde als Findelkind von seiner Mutter ausgesetzt. Diese war eine von einem halb verrückten Säufer verführte Magd, die dann nach Amerika durchbrannte. Somit ist Luccheni schwer erblich belastet. Er wurde dann in Italien für acht und später für fünf Franken monatlich verkostgeldet und musste natürlich dabei betteln lernen. Dennoch war er intelligent und lernbegierig, lernte im Hospiz und in der Schule einiges und war in der Jugend fleißig und ziemlich ehrlich, zeigte auch eine gewisse Gutmüthigkeit. Beim Prinzen Vera wurde er nach dem Militärdienst Diener, da er als Soldat flink, intelligent, geschickt und zu allen Körperübungen tüchtig gewesen war. Dort blieb er nicht lang; er wurde bald argwöhnisch und stolz, erklärte, nicht zum Dienen geboren zu sein, und gieng fort.

Derartige scheinbar fixe Leute, die rasch und geschickt auffassen, lernen und handeln, sich aber ebenso rasch vernachlässigen und nach kurzer Zeit missvergnügt, frech und faul werden, Streiche spielen und excedieren, sind nicht selten. Scheinbar stark, sind sie in Wirklichkeit Schwächlinge. Ihre raschen Entschlüsse sind *impulsiv*, ohne Dauer, ohne Verlass, ohne vernünftiges und zielbewusstes Leitmotiv. Ihr Wille ist directionslos, von momentanen Vorstellungen und Leidenschaften geleitet. Forscht man genauer, so findet man sie meistens mit Geistesstörung oder Geistesabnormität belastet: sie sind sehr oft Nachkommen von Trinkern. Sie können nirgends lange sein, ohne unzufrieden zu werden. Am Anfang versprechen sie alles Gute und Schöne, wollen es auch thun und fangen damit an, aber sehr bald steigt die Unzufriedenheit, und mit ihr verändert sich ihre Beurtheilung der Dinge. Alles, was sie schön sahen, sehen sie nun in düsteren und schlechten Farben. Ewig geschworene Treue und Liebe ist sobald verschwunden wie entstanden; ihre Ansichten wechseln rasch ab und contrastieren dann wie schwarz und weiß. So sind sie auch umgekehrt imstande, denjenigen, den sie kurz vorher gehasst und verleumdet hatten, wieder anzubeten. In leidenschaftlichem Hass begehen sie eine gefährliche That; bald darauf empfinden sie eine tiefe Reue, um jedoch nach kurzer Zeit wieder schlimme Thaten zu begehen.

Das ist das Wesen der impulsiven Psychopathen, dessen Grundzüge wir auch bei den Hysterischen und Epileptikern finden. So war und ist auch Luccheni. Beim Epileptiker fehlt jedoch meistens die nachfolgende Reue und Einsicht. Luccheni gehört somit zu einer sehr zahlreichen Kategorie pathologischer Menschen, die jeder Irrenarzt kennt und deren Missethaten unsere Gesellschaft beständig beunruhigen.

Trotz seiner Intelligenz und Arbeitsfähigkeit führte infolge des eben Gesagten Luccheni ein bedenkliches Wanderleben. Gutherzig mit den Armen, gab er alles was er verdiente, um dann selbst in Elend und Noth zu gerathen, lebte mit verschiedenen Dirnen und verkam immer mehr. Nach Freiheit dürstend, ertrug er die Freiheit nicht infolge seiner directionslosen Impulsivität.

Ein weiterer pathologischer Zug ist seine unbegrenzte Eitelkeit: er besaß einen Ehrgeiz, der an Größenwahn grenzte. Er wollte einen Posten in der italienischen Verwaltung erhalten. Dazu war Militärdienst in Afrika nöthig. Nun dient er acht Monate, kommt dann mit guter Note zurück und glaubt, mit zwei oder drei Briefen an die Behörde werde er eine Anstellung bekommen. Er bleibt jedoch ohne Antwort. Vorher war er Royalist und Freund der Autorität gewesen. Die Wunde, die nun seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz bekommen, verwandelt ihn aber in einen Anarchisten. Pathologisch impulsive Menschen, die zugleich für sich die größte Freiheit beanspruchen und dabei die Freiheit nicht ertragen, das heißt dieselbe missbrauchen, das sind die richtigen Anarchistentemperamente. Geringe Gelegenheiten genügen dann, um aus ihnen Verbrecher, Anarchisten, Mörder und darunter auch speciell Königsmörder zu machen.

Im vorliegenden Fall müssen die folgenden Thatsachen festgehalten werden: Luccheni war kein Sanier; seine That war durch keine niedrigen Motive veranlasst; die Kaiserin von Österreich hatte ihm gar nichts zuleid gethan; persönliche Rache ist also ausgeschlossen; er kannte sie gar nicht. Dagegen hat noch ein mächtiger Factor auf ihn eingewirkt, nämlich die Suggestion der anarchistischen Theorien. Sein Misserfolg bei seiner Bewerbung hatte seine Rachsucht gegen die Behörde entfacht. Nun ist er reif für die psychische Einwirkung anarchistischer Literatur. Diese confusen, hasserfüllten Herzensergießungen unzufriedener psychopathischer Menschen, die sich einbilden, die Menschheit durch Gesetzlosigkeit erlösen zu können, finden bei ihm einen ausgezeichnet vorbereiteten Boden. Impulsive Hysterische wie Luccheni sind sehr leicht suggestiv zu beeinflussen, ihre Gedanken sind leicht zu dirigieren und auf solche Bahnen zu lenken, die die Leidenschaften entfesseln. Beim Anarchisten verbindet sich die Theorie mit dem impulsiven Temperament oder Instinct, der rasch den Gedanken in That umsetzt und mit einer Explosion alle Machthaber, Mächtigen und Reichen zu sprengen trachtet. Gewaltthätige Reden und Reizung der Leidenschaften haben nun gar bald so gut vorbereitete Gehirne zu Propaganda der That angefacht. Darin liegt der Schlüssel zu Luccheni. Was man da Temperament zu nennen pflegt, ist nichts anderes als pathologische Impulsivität.

Luccheni ist ein kleiner Mann, hellbraun, mit niedriger Stirne, vorspringendem Orbitalrand und Unterkiefer und dicken Lippen. Er sieht sehr selbstzufrieden aus, spielt jedoch bei der Gerichtssitzung seine provocatorische Rolle mit großer Affectation und Gezwungenheit. Er spielte immerhin vorher mit momentan inniger Ueberzeugung die Rolle des fanatischen Anarchisten, da er unter dem momentanen Bann anarchistischer Theorien, wie von denselben hypnotisiert, stand. Diese Rolle gefällt ihm zunächst, er findet sich darin großartig, denn ein gutes Stück Herostratus steckt in ihm. Er ist stolz, als Vorkämpfer der Anarchie eine vermeintlich große That zu vollführen. Doch lauert schon dahinter die Reaction bitterer Realität. Unter dem leidenschaftlichen Bann seiner anarchistischen Suggestion hat dieser impulsive Hystericus geglaubt, die Welt zittere vor ihm. Er war ferner durch Arbeitslosigkeit und Hunger gut vorbereitet. Durch den reinsten Zufall erfährt er von der Durchreise der österreichischen Kaiserin in Genf. Er wollte zuerst König *Humbert* von Italien oder den Prinzen von Orleans tödten. Wie er sich ausdrückte, wollte er „sein Leben rächen“. Nun kommt ihm die Kaiserin in den Weg, und rasch entschlossen wendet Luccheni sein Mordinstrument auf die ahnungslose, vielgeprüfte, edle Frau!

Luccheni spricht hier wahr. Mit Pomp und Glanz wollte er an einer Unschuldigen den Aerger über sein verfehltes Leben rächen. Es war die heftige, plötzliche und verrückte Verzweiflung eines impulsiven Psychopathen. Aehnliches finden wir in den Verbrechen gewisser Verfolgungswahnsinnigen, die das dumpfe Bedürfnis haben, ihrer inneren Bedrückung mit einem Knalleffect abzuhelfen:

„Was erwarteten Sie von Ihrem Verbrechen?“ — „Nichts, das Zuchthaus.“

„Wurden Sie denn von der Kaiserin verfolgt?“ — „Den einen oder den andern, es ist mir gleich.“

„Empfinden Sie keine Reue?“ — „Nein.“

„Würden Sie es wieder thun?“ — „Ja.“

Auf seinem Dolch standen die Worte: „Per Umberto Primo“. Die Namen des Ravachol und des Caserio schmückten sein Notizbuch. Zunächst freut er sich über seinen Erfolg und singt nach seiner Verhaftung.

Doch sein stolzes Benehmen überdauert nicht lange seine Verhaftung. Schon während der Verhandlungen fühlte man, dass er eine Rolle spielt. Gegen Schluss derselben wird seine Sprache matter, und seine Worte: „Es lebe die Anarchie“ tönen fast lautlos. Schon am gleichen Abend wird er weich und zerfließt in Thränen. Im Zuchthaus wird er brav, fleißig und folgsam, zeigt bittere Reue und führt sich zunächst recht gut auf. Der suggerierende Bann ist nicht mehr da, und der Schwächling erscheint wieder.

Aber spätere Ereignisse haben noch dafür gesorgt, unsere Diagnose zu bestätigen. Im Genfer Zuchthaus scheint man auch, durch die Brauchbarkeit und Gutmüthigkeit Lucchenis verführt, ihn günstiger beurtheilt zu haben. Die Aufsicht wurde etwas laxer. Im Kopf unseres Impulsiven wuchs nun die Unzufriedenheit wieder infolge des eintönigen Zuchthauslebens. Die Zeit der hochtönenden anarchistischen Phrasen ist vorbei, und der alte gewöhnliche Luccheni ist wieder da. Zwei Gefangene brennen durch. Natürlich wird die Aufsicht strenger. Das genügt, um die Unzufriedenheit Lucchenis zur Wuth zu steigern. Er wird unverschämt und herausfordernd, verlangt zwei Bücher aus der Bibliothek, was gegen die Hausregel ist. Natürlich wird es ihm verweigert. Das genügt und die neue Explosion ist da. Aber diesmal wendet sie sich nicht gegen ein gekröntes Haupt, sondern gegen den Zuchthausdirector, den Luccheni mit einem sorgfältig geschliffenen Instrument zu ermorden versucht, nachdem er vorher einfältigerweise damit gedroht hat. Ich hatte seinerzeit als Irrenanstaltsdirector mehrere impulsive Patienten, welche regelmäßig eine zeitlang reuig, fleißig und brav waren, aber dann ebenso regelmäßig Explosivstoff sammelten, bis es schließlich jedesmal zu einem Krach kam, der ihre strengere Einsperrung zur Folge hatte. Luccheni erinnert mich unwillkürlich an diese Leute.

Es gibt gewiss Anarchisten und Königsmörder aus sehr verschiedenen Ursachen, und es wäre falsch, aus den Fällen à la Luccheni eine einheitliche pathologische Species der Anarchisten machen zu wollen. Aber sicher bleibt es doch, dass die pathologische Impulsivität gewisser Psychopathen, Hysterischen und Epileptiker in den meisten Fällen die Hauptgrundlage bildet. Suggerierende äußere Umstände, besonders die heutige unselige Anarchistenliteratur, geben dann die äußere Veranlassung zum Exzesse.

Ein besonderer Fall liegt in Luccheni an und für sich nicht vor. Nur die Person seines Opfers hat ihm eine traurige Berühmtheit verliehen. Alle Irrenärzte kennen Fälle, die neben Luccheni zu stellen wären. Bei ihm kommen noch die Eigenschaften des Italieners, mit

Stechwaffen umzugehen, die so eigene Grausamkeit jenes Volkes und die schlimmen socialen Verhältnisse Italiens hinzu.

Luccheni hätte als Warnung dienen sollen; nun ist mit Bresci ein neues schreckliches Exempel hinzugekommen. Eine Reform des Strafrechtes einerseits durch ein eindringendes Studium der Psychologie und Psychopathologie des Verbrechers, anderseits durch einen rechtzeitigen Schutz der Gesellschaft gegen pathologisch verbrecherische Menschennaturen thut dringend Noth. Weiß man aber dann, wo die Ursachen der Verbrechen liegen und wie sie beschaffen sind, so ist es Pflicht, an ihrer Beseitigung zu arbeiten.

Chigny sur Morges. Dr. August Forel.

## Das künstlerische Gewerbe auf der Weltausstellung.

### Das Mobiliar.

Auf zwei Dinge war man bei der Ausstellung ganz besonders gespannt, auf das, was der Maschinenbau und was das sogenannte Kunstgewerbe modernen Genres bringen würde, und es war kein Zufall, der beide Gebiete auf diese Weise zusammenstellte. Es lag schon die Ahnung darin, dass das, was den Maschinenbau für den Laien interessant machen würde, der Art des Fortschrittes irgendwie ähnlich sein müsste, den man sich halb unbewusst von dem künstlerischen Gewerbe versprach. Auch von der Architektur hatte man ähnliche Erwartungen gehabt, zumal die aufgeklärten Leute, denen der Eiffelthurm und das Palais de Machines von 1889 nicht ohne weiteres ein Greuel gewesen waren. Diese Erwartungen jedoch schwanden, je mehr sich der Gips auf den Ausstellungspalästen zu den ungeheuerlichen Zieraten einer gigantesken Jahrmarktsbude entwickelte und fortschreitend die unentbehrlichen Eisenträger bedeckte, auf deren Nothdurft man 1889 noch stolz gewesen war. Damals war die Moderne urplötzlich aufgetreten, mit einem sehr großen Wort, das wie der Schrei eines Barbaren in die Lüfte schallte und dem an weiche Pfühle gewöhnten Pariser in der That barbarisch vorkam. Und von dem Thurme Eiffels war man dann stillbetrübt wieder herabgestiegen per pedes und bescheiden, nachdem man hinauf mit dem Elevator geschnellt, und viele Jahre blieb der Thurm einsam, ein erstarrtes Ausrufungszeichen. Die Moderne aber, schlau wie alles Moderne, dachte sich, wenn es auf diese Weise nicht gieng, müsste sie es anders versuchen, auch wenn es nicht so normal und logisch wäre, wie es Eiffel gerathen: wenn es nicht gelang, gleich das neue Haus zu bauen, so müsste man es mal mit dem Stuhl oder dem Stühlchen versuchen: statt der Architektur beschloss sie, sich des Gewerbes zu bedienen. Das war von vorneherein ebenso leichter, wie weniger natürlich. Es hatte für den duldsamen Laien vor allem nicht die harten Consequenzen: man entschließt sich leichter, seine Cravatte zu wechseln, als gleich den ganzen Anzug; selbst ganz stille Menschen, die nur immer und ewig dasselbe discrete Grau tragen, riskieren den muthigen farbigen Fleck zwischen Kragen und Weste, es sieht gut und hat weiter keine Bedeutung.

Wenn man daran denkt, erscheint, was aus dem schüchternen Anfang geworden ist, enorm. Wie aus dem Boden gestampft, zeigt sich auf dieser Ausstellung ein funkelnagelneues Gewerbe häuslicher Art hervorgebracht, in allen Ländern, die nur halbwegs mitzählen, und auf den Gebieten consequenterweise am bedeutendsten, die zu den wenigst wichtigen gehören. Was am modernsten heute erscheint, ist der Luxus; all die tausend Nippes, die man auf die Möbel stellt, in Metall, Glas und Thon, sind neugeboren, haben neue Industrien geschaffen, verschlingen schon heute Millionen. Das Möbel selbst entschließt sich gerade in dem Lande, das ein wahrer Führer der modernen Nippescultur geworden ist, in **Frankreich**, nur langsam, den übrigen Habitus dem kleinen, muthigen, modernen Fleck anzupassen. Hier überwiegt noch immer bei weitem der alte gesegnete Louis XV. Freilich, man hat hier bei dem Wechsel mehr zu verlieren, als in anderen Ländern: man hat hier die Vergangenheit in gar zu köstlichen Exempeln gar zu nahe vor Augen, sie ist zu eng mit dem innersten Wesen des Volkes, das sie gebar, verwachsen, als dass man leichten Herzens in den Tausch mit etwas Neuem willigen könnte, das schwerlich comfortabler, nur mühsam französischer, unmöglich kostbarer sein kann. Das moderne Mobiliar ist in Frankreich noch nicht weiter als in den Hausflur gelangt; vielleicht gestattet man sich auch, seiner Maitresse, die nicht große Ansprüche und dagegen Sinn für das Originelle besitzt, ein Landhaus einzurichten, man kann sich auch wohl mal selbst ein modernes Landzimmer [illegible] aber Wohnräume, richtige Salons für sich selbst, um den Franzosen, der etwas auf sich hält [illegible]

Daraus erklärt sich zum Theil die Physiognomie der relativ wenigen Stücke modernen Mobiliars in der französischen Abtheilung der Ausstellung. Sie sind [illegible] zu wenig [illegible]

[illegible]

geben. Das kann ihnen nur helfen. Sie müssen sie aber gleichzeitig so reich wie möglich halten; das ist bedenklich. Denn woher soll von vorneherein einer revolutionären Bewegung der Reichthum kommen! Nie kann eine Schöpfung gleichzeitig ihre äußersten Consequenzen mitgebären. Was ist der sogenannte Reichthum des alten französischen Mobiliars? Die Ausbildung von Details, im letzten Grade die Entartung eines Stils, der schon im Anfang abgeleitet war, der sich gewisser, ganz bestimmter in ihrer Art schöner Materialien, des weiß- und goldgestrichenen Holzes, der Combination des geschnitzten Holzes mit Goldbronze u. s. w., mit außerordentlicher Geschicklichkeit bediente, gerade Materialien, die sich wesentlichen Tendenzen der in allem nach Natürlichkeit des Materials strebenden Moderne widersetzen. Halsbrechend aber musste die dritte Forderung des französischen Nationalcharakters werden. Die Sachen sollten vor allen Dingen französisch sein. Was kann man sich unter modern in Frankreich, wenn man von Malerei und Sculptur absieht, vorstellen? Die einsame Größe des Eiffelthurms ist es offenbar nicht; sie war eine zufällige Verirrung in das Richtige. Aus der abstracten Unerreichbarkeit der großen Maler oder Bildhauer den praktischen Begriff der Moderne ableiten zu wollen, führt ins Bodenlose. Wir glauben, dass der Begriff, der Weg, auf dem sich die Entwickelung des specifisch Zeitgemäßen vollzieht, von vorneherein nicht von einem so alten Lande wie Frankreich ausgehen konnte. Die Gothik und die Renaissance haben dazu bewiesen, dass die Thatsache, dass ein Land das Neue entdeckt, die anderen Länder nicht abhält, etwas Eigenes daraus zu machen. Thatsächlich liegt noch heute die Wiege dieses Begriffes überhaupt in keinem Lande, in keiner Nationalität: sie wird nicht von nationalen Erwägungen, sondern von socialen bestimmt. Die moderne Kunst im Gewerbe ist eine Classenfrage. Das ist das Entscheidende. Nicht der Instinct des Pariser Hotelbesitzers verlangt heute nach Neuem. Was weiß er von der Zeit? — sie ist etwas weniger hold, als vor fünfunddreißig Jahren. Was weiß er von der Kunst? — sie ist für ihn Briefmarkensport. Eine andere Classe kommt in allen Ländern zur Herrschaft, am wenigsten, am langsamsten in Frankreich. Dieser erscheint gerade die heutige Zeit unendlich viel besser als die vor fünfunddreißig Jahren: sie gewinnt mit neuen Mitteln aus der alten Erde reichen Wohlstand; es ist die enorme Menge der Leute, die der glänzenden Entwickelung der Technik in unserer Zeit, der Industrie, des Handels ihre Existenz verdanken und denen der Staat eine ganz unübersehbare Vermehrung seines Nationalvermögens schuldet. Diese Leute halten und haben etwas anderes zu thun, als Briefmarken zu sammeln, und sie stehen vor dem Kunstgenuss, der sich als Sport bethätigt, mit drastisch unbeholfenem Unverständnis. Sie sind nichtsdestoweniger kunstbedürftig, sie können sich eine Veredelung ihres bisher nur der Arbeit geweihten Milieus leisten; für sie schafft der Instinct, der das neue Gewerbe hervorbringt.

Wer die Zusammensetzung des französischen Volkes kennt, das immer und immer noch nur aus Paris besteht, oder zu bestehen sich einbildet, wird die Schwierigkeit ermessen, mit der die neue Erkenntnis hier an die Oberfläche dringen kann. Der Mangel an unmittelbarer Berührung zwischen Consument und Producent, die Centralisierung ungeheuerlicher Procentsätze des entstehenden Reichthums an demselben Platz, den der alte Reichthum beherrscht, alles das ergänzt noch die Gründe, die bereits in den lediglich auf die abstracte Kunst gerichteten Interessen des französischen Künstlers und Laien liegen.

Daran muss man denken, um die Spärlichkeit moderner französischer Mobiliars auf der Ausstellung, über die sich die Fremden nicht genug wundern konnten, zu begreifen. Es gibt bis heute in Frankreich überhaupt nur drei oder vier ernsthafte Möbelproducenten modernen Genres. Es sind Plumet respective Selmersheim, Majorelle in Nancy, dann die Künstler des Bing'schen Salons „L'art Nouveau" und seit einem Jahr die Künstler des Salons „La Maison Moderne". Von diesen haben nur die drei erstgenannten ausgestellt. Plumets respective Selmersheims Speisesaal ist gerade keine Offenbarung, aber eine gediegene, moderne Arbeit, mit großen Umrissen, das heißt, als ein in großen Linien interessantes Ensemble componiert, mit angenehmen discreten Tönen und schönem Material. Seine Formen stehen denen van de Veldes nahe, wie ja überhaupt dieser Belgier den modernen Möbelkünstlern Frankreichs das meiste gegeben hat. Nur hat Plumets Mitarbeiter, Selmersheim, etwas ganz Selbständiges daraus zu machen verstanden, das weicher, femininer, vielleicht sogar intimer als die starken, streng überlegten Formen van de Veldes, dem französischen Charakter mehr angepasst ist. Der Pavillon von L'art Nouveau ist schon quantitativ die stärkste moderne Leistung der Franzosen und wohl überhaupt der ganzen Ausstellung. Es ist eine ganze moderne Wohnung mit Wohnzimmer und Speisesaal, Schlafzimmer u. s. w., wie alles, was Bing macht, mit großer Liebe zur Sache ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt geschaffen, mit all den Vorzügen und Fehlern eines Systems, dessen Hauptfactor [illegible] Bing [illegible] persönlichen Geschmack [illegible], ohne selbst schöpferisch zu sein, und der daher auf seine [illegible] Künstler angewiesen ist, die er in bestimmter Richtung [illegible] Bing ist die personificierte Tendenz, ein modernes

specifisch französisches Mobiliar zu schaffen, und er namentlich unterliegt dabei den Gefahren, auf die wir vorhin im allgemeinen hingewiesen. Zur Schöpfung gehört allemal Freiheit der Arme. Die Tendenz, welcher Art sie auch sei, die bei der Schöpfung als Reflexion thätig ist, die nicht von selbst, als Instinct in das geschaffene Werk gelangt, wird immer die ausführende Hand hemmen und die Schöpfung aus einem Guss hindern. Das ist das Große an Leuten wie van de Velde; man liebt sie oder geht ihnen ganz aus dem Wege; sie sind absolut ganz in ihrer Art, ihre Fehler sind organische Consequenzen, die sie nicht vermeiden können, wenn sie in ihrer Haut bleiben wollen; sie dienen im eminentesten Sinne der Entwickelung, weil sie schonungslos, ohne die Spur eines Compromisses, ihre Art, in der sich der Zeitinstinct treffend äußert, in ihre Werke umsetzen. Ihre Werke, selbst wenn sie nicht acceptabel erscheinen, sind Etappen für die allgemeine Entwickelung und sie selbst werden, wo sie zur Verwendung kommen, bestimmte Bedürfnisse in ganz schlagender Form erfüllen auf Kosten anderer, deren Berechtigung sie nicht anerkennen. Es müssen gewiss andere ihnen folgen, die vollenden, was sie angefangen haben, abrunden, was sie als kühne, trotzige Behauptung unverdaulich zurückgelassen haben. In der angewandten Kunst spielt die Anwendbarkeit nicht die geringste Rolle, und gerade an ihr fehlt es bei vielen dieser Neuerer. Es muss also ganz gewiss Leute wie Bing geben, die zu wählen, zu scheiden verstehen. Nur überwiegt in diesem Fall gar zu sehr die Rolle des Compromisslers. Es ist hier nicht eine künstlerische Potenz, die mit Liebe den Werken eines Größeren nachgeht, sondern ein Complex von allen möglichen Tendenzen, der schon an der nicht harmonischen Wahl der künstlerischen Mitarbeiter Bings leidet. Unter seinen Hauptmatadoren Colonna, Gaillard, de Feure ist nicht ein einziger ersten Ranges, und dies ist bei dem über jeden Zweifel erhabenen künstlerischen Willen, bei dem feinen Spürsinn und den großen Mitteln Bings nur durch die Erwägung begreiflich, dass ganz tüchtige Künstler eben nicht in dieses System hineinpassen. Man fühlt bei jedem Stück Bings seine corrigierende Hand heraus, er steht immer dahinter, es ist nur natürlich, dass daraus nichts Ganzes entsteht. Das hindert nicht die volle, menschliche Bewunderung dieser Energie, die sich noch im reifen Alter entschlossen hat, in alle Finessen eines für sie vollkommen neuen Gewerbes einzudringen.

Dem Laien wird sich am meisten der Speisesaal Gaillards als Eindruck aufdrängen, an dem die originelle Composition der Wandmalerei des jungen Spaniers Sert, die den Contouren der an den Wänden stehenden Möbel folgt und etwa an Anquetin erinnert, imponiert. Die Möbel selbst sind gar zu billige Verwendungen der belgisch-französischen Schnörkel, als dass sie selbst in dieser gediegenen Schnitzerei und der schönen Ciselierung der reichen Beschläge den angestrebten Eindruck von Pracht und Würde erzielen könnten. Colonnas großer Salon ist das Werk eines Künstlers, der gewöhnt ist, hübschen Schmuck zu machen. Unter der Ueberladung der Möbel mit minutiösen Intarsien in allzu gewagten Farben geht jeder Charakter des Holzes verloren. Diese Möbel sind Nippes, es ist eine vergrößerte Puppenstube, man kann sich kaum einen ausgewachsenen Menschen darin vorstellen. Selbst das reichste Rococo hat nicht diese krankhafte Fragilität; Bing hat offenbar daran gedacht, und wenn das schon ein schwerer Irrthum ist, um wieviel mehr diese auf das innerste getriebene Raffinierung. Das Beste an dem Bing'schen Pavillon sind offenbar die Räume von de Feure, der seit einigen Monaten dem Salon Bings beigetreten ist und ihm etwas Neues gebracht hat, auch wenn das Neue nur eine Nuance ist. Von ihm stammt ein kleiner Salon und namentlich ein außerordentlich graciös und zart gehaltenes Cabinet de toilette. Die allgemeinen Umrisse der Möbel sind etwa englisches Genre, neu daran ist der Beschlag, und so wenig Bedeutung im allgemeinen ein solches Detail hat und haben darf, hier ist es so glücklich getroffen, dass man ihm die Bewunderung nicht versagen kann. In ihm und in manchen Verglasungen de Feures kommt die ganze, immer eklektische, aber oft sehr glückliche Feinheit de Feures zur Verwendung, das eigenartige Liniengefühl, das er mit seinen modernen holländischen Landsleuten theilt, dem er aber das gar zu Exotische in diesem Fall zu nehmen verstanden hat. In einigen Möbeln theilt sich diese Kunst auch der ganzen Form mit: die Stühle dieses Zimmers zum Beispiel gehören sicher mit zu dem Allerbesten, was die Moderne bisher hervorgebracht hat. Die Anmuth ihrer ganz einfachen, aber bis aufs raffinierteste berechneten Formen, dazu der hübsche Bezug mit angenehm getönter Stickerei, der Geschmack, der nicht zu viel und nicht zu wenig gibt, ist unwiderstehlich; es wird Bing am leichtesten mit de Feure gelingen, zu definitiven, eigenen Resultaten zu kommen.

Weniger glücklich scheint uns der kleine Salon von de Feure, in dem wiederum der Tendenz gefolgt ist, die alte französische Tradition zu beleben. Hier ist es mit vergoldeten Möbeln versucht; man glaubt sich in das Boudoir einer gepuderten Marquise des vorigen Jahrhunderts versetzt, ohne recht zu wissen, wohin diese Arbeit gehört. Warum dann nicht gleich das Alte verwenden? Die Aenderung der Details macht es nicht neu. Wenn wirklich solche Modificationen acceptiert würden, was wäre der modernen Kunst, dem modernen [illegible] geholfen?

Auf anderem Wege sucht sich Majorelle der französischen Tradition zu nähern. Man kennt seine billigen schrecklichen Möbel in Marquetterie, die aus dem Tisch oder Stuhl Träger von mehr oder weniger banalen Bildern machen. Majorelle hat sehr ernst an sich gearbeitet und fängt langsam an, seine Möbel nicht der Marquetterie wegen zu machen, sondern umgekehrt. In manchen seiner Formen verrathen sich moderne und überraschend glückliche Einfälle, nur dass er es sich noch immer nicht versagen kann, sie durch eine phantastische Thorheit zu verderben. Was an den Möbeln am meisten gefällt, ist die fabelhafte Ausführung; ein Schreibtisch zumal in sehr kostbaren Hölzern mit leider nur zu schweren Bronzeverzierungen gehört neben die Meisterwerke des vorigen Jahrhunderts.

Paris. J. Meier-Graefe.

(Schluss folgt.)

# Die englische Bühne.

Trotzdem sich fast alle englischen Theater „royal" zu nennen belieben oder „Her Majesty's", „Prince's" oder „Princesses" oder ähnlich, gibt es doch kein „königliches" Theater in England — ja nicht einmal ein Stadttheater — in dem bei uns gebräuchlichen Sinne des Wortes. Hier ist das alles leerer Bombast. Weder der Hof, noch der Staat, noch eine Municipalität thut auch nur das Geringste zur Hebung eines Theaters.

„Das Bureaukratenthum in die Kunst sich mischen lassen!" schreit der eine da abwehrend auf. „Das Geld der Steuerzahler für Vergnügungszwecke ausgeben!" fügt der andere unwillig hinzu. „Nimmermehr! Was gut ist, wird sich auch bezahlt machen. Und was in der Kunst nicht lebensfähig ist, braucht mit künstlichen Mitteln und Opfern auch nicht am Leben erhalten zu werden."

Das klingt ja alles ganz schön und könnte auch beinahe zutreffend sein, wenn wir es mit einem durchaus kunstverständigen, einem idealen Publicum zu thun hätten. Aber die Erfahrung hat doch wohl lange gelehrt, dass ein solches Ideal nirgends erreicht wird und am wenigsten in England. Wir wissen aber auch, dass es nicht die oberste Aufgabe der Kunst ist, sich „bezahlt zu machen", und sehen gerade in England recht deutlich, wohin es führt, die Bühne lediglich als ein commerzielles Unternehmen aufzufassen.

Vielfach geht man denn hier so zu Werke: Ein tüchtiger Schauspieler — und sei er auch nur nach seinem eigenen Urtheil tüchtig — der das nöthige Capital besitzt oder wer weiß woher empfängt, pachtet sich ein Theater. Nicht minder oft ist es auch eine tüchtige Schauspielerin, die sich so etwas erlaubt. Und ist sie nicht tüchtig, so ist sie vielleicht schön, und hat sie kein Capital, so hat sie wahrscheinlich einen guten Freund, der ihr wohl die kleine Liebhaberei vergönnt, im eigenen Hause als Herrin zu walten, wie sehr auch Kunst und Casse darunter leiden mögen.

Nun wird ein Stück ausgewählt und für dieses werden die Mitwirkenden engagiert, und zwar meistens nur for the run of the piece. Diese „Dauer des Stückes", das Abend für Abend heruntergespielt wird, ist vielleicht einige Monate, sie hat sich auch schon auf Jahre erstreckt, vielleicht ist sie aber auch nur einige Tage. Dann müssen sich die Künstler meistens wieder anderswo ihr Brot suchen.

Ein solcher improvisierter Impresario ist dann regelmäßig erster Held, erster Liebhaber und „erster alles andere", der Centralpunkt, um den sich — in der gebührenden Entfernung — alles dreht. Vielfach ist er auch noch erster Dramatiker. Sein Name ist wenigstens als Mitarbeiter genannt, wenn auch seine Mitarbeiterschaft gewöhnlich sich darauf beschränkt, seine eigene Rolle recht herauszustreichen, im übrigen aber nur auszustreichen. Manche solcher Dichter-, Director-, Regisseur- und Darsteller-Genies können sich dann als Tausendkünstler auf längere Zeit vor dem Publicum halten. Gewöhnlich aber lässt der Krach bei dieser Art Leuten nicht gar lange auf sich warten.

Bei alledem sollte man aber nicht zu geringschätzig auf das englische Theater herabblicken. Was für eine Unbeständigkeit auf mancher Bühne auch herrscht, so finden sich andere doch auch in erprobten festen Händen — wie so manche der Privatbühnen auf dem Continent — und leisten trotz des ausgeprägt commerziellen Charakters in einer gewissen eng begrenzten Sphäre Vorzügliches. Sind sie auch aus natürlichen Gründen allesammt nicht in der Lage, sich von dem für Publicum wie Darsteller gleich nachtheiligen Uebel der immerwährenden Wiederholung ein und desselben Stückes freizumachen. Doch erwächst jedenfalls der Vortheil daraus, dass dasselbe ganz gehörig einstudiert wird, und bei den zu erwartenden langen „Runs" verlohnt sich's auch in Bezug auf die Inscenierung ohne Rücksicht auf Unkosten [illegible]. Und das Publicum aber bleibt selbst bei der vielfachen Wiederholung der einzelnen Stücke Abwechslung genug, da es über dreißig Theater in London gibt.

Die namhaften Dramatiker des modernen England sind in erster Reihe Arthur Pinero, der Verfasser des „Magistrate", „Sweet Lavender", „The Second Mrs. Tanqueray" und „The [illegible]

Lord Quex", und Henry Arthur Jones, Verfasser der „Silver King", „Saints and Sinners", „The Dancing Girl", „The Middleman" und „The Liars". Ferner seien erwähnt als Verfasser erfolgreicher Dramen: Grundy Chambers, Parker, Gilbers und Sims. Das englische Drama mag noch viel zu wünschen übrig lassen, aber es ist gewiss nicht zu leugnen, dass dasselbe in den letzten zwanzig Jahren einen wesentlichen Aufschwung genommen hat. Gegen die Ibsen'sche Schule hat sich das englische Publicum lange aufgelehnt, und auch heute sind Aufführungen Ibsen'scher Stücke immer noch sehr vereinzelt und von kurzer Dauer. Aber es ist doch sicher auch nicht zu leugnen, dass die englischen Dramatiker in neuerer Zeit mehr und mehr unter den Einfluss der norwegischen und der vorgerückteren deutschen Schule gekommen sind.

Indessen das Hauptaugenmerk wird doch, soweit es sich um Adaptionen handelt, immer noch auf Frankreich gerichtet. Was in Paris einen besonderen Erfolg errungen, wird regelmäßig auch nach England verpflanzt. Genau wie in anderen Ländern. Doch geht man dabei in England immer noch recht vorsichtig zu Werke — von wegen der Moral. Man übersetzt nie, man adaptiert und anglisiert nur. Alles Schlüpferige wird übertüncht oder gänzlich ausgemerzt, alles übrige aber umso derber aufgetragen. Meistens werden auch die handelnden Personen erst in ein englisches Gewand gekleidet, häufig allerdings nur die edleren Charaktere, während die unsympathischeren — — Ausländer bleiben! In dieser Hinsicht nehmen allerdings die Dramatiker aller Länder noch immer zu viel Rücksicht auf die beschränkten Elemente des Publicums; und lassen sie nicht überall gerade die Schurken Ausländer sein, so wählen sie doch gern die lächerlichen Charaktere dazu aus, an denen sie dann ihren billigen Witz üben. Nirgends treten diese Unsitten so stark zutage wie in dem sich selbst bethörenden England, in den Adaptionen wie den Originalen. Und diesem Umstande verdankte es ein sprachgewandter Künstler wie Beerbohm-Tree, der väterlicherseits von deutscher Abkunft ist und mehrere Jahre hindurch in den stereotypen Rollen der Foreign Villains auftrat, jedenfalls zum guten Theil, dass er so bald in die erste Reihe der englischen Bühnenkünstler Eintritt fand.

Beerbohm ist aber doch auch ein wirklich tüchtiger Künstler und Director des von ihm selbst erbauten schönen Her Majestys Theaters, einer der angesehensten Bühnen Englands. Bekannter noch dürfte Sir Henry Irving sein, der Inhaber des Lyceum-Theaters, ein Mann von manierierten Gesten, linkischem Gang, mit einer ebenso unnatürlichen, wie undeutlichen Aussprache, und jedenfalls auch keine ansprechende Bühnenerscheinung, der daher auf der einen Seite zu der schärfsten Kritik herausfordert, auf der anderen Seite aber durch die Genialität seiner Darstellungen mit Recht wieder unsere Bewunderung erregt. Er leistet Vorzügliches als Intrigant, sowie auch in Rollen eines affectierten Malvolio, eines Shylock oder Mephistopheles oder auch als Robespierre in dem von Sardou für ihn eigens geschriebenem Drama gleichen Namens. Aber dieser selbe Mann hat sich auch in der Rolle eines Romeo versucht, der er gewiss nicht gewachsen und sicherlich doch längst auch entwachsen ist. Unbestritten sind seine großen Verdienste als Bühnenleiter, und diesem ist es auch vornehmlich zu danken, dass Shakespeare im eigenen Vaterlande wieder einigermaßen zu Ehren gekommen ist. Mit Irving zusammen spielt schon seit einer langer Reihe von Jahren Miß Ellen Terry, eine treffliche Künstlerin, die allerdings nicht sowohl durch Feuer und Leidenschaftlichkeit, als durch den gewinnenden Zauber ihrer Darstellung — noch immer — uns hinreißt. Vor kurzem gieng Sir Henry mit seiner Gesellschaft für einige Zeit auf eine Gastspielreise nach den Vereinigten Staaten, die für so viele englische Schauspieler einen so günstigen Wirkungskreis abgegeben, und wo auch Sir Henry schon zum öfteren große Erfolge gefeiert und andere begehrliche Dinge eingeheimst hat. Da aber sechs Monate lang vor seiner Abreise in London Abend für Abend ununterbrochen „Robespierre" aufgeführt wurde, so wird mehr als ein Jahr vergehen, dass das Lyceum, das in den Augen vieler doch noch die leitende Londoner Bühne ist, eine Novität herausbringt. Jüngst trat Eleonora Duse im Lyceum auf und feierte auch hier die gewohnten Triumphe.

Von den anderen hervorragenden Theatern seien hier noch namhaft gemacht: das Haymarket, wo das Ehepaar Bancroft so große Erfolge feierte, das St. James' unter Alexander, Wyndhams Theater unter Wyndham, das Prince of Wales unter Harvey, das Garrick unter dem feinen Künstler Hare, während eine derbere Kunst in den gleichfalls nach ihren Inhabern benannten Theatern Terry's und Toole's gepflegt wurde oder doch geboten wurde. Denn Toole ist nun schon seit längerer Zeit leidend, und der treffliche Komiker [illegible] [illegible]

spielt vielfach die vorzügliche Tragödin Mrs. Patrick-Campbell, die zumal in der Rolle der „zweiten Mrs. Tanqueray" sich einen großen Namen gemacht, gegenwärtig aber das Royalty-Theater auf eigene Hand gepachtet hat und als Magda in Sudermanns „Heimat" wieder große Begabung kund that.

Eine gerade in England in besonderer Blüte stehende Abart des legitimen Dramas sind die „Melodramen", Stücke, in denen die Sensation in ihrer krassesten Form die größten Triumphe feiert, Stücke voll Mord und Todtschlag, voll Feuerbrünste und Wassernöthe, voll Collisionen und Explosionen, voll Unmenschlichkeiten, von Seiten des stereotypen Bösewichts verübt, voll ebenso edler, wie todesverachtender Thaten der gleichfalls aus Blei gegossenen Helden, voll Anmuth und Hochherzigkeit der schwer geprüften, aber nicht nur immer tugendhaft bleibenden, sondern auch mit tugendsamen Redensarten fortwährend um sich werfenden Heldin, Stücke, die aber bei allen Schrecken, die uns geboten werden, doch immer einen „befriedigenden" Ausgang nehmen. Und so konnte ein bekannter Geistlicher gerade in Bezug auf das Melodrama einmal schreiben — und seine Auslassung wurde täglich unter den Theater-Annoncen veröffentlicht — dass Theater, die solche Stücke brächten, zur Hebung der Kunst, wie der Moral beitrügen, insofern in diesen „gesunden" Dramen die Tugend allemal über das Laster triumphiere. Die bekannteste dieser „moralischen" Anstalten ist das altehrwürdige Drury Lane-Theater, das „nationale" Theater, in dem einst Künstler, wie Kean Kemble und Grimaldi ihre wohlverdienten Triumphe feierten. Drury Lane steht aber auch obenan unter der Zahl derjenigen Bühnen, die von Weihnachten an den ganzen Winter hindurch „Pantomimen" — dramatisierte Kindergeschichten — zur Aufführung bringen, allerdings mit einer Ausstattung von so sinnberückender Großartigkeit, dass Kostümiers und Decorationsmaler, Figuranten und Coulissenschieber in diesen Stücken merklich auf die Höhe ihrer Kunst gebracht werden.

Noch weiter abseits von dem eigentlichen Drama stehen die viel besuchten Music-Halls oder Varietäten-Theater, von denen manche aber, wie das große Empire- und das Alhambra-Theater, in neuerer Zeit insofern eine gewisse Bedeutung erlangt haben, als zwischen den vorgeführten Leistungen abgerichteter Vierfüßler, Akrobaten und Tingeltangel-Virtuosen aller möglichen Arten hier „Jingoismus" und „Khakiismus" gepredigt werden, und zwar durch deklamatorische wie gesangliche Vorträge, in die das Publicum dann auch wohl einstimmt, oder auch durch Balletaufführungen in oftmals — das lässt sich nicht leugnen — feenhafter Ausstattung. Diese Music-Halls sind die ganz besonderen Brutstätten des britischen Chauvinismus geworden.

Mit der nationalen Oper ist es in England ja immer noch recht kläglich bestellt. Wohl findet sich zur Zeit der Saison, im Frühling, regelmäßig ein Conglomerat der erlesensten Sangeskräfte der Welt in London ein, aber dafür entbehrt die größte und reichste Stadt der Welt für den ganzen langen Rest des Jahres auch aller eigentlichen Opernaufführungen gänzlich! — Die Operette steht dagegen in üppiger Blüte. Die nennenswerten Theater, in denen diese leichteren, oftmals recht seichten, immer auch prächtig ausgestatteten Musikwerke gepflegt werden, sind das Gaiety, Dalys, das Lyric und vor allem das Savoy, wo die bekannten Operetten Gilberts und Sullivans — „Pinafore", „Der Mikado" „Die Gondoliers" — und viele andere ihre erfolgreiche Laufbahn über die ganze Welt begonnen haben.

Die Provinzialstädte sind in Bezug auf die Theateraufführungen ganz und gar von der Hauptstadt abhängig. Sie sind fast ausschließlich auf travelling companies angewiesen, die mit einem einzigen Stücke und dem erforderlichen Material an Ausstattung und Darstellern fortwährend von Ort zu Ort pilgern, indem sie sich selten mehr als etwa eine Woche irgendwo aufhalten. Zuweilen begeben sich dann auch die Sterne ersteren Ranges wohl auf solche Rundreisen, zumal im Sommer. Indessen im allgemeinen steht es in Sachen des Theaters in den Städten der Provinz recht traurig aus.

Was in Hinsicht auf die englische Bühne den unzweifelhaftesten Aufschwung genommen, das ist unbedingt die sociale Stellung ihrer Angehörigen. Noch vor einem halben Jahrhundert waren die Thüren „anständiger" Häuser für alle geschlossen, die ein „Spielhaus" auch nur betraten. Heute stehen sie den „Spielern" selbst überall weit offen. Einmals wurden die Bühnenkünstler als „Rogues and Vagabonds" betrachtet und behandelt: heute sind sie die verwöhnten Lieblinge der Gesellschaft. Mehrere von ihnen, wie Sir Henry Irving und Sir Squire Bancroft, sind bereits in den Ritterstand erhoben. Wohl sind die Bühnenkünstler von heute auch ein ganz anderer Schlag von Menschen als ehedem. Indessen der [illegible] ist doch längst zu sehr auf die [illegible].

Wilh. F. Brand.

# Die Woche.

### Kunst und Leben.

Die Berliner Secessionsbühne hat ihre letzten großen Wiener Erfolge aus der frischen Heidelandschaft des deutschen Naturalismus geholt: sie hält diesen demnach — trotz mancher ihr unterschobenen Programmpunkte — nicht für „überwunden", sie sucht ihn sogar auf. Auf diesen Wegen begrüßen wir sie doppelt so freudig. Sie brachte ein schlesisches Schauspiel „Der gnädige Herr" von Elsbeth Meyer Förster und — der Zusammenhang ist natürlich nur äußerlich zu verstehen — Knut Hamsuns „An des Reiches Pforten". Frau Meyer-Förster ist eine Dichterin zahlreicher Novellenbücher, die in einer deutschen Literaturstadt von vorneherein warme Freunde gefunden hätte. In Wien empfieng man sie überlegen und misstrauisch wie eine Anfängerin, die sich durch strenge Führung immerhin das Wohlwollen dieses oder jenes älteren Herrn Collegen aus unserem heimischen Verbande erringen könnte. Man beschrieb ihre Toilette, in der sie auf der Bühne den stürmischen Abenderfolg quittierte, man fand sie selber hübsch. Ueber ihre Arbeit sollte damit abgeurtheilt sein. Nun, es ist hier nicht der Ort, eine Polemik mit einzelnen Ansichten zu führen. Aber es hängt mit diesem besonderen Fall eine Frage zusammen, die Grösseres und Allgemeineres betrifft: das naturalistische Milieustück überhaupt. Der „Gnädige Herr" spielt auf einem schlesisch-polnischen Gut, unter Menschen, die im Dialect sprechen, im Dialect denken, in der Abhängigkeit ihres Bodens und ihrer Verhältnisse leben und darin ihre Tragik finden. Hauptmann und Halbe haben uns bisher am stärksten mit dieser technisch-ästhetischen Errungenschaft deutscher Dichtkunst bekannt gemacht; nun tritt Elsbeth Meyer-Förster zu ihnen und nimmt von diesem Terrain gleichfalls Besitz — mit dem Muth und der Kraft des geborenen Eroberers. Und nun taucht mit einemmal das Urtheil auf, das Milieustück sei veraltet, sei eine verbrauchte, allzu beschränkte Form. Hauptmann dichte heute selber Märchen, Halbe schreibe Renaissancestücke, die Neueintretende stehe also mit ihrer Kunst bereits im Nachtrab der Epigonen. Ich staune über diese Schlagfertigkeit des literarhistorischen Urtheils, aber ich finde sie — offen gestanden — wenig verlässlich. Noch immer enthält ein naturalistischer Dialog wie der im „Gnädigen Herrn" soviel Frische, soviel Echtheit und soviel Kunst, dass nur der für den Defect der Wirkung verantwortlich ist, der nichts davon merkt. Noch immer ist eine solche Charakteristik mit indirecten Mitteln, mit glänzend aufgespürten und glänzend wieder verborgenen Hilfsmitteln, mit halben Wendungen, mit einer Durchleuchtung und Färbung der Scene von innen heraus, noch immer ist das etwas, was selbst von der besten Mittelmäßigkeit unserer heutigen Bühnenschriftstellerei nicht im entferntesten erreicht wird. Das müssten sich unsere um Mitternacht so urtheilssicheren Literarhistoriker sagen, ehe sie zur stofflichen Zerlegung eines Stückes, wie des „Gnädigen Herrn", die Feder ansetzen. Das Stück mit seiner Handlung und seinem Stoff will ich nicht vertheidigen. Sein Conflict ist in der That kleinlich, seine Lösung im letzten Act sogar schwach. Aber das beweist noch wenig gegen die künstlerische Begabung eines Dichters und noch weniger gegen das heute so gerne schon bespöttelte Milieustück überhaupt. Die Definition, die vor mehr als zwanzig Jahren Zola von dieser Gattung gab, sie gilt heute noch, oder vielmehr: sie ist heute noch nicht ganz erfüllt. Frau Meyer Förster ist noch immer unter den ersten.

*

„An des Reiches Pforten", das nun seit fünf Jahren in der ausgezeichneten Uebersetzung von Marie Herzfeld (bei Langen) vorliegt, scheint mir im Wiener Spielplan der Secessionsbühne die überraschendste Entdeckung und die größte literarische That zu sein. Naturalistisch konnte ich es oben nur mit Rücksicht auf seine Anlage und manche Aeußerlichkeiten nennen. Es klingen zwei Töne hinein, die aus anderen Sphären kommen. Deren erster ist Hamsuns concentriertes und auch im Ausdruck verfeinertes Psychologisieren. Man kennt das aus glänzenden und nun auch schon berühmten Romanen des jungen Norwegers, und man kann es auch in diesem Theaterstück nicht verkennen. Der Dialog, der den Personen des Stückes entsprechend in der Sprache der Gebildeten sich bewegt, zittert und schimmert davon. Die in Unruhe gebrachte Liebe zweier Menschen zu einander — dramatisch genommen der ganze Inhalt des Stückes — nimmt in diesem wunderbaren Dialog hundert verschiedene Formen und Nuancen an, folgt jeder Stimmung, jeder Laune, jedem Hauch, wendet sich zum Schluss in ihr Gegentheil von dem einen Theil des Paares weg dem anderen zu — und alles das ohne weitläufige Erklärung, mit der unscheinbarsten Pointe im entscheidenden Moment, mit einer Sprache, die ebenso empfindlich wie sparsam ist. In dieser psychologisch zugespitzten Form liegt die eine Eigenart des Hamsun'schen Stückes. Die andere liegt darin, dass es ein Gesinnungsstück ist. Der Mann in dem vom Dichter gezeichneten Ehepaar ist ein Student der Philosophie, der seine Ansichten und seine Schriften nicht der Carrière zuliebe ändern will. Durch seinen Charakter wird er unglücklich, aber groß. Ob die Gesinnung selber tief ist — sie deckt sich nahezu völlig mit Nietzsches Herrenreligion — ist dabei Nebensache; das Pathos des Dichters ist echt. Wir kennen dieses Hamsun'sche Pathos, das freilich gerade bei einem solchen Psychologen ein wenig verblüfft, aus seiner „Neuen Erde", in der zum Theil sogar dieselbe Gesellschaft wie hier im Stücke auftritt. Die Ideale der Jugend werden hier wie dort verherrlicht: die Unabhängigkeit, das starke, ungezähmte Wollen. Der Hamsun'sche Held, ein Finne und darum eine Ausnahme in seiner resignierten norwegischen Umgebung, ist ein Typus dafür. Er hat sich seine Unabhängigkeit fast schon für immer errungen. Er steht an des „Reiches" Pforten.

*

Die Darstellungen der Secessions-Bühne waren auf der Höhe auch dieser Stücke. Wir sahen da immer von neuem eine schauspielerische Jugend am Werk, mit soviel Hingebung und frischem, unverdorbenem literarischen Ehrgeiz, dass wir Wiener mit unserer schon längst ein wenig muffigen Komödiantenkunst kaum ein anderes Recht haben, als erstaunt und entzückt zu sein. Neues wäre da für uns zu lernen. Neu ist uns noch immer — keine Rücksicht wird es todtschweigen können — ein Zusammenspiel wie das im „Gnädigen Herrn", mit seinen von Herrn Gregori und Frau Kanßler so glänzend und vor allem so absichtslos hingezeichneten Figuren; ein lüsterner Backfisch in diesem Stück wurde von Fräulein Ullmann mit dem ganzen Persönlichkeitsmuth gespielt, den diese Rolle verlangt. Neu ist uns noch immer eine rein psychologische Darstellungskunst wie die im Hamsun'schen Stück entfaltete: mit Herrn Kayßler als Helden, Frau Levermann als seiner Frau und den Herren Gregori und Vallentin. Schauspielerisch belanglos in diesem Sinne des Darstellungsstiles blieb bloß ein Abend des Gastspiels: der letzte. Man gab mit unzulänglicher Bühnentechnik Ibsens „Brand". Dabei hat das Stück nichts gewonnen, die Bühne nichts und nichts das Publicum. A. G.

---

# Bücher.

Dr. Heinrich Graf Coudenhove: „Politische Studie über Oesterreich-Ungarn." Wien 1900. Commissionsverlag von Gerold & Co. 106 Seiten.

Der Verfasser ist ein interessanter Mensch. Er hat lange Zeit als Diplomat in Ostasien verbracht, sich in die dortige Cultur eingelebt, eine Japanerin geheiratet und sich dann in seine Heimat nach Böhmen zurückgezogen. Er hat viel gesehen und weiß manches Interessante aus und über Asien zu erzählen. Als weltkundiger Mann kann er unsere heimischen Zustände mit fremden vergleichen und sich von manchem landesüblichen politischen Unsinn freihalten, der nur in ganz weltunkundigen und daher urtheilslosen Gehirnen Raum findet. So ist das, was er über die Judenfrage sagt, ganz vortrefflich. Wenn die Antisemiten, meint er, recht hätten mit ihren Behauptungen von der jüdischen Herrschaft, so würde das nichts gegen die Juden, sondern nur gegen die anderen beweisen, die sich in der überwältigenden Mehrzahl befinden. Uebrigens zeigt er auch durch einige schlagende Beweisstücke, dass die jüdische Weltherrschaft gar nicht besteht. Er hält den Antisemitismus nicht nur für falsch, sondern auch für schädlich. „Man soll" — schreibt er Seite 73 — „nie vergessen, dass Oesterreich in dem Handelstalent von fast zwei Millionen Juden ein geistiges Capital besitzt, welches zum Nutzen und zum Wohle des Staates zu verwenden ein Ziel der Regierung sein sollte. Wenn Oesterreich-Ungarn je wieder wachsen und blühen soll, so wird das nie durch Eroberungen geschehen, sondern nur durch den Handel; für eine Entwickelung in dieser Richtung sind aber die Dienste, welche die Juden leisten können, unschätzbar." Auch für das Hauptthema seiner Schrift, die Sprachenfrage, bringt die Schrift manche schätzenswerte Randglosse. Dass der Autor von Nationalhass und allen seinen Verbohrtheiten frei ist, braucht wohl nach seiner persönlichen Charakteristik nicht erst bemerkt zu werden. Doch dort, wo er sich an die Lösung des österreichischen Sprachenproblems heranwagt, erweist er sich als völlig unzureichend. Weitgereiste Leute bringen oft ein exotisches Steckenpferd heim, von dem sie sich dann nicht mehr trennen können. Dieses Steckenpferd ist beim Autor die russische Sprache. Er will unsere deutsch-czechische Querel durch die Einführung der russischen „Weltsprache" lösen, die sowohl Czechen als Deutsche zur gegenseitigen Verständigung erlernen sollen. Die Begründung dieses Vorschlages ist ungemein schwach. Sie läuft darauf hinaus, dass 120 Millionen „halbcivilisierter" Menschen diese Sprache sprechen, und dass zahlreiche Diplomaten im asiatischen Dienste ihren russischen Kenntnissen ihre Carrière verdanken. Das ist richtig, beweist aber gar nichts, weil Oesterreich bislang nicht in Asien, sondern in Europa liegt, die deutsche Weltsprache uns nicht nur näher steht als die russische, sondern dieser auch culturell überlegen ist, da sie von 70 Millionen hochcultivierten Menschen gesprochen wird. Wenn es schon, wie der Autor zugibt, ein aussichtsloses Unternehmen wäre, die Deutschen zur Erlernung der czechischen Sprache zu zwingen, so kann doch davon gar keine Rede sein, dass sie eine gänzlich landesfremde, die russische Sprache sich werden auferlegen lassen. Die Germanisierung Oesterreichs ist unmöglich; wie viel mehr noch die Russificierung! Werthvoll ist noch in der Schrift die Bemerkung (S. [illegible]), dass wir „schon lange" unsere Großmachtstellung verloren haben. Das ist allgemein bekannt, nur wird es aus Eigeninteresse von unseren [illegible] Diplomaten in der Regel nicht eingestanden. Desto mehr ist dieses Zugeständnis aus dem Munde eines langjährigen österreichisch-ungarischen Diplomaten, wie Graf Heinrich Coudenhove, besonders zu erwähnen. K.

Dr H. Rösemeier: **Die Arbeiter im 19. Jahrhundert** 18. Band des bei Siegfried Cronbach in Berlin erscheinenden Sammelwerks. Am Ende des Jahrhunderts.

Der Verfasser beschränkt sich der Hauptsache nach auf Deutschland, widmet den englischen und den französischen Arbeitern des 19. Jahrhunderts nur je ein Capitel und gibt am Schluss eine kurze Uebersicht der Lage der Arbeiter in den übrigen Culturstaaten. Die Capitelüberschriften des den deutschen Arbeitern gewidmeten Haupttheiles lauten: Die deutschen Gesellschaftsclassen bis zu den Anfang des 19. Jahrhunderts; Die deutsche Arbeiterschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Revolution, Reaction und Reichseinheit; Die deutsche Socialdemokratie; Die Verbreitung socialer Gesinnung in den Kreisen des Bürgerthums und der Regierungen; Die sociale Gesetzgebung; Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Das kleine Buch enthält eine Fülle gediegenen Stoffs und ist brauchbar zur Orientierung und zum Nachschlagen, trotzdem aber nicht trocken geschrieben, sondern lebhaft und anziehend. Der Verfasser ist von Begeisterung für den socialen Fortschritt und von warmer Theilnahme für die Arbeiter erfüllt, aber nicht Socialdemokrat. Sehr richtig bemerkt er Seite 133: „Möglich, dass die Berechnungen gar nicht einmal so falsch sind, die von interessierter Seite angestellt worden, um den Arbeitern nachzuweisen, dass die Socialdemokratie ihnen direct gar nichts genutzt habe; umsomehr aber hat sie ihnen indirect durch ihr bloßes Dasein genützt: ohne Socialdemokratie keine Socialreform!" Er kennt die Arbeiterschaft aus persönlichem Verkehr mit ihr und stellt die Strömungen in ihr und die sie beherrschenden Stimmungen richtig dar. Er weist auf die Thatsache hin, dass die Conservativen, die vor 30 Jahren von socialreformerischen Neigungen angewandelt wurden, immer arbeiterfeindlicher werden, während sich die früher theils manchesterlichen, theils entschieden arbeiterfeindlichen Liberalen zu bekehren anfangen, und schreibt Seite 115: „Die Socialisierung des deutschen Liberalismus bedeutet die Opportunisierung der deutschen Socialdemokratie". Das deutsche Arbeiterelend in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, das viel weniger bekannt ist, als das englische, schildert er sehr ausführlich. Da er den Aufschwung der Industrie ausdrücklich den Ursachen beizählt, welche die Arbeiterschaft gehoben und eine mächtige socialdemokratische Partei möglich gemacht haben, so hätte er dem Zollverein, der so viel dazu beigetragen hat, einige Zeilen mehr als die vier auf Seite 119 widmen sollen, und da er soviel hundert Namen nennt, hätte er bei Erwähnung des Zollvereines und der Eisenbahnen den Namen Friedrich List nicht vergessen sollen. An die ungeheuren Leistungen der deutschen Landwirtschaft in der Zeit von 1850 bis 1880 hat er gar nicht gedacht, obwohl diese das ganze Volk in weit stärkerem Maße bereichert haben als Industrie und Handel. Abgesehen von diesen unerheblichen Mängeln, die bei einer zweiten Auflage leicht behoben werden können, ist das Büchlein vortrefflich und verdient empfohlen zu werden. —t—

Eugène Thomas: **Die Instrumentation der Meistersinger von Nürnberg** von Richard Wagner. I. Text, II. Beispiele. Mannheim, K. Ferd. Heckel 1899.

Der Verfasser hat sich der ebenso schwierigen wie dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Instrumentation der Meistersinger zu analysieren und das ganze Werk durch historische und ästhetisch kritische Bemerkungen zu erläutern. Gleich zu Anfang gibt uns eine statistische Tabelle Einblick in die „Oekonomie der Instrumentation"; sie zeigt, wie sorgfältig und vorsichtig Wagner gerade in diesem Punkte zu Werke gegangen ist. So wie der Vorhang aufgeht, treten Trompeten und Posaunen auffallend in den Hintergrund, während Hörner und Holzbläser mit Ausnahme der spärlich verwendeten Flöten im Verein mit den Streichern die Grundfarbe der Instrumentation bilden. Von den 6520 Takten der Meistersinger kommt auf Trompeten und Posaunen kaum der zehnte Theil. Eine ausführliche Behandlung erfährt sodann Wagners unendliche Melodie (d. i. die Orchestersymphonie, die sich dem Drama anschmiegt) und der ihm eigenthümliche Sprechgesang. Thomas citiert hier, wie öfters im Verlaufe des Werkes, eine ästhetische Bemerkung Bulthaupts, nach welcher jene Stellen, in welchen Wagner nur die Wortdeclamation cultiviert, die eigentliche „Grundsuppe" des Dialogs der Meistersinger bilden, während anderseits drei große dramatisch wichtige Scenen von einem melodischen Motiv beherrscht sind, das mächtiger als der Sprachaccent ist und die Logik der Betonung gleichsam ins Schlepptau nimmt, wobei das Motiv kraft der musikalischen Reize unendlich viel mehr gibt, als die bloße in Noten umgesetzte Sprache. Bemerkenswert sind ferner einige Chorstellen des dritten Aufzuges, wo Wagner ganz im Geiste der „alten Opernschablone" die Worte nicht nach dem Bedürfnis der Declamation, sondern nach dem der melodischen Phrase accentuiert, wobei er selbst Wiederholungen nicht scheut. Vergleichen wir bei solchen Stellen Text und Musik miteinander, so finden wir die Phrasierungsbögen, welche der Melodie angehören, in schroffem Widerspruch mit den Textphrasen platziert, so dass die Vermuthung nahe liegt, dass Wagner [illegible] den Text nur skizzenhaft hingeworfen hat und dieser von anderer Hand den Noten unterlegt wurde, oder dass die Phrasierungsbögen nicht von Wagner stammen. Eine andere Erklärung ist kaum denkbar." In der eigentlichen Analyse der Instrumentation finden wir eine Reihe wertvoller Bemerkungen, die [illegible]

dieſem Buche, dass zu wünschen wäre, es würde als unentbehrliche Ergänzung jeder Instrumentationslehre in allen Musikschulen eingeführt. Thomas macht wiederholt auf wichtige Stellen aufmerksam mit der Bemerkung: „klingt gut", „klingt schlecht". Das soll keineswegs eine schulmeisterliche Censur sein, sondern es ist ein für den Schüler unentbehrlicher Hinweis, sich gewisse Stellen besonders sorgfältig anzuhören und dabei wichtige Klangeigenthümlichkeiten zu prüfen, die für eine Instrumentation eigener Compositionen nützlich sein könnte. Von derartigen Ausstellungen können wir mit Bulthaupt, den Thomas selbst citiert, sagen: „Man erwähnt sie, weil sie nicht verschwiegen werden dürfen, man sagt sich, dass sie leicht zu vermeiden gewesen wären, dass die Fehler, die man tadelt, den Genuss beeinträchtigen — aber man beneidet den Mann doch, der so wie dieser verschwenden darf." **R. W.**

Dr. Otto Harnack, ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt: **Essais und Studien zur Literaturgeschichte.** Braunschweig 1899.

Es sind in der letzten Zeit so viele nachträgliche Sammlungen zerstreuter Aufsätze aus Zeitschriften in Buchform erschienen, die füglich zerstreut hätten bleiben können, dass es ein Vorurtheil zu überwinden gilt, wenn man an das hier genannte Werk herantreten will. Der Lohn wird indes nicht ausbleiben. Die Harnack'schen Essais und Studien, obwohl in leicht erreichbaren und bekannten Zeitschriften wie „Preußische Jahrbücher", „Euphorion" u. a. erschienen, verdienten diese Separatausgabe, bei der es dem Autor vor allem darauf ankam, durch Vereinigung des Zerstreuten die Gesichtspunkte, von denen aus er die Erscheinungen und die zugrunde liegenden Probleme der Literaturgeschichte und Aesthetik beurtheilte, deutlich hervortreten zu lassen und die Einheitlichkeit seiner Betrachtungsweise zu bekunden. Beides darf als erreicht angesehen werden, und es berührt geradezu wohlthuend zu sehen, wie ungezwungen und consequent der hauptsächlich aus Goethe gewonnene Kunstbegriff durch alle Urtheile hindurch festgehalten und bestätigt wird. Das war um so schwieriger, als die Persönlichkeiten, von denen gehandelt wird, oft innerlich sehr gegensätzlich und nach dem Curswert des Tages sehr verschieden sind: Goethe, Ibsen, Tolstoi, Byron, Puschkin, Carducci, Zola, Hauptmann! Neben diesen Charakteristiken, die vortreffliche aesthetisch psychologische Analysen einzelner Dichtungen (Gespenster, Macht der Finsternis u. a.) in sich schließen, laufen Aufsätze her über Specialfragen der Goetheforschung und Abhandlungen über classische Dichtung, Lyrik, literarhistorische Methode und ähnliches. Der „Poesie und Sittlichkeit" (1891) betitelte Aufsatz dürfte sich vielleicht in der Gegenwart noch als actueller erweisen, als zur Zeit, wo er erschienen ist. Der Verfasser will gegen unsittliche Tendenzen in der Poesie nicht die Polizei, sondern die öffentliche Meinung, das öffentliche Gewissen an- und wachgerufen wissen. Dass unsittliche Tendenzen in der neuesten Literatur vorhanden sind, gibt er unumwunden zu. „Es gibt eine Gruppe, die sich unberechtigt mit dem Namen Realismus deckt, und welche in der That das Unsittliche mit Vorliebe sucht und tendenziös befördert." Mehr als ehedem sei jene unsaubere Literatur heutzutage „durch das dreiste Selbstbewusstsein einer Literatengruppe immer mehr in das Gebiet des für ernsthaft geltenden Schriftthums" eingedrungen. Als typisch für diese Literatengruppe nennt er beispielsweise H. Toovte und — O. E. Hartleben. Aber als entschiedener Optimist meint er, es sei besser, einige unwürdige Werke passieren zu lassen, als ein einziges würdiges zurückzuweisen. Es muss einer schon durch die Schule des älteren Goethe gegangen sein, um, frei von allen theoretischen Scheuklappen, den Thatsachen mit jener objectiven Ruhe und durch kein Vorurtheil getrübten Empfänglichkeit gegenüber zu treten, wie sie der Altmeister deutscher Dichtung so oft auch an Erscheinungen bethätigt hat, die seiner Natur innerlich fremd und entgegengesetzt waren. An diesem Harnack'schen Buche aber finden wir bestätigt, dass nichts so sehr vor Einseitigkeit schützt, als die Beschäftigung mit Goethe, dem der Verfasser als verständnisvoller Forscher und Ausleger nahesteht. **Karl Muth.**

Magdalena Thoresen: **Am Abgrund vorbei.** Schuster & Löffler, Berlin 1900.

Diese Novellen sind nicht „modern". Man könnte sie mit denen der Ebner Eschenbach vergleichen. Diese ist gewiss ein reicherer Künstler, und doch siegt die Nordländerin vermöge einer Eigenschaft, die weniger ihr selbst und allein zukommt, als sie ein Erbe des Nationalcharakters zu sein scheint. Magdalena Thoresen hat jene merkwürdige, leuchtende, nordische Plastik, die dem verschwimmenden Deutschen zumeist abgeht. Sie schildert zum Beispiel eine Ehe, in der Frau und Mann einander nicht erkennend und daher nicht liebend, freudelos dahinleben. Die Frau bricht die Ehe, durch die sie gebrochen wurde. Nun erst erwacht der Gatte zur Erkenntnis, dass sein Weib keine Maschine ist, welches sein äußeres Leben ordnet, und die gebrochene Ehe wird nun erst eine wahre. Kein allzu neues oder tiefes Thema! Aber diese Menschen sind so greifbar, so lebend, dass man über die Mängel gern hinwegsieht. Eine nordische Banalität kann uns mitunter mehr wert sein, als deutsche Tiefgründigkeit, die von Nebeln umhüllt ist. **M. M.**

Wilhelm Hegeler: **Ingenieur Horstmann.** Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 1900. 175 S.

Ueber dieses Werk lässt sich innerhalb der Schule, der es angehört, nur Rühmliches sagen. Es zeigt den Verfasser, der mit „Mutter Bertha" [illegible] und tastend begann, ausgereift, maßvoll und doch kraftbewusst auf der Höhe seines Könnens. Mit Fleiß und Scharfblick hat er den Kampf eines erblich belasteten Charakters gezeichnet, hat den starken [illegible] mit der armseligen Gesellschaft einer deutschen Mittel[illegible] in Beziehung [illegible] tragisch untergehen. [illegible] des Ingenieurs Horstmann, bei all seiner [illegible] Sein plumpes Auftreten, sein ver[illegible] die an Wahnsinn grenzen, haben [illegible] ganz für ihn Partei, ebenso [illegible] weil das Gewürm, gegen das er

so hilflos tobt, auch von uns verabscheut wird. Es scheint zwar, als habe der Verfasser für die Frau des Ingenieurs, dessen furchtbarste Feindin, dem Leser einige Sympathie aufdrängen wollen. Gelungen ist ihm das nicht. In einsamer Größe überragt der Held, der Erbauer riesenhafter Brücken, alle übrigen Gestalten des Romans. Mit der gleichen künstlerischen Sorgfalt aber ist jede einzelne Figur behandelt, wie denn überhaupt die Beobachtung einfacher geradliniger Menschen des Verfassers starke Seite ist. Klar und naturgetreu ist auch das Treiben der Gesellschaft wiedergegeben: die Scenen beim Brückenbau, im Irrenhaus, auf dem Düsseldorfer Carneval wirken lebendig und überzeugend. Die seelische Entwickelung des Helden, mit der der Verfasser wohl sein Bestes geben wollte, ist unanfechtbar, lückenlos, von solidester Construction. Kurz gefagt, Wilhelm Hegeler hat mit gesunder Begabung eine ausgezeichnete Schule durchgemacht. Er sitzt in seiner Classe unter den ersten, etwa zwischen Polenz und Holländer, und es ist vielleicht unbescheiden, noch mehr von ihm zu verlangen. Oder sollte es Hegeler, der noch mit jedem Buche höher stieg, am Ende gelingen, sich als Persönlichkeit zu offenbaren? Kurt Martens.

## Revue der Revuen.

### Kunstzeitschriften.

Lauter Ausstellungshefte! „Gazette des beaux-arts" schließt die Salonberichte und beginnt mit der Weltausstellung. Eine Studie über Burne-Jones schließt sich an, die nach Beendigung besprochen werden soll.

„Studio" bringt „the art of 1900", reich illustriert mit Reproductionen nach Brangwyn, Byam-Shaw, Sargent, Solomon, Shannon, u. s. w. Neue Namen fehlen auch hier, ebenso wie neue Tendenzen. Man steht in der englischen Kunst eigentlich nur noch vor Wiederholungen und Variationen des gleichen Themas. Es ist zweifellos eine überlebte und müde Kunst. Ihre Verfeinerung, ihre elegante und parfümierte Sinnlichkeit, die Grazie ihrer schönen, lässig-vornehmen Geberden, das aristokratische Exterieur der Modelle — alles das fängt schon an, überaus fad und fast unerträglich zu werden. Was die Watts, Rossetti, Burne-Jones einmal wirklich empfunden haben, das findet man hier wieder, übersetzt in eine allzu salonmäßige, allzu frisierte und wohlerzogene Schönheit. Es geht ein eigenthümlicher Zug von posierter Mädchenhaftigkeit und Zartheit, von Prüderie und Geschlechtslosigkeit durch diese Sachen, oft genug dann wieder etwas von koketter Lüsternheit, die mit niedergeschlagenen Augen vielsagend lächelt. Erholungen sind hie und da eine großzügige melancholische Schotten-Landschaft, ein wundervoll breit und flächig hingesetztes Porträt von Sargent, ein Brangwyn oder eine Thierplastik von Swan. — Gut und anregend sind fast immer natürlich die decorativen Sachen. Eine ganze Reihe von Abbildungen zeigt Versuche, das Motiv des Prunkbechers modern zu gestalten. Famos sind getriebene Kupferpaneele: landschaftliche Darstellungen, bewegte See, Felsenküste bei Mondschein, Hafenansichten u. dgl. Diese Arbeiten, in ganz flach getriebenen Reliefs sind überaus gelungen in der Lichtwirkung: also etwa auf der Felsenküste sehr fein das Schwimmen des Mondlichtreflexes über langgezogene Wellen und den Massen der Steinblöcke. Auf der Ansicht eines Hafens hat man ganz deutlich die Illusion einer späten Abendstunde; gegen den dunklen Himmel flammen grell die Feuergarben der Fabriksschlote, oder dunkle Rauchwolken ziehen schwer über die Häusermassen hinweg. Eine Collection Ex libris-Zeichnungen schließt das Heft.

Die „Kunst für Alle" bringt im Heft vom 15. Juli einen sehr reich illustrierten Aufsatz von Rosenhagen über die Berliner Secession. Der bekannte Kritiker constatiert einen neuen Aufschwung der realistischen Malerei. Er findet, dass „die Realisten unter den Künstlern der Malerei als Kunst jetzt eine größere Aufmerksamkeit zuwenden, als bisher, und dann auch, dass sie sich Mühe geben, ihren Arbeiten einen bildmäßigen Abschluss in einem anderen Sinne zu geben. Man hätte eine zeitlang glauben können, dass der Kunst die Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre verloren gehen sollten. Die Begeisterung für den Realismus, der in scheinbar zwecklosen Experimenten seine Kräfte verthat, war am Erlöschen, und ein Geschlecht, das mit der Kunst andere, neue Wirkungen zu erzielen trachtete, wuchs heran. Nervenerregungen, literarische Ideen, Gehör- und Gesichtsreize wurden mit einander in Verbindung gebracht. Man stellte die Malerei in den Dienst von Sensationen und ließ die stattlichen Fundamente, die der deutsche Realismus für die Kunst geschaffen, unbenützt liegen". Jetzt sollen sich die Vertreter der älteren deutschen realistischen Malerei im Verein mit einigen jüngeren gleichgesinnten Künstlern als Retter zeigen. Es sind Liebermann, Trübner, Uhde, ferner Graf Kalckreuth, Gleichen-Rußwurm, von jüngeren vor allem Slevogt, dann Breyer, Pottner und Corinth, die der rathlos gewordenen Kunst wieder auf den richtigen Weg zu helfen suchen... Charakteristisch sei das Bestreben, die Anschauungen der neuen Zeit fest in Verbindung zu bringen mit der Kunst der großen alten Meister. Man malt nicht mehr, um sich als künstlerischer Athlet zu zeigen, sondern um Bilder zu machen. Man verzichtet nicht darauf, künstlerische Probleme sich zu stellen und zu lösen, aber vermeidet, sie als Selbstzweck erscheinen zu lassen. Man schickt die künstlerischen Ideen nicht mehr nackt hinaus, sondern gibt ihnen Kleider, die sie galeriefähig machen.

Das Heft vom 1. August ist der Münchener Secession gewidmet: unter den Illustrationen findet sich freilich nichts gerade Ueberwältigendes; ein feiner Benno Becker, ein decorativer Entwurf von Julius Diez, „Greis und Kind" von Zumbusch, Paul Schroeters Doppelporträt scheinen tüchtige Arbeiten. — Herm. Matacinus fordert in einem Aufsatz „Zeichenunterricht und Stillehre" künstlerischen Dilettantismus als Grundlage einer allgemeineren künstlerischen Bildung. Die Forderungen, die er aufstellt, berühren sich mit dem, was auch Lichtwark und andere oft genug gepredigt haben. Es handelt sich darum, ein künstlerisch mitempfindendes, mitschaffendes Geschlecht zu erziehen. Das soll ein auf künstlerischen Principien basierender, von der Natur ausgehender Zeichenunterricht, wie er in England gepflegt wird, bewirken helfen. „Gegenüber der bei uns immer wieder hervortretenden Neigung, in der Kunst zu systematisieren, zu philosophieren und zu speculieren, erscheint es am Platze, immer von neuem darauf hinzuweisen, wo die eigentliche Pforte für das Kunstverständnis zu finden ist, die Pforte, durch die wir den Boden der Kunst wirklich betreten können, statt von außen her über den Gartenzaun zu lugen. Die Pforte ist der Zeichenunterricht, das Mittel künstlerischen Verständnisses die Selbstausführung, die Stütze einer volksthümlichen Kunst der durch beide großgezogene künstlerische Dilettantismus."

Ergänzungen zu diesen Ausstellungsberichten bringt die „Decorative Kunst", ferner „Deutsche Kunst und Decoration" mit ihrem ersten Ausstellungsheft, das besser mit den Fortsetzungen zusammen besprochen wird. Auf einen neuen Künstler, den jungen Berliner Bildhauer Franz Metzer, wird mit Recht hingewiesen.

## Der Fall Bardot.

Novelle von Urbain Gohier.

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

Am Morgen nach meiner Ankunft bestieg ich wieder den Zug im Bahnhofe Saint Lazare. Bardot war nun verloren. Nichts konnte ihn mehr von meiner Denunciation und ihren Folgen retten. Aber der Mensch, der mit Zuversicht sagt: „Morgen werde ich dies oder das thun", ist ein armer Narr.

Im Bahnhofe von Mantes sprang ich aus dem Zuge. Wenn man von Paris kommt und in die Stadt will, muss man die Geleise überschreiten und die andere Seite des Bahnhofes erreichen. Ich wartete mit den anderen Reisenden, bis sich der Zug, mit dem wir gekommen waren, wieder in Bewegung setzte. Als der letzte Wagen an uns vorübergerollt war, betraten wir die Geleise. Das Geleise auf der anderen Seite wurde uns von dem Zuge selbst verborgen. Kaum hatten wir den Fuß darauf gesetzt, als uns die Beamten zuriefen, sofort zurückzutreten. Zugleich erblickten wir 50 Meter von uns den Schnellzug von Havre, der im Bahnhofe einfuhr, und den der Pariser Zug bisher vor unseren Augen versteckt gehalten hatte.

Ein Theil meiner Reisegefährten sprang vorwärts und erreichte den gegenüberliegenden Perron; die anderen eilten zu dem Perron zurück, den wir soeben verlassen hatten. Ich blieb einen Moment unentschlossen und gleichsam vom Anblick der heranschnaubenden Maschine hypnotisiert stehen. Als ich mich dann schleunigst retten wollte, fühlte ich mich festgehalten; mein rechter Fuß war zwischen einer Planke und einer Schiene eingeklemmt. Die hastige Bewegung, womit ich vorwärts eilte, bewirkte, dass ich zu Boden stürzte. Ich fiel quer über die Schienen.

Ich sah die Locomotive in nächster Nähe. Ein Schreckensschrei entsprang den Kehlen der Umstehenden: ich fühlte mich im voraus zermalmt und zerrissen. Aber mit übermenschlicher Kühnheit war mir ein Mann zu Hilfe gekommen. Im Moment, wo ich zermalmt werden sollte, wurde ich am Kragen und Gürtel gepackt, emporgerissen und auf den festen Asphalt des Perrons geworfen. Und mein Retter, den die Locomotive seitwärts getroffen hatte, im Augenblicke, wo er wegspringen wollte, rollte einige zehn Schritte bis an einen Laternenpfosten, der ihn aufhielt.

Da ich mich sofort etwas betäubt, aber gesund und heil erhob, eilte alles zu ihm hin, während der Zug zitternd seinen Bremsen gehorchte und stehen blieb. Ich näherte mich dem Manne, der mich so vor einem schrecklichen Tode bewahrt hatte: er stand bereits wieder aufrecht. Ich blickte ihn an: es war Bardot.

Ich stieß einen Ausruf des Erstaunens aus. Im höchsten Grade überrascht blieb ich stehen und starrte ihn mit fast blödsinnigem Ausdrucke an, so dass die Umstehenden eine sonderbare Idee von meiner Kaltblütigkeit und von meiner Dankbarkeit bekommen mussten. Unterdessen beschäftigte sich jedermann mit ihm. Rock, Weste und Hemd waren zerrissen, und man erblickte an der bloßen linken Schulter eine große wunde Stelle, aus welcher Blut floss.

Ein zufällig anwesender Arzt untersuchte die Wunde und erklärte sie für ungefährlich. Er legte ihm einen einfachen Verband an, wozu der Apotheker des Bahnhofes das Nöthige lieferte. Bardot verlangte ein Glas Wasser, stürzte es mit einem Zuge hinunter und brachte dann seine Kleidung so gut wie möglich in Ordnung. Dann drängte er sich durch die Leute, die ihn umgaben, kam auf mich zu, fasste mich am Arme und sagte: „Kommen Sie, ich habe Sie erwartet."

Diese Worte erhöhten meine Bestürzung. Ich folgte ihm mechanisch, ohne die Kraft zu haben, eine Frage oder ein Dankeswort an ihn zu richten. Die Umstehenden betrachteten erstaunt diese beiden Männer, deren einer dem anderen soeben das Leben gerettet hatte, und die sich auf so sonderbare Weise gegeneinander benahmen.

Wir verließen den Bahnhof, und Bardot führte mich schweigend in den einsamen Garten eines benachbarten Kaffeehauses. Dort setzten wir uns in eine entlegene Gartenlaube, wo uns der Kellner brachte, was ihm beliebte. Unterdessen betrachtete ich meinen Gefährten: ich schauderte, als ich sah, wie sehr er sich in diesen wenigen Monaten verändert hatte: die Reue oder die Furcht vor Entdeckung oder endlich der nervöse Schrecken, den die Unthat bei ihm zurückgelassen hatte, musste ihn entsetzlich quälen. Er war mager geworden, sein Gesicht war hager und bleich, unter seiner welken Haut schien kein Blut mehr zu circulieren. Seine früher so energischen Gesichtszüge waren jetzt wie verwischt oder verfallen, seine so klaren und leuchtenden Augen waren müde und leer geworden. Die Mundwinkel hatten sich gesenkt, und die Nasenflügel waren mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Ekel zusammengedrückt. Ich hatte nur noch den traurigen Schatten des einst so lebendigen und kraftvollen Mannes vor mir.

Als wir allein waren, brach er das Schweigen und wiederholte: „Ich habe Sie erwartet.“ Diesesmal frappierte mich ein Umstand, den ich nicht beachtet hatte, als er mir die nämlichen Worte zum erstenmale gesagt hatte: er nannte mich „Sie“. Während meines Besuches bei ihm hatten wir uns geduzt. Seither war in meiner Seele ein Abgrund zwischen Bardot und mir entstanden. Dies konnte er nicht wissen, aber sein Benehmen zeigte, dass er es ahnte. Hatte ihm mein unerklärliches Betragen bei dem soeben glücklich verhüteten Unglücksfall die Augen geöffnet?

Er sah mich fest an, und ohne dass ich ein einziges Wort hätte aussprechen können, fuhr er fort:

„Ich weiß alles. Sie wollten zum Untersuchungsrichter gehen. O, die Sache ist sehr einfach. Vorgestern war Pichard bei mir, um mich zu seiner Hochzeit einzuladen. Am Morgen hatte er den Brief erhalten, den Sie ihm von Madrid geschrieben hatten. Er gab mir ihn zu lesen. Er ahnte nicht, welche Entdeckungen Sie in Sevilla gemacht haben, und von welcher peinlichen Pflicht Sie sprachen. Ich aber verstand es sofort. Sie haben Pavia getroffen, Sie haben mit ihm geplaudert, Sie waren der Wahrheit auf der Spur, und Sie hatten beschlossen, mich zu verrathen. Der Brief enthielt das Datum Ihrer Ankunft. Ihr natürliches Zaudern musste Sie zum schleunigen Handeln drängen, damit Sie die Gewissensbisse los würden. Ich war also sicher, dass Sie sofort nach Mantes reisen würden. Ich habe Sie seit gestern erwartet.

Sie hielten es für Ihre Pflicht, mich der Justiz zu überliefern. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie von dieser Pflicht überzeugt seien. Wenn Sie darauf bestanden hätten — sehen Sie her (er zeigte mir einen geladenen Revolver) — der zweite Schuss war für mich. Aber, wenn ich entschlossen war, Sie zu tödten, warum habe ich Sie nicht von dem Zuge zermalmen lassen? Der Zufall brachte mir da meine Rettung. Ich hätte unbeweglich stehen bleiben können, wie zwanzig andere, die vor Entsetzen erstarrt waren. Ich will nicht sagen, dass diese Idee nicht in meinem Gehirn aufgeblitzt ist. Aber ich hatte keine Zeit, ihr Gehör zu schenken. Die Erregung selbst, die ich bei Ihrem Anblick empfand, bewahrte mich vor der Betäubung, welche die anderen lähmte. Ein schnellerer Instinct als die Ueberlegung zwang mich die Handlung auszuführen, die Sie gerettet hat. So ist auch alles besser. Sie wollten mich anzeigen, ich hatte vor, Sie zu tödten; jetzt, wo ich Ihnen das Leben gerettet habe, trotze ich Ihren angeborenen Gesinnungen.“

Er schwieg einen Augenblick und wandte seine Augen von mir ab, um sie starr auf den Boden zu heften.

„Uebrigens,“ fuhr er fort, „erweisen Sie mir damit keine sehr große Gunst. Ich bin fertig: der Tod hat mich gezeichnet: die düstern Tage des nahenden Winters werden das bisschen Leben, was in mir noch übrig ist, wegraffen. Meine Seele ist todt: sie ist mit der Leidenschaft gestorben, die sie zehn Jahre lang ausgefüllt hat. Wenn mich der Frieden des Nichts umfängt, werden Sie vielleicht erfahren, was Sie jetzt noch nicht wissen von meinem Hasse gegen „ihn“ und von meiner Rache. Dann können Sie mich richten, wenn Sie das Recht zu haben glauben. Lange werden Sie nicht zu warten brauchen. Adieu.“

Er erhob sich und gieng mit gleichmäßigem schleppendem Schritt von dannen, mehr einem Schatten als einem Manne ähnlich. Ich hatte keinen Ton hervorbringen können: ich hatte keine Regung des Abscheus für diesen Menschen, der ohne Zweifel schuldig war, aber nur Mitleid einflößte, und dessen Unerschrockenheit mir das Leben gerettet hatte. Seine dumpfe Stimme und seine verschleierten Augen hatten meine Unruhe durch ein geheimnisvolles Entsetzen vermehrt, welches mir die Kehle zuschnürte und die Brust bedrückte. Es kam mir vor, als ob ich mit einem Gestorbenen gesprochen hätte.

Länger als eine Stunde verharrte ich unbeweglich auf meinem Stuhle, immer diese Grabeserscheinung vor Augen. Ein einziger Gedanke lebte noch in mir, der Gedanke, den er mir eingegeben hatte: er hatte mir das Leben gerettet, folglich konnte ich ihn nicht mehr anzeigen.

Diese Worte wiederholte ich mir unter großer Erleichterung. Einer zweifelhaften und abscheulichen Pflicht zu entgehen brachte mir mehr Zufriedenheit als vorhin meine Lebensrettung. Das Gefühl dieser zweiten Rettung war klarer und köstlicher als der Eindruck, den ich nach überstandener Lebensgefahr gehabt hatte.

Was hatte ich jetzt noch in Mantes zu thun? Der Wirt, der mich aus der Ferne misstrauisch betrachtete, riss mich aus meiner Betäubung. Ich gieng wieder auf den Bahnhof und fuhr mit dem ersten Zug nach Paris zurück.

Daselbst hielt ich mich nicht lange auf. Ich wurde verfolgt von dem Bilde dieses Mannes, der beobachtete, wie er allmählich dem Tode entgegengieng und mit bitterer Freude sah, dass ihn das Leben langsam verließ. Die lange, stumme Agonie, die einer wilden Leidenschaft folgte, erfüllte meine Seele, die an dergleichen innere Kämpfe nicht gewohnt war, mit Schrecken. Nachdem ich vierzehn Tage lang in der Pariser Menge herumgebummelt war, packte mich die Sehnsucht nach der physischen Bewegung, der fortwährenden Veränderung und den immer wechselnden Eindrücken meines Wanderlebens.

Ich reiste nach Aegypten und Syrien, wo ich sechs Monate blieb. Ich hatte Jerusalem, die Pyramiden und die Wüste wiedersehen wollen, ehe die Civilisation auch dieses Stück Erde verunstaltete. Es war die höchste Zeit. Heute befleckt eine Eisenbahn mit ihrem Rauche die Reliquien dieser untergegangenen Civilisation: ihr Pfiff verjagt die über den Nil schwebenden Schatten. In Gizeh hausen in den Grabkammern ein Wiener Café, Verkäufer von Antiquitäten und Cigarettenhändler. Auf der großen Pyramide zeigt ein deutscher Doctor mit goldener Brille mit seinem Teleskop nach Belieben die Krokodile, die sich am Ufer des Nils sonnen, oder die Krater des Mondes.

Als ich im Mai 1881 nach Paris zurückkehrte, fand ich eine Todesanzeige und einen Brief. Die Anzeige meldete den im Jänner eingetretenen Tod Bardots. Der Brief forderte mich auf, zu dem Notar T. in Paris zu kommen wegen einer die Hinterlassenschaft Bardots anlangenden Sache. Sofort begab ich mich zu dem Notar, der mir ein kleines versiegeltes Paket überreichte, welches er von seinem dem Tode nahen Clienten für mich erhalten hatte.

Ich schloss mich in meinem Arbeitszimmer ein, um es zu öffnen. Es enthielt ein kurzes Manuscript, das ich begierig las. Es war das Geständnis des Mörders, ein Geständnis ohne Reue, die letzte Beichte einer Seele, welche den Frieden nicht gekannt hatte. Hier folgt sie:

(Fortsetzung folgt.)

# Die Zeit.

XXIV. Band. | Wien, den 11. August 1900. | Nummer 306.

## Chinesisches.

Angesichts der unabsehbaren chinesischen Wirren ist die gesammte europäische Presse voll von bittern Anklagen und schweren Invectiven gegen die Chinesen und ihre Machthaber. Die Gerechtigkeit dieser Vorwürfe soll hier nicht bestritten, aber auch nicht untersucht werden. Es ist eine ziemlich müßige Arbeit, eine Regierung wie die chinesische zu kritisieren, die uns nicht nur nicht politisch verantwortlich, sondern, vermöge der gegenseitigen Verachtung, die Europäer und Chinesen im allgemeinen gegeneinander hegen, nicht einmal moralisch erreichbar ist. Aber hinter dem Vorhang, der durch gewaltsame Ereignisse jetzt plötzlich von dem chinesischen Imbroglio hinweggezogen worden ist, finden wir außer der Mandschu-Dynastie und den chinesischen Mandarinen noch andere Leute, die uns näher angehen, das sind — „europäisch“ im weitesten Sinne alles dessen, was der europäischen Cultur in- und außerhalb Europas angehört — die europäischen Regierungen und ihre Vertreter in China, die ja doch auch, wenn schon, vergleichsweise gesprochen, nur in Proseniumslogen, hinter dem Vorhang gesessen sind und zu beobachten in der Lage waren, was sich dort langsam, aber unentrinnbar in diesen Jahren vorbereitet hat. Haben sie nichts gesehen, konnten sie nichts sehen? Oder hat es ihnen vielleicht bloß an dem guten Willen gefehlt, das Drohende zu verhüten? Das kürzlich erschienene Buch eines über jedem Zweifel stehenden China-Reisenden bringt reichen Stoff zu Beantwortung dieser Fragen bei. Es ist das Reisewerk von Lord Charles Beresford: „The Break-up of China.“

Lord Beresford, der englische Admiral und gewesene Marineminister, unternahm bekanntlich im Winter von 1898 zu 1899 auf Einladung und im Auftrage der vereinigten Handelskammern Großbritanniens sozusagen als Privatmann eine commerzielle Studienreise nach China, wie sonst nur Geschäftsreisende oder Journalisten es thun. Seine hohe amtliche und gesellschaftliche Stellung haben ihm jedoch wesentliche Vortheile vor anderen Berichterstattern gesichert. Sein Reisebericht ist deswegen, wie die Reise selbst, einzig in seiner Art. Was uns hier beschäftigt, sind nicht die commerziellen, sondern die politischen Informationen, die er heimgebracht und der Oeffentlichkeit übergeben hat. Lord Beresford theilt den Inhalt verschiedener Unterredungen mit, die er mit hohen chinesischen Mandarinen sowie Europäern gehabt hat, und man ist erstaunt, wenn man heute in Kenntnis der späteren Ereignisse diese Berichte liest, wie richtig alle die kommenden Dinge vorausgesehen und mit welcher Offenheit sie vorausgesagt worden sind.

Aus den zahlreichen Unterredungen, die sich heute stellenweise wie Prophezeiungen lesen, sollen hier zur Kennzeichnung des Ganzen nur einige wenige hervorgehoben werden. Besondere Aufmerksamkeit beanspruchen die Auskünfte der mehr oder weniger fremdenfreundlichen unter den Mandarinen. An erster Stelle ist da der Vicekönig Tschang Tschi Tung in Hankau zu nennen. Er sagte dem Lord-Admiral ganz unumwunden, „dass er Unruhen in seinen Provinzen fürchte und dass, wenn diese Unruhen ernstere Formen annähmen, er nicht genug Truppen hätte, um ihrer Herr zu werden, weil seine Finanzen dafür nicht zureichen, da Likin- (innere Steuer-) Eingänge in seinen Provinzen, die sonst der Provinzverwaltung zustehen, zur Bezahlung der Zinsen der von der chinesischen Regierung mit den fremden Regierungen (Deutschland und England) abgeschlossenen Darlehen überwiesen worden seien. Auf die Frage, warum er Unruhen befürchte, sagte er, in der Bevölkerung herrsche die Anschauung, dass sie für die Fremden Steuern zahlen müsse. Diese Idee habe den latenten Hass wieder entzündet, welchen die Chinesen jederzeit gegen die Fremden hegen.“ Dieselbe Erklärung von den fremden Anleihen, dem Geldmangel und infolge dessen Truppenmangel gab auch der andere fremdenfreundliche Vicekönig Liu Kunyi in Nanking, und auch er sagte Unruhen voraus. Ganz in demselben Sinne sprachen sich auch die englischen Kaufleute in Shanghai aus.

Eine andere Reihe von Zeugnissen, die hier noch kurz erwähnt werden sollen, betrifft die befürchtete Auftheilung Chinas unter die europäischen Mächte. So berichtet Lord Beresford aus seiner Unterredung mit dem Gouverneur von Peking, Hu Yu Mei, dass dieser „große Sorgen bezüglich der nächsten Zukunft des Landes hegte und sagte, er hoffe zuversichtlich, dass die chinesische Regierung in Bälde eine ausreichende Armee schaffen werde, da sonst, wenn Unruhen ausbrechen, die europäischen Staaten leicht geneigt sein würden, große Stücke Land als Bußen für verlorene Menschenleben oder zerstörtes Gut an sich zu reißen — was zu verhindern China in seinem derzeitigen Zustand ohnmächtig wäre.“ Eine Art Ergänzung zu dieser liefert die Aeußerung des chinesischen Eisenbahndirectors Sheng, der Lord Beresford unter anderem sagte: „China würde sicherlich zusammenbrechen, in dem Momente, wo die Millionen seiner Einwohner bemerken würden, dass ihre Regierung nicht mehr die Kraft besäße, irgend eine europäische Macht von der Annexion eines Theils des Landes abzuhalten.“ Der berühmte japanische Staatsmann Marquis Ito schließlich, einer der genauesten Kenner Chinas, sprach die Ueberzeugung aus, „dass, wenn China selbst sich nicht mit einer ausreichenden Heeres- und Polizeimacht versorgen würde, zweifellos Unruhen ausbrechen würden, die das Leben und Eigenthum der Fremden gefährden würden. Die Fremden würden dann zur Selbstvertheidigung ihrer Interessen herbeieilen, und das würde möglicherweise zu einer Zerstückelung Chinas führen.“ Lord Beresford selbst berichtet aus dem Jahre 1898 allein von dreizehn Aufständen, denen zahlreiche Menschenleben und große Vermögenswerte zum Opfer fielen, und fügt auch noch seine eigene Meinung bei, indem er schreibt: „Chinas Geschichte ist eine lange Scene von Rebellion und gewaltthätiger Unterdrückung. Aber niemals ist die Autorität in einer so schwachen und hilflosen Verfassung gewesen, wie jetzt, da die finanzielle Lage des Reiches die Regierung hindert, eine der Zahl und Eignung nach ausreichende bewaffnete Macht zu erhalten, um Unruhen und Rebellionen hintantzuhalten.“

Das war also 1898 schon ungefähr die allgemeine Meinung aller urtheilsfähigen Chinesen und Fremden in China über den voraussichtlichen Verlauf der Dinge. Auch die betheiligten europäischen Regierungen müssen sie sehr wohl gekannt haben. In ihrer Macht war es auch gelegen, diesem Process Einhalt zu gebieten. Sie hätten nur der chinesischen Regierung helfen müssen, ihre Finanzen zu ordnen und ihr Heer zu reorganisieren, und die chinesische Regierung wäre der kleinen Aufstände Herr geworden, die sich seit 1898 immer wieder erneuert haben. So wäre es vielleicht gar nicht zu der großen Rebellion gekommen, deren Zeugen wir nun sind, und die Gefahren für Leben und Eigenthum der Fremden in China wären vermieden worden. Allerdings hätte es dann für die europäischen Mächte keine Aussicht auf eine Theilung Chinas gegeben. Eben diese entferntere Aussicht scheint ihren Blick geblendet zu haben für die näherliegende Gefährdung von Eigenthum und Leben der Europäer. Deswegen geht es jetzt nicht an, einseitig nur über die chinesischen Barbaren zu klagen. Es gibt auch Barbaren unter den Europäern, das sind jene Leute, die ruhig von ihren Proseniumslogen aus zugesehen haben, wie sich in China das blutige Drama vorbereitete, das jetzt die ganze civilisierte Welt mit Grauen erfüllt.

K.

## Nach dem Königsmord.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom).

Die Nachricht von dem am Abend des 29. Juli in Monza begangenen Königsmord rief in ganz Italien ein Gefühl aufrichtigen Schmerzes und tiefer Empörung hervor, wie es sich früher bei ähnlichen mehr oder minder tragischen Vorfällen noch nie gezeigt hat. Diese Erscheinung scheint jedem unerklärlich, der die psychologischen und politischen Verhältnisse des Landes und seine Entwicklung nicht verfolgt hat. Man muss sich vor allem vor Augen halten, was Humbert I als Mensch wert war. Anlässlich des Ablebens eines Herrschers lässt man sich leicht dazu verleiten, seine guten oder schlechten Eigenschaften, je nach dem Gesichtspunkt des Beurtheilers, zu übertreiben. Aber wer sich dem Opfer des Bresci gegenüber die Vorurtheilsfreiheit bewahrte, als er noch den Thron einnahm, mächtig und gefürchtet, wenn nicht gar geliebt, wenn es auch gerechte Gründe politischer Natur geben mochte, um ihn strenge

zu verurtheilen — der kann heute mit aufrichtiger Genugthuung das Urtheil wiederholen, das ich am 8. October 1896 in der „Zeit“ („Die savoyische Dynastie“) über Humbert I. schrieb: „Um gerecht zu sein, muss man vorausschicken, dass das Privatleben des Königs und der Königin keinerlei Anlass zu Unzufriedenheit oder zu irgend einer Kritik gibt. Man muss wohl constatieren — und ich habe dies schon einmal bei einer Gelegenheit in dieser Zeitschrift gethan — dass König Humbert weder sehr intelligent ist, noch politischen Takt besitzt, dass er dagegen als Mensch mit noch mehr Recht als Victor Emanuel den Beinamen Galantuomo verdient.“ Wenn man nun, noch dazu als Republikaner, von einem Könige als Menschen in solchen Ausdrücken schreiben kann, begreift man leicht, dass sein Untergang — welches auch seine politischen Fehler gewesen sein mögen — zu tiefem Bedauern Anlass gegeben hat. Die Bewegung musste nothwendigerweise durch die Tragik dieses Todes, durch die Theilnahme an dem Schmerz der ungemein beliebten Königin Margherita, durch den in allen Parteien verbreiteten Abscheu vor dem blinden Wüthen der Anarchisten vergrößert worden.

Auch ein anderer wichtiger Grund muss erwähnt werden: die politische Lage zur Zeit des Verbrechens in Monza. Thatsächlich hatte der Ministerpräsident Pelloux es erreicht, dass die Kluft, welche mit der Zeit zwischen dem italienischen Volke und der savoyischen Dynastie entstanden war, noch erweitert wurde. Diese Kluft zeigte sich bei den politischen Wahlen des 3. und 10. Juni, deren Resultate den Gemeindewahlen einiger großer Städte des Königreiches (Mailand, Palermo, Messina) glichen, die kurz vor- und nachher stattfanden. Die Wahl von 95 Abgeordneten der sogenannten Volksparteien, bestehend aus Republikanern, Socialisten und Radicalen, und die bedeutenden, von anderen nicht durchgedrungenen Candidaten erzielten Minoritäten bewirkten bei den lauesten und gleichgiltigsten Monarchisten ein Gefühl der Bestürzung und bei den Volksparteien geradezu Verblüffung, da diese selbst einen solchen Anhang im Lande und solche allgemeine Unzufriedenheit bei den besitzenden Classen, die sich des Wahlrechtes erfreuen, nicht erwartet hatten. Die politischen und Gemeindewahlen hatten nicht bloß bewiesen, dass Mailand für die Monarchie verloren sei, sondern auch Turin, Rom, Florenz, Alessandria wären beinahe von den Republikanern und Socialisten gewonnen worden, und selbst in Neapel, der getreuesten Stadt, unter der Herrschaft der Camorra, war eine Bresche eröffnet worden, durch welche die „Umstürzler“ Eingang gefunden hatten.

Angesichts dieser Ergebnisse nahm der Minister Pelloux und die von ihm abhängigen Blätter eine unverschämte Haltung an, welche befürchten ließ, dass Humbert I. zu den strengsten Maßregeln in reactionärem Sinne geneigt sei, und es schien, als wäre man am Vorabend der Aufhebung der Verfassung, die Karl Albert im Jahre 1848 octroyiert hatte.

Als die Befürchtungen für den maßlosen Triumph der Reaction aufs höchste gestiegen waren, trat unerwartet der Sturz des Ministeriums Pelloux ein, trotz der ansehnlichen Majorität, über die es in der Kammer verfügte. Für einen Augenblick fürchtete man schon, dass die Krise zu Gunsten eines intelligenteren und energischeren Generals als Pelloux entschieden werden sollte; deshalb befiel die Gemüther ein Gefühl unendlicher Erleichterung, als bekannt wurde, dass der König die Cabinetsbildung dem Senator Saracco übertragen hatte, einem erprobten Monarchisten, der aber immer in den Reihen der Liberalen gekämpft und seinerzeit der Aeußersten Linken des Parlaments angehört hatte. Die wahre Bedeutung der Wahl Saraccos lässt sich übrigens aus dem Umstande ermessen, dass sie von der entschiedensten und einflussreichsten republikanischen Zeitschrift Italiens, der „Rivista Popolare“ (am 31. März 1900), empfohlen worden war.

Das Volk, das als Masse sich leicht erwärmt und leicht vergisst, schrieb König Humbert persönlich diese günstige Lösung zu, die Hand in Hand gieng mit der vollständigen Niederlage der Reaction in der Frage der parlamentarischen Geschäftsordnung, welche am 3. April durch List und Gewalt abgeändert worden war.

Diese für die Dynastie so günstige Auslegung der Ereignisse wurde durch die Worte König Humberts bestätigt, die er an den Deputierten Marcora richtete, einen der geachtetsten unter den Schülern Mazzinis, die sich noch in der Kammer befinden. Als sich Marcora in seiner Eigenschaft als Vicepräsident der Kammer bei Hofe vorstellte, sagte ihm König Humbert nach einem warmen Empfang die Worte: „Endlich lebt man wieder! Endlich athmet man auf!“ Und das Land begann wirklich aufzuathmen, als es sich der Reaction entrissen fühlte, und schrieb das Verdienst theilweise König Humbert zu, dessen Verantwortung und Fehler man vergaß, indem man seiner wirklichen oder eingebildeten Vorzüge und seiner unbestreitbaren Gutmüthigkeit gedachte. Der Mord fiel in einen Augenblick, in dem das Land sich eben vollständig beruhigt hatte, und der Schmerz über König Humberts I. Tod war deswegen allgemein und aufrichtig. Es ist besonders bemerkenswert, dass sich die Republikaner und Socialisten der [illegible] und fast einen [illegible] angeschlossen haben, nicht bloß als einzelne, sondern als politische Parteien. Sie thaten es aus Gefühls- und aus politischen Rücksichten. Ihr Gefühl ließ sie gegen den Mord eines Menschen protestieren, da sie das menschliche Leben heilig erachten und Gewaltthat und Verbrechen als verwerflich und nutzlos ansehen. In politischer Hinsicht haben sie vielleicht den Ausdruck ihrer innersten Gefühle übertrieben, um selbst den entferntesten Verdacht einer Solidarität zwischen den Volksparteien und den revolutionären Anarchisten abzuwehren, die wieder ihrerseits ihre Befriedigung über die schreckliche Missethat nicht verbergen.

* * *

Der König ist todt, es lebe der König!

Das historische Wort, das die Theorie der Erblichkeit und den Grundzug des monarchischen Princips zum Ausdruck bringt, hat sich im Königreich Italien wiederum erfüllt. Mit der Thronbesteigung des neuen Königs ergibt sich somit die Frage: Was muss man von Victor Emanuel III. erhoffen, was befürchten? Von dem neuen Staatsoberhaupt kann man sagen, dass es für alle ein verschlossenes Buch ist. Er hat bisher niemals Gelegenheit gehabt, irgend einen bedeutenden oder geringen Antheil am öffentlichen Leben zu nehmen. Man weiß, dass er ein wackerer Sohn, ein treuer Ehegatte ist. Man weiß auch, dass er wissbegierig und gründlich gebildet ist; auch ist es bekannt, dass er Vorliebe für die Numismatik und für das Militärwesen hegt. Man versichert auch, dass er als Commandant der Division in Neapel Anwandlungen im Geiste Wilhelms II. von Deutschland hatte. Wenn dieses Vorbild in allem nachgeahmt würde, müssten Befürchtungen auftauchen. Und seine Vorliebe für das Waffenhandwerk — auch von keiner guten Vorbedeutung — lässt sie nicht die Erinnerung an seinen entfernten Ahnherrn, Eugen von Savoyen, aufleben, dem er auch in seiner schwächlichen physischen Constitution ähnelt? Unter soviel Unbekanntem ist doch Eines nicht verborgen geblieben: die Energie seines Charakters, von der er anlässlich seiner Heirat mit Helene Petrovitsch unzweifelhafte Proben ablegte. Damals sprachen politische Gründe durch den Mund des Ministerpräsidenten, Francesco Crispi, und widerriethen hartnäckig diese Wahl. Der Prinz von Neapel blieb aber standhaft, und die Tochter des Fürsten von Montenegro ist jetzt Königin von Italien und erfreut sich lebhafter Sympathien.

Die ersten Handlungen Victor Emanuels III. sind nicht und können auch nicht derartig sein, um zu wohlbegründeten und unwiderruflichen Voraussagen zu berechtigen. Es ist begreiflich, dass er nach der Landung in Reggio das Bedürfnis fühlte, seinen Pflichten als Sohn und Mensch nachzukommen. Auch das dem Ministerpräsidenten Saracco ausgesprochene Vertrauensvotum kann keine politische Bedeutung haben: es war von dem elementarsten Respect vor der Convenienz und ein wenig politischem Takt eingegeben. Auch die Proclamation an die Nation und die feierliche Thronrede sind nicht bedeutungsvoller. Es ist gut, darauf hinzuweisen, dass der Kriegsminister und der Ministerpräsident einen uncorrecten und sogar verfassungswidrigen Präcedenzfall wiederholt haben, indem sie die Armee dem König den Treueid leisten ließen, bevor der König selbst die Constitution beschworen hatte. Dasselbe that man auch — und mit Unrecht — als Humbert I. im Jahre 1878 den Thron bestieg; so hat man es auch diesmal gehalten. Uebrigens hat man damit die Harmonie zwischen Formalität und Wirklichkeit hergestellt. Wer weiß nicht, dass thatsächlich das Militär wenig geneigt ist, die Verfassung zu achten, und dass es über diese die Hingebung an den König stellt? Die Formel von der „Hingebung für das untrennbare Wohl des Vaterlandes und des Königs“ ist eben nur eine Formel. Für das Militär überwiegt das Wohl des Königs; dem des Vaterlandes wird nur soweit Rechnung getragen, als es sich nicht im Gegensatz zu ersterem befindet.

Die wahren Grundsätze und die Richtung, denen Victor Emanuel III. folgen wird, wird man erst im November bei der Wiedereröffnung des Parlaments und besser noch aus der Lösung der nahen Ministerkrise ersehen. Angesichts der Lage der Parteien in der Kammer und des Nichtvorhandenseins einer ausgesprochenen Majorität der Rechten oder Linken, wird der König, auch ohne die Normen des Repräsentativsystems offenkundig zu verletzen, seinen eigenen Neigungen und Ansichten weiten Spielraum lassen können, indem er die Macht einem conservativen, nicht ausgesprochenen Reactionär wie di Rudini oder einem entschiedenen Rückschrittler wie Sonnino übergibt, oder einer fortschrittlichen Combination Giolitti-Zanardelli, die dann freilich auf die Theilnahme der in Cavallotis Ideen wirkenden radicalen Gruppe angewiesen wäre, um vor der Kammer bestehen zu können.

Inzwischen sind die Rückschrittler eifrig an der Arbeit. Sie möchten aus dem niederträchtigen Verbrechen in Monza Gewinn schlagen, um das Staatsoberhaupt zu beeinflussen, dass es auf ihre Intentionen eingehe. Sie erklären offen, dass man zumindest das Wahlrecht, das ohnedies in keinem constitutionellen Staate so schmal bemessen ist, wie in Italien, einschränken müsse. Sie möchten nicht bloß den Anarchisten, welche die Mörderhand bewaffnet hatten, sondern auch den Republikanern, den Socialisten und monarchistischen Radicalen den Krieg bis aufs Messer erklären. Und doch sollte die

Thatsache, dass die Anarchisten gegen das Oberhaupt einer Republik, wie Carnot, und das einer Monarchie, wie Humbert I., in gleicher Weise vorgehen, einen sicheren Fingerzeig für die zu machenden Unterschiede bieten . . . .

Es muss noch hinzugefügt werden, dass man auch beim Kampf gegen die anarchistische Gefahr die Waffen zu wählen wissen muss. Wer kann leugnen, dass an dem wüthenden Fanatismus der italienischen Anarchisten auch die grausame Verfolgung derselben und die boshafte Einrichtung des Zwangsdomicils — eines ausschließlichen schmählichen Vorrechtes Italiens — schuld sind? Wer könnte leugnen, dass die, übrigens im Process Acciarito enthüllten, Missgriffe der Polizei die Gemüther der Anarchisten erregt haben? Sicher ist, dass das Wachsthum des Anarchismus in Italien wie in Spanien unter dem Einfluss gleicher politischer Verhältnisse steht; sicher ist auch, dass die freie Schweiz das Giftgewächs des Anarchismus weder erzeugt noch ausführt, und dass der Anarchismus in England an Kraft verliert, so dass dort zuweilen die Polizei selbst die Anarchisten vor den Wuthausbrüchen des Volkes schützen muss.

Wenn Victor Emanuel III. zum Unglück Italiens den gehässigen Einflüsterungen der Reaction Gehör schenken sollte, dann würden es die monarchischen Einrichtungen sein, welche den fühlbarsten Schaden zu leiden hätten. Die Tragödie von Monza hat der Dynastie Savoyen die Sympathie des Volkes wieder errungen; ein neuerlicher Rückschritt würde sie in kurzer Zeit wieder verlöschen.

Die vom Ministerium Pelloux erzielten Resultate müssten, wenn wirklich Geschichte und Erfahrung etwas gelten, die besten Andeutungen für die einzuschlagende Richtung bieten. Die verbrecherische Gewaltthat und der wilde Fanatismus können nur in einer einzigen Weise erfolgreich bekämpft werden: Erziehung und Fortschritt sind die Waffen, mit denen man ihnen beikommen kann.

---

## Die Führer der deutschen Socialdemokratie.

Liebknecht ist todt.

Trauernd steht das deutsche Proletariat an seiner Bahre. Ein Schmerz geht durch die eine Hälfte des Volkes, wie ihn die andere bei Bismarcks Tode empfand. Noch nie hat die Riesenpartei der deutschen Socialdemokratie eine solche Todtenklage angestimmt. Ist es doch ihr erster Führer, den sie verloren hat.

Will man jetzt dessen gedenken, was Liebknecht seiner Partei war, so wird der Politiker gleichzeitig fragen, wie sich die Parteiverhältnisse ohne ihn gestalten werden. Gewiss, er war der erste Führer. Aber neben ihm standen andere. Sie werden zum Theil nach seinem Tode noch mehr hervortreten. Die Socialdemokratie ist zu wenig absolutistisch veranlagt, als dass sie einen Führer, und wäre es Liebknecht gewesen, hätte ausschlaggebend sein lassen. Sie stellt eher eine Oligarchie dar. Eine kleine Anzahl von Führern drückt der Partei den Stempel auf. Wen man als diese „Führer" nennen soll, kann bei der großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten in der Socialdemokratie im einzelnen zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls handelt es sich darum, eine Liste nicht der bedeutendsten, sondern der führenden Socialdemokraten zu geben. Beides braucht keineswegs zusammen zu fallen.

Wilhelm Liebknecht war der im In- und Auslande bekannteste, außerdem der bei der deutschen Arbeiterschaft populärste Socialdemokrat. In ihm verehrte sie den Märtyrer und Helden der Partei, der für sie im Exil und im Gefängnis gelitten, bei den Verfolgungen wie bei den Triumphen in vorderster Reihe gestanden hatte. Wo er auftrat, strömte das Volk zusammen, man jubelte ihm zu, er mochte sagen was er wollte. An seinem 70. Geburtstag wurde er gefeiert, wie kein großer Staatsmann von seinem dankbaren Volke mehr gefeiert werden kann. Als er, der Siebzigjährige, noch einmal wegen Majestätsbeleidigung ins Gefängnis musste, gieng eine Welle des Protestes durch die ganze deutsche Arbeiterschaft und ein Hauch der Sympathie durch weite Kreise darüber hinaus. Er war ein glänzender Stilist, freilich mehr Feuilletonist als politischer Leitartikler, ein kenntnisreicher Mann, der auf den internationalen Congressen durch seine vollkommene Beherrschung des Englischen und Französischen wertvolle Dienste leistete, von musterhaftem Fleiß, vor allem aber ein über jeden Zweifel erhabener Charakter voll selbstloser Lauterkeit. Trotz alledem und alledem verkörperte gerade Liebknecht alles in sich, was überhaupt in der Socialdemokratie bekämpfenswert erschien.

Obwohl akademisch gebildet — bis zuletzt war er Alter Herr eines Marburger Corps — hat er es nie fertig gebracht, die Wissenschaft anders als unter dem socialdemokratischen Gesichtswinkel zu betrachten. Nie war es ihm möglich, seinen Gegnern, wie seinem eigenen Vaterland gerecht zu werden. Einer seiner eigenen Parteigenossen, der kluge Abgeordnete Schoenlank, wies ihm in einem viel beachteten Artikel nach, dass er noch immer die unerfreuliche Gewohnheit des Exils mit sich herumschleppe, im eigenen Lande alles zu unter- und im Auslande alles zu überschätzen. Enthusiastische Worte hörte man von ihm bei jeder Gelegenheit über England und selbst über Frankreich. Auf die Polen sang er vor drei Jahren auf dem Hamburger Parteitag einen überschwänglichen Hymnus, indem er es noch der heutigen Generation zum Verdienste anrechnete, dass ihre Vorfahren einst zuerst von allen Völkern die Judenemancipation durchgeführt haben. Im Reichstage brachte er es bei der Berathung der 1898er Flottenvorlage fertig, als einen der Ablehnungsgründe den Satz auszusprechen, dass „die Schweiz doch auch ein angesehenes Land sei, obwohl sie keine Flotte hat". Und das war keine bloße rednerische Entgleisung, wie sie auch beim besten Redner vorkommen kann, sondern so ernsthaft gemeint, dass er nachher im „Vorwärts" den Satz noch zu rechtfertigen versuchte! Der Internationalismus, der bei vielen Socialdemokraten nur noch Decorationsstück ist, dessen eigentliche Bedeutung man durch eine sehr weitherzige Interpretierung wegzudeuten versucht, war bei ihm wirklich Herzenssache und so weit entwickelt, dass von Nationalgefühl allerdings überhaupt nicht mehr gesprochen werden konnte. Er war erst Socialdemokrat und dann Deutscher. Geschichtliche Auffassung gieng ihm beinahe gänzlich ab. In fast allen ihm unbequemen Ereignissen witterte er die Hand der Regierung oder gar des Spitzelthums. Seine Gegner hielt er nicht nur für dumm, sondern meist auch für schlecht. Charakteristisch ist seine Beurtheilung Bismarcks. Er führt seine politischen Erfolge, die er doch nicht leugnen konnte, mehr auf sein Glück als auf seinen Verstand zurück, hielt überhaupt Bismarck, dessen Charakter er natürlich völlig verdammte, für einen mittelmäßigen Staatsmann. Den Sturz Bismarcks rechnete er, wie er in zahllosen Reden triumphierend hervorhob, auf das Conto der Socialdemokratie — „wir haben ihn gestürzt!" — während doch jeder unbefangene Mensch in Deutschland weiß, dass die Socialdemokratie an der Entlassung Bismarcks als Kanzler genau so wenig betheiligt war wie an seiner Ernennung dazu, und dass der einzige Grund zum Sturz Bismarcks der Wille des Kaisers war. Politisch stand Liebknecht noch auf dem Standpunkt der Achtundvierziger. Er war ein ehrlicher Revolutionär, der sich an Revolutionserinnerungen berauschte und die blutigen Artikel, die er von Zeit zu Zeit im „Vorwärts" brachte, mit voller Herzensüberzeugung schrieb, obwohl sie selbst vielen unter seinen Genossen natürlich wie eine „klingende Schelle und tönendes Erz" vorkamen. Wirtschaftlich war er correcter Marxist, ohne jedoch den ökonomischen Fragen besonderes Interesse zuzuwenden. Die Formalpolitik stand für ihn im Mittelpunkte des Interesses. Er nahm eben in jeder Beziehung einen veralteten Standpunkt ein.

In den letzten Jahren war er ein ziemlich stiller Mann geworden. Seine Stellung als Chefredacteur des „Vorwärts" nahm immer mehr einen decorativen Charakter an. Aeußerte doch das Blatt oft genug Ansichten, die denen seines „Chefs" geradezu entgegengesetzt waren. Seine Artikel wurden immer seltener. Im Reichstag sprach er nur noch ausnahmsweise. Während der letzten Reichstagstagung hat er nur eine größere Rede gehalten, und zwar am letzten Tage der Verhandlungen über die Flottenvorlage. Und diese Rede war wieder ein solches Zeichen politischer Versteinerung, dass jeder einsichtsvolle Parteigenosse des alten Herrn sie in seinem eigenen Interesse bedauern musste.

Trotzdem war sein Einfluss ungebrochen. Wenigstens sein Einfluss auf die Massen. Was sie bezauberte, das war das Gefühl, dass er ein Vorkämpfer des Rechtes sei. Denn er, in der Theorie crasser Materialist, war in der Praxis doch Ethiker vom reinsten Wasser. Opportunismus, Kuhhandel, Realpolitik, das waren die Worte, die er am meisten hasste. Für ihn gab es kein Transigieren. Er stellte sich auf den Boden dessen, was er für recht hielt, und blieb starr darauf stehen, mochte es ihm und der Partei nützen oder schaden. Eine Marquis Posa-Natur, ein Anwalt des Rechtes, ein Ankläger des Unrechtes, war er das Gegentheil eines praktischen Politikers, und ist vielleicht gerade darum der Liebling der Massen gewesen. Sie jauchzten ihm noch zu, als er zur Begrüßung des internationalen Textilarbeiter-Congresses seine letzte Rede hielt. Immer war es das Recht, das für ihn im Mittelpunkte stand. Das begeisterte die Arbeiter, wie denn erfahrungsgemäß für unterdrückte Volksclassen kein Wort einen berauschenderen Klang hat als das Wort „Recht". Die führenden socialdemokratischen Kreise standen der oft sehr compromittierenden und fast stets sehr unpraktischen Kampfesweise Liebknechts natürlich viel kritischer gegenüber. Sie werden jedenfalls den Verlust des edlen Menschen weit mehr als den des Politikers bedauern.

Nach Liebknechts Tode wird August Bebel noch mehr als bisher in den Vordergrund treten. Beide pflegten in einem Athem genannt zu werden. Beide sind Kampfgenossen fast vom Anfang der socialdemokratischen Bewegung an. Zwei Jahre brauchte Liebknecht dazu, um Bebel, der durch die Schule der katholischen Gesellenvereine durchgegangen war und dann im liberalen Lager stand, für den Socialismus zu gewinnen. Alsbald wurde er der erste socialdemokratische Abgeordnete Deutschlands. Schon 1867 wählte den erst Siebenundzwanzigjährigen nämlich der sächsische Wahlkreis Glauchau-Meerane, bis heute eine socialdemokratische Hochburg, in den constituierenden norddeutschen Bundestag. Gemeinsam haben

Liebknecht und Bebel über die nationale Socialdemokratie der Lassalleaner der internationalen marxistischen Richtung den Sieg verschafft. Gemeinsam sind sie wegen „Hochverrathes“ auf die Anklagebank gekommen und dann in jahrelange Haft gewandert. Gemeinsam haben sie das Schiff der Partei durch die wilden Wogen des Socialistengesetzes hindurchgesteuert. Erst neuerdings hatte ihre Freundschaft ein wenig gelitten, als sie bei manchen taktischen Fragen, zum Beispiel bei der der Betheiligung an den Landtagswahlen, in heftiger Gegnerschaft einander gegenübertraten.

So einfach und durchsichtig der Charakter Liebknechts, so compliciert ist der Bebels. Er vertritt auf der einen Seite das, was man mit Recht den Glauben der Partei genannt hat. So heftig sich nämlich die Socialdemokratie in der Theorie gegen jeglichen Glauben, das heißt gegen das Für-wahr-halten dessen, was man nicht beweisen kann, wendet, so sehr ist sie doch in den Glauben an das Dogma des Marxismus und an den Zukunftsstaat hineingerathen. Bebel, in dem ein gutes Stück Dichter steckt, ist der Oberpriester dieser Gläubigen. Mit der ganzen Ueberzeugungskraft eines Glaubenden und mit der phantastischen Gestaltungskraft eines politischen Propheten hat er in seinem Buche „Die Frau“ ein wunderbar anziehendes Bild des socialistischen Staates entworfen, in dem es keinen Zwang und keine Ausbeutung, keinen Krieg und kein Verbrechen mehr gibt, wo niemand leidet und jeder nur genießt. Hunderttausende haben sich an der glühenden Farbenpracht dieses socialistischen Edens berauscht. Die Frauen insbesondere sind durch dieses Buch in Scharen in die Arme des Socialismus getrieben worden.

Auf der anderen Seite ist dieser Phantast wieder der Typus des nüchtern erwägenden Geschäftsmannes, wie er es einst als Drechslermeister und dann als Fabrikant in seinem Betriebe sein musste. Mit durchschlagenden Verstandesgründen trat er vor einigen Jahren auf dem Breslauer Parteitage für das Agrarprogramm ein, das ein Schlag ins Gesicht des Marxismus war, weil es das Privateigenthum der Bauern befestigen sollte, und darum von den Doctrinären der Partei aufs entschiedenste bekämpft wurde. Bebel, der freilich in der Minderheit blieb, ließ in diesem Falle Doctrin Doctrin sein und legte sich mit aller Kraft für einen Plan ins Zeug, der allein der Socialdemokratie den Weg zur Eroberung des Landes und damit die Möglichkeit einer parlamentarischen Mehrheit eröffnete. Ebenso praktisch verfuhr er, als die Betheiligung an den Landtagswahlen 1897 und 1898 zur Erörterung stand. Was kümmerte es ihn, dass die Liebknecht und Genossen ein Wehgeschrei über die drohenden Compromisse mit den bürgerlichen Parteien erhoben, durch die man die Reinheit des unentwegten Socialismus compromittiere. Er sah in der Betheiligung einfach ein Mittel, die Uebermacht der Reaction zu brechen, und das gab für ihn den Ausschlag. In der Gewerkschaftsfrage hat er erst vor ganz kurzem ein neues Zeugnis von seiner Entwickelungsfähigkeit erbracht. Er legte sich mit größter Entschiedenheit dafür ins Zeug, dass die politische Partei und die Arbeiterfachvereine nicht miteinander verquickt werden sollen, indem er offen zugab, in dieser Frage einen radicalen Gesinnungswechsel durchgemacht zu haben. Heute ist Bebel der Vorkämpfer der sogenannten Neutralisierung der Gewerkschaften, das heißt einer Stellungnahme, die von anderen Socialdemokraten als direct arbeiterfeindlich bezeichnet wird.

Bald ist er utopistisch, bald rein praktisch. Wie er in einer einzelnen Frage Stellung nehmen wird, das wissen seine nächsten Freunde vorher meist nicht. Man war z. B. völlig im ungewissen, wie er bei der Bernstein-Debatte sich verhalten würde. Er ist eben in erster Linie Temperamentsmensch, unberechenbarer Sanguiniker. Seinem Temperamente verdankt er seine Stellung. Er ist der eindrucksvollste Redner der Partei, denn er besitzt jene Verve, wie wir sie bei deutschen Rednern nur ganz ausnahmsweise finden. Seine hinreißende Leidenschaft kann jede Volksversammlung elektrisieren. Rheinischer Feuergeist durchströmt seine Adern. Auch im Reichstage erzwingt er sich Achtung. Man staunt immer wieder über diesen Selfmademan, der mit unbändiger Energie sich als einfacher Handwerkermeister eine Fülle modernen Wissens angeeignet hat. In Zeiten der Revolution wäre Bebel unbestrittener Führer. In friedlichen Zeiten kann er kein Parlament beherrschen, weil da die ruhige Sachlichkeit mehr geschätzt wird, als die große Leidenschaft, und weil man es doch einem Politiker übel nimmt, wenn er sich zu oft „verhaut“ und über Dinge spricht, die er nicht gründlich genug kennt. Ihm geht eben so manchmal das Herz mit dem Verstande durch. Trotz seiner wunderbaren Begabung ist er kein Staatsmann, sondern nur Politiker, weil ihm die eine Gabe, die der ruhigen Berechnung, fehlt. Das heißt, er kann gelegentlich sehr verständig sein. Aber man hat nie eine Bürgschaft dafür, dass er es im nächsten Augenblicke noch sein wird.

Der „Führer hinter den Coulissen“ oder, um mich noch präciser auszudrücken, der [illegible] der socialdemokratischen Partei ist Ignaz Auer. Alle Fäden laufen in seiner Hand zusammen. Als Organisator, Taktiker und Diplomat sucht er seines[illegible]n. Man hat ihn den Weichensteller der Partei genannt, weil er selbst da, wo ein Zusammenstoß zweier Züge innerhalb der Partei unvermeidlich scheint, noch rechtzeitig jeden auf das richtige Geleis zu bringen versteht, so dass sie unschädlich an einander vorüberlaufen. Seine Thätigkeit fällt dem großen Publicum nicht so in die Augen, wie die der Bebel und Liebknecht, die immer auf der offenen Bühne des Parlaments und der Volksversammlung agieren. Er wendet sich nur selten an die Oeffentlichkeit. Aber wenn es geschieht, so nie ohne besonderen Grund und ohne Wirkung. Als die Umsturzvorlage vor drei Jahren Deutschland mit einem neuen Socialistengesetz zu bedrohen schien, genügte eine dreistündige, in ruhigstem Ton vorgetragene, aber mit unwiderleglichem Material und unwiderleglicher Logik ausgerüstete Rede Auers, um die Regierung völlig zu desoutieren, den Reichstag von der Unmöglichkeit der Vorlage zu überzeugen und ihr somit von vornherein den Stempel einer Todtgeburt aufzudrücken. Die Frage der Betheiligung an den Landtagswahlen, die die Socialdemokratie aufs tiefste zerklüftet hatte, wurde im Princip auf dem Hamburger Parteitag durch eine Rede Auers entschieden, die mit glänzender Geschicklichkeit den in diesem Fall maßgebenden Beweis erbrachte, dass die Betheiligung nicht nur nützlich, sondern auch mit der socialdemokratischen Tradition in Einklang zu bringen sei. Als ein im wüstesten Ton gehaltener Sedanartikel des „Vorwärts“ das deutsche Volk in lebhafte Erregung gegen die Socialdemokratie zu versetzen drohte, genügte eine Beschwichtigungsrede Auers, um, ohne das Centralorgan bloßzustellen, doch die hochgehenden Wogen der Entrüstung zu glätten. Das sind ein paar Fälle, wo man in der Oeffentlichkeit die ausschlaggebende Rolle Auers zu spüren bekam. Das meiste aber spielt sich hinter den Coulissen ab. Wo immer es in der Partei einen Krach gibt, wo einzelne Genossen meutern, wo ein Parteiorgan in Schwierigkeiten ist, wo irgend eine große Dummheit gemacht zu werden droht, da eilt Auer hin. Fast immer gleicht seine Diplomatie die Schwierigkeiten aus. Wo es noth thut, haut er auch mit Keulen drein. Aber seine Grobheit ist echt bajuvarisch, so gemüthlich, dass selbst die davon Getroffenen nicht ärgerlich werden können. Auf alles, was Theorie heißt, pfeift er. Man behauptet von ihm, er habe Marx nicht gelesen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist. Es könnte jedenfalls wahr sein. Gegen die Dogmatiker, Scholastiker und Rabulisten, die sich über I-Punkte in der Parteidoctrin in endlosen Artikeln ergehen, hat er einen ehrlichen Hass. In einem socialistischen Staat wäre er ein ausgezeichneter Minister des Innern. Vielleicht auch in einem anderen.

Der, der alle Gaben zu einem Führer hat und der doch nur der Führer eines Bruchtheils der Partei, der bayerischen, ist, heißt Georg v. Vollmar. Dieser ehemalige päpstliche Zuave und spätere bayerische Kürassierleutnant, der sich zum Socialismus bekehrte, als er im Lazareth an seiner Kriegswunde schwer darniederlag, ist ein wahrer Staatsmann großen Stiles. Umfassend gebildet, mit einem starken Sinn für das Wesentliche, Realpolitiker durch und durch, mit großen Gesichtspunkten, aber im Augenblick sich stets auf das Erreichbare beschränkend, voll Liebe zu den Arbeitern, aber über die Arbeiterinteressen das große Volksganze nie vergessend, durchdrungen von der Staatsidee, so steht er da als die Persönlichkeit, die für eine verständige Regierung, die mit dem Socialismus ihren Frieden machen will, der gegebene Vermittler wäre. Er nennt sich Socialdemokrat. Aber es gibt kaum etwas an ihm, das einen nationalen Politiker hindern könnte, mit ihm zusammenzugehen. Er ist der grand seigneur allermodernsten Schlages. Er herrscht, aber nicht kraft Erbrechts oder Privilegs, sondern dank seiner eigenen Bedeutung. Auf dem einsamen Schloss Soiensaß am Walchensee sitzt er den größten Theil des Jahres, ebensoviel mit Literatur sich beschäftigend, wie mit Politik, in Gemeinschaft mit seiner Gattin, einer geistig angeregten schwedischen Edelfrau. Nur selten steigt er zu den großen Städten hinunter, eher noch nach München, wo er in der Kammer unter seinen Landsleuten sich wohl fühlt, als nach Berlin, das er, da er immer noch ein Stück bayerischer Particularist ist, nicht gerade liebt. Der „kleine Mann“ in Bayern schwärmt für ihn. Das genügt ihm. Einen darüber hinausragenden, etwa die ganze Partei umfassenden Einfluss erstrebt er nicht, dazu fehlt es ihm an Ehrgeiz. Er hat jene kleine Dosis von Indolenz — das Wort ist natürlich nicht beleidigend gemeint —, die von dem Wesen des grand seigneur untrennbar erscheint. Er ist eben keine Kampf-, sondern eine Herrschernatur.

Etwas gewagt erscheint es vielleicht, wenn ich in diesem Zusammenhang Wolfgang Heine anführe. Er ist noch kein Führer, aber der am meisten versprechende Generalstabsofficier der Partei, ein Mann, dem nach menschlichem Ermessen in nicht allzu langer Zeit die höchsten Stellen der Partei sicher sind. Erst seit zwei Jahren gehört er dem Reichstag an. Und doch hat er, der mit großen Vorurtheilen aus seinen eigenen Parteikreisen heraus empfangen wurde, sich inzwischen eine geradezu glänzende parlamentarische Position erobert. Er spricht nicht oft, nur über Dinge, die er ganz genau kennt, am liebsten über juristische, was ihm als Rechtsanwalt ja am nächsten liegt. Gleich seine Jungfernrede war ein Triumph. Sie behandelte einen politischen Process

in Sachsen, in dem er selbst als Vertheidiger fungiert hatte. Der sächsischen Justiz, die durch ihre unerhörte Härte damals einen Schrei der Entrüstung erweckt hatte, wurde hier unter dem Beifall des gesammten social oder auch nur gerecht denkenden Deutschland in einer Weise der Process gemacht, dass eine Appellation dagegen unmöglich schien. Die zweite Rede Heines galt der **Zuchthausvorlage**. Drei Tage lang war das vorher in Wort und Schrift endlos behandelte Thema vom Reichstag bis zur allgemeinen Erschlaffung durchgehechelt worden. Da kam Heine. Er gewann der Frage neue Seiten ab, er handhabte das Florett des Sarkasmus so zierlich und dabei so tödtlich, dass er sofort das Ohr des Reichstages hatte, und dass nachher so ziemlich **eine** Stimme war: Heine hat die beste Rede zum Zuchthausgesetz gehalten. Noch einmal, bei der dritten Lesung, war er als Fractionsredner für die Vorlage bestellt. Eine Unmenge Material hatte er dafür gesammelt. Aber er beschränkte sich auf drei Worte. Denn durch die vorhergehenden Erklärungen anderer Fractionen war schon das Todesurtheil der Vorlage gesprochen worden. Wieder empfand man aufs angenehmste den Gegensatz zwischen ihm, der zur rechten Stunde so taktvoll Maß zu halten versteht, und so vielen seiner Fractionsgenossen, denen keine Gelegenheit unpassend genug erscheint, um das Haus durch Dauerreden anzuöden. Ganz auf die Höhe führten ihn die Verhandlungen über die **Lex Heinze**. Bei diesen Kämpfen war er die Seele des Reichstages, der Wortführer der geistigen Elite Deutschlands. Was keinem seiner Parteigenossen so leicht geglückt wäre, gelang ihm: der Goethebund, der fast ausschließlich aus bürgerlichen Elementen, aus den Zierden der deutschen Kunst und Wissenschaft besteht, wählte ihn für seine Riesenprotestversammlung im Circus Renz zu einem seiner officiellen Redner. Die **Obstruction** im Reichstage organisierte er so wirkungsvoll, wie das der ergrauteste parlamentarische Veteran nicht sachkundiger hätte thun können, und dabei so elegant, dass selbst grundsätzliche Gegner dieser zweischneidigen parlamentarischen Waffe ein sozusagen ästhetisches Vergnügen daran hatten.

Heine ist der **Gentleman-Socialdemokrat**. Er stammt aus durchaus „staatserhaltenden" Kreisen. Sein Bruder ist preußischer Richter, sein Vater war bis vor kurzem Director der Ritterakademie in Brandenburg, der Erziehungsstätte des märkischen Adels. Er selbst begann seine öffentliche Thätigkeit in dem antisemitisch-bismarckischen Verein deutscher Studenten. Noch heute ist sein geselliges Haus ein Sammelpunkt für Persönlichkeiten aller politischen Richtungen. Er hat das Zeug dazu, die Socialdemokratie nicht nur gesellschafts-, sondern auch hoffähig zu machen. Würde ihm ein Ministerium übertragen, so würde er mindestens ebensogut wie Millerand auch allen Repräsentationsansprüchen genügen können. Jedenfalls trägt er wie wenige dazu bei, die gesellschaftliche Kluft zwischen der Socialdemokratie und allen anderen Parteien, die noch immer besteht, auszufüllen. Seine maßvolle politische Haltung hilft ihm dabei natürlich. Er ist keineswegs das, was man einen „correcten Marxisten" nennt, sondern Skeptiker durch und durch. „Man verschluckt doch nicht ein Programm mit Haut und Haaren," erwiderte er einst ruhig einem Gegner, der ihn auf Widersprüche zwischen seiner Haltung und dem Parteiprogramme aufmerksam machte. Den socialdemokratischen Sprachgebrauch bis auf das Wort „revolutionär" behält er bei, weil er Schlagworte für die politische Agitation für nöthig erachtet. Aber er wertet diese Begriffe um. Er gieng in einer seiner Wahlreden so weit, die theoretische Möglichkeit zuzugeben, dass einmal die Zeit kommen könne, wo die Socialdemokratie einer freiheitlichen Regierung Kanonen bewillige, um dagegen Volksrechte einzutauschen. Er ist also grundsätzlich nicht international, wenigstens nicht in dem alten Liebknecht'schen Sinne, sondern hat Verständnis für die Machtfragen. Seit dieser Rede schmückt ihn der Name „Kanonen-Heine", und gewisse seiner intransigenten Parteigenossen haben ihn offen als nationalsocial bezeichnet. Das ist er nun allerdings nicht. Immerhin ist richtig, dass, wenn alle Socialdemokraten wie Heine wären, den Nationalsocialen nicht mehr allzu viel zu thun übrig bliebe. Jedenfalls beruht die Hoffnung auf eine gesunde Entwickelung der Socialdemokratie zu einem guten Stück mit auf seiner Person. Allzu schnell wird es freilich nicht gehen, da er kein zündender Volksversammlungsredner ist. Sein Einfluss auf die Massen ist noch recht gering. Sein Hauptagitationsgebiet sind die Gebildeten.

Berlin. H. v. Gerlach.

## Der deutsche Markt.

Finanzieller Brief aus Deutschland.

Schon vor mehr als zwei Jahren hatten die Großen in London, welche durch ihre deutschen Verwandten unseren Industrieaufschwung ganz regelmäßig finanzieren halfen, eine Art Krach bei uns befürchtet. Sie, die wohl für den Westen, aber nicht für Mitteleuropa vieljährige Hausseperioden gewohnt waren, mussten erst von Berlin und besonders von Frankfurt aus beruhigt werden, um ihre Unternehmungsthätigkeit — Actienübernahmen, Wechseldiscontierungen, Lombardierungen — noch weiter zu unseren Gunsten fortzusetzen. Jene Herren an den eben genannten Börsenplätzen mussten aber damals zunächst — sich selbst beruhigen, was gar nicht so leicht war, da sie die Uebermacht der Industriellen auf ihre eigenen geldlichen Entschließungen nur zu deutlich fühlten und, der neuen Strömung noch ziemlich ungewohnt, den Creditgeber noch immer maßgebender ansehen wollten, als die Vertreter und Träger der eigentlich productiven Stände. So langsam, ja verspätet kam das Sicherheitsgefühl bezüglich der Fortdauer dieser großen Zeiten auf, dass zum Beispiel die preußische Regierung, welche sich **Miquel** nennt und unsere Eisenbahnverwaltung trotz des Ressortministers lenkt, die Erweiterung von Bahnhöfen, die Errichtung von Rangierstationen, kurz alles für den gewaltig vermehrten Verkehr Rheinland-Westphalens Nöthige, viel zu zögernd vorgenommen hat. Und es wäre dies kaum möglich gewesen, bei wirklich ermunternden Antworten, welche die die Conjunctur betreffenden Fragen der Centralgewalt von den Behörden in unseren Ruhrbezirken ja sicher verdient hätten. Indem also die Regierung wenig wusste, wussten auch unsere Financiers wenig, denen der Respect vor dem Geheimrathsviertel schon aus Eitelkeit eingeboren ist, d. h. aus dem schmeichelhaften Gefühl des persönlichen Umganges heraus. Auch in unseren Bankencabinetten konnten die Wochen- oder Monatsberichte der Hütten- und Fabricationsbranchen keinen ganz festen Anhalt bieten, denn die Directoren sind da ganz verschieden, bald selbständig, bald unselbständig gerathen. Beim Hörder Bergwerk, der ersten Stahlproducentin des Continentes, wird zum Beispiel nichts ohne den Schaaffhausen'schen Bankverein geschehen, während bei der Gelsenkirchener Kohlengesellschaft der Generaldirector wiederum seinen Banken die Beschlüsse gleichsam dictiert. Als vor noch nicht langem die Rheinischen Stahlwerke ihre früher versäumten Ankäufe von Zechen durch den Erwerb von „Centrum" wieder gutmachten, soll hievon die Discontogesellschaft erst durch die Handelsgesellschaft als Mitverkäuferin von „Centrum" erfahren haben. Bekannt ist auch, welche Initiative, ja Ueberraschungsmacht sich der Generaldirector des Elektricitätsunternehmens Schuckert zu bewahren verstanden hat, er, der einen Gehalt überhaupt nicht bezieht, während seiner Sommerfrische nicht einmal von Verwaltungsräthen immer sich auffinden lässt, und an dem freilich seine Bankiers Millionen verdienen konnten. Der Fernerstehende ist überhaupt nur zu leicht geneigt, das Temperament einzelner Factoren außer Rechnung zu lassen, da ja Geschäft etwas Trockenes, Nüchternes sei. Unter anderem war der sehr gut calculierende Guyer-Zeller, der Riesenposten von Schweiz. Nordostbahn fast bei der ganzen deutschen Bankwelt fortwährend prolongieren musste, nicht nur bezüglich der Reportsätze ein zäher Händler, sondern auch gegenüber seinen deutschen Collegen im Verwaltungsrathe, die doch erst er auf diesen nicht ganz festen Weg gebracht hatte, ein fast rücksichtsloser Schweiger, selbst auf dringende Briefe hin.

Eine eigentliche Ueberzeugungstreue hatte also unsere verschiedensten Finanzconsortien noch keineswegs belebt, als sich auf sie unsere Großindustrie bereits fest verließ. Es gieng wie stets bei solchen Strömungen: der eine Theil eröffnete immer neue Actionen, der andere sagte c und d, weil er a und b bereits gesagt hatte. Der Zwang des langsamen Wiedereinkommens der Barmittel, das plötzliche Risico gleichsam des Uneinbringlichen, falls nicht dem alten Gelde noch neues nachgeschoben werde! Das war keineswegs wie bei der Etablierung des afrikanischen Minenmarktes, als man mit Hilfe des Zauberstäbchens: Einpfund-Actie, eine neue Welt in der City von London zu vertheilen begann, als eine hübsche Anzahl deutscher Bankiers, die das Börsengeschäft aufgegeben hatte, weil es — sie aufgegeben hatte, unversehens ihre alte Fähigkeit zum Rechnen und zum Wagen im größten Stile wieder entfalteten und binnen wenigen Jahren ihr bereits sehr respectables Vermögen verdreifachen und vervierfachen konnten.

Eine so außerordentliche Glücksbewegung stellte natürlich unser ernst und schwer arbeitender Industrieaufschwung keinen Augenblick dar; wo dazu noch die Concurrenz kommt, der man sich von allen Seiten erwehren muss. Wohl aber häuften sich die Bestellungen derart, dass ein Ende der fast allgemeinen Ueberbeschäftigung nicht abzusehen war, sowie, dass kaum noch ein solider Fabrikant große Entschädigungen in seinen schriftlichen Lieferungsverträgen bei Nichteinhaltung des Termines verweigerte. Viele, viele Millionen für Conventionalstrafen sind auf diese Weise von Directoren, die sonst mit ihrer Wechselunterschrift äußerst ängstlich sind, ruhig verbindlich gemacht worden. Aber sie haben recht behalten, denn trotz verspäteter Lieferung brauchte das Reugeld wohl ganz selten bezahlt zu werden.

Im Grunde genommen hatte alles bei uns für die Elektricität zu thun. Das war eine Technik, die unerwartet ein ihr bis dahin fremdes Talent enthüllte: das Geschäftstalent! Und dieses trieb wunderbarerweise wieder zwei Blüten: das kaufmännische Geschick, unter den verschiedensten Breitengraden zu städtischen Centralen, Straßenbahnen etc. zu überreden und hierauf bei rastlosestem, ja verzweifeltem Wettbewerb günstige oder „gerissene" Verträge zu erhandeln und die finanzielle Fähigkeit, sich immer wieder von neuem das nöthige, doch erst nach Jahren wieder eingehende Geld zu verschaffen und dazu noch an diesem Geld Millionen für die Reserven zu ver-

dienen. Der anziehende Gedanke des Doctor Siemens von der Deutschen Bank, seinem Anlagepublicum Werte zu geben, die er zu diesem Zwecke, wenigstens sich selbst ziemlich billig herstellte, hatte allmählich bei allen möglichen Actiengesellschaften Eingang und glänzende Nachahmung gefunden. Dies, obgleich sehr oft die eigentlichen Uebernahmsconsortien — besonders nach Eintreten der Börsenreform — den Rahm vom Profite abschöpften. Eine klaffende Lücke ergänzten nun die elektrischen Ausnützungen, etwa wie einstens die Dampfmaschine, durchaus nicht, aber der Reiz der besseren Neuheit, verbunden mit der Fülle der hierzu erforderlichen Menschen bei uns — siehe Uebervölkerung und Andrang zu bisher noch nicht übersetzt gewesenen Studienfächern! — brachte die Elektricität in Mode. Und ebenso wie am Rhein eine Stadt nach der anderen sich einen kostspieligen Hafen erbaute, ohne Rücksicht auf Hinterland oder Concurrenz, genau so waren auch unsere übrigen Groß- und Mittelstädte Sclaven einer starken Strömung, als sie unbeschadet sehr hoher Materialpreise und Arbeitslöhne sich mittels Anleihen oder schließlich gar nicht mehr zu haltender Contocorrentcredite in die Elektricität stürzten. Selbst da, wo wirklich sofort sichtbar Gutes geschaffen wurde, nämlich in den Ruhrbezirken, deren neue Straßenbahnen der Arbeiterbevölkerung den Verkehr wunderbar erleichterten, war dies nur rasch nöthig, weil eben die Elektrotechnik so ungezählte Hände für ihre Bestellungen indirect auch bei Hütten und Zechen erheischte. Ein einziger hätte solchen Uebertreibungen zwar kein Ende, aber doch Schwierigkeiten bereiten können, nämlich unser Finanzminister. Hatte doch Herr Miquel für Genehmigung von Communalanlehen längst den Grundsatz durchgeführt, den productiven Zweck dabei entscheidend sein zu lassen. Er brauchte also nur auch den — Zeitpunkt für die betreffende Productivität mit in Frage zu ziehen und der Anlehen, Rohstoffwerthenerungen, Arbeiternöthen &c. &c. wären sicher weniger geworden. Vielleicht war es aber besser so! Der Kritiker kann an einer merkwürdigen und schöpferischen Epoche bequem corrigieren, so wird doch alles Außerordentliche stets die Fehler seiner Vorzüge haben. Deshalb lohnt es sich auch gar nicht, auf die Thatsachen schärfer einzugehen, wie unsere Elektricitätsgesellschaften, trotz eines hinreichenden Absatzes für alle, eine jede Vorstellung übersteigende Rivalität zeigten. Dies drückte sich in Wien sogar durch große Beiträge zum Jubiläumstheater aus, sowie durch pecuniäre Huldigung der gerade herrschenden Partei. Und im übrigen Auslande zwang das unablässige Unterbieten zu Uebernahmen von Centralen für eigene Rechnung, da wo sonst sofort die betreffenden Städte einzutreten hatten — ein Umstand, der deutsches Geld noch für lange in die Fremde bannt!

Man hat nun die Frage aufgeworfen, weshalb bei einer Ueberproduction von Dividendenwerten deren Curse noch immer steigen konnten? Die Voraussetzung ist aber eine falsche: da zum Beispiel alle Elektricitätsactien schon seit mehr als anderthalb Jahren um über 100 Procent gefallen waren. Dieser Process verlief so ziemlich geräuschlos, weil alsdann erst eigentlich die Bergwerkshausse einsetzte, also die Aufmerksamkeit der jüngeren Generation von der alten Erfahrung ablenkte, dass die Nachblüte einer großen Aufwärtsbewegung fast stets den Eisen- und Kohlenactien gehört. Als zum Beispiel im Mai 1873 der berühmte Krach ausgebrochen war, stürzten Banken und Eisenbahnen sofort, aber Harpener, Gelsenkirchen, Laura, Bochumer &c. hatten erst im Frühling des darauffolgenden Jahres ihre höchsten Curse erreicht. Wie ernst es um Ueberbeschäftigung und Hochgewinn diesmal in derjenigen Industrie stand, deren Papiere die weitaus rührigste Speculation erlebten, zeigen ja neuerdings die Dividenden von wieder 16⅔ Procent beim Bochumer Gussstahlverein und wieder 14 Procent bei Hoerde, zugleich ist aber der ganze solide Gegensatz von heute zu den Jahren 1872/73 dabei ausgedrückt. Denn unsere modernen Ausschüttungen entließen aus wirklichen Betriebsgewinnen, von denen noch möglichst viel für stille Reserven abgesetzt sind, während zum Beispiel damals, als die Harpener Bergbau 60 Procent Dividende vertheilte, der Erlös aus den jungen Actien hierzu ungeniert benützt wurde. In keiner Weise halten die Verhältnisse von früher einen Vergleich mit den jetzigen aus. [illegible] zu [illegible], was die „Alten“ nach [illegible] Auch soll [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], eine Bilanz [illegible] 1872 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

leihen. Es konnte dies nur mit Hilfe unserer geschickt geleiteten Großinstitute stattfinden, deren hundertmillionige Actiencapitalien dem ausländischen Credit, zu dem ja auch die Union getreten war, gute Bürgschaft boten. Nachdem aber auch diese Quellen erschöpft, oder durch Zwischenfälle, wie den Transvaalkrieg, gestört waren, gab es keinen Ausweg mehr, als den — Abstieg. Man hatte unsere Industrie den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit nahe sehen wollen, insoferne Kohle, Eisen, Kupfer, Arbeiter &c. in Betracht kamen, allein die geldliche Grenze schob sich plötzlich zuerst vor.

Mit diesem schweren Mangel an Barmitteln sahen sich aber unsere Banken auch gegenüber den Hauffepositionen ihrer Legion von Kunden zu einem ganz anderen Auftreten gar bald genöthigt und es wäre dies auch nicht ausgeblieben, ohne den Zusammensturz eines sehr großen Speculanten, der freilich in der Romanphantasie der Börse von der Hochfinanz emporgetragen war, um von ihr dann gestürzt zu werden. Auf einem immer steileren Höhenpfad kommt doch auch die Möglichkeit von Schwindelanfällen in Betracht, so dass oft der leiseste unerwartete Umstand genügt, um ein Ausgleiten herbeizuführen: selbst da, wo man sonst noch höher hätte hinaufsteigen können. Dies war hier unversehens eingetreten, vor allem, als es an den amerikanischen Eisenmärkten zu rumoren begann, deren Ringe mit unseren Syndicaten doch nicht die entfernteste Aehnlichkeit verrathen. Indessen zur gründlichen Einkehr ist unsere Speculation erst mit dem Falle Hanau gekommen, in dessen Folge sogleich schwere Pakete von Montanpapieren ihren Besitz wechseln mussten. Seitdem sind kaum zwei Monate vergangen, aber die Cursrückgänge wurden ausgedehnt genug, um heute schon eine Art Ueberblick zu gestatten.

Also: Der Krach, wenn dieser unpassende Ausdruck einmal verständlicher bleibt, ist bei unseren Elektricitätsactien schon lange zu Ende und bei unseren Bergwerkspapieren seit Monatsfrist bereits vollzogen; andere Speculationsgebiete gibt es bei uns nicht. Wer da für Harpener oder Bochumer oder unsere noch schwankenden Cassawerte weitere Entwertungen voraussieht, dessen bängliches Gemüth sei auf den Curszettel verwiesen. Er wird dann finden, dass die Bergwerkshausse von seit Jahren so ziemlich rasiert ist, notabene bei an sich glänzenden inneren Verhältnisse jener Industrien selbst. Würde aber die Ueberanspannung in den Bestellungen aufhören, so dass etwa die Verkaufspreise sänken, besser: abbröckelten, so hätte das Gleiche doch mit den Selbstkosten zu geschehen. Auch für unsere Elektricitätsunternehmen wäre es kein Spaß, ob sie weiter ihr Kupfer 40 Procent höher bezahlen müssen, oder nicht. Das Beruhigende in der ganzen Conjunctur liegt in der Thatsache der Vollbeschäftigung auch der englischen und französischen Industrie, während zu Ungunsten Belgiens dessen enorme Verluste bei den russischen Niederlassungen mitspielen. Die 16⅔ Procent Dividende zum Beispiel bei Bochumer bringen, was festgehalten werden muss, das heutige Cursniveau zum Ausdruck: inmitten einer anhaltenden Hausse hätten die Herren gewiss über den vorjährigen Satz hinausgehen müssen.

Wer hat nun verloren? Der eigentliche Capitalist nur relativ wenig! Er hatte seine gestiegenen Papiere als solider Mann zu den billigeren Anschaffungscursen bilanzmäßig aufgenommen, braucht also jetzt auch nicht viel daran abzuschreiben. Zahllose Rentner wollten ja überhaupt nichts anderes als mit einer guten Actie circa bis zu 6 Procent Zinsen machen, und wie viele Stücke unserer ersten Montanwerte kommen seit Jahren gar nicht mehr an den Markt. Wiederum die Börse in Berlin hat ein saigner à blanc an sich erfahren, wie seit undenklichen Zeiten nicht, und vielleicht kommt einmal ein deutscher Zangwill, der dieses noch kaum beachtete Proletariat unter seine Feder nimmt. Viele glauben jetzt an ein Schwinden des Berufsglückes auf Nimmerwiedersehen, ich [illegible] der Elasticität einiger tausend gescheiter Leute mehr zu. Sie brauchen wegen des Börsengesetzes noch lange nicht nach der Stock Exchange auszuwandern, ebenso wie sie die Frechheit des Differenzeinwandes schließlich übersehen werden. Das was man eigentlich Privatpublicum nennt, geht aus dem neuen Sturz der Dinge verhältnismäßig nicht allzu schwer verletzt hervor, da durch die geistlichen Schwierigkeiten zahllose [illegible] in der Provinz nicht mehr wie sonst in den Strudel hineingezogen werden konnten. Diese eine gute Seite des „Reform“ soll hier offen anerkannt werden! Wie steht es aber mit [illegible]? Diese Provinzen boten bekanntlich [illegible], und sieht man von [illegible] dort aus allen nur [illegible] kaufen und kauften, so betheiligten [illegible], die denn auch ihre [illegible] ebensovielen [illegible]. Dies kommt aber keineswegs [illegible] geschäftlichen Conjunctur [illegible] Jahrzehnt angesammelt [illegible] sehen über das [illegible] Deutschlands, um den [illegible] ergreifen, dem heute [illegible] anhaben kann.

[illegible] Wasser, und

sollte zum Beispiel China wider alles Erwarten zu internationalen Verwickelungen führen, so würden wir erst die heutigen, zum mindesten nicht ungünstigen Verhältnisse in einem ganz neuen Lichte zu beurtheilen haben. Z. v. H.

---

## Die Verhütung und Bekämpfung von Bränden auf eisernen Schiffen.

Eine Feuersbrunst auf einem großen, von Menschen bewohnten Schiffe ist in vielen Beziehungen schrecklicher, als die furchtbarste Brandkatastrophe auf dem Lande. Zunächst schon weil vielfach, besonders auf hoher See, die Flucht abgeschnitten ist: vom Wasser, dem löschenden Element, rings umgeben zu sein und doch wie im Gefängnis zu sitzen und durch den Sprung über Bord nur eine Todesart mit der andern vertauschen, ist schlimmer als das schrecklichste Flammenmeer zu Lande, dem man doch unter Umständen entrinnen kann.

An die noch so frische Wunde rühren zu wollen, die dem deutschen Volke und der deutschen Schiffahrt durch den gräßlichen Brand im New-Yorker Hafen geschlagen ist, liegt mir fern. Die Geschehnisse jener grausigen Katastrophe sind so herzzerreißend, dass man sie, je rascher, umso besser, versuchen mag zu vergessen. Aber es ist unmöglich, aus diesem Vorfall nicht gewisse Folgerungen und Forderungen zu ziehen, wenn er nicht eine dauernde Abschreckung für das reisende Publicum bedeuten und als Gespenst am Ende jeder großen Seereise stehen soll. Was ist gegen die Wiederholung so schrecklicher Ereignisse zu thun? Wenn Verfasser nicht überzeugt wäre, dass viel, unendlich viel geschehen könnte, um ein derartiges Umsichgreifen des Feuers auf eisernen Passagierdampfern zu verhüten, so würden diese Zeilen ungeschrieben bleiben.

Man hat behördlicherseits nie gezaudert, in Fällen, wo sich mit dem zufälligen Entstehen eines Brandes außerordentliche Gefahren verbinden, auch außerordentliche Maßnahmen gegen diese Eventualität zu ergreifen. Die Theater zum Beispiel sind mit solchen gesetzlichen Schutzmaßregeln umgeben, die großen Bazare haben sich eine Kette feuerpolizeilicher Vorschriften gefallen lassen müssen, die vielen von ihnen schwerere Opfer auferlegt haben mag, als die viel umkämpfte Warenhaussteuer. Improvisierte Massenansammlungen, Wohlthätigkeitsbazare, Feste werden jetzt mit der peinlichsten Aufmerksamkeit bezüglich ihrer Feuersicherungsmaßnahmen behandelt — aber ein jeder Vorstoß auf diesem Gebiete stellt sich, einzeln betrachtet, heraus als Folge irgend einer, die früheren an Umfang oder Schrecken übertreffenden Brandkatastrophe. Wenn die unselige Katastrophe, die den Norddeutschen Lloyd betroffen hat, in ähnlicher Weise eine Reorganisation der Feuersicherheitsvorschriften an Bord eiserner Passagierdampfer herbeiführte, dann könnte man sagen, dass die heldenmüthig zugrunde gegangenen Opfer dieses Schreckenstages nicht umsonst gestorben sind.

Es ist hier und im Folgenden nur von eisernen Schiffen die Rede, und zwar nur von den Passagier-, bezw. Schnell- und Postdampfern. Was hölzerne Schiffe betrifft, so scheiden sie einerseits, weil im Brandfalle selten zu retten, anderseits weil überhaupt selten geworden und niemals mit einer großen Menschenzahl besetzt, aus diesen Betrachtungen von selbst aus. Auch Brände in eisernen, wenn auch eine beschränkte Passagierzahl führenden Frachtdampfern sind aus vielen Gründen weniger verhängnisvoll. Nicht, dass nun auf den großen eisernen Schnelldampfern die Gefahr eines Brandes näher läge — das gerade Gegentheil ist der Fall. Man reist auf diesen schwimmenden Palästen auch in dieser Hinsicht sicherer als mit jedem anderen Beförderungsmittel. Der Ausbruch eines Feuers ist auf diesen durchwegs musterhaft geführten Schiffen so sehr erschwert und wird mit aller denkbaren Sorgfalt verhütet, dass man eben von Bränden moderner Schnelldampfer bisher kaum gehört hat. Ist aber alle Mühe und Wachsamkeit durch einen unglücklichen Zufall vereitelt, und ein Feuer größeren Umfanges einmal ausgebrochen, kommen ungünstige Begleitumstände, wie übergroße Trockenheit, Nachtzeit, extreme Hitze oder dergleichen hinzu, so ist gerade auf eben diesen Schiffen jede Vorbedingung der schrecklichsten Katastrophe gegeben. Freilich, der eiserne Schiffskörper brennt ja nicht, aber das thut nicht das Geringste zur Sache. Erfahrungsmäßig brennen auch die modernen Eisen- und Steinhäuser nicht, aber die in ihnen stattfindenden Brände werden durch ihre Bauart nicht nur nicht gehindert, sondern eher begünstigt, und mit Recht fordern deshalb die Sicherheitsbehörden für diese Stahl- und Glaspaläste höhere Feuersicherheitsmaßregeln, als für eine alte hölzerne Baracke mit Strohdach. Es brennen nicht die Geschäfts-paläste, es brennen auch nicht die wunderbaren schwimmenden Paläste, es ist ihr Inhalt, der brennt, und es ist ihre Bauart, ihre Ausdehnung, welche den Brand zu einer unwiderstehlichen Gewalt anfacht, wie es ihre Bewohnerzahl ist, die die Folgen einer derartigen Katastrophe so entsetzlich machen kann.

Es bedarf weniger Belege für die behauptete Aehnlichkeit eines großen Eisendampfers mit einem von Menschen und Sachen vollgepfropften Warenhause. So unverbrennlich der eigene Körper eines Luxusdampfers, so leicht fällt doch seine innere Bekleidung und Ausstattung den Flammen zum Opfer. Wohl sind Wände, Rippen, Schotten und Decks von Eisen und Stahl, aber im Innern will niemand von Eisen und Stahl etwas sehen. Da treffen Auge und Hand und Fuß nur auf Hölzer und Stoffe. Zwischen seinen, aufs beste ausgetrockneten Fußbodendielen und köstlichen, ausgelegten Decken dehnen sich Wände mit edler Holzfüllung. Verschwenderischer Schmuck von Teppichen, Decken, Vorhängen, Stofftapeten und dergleichen umgibt uns auf Schritt und Tritt, in den Sälen, Salons und Cabinen. Polstermöbel mit seidenen Ueberzügen, hölzernen Schnitzereien, Schmuck und Zierde jeder Art, Sammet, Seide, feines trockenes Holz — darin und dazwischen bewegt sich die Gesellschaft eines solchen Fahrzeuges. Und zu dieser Fülle leicht brennbarer, das Feuer mit Windeseile von Raum zu Raum geleitender Stoffe gesellt sich eine durch die Bewohnbarkeit und Sicherheit der Schiffe bedingte Anordnung der Räume, die den Flammen ihre Bahnen mit absoluter Sicherheit vorschreibt. Diese endlosen Corridore, schmal, niedrig, stets gut durchlüftet, mit Holzdielen, Matten oder Decken belegt, gesäumt von kurzen Seitengängen, an denen die, mit dem vorgenannten Nährstoff gefüllten Cabinen liegen: diese Treppenschachte, mit Teppichen und Schmuck erfüllt, diese Licht- und Luftschachte, in denen sich ein starker natürlicher Zug bewegt, das zieht die Flammen mit magnetischer Gewalt in bestimmte Richtungen, genau wie in den genannten Gebäuden, in Richtungen, die schnell genug den ganzen Bauch des Schiffes in ein Flammenmeer hüllen müssen. Man muss ja dabei bedenken, dass ein wildentfachtes Feuer keine Streichholzflamme ist. Das respectiert keine Zwischenräume, wenn sie auch fast oder völlig frei von verbrennlichen Dingen sind: vom Zuge getrieben oder gezogen, jagt es in 5 bis 10 Meter langen, weißglühenden Stichflammen darüber hinweg. Das schlägt und gurgelt um Ecken und Winkel, brennt nach oben und unten, wo es nur irgend etwas in erreichbarem Abstand zu verzehren gibt. Das zwängt sich durch die engsten Spalten, verbiegt eiserne Thüren, um hindurchzuschlüpfen und auf der anderen Seite sein Zerstörungswerk fortzusetzen. Das ist, einmal zu voller Stärke entfacht, kein Feind mehr, den man bekämpfen kann, das ist ein furchtbares Element, das alles mit sich fortreißt.

Da heißt es also nur vorbeugen, im Keim ersticken, oder, wenn es dazu zu spät ist, fliehen, bezw. die Wege zur rechtzeitigen Flucht unter allen Umständen bereit halten.

An Vorbeugungsmaßregeln gibt es sehr viele, und man muss sagen, dass das meiste in dieser Hinsicht auch bereits geschieht. Die Ueberwachung der Räume, die Fernhaltung feuergefährlicher Gegenstände von der Ladung, die durchgängige Verwendung des elektrischen Lichtes, wodurch der Umgang mit Streichhölzern sehr eingeschränkt ist, das Kochen und Heizen mit Dampf, resp. Elektricität, die gesammte an Bord herrschende Aufmerksamkeit machen den Ausbruch eines Feuers beinahe zur Unmöglichkeit. Dennoch könnte vielleicht auch hier in einer Beziehung die bessernde Hand angelegt werden. Ich wies oben auf die Fülle leicht brennbarer Dinge hin, die in den Räumen der Passagierdampfer die Gefahr der Brandentstehung begünstigen. Selbst die Deckaufbauten enthalten an Material und Inhalt viel, was hierher gehört. Hier ließe sich durch die vorzugsweise Anwendung schwer-, bezw. unverbrennlicher Materialien viel erreichen. Natürlich wird niemand fordern, dass die Wände des Schnelldampfersalons fortan aus Eisenplatten und die Einrichtung aus eisernen Patentmöbeln bestehen. Im Gegentheil, der Wohnlichkeit, selbst dem Luxus dieser Oceandampfer, dem sie ein gutes Theil ihrer Beliebtheit zu verdanken haben, dürfte durch die erhöhte Feuersicherheit, wie sie mir vorschwebt, und wie sie auf den Kriegsschiffen freilich zu mancherlei Einschränkungen führt, kein Zwang angethan werden. Das wird auch nicht nöthig sein, wie die folgenden nur als Andeutungen zu betrachtenden Hinweise zeigen sollen.

Schon seit Jahren wird die Frage der erhöhten Verwendung imprägnierter Hölzer für den Schiffsbau ventiliert, und im Bau von Kriegsschiffen mögen solche Holzarten inzwischen bereits angewandt oder wenigstens erprobt sein. Es gibt verschiedene Methoden und Mittel, Holzarten durch die Imprägnierung mit Salzen für das Feuer thatsächlich unangreifbar zu machen. Dieselben sind alsdann sogar dem Eisen überlegen, da letzteres, wenn auch nicht verzehrt, so doch beim Glühendwerden seiner Festigkeit beraubt und sowohl als Constructionstheil wie als Schutz unzuverlässig wird. Ein Schiff, das in sämmtlichen Wandbekleidungen, Fußbodenbeplankungen und Decken aus derartigem Holz bestünde, müsste einem entstehenden sowohl als einem die Einrichtung bereits verzehrenden Feuer ungleich größeren Widerstand entgegensetzen, nicht allein weil es selbst den Flammen die Nahrung verweigert, sondern auch weil es die dahinter liegenden Eisenwände vor der Erhitzung schützt und die Flammen hindert, sich in den erglühenden Eisenmassen gewissermaßen einen Accumulator ihrer Energie anzulegen, aus dem sie sich beständig mit erhitzter Zugluft versehen und so ihre zerstörenden Wirkungen verdoppeln. Aus dem letzteren Grunde würde es sich sogar rechtfertigen, die jetzt ungeschützten Eisentheile des Schiffes, zum Beispiel die Eisenplatten der langen Schiffsgänge neben den Speisesälen und Cabinen, mit feuerfester Holz

bedeckung zu versehen, was unter Umständen eine Passage, die zur Rettung der Passagiere nothwendig gebraucht wird, lange Zeit benutzbar erhalten kann, während dieselbe sonst durch das Erglühen der Wände selbst von der Rückseite aus, also ohne directe Flammenwirkung, ungangbar gemacht werden kann. Je nach höherem Grade jedoch wäre eine solche Ummantelung der eisernen Wände, theils aus diesem, theils aus dem ersterwähnten Grunde, für alle bewohnten Schiffsräume zu fordern. Doch muss das dazu benutzte Material nicht unter allen Umständen das ziemlich kostspielige imprägnierte Holz sein. In vielen Fällen wird eine Asbestverkleidung dieselben Dienste leisten, besonders eine Verschalung eiserner Wände mit gewöhnlichen Hölzern unter Zwischenlage von Asbestpappe dürfte von guter Wirkung sein. Auch sonst haben die Zweige der Technik, die sich speciell mit der Herstellung feuersicherer Materialien beschäftigen, neuerdings bemerkenswerte Fortschritte gemacht. So sind unter Anwendung feinvertheilten Asbestes feuerfeste Anstrichfarben hergestellt, die möglicherweise ohne große Kosten den sämmtlichen Holzbekleidungen der Schiffsräume eine wenigstens zeitweilige Widerstandsfähigkeit gegen die Flammen ertheilen können. Es bleibt noch die großentheils leicht brennbare Einrichtung. Ob nicht an dem Luxus, der mit Stoffen, Teppichen, Vorhängen, Polstermöbeln jetzt getrieben wird, in Zukunft schon aus Gründen eines zum Einfacheren zurückkehrenden Geschmacks manches wird gespart werden, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls aber lassen sich auch hier der Sicherheit Concessionen machen, ohne dass der Geschmack gefährdet wird. Imprägnierung der zur Möbelanfertigung verwendeten Hölzer, auch wohl der Stoffe, mit denen sie bezogen werden, wenigstens feuerfeste Anstrichfarben für die Deckausstattung, soweit sie aus Holz besteht, dürfte uns dem gewünschten Ziel näher bringen. Es wäre auch zu erwägen, ob sich etwa aus feuerfester, mit Asbest untermischter Masse, wie sie zum Beispiel neuerdings unter der Bezeichnung Uralit in den Handel gelangt ist, zahlreiche Gebrauchsgegenstände, eventuell auch ganze Möbel für Schiffseinrichtungen pressen oder zusammensetzen lassen.

Ebenso wichtig und selbst dann noch zu erörtern, wenn die oben genannten Mittel zur Verhütung des Ausbruches von Feuer ganz von der Hand gewiesen würden, bliebe die Frage, wie ein einmal ausgebrochener Brand zu bekämpfen und zu localisieren ist.

Um ein solches Ereignis rasch zu bemerken, könnten eventuell an den gefährlicheren Stellen selbstthätige, auf thermometrischen Angaben beruhende Feuermelder vertheilt werden, die in den Laderäumen von Kohlenschiffen meines Wissens schon mehrfach zur Bekämpfung der Selbstzündung angewandt worden sind. Das radicalste hiermit zu verbindende Mittel zur selbstthätigen Bekämpfung von Bränden würde natürlich die Anordnung der Grinnell'schen oder einer ähnlichen Löschvorrichtung über allen in Frage kommenden Schiffsräumen sein, also in den Maschinenräumen, den bewohnten Theilen und den Hauptcommunicationswegen. Das System beruht bekanntlich auf der Verzweigung eines Netzes von wassergefüllten Röhren, die mit einem Druckbehälter in Verbindung stehen, über sämmtliche zu schützenden Räume. Die Rohrzweige sind gruppenweise durch leicht schmelzbare Verschlüsse gedichtet, die bei dem Auftreten gefahrdrohender Temperaturen schmelzen und eben die betroffenen, nach Belieben auch die angrenzenden Räume unter Wasser setzen. Eine derartige Einrichtung, über große Theile eines Schiffes verzweigt, würde natürlich erhebliche Kosten verursachen, doch werden dieselben bei dem Bau der modernen Schnell- und Luxusdampfer kein Hindernis bieten. Es werden ja hier ebensogroße und größere Opfer gebracht, um die Geschwindigkeit um ein winziges Theilchen zu erhöhen; wer kann aber daran zweifeln, dass eine Schiffahrtsgesellschaft, die ihren Dampfern durch ein oder das andere Mittel eine absolute Feuersicherheit verliehe, sich den Dank ihrer Passagiere in höherem Grade als durch die Vermehrung der Fahrgeschwindigkeit um einen oder anderthalb Knoten verdienen würde? Unter den Mitteln zur Localisierung eines Schiffsbrandes wäre noch die rechtzeitige und energische Benützung der Schottthüren zu erwähnen, doch ist diese gegenüber dem Wassereindringen so segensvolle Einrichtung bei der Bekämpfung des Feuers mit anderen Augen zu betrachten. Zunächst werden die Schotte nebst den Schottthüren die Verbreitung des Feuers nur dann mit Sicherheit verhindern können, wenn sie mit Wärmeisolationsschichten, wie oben angedeutet, versehen sind. Dann erfordert ihr Inwirksamkeittreten einen sicheren anderweitigen Abzug der durch sie etwa isolierten Passagiere und Mannschaften, wovon weiter unten mehr, endlich aber sind Schotte in den über Wasser liegenden Räumen natürlich nur beschränkt vorhanden.

Wir kommen endlich zur dritten, wichtigsten Frage. Wie ist den sämmtlichen Insassen eines brennenden Passagierdampfers, wenn die vorstehend angedeuteten Einrichtungen nicht vorhanden sind oder versagen, unter allen Umständen sicherer Abzug, sei es bis auf Deck, sei es im schlimmsten Falle bis ins Wasser, zu ermöglichen? [illegible] nicht eine Frage selbst der Erhaltung des Schiffes an [illegible] wieder [illegible] Scenen so entsetzlichen [illegible], wie beim Brand der Schiffe „Main" und „Saale", sich [illegible].

[illegible]

derjenigen der oben aufgestellten Vorschläge mit ab. Schon aus der Sorge für den ungestörten Abzug der Schiffsbewohner begreift sich die Nothwendigkeit, die Hauptverkehrswege — es sind ihrer nicht gar so viele — und die Treppenschachte mit besonderen Sicherheitsmaßregeln zu umgeben. Sie sollten durch Imprägnierung oder sonstigen Schutz aller in ihnen befindlichen Dinge sowohl gegen das directe Ergriffenwerden von den Flammen geschützt, als auch durch Isolation ihrer eisernen Wandungen gegen indirecte Mittheilung des Feuers durch die glühenden Platten gesichert werden. Ist diese Forderung erfüllt, so erübrigt, auch für die in den unteren entlegeneren Schiffsräumen sich aufhaltenden Menschen bestimmte kürzeste Nothausgänge zu den Deckräumen zu schaffen, die auf ähnliche Weise gegen durchdringende Wärme zu isolieren sind und unter keinen Umständen jemals unbenützbar gemacht oder verschlossen sein dürfen. Damit wäre für die Rettung, selbst wenn der größte Theil des Schiffes in Flammen stehen sollte, viel gethan. Ebensoviel lässt sich aber durch verständige Instructionen der Reisenden selbst, wie sie sich beim Ausbruch eines Brandes zu verhalten haben, erreichen. Es ist nicht mehr als natürlich, dass die Bewohner der unteren Cabinen, wenn oben ein Flammenmeer tobt, und sie vor Schreck nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, die kleinen Fensterluken ihrer Cabinen aufreißen, sie aber nicht wieder schließen. Sie wissen ja gar nicht, dass sie dadurch neue, vielleicht verhängnisvolle Luftströmungen im Bauche des Schiffes hervorrufen, die entweder, von außen eindringend, die Flammen nähren, oder aber, nach außen strömend, das Feuer in Gestalt der langen furchtbaren Stichflammen hinter sich herziehen, die die unheimlichste Erscheinung einer Feuersbrunst in verzweigten Innenräumen bilden, weil schon die ihnen vorhergehende Hitze die Fliehenden wie ein Herzschlag zu Boden streckt. Also eine sachgemäße Aufklärung über das Verhalten und den nächsten Weg an Deck im Falle eines Brandes sollte in keiner Cabine fehlen. Endlich darf den unten trotz aller Vorsicht doch etwa Eingeschlossenen der directe Weg ins Freie, der Sprung durchs Fenster nicht abgeschnitten sein. Wenigstens die Luken der kleinen seitlichen Corridore, an denen je vier Cabinen zu liegen pflegen, sollten die Größe haben, dass ein Mensch hindurchschlüpfen kann. Das bietet natürlich der Sicherung dieser Luken bei Sturm und hoher See wieder Schwierigkeiten, aber unüberwindlich sind dieselben sicherlich nicht. Dass aus den ganz unter Wasser befindlichen Wohnräumen, dem Zwischendeck, den Mannschaftsräumen, möglichst directe Zugänge für den Nothfall zu diesen Oeffnungen führen, dürfte endlich auch von Nutzen und nicht unerreichbar sein.

Coswig. Wilhelm Berdrow.

# Der preußische Leutnant.

Was ist nicht schon alles über den preußischen Leutnant geschrieben und gedruckt, gesprochen und gewitzelt worden! Schon in den „Fliegenden Blättern" der Vierzigerjahre finden wir diesen Urtyp des Preußenthums, diese Stütze des Staates und der Gesellschaft fast auf jeder Seite, oft mit mehr Behagen als Witz charakterisiert; fast ein Jahrhundert vorher hatte Voltaire schon das Treffendste und Richtigste über den preußischen Leutnant gesagt, in Versen, von denen man nicht recht weiß, ob die Satire oder die Bewunderung dominiert. Die Sehnsucht und das Vorbild für Jungen und Gymnasiasten, der Traum so vieler Backfische, der Stolz tausender von Müttern und [illegible] — sogar Schwiegermüttern, hat der preußische Leutnant zweifellos einen bedeutenden Platz eingenommen im neunzehnten Jahrhundert. Er ist ein Typ, eine Species für sich, die kaum irgendwo ihres Gleichen hat: und zwar liegt dies keineswegs allein an der Uniform, die der preußische Officier, entgegen dem englischen und französischen Brauch, stets und auch in Gesellschaft trägt, sondern vielmehr an der ganzen Art der Ergänzung, Erziehung und Thätigkeit der jungen Officiere in Preußen, wie sie von altersher bestehen und gehandhabt werden.

Was weiß die Oeffentlichkeit im allgemeinen vom preußischen Leutnant? Sie kennt die glänzende Außenseite: sie sieht die tadellose Uniform, den stramm gewichsten Bart, das Monocle, sie hört die schnarrende Stimme und das Klingen der Sporen, sie kennt die preußischen Leutnants als ritterliche, gewandte und sichere Gesellschafter, als flotte Reiter, Schützen, Tänzer, als die nicht zu entbehrenden Anreger und Theilnehmer aller Vergnügungen der oberen Zehntausend kennen. Darüber hinaus reichen Beobachtung und Urtheil im allgemeinen nicht. Und doch liegt der Wert der jungen preußischen Officiere vor allen Dingen auf einem ganz anderen, ernsten Gebiet, und die Rolle, die sie in der Gesellschaft spielen, ist lediglich der Reflex, die Folgeerscheinung ihrer beruflichen Eigenschaften und als solche wohl begründet und verdient.

Da ist uns nun ein neues Buch des rühmlichst bekannten militärischen Romanciers Freiherrn v. Schlicht sehr willkommen,*)

*) [illegible] „[illegible]leben" Berlin [illegible]

denn es bringt uns eine gute Dosis Realismus und führt mit wahrhaft photographischer Treue in den Werde- und Entwickelungsgang des normalen preußischen Leutnants ein. Mit großer Sachkenntnis, mit Witz und Humor geschrieben, legt diese Schrift doch das Hauptgewicht auf die Schilderung des geistigen und moralischen Werdens eines preußischen Officiers der Gegenwart, bleibt im ganzen ernst und erhebt sich dadurch unstreitig über die herkömmlichen Leutnantsgeschichten.

Die Anfänge der militärischen Laufbahn sind wahrhaftig nicht leicht, und niemand hat bisher auf Rosen den Epauletten entgegengewandelt. Die Anstrengungen des ungewohnten Dienstes und die Härten des Drills würde ja der junge, frische Fahnenjunker leicht ertragen, aber was ihm, dem Sohn aus gutem Hause, vor allem auf die Nerven fällt, ist die unerbittlich strenge, gesellschaftliche Erziehung des Neulings durch das Officierscorps. So ein Fahnenjunker ist überhaupt gar nichts; niemals darf er ungefragt einen Officier ansprechen; spricht ihn einer an, so antwortet er: „Zu Befehl!" Trinkt ihm einer zu, so muss er auf- und stillstehen; bei Tisch reicht er Flaschen, Brot u. s. w. zu; bei Ausflügen werden ihm die Hüllen der Officiersdamen aufgepackt; auf Bällen darf er nur mit Matronen tanzen, dazu wird er aber ganz unverblümt befohlen u. s. w. Kurz der Fahnenjunker kommt sich wie ein Paria vor, und das Maß an Entsagung und Bescheidenheit, das da von ihm gefordert wird, erscheint ihm übermäßig. Er kriegt die Tressen, kommt auf die Kriegsschule und tritt als Fähnrich, froher Hoffnungen voll, zum Regiment zurück. Aber auch als Fähnrich ist er noch nichts, rein gar nichts; muss die Officiersgesellschaften mitmachen, ohne die Stellung und die Rechte des Officiers; dienstlich muss er viel nachholen, denn mit der Wissenschaft, die er auf der Kriegsschule zu sich nahm, ist bei der Compagnie sehr wenig zu machen, und er ist bedenklich aus der Praxis heraus. Der Fähnrich zählt die Tage bis zum Officier; endlich erbarmt sich das Militärcabinet seiner, und ein Tag erscheint, an welchem er stolz und freudestrahlend die Leutnantsuniform anlegen darf.

Nun glaubt er über dem Berge zu sein und lässt sich im Vollgefühle seiner Stellung dienstlich wie gesellschaftlich etwas los. Aber er wird sehr bald und in grausamer Weise rectificiert; er sieht, dass er beim Exercieren auch als Leutnant ebenso empfindlich „angepfiffen" wird, wie früher, und wenn er sich beim Liebesmahl eine Vertraulichkeit gegen einen älteren Leutnant und Adjutanten erlaubt, wird er sogleich scharf zurechtgewiesen. Summa — seine Erziehung beginnt erst jetzt eigentlich. Aber unser Held ist aus gutem Holz geschnitzt und hält durch. Nach drei Jahren als Officier wird er Adjutant, und jetzt kommt es nicht mehr auf den „kleinen Commiss" an, sondern auf Gewandtheit, Takt, Verschwiegenheit, Pünktlichkeit. Auch das lernt der junge Krieger und besteht ehrenvoll trotz mancher anfänglicher Reibungen und der finanziellen Schwierigkeiten, die für ihn, den Unbemittelten, das Halten von Pferden im Gefolge hat. Die Kriegsakademie öffnet ihm ihre Pforten, und wenn er auch den Generalstab nicht erreicht, so wird er doch Regimentsadjutant und fühlt sich in dieser Stellung wohl trotz der vielen Arbeit und Verantwortung, die sie mit sich bringt; da wird er — zwei Jahre vor dem Hauptmann — abgelöst und tritt in die Front zurück: sein Compagniechef liebt ihn von der Adjutantenzeit her nicht übermäßig und lässt ihm, dem zweiunddreißigjährigen reifen Mann, dies nun entgelten, denn „ein Hauptmann kann seinem Officier, ohne dass dieser auch nur den leisesten Vorwand zu einer Beschwerde findet, den Dienst so sauer machen, dass er ihm zur Hölle wird". Sehr richtig! Aber der Vielgeprüfte würgt den Kelch bis auf die Neige hinunter, thut still und ehrlich seine Pflicht, und auch er rückt endlich, nach vierzehn Jahren Dienstes als Leutnant, in die so heiß begehrte und ersehnte Stellung des Compagniechefs ein.

Es ist zu erwarten, dass Herr v. Schlicht nun einen Band folgen lassen wird mit der Schilderung der Hauptmannszeit, und ein so guter Kenner der Verhältnisse wird uns da wohl kaum verschweigen, dass auch diese Stellung keineswegs ein Dorado, sondern vielmehr eine sehr harte und aufreibende ist, aus der sich mancher schon in die fröhliche Leutnantszeit zurückgesehnt hat, die er vordem in trüben und verärgerten Stunden verwünschte.

Die große Moral, die sich durch das Buch des Herrn v. Schlicht recht deutlich hindurchzieht, und die sich von selbst ergeben hätte auch ohne die zwei oder drei Uebertreibungen, die mit unterlaufen sind in den Schilderungen, ist die, dass die Erziehung des preußischen Officiers darauf zielt, ihn zu einem Menschen von geradezu rührender Geduld, Bescheidenheit und Entsagung, zu einer rastlos und mit höchster Genauigkeit arbeitenden Maschine zu machen, die im Dienste oft rücksichtslos und bis zur Erschöpfung angestrengt wird. Allerdings bietet sich ihm in der Gesellschaft eine glänzende, beneidete Stellung; aber schwer erworben ist sie.

Armiger

---

# Das künstlerische Gewerbe auf der Weltausstellung.

## Das Mobiliar.

(Schluss.)

In den meisten anderen Ländern findet man das Gegentheil der französischen Verhältnisse: Originalität, aber ungenügende Technik. In **Deutschland** ist die urwüchsige Eigenart noch nicht zur Brauchbarkeit gediehen. Die Künstler der „Vereinigten Werkstätten" Münchens haben vielleicht mehr Eigenart als alle Franzosen zusammengenommen, aber sie haben weniger Cultur als der letzte Pariser. Man sucht direct etwas in der Verleugnung gewisser Culturbedürfnisse und nennt es deutsch; man setzt gar zu schnell den Wunsch, möglichst wenig französisch oder belgisch zu sein, über gewisse selbstverständliche Postulate, die lediglich von Zeitinstincten dictiert werden und in München nicht anders sind als in London oder Paris oder Brüssel. Man hat wie in der Malerei sehr viel Ideen, aber zu wenig Verhältnisse zu dem rein Sinnlichen. Die drei Räume von Riemerschmidt, B. Paul und Pankok machen namentlich an dieser Stelle einen gar zu primitiven Eindruck. Freilich sind sie unerhört schlecht placiert, in den finstersten Winkel der „Invaliden", wo ihre schon an sich fatale Dunkelheit zum Unerkenntlichen wird. Und dann hat man sich offenbar wieder mal nicht recht geeinigt; der begabteste Deutsche, Riemerschmidt, der ohne Zweifel imstande gewesen wäre, etwas unbedingt Bedeutendes zu zeigen, hat in dem größten Raume, abgesehen von der außerordentlich schönen Wanddecoration in Stuck, nur ein paar Möbel geliefert. Zu diesen streng logischen, eleganten, einfachen Stücken hat man ein paar schwere Phantasien von Obrist zugefügt und außerdem noch ein paar Möbel von Pankok. Pankoks Fumoir ist als compositionelle Idee prächtig, die Verhältnisse der niedrigen, gewölbten Decke, an der äußerst geschickt vertheilt die hübschen Lampen angebracht sind, zu den ausgeschnittenen Holzwänden sind brillant, die Einrahmungen dieser Ausschnitte, auch die Thüreinfassung stark decorativ, und trotz alledem wirkt das Ganze zu schwer, selbst an anderem Platz würde man mehr Luft und mehr Licht verlangen. Und dann sieht man nicht recht, wo so ein Raum in einem vernünftigen Hause zu placieren wäre. Der dritte Raum ist ein Jagdzimmer, schlicht und brav wie alle Sachen von Paul, nur der unproportionierte Fries in Marqueterie fällt ganz aus dem Rahmen. Warum muss es gerade schwarz sein und warum musste man gerade ein Jagdzimmer zeigen, heute, wo man so viel wichtigere Dinge zu thun hat? Diese treuherzige Decoration mit den Rehgeweihen versetzt einen in irgend einen entfernten Winkel der Provinz Hannover, weit, gar zu weit ab von der Welt, wo man nicht auf die Jagd geht. Freilich, deutsch ist es, deutsch sind diese burschikosen Stühle, in denen man so behaglich sitzt wie auf dem Mutterschoß, deutsch das riesige Sopha, man glaubt den alten Förster mit der langen Pfeife darauf sitzen zu sehen und hört seine Geschichten, es ist gemüthlich, nur passt diese Gemüthlichkeit schlecht zu der sausenden Zeit, nicht sie ist es, die Deutschland heute regiert — Gott sei Dank! Gerade von dem neuen stark industriellen, eminent modernen Instinct des neuen Deutschland ist in dem Gewerbe noch wenig zu entdecken, wie modern auch diese Künstler im übrigen gelten mögen. Nur in Riemerschmidt steckt etwas davon in stark ausgeprägter Weise, bei den anderen ist es erst Ahnung und in den meisten noch gar nicht vorhanden. Was hat mit unserer Zeit der Riesensaal Melchior Lechters — eine Stiftung Pallenbergs für das Museum in Köln — zu thun in seinem absoluten Archaismus? Es steckt sicher ehrliche, religiöse Empfindung darin, und die Arbeit ist wundervoll, aber wer würde in diesem Saal den treffsichen Beitrag eines Künstlers Berlins sehen, Berlins, der modernsten aller Städte! Auch der Pfann'sche Raum entbehrt des springenden Interesses: er repräsentiert das modernisierte Altdeutsche seliger Zeiten, recht gediegen und respectabel, aber nicht unentbehrlich. Der einfache Erker Läugers aus Karlsruhe ist mehr als Rahmen gemacht, um den Kachelkamin in der bekannten Decorationsart des Künstlers zur Geltung zu bringen. In zwei hübschen kleinen Räumchen von Werle, ausgezeichnet von Bodenheim, wird das Berlinerthum gar poetisch. Dornröschenverse stehen daran und werden im zartgeschwungenen Rankenwerk der Möbel illustriert — o Berlin!

Wir möchten eher in Eckmann einen Repräsentanten, wenn nicht Berlins, so jedenfalls der norddeutschen Art erblicken, wenn es auch bei ihm ebenfalls nicht leicht wird, eine absolut fortschrittliche und logisch consequente Richtung deutlich zu erkennen. Von ihm stammen die Möbel eines Musikzimmers, in dem gleichzeitig seine schönen Smyrnateppiche untergebracht sind. Es sind schwarz-weiß goldlackierte Möbel, die zum mindesten apart wirken; in der Mitte der Rosenwand steht ein schöner Bechstein, mit leicht gefälligen Intarsien geschmückt. Die Sachen kommen leider infolge des Mangels passender Wände nicht zur rechten Geltung. Schon anerkennenswert finden wir das Badezimmer der Straßburger Firma Ritz und Wetterer, in modernen Formen, die durch außerordentlich gediegene Ausführung in Marmor mit Metallbeschlag gehoben werden

Alles in allem überrascht in Deutschland am meisten die Vielseitigkeit der in Arbeit begriffenen Tendenzen, in der das wohlthätige Decentralisierungssystem wieder einmal einen Triumph feiert; Kräfte, künstlerisches Material, Ideen sind genug da, und sicher wird etwas daraus werden. Man darf nicht vergessen, dass von einer wirklichen modernen Strömung in Deutschland, die eigene und industrielle Bahnen einschlägt, erst seit etwa drei Jahren die Rede ist. Vielleicht hätte auch die Anordnung glücklicher sein können; in allen Ländern, außer Frankreich, ist das Möbelgewerbe in der Ausstellung zu Gunsten der Keramik u. dgl. zurückgesetzt worden, unbegreiflicher, aber typischer Weise. Hätte man vorher, als die durch reiche Subventionen erleichterten Aufgaben vertheilt wurden, consequenter gehandelt und nachher richtig placiert, so hätte Deutschland wohl den Sieg davongetragen. Uebrigens wirkt es auch heute trotz alldem auf die Franzosen am stärksten, vor allem infolge seines wesentlich repräsentativen Auftretens. Der Hauptplatz ist der Würde geopfert; der echte Marmor, die Mosaik des Seidl-Raums und die zwei großen Treppenhäuser, von denen das eine von dem Hauptarchitekten des Commissariats Hoffacker mit gutem Takt gebaut ist, imponieren hier am meisten; aber so sehr dem Prachtprestige des Reiches damit gedient ist, so wenig ist dem einzelnen Aussteller damit geholfen worden. Zum Beispiel sind tüchtigere Dresdener Künstler, Groß und Gußmann, infolge dessen ganz erbärmlich weggekommen. Man hat ihre Interieurfragmente — bei Groß im wesentlichen einen Kamin, bei Gußmann einen Wandbrunnen — auf dem oberen Treppenflur zusammengequetscht. Dagegen hat des Kaisers Opulenz den besten Platz unten einigen Prachtmöbeln alten französischen Stils eingeräumt, über deren Bedeutung — so schön die Arbeit ist — man sich vergeblich den Kopf zerbricht.

Und wiederum ganz anders wirkt Oesterreich, der letzte der drei bei der Concurrenz im modernen Mobiliar in Frage kommenden Staaten. In einer Beziehung ist es ganz unbestritten der glückliche Sieger. Wenn es lediglich auf die Frage ankommt, in welchem Lande die moderne Bewegung am stärksten in die Breite geht, in welchem bereits von „Stil", d. h. allgemein angenommenen Formen, gesprochen werden kann, wird Oesterreich gekrönt werden müssen.

Hier hat die Menge der Künstler nicht wie in Deutschland zur Differenzierung, sondern zur Verbreitung fast identischer Absichten geführt. Der Ausländer, der zum erstenmal Oesterreich sieht, wird eine ähnliche Empfindung haben, wie der Europäer, der sich zum erstenmale in einer Gesellschaft von Japanern befindet: man vermag erst nach längerem Eindringen die Differenzen, die unter der gemeinsamen Formenhülle liegen, zu finden. Anders steht die Frage nach der Tiefe dieses „Secessionsstils", wie weit das mit großer Geschicklichkeit von überallher Genommene und mit schlechterdings verblüffender Natürlichkeit zum eigenen Gemachte langen wird. Sie hat mehr theoretische Bedeutung. Die Hauptsache ist das Phänomen, dass Oesterreich sich in drei Jahren von allem Ballast alter Ueberlieferungen befreit und mit der Geschmeidigkeit, die es in den glücklichsten Zeiten stets auszeichnet, in ein neues Gewand geschlüpft ist, das ihm wie angeboren steht. Denn man kann sich, so merkwürdig dies ist, nicht der offenkundigen Thatsache verschließen, dass hier die berühmte Nationalitätsfrage ohne große Worte wirklich gelöst ist. Dieser Stil von Olbrich, Hoffmann und Genossen ist wirklich österreichisch, ebenso wienerisch, wie die Kipfel der Bäcker, wie die Feschheit seiner Fiaker und die hübschen Hüte seiner Mädel. Es ist ein Ausfluss derselben Volksindividualität, die einst das österreichische Barock, an das pietätvoll der Pavillon Oesterreichs erinnert, hervorbrachte, und spricht mehr für den entscheidenden Unterschied zwischen Oesterreich und Deutschland als alle politischen Reden.

Man braucht sich bei den Einzelheiten der österreichischen officiellen Betheiligung in den „Invaliden" nicht aufzuhalten. Diese Art Arrangement, wie es Baumann und Hoffmann famos verstehen, will von weitem gesehen sein. Es ist die Schmuckkunst, mit der die Secession alle Jahre ihr Publicum neu zu überraschen versteht, ins Große, ja Repräsentative übertragen, und ehe man sich die Berechtigung überlegt, mit der Baumann die Capitäle seiner Säulen im Ehrensaal mit reizend durchbrochenem Laubgewinde modernisiert, ist man schon im Bann dieses Ensembles. Der Schwerpunkt liegt hier und in dem von Hoffmann eingerichteten Saal der Scala Wimbach'schen Kunstgewerbeschule in der Decoration. Das haben die jungen Wiener für sich allein: mit ein paar Linien in wirksamer Technik, sei es in Seidenstickerei, wie bei den Füllungen des Baumann'schen Saals, oder in aufgelegter Nadel, wie in dem Hoffmann'schen Saal, ihre Räume ganz individuell einzuhüllen. In der Kunstausstellung des großen Palais haben sie mit den einfachsten Mitteln ihren Bildern auf diese Weise einen Vorzug gegeben, der, so wenig er die Qualität der ausgestellten Werke an sich ändert, trotz alledem mitspricht.

Im eigentlichen Mobiliar zeigt vor allem der von Olbrich entworfene und von Schmitt ausgeführte Salon [illegible] [illegible] mit der [illegible] Art der [illegible] [illegible] die [illegible] Arbeit des Tischlers zu verbinden [illegible]

cher der Eindruck von Pracht erzielt, den auch Bing anstrebt, und er setzt sich hier nicht auf Kosten moderner Tendenzen durch. Er wird durch die individuelle Bestimmung der Verhältnisse, durch geschickteste Verwendung kostbaren Materials und namentlich durch eine Ornamentierung erreicht, die, so reich sie auch ist, nie der Construction, der Wirkung der Hauptlinien und Hauptflächen im Wege steht. Die Kostbarkeit des Materials ist wohl einzig in dieser Verwendung: Olbrich hat sich nicht mit dem Holz in jeder Tonart begnügt, sondern Perlmutter, Silber und Gold mit verwendet, aber diese kostbaren Einzelheiten fügen sich so sicher als lediglische Tonwerte dem Ensemble ein, dass man ihre Anwesenheit nur natürlich findet. In anderen einfacheren Interieurs und Fragmenten, wie in dem reizenden Darmstädter Zimmer oder dem Kaminplatz, den A. Ungethüm ausgeführt hat, zeigt Olbrich die nicht geringere Kunst, seinen Möbeln auch bei bescheidenstem Budget einen eigenen Reiz zu geben. Die grauen zierlichen Tische und Stühle Niedermosers lehnen sich eng an Olbrich an. A. Pospischill zeigt in einem Salon in Mahagoni, was die Queen-Anne-Epoche der Engländer den Wienern gegeben hat. Die Möbel sind tadellos gearbeitet und von angenehmen Verhältnissen, nur verrathen sie weniger die specifisch österreichische Individualität.

Neben diesen mehr oder weniger luxuriösen Arbeiten hat Oesterreich-Ungarn einen unübersehbaren Fortschritt mit ganz einfachen Möbeln erzielt, der auf der Ausstellung so gut wie allein steht, und zwar mit seinen gebogenen Hölzern. Schon seit Jahren überschwemmt die Monarchie den Markt mit den billigen, gebogenen Rohrstühlen; Kohn, Thonet und die Ungvárer Gesellschaft besitzen enorme Fabriken, und ihr Umsatz zählt nach Millionen. Bisher hatte die Kunst daran so gut wie keinen Antheil, die rein maschinelle Massenarbeit schien jeden ästhetischen Gesichtspunkt von vornherein auszuschließen. Und gerade hier hat die Moderne eingegriffen und sich ein weites Wirkungsfeld erschlossen. Im Gegensatz zum englischen Mobiliar ist der modernen Bewegung auf dem Continent die Vorliebe für gebogene Formen eigenthümlich. Dieser widerstrebt sich im Princip der elementare Charakter des Holzes, der seine classische Verwendung stets in der geraden Linie findet. Die Folge davon ist kostspielige Herstellung, ein unverhältnismäßiger Verbrauch von Material, oder ungenügende Solidität infolge der vielen Zusammensetzungen. Van de Velde hat diesen Argumenten gegenüber, die auch bei den von ihm beliebten Formen mitsprechen, einmal gesagt, dass das richtige Material für moderne Möbel noch nicht gefunden sei und das Holz in seiner gegenwärtigen Verwendung nur einen Nothbehelf darstelle. Die Verwendung der gebogenen Hölzer hilft diesem Misstand in geradezu idealer Weise ab. Sowohl die Ausstellung der Kohn'schen Fabrik, wie namentlich die der Ungvár'schen Möbel gibt darüber ganz überraschende Aufschlüsse. Ungvár hat einen kleinen Salon in stark blaugefärbtem Holz ausgestellt: alle tragenden Linien der Möbel, sowohl der Stühle, Sessel, wie der Tische sind aus kühn geschwungenem Holz, in einem Stück gebogen. Der Reiz liegt in der Bewegung dieser Biegungen. Es bedarf nicht der Erläuterung, dass die Frage, ob die Biegung schön oder hässlich ist, ganz jenseits des Kostenpunktes hier gelöst wird, es genügt lediglich, die Maschine geschickt auszunutzen, um die ästhetische Wirkung zu heben. Hier ist es also zum erstenmal gelungen, ein Möbel zu machen, das schön sein kann im weitesten Sinne des Begriffs, ohne einen Centime mehr als das hässliche zu kosten. Das Problem des modernen Stuhls zum Beispiel, das in der denkbar größten Einfachheit einer schönen Form, das heißt der denkbar stärksten Reduction der Schönheitsformel auf ein untheilbares Minimum beruht, dem man nicht mit aufgesetztem Schmuck, sondern lediglich durch die nackte Linie näher kommt, findet hier die Möglichkeit seiner Lösung. Gegenwärtig zeigt die Ungvárer Ausstellung nur den Weg: man kann ihre Resultate noch nicht als definitive betrachten, aber es ist keine Frage, dass es nur auf den Geschmack der Leiter ankommt, um dahin zu gelangen. Julius Lessing hat die Bedeutung dieses Versuchs richtig erkannt und neben den vielen Kostbarkeiten, die er für das Berliner Kunstgewerbemuseum auf der Ausstellung erworben hat, eines der bescheidenen Ungvárer Möbel angekauft und damit sicherlich nicht das Schlechteste dieser Ausstellung festgehalten.

Auch sonst fehlt es in Ungarn nicht an zum mindesten anerkennenswerten Versuchen, das bis vor kurzem noch arg vernachlässigte Interieur zu erneuern. Von dem Einfluss Wiens ist dabei wenig zu merken und das scheint uns nur anerkennungswert. Auch hier streben die künstlerischen Instincte nach nationaler Betonung. F. Spiegel, einer der jüngsten und vielleicht der begabteste der ungarischen Architekten, ist so mäßig vertreten und so miserabel placiert, dass er hier nicht zu dem verdienten Rechte kommt. Ein Interieur von Kramer zeigt einen schönen englischen Stil. Das Kostbarste Ungarns im modernen Mobiliar sind die Möbel nach Zeichnungen Kraze[illegible] und anderer, die zu einem sehr entsprechenden Ensemble zusammengestellt sind und namentlich durch die gediegene Verbindung de[illegible] [illegible] Mahagoniholzes mit Gobelinbezügen in ab[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] auf der Ausstellung glänzend ab. Zu Lebzeiten

von Morris wäre die Betheiligung wohl anders geworden, falls man ihn dazu gewonnen hätte. Man merkt wieder bei dieser Gelegenheit, wie sehr der große Neuerer ohne Nachfolger geblieben ist. Da die begabten Schotten, die einzigen, von denen man in Großbritannien einen energischen Fortschritt erwarten kann, ganz fern geblieben sind, und die paar englischen Guilds, die etwa in Frage kommen — Birmingham und Ashbee — fehlen, findet man nichts, was nicht längst allgemein bekannt wäre. Waring & Gillow, Heal & Son, Henry & Co. haben gute Marktware ausgestellt, säuberlich arrangiert zum Theil, aber ohne ernsthaft zu interessieren.

Die drei Länder, von denen man das meiste in ihrer Art erwarten konnte, **Amerika, Belgien, Holland** sind im Mobiliar so gut wie gar nicht vertreten. Die berühmten amerikanischen Firmen, die sich durch Schöpfung der praktischen Comforts einen Namen gemacht haben, sind wohl durch ihre angeborene Furcht vor der Copie abgehalten worden, sich auf einem Platz zu zeigen, wo nur Lorbeeren, kein Geld zu holen waren. Holland hat wohl seine besten Namen, Dijsselhof, L. Cachet, Nieuwenhuis, aber sie sind in drei winzigen Cabineten untergebracht, die der Amsterdamer Kunsthändler von Wisslingh arrangiert hat und deren minutiöse Nichtigkeit von dem lebhaften, vielbedeutenden künstlerischen Streben der jungen Holländer so gut wie gar nichts verräth. Wenn nicht die von Uiterwijk & Co. und der Maison Moderne ausgestellten Batiks einiges Leben in die Ausstellung brächten, sähe es um Holland traurig aus.

Die stärkste und am wenigsten begreifliche Enttäuschung aber hat Belgien gebracht. Dasselbe Belgien, das auf der Brüsseler Weltausstellung in dem Arrangement seiner Colonialausstellung in Tervueren schlechterdings durchschlagend wirkte, von dem ein wesentlicher Theil der Renaissance des modernen Gewerbes ausgeht, ist hier, wo es die Entscheidung galt, ausgeblieben. Während in fast allen anderen Ländern, wo nur irgend etwas zu holen war, der Staat ohneweiters die Mittel aufbrachte, um seine Aussteller zu subventionieren, hat Belgien für seinen auf unserem Gebiet bedeutendsten Künstler van de Velde nicht die geringe Unterstützung übrig gehabt, um ihm eine selbst bescheidene Betheiligung zu gestatten. Die Maison Moderne in Paris, der er angehört, war, als darüber entschieden werden musste, noch zu jung, um allein die große Ausgabe zu wagen, und im belgischen Staat fand sich keine einzige Stimme, die dem Künstler, der zu betteln verschmähte, zu seinem guten Rechte verhalf.

Das ist die Kehrseite dieser Ausstellung, das Bittere daran, das der Freude über das vielversprechende Neue, das man hier gesehen, eine Ladung Wermuth beimischt. Der Schatten van de Veldes liegt, wenn nicht über den meisten, so über gar vielen Werken, die durch diese Ausstellung zur Anerkennung vor einem Forum von Millionen Besuchern gelangen. Auch hier muss sich infolge dieser rein zufälligen Verschiebung des Urtheils, nach dem tragikomischen Gesetz, das den zweiten zum ersten werden läßt, wenn der erste wegfällt, die alte Erfahrung bestätigen, dass das Große der Masse ewig fern bleibt, und es den Epigonen zufällt, die Meisterschaft ihrer Befruchter zu bethätigen.

Paris. J. Meier-Graefe.

---

## Secession der Bühne.

In einem seidenen Arbeitsrock mit prunkvoller Verschnürung sitzt auf der Terrasse seines fürstlich hingebauten Sommerpalastes der **Schwankdichter**. Er sitzt allein, in der richtigen Einsamkeit des Berühmten, auf der Höhe Angelangten, und — träumt. Eine neue Wendung scheint sein Weg zu nehmen. Das Berliner Theaterbörsenblatt ist seinen Händen vor nehm entglitten; die Inspiration der Rechnungsabschlüsse, der neuen Tausender verläßt ihn für einen Augenblick; eine boshafte Freude füllt ihn aus. Die **Literatur** wirbt um ihn. Die Jugend hat an seine Thür gepocht. Nicht mahnend, sondern bittend, nicht grausam wie Hilde an des Baumeisters Thür, sondern mit dem Hut in der Hand. Eben jetzt erst. Eben jetzt ist ein junger Theaterpraktiker, vor kurzem noch gerühmt als geistvoller Verkünder Shakespeares und Ibsens, zu Besuch gewesen, ein Provinzler, der die Leitung eines neuen großen Theaters vorbereitet. Ein hohes literarisches Programm hatte dieser stolz redende Reformator und Ideenmensch seit mehr als einem Jahr entworfen, und nun — nun hat auch ihn ein Bückling durch diese Gartenpforte geführt, wie so viele andere; er bewirbt sich um des Schwankmeisters neueste Arbeit! In allen Zeitungen war selbstverständlich dieser Reise Grund und Ziel pflichtschuldigst gemeldet: **sein** klangvoller Name sagte alles. Zu ihm pilgert man, er kann beglücken, er kann in deutschen Landen dictieren. Das ist doch Ruhm. Das ist doch, wenn der ästhetische Professor kommt, sogar Versöhnung mit der Literatur. Fast wäre er, der Unumworbene, in dieser Situation unsicher geworden. Aber Gesinnung und Charakter haben ihn im nothwendigen Moment nicht verlassen: er bekommt auch von diesem Director 20 Procent ...

Secession im Theater ist heute einfach guter Geschmack. Es braucht dazu weder Argumente, noch ein Programm, es braucht bloß offene Augen und etwas mehr als Mittelmaß des Geistes. Eine Secession aus dem deutschen Theatersumpf hatte vor einem Jahrzehnt die Berliner Hauptmann-Gemeinde unternommen: das wenige Große und Echte an deutscher Bühnenkunst, das wir in dieser Zeit kennen lernten, stammte von dorther. Nun erneuert sich dieser Process, nachdem in der That seit damals manches schon wieder vergessen worden war, nachdem die unheimliche Macht der Theaterconvention, des Compromisses — Max Dreyer hieß es im Hauptmann-Theater — sich wieder in das Recht ihrer Trägheit eingesetzt hatte. Nun begründet sich, in diesem Sinne mit durchaus berechtigtem Namen, in Berlin eine **Secessionsgemeinde des Theaters**. Nichts einleuchtender, nichts verdienstlicher als dieser Gedanke allein schon. Die Directoren erklären, ohne das Zugeständnis an die Convention nicht auskommen zu können? Hier sind junge, unermüdliche Arbeiter, die es versuchen wollen. Die Leute von Geschmack ihrerseits, Bücherleser und geistige Arbeiter, fühlen sich heute zurückgestoßen von der unsaubern Welt der Coulissen und ihrem Publicum? Hier sind neue Theatermenschen, selber Bücherleser und geistige Arbeiter, die zwischen Literatur und Schaubühne eine wirkliche Verbindung anstreben. Zu Blumenthal pilgert sie nicht, **diese** Jugend. Sie glaubt daran, dass es in genügender Anzahl größere Dichter gibt, und begnügt sich mit ihnen. Mehrere dieser Dichter haben wir jetzt auch in Wien, durch das soeben zu Ende gegangene Wiener Gastspiel der Secessionsbühne, zu sehen bekommen — Ibsen, Hamsun, d'Annunzio, Maeterlinck, Kleist und Frau Meyer-Förster — und ich denke, wir werden uns bekehrt fühlen müssen. Es ist wirklich nicht unerläßlich, zu Blumenthal zu pilgern, nicht einmal zu Dreyer. Man muss nur erstens literarische Bücher lesen, zweitens Stücke unabhängig von der Convention einstudieren und drittens soviel Arbeitslust aufwenden können, um öfter, als in Schwanktheatern üblich, den Spielplan zu bereichern. Das Unternehmen der Herren **Martin** und **Zickel** scheint nach den hier abgelegten Proben dessen fähig zu sein.

Aber seien wir genauer: damit allein erschöpft sich die Berliner Theatersecession nicht. Sie will mehr oder doch Bestimmteres, sie will die Bühne und ihr Auskunftsmittel in bisher unbekannten Richtungen verfeinern. Sie will nicht bloß mit dem conventionellen Repertoire brechen, sie will auch über den conventionellen **Rahmen** der Bühne hinausgehen, den der Naturalismus der letzten zehn Jahre seinerseits noch respectiert hat. Man müsste, so denkt sie, der Bühne, auch räumlich genommen, noch eine andere Perspective abgewinnen als die bisher übliche. Man müsste ihr andere Dimensionen geben und zwischen ihr und dem Publicum Beziehungen herstellen können, die inniger sind als die in unseren nüchternen, nach ewig gleicher Schablone zugeschnittenen Theatersälen. Man müsste sie ein bisschen revolutionieren im Sinne der „freien" Bühnen, im Sinne zahlreicher auch in unseren Wiener Kreisen discutierter Pläne. Man müsste das Theater, rund herausgesagt, aparter machen. D'Annunzio und Maeterlinck bieten mit ihrer Lyrik unseren Technikern und Schauspielern heute Schwierigkeiten? Sie sind doppelt willkommen. Man nimmt Farbensymphonien, Musikbegleitung und Weihrauchdüfte zu Hilfe, man wird das Parket in einen Garten verwandeln und mit der Bühne verbinden, mit hundert neuen Mitteln wird man den Zuschauer bearbeiten, nur um ihm eines beizubringen: vergiss, um Himmelswillen, dass du Publicum bist — als Publicum hast du die Pflicht, ungeduldig zu werden — und folge unseren Experimenten. Die jugendliche Verve, mit der Herr Zickel diese Experimente betreibt, ist aller Anerkennung wert. Nur ist zum Schlusse **eines** zu wünschen: dass man nicht auch eine literarische Parteisache daraus mache. Diese Gefahr liegt ja nahe, nicht nur im secessionistischen **Wien**, sondern auch in **Berlin**, das eben jetzt sein neuromantisches Herz zu entdecken im Begriff scheint, in jenem Berlin zumindest, wo ein junger strebender Germanist eine doctrinär „idealistische" Kampfschrift mit der Ueberschrift „Los von Hauptmann!" flattern lässt und als Symptom beachtet wird.*) Den Prätensionen einer solchen „Richtung" darf sich ein Theater auf keinen Fall verschreiben. Maeterlinck zu spielen ist ein prächtiger Einfall: aber man mache daraus nur ja kein Programm, keine Ueberwindung des Naturalismus. Ich will gar nicht davon reden, ob man überhaupt eine Kunstform, die einmal da ist — dazu gehört ja der Naturalismus — wirklich „überwinden" kann. Es genügt, dass ein deutsches Theater dazu nicht der geeignete Ort ist, heute zumindest noch nicht. Denn unsere Bühne steht und fällt vorläufig noch immer mit dem naturalistischen Elementarunterricht, ein bloßes Schlagwort wäre ein magerer Ersatz dafür.

Alfred Gold.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Graf **Goluchowski** kehrt, nachdem er streng programmäßig seinen einmonatlichen Urlaub in irgend einem französischen Nest, in Vittel, verbracht hat, in diesen Tagen wieder nach Wien zurück. In der Zwischenzeit sind einige nicht ganz unbedeutende Dinge in der großen Welt vorgegangen, in Südafrika z. B. ist der Krieg noch nicht zu Ende, in China ist eine Rebellion und ein Krieg gegen sämmtliche Fremdmächte ausgebrochen, in Serbien hat sich eine Palastrevolution unter russischem Protectorat vollzogen; Italien hat ein anarchistisches Attentat und einen Thronwechsel zur Weltgeschichte beigetragen. Alle Welt hat diese Wochen in größter Aufregung verbracht. Selbst Privatleute haben, wie der geringer gewordene Besuch der Pariser Weltausstellung zeigt, ihre Reisepläne deswegen zurückgestellt. Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den verschiedenen Staaten haben förmlich Permanenzdienst geleistet. Der Graf Bülow hat auf seinen gewohnten Sommerurlaub verzichtet, und selbst der Reisekaiser Wilhelm II. sieht ein, dass seine regis voluntas diesmal nichts gilt, und hat seine geliebte Nordlandreise aufgegeben, um in dieser wichtigen Zeit nicht außer Landes zu sein. Nur Einer unter den Großen dieser Welt ist von dieser allgemeinen Umwälzung der Sommerreisepläne unberührt geblieben. Das ist der Graf Goluchowski.

*

Diese sorgenlose Lage unseres Ministers des Aeußern ist nicht etwa ein unverdientes Geschenk des Zufalls. Nein, sie ist das Ergebnis einer fast **fünfzigjährigen staatskünstlerischen Arbeit**, und Graf Goluchowski ist nur der glückliche Erbe seiner Vorgänger, der die Früchte ihrer Thaten jetzt genießt. Wenn vor vierzig, fünfzig Jahren etwas Großes irgendwo in der Welt, nein, wenn damals nur irgend etwas Mittelmäßiges auch nur in einem der deutschen Bundes oder der italienischen Kleinstaaten passiert ist, was hatte sich da nicht der arme österreichische Minister des Aeußern zu plagen! Immer, wenn nur irgendwo irgend etwas geschah, um seine Meinung, seinen Rath, seine Intervention angegangen zu werden, ewig auf der Wacht zu stehen, niemals ungestört den harmlosen Tändeleien des Privatlebens sich hingeben zu können, das war ungefähr das Schicksal der österreichischen Minister des Aeußern in früherer Zeit.

*

Wer österreichische Staatsmänner kennt, wird begreifen, wie sehr dieser ewige Trubel ihnen zuwider sein musste. Seit vierzig oder fünfzig Jahren war es das **stillschweigende Programm** aller unserer Diplomaten, das sich von einem auf den anderen vererbte, jenem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Und wenn österreichische Diplomaten etwas wollen, so setzen sie es auch durch. Es ist ihnen freilich nicht leicht geworden, mehr als ein Menschenalter ist daran gearbeitet worden, eine fast unübersehbare Reihe von diplomatischen Handlungen und Unterlassungen war nöthig, zwischendurch mussten sogar mehrere Kriege geführt werden, alles, um die österreichischen Staatsmänner von den unaufhörlichen Weltsorgen zu befreien. Aber jetzt ist's erreicht. Während die außerordentlichsten Ereignisse die ganze Welt in Spannung erhielten, konnte Graf Goluchowski ruhig in Vittel Fliegen fangen. Wenn er jetzt zurückkommt, so werden wohl private Gründe für ihn maßgebend gewesen sein. Die hohe Politik — das muss zur Ehre der sonst so viel Verleumdeten ausdrücklich gesagt werden — trifft an dieser Luftveränderung unseres ministeriellen Oberstaatslenkers keine Schuld. Ihretwegen hätte er gemächlich bleiben können, wo er war. Sie hat es gelernt, ihren Weg auch ohne Oesterreich zu finden. Graf Goluchowski kann auch in Wien Fliegen fangen, vorausgesetzt nur, dass das die Beschäftigung ist, die ihm gefällt.

*

Wie unvernünftig dagegen die Preußen waren und sind! Den schlauen österreichischen Staatsmännern ist es gelungen, die Preußen mit ihrem blinden Geschäftseifer schließlich auf jene unangenehme Stelle hinüber zu manövrieren, auf der einst Oesterreich im „Rath der Völker“ saß. Und jetzt ist Preußen der Esel, der an dem europäischen Staatenkarren ziehen muss, wie es einst Oesterreich gethan, und Oesterreich sitzt in dem Karren drinn und lässt sich vergnüglich ziehen. Wie Graf Goluchowski in seiner Vitteler Zurückgezogenheit gelacht haben muss, wenn er hörte, dass der Graf Bülow sich jetzt in Berlin mit den chinesischen und anderen Greueln abschwitzen muss! Graf Bülow trägt eben schwer an dem Erbe des Fürsten Bismarck. Graf Goluchowski aber ist der Erbe des Grafen Rechberg, da kann er sich freilich die Staatsmannschaft leicht machen, der Glückliche!

*

Da unsere **inneren Minister** an Ehrgeiz und geistiger Spannkraft in nichts hinter unseren äußeren zurückstehen, so ist es natürlich auch ihr Ehrgeiz, endlich einmal von den Staatsgeschäften Ruhe zu haben. Nur die Verhältnisse haben sie bisher an der vollen Verwirklichung ihrer Wünsche gehindert. In der inneren Politik ist nämlich vorläufig weit und breit kein Preuße da, auf dessen Schultern man die Regierungssorgen endgiltig und vollständig abladen konnte. Aber gearbeitet [illegible] zu erreichen, und ein Fortschritt [illegible] Jahren haben sie das Schrauben [illegible] arbeiten sollte. Und dann haben [illegible], bis es arbeitsunfähig wurde. Und [illegible], da ihr Minister [illegible] Parlament nicht arbeiten kann, können sie [illegible] nicht arbeiten. [illegible]

nicht zustande gekommen ist, zeigt, wie weit die innerpolitischen Rivalen des Grafen Goluchowski dem sorgenlosen Ziel aller österreichischen Minister bereits nahe gekommen sind.

*

Herr v. **Széll** hat geglaubt, seinem Besucher Herrn v. **Koerber** ein besonderes großes **Compliment** zu machen, als er ihn in Ratot mit der Bemerkung verabschiedete, dass er sich wünsche, nur noch **zehn Jahre** wenigstens mit ihm zusammen zu arbeiten. Die Magyaren scheinen also der Ansicht zu sein, dass noch zehn Jahre Koerber'scher Regierung nothwendig wären, damit sie Oesterreich unheilbar für alle Zeiten unterkriegen. Ich glaube, dass sie da doch Herrn v. Koerber ein wenig unterschätzen. Meiner Ansicht nach könnte er schon in fünf Jahren Oesterreich so fein niederlegen, dass es kein Bismarck mehr gegen die Ungarn auf die Beine brächte.

*

Nun haben nach den Buchhändlern auch die Buchdrucker unlängst eine Petition an den Handelsminister Baron **Call** gerichtet, in welcher sie ihn freundschaftlich bitten, die **ungesetzliche Colportage**, welche er mit dem Ausstellungswerk des Berliner Officiosus Kirchhoff betreibt, gütigst einzustellen. Das hat gar keinen Sinn. Baron Call ist doch kein Advocat und auch sonst kein Federfuchser; woher soll er die Gesetze kennen? Statt zu petitionieren, thäten die Buchdrucker und Buchhändler gescheiter, unter einander eine Collecte zu veranstalten, aus deren Erlös ein Exemplar des österreichischen Pressgesetzes anzuschaffen und dieses dem Baron Call zu überreichen. Damit würden sie ihm doch wenigstens eine kleine Freude bereiten. Denn gesehen hat er das österreichische Pressgesetz sicher noch nicht, und wenn ein österreichischer Minister schon gar nichts anderes ist, neugierig wird er doch wenigstens sein.

*

Als unlängst in irgend einer Zeitung etwas von einem bevorstehenden Rücktritt des Eisenbahnministers zu lesen war, war Herr von **Wittek**, der bei journalistischen Entgleisungen in seinem Ressort immer viel rascher zur Hand ist als bei betriebstechnischen, eiligst bemüht, die Welt darüber aufzuklären, dass an seinen Rücktritt jetzt gar nicht gedacht werden könne, weil er ja mit der großen Eisenbahnvorlage „stehe und falle“. Nun ist aber die große Eisenbahnvorlage thatsächlich schon so gut wie gefallen, da doch kaum mehr Hoffnung ist, dass sie rechtzeitig, das ist vor Schluss dieses Jahres Gesetz wird. Herr v. Wittek hat sich also zum Stehen und Fallen ein zu unsicheres Object erwählt. Es gibt noch bessere. Herr v. Wittek sage zum Beispiel, dass er mit dem **Deficit der Staatsbahnen** steht und fällt. Da kann er dann sicher bis an sein seliges Ende fortregieren. Denn solange Herr v. Wittek Eisenbahnminister ist, wird — dafür bürgt seine hohe eisenbahnfachliche Capacität — das Deficit der Staatsbahnen nicht fallen, eher steigen und mit ihm auch Herr v. Wittek, der ja bisher schon mit diesem Deficit von Stufe zu Stufe so hoch gestiegen ist.

## Volkswirtschaftliches.

„**Herr von Wittek hat seinen Frieden mit den Privatbahnen gemacht.**“ Dieses schon seit einigen Wochen voraus angekündigte Ereignis ist den officiösen Blättern zufolge jetzt thatsächlich eingetreten. Wenn Herr v. Wittek einen Krieg, von dessen Existenz viele gar nichts gewusst haben mögen, durch einen Friedensschluss zu beendigen geruht, dann ist es wohl erlaubt, zu fragen, weshalb Herr v. Wittek überhaupt Krieg geführt hat, was der Gegenstand des Kampfes, welches die Kampfmittel gewesen und was ihn gerade jetzt zum Friedensschluss veranlasst hat, ob Herr v. Wittek das Kriegsziel erreicht hat und wer die Kriegskosten bezahlt. Unsere Leser wissen einiges über diesen Krieg. Herr v. Wittek führte Krieg mit den Privatbahnen, um eine Reihe von für den Staat folgenschweren Fehlern, die er und sein Vorgänger bei Abfassung der Concessionen und Verträge mit den Privatbahnen begangen hatten, zu verbessern. Weil vor fünfzig Jahren vergessen worden war, dem Staate das Einlösungsrecht bezüglich der Graz-Köflacher Bahn vorzubehalten, bekämpfte er diese Gesellschaft. Anlässlich der Fusion der Turnau-Kraluper Bahn mit der Böhmischen Nordbahn hatte das Handelsministerium, in dem schon damals Herr von Wittek der maßgebende Eisenbahnfachmann war, wohl das nach Zeitpunkt und Bedingungen verschiedene Einlösungsrecht bezüglich der verschiedenen Linien aufrechterhalten, aber vergessen, getrennte Rechnungslegung für die beiden Theilstrecken der fusionirten Gesellschaft auszumachen. Dadurch wurde das factisch bestehende Einlösungsrecht unanwendbar. Bei der Staatsbahn waren es gleichfalls Einlösungsstreitigkeiten, Fehler, die im Jahre 1890, als Ungarn die auf seinem Territorium liegenden Strecken einlöste, begangen wurden, welche den Anlass zum Streite bildeten. Bei anderen Bahnen waren es wieder andere Gründe, da wollte er eine Tarifermäßigung durchsetzen, dort den Ankauf einer passiven Staats- oder Landeslocalbahn durch die Privatgesellschaft erzwingen u. s. w. Was Herr von Wittek wollte, war das Interesse des Staates, besser gesagt, das des Fiscus. Aber welches waren die Mittel, mit welchen er zum Ziele gelangen wollte? Im bürgerlichen Leben würde man sie „Erpressung“ nennen. Den Privatbahnen, welche Geldmittel zu Investitionen brauchten, wurde kraft des Aufsichtsrechtes der Regierung die Bewilligung verweigert. Das Aufsichtsrecht ist aber kein Recht, welches zu den zu bemängelnden [illegible] fremden Zwecken missbraucht werden darf. Dass die Bahn in [illegible] Zustande ist, dass die Verkehrssicherheit nicht leide, [illegible] gemacht werden, dass die aufgenommenen Geldmittel [illegible] Zwecken zugewendet werden, dazu ist der Staat [illegible]. Was sich im Streitfalle zwischen der Bahn und dem Fiscus [illegible] hat mit dem Aufsichtsrecht nichts zu thun. Das [illegible] Wittek in Anwendung brachte, war auch ein [illegible] jahrelangem Streite hat [illegible] nicht gegeben, die [illegible] nicht gewahrt. Die Staats[illegible] mit der Investi[illegible] ein schädliches Mittel. [illegible] die Aufnahme von An[illegible] und Erweiterungs-

bauten auf den Bahnen auf das Minimum beschränkt, und wenn auch die Regierung hie und da den Privatbahnen kleine Nadelstiche und Chicanen versetzte, für die sich die Bahnen übrigens genugsam zu rächen wussten, im wesentlichen litt unter dem System nur die Ausrüstung, die Verkehrssicherheit der Bahnen, also des Publikums, und Herr v. Wittek missbrauchte seine Macht also, um das gerade Gegentheil von dem zu erreichen, wozu ihm die Macht gewährt war. An den Unfällen auf der Südbahn trägt Herr v. Wittek einen großen Theil der moralischen Verantwortung.

*

Herr v. Wittek ist also im Kampfe unterlegen. Warum hat er aber plötzlich Frieden geschlossen? Umkehr auf falschem Wege ist gewiss löblicher als Beharren. Aber so vernünftiges Thun sind wir von österreichischen Ministern zu wenig gewohnt, um daran zu glauben. Die Erklärung liegt zu nahe, um sie nicht für wahrscheinlich zu halten: Wenn Herr v. Wittek seinen Frieden mit den Bahnen macht und vor allem mit der Staatsbahn und deren mächtigen Präsidenten Herrn v. Taussig, dann mag die Misere, in welche die Misregierung der letzten Jahre den Staat und den Staatsschatz gebracht hat, ihren Theil daran haben. Die Regierung will Geld aufnehmen, große Beträge in Schatzbons, da ihr der gerade Weg eines Anlehens in der parlamentslosen Zeit verwehrt ist. Da muss man gut stehen mit der Haute Banque, welche über constitutionelle Schönheitsfehler bei der Geldgewährung hinwegsehen soll. Und deshalb wohl wird die Streitaxt begraben! Und nun die Frage: Wer zahlt die Kriegskosten? Wenn Herr v. Wittek in die Laube geht, so wird er den Bahnen, die er durch viele Jahre chicaniert hat, eine Entschädigung mitbringen müssen. Die wird man erst allmählich im ganzen Umfange kennen lernen. Aber einiges erfährt man schon jetzt. So heißt es wieder, dass das an dieser Stelle oft besprochene zweite Geleise der Nordwestbahn nun doch auf Staatskosten gelegt werden soll. Und dann sind es die mysteriösen Andeutungen, welche über Zusagen der Regierung gemacht werden, innerhalb fünf Jahren auf die Verstaatlichung der Bahnen zu verzichten. Da hätten wir also die Kriegsentschädigung. Den Bahnen, die längst einlösungsreif sind und nur durch die Unfähigkeit der Regierung und die parlamentarischen Wirren noch als Privatbahnen bestehen, sollen fünf weitere Jahre der Entwickelung gewährt werden. Allerdings, es wird ein auf den ersten Blick plausibler Grund für diese Concession angegeben. Die Bahnen wollen unter dem Damoklesschwert der Verstaatlichung nicht mehr investieren, da die Früchte der Erweiterungsanlagen dem Staate zufallen könnten. Das ist sehr natürlich von den Bahnen. Aber den Staat geht es nichts an. Eine ehrenhafte Regierung wird auch in der Verstaatlichungsperiode nicht mehr an Investitionen verlangen, als sie im Interesse der ungestörten Abwickelung des Verkehrs und der Erhaltung der Verkehrssicherheit und des tadellosen Zustandes der Bahnanlagen zu fordern berechtigt und verpflichtet ist. Das aber muss sie fordern und hat auch die Machtmittel, es durchzusetzen. Und wenn sie so vorgeht, braucht sie sich nicht auf die in die Rechte des Parlaments eingreifende Zusage des Einlösungsrechts einzulassen. Wenn einmal der Tag der Abrechnung für all die Gesetzlosigkeiten der letzten Jahre gekommen sein wird, wird man auch an diese nicht vergessen dürfen. Aber schon jetzt bricht das System Wittek an allen Ecken und Enden zusammen. Nach dem Fiasco der Verkehrs-, Tarif- und der Finanzpolitik der Staatsbahnen das Fiasco in der Behandlung der Privatbahnen. Wird Herr v. Wittek den Krach seines Systems noch lange überleben können?

*Lt.*

## Kunst und Leben.

Das Preßburger Stadttheater brachte in deutscher Aufführung Hauptmanns „Weber“. Den Wienern wurde diese Veranstaltung als literarisches Ereignis beschrieben. Aber genau genommen, konnte ein solcher Eindruck nur durch das vielbesprochene österreichische Censurverbot, das auf diesem Stücke liegt — also eigentlich eine politische Sache — vorgetäuscht werden. Für den ästhetisch Gebildeten, für den Dichter, für die Literatur genügt es, dass die Hauptmann'sche Webertragödie heute in etwa 20 Buchauflagen verbreitet ist, in zahlreichen deutschen Städten schon vor Jahren aufgeführt wurde und in Berlin allein 2[illegible] Aufführungen errang. Kommt nunmehr das nette wienerisch-ungarische Grenzstädtchen mit einer nach langen Bemühungen endlich zustande gebrachten Aufführung nach, so ist das allerdings ein locales, vielleicht auch für Wien interessantes Ereignis, verdienstlich nur insofern, als es den Censor lächerlich macht und — wenn auch Gedanken nicht freizügig sind, so sind es doch Menschen — jedem unserer von der Behörde so wohlbehüteten Mitbürger ohne große Mühe gestattet, das „gefährliche“ Stück zu sehen. Aber die Literatur, die heute ihre Vorpostengefechte schon wieder auf anderem Felde liefert, hat dabei nichts zu verlieren, nichts zu gewinnen. Durch die mittelmäßige Darstellung in der großen stimmungslosen Halle des Sommertheaters wurde das nicht verhüllt, sondern nur umso klarer. Was konnte die fleißigste und verständigste Inscenierung durch einen augenscheinlich begabten Herrn Freytag ausmachen, was die gelungenen Einzelheiten im Spiel der Jäger, Bäcker, Baumert, Hilse! Die starken Wirkungen im zweiten, dritten und vierten Act wurden erreicht, aber poetische Ueberraschungen, darstellerische Persönlichkeiten durfte man nicht verlangen. Ein Aufruhrdrama wurde gespielt, aber dass dieses grelle Bild auf dem Gewebe feinster Züge eines gestaltenden Dichtergeistes, gerade am deutlichsten im ersten und fünften Act, ruht, dass alle diese in dünnen Conturen vorgezeichneten Personen des Stückes durch Eigenart und Stimmung künstlerisch ausgefüllt werden können — das blieb uns nur zu ahnen überlassen.

A. G.

---

## Bücher.

Edouard Driault: „Les problèmes politiques et sociaux à la fin du XIX. siècle.“ Paris. Felix Alcan. 1900. 388 S.

Nach einer ebenso bombastischen wie überflüssigen Apologie der Pariser Weltausstellung bemerkt der Autor sehr treffend, dass die „nation souveraine et ignorante“ gut daran thäte, sich über die großen politischen Probleme unserer Zeit zu unterrichten. Diese Bemerkung gilt, wie der Autor, Geschichtsprofessor am Lyceum in Orleans, selbst hinzufügt, nicht nur für die französische, sondern auch für andere Nationen. Nach dieser Einleitung geht er dann zu einer summarischen Darstellung der brennenden politischen Weltfragen über, von der elsass-lothringischen natürlich angefangen bis zur Frage der Theilung der Welt. Am nächsten geht uns Oesterreicher das Capitel über die österreichisch-ungarische Frage an. Es ist eines der düstersten in diesem politischen Pandämonium. Nachdem er in kurzer historisch-ethnographischer Darstellung die bekannten Schwierigkeiten Oesterreichs besprochen hat, constatiert er, dass Oesterreich sich in einem Zustand der Decomposition befindet. Viel eher, meint er S. 63, ließe sich noch eine Lösung der orientalischen als eine Lösung der österreichisch-ungarischen Frage begreifen. Obzwar sonst, wie alle Franzosen, den Czechen sehr geneigt, hält er doch die föderalistische Lösung für unmöglich, weil eine Föderation nur zwischen einander verwandten und mit einander befreundeten Nationen möglich ist, während in Oesterreich-Ungarn alle Nationen sich gegenseitig mit wachsendem Hass verfolgen und kein höheres Ideal kennen, als möglichst rasch von einander loszukommen. Seine Lösung, die er allerdings selbst nur als Hypothese, als Traum bezeichnet, steht — bei einem französischen Politiker immerhin bemerkenswert — im schärfsten Gegensatz zu dem Standpunkt der herrschenden czechischen Parteien. Er sieht nämlich das Heil Oesterreichs in einer Aufhebung der „historisch-politischen Individualitäten“, der Provinzen, in einer vollständigen Departementalisierung des Reiches nach napoleonischem Muster, aber mit der weitesten Freiheit der Selbstverwaltung in den „nationalen Cantonen“ und einer losen Centralgewalt, die auf die äußere Vertheidigung beschränkt wäre. Er selbst gibt für seinen Vorschlag eine sehr bezeichnende Formel: „une mosaïque administrative sur la mosaïque ethnographique“ und später noch deutlicher: „une mosaïque de petites républiques“. Diese Neugestaltung Oesterreichs, meint er schließlich, könnte nur das Haus Habsburg durchführen. Aber man müsste sich damit sehr beeilen. Wir haben uns deswegen auch beeilt, den Vorschlag weiterzugeben.

K.

Dr. Julius Pierstorff, ord. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Jena: Frauenarbeit und Frauenfrage. Jena, Gustav Fischer 1900.

Eine sehr fleißige Arbeit, die keine neue Ideen liefert, aber ihrem ursprünglichen Zweck entsprechend (sie ist ein Separatabdruck aus der zweiten Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften) vollständig und zuverlässig orientiert. Sie enthält eine Statistik der Frauenarbeit, einen Abriss ihrer Geschichte, stellt die Lage der Arbeiterinnen in der Gegenwart dar, behandelt die Frauenbewegung historisch und kritisch, sowie die Frauenbildungsanstalten, und erörtert die Stellung der deutschen Frau im öffentlichen und Privatrecht. Unter den Urtheilen, die der Verfasser über die Frauenbewegung fällt, scheinen uns zwei besonders beachtenswert: „Wenn man bisweilen von einer wachsenden Ausbreitung der weiblichen Erwerbsthätigkeit eine zunehmende Verdrängung der Männerarbeit und in der Folge eine Beschränkung der Heiratsfrequenz befürchtet hat, so dürften derartige Befürchtungen in dem Verlaufe der thatsächlichen Entwickelung keine Stütze finden.“ Und von dem Streben nach Zulassung zum Universitätsstudium und zu den akademischen Berufen meint er, die Leidenschaft und Energie, mit der um dieses Ziel gekämpft werde, erkläre sich „weniger aus der praktischen Bedeutung der Sache, als aus der Vorstellung, dass von der Entscheidung dieser Frage die Anerkennung der geistigen Ebenbürtigkeit des weiblichen Geschlechts abhänge.“ Die Hindernisse, die Polizei und Vereinsgesetzgebung in den verschiedenen deutschen Vaterländern und in Oesterreich dem Streben der Lohnarbeiterinnen nach Verbesserung ihrer Lage in den Weg legen, erwähnt Pierstorff Seite 74, zählt sie aber sonderbarerweise Seite 25 nicht unter den Ursachen auf, welche die Gewerkvereinsentwickelung bei den Frauen zurückhalten. Ein Abschnitt macht die Schrift für jedermann, oder vielmehr für jede Frau, auch die Nichtarbeiterin, wertvoll: die ausführliche Darstellung der privatrechtlichen Stellung der Frau nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche des Deutschen Reiches, von dem — unverständigen Anfeindungen gegenüber — rückhaltlos anerkannt wird, dass es für die Frau einen großen Fortschritt bedeute.

— t —

Paul Ernst: Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Zwei Trauerspiele. Verlag von Joh. Sassenbach. Berlin und Paris. 1900. 8°.

Trauerspiele — diese Bezeichnung drückt eigentlich auf die festlichen beiden kleinen Einacter. Sie sind etwas ganz Besonderes für sich. Ein bestrickendes Ineinander von Psychologie, Milieu und Stimmung; lyrische Gedichte in dramatischer Form. Die schlichteste Wirklichkeit, ja Alltagssprache, die allereinfachsten Situationen: aber ganz Duft, ganz Zauber der Stimmung. Die Psychologie des nüchternen Naturalismus hat hier das wissenschaftliche Gepräge der Analyse verloren und ist ganz Duft und Stimmung, ist neue Poesie geworden; und vielleicht zeigen diese beiden Einacter Paul Ernsts in ihrer Art recht deutlich, wie überraschend viel noch im Wirkungsvermögen des Naturalismus liegt. „Wenn die Blätter fallen“ behandelt das Problem der Liebe eines Herzkranken zu einer Schwindsüchtigen. Das Müde, Träumende, dieser Vorgang, der nicht in einer jenseitigen Welt spielt, die sich mit zartem Zauber und [illegible] rührend in kleinen Berührungen, in verschleierten Worten ausspielt, die auch noch ihre kleinen Zweifel und Kämpfe, ja ihre Eifersucht hat, alles aber gedämpft, zart verschleiert von der Melancholie der Resignation: das müde, resignierte und ahnungsvolle Milieu eines sonnigen Herbsttages, an dem die Blätter fallen und die [illegible] Altweibersommerfäden ziehen.

das letzte stille Glück, das letzte Abschiednehmen, resigniert seufzende Sehnsucht: das ist der ganz besondere Bann, das ist die Tragik und das Glück in diesem prächtigen kleinen Einacter. — Bedeutsamer noch, tiefer und in der innerlichen Handlung — Ernst kennt nur eine solche — bewegter ist das zweite Stück: „Der Tod". Paul Ernst hat bereits mehrere derartige Einacter geschrieben; „Der Tod" ist von allen diesen der tiefste, bezeichnet sein bestes Können. Er gehört überhaupt zu dem allerbesten, was im letzten Jahrzehnt in Deutschland in der Lyrik geschaffen ist. In der feinen, intimen Stimmung, in ihrer Vieltönigkeit, die doch schlicht und unaufdringlich ist, und die sich so reizvoll in die Tiefen des Unterbewussten hineinspielt und aus ihnen hervorwellt und vibriert, steht das Stück etwa mit dem besten zusammen, was Hofmannsthal geschaffen. Wenn Hofmannsthal aber in seiner Form viel vom Feinschmecker alter Stilarten und vom kunstsinnigen, archaisierenden Dilettanten hat — das Wort im besten und leidlichsten Sinne genommen — so ist Ernsts Art durchaus naiv und unmittelbar, durchaus original. Ernst ist weitab von jedem Raffinement. Diesen „Tod" werde ich immer wieder lesen können, wie eine Novelle von Jacobsen, und stets wird er neue Schönheiten offenbaren, so verwunderlich ist das Stück und umwebt vom unbezeichenbaren Zauber des Problematischen der selbst einfachsten Lebensvorgänge. Was es auf die Bühne bringt, ist das Dreiverhältnis. Seine Conflicte spielen noch in die Sterbestunde der gemeinsam Geliebten — der betrogene Gatte und sein Freund, der Liebhaber der sterbenden Frau, von dem sie ein Kind gehabt, befinden sich an ihrem Lager. Es ist wundersam, wie Reminiscenzen der Freundschaft, wie die Conflicte und Feindseligkeiten der Nebenbuhlerschaft zweier feingeistiger Menschen, die doch nicht ohne primitiv-brutalere Ausbrüche bleiben, in dieser Stunde ineinanderspielen! Gedämpft alles durch die inmitten dieser Agonie-Stimmung starke Empfindung der dunklen, unerbittlichen Nothwendigkeit alles Geschehens. Und die Mystik dieser Agonie selbst! So viel beschäftigt sich gerade heute die Dichtung mit dem Problem des Todes. Kaum einer hat die letzte Stunde so schlicht, so wahr, so tief und in ihrer ganzen Mystik so eindringlich erfasst wie Ernst in diesem Einacter. Und wieder, wie im ersten Stück, nur noch bannender, dieses seltsame Ineinander von Bewusst und Unbewusst. Es ranziert mit den besten Stücken Maeterlincks und erzielt dessen Wirkungen ohne jede Symbolistik. Gerade dies ein Zug besonderer Meisterschaft. **Johannes Schlaf.**

Marie-Madeleine: Auf Kypros. Berlin. Vita, Deutsches Verlagshaus, 1900.

Ein stark rhetorisches Talent und Temperament mit allen Vorzügen und Mängeln dieser decorativ-sinnlichen Art, die man seit Grisebach zur Genüge kennt. Mit allen Vorzügen: indem der Trunkenheit des Gefühls zuweilen ein originelles Bild in einer einheitlich gerundeten Stimmung gelingt und sich die üppige Sprache oft zu verlockendem Faltenwurfe aufbauscht. Die Mängel wurzeln in der geringen Innerlichkeit dieser Lyrik. Man vermisst jeden einfachen lebhaften Ton. Unprägnante „große" Worte und falsch-mondäne Wendungen verdecken die fehlende Anschauung; so wird selten eine rein dichterische Wirkung erzielt; man findet sogar ganz geschmacklose Seiten, wie das „Tagebuch einer demi-vierge". Die Motive dieser Richtung haben sich seit Ovid fortgeerbt: weiße, nackte Schultern leuchten aus dunkeln Hainen, Seufzer gestillten Verlangens schwirren durch schwüle Gemächer, brennende Lippen wühlen sich „in die lockige Pracht des Goldhaars" — und über dem allen tastet die Glut des Sommermittags.

P. W—r.

## Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (Juli). Alfred Stern veröffentlicht eine Reihe von Briefen Blüchers aus dem Jahre 1809, dem Jahr, das die Erhebung Oesterreichs gegen Napoleon sah und die patriotischen Hoffnungen in Norddeutschland entflammte. In seinem pommerischen Stammquartier in Stargart verzehrte sich Blücher damals vor Ungeduld, die Fremdherrschaft abzuschütteln, und gleich vielen Gesinnungsgenossen erhoffte er eine Mitwirkung Englands bei dem deutschen Befreiungskampf. Er entsandte im Juni deshalb auch seinen älteren Sohn, den Major Franz von Blücher, nach London, um mit den dortigen Machthabern zu verhandeln, und plante die Landung eines englischen Corps an der norddeutschen Küste, und zwar an der Wesermündung. Im August begab sich auch Gneisenau nach London. Er beabsichtigte eine preußische Legion zu bilden, die unter Englands Oberleitung beim Wiederausbruch des Krieges in Deutschland zu den Waffen greifen sollte. Diesen patriotischen Plänen und Vorbereitungen gelten die hier veröffentlichten fünf Briefe, die seltsamerweise in einen Actenband des Foreign-Office gerathen waren und dort im Archiv des Auswärtigen Amtes in London vom Verfasser des Artikels entdeckt wurden. Er hat bei ihrer Herausgabe „die Eigenthümlichkeit v. Blüchers Ganschrift" thunlichst beibehalten, was eine sehr curiose Orthographie ergibt. Zur größeren Vorsicht erscheinen alle Namen darin abgekürzt oder verändert: Blücher selbst nennt sich Borne; Friedrich Wilhelm III. wird als „der große Bauher in Königsberg" bezeichnet; die deutschen Comites heißen „die deutschen Comptoirs" und die Pläne eines Vormarsches Blüchers und einer englischen Landung werden als „zwei Frachten über die Oder und in die Weser" umschrieben. — Wilhelm Dilthey setzt seinen Artikel über die Berliner Akademie der Wissenschaften fort und schildert eingehend ihr zweites Stadium unter Friedrich dem Großen.

„Ostasien", eine seit drei Jahren in Berlin erscheinende, von dem Japaner [illegible] herausgegebene deutsche Monatsschrift, bringt im Augustheft mehrere Artikel [illegible] Lage in China. [illegible]

schlechtern — die Boxer erklären das für Schamlosigkeit — und der Schutz, welchen chinesische Verbrecher und Strolche in der katholischen Kirche finden. Die größte Verwickelung im chinesisch-europäischen Kriege sei vom Ausbruch der Cholera zu befürchten. — In Fortsetzung früherer Beiträge wird im zweiten Theil des Heftes die Reise auf der transsibirischen Bahn, von Berlin bis Wladiwostok, geschildert und kritisiert. Die Fahrt dauert 21½, beziehungsweise weiter bis Tokyo 28½ Tage. Diese Route, so schreibt der Japanreisende Herr Prost, ist lehrreicher und billiger als alle anderen, sie lässt sich mit 800 Mark bestreiten. Gelobt wird an den russischen Bahnen die Geräumigkeit der Waggons und die Freiheit der Passagiere. Die Fahrgeschwindigkeit aber nimmt im Osten so sehr ab, dass sie sich auf der Strecke am Baikalsee zu der auf der Linie Berlin—Alexandrowo verhält wie 3:14. Dabei werden die fahrplanmäßigen Geschwindigkeiten niemals eingehalten, und Verspätungen von zwölf, ja von 36 Stunden werfen den ganzen Fahrplan über den Haufen.

Die „Eule", eine Breslauer Wochenschrift für Kunst und Leben, bringt in ihrem 12. Heft eine Inhaltsangabe der bisher erschienenen Nummern. Was ihr Programm versprochen: Mittel- und Brennpunkt zu sein aller geistigen und künstlerischen Bestrebungen der schlesischen Heimat, hat sie treulich gehalten. In dem selbstzufrieden eingenickten Breslau wurde sie ein unbequemer Wecker, Herold der jüngsten Bemühungen um eine ästhetische Cultur. Daher haben ihre Beiträge die entschlossene Kampfstimmung und eine schöne Hoffnungsfreudigkeit auf den Sieg. So Richard Muthers Vernichtungskritik des Breslauer Museums. Dann die Aufsätze Erich Klossowskis, des klugen und feinen Redacteurs der Zeitschrift, über Max Wislicenus und die Breslauer Landschaft, über Ludwig v. Hofmann und manches andere. Richard Wendriner weist die starke schlesische Note in Gerhart Hauptmanns Komödie: „Schluck und Jau" nach, O. Anwand trägt das Material zu einer neuen Psychologie Christian Günthers, des großen schlesischen Lyrikers, zusammen. Werner Sombart schrieb über Luxus und das Berliner Gewerkschaftshaus, Otto Pringsheim einen schneidigen Aufsatz „Volkswirtschaftliche Bildung", Richard Sandberg Bemerkungen zur Biologie und Sociologie des Genies und Karl Jentsch über „Volk und Regierung", „Volksglaube und Naturwissenschaft". Von Dichtern, die vertreten sind, seien Peter Altenberg, Friedrich Kayßler, Christian Morgenstern, Lothar Schmidt und Hermann Stehr genannt. Das 12. Heft der „Eule" ist aber schon ihr letztes. Sie hat, nach dem wehmüthig-ironischen Epilog des Redacteurs zu schließen, die sprichwörtliche Wahrheit von dem vergeblichen Kampf der Götter selbst auch an sich erfahren. Die Eule, schreibt er, huscht zurück in ihren alten Thurm — Breslau kann weiterschlafen.

„L'Humanité Nouvelle" (Juli). Hussein Danisch erzählt von der Umgestaltung der türkischen Literatur, die sich gegenwärtig vollzieht, oder doch ankündigt und ihre Wurzel in der inneren Umgestaltung der schreibenden türkischen Jugend hat. Freilich sind diese „Intellectuels" eine ungemein geringe Minorität im Verhältnis zu der ungeheueren Majorität der ungebildeten, in ihren Vorurtheilen befangenen, rückschrittlich gesinnten Menge. Eben deshalb ist der Widerstand und der Hohn, dem die türkische „Moderne" begegnet, heftiger als in unseren Ländern, und diese wieder schießt in trotziger Auflehnung übers Ziel und leugnet den Wert und die Bedeutung der persischen Einflüsse, die bisher die Grundlage, die unversiegliche Quelle der türkischen Poesie bilden. Sie behaupten, man habe durch die Anlehnung an jene asiatischen Vorbilder den Charakter des nationalen türkischen Geistes verfälscht, der sich nun erst durch sie offenbaren werde. Statt aber, sagt der Verfasser, thatsächlich aus dem Volksgeist zu schöpfen, tragen die modernen türkischen Schriftsteller erst recht fremde, westeuropäische Elemente in das Schriftthum hinein; deutlich sind die Einflüsse der „Décadenten" und „Aestheten" zu verspüren, und eine Sucht nach gesuchter Verkünstelung und Complicierung der Ausdrucksformen und nach symbolistischer Nebelhaftigkeit macht sich fühlbar. — Von H. Nuner und Georges Lanoë ist ein Artikel über einen kürzlich verstorbenen Künstler, Graf Edmond Le Marcis, dessen Werk von seinen beiden Biographen an Größe der Conception und Intensität der Empfindung dem des Puvis de Chavannes an die Seite gestellt wird. Er hatte seine ganze Lebensarbeit einem einzigen Ziel, der Illustration von Dantes „Göttlicher Komödie", geweiht. Dieser Cyclus umfasst 33 große, ausgeführte Bilder, während zu 22 weiteren Bildern nur die Skizzen vorhanden sind.

„Cornhill" (Juli) bringt in einem Artikel die Mittheilung, dass neuestens das Schlangengift als Impfstoff verwendet und auf welche Weise dasselbe gewonnen wird. Professor Calmette, der Leiter des „Institut Pasteur" in Lille, behauptet dies Gegengift gegen Schlangenbisse gefunden zu haben, das sich, falls es in einem frühen Stadium eingeflößt wird, als unfehlbares Mittel erweist. Dieses Serum, das den Namen „Antivenene" führt, wird aus dem Blute von Pferden gewonnen, die man durch wiederholte Impfungen mit Schlangengift präpariert hat. Gegen Bezahlung eines englischen Pfunds pro Monat verpflichtete sich der erste Schlangenbeschwörer in der Gegend von Delhi, wöchentlich hundert giftige Schlangen lebendig abzuliefern. Seltsamerweise benützt dieser Mohammedaner keine Flöte, keinerlei Musikinstrument; einzig durch gewisse Bewegungen und offenbar durch eine Art von Suggestion weiß er die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken, und nach einigem Pfauchen und Bäumen gestatten sie ihm ruhig, sie in die Hand zu nehmen; ist er soweit, so steckt er sie einfach in seinen Sack. Will er das Gift abziehen, so schwingt er in der linken Hand einen kleinen Lappen, bis die Schlange allmählich wie gelähmt [illegible] dann fasst er sie mit der rechten Hand um den Hals, dicht unter dem Rachen; dann schiebt er ihr ein umgekehrtes Uhrglas in den Rachen und übt den Druck an der Kehle. Dadurch schließt die Schlange [illegible] und entleert gleichzeitig das Gift aus ihren Zähnen [illegible] durch den übermäßigen Druck an der Kehle [illegible] des Uhrglases [illegible] wird [illegible] an einem Vormittage an 80—100 [illegible]

# Der Fall Bardot.

Novelle von Urbain Gohier.

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

## III.

Ich habe Charles de Lussan getödtet. Sie haben es errathen, aber alles haben Sie nicht entdecken können. Sie kannten meinen Hass gegen diesen Menschen, aber Sie wussten, weder warum, noch wie sehr ich ihn hasste.

Indem ich für Sie den Lauf meines kurzen und traurigen Daseins aufschreibe, suche ich durchaus nicht, meine Seele durch ein Geständnis zu erleichtern. Meine Seele ist in Frieden. Hinfort kann keine Erregung ihren Frieden trüben, denn sie kann nicht mehr aufgerüttelt werden. Ich will das, was Sie wissen, nur deshalb vervollständigen, damit Sie nicht ein Urtheil fällen, ohne den Process zu kennen. Und außerdem drängt es mich, an der Schwelle des Grabes mein trauriges Leben noch einmal zu überblicken.

Ist es wirklich nöthig, dass uns die Natur zu solchen Zwecken aus dem Nichts erstehen läßt? Ich kann glauben, dass ich zu den gescheitesten Menschen gehört habe, die von der Natur geschaffen werden, und was habe ich auf der Erde gethan? Wozu habe ich gelebt?

Als ich als Kind in das Lyceum eintrat, versprach mir die Vermögenslage meiner Eltern eine leichte Zukunft. Ich verließ das Lyceum verwaist und ohne Mittel. Die Fähigkeiten, die ich gezeigt und vervollkommnet hatte, die Erfolge, die mir in meinen Studien zugefallen waren, erlaubten mir wenigstens, den Kampf um Geld und Ruhm mit Zuversicht aufzunehmen. Die Hoffnung schwellte mein Herz; die Welt musste mir gehören. Ich beglückwünschte mich fast wegen der Unglücksfälle, die mich ohne Vermögen und ohne Stütze gelassen hatten, weil so meine Verdienste allein den ganzen Ruhm des Erfolges haben mussten. Und jahrelang schritt ich von Misserfolg zu Misserfolg, von Enttäuschung zu Enttäuschung.

Die neidische Feindseligkeit, womit die mächtig vorwärtsstrebende Jugend von emporgekommener Mittelmäßigkeit verfolgt wird, der Egoismus und die Begehrlichkeit der Ausbeuter, welche die Talente, die ihnen die Armut in die Hände gibt, aussaugen, ihre schamlose Undankbarkeit gegenüber den Armen, die ihnen ohne Hintergedanken gedient haben, das alles erfuhr ich und sah, wie es andere erfuhren, die vielleicht besser waren als ich.

Meine Zuversicht und meine Hoffnung erloschen. Ich merkte mit Schmerz, wie ich weniger gut zu werden anfieng. Ich war großmüthig, solange ich die Zukunft beherrschte. Ich war ein Mensch, zur Bewunderung aller Größe neigend. Mein Herz strömte über von Güte und fand keine Erwiderung.

Ich fieng an, mich in mich selbst zurückzuziehen, zu berechnen, zu zweifeln. Das Misstrauen ließ alle Gefühle bei ihrem Entstehen verdorren. Ich lernte, in dem Leiden der anderen nur eine Entschädigung für meine eigenen Leiden zu sehen. Außer Stande, den Unglücklichen zu helfen, versagte ich ihnen sogar das Mitleid. Die Verachtung, eine bittere, niederschlagende, schmerzliche Verachtung aller Menschen und aller Dinge setzte sich in meiner Seele fest und verharrte darin. Ich fasste den Entschluss und führte ihn aus, hinfort allein und schweigsam zu leben.

Ich stand erst am Anfange dieser Krise, deren Symptome Sie vielleicht, wenn Sie zu derartigen Beobachtungen neigten, damals bemerkt haben, als Lussan das Verbrechen gegen mich begieng, wofür ich ihn nach zehn Jahren gezüchtigt habe.

Im Lyceum waren wir nicht sehr befreundet gewesen. Unsere Erfolge hatten uns zusammengebracht, weil jeder fürchtete, der andere könne ihn für eifersüchtig halten, und so hatten wir nebeneinander gelebt, ohne dass sich ein intimes Band zwischen uns gebildet hätte. Dieses Verhältnis dauerte fort, als er das Polytechnicum besuchte, während ich Jura studierte.

Sie erinnern sich vielleicht, dass wir regelmäßige Gäste in einem Hause waren, dessen Gesellschaft jungen Leuten ebenso nützlich sein konnte, wie sie angenehm war. Daselbst trafen wir eine Frau von etwa dreißig Jahren, schön, geistreich, eitel und kokett, die unsere Huldigungen unparteiisch entgegennahm. Ich habe keinen Augenblick geglaubt, dass Lussan ein ernstliches Gefühl für sie hegte, und ebenso wenig war dies bei mir selber der Fall. Aber die Vorzüge ihres Geistes und die Achtung, welche man ihr in diesem Kreise bezeugte, machten uns wünschen, von ihr ausgezeichnet zu werden.

Die schlummernde Rivalität, die bis dahin keine Gelegenheit zum Erwachen gehabt hatte, brach plötzlich heftig aus. Die Frau, welche die Ursache davon war, rückte jetzt in unseren Gedanken an die zweite Stelle. Mit Feuereifer machten wir uns daran, uns zu besiegen, und der Krieg, den wir führten, interessierte den betreffenden Kreis.

Eines abends, als ich Sieger zu sein schien, verließ ich das Haus zusammen mit Lussan. Als wir uns trennten, machte ich eine unschuldige Bemerkung, die meine Freude über meinen soeben errungenen Triumph durchscheinen ließ. Er warf mir einen bösen Blick zu und antwortete spöttisch: „Freue dich nicht zu früh, lieber Freund, ich habe den Kampf noch nicht aufgegeben."

Der drohende Ton dieser Worte fiel mir auf, aber ich war weit davon entfernt, Furcht zu empfinden. Was konnte er gegen mich unternehmen? Dass er ein bisschen gereizt war, war ja nur natürlich.

Vierzehn Tage waren vorüber gegangen, ohne dass wir uns getroffen hatten, als ich mich zu unserem gemeinsamen Freunde begab. Lussan saß mit übermüthiger Miene in unserem gewohnten Kreise. Ich bemerkte, dass er es vermied, mich anzusehen, dass die anderen Anwesenden mich heimlich betrachteten, und dass sich auf ihren Gesichtern eine gewisse Verlegenheit malte, wie gewöhnlich, wenn man von einer Person gesprochen hat, die plötzlich eintritt. Ich wurde mit einer Art von mitleidigem Interesse empfangen, das ich mir nicht erklären konnte. Die Frau aber, die mich vor zwei Wochen mit entgegenkommender Gefälligkeit behandelt hatte, empfieng mich jetzt kalt, indem sie mich mit einer Art von impertinenter Neugier musterte. Ich war starr vor Staunen und konnte kaum an der banalsten Unterhaltung, die ich jemals an diesem Orte gehört hatte, theilnehmen, den Augenblick entgegensehnend, wo mir des Räthsels Lösung zutheil würde.

Eine brutale Anspielung, die ein Dummkopf machte, der damit etwas sehr Geistreiches zu sagen glaubte, gab mir die Lösung bald. Ich begriff sofort, wovon bei meiner Ankunft die Rede gewesen war und welche infame Rache Lussan gegen mich ausgebrütet hatte.

Zwanzig Jahre vorher, als ich ein kleines Kind war, hatte sich in meiner Familie ein Drama abgespielt, das ich niemals ordentlich gekannt hatte. Aus allerlei Andeutungen hatte ich mir noch zu Lebzeiten meiner Eltern ein Bild von dem Ereignis gemacht, ohne Sicheres darüber in Erfahrung bringen zu können.

Meine Eltern waren in jugendlichem Alter gestorben. Ich ahnte, dass der Gram über diese Geschichte, die innerlichen Torturen, die sie darüber erdulden mussten, die ohnmächtige Entrüstung über die Verleumdung sie getödtet hatten. Ihrem Tode war eine Gleichgiltigkeit und Verachtung der Welt vorausgegangen, die unseren finanziellen Ruin zur Folge hatten. Ich wusste auch, dass nur wenige ein tragisches Ereignis vermuthet hatten, wo die Justiz keinen Schuldigen öffentlich strafen konnte. Diese Erinnerungen, die ich nur noch verblasst aufbewahrte, lagen so weit hinter mir, dass ich nicht geglaubt hatte, sie würden jemals wieder lebendig werden.

Lussan hatte sie aufgeweckt. Woher wusste er, was er erzählt hatte? Und was hatte er erzählt? Welchen Schauerroman hatte er erfunden? Durch welche Einflüsterungen hatte er das Andenken der Meinen geschändet? Welches beleidigende Mitleid hatte er mir gegenüber zur Schau getragen? Alles dies konnte ich nicht in Erfahrung bringen, wenn ich nicht selber die von ihm geschlagene Wunde vergrößern wollte. Aber die Beleidigung, die beabsichtigte Beleidigung, war offenbar; sie zerriss die zartesten Fasern meiner Seele. Was bedurfte es mehr? In diesem Momente stand es bei mir fest, dass die feige Gemeinheit Lussans eine erbarmungslose Strafe finden musste.

Als ich Licht erhielt, war ich so heftig erregt, dass ich die Anspielung nicht gehört zu haben schien. Aber die Verlegenheit, die sich alsbald bei den Anwesenden einstellte, hätte allein genügt, mich von der Wahrheit zu unterrichten. Der Kreis verlief sich: ein im anstoßenden Saal beginnender Tanz gab allen den gewünschten Vorwand sich zu erheben.

Ich gieng stracks auf Lussan los, ergriff ihn am Arm und zog ihn in eine Fensternische, wo ich ihm mit leiser Stimme sagte: „Du wirst mir auf der Stelle Rede stehen." Er unterbrach mich mit schnellen Worten, um mich am Weitersprechen zu hindern, und wie eine auswendig gelernte Lection sagte er: „Aber was denn? Was hast du? Was soll ich dir sagen? Bin ich schuld an ihrer Kälte dir gegenüber? Du erträgst ein bisschen Pech ebenso schlecht wie einen Erfolg. Du bist nicht recht klug; lass' mich los." Er riss sich los und entfernte sich.

Ich konnte keinen Lärm machen, da ich ihn nicht rechtfertigen und sogar kaum hätte erklären können. Außerdem musste ich mich beruhigen, um meine Gedanken zu sammeln. Ich verließ das Haus, und indem ich in den Straßen herumirrte, dachte ich darüber nach, wie ich mich am nächsten Tage zu benehmen hätte. Der erste Gedanke war natürlich ein Duell. Sollte ich Genugthuung von Lussan verlangen? Wofür? Er hatte soeben geleugnet; er würde auch später leugnen. Er würde sich weigern, mich als Beleidigten anzuerkennen. Nicht aus Feigheit, sondern weil er damit zugegeben hätte, sich mir gegenüber einer Infamie schuldig gemacht zu haben. Musste ich selbst sie in die Oeffentlichkeit zerren, um ihn zu zwingen, sich meiner Rache zu überlassen? Das war unmöglich und würde immer unmöglich bleiben.

Ich verbrachte die Nacht im Fieber ohnmächtiger Wuth. Endlich beschloss ich, die unheilbare Niederlage anzunehmen, die Leute, welche die Vertrauten meines Feindes gewesen waren, und ihn selbst nicht wiederzusehen und von der Zeit eine Gelegenheit zur Rache zu erwarten. Wir waren beide jung; er nahm sich inacht, aber eines Tages musste ich ihm begegnen. Sie waren mit mir, als ich ihn zum letztenmale traf, und ich fühlte, dass sich mein Hass Ihnen offenbart hatte.

Dieses Ereignis lieferte mich vollends dem Misstrauen und der Verbitterung aus. Der Gang meines Lebens war nicht geeignet, mich davor zu behüten.

Plötzlich — es ist jetzt vier Jahre her — erwachte ich eines Morgens als reicher Mann. Ein Verwandter, den ich als den Feind der Meinigen ansah, und den ich verdächtige, bei jener Katastrophe eine unheilvolle Rolle gespielt zu haben, starb und hinterließ mir, vielleicht von Gewissensbissen getrieben, sein Vermögen, welches eine Jahresrente von 60.000 Francs abwarf. Der blinde Zufall hatte mich dereinst aller Einkünfte beraubt; der nämliche blinde Zufall machte mich jetzt zum wohlhabenden Manne. Mein persönlicher Wert, meine Beharrlichkeit, meine Anstrengungen hatten nichts damit zu thun. Ich fühlte mich erniedrigt durch diesen Spott, den das Schicksal mit meinem Stolze trieb.

Ich durchsuchte die verborgensten Winkel meiner Seele, um eine Leidenschaft zu entdecken, die der allgemeinen Vernichtung entgangen wäre; und alles, was ich fand, war die immer wache Erinnerung an jene Beleidigung und der hartnäckige Entschluss, mich zu rächen. Mein Hass gegen Lussan wurde von all dem in mir angesammelten Hasse verstärkt; jede Entrüstung, die mir die Undankbarkeit, die Ungerechtigkeit, die Enttäuschungen verursacht hatten, trug zu diesem Hasse bei.

Der Zufall führte mich in die Nähe des Mannes, dem mein Hass galt.

Als ich eines Abends im Frühjahr 1878 durch die Bahnhofshalle Saint-Lazare schritt, um mich nach Marly zu begeben, wo ich eine Villa gemietet hatte, erblickte ich Lussan, der, ohne mich zu sehen, auf mich zukam. Ich zitterte, jeder Blutstropfen verließ meine Adern, meine Schläfen pochten, ein Schleier senkte sich über meine Augen. Ich glaubte ohnmächtig zu werden und konnte keinen Schritt mehr machen.

Lussan berührte mich, ohne mich zu bemerken, und betrat den Wartesaal. Er hatte dem Beamten, der ihn grüßte, kein Billet gezeigt. Ich sah über der Thüre des Wartesaals die Inschrift: Linie nach Havre, und ohne mich zu besinnen, eilte ich zum Schalter und nahm ein Billet nach Havre. Ein unwiderstehlicher Drang hatte sich meiner bemächtigt, ihm zu folgen, zu wissen, wohin er gieng und warum, mich heimlich in seinen Lebenslauf einzumengen, und vor allen Dingen an seinem Anblick meinen Hass zu weiden. Jetzt fühlte ich diese Leidenschaft in meiner Brust kochen; auf meine vorübergehende Ohnmacht folgte eine Ansammlung meiner Kräfte, ein Hunger nach Thaten und nach Kämpfen, der mich leicht und frei machte.

Ich gieng den Perron entlang, indem ich mich im Schatten hielt. Lussan rauchte sorglos in der Ecke einer Wagenabtheilung. Ich stieg in den anstoßenden Raum. Nur eine schwache Holzwand trennte uns, und es schien mir, als ob ich jetzt Besitz von ihm ergriffen hätte, als ob er hinfort nicht vor meiner Rache zu retten wäre.

Der Zug gieng ab und erst jetzt sann ich über die Nutzlosigkeit meiner Reise nach. Ich erinnerte mich, weil ich es in den Berichten unseres Vereines ehemaliger Schüler gelesen hatte, dass Lussan Ingenieur an der Westbahn war. Ohne Zweifel machte er jetzt eine dienstliche Reise; meine Fahrt war also unnütz, denn ich hätte zu jeder Zeit seine Spur auffinden können. Aber ich empfand einen sonderbaren Genuss bei dem Gedanken, dass mein Feind so nahe bei mir weilte, ohne auch nur eine Ahnung von dem Hasse zu haben, dessen Opfer er werden sollte.

In jeder Station gab ich auf die aussteigenden Passagiere acht. Lussan verließ den Zug in Bonnières, und ich folgte ihm in einiger Entfernung. Das [illegible] die Dunkelheit begünstigte mich, und die Einsamkeit der Straßen verhinderte, dass ich seine Spur verlor. Er passierte die [illegible] und betrat ein isoliertes Häuschen in dem am [illegible] Ufer gelegenen Theilchen. Ich [illegible], nahm einen Gasthof an und er[illegible] den Anbruch des Tages. Am frühen Morgen gieng ich auf Kundschaft aus, immer ein Zusammentreffen mit dem Feinde befürchtend, der dadurch Nachricht von meiner Spionage erhalten hätte.

Ich gelangte an das Häuschen, worin Lussan gestern Abend verschwunden war; durch die geöffneten Fenster erblickte ich ein Dienstmädchen, welches die Zimmer aufräumte; im Garten arbeitete ein Mann. Gegenüber war ein ähnliches Häuschen zu vermieten. Ich vermuthete, diese beiden Häuser von gleicher Bauart und Größe müssten demselben Eigenthümer gehören, und irrte mich nicht. Es war eine alte Dame, von der ich leicht in Erfahrung brachte, dass ihr Mieter an den Eisenbahnbauten bei Bonnières zu thun hatte und mehrere Monate hier bleiben würde.

Ehe ich wieder nach Paris zurückfuhr, machte ich einige Spaziergänge in der Umgegend. Als ich die Hügel zu Unserer Lieben Frauen vom Meere hinaufstieg, von wo man die herrliche Aussicht auf das weite Thal der Seine hat, gerieth ich durch einsames Walddickicht an den Ort, wo ich später gewohnt habe. Diese Stelle gefiel mir.

Es ist nicht weit von Paris, und ich wollte die Hauptstadt nicht ganz aufgeben. Ziemlich häufig empfand ich den Zwang, das Theater meiner Leiden und meines Elends wiederzusehen, jene ungeheure Hölle, worin so viele Unglückliche stöhnen, ohnmächtig, unbekannt, wie ich selbst es gewesen war, gefoltert an Leib und Seele, vergebens um Hilfe flehend in diesem Hexenkessel, dessen Sieden und Brausen ihre armen Stimmen übertönt.

Auf diesem Hügel würde mir nur ein leises Echo dieses Treibens zugetragen werden. Es würde mich daran erinnern, dass meine Stimme einst dem Chor angehört hatte, und die Stille der mich umgebenden Natur würde desto genussreicher für mich sein. Zu meinen Füßen würden auf dem Flusse, auf der Landstraße, auf der Eisenbahn die Gehenden und Kommenden vorüberwallen, die Menschen und die Maschinen, die Waren, die Nachrichten, das ganze sociale Leben in seiner intensivsten Form. Und ich würde da oben sitzen, ruhig, gleichgiltig, so wie der zurückgezogene Weise von den Zinnen eines unersteiglichen Thurmes herabschaut auf die zu seinen Füßen wimmelnde Menge. Und dann befand sich der Zufluchtsort meines Feindes unter meinen Augen. Ich würde über ihm schweben wie der Raubvogel über seiner Beute, den passenden Augenblick zum Herabstoßen und Erwürgen abwartend.

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit“.**

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 18. August 1900. Nummer 307.


## Theilung der Gewalten.

Wie die jetzt täglich erscheinenden regierungsseitigen Bulletins anzeigen, denkt Herr v. Koerber mit hörbarer Anstrengung nach, wie den österreichischen Wirren ein Ende gemacht werden könnte. Doch es scheint, dass dabei abermals nichts anderes herauskommen wird, als was wir schon so oft vergebens mitgemacht haben: endlose Conferenzen des Herrn v. Koerber mit den Parteien, Einberufung des Reichsraths, patriotischer Appell an die Parteien und Schluss: der § 14 mit dem alten Elend. Das heißt nicht den Kranken curieren, sondern ihn nur noch einmal von der einen Seite auf die andere legen. Will man das Uebel heilen, so muss man sich zu einem gründlicheren Eingriff entschließen. Die Cur muss dort ansetzen, wo das Uebel entsprungen ist. Wo der Sitz des Leidens liegt, kehren die letzten drei Jahre.

Was ist nun die Lehre dieser drei Jahre? Worin besteht das Neue, das in dieser Zeit unsere politischen Verhältnisse revolutioniert hat? Nicht die nationale Frage ist es, an der die einen, nicht die Wahlordnung, an der die anderen jetzt wieder herumdoctoren, sowie sie es auch vordem immer gethan. Das revolutionäre neue Moment dieser drei Jahre ist ausschließlich die Erkenntnis der Macht und des Rechtes der Minorität. Diese Macht und dieses Recht hat bisher in der normalen Functionierung des parlamentarischen Mechanismus keinen Spielraum gefunden. Deswegen hat es sich in einer abnormalen Störung des ganzen Mechanismus zur Geltung gebracht, in der Obstruction. Wer hier für die Dauer Abhilfe schaffen will, der muss einen Kunstgriff finden, um das Recht und die Macht der Minorität in die normale Functionierung des Parlamentarismus einzuschalten. Zu diesem Zweck muss freilich unsere parlamentarische Maschine vorher auf ihre Construction und deren Fehler hin erst einmal genauer untersucht werden.

Wer nun diesen Apparat kennt, wird weniger über die Störungen selbst erstaunt sein, die ihn jetzt gelähmt haben, als über den späten Zeitpunkt, in dem diese Störungen eingetreten sind. Denn der Fehler, an dem der Apparat leidet, ist im Grunde genommen gleichzeitig mit ihm geboren worden. Als sich nach den unglücklichen Kriegen der Jahre 1859 und 1866 die Krone veranlasst sah, die bisher von ihr innegehabte unbeschränkte Gewalt mit dem „Volk“, d. i. mit dem Parlament, zu theilen, wurde die Theilung gleich von Anfang an nicht auf Halbpart gemacht. Die sehr, sehr viel größere Hälfte behielt die Krone für sich zurück, und nur eine kleine, eine ganz kleine Portion überließ sie dem neugeschaffenen Parlament. Schon der gerade in den letzten Jahren berühmt und berüchtigt gewordene § 14 hat das Gleichgewicht ganz bedenklich gestört. Denn dieser Paragraph sichert dem einen der beiden einander nebengeordneten Factoren des Verfassungslebens, der Krone, eine gesetzgebende Gewalt ohne und über den anderen Factor, das Parlament, hinweg und stellt somit das ganze Parlament à merci der Krone. Das Gleichgewicht zwischen den beiden constitutionellen Potenzen wurde dann weiterhin und noch bedenklicher durch das vom Grafen Taaffe stabilisierte System der unparlamentarischen Regierungen zu Ungunsten des Parlaments verschoben. Statt dass, wie es im Geiste des parlamentarischen Systems liegt, die bewährten Führer der Majorität mit der executiven Gewalt betraut worden wären, wurden meist parlamentsunfähige Hofschranzen, Beamte und andere Mameluken dem Parlament als Minister aufoctroyiert, und wenn schon gelegentlich und ausnahmsweise parlamentarische Majoritätsführer in Ministerien kamen, waren es solche wie Plener und Kaizl, deren Charakter dafür bürgte, dass sie im Amt es an Servilität den anderen womöglich noch zuvorthun würden. Von einer wahren Theilung der Gewalten konnte da schon lange keine Rede mehr sein. Die Krone hatte zu viel, das Parlament zu wenig.

Je breiter auf der Bank der politischen Macht der Raum wurde, den die Krone einnahm, desto mehr wurde das Parlament zusammengedrückt. Zunächst hatte die Majorität diesen Druck zu spüren, die immer mehr ans andere Ende der Bank geschoben wurde, auf dem sie schließlich auch nur mehr mit einem halben Körpergewicht zu sitzen kam. Sie pflanzte den Druck auf die Minorität fort, bis diese ganz von der Bank herabfiel und sich ohnmächtig im Staube wand. Das war in der Hauptsache der Zustand unseres Constitutionalismus schon unter dem Regime Taaffe, da Herr v. Plener der Führer der Opposition war. Wenn Herr v. Plener überhaupt eines eigenen Gedankens fähig gewesen wäre, hätte er aus jener Situation heraus schon damals die Obstruction erfunden und die Bank umgeworfen, auf der für die parlamentarische Minorität kein Platz war. Wir hätten dann schon im Anfang Taaffe die Obstructionskämpfe erlebt, deren Zeuge wir jetzt erst geworden sind, und heute hätten wir sie längst überstanden gehabt. Aber Herrn v. Plener ist, wie so vieles, auch die Obstruction nicht eingefallen. Er begnügte sich damit, die unparlamentarische Regierung, die Krone und die Majorität, die selbst immer halsbrecherischer am Rande der Bank balancierte, mit pompösen Reden und feierlichen Adressen wie mit Papierkugeln zu bombardieren. Die Bank aber rührte sich nicht, und so wurde Graf Taaffe ein großer Mann, nur weil sein Gegner eine politische Zwerggestalt war. Hätten die Deutschen schon damals die Obstruction erfunden, so wären sie auch bei einer Neuordnung der politischen Machtverhältnisse besser gefahren, als sie es heute können, weil sie damals noch einheitlicher und ihre Gegner noch nicht besitzgewohnt waren. Aber die Deutschen hätten vielleicht die Obstruction überhaupt nie erfunden. Thatsächlich haben sie sie nur den Czechen abgelernt. Doch selbst wenn es zur Obstruction der Minorität überhaupt nie gekommen wäre, hätte sich das vom Grafen Taaffe mit so großem Scheinerfolg eingeführte System der unparlamentarischen Regierung doch kaum auf die Dauer gehalten. Denn auch in der Majorität, der es auf ihrem schwankenden Eckfitz immer schwüler zu Muth wurde, begann sich Widerstand zu regen. Die Majorität verfügte über nicht mehr politischen Einfluss, als bei richtiger politischer Machtvertheilung noch für die Minorität übrig bleiben muss, wenn die Majorität durch die selbstherrliche Ausübung der Regierungsgewalt gesättigt ist. Die Majorität, der eine fremde parlamentarische Regierungsgewalt gegenüberstand, sah sich vor dieser in die Lage einer Minorität, immer mehr sogar in die Lage einer schwachen Minorität versetzt. Da sie nicht selbst regierte, musste sie — was eben sonst die Methode der Einflussnahme einer Minorität ist — auf die Regierung durch Drohungen, durch Erpressungen wirken, mit dem Abstimmungsrevolver in der Hand musste sie, wenn die Regierung gerade mit irgend einer wichtigen Vorlage zeitlich ins Gedränge kam, von ihr Concessionen erzwingen — eine für eine Majorität geradezu pitoyable Lage, die denn auch schon zu Zeiten des Taaffe'schen „Eisernen Rings“ als „Brosamenpolitik“ und „luogo di traffico“ (zu deutsch: „Kuhhandel“) der wohlverdienten öffentlichen Verachtung anheimfiel. An dieser ist ja dann auch nach mehr als zehnjährigem Bestand jene Majorität schließlich zugrunde gegangen. Noch rascher hat ihre Nachfolgerin, die Coalitionsmajorität, das gleiche Schicksal ereilt, und selbst die letzte, die autonomistische Majorität hat denselben Todeskeim gezeigt, obzwar sie wegen der Obstruction überhaupt kaum recht dazu gekommen ist, ihre politische Einflusslosigkeit unter diesem unparlamentarischen Regierungssystem positiv zu erproben.

Wenn die Minorität darüber empört ist, dass ihr gar kein politischer Einfluss eingeräumt ist, so ist die Majorität darüber ungehalten, dass ihr zu wenig Einfluss bleibt, so wenig, als sonst eigentlich schon der Minorität gebürt. Es ist, theoretisch genommen, nur ein Zufall, dass es die Minorität war, die zuerst gegen diesen Zustand revoltiert hat, der für die Majorität vergleichsweise nicht minder unbefriedigend war wie für sie. Hätten wir keine Minoritätskrise erlebt, so wäre uns umso sicherer eine Majoritätskrise nicht unerspart geblieben. Wir hätten dann wahrscheinlich keine Obstruction gehabt — denn die Obstruction ist die specifische Kampfesmethode einer Minorität — dafür aber den parlamentarischen Abstimmungsconflict, wie er im constitutionellen Schulbuch steht: anstatt des Kampfes der Minorität gegen die Majorität und die Regierung einen Kampf der Majorität gegen die Regierung — und als Ergebnis zum Schluss ganz wie bei der Obstruction: den Stillstand der ganzen parlamentarischen Maschinerie.

Das sind Scylla und Charybdis des unparlamentarischen Regimes. Wer nur die eine vermeiden will, strandet sicher an der anderen. Der richtige Curs führt an beiden zugleich vorbei. Er heißt parlamentarisches Regime. Die falsche politische Machtverthei-

lung, deren parlamentzerstörende Folgen wir jetzt, spät genug, erleben, muss endlich richtig gestellt werden. Durch Aufhebung des § 14 muss das constitutionelle Gleichgewicht zwischen Krone und Parlament wieder hergestellt werden. Die Hofschranzen, Beamten und Mameluken, die jetzt unparlamentarische Minister spielen, müssen hinaus aus der Politik, in der sie nichts zu suchen haben, und anderen den Platz überlassen, den sie unbefugter Weise versitzen. Die Regierung gehört der Majorität, wie immer sie zusammengesetzt sei, woferne sie nur die nöthige Haltbarkeit besitzt, und sie darf ihr auf die Dauer nicht vorenthalten werden. Ist der Majorität auf der Bank der politischen Macht die gebürende Position freigemacht, so bleibt auch für die Minorität ein anständiger Sitzplatz übrig. Die Majorität regiert im Parlament, aber nicht unumschränkt, beschränkt vielmehr durch die Furcht vor der Minorität, deren Macht sie in diesen Obstructionsjahren ausreichend kennen gelernt hat. Die Minorität regiert zwar nicht, aber auch sie hat ein gewichtiges Wort mitzureden, wenn über das Schicksal der Völker im Parlamente entschieden wird, ein mindestens ebenso gewichtiges Wort, als es früher unter dem unparlamentarischen Regime der Majorität zustand. Denn wie früher die Majorität durch den Abstimmungsrevolver, so sichert sich jetzt die Minorität durch die latente Obstructionsgefahr ihren, wenn auch nur indirecten Antheil an der politischen Macht. Die Regierung der Majorität muss so regieren, dass nicht nur die Majorität mit ihr einverstanden ist, sondern auch die Minorität ihr Tolerari posse sprechen kann. Wer diese Kunst trifft, ist der nächste große Staatsmann in Oesterreich, und wenn nur Einer einmal sie getroffen hat, so ist auch schon für die Epigonen gesorgt.

Das ist die einzige consequente Lösung des Obstructionsproblems. Cessante causa, cessat effectus. Indem die Minorität aus der parlamentarischen Machtlosigkeit befreit wird, hört der Verzweiflungskampf der Obstruction, in den sie durch diese Machtlosigkeit getrieben worden ist, von selbst auf. Woher aber Macht nehmen, um sie der Minorität zu geben? Die Majorität hat selbst nicht Macht genug unter dem unparlamentarischen Regime. Es muss ihr durch Aufrichtung des parlamentarischen Regimes erst ein Machtzuwuchs zufließen, damit sie der Minorität davon einen Theil zuwenden kann. Jener Machtzuwuchs der Majorität, der die Voraussetzung der Lösung der Krise ist, kann aber nur bestritten werden aus der gegenwärtig wieder fast unbeschränkten politischen Machtfülle, deren sich die Krone erfreut, woferne dieser Ausdruck in den tristen Verhältnissen der Gegenwart noch einen Sinn hat. Es wäre ganz nutzlos, wenn Herr v. Koerber bei der nächsten Parlamentseröffnung wieder zum so und sovielten „allerletztenmale" einen „Appell" an die Parteien richten wollte, dass sie irgend welche Opfer bringen, um den Staat wieder einzurenken. Denn die ganze Krise beruht im wesentlichen nur darauf, dass den Parteien im Laufe unserer constitutionellen Entwickelung zu wenig politische Macht übriggeblieben ist. Eine Fasteur, wie sie von Taaffe bis Koerber den Parteien fort und fort empfohlen wird, ist nicht indiciert, weil die Parteien sich mit politischer Macht ohnedies nicht überfressen haben. Das Leiden besteht ja vielmehr darin, dass sie ausgehungert sind, alle insgesammt, und keine der anderen den schmalen Bissen gönnt, der gelegentlich noch für eine von ihnen von der Regierungsbank abfällt. Ein ganz anderer als der Enthaltsamkeitsappell an die Parteien würde heute weit eher der Sachlage entsprechen. Wenn die Parteien die Situation verstehen, so müssten sie sich alle — gleichgiltig, ob sie nun in nächster Zukunft in einer Majorität unterzukommen hoffen oder in der Minorität zu bleiben fürchten — zusammenthun und einen Appell an die Krone richten, dass sie durch Aufrichtung eines wahren parlamentarischen Systems das Werk der Parlamentarisierung Oesterreichs fortführe, das vor vierzig Jahren begonnen, in den letzten zwanzig Jahren aber, zum Unheil Oesterreichs, nicht fort-, sondern immer nur weiter rückgebildet worden ist.

K.

## Was die Boerin sagte.

[illegible]

In meinem „Waldheim" tragen die Meisen fleißig Moos und allerlei Zeug in ihr Nest und die Amsel sang auf einer der alten Föhren, die das Haus umrauschen und weit in das Reich der Berge [illegible] Von den [illegible] Bergen bis über Geister [illegible] und [illegible] Wiesen mit den Almen und [illegible] die Nacht in mein Zimmer [illegible] und [illegible]

[illegible]

deutschen Besuch vor mir hatte. Das Deutsch war ein hartes mit starken Kehllauten.

„Entschuldigen Sie, ich bin so eine unverschämte Bettlerin," begann sie, „aber ich muss bitten, dass Sie mir etwas zu essen geben, ein paar Eier, oder was es ist, und eine Tasse Milch für meine Bibi. Wir haben uns verlaufen. Ach, so ein Weg, und die Wälder, und die Bauern sind so dumm! Entschuldigen Sie nur, nein — ich schäme mich . . .!"

Aber da kam meine Frau, und bald waren Durst und Hunger gestillt, und Bibi, die sehr verwöhnt war und nicht so bald Freundschaft liebte, lag mit der langen Schnauze auf einem Lederkissen im Schatten der Veranda und schnarchte, und wir anderen hatten im Angesicht einer Welt der Schönheit eine Aussprache über Dinge, die mit Tirol und den Bergen nichts zu thun haben. Wir sprachen vom Transvaalkriege. Ich weiß selbst nicht, wie es zu dem Thema gekommen war.

„Sind Sie Pro-Boers?" fragte sie, mich und meine Frau anschauend.

„Warum?"

„Hier in Tirol scheint alles voll Hass gegen England zu sein. Wohin ich komme, in den Wirtschaften und Gasthäusern, ist alles für die Boeren; man will eine Boerenpfeife, ein Boerenseidel, einen Boerenhut . . . ach, es ist zum Lachen! Alles schimpft auf das habsüchtige England, jeder kleine Eisenbahnbeamte und Commis thut, als sei er in Transvaal gewesen. Ich schäme mich. Nie habe ich so viel Dummheit gesehen, unglaublich Dummes. Ich selber bin Boerin, 200 Jahre ist mein Geschlecht in Südafrika, und ich bin nicht herausgekommen bis jetzt, wo ich entschlossen bin, nicht mehr zurückzukehren. Aber der Krieg musste sein!"

Mein Erstaunen war groß. Ich selbst traf jeden Tag deutsche Pro-Boers, und nun hatte ich eine Boerin vor mir, welche froh zu sein schien, dass England gekommen und auf dem Wege war, Transvaal zu annectieren. Ich sah ihren Kopf von neuem an. Der Mund war breit und stark wie der Nacken, und die Augen, über welche ein Bündel Schwarz und Weiß war, verriethen Treue. Das Antlitz war eine Mischung von Milde und Bitterkeit; die braune Farbe und die tiefen Linien ließen den Ausdruck hervortreten. Von der Seite gesehen, hätte man den Kopf für ein Mittelding afrikanischen und europäischen Blutes halten können. Die Haltung bei Tisch war eine englische: die Dame sprach auch abwechselnd Englisch, und zwar so hart wie das Deutsch, allein beinahe fließend und besser als Deutsch.

Ich bat sie, mich aufzuklären, da ich mich in hohem Grade interessierte, etwas über Dinge zu hören, welche die Presse selten richtig darzustellen vermöchte.

„Der Krieg musste sein," begann sie. „Ich bin aufgewachsen in den Ideen meines Vaters. Er war Commandant der Boeren. Unser Name ist alt." Sie nannte ihn und zeigte mir auf einer Karte, die zur Hand war, ihren Namen, der zu Ehren ihres Geschlechtes einem Orte gegeben war. „Wir hatten Männer in unseren Vorjahren, die sich ausgezeichnet haben. Mein Vater hat hundertmal vorausgesagt, dass der Krieg kommen werde, denn der Boere will nicht, was er könnte. Er ist von Grund auf abgeneigt gegen Civilisation. Er ist nicht ein Bauer, wie man bei Ihnen denkt. Nein, er ist so: Hat er Geld, thut er nichts, hat er keines, ist er mit dem zufrieden, was er ist. Als Oekonom ist er kein Farmer im amerikanischen Sinne. Er will nicht die rationelle Landwirtschaft; er will, wenn er Land hat, in der Stadt leben, in Johannesburg, oder wo er sich amusieren kann. Es ist selten, dass der junge Boere aus reichem Hause, oder wenn die Eltern etwas Geld haben, arbeiten will; vom Studieren ist keine Rede, selbst ein Krüger kann und weiß nicht mehr als bei Ihnen ein Handwerker. Der junge Boere braucht sein Pferd, mit ihm tänzelt er vor dem Schatz, und wenn er nicht auf der Jagd ist, will er spielen, zechen, prahlen. Ist er reich, will er in der Stadt leben, und ist er arm, will er nichts thun, um sich vorwärts zu bringen. Als Schütze ist er vortrefflich; aber es ist nicht wahr, dass er als Soldat besser schießt, als der englische Soldat. Wo er geschützt ist, schießt er gut, das hat mein Vater gesagt; wo er im freien Feld ist, taugt er nichts. Er ist Jäger, aber kein Soldat. Mein Vater hat sich sein ganzes Leben geärgert über die Disciplinlosigkeit der Boeren. Sie verstehen alles besser; der Commandant ist ihnen wenig, ist nichts, oft kann er dem Boeren einen Befehl zehnmal geben, ohne dass er ihn ausführt. Wenn der Boere nicht will, thut er nichts. Es ist ihm alles gleich. Aber will er einmal, dann ist er ein Held mit Ausdauer und Geschicklichkeit. Allein in der Regel will er, dass der andere für ihn arbeitet. Das ist die schlechteste Eigenschaft. Deshalb ist es gekommen, dass Transvaal und auch der Freistaat voller Ausländer ist. Es [illegible] der Engländer bei uns eingedrungen ist wie [illegible] auch nur ein Theil der Ausländer. [illegible] hereingebracht, weil er ihn braucht. Der [illegible] in der Welt. Der Ausländer [illegible] selber hilft, und bekommt [illegible]

[illegible]

„Sie vertheilen sich. Das meiste hat wohl Krüger bekommen; für die Concession eines Baues zum Beispiel nimmt er, was er haben kann: 2000, 4000, 8000 englische Pfund, nicht Gulden! Er thut nichts ohne Geld. Sieben Achtel der Steuern zahlt der Ausländer und ein Achtel der Boer; und dabei wird der Ausländer mit den Füßen getreten, denn wenn er etwas sein oder haben will, bekommt er es nicht. Will er ein Amt, muss er wer weiß wie viele Jahre bei uns sein. Will er eine Schule gründen, ein Institut, oder irgend etwas unternehmen und öffentlich sein, ist es ebenso. Will er eine Boerin heiraten, muss er so und so lange im Lande gewesen sein, und es werden ihm allerlei Schwierigkeiten gemacht. Er soll im Transvaal nicht sein Glück machen, aber er soll das Geld geben und die Arbeit thun Glauben Sie, dass der Boere gerechter ist als ein anderer? Wissen Sie, was er gethan hat? Ein paar hundert Jahre hat er die Eingeborenen gepeinigt, vertrieben, gemordet, und als er sich zum Herrn gemacht, hat er seine Thaten damit besiegelt, dass er den Schwarzen, den er unterjocht, in der Ecke der Stube sitzen lässt. Kein Schwarzer darf mehr als Knecht sein. Wie Krüger war, als er jung war, wissen Sie nicht. Einmal hat er die Schwarzen in einer Höhle verhungern und verdursten lassen. Ich glaube, achthundert oder neunhundert Schwarze kamen durch ihn um. Es steckt in seinem Blute, den anderen das anzudichten, was er ist: er war immer schlau; er hat die Gabe, klug zu reden und klug zu erscheinen und alles dem Munde der Boeren angenehm zu machen. Aber gerecht war er nie, er war ein falscher, verschlagener, geldsüchtiger Mann, der nur ein Ziel hatte: die Herrschaft von Südafrika mit sammt dem Freistaate, wenn es möglich gewesen wäre, während Präsident Steyn dachte: ‚Wenn Krüger todt ist, bekommst du den Transvaal auch noch‘."

„Sie kennen ihn? Kennen Sie andere Notabilitäten?"

„Ich kenne Krüger und Steyn; mit Reitz und seiner Frau bin ich verwandt, verwandt mit beiden Linien, ich bin auch verwandt mit Schreiner und mit Sauer, ich kenne sie persönlich, auch Cecil Rhodes. Wir haben sie in unserem Hause gesehen, und ich habe sie manchmal da, manchmal dort getroffen."

„Und was denken Sie von ihnen?"

„Krüger ist, wie ich Ihnen gesagt habe, nicht ehrlich, und er war das Haupthindernis der Entwickelung. Wenn er nicht jeder Bahn, jedem Etablissement Schwierigkeiten in den Weg legte, so that er doch alles, um die Engländer auszubeuten. Sie werden keine Eisenbahn finden, die dorthin geht, wo der Engländer eher einen Profit machen könnte, als der Boere, auch wenn der Ausländer alles selber macht. Alles Geld ist durch ihn gekommen, aller Fortschritt. Wir haben nur das Land erobert und den Schwarzen ausgerottet, wo es gieng. Ein Krüger sagt, dass er jährlich zwei Millionen für die Schulen hergibt. Wie lächerlich, dass dies für die Civilisation sein soll! Es werden Kirchen gebaut, und das schwarze Kind bleibt außerhalb der Schule, und die Schule ist nichts für den Fortschritt. Fortschritt ist ein Naturgesetz. Wie der Kaufmann, der eine Fabrik baut, bald wieder bauen, das Arbeitsfeld erweitern muss, so ist es mit England. Es musste die Colonien haben, wie der Industrielle die Fabrik erweitern muss, wie ein Ort größer werden muss, wie Ihr Deutschland jetzt thun muss, was England hat thun müssen. Aber ein Krüger versteht das nicht; er thut nichts für seine Leute: er ist wie der Bauer: ‚Das mag der Sohn thun!‘ sagt er. So hat er die Literatur abgehalten, die Kunst, selbst die Technik, soweit es nicht für den Krieg war, der ihm am meisten im Kopfe steckte. Kam jemand zu ihm und wollte für Wissenschaft, Kunst, Erziehung etwas thun und Geld dafür haben, war Krüger nicht zu Hause: oder er war bei der Tasse Kaffee, wofür er jährlich 400 Pfund bekam, und wusste so zu reden, dass der Bittende den Gedanken aufgab. Der Boere ist geblieben, was er war: er hasst den Fremden tödtlich, weil er ihn [illegible], aber er lässt ihn ein, weil er sein Geld haben muss. Frau Krüger ist besser und gebildeter: aber was ist bei uns eine Frau? Der Boere, wie er im Durchschnitt ist, schreit sie an: ‚Komm her!‘ . . . ‚Jetzt kannst du gehen!‘ . . . ‚Schweig!‘ . . . ‚So ein Futter, in die Küche!‘ Er will gut essen, die Frau ist ein Stück Möbel: erst langt er in die Schüssel, dann isst Frau und Kind, dann der Hund und der Schwarze. Aber Sie wollten von den anderen etwas wissen. Nun, was soll ich sagen? Präsident Steyn ist mehr englisch gekleidet, als sein Inneres ist. Er ist eher feig, als muthig, und kein gründlicher Mann. Er wäre nicht in den Krieg gegangen, hätte er nicht gedacht, dass er vielleicht einmal den Transvaal zu seinem Lande bekommt. Jetzt ist er Soldat, aber er hatte nicht den Muth, Bloemfontein zu vertheidigen, als es seine Pflicht war. So ist er immer gewesen. Reitz ist ähnlich: er ist sehr, sehr schlau. Ich kenne ihn so gut wie mich selber. Er hat kein Gewissen: er braucht Ehre und noch vielmehr Geld. Reitz sollte wissen, dass der Boere nicht die Zukunft machen kann, weil er keine Civilisationsgabe, keinen Sinn für Arbeit und Cultur hat im Sinne des Europäers. Aber er läuft jetzt mit Krüger von Ort zu Ort, die [illegible], denn wenn Krüger flüchtet, nach Holland, und [illegible] Millionen Pfund Gold, die er bei sich haben soll, auch [illegible], bleiben für ihn sicher noch ein paar übrig. Seine [illegible]

noch widerwärtiger als die schwankende feige eines Steyn. Allein Reitz ist nicht ungebildet; viel gebildeter ist Schreiner. Er ist ein Talent und auch mehr Charakter. Er hat ein Colleg in Capstadt absolviert und in England mit Auszeichnung studiert und sich rasch von Stufe zu Stufe aufgeschwungen. Allein es fehlt ihm etwas, er ist nicht immer ganz geradeaus gewesen; jetzt hat er sich wieder dem englischen Geist genähert, nachdem er gesehen, was mein Vater gesehen hat."

„Und Cecil Rhodes? Bei uns ist er der Sündenbock."

„Ich kenne ihn. Das Ausland hat sich ganz lächerlich gezeigt, wie es ihn charakterisiert hat. Sie haben gelesen, was er für ein Schurke sein soll. Wissen Sie, wie er ist? Mein Vater sagte: ‚Jedes Volk sollte einen Cecil Rhodes haben.‘ Es ist wahr, er ist für das Geld gewesen, ich selber habe ihn deshalb früher nicht gemocht; aber er ist ein Genie für Geldsachen, wie für die Civilisation. Er ist der Mann der That. Er hat Millionen und gibt Millionen! O, ich liebe den Mann, seitdem ich ihn kenne! Wer zu ihm kam und Geld haben wollte, um ein Telephon, ein Etablissement, eine Straße, eine Stadt, ein Dorf zu bauen, dem gab er, und oft schenkte er Tausende. Er selber hat Städte und Dörfer gebaut. Sein Besitz ist ein Modell der Schönheit, und jeder, auch der Schwarze, darf frei in die Gärten kommen, die ihm Südafrika zeigen sollen. Das wollte er: alle sollten sehen, was Afrika ist; Bäume und Culturen legte er an, wo er konnte. Er war der Napoleon Südafrikas für Handel, Industrie, Ackerbau, Fortschritt. Ganze Wüsteneien hatte er grün und schön gemacht und er selber pflanzt Bäume und arbeitet mit der Axt, wenn es sein muss. In Kimberley war er der beste Soldat. Nein, es ist eine Schande, wie man ihn dargestellt hat! Cecil Rhodes hat zu jemandem gesagt, den ich kenne: ‚Sieh, dass Du die Million bekommen kannst, die Million ist der Schlüssel der Civilisation!‘"

„Aber wie ist es gekommen, dass man ihn so verleumdet?"

„Der Neid, Neid schon bei Schreiner, seinem Freunde, weil dieser ihn politisch nicht erreicht. Cecil Rhodes hat hundert Gedanken, wenn Schreiner fünf hat. Neid und Hass bei Krüger und allen, die die Engländer hinaus haben wollten, weil sie die Ausländer repräsentieren; aber die sie gebraucht haben, denn ohne sie wären wir ein schreckliches Land geblieben, trotzdem wir die Schwarzen verdrängt haben. Der Fortschritt ist nicht unser Theil; was bei uns ist, Geld und Arbeit, ist von den Fremden zu uns gekommen. Der Boere konnte nichts weiter, als die Schwarzen vernichten; sich selber wollte er nicht weiter bringen."

„Und sind Sie überzeugt, dass er ohne die Engländer nicht weiter gekommen wäre?"

„Völlig. Mein Vater war es auch; wir alle in unserem Kreise sind es gewesen. Denken Sie nicht, dass alle Boeren dumm, faul, willenlos sind und nicht wissen, wie es um ihr Volk aussieht! Nicht alle sind so, wie ich sie geschildert, aber die Einsichtigen sind die Ausnahme; neun Zehntel sind unfähig, Transvaal und Freistaat vorwärts zu bringen. Der Boere kann nicht arbeiten, wie die Civilisation es braucht; er will nicht gehorchen; alles ist ihm zu viel, und sagt man ihm etwas, wird er zornig und geht davon. Der Schwarze soll arbeiten; der Boere sieht ihn nicht als Mensch an. Ein Boere, vermietet er sein Haus in der Campagna, will Geld haben, aber nichts thun, weder eine Wasserleitung anlegen, noch ein Dach decken oder eine Mauer herrichten, wo sie Löcher und Sprünge bekommt. Für sich thut er es, für sich, für den anderen nichts. Gesetze sind für den Ausländer da, aber dieser soll sich fügen und im Lande nichts zu sagen haben. Ist das gerecht und gut? Wird ein Volk weiter kommen, das so ist? Der Boere ist nicht reinlich, noch ordnungsliebend. In der Kirche sieht er reinlich aus, aber er wäscht sich am liebsten kaum das Gesicht. Das Baden ist ihm Unsinn. Ein Engländer, der in der Gefangenschaft sich baden wollte, musste für ein Bad fünf Pfund zahlen. Ich weiß es: und er hat viermal fünf Pfund gezahlt, denn die Boeren hatten ihn mit schmutzigen Kaffern, die voller Ungeziefer waren, in einer Zelle gelassen. Alles, was europäische Civilisation ist, mag er nicht, sobald er arbeiten oder entbehren soll, was ihm lieb ist in seiner Trägheit."

„Und Ihr Vater dachte günstig vom Engländer als Soldaten?"

„Er rühmte ihn. Er sagte, kein anderes europäisches Volk hätte das ausgehalten; er glaube nicht, dass Deutsche und Franzosen die Ausdauer gehabt hätten. Unser Land ist schrecklich. Wir haben meilenweit kein Wasser, und hat man es, muss man es oft kochen, um nicht Typhus etc. heraufzubeschwören, aber oft hat man wieder das Holz nicht, um das Wasser zu kochen. Stechmücken haben wir, große, und riesige Ameisen, ausgetrocknete Flüsse, miserable Wege, Wüste und wilde Schluchten, dass Tirol ein Kinderspiel ist. Hier ist ja alle Stunden Wasser, ein Dorf, ein Wegweiser, ein [illegible]. Bei uns ist alles weit, mühsam, qualvoll für den, der zu [illegible] kommt, wo schon der einzelne nichts findet. Unsere [illegible] mehr unter der Erde, als auf der Erde. [illegible] Bei Ihnen [illegible] man, der Krieg [illegible] alles andere [illegible]

besonders für den, der heute hier, morgen dort sein und auf der Erde liegen muss. Und der Boere ist ein geborener Spion. Der Engländer hat uns gezeigt, dass er mehr ist, als wir gedacht haben, und dass wir noch weniger sind, als wir geglaubt haben."

Ich sagte, dass ich nicht daran denke, ihre Empfindungen zu kritisieren; im Gegentheil, dass ich mich freue, jemand zu sehen, der Wahrheit sucht und sie ausspricht, aber ich könne nicht ganz verstehen, wie sie als Spross eines alten Geschlechtes, das zweihundert Jahre in Südafrika gewesen sei, mit Bitterkeit gegen ihr Land, ihr Volk spreche und gleichsam englisch fühle in diesen Tagen des Krieges.

„Das haben mich schon andere gefragt," versetzte sie. „Ich bin nicht Engländerin; nicht ein Tropfen englisches Blut steckt in mir, soviel ich weiß. Wir waren immer die alten. Aber wir alle, meine Onkel, Großonkel und alle, wir wollten Civilisation. Wir wollten nicht, was ein Krüger, ein Reitz und Consorten wollten. Diese wollten die Ausländer, um sie auszubeuten und zu verjagen, wenn sie den Acker in Transvaal bestellt haben, ich meine, wenn sie das Land in ein Arbeitsland umgewandelt und Millionen eingebracht haben würden. Wir wollten eine Civilisation durch uns selbst, eine Neucultur in Afrika. Eine Civilisation wollten wir ohne Fremde, aber eine wirkliche Cultur, Industrie, Handel, Ackerbau, Kunst, Wissenschaft, und alles durch uns. Wir haben englische Erziehung gekostet, bei uns und in Natal; da haben wir gefühlt, was uns fehlt; aber wenn wir heim kamen, sahen wir die jungen Herren, die faulenzten, die auf ihrem Pferdchen tanzten und über uns lachten, die wir Englisch gelernt, Musik getrieben, Malen, Zeichnen. Sie waren im Winter fort, wenn es gieng, um sich zu amüsieren, und daheim waren sie Tyrannen, wenn sie konnten, der Schwarze blieb für sie ein Stück Vieh. Glauben Sie, dass wir zufrieden sein konnten, wo wir sahen, dass unsere Ideale jene sein sollten, die davon lebten, den Ausländer arbeiten, darben, zahlen zu lassen, und ihn hassten? Wissen Sie, wie man bei uns die Fremden hasst, welche viel gelernt haben, welche Talente sind, welche durch ihr Genie sich Besitz und Ehre erworben? In den Tod hasst man sie! Nun können Sie verstehen, dass wir, mein Vater, meine Eltern und Onkel und wir alle, die wir so fühlten, innerlich nicht glücklich sein konnten zu sehen, wie unser Blut, unser Volk nicht vorwärts kommen wollte? Wir fühlten uns nicht englisch, o nein; aber wir sahen im Engländer ein gewisses Ideal vor uns. Wir waren auch für die Freiheit. Wir hassten ja auch den Militärstaat und wollten, dass der Vater den Sohn nicht in die Maschine steckt, die ihn zerhackt, wenn er nicht zerhackt sein will. Wir waren wie der Engländer, der zu dem Sohne sagt: ‚Willst du sterben für das Vaterland, gehe in den Krieg; aber du sollst frei sein, wie ich frei sein will.' Alles, was wir beim Engländer sahen, war gewissermaßen unser Ideal, selbst die Reinlichkeit, das Waschen und Baden, und wir, die wir ein schönes Familienleben haben wollten, sahen in dem englischen ein Muster. Wir wollten ein Südafrika aus uns selbst, aber im Sinne des englischen Culturlebens. So wollten es wir, Eltern und Verwandte und mancher Freund, den wir hatten. Die englische Frau, die geschützte, wollten auch wir haben. Bei englischen Familien, die wir von Kindheit an in Natal sahen oder am Cap, gefiel uns alles; und draußen, im Leben, gefiel uns der englische Mann im Sport, die Manier in der Gesellschaft, wie er es liebte, mit der Hand zu arbeiten, im Garten, in den Minen, sein praktischer Sinn allenthalben. Sehen Sie, das waren Ideale für uns und viele andere. Aber es war umsonst. Mein Vater war sein Lebtag nicht glücklich. Er konnte aus den Boeren nicht machen, was er machen wollte; er mühte sich ab für nichts. Das hat ihm den Schleier vom Gesicht genommen. Als das Ultimatum kam, rief er: ‚Es geht zu weit! Wir können und werden England nicht besiegen!' Er führte zuletzt Söldner, die von allen Ländern gekommen waren, den Abschaum von Europa, Menschen, die daheim nichts fanden, während man in der Heimat davon redete, dass sie für Freiheit und Gerechtigkeit ihr Fell zu Markte trügen. Mein Vater schämte sich ihrer; er hat ausgerufen: ‚Ich soll für Transvaal mit einem hergelaufenen Gesindel kämpfen, und man will, dass wir an der Spitze seien?' Aber nun ist er todt und frei, nun hat er nicht mehr das Gefühl, dass alles umsonst sei, was er gewollt. Der Krieg war nothwendig; ohne ihn hätte weder Transvaal, noch der Oranje-Freistaat sich weiter gebracht. Jetzt wird der Ausländer Ruhe haben; der Weiße und der Schwarze werden [illegible]. Ein Volk kann nicht bestehen, wenn es sich nicht entwickeln darf. Wir konnten es nicht; wir hatten den Ausländer für Arbeit und Geld, und den Schwarzen dazu. Aber so kommt ein Volk nicht weiter, es verdummt, verkommt; alle guten Instincte werden untergraben, [illegible] bleibt die dumme Masse und eben die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]

das, was sie sagte, so ganz anders klingt als das, was man sonst von ihren Landsleuten hört.

Dreikirchen b. Waidbruck (Tirol). Ewald Hause.

# Die wirtschaftliche Verelendung Russlands.

„Im laufenden Jahre ist die Missernte nicht größer als die bisherigen, und wenn das Elend des Volkes jetzt gewiss schrecklicher als je zuvor ist, so ist die Ursache dessen anderswo zu suchen. Die gegenwärtige Hungersnoth ist eine logisch-consequente Folge dessen, was schon früher vor sich gieng. Die Bauernwirtschaft ist gänzlich ruiniert, der Bauer selbst niedergedrückt, in Schulden verwickelt. Jede Hoffnung hat ihn schon längst verlassen . . ."
Leo Tolstoj: „Ueber den Hunger" im russ. Tagblatt „Russland." Mai 1899.

Es gibt wohl kaum eine öfter wiederholte Behauptung, als die von der wirtschaftlichen Macht des Czarenreiches. Wegen der häufigen, fast unwidersprochen gebliebene Wiederholung wird sie allgemein als Wahrheit hingenommen, und trotzdem sie jeglicher Grundlage entbehrt, können selbst Vertreter der Wissenschaft in West-Europa sich des in ihr zum Ausdruck kommenden Vorurtheiles nicht entschlagen. Dies ist leicht erklärlich. Die Censur, die mit Argusaugen jedes ungünstige Wort über die gegenwärtigen Verhältnisse des russischen Reiches aufspürt und zu unterdrücken sucht, um das politische und finanzielle Prestige im Auslande zu wahren, hat es zu verhindern gewusst, dass wahrheitsgetreue Schilderungen der heutigen Wirtschaftslage Russlands an die Oeffentlichkeit gelangen. Hierzu gesellt sich noch die bekannte Thatsache, dass verschiedene Zeitungen im Westen Europas nur solche Nachrichten über Russland — nicht unentgeltlich — verbreiten, die der russischen Regierung willkommen sind. Dennoch haben die seit 1891 fast alljährlich eintretenden Missernten in Russland mit ihren entsetzlichen Folgen die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gelenkt. Der Misswachs wurde jedoch vorwiegend als etwas Vorübergehendes aufgefasst, und man glaubte nicht, dass er in der wirtschaftlichen Structur des mächtigen Reiches begründet sei. Und doch schrieb schon nach der Missernte des Jahres 1891 die russische Zeitschrift „Wjestnik Jewropy" (Der europäische Bote) wie folgt: „Wir haben keine gewöhnliche Missernte, keine zufällige Hungersnoth vor uns; wir stehen im Gegentheil vor einem längst vorbereiteten wirtschaftlichen Untergange." Bei näherer Betrachtung der heutigen Lage der russischen Landbevölkerung und der wirtschaftlichen Verhältnisse Russlands im allgemeinen werden wir die vollkommene Rechtfertigung dieses Ausspruches sowie auch des Titels dieses Aufsatzes liefern können.*)

Die Gouvernements des russischen Reiches, die schon durch die Missernten von 1891 und 1892 fast zugrunde gerichtet wurden, sind in den beiden letzten Erntejahren von derselben Plage heimgesucht worden. Die an der Wolga gelegenen Gouvernements, die noch vor kurzem ein Kornspeicher von ganz Russland, ja sogar von Europa waren, in welche noch vor zwanzig Jahren Bauern wie in das gelobte Land massenhaft einwanderten, weisen jetzt in ihren Budgets den Kaufpreis für Zehntausende russischer Pud Körnerfrüchte für die Aussaat und Ernährung der hungernden Bevölkerung aus. Im Gouvernement Ufa zum Beispiel entfielen nach der Missernte im Jahre 1898 nicht viel mehr als zwei Pud Getreide auf den Bewohner, und zur Ernährung der Bevölkerung hatte dieses Gouvernement ein Deficit von 36.374 Pud und für die Aussaat ein solches von 13.935 Pud.**)

In den von Missernten chronisch heimgesuchten Gegenden stellen die Bauern ein Bild höchsten Elendes dar. Sie berauben sich jeder Möglichkeit, wieder einmal zu Wohlstand zu gelangen, indem sie ihr Vermögen um lächerlich geringe Preise in die Hände geschickter Gelegenheitskäufer übergehen lassen. Sie verkaufen buchstäblich ihren letzten Pelz, um nur ein geringes Quantum Getreide dafür zu erlangen. Die Bedingungen, unter denen der Bauer jetzt gezwungen ist, Schulden bei Wucherern zu machen, sind weit unverschämter und schwerer als je zuvor. So lesen wir in den „Petersburger Nachrichten" (Nr. 71 aus dem Jahre 1899) aus dem Gouvernement Nischegorod Folgendes: „Die Bauern verpflichten sich für das von den Herren oder den Bauernwucherern (Kulaken) ihnen geliehene Getreide zur Sommerszeit Feldarbeiten zu verrichten, und zwar zu viel geringeren Löhnen als gewöhnlich, so zum Beispiel eine Dessätine***) für drei Rubel abzumähen, obwohl sie gewöhnlich fünf und mehr Rubel dafür bekommen. Das gleiche Flächenmaß für 40 bis 75 Kopeken abzumähen, anstatt wie gewöhnlich für 1 Rubel 50 Kopeken. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dass der Bauer oft ohne ein einziges Zugthier bleibt, und deshalb im Winter keine, wenn auch noch so begehrte Arbeit übernehmen kann. Ohne Mittel, sich Holz zu kaufen, ruiniert er nicht selten seine Hütte, indem er Schindeln und Stroh der Bedachung zum Einheizen verwendet!"

*) [illegible] unter dem Namen [illegible] Volke bewohnte und [illegible]

**) [illegible] dem statistischen Bureau des H. Kra- [illegible]

***) [illegible] Hektar

Niemand kommt der in solchem Elend verkommenden Bevölkerung zu Hilfe. Die russische Bureaukratie behauptete längere Zeit allen derartigen Thatsachen gegenüber, dass alles in Ordnung sei, und statt Brot für die Hungernden sandte sie ein geheimes Circular nach dem anderen, in denen sie streng verbot, über den Hunger und die Missernten in Zeitungen zu berichten; aber das Elend ließ sich mit bureaukratischen Verboten nicht verdrängen, und die Regierung musste den Untergehenden endlich doch Hilfe leisten.

Interessant ist es nun, die russische Regierung einmal bei einer philanthropischen Action näher zu betrachten. Beabsichtigt sie z. B. eine große Hilfeleistung für die Aussaat, so werden zunächst in allen Gegenden Angaben über die Missernte und ihre Folgen gesammelt. Diese Daten schickt man an die Bezirksämter ab, dann an die Gouvernementskanzleien, endlich gelangen sie nach Petersburg, wo sie mit den schon früher eingelangten statistischen Ausweisen verglichen werden. Erst nach Beendigung aller dieser Vorverhandlungen kommt die Hilfe der russischen Regierung, in den meisten Fällen aber zu spät. Ebenso vollzieht sich die Getreideversorgung der hungernden Bevölkerung. Ehe die verschiedenen Rapporte gesammelt und verarbeitet werden, gelangt schon ein großer Theil des russischen Getreides ins Ausland. Der Preis des in Russland zurückgebliebenen Theiles der Ernte steigt, und dann wird das so vertheuerte Getreide von der Regierung den Hungernden großmüthig geliehen. Hierbei darf nicht außeracht gelassen werden, dass „die Hilfe für die Hungrigen" in Russland stets in erster Reihe als Quelle der Bereicherung für die unersättlichen Beamten dient.

Die große Hilfe der Regierung reduciert sich auf nicht viel mehr als auf 30 Pfund monatlich für jedes Mitglied einer Bauernfamilie mit Ausschluss der kleinen Kinder und der arbeitsfähigen Männer, die jedoch im Jahre der Missernte nur schwer Arbeit finden. Bei so geringer Unterstützung ist es kein Wunder, dass die Bauern in der zweiten Hälfte des Monates darauf angewiesen sind, zu Surrogaten aus Eichelmehl (Lebjode) und anderem zu greifen. Die Folgen davon äußern sich in der erschreckenden Zunahme des Hungertyphus und Scorbuts, denen Hunderttausende von Menschen erliegen. Aus Samara zum Beispiel lautet eine Nachricht vom 5. Mai 1899 dahin, dass „in den letzten drei Tagen mehr als 3000 Personen an Scorbut erkrankt sind und außerdem der Typhus in schwerster Form daselbst wüthet .... Großer Mangel an Lebensmitteln und Menschen macht sich hier immer fühlbarer." Und so überall ... Mangel an Menschen, die sich mit der Organisation der Hilfe beschäftigen wollten und könnten. Das ist die häufigste Klage, die aus den von der Hungersnoth heimgesuchten Gegenden ertönt. Dieses Fehlen der erforderlichen organisatorischen Kräfte ist eine Folge der Vergangenheit dieses Staates, in welchem Absolutismus und Bureaukratie fast jede selbständige Regung und private Initiative niedergedrückt haben. Auch jetzt in diesen Zeiten der allgemeinen Noth ist noch zur Gründung einer unentgeltlichen Speisehalle, zur Sammlung von Beiträgen für diesen Zweck und andere Leistungen behördliche Erlaubnis erforderlich, die, an den Instanzenzug gebunden, nicht so schnell und nicht so leicht zu erlangen ist. In Russland wird eben auch das Recht, Hungrige zu retten, nicht ohne Pass und das berüchtigte Loyalitätszeugnis gewährt!

Die beiden obenerwähnten Merkmale des russischen öffentlichen Lebens: Absolutismus und Bureaukratie, stehen auch hier im engsten Causalnexus mit dem wirtschaftlichen Verfalle Russlands. Den veralteten rückschrittlichen politischen Formen des Reiches entspricht auch vollkommen das so furchtbar rückständige System der russischen Landwirtschaft. In überwiegender Mehrheit herrscht hier die Dreifelder-Wirtschaft, hie und da sogar noch das ältere Brachfeldsystem. Hierin ist die eigentliche Quelle der chronischen Missernten und der Noth der Landbevölkerung zu erblicken. Bekanntlich entspricht jedem Agriculturystem ein Maximum der Dichtigkeit der Bevölkerung, die noch in ihm ernährt werden kann. Die Ueberschreitung dieser Grenze zog im 18. Jahrhundert im Westen Europas fast überall relative Uebervölkerung, Hunger und Erschöpfung des Bodens mit sich. Erst der Uebergang zur intensiveren Fruchtwechselwirtschaft brachte dort Abhilfe. In Russland konnte dies alles bis zu einem gewissen Zeitpunkte vermieden werden. Der Ueberschuss der Landbevölkerung wanderte nach dem Osten, und so wurde die Katastrophe hinausgeschoben. Nun ist aber im Osten Russlands kein Raum mehr für Colonisation, und der Ackerboden Großrusslands befindet sich in einem Stadium totaler Erschöpfung. Infolge beständiger Ausrottung der Wälder hat sich das Klima wesentlich geändert: die Flüsse sind verschlämmt, weil die Ufer, ihrer natürlichen Stütze, des Gebüsches, beraubt, herabgeglitten sind; die Ströme sind ausgetrocknet — kurz, es mangelt dem Boden jede Feuchtigkeit. Die Sommerregen fallen nur spärlich und in der Regel zu spät, um die fast schon verdorrte Saat zu beleben. Unter solchen Verhältnissen bleibt als einzige Rettung der Uebergang zur intensiveren Wirtschaft, und zwar zum Fruchtwechselsystem. Diesem stehen aber zwei gewichtige Hindernisse im Wege: der unbeschreiblich niedrige Culturzustand des russischen Bauers,*) der eine natürliche Folge des Czarismus ist und eine wesentliche Hebung der Agriculturtechnik fast unmöglich macht. Das andere Hindernis ist die gegenwärtig vorherrschende materielle Lage der Landbevölkerung, die an das äußerste Elend grenzt. Angesichts dieser Noth dem russischen Bauer den Uebergang zum Fruchtwechsel anzurathen, was bekanntlich einen größeren Capitalaufwand erfordert, käme dem gleich, als wollte man einem dem Hungertode Nahen eine rationelle Ernährungsdiät vorschreiben. Und dass der russische Bauer sich wirklich in einer so verzweifelten Lage befindet, davon wird uns ein näherer Einblick in sein Verhältnis zum Staate, zu dem stets Geld brauchenden Fiscus überzeugen.

Betrachten wir zunächst die Steuerrückstände, die, wie ein russischer Nationalökonom richtig bemerkt, ein charakteristisches Merkmal des russischen Lebens sind. Sie sind in den letzten dreißig Jahren in Großrussland überall unglaublich schnell angewachsen. Der geringste Zuwachs beträgt 4 bis 9% im Gouvernement Rjazan und Perm. In den meisten Fällen steigt er von 20 bis 40% (Woronesch, Penza, Saratow u. a.); hie und da finden wir sogar eine Zunahme von 90 bis 100% (Ufa, Orenburg, Kazan, Samara). Die diesbezüglichen Summen stellen sich im europäischen Russland (ohne Königreich Polen) folgendermaßen dar:

| | | |
|---|---|---|
| In den Jahren | 1871—1875 | 204.000 Rubel |
| „ „ „ | 1876—1880 | 2,559.000 „ |
| „ „ „ | 1881—1885 | 9,545.000 „ |

Im Jahre 1885 wurden die uneinbringlichen Steuerrückstände nachgelassen, so dass die Summe in den Jahren 1886 bis 1890 nur 1,192.000 Rubel betrug; aber schon in den Jahren 1891 bis 1895 steigt sie auf 10,979.000 Rubel. Dabei ist noch von besonderem Interesse, dass eben das eigentliche Russland die größten Steuerrückstände ausweist. Während nämlich in den südwestlichen, nordwestlichen und kleinrussischen Gouvernements die bezügliche Summe pro Kopf zwischen 14 und 89 Kopeken beträgt, erreichte sie am Ende des Jahres 1890 in den mittelindustriellen Gouvernements bei Moskau die Höhe von 2 Rubel 8 Kopeken, in den Schwarzboden-Gouvernements bei Orel 2 Rubel 40 Kopeken und in den östlichen Gouvernements an der Wolga sogar 7 Rubel 50 Kopeken. Von 1890 bis 1895 betrug die Zunahme in den Gouvernements bei Orel 5 Rubel 72 Kopeken, in den östlichen an der Wolga 4 Rubel 44 Kopeken! Und dabei beachte man, dass dies alles noch vor den letzten zwei Hungerjahren (1898 und 1899) stattgefunden hat, die in den beiden letztgenannten Gruppen von Gouvernements sich am stärksten fühlbar machten. Wem das noch nicht zur Diagnose genügt, der lenke seine Aufmerksamkeit auf die Art, wie man in Russland Steuersummen herauszupressen sucht. In ihr ist ein deutliches Zeugnis für die Zahlungsunfähigkeit der Steuerschuldner, für die ärgste Noth der Bauern enthalten.**)

Das culturell höchststehende System der Steuereintreibung ist das des sogenannten „Ausprügelns" der Steuern. In vielen Gegenden ist es schon zum Gebrauch geworden, dass Bauern, die die Steuern nicht bezahlen können, vor das Gemeindegericht gestellt und mit körperlichen Strafen belegt werden, so in Perm, Wologa, Simbirsk, Saratow und anderen Orten. In Perm „werden auch diejenigen körperlich bestraft, die nichts besitzen, was öffentlich verkauft werden konnte".

Nicht selten nimmt man dem Bauer das einzige noch vorhandene wärmende Kleid, das erst nach Bezahlung aller Steuerrückstände zurückgegeben wird. Im Gouvernement Wiatka wird die körperliche Züchtigung auch ohne jedes Urtheil vollzogen. Der Steuerinspector, der darüber berichtet, erklärt, dass dieses Mittel, obwohl gewiss unschön und unpassend, in seinem Bezirke Glazowsk doch unvermeidlich ist; denn anders würde gar nichts gezahlt werden. Eine andere Methode der Steuereintreibung besteht in der Confiscation des dem Bauer von der Gemeinde zugewiesenen Grundstückes. Sehr oft werden die Steuerschuldner zu Arbeiten für die Gemeinde zwangsweise verhalten oder gar in eine Fabrik der Umgebung eingestellt und ihr Arbeitslohn direct dem Gemeindebeamten abgegeben. Ist das nicht eine Leibeigenschaft niedrigster Form? So werden die russischen Bauern zu wirklichen Sclaven des Staatsschatzes gemacht.

Einen guten Beweis für die rücksichtslose Steuereintreibungsmethode liefern die zahlreichen Schimpfworte, mit denen die Bauern die Steuerbeamten belegen, wie: Gonniel (Verfolger), Nasiltiel (Vergewaltiger) oder Grabitiel (Räuber). Trotzdem erfreuen sich gerade die energischesten Steuereinnehmer der höchsten Anerkennung seitens der Regierung! Dieses barbarische System der Steuererpressung trägt nicht wenig zur Erschöpfung des Bodens bei denn

*) Vergl. L. Stadnik. [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

die Landwirtschaft ist nur bei Vorhandensein gewisser Vorräthe möglich. Wovon soll denn der russische Bauer etwas ersparen, wenn er fortwährend Schuldner des Staates ist, der ihm sowohl in den günstigen Jahren wie in denen der Missernte den letzten Kopeken für Steuern rücksichtslos abnimmt. Unvermögend, den von Jahr zu Jahr wachsenden Steuerrückstand zu bezahlen, wird der russische Bauer apathisch und zu einer intensiveren Arbeit ganz und gar unfähig gemacht. Der russische Bauer verkauft sogar seinen Dünger, was zugleich als Symptom und Ursache des Verfalles der Bauernwirtschaft aufzufassen ist. Daher kommt es, dass der bäuerliche Boden heute viel weniger fruchtbar ist, als der Boden der Großgrundbesitzer. Der Unterschied beträgt 10 bis 25%. Nach Nikolaj-on*) ist die Ernte des bäuerlichen Bodens durchschnittlich um 20·4% geringer und dabei ist das Getreide der Bauernwirtschaft stets von schlechterer und daher wohlfeilerer Sorte. Nikolaj-on bringt im genannten Werke folgende Tabelle der Börsenpreise des Getreides, die er nach der Angabe des „Finanzboten" zusammenstellt: Roggen aus Bauernwirtschaft 35 bis 38 Kopeken, aus Großgrundbesitz 38 bis 42 Kopeken; Weizen aus Bauernwirtschaft 31 bis 33 Kopeken, aus Großgrundbesitz 34 bis 36 Kopeken; Buchweizen aus Bauernwirtschaft 55 bis 60 Kopeken, aus Großgrundbesitz 60 bis 65 Kopeken.

Die Lage der Bauernwirtschaft erscheint noch bedeutend schlechter, wenn man erwägt, dass der bäuerliche Boden weit höher mit Steuern belastet ist, als der des Großgrundbesitzers. Aus amtlichen Angaben ist zu entnehmen, dass eine Dessjätine großer Wirtschaften mit einer Steuer von 22 Kopeken belegt ist, während eine Dessjätine des bäuerlichen Bodens mit einer Steuer von 1 Rubel 24 Kopeken belegt war. (Diese Angaben stammen aus dem Jahre 1898). Der russische Oekonomist Jeropkin hat berechnet,**) dass die Bodenbesteuerung im allgemeinen viermal höher ist, als die Besteuerung der Industrie, die Besteuerung des bäuerlichen Bodens im besonderen jedoch zehnmal höher.

Der Boden der größeren Eigenthümer ist freilich auch sehr wenig fruchtbar. Die Eigenthümer größerer Capitalien wollen nämlich dieselben nicht in Grundstücken anlegen, die bestenfalls nur einige Procent abwerfen, während die von der Regierung protegierte Industrie mit einer weit höheren, zehn Procent übersteigenden Verzinsung arbeitet. So wird der Boden verschiedenen Speculanten überlassen, die eine wahre Raubwirtschaft treiben. Der Boden wird nicht selten den Bauern auf ein Jahr verpachtet, was diese natürlich gar nicht zu Anlagen und rationeller Bebauung veranlasst. Die unmittelbaren Folgen solcher Agricultur sind, wie schon oben besprochen wurde, die Thatsache, dass die Fruchtbarkeit des Bodens in Russland immer geringer wird. Im Bezirk Nowon... (an der Wolga) zum Beispiel, gab es im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts nur drei Missernten, im sechsten und siebenten schon vier, im achten fünf. Im Bezirk Jelezk hörte man ganz auf, Weizen zu säen, und zwar infolge bedeutender Erschöpfung des Bodens. Im Gouvernement Kursk ist nach Angabe der Gouvernementsbehörden selbst der Boden so sehr erschöpft, dass er nicht einmal ganz mäßigen Erwartungen zu entsprechen imstande ist.

Hand in Hand mit diesen Erscheinungen geht ein bedeutender Niedergang der Bodenpreise, so zum Beispiel im Gouvernement Kursk, Orel, Tambow und fast im ganzen eigentlich russischen Gebiete nahm der Bodenpreis im Zeitraume von 1883 bis 1889 um 15 bis 25% ab. Natürlich ist auch dem entsprechend der Schätzungspreis des Bodens von den Banken bedeutend herabgesetzt worden: wo er zum Beispiel 60 bis 100 Rubel pro Dessjätine (der Lage des Bodens gemäß) betrug, ist er heute nur 50 bis 75 Rubel festgesetzt. Es muss hier ausdrücklich bemerkt werden, dass die Entwickelung der Bodenpreise in anderen Gebieten des russischen Reiches gerade in entgegengesetzter Richtung vor sich geht.

Basel. Waclaw Studnicki-Gizbert.

# Curszettel und Actienwert.

[illegible]

[illegible] im ganzen [illegible] noch ziemlich günstigen [illegible] des deutschen Marktes [illegible] [illegible]

unvergleichlich größten Zahl unserer Industrieactien an ein fortwährendes Andrängen von Käufern und Verkäufern. Es ist also nur zu begreiflich, dass unter einer so völlig verkehrten Auffassung des Berliner und Frankfurter Comptantmarktes als Auctionslocal, Tageseinbußen bis zu 46 Procent wie Flucht und Ende gleichsam einer furchtbaren Schlacht in die Einbildungskraft vieler sonst ganz friedlicher Bürger einziehen.

Leider hat unsere öffentliche Kritik es niemals unternommen, den wahren Charakter dieser Börsenerscheinung ein- für allemal so deutlich darzustellen, dass ein so entscheidender Irrthum wie der oben geschilderte, endlich das Publicum auch wirklich verlässt. Weder in ordentlichen, noch in außerordentlichen Zeiten sind jene Papiere anders als auf eine schmale Linie von Angebot oder Nachfrage beschränkt geblieben. Industrien z. B. vom Range und der Solidität der Höchster Farbwerke, oder der Badischen Anilin- und Sodafabrik sind in dem nahen Frankfurt hinlänglich renommiert, aber dieser Umstand hat selbst in den ruhigsten Jahren nicht verhindert, dass zuweilen die Curse an einem Mittag um 10 Procent variierten, nur wegen einer kleinen Kauf- oder Verkaufsordre, der die Gegenpartie fehlte. Die betreffenden Directionen selbst intervenierten eben nicht, was übrigens bei Höchster umso merkwürdiger war, als damals noch die Vorbesitzer ihre meisten Actien selbst im Portefeuille hatten. Damals! Was also bei so vorzüglich eingeführten Dividendenpapieren, die seit langem weit über 20 Procent vertheilen, zu den regelmäßigsten Curserscheinungen gehören konnte, war natürlich bei der großen Masse von Cassewerten umsomehr möglich.

Nun ließen sich ja angesichts der gegenwärtig sinkenden Unternehmungslust zahlreiche Fälle denken, wo lediglich durch Massenabgaben jene wirklichen Verwüstungen in den Tagescursen angerichtet sein würden. Allein dem ist nicht so! Fast regelmäßig genügten kleine Verkaufsposten, um solche Montan- oder Industriepapiere, welche außer Speculation stehen, selbst bis um vierzig Procent zu werfen. Es hat also diesen Bestensordres an der Contrepartie, an Käufern gefehlt. Was wäre nun günstiger als Beleuchtungseffect unseres Marktes: große Abgaben und nur mindergroße Käufe oder winzige Abgaben bei völligem Mangel an Käufern? Ich glaube, dass die letztere Eventualität sich beruhigender ausnimmt, und mit einer solchen haben wir es hier wirklich zu thun. Demnach drücken jene panikartigen Cursvariationen auch nichts weniger als eine Bestürzung des Publicums aus, welche Empfindung nachher beim Lesen des Curszettels ja gewiss eingetreten sein mag, ohne allerdings vorerst noch zu weiteren Abgaben zu führen. Die bisherigen Actionäre sind also weder aus ihrem Besitz herausgegangen, noch haben sie stärkere Versuchung empfunden, dies zu thun. Würden aber die betreffenden Papiere in umfangreichen Posten jetzt in andere, das heißt in wenige, also bankliche Hände übergegangen sein, so hätte der Markt gar nicht zur Ruhe kommen können. Es wäre da wie mit den Paketen Harpener, Laura, Bochumern gegangen, welche im Mai einem rheinischen Speculanten von jenen reportierenden Großinstituten abgenommen werden mussten, und die in der Folge auf der Börse weiter lasteten, weil sie eben nur dort wieder unterzubringen waren.

Damit soll hier noch keineswegs die neue, fahle Physiognomie der Börse überschminkt werden. Ein so arg verschlechtertes Cursniveau, wie es heute auch unsere Cassawerte bieten, bleibt immer gefahrvoll, denn einerlei, ob unter allgemeiner oder minimer Betheiligung, ist damit doch gleichsam ein Marktpreis festgesetzt, der so leicht nicht wieder entscheidend gehoben werden kann. Der Capitalist, welcher diese Papiere seit langem hat, thäte immer gut, seine Bilanz nach den wirklichen Anschaffungspreisen aufzunehmen, denn selbst in den normalsten Zeiten wären die etwa zugrunde gelegten Curse vom 31. December im Falle eines Verkaufs jener Papiere auch um 10 Procent gedrückt worden. Für die Stabilität einer Vermögensaufnahme wäre obiges das beste: während diejenigen Privatcapitalisten, welche ihre Jahres- oder Halbjahresabschlüsse den jeweiligen Tagesschwankungen von Ende December oder Juni folgen lassen, recht ungenau arbeiten. So würden sie zum Beispiel jetzt, wo die Cassawerte erst im neuen Semester so furchtbar gestürzt sind, mit einem doppelt [illegible] [illegible] von nur buchmäßig erlittenen [illegible] rechnen.

Eine [illegible] pedantische wie un[illegible] hat, würde die [illegible] verhängnisvolle Curstürze [illegible] ein für allemal auszuschließen. In [illegible] und Handel sehr rasch [illegible] Erwartungen vieler Art vorzu[illegible] in Zeiten eines Abstieges [illegible] Absturz werden kann? [illegible] Auctionslocal, dass in ihnen [illegible] Ware, wie Kauf be[illegible] solcher Bestensver[illegible] Instrumente, oder [illegible] einen höheren Rang [illegible] Wir haben heute, dank

einem Gesetz, das sich den Namen: „Reform“ beilegt, wie sich eben Chinas Kaiser „Sohn des Himmels“ nennt, Cursmakler, Börsencommissäre und Hauptcommissäre, aber alle diese Embleme haben die traurigsten Erscheinungen, eben die Ueberfälle an unserem Cassamarkt, nicht verdecken können. Die Zurückhaltung der Emissionshäuser selbst ist ja nicht erst jetzt eingetreten, wo ein Mangel an Kauflust, besser: Intervention, immerhin verständlich wäre. Vielmehr sind Gleichgiltigkeit und Kälte gegen länger andauernden Cursdruck der persönlich emittierten Actien schon seit mehr als Jahresfrist an der Tagesordnung. Ich könnte eine Legion von Einzelfällen anführen, wo kleine Verkäufe — mehrfach fortgesetzt — ein gutes Papier fast discreditierten, und wo diese Verkäufe aus den harmlosesten Ursachen stattfanden und noch dazu commissionsweise durch die Emissionshäuser selbst. Es gibt keinen Esprit de Corps mehr an der Börse, kein Zusammenhalten, weder in ruhigen Geschäftszeiten, noch, wie jetzt, im Momente der Gefahr. Und, je klaffender diese Lücke wird, desto zahlreicher dringen auch die Feinde ein, welche schon seit langem ihr junkerliches Wohlsein vom Siechthum just des Effectenverkehres abhängig sehen wollen.

Frankfurt a. M. S. v. H.

## Ein Blick auf die chinesische Civilisation.

Von Pierre Laffitte.*)

Wenn man bedenkt, dass die nach der allgemeinen Schätzung 400 Millionen starke Einwohnerschaft Chinas einem einheitlichen und gleichförmigen Regierungssystem unterworfen ist, so muss man in dieser Thatsache allein schon das Ergebnis einer beispiellosen socialen Entwickelung erkennen. Ein wunderartiges Schauspiel liegt vor allem darin, dass diese ganze große Bevölkerung sich einer dem Wesen nach friedlichen und industriellen Thätigkeit ergeben hat, während die Armee, dank der Unterjochung der Tartarei durch die jetzt herrschende Dynastie, fast nur auf den Sicherheitsdienst, auf die Beschützung des Landes gegen innere Bedrohungen, sei es durch einzelne oder durch Zusammenrottungen, beschränkt ist.

Privateigenthum findet in China sowohl im Erwerb, als im Nießbrauch und in der geschäftlichen Verwertung ausreichenden Schutz; und zwar sowohl im beweglichen, wie im Grundbesitz. Diese Sicherheit — die wesentliche Grundlage jeder Thätigkeit und darum jeder Civilisation — ist in China so groß, wie in den bestverwalteten Ländern Westeuropas. Das Land ist übrigens sehr stark parcelliert und das System kleiner Grundbesitze überaus entwickelt. Die Classe der kleinen Landwirte, der Farmer, findet so große Schätzung, dass sie im Range gleich neben den Schriftgelehrten steht. Wenn schon stellenweise auch ausgedehnte Grundbesitze vorkommen, so ist das nur Ausnahme, nicht Regel. Begreiflicherweise: denn diese Concentration im Grund und Boden ist eine moderne und speciell dem Westen eigenthümliche Erscheinung. Sie stammt aus der übergroßen Entwickelung abstracter Cultur unter den Völkern des Westens und wird freilich in der Zukunft noch in größerer Ausdehnung als heute die Grundlage bilden, auf welcher ein eigentliches Agriculturgewerbe sich systematisch ausbilden kann. Ausgedehnte Weidegründe, eine Art Vorstufe der Großgrundwirtschaft, wird man in China kaum finden, speciell im Süden; Getreide und vor allem Reis ist das wichtigste Object der chinesischen Landwirtschaft. Natürlich führt dieser Mangel an unbebautem Weidegrund, verschärft überdies durch den damit zusammenhängenden Mangel an Dungmitteln, zu einer Erschöpfung des Bodens; dabei sehen wir noch ganz ab von dem unbeschreiblichen Eifer des Chinesen, jedes Fleckchen Erde wie überhaupt jede Möglichkeit eines Gewinnes auszunutzen bis aufs letzte. Die unleugbaren Nachtheile, die einer derartigen Civilisation anhaften, werden aber mehr als aufgewogen durch den wirtschaftlich gesunden, überaus großen Stand der kleinen Ackerbauer: eine Classe, die ebenso thatkräftig ist wie frei und unabhängig und sich nur vermöge einer solchen arbeitsreichen, nüchternen und durch den Schutz des persönlichen Eigenthums aufrecht erhaltenen Lebensweise entwickeln konnte.

Die Zucht von Topfpflanzen und Blumen und die Gartenpflege ist in China sehr verbreitet und hat einen sonst unerreichten Grad von Vervollkommnung erlangt. Die Baumzucht, darunter des Bambusbaums, des Theestrauchs u. s. w., ist eines der wichtigsten Gebiete ländlicher Wirtschaft. Die Hauptnahrung des Chinesen ist Pflanzenkost. Als Fleischkost kommt daneben vor allem das Schwein und Geflügel in Betracht. Nur in den nördlichen Provinzen haben sich theilweise auch Rind, Lamm und Wildbret eingebürgert, und zwar von der Tartarei aus. Die Geräthe der Landwirtschaft sind von überaus primitiver Art: für ihre Unzulänglichkeit muss die Kraft und Geschicklichkeit des Landwirts aufkommen. Im übrigen genießt die Agricultur in China den Vorzug eines großartigen Systems von Bewässerungsanlagen. Damit im Zusammenhang [illegible] sieht man auch leicht die geradezu ängstliche Wichtigkeit, welche die Chinesen den Erscheinungen des Wetters beimessen [illegible] verbinden sich doch mit diesen so wichtige Consequenzen für die Ernährung der ganzen riesigen Bevölkerung. Daher auch die bekannte außerordentliche Entwickelung öffentlicher Getreidespeicher. Diese extreme Rücksichtnahme auf die Erscheinungen des Wetters hat übrigens ihren höchsten Ausdruck im Fetischismus gefunden, auf dem die ganze chinesische Civilisation ruht.

Landwirtschaft ist das Hauptziel des friedlichen Eifers dieses Volkes, und die öffentliche Meinung Chinas hat auch stets die überragende Bedeutung dieser seiner Lebensgrundlage anerkannt.

Sehen wir nun nach Handel und Gewerbe.

Das Handwerk ist in China dem Wesen nach empirisch, d. h. Handarbeit der einzelnen; es zeigt wenig oder nichts von jener Ausnützung der Maschine, die aus der praktischen Anwendung abstracter Wissenschaften sich für uns ergab. Aber die Chinesen verrathen dagegen auffallenden Eifer und Scharfsinn in ihrer Arbeit, verbunden mit unbesieglicher Geduld und Ruhe. Freilich ist, leicht begreiflich, ihre Industrie Kleinindustrie, ebenso wie ihre Grundwirtschaft Kleingrundwirtschaft ist. Das ist bei einer so geringen Concentrierung des Capitals und so untergeordneten Anwendung der Maschine so gut wie selbstverständlich.

Die Seidenindustrie hat in China, und zwar noch aus dem fernsten Alterthum her, sehr hervorragende Bedeutung und Ausdehnung. In der einen Stadt Hangtschou allein zählt man mehr als 60.000 Seidenarbeiter und mehr als 100.000 in den Dörfern der Umgebung. Die Baumwollindustrie ist von ähnlicher, aber etwas geringerer Stärke. Was die chinesische Porzellanmanufactur betrifft, so sind die Vollendung und große Reichhaltigkeit dieser Production allzu bekannt, um hier noch einmal dargestellt werden zu müssen. Doch um im allgemeinen einen Begriff vom industriellen Bienenfleiß dieser Bevölkerung zu bieten, die in ihrer nimmermüden Ausdauer nichts in der Welt ungenützt lässt, sei die gute Schilderung eines Missionärs aus dem siebzehnten Jahrhundert, des Jesuitenpaters Gabriel de Magaillans, wiedergegeben. Da heißt es:

In diesem Reich bleibt nicht ein Fußbreit Landes erträgnislos: da gibt es keinen Mann und kein Weib, ob jung oder alt, lahm und verkrüppelt, blind oder taub, die so sehr aller Mittel zum Lebenserwerb entblößt wären, um nicht noch irgend eine Beschäftigung treiben zu können. Die Bevölkerung hat ein Sprichwort: „Im chinesischen Reiche geht nichts verloren.“ Mag ein Gegenstand noch so nutzlos erscheinen, es findet sich auch für ihn ein Gebrauch. So leben in Peking allein mehr als tausend Familien von keinem anderen Erwerb als dem Verkauf von Schwefelhölzchen oder Zunder; und gewiss noch größer ist die Schar von Menschen, welche sich durch Zusammensuchen von Seidenlappen, Hadern aus der Leinen- und Hanffabrication, von Papierstückchen und ähnlichen Schätzen aus der Straße und dem Kehrichthaufen ernähren; diese Abfälle werden gewaschen und geputzt und dann wieder an größere Abnehmer verkauft, welche derartige Fragmente der Industrie ansammeln und dafür mancherlei profitreiche neue industrielle Verwendung finden.

Ein besonders treffendes Beispiel aber für den Scharfsinn des chinesischen Arbeiters gibt die Bambuszucht im Lande. Darin hat nämlich dieses Volk eine solche Geschicklichkeit erlangt, dass sie den Bambus in unzählbaren verschiedenen Arten aufziehen kann: verschieden nicht nur in der Dicke und Höhe, sondern auch in der Entfernung der Knoten von einander, der Farbe des Holzes, in seiner Structur und Stärke, in den Zweigen und Blättern. Kurzum, man züchtet den Bambus mit vorherbestimmten Eigenarten, und diese Specialitäten, einmal gewonnen, weiß man zu erhalten. Daraus ergibt sich nun eine Unzahl von Verwendungsarten dieser Pflanze, worunter die Verwendung ihrer Fleischtheile in der Küche nicht die letzte ist.

Die jungen Sprösslinge — so schrieb darüber ein Kenner, Abbé Grosier — die eben aus der Erdrinde gebrochen sind, sind so zart und köstlich wie Spargel. Sie werden abgeschnitten und bilden einen sehr dankbaren und überaus verbreiteten Marktartikel. Was nicht an Ort und Stelle verkauft wird, wird verfrachtet und verschickt bis in die entferntesten Ecken des Reiches. Um die jungen Schösslinge vor Fäulnis zu bewahren, schneidet man sie in vier Theile, dünstet sie und lässt sie trocknen. Dann können sie sich lange Zeit und auf dem Transport über die weitesten Entfernungen halten. Obgleich hohl, ist der Bambusstamm sehr stark und kann, als Tragebalken verwendet, die schwersten Lasten tragen; im Schreinergewerbe wird er an Stelle des Holzes verwendet. Doch sind diese Stämme nur gegen den Querschnitt so widerstandsfähig; der Länge nach lassen sie sich mit der größten Leichtigkeit spalten. Durch dieses Zerschneiden gewinnt man Fäden, aus denen dann Matten geflochten werden; überdies erzeugt man aus Bambusstreifen eine ganze Anzahl schöner kleiner Dinge: Schachteln mit Fächern, Kämme u. s. w. Durch seine natürliche Beschaffenheit eignet sich der Bambushalm auch zum Wasserrohr und er wird sowohl zur [illegible] wie auch zur [illegible] verwendet. Werden die Halme fein zerpulvert und im Wasser eingeweicht, so gewinnt man einen Teig, aus dem verschiedene Arten Papier erzeugt werden. Geglättet und leicht [illegible], eignet sich der [illegible] zu jeglicher Art von Ziertischlerei, und er kann überdies [illegible], versilbert oder mit

*) „A General View of [illegible] with China.“ Yokohama, J. P. [illegible]

Elfenbein eingelegt werden. Endlich behandelt man ihn mit siedendem Wasser und macht ihn dadurch geeignet, unter der Presse alle Abdrücke derselben aufzunehmen und dauernd zu behalten . . . Ohne Uebertreibung läſst sich sagen, daſs die Minen des großen chinesischen Reiches für dasselbe von geringerem Wert sind, als seine Bambuscultur; und außer dem Reis und der Seide besitzt es keine Einnahmsquelle, die ergiebiger wäre.

Was nun den Handel Chinas betrifft, so hat es in Wirklichkeit nur einen Binnenhandel, diesen allerdings in überaus entwickeltem Grade. Davon kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man die riesige Ausdehnung des Reiches und seine Bevölkerungsdichtigkeit in Rechnung zieht. Den Verkehrsweg des Handels bietet in erster Linie das Wasser. Ganz China ist ein großes Netzwerk von Flüssen und Canälen; seine Binnenschiffahrt ist außerordentlich groß. Die Regierung hat sehr acht auf diese Canalverbindung zwischen den einzelnen Provinzen. China ist auch darin eine Welt für sich, die sich im Innern ebenso selbst genügt, wie sie sich nach außen abschließt.

Diese Schiffahrt schildert der oben schon genannte Pater Magaillans aufs anschaulichste. Er fuhr auf Befehl des Kaisers im Jahre 1656 über die ganze Länge des Großen Canals und noch weiter, von Peking nach Macao, mehr als 1500 Meilen; auf dieser ganzen Reise kam er über festen Boden nicht länger als einen Tag, und auch das nur, um den Berg zu übersetzen, der die Provinz Kiangsi von Kwangtung trennt. Vier Monate nahm die Strecke von 1000 Meilen in Anspruch, von Hangtschou nach Tschingtu, und davon verbrachte er den weitaus größten Theil auf dem einen großen Kiang-Strom, dem sogenannten „Sohn des Oceans“. Auf dieser Reise traf er täglich eine so große Anzahl von Schleppern und Holzflößen aller Art, daſs alle diese Wasserfahrzeuge, miteinander verbunden, eine Schiffsbrücke von der Länge mehrerer Tagreisen ergeben hätten.

Seit der Zeit, da Pater Magaillans das schrieb, hat sich der inländische Handelsverkehr begreiflicherweise noch sehr entwickelt. Der Außenhandel des Landes aber ist im Verhältnis zu seiner Bevölkerung, trotz der Bemühungen des letzten Jahrhunderts, verschwindend gering. Soweit er vorhanden ist, hat er dem Lande mehr Schaden als Nutzen zugefügt; denn er vermittelte ihm vor allem unsere heimischen Laster, gar nicht zu reden von den Gefährdungen, deren China sich bei den dem Orient gegenüber sich jeder Rücksicht entschlagenden Völkern des Westens versehen musste.

Anderseits ist der Handelsverkehr mit dem Westen (den mit Russland ausgenommen) nicht ein gegenseitiger Austausch nothwendiger oder nützlicher Waren: China verkauft vielmehr nur und wird mit barem Gelde bezahlt. Wie aber eine solche Verbindung anzuschlagen ist, darüber hat schon vor 2000 Jahren ein chinesischer Kaiser, der sich in sehr anerkennenswerter Weise den socialen Gesichtspunkt zu eigen machte, ein sehr gerechtes Urtheil gefällt:

„Das Geld, das durch den Handel in ein Land kommt, sagte er, bereichert dasselbe nur insofern, als es wieder durch den Handel hinausgeht; denn dieser ist auf die Dauer nur von Nutzen, wenn er den gegenseitigen Austausch nothwendiger Artikel mit sich bringt. Gilt der Handel nur dem Vertrieb von Gegenständen des Vergnügens, des Putzes und der Phantasie, so schließt er den Luxus in sich ein: der Luxus aber, welcher auf der einen Seite den Bürgern Ueberfluss zuführt, bedingt bei vielen anderen Entbehren des Nothwendigsten. Je mehr Pferde die Reichen vor ihre Wagen spannen, desto mehr Menschen gibt es, die zu Fuß gehen müssen; je größer und prächtiger ihre Häuser sind, desto kleiner und armseliger sind die der übrigen; je mehr ihre Tische mit Fleisch bedeckt sind, desto mehr Menschen müssen von Reis leben. Das Beste, was wir in unserer Gesellschaft mit Hilfe der Industrie und Volkswirtschaft anstreben sollen, ist: Allen das Nothwendige sichern und einigen den Comfort gestatten.“

(Ein zweiter Artikel folgt.)

---

# Was berichten die zeitgenössischen jüdischen Quellen über Jesus?

Seit einem Menschenalter suche ich vergebens in den jüdischen Geschichtsquellen des ersten christlichen Jahrhunderts nach Spuren über Jesus, frage ich vergebens seine jüdischen geschichtlich bekannten Zeitgenossen, unter denen er doch gewandelt und gewirkt, und die doch, wie kaum andere, über ihn Aufschluss sollten geben können: aber nirgends findet sich auch nur die leiseste Andeutung über ihn und über die Entstehung der an seinen Namen sich knüpfenden religiösen Bewegung.

Die jüdischen Geschichtsschreiber des ersten Jahrhunderts, wie unabhängig sie auch von einander sein mögen, beobachten ausnahmslos, obgleich sie sonst von minder wichtigen Vorkommnissen und Ereignissen jener vielbewegten Zeit Notiz nehmen, ein ganz merkwürdiges Stillschweigen über Jesus und das entstehende Christenthum, und was besonders auffällig [illegible] Schriftsteller der Diaspora jener Zeit, welche [illegible] urchristlichen Bewegung stark sympathis[illegible] ihrem Fleische — ein Kind der jüdischen Diaspora — war, sie wissen gleichfalls nichts von Jesus zu berichten. Der einzige Josephus soll, und zwar ein einzigesmal, von Jesu gesprochen, ihn sogar als den Christ bezeichnet haben. Allein die hieher gehörige Stelle*) ist zweifellos, wie dieses schon längst von den hervorragendsten Gelehrten erkannt wurde, eine nachmals eingeschobene und wird zum erstenmal im vierten Jahrhundert von dem Kirchengeschichtsschreiber Eusebius citiert. Diese Interpolation zeigt vielmehr, wie tief die Lücke, welche das jüdische Schriftthum des ersten Jahrhunderts in Bezug auf die Person Jesu aufweist, später in christlichen Kreisen empfunden wurde, so daſs man sich zu dieser damals nicht seltenen frommen Täuschung gedrängt sah, um die Geschichtlichkeit Jesu aus jüdischem Munde bezeugen zu lassen.

Also Josephus verräth nicht die geringste Kenntnis von der Existenz Jesu, ebenso der gleichfalls gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts schreibende Justus von Tiberias, welcher eine Geschichte schrieb, die von Moses bis zu Agrippa des Zweiten Tode reichte. Dieses Werk ist nicht auf uns gekommen, aber von Photius (Cod. 33) erfahren wir, daſs in demselben gleichfalls keine Erwähnung von Jesu geschieht. Wenn Photius dabei die Bemerkung fallen läſst: „als Jude habe er den Fehler seiner Glaubensgenossen gehabt, von der Ankunft Christi, von dessen Wunderthaten auch nicht die geringste Erwähnung zu thun“, so wissen wir, wie hinfällig dieses dem jüdischen Geschichtsschreiber unterschobene Motiv ist, erfahren aber, daſs auch Justus von Tiberias von Jesu keine Kenntnis hatte.

Dasselbe Stillschweigen über Jesu und die urchristliche Bewegung beobachtet Philo, der sie gewiſs, hätte er von ihnen Kenntnis gehabt, mit Freuden begrüßt hätte, wie er ja die Essener und Therapeuten, die doch weit näher dem nachmaligen Christenthum als dem Pharisäismus verwandt waren und von den ältesten Kirchenlehrern in Wirklichkeit zu Christen gemacht wurden, überschwänglich lobt und glorificiert. Auch der alexandrinische Jude Apollo, ein Zeitgenosse Philos und später Mitarbeiter des Apostels Paulus, welcher in der Synagoge zu Ephesus das Gotteswort auslegte, hatte noch eine geraume Zeit nach dem Tode Jesu keine Kunde von ihm, während er die Johanneische Taufbewegung schon kannte.**) Ganz so Josephus: den Täufer Johannes und die von ihm ausgehende Tauf- und Bußbewegung zeichnet er mit markigen Zügen, die Hinrichtung desselben sieht er mit dem jüdischen Volk als ein schweres Verbrechen an, welches bald darauf von Gott hart geahndet worden sei; aber von dem Erscheinen Jesu weiß er nichts zu berichten.

Ebenso schweigsam verhält sich das nach der römischen Zerstörung des Jerusalemischen Tempels, um das Jahr 80 n. Chr., verfaſste vierte Sibyllenbuch. Die Quintessenz der jüdischen Religion besteht nach diesem Buch in der Johanneisch-essenischen Taufe, in der Buße und Sinnesänderung. Dem nationalen Judenthum steht es kalt, dem Tempel- und Opfercultus sogar feindlich gegenüber, gleichwohl vindiciert sich seine Gemeinde den Titel „die fromme“ und beansprucht, das wahre Israel zu sein: also das entnationalisierte, gesetzesfreiere spätere Christenthum, wie es leibte und lebte. Und dennoch findet sich auch in diesem Buch auch nicht ein Schein eines Hinweises auf Jesum und ein Christenthum. Das gibt doch wohl zu denken.

Aber, wird man einwenden, der Talmud enthält doch vielfache Nachrichten über Jesus und die urchristliche Bewegung. Darauf erwidern wir, daſs man sich mit dieser Behauptung in einen schweren Irrthum verrannt hat, welcher denn auch große Verwirrung in die Erforschung der urchristlichen Bewegung gebracht hat. Ich behaupte ganz entschieden, daſs die talmudischen Quellen, soweit sie **aus dem ersten christlichen Jahrhundert stammen, keinerlei Kenntnis von Jesu und dem Christenthum haben.** Authentische Kenntnis von Jesu besitzt der Talmud überhaupt nicht. Diese auf den ersten Blick ganz unbegreiflich scheinende Unkenntnis charakterisiert schon der bloße Hinweis auf Tractat Sanhedrin 106 b, wo Jesus zu einem unmittelbaren Schüler des Rabbi Josua ben Perachia gemacht wird, eines Gesetzeslehrers, der um mehr als ein volles Jahrhundert vor Jesus lebte!

Man hat sich aber verleiten lassen, in den „Minim“ des Talmud, da unter denselben später, als das Christenthum bereits eine dominierende Stellung gewonnen, auch Christen verstanden wurden, von Anbeginn Judenchristen zu sehen. Wie grundfalsch diese, auf bequemstem Wege gewonnene und deshalb auch so weit verbreitete Ansicht ist, habe ich in meiner vor mehr als Jahresfrist erschienenen Schrift, „Der vorchristliche jüdische Gnosticismus“***), gezeigt.

Unter „Minim“†) verstand der Talmud ursprünglich jene gnostisch antinomistische Classe von Juden, welche, in der griechischen Welt lebend und dem unwiderstehlichen Zug der herrschenden Philosophie folgend, ihre Anschauungen in das biblische Schriftthum hineintrugen und mit Hilfe ihrer allegorischen Auslegungsmethode

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible] 1898.

†) [illegible] Gattung. Später [illegible] im Sinne von „Secte“.

alles Nationale und alle religiöse Ceremonie im Judenthum aufzulösen bestrebt waren, ja sogar soweit giengen, den von Moses und den Propheten gelehrten Weltschöpfer als einen inferioren, tief unter dem unsichtbaren, allen andern außer ihnen, nämlich den Gnostikern, unbekannten und unfassbaren Gott stehenden Demiurgos hinzustellen. Schon im ersten christlichen Jahrhundert charakterisiert sie der Minim-Hasser Rabbi Tarphon, welcher ihre Schriften und „Giljonim“ selbst mitsammt den in ihnen enthaltenen heiligen Gottesnamen verbrannt wissen will, so markant mit einem geflügelten Wort, dass man sie sofort als gesetzesfeindliche Gnostiker erkennen muss: „Sie sind,“ sagte er, „Erkennende, die dennoch leugnen.“*) Dass nun unter diesen „erkennenden und gleichwohl leugnenden“ Minäern die Mitglieder der gläubigen urchristlichen Gemeinde, welche auf die Worte Mosis und der Propheten schwuren, deren Lectüre das Um und Auf ihrer synagogalen Zusammkünfte bildete, gemeint seien, das wird wohl kein sachkundiger Forscher ernstlich behaupten wollen. Dass es ferner gründlich verfehlt ist, die „Giljonim“ der Minäer, von welchen Rabbi Tarphon sagt, dass sie, obgleich sie die Gottesnamen enthalten, verbrannt werden sollen, mit den Evangelien, die damals noch gar nicht niedergeschrieben waren, zu identificieren: das habe ich in der obcitierten Schrift des ausführlichern gezeigt. Diese „erkennenden und gleichwohl leugnenden Minim“ waren, wie jeder, der die einschlägigen talmudischen, aus dem ersten christlichen Jahrhundert stammenden Quellen ohne Voreingenommenheit liest, erkennen muss, antinomistische Juden, welche das mosaische Gesetz und den Gott, der es gegeben, missachteten; aber keineswegs Christen.

Gegen diese, nachweislich schon vor der Entstehung des Christenthums mächtige religiöse Partei, welche, als der Tempel noch stand, das Judenthum zerrüttete, stemmten sich frühzeitig mit aller Macht die pharisäischen Lehrer. Sie, nicht aber die Christen — wie irrthümlich geglaubt wird — wurden von den gesetzestreuen Juden in ihren Synagogen verflucht, sie schloss man aus dem Lehrhaus aus, mied man im socialen Verkehr, und man gieng so weit, das Verbot zu erlassen, sich von ihnen, selbst in lebensgefährlichen Krankheiten, heilen zu lassen. Liest man die einschlägigen talmudischen Quellen, deren wichtigste wir in unserem „vorchristlichen jüdischen Gnosticismus“ beigebracht haben, so begreift man es gar nicht, wie man die „Moses und die Propheten“ sich festklammernde urchristliche Gemeinde in einen Topf mit den hellenisierenden gesetzesverachtenden Minäern werfen konnte! Wo in aller Welt findet sich beispielsweise in dem minäischen Gesetzesverächter „Acher“ auch nur der leiseste Zug eines Christenthums! Wohl aber ist jeder Zoll an ihm gnostischer Antinomist. Gibt uns doch der Talmud selbst einen nicht misszuverstehenden Wink über die Provenienz der Gesetzesverachtung dieses vormals so hochgeschätzten pharisäischen Lehrers, mit welchen die jüdisch-minäische Bewegung ihren Gipfelpunkt erreicht hatte: „Aus seinem Schoße fielen, als er noch im pharisäischen Lehrhaus saß, zahlreiche ketzerische Bücher — sein Mund überfloss unaufhörlich von griechischen Gesängen.“

Wie wenig übrigens ursprünglich unter den Bezeichnungen „Min“ und „Minuth“ Judenchrist und Judenchristenthum verstanden wurden, oder verstanden werden konnten, zeigt uns die talmudische Ueberlieferung, nach welcher „der Sohn Davids“ — das ist der Messias — nicht eher kommen werde, als bis das ganze römische Weltreich sich zu „Minuth“ bekehrt haben werde.“**) Da nun dieser Spruch sich einmal von R. Jizchak, einem Schriftgelehrten des dritten Jahrhunderts, tradiert findet, so berief man sich auf diesen späten Gesetzeslehrer, um zu beweisen, dass „Minuth“ Christenthum bedeute; denn — so folgerte man — um diese Zeit habe in Wirklichkeit das Christenthum bereits zur Besitznahme der Weltherrschaft auszuholen angefangen. Dabei übersah man jedoch unbegreiflicher Weise, dass dieser selbe Ausspruch schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts von R. Nechemia, ja sogar noch früher, nämlich schon im ersten Jahrhundert in einer alten Mischna***) überliefert wird, also zu einer Zeit, wo das Christenthum noch in der Kinderwiege lag und nach außenhin noch lange nicht erkennbar aus dem Judenthum herausgetreten war. Man übersah, dass man es hier mit einer alten vorchristlichen Ueberlieferung — wie solche ähnlich von der vorchristlichen jüdischen Sibylle verbreitet wurden — zu thun habe, welche in den folgenden Jahrhunderten bei jeder passenden Gelegenheit immer wieder hervorgeholt wurde. Es ist also ganz und gar unbegreiflich, wie man auf den Gedanken verfallen konnte, in diesem Ausspruch einen Hinweis auf die nahe Weltherrschaft des Christenthums zu erblicken. Man muss vielmehr zur unerschütterlichen Ueberzeugung gelangen, dass unter den Bezeichnungen „Min“ und „Minuth“ in dem ganzen ersten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts nie und nimmer Christen und Christenthum verstanden wurden.

Aber selbst wenn die Evangelien schon zu Ende des ersten Jahrhunderts abschriftlich verbreitet gewesen wären, hätte nicht ihnen das Anathem, welches Rabbi Tarphon und seine Zeit- und Gesinnungsgenossen gegen die Minäer und ihre „Giljonim“ schleuderten, gelten können: denn dann hätten in diesen Evangelien die folgenden, gewiss zu den ältesten und ursprünglichsten Ueberlieferungen zählenden Herrenworte nothwendig enthalten sein müssen: „Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis dass Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis dass alles geschehe. Wer nur Eins von diesen kleinsten Geboten auflöset, und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich, wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“*) Schriften, welche so felsenfeste Gesetzestreue athmen, welche nicht minder scharf wie die strengsten pharisäischen Gesetzeslehrer die antinomistischen Bestrebungen verdammten, welche den für den Geringsten im Himmelreich erklärten, „der eins von den kleinsten Geboten auflöst und die Leute also lehrt“, derartige Schriften und deren Verfasser und Bekenner mit so unbändigem Hass zu verfolgen, wie dieses R. Tarphon und seine Gesinnungsgenossen thun und lehren, das spräche jeder Vernunft Hohn. Nichts aber berechtigt uns, den jüdischen Lehrern solche Verkehrtheit zuzumuthen, dass sie gegen das eigene Fleisch in so wahnwitziger Weise gewüthet haben sollten. Die urchristliche Gemeinde musste vielmehr den Gesetzeslehrern in ihrem verzweifelten Kampf gegen eine übermächtige, weitverzweigte Secte der Antinomisten, welche den Judengott und sein Gesetz verwarf, als gesetzeseifrige Bundesgenossin gegen den gemeinschaftlichen Feind sehr willkommen sein.

Schließlich muss man sich doch billig fragen: warum beklagten die Juden die Hinrichtung des Täufers Johannes und „hegten die Ueberzeugung, dass der Tod dieses Mannes die Ursache des bald darauf über das Heer hereingebrochenen Verderbens war, da Gott dem Herodes zürnte“**), und sollten anderseits wiederum Jesum, der doch nur das Heilswerk des Täufers fortsetzte, dem Kreuzestod überliefert haben? Für ein solches Vorgehen ist ein vernünftiger Grund umso weniger zu finden, als ja die Vergöttlichung Jesu, welche allerdings bei den gesetzestreuen Juden Anstoß erregt hätte, erst nach dessen Tod erfolgte.

Der beste Beweis dafür, dass die Juden noch in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts keinerlei authentische Ueberlieferungen über das Leben, Wunderwirken und Hinscheiden Jesu hatten, liegt übrigens darin, dass um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Jude Tryphon gegen Justin Martyr, der unbefriedigt alle Philosophenschulen durchlaufen hatte, um schließlich, angeregt und begeistert durch die Lectüre des alten Testaments, in den erlösenden Hafen des von Jesu begründeten „neuen Israel“ einzulaufen, ungescheut den Vorwurf erheben darf: „Ihr folget einem leeren Gerücht und bildet Euch selbst einen Christus.“ Und wie lautet die Erwiderung Justins? Wie folgt: „Sei bescheiden, o Mensch, und es wird dir vergeben werden, denn du weißt nicht, was du redest, da du Lehrern folgst, welche die Schrift nicht verstehen, und absprechend urtheilst. Wenn du aber die Gründe, die uns vor dem Irrthum sichern und uns bestärken, bei unserem Bekenntnis unentwegt zu verharren, kennen lernen willst, so will ich dir, wofern du mir Gehör schenken willst, beweisen, dass wir nicht einem leeren Gerücht folgen, sondern Lehrern, die voll des göttlichen Geistes, aus welchem Kraft ausfloss und Gnade hervorleuchtete ...“***)

Und welcher Art sind diese Beweise Justins? Es sind sämmtlich Prophezeiungen aus dem alten Testament, welche der Jude allerdings nicht gelten lässt, da er die ihm vorgehaltenen Stellen seiner überkommenen Ueberlieferung gemäß anders auslegt.

Hiemit soll jedoch durchaus nicht die geschichtliche Existenz Jesu irgendwie negiert, es soll nur gezeigt werden, dass die Juden für die Beurtheilung des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu keine wie immer gearteten, aus dem ersten Jahrhundert reichenden Ueberlieferungen besitzen, und dass wir auch keinen nur irgendwie haltbaren Grund ausfindig zu machen vermögen, warum die herrschende Partei im Judenthum Jesum so schwer verfolgt und dem Kreuzestod überliefert haben sollte.

Nach dem bisher Gesagten und Angedeuteten aber lässt sich das einmüthige Schweigen sämmtlicher jüdischer Quellen des ganzen ersten Jahrhunderts über Jesus und das entstehende Christenthum unschwer erklären: beide blieben nämlich in den betäubenden Stürmen politischer und religiöser Kämpfe, welchen schließlich der Tempel in Jerusalem und die jüdische Nation zum Opfer fielen, unbeachtet, umsomehr, als das entstehende Christenthum im ersten Jahrhundert noch nicht erkennbar aus dem Rahmen des Judenthums herausgetreten war, und eine messiasgläubige, an Moses und den Propheten unverbrüchlich festhaltende Gemeinde den officiellen jüdi

*) Tract. Sabbath 116 a.
**) Tract. Sanhedrin 97 a.
***) Tract. Sotah 49 b u. a. a. [illegible]

*) Ev. Matth. V, 17–19.
**) [illegible] XVIII. [illegible]
***) Justin Dial. c. Tr. [illegible]

schen Kreisen keinerlei Veranlassung zu einem Einschreiten geben konnte!

Wer aber die jüdischen Religionsparteien waren, die das damalige Judenthum in seinen Tiefen so mächtig aufwühlten, wissen wir bereits: es waren die Minäer, Diaspora-Juden, welche allmählich Palästina überflutheten und einen anderen Geist dahin brachten — antinomistische Gnostiker, die, wie die talmudischen Quellen vielfach theils andeuten, theils unzweideutig berichten, das gesetzestreue Judenthum zu untergraben strebten und dessen Fortbestand ebenso wie nachmals im zweiten Jahrhundert die Entwickelung des jungen Christenthums gefährdeten. Die Minäer waren es, die als „Wissende" Gott und sein Gesetz negierten und fremde phantasiereiche und berückende Lehren verbreiteten. Auf diese wurde das Prophetenwort angewendet: „Hinter Thür und Pfosten stelltest du dein Gedächtnis auf, denn von meiner Seite buhltest du hinweg." Die Religionsbücher dieser Minäer sollten selbst mitsammt den in ihnen enthaltenen heiligen Gottesnamen verbrannt werden, „da diese Ketzer doch nur Hass, Neid und Zwietracht zwischen Gott und Israel stiften und auf sie die Worte des Psalmisten zielten: Sollte ich deine Hasser, o Gott, nicht hassen und nicht verabscheuen, die gegen dich sich empören! Fürwahr, mit tiefstem Hasse hasse ich sie, sie sind mir zu Feinden geworden".*)

Wenn aber auch die zeitgenössischen jüdischen Quellen über Jesus und das entstehende Christenthum nichts zu berichten wissen, so sprechen dafür umso lauter die urchristlichen Schriften und die urchristliche Synagoge. Diese Synagoge — die Geburtsstätte des Christenthums — war dieselbe, wie jene der jüdischen Diaspora, wie wir sie aus den zahlreichen Schilderungen bei Philo und Josephus kennen. Diese Diaspora-Synagoge, welche, wie auch die Apostelgeschichte und der Talmud berichten, in Jerusalem ihre Filialen hatte, verfolgte die Mission: die in großen Massen in der griechischen Welt lebenden Juden dem Judenthum zu erhalten. Sie scharte dieselben um sich in den allsabbathlichen gottesdienstlichen Versammlungen, erwärmte sie für „Moses und die Propheten", welche hier im Lichte der herrschenden Philosophie ausgelegt wurden, wobei unter Hintansetzung des nationalen und ceremoniellen Inhaltes lediglich der ethische Gehalt der mosaischen Lehre gepflegt und vertieft wurde.

Ein leibliches Kind dieser Synagoge war die urchristliche Synagoge. Auch hier bildeten den Inhalt des einfachen und frommen Gemüther mächtig anregenden und erhebenden Gottesdienstes „Moses und die Propheten", umstrahlt überdies von dem Glanz des unsichtbar waltenden Messias. In dieser Synagoge entstand ein neues Israel, welches abseits von der „Bürde des Gesetzes"**) still und geräuschlos emporblühte.

Diese echt jüdische Synagoge des Urchristenthums war ein wirkliches Gotteshaus, welches alle, die sich hier einfanden, für einen reinen Mosaismus, dessen wesentlichste Lehren: „die Liebe zu Gott, die Liebe zur Tugend, die Liebe zum Nebenmenschen" bilden, empfänglich machte, in welchem jedermann lernend und lehrend sich verjüngte und welches jeder, auch der einfachste Besucher, als begeisterter Apostel verließ.

Jesus aber, von welchem die Synagoge der Messiasgemeinde ihren Ausgang nahm, der sie durch die hehre messianische Idee befruchtete und verjüngte, er wurde für diese neubelebende Schöpfung, sowie für die von ihm auf palästinensischem Boden unternommene Befreiung von den „unerträglichen Bürden", welche die pharisäischen Lehrer „dem Volke aufbanden",***) als göttlicher Erlöser gefeiert. Immer höher, bis zur Unnahbarkeit wuchs seine Persönlichkeit, alles Schöne, Hohe, Erhabene und Göttliche in sich begreifend und alle Welt zur Anbetung, zur Selbsterniedrigung zwingend.

M. Friedländer.

---

# Anastasius Grün und Nikolaus Lenau.

Mit ungedruckten Briefen.

Wenige Menschen sind geliebt worden wie Lenau. Wie ein Gast von einem fremden Sterne, von geheimnisvollem Zauber umgeben, sang er seine wehmüthigen Lieder, seine feurigen Zornes-hymnen aus einer leidenden Seele heraus. Er, der die Geige so meisterhaft klingen zu lassen verstand, [illegible] die Seelen seiner Freunde erzittern, wenn er mit [illegible] oder [illegible] zu ihnen sprach. „Seine ganze Erscheinung hatte etwas von [illegible] Charakter" schreibt Anastasius Grün [illegible] „[illegible] nicht [illegible] Dichterwelt, [illegible] Bewunderung bekannten. [illegible]

zugethane Justinus Kerner schrieb an Frankl: „Ich liebte ihn von Herzen, aber eine Affenliebe, wie einige andere seiner Freunde in Schwaben, die ihm durch diese Liebe mehr Schaden als Nutzen brachten, konnte ich nicht zu ihm haben. Es geht besonders in meinem jetzigen Verlassensein, Blindheit und Herzensschmerz, kein Tag vorüber, an dem ich nicht seiner gedenke und ihn zu mir wünsche." Wie Lenaus Freunde und Angehörige im Unglücke zu ihm gehalten haben — es ist oft und oft erzählt worden.

Im Gedächtnis lebte er ihnen als ein Verklärter fort, und sie haben ihm als einem Großen Treue all ihr Leben bewahrt.

Mir ist's wohl in Erinnerung, wie der Vater uns Buben im Sommer 1873 nach Weidling führte in den von Wäldern umrauschten Friedhof, wo der Dichter die letzte Ruhe gefunden hat. Nicht weit davon das kleine Häuschen, das sich Lenaus „Schwestermann" und Biograph Schurz gekauft hatte und in dem damals noch seine Witwe Therese, die Lieblingsschwester Lenaus, wohnte. Mit Freude nahm sie den Freund ihres Gatten und ihres Bruders auf, und ein warmes liebevolles Herz sprach aus den schönen Augen der alten Frau.

Nun, da ein halbes Jahrhundert vorübergegangen, dass Niembsch dahingeschieden ist,*) werden wir unsere Kinder zum Grabe führen und ihnen von dem Manne erzählen, dessen Lieder nicht verrauscht sind, von seinem Ruhme und seinem Martyrium, und wie ihn die Menschen einst geliebt haben.

Zu denen, die ihm am nächsten gestanden, zählte Anton Graf Auersperg. In übergroßer Bescheidenheit hat es Anastasius Grün unterlassen, von seinen intimeren persönlichen Beziehungen zu Lenau zu erzählen. Aber in Briefen anderer finden wir zwei merkwürdige Parallelen, die das Verhältnis der Freunde beleuchten. Am 25. März 1836 schrieb Schurz an Schleifer: „Niembsch ist seit sechs Wochen wieder hier, auch Auersperg ist seit ein paar Monaten hier und bleibt noch bis Ostern. Er ist ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen seyn, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Theil des Tages beisammen." In dem unsterblichen Brief Sophiens**) an Lenau in Winnenthal, in dem sie den Dichter mit einem armen, auf einem Kahn hintreibenden Slovaken vergleicht, spricht sie von den Sonetten Auerspergs an Lenau und fährt fort: „Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältnis zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund und unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respectieren, in dem Augenblicke, in dem Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt, einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist imstande, ihm Liebe und Achtung abzuringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen, Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung: weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr."

Und als Frankl auf Wunsch Sophiens, „wieder die beiden Freunde in ihrem Zimmer beisammen zu sehen," die Zusendung der Büste Auerspergs an die Freundin Lenaus vermittelte, antwortete diese:

„Spät danke ich Ihnen, lieber Doctor Frankl, und dem Grafen Auersperg für die gewünschte Büste, aber eine schwere Krankheit meiner Tochter hatte mich völlig in Anspruch genommen. Ich entschuldige mich nicht. Sie haben ja Beide selbst Kinder.

Die Freunde stehen auf meinem Schreibkasten, so verschieden in der Erscheinung wie im Schicksal. Der eine mit muthig erhobenem Kinn hofft, strebt, fordert, der andere hat sich dem Schicksal gebeugt und entsagt.

Was ist besser?

Das ist eine Frage, die Sie, lieber Doctor, wahrscheinlich anders beantworten werden als

Ihre dankbar ergebene

Sophie Löwenthal-Kleyle."

So betrachteten die Zeitgenossen stets die beiden Dichter gerne gemeinsam, und dank der Anregung und Bemühung Frankls schmücken auch beider Hermen heute den Schillerplatz in Wien.

Eine [illegible] umschlingt die Säule Lenaus. Oben [illegible] eine [illegible] Gestalt, als Melancholie gedacht, zu [illegible] Sterne empor. Am Fuße der auf zwei Stufen ruhenden Säule [illegible] eine Knabengestalt, die einen auf ihrer [illegible] betrachtet, in Anspielung [illegible]", mit dem Lenau seine „Faust"- [illegible] dem Knaben ruht eine Sphinx, [illegible] Dichterlebens.

[illegible] eine [illegible]guirlande, weil der

Dichter diese Blume mit Vorliebe in seinen Gesängen verwendet hat. Darunter ist die Gestalt des Lichtgottes in Basrelief angebracht, an dessen Strahlenkrone ein Genienkind eine Fackel entzündet, den für Licht und Freiheit begeisterten Dichter symbolisierend. An der Seite der Säule liegt ein zerbrochenes Capitäl, das ebenfalls von Rosen umschlungen ist, hindeutend auf das Meisterwerk Auerspergs: „Schutt".

Von den Freunden Lenaus ist sein Gedächtnis wachgehalten worden. Sie haben bewegt von ihm erzählt, vor allem sein Schwager **Schurz**, der eine wohl eine Neubearbeitung verdienende Sammlung von Briefen Lenaus und anderer an und über ihn herausgegeben hat, dann Berthold **Auerbach**, **Bauernfeld**, Ludw. Aug. **Frankl**, Karl **Mayer**, Emma **Niendorf**, Emilie v. **Reinbeck** und viele andere. Merkwürdig wenig bekannt wurden die interessanten Aufzeichnungen der Braut Lenaus, Marie **Behrends** (Deutsche Rundschau, December 1889), während die Tagebuchblätter Lenaus für Sophie, Dichtungen in Prosa, vom deutschen Volke mit erneuter Theilnahme für den Dichter aufgenommen wurden (Lenau und Sophie Löwenthal, herausgegeben von Ludwig August Frankl, Stuttgart 1891).

Unvergleichlich steht aber die Freundesthat Auerspergs da, des Herausgebers des Nachlasses und der gesammelten Werke, des Förderers des Schurz'schen Werkes. Ein Stück stilles Heldenthum liegt in dem großen Todtenopfer an jahrelanger Arbeit, die Grün dem Andenken seines Lenau weiht. Wenn die im folgenden mitgetheilten Briefe Auerspergs nach fast einem halben Jahrhundert den Schleier von dieser Freundesthat heben werden, so wird man nicht ohne Rührung sehen können, wie in Stille fast fünf Lebensjahre hingegeben wurden, um die Werke Lenaus in würdiger Weise dem deutschen Volke darzubringen, wie Grün eine viermalige mühselige Prüfung des Schurz'schen Werkes nicht scheut, und wie er gleichzeitig die materiellen Interessen der Erben Lenaus ängstlich wahrt.

Und als er endlich, die Nothwendigkeit erkennend, zögernd, voll Misstrauen in sich, daran geht, das Leben Lenaus zu schildern, da schafft er ein Lebensbild, das zu den schönsten in der deutschen Literatur gehört. Das Leben eines Dichters — selbst ein Dichtwerk. Und es ist merkwürdig, wie er intuitiv den Menschen Lenau erfasst hat. Alle späteren Mittheilungen, selbst die Tagebuchblätter Lenaus, haben an dem Bilde, das Auersperg geschaffen, nichts geändert. Die große Lenau-Biographie wird uns die Wissenschaft noch schenken, doch aus den Herzen des großen Volkes wird die erschütternde Grün'sche Darstellung nie verdrängt werden.

Der Freund setzte dem Freunde ein Denkmal, dauernder als Erz.

* * *

In folgenden Artikeln werden wir eine größere Anzahl auf **Lenau bezüglicher Briefe Auerspergs** veröffentlichen.

Dr. Bruno Frankl v. Hochwart.

---

## Sargent in der Royal Academy.

Aus dem englischen Kunstleben.

„Es ist nur ein Fehler der Ungeschickten, dass sie rohe Dinge höher schätzen, als polierte" sagt Ben Jonson . . . Dieser Satz ist das Motto, welches dem Katalog der **Jahresausstellung der Londoner Royal Academy** als Einleitung diente. Dass die Wahl des Spruches von dem würdigen Präsidenten dieser Genossenschaft ausgieng, unterliegt wohl keinem Zweifel, denn das Motto enthält eine Vertheidigung von Sir E. **Poynters** eigener Malweise und eine weitere Bestätigung seiner oft ausgesprochenen Warnung vor dem verderblichen Beispiel des Velasquez. Velasquez ist in den Augen dieses Akademikers der böse Versucher, der für alle Abwege moderner Malerei verantwortlich ist: er hat keine „Politur", also meide man ihn!

Es ist aber mehr als ein Glaubensbekenntnis des Präsidenten, dieses Motto, mehr als ein Protest! Es ist ein Schmerzensschrei des officiellen Vertheidigers der alten Ideen, der den Boden unter seinen Füßen sinken fühlt, denn von allen Seiten wird schweres Geschütz herbeigebracht, um das alte, [illegible] Mauerwerk der Akademie zu sprengen. Von innen und von außen wird gestürmt und Bresche geschossen: — von innen durch das junge Blut, dem man die Thore der „Unsterblichen" geöffnet hat, in der Hoffnung, dass die neue Würde eine Rückkehr zur alten Schablone zur Folge haben würde — von außen durch die unbarmherzigen, einstimmigen Angriffe der ersten Kritiker des Landes und durch beharrlichen **Strike** ganzer Vereinigungen hochbegabter Künstler. Glasgow hält sich schon seit Jahren von der Akademie ferne. Whistlers Feindschaft ist sprichwörtlich. Und nun ist eine noch drohendere Gefahr hinzugetreten: das wachsende Kunstverständnis der englischen Masse.

Was der raffinierten feinen Kunst und beißenden Polemik Whistlers nie gelang, hat die glänzende Kühnheit seines Landsmannes J. S. Sargent zustande gebracht. Die alten Idole des Londoner Vorstadt-Philisterthums, Leader, Luke Fildes, Sidney Cooper, Storey, Peter Graham, und wie sie sonst heißen mögen, schwanken heute ganz bedenklich, und das Volk drängt sich, um vor dem Altare des neuen Götzen, Sargent, Weihrauch zu schwingen. Das hübsche Sujet und die glatte Politur haben viel von ihrer Anziehungskraft verloren. Dafür beginnt man die Mache, die Technik eines dem Gegenstande nach selbst uninteressanten Bildes zu bewundern. Und mit Grauen sieht wohl der Präsident den Tag herannahen, an dem die große „Umwertung der Werte" im Kunstmarkte stattfinden wird. Das wird der Tag sein, an dem die Jünger der „Politur" dasselbe Schicksal erfahren werden, das heute schon dem einst so bewunderten Landseer zutheil wird. Die gemalten Photographien von Leader, die orientalischen Möbelbilder von Goodall, die geleckten Kühe von Sidney Cooper, die Oleographie-Imitationen von Peter Graham, die süßlichen, geschminkten Fratzen von Luke Fildes, sogar die polierten Thongesichter des Präsidenten wird man da nach ihrem wahren Werte schätzen. Und deshalb stößt Sir Edward Poynter seinen trotzigen Schlachtruf aus, um die Meister der Politur noch einmal zum letzten Widerstand zu sammeln: „Es ist nur ein Fehler der Ungeschickten, dass sie rohe Dinge höher schätzen, als polierte."

Es ist zu spät! Was nützt des Präsidenten Warnung vor der Nachahmung des Velasquez, wenn von den Wänden der Akademie die Bravourstücke des Erben von Velasquez' Pinsel strahlen! Denn seit Velasquez hat es wohl keinen Porträtmaler gegeben, der mit so vollendeter Virtuosität das Wesen seiner Zeit in einer glänzenden Serie von Bildern wiedergegeben hat, wie Sargent. Wie des Spaniers Porträts eine genaue Vorstellung des würdevollen, düstern Ceremonienwesens am Hofe Philipp IV. geben, so werden künftige Generationen aus den Werken Sargents einen Einblick in die gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit gewinnen. Man spricht oft von der Brutalität der Sargent'schen Auffassungsweise, die ihn manchmal gefährlich nahe an die Grenzen der Caricatur führt. Das hängt von dem Sujet des Bildes ab. Es trifft zu, wenn es sich ihm zum Beispiel um die Wiedergabe des Börseanerprotzenthums handelt. Da ist er erbarmungslos, boshaft, grausam. Einen solchen Typus zeigte er uns voriges Jahr in dem Porträt eines Financiers, einer beißenden Satire bis in das kleinste Detail — bis zur feuchten, vibrierenden Zunge des Hundes in der linken Ecke des Bildes. Man fühlte des Künstlers Antipathie.

Wie ganz anders enthüllt er sich in der Darstellung wahrer Vornehmheit! Seine Porträts von Damen aus der höheren Gesellschaft sind von unbeschreiblicher Anmuth und Eleganz. Sie athmen den Duft des Boudoirs und des Salons. Von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit sind diese Damen. Sie tragen das halbunterdrückte Lächeln auf den Lippen, das ihnen die gute Sitte beim Empfang des Besuches vorschreibt. Die graziöse Haltung, die anmuthvolle Bewegung von Hand und Arm ist nicht gezwungen, sie ist angeboren, sie ist wahre Natur. Man hat Sargent auch vorgeworfen, dass man mit seinen Bildern nicht leben kann, weil die darin ausgedrückte Bewegung dem Beschauer ein Gefühl der Unrast verursacht. Auch dies ist nicht stichhältig. Er erfasst das Modell nicht in **absoluter** Bewegung, sondern in dem kurzen Augenblick der Ruhe, der sich in jeder Bewegung findet. So vermeidet er die unangenehme Wirkung der Momentaufnahme, die eine Phase der Bewegung **selbst** festhält.

Was Sargent mit Velasquez gemein hat, ist die Einfachheit der Palette und die unfehlbare Sicherheit der Pinselführung. Mit einem einzigen, kühnen Pinselstrich wird eine Falte nicht nur der Form nach wiedergegeben, sondern sogar das Stoffliche klar ausgedrückt. Es ist kaum begreiflich, wie mit so einfachen Mitteln Satin, Seide, Tuch, Tüll, Sammt, Pelz in unverkennbarer Weise zur Vorstellung gebracht werden können. Das mag Sir Edward Poynter „roh" nennen, aber ein „Ungeschickter" ist J. S. Sargent wahrlich nicht. Seine Geschicklichkeit ist blendend, verblüffend.

Was ihm abgeht, ist das Gefühl für den Wert des Pigmentes. Seiner Farbe, seinem Ton fehlt das, was der Engländer als precious bezeichnet. Das Bild wirkt nur als Ganzes. Man verdecke einen Theil davon und prüfe ein bloßes Stück, einen Quadratfuß, zum Beispiel aus einem Kleide, und das Pigment wird seine ganze Bedeutung verlieren. Das ist bei Velasquez nie der Fall. Da ist die Farbe an sich selbst „precious" — etwas Wertvolles, selbst wenn der Zusammenhang mit dem ganzen Bilde aufgelöst ist. Und für den Verständigen wird selbst die Betrachtung eines solchen Segmentes ein Genuss sein. Dem großen Publicum aber ist dieser Unterschied nicht bemerkbar. Es sah die bezaubernde Schönheit von Sargents neuem Meisterwerke in der Royal Academy Ausstellung — einer Porträtgruppe dreier Damen: Lady Elcho, Mrs. Adeane und Mrs. Tennant — es sah die unvergleichliche Bravour der Ausführung; seine Augen rasteten mit Wonne auf den kühlen, grün und weißen Tönen des Bildes, es verglich den eleganten Wandel der drei Damen, die Abwesenheit jeder Pose, mit der affectierten Haltung des Körpers unter dem gebrannten Lehmgesicht in dem [illegible] — [illegible] mit der Arbeit des Präsidenten. Und es fällte sein Urtheil: dass „rohe" Dinge vielleicht doch höher zu schätzen sind als „polierte".

London. P. G. Konody.

---

# Die Pariser Frauenclubs.

In New-York, Boston, Chicago sind Frauenclubs schon lange zu Hause. In England stehen sie gleichfalls in voller Blüte; zahlreiche Straßen Londons sind von ihnen bevölkert. In Berlin, im Clan der Frauenrechtlerinnen, wird mit dem neuen „Frauenclub“ viel Lärm gemacht. Und nun hat er sich ja auch in Wien, das hinter den anderen Städten nicht zurückbleiben wollte, constituiert. Was endlich die Russinnen und Norwegerinnen betrifft, so haben auch sie ihre Stätten der Vereinigung, wo die verschiedenen Abarten von Tolstoianerinnen und Ibsenianerinnen verkehren.

Wir wollen heute, in der von neugierigen Fremden so sehr bevölkerten Epoche der Weltausstellung, einen kleinen Rundgang durch die Pariser Frauenclubs machen.

Der „Ladies-Club“ steht an der Spitze dieser Vereinigungen. Die ihn ins Leben rief, war dem Datum nach die erste der Club-Women Frankreichs; darum gebürt es sich, vor allem ihre Gründung zu betrachten. Die ersten schüchternen Anfänge dieses Clubs verbargen sich in einem kleinen Hotel der Rue Duferré. Sein Ehrgeiz verstieg sich noch nicht so weit, sich in die eleganten Vierteln, auf die Boulevards vorzuwagen. Er hielt sich in ehrerbietiger Entfernung vom Jockeyclub. Von einer klugen Frau geleitet, nahm er einen raschen Aufschwung; die Zeitungen interessierten sich für sein Schicksal; die Spötter wiesen boshaft auf die Gründe hin, denen er seine Entstehung verdankte, und machten sich darüber lustig; eine geschickte Propaganda that das übrige. Es fehlte ringsum nicht an Enterbten ohne eigenes Heim und an geschworenen Gegnerinnen der Ehe: sie kamen in Scharen herbei. Man konnte hier correspondieren, Besuche empfangen, Feste oder Ausstellungen veranstalten, in Gesellschaft speisen, endlich sich selbst angehören und herrenlos leben: war das nicht darnach angethan, die Wünsche zahlloser einsamer, nicht ganz junger, anständiger und alleinstehender Mädchen und Frauen zu befriedigen? Es gieng so gut, dass das kleine Hotel in der Rue Duferré bald nur ein Annex des neuen Unternehmens war, das sich in der nächsten Nähe der großen Boulevards niedergelassen hatte, um (wie es im Programm hieß), die doppelte Anziehung von englischem Comfort und Pariser Chic zu bieten.

Der „Ladies-Club“ verschloss sich gegen alle Aufnahmsbewerbungen von Männern. Es bestehen in dieser Hinsicht strenge Statuten, von denen nicht abgewichen wird. Man empfängt aufs höflichste die Journalisten, die Erkundigungen einziehen kommen; man empfängt sie in der Bibliothek oder im Salon und ertheilt ihnen auf das liebenswürdigste alle gewünschten Aufschlüsse; und trotz einiger erfundener Interviews und boshafter Redereien hat man im Club nicht aufgehört, Männern höflich zu begegnen, die sich — vorübergehend dort einfinden. Aber sich dort aufhalten, an den Versammlungen theilnehmen und allwöchentlich den süß-sauern Stimmen der Vortragenden horchen oder sich im „Tratschwinkel“ der Club-Women niederlassen: daran ist nicht zu denken. Nur von Zeit zu Zeit, wenn Feste oder Concerte stattfinden, wird die strenge Ordensregel etwas gemildert. Dann werden Herren in beschränkter Anzahl über die Schwelle gelassen und dürfen sich für wenige Stunden zur Familie zählen.

Nehmen wir an, es sei uns augenblicklich eine jener seltenen Gelegenheiten geboten. Man kündigt uns eine große declamatorische und musikalische Soirée an. Der Saal wie die Gäste sind aufs schönste geschmückt. In Reihen aufgestellte Fauteuils öffnen uns gastlich ihre Arme. Man lässt sich sanft hineingleiten; man vertieft sich in das Programm. Die Verheißungen sind verlockend. Dilettierende Weltdamen, denen man schon anderwärts begegnet, berühmte Künstlerinnen und Virtuosinnen werden angekündigt. Gleich wird man sie hören. Vorerst heißt es die übliche Einleitung überstehen, den unerlässlichen Vortrag. Einen kleinen Regenschauer von Feminismus! Wer spricht? Es ist die Präsidentin. Hören wir zu: sie richtet sich an ihre gewöhnlichen Zuhörerinnen, dennoch kann man bald herausfinden, dass ihre Worte vor allem für die Ohren des anderen Geschlechtes berechnet sind. Ihre Rede entwickelt sich wie ein Glaubensbekenntnis; übrigens in einer anziehenden, leichtflüssigen Form. Unparteiisch kann diese Rede nicht gut sein: es ist eine Frau, die von sich und ihren Leistungen spricht; sie scheint ehrlich zu sein; klug und geschickt ist sie auf alle Fälle. Wenn man ihren Worten glauben darf, haben die Frauen wieder einmal ihre Ueberlegenheit über die Männer bewiesen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Männer in die Clubs gehen, um zu tratschen und ihre Freunde zu verlästern [illegible] zum mindesten während der Pausen, in den Augenblicken, die sie nicht dazu verwenden, ihr Vermögen zu verspielen. Die Frauen dagegen, die lieben Seelen!, verbündet in ihrem Club ein Geist des reinsten Wohlwollens. Besser berathen und klüger als die Männer, wählen sie Zerstreuungen nur edler und rein geistiger Natur: die Literatur, die Kunst, die Musik [illegible] der [illegible] im [illegible]

Der „Ladies-Club“ repräsentiert den eleganten modernen Verein nach dem Muster ähnlicher männlicher Veranstaltungen, wo eine gewisse Anzahl von gewählten Mitgliedern das Recht hat, sich täglich einzufinden, um zu lesen, zu schreiben, zu spielen, zu speisen und mit einander zu verkehren. Neben diesem geselligen Verein gibt es aber in Paris, wie in England, zahlreiche andere Frauenclubs, nicht minder interessante professionelle Clubs, welche zum Zwecke der gegenseitigen Unterstützung und Förderung gegründet wurden. Sie dienen in erster Linie den ausländischen jungen Mädchen, die zu Studienzwecken nach Paris kommen. Man hat schon öfters das mühselige und entbehrungsreiche Leben der russischen und polnischen Studentinnen geschildert, die ihren Geist auf Kosten des Körpers nähren, die, eisiger Kälte oder glühender Sonnenhitze ausgesetzt, in Dachkammern wohnen und oft nur über eine Summe von 30 bis 50 Francs monatlich verfügen, um ihre Bedürfnisse zu decken. Reich an edler Begeisterung und schönen Illusionen kommen sie nach Paris, die aber unter dem herben Hauch der Noth bald verwelken; und verfolgt man es, welchen Bitternissen und Anfechtungen viele von ihnen ausgesetzt sind, dann wundert man sich nicht, wenn die Zeitungen immer wieder von Selbstmorden aus ihren Kreisen zu berichten wissen.

Im Umkreise des Boulevard de Port-Royal nistet eine ganze Colonie von jungen Slavinnen. Sie leben äußerst beschränkt, verfolgen aber unerschütterlich ihre wissenschaftlichen oder medicinischen Studien. Ein geistiger Feuereifer, der sie erfüllt, befähigt sie, Entbehrungen zu ertragen, denen keine Französin sich aussetzen würde. Würde man es zum Beispiel glauben, dass es ein polnisches Gasthaus gibt, wo man um die lächerliche Summe von einem halben Francs zu Mittag speisen kann? ... Gegessen wird dort freilich nicht, denn die Studentinnen sind nicht in der Lage, sich den Luxus von zwei warmen Mahlzeiten zu gestatten; aber zu Mittag sind die Tische gedeckt, Wasser, Brot, Teller sind serviert, auf denen vage Gemüse umherschwimmen. Jede beeilt sich pünktlich ihren Platz einzunehmen; man knabbert, man plaudert, man scherzt; die lachenden Lippen ersetzen, was den Zähnen zum Beißen abgeht. Manchmal vereinigen sich die russischen Studenten und Studentinnen und miethen ein bescheidenes Local; dort findet man sie zusammen, gibt „gesellige Abende“, wo man tanzt, declamiert oder Theater spielt.

Die englischen und amerikanischen Studentinnen haben sich, mit jenem praktischen Sinn, der einem angelsächsischen Gemüth nie abhanden kommt, in Paris weit günstigere Lebensbedingungen geschaffen. Sie haben ihre eigenen Clubs, wo jeder auf seine Weise leben und nach Maßgabe seiner Mittel das Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Nahrung herstellen kann. Sie sind sehr besorgt um ihr liebes Ich und ihre persönlichen Wünsche.

Einer ihrer Clubs, der „Home-Club“, liegt in der Rue de Chevreuse. Es ist ein nach der Straße zu hermetisch verschlossenes Haus, in dessen Inneres kein Blick dringen kann. In drei Flügel zerfallend, in deren Stockwerke man über enge Stiegen und dunkle Corridore gelangt, die einen geräumigen Hof und einen von alten Bäumen bepflanzten Garten umschließen, vermag dieses Haus vierzig bis fünfzig Pensionärinnen aufzunehmen. Die Zimmer sind für je ein junges Mädchen eingerichtet, außer wenn Schwestern oder zwei Freundinnen zusammen wohnen wollen, denen dann ein geräumigeres Doppelzimmer überlassen wird. Diese Zimmer zeigen dem Besucher — auch wenn sie schon seit längerer Zeit bewohnt sind — keine Spuren, die auf weibliche Insassen hinweisen: weder Blumen, noch Kleinigkeiten oder Nippes. Da diese Amerikanerinnen stets unterwegs sind und sich so wenig als möglich zu Hause aufhalten, so denken sie auch nicht daran, ihr Heim zu schmücken. Nähnadel und Fingerhut rosten in den Laden. Auch die Bücher lasten nicht schwer auf den Tischen. Principiell interessieren sie sich für keine fremdländische Literatur und begnügen sich damit, die Sprachen praktisch zu erlernen. In ihren Clubs verfügen sie über ansehnliche Bibliotheken, aber die Symmetrie der Bücherreihen wird selten von ihnen zerstört. Sie ziehen es vor, sich als Schülerinnen in die Maler- oder Bildhauerateliers aufnehmen zu lassen; thatsächlich widmen sie sich hauptsächlich der Malerei, und vor kurzem gab es auch zwei Architektinnen darunter. Andere studieren Medicin, oder hören sonstige Curse. Im übrigen leben sie im Club, wie es ihnen passt, kommen und gehen, arbeiten und schlendern umher, lassen sich kein Vergnügen abgehen und nehmen keinen Anstand, wenn es spät wird, in der Stadt bei Freundinnen zu übernachten.

Die deutschen Studentinnen, deren es verhältnismäßig wenige gibt, haben ihr Vereinslocal in der Rue de Villejuif: es ist sehr bescheiden und dient speciellen Zwecken, wodurch es den Anstrich einer Stellenvermittlung für Gouvernanten erhält. Es ist übrigens eine gastliche Stätte für die junge Ausländerin, die ohne Beziehungen und ohne Rückhalt in Paris landet: für mäßige Kosten findet sie dort Pension und Unterkunft. Das Local beschränkt sich auf einen dritten Stock, der nach dem Hof geht, und umfasst nur wenige Räume. Das Speisezimmer, das mit einem Tisch aus weichem Holze und einfachen Strohsesseln möbliert ist, dient als Versammlungsort, wo die [illegible] am Sonntag Nachmittag die Zeit mit lesen und [illegible]

Auf Vollzähligkeit kann diese Darstellung keinen Anspruch machen. Eingehender müsste noch, wenn der Raum es zuließe, eines besondern Clubs namens „Amicitia“ gedacht werden, der sich in der Rue du Pare-Royal verbirgt, und eines andern, nicht minder seltsamen, der „Le Va-t'-en-avant“ heißt, wo die jungen Pariserinnen Americanismus und „Nouveau Siècle“-Manieren studieren.

Paris. Frédéric Loliée.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

In der vorigen Nummer der „Zeit“ wurde die Behauptung aufgestellt, dass Graf Goluchowski, nachdem er von seinem vierwöchentlichen Urlaub zurückgekehrt ist, in Wien dasselbe thun werde, was er in Vittel diese vier Wochen gethan, nämlich Fliegenfangen. Seit dem Erscheinen dieser Notiz ist uns Gelegenheit gegeben worden, uns aus authentischen Informationen von der völligen Grundlosigkeit dieser Behauptung zu überzeugen. Graf Goluchowski hat uns nämlich letzten Dienstag auf dem nicht ungewöhnlichen Wege der „Personalnachrichten“ der „Neuen Freien Presse“ die folgende Berichtigung zukommen lassen:

„Der Minister des Aeußern Graf Goluchowski ist heute morgens aus Ischl hier eingetroffen und hat sich heute vormittags zur Jagd nach Laxenburg begeben.“

Demnach verbringt Goluchowski die reichliche Muße, welche ihm die Staatsgeschäfte gegenwärtig gewähren, mit Jagen. Unsere gegentheilige Behauptung, dass er sich mit Fliegenfangen beschäftige, ist also unwahr. Wir ziehen sie deswegen loyaler Weise hiemit zurück. Nachdem uns übrigens inzwischen auch von sportsmännischer Seite bedeutet worden ist, dass unsere Insinuation des Fliegenfangens für einen so hervorragenden Jäger wie Graf Goluchowski eines gewissen beleidigenden Beigeschmacks nicht entbehre, benützen wir den Anlass, um Seine Excellenz zu versichern, dass es uns ferne gelegen hat, seiner Jägerehre irgendwie nahetreten zu wollen. Wenn wir uns auch insoferne eines menschlichen Irrthums schuldig gemacht haben, als wir statt der großen Waldthiere die kleinen Zimmerfliegen als das Object seines geistigen Interesses angesehen haben, so freut es uns doch, gerade auch aus der berichtigenden Notiz der „Neuen Freien Presse“ constatieren zu können, dass unser Minister des Aeußern in der glücklichen Lage ist, sich in den gegenwärtigen Zeitläuften mit der hohen Politik nicht abgeben zu müssen. „Bella gerant alii, tu, felix Austria, — jage! In der That kann man ja nicht nur in der hohen Politik, sondern auch auf der Jagd — Böcke schießen. Wozu hätte es also unser Minister des Aeußern nöthig, sich erst in die großen Welthändel einzumengen, da doch diverse Böcke auch auf näherliegenden Jagdgründen zu finden sind?

*

Der letzte Dienstag war überhaupt ein Ehrentag für unsere hohe Diplomatie. Neben dem Grafen Goluchowski, der an diesem Tag die weltbewegende Mittheilung über seine Jagdvergnügungen der „Neuen Freien Presse“ anvertraut hat, hat sich auch unser Gesandter in China, Baron Czikann, der bekanntlich gegenwärtig fern vom Schuss in Wien sitzt, diesen Dienstag ausgesucht, um der Welt einige endgiltige Aufklärungen über die Vorgänge in China zu geben. Und zwar nach dem Grundsatz: „Doppelt hält besser“, gleichzeitig zweimal. Am Dienstag früh hat er nämlich ein Interview in der kleinen „Volks-Zeitung“ (Preis 2 Kreuzer) und am Nachmittag ungefähr dasselbe Interview im Abendblatt der „Neuen Freien Presse“ (Preis 3 Kreuzer) erscheinen lassen. Jedes der beiden Interviews ist sein Geld wert. Auffallend ist nur, dass die Primeur in der „Volks-Zeitung“ billiger ist, als der zweite Aufguss in der „N. Fr. Pr.“. Das widerspricht den europäischen Geschäftsgebräuchen, muss also wohl chinesische Sitte sein.

*

Ueberhaupt scheint sich der Baron Czikann in die chinesischen Verhältnisse so vollständig eingelebt zu haben, wie noch selten ein Europäer. Dem aufmerksamen Leser der beiden Interviews muss das sofort auffallen. Was nämlich Baron Czikann in diesen beiden Interviews sagt, ist genau dasselbe, was Tage und Wochen vorher schon in der „Neuen Freien Presse“ gestanden hat. Das ist ganz chinesisch. In China nämlich lesen die Landesbewohner die „Neue Freie Presse“ nicht, sie wissen also auch nicht, was drinnen steht, und Baron Czikann, der dort der einzige Leser der „Neuen Freien Presse“ ist, ist gewohnt, in China die von der „Neuen Freien Presse“ verkündeten Wahrheiten als sein geistiges Eigenthum anzusehen und als seine Meinung gesprächsweise in Umlauf zu setzen. Diese Gewohnheit hat er auch in Oesterreich nicht abgelegt. So erklärt es sich, dass er dem Redacteur der „Neuen Freien Presse“, der ihn interviewen kam, ungefähr dasselbe gesagt hat, was dieser oder ein anderer Redacteur in der „Neuen Freien Presse“ vorher schon geschrieben hatte. Baron Czikann scheint zu meinen, dass ebenso wie in China auch in Oesterreich er der einzige Leser der „Neuen Freien Presse“ ist. Er hat sich eben in die chinesischen Verhältnisse so vollständig eingelebt.

*

Trotz dieser berufsmäßigen Chinesierung hat sich Baron Czikann doch noch immer ein echt österreichisches Gefühl bewahrt, nämlich das Gefühl für den Urlaub. Sein Interview in der „N. Fr. Pr.“ fängt an mit den Worten:

„Ich breche thatsächlich den ursprünglich auf sechs Monate berechneten Urlaub .... in wenigen Tagen ab“,

und der Schluss des Interviews lautet:

„Sobald ich in China eingetroffen bin, wird es ... meine nächste Angelegenheit sein, Dr. v. Rosthorn abzulösen ... er hat sich einen längeren Urlaub redlich verdient.“

Mit Urlaub fängt das Interview an, mit Urlaub hört es wieder auf. Für den Baron Czikann ist die ganze Weltgeschichte in erster Linie eine unliebsame Störung der amtlichen Urlaubs-Dispositionen. Er selbst muss seinen Urlaub vorzeitig abbrechen, und seinem Stellvertreter muss er einen längeren Urlaub ertheilen — das ist die Geschichte des chinesischen Kriegs, gesehen durch das Temperament eines österreichischen Diplomaten.

*

Dass wir Oesterreicher denn doch bessere Menschen sind als die Chinesen, habe ich mir in diesen Tagen gedacht, als ich gleichzeitig mit der Nachricht, dass einige schlechte Minister a. D. in Peking gezweitheilt worden seien, in den Zeitungen die Mittheilung las, dass einer unserer zahlreichen schlechten Minister a. D., der Marquis Bacquehem, zum Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofes ernannt worden sei. Wenn in China ein Minister etwas anstellt, so wird die Schuld an dem Individuum gerächt, das einfach um einen Kopf kürzer oder um eine Leibeshälfte schmäler gemacht wird. Wenn dagegen bei uns ein Minister etwas anstellt, so wird die Schuld an dem ganzen Staat gerächt, der diesem Minister nicht nur lebenslänglich eine Pension zahlen, sondern auch noch eine der höchsten Beamtenstellen als Sinecure preisgeben muss. Das chinesische Strafsystem beruht also auf der individuellen, das österreichische sozusagen auf der collectiven Verschuldung. Das österreichische System steht somit auf der Höhe der modernsten Strafrechtsphilosophie. Es war deswegen wirklich eine zeitgemäße Idee, dem Marquis Bacquehem gerade jetzt, im sichtbaren Gegensatz zu den gleichzeitigen Pekinger Minister-Zweitheilungen, eine fette Pfründe zu gewähren. Wenn die Chinesen darnach die Ueberlegenheit unserer Cultur noch immer nicht einsehen wollen, dann ist ihnen wahrlich nicht mehr zu helfen.

*

Wie die neuesten Offenbarungen vom officiösen Sinai übereinstimmend in der „Neuen Freien Presse“ wie im „Neuen Wiener Tagblatt“ lehren, hat Herr v. Koerber einen neuen Plan gefasst. Er will nämlich das Parlament nicht wieder einberufen, ehe ihm die Parteiführer nicht Garantien dafür gegeben haben, dass sie nicht obstruieren werden. Die Idee ist brillant. Das wird allgemein anerkannt. Nur darüber zerbrechen sich noch einige Leute den Kopf, worin diese Garantien bestehen sollen. In einfachen Versicherungen oder auch Ehrenwörtern können diese Garantien nicht bestehen. Denn wie man von den 1890er Ausgleichspunctationen her weiß, sind Parteiführer sogar imstande, unterschriebene Verträge zu brechen, geschweige denn Worte. Was wird also geschehen? Ich glaube den tiefsinnigen Gedankengang des Herrn v. Koerber errathen zu haben. Er wird mit den Parteiführern, in notariell beglaubigter Form selbstverständlich, hohe Conventionalstrafen für den Fall der Obstruction vereinbaren. Wird dann doch obstruiert, so kriegt der Fiscus wenigstens wieder einen Löffel Geld herein, und Geld hat doch der p. t. österreichische Staat heute fast ebenso dringend nöthig als eine staatsmännische Idee.

Kr

# Bücher.

**D. L. v. Bar: Der Boerenkrieg, die Russificierung Finnlands, die Haager Friedensconferenz und die Errichtung einer internationalen Akademie zur Ausgleichung von Streitigkeiten der Staaten.** Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, 1900. 61 S.

Der berühmte Völkerrechtslehrer zeigt, dass sowohl der von England ungerechterweise provocierte Krieg mit den Boeren, als auch die von Russland zum Zweck der Armeevergrößerung betriebene rechtswidrige Russificierung Finnlands im Widerspruch stehen mit den heuchlerischen Phrasen der Haager Friedensconferenz. Er hält überhaupt Schiedsgerichte nicht für geeignet zur Schlichtung von internationalen Streitigkeiten, an denen eine große Macht betheiligt ist. An ihrer Stelle schlägt er eine aus privaten Mitteln (vier bis fünf Millionen Mark Capital) zu errichtende internationale Akademie vor, die durch Erstattung von rechtlichen Gutachten nicht nur in internationalen Streitigkeiten, sondern auch auf Anrufung einer parlamentarischen Minorität einen moralischen Eindruck zugunsten des Rechts und mit Hilfe der öffentlichen Meinung eine Verringerung von Missbräuchen der Macht bewirken soll. Das ist alles sehr schön. Aber auch die von v. Bar vorgeschlagene Akademie wird ihren Zweck nicht erreichen. So lange die Völker, die Minister und die Souveräne raufen wollen, wird sie kein „Gutachten“ daran verhindern, sondern eher noch ihre Wuth vergrößern, sowie ja auch die Russificierung Finnlands durch die internationale Adresse der Universitätsprofessoren (also ein Gutachten in solennster Form) nicht aufgehalten, sondern eher beschleunigt worden ist. Wenn sie aber nicht mehr raufen wollen, dann bedarf es keiner eigenen Akademie, es gibt zahlreiche andere Mittel, um die Austragung von Streitigkeiten durch Gewalt zu verhindern, und solche Mittel haben die Staaten, auch ohne vorgängige Organisation, noch immer gefunden, wenn sie nicht raufen wollten. v. Bars Vorschlag wird deswegen wahrscheinlich ein schöner Traum bleiben. Seine Voraussage aber, dass durch die gegenwärtige Machtpolitik der Staaten das Rechtsbewusstsein der Völker erschüttert wird, wird sich allerdings vielleicht eines Tages in Form einer Revolution von unten in jenem Staate erfüllen, der mit seiner Gewaltpolitik eben Schiffbruch leidet, wie dies Frankreich 1871 erfahren hat.

K.

**Diedrich Bischoff: Maurerthum und Menschheitsbau, freimaurerische Gedanken zur socialen Frage.** Leipzig, Max Hesse, 1900.

Der Verfasser entwickelt vortreffliche Gedanken über Humanität, Selbsterziehung, Erziehung der Individual- und der Volksgeister, des Menschheitsgeistes. Erbauung werden hoffentlich viele daraus schöpfen, schwerlich aber die Ueberzeugung, auf die es ihm doch hauptsächlich ankommt, dass sich die Freimaurerei des Besitzes oder gar des Monopols der Kunst erfreue, zum höchsten Menschheitsideal zu erziehen, gar nicht zu gedenken der Schwierigkeit, dass in unserer Zeit der wüthenden Rassen- und Classenkämpfe, der grundsätzlichen Socialaristokraten und Uebermenschen und eines alle Verhältnisse beherrschenden Mammonismus das

Humanitätsideal in den maßgebenden Kreisen weniger Anhänger hat, als vor hundert Jahren. Freilich ist eben deshalb jeder, der dafür eintritt, umsomehr willkommen zu heißen, aber es wirksam zu fördern, dazu gehören doch etwas kräftigere Mittel, als liebliche Reden, die einer kleinen Gesellschaft von Auserwählten hinter verschlossenen Thüren gehalten werden. —r—

Ernst Brausewetter: Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Novellen, Gedichte, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Porträts. Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1899. 8°, VIII und 456 S.

Dieses Buch verdankt sein Entstehen dem vor Jahresfrist verübten russischen Attentate auf die constitutionellen Rechte Finnlands, das die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich lenkte. Der Verfasser will in seinem Werke dem deutschen Publicum vor Augen führen, welch' eine hohe und reiche Cultur durch Russificierung in ihrer weiteren Entwickelung bedroht erscheint. Er berichtet auf Grund verlässlicher Quellen mit dem Eifer der Begeisterung, jedoch nicht allzu eingehend, über das Land und seine Bewohner unter besonderer Berücksichtigung der culturellen Verhältnisse, namentlich aber der literarischen Production, und er befolgt hierbei die Methode, seine Angaben über die markanteren Eigenthümlichkeiten des Landes wie des Volkscharakters durch Belege aus der einheimischen Dichtung in Vers und Prosa zu erhärten. Diese Belege und der mehr als zwei Drittel des ganzen Buches umfassende Anhang von Proben aus der alten finnischen Volksdichtung („Kalevala" und „Kanteletaü") und der modernen Literatur bilden den Hauptinhalt des Werkes, das also vornehmlich als eine Sammlung von Uebersetzungen aus dem Schwedischen und Finnischen erscheint. Die Auswahl der Stücke, die aus räumlichen Rücksichten auf kurze Erzählungen, Skizzen und Gedichte beschränkt werden musste, ist nicht schlecht getroffen. Auch die Uebersetzung der Proben in Prosa verdient im allgemeinen Lob. Hingegen sind die metrischen Verdeutschungen zumeist so misslungen und verstoßen oft so sehr nicht nur gegen die deutschen Accentgesetze und den Sprachgebrauch, sondern selbst gegen die Grundregeln der Grammatik, dass dadurch der Wert des ganzen Buches tief herabgedrückt wird. Man lese nur folgende Proben:

S. 138. Mein Sinn ist gleich einem Morast,
wie trübes, düstres Sumpfland.
Nicht dringt die Sonne zum Grunde.
Nicht kommt der Wandrer zum Strand.

Da lernte ich die Weltsitten,
im Lärm des Lebensgewühl, (!)
mein Weinen im Hohnlachen barg ich,
in Versen mein Leid-Gefühl.

S. 228. Doch war Mannesmut gar selten
ihm im Sinn und Thun zu spüren.

S. 329. Liese entfällt das Gebackte,
eisig trifft die fast Nackte
der Regen . . . . . F.

Adalbert Meinhardt: Allerleirauh. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1900.

Eine gute, kluge, liebe Dame sitzt in ihrem Boudoir, das sie mit viel erlesenem Geschmack ausgestattet hat, und plaudert über allerhand Menschen, die ihr begegnet, Schicksale, die ihr aufgestoßen, mit liebenswürdiger Bildung spricht sie von den Reisen, die sie gemacht, von den Schätzen, die sie heimgetragen. Sie erzählt von Abbazia und dem herrlichen Ausflug nach Castua, von der herrlichen Landschaft und der interessanten Bevölkerung mit ihren malerischen Festen — und excentrische Russinnen gibt es dort, na, ich sage Ihnen, ein Glück, dass sich noch echte deutsche Mädchen mit treuen, grauen Augen finden — sie spricht von dem schlimmen Paris, wohin jeder Mann fährt, um zu sündigen und später von der verlassenen Geliebten bedroht zu werden, und wo die Maler so merkwürdige Dinge zeichnen — bitte, ich weiß die neue Kunst sehr wohl zu würdigen, man nennt das die Poesie der Linie, ich habe schon viele derartige Sachen gesehen; wissen Sie, auch in Glasgow kommt jetzt die neue Schule auf — aber so wohl und so behaglich fühlt sie sich doch nirgends, als in der behäbigen heimatlichen Provinz. Die feingebildete Dame kann über die Beschränktheit ihrer Umgebung lächeln, aber herzlich gern kehrt sie von den Ausflügen ins Leben — das vornehme natürlich, innerhalb der besten Kreise — zur friedlichen Bewegtheit der Heimat zurück. A. Meinhardt wird selbst vom Provinzlerischen beherrscht, nicht in der plumpen, rohen Form der Aeußerlichkeiten, aber innerlich. Sie legt an alle Dinge den Maßstab der Provinz, nur dass er, zierlicher geschmückt, anmuthiger gehandhabt wird. Die Skizzen sind wahrhaftig keine Kunstwerke, doch immerhin zierliche Nippes, bei denen man nicht viel nach Wert oder Zweck fragt. T. Bach.

## Revue der Revuen.

Der „Kyffhäuser", die hier schon öfters angezeigte Linzer Revue, bringt im zweiten Augustheft Beiträge von Julius Strnadt zu einer [illegible] Heinze-Praxis in Oberösterreich. Nach diesen Mittheilungen wurde dort schon vor drei Jahren der nicht ganz misslungene Versuch unternommen. [illegible]

„Dasselbe Heft" ... Hintergrund ihrer Schaukästen zu halten, was auch heute noch befolgt wird. — Dasselbe Heft druckt eine für unsere heutige Massenlectüre in der That kennzeichnende Buchhändleranzeige ab, mit der eine neue Colportageausgabe der „Räuber" in Romanform verschickt wird. Dieser Prospect, eine längere Ausführung, verräth schon in den ersten Worten aufs glänzendste ihren Stil: „Wer über das Schicksal Karl Moors, des Räubers, nicht weinen kann, der hat keine Thränen zu vergießen!! Und dabei zu denken, dass diese rührende, tief erschütternde Familientragödie wirklich wahr ist . . ."

„Correspondant." Die Jeanne d'Arc-Feier am 30. Mai, dem Todestag der „Jungfrau", diente Henri Baraude zum Anlass, zu berechnen, wie groß die bei der Belagerung von Orléans versammelten Streitkräfte waren. Wir erfahren daraus, dass die Engländer im Laufe der Belagerung von 1428 bis 1429 über 9440 und die Franzosen über 8366 Soldaten verfügten, wovon etwa 3000 regelrechte Kriegsleute und 5000 Mitglieder der Bürgermiliz von Orléans waren. Von dieser Zahl sind noch die Verwundeten oder Maroden in Abzug zu bringen, und diese beiden Armeen waren es, welche einen monatelangen Entscheidungskampf um das Geschick der beiden Nationen führten, bis durch das wunderbare Einschreiten der Jeanne d'Arc den Franzosen der Sieg zufiel. — Louis Jadot schreibt über das italienische Parlament und prophezeit eine neue politische Richtung. Trotz aller Einflüsse des Dreibundes seien die alten Sympathien für Frankreich in Italien nicht erstickt, und die Bande der Rassenverwandtschaft stärker als politische Erwägungen. — Camille Mauclair bespricht die Werke Besnards und den Einfluss dieses Meisters auf die moderne französische Kunst; er hält ihn für denjenigen, der im letzten Decennium „die meisten Anhänger und Nachahmer" gefunden. Sein bedeutendstes und bleibendstes Werk scheint dem Verfasser der Cyklus, den Besnard für die Kapelle in Berck-sur-Mer zu schaffen im Begriff steht. Der Künstler vereinigt darin biblische mit modernen Gestalten, zwischen denen die starke religiöse Empfindung, die in ihnen allen lebendig zum Ausdruck kommt, den Einklang herstellt. Seit Puvis de Chavannes, Panthéon-Cyclus sei nichts so Bedeutsames geschaffen worden.

„Cassiers Magazine" (August). Lord Charles Beresford theilt mit, welch großes Arbeitsfeld China den Ingenieuren bietet. Das Land birgt mineralische Schätze: Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber, Blei und allerhand Salze sind in reichen Mengen vorhanden und warten nur darauf, von geschulten Arbeitern mittels der modernen technischen Hilfsmittel verwertet zu werden. Der Taglohn für die chinesischen Arbeiter beträgt nach unserer Rechnung durchschnittlich dreißig Kreuzer. Dabei haben manche der mineralreichen Districte, wie zum Beispiel die Mandschurei, ein gesundes, kräftigendes, dem europäischen ganz verwandtes Klima. Nebst den Mineralien bietet die Nothwendigkeit der Wasserbeschaffung den europäischen Ingenieuren Aussicht auf ergiebige Thätigkeit. Gegenwärtig gibt es beinahe nirgends in China brauchbares Trinkwasser, und schon jetzt sind Projecte im Zuge, um Canton und Hankau damit zu versehen, was natürlich die Anlage von großen Wasserwerken erfordert. Es besteht in China schon gegenwärtig große Nachfrage nach Maschinen und Werkzeugen aller Art, besonders nach Bohr- und Pumpwerken, und wenn Europa sich auch zweifellos durch Eröffnung seiner natürlichen Schätze einen gewaltigen zukünftigen Concurrenten an China erzieht, so sichert es sich vorläufig doch einen bedeutenden Consumenten und reichlichen Erwerb für zahlreiche Europäer. — Admiral Fitz Gerald schildert die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand der japanischen Flotte. Bis 1880 besaß Japan nur zwei große in England gebaute Panzerschiffe und drei kleine aber gut bewaffnete Kriegsschiffe; überdies ein halbes Dutzend gewöhnlicher Schiffe von geringem Wert für den Krieg. Bis 1890 wurde die Kriegsflotte nur durch einige kleine Kreuzer vermehrt. Fünf Jahre später wurden in England wieder zwei mächtige Panzerschiffe für Japan gebaut. Den großen Aufschwung brachte jedoch erst der Krieg mit China, in welchem mehrere große, wertvolle chinesische Kriegsschiffe erobert und der japanischen Flotte einverleibt wurden, und wonach Japan bedeutende Bestellungen auf Panzerschiffe, Kreuzer und Torpedoboote machte und auch eigene Werften errichtete. Gegenwärtig besitzt es sieben Panzerschiffe, sechs gewappnete und zehn unbewappnete Kreuzer und sechs Kanonenboote, und dazu eine ansehnliche Flotille von Torpedobooten, für deren Verwendung die Gliederung der japanischen Küste und ihres Insel-Archipels ganz besondere Vortheile bietet.

## Der Fall Bardot.

Novelle von Urbain Gohier.

(Deutsch von M. E. Schmidt.)

(Fortsetzung.)

Ich suchte den Besitzer dieser bewaldeten Haide auf, der mir mit Vergnügen einige Hektar davon billig abließ. Sofort ließ ich sie mit Mauern und Graben einschließen. Während ich die Anlagen vorschrieb und überwachte, entdeckte ich den Schacht, von dem Pavia Ihnen erzählt hat. Ein Pfahl, den ich dort in den Boden rammen wollte, verschwand plötzlich in der Tiefe. Ich untersuchte die Sache und fand, dass sich hier eine von üppiger Vegetation überwucherte Oeffnung befand, deren Grund ich nicht sehen konnte. Ich verschwieg diese Entdeckung und sorgte dafür, dass die auf meinem Boden beschäftigten Arbeiter nichts davon erfuhren.

Bald darauf legten die Arbeiter die Fundamente eines alten Baues bloß, [illegible] auf der Oberfläche keine Spur zu sehen war. [illegible] in den ersten Jahrhunderten des [illegible] brachte ich den Schacht damit in Verbindung [illegible] auf, die sich später bewahrheiteten.

Ungefähr drei Meilen flussaufwärts von dem Felsen, auf dem ich mich niedergelassen hatte und der den Namen Roche Galerne führte, erhebt sich auf dem rechten Ufer der Seine ein ähnlicher höherer Fels, die Roche Guyon. Die historische Burg von Roche Guyon besteht aus drei Theilen: der modernste ist am Ufer des Flusses unterhalb des Felsens erbaut; ein anderer beträchtlicher Theil ist in den Felsen selbst eingehauen; der älteste Theil aber ist ein mächtiger Thurm, der sich auf dem Gipfel des Felsens erhebt und durch unterirdische Gänge mit den beiden andern Bauten in Verbindung steht.

Zwischen Roche Galerne und Roche Guyon macht die Seine einen weiten Bogen; sie bildet hier einen Rundbogen, dessen Endpunkte die beiden Felsen bilden. Dergestalt, dass man dem Flusse folgend ungefähr zwölf Kilometer zurücklegen muss, um von dem einen Felsen zum andern zu kommen, während die gerade Entfernung nur sieben Kilometer beträgt. Allem Anschein nach hatte früher auf Roche Galerne ein weniger bedeutendes Festungswerk gestanden, welches für Roche Guyon eine Art von vorgebauter Außenschanze war. Die beiden Wachthürme verständigten sich mit einander durch Signale. Zur Zeit der Einfälle der Normannen verkündete so Roche Galerne das Herannahen der Räuberbanden, mehrere Stunden bevor diese Roche Guyon erreichten.

Aber den Sitten jener Zeit gemäß mussten die beiden Festungen außerdem durch einen geheimen Gang verbunden sein, der bestimmt war, gerade diesen Unterschied der Entfernungen auszunutzen. Es war sehr wahrscheinlich, dass ein unterirdischer Gang von Roche Galerne nach Roche Guyon oder wenigstens in der Richtung nach Roche Guyon geführt hatte, durch den die Besatzung von Roche Guyon der andern Festung zu Hilfe kommen oder die Besatzung von Roche Galerne lange vor den Schiffen der Normannen in Roche Guyon eintreffen konnte. Da das Haupthindernis zwischen beiden Burgen die Seine war, und da dieser Fluss von der feindlichen Flotte bedeckt gedacht werden musste, so hatte dieser unterirdische Gang ohne Zweifel unter dem Flussbett durch nach dem jenseitigen Ufer geführt.

Diese Annahmen kamen mir so natürlich und richtig vor, dass ich sie als feststehende Thatsachen betrachtete und mich in meinen weiteren Plänen nach ihnen richtete. Ich wandte mich jetzt an Pavia wegen des Baues meiner Wohnung. Die Risse, die er ausgestellt hatte, gefielen mir, weil sie dem entsprachen, was für einen von der Welt abgewandten Menschen am besten passte. Da er Ausländer war und nur kurze Zeit in Paris zu bleiben gedachte, war ich sicher, dass mein Geheimnis nicht ausgeplaudert würde. Er hat Ihnen wahrscheinlich selber erzählt, was er für mich baute.

Als er mit seinen Arbeiten nach Spanien zurückkehrte, vollendeten französische Arbeiter die Einrichtung meiner Wohnung, ohne von ihren Heimlichkeiten eine Ahnung zu haben. Ich wachte sorgfältig über meinem Geheimnis, denn die ganze Zeit über erwog und überlegte ich tausend Pläne gegen Lussan, und endlich fasste ich einen Entschluss.

Das Duell war das erste Mittel gewesen, welches sich meinem Geiste dargeboten hatte, um meiner Wuth genugzuthun, denn man entzieht sich nicht leicht der Herrschaft der Vorurtheile, in deren Mitte man lebt. Nur die Furcht, meine Beleidigung selbst zu verschärfen, indem ich die Gründe meiner Herausforderung angab, hatte mich zurückgehalten. Aber ich hatte darauf gerechnet, dass die Zukunft mir bessere Handhaben bieten würde, oder dass ich selbst sie herbeiführen konnte, um meinen Feind zu einem Kampfe auf Tod und Leben zu zwingen, ohne deshalb schmerzliche Erinnerungen aufstören zu müssen. Unterdessen wartete ich die Ereignisse ab.

Zu diesem Zwecke benutzte ich alles Geld, das ich in meiner Armut meinen materiellen Bedürfnissen entziehen konnte. Ich übte mich fleißig im Pistolenschießen, und meine Verbindungen mit einigen Zeitungen ermöglichten mir den Zutritt zu mehreren bekannten Fechtsälen unter billigen Bedingungen. Sie werden sich erinnern, dass schon im Lyceum meine Gewandtheit und die Kraft meiner unscheinbaren Muskeln Aufsehen machten. Jetzt wurde ich bald ein gefürchteter Schläger und Schütze. Ein einfältiger Streit, entstanden im Café, wo ein junger Geck, meinem ruhigen Aeußern vertrauend, geglaubt hatte, sich über mich lustig machen zu dürfen, stellte meine Fertigkeiten auf die Probe. Wir hatten ein Pistolenduell, und mein erster Schuss zerschmetterte meinem Gegner die Schulter.

Aber bald gab ich es auf, Lussan mit der Absicht, ihn zum Duell zu zwingen, nachzustellen. Die Absurdität des Duells wurde mir klar. Mehrere in dieser Zeit stattgefundene und viel besprochene Duelle bewiesen, dass es in solchen Handeln keine sichere Ueberlegenheit gibt, dass die sichersten Schützen und Fechter oft im entscheidenden Augenblick ihre Fertigkeit verlieren, während die ungeübtesten Menschen oft gerade durch ihre Ungeschicklichkeit ihre Gegner verwirren und die unerwartetsten, gefährlichsten Stöße geben. Jeden Tag konnte ich dasselbe im Fechtsaal beobachten.

Was ist das für eine Rache, wobei der Beleidigte riskiert, eine neue Niederlage als Genugthuung zu erhalten? Ich bebte bei dem Gedanken, dass Lussan in einem Duell mit mir die Möglichkeit bewahrte, unversehrt davonzukommen, ja dass er mich sogar, nachdem er mich schändlich beleidigt hatte, nun auch noch mit seinem Degen verwunden könnte. Wunden und selbst der Tod haben nichts zu bedeuten, aber sie sind erniedrigend, wenn wir sie von dem erhalten, den wir zu besiegen erwarteten.

Und wenn Lussan mich tödtete! Ich würde mit dem entsetzlichen Gedanken sterben, mich nicht gerächt und meinem Feinde die Gelegenheit eines Triumphes gegeben zu haben. Das Leben hatte allerdings nur wenig Wert für mich, aber die Möglichkeit eines solchen Endes füllte mich mit Schrecken und ließ mich jeden Gedanken an ein Duell ersticken.

Das Duell ist ein Ueberbleibsel der kriegerischen Sitten des frühern Adels. Es ist mehr als absurd heute, wo wir in demokratischer Gleichheit leben, unser Brot in friedlicher Arbeit erwerben und weder Waffen tragen, noch sie zu führen verstehen. Dass es immer noch besteht, beweist aufs neue den Mangel an Logik im Charakter des heutigen Franzosen, der die ehemaligen Einrichtungen verachtet und trotzdem die lächerliche Manie behalten hat, den Edelmann spielen zu wollen. Das Duell ist ein mondaines Vorurtheil, eine in bestimmten Fällen von der Eitelkeit vorgeschriebene Formalität: es ist kein Mittel zur Rache und kann keines sein.

Die Rache des Dummkopfs schlägt blindlings drauf los. Die Rache des Weisen ist sicher. Der starke lebendige Hass ist geduldig; er erwartet oder schafft die Gelegenheit; er versteht es, den Untergang des Beleidigers unvermeidlich zu machen und den Beleidigten für alle Zukunft zu sichern.

Der Beleidiger muss den Umfang seines Unglücks erkennen, er muss sich unrettbar verloren fühlen, er muss sich an den Grund seines Verderbens erinnern und er muss den Urheber seines Unterganges kennen. Der Beleidigte aber muss selbst gegen den Verdacht geschützt sein, denn die Möglichkeit einer späteren Strafe würde die Verzweiflung des Besiegten vermindern.

Endlich muss der Beleidiger darin getroffen werden, was für ihn das Liebste und Theuerste ist. Wäre es eine Rache, einen leidenden Kranken zu tödten, dem das Leben nur noch eine Bürde ist? Oder einem Philosophen, der das Geld verachtet, sein Vermögen zu rauben? Oder der allgemeinen Verachtung einen Cyniker auszuliefern, der längst nicht mehr erröthet? Nein, sicherlich nicht. All dies musste ich mir überlegen. Meinen Sie denn, es wäre eine Kleinigkeit gewesen, mich für die Beleidigung zu rächen, die zehn Jahre lang an meiner Seele genagt hatte?

Diese Reflexionen beschäftigten mich lange. Dann beschloss ich abzuwarten, bis die Gelegenheit alle diese Erfordernisse zugleich gewähren würde. Ich wollte Lussan in einem Augenblick tödten, wo sein Leben soviel gegenwärtiges oder bevorstehendes Glück bot, dass sein Verlust für ihn schrecklich sein musste. Ich wollte ihn selber tödten. Aug in Auge, indem ich ihm Zeit ließ, sein Unglück zu begreifen und zu fühlen. Aber ich wollte ihn unter solchen Umständen tödten, dass die Sicherheit meiner Existenz nicht gefährdet würde.

Diese letzte Forderung ließ mir das Unternehmen noch verlockender erscheinen, als es ohnehin für mich war. Denn jetzt hatte mein Leben einen Zweck: es galt, mein Vorhaben so geschickt zu planen, dass die Nachforschungen der Polizei fruchtlos verlaufen mussten.

Sobald ich in meiner einsamen Wohnung eingerichtet war, beeilte ich mich, meine Vermuthungen betreffs der Existenz eines unterirdischen Ganges unter der Seine zu bewahrheiten. Dabei brachte ich viele Nächte zu. Wenn meine Leute sich zurückgezogen hatten, das Haus geschlossen und mein Schlafzimmer verriegelt war, stieg ich durch die von Pavia gebaute geheime Treppe hinab in den zu dem alten Schachte führenden Gang, der sich an seinem Ende über dem Abgrund dieses Brunnens öffnete.

Zunächst untersuchte ich mit einer Laterne die Mauern, die ich, soweit ich hinabschauen konnte, in vorzüglichem Zustande fand. Drei oder vier Meter zu meiner Linken erblickte ich eine Reihe gewaltiger Eisenstäbe, die wie eine Treppe übereinander angebracht waren und sich in der Tiefe verloren. Ohne Zweifel führten sie hinab auf den Grund des Schachtes, aber es war schwierig, zu ihnen zu gelangen, da mein Gang zufällig die Wand des Schachtes in ziemlicher Entfernung von diesen Stufen traf.

Die nächste Nacht kehrte ich mit einem starken Seile zurück, an dessen einem Ende ich eine Schlinge angebracht hatte. Ich versuchte nun, diese Schlinge über einen der aus der Mauer ragenden Eisenstäbe zu werfen, was mir nach vielen vergeblichen Versuchen gelang. Jetzt zog ich die Schlinge fest zu und befestigte das andere Ende des Seiles an dem Gitter, welches den Gang von dem Abgrund trennte. Ich band die Laterne an meinen Gürtel, ergriff das Seil und erreichte, in der Luft schwebend und Hand vor Hand greifend, die eiserne Treppe.

Ich stieg hinab. Der Rost der Jahrhunderte hatte die Eisenstangen trotz ihrer Dicke dermaßen zerfressen, dass ich jeden Augenblick erwartete, eine davon würde unter meinem Gewicht nachgeben und ich würde in die Tiefe stürzen. Bei diesem Gedanken überlief mich ein Schauer vom Kopf bis zu den Füßen, und meine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß.

Als ich etwa fünfzehn Meter hinabgestiegen war, hörten die Stufen unter mir auf, dagegen erblickte ich neben mir eine weite Bogenöffnung, deren Schwelle ich sofort betrat. Das Gefühl, eine grundlose Tiefe unter mir zu haben, verursachte mir einen gräslichen Schwindelanfall. Sobald ich aber den festen Boden eines Ganges, der sich vor mir aufthat, unter den Füßen spürte, war ich beruhigt. Nach einigen Schritten führte dieser Gang an eine in den natürlichen Kreidefelsen gehauene Treppe, deren steile Stufen mich so tief hinabbrachten, dass ich den Mittelpunkt der Erde zu erreichen glaubte. Von Zeit zu Zeit erweiterte sich der Gang und bildete eine Art von Halle, wohin durch irgendwo ausmündende Luftschächte frische Luft gebracht wurde. Ich zählte nahezu 300 Stufen bis zum Ende der Treppe und schätzte, dass ich mich achtzig Meter unter dem zu der Treppe führenden Gang und mehr als hundert Meter unter dem Gipfel des Felsens befand. Somit musste ich mehrere Meter unter das Niveau der Seine hinabgestiegen sein.

Meine Vermuthungen erwiesen sich als richtig; vor der letzten Stufe öffnete sich wagerecht ein Gang, worin ich kaum dreißig Schritte gemacht hatte, als ein fortwährendes dumpfes Brausen mich belehrte, dass über mir der Fluss seine Gewässer wälzte. Das Gewölbe, welches mich von den Fluten trennte, musste dick und stark sein, denn es war ebenso wohlerhalten wie die Mauern des Schachtes. In den Kreidefelsen gegraben und mit starkem Mauerwerk versehen, hatte es in allen diesen Jahrhunderten nirgends nachgegeben. An einigen wenigen Stellen tropfte es von der Decke hernieder, weshalb es hier unten kalt und nass war. Der Fluss machte ein solches Geräusch, dass ich daraus schloss, das Gefach von Port-Villetz müsse in der Nähe sein.

Sobald das Flussbett hinter mir lag, stieg der Gang langsam zur Oberfläche empor. Ungefähr zwanzig Minuten gieng ich ohne Hindernis weiter, dann kam ich an eine verschüttete Stelle. Hier hatte der Kreidefelsen aufgehört und einer weniger widerstandsfähigen Erde Platz gemacht, durch welche das Wasser durchgedrungen war und das Gewölbe zerstört hatte. Man konnte sehen, dass dieser Einsturz schon vor vielen Jahren stattgefunden hatte.

Die Schwierigkeiten des Abstiegs und die Sorgfalt, womit ich alles beobachtet hatte, hatten mehrere Stunden in Anspruch genommen. Ich wandte mich zur Rückkehr. Der Aufstieg der steilen Treppe ermüdete mich auf's äußerste. Ich musste mir eine lange Ruhepause gönnen, ehe ich mich an die eisernen Treppenstangen wagen konnte. Als ich endlich oben angekommen war und mich nun an dem Strick hinüberziehen musste, war ich dem Ende meiner Kräfte nahe, und nur mit äußerster Anstrengung erreichte ich meinen geheimen Gang, auf dessen Boden ich ohnmächtig zusammenbrach.

Sobald ich wieder zu mir kam, stieg ich in mein Zimmer hinauf und vertilgte alle Spuren, die meine Diener hätten aufmerksam machen können. Der Tag begann zu grauen. Von Erschöpfung und Aufregung gebrochen, musste ich einen Theil des Tages im Bett zubringen. Ich beschloss, das Abenteuer nicht eher zum zweitenmale zu versuchen, als ich durch beständige Uebung die Gewandtheit und Kraft meiner Jugend wiedererlangt hätte. Meine Leute sahen mit Staunen, wie eifrig ich mich turnerischen Uebungen hingab. Bald war ich imstande, ohne besondere Anstrengung die nächtliche Expedition zu wiederholen, die mir beim erstenmale fast das Leben gekostet hätte.

Zu gleicher Zeit erkundigte ich mich nach allen Einzelheiten der Lebensführung Lussans. Meine Forschungen dauerten lange; sie boten keine Schwierigkeiten insofern als das Leben Lussans, einen einzigen Punkt ausgenommen, keine Geheimnisse hatte; sie waren trotzdem nicht ganz leicht, weil ich keinen Argwohn erregen und nur mit äußerster Vorsicht fragen und forschen durfte. Ich knüpfte Verbindungen mit einem Beamten der Westbahn an, den ich früher ein paarmal gesehen hatte. Die übelwollende und misstrauische Neugier, womit die Bauern alle Fremden verfolgen, kam mir hier sehr zu statten. Außerdem schlich ich selbst ihm mehreremale nach, als ich es ohne Gefahr einer Entdeckung thun konnte. Ich erspare Ihnen den Bericht all der Listen und Kniffe, die ich dabei anwandte. Sie können sich ohnehin denken, dass ein erfindungsreicher Geist, der nur einem einzigen Ziele zugewendet ist, zur Erreichung dieses Zieles die mannigfaltigsten Wege und Hilfsmittel erdenkt und benützt.

Ich erfuhr, dass Lussan jetzt an dem Wendepunkte stand, wo es sich für einen Mann in seiner Carrière entscheidet, ob er immer in untergeordneter Stellung verbleiben muss oder zu höheren Posten aufsteigen kann. Sein arroganter Charakter hatte ihm die Furcht seiner Untergebenen und den Hass seiner Collegen eingetragen. Aber seine Intelligenz, sein Wissen und sein Fleiß wurden von seinen Vorgesetzten geschätzt. Da er außerdem gute Verbindungen, ein kleines Vermögen und persönliche Vorzüge hatte, so schien es sicher, dass er glücklich an der Klippe vorüberkommen würde.

Gegenwärtig versah er seine Arbeit in Bennecourt mit einem Eifer, der ihn auszeichnen musste. In Paris ließ er sich nicht öfter sehen, als zur Aufrechthaltung seiner vortheilhaften Verbindungen nöthig war. Uebrigens hatte er am Orte seiner Thätigkeit selbst ein Liebesverhältnis, und dies war meine wichtigste Entdeckung, die ich bei meinem Racheplane ausnützte.

Von Zeit zu Zeit, wenn alles still geworden war, verließ Lussan gegen elf Uhr abends sein Haus. Sein hochgeschlagener Rockkragen und die herabgebogene Krempe seines Hutes verbargen sein Gesicht. Er umgieng das Dorf durch die Felder und erreichte weiter oben die Straße nach Limetz. Ehe er an diesem Ort ankam, schlug er etwa dritthalb Kilometer von Bennecourt einen Weg zur Linken ein, der an der Mauer eines großen alleinliegenden Besitzthums entlang führte. Er öffnete eine kleine Pforte in dieser Mauer und betrat den Park, nachdem er sich umschauend überzeugt hatte, dass er allein war.

Ich folgte ihm zweimal mit der Vorsicht eines Indianers auf diesem nächtlichen Gang und zog dann Erkundigungen in Limetz ein. Die betreffende Villa wurde im Sommer von einer Familie aus Paris bewohnt. Der Mann, ein Großkaufmann, war die meiste Zeit in Paris beschäftigt, die Frau blieb allein mit zwei Kindern und der Dienerschaft, Lussan machte ihr Besuche. Ich wollte sie sehen und gieng deshalb eines Sonntags zur Messe, welcher sie regelmäßig mit jener bigotten Frömmigkeit beiwohnte, die leichtsinnige Frauen zur Schau zu tragen pflegen. Ich fand, dass sie schon die Mühe der nächtlichen Expeditionen Lussans wert war, und sofort reifte in mir der Entschluss, diesen Umstand für meine Pläne zu benützen.

(Schluss folgt.)

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

# Die Zeit.

XXIV. Band. | Wien, den 25. August 1900. | Nummer 308.


## Unsere politische Erziehung.

Ja wohl! Auch wir Oesterreicher haben eine politische Erziehung genossen, der man sogar eine gewisse Planmäßigkeit und Consequenz nicht bestreiten kann. Und wir haben sie willig in uns aufgenommen. Ihre Früchte sind jetzt gereift, an ihnen kann man die Güte des Erziehungswerkes erkennen.

Bei der politischen Erziehung von Völkern handelt es sich wie bei der privaten Erziehung des Einzelnen hauptsächlich darum, die lebendigen Kräfte des Zöglings vom Schlechten abzuziehen und zum Guten hinzulenken. Die Dinge, die man nicht thun darf, die Don'ts, wie der Engländer sagt, sind da sehr wichtig. Auch bei unserer politischen Erziehung hat es viele Don'ts gegeben. Ohne gewaltige Uebertreibung kann man sogar sagen, dass so ziemlich alle politischen Gegenstände, die in anderen gesünderen Ländern zum Nutzen des Ganzen als die würdigsten Gebiete politischer Bethätigung angesehen werden, von unseren Erziehern für uns allmählich zu Don'ts gemacht worden sind. Wer denkt zum Beispiel bei uns heute in Oesterreich noch daran, sich eine selbständige Meinung über die Angelegenheiten der äußeren Politik zu bilden? Wohl hat dieses Interesse auch unter den Oesterreichern, genauer den Deutsch-Oesterreichern, einmal zu keimen begonnen. Das war zur Zeit des Berliner Vertrages, als die Verfassungspartei sich eine von der ministeriellen abweichende Ansicht über unsere Balkanpolitik zu bilden wagte. Da wurde ein Exempel statuiert. Ohne Bedenken brach man mit dem ganzen politischen System, dem Oesterreich seine Wiedererstarkung nach dem Zusammenbruch des Absolutismus verdankte. Alles wurde krumm und klein geschlagen, nur um diese Partei zu vernichten. Man hat sie ja auch vernichtet, und auf die folgsamen Oesterreicher hat das Exempel von 1878 tief gewirkt. Seitdem hat es kein Parteiführer, der regierungsfähig sein wollte, gewagt, an die äußere Politik kritisch zu rühren.

Das bosnische Exempel von 1878 ist aber auch für andere Gebiete fructificiert worden, deren man uns solchermaßen allmählich entwöhnt hat. Welcher führende Politiker in Oesterreich wagt es heute noch, für die Erweiterung unserer kindisch kurz zugeschnittenen staatsbürgerlichen Rechte einzutreten? Keiner! Man macht sich dadurch oben gar zu unbeliebt, wenn nicht ganz unmöglich. Selbst die Abschaffung des § 14, welche allgemein anerkanntermaßen die Voraussetzung der Abschaffung der gegenwärtigen politischen Wurstelei ist, hat keine der großen Parteien nachdrücklich zu betreiben unternommen. Warum? Weil man sich auch dadurch oben unbeliebt, wenn nicht unmöglich zu machen fürchtete. Dass der Ausgleich mit Ungarn, unsere wichtigste politische Affaire, für uns unannehmbar ist, darüber sind so ziemlich alle Oesterreicher einig. Sogar die Deutschen und die Czechen haben sich darüber verständigt, wie der seinerzeitige einstimmige Beschluss des böhmischen Landtages beweist. Wenn es wirklich der ehrliche Wille unserer Staatslenker wäre, für den Anfang einer deutsch-czechischen Verständigung einen Punkt zu finden, auf dem Deutsche und Czechen einträchtig zusammenarbeiten könnten, brauchten sie nur den Ausgleich freizugeben. Aber just das Gegentheil geschieht. Gerade der Ausgleich, ganz so wie er von Badeni und Bilinski, wie er von Thun und Kaizl verpfuscht worden ist, gilt als Don't für politische Oppositionsgelüste. Keine Partei wagt deswegen den Kampf gegen diesen Ausgleich thatkräftig aufzunehmen. Man hat in diesen Jahren der Obstruction, so oft das Abgeordnetenhaus zeitweise zu arbeiten begann, beobachten können, wie die Parteien einer entscheidenden Stellungnahme in Sachen des Ausgleiches auswichen, bis sie schließlich die alten nationalen Quereleu wieder vorschoben, nur um dem lebensgefährlichen Botum über den Ausgleich zu entgehen.

Der bosnische Schreck von 1878 ist unseren Leuten gründlich in die Glieder gefahren. Man unterlässt jede politische Bethätigung auf den gewissen Gebieten, die als verboten gelten. So ist aber nach und nach schon die ganze Politik bei uns Don't geworden. Mit bemerkenswert feiner Berechnung hat man nur noch ein Feld dem politischen Interesse offen gelassen, das sind die nationalen Fragen: ob Centralismus oder Federalismus, ob deutsch oder czechisch, ob slovenisch oder italienisch. Diese Fragen sind die einzigen, die bei uns nicht Don't sind. In diesen Fragen herrscht noch eine gewisse Freiheit der Bethätigung. Wenn schon gar nichts anderes kann man bei uns doch noch immer gefahrlos Centralist oder Föderalist, czechisch- oder deutschnational sein. Deswegen wird man noch nicht regierungsunfähig. Es existieren autoritative Kundgebungen für die eine, es existieren ebenso autoritative Kundgebungen für die andere Richtung. Jeder Parteiführer kann sich auf solche berufen und die Verfolgung seiner Parteitendenzen auf diesem einzigen Gebiet mit Loyalität decken. Deswegen haben sich auch so ziemlich alle Parteien schließlich ganz in die nationale Frage verbohrt, und die vereinzelten Politiker bei uns, die noch irgend ein anderes politisches Gebiet zu cultivieren versuchen, zum Beispiel die staatsbürgerliche Politik, werden schon um dieses Objectes ihrer politischen Vorliebe willen von vornherein als politisch unmögliche Träumer angesehen. Wenn man in Oesterreich als activer Politiker mitzählen will, bleibt einem wahrlich nichts anderes übrig, als in dem nationalen Hader möglichst kräftig mitzuschreien, selbst wenn man innerlich anderen politischen Gegenständen den Vorzug gibt.

Das ist das Ergebnis der politischen Erziehung, die wir genossen und der wir uns als folgsame Oesterreicher löblich gefügt haben. Die Folge davon ist, dass man bei uns nur mehr nationale Fragen discutiert, und die ganze politische Leidenschaft, die wir überhaupt besitzen und die auf die verschiedenen Gebiete politischer Arbeit harmonisch vertheilt hätte werden können, sich auf dieses eine Feld concentriert, auf dem denn auch die gehäufte Spannung nachgerade einen explosiven Höhegrad erreicht hat. Unglücklicherweise sind aber gerade die nationalen Fragen in Oesterreich an sich schon die gefährlichsten. Oesterreich könnte bestehen, blühen und gedeihen, auch wenn dies oder jenes in der äußeren Politik anders wäre als es ist. Oesterreich könnte bestehen, blühen und gedeihen, auch wenn dieser oder jener unserer staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Maulkörbe uns abgenommen werden würde. Oesterreich könnte bestehen, blühen und gedeihen, auch wenn der Ausgleich mit Ungarn abgeändert werden würde. Aber Oesterreich kann nicht bestehen, wenn die nationale Politik seiner verschiedenen Völker zu ihren letzten Consequenzen getrieben wird. Denn das ist der Punkt, an dem Oesterreich sterblich ist. Es wäre heilsamer gewesen für Oesterreich, wenn man unsere politische Erziehung genau umgekehrt geleitet, wenn man die nationale Frage in irgend welcher haltbaren Art ein- für allemal geregelt und als Don't hingestellt, dagegen alle anderen politischen Fragen dem freien Spiel der politischen Kräfte offen gelassen hätte — wie dies die Ungarn zum Beispiel gethan haben. Heilsamer wäre es für Oesterreich auch gewesen, wenn die Oesterreicher sich jener verkehrten Erziehung nicht unterworfen und, trotz des bosnischen Schreckens, neben den nationalen auch die anderen, die verbotenen politischen Angelegenheiten eifriger betrieben hätten. Aber die Oesterreicher sind für derartige Widerspenstigkeiten zu brav gewesen, und so ist es, im Grunde genommen, nur ein Ausfluss der uns ertheilten und von uns mit schülerhafter Gefügigkeit befolgten politischen Erziehung, wenn heute Oesterreich von nationalpolitischer Ueberspannung zum Platzen voll ist.

K.

---

## Ritualmord und Inquisition.


Von Graf von Hoensbroech ([illegible] bei Berlin.


Seit dem Konitzer Morde treibt einmal wieder — zum wievieltenmale? — die verleumderische Fabel vom „jüdischen Ritualmorde" ihr Unwesen in der Presse und durch sie in weiten Schichten des deutschen Volkes. Der Antisemitismus in all seinen Formen und Schattierungen verbittert mit ihr die Gemüther, verhetzt durch sie die Bevölkerung. Bezeichnend ist, dass gerade die sogenannte christliche Presse, die orthodox-evangelische, wie die ultramontan-katholische, am eifrigsten an der Arbeit ist, diese schlimme Lüge auszunutzen und ihren blindgläubigen Leserkreis mit Schreckbildern von „ritueller Schächtung" zu erfüllen. Auf die theoretische Widerlegung der elenden Erfindung des Ritualmordes lasse ich mich nicht ein. Das ist längst ausreichend besorgt worden, und zudem ist confessioneller Hass und fanatische Unzugänglichkeit in den genannten „christlichen" Kreisen viel zu groß, als dass man hoffen könnte, sie würden der Wahrheit die Ehre geben. Aber ein

argumentum ad hominem verfehlt selbst in diesen Kreisen seine Wirkung nicht.

Jüdischer Ritualmord, schreit die ultramontane Presse des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns, fürchterliches, unmenschliches Verbrechen!

Wissen denn die Herren nicht, dass dem christlichen Ritualmorde tausende und abertausende: Männer, Weiber, Kinder, Greise zum Opfer gefallen sind, dass der christliche Ritualmord Jahrhunderte lang ein System war, eingesetzt und geregelt vom Haupte der katholischen Kirche, vom Papste, gehandhabt von Priestern und Ordensleuten; ein System, das Ströme von Menschenblut vergossen hat? Doch nein, Ecclesia non sitit sanguinem, die Kirche vergießt ja kein Blut, und deshalb vollzog sie ihren Ritualmord in den prasselnden Flammen des Scheiterhaufens, da floss kein Blut.

Was ist denn die päpstliche Inquisition anderes, als der systemisierte, legalisierte Ritualmord, was sind die von der Inquisition massenhaft Gemordeten anderes, als Opfer eines Ritualmordes?

„Die Ketzer müssen mit Feuer und Schwert bezwungen werden"; „Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei, die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer, die Ketzer aber werden vernichtet, indem sie körperlich verbrannt werden." „Der reumüthige Ketzer wird zuerst erdrosselt und dann verbrannt, der unbußfertige Ketzer aber wird lebendig verbrannt." „Gäbe es eine noch grausamere Strafe als den Feuertod, so wäre sie gegen den Ketzer anzuwenden, damit er und sein Verbrechen umso schneller aus dem Gedächtnis der Menschen verschwinde." „Bei der Hinrichtung rückfälliger oder unbußfertiger Ketzer ist zu beachten, dass man ihnen einen Knebel in den Mund stecke, damit sie nicht bei den Umstehenden durch ihre Worte Aergernis erregen können." „Zu Rom werden diejenigen, welche in dieselbe Ketzerei zurückfallen, zum Tode verurtheilt, aber sie werden nicht lebendig verbrannt, sondern zuerst erdrosselt und dann verbrannt, falls sie sich vor dem Tode bekehren. Wenn sie hartnäckig bleiben, werden sie allerdings lebendig verbrannt; aber das geschieht nicht aus Härte, sondern in der Hoffnung, ihnen die Hartnäckigkeit auszukochen (spe excoquendae ipsorum pertinaciae) und sie durch die Größe der Strafe zum Bekenntnis des rechten Glaubens zu bewegen" (Careña, „Tractat. de officio s. Inquisitionis. Antehdia" § 4 und S. 70, 348, 357. Guidonis, „Practica Inquisitionis", Ed. Douais, Paris 1886, S. 217, 218. Der Jesuit Petra Santa in: „Notae in epistolam Petri Molinaei ad Balzacum", Antwerpen 1634, S. 230.)

Das sind einige aus den von päpstlichen Inquisitoren mit Gutheißung der Päpste formulierten Grundsätzen des christlichen Ritualmordes der päpstlichen Inquisition. Kam es dann zur Ausführung dieser Grundsätze — und sie sind in Europa weit über hunderttausendmal ausgeführt worden — so wurde der Ketzer vor das „Glaubensgericht" geführt; unter Anrufung Gottes, mit der Hand auf den heiligen Evangelien, unter Gebet und religiösen Ceremonien wurde ihm das Urtheil gesprochen; in feierlichem Zuge, mit Kreuz und Kirchenfahnen voran, gieng es zur Richtstätte; Bischöfe, Mönche, Priester bildeten das Geleite, sie umstanden den Holzstoß, auf dem der Ketzer sein Leben aushauchte.

Kann es ausgebildetere Ritualmorde geben? Denn dass die Tödtung eines Menschen seiner religiösen Ueberzeugung wegen Mord ist, wenn auch noch so viele weltliche wie geistliche Gesetze diese Tödtung vorschreiben, bedarf doch wohl keines Beweises.

Soll ich einige Beispiele inquisitorischen Ritualmordes anführen? In meinem Werke: „Das Papstthum in seiner social-culturellen Thätigkeit" [illegible] habe ich 77 Seiten angefüllt mit der trockenen und doch so hochdramatischen Aufzählung solcher in Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland verübten Ritualmorde; und doch enthalten diese 77 Seiten nur einen geringen Bruchtheil des Ganzen. Die ganze christliche Welt wurde durch die große Ritualmörderin, die päpstliche Inquisition, mit Menschenblut überströmt. Nur wenige Thatsachen.

In Carcassonne wurden in den Jahren 1318 bis 1358 einhundert und dreizehn Ketzer verbrannt. Der von Papst Gregor IX. ernannte Dominicanerinquisitor Robert ließ am 29. Mai 1239 zu Mont Wimer (jetzt Mont Aime) 183 Ketzer verbrennen. Der mönchische Bericht, der uns die Blutthat mittheilt, nennt diese Menschenschlächterei „ein dem Herrn wohlgefälliges Brandopfer" („holocaustum placabile Domino"). Unter diesen Verbrannten war auch eine Frau, die auf das Drängen des Inquisitors bekannte, sie sei nachts vom Teufel nach Mailand geführt worden; ihren Platz im Ehebett habe unterdessen ein ihr gleichsehender Teufel eingenommen („Monum. Germ." S. S. 23 [illegible]). Im Jahre 1285 wurden in Krems 16, in St. Pölten 11, in Wien 102 Ketzer lebendig verbrannt (M. G. S. S. [illegible]). In Schweidnitz wurden im Jahre 1315 [illegible]

einmal verbrannt (Haupt, „Waldenserthum und Inquisition", Freiburg, 1890, S. 26). In Straßburg bestiegen im Jahre 1812 achtzig Ketzer gemeinsam einen Scheiterhaufen (Kaltner, „Konrad von Marburg", Prag, 1882, S. 43). Der päpstliche Inquisitor Konrad v. Marburg schlachtete die Ketzer zu Dutzenden. Die „Annales Wormatienses" berichten von ihm: „Im Jahre 1214 fieng Bruder Konrad an zu predigen. Welche Ketzer er immer wollte, ließ er in ganz Deutschland verbrennen, und so predigte er zehn Jahre lang." (M. G. S. S. 17, 75). Eine eindrucksvolle Predigt in der That! „Erstaunlich ist es," sagt eine andere Quelle, „dass in diesen Zeiten das Feuer so sehr gegen das Menschengeschlecht erstarkt. Eine ungezählte Zahl von Menschen gieng in Deutschland auf dem Scheiterhaufen zugrunde." („Annal. Colon. max.", M. G. 17, 843). Diese Ritualmorde seines Inquisitors fanden bei Gregor IX. die höchste Anerkennung. „Glorreiches wird von Dir berichtet, schrieb der Papst, und wir freuen uns Deiner Fortschritte." (Kuchenbecker, „Analecta" III, 73.)

Ich verzichte darauf, von den Massen-Ritualmorden in Spanien einige anzuführen. Dort weitete sich der Blutstrom zum See, und die Scheiterhaufenglut, entfachte sich zum Flammenmeer. Und an diesen Blutthaten erfreute sich Papst Sixtus V. als an „Früchten, gezeitigt auf dem Acker des Herrn" (Magn. Bullar. Ed. Cherubini II, 668)!

Man glaube auch nicht, dass die gegenwärtige römische Kirche diese ihre Ritualmorde missbilligt. In Rom erscheint eine Zeitschrift: „Analecta ecclesiastica, Revue Romaine." Ihr Herausgeber ist der Prälat Felix Cadene, „Hausprälat Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII."; ihr Titelblatt schmückt das Wappen Leo XIII. mit der Umschrift: „Ubi Petrus ibi Ecclesia." Im Jännerheft dieser Zeitschrift des Jahres 1895 findet sich ein Aufsatz über die Inquisition, der mit den Worten schließt: „O, ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! Durch euch wurden tausende und tausende von Seelen aus dem Schlunde des Irrthums und der Verdammnis gerettet; durch euch ist die bürgerliche Gesellschaft durch Jahrhunderte hindurch glücklich und unversehrt erhalten worden" (a. a. O. S. 32)!

Ja, Rom hat sogar die höchsten Ehren, die es zu vergeben hat, jenen ausgetheilt, die in der Verübung von inquisitorischen Ritualmorden sich als Meister erwiesen hatten. Am 1. September 1866 wurden die Inquisitoren Wilhelm Arnaud und Stephan von Narbona von Pius IX. „selig" gesprochen und damit der öffentlichen Verehrung auf den Altären der katholischen Kirchen für würdig erklärt. Und die Geschichte berichtet von diesen „christlichen Vorbildern", dass sie zu Moissac in Südfrankreich 200 Ketzer verbrannten, dass sie zu Toulouse eine alte kranke Frau in ihrem Bette auf den Scheiterhaufen schleppten u. s. w. (Percin, „Monument. convent. Tolos.", S. 49.) Im folgenden Jahre, am 29. Juni 1867, sprach dann Pius IX., gestützt auf seine Unfehlbarkeit, den Inquisitor Peter Arbues de Epila „heilig". Und die Geschichte berichtet von ihm, dass er, obwohl er sein Amt nur wenige Monate inne hatte, „durch die Hinrichtung weniger viele mit Schrecken erfüllte". („Acta Sanctorum", Septemb. V, 753).

Vor wenigen Tagen hielt bei der „neunhundertjährigen Jubelfeier des Katholicismus in Ungarn" Graf Johann Zichy die Festrede. Begeistert und begeisternd rief er aus: „Der Katholicismus ist die unerschöpfliche Quelle der Bildung, er ist die Grundlage der echten Moral. Der Antikatholicismus führt zu dem Dolche von Genf und zu der Kugel von Monza!" Armer, unwissender Schwärmer! Die Moral des Papstthums hat in den inquisitorischen Ritualmorden ganze Hekatomben von Menschen geschlachtet, die Moral des Papstthums hat nicht etwa bloß zu einem Dolche und zu einer Kugel geführt, sondern sie führte zu tausenden von lodernden Scheiterhaufen und würgenden Henkersknechten.

## Die Führer der deutschen Socialdemokratie.

Zu dem unter diesem Titel jüngst in der „Zeit" erschienenen Artikel erhalten wir von dem Führer der deutschen Socialdemokratie, Herrn A. Bebel, die folgende Zuschrift:

„Küsnacht (Zürich), den 21. August 1900.

Sehr geehrte Redaction!

Die Nummer 306 Ihres Blattes, mit dem Artikel aus der Feder des Herrn H. v. Gerlach, kam mir leider erst heute zu Gesicht, und so kann ich Sie erst jetzt bitten, die folgende Berichtigung in eine der nächsten Nummern Ihres geschätzten Blattes aufnehmen zu wollen.

In der Beurtheilung, die Herr H. v. Gerlach in seinem Artikel meiner Person zutheil werden lässt, kommt unter anderem folgender Satz vor:

„Aber [illegible] brauchte Liebknecht dazu, um Bebel, der durch die Schule der katholischen Gesellenvereine durchgegangen war und [illegible], für den Socialismus zu gewinnen."

Wenn mit diesem Satz gesagt sein soll, dass ich eine politische Schulung in den katholischen Gesellenvereinen durchgemacht [illegible]

Was mich in den Jahren 1858 bis 1860, als ich als Handwerksbursche in Süddeutschland und Oesterreich reiste, veranlasste, den katholischen Gesellenvereinen in Freiburg i. B., Regensburg und Salzburg beizutreten, obgleich ich damals Protestant war, war das Bedürfnis, einen Ort zu haben, an dem ich mit gleichalterigen, jungen Männern zusammen kam und an dem ich meine freien Abende und Sonntage ohne Geldausgaben verbringen konnte. Das Kneipenleben war mir mein Leben lang verhasst, und für einen Gesellen, der Kost und Wohnung bei dem Meister hatte — wie es damals allgemein in meinem Gewerbe üblich war — gab es keinen anderen Ort als einen solchen Verein, in dem man seine Zeit nützlich und angenehm verleben konnte. Politische Vereine existierten zu jener Zeit noch nicht.

Wie ich, handelten nicht wenige protestantische Handwerksgesellen in katholischen Städten. So waren zum Beispiel in den Jahren 1859 und 1860 im katholischen Gesellenverein zu Salzburg unter circa 200 Mitgliedern nicht weniger als 33 Protestanten, meist Norddeutsche. Das wusste auch unser damaliger Präses Dr. Schöpf, der als Canonicus vor nicht langer Zeit in Salzburg gestorben ist, und dem ich ein freundliches Andenken bewahre, weil er mir viel Sympathie zeigte und wir öfter politische Unterhaltungen pflegten. Aber Politik wurde damals in den katholischen Gesellenvereinen nicht getrieben, dagegen herrschte in denselben ein hohes Maß von Toleranz auch Andersdenkenden gegenüber.

Wie ich mit Liebknecht zusammen kam und zum Zusammenarbeiten gelangte, habe ich in diesen Tagen in einem längeren Artikel im „Wahren Jakob", der bei Dietz in Stuttgart erscheint, geschildert, der auch Herrn H. v. Gerlach zu Gesicht kommen und manche seiner Auffassungen über unser beiderseitiges Verhältnis berichtigen dürfte.

In dem Abschnitt desselben Artikels sagt dann Herr H. v. Gerlach über meinen Parteigenossen Heine in Bezug auf dessen Betheiligung bei der dritten Lesung des Zuchthausgesetzes:

„Noch einmal bei der dritten Lesung, war er als Fractionsredner für die Vorlage bestellt ... Aber er beschränkte sich auf drei Worte. Denn durch die vorhergehenden Erklärungen anderer Fractionen war schon das Todesurtheil der Vorlage gesprochen worden. Wieder empfand man aufs angenehmste den Gegensatz zwischen ihm, der zur rechten Stunde so taktvoll Maß zu halten versteht, und so vielen seiner Fractionsgenossen, denen keine Gelegenheit unpassend genug erscheint, um das Haus durch Dauerreden anzuöden."

Dem gegenüber bemerke ich, dass, als die dritte Lesung der Zuchthausvorlage sich so abspielte, wie Herr H. v. Gerlach sie schilderte, die Fraction sofort einstimmig übereinkam, dass ihr Redner auf seine Rede verzichte, ein Beschluss, dem Parteigenosse Heine ebenfalls zustimmte. Ohne die Zustimmung der Fraction hätte weder Parteigenosse Heine, noch ein anderer Redner aus eigener Macht auf das Wort verzichten dürfen.

Wie sehr immer Herr v. Gerlach sich bemüht, in seinem Artikel die Fraction, wie die gesammte socialdemokratische Partei als Körperschaften darzustellen, die von Drahtziehern sich leiten lassen und willenlos parieren, der Wahrheit entspricht diese Darstellung nicht, und jeder, der ein wenig das innere socialdemokratische Parteileben kennt, muss über seine Darstellung der Vorgänge und Personen lächeln.

So auch wieder, wenn Herr H. v. Gerlach in seinem Artikel weiter sagt:

„Die Obstruction (bei der Lex Heinze) organisierte er (Heine) so wirkungsvoll" u. s. w.

Auch diese Obstruction wurde im Einverständnis mit den im Moment ihres Beginns anwesenden Fractionsgenossen vereinbart, und nicht Heine, sondern Paul Singer organisierte sie, der auch von der Fraction durch Beschluss den officiellen Auftrag erhielt, die Leitung zu übernehmen.

Auf weitere Richtigstellungen verzichte ich aus naheliegenden Gründen.

Mit hochachtungsvollem Gruß Ihr ergebener

A. Bebel."

---

# Die wirtschaftliche Verelendung Russlands.

(Schluss.)

Im engen Zusammenhange mit der immer geringeren Fruchtbarkeit des russischen Bodens steht die sehr geringe Getreideconsumtion. In einer amtlichen Schrift*) wurde berechnet, dass in dem Jahrzehnt 1870 bis 1879 die Consumtion pro Kopf mit ¼ Tschetwert unter der Norm stand. In dieser Zeit betrug die Getreideernte in ganz Russland 267·8 Millionen Tschetwert und die Ausfuhr 32 Millionen Tschetwert. Im Zeitraume von 1886 bis 1890 aber stieg die erstere Zahl auf 321 Millionen Tschetwert und die andere auf 47·9 Millionen Tschetwert; oder die erstere um circa 20%, die zweite um beinahe 50%.**) Und da Russland eine Einfuhr von Getreide nicht besitzt, bedeutet das eine weitere Abnahme der Consumtion. In dieser Hinsicht ist vielleicht am bezeichnendsten der Ausspruch, den wir in einem „Memorandum der Petersburger freiökonomischen Gesellschaft über die Erniedrigung der Schutzzölle" finden, der nämlich erklärt, dass die Brotconsumtion pro Kopf nicht einmal die Hälfte der täglichen Portion beträgt, die der russische Soldat erhält.**) (Sie ist drei Pfund gleich.)

Dagegen werden die als Hauptnahrungsmittel fast schädlichen Kartoffeln immer mehr statt des Getreides gebraucht. Damit erklärt sich die bedeutende Zunahme ihrer Production, die in den letzten zwanzig Jahren um 226% wuchs.

Dem Getreideconsum entspricht die Production. Während in Galizien, dem Lande des sprichwörtlichen Elends, die Getreideproduction eine Summe von 20·43 Gulden pro Kopf der Landbevölkerung ergab, entspricht dem in Russland eine Summe von nur 15 Gulden pro Kopf der Landbevölkerung.

Prüfen wir nun noch den Niedergang der russischen Agricultur an dem Stand der Viehzucht, so ergibt sich:

Auf 100 Einwohner entfielen:***)

| | | |
|---|---|---|
| im Jahre 1837 | . . | 37·1 Stück Rindvieh |
| " " 1870 | . . | 31·0 " " |
| " " 1883 | . . | 30·1 " " |
| " " 1888 | . . | 29·7 " " |

In derselben Zeit nahm die Zahl der Schweine auf 100 Einwohner von 15·3 bis 11·1 ab.†) Wenn man nun diese Zahlen im Aequivalent des Rindviehs berechnet (4 Stück Schweine sind 1 Stück Rindvieh gleich), so gelangt man zum Resultat, dass in Russland auf 100 Einwohner 33·8 Stück entfallen.††) Dieselbe Zahl beträgt in Russisch-Polen 58·7, in Galizien 55·1.†††)

Wir glauben damit genug Beweise für die höchste Armut der russischen Bevölkerung gegeben zu haben. Das chronische Verhungern, dem der russische Bauer unterliegt, hinterlässt dauernde Spuren an seinem Organismus, und darin finden wir hinreichende Erklärung der Thatsache, dass die Ergebnisse der Assentierungscommissionen immer trauriger werden. Djedjulin zeigt in einer Arbeit, die im „Russkij Trud" („Russische Arbeit"), Jahrg. 1898, erschien, dass im Jahre 1887 117.189 Dienstunfähige in Russland waren, während diese Zahl schon im Jahre 1896 258.140 betrug. Binnen sieben Jahren wuchs der Procentsatz derjenigen, die, noch nicht zum Militärdienst fähig, eine Prolongation des Stellungstermines erhielten, von 37·31 bis auf 46·49% und der Procentsatz der gänzlich Unfähigen von 64·52 bis auf 78·92% an. Daraus folgert Djedjulin mit Recht, dass die Bevölkerung Russlands infolge unzureichender Ernährung entartet. Diese Behauptung findet übrigens ihre Grundlage auch in der festgestellten Thatsache, dass aus der Gesammtzahl der Kranken, die erst nach der Assentierung vom Dienste befreit werden, 15·8% sich in einem Zustande befinden, der den charakteristischen Namen „zolotuszne chudossoczije" (das heißt Scropheln und schlechte Ernährung) erhalten hat. „Vor nicht langer Zeit — fügt diesen Thatsachen der Verfasser bei — nahm Russland, was die Zahl der Militärdienstunfähigen anbelangte, eine der letzten Stellen ein; jetzt steht es schon am dritten Platze, vor Frankreich und sogar vor Italien."

Ein so sehr degenerierter Organismus kann natürlich allen Krankheiten nur geringen Widerstand leisten; daher auch die bedeutende Sterblichkeit der Bevölkerung. Professor Tarchanow berechnet, dass in dem Zeitraume von 1779 bis 1799 die Zahl der Todesfälle nicht mehr als 20 auf 1000 Einwohner betrug, während in den Jahren 1865 bis 1885 sie schon bis auf 35·6‰ stieg.

Während des Hungerjahres 1892 erreichte die Zahl der Sterbefälle in Russland die dort bisher unbekannte Höhe von 38·3‰. Diese letztere Thatsache beleuchtet auch näher Zajonow in seinen „Erinnerungen aus dem Jahre 1891—1892" („Nowoje Wremja", Jahrgang 1892), wo er berechnet, dass nach der Missernte des Jahres 1891 um eine Million mehr Personen gestorben sind als gewöhnlich. Also — ohne Uebertreibung — eine Million Todesfälle nur wegen des Hungers und seiner unmittelbaren Folgen! . . .

Dazu sei noch bemerkt, dass in den obigen Ziffern das ganze Russland in Betracht genommen wurde. Wenn wir jedoch die Ostsee-Provinzen (die eine Sterblichkeit von 19 bis 25‰ aufweisen), das Königreich Polen (23‰) und sechs Gouvernements, die Litauen und Weißrussland bilden, aus der Rechnung ausschließen, so bekommen wir im eigentlichen Russland ein weit höheres Procent der Todesfälle. Im Gouvernement Orenburg zum Beispiel belänft sich die Sterblichkeit auf 52‰, im Gouvernement Moskau auf 53·1‰; in einzelnen Bezirken der Gouvernements Wjatka, Smolensk und Olonez beträgt die Zahl der Sterbefälle 60 bis 70 auf 1000 Einwohner.

*) Gesundheitlich-statistischer Ueberblick [illegible] unter der Redaction Timirjasews [illegible].

[illegible]

Die hohe Sterblichkeit, die physische Degeneration der Bevölkerung, die Verringerung der Consumtion — das alles sind so charakteristisch grelle Merkmale, dass sogar der Finanzminister Witte sich unlängst veranlasst sah, in einem Bericht an den Kaiser den wirtschaftlichen Verfall der Landbevölkerung als eine unwiderlegliche Thatsache anzuerkennen. Und man bedenke, dass die Landbevölkerung in Russland 87·5 % der Gesammtbevölkerung darstellt, dass 72·5 % des ganzen Ackerlandes sich in den Händen von Bauern befindet und dass sogar der Rest (27·5 %) in überwiegender Mehrheit von Bauern in Pacht genommen und bebaut wird. Angesichts dieser Ziffern wird man verstehen müssen, welche Bedeutung für den russischen Gesammtorganismus das Elend seines bedeutendsten Bestandtheiles, des Bauernstandes, besitzt.

Wir werden nun aber sehen, dass auch die andere Seite des wirtschaftlichen Lebens Russlands kein so erfreuliches Bild darstellt, wie manche wohl glauben. Die ganze Industrie des Reiches (sammt Russisch-Polen, das aber weit mehr als das eigentliche Russland*) industriell entwickelt ist), umfasst nicht mehr als 2 Millionen Fabriksarbeiter — bei einer beinahe 130 Millionen zählenden Gesammtbevölkerung. Die Industrie selbst ist nämlich noch weit hinter den Industrien anderer Länder Europas zurück. Solche Länder wie England, Frankreich und Deutschland gar nicht in Betracht ziehend, erhalten wir aus dem Vergleich der Industrieproductenwerte pro Kopf in den industriell rückständigsten Staaten folgendes Bild:

| | |
|---|---|
| in Oesterreich-Ungarn . . . | 157·13 M. |
| „ Italien . . . . . . . | 80·15 „ |
| „ Spanien . . . . . . . | 79·61 „ |
| „ Russland . . . . . . . | 58·66 „ |

Auf 1000 Einwohner entfallen

| | |
|---|---|
| in England . . | 803 mechan. Pferdekräfte |
| „ Deutschland . | 248·9 „ „ |
| „ Belgien . . | 156·2 „ „ |
| „ Frankreich . | 129·8 „ „ |
| „ Oest.-Ungarn | 27·7 „ „ |
| „ Russland. . | 19·4 „ „ |

Die beiden obigen Tabellen beweisen, dass die russische Industrie sich erst in ihren Keimanfängen befindet. Die Thatsache aber, dass sie erst nicht ganz 2 % der Gesammtbevölkerung umfasst und dem gegenüber 87·5 % der Landbevölkerung stehen; die Thatsache weiter, dass das Getreide noch immer den größten Antheil an dem Gesammtexporte hat; die Thatsache endlich — gewiss last not least — dass der innere Markt, der für die russische Industrie der wichtigste, gewissermaßen der einzige ist, einen Anblick des größten Elends, der geringsten Kaufkraft bietet, das alles ist gewiss kein günstiges Anzeichen für die weitere Entwicklung der Großindustrie Russlands. Und wirklich ist ihr bisheriges Gedeihen fast nur den sehr hohen Schutzzöllen zuzuschreiben. Aber diese monopolistisch privilegierte Stellung ausnützend, produciert die russische Industrie schlecht und theuer. Die „Petersburger frei-ökonomische Gesellschaft" gibt in ihrem „Memorandum über die Erniedrigung der Schutzzölle" einen Vergleich zwischen den Preisen der Fabriksproducte in Russland und in anderen Ländern, woraus man ersieht, dass der russische Consument die Ackerbauwerkzeuge zum Beispiel theurer zahlt um 198 % als der Finnländer, um 159 % als der Deutsche und um 119 % als der Oesterreicher. Die Baumwollproducte zahlt man in Russland theurer als

| | |
|---|---|
| in Finnland | um 105 % |
| „ Deutschland | „ 357 % |
| „ Oesterreich | „ 145 % **). |

Während in England der Preis des Roheisens im Laufe der letzten 15 Jahre von [illegible] auf 28 Kopeken für das Pud herabsank, ist derselbe in Russland in 25 Jahren von 59 auf 86 Kopeken für ein Pud gestiegen.

Das sind die Folgen der übertriebenen Schutzzollpolitik. Dieselbe ist auch die Ursache eines sehr niedrigen Entwickelungszustandes der Fabriksproduction. Die alte Wahrheit, dass eine übertriebene Protectionspolitik den technischen Fortschritt hemmt, erprobt noch einmal ihre Giltigkeit in der russischen Industrie. So ist in den Bergwerken Urals [illegible] die Technik fast noch auf derselben Stufe geblieben, auf welcher sie zu Zeiten Peters des Großen stand. In der Eisenindustrie im Ural wird noch das System des Herdfrischens und Puddelns allgemein gebraucht. Die Fabrikanten kümmern sich natürlich nicht um eine Verbesserung der Productionstechnik, da sie so wie so reiche Profite erzielen, die [illegible] wie die schon erwähnte Schrift der „Petersb. frei-ökonom. Gesellschaft" berechnet [illegible] einer Steuerabgabe der Gesammtbevölkerung für die Fabrikanten von 5 Rubel 77 Kopeken per Kopf gleich ist. Dass aber diese Höhe der Profite gar nicht einen wirklichen Aufschwung der Industrie

beweist, ist nach dem schon Gesagten leicht verständlich. Die Schutzzollpolitik in solchem Grade gibt keinen günstigen Boden für die Entwickelung der Industrie. Sie trägt aber auch viel bei zu dem wirtschaftlichen Verfall des russischen Bauers, da sie ihn zwingt, alles theuerer zu bezahlen.

Der Untergang der Agricultur beeinflusst wiederum die Lage der Industrie, u. zw. der Verarbeitungsindustrie. So ist der Rückgang der Viehzucht eine Ursache des Rückganges der russischen Gerberei-Industrie geworden, wie die nachstehenden Ziffern beweisen:

Der Gesammtwert des verarbeiteten Leders betrug*)

| | |
|---|---|
| im Jahre 1880 . . . . | 42 Millionen Rubel |
| „ „ 1891 . . . . | 35 „ „ |
| „ „ 1892 . . . . | 32 „ „ |

Und so ist Russland wirklich in einen circulus vitiosus verwickelt. Für eine Hebung der Agricultur und des wirtschaftlichen Standes der Landbevölkerung sind noch für lange Zeit keine guten Aussichten gegeben. Das einzige Rettungsmittel, die Industrie, stellt sich als künstlich gepflegte, ungesunde Pflanze dar; ihr innerer, von der ländlichen Bevölkerung abhängiger Markt, die conditio sine qua non ihrer rationellen Entwickelung, bildet eher ein bedeutendes Hindernis ihrer Weiterentwickelung. Das einzige Mittel aber, das in den heutigen Verhältnissen die russische Industrie noch fördern kann, die Schutzzollpolitik, übt wiederum einen üblen Einfluss auf die Lage des inneren Marktes aus und schafft so ihrem Pflegekinde neue Hemmungen. . . Und es ist leicht ersichtlich, dass dieser Zustand solange dauern wird, als nicht der innere Markt, die Lage der Agricultur und der Landbevölkerung, einer gründlichen Reorganisation unterzogen ist. Die gänzliche Aenderung der wirtschaftlichen Politik der russischen Regierung ist die unentbehrliche Voraussetzung hiervon. Wird diese Aenderung rechtzeitig eintreten? Wir glauben nicht. Unsere Annahme, dass die russische Regierung noch lange nicht ihre Wirtschaftspolitik ändern wird, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die aus allem früher Gesagten grell hervortretende Kurzsichtigkeit dieser Regierung in Erwägung zieht.

Es soll aber damit nicht gesagt werden, dass Russland als Staat schon am Rande eines Abgrundes steht. Im vorstehenden — wir betonen das noch einmal — wurden nur die Verhältnisse im eigentlichen Russland dargestellt. Es bleiben noch übrig die der russischen Regierung unterworfenen Länder Polen, Ukraine, Littauen, Livland, kurz, die sogenannte „Okraine" (Grenzländer), ferner Sibirien. Und es ist unzweifelhaft, dass die russische Regierung schon bald, angesichts der Thatsache, dass das eigentliche Russland schon ausgesogen ist, ihre schwere Hand auf diese Gebiete legen wird. Manches deutet schon jetzt darauf hin, dass dieselbe ausbeuterische Raubpolitik, deren Beispiele im eigentlichen Russland wir oben gesehen, hier sogar noch umfangreichere und gewaltigere Formen annehmen wird. Und diese Handlungsweise der Regierung wird in zweifacher Richtung wirken: sie wird die auch so wie so existierenden Lostrennungstendenzen in den von Russland unterjochten Ländern bedeutend stärken; sie wird aber auch bald diese Gebiete in eine ähnliche Lage bringen, in welcher sich schon jetzt das bisherige Experimentiergebiet der russischen Wirtschaftspolitik befindet. So wird nach kurzer, verhältnismäßig sehr kurzer Zeit der möglichst extensiven Ausnützung aller aus diesen Ländern gezogenen Vortheile ein Zeitraum kommen, in welchem auch sie der Regierung nichts mehr zu geben fähig oder willens sein werden. Und das ist eine Thatsache, vor die sich Russland früher oder später gestellt sehen wird.

Basel. Waclaw Zmudzki-Gizbert.

---

# Ein Blick auf die chinesische Civilisation.

Von Pierre Laffitte.

Die Grundlage der Familie und der ganzen Gesellschaft in China ist die Kindesliebe, der Respect gegen Vater, Mutter und Vorfahren. Was speciell den letzteren, den Ahnencultus und die Gräberverehrung betrifft, so sind dies Folgen der fetischistischen Weltanschauung und in China zu einem wahren System entwickelt. Regelmäßige Gräberbesuche und liebevolle Instandhaltung der Begräbnisstätten sind für jeden Chinesen unabänderliche Pflichten, was immer sonst seine religiösen Bekenntnisse sein mögen, ob nun buddhistisch oder anders, denn diese Bekenntnisse treten zu der für jedermann in China gleichen fetischistischen Geistesgrundlage erst als zweites Moment hinzu. Jede Familie, wie reich sie auch verzweigt sei, hat eine gemeinsame Ahnenhalle, in welcher regelmäßige Gedächtnisceremonien celebriert werden, und der Ehrenrang wird dabei stets, unabhängig von der socialen Stellung, dem Alter zuerkannt. Andererseits ist im Hause jedes einzelnen Familienzweiges ein Raum ausschließlich den directen Voreltern gewidmet. Hier sind ihre Bildnisse aufgestellt und hierher begibt sich das Oberhaupt des Hauses,

[illegible] Revue sociologique [illegible]

um in allen wichtigeren Fällen, welche seine Familie betreffen, den Ahnen Mittheilungen zu machen.

So ist es um die bekannte und in ihrer Art bewundernswerte Institution des Ahnencultus bestellt: sie ist im Grunde nichts anderes, als die Steigerung des normalen Familienverhältnisses und seiner wesentlichen Grundlagen: der Tradition, der Beständigkeit. Dieses Gefühl systematisch zu entwickeln, ist das beste Mittel, um den Fortschritt der Familie zu sichern. Und ist es einmal wirklich gediehen, so sichert es nicht nur der Familie allein ihren Bestand, sondern erzieht auch der Gesellschaft organisch verbundene, brauchbare Mitglieder. Das wird im chinesischen Grundsatz ausgedrückt, dass ein schlechter Sohn ein schlechter Bürger ist. Und die eigenartige Ausbildung des Familienlebens ist so consequent zu Ende geführt, dass der Ruhm der Nachkommen bezeichnenderweise dem Verdienste der Vorfahren zugeschrieben wird. Diese fromme Einrichtung wird stets den Respect jedes wahren Denkers erwerben, und je mehr der Westen sich unter dem Einflusse der Humanitätsreligion normalen Zuständen nähert, wird er diesem großen Vorbilde des Ostens folgen. Statt dass, wie bisher und ganz besonders in unseren Zeiten, dem Nachkommen eines hervorragenden Mannes bloß die Möglichkeit gelassen wird, ein müßiges und nutzloses Leben zu führen, bietet die chinesische Auffassung von kindlicher Pietät dem Sohne die Möglichkeit, die Verdienste seiner Vorfahren durch Ehrenbezeugungen hochzuhalten, und zugleich ermuthigt sie ihn und hält in ihm das Streben wach, sich des ruhmvollen Namens jener würdig zu erweisen.

Auch das Verhältnis zwischen Brüdern ist weit entfernt von jener anarchischen Gleichheit, die bei uns Sitte ist: es ist vielmehr nach dem Grundsatze der Unterordnung des jüngeren unter den älteren gewissenhaft geregelt, und das führt nicht nur zur Ordnung und Beständigkeit der Familie, sondern fördert auch das wahre brüderliche Gefühl.

Endlich wirkt die Entfaltung der ganzen chinesischen Civilisation überhaupt, wenn auch ohne directe merkbare Einflussnahme, auf das Familienleben erhaltend und fördernd ein. Denn die ganze Gesellschaft in China ist das Erbe einer langen und in keinem Momente ihrer Geschichte unterbrochenen Entwickelung. Wieweit immer der Chinese in der Richtung seiner Ahnenreihe zurückgehen mag, er findet sich mit ihnen stets durch natürliche Geistesverwandtschaft verbunden, er wird in seiner Kindesliebe durch die Betrachtung der Vergangenheit nur immer mehr bestärkt, ganz anders als im Westen, wo die Continuität der gesellschaftlichen Entwickelung mehr als einmal unterbrochen erscheint. Wie kann zum Beispiel in einem Christen Respect vor den Voreltern sich entwickeln, wenn er bei einem Rückblick auf seine Ahnenreihe auf Generationen stößt, die er als heidnisch und verdammt ansehen muss? Eine Glaubenslehre, die darauf basiert, dass sie ihre eigenen Vorläufer verdammt, kann auf das Gefühl der Ehrfurcht gegen die Vorfahren nur ungünstig wirken. Daraus erklärt sich, dass der Ahnengräbercult, welchen der Fetichismus auf den Polytheismus vererbt hat, schließlich vom Monotheismus entwurzelt und verleugnet wurde. In Corneilles großem Meisterwerke respectiert Pauline, solange sie heidnisch ist, ihres Vaters Befehl; als Christin wird sie, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, ein „frommer Rebell gegen die Gebote der Kinderpflicht“.

In den ehelichen Beziehungen dagegen verräth sich die verhältnismäßige Inferiorität der chinesischen Familienmoral. Die monogamische Stufe des socialen Fortschrittes ist in China nur unvollständig erreicht. Das Gesetz erlaubt zwar nur ein legitimes Eheweib, aber es sanctioniert auch das regelrechte Concubinat. Freilich muss bemerkt werden, dass dieses gesetzlich geregelte freie Liebesverhältnis in Wahrheit nur auf die Reichen oder wirklich Wohlhabenden beschränkt und selbst bei diesen lange nicht eine so ausgebreitete Erscheinung ist, als das Gesetz ermöglichen würde. Dagegen sehen wir ja im Westen und speciell in den großen Bevölkerungs- und Arbeitscentren nur zu oft das ungesetzliche Concubinat sich breit machen, welches zu nichts verpflichtet und sich von dem durch gesetzliche Vorsicht geschützten Verhältnisse in der chinesischen Gesellschaft nur nachtheilig unterscheidet. Sollte indessen der Westen einmal in die Lage kommen mit China in einer anderen als der bisherigen, habgierig räuberischen Weise einen Austausch der Culturgüter zu eröffnen, so wird zweifellos das wohlthätigste Werk die Verbesserung der ehelichen Einrichtungen in den wohlhabenden chinesischen Kreisen sein. In diesem Punkte zeigt das Familienleben unserer Gegenden seine zweifellose Ueberlegenheit, während es, wie schon gezeigt, in Hinsicht auf die Kindes- und Geschwisterliebe auf tieferer Stufe steht.

Werfen wir nun einen Blick auf den Religionszustand des chinesischen Volkes. Die officielle Religion des Landes ist der Fetischismus, speciell die Verehrung der Gestirne; aber dieser Cultus erscheint verbunden mit der Verehrung großer Männer, oder vielmehr überhaupt aller Männer und Frauen, welche der Gesellschaft auf irgend eine intellectuelle, industrielle oder moralische Art und Weise Dienste geleistet haben. Gekrönt wird die Verehrung edler Vorfahren von der Verehrung des Confucius. Confucius erscheint gleich nach Himmel und Erde als der nächst bedeutende Gegenstand des Cultus. Er ist für China im hervorragenden Sinne „der Philosoph“ und verdient zweifellos die ihm dargebrachte Verehrung. Demnach stellt sich die Religion Chinas, die den wahren geistigen Gehalt ihrer großen und festgefügten Civilisation ausdrückt, dar als ein fetischistischer Himmelscult, ergänzt durch die Verehrung hervorragender Männer. Es ist klar, dass die letztere in einem Volke von so ausgeprägtem Familiensinn und Ahnencult sich entwickeln musste. Es führt eine Linie der Gleichförmigkeit in diesem Sinne von dem größten vergöttlichten Philosophen bis hinunter zu den Vorfahren jedes kleinen Familienzweiges.

Einzelne Provinzen, die sich durch besondere Gewerbe auszeichnen, haben auch ihre speciellen Gottesdienste. So gibt es in der Provinz Tschekiang einen Tempel, der den ersten Seidenwürmern gewidmet ist, weil in diesem Lande seit urdenklichen Zeiten die Seidencultur in Blüte steht.

Die Priester der officiellen Religion sind die Mandarine. Die feierlichen, dem Himmel dargebrachten Opfer werden vom Kaiser in eigener Person celebriert.

Neben diesem officiellen Glauben und mit ihm zusammen gibt es bei den Chinesen nun freilich auch religiöse Ceremonien, die dem Taoismus oder Buddhismus, oder einem anderen mehr oder weniger dem Aberglauben verfallenen Cult entlehnt sind. Selbst von den Mandarinen bleiben viele nicht ausschließlich Anhänger der orthodoxen chinesischen Religion, sondern verbinden mit ihr buddhistische oder taoistische Gebräuche. Doch wird dadurch die heimische Religion selbst in keiner Weise gestört oder gefälscht; vielmehr werden diese angenommenen Gebräuche sehr oft von den Personen, die sie ausüben, in Wahrheit nur verachtet. Die Rücksichtnahme auf den Buddhismus ist vor allem eine Sache der politischen Nothwendigkeit für eine Regierung, die unter ihren Steuerzahlern eine große buddhistische Bevölkerung zählt. Die wirklichen Staatsmänner des Landes haben freilich ein klares und gerechtes Urtheil über die Superiorität ihrer Staatsreligion gegenüber den daneben bestehenden theologischen Bekenntnissen. Dafür sprechen manche Beispiele in ihren Schriften. Der Kaiser Kanghi veröffentlichte unter dem Titel eines „heiligen Edictes“ eine Anzahl moralischer Lehrsätze, zu welchen auf Befehl seines Nachfolgers Yung-Tsching ein Commentar geschrieben wurde. Ein Mandarin namens Wang-Yupo schrieb eine Paraphrase des Werkes nieder, die dann durch das ganze Reich verbreitet wurde, und diese enthält ein paar sehr charakteristische Betrachtungen über die religiöse Frage. Einer der Punkte, welchen der Erklärer mit ganz besonderem Nachdrucke behandelt, ist die Abneigung gegen falsche Secten, und unter diesen wird die des Fo (Buddha) ganz besonders von seiner Missbilligung betroffen. Mit Verachtung spricht er von den Dogmen, auf denen sie begründet ist, und mit Spott verfolgt er ihre Gebräuche. Die Buddhisten legen, ähnlich wie die Gläubigen anderer indischer Secten, die größte Wichtigkeit gewissen heiligen Worten oder Silben bei, die sie unaufhörlich wiederholen, im Glauben, dass sie durch das Aussprechen dieser Laute sich von allen ihren Sünden reinigen und durch diese nicht schwer zu erfüllende Andacht sich ihr seelisches Heil erkaufen. Der genannte Schriftsteller behandelt diese Sitte satirisch.

„Nimm an,“ sagt er, „du hättest dir eine Gesetzesübertretung zuschulden kommen lassen und würdest vor die Schranken des Gerichtes gebracht, um abgeurtheilt zu werden. Wenn du nun mit aller deiner Kraft die Worte auszurufen begännest: Euer Ehrwürden! und das sogar einige tausendmal, glaubst du, dass die Behörde dich darauf hin freiließe?“ Derselbe Schriftsteller sucht dann mit seiner scharfen Logik die geistige Inferiorität zu beweisen, die mancher theologischen Ueberlieferung anhaftet. „Wenn du es unterlässest,“ schreibt er, „zu Ehren Buddhas Papier zu entzünden, oder Opfer auf seine Altäre zu legen, wird er dir seine Gunst entziehen und seine Strafen über dich schicken: demnach ist dein Gott Buddha ein ganz niedriger Geselle. Nimm dir doch lieber die Behörde deines Bezirkes zum Muster. Auch wenn du dich dieser nicht näherst, um ihr schön zu thun oder Dienste zu erweisen, wird sie dir, solange du ehrenhaft und deiner Pflichten beflissen bleibst, nicht auf den Leib rücken. Wenn du aber das Gesetz überschreitest, wenn du dir eine Gewaltthat zuschulden kommen lässt, oder in das Recht des Nächsten eingreifst, so wird es dir nichts nützen, dem Richter mit tausend Mitteln zu schmeicheln, du wirst trotzdem seinem strafenden Urtheile unterworfen bleiben.“ An anderer Stelle fällt eben dieser Commentator, indem er den Ansichten des Kaisers Yung Tsching folgt, auch ein Urtheil über die katholische Religion und die Rolle, die sie in China gespielt hat. Es lautet: „Die Secte des Herrn des Himmels der Katholicismus, welche stets von Himmel und Erde spricht und von Wesen ohne Körper und ohne Schatten, diese Secte huldigt gleichfalls einem von Fehlern verderbenen Glauben. Nur weil die Europäer, die sie lehren, Astronomie und Mathematik kennen, nimmt die Regierung sie zuhilfe, um den Kalender zu corrigieren. Das beweist indessen nicht, dass ihr Glaube ein guter ist, und du bist keineswegs verpflichtet, gläubig hinzunehmen, was sie dir erzählen.“

Dies ist der Gesichtspunkt, welcher von allen wirklichen Literaten des Reiches in der Beurtheilung der theologischen Religionen angenommen und systematisch durchgebildet wurde.

Zum Schlusse beschäftige uns noch kurz die Organisation dieses großen Kaiserthums. Die Regierungsgewalt ist in den Händen des Kaisers concentriert. Er hat die oberste Macht, aber obgleich in letzter Linie jede Entscheidung von ihm ausgeht, ist auch seine Macht beschränkt, und zwar durch eine Menge aus uralter Zeit überkommener Meinungen und Regeln, die kein Herrschergeschlecht ungestraft verletzen darf. Als ein Beispiel dafür kann die einfache Thatsache gelten, dass die chinesische Reichsverfassung dem Muster der Familie nachgebildet ist, dass also der Kaiser von anderen und sich selbst nur als der Vater seiner Unterthanen angesehen wird und zur Erfüllung aller daraus sich ergebenden Pflichten verbunden ist. Er ist nicht, wie der theokratische Typus es zeigt, ein Wesen von Gottes Gnaden, das nach seinen Launen handeln darf. Auch wird die Ausübung seiner Herrschermacht durch ein ganzes System von Gebräuchen und Vorschriften, die als das Erbe socialer Vorläufer überkommen sind, geregelt.

Der Kaiser wählt den Nachfolger unter seinen Kindern, wobei er sich soweit als möglich von jenen Fesseln der Erbfolge frei machen kann, die dem theokratischen Regime auferlegt sind.

In China gibt es keine erbliche Aristokratie. Die regierende Classe ergänzt sich durch Examina und Graduationen aus allen Schichten der Bevölkerung. Es gibt drei einander folgende wissenschaftliche Prüfungen, mit denen man Titel erlangt, die etwa dem englischen Bachelor of Arts, Master of Arts und Doctor entsprechen. Die erste Stufe erreicht jeder, der eine vorgeschriebene Prüfung in seiner Provinz besteht. Die Masters werden durch Prüfungen aus jenen Erstrangigen ausgewählt, und die Doctoren gehen auf dieselbe Weise aus der Schar der Masters hervor. Regierungsbeamte und selbst die der höchsten Stellen werden aus den Gelehrten der beiden ersten Ränge gewählt, so dass China von einer Classe verwaltet und regiert wird, die nicht auf Erblichkeit gegründet ist, sondern sich vermöge eines regelrechten Systems von Proben, die dem Verdienst seine Ehre geben, aus den Volksmassen ergänzt. In der Praxis mögen manche Missbräuche unterlaufen, und speciell in der Erlangung der akademischen Würden kommen sie gewiss vor; aber im ganzen genommen führt die derart organisierte Regierung und Verwaltung einer Bevölkerung von mehr als 400 Millionen Menschen dazu, dass einer möglichst großen Anzahl materielles und moralisches Wohlergehen zum mindesten so sehr gesichert wird, als irgend einer anderen Nation unseres Planeten.

---

## Ikarus auf der Rakete.

In Nr. 304 der „Zeit" widmet Herr Prof. Roman Baron Gostkowski dem Projecte eines Schöneberger Fabrikanten, mittels einer Rakete eine kleine Vergnügungsreise nach dem Mars anzutreten, eine populär-wissenschaftliche Abhandlung mit dem Titel „Ein neuer Ikarus", gegen die mancherlei einzuwenden ist.

Der Aufsatz behandelt weniger die Reise nach dem Mars, als ein bescheideneres Problem des Erfinders, nämlich das Aufsteigen an die Grenze der Atmosphäre, wo dann dem Fahrzeuge eine entsprechende Seitengeschwindigkeit ertheilt werden soll, so dass es sich in widerstandslosem Mittel, in der Bahn eines die Erde umkreisenden Meteors bewegen würde und dann nach Belieben gelandet werden könnte. Abgesehen von der Möglichkeit des Aufstieges, ist in erster Linie die Frage zu beantworten, wie diese Seitenbewegung einzuleiten ist, damit das Fahrzeug zum Erdtrabanten wird, d. h. nicht sofort wieder zu fallen beginnt. Die Antwort darauf ist ziemlich einfach. Die Geschwindigkeit des Vehikels müsste so groß sein, dass die Centrifugalkraft gleich dem Gewichte würde; dies tritt ein, wenn die Geschwindigkeit nahezu acht Kilometer in der Secunde beträgt. Hat nun das Fahrzeug, wie Herr Prof. Gostkowski annimmt, 250 Kilogramm Gewicht, so ist zur Erreichung dieser Geschwindigkeit ein Arbeitsaufwand von rund 800 Millionen Meterkilogramm nöthig, beziehungsweise die Arbeitsfähigkeit von etwa 2800 Kilogramm Pulver, ohne Berücksichtigung jeglicher Effectverluste. Zum Anhalten ist natürlich dieselbe Arbeit und dieselbe Sprengstoffmenge nöthig, daher hätte man eine Last von fast 6 Tonnen bis an die Grenze der Atmosphäre zu heben, wozu abermals 7 Tonnen Pulver nöthig wären. Damit erscheint das Problem dieser unheimlichen Fahrt eigentlich erledigt. Einfacher wäre allerdings, das Fahrzeug mit der angegebenen Geschwindigkeit von einem hohen Berg aus abzuschießen. Vom Luftwiderstande abgesehen, würde es dadurch zum Trabanten der Erde.

Weder die größten Kanonengeschütze, noch die kleincalibrigen modernen Gewehre haben eine Mündungsgeschwindigkeit von nur einem Kilometer in der Secunde [illegible]. Dabei beträgt aber der [illegible] und [illegible]. Eine Steigerung derselben [illegible] Materialien [illegible] [illegible]

Material besäßen, das so leicht wie Aluminium und so fest wie Stahl wäre.

Herr Prof. Gostkowski befasst sich fast ausschließlich mit dem Aufstiege eines 250 Kilogramm schweren Fahrzeuges an die Grenze der Atmosphäre, und zwar zuerst unter der Voraussetzung, dass es abgeschossen wird, dann unter der, dass das Fahrzeug eine Rakete ist. Er findet den Aufstieg unmöglich, weil man eine entsprechend große Sprengstoffmenge nicht auf einmal zur Explosion bringen könne. Dieser Schluss beruht einerseits auf einem Rechenfehler,*) andererseits leidet er an Unklarheit. Nicht die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, so oder so viel Pulver auf einmal abfeuern zu können, ist hier entscheidend, sondern die Unmöglichkeit, ein Geschütz herzustellen, das dem nöthigen Gasdrucke zu widerstehen vermöchte. Wir können daher auch nicht den kleinsten Körper an die Grenze der Atmosphäre schleudern, obschon dessen Gewicht so gewählt werden kann, dass eine recht bescheidene Pulvermenge die nöthige Arbeit hiefür abgeben könnte.

Naturgemäß ist auch für das Raketenproblem die Festigkeit des Materiales und das daraus resultierende Constructionsgewicht von bestimmendem Einfluss. Was die nöthigen Sprengstoffmengen anlangt, wird sich dieses Problem wegen der schlechteren Wärmeausnützung ungünstiger stellen, als der Schuss. Ueberdies muss das raketenartige Fahrzeug den Sprengstoff mitführen. Diesbezüglich kommt Herr Prof. Gostkowski zu einem recht merkwürdigen Resultate.**) Er sagt: „Wenn ich also irgend ein Gewicht durch Reaction ausströmender Gase zehn Kilometer hoch heben will, so wird dies nur mit einem solchen Sprengstoff gelingen, von welchem jedes Kilogramm eine Energie entwickelt, welche zureicht, um ein Kilogrammgewicht 15 Kilometer hoch zu heben." Diese These ist in ihrer Allgemeinheit völlig unhaltbar. Angenommen, das Raketengewicht sei verschwindend klein gegen das Gewicht der Ladung, so ist annäherungsweise nur mit dieser zu rechnen, deren Gewicht durch die Verbrennung bis zum Nullwert abnimmt. Eine solche Rakete würde also doppelt so hoch steigen, als ein gleich schweres Projectil, das mit dieser Sprengstoffmenge abgeschossen worden ist; oder: für gleiche Steighöhe wäre bloß ein Sprengstoff von halber Leistungsfähigkeit nöthig. Das ist der untere Grenzwert; alle praktischen Werte liegen über demselben, da die Raketenhülle immer ein erhebliches Gewicht besitzt. Das Verhältnis dieses Gewichtes zum Ladungsgewichte bestimmt in jedem speciellen Falle die nöthige Energieleistung für je 1 Kilogramm der Ladung. Von vielen möglichen Werten stellt der von Herrn Prof. Gostkowski errechnete nur einen Specialwert für eine bestimmte Annahme dar. Diese Annahme ist, dass auf jedes Kilogramm der Ladung 1 Kilogramm Last kommt, also vollständig willkürlich. Leider wurde diese Supposition nicht erwähnt. Damit fällt aber auch die Behauptung, nur ein Sprengstoff, von dem jedes Kilogramm eine Energie von 523.500 Meterkilogramm zu entwickeln vermöge, könne eine Rakete an die Grenze der Atmosphäre bringen.

Auch das heftigste explosive Gemisch, zum Beispiel äquivalente Mengen von Sauerstoff und Wasserstoff (Knallgas), von dem jedes Kilogramm einen Arbeitswert von mehr als 1½ Millionen Meterkilogramm besitzt, also theoretisch 100 Kilogramm 13½ Kilometer hoch heben könnte, wäre nicht imstande, die besprochenen Probleme zu realisieren. Wir können sozusagen die Arbeit niemals in jener Concentration zur Wirkung bringen, wie sie hier nöthig wäre. Eigentlich ein naheliegendes Ergebnis, wenn man bedenkt, dass schon die üblichen Sprengmittel in ihrer heutigen Anwendung alles zu zerstören vermögen.

Reichenberg. Ingenieur Ludwig Loos.

---

## Goethe als Ehemann.

In Goethes „sämmtlichen Werken" finden wir viele seiner besten geistigen Erzeugnisse nicht: seine Gespräche und Briefe; in weiteren Kreisen sind davon nur die Gespräche mit Eckermann und dem Kanzler v. Müller und die Briefe an Schiller und Frau v. Stein bekannt geworden. Wer aber kennt seine Briefe an seine Gattin? Und doch ist das, was wir davon haben, wohl geeignet, unsere Anschauung Goethes zu bereichern oder zu verbessern.

Seine Stellung zur Ehe, das ist ja zweifellos das, worüber

*) [illegible] Kilogramm auf 300 Kilometer zu [illegible] Kilogramm berechnet, [illegible] Pulver heben kann, eben [illegible] vermuthlich wegen [illegible] Erhöhung des [illegible] Kilogramm ermittelt. Richtig hat [illegible] Die unrichtige Annahme [illegible] Der Fehler rührt daher, [illegible] Gewicht, dann aber [illegible] Fehler wird schon vorher [illegible] Kilometer zu heben, [illegible] dabei nicht 30mal soviel

**) [illegible] ein Fehler gemacht. Um [illegible] an die Grenze der [illegible] es brauchen dann [illegible] Gasdrucke zu dem [illegible] nöthigen Sprengstoff [illegible]

der gute Bürger bei Goethe nicht hinwegkommen kann, ganz zu schweigen von den Schwarzen auf römischer und protestantischer Seite, denen gerade seine Stellung zur Ehe ein wahres Labsal ist, weil sie nach gehöriger Caricatur und Ausschmückung in diesem Punkte sich über den verhassten „Griechen und Heiden" fromm entrüsten und ihrer größeren Tugend sich erfreuen können. Bei näherer Betrachtung erscheint freilich Goethes Lasterhaftigkeit nicht so hervorragend, dass viele von uns über ihn zu Gericht sitzen könnten. Warum bedauern wir die arme Friederike von Sesenheim? Weil Goethe sein eigener Ankläger geworden ist: er hat uns den Liebesfrühling so schön geschildert, dass schon unser poetisches Gefühl verletzt ist, weil die Novelle nicht mit Hochzeit und Kindersegen abschließt. Und nachher spricht er in Dichtung und Wahrheit von Lili Schönemann mit soviel Lob und Liebe, dass es uns wieder schmerzt, wenn er die Verlobte verlässt. Diese Dinge hätten wir kaum erfahren, wenn Goethe sie nicht selber erzählt, wenn er sich nicht im Goetz und Clavigo selber angeschwärzt hätte. Dass er ein Sonderling war, wissen wir freilich auch aus anderen Berichten. In Weimar scherzt er wohl mit allen „Mieselś" der höfischen Gesellschaft, aber statt eine hübsche Comtess heimzuführen, fasst der wunderliche Mann eine tiefe, treue Liebe zu einer verheirateten Frau, die sieben Jahre älter war als er und bereits sieben Kinder gehabt hatte. Und als er sich längst klar darüber war, dass sie nicht die Seinige werden konnte, entschloss er sich immer noch nicht zu einer verständigen Ehe, sondern begann ein Verhältnis zu einer ungebildeten Person niederen Standes, er entblödete sich nicht, sie ernstlich zu lieben und sie endlich gar zur Geheimräthin v. Goethe zu machen. Das ist alles ungewöhnlich und es erscheint nicht sonderlich klug; es sind gewiss viele unter uns vorsichtiger, und wenn sie auch einmal eine Friederike und Lili geliebt und verlassen haben, so erzählen sie die Geschichte nicht und nehmen namentlich nicht alle Schuld auf sich; sie treten auch nachher nicht den schweren Gang zu den einst Geliebten an, wie Goethe es that, um sie um Verzeihung zu bitten und freundliche Verhältnisse wieder herzustellen.

Manche verstehen es, dass Goethe sich von diesen beiden Mädchen trennte, da sie auf die Dauer weder ihn befriedigt, noch selber glücklich mit ihm geworden wären; aber sie können es dann nicht billigen, dass er schließlich „die Köchin" zur rechtmäßigen Gattin machte, nachdem er lange in „wilder Ehe" mit ihr gelebt hatte. Das Bild von Christiane Vulpius lebt bei den Deutschen leider nur in gehässiger Verzerrung; viele, die sich für vorurtheilslos halten, begehen immer noch die Thorheit, ihr Urtheil über die Gattin unseres größten Dichters von Damen der weimarischen Hofgesellschaft oder anderen, in Standesvorurtheilen befangenen oder von der Klatschsucht und Verkleinerungssucht besessenen Leuten zu entlehnen, denen Goethe weit voraus war und denen wir heute alle voraus sein sollten. Dass der berühmte Dichter, der hochgestellte Staatsmann, der beste Freund des Landesherrn, ein schlichtes, armes Mädchen aus dem Volke zu seiner Lebensgenossin erwählte, sollten wir doch in einem besseren Lichte sehen, als die beleidigten und enttäuschten adeligen Damen um ihn herum. Der stolze Aristokrat Goethe, den man gern als einen Volksfeind hinstellte, hat da eine Vorurtheilslosigkeit bewiesen, die wertvoller ist als eine Marquis Posa-Rede. Und selbst, wenn Christiane so viele Mängel gehabt hätte, wie der Hofklatsch zu vermelden wusste, was macht **uns** das aus, da doch Goethe sie Jahrzehnte hindurch als die beste Gattin bewährt fand? Wollen wir dem großen Lebenskünstler nachträglich noch sagen, mit welcher Genossin er sich hätte wohl fühlen sollen?

Christianens Vater war weimarischer Amtsarchivar gewesen, aber er hatte durch leichtsinnigen Lebenswandel seine Familie ins Elend gebracht. Die Mutter war früh gestorben, Christiane wurde mit ihrer Schwester von einer Tante aufgenommen. Sie arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch, während ihr Bruder, der Dichter des Rinaldo Rinaldini, sich zum Trinker zu entwickeln anfieng, wie sein Vater gewesen war. Mit einer Bittschrift dieses Bruders trat sie zuerst vor Goethe, als er in seinem ländlichen Garten an der Ilm auf und ab schritt. Sie war ein hübsches Kind „von naivem freundlichem Wesen, mit vollem rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen". Wie eine Blume erschien sie dem einsam gewordenen Manne, und in des Dichters Sprache erzählt er uns selber weiter: „Ich wollt es brechen, da sagt es fein: soll ich zum Welken gebrochen sein? — Ich grub's mit allen den Würzeln aus, zum Garten trug ich's am hübschen Haus und pflanzt es wieder am stillen Ort, nun zweigt es immer und blüht so fort." Er nahm Christiane mit ihrer Tante und Schwester in sein Haus, und bei dem Sohne, den sie ihm schenkte, stand der Herzog selber Pathe. Auf die Entrüstung alter Freunde und Feinde antwortete er im stillen mit dem Tasso-Worte: „Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt, als was ich mir unedel nennen müsste." Schiller verstand ihn: „diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Theil seines Charakters zusammen," schreibt er an Gräfin Schimmelmann. Nur auch Goethe erlitt keine Verletzung durch dieses Bündnis, denn Christiane war gerade die Genossin, die ihm möglich und Bedürfnis war. Er selber gestand: „Ich wünsche mir eine hübsche Frau, die nicht alles nähme gar zu genau, doch aber zugleich am besten verstände, wie ich mich selbst am besten befände." Und Christiane dankte ihm seine Liebe; bescheiden blieb sie im Hintergrunde, hegte und pflegte ihn und war nie eifersüchtig auf seine Arbeit, wie eine „Dame" es sicherlich gewesen wäre. Er hatte das Bedürfnis, sich ganz zu isolieren, wenn ihn eine große Aufgabe beschäftigte; er zog dann in sein Gartenhaus oder lieber noch nach Jena und schloss sich wochenlang auch vor seinen Liebsten ab. Zwar hatte Christiane dann große Sehnsucht und sie schrieb wohl: „Es wird sileicht mit den arbeyden Hier beser gehn als sond du kanns hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht eher zu dir komm biss du mich verlangst auch der Gustel soll Frühe nicht zu dir komm. Kom nur balt." Aber sie fügte sich auch willig, wenn er in seiner freundlichen Weise ihr meldete, dass die gesetzte Aufgabe noch nicht bewältigt sei, und unverdrossen sorgte sie dann, was sie an guten Speisen und Getränken für ihn den Botenweibern mitgeben könne. Doch nicht bloß in dieser negativen Weise nahm sie an seinem Schaffen Antheil, manches davon verstand sie auch zu beurtheilen, und er gab auf ihr Urtheil viel. Eines seiner Lehrgedichte, über die Metamorphose der Pflanzen handelt es, hat er besonders für sie geschrieben, die „liebliche Freundin", mit der er soviel praktischen Gartenbau getrieben hatte. „Sie war keine sehr ausgebildete Frau," erzählte Frau v. Knebel einige Jahre nach ihrem Tode von ihr, „aber sie hatte sehr vielen natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, dass, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurecht finden könne, wie er dann zu ihr gienge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müsste, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke." „Die Frau ist sehr beneidet worden," erklärte dieselbe Dame, „und deshalb viel angefeindet und verleumdet."

Als Goethe Christiane zu sich nahm, dachte er an kein gesetzliches Band, dazu war seine Ehescheu viel zu groß. Zeitlebens war er gegen rasche Verlobungen und Hochzeiten, noch 1823 sagte er zum Kanzler v. Müller: „Eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entstehen, und jede echte Neigung muss irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt sein, aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammenpassen." Desto ehrenvoller ist es für Christiane, dass Goethe sie sehr bald als seine Gattin in „Gewissensehe" betrachtete und dass er schließlich auch die kirchliche Ceremonie herbeiführte, um ihr und ihrem einzigen überlebenden Kinde die volle legitime Stellung zu geben. Als nach der Schlacht bei Jena die als „Wirtschafterin" behandelte Person den französischen Soldaten, die auf Goethe sogar mit den Waffen eindrangen, muthig entgegengetreten war und ihm vielleicht das Leben gerettet hatte, da war ihm die Zeit gekommen und er sprach das Wort: „So Gott will, sind wir morgen Mittag Mann und Frau." Arthur Schopenhauers Mutter war dann die Tapfere, die die neue Geheimräthin gesellschaftlich anzuerkennen und allen Nachreden von Frau v. Schiller, Frau v. Stein und den andern Beleidigten zu trotzen wagte. Am Abend nach seiner Trauung besuchte Goethe mit Christiane ihren literarischen Thee. „Ich empfieng sie," so erzählt Frau Schopenhauer selber, „als ob ich nicht wüsste, wer sie vorher gewesen wäre . . . Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch."

Als Christiane 1816, erst zweiundfünfzig Jahre alt, starb, fühlte Goethe wohl den größten Schmerz seines Lebens. In seinem Tagebuche steht: „Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und außer mir." Obwohl er sich immer wieder zwang, seine Schmerzen und Angst zu verbergen, sah ihn doch der Arzt an ihrem Bette weinend in die Knie sinken: „Du sollst, du kannst mich nicht verlassen!" Und Riemer schreibt: „Ob er gleich gefasst erscheint und von allem andern spricht, so überfällt ihn doch mitten unter anderen der Schmerz, dessen Thränen er umsonst zurückzudrängen strebt". Und 1820 versicherte Frau v. Knebel, dass er diesen Verlust noch nicht verschmerzt habe.

Nach dem, was wir über Goethes Ehescheu gesagt haben, muss aber auch betont werden, dass er auch einige gute Eigenschaften zum Ehemanne hatte. Vor allem erfreute sich seine Genossin dessen, dass er die Frauen kannte und ihnen das Recht, ihrer Natur nachzuleben, willig einräumte und dass er weiter die Eigenart jeder Persönlichkeit zu achten gewohnt war. Die Freiheit, deren er selber bedurfte, gönnte er auch der Gattin. Er konnte und wollte

sich nicht versagen, auch andere Frauen und Mädchen schön und liebenswert zu finden und ihr freundliches Lächeln zu genießen; so gestattete er auch Christianen das „Aeugeln“ und scherzte mit ihr darüber. Sie tanzte gern, so ließ er sie allein auf Bälle gehen, und die Leute mochten reden, was sie wollten. „Meine Frau besucht in Lauchstädt Theater und Tanzsaal,“ berichtet er an Bettina v. Arnim, während er in Karlsbad an Silvie v. Ziegesar seine Freude hat. Und dann heißt es an Christiane: „Fräulein Silvie ist gar lieb und gut, wir haben viel zusammen spaziert. Was wirst Du aber sagen, wenn ich Dir erzähle, dass Riemer ein recht hübsches Aeugelchen gefunden hat . . Was sich in diesem Capitel bei Dir ereignen wird, erfahre ich doch wohl auch.“ Ein anderes Jahr schreibt er wieder aus Karlsbad nach Lauchstädt: „Ich zweifle nicht, dass alter und neuer Aeugelchen vollauf sein wird; dazu wünsche auch Glück. Macht Euch in jener Gegend soviel Freude wie möglich.“ Und wie milde klingt seine Warnung aus etwas jüngeren Jahren. „Mit den Aeugelchen geht es, merke ich, ein wenig stark; nimm Dich nur in Acht, dass keine Augen daraus werden.“ Wenn er denkt, dass sie wohl auf seine feinen und gelehrten Freundinnen eifersüchtig werden könnte, beeilt er sich stets, ihr zu sagen, wie viel lieber sie ihm sei. Christiane mag zuweilen nicht ohne Sorge an das andere Ende der „Ackerwand“ gedacht haben, wo die ehemals geliebte Frau v. Stein wohnte, die nach bitterem Gegensatz langsam wieder seine Freundin wurde. Da wusste er ihr gar zart zu sagen, dass er doch nur mit ihr ganz einig und heimisch sei. Als er mit einer anderen hochgebildeten Dame, Marianne v. Eybenberg, in Karlsbad in einem Hause wohnte, beruhigte er sie: „Mit der lieben Hausfreundin bleibt's, wie ich's Dir schon gesagt habe: so angenehm und liebreich sie ist, so gehen wir doch nicht auseinander, dass sie nicht etwas gesagt hätte, was mich verdrießt. Es ist wie an der Ackerwand.“

Und in jedem Briefe bemüht er sich, eine Freude für sie anzubringen, ein neues Geschenk anzumelden. „Ich lege abermals ein Endchen Spitze bei, dass ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich!“ Ein andermal: „Auch bringe ich Dir eine silberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise ohne sonderliche Kosten gekommen bin.“ Oder: „Ein recht zierliches Unterröckchen und einen großen Shawl nach der neuesten Mode bringe ich Dir mit. In Kassel kannst Du Dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neuesten Waren so gut als irgendwo.“ Immer wieder denkt er daran, sie zu schmücken, und lebt ihre kleinen Freuden mit. „Schreibe mir ja, wie das seidene Kleid gerathen ist und wann Du es zum erstenmale angehabt hast,“ bittet er 1797 aus Frankfurt, und eine Woche später heißt es: „Ich bin nicht wohl zufrieden, dass Du Dir die goldnen Schnüre angeschafft und Dich recht hübsch herausgeputzt.“

Und immer wieder versüßt er ihre Tage mit Liebesworten und spricht aus der Ferne fleißig von seinem Verlangen nach ihr und seinem Kinde. „Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel (seinem Hausgarten gegenüber) wieder sehen und Dich an mein Herz drücken und Dir sagen, dass ich Dich immerfort und immer mehr liebe“ (1801). „Lebe recht wohl und behalte mich so vom Grunde des Herzens lieb wie ich Dich“ ist ein Briefschluss wie viele andere. Klagte sie ihm aber, dass die Leute wieder schlecht über sie gesprochen hätten, dass etwa Frau v. Staël boshaft über sie hergezogen sei, da tröstet er sie mit schönen Worten und schließt: „Wir wollen in unserer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andere zu bekümmern.“

Weimar. Dr. W. Bode.

---

## Die Malerei auf der Weltausstellung.

Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Schweiz, Russland, Finnland.

Den linken Flügel des Grand Palais durchschreiten, bedeutet eine Reise um die Welt. Alle Culturvölker des Erdballes von Portugal bis Japan, von Italien bis Norwegen haben sich bemüht, ihr Bestes zu zeigen. Oelbilder, Pastelle, Aquarelle, Feder-, Bleistift- und Kreidezeichnungen; Radierungen, Holzschnitte, Lithographien — es ist alles da, was das Herz sich wünscht. Wenn man gleichwohl schwer über achtungsvolle Langweile hinauskommt, so liegt das theils daran, dass die Durchwanderung einer Saalflucht mit 3000 Bildern mehr an physische Ausdauer, als an Kunstempfänglichkeit appelliert. Theils daran, dass vieles und das Beste durch frühere Ausstellungen bekannt [illegible] zum dritten, viertenmal präsentiert. [illegible]

[illegible]

Buch ergeben. Auch wäre neues nicht viel zu sagen. Denn — hat sich wirklich in den letzten Jahren so wenig verändert, oder kommt auf Weltausstellungen Neues, sich Verbreitendes nicht zu Wort? — es stimmt im wesentlichen noch das, was ich vor sieben Jahren in meiner Geschichte der Malerei gesagt habe. Manche Abtheilungen wirken wie Illustrationen des dort gegebenen Textes. Statt in allgemeine Erörterungen einzugehen, verzeichne ich also nur die Wandlungen, die sich seitdem vollzogen haben, und nenne die Künstler, die, nach Wien geladen, anregend wirken könnten.

Den Anfang im Untergeschoss macht Belgien, und man genießt das Gebotene wie einen schweren Lunch mit Porter, Beefsteak und Ei. Denn mit dem Worte „vlämisch“ ist noch heute der Charakter der belgischen Kunst umschrieben. Das schwere Blut des Jacob Jordaens scheint noch jetzt in den Malern zu fließen — natürlich abgesehen von Fernand Khnopff, der inmitten dieses starken Geschlechtes wie der Angehörige einer anderen anämischen Rasse anmuthet. Er, der Oesterreicher, und Rops, der Ungar, sind Ausnahmen. Auch Evenepoel, der jungverstorbene, erst nach seinem Tod entdeckte Meister, scheint mehr in die Manetschule zu gehören. Sonst lieben die Maler wie zu Jordaens' Tagen alles Quammige, Fette: feiste Kinder, schwere Lastgäule, dicke Hunde, saftiges Gemüse und speckiges Menschenfleisch. Selbst die Landschaft bekommt unter ihren Händen etwas Behäbiges, Sattes, von Dünger und Regen, wie von Speise und Trank genährt. Die Wogen des Meeres fließen so schwer, als ob sie aus Oel, nicht aus Wasser bestünden. Damit verbindet sich die Freude an saftigüppigen Farben und eine faustkräftige robuste Mache. Die großen Formate herrschen demnach in den belgischen Sälen vor. Man sieht eine Riesenlandschaft von Courtens, die Kuhschwemme von Claus, die gewaltigen Gäule Verwées. Frédéric, in seinem Triptychon, malt eine Cascade nackten Menschenfleisches: dicke, quappige Kinder, Buben und Mädchen, die jubelnd in die Flut des Lebens hinaustanzen, vom Strudel erfasst werden und an den Klippen zerschellen. Der zweite Charakterzug der belgischen Kunst tritt hier hervor. Dasselbe Land, das im siebzehnten Jahrhundert Jacob Jordaens, den Maler der Fressgelage, hervorbrachte, hatte auch den düstern Pessimisten Pieter Brueghel, den Maler der armen Leute und des Assommoir. Und ein Nachfolger Brueghels lebt noch jetzt. Eugène Laermans hat in seinen Bildern „Der Blinde“ und „Der Trunkene“ Werke von grausigem Ernst, von Brueghel'scher Schärfe geschaffen.

Zur selben Zeit, als in Flandern Jacob Jordaens lebte, malte in Holland Pieter de Hooch. Damit ist angedeutet, welcher Unterschied noch jetzt zwischen beiden Ländern besteht. In Belgien faustkräftige Bravour, hier schlichte Traulichkeit. Dort forsches Drauflosgehen, hier jenes Phlegma, das alle Neuerungen, alle kühnen Versuche meidet, still und selbstzufrieden bei gewohnten, einmal liebgewonnenen Dingen beharrt. Durch hohes Alter wird solch ökonomischer Kraftverbrauch, solch vernünftiges Leben belohnt. Seit meiner frühesten Jugend kenne ich die Namen Apol, Bastert, Blommers, de Bock, Bosboom, Ter Cate, du Chattel, Henkes, Israels, Klinkenberg, Maris, Mesdag, Ter Meulen, Neuhuys, Sande-Bakhuyzen, Therese Schwartze. Und dieselben Namen stehen noch immer im Katalog. Es ist, als hätte man die Auflage von 1889 neu abgedruckt und auch die nämlichen Bilder geschickt. Holland bietet die seltsame Erscheinung, dass in einer nervösen Zeit Menschen gar keine Nerven haben, dass in einer unruhigen, rastlos suchenden Epoche Maler mit der Beschaulichkeit der alten Meister arbeiten. Nicht einmal Toorop, den zwei Zeichnungen spärlich vertreten, bringt einen erfrischenden Misston in die vornehme, ein wenig einschläfernde Güte.

Dänemark ähnelt Holland. Dieselbe Schläfrigkeit, dieselbe thatlose Ruhe, dasselbe sich Verkriechen im Nebel. Hier wie dort nichts Sprühendes, Lichtes. Weich wallender Dämmerschein, aus dem die Figuren sich lösen. Nur statt des Phlegmas mehr zitterndes Sehnen, ein wollüstig wehmüthiges Schwelgen im Traum. An das Stück Erde, das ihm geblieben, klammert der Däne sich mit rührender Zärtlichkeit an. In seinen vier Wänden nistet er sich ein, in jenen altväterischen Zimmern, die so gemüthlich sind, so zu sinnendem Träumen laden, wenn die buntbeschirmte Lampe schimmeriges Licht verbreitet, die Cigarette dampft und das Wasser im Theekessel brodelt. Wohl macht auch in Dänemark der „Neuidealismus“ sich bemerkbar: Joachim Skovgaard, mit seinem „Christus im Todtenreich“ und den „Gichtbrüchigen am See Bethesda“ vertreten, bemüht sich Dänemark eine Monumentalkunst zu schenken. Harald Slottmøller und J. F. Willumsen huldigen einer stilisierenden Symbolkunst. Doch ich gestehe, dass mir dafür [illegible] namentlich für Willumsens [illegible] noch das Verständnis fehlt. Für mich sind noch Kröyer und Johansen die repräsentierenden Männer der dänischen Kunst. Kröyer, [illegible] und gemüthlich in seinen kleineren Bildern, hat [illegible] einen Zug ins Große, der sonst selten in der [illegible] Seine „Sitzung der Kopenhagener [illegible]“ ist wieder eines jener modernen [illegible] zu malen weiß. Johansen in seiner [illegible] Däne. Ein Abend in meinem Haus, [illegible] Geburtstag, Mama Geschichten

erzählend — nennt er die Bilder, die er nach Paris geschickt hat. Alle sind von früheren Ausstellungen bekannt, und alle haben noch denselben frischen duftigen Zauber. Irminger, Ilsted, Johann Rohde, Julius Paulsen in ihren zarten Interieurs und seinen Landschaften — sie sind sämmtlich Persönlichkeiten, jeder vom anderen verschieden, und doch geht durch ihre Werke derselbe discrete Zug, dieselbe leise träumende Wehmuth. Und zwei Jüngere, die in Wien nicht bekannt sind, seien besonders genannt. Der eine ist Ejnar Nielsen, dessen Porträts einer alten Dame und eines kranken Mädchens besonders fein diese dänische Note haben. Der andere Hammershoy, der das magische Licht, das in halbdunkeln Zimmern webt, mit so exquisitem Sinn für Tonwerte schildert. Eine hellgraue Wand, darauf ein Kupferstich in schwarz profiliertem Rahmen; ein weißes Tischtuch, darauf eine blauweiße Tasse; im Hintergrund ein junger Maler, der den Probedruck einer Radierung betrachtet; ein junges Mädchen, das still sinnend am Fenster lehnt — das ist etwa der Inhalt seiner Bilder, die in ihren kühlen silberigen Tönen so schön sind, wie einst in goldenen die des Pieter de Hooch.

Schweden, von Zorn geordnet, frappiert wie stets durch die erstaunliche Virtuosität, die blendende Geschicklichkeit seiner Maler. Aus dem kleinen gemüthlichen Kopenhagen tritt man in das großstädtisch rauschende, sinnlich raffinierte Stockholm. Auf die Beschaulichkeit folgt unruhige Nervosität, den stillen Träumern eine Gruppe von Künstlern, die das Flüchtigste, Ungreifbarste, was es gibt — blitzartig wechselnde Bewegungen und alle Bizarrerien des Lichtes — in prickelnd capriciösem Stil commentieren. Zorn hat es fertig gebracht, in seinem Porträt des Königs Oscar ein Werk zu schaffen, das ein Repräsentationsbild und ein Kunstwerk ist. In seinem Tanz vor dem Wirtshaus lebt, athmet, vibriert alles. Sein Porträt einer Bäuerin ist eine Fanfare sprühend leuchtender rothgelber Töne. Karl Larsson, in decorativen Panneaux, zeigt die spielende Leichtigkeit, die kokette Grazie seines Pinsels, und Prinz Eugen wird immer mehr der erste Landschafter seines Landes. Sonst sind Oscar Bjorck, Hanna Hirsch, Richard Bergh mit sehr lebendigen Bildnissen, Nils Kreuger, Nordstroem, Axel Sjoberg, Wallander und Wahlberg mit aparten Landschaften da. Namentlich Dämmerungserscheinungen: wenn silberne, gelbe, orangene Lichter über den Spiegel eines Sees oder nächtliche Straßen huschen, buntbewimpelte Gondeln leicht über die Fluten gleiten, das Abendroth über dem Meere spielt, die Sonne ihre letzten Strahlen über dunkle Baumwipfel breitet oder das Licht der Leuchtthürme mit der Dämmerung kämpft — werden mit gewohnter Meisterschaft geschildert. Und neben diesen Aelteren, die die sprühendsten Lichtphänomene festhalten, stehen Jüngere aus der Schule Karl Larssons, die mehr nach großzügiger decorativer Wirkung streben. Gustaf Fjaestad, im Wiener Künstlerhaus schon bekannt, hat ein Bild hier, das mächtig wie ein Mosaik aus seiner Umgebung herausleuchtet. Und viel Aehnlichkeit mit ihm hat Herman Norrman, dem ich noch nicht in unseren Ausstellungen begegnete.

Die Marke Norwegens ist wie immer die, dass an jeder Wand ein Ibsenporträt hängt und dass sehr viele Schneebilder vorkommen. Nur zahmer, civilisierter sind die Maler geworden, die vor zehn Jahren so derb und ungeschlacht auftraten. Jörgensen, Kolstoe, Krohg, Soot, Gustav Wentzel — sie malen nicht mehr jene hünenhaften Matrosen und Fischer, all jene Riesenbilder, die damals den norwegischen Ausstellungen etwas so Brutales, Herausforderndes gaben. Das Format ist kleiner. Die in allen Tönen des Regenbogens schillernde Farbe hat etwas Geschmeidiges, subtil Weiches bekommen. Die Zeit der künstlerischen Flegeljahre, der großen Kraftproben ist vorbei, man ist versöhnlich geworden, malt angenehme gefällige Bilder, die auch im Bürgerhaus hängen können. Selbst die Landschaften haben nicht mehr die ascetische Herbheit, die düstere Einsamkeitspoesie von früher. Der Chik hat sich der norwegischen Palette bemächtigt und aus den ernsten Schneefeldern glitzernde Skating-Rings gemacht. Mit Fritz Thaulow bahnte sich diese Wandlung an, und man bemerkt heute, dass sein Können ein wenig zur Routine geworden, dass die Wellen seiner Weiher ein wenig gefallsüchtig schillern. Neu sind Borgen, Hennig, Hjerlow und Steuerien in die Phalanx der norwegischen Landschafter eingetreten, und besonders anziehend ist Halfdan Strom, der Lichtstrahlen, die aus stillen Fenstern über einsame Landschaften zucken, dunkelblaue Weiher, nächtliche Himmel und bunte Frauenkleider, die als pikante Farbenflecke sich von dunkelgrünen Wiesen abheben, mit einer an Cazin streifenden Toneinheit schildert.

Die nächsten Säle zeigen, dass auch in der Schweiz frisches Leben sich regt. Bisher war von diesem Land selten die Rede. Koryphäen wie Boecklin wurden zu Deutschland, Künstler wie Robert und Gleyre zu den Franzosen gerechnet. Und auf die Kleineren einzugehen war die Lust gering. Das schöne Werk „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert", das unter Seippels Redaction erschien, klagt über diese stiefmütterliche Art, mit der die Geschichtschreibung sich der Schweiz gegenüber abfand. Es rühmt, wie viel tüchtige Maler das kleine Land hervorbrachte. Und durch die Pariser Ausstellung wird der Beweis geliefert. Man ist erstaunt, Künstlern wie Louise Breslau, Eugène Burnand, Carlos Schwabe, Charles Giron oder Albert Welti, die sonst immer als Pariser oder Münchener auftreten, unter ihren Landsleuten zu begegnen. Man sieht, dass Sandreuter doch höher einzuschätzen ist, als bisher geschah. Und namentlich in Hodler macht man die Bekanntschaft eines Künstlers von ganz urwüchsiger herber Kraft. Das Züricher Künstlerhaus besitzt seine besten Sachen. Drei Werke — der Tag, die Nacht, Eurhythmie — vertreten ihn in Paris. Alle frappieren durch einen männlichen großen Stil, der die Linienrhythmik des Puvis de Chavannes mit der malerischen Wucht Max Slevogts eint. Es wäre schön, wenn gelegentlich den Wienern die Bekanntschaft Ferdinand Hodlers — genauer als dies jüngst im Künstlerhaus der Fall war — vermittelt würde.

Doch das Hauptereignis der Ausstellung ist, dass die Russen erstmals all ihre Batterien ins Feld schicken. Russland war bisher eine verschlossene Welt. Was auf internationalen Ausstellungen gezeigt wurde, spiegelte veraltete europäische Kunst mit einem Stich ins Barbarische wieder. Nur die Petersburger Kunstzeitschrift „Mir Iskustwa" und jene kleine Ausstellung, die eine Gruppe russischer Landschafter vor drei Jahren in München veranstaltete, ließ ersehen, dass neben dieser altmodischen, charakterlos kosmopolitischen Kunst eine junge specifisch russische Kunst emporkeimte. In Paris steht man vor dieser Kunst mit derselben Ueberraschung, wie einst vor den norwegischen Werken. Gleich die Eingangshalle mit den Sculpturen Antokolskys bereitet die Stimmung vor. Religiöse Bildwerke überwiegen: Crucifixe, Kirchenväter, Eremiten. Die Streitaxt im Arm, wie ein wilder Urmensch, steht Ermak, der Eroberer Sibiriens da, daneben mit wehender Schärpe, unwiderstehlich, gewaltig, der große Peter. Zwischen ihnen sitzt ernst repräsentierend, in byzantinischer Feierlichkeit, Alexander III. Und zur Seite dieser Kolosse eine zarte Büste, ein blasses, feines Gesicht mit verschwommen träumendem Auge: Nikolaus II., der Däne auf dem Thron der Reußen, der Jacobsenmensch in das Land Dostojewskys versetzt. Aehnliche Gegensätze gehen durch die Malerei. Mit wilder unverbrauchter Kraft treten die Einen in die Kunstwelt ein. Mit einer Urwüchsigkeit malen sie und Kühnheit, als sei der Gebrauch von Pinsel und Farben erst für sie erfunden. Geschichtsbilder sieht man, fast barbarisch, doch von packender Größe, Schilderungen aus dem Volksleben von düster wunschloser Schwermuth: arme Leute, die, von Polizisten geführt, schwer und gleichgiltig dahintaumeln; Popen, die mit dem Gebetbuch durch einsame Steppen schreiten; Zigeunerkinder, die sich um glimmende Feuer lagern; stierblickende Bauern, die in dumpfer Verzückung vor Crucifixen Gebete murmeln. Jenes Beklemmende, Herzzuschnürende, das über den „Gebrüdern Karamasow" oder der „Macht der Finsternis" liegt, strömt aus den Bildern. Daneben zeigt sich, dass eine tausendjährige Tradition über Russland liegt. Man steht vor einer kirchlichen Kunst, die von den Erzeugnissen unseres Jahrhunderts sich so unterscheidet, wie von den Werken der Renaissancemeister die der Mönche vom Berge Athos; vor einer Kunst, in der, nicht imitiert, sondern kraftvoll groß, die ganze starre Tradition des byzantinischen Mittelalters lebt. Und schließlich fesseln Landschaften von fast dänischer blutloser Zartheit. Victor Wasnezow, der gewaltige Schöpfer der Kuppelbilder in der Wladimirkirche von Kiew, ist unter allen wohl die größte Erscheinung. Kein einzelner, sondern der Geist der Kirche hat, scheint es, diese Bilder geschaffen. Noch heute lebt jene goldstrotzende, den Geist umnebelnde Kunst, die einst die Mosaiken der Sophienkirche schuf. Doch nicht nur Heiligenbilder von hieratischem Ernst hat Wasnezow gemalt. Er malt Skythen, die mit Lanze und Streitaxt sich bekämpfen; Ritter, die wie Boecklins Abenteurer über einsame Steppen ziehen; Harpyien, die mit Kassandrablick ins Unendliche starren; Parklandschaften, über denen der romantische Zauber eines zerbröckelnden Rococo liegt, und Wälder, in denen die Geister der russischen Märchen hausen. Nächst Wasnezow fällt Michel Nesterow auf, auch Mönchs- und Heiligenmaler, doch so verschieden von jenem, wie etwa Zurbaran von den Mosaicisten Venedigs. Dann Valentin Serov, machtvoll als Bildnismaler, bestrickend als Landschafter. Und in der Nähe sieht man die Werke Maliavines: Bauern, reckenhaft gewaltig, wie Könige der Urwelt; sieht jenes Bild, das er Le Rire nennt, macbethhafte Weiber, in brandrothe Fetzen gehüllt, mit wahnsinnigem Lachen in die Landschaft hinausgrinsend — das Ganze hingeschleudert mit einer Wucht, neben der Zorns kühnste Bilder ängstlich und glatt erscheinen. Apollinaris Wasnezow, der Landschafter, sei als letzter genannt. Er war längst bekannt als großer Künstler, der die düstere Oede Sibiriens, seine dunklen Ebenen und unendlichen Urwälder in mächtig einfachem Stil interpretierte. Aber so stark wie diesmal ist er noch nie erschienen. Sowohl die kleineren Bilder, die er im Grand Palais hat, wie die großstilisierten sibirischen Landschaften, die er als Friesbilder für den Trocaderopavillon malte, gehören zum mächtigsten, was die moderne Landschaftsmalerei schuf.

Unter den russischen Malern sind — das Schicksal ist hart — auch die Warschauer Polen verzeichnet, und ich trat in diese Säle mit besonderer Neugierde ein. Denn die polnischen Schriftsteller sind groß in der Verherrlichung ihrer Maler, schreien mit vollen Backen in die Welt, es gebe eine polnische Kunst, die nichts mit der russischen, österreichischen oder deutschen gemein hatte, sondern durchtränkt sei vom Saft der heimischen Scholle: eine Kunst,

in der die ganze Ritterlichkeit und das ganze Leid dieses heldenmüthigen zerstückelten Landes lebe. Nun, die Gesichter sind polnisch; polnisch auch die Costüme. Es wird viel gekämpft, viel geweint und geschluchzt. Junge Helden sterben. Ahasver irrt obdachlos über die Erde. Aber wodurch diese polnische Thränenstimmung sich von der unterscheidet, die vor einem Menschenalter international war; was in der Anschauung, der Technik, die Werke Polnisches haben, frage ich noch jetzt vergebens.

Dagegen bedeutet Finnland eine wichtige Provinz der modernen Kunst. In diesen Sälen lachen die Leute am meisten. Hier werden die dümmsten Witze gemacht. Das zeigt schon, dass es um sehr aparte, sehr originelle Werke sich handelt. Albert Edelfelt mit acht Bildern tritt wie immer besonders hervor. Axel Gallén bringt Proben seiner decorativ stilisierenden nordischen Kunst. Eero Järnefelt entzückt durch duftige Acte und leuchtende Landschaften. Doch auch Magnus Enkell, Pekka Halonen, Victor Westerholm wird man seit dieser Ausstellung nicht mehr vergessen. Leider kommen in den Riesensälen des Grand Palais gerade diese finnischen Bilder nicht zu Wort. In den Räumen der Secession, umgeben von Erzeugnissen finnischen Kunstgewerbes, müssten sie wunderbar wirken.

Paris. Richard Muther.

## Neue Dramen.

### I.

Nur ein kleiner Theil der Dramen, die jährlich geschrieben werden, gelangt zur Drucklegung. Aber auch weitaus nicht alle gedruckten Dramen kommen in den Buchhandel. Viele Stücke werden nämlich lediglich für die Geschäftszwecke der zwischen Schriftstellern und Bühnenleitern vermittelnden Vertriebsunternehmungen, wie Bloch, Entsch &c., gedruckt und von diesen nur an Theaterdirectionen versandt. Die einzelnen Buchexemplare bilden dann keine Gegenstände des Buchhandels und sind gewöhnlich mit dem Vormerk „darf nicht verkauft werden" oder einem ähnlichen versehen und das Werk gilt als nicht „erschienen" im Sinne der Urheberrechtsgesetzgebung. Hiedurch wird einerseits der Eintritt bestimmter Rechtsfolgen, die an dieses „Erscheinen" geknüpft sind, hintangehalten, anderseits den kleinen, mehr im Verborgenen blühenden und daher nicht leicht zu überwachenden Theaterunternehmungen die Erlangung eines Exemplares des Stückes und hiermit die Aufführung ohne Einholung der Bewilligung des Berechtigten und ohne Bezahlung eines Entgeltes erschwert.

Aber auch von jenen Dramen, die als echte, wirkliche Bücher gedruckt werden, kommen noch lange nicht alle zum eigentlichen Leben. Denn ein Drama lebt erst auf der Bühne. Und so entsteht auch das wahre Interesse für ein als Buch erschienenes Drama erst, wenn es auf der Bühne erschienen ist. Aber jedes dieser scheintodt geborenen Kinder kann ja jeden Augenblick zum Leben erwachen — freilich wird das oft nur jenes Scheinleben sein, das so viele Dramen auf der Bühne führen, ein Leben für einen oder einige Tage, für das eine oder das andere Theater. Unter diesen nach dem Leben ringenden armen Waisen gibt es aber auch solche, die einfach erdrosselt werden, denen die Censur das Genick umdreht, ehe sie in der Lage waren, die Welt zu „beschreien", oder denen zwar zu leben vergönnt ist, aber nur das öde und traurige Leben der Verbannten und Heimatsverwiesenen.

Da mag es lohnen, einmal auf dem Leichenfelde herumzufahren, wo sie daliegen, all die todtgeborenen, aus Schwäche verstorbenen, erdrosselten oder scheintodten Kinder. Es schlummert soviel Arbeit dort, soviel Hoffnung, soviel Liebe. Und da wird man an den alten Spruch gemahnt: Von den Todten rede nur das Gute.

Unser innigstes Mitleid erwecken zunächst die Armen, die von der Censur erwürgt wurden. Es sind nicht immer die schlechtesten Stücke, denen die Censur den Garaus macht. Aber natürlich wird ein schlechtes Stück dadurch, dass es verboten wird, auch noch zu keinem guten; manchmal mag man sich also trösten, dass die Censur nur das mit Executionen immer verbundene Odium auf sich genommen hat, ihr Opfer aber ohnehin nicht lebensfähig gewesen wäre. Dem Autor ist das ein schwacher Trost, denn dass sein Stück schlecht sei, glaubt er kaum, wenn es wirklich durchgefallen ist; die bloße Versicherung aber, es werde durchfallen oder wäre durchgefallen, nimmt er ganz als Skeptiker auf. Schließlich kann man es dem Manne auch nicht verdenken, dass er, wenn auch sein Stück nichts taugen sollte, doch immer [illegible] sehen möchte, wie es „an [illegible]" und wie es „aufgenommen" wird, ist es doch schon vorgekommen, dass der [illegible] [illegible] weiteres in ihm enthalten [illegible]

Und manchmal [illegible]

dem folgende Notiz vorangestellt ist: „Das vorliegende Volksstück wurde unter dem Titel ‚Ein Beichtgeheimnis' als Manuscript gedruckt. Die Aufführung desselben hat die k. k. niederösterreichische Statthalterei mit Erlass vom 29. Juli 1899, Z. 5538 Pr. untersagt. Nachdem diese Abweisung ohne Angabe von Gründen erfolgte, wurde die endgiltige Drucklegung — abgesehen von einigen formellen Verbesserungen — in der ursprünglichen Fassung veranlasst. Der Titel wurde aus freiem Entschlusse des Verfassers geändert." Das Stück ist, wenn es auch die Liebe eines Cooperators zu einem jungen Mädchen zum Vorwurfe hat, doch ganz unverfänglich. Die Wundercuren, die dieses junge Mädchen, der gesammten Heilkunde Doctor Helene Steilberg, auf der Bühne vollführt und durch welche offenbar die gegen die Eignung der Frau für den ärztlichen Beruf vorgebrachten Gründe widerlegt werden sollen, können wohl auch kaum die Behörde veranlasst haben, um der gefährdeten männlichen Aerzte willen einzuschreiten. Die Institution des Beichtgeheimnisses aber wird in keiner Weise angegriffen oder polemisch behandelt, ja sie wird überhaupt nur flüchtig gestreift. Dem Ortspfarrer sind nämlich seinerzeit unter dem Beichtsiegel Umstände anvertraut worden, aus denen sich ergibt, dass der Cooperator und Helene Steilberg Geschwister sind. Es erwächst aber hieraus kein ernsterer Conflict in der Seele des Pfarrers, da Helene die Neigung des Cooperators ohnedies nicht erwidert und auch die Betheiligten durch eine andere Person die erforderlichen Aufklärungen erhalten. Man muss also zu dem Schlusse gelangen, dass nur die Wahl des Titels den Anlass zum Verbote der Aufführung gegeben haben kann, im Hinblicke auf die Besorgnis etwa, das heil. Sacrament der Beichte werde profaniert, wenn seiner im Titel eines Theaterstückes und eventuell in den affigierten Ankündigungen Erwähnung geschehe.

Noch schwerer begreiflich als die Maßregelung dieses Stückes erschiene das von der k. k. mährischen Statthalterei mit Erlass vom 26. Februar 1900, Z. 1200, wider das Schauspiel „Der Herr Meister"*) von Josef Trübswasser „aus Rücksichten gegen die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit" verhängte Aufführungsverbot, wenn nicht als Ort der Handlung „eine Großstadt Oesterreichs" angegeben wäre und die Tendenz des Dramas gegen die in „einer Großstadt Oesterreichs" herrschende Partei gedeutet werden könnte. Insbesondere tritt da in einer mit Anlehnung an Ibsens „Volksfeind" componierten Wählerversammlung ein Fabriksmeister („Der Herr Meister") auf, der gegen die Neuschule und die Lehrer und für die sittlich-religiöse Erziehung in ähnlicher Art eintritt — wie gewisse Leute, und der zum Schlusse bei einem sexuellen Attentat auf ein junges Mädchen zugrunde geht. In München ist übrigens dieses Stück heuer im Juli gegeben worden, und da ich zufällig am Tage nach der Premiere in München war, kann ich constatieren, dass ich trotz gespanntester Aufmerksamkeit weder eine Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in München, noch auch eine Verminderung des in München üblichen Maßes von Sittlichkeit wahrzunehmen vermochte.

Als drittes Opfer der Censur sei Lothars „König Harlekin"**) genannt, das von den Künstlern des Deutschen Volkstheaters zwar in Berlin gegeben werden durfte, in Wien aber verboten ist. Man muss letzteres umso lebhafter bedauern, als die Ablehnung des Stückes seitens des Publicums und der Kritik in Berlin zu heftig war, als dass nicht eine nochmalige Prüfung billig erschiene, und als gerade in Oesterreich meines unmaßgeblichen Erachtens „König Harlekin" ganz ohne jegliches Bedenken zur Aufführung zugelassen werden konnte. Harlekin hat den Prinzen Bohemund, kaum dass dieser nach langer Abwesenheit in die Heimat als junger König eingezogen, im Wortwechsel erschlagen, und da er als gedungener Spaßmacher und Vertrauter des Prinzen diesen früher oft in treuer Maske und gelungener Copie seiner ganzen Art täuschend gespielt, wirft er den Leichnam ins Meer und spielt jetzt — den König, um schließlich, angeekelt von den gemachten Erfahrungen, dem Throne wieder zu entfliehen und — Harlekin zu bleiben. Gewiss ein interessanter, dankbarer Stoff, freilich immer nur für ein Masken-Spiel, als das denn der Autor auch sein Stück bezeichnet. Die etwas [illegible] Verlockung, mit der Gija, die Braut des jungen Königs, ihren Liebhaber Prinz Ezzo zur Ermordung des die Rolle des Königs spielenden Harlekin verleiten will: „nackt würde ich vor dir tanzen und die Cymbel dazu schlagen", dürfte wohl kaum den Anlass gegeben haben, das ganze Stück zu verbieten. Denn ganz abgesehen davon, dass man den Satz einfach streichen konnte, haben wir schon ganz andere Verheißungen auf der Bühne [illegible] und [illegible] die Cymbel schlagen würde, wäre ja [illegible] nicht gefährlich. Die Scenen, die Bedenken er[illegible] die beiden ersten des dritten Actes, in denen [illegible] wie er sich bestrebt, ein guter und [illegible] während sein vermeintlicher Ohm Tancred [illegible] und [illegible] „Verwalter des Königs

*) [illegible] Trübswasser. Dresden [illegible]

**) [illegible] von Rudolf Lothar.

gedankens“ die Regierung ganz im Stile eines echten Theaterbösewichts führt. Aber gerade in unserem Staate dürfte diese Satire, oder wie man es nennen will, gegen das Königthum oder vielmehr eine Satire gegen diese Art des Königthums recht ungefährlich sein, da sie der Actualität ganz entbehrt.

In diesem Zusammenhange sei auch ein Stück erwähnt, das bei uns gewiss von der Censur verboten werden würde, wenn ein Director sich beifallen ließe, es zur Aufführung anzusetzen. Es ist dies „Die Päpstin Johanna“ *) von Max Weitemeyer. Schon Achim von Arnim hatte diese mythische Päpstin zur Heldin einer quasi-dramatischen Dichtung gemacht, in der er, von der Urbevölkerung Islands ausgehend, mit endloser Weitschweifigkeit Erzählungen, Monologe und Dialoge aufeinanderthürmte. Max Weitemeyer hat die bei Gregorovius skizzierte Sage dramatisiert, nur lässt er den Begleiter und brüderlichen Freund der in die Mönchskutte gehüllten Johanna nicht schon in den Zeiten des gemeinsamen Wanderlebens sterben, sondern dieser wird nur durch räuberische Normannen von der Gefährtin gerissen, aber bald befreit, und kommt dann als kaiserlicher Bote an den päpstlichen Hof. Dort erkennt er im heiligen Vater seine Johanna, die sich gleich selbst die päpstliche Dispens ertheilt und die Ehe mit dem Geliebten eingeht, einsegnet und vollzieht. Im letzten Act wird Johanna von den aus diesen Feierlichkeiten resultierenden Geburtswehen überrascht, bevor der in Vollführung eines kaiserlichen Auftrages verreiste „Gatte“ zurückkehrt. Die Cardinäle, deren Aeltester bei diesem Ereignis als weise Frau ersprießliche Dienste leistete, sind anfangs nicht sehr erbaut von dem Vorfalle, lassen sich aber durch eine Allocution der sterbenden Johanna schließlich bestimmen, das Unabänderliche in Ergebenheit hinzunehmen.

Gleich der „Päpstin Johanna“ erregt schon durch die Wahl des Stoffes unser Interesse ein Drama, das die gute alte Bauerngeschichte vom Meier Helmbrecht **) behandelt. Ein glücklicher Gedanke, aber mit zu wenig Consequenz durchgeführt. Gerade das Charakteristische in diesem prächtigen Bilde aus altem österreichischen Volksleben, das Ueberschäumende, Wilde, Ungebundene fehlt. Wernhers Epopöe ist ein Stück Culturgeschichte des Mittelalters, Maria Schmiedls Volksstück höchstens eine Zeile Culturgeschichte ängstlicher, zaghafter Gegenwart. So flieht bei ihr Helmbrechts Schwester Gotelinde nicht wie in Wernher des Gartenaere Erzählung in wilder Lebenslust zu dem Raubgenossen Helmbrechts, dem wilden Lemberslind („ich trite mit dir den smalen stic an die tieulsten. ich gelige bi siner siten,“ erklärt sie dort dem Bruder), sondern sie ist ein braves Mädchen, das sich nur durch Zusicherung der Ehe gewinnen lässt und seine Moral in dem Satz zusammenfasst: „ohne Priester thu' ich's nicht“. Ja der junge Helmbrecht bessert sich in unserm Drama und findet in Vertheidigung der Ehre seiner Schwester einen schönen Tod. Wie viel dramatischer ist das Ende Helmbrechts in der alten Erzählung! Erschütternd ist es, wie da der geblendete Helmbrecht auf den heimatlichen Hof zurückkehrt, aber vom Vater mit hartem Hohne davongetrieben wird: „im gap diu muoter doch ein brot in die hant als einem kinde“. Ganz im Sinne mittelalterlicher Epik freilich ist dort die Andeutung, wie sich Gotelints Schicksal erfüllte: „Gotelint vlôs ir briutegewant. bi einem zûne man si vant in vil swacher küste. sie het ir beide brüste mit handen verdecket. si was unsanfte erschrecket. ob ir anders iht geschache, der sage ez der daz jache.“ Es ist schade, dass Marie Schmiedl so weit von den Pfaden Herrn Wernhers abgegangen ist, denn manchmal gelingt ihr der volksthümliche Ton, nach dem sie strebt, ganz überraschend. So hat sie freilich nur ein gut gemeintes Drama geschrieben und einen wirklich guten Stoff verdorben.

In die heimische Sage greift auch Fräulein Adele Gans-Bachmann mit dem dramatischen Gedicht „Der Teufelsschlosser“ ***) zurück. Mit Hilfe des Teufels gelingt es einem Schlosser, das unaufsperrbare Schloss am Stock in Eisen herzustellen — natürlich gewinnt er irdischen Reichthum und verliert darüber das irdische und das himmlische Glück. Der dramatische Aufbau und die Durchführung des Ganzen weisen leider recht schwere Mängel auf, doch enthält das Stück eine hübsche Idee. Nicht etwa in dem, was die verschiedenen Erscheinungen (Mutter, Jugendfreund, Gattin, Sorge, Missmuth, Egoismus, Liebe, Verstand) dem reichen Teufelsschlossermeister Mux, der lieblos sein Kind von sich stößt, vordeclamieren, sondern in dem Pact, den der Teufel mit Mux geschlossen, liegt diese Idee: nur dann ist Mux dem Teufel verfallen, wenn er nie ein Wesen glücklich macht, sich jeden Liebeswerkes enthält. Stolz und vergnügt ruft er am Ende seines Lebens dem ihm erscheinenden Rothmantel zu: „Ich hab' mein Spiel gewonnen! Nenn' mir ein Liebeswerk, das ich vollbracht!“, muss aber von ihm als Antwort hören: „Ein einzig Liebeswerk hätt' dich gerettet.“

In das biblische Alterthum führt uns ein schlesischer Rechtsanwalt mit einer Tragödie „König Saul“ †). Nicht ohne Geschick wird in ihr die Geschichte von König Sauls Glück und Ende und des jungen David Glück erzählt, das nicht nur in der Königskrone, sondern auch in der reizenden Michal, der Tochter Sauls, verkörpert ist. Im Hintergrunde taucht die Gestalt des Propheten Samuel herum, der als Vertreter eines gegen unbotmäßige Herrscher intriguierenden Priesterthums gezeichnet ist. Das Stück ist in der älteren Tonart und demgemäß auch in fünffüßigen Jamben geschrieben. Dagegen lässt sich ja gewiss nichts sagen, aber für die stilisierte Sprache eignen sich wohl kaum Sätze wie jener, zu dem der Autor den auf David eindringenden König verurtheilt: „Stirb, Elender, du Bestie werde hin.“

Max Burckhard.

*) „Die Päpstin Johanna.“ Drama in [illegible] von Max Weitemeyer. Erfurt, im Selbstverlag [illegible] 1900. [illegible] S.

**) „Helmbrecht.“ Ein Volksstück in [illegible] von [illegible] Verlag von Karl Konegen [illegible]

***) „Der Teufelsschlosser.“ [illegible] Bachmann. Stuttgart und [illegible]

†) „König Saul.“ [illegible] Siegfried Mark. Verlag von [illegible]

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Was für ein gewaltiger Kerl doch unser Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber ist! Kaum dreiviertel Jahr erst strömt sein staatsmännisches Genie die Fülle seiner Gaben über die schwarzgelben Länder und Völker aus, und schon hat er alle lebenden Staatsmänner tief in den Schatten gestellt. Aber das ist noch lange nicht alles. Selbst die Capacitäten der Unterwelt beginnen für ihren tausendjährigen Ruhm zu zittern. Keinem geringeren als dem verschlagensten von allen, Herrn Sisyphus, droht die Gefahr, von Herrn v. Koerber ausgestochen zu werden.

*

Denn das amüsante Spiel, das Herr Sisyphus in der Unterwelt betreibt, kann doch einmal versagen. Der Stein, den er immer wieder den Berg hinaufrollt, ist nicht rund, und es könnte immerhin passieren, dass er mit einer seiner eckigen Flächen an irgend einer Unebenheit des Berges hängen bliebe, und das Spiel wäre aus. Bei der Sisyphusarbeit dagegen, die Herr v. Koerber betreibt, ist eine ähnliche Ueberraschung so gut wie ausgeschlossen, und selbst wenn sie bis in die Ewigkeit wiederholt wird. Die Parteiführer kann er — wie er es auch jetzt wieder zum xten Male plant — immer zu unverbindlichen Besprechungen einladen. Dass bei ihnen nichts herauskommt, dafür bürgt schon ihr unverbindlicher Charakter. Darnach kann er — Tempo 2 — immer wieder ruhig das Parlament einberufen. Die Abgeordneten, die sich schließlich durch all dies unverbindliche Gerede genarrt sehen, sorgen schon dafür, dass es im Parlament nicht vorwärts geht. Daraufhin wird — Tempo 3 — das Parlament vertagt und geschlossen, und nach einer kleinen Ruhepause kann die nutzlose Arbeit von neuem wieder aufgenommen werden. Die Erfahrung garantiert die Erfolglosigkeit dieser Procedur. Ja, wenn Herr Dr. v. Koerber einmal, auch nur einmal von diesem Schema abweichen würde, dann könnte es allerdings geschehen, dass doch das Parlament wieder zu arbeiten begänne, und mit der unparlamentarischen Ministerherrlichkeit der Sectionschefs und Hofräthe wär's dann rasch vorbei. Aber Herr v. Koerber — und das ist der große Zug in seiner Politik — weicht auch nicht um Haaresbreite von dem misserfolgerprobten Schema ab. Mag Herr Sisyphus in der Unterwelt fürchten, dass ihm der Stein doch einmal ausbleibt: Herr v. Koerber ist bei seinem Verfahren sicher, dass ihm das Ministerportefeuille, das er von Zeit zu Zeit ins Parlament trägt, auf dem Weg vom Ministerpalais zum Parlament niemals verloren gehen kann.

*

Wie das nun einmal in der Welt schon geht, ein Talent weckt andere und regt sie zur Nachahmung an. So ist auch Herrn v. Koerber ein Rivale bereits erstanden, der Freiherr v. Chlumecky. Dieser Sisyphus, vulgo Staatsmann, hat nun auch ein Schema entdeckt, das, wie das Koerber'sche, mit dem Vorzuge der todesgewissen Erfolglosigkeit den Vorzug der unbeschränkten Wiederholbarkeit verbindet. Das Schema des Freiherrn v. Chlumecky, das durch die Indiscretion eines Interviewers der „Neuen Freien Presse“ vorzeitig der Oeffentlichkeit ausgeplaudert worden ist, ist noch einfacher als das des Herrn v. Koerber, es ist nämlich zweitheilig: Tempo 1: das Parlament wird wegen zu großem Radicalismus aufgelöst. Tempo 2: die Neuwahlen ergeben ein noch radicaleres Parlament. Umso sicherer muss auch dieses wieder aufgelöst werden. Das nachst gewählte wird natürlich wo möglich noch radicaler, wird also wieder aufgelöst. Und so fort mit Grazie bis in infinitum.

*

Genau so wie beim Schema Koerber, ist es auch beim Schema Chlumecky sicher, dass ein brauchbares Parlament nie zustande kommt, das die unparlamentarischen Minister stürzen könnte. Das perpetuum mobile hat noch keiner erfunden, obzwar sich seit Jahrtausenden alle philosophischen Querköpfe darum bemühen. Wir in der österreichischen Politik genießen erst seit wenigen Jahrzehnten den Segen des unparlamentarischen Regierungssystems. Und siehe da, das perpetuum ministrabile ist schon zweimal erfunden worden, das einemal von Herrn v. Koerber, das anderemal vom Freiherrn v. Chlumecky. Jede der beiden Erfindungen sichert, vermöge der eben beschriebenen parlamentarischen Procedur, den unparlamentarischen Ministerien ewigen Bestand. Eines der beiden Verfahren ist so gut wie das andere. Einen qualitativen Vorzug hat keines vor dem anderen voraus. Aber die Priorität gebürt immerhin dem Patent Koerber. Es ist deswegen auch nur recht und billig, dass man ihn sein Patent ungestört ausbeuten lässt, wenn auch daneben dem später gekommenen Freiherrn v. Chlumecky in der Galerie der österreichischen Staats[illegible] eine [illegible] honorable nicht versagt werden mag.

*

Auch in Ministerialbureaux [illegible] sich manchmal kleine Tragödien ab. Oder soll man es nicht mindestens eine kleine Tragödie nennen, wenn einem Mann, der Unrecht zu Gunsten anderer so oft mit Erfolg [illegible] hat, der Erfolg gerade in dem Moment versagt, wo er das gleiche Unrecht zu seinen eigenen Gunsten [illegible] versucht? Der Mann, dem dieses Missgeschick widerfahren, ist der mit dem [illegible]

Charakter eines Ministerialrathes bekleidete Sectionsrath und Präsidialchef im Eisenbahnministerium, Herr Zdenko Ritter von Forster, der Vertraute und Liebling des Herrn v. Wittek. Die beiden Herren haben sich ein förmliches System von Kniffen und Pfiffen zurechtgelegt, um bei Beamtenernennungen ihre Proteges über die Köpfe der Vormänner hinweg avancieren zu lassen. Wie oft ihnen das gelungen ist, es lässt sich kaum mehr zählen. Nun sollte das Präterierungssystem zu Herrn Dr. v. Forsters eigenen Gunsten praktiziert werden, und Herr v. Wittek war natürlich in Liebe zu seinem Präsidialisten sofort dabei. Herr v. Forster sollte, unter Ueberspringung von so und so viel Vormännern, außertourlich zum wirklichen Hofrath befördert werden, obzwar noch lange die Reihe nicht an ihm ist. Es wurde also ein „allerunterthänigster“ Vortrag in diesem Sinne ausgearbeitet und in der kaiserlichen Cabinetskanzlei überreicht. Des günstigen Erfolges waren beide sicher. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, da der Allerunterthänigste schließlich aus der Cabinetskanzlei unerledigt zurückkam! Es ist gewiss eine schwere Kränkung für die Herren v. Wittek und v. Forster, sich von der Cabinetskanzlei gerade in einer Personalsache „geschmissen“ zu sehen, von der man in der Cabinetskanzlei sehr gut weiß, dass sie für die beiden Herren auch eine Art von Herzenssache ist, wo sie in anderen ähnlichen Personalsachen, die ihnen persönlich viel weniger nahe gehn, so oft schon durchgedrungen sind. Es ist ein wahrer Jammer das, und ich kann die beiden leidtragenden Herren nur meiner innigsten Sympathie versichern. Aber was thun? Sachkundige sagen mir, den Herren könnte vielleicht geholfen werden, wenn ich die Sache publik mache: es habe schon manchem Beamten in seiner Carrière genützt, wenn ich mich an dieser Stelle seiner angenommen habe, so zum Beispiel auch dem Baron Doczi bei der Erlangung seiner Baronie. Ich weiß nicht, ob das wahr ist. Aber ich weiß, dass ich die Herren v. Wittek und v. Forster nicht minder liebe als den Herrn Baron Doczi. Deswegen habe ich die neueste Avancements- oder Nicht-Avancementsaffaire aus dem Eisenbahnministerium hier erzählt. Vielleicht verhilft das dem Herrn v. Forster glücklich doch zum außertourlichen Avancement. Ich jedenfalls, ich habe das Meinige gethan. Herr Cabinetskanzleidirector, thun Sie das Ihre!

•

In den jungczechischen Blättern wird erzählt, dass der Abgeordnete Dr. Herold bei seiner Anwesenheit in Paris innige Beziehungen zur französischen Nation angeknüpft habe. Da muss es ihm also gelungen sein, zwölfpercentige Darlehen in Frankreich zu placieren.

Kr

## Volkswirtschaftliches.

Die Regierung ruft die wiederholt angekündigte und immer wieder verschobene Enquête über den börsenmäßigen Terminhandel mit landwirtschaftlichen Producten zusammen. Nach der Zahl der Experten, der Zahl der anberaumten Sitzungen zu schließen, soll eine eingehende Enquête abgehalten werden. Umfassend ist auch der Fragebogen und überaus umfangreich das von der statistischen Centralcommission für die Enquête ausgearbeitete statistische Material. Auch die vom Ackerbauministerium verfasste Denkschrift scheint nach flüchtiger Durchsicht reichhaltiges Material zu bieten. Die heiklen Capitel V, „Zur Geschichte des börsemäßigen Terminhandels“ mit der eingehenden Darstellung der neuesten Entwicklung des Getreidehandels in Deutschland seit Einführung des neuen Börsegesetzes und Capitel VI „Zum Begriffe des börsemäßigen Getreideterminhandels“ zeugen von Sachkenntnis, Beherrschung der Literatur, bemühen sich augenscheinlich objectiv zu bleiben und dem Leser nicht eine vorgefasste Meinung aufzudrängen. Sie dürften daher auch dann ihren Wert als schätzbares und aufklärendes Material behalten, wenn die Enquête, wie zu befürchten, kein oder ein negatives Ergebnis liefern sollte. Enquêten über diese Frage haben im In- und Auslande in großer Anzahl stattgefunden. Die positiven Ergebnisse waren aber bisher gering und, selbst wenn es wie in Deutschland zu positiven legislatorischen Maßnahmen kam, so wird man, wenigstens so weit sich bisher urtheilen lässt, kaum sagen können, dass die Hand der Gesetzgebung eine besonders glückliche gewesen sei. In Deutschland hat man einerseits das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, andererseits doch die wirtschaftlichen Resultate, die man mit den großen Mitteln erreichen wollte, nicht erzielt. Wenn der Terminhandel in Getreide an den Börsen erschlagen wurde, so ist er damit doch nicht von Bureau zu Bureau verhindert worden, und dass der Landwirtschaft durch die Maßregelung der Productenbörse besondere Vortheile erwachsen wären, wird auch von den Interessenten kaum behauptet werden können. Im Kampf gegen die Börse machen sich zwei ganz verschiedene Momente geltend. Einerseits der Interessengegensatz der Agrarier gegen die Börse, welche in deren Einrichtungen oft mehr eingebildete als wirkliche Schädigungen ihrer Interessen erblicken, andererseits das Vorhandensein wirklicher Auswüchse des Börsengeschäfts, welche vielleicht weniger aus agrarischen Interessen als aus allgemein ethischen und wirtschaftlichen Interessen bekämpft zu werden verdienten. In dem Kampf um die Productenbörsen hatte die Regierung nun die Pflicht gehabt, nur dort einzugreifen, wo wirkliche Missstände obwalteten und wo insbesondere die Schädigung wichtiger Interessen der landwirtschaftlichen Producenten durch die Börse erwiesen war. Sie hat aber, wie auch der Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen des deutschen Börsengesetzes lehrt, es bequemer gefunden, den unbewiesenen und unbeweisbaren Schlagworten der Agrarier nachzugeben, Schlagworten, welche nicht nur die [illegible] Schaden betrafen, sondern auch die Einrichtungen der Börse mehr formell als wesentlich waren. Man denke nur an das [illegible] Schlagwort, dass der Terminhandel den [illegible] des Getreides [illegible] habe. Dass gewisse Usancen des Terminhandels, zum Beispiel [illegible] ungenügender Qualität des [illegible] Folge der [illegible] [illegible]

hintangehalten werden. Wozu sich aber mit Kleinigkeiten aufhalten, denken die Agrarier, wenn man die ganze Organisation zerstören kann. Nun mag vielleicht kein zwingender Grund vorhanden sein, warum gerade in Getreide ein Börsen- und Terminhandel existieren müsse, während man sich in vielen anderen Massenartikeln ohne solchen behilft, aber er ist einmal da und als höhere Organisation wahrscheinlich vortheilhafter, lässt sich auch leichter überblicken und reglementieren. Der Terminhandel hat zweifellos eine direct nützliche wirtschaftliche Function, die Versicherung der Interessenten als Ackerbauer, Händler und Müller gegen Preisschwankungen. Nicht der Terminhandel als solcher ist schädlich, sondern er ist es höchstens durch gewisse abänderbare Usancen und vor allem das Börsenspiel in Getreide wie in Effecten und allen anderen Werten ist es, welches zu verdammen ist und verhindert werden soll. Das Börsenspiel ist aber an's Termingeschäft in keiner Weise gebunden, kann im Effectivgeschäft und Lieferungsgeschäft ebensogut getrieben werden und darum ist der ganze Kampf gegen das Termingeschäft ein Schlag ins Wasser. Uebrigens ist auch das Spiel in Getreide augenblicklich sehr eingedämmt und in dieser Beziehung hat die moderne Schiedsgerichtsgesetzgebung und auch die Selbstzucht der Productenbörse einiges geleistet, viel mehr jedenfalls als von den Effectenbörsen aus in gleicher Richtung geschehen ist. Aber jedenfalls, der Verhinderung des Börsenspiels in Getreide und zwar nicht nur seitens der Outsiders, sondern auch seitens der sogenannten Berufsspeculation wird der Kampf der Enquête und der Gesetzgebung in erster Linie zu gelten haben, wenn aus der Enquête mehr als die scheinbare Verwirklichung eines leeren Schlagwortes herausschauen soll. Einzelne Fragen in dem Fragebogen, wie z. B. die auf das Kostgeschäft Bezug habenden, lassen erkennen, dass dieser Gedanke dem Einberufer nicht fremd war. Nützlich wäre es aber, wenn an Stelle eines unglücklichen Schlagwortes direct der Kampf gegen das Börsenspiel auf die Fahne geschrieben würde.

•

Nach der Tragödie das Satyrspiel. So nimmt sich das gegenwärtige Geschrei unserer Industriellen über die Kohlennoth nach dem großen Kohlenstrike im letzten Winter aus. Wenn mit dem Prosperieren der Industrie nicht neben dem Interesse der betreffenden Industriellen noch so große andere Interessen verknüpft wären, so brauchte man sich wahrlich um die Sache nicht viel zu kümmern. Die Herren haben ihr Schicksal redlich verdient! Sie waren es, welche den Grubenbesitzern durch Petitionen und Eingaben an die Regierung zu Hilfe eilten, als die öffentliche Meinung sich ziemlich energisch für die Kohlenarbeiter erklärte. Die Concurrenzfähigkeit der österreichischen Industrie würde leiden, wenn die durch Erfüllung der Arbeiterforderungen nöthig werdenden Erhöhungen der Kohlenpreise zur Wahrheit werden würden. Nun die Arbeiterforderungen sind nicht erfüllt worden, aber die Kohle ist um 50 Procent und mehr theuerer geworden und dabei entgeht den Industriellen der Vortheil größeren Absatzes, wie er durch Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter zweifellos eingetreten wäre. Selbst der phantastische Herr Generaldirector Scherks hatte nur eine Erhöhung der Kohlenpreise um durchschnittlich 10 kr. per Metercentner als nothwendige Consequenz der Einführung der Achtstundenschicht und der Erfüllung der Lohnforderungen &c. herausgerechnet, und nun macht die durchschnittliche Erhöhung schon mehr als diese Summe aus. Solcher Uebermuth der Kohlenbarone ist nur dadurch hervorgerufen worden, dass ihr Sieg über die Arbeiter ihnen die Sicherheit gegeben hat, dass es keinen mächtigeren Factor als sie in Oesterreich gebe und sie sich daher ungestraft alles erlauben dürften. So erhalten die Industriellen ihren Dank für ihre damalige Hilfeleistung! In dieser Situation wissen sie nun nichts besseres, als sich um Hilfe an die Regierung zu wenden, deren Vorgehen anlässlich des Kohlenstreiks das der Industriellen an Kurzsichtigkeit und Jämmerlichkeit noch bei weitem übertroffen hat! Von ihren Vorschlägen erwarten sich die Industriellen wohl selbst nicht viel. Dass Verstaatlichung oder Verländerung der Kohlenwerke ihnen derzeit nicht helfen kann, damit haben sie ganz recht. Dass eine Fixierung von Maximal-Verkaufspreisen unthunlich ist, auch. Aber auch die Erschließung neuer Kohlenlager, die gewiss wünschenswert ist, wird sie für heuer nicht aus ihrer Noth reißen. Und die Begünstigungen für neue Kohlenbauunternehmungen, die sie verlangen, insbesondere die Steuerbefreiungen, wird man schwerlich zugestehen können. Wann hat man erlebt, dass es nöthig gewesen wäre, Capitalisten Begünstigungen zu gewähren, damit sie in der Hochconjunctur neue Unternehmungen ins Leben rufen? Und was würden die neuen Bergwerksbesitzer Anderes thun, als in die alten Verbände eintreten, dieselben Preise verlangen, und nur die um die Steuerersparnis erhöhten Profite einstecken? Höchstens wenn die projectierte industrielle Kohlenproductivgenossenschaft zur That werden sollte, ließe sich eher an Steuerbefreiung denken. Auch da müssten Garantien geboten sein, dass das Unternehmen nicht einer Clique diene, sondern auf breiter Basis errichtet, möglichst vielen Industriellen zugute komme. Anders die Petition wegen des drohenden Waggonmangels. Da wäre es allerdings angezeigt, dass Herr v. Wittek sich äußere, was er gegen diese alljährlich wiederkehrende Misère vorgekehrt habe. Einen Meisterstreich wird er heuer nicht wiederholen: die Kündigung der Waggonmietsverträge mit den Eisenbahnwagen-Leihanstalten, weil er ihn eben schon im Vorjahre gemacht hat. Einen Erfolg scheint allerdings die Action der Industriellen erzielt zu haben, unterstützt durch die gleiche Zwecke verfolgenden Schritte der bayerischen [illegible] Regierungen und Staatsbahnen. Die Fortsetzung der Tarifaction, speciell auch die Erhöhung der Kohlentarife ist vorerst verschoben worden. Im übrigen aber werden die Industriellen in der Kohlennoth sich selber helfen müssen, vor allem auch durch Organisation im Kohleneinkauf. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Industriellen die Kohlennoth und dadurch die Kohlentheuerung vielfach durch ängstliches Aufstapeln von Vorräthen und Hin- und Herfragen wegen Kohlen[illegible] selbst verschärften. Und das Andere hatten sie sich eben früher [illegible] im Winter während des Streiks. Jetzt ist es zu spät. [illegible] Wenn wirklich, wie es scheint, die industrielle [illegible] einen Riss bekommen hat, dann wird auch die [illegible] lange anhalten.

•

Die Verwaltung der Creditanstalt hat es im vergangenen Jahre angesichts der vorgenommenen Capitalsvermehrung für angezeigt gefunden, eine besonders schöne Bilanz herzustellen und das rächt sich heuer, da gleiche Gewinne nicht zur Verfügung stehen und man daher zur Erklärung genöthigt ist, dass man mit dem erhöhten Capital keinen höheren Gewinn erzielen konnte, als im Vorjahr mit dem um 20 Millionen Gulden geringeren. Uebrigens aber ist die Zusammensetzung der Gewinne heuer jedenfalls eine gesündere, als im Vorjahr, wo einerseits der abnorm hohe Zinsfuß, anderseits die großen Effectengewinne an Alpine-, Montan- und Hirtenberger Actien das Gewinnconto alimentierten. Das Effectenconto hat auch heuer einen überraschend hohen Ertrag geliefert. Die als abgerechnet angegebenen Gewinne an Stölzle-Actien und Buschtiehrader Prioritäten haben gewiss keine halbe Million Gulden abgeworfen und so sind wohl einige der alten Laden geöffnet worden, um das Ergebnis aufzubessern. Wir sind principielle Gegner dieses Systems der geheimen Reserven, dieses Hinüberfließenlassens eines Jahresgewinnes in den andern, auch da, wo keine unlauteren Motive diesem Vorgehen zugrunde liegen. Exempla trahunt! Es gibt nur eine Art correcter Bilanzierung: alljährlich das ausweisen, was man verdient hat; in guten Jahren viel in offene Reserven legen, in schlechten Jahren weniger.

sh

**Kunst und Leben.**

„Sturm", ein Schauspiel von Friedrich Jacobsen, wurde im Deutschen Volkstheater nicht abgelehnt, aber es stand hart an der Grenze. Der letzte Act bringt in der Auseinandersetzung zweier Ehegatten, die sich nach drei langen freudlosen Jahren in wirklicher Gemeinschaft finden, ein paar gelungene Wendungen; der Weg, den der Verfasser nimmt, um bis zu dieser Schlusslösung zu kommen, ist alles eher als gelungen. Es ist eine als sehr rührend und romantisch erdachte Geschichte von einer jungen Pastorsfrau, die sich auf einer einsamen Nordseehallig langweilt; von einem ehemals mit ihr verlobten jungen Kaufmann, der plötzlich als Friedensstörer auftaucht; von einem Hamburger Rechtsanwalt, einem alten, bieder einfältigen Capitän und einer Hochwassergefahr, die — drei kupplerische Mächte — das verliebte Paar zusammenführen, und anderen Zufällen endlich, die das bürgerliche Pastorenglück wieder in die Wege bringen. An dieser Geschichte wirkt, in der Friedrich Jacobsen'schen Darstellung, nur das Wenigste glaubhaft und gar nichts zwingend. Der Rahmen von Natursymbolik und Heimatcharakter, den das Stück äußerlich zeigt, ist nur construiert, und sogar nachtheilig construiert. Denn was soll der Zuschauer im Theater zum Unglück eines Weibes sagen, das sich in der Verbannung einer nahezu völlig menschenverlassenen und kahlen und überdies unsicheren Insel einsam fühlt? In einer solchen scheinbaren Steigerung dramatischer Motive liegt eine Abschwächung. Ausnahmsfälle von Malheur gibt es schließlich in noch raffinierterer Form, und wenn wir diesen wirklich die Bühne offenhalten wollten, müsste etwa eine Marterstunde in einem chinesischen Gefängnis der allerdramatischeste Stoff der Welt sein. A. G.

# Bücher.

Herman Schiller: Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Erster Band: Geschichte des Alterthums. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann, 1900. 8°. XIV, 689 und 78 Seiten, 7 Karten.

Gerade auf dem Felde der Geschichtsschreibung wird es recht fühlbar, dass Arbeitstheilung ohne Arbeitszusammenfassung dem Ganzen nicht zuträglich, ja schädlich ist, und unter der täglich sich mehrenden Fülle von Einzeluntersuchungen ist deshalb jede Zusammenfassung des zerstreuten Materials zu einer Gesammtgeschichte dankbar zu begrüßen. In der neuesten Zeit gilt dies noch mehr als früher deshalb, weil die älteren zusammenfassenden Geschichtswerke das weite Gebiet des Zuständlichen, was kurz als das der Culturgeschichte bezeichnet wird — einschließlich des Verfassungslebens — nur so knapp behandeln, dass der einzelne Leser nicht einmal in der Lage ist, auf Grund von Einzeluntersuchungen ein älteres Gesammtbild im einzelnen zu berichtigen, wie es ihm bei der politischen Geschichte möglich ist. Gerade unter diesem Gesichtspunkte ist es zweckmäßig, wenn ältere für ihre Zeit treffliche Werke nicht neu bearbeitet werden, denn etwas voll für die Gegenwart Brauchbares kann bei einer solchen Neubearbeitung kaum entstehen; eine völlig eigne Arbeit, welche den modernen Verhältnissen entsprechend die einzelnen Abschnitte verschieden ausführlich behandelt und die Specialliteratur verwertet, ist ein viel größeres Bedürfnis. Wenn man von dem ersten der vier Bände, die vorliegendes Werk umfassen wird, auf das Ganze schließen darf, so entspricht dasselbe diesen Anforderungen, es ist mehr als ein Grundriss und doch kein vielbändiges Werk, das für den Privatmann zu theuer und selbst für den leselustigen Laien zu umfangreich zu sein pflegt, als dass er es im Zusammenhange als Ganzes zu genießen vermöchte. Jeder Gebildete hat das Bedürfnis — und heute, wo die geschichtliche Parallele auch im politischen Leben eine Rolle spielt, mehr als früher — sich rasch über einen bestimmten Zeitraum oder ein bestimmtes Ereignis zu unterrichten, und das ermöglicht Schillers Weltgeschichte, zumal das Register Namen und Sachen zugleich enthält und so eingerichtet ist, dass unter einem Stichwort sich nie zu viele Seitenzahlen finden. Vor allem aber kommt hierbei in Betracht, dass jedem Abschnitte die wichtigste Literatur beigefügt ist, welche jedem Laien gestattet, sich über irgend ein Specialgebiet aus den neueren Einzeldarstellungen zu unterrichten. Damit ist, soweit ich sehe, in einer „Weltgeschichte" zum erstenmale einem recht fühlbaren Bedürfnis abgeholfen, denn nichts ist dem Laien schwerer als sich die Frage zu beantworten: in welchem Buche finde ich näheres z. B. über die athenische Staatsverfassung? — Ein weiterer Fortschritt ist es unzweifelhaft, dass eine, wenn auch knappe „Quellensammlung zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses" beigegeben ist: diese ermöglicht es auch dem Leser, welcher der Forschung ganz fern steht, sich das Wesen der geschichtlichen „Quelle" und ihr Verhältnis zur forschenden Erklärung und endlichen abgerundeten Darstellung klar zu machen. Mit vollem Verständnis wird aber nur derjenige geschichtliche Darstellung lesen, welchem das Wesen der Quelle völlig klar geworden ist. Die Schwierigkeit, aus der großen Masse gerade die geeigneten Quellen auszulesen, ist nicht zu verkennen, aber wohl jeder Leser würde gern das doppelte an Quellenstellen gesehen haben — es sind 58 Seiten damit gefüllt. Die zwölf Spalten aus Homer hätte man wohl am ehesten vermissen können, denn diesen kann sich jeder Leser verschaffen, auch die griechischen Lyriker (8½ Spalten) hätten etwas weniger bedacht werden können, aber eine Probe von Herodots Geschichtserzählung hätte nicht fehlen dürfen. Außerordentlich zu begrüßen ist die Uebersetzung des Monumentum Ancyranum, die der beiden römischen Stadtrechte, aber ähnliche Stücke, die in das innere Leben Einblicke gewähren, hätten noch recht gut mehr gegeben werden können. — Schiller hat in recht vieler Beziehung den modernen Anforderungen genügt, die an eine Weltgeschichte zu stellen sind, und damit die geschichtliche Erkenntnis weiterer Kreise gewiss gefördert, aber im Gesammtplane hält er fest an der alten Darstellungsart, behandelt Aegypten, Babylonien und Assyrien, Israel, die vorderasiatischen Völker und Perser (dies alles Seite 22 bis 187), dann Griechen (Seite 189 bis 379) und Römer (Seite 379 bis 689), der Schwerpunkt liegt also, wie wir von altersher gewöhnt sind, bei den letzten beiden Völkern, und die absolute Zeitfolge ist im allgemeinen für die Anordnung maßgebend. So viel sich gegen diese alt hergebrachte Auffassungsweise einwenden lässt, für die Zwecke des vorliegenden Werkes war es jedenfalls praktisch, daran festzuhalten. Nur eins hätten wir gewünscht, nämlich, dass die Einleitung (Seite 1 bis 18), die sich mit dem Begriff der Weltgeschichte und den Aufgaben vorliegenden Buches im besonderen befasst, anders ausgefallen wäre: für jeden Sachkenner ist es auf den ersten Blick klar, dass diese Einleitung gegen das Programm und den Arbeitsplan der im Erscheinen begriffenen Helmolt'schen Weltgeschichte (Leipzig, Bibliographisches Institut) gerichtet ist, dies hätte aber auch mit klaren Worten gesagt werden müssen. Wer zufälligerweise die geschichtliche Literatur nur der letzten vier Jahre nicht kennt (vielleicht weil er seitdem im entlegenen Auslande weilt), der muss verwundert den Kopf schütteln, wenn er den ersten Satz der Einleitung liest: „Es ist eine verbreitete Anschauung, eine Weltgeschichte müsse heute eine Geschichte der gesammten Menschheit, aller Völker und aller Zeiten bieten, und diese Anschauung hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes." Nein, eine „verbreitete Anschauung" ist dies nicht, sondern die Ethnologen, z. B. Adolf Bastian, haben wiederholt — und recht oft unter allgemeinem Kopfschütteln — ähnliches als wünschenswert bezeichnet, aber systematisch durchgedacht, den Plan für eine derartige Weltgeschichte auf geographisch ethnologischer Grundlage durchgebildet und mit Hilfe von Fachgenossen ins Werk gesetzt hat Hans Helmolt. Niemand würde sich mehr freuen als Helmolt, wenn seine Auffassung eine „verbreitete Anschauung" wäre, aber wenn sie auch manchen Anhänger hat, so weit ist sie — leider — noch nicht, das wird erst noch kommen. Der polemische Zug der Einleitung ist umso bedauerlicher, als m. E. beide Werke — das Schiller'sche, weil es auf der alten Grundlage der Gegenwart gerecht wird, das Helmolt'sche, weil es ein großartiges neues Gebäude aufführt — recht gut nebeneinander ihre Stelle finden können, was wir beiden von Herzen wünschen. Dr. Armin Tille.

Fritz Lienhard: Die Vorherrschaft Berlins. Literarische Anregungen. Heft 4 der Flugschriften der Heimat. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer, 1900.

Die hier vereinigten Leitaufsätze der Zeitschrift „Heimat" werden in Berlin, schon wegen des herausfordernden Titels, viel beachtet. Dass sie anregend und temperamentvoll in der Form sind, wird zu ihrem Erfolg beitragen (— immerhin sollte Herrn Lienhard eine Wendung wie „gelegentlich Ermete Novellis Gastspiel(!)" nicht aus der Feder fließen). Die letzten Folgerungen und Forderungen der Schrift aber werden manchen Leser skeptisch machen. Der Verfasser will auf dem Gegensatz des modernen (etwa Hauptmann'schen) Naturalismus und des volksthümlich pathetischen (etwa Wildenbruch'schen) Epigonenthums eine neue Synthese errichten, eine nationale und zugleich moderne, vor allem heimatliche Kunst ähnlich den Idealen unserer von Rosegger verkündeten Entdeckung der deutsch-österreichischen Literaturprovinzen. Reine Heimatsliebe und Stammesbewusstsein, sagt Lienhard, sind dazu berufen, die decadente Literatur unserer Großstädte zu regenerieren; der Reichthum deutscher Landschaft und Provinzeigenart muss noch ausgeschöpft werden, ehe von einer deutschen Kunst die Rede sein kann. Das klingt alles sehr stimmungsvoll. Nur gibt es neben den hier aufgezählten Mächten im Reiche der Kunst, mit denen Herr Lienhard im Bunde steht — der guten Gesinnung und edlen Mittelmäßigkeit — noch eine dritte Macht, die schließlich in der Aesthetik auch ein gewisses Recht auf Beachtung hat: die Persönlichkeit des einzelnen. Herr Lienhard, ein sehr vernünftiger Schriftsteller, vergisst freilich auch nicht, diese Potenz mitzunennen. Aber eines vergisst er: wie viel er damit, wenn er bloß logisch zu Ende denken will, von seiner eigenen schönen Theorie wieder aufgibt. Er unterordne sich wie wir der schaffenden Persönlichkeit, und er wird alle a priori-Forderungen an die Kunst — wenn auch nicht aufgeben — so doch zu jenem bescheideneren Umfang einschrumpfen sehen, den sie verdienen. DD.

Hermann Bang: Am Wege. Roman. — Hoffnungslose Geschlechter. Roman. Berlin, S. Fischer 1900.

Es gibt Bücher, in denen ein Lied von der Macht still getragener Schmerzen erklingt. Solche Gewalt haben die beiden Romane des dänischen Dichters Hermann Bang. Der Roman „Am Wege" führt zu stillen Existenzen, zu halben Menschen. Es sind nicht die Müdgewordenen der Großstadt, die er zeigt, nicht jene Frauen und Männer, die glauben, allzuviel

erlebt zu haben. Ganz einfache Kleinstädter ziehen mit ihren inneren Schicksalen an uns vorbei ... eine arme kleine Frau, die sich müde gesehnt hat. Immer hat sie gehorcht, ob das Glück nicht an die Thür pochen will, und dann, als es endlich schüchtern und verzagt klopfte, da ward ihm nicht mehr aufgethan; denn die kleine Frau Kathinka hat keine Kraft mehr. Sie war ein Mädchen gewesen, wie viele in der kleinen Stadt, bevor sie den Lieutenant Bai heiratete, der dann Stationsvorsteher wurde in dem kleinen Orte, der am Wege lag zwischen den großen Städten. Es war keine große Liebe gewesen zwischen beiden, aber eine gute Zuneigung. Und die junge Frau hatte so herzlich gehofft auf die Ehe, die das Leben bringen sollte, ganz wirklich das Leben ... in ihr war solch eine Sehnsucht gewesen. Aber die zehn Jahre der Ehe sind vorbeigegangen, und es hat sich nicht viel geändert seit dem Tage, wo die jungen Leute eintraten in das stille begrenzte Leben des engen Ortes. Nur immer stiller war die junge Frau geworden. Sie hatte ein so leeres Herz. Gerne wäre sie in dieser Zeit still bei ihrem Manne gesessen und hätte seine Hand genommen und wäre ihm recht nahe gewesen. Aber Herr Bai sagte dann wohl: „Lass, mein Kind, ich schreibe ja!" Und die Zärtlichkeit der Frau blieb zurück, ein Rest in dieser leeren Seele. Die Frau Kathinka fühlte sich allmählich immer weiter weg vom Leben entfernt und konnte zu keinem Glücke kommen und zu keiner Ruhe. Ihr Leid aber war kein anderes, als dass „das Wunderbare" nicht kommen wollte. Die vagen Mädchenträume erfüllten sich nicht, der kleinen Frau Bai geschah das Geschick der meisten Frauen in der Ehe. Und man mag auch sagen: der meisten Menschen; sie musste fühlen, dass die Träume und die Sehnsucht eines sind und das Leben ein anderes. In diese Erkenntnis fügt man sich dann auch, und Frau Bai wird eine gute Hausfrau, und das stille Leben geht weiter, die Eisenbahnzüge rollen tags und nachts vorbei an dem kleinen Stationshäuschen. Der Ereignisse gibt es nicht viele. Gesellschaften kommen, Mädchen verloben sich, neue Ehen werden geschlossen. Der Verwalter vom Nachbargute wird krank, ein anderer kommt. Die Gesellschaft der kleinen Stadt freut sich über den Zuwachs, für Frau Bai aber ist damit die Stunde gekommen, wo das Schicksal in das Leben der Menschen greift, rauh oder zart, aber immer unabwendbar. Jetzt ist die Liebe da, zwischen Frau Bai und Herrn Huis. Aber die arme Frau ist zu müd zum Kampfe. Sie flieht für einige Wochen, Herr Huis zieht weg, und die Ehefrau kommt sündlos zurück, in das stille Leben. Doch ihre Zeit ist um. Sie ist ja immer kränklich gewesen, bald stirbt sie, ohne dass sie wirklich gelebt hätte. Sie stand ja nur „am Wege". — Das ist eine ganz banale Geschichte; drch wird sich kaum einer ihrer Wirkung entziehen können. Traurig ist der Ton dieses Buches, ebenso wie der des zweiten Bang'schen Romanes „Hoffnungslose Geschlechter". Hier wird von Menschen berichtet, die noch gerade jene letzte vegetative Kraft haben, dass ihre Wünsche und Absichten mächtig werden können, und das Bewusstsein ihrer Machtlosigkeit ihnen zur Qual klar wird. Zwei Generationen lässt das Buch vor unseren Augen erstehen, eine halbkräftige, und die nächste, ganz verfallene. Das ist der wahre Roman aus der Decadence: viele Feinheiten der Charakteristik bestimmen das Milieu, die Art dieser Menschen, dreier seltsamer Schicksale. Von einem nervenkranken Vater und einer Mutter, deren Leben nichts war, wächst ein Sohn heran, der allzufrüh ins Leben gezerrt wird und viele Talente hat, nur das eine Talent, das Leben zu fassen, nicht. Deshalb bleibt er ein Schwankender, ein stets Leerer, ein Sehnender, der niemals finden wird. — Für manchen werden die Romane Bangs ein Erlebnis sein, andere werden an ihnen vorbeigehen. Niemals wird das Inhaltliche in ihnen starke Reize ausüben können, die Melodie aber, die aus ihnen klingt, hat einen zarten, innigen Klang.

W. Fred.

---

# Revue der Revuen.

**„Deutsche Rundschau"** (August). Erich Adickes beweist in einem längeren Artikel die Behauptung, dass die Menschheit in zwei Typen — die Ganzen und die Halben — zerfalle. Die Halben brauchen als Stütze etwas Unbedingtes, Endgiltiges, Absolutes, und man kann sie daher auch Absolutisten nennen; die Ganzen dagegen, die alles Bestehende als ein Werdendes ansehen, bei allem Gegebenen nach seinen Entstehungsbedingungen fragen und von der unablässigen Entwickelung aller Dinge überzeugt sind, erkennen nichts als absolut an und man kann sie die Relativisten nennen. Die Halben sind die Conservativen, die auf Autoritäten schwören und die Traditionen hüten; der höchste Typus innerhalb dieser Kategorie ist der Bildungsphilister, der „Gutgesinnte", die Stütze des Staates und der öffentlichen Ordnung; er ist es, der in seinem Chauvinismus den Nationalitätenhass schürt und Fortschritt und Aufklärung aufhält. Die Halben bilden naturgemäß die Majorität; dennoch schreitet die „Relativisierung" der Welt stetig, wenn auch langsam, fort, wie sich aus dem Unsicherwerden der veränderten religiösen Anschauungen und Moralbegriffe, des Anarchismus und der Moderne in der Kunst nachweisen lässt. nur begehen die Modernen den großen Fehler, in einen neuen Dogmatismus, den [illegible] Subjectivismus, zu verfallen, während der wahre Relativismus gerade zur Erkenntnis von der großen Vielheit des menschlichen Wesens und Seiens führt. — Richard M. Meyer schreibt über die „Weltliteratur". Im Jahre 1827 soll das Wort zuerst aufgetaucht sein, und zwar in Goethe, der [illegible] allgemeine Weltliteratur [illegible] Rolle [illegible] Der Begriff [illegible] Weltliteratur, das heißt [illegible] [illegible]

**„National Review"**. Miss Catherine Dodd gibt das Ergebnis einer originellen Enquête, die unter einer großen Anzahl von englischen Schulkindern im Alter von 11—13 Jahren veranstaltet wurde und einen interessanten Beitrag zur Kinderpsychologie liefert. Die erste Frage lautete: „Möchtest du lieber ein Mann oder Mädchen sein, und aus welchen Gründen?" die zweite: „Welche Persönlichkeit, von der du gehört oder gelesen, möchtest du sein, und warum?" Von 300 wünschten 30 Männer zu sein, während nur zwei Knaben unter derselben Anzahl Mädchen sein wollten, was der erste von den beiden damit begründet, dass ein Mädchen ein leichteres Leben hat: „sie heiratet, nimmt dem Mann das Geld ab, das er verdient, und gibt es aus, wie es ihr gefällt; gibt es schwere Arbeit im Haus, so nimmt sie sich eine Scheuerfrau, und kommt der Mann spät nach Haus, so macht sie ihm einen schrecklichen Scandal." Nur zehn von dreihundert Mädchen geben ihrem Geschlecht deshalb den Vorzug, weil sie es für überlegen halten; namentlich meinen sie, dass die Frauen rascher begreifen und schneller bei der Arbeit sind. Die Männer sind nach ihrer Ansicht häufig Trunkenbolde, misshandeln Frauen und Kinder, zerschlagen die Möbel in ihrer Wuth und machen die Kinder schlecht, statt sie zu ordentlichen Menschen zu erziehen. Eins der Mädchen möchte nichts anderes als eine Frau sein, „weil eine Frau alles durchsetzen kann, wenn sie weint und Zufälle kriegt! Und ein Mann weint doch nicht". Eine große Anzahl von Mädchen meint, es sei besser ein Mann zu sein, weil seine Arbeit besser bezahlt wird, und man im allgemeinen mehr Vertrauen zu ihm hat; einige gestehen auch zu, dass das Leben des Mannes nützlicher ist als das der Frau. Von den Knaben sind 75 Procent überzeugt, dass die Frauen ein langweiliges und mühseliges Dasein haben; sie plagen sich mit den Kindern, verdienen wenig Geld, und gerade die schönsten, abenteuerreichsten Berufe sind ihnen verschlossen, sie können weder Soldaten noch Forscher oder Reisende sein. 15 Procent der Mädchen möchten Florence Nightingale (die berühmte Begründerin der freiwilligen Krankenpflege im Kriege) sein, „weil sie tapfer und edel war"; die meisten entscheiden sich für die Königin; eine deshalb: „weil sie viel Geld hat, und es leicht ist edel und gut zu sein, wenn man viel Geld hat." Von den Knaben möchten die meisten Buller, Wellington oder Nelson sein, doch entfallen auch auf Shakespeare viele Stimmen. Einer möchte der deutsche Kaiser sein, „weil er die schönste Armee der Welt hat", ein anderer „König im Frieden, im Krieg aber ein Geschäftsreisender". Ein selbstbewusster kleiner Mann endlich meint: „Ich möchte niemand anderer sein, als der, der ich bin; erstens weil ich nur der sein kann, und dann, weil ich große Dinge vollbringen werde, wenn ich einmal groß bin."

**„Leisure Hour"** (Juni). H. W. Massingham entwirft ein lebensvolles Bild des kürzlich verstorbenen Kriegsberichterstatters Archibald Forbes und des Beginnes seiner Laufbahn. Forbes besaß Ende der Sechzigerjahre ein kleines Blatt in London, das sich mühselig fortfristete und dem er seine ganze Kraft widmete; als aber der deutsch-französische Krieg begann, wurde Forbes' Thatendrang so übermächtig, dass er, trotzdem er kein Deutsch verstand und nur über geringe Mittel verfügte, sich auf den Weg ins preußische Lager machte. Mit den neuesten Nachrichten aus Metz kehrte er nach London zurück, und ließ sich beim Chefredacteur der „Daily News" melden. Sir John Robinson, der ein großer Menschenkenner und ein journalistisches Genie war, erkannte sofort, welche glänzende Kraft ihm der Zufall zugeführt. Er sicherte ihm zu, sein Blatt zu übernehmen, engagierte ihn gleich und expedierte ihn schon am nächsten Tag, mit 100 Pfund versehen, auf den Kriegsschauplatz zurück. Das war sein Debut. Forbes war der ideale Kriegsberichterstatter; mit einer hervorragenden Beimundheit verband er ein soldatisches Temperament und eine wahre Passion für das Kriegshandwerk. Mit raschem sicheren Blick erfasste er die Situation, wobei er durch reiche militärische und strategische Kenntnisse unterstützt wurde. Er hatte einen leicht fliessenden, lebendigen Stil, eine pikante, plastische Ausdrucksweise, und war imstande abends nach den heftigsten Strapazen seinen Bericht ausführlich und sachgemäß abzufassen; das Zusammenwirken dieser Eigenschaften machte ihn zu einer geradezu unbezahlbaren Kraft, die sich besonders während des russisch-türkischen Krieges von 1877 bis 1878 glänzend bewährte.

**„Taiyo"**. Das japanische Blatt, dessen Namen soviel wie „Die Sonne" bedeutet, berichtet von dem interessanten Kampf, der im japanischen Parlament um die [illegible] Schriftsprache geführt wird. Das Chinesische ist die [illegible] Sprache der Japaner, „unser Griechisch und unser Latein" nennen es die gebildeten Japaner selbst, die für seine Erhaltung [illegible]. Der Verfasser des Artikels, der Abgeordnete Shimada, [illegible] Sprache wohl nicht ganz [illegible] der Gemeinverständlichkeit und Zu[illegible] der japanischen Sprache auf ein Minimum einzuschränken [illegible] Parlamentsmitglied, Koedusla, bespricht die [illegible] Bezeichnung einen internationalen [illegible] Bedrohung aus der Welt [illegible] neutrales selbständiges Reich, ein [illegible]

# Der Fall Bardot.

Novelle von Urbain Gohier.

(Deutsch von K. E. Schmidt.)

(Schluss.)

Lussan hatte allem Anscheine nach unsere Feindschaft gänzlich vergessen. Eine verheißungsvolle Zukunft that sich vor ihm auf; das Leben versprach ihm süß und angenehm zu werden, und meine Rache würde ihn ereilen. So war es gut. Er würde sterben auf dem Wege zum Liebesglück. Auch das war gut. Ich hoffte, dass er für seine Maitresse keine vorübergehende Neigung, sondern eine tiefgehende Leidenschaft hegte, damit der Tod für ihn desto bitterer sein möchte. Ich konnte darüber nichts Genaues erfahren, und dies that mir leid, denn ich fürchtete, es könnte so in meiner Rache irgend etwas nicht ganz vollkommen sein. Jedenfalls durfte ich die Ausführung meines Planes nicht lange aufschieben, wenn ich nicht Gefahr der Entdeckung laufen wollte. Ich hatte bereits den Zeitpunkt bestimmt, als Lussan plötzlich Bonnières verließ.

Erst im März des vergangenen Jahres kehrte er zurück. Er veröffentlichte sogleich einen Bericht über das Ergebnis seiner Arbeiten, der in Fachkreisen allgemeinen Beifall fand. Seine Hochzeit sollte Anfang Juni stattfinden. Der Augenblick zum Handeln war nahe herangekommen. Einen Moment hatte ich abwarten wollen, bis er das Glück einer Verbindung und großen materiellen Erfolges ein paar Wochen lang gekostet hätte. Dann verwarf ich diesen Gedanken, um nicht die junge Frau, die mir nichts gethan hatte, mit dem Schuldigen zu treffen. Er allein musste mein Opfer sein.

Ich beschloss, Lussan drei Wochen vor dem für seine Hochzeit festgesetzten Tage zu tödten.

Der vor einem Jahre ersonnene Plan war einfach und sicher; an den außerordentlichen materiellen Hilfsmitteln, welche mir der Zufall geliefert hatte, mussten die Nachforschungen und Conjecturen der Polizei scheitern. Aber Lussan wohnte nicht mehr in Bonnières; er trieb sich nicht mehr nachts auf freiem Felde herum. Er musste zurückgelockt werden. Das Landhaus bei Limetz stand leer, sei es, dass die Saison noch nicht weit genug vorgeschritten war zum Landaufenthalt, oder dass die Dame nach der Abreise ihres Freundes hier kein Vergnügen mehr fand. Lussan wusste sicherlich nichts von diesem Umstand. Ein ganzes Jahr hatte er fern von Frankreich zugebracht; er war im Begriff, ein hübsches und reiches Mädchen zu heiraten, deren Besitz ihm alles Glück versprach: ohne Zweifel hatte er mit seiner Maitresse gebrochen im Augenblick, wo er sich nach Amerika einschiffte. Aber eine Frau, die eine zeitlang die Maitresse eines jungen Mannes gewesen ist, ist stets eines Rückfalls in ihre alte Liebe fähig, wenn sie die Nachricht von der bevorstehenden Ehe ihres einstigen Freundes erfährt. Darauf baute ich.

Ich ergriff meine letzten Maßregeln. Ich versicherte mich der Gesellschaft Pichards, Harnebns und ihrer Freundinnen für den Sonntag, den ich für die That bestimmt hatte. An der verschütteten Stelle des Ganges grub ich ein schmales Loch, wodurch ich das freie Feld gewinnen konnte. Wie ich vorausgesetzt hatte, endete der Gang an den verlassenen Sandgruben inmitten der Hecken und Sträucher, welche meinen Ausgang verbargen.

Dann schrieb ich Lussan den Brief, von dem der Untersuchungsrichter Ihnen gesprochen hat. Ich fasste ihn auf's Gerathewohl folgendermaßen ab:

„Man will Sie vor der Hochzeit in Lim. bei Bonn. sprechen. Sonntag abends zur gewohnlichen Stunde. Die Thüre wird offen sein. Bleiben Sie nicht aus. Sie müssen kommen.“

Offenbar konnte Lussan hier weder die Schrift, noch den Stil seiner Freundin wiedererkennen; ebensowenig konnte er die sonderbare Laune, noch die drohende Einladung einer Frau begreifen, die er seit einem Jahre aus seiner Existenz gestrichen hatte. Indessen konnte er nicht zweifeln, dass der Brief von ihr kam. Er hatte keine Ahnung, dass man seine nächtlichen Ausflüge belauert hatte, und selbst wenn er dies geargwöhnt hätte, so würde er doch nicht gewusst haben, von wem und warum dies geschehen war. Er wusste nicht, dass ich in der Gegend wohnte, und noch weniger, dass ich all sein Treiben überwacht hatte. Die einzige Gefahr, die er hätte vermuthen können, wäre die Rache eines nachträglich benachrichtigten Gatten gewesen, aber die Zahl dieser gefährlichen Ehemänner ist ziemlich gering.

Was er aber auch fürchten und ahnen konnte, Lussan würde sicher kommen, da es sich um seine bevorstehende Hochzeit, um seine Zukunft, um seine ganze Existenz handelte.

Am Freitag brachte ich meinen Brief nach Paris, wo ich ihn in den Kasten eines der belebtesten Postämter warf. In Bonnières oder einem anderen Dorfe der Umgegend zur Post gebracht, hätte der Stempel die Geheimpolizisten auf meine Spur bringen können. Die Nacht verbrachte ich bei meiner Maitresse und trug dafür Sorge, dass sie am nächsten Tage nicht rechtzeitig auf den Bahnhof kam, indem ich unterließ, sie von der Aenderung des Fahrplanes zu unterrichten. Am nächsten Tage traf ich Sie und lud Sie hauptsächlich deshalb zu mir ein, um durch Ihre Zeugenaussagen meinen Alibibeweis zu verstärken. Freilich hatte ich nicht vorausgesehen, dass gerade Sie Verdacht schöpfen würden.

Endlich brach der Tag der Rache an.

Ein einziger Augenblick der Unsicherheit schaffte mir Folterqualen. Dies war am Abend, wo ich fürchtete, Alice könnte die richtige Zeit der Abfahrt des Zuges in Erfahrung gebracht haben. Ich erwartete die Rückkehr des nach Bonnières gesendeten Wagens in schrecklicher Aufregung. Ich war mir nicht klar darüber, ob dieser Aufregung Zorn oder Hoffnung zugrunde lag: Zorn über die Möglichkeit, dass mein Opfer mir entgieng, oder die aus der unvertilgbaren Feigheit des Herzens entsprungene geheime Hoffnung, meine eigenen Pläne scheitern zu sehen. Wenn Alice damals angekommen wäre und die Ausführung meines Vorhabens vereitelt hätte, so wäre Lussan für immer gerettet gewesen. Vielleicht hätten die ausgestandenen Erregungen meine Leidenschaft besänftigt; jedenfalls hätte ich mich nicht zum zweitenmale so schmerzlichen Gefühlsstürmen ausgesetzt.

Alice kam nicht. Alles war bereit. Ich wusste, mit welchem Zuge Lussan ankäme, wie lange er brauchte, um die Gartenthür zu erreichen, wie lange ich selber brauchte, um am Schauplatze anzukommen. Im richtigen Augenblick verließ ich meine Gäste.

Die Kleider, die ich anzog, und die Waffe, deren ich mich bediente, hatte ich in einem großen Pariser Bazar gekauft, wo täglich tausende ein- und ausgehen; schon vor langer Zeit hatte ich sie angeschafft und fern den Blicken meiner Leute in dem geheimen Gang verborgen. Es waren das eine billige braune Hose, ein ebensolcher Kittel, eine Mütze, die meinen Kopf bis zu den Augen bedeckte, geschmeidige Lederhandschuhe, die meine Hände vor etwaigen Kratzwunden schützen sollten, und leichte Leinwandschuhe, die meinen Gang leicht und unhörbar machten.

Sobald ich mein Zimmer verlassen hatte, verwandelte sich mein ganzer Körper gleichsam in einen automatischen Apparat. Meine Gedanken waren wie unter einem unzerstörbaren Drucke immobilisiert; ein unsichtbarer Ring schnürte meine Stirne ein; meine Kinnbacken drückten sich fast auf einander. Ohne dass mein Wille dabei nöthig gewesen wäre, führte mein Körper das ganze schon so lange in allen Punkten festgelegte und in vielen Theilen häufig durchprobierte Programm aus.

Ich stieg mit gleichmäßigen Bewegungen die eisernen Stufen und die steinerne Treppe hinab. In dem unterirdischen Gange steckte ich gerade unter der Seine ein paar Dynamitpatronen in eine Spalte. Ich wollte nach meiner Rückkehr diesen für die Durchführung meines Planes so wichtigen Gang zerstören: denn die Oeffnung, die ich in den Sandgruben hergestellt hatte, konnte sehr wohl eines Tages durch Zufall entdeckt werden. Und ein Neugieriger, der hinabgestiegen und dem Gange gefolgt wäre, hätte damit der Justiz auf meine Spur helfen können. Ich hatte also beschlossen, in dem Gewölbe eine Oeffnung zu machen, welche den Zufluss des Wassers bewirken müsste. Wenn der Gang erst einmal völlig unter Wasser stand, war an eine Aufdeckung des Geheimnisses nicht mehr zu denken.

Die Wirkung des Dynamits war nachher viel stärker, als ich beabsichtigt hatte: eine gewaltige Wassermasse stürzte alsbald in das Gewölbe, und der Gang war im Nu gänzlich angefüllt. Diese Explosion hatte auch zur Folge, dass an der Schleuse von Port-Villetz einige Stahlplatten zersprangen, welchem Umstande man nachher das Geräusch der Explosion selbst zuschrieb.

Als ich meine Dynamitpatronen angebracht hatte, legte ich den Rest des Weges zurück und gewann bei den Sandgruben das Freie. Zweihundert Meter von da stieß ein dichtes Gebüsch an die Gartenmauer, wo Lussan vorüberkommen musste, um die Pforte zu erreichen. Hier versteckte ich mich. Erst wenige Minuten, die mir wie lange Ewigkeiten vorkamen, waren vergangen, als ich seine Schritte auf dem steinigen Wege hörte. Ein Mann erschien. Die Nacht war finster, und der herannahende Sturm verschleierte das Licht der Sterne. Ich fühlte mehr als ich sah, dass es Lussan war.

Mit tiefer, aber deutlicher Stimme rief ich: „Lussan! Charles de Lussan!“

Erstaunt über diesen Ruf an einem anscheinend einsamen Orte, noch erstaunter darüber, dass man hier seinen Namen rief, fuhr er erschrocken zurück und suchte die Finsternis mit seinen Augen zu durchdringen. Ich trat zwei Schritte heraus aus dem Gebüsch, die Hand mit dem Dolche hinter dem Rücken.

„Kennst du mich nicht mehr?“ fragte ich, während er mich mit drohendem Ausdruck anblickte. Es war allerdings sehr natürlich, dass er hier in der dunklen Nacht und in einem so sonderbaren Aufzug einen Mann nicht wiedererkannte, den er zehn Jahre lang nicht gesehen und völlig vergessen hatte. Ich fügte hinzu:

„Ich bin es, weißt du nicht mehr? Jean Bardot!“

Diese Worte genügten. Lussan begriff im nämlichen Augenblick, dass er in eine Falle gegangen war; er sah vor sich die Gefahr aufsteigen, die er in weiter Ferne gewähnt hatte. Er sprang zurück und griff in die Tasche, um einen Revolver herauszuziehen. Aber ich ließ ihm nicht die Zeit dazu. Ich stürzte mich auf ihn und stieß ihm mein Messer in die Brust. Aber ich fühlte, dass die Klinge auf ein Hindernis gestoßen war und seitwärts abglitt, anstatt einzudringen. Alsbald ließ ich die Waffe fallen und packte meinen Freund mit beiden Händen an der Kehle.

Er war größer als ich und schien weit stärker zu sein, aber wenn er auch doppelt so stark gewesen wäre, so hätte er mir doch nicht widerstehen können. Meine Muskeln strotzten von übermenschlicher Kraft. Außerdem floß das Blut aus seiner Wunde und schwächte ihn. Er fiel auf den Rücken, und jetzt, wo er sich verloren sah, stieß er einen verzweifelten Schrei aus, der über die Felder und den Fluss hin bis zu euern Ohren hinaufstieg. Ich ließ ihm keine Zeit zu einem zweiten Schrei. Während meine Knie seine Brust erdrückten, schnürte ich ihm mit beiden Händen die Kehle zu. Ich beugte mich hinab zu dem blaurothen, geschwollenen Gesicht des Sterbenden und flüsterte zwischen den Zähnen:

„Du hattest mich vergessen, aber ich habe mich erinnert. Ich habe erfahren, dass du eine Frau heiraten willst, die du liebst, dass du reich, einflussreich, glücklich werden sollst. Aber ich will es nicht. Hörst du es? Ich will nicht! Du hast mich feig und hinterlistig angegriffen. Dafür stirbst du jetzt!“

Offenbar hatte er den Sinn meiner Worte begriffen; er fühlte alle die Verzweiflung und alle die Leiden, die ich ihm zugedacht hatte. Mein letztes Wort riss ihn ganz zusammen: mit ungeheurer Anstrengung suchte er die auf seiner Brust ruhende Last abzuschütteln und meine Hände von seiner Kehle zu reißen. Der Elende! Was vermochte sein Willen gegen den meinigen? Meine Finger schlossen sich, als ob sie von stählernen Federn getrieben würden, und zermalmten ihm den Hals; die Augen traten ihm aus den Höhlen, seine Glieder streckten sich. Und dieses Antlitz, wo ich den entsetzlichen Schrecken, die ohnmächtige Wuth zu lesen suchte, wurde unter dem unsicheren Scheine des Himmels zur grinsenden Grimasse, die mir Furcht einflößte.

Ich ließ ihn los. Ringsum lag das Land still und verlassen. Ich wandte mich zur Flucht. Ohne zu zögern und ohne mich auch nur einen Finger breit von dem kürzesten Wege zu entfernen, führte mich der Instinct, der mich den ganzen Abend geleitet hatte, zum Eingang des Gewölbes, wo ich meine Laterne anzündete und im vollen Laufe heimwärts eilte.

An meiner Mine angekommen, steckte ich die Zündschnur an. Als der Dynamit explodierte, hatte ich die ersten Stufen der Treppe erreicht. Der Luftdruck war so gewaltig, dass er mich umwarf und meine Laterne auslöschte. Ich zündete sie wieder an und eilte ohne Aufenthalt die dreihundert Stufen hinauf, wovon die untersten bereits vom Wasser der Seine bedeckt waren.

Und ohne auszuruhen, stieg ich an den eisernen Stangen in die Höhe, schwang mich an dem Seile über den gähnenden Abgrund und erreichte meinen Gang. Daselbst entledigte ich mich der mit Schmutz, Rost und Blut bedeckten Kleider, tränkte sie mit einer Petroleumkanne und verbrannte sie. Die Asche wickelte ich zusammen mit einem schweren Stein in einen Lappen und warf das Ganze in die Tiefe. Darauf kehrte ich eilends in mein Zimmer zurück.

Die Fallthür fiel hinter mir zu, als ich eure Stimmen und den an die Scheiben anschlagenden Sand hörte. Ich erschrak. Ich hatte keine Ahnung, wie lange mein Unternehmen gedauert hatte, und ich hatte so ungeheuere Anstrengungen und so viele heftige Erregungen durchgemacht, dass ich sehr lange ausgeblieben zu sein glaubte. Als ich sah, dass ihr noch nicht schlafen gegangen wart, glaubte ich, es habe sich etwas Außerordentliches ereignet. Vielleicht rief man mich schon lange und hatte meine Abwesenheit bemerkt. Ich warf einen Rock über und öffnete das Fenster.

Die Erregung in meiner Stimme galt auch für die Folge des unterbrochenen Schlafes. Gleich nachher sah ich auf die Uhr und bemerkte mit Staunen, dass es erst halb zwei war. Es war also durchaus nicht verwunderlich, dass ihr noch nicht schlafen gegangen wart. Aber durch einen Zufall, den ich nicht hatte vorhersehen können, war der letzte Schrei meines Opfers zu euch empor gedrungen. Konnte daraus eine Gefahr für mich entstehen? Diese Frage warf mein Geist zwar sofort auf, war aber für den Augenblick nicht imstande, sie zu beantworten.

War dieser Mensch für das Verbrechen vorausbestimmt? War er mit übertriebener Sensibilität begabt, welche von den Prüfungen des Lebens gereizt und durch das zu lange Ausbleiben des Glückes verbittert war? Ohne Zweifel hätten ihn die üblichen zwölf Geschworenen zu den Wahnsinnigen gerechnet. Dies that ohne Zögern ein Psycholog, dem ich das Manuscript zeigte, „weil die Wirkungen der Leidenschaft in keinem vernünftigen Verhältnis zu ihren Ursachen standen“.

Als ob alle Menschen an der Stelle des Herzens eine Wage hätten! Als ob man nicht alle Tage Geizhälse sähe, die ein Leben voll Entbehrungen führen, um zwei Säcke Ducaten zusammenzubringen! Ehrgeizige, die tiefangelegte Intriguen ersinnen, um Friedensrichter in einem Dorfe zu werden! Liebende, die sich für Frauen ohne Schönheit, ohne Jugend und ohne Geist aufopfern!

Denn die Leidenschaft entwickelt sich in einer Seele nicht ihren Ursachen gemäß, sondern der Natur und den Verhältnissen der betreffenden Seele entsprechend.

Und es ist nöthig, dass es so ist. Wenn man den Grund der Dinge und den absoluten Wert der menschlichen Angelegenheiten berücksichtigt, so gäbe es sehr selten große Leidenschaften, wenn dazu immer große Zwecke erforderlich wären.

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 1. September 1900. Nummer 309.

## Parlamentarismus und Servilismus.

In verschiedenen deutsch-clericalen und czechischen Provinzblättern wird ein Artikel „Ausreden" beifällig nachgedruckt, der den dem Abgeordneten Dr. Kathrein nahestehenden „Neuen Tiroler Stimmen" von einem „sehr geschätzten Mitarbeiter" zugekommen ist. Jener Artikel ist eine Polemik gegen den vor drei Wochen an dieser Stelle erschienenen Artikel „Der entartete Parlamentarismus", der seinerseits wieder in verschiedenen linksdeutschen Provinzblättern nachgedruckt worden war. Die Polemik beweist nichts weiter, als dass unser Artikel in clericalen und czechischen Kreisen nicht verstanden worden ist. Wir sehen uns dadurch veranlasst, als Replik unseren Gedankengang in einer Form zu wiederholen, in der er auch dem „Mindergebildeten", der in der Politik in der Regel nur der Minderwillige ist, verständlicher und annehmbarer erscheinen mag.

Der geschätzte Mitarbeiter der „Neuen Tiroler Stimmen" meint nämlich unsere wahren Absichten „errathen" zu haben, indem er behauptet, dass es auch uns um nichts anderes zu thun sei, als um die „bald in diesem, bald in jenem Parteiorgan (der Linken) wiederkehrende Forderung an die Regierung nach entsprechender Vorsorge gegen das Wiederaufblühen der parlamentarischen Mehrheit der Rechten in irgend einer Form". Schlecht errathen! Ein schärferer Gegensatz ist kaum auszudenken, als der, welcher zwischen unseren Vorschlägen und denen jener linksdeutschen Parteiblätter besteht, deren Anschauungen uns der „geschätzte Mitarbeiter" der „Neuen Tiroler Stimmen" zu unterschieben versucht. Denn, während jene linksdeutschen Parteiblätter wie zum Beispiel die „Neue Freie Presse" die unparlamentarische Regierung des Herrn v. Koerber unterstützen, um die Majorität der Rechten nicht zur Regierung kommen zu lassen, fordern wir im Gegentheil die Abschaffung des ganzen unparlamentarischen Regierungssystems und die Wiedereinsetzung der parlamentarischen Majorität in ihre Regierungsrechte, die sie dann freilich so ausüben soll und kann, dass die Minorität keinen Anlass findet zur Obstruction. Dass wir uns dabei nicht gerade für die bestandene polnisch-czechisch-clericale Majoritätscombination begeistern, ist allerdings richtig. Aber ebensowenig haben wir uns für irgend eine andere bestimmte Majoritätscombination ausgesprochen. Unsere Erwägungen waren rein formal-politischer oder, wenn man es so nennen will, parlamentarisch-technischer Natur und gelten deswegen für jede Majorität, ob sie nun die alte oder eine neue Combination ist, und für jede Minorität, ob sie nun deutsch, czechisch oder sonstwie geartet ist.

Das technische Problem, um das es sich jetzt in Oesterreich handelt, lautet, ganz allgemein für jede beliebige Majorität: Wie kann in diesem Zeitalter der Obstruction die Majorität arbeiten, wenn die Minorität ihr fortwährend mit Obstruction droht? Die negative Antwort auf diese Frage lautet: Jedenfalls nicht so wie bisher. Wie hat aber bisher, das heißt bis zur Erfindung der Obstruction die Majorität gearbeitet? Sie hat im großen ungefähr so gearbeitet wie jeder gute, echte, alte Oesterreicher im kleinen zu arbeiten gewohnt ist: servil nach oben, tyrannisch nach unten. Auf der einen Seite hat sich die Majorität die erste Violine im Parlament, die ihr gebürt, immer von einer aus höfischen Günstlingen und bureaukratischen Strebern zusammengewürfelten unparlamentarischen Regierung aus der Hand nehmen lassen und sich selbst mit der zweiten Violine begnügt, die sie wieder der Minorität entrissen hat, der diese gebürt. Die Minorität hat sich wohl ungefähr zwanzig Jahre mit der ihr im unparlamentarischen Regierungssystem zugefallenen Rolle des unthätigen Zuschauers oder Zuhörers begnügt. Zwanzig Jahre! Lange genug! Aber schließlich ist ihr, gelegentlich der Badeni'schen Sprachenverordnungen, die Sache mit Recht zu dumm geworden, sie hat revoltiert. Das war die Obstruction. Nun handelt es sich darum, die Minorität wieder zu beruhigen, damit die Majorität wieder arbeiten kann. Wieso? Sehr einfach, indem man den berechtigten Beschwerden der Minorität nachgibt. Die Minorität hat auch ein Recht, im parlamentarischen Concert activ mitzuwirken, sie hat ein Recht auf die zweite Violine. Man gebe sie ihr! Das ist, bildlich gesprochen, unser positiver Vorschlag.

Aber was geschieht dann mit der Majorität, die bisher im Parlament die zweite Violine gespielt hat? Auch sehr einfach: Sie bekommt die erste Violine, die ihr nie hätte weggenommen werden sollen. Und was fangen wir mit Jenen an, die bisher die erste Violine sich vorbehalten haben, mit den höfischen Günstlingen und bureaukratischen Strebern, die sich als unparlamentarische Regierung zu constituieren belieben? Auch sehr einfach! Die werfen wir aus dem Parlament hinaus. Im Parlament sitzen gegenwärtig Drei beisammen: die unparlamentarische Regierung, die parlamentarische Majorität, die parlamentarische Minorität. Einer von den Dreien ist entschieden zu viel. Wer kann das sein? Die parlamentarische Majorität kann's nicht sein, die parlamentarische Minorität auch nicht — beide, weil sie, wie schon der Name selbst und die Verfassung bestimmt, ins Parlament gehören. Bleibt nur die unparlamentarische Regierung übrig, die in der That, wie schon ihr Name besagt, nichts im Parlament zu suchen hat.

Wie bringt man aber die unparlamentarische Regierung aus dem Parlament hinaus? Das muss die Majorität besorgen. Statt, wie bisher, nach oben servil und nach unten tyrannisch, muss die Majorität, wenn nun endlich auch bei uns ein ehrlich parlamentarisches Regierungssystem eingeführt werden soll, in Zukunft nach oben stark und nach unten conciliant sein, stark gegenüber der Zumuthung unparlamentarischer Bevormundung, conciliant gegenüber den Anschauungen und Ansprüchen der Minorität. Die servile Majorität konnte solange existieren, solange sie eine analog servile Minorität unter sich hatte. Den Druck, der von oben auf sie ausgeübt wurde, konnte sie solange nach unten an die Minorität weitergeben. Jetzt hat ihr die Minorität einen Stoß ertheilt, sie muss ihn nun auf die unparlamentarische Regierung fortpflanzen, wenn die Stauung im Parlament behoben werden soll. Ist die Minorität seit der Obstruction nicht mehr servil gegen die Majorität, so kann auch die Majorität nicht länger gegen unparlamentarische Einflüsse servil bleiben. Das geht aber einem guten, echten, alten österreichischen Majoritätspolitiker nicht leicht ins Gehirn. Deswegen hat wohl auch der „geschätzte Mitarbeiter" der „Neuen Tiroler Stimmen" unseren Gedankengang so schlecht verstanden. Offenbar gehört er eben der alten knechtschaftsgewohnten Majorität an. Wenn diese freilich die Ketten nicht abwerfen kann, die sie seit zwanzig Jahren zu tragen gewohnt ist, dann werden wir allerdings warten müssen, bis so oder so eine andere, muthigere Majorität zusammenkommt, die einmal nach oben ihre Stärke zeigt und dadurch das ganze Land mit sich reißt.

Die Majoritäten, die wir bisher gehabt haben, sind immer im höchsten Maße unpopulär gewesen, nicht nur bei ihren Gegnern, sondern auch bei ihren eigenen Gefolgsleuten, die ihrer eigenen Majorität ihren Servilismus oft und deutlich genug vorgehalten haben, und deswegen haben auch in diesen drei Jahren alle die berühmten patriotischen „Appelle" an die „Bevölkerung" gegen die obstruierende Minorität in der Bevölkerung kein nachhaltiges Echo geweckt. Eine Majorität dagegen, die stark nach oben und conciliant nach unten wäre, würde sich nicht nur bei ihren eigenen Anhängern, sondern auch bei ihren sonstigen Gegnern einer gewissen Popularität erfreuen, weil sie, wie immer auch sonst ihre Tendenzen und Thaten wären, mindestens in einem Punkte, in der Abwehr außerparlamentarischer Bevormundung das ganze Volk hinter sich haben würde, bis zum letzten Mann.

K.

---

## Das Fetisch Kaiserthum in China.

Unter entsetzlichen Greueln spielt sich in China eine Katastrophe ab, welche das Riesenreich selbst in seinen Grundlagen erschüttert und die in Mitleidenschaft gezogenen Völker des Abendlandes zu Unternehmungen drängt, deren Ausgang niemand vorher bestimmen kann. Die unmittelbare Ursache der blutigen Ereignisse ist der von den Mandschus und ihrem Mandarinenthum geschürte Fremdenhass, zu welchem die Ausländer leider nur zuviel Anlass gegeben haben; aber damit ist das Wesen und die Consequenz des gegenwärtigen Kampfes keineswegs erschöpft. Es hat sich im Verlaufe der Bewegung immer deutlicher herausgestellt, dass mehr als die Existenz der Fremden auf dem Spiele steht: die zunächst [illegible]

auftretende Verfolgung der Ausländer ist zu einem über das ganze Reich organisierten Aufstand des Volkes gegen das Staatsoberhaupt und die Regierung geworden. Da die gesetzmäßige Regierung, welche schon lange wegen ihrer Duldung des fremdländischen Elementes den Unwillen des Volkes erregt hatte, dem Begehren der von obenher verhetzten Massen nicht entschieden und umfassend genug nachkam, so nahm die Bevölkerung ihre Verfolgung der Europäer schließlich gegen die staatlichen Organe und über diese hinweg auf. Der Fremdenhass reicht aber in China bis in die höchsten Kreise und erfüllt dank jahrzehntelanger Agitation vor allem die Volksschichten, aus denen sich das Militär recrutiert, und so kann es nicht Wunder nehmen, dass sich Mitglieder des Hofes selbst an die Spitze der Bewegung stellten und die regulären Truppen an der Erhebung theilnahmen. Bei solcher Sachlage wird niemand über das Resultat der Kämpfe im Zweifel sein können.

Dass die Bevölkerung des Reiches der Mitte sich gegebenenfalls so zielbewusst gegen das Herrscherhaus selbst wendet, hat seinen besonderen Grund in der Eigenart des dort bestehenden Regierungssystems. Es dürfte zur Beurtheilung der Lage dienlich sein, einen Einblick in das Wesen und die historischen Grundlagen dieses Systems zu erhalten. Vielleicht ist dann manches in den chinesischen Wirren verständlicher, als es unserer, zur Zeit von kriegerischen Instincten befangenen öffentlichen Meinung scheinen mag.

In der Regierungsform Chinas ist der patriarchalische Ausgangspunkt aller irdischen Herrschaft mehr als in anderen Culturstaaten der Gegenwart festgehalten. Bestanden hat die Vatergewalt als Herrschaftsprincip einst bei allen Völkern, und noch auf hoher socialer Entwickelungsstufe bildet sie den Inhalt des Imperiums. Erst besondere gesellschaftliche Triebkräfte, welche zu ihrer Entfaltung eines breiteren Rahmens bedurften, sprengten das patriarchalische Regime, um eine politische Verfassung mit demokratischer Tendenz zu begründen. Die Entwickelung des constitutionellen Wesens ist nichts als eine allmähliche Zurückdrängung des väterlichen Elementes in der politischen Herrschaft. In China hat sich dieser Process, infolge der eigenthümlichen Gestaltung der wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse des Landes, außerordentlich verzögert, wenn auch in letzter Zeit seine Wirkungen im staatlichen Leben immer merkbarer zutage getreten sind.

Die patriarchalische Gewalt ruht nicht nur auf menschlicher, sondern zugleich und in erster Linie auf göttlicher Autorität. Sie geht von der Voraussetzung aus, dass alles, was ist und wird, dem Willen und Wirken der Gottheit untersteht. Wie in den Process des Weltgeschehens und Naturverlaufes, greift aber die göttliche Macht auch in das tägliche Leben und die Staatsgeschäfte eines Volkes ein. Gott ist der Herr und Herrscher, die Person des Fürsten nur sein Organ, dessen er sich zur Ausübung des Regimentes bedient. Ich habe diesen Gedanken in seiner allgemeinen Entwickelung und seiner Consequenz bereits in einem früheren Aufsatze dargestellt.*) Hier möchte ich nur einige besondere Merkmale und Formen desselben vorführen, die den sachlichen Zusammenhang des chinesischen Regierungssystems mit den theokratischen Institutionen anderer Völker erkennen lassen und uns das Wesen des Herrscherthums im Reiche der Mitte erschließen.

Charakteristisch ist die Thatsache, dass der Kaiser von China sich als „Sohn des Himmels" bezeichnet und auch von seinen Unterthanen gemeinhin so genannt wird. Das ist kein bloß äußerlicher Umstand, sondern drückt das Princip der Herrschaft aus und kennzeichnet das ganze System.

Nach alter Vorstellung nimmt die regierende Gottheit in dem Fürsten selbst Platz, um sich in diesem und durch diesen zu bethätigen, wie sie nach dem aller Welt geläufig gewesenen Fetischbegriff auch von einem beliebigen anderen Gegenstande aus wirken konnte. Diese Sitze der Götter, von der neueren Religionswissenschaft nach westafrikanischem Sprachgebrauch „Fetische" genannt,*) werden im Cult der Alten mit einem Worte bezeichnet, welches der ursprünglichen, auf älterem Brauche ruhenden Vatergewalt entspricht. Nicht nur der lebende, sondern auch der unbelebte Fetisch wird als Sohn der Gottheit apostrophiert. Der „Sohn" schlechthin aber ist der König. Als jüngere Form der Gottheit, als ihr irdisches Substrat, das sie sich gleichsam selbst gebildet, unterliegt er einer [illegible] [illegible]

werden die Pharaonen bestimmt vom ersten Könige der VI. Dynastie an genannt,*) aber es ist bezeichnend, dass in Aegypten auch der Apisstier gelegentlich als „Sohn" des Gottes Ptah erscheint.**) Ganz ebenso, wie die ägyptischen Könige, waren die Inkas im alten Peru Gottessöhne, und andere Völker der Vergangenheit wie der Gegenwart liefern Analogien hierzu.***)

Fetisch und Gottheit, die in so naher Beziehung zu einander stehen, fließen oft auch im Sprachgebrauche ineinander über. Gewöhnlich finden wir den Gott nach seinem Fetische bezeichnet. Wo uranische Objecte zu göttlichen Wohnsitzen geworden sind, tritt so z. B. die Sonne, der Mond, der Himmel u. s. w. als Gottheit auf. Daraus ergeben sich dann besondere Consequenzen für das auf theokratischer Grundlage ruhende Königthum. Ist der König ein „Sohn" der regierenden Gottheit und hat diese ihren anderweiten Sitz, etwa in der Sonne, so wird der Regent ganz logisch zu einem „Sohn der Sonne" werden. Gilt der Himmel als Gottessitz, dann haben wir einen „Sohn des Himmels". Die peruanischen Inkas und die ägyptischen Herrscher seit der sechsten Dynastie waren in diesem Sinne durchwegs und ausdrücklich Sonnensöhne. Der Fetisch erhält hier den Charakter eines Totems, einer Ursprungsmarke für den Kreis derjenigen, die auf ihn ihre Abstammung zurückführen.†) In dieser Weise benennen sich aber auch ganze Völker oder Stämme nach dem Fetische ihres Ahnherrn. So waren die Aymoras in Peru Nachkommen der See, während ein voraztekisches Volk in Mexico sich als „Söhne der Schlange" bezeichnete, wie es noch heute bei den Indianern Rabenleute, Wölflinge u. a. m. gibt. Mit der gleichen Logik wird sich dann auch ein Staatswesen, dessen Totem der Himmel ist, als „himmlisches Reich" gerieren.

Aus diesen Parallelen ergibt sich evident, welche Bewandtnis es hat, wenn der Kaiser von China sich „Sohn des Himmels" nennt und sein Reich als das „himmlische" declariert. Wir haben in ihm einen Fetischkönig reinster Art, dessen Gottheit, die durch ihn waltet, ihren Sitz im Himmel hat. Nun ist aber thatsächlich der Himmel, Tien, der Reichsgott in China, wobei der Gottheitsname in bekannter Weise der göttlichen Behausung entlehnt wurde. Es kann also gar nicht zweifelhaft sein, in welchem Verhältnis der Monarch als „Sohn des Himmels" zur Staatsgottheit steht und wie die Herrschaft über das Volk zu denken ist. Gerade in Ostasien ist das fetischistische Königthum gut conserviert, denn auch der Mikado von Japan und der Dalai Lama von Tibet sind solche Gottkönige, und in Korea bestand diese Herrschaftsform, solange es dort ein besonderes Fürstenthum gab. Der Himmelscult beginnt in China mit der vierten Dynastie, und seit dieser Zeit treten auch die Herrscher als „Söhne des Himmels" auf. Man sieht, wie das königliche Prädicat mit dem Culturwechsel bestimmt wird, was den inneren Zusammenhang der Regierung mit der Gottesvorstellung illustriert. So wechselte auch bei den Aegyptern der Königstitel mit dem Namen oder dem Fetische der hervorragenden Gottheit.

Als Träger des göttlichen Geistes ist der Kaiser von China gleichsam selbst Gott, das „lebende Bild" der Gottheit, wie es im altägyptischen Sprachgebrauch heißen würde. Seine Person ist geheiligt, und ihn verletzen, wäre Gottesfrevel. Nach seinem Tode aber wird er eingereiht in den officiellen Cult, denn es ist Pflicht des jedesmaligen Oberhauptes, an den Gräbern der verstorbenen Kaiser zu opfern.*) Und, wenn der Monarch im Tempel des Himmels zu Peking dem Culte der obersten Gottheit obliegt, so werden die Tafeln der kaiserlichen Ahnen im Tempelraume aufgestellt.**) Man opfert den Ahnen des Herrscherhauses im Himmelstempel,†) während andererseits der Staatscult auch wieder im „Saale der Vorfahren" vollzogen wird. Der Reichscult ist mithin ein regelrechter Ahnendienst, und indem der Kaiser seine Ahnen verehrt, dient er gleichzeitig dem Staatsgotte. Beide, Reichsgottheit und Ahnenschaft, decken sich bis zu einem gewissen Grade. Der Himmelsgott ist das Ursprüngliche, der Urahn, von dem die „Söhne" als verschiedene Gestaltungen und Repräsentanten seines Wesens ausgehen, um wieder zurückzukehren und als göttliche Potenzen neben ihm zu leben. So zieht sich dasselbe Ursein durch die ganze Ahnenreihe bis auf den lebenden Herrscher fort, und alle sind im Grunde Eins. Daraus das Ineinanderfließen des staatlichen [illegible] und des Cultes der kaiserlichen Ahnen. Das Grab- [illegible] den eigentlichen Ausgangspunkt des [illegible] einmal das Geistliche, [illegible] werden sein muss. [illegible] Regiment auf Grundlage [illegible] aus alter Zeit übt [illegible] Functionen aus. [illegible] als der Hohepriester,

[illegible]

der nach ältester Weise im Geiste einer hausväterlichen Reichsverwaltung in der kaiserlichen Macht die priesterliche und die feldherrliche vereinigte. Die chinesische Reichsreligion erkennt keinen eigentlichen Priesterstand an, sondern, sowie der Kaiser Oberpriester des Reiches ist, so waren es die Reichsfürsten und sind es gegenwärtig die Reichsbeamten für die einzelnen Landschaften.*) Mit den Geistern der Vorfahren zu verkehren, war eine natürliche Obliegenheit derer, denen die väterliche Herrschaft zufiel, und indem die Regenten von China das ihnen so überkommene Priesteramt festhielten, beugten sie einer Beschränkung ihrer Machtvollkommenheit durch priesterliche Rivalität vor. Dagegen bedurften sie bei der übergroßen Heiligkeit ihrer Person für die profanen Regierungsgeschäfte eines weltlichen Armes, wie ihn der Dalai Lama von Tibet sich beigesellte und wie er uns im japanischen „Taikun“ oder im „Major Domus“ der Frankenkönige begegnet. Diese Institution kann zu einer Demokratisierung der Verwaltung, aber auch zu einer Usurpation der thatsächlichen Herrschaft führen, welch letzterer Fall beispielsweise in dem Staatsstreiche der Karolinger eintrat. In China sind aus der Nothwendigkeit, einen Vollstrecker für die politische Gewalt einzusetzen, nach und nach Verwaltungskörperschaften auf mehr oder weniger breiter Basis und zuweilen mit nicht geringer Unabhängigkeit hervorgegangen. Doch haftet das patriarchale Wesen noch der ganzen Organisation an.

Das Innewohnen des göttlichen Geistes im Könige war den Völkern eine Bürgschaft für die Staatswohlfahrt und den gedeihlichen Gang der Dinge. Doch die Gottheit hatte auch die Aufgabe, ihnen Erntesegen und leibliches Wohlbefinden zu bescheren und alles fernzuhalten, was störend in das Leben des einzelnen oder der Gemeinschaft eingreifen könnte. Just das nun verlangt man vom Könige, bei dem die Gottheit sein soll. Ist es der rechte König, ist ihm der göttliche Geist wirklich zugetheilt, dann muss es gut stehen um das Volk, dann kann kein Unheil das Land heimsuchen, dann wird die Arbeit des Menschen gesegnet sein. Tritt indessen Misswachs ein, kommt es zu verheerenden Naturereignissen oder politischen Störungen, so entnimmt das Volk daraus, dass die Gottheit vom Herrscher gewichen ist. Der untaugliche wird dann kurzerhand durch einen anderen ersetzt, wie es insbesondere die Geschichte germanischer Völker mehrfach lehrt.

So ist auch der Kaiser von China für Verhältnisse und Vorgänge verantwortlich, über welche nur ein Gott Macht haben könnte. Die preußische Expedition fand diese Vorstellung noch in den Sechzigerjahren im Reiche der Mitte vor. Ihrem Berichte zufolge verschuldet das Staatsoberhaupt „alles Unheil, das die Menschen trifft“. Misswachs, Erdbeben u. dgl. mehr, kommt von ihm. Solche Ereignisse führen zu Aufständen, denen das Volk volle Berechtigung zuerkannte, weil sie bewiesen haben, dass der Regierende nicht der rechte Himmelssohn sein könne.**) Noch weiter zurück reicht ein Zeugnis, das der französische Missionär Huc in seinem Geschichtswerke über China aus Originalquellen übermittelt.***) Als im Jahre 1069 unglückliche Zufälle sich häuften, wie Krankheiten, Erdbeben und eine Dürre, welche fast die ganze Ernte vernichtete: da wurde der Kaiser von dem dazu berufenen Collegium der Censoren aufgefordert, zu prüfen, was in seiner Aufführung und in seiner Regierung tadelnswert sei. Infolge dessen versagte sich der Herrscher alle Vergnügungen, und seine Absicht dabei kann nur gewesen sein, Verfehlungen zu büßen und sich zur Abwendung der Schicksalsschläge mit der Gottheit auszusöhnen.

Selbst Kong-fu-tse hat in seinen Lehren über die Regierung den alten Glauben an den Einfluss des Fürsten auf das Naturgeschehen zur Voraussetzung, wenngleich er die Beziehungen ganz anders auffasst. Gerade nach ihm war es der „rechte Geist“ des Kaisers, von dem alle Wohlfahrt des Landes und des einzelnen abhieng. Man ersieht sogar, dass der Herrscher „die Ströme fließen und die Früchte reifen“ ließ. Es ist dem Weisen auch nicht unbekannt, welche Consequenzen das Volk zog, wenn diese Zeichen einer guten Regierung ausblieben. Nur darin weicht Kong-fu-tse vom Herkommen ab, dass er den „rechten Geist“ des Regenten in dessen ethischer Qualität sieht. Von diesem Geiste des Herrschers hängt unmittelbar auch das „rechte Maß“ in des Menschen Brust ab, und wenn dieses schwindet, hört das wohlgeordnete Leben der Unterthanen auf.†) Auf dem „wohlgeordneten Leben“ des Einzelnen aber beruht das Gedeihen aller Dinge,††) der Lauf der Jahreszeiten, die Witterung und alles, was dem Menschen frommt. Da es Aufgabe des Monarchen ist, dieses wohlgeordnete Leben zu fördern, um die Naturordnung aufrecht zu erhalten, so ist also der Fürst doch wieder für Vorgänge haftbar, die sonst nur der göttlichen Macht unterliegen. Das Factum ist im System Kong-fu-tses dasselbe geblieben, wie beim ursprünglichen Fetischkönigthum, nur die Deutung und Begründung hat sich einer höheren Auffassung angepasst. Auch die „Verwerfung“ des Königs im Falle seiner Untauglichkeit hat Kong-fu-tse in seine Lehren übernommen. Aber der Grund liegt wieder nur in dem sittlichen Verhalten des Herrschers. Fehlt ihm der „rechte Geist“ zur Erfüllung seiner Pflichten, so verliert das Volk den rechten Maßstab für seine Lebensführung und alles geräth in Unordnung. Bei der Verwerfung, die sich durch Aufruhr im Reiche und Abfall der Unterthanen und Diener kundgibt, handelt das Volk nach Kong-fu-tse als Vollstrecker des Himmels.

Die Verwerfung des Königs findet sich allenthalben als ein Grundrecht der Völker gegenüber den despotischen Ausartungen der Gottesherrschaft. Kong-fu-tse charakterisiert aber die Verwerfung als eine Folge schlechter Handlungsweise selbst, was freilich für das schließliche Resultat gleichgiltig ist. „Den Fürsten, die von der durch den Himmel bestimmten Regel abweichen, wird das Verderben gedroht.“ „Vom Himmel geschickt, trifft es die Herrscher durch Aufruhr im Reiche und Abfall der Diener und Unterthanen.“ „Der Himmel redet nicht, sondern deutet nur an; er sieht durch die Augen des Volkes; er hört durch die Ohren des Volkes; er thut seinen Willen kund durch die Stimme des Volkes; und was niemand thut, aber doch geschieht, das kommt von ihm her, der Belohnungen und Strafen austheilt.“ Nichts anderes lehrt auch Meng-Tsen, bei dem übrigens das „rechte Gesetz“ dem „rechten Maß“ Kong-fu-tses entspricht. „Wenn das rechte Gesetz verletzt ist, dann tritt der Unfriede ein, der Mächtige maßt sich die Gewalt an, und der Stärkere übt über den Schwächeren Zwingherrschaft aus. Beides stammt vom Himmel: wer dem Himmel gehorcht, wird erhalten, wer ihm widerstrebt, über den kommt das Verderben.“*) Der Volksaufstand ist in diesem Sinne für China ein Gottesgericht, und unser dem Lateinischen entnommenes Sprichwort von der Volkesstimme, die Gottes Stimme ist, bekundet in seiner politischen Nutzanwendung auch für das Abendland die vormalige Geltung ähnlicher Grundsätze. China hat gegebenenfalls nicht gezögert, seine Herrscher nach Maßgabe dieser Auffassung zur Rechenschaft zu ziehen. Der letzte Kaiser der ersten Dynastie ward verbannt, der letzte aus der zweiten hingerichtet. Nach dem, was wir über die Heiligkeit eines Fetischkönigs erfahren haben, müsste sich dieses Vorgehen als ein Verbrechen gegen die Gottheit rächen. Aber im Interesse der Volkswohlfahrt ist man schon auf früher Stufe durch eine auch dem modernen Constitutionalismus geläufige Fiction über diese Schwierigkeit hinweggekommen. Die einfache Logik des Naturmenschen folgert aus dem Ausbleiben der erwarteten Wirkungen, dass die Gottheit von dem Könige gewichen ist; dann aber ist der Leib des Fürsten ja gar nicht geweiht, nicht vergöttlicht, und es kann nimmermehr sträflich sein, den Untauglichen nun auch durch Menschenhand zu verstoßen, wie ihn die Gottheit bereits verstoßen hat. So prügelt ja in ganz gleicher Erwägung der Neger seinen Fetisch, wenn er die gewünschte Zauberkraft an ihm vermisst.**) Der von Gott verlassene Königsfetisch ist nichts als ein bloßer Mensch, der nun den Zorn des Volkes ob seiner Unfähigkeit über sich ergehen lassen muss. Im Geiste dieser correcten Fetischauffassung beantwortet Meng-Tsen die Frage, ob ein Unterthan seinen Fürsten tödten darf, folgendermaßen: „Wer die Tugend verletzt, heißt ein Räuber, wer das Recht verletzt, ein Tyrann; ein Räuber und Tyrann aber sind immer nur Privatleute. Ich habe gehört, dass Schen***) als Privatmann getödtet wurde, ich habe aber nicht gehört, dass er als Fürst ermordet worden sei.“ Die Argumentation gibt sich auch in juristischer Form, sie ist aber nur ein Niederschlag uralter fetischistischer Vorstellungen und Consequenzen.

Der eigentliche Fetischgedanke im chinesischen Kaiserthum hat sich im Laufe der Zeit allerdings aufgelöst und der kongfutseanischen Umdeutung in moralische Principien und Wirkungen accommodiert. Aber das ganze Ceremoniell am Hofe von Peking, das noch heute den Herrscher wie einen Gott erscheinen lässt, zeugt für die ursprüngliche Vorstellung, dass der Geist der Gottheit in ihm seinen Sitz hatte. Was uns in den chinesischen Hofbräuchen so bizarr erscheint, sind durch den Cult bedingte Formen und Förmlichkeiten, wie wir sie mit Folgerichtigkeit in jeder Residenz des Gottkönigthums finden. Sie blieben, wie viele andere Cultformen, zurück, auch nachdem sich die Auffassung ihres Inhaltes gewandelt hatte. Nur einige Beispiele mögen das Gesagte illustrieren. Wenn der Kaiser Frühobst oder Gemüse essen möchte, müssen seine Mundofficiere erst den Kalender um Rath fragen, denn es steht geschrieben, dass nur an gewissen Tagen des Mondes diese Speisen auf die kaiserliche Tafel kommen dürfen. Beim Erscheinen des Herrschers wirft sich der Hof anbetend nieder. Während des Diners reichen die mit dem Tafeldienst beauftragten Officiere nach neunmaligem Fußfall und fünf Kniebeugungen Seiner Majestät die Speisen auf einem kostbaren Tischchen dar. Trinkt der Kaiser, so müssen alle Anwesenden, während er den ihm knieend dargebotenen Becher an die Lippen führt, abgewandt nach Westen sehen. Es ist die reine

*) [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible]
†) [illegible]
††) Ebenda [illegible]

*) [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible]

Gottesverehrung, die sich in dieser Etikette ausdrückt. So kann eben nur der Sohn des Himmels, als die Incarnation der Gottheit selbst, seinen Cult empfangen.

Unter europäischem Einflusse machte sich indessen auch am chinesischen Hofe der Geist des Fortschritts geltend. Der junge Kaiser selbst versuchte, die starren Vorschriften des tausendjährigen Ceremoniells zu mildern und sich über inhaltslos gewordene Formen hinwegzusetzen, wie es namentlich beim Empfange des Prinzen Heinrich von Preußen geschah. Aber das conservative Element am Hofe und im Lande sah darin einen unerhörten Bruch der heiligen Ueberlieferung, eine Herausforderung der Gottheit, die dem Staate Verderben bringen musste. Und die Reaction der um ihre Herrschaft besorgten Mandschu-Partei triumphierte. Sie zog noch einmal jene Consequenzen, die im Reiche der Mitte wiederholt eintraten, sobald die Qualität des Herrschers in Zweifel gerieth. Woher kam die Zerrüttung des Reiches, die Niederlage im japanischen Kriege, die Losreißung von Gebietstheilen durch die fremden Mächte, die ungünstige Veränderung der socialen Verhältnisse? Ohne Frage: es waren Zeichen, dass vom Kaiser der „rechte Geist“ gewichen sei. Musste dann nicht die Correctur des Systems eintreten? Nun wohl, Kwang-su wurde „verworfen“ und an seine Stelle trat die Kaiserin-Witwe, welche die Herrschaft wieder nach altem Herkommen führte.

Aber war das wirklich die rechte Correctur? Die Situation im Reiche verschlimmerte sich, die Fremden traten immer mehr als Herren des Landes auf. Und die Kaiserin, welche doch in reactionärem Interesse den Thron usurpiert hatte, schien dem Treiben nicht mit starkem Arm Einhalt thun zu können oder zu wollen. War denn nun wirklich der „rechte Geist“ in der Regierung vertreten? Ingrimmig über die Lässigkeit der Kaiserin, stachelten ihre Mandschus und ihre Mandarinen den Fremdenhass des Volkes auf, bis dieses, da die legitime Herrschaft versagte, selbst Abhilfe schaffte und sich unter Führung von Fanatikern gegen die Europäer erhob. Das war zugleich Aufruhr gegen die Trägerin der Krone. Just so musste sich nach Kong-fu-tse die Verwerfung des untauglichen Herrschers vollziehen. Hier lag nicht, wie kurz vorher, eine bloße Palastrevolution vor, nein, jetzt handelte das Volk selbst, wie es in den heiligen Büchern stand. Das ist der Sinn des Boxeraufstandes, der in diesem Lichte als Correctiv der Gottesherrschaft eine höhere Bedeutung gewinnt.

Friedrichshagen bei Berlin. Heinrich Tannenberg.

---

# Die staatsrechtliche Stellung der czechischen Parteien.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Die Constituierung unserer czechischen (realistischen) Volkspartei hat in der Prager Presse eine lebhafte Discussion hervorgerufen, die bis jetzt nicht beendet ist: im Vordergrunde des politischen Interesses steht das staatsrechtliche Programm und ganz speciell das historische Staatsrecht. Und zwar ist es ein doppeltes Problem, das die Presse der Parteien in Athem hält: das politische — der Inhalt des staatsrechtlichen Programmes; das staatsrechtlich-theoretische — die Begründung dieses Programmes.

In letzterer Beziehung dreht sich der Streit ganz besonders darum, ob sich die Parteien noch heute neben dem historischen auch auf das Naturrecht berufen dürfen, wie es das Programm der Volkspartei ausdrücklich formuliert hat. Diese Frage geht besonders mich als vermeintlichen alleinigen Autor unseres staatsrechtlichen Programmes an, und darum berühre ich den Gegenstand an erster Stelle, jedoch in der Absicht, das rein Theoretische vorläufig aus meinem Berichte auszuscheiden, indem ich mir vorbehalte, die Frage: historisches oder Naturrecht, demnächst eingehender für sich zu behandeln.

Wenn unsere Volkspartei das Naturrecht beruft, so beruft sie selbstverständlich nicht das alte Naturrecht, wie es im achtzehnten Jahrhundert formuliert wurde, sondern in seiner modernen, zeitgemäßen Umwandlung; im officiellen Texte des Programmes wird auf diesen Umstand ausdrücklich aufmerksam gemacht.*) In den Erläuterungen zu diesem Programmpunkte habe ich auf der constituierenden Versammlung des näheren ausgeführt, dass wir uns auf das Naturrecht darum mehr stützen als auf das historische Staatsrecht, weil dieses schwach und bedeutend schwächer ist. Und eben darin unterscheidet sich unsere Partei von den übrigen Parteien, dass sie die legale Anerkennung des historischen Staatsrechtes kritisch prüft und das Resultat dieser ihrer Prüfung rückhaltlos ausspricht. Unsere alten Parteien sind nämlich von einem [illegible] Uebernahme [illegible] und [illegible] staatsrechtlichen [illegible]

[illegible]

Staat wird einfach als Eldorado hingestellt. Dem gegenüber ergibt eine vorurtheilslose Prüfung der historischen Thatsachen, dass die staatsrechtliche Continuität nicht intact geblieben ist und dass auch die einzelnen legalen Thatsachen auf ihren staatsrechtlichen Gehalt kritischer zu besichtigen sind, als es bisher geschehen ist. So zum Beispiel erinnern sich noch jüngere Zeitgenossen, wie das kaiserliche Rescript vom Jahre 1871 in unseren böhmischen Kreisen als staatsrechtliches Unterpfand gefeiert und in goldenen Lettern festlich zur Schau gestellt wurde. Und doch gestehe ich, dass es mir immer unbegreiflich war, wie unsere politischen Väter sich derart rein typographisch berauschen konnten! Nun wird zwar in dem Rescripte die „staatsrechtliche Stellung“ (welche, wird nicht gesagt!) erwähnt und die Krönung in Aussicht genommen, aber es wird zugleich sehr eindringlich gesagt, dass die Staatsgrundgesetze von 1860, 1861, 1867 und der ungarische Krönungseid nicht beseitigt werden können! Prüft man darum das Rescript von 1871 kritisch, so erscheint sein staatsrechtlicher Gehalt in ganz anderem Lichte, als von unseren älteren Parteien gelehrt wurde.

Ueberhaupt — und das ist der Kernpunkt aller staatsrechtlichen Discussionen — kommt es darauf an, den staatsrechtlichen Gehalt unserer verschiedenen Parteiprogramme auf seine Legalität genau zu prüfen, und das heißt weiter: ganz besonders die Frage der Rechtscontinuität zu untersuchen. Ob nämlich und in welchem Ausmaße die staatsrechtliche Selbständigkeit der böhmischen Krone bis auf unsere Tage aufrecht geblieben ist. Die Untersuchung dieser Hauptfrage führt von selbst zur Erörterung der übrigen wichtigsten Streitpunkte zwischen uns Czechen und den Deutschen als Gegnern der staatsrechtlichen Strebungen.

Dass die Krone die staatsrechtliche Continuität mindestens seit der Schlacht am Weißen Berge nicht gewahrt hat, das muss nicht erst bewiesen werden; allein auch die legalen Vertreter des Volkes haben diese Continuität nicht gewahrt. Die Geschichte weiß nichts darüber zu berichten, dass sich diese Vertreter — (damals die Stände) — gegen die Errichtung und centralistische Ausgestaltung des geheimen Hof- oder Kriegsrathes und besonders gegen die Hofkammer ausgesprochen hätten, obwohl gerade diese Hofkammer in den böhmischen Ländern einen bedeutenden Einfluss ausübte. Aus diesen ersten Centralämtern giengen unter Maria Theresia die bekannten centralistischen Aemter hervor — die böhmischen Stände haben gegen diese neue, ganz centralistische Einrichtung kein Wort eingewendet und sich überhaupt gar nicht gerührt. Gegen Kaiser Josef II. machte sich eine leichte Opposition merklich, aber es bleibe dahingestellt, ob diese Opposition vorwiegend staatsrechtlich war; thatsächlich hatten unsere Stände nicht annähernd den Erfolg, den die ungarischen Stände (1790, 1791) erzielten. Vor dem Jahre 1848 regte sich auch auf dem böhmischen Landtage ein schwaches staatsrechtliches Bewusstsein, aber der Hauptsprecher der ständischen Opposition hüllte sich sogleich in ehrerbietiges Schweigen, sobald von Wien ein energischerer Wink gemacht wurde.

Kam das Jahr 1848 und 1849 mit seinen verschiedenen staatsrechtlichen Octroyierungen. Auf der politischen Bühne treten die parlamentarischen Volksvertreter auf, und diese anerkennen den parlamentarischen natürlichcentralistischen Octroi, ja speciell Palacký und Havlíček werden die eifrigsten demokratischen Vertheidiger der 1848er Verfassung. Palacký erklärte im Jahre 1848 die Verneuerte Landesordnung Ferdinands II. und alle ständesrechtlichen Privilegien durch das Patent vom 15. März für aufgehoben, und mit ihm haben alle böhmischen Abgeordneten die neue staatsrechtliche Ordnung in Wien und Kremsier anerkannt. Palacký und Havlíček vertheidigten gegenüber der historischen die nationalsprachliche Eintheilung des Reiches in neue Provinzen. Zwar wurde von Brauner und gelegentlich auch von Palacký selbst die staatsrechtliche Forderung der Einheit der böhmischen Länder aufgestellt, aber diese Forderung war nichts weniger als programmatisch durchgebildet. Speciell auf das Schwanken Palackýs habe ich schon öfters, auch in dieser Zeitschrift, hingewiesen: er hat die staatsrechtlich-historischen und die national-demokratischen Forderungen nicht in Einklang gebracht und blieb, wie wir gleich sehen werden, auch in dieser Beziehung den späteren Parteien bis auf den heutigen Tag das Vorbild. In der That laborieren nun alle unsere älteren Programme an der Zwiespältigkeit des staatsrechtlichen Historismus und modernen Nationalismus.

Der Bach'sche Absolutismus wurde von den Ständen lautlos hingenommen, die Volksvertreter verstummten, nur Havlíček blieb auf der politischen Warte, aber er bekämpfte den Absolutismus und das Octroi von 1849 vom Standpunkte der Revolution und des Octroi von 1848.

Der Zusammenbruch des erneuerten Absolutismus führte zum Octroi von 1860 und 1861 — die neue Verfassung wurde in Böhmen [illegible] angenommen. Zwar hat Dr. Rieger [illegible] eine [illegible] Clausel von „Rechten“ [illegible] die neue Wahl- und Hausordnung aus- [illegible] die Feudalen haben nach der Con- [illegible] und nach der Eidesleistung eine Er- [illegible] als die „Depositare“

der staatsrechtlichen Continuität hinstellten; die neue Ordnung nahmen aber auch sie ruhig hin. Gegen die Wahlen in den Reichsrath wurde (1861) ein Veto auf Grund des Octoberdiploms und alter, nicht specialisierter „Rechte“ erlassen, aber nach Wien sind die gewählten Abgeordneten gegangen, und demgemäß wurde in einer abermals sehr zahmen Erklärung das historische Staatsrecht neben dem Naturrecht berufen. Im Jahre 1863 wurde gegen den Reichsrath die Opposition inauguriert, aber nur theilweise, denn die Mährer sind 1863 nach Wien gekommen, erst 1864 haben sie den Reichsrath gemieden.

Diese ganze Politik ruhte auf dem Octoberdiplom, und dieses Octoberdiplom wurde unter Belcredi 1865 öffentlich gefeiert. Erst der Ausgleich mit Ungarn hat die Altczechen und Feudalen zur Nachahmung angeregt und bewogen, das historische Staatsrecht etwas genauer zu formulieren; so wurde auf dem Landtag in Prag (13. April 1867) der staatsrechtliche Protest eingebracht, dann folgte die Declaration (22. August 1868). In dem Proteste wird der Versuch gemacht, das bisherige inconsequente Vorgehen und Anerkennen der octroyierten Verfassung zu maskieren; erst in der Declaration findet sich die (übrigens sehr bald vergessene) Erkenntnis, dass auch der Landtag in Prag eine verfassungsmäßige, antistaatsrechtliche Institution sei. Als nach einer kurzen Passivität (1868, 1869) der Landtag 1870 abermals beschickt wurde, wurde eine doppelte Rechtsverwahrung eingebracht: die Altczechen beriefen die staatsrechtliche Declaration, die Feudalen ihre rein ständisch-feudale Erklärung von 1861. Nach dem kurzen Intermezzo der schon besprochenen kaiserlichen Botschaft von 1871 wurde die passive Opposition unternommen, aber ich brauche nicht auszuführen, dass diese Opposition in sich unentschieden und ohne die erwartete Steigerung blieb. Es entstanden denn darum innerhalb der altczechisch-feudalen Partei alsbald Streitigkeiten über die staatsrechtlichen Fundamente der Politik. Die Jungczechen stellten sich gegen die Altczechen auf den Standpunkt des Naturrechtes und befürworteten die Beschickung des Landtages und bald auch des Reichsrathes. Die Mährer kamen schon 1874 nach Wien, die Jungczechen sind in demselben Jahre in der Prager Landtagsstube eingezogen; in ihrer Erklärung machten sie dem historischen Rechte zwar ein Compliment, aber der ganze Tenor ihrer Erklärung zeigt deutlich, dass sie auf dem Naturrecht basieren und diese naturrechtliche Basis wurde 1878 ganz ausdrücklich neben der historischen in der Erklärung anerkannt, durch welche beide Parteien ihre Abstinenz vom Landtage definitiv aufgegeben haben. Endlich wurde 1879 auch die Abstinenz gegen den Wiener Reichsrath aufgegeben; die bekannte Rechtsverwahrung, die 1879 auch in der Thronrede verschämt anerkannt wurde, lautet seither dahin, dass die Vertreter des böhmischen Volkes von ihrem staatsrechtlichen Standpunkt den Wiener Centralreichsrath nur als „thatsächlich“ anerkennen.

Eine eingehendere staatswissenschaftliche Analyse aller dieser Declarationen im Zusammenhange mit der thatsächlichen politischen Taktik wäre sehr belehrend und interessant; für meine Zwecke genügt das Vorgebrachte. Es ist über allen Zweifel erhaben, dass die legalen Vertreter des böhmischen Volkes (sowohl die ständischen, als auch die parlamentarischen) den historischen staatsrechtlichen Boden des öfteren thatsächlich und ausdrücklich aufgegeben haben; damit ist in Uebereinstimmung, dass in den officiellen staatsrechtlichen Declarationen von 1848 bis 1878 neben dem historischen das Naturrecht ausdrücklich berufen wurde, und schließlich ist aus der Entwickelung unserer Parteiprogramme und der ganzen böhmischen Politik ersichtlich, dass besonders nach 1867 das Beispiel Ungarns mehr gewirkt hat, als das eigene rechtshistorische Bewusstsein. Auch ist der stricte Beweis erbracht, dass von einer ungestörten Continuität des historischen Staatsrechtes nicht gesprochen werden kann. Diese Continuität wurde nicht nur von der Krone, sondern auch von den legalen Vertretern des Volkes öfters durchbrochen. Wer das noch nicht klar genug aus den vorgebrachten historischen Thatsachen ersieht, den kann ein noch so kurzer Vergleich der böhmischen Politik mit der ungarischen belehren. Ich werde auf den Gegenstand sogleich eingehen, vorerst will ich jedoch in einem folgenden Artikel die Einwürfe vorführen, die gegen meine Position von mehreren Seiten gemacht werden.

---

## Der neueste Streit um die Gewerkschaften in Deutschland.

Beinahe alle paar Jahre erhebt sich in der deutschen Arbeiterbewegung eine meist sehr energisch geführte Discussion über die Gewerkschaftsbewegung. Man hat seither öfter behauptet, dass einige böswillige Elemente, Störenfriede der Bewegung, die Karnickel seien, die sie anfiengen. Aber nichts ist falscher als das. Diese Discussionen haben vielmehr stets einen sehr gediegenen Anlass: im starken Wachsthum der Arbeiterbewegung nämlich, der politischen auf der einen, der gewerkschaftlichen auf der anderen Seite. Ganz natürlich verändern beide, indem sie sich [illegible], ihre Lage, drücken so aufeinander, messen sich, reiben [illegible] [illegible] sich. Der geistige Ausdruck davon ist eben der Streit über das Verhältnis der beiden zu einander. Ist dann, durch solche Auseinandersetzung, eine bessere, bequemere, natürliche Lage der beiden großen Gebiete der Arbeiteremancipation zu einander neu gewonnen, so ist auch die Discussion darüber sehr schnell verflackert. Sie hat eben ihre Schuldigkeit gethan, bis — zum nächstenmal.

Gegenwärtig hat nun wieder eine solche Auseinandersetzung stattgefunden, respective sie findet noch statt. Doch scheint bereits alles, was dabei in diesem Falle zu sagen war, gesagt, und die Sache selber, um die es sich dabei dreht, scheint bereits entschieden. Es kann darum sehr wohl darüber im nachstehenden einmal zusammenfassend referiert und resumiert werden.

Die Streitfrage ist: sollen die Gewerkschaften parteipolitisch neutral sein, oder sich einer bestimmten Partei fest angliedern? Sie ist schon seit Jahren von verschiedenen Seiten angebohrt worden. Die Nationalsocialen haben seit ihren Anfängen den bisherigen socialdemokratischen, sogenannten „freien“ Gewerkschaften gegenüber auf parteipolitische Neutralität gedrängt. Sie haben deshalb stets darnach gestrebt, ihre paar Anhänger in Arbeiterkreisen zum Eintritt in diese Gewerkschaften zu bringen, und sie so als praktisches Mittel zur Neutralisierung jener zu benützen. Es ist ihnen aber nur weniges geglückt. Die evangelischen Arbeitervereine, in denen ihre Arbeiteranhänger vielfach zu finden sind, haben fast durchwegs diesen Vorschlag der Nationalsocialen als sehr gefährliche Zumuthung abgelehnt. Unseres Wissens ist nur ein nationalsocialer Führer, der *ehemalige* Lithograph Tischendörfer, zugleich Mitglied der Berliner Gewerkschaftscommission.

Auch Kathedersocialisten, die ja den Nationalsocialen vielfach nahe stehen, wenn sie sich auch bisher gehütet haben, ihnen beizutreten, vor allem Professor Sombart, haben ähnliche Forderungen wie die Nationalsocialen an die Gewerkschaften erhoben. Gerade diesbezügliche Vorträge Sombarts sind in socialdemokratischen Kreisen mehrfach discutiert worden, und eben hat Sombart diese seine Vorträge über die Gewerkschaftsbewegung in einer Broschüre gesammelt erscheinen lassen.*)

Ferner sind ähnliche Meinungen auch aus socialdemokratischer Feder hie und da im Laufe des letzten Jahres kurz ausgeführt worden, bis die Differenzen, die eigentlich schon stets zwischen Socialdemokraten und nur gewerkschaftlich interessierten Buchdruckern bestanden haben und auch schon früher öfter in heißen Kämpfen zum Ausdruck gekommen sind, neuerdings besonders stark anschwollen und offen zum Ausbruch gelangten. Immer mehr spitzte es sich in diesen Streitereien, an denen sich übrigens weder der Vorstand des Verbandes der Buchdrucker noch die Leitung der socialdemokratischen Partei betheiligt haben, auf die Forderung einer Anzahl „Verbändler“ hinaus, dass die Gewerkschaft der Buchdrucker nicht nur nichts mehr bei der Socialdemokratie zu holen, sondern sich sogar am besten ihr feindlich gegenüberzustellen habe, so dass es für die Gewerkschaften überhaupt am besten sei, sich von ihrem Einflusse frei zu machen.

In dieser Situation des Streites hat dann Bebel den Stier bei den Hörnern zu fassen für gut befunden. In einer stark besuchten öffentlichen Versammlung der Lithographen, Steindrucker und Berufsgenossen, der eine mehrnächtige Debatte sich anschloss, hat er am 31. Mai in Berlin das Thema: Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien, ausführlich erörtert. Der Vortrag bedeutete eine völlige Schwenkung Bebels in dieser Frage und rief starke Bewegung in Partei-, wie Gewerkschaftskreisen hervor. Eine Debatte entspann sich besonders in der „Neuen Zeit“ und den „Socialistischen Monatsheften“, während die eigentlichen Gewerkschaftsblätter sich ziemlich zurückhaltend verhielten. Die Folge davon war, dass Bebel seinen Vortrag, zu einer Broschüre **) erweitert, kürzlich veröffentlichte.

Bebels Gedankengang ist nun, nach einer längeren Betrachtung über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die er vorausschickt, etwa folgender: Jeder Arbeiter ist dem Unternehmer gegenüber *einzeln* machtlos. Deshalb ist der Beitritt zu einer Gewerkschaft eine *Lebensnothwendigkeit* für *jeden Arbeiter*. Die Gewerkschaft erreicht ihre Zwecke umso gründlicher, je stärker sie ist. Da in den Betrieben die Arbeiter ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, sowie ihre politische und religiöse Ueberzeugung beschäftigt werden, da ferner auch die Unternehmer sich ohne Rücksichten auf nationale, politische und religiöse Gesinnungsunterschiede in denselben Verbänden organisieren, so muss auch die Gewerkschaft ihre Mitglieder ohne Rücksicht auf religiöse und politische Meinungen und nationale Abstammung aufnehmen. *Zusammenschmieden aller* vorhandenen Gewerksgenossen in *eine* Organisation muss daher das erste Gebot der Gewerkschaftspolitik sein. Heute stehen sich n[illegible] socialdemokratische, liberale, katholische, protestantische und unter [illegible] Gewerkschaften zum Gaudium und Vortheil der Unternehmer feindlich gegenüber. Das [illegible] [illegible] Zu die

Stelle der Spaltungen muss eine Einigung aller sich vollziehen. Das erfordert freilich die Einstellung der religiösen und parteipolitischen Polemiken hüben und drüben und Beseitigung derjenigen Elemente, die nach Beruf und socialer Stellung nicht in die Gewerkschaften, diese specifischen Arbeiterorganisationen, hineingehören. Freilich, selbst wenn sich alle Gewerkschaften geeint und alle Berufsgenossen in sich aufgenommen haben werden, werden sie nicht das Allheilmittel sein. Den weiblichen Arbeitern, den Hausindustriellen, den Heimarbeitern und den in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeitermassen sind Gewerkschaften unmöglich. Für sie sind staatliche und gesetzgeberische Maßregeln nöthig. Ferner haben auch die stärksten Gewerkschaften Grenzen ihrer Macht. Jede geschlossene Arbeitgeberorganisation ist ihnen an Kraft mindestens ebenbürtig. Auch sie bedürfen darum politischer Hilfsarbeit. Deshalb wird jeder Gewerkschaftler außerhalb seiner Gewerkschaft in den politischen Kampf gedrängt, und als Staatsbürger gezwungen, sich irgend einer Partei anzuschließen. Welche das ist, ist seine Sache, zu entscheiden. Die Gewerkschaft hat kein Recht, ihn nach seiner politischen Ueberzeugung zu fragen. Denn die Gewerkschaft hat keine Partei-, sondern nur Arbeiterpolitik zu treiben.

Am ausführlichsten, klarsten und principiellsten ist dieser Bebel'schen Position Kautsky in der „Neuen Zeit" entgegengetreten. Er ist unbedingt für die Erhaltung socialdemokratischer Gewerkschaften. Ihm hat vor allem der „Vorwärts"-Redacteur Ströbel secundiert. Das Hauptargument beider gegen Bebel besteht wohl darin, dass sie eine solche Neutralitätspolitik der Gewerkschaften (Arbeiterpolitik, nicht Parteipolitik), wie sie Bebel verlangt, für unausführbar halten. Es erscheint ihnen unmöglich, dass derselbe Mann, der in der Gewerkschaft parteipolitisch neutral ist, außerhalb ihrer ein energischer Parteigänger sein kann. Sie fürchten eine Lähmung entweder des einen oder des anderen gleich wichtigen Thätigkeitsgebietes, oder eventuell beider. Ja, sie erklären überhaupt eine Gewerkschaftspolitik, die nicht von einer bestimmten politischen Gesammtüberzeugung und sogar Weltanschauung getragen wird, für undenkbar. Immer wird bei jeder Action die politische Parteiansicht eines Gewerkschaftsführers auch seinen einzelnsten gewerkschaftlichen Entschluss bestimmen: er kann gar nicht, auch als Gewerkschaftler, neutral sein; und dann wird er in eben jedem einzelnen Falle bei derjenigen Masse seiner Mitgewerkschaftler anstoßen, die nicht derselben politischen Parteimeinung sind. Das würde bald den Auseinanderbruch der geeinigten Gewerkschaft in ihre früheren parteipolitisch bestimmten Bestandtheile herbeiführen.

So ernst diese und andere Bedenken nun auch sind, so scheinen sie mir dennoch nicht durchschlagend zu sein. Vor allem erscheint der Zweifel an der Möglichkeit einer unparteipolitischen Arbeiterpolitik der vereinigten Gewerkschaften hinfällig. Bebel selbst hat ein engeres und weiteres Gewerkschaftsprogramm in seiner Broschüre entwickelt, das verdient, hierhergesetzt zu werden. Als die nächstliegende Aufgabe der vereinigten Gewerkschaften definiert er folgende: „Erhöhung des Lohnes nach Maßgabe der Verhältnisse des Arbeitsmarktes, Verkürzung der Arbeitszeit, Beseitigung der Ueberstunden und höhere Bezahlung derselben, soweit sie unumgänglich nothwendig sind, Herbeiführung menschenwürdiger Zustände im Betrieb, Rechtsschutz, Wanderunterstützung, Arbeitslosenunterstützung; sie kämpft ferner gegen die Herabsetzung der Löhne und die Verlängerung der Arbeitszeit, mit einem Worte gegen Verschlechterung der Arbeitsbedingungen. Ferner stärkt sie das Solidaritätsgefühl, ohne das kein großes Ziel erreicht werden kann; sie veranstaltet die Sammlung der nöthigen Fonds für Kampf- und Unterstützungszwecke; sie veranlasst Arbeitseinstellungen und Boycott, wenn ihr kein anderes Mittel zur Erreichung ihres Zweckes verbleibt."

Ihre weiteren Aufgaben aber erfüllt sie nach ihm dadurch, „dass sie vom Staat und Staatsgesetzgebung die Erfüllung einer Reihe von Forderungen erstrebt, zu deren Erfüllung sie als Arbeiterorganisation selbst nicht die Macht hat. Durch die Reichsgesetzgebung ist zum Beispiel das Gebiet der Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung der freien Thätigkeit der Gewerkschaften entzogen. Aber die Gewerkschaften sind an der Ausgestaltung dieser Gesetzgebung im höchsten Grade interessiert und daher berufen, darüber zu discutieren und ihre Wünsche und Forderungen zu stellen. Dasselbe gilt für sie von dem Vereins- und Versammlungsrecht, dem Coalitionsrecht (Zuchthausvorlage &c.), der gesammten Arbeiterschutzgesetzgebung, so namentlich in Bezug auf Sonntagsarbeit, Normalarbeitstag, Nachtarbeit, Schutz der Arbeiterinnen und der jungen Leute. Des weiteren geht sie [illegible] die Gesetzgebung über die Hausindustrie, das Gewerbegericht [illegible] die Organisation von [illegible] die [illegible] Lage der Arbeiter in den St[illegible] Post und Telegraphie, Militär- und Marinewerkstätten [illegible]

[illegible]

Wohl von Arbeitern mit sonst verschieden politischen Gesammtansichten gemeinsam zu verfolgen sind. Es sind wirklich alles Fragen, die direct das Arbeiterleben und diese allein angehen, die alle zu erkämpfen sind auf dem Boden der heutigen Gesellschaft und Productionsverfassung, und die zu erreichen sind, ohne Inangriffnahme der anderen staatspolitischen Probleme. Gewiss ist die Gefahr da, dass Ungeschickte, sei es als Führer von Gewerkschaften, sei es als Mitglieder, sich an der Erörterung dieser Fragen und an der Lösung ihrer durch sie gestellten Aufgaben dadurch betheiligen zu sollen glauben, dass sie an sie herangehen mit ihrer parteipolitisch vorgefassten oder eingetrichterten Beurtheilung der vorliegenden Sache. Aber solchen gegenüber erscheint es ein leichtes, den Grundsatz durchzusetzen, dass alle diese Fragen und Aufgaben entschieden werden allein aus der präsenten Sachlage heraus, unter nüchterner Abwägung der vorhandenen Thatsachen, der vorhandenen Machtmittel und Aussichtsmöglichkeiten. Dann wird schnell jene Gefahr verschwinden, die ja auch in den Unternehmerorganisationen vorhanden, aber dort stets nach der eben charakterisierten Methode überwunden wird, so dass sie heutzutage unseres Wissens überhaupt nicht mehr existiert.

Aber selbst ganz abgesehen davon, ist die ganze Sache wohl schon jetzt zu Gunsten des Bebel'schen Standpunktes entschieden. Nicht etwa als ob neuerdings die Gewerkschaften in ihrer Majorität sich dafür entschieden hätten. Wie schon oben angedeutet wurde, haben sie sich vielmehr dagegen äußerst zurückhaltend, ja gleichgiltig verhalten. Sondern eben gerade, weil sie in der Mehrzahl schon längst praktisch auf dem Bebel'schen Standpunkt stehen. Die Entwickelung der sogenannten freien, ehemals socialdemokratischen Gewerkschaften in dem ganzen letzten Jahrzehnt ist bereits eine consequente Entwickelung derselben auf Selbständigkeit, Unabhängigkeit (wie von der Socialdemokratie sowie jeder anderen politischen Partei) und Herausbildung eines eigenen, nur ihnen eigenthümlichen, organischen Programms, etwa desselben, das auch Bebel in seiner Broschüre formuliert hat und das wir oben abdruckten. Die freien, ehemals socialdemokratischen Gewerkschaften sind heute thatsächlich schon auch von der Socialdemokratie mehr oder weniger freie, selbständige Gebilde mit eigenartigen Zielen und Aufgaben, eigener Presse, eigenen Führern, eigener Casse, eigener Politik. Das beweist schon die Thatsache, dass es neben diesen centralorganisierten noch die sogenannten localorganisierten Gewerkschaften gibt, die sich gerade deshalb im Gegensatz zu jenen selbständig, d. h. local organisiert haben, um auch als Gewerkschaften die Ziele des politischen und parteimäßig organisierten Socialismus, der Socialdemokratie zu theilen, zu unterstützen, zu verfolgen. Diese, die localorganisierten Gewerkschaften, sind noch parteipolitisch. Die centralisierten nicht mehr, wenn auch die Mehrzahl ihrer Mitglieder politisch sich der Socialdemokratie zurechnet. Das alles wird auch von keinem Geringeren als Legien, dem langjährigen Vorsitzenden der Generalcommission der freien Gewerkschaften, der es ja wissen muss, nachgewiesen. Legien hat neulich in den „Socialistischen Monatsheften" vom Juli einen Artikel über „Neutralisation der Gewerkschaften" veröffentlicht, in dem er folgendes Belegmaterial vorbringt:

Schon in dem socialdemokratischen Organ „Der Volksstaat" von 1873 wurde mehrfach und auf das entschiedenste betont, dass die Gewerkschaftsbewegung politisch neutral sein müsse, dass sie „kein Schwanz einer politischen Partei" sein dürfe. Auf der Gewerkschaftsconferenz im Mai 1875 in Gotha wurde darauf folgende Resolution einstimmig angenommen: „Es ist Pflicht der Gewerkschaftsgenossen, aus den Gewerkschaftsorganisationen die Politik ferne zu halten." Unter dem Socialistengesetz war, soweit Gewerkschaften überhaupt noch existierten und sowie neue gegründet wurden, es überhaupt unmöglich, selbst wenn man gewollt hätte, sie irgendwie der Socialdemokratie anzuschließen. Nach Aufhebung des Socialistengesetzes aber wurde sofort, auch öffentlich auf dem Parteitag der Socialdemokratie in Halle 1890, derselbe Standpunkt unter aller Zustimmung festgelegt, durch Abgeordneten Bock, der erklärte: „Wollen wir die Gewerkschaftsbewegung pflegen, dann müssen wir nicht nur die zielbewussten Arbeiter an uns ketten wollen, sondern gerade an die große Masse der Indifferenten herangehen, und die bekommen wir nur dann, wenn wir den Gewerkschaften nicht einen ausgesprochen politischen Charakter verleihen. Die Leute politisch aufzuklären, ist Sache der politischen Partei. Bei den Gewerkschaften soll man sie widerstandsfähig machen gegen das Capital, gegen das Unternehmerthum." Der dann um 1890 folgende Streit um die Form der Organisation hat mit der Annahme der Centralorganisation den parteipolitisch neutralen Charakter der Gewerkschaften endgiltig entschieden und gleichsam organisatorisch zu nicht leicht zu beseitigendem Ausdruck gebracht. So dass auf dem letzten Gewerkschaftscongress 1899 zu Frankfurt a. M. Legien ebenso wie der Präsident [illegible] Thatsächliches, ohne den geringsten Widerspruch [illegible] zu erheben, als sie erklärten: „Die gewerkschaft[illegible] Deutschlands sind nicht socialdemokratisch, [illegible] deutschen Gewerkschaften sind zum aller[illegible] der socialdemokratischen Partei."

[illegible] die [illegible] Centralverbände,

die sogenannten freien Gewerkschaften. Eine ähnliche Entwickelung haben aber auch die katholischen Gewerkvereine zwar noch nicht durchgemacht, aber doch durchzumachen begonnen. Und zwar vollzieht sich dieselbe in überraschend kurzen Zeiträumen. Diese deutschen katholischen Gewerkvereine zählen heute fast 120.000 Mitglieder. Dabei sind die ersten von ihnen erst im Jahre 1894 gegründet worden. Von Caplan Hitze, aus Arbeitermitgliedern der zahlreichen, socialpolitisch sehr wenig angeregten katholischen Gesellen-, Männer-, Jünglings- und Arbeitervereinen, die bekanntlich in erster Linie religiöse und kirchlich-confessionelle Ziele verfolgen. Dementsprechend waren diese katholischen Gewerkschaften anfangs nichts weniger als neutral. In ihren Satzungen waren zwar sehr deutlich feste gewerkschaftliche Ziele ausgesprochen, als da sind Regelung der Lohnverhältnisse, Erhebung und Erhaltung derselben auf einer Höhe, die dem Arbeiter und seiner Familie ein auskömmliches Dasein garantiert, Besserung der Verhältnisse in den Werkstätten, Durchführung von die Gesundheit und Sittlichkeit erhaltenden Vorrichtungen, Beschränkung der Arbeitszeit, Zulassung von Arbeitsausschüssen u. s. f. Aber anderseits enthielten diese Satzungen auch Forderungen und Bedingungen, die mit Gewerkschaftspolitik nicht das geringste zu thun hatten. Sie verpflichteten zunächst jedes ihrer Mitglieder auf ernst christliche, zum Theil selbst confessionell katholische Gesinnung. In manchen Verbänden wurde den Mitgliedern ausdrücklich zur Pflicht gemacht, „alle landesfeindlichen Bestrebungen zu meiden und abzuwehren“, „treu zu Kaiser und Reich zu stehen“ und „die socialdemokratischen Grundsätze zu bekämpfen“. Wieder einzelne hatten als besonderes Ziel ihrer Vereinsarbeit „die Erhaltung eines guten Einvernehmens zwischen Arbeitern und Arbeitgebern“ aufgestellt. Zum Verein der Ziegler gehörten und gehören noch Meister wie Ziegler. Arbeitgeber wurden überall in den Vereinsehrenrath gewählt. Mancher Verband, so vor allem der bekannteste, der christliche Bergarbeiterverband in Rheinland und Westphalen, wurde ausschließlich aus Hass gegen die „socialdemokratische“ Gewerkschaft gebildet. Die Tendenz der Bekämpfung dieser war überall stark ausgeprägt. Man sieht also, wie schon gesagt, diese neuen katholischen Gewerkschaften waren nichts weniger als selbständig, neutral, unparteiisch und unpolitisch.

Aber die Macht der Verhältnisse war stärker als ihre Satzungen und der Wunsch ihrer priesterlichen Gründer. Auch sie lernten in den freien Gewerkschaften nicht Feinde, sondern Freunde, in den Arbeitgebern nicht Freunde, sondern Feinde kennen, auch sie lernten das Mittel des Strikes gebrauchen, und schneller als es jemand gedacht, traten alle jene ungewerkschaftlichen Tendenzen ihrer Satzungen in den Hintergrund, die rein gewerkschaftlichen Bestrebungen in den Vordergrund. Das kam schon 1899 auf ihrem Gewerkschaftstag in Mainz zum Ausdruck. Alle Miss- und Kampfesstimmung gegen die Socialdemokratie war verschwunden, und es wurden Leitsätze für die zukünftige Taktik angenommen, die rein gewerkschaftliche Ziele formulierten und unter anderem folgende Sätze enthielten: „Die Aufgabe der christlichen Gewerkvereine besteht in der weiteren geistigen, sittlichen und materiellen Hebung des Arbeiterstandes; sie sind interconfessionell und politisch unparteiisch; es ist die Vereinigung gleichartiger Gewerkvereine zu Centralverbänden zu erstreben.“ In diesem Jahre 1900 wurden zu Frankfurt a. M. diese Leitsätze nicht nur bestätigt, sondern sogar der Ruf nach Vereinigung mit den centralisierten Gewerkschaften laut, freilich noch mit der den Thatsachen zweifach widersprechenden Aufforderung an jene, ihre Verbindung mit der Socialdemokratie zu lösen und unparteiisch zu werden wie die katholischen.

Selbst in den freisinnigen, den sogenannten Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereinen beginnt sich eine ähnliche Stimmung für parteipolitische Neutralität und Vereinigung mit den anderen Gewerkschaften leise geltend zu machen. Die Opposition gegen die angeblich socialdemokratische Centralorganisation schwindet; und neuerlich hat man dem eigenen Anwalt, Dr. Hirsch, wenn wir nicht irren, in zwei Vereinen ein Tadelsvotum ausgesprochen wegen seiner allzueinseitigen Haltung gegen sie.

So geht aus alledem deutlich hervor, dass das, was Bebel in seiner Gewerkschaftsrede und Broschüre fordert, was Kautsky so energisch bekämpft, theils schon bei den centralisierten, sogenannten „freien“ Gewerkschaften Thatsache, theils wenigstens bei den katholischen, ja selbst Hirsch-Duncker'schen in der Entwickelung begriffen ist: die Neutralisation und die Verselbständigkeit aller Gewerkschaften in Deutschland. Und damit wird dann auch das letzte folgen, was mit Bebel die Führer der gewerkschaftlichen Centralorganisationen schon längst erwarten, ja man kann sagen, schon längst im Stillen durch ihre Taktik vorbereiten, und was jetzt abermals mit Bebel katholische Gewerkschaftsführer fordern: die endgiltige, dauernde und unbedingte Vereinigung aller Gewerkschaften und die schließliche Einordnung aller vorhandenen Berufsgenossen in die dann vorhandene, einheitliche und parteipolitisch neutrale, selbständige Fachgewerkschaft.

Freilich, man soll nun nicht glauben, dass das alles sehr schnell vor sich gehen wird. Alle Anlage dazu sind da, aber noch thürmen sich große Hindernisse. Sie liegen, wie es sich gezeigt hat, weniger auf Seiten der „freien“ Gewerkschaften. Hier müssten vor allem ihre socialdemokratischen Mitglieder noch das eine, größere Geduld und Toleranz gegenüber der christlichen Weltanschauung und selbst gegen solche Stücke dieser Weltanschauung üben lernen, die auch einem modern gebildeten Christenmenschen eigenthümlich erscheinen. Sie liegen dagegen vor allem noch auf Seiten der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, die wohl erst dann mit Erfolg an ihre, dann vermuthlich recht rasche Beseitigung werden gehen können, wenn Max Hirsch den Anwaltsposten niedergelegt haben wird. Und sie liegen endlich hauptsächlich noch auf Seite der christlichen Gewerkschaften, die, so sehr sie das schon von sich behaupten, noch lange nicht neutral, unparteipolitisch, selbständig sind. Noch haben sie unseres Wissens ihre alten Satzungen nicht ausdrücklich revidiert; noch stehen in ihnen alle jene Bedingungen für ihre Mitglieder, die wir oben aufgeführt. Noch werden gewisse von ihnen von ihren stärksten Feinden, den Arbeitgebern, privaten wie fiscalischen, protegiert. Noch hat vor allem das Centrum durch den katholischen Clerus seine Hand in ihrem Spiele, auch wenn man es dorfseits nicht Wort haben will. Noch sind ihre Cassen nicht stark, ihre Organisationen nicht gefestigt genug; ja theilweise steht man erst noch in den Anfängen einer Zusammenfassung der Gewerkschaften desselben Berufs, sogar erst, wie in Berlin, Stuttgart und München, in einer Art gewerkschaftlicher Vororganisation, in dem Sinne, dass in den genannten Städten sogenannte Fachsectionen verschiedener Branchen in einem Verein, Arbeiterschutz geheißen, zusammengefasst sind. Noch gibt es viele, viele Mitglieder dieser christlichen Gewerkschaften, die wirklich nur erst Mitläufer sind, und noch ist der Verdacht, heimliches Grauen, innere Ablehnung, ja selbst Intoleranz gegen die socialdemokratisch gesinnten Mitglieder der „freien“ Gewerkschaften unter ihnen stark vorhanden. Das alles kann erst allmählich, nicht mit einem Hiebe, nicht schon dadurch, dass man das neue Ziel bloß proclamiert hat, überwunden werden. Aber überwunden wird es werden. Dafür werden die Führer auf beiden Seiten, dafür wird vor allem die Macht der Verhältnisse sorgen, deren Druck entsprechend jene ihre Taktik werden einzurichten haben.

Vermuthlich wird die weitere Entwickelung so vor sich gehen, dass aus der Discussion über die Neigung und Bereitschaft zur Vereinigung hier und da gegenüber neu auftauchenden gewerkschaftlichen Aufgaben zunächst ein gemeinsames Vorgehen von Fall zu Fall miteinander vereinbart werden wird. Daneben wird man auch sonst noch miteinander in Verbindung bleiben, wird anfangen, gegenseitig durch Delegierte die verschiedenen Gewerkschaftscongresse zu beschicken. Man wird sich mehr und öfter als bisher in Fällen der Noth gegenseitig hilfreich beispringen, sich durch Gelder unterstützen, bis schließlich aus der Coalition ad hoc, von Fall zu Fall, eine dauernde und immer festere wird. Und darauf wird sich schließlich das völlige Ineinanderaufgehen ganz von selber machen. Das aber wird dann eine neue große Verstärkung der Macht des Proletariats bedeuten.

Berlin. Paul Göhre.

## Nietzsche in Frankreich.

Es ist eine von der Kritik schon seit langem festgestellte Thatsache, die neuerdings von R. M. Meyer in seiner „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“ erwähnt wurde, dass Nietzsche in Frankreich eine Art zweiter Heimat gefunden hat. Zu einer Zeit, da er in Deutschland noch wenig bekannt und heftig umstritten war, hatte er in unserem Lande eine kleine Gemeinde von Lesern und Bewunderern; schon 1888 verkündete unser großer Historiker Taine als einer der ersten seine außerordentliche Bedeutung in der europäischen Geistesgeschichte und zögerte nicht, ihn mit Carlyle zu vergleichen. Seit jenem Moment ist seine Popularität im Steigen. Und speciell seit 1892 wächst die Nietzsche-Literatur in französischer Sprache stetig an. Begreiflicherweise hat er unter uns auch eine Anzahl von Widersachern gefunden, und in der Reihe der Bewunderer selbst sind zweifellos nicht viele, die seine Lehre mit allen ihren praktischen Folgerungen einwandfrei hinnehmen. Aber sie geben alle Mühe daran, ihn gut zu verstehen und dasjenige in seinen Theorien, was ihnen besonders anregend und fruchtbar erscheint, in das rechte Licht zu stellen. Die einen verehren hauptsächlich die Persönlichkeit Nietzsches selbst in ihrer hervorstechenden Vornehmheit und Liebenswürdigkeit, wie sie uns von Frau Förster-Nietzsche in der bekannten Biographie dargestellt wurde, andere feiern ihn als den „Prediger der Kraft“ und sind der Meinung, dass sein Einfluss in wohlthätiger Weise einer entnervten und durch den Pessimismus geschwächten Generation die Schönheit der Kraft und die moralische Größe freudig ertragener Leiden in Erinnerung bringen kann. Zu diesen letzteren gehört Jules de Gaultier mit seinem jüngst erschienenen Buche: „De Kant à Nietzsche“, in welchem er den Platz bestimmt, den der letztere in der Entwickelung des europäischen Geisteslebens einnimmt, und uns alles was in Nietzsches intellectuellem und moralischem Nihilismus an Wesen und Erhabenem enthalten ist, zur Empfindung bringt.

Dieser Band, der ebenso originell, wie stark durchdacht ist, stellt sich nicht nur als eine streng objective und geschichtliche Studie, sondern zugleich als ein persönliches philosophisches Bekenntnis dar und scheint mir fesselnd genug zu sein, um auch die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers zu verdienen.

Der Ausgangspunkt Gaultiers ist Nietzsches wohlbekannte These, dass die Illusion erfahrungsgemäß eine der wesentlichen Bedingungen des menschlichen Lebens sei: „Die Falschheit eines Urtheils ist uns noch kein Einwand gegen ein Urtheil ... Die Frage ist, wie weit es Leben fördernd, Leben erhaltend, Art erhaltend, vielleicht gar Art züchtend ist; und wir sind grundsätzlich geneigt, zu behaupten, dass die falschesten Urtheile uns die unentbehrlichsten sind — dass Verzichtleisten auf falsche Urtheile ein Verzichtleisten auf Leben, eine Verneinung des Lebens wäre." Der Mensch, so sagt auch Gaultier, lebt mitten in einem engmaschigen Gewebe von Illusionen; die Beschaffenheit unserer Sinne und unseres Verstandes selbst ist es, die uns hindert, die Wirklichkeit an sich aufzunehmen. Die äußere Welt, wie sie unserem Sinnen und unserer Auffassung erscheint, ist nichts als eine Spiegelung, und niemals werden wir erfahren, welche Realität sich unter diesen Phänomenen verbirgt, und ob überhaupt hinter denselben eine Realität zu suchen ist. Ebenso ist sogar die Kenntnis eines einheitlichen und einfachen, in seinen Gedanken und Handlungen mit Freiheit begabten „Ich" nur Illusion. Illusion ist auch alles, was die Menschen zu verschiedenen Zeiten als Religion, Gotteslehre, Philosophie, Moral verehrt haben. Zu keinem Punkte ist es uns gegeben, Wirklichkeit, Wahrheit zu sehen. Und diese ewige Selbsttäuschung, die uns umgibt, ist zweifellos eine wesentliche Grundbedingung unseres Seins: der Mensch kann überhaupt erst unter dem schützenden Schatten dieser Lebenslüge gedeihen; die Lebenskraft steht in geradem Verhältnis zur Festigkeit dieser Lüge, und der Lebensinstinct arbeitet ohne Unterlass daran, dieses Gewebe nur umso fester zu machen und überall, wo es zu zerreißen droht, wiederherzustellen. Der „Wille zur Wahrheit", der seinerseits unaufhörlich an der Zerstörung der Illusion arbeitet, ist also ein vernichtendes Princip, eine fortwährende tödtliche Drohung für das Leben. Und die ganze Geschichte der Menschheit zeigt uns eben diesen ewigen Kampf zwischen dem Willen zur Wahrheit und dem Daseinstrieb, in welchem der letztere immer neue Illusionen schafft und selbst jenen in seine Dienste zwingt, der andere sich bemüht, die Lügen des Lebens eine nach der anderen sogleich zu zerstören und sich immer mehr von jener drückenden Knechtschaft, die vom Erhaltungstrieb ausgeht, zu befreien. Gaultier, von der Anregung Nietzsches geleitet, beschreibt in seinem Buche die Hauptphasen dieses Kampfes.

Sobald der Lebensinstinct sich in einer Rasse entwickelt hat, denkt er nicht an die Unterscheidung dessen, was „wahr" oder „nicht wahr" ist, sondern bloß des Nützlichen und Schädlichen. Er schreibt der Rasse die Thaten, Sitten, Vertheidigungsmittel, mit einem Wort die körperliche Hygiene vor, die ihr Glück und ihr Gedeihen am besten zu sichern geeignet ist. Um seinen Vorschriften Kraft und Dauer zu verleihen, verkündet er dazu ein System von Bußen und unmittelbaren Bestrafungen. Dann erfindet er in reicher Auswahl Belohnungen oder Bedrohungen, um durch deren Bilder auf den Geist der Menschen, ohne materiellen Zwang auf sie auszuüben, wirken zu können. Er erfindet das Paradies, die Theogonie, die Religionen und die Dogmen. So kommt die religiöse Lüge zustande, in welcher sich der Erhaltungstrieb der Rasse auf die kürzeste und instinctivste Weise ausdrückt, als der älteste und festeste Schutzwall, hinter welchem der vorsorgende Lebensinstinct seine Bedürfnisse und Forderungen birgt. Unter den Rassen des Westens ist diese „Grundlüge" zum Monotheismus geworden, dem Glauben an einen göttlichen Weltschöpfer, zugleich Hüter eines Moralgesetzes, welches der Mensch bei sonstiger Aussicht auf schreckliche Qualen befolgen muss. Der Nutzen dieser Fabel für die Gattung leuchtet von selbst ein: er besteht darin, dass die Kraft jener Rassen, die der Kraftentfaltung fähig sind, entfacht wird. Und in der That ist ja nichts wirksamer, um den Willen im Menschen zur höchsten möglichen Dienstleistung zu steigern, als diese monotheistische Legende mit ihrem Anhang von weiteren Erfindungen: freiem Willen, Verdienst und Sünde, Verantwortlichkeit. Daher die enorme Macht, welche diese Lüge in jeder Epoche gerade auf die gesündesten Gruppen der Gesellschaft ausübt, auf jene, in welchen sich der Lebensinstinct am stärksten verkörpert: denn sie fühlen dunkel, dass die [illegible], ja der Bestand der Rassen überhaupt auf das innigste mit dem Bestand eben jener Fiction verbunden ist.

Aber der [illegible] gestaltet nicht nur die religiöse Lüge, sondern er [illegible] den Erkenntnistrieb dienstbar zu machen [illegible] [illegible]

Illusionen zu zerstreuen. Auch bei Plato kann er sich ja nicht enthalten, eine gefährliche Enthüllung zu machen: er bereitet der Gläubigkeit des naiven Realismus ein Ende; er entdeckt, dass kein Einzelding anders verstanden werden kann, als durch die Idee der Gattung, welcher es angehört, dass der Hund des Alkibiades nur durch die Gattung „Hund" begreifbar ist, und der Hund als Gattungsbegriff selber wieder nur durch die Idee des Thieres, und dass diese wieder ihrerseits auf die noch allgemeinere Idee der Existenz sich gründet. Noch einen Schritt weiter in der Abstraction, und wir gelangen zum absoluten Idealismus, wir entdecken, dass die Idee selbst nichts ist, als eine leere, jeglichen Inhalts und reellen Daseins entblößte Form. Aber der Glückstrieb, der in Plato lebt, gestattet dem Erkenntnistrieb nicht, bis zu dieser, den Ansprüchen des Lebens feindseligen Schlussfolgerung, vorzudringen. Und er weicht ihr durch das kühnste aller Sophismen aus. „Man denkt nicht, was nicht i s t", lehrt die Schule; der Gedanke erschafft also das Sein, der Begriff Gott erschafft den Gott. So wird die religiöse Lüge nunmehr durch eine Lüge der Vernunft gestützt, wird durch den Lebensinstinct gegen die Evidenz der Logik selbst vertheidigt. Plato ist der Schöpfer der theologisch-metaphysischen Legende, von der alle spiritualistischen Lehren, von Aristoteles bis Cousin, leben, und die in der Idee Gottes mit ihren Attributen des absolut Guten, Schönen und Wahren gipfelt.

Indessen, der Erkenntnistrieb streckt nicht die Waffen. Unerbittlich erfüllt er sein Amt, indem er gegen die metaphysische Selbsttäuschung immer gefährlichere Angriffe unternimmt. Der entscheidende Streich wird von Kant geführt. In seiner „Kritik der reinen Vernunft" stellt der Königsberger Philosoph mit völliger Klarheit die Grenzen fest, welche die speculative Vernunft nicht überschreiten kann: er weist nach, dass sie niemals imstande ist, die äußere Realität, das Ding an sich, zu erreichen, und niemals imstande, die drei Grundhypothesen der Metaphysik: Gott, Seele und Freiheit, zu beweisen. Schon scheint der philosophische Nihilismus endgiltig begründet zu sein, da erreicht durch eine neue plötzliche Rückkehr der Lebensinstinct es noch einmal, sich den Erkenntnistrieb für einige Zeit dienstbar zu machen. Kant ist in Wahrheit nicht ein unabhängiger Philosoph, sondern ein Gutgläubiger, ein Dogmatiker. Sein Glaube war allerdings nicht der ungebrochene Glaube reiner Dogmatiker in der Art Pascals, jener homines religiosi, die, im vollen Bewusstsein des Gegensatzes zwischen Leben und Erkennen, f ü r das Leben g e g e n die Vernunft Partei ergreifen und allen Versuchungen der letzteren gegenüber, da sie ihren Schlussfolgerungen keinen Glauben schenken, unnahbar bleiben. Kant war Protestant, und der Protestantismus ist selber schon durch den Rationalismus stark aufgeklärt, weil er auf dem Postulat der Eintracht zwischen religiöser Offenbarung und Vernunft basiert. Diese Eintracht wollte Kant um jeden Preis herstellen, und in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" stellte er ohne weitere Umschweife das Lügengebäude wieder her, welches er in seiner „Kritik der reinen Vernunft" eingerissen hatte. Er stützte sich auf das moralische Gesetz, den kategorischen Imperativ der Pflicht, und glaubte damit das Dasein von Freiheit, Unsterblichkeit und Gott beweisen zu können. Bedauernswertes Sophisma, schreibt Gaultier, „unentschuldbare petitio principii, durch welche man vergeblich eine Reihe von Spitzfindigkeiten in Einklang zu bringen sucht, deren Erklärung nur im schlechten Glauben und dem unter der „moralischen" Maske verborgenen religiösen Fanatismus und in der blendenden Wirkung dieser Kräfte liegen kann." So machte sich Kant, indem er sich selber verleugnete, des beklagenswertesten Verrathes schuldig: denn die Moral eines Philosophen besteht in Wirklichkeit darin, den Forderungen des Verstandes überallhin zu folgen, wohin sie führen, selbst auf die gefährlichsten Wege, und nichts für heiliger zu halten als die gerade Linie der Logik. „Man hat nur spät den Muth zu dem, was man eigentlich weiß", sagt Nietzsche. Dieser Muth hat dem alten Kant noch gefehlt, und durch seinen Mangel wurde die geistige Befreiung des modernen Zeitalters um ein Jahrhundert aufgehalten.

Nietzsche ist es, der als Erster den Muth gehabt hat, unmittelbar bis zur nihilistischen Hypothese fortzudenken. Geleitet von einem außerordentlich stürmischen Willen zur Macht, der ihn sogar bis zur Grausamkeit gegen sich selber stachelte und ihn zwang, sich selber Leiden aufzuerlegen, um einen Maßstab für seine eigene Größe und Selbstbeherrschung zu erhalten, von diesem Triebe geleitet, hat er es gewagt, das große Ereignis der neuen Zeit, den Tod der Gottheit, mit allen seinen Consequenzen, dem endgiltigen Bankbruch aller Theologie, Metaphysik und Moral darzumachen; er hat ohne Bedenken alle conventionellen, seit Jahrtausenden vom Lebensinstinct zum Schutz [illegible] angehäuften Lügen, wie „Gott", die „[illegible]" und das „[illegible]", [illegible] und aufgedeckt. Kant glaubte noch an ein [illegible] hinter den Erscheinungen, an das [illegible]. Nietzsche leugnet, dass die Phänomene [illegible] und hinter der Reihe äußerer [illegible] noch ewige Wesen, [illegible] Seele zu suchen seien. Der Agnosticismus [illegible] zum X gemacht: mit [illegible] die Formel, denn nun

heißt sie: x = O. Die Menschheit hat immer an einen Gott oder zum mindesten an ein bildnerisches Princip des Weltalls geglaubt; Nietzsche verkündete, dass es keinen anderen Gott als den Zufall gibt, dass die Welt nicht ein mit Ueberlegung zusammengesetzter Organismus, sondern eine rein zufällige Gestaltbildung aus Atomen sei, dass die allgemeine Entwickelung von keinem Willen geleitet wird und zu keinem Ziele führt. Mit ihm dringt der Erkenntnistrieb endlich zum vollen und klaren Verständnis für die große Lebenslüge durch. Der metaphysische, wissenschaftliche und moralische Nihilismus, wie er in seinem Geiste sich ausgebildet hat, ist die letzte Phase jenes großen, Jahrhunderte währenden Kampfes des Erkenntnistriebes gegen den Lebenstrieb, in dem der erstere seine Freiheit zu erringen suchte.

Mit Interesse wird man unserem Verfasser in seiner sehr lebendigen und dramatischen Schilderung dieses Kampfes zweier Instincte folgen. Einige freilich werden speciell sein Urtheil über Kant und die neukantische Bewegung allzu strenge finden. „In allem ist Nothwendigkeit", sagt Nietzsche, und die neue Wissenschaft, welche dies verkündigte, ist selber nothwendig. Man mag darnach fragen, ob die Strenge Gaultiers gegen einen moralischen Standpunkt am Platze ist, der zu seiner Zeit gleichfalls „nothwendig" war. Doch das kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Im allgemeinen ist die philosophisch-historische Darstellung Gaultiers, deren Grundlinien ich hier festgehalten habe, sehr stilvoll und sie gibt eine der wesentlichsten Perspectiven der Nietzsche'schen Philosophie sehr gut wieder.

Gaultier kennt aber ebenso gut auch die andere Seite dieser Philosophie, ihre positive Hälfte, die Ueberwindung des Nihilismus, die Umwertung der Werte, durch welche der moderne Pessimist zu einem nur um so sieghafteren Optimismus gelangen kann, und die in den wohlbekannten Theorien Nietzsches vom Uebermenschen und von der ewigen Wiederkehr gipfelt. Ueber diesen Theil des Gaultier-schen Buches werde ich mich hier freilich nicht ausbreiten: er ist zum größten Theil provisorisch, weil die schon seit längerem im Nietzsche-Archiv vorbereitete Veröffentlichung der „Umwertung" allein gestatten wird, Nietzsches positive Lehre mit einiger Sicherheit darzustellen. Statt dessen will ich die persönlichen Schlussfolgerungen Gaultiers hier prüfen, denn er selbst stellt sich die unvermeidliche Frage: Was soll die Moral des Nihilisten sein? Wie die Stellung eines Philosophen in der modernen Gesellschaft, wenn in ihm der Erkenntnistrieb zu voller Entfaltung gelangt ist, er aber dabei, wie eben Nietzsche, vom Willen zur Macht erfüllt ist und auch weiterhin Dasein und Größe für sich und sein Volk beansprucht?

Gaultier hütet sich selbstverständlich, diesem Philosophen eine Moral oder eine Religion aufzunöthigen; denn der Nihilist ist in Wirklichkeit frei von jedem religiösen oder moralischen Vorurtheil. Was er weiß, ist bloß, dass leben und erkennen zwei verschiedene Dinge sind, und dass nicht eine bewusste Vernunft das Leben organisiert. Er weiß also, dass die Vernunftreligion mit ihrem Gegenstücke, der „universellen Moral", ein Unding ist, welches in der Raritätenkammer der philosophischen Anthropologie seinen Platz verdient, und er wird sich infolge dessen von dem falschen Rationalismus eines Kant fernhalten, von jener Lehre, welche die Encyklopädisten begünstigt haben, die von der französischen Revolution dann als Dogma aufgestellt wurde und das verderbliche Schicksal unseres Jahrhunderts blieb. In vollem Gegensatze dazu erkennt der Nihilist den wahren Wert der Religionen und Ueberlieferungen, die sich in den verschiedenen Völkergruppen primitiver Zeitalter von selber entwickelt haben. Er weiß, dass eine Religion nichts anderes ist als das echte und gesetzmäßige Product der physiologischen Beschaffenheit einer bestimmten Rasse, also nichts anderes als die zuträglichste geistige Nahrung für die Gesundheit, Kraft und Lebensdauer dieser Rasse, und dass also nichts gefährlicher ist als den stets großen Bruchtheil der Gesellschaft, welcher in jenen alten Formen der Illusion seine Stütze findet, derselben berauben zu wollen. Die Hygiene eines Volkes verlangt es, dass es bei seinen religiösen und moralischen Ueberlieferungrn verbleibe.

Wenn der Rationalismus, nach Gaultier, eine allgemeine Gefahr bedeutet, so zeigt sich sein Einfluss auf die verschiedenen europäischen Nationen in verschiedener Weise. In den Ländern des Protestantismus gefährdet er die sociale Kraft nicht, denn hier erscheint er als eine leicht idealisierte Form der Religion selbst: dagegen bedeutet er hier eine Gefahr für die Selbständigkeit der Denker, da sie sich von seinen scheinwissenschaftlichen Formeln sofort gefangen nehmen lassen und im übrigen bei der religiösen Illusion verbleiben, statt sich zu reiner Erkenntnis zu erheben. Daher auch die große Heftigkeit, mit der Nietzsche eben diese Schädlichkeit bekämpft, welche in den protestantischen Völkern die höchste geistige Entwickelung für alle Zeiten zu verhindern droht. In den katholischen Ländern dagegen, in Frankreich oder Italien z. B., ist der Rationalismus für die entwickelten Geister weniger von Gefahr, erschüttert dagegen die Lebenskraft der Nation selbst, weil er mit der Religion des Volkes unvereinbar ist. Eine Bekehrung zum Rationalismus, zum Kant'schen Protestantismus, etwa wäre in den Augen Gaultiers für ein katholisches Land nicht nur ein geistiger Abfall, sondern physiologisch ein Unglück, welches durch die unüberlegte Vermischung verschiedener unvereinbarer Elemente die Kraft eines Volkes mit einem Schlage vernichten könnte. Insbesondere die französische Rasse müsste durch eine Conversion dieser Art nur verlieren. In deutlichem Unterschiede zur germanischen Rasse, die in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich der „heidnischen Glaubensseligkeit" noch nahe genug befand, um ihre Religion mit einer anderen zu vertauschen, „hat die französische noch in den ersten Jahrhunderten unserer Aera unter der Herrschaft des Katholicismus die Zeit ihrer religiösen Reife durchgemacht und zeigte sich von da an, wenigstens in ihrer größeren Hälfte, nicht mehr geneigt, sich neuerdings für ähnliche Interessen zu erwärmen, und die religiöse Empfindung ist ihr nichts anderes als eine Art nützlicher, von den Vorahnen überkommener Einrichtung". Demnach wäre Frankreich der auserwählte Boden für die Geburt einer auf der reinen Vernunft gegründeten Civilisation. „Durch seine geistigen Anlagen ebenso wie durch das Veraltetsein seines religiösen Systems ist die französische Rasse heute die einzige, bei welcher man, vielleicht für einige Jahrhunderte, jenen Zustand praktischer Vernunftsherrschaft erhoffen könnte, welchen der Lebensinstinct sonst nur in seltenen Augenblicken der Geschichte zulässt. Das Eindringen des Kant'schen Protestantismus, das dem französischen Volk die geistigen Vortheile seiner Reife rauben würde, wäre in diesem Sinne also nicht nur eine nationale, sondern eine allgemeine Gefahr für die Entwickelung des Geistes, da damit eine Entwickelungsmöglichkeit gestört würde, die jahrhundertelange Vorbereitung braucht."

Es wäre zu kühn, in den Grenzen eines Zeitungsartikels sich mit der Theorie Gaultiers auseinandersetzen zu wollen; stellen wir nur fest, dass dieselbe mit der Grundthese der bekannten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von Chamberlain sehr interessante Aehnlichkeiten und auch Verschiedenheiten aufweist. Beide Verfasser stimmen überein in der außerordentlichen Wichtigkeit, die sie den Fragen der Rasse beilegen. Die Zukunft, so sagt der eine, gehört den unvermischten Rassen, dagegen sind die Völker, welche aus einer Vermengung verschiedenartiger Stämme hervorgegangen sind, unvermeidlich dem Niedergange geweiht. — Halten wir um jeden Preis, so sagt der andere, an der physiologischen und infolge dessen auch psychologischen Unversehrtheit unserer Rasse fest. Aber damit hat ihre Uebereinstimmung ein Ende: während der eine in den Germanen das auserwählte Volk sieht, die zukünftigen Herren der Erde, und in den lateinischen Völkern eine dem Verfalle ausgelieferte Rasse, verkündet der andere im Gegentheile die zumindest intellectuelle Ueberlegenheit des lateinischen Volkes.

Wir unsererseits glauben selbstverständlich an die Unbefangenheit beider Schriftsteller, die über jeden Verdacht erhaben ist: keiner von ihnen denkt daran, in einer rein wissenschaftlichen Frage Empfindungen nationaler Eigenliebe, die hier nicht am Platze wären, mitsprechen zu lassen. Vielleicht wird man aus dieser Verschiedenheit der Gesichtspunkte nur schließen dürfen, dass es heute selbst mit dem besten Willen der Welt noch sehr schwer ist, in wirklich objectiver Weise die Rassen und Nationen untereinander zu vergleichen, wie auch die Grenzen genau festzuhalten, über welche hinaus die physiologische Vermischung und geistige und religiöse Wechseleinflüsse von Volk zu Volk gefährlich zu werden beginnen. Ohne in eine Prüfung dieser Frage näher einzugehen, möchte ich zum Schlusse nur noch bemerken, dass die These Gaultiers mir nicht eine unbedingt nothwendige Folgerung aus dem System Nietzsches zu sein scheint. Für diesen letzteren ist der freie Geist, der auch den Standpunkt des Nihilismus überwunden hat, mit einem Worte der Uebermensch, seinem Wesen nach ein Versucher, welcher auch gefährliche Experimente nicht meidet, in der Absicht, den Wert dieser oder jener Idee für die Zwecke des Lebens zu erforschen. Ich glaube nicht, dass Nietzsche dafür zu haben gewesen wäre, das Feld der Experimente, wie es Gaultier thut, einzuschränken; mir scheint im Gegentheile, dass Nietzsches Philosophie, bis zu ihren letzten Schlussfolgerungen fortgeführt, eine Philosophie des Riskierens werden müsste. Sein Uebermensch scheint mir weniger von lebenerhaltender Absicht zu sein, als Gaultiers „intellectuel supérieur": mehr Abenteurer, mehr geneigt, seine eigene Existenz und die seiner Gruppe an das Spiel eines Zufalles zu wagen, weniger mit der Vergangenheit und ihren Traditionen beschäftigt. Wenn Gaultier sich vor allem beflissen zeigt, die Völkertypen, wie sie augenblicklich existieren, in ihrer Reinheit zu erhalten, so scheint mir Nietzsche vielmehr zu wünschen, dass sich über diese specifisch nationalen Typen ein neuer und höherer Typus erhebe, der des guten Europäers. Gaultier zeigt sich fasciniert von den unüberwindlichen Verschiedenheiten physiologischer und psychologischer Beschaffenheit, welche die Völker trennen: Nietzsche dann vielmehr auf eine neue brüderliche Verbindung, welche von Volk zu Volk aus höherer Cultur erstehen soll. Diese Verbrüderung unterschätzt freilich auch Gaultier nicht, er, der am Schlusse seiner Studien Nietzsches Werk als wirksamstes Gegengift hinstellt gegen jenen „schädlichen Nationalismus, welcher dem Schwächling gewissermaßen an der Ausgangsthür der Religion und überlieferten Sitte auflauert", und als das geeignetste Mittel, die Atmosphäre de-

Geistes wieder zu reinigen. Vielleicht hätte Gaultier nur, um jedes Missverständnis zu vermeiden, gut gethan, ausdrücklich zu fordern, dass sein intellectuel supérieur, obgleich er mit Absicht und Bewusstsein Nationalist und Traditionalist bleibt, doch auch, was immer die Forderungen der Geschichte und der Politik sein mögen, mit Freuden „guter Europäer“ sei.

Nancy. Henri Lichtenberger.

---

## Aus der Geschichte eines deutschen Theaters.

Nur wenig jünger als unsere „Burg“ und diesem Muster in wesentlichen Punkten nachgebildet, besteht das Mannheimer „Hof- und Nationaltheater“ seit nunmehr hundertzwanzig Jahren, und fast vom ersten Tage an sind alle aus dem Betriebe erwachsenen Acten chronologisch gesammelt, systematisch geordnet und katalogisiert worden. Der im Laufe der Zeit durch die Räubereien angeblicher Forscher und Autographensammler angerichtete Schade lässt sich dem Reichthum der erhaltenen Bestände gegenüber verschmerzen. Auch ein vollständiges Repertorium und eine umfängliche Bibliothek von gedruckten und handschriftlich eingereihten Stücken besitzt diese dreimal gebenedeite Bühne. Den überreichlich quellenden Brunnen auszuschöpfen, blieb nun dem Bibliothekar Dr. Friedrich Walter*) vorbehalten, dessen Buch ein Musterwerk geworden ist.

An der Gründung des Theaters hat Freiherr von Dalberg, unterstützt von Iffland, Beil und Beck, den größten Antheil. Er hat, wie wir längst aus den Protokollen der Ausschuss-Sitzungen wissen, über den inneren Wert und die Aufführbarkeit der vorgeschlagenen Stücke, über Spiel und Regie mit Vernunft und ohne Engherzigkeit geurtheilt und ist für die dramatischen Erstlingsarbeiten Schillers, was ihm ungeachtet seiner späteren Abkehr von dem Dichter unvergessen bleiben soll, thatkräftig eingetreten. Unermüdlich im Aushecken immer neuer „Oekonomiepläne“, hat er dem knauserigen, aber bei richtiger Behandlung schließlich doch willfährigen Kurfürsten Karl Theodor stets weitere Geldzuschüsse abgeschmeichelt. Mitunter ging es freilich dem höchsten Aerario so schlecht, dass die Frage der Auflassung des Theaters ernstlich erwogen wurde; doch dank einer Reihe von Ersparnissen, die sich bis auf die Herabminderung der Druckkosten des Theaterzettels durch Verkleinerung des Formates erstreckten, ließ sich immer wieder das Schlimmste abwenden. Dalbergs Etat bestand 1788 in der lächerlichen Lappalie von nicht einmal ganz 30.000 Gulden. Der Jahresaufwand des Wiener Nationaltheaters war schon 1781 auf die beinahe viermal höhere Ziffer von 113.060 Gulden gestiegen: kein Wunder also, wenn der opferwillige Mann wiederholt aus dem eigenen Säckel Summen vorstreckte, deren Rückzahlung an ihn erst geraume Zeit später erfolgte. Auf Besoldung erhob er ohnehin keinen Anspruch. Gleichwohl vermochte Dalberg zu seinem Schmerze den allmählichen Verfall seiner Schöpfung nicht aufzuhalten. Bald von den Franzosen, bald von den Oesterreichern bombardiert und eingenommen, musste Mannheim 1794 und 1795, dann wieder 1799 alle Schrecken des Krieges über sich ergehen lassen. Da war es den geängstigten Bewohnern schließlich nicht zu verdenken, wenn sie, statt ins Schauspiel zu gehen, sich zu Hunderten in den Kellern verkrochen. Fast noch härter wurde die Bühne im Jahre 1796 durch Ifflands Abgang betroffen. Ihm flößte die ewig unsichere Lage des Theaters soviel Besorgnis um seine eigene Zukunft ein, dass er seinen Contract fast gewaltsam löste, als ihm freilich Wilhelm von Preußen den glänzenden Posten eines Directors der königlichen Bühne in Berlin anbieten ließ. Beck seinerseits avancierte nunmehr zu der gleichen Stelle am Mannheimer Theater. Die unmittelbare Folge war, dass zwischen Direction und Intendanz der fast typische Competenzstreit ausbrach. Beck wurde suspendiert, dann in Abänderung der Maßregel pensioniert, aber auch Dalberg vermochte seines formellen Erfolges nicht recht froh zu werden und zog sich amtsmüde und missvergnügt noch in demselben Jahre 1803 von den Theatergeschäften vollständig zurück.

An der Hand des nun vorliegenden reichen Materiales, bestehend aus Briefen, Promemorien, Gutachten, Circularen, kurfürstlichen Noten und Rescripten, lässt sich die Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters in der für uns wichtigsten Periode bequem übersehen. Das schreibselige Zeitalter hat sich da ein voluminöses papierenes Denkmal gesetzt. Und patriarchalisch genug gieng es in der Theaterhierarchie zu. Bis hinab zu dem Zettelträger Gaab, der gelegentlich der Nachfrage wegen seiner ausständigen Gebüren von einem Hofkammerrath barsch angefahren wurde und dafür im Vollgefühle seiner beleidigten Würde drohte, er werde ihm den Buckel „tüchtig abschmieren“, wandte sich jeder allsogleich mittels umfänglicher Eingaben an die höchste Instanz, den Landesherrn, und die Entscheidung des Kurfürsten langte in einem, womöglich noch breiter ausgeführten Rescripte herab. Besagtem Zettelträger aber wurde das Vergnügen an muthwilligen Beschwerden gründlich ausgetrieben: sein unziemliches Promemoria erhielt er zerrissen und mit der Verwarnung zurück, dass er sich künftig bescheidener betragen oder „auf ferneres Betreten ohne weiteres die Abschaffung von seiner bisherigen Stelle gewärtigen solle“; umgekehrt wurde das Benehmen des Hofkammerrathes als „unbefangen und untadelhaft“ bescheinigt. So wurde das Autoritätsprincip im absoluten Staate auch innerhalb der Theatermauern zur Geltung gebracht.

Von den Menschendarstellern erfahren wir aus diesen Blättern nicht so sehr, wie sie als Darsteller, sondern in erster Linie, was für eine Art Menschen sie waren. Die heutzutage übliche Undelicatesse, mit der die Privatverhältnisse der Schauspieler öffentlich von unberufenen Händen durchwühlt werden, fände hier kein dankbares Feld; denn sie selbst sind es, die sich gegenüber Dalberg, ihrem wohlwollenden Interessenanwalte, freimüthig über ihr Streben und Schaffen, ihre häuslichen und beruflichen Sorgen aussprechen. Iffland, mit Leib und Seele Schauspieler, dabei klug, überlegt und trotz der zur Schau getragenen Selbstlosigkeit stets auf seinen eigenen Vortheil bedacht, Beck begeisterungsfähig, rasch und zufahrend: diese längst bekannten Züge ihres Charakters treten aufs neue scharf hervor. Beil kommt in den Acten ebensowenig zu Worte wie Schiller.

Von dem kunterbunten Repertoire an dieser Stelle eine ausführliche Schilderung zu entwerfen, geht nicht an. Die von Walter sorgfältig sowohl chronologisch, wie alphabetisch geordnete Zusammenstellung der aufgeführten Stücke könnte die Grundlage für ein ganzes Buch bilden. Es gab keine einzige Spielart des Schauspiels, die nicht gepflegt worden wäre, von dem primitiven Mono- und Duodrama angefangen bis hinauf zu den auch in verwässernden Bearbeitungen noch gewaltig erschütternden Tragödien Shakespeares; daneben musste der von Alters her eingewurzelten Vorliebe der Pfälzer für die Oper und das Singspiel nebst pantomimischem Divertissement Rechnung getragen werden. Natürlich war das Tempo in der Aufeinanderfolge der Novitäten in den ersten Theaterjahren ein rascheres als später. Gleichwohl schütteln wir bedenklich den Kopf, wenn wir zum Beispiel für den Monat Jänner 1780 nicht weniger als acht und für irgend ein Theaterjahr im Durchschnitte mindestens ein Viertelhundert Premièren verzeichnet finden. Dabei ist nicht zu übersehen, dass in der Regel nur dreimal wöchentlich gespielt wurde! Von einem fleißigen Memorieren, einem ausgeglichenen Spiel konnte unter solchen Umständen nicht eben häufig die Rede sein, und wir merken, dass es nichts weniger als ein Ausfluss der Nörgelsucht war, wenn Dalberg seine Kritiken im Theaterausschusse mit dem typischen Satze einzuleiten pflegte: „Schändlich ist es, wie gestern wieder gespielt wurde!“ Halb Ursache, halb Wirkung dieser Novitätenjagd war die dramatische Ueberproduction. Unter Dalberg mussten sich die fremdländischen Autoren, vordem die Alleinbeherrscher der deutschen Bühne, mit einer bescheideneren Rolle begnügen, und ein ganzes Heer von localen Größen nistete sich an ihrer Statt im Repertoire ein. Dalberg selbst, sowie das Schauspielertrifolium Iffland, Beil, Beck rührten fleißig die Hände, und allen Concurrenten lief schließlich Kotzebue mit seiner stürmisch begehrten Marktware den Rang ab. Seit jenem denkwürdigen 13. Jänner 1782, dem Tage der ersten „Räuber“-Aufführung, prangte auch Schillers Name im Repertoire: eine muthige That! Sie bleibt Dalbergs schönster Ruhmestitel und zugleich das glänzendste Blatt in der Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters.

Dr. Emil Horner.

---

## Neue Dramen.

II.

Unter den „modernen“ Stoffen erfreut sich einer ganz besonderen Beliebtheit bei den Autoren: die sociale Frage. Und doch bildet sie eines der schwierigsten Probleme auch für den Dramatiker. Das will aber jenen Menschen, die von dem Wahne verfolgt werden, dass sie ein Stück schreiben müssen und dass ihnen hiezu nichts als ein „guter Stoff“ fehlt und vonnöthen ist, nicht einleuchten. Ueber die sociale Frage hat ja bald jeder so etwas wie ein paar Ansichten, und es ist nun gar so verführerisch, deren Richtigkeit dadurch zu beweisen, dass man einen oder mehrere brave und anständige Menschen auf die Bühne stellt und diese zu Verfechtern der eigenen Meinung macht, die Gegnerschaft aber Tröpfen und erbärmlichen Subjecten zuweist. Von dieser aufreizend plumpen Technik war schon das Arbeiterstück „Familie Wawroch“ von Adamus, das in Wien und Prag von den entrüsteten Arbeitern entschieden abgelehnt wurde. Gewiss gibt es auch unter den Arbeiterführern unlautere Elemente, die gibt es auch in der Beamtenhierarchie, im Hochadel, im Clerus und unter den Potentaten: man muss sie in jeder menschlichen Organisation und Institution finden, da diese eben immer von Menschen gebildet werden. Und ebenso gewiss gibt es auch unter den Arbeitern verkommene Schnapsbrüder, denen es bei der Forderung von Verkürzung der Arbeitszeit nur um Verlängerung des Aufenthaltes in der Schänke, [illegible] darum zu thun ist, dass sie die gewonnenen Stunden [illegible] ihrer Familie widmen können. Aber bei weitem

nicht alle Elemente sind von dieser Art und damit charakterisiert sich auch nicht die sociale Bewegung im vierten Stande. Wenn daher in einer Zeit, in der die Arbeiter mühsam um die Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins ringen, ein Drama erscheint, das in Arbeiterkreisen spielt und das die Bildungs- und Freiheitsbestrebungen dieser Classe ganz ignoriert, in dem aber dafür alle jene Personen, welche sich als Socialdemokraten gerieren, vom Autor zu Gaunern, Idioten und bestialischen Geschöpfen gestempelt sind, dann kann man sich nicht darauf berufen, dass es ja solche Individuen gibt, dass der Staat um der Brantweinsteuer willen und den mit Schnapsgift handelnden hochfeudalen Cavalieren zu Liebe wirklich Millionen der Bevölkerung an der Brantweinpest zugrunde gehen lässt, statt den Ausschank des Leib und Seele verseuchenden Brantweins überhaupt zu verbieten — sondern dann muss man sagen, dass der Autor wegen einer bestimmten Tendenz ganz einseitig das Gute und Edle in einer Bewegung verschwiegen und nur das Böse und Hässliche herausgekehrt hat, dass er somit ein verwerfliches Tendenzstück geschrieben hat, mit dem er den um Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und menschlichen Lage kämpfenden Proletariern, sei es nun über erfolgte höhere Anregung, sei es in Verrichtung freiwilliger Dienstleistungen, in den Rücken gefallen ist. Mit dem gleichen Tric, wie die „Familie Wawroch“, wenn auch zu verschiedenen Zwecken, arbeiten nun die meisten Stücke, in denen an der socialen Frage herumdociert wird. Freilich ist die Tendenz nirgend so verletzend, die Anwendung des Mittels nirgend so plump.

In dem „Zeitbild“ „Leo Freymann“*) von Ernst Gutfreund wird uns ein Arbeiterführer vorgeführt, dessen Bestechlichkeit schon vor Generationen vom Schicksal bestimmt wurde, da er den Familiennamen Strebel führt. Und wie dieser Vertrauensmann der Arbeiter sich durch Anbietung einer besoldeten Stelle in dem zu creierenden staatlichen Vermittlungsamte ködern lässt, wird der zweite Vertrauensmann Watzke durch Zuwendung des Pachtes der Fabrikscantine, der dritte Vertrauensmann Lorenzo aber dadurch zum Verrathe an der Sache seiner Genossen verleitet, dass ihm die Begnadigung seines verurtheilten Sohnes in Aussicht gestellt wird. Nur der vierte Vertrauensmann der Arbeiter, dessen Unabhängigkeit ebenfalls seit Generationen prädestiniert ist, da er „Freymann“ heißt, bleibt der Arbeiterschaft treu, wird aber von dieser selbst im Stiche gelassen. Und so erhalten die Gegner der Socialdemokratie zweimal Recht, denn dieser Held des Autors ist gar kein Anhänger der socialdemokratischen Bewegung, sondern er hat sich den Arbeitern nur „zugesellt“, „weil er in ihrem materiellen Nothstand gleichzeitig die Quelle des geistigen und sittlichen Nothstandes erkannte“.

Ein ganz merkwürdiges Drama behandelt die Arbeiterbewegung unter den Glasarbeitern im Isergebirge im Jahre 1889. Es heißt „Schier-Naz“**), und der Verfasser, Fr. Grundmann, soll laut einer mir zugekommenen freundlichen Privatmittheilung selbst ein Glasschleifer sein. Das Stück macht wirklich den Eindruck, dass es aus dem realen Leben heraus geschrieben ist. Es schildert die Bedrückungen der Glasschleifer durch einen Glaswarenlieferanten und Schleifermeister Heinrich Vogt und insbesondere das Elend in der Familie des Schleifers Ignaz Schier, der sein krankes Weib Marie mit größter Roheit behandelt, die Sache der Arbeiter im Stiche lässt und sich auf Seiten jener stellt, die sich's „mit dan vielen arbeilen immer schlömmer brejten“, „sich wegen a poor Kreuzern 'n Tud of'n Hols schünden“ und nicht wegen einer Lohnreduction „ane gruße Bestellung in larifari fohren lossen“ wollen, und der schließlich den Verleger Vogt mit der Hacke erschlägt. Charakteristisch an dem Stücke ist, dass hier die „Guten“ jene sind, welche sich die Lohnreduction nicht gefallen lassen, während jene, welche bereit sind, um jeden Preis zu arbeiten und als Strikebrecher auftreten, zugleich auch als rohes Volk und Schnapsgesindel vom Autor verächtlich gemacht werden. Auffallend ist auch, dass der Ausbeuter Vogt zum Schluss selber mit seinem Gelde „fertich“ ist, obwohl wir uns bloß damit, dass er und seine Frau gerne „rajcht unnotze Zeug“ einkaufen, noch nicht erklären können, warum der Unternehmer trotz aller Lohnschindereien selber nicht bestehen kann. Das Resultat lässt sich entschieden besser aus dem Bestreben des Verfassers heraus, zu zeigen, dass unrecht Gut nicht gedeihe, als aus der Logik der Ereignisse verstehen.

Mit der Arbeiterfrage beschäftigt sich auch ein Stück des Abgeordneten Bendel „Der Werkmeister“.***) Auch hier haben wir einen Strike und auch hier dreht sich die Handlung um das Verhältnis des Fabrikanten zu seinen Arbeitern. Der Verfasser entwickelt aber den Conflict nicht aus dem principiellen Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern vielmehr daraus, dass der junge Chef der Firma die Arbeiter schroff behandelt, und darum enden auch Strike und Stück damit, dass der conciliantere Vater die Leitung der Fabrik wieder selbst in die Hand nimmt.

Das ist sehr schön gedacht, dass sich mit Menschlichkeit vieles vermeiden und vieles erreichen lässt, aber die sociale Frage schwebt in letzter Linie nicht zwischen dem einzelnen Fabrikanten und seinen Arbeitern, sondern zwischen den Unternehmern und den Arbeitern. Aber auch für den concreten Fall ist der Schluss ganz unbefriedigend. Eine Fabrik, die man einmal hergegeben hat, kann man nicht ohne weiteres wieder zurücknehmen. Hat sich aber der alte Herr vorbehalten, die Fabrik und ihre Leitung wieder an sich zu ziehen, dann hätte er den sich vor seinen Augen immer drohender entwickelnden Conflict wohl beenden können und müssen, bevor es bis zum Schießen kam.

Arbeiterführer und Strike gibt es schließlich auch in dem Drama „Der Heilige“*) von Ludwig Bauer, das in der von Otto Ploecker-Eckardt herausgegebenen Sammlung „Theater der Gegenwart“ erschienen ist. Der „Heilige“ ist ein Rechtsanwalt, der es sich in den Kopf gesetzt hat, just den Arbeitern des Fabrikanten Richard Grosse Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit zu verschaffen. Zu dem Zwecke kundschaftete er aus, dass Grosse mit dem Staatsärar hinsichtlich einer Gewehrlieferung einen bestimmten Termin vereinbart habe, spart sich 6936 Gulden, das ist gerade so viel Geld zusammen, als er braucht, damit er den Arbeitern bis zu dem Zeitpunkte, in dem die Arbeit spätestens begonnen werden müsste, die Löhne zahlen kann, und fordert dann die Arbeiter zum Strike, die ihm in Liebe zugethane Frau des Fabrikanten aber dazu auf, ihrem Gatten das Original des mit dem Aerar geschlossenen Vertrages zu entwenden. Die Frau bringt dieses Opfer, ja sie schreckt sogar davor nicht zurück, sich trotz ihres Abscheues vor dem Ehemann diesem, wie sie später erzählt, „selbst anzubieten“, um den Diebstahl besser vollführen zu können(?), und bringt dem Geliebten zur nächtlichen Stunde sich selbst und den Vertrag in seine Wohnung, muss aber von ihm erfahren, dass er nur für letzteren Verwendung hat. Zum mindesten ein sehr „sonderbarer Heiliger“, dieser arbeiterfreundliche Rechtsanwalt, dem der Autor in der Person des „Genossen“ Sigmund Beermann und des Journalisten Feiger Gestalten zur Seite stellt, wie sie die Arbeiterführer in den Arbeiterstücken zu spielen nun schon einmal von den Autoren verurtheilt zu sein scheinen. Noch viel schlimmer freilich als die Arbeiterführer kommen jedesmal die Vertreter der Staatsbehörde weg. Der „höhere Officier“, Ritter v. Brechtl, der im „Heiligen“ bereit ist, sich mit „200 Stück Rente“ bestechen zu lassen, dass er den Lieferungstermin für die Gewehre abändere, wäre nur ein gewöhnlicher Verbrecher, wie sie in jedem Staate und Stande vorkommen — denn die Schlechtigkeit kann man verbergen. Der Herr Bezirkshauptmann Edgar v. Treuenburg aber und der Regierungscommissär Graf Rügen im „Werkmeister“ und in „Leo Freymann“ fielen unter einen Typus politischer Beamter, von dem wir, wenigstens was Oesterreich betrifft, uns verpflichtet erachten anzunehmen, dass er nur in der Phantasie der Autoren Bendel und Gutfreund existiere: denn die Borniertheit lässt sich ja bekanntlich nicht verbergen.

Außer dem Drama „Der Heilige“ sind im „Theater der Gegenwart“ bisher noch eine Zahl anderer Dramen erschienen, welche zwar nichts mit der Arbeiterfrage und, wenn sie auch zumeist in der Gegenwart spielen, doch auch sehr wenig mit dieser zu thun haben, aber, was ihren inneren Wert betrifft, mit dem „Heiligen“ in engstem Zusammenhang behandelt werden können. Da wird uns in einem Drama „Frauenrecht“**) als das Recht der Frau zuerst hingestellt, dass sie sich einen Liebhaber halten darf, dann aber, dass sie diesen Liebhaber erschießen darf, wenn er sich mit ihr nicht begnügt, sondern auch anderen weiblichen Wesen zu ihrem „Recht“ verhelfen will. Ein anderes Stück wieder schildert unter dem Titel „Unlauterer Wettbewerb“***) mit unglaublicher Naivetät die Kämpfe zwischen dem Fabriksbesitzer Gerlach und einem Concurrenzconsortium, das ihm seine Kunden und seine Beamten abzufangen sucht und seinen von ihm verkannten und verstoßenen Neffen, der eine Erfindung zur Verbesserung und Verbilligung des Betriebsfabrikates gemacht, gegen ihn ausspielt: natürlich liebt aber der Neffe die Tochter Gerlachs und kehrt daher im letzten Moment zu ihm zurück. Viel besser ist das Drama „Versorgung“,†) in welchem uns das traurige Los einer Frau vorgeführt wird, die bei Vertheilung der Rollen von Gatte und Liebhaber einen Missgriff begangen hat, da sie den anständigen Bewerber, der alles für sie zu thun bereit wäre, nur um der Versorgung willen ohne Liebe geheiratet hat, ihre Neigung aber einem jungen Manne bewahrte, der sich zwar nicht besonnen hatte, seinerzeit dem Mädchen das Blümchen wegzunaschen, der aber nicht daran denkt, „sich 'ne verheiratete Frau an'n Hals zu hängen“. Es ist doch viel besser, eine Frau nimmt „zur Versorgung“ den gemeinen Kerl und spart sich den Anständigen als Liebhaber auf! Auf das beste Stück der Sammlung folgt nach einer gewissen natürlichen Ordnung das

*) „Leo Freymann“ [illegible] Wien und [illegible]
**) „Schier-Naz“ [illegible] Böhmen [illegible]
***) „Der Werkmeister“ [illegible] Druck und Verlag von [illegible]

*) [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible]
†) „Versorgung“ [illegible]

schlechteste: „Der Patriot".*) Dieses angebliche „Volksstück" gehört jener unglückseligen Gattung von Dramen an, mit denen immer von neuem die Menschheit für die französische Revolution gezüchtigt wird. Wieder überlegt sich ein braver Vater mit seiner braven Tochter die Flucht aus dem verseuchten Frankreich so lange, bis es zum Fliehen zu spät ist, wieder finden sich brave Leute, die zum Schlusse die Armen doch noch retten, und wieder heiratet die brave Tochter einen der braven Retter. Was die Sache diesmal besonders drollig macht, ist der Umstand, dass die Retter Deutsche sind, welche in der französischen Armee dienen und mit allen Franzosen in den verschiedenen süd- und norddeutschen Dialecten reden, während die Franzosen sich, offenbar aus Courtoisie gegen den Dichter, alle der hochdeutschen Sprache bedienen.

Da die friedfertigen Absichten, welche in der Einleitung zu dieser Berichterstattung geäußert worden sind, im Verlaufe derselben einer gewissen zwingenden, aus dem behandelten Stoffe selbst ausströmenden Gewalt gegenüber nicht standzuhalten vermochten, sei auch gleich einer romantischen Tragödie von Victor Stern gedacht, die man unmöglich ruhigen Blutes lesen kann. In „Schloss Arnheim"**) werden wir mitten in die Agrarbewegung zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gestellt. Die Bemühungen des Verfassers, uns ein Bild von ihr zu entwerfen, sind aber vergeblich geblieben. Besseren Erfolg hat er leider gelegentlich mit einem anderen Bestreben erzielt, das sich in geradezu aufdringlicher Weise bemerkbar macht, nämlich den verschrobenen Stil zu treffen, dessen sich der alte Goethe manchmal befliss, wenn er ganz besonders lehrhaft sein wollte. So lesen wir zum Beispiel einmal (bei Stern natürlich): „Zu keinem Rechtsschluss noch gütlichen Vergleich konnte es kommen und bei den vorgebrachten gegentheiligen Weisthümern und Land-Capitularien, jüngsthin erst aus Licht gefördert, musste neuerdings auf einen neuen Tag der jahrelange Heimfallsstreit verwiesen werden." Für Participial-Constructionen wie: „Dies Schreiben dem Berichte des bewussten Correspondenten an Hans Wernau beigefügt und mir zu Handen anvertraut, trieb mich dringende Hast hieher," würde es ebenfalls noch unschwer gelingen, in Goethes Romanen vorbildliche Belegstellen zu finden; aber da gilt denn doch der Satz „si duo faciunt idem non est idem", und in der Auslassung von Zeitworten und im Gebrauch des sprechbaren Doppelpunktes ist der Verfasser entschieden originell. Man lese zum Beispiel Stellen wie: „Doch Erinnerung, o Erinnerung: sie!" oder „Zu weit gegangen! – Tante: zweite Mutter mir! Mutter meiner Braut!" oder: „Gilt's doch für alle Fälle das Haus bestellen! Beweis: Der Familienrath noch in Anwesenheit der weitschichtig Verwandten, dazu Notare und Schreiber in Permanenz!"

Wenig Erfreuliches bieten auch die beiden Dramen des Recitators Conrad Pelelmann „Der Sündenfall" und „Vom Baume der Erkenntnis".***) Ersteres streift scheinbar die sociale Frage, behandelt aber eigentlich nur die Liebesgeschichte der Grubenbesitzerin Erna von Grubenfeld (!) und des Grubendirectors Berner. In dem zweiten Drama werden verschiedene Probleme berührt. Gleich im ersten Act wird uns ein Examen vorgeführt, das die junge Gattin des Professors Heinrich Rolf in der Hochzeitsnacht mit ihrem Mann hinsichtlich seines Vorlebens veranstaltet. Frau Professor Rolf weiß von vornherein, dass der Herr Professor vor ihr schon viele andere Frauen „umarmt" hat, sie ist aber doch entrüstet, da er es ihr eingesteht. Warum fragt sie ihn dann? Und wenn sie entrüstet ist, warum schlingt sie zum Actschluss? „beide Arme um seinen Hals", „verbirgt beschämt ihr Gesicht an seiner Brust" und lispelt „Heinrich?" In einem anderen Act wieder erörtert Frau Professor Rolf mit einem vertrauten Freunde das Missverhältnis, das zwischen ihren Wünschen nach Liebkosung und den vorverbrauchten Kräften des Gatten besteht und dann zeigt sie entschieden Lust, dem Rathe dieses vertrauten Freundes Folge zu leisten und sich anderweitig schadlos zu halten, ja die Art, wie sie die ideale Verehrung eines Gymnasiasten ermuntert, deutet uns die Richtung an, in der sich ihre Gedanken bewegen. Aber dann macht der Herr Professor einen Selbstmordversuch. Frau Professor fühlt sich plötzlich Mutter, Herrn Professor wird seine Stelle, die man ihm wegen seiner politischen Thätigkeit entzogen, wieder verliehen und Frau Professor küsst trotz der Aufforderung des Gatten, sie möge zum Zeichen der Belohnung den jungen Gymnasiasten küssen, lieber ihren Mann und alles löst sich in Wohlgefallen. [illegible] wird auch klar, dass die früher erwähnten Erörterungen nicht als Behandlung sexueller Probleme, sondern lediglich als Schweinereien aufzufassen sind.

[illegible] zu nehmen als die eben besprochenen Stücke ist ein „[illegible]" von [illegible] „[illegible]". In dem Drama [illegible], der sich in den Kopf

gesetzt hat, den Bauern seiner Heimat die Segnungen der Cultur aufzuzwängen, insbesondere den Gebrauch landwirtschaftlicher Maschinen bei ihnen einzuführen; zugleich will er aber auch die Institution des Concubinates in einem praktischen Beispiel vorführen und bedroht den Pfarrer anlässlich eines Wortwechsels mit einer Hacke, und so wissen wir zum Schluss nicht, ob seine reformatorischen Bestrebungen an der „Dummheit" der Bauern oder an seinem Unvermögen, sich zu beherrschen und die Leidenschaften einzudämmen, scheiterten.

Einen gediegeneren Gehalt hat auch das Volksstück „Die Heimatscholle"*) von Karl Bienenstein. Hier wird uns auf der einen Seite im „Hochsteiner" ein Bauer von altem Schlage vorgeführt mit seiner starken Bodenempfindung und seinem zähen Festhalten an der Scholle, der, von Unglücksfällen und einem nach dem angrenzenden Besitz lüsternen Jagdherrn bedrängt, sich unmittelbar vor der Feilbietung seines Anwesens selbst den Tod gibt, damit sie ihn wenigstens gleich seinen Vorfahren vom eigenen Hofe „außitragen". Auf der anderen Seite stehen der junge Sohn des Hochsteiners und ein anderer Bauernsohn, der Jägerbursche Florian, in denen durch den Militärdienst dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimatsscholle zerstört ist und die es vorziehen in einen feineren Dienst zu gehen, der ihnen bei leichterer Arbeit sichere Löhnung bietet, als auf eigener Scholle, aber auch auf eigene Gefahr den schweren Kampf gegen Elementarereignisse, gegen den jagdherrlichen Großgrundbesitzer und gegen die Steuerbehörde zu führen. Die äußere Behandlung des Dialectes ist dem Verfasser, der schon früher eine Auswahl von Gedichten oberösterreichischer Dialectdichter herausgegeben hat, gut gelungen; wohl aber scheint manches in dem Stücke dem bäuerlichen Empfinden und Denken nicht ganz zu entsprechen. Dass eine Bauerntochter ein lediges Kind hat, ist in Oberösterreich keine Seltenheit: „das ist der Dirndln ihr Recht" habe ich einmal einen Vater sagen gehört; daran pflegt sich auch der Bräutigam nicht zu stoßen, aber so „ritterlich", wie sich der „Rauchenegger Michl" gegen das ihn zurückweisende Dirndl benimmt, sind die oberösterreichischen Bauernburschen nicht — vielleicht nicht einmal alle unserer heutigen „Ritter".

Zum Schluss sei eines kleinen Einacters „Nur aus Trutz"**) von A. Baumberg gedacht, der ein wiederholt bearbeitetes Thema mit einfachen Mitteln und doch nicht ohne Wirkung behandelt. Der Regenmüller und sein junges Weib leben gar nicht gut mitsammen, man könnte meinen, sie seien sich recht zuwider, denn sie thun sich alles zu Fleiß. Aber es ist nur „aus Trutz", und da die Müllerin einmal dem Müller etwas „zu Lieb" thut, indem sie sein lediges Kind aus freiem Antrieb ins Haus nimmt, da zeigt sichs, dass die sich beide längst von Herzen gern gehabt haben. Die Müllerin freilich hat es, so weit sichs um sie handelt, auch schon gewusst, denn da ihr unmittelbar nach einem vom Zaun gebrochenen Streit mit dem Mann ihre Mutter Vorstellungen macht, bricht sie in den tragikomischen Verzweiflungsruf aus: „Wenn i das Mistvieh nur nit gar so gern hätt'!"

Max Burckhard.

# Die Woche.

„Was die Boerin sagte".

Zu dem in Nr. 7 der „Zeit" unter vorstehendem Titel veröffentlichten Artikel erhalten wir vom Herrn Verfasser die folgende öffentliche Erklärung:

„Mein Beitrag „Was die Boerin sagte" hat mir gemeine Briefe und Karten von Leuten zugezogen, die bald der Meinung sind, die Boerin sei erdichtet, bald dass ich meiner eigenen Anschauung Ausdruck geben wollte. Ich erkläre hiermit — nicht für die, die mich beschimpft — dass die Boerin thatsächlich in meinem Hause war, dass sie im Juni und Juli in Tirol weilte und, dass sie eine hochgebildete, ehrliche und anständige Dame ist, der es nicht in den Sinn kam, mich um Verbreitung ihrer Mittheilungen zu ersuchen. Ich habe das Vergnügen gehabt, sie ein zweitesmal in meiner Familie zu sehen und sie hat uns einen Besuch für den Winter am Gardasee in Aussicht gestellt. Was meine persönlichen Anschauungen über den Transvaalkrieg betrifft, bemerke ich, dass ich ebenso ein Feind des Transvaalkrieges, als des Krieges in China bin und absoluter Gegner jedes Krieges, denn ich sehe im Kriege den Untergang des Menschenthums.

[illegible] (Tirol) Ewald Hause."

Volkswirtschaftliches.

[illegible] die Poslauer Kamm [illegible] Inventieren [illegible] hat, als die Erzeugung [illegible] durch die Vorgänge [illegible] Verfallen der [illegible] Börse cotiert [illegible] sondern fast [illegible] Gutmann [illegible] Ruhtsdenk [illegible] an Ruf eines [illegible] Angelegenheit

[illegible] Bienenstein. Linz.

[illegible] Wien, 1900

von öffentlicher Bedeutung. Uebrigens ist es nur ein Zufall, dass fast nur die genannten großen Firmen zu Schaden kommen. Wenn solche Dinge bei einem Unternehmen vorkommen können, in dessen Verwaltung Vertreter einer großen Bank, wie der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und erster Industriefirmen, wie Gebrüder Gutmann sitzen, so muss das Publicum daraus die Lehre ziehen, dass es sich auch auf die hervorragendsten kaufmännischen Namen bei der Verwaltung von Actiengesellschaften nicht verlassen kann. Die Herren haben zu vielerlei Aemter und Beschäftigungen, um sich ernsthaft ihrer Verwaltungsrathstellen annehmen zu können. Dann ist Folgendes zu bemerken. Es gilt ziemlich allgemein als Axiom, dass die Industriegesellschaften spielen und spielen müssen. Nun, wenn Industrieunternehmungen sich auf einige Monate mit Vorräthen versehen, ob dies nun an Getreide, Kohle, Eisen, Wolle oder Schießpulver sein mag, wird dies kein vernünftiger Mensch als Speculation oder Spiel bezeichnen, obwohl die betreffenden Waren in der Zwischenzeit Preisschwankungen erleiden können. Wenn aber eine Fabrik Rohstoffe auf zwei Jahre ankauft, wie dies bei der Vöslauer Gesellschaft geschehen ist, so ist das Spiel, und genau so schädlich und verwerflich, als wenn irgend jemand an der Börse in Getreide oder Effecten spielt. Dessen scheint sich auch der Director des Unternehmens bewusst gewesen zu sein, denn obwohl die Speculationen zum großen Theil bereits ins vergangene Jahr fallen, gibt die Bilanz über diese Engagements keine Aufklärung. Die vor Ende 1899 gekaufte Wolle musste aber, wenn sie auch erst heuer zur Ablieferung gelangte, in die Bilanz per Ende 1899 als Activa eingetragen werden, die Zahlungsverpflichtungen hingegen unter den Passiven erscheinen. Wäre dies geschehen, dann hätten diese Speculationen auch nicht verborgen bleiben können, weder dem Verwaltungsrathe, der davon bis vor kurzem nichts gewusst haben will, noch dem Publicum, das erkannt hätte, dass das Unternehmen sich im vergangenen Jahre, für welches 10% Dividende gegen 1% im Jahr zuvor vertheilt wurden, in gefährliche Speculationen eingelassen habe. Dann wäre die Fortsetzung dieser Speculationen im laufenden Jahre wahrscheinlich unterblieben, dann hätten auch eine Reihe von Leuten, welche im März dieses Jahres — angeblich aus einer Verlassenschaft — auf Grund glänzender Informationen der nahestehenden Firmen, Actien des Unternehmens erworben hatten, nicht geschädigt worden. Es ist dies geradezu ein Schulbeispiel für die Nothwendigkeit exacter, correcter Bilanzen. Dass die bezeichneten Transactionen in der vorjährigen Bilanz nicht durchgeführt wurden, macht diese Bilanz zu einer uncorrecten, falschen, für welche in erster Linie die Direction, in zweiter Linie die Verwaltung, die volle Verantwortung trägt und welche die Schadenersatzpflicht für die Verluste aus den speculativen Transactionen selbst nur erhöht.

*

Es ist jedoch nicht anzunehmen, dass diese Ersatzansprüche wirklich erhoben werden, schon deshalb nicht, weil die Großactionäre sich dann selbst beim Schopf nehmen müssten. Die Verwaltung versucht übrigens bereits wie stets, auch die moralische Verantwortung von sich abzuwälzen. Die Vöslauer Gesellschaft gehört nämlich zu den wenigen österreichischen Unternehmungen, bei welchen die Direction Vorstand, der Verwaltungsrath Aufsichtsrath ist, bei denen also, wie in diesem Blatte, insbesondere im Artikel „Der Verwaltungsrath“, in Nr. 210 vom 8. October 1898 ausgeführt, eine naturgemäße, vernünftige Organisation besteht. Die „Neue Freie Presse“ freilich erblickt darin die Exculpierung der Verwaltung. „Durch diese Omnipotenz der Direction konnte es geschehen, dass die verlustbringenden Operationen in so großem Maße erfolgten und so lange Zeit unbekannt blieben.“ Die „N. F. Pr.“ geht so weit, aus diesem Umstande eine weitgehende Statutenänderung zu verlangen. Das wäre nun eine sehr bedauerliche Folge dieser Vorfälle, wenn eine der wenigen Unternehmungen, welche vernünftig und correct im Sinne des H.-G.-B. organisiert sind, in derselben Weise, wie fast sämmtliche deutschen Actiengesellschaften, dieser Organisation verlustig gehen würde. Eine gleiche Machtsphäre, durchaus nicht Omnipotenz, wie wir gleich sehen werden, haben die Directoren fast aller Actiengesellschaften. Und der Unterschied ist nur, dass diese factisch bestehenden Machtverhältnisse, bei der Vöslauer auch im Statute festgelegt sind, bei den anderen Unternehmungen aber nicht, dass daher auch die Functionen und Verantwortungsgrenzen im vorliegenden Falle genau präcisiert sind, während sie sonst insbesondere für die „omnipotente“ Direction überhaupt kaum geregelt sind. Diese Omnipotenz besteht aber thatsächlich gar nicht. Allerdings nach Art. 23 der Statuten ist die Direction das Vollzugs- und unmittelbare Verwaltungsorgan der Gesellschaft, deren Vorstand nach Art. 227 bis 241 H. G.-B. Ihr liegt der Betrieb aller im Geschäftskreise der Anstalt liegenden Geschäfte ob. Aber sie ist auch gemäß Art. 24 des H. G.-B. für ihre Geschäftsführung verantwortlich und sie ist verpflichtet (Art. 25 der Statuten), die Geschäfte mit genauer Beobachtung der Statuten und der Beschlüsse der Generalversammlung und des Verwaltungsrathes zu führen. Dem Verwaltungsrath aber obliegt nach Art. 16 die Oberleitung aller Geschäfte der Gesellschaft und die Ueberwachung der mit der unmittelbaren Geschäftsführung beauftragten Direction in allen Zweigen. Und wieder Art. 19: Der Verwaltungsrath übt die Ueberwachung der gesammten Geschäftsführung der Direction. Er kann sich jederzeit von dem Gange der Angelegenheiten der Gesellschaft unterrichten, die Bücher und Schriften derselben einsehen und den Bestand der Gesellschaftscasse untersuchen. Art. 20: Der Verwaltungsrath hat das von der Direction jährlich vorzulegende Inventar der Activa und Passiva und die darauf basierte Bilanz genau zu revidieren. . . . . Waren also die Directoren, welche der Verwaltungsrath ernennt, und sowie sämmtliche Beamten suspendieren und entlassen kann, omnipotent, so waren sie es nur, weil der Verwaltungsrath sich nicht genügend um die Geschäftsführung gekümmert hat. Darum ist auch mit Recht der Director nur für die zu Ueberschreitung seiner Befugnisse ausgeführten Speculationen, für die incorrecten Buchungen in erster Linie haftbar, der Verwaltungsrath in zweiter Linie, weil er seiner Ueberwachungspflicht in ungenügender Weise nachgekommen ist. Keine Organisation kann verhindern, dass Missbrauch, Ueberschreitungen der Machtbefugnisse eintreten. Aber die Grenzen der Befugnisse und die Verantwortungen können in der Organisation den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend festgelegt werden. Das geschieht bei Actiengesellschaften aber nur, wenn der die Geschäfte thatsächlich führende Director der für diese Geschäftsführung verantwortliche Vorstand ist und der die Direction überwachende Aufsichtsrath wieder für diese Ueberwachung verantwortlich gemacht wird.

*

In der Geschäftswelt wird allgemein Klage darüber geführt, dass man zu wenig Zehn-Gulden-Banknoten bekomme, da die Bank solche Noten nur im Umtausch gegen andere 10-Gulden-Banknoten mehr ausgibt. Die Bank entschuldigt sich damit, dass dieser Maßnahme eine Verfügung der Regierung zugrunde liege, indem die beiden Finanzminister für die Ausgabe von 10-Gulden-, respective 20-Kronen-Banknoten eine Maximalhöhe festgesetzt haben, welche eine Neuausgabe solcher Noten außer im Umtausch gegen Appoints gleicher Höhe ausschließt. Diese, die Geschäftswelt belästigende Verfügung scheint der Ausfluss einer missverstandenen Theorie zu sein. Es ist sehr richtig, dass der Umlauf kleiner Banknoten in großen Mengen schädlich ist, weil dadurch das Hartgeld insbesondere, also das Gold aus dem Verkehr gedrängt wird. Daraus ergibt sich aber, dass die Theorie nur dort Anwendung finden kann und darf, wo eben Hartgeld, und zwar Gold, in Circulation ist. Wo, wie bei uns, kein Gold im Umlauf ist, braucht man dem Verkehr auch seine 10 fl.-Noten nicht zu nehmen, da sie kein Gold verdrängen können und man darf sie ihm nicht nehmen, weil man niemandem zumuthen darf, Zahlungen zwischen 10 und 100 Gulden in schwerem Silber zu leisten oder zu empfangen. Bevor also nicht die Baarzahlungen aufgenommen werden, wird man gut thun, den Verkehr seinen Bedarf an kleinen Noten selbst bestimmen zu lassen und ihn auch zu befriedigen und die unvernünftige Verfügung rasch zurückzuziehen.

*

Der österreichische Lloyd hat jüngst drei Schiffe an Russland zur Truppenbeförderung verchartert. Gleichzeitig heißt es, dass die Güteraufgaben beim Lloyd nach Indien und China solchen Umfang angenommen haben, dass Güteranmeldungen selbst pro Jänner 1901 nicht ohneweiters angenommen werden können. Da erscheint die Bemerkung wohl berechtigt, dass die subventionierte österreichische Schiffahrtsgesellschaft ihre Schiffe in erster Linie dem österreichischen Export zur Verfügung zu stellen hat und nicht, wenn sie kaum genug Schiffsraum hat, noch drei Schiffe an Russland verchartern darf.

*Fl.*

### Kunst und Leben.

Ein „aufmerksamer Zeitungsleser“ bittet uns um die Aufnahme einer Beschwerde, die er allerdings „selbst in der ‚Zeit‘ kaum wirklich hoffen kann, gedruckt zu sehen“. Denn auf eine neue Erscheinung in den Blättern bezieht sie sich. „Der Tod Friedrich Nietzsches“, so heißt es in seinem Schreiben, „versprach vor allem für uns Zeitungsleser ein großes Ereignis zu werden. An Nekrologen freilich war nichts besonderes zu erwarten, denn seit 11 Jahren, seit dem geistigen Tod des modernen Zarathustra, war seiner Philosophie schon eher zu viel an Leichen- und Ansehungsreden gewidmet worden. Aber das physische Ende mit concreter Begräbnisfeierlichkeit musste für einen stimmungsvollen Berichterstatter immerhin Ereignis genug sein. Und richtig brachte die „Neue Freie Presse“ am Dienstag und Donnerstag zwei längere Briefe über Nietzsche auf der Todtenbahre und über die Leichenfeier. Wir schwelgten in Herrn Carl Buldes empfindsamer Correspondenz, wir Zeitungsleser. Wir sind an ärgere Dinge gewöhnt und können Haltung wahren. Uns brachte auch dieses Pathos nicht zum Lachen. Die „finsterblickenden Philosophentöpfe“ nicht, auch nicht die Gelehrten, „deren Bilder man in Zeitschriften gesehen zu haben glaubte, mit langen Artikeln darunter“ — wer allerdings können die Gelehrten sein, die Bilder malen, welche man zu sehen glaubt, und lange Artikel daruntersetzen? — auch der Professor Breysich aus Leipzig, der ein nicht unbekannter Prof. Breysig aus Berlin ist, ließ uns ernst, und dass Herr Bulcke mit den Worten schließt: „Wie mir ein Verwandter Nietzsches erzählte, sei (!) es abgemacht u. s. w.“ sind wir gern bereit zu verzeihen. Wir wissen echten Schmerz zu würdigen. Wir waren mit Herrn Bulcke zufrieden. Welche Freude also, dass die ein paar Stunden später einlangenden Nummern von Frankfurter und Berliner Zeitungen denselben Berichterstatter zu Worte kommen ließen! Was war noch alles zu erwarten! Nun — wir sind getäuscht, betrogen, gedemüthigt. Unser Vertrauen ist missbraucht, Herr Bulcke hat seinen Schmerz — hektographiert. In drei Berichten drei völlig gleichlautende Stilübungen, gleichlautende Nuancen. Wir sind also — vorausgesetzt, dass man Herrn Bulckes Berichte zweimal liest — noch immer einmal um unseren Lesestoff gekommen. Dagegen protestiere ich. Das ist gegen das Abkommen. Wir Zeitungsleser sind auch nicht rechtlos, wir haben ein Recht auf Abwechslung, wenigstens im poetischen Theil der Zeitungsberichte. Wir haben ein Recht, für unser Geld einen Original-Bulcke zu fordern, und das sind wir nicht gewillt, uns nehmen zu lassen. . . . Wo bliebe sonst die Illusion bei der Sache?“

*Fim.*

---

## Bücher.

Pierre Leroy-Beaulieu: „La Rénovation de l'Asie Sibérie-Chine-Japon.“ Librairie Armand Colin. Paris 1900. 182 S.

Der Verfasser, Herr Pierre (nicht Paul und nicht Anatole) Leroy-Beaulieu, hat im Jahre 1897 eine Reise durch Sibirien nach China und Japan unternommen, deren literarische Frucht dieses Buch ist. Es wechseln darin feuilletonistische Capitel, die lediglich der Beschreibung von Land und Leuten gewidmet sind, mit volkswirtschaftlichen und politischen ab, in denen Studium und Raisonnement des Verfassers zur Geltung kommen. Aber sowohl diese wie jene Capitel sind gleichmäßig leicht und fasslich gehalten. Allerdings geht der Verfasser nie in die Tiefe. Viel neues bringt er auch nicht bei. Im ganzen fußt auch seine Anschauung auf der reichen englischen Literatur. Aber diese Literatur ist, wie sich gerade jetzt angesichts der chinesischen Wirren zeigt, bei uns so wenig bekannt. Fast alle sogenannten China-Kenner, die jetzt in deutschen Zeitungen und Zeit

schriften hervortreten, leben von der englischen China-Literatur. Den Franzosen geht's darin nicht viel besser. Auch Pierre Leroy-Beaulieus Werk verräth diese allgemeine Abhängigkeit von der englischen Ostasien-Literatur, weiß sie aber durch anziehende Darstellung des Selbstgesehenen angenehm zu verdecken. Die meisten Ostasien-Reisenden pflegen über den Suezcanal nach China und Japan vorzudringen und das sibirisch-mandschurische Gebiet kaum zu berühren. Der Verfasser des vorliegenden Buches, der über Sibirien nach Ostasien gegangen ist, hat schon vermöge dieser Reiseroute vor anderen ostasiatischen Reiseschriftstellern ein Beträchtliches voraus. Er hat das ganze Gebiet, auf dem das ostasiatische Problem spielt, durchquert. Sein Buch — überdies eines der neuesten — ist deswegen Leuten, die sich leicht und rasch über die ostasiatischen Dinge unterrichten wollen, sehr zu empfehlen. Es hat auch binnen wenigen Monaten schon eine zweite Auflage erlebt. Das eigene Urtheil Pierre Leroy-Beaulieus über die Entwickelung der ostasiatischen Dinge zeugt von einer bei französischen Publicisten sonst nicht allzuhäufig anzutreffenden Unbefangenheit. Er findet, dass weder Japan noch Russland, trotz des politischen Vorsprunges, den ihnen ihre geographische Lage gewährt, imstande sind, das ostasiatische Problem, welches eigentlich das chinesische ist, vollkommen zu lösen. Denn dieses Problem ist überwiegend ein wirtschaftliches, seine Lösung setzt eine Capitalsmacht voraus, über die weder Japan noch Russland verfügen. Weil mehr als sie kommt deswegen Deutschland, am meisten aber Amerika in Betracht, von dem der Autor in der That meint, dass es berufen sei, einst die ökonomische Vormacht Ostasiens zu werden, und dass es allein imstande wäre, der politischen Macht Russlands im Osten das Gleichgewicht zu halten. England schaltet der Autor aus seinen ostasiatischen Zukunftsspeculationen fast vollkommen aus. Für den Moment ist diese Auffassung sehr plausibel, da England durch das südafrikanische Abenteuer die Hände in Asien gebunden sind. Aber das südafrikanische Abenteuer wird ja doch zu Ende sein, ehe die ostasiatischen Verwickelungen endgiltig gelöst sind, und England wird wohl auch wieder in China seine Macht zur Geltung bringen, die der Verfasser vorliegenden Werkes denn doch zu unterschätzen scheint. K.

„Elizabeth and her German Garden" und „The Solitary Summer". London, Macmillan & Co. (Tauchnitz, Leipzig.)

Unter diesen anspruchlosen Titeln verbergen sich zwei Bände von ganz ausnehmendem Interesse. Dieselben stammen aus der Feder der Gräfin — doch halt, da die Verfasserin sich selbst nicht nennt, dürfen wir wohl den Schleier nicht von ihrer Anonymität herunter reißen, obschon es ihre eigene Persönlichkeit ist, die ihren Werken einen so besonderen Reiz verleiht. Aber auf ihre Nationalität zu verweisen, dazu fordern die in Bezug auf diesen Punkt vorgebrachten Ansprüche direct heraus. Denn die geistvolle Dame macht den Versuch, in dieser Hinsicht — fast möchten wir sagen — unter falscher Flagge zu segeln. Sie gibt uns unbedingt zu verstehen, dass sie eine Deutsche ist. Dies Privilegium können wir der geschätzten Verfasserin nicht zugestehen, so gerne wir es auch thäten. Nun wäre es aber nicht ausgeschlossen, dass sie über ihre Nationalität ebenso gut unterrichtet sein könnte, wie jemand, der sie nur aus ihren Schriften kennt. Aber wo auch ihre Wiege gestanden haben und was für Blut auch in ihren Adern rollen mag, „Elizabeth" bleibt eine Zugehörige des Britenreiches nicht sowohl weil sie ihre Bücher auf Englisch schreibt, als weil ihr ganzes Denken und Urtheilen englisch ist — sie mag wollen oder nicht. (Mittlerweile ist von den Zeitungen die Nachricht verbreitet worden, die Verfasserin sei die Gräfin August von Arnim oder die Prinzessin Pless; beide sind englischer Nationalität. D. Red.) Nun brauchen wir uns aber nicht etwa einzureden, sie hätte eine besonders hohe Meinung von den Deutschen. Ach nein, sie hat gar viel an uns auszusetzen — fast ebenso viel wie an den Engländern! — aber diese kleinen (und zuweilen auch recht derben) Seitenhiebe auf deutsche Sitten und Gebräuche aus der Feder dieser scharfblickenden, aber nicht voreingenommenen Ausländerin sind für den deutschen Leser — ob er ihr zustimmt oder nicht — ganz besonders interessant und jedenfalls auch recht ersprießlich. Bei alledem lassen alle Nationalitätenfragen die Verfasserin im Grunde genommen recht kalt, wie so vieles andere in der Welt. Schwärmen kann sie nur für eines, das ist ihr Garten, der irgendwo nicht weit von der Ostsee gelegen. Von ihrem Garten handelt ihr Buch, in dem sie dann allerdings Philosophie und Poesie und alles, was ästhetisch ist — und manches andere — mit ihren Blumen zusammen in einen anmuthigen Strauß windet. Auch ihre Kinder und der Herr Gemahl dürfen den Garten wohl zuweilen betreten. Alle anderen Menschen und vor allem die gelegentlichen Besucher werden recht schnöde abgefertigt. Und in diesem beschränkten Kreise — wenn bei „Elizabeth" irgend etwas beschränkt sein könnte — fesselt sie uns ebensosehr durch ihre hochherzigen Ideen, wie durch ihren Sarkasmus und ihre kleinen Bosheiten, ja Bosheiten. Denn zum Beispiel eine fremde junge Dame sich ins Haus zu laden und diese dann vom ersten Augenblick an immerfort „aufzuziehen" — nun, niemand weiß besser, was das ist, als unsere welterfahrene Verfasserin. Aber das ist wieder einer der vornehmlichsten Reize des Buches. „Elizabeth" gibt sich wie sie ist — oder wie sie sein möchte — und ihr möchte gewiss nicht vollkommen sein, ganz gewiss aber sich nicht besser [illegible] als sie ist. Und wem wäre sie nicht gut genug, diese originelle, geistvolle, ja nur auch [illegible] Frau. Wilh. F. Brand.

Sidonie Grünwald-Zerkowitz: Das Gretchen von Heute. Zeitgemäß [illegible] Ballade. Mit Rückblick auf die im Jahre 1896 in Österreich erfolgte [illegible] Zürich. Verlag von Cäsar Schmidt. 1900.

Das [illegible] [illegible] [illegible]

Heinrich bestimmt, sein Gretchen zu heiraten, obgleich es arm ist, so wurde es doch nicht umsonst geschrieben.' Jede Zeitungsredaction wird es hiernach hoffentlich sich zur Ehre anrechnen, das Buch zu empfehlen." Natürlich rechnet sich's auch der Referent zur besonderen Ehre, dieses Buch zu empfehlen. Es ist ein äußerst kurzweiliges Buch! Es erzählt in einem nicht endenwollenden sinnigen Frage- und Antwortspiel für die reifere Jugend die rührende Geschichte von irgend einem „Heinrich", der irgend ein „Gretchen" verführt und sie dann trotz ihrer „potenzierten Liebe" (S. 161) als „schlimmer Bub" sitzen lässt. Am ergreifendsten ist das Gedicht, in dem Heinrich als „moderner Materialist" die Lehre vorträgt: das (bloße) „Küssen ist nicht gesund" (S. 68). Das bethörte Gretchen geht „für einige Zeit" darauf ein; bald muss sie ihrem Heinrich, der inzwischen von einer Erholungsreise nach — Aegypten zurückgekehrt ist, die Mahnung zurufen (S. 136):

„Nicht einmal seh'n magst du dein Kindlein,
Der Anmuth Bild, gehüllt in Windlein?"

Heinrich will trotzdem das Kindlein nicht sehen; er lässt sich nicht als „Pferdchen" (S. 138) an den Stamm der Pflicht binden; er schließt sogar, „nur von niedrigen Beweggründen seiner materiellen Existenzverbesserung bestimmt, eine Vernunftehe mit einer anderen", Gretchen wird trübsinnig, während Heinrich nur noch manchmal etwas in sein Tagebuch schreibt. Wie sich später an Heinrich das „Unrecht rächt", erfährt man aus den „Liedern der Mormonin", die aber nicht mit in diesem grünen Band, geschmückt mit dem Bilde der Verfasserin, sondern in der Form einer altbiblischen Gesetzesrolle gesondert erschienen sind. Man sieht, das Ganze ist völlig goetheisch: es ist eine raffiniert tragische Geschichte, um so tragischer, als sie sich ängstlich von jeder Realität fernhält. Man erfährt nicht einmal genau, welchen Gesellschaftskreisen „Gretchen" und „Heinrich" angehören! Erschütternd sind nicht bloß die Seelenkämpfe der Heldin, noch erschütternder sind die Kämpfe der Verfasserin mit dem guten Geschmack, der deutschen Syntax und deutschen Grammatik. Man schlage das Heft nur irgendwo auf; überall ist es interessant. Zum Beispiel Seite 5:

„Noch hängt in Knospen keusch verborgen
Am Zweig der Blätter Kranz.
Von heute verschieben sie es auf morgen
Sich zu enthüllen ganz.
Noch hat die Sonne recht nicht geschienen
Wie sie im Lenze scheint;
Sie zögern, bis bewiesen sie ihnen,
Dass sie es ehrlich meint."

Und so fort, Seite um Seite, man wird kaum hie und da durch eine lesbare Strophe oder den Ansatz zu einem lyrischen Einfall in seinem Vergnügen gestört. Und dieses Werk des Dilettantismus und der Reclame wurde — nicht aus ästhetischen, sondern aus moralischen Gründen confisciert, es wurde gelobt, gekauft! In wenigen Jahren hat es sieben Auflagen erlebt, während Detlev v. Liliencrons Poesien sich kaum einer zweiten rühmen konnten! Dr. Paul Wertheimer.

# Revue der Revuen.

## Kunstzeitschriften.

Der „Pan" publicierte das 4. Heft seines V. Jahrganges, und da es laut einem redactionellen Schlusswort das letzte dieser Zeitschrift bleiben soll, wird es allenthalben besprochen. Bei Lebzeiten ist dieses kostspielige moderne Künstleralbum nicht vielen bekannt geworden, trotzdem scheinen es nach seinem Tode nunmehr viele schmerzlich zu vermissen. Man wird diese journalistischen Klagen nicht zu ernst nehmen. Nachruf muss sein. Dem wirklichen Kunstfreund ist heute, wie die Dinge liegen, im „Pan" nichts Unersetzliches mehr dahingegangen. Die „Zeit" hat diesem Unternehmen von seinen ersten Anfängen an gefolgt, und wir verwahren noch heute einen interessanten Brief, in welchem der Gründer Otto Julius Bierbaum uns die ersten Pläne einer verlegerischen und doch reichen, also folgerichtigerweise auf Antheilscheinen und Mäcenen gegründeten großen Künstlerzeitschrift entwickelt. Die Rechnung, die hier gemacht wird, lautet: 100.000 Mark als Anfangscapital zur Sicherung für 3 Jahre; bei einer Anzahl von 2000 Abnehmern jährlicher Reingewinn von 12.000 Mark. Wie man weiß, hat die Herrschaft Bierbaums allerdings bald nach ihrer Gründung ihr Ende gefunden; sie stand nach dem Geschmack der großen Gönner allzusehr mit modernen Liebhabereien im Bunde. Aeußerlich behielten die Hefte auch unter der neuen Leitung, Cäsar Flaischlen, denselben Charakter, in der Pracht der Reproductionen haben sie vielleicht sogar — was man kaum für möglich gehalten hätte — allmählich noch zugenommen. Aber von neuen Namen, neuen Offenbarungen wurde von nun an weder im Bildschmuck, noch im Text Bedeutendes geboten. Man hielt sich nun an das Sichere, Gediegene, an das auch in der Moderne schon Classische: an Klinger, Ludwig v. Hofmann und Max Liebermann, was freilich auch seinerseits unleugbare Reize hat. Nur in den lyrischen Beiträgen schien es unmöglich, dieses Niveau festzuhalten. Die tollen Experimente hielt man sich vom Leib, aber die lauwarme Mittelmäßigkeit war kein guter Ersatz dafür. So war aus dem „Pan" eine Art Mappenwerk geworden, in welchem man für schönes Geld schöne Blätter von hohem [illegible] Wert bekam. Für den Sammler war dieser Zustand gewiss der bessere oder doch rentablere; ob aber der Verlag der Zeitschrift mit Recht behauptet, den „ringenden Kräften unserer Zeit zum Durchbruch" verholfen zu haben, wäre noch zu prüfen. Die decorativen Künste vor allem waren es, die sich in diesen fünf Jahren andere Mittelpunkte schaffen und dem „Pan" auch die meisten Bannerträger entführen mussten ... Mit seinem letzten Heft bot der „Pan" immerhin ein glänzendes Aufgebot [illegible] und man wird alle kritischen [illegible] als man den in verschwenderischer [illegible] Bildschmuck zweier Künstler wie Hofmann [illegible] Th. Heine und die Ra[illegible] unvergesslichen Nietzsche [illegible]

[illegible] „Insel" [illegible] aus, und dieses neue [illegible] Bierbaums bietet ein Gegenstück [illegible] oder beide nicht nennen.

denn auch im Leben und Sterben der Kunstzeitschriften entscheidet letzten Endes mehr die Geld- und weniger die Programmfrage. Uebrigens ist die „Insel" im Programme nahezu völlig farblos — nur ein leichter Schimmer von Liebhaberei für Mittelalter und Romantik blitzt durch — und wenn wir den neuen Umschlag in Schwarz-Roth-Grün erwähnen, den der bekannte Karlsruher E. R. Weiß entworfen hat, ist Heft 10 zum großen Theil schon charakterisiert.

Die „Kunst für Alle", vom 1. September, bringt sehr langweilige Sachen aus dem Münchener Glaspalast. Bedeutend sind: Jul. Exters Selbstporträt, Ad. Münzers decorative Entwürfe „Luxus und Arbeit", vielleicht noch Georgis Kartoffelernte. Friedrich Pecht schließt seinen Artikel über die deutsche Kunst an der Jahrhundertwende. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen sind für den alten Herrn sehr charakteristisch. Sein Facit lautet: der vielleicht größte Fortschritt von allen, „die schärfere Individualisierung der Gestalten überhaupt, dann aber besonders die feinere Beobachtung der rasch vorübergehenden Regungen und Bewegungen bei den Menschen, aber auch bei der übrigen Natur, ist um so höher anzuschlagen, als sie rein künstlerisch und keineswegs eine bloße Erweiterung des Stoffkreises ist. Unstreitig verdankt die deusche Kunst diesen Gewinn in erster Linie Menzel, dann aber auch Knaus, Defregger und noch vielen anderen."

„Kunst und Decoration" bringt Proben von der Ausstattung des Katalogs der deutschen Abtheilung auf der Pariser Ausstellung. Berlepsch bespricht die künstlerische Leistung, die er darstellt, und speciell Bernhard Pankoks ornamentalen Schmuck. Er ist durchwegs im Sinne des Flächenmusters gedacht. Ueber jedem Capitel ist in ornamentalen Rahmen eine leichte, in flüssigem Contur hingehauchte figürliche Zeichnung eingefügt, die durchaus die künstlerische Eigenart dieses aus der „Jugend" wohlbekannten Zeichners vertritt. Auch diese bildlichen Darstellungen suchen eine plastische Wirkung nur in der perspectivischen Darstellung und vermeiden Licht und Schatten. Das ist die gute alte Holzschnitt-Tradition der Blockbücher: Zeichnung und Druck werden gleichwertige, rein lineare Gebilde. — Prof. Dietrichson-Christiania berichtet über die nordische Bildweberei in Christiania. Besonders die Teppiche der Frida Hansen zeigen die erreichte Höhe, auf der jetzt auch wieder eine stilistisch einwandfreie Figuren-Darstellung geboten wird, wie sie die so ausdrucksvollen Bilder „Tanz der Salome" und „Die klugen und die thörichten Jungfrauen" charakterisieren.

In der „Decorativen Kunst" ist der Artikel von Karl Scheffler wichtig („Unsere Traditionen"). Hier wird etwas ausgesprochen, was zwar viele heute fühlten, aber was doch vielleicht noch nicht so betont worden ist, nämlich der Zusammenhang unserer Formen mit dem Rococo: „Je aufmerksamer man die besten internationalen Arbeiten der modernen Nutzkunst betrachtet (mit Ausnahme der englischen), umso mehr wird es offenbar, dass sie alle auf den formalen Grundlagen des Rococo entwickelt sind." Ornamente, die in verschiedenen Ländern, ohne dass die Künstler von einander wussten, erfunden sind, zeigen dieselben Anknüpfungspunkte. „Nimmt man dem Rococo die lose eingestreuten Blumen, die wenigen Akanthusspitzen, die höfisch-schäferlichen Embleme und die kleinen Reste barocker Schulformen, so sieht man sich unter der Last des Alten einen nervösen und ganz abstracten Linienstil emporarbeiten, hinter dessen Grazie die Herbheit des neuen Willens versteckt liegt. Statt der einfachen Harmonien treffen uns differenziertere Klänge und daneben kühne Dissonanzen, die ganz andere Gefühlscomplexe berühren, der Rhythmus befreit sich vom Gleichschnitt der Symmetrie, und es steht die erste Aeußerung eines jungen Empfindens vor uns, das sich gegen die Antike und alle ihre Renaissance erhebt." Das Thema ist sehr ergiebig und ist geeignet, entscheidende Strömungen der Zeit zu beleuchten. Es wäre interessant, auch die Beziehungen auf rein künstlerischem Gebiete nachzuweisen. Sogar L. v. Hofmann hat viel Rococo, und Degas ist ein Schüler von Watteau!

Die „Ver-Sacrum" Hefte unterstehen nicht der Kritik. Sie gehören einem geschlossenen Kreise, den sie ja wohl befriedigen müssen. Der Außenstehende hat vielleicht auf eine andere Entwickelung gehofft. Es wird hier doch schon ein Cultus mit dem Skizzenbuch getrieben, der gerade den Künstler ein bisschen befremdet. Indessen das geht uns nichts an — nur erstaunen darf man vielleicht, wie wenig die Reproduction im einzelnen auf der Höhe der angestrebten Ausstattung steht. Das Einzige, was gut gebracht wird, sind Zeichnungen; wo es sich um Wiedergabe von Ton und Farbenwerten handelt, stehen etwa die Bruckmann'schen Hefte (Kunst für Alle, Decorative Kunst) als unerreichbare Vorbilder da. Belege für das Gesagte seien: Heft 13, das Zettmar gewidmet ist, Heft 14, das Jeanniot eigentlich durchaus keinen Gefallen thut, wenn es die mühsamen und oft recht dumpfen Naturimpressionen statt seiner so abgeschlossenen und geistvollen freien Schöpfungen in Radierung und Lithographie bringt, und Heft 16 mit den wenig glücklich ausgewählten Reproductionen nach v. Hofmann, die seine Sonnenträume wie in Nacht getaucht erscheinen lassen.

„Mir Iskusstva" (Die Kunstwelt) ist der Name einer vornehmen russischen Kunstzeitschrift, die bei uns in Deutschland wohl nur in engeren Künstlerkreisen gekannt und studiert wird. Das schön ausgestattete Blatt erscheint seit zwei Jahren in Petersburg. Es wurde damals gegründet, als in der Münchener Secession die Ausstellung der Petersburger Modernen der Welt verkündigte, dass auch da drüben im Osten der junge Frühling die Geister geweckt habe. Man lernte dort eine Reihe von Persönlichkeiten kennen, mit denen man sich auseinandersetzen musste, und deren Namen seither immer mehr an Charakter gewonnen haben. Da war Levitan, Landschafter, der etwas von einem russischen Israels hatte, Jude wie dieser, der Dichter der „Weißen Nächte", voll großer Melancholie in seinen weiten Ebenen, in verlassenen Seen, die wartenden Wald in kahler Flut spiegeln, in harten, leichenhaft starrenden Schneefeldern. Da war Serow in seiner ungestümen Art, einen Menschen zu packen, mit aller Energie, allem Reiz der Farbe ihn wahr und plastisch und doch mit großer malerischer Empfindung hinzumalen, ein Petersburger und gemilderter Anders Zorn vielleicht, da war Korovine, der Zauberer, der seinen Figuren seltsam die ganze Atmosphäre mitzugeben verstand, die ihre Eigenart, ihr Seelenleben zu erklären schien, da waren die Jakonetschikoff, Pourvit; Wasnetzow, den man auch wohl früher schon kennen gelernt hatte, mit seinen Legenden und Mönchsbildern, und vor allem Somoff, der Aesthet, ein Verwandter der Beardsley, Th. Th. Heine, E. Kirchner und H. Vogeler, der Künstler für raffinierte Amateurs, der ein eigenthümlich melancholisch verträumtes und zugleich graziös-geziertes russisches Biedermeier- oder Rococoidyll zu dichten weiß: alles das Talente von einer frischen und viel versprechenden Kraft, mit aller Cultur von West-Europa vertraut und doch von unbedingt eigenartigem, durch die Rasse und die Heimat bedingten Grundzuge. Aus dem Kreise dieser Leute ist die „Mir Iskusstva" hervorgegangen. Die meisten von ihnen kann man aus den Heften der vergangenen beiden Jahrgänge gründlich kennen lernen. Aber man findet noch mehr. Die alte Tradition wird wieder aufzufinden gesucht. Zahlreiche Illustrationen führen die ganze ältere russische Malerei, vorzugsweise der letzten zwei Jahrhunderte, vor und liefern das Material für sicherlich die Mühe lohnende Forschungen. Vor allem scheint das Porträt hoch gestanden zu haben. Beziehungen zu den niederländischen, italienischen und spanischen Vorbildern scheinen theilweise ähnliche Ergebnisse erzielt zu haben, wie sie sie in England mit Gainsborough und Reynolds hatten. Ausländische Namen sind natürlich auch hier häufig genug, doch schon vom siebzehnten Jahrhundert an sind kraftvolle und rassige Erscheinungen auch national-russischer Herkunft nicht selten. J. Nikitine, A. Lossenko, Matvéeff, Borovikovsky, P. Drogine, Levitsky, Vénétsianoff, die zum Theil noch ins neunzehnte Jahrhundert hineinreichen, sind Namen, die sich die moderne Kunstgeschichte vertraut machen wird. Interessant und am stilvollsten wirken alle decorativen Arbeiten. Das junge Kunstgewerbe knüpft mit Glück an den überreichen Formenschatz an, den finnische, byzantinische und barbarisch-asiatische Culturen geliefert haben. Die Artikel scheinen, schon nach der Stellung des Themas zu urtheilen, ungemein interessant, sind aber nur für den Eingeweihten verständlich. Vielleicht entschließt man sich noch dazu, neben dem russischen einen französischen Text zu bringen, wie es im Index bereits geschieht. Das Illustrationswesen ist vorzüglich — notabene Clichés von Meisenbach-Berlin!

---

# Ein frischer Bauernbub.

Von Peter Rosegger.

Es war einmal ein kleiner Bauernbub. Ja, er ist es eigentlich noch. — „Wie heißest du, kleiner Bauernbub?"

„Hans."

„Ach, prächtig. Die muntersten Knaben heißen allemal Hans mit wenigen Ausnahmen. Und, was will der Hans werden, wenn er einmal groß sein wird?"

„Fuhrmann."

„Alle Achtung! Als Fuhrmann bringt man's am ehesten vorwärts."

„Dann will ich auch die Clara-Muhme aufsitzen lassen."

„Das wird ihr wohlthun, Junge. Wenn sie bishin nicht schon aufgesessen sein wird. Sie ist lange genug zu Fuß gegangen — dreimal um die Weltkugel, wollte man alle Schritte aneinanderreihen, die sie ihr Lebtag gemacht hat in Haus und Feld, auf den Kirchweg hin und heim. Ist schon recht, die Clara-Muhme. Da hast einen Apfel, Hans, weil du ein so kluges Bübel bist."

Während wir hier mit dem Knaben sprachen, thaten es andere über ihn. Sein Vater und der Herr Pfarrer, die beide schon ein wenig Schimmel haben im Haar.

„Ja, ja, lieber Nachbar Achleitner, der Schullehrer hat ihn heut' wieder gelobt, euren Hans. Den werden wir halt ins Priesterseminar müssen geben. In diesem Köpfel ist Oel, da wollen wir doch einmal ein Kirchenlichtel anzünden. Was meint ihr?"

„Wär' schon recht," antwortet der Bauer gelassen und streicht mit den hageren Fingern seine Bartstoppeln. „Möcht schon einen, so einen geweihten Herrn Sohn. Wenn er halt nit so viel thät kosten."

„Dafür ist er nachher sein Geld auch wert."

„Meinen S' wohl? — Mir wär's nit zuwider."

Solche Hin- und Herrede hat die kleine Mirzel gehört, das Töchterchen der Stallmagd. Sie hüpft, dass das blaue Kittlein flattert, und jauchzt: „Juch! Juch! Der Hans wird ein Pfarrer! Nachher geh' ich zu ihm beichten. Juch! Juch!"

„Dummes Ding!" greint die alte Clara-Muhme, die gerade unter einem Buckelkorb daherkeucht. Den wirft sie ab, dass das Heu fliegt. „Du zu ihm beichten! Just so. Du weißt noch nix. Und er auch nix. Und sein Vater schon gar nix, der Tropf. In die Kutten hetzen! Und wie es ihm nachher geht drinnen, danach fragt keine Katz. — Troll dich weg, Zifer, kleines! Beichten gehen zu ihm — versteht sich!"

Einen Stoß hat sie bekommen, die Kleine, der nicht ist vermeint gewesen. Und wie der Pfarrer bei der vorderen Thür hinaus ist, geht die Alte bei der hinteren hinein.

Der Bauer steht vor dem kleinen Wandspiegel und schaut, wie der Vater des künftigen Bischofs aussieht. Der Mann muss ihm nicht übel gefallen, denn er schmunzelt.

Da kommt die Alte.

„Na, gelt, Bruder, jetzt habt ihr halt wieder einmal brav Gott gelästert. — Geh her da zum Fenster, schau an dein frisches Bübel. Thut's dir nit leid?"

Der Bauer macht mit der Hand, als wolle er abwinken: „Weiß schon, was du meinst. Ihr Weibsbilder — ob jung oder alt — alleweil mahlt ihr dasselbe Korn. Heiraten, heiraten! klappern die Räder. Gotteslästern, sagst! Weißt auch, was im Evangeli über's Heiraten steht? Was der heilige Paulus d'rüber gesagt hat? Nit! hat er gesagt."

„Halt ja! Halt ja! Lass' dirs gelten. Aber wie die ledige Stallmagd mit der kleinen Mirzerl ist dahergekommen — da hat der Pfarrer ein ganz anderes Sprüchel aufgesagt. Auch aus dem Evangeli, glaub' ich. — Geh' weg, über so Sachen will ich nit streiten. Nur das sag' ich dir, Bruder: Hetz' dein Kind nit in die Kutten!"

„Was hast denn du gleichweg gegen den geistlichen Stand?"

„Gegen den hab' ich gar nichts, gegen den Stand. Aber die Kutten gefallt mir nit."

„So musst nit, Clara. Schau, was thun s' denn so viel Schlechtes, die Herren? Sind eh rechtschaffen brav. Nix Schlechtes zu sagen. Thäten andere Leut nur auch so brav sein, wie unsere geistlichen Herren."

„Und desweg ist's Schad, dass sie nichts Nachwachsendes haben."

„Lästermaul, altes!" ruft der Bauer unwillig aus.

„Wie der Will, mich derbarmen sie. Weil das Bübel halt so gscheit ist! heißts. D'rum soll es fort. Ja du lieber Gott, hat man denn in der Bäuerei keine gescheiten Köpf' zu brauchen?"

„Wohl eh, wohl eh!" sagte der Alte und griff an den seinen. Dann stiefelte er hinaus und um's Gehöfte herum. — Es ist wahr, dachte er, man hätte auch in der Bäuerei so was zu brauchen.

Der kleine Hans kletterte auf den Lärchbaum, flink wie ein Eichhörnchen. Beim Vogelnest wollte er nachsehen.

„Bub!" rief ihm der Vater zu, „wenn du Vögel ausnimmst, setzt's Fische!"

Der Kleine kennt diese Fastenspeise, er versicherte, die herzigen Thierchen bloß ein wenig angucken zu wollen. Wir werden es ihm wohl glauben müssen, weil kein Gegenbeweis vorliegt.

Der Achseitner ärgerte sich über die alten Weiber. Wenn sie närrisch schwatzen, ist's dumm, und wenn sie recht haben, ist's noch dummer. — Thorheit! Was weiß die von der Kutten! —

Jetzt kam der lustige Spielmann des Weges. Seine Klampfen hielt er hinter dem Rücken und bemerkte mit Wohlgefallen, wie das Vaterauge an dem Knaben hieng. Der lag bäuchlings auf einem langen Lärchenast und schaukelte sich und jodelte dabei mit heller Stimme.

„Na, gelt, Achseitner, dein Büberl, das hast du halt gern!"

„Was denn! Wer sein eigenes Kind nit gern hätt'! Ist eh die einzige Freud' Gottes, die der Mensch erleben kann."

„Ist sie's, Achseitner? Ist sie's? Nachher sag ich dir was, Bauer: Gunn diese Freud' auch deinem Sohn!"

„Weißt leicht du auch schon davon?"

„So was treibt gleich der Wind um, mein du. Aber bleiben wir bei der Freud'. Ich hab auch eine solche, daheim im Nest. So klein, so weit unten, dass man sich muss verbeugen, wenn man sie umfassen will. Vor Gott muss man niederknien, weil er so groß ist, vor dem Kind, weil es so klein ist."

In die Saiten tastete der Spielmann, die klangen es seltsam nach: Vor Gott, weil er so groß ist. Vor dem Kind, weil es so klein ist.

Der Musikant gieng wegshin. — Der Bauer legte seine Hand ans Haupt. — Weil er so groß ist — weil es so klein ist.... Klänge aus glückseligen Tagen!

Ein paar Wochen später hätte es im Pfarrhof Verdruss geben können, wenn der alte Herr nicht Spaß verstünde. Stand hinter dem Garten, unter einen Hollunderbusch geduckt, der Spielmann, strich die Klampfen und dräällerte:

„Doch ein' Sach, die thät mich verdriessen,
Hat mich noch niemals erbaut:
Wenn man allweil copulieren thät müssen
Und hätt' z'nächst selber kein' Braut.
Schön Madelein alle hingeben,
Und ich müist' allein dahin leben ..."

Die letzten Zeilen, die im Lied noch folgen, sang er nur mit den Saiten allein.

Der Pfarrer saß in seiner Laube und rief hinaus: „Schau, dass du weiter kommst, Schelm, dein Liedel kenne ich schon lange."

Fast langweilig war dem alten Herrn und wohl that's ihm, dass der Achseitner dahergieng. Lud ihn ein zu Kaffee, den die alte, windschiefe Häuserin just in die Laube brachte. Sie plauderten vom Wetter, dem politischen, das heutzutage selbst schon im Hochgebirge niedergeht und alles verwüstet. Die Zeit habe sich geändert, meinte der Pfarrer, und würde sich noch mehr ändern. Kein Berggraben und kein Pfarrhof ist mehr im Frieden. Man kann sich nirgends mehr verstecken, überall gestichelt, wenn nicht gar gestochen. Wenn das Alter nicht wär' — am besten selber hinaus in die Welt und mitthun.

„Ist eh schon gleich wahr."

„Und wer fortgeht, bei dem ist's auch nichts."

„Bei dem ist's auch nichts", wiederholte der Bauer und dachte: Hier hack' ich ein.

„Dass ich nit vergess, Hochwürden, meinen Buben — ich hab' mir's doch überlegt. Es wird besser sein — nit in die Studie — lieber daheimbehalten. Denn weil — man kann's doch nit wissen, wie sich so ein Bürschel später auswachst. So hab ich mir gedacht —"

Er stockte und stak, kam nicht weiter mit seinem Gedachthaben. Der Pfarrer guckte ihn so von der Seite an, ganz freundlich und vergnügt eigentlich, und sagte: „Versteh' schon. Wird wohl ohnehin das Gescheiteste sein."

„Ich denk' so, ich denk' so. — Will ihn nachher, bis er die Schul verschwitzt hat, zu den Pferden geben. Er kann umgehen damit und hat eine Freud' daran. Soll Fuhrmann werden. Oder Kutscher, wenn er's soweit bringt."

„So, so," sagte der Pfarrer, und klöpfelte auf die Schnupftabakdose, er hatte noch eine. Aber selten. Nur nach dem Kaffee eine Prise, statt der Cigarre. „Kutscher. Schon recht das. Zwei weiße Rösslein. Oder schwarze? Ein Wagen mit Federn, Ledersitz und ein paar Laternlein. Ganz fein das. Gut sitzen drauf. Nur halt, auch da wieder eine Sorge."

„Nau?"

„Dass ihm die Dirnd'ln nicht aufsitzen."

---

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit".**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 8. September 1900. Nummer 310.


## Auflösung.

Ueber Nacht sozusagen hat Herr v. Koerber den Plan gefasst, den Reichsrath aufzulösen. Noch Ende August trug er sich mit der Absicht, ihn im Herbst einzuberufen, und mit dem stolzen Bewusstsein, diesmal ein arbeitsfähiges Abgeordnetenhaus der staunenden Mitwelt vorzuführen. Von einflussreichen Politikern von Cis und Trans über die Gründe seiner guten Stimmung befragt, gab Herr v. Koerber nur die räthselhafte Antwort: „Das ist mein Geheimnis." Die hochmögenden Frager waren discret genug, nicht weiter in den geheimnisvollen politischen Zauberkünstler zu dringen. Aber wer den gegenwärtigen Ministerpräsidenten kennt, so wie wir ihn kennen, kann jedesmal ruhig von vornherein annehmen, dass, wenn Herr v. Koerber vier Worte spricht, mindestens eines davon unwahr ist. Im vorliegenden Fall war es das Wort „mein". Das Geheimnis, das Herr v. Koerber durch eine ganze Hundstagssaison still in seinem Busen verwahrte, war in der That nicht sein Geheimnis allein, er theilte es mit einer Anzahl von czechischen Politikern und bis zu einem gewissen Grade auch mit allen politisch denkenden Menschen in Oesterreich.

Mit dem jungczechischen Obstructionsmanöver vom 8. auf den 9. Juni d. J. fängt das Geheimnis an. Dass die Jungczechen in dieser Nacht einen greulichen Spectakel vollführten, ist allgemein bekannt. Minder bekannt aber ist es vielleicht, dass ihre Führer in einem bestimmten Momente — aus Gründen, die hier nichts zur Sache thun — die Schlacht so gut wie verloren gaben. Die ganze Constellation war gegen sie. Die sogenannte Arbeitsmajorität hatte zwei gute tactische Möglichkeiten offen: entweder sie ließ, ohne sie weiter zu reizen, die Jungczechen die ganze Nacht hindurch toben, oder sie unterbrach in der Nacht die Sitzung, um sie am folgenden Tag fortzusetzen. In jedem der beiden Fälle gaben die jungczechischen Führer ihre Partie verloren, weil ein bloßer Scandal, wenn nicht die Majorität, wie seinerzeit gegenüber den obstruierenden Deutschen, die Liebenswürdigkeit hat, ihn durch Gewaltthätigkeiten zu nähren, nach einigen Stunden von selbst erlöschen muss. In dieser Lage unterredeten sich die jungczechischen Führer mit dem czechischen Landsmannminister Herrn Dr. Rezek und der czechisch-feudale Prinz Schwarzenberg mit Herrn Dr. von Koerber, dann trat ein Ministerrath zusammen, in welchem die Herren Dr. v. Koerber und Dr. Rezek das große Wort führten, und was aus dem Ministerrath hervorgieng, das war die rettende That für die nothleidende jungczechische Obstruction. Die der Sicherheit wegen noch in selbiger Nacht verkündete Schließung der Session brachte der jungczechischen Obstruction den bereits dringend benöthigten Entsatz. Die Freude, mit der die belagerten Gesandten in Peking jüngst die verbündeten Truppen empfiengen, kann nicht viel größer gewesen sein, als der Jubel mit dem die Jungczechen damals diese Heilsbotschaft begrüßten. Sie umarmten und bedankten — einer oder der andere sogar mit Thränen in den Augen — ihren Landsmann und Retter Herrn Dr. Rezek und giengen dann heim, um sich auf den ihnen von Regierungsgnaden geschenkten Lorbeeren von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen.

Nicht minder als die jungczechischen Führer war Herr Dr. v. Koerber mit diesem Ausgang der Obstructionscampagne zufrieden. Gerne überließ er den Jungczechen den Schein des Sieges, da er doch der wirkliche Sieger dieser Session zu sein glaubte. Er hatte nacheinander die Majorität der Rechten und dann die eben erst von ihm selbst anstandshalber zusammengeschweißte Arbeitsmajorität durch die Sessionsschließung gesprengt. Eine parlamentarische Majorität, die dem unparlamentarischen Minister über den Kopf wachsen könnte, gab es nicht mehr. Aber auch keine jungczechische Obstruction. So spiegelten ihm in erheuchelter Biederkeit die czechischen „Staatsmänner" vor. Mit dem ihnen freundlichst gegönnten Scheinruhm zufrieden, würden sie sich hüten, ein zweitesmal in die verzweifelte Situation zu gerathen, aus der er sie in der Juninacht — einmal und nicht wieder — gerettet hatte, und die Wähler und Vertrauensmänner der jungczechischen Partei würden, vom Scheinerfolg ihrer Führer berauscht, diesen freies Spiel lassen. Herr Dr. Kaizl speciell soll, wie Eingeweihte zu erzählen wissen, Herrn v. Koerber im Sommer sogar bis auf jeden einzelnen Mann herab ausgerechnet haben, dass die Entscheidung der jungczechischen Vertrauensmänner gegen die Obstruction fallen werde. So wiegte sich Herr Dr. v. Koerber den ganzen Sommer über in Sicherheit. Er gab durch seine Officiösen die Parole aus, dass das Abgeordnetenhaus in der Herbstsession arbeitsfähig sein und mit wechselnden Majoritäten regiert werden würde — von ihm, dem zweiten Taaffe, wie sich von selbst verstand — und die hochmögenden Frager, die das Unbegreifliche nicht begreifen konnten, speiste er mit seinem pythischen Geheimnis ab.

Es stak nicht viel dahinter, hinter diesem Geheimnis. Auf das unehrliche Manöver der Sessionsschließung und die falschen Versicherungen einiger erprobt unzuverlässiger Führer der jungczechischen Partei hatte er seine sommerliche Rechnung gestellt. Natürlich ist er, genau so wie 1890 sein Vorgänger Taaffe, schließlich aufgesessen. Sowie sich nach den Ferien wieder politisches Leben unter den Czechen zu regen begann, erwies sich Schritt für Schritt die Rechnung als falsch. Der vermeintliche Obstructionssieg vom 9. Juni hatte die czechische Wählerschaft nicht saturiert, vielmehr ihren Appetit nur gesteigert. Nach jener glücklich gelungenen Kraftprobe sollte nun definitiv „alles vernichtet" werden — so forderten die massenhaft besuchten Tabors, deren Leitung wohlweislich die nicht-staatsmännischen Führer Dr. Herold, Dr. Gregr und Dr. Baxa in die Hand genommen hatten. Die staatsmännischen Führer der jungczechischen Partei verschwanden plötzlich aus dem politischen Gesichtsfeld. Herr Dr. Kaizl insbesonders verkroch sich, noch ehe das Executivcomité seine entscheidende Sitzung hielt, in irgend eine kleine Sommerfrische, wo er für die Politik unerreichbar ist. Die Feudalen riethen den Jungczechen zum Schein von der Obstruction ab, bestärkten sie aber darin durch die tröstliche Versicherung, dass sie ihnen auch im anderen Fall nicht untreu werden würden. Was darauf das Executivcomité beschloss, hat Herr Dr. Pacak nur Herrn Dr. v. Koerber verrathen, anderen Leuten brauchte es nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden. Es schien Abend zu werden um die Ministerherrlichkeit des Herrn Dr. v. Koerber. Da raffte er sich geschwinde auf und, ohne auch nur den Ministerrath darüber befragt zu haben, beschloss er, wie über Nacht, der Krone die Auflösung des Reichsrathes zu empfehlen.

Seitdem müht sich der Scharfsinn aller Politiker in Oesterreich vergebens mit der Frage ab, was denn gebessert werden soll, wenn schon ein neuer Reichsrath kommt, der alte Herr v. Koerber aber, der Unparlamentarier, mit seiner alten Unaufrichtigkeit, Unfruchtbarkeit und Unorientiertheit der leitende Mann bleibt? Nicht wenige sind's, die sogar meinen, dass das künftige Abgeordnetenhaus noch untraitabler sein könnte als das jetzige. Doch was ficht das Herrn v. Koerber an? Er hat nur Eines zu fürchten: ein arbeitsfähiges Parlament, das seiner nicht bedarf. Je unmöglicher das Parlament, desto unentbehrlicher ist die unparlamentarische Regierung. Je schlechter die Neuwahlen für Oesterreich ausfallen sollten, desto besser für ihn. Herrn v. Koerbers Weizen blüht. Durch die Auflösung, sowie sie jetzt geplant wird, erscheint die Fortdauer seines unparlamentarischen Regimes abermals für einige Zeit gesichert — es müsste denn der höchst unwahrscheinliche Fall eintreten, dass die parlamentarischen Parteien constitutionellen Verstand annähmen und in der bevorstehenden Wahlcampagne, unbeschadet ihrer sonstigen Gegensätze, alle insgesammt zur gemeinsamen Wahlparole wählten, was constitutionellermaßen ihnen allen gemeinsam sein sollte: den Kampf gegen das ihnen allen feindliche unparlamentarische Regierungssystem.

K.

---

## Das neue Regime in Italien.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom).

Die Katastrophe von Monza erregte in Italien fast allgemein den Glauben, dass dieses Ereignis unmittelbar ein Erstarken der Reaction zur Folge haben würde — jener Reaction, welche jüngst erst wieder durch die Wahlen vom 3. bis 10. Jänner ihrer Macht beraubt worden war.

Einigen wieder gab der ruhige Sinn, die politische Curtoisie und die Vergangenheit des Ministerpräsidenten Saracco die Hoffnung, es würde den reactionären Tendenzen der Kammer-

mehrheit und der Männer des Quirinals ein Riegel vorgeschoben werden, und diese Hoffnungen erhoben sich fast zur Gewissheit, als man die an die Italiener gerichtete Proclamation des neuen Königs und die Rede las, mit welcher derselbe im Parlamente am 11. August den Eid auf die Verfassung ablegte. Seine letzte Rede, von erlesener Form, gellend wie Trompetengeschmetter, verkündete wohl laut den Grundsatz kräftigen Handelns, welcher alle Phrasen übertönte, aber jene Worte waren gedämpft durch das Versprechen, die Verfassung und die Gesetze treu zu beobachten, und die dem vorausgeschickte feierliche Versicherung der Unantastbarkeit der Hauptstadt Rom. Der König hatte gesagt: „Heilig war das Wort des hochgesinnten Karl Albert, welches die Freiheit verlieh; heilig jenes meines großen Ahns, welches die Einheit Italiens vollendete; ebenso war das Wort meines hehren Vaters geweiht, welcher sich in allen seinen Thaten als würdiger Erbe der Tugenden des „Vaters unseres Vaterlandes" zeigte ... Meine ehrwürdige Mutter hat das Gefühl der Pflichten eines Fürsten und Italieners in mein Herz gesenkt und meinem Geiste eingeprägt. Niemals wird mir das ruhigste Vertrauen in unsere freiheitlichen Gesetze fehlen, niemals die starke Initiative und die Energie der That, wenn es gilt, die ruhmreichen Institutionen des Landes, das kostbare Erbe unserer Ahnen mit Strenge zu vertheidigen."

Diese freimüthigen und ernsten Worte machten auch auf die loyalen Gegner der Monarchie, welche die Energie und die redliche Gesinnung lieben, den sympathischesten Eindruck. Aber ihre Wirkung im Lande war noch größer durch den lebhaften Gegensatz, in welchem ihr Sinn zu einem Artikel von Francesco Crispi „Il nuovo regno" stand, welcher am selben Tage erschien, an welchem der König feierlich die Verfassung beschwor. Der Artikel, welcher gleichzeitig als Prophezeiung, Rath und Ermahnung für den jungen Herrscher gelten wollte, schien nur zu sagen: „Das Vaterland und die Institutionen sind in Gefahr! Ich aber bin bereit, sie zu retten!"

Die alten Irrthümer und Verbrechen, das dem Lande zugefügte Unglück musste Francesco Crispi heißen sich vorzubereiten, schweigend in die Grube zu fahren, wie es die elementarste Klugheit ihm gebot. Aber der alte Reactionär, den ein Gesindel umgibt, welches ihm schmeichelt, ihn aufhetzt und das noch auf jene Macht und jenen Einfluss rechnet, welchen er längst nicht mehr hat (wenn auch deutsche Zeitungen vergeblich die Fiction seines Einflusses aufrecht zu erhalten suchen), weiß sich nicht mit seinem Los zu bescheiden. Da er nicht mehr sprechen und befehlen kann, schreibt er oder er setzt wenigstens seine Unterschrift unter die Artikel anderer. Er schreibt und gibt immer wieder Rathschläge zur Fortsetzung und Wiederaufrichtung jenes Systems der Regierung, welches bewirkt hat, dass Italien an der Spitze der Länder steht, welche Verbrecher und Königsmörder erzeugen und exportieren, und welches Italien zur Brutstätte der bewussten und unbewussten Reactionäre und jener Sclavenseelen gemacht hat, die jedes Land entehren und welche das Functionieren der parlamentarischen Einrichtungen unmöglich machen. Der Artikel „Il nuovo regno", welcher von der bekannten gründlichsten Ignoranz der zeitgenössischen wirtschaftlich-socialen Bewegung strotzt, hatte doch einen merkwürdigen Erfolg, den der Autor sicherlich nicht vorausgesehen und auch nicht gewünscht hatte: er hat bewirkt, dass die Worte des neuen Königs mehr liberal und aufrichtiger demokratisch gesinnt erschienen.

* * *

Es ist etwas mehr als ein Monat seit dem Morde des Königs Humbert und weniger als ein Monat seit der Proclamation und der Rede Victor Emanuels III. vergangen: die Gemüther haben sich wieder beruhigt und sind gleichsam in die gewohnte Stumpfheit zurückgefallen, und jene, deren Blick nicht an der Oberfläche haften bleibt, die mehr die Thaten als die Worte abschätzen, kommen langsam zur Erkenntnis, dass die Anfänge des neuen Königthums so sind, wie sie die Reactionäre erhofft haben, mag auch in ihren äußeren Formen die Gegenwart des Ministeriums Saracco wohlthätig empfunden werden, dessen Lebenstage unerbittlich gezählt sind und über den November nicht hinausreichen werden.

Die Reactionäre, welche ihre schmutzigen Absichten genugsam offenbart hatten, indem sie am 6. August schamlos und gewaltthätig die Trauerkundgebung der Kammer mit dem frechen Wort des Deputierten Pantano [illegible]: die Reactionäre, wiederhole ich, schöpfen starken Muth und fühlen sich ihres nächsten unbestrittenen [illegible] in der Regierung Saraccos sehen sie ein kurzes [illegible] auf das Kommende vorbereitet.

[illegible]

ein und fällen wegen Verherrlichung des Königsmordes Strafurtheile mit einer solchen Leichtigkeit und in solcher Zahl, dass man erschrickt, und mit derartigen Begründungen, dass sie das Ganze ins Groteske und Unwahrscheinliche treiben. Sie vervollständigen ihr Werk mit der Confiscation der demokratischen Zeitungen, welche bereits gezwungen sind, die Präventivcensur als Gnadengeschenk zu erbitten, um wenigstens — wenn schon nichts anderes — der materiellen Schädigung durch die Launen des Fiscus vorzubeugen. Nicht einmal das Briefgeheimnis wird mehr respectiert, und die Freiheit, zu telegraphieren, ist auf ein paar Worte beschränkt. Wie in früheren Zeiten werden auch jetzt die Soldaten fortwährend gezwungen, für die Rechnung der Latifundienbesitzer zu arbeiten und den armen Schnittern von Molinella Concurrenz zu machen, die wegen Unzulänglichkeit der Löhne und Verletzung der seinerzeit von den Eigenthümern zugestandenen Vertragsbedingungen in den Strike getreten sind. Und das Wort des Königs? Und sein feierliches Versprechen, er werde dafür sorgen, dass die Gesetze beobachtet würden? ... Das königliche Wort ist heute nur mehr zu einem simplen „flatus vocis" geworden, und alle erkennen, dass man keine neuen Ausnahmsgesetze braucht, wenn es möglich ist, alle bestehenden Gesetze ungestraft systematisch mit Füßen zu treten.

* * *

Mag man auch die alte Formel: „le roi règne, mais il ne gouverne pas" in den letzten Jahren als dummen Doctrinarismus geschmäht haben, sie bleibt dennoch immer der umfassendste und charakteristischeste Ausdruck einer durch das parlamentarische Regime gemilderten Königsherrschaft. Wenn man besagte Formel ihrem Wortsinne nach auffasst, kann man in ihr die beste Vertheidigung des jungen Herrschers von Italien finden: man könnte dann von ihm sagen, er beobachte genau die Verfassung und halte sein gegebenes Wort getreu, indem er den Ministern die Verantwortlichkeit für ihre Regierungshandlungen überlässt. Der constitutionelle Monarch darf — so könnte man sagen — in Erwartung des Zusammentretens der gesetzgebenden Versammlungen, welche die Macht und Pflicht haben, die Minister zu richten, nirgendwie eingreifen.

Dieser Erwägung könnte man ruhig beipflichten, wenn nicht ein beachtenswerter Umstand ihr jeden Wert und jede Bedeutung nehmen würde.

König Victor Emanuel III. hat, als er sich auf sein ruhiges Vertrauen in unsere „liberalen Institutionen" berief, gleichzeitig auch seine „starke Initiative" und „seine Energie der That" kräftig betont. Sein kräftiges persönliches Eingreifen hat er in der Folge wiederholt in allen seinen Handlungen und allen Worten an den Tag gelegt; und zwar in solchem Maße, dass sich der Bestand des Ministeriums Saracco unter dem neuen Monarchen als unhaltbar herausgestellt hat, und es wiederholt hieß, dass das Ministerium seine Demission angeboten habe. König Victor Emanuel III. legt soviel Wert darauf, die Meinung, welche sich im Lande über seinen „starken Willen" verbreitet hat, zu befestigen, dass er darnach trachtet, sein Eingreifen täglich bei den verantwortlichen Regierungsleuten und den Unterthanen bemerkbar zu machen. Daraus und aus seiner vornehmlichen Sorge, sich bei den Soldaten — denen er in einer Kaserne (!) auch einen Steuernachlass versprach — populär zu machen, erkennt man klar, dass er sich seinen hohen Verbündeten in Berlin zum Vorbild zu nehmen sucht. Wahrlich das schlechteste Vorbild für einen constitutionellen Monarchen! Wilhelm dem Zweiten will er auch durch einen starken Zug in der auswärtigen Politik und in den colonialen Unternehmungen gleichen.

Ueber diesen „starken Willen" und über diese „persönliche Action und Initiative" hat sich in wenigen Tagen eine unerquickliche Literatur gebildet, zu welcher auch einige Männer beigetragen haben, welche bei anderen Gelegenheiten bewiesen haben, dass sie eine richtige Auffassung von der Bethätigung des repräsentativen Regimes in einer constitutionellen Monarchie haben. Aber es haben sich auch Journalisten gefunden, welche in diesem Kampfe die Fahne des verächtlichsten Servilismus aufgerollt haben und das Andenken Humberts I. beleidigt haben, indem sie lange Commentare verfassten, deren kurzer Sinn war: „Endlich haben wir einen König!" Als ob der Vorgänger des jetzigen Monarchen ein Schwachkopf oder gar ein Hampelmann in den Händen anderer Männer gewesen wäre. Auch hat es nicht an hervorragenden Publicisten gefehlt — es genügt an De Johannis vom „Economista" zu erinnern — welche in der Ankündigung des kraftvollen „persönlichen Eingreifens" ein Correctiv der alten parlamentarischen Sünden zu entdecken glaubten. Victor Emanuel III. — meinen sie — würde unfähige und ehrlose Minister nicht dulden; ebensowenig Ministerpräsidenten, die Politik und Mitarbeiter mit derselben Leichtigkeit täglich wechseln, wie andere Leute Kleider.

Mag man Gut' [illegible] bei diesem Anlass und bei solchen Argumenten [illegible], dass [illegible] in einem schwierigen Moment [illegible] können. Alle Möglichkeiten der Parlaments-[illegible] Humbert I. sind einfach aus der [illegible] jener Monarch gedankenlos und mit

Hintansetzung aller Grundsätze des repräsentativen Regimes jenes „persönliche Eingreifen“ ausgeübt hat, in welchem man heute das Correctiv, das Heilmittel so viel beklagter Uebelstände sehen will! Fast nie ist unter Humbert I. eine Krise durch das Votum des Parlamentes entschieden worden; fast alle Ministerpräsidenten sind ohne Vorschlag der Kammern ernannt worden; alle kaleidoskopartigen Incarnationen und Re-Incarnationen des Ministerpräsidiums — von De Pretis über Crispi, Rudini bis Pelloux — waren das ungesetzmäßige und ruchlose Product von Vorzimmer-Intriguen, wenn nicht von Alkovenverschwörungen. Und solche Dinge, welche das Parlament entkräftet und discreditiert haben, sind einzig und allein durch die „persönliche Initiative“ und „persönliche Action“ des Königs vollbracht worden. Damals meinetwegen kamen diese Thatsachen nicht zur Evidenz; auch gegen die Wahrheit hat man Humbert I. das Verdienst zuerkannt, die Gesetze und die Verfassung treu beobachtet zu haben. Heute aber decken sich Worte und Thatsachen, und man rechnet die „persönliche Initiative“ und „persönliche Action“ Victor Emanuel III. zum speciellen Verdienste an.

Wenn ich auch glaube, dass man sich über die Wirkung dieser Thatsache irrigen Täuschungen hingibt, muss man doch diese Rückkehr zur Wahrheit, diese „Rückkehr zur Verfassung“, das Wort im ultrareactionären Sinne verstanden, wie es Sidney Sonnino, der angekündigte Nachfolger Giuseppe Saraccos, wünscht, mit Freude begrüßen — die Rückkehr zu jener „Verfassung“, die nicht in den Gesetzbüchern steht, aber in der absolutistischen Praxis ihren thatsächlichen Ausdruck findet. Aber die erste Consequenz dieser eingestandenen und thatsächlichen Rückkehr zur Ehrlichkeit ist diese: König Vittorio will die jetzige Reaction; wenn er sie nicht wollte, würde sie seine „starke Initiative“, seine eingestandene „persönliche Action“ nicht einen Tag lang tolerieren.

Man sage nicht: der König weiß von den Thatsachen nichts. Er ist gebildet und intelligent, wie ich in einem früheren Artikel ausgeführt habe; er lernt, liest; er bemüht sich, von den Dingen, die vorgehen, die man redet, die man schreibt, Kenntnis zu nehmen. Missverständnisse sind somit nicht möglich. Was geschieht, ist vom König gebilligt und gewollt.

Umso besser! Die Rückkehr zur Ehrlichkeit, welche der thatsächlichen Unterdrückung des repräsentativen Regimes in unserem Falle entspricht, wird wirksam dazu beitragen, die Legende vom wohlthätigen Einfluss der persönlichen Machtausübung des Königs zu zerstören, welche — speciell im Süden Italiens — im Umlaufe ist. Die directe, unvermittelte Lehre der Thatsachen wird möglicherweise kurze Zeit dazu dienlich sein, die Unmündigen und Trägen, die Unwissenden, welche aus der Erfahrung anderer Völker keine Schlüsse gezogen haben, gründlich zu belehren.

---

# Die staatsrechtliche Stellung der czechischen Parteien.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Die Wortführer der alten Parteien construieren mir gegenüber ein eigenes „Staatsrecht an sich“, ein „reines Recht“, gegen welches besonders Maria Theresia und die nachfolgenden Herrscher sich versündigt haben: aber, heißt es in den verschiedenen Ausführungen, Maria Theresia und die nachfolgenden Herrscher haben wohl gegen das historische Staatsrecht gesündigt, dieses Recht aber „an sich“, dieses „reine Recht“ bleibt trotzdem unberührt in seiner Continuität bestehen.

Wenn mir gegenüber überdies der Vorwurf erhoben wird, ich vermöge als Nichtjurist diese große staatsrechtliche Weisheit nicht zu begreifen, so muss ich nolens volens die Rechtswissenschaft gegen solche Juristen in Schutz nehmen.

Ich will die Frage unerörtert lassen, ob im öffentlichen Rechte auch die Verjährung gelte und wie ihr Termin bestimmt werden möge: aber soviel ist wohl ersichtlich, dass ein Staatsrecht, das nicht nur von der Krone, sondern auch von den legalen Vertretern des Volkes zeitweise nicht gehalten und nicht anerkannt wird, keine ungestörte Continuität beanspruchen kann. Maria Theresia, sagt man mir, hat gesündigt und Palacky hat einen „Fehler“ begangen; ja, wird in der Politik eine Sünde, ein Fehler nicht mitgezählt und sind solche staatsrechtliche Sünden und Fehler keine historischen Thatsachen? keine neuen rechterzeugenden Thatsachen?

Durch die Lehre von einer staatsrechtlichen Transsubstation, wie dieselbe in der strittigen Frage von Prof. v. Rieger aufgestellt wurde, wird der Sache nicht gedient. „... Auch den Titel: böhmischer König (dessen sich Kaiser Josef bisher bediente) muss man als den factischen Titel eines Monarchen und Herrscher betrachten, wenigstens in Bezug auf die Wesenheit des Rechtes selbst. Allerdings besteht eine lange Entwickelung des gemeinsamen Verbandes unter den Ländern des Reiches, und dass daher jetzt der böhmische König bei der Betrachtung des Regierens eher als Kaiser und König zugleich auftritt; ja, die neuen Reichsverfassungen binden ihn eigentlich oder schreiben ihm vor, dass er die Herrschermacht in den verschiedenen Ländern gleich, einheitlich ausübe, also angeblich als Kaiser. Allein der Herrscher regiert doch wohl nicht nur auf Grund der modernen Verfassung, sondern auch auf Grund des älteren eigenen Rechtes; nur in der Art der Führung seiner Gewalt lässt er sich von den Constitutionen binden. Darum existiert dennoch, sieht man auf das Wesen des Rechtes, nicht nur eine bloße kaiserliche Gewalt, immer ist in ihr zugleich die böhmische Königsgewalt mitenthalten und verdeckt; auch dort, wo von der kaiserlichen Macht gesprochen wird, ist die kaiserliche Macht nur eine königliche. In der praktischen Regierung allerdings scheint der böhmische König durch die neuen Reichsverfassungen suspendiert oder quiesciert; aber nach dem historischen Rechte bleibt stets das „ceterum autem censeo“ aller Czechen: „regem Bohemiae nunquam moriturum.“

Ich überlasse es den Kennern der modernen Staatswissenschaft und der modernen Staatsrechtslehre, diese staatsrechtliche Transsubstationsscholastik im einzelnen bloßzulegen — ein wirres Gemisch von staatsrechtlichem Royalismus und Anarchismus, in welchem das abstracte Wesen des historisches Rechtes mit den thatsächlichen verfassungsmäßigen Zuständen durch verschiedene Sprachpartikelchen („allerdings“, „wenigstens“ u. s. f.) zusammengekleistert wird. Auf die sehr einfache Frage, was also besteht zurecht? gibt diese Scholastik gar keine Antwort.

Allerdings wurde der Versuch gemacht, auch diese Frage zu beantworten. „Das historische Landes-, respective Staatsrecht hat wesentlich seine Geltung durch die verschiedenen Acte und Gesetze nicht eingebüßt, welche eigentlich selbst keine verfassungsmäßige und rechtliche Grundlage hatten, formell illegal waren. Allerdings ist es eine andere Sache, wie weit wir imstande sind, unserer Ansicht von der ungestörten Geltung des älteren positiven Rechtes jetzt auch factische Geltung zu verschaffen.“ Also wir hören: in seiner Wesenheit hat das alte Recht seine Geltung behalten; wie steht es jedoch mit der Unwesenheit, d. h. was ist von dem alten Recht thatsächlich verloren gegangen? Die bestehenden Gesetze hatten keinen Rechtsgrund, waren formell illegal: haben diese Gesetze ihren Rechtsgrund heute und sind sie auch heute formell illegal? Auf diese bestimmte Frage habe ich von dem Autor eine klare, bündige und eindeutige Antwort verlangt — vergeblich, trotzdem mir ein ganzer Tractat über Natur- und historisches Recht gewidmet wurde. Und doch müssen gerade hier klare und präcise Rechtsbegriffe formuliert werden, soll der staatsrechtliche Hader wenigstens in der Hauptsache ausgetragen werden. Und gerade in dieser Absicht muss mit dieser veralteten staatsrechtlichen Scholastik aufgeräumt werden, denn sie ist ein Attentat auf die Logik und politische Sachlichkeit und Ehrlichkeit.

In diesem Stadium der Controverse hat besonders der Abgeordnete Dr. Kramář auch publicistisch eingegriffen. Den Lesern der „Zeit“ ist sein Aufsatz über das böhmische Staatsrecht (auch als Broschüre 1896) bekannt; außerdem hat Dr. Kramář im jungczechischen Club gegen das staatsrechtliche Programm unserer Volkspartei gesprochen und zuletzt in der „Česká Revue“ seine Ansichten zusammengefasst, wobei er sich auch auf seinen Aufsatz in der magyarischen Revue „Uj Magyar Szemle“ (deutsch: im „Budapester Tagblatt“ und in der „Politik“) beruft. Ich greife hier diese Abhandlungen des Abgeordneten Kramář darum ganz besonders heraus, weil wir uns an ihnen über die strittigen Fragen und ihre Tragweite sehr gut orientieren können, da dem Autor die von mir formulierten Probleme vorgelegen haben.

Gerade bei Dr. Kramář findet man den unvermittelten schroffen Gegensatz zwischen dem „Recht an sich“, dem „reinen Recht“ (beide Ausdrücke finden sich in der Broschüre Dr. Kramář's S. 3, 34) und den „Thatsachen“. Gegen das böhmische Staatsrecht, lesen wir (l. c. S. 34), lassen sich seit Maria Theresia Thatsachen und Gesetze anführen, allein nichts, was das Recht als Recht aufheben konnte, am wenigsten die jetzt geltende Verfassung. Das böhmische Staatsrecht sei heute das, was vor dem unberechtigten und gewaltsamen Eingriff Maria Theresias das öffentliche Recht Böhmens war. „Das ist das Recht, von welchem nichts nachgegeben werden kann ... Es wäre jedoch thöricht, zu leugnen, dass die Verbindung der böhmischen und österreichischen Länder seit 1749 Thatsachen geschaffen hat, welche nicht einfach wegzuwischen und wegzuleugnen sind. Es hat sich in den von Maria Theresia centralisierten Ländern eine Reihe von gemeinsamen Interessen herausgebildet, welche durch das Leben und die Entwickelung tiefe Wurzel geschlagen haben, die zu berücksichtigen man zwar vom Standpunkte des reinen Rechtes wohl nicht gezwungen werden kann, mit denen jedoch ein jeder ruhig und objectiv Denkende rechnen wird und muss.“ Hier haben wir die ganze staatsrechtliche Scholastik und ihren zwiespältigen Jargon: auf der einen Seite das Recht, auf der anderen Thatsachen, Interessen, Leben, Entwickelung: diese Thatsachen u. s. w. müssen wir nicht anerkennen, aber wir müssen mit ihnen rechnen, weil wir denken! Und doch lautet die politische Frage: Bestehen diese „Thatsachen“ auch zurecht? Ja, müsste die logische und ehrliche Antwort lauten, denn nichts anderes

bedeuten die Ausdrücke: wir müssen mit diesen „Thatsachen" rechnen, dieselben **lassen sich nicht wegwischen und wegleugnen**, sie **haben im Leben tiefe Wurzel geschlagen** u. dgl.

Wenn wir darum Sätze lesen wie der folgende: „Trotz alledem ist das, was Maria Theresia gethan und ihre Nachfolger gepflegt und erhalten haben, nicht einfach zu übersehen" (p. 36), oder wenn Dr. Kramář zugibt, die natürliche Entwickelung hätte auch ohne Maria Theresia zur Realunion geführt und dass die heutige Weltwirtschaft, „an welcher auch wir betheiligt sind, eine immer größere Einheit ihrer äußeren Verhältnisse auf immer größeren Gebieten geradezu fordert" u. dgl., liest man, sage ich, solche Zugeständnisse, so ist es unbegreiflich, wie Dr. Kramář daneben sagen kann, dass das böhmische Staatsrecht die „volle und unbeschränkte Personalunion der böhmischen Länder mit den übrigen Ländern der Dynastie bedeute" (p. 37). Freilich kommen gleich hinterher die „Thatsachen" zur Geltung, und Dr. Kramář verlangt darum nur eine „kräftige, lebensfähige Realunion"! Dr. Kramář gleicht hier dem Kaufmanne, der seine Ware dem Käufer für zehn Kronen als dem Bruder wert anpreist, dieselbe aber in einem Athemzug um eine Krone hingibt; und das heißt „Recht an sich", „reines Recht"? ...

Der Leser sieht auch, Dr. Kramář kommt über das Naturrecht neben dem historischen Recht nicht hinweg. „Das historische Staatsrecht durch das Naturrecht stützen wollen, ist lächerlich," erklärt Dr. Kramář pathetisch in seiner Clubrede und doch ist seine Broschüre aus der „Zeit" gerade dem Versuche gewidmet, unsere staatsrechtlichen Forderungen als naturrechtlich hinzustellen. Ich bitte den Leser, die Broschüre von p. 32 ab genauer nachzusehen und er wird sehen, wie Dr. Kramář seine staatsrechtlichen Forderungen als fortschrittlich hinzustellen bemüht ist, und dass dieselben ganz naturgemäß aus der heutigen wirtschaftlichen, culturellen und ethnographischen Situation sich ergeben. Und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich sage, dass die damaligen Ausführungen Dr. Kramář's in der „Zeit" gerade durch diesen Versuch eine gewisse Sympathie bei den deutschen Lesern gefunden haben.

Wie Dr. Kramář damals naturrechtlich dachte, beweist seine Broschüre schlagend. „Der Kampf des böhmischen Volkes für die Restituierung des böhmischen Staatsrechtes ist also ein Kampf für das Höhere, Bessere, Natürlichere, als es der bisherige Zustand ist: der Kampf hat für sich nicht nur das unbestreitbare historische Recht, sondern auch seine innere Berechtigung, indem durch die Decentralisation erst wieder der Zustand hergestellt wird, wie er der natürlichen Gestaltung, der Verschiedenheit der Bevölkerung u. s. w. entspricht" (p. 50): heißt das nicht, altem „formellen" Recht einen modernen, in sich selbst begründeten Inhalt geben? Dr. Kramář „hält" in seiner Broschüre „auch im Staatsleben auf Logik und Wahrheit" (p. 32) — kaum vier Jahre haben genügt, um aus Dr. Kramář einen entschiedenen Gegner der „inneren Berechtigung" des staatsrechtlichen Programmes zu machen! In seiner Broschüre beruft sich Dr. Kramář auf unsere Reformation und findet in ihr naturrechtliche Gründe für seine politischen Forderungen — heute hausiert derselbe Dr. Kramář mit streng „juristischen" Beweisführungen.

Von diesen „juristischen" Argumenten will ich hier nur zwei beleuchten.

Dr. Kramář gibt mir zu, dass die staatsrechtliche Continuität im Innern **vollständig** durchbrochen wurde: aber, argumentiert Doctor Kramář, die äußere Souveränität ist intact geblieben. „Die äußere Souveränität der Länder der böhmischen Krone hat nicht aufgehört und kann nicht einmal gestört werden, weil dieselbe auf einem zweiseitigen Vertrage beruht, und diesen Vertrag hat der eine von den beiden Compaciscenten, die böhmische Nation, gar keine Ursache zu lösen und es ist auch nicht im Interesse der Dynastie, denselben zu lösen." Dr. Kramář klammert sich hier ganz ersichtlich an das scholastische Recht an sich, das Recht bleiben muss, mag die Welt in Trümmer gehen! Der Kaiser von Oesterreich hat unzähligemale **als Kaiser und nur als Kaiser** „äußerlich" gehandelt und als Vertreter des Reiches, aber das alles gilt Dr. Kramář nichts. Palacký hat mit Wissen seiner Anhänger im Jahre 1848 die Verneuerte Landesordnung für null und nichtig erklärt — Doctor Kramář sieht das ebenfalls nicht an. Und doch sehen wir, dass die staatsrechtliche Continuität derart von beiden Compaciscenten verletzt wurde. Ganz eigenthümlich ist Dr. Kramář's staatsrechtliche Vorstellung von der Stellung des Königs nach außen, als ob dieselbe von der Zustimmung der Nation (für die ältere Zeit den Ständen) ganz unabhängig wäre. Das ist eine Vorliebe für den Absolutismus, wie dieselbe zum Beispiel den ungarischen Ständen ganz fremd war, wenn dieselben die Bestellung eines eigenen ungarischen Gesandten bei der Pforte und dergleichen forderten.

Und da wir schon [illegible] den Ungarn sprechen, so soll wenigstens mit einigen Worten ge[illegible] werden, dass Dr. Kramář das Beispiel von Ungarn für seine Ausführungen ganz mit Unrecht [illegible] Es haben zwar auch einige ungarische Staats[illegible] [illegible] das

böhmische Staatsrecht so gesichert sei wie das ungarische, aber leider gilt das nur von dem „reinen Recht an sich". Um nur auf die neuere Zeit einzugehen: die Pragmatische Sanction hat für Ungarn eine ganz andere Bedeutung als in den österreichischen Ländern, und mit Recht sehen viele ungarische Staatsrechtslehrer den Grund zum heutigen Dualismus in der Pragmatischen Sanction gelegt; die Reaction gegen Kaiser Josef II. endete in Ungarn mit einer unverhüllten Anerkennung der Unabhängigkeit Ungarns; die ungarischen Gesetze vom Jahre 1848 sind nicht octroyiert worden — Ungarn hat so wie England eigentlich keine Constitution! — sondern sind das Werk einer allmählichen Entwickelung, die seit dem Jahre 1825 im ungarischen Reichsrathe kräftig eingesetzt hat. Gegen die verschiedenen Verfassungsoctrois verblieben die Ungarn unerschütterlich auf ihrem Rechtsstandpunkt; sie sind nie nach Wien gekommen und der endliche Ausgleich von 1867 basiert auf den 1848er Gesetzen. Es war ein Meisterstück Deák'scher Politik, wie der Ausgleich thatsächlich und formell als organische Weiterentwickelung der 1848er Gesetze, trotz vielem Widerspruch seitens der Krone, durchgesetzt wurde. Wenn ich schließlich hervorhebe, dass Ungarn 1848 seine große Revolution gemacht hat und wenn ich endlich den Umstand geltend mache, dass in Ungarn nicht so viele Deutsche sind, wie in den böhmischen Ländern, und dass die Weltstellung Ungarns überhaupt eine andere als die von Böhmen ist, so habe ich die wichtigsten Momente zusammengefasst, die das ungarische Staatsrecht de jure und de facto als ein ganz anderes erscheinen lassen als unser böhmisches.

Ich bezweifle sehr, dass die Ungarn über ihre staatsrechtliche Begründung in irgend einem Augenblick so zerfahren waren, wie unsere älteren Politiker, zu denen ich allerdings auch den Abgeordneten Kramář schon zählen muss. Dr. Kramář erklärt die Pragmatische Sanction für ein — Papier, Dr. Jul. **Grégr** hat in dieser Sanction sein stärkstes staatsrechtliches Argument gesucht: Prof. **Kalousek** findet das wichtigste staatsrechtliche Instrument im Krönungseid, Prof. **Rieger** in der Verneuerten Landesordnung und in dem Cabinetschreiben Ferdinands V., aber kein Geringerer als **Palacký** hat die ganze Verneuerte Landesordnung für aufgehoben erklärt, das Ferdinandeische Cabinetschreiben erklärt Dr. Kramář für ein — Papier. Allerdings hat er das in seiner „Zeit"-Broschüre gethan, in der neuesten „Česká Revue" erblickt er in dem verpönten Cabinetschreiben ein sehr starkes staatsrechtliches Argument. Diese Zerfahrenheit unserer älteren Staatsrechtstheoretiker, das gibt Dr. Kramář zu, hat der böhmischen Politik geschadet, aber er fragt sich nicht, ob dieser Fehler nicht in dem staatsrechtlichen Fundament selbst gelegen hat. In dieser Beziehung war der Abgeordnete Eduard Grégr wenigstens resoluter: der Schaden der staatsrechtlichen Politik nöthigte ihm den viel citierten Ausspruch ab, unser Staatsrecht sei keine Pfeife Tabak wert. Mit der Geschichte dieses Ausspruches sind wir jedoch bei einer besonderen Frage des staatsrechtlichen Programmes angelangt, die einer eingehenderen Erörterung bedarf, bei der Frage nämlich, wie das **nationale** politische Programm mit dem staatsrechtlichen in Einklang zu bringen wäre. Darüber soll noch in dem Schlussartikel gehandelt werden.

---

## Vom englischen Arbeiter.

Es sind just siebenunddreißig Jahre her, dass Lassalle in Frankfurt am Main den deutschen Arbeitern zurief: „Ihr seid merkwürdige Leute! Vor französischen und englischen Arbeitern, da müsste man plaidieren, wie man ihrer traurigen Lage abhelfen könne, euch aber muss man vorher erst noch beweisen, **dass** ihr in einer traurigen Lage seid. Solange ihr nur ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt ihr das gar nicht." So wirkungsvoll der Satz für die Agitation war, so traf er doch gerade an jener Stelle nicht ganz zu. Immerhin aber drückte er eine relative Wahrheit aus. Und welche Veränderung der Zeiten, gerade in dem Maße wie er damals richtig war, scheint er heute in umgekehrter Anwendung für den Unterschied zwischen deutschen und englischen Arbeitern zuzutreffen. Heute sind in den Augen des Socialpolitikers, des radicalen wie des gemäßigten, die englischen Arbeiter die „merkwürdigen Leute". Im Laufe der letzten politischen Unterhaltung, die ich — es war Ende Jänner 1895 — mit Friedrich Engels hatte, ließ dieser eine Bemerkung fallen, die tiefen Eindruck auf mich machte. „Ich bin nun doch zu der Ansicht gekommen," äußerte er, „dass die englischen Arbeiter gar nicht daran denken, der capitalistischen Wirtschaft den Garaus zu machen, sondern nur noch darauf bedacht sind, sich möglichst gut unter ihr zu stellen." So dem Sinne nach, wenn auch mit vielleicht etwas drastischeren Worten, der Verfasser der „Lage der arbeitenden Classen Englands".

Weshalb der Ausspruch mir damals besonders zu denken gab, kann hier [illegible] bleiben. Die Charakteristik der derzeitigen [illegible] der englischen Arbeiter war es nicht, denn die stimmte [illegible] was eigene und anderer Leute Beobachtungen [illegible] gesagt hatten. Und in radicalen und [illegible] kann man die ihm zugrunde

liegenden Thatsachen gelegentlich noch in sehr viel schrofferen Ausdrücken commentiert finden. Von diesen Thatsachen ist die schwache Mitgliederzahl der socialistischen Verbände noch nicht einmal der bezeichnendste Umstand, wenn es auch selbstverständlich nicht gleichgiltig ist, dass nach einer mehr als sechzehnjährigen, mit außerordentlicher Hingebung geführten socialistischen Agitation auf der im Februar l. J. abgehaltenen Arbeiterwahlconferenz beide Flügel der englischen Socialdemokraten, nach ihrer eigenen, wahrscheinlich noch etwas optimistischen Angabe, zusammen nur 22.000 Mitglieder vertraten. Indes die zahlenmäßige Stärke der Organisationen, die eine bestimmte Idee propagieren, ist nur in sehr bedingtem Maße ein Gradmesser für die Verbreitung und den wirkenden Einfluss der Idee selbst. So erklärte der Führer der älteren der beiden Fractionen der englischen Socialdemokratie vor einiger Zeit, dass schon mehr als eine Million Leute durch die Listen seiner Organisation gezogen seien. Auf der besagten Conferenz aber gab diese ihre Mitgliederzahl auf 9000 an. Man hat also jedenfalls die Zahl der von der socialistischen Propaganda beeinflussten Leute in England sehr viel höher einzuschätzen als mit 22.000. Ich halte es für durchweg nicht übertrieben, da von einer Million und mehr zu sprechen. Die Frage ist nur, wie weit oder wie tief die Beeinflussung geht.

Es liegt auf der Hand, dass es ein großer Unterschied ist, ob jemand eine Idee acceptabel findet und ihr in der einen oder anderen Form gelegentlich seine Reverenz erweist, oder ob sie sein ganzes Sinnen und Trachten erfüllt und seinem Handeln eine durchaus bestimmte Richtung gibt. Wenn es unter den englischen Arbeitern nur wenig kämpfende Socialdemokraten gibt, so auch nur wenige, die einer socialistischen Rede ihren Beifall versagen werden. Indem ich dies schreibe, fallen mir die unmuthigen, ins Cynische ausklingenden Verse des Dichters ein:

> Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
> Des Abends in der Schenke.....

und ich will die Sache lieber so ausdrücken: es sind nur wenige englische Arbeiter, die überzeugte Anhänger der Lehre von der Nothwendigkeit des capitalistischen Systems sind, nur wenige, die sich für seine Vertheidigung ins Zeug legen und — sofern sie die Möglichkeit sähen — etwas dagegen haben würden, dass man es statt seiner einmal mit dem Socialismus versuchte. Aber es gibt auch nur wenige, für die der Socialismus ein mit religiöser Inbrunst gehegtes Ideal oder eine Sache ist, an deren in absehbarer Zeit zu erreichende Verwirklichung sie glauben.

Was einem bei der Unterhaltung mit englischen Arbeitern, die außerhalb der socialistischen Organisationen stehen, am stärksten auffällt, ist ihr geringes Vertrauen in die Praktizierbarkeit des Socialismus, wozu dann vielfach noch starke Zweifel am praktischen Sinn seiner Vertreter kommen. Ein als Gewerkschaftler und auch sonst die Interessen seiner Classe mit ebensoviel Eifer wie Opferwilligkeit verfechtender englischer Arbeiter, der mir erzählt hatte, dass er viel in socialistische Versammlungen gegangen sei und im Socialismus viel Richtiges finde, antwortete mir auf die Frage, warum er denn nun keiner socialistischen Organisation angehöre: „Sehen Sie, wenn ich der Partei beitrete, dann muss ich alles mitmachen, was irgend einem windigen Schönredner einfällt, der an der Spitze steht und das Ohr der Mehrheit hat. Die socialistischen Ideen sind in vielem richtig, aber die socialistischen Führer verstehen es nicht, die gegebenen Möglichkeiten richtig auszunützen. There is no royal road into the millennium."

„Es gibt keinen Königsweg ins tausendjährige Reich" — wie oft kann man nicht dieses Wort in England auf die socialistische Bewegung angewendet hören, bald in bornierter und bald in verständiger Auslegung. Unzähligen Engländern, Arbeitern wie Bourgeois, erscheint der Socialismus, wie ihn die specifisch socialdemokratischen Organisationen vertreten, als eine Art von Chiliasmus, als eine von Phantasten und Demagogen geführte Bewegung zur Verwirklichung des Traumes von einem tausendjährigen Reich unbegrenzter Harmonie und Glückseligkeit.

Indes das letztere war auch anderwärts der Fall, ohne den Aufbau kräftiger socialistischer Arbeiterparteien zu verhindern. Es kann also nicht die maßgebende Ursache sein, weshalb England in diesem Punkt hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist und noch immer wenig Neigung zeigt, ihnen nachzukommen. Noch hat man die Ursache etwa darin zu suchen, dass die englischen Socialisten wirklich nur dreamer of dreams wären. Die socialistische Bewegung in England ist durchaus nicht arm an tüchtigen und kenntnisreichen Vertretern und hat von Anfang an einen großen Procentsatz von Mitgliedern gehabt, die in ihrer sonstigen Arbeitssphäre — in Wissenschaft, Kunst, Literatur, Verwaltung — eine geachtete Position einnahmen.*) Der propagandistische Eifer und die Hingebung der englischen Socialisten können aber kaum übertroffen werden. Fühlten die englischen Arbeiter ein lebhafteres Bedürfnis nach einer starken socialistischen Partei, so könnten sie sie haben. Die Cadres sind da, und an Officieren ist kein Mangel. Nur die Mannschaften wollen sich nicht in der nöthigen Zahl einstellen.

Wie dieses Ausbleiben erklären? Sind die heutigen englischen Arbeiter, die Enkel der Chartisten, in ihrer Masse wirklich so begriffsstützig, dass man ihnen die Einsicht in jenes Bedürfnis selbst mittels der berühmten chirurgischen Operation nicht beibringen kann, die nach einem — übrigens wenig berechtigten — Sprichwort erforderlich ist, einem Schotten einen Witz begreiflich zu machen? Oder ist das Bedürfnis auch der Sache nach nicht vorhanden?

Abgesehen von Agenten bürgerlicher Parteien, deren Urtheil durch das Parteiinteresse dictiert und damit der Beweiskraft benommen ist, gibt es eine ganze Anzahl auf wissenschaftliche Objectivität Anspruch erhebender Socialökonomen, nach deren Darstellung die Lage der englischen Arbeiter im Verhältnis zu früher in der That eine so wesentlich bessere ist, dass die Frage berechtigt erscheint, ob angesichts der von ihnen constatierten Entwickelung zum Bessern die Bildung einer besonderen socialdemokratischen Partei in England als unerlässliche Vorbedingung weiterer Fortschritte betrachtet werden muss. Konnte sich die bisherige Verbesserung ohne sie vollziehen, so liegt es nahe, zu folgern, dass sie auch für die Erzielung fernerer Fortschritte nicht unumgänglich erforderlich ist.

Einer solchen Betrachtung leiht sich auch ein soeben erschienenes größeres Werk über die Lage der englischen Arbeiter dar, das den Titel trägt: „Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England, ein Beitrag zur socialen Geschichte der Gegenwart" und einen Beamten des sächsischen höheren Staatsdienstes, den Legationsrath Hans v. Nostiz, zum Verfasser hat.*) Es ist eine mit vielem Fleiß angefertigte, sehr umfangreiche Arbeit — sie füllt in engem Druck über fünfzig Bogen Großoctav — die sich zum Theil auf bekannte Quellenwerke stützt und zum Theil auf Studium von Blaubüchern, Protokollen und Beobachtungen an Ort und Stelle beruht. Eine Art Gegenstück zu der Schulze-Gävernitz'schen Schrift „Zum socialen Frieden", ohne dass man sie direct als eine Gegenschrift bezeichnen könnte, bietet sie eine noch reichere, unter anderem um die Erfahrungen und Forschungen des inzwischen verflossenen Jahrzehnts vermehrte Fülle informierenden Materials über Englands sociale Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert. Sie ist weniger glänzend geschrieben als die Schulze-Gävernitz'sche Arbeit, übertrifft sie aber an Solidität. Sie ist auch weniger von der Tendenz beherrscht als jene, wenngleich nicht tendenzlos. Der Schulze-Gävernitz'schen Arbeit war es gegeben, eine epochemachende Wirkung dadurch auszuüben, dass sie gewisse Ergebnisse der socialen Entwickelung Englands in eindrucksvoller Darstellung unter einem bestimmten Gesichtspunkte veranschaulichte, den wir als optimistische Beurtheilung der Entwickelungstendenzen der Gegenwart bezeichnen können. Aber die Anerkennung des Verdienstes, das ihr Verfasser sich damit erworben hat, kann die Thatsache nicht übersehen machen, dass er wiederholt, seiner These zuliebe, den Thatsachen Gewalt anthut und ihr widersprechende Erscheinungen vernachlässigt. Von solchen Vergewaltigungen ist das Buch des Herrn v. Nostiz im ganzen frei. Der angehende Staatsmann ist bezüglich des socialen Friedens seiner Sache viel weniger sicher, als es der angehende Professor war: er prophezeit erheblich vorsichtiger als dieser. Er verkündet keine neue Botschaft, er bescheidet sich mit Hoffnungen und Ermahnungen. Er ist kein begeisterter Apostel, sondern ein pflichtgetreuer Berichterstatter. Sein Buch wird weniger unmittelbar wirken als das Schulze-Gävernitz'sche, aber es wird dem Lernenden ein wertvoller Wegweiser, dem Mann der Praxis als Informationsquelle, dem Schriftsteller als Nachschlagebuch nützlich sein. Als letzteres hätte es freilich noch gewonnen, wenn der Verfasser ihm außer dem ausführlichen Quellenverzeichnis auch ein Sachregister beigegeben hätte.

Auf eine eingehende Besprechung des Nostiz'schen Buches können wir hier verzichten. Es wird sich noch in anderem Zusammenhange Gelegenheit bieten, uns mit gewissen Ausführungen des politisch wesentlich conservativen Verfassers über die verfassungsrechtliche Entwickelung Englands und andere, nicht unmittelbar zu unserem heutigen Thema gehörende Punkte zu beschäftigen. Hinsichtlich dieses Themas selbst stimmt Herr v. Nostiz, wie schon der Titel seines Buches anzeigt, in der Hauptsache Schulze-Gävernitz, wie überhaupt all jenen Oekonomen und Sociologen zu, welche von einer erheblichen Verbesserung der Lage der englischen Arbeiter sprechen. „Ueberblickt man die sociale Entwickelung Englands im neunzehnten Jahrhundert, so erscheint als ihr wesentlicher Zug das Aufsteigen des Arbeiterstandes," schreibt er auf Seite 721. Das Material, das er für die Erhärtung dieses Satzes erbringt, lässt ihn als unanfechtbar erscheinen. Lohnstatistiken, Statistiken der Preise

*) Soeben, [illegible] englischer Socialist, [illegible] leider vor einiger [illegible] dieser Colonie in [illegible] Die Stelle des [illegible] dem bekannten [illegible] Walter Crane [illegible]

*) [illegible]

und des Consums der Lebens- und Genussmittel des Volkes, der Sterblichkeits-, Verbrecher- und Armendaten weisen gleichmäßig auf eine Besserung der Lage der Arbeiter gegen jenes Bild hin, welches uns die Berichte aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigen. Die Fülle verbürgter Belege ist so groß, dass hier von tendenziöser Schönfärberei solange nicht gesprochen werden kann, als nicht eine Verbesserung über das Maß des Verbürgten hinaus behauptet und der erreichte Zustand selbst schon als allen berechtigten Ansprüchen Genüge leistend hingestellt wird. Vor beidem hütet sich der Verfasser gleichmäßig. Seine Arbeit ist insoweit objectiv und begnügt sich mit der Feststellung relativer Verbesserungen. Was indes nicht besagt, dass sie in allen hierher gehörigen Punkten frei von Irrthümern ist.

Bei allen Vergleichen ist es der grundlegende Ausgangspunkt, auf den es ankommt. Nun ist unsere Kenntnis der Lebenslage der Arbeiter in früheren Epochen außerordentlich unvollkommen. Selbst heute ist es schwer, aus statistischen Aufnahmen ein getreues Bild der Lebensverhältnisse bestimmter Volksclassen zu gewinnen. Es gibt da so vieles, was sich nicht in Rubriken unterbringen, beziehungsweise nicht aus solchen heraus synthetisch erfassen lässt. Wie nun erst mit den ganz unsystematisch und unregelmäßig aufgenommenen Statistiken früherer Epochen. Allgemein wird aus dem vorhandenen Material gefolgert, dass die Lage der englischen Arbeiter in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine sehr schlechte war, und für zahlreiche Kategorien derselben wird dies auch als unbestreitbar gelten müssen. Für andere ist es mindestens zweifelhaft. Vor einiger Zeit brachte der socialistische „Labour Leader" einen Brief eines alten Arbeiters, in dem dieser seine Jugenderinnerungen aus der Chartistenzeit schilderte. Mit größter Bestimmtheit ward da unter anderem behauptet, dass der Arbeiter damals besser gelebt habe als heute. Nun täuschen sich die Menschen freilich hinsichtlich keiner Sache so sehr, als über die selbstdurchlebte Vergangenheit. Aber der alte Mann mag darum doch nicht so sehr das Verhältnis verkennen, wie wir nach den Statistiken folgern müssten. Manches, was der Arbeiter heute billig kauft, trägt wenig dazu bei, den Reiz des Lebens zu erhöhen, und manches, was ihm ehedem sein hartes Los erleichterte, ist dem in den mächtig angeschwollenen Großstädten und großen Fabrikcentren beschäftigten Arbeiter heute theils ganz entzogen und theils nur mit Aufwand größerer Mittel erhältlich.

Herr v. Nostiz hebt zum Beispiel nach Giffen hervor, dass die schlechtestbezahlte Kategorie der englischen Arbeiter, die Landarbeiter, 1837 ein Drittel, 1887 aber ein Achtel der gesammten britischen Arbeiterschaft ausmachten, und führt dies unter anderem als einen Beweis für die Hebung des Durchschnittsniveaus der Arbeiterclasse an. Mathematisch und vom finanziellen Gesichtspunkte aus wird es stimmen. Hinsichtlich des seelischen Wohlstandes ist die Sache weniger sicher. Nur darf man da nicht den einstigen Gangarbeiter mit dem besser bezahlten Industriearbeiter vergleichen wollen. Die Gangarbeiter waren eine Minderheit ihrer Classe, und die auskömmlich bezahlten Industriearbeiter sind es heute auch noch. Hunderttausende, nein, Millionen von Industriearbeitern führen aber heute in den Großstädten, wo jeder Wohnraum mit Gold aufgewogen werden muss, ein Dasein, das trotz höherer Geldlöhne unendlich reizloser ist, als es das Leben desjenigen Landarbeiters war, der nicht gerade auf der tiefsten Stufe seiner Classe stand. Die städtischen Arbeiterquartiere, wie sie heute noch überwiegen, wo man oft Kilometer weit nur Mauersteine sieht, sind etwas Grauenhaftes, dessen niederdrückender Einfluss durch billige Industriewaren und Eingemachtes nicht aufgewogen wird. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte noch ein großer Theil der Industriearbeiter in gewissem Sinne Fühlung mit der Mutter Erde. In den folgenden Decennien haben Millionen sie eingebüßt, und erst in ganz neuerer Zeit fängt man an, der damit bewirkten Verödung systematischer entgegenzuarbeiten. Diese Verödung nun hatte der alte Chartist, von dem oben gesprochen wurde, vor allem im Auge.

Ich berühre das, um zu veranschaulichen, wie sehr man sich hüten muss, Consumziffern und vergleichende Lohnstatistiken zu überschätzen, nicht um die relative Verbesserung in der Lage der englischen Arbeiter zu leugnen. Sie ist da, aber sie ist eben für die große Mehrheit nur erst sehr relativ. Relativ hinsichtlich des Niveaus, gegen das wir sie messen — nämlich einen Tiefstand, der uns heute vielleicht schlimmer erscheint, als er in Wirklichkeit war — und relativ hinsichtlich des Maßes von Lebensgenuss, das sie [illegible] [illegible].

Es ist noch unendlich viel zu verbessern da, und es könnte, wie [illegible] Herr v. Nostiz macht, [illegible] in bedeutend schnellerem [illegible] [illegible] werden [illegible] thatsächlich der Fall. Nostiz macht [illegible] [illegible] den Mangel eines [illegible] [illegible] [illegible] ergänzend zum [illegible] [illegible] Behauptung, die ihre [illegible]

[illegible]

Mit all dem will indes nicht gesagt sein, dass die Lage der englischen Arbeiter die denkbar schlechteste wäre — zu unserem Thema zurückkehrend, dürfen wir, nachdem festgestellt ist, dass sie heute noch sehr verbesserungsbedürftig ist, und was die Hebung anbetrifft, ein schnelleres Tempo für sehr wünschenswert halten, und zugleich

uns, da eine starke socialistische Arbeiterpartei durch Druck von unten zweifellos einen Einfluss auf das Tempo der Gesetzgebung ausüben würde, hier der Frage zuwenden, mit der wir den Artikel eröffnet haben: warum fehlt in England eine solche Partei? Sind die englischen Arbeiter so merkwürdig, nicht zu begreifen, dass ihre Lage in vielen Punkten verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig ist?

Obwohl zuzugeben ist, dass ein großer Theil der englischen Arbeiter noch wenig über den Tag hinaus denkt, muss die Frage hinsichtlich eines mindestens ebenso großen Theiles doch verneint werden. Was fehlt, ist nicht das Bewusstsein von der Verbesserungsfähigkeit ihrer Lage. Aber es fehlt das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Socialdemokratie. Die Erfahrungen von drei Generationen politischen Kampfes haben die Masse der englischen Arbeiter zu Skeptikern hinsichtlich aller Vorschläge gemacht, die mit einem Schlag reine Wirtschaft machen sollen. „Bei uns reformiert man nicht, man macht Revolution", sagte Napoleon III. eines Tages resigniert zu Cobden, als seine Bemühungen für dessen Freihandelsvorschläge einer von Thiers geführten wüthenden Opposition begegneten. In England ist es seit zweihundert Jahren umgekehrt. Die weitestgehenden, revolutionierenden Reformen werden nach einem System mäßiger Abzahlungen verwirklicht. So geht es in der Gesetzgebung, so in der Verwaltung, so in den Parteien selbst zu. Daher die ungeheure Stärke und Zähigkeit der beiden alten Parteien. Bei all ihren Mängeln und Rückständigkeiten haben sie seit langer Zeit noch immer ihre Jahre der Regierungsmehrheit mit irgend welchen Reformen — in neuerer Zeit solchen der Socialpolitik — bezahlt, stets wenigstens einen Theil der Versprechungen eingelöst, mit denen sie in den Wahlkampf zu ziehen pflegen. Soweit sind die Wähler ihrer sicher, und daher die große Schwierigkeit, die ersteren um einer neuen Partei willen, die diese Gewähr nicht bieten kann, von dem Stimmen für diejenige der großen Parteien abzubringen, die das ihnen relativ genehmste Actionsprogramm aufstellt. An dieser Schwierigkeit sind bisher noch alle Bemühungen der englischen Socialdemokratie, aus einer propagandistischen Bewegung zu einer politischen Partei zu werden, gescheitert. Eine solche wird sie in den Augen der englischen Arbeiter erst dann sein, wenn sie Aussichten hat, eine starke parlamentarische Vertretung durchzusetzen.

Damit scheint sie zum Zerreiben ihrer Kräfte in einem fehlerhaften Kreislauf verurtheilt. Indes ist die Sache nicht ganz so schlimm. Es handelt sich nur darum, einen gewissen Doctrinarismus loszuwerden, der ihre zersplitterten Kräfte bisher verhindert hat, in einheitlicher Action den Hebel da einzusetzen, wo ihre Gegner schwach sind. Das wird freilich nicht mittels Actionsprogramme geschehen können, die mehr versprechen, als nach Maßgabe der realen Verhältnisse in absehbarer Zeit durchzuführen möglich ist. Wie im Handel, so bringt auch in der Politik die höhere Entwickelung das maßlose Ueberbieten in Misscredit. Ein auf wenige bestimmte Punkte concentriertes Programm wohlbemessener Reformforderungen hat, wenn mit Energie und Beharrlichkeit verfochten, mehr Aussicht, die englischen Arbeiter zu fesseln, als weitgreifende, aber für die Gegenwart als unbestimmt oder unreal erscheinende Vorschläge. Fast alle englischen Socialisten fühlen das, und an Bemühungen, sich auf ein solches Programm zu einigen, hat es auch nicht gefehlt. Aber noch ist es nicht gelungen, den betreffenden Entwürfen eine größere Lebensdauer zu verleihen. Und solange dies nicht der Fall, solange die Periode des unbeständigen Tastens nicht überwunden ist, ist, trotz der großen Zerwürfnisse in der liberalen Partei, wenig Aussicht vorhanden, eine größere Anzahl Socialisten ins englische Parlament zu bringen.

Länger als die Arbeiter irgend eines anderen Landes mit dem ausgebildeten capitalistischen System vertraut, glaubt der englische Arbeiter weniger als andere an die Möglichkeit von dessen radicaler Beseitigung innerhalb einer kurzen Zeitspanne. Daher erscheinen ihm alle Vorschläge als impossibilistisch, die von dieser Voraussetzung ausgehen. Dies, und nicht Liebe oder Bewunderung für die gegebene industrielle Organisation ist es, was ihn über Forderungen, welche ihren Lebensbedingungen widersprechen, als abstracte Speculationen oder imaginäre „kurze Wege ins Millennium" kühl hinweggehen lässt.

London. Eduard Bernstein.

## Zur Religionsfrage in China und — in Europa.

Es ist heute nicht bloß die Wissenschaft, die ein Interesse an der bezeichneten Frage findet. Denn wo ist der Anlass zu suchen, dass heute zwei Welttheile gegeneinander im Kampfe stehen? Was immer [illegible], ein großer Theil der Schuld fällt auf den Gegensatz zwischen den dem Christenthum innewohnenden Expansionsgedanken und dem Beharrungssinne einer alten Cultur im Osten. Es ist eine [illegible] Erscheinung, die aufdringliche Liebe des Christenthums [illegible] [illegible] angel[illegible]. Und das geschah keineswegs [illegible] Schuld.

[illegible] in [illegible] tritt dem guten Christen so

fremdartig entgegen, dass es ihm geradezu vernichtenswert erscheint. Aber das liegt nicht ganz in jenem Religionswesen, sondern zu einem andern Theile auch in uns selbst, und das nicht bloß in unserer allzu geringen und allzu oberflächlichen Kenntnis des Fremden, sondern — was vielleicht minder glaublich erscheint — auch in unserer höchst mangelhaften Selbstkenntnis, die uns in Ueberschätzung unserer selbst eine richtige Erfassung und Einreihung des Fremden verwehrt. Nicht außer uns, sondern innerhalb unseres eigenen Werdeganges hat das Fremde seinen Platz, und richtig eingereiht muss es uns in anderem Lichte erscheinen.

Besäßen wir selbst — in weiteren Kreisen — ein höheres Maß von Einsicht in den Entwickelungsprocess unserer eigenen Religionsvorstellungen, so wüssten wir, dass jene scheinbar so wildfremde Form des Cultgedankens einst auch die unserer eigenen Ahnen war, über die wir zwar in einem recht complicierten, doch nicht vom einzelnen durchdachten Denkprocesse hinausgeschritten sind, auf deren Grundlage aber noch tausend Wurzeln unseres volksthümlichen Denkens zurückführen.

Der durch ganz Ostasien in gebildeteren Kreisen verbreitete Buddhismus ist weit mehr Philosophie als Religion. Was er aber an Ideen der Religion zur Grundlage hat und an Formen einer solchen äußerlich angeschweißt zeigt, das führt auf jene alt-einfachen Cultvorstellungen zurück, die in der That in ihrer Einfachheit und ihrem Alter, sowie in ihrer alle Menschheit umfassenden Ursprünglichkeit die ehrwürdige Volksreligion desjenigen Restes der Culturmenschheit sind, der an dem Gährungsprocesse, den im Westen jüdisch-griechisch-römische und andere Geschichtsfermente hervorriefen, keinen Antheil genommen hat. Dass wir in dieser Verbindung von einem „Reste" der Menschheit sprechen, kennzeichnet allerdings nur wieder unsere Selbstschätzung.

Ein Gemisch von Pietät und naiver Speculation, in welche die Lebensfürsorge des Menschen ihren Einschlag hineinspielte, hat den allgemein verbreiteten Seelenglauben oder „Animismus" zum Seelencult ausgestaltet, wie er uns in besonders pietätvoller Form in dem in China verbreiteten „Ahnencult" entgegentritt. Schon das hohe Maß von Pietät, das demselben innewohnt, und das speciell in China durch die Grundlehren Kong-fu-tses im Vordergrunde erhalten wurde, sollte uns in Beurtheilung dieser Art „Abgötterei" milder stimmen, wenn wir schon nicht zugeben wollten, dass wir selbst ihm gar nicht so ferne stehen.

Abgesehen von den Cultformen, die doch überall eine Frucht geschichtlicher Entwickelung sind, lebt ja der Seelenglaube in seiner Grundvorstellung in unserem Volke und in allen unseren Confessionen. Aber auch der Cult und die allernaivsten Vorstellungen desselben leben in Rudimenten bei uns fort. Steht nicht noch im Hofe zu Klosterneuburg die alte „Todtenleuchte"? Brennt nicht noch allenthalben die Kerze oder das Oellämpchen der Seele des Verstorbenen oder des Heiligen, der ja auch einmal ein Verstorbener war? Leben nicht noch in unsern Dörfern die Reste des Todtenmahls; erhielten sich nicht da und dort, z. B. in Ostpreußen, noch Formen desselben, die genau dasselbe sind, wie die Opferhandlung des Chinesen, der in Anwesenheit seiner lieben Seelchen den Braten verspeist, von dem jenes den Duft genießt? Freudig und dankbar genießt es ihn, und darauf kommt es dem allwegen etwas eigennützigen Menschen an. Wurden diese Opfermahle nicht dereinst in Kirchen und Klöstern als „Pitantien" von Jahr zu Jahr „zum Heile der Seele" wiederholt? Natürlich nur, wenn die Nachkommenschaft den Fond gestiftet hatte.

Aber da liegt auch schon ein Unterschied, auf den wir recht stolz sind. Wir sorgen nur für das Heil, das jenseitige Wohlbefinden unserer lieben Seele: der Chinese ist eigennütziger: er will etwas von seiner Seele durch seinen Cult erlangen, und nach seiner Meteorologie sind es ja die Seelen, die Wind und Wetter machen, und so hängen diese schließlich von seinem Culte ab. In der besseren Kenntnis dieser Zusammenhänge sind wir dem Chinesen freilich weit überlegen. Aber wer sind denn diese „wir"? Auch bei uns bringt die Seele des Selbstmörders Sturm ins Land. Auch bei uns fiel diesen Sommer eine große Dürre über Böhmen, bloß weil in der Gegend von Nepomuk eine Leiche nicht richtig ausgestattet worden war! Ich kann hier nicht die große Sammlung solcher Fälle ausschütten: aber es ist gewiss: auch unser Volk hat dereinst denselben Glauben wie der Chinese gehabt, und ein Rückstand ist bis heute geblieben. Und dann machen ja auch wir einen Unterschied zwischen Seele und Seele. Es gibt eine Kategorie, zu der auch unser Volk sich nicht „anbetend" zwar, aber bittend wendet in jeder Noth, auch bei Dürre und Nässe.

Auch in China gilt nicht Seele für Seele. Wenn der Kaiser zu seinen Ahnenseelen betet, trifft der Segen das ganze Land: der Unsegen wirft Verdacht auf ihn und seine Beziehungen zu den „Göttern"; die Cultseele kann nichts schaffen, höchstens eine Bosheit unterlassen. Boshafte Anti-Seelen kennt unser Volksglaube auch. taucht nicht immer wieder irgendwo der Vampyrismus auf? Ob die Procedur, die hiebei immer wiederkehrt, liebevoller ist als die des Chinesen, der die feindliche Seele, auch die des Verbrechers durch Güte zu gewinnen sucht?

Anwidernd finden die Missionäre das Fetischhafte, das mit dem Seelencult in China verbunden erscheint. Es wäre aber zu wünschen, dass diese Glaubensboten erst gründlich ihr und ihres Volkes eigenes Wesen erforschten und verstünden, ehe sie an die Kritik fremder Vorstellungen gehen. Ja, das Grab ist dem Chinesen als Sitz der Seele ein Fetisch; und jeder Gegenstand ist es, an dessen Nähe sich die Seele nach seiner Vorstellung hängt; jedes Bildnis kann es sein und alles, in dessen Verbindung eine geistige Potenz vermuthet wird, ist dem Chinesen ein Fetisch — und uns? So tief stecken auch wir in diesem Glauben, dass wir darüber gar nicht schreiben dürfen; er steht unter dem Schutze des Staatsanwaltes! Das spricht wohl genügend für seine Bedeutung unter uns.

Indes zugegeben, dass auch in unserem Geistesleben sich überall noch Rückstände älterer Stufen seiner Entwickelung erhalten haben; wie erscheint doch in diesem alles vergeistigt und sublimiert! Denken wir allein an die so verschiedenartige Vorstellung von dem „Heile" der Seele und der Art, wie Cultwerke hier vergeistigt mittelbar und drüben roh stofflich und unmittelbar auf dasselbe einwirken! Gewiss; aber dieser Sublimierungsprocess setzt sich aus so vielen geschichtlichen Elementen zusammen und ist von so verschiedenartigen Fermenten angeregt worden, dass er in seinem Werdegange schwer zu durchblicken ist: wird es gut sein, die so gewordene Form dem Unwissenden, Widerstrebenden einfach über den Kopf zu stülpen?

Auch in diesem Werdegange wirkte eine Naturnothwendigkeit der Zusammenhänge. Aber für deren Erfassung unter den fehlenden Vorbedingungen die Empfänglichkeit des für uns so wildfremden Volkes vorauszusetzen, kann doch nur als schwerer Irrthum bezeichnet werden; dem Chinesen aber, der es ablehnt, auf einen Standpunkt hinüberzutreten, zu dem ihn keinerlei Brücke führt, „heidnische Halsstarrigkeit" vorzuwerfen, ist vielleicht recht unchristlich.

Einwenden lässt sich allerdings: auch Römer, Germanen und Slaven standen dereinst auf ähnlichem Standpunkte und lernten doch das Christenthum, nachdem es auch zu ihnen von außen her gebracht worden war, wenn schon nicht immer im Geiste, so doch im warmen Herzen erfassen. Gewiss, sie begriffen nicht den Werdegang der Vorstellungen und Ideen, aber sie empfanden tief im Geiste das Bedürfnis einer „Lösung", die ihnen die „Erlösungs"-Lehre des Christenthums brachte. Gerade dem gebildeten Heiden wuchs die gehäufte Opferschuld herzerdrückend über den Kopf. Wenn der in erhöhten Culturverhältnissen Lebende alles, was die Cultsitte verlangte, den Todten geleistet hätte, so hätte das Leben zu Gunsten des Todes in tiefe Verelendung sinken müssen. Das Leben widerstrebte, aber die Sanction der Cultpflicht lag erdrückend über ihm. Da brachte das Christenthum in seiner Art Ablösung aller Opferschuld eine erlösende Heilsverheißung, nach der der gedrückte Mensch mit beiden Händen griff.

Der Chinese aber kennt dieses auf ganz materiellem Grunde erwachsene Erlösungsbedürfnis nicht. Er hat längst seine eigene Art Ablösung der Opferschuld erfunden und fühlt nicht das Unerträgliche ihrer Last. Auch von ihm, dem culturell Fortgeschrittenen, fordert ja der Todte, beziehungsweise das Geisterreich alles, was dem Lebenden zu eigen war, zu Lust und Freude diente: aber sein geistiges Wesen steht ab von der materiellen Erfüllung: das hat die Erfahrung — einen anderen Propheten dieser Erlösungslehre brauchen wir kaum zu suchen — gelehrt, nachdem der geschäftslistige Sinn des Chinesen das Experiment gewagt. Wie in Urzeiten gibt er seinen Geistern alles auf die Reise, was sie dereinst gefreut, Haus, Einrichtung, Vorräthe und Geld in Haufen dazu — aber all das zierlich in Goldpapier dargestellt und der erdachten Materie eines Geistes entsprechend in Rauch aufgelöst. Mit diesem seinen Culte ist er völlig zufrieden: er erdrückt ihn nicht und sichert ihm nach derselben Erfahrung, auf die der Christ sich bezüglich des seinen berufen kann, das Wohlwollen über Wetter, Welt und Schicksal gebietender Geister. Auch hier hat die eingedrungene Symbolik das roh Materielle in gewissem Grade sublimiert und das auch zur Zufriedenheit des höher Gebildeten. Was diesen auf neue Ideen bringen könnte, wäre vielleicht eher ein Unterricht in den Lehren der Mystik als in denen christlicher Mysterien.

Mögen wohl die Männer, welche unsere Missionsanstalten doch recht einseitig geschult nach China entsenden, jene umfassende Welt- und Geschichtskenntnis mitbringen, die nothwendig wäre, um dort mit Maßhalten und Takt wirklich bildend einzugreifen? Und erscheint es denn überhaupt als das Dringlichste und Förderndste, gerade auf einem Gebiete einzugreifen, wo es unmöglich ist, das Heiligste des Volkes unangetastet zu lassen?

Ja, man möchte wohl gern das ganze Missionswerk nur als eine „forcierte Parade" darstellen, als handle es sich dabei nur um den Schutz unserer „heiligen Güter" gegenüber einer von Asien herüberdrohenden Sturmwolke, auf der der Buddha thront. Aber auf diesem Gebiete droht gar kein Sturm. Was das Christenthum am wesentlichsten von jener Volksreligion unterscheidet, ist sein ausgreifender Anspruch auf Universalität seiner Geltung und die Be-

rufung auf diese seine „Mission". Dem gegenüber sind polytheistische Religionen überhaupt anspruchsloser; sie kennen keine Propaganda für eine zum Siege zu führende Idee. Wir mögen unseren Handel und unsere Cultur schützen vor der Gewaltthätigkeit und der dem Ungenossen gegenüber geübten Hinterlist und Treulosigkeit jener Völker — unserer Religion droht von ihnen aus keine Gefahr. Es wäre eine große Ueberschätzung, wenn wir etwa das modern gewordene Heranziehen buddhistischer Vorstellungsweisen und Philosopheme dafür halten wollten.

Vielleicht wendet man ein: wäre nicht gerade der Sieg unseres Religionssystems auf jenem Boden der sicherste Schutz unserer Cultur, und ist diese nicht thatsächlich, sind nicht wir selbst, insoweit unsere Beziehungen reichen, bedroht durch die Gewaltthätigkeit, Hinterlist und unmenschliche Grausamkeit, die gerade in jenem Religionskreise hervortritt?

Ein gewisser Zusammenhang soll nicht geleugnet werden. Die Entwickelung der Moral hat in jeder Menschengruppe ursprünglich nur einen begrenzteren Organismus zur Unterlage — darüber hinaus wohnt der Ungenosse, der Barbar, gibt es keine Gegenseitigkeit der Gesetzesgeltung. So schön viele Forderungen Kong-fu-tses unserem Ohre klingen: sie gelten selbstverständlich doch nur für das sich zu ihnen bekennende, in ihnen verbundene Volk, nicht dem Ungenossen gegenüber. Der hat keinen Anspruch auf Wahrhaftigkeit und Treue, auf Hilfe und Förderung. Auch in unsere Christenlehre spielt noch der Begriff des „Nächsten" als des Genossen im Gegensatze zum Ungenossen hinein — aber die Theorie dieser Lehre rückt die Grenze der Genossenschaft weit hinaus, nicht nur über Samaria und Galiläa, sondern bis an die Grenze aller Menschheit. Aber nicht etwa bloß die Praxis, die Theorie selbst wieder fügte eine Einschränkung hinzu in dem Anspruche, dass gleichzeitig auch der Cultverband der Christenheit bis an jene Grenze reiche. Menschen, denen diese Zugehörigkeit abgesprochen wurde, hat die schöne Theorie bekanntlich nicht immer viel genützt. Von der höchsten Instanz aus wurden selbst Eidespflicht und Treue ihnen gegenüber für aufgehoben erklärt, und Humanismus und Christenthum decken auch heute einander noch nicht in allen Köpfen.

Gewiss ist der Chinese, auch abgesehen von seinem Verhalten gegen den „Ungenossen", von Humanität weiter entfernt als wir und bedürfte gar sehr unserer Anleitung. Aber soll **das** das richtige System sein, ihm durch die aggressive Religionspropaganda, wie wir sie nun einmal üben, erst Hass und Misstrauen gegen die einzuflößen, die seine Lehrer sein wollen? Am weitesten rückt den Chinesen von uns ab seine gefühllose Grausamkeit, seine Geringschätzung des Lebens und sein völliger Mangel an Mitleid. Wollen wir diese Eigenschaften durch die **Lehren** einer besseren Religion austreiben?

Die Geringschätzung des Lebens anderer beruht zumeist auf der Geringschätzung des eigenen, oft genug armseligen Daseins. In dieser Armseligkeit und Qual hat sichtlich auch die pessimistische Philosophie des Buddhismus ihre Wurzel, die anderseits wieder jene Stimmung fördern musste. Aber gerade in diesem Punkte trifft der Buddhismus wie in so vielen andern mit der ascetischen Richtung des Christenthums zusammen. Der Buddhismus hat auch nur den Anlass mit jener culturfeindlichen Geringschätzung des Lebens gemein: **geschaffen** hat sie seine Lehre sicherlich nicht. Denn wenn das eine „Lehre" überhaupt vermöchte, warum hat denn dann derselbe Buddhismus, der so recht die Religion des über die Menschheit hinaus auf alle Lebewesen sich erstreckenden Mitleids ist, die Empfindung seiner Anhänger so verhärten lassen, dass sie das Mitleid kaum zu kennen scheint? Ist daraus nicht ersichtlich, dass durch die Lehre allein der Mensch nicht gebessert, eine erwünschte „Umzüchtung der Rasse" nicht bewirkt werden kann? Hat denn unsere Lehre auch nur bei uns selbst den Beweis des Gegentheils zu erbringen vermocht? Setzen wir einmal die Brille der Unvoreingenommenheit auf und blättern wir in unseren Chroniken um zwei Jahrhunderte zurück — und unser Blut kann ganz ebenso zum Stocken kommen, wie bei der Lectüre chinesischer Grausamkeiten. Und sind die haarsträubendsten Grausamkeiten nicht nur gar zu oft im Namen derjenigen Religion geübt worden, die wir nun glauben als Arcanum gegen dieselben den Chinesen aufdrängen zu müssen?

[illegible] Julius Lippert.

---

# Die Malerei auf der Weltausstellung.

[illegible] Portugal, Italien, Deutschland, Ungarn, [illegible] Wien.

Im [illegible] Stockwerk [illegible] Grand Palais tritt man aus den [illegible] in die japanischen Säle und merkt kaum einen [illegible], weil [illegible] Japan europäische Toilette trägt. [illegible] Säle mit [illegible] erinnern daran, welchen Einfluss [illegible] auf die Kunstentwicklung Europas übte. Der [illegible] [illegible] Japan [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die jungen Japaner sich mit jongleurhafter Fingerfertigkeit angeeignet. Große Oelbilder in dicken Goldrahmen, aufgebaut nach allen Regeln unserer perspectivischen Lehrbücher, hängen da: Junge Mädchen, die wie bei Bastien-Lepage am Rande der Wiese träumen und sich umspielen lassen von den Strahlen der Sonne; Netzeflickerinnen, die wie bei Liebermann auf einsamer Düne stehen; Arbeiter, die wie bei Meunier müde nach Hause ziehen; Seeleute, die wie bei Kroyer über das abendliche Meer hinausblicken; Landschaften, die in allen Farben der Schotten leuchten, oder wie bei Cazin in nächtlichem Dämmer zerfließen. Es sind sehr geschickte, sehr feine Bilder. Seiki Kuroda, Hatiro Nakagawa, Saburosuke Okada, Eisaku Wada, Shinya Watanabe, Hiroshi Yoshida, also sehr japanisch lauten die Namen der Maler. Doch nicht in japanischen, sondern in eleganten lateinischen Lettern sind sie auf die Bilder gesetzt. In Gehrock und modernster Cravatte stellen auf ihren Selbstbildnissen die Künstler sich dar. Die alten japanischen Costüme, die alten Schmucksachen, die sie malen, haben das ethnographische, archäologische Interesse für sie, wie für uns die Altenburger oder Miesbacher Volkstracht. Von Hohenberger, Mortimer Mempes oder einem anderen europäischen Japanmaler könnten die Bilder herrühren. Der allgemeinen Europäisierung des Landes ist auch die Kunst gefolgt.

So ist der Unterschied zwischen den modernen japanischen und den sich anschließenden amerikanischen Sälen nicht groß. So wenig wie dort in das Land der aufgehenden Sonne wird man hier in den wilden Westen versetzt. In Paris oder London, in München oder Holland sind die Maler zu Hause, und auch diejenigen, die in Amerika arbeiten, malen, als sei der Ocean, der sie von Frankreich trennt, nicht schwerer überschiffbar, als die Seine. Ihre Kunst ist ein Resumé der europäischen, das Ergebnis einer Cultur, die alle Säfte Europas in sich einsaugte, aus den Anregungen, die unsere führenden Geister gaben, neue, sehr geschmackvolle Werte schuf. Das Rodinbildnis und einige Damenbildnisse John Alexanders, die jungen, von Sonnenstrahlen umspielten Mädchenkörper Stewarts, Harrisons Marinen und Hitchcocks Magnificat beherrschen den ersten Saal. Dann folgen die kraftvollen Werke von Gari Melchers und die zarten Grisaillen von Mac Ewen, die wunderbaren Landschaften des verstorbenen Inneß, Abbeys Hamlet, Allegorien von Kenyon Cox und die in ihrer Tonschönheit so bestrickenden Werke Chases. Schließlich als Krone des ganzen die Bildnisse Sargents und Whistlers. Sarah Sears mit einem Damenporträt, dem die Nachbarschaft von Whistlers Femme blanche nichts schadet, Henry Snell mit einer zartgetönten Marine und Maxfield Parrish mit einem tieftonigen Märchenbild fallen neben diesen internationalen Berühmtheiten als neue Erscheinungen auf. Es gibt wenige Säle, in denen so viele Meisterwerke so dicht beieinander hängen; wenige, in denen die decorative Harmonie so fein gewahrt ist. Kühne Lichtexperimente, wie sie früher Tarbell und Dannat malten; gleißende Farbenbouquets, wie Vonnoh sie zusammenstellte, kommen nicht mehr vor. Whistlers Tonschönheit scheint das Ziel aller Amerikaner zu sein. Nicht Naturstimmungen in frischer Unmittelbarkeit und schneidiger Wahrheit wollen sie festhalten. Sie wollen Bilder malen, die fein und discret einem gegebenen Milieu, dem hellen Gesammtton der amerikanischen Wohnungen, sich einfügen.

Wenn die Kunst eines Landes noch heute eine in sich abgeschlossene Welt bedeutet: wenn es ein Volk gibt, das frei von allen fremden Einflüssen blieb, ganz auf sich selbst steht, den größten Gegensatz zu Frankreich darstellt, so ist es England. Hier lebt eine Inselkunst, von der keine Brücken zu der des Continents führen. Hier wurde impressionistisch gemalt zu einer Zeit, als bei uns eine starre Linienkunst herrschte. Hier zog der Neuidealismus herauf schon damals, als auf dem Continent Manet seine impressionistischen Versuche machte. Freilich nach Tagen der Bewegung kommt Stillstand. Nach all den Anregungen, die England unserer Malerei und unserem Kunstgewerbe gab, ruht es heute auf seinen Lorbeeren aus. Mason und Walker, Rossetti und Leighton schweben noch immer über dem englischen Schaffen. Müde Erschöpfung, seniles Rückwärtsschauen ist dem großen Kräfteverbrauch der letzten Jahre gefolgt. Einige Herrenporträts, wie die von Ouleß und Orchardson, sind die einzigen kernig kraftvollen Werke. Sonst herrscht Goldschnittkunst: ein fader abgestandener Aestheticismus, der den Stil Rossettis und Walkers in den Beyschlags und Hermann Kaulbachs transponiert. Strohblonde Tanagradamen lassen decent die edle Linienrhythmik ihres Körpers ahnen. Empiredamen sitzen am Spinett, schreiben dem Liebsten Briefe, sinnen beim Betrachten eines Brautbouquets weltschmerzlich altjungfräulichen Gedanken nach. Backfische und Babies, im Grünen lagernd oder am Strande badend, erfreuen alte Herren durch die niedliche Unschuld ihrer Posen. Bäuerinnen winken dem Gatten einen Willkommgruß zu. Arbeiter geben nach des Tages Mühe sich [illegible] sentimentalen Empfindungen hin. Kühe und Schafe [illegible], liegen auf frisch gemähtem, sauber gepflegten [illegible] blühen. Regenbogen breiten biblisch [illegible] Wiesen [illegible] aus. Alles ist ladylike, parfümiert, [illegible] Unterschriften, Stellen aus [illegible] zauber steigern. Die Namen sind

dieselben, die seit zwanzig Jahren auf allen Ausstellungen Englands paradieren, und nur die Güte der Bilder ist, da sie Altes aufwärmen, geringer. Dass todte Meister wie Burne-Jones, Leighton, Millais und Moore, alte Herren wie Watts, Herkomer, Briton-Rivière, Tadema noch die Hauptkosten tragen, ließe auf das Fehlen jedes repräsentationsfähigen Nachwuchses schließen, wenn nicht das „Studio" zeigte, dass es in England doch auch andere Künstler gibt, und wenn wir nicht wüssten, dass die Boys of Glasgow nie Zutritt zu den britischen Ausstellungen finden.

Nun ein Scenenwechsel. Auf das verschämte Lispeln folgt pathetisches Schreien. Beduinen kämpfen, antike Viergespanne sausen daher, die Bewohner Pompejis suchen in wahnsinniger Hast sich vor dem glühenden Lavameer zu flüchten, die edle Rosinante Don Quixotes baumelt wiehernd am Flügel der Windmühle, und die Schrecken des jüngsten Tages kündigen sich an. Selbstverständlich befindet man sich in Spanien. Alvarez Dumont, Benlliure y Gil, Ulpiano Checa, Moreno Carbonero heißen die Meister der Werke. Und unter diesen Riesenbildern ist die Kleinware ausgebreitet: bunte Processionen, Cavaljeros in Wallensteinstiefeln, viel Fortuny'sches Rococo; Krüppel, Idioten, Gelähmte und Blinde, doch selbst diese Bilder durch genrehafte Witze verdorben. Es ist im stolzen Spanien also alles beim alten. Um neue Kunst zu sehen, muss man noch dem Montmartre hinauf in das Atelier Zuleagas gehen.

Fast noch rückständiger, soweit es möglich ist, wirkt Portugal. Denn während die spanischen Historien wenigstens coloristisch eine gewisse Modernität erstreben, zeigen die portugiesischen den plüschblau sammetrothen Prunkstil Delaroches und Pilotys noch in blitzblanker Reinheit. Auch Mönchs- und Visionsbilder hängen da, dünnster Aufguss Murillo'scher Bohnen, und Genrebilder, die das portugiesische Volksleben dem Touristengeschmack mundgerecht machen. Nebenher gehen die Bestrebungen der Jüngeren, von den Ergebnissen des Pleinairismus Notiz zu nehmen. Doch als Schüler der Pariser sagen sie nur das, was diese vor zwanzig Jahren sagten. Bastien-Lepage, Puvis de Chavannes, Adrien Demont — es steht immer hinter dem Portugiesen ein Franzose, der ihm den Pinsel führt, ihm das Modell zurechtstellt. Die Schule verlassen hat nur Carlos Reis, dessen Riesenbild „Sonnenuntergang" viel mit den ersten gewaltigen Bauernbildern gemein hat, die bei uns Kalckreuth malte. Und einer ist ganz selbständig, ganz portugiesisch, ein würdiger Nachkomme der großen alten Meister seines Landes: Columbano, der 1896 auf der Berliner Jubiläumsausstellung schon auffiel und dessen Schauspielerbildnisse ein Stück von dem Geiste haben, der des Velasquez, des Goya Werke geschaffen.

Mit schwarzen Florschleifen sind in dem darauffolgenden Saal die besten Bilder geschmückt. Es ist die posthume Huldigung, die das trauernde Italien Segantini darbringt, und das Andenken des Frühverstorbenen wird durch diese Werke — sieben Bilder und acht Zeichnungen — reiner wachgehalten, als durch die Büste, die Paul Troubetzkoi ihm widmete. Man versteht schwer, was den Russen auf den unglücklichen Einfall brachte, Segantini, den antiken Menschen, den Primitiven, der sich in seinem Selbstporträt so ernst und feierlich malte, wie einen Pathetiker der Pilotyschule aufzufassen. Da Segantini todt ist, hat Michetti jetzt den Ruhm, der künstlerische Führer Italiens zu sein. Freilich eine Vollnatur wie der große Hirtenjunge ist er nicht. Er ist nur ein Maler von stupendem Können, der heute die Monumentalmalerei mit derselben Bravour wie früher die Fortuny'sche Kleinmalerei betreibt. Diese Freude an perlig kaleidoskopischen Bildchen, die noch so bezeichnend für Spanien ist, scheint überhaupt bei den Italienern im Abnehmen. Nur die Cardinalsbilder von Detti und Signorini erinnern daran, wie bunt und grütznerisch humorvoll es früher in Italien zugieng. Die Jüngeren verzichten sowohl auf costümlichen Mummenschanz wie auf genrehafte Würze und malen Land und Leute Italiens mit feinem künstlerischem Blick: Tito Partien vom Canal grande und Chioggia; Bezzi, Gola und Carcano das Leben Mailands und die piemontesische Landschaft; Caprile den Farbenzauber der neapolitanischen Straßen. Alles gute Bilder, die von dem Ernste zeugen, der nach einer langen Zeit rein commerziellen Kunstbetriebes wieder in die italienischen Maler kam, und denen nur eines schadet: dass der Pariser Boldini diesmal bei seinen Landsleuten ausstellt. Denn seine Damenporträts, das Bildnis Whistlers und die erstaunliche Skizze einer spanischen Tänzerin schlagen an Leben und Bewegung, an Witz und Verve alles, was die einheimischen Italiener leisten.

Deutschland wirkt gediegen. Lenbach und Emanuel Seidl haben den Räumen etwas distinguiert Altmeisterliches gegeben. Der erste Saal ist dunkelgrün, der zweite orangegelb, der dritte bordeaux roth gestimmt, ganz wie es Lenbach bei seinen Ausstellungen im Münchener Kunstverein that. Und Lenbach, der die Anordnung leitete, tritt auch als Künstler besonders hervor. Gemäß dem Satze, dass nur die Lumpe bescheiden sind, nahm er die besten Plätze für sich in Anspruch und stellt — nach dem Katalog zwar nur fünf, in Wirklichkeit aber zehn Bilder aus. Gewiss brauchte er, dass er ein sehr großer Meister ist, durch die Ausstellung nicht zu beweisen. Man muss in die französische Abtheilung zu Bonnat gehen, um den Esprit des Deutschen desto mehr zu fühlen. Auch ist erstaunlich, wie Lenbach von der braunen Sauce zu einem delicaten, lichten Colorismus kam. Einige seiner Damen- und Kinderbildnisse klingen an Gainsborough'sche Farbensymphonien an. Trotzdem hätte er besser gethan, sich auf weniger zu beschränken. Denn abgesehen davon, dass eine so ausgiebige Vertretung weder der bei Weltausstellungen gebotenen Einschränkung, noch seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung entspricht — es tritt, wenn so viele Lenbachs nebeneinander hängen, eben doch hervor, wieviel Piloty in seinen Bildnissen steckt, und ein wie äußerliches Schema er für die Interpretation großer Männer sich zurecht machte. Mommsen meditiert nicht, sondern posiert den Denker. Nansen blickt, als ob er den Nordpol entdecke, ganz wie es Columbus auf den alten Historien that. Allmers schaut empor, als würde er einer himmlischen Offenbarung theilhaftig. Was bei Piloty die pathetische Geste war, ist bei Lenbach der pathetische Blick. Auch bei den Damen- und Kinderbildnissen würde ein Vergleich mit dem Leben wohl zeigen, dass nicht alle, die ihm saßen, die Moltke'sche Adlernase und das meertiefe Auge der kleinen Marion hatten, sondern dass nur der Maler gewisse auswendig gelernte Schnörkel routinenhaft wiederholt.

Alle übrigen Deutschen mussten mit der Ausstellung eines, höchstens zweier Bilder sich begnügen. Von Albert Keller ist das Porträt der Frau Kühlmann und eine sehr feine Salome da, von Stuck das verlorene Paradies und ein Bacchantenzug, von Herterich der Hutten, von Habermann einer seiner geistreichen, enorm hässlichen Studienköpfe, von Haider eine Landschaft, von Samberger ein Selbstporträt, von Max das Affenbild, von Liebermann die Frau mit den Ziegen, von Gebhardt eine Auferweckung des Lazarus, von Uhde die heilige Nacht, von Graf Kalckreuth das Alter, von Skarbina eine Kirchhofsscene, von Weishaupt ein Thierbild. Kleinere Sachen von Benno Becker, Dettmann, Exter, Gysis, Hubert v. Heyden, Kubierschky, Kuehl, Kunz, Leibl, Leistikow, Lepsius, Menzel, Graf Reichenbach, Reiniger, Slevogt, Trübner, Volkmann und Zügel bilden die harmonische Nachbarschaft. Und es wäre schön, wenn nicht auch böse Nachbarn die Eintracht störten. Gewiss ist es heillos schwer, all den Interessen, die bei solchen Ausstellungen sich geltend machen, gerecht zu werden. Es gilt, nach rechts und links, nach oben und unten zu blicken, ein Bild Max Koners auf den Ehrenplatz zu hängen, nicht weil es ein Kunstwerk, sondern ein Kaiserporträt ist. Es gilt, allen Kunststädten Deutschlands — München und Dresden, Berlin und Düsseldorf, Karlsruhe, Weimar, Stuttgart — möglichst gleiche Rechte zu wahren. Das wurde, wie es scheint, mit großer Unparteilichkeit versucht. Es sind Werke da, nicht junger, sondern sehr alter Künstler, die selbst in Deutschland hochgradig unbekannt sind. Doch der Nachtheil solcher Compromisse ist immer der, dass eine Vollständigkeit erzielt wird, die gar keine ist, dass unter den kleinen Gesichtspunkten die großen leiden. „Deutsche Art und Kunst": als Illustration dieses Themas hätte die deutsche Abtheilung imponierend gewirkt. Und diese Künstler gerade, die großen Einsamen, sucht man vergebens. Denn es genügt nicht, dass an Böcklins Dasein der Stuck'sche Bacchantenzug und Hildebrandts Büste erinnert. Es fehlt mit Klinger und Ludwig v. Hofmann nicht der schlechteste Theil deutscher Kunst. Was Thoma ist, wird nicht durch sein Selbstporträt dargethan. So dankbar man Werner ist, dass er den Takt hatte, fernzubleiben, so sehr bedauert man, Dill oder die Worpsweder zu missen. Und solche Dinge, hier controlierbar, zeigen überhaupt, wie falsch jedes Urtheil wäre, das nur auf dem Material dieser Ausstellung sich aufbauen wollte.

Auch in dem ungarischen Saal wird eine falsche Meinung erweckt. Das Ewiggestrige scheint noch immer den alleinigen Inhalt der Kunst zu bilden. Man sieht ein Türkenbild von Benczur, den Hahnenkampf Eisenhuts, die Verführung von Mark, die Grablegung Feiztys, die verlassene Schöne von Jendraisik, den Stierkampf von Vastagh, die Gerichtsscene von Baditz, den Dorfprinzen von Bihari, das „tägliche Brot" Skuteztys, ein Streikbild von Révész, den Wirtshausagitator von Kernstock, die reuige Sünderin der Fleich-Bruningen und den Pascha von Tornai. Aus blutigen Türkenschädeln und rosigen Haremsdamen, verweinten Mädchenaugen und schnapsenden Bauern, aus Musikanten, Husaren, Büffeln und Nargilehrauchenden Arabern scheint noch immer die ganze Kunst zu bestehen. Ohne starke novellistische Gewürze kommt sie nicht aus, glaubt national zu sein, indem sie das serviert, was anderwärts vor fünfzig Jahren gebracht wurde. In Wirklichkeit ist die ungarische Kunst aber gar nicht so schlecht. Man war erstaunt, im Frühling bei Keller und Reiner in Berlin einer Gruppe junger Ungarn zu begegnen, die gar nichts Altmodisches, keinen Paprika, nichts falsch Magyarisches hatten. Csók, Ferenczy, Grünwald, Hegedüs, Kunst, Olgyay, Rippl Rónai, Szegfy, Szikszay und Ziegler — sie hatten auf alles verzichtet, was der älteren ungarischen Kunst ihren unangenehm bramarbasierenden oder roh literarischen Zug gab, hatten, ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln moderner Technik, sehr feine, sehr discrete Werke geschaffen. Zum Theil hängen ihre Bildchen auch in Paris, doch nur, wer sie sucht, kann sie finden. Denn manche sind haushoch über metergroße Historien postiert. Die planlose Aufstapelung ganz ungleichwertiger Dinge macht gerade aus dem ungarischen Saal ein Monstrum.

Die Prager und Krakauer haben, um mehr Raum zu gewinnen, den österreichischen Pavillon in der Rue des Nations bezogen. Es gibt Zeichnungen von Mucha und Marold, einen hübschen Act Lebiedzkys, Decoratives von Hynais, ein paar Bildchen Orliks, gute Landschaften von Slavicek, Wirkener und Jansa. Desgleichen stellen die Polen manches Verblüffende aus. Axentowicz, Olga Boznanska, Stachiewicz, Stanislawski und Wyczkowski zeigen, dass es viel Künstlerthum, viel wirklich Polnisches bei den österreichischen Polen gibt, obwohl sie viel weniger als ihre russischen Landsleute sich äußerlich als Polen frisieren. Doch einen guten Tausch haben die Künstler, indem sie das Grand Palais verließen, nicht gemacht. Die Beleuchtung ist schlecht, der Gang zu schmal. Die guten Provinzler, die sich durch den Pavillon schieben, wollen andere Dinge als Bilder sehen. Man hat sich todtgehängt, indem man den Kreis verließ.

Wien hat sich mit den Anforderungen einer Weltausstellung wohl am geschicktesten abgefunden. Man war sich von Anfang an darüber klar, dass bei dem engen zur Verfügung stehenden Raum ein Gesammtbild österreichischen Schaffens doch nicht zu geben sei, und hat das Hauptgewicht nicht auf Vollzähligkeit, sondern auf angenehme decorative Wirkung gelegt. Die Künstlergenossenschaft konnte dieses Programm nicht ganz so streng, wie sie selbst gewünscht hätte, durchführen. Sie hat allerhand Rücksichten zu nehmen, musste manches ausstellen, was nicht nothwendig da zu sein brauchte. Aber geschickte Anordnung stellt das Richtige ins rechte Licht. Das wenige Minderwertige vermag das Ensemble nicht zu stören. Delugs Nornen, die Weinlese von Goltz, der Feldsegen von Egger-Lienz, Hirschls Seelen im Acheron, Veiths Jungbrunnen, Passinis Parisurtheil und Burgers Pastelle fallen unter den figürlichen Sachen auf. Ein paar Orientbilder halten das Andenken Leopold Müllers wach. Doch besonders wird wieder das bestätigt, was auf den letzten Ausstellungen so oft hervortrat: dass es in Wien jetzt eine Anzahl Landschafter gibt, die neben den besten aller Länder sich zeigen können. Ameseder, Bernt, Charlemont, Darnaut, Marie Egner, Kasparides, Kaufmann, Konopa, Ribarz, Russ, Suppantschitsch, Wilt und Zoff — es ist ein Entzücken, vor ihren Werken zu weilen, die so österreichisch und so künstlerisch sein sind. Auch die bekannten Aquarelle von Lefler und Urban zeigen die österreichische Kunst von einer ihrer liebenswürdigsten Seiten.

Der vornehmste Raum des ganzen Palastes ist das Zimmer der Secession. Hier vergisst man die Qualen, die man beim Durchschreiten all dieser Bildermagazine überstand. Hier wird man in die Stimmung gebracht, nicht Bilder zu betrachten, sondern Kunst zu genießen. Gewiss, der Maßstab den Leistungen selbst gegenüber muss immer der gleiche bleiben. Wir wollen uns vor Größenwahn hüten, wollen nie vergessen, dass ebenso gute Bilder in manchem anderen Saal im obersten Stockwerk hängen; wollen eingedenk bleiben, dass wir Zwerge sind neben den Riesen, die zermalmend und niederschmetternd in den französischen Sälen auf uns herabblicken. Ich würde, um die einheitliche Stimmung festzuhalten, vielleicht auch noch sorgfältiger gewählt, die Bilder von Engelhart und von Kurzweil durch Werke derselben Maler ersetzt haben, die noch besser in das Ensemble gepasst hätten. Doch die Hauptsache bleibt, dass — zum erstenmal vor der Welt — ein Princip formuliert wird: nur in künstlerischer Umgebung kann Kunst wirken. Und die Wirkung versagt nicht. C'est excessivement curieux hört man immer und immer wieder von den Leuten, die auch fühlen, dass plötzlich etwas anderes in ihnen in Schwingung kommt, dass hier nicht an Neugierde und Bildungsdrang, sondern an die Empfindung, an die Nerven appelliert wird. Nur sechzehn Bilder, niedrig, in einer Reihe hängend, sind in dem Raum. Die Pallas und das Rosa-Porträt von Klimt, die blaue Vision von Stöhr, eine Landschaft von Hänisch, ein Porträt von Hynais, ein belgisches Straßenbild von Schwaiger, Landschaften von Hoermann und Sigmundt, der Landstreicher von Engelhart, ein Porträt von Krämer, die Sonntagsruhe und das Diner von Moll, Bernatziks Feenweiher, der Ententeich Zettels, Kurzweils Bauernpaar und Mehoffers Sängerin — das ist die Reihenfolge der Werke. Jedes einzelne ein Kunstwerk und doch jedes der Theil einer einheitlichen großen Harmonie. Wunderbar ist, wie die Bilder unter sich und zu der braungrauen Wand gestimmt sind. Raffiniert ist die Wirkung, die durch die gleichmäßigen schmalen Goldrahmen erzielt wird. Kleinere Sachen von Alt und Andri, von Jettmar, König, List, Moll, Schwaiger und Stöhr, sämmtlich weiß gerahmt, hangen im Nebenraum. Und [illegible] worin sich hauptsächlich der vornehme Idealismus, das schöne Zusammenhalten der Vereinigung zeigt — alle diese Bilder dienen nur einem Zweck. Sie sollen hinleiten auf das Werk, das, von den Hermen Hellmers flankiert, die Mittelwand des Hauptsaales einnimmt: Klimts Philosophie, die, weltberühmt geworden durch den Wiener Streit, auch hier das Wallfahrtsziel tausender ist. Nun, in Paris [illegible] kennt niemand. Weihrauch wird nicht gestreut [illegible] nicht zerschlagen. Gute Kunst [illegible]
[illegible]

der gesammten französischen Kritik (und bei sehr feinen Geistern, wie Geffroy, André Michel, Octave Mirbeau) gefunden, zeigt doch, wie östlich rückständig in manchen Wiener Kreisen noch das Kunsturtheil ist, zeigt, dass profunde Gelehrsamkeit und gänzliche Unempfindlichkeit künstlerischen Werten gegenüber sich nicht ausschließen, bestätigt die ewige Wahrheit der schlimmen und doch tiefsinnigen Verse, die gelegentlich eines ähnlichen Ereignisses, der Aufnahme, die das Grünewald'sche Altarwerk fand, vor fast vierhundert Jahren ein braver Mann, der Straßburger Buchdrucker Bernhard Jobin, schrieb:

> Dieweil die Kunst Gaben Gottes seind,
> Ist Unverstand ihr größter Feind.
> Darumb, wer solche nit versteht,
> Allhie nichts zu urtheilen hät.

Die Frage, ob ein anderes, leichter fassbares und alte Classiker copierendes Werk nicht den Zweck, die Decke der Universitätsaula zu zieren, besser erfüllen würde, bleibt dabei ganz außer Spiel. Ich hoffe, dass Klimts Bild nicht in die Aula, sondern in das neu zuschaffende moderne Museum kommt. Dort ist es nicht vergraben, und wenn man im Jahre 2000 auf die Entwickelung des Jahrhunderts zurückschaut, wird es, ehrwürdig und ewigjung, darthun, wie duftig der „Heilige Frühling“ österreichischer Kunst begann.

Paris. Richard Muther.

# Marie Ebner-Eschenbach.

Es hat lange genug gewährt, ehe unsere gute und kluge Frau Marie Ebner-Eschenbach zu jener Geltung gelangen konnte, die sie nun unter den Dichtern unserer Zeit gewonnen hat und unbestritten behauptet.

Schon der unermüdlichste Leser und scharfsinnigste Prüfer, den Deutschland je gehabt, schon Otto Ludwig hatte sich mit ihrem Erstlingsdrama „Maria Stuart in Schottland“ eingehend beschäftigt. Eine Männerhand vermuthete er in diesem Drama, das ihm wichtig erschien und missfiel, weil es nicht seinen strengen Begriffen von dem gemäß war, was er für das Rechte hielt.

Der Umgang mit Franz Grillparzer, seit Goethe dem Weisesten unter allen Deutschen, war ihr vergönnt. Nun erst, in allen Wirren, die unser Reich zerrütten, bestaunt man gebürend den Scharfblick und das Seherische dieses einzigen Mannes, der von seinem stillen Stübchen aus der Welt und ihren Händeln so recht ins Herz, das Künftige im Keime sah. Kam man von ihm, sagt Marie Ebner, so war's, als stiege man von einem himmelhohen Berge wieder in die Ebene. Das heißt: die Welt, die ungemessen vor einem gelegen, wird wieder enge.

Sie ist ein Kind des mährischen Flachlandes. Um das zu lieben und schildern zu können, muss man ihm entsprossen sein. Ein fruchtbarer Boden, nicht so zu Latifundien zusammengeschlossen, dass dazwischen nicht Raum für eine tüchtige und mäßig begüterte Bauernschaft bliebe. Dürftige Reize der Landschaft, die heimlich zu Herzen reden: Etwa schöne und alte Bäume, die über einem stillen und spiegelnden Wasser die grünen Kronen verschränken; zwischen unendlichem Gewoge der Saaten aufleuchtend weiße Bauernhöfe. Stille Städte, verträumt am Alltag, erwachend an den Märkten, darau sie die bunten Trachten der rothen oder blauen Hannaken und der Slovaken aus dem Gebirg erfüllen, das sich dämmerhaft und blau am Rande der Ebene emporhebt. In solch einem Städtchen vollendet ihre Božena dienend ihr Geschick und ihr Leben.

Entsprossen ist sie dem mährischen Uradel. Sie ist eine Gräfin Dubsky auf Zdislawic. Unter diesen Geschlechtern herrschte immer ein freierer Geist — die Geschichte Oesterreichs seit Beginn eines verfassungsmäßigen Lebens bezeugt es — als unter ihren reicheren, aber hochmüthigeren Standesgenossen in Böhmen etwa. Die Bildung ist deutsch; im allgemeinen freilich nicht sehr tief gegründet und mehr auf das Gefällige der schönen Umgangsformen und jener vollkommenen Selbstbeherrschung hin gerichtet, die zusammengenommen das machen, was man den wirklichen Cavalier oder die vollendete Dame nennt, ist sie besonders bei den Mädchen flüchtiger als gut. Man denke ihrer Comtessen Erzieherin, „die gut war wie ein Engel und von den Dingen dieser Welt auch nicht mehr wusste, als ein Engel“. Frömmigkeit, die sich bis zu Ekstasen steigern kann, ist nothwendig. Das Blut aber ist slavisch bei Gutsherrschaft wie Bewohnern.

[illegible] Nun ist so ein Schloss eine Welt für sich. Ein mannigfaltiger und reger Verkehr mit Nachbarn belebt, ein zahlreiches Zugesinde mit wunderlichen Gestalten darunter erfüllt es. Nach allen Himmelsrichtungen hin verzweigt sich das Geschlecht, und so spannt der Antheil seine Fäden nach allen Winden hin. Innige Beziehungen bestehen zum Dorf, das in mehr als einer Hinsicht auf Rath und Hilfe der Herrschaft, auf ein gutes Einvernehmen mit ihr angewiesen ist. Ein unbegrenzter, aber keineswegs enger Horizont: Abgeschlossenheit ohne Abwehr; und alles durchdrungen von der Wärme einer persönlichen Thätigkeit, ohne die der Gutsherr nicht mehr zu [illegible] seiner Scholle in gleichem Ansehen zu behaupten [illegible] lichen Interesses. So verfügt die Ebner über [illegible] der Anschauungen und jener unmittelbaren

Eindrücke, über die wir uns nicht einmal Rechnung legen können, ehe wir sie verwendet haben. So, durch die Pflichten der Geburt und des Standes zur Hilfe gewöhnt, kennt sie Noth und Elend — genau genug, um ihre ganze Furchtbarkeit zu begreifen, nicht so nahe, um von ihrer Gewalt ergriffen und verwirrt zu werden. Es ist von Anbeginn die schöne Gelassenheit dessen in ihr, der über den Dingen und ihren Wirbeln steht, ein thätiges Mitleiden, das stachelt, statt zu lähmen.

Zunächst hält sie Umschau unter ihren Standesgenossen. Und da findet sie Originale wie die „Freiherren von Gemperlein", mit denen leider dies ruhmwürdige Geschlecht erlöschen soll. Denn zunächst erwählt sich der eine Freiherr, um ja recht sicher in allen Hinsichten zu gehen, seine Lebensgefährtin aus dem Gotha. Er verfolgt sie liebevoll in Gedanken, bis seine Josefa im heiratsfähigen Alter als ein Josef und Lieutenant auftaucht, und, das Unheil voll zu machen, verliebt er sich alsdann allen Ernstes in eine längst verheiratete Frau. Es ist Spott in der Geschichte, der Heyse den verdienten Ehrenplatz in seiner Sammlung deutscher Meisternovellen vergönnt hat — aber von welcher Gutartigkeit und Liebe ist dieser Spott! Oder, sie schildert gerne, wie das Wunderbare, das Leben mit allen seinen Pflichten einbricht in diese Existenzen, die so wohlbehütet erscheinen, und denen nach allen Umständen nichts versagt sein müsste. Die todte Liebe, die der Cavalier gering geachtet, da sie ihn sorgend, langend nach jedem seiner Gedanken, umgeben, steigt in ihrer ganzen Größe vor ihm an der Schwelle des neuen Brautgemaches auf und scheucht ihn balladenhaft gespenstig von der ersehnten Verbindung zurück zu seinem verwaisten Töchterchen, dem er fortab auch die Mutter ersetzen muss. Mir ist „Nach dem Tode" immer als ihre schönste, innigste und tiefste Dichtung erschienen, als erzieherisch im höchsten Sinne. Oder eine Natur, die ganz und ohne ihre Schuld nach außen gekehrt worden war, wird sich mit Schaudern, wie die „Muschi", der inneren Hohlheit bewusst, erkennt, es sei nicht immer so angenehm, als die Leute meinen, eine Sportcomtesse zu sein. Auch hier wieder jener heilige, duldende Spott, der jede Verkehrtheit merkt, hassen möchte und sie als nothwendiges Product der Umgebung und aller Umstände versteht.

Eine Parallele zur Schubin drängt sich hier auf. Sie hat zuerst das Adelsdeutsch in die Schriftsprache eingeführt, das die Ebner mit so unvergleichlicher Meisterschaft und in allen seinen Feinheiten meistert. Ich kenne nur wenig von der Schubin — eigentlich nur „Ehre". Aber, sie scheint mir darnach den österreichischen Adel sehr genau zu kennen, soweit ihn eine kalte und kluge Beobachterin, die viel mit diesen Kreisen in Berührung gekommen ist, kennen kann. Bei ihr ist aber Erkenntnis, die immer etwas Gewolltes an sich hat, was bei der Ebner Begreifen mit aller seiner Güte ist. Jenes gehört mehr der Wissenschaft, dieses der Kunst an. Das Adelsdeutsch, dieses Gemenge von Brocken aller heimischen und fast auch fremder Sprachen, klingt bei ihr wie ein Jargon. Bei der Ebner hat es Musik und ist jedes, auch des feinsten Ausdruckes fähig. In „Comtesse Paula" sogar der Lyrik.

Und wie eine ihrer ersten Erzählungen vom Leben einer armen Magd, jener Božena berichtet, deren Sein erfüllt war von Hingebung und Treue, die keinerlei ungewöhnliches Schicksal erfuhr und dennoch unvergänglich im Gedächtnisse lebt, so hat sie immerdar den Kleinen und Mühseligen ihr Wort geliehen. Ihr größtes Werk ist denn doch „Das Gemeindekind", das kräftig an eine der socialen Fragen rührt. Was wird mit denen, die durch den Zwang des Gesetzes irgend einer armen Gemeinde aufgehalst werden? Eine Last zu anderen Lasten? Unwillkommen wie diese und scheel angesehen? Sind sie, erwachsen ohne Liebe, nicht eine neue Gefahr für die Gemeinschaft ohne ein Wunder? Und von wannen mag dieses Wunder kommen, wenn nicht von der reinen, starken und wahrhaftigen Güte? Denn diese ist ihr Leitmotiv. Sie bekennt, sie verkündet die Ebner allenthalben. Nicht das Allheilmittel ist in ihr. Derlei gibt es nicht für diese verworrene und von tausendfachem Unheil heimgesuchte und zerrüttete Zeit. Aber ein Linderungsmittel sondergleichen erscheint sie ihr: denn sie lehrt uns, sich vertragen auf dieser Galeere, auf der wir nun einmal eingeschifft sind und mit einem dunkeln Geschick entgegengetragen werden. In allen ihren Aphorismen, diesem besten Buch, das je eine Frauenhand geschrieben, in den sinnreichsten und feinst geschliffenen Wendungen verkündigt sie ihren Ruhm. Sie ist gut aus Klugheit, klug aus Güte. Für das Gefühl socialer Verschuldung, das in uns allen lebt, hat sie das schöne Wort im „Gemeindekind", es könne sich heute niemand mehr einer wohlbeschickten Schüssel freuen und beim Gedanken an den hungernden Nächsten ruhig bleiben ... „Wer zu gut ist, ist noch lange nicht gut genug." Als ihre Formel und ihr Bekenntnis möcht' ich den Satz etwa aussprechen: Die höchste Rücksicht ist nichts, als die höchste Einsicht.

Ihre Technik ist von edler Einfachheit. Gelegentlich mal macht sie ein Kunststück, aber nur wie um zu zeigen, dass sie derlei auch könne. Sie rollt eine Handlung Stück für Stück auf und zeigt mit einem jähen Ruck das Letzte, Verschleierte; oder sie spielt mit Märchen, wie sie das Schreibpult einer Weltdame birgt, um eine hübsche, schlichte und sinnreiche Fabel zu erzählen. Gewöhnlich aber führt sie ihre Erzählung in schönem, harmonischem Fluss durch, ohne Sprünge, mit innerer Freude an den Begebenheiten, mit jenem behaglichen Verweilen an den Ruhepunkten, das im Leser Behagen und künstlerisches Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Berichtenden weckt. So ist Geschlossenheit und schönes Ebenmaß in ihnen. Und von edler Anmuth ist auch ihre Sprache. Keinerlei nervöse Hast oder Kurzathmigkeit; eine hohe Achtung vor ihren Gesetzen und ihrer Reinheit. Wenig Leidenschaft und niemals Heftigkeit oder Sturm. Nur Maß und Ausdruck: die Bilder sparsam, aber aus unmittelbarster Anschauung geholt und darum wirksam. Sie ergreift mit sanfter Hand, wenn andere gewaltsam erschüttern wollen. Und dennoch übt sie unvergessene Wirkungen, deren andere mit aller Gewaltsamkeit nicht fähig sind.

Auf allen Gebieten hat sie sich umgethan; viel hat sie gelernt, gesehen, gedacht. Die stürmische Bewegung des letzten Jahrzehntes mit ihrer Forderung nach Wahrheit konnte ihr nichts anhaben, vielmehr ihr nur erhöhte Geltung schaffen, die immer wahrhaftig gewesen war, immer aus ihrer Natur heraus, selbst dann, wenn sie ihre „Lotti die Uhrmacherin" ein Vermögen für einen Unwürdigen opfern ließ, in der klaren Erkenntnis, dies Vermögen sei zwecklos dahingegeben. Feine Lyrik, die noch der Sammlung harrt, hat sie ausgestreut. Um das Drama hat sie sich bemüht, und ihre Enttäuschungen auf diesem Gebiete haben ihr wohl die schmerzliche Novelle „Ein Spätgeborener" eingegeben. Sie aber war keine Spätgeborene. Das ist niemand, der etwas kann und sich behauptet. Denn die Tage drehen sich, und was der verlangenden Hand einmal unzugänglich und unerreichbar erschien, das kommt durch den Umschwung der Dinge ihr ganz nahe. Und so feiert sie denn zu ihrem siebzigsten Geburtstag auch das Burgtheater füglich und mit allen Ehren: denn ihre Einacter können sich in ihrer feinen Grazie neben allem sehen lassen, was wir in deutscher Sprache auf diesem Gebiete haben, bergen immer einen ernsten und nachdenklichen Kern, an dem man knuspern kann, wenn man das Theater verlässt. An Ehrungen, an Festartikeln und wohl auch an einer würdigen Biographie wird es auch kaum fehlen.

Wahrhaftig, es hat doch was für sich, wenn man zu seinen Jahren kommt! Trotz des dreisten Baccalaureus im Faust. Da hat man vielleicht gar gemeint, man hätte in den Wind geredet. Und nun hört man allgemeinen, freudigen Zuruf. Was ist das anders, als Dank und herzliche Antwort für die guten Worte, die man gesprochen und verflogen gemeint?

J. J. David.

# Die Woche.

## Volkswirtschaftliches.

In der Tarifaction der Staatsbahnen ist Stillstand eingetreten. Die erhöhten Tarife, insbesondere also auch die durch Aufhebung des Manipulationsgebür-Nachlasses erhöhten Kohlentarife für's Inland, sind ausgerechnet und fertiggestellt, aber mit der Einführung wird gezögert. Auch ist fraglich geworden, ob die Aufhebung der speciell kundgemachten Begünstigungen großen Umfang annehmen wird. Die Campagne der Industriellen scheint dem Eisenbahnministerium den Muth zur Durchführung der Action vorerst benommen zu haben und es bleiben bis auf weiteres, mit Ausnahme der bereits im Frühjahr kundgemachten Erhöhungen, die alten Tarife in Geltung und mit der Sanierung des Deficits der k. k. Staatsbahnen hat es noch gute Wege. Eine Wirkung hat aber allerdings die Action des Eisenbahnministeriums gezeitigt. Die Privatbahnen, welche sich in getreuer Folgeleistung auch auf eine Einschränkung der Ausnahmstarife und Refactien vorbereitet haben, sehen sich nicht veranlasst, wie das Eisenbahnministerium auf halbem Wege zurückzuweichen und machen gute Miene, die Action für ihren Theil selbständig durchzuführen. So z. B. hat die Nordbahn an die Industriellen, die sie mit Kohle versorgt, geschrieben, dass sie „mit Rücksicht auf die Marktlage" die geltenden Refactien auf Kohlenfrachten mit Anfang nächsten Jahres aufhebe. Die „Rücksicht auf die Marktlage" ist ziemlich räthselhaft. Die Industriellen werden schwerlich begreifen, warum sie der Nordbahn, welcher sie einen viel höheren Preis für die von ihr gelieferte Kohle bezahlen müssen, deshalb auch noch eine höhere Fracht zahlen sollen. Wenn andere Bahnen, welche nicht selbst Kohlen producieren, mit Rücksicht darauf, dass sie jetzt selbst die Kohle viel theuerer zahlen müssen, ihre Frachtsätze erhöhen wollten, wäre dies begreiflich. Aber bei der Nordbahn, die von der Kohlenpreiserhöhung nur profitiert, ist dies ein starkes Stück. Dass die Nordbahn sich so vorzugehen traut, das ist offenbar die Folge der eingeleiteten Tariferhöhungsaction der Regierung, die also nun als einzigen Erfolg sich rühmen kann, der Nordbahn höhere Einnahmen zugeführt zu haben. Herr v. Wittek hat wieder einmal travaillé pour le roi de Prusse.

St.

## Kunst und Leben.

Im Burgtheater hat am Sonntag Herr Heine, früher Mitglied des kgl. Schauspielhauses in Berlin, sein Engagement als „Wurm" in „Kabale und Liebe" angetreten. Ueber sein Vorleben und seine Bedeutung hat sich der Director am Theaterzettel in einem kleinen Aufsatze verbreitet, dem auch, wie wir das schon wiederholt bei Varietétheatern erlebt haben, das „gelungene Bild" des „Künstlers" beigegeben war, damit die Leute doch auch wissen, wie Herr Heine wirklich aussieht, und ihn gleich erkennen, wenn sie mit ihm auf der Gasse oder im Kaffeehaus

zusammentreffen. Da Herr Heine nicht erst als Gast aufgetreten, sondern bereits definitiv engagiert ist, kann ja mit dem Urtheile zugewartet werden, bis er seine oft störende berlinerisch-schnodderige Sprechweise abgelegt, aber das Ohr sich an diese einigermaßen gewöhnt hat.

*

Im Deutschen Volkstheater wurde am 1. September zum erstenmale ein vieractiges Schauspiel von Friedrich von Wrede gegeben: „Das Recht auf sich selbst." Was der Verfasser unter dem „Recht auf sich (?) selbst" versteht, wird wohl niemandem klar geworden sein. Zunächst macht es den Eindruck, die Heldin des Stückes, Frau Anina Dengler, habe in Ausübung dieses „Rechtes" gehandelt, da sie dem Gatten den Umstand verschwieg, dass sie zur Zeit der Eheschließung infolge einer unangenehmen Verkettung von Zufällen wegen eines von einem Dritten begangenen Eigenthumsdelictes bereits mit drei Monaten vorbestraft gewesen sei. Als fortgesetzte Ausübung dieses Rechtes würde dann auch ihr Widerstand bei der sich vorbereitenden Entdeckung erscheinen. Wie sie sich aber anschickt, den bei der Enthüllung polizeiliche Dienste leistenden Vater der ersten Frau ihres Gatten auf den Knien um Schonung anzuflehen, wird es auch klar, dass sie nicht so sehr für ein Recht kämpft, als sich um eine Gnade bewirbt. Nun kommt die Reihe, „das Recht auf sich selbst" auszuüben, an den Gatten, der, als er von der seinerzeitigen Verurtheilung seiner Frau erfährt, zuerst durch den fallenden Theatervorhang der fatalen Nothwendigkeit enthoben wird, seine Meinungen über die Sache zum besten zu geben, dann aber durch taktlose Bemerkungen und Fragen seine Frau und die Zuhörer zu ärgern anfängt. Das ist sein „Recht auf sich selbst", dass er sich ganz nach seinen Launen benimmt und von der Gattin, obwohl er vorgibt, von ihrer Schuldlosigkeit in der Diebstahlssache überzeugt zu sein, verlangt, dass sie zunächst einmal wo anders ihren Aufenthalt nehme, damit er, seine Individualität auslebend, sich inzwischen klar werde, ob sie nicht mindestens eine kleine Liebschaft mit dem eigentlichen Thäter gehabt habe. Man sieht, Herr Doctor Dengler versteht unter dem von ihm postulierten „Recht auf sich selbst" eigentlich sein „Recht auf die Frau" als Object für Schnüffelei nach der Vergangenheit und für Befriedigung übler Laune. Da erklärt denn schließlich Frau Dengler als ihr „Recht auf sich selbst" ihr Recht, Herrn Dengler für immer zu verlassen. Er versteht das zunächst nur von einer Trennung unter Lebenden. Der Zuhörer aber weiß schon, dass sie an ihr Recht, sich umzubringen, denkt, er weiß auch schon längst, wie sie dieses Recht auszuüben beabsichtigt. Schon als die tödtlichen Wirkungen des Digitalins mit gebürendem Nachdruck seitens des Schauspielers entwickelt wurden, sagten sich alle Leute „aha!" und warteten gespannt, bis Frau Anina sich dem Giftschranke nähern werde, in dem dieses Digitalin seiner Bestimmung harrte, und dem zuliebe der neugierige Ex-Schwiegervater schon vor so und soviel Decennien Apotheker werden musste — denn wie käme sonst der Giftschrank in das Wohnzimmer an Stelle einer Credenz mit Cognac und Karlsbader Oblaten? Der erfahrene Zuschauer merkt aber auch gleich, dass die Sache doch gut ausgeht, denn Frau Anina kommt immer nicht dazu, den schon angemachten Trank zu schlürfen und der alte Apotheker geht solange um den Giftkasten herum, bis er richtig hineinschaut und die Flasche mit Digitalin vermisst — worauf natürlich Entdeckung und Versöhnung erfolgt. Das Ganze ist eben eine Geschichte für einen Colportage-Roman, der rein äußerlich ein angebliches Problem als Aufputz angehängt ist. — So bedeutet das vorliegende Stück einen entschiedenen Rückschritt gegen eine ältere „dramatische Studie" desselben Autors, die sich ebenfalls um das „Recht" der Frau bewegt, aber schon in ihrem Titel „Pflicht" anzeigt, dass sie das Problem von einer anderen Seite anpackt. Eine starke Handlung ist dort mit Geschick in einen Act zusammengefasst und wir erfahren wenigstens, was der Autor meint und will. Der Rechtsanwalt Braun gesteht dort der Clavierlehrerin Martha Roder zu, dass es ihr Recht war, zu verschweigen, dass der Vater ihrer Tochter vor 17 Jahren einen Einbruch und Mord begangen habe. Sie aber nimmt mehr für sich in Anspruch als dieses Recht, den Mörder der strafenden Gerechtigkeit vorzuenthalten: „die Pflicht der Mutter, ihr Kind zu schützen — zu schützen mit ihrem eigenen Leben — mit ihrer eigenen Seele — gegen Ener Unrecht sowohl als auch — wenn es sein muss — gegen Ener Recht!" Und in Ausübung dieser „Pflicht" erschießt sie auch den Vater, der, nach siebzehnjähriger Abwesenheit zurückgekehrt, zuerst die Tochter an sich ziehen will, um ihre Schönheit in dem von ihm geleiteten [illegible] zu verwerten, dann aber sich anschickt, der Ahnungslosen mitzutheilen, dass er ihr Vater sei, und so die mit Enthüllung seines Verbrechens drohende Mutter zum Schweigen zu bringen.

Max Burckhard.

*

Das Raimund-Theater [illegible] am Samstag [illegible] Die [illegible], ein Lebensbild in vier Acten, von dem Dänen [illegible] [illegible]

[illegible]stück von mittelmäßiger Intention und unzulänglicher Ausführung ließe sich manches Charakteristische darthun: vor allem die altfränkische, unerschütterlich harmlose Familienblattromantik der Dänen, die aus anderen Beispielen ihres genrehaften Bühnengeschmacks und auch aus ihrer Malerei bekannt ist. Høyer selbst, der Dichter der Bühnenlinder, ist uns schon vor mehr als einem Jahre mit einer „Familie Jensen" entgegengetreten, die allerdings zwei fesselnde Acte einer Familientragödie hatte und überdies durch eine glänzende Leistung des Komikers Engels gehoben wurde. Nach dem neuen Stück scheint es, dass Høyer ein arg verwässerter und recht kleinstädtischer Nacheiferer Augiers ist und eine wirkliche Betrachtung gar nicht verträgt. Zumindest in der hilflosen Darstellung des Raimund-Theaters nahm sich sein Lebensbild stellenweise so aus, als wäre es vom Souffleur improvisiert, mit der Coulissenmannschaft besetzt und von niemandem inscenirt worden.

A. G.

## Bücher.

**Dr. Max Kulisch: Beiträge zum österreichischen Parlamentsrecht. Duncker & Humblot. Leipzig, 1900. 246 S.**

Das Buch behandelt nur einen kleinen Theil des Parlamentsrechtes, die Bildung des Reichsrathes. Ein Capitel erörtert die Berufungsordnung des Herrenhauses, das andere, größere, ist eine Darstellung der Wahlordnung des Abgeordnetenhauses. Eine kurze Einleitung bespricht die rechtliche Natur beider Häuser. Der Verfasser wollte „die auf die Organisation des Reichsrathes bezüglichen Rechtssätze juristisch behandeln .... die ihnen zugrunde liegenden Rechtsgedanken entwickeln". Wären beide Seiten der Aufgabe gleich erfolgreich gelöst, so wäre die vom Verfasser richtig empfundene Lücke in unserer staatsrechtlichen Literatur ausgefüllt. Allein seine Schrift ist bloß als dogmatische Darstellung des geltenden Rechtszustandes gerathen. Eine Analyse der im System verwirklichten „Rechtsgedanken" ist bis auf einige zerstreute Bemerkungen ausgeblieben. Und doch wäre dies eine anziehendere Aufgabe gewesen, als die Auslegung der positiven Vorschriften nach juristischen Schulregeln. Die „Rechtsgedanken" waren nach der Natur des Gegenstandes in den politischen Gedanken zu suchen. Die complicierte Natur des geltenden Rechtes stand fest. Es war nun zu untersuchen, welches Durcheinander von politischen Ideen sowohl in dem augenblicklichen Zustand, wie in dessen Entwicklungsstadien sein Wesen treibt. Ein Beispiel aus vielen: Das Subject des Wahlrechtes ist in Oesterreich auch heute noch nicht durchwegs der Staatsbürger als solcher, sondern vielfach als Träger einer Wirtschafts- und Steuereinheit. Im Großgrundbesitze wählen z. B. Miteigenthümer nicht nach aliquoten Theilen der Steuerleistung, sondern das Gut hat nur eine Stimme. Dieser Grundgedanke eignete ursprünglich dem gesammten Wahlsysteme, da das in letzter Linie auf dem Gemeindewahlrechte basierte Reichsrathswahlrecht das System der Gemeindewahlordnungen adoptirt, diese jedoch auch bei Mitbesitz an Realitäten, bei Handelsgesellschaften ursprünglich ähnliche Anordnungen haben. Die Reichsrathswahlordnung vom Jahre 1873, die Reformen von 1882 und 1896 haben dann allmählich den Gedanken eines an die Person des Staatsbürgers geknüpften Wahlrechtes herausgearbeitet. Diese Entwickelung systematisch zu verfolgen gehört nicht minder zum Gegenstande wie die Entstehung der directen Wahlen aus dem Wahlrechte der Landtage. Es hätte sich da das Resultat ergeben, dass das österreichische Wahlrecht viel raffiniertere Pluralitätswahlrechte kennt, als es den Anschein hat, denn nach § 17 Reichswahlordnung darf das Wahlrecht nur in demselben Kronlande nicht doppelt sein, es kann jedoch ein Staatsbürger abwesend auch fern von seinem ständigen Wohnsitze als Repräsentant einer Wirtschafts- und Steuereinheit in einem oder mehreren anderen Kronländern wählen. — Die dogmatische Durcharbeitung der Materie ist eine gründliche, wenn auch vielleicht eine oder die andere Detailfrage nicht gestreift sein mag. So vermissen wir eine Besprechung der Frage, ob das Haupt einer Adelsfamilie die ihm angebotene Herrenhausmitgliedschaft ohne Zustimmung der Anwärter ablehnen kann. Wenn auch die Frage zweifellos zu bejahen ist, so war sie doch zum mindesten aufzuwerfen. Der Verfasser unterließ es, wahrscheinlich weil er von der mit dem Wortlaut und dem politischen Sinne der Institution nicht vereinbarlichen Anschauung ausgeht, die Herrenhausmitgliedschaft sei Eigenschaft einer bestimmten Person und nicht einer Familie. Erwähnenswert ist, dass der Verfasser die sechsjährige Wahlperiode derart bestimmt, dass als Anfangstermin der Tag der ersten bekanntlich nicht gleichzeitig vorzunehmenden Wahlen anzusehen sei. Gelegentlich des Erlöschens der letzten Wahlperiode war vielfach in Tageszeitungen die letzte Wahl als maßgebend bezeichnet worden, was zu der curiosen Annahme eines allmählichen Aufhörens des gesetzmäßig bestehenden Reichsrathes führt. Trotz der unklaren Stilisierung: „Wahlperiode" statt „Legislaturperiode" ließe sich jedoch nach unserer Ansicht auch für Oesterreich die Auffassung vertheidigen, dass die Wahlperiode mit dem Zusammentritt des neugewählten Hauses zur ersten Session beginnt. Denn der Reichsrath ist „alljährlich" zu berufen, die Sessionen sind nach der Verfassung, wenn auch nicht nach der missbräuchlichen Praxis Jahressessionen. Es entspricht daher dem Geiste parlamentarischer Institutionen eher, den Zeitraum von sechs Jahren gleichbedeutend mit der Dauer von sechs Jahressessionen zu nehmen, als die aus dem Privatrechte entlehnte [illegible] anzuwenden.

Dr. R—n.

**Paul Nikolaus Cossmann: Elemente der empirischen Teleologie. Stuttgart, A. Zimmers Verlag (Ernst Mohrmann) 1899.**

[illegible] Buch, [illegible] haben eine um sich greifenden antidarwinistischen [illegible], ebenso es selbst zur Ueberwindung [illegible] Dr. [illegible] erörtert nothwendige Zu-[illegible] Naturwissenschaften; er verlangt [illegible] nichts präjudiciert

werde, und findet mit dem heute herrschenden Dogma von der **Alleingiltigkeit** der Causalität bereits das „Voraussetzungsminimum“ überschritten. Also, wenn's noth thut, eine zweite Verknüpfungsform neben der Causalität! Und dass es noth thut, wird durch eine unbehilfliche citierwüthige Analyse von typischen Aussprüchen, Grundbegriffen und Thatsachen glaubhaft gemacht, als deren Resumé zum Schluss die neovitalistische Gleichsetzung zwischen organischer Beschaffenheit, biologischen Vorgängen und teleologischer Beschaffenheit, teleologischen Vorgängen erscheint. Ist das sehr neu? Schon bei Schopenhauer, dem metaphysischen Teleologen, sind „die Endursachen der Leitfaden zum Verständnis der organischen Natur, wie die wirkenden Ursachen zu dem der unorganischen“. Den **heuristischen** Wert der teleologischen Zusammenhänge, ihren Schlüssel- und „Leitfaden“wert, bestreitet ja auch der Darwinismus nicht, wohl aber ihre wirkliche Existenz. Hier wäre eine tiefgründige Kritik der Selectionstheorie am Platze gewesen, hier auch ein erkenntnis-theoretischer Excurs, ob sich die **allgiltige** Causalität mit einer neben ihr herlaufenden teleologischen Naturordnung verträgt. Der Leser probiere es einmal mit der teleologischen Formel des Verfassers: auf A (Antecedens) folgt causal M (Medium), damit S (Succedens) eintrete, M ist abhängig von A und S — als Aetiologe wird er antworten, dass M ja bereits durch A hinreichend determiniert sei, so dass die weitere Determination durch S entweder zum Ueberfluss oder zum Widerspruch führe! In diesen Dingen ist, wie ich glauben möchte, das letzte Wort heute weniger denn je zu sprechen: die Naturwissenschaft ist in einer Krisis begriffen und sucht den alten Fetischismus von Ursache und Wirkung loszuwerden, die Mechanik geht mit Beseitigung der mythologischen „Kräfte“ (Kirchhoff, Boltzmann, Hertz) rüstig voran. Da werden die Philosophen noch zu bohren und zu wühlen haben! Inzwischen beschert uns Coßmann einen dreigliedrigen Fetisch zum causalen zweigliedrigen hinzu. Wir sagen heute nicht mehr, der Ofen sei die Ursache der Zimmerwärme; aber wie sollen wieder wie vor Darwin sagen, das grüne Laub sei die Ursache und das Geschütztsein der Zweck der Färbung des Laubfrosches. . . . Innerhalb seines eigenen Gedankenkreises soll dem Verfasser Schärfe und Vorsicht nicht abgesprochen sein. So hütet er sich wohl — auch hierin ist ihm Schopenhauer vorangegangen — vor dem „actionalistischen Anthropomorphismus“, der an die **psychische** Präexistenz des Zweckes, an das **Gewolltsein** der Endursache glaubt: das ist vielleicht der wesentlichste Unterschied zwischen modernen und älteren Teleologen. Man muss sich erinnern, dass auf früheren Erkenntnisstufen auch die Causalität einer intellectuellen Vermittlung bedürftig schien; da treibt nicht der Ruderschlag das Boot, sondern ein Dämon, den die Rhythmik des Ruderschlages zum dienstbaren Eingreifen zwingt. Auch Coßmanns Einschränkung der Teleologie auf das Individuum und seine unmittelbare Nachkommenschaft ist ein Fortschritt gegenüber den uferlosen „Weltzwecken“ und kosmischen Zielstrebigkeiten, mit deren Hilfe heute noch unklare Geister sich einer harmonischen Weltanschauung erfreuen. Aber das sind verständige Einzelheiten, die für den mangelnden philosophischen Tiefgang nicht entschädigen. Der Verfasser hat seinem Buche ein Wort Bacons zum Geleit gegeben, des größten Antiteleologen neben Cartesius und Spinoza; er wird vielleicht eher wissen, wo seine philosophischen Gegner zu finden, als wie sie zu schlagen sind.
Paul Mongré.

**Paul Voß: Musiker-Biographien. 22. Band: Georges Bizet. Leipzig, Philipp Reclam.**

Eine Biographie Bizets war Musikliebhabern und Fachmännern längst ein Bedürfnis. Wissen wir doch heute, dass seine „Carmen“ in der nachwagnerischen Periode eine geradezu epochemachende Rolle gespielt hat, die ihr bei ihrem ersten Erscheinen niemand zugemuthet hätte. Bei den ersten Aufführungen konnte man bekanntlich kaum einen Durchschnittserfolg constatieren. Diese Aenderung im Geschmack des Publicums gibt dem Kunsthistoriker, wie dem Kunstphilosophen zu denken. Vergebens suche ich in dem vorliegenden Buche nach einer genügenden Erklärung dieser Wandlung. Wer heute über Bizet schreibt, der darf, und sei das Buch noch so klein, den Eindruck nicht übersehen, den „Carmen“ wenigstens auf einen der einflussreichsten Köpfe der Gegenwart, auf Friedrich Nietzsche, gemacht hat, der das Werk bekanntlich zum Ausgangspunkt einer ganzen Umwälzung seiner ästhetischen Anschauungen wählte. Derartige Einflüsse sind bei einem Componisten doch eine historische Merkwürdigkeit. „Carmen“ gegen Wagner! das hätte sich Bizet selbst nicht gedacht. Darüber zu sprechen, wäre eine ebenso dankbare als schwierige Aufgabe gewesen, die indes über die Kraft unseres Verfassers hinausgegangen zu sein schien. Das rein chronistische Moment hingegen ist in dem Büchlein ganz gut vertreten, die hier mitgetheilten Thatsachen, namentlich über die erste Aufführung von „Carmen“, werden künftigen Kunstschriftstellern eine willkommene Handhabe bieten. Die Schlussbemerkungen über jene denkwürdige Première mögen zur Charakterisierung der Situation hier noch Aufnahme finden: „Der Abend der ersten Aufführung brachte Bizet schmerzliche Stunden. Er saß still im Directionszimmer und nahm die vereinzelten Glückwünsche seiner Gönner entgegen. Er wusste, dass sie es gut mit ihm meinten, doch die Apathie des Publicums konnte ihm nicht entgangen sein. . . . Als ein neuer, düsterer Märzmorgen anbrach, der so recht der Stimmung des Componisten ähnelte, war die Welt um ein Kunstwerk reicher — das Herz seines Schöpfers aber gebrochen.“
R. W.

**Adolf Flachs: Rumänische Hochzeits- und Todtenbräuche. Berlin. G. Demuth.**

Wenn das Wort wahr ist, dass die Volkskunde der Völker Jungbrunnen sei, ist es immer ein Verdienst, aus diesem Quell Neues zu schöpfen. Ein solches hat der Verfasser sich mit dieser Schrift erworben, die auf Grund von Studien anderer und eigener Beobachtung bisher unbekannte Gebiete des rumänischen Volkslebens erschließt. Bezüglich der Hochzeitbräuche lässt sich sagen, dass sie eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen der Südslaven, namentlich der Serben, aufweisen, wobei noch zu bemerken ist, dass die alte Sitte sich bei den siebenbürgischen Rumänen am reinsten erhalten hat. Im Motzenlande findet alljährlich an einem bestimmten Tage ein Heiratsmarkt statt, der sonst nur im Schwabenlande vorkommt und auch bei den in Südungarn angesiedelten Schwaben fort besteht. Wenn nun auch bei den Rumänen die Aeußerlichkeiten der Hochzeitbräuche dem nationalen Charakter gemäß anders sich geben, als die der Südslaven, ist doch der Grundzug beider vollkommen identisch. Es besteht das Heiratsverbot für die Verwandtschaft bis in den dritten Grad, man kennt Liebeszauber und Eheorakel, die Brautwerbung erfolgt durch Abgesandte, welche die Zustimmung der Eltern durch allerlei Winkelzüge erschleichen müssen, die Verlobungsfeier, deren Höhepunkt der Ringwechsel bildet, findet unter einem besonderen Ceremoniell und unter Flintengeknalle statt, und vollends die Hochzeitsfeier, zu welcher die Sippe des Bräutigams beritten oder zu Wagen zum Brauthause kommt, und der Zug nach der Kirche auch zu Pferd unter den Klängen von Zigeunermusikanten und Flintenschüssen sich begibt, ist serbischer Art, was noch mehr dadurch beglaubigt erscheint, dass in einigen Gegenden Siebenbürgens und der Bukowina noch die Sitte des Mädchenraubes bestehen soll. Allerdings geht durch die rumänische Hochzeitsfeier ein Grundzug harmloser und ausgelassener Fröhlichkeit, wie auch der Verkehr zwischen den Verlobten nicht beschränkt ist. — Bei dem Todtenglauben zeigt sich ein buntes Gemisch von Aberglauben und einer naiven Auffassung von dem Wesen Gottes und seiner Macht und von der Vorstellung des Todes als einer Reise in das Jenseits. Man glaubt an den Tod ankündigende Vorzeichen, kennt Mittel, ihn abzuwenden. Alle Bräuche während der Erkrankung, der Augenblick des Ablebens, die Aufbahrung, die Einsegnung und das Begräbnis, die mit Ceremonien und seltsamen abergläubischen Beigaben für den Todten begleitet sind, erfolgen in dem Glauben, dass der Verstorbene eine Reise in das Jenseits antritt, die vierzig Tage dauert. So finden wir bei einem kleinen modernen Volke heidnische Anklänge mit christlicher Auffassung verquickt.
J. Bnn.

**Jonas Lie: Maisa Jons. Leipzig, O. Gracklauer, 1900.**

Ein neuer Roman von Jonas Lie! Das klingt den Feinschmeckern der Kunst wie eine freudige Botschaft zu. Man genießt im neuen Werk die alte, wohlbekannte Art und findet doch Triebe und Blüten, welche eben erst das letzte Werk gezeitigt zu haben scheint. Maisa Jons ist ein armes, elternloses Mädchen, welches durch ihre geschickten Hände in den reichen Bürgerhäusern ihrer Stadt als Näherin kärgliches Auskommen findet. Man könnte das Buch **den** Roman der Näherin nennen. Freilich vergoldet der Dichter in seiner ihm eigenen, so gütigen Art. Er bringt es nicht ums Herz, das Gemeine anzufassen und im Kunstwerk darzubieten. Etwas so Lieblich-Keusches, so unantastbar Seelenadeliges wie diese Maisa Jons und ihre Liebe zu dem armen Studenten Kielsberg werden wenige von uns sich rühmen können, im Leben gesehen zu haben. Aber der Meister Lie versteht es, uns zauberhaft hinwegzutäuschen über diese **Unwirklichkeiten** (wohlgemerkt nicht **Unwahrheiten**) seiner Charaktere, indem er als Rahmen zu diesen idealen Menschenseelen, welche die Helden seiner Bücher sind, wahrhaftes, wirkliches, unverfälschtes, mit mikroskopischer Treue nachgezeichnetes Leben bietet. Diese Familienmilieus, in denen Maisa näht, sind unbegreifliche Meisterstücke der Kleinschilderung. Man wird unwillkürlich an die alten niederländischen Maler erinnert. Die gleiche Gewissenhaftigkeit, ja Feierlichkeit in der Beobachtung und Wiedergabe, die gleiche ganz wunderbare Empfindungsgabe in der Entdeckung immer neuer, von uns bisher übersehener Züge . . . Die Liebe Maisas zieht wie ein Hauch, ein Traum durch das Leben der Näherin. Sie musste ja verzichten, auf alles verzichten, weil die bösen Zungen Gift zu verbreiten begannen, und die feinen Häuser eine Näherin nicht beschäftigen konnten, die einen Studenten liebte, wenn auch noch so platonisch. Den Schuster musste sie heiraten. So war es den Herrschaften recht. Nach ein paar Jahren stürzte der Kerl ins Wasser, im schweren Rausche. Die Maisa wird wieder Näherin, kommt wieder in die alten Häuser. Was ist aus dieser Menschenblüte, aus dieser zarten, tiefen Seele geworden — ein verelendetes, krankes, gebrochenes Weib. Aber ihre gesellschaftliche Function übt sie aus wie damals: unablässig näht sie in den feinen Häusern der Stadt. Man thut sich noch etwas zugute, der Witwe Brot und Arbeit zu geben. Welche Schätze in diesem armen Wesen lagen und verdarben, welche Liebensfähigkeit und -würdigkeit, wer ahnt das jetzt! Wahrscheinlich hat es selbst jener Student längst vergessen, dem sich die Seele der Maisa Jons einst opfern wollte.
M. M.

---

# Revue der Revuen.

**„Deutsche Revue“** (August). Graf Hoensbroech, der bekannte Ankläger der Päpste und Verfasser des Werkes „**Socialcultuelles Wirken des Papstthums**“, schreibt über „**Papstthum und Hexenwahn**“. Man betrete damit ein Gebiet, dem an Schrecknissen in der gesammten Cultur- und Socialgeschichte der Menschheit nichts gleichkommt. Der Glaube an Hexen und Zauberer ist so alt wie die Menschheit und bei allen Heidenvölkern der Vergangenheit und Gegenwart verbreitet; aber erst das Christenthum habe ihn in ein großes System gebracht und mit Wahnvorstellungen einer entarteten und wahrhaft teuflischen Phantasie umhüllt. Der **Hexenwahn** zerfällt in zwei Theile, gewissermaßen in Theorie und Praxis: die **Hexenlitteratur** und die **Hexenmorde**. An der Spitze dieser Literatur, als ihre classischen Schriften, stehen zwei päpstliche Bullen: die Teufelsbulle Gregors IX. aus dem Jahre 1233 und die Hexenbulle Innocenz VIII. von 1484. Gregors Bulle befasst sich vorwiegend mit den Hexensabbathen, deren Ceremoniell er eingehend beschreibt, und fordert ein dringlich zur Vernichtung der Hexen als einem Gott wohlgefälligen Werk auf; er verheißt zum Lohn dafür sogar die gleichen Vorrechte und Ablässe wie für eine Fahrt ins heilige Land. Innocenz dagegen richtet sich mehr gegen die Daemones incubi et succubi, die Hexen und Teufel in Weibs- oder Mannsgestalt, die mit dem Menschen Unzucht treiben und teuflische Kinder erzeugen. Die unmittelbare Folge dieser Bulle war das nach Inhalt und Wirkung furchtbarste Buch der Weltliteratur: der von den päpstlichen Inquisitoren, den Dominicanermönchen **Sprenger** und **Institoris** verfasste „**Hexenhammer**“. Es trat unter der dreifachen Autorität der päpstlichen Bulle, einer königlichen Bestätigung und einer Approbation der theologischen Facultät Köln in die Oeffentlichkeit: die Nachfrage war so

groß, dass innerhalb zehn Jahren neun Auflagen erschienen, und im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte wurden neun weitere Auflagen davon veranstaltet. Der Einfluss dieses ebenso unflätigen als tollhäuslerischen Buches soll geradezu ungeheuer gewesen sein; es wurde zum Todesurtheil und zur Grabschrift für tausende von Unglücklichen, Männern, Weibern, Kindern und Greisen. Innerhalb 150 Jahren sind wenigstens 30.000 Hexen von der Inquisition in Spanien, Italien und Deutschland verbrannt worden, und von der letzten Hexenexecution in Deutschland trennen uns nur 125 Jahre; sie wurde anno 1775 im geistlichen Stifte Kempten vollzogen. Und ein großer Theil dieser Hexenmorde, respective der vorangegangenen Anklagen war die Folge jenes Werkes, das mit Genehmigung der Päpste im Volke verbreitet wurde. „Es ist eine unwiderlegbare Thatsache", schreibt Hoensbroech, „die Päpste haben jahrhundertelang an der Spitze eines Mord- und Blutsystems gestanden, das mehr Menschenleben geschlachtet und mehr culturelle Verheerungen angerichtet hat als irgend ein Krieg."

**„Grande Revue"** (August). Gaston Bonnier setzt in einem längeren Artikel auseinander, es sei ein weitverbreiteter Irrthum, dass der Bienenstaat nach monarchischem Princip organisiert sei, einer Königin unterstehe und verschiedene streng geschiedene Kasten beherberge. Die Bienen seien im Gegentheil socialistisch organisiert. — Ed. Serre untersucht, welche Lehren die Pariser Weltausstellung auf volkswirtschaftlichem Gebiet darbiete. Er berührt vor allem die statistische Uebersicht über den Schutz der arbeitenden Kinder in den verschiedenen Ländern. Darnach dürfen Arbeiter unter achtzehn Jahren in Frankreich nicht über elf, in Oesterreich, Belgien, Holland und der Schweiz nicht über zwölf, in Deutschland, England und Skandinavien nicht über zehn Stunden zur Arbeit angehalten werden. Was die Löhne betrifft, so haben sie sich innerhalb fünfzig Jahren verdoppelt, innerhalb hundert verdreifacht, nur wird dieser erhöhte Erwerb fast gänzlich durch die entsprechende Theuerung aller Lebensbedürfnisse aufgewogen. Von einer wirklichen Verbesserung der Lage kann daher nur bei jenen Arbeitern die Rede sein, die am Gewinn participieren, wie das in der Silberwarenfabrik von Christofle oder im Kaufhaus „Bon Marché" der Fall ist. Der Verfasser führt eine ganze Reihe französischer, englischer und amerikanischer Fabriken an, in denen dieses System eingeführt wurde; dasselbe hat innerhalb des letzten Decenniums sehr an Ausbreitung gewonnen.

**„The Century"**. Nicolas Tesla, der berühmte Elektriker, schreibt über die Steigerung der menschlichen Kraft. Dreierlei scheint ihm hierzu erforderlich: die Masse der Menschen muss der Zahl nach vermehrt, die Kraft des einzelnen gesteigert, und alles, was hemmend oder störend wirkt, muss nach Möglichkeit beseitigt werden. Zu diesem Endzweck müssen die Menschen selbst einen mäßigen und moralischen Lebenswandel führen, der Wissenschaft aber kommt es zu, für reichliche und gesunde Ernährung zu sorgen. Das Trinkwasser muss vor allem destilliert werden, da es die Quelle der meisten Krankheiten ist; dann aber muss der Boden ergiebiger gemacht werden, was durch die Elektricität erzielt werden kann. Mittels eines elektrischen Apparates wird nämlich der in der Luft enthaltene Stickstoff in Brand gesteckt, wodurch derselbe sich mit Sauerstoff verbindet und Ozon in beliebigen Massen und zu geringen Kosten allerwärts erzeugt werden können. Nicht minder wirksam lässt sich die Elektricität als Arbeitskraft in den Dienst der Menschen stellen, wodurch denselben der größte Theil aller körperlichen Anstrengungen erspart würde. Natürlich denkt Tesla nicht an die kostspielige, künstlich erzeugte Elektricität, sondern an solche, die aus den natürlichen Quellen, vor allem aus der Kraft der Ströme zu gewinnen wäre. Manche Länder, wie die Vereinigten Staaten, Schweden, die Schweiz und andere, bergen unerschöpfliche Schätze von elektrischer Kraft, die freilich erst dann beinahe kostenlos dienstbar sein werden, wenn man verstehen wird, die Erde und die Luft als unmittelbare Elektricitätsleiter zur drahtlosen Kraftübertragung zu verwenden. Auch den Kriegen, die so viel der besten Menschenkraft verschlingen, hofft Tesla beizukommen, indem er ihnen durch die Construction von fabelhaften Zerstörungswerkzeugen ein jähes Ende bereitet. — Mrs. Bronson, die Schwester des Dichters Browning, gibt eine Schilderung seiner letzten Lebenstage, die der greise Poet in Asolo bei Treviso verbrachte. Seine Zeit war so streng eingetheilt, wie die eines pedantischen Gelehrten, und Browning hielt auf Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit. Er befasste sich bis ans Ende mit classischer Lectüre und schrieb auch selbst noch. Häufig dichtete er während seiner täglichen Ausfahrten in die Umgebung von Asolo, und brachte seine Verse zu Papier, sobald er nach Hause kam. Er spielte auch täglich auf einem dreihundert Jahre alten Spinett, und zwar englische oder russische Volksweisen, Lieder, die er in seiner Kindheit gehört. Seine künstlerischen Pläne beschäftigten ihn bis zu seinem Tode, und er trug sich mit dem Plan, ein Drama zu schreiben, das alle seine früheren Werke übertreffen sollte.

**„Contemporary Review"** (August). D. C. Boulger unterzieht die hervorragenden Persönlichkeiten von China einer genauen Prüfung. Nach ihm ist Kang Yi ebenso fremdenfeindlich und gewaltthätig, wie Prinz Tuan. Yuan Schi Kai ein Mann von Verstand und Geschicklichkeit, Prinz Tsching nicht einflussreich. Von Tschang Tschih Tung spricht er mit Ehrerbietung: er sei alt, erfahren und fortschrittlich gesinnt, habe aber keinen großen Anhang; Liu Kun Yi ist jünger, energischer und soll England freundlich gesinnt sein. Scheng nennt er ganz gewissenlos, den richtigen Nachfolger Li-Hung Tschangs, von diesem selbst erzählt er, er [illegible] wohl, wie General Gordon im Jahre 1864, als davon die [illegible] an Stelle der [illegible] zu setzen, von ihm [illegible] [illegible] [illegible] gehen zu lassen, [illegible] das heute [illegible] [illegible]

Japan oder zu einem Streit über Asien zwischen Russland und England kommen, so würde sich Amerika ganz neutral verhalten. Zur Lösung der gegenwärtigen Krisis gebe es nur zwei Möglichkeiten: entweder die Aufrechterhaltung der chinesischen Regierung unter Oberaufsicht der Mächte, wobei die Vereinigten Staaten allerdings auch einen Antheil an der Controle beanspruchen würden; oder eine Austheilung in Machtsphären und Districte, in welchem Fall Amerika sich damit begnügen würde, sich den Freihandel zu sichern. — Ein Anonymus, „Civilis", gibt ein humoristisches Charakterbild des neuen Vice-Königs von Indien, Lord George Curzon. Wie es scheint, hat sich Lord Curzon durch seinen Uebereifer, sich selbst von allen Verhältnissen zu überzeugen, sich in alles zu mengen und überall Ansprachen zu halten, ein wenig dem Spott ausgesetzt. Auch ein großes Bewusstsein seiner Würde und ein Bedürfnis, zu repräsentieren und einen gewissen Glanz zu entfalten, scheinen ihm eigen zu sein. Der Verfasser vergleicht ihn mit Kaiser Wilhelm II.

---

# Epigone.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Eine Wodanseiche, die letzte eines heiligen Haines, hohl und uralt, wurde vom Blitz getroffen. Die Kränze, mit denen sie geschmückt war, verbrannten, die Waffen und Siegestrophäen, die an ihren Aesten hiengen, stürzten herunter, und sie starb.

Und die sich einst zum Opferfeste unter ihrem Blätterdach versammelt hatten und dem Rauschen ihrer Zweige gelauscht und dem Gesang der Vögel, die in ihnen wohnten, trauerten an der verödeten Stätte.

Lange Zeit vergieng. Eines Tages aber hörte man plötzlich ein Kind ausrufen: „Seht her, seht, eine neue Eiche wächst!"

Die Leute liefen hinzu und sahen mit Entzücken, dass ein Eichenbäumchen seinen zarten Wipfel aus dem Boden gehoben hatte.

Mit unglaublicher Raschheit wuchs es und entwickelte sich, und so oft es wieder ein neues Blatt entfaltet hatte, herrschte Jubel in der Gemeinde und die Weisen prophezeiten: „Es wird dereinst die alte Eiche ersetzen und wie sie Schutz und Obdach bieten und Offenbarungen aus dem Rauschen seiner Blätter spenden."

Weil es zu klein war, um Kränze und Waffen zu tragen, wurden sie ihm zu Füßen gelegt, und die Menschen knüpften ihre Hoffnungen an seine Aestlein.

Das Bäumchen wurde hochmüthig und dachte: Ich bin mehr als alle meine Vorfahren, keiner hat es in früher Jugend schon so weit gebracht.

Es merkte nicht, und niemand wollte merken, dass es aufgehört hatte zu wachsen und mitten im Sommer ein welkes Aussehen annahm.

Und als der Herbst kam und der erste Frost, war das Bäumchen todt und hatte die Menschen um alle ihre Erwartungen betrogen.

Sie begriffen es nicht. Sie giengen hin und gruben den kleinen Stamm aus. Da sahen sie, dass er gar nicht in der Erde gestanden, sondern nur ein Schössling gewesen war, den eine Wurzel der todten Wodanseiche noch getrieben hatte.

# Das Mittagsmahl.

(Il pranzo.)

Frei nach Gabriele d'Annunzio von Christian Morgenstern.

Personen: Ugo, Melissa, Tanio, Rosetta, Giotto, Peppo, die Mamsell, Domestiken.

(Speisezimmer einer italienischen Villa. Die Luft zittert Ahnung kommender Genüsse. Der allgemeine Charakter des Saales ist Hunger, aber nicht der Hunger des Plattfußes, sondern die feine melancholische Sehnsucht des gewählten Schmeckers seltener Fleische, erlesener Debite. Die Tapeten athmen den Geist gebackener Natives. Die Servietten bilden Schwäne wie zum Gleichnis. Die Candelaber scheinen ihre Kerzen zu verzehren. Die Möbel krachen vor Begierde mit den Kiefern. Als die Thüre geöffnet wird, thut sie einen tiefen Seufzer und erweckt damit die Vorstellung, als drehe sie ihren Kopf mit einem halb verzückten, halb gemarterten Augenaufschlag den prallen Amoretten der Decke zu.)

(Herein tritt: ein Gruß vom Meere, in Gestalt eines blauen Tischtuchs, welches den Thürrahmen völlig ausfüllt.)

(Durch diesen Gruß hindurch, nach mehreren Secunden: Melissa, die Nichte des Hausherrn. Ihre Zähne sind weiß wie die Brust der Diana und scharf wie [illegible] von Tischen. Ihr Haar hat den Glanz und die Farbe der [illegible] Hänge des Albanergebirge, wenn die unendliche Sehnsucht des [illegible] darüber liegt. Ihre Augen sind wie der [illegible] nach der Lago di Leco. Ihre Augenbrauen gleichweit [illegible] der [illegible] Gabriele. Ihre Nase ist die [illegible] der mediceischen Venus. Die Bewegungen [illegible] Anmuth jener Tänzerinnen des Benozzo Gozzoli [illegible] Raume.)

[illegible] das Zimmer geworfen, ein [illegible] nach der [illegible]

(Durch das tiefblaue Rechteck im Hintergrund zieht langsam in weiter Ferne ein rothes lateinisches Segel.)

(Von links, an Melissas herrlicher Hand, Olio, ein Lockenkopf Botticellis.)

Olio: Melissa!

Melissa: Olio!

Olio (mit einer ungeheuren Bewegung der Rechten über die Tafel hin): Weißt du noch, Melissa, wie wir damals in Girgenti, dem alten Adrigentum, im Hause deines Vaterbruders jenen unbeschreiblichen Fisch zum erstenmale aßen, in dessen Geschmack uns jene mystische Ehe zwischen Antike, Renaissance und Moderne vollzogen zu sein schien, die wir in Kunst und Leben selber zu gestalten, oft so unglückliche Versucher sind, so unglücklich, weil so weit entfernt von jenen tiefen Bedingungen der Natur, deren unbewusstes Ineinanderwirken die Träume der Götter in immer neuen Incarnationen gebiert?

Melissa (hingerissen): Und wie du dann wie von einer überirdischen Sehergabe begeistert dich an der Tafel erhobst und zwischen den staunenden Gästen die goldbestickten Teppiche deiner Phantasien hinrolltest und auf den fiebernden Saiten deiner Geschmacksnerven die Symphonie zweier Jahrtausende beschworst, von Gelas Gründung durch die Dorier an —

Olio: — unter Kleandros, Hyppokrates und Gelon —

Melissa: Bis zur Gründung Adrigentums von Gela aus und von all seinen prächtigen Tempeln und von den Karthagern und Römern und Saracenen.

Olio: Es waren selige Stunden, Melissa. Aber da kommt er, von dem wir soeben sprachen, als hätte ihn eine Ahnung unseres Gesprächs herbeigeführt.

(Es tritt auf von rechts: Degno, ein älterer graumelierter Herr, Besitzer ausgedehnter Ländereien auf Sicilien, Maler aus Liebhaberei.)

(Ihm entgegen) Melissa: Wir sprachen soeben von Ihnen, Onkelchen!

Olio: Und von jener wunderbaren Muräne, die wir vor zwei Jahren auf einem Ihrer sicilischen Güter —

Degno: O, ich erinnere mich noch wohl daran. Ich habe sie später aus dem Gedächtnis gemalt. Es war ein außergewöhnlich schönes Thier und von einer Länge, wie sie die ältesten Fischer nicht für möglich gehalten hatten. Ich habe das Bild einer jungen Verwandten des Luigi geschenkt, und wie mir erzählt ward, bildet es jetzt eine Art von Heiligthum in ihrer Villa in dem lieblichen Frascati.

Wenn es Euch recht ist, so wollen wir uns jetzt zur Tafel setzen. Du bist wohl so gut, meine theure Melissa, und rufst meine Schwester. Sie geht mit Ghiotto in den Gängen des Gartens auf und ab, noch ganz beschäftigt mit den köstlichen Rosen, die über Nacht aufgeblüht sind.

Melissa: Ich werde sie sogleich hereinbitten, theurer Oheim. (Tritt in das tiefblaue Rechteck und ruft nach rechts:) Tante! Tante Rosetta! Ghiotto! Liebe Tante! Ihr möchtet kommen! Das Mahl wartet!

Olio: Wie wird es schön sein, wenn wir jetzt wieder so zusammensitzen werden, du, mein edler Oheim — Rosetta, meine Mutter, deine Schwester — Cousine Melissa, Eures Bruders Tochter — ihr kleiner Halbbruder Ghiotto — und ich.

Degno (ergreift seine Hände und drückt sie schweigend).

Ghiotto (ein blasser Knabe mit verzehrenden Augen, kommt hereingesprungen): Guten Mittag, Onkel Degno! Guten Mittag, Onkel Olio!

Degno: Willkommen, mein kleiner Knabe! Ich denke, wir wollen es uns jetzt wohl sein lassen.

Rosetta (tritt ein, sie ist eine Dame in den Fünfzigern; ein langes Leben steht in ihrem Antlitz).

Olio (ihr entgegen): Willkommen, theure Mutter!

Rosetta: Seid mir gegrüßt, meine Lieben! Ich war bei den Rosen draußen, jetzt bin ich bei Euch.

Melissa: Und du bringst ihren Duft an deinen Kleidern mit dir (sie umarmen sich).

Degno (leise zu Olio): Sie bringt ihn in ihrer Seele mit. O, wie bewundernswert ist diese Frau.

(Inzwischen hat sich Ghiotto auf einen Sessel gesetzt und die Serviette umgebunden.)

Melissa: Du lieber Gott, seht doch den kleinen Schelm!

Olio: Wahrhaftig! Er eröffnet die Tafel, er gibt das Zeichen, man wird nach dem Diener läuten müssen.

Rosetta: Aber Ghiotto! Wie ist es möglich, dass du schon wieder hungrig bist. (Zu den andern:) Um zehn Uhr noch gab ich ihm von den gezuckerten Früchten, die uns dein Bruder, Melissa, aus Padua gesandt hat.

Olio: Es sind Gedichte, diese Früchte! Wenn ich dich um deiner eigenen Schönheit willen nicht liebte, Melissa, ich müsste dich allein um dieser göttlichen Komödien deines Bruders willen verehren. Wenn jener Fisch, von dem wir vorhin sprachen

Degno (zu Rosetta): Die Riesenmuräne aus dem Hafen von Girgenti

Rosetta: Die du später maltest — ich entsinne mich gar wohl —

Olio: Ein Wunder des Meeres! Ich wollte sagen: Wenn dieser Fisch sich sein Lebelang von jenen Früchten genährt haben würde, so könnt' ich es begreifen, dass —

Ghiotto (klappert mit Messer und Gabel).

(Alle wenden die Blicke auf ihn und sehen ihn halb vorwurfsvoll, halb verständnislos an.)

Rosetta (leise zu Degno): Ich weiß gar nicht, was mit Ghiotto ist.

Melissa (zu Ghiotto): Hast du mich denn noch lieb, mein süßer kleiner Ghiotto?

Ghiotto: Tante Melissa!

Rosetta: Die Kinder sind oft recht seltsam. Aber wollen wir uns nicht setzen? (Alle nehmen Platz.) Ich erinnere mich da einer Familie, deren Besitzthum in der Nähe der Weinberge lag, die deinem Großonkel, Olio, gehörten, bevor er in jenem verderblichen Krieg zog, der sein ganzes Vermögen verschlingen sollte. Da war auch so ein seltsames Kind … (Sie versinkt in Erinnerung).

Degno: Wenn es Euch recht ist, so läuten wir dem Diener, dass er das Mahl auftrage.

Melissa (schlägt an ein Gong).

Olio (zu Melissa): Priesterin!

Rosetta: Sie hat ganz die Bewegungen ihrer Mutter.

Degno: Weißt du noch —

Beppo (ein Diener, mürrischen Gesichts, tritt von links ein).

Degno: Wir wünschen zu speisen, Beppo.

Beppo (ab).

Ghiotto (seufzt tief).

Rosetta und Melissa (zu gleicher Zeit): Was ist dir, Ghiotto?

Ghiotto: Ich habe Hunger!

Degno und Olio (zu gleicher Zeit): Es ist unbegreiflich.

Rosetta: Man sollte ihm ein Buch geben. Er langweilt sich vielleicht.

Melissa: Willst du ein Buch, Ghiotto? (Ghiotto schüttelt den Kopf).

Degno: Er ist seltsam.

Olio: Man sollte ihm „Das Gastmahl des Trimalchio“ des Petronius Arbiter geben.

Degno: Das wäre vielleicht das Beste. (Zu den Frauen:) Ihr kennt diese einzig dastehende Schilderung des genialen Römers?

Melissa: Ich weiß nur, dass Olio damals in Girgenti den Namen Trimalchio wiederholt nannte und uns, wenn ich nicht irre, auch etwas aus diesem Buche vorlas.

Olio: Ich führe dieses bedeutendste Werk der Kaiserzeit stets bei mir. Es gibt wie kein anderes den Begriff einer bis zu höchster Morbidität gesteigerten Cultur, eines Raffinements einer Spätlingzeit, gegen welche selbst wir noch nichts bedeuten. Es erregt vielleicht Eure Theilnahme, wenn ich Euch einiges daraus vorlese, bis das Essen aufgetragen wird.

Beppo (erscheint mit einer Suppenterrine, setzt sie auf das Buffet und stellt vor jeden einen gefüllten Teller. Niemand beachtet es. Ghiotto will essen, aber ein Blick Melissas erinnert ihn daran, dass er zu warten hat, bis es den Erwachsenen gefällt anzufangen.)

Olio: Es handelt sich um ein Gastmahl, das ein durch Speculation zu großem Reichthum gelangter Freigelassener namens Trimalchio in einer Colonie Unter-Italiens, etwa in Neapel oder Puteoli gibt. Die fingierte Zeit ist die des Tiberius, der Erzähler ist der freigelassene Encolpios. Man mag sich den Speisesaal glänzend geschmückt denken: das Mosaik des Fußbodens stellt seltsamerweise Kehricht und von den Tischen gefallene Brocken dar. Aus dem tiefblauen Schoße der Wände scheinen Tänzerinnen, Genien, geflügelte Eroten hervorzutreten. In die Hauptwand ist ein Tafelbild eingelassen, welches Leda mit dem Nest in den Händen darstellt, worin die Säuglinge Helena und die Dioskuren ruhen.

Rosetta: Wie vieles daran erinnert an Ihren Speisesaal in Girgenti, Degno.

Melissa: Ja, nicht wahr, Tante?

Degno: Ihr denkt an meine Copie des Correggio, welche zwischen den beiden östlichen Pfeilern des Saales hängt!

Olio: Aber lassen wir Encolpios selbst reden: „Endlich lagerten wir uns zu Tische, und alexandrinische Sclaven gossen uns Schneewasser über die Hände, andere wuschen unsere Füße damit und reinigten mit außerordentlicher Behutsamkeit die Nägel. Und nicht einmal bei dieser beschwerlichen Arbeit schwiegen sie, sondern sangen immer dazwischen. Ich wurde dadurch begierig zu erfahren, ob alles im Hause sänge. Ich forderte also zu trinken. Im Augenblick war ein Knabe da und bediente mich unter ebenso kreischendem Singen wie die anderen, und so machte es jeder, von dem man etwas verlangte. Man konnte das Zimmer für ein Theater und nicht für das Speisezimmer eines Herrn halten …“

Ghiotto (beginnt zu weinen).

Degno: Um Gotteswillen, Ghiotto! Was fehlt dir, Ghiotto?

Ghiotto (schluchzend): Die Suppe

**Rosetta** (kostet die Suppe): Es ist unerhört! Sie ist ganz kalt! Du hast doch hoffentlich noch nichts davon gegessen!

**Degno** (mit Würde): Beppo!

**Beppo** (höchst mürrisch): Signore?

**Degno**: Die Suppe ist ganz kalt, du hörst es. Warum ist die Suppe kalt?

**Beppo**: Ich habe sie warm hereingebracht.

**Olio** (greift sich an den Kopf, halblaut zu Melissa): Es ist, um den Verstand zu verlieren! Diese Domestiken bringen einen ins Grab.

**Melissa** (halblaut zu Olio, ihm die Stirne küssend): Mein Olio! Nimm's nicht zu schwer, Geliebter.

**Olio** (ergreift ihre beiden Hände): O, Melissa!

**Rosetta** (halblaut zu Degno): Unser armer Olio! (Befehlend zu Beppo:) Die Suppe wird auf der Stelle abgetragen!

**Beppo** (nimmt murrend die Teller wieder fort).

**Olio** (in steigender Nervosität): „Unterdessen brachte man den ersten Gang, welcher prächtig anzusehen war. Ein Tafelaufsatz hatte die Figur eines Esels von korinthischem Erze. Auf ihm lag ein Quersack mit Oliven, auf der einen Seite weiße, auf der anderen schwarze. Auf kleinen mit Stahl ausgelegten Tellerchen lagen große in Honig eingemachte Haselnusskerne, mit Pfeffer bestreut und noch rauchende Bratwürste auf einem silbernen Roste, und unter dem Roste syrische Pflaumen mit Granatäpfelkernen. Mit diesen herrlichen Gerichten waren wir beschäftigt."

**Melissa** (thut einen leisen Seufzer).

**Olio**: Ich muss hier einiges überschlagen, was nicht eigentlich für die feinen Ohren von Damen geschrieben ist, und fahre auf pagina 25 fort: „Nun kam wieder ein neuer Gang zum Vorschein. Dieser bestand in einem Mischmasch von einem Spanferkel und anderem Fleische und einem Hasen mit Flügeln, damit er einem Pegasus gliche. In den Ecken des Aufsatzes waren vier Faune zu sehen, aus deren Schläuchen Brühe, welche aus den Eingeweiden verschiedener Fische wohl zubereitet war, auf die Fische herunterfloss, die wie in einem Teiche schwammen. Ein allgemeines Händeklatschen belohnte Trimalchio, und wir machten uns lachend über diese auserlesenen Dinge her. Trimalchio —"

**Ghiotto** (weint laut und strampelt mit den Beinen).

**Olio** (springt auf; ausbrechend): Ich ertrage es nicht länger!

**Rosetta** (schrickt zusammen und verfällt in ein convulsivisches Schluchzen).

**Degno**: Rosetta! Schwester! (Vorwurfsvoll:) Aber Olio!

**Olio**: Jawohl, fallt nur alle über mich her!

**Melissa** (ringt die Hände unter Thränen).

**Ghiotto** (wird plötzlich bleich und fällt vom Stuhl).

**Alle** (schreien auf).

**Rosetta** (stoßweise): Er hat — am Ende doch — von der Suppe — gegessen.

**Melissa**: Nicht sterben, Ghiotto! (Sie bemüht sich abwechselnd um Ghiotto und Rosetta.)

**Degno** (überlaut): Beppo!

**Beppo** (erscheint): Signore!

**Degno**: Das ganze Küchenpersonal auf der Stelle hierher!

**Beppo** (ab).

**Olio**: Du willst? —

**Degno**: Ein Exempel statuieren.

**Beppo** (von links, begleitet von der Mamsell, dem Koch, der Köchin und dem Küchenmädchen, insgesammt höchst wohlgenährte und behäbige Personen).

**Degno** (mit einer großen Handbewegung): Ihr seid entlassen!

**Das Personal** (will protestieren).

**Olio** (wie ein Tiger): Hinaus!

**Das Personal** (verschwindet bestürzt durch das blaue Rechteck im Hintergrunde, das sich vom Glanze der untergehenden Sonne röther und röther zu färben beginnt).

**Degno** (stützt sich auf einen Stuhl): Die Aufregungen dieses Tages sind groß.

**Olio** (sieht sich nach den Frauen um): Was ist mit Melissa?

**Melissa** (kniet regungslos vor der auf ihrem Sessel ohnmächtig gewordenen Rosetta, das Haupt in ihrem Schoß verborgen. Ghiotto liegt neben den beiden auf dem Teppich).

**Degno**: Allmächtiger Gott, was ist hier geschehen! (Er bricht zusammen.)

**Olio**: Alle Furien Hollenbreughels haben sich zusammengerottet, mich zu verfolgen! Ich sehe hier, ich entdecke den uralten Tyrannen antiken Geistes: man warf kein Gift hinein: die Erde erhebt sich wie eine Wolke Unendlichkeit und erstickt mein Antlitz: das Fatum selber öffnet — (das Rechteck ist tiefroth geworden) — den purpurnen Rachen seiner unersättlichen Begierden und verschlingt die kostbaren Träume des göttlichen Visionärs. O, wie du die Wahrheit sprachst, alte schweigende Sibylle, die du einst dem unerfahrenen Knäblein auf den Höhen von Campobasso begegnetest: Niemand, niemand vermag der finster schreitenden Moira —

**Die Mamsell** (erscheint mitten in dem rothen Rechteck mit einem Handtuch und einer Caraffe voll Wasser).

**Olio** (mit wilden wahnsinnigen Bewegungen, als ob er ein Gespenst vor sich sähe): Rettet mich, Melissa — Rosetta — Degno — Beppo — Trimalchio (stürzt zusammen).

(Während die Mamsell auf die Ohnmächtigen zueilt und hinter ihr die gesammte übrige Dienerschaft mit Caraffen und Handtüchern sichtbar wird, fällt rasch der Vorhang.)

---

**Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der „Socialistischen Monatshefte" in Berlin bei.**

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 15. September 1900. Nummer 311.

## Die staatsrechtliche Stellung der czechischen Parteien.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

In den zwei Artikeln, die ich bereits in den früheren Nummern dieses Blattes dem czechischen Staatsrecht gewidmet habe, ist gezeigt worden, wie die Jungczechen 1874 ihren Eintritt in den Prager Landtag staatsrechtlich begründet haben; zwei Jahre später hat der Abgeordnete Dr. Ed. Grégr in einem offenen Schreiben an den damaligen Führer der Altczechen, Dr. Rieger, den schon erwähnten Ausspruch über den Wert des historischen Staatsrechtes gethan. Ein Staatsrecht (so führt der jungczechische Führer aus) ohne die entsprechende Macht, die dasselbe zur Geltung bringen könnte, steht nicht einmal für eine Pfeife Tabak; Dr. Grégr führt weiter aus, dass wir uns mit dem historischen Staatsrecht nur geschadet haben, weil uns niemand verstehen konnte. „Dass ich unserem Staatsrecht allen Wert absprechen wollte, das fällt mir nicht ein. Es ist gut, dass wir historische Rechte haben und ich begreife, dass Verhältnisse eintreten können, in denen uns unsere historischen Rechte, sei es in Rücksicht auf die Dynastie, sei es infolge internationaler Verwickelungen, ausgezeichnete Dienste leisten können. Ich wollte nur soviel beweisen, dass wir unserem historischen Rechte ein zu großes Gewicht beilegen, dass wir dasselbe nicht als einzige Basis unseres politischen Programmes betrachten sollen, dass wir dasselbe an zweite und das natürliche Recht an erste Stelle setzen sollen." Zur Zeit, als Dr. Ed. Grégr diese Absage an das historische Staatsrecht schrieb, war der Gegensatz zwischen den Jungczechen und der mit den Feudalen verbundenen Altczechen schon offen zutage getreten; die Betonung des natürlichen Rechtes entspringt der demokratischeren und national radicaleren Gesinnung der damaligen Jungczechen. „Die jetzige Welt hat keinen Sinn für alte Pergamente und vorweltliche Eide der Potentaten: die ganze Richtung unserer Zeit eilt dahin, die Staaten auf anderen Grundlagen aufzubauen, als auf alten Verträgen. Und so soll es auch sein!"

Mit diesen Worten hat der damalige Wortführer der Jungczechen gegenüber den Altczechen und Feudalen seinen Standpunkt ganz unzweideutig klargelegt. Die Jungczechen waren hierin den Principien Palackýs und Havlíčeks vom Jahre 1848 treuer geblieben als die Altczechen. Palacký hat gleich im Beginne der verfassungsmäßigen Zeit erkannt, dass die nationalen Forderungen politisch viel wichtiger sind, als die Forderungen des historischen Rechtes und er war damals radical genug, das historische Oesterreich in nationale Departements zerschlagen zu wollen. Die Befreiung des griechischen Volkes, die Theilung Belgiens und Hollands, die politischen Bestrebungen Jungitaliens und Jungdeutschlands und natürlich vor allem die Entwicklung des eigenen Volkes lehrten Palacký und ebenso Havlíček, dass der nationale Gedanke für die böhmischen und österreichischen Politiker das eigentliche Problem ist. Der nationale Gedanke diente zugleich den demokratischen Principien und dem Fortschritt, auf dem Nationalismus und Demokratismus war und blieb eigentlich Palackýs politisches Programm aufgebaut. Erst der Feudaladel unter Clam-Martinic' Führung brachte uns das historische feudale Staatsrecht und mit ihm den unnationalen, feudalen Conservatismus. Clam-Martinic' Programm war historisch-politisch, feudal, Palackýs Programm war national, demokratisch: aus diesem Zwiespalt der grundlegenden Principien erwuchs der Gegensatz der Jung- und Altczechen, der endlich mit dem Siege der ersteren endigte. Allein siehe da: die sieghaften Jungczechen geben ihren, von Dr. Ed. Grégr formulierten Standpunkt auf und stellen jetzt, ebenso wie die Altczechen und Feudalen, das historische Staatsrecht in den Vordergrund.

An diesem Zwiespalt leidet die ganze jungczechische Politik. Zu welchen politischen Absurditäten diese Zwitterstellung führt, ersieht man sehr deutlich aus vielen politischen Aeußerungen der jungczechischen Führer. So zum Beispiel hat Dr. Julius Grégr im Jahre 1888 den Gedanken ausgesprochen, er wollte an Deutschland das deutsche Gebiet mit 718.868 Einwohnern abtreten — derart hat das nationale das historische Programm absorbiert. Die „Národní Listy" brachten 1893 (21. Jänner) Ausführungen wie die folgenden: „als bloße Czechen sind wir verloren, aber als Czechoslaven haben wir ein ewiges Leben" und dergleichen rein nationale Gedanken, in denen das historische Staatsrecht gar keine Rolle spielt.

Womöglich noch deutlicher sieht man den Zwiespalt zwischen dem nationalen und historisch-staatsrechtlichen Gedanken an dem Programme der beiden jungczechischen Ableger, der radicalen Staatsrechtler und der radicalen Fortschrittler. Die Partei Baxa ist programmatisch „radical staatsrechtlich", in der That aber sind ihre Forderungen nur ultranational, indem sie für unser Volk die sprachliche und nationale Ueberberechtigung fordern. Auf Grund welches historischen Rechtes? Die Vernewerte Landesordnung spricht die Gleichberechtigung beider Nationalitäten aus, und in älterer Zeit waren die deutschen Colonisten sprachlich und rechtlich von den böhmischen Königen mehr als geschützt. Man sieht, die radicalen Staatsrechtler klammern sich nur an die Parole, haben aber kein durchdachtes historisches Programm; nur so ist es erklärlich, dass ihr Organ den Erzbischof Skrbenský und seinen erzbischöflichen Stuhl als staatsrechtlichen (!) Hort begrüßten, dass aber Dr. Baxa in den verfassungsmäßigen Landtag ohne staatsrechtliche Verwahrung eingetreten ist.

Die radicalen Fortschrittler halten ebenfalls das historische Staatsrecht sehr hoch, nebenbei berufen sie sich aber auch auf das Naturrecht; allein sie vermögen diese beiden Forderungen nicht miteinander in Einklang zu bringen, wie daraus ersichtlich ist, dass ihr Programm die staatliche Selbständigkeit der historisch gegebenen territorialen Ausdehnung der böhmischen Krone als — Naturrecht hinstellt. Im Namen dieses Naturrechtes wird für uns Czechen die staatliche Selbständigkeit gefordert, aber auf die Deutschen wird gänzlich vergessen und doch haben diese so wie wir, das volle Recht auf Selbständigkeit, falls es richtig ist, dass jedes Volk das natürliche Recht auf politische Selbständigkeit besitzt.

Diese Unklarheiten, Halbheiten und Fehler der bisherigen politischen Parteien sucht das realistische Programm unserer Volkspartei zu beheben. Selbstverständlich kann es sich da nicht darum handeln, die einzelnen politischen Forderungen etwa in moderner Terminologie einfach nebeneinander zu stellen, sondern ein lebenskräftiges politisches Programm muss die verschiedenen Forderungen organisch zu einem Ganzen verbinden, d. h. die einzelnen Forderungen müssen nach den factischen Verhältnissen richtig abgewogen und bewertet werden. Ganz besonders muss der Nationalismus mit dem Historismus in Einklang gesetzt werden. Und gerade in dieser Beziehung, glaube ich, ist das Programm der Volkspartei die richtige und organische Weiterbildung der politischen Gedanken Palackýs und Havlíčeks. Indem die gegenwärtigen Verhältnisse und nicht die vergangenen zum Ausgangspunkt genommen werden, stellen wir die entschiedenste und consequente Formel der nationalen Gleichberechtigung in den Vordergrund. Von da aus müssen die beiderseitigen staatsrechtlichen Forderungen in Einklang gesetzt werden, praktisch heißt das, wir Czechen müssen den historisch staatsrechtlichen Utopismus, die Deutschen müssen ihren sogenannten verfassungstreuen Utopismus aufgeben. Denn die constitutionelle Misère kann uns beide schon hinlänglich belehren, dass die geltende Verfassung als erster constitutioneller Versuch mangelhaft ist, dass also ein staatsrechtlicher Weiter- und Ausbau für uns beide nöthig ist.

Aber auch im einzelnen sucht das Programm der Volkspartei den berechtigten Forderungen der fortgeschrittenen Zeit Rechnung zu tragen. So zum Beispiel sind wir principiell für die Einsprachigkeit der Beamten, weil wir diese Formel nationaler und demokratischer finden. Die bisherige Formel der Zweisprachigkeit entspricht dem nationalen und conservativen Feudalismus und Absolutismus einer Zeit, in welcher der Beamte nicht auch als gleichwertiger Staatsbürger, sondern als bloßes Werkzeug des absoluten Staates angesehen wurde. Die entschieden demokratische Grundlage unseres Volksprogrammes überbrückt auch den schroffen Gegensatz der älteren Parteien gegen die Socialdemokraten, überhaupt glauben wir ein Programm aufgestellt zu haben, das die ererbten Verhältnisse der Vergangenheit mit den fortschrittlichen Tendenzen der Gegenwart in richtigen Einklang bringt und den für Oesterreich nöthigen politischen Reformen als Basis dienen kann. Wir wollen, im Interesse unseres Volkes, aus dem alten und veralteten Oesterreich ein verjüngtes, fortschrittliches Oesterreich machen

und wir wissen und scheuen uns nicht, es öffentlich auszusprechen: diese politische Arbeit kann nur von den auf wahrhaft fortschrittlicher und volklicher Grundlage geeinten Czechen und Deutschen vollbracht werden.

---

# Antisemitismus im Lichte des Christenthums.

Von **Graf von Hoensbroech** (Steglitz bei Berlin).

Der Aufsatz „Ritualmord und Inquisition", den ich in Nr. 308 der „Zeit" veröffentlicht habe, hat die antisemitische Presse in Harnisch gebracht. „Judenknecht", „verkaufter Judas" u. s. w., so tönt es aus dem antisemitischen Blätterwald.*)

Mein Zeugnis galt der Wahrheit, die durch Schimpfen nicht aus der Welt geschafft wird. Jüdischen Ritualmord, im Sinne einer gesetzlich vorgeschriebenen, oder gesetzlich zugelassenen Tödtung eines Christen zu rituellen Zwecken gibt es nicht. Das ist unanfechtbar wissenschaftlich erwiesen, und zwar von christlichen Gelehrten ersten Ranges. Wer dieser Wahrheit die Ehre gibt und der entgegengesetzten verhetzenden Lüge entgegentritt, erfüllt nur seine Pflicht als ehrlicher, anständiger Mensch.

Heute möchte ich auch meine Pflicht als Christ erfüllen. Der Antisemitismus, wie er sich in gewissen Zeitungen kundgibt, verstößt gegen Wesen und Geist des Christenthums.

Es ist eine merkwürdige und gewiss beklagenswerte Thatsache, dass die Haupttreiber des Antisemitismus gerade solche Blätter sind, die sich als Vorkämpfer des Christenthums ausgeben, und die es in gewisser Beziehung auch theilweise sind. Aber in der antisemitischen Hetze lässt sie ihr Christenthum vollständig im Stich.

Ich will nicht auf die allgemeinen Grundsätze des Christenthums über Nächstenliebe, nicht auf seine scharfe Verwerfung des Hasses und der Abneigung in jeder Form näher eingehen. Das Christenthum Christi — ich sage Christi, weil es leider auch „Christenthum", und zwar sehr einflussreiches gibt, das mit Christus nichts zu thun hat — hat die zum Wesen der edeln Menschennatur, zum Wesen der edeln menschlichen Persönlichkeit gehörigen Pflichten des Wohlwollens und der Liebe gegen Mitmenschen, die Pflichten der Schonung ihrer Gefühle, der Wahrung des Anstandes im unvermeidlichen Streite der Ansichten und Auffassungen, das Christenthum, sage ich, hat all dies potenziert und in eine höhere Sphäre erhoben. Es hat die Selbstbeherrschung, die Selbstzucht, die Selbstverleugnung zum religiösen Gesetze gemacht: es hat die allgemeine Menschenachtung vertieft und sie durch die Betonung der allgemeinen und gleichen Gotteskindschaft zur Nächsten- und Bruderliebe veredelt: es hat den steilen Pfad zum Höchsten gewiesen, was menschliche Ethik kennt: zur Feindesliebe: und das Wahrzeichen des Christenthums, das Kreuz mit dem Gekreuzigten, ist bis zur heutigen Stunde die machtvollste Predigt von der Liebe zum Nächsten, zum Mitmenschen, sei er Freund oder Feind.

Was ist von all diesem specifisch Christlichen im Antisemitismus vorhanden? Wo ist da Selbstbeherrschung, Selbstzucht, Selbstverleugnung; wo ist da Menschenachtung, Nächsten- und Bruderliebe; wo ist da die wesentliche Grundlage des Christenthums, die Anerkennung der allgemeinen und gleichen Gotteskindschaft: wo ist da die Blüte der christlichen Sittlichkeit: die Feindesliebe?

Doch lassen wir diese allgemein christlichen Erwägungen, so vernichtend sie auch gegen den „christlichen" Antisemitismus zeugen. Ein anderes Moment will ich betonen. Das Christenthum in seinem größten und tiefsinnigsten Vertreter hat den Antisemitismus schon vor 1900 Jahren verurtheilt.

Wenn ich die „christlich"-antisemitischen Zeitungen lese, dann frage ich mich immer: Wie ist es vom christlichen Standpunkt aus möglich, so antisemitisch zu sein, wenn man weiß, dass es einen Römerbrief des Apostels Paulus gibt? Die Schrift und das Schriftwort ist doch gerade für die Vertreter des „christlichen" Antisemitismus der rocher de bronce. Und doch so antisemitisch??

Allerdings für viele Redactionen antisemitischer Zeitungen ist die Antwort leicht. Sie wissen wohl, dass es so etwas wie einen Römerbrief gibt, aber gelesen hat ihn noch keiner von ihnen. Diese soi-disant Entschuldigung — für Männer, die öffentlich das Wort ergreifen und die öffentliche Meinung beeinflussen wollen, ist es allerdings keine Entschuldigung — fehlt aber vollständig für diejenigen Organe, die von Geistlichen, seien es evangelische oder katholische, geleitet werden. Sie müssen den Römerbrief kennen, ihr Antisemitismus ist also bewusst unchristlich.

Pauli Sendschreiben an die Römer ist, neben den Evangelien, das erhabenste Denkmal christlichen Geistes. Sein Gegenstand, sein Thema ist die Einzigkeit und Gleichheit der Heilsbedingung, der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus für die gesammte Menschheit, unter Ausschluss jedes Sonderrechtes und unter Betonung der Unmöglichkeit irgend welchen vorausgehenden Verdienstes zur Erlangung der von Gott frei geschenkten Erlösungsgnade.

Dies gewaltige Thema behandelt der Weltapostel in vier Haupttheilen: Juden wie Heiden sind, bis sie in Christus Rechtfertigung erlangen, gleichmäßig unter der Sünde geknechtet und gleichmäßig sind sie aus sich hilflos und heilsbedürftig. Auch das alttestamentarische Gesetz war unfähig, durch sich selbst Gerechtigkeit vor Gott zu wirken; sein Zweck war nur, das Bewusstsein der Sündhaftigkeit wach zu erhalten, um dadurch die Sehnsucht nach Befreiung zu schärfen. Gerechtigkeit vor Gott kommt nicht aus dem jüdischen Gesetz, sondern einzig aus dem Glauben, dessen Vorbild der Rechtfertigungsglaube des jüdischen Patriarchen und Stammvaters Abraham ist und dessen Wesen in dem Sichhineinleben in Jesus Christus besteht, bis zum Mitsterben und Mitauferstehen in ihm. Denn Christus, als zweiter Adam, dem ersten Adam, als dem Bringer des Todes, entgegengesetzt, ist alleiniger Quell des Lebens geworden für alle, kraft einer die gemeinsame Schuld unendlich übersteigenden Sühne und Gnade (Capitel 1, 5 bis 5, 21). So ist uns, nach Vernichtung der Sündenherrschaft, die Gerechtigkeit geworden durch die gläubige Aneignung des Erlösungswerkes Christi. Mit dem durch Christus geweckten Kindschaftsbewusstsein zu Gott sprießt neues Leben auf, das sich von uns aus mittheilt der übrigen Welt (Capitel 6, 1 bis 8, 39). Nach diesen grundlegenden Ausführungen geht Paulus ein auf das thatsächliche Verhalten des Judenvolkes gegenüber seinem Berufe im Reiche Gottes. Nicht aus dem Gesetze kam der Gottessegen an Abraham und seine Nachkommen: es war freie Gnade (Capitel 9, 1 bis 33). Obwohl nun des jüdischen Gesetzes wahres und einziges Endziel Christus ist, verkennt gerade Israel, das Volk Gottes, den Weg des Heiles, während die Heidenwelt dem Gnadenrufe Folge leistet. Was für Israel vorherbestimmtes Erbtheil war, die Erlösung in Christus, geht jetzt wegen der Hartnäckigkeit des Judenvolkes auf die Heiden über, bis am Ende der Zeiten Israel, seine Verblendung erkennend, die ihm nie entzogene Stellung, als auserwähltes Volk Gottes, auch äußerlich wieder einnimmt (Capitel 10, 1 bis 11, 36).

Hier nun, in diesen zwei letzten Abschnitten, hat Paulus dem Antisemitismus das Verwerfungsurtheil gesprochen. In ergreifenden Worten redet das Herz des großen Judenchristen von der wunderbaren Stellung, die das Judenvolk im göttlichen Erlösungsplane für die Menschheit einnimmt und einnehmen wird für alle Zeiten.

Paulus klagt, tadelt: er bittet, er fleht; rücksichtslos brandmarkt er die Fehler seiner verblendeten Stammesgenossen, er schont sie nicht; aber es ist die Liebe, die heiße, die glühende Liebe, die ihn zu reden treibt, und durch alle Finsternis der Gegenwart hindurch sieht der gottbegeisterte Seher die strahlende Zukunft Israels, er sieht und verkündet, dass auch jetzt noch, trotz allem und allem, trotz Christusmord und Verstockung, die Verheißung Gottes dennoch auf dem Judenvolke ruhen bleibt, dass es dennoch ist das auserwählte Geschlecht, dass seinetwegen das Christenthum der Welt beschert wurde, und dass am Ende der Zeiten die Heimkehr Israels den Sitz des Christenthums, die Christlichwerdung der Welt bedeutet. Wo ist in solcher Auffassung des Judenthums, geäußert vom größten Christen nach Christus, Raum für hasserfüllten, keifenden Antisemitismus?

Doch Paulus selbst muss sprechen. Keine Umschreibung kann die Kraft und Tiefe seiner Worte wiedergeben.

„Wahrheit sage ich in Christus, nicht lüge ich, da mir Zeugnis gibt mein Gewissen im heiligen Geiste, dass große Trauer mir ist und ununterbrochenes Wehe meinem Herzen. Denn ich wünschte Bannopfer (d. h. ein dem Untergang geweihtes Opfer) zu sein, ich selbst hinweg von Christus, statt meiner Brüder, die da sind meine Verwandten dem Fleische nach, welche Israeliten sind, deren ist die Kindschaft und die Herrlichkeit (d. h. die Lichtglorie des Herrn, die seit dem Auszuge aus Aegypten in und über dem heiligen Zelte der Juden stand) und der Bund und die Gesetzgebung und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen die Väter gehören, und aus welchen Christus ist ..... Israel aber, nach dem Gesetze der Gerechtigkeit (d. h. nach dem mosaischen Gesetze) strebend, ist zum Gesetze der Gerechtigkeit (d. h. zum christlichen Gesetze) nicht gekommen. Warum? Weil es nicht geschah aus Glauben, sondern wie aus Werken. Brüder! Der Wunsch meines Herzens und mein Gebet zu Gott ist für sie (die Juden) um Rettung. Denn ich gebe ihnen Zeugnis, dass sie Eifer haben um Gott, jedoch nicht nach Einsicht. Denn, weil sie nicht kennen die Gerechtigkeit Gottes und weil sie ihre eigene aufzurichten suchen, sind sie nicht der Gerechtigkeit Gottes [illegible] ... Ich sage nun: hat etwa Gott verstoßen sein Volk? [illegible] Auch ich bin Jude aus Abrahams Nachkommenschaft, vom Stamme Benjamin. Nicht verstoßen hat

---

*) [illegible]

Gott sein Volk, das er vorher erkannt ... Strauchelten sie etwa so, dass sie fielen (d. h. dass sie, die Juden, ganz verloren waren)? Ferne sei es! Aber durch ihren Verstoß ward das Heil der Heiden (d. h. dadurch, dass der größere Theil der Juden die Predigt der Apostel, die vorzugsweise zu ihnen, den Juden, gesandt waren, nicht annahm, gaben sie den Glaubensboten Gelegenheit und Zeit, sich an die Heiden zu wenden, und so ward das Heil den Nichtjuden). Wenn aber ihr Verfehlen Reichthum ist der Welt und ihr Verkümmern Reichthum den Heiden, um wieviel mehr ihre Fülle. (D. h., wenn der Unglaube der Mehrzahl der Juden die übrige Welt umso eher, und umso ausgiebiger mit den Gnaden des Evangeliums bereichert hat, um wieviel mehr Gnadenreichthümer wird der Welt einst durch „ihre“, d. h. der Juden, sicher in Aussicht stehende „Fülle“, nämlich durch ihren Masseneintritt ins Christenthum, gebracht werden.) Denn, wenn ihre (der Juden zeitweilige) Verwerfung Versöhnung ist der Welt, was wird dann ihre Annahme anderes sein, als Leben von den Todten. Wenn aber der Erstling heilig, so ist es auch die Masse, und wenn die Wurzel heilig, so sind es auch die Zweige. (Der Sinn ist: durch die Darbringung eines Erstlingstheiles des beim mosaischen Opferritual verwendeten Brotteiges für die Opfer- und Priesterbrote ward auch die übrige „Masse“ geheiligt. Nun waren die „Erstlinge“ Israels, die Patriarchen, Gott geheiligt, sie, welche für die „Masse“ des Volkes die genealogische „Wurzel“ bildeten, während dies Volk die „Zweige“ waren. Somit steht durch göttliches und natürliches Gesetz die unverlierbare Gottangehörigkeit für die Gesammtheit der Juden, für das jüdische Volk, unabänderlich fest.) Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich. (Nicht die Heidenwelt hat „die Wurzel des Heiles“ in sich gehabt, sondern das Judenthum besaß und besitzt diese Wurzel. Der Heidenchrist hat also keinen Grund, verächtlich auf die Juden herabzusehen; denn sie sind und bleiben die natürlichen Schösslinge aus der Heilswurzel, während er, der Heide, nur ein aufgepfropftes Reis ist.) Nicht will ich, dass Euch unbekannt sei, Brüder, dies Geheimnis ..., dass die Verblendung theilweise eintrat bei Israel, bis die Vollzahl der Heiden eingienge. Und so wird ganz Israel gerettet werden ... In Betracht des Evangeliums allerdings sind sie (die Juden) verfeindet um euretwillen; in Anbetracht aber der Auserwählung sind sie geliebt der Väter wegen.“

Ich frage noch einmal, wo bleibt in dieser paulinischen Auffassung vom Judenthum Raum für Antisemitismus? Das Judenthum ist dem Apostel nicht bloß der Vorläufer des Christenthums: nein, in den Mittelpunkt der gesammten christlichen Weltordnung stellt er es; mit heiliger Liebe und heiliger Ehrfurcht spricht er von ihm: es ist ihm das bleibende Unterpfand der göttlichen Erbarmung für die Menschheit; seine Zukunft, seine Umkehr zu Christus ist der Glanzpunkt, ist die glorreiche Vollendung des Christenthums.

Es ist nicht zu viel gesagt: der Antisemitismus ist ein Schlag ins erhabene, tiefsinnige Antlitz des paulinischen Christenthums. Aber freilich, um das zu wissen, muss man vom paulinischen Christenthum etwas kennen.

Der Antisemitismus schändet und vergewaltigt das Christenthum, er verleugnet nicht nur im allgemeinen die christlichen Grundlagen, sondern er lehnt sich auch gegen die von Gott selbst — nach dem Zeugnisse des Paulus — festgesetzte Heilsordnung.

Das Judenthum mag im wirtschaftlichen Kampfe vielfach ein gefährlicher und unbequemer Concurrent sein, damit hat aber das Christenthum nichts zu thun. Wohl aber liegt hierin, wenn mich nicht alles täuscht, Schwerpunkt und Triebfeder des „christlichen“ Antisemitismus. Er macht das Christenthum zur wirtschaftlichen Parteisache, zum Sturmbock auf dem Gebiete des Mammons.

Jeder wahre und überzeugte Christ möge, ehe er dem Antisemitismus sich anschließt, den Römerbrief Pauli lesen.

---

## Glossen zum rumänisch-bulgarischen Conflict.

Seit Wochen dauert ein diplomatischer Notenkrieg zwischen Rumänien und Bulgarien. In den beiden Nachbarstaaten jenseits und diesseits der Donau will es nicht zur Ruhe kommen. In den Straßen von Bukarest wurden Straßenmeetings und Massendemonstrationen veranstaltet und an den König Massenpetitionen gerichtet. Sogar die brennende Chinafrage, durch die der Transvaalkrieg beinahe der Vergessenheit anheimgefallen, vermag nicht das Interesse Europas vom scheinbar kleinlichen rumänisch-bulgarischen Conflict abzulenken, denn, kaum beginnen sich die Balkanvölker zu „regen“, so spitzt man sofort in Europa die Ohren. In einer kurzen Spanne Zeit wurden in Bukarest zwei Personen meuchlings niedergestreckt. Die Mörder wurden ertappt und hinter Schloss und Riegel gebracht. Es stellte sich heraus, dass sie bulgarisch sprechende Macedonier sind und dass ihre Mörderhand von national-politischen Rachegefühlen geleitet wurde. Wegen des ersten Opfers, Fitowskis, eines angeblichen türkischen Geheimagenten, machten die Rumänen nicht viel Wesens: es war ein Bulgare und bis zu seinem gewaltsamen Tode eine „unbekannte Größe“. Dafür aber rief die Ermordung des Bukarester Gymnasialprofessors Michaileano in der rumänischen Presse einen Entrüstungssturm hervor, dem antibulgarische Massendemonstrationen auf dem Fuße folgten. Michaileano, ein rumänisch sprechender Macedonier, war nämlich als Herausgeber des tendenz-politischen Blattes „Peninsula Balcanica“ ein nationalrumänischer Kämpe „erster Güte“, ein rücksichtsloser Streiter gegen das Vordringen des Bulgarenthums in Macedonien.

Noch vor der Ermordung Michaileanos hatte die rumänische Regierung bei der bulgarischen Vorstellungen wegen Erpressungen gemacht, die an in Bulgarien lebenden rumänisch sprechenden Macedoniern — vulgo Zinzaren — sollten ausgeübt worden sein, und zwar zu Gunsten des macedonischen „Freiheitsfonds“. Die bulgarische Regierung erklärte sich bereit, gegen jeden energisch vorzugehen, dessen Schuld oder Mitschuld durch rechtskräftige Beweise erbracht wäre. Solche Beweise aber vermochte die rumänische Regierung nicht zu liefern, weil, wie es rumänischerseits heißt, es den Opfern der „Freiheitsfonds“ an Muth fehlte, die an ihnen begangenen Erpressungen öffentlich zu gestehen. Und nun brachte die Ermordung des politischen Märtyrers Michaileano ein rascheres Tempo in die Verhandlungen: der diplomatische Notenton wurde greller, die Forderungen der rumänischen Regierung wurden schärfer präcisiert: sie forderte von der bulgarischen Regierung nicht weniger und nicht mehr, als das Präsidium des in Sofia etablierten macedonischen Centralcomités hinter Schloss und Riegel zu bringen, sowie sämmtlichen macedonischen Localcomités, die in Bulgarien nach hunderten zählen, das Handwerk zu legen. Das Präsidium des Sofiaer Centralcomités wurde nicht nur beschuldigt, die Ermordung Michaileanos anbefohlen und bewerkstelligt, sondern, wie es in den letzten Tagen heißt, auch den anarchistisch-teuflischen Plan entworfen zu haben, den König Carolus von Rumänien und den König Alexander von Serbien umzubringen. Auf die Protestnoten der rumänischen Regierung, die von deren Rundschreiben an sämmtliche Mächte begleitet waren, antwortete die bulgarische Regierung mit dem Hinweis auf den von ihr vertretenen Standpunkt: zuerst Beweise, dann Verfolgungen. Diese Beweise hat die rumänische Regierung auch jetzt nicht vorgebracht, obwohl es bereits längst an der Zeit wäre. In Rumänien nahm man indes nicht nur bulgarisch sprechende Macedonier, sondern auch Bulgaren aus dem Fürstenthum scharf aufs Korn: viele wurden eingekerkert, noch mehr über die Grenze gewiesen. Die rumänische Presse spie Feuer und Flamme gegen das „raub- und mordlustige bulgarisch-tatarische Lumpenpack“ und dessen gekrönten „Häuptling“.

Die Reibungsfläche begann hiermit allmählich größere Dimensionen anzunehmen, und es kam bereits dazu, dass man sich in Rumänien und Bulgarien auch für ernstere Eventualitäten vorzubereiten begann. Die Rumänen rüsteten ... zu „Manöverübungen“, und die Bulgaren ertheilten an sämmtliche Reservisten Ordre, im Falle der Mobilisierungsverkündung binnen vierundzwanzig Stunden sich nach ihren Regimentern zu begeben. Auf ihren Erklärungen verharrend, ist nun die bulgarische Regierung bereit, es auch auf einen Krieg ankommen zu lassen, sobald die Rumänen den Fehdehandschuh hinwerfen.

Ohne von vornherein der rumänischen Regierung in ihren Protesten gegen stattgehabte Erpressungen und Meuchelmorde Recht absprechen zu wollen, wird man erst nach der Veröffentlichung des rumänischen Anklagematerials objectiv beurtheilen können, inwiefern die rumänischen Vorstellungen bei der bulgarischen Regierung gerecht sind. Der Conflict droht indessen ernstere Dimensionen anzunehmen und, falls es auf beiden Seiten der Donau zu „Manöverübungen“ kommen sollte, so gehen gewiss von selbst die Flinten los, denn siegesgewiss ist man beiderseits der Donau! Ein bulgarisch-rumänischer Krieg — während des gefährlich acuten Stadiums des Chinaräthsels — könnte sehr leicht zu einem allgemeinen Balkan-Kladderadatsch führen, sowie den kranken Mann und das politische Liebespaar, die russisch-österreichische Diplomatie, die sich im Frühjahr 1897 „ewige Balkantreue“ schwuren, aus dem traumhaft-gemüthlichen Ruhelager aufschnellen lassen.

Dass der jähe Sturz des den Russen so verhassten Exkönigs und Ex-Generalissimus Milan nur dem liebesdurstigen jungen König Alexander in die Sandalen zu schieben ist, das ließ man von seiten der österreichischen „Entente cordiale“-Schwärmer verkünden, und dem muss man auch glauben: in der That scheint dabei die österreichische Diplomatie keineswegs zu ihrem Nachtheil übertrumpft worden zu sein, denn sonst hätten es doch die Russen, ihrem dreijährigen Balkaneinvernehmen mit Oesterreich-Ungarn getreu, unter keiner Bedingung zugelassen, und aller Welt ist es bekannt, dass sogar der Czar selbst sich als Brautführer vertreten ließ! Im rumänisch-bulgarischen Conflict bleibt aber manche Frage offen: Wo steht denn das russisch-österreichische Einvernehmen? Ist es denn möglich, dass die finanziell halbverkrachten Rumänen, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, einen kriegsschwangeren Heidenspectakel anzustiften wagen, und zwar wegen einer erst zu beweisenden „Mitarbeiterschaft“ des macedonischen Centralcomités an der Ermordung eines Gymnasialprofessors?! Und ist es denn glaubwürdig, dass man in Bulgarien, wo man an den bitteren

Folgen von drei Missernte- und Finanzkrisenjahren schrecklich zu leiden hat, so ruhig bereit ist, zur Waffe zu greifen, ohne Angst vor den Serben und ohne Aussicht auf fremden Beistand zu haben? Und die Serben, die an der „Lösung" der macedonischen Frage unvergleichlich mehr interessiert sind, als die Rumänen, bereiten sich doch anderthalb Jahrzehnte vor, die Slivnitzascharte auszuwetzen!

Unserer, an diplomatisch-politischen Ueberraschungen überreichen Zeit mag es vielleicht noch beschert sein, auch auf dem Balkan eine Ueberraschung zu erleben: die Brandfackel des macedonischen Problems, mithin der ganzen westorientalischen Frage in Rumänien, angezündet zu sehen! Für die Rumänen und die Bulgaren dürfte es wohl immerhin eine Ueberraschung sein, sollte es an den Tag kommen, dass China und Macedonien im politischen Causalnexus stehen und dass auf dem großen diplomatischen Schachbrett, welches sich von Constantinopel bis nach Peking erstreckt, sie als bloße ... Bauern figurieren.

Eines ist klar: die jedenfalls zu verdammenden in Rumänien begangenen Meuchelmorde brachten in der verwickelten Macedonien-Frage einen neuen Factor an den Tag: die rumänischen Ansprüche in Macedonien, die im Vergleich zu den sprachlich-nationalen und kirchlich-politischen Streitigkeiten zwischen Bulgaren, Serben, Griechen, Albanesen und Türken allerjüngsten Datums sind. Vor dem letzten russisch-türkischen Krieg herrschte im jetzigen Macedonien nur zwischen zwei christlichen Völkern ein Streit, und zwar wegen kirchlich-sprachlicher Oberherrschaft: zwischen den Griechen und Bulgaren. Die pannationalen Aspirationen Serbiens erstreckten sich auf die serbisch-croatischen Gegenden Oesterreich-Ungarns und die Rumäniens auf Transsylvanien. Es war die Zeit, wo die revolutionären bulgarischen Schriftsteller, mit Ljuben Karavelov an der Spitze, einen Bund der Balkanvölker predigten, in den sie auch die Griechen aufnehmen wollten, falls diese auf ihre antibulgarischen Bestrebungen verzichten sollten. Erst nach der Befreiung Bulgariens, als durch die Bestimmungen des San-Stefanoer Friedens das bulgarische Element Macedoniens sich besonders stark zu regen begonnen und zum Theil zu den Waffen gegriffen hatte, um sich mit den türkischen Bulgaren zu vereinigen, erhoben nicht nur die Griechen Protest, sondern es erwachte auch in Serbien die Eifersucht gegen die „panbulgarische Gefahr". Zwar vermochte Kaiser Alexander II. durch einen Befehl an den Fürsten Dondukov-Korsakov und General Stolypin der von Bulgarien aus unterstützten macedonischen revolutionären Bewegung halt zu gebieten, die Serben blieben jedoch „auf der Hut" und, als geschworene Widersacher der Erstarkung des Bulgarenthums, griffen sie das Fürstenthum Bulgarien an, als es sich mit Ostrumelien vereinigte. Und nun kam Rumänien an die Reihe, seine nationalen Rechte auf Macedonien in Anspruch zu nehmen. An den national-sprachlichen Kämpfen in Macedonien sieht man am besten, dass sie eigentlich nur als Schirmwand für politische Aspirationen dienen, und dass Völker sich oft für angebliche Rechte ihrer Sprachgenossen in Harnisch werfen, um den nationalpolitischen Rechten ihrer Sprach-Concurrenten den Garaus zu machen. Man will eben nicht mit der brutalen „realpolitischen" Sprache heraus, sondern man sucht selbstsüchtige Vergewaltigungsbestrebungen durch die schön klingende Kampfparole: Vertheidigung unterdrückter Connationaler! zu verdecken. In dieser Hinsicht bietet uns Macedonien ein lehrreiches Beispiel.

In der allerletzten Zeit machte sich der bekannte Sprachforscher, der Leipziger Universitätsprofessor Gustav Weigand, durch seine auf eingehende national-sprachliche Forschungsstudien fußenden Werke über Macedonien und dessen Bevölkerung um die Entwirrung der macedonischen Frage höchst verdient. Vom Standpunkte der durch die gegenwärtigen national-sprachlichen Grenzen begründeten Aspirationen jedes einzelnen Volkes in Macedonien ausgehend, ist es Weigand gelungen, genau festzustellen, in welchem Rahmen jedes macedonische national-sprachliche Element sich bewegt, sowie möglichst genaue statistische Beweise zu erbringen. In dieser Hinsicht ist seine kleine Schrift: „Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker" (Leipzig 1898) sehr beachtenswert, da aus ihr klar hervorgeht, dass fast die ganze slavische Bevölkerung Macedoniens, die sich „Bulgaren" (Bugari) nennt, mit dem Serbenthum nichts Gemeinschaftliches hat. Nach einer vom Macedonien-Forscher Vasil Kančov soeben herausgegebenen Statistik der macedonischen Bevölkerung („Macedonien", Sofia, 1900. In bulgarischer Sprache) vertheilt sie sich hinsichtlich der sprachlichen Nationalität und Religion in folgender Weise:

| | Christen | Muhammedaner | Juden | Zusammen |
|---|---|---|---|---|
| Bulgaren | 1,032.533 | 148.803 | | 1,181.336 |
| Türken | [illegible] | [illegible] | | [illegible] |
| Griechen | 214.329 | 14.373 | — | 228.702 |
| Albanesen | 9.510 | 119.201 | — | 128.711 |
| Rumänen | 77.267 | [illegible] | | 80.767 |
| Juden | | | [illegible] | [illegible] |
| Zigeuner | [illegible] | [illegible] | | [illegible] |
| [illegible] | [illegible] | | | [illegible] |
| [illegible] | | [illegible] | | [illegible] |
| [illegible] | [illegible] | [illegible] | | [illegible] |
| [illegible] | [illegible] | | | |
| [illegible] | | [illegible] | | [illegible] |
| [illegible] | [illegible] | | | [illegible] |
| [illegible] | [illegible] | | | [illegible] |

Bezüglich der Zahl der in Macedonien lebenden Rumänen (vulgo Zinzaren) decken sich beinahe die obigen Daten mit denen des Professors Weigand (vergl. dessen grundlegendes Werk „Die Aromunen," Band I, Leipzig 1895, S. 281 u. ff.), und diese Bevölkerungsangaben sind insofern lehrreich, als sie uns zeigen, auf welch kleine Zahl national-sprachlicher Stammgenossen die parteipolitischen Bestrebungen der Rumänen in Macedonien fußen, zu deren Wortführern auch der unglückliche Prof. Michaileano gehörte. Wie sich im letzten Jahrzehnt die nationalen Kämpfe in Macedonien entwickelten, giengen Griechen und Serben einerseits, Rumänen und Bulgaren anderseits Hand in Hand. Zwar ist die serbisch-rumänische Nationalpropaganda in Macedonien ein politisches „Kunstproduct", da aber die macedonischen Rumänen sich am leichtesten gräcisieren, so lag es im Interesse der macedonischen Bulgaren, im Gegensatz zu den traditionell verhassten Griechen, der rumänischen Propaganda Vorschub zu leisten. Indessen erwachte in Rumänien Eifersucht und Misstrauen gegenüber den Erfolgen der panbulgarischen Idee in Macedonien. Da Serben und Rumänen, trotz redlicher und unredlicher Bestrebungen, zum Bewusstsein gekommen, dass sie sich auf Kosten Oesterreich-Ungarns nicht „ausdehnen" können, so blieb ihnen nichts übrig, als im Interesse des „Balkan-Gleichgewichts" eventuelle „Gebietscompensationen" in Macedonien zu beanspruchen, selbstverständlich auf Kosten des Bulgarenthums. Bei der Theilung des noch nicht erlegten, allerdings altersschwachen Bären ist auch Michaileano als Opfer gefallen. Und es dürften noch bedeutend mehr Opfer fallen, falls die europäische Diplomatie den christlichen Macedoniern gegenüber wortbrüchig bleibt und ihnen die im Artikel 23 des Berliner Vertrages feierlich zugesicherte Autonomie nicht verschafft.*) Von Jahr zu Jahr wird das Leben der macedonischen Christen unerträglicher, da sich unter ihnen immer mehr Bildung und Selbstbewusstsein verbreitet und da die sonstigen politischen Reibungen und Eifersüchteleien der Balkanstaaten nach Macedonien übertragen werden. „Jetzt, wo ich wieder in cultiviertem Lande lebe, denke ich nur mit Grausen an jenes unglückliche Land zurück, die Worte fehlen mir, um meiner Entrüstung über die schmachvollen Zustände Ausdruck zu geben, wie sie zur Schande Europas heute noch in Albanien und im Innern Macedoniens herrschen, Länder, wo Willkür und Fanatismus über das natürliche Recht triumphieren, wo Knechtung und Roheit alle freien Regungen unterdrücken, wo Einkerkerung und Verbannung Unschuldiger und frecher Mord an der Tagesordnung sind, wo niemand seines Lebens sicher ist, Zustände, für die man allerdings nicht die Türken als solche, sondern das ganze verlotterte und corrumpierte Regierungssystem und den unduldsamen Fanatismus der Muhammedaner, sowohl der Türken, wie der noch schlimmeren Albanesen verantwortlich machen muss." So urtheilt ein ruhiger deutscher Forscher,**) den gewiss niemand der Uebertreibungen zeihen wird. Da es aber keinem Zweifel unterliegt, dass der allergrößte Theil der macedonischen Christen zum bulgarischen Sprach- und Volksstamm gehört und sich auch für Bulgaren hält, so darf es nicht verwundern, dass die macedonische Frage den Brennpunkt der inneren sowie äußeren Politik des Fürstenthums Bulgarien ausmacht. Auch bilden aus der Türkei eingewanderte Macedonier einen beträchtlichen Theil der Beamten- und Militärwelt des Fürstenthums, wie aus folgenden officiellen Daten zu ersehen ist.

Gemäß der letzten Volkszählung vom Jahre 1893 gibt es im Fürstenthum über 50.000 Emigranten aus Macedonien, die in der Hauptstadt ungefähr ein Achtel der Bevölkerung ausmachen. Auf Grund der letzten Beamtenstatistik des Fürstenthums ist zu ersehen, dass von den 20.509 Civil- und Militärbeamten 955 Civilbeamte und 150 Officiere bulgarisch sprechende Macedonier sind. Außerdem befinden sich, besonders während der Frühlings- und Sommerszeit, viele tausende Macedonier im Fürstenthum, die als wandernde Gemüsehändler, Zimmerleute, Steinmetze, Erdarbeiter, Brot- und Obstverkäufer u. s. f. ihren Unterhalt finden. Dies sind die Hauptträger der macedonischen Propaganda.

Je stärkere Dimensionen die politischen Reibungen zwischen den Balkanstaaten annehmen, umso heftiger bricht der national-sprachliche Kampf in Macedonien selbst aus, und umso unversöhnlicher gestalten sich die Beziehungen der Balkanvölker untereinander. Fast in jeder bulgarischen Stadt, ja in sehr vielen Dörfern, sogar wenn es dort keinen Macedonier gibt, haben sich macedonische Comités organisiert. An der Spitze all dieser Provincialcomités steht das Sofiaer Centralcomite, dessen Präsident, der vielgenannte Hauptmann a. D. Sarafov ist. Macedoniens wegen bringt der bulgarische Staat seit zwei Jahrzehnten die größten materiellen Opfer, und es gab und es gibt in Bulgarien keine Partei, die es wagen würde, gegen die macedonischen Sympathien der gesammten Bevölkerung Front zu machen. Die Losungsparole der um ihre Freiheit ringenden Macedonier ist innere Autonomie, keineswegs aber Vereinigung mit dem Fürstenthum. In dieser Hinsicht

*) [illegible] engloutissement dans l'île de Crète [illegible] éléments analogues . . . . [illegible] Turquie d'Europe." Vergl. Benoit [illegible] 1898, p. 93 u. ff.

**) [illegible] S. 1 Vorrede.

würde die Hohe Pforte auf keine Schwierigkeiten stoßen, wäre sie imstande, sich aufzuraffen, um den Christen Macedoniens etwas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ziehen wir das Obengesagte in Betracht, so wird es ganz klar, warum die Forderungen der rumänischen Regierung hinsichtlich der Auflösung der macedonischen Comités in Bulgarien solange unerfüllbar bleiben werden, bis man das ganze bulgarische Volk dazu nicht zwingen wird. Freilich, dies hätte Oesterreich-Ungarn im Einvernehmen mit Russland erreichen können, wenn „alle beede" es wollten. Und was wären die Folgen davon? Nicht mehr und nicht weniger als das Loslassen des leibhaftigen anarchistischen Teufels auf der Balkanhalbinsel. Jetzt, wo die in Macedonien organisierten zahlreichen Geheimcomités ihre Centralleitung in Bulgarien haben und diese letztere, mit den international-politischen Factoren rechnend, den revolutionären Geist der bulgarisch-macedonischen Localcomités dämpfen und überwachen und zu gleicher Zeit auch von der jeweiligen fürstlich bulgarischen Regierung nach Kräften überwacht werden kann, sind namentlich Meuchelmorde, wie die in Rumänien stattgehabten, glücklicherweise Ausnahmserscheinungen; sobald aber die ganze Organisation der Macedonier aufgelöst werden sollte, würde sie in einzelne geheime Revolutionsgruppen zerfallen, von denen jede ihre eigenen Freiheits- und Rachewege wandeln würde. Wie dem auch sei, solange es den interessierten Großmächten nicht gelingt, die macedonische Frage gerecht und geschickt zu lösen, wird Europa stets Gefahr laufen, durch einen Balkanfunken einen allgemeinen Kriegsbrand zu erleben und die Balkanstaaten werden nicht zur Ruhe kommen können, deren sie so bedürfen. Jedenfalls sind die Rumänen am wenigsten berechtigt, die Bulgaren als „Barbaren" zu stempeln und, dem Padischah in sein Handwerk pfuschend, gegen die macedonisch-bulgarische Bewegung aufzutreten, so sehr auch die Rumänen berechtigt sind, ihre Mitbürger durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Schutz zu nehmen. Was man auch über die Bulgaren sagen mag, auf dem Gebiete des Volksunterrichtes haben sie nicht nur die Rumänen in den Hintergrund geschoben, sondern auch den ersten Platz unter den Balkanstaaten errungen. Einige Beispiele genügen. Für Volksunterricht werden in Bulgarien 8·66 Procent, in Rumänien 4·97 Procent, in Serbien 4·65 Procent, in Griechenland 4·35 Procent des gesammten Ausgabebudgets verwendet. In den Elementarschulen Serbiens gibt es: 90.000, Griechenlands 158.000, Rumäniens 229.000, Bulgariens 348.000 Schüler, d. h. 3·93 in Serbien, 5·44 in Rumänien, 7·04 in Griechenland und 10·57 in Bulgarien Elementarschüler auf 100 Menschen. Von 100 Recruten sind in Rumänien 10·90, in Serbien 20·70, in Bulgarien 34·17 des Schreibens und Lesens kundig. Auch hinsichtlich nationaler und religiöser Toleranz stehen die Bulgaren, obschon auch keineswegs mustergiltig, bei weitem höher als die Rumänen, die, von ihren engherzigen Bojareninteressen geleitet, bald die Juden bei den an den beinahe leibeigenen Bauern vorzunehmenden, wenn auch gesetzlich geregelten, Erpressungen als eine Art Beißzange gebrauchen, bald sie, ihres Habes und Gutes beraubend, von der heimatlichen Scholle, wo sie seit Jahrhunderten leben, grausam vertreiben, um auf solche Weise der Verpflichtung, Schulden zu zahlen, zu entgehen. Von all dem kann in Bulgarien schon aus dem Grunde keine Rede sein, weil es dort weder Großgrundbesitzer, noch staatserhaltende Junker, genannt Bojaren, gibt, und weil der bulgarische Zinzare, der raffinierteste, am meisten verbreitete Dorfwucherer-Typus, dem christlichen macedonisch-rumänischen Stamm angehört, an dessen Vertretern das macedonische Centralcomité Erpressungen ausgeübt haben soll.

Ohne die Bulgaren in Schutz nehmen zu wollen, wäre es sehr ungerecht, bei dem gegenwärtigen rumänisch-bulgarischen Conflict, die durch tendenziös gefärbte „Originalberichte" schlecht informierte deutsche Welt im Irrthum zu lassen: die Bulgaren seien die Wölfe und die Rumänen die Schafe! Auch dünkt es uns an der Zeit, abermals an das macedonische Mene-Tekel zu erinnern, das, dank der — in Peking bewährten — „Diplomatenweitsicht", eines unschönen Tages uns die größten Ueberraschungen bereiten kann, bei denen die altklugen und allvoraussehenden Zwei-, Dreibund- und Entente cordiale-Politiker am allerstärksten überrascht werden dürften, weil sie die vitalsten Völkerinteressen auf ihr geheimnisvolles Spiel setzen, bei dem zu allerletzt Fortschritt und Friede die Zeche zu bezahlen haben, und weil sie, statt zu wagen, den gordischen Knoten der Balkanfrage rechtzeitig zu zerhauen, ihn durch versteckte Taschenspielerkünste, freilich zu eigenem Nutz und Frommen, „mit der Zeit" zu lösen hoffen.

Sophia. Dr. Boris Minzes.

---

## Die staatliche Bevorzugung der reichsdeutschen Zeitungen in Oesterreich.

Im Anfang des Zeitungswesens befasste sich bekanntlich die Post nicht nur mit der Beförderung, sondern auch mit der Herstellung der Zeitungen und selbst später, nachdem diese journalistische Thätigkeit der Post schon längst aufgehört hatte, blieb den Postmeistern noch lange Zeit hindurch der Vertrieb der Tagesblätter, insbesondere der amtlichen übertragen. Wohl ein Rest dieses alten Verhältnisses ist es, dass die Post heute noch in verschiedenen Ländern vermittels des Postdebits nicht nur die Beförderung der Zeitungen bewirkt, sondern auch Abonnements auf solche annimmt, die Abonnementsgelder einzieht und an die Administrationen übermittelt, ja die gesammte geschäftliche Abwickelung zwischen Verleger und Abonnenten besorgt, indem sie bei jenen die nöthige Zahl von Exemplaren kauft und diese den einzelnen Abnehmern liefert. Die Post überschreitet damit, streng genommen, ihre Aufgabe als eine Beförderungsanstalt und der Staat treibt hier gewissermaßen das Geschäft des Zeitungsagenten, doch hat dieser Vorgang trotz einiger Nachtheile, die er mit sich bringt, insbesondere für die politische Tagespresse große Vortheile. Die Redaction kennt allerdings ihre Leser nicht, sie weiß eigentlich nicht, zu welchem Publicum sie spricht; für die Administration ist aber die Arbeit bedeutend erleichtert. Statt Tausende von Abonnenten in Evidenz zu halten, das Blatt täglich an tausende Adressen zu versenden, liefert sie die ganze für auswärts bestimmte Auflage an ein Unternehmen, eben die Post, verrechnet mit diesem allein und überlässt ihm alles weitere. Das Publicum findet ebenfalls seinen Vortheil, es braucht sich nicht an die Administration zu wenden, sondern kann in einfacher Weise bei jedem Postamt abonnieren, und wird rasch und in der Regel billig bedient.

Diese Einrichtung des Postzeitungsdienstes hat im Deutschen Reiche unter der starken Hand Stephans wohl ihre größte Entwickelung und Ausgestaltung gefunden und das neue Postzeitungsamt in Berlin, das im letzten Jahre weit mehr als 300 Millionen Zeitungsnummern beförderte, gehört mit zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten auf dem Gebiete moderner Verkehrseinrichtungen. Die Vermittlungsgebür richtet sich derzeit noch nach dem Abonnementspreis der Zeitung und beträgt 25 Procent des Einkaufspreises, bei Zeitungen, welche weniger als viermal monatlich erscheinen 12½ Procent, mindestens 40 Pfennige jährlich. Hierzu kommt für die Bestellung ins Haus das „Zeitungsbestellgeld", welches nach der Häufigkeit des Erscheinens berechnet wird. Diese „irrationelle Berechnungsart" der Vermittlungsgebür wurde jedoch durch ein Gesetz vom 20. December 1899, welches mit 1. Jänner 1901 in Kraft tritt, abgeschafft und wird die Gebür von da ab nach der Häufigkeit des Erscheinens und dem Gewichte berechnet werden. Das Postabonnement ist in Deutschland auch auf ausländische Zeitungen ausgedehnt worden, und umgekehrt sind internationale Verträge geschlossen worden, durch welche den reichsdeutschen Zeitungen die Abonnentensammlerdienste der Post auch in anderen Ländern gesichert werden. Diesen Verträgen ist auch Oesterreich beigetreten, und so hat sich bei uns der folgende Zustand entwickelt: Für ausländische Publicationen ist infolge dieser Verträge das Postabonnement eingeführt und erhält die österreichische Postverwaltung hierbei für die Vermittlung und Beförderung bei Zeitschriften aus dem Deutschen Reich die Hälfte der deutschen Gebür, also 12½, respective 6¼ Procent, bei solchen aus dem übrigen Ausland pro Nummer 1 Heller, bei wöchentlich einmal oder seltener erscheinenden aber 2 Heller für je 100 Gramm. Für inländische Publicationen nimmt die österreichische Postverwaltung im Inland dagegen keine Abonnements an. Inländische periodische Druckschriften können nur mit Zeitungsmarken zu mindestens 2 Heller pro Exemplar befördert werden, falls sie, mit Adressschleifen versehen, nach den Bestimmungsorten cartiert zur Aufgabe gelangen.

Wie man hieraus ersehen kann, sind die von unserer Postverwaltung für die ausländischen Publicationen festgesetzten Bedingungen weit günstigere, als für die inländischen. Seit 1. Jänner dieses Jahres besteht nun der Zeitungsstempel nicht mehr und an diesem Tage wurde auch das bis dahin eingehobene Zeitungsbestellgeld von ½ Kreuzer für jedes Exemplar abgeschafft. Diese beiden Reformen haben den Preis ausländischer Zeitungen in Oesterreich bedeutend verbilligt und so lobenswert sie auch an und für sich sind, haben sie aber in Verbindung mit obiger Thatsache zu Consequenzen geführt, die geradezu grotesk erscheinen und die abermals beweisen, wie wenig man bei uns bei Erlassung neuer Vorschriften darauf Bedacht nimmt, zu prüfen, ob dieselben auch in das System der bestehenden passen.

Seit jenem Tage werden nämlich reichsdeutsche Zeitungen an jedem Orte Oesterreichs dem Abonnenten zu einem weit billigeren Preise ins Haus gestellt, als dies in Deutschland, selbst am Erscheinungsorte möglich ist. Ein Beispiel wird dies zeigen: In P. in Sachsen erscheint eine Tageszeitung (Nr. 2765*), deren Abonnementspreis vierteljährig 90 Pfennig beträgt, wozu für das Austragen in P. 30 Pfennig, an sonstigen Orten des Deutschen Reiches als Postzustellungsgebür 40 Pfennig berechnet werden, so dass diese Zeitung

*) Da es begreiflicherweise nicht unsere Aufgabe sein kann, hier für diese [illegible]

am Erscheinungsorte, ins Haus gestellt, vierteljährig 1 Mark 20 Pfennig = 1 Krone 44 Heller, im übrigen Deutschland 1 Mark 30 Pfennig = 1 Krone 56 Heller kostet. Der Erlasspreis dieser Publication durch die deutsche Postanstalt an die österreichische beträgt vierteljährig 81 Pfennig = 96 Heller (nämlich 72 Pfennig Einkaufspreis vom Verleger für das deutsche Postamt, hierzu die 12½percentige Versendungsgebür = 9 Pfennig, zusammen obige 81 Pfennig), hierzu rechnet die österreichische Postverwaltung dieselbe Versendungsgebür, nämlich 10 Heller (9 Pfennig) und stellt demnach für den Betrag von 1 Krone 6 Heller diese Zeitschrift regelmäßig an allen Orten Oesterreichs dem Abonnenten unter einer von ihr selbst hergestellten Adressschleife frei ins Haus. Würde diese Zeitung aber in Oesterreich erscheinen und hier als inländische zur Versendung gelangen, so hätte ihre Administration die ganze Versendungsarbeit (Druck der Adressschleifen, Einschleifen, Frankieren, Cartieren) zu besorgen und müsste an Porto allein, da die Zeitung im Quartal 78mal erscheint, jedesmal 2 Heller, also im ganzen 1 Krone 56 Heller zahlen. Die Zeitung würde demnach unter gleichen Abonnementsbedingungen in Oesterreich 2 Kronen 64 Heller kosten, während sie nun, wie gesagt, an allen Orten Oesterreichs 1 Krone 6 Heller, am Erscheinungsort jedoch 1 Krone 44 Heller, im übrigen Deutschland 1 Krone 56 Heller kostet. Dies ist **ein** Beispiel, doch es gibt ihrer noch viel wirkungsvollere. Ein in Berlin herausgegebenes Blatt (Nr. 2394) erscheint im Semester 104mal und kostet in Deutschland ins Haus gestellt 1 Mark = 1 Krone 20 Heller, in Oesterreich nur 42 Heller, sage vierzigzwei Heller. Das Porto für dieses Blatt, wenn es ein inländisches wäre, würde allein 2 Kronen 8 Heller betragen! Die Sache wird natürlich nur noch grotesker, wenn man mehr als täglich einmal erscheinende Zeitungen in Betracht zieht. So besitzt R. in Bayern eine Zeitung (Nr. 3314), welche gegenwärtig wohl die billigste des Deutschen Reiches sein dürfte. Sie erscheint wöchentlich 13mal und kostet vierteljährig am Ort 1 Krone 32 Heller, im übrigen Deutschland 1 Krone 80 Heller, in Oesterreich aber nur 1 Krone 18 Heller. Bei diesem Blatt (169 Nummern pro Quartal) beträgt die Gebür zu Gunsten der österreichischen Post pro Nummer nur 7 Hundertstel Heller und hierfür befördert die österreichische Post sie eventuell von Passau bis Cattaro, versieht sie mit einer von ihr adressierten Schleife und stellt sie dem Abonnenten ins Haus. Während beispielsweise der Abonnent, der in Mödling ein Wiener Blatt täglich zweimal zugestellt haben will, an Porto vierteljährig 3 Kronen 60 Heller zahlen muss, kostet für jemanden, der in Triest die Königsberger Zeitung, welche 18mal wöchentlich erscheint, abonniert, diese nur um 20 Heller vierteljährig mehr, als für den Abonnenten in Königsberg selbst, um 1 Krone aber **weniger**, als dem Abonnenten in Danzig.

Der Denkende, der dies zum erstenmal hört, wird gewiss so bescheiden sein, zu wähnen, dass **er** nicht bei Verstande sei, andere werden zu Gunsten unserer Behörden die Sache nicht so arg finden und darauf hinweisen, dass das österreichische Publicum wegen der Verschiedenheit der Interessen ausländische Zeitungen ohnehin nicht bezieht und das inländische, wenn auch theurere Blatt vorzieht. Es werden allerdings nur sehr wenige Triestiner die Königsberger Zeitung abonnieren, aber ganz anders verhält es sich in gewissen Grenzorten, wie zum Beispiel in Nordböhmen, wo keine täglich erscheinende Zeitung existiert und wo etwa die Dresdener Zeitung leicht das Prager Blatt concurrenzieren kann. Will dort jemand letzteres abonnieren, so muss er an die Administration desselben zumindest mittels einer Correspondenzkarte schreiben und ihr die entfallende Abonnementsgebür mit einer Postanweisung einsenden. Die Administration hat dann Adressschleifen für den Abonnenten herrichten und mit je 2 Heller frankieren zu lassen und die Zeitung dann cartiert aufzugeben. Will der Betreffende aber die Dresdener Zeitung haben, so braucht er nur zum nächsten Postamt zu gehen und die Abonnementsgebür zu erlegen. Alles weitere besorgt ihm dann die k. k. österreichische Post, da es sich ja um ein ausländisches Blatt handelt. Sie abonniert es, lässt die Schleifen für eigene Rechnung herstellen und berechnet für die einzelne Nummer nur wenige Hundertstel Heller an Spesen! Unter diesen Umständen ist es einleuchtend, dass der österreichische Zeitungsverleger hier dem deutschen gegenüber, der ohnehin unter weit günstigeren Productionsverhältnissen arbeitet, unmöglich concurrenzfähig erscheint und besser thun würde, sein für solche Districte bestimmtes Blatt in einem **jenseits** der österreichischen Grenze liegenden Ort erscheinen zu lassen.

Kommen nun für politische Zeitungen allerdings die Grenzgebiete in erster Linie in Betracht, so verhält sich dies anders im Fachblätter, bei welchen es nicht so wichtig ist, dass der Abonnent das Blatt so rasch als möglich nach dem Erscheinen in die Hand bekommen muss und die nicht nur vorzugsweise für das Erscheinungsgebiet von Interesse sind. Von ganz besonderer Bedeutung werden schließlich diese Missstände bei Blättern, welche [illegible] dem Ankündigungswesen und [illegible] [illegible] religiösen oder socialen [illegible] [illegible] die Verbreitung [illegible]

Der Einwand, dass solche Publicationen ohnehin nicht abonniert werden und sich nur zum unentgeltlichen Versandt eignen, ist nicht stichhältig, denn die deutschen Verleger haben bereits ein Mittel gefunden, sich durch die Einrichtung des Postabonnements die sonst nothwendigen Portospesen beim Gratis-Versandt bedeutend zu verringern. Sie setzen nämlich den Abonnementspreis, nach welchem sich ja das Porto richtet, sehr niedrig an, ersuchen denjenigen, welchem sie das Blatt regelmäßig zusenden wollen, dasselbe beim nächsten Postamt zu abonnieren und verpflichten sich, nach Empfang der Quittung den hierfür ausgelegten Betrag zu retournieren. Hierdurch ersparen sie sich nämlich nicht nur einen bedeutenden Theil des Portos sondern auch die Mühe des Adressenschreibens, Frankierens &c. Dass die österreichische Postverwaltung ausländischen Zeitungen derartige Erleichterungen zugesteht, von österreichischen Administrationen aber bei Cartierungszwang das Zweiheller-Porto einhebt, ist wohl nicht geeignet, die heimische Industrie zu befördern. Unsere Papierfabrikanten klagen, unsere Druckindustrie liegt darnieder und die k. k. österreichische Post sorgt dafür, dass den **reichsdeutschen Druckschriften** in Oesterreich die Verbreitung so **leicht** und **billig** als nur möglich gemacht werde.

Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler, unter dessen Mitgliedern sich viele Zeitungsverleger befinden, hat daher zum Schutze der Interessen der heimischen Industrie anfangs Mai d. J. an das Handelsministerium eine Eingabe gerichtet, in welcher er in eingehender Weise die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese unhaltbaren Zustände lenkte, aber auch bestimmte Vorschläge machte, welche geeignet wären, solchen Missständen für die Zukunft vorzubeugen. Diese Vorschläge waren keineswegs leicht, denn es handelte sich darum, die widerstrebenden Interessen der Verleger, der Zeitungsverkäufer, des Publicums und des Postärars zu vereinigen und einen Weg zu finden, der allen diesen Anforderungen genüge leiste, der aber auch mit den bestehenden internationalen Abmachungen und mit den inländischen gesetzlichen Bestimmungen in Einklang stehe.

Die Vorschläge des Vereines waren nun folgende:

„1. Für inländische Zeitschriften wird ein Postabonnement eingeführt und hat die Versendungsgebür hiebei pro Nummer **zwei** Heller zu betragen.“ Dieses Postabonnement sollte aber kein obligates sein, wie es in Deutschland der Fall ist, sondern nur ein facultatives und deshalb wurde weiters vorgeschlagen:

„2. Im Inland durch Administrationen inländischer Zeitschriften oder durch Buchhändler adressiert und cartiert zur Aufgabe gelangte Zeitschriften zahlen ein Porto von **einem** Heller pro Nummer.“

Es empfiehlt sich nämlich aus verschiedenen Gründen, die bestehende Einrichtung der Zeitungsportomarken beizubehalten, da dieselbe insbesondere für die Versendung von Probeexemplaren zum Zwecke der Anwerbung neuer Abonnenten sehr vortheilhaft ist.

Um endlich den internationalen Abmachungen gerecht zu werden, aber nicht mehr wie bisher das Ausland dem Inland gegenüber zu begünstigen, wurde 3. gefordert:

„Die Versendungsgebür im Postabonnement kann in Oesterreich für ausländische Zeitungen nicht weniger als für inländische betragen.“

Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler sandte eine Abschrift dieser Eingabe an den Reichsverband der österreichischen Buchdruckereibesitzer, an den Verein der österreichisch-ungarischen Papierfabrikanten, als die Schutzorgane der hier zunächst mitbetheiligten Industrien, und endlich an sämmtliche Handels- und Gewerbekammern mit dem Ersuchen, seine Vorschläge beim Handelsministerium zu unterstützen. Die beiden Vereine und mehrere Kammern sind diesem Ersuchen auch bereits nachgekommen und haben — zwei mit geringen Aenderungen — die Erfüllung jener Vorschläge als dringend nothwendig bezeichnet und ihre Durchführung beim Handelsministerium befürwortet.

Auf alle diese Eingaben ist nun vor kurzem vom Ministerium eine im Wesen gleichlautende Antwort erflossen, in welcher es heißt, dass die Nachtheile, die sich aus der Bemessung der Gebüren für Postabonnements nach Procenten des Ankaufspreises der Zeitungen im Verkehr zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Deutschen Reich ergeben, schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit des Handelsministeriums auf sich gezogen hätten. Die Gebüren seien aber durch Artikel 25 des Postvertrages zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland bedingt und eine Aenderung derselben könne nur durch eine neue Vereinbarung der vertragschließenden Theile erfolgen, zu welchem Zwecke bereits Verhandlungen im Zuge seien. Den Vorschlägen hinsichtlich der Ermäßigung der Versendungsgebür für Zeitungen und der Einführung der Postabonnements im inländischen Verkehr könne dagegen das Ministerium wegen der hierdurch zu gewärtigenden Steigerung der Betriebskosten und Ver[illegible] nicht näher treten. Diese ungünstige [illegible] könnte nur durch eine Ausdehnung des [illegible] der Beförderung von Zeitungen ein[illegible] welche [illegible] mit dem Privatvertrieb der

Zeitungen im Zusammenhange stehenden wirtschaftlichen Interessen empfindlich berührt werden.

Natürlich kann diese Antwort niemanden befriedigen. Die letzte Bemerkung ist zumindest eine unbewiesene Behauptung, und die dem Ministerium gemachten Vorschläge befanden sich eben in einem solchen inneren Zusammenhang, dass durch ihre volle Verwirklichung eine Schädigung des Privatbetriebes hintangehalten werden sollte. Der Gefällseinnahmen wird natürlich — und das ist ja bei uns stets die Hauptsache! — gedacht, nicht aber auch, ob das Gebührenpflichtige bei solcher Politik überhaupt erhalten bleibt und wie kommt es, dass Deutschland trotz des Vertrages, wie wir eingangs bemerkten, bereits Ende 1899 ein neues Gesetz promulgierte, während bei uns nicht einmal noch ein ähnlicher Vorschlag im Parlament eingebracht worden ist?

Unsere Industriellen kennen jene Maßnahmen österreichischer Tarifpolitik zur Genüge, wodurch der ausländischen Industrie auf Kosten der inländischen Vortheile eingeräumt werden; das hier Geschilderte bildet nun ein neues Capitel in dieser Leidensgeschichte. Die Culturnationen haben es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts soweit gebracht, dass der Fremde ihnen nicht mehr als ein Feind gilt, Gesetze und Verträge stellen den Ausländer in fast allen Rechten dem Inländer gleich. Nur Oesterreich scheint diesen Punkt der Civilisation bereits überschritten zu haben, wir pflegen die Courtoisie dem Fremden gegenüber bis zur Selbstaufopferung, bei uns wird der Ausländer „gefördert" auf Kosten des Inländers.

Carl Junker.

## Anastasius Grün und Nikolaus Lenau.

Ungedruckte Briefe.

Mitgetheilt von Dr. Bruno Frankl v. Hochwart.

Die einleitende Bemerkung zu den im Folgenden mitgetheilten Briefen haben wir in Nr. 307 der „Zeit", in einem der Erinnerung an Lenaus Todestag gewidmeten Aufsatz, gegeben. Es sei hier nur noch erwähnt, dass der erste Brief (an Bauernfeld) schon publiciert ist.

*

### I. An Bauernfeld.

Thurn am Hart, 18. Sept. ..50.

... Den Tod unseres Freundes Lenau habe ich in Helgoland aus den Zeitungen erfahren und muss es noch immer bedauern, dass die große Entfernung es mir unmöglich gemacht hatte, ihm das letzte Geleite zu geben. Sein Tod war für ihn und für uns ein wahrer Befreier, nachdem eine andere günstige Lösung seines Elends nicht mehr denkbar geworden, und so mischte sich unter den tiefen Schmerz über den Verlust doch auch ein lindernder Tropfen Genugthuung. Für mich, der ihm durch gleichzeitiges Auftreten und Bekanntwerden, sowie durch mancherlei tiefere Beziehungen näher stand, als die meisten anderen, und der unsere beiderseitigen Strebnisse nur als die getrennten Hälften eines geistigen Daseins zu betrachten gewohnt war, trat schon bei seinem psychischen Absterben das wehmüthige Gefühl ein, als neige sich ein Theil meines eigenen Selbst dem Grabe zu; der nachfolgende körperliche Tod löste nur den letzten schwachen Hoffnungsfaden. So wie sein tieferes Verständnis religiöser Anschauungen und Bewegungen, sein kühneres Eindringen in die Nachtseiten der Natur und des Lebens ihm Gebiete erschlossen, die mir zum Theil unzugänglich blieben, so glaube ich ohne Anmaßung, dass auch in mir Elemente lagen, die ihm versagt waren und gerade geeignet gewesen wären, das Schroffe seiner Richtung zu mildern und harmonischer zu gestalten. Wir hätten eigentlich, um Tüchtigeres und Ganzes zu leisten, gemeinschaftlich arbeiten sollen, wie einst Barthélemy und Méry, während wir, jeder vereinzelt, für sich, dem höheren Kunstgesetze nicht vollkommen genügen und günstigsten Falles nur gelungene Fragmente bringen konnten. Meinerseits hatte es dazu an Hingebung nicht gefehlt, wenn auch — unter uns gesagt — seinerseits vielleicht an Entsagung. Wie ich höre, soll ich nach des Verstorbenen ausdrücklichem Wunsche seinen Nachlass, wenigstens den „Don Juan," herausgeben. Ich werde diesem Auftrage mit Gewissenhaftigkeit und Liebe entsprechen, obschon ich das letztgenannte Gedicht für Lenaus schwächste Arbeit halte. Freilich ist es noch nicht als fertig anzusehen, obschon der Schluss vorhanden ist, aber nach Lenaus mosaikartiger Weise, zu arbeiten, sollte gewiss noch manches ergänzt, abgerundet und eingeschaltet werden ...

### II. An Schurz.

Inzwischen war Schurz an Auersperg mit der Bitte herangetreten, die Herausgabe des „Don Juan" zu besorgen. Grün antwortete aus Thurn am Hart am 22. October 1850.

... Was nun zuerst unseres unvergesslichen Freundes letztes Werk, den „Don Juan", betrifft, so werde ich dessen letzte Redaction nach dem Wunsche des Verewigten und mit Benützung Ihrer sehr richtigen und sorgfältigen Andeutungen bereitwilligst mit Liebe und Pietät besorgen; nur müsste ich, um völlig gewissenhaft vorzugehen, mir dazu nochmals die Einsicht in das Originalmanuscript umsomehr erbitten, als ich mich aus einer früheren Durchsicht desselben erinnere, dass sich darin von einer der letzten Scenen ein Duplicat mit Varianten befindet, und es daher nothwendig sein wird, die abweichenden Lesarten entgegenzuhalten, besonders wo man sich für die eine oder andere entscheidet ... — Lenaus gegen Sie ausgesprochener Wunsch, wodurch er mich mit der Herausgabe seines „Schwanengesanges" betraute, ist mir ein theures Vermächtnis seiner Liebe und Anerkennung, er hat dadurch der mir so ehrenvollen und erhebenden Gepflogenheit vieler Zeitgenossen, unsere beiden Dichternamen immer in Verbindung zu nennen, gewissermaßen auch seinerseits Beistimmung und Weihe gegeben. Es liegt aber auch für mich eine tiefwehmüthige Bedeutung darin, dass ich, der Ueberlebende, ihm jetzt vor aller Welt die letzten Ehren zu erweisen und sein poetisches Auge zuzudrücken habe, wie ich, obschon der Jüngere, einst der erste Vermittler des Namens Lenau mit dem deutschen Publicum gewesen (sein erstes unter dem Dichternamen Lenau gedrucktes Gedicht in Spindlers Damenzeitung, 1830, war von mir eingesandt worden).

Um wieder auf „Don Juan" und auf die zwischen Ihnen und Cotta obschwebende Frage zurückzukommen, ob dieses Gedicht als ein fertiges Ganzes anzusehen sei und sich sofort zur Herausgabe eines selbständigen Bandes eigne, oder ob es nur in die Gesammtausgabe aufzunehmen sei? erlaube ich mir den streng literarischen Standpunkt von dem rein buchhändlerischen zu trennen. Von dem streng künstlerischen, poetischen Standpunkt halte auch ich, unter uns gesagt, das Gedicht für ein unvollendetes Fragment, das nicht zum Abschluss gekommen ist und bei Lenaus eigenthümlicher Art, zu arbeiten, erst allmählich Ergänzung, Rundung und feste Gestalt gewinnen sollte. Dem unglücklichen Dichter ist die Zeit dazu nicht gegönnt gewesen, und er hat uns sein Werk in einem Stadium zurückgelassen, das noch ziemlich weit von dem Abschlusse und der Vollständigkeit seines „Faust" entfernt scheint. Aber auch in solcher Unvollständigkeit behält es seinen eigenthümlichen Wert und muss von uns genommen werden, wie es ist. Ein Hindernis zur selbständigen Herausgabe kann darin nicht gefunden werden. Vom buchhändlerischen Standpunkte wüsste ich vollends gar kein Bedenken gegen diese vorzubringen. Das Gedicht hat einen genügenden Abschluss, ein hinreichendes Volumen (circa 96 bis 100 Seiten so kleinen Druckes wie der „Faust") und in dem anhaltenden Interesse der Lesewelt für den gefeierten Dichter auch eine ausreichende finanzielle Bürgschaft, dass der Abdruck des „Don Juan" als selbständiger Band genügend gerechtfertigt wäre. Zudem dürften die Besitzer der bisherigen Einzelausgaben einiges Anrecht darauf haben, dass ihnen auch sein letztes Werk in gleicher Ausgabe zugänglich gemacht werde. Dies meine unvorgreifliche Ansicht über die schwebende Frage, welche Ihre Einsicht in Uebereinstimmung mit der Cotta'schen Buchhandlung einer ersprießlichen Lösung zuführen möge. Von dem gefassten Beschlusse bitte ich mich gefälligst seinerzeit in Kenntnis zu setzen. Die Abschrift des „Don Juan" übersende ich morgen Ihrem Wunsche gemäß an die Cotta'sche Buchhandlung zu deren weiteren „Orientierung".

### III. An Schurz.

Thurn am Hart, 26. October 1850.

Um baldthunlichst einen Theil Ihrer gedruckten Aufforderung und meiner diesfälligen Zusage zu erfüllen,*) musterte ich dieser Tage meine Correspondenz und fand wirklich einiges, das zu Ihrem Zwecke dienen könnte.

Ich übersende Ihnen somit im Anschlusse:

2 Briefe unseres verewigten Freundes Lenau,
14 „ Gustav Schwabs,
1 „ Dr. Zellers,

sämmtlich an mich gerichtet und ermächtige Sie von deren Inhalt, insoferne er zu Lenaus Biographie dienlich sein kann, beliebigen Gebrauch zu machen: nur bitte ich sehr dringend, diese Briefe, die mir sehr lieb und theuer sind, und von denen ich mich nur sehr ungerne trenne, recht wohl zu verwahren und mir thunlichst bald zurückzusenden. Ich erlaube mir zu Ihrer Orientierung einige Andeutungen beizufügen.

Der erste Brief Lenaus aus Neuberg erfüllt meine damals an ihn gerichtete Bitte, bei seinem projectierten Ausfluge nach Neuberg, dem Begräbnisorte Ottos des Fröhlichen, über letzteren Nachforschungen anzustellen und mir deren Resultate, sofern sie vom Interesse wären, mitzutheilen. Der zweite bezieht sich auf die einzige zwischen uns beiden stattgehabte kleine Differenz, deren freundliche Lösung mir eine dringliche unabweisbare Herzensangelegenheit geworden war. Den Anlass dazu gaben ein paar bei einer geringfügigen Gelegenheit mir entschlüpfte, unbesonnene, gleich geringfügige Worte, die aber — im Angesicht des edlen Todten kann ich es sagen — nicht durch irgend eine meinerseits damit verbundene Böswilligkeit, sondern durch die mir erst

*) [illegible]

damals im ganzen Umfang erkennbar gewordene, in seiner überaus zarten Gefühlsweise gegründete, ungewöhnliche Reizbarkeit seinerseits einige Bedeutung haben konnte. Wie die vorübergehende Disharmonie auch durch ihn die edelste Lösung fand, geht aus dem Briefe selbst hervor. Die Briefe Schwabs enthalten gerade nicht viel Wesentliches über Lenau selbst, doch begleiten sie ihn von seinem ersten Auftreten in Stuttgart, das mit seinem literarischen Debut zusammenfällt, durch alle Stadien bis zu den Albigensern. Zur Veri- und Rectificierung einiger Zeit- und Lebensdaten dürften sie Ihnen vielleicht brauchbare Anhaltspunkte gewähren.

Dr. Zellers Brief — dessen Handschrift übrigens sehr schwer zu entziffern — dürfte für die Krankheitsgeschichte unseres Freundes von Interesse sein. Es ist dies die Antwort auf meine im Jahre 1846 an Dr. Zeller gerichtete briefliche Anfrage, ob er zur Wiederholung des Besuches, den ich im vorigen Jahre in Winnenthal gemacht habe, in diesem Jahre einrathe und ob ein solcher Besuch irgendwie fördernd für den Heilungproceß sein könne, indem ich es in letzterem Falle für Pflicht hielte, die Reise zu dem lieben Kranken, der großen Entfernung ungeachtet, zu unternehmen. Sollten mir ähnliche Behelfe zur Biographie des theuren Todten noch unterkommen, so werde ich Ihnen ohne Säumnis dieselben zukommen lassen.

(Wird fortgesetzt.)

## Eine neuentdeckte germanische Literatur.

Es liegt in dem kosmopolitischen Streben des deutschen Geistes, nicht nur der Literatur der übrigen ebenbürtigen Culturnationen vollste, ja oft sogar mehr als selbstlose Würdigung angedeihen zu lassen, sondern auch dem noch kümmerlich sprossenden „Schriftthum“ oder poetisch sein sollenden Stammeln kaum oder gar nicht civilisierter kleiner Völker nachzuspüren. Seit Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ sind denn auch bereits, hauptsächlich durch deutsche Sprach- und Literaturforscher, die Dichtungen aller möglichen, zum Theile recht exotischen Volksstämme in die Weltliteratur eingeführt worden. So haben z. B. selbst die überaus dürftigen Lieder(?) der Lappen längst (1876) liebevolle und eingehende Behandlung in einer stattlichen deutschen Monographie gefunden. Wir erwähnen gerade diese Thatsache, weil es im Hinblicke darauf umso unfassbarer erscheint, dass bisher die verhältnismäßig reiche und prächtig blühende Dichtung eines anderen, nordischen, und zwar germanischen Volksstammes völlig übersehen wurde. Es handelt sich hier um die isländische Dichtung, um die isländische Literatur der Neuzeit, um die spätere geistige Production in dem altehrwürdigen Heim der Eddas und der Sagas. Nur hie und da verlautete im 19. Jahrhundert eine spärliche Kunde darüber, dass auf Island die Dichtkunst noch nicht völlig erloschen sei. Von der Existenz einer wirklichen neuisländischen Literatur wusste man auch außerhalb Deutschlands, ja selbst in Dänemark, zu dessen Krone Island gehört, so gut wie nichts. Konnte doch, wie vor einiger Zeit im „Boten für die deutsche Literatur“ zu lesen war, ein hervorragender Kopenhagener Universitätsprofessor des einschlägigen Faches noch vor einem halben Jahrzehnt auf eine amtliche Anfrage des dänischen Cultusministeriums äußern, „es gäbe überhaupt keine isländische Literatur, außer einer altisländischen“.

Ein Oesterreicher, J. C. Poestion, war es, der zuerst (wenn wir nicht irren schon seit Beginn der Achtzigerjahre) mit allem Nachdrucke und echter Begeisterung auf die neuisländische Literatur hingewiesen und Proben daraus mitgetheilt hat. Derselbe unermüdliche Forscher, der inzwischen auch ein geographisch-etnographisches Buch über Island veröffentlicht hat, gewährt uns nunmehr zum erstenmale einen vollen Einblick, nicht nur in die ganze erstaunliche Literatur, sondern zugleich auch in das gesammte Geistesleben Islands seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, in einem neuen großen Werke mit dem Titel „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung. Mit einer Uebersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation“ (Leipzig, Georg Heinrich Meyer.)

Ein wahres Märchenbuch scheint dieses gelehrte, gründliche, streng wissenschaftliche Werk, das Kunde gibt von den Wunderdingen an dem einsamen nordischen Felseneilande, wo, umtost von arktischen Stürmen und empörten Meeren, nicht selten in seiner Küste von Eisbergen blockirt, zwischen Gletschern und Vulcanen, Lavawüsten und Sandsteppen, das kleine germanische Völkchen wohnt, das unter allen Drangsalen, von der rauhen Natur zur äußersten Einfachheit und Entsagung genöthigt, sich der Civilisation nicht entfremdet, sondern Bildung und Wissen pflegt und vor allem die von altersher bei ihm heimische Kunst des Bragi.

Dabei bleibt aber Poestions Buch vor allem eine wissenschaftliche Leistung, eine Monographie Islands, die ihren anziehenden Stoff in zwei, [illegible] in Abschnitte zerfallende [illegible] das Gesammtbild entrollt [illegible] [illegible]

fast die ganze Hälfte des dickleibigen Bandes füllenden Theile alle die vielfältigen Momente, aus denen jenes Gesammtbild sich zusammensetzt, herausgearbeitet und ineinander gefügt. Jedes einzelne kommt in seiner vollen Bedeutung zur Geltung. Die Naturereignisse mit ihrem das Leben grauenvoll beherrschenden Walten, die Volksbeschreibung und Sittenschilderung, das sociale und wirtschaftliche, cultur- und politische, wie literarhistorische Moment, alle stehen sie, je für sich ausführlich behandelt, so wie in ihrem ursächlichen und organischen Zusammenhange da. In der einen, literargeschichtlichen Beziehung greift auf diese Weise allerdings der erste Theil dem zweiten einigermaßen vor, doch die gebotene Totalübersicht gereicht dem Werke zu so großem Vorzuge, dass der Nachtheil einzelner Wiederholungen leicht in den Kauf zu nehmen ist.

Diese tiefeindringende und zugleich übersichtliche Behandlung des sozusagen noch jungfräulichen Stoffes, das gewaltige statistische Material, das der Verfasser in jahrelangen unermüdlichen Studien, mit einem unglaublichen Aufwande von Sammelfleiß zusammengetragen und gesichtet hat, die Verlässlichkeit der, soweit möglich, aus den Urquellen selbst geschöpften historischen Angaben und Daten: das macht allein schon diesen Theil zu einem grundlegenden Werke, einem dem Fachmanne fortan unentbehrlichen Behelf seiner Forschungen. Auch dem Laien wird er bei seiner anschaulichen und allseitigen Darstellung des Lebensganges dieses culturell so hochstehenden, zur Romantik, man darf wohl sagen, verurtheilten Polarvolkes eine anregende und anziehende Lectüre sein. Immerhin dürfte für diesen das Hauptinteresse sich auf den schönen, abwechslungsreichen zweiten Theil concentrieren, der ja auch gleichsam die Krone des ganzen ist, auf die Sammlung von Biographien und Charakteristiken der namhaftesten neuisländischen Dichter mit der darin eingestreuten stattlichen Anzahl von Proben ihrer Dichtungen in metrischer Uebertragung.

Auch dieser zweite Theil des Buches hat wiederum, wie erwähnt, seine Unterabtheilungen, je versehen mit kurzen Darstellungen der in den europäischen Culturlanden vorausgegangenen literarischen Bewegungen oder Umwälzungen, die auch dies äußerste Thule in ihren Bannkreis zogen, und seltsam berührt es, an einem so eclatanten Beispiele wahrzunehmen, welche unentrinnbare, weltumspannende Macht der Zeitgeist ist. So sehen wir nach der Reformation die der religiösen Bewegung entsprungene und ihr dienende geistliche Poesie wie in Deutschland und den übrigen lutherisch gewordenen Ländern auch auf Island aufblühen und verwandte Formen annehmen, so eigenartig die Färbung sein mag, womit originelle Geister sie überhauchen. So sehen wir die Aufklärungszeit, den deutschen Classicismus ihre Wirkungen üben, und die deutsch-dänische, zumal die Oehlenschlägerische, auf die heroische Vorzeit des Vaterlandes zurückweisende Romantik den Anstoß zu dem hohen Aufschwunge der isländischen Kunstdichtung in unserem Jahrhundert geben. Indessen behält, wie jedes zumal höher veranlagte Individuum, so jedes Volk, dank den unendlich mannigfaltigen Einflüssen, sein Sonderwesen, und so hat denn auch die Poesie der Isländer ihren ganz eigenen Nationalcharakter. So klein das Völkchen ist, das weit auseinander versprengt auf der zum Theil ja völlig unbewohnbaren Insel lebt, so besitzt es doch eine ganz unverhältnismäßig große Zahl von Dichtern, und in keiner Literatur dürfte es so viele bäuerliche und so viele treffliche Poeten geben, wie hier, die, den untersten Schichten angehörig, in bitterster Armut lebend, ohne höhere Schulbildung genossen zu haben, sangen, „wie der Vogel singt“. Ueberaus rührend sind in dieser Beziehung einzelne der Biographien, wie die des Böttchers und zartsinnigen Dichters Sigurdur Breidfjörd oder des Fischers und Knechtes Hjálmar Jónsson (Boln Hjalmar genannt) — der letztere ein besonders starkes Talent, dämonisch, hämisch, doch auch von idealerem Schwung und tiefer Melancholie. Aber auch die des studierten armen Pfarrers Jón Thorlákson, eines bedeutenden und fruchtbaren Poeten, noch besonders durch seine meisterhaften Uebersetzungen von Miltons „Verlorenem Paradies“ und Klopstocks „Messias“ berühmt, flößt tiefes Mitleid ein. Sein heißes Blut, die Ungebundenheit seines Naturells beraubten ihn immer wieder seines bescheidenen geistlichen Amtes, und die Dichtkunst scheint auf Island keine milchgebende Kuh zu sein. Noth ist so sein ständiger Gast, und er singt selbst von sich:

> Die Armut ist meine Begleiterin,
> Seit ich zur Erde geboren bin.
> Wir sind so beisammen als treues Paar
> Gar bald nun schon das siebzigste Jahr.
> Ob je wir uns trennen werden im Leben,
> Weiß er nur, der uns zusammen gegeben.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass nicht alle Dichtungsgattungen ihre bedeutenden Vertreter unter dem alles in allem etwa 70.000 Köpfe zählenden Volke haben. So besitzen sie nur vereinzelte schwache Versuche einer dramatischen Dichtung, auch hat sich bei ihnen, [illegible] die Sagas schufen, erst in allerneuester Zeit wieder eine Erzählungsliteratur, ein dichterischer Prosastil entwickelt. [illegible] Novellist auf Island war Jónas Hallgrímsson [illegible]. [illegible] mutet es eigenthümlich an,

dass, so wenig musikalische Anlage das Volk zu haben scheint, seine Dichter fast ausschließlich Lyriker sind. Nicht die Erotik gerade gibt ihnen ihre leidenschaftlichsten Gefühle ein. Was ihnen die weichsten Töne, die schwungvollsten Hymnen entlockt, das ist die Liebe zum Vaterlande, ein rührender Zug bei einem Volke, welchem die Heimat eine so harte Mutter gewesen ist. Zahllos sind die Gedichte an Island („Die stolze Bergfrau", „Im Festgewande", „Mit der Silberkrone"), mit dessen ruhmreicher Vergangenheit sie trauernd die dürftige Gegenwart vergleichen, und die erhabene Schönheit, die gewaltige Furchtbarkeit ihrer heimatlichen Natur, welche die mitten zwischen schroffe Gletscherberge gebetteten grünenden Thäler und blumigen Wiesen doppelt lachend erscheinen läßt, diese wilde Großartigkeit, gepaart mit Lieblichkeit, die sie begeistert, hat sie zu Meistern der Naturschilderung gemacht. Es ist dies vielleicht der hervorstechendste Zug ihrer Poesie. Daneben wird vorzugsweise die Elegie gepflegt, das Grablied auf verehrte und geliebte Todte, auf ausgezeichnete Persönlichkeiten, und was der urkräftigen Volksseele am unmittelbarsten entquillt, das ist das Spottgedicht (wohl dessen wildester Vertreter der oben erwähnte Bólu Hjalmar), das zuweilen in seiner Derbheit alle Grenzen überschreitet, während die didaktische Dichtung naturgemäß mehr Sache der gelehrten Sangesgenossen ist. Als die bedeutendsten isländischen Dichter der Neuzeit erscheinen, von den Vertretern der neuesten Richtung der isländischen Poesie abgesehen, der Meistersänger geistlicher Lieder Hallgrimur Pjetursson (im 17. Jahrhundert), das „classische Dioskurenpaar" Bjarni Thórarensen und Jónas Hallgrimsson (in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), der vor einigen Jahren erst verstorbene eigenartige Balladensänger Grimur Thomsen und die noch lebenden trefflichen Lyriker Benedikt Gröndal der Jüngere, Steingrimur Thorsteinsson und Mathias Jochumsson. Es ist hier leider nicht möglich, diese Poeten einzeln genauer zu charakterisieren und Proben ihrer schönen, oft ganz reizvoll eigenartigen Dichtung mitzutheilen. Es müsste das Buch wiederholt werden, während doch einzig darauf hingewiesen werden kann.

Hohes Ansehen genießen mit Recht in dem vom Weltverkehr fast völlig abgeschnittenen Lande die Meister der Uebersetzungskunst. Und Vorzügliches ist dort auch auf diesem Gebiete geleistet worden, wenngleich die isländische Uebersetzungsliteratur im Verhältnis zu jener der großen Culturländer uns naturgemäß gar lückenhaft erscheint. Deutschland gehört nicht zu den meist begünstigten Nationen, was die Einfuhr seiner Geistesproducte betrifft. England und selbstverständlich die skandinavischen Länder haben vor uns den Vorrang. Dennoch finden wir unsere besten Namen, u. a. Klopstock, Gellert, Bürger, Uhland, wie, mit einer nicht geringen Zahl von Gedichten, insbesondere Schiller, der bei den Isländern rasch sympathischen Anklang fand, vertreten. So sind seine „Glocke", sein Lied „An die Freude" in ihre Mutterlaute umgedichtet. Schwerer fand Goethe Eingang. Erst in neuester Zeit beginnt das Verständnis für ihn zu reifen. Wer jedoch eine ganz merkwürdige Anziehungskraft auf die Isländer übte und nicht nur gar bald von den Dichtern in der Ursprache studiert wurde, sondern wie keiner eifrige und liebevolle Verdolmetschung fand, das ist „der ungezogene Liebling der Musen" Heinrich Heine. Es ist bezeichnend, dass gerade dieser Lyriker und Spötter es ihnen angethan hat.

Und nun sehen wir uns beim letzten Abschnitte des Werkes angelangt, der selbstverständlich dem Heute, „Jung-Island" geweiht ist, und hier, auf dem Boden der unmittelbaren Gegenwart, erwacht denn auch der vom Hader der Parteien nicht unberührt gebliebene Parteigänger in dem Verfasser. Er sieht mit Bedauern Jung-Island dieselbe ihm unsympathische und — zumal für Island — verderblich dünkende Richtung einschlagen, welcher der dänische Literarhistoriker Georg Brandes, bei dem jenes in die Schule ging, in ganz Skandinavien zum Durchbruche verhalf. Er grollt somit auch weniger den Verführten, als dem Verführer. Wenn indes das alte Wahr- und Bibelwort „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen" noch gilt, so darf man billig fragen: ist der hohe Aufschwung, den zum guten Theil auf die von Brandes ausgehenden Anregungen und seinen befreienden Einfluss hin die skandinavische Literatur der letzten Decennien genommen hat — ein Aufschwung, der ihr Europa im Sturm eroberte — eine so bittere Frucht, dass sie wider ihn zeugt? Schon durch die Erweiterung ihres engen Stoffkreises, die mittelbar ihm zu danken ist, hat auch die allmählich ermattende isländische Literatur sich neu gekräftigt. Als die begabtesten Hauptvertreter „Jung-Islands" können der feurige Lyriker Hannes Hafstein, der radicale Tendenzdichter Thorsteinn Erlingsson und der an Kielland gemahnende Novellist Gestur Pálsson gelten.

Zu den mit Liebe gezeichneten Porträts der Dichter ist, wie bereits bemerkt, eine reiche Auslese schöner, interessanter Proben ihrer Dichtungen gefügt, die wie ein Liedergewinde sich durch das Ganze schlingen und den Lebensbildern einen ungemeinen Reiz verleihen. Nur zum geringsten Theile standen dem Verfasser vorhandene Uebersetzungen zu Gebote, und so hat er wohl an die hundert Gedichte und Fragmente von Dichtungen, die er dem Werke einverleiben wollte, erst selbst in deutsche Verse umgedichtet, eine Leistung, die bei der Größe und ungemeinen Schwierigkeit der Aufgabe, wie zumal ihrer bewunderungswürdigen Lösung, die größte Anerkennung verdient. Musste man sich auch, wie der Verfasser selbst erklärt, an das leichter Zugängliche und überhaupt Uebersetzbare halten, so ist doch, wenn nicht die stets charakteristischeste, so doch eine feine, glückliche Auswahl getroffen worden, die ihm als Kritiker alle Ehre macht und uns ein gutes Stück der Literatur selbst vermittelt.

Erich Holm.

---

## Berliner Secession.

Ein Placat, es galt der letzten Gewerbeausstellung, rief das Wesen Berlins auf eindeutige, aber entscheidende Art aus. Aus sandigem, zerspelltem Boden, der unfruchtbar ist, hebt sich eine Riesenfaust, den großen Hammer schwingend. In dem Griffe ihrer Finger lebt jene ungeheure Kraft, die in kleiner Zeitspanne aus der königlichen Residenz das verwirrende Gewühl der Weltstadt geschaffen hat. Diese Riesenfaust vergisst man nicht, ob man nur Tage in Berlin geweilt oder Jahre dort gewesen ist. Sie bleibt und wird zum Symbol jener heftigen Thätigkeit, die Tag und Nacht hämmert, tausende ernährt, tausende vernichtet und bald den Fremden in das sausende Gewirr ihres Räderwerkes zwingt. Arbeit heißt das große Wort, das überall aufsteigt und von überall zurückgeworfen wird. In schwarzen Rauchwolken wälzt es sich aus den Schloten der Fabriken, kommt mit den Schiffen, die von draußen Nahrung dem Riesenleib zuführen, fliegt in den Stadtbahnen über breite Wölbungen und herrscht in den Hallen gewaltiger Kaufhäuser. Es tönt aus den Flüchen der Lastträger, spiegelt sich auf dem kalten, angespannten Antlitz der hastig Vorübereilenden, das selbst ein Feiertag nicht erhellt. Denn diesen Menschen wird weder das Heroische, den Grund der Zukunft Legende, noch das brutal Selbstmörderische ihrer Arbeit bewusst. Niemals hat diese cyklopische Werkstätte einen Plastiker wie Meunier hervorgebracht, kein Schriftsteller könnte dort, wie Zola, einen Germinal dichten. Gleich fremd ist dem Berliner das sieghaft Erlösende des einen, wie das wild Anklägerische des anderen. Was ihn allein beherrscht und ernst sein Schicksal erfüllen läßt, das ist der nüchterne, norddeutsch strenge Begriff der Pflicht.

Geblendet schlendert man durch das funkelnde Treiben, bewundernd vor dem Triumph des Lebens, ohne Gedanken an Kunst. Oder man träumt von einer, die niemals kommen kann, die nicht mehr Farben, Marmor, Metall und Holz zu Ausdrucksmitteln wählt, sondern die Gotteswelt selbst, Himmel und Erde, Berge und Meere, Straßen und Menschen. Aber die Spiele der Phantasie fliehen unwirsch vor den Wirklichkeiten der öffentlichen Kunstpflege, die sich bald aufdringlich breit macht. Diese Denkmäler hat nicht die Liebe eines dankbaren Volkes geschaffen, sondern das Repräsentationsbedürfnis der Herrschenden. Aus einem Pflichtgefühl sind auch sie entstanden. Ein seelisches Verhältnis zur Kunst hat man nicht, nur seinem Range glaubt man es schuldig zu sein, sie herablassend zu fördern. Dafür soll sie Ordre parieren, wie ein gut gedrillter Unterofficier. Die Siegesallee im Thiergarten, die geschmacklose Illustration einer wenig interessierenden Hausgeschichte, ist das bezeichnende Werk dieser rasselnden Kasernenästhetik. Deutlicher als alle langweiligen Statuen der Generäle, die an den Straßenecken als Verkehrshindernis stehen, beredter als der zwischen Circus und Börse neu erbaute Dom, der in seinem Stil den Charakter der beiden nicht sehr edel vereint, spricht sie die einfache Wahrheit über die Stellung des Fürsten als Mäcen aus. Die Epoche Ludwig XIV., da die Kunst der allein seligmachende Hymnus auf den Herrscher, der Künstler ein in Farben und Formen preisender Höfling gewesen, war im siebzehnten Jahrhundert historisch bedingt und darum künstlerisch möglich. Aber sie ist unwiederbringlich vorüber. Heute, wie in allen Zeiten aufsteigender Kunstübung, ist das Volk weder bereit noch fähig, Resonanzboden für ihm so fremde Melodien zu sein, hat es aus seiner Mitte Deuter seines eigenen Lebens gefunden. Den Künstlern die äußeren Möglichkeiten ihrer freien Entfaltung zu geben, muss Ausgang und Ziel eines fürstlichen Mäcens sein. So hat Ernst Ludwig, der Darmstädter Herzog, anknüpfend an die großen Traditionen der Renaissance, diese Erkenntnis in That umgesetzt und seinem Namen die Zukunft gesichert. In Berlin aber, wo man dem Schaffen der Künstler commandieren möchte, hat man zum Spott auch den Schaden: die Plastik ist verdorben und auf Jahre lahmgelegt, Anton v. Werner bildet noch immer begabte Kunstschüler zu schlechten Militärschneidern aus, und der Major v. Lauff beschmutzt mit jedem Stück den hohen Sinn der Festspiele, der nun überall wie ein neues Evangelium der Erziehung zur Schönheit und Läuterung wieder zur Größe anstebt. Der Pflichtbegriff, der Preußen so stark macht, hat, weil unverstanden, die officielle Kunstpflege auf Irrwege geführt. Wie er jedoch, recht gedeutet, sich zu förderndem Verständnis veredeln kann, beweisen die königlichen Galerien unter der Verwaltung Wilhelm Bodes und Hugo v. Tschudis. Beide Directoren haben ihre Institute, Bode das Museum, Tschudi die Nationalgalerie, in die Reihe der besten in Europa gehoben. Künstlerische und wissenschaftliche Gesichtspunkte waren ihnen bei der Erwerbung und Gruppierung der Werke allein maß-

gebend. So schufen sie Zusammenhänge von bezwingender Schönheit, Abtheilungen, die unvergesslich bleiben, wie: die Säle der Florentiner Quattrocentisten, Rembrandts und der Renaissancesculptur oder die Cabinette Böcklin, Leibl, Menzel und der modernen Ausländer. Aus Friedhöfen der Kunst wurde wieder blühendes, gnadenspendendes Leben. Traurig muss man da an Wien denken, an die ungehobenen Schätze seiner Sammlungen, die verwahrlost sind und ohne Hüter.

Aber Berlin ist Weltstadt und darum voller Gegensätze. Es ist nicht nur Residenz des deutschen Kaisers, sondern auch der Sitz unabhängiger Geister, frei schaffender Künstler. Aus allen Theilen Deutschlands sind sie in die Hauptstadt fort, nicht als ob ein inneres Band zwischen ihr und den Provinzen bestünde. Berlin hat in den letzten Jahren, zum Nachtheil Münchens, auch den Kunsthandel an sich gezogen. Das ist der einzige Grund; denn sonst hat es wenig davon, was selbst kleinere Städte Künstlern so wert macht. Seit es Reichshauptstadt geworden, ist die alte Berliner Cultur, deren letzte Regungen noch bei Menzel zu spüren sind, verloren gegangen, und eine neue, den ins Riesenhafte gewachsenen Verhältnissen entsprechende nicht erstanden. Deshalb findet man in den Werken jener Maler, die den charakteristischen Reiz Berlins auszudrücken suchen, immer nur das Bild einer starken Gegenwart, die kein Gestern kennt. Bei Skarbina die farbige Eleganz eines Straßencorsos, einen herrschaftlichen Wagen, der dunkel vor einem beleuchteten Hause des Westens hält — licht fällt der Glanz der Kerzen in das nächtliche Schneetreiben; bei Baluschek, dem berlinisierten Schlesier, die Kehrseite, die entartete Hässlichkeit, die brutalen Vergnügungen des großstädtischen Plebejers. Oder Freudemanns regengraue Häuserreihen am Canale und Leistikows innig-herbe Linien der märkischen Heide. Sie und alle anderen Künstler schaffen ohne Schutz und Gefahr der Tradition. Das über Nacht entstandene neue Berlin wurde auch die Stadt der künstlerischen Revolutionen, der gährende Herd, zu dem die jungen Umstürzler aus aller Welt strömen. Als der Naturalismus die nothwendige Entwickelungsphase war, konnte Berlin, durch seine Sonderart dazu berufen, Ausgangspunkt und Vollendung der Bewegung sein. Die Schönheitsträume der jungen Generation jedoch werden sich dort zuerst erfüllen, wo der Sehnsucht der Lebenden eine große Vergangenheit als Wegweiser ersteht, wo die Tradition von den Vätern her jeder wie seinen Pulsschlag fühlt, nicht als Fessel, sondern als Förderung des eigenen Thuns. Da muss Berlin die Führerrolle abgeben und wird zurückstehen hinter glücklicheren Städten. Deutlich erkennt man das an der Ausstellung der Berliner Secession.

Eines verdanke ich ihr besonders: die rechte Schätzung der Wiener. Ich gestehe gerne, dass ich gezweifelt habe. Wenn ich bei ihren Ausstellungen in Olbrichs Frühlingshause weilte oder in der Fremde über sie sprach. Da verwirrte mich manches. Nun habe ich erfahren, dass die Anklagen, die gegen sie erhoben werden, zumindest auch auf Berlin fallen, doch die Vorzüge, die selbst Gegner anerkennen müssen, sie allein hat. Es wird ihr vorgeworfen, dass sie keine neuen Persönlichkeiten hervorgebracht. Man wird diese auch in der Berliner Secession vergebens suchen. Jene Künstler, die ihr den Charakter geben, gehören theils schon der Geschichte, wie Hans von Marées, der zu seiner Zeit frevelhaft Verkannte, heute so schmerzlich Verstandene, mit sechs Bildern aus der Schleißheimer Galerie, oder Böcklin, dessen letztes Tryptichon man nicht ausstellen sollte, um der Mitwelt, bei diesem Hohen wenigstens, den Einblick in die Tragödie des Alterns zu ersparen. Theils sind es aus Ziel gelangte Schöpfer, die jetzt gereift und vollendet bringen, wofür sie vor Jahren, in den Kämpfen der älteren Generation, gestritten, ihres Wollens und Könnens sichere Meister, die keine neuen Wege mehr gehen werden. So Liebermann und Uhde, Zügel und Gleichen-Rußwurm, Habermann und Trübner, vor allen aber der Graf Kalckreuth, heute der Größten einer. Wie Deutschland ist auch das Ausland mit historischen Werken oder durch fertige Künstler vertreten. Ein Frauenporträt des Renoir vom Jahre 1871, ein Frühling Pissarros von 1872, Whistlers lang schon bewundertes Damenbildnis, des genialen Zorn allbekannte Lichtstudien und Raffaelli, Roll, Segantini, Hodler, Cottet, Cameron, Lavery und Brangwyn. Dasselbe gilt für die Plastik, denn Rodin, Meunier, Hildebrandt, Minne und Du Bois haben die entscheidenden Sculpturen geschickt. Diesen Namen verdankt die Ausstellung ihr hohes Niveau, aber sie gibt kein Bild vom gegenwärtigen Kunststand. Vor zehn Jahren hätte es eher gestimmt. Darum sind alle Bemerkungen von einem neuerlichen Verdrängen des Realismus unberechtigt. Ludwig von Hofmann, dessen sehnsüchtig dionysische Farbenträume ein leuchtend schöner Gegenbeweis waren, hat wenig glücklich ausgestellt, und die künstlerische Jugend, die mit unter seinem Zeichen vorwärts zieht, fehlt eben in Berlin. So erklärt es sich vielleicht, dass man um durchaus eine Sensation zu bringen, Corinths „Salome mit dem Haupt des Johannes" dazu machte. [illegible] [illegible]

Mischungsversuch zwischen naturalistischer und stilisierender Form. Und erschreckend wenig von jenen Räthseln und Schauern, die diese verrucht schöne Legende umwittern.

Was die Wiener Secession zu edler Vollendung ausgebildet hat und ihr nicht vergessen werden wird, das ist die Ausstellung als Kunstwerk. Sie hat die entscheidende Consequenz aus den kunstgewerblichen Strömungen gezogen und jene Erkenntnis verwirklicht, dass ein Bild kein Ding an sich ist, sondern nur ein Klang in der Harmonie des Raumes. Die feierliche Schönheit des großen Zusammenhanges hat sie zuerst wieder gefühlt. Und Berlin ist da weit zurück. Seine Secession hat sich in bezeichnender Weise zunächst an die zweite Neuerung des modernen Ausstellungswesens gehalten, an die pädagogische. Denn allen ist es klar geworden, dass die hergebrachten Ausstellungen zwar noch als Bildermarkt bestehen können, künstlerisch aber ihren Zweck und jede Berechtigung verloren haben. Anstatt den Besucher nur als Käufer anzulocken oder ihn bestenfalls zu verwirren, will man ihn fortan zum Sehen und Empfinden erziehen, indem nicht mehr Zufälle oder Willkür bei der Wahl der Werke walten sollen, sondern sicher geordnete Gedanken. Bald zeigt man ihm die heimische Kunst als Porträt- und Landschaftsmalerei, bald in ihrer Abhängigkeit von der eigenen Vergangenheit oder vom gleichzeitig schaffenden Ausland, damit er durch Anschauung begreife, wie sich Gefühle und Formen zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten ändern. Solche Gesichtspunkte, deren Fülle unerschöpflich ist, haben, nach Lichtwarks Vorbild, die Berliner Kunstsalons verwirklicht, die Brüder Cassirer, Keller und Reiner, von denen ihre Wiener Collegen noch alles und das sehr bald lernen müssen. Auch die Berliner Secession hat diesen Gedanken aufgenommen, doch kommt er nirgends zu reinem Ausdruck. Aber er ist wenigstens nicht so traurig vernachlässigt, wie der einer Ausstellung als Kunstwerk. Wohl sind weniger Bilder als bisher, doch noch zuviel für die kleinen, gedrückten Räume und störend schlechte darunter, wie die Unmöglichkeiten von Curt Hermann, Hendrich, Lippisch und Olde. Bunt hängen sie durcheinander, eng zusammengedrückt wie Schwalbennester, regelmäßig hebt eines die Wirkung des anderen auf. Und schlimme Geschmacklosigkeiten laufen unter. Um nur die crasseste zu nennen: Liebermanns „Badende Jungen", grell belichtet, in schreiendem Ziegelroth, lärmen neben Whistlers raffiniert vornehmer, fein gestimmter Harmonie in Grau. Trotzdem bedeutet die Secession auch in der äußeren Form für Berlin einen Fortschritt. Denn die Große Berliner Kunstausstellung im Landes-Kunstausstellungsgebäude ist noch schrecklicher als ihr hochofficieller Titel. Ein schmachvoller Rest aus Zeiten undenklicher Barbarei steht sie da und wird vom preußischen Staate subventioniert. Wie gepeitscht jagt man durch die endlosen, vollgepfropften Säle und ist zuletzt so gemartert, dass alle Empfänglichkeit geschwunden ist, wenn man vor die einsam verträumte Kunst der Dänen tritt oder die lebensstrotzende des Gari Melchers, der aus Rubens' königlichem Geblüt zu stammen scheint.

Zwischen den Kunsteindrücken jetzt wieder das Leben ein, herrisch und betäubend. Aus dem brausenden Ungestüm seines Hastens steigt dann plötzlich die Ahnung auf, was die Zukunft vielleicht Berlin als reichstes Geschenk geben kann: die Dinge der gewohnten Umgebung in schmucklos praktischer Einfachheit und in getrenntem Bezirk, für seltene Stunden, das Glück der Kunst. Anders die Gabe für Wien. Hier dürfte einmal der herrliche Einklang zwischen Kunst und Leben, der große Stil, kommen, wo die Kunst sich zum Leben vertieft, das Leben zur Kunst sich erhöht, bis sie ineinander fließen in klingendem Rausch. Wohl ist es nur erst ein stilles Hoffen, aber es kann zum befeuernden Troste werden für den langen Weg zum ferne winkenden Ziel.

Berlin. Hugo Haberfeld.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Nachdem Herr Dr. v. Koerber glücklich den Reichsrath aufgelöst hat, sieht er nunmehr seiner eigenen Auflösung entgegen. Wie die „Wiener Zeitung" jüngst meldete, hat nämlich Herr Dr. v. Koerber seine [illegible] und [illegible], die Herren Baron Forstner und Dr. Sieghart, zu Sectionsräthen ernannt. Das außertourliche Avancement einiger [illegible] nahe stehender Günstlinge unter der [illegible] das [illegible] politische Testament zu sein, das [illegible] ihres ministeriellen Wirkens [illegible]. So hat Herr Dr. v. Koerber für den Fall [illegible] des blauen Bogens schon dafür [illegible] Thätigkeit nicht ohne dauernde [illegible]. Die Herren v. Forstner und Dr. Sieghart werden in [illegible] nicht [illegible], sondern als Sectionsräthe [illegible]. Das wird das einzige positive Ergebnis der Aera [illegible]

[illegible] in der letzten Woche plötzlich von [illegible] als diese Frage zu be[illegible] hervor, und diese pflegen für [illegible] von fatalen Folgen begleitet zu sein.

Ueber den unblutigen Verlauf der Manöver hat man sich so oft bei uns moquiert. Da haben die militärischen Autoritäten auf Abhilfe zu sinnen begonnen. Doch was thun, um den Manövern einen ernsteren Charakter zu verleihen? Es war wirklich schwer, ein Mittel zu finden. Man konnte doch nicht die Manöverarmeen in blutigem Ernst auf einander losgehen lassen, man konnte nicht riskieren, dass die eine oder die andere Armee bei den Manövern wirklich und empfindlich geschlagen würde. So ist man in den letzten Jahren auf einen merkwürdigen Ausweg verfallen. Man lässt bei den Manövern wohl die beiden Armeen unversehrt, aber ein außerhalb stehender *Dritter* muss bei den Manövern fallen. Das ist eben der jeweilige *Ministerpräsident*. Bei den vorjährigen Kaisermanövern in Böhmen ist der damalige Ministerpräsident Graf Thun in absentia besiegt worden und hat sein Portefeuille verloren. Von den diesjährigen Kaisermanövern in Galizien fürchtet der diesjährige Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber ein ähnliches Schicksal. Die neue Praxis, bei den Kaisermanövern jedes Jahr den Ministerpräsidenten über die Klinge springen zu lassen, hat sicher in sehr nachhaltiger Weise dazu beigetragen, dass die Manöver jetzt auch von der Civilbevölkerung ungleich ernster genommen worden als je zuvor. Damit kann der wackere Staatsbürger, dessen Geld bei den Manövern so reichlich verpulvert wird, ganz einverstanden sein. Zu wünschen wäre nur, dass auf analoge Weise nun auch das gesunkene *Ansehen des Parlaments* in der Bevölkerung gehoben werde. Wir denken, wenn man uns jedes Jahr bei den Manövern den civilen Ministerpräsidenten wegschießt, um dem Kriegsspiel ein erhöhtes Interesse zu sichern, wäre es nicht mehr als recht und billig, wenn man, um die Bedeutung des Parlaments zu heben, in Zukunft in jeder Jahressession des *Reichsraths* den jeweiligen *Generalstabschef* zum Teufel jagen würde. In anderen Staaten pflegen im Parlament die schlechten Minister und bei den Manövern die schlechten Generäle ihren Abschied zu erhalten. Bei uns ist dieser normal constitutionelle Zustand nie zu erreichen gewesen. Bei uns hat man es nie zugeben wollen, dass ein Minister im Parlament gestürzt wird, oder dass ein hoher General beim Manöver bis auf die Knochen blamiert wird. Also machen wir's umgekehrt: Schon jetzt werden ja die Minister auf dem Manöverfelde gestürzt. Stellen wir nun auch noch die Generale im Parlament bloß, und der *kreuzweise Constitutionalismus* ist vollendet — der einzige, wie es scheint, der für Oesterreich passt.

*

Als vorige Woche die ersten Nachrichten von der bevorstehenden Auflösung des Abgeordnetenhauses auftauchten, waren die *Polenclub Polen* ganz consterniert, denn sie hatten *kein Geld* für Neuwahlen, und ohne Geld, viel Geld, gibt es für sie keine Wähler in Polen. Ihre Führer reisten nach Wien, erklärten, dass die Auflösung das Ende des Polenclubs sei, und liefen alle Thüren ein, um mit Hilfe ihrer ministeriellen Landsmänner, des Grafen *Goluchowski* und des Dr. *Pientak*, die Maßregel noch in letzter Stunde zu hintertreiben. Aber knapp ehe das Auflösungspatent erschien, beruhigten sie sich plötzlich, und als das Patent veröffentlicht wurde, war die gesammte Polenclub-Presse *ein* Chorus von Zufriedenheit. Was war inzwischen geschehen? Herrn v. Koerbers phänomenaler Beredtsamkeit war es gelungen, die polnischen Stützen des Thrones so rasch umzustimmen. Am Freitag, knapp vor der Auflösung, empfieng er nämlich eine galizische Deputation unter Führung des Herrn v. *Zawarski*, die Herrn v. Koerber um eine *Staatssubvention* bat, die ihr auch, trotz sonstiger Cassenebbe, im Betrage von *sechs Millionen Kronen* stante pede bewilligt wurde. Die Staatssubvention ist natürlich — wie auch das officiöse Communiqué ausdrücklich bemerkt — zur Linderung der „durch *Elementarereignisse* hervorgerufenen Nothlage des Landes" bestimmt. Dass aber die plötzlich erfolgte Auflösung des Abgeordnetenhauses und die dadurch hervorgerufene Nothwendigkeit kostspieliger galizischer Wahlen so gut oder so schlecht ist, wie irgend ein Elementarereignis, ist sicher, und nicht minder sicher ist es, dass der Polenclub so viel ist wie das „Land". Die sechs Millionen Kronen würden vielleicht nicht ausreichen, um die berühmten galizischen Flussläufe zu regulieren. Aber um die nicht minder berühmten galizischen Wahlen zu corrigieren, dürften sie reichlich genug sein.

*

Eine kleine Anekdote, die wahr ist, darin aber zwei Pointen hat. Am 5. d. M. erschien auf die Kunde von der bevorstehenden Auflösung hocherregt der czechisch-feudale Abgeordnete Graf Karl Max *Zedwitz* bei Herrn v. Koerber, um sich nach der Wahrheit des Auflösungsgerüchts zu erkundigen. Herr v. Koerber aber, der große Diplomat, wollte ihm das Geheimnis nicht verrathen. Da drang Graf Zedwitz heftig in den Ministerpräsidenten, die politische Seite der Sache — versicherte ihm das Gräflein — interessiere ihn nicht, er frage nur, weil er, im Besitze der an alle Abgeordneten ergangenen Einladung, dem *Stapellauf* des neuen Kriegsschiffes „Habsburg" am 9. d. M. beiwohnen wolle, falls er bis dahin noch Abgeordneter sei. Durch diesen kindlichen Wunsch gerührt, gab Herr v. Koerber dem champagnerdurstigen Feudalmenschlein nun doch eine Antwort, er sagte ihm: „Reisen Sie unbesorgt!" Am 7. September aber, zwei Tage vor dem Stapellauf, war das Abgeordnetenhaus schon aufgelöst. Das ist die Anekdote. Sie hat zwei Pointen. Denn sie beleuchtet den geistigen Horizont eines österreichischen Grafen und die Wahrheitsliebe eines österreichischen Ministers zugleich.

*

Die jüngst an dieser Stelle gegebene Anregung, es mögen sich edle Wohlthäter zusammenthun, um dem Handelsminister Baron Call ein Exemplar des *Pressgesetzes* zu verehren, scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Baron Call muss endlich den § 23 des Pressgesetzes, den er durch die von ihm betriebene unbefugte Colportage des *Pariser Weltausstellungsbuches* des Berliner [illegible] *Kirchhoff* übertreten hat, kennen gelernt haben. Denn wie die „Industrie" mit actenmäßiger Genauigkeit mittheilt, hat Baron Call seinen Colportage-Erlass vom 16. Juni 1900, Z. 28.637, mit einem neuen Erlass vom 17. August d. J., Z. 41.100, *formell zurückgezogen*, d. i. an alle wirtschaftlichen Corporationen das Ersuchen gerichtet, „von der weiteren Entgegennahme von Bestellungen auf das Druckwerk ‚Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild' absehen zu wollen". Die Dummheit ist im Juni geschehen, die Dummheit ist im August wieder ungeschehen gemacht worden, der Name des — Barons Call wäre zu loben, wenn nicht — wenn nicht Baron Call — nach seinem classischen Grundsatz nulla dies sine stultitia — der alten Dummheit sofort eine neue auf dem Fuß hätte nachfolgen lassen. Das geschieht in der Begründung des Erlasses, in dem es nämlich heißt, dass von weiteren Bestellungen abgesehen werden möge, „nachdem der dem Handelsministerium nach zur Verfügung stehende Vorrath derselben für *andere Zwecke* bestimmt ist". Das „nachdem" anstatt „weil" lässt den Wunsch rege werden, dass sich nun auch noch ein Wohlthäter finden möge, der dem Baron Call auch eine *deutsche Schulgrammatik* schenken möchte. Doch dies nur nebenbei. Die zweite Dummheit, die wir meinen, liegt nicht in der Form, sondern im Inhalt der Begründung. Denn wer diese Begründung liest, wird mit Recht den Baron Call fragen, welches die anderen Zwecke sind, zu denen er die von ihm bestellten 1500 Exemplare des Berliner Ausstellungsbuches bestimmt hat. Und wir haben eine leise Ahnung, dass Baron Call auf diese Frage keine befriedigende Antwort geben wird können, weil wir vermuthen, dass, wenn es was Gescheites und Anständiges wäre, was Baron Call mit seinen 1500 Exemplaren anzufangen gedenkt, er davon, wenn auch nicht wieder telegraphisch, so doch mindestens im Erlass der Welt Kunde gegeben hätte. Wenn wir nun alle andersgearteten Zwecke in Betracht ziehen, zu welchen Baron Call die schweren 1500 Exemplare seiner Maculaturbibliothek verwenden könnte, so fällt uns Eines auf, was das bedenklichste von allen wäre, das wäre nämlich die Idee, die 1500 Exemplare (oder einen größeren Theil derselben) der Firma Kirchhoff *zu schenken*. So würde sich allerdings Baron Call sehr gründlich von den Centnern Kirchhoff'scher Maculatur befreien, die sich in seinem Bureau jetzt ansammeln. Aber er würde damit auch zugleich offenbaren, dass der Ankauf der 1500 Exemplare Kirchhoff um 9000 Kronen nur ein *Scheingeschäft* gewesen ist, hinter dem sich thatsächlich eine *Bestechung* verbirgt. Das aber wäre — wie im Fall weiland Badeni-„Reichswehr" — turpis causa und deswegen rechtlich ungiltig. Allerdings ergäbe sich daraus für einen Wohlthäter der Menschheit abermals ein günstiger Anlass, dem Baron Call ein interessantes Buch zu verehren, das er sicher auch noch nie gesehen hat, nämlich das *bürgerliche Gesetzbuch*, in dem er die Geschichte von der turpis causa nachlesen könnte. Aber soll man denn annehmen, dass Baron Call nur regiert, um den Umfang seines Wissens zu vergrößern, und so gar nicht um die Völker Oesterreichs glücklich zu machen?

*

Wenn jemand aus obigen Worten eine feindselige Tendenz gegen den — ach, so begründeten! — *Wissensdrang österreichischer Minister* herauslesen sollte, so möchte ich diesen Irrthum sofort berichtigen. Meine allgemeine Begeisterung für die Volksbildung ist so stark, dass sie nicht einmal durch meine Abneigung vor den Ministern beeinträchtigt werden kann. Auch den Ministern sollen die Quellen der Bildung nicht verstopft werden. Beileibe nicht! Nur dagegen bin ich, dass sie ihre Bildung auf Kosten der Steuerzahler erwerben, wie es bisher bei uns geschieht. Ich denke, dass man ihnen das bisschen Bildung, dessen sie bedürfen, mit geringeren Kosten zugänglich machen könnte. Oder um gleich mit einem positiven Vorschlag hervorzutreten: Ich meine, dass die University Extension, die sich bei uns in den Arbeiterbildungscursen schon so vortrefflich erprobt hat, auch auf Minister und solche Aristokraten, die durch ihre Geburt dazu berufen erscheinen, dieses Reich dereinst zu regieren, ausgedehnt werden könnte. Das Material ist spröde, ich gebe es zu, und ich beneide die Docenten nicht, die sich der Aufgabe zu unterziehen haben werden, das Bildungsniveau österreichischer Minister und Aristokraten zu heben. Aber der Versuch muss gemacht werden. Da wir die Minister uns nicht wählen können und der alte Gott, der den Leuten mit dem Amt auch den Verstand gab, leider seit längerer Zeit schon todt zu sein scheint, bleibt uns nichts anderes übrig, als die Minister zu nehmen, wie sie sind, und uns darnach einzurichten.

K

## Volkswirtschaftliches.

In den letzten Tagen haben sich drei Persönlichkeiten von einem eifrigen Journalisten über die *Kohlentheuerung* interviewen lassen: der *Bürgermeister Dr. Lueger*, ein *Großindustrieller*, Herr Pastrée, und unser *Handelsminister Baron Call*. Die Interviews waren interessanter durch das, was die Herren nicht sagten, als durch das, was sie vorbrachten. Mit dem Großindustriellen können wir uns kurz befassen. Welches Verschulden die Industriellen selbst an der Kohlentheuerung haben, indem sie den kämpfenden Arbeitern in den Rücken gefallen sind, die Dauer des Strikes dadurch verlängert und das Machtgefühl der Kohlenbarone wesentlich gesteigert haben, ist an dieser Stelle wiederholt dargelegt worden. Davon hat der Industrielle natürlich geschwiegen. Im übrigen hat von den drei Herren der Industrielle jedenfalls am vernünftigsten und ehrlichsten gesprochen. Vor allem hat er die Thatsache constatiert, dass der große Kohlenstrike nicht Ursache, sondern nur Vorwand der Preistreiberei ist, dass die Lohnerhöhungen äußerst minimal sind und in gar keinem Verhältnis zu den Preiserhöhungen stehen, dass in Oesterreich eine Kohlennoth eigentlich gar nicht besteht. Auch darin weichen die Ausführungen des Industriellen angenehm von denen der beiden Würdenträger ab, dass er nicht auf dem bequemen Standpunkt steht, es sei gar nichts gegen die Kohlentheuerung zu machen, sondern dass er von den Industriellen selbst, aber auch von der Regierung theilweise leicht erfüllbare Maßnahmen fordert, welch letztere sich insbesondere auf die Erhöhung der Kohlenproduction und des Kohlenangebots beziehen. Damit sind wir aber bei dem angelangt, was die beiden anderen Herren gesagt und nicht gesagt haben.

*

Was *Baron Call* gesagt hat, lässt sich in den Satz fassen: wenn die Kohlenbarone mit den Preisen heruntergehen werden, wird die Kohle billiger werden. Von unserem Handelsminister haben wir gar nicht

erwartet, dass er etwas so zweifellos Richtiges sagen wird. Allerdings haben wir das schon vorher gewusst. Aber bis dahin? oder wie es Baron Call ausdrückt, bis zu dem Zeitpunkt, „wo die Kohlengewerke und Unternehmer sehen werden, dass die Conjunctur für Erhöhung n der Preise vorüber ist". Bis dahin, ja da weiß der Handelsminister gar kein Mittel, weder eines, das die Regierung hätte anwenden können, noch eines, das sie jetzt noch anwenden könnte. Einiges hätte es schon gegeben, ganz abgesehen von dem Verhalten der Regierung während des Kohlenarbeiterstrikes. Zum Beispiel hätte die Regierung längst, also noch zur Zeit des Parlaments, einen Gesetzentwurf einbringen können, um die künstliche Niederhaltung der Kohlenproduction durch Erwerbung und Nichtausübung von Schurf- und Bergrechten mit Strafen, eventuell mit Entziehung der Berechtigungen zu bedrohen und derart diesen Missbrauch zu verhindern. Allerdings, dass die Regierung solche Gesetze nicht schafft, hat seine guten Gründe. Man nimmt sich nicht gerne selbst beim Schopf. Und die Regierung thut in den ärarischen Kohlenrevieren genau dasselbe, was die Brüxer und Nordböhmischen Kohlengewerkschaften ꝛc. thun: nämlich, sie lässt sie unaufgeschlossen. Der Staat besitzt in Nordböhmen ausgedehnte Kohlenterrains, deren Abbau nicht einmal allzuviel Investitionen erfordern würde, und durch deren Inangriffnahme die Production der ärarischen Gruben leicht auf das Fünffache der heutigen Höhe gesteigert werden könnte. Warum ist die Regierung nicht längst an deren Abbau geschritten? Etwa wegen Geldmangels? Nun, an dem Tage, an welchem man in den officiösen Blättern gelesen hätte: die Regierung hat zur Ausführung von Investitionen zur Gewinnung von Kohle einen Vorschuss von ein, zwei Millionen bei einer Bank aufgenommen, hätte jeder gesagt, da hat die Regierung endlich etwas Vernünftiges gethan. Ferner, alle Welt klagt über das Monopol der beiden großen Kohlenverschleißer in Böhmen. Und was thut die Regierung, um dieses Monopol zu brechen? Sie hat im Juni d. J., also lange nach dem Strike und während der ärgsten Kohlenmisère, die Production ihrer Juliusschächte, welche circa 8·5 Millionen Metercentner beträgt, an den einen dieser beiden Händler auf ein Jahr verschlossen! So bekämpft die Regierung die Kohlennoth, dieselbe Regierung, welche bei den Staatsbahnen heuer mehrere Millionen Mehrausgaben für Kohlenbezug hat. Es wäre wohl einfacher gewesen, die ärarische Kohle direct an das Eisenbahnärar zu verkaufen, als sie theurer für die Bahnen einzukaufen und billig an Herrn Weinmann zu verkaufen. Freilich hat die Regierung Herrn Weinmann Maximalpreise vorgeschrieben, über welche er im Inland nicht verkaufen darf? Wie naiv! Herr Weinmann, der nicht so auf den Kopf gefallen ist, als die betreffenden Herren im Ackerbauministerium — meinen, verkauft die Kohle aus den Julius-Schächten ans Ausland, wo er sie so theuer verkaufen kann, als es eben geht, und verkauft die Kohle anderer Gruben im Inland gleichfalls zu den Theuerungspreisen und der geistvolle Einfall der Regierung, den Consumenten die ärarische Kohle billig zukommen zu lassen, ist vereitelt. Und da gibt es Leute, welche von dieser Regierung, die nicht einmal ihre eigenen Gruben vernünftig verwalten kann, fordern, dass sie die Gruben im Privatbesitz sequestrieren oder verstaatlichen soll! Nun Baron Call hat recht: „Ernst genommen kann das nicht werden!"

•

Auch Dr. Lueger hat recht, wenn er sich gegen das Verlangen jener Heißsporne zur Wehre setzt, welche verlangen, dass die Commune die Kohle im Großen einkaufen und zum Selbstkostenpreise an die Consumenten abgeben solle. Nicht des Hindernisses wegen, welches Dr. Lueger angibt: „Heute würde ich die Kohle natürlich zu hohen Preisen kaufen müssen und dann würden mir die Herrn Juden so eine kleine Baisse machen, und ich bin im Wasser." Man verlangt von Dr. Lueger ja nicht, dass er auf Jahre die Kohle voraus einkauft, sondern immer nur auf einige Monate und die könnte er allsogleich weiter verschleißen und würde selbst dann nichts daran verlieren, wenn „die Herren Juden" wirklich die große Freundlichkeit haben wollten, eine kleine Baisse zu machen. Da würde Dr. Lueger nichts riskieren. Aber trotzdem ist es gut, dass unser Bürgermeister, der sich „couragiert, sehr couragiert, äußerst couragiert" nennt, zu solchem Zwecke doch nicht die Courage hat. Denn, wenn man wissen will, wie Dr. Lueger vorgehen würde, wenn er den Kohlenhandel Wiens monopolisieren würde, braucht man nur zu wissen, was er jetzt mit den Coaks macht, deren größter Producent er mit dem städtischen Gaswerk ist. Bekanntlich hat Dr. Lueger einen für das Gaswerk äußerst günstigen Kohlenbezugsvertrag auf fünf Jahre mit den Ostrauer Gewerken abgeschlossen. Von diesem günstigen Vertrag konnte die Commune Wien profitieren, indem sie die bei der Gaserzeugung verbleibenden Coaks angesichts der großen Conjunctur zu steigenden Preisen abgab. Die Commune hat aber vorgezogen, diesen Vortheil nicht auszunutzen, sondern — angeblich — der Wiener Bevölkerung billigere Coaks zu liefern. Gewiss sehr löblich, aber wie hat das die Gemeindeverwaltung angefangen? Die „zwischenhandelfeindliche" christlichsociale Gemeinderathsmajorität hat beschlossen, die ganze Coaksproduction, welche auf etwa [illegible] Metercentner per Jahr geschätzt wurde, auf fünf Jahre an einen Generalunternehmer zu verschleißen, und zwar zu einem Preise, der niedriger war, als jener, zu dem die Gasgesellschaft die Coaks abzugeben pflegte. Allerdings hat Dr. Lueger dafür auch den Generalunternehmer Hochsteger verpflichtet, gewisse Maximalpreise im Detailverkauf und im Engrosverkauf einzuhalten, sowohl für die Abgabe ab Gaswerk, als auch für die Zufuhr ins Haus. Obwohl die Opposition schon damals darauf hinwies, dass trotz dieser Vorschriften die Sicherheit des billigen Coaksbezuges für die Bevölkerung nicht vorhanden sei, dass der billige Verkaufspreis nur dem Generalunternehmer zugute kommen würde, hat die Gemeinderathsmajorität trotzdem die Anträge des Referenten, Dr. Mayreder, sämmtlich angenommen und da haben sich bald einige Sonderbarkeiten ergeben. Zunächst ist es den Wienern sehr schwer, Coaks ins Haus zugestellt zu bekommen. Denn wie Gemeinderath Zeverer schon [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Metercentner [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu verkaufen [illegible]

Ausreden, wenn Zufuhr ins Haus verlangt wird, keine Coaks abzugeben. Viel schlimmer ist Folgendes: Im Juli-August war in Wien Coaks überhaupt kaum erhältlich Dr. Lueger meint, das könne nur vorübergehend gewesen sein, und sagt: „Im heurigen Sommer freilich, da sind uns (?) so viele Vorräthe von Coaks übrig geblieben, dass uns (?) angst und bange wurde. Wie nun die Kohlenpreissteigerungen platzgegriffen haben, ist das Gegentheil eingetreten und die Vorräthe fanden reißenden Absatz." Die Kohlensteigerung hat bekanntlich nicht erst „nun", sondern schon lang vor dem Sommer begonnen. Und es wäre auch interessant zu wissen, wie groß diese unverkauften Vorräthe (des Herrn Hochsteger) waren, welche „uns" (der Gemeinde) angst und bange machen konnten. Mit der Coaksnoth hat es aber ein anderes Bewandtnis. Herr Hochsteger ist contractlich verpflichtet, 300.000 Metercentner an die Genossenschaft der Kohlendetailhändler und 100.000 Metercentner an die Wäschergenossenschaft zu Vorzugspreisen zu liefern. Damit ist aber natürlich der Bedarf Wiens nicht erschöpft. Und schon bei Abschluss des Vertrages ist darauf hingewiesen worden, dass Herr Hochsteger mit Leichtigkeit für die übrigen Coaks seine Maximalpreis-Verpflichtungen umgehen könne: er brauche nur die Coaks statt im Detail en gros an Großhändler zu verkaufen, welche dann an die festgesetzten billigen Preise nicht gehalten sind und das Publicum nach Belieben schröpfen können, während Herr Hochsteger für diesen Liebesdienst irgend eine Betheiligung sich sichern könne. Dabei habe er noch den weiteren großen Vortheil, dass er bei Verkauf en gros in Waggonladungen das Uebergewicht, das bei Detailverkauf mit 5% festgesetzt ist, nicht zu geben braucht. Auch diese Befürchtungen haben sich als nur zu berechtigt erwiesen. Der Kohlenhändler Adolf Schramek, welcher mit Hochsteger in intimen Beziehungen zu stehen scheint, verkauft die Coaks zu weit höheren Preisen, als vorgeschrieben, waggonladungsweise in die Provinz und mit Schleppern nach Ungarn und Rumänien, während in Wien keine Coaks zu haben ist. Dr. Lueger sagt zwar: „Von einem Verkaufe der Coaks ins Ausland weiß ich nichts und glaube es nicht!" Wenn aber Herr Dr. Lueger wissen will, so braucht er sich nur bei den Bahnen und bei der Dampfschiffahrtsgesellschaft zu erkundigen, wie viel Waggons und wie viel Schlepper mit Coaks aus den städtischen Gaswerken von Wien in die Provinz und in das Ausland abgegangen sind. Dies die Geschichte der Versorgung der Wiener Bevölkerung mit billigen Coaks. Ob man darnach noch Lust zu haben braucht, sich von Dr. Lueger mit billiger Kohle versorgen zu lassen, das überlassen wir den Wiener christlichsocialen Wählern zur Beurtheilung.

s. h.

## Kunst und Leben.

Am 13. September feierte das Burgtheater den siebenzigsten Geburtstag der Frau Marie von Ebner-Eschenbach. Den Abend leitete ein Prolog Saars ein, dann folgten die drei Einacter „Am Ende", „Doctor Ritter" und „Ohne Liebe". Ist es auch nicht die Dramatikerin, sondern die Erzählerin Ebner, die den Namen Ebner weit über die Grenzen ihres Heimatlandes hinaus bekannt gemacht hat, so vermochte doch auch die Bühnenschriftstellerin das Publicum einen Abend hindurch zu fesseln und abwechselnd anzuregen und zu ergötzen. Allen drei Stücken merkt man leicht an, dass eine Frau sie geschrieben hat, denn in jedem Stücke ist die Frau dem Manne überlegen: zuerst die Fürstin Seinsburg ihrem Gatten, der am Abend seines Lebens, da es mit dem junggesellenhaften Schwärmen nicht mehr recht geht und allerlei Gebrechen sich einstellen, sich der einst schnöde verlassenen Gemahlin wieder nähert und von ihr großmüthig aufgenommen wird; dann Henriette von Wolzogen dem armen Schiller, der ihre Tochter heiraten und das Dichten aufgeben möchte, während Henriette in der glücklichen Lage ist, die These zu vertreten, es sei viel wünschenswerter, dass er die Tochter aufgebe und durch Fortsetzung des Dichtens der große Schiller werde; schließlich Comtesse Emma Laßwitz ihrem Vetter Grafen Macko Laßwitz, der seiner Cousine vorschlägt, ihn zu heiraten, damit sie seinem Töchterchen eine Schützerin, ihm selbst eine Kameradin sei, der fast leichtfertig scherzend darüber klagt, dass alle anderen ihn aus Liebe heiraten würden, während er Ehen aus Liebe hasse, und der nun von eben dieser Cousine erfahren muss, dass sie ihn geliebt habe, und sich von ihr mit feiner Ironie dahin lehren lässt, dass er seine Werbung aufrecht hält, obwohl er ja sehen muss, dass sie ihn noch liebt. Allen drei Stücken merkt man aber auch an, dass eine Aristokratin sie geschrieben hat, denn so viele fürstliche und gräfliche Personen haben wir schon lange nicht an einem Abend auf der Bühne gesehen. Doch daran liegt ja nichts, denn die Fürsten und Grafen sind sozusagen auch Menschen; nur sollen, wenn wieder einmal Fuhrleute und Maurertöchter oder auch Knopfdrechsler die Helden der Bühne sind, jene Leute, die Fuhrleute, Maurertöchter und Knopfdrechsler hassen und darum empört sind, dass man von derlei Personen so viel Wesens macht und mit ihren Schicksalen das Theaterpublicum behelligt, sich nachsichtig vor Augen halten, dass es Leute gibt, denen Grafen und Fürsten ebenso zuwider und an sich uninteressant sind, wie ihnen die Fuhrleute, Maurertöchter und Knopfdrechsler. Die Hauptsache aber bei unseren drei Einactern ist, dass man nicht nur merkt, diejenige, die sie geschrieben, sei eine Frau und Mitglied der Aristokratie, sondern dass man stets auch fühlt, es habe [illegible] geschrieben, die nicht Puppen hinstellt, sondern Menschen [illegible] Art und ihre eigenen Gedanken hat. — Die Darstellung [illegible] eine angemessene. Ueberraschend gut war [illegible] Comtesse Laßwitz, besonders in den letzten Scenen.

Am 7. September hat das Deutsche Volkstheater drei nach Art und Wert recht verschiedene Stücke in einen Einacter-Abend zusammengefasst. Den Anfang machte eine als Lustspiel ausgegebene Albernheit aus dem Französischen der zwei Stockfranzosen Aderer und Ephraim. Das Stück heißt „Der Küchenjunge", spielt in der Zeit des ersten Napoleon und führt uns eine Dame aus einer alten Adelsfamilie vor, die zuerst Anstand nimmt, einem ihr vom Kaiser zum Gatten bestimmten Obersten die Hand zu reichen, weil dieser einmal Küchenjunge in ihrem Elternhause war, die aber dann ihre Bedenken siegreich überwindet, weil der ehemalige Küchenjunge sich in einem Duell als echter Ritter erweist. Man sieht, Madame hat die glückliche Gabe, wie immer sie handelt, thöricht zu handeln, weil ihr Handeln stets auf thörichten Gründen beruht. Madame vermöchte höchstens den Satz zu erläutern, dass die Damen in gewissen Kreisen — wir meinen nicht die Kreise der Herren Aderer und Ephraim — schon zur Zeit des ersten Napoleon um kein Atom klüger waren, als sie es heute sind. Das war es aber kaum, was uns die Herren Aderer und Ephraim zeigen wollten. Sie muthen uns vielmehr zu, all die bombastischen Phrasen aus der alten Rumpelkammer des romantischen Heldenthums mit gebürender Ehrfurcht entgegenzunehmen. Diese Zumuthung erschien denn doch vielen als zu stark, umsomehr, als auch die Darstellung des „Lustspieles" recht viel zu wünschen übrig ließ: gut waren nur Herr Eppens, der die Schablonenfigur eines Gardisten der Grande armée humoristisch belebte, und Fräulein Schuster, die als Stubenmädchen reizend aussah. Auf den „Küchenjungen" folgten „Die Bildschnitzer" von Karl Schönherr. Ueber den Inhalt und den Wert dieser Dichtung wurde schon am 31. März d. J. in Nr. 287 dieser Zeitschrift eingehend berichtet. Der Erfolg der Aufführung bestätigte vollkommen die damals geäußerte Ansicht. Durch einige kleine Striche in der Rolle des jungen Mediciners wurden auch die Gefahren glücklich vermieden, welche aus dieser Figur für die Gesammtwirkung hätten erwachsen können. Die Darstellung war eine vortreffliche, Kutschera insbesondere von der herrlichsten Einfachheit und eben darum von erschütternder Tragik. Noch mehr aber müsste das Stück wirken, wenn die Darstellerin des Annele um etliche Köpfe kleiner wäre. Nicht um einen größeren Rühreffect handelt es sich hierbei, sondern um die innere Wahrheit der Vorgänge. Um das Annele dreht sich das ganze Stück, das Annele muss wirklich ein Kind sein, das noch in dem Alter steht, in dem es der Gegenstand zartester Fürsorge ist. Dieses Annele aber war den Kinderschuhen und den „Batschelen" schon entwachsen und bereits in den Jahren, in denen sich armer Leute Kind am Lande wegen Mangels von „Batschelen" beide Füße erfrören mag, ohne damit sonderlichen Eindruck zu erzielen. — Den Schluss des Abends bildete „Jephtas Tochter" von Felice Cavallotti. Man hätte dieses geistvolle liebenswürdige Lustspiel in Wien schon vor Jahren kennen gelernt, wenn Felice Cavalotti nicht einstmals wegen irredentistischer Reden freundlich eingeladen worden wäre, das österreichische Gebiet zu meiden; man erachtete es wohl nicht als angemessen, den Dichter Felice Cavalotti an der Hofbühne zum Worte gelangen zu lassen, da man dem Politiker Felice Cavalotti das Wort in Oesterreich hatte entziehen müssen. Die Figur der Beatrice mag ja nicht ganz wahrscheinlich anmuthen, aber gemacht ist das Ganze mit außerordentlichem Geschick, und die Rolle der jungen Frau, die durch fast zwei Monate mit ihrem Manne lebt, ihn liebend und doch von sich fern haltend, Gewöhnlichkeit, Unwissenheit, Einfalt heuchelnd, um mit einem Schlage die verhasste Nebenbuhlerin zu demüthigen und die bewundernde Liebe ihres Gatten zu gewinnen, ist eine Paraderolle ersten Ranges für eine Schauspielerin, die etwas kann: und so hat auch Frau Retty in ihr brilliert und nahezu endlosen Beifall geerntet. **Max Burckhard.**

*

Das Theater in der Josefstadt war im Sommer der Schauplatz eines ausgezeichneten literarischen Berliner Gastspiels, nun wurde seine wienerische Saison wieder eröffnet. Nun kam Herr Jarno mit seinem Programm wieder zu Wort. Leider beginnt dieses Programm nicht anders, als es unter dem Vorgänger zu beginnen pflegte. Herr Wild setzte bekanntlich in Wien den Spielplan seiner höchst gemischten Ischler Varietätensaison fort, und Herr Jarno setzt — Herrn Wild fort. Er eröffnet mit „Le sursis", einem Schwank von Sylvane und Gascogne. Wir haben nichts gegen französische Schwänke. Aber wir sind dafür, dass man die unterhaltenden von den nur blödsinnigen unterscheidet, und — sofern sie nun einmal gespielt sein müssen — sie gut spielt. Das Publicum schien anderer Meinung zu sein. Ischl ist wieder in Wien. Die Premieren bekommen ihre alten Gesichter. A. G.

*

Die Tagesblätter vom 14. d. M. veröffentlichen eine Erklärung der Herren Hermann Bahr, Julius Bauer, J. J. David, Dr. Robert Hirschfeld, Felix Salten und Ludwig Speidel, in welcher Protest erhoben wird gegen das Vorgehen des Directors des Hofburgtheaters Dr. Schlenther gegen den Wiener Schriftsteller Arthur Schnitzler. Es handelt sich um das jüngste Drama Schnitzlers „Der Schleier der Beatrice". Dieses wurde anfangs September 1899 dem Director überreicht. Am 13. Februar 1900 erhielt der Autor ein Directionsschreiben, in dem verschiedene Striche vorgeschlagen werden und unter anderem gesagt wird: „Uebrigens würde ich die Erstaufführung am Burgtheater zur Vorbedingung der Annahme machen. Ich glaube, nur das Burgtheater kann dieses Stück spielen." Als nun Dr. Schnitzler sich mit den Strichen einverstanden und bereit erklärte, dem Burgtheater das Recht der Erstaufführung zu ertheilen, sowie um Festsetzung eines Aufführungstermines und um eine baldige Unterredung mit dem Director ansuchte, bekam er zunächst trotz erfolgter Mahnung mehrere Monate lang überhaupt keine Antwort, dann aber am 18. Juni, also kurz vor Schluss der Saison, ein Schreiben des Directors, worin dieser nun plötzlich Bedenken äußert, ob das Stück auch Erfolg haben werde, dem Autor vorschlägt, bis zum Frühjahr zu warten, um zu sehen, wie dann die „Constellation" sein wird, und hinzufügt, dass er es sich selbstverständlich gefallen lassen müsse, wenn nunmehr Berlin oder München mit der Aufführung vorangehen. Auf die eine bestimmte Antwort heischende Anfrage des Autors vom 1. September, ob sein Stück für die Saison 1900/1901 angenommen sei oder nicht, erfolgte am 2. September die Ablehnung. Nach Darlegung dieses Sachverhaltes fasst der genannte Protest seine Ansicht über dieses Vorgehen in folgenden Sätzen zusammen:

„Das Unstatthafte dieses Verfahrens besteht zunächst darin, dass Herr Director Schlenther durch seine Zuschrift vom 13. Februar Herrn Arthur Schnitzler in den festen Glauben versetzte, der Annahme seines Stückes stünden keine sachlichen Gründe mehr im Wege. Das Unstatthafte dieses Verfahrens besteht weiter darin, dass der Director des Burgtheaters trotz seines hier angeführten Schreibens vom 13. Februar den Autor vier Monate lang ohne jede Antwort gelassen und es vermieden hat, eine wiederholt angesuchte, die schwebende Angelegenheit betreffende Unterredung herbeizuführen. Das Unstatthafte dieses Verfahrens besteht ferner darin, dass Herr Director Dr. Schlenther den Autor erst am 16. Juni mit seinen so völlig veränderten Absichten überraschte, und endlich spricht sich das Unstatthafte dieses Verfahrens darin aus, dass Herr Director Dr. Schlenther auf die Anfrage des Autors vom 1. September nicht nur den von ihm selbst als möglich bezeichneten Termin, Frühjahr 1901, fallen ließ, sondern auch für die ganze, ihm vom Autor freigestellte Saison einen Termin verweigerte und schließlich das Stück mit dieser einzigen Begründung abwies. Mit Rücksicht darauf, dass der Director des Burgtheaters in seinem Briefe vom 13. Februar d. J. das Erstaufführungsrecht für den „Schleier der Beatrice" verlangte und spontan erklärte, nur das Burgtheater könne dieses Stück spielen, mit Rücksicht darauf, dass sich aus diesen und den übrigen in der erwähnten Zuschrift enthaltenen Mittheilungen ergibt, der Director des Burgtheaters habe sich bereits am 13. Februar über das ihm vorliegende Werk vollständig orientiert und beschlussfähig gezeigt, mit fernerer Rücksicht darauf, dass keine Veranlassung besteht, die Worte eines auf so verantwortungsvollem Posten befindlichen Theaterleiters in einem so wesentlichen Falle als nicht seriös anzusehen, ist ein sachlicher Zusammenhang zwischen seinen Verlautbarungen vom 13. Februar und 17. Juni nicht auffindbar."

Da uns diese Argumentation sehr bestechend scheint, sind wir außerordentlich gespannt, wie Director Dr. Schlenther diesen „sachlichen Zusammenhang" herstellen wird, wenn er ihn überhaupt herstellen kann und herstellen — darf.

## Bücher.

Oesterreich auf der Weltausstellung Paris 1900. Zusammengestellt und illustriert von Erwin Pendl. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Die Ankündigungen dieses Buches sind nicht frei von Begeisterung. Der österreichische Generalcommissär in Paris — so wird berichtet — hat das Werk „gefördert", der Ministerpräsident „entgegengenommen", und die Wiener Presse hat es zum großen Theil an einem und demselben Vormittag überschwänglich gelobt. Nun aber sehe man sich mit unbefangenen Augen diese Arbeit an: wie schlecht hat der Commissär gefördert, wie blind Herr v. Koerber entgegengenommen, wie waschzettelhaft die Presse kritisiert. Dieser von einem Wiener Aquarellisten zusammengestellte und illustrierte Band ist in Wirklichkeit nichts anderes als der gute alte unverwüstliche Wiener G'schnas, diesmal zur Ausnahme secessionistisch und mit falscher Weltausstellungseleganz decoriert. Der Text rührt zum Theil von dem genannten Maler, zum Theil von einigen am Arrangement der Ausstellung unmittelbar beschäftigten, nach Rang und Titel — vielleicht auch nach anderen socialen Werten — gewählten Mitarbeitern her; aber er zeichnet sich in beiden Theilen durch gleiche Unkenntnis der deutschen Sprache aus. Die Pendl'schen Veduten und Vignetten muthen im Zeitalter der Photographie und ihrer großen Vervielfältigungen als recht naive, albumhafte Mode von vorgestern an. Und die Ausstattung im Ver sacrum Stil, die nicht so geschmackvoll ist, als sie kostspielig sein mag, rückt die ganze Wertlosigkeit des Buches in umso grelleres Licht. dd

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Lieferung 1—20. Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. XV. Band der gesammelten Schriften. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1900.

Heinrich Seidel gilt als einer unserer besten, behaglichsten Familien-Humoristen. Freilich, Humor in jenem tieferen Sinn, wie ihn etwa Hebbel definiert, als „empfundenen Dualismus, der nicht die Caricatur des Ideals oder seinen Schatten zeichnen soll, sondern das Ideal selbst in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung", darf man bei Seidel nicht erwarten. Seine Gedichte und kleinen, in der Erfindung nicht sehr reichen Erzählungen enthalten fast alle dieselbe launig optimistische Grundstimmung; einige seiner Figuren, besonders die Hauptgestalt Leberecht Hühnchen, ein bescheidener, im engsten Kreise glücklicher Lebenskünstler, sind von wirklicher Lebenswärme. Seidel hat von seinem früheren, dem Ingenieurberufe einen guten Blick für eine begrenzte Realität, den man besonders bei den Darstellungen jenes typischen kleinbürgerlich deutschen

Milieus angenehm empfindet. Sein Roman „Reinhard Flemmings Abenteuer", der allerlei Knabenrobinsonaden hübsch erzählt, fällt durch das starke Heimatsgefühl, durch die sorgsame Landschafts- und Meeresschilderung und durch die fleißige Kleinarbeit auf, mit der idyllische Zustände gezeichnet werden. Der Ton der Erzählung ist bei Seidel jener mittlere, schlicht abgetönte, der sich von allem falsch Pathetischen freihält und selten die ganz abgebrauchte, freilich fast auch nie eine überraschende Wendung findet. Diese Eigenheiten Seidels machen den Erfolg seiner Schriften bei bürgerlich-harmlosen Lesern begreiflich. Wir haben so wenige volksthümliche Schriftsteller, die zugleich den gebildeten Geschmack nicht verletzen, dass wir dieser Lieferungsausgabe die weiteste Verbreitung wünschen. P. W—r.

Jacques Le Lorrain: L'au-delà. Préface de Jules Bois. Paris, Librairie Paul Ollendorff.

Der Spiritismus ist als Gegenstand eines Romanes nicht neu, hat doch schon Balzac eine „Séraphita" geschrieben, worin er die Seelen ohne körperliche Mithilfe communicieren lässt, und Théophile Gautier in „Spirite" eine verstorbene Geliebte ihren überlebenden Liebhaber von einer thörichten Ehe zurückhalten lassen. Für Gautier war freilich die Sache nur ein poetisches Spiel, und Balzac gehorchte nur vorübergehend dem Einflusse der Gemeinde Swedenborgs. Der Verfasser des vorliegenden Romans nimmt es dagegen offenbar sehr ernst mit dem Spiritismus. Seine Heldin, eine moderne Diana, stürzt nur aus dem Grunde auf einem Ritt im Walde zu Tode, weil ihr Bruder, der seinem Vater als spiritistisches Medium dient, von seiner Fee die Warnung erhalten hat, ein Unglück stehe bevor, wenn sie, die Schwester, einen Mann liebe, und weil diese die Werbung des Hauslehrers angenommen hat. Der Verfasser stellt auch absichtlich fest, dass der junge Mann persönlich nichts gegen die Verbindung der Schwester mit seinem Mentor hat, aber die Voraussage des Geistes muss zutreffen — und sie trifft zu, was ja der Dichter leicht genug so einrichten kann. In der Wirklichkeit machen sich die Dinge weniger leicht. Der Mentor lässt sich allmählich von seinem zwanzigjährigen Zögling vom starrsten Unglauben zum gläubigsten Spiritismus bekehren, und beide begeben sich auf die Reise, damit der junge Mann die Welt kennen lerne. Wenn dabei seine Eigenschaften als Medium nur keinen Schaden leiden! Wird er nicht die ätherische Geliebte, die ihn inspiriert, durch eine materiellere Weiblichkeit ersetzen? Mit diesem grausamen Zweifel entlässt Le Lorrain seine spiritistischen Leser. Ein Wunder hat der Spiritismus immerhin gewirkt. Le Lorrain war nach dem Misslingen seiner ersten literarischen Versuche Flickschuster im Quartier Latin geworden. Der Spiritismus hat ihn nun der Literatur zurückerobert, für die er große Begabung, namentlich als Stilist, besitzt. Also ist der Spiritismus doch eine Macht, wie Jules Bois in seiner Vorrede richtig bemerkt. Quod erat demonstrandum. Felix Vogl.

## Revue der Revuen.

„Die Neue Zeit" veröffentlicht in den beiden letzten Augusthesten einen Aufsatz über das Project einer deutschen Colonial-Armee, welcher bekanntlich von Herrn v. Wißmann vor kurzem in der „Deutschen Colonialzeitung" vertreten und vielbeachtet wurde. Der Mitarbeiter der socialistischen Wochenschrift, Ernst Däumig, legt mit augenscheinlicher Sachkenntnis die großen Nachtheile dieser, im übrigen — wie er glaubt — nunmehr unvermeidlichen Institution dar. Schon werden ja die bisherigen Seebataillone in Regimenter umgewandelt, während zugleich für das „ostasiatische Expeditionscorps" die Errichtung von Stammformationen in der Heimat ins Auge gefasst wird. Bemerkenswert ist, dass dabei die Volksvertretung des Deutschen Reiches gar nicht zur Mitwirkung herangezogen wird, während es in Frankreich eines Zeitraums von 20 Jahren bedurfte, ehe nach heißen parlamentarischen Kämpfen die Frage der Colonialarmee gesetzlich geregelt werden konnte. Und doch sind die Kosten, die das Volk damit auf sich läd't, außerordentlich und werden überdies nicht, wie bei Schutzkriegen in der Heimat, dem Volke selbst, sondern den Interessen der Finanzwelt geopfert. Vorläufig setzen sich die Mannschaften der Colonien aus Freiwilligen zusammen; dabei werden freilich Unkenntnis und falsche Romantik geflissentlich ausgenützt, und die zweifelhaftesten Elemente werden in die Bataillone eingestellt. Bald wird das nicht ausreichen, man wird auf gewöhnliche Dienstpflichtige zurückgreifen müssen, und eine der schlimmsten Folgen wird die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit sein, die ja von der junkerlichen Presse schon verschämt angekündigt wird. Die großen Spesen einer Colonialarmee sind leicht zu berechnen: sie braucht Kasernen u. s. w. in den Colonien, einen sehr kostspieligen Transport von Truppen und Proviantvorräthen, Pferdeankäufe und Invalidenpensionen. Die Verwendung von Eingeborenentruppen ist nicht zu vermeiden und bedeutet ein weiteres, folgenschweres Uebel. Im gegenwärtigen deutsch-chinesischen Feldzug ist übrigens die ganze militärische Organisierung sehr riskiert und kann große nutzlose Kosten verursachen, weil sie den Verhältnissen nicht angepasst ist: in dem so wasser- und canalreichen China ist nämlich die Verwendung von Cavallerie in größerer Anzahl in Frage gestellt.

„Mercure de France" für September bringt einen politischen Artikel: Le [illegible] rapprochement intellectuel entre la Hongrie et la France. Der Verfasser nennt sich Zrinyi Janos, versäumt es aber doch nicht, Ungarn als ein fremdes Land und Frankreich als seine Nation, in deren Namen er spricht und „wir" sagt, zu behandeln. Er schildert die Leidensgeschichte Ungarns unter der Oberherrschaft des clericalen und militäristischen Oesterreichs. Dieses hat ein Interesse daran gehabt, Ungarn zu verleumden [illegible] und von 1815 bis 1867 [illegible] mit österreichischem Geld in London, Paris, Wien und Berlin Bücher verbreitet worden, die keinen anderen „Zweck hatten, als [illegible] an [illegible] nicht nur die [illegible] [illegible] seine Emancipation vom [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Literatur und Kunst drangen in Budapest ein, und letztere zumal hat in Abbé Hock einen bekannten und mächtigen Schutzherrn gefunden. Frankreich kam zur ersten ungarischen Weltausstellung sowohl (1885) wie zur Millenniumsausstellung zu Gast. Noch hatte Ungarn unter der großrumänischen Bewegung und ihren namentlich in Paris thätigen Ungarnfeinden zu leiden; aber die gegenwärtige Weltausstellung und ihre Congresse haben bewiesen, dass auch die letzte Scheidewand fiel, und Ungarn in der öffentlichen Meinung Frankreichs ebenso wie dieses bei jenem die größten Sympathien erworben hat.

„Fortnightly Review" (August). Diplomaticus tadelt aufs schärfste die Schwäche und Inconsequenz, welche die englische Regierung in China an den Tag gelegt. Wäre Lord Rosebery sich selber treu geblieben, dann hätte Deutschland keine Gelegenheit gefunden, in Ostasien zu intervenieren, und statt heute beschämt einem mächtigen Dreibund gegenüber zu stehen, hätte sich England friedlich mit Russland in die Souveränität über ganz Asien getheilt. Hätte Lord Salisbury rechtzeitig ein Wort in Kiautschou gesprochen, dann würde die Küste von Yalu bis Tonkin noch heute eine ununterbrochene Linie bilden, und es wäre nie zu den Unruhen in China gekommen. Nun bleibe England nichts mehr übrig, falls die anderen Mächte annectieren, als sich ein englisches Schutzgebiet mit dem Sitze der Regierung in Nangking zu sichern. — J. H. Muirhead schreibt über den Imperialismus. Er sei keineswegs eine neue Erscheinung in England; schon im vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts sei eine starke derartige Strömung zu verspüren gewesen, und nur das Erstarken der Manchester Schule habe sie etwas unterdrückt. Mit ihrem Niedergang kam der Gedanke wieder in Aufschwung, und Carlyle war sein eifrigster Fürsprecher, indem er auf die großen Reichsbegründer Cromwell und Friedrich verwies. Man klage vielfach über die Verbrechen, die im Namen dieses Gedankens begangen würden — ihn aufgeben, wäre das wahre Verbrechen, denn England habe eine moralische Verantwortung für vier- oder fünfhundert Millionen menschlicher Seelen; eine große erziehliche Aufgabe falle ihm zu. Was Noth thäte, wäre die Gründung einer großen Gesellschaft für Kindererziehung, der jeder Beamte und Lehrer in Indien und Afrika beizutreten hätte. Denn eine tüchtige Erziehung der Jugend in den Colonien wäre die beste Grundlage für ihr weiteres Gedeihen, und gerade dafür fehle den Engländern das Verständnis, während sie im Herstellen der Ordnung, Disciplinieren der Bevölkerung, sowie in der Verwaltung von unübertroffener Tüchtigkeit sind.

## Das Verhängnis.

Von Kurt Martens.

Als ich kürzlich wieder einige Tage in meiner Vaterstadt zubrachte, suchte ich vor allem anderen meinen Schul- und Studienkameraden Dr. Reinhardt auf. Er begrüßte mich sichtlich erfreut, ganz der Alte in seiner schmucklosen Herzlichkeit mit den unsicheren, fast hilflosen Geberden unserer großen Kinder. An der juristischen Facultät habilitiert, hatte gleichwohl seine milde, allzu empfindsame Persönlichkeit von dem ehernen Sinn des Rechtszwanges wenig angenommen. Gesetz und rechtliche Nothwendigkeit, Norm und Vergeltung waren ihm nichts weiter als Material zu logischen Erörterungen. Dieser Zug war bereits am Studenten hervorgetreten; jetzt schien Gelehrsamkeit ihn noch verstärkt zu haben. Was er auch plaudern und mir erzählen mochte, von dem Treiben gemeinsamer Freunde, von dem oft schwierigen Verkehr mit seinen Professoren, von den öffentlichen Angelegenheiten, immer hielt sich sein Urtheil frei von Strenge. Selbst wo er sich zurückgesetzt fühlte, zog er dem Tadel die Erklärung vor.

Seine junge Frau rief er herein, um mich mit ihr bekannt zu machen, ein frisches, munteres Geschöpf, die trefflich zu ihm passte und trotz der vierjährigen Ehe seine Liebkosung noch immer mit der Glückseligkeit einer Braut entgegennahm. Sie war soeben mit ihrem Töchterchen vom Spaziergang heimgekehrt und bestand darauf, mir die Kleine, ehe sie zu Bett gebracht wurde, noch vorzuführen. Reinhardt widersprach, aber da ich mich sehr neugierig zeigte, so setzte ihr mütterlicher Stolz den Willen durch.

Ellen erschien also an der Hand der Bonne. Sie nahm sofort Zuflucht zu ihrer Mama. Vom Vater dagegen schien sie, obwohl er ihr die Arme entgegenstreckte, ebensowenig etwas wissen zu wollen wie von mir, dem fremden Manne. Ihr Vater näherte sich und streichelte behutsam das feingeschnittene, schmale Gesichtel, dessen regelmäßige Linien seinen eigenen Zügen schon auffallend glichen. Ellen aber sträubte sich dagegen, ja sie schien vor der Berührung fast zu schaudern. Rathlos und ganz verschüchtert zog Reinhardt vor seiner Tochter sich zurück. Schweigend beobachtete er sie mit einem Blick voll unendlicher Traurigkeit. Auch meine Begrüßung hatte keinen besseren Erfolg. Ich kauerte mich vor ihr nieder, suchte sie mit freundlichem Geschwätz, wie wir es so für unsere Kleinen übrig haben, aufzuheitern, die Mutter redete ihr gütlich zu: doch alles vergebens.

„Da muss ich es wohl aufgeben, ihr die Cour zu schneiden," meinte ich lachend. „Wenn sie erst 'mal erwachsen ist, wird sie die Verehrer schon schätzen lernen."

Die Mutter stimmte dieser harmlosen Zuversicht fröhlich bei. Reinhardt aber [illegible] peinlich berührt. Seine Miene [illegible] mehr. Mit einem kurzen, doch nicht unfreund[illegible] Kind hinaus und lenkte das Gespräch [illegible] war der [illegible] Zwischenfall vergessen. Heiter

wie zuvor tauschten wir unsere Erlebnisse aus. Man behielt mich zur Abendmahlzeit da. Dann, als die Nacht schon längst hereingebrochen war und die junge Frau sich zurückgezogen hatte, lud mich Reinhardt noch zu einem letzten Glase Bier in sein Arbeitszimmer und erneuerte durch vertrautere Fragen und Mittheilungen die Bande unserer alten Freundschaft.

Dabei gab es sich, dass wir uns gegenseitig das Glück unserer jungen Ehe priesen: wie man so mit einemmale der ganzen Menschheit wieder nahe rücke, und alle Theorien unserer stolzen Selbstsucht durch die Vereinigung mit einer guten, stillen Frau sehr zahm und fast verlegen würden.

„Ja!“ rief Reinhardt aus. „Das macht, weil unser Ich neu auflebt in der Gattin.“

„Und in den Kindern,“ fügte ich hinzu.

Mit einer Geberde der Resignation widersprach er mir. Nach einer Pause meinte er gedrückt:

„Sind es denn im Grunde *unsere* Kinder? Mich dünkt, uns gehören sie nur zum kleinsten Theile. Sie kommen ganz wo anders her.“

„Wenn wir aber sehen, wie ähnlich sie uns werden,“ erwiderte ich, „in Antlitz und Charakter, da erkennen wir sie doch deutlich als unser eigen Fleisch und Blut.“

„Fleisch und Blut! Gewiss, das haben sie von uns, sogar Gehirn und Nervensystem. Also, die *Schale* ihres Wesens, die nehmen sie, die leihen sie von ihren Eltern. Ihre eigentliche, ewige *Natur* indessen — ihre Seele . . .?“

„Ist doch wohl gleichfalls Product aus Vater und Mutter.“

„Meinst du? Ich habe den Glauben daran verloren. Wie ein Fremdling ist mein Kind in unserem Hause. Dass ich es dennoch liebe, mit einer qualvollen Zärtlichkeit, einer furchtbaren Besorgnis, bringt mich doch keinen Schritt ihm näher.“

„Wie ist das möglich?“ rief ich erschrocken. „Hast du dir solche Vorstellungen zusammengegrübelt? Das war doch sonst nicht deine Art.“

Er schüttelte den Kopf, und ein verzagtes Lächeln blieb um seine Lippen, während er vor sich niederstarrte.

„Vielleicht ist alles Einbildung gewesen; dies wäre sogar die natürlichste Lösung. Aber ganz abgesehen von dem Benehmen des Kindes, das du vorhin ja beobachten konntest, ein Erlebnis bleibt es immerhin. Oder ist das kein Erlebnis zu nennen, was wir mit eigenen Sinnen zu hören und zu sehen glauben, stundenlang, was uns festhält und peinigt, auch wenn wir wieder klar geworden?“

„Wenn es wirklich Eindrücke von außen waren, keine Reflexionen, kein Fieberwahn . . . aber ich weiß ja noch nicht . . .“

„Merk' auf, ich will dir ruhig und genau beschreiben, wie es sich zutrug. Du magst dann daran zweifeln und die Angst mir auszureden suchen, die mich seitdem beim Anblick meiner Tochter immer peinigt. Beruhigung werde ich erst finden, wenn sie die Jugend hinter sich hat und deshalb nichts mehr zu befürchten steht.

Vor vier Jahren war es. In einer Winternacht, so gegen elf Uhr. Meine Frau hatte sich eben schlafen gelegt, und ich saß noch, wie gewöhnlich, auf ihrem Bettrand, um ihr gute Nacht zu sagen. Wir schwatzten ein wenig über allerlei häusliche Dinge, vor allem aber über unser Kind, das noch nicht geboren war, dessen Geburt aber nahe bevorstand. Meine Frau sagte, sie hoffe bestimmt, dass es ein Knabe werde, weil ein solcher viel leichter sich durchs Leben schlagen könne; ich dagegen wünschte mir ein Mädchen: denn ich freute mich darauf, mein Kind, gerade wenn es schwach und abhängig wäre, zu stützen, zu lenken und es zu einem Menschen heranzuziehen, der nicht durch Gewalt, sondern durch Anmuth und Herzensgüte alles bezaubert. So schwärmten wir von der Zukunft des noch Ungeborenen, bis meiner Frau die Augen zufielen, und ich mich leise erhob, um noch ein paar Seiten zu lesen. Ich legte also den grünen Schirm über die Lampe, rückte mir einen Stuhl davor und begann eines meiner trockensten Bücher zu studieren, einen Commentar zum Civilprocess.

Meine Gedanken arbeiteten angestrengt, aber vollkommen ruhig, nicht eine Spur lebhafter als sonst. Im Zimmer war es still; die regelmäßigen Athemzüge meiner schlafenden Frau waren nur ganz leise vernehmbar. Hinter den durchsichtigen Tullgardinen, die das Fenster verdeckten, sah ich, wenn ich den Kopf erhob, draußen die großen Schneeflocken niederfallen. Dächer und Straßen leuchteten davon in einem grellen Weiß. Kein Fußgänger, kein Wagen ließ sich mehr blicken, wohl infolge der scharfen Kälte und der späten Zeit.

Noch war ich gerade mit einer schwierigen Controverse beschäftigt, als ganz unmotiviert das Gefühl in mir aufstieg, als sei noch eine dritte Person im Zimmer. Ich sah mich um. Alles war wie zuvor: nichts rührte sich. Auch meine Frau hatte die Lage, in der sie eingeschlummert war, noch nicht verändert. Da ich nun von einer Selbsttäuschung überzeugt war, nahm ich mein Buch wieder vor und, indem ich diese thörichte Anwandlung, die gleichwohl nicht weichen wollte, gewaltsam unterdrückte, gieng ich von neuem dem Studium der Controverse nach. Es vergieng darauf etwa eine halbe Stunde, während der eine unerträgliche Nervosität sich meiner bemächtigte, dieselbe Nervosität, die einen befällt, wenn man weiß, dass man fixiert wird und doch nicht erkennen kann, von wem. Aehnlich müsste mir zu Muthe sein, wenn ich mich in einem finsteren Raum befände, nachdem ich erfahren habe, in diesem Raume werde jemand, den ich nicht wahrnehme, mich umkreisen. Denn in der That verhielt sich auch diese eingebildete Person keineswegs ruhig, sondern schien bald hier, bald dort zu stehen, hin- und herzulaufen und an die Wände zu stoßen wie ein gefangenes Thier. Und jetzt, als ich mich zufällig wieder einmal meiner Frau zuwandte, bemerkte ich, dass ihr Gesicht einen scharfen, leidenden Zug angenommen hatte. Zugleich warf sie sich mehrmals mit der Decke von einer Seite zur andern und stöhnte tief auf. Ich überlegte, ob ich sie wecken solle, unterließ es aber, da sie sich bald wieder beruhigte und ich sie mit meiner eigenen Unruhe doch nicht belästigen durfte. Ich trat ans Fenster und sah eine Weile den fallenden Flocken zu, fortwährend bedrängt von der Empfindung, dass es jetzt dicht hinter mir wäre. Aber absichtlich, um mich nicht tyrannisieren zu lassen, blieb ich stehen, ohne mich umzuwenden.

Da rief mich meine Frau beim Namen. Sofort war ich bei ihr. Sie hatte sich im Bette aufgerichtet, umklammerte mit den Fingern den Rand der Decke und unterdrückte mit einem mühsamen Lächeln laute Schmerzensrufe.

„Um Gotteswillen, was ist dir, mein Schatz?“ fragte ich.

Sie fasste meine beiden Hände und antwortete, noch immer lächelnd, mit einem rührenden Ausdruck erzwungener Heiterkeit:

„Ich glaube nur, es ist so weit: du könntest die Frau holen lassen.“

Ich begriff und athmete auf, mit einer größeren Erleichterung, als am Platze war. Dann weckte ich eilends unser Mädchen, schickte sie nach der Hebamme und kehrte dann an das Bett meiner Frau zurück.

Es war eine Pause in ihren Wehen eingetreten. Sie befand sich verhältnismäßig wieder wohl und war sogar bei gutem Humor.

„Schon im Schlafe habe ich etwas gespürt,“ sagte sie.

„Ja, ich weiß,“ antwortete ich, „an der Veränderung deiner Züge konnte ich es bemerken.“ Und ich wollte hinzufügen, dass ich ihr Leiden in einer seltsamen Weise mitempfunden hätte. Denn was kann meine Unruhe anders gewesen sein, so hielt ich mir vor, als ein unbewusster Connex, eine Art Fernwirkung von seiten meiner Frau, die mit mir innerlich bereits so ganz verwachsen war. Doch ich sollte nicht dazu kommen, ihr von meiner Wahrnehmung zu sprechen. Später durfte ich es um ihrer Ruhe willen nicht mehr wagen. Jetzt aber wurde ich von einem noch schrecklicheren Eindruck unterbrochen. Das räthselhafte Wesen fieng wieder an, mich zu bedrängen, immer heftiger auf und niederfahrend, als ob es flatterte und um sich schlüge. Ich empfand seine Nähe unabweisbar. Sogar, dass es etwas Menschliches an sich haben müsse, wurde mir zur Gewissheit. Denn es verursachte die Vorstellung eines widerlichen alten Mannes oder genauer eines alten Herrn, eines Geckes, der jene schwüle Atmosphäre ausströmt, die ich bisweilen, wenn auch selten, an dieser Menschenclasse beobachtet hatte, einen Geruch von kosmetischen Essenzen, von Juchten, schweren Cigarren und der abscheulichen Ausdünstung des Greisenalters. Solch ein Wesen also fühlte ich dicht am Lager meiner Frau. Ich sage nicht, dass der Geruch selbst vorhanden war, aber die Vorstellung davon war jedenfalls in mir und versetzte mich in namenlose Aufregung.

Ich muss wohl sehr blass geworden sein. Denn meine Frau liebkoste mich und sprach mir die Ermuthigung zu, deren sie selbst doch bedurfte.

„Es wird schon alles gut gehen — alles gut gehen,“ stotterte ich mit einer Stimme, die vor Beklemmung heiser war.

Sie nickte mir munter zu. Aber bald überfielen die Wehen sie von neuem, mit immer kürzeren Pausen. Ihr standhaftes Dulden ergriff mich tief, umso tiefer, als sie um meinetwillen sich bezwang, der ich viel zu sehr mit der eigenen Aufregung beschäftigt war.

Der alte Mann — denn so konnte ich den Gegenstand meiner Zwangsvorstellung geradezu bezeichnen — ließ mich nicht einen Augenblick zu Athem kommen. Bald stand er vor mir und suchte sich zur Erscheinung zu verdichten, bald gieng er, so schien es mir, mit langen, erregten Schritten hin und her, bald wieder krümmte er sich am Boden. Sein ganzes Gebaren deutete auf eine beängstigende Lage, eine Art Gefangenschaft oder Hilflosigkeit, die er vor mir darzustellen sich bemühte, als ob ich ihn daraus erlösen könnte.

Endlich kehrte unser Mädchen in Begleitung der Hebamme zurück. Diese, eine sehr bestimmte und umsichtige Frau, erklärte, dass keinerlei Gefahr vorhanden, bat mich aber, sie mit meiner Gattin doch lieber allein zu lassen. Alles werde leicht und rasch von statten gehen. Da meine Frau sich, wie gesagt, sehr tapfer und zuversichtlich verhielt und selbst erklärte, dass nur meine Gegenwart sie jetzt beängstige, so nahm ich vorläufig einen kurzen, herzlichen Abschied von ihr und zog mich hierher, in mein Arbeitszimmer zurück, um in Ruhe die Entscheidung abzuwarten. Drei Räume liegen noch zwischen diesem und dem Schlafzimmer, so dass die Klagen meiner armen Frau kaum zu mir herüber dringen konnten.

Einige Secunden nur, bis ich die Lampe angezündet hatte, stand ich im Finstern; aber sie genügten, mich mit einem Grauen zu erfüllen, wie ich es selbst als Kind niemals empfunden habe.

Das Gespenst des Alten war also nicht einen Augenblick von mir gewichen, sondern hatte mich auf Schritt und Tritt verfolgt. Hier, in der matt erleuchteten Stube, wo ich mich, fern von meiner leidenden Frau, doppelt einsam fühlte, wo kein anderer Eindruck, kein menschlicher Laut mich zerstreute, nahm das Treiben dieses fürchterlichen Wesens immer gewaltsamere Formen an. Schon begann es, mein Bewusstsein sich zu unterwerfen, meine Organe wie die eines Besessenen zu missbrauchen. In meinem Gehirn stieg es mit heißen Nebelwolken auf. Ungewollte, unverstandene Worte drängten sich mir stammelnd auf die Zunge.

Ich bin von jeher ein Gegner mediumistischer Experimente gewesen, weil doch Betrug und Selbsttäuschung dabei nie völlig ausgeschlossen sind. In jener Stunde aber wusste ich mir nicht anders zu helfen, als dass ich Papier und Feder nahm, damit die tobende Intelligenz sich selbst und mir vielleicht durch Manifestation Beruhigung schaffen könne. — Sofort setzte meine Hand sich in Bewegung. Es waren Ausdrücke einer heftigen Weigerung, die sie niederschrieb. Zuerst mit steilen Zügen über das ganze Blatt —: „Ich will nicht! Ich will nicht!“ Vielemale hintereinander. Darauf kleiner und noch eiliger: „Du sollst es verhüten! — du hast kein Recht dazu! — Die Verantwortung hast du allein zu tragen!“ — Aber noch besaß ich genügend Selbstkritik, um diese Art, mich zu erleichtern, als kindisch und zwecklos zu empfinden. Wusste ich doch nicht einmal, ob diese vagen Ausrufe nicht bloß ein Niederschlag meines eigenen umnebelten Willens waren. Voller Scham und Empörung zerknüllte ich das Papier und warf mich auf den Divan, um womöglich Schlaf zu finden.

Eine Art von Agonie bemächtigte sich meiner, der Schlaf aber blieb aus. — Man könnte glauben, dass ich das Folgende geträumt habe. Ich halte das für unmöglich, weil ich von Zeit zu Zeit die Augen aufschlug und dann mein Zimmer mit jedem Stück der Einrichtung, mit der Lampe auf dem Tische, den Regalen an der Wand deutlich vor mir sah, ja sogar das Ticken der Uhr nachzählte. Nein, es war sicherlich kein Traum. Eher noch mag man alles für Einbildung halten.

Der Geist des Alten hatte sich meiner ganz bemächtigt. Schwer wie ein Alp senkte er sich auf mich nieder. Sein widerlicher Athem erstickte mich fast. Mit seinen langen, welken Fingern hielt er mich fest, dass ich kein Glied zu rühren vermochte und mit verzweifeltem Entsetzen es dulden musste, wie er sich in mir festsog, wie seine ganze scheußliche Natur in mich herüberfloss, wie ich eins wurde mit ihm, e i n Körper und e i n e Seele. — Dieser Fremdling, der aus unbekannten Gründen, mit unbekannten Kräften seine Innenwelt auf mich abschüttelte, suggerierte mir Qualen der Erinnerung, der Reue und der Todesangst, deren Beziehung zu meinem eigenen Leben ich nimmermehr begreifen konnte. Der Kampf, in dem er mit versiegenden Kräften unterlag, war der des Sterbens. Jede grässliche Einzelheit der Sterbestunde empfand ich mit ihm, die Beklemmungen seiner röchelnden Brust, die Krämpfe der erschlafften Nerven, das letzte Delirium, den kalten Schweiß. Dazu jagte noch einmal in wildem phantastischem Zuge sein ganzes Leben an ihm vorüber, ein Leben voller Laster und Schmutz, lüstern und brutal, wie er selbst in der Erscheinung.

Noch leuchte in mir seine Wuth und der unerbittliche Hass, mit dem er auch nach meinem Leben trachtete, als ein langgezogener greller Schrei von drüben, aus dem Zimmer meiner Frau, ertönte und mir plötzlich meine volle Klarheit wiedergab; im selben Augenblick ließ mich der Alte frei. Seine Seele riss sich von der meinen los und entfloh.

Ich richtete mich auf, griff mir an Stirn und Schläfe, wie einer, der nicht weiß, was sich mit ihm begab, und wollte schon meiner Einbildungen spotten, aber die entsetzlichste, die deutlichste und bedeutungsvollste stand mir noch bevor.

Meine Blicke begegneten, als ich mich erhob, unwillkürlich dem Spiegel. Der Spiegel aber gab mir — nur mit Schaudern gehe ich seitdem an ihm vorüber — nicht mein Bild zurück, sondern ein anderes Wesen stand in der Scheibe vor mir, ein junges, kaum erwachsenes Mädchen, das meine Züge trug. Ihre Haltung war die einer Flehenden, einer Beschwörenden. Mit gerungenen Händen wollte sie, so schien es, sich vor mir niederwerfen. Ein Ausdruck unaussprechlichen Grames lag in ihren Augen, und ihre Lippen stammelten dieselben Worte, die meine Hand zuvor aufs Papier geworfen:

„Ich will nicht! — Du sollst es verhüten! — Du hast kein Recht dazu! — Die Verantwortung hast du allein zu tragen!“ —

Nur in meinem Innern vernahm ich diese Worte; denn sie waren ohne Laut. Aber heute noch wie damals klingen sie in mir wieder. Der Vorwurf und die angstvolle Klage, die sie mir entgegenschleuderte, verfolgen mich seitdem unablässig.

Ein zweiter Schrei tönte herüber, noch gellender, aber leise verklingend, als ob ein Seufzer der Befreiung folge. Zugleich schwand aus dem Spiegel das Bild jenes verzweifelnden Mädchens. Ich aber wusste in diesem Augenblicke, dass das schrille Zeichen der vollendeten Geburt die Ankunft eben dieses Mädchens, meiner Tochter, mir verkündet hatte. Und die Bedeutung ihres Flehens, die beschwörenden Worte, mit denen sie mich anrief, brannten sich mir ein wie ein Fluch über sie und mich. Sie hatte sich gewehrt gegen dieses Leben, das als Verhängnis nun auf ihr lasten sollte. Ich aber überlieferte sie wider ihren Willen, als Vater zugleich ihr schlimmster Feind.

Welcher Art das Unheil sein wird, das sie mit ihrem Eintritt in unser Leben kommen sah, ich wage es nicht auszusprechen, kaum mir vorzustellen.

Als ich hinübereilte nach dem Zimmer meiner Frau, klammerte ich mich noch an eine letzte Hoffnung, dass mein Kind todt geboren sei oder, wenn wirklich lebend, so doch vielleicht ein Knabe, ein Mensch, an dem die Laster sich nicht rächen konnten, die eben noch einen Sterbenden mit Drohungen gefoltert hatten.

Doch nicht die geringste Zuversicht sollte mir gelassen werden. Es war eine Tochter, meine kleine Tochter Ellen, die an diesem Tage geboren wurde. Sie war gesund und lebenskräftig. Gleich den anderen Neugeborenen begrüßte sie unsere Welt mit kläglichem Geschrei. — — — — —

Erscheint es nun nicht beinahe wie ein Trost, denken zu dürfen, dass wir unserem Kinde höchstens mit Fleisch und Blut verpflichtet sind, dass ihre Seele aber nur wie ein Gast unser Haus berührt, wie ein Fremdling, der aus unbekannten, fürchterlichen Ländern kommt, ein Schicksal auf sich nimmt und darnach weiterzieht ....?“

---

Unserer heutigen Nummer liegen zwei Prospecte bei:

1. Vom Verlag J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart über das Werk „Das hungernde Russland“;

2. vom Insel-Verlag in Berlin über die illustrierte Monatsschrift „Die Insel“.

---

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 22. September 1900. Nummer 312.


## Politische Moralheuchelei.

Unser Polemist in den clericalen „Neuen Tiroler Stimmen“ scheint ein verständiger Mann zu sein. Er hat unsere Erwiderung „Parlamentarismus und Servilismus“ aufmerksam gelesen, und aus der Entgegnung, die er darauf unter dem — allerdings wenig geschmackvollen — Titel „Faule Fische“ veröffentlicht hat, geht doch so viel hervor, dass er unseren Gedankengang zu begreifen, ja sogar zu billigen beginnt. Ganz richtig schildert er seinen Lesern den Parlamentarismus, den wir meinen, mit der Regierung der Majorität, „nach oben stark und nach unten conciliant, stark gegenüber der Zumuthung unparlamentarischer Bevormundung, conciliant gegenüber den Anschauungen und Ansprüchen der Minorität“. Nur über den Weg, wie man dazu gelangt, ist er im Zweifel. Doch das soll er selber sagen. Er schließt seinen Artikel mit den Worten:

„Vollkommen einverstanden mit solch einem idealen Parlamentarismus! An wem aber liegt es, zu ihm zu gelangen? Die „Zeit“ verlangt in ihrem ersten Artikel, dass die Befreiung vom unparlamentarischen Regierungssystem durch die Herren „oben“ erfolgen soll. Ganz falsch. An den Herren „unten“, an den Volksvertretern, den Parlamentariern selbst liegt es. Die Herren „oben“ haben es nicht in der Gewalt, den Volksvertretern jene Vernunft, Arbeitswilligkeit, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeitsliebe und jenen patriotischen Gemeinsinn einzugießen, ohne welche Eigenschaften ein gedeihliches parlamentarisches Leben nicht möglich ist. Unter unseren Volksvertretern haben wir nicht genügend Männer mit diesen Eigenschaften, deren eine so wesentlich nothwendig ist wie die andere. In der Hauptsache fehlt es also bei den Herren „unten“. Die es angeht, verstehen weder die erste noch die zweite Violine im parlamentarischen Concerte mit Geschick zu spielen — und es scheint leider, dass sie auch außer Stande sind, es zu lernen.“

Die Höflichkeit unseres Polemisten können wir zu unserem Bedauern nicht mit gleicher Münze erwidern. Wir sind mit seinen Ausführungen durchaus nicht „vollkommen einverstanden“. Das dem gewesenen Abgeordneten Dr. Kathrein nahestehende Blatt gibt jetzt wohl die Richtigkeit unserer Diagnose zu, ist aber sowohl über den Sitz des Uebels als auch — medicinisch gesprochen — über seine Aetiologie falscher Meinung. Den Sitz des Uebels sieht es nämlich ausschließlich „unten“, bei den Abgeordneten, und meint, dass auch wir — ebenso einseitig, nur in anderer Richtung — den Sitz des Uebels ausschließlich an einer Stelle des constitutionellen Organismus, nämlich „oben“, suchen. Dem ist aber gar nicht so. Wir haben von jeher beide Stellen als betheiligt erkannt, nur dass wir abwechslungsweise bald den einen, bald den anderen Sitz des Uebels näher beleuchtet haben, zuletzt gerade in dem Artikel „Parlamentarismus und Servilismus“ die „untere“ Partie — was unser Polemist nicht hätte übersehen dürfen. Aber auch über den Grund des Uebels ist unser Polemist im Irrthum. Er erblickt ihn nämlich in dem Mangel an „patriotischem Gemeinsinn“ bei unseren Abgeordneten, also in einem moralischen Defect, und mit dieser seiner Ansicht, mit der er „oben“ wohl nicht allein steht, deckt er den ganzen großen Fehler in unserer politischen Therapie auf.

Oesterreich ist nämlich das Land der politischen Moralheuchelei. In der ganzen Welt weiß man, dass Moral und Politik verschiedene Dinge sind, dass die moralischen Naturen sich gemeiniglich zu Landpredigern oder Philosophieprofessoren ausbilden, als welche sie immerhin sehr Nützliches leisten können; dass es aber neben den moralischen auch politische Menschen gibt, und dass es gerade diese politischen Menschen sind, die in der Politik das große Wort führen und von denen das politische Schicksal der Parteien und der Staaten abhängt. Nur bei uns belieben die Politiker sich als Landprediger zu verkleiden. Was — bei uns wie anderwärts — jeden Politiker zu seinen Thaten anspornt, ist in Wahrheit der politische Trieb, der Wille zur Macht. Das ist ein psychologisches Factum, das sich nicht bestreiten lässt, aber bei uns sind die Politiker zu schamhaft, um diese Natürlichkeit einzugestehen. Sowie die gesellschaftliche Heuchelei es mit sich bringt, dass man in der „guten Gesellschaft“ die wichtigsten physiologischen Functionen im gesellschaftlichen Verkehr wegfingiert, so gibt es bei uns auch noch eine politische Moralheuchelei, für die das jedem echten Politiker eingeborene Machtbedürfnis ein pudendum ist. Bei uns wird nie eine Majorität zugeben, dass sie eigentlich herrschen, nie eine Minorität verrathen, dass sie eigentlich auch etwas mit dreinzureden haben will. Nein! Majorität wie Minorität sind, wenn man ihren Worten glaubt, ausschließlich von der Sehnsucht befallen, Oesterreich zu retten, die eine mit der Autonomie, die andere mit dem Centralismus, aber beide nur mit Moral und ohne jede persönliche Ambition. Bei uns gibt es sogar Politiker, die überhaupt dagegen sind, dass Parlamentarier Minister werden und principiell für Beamtenminister schwärmen. So die Herren von der Deutschen Volkspartei. Und anderseits gibt es bei uns keinen Minister, der bekennen würde, dass er es gerne ist. Graf Thun, zum Beispiel, pflegte zu sagen, dass er nur aus „Vasallentreue“ auf dem Ministerposten verharre, dessen Verlust er trotz Vasallentreue bis zum heutigen Tag noch nicht verschmerzt hat, und beim Herrn v. Koerber wieder ist es nur der „Beamtengehorsam“, der ihn zwingt — alle Mittel und Mittelchen aufzuwenden, um seine Ministerschaft noch um ein paar Monate zu verlängern.

Diese allseitige politische Heuchelei hat zur Folge, dass unsere scheinheiligen Politiker miteinander nicht deutsch, das ist politisch, sondern nur moralisch, das ist unverständlich reden, und dass schließlich die Regierung die politischen Leidenschaften durch die berühmten moralischen „Appelle“ des Herrn v. Koerber zu beruhigen sucht, sowie ja auch unser Polemist nur vom „patriotischen Gemeinsinn“ zu reden weiß, wo es sich einfach um Herrschen oder Beherrschtwerden handelt. Die ganze politische Discussion bewegt sich bei uns auf dem Storch-Niveau, auf dem feinfühlige Mütter aus falschem Schamgefühl ihre Kinder so lange zu erhalten trachten, bis es nicht mehr geht. Auch bei uns in der Politik geht es nicht mehr mit der alten Landpredigerweisheit, und man wird sich endlich doch dazu bequemen müssen, unverhüllt von der Machtfrage zu sprechen und die Macht rationell zu vertheilen — die größere Hälfte der jeweiligen Majorität, die kleinere der jeweiligen Minorität, aber jeder von beiden etwas. Das ist nicht, wie der Mann in den „Neuen Tiroler Stimmen“ meint, idealer, das ist vielmehr erst der reale Parlamentarismus, wie es in allen gut parlamentarisch regierten Staaten prakticiert wird. Wer nun zuerst ein offenes Wörtlein reden soll, ob die Mutter oder das Kind, ob die Herren „oben“ oder die Herren „unten“, ist gleichgiltig. Aber besser würde es sich den Herren „oben“ ziemen, den Anfang zu machen. Das lehrt schon unser Storch-Vergleich. Aber gerade auch eine politisch-moralische Uebergangserwägung spricht dafür. Denn die Herren unten haben die Macht zu begehren, das sieht doch noch immer recht eigensüchtig aus. Die Herren oben aber haben die Macht zu gewähren, und solche Selbstentäußerung ist eine edle Pose, die den Mann ziert und ehrt.

K.

---

## Die alldeutsche Bewegung.

Es gehört zu den fruchtbarsten politischen Aufgaben, aus reichen Anlagen alles herauszuwirtschaften, was sich nur irgend erreichen lässt. Jede ungenützte Kraft muss vom politischen Standpunkt als Verschwendung erscheinen. Anlagen und Kräfte ausnutzen, sie fruchtbar machen, heißt in der Politik: sie organisieren. Die politische Organisation ist der Staat. Diese Organisation wird umso besser functionieren, je geringer die inneren Reibungen sind. Solange das Deutschthum sich nicht einmal um einen bestimmten Mittelpunkt krystallisieren konnte, waren seine rein nationalen Kräfte nur in der Form eines für Heimat, Vaterland, Staat unnöthigen Kraftüberschusses vorhanden. Die deutsche Geschichte seit den Staufern ist eine immer zunehmende Reibung im Innern und ebenso stetiger Niedergang der Gesammtactionsfähigkeit nach außen. Deutsche Landsknechte bluten auf den Schlachtfeldern aller Welt: aber ihr Blut trägt dem Deutschthum keinen Gewinn. Deutsches Land, ursprünglich das politische Centrum des Abendlandes, wird zum Schlachtfeld fremder Völker. Es entstehen neue politische Centren ringsherum, und das Deutschthum, durch Nationalitätenhader zerrissen, verliert seine Gesammtwiderstandskraft. Es geräth in Abhängigkeit vom Ausland, insofern es nicht selbst bestimmend auftreten kann. Dazu ist es aber nicht in der Lage, weil seine politische Spitze nicht die Interessen der Nation vertritt, sondern seine „Hausinteressen“.

Die Habsburger sind Politiker der privaten Hausmachtsinteressen gewesen und zugleich, nach der Reformation, Vertreter des undeutschen katholischen Uniformitätsprincips. Zu den politischen Reibungen traten die religiösen. Unendliche Kräfte hätten müssen angespannt werden, um diese inneren Hemmungen des nationalen Fortschrittes zu beseitigen. Und es wäre doch eine vergebliche Anstrengung gewesen. Denn der Fortschritt war nicht mehr möglich über die concurrierenden Theilträger des Deutschthums hinweg zur Einheit, sondern nur indem ein einzelnes particuläres Interesse über die anderen siegte. Unter den einmal vorhandenen innerdeutschen Gegensätzen musste es jedem einzelnen Staat Aufgabe sein, sich zu erhalten und über andere Staaten zu triumphieren.

Die Rücksicht auf das Deutschthum selbst herrschte hierbei keineswegs. Träger des Fortschrittes war der Egoismus der staatlichen Organisation. Das war die Politik des „deutschen“ Königs Friedrichs II. von Preußen. Von da aus fasste er das gemeinsame Interesse Preußens und der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegenüber Oesterreich zusammen. Deutsche Ziele schwebten ihm nicht vor Augen.

Aber sein auf der politischen Tüchtigkeit seiner Vorfahren beruhender Erfolg um die deutsche Sache war es, dass der Schwerpunkt des politischen Lebens, der mit den Habsburgern sich an die Peripherie des deutschen Siedelungsgebietes verschoben hatte, noch zur rechten Zeit ein Gegengewicht erhielt. Neben Oesterreich existierte fortan Preußen als zweite deutsche Großmacht. War es erst einmal soweit gekommen, so musste Preußens ganze politische und geographische Lage ihm seine weiteren deutschen Aufgaben vorzeichnen, und diese von preußisch-deutscher Seite allgemein empfundene Richtung war es, die Fichte in das Wort zusammenfasste: Preußen sei der Zuchtmeister auf die deutsche Einheit. Bismarck hat rückblickend die preußische Politik seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts eine Politik der in dieser Richtung verpassten Gelegenheiten genannt und hat dann selbst dafür gesorgt, dass die Uhr, die das Verhältnis Preußens zu Oesterreich anzeige, wieder richtig gestellt werde. Die Auseinandersetzung von 1866 war die Grundlage der wiederhergestellten deutschen Einheit: sie brachte das politische Centrum nach Innerdeutschland zurück, beseitigte die inneren Reibungen und machte das Deutschthum, soweit es im Deutschen Reich vertreten ist, nach außen hin einheitlich actionsfähig. Und damit zugleich ist es denn vor die Möglichkeit gestellt, Aufgaben in Angriff zu nehmen, die aus der veränderten politischen und wirtschaftlichen Lage sich von selbst ergeben und zu weiteren Fortschritten zwingen, wenn im Stillstand nicht der Rückschritt eintreten soll.

Diese Aufgaben waren in erster Linie: das Deutschthum im Reich und „draußen“ zusammenzufassen, es zu erhalten, zu stärken und zu mehren. Nicht mehr auf den Schlachtfeldern fremder Fürsten gieng deutsches Blut verloren, sondern in friedlicher Culturarbeit verlor sich der deutsche Auswanderer allmählich vom Mutterland, das sich nicht um ihn kümmern konnte. Andererseits, indem die Erde unter die großen Mächte allmählich aufgetheilt wurde, durften die Ansprüche der neuen deutschen Großmacht als Volksansprüche nicht fehlen. So theilte sich die Aufgabe, die politische Kraft des Deutschthums auszunutzen, in Sonderaufgaben, denen die Betonung des völkischen Momentes gemeinsam war. Aber nachdem durch Jahrhunderte hin den Deutschen das Gefühl gemeinsamer nationaler Aufgaben nach außen gefehlt hatte, war es unmöglich zu verlangen, dies Gefühl solle sich nun sofort einstellen und fruchtbar werden. Es hatte gar keine historische Berechtigung. Aber warten, bis es sich mit einem nach Generationen gerechneten Bestand des Deutschen Reiches allmählich einstellen möchte, das hieß: die Politik der verpassten Gelegenheiten fortsetzen. Während die deutsche Abwanderung ins Ausland ihren Fortgang nahm; während andere Völker Stück auf Stück der Erde an sich rissen, durfte man in Deutschland bei der ersten Weihnachtsfreude am wiedergewonnenen Reich nicht stehen bleiben: es musste gehandelt werden. Das Gefühl der im Deutschthum enthaltenen deutsch-politischen Aufgaben musste allgemein werden.

Das war die vor der Ausführung allgemeiner Aufgaben gegebene besondere Aufgabe, die einige Männer veranlasste, eine Organisation zu schaffen, die die vorhandenen nationalen Kräfte zusammenfassen sollte. Was Preußen, nach dem angeführten Wort Fichtes, einst für Deutschland sein musste, das [illegible] der Alldeutsche Verband als sein Ideal ins Auge fassen für die neue Weltaufgabe Deutschlands. Wie beim Beginn der Bewegung eine ganz besondere politische [illegible] den Zusammenschluss bewirkt hat, so [illegible] [illegible]

[illegible]

zusammen, blieben der alten deutschen Sitte treu: zankten sich und fuhren endlich wieder auseinander.

Dann kam der Rücktritt Bismarcks und die Politik des neuen Curses. Caprivi schloss den Zansibarvertrag am 1. Juli 1890. Der Verein, der vorher mehr wie eine Construction aus verschiedenen anderen Vereinen erschienen war, erhielt nun erst seine eigene Aufgabe, er sah sich vor die Nothwendigkeit gestellt, die Forderungen der nationalen Politik der Regierung gegenüber zu betonen. So erneuerte sich der Allgemeine Deutsche Verband im Jahre 1891. Es wurde ein Jahresbeitrag von 1 Mark erhoben, und in Jahresfrist waren 21.000 Mitglieder zusammen. Aber dann wieder ein Rückschlag, verursacht durch eine starke antisemitische Bewegung in den Reihen des Verbandes (besonders in Berlin), die zersetzend und auflösend wirkte; und auf der anderen Seite ein Hemmnis des Fortschreitens durch die damalige deutsche Vereinsgesetzgebung, die es unmöglich machte, in einzelnen Bundesstaaten, wie Sachsen und Bayern, Ortsgruppen zu gründen. Die Verbandsmittheilungen hörten auf, und ein buchhändlerisches Unternehmen, der von Karl Pröll herausgegebene „Kalender aller Deutschen“ fand nicht den erwarteten Absatz: dem Verband entstand eine Schuldenlast von 6000 Mark. Die Mitgliederzahl gieng schnell bis auf 5000 zurück, und wieder drohte die Auflösung.

Da wurde 1893 der Reichstagsabgeordnete Professor Hasse zum ersten Vorsitzenden gewählt, dem es gelang, durch einen Aufruf einen Garantiefonds zu sammeln, der das regelmäßige Erscheinen einer Wochenschrift ermöglichen sollte. Durch die seit dem 1. Jänner 1894 erscheinenden „Alldeutschen Blätter“ unter der Schriftleitung von Dr. Adolf Lehr wurde der Verband zusammengehalten; und sofort begann auch die Mitgliederzahl wieder zu steigen. Und dann ist die Entwickelung stetig geblieben; denn aus den Vorgängen in der nationalen Politik kamen immer neue Impulse zu einer energischen Vertretung der Interessen der Nationalität, die für den „Alldeutschen Verband“ — diese Bezeichnung hat er im Sommer 1894 angenommen — die Richtschnur bilden sollten.

Es waren besonders die Vermehrung der deutschen Flotte, um die es sich seit 1897 handelte, die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich und der Verzweiflungskampf der Niederdeutschen in Südafrika gegen das vordringende Engländerthum, die der Ausbreitung des alldeutschen Gedankens günstig gewesen sind. Daneben sind es viele einzelne Vorgänge der deutschen Politik gewesen, bei denen der nationale Gedanke eine Rolle spielte, die dem Verband Sympathien zuführen mussten. Es ist gleichgiltig, ob die Forderungen der Alldeutschen stets dem entsprechen, was politisch erreichbar oder auch nur wünschenswert genannt werden konnte. Es kam darauf an, diejenigen Forderungen auszusprechen, die aus nationalem Eifer flossen. Denn dadurch war der berufenen diplomatischen Vertretung auf der einen Seite, den in schläfriger Bewusstlosigkeit über ihre nationalen Pflichten hinlebenden Volksgenossen auf der andern Seite das Gewissen geschärft. Und Vorgänge wie die bei der Samoaangelegenheit haben dann bewiesen, dass der alldeutsche Verband von seinem Standpunkt aus recht hatte, mit seinen Forderungen in die deutsche Politik einzugreifen: über viele — ob man das nun Chauvinismus nennen mag oder nicht — musste noch die nationale Geißel geschwungen werden, bis in ihnen die ganze Energie nationalen Denkens und Handelns erwacht ist. So hat der Verband denn durch die Behandlung in der Presse, durch Versammlungen und durch Eingaben an die zuständigen Behörden Stellung genommen zu den Bestimmungen des deutsch-russischen Handelsvertrages, zur Bekämpfung des Polenthums in den Ostseeprovinzen, zur vlämischen Bewegung, zum Kamerun-Abkommen, zum Congo- und Togo-Vertrag, zum Entwurf eines Auswanderungsgesetzes und eines Gesetzes über den Erwerb und Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit, zur Dänenfrage, zur ostasiatischen und südafrikanischen Frage, zur Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes und zur Verstärkung der deutschen Kriegsflotte. Man sieht: es sind genug Einzelaufgaben, die aus der Gesammtrichtung herausfließen. Und aus jeder Aufgabe strömt eine rückwirkende Kraft auf ihre Träger. Am meisten aber bei der österreichischen Frage. Denn hier fand eine stete persönliche Berührung mit Volksgenossen statt, die, unter starkem Druck stehend, ihre Leistungsfähigkeit zum Höchsten angespannt hatten. Im Verkehr mit ihnen, auf den alldeutschen Verbandtagen und bei den nationalen Festen in München, Hamburg und namentlich im böhmisch-sächsischen Grenzgebiet tauchte eine nationale Begeisterung auf, wie sie seit den Tagen der Befreiungskriege und seit 1870 so [illegible] nicht wieder zum Ausdruck gekommen war.

So hat denn der Verband von Jahr zu Jahr zugenommen. [illegible] 1894 waren es [illegible] Mitglieder, am 1. April 1897: [illegible] und im Juli 1899 fast 20.000; aus [illegible] im Inland sind 110, aus 13 im Ausland 28 geworden, [illegible] der Alldeutschen Blätter ist von [illegible] im Sommer 1899 in die Höhe [illegible]

[illegible] hat die Organisation Schritt gehalten. [illegible] Satzungen vom April 1897 und 1898

ist der Sitz des Verbandes Berlin. Er wird durch die Hauptleitung, den geschäftsführenden Ausschuss und durch den Vorstand geleitet. Der Vorstand selbst besteht aus höchstens 200 Mitgliedern, von denen 100 in der Versammlung der Bevollmächtigten und Vertrauensmänner auf drei Jahre gewählt, die übrigen durch Zuwahl aufgenommen werden. Aus diesem Vorstand geht durch Wahl die aus 5 Personen bestehende Hauptleitung (auf drei Jahre) und der geschäftsführende Ausschuss (auf ein Jahr) hervor.

Der Gesammtverband gliedert sich in Ortsgruppen und Gauverbände, deren Leitung selbstgewählten Vorständen zusteht. Mindestens alle drei Jahre — bisher aber fast jährlich — findet eine Hauptversammlung des ganzen Verbandes, der sogenannte *Alldeutsche Tag* statt, auf dem der Vorstand über seine Geschäftsführung Bericht zu erstatten „und in Gemäßheit der Tagesordnung die allgemeinen großen Angelegenheiten des Verbandes zur Berathung und Beschlussfassung zu bringen“ hat. Im Anschluss an diese Tagung findet eine Versammlung der Bevollmächtigten der Ortsgruppen und der Vertrauensmänner der nicht einer Ortsgruppe angehörenden Mitglieder statt, welche den Vorstand des Verbandes für die nächsten drei Jahre wählen.

Diese Organisation hat den Vorzug, das föderative Moment mit dem einer straffen centralen Leitung zu vereinigen. Sie kann sich über die ganze Erde erstrecken; aber ihr Centrum wird immer Berlin bleiben; dort laufen alle Fäden zusammen. Diese Organisation ist deshalb für alle kommenden Entwickelungen geschaffen: überall können neue Organisationen ansetzen (wie sie in den Gauverbänden im Inland vorhanden sind), aber der Schwerpunkt wird niemals verschoben werden. Und das ist in einem monarchischen Staat wichtig. Denn es handelt sich hier nicht um eine wirtschaftliche Organisation, in deren rein geschäftlichem Interesse eine centralistische Leitung liegt, sondern um eine ideelle Bestrebung, bei der eine durchgreifende Centralinstanz über alle Differenzen hinweghelfen können muss. Allein von diesem Standpunkt bietet die alldeutsche Organisation in Verbindung mit der Beobachtung ihres stetigen und starken Wachsthums eine Gewähr für eine noch größere Entwickelung in der Zukunft. Diese Entwickelung hängt anderseits mit den Endzielen zusammen, die der Verband sich gesteckt hat. In einem Aufruf zum Beitritt heißt es: „*Noch haben die gemeinsamen Interessen des großen hoch- und niederdeutschen Volkes weder einen wirtschaftlichen, noch einen politischen Ausdruck gefunden*“; und an anderer Stelle beruft man sich auf den Ausspruch Kaiser Wilhelms II., dass es die Pflicht des zum Weltreich gewordenen Deutschlands sei, die vielen Tausende von Landsleuten im Ausland zu schützen und *das größere deutsche Reich fest an unser heimisches anzugliedern*. Wie diese Angliederung concret gedacht ist, ist von Freunden und Gegnern der Alldeutschen oft erwogen worden. Selbst ihre Freunde sagen: Wenn darunter eine politische Verschmelzung in irgend einer Form mit dem Deutschen Reich verstanden sei, so sei das ein unerreichbares Ziel, und bedenken dabei nicht, dass man von vielen Seiten auch das Deutsche Reich, solange Bismarck es noch nicht geschaffen hatte, als eine Art Utopie bezeichnete. Wie dem sei — gegenüber jenem idealen Streben nach deutscher Einheit, das Bismarck in Erfüllung brachte, kommt dem alldeutschen, „Alldeutschland“ zusammenfassenden Streben ein sehr materielles Moment zu Hilfe: die in Mitteleuropa bestehenden gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen, die mit derselben Schwerkraft auf einen wirtschaftlichen Zusammenschluss hinwirken, wie es in Innerdeutschland einst der preußisch-hessische Zollverein gethan hat. Solange wir uns weltwirtschaftlich in einer Schutzzollperiode befinden, wird eine nationale Bewegung sich von dieser Welle tragen lassen, um ihren idealen Zielen näher zu kommen.

Der alldeutsche Verband treibt also seinerseits eine kluge Politik im Sinne der alldeutschen Bewegung, wenn er in der praktischen Politik eine gemeinsame Wirtschaftspolitik der mitteleuropäischen Völker befürwortet. Wie dieses Mitteleuropa aussieht, zeigt die im alldeutschen Werbe- und Merkbüchlein eingeheftete Karte, auf der die Grenzen des Deutschen Reiches „zur Zeit Karls V.“, die heutigen weit umspannend, eingetragen sind. — Zu der *inneren* Politik nimmt der alldeutsche Verband grundsätzlich keine bestimmte Stellung ein. Aber auch von hier aus eröffnet sich ein Gesichtsfeld für die Zukunft der alldeutschen Bewegung. Wir gehen — so scheint es mir — einer Zeit entgegen, in der, wie nach außen wirtschaftspolitische *Einheit*, im Innern wirtschaftspolitische Gegensätze herrschen werden. Die alten Verfassungsparteien werden von Interessenparteien verdrängt. Die ältere ist die Socialdemokratie, die ausgeprägtere der Bund der Landwirte; in der nationalliberalen Partei kämpft eine industrielle Gruppe mit einer social-liberalen. Starke Verschiebungen können die nächsten Wahlen bringen. Hierbei werden sich diejenigen Parteien am besten erhalten, ja, in ihrem Bestand zunehmen, die, ohne ausgeprägtes persönliches Interesse, sich jedes wirtschaftspolitischen Interesses bemächtigen können, um sich von ihm tragen zu lassen. Aber das Centrum. Eine von Haus aus gegebene wirtschaftliche Haltung kennt es nicht. Es kennt nur sich. — In einem analogen Fall befindet sich der Alldeutsche Verband. Und er wird dann ebenso parteilos bleiben müssen in Rücksicht auf die Wirtschaftsinteressen der einzelnen Interessenschichten des Volkes, wie er es vorläufig ist.

Denn jede Parteinahme wäre für die alldeutsche Sache eine Kraftverschwendung, insofern sie die eine oder andere Schicht verlieren würde. Das alldeutsche Interesse verlangt es, auch im Innern Deutschlands Alldeutschland in *jeder* socialen Schicht zu suchen, damit der Verband eine wirkliche Zusammenfassung *aller* nationalen Kräfte zu einheitlicher Actionsfähigkeit bedeutet. Gerade wegen der Concurrenz durch das Centrum. Die Interessen dieser beiden großen Zukunftsgebilde laufen jetzt schon an der Peripherie gegeneinander. Sie werden einst im Innern ihre Kräfte messen. Dann wird der alldeutsche Wahlspruch zum Schlachtruf werden: „Bedenke, dass du ein Deutscher bist!“

*Leipzig-Mockau.* Theodor Scheffer.

---

# Die Vereinigten Staaten von Australien.

Als vor wenigen Jahrzehnten zuerst ein englischer Staatsmann den Colonien ein gewisses Maß von Selbstregierung gewähren wollte, erregte der Versuch tiefe Entrüstung in England. Es bedurfte langer Kämpfe, ehe den Colonien in Nordamerika die politischen Rechte eingeräumt wurden, deren sie sich heute erfreuen. Und selbst als England sich entschlossen hatte, die Vereinigung seiner nordamerikanischen Besitzungen zu der Dominion of Canada zu sanctionieren, wollte die große Mehrheit des englischen Volkes von der Fortsetzung einer so gewagten Politik nichts hören. Ihre Nachahmung in Australien insbesondere erschien als höchst bedenklich. Häufig genug konnte man die Ansicht hören, dass die Herstellung derartiger colonialer Bundesstaaten, wie Canada, nur das Vorspiel der vollständigen Losreißung vom Mutterlande sein werde. Heute wird das Zustandekommen eines australischen Bundes in England als ein Triumph der colonialen Politik des gegenwärtigen Ministeriums gefeiert, und Chamberlain, der Colonialminister, als Mehrer und Stärker des Reiches in den Himmel erhoben! Nichts hat hierzu mehr beigetragen, als die Erfahrungen, welche England während des südafrikanischen Krieges gemacht hat. Statt die Verlegenheiten des Mutterlandes zur Verfolgung eigener Interessen zu benützen, statt, wie Schwarzseher angenommen hatten, an Lockerung der Beziehung zu England zu denken, haben sämmtliche Colonien ohne Ausnahme aufs wärmste England bei seinem Kampfe unterstützt und einen derartigen, nicht nur Patriotismus, sondern geradezu Chauvinismus an den Tag gelegt, dass an der Richtigkeit der seit Jahrzehnten befolgten freiheitlichen Colonialpolitik nicht mehr zu zweifeln ist. Australien hat unter den Gebieten, welche das Mutterland mit Truppen unterstützt haben, an der Spitze gestanden. Seine Opfer sind umso höher zu schätzen, als sämmtliche australische Colonien mit schweren Finanznöthen kämpfen. Die rasche Genehmigung des von ihnen geschlossenen Bundes durch England stellt eine Anerkennung ihres Patriotismus dar und bezeugt das Vertrauen des Mutterlandes auf ihre loyale Gesinnung.

Der Gedanke, die unabhängig von einander entstandenen und unter recht verschiedenen Verhältnissen emporgekommenen australischen Colonien zu einem Staatswesen zu verschmelzen, ist Anfang der Siebzigerjahre zuerst öffentlich erörtert worden. Den Anlass dazu gaben damals besonders wirtschaftliche Gesichtspunkte, da die ganz abweichenden Verwaltungseinrichtungen und Zolltarife der verschiedenen Colonien oft Ungelegenheiten machten. In England erwies man sich damals dem Plane indessen gänzlich abgeneigt. Man witterte politische Umtriebe und Unabhängigkeitsgelüste dahinter. Das einzige Zugeständnis war die 1873 diesen Colonien ertheilte Genehmigung, sich gegenseitig Begünstigungen im Zolle zu gewähren, eine Genehmigung, von der wenig Gebrauch gemacht worden ist. Auch in Australien fand damals der Bundesgedanke geringen Anklang. Keine der Colonien hegte Neigung, von ihrer Selbständigkeit etwas aufzugeben; dazu waren die Verbindungen verschiedener von ihnen mit den andern so mangelhaft, dass eine einheitliche Leitung nur unter größten Schwierigkeiten möglich gewesen wäre.

Diese Gesichtspunkte blieben in Australien auch geltend, als Englands Politik in den Achtzigerjahren unter dem Eindruck der Annexionen Deutschlands und Frankreichs in der Südsee eine Schwenkung erfuhr, und als englischerseits auf eine Vereinigung der Colonien zu militärischen Zwecken gedrängt wurde. Man hatte keine Lust, Aufwendungen für stehende Heere und Kriegsflotten zu machen, und wollte das England überlassen. Die geringe Zahl der weißen Bevölkerung (kaum vier Millionen) auf dem Festland und die Höhe der Staatsschulden (etwa vier Milliarden Mark) wurden als unvereinbar mit neuen großen Ausgaben angesehen.

Wenn diese Meinung der Australier während der letzten Jahre einen mächtigen Umschwung erfahren hat, ist das ein Verdienst des Premierministers der Colonie New-South-Wales, Mr. Reid, und der australischen Geistlichkeit, welche aus allen Kräften für die Vereinigung der Colonien gearbeitet haben. Dank ihrer Thätigkeit wurde schon 1898 von vier australischen Colonien eine Volks-

abstimmung über die Frage einer Bundesverfassung vorgenommen. 219.000 Bürger stimmten damals dafür und nur 108.000 dagegen. Doch war in der wichtigsten Colonie, in Neu-Süd-Wales, die Zahl von 80.000 Stimmen, welche als Mindestsatz angenommen war, für das Gesetz nicht erreicht worden, und die Sache fiel daher damals ins Wasser. Dank neuer Agitation lief 1899 eine in fünf Colonien ins Werk gesetzte Abstimmung günstiger aus. Es wurden 377.600 Stimmen für, 141.500 Stimmen gegen die auf Grund von Berathungen der Premierminister abgefasste Bundesacte abgegeben. Infolge dieses Ergebnisses suchten die betheiligten Colonien Neu-Süd-Wales, Victoria, Süd-Australien, Tasmanien und Queensland im Sommer 1899 beim englischen Parlamente um Genehmigung des von ihnen beschlossenen Bundes nach.

Obwohl es in England Anstoß erregte, dass die Colonien von vornherein jede Abänderung ihres Verfassungsentwurfs für unthunlich erklärten, und obwohl ihre Forderung nach vollständiger Freiheit in auswärtigen Angelegenheiten und Abschaffung der Berufung von Australien ans höchste Gericht Englands, das Privy Council, unannehmbar erschienen, fand der Wunsch der Australier im allgemeinen von vornherein eine sehr günstige Aufnahme in England. Nach den in Canada gemachten Erfahrungen erblickt die öffentliche Meinung in Gewährung größter Bewegungsfreiheit das beste Mittel zur Förderung des Wohls der Colonien wie des Mutterlandes. Dazu kam, wie gesagt, das Gefühl der Dankbarkeit gegen die in der Stunde der Noth so aufopfernden Australier. In Würdigung dieser Stimmung gieng Minister Chamberlain mit der ihm eigenen Energie und Schlauheit aus Werk, in den anstößigen Punkten einen Ausgleich herbeizuführen und die Sache rasch zu Ende zu bringen.

Im Jänner ersuchte er die australischen Colonien, Vertreter nach London zu senden, mit denen er die streitigen Punkte erörtern könne. Obwohl dabei und in directem Telegrammwechsel mit den Australiern ein formeller Ausgleich nicht erreicht wurde, verfolgte der Minister sein Ziel weiter. Auf sein Betreiben nahm das Parlament nach kurzen Debatten im Mai schon die australische Bundesverfassung mit der einzigen Maßgabe an, dass die Berufung der Australier an England nicht vollständig aufhören sollte. Um aber gleichzeitig das Selbstbewusstsein der Australier zu versöhnen, wurde es in ihr Belieben gestellt, wann sie eine solche Berufung zulassen wollen, und außerdem wurde das alte Privy Council gründlich umgestaltet. Es sollen in ihm fortan Canada, Australien, Südafrika und Indien je durch einen Richter vertreten sein. Die für diese Stellen auserseheuen Männer erhalten die Pairswürde, lebenslänglichen Sitz im Oberhause und ein Jahresgehalt von 120.000 Mark.

Schon am 9. Juli hat die Königin das Gesetz vollzogen, und mit Beginn des nächsten Jahres werden die genannten australischen Colonien, denen sich inzwischen noch West-Australien zugesellt hat, einen geeinten Staat nach dem Muster der Dominion of Canada bilden. Fern bleibt dem Bunde nur Neu-Seeland. Es wird Australien gegenüber dieselbe Rolle spielen, wie es Neu-Fundland gegenüber Canada thut. Wie in Canada wird keiner der bestehenden Hauptstädte die Ehre zutheil, Sitz des Bundesparlaments zu werden. Es soll dafür vielmehr ein Platz in Neu-Süd-Wales, der mindestens 100 Meilen von Sydney entfernt sein muss, gute Verbindungen besitzt und sich dabei in angenehmer Lage befindet, ausgewählt werden. Die Königin wird in dem Bunde repräsentiert durch den Generalgouverneur. Die eigentliche Regierung liegt in den Händen des aus Senat und Repräsentantenhaus gebildeten Bundesparlaments. Ersterer soll aus Abgeordneten gebildet werden, die direct vom Volk gewählt werden. Jeder Bundesstaat soll mindestens fünf entsenden, den Maßstab für die Zahl bildet im übrigen die Bevölkerungsziffer. Im Repräsentantenhaus soll jeder Staat durch doppelt soviel Abgeordnete, als er Senatoren stellt, vertreten sein. Alle Angelegenheiten des Handels, der Zölle, Steuern, Staatsschulden, des Postwesens, der Landesvertheidigung, der Schiffahrt, Fischerei, Währung, des Handels- und Patentrechts, der Invaliden- und Altersversicherung, der auswärtigen Angelegenheiten, Eisenbahnen, Auswanderung u. dgl. fallen fortan nicht mehr unter die Zuständigkeit der Einzelstaaten, sondern des Bundes.

Für den mit [illegible] Mark Gehalt ausgestatteten Posten des Generalgouverneurs ist bereits der Earl of Hopetoun, ein reicher Schotte, ernannt worden, der seinen Sitz vorderhand in Sydney nehmen wird. Der Zeitpunkt des Inkrafttretens der neuen Verfassung steht noch nicht fest, da die zahlreichen umständlichen Vorarbeiten noch nicht abgeschlossen sind. Wie die neue Bundeseinrichtung in den verschiedenen Staaten wirken wird, darüber gehen die Ansichten stark auseinander. Mit Ausnahme von Neu-Süd-Wales [illegible] schließlich auf Zolleinnahmen angewiesen. [illegible] aber [illegible] der Australier [illegible] Einfuhr aus den [illegible] neue [illegible]

[illegible]

Bundesregierung zahlen sollen, ihren Bedarf decken sollen, ist noch nicht recht abzusehen. Und die Sachlage dürfte noch schwieriger werden, wenn etwa die Wortführer der imperialistischen Bewegung in Australien ebenso wie in Canada eine Zollbegünstigung der englischen Producte gegenüber denen anderer Länder durchsetzen sollten. Ob das Ausland sich bei Conflicten in Südsee-Angelegenheiten direct mit Australien, wie es die neue Verfassung will, oder mit dem englischen Mutterlande auseinandersetzen wird, dürfte abzuwarten sein.

Berlin. A. Charpentier.

---

# Die Gartenstadt.*)

Das Wohnungselend in den englischen Großstädten, wovon in erster Linie die Enterbten, die Arbeiterbevölkerung, betroffen werden, hat zwar Schritte veranlasst zu dessen Bekämpfung, allein ohne dass eine merkenswerte Abhilfe erzielt wurde. Die seitens der städtischen und staatlichen Behörden ergriffenen Maßnahmen zur Herbeiführung besserer Zustände erwiesen sich theils als zu kostbar, theils scheiterten sie an dem bestehenden Landlordismus. Man hat auch mit der Bildung genossenschaftlicher auf sozialistischer Grundlage beruhender Vereinigungen begonnen, um Arbeiterwohnstätten zu schaffen, indessen ist man bis jetzt kaum über die Vorbereitungen hinaus gekommen. Da tritt nun Ebenezer Howard mit einem ganz eigenartigen Plane zur Beseitigung des Nothstandes auf, der nicht nur für englische Zustände berechnet ist, sondern für alle unter gleichen Verhältnissen leidende Großstädte die höchste Beachtung verdient, mag auch dabei nach heutigen Begriffen noch etwas Utopismus unterlaufen. Auch Howard verhehlt es sich keineswegs, dass sein Plan nicht von heute auf morgen zur Ausführung gelangen dürfte, und dass es erst regster Propaganda bedürfe, um seine Ausführung zu sichern. Howard betitelt deshalb sein jüngst erschienenes, seine Ideen in eingehender Weise darlegendes Buch: „To-morrow. A peaceful path to real reform"**), also als eine künftige Reform, die in friedlicher Weise ohne die Verletzung oder Beseitigung bestehender Eigenthumsverhältnisse vollzogen werden soll. Seine Vorschläge gipfeln in der Verlegung eines Theiles der in den Großstädten centralisierten gewerblichen Großbetriebe, in der Entlastung der Stadt von der damit verbundenen Arbeiterbevölkerung und deren wirtschaftlichem Anhange in eine neu zu erbauende Stadt. Er will überhaupt für die durch das Wohnungselend in der Großstadt Leidenden einen Zufluchtsort schaffen. Er will den Menschen aus der Enge der Stadt und aller ihrer Uebel wieder zurückführen in die freie Natur und eine Vereinigung von Stadt- und Landleben verwirklichen, auf Grundlage einer Sonderung der wirtschaftlichen Betriebe und der Wohnstätten, so dass den Fabriken, den Werkstätten und den zu ihren Betrieben erforderlichen Lagerplätzen besondere Terrains zur Benützung überwiesen werden. Des weiteren werden die Verkehrsmittel ebenfalls je nach den Bedürfnissen der Industrie, des Handels und der Wohnstätten angemessen vertheilt. Die Stadt wird dementsprechend aus einem rein industriellen Theile und aus einem das Gepräge einer Villegiatur erhaltenden Wohnhausgelände bestehen.

Zur besseren Veranschaulichung des Bauplanes, den Howard für die neue Stadt vorschlägt, hat er eine Zeichnung seinem Buche beigegeben. Darnach soll die Stadt kreisförmig angelegt werden. Den Mittelpunkt nimmt ein großer runder Garten ein, der von den hauptsächlichen öffentlichen Gebäuden, dem Stadthause, der Bibliothek, Theater, Musikhalle, Krankenhaus u. s. w. umschlossen wird. Ringförmig umgibt diesen Mittelpunkt ein Park mit ausgedehnten Spielplätzen, der wieder von einem großen glasbedeckten Wandelgange umrahmt wird, worin Kaufläden untergebracht werden können. Dann folgen kreisförmig angeordnete breite Baumalleen, die von großen zum Mittelpunkt convergierenden Boulevards durchschnitten werden. Längs der Alleen und Boulevards ziehen sich die Wohnhäuser hin, von Gärten umgeben. Die Schulen finden ihre Stelle inmitten einer besonders breiten Allee. Weit getrennt von den Wohnungen wird der äußerste Ring von den Fabriken, Warenhäusern, Marktplätzen, Kohlenlager und dergleichen eingenommen. Hier befindet sich auch die Eisenbahnstation für eine Ringbahn und den Außenverkehr. Das dann noch verbleibende und unbesetzte, die Stadt umgebende freie Gelände wird landwirtschaftlichen Zwecken sowie sonstigen Anlagen, wie Beleuchtungs- und Wasseranlagen, Schlachthöfen u. dgl. überwiesen.

Howard bezeichnet den von ihm entworfenen Bauplan keineswegs als einen [illegible] oder unabänderlichen: er soll nur [illegible] darlegen, die für die Anordnung der [illegible] der Stadt zu befolgen sind und die Trennung der [illegible] und industriellen Betriebe von dem für [illegible] unter Berücksichtigung ihres [illegible]

[illegible] hochgeschätzte Verfasser mit [illegible]

Beiläufig sei hier bemerkt, dass dieser Bauplan an den von R. A. Owen für die von ihm geplante neue Stadt, Pacific City, erinnert, die er auf dem Gelände der von ihm an der Westküste von Mexico, an der Topolobampo-Bai vor einer Reihe von Jahren begründeten communistischen, nach seinem System der integralen Genossenschaft*) betriebenen, inzwischen aber zusammengebrochenen Colonie entwarf. In ähnlicher Weise ist auch der Bauplan für eine neue Stadt Neu-Jerusalem entworfen, die die Secte der Koreshaniten**) an der Küste von Florida für ihre dort zu errichtende Colonie zu gründen gedachte. In etwas sehr phantastischer Bauart, die in Bezug auf die den Gebäuden zu gebenden Formen von den gebräuchlichen völlig abweicht, hat King C. Gillette***) einen Bauplan für eine große Centralstadt entworfen, der die Trennung des industriellen Theiles von dem für die Wohnungen bestimmten nach einem ganz eigenartigen System darlegt. Gillette will einzelne von einander durch weite Zwischenräume getrennte, inmitten von Gartenanlagen gelegene runde Riesengebäude errichten, deren innere Einrichtung in großartigstem Maßstabe unter Benützung der vollkommensten, den höchsten Comfort sichernden technischen Mittel zu Wohnräumen gestaltet wird. Diese Wohnräume sollen zum Theil unterirdisch mit gleichgeformten, wirtschaftlichen Zwecken dienenden Riesengebäuden verbunden werden, während der Industrie ein weitab von den Wohnhäusern gelegenes Gelände zugetheilt ist. So phantastisch die Gillette'schen Ideen heute auch erscheinen mögen, so enthalten sie doch manche Winke, die für neue städtische Anlagen Beachtung verdienen.

Was nun die Industrien anbetrifft, deren Uebersiedlung aus der Großstadt in die neue Stadt von Howard zunächst ins Auge gefasst ist, so hält er solche für die geeignetsten dazu, die mit einer Großstadt gar nicht oder nur sehr lose verknüpft sind, wie z. B. die zur Confectionsbranche gehörigen Holzbearbeitungsfabriken, Textilfabriken und andere ähnliche, deren Betriebe unter billigeren Mietsverhältnissen weit vortheilhafter in der neuen Stadt geführt werden können.

Die von Howard in seinem Buche entwickelten Ideen erregten in ungewöhnlichem Maße die Aufmerksamkeit aller, die sich mit der Lösung des Wohnungsproblems in England beschäftigen. Schon kurze Zeit nach dem Erscheinen des Buches wurde der Gegenstand in öffentlichen Versammlungen, an denen hervorragende Politiker, Volkswirte und Industrielle theilnahmen, einer eingehenden Discussion unterzogen, und dann in einer im Juni v. J. unter dem Vorsitze des Parlamentsmitgliedes Sir John Leng die Resolution angenommen: „dass der Howard'sche Plan praktisch sei und dessen Verwirklichung angestrebt werden müsse"; die Anwesenden verpflichteten sich, eine zu dem Ende zu begründende Association in jeder Weise zu unterstützen und zu fördern. Daraufhin und nachdem einige Großindustrielle ihre Geneigtheit erklärt hatten, ihren Betrieb nach der neuen Stadt zu verlegen und ihr gesammtes Beamten- und Arbeiterpersonal mit hinüber zu ziehen, ward zur Gründung einer Gesellschaft geschritten und für sie ein Statut angenommen. Die Gesellschaft erhielt den Namen: Garden City Association und als ihr Zweck ward bezeichnet: den von Howard in seinem Buche „Tomorrow" entwickelten Plan zur Ausführung zu bringen. Zur Mitgliedschaft sind Frauen und Männer berechtigt; der Jahresbeitrag ist mindestens ein Shilling. Die Verwaltung besteht aus einem von der Generalversammlung gewählten Directorium und einem ausführenden Ausschusse, der unter sich die Geschäfte der einzelnen zu constituierenden Sectionen, als: für das Finanzwesen, die Literatur, die Vorträge und öffentlichen Versammlungen, den Landerwerb, die Wohnungen u. s. w., vertheilt.

Das für die Gesellschaft zu erwerbende Gebäude soll in deren collectivistischen Besitz verbleiben; die zu dessen Ankauf erforderlichen Mittel gedenkt man durch eine aufzunehmende Anleihe zu beschaffen, wobei auf die Beihilfe philanthropischer Millionäre gerechnet wird. Die Verzinsung und Amortisation der Anleihe soll aus den zu erhebenden Pachtzinsen und Mieten bewirkt werden. Dividenden werden an die Mitglieder nicht vertheilt, sondern es werden die Ueberschüsse zum besten der Stadt Verwendung finden. Das Terrain soll einer Bevölkerung von einigen 30000 Personen Raum zur Ansiedelung gewähren, wozu eine Fläche von etwa 2400 Hektar, die etwa 240000 Pfund Sterling kosten werden, erforderlich sein wird. Vorausgesetzt ist bei dieser Berechnung, dass für die einzelnen Bauplätze, mit Rücksicht auf die Vorliebe der Engländer für Einzelfamilien-Häuser, Flächen von mindestens [illegible]mal 100 Fuß vorgesehen sind, und dass auf jede Wohnung fünf Köpfe entfallen werden, eine Zahl, die sich im Durchschnitt wohl höher beziffern wird. Für öffentliche Gebäude, Straßen, Parks, Warenhäuser, Fabriken und die Landwirtschaft verbleibt dann genügendes Terrain.

Das Vorstehende schildert im großen und ganzen die Grundzüge nach denen an die Ausführung des Projectes herangetreten werden soll. Der Ernst und der Eifer, mit dem es in der constituierenden Versammlung aufgenommen wurde, lässt erwarten, dass die Gründung einer Garden City auch zur That wird, die als Modell für gleichartig zu errichtende dienen kann. Denn es soll keineswegs bei glücklichem Gelingen bei der Errichtung einer solchen Stadt sein Bewenden haben; man gedenkt dann mit dem Bau weiterer Städte voranzugehen, die unter sich durch Eisenbahnen und geeignete Verkehrsmittel verbunden werden.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass den Bewohnern der Stadt auch solche sociale Vortheile, wie z. B. Altersversorgung, deren Einführung in England augenblicklich angestrebt wird, Unfall- und Krankenversicherung u. s. w. gewährt werden sollen.

Das Hauptgewicht wird aber bei der Ausführung des Projectes auf die beste und billigste Häusung der unbemittelten Bevölkerung gelegt werden, um dieser ein wirklich anheimelndes sweet home zu bieten, das in jeder Beziehung zur Förderung eines glücklichen Familienlebens beizutragen imstande ist. Die Garden City wird dann der Hauptstadt Utopiens gleichen, die Thomas Morus schon vor fast 400 Jahren im Geiste sah, deren Häuser schön und gefällig seien, hinter denen sich große Gärten hinzögen, zu denen jedes Haus einen Zugang habe und in denen Weinstöcke, Obstbäume aller Art, Gemüse und Blumen so schön gepflegt würden.

Wenn nur erst die für eine Garden City erforderlichen Geldmittel gesichert sein werden, dann steht deren Ausbau nichts mehr im Wege, und dazu erscheinen die Aussichten sehr verheißungsvoll. Um aber der neuen Stadt jenen idealen Zustand zu erhalten, der ihr verliehen werden soll, dazu ist es unbedingt nöthig, dass der Grund und Boden ihr collectivistisches unveräußerliches Eigenthum verbleiben und dass für die Gebäude eine gewisse Baubeschränkung vorgesehen wird. Ohne diese Bedingung würde, wie die Erfahrung lehrt, wo Villencolonien oder Landhausterrains geschaffen wurden, die Stadt gar bald dem Bodenwucher und der Häuserspeculation verfallen und damit der Zweck ihrer Gründung völlig vereitelt sein.

Friedenau-Berlin. **Franz Pactow.**

---

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

# Die Zulassung der Frauen zum ärztlichen und zum pharmaceutischen Berufe.

Bei aller Trostlosigkeit unserer Zustände bleibt uns Oesterreichern ein Trost: auch wir haben die Vorzüge unserer Fehler. Haben wir keine feststehenden Urtheile, so haben wir aber dafür auch keine Vorurtheile! Eine Regierungskunst, die unter den widersprechendsten Verfassungs- und Verwaltungssystemen seit fünfzig und mehr Jahren herumrührt, wie die Köchin im Brei, so dass heute das oben ist und morgen jenes, hat uns die beständige Umwertung aller Werte zur Gewohnheit gemacht. Alles ist uns discutabel geworden. Wir pflegen die Dinge beständig von allen Seiten anzuschauen und sind geneigt, alles zu versuchen, und da wir vom Hause aus nicht dumm sind, kann es nicht fehlen, dass wir manchmal die Dinge wirklich besser erkennen und beurtheilen als Leute, die mit den Scheuklappen von Grundsätzen herumgehen, und dass bei uns wichtige und vernünftige Reformen im einzelnen manchmal rascher und mit geringerer Mühe erreicht werden als anderwärts.

Wie lange ist es her, dass bei uns eine kräftigere Agitation zu Gunsten der Zulassung der Frauen zu den gelehrten Berufen, für die sogenannte Frauenemancipation überhaupt eingesetzt hat? Hat sie jemals einen bedeutenden Umfang, eine große Intensität angenommen? Wurde sie stets mit hervorragender Geschicklichkeit geführt? Nein Und doch sind unsere Frauen in den letzten Jahren von Sieg zu Sieg geeilt und sehen heute den Zugang zu zwei wichtigen Facultäten und zur Pharmacie breit vor sich eröffnet. Wir beglückwünschen sie dazu von Herzen und freuen uns, dass unsere Unterrichtsverwaltung die Hindernisse hinweggeräumt hat, die in so ungerechter Weise bisher die Frauen an dem Versuche gehindert haben, zu zeigen, was sie können.

Zwar wird das Reifezeugnis, das sich eine Frau erworben hat, noch immer nicht ganz die gleiche Bedeutung haben, wie in der Hand des jungen Mannes, und wird es noch immer bis zu einem gewissen Grade in die Hand der Decane, beziehungsweise der medicinischen Facultäten, und bei jenen, welche sich der Pharmacie widmen wollen, in die Hand der Apothekergremien gelegt, ob eine Frau bei nachgewiesener wissenschaftlicher Vorbildung zum Berufsstudium zugelassen wird oder nicht; ja das erläuternde Exposé der „Wiener Zeitung" anerkennt sogar gewissermaßen das Recht des einzelnen Docenten, bereits immatriculierte Hörerinnen von seinen Vorlesungen auszuschließen, was uns äußerst bedenklich erscheinen würde, wenn es in der Verordnung selbst Ausdruck gefunden hätte; aber wir hoffen, dass dies alles keine große praktische Bedeutung erlangen und dass von nun an hochstrebenden Frauen kein ernstliches Hindernis mehr im Wege stehen wird, in die angesehenen und immerhin noch lohnenderen Berufe des Apothekers und des Arztes einzutreten. Wir sehen in diesen Clauseln nur den Ausdruck der allgemeinen österreichischen Regierungsmaxime, die man je nach Temperament schwächlich oder milde nennen wird, Reibungen und Verstimmungen soviel als irgend möglich zu vermeiden.

Jetzt kann also auch bei uns das Experiment gemacht werden, das viele für so sehr gefährlich halten und so sehr gescheut haben: ob aus einer Frau ein tüchtiger Arzt oder Apotheker werden könne. Das Verhalten derjenigen, welche so fest davon überzeugt sind, dass die Frauen — vielleicht von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen — physisch und psychisch so völlig unfähig zu den höheren Studien und im besonderen zur Medicin seien, ist mir immer unverständlich gewesen. Warum versuchten sie so hartnäckig jeden Versuch darüber zu verhindern? Von ihrem Standpunkte aus hätten sie ja nichts mehr wünschen sollen, als dass das Experiment so bald und so gründlich als möglich gemacht werde. Das Fiasco, das sie mit solcher Bestimmtheit vorhersagen, muss ja in kurzer Zeit die Bewegung zum Stillstand bringen und wird auf unsere ungläubige Zeit ohne Zweifel einen viel tieferen Eindruck machen, als dies bisher den düstersten Prophezeiungen der schätzbarsten Autoritäten gelungen ist.

Für uns ist die Frage der Zulassung der Frauen zu den höheren Berufen hauptsächlich eine Frage socialer Gerechtigkeit gewesen. Man mag es beklagen — und auch wir beklagen es — dass die Frauen in immer größerer Zahl zu ihrem natürlichen Berufe der Hausfrau und Mutter nicht gelangen können; dass sie immer zahlreicher in das Erwerbsleben, in den unsere ganze Cultur bedrohenden Kampf ums Dasein hineingerathen. Wir Männer haben schon fast aufgehört, Menschen zu sein und sind zu Erwerbsmaschinen geworden. Wie traurig, dass nun auch die Frauen diesen Weg gehen müssen!

Die Befürchtungen für die physische Beschaffenheit unserer Nachkommen sind vollkommen berechtigt, wenn die jungen Mädchen in den entscheidenden Jahren der Entwickelung mit Arbeit und Sorgen ums Brot überlastet werden, wenn die Mütter ihre Kräfte nicht ausschließlich ihrer Mutterschaft widmen können. Das Ziel einer vernünftigen Socialreform muss gewiss sein, die Erwerbsverhältnisse der Männer so weit zu verbessern, dass sie in den Stand gesetzt werden, rechtzeitig eine Familie zu gründen und sie allein zu erhalten, so dass dann die Erwerbsthätigkeit der Frauen keine Nothwendigkeit mehr wäre, und die Frauen unter dem Schutze des Mannes wieder ganz ihren Kindern, ihrem Heime, der Kalokagathia leben könnten, wonach sich auch ihr innerstes Wesen sehnt.

Aber steht uns heute die Möglichkeit offen, dieses Ziel zu erreichen? Muss nicht eine erhebliche Anzahl von Frauen schon deshalb unverheiratet bleiben, weil es nicht genug Männer für alle gibt? Können wir hindern, dass eine immer größer werdende Anzahl von Mädchen über diese von der Natur geforderte Zahl hinaus unverheiratet bleibt und für sich selbst sorgen muss, durch die bittere Noth getrieben wird, mit uns und unter sich ums liebe Brot zu kämpfen, unter schwerer, überlanger, kärglich bezahlter Arbeit verkümmert? Wenn es aber so steht, wie hätte man es dann rechtfertigen können, ihnen noch länger gerade jene Berufsarten zu verschließen, welche die lohnendsten und ehrenvollsten sind?

Im übrigen glauben wir, dass Freunde wie Gegner des Frauenstudiums der Zulassung der Frauen zur Universität größere allgemeine Bedeutung beimessen, als ihr zukommt.

Auf absehbare Zeit wird die Zahl der studierenden Frauen recht klein bleiben. Dafür sorgt schon die Kostspieligkeit und die Schwierigkeit des Studiums, an dessen Ende ja auch für die ungeheure Mehrzahl der Männer keine Reichthümer, sondern ein recht hart zu verdienendes, mageres Brot winkt. Die paar handvoll Aerztinnen und Apothekerinnen werden also schon ihrer geringen Zahl halber weder in ökonomischer, noch in socialer und cultureller Beziehung jene tiefgreifenden Wirkungen ausüben können, die man erhofft oder fürchtet.

Was die zu erwartenden Erfolge anbelangt, so glaube ich, dass man sicher sein kann, dass die Frauen mit ihrer Sauberkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit ganz trefflich brauchbare Apothekerinnen abgeben werden. Darüber hat man ja auch schon in England und anderwärts Erfahrungen. Auch als Aerzte kennt man die Frauen in einzelnen Staaten schon seit langem, und es kann als bereits erwiesen gelten, dass die Frauen [illegible] ganz wohl imstande sind, den ärztlichen Berufspflichten nachzukommen, dass sie's in ihrem Berufe im Durchschnitte nicht merklich schlechter machen als der Durchschnitt ihrer männlichen Collegen, und dass einzelne sogar eine hervorragendere Tüchtigkeit, selbst in den operativen Fächern bewähren. Verlangt man vom Durchschnittsmanne mehr?

Dass uns die Freigebung der Wissenschaft für die Frauen große Ueberraschungen bereiten, dass daraus der Wissenschaft und der ärztlichen Kunst bedeutender Gewinn erwachsen werden, indem sich nun plötzlich jene schöpferische Kraft der Frau offenbaren werde, die angeblich bisher nur deshalb nicht zum [illegible] gekommen ist, weil sie vom Manne immer brutal unterdrückt wurde, das glauben wir [illegible] aufrichtig gesagt [illegible] nicht.

Auch, wenn sich unsere [illegible]

[illegible]

geistigem Gebiete der Erobernde, der Schöpferische ist. Wenn die Frau in irgend hervorragenderem Maße schöpferisch veranlagt wäre, keine männliche Gewaltthätigkeit und Bosheit hätte verhindern können, dass sich diese Schöpferkraft in der Geschichte häufiger Bahn gebrochen hätte, als dies thatsächlich geschehen ist, geradeso, wie sie sich bei hunderten und tausenden von Männern trotz der äußersten Ungunst der Lebensumstände Bahn gebrochen hat.

Meine freundlichen Leserinnen mögen über dieses Urtheil nicht ungehalten sein und nicht glauben, dass ich deshalb vom weiblichen Geiste gering denke.

Ich habe das Glück gehabt, in der Hut edler Frauen aufzuwachsen und mit vielen edlen und bedeutenden Frauen zu verkehren, und ich weiß, dass es kein Gebiet des Wissens, des Könnens gibt, das nicht auch der Frau zugänglich wäre, dass der Flügelschlag der weiblichen Psyche stark genug ist, um zu den höchsten Höhen emporzufliegen, die der menschliche Geist zu erreichen vermag. Ich weiß, dass die Frau die begreifbare wie die unbegreifbare Welt mit viel frischeren Sinnen und mit viel feiner besaitetem Gemüthe zu erfassen vermag, als die meisten von uns, deren Geist in spanische Stiefel eingeschnürt worden ist. Wenn es trotzdem auch die bedeutende Frau dem Manne in der Wissenschaft und — was noch viel erstaunlicher ist — auch in der Kunst nur höchst selten gleich zu thun vermag, so liegt dies nicht in der Mangelhaftigkeit ihres Verstandes und ihrer Vernunft, in ihrem Stumpfsinn und ihrer Gleichgiltigkeit gegen höhere geistige Thätigkeit, sondern in ihrer geringen Fähigkeit, sich gegenüber ihrer Umgebung abzuschließen und sich von ihr unabhängig zu machen, sich auf ihre eigenen Ziele und Pläne zu concentrieren, rücksichtslos, ihrem Werke, der Ausbildung ihrer individuellen Anlagen zu leben. In dieser Concentration liegt aber das Geheimnis des Genies. Möge die Frau sich über diesen Mangel ihres Wesens trösten, er deutet auf etwas Anderes, Köstliches in ihr: Die Frau ist durch und durch nicht egoistisch, sondern altruistisch, sie ist im innersten Kern Liebe! Darum sieht und fühlt sie so scharf die Bedürfnisse der Stunde. Darum drängt es sie so sehr, befriedigt es sie so sehr, unmittelbar zu helfen, sich unmittelbar nützlich zu machen, unmittelbar Schmerz zu lindern, Freude zu schaffen, am Leben und Streben anderer Antheil zu nehmen. Gegenüber der unmittelbaren täglichen Nothdurft des Lebens findet sie nicht Zeit und Muße zur Schöpfung von Selbständigem, Neuem. Angesichts fremden Bedürfens vergisst sie sich selbst und das sich selbst gesetzte Ziel.

Möge seichte Nüchternheit die Frau deshalb verhöhnen. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor diesem Wahrzeichen des großen Verborgenen, das sich uns überall in der Zweckmäßigkeit des Organisierten offenbart. Natur hat eben nicht bloß den Körper des Weibes zur Mutterschaft tauglich gemacht, sondern auch ihren Geist.

Wir erhoffen daher auch viel mehr von diesen Charaktereigenschaften der Frau als von ihren intellectuellen Kräften für unsere gesammte Cultur, wenn die fortschreitende Emancipation der Frau einen breiteren Raum außerhalb des Familienkreises im öffentlichen Leben erobern wird.

Prof. Max Gruber.

## Das Zeppelin'sche Ballonproblem.

Einer Nachricht aus Friedrichshafen zufolge soll der zweite Aufstieg des Zeppelin'schen Ballons um den 25. September herum stattfinden. Somit scheint dieses Luftschiff wieder in den Vordergrund unseres Interesses gerückt.

Der erste Aufstieg hatte mit der Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten zu kämpfen, die zum Theil glücklich besiegt wurden, aber alles in allem endete er mit einem vorzeitigen, nicht programmäßigen Ende, in erster Linie hervorgerufen durch ein Versagen des Steuermechanismus.

Es liegt mir ferne, aus diesem Grunde gegen das System irgend einen Vorwurf zu erheben — solche Kinderkrankheiten bleiben keiner technischen Errungenschaft erspart. Man muss nur wünschen, dass, wie bisher so auch ferner, zielbewusst fortgearbeitet werde. Thatsächlich war man während der zwei letzten Monate auch eifrig bestrebt, die erkannten Fehler zu beheben. Hoffen wir von der Zukunft das Beste! Gewiss wird es aber auch weitere Kreise interessieren zu erfahren, worin die hauptsächlichsten Einwände gegen das Project Zeppelin bestehen. Zum Theile sind sie behebbar — zum Theile liegen sie im System selbst.

Allgemein wird von dem zu lösenden Problem einer „Lenkbarmachung des Ballons" gesprochen. Es ist dies eine unrichtige Bezeichnung des Standes der Frage. „Lenkbar machen" kann man jeden Cigarrenballon [illegible] einfach mit einem seiner Größe entsprechenden Steuer, ähnlich wie dies bei Wasserschiffen geschieht. Das [illegible] nur wie es sich bei lenkbaren Ballons in [illegible] ist die Eigengeschwindigkeit, welche [illegible] kann. Der [illegible] hängt zum großen [illegible] wissen, dass der Wind mit der Höhe [illegible], und [illegible] an verschiedenen Theilen [illegible] Tageszeiten oft eine sehr [illegible]

Auf Grund meiner eingehenden meteorologischen Studien glaube ich behaupten zu dürfen, dass man nur dann den Luftocean den größten Theil des Jahres hindurch beherrscht — Stürme natürlich ausgenommen — wenn es gelingt, ein Vehikel zu construieren, welches über 10 Meter Eigengeschwindigkeit in der Secunde verfügt. Ist dies bei einem **Ballon** der Fall, so können wir mit Fug und Recht von der Lösung des „Problems der Lenkbarmachung des Ballons" sprechen. Nach dem Luftwiderstandsgesetz, das von R. v. Loeßl für uns Flugtechniker mit präciser Schärfe durch eine Formel gekennzeichnet wurde, ist die Geschwindigkeit eine Function mehrerer variabler Größen.

Mit welchen Factoren haben wir es beim Zeppelin'schen Luftschiff zu thun? Die **motorische Arbeit** wurde durch eine 32 Pferdekräfte-Maschine geliefert, was einer Secundenarbeit von $32 \times 75 = 2400$ Secunden-Kilogrammeter entspricht. Den **Reductionscoefficienten**, das ist das Verhältnis zwischen dem Widerstande, den ein zugespitzter Körper (hier also die ogivale Spitze des Ballons) in der Flüssigkeit (Luft), in der er sich bewegt, findet, zu jenem, den er bei derselben Geschwindigkeit, in derselben Flüssigkeit finden würde, wenn sein mittlerer Querschnitt zwar derselbe, aber eine ebene Fläche wäre, nehme ich so günstig wie bei Renard-Krebs an, das ist: mit einem Sechstel. Der größte Ballonquerschnitt wird von Moedebeck mit 110 Quadratmetern angegeben. Setzt man diese Zahlen in die Loeßl'sche Formel ein und berücksichtigt, dass im besten Falle bei den heute gebräuchlichen Schrauben 50 Procent ihres Nutzeffectes ausgenützt werden, so erhält man eine mit dem Zeppelin'schen Luftschiff zu erreichende Geschwindigkeit von 8 Metern per Secunde. In der That jedoch hat der Aërostat kaum 4 Meter per Secunde erreicht. Wo liegt nun das Missverhältnis zwischen Theorie und Praxis? Sind etwa unsere Formeln nicht zutreffend? Mit nichten! Ich nahm oben an, dass der Nutzeffect der Schraube 50 Procent betrage. Dies gilt aber nur von den besten bis heute construierten Schrauben, und dazu können wir die hier beim Zeppelin'schen Luftschiffe verwendeten nicht rechnen.

Diese Schrauben waren einmal an und für sich viel zu klein und hatten weiters drei, respective vier Flügel statt zwei, wodurch sie sich viel zu viel in „todter Luft" bewegten.*)

Betrachten wir die Schrauben der Vorgänger Zeppelins, so finden wir die **Durchmesser** bei Giffard 3·4 Meter, bei Tissandier 2·85 Meter, bei Dupuy de Lôme 9 Meter, bei Renard-Krebs 7 Meter, bei Schwarz 2 Meter, respective 2·75 Meter, also durchwegs viel größer als bei Zeppelin, und alle diese Schrauben, wozu noch die von Maxim und Kreis und andere kommen, hatten stets nur **zwei Flügel**. Eine Luftschraube bewegt sich sehr schnell in der Luft fort, der Widerstand und der daraus resultierende Effect sind viel kleiner als bei Wasserschrauben, da ja das Medium, in dem sie arbeiten, auch 777mal weniger dicht als das des Wassers ist. Ferner muss die **projicierte Schraubenkreisfläche** in einem gewissen Verhältnis zur Querschnittsfläche des Ballons stehen. Bei Zeppelin sehen die Schrauben im Vergleiche mit dem Ballon wie kleine Spielzeuge aus. Ihre projicierte Schraubenkreisfläche betrug 4·5 Quadratmeter gegen die Aequivalenzfläche (das ist nach Loeßl jene ideelle, ebene und rechtwinkelig gestellte Fläche, welche einen mit der betreffenden Körperoberfläche gleich großen Widerstandsdruck empfangen würde) des Ballons von 18·3 Quadratmetern, und diese beiden Flächen müssten doch annähernd gleich sein, soll der Nutzeffect der Schrauben nicht unter 50 Procent herabsinken. Daraus folgt weiters, dass bei Anwendung von vier Vortriebsschrauben jeder derselben ein Durchmesser von 2·4 Metern gegeben werden müsste, also um 1·3 Meter größer, das ist mehr als das Doppelte, als sie jetzt besitzen. Dies bedingt aber nebst einer Auswechslung der Schrauben noch eine vollständige Auswechslung der Lager an der Ballonhülle und eine Aenderung im Uebertragungsmechanismus, was ohne erhebliche Kosten wohl nicht durchzuführen, technisch aber leicht zu bewerkstelligen ist.

Zeppelin hat seine Luftschrauben, ähnlich wie vor ihm (nach dem Berichte der Aeronautics 1894) H. C. Vogt, an einem Wasserboote erprobt. Die Abbildung dieses interessanten Experimentes zeigt vorne etwa einen Meter über der Bordwand eine dreiflügelige und im rückwärtigen Theile des Motorbootes in derselben Höhe parallel nebeneinander zwei vierflügelige Schrauben. Diese drei Propeller, durch einen 16 Pferde starken Daimler-Motor in Rotation versetzt, trieben das Schiff mit mehreren Personen schnell durch die Fluten des Bodensees. Auf Grund dieser Versuche adaptierte man die Schrauben für das Luftschiff von Zeppelin.

So betrübend die negativen Ergebnisse der ersten Probefahrt auch sind, so liegt doch in den hier geschilderten Verhältnissen ein Grund, neue Hoffnung zu hegen. Die Schrauben können nämlich leicht ausgetauscht und durch neue, besser wirkende ersetzt werden.

Allerdings dürften selbst die besten Schrauben (wozu ich auch ihren specifischen Uebertragungsmechanismus rechne) keine größere als eine Geschwindigkeit von 8 bis 9 Metern verleihen. Soll in dieser Beziehung Wandel geschaffen werden, so wäre das nur durch Mitnahme kräftiger Motoren zu erzielen. Immerhin wäre auch schon die Erreichung einer Geschwindigkeit von 8 bis 9 Metern ein schöner Erfolg.

Was die **Architektur des Ballons** anbelangt, so sei hier auf seine abnorme Länge im Verhältnisse zum Querschnitt und auf seine rein prismatische Form verwiesen. Die erstere findet ihre Erklärung durch das Bestreben, bei einem Maximum an Tragfähigkeit ein Minimum an Stirnwiderstandsfläche zu erreichen. Gewiss ist dies damit auch erzielt worden, aber eben so sicher eine gewisse Unbeholfenheit des Ballonkolosses und damit eine bedeutend verminderte Steuerfähigkeit. Es heißt ja auch, dass ein Theil der Steuerung nicht entsprechend functioniert habe, und dies mit ein Grund gewesen sei, warum der Ballon bei seiner ersten Fahrt nicht an seinen Auffliegsort zurückgekehrt ist.

Die bis heute gebauten lenkbaren Ballons lassen sich in Bezug auf ihre Hüllenform in drei Gruppen eintheilen — in solche, welche sphäroidale Gestalt besitzen: Giffard, Dupuy de Lôme, Tissandier, in solche mit fischförmigem Querschnitt: Renard-Krebs, und in Ballons, welche prismatische, respective cylindrische Gestalt haben: Haenlein, Schwarz, Zeppelin. Unstreitig hat die letztgenannte Type wohl den Vorzug der leichtesten Herstellbarkeit, ist aber, was die Durchschneidung des Luftmediums anbelangt, die am wenigsten empfehlenswerte. Zeppelins vordere und hintere ogivale Ballontheile, mit in Aluminium voll ausgearbeiteter Spitze, durchschneiden die Atmosphäre zweifelsohne sehr vortheilhaft, dagegen ist die so lang gestreckte, völlig prismatische Hülle einer großen Luftreibung unterworfen, und dies umsomehr, je größer die Geschwindigkeit des Luftschiffes wird, weil sich dann bei jeder Querabtheilung der Netzgitterconstruction Dallen mit Höhlungen bilden, die großen Luftwiderstand hervorrufen. Diesem Uebelstand ist nur durch gänzliche Neuconstruction des Aluminiumgitterträgers abzuhelfen. Nach meinem Dafürhalten ist die Aluminiumgitterconstruction auch ganz abnorm leicht gebaut und hat deshalb große Tendenz, sich zu verbiegen. Dies wird sich besonders dann zeigen, wenn der Ballon nicht gefüllt ist, und das Gerüst seiner eigenen Schwere überlassen bleibt. Dieses Bedenken dürfte sich jedem Techniker, der die Abbildung des Ballongerippes genau betrachtet, von selbst aufdrängen. Man beobachtet daran jetzt schon mehr als einen verbogenen Winkelstab, und ohne Nachtheil lassen sich stark verbogene T-Träger nicht gerade biegen.

Das besprochene Luftschiff ist, wie bekannt, in einer Halle, die in einer Seebucht verankert liegt, erbaut worden. Die Versuche fanden über dem Bodensee statt. Das feste Land hat man schier ängstlich und mit Recht gemieden. Seine Erbauer sind sich also des schwachen Punktes in diesem Ballonsystem wohl bewusst gewesen. Ich verweise hier auf einen Ausspruch des bekannten preußischen Luftschiffers Moedebeck, welcher dem Project Zeppelin sehr günstig gesinnt ist. Er sagt: „Die dieser Construction zugrunde liegende Idee ist, dass ein Luftschiff ähnlich wie ein Wasserschiff in einem Hafen, an einer sorgfältig dafür vorbereiteten Landungsstelle sich verankert. Landen außerhalb einer solchen im Gelände ist einem Stranden desselben gleichzuerachten."

Ich für meine Person kann nicht umhin, diese Beschränkung des Landens als einen großen Mangel zu bezeichnen, welchen jeder starre Ballon theilt. Ein brauchbares Luftschiff muss auch ohne schützende Halle auf festem Boden landen können. Dem Schwarz'schen, ebenfalls starren Aluminium-Ballon wurde eine solche Landung zur Katastrophe.

Zeppelins Ballon stellt mit seinen zwei Gondeln, dem Balaniersteg und mit seinem Aluminiumnetz eine etwa 128 Meter lange, 12 Meter breite und 16 bis 17 Meter hohe, relativ fest in ihren Theilen verbundene Construction dar, der es aber doch an jener Festigkeit gebricht, welche erforderlich ist, um gewaltigen Stößen, die beim Landen unvermeidlich sind, zu widerstehen. Desgleichen wäre eine Verankerung dieses Kolosses auf fester Erde, ohne dass er bei stärkerem Winde Schaden leidet, nur sehr schwer und erst nach längerer Zeitdauer, also kaum zeitgerecht, durchführbar. Es sind dies leider Mängel, welche im System selbst liegen und deshalb umsomehr ins Gewicht fallen.

Zeppelin und mit ihm viele Ingenieure, welche freilich keine praktischen Aeronauten sind, geben zwar zu, dass die größte und die zugleich am wenigsten bestimmbare Beanspruchung sich bei der Fesselung der Fahrzeuge auf der Erde geltend macht. „Doch darf man sich nicht etwa vorstellen," sagt er, „dass es da so zugehen werde, wie bei der Landung und Festhaltung von gewöhnlichen Ballons im starken Winde. Das lenkbare Luftschiff mit Eigenbewegung, wenn es bei solchem Winde außerhalb eines Bewegungsortes zu landen genöthigt ist, sucht sich eine möglichst windgeschützte Stelle aus und fährt gerade gegen den Wind derart an, dass seine Geschwindigkeit im Augenblicke des Ankerwerfens gleich Null ist. Tritt Sturm ein, dann freilich müssen Luftfahrzeuge jeder Art — auch Flugmaschinen — Bergungsorte aufsuchen, oder aber, was wenn nur Ballonfahrzeuge wie die meinigen werden thun können, sich in die Luft erheben, um in dem Sturme selbst ihre Ruhe zu finden."

Interessant ist die Art und Weise, wie sich Zeppelin das

*) Dies [illegible] des Ballons [illegible] durchgeschlagenen Schrauben [illegible]

Steigen und Fallen des Ballons vorstellt. Er geht von dem Gesichtspunkte aus, mit seinem Luftschiffe tagelange Fahrten unternehmen zu wollen, bei welchen Dauerfahrten ein Auswerfen von Ballast, um zu steigen, und das Auslassen von Gas, um zu sinken, ausgeschlossen ist. Da er die Verwendung von Hubschrauben perhorresciert, hofft er seinen Zweck durch eine Schiefstellung der Ballonachse, welche in ganz sinnreicher Weise mittels Gewichtsverlegung bewerkstelligt werden soll, zu erreichen. Ist der Ballon in der Fahrtrichtung nach oben gestellt, so werden die Vortriebschrauben den Ballon nach oben schrauben, im gegentheiligen Falle, der bei der Landung des Zeppelin-Ballons thatsächlich eintrat, nach unten.

Da sich nun aber bei der Fahrt nach oben in den dünneren Luftschichten das Gas ausdehnt, so muss ihm hierzu der Raum gelassen sein, wenn man nichts davon ausströmen lassen und damit an Auftrieb verlieren will. Dementsprechend ist der Gasraum in den Fahrzeugen so bemessen, dass bei Ausrüstung für zehnstündige Fahrt alsbald über 1100 Meter ohne Gasverlust hochgegangen werden kann. Für längere Fahrtdauer muss man ein Mehrgewicht an Lebensmittel, Betriebsmaterial und Kühlwasser, etwa 100 Kilogramm für je 10 weitere Stunden, mitführen. Zur Hebung dieses Mehrgewichtes bedarf es von Hause aus der Einfüllung einer entsprechend größeren Gasmenge. Letzterer bleibt dann nur der Ausdehnungsraum für die Erhebung in verhältnismäßig geringere Höhen. Mit der fortschreitenden Gewichtsabnahme durch den Vorrathsverbrauch wird aber das mehreingefüllte Gas nicht nur entbehrlich, sondern seine Auslassung erscheint geboten, um das richtige Verhältnis zwischen Last und Auftrieb aufrecht zu erhalten. Mit jeder Verminderung der Gasmenge wächst aber wiederum die erreichbare Höhe.

Vom theoretischen Standpunkte aus wäre gegen diese Art des Höher- und Tiefergehens des Ballons nichts einzuwenden, dafür umsomehr vom praktischen. Sollte es wirklich zur Durchführung einer solchen Fahrt kommen, so wird sich sehr bald zeigen, dass die Fahrtdauer durch dieses System sehr beeinträchtigt werden würde. Außerdem scheint es mir sehr fraglich, ob es vom betriebstechnischen Standpunkte aus ökonomisch erscheint, freiwillig in solche Höhen, wo der Wind erfahrungsgemäß viel stärker als unten weht, zu gehen, es sei denn, dass er mit der Fahrtrichtung übereinstimmt. Es ist davon gesprochen worden, dass das Luftschiff sich tagelang in den Lüften erhalten werde können. Thatsächlich aber wurde schon bei dem ersten Probeaufstieg eine ganz abnorme Diffusion des Gases constatiert. Dies ist auf die äußerst zart beschaffene Hülle zurückzuführen. Offenbar hat das neue Dichtungsmittel — Ballonin — nicht das gehalten, was man sich von ihm versprach. Die Hüllen müssen viel stärker, also dichter gemacht werden, was eine bedeutende Gewichtsvermehrung zur Folge haben wird. Nach meinem Dafürhalten müsste ferner an dem Ballonsystem, wenn es eine Zukunft haben soll, in jeder Gondel ein System von Hubschrauben, welche wieder durch eigene Motoren zu betreiben wären, angebracht sein.

Alle diese Details müssen studiert und durchprobiert werden.

Hauptmann Hermann Hoernes.

# Das künstlerische Gewerbe auf der Weltausstellung.

## Luxusgewerbe.

Der Luxuscharakter des modernen Gewerbes, auf den wir bereits in unseren ersten Betrachtungen*) hinwiesen, kommt am typischesten auf den Gebieten zum Ausdruck, aus denen sich in Frankreich das sogenannte „Objet d'art" recrutiert. Der tiefeinschneidende Unterschied zwischen Frankreich und den anderen Ländern zeigt sich hier am deutlichsten. Es hat hier etwas, was die anderen nicht haben: hier übt es auch Einflüsse aus. Wenn England den Nutzen propagiert hat, wenn weit mehr als Morris die ganze alte, solide englische Architekturtradition dem Continent über den Wert des Nothwendigen in der Baukunst die Augen geöffnet hat, ist Frankreich die Rolle der liebenswürdigen Frau zugefallen, die auf die geraden Flächen des modernen Möbels die tausend Nippes stellt, denen das Heim mancherlei Reiz verdankt. Es lohnt nicht, über den Wert der beiden Einflüsse zu streiten, der eine ist elementar, der andere nichts weniger als unentbehrlich, er hat vielmehr zu tausend Missverständnissen geführt. Trotzdem ist auch er wohlthätig, und diese Einsicht mildert die stimmungsvolle Kritik der Zustände Frankreichs, die unter [illegible] leiden [illegible] an dem Mangel einer [illegible] leiden.

Was Frankreich [illegible] das immer nur als Detail [illegible] [illegible] [illegible] die durch [illegible] nach Paris gebracht und [illegible] in Frankreich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

dort begann die außerordentliche Manufactur der berühmten Libertystoffe; schon vor hundert Jahren hatten manche der orientalischen Exporteure hier und da den Einfall, ihren englischen Sendungen einen hübschen Netzke in Elfenbein oder einen Raku in dunkelgebranntem Steingut beizufügen. Diese Stücke blieben in den Packkammern der englischen Häuser. Als dasselbe sich viel später in Frankreich ereignete, und solche japanische Nippes zufällig herüberkamen, fanden sich sofort „Amateure", und diese Dinger interessierten so sehr, dass Leute wie Bing ihnen zu Liebe die beschwerliche Reise nach Japan und China nicht scheuten, dass in Paris im Handumdrehen eine Literatur um diese Dinge herum entstand und sie gesammelt wurden. Was dieser Einfluss der Malerei gegeben, was Whistler und Degas in den japanischen Holzschnitten fanden, was ein Beardsley aus den schwarz-weißen Blättern Harunobus gewann, wird nun im Gewerbe wiederholt. Nur war der Vorgang hier wesentlich materieller. Die französischen Keramiker beschränkten sich zunächst und mit Recht auf die Nachahmung, Carriès und Delaherche suchten vor allem das Material der japanischen Grès wiederherzustellen, und Gallés erste Versuche in Glas giengen dahin, chinesische Modelle nachzuschneiden.

Mit diesen Erstlingen überraschte die Weltausstellung von 1889. Was seitdem entstanden, ist enorm. Namentlich, freilich quantitativ, soweit Frankreich in Betracht kommt. Etwas wesentlich anderes als die japanischen coloristischen Effecte zu erreichen, war wohl von vorneherein kaum möglich, und da sich die typische französische Amateurkeramik auf diese Tradition beschränkte, ist der Eindruck massenhaft, aber eintönig. Es sind außer Delaherche, dem Führer, der sich am engsten an die Japaner anlehnt und dabei die größte künstlerische Noblesse verräth, neben Dalpayrat, der in blutrothblauen Tönen starke Effecte erreicht, neben dem specifisch industriellen Bigot mit seinen discreten Kacheln, Lachenal mit den nicht immer geschmackvollen Uebertragungen der Sculptur auf Keramik, neben allen den längst Bekannten sind eine Unmenge kleine halb dilettantische Töpfer da, jeder mit seiner mehr oder weniger bestimmten Nuance, soviel, dass einem schließlich die Ueberzeugung aufdämmert, dass es mit dem technischen Problem, das soviel Wesens von sich machte, doch nicht ganz so weit her ist und dass die Natur es so glücklich eingerichtet hat, auch dem Unbewussten, der über erhitzten Thon Metalloxyde gießt, zuweilen hübsche Effecte zu schenken. Diese Leichtigkeit hindert nicht unser Gefallen; wesentlich würde die Sache aber erst, wenn ein ganz bewusster Wille ganz bestimmte Töne im Grès, in jedem Quantum, sei es zu architektonischen Zwecken oder irgendwie, anzuwenden vermöchte, und dieses Ziel hat noch keiner der Franzosen endgiltig erreicht. Bis dahin bleibt die Sache ein schöner Sport; ein Sport, der zumal von unseren deutschen Museen intensiv gepflegt wird. Es ist für große Summen auf der Ausstellung in modernem Gewerbe gekauft worden, und zwei Drittel des Geldes sind der Keramik und ähnlichem zugeflossen. Das ist ein gutes Zeichen. Denn wenn soviel Geld für den Luxus da ist, wieviel wird von den Museen erst für gute Möbel ausgegeben werden! Uns fiel auf, dass kein Museum daran gedacht hat, die großen weißen Vasen zu kaufen, die von der Manufactur von Sèvres ausgestellt sind, zwei wunderbare Stücke, die von der Entwickelung in unseren Tagen beredtes Zeugnis geben und außerdem blendend schön sind. Die keusche Schönheit solcher Stücke, deren decorative Wirkung geradezu einzig ist, schlägt denn doch das Allermeiste der technischen Kniffe der Gréskünstler und verdiente officielle Belohnung. Auch im übrigen hat die Staatsmanufactur von Sèvres große Fortschritte gemacht. In ihren zahlreichen Vitrinen findet man kaum ein wertloses Stück. Dem Publicum gefallen am besten die hübschen Biscuitfiguren zum Schmuck der Tafel, die an die reizende Zeit des Rococo erinnern, ohne altmodisch zu sein. — Die Staatsmanufacturen Deutschlands treten daneben weit zurück. Berlin und Meissen haben nichts gebracht, das dem deutschen Geschmack Ehre machen konnte. Technisch ist das enorme Wandbild der Berliner Manufactur bedeutend; aber die Sicherheit, mit der die Farben des Originals in den großen Porzellanfliesen wiedergegeben sind, entschädigt nicht für die Banalität des Vorbildes. Viel mehr versprechen die Bestrebungen einzelner Künstler. In der Decoration des Porzellans hat Schmuz-Baudiss eine eigene originelle Note gefunden. Sein Service in dem hübschen blaugrauen, in Relief auf Weiß aufgetragenen Ton und der originellen Zeichnung hat viel Reiz; auch seine Blumenvasen in derselben Art, seine Lampen u. dgl. sind delicate Zugaben für das moderne bürgerliche Heim. Scharvogel in München und Mutz in Altona sind den französischen, [illegible] japanischen Keramikern gefolgt und zu sehr anerkennenswerten Resultaten gekommen, die vor den Franzosen schon den Vorzug haben, mit weniger Prätention vorgetragen zu werden. [illegible] Scharvogel [illegible] Grès können sich getrost neben den besten [illegible] sehen lassen. Die [illegible] Laugers haben sich auch in Paris [illegible] Gunst der Menge erobert, sie sind sehr vielseitig [illegible] wie den hübschen Fliesen, [illegible] Wanddecorationen zusammen[illegible] hat die Bauernfayence verständnisvoll [illegible] des Jahrhunderts und in der

Biedermeierzeit in Süddeutschland geübt wurde. Alle diese Dinge sind deutliche Symptome für die Tendenzen, mit denen die Deutschen der Bewegung gegenübertreten. Man braucht nur die Preise zu vergleichen. Die Deutschen wollen nicht vor allen Dingen billig sein, aber sie lassen wenigstens alle Objets d'art-Ideen beiseite und suchen so zu fabricieren, dass ein Markt möglich wird. Darin stehen sie allein. Was im übrigen für Kunstkeramik auf der Ausstellung gezahlt wird, grenzt an das Fabelhafte. Die amerikanische Rookwood Pottery hält in dieser Beziehung den Record. Sie verlangt für eine anständige Vase in ihrem braunen, goldig glänzenden Material, ganz glatt, ohne Zeichnung, 3000 bis 10.000 Francs. Dabei ähnelt das Material bis auf ein Haar gewissen modernen japanischen Töpfereien, die man für ebenso viel hunderte erwirbt. Es gehört überzeugtes Yankeethum dazu, das zu fordern, und ein tiefgehender Snobismus, um es zu zahlen.

Ein Gegenstück dazu bilden die Gläser Tiffanys. Hier wird die Prätention durch seltene Effecte motiviert; freilich sind nicht alle Wirkungen des berühmten Glaskünstlers auf derselben Höhe. In manchen seiner Farbenzusammenstellungen und Formen, zumal in den Pfauenfedernuancen, wird die Pracht ein wenig aufdringlich; man vermisst die kühne Sicherheit des Geschmackes, die ihm früher eigenthümlich war, und da, wo er in den Formen etwas sucht, ist er ebenso leer, wie in seinen Glasbildern, deren kostbare Technik bei der Nichtigkeit der Cartons fast peinlich berührt. Die böhmischen Nachahmungen, die auf der Ausstellung ihre besten Experimente zeigen, kommen Tiffany bedenklich nahe. Es fehlt nur noch der Künstler, der aus dem Material etwas Eigenes macht, nicht nur etwas, das nicht mehr Tiffany ist, sondern das nützlichere Bestimmungen erfüllt. Der abstracten Vase wird der Kampf mit Tiffany schwer gelingen; es gilt, die schönen Effecte mit dem Mobiliar zu combinieren als Lampenkörper u. dgl.

Ungarn hat seinen Zsolnay. In der riesigen Masse, in der das buntschillernde Material hier ausgestellt ist, wirkt es barbarisch. Aber wenn man sich die Mühe gibt, zu suchen, findet man gelungene Stücke, denen die gewagte Farbe gut steht. Auch hier die deutliche Tendenz, zu industrialisieren, und vereinzelte Versuche, der Architektur Schmuckelemente zu geben. Eine große Ueberraschung hat Ungarn in den Emails des jungen Budapester Künstlers Rapaport gebracht, der dem Pariser Salon der Maison Moderne angehört. Rapaport hat das Mittel gefunden, auf Kupfer geflammte Emails von einer Farbenpracht herzustellen, die selbst in der hochentwickelten französischen Emailfabrication allein steht. Hier hat die moderne Coloristik einen seltenen Zuwachs erfahren, der umso wertvoller ist, als die Verwendung des Metalles als Trägers der Effecte eine ganz andere Verbreitung ermöglicht als Glas oder Keramik. Gewisse tiefblaue Töne, mit Orange und Grün gemischt, sind vor Rapaport nicht gesehen worden, und zwar ist der Künstler Herr seiner Effecte, er kann bis zum gewissen Grade dieselbe Nuance wiederholen. Die Stücke der Ausstellung leiden an schlechten Montierungen, der Künstler hatte noch nicht den congenialen Techniker zur Seite.

Dieses seltene Glück der Vereinigung glänzend künstlerischer und technischer Qualitäten haben die Dänen für sich. In der Keramik steht Dänemark beiweitem an der Spitze, Frankreich nicht ausgeschlossen. Hier handelt es sich nicht um Liebhabereien, wenn auch hier der hohe Preis das Schöne nur dem Reichen zugänglich macht, sondern um bedeutende, weil sichtbare Anregungen, die dem modernen Geist förderlich sind. Dies gilt vor allem von den Porzellanen der Manufactur von Bing und Gröndahl. Bisher bewegte sich diese Fabrik so sehr in den Bahnen der kgl. Kopenhagener Manufactur, dass ihre Sachen fast als Nachahmungen gelten konnten. Der Wechsel entstand, als vor wenigen Jahren der dänische Maler-Bildhauer Willumsen die künstlerische Leitung übernahm. Als Künstler galt dieser seit Jahren für definitiv verrückt. Berlin lernte seine Bilder bei Gurlitt kennen, zusammen mit denen Toorops, Eckmanns und den ersten Hofmanns. Es waren für Deutschland die ersten Anzeichen einer neuen decorativen Bewegung, deren eigentliche praktische Bedeutung sowohl dem Publicum, das über die närrischen Sachen Zeter Mordio schrie, entgieng, wie den Urhebern selbst kaum ganz bewusst war. Willumsen schrieb große moralische Erklärungen unter seine Bilder, die kein Mensch verstand. Auch auf der diesjährigen Weltausstellung hat er ein paar solche gemalte Holzschnitzereien, die im Katalog ausführlich erläutert sind. Der psychologische Inhalt dieser Werke bietet reiches Material für das Studium der außerordentlich tiefen Quellen der Ornamentik, für die merkwürdige Thatsache, wieviel Umwege der menschliche Geist macht, um zu einem anscheinend rein sinnlichen Resultat — dem Ornament — zu gelangen. Dieses allein ist es, das sich aus der Mystik der Willumsen'schen Bilder und Sculpturen als positiver Wert löst. In den glänzenden Porzellanen von Bing und Gröndahl ist dieser Wert praktisch formuliert worden. Die ärmlichen Mittel kritischer Beschreibung versagen vor diesen Dingen, deren außerordentliche Würde und Vornehmheit nicht in literarischen Mitteln, sondern lediglich einer wundervollen Form und einer ihr angepassten seltenen Zeichnung beruht. Man wird in Wien binnen kurzem einige gute Stücke in der Ausstellung der Pariser Maison Moderne in der „Secession" bewundern können.

Die alte Manufactur Kopenhagens, die sogenannte königliche, hat wenig Neues gebracht, aber bewahrt immer noch den Reiz ihrer graziösen Naturstudien in dem schönen Material. Kähler in Nestved hat die bekannten metallischen Lüstre-Fayencen ausgestellt, die ihm am besten in einem sehr decorativen Fries von Wildgänsen gelungen sind. Interessanter sind die großen Wandteller in grob gekörntem Grès von Bindesböll, dem Architekten Dänemarks, dem die Ehre des Initiators der dänischen Bewegung zufällt. Er hat ohne die bis auf das äußerste feinbesaitete, künstlerische Raffiniertheit Willumsens in allen Gebieten grundlegend gewirkt, unter anderem die beste künstlerische Anregung für die berühmten dänischen Bucheinbände gegeben, mit äußerst originellen und ganz auf die Technik der Eisenprägung eingehenden Zeichnungen. Auch sie sind hier ausgestellt und haben verdienten Erfolg.

In Schweden findet man die Roerstrand'schen Porzellane sehr hübsch, nur vielleicht ein wenig zu weich in den Formen. In Finnland hat die Gesellschaft „Iris" unter Direction des Grafen Sparra ganz einfache, ländliche Keramik gemacht, die nicht ihren Reiz verfehlt. Die Herstellung der Fayence und des Decors liegt in den Händen des belgischen Künstlers Finch, der mit van de Velde und Lemmen zusammen die belgische Bewegung geschaffen hat und seit ein paar Jahren nach Helsingfors übersiedelt ist.

Wir werden in einem folgenden Aufsatz auf die anderen Gebiete des modernen Gewerbes auf der Weltausstellung eingehen

Paris. J. Meier-Graefe.

---

## Musikliteratur.

Die Briefe von Hans von Bülow sind vor längerer Zeit in diesem Blatte von der berufensten Seite eingehend besprochen worden. Wenn ich nun anlässlich des Erscheinens des **4. Bandes***) dieser Publicationen trotzdem nochmals die Leser darauf aufmerksam mache, so geschieht dies, weil gerade dieser neueste Band Briefe enthält, die im Zusammenhange mit den Ereignissen des Tages vielleicht ein erhöhtes Interesse beanspruchen können. Nicht das erstemal ist in der Literatur die Stellung zur Sprache gekommen, die Nietzsche als ausübender Musiker den großen Tonkünstlern seiner Zeit gegenüber einnahm. Vor Jahren erzählte bekanntlich einmal Hans Richter, wie Nietzsche mit seinen Compositionen an Richard Wagner herantrat, von diesem aber mit einigen Bemerkungen von so unumwunden absprechender Form bedacht wurde, dass er es nie wieder wagte, den großen Meister mit einem ähnlichen Anliegen zu belästigen. Ob Wagners Bemerkungen über das „verrückte Zeug", das Nietzsche spielte, der Grund gewesen sind, dass Nietzsche von Wagner abfiel, oder ob sie diesen Abfall wenigstens erleichterten, mag vorläufig dahingestellt bleiben, genug, wir wissen heute, dass Nietzsche bei Bülow, wahrscheinlich später, denselben Versuch machte, ohne jedoch ein anerkennendes Urtheil über seine Compositionen zu erlangen. Dass er im allgemeinen bei Bülow nicht nur auf Sympathie, sondern auch auf ungetheilte Bewunderung stoßen werde, wusste er seit der Veröffentlichung seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", von der Bülow so begeistert war, „dass er mit zahlreichen Exemplaren davon herumreiste, um sie zu verschenken". Ein besseres Publicum kann sich wohl kein Componist vorstellen. Aber Bülow, nicht gewohnt, sich in Sachen der Kunst ein Blatt vor den Mund zu nehmen oder seine echte Empfindung durch andere als künstlerische Motive beeinflussen zu lassen, unterzog Nietzsches „Manfred-Meditation" einer sorgfältigen Prüfung, überlegte eine Weile, ob er schweigen, oder eine „civilisierte Banalität" erwidern solle, und kam schließlich zu dem ehrlichen Entschluss, dass gerade so wie beim Geschäftsmann in Geldsachen die Gemüthlichkeit, so bei ihm „in materia musices" die Höflichkeit aufhören müsse.

So schrieb er denn nach einer erklärenden Einleitung kurzweg folgendes: „Ihre Manfred-Meditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischeste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals musste ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewusstsein, dass Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung ununterbrochen Hohn sprechen? . . . Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerlässlich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen: eine in Erinnerungsschwelgerei an Wagner'sche Klänge taumelnde Phantasie ist keine Productionsbasis." In diesem Tone, der auch in den hier weggelassenen Stellen keineswegs eine Abschwächung erfährt, geht es weiter bis zum Schluss: „Nochmals nichts für ungut — Sie haben übrigens selbst Ihre Musik als ‚entsetzlich' bezeichnet — sie ist's in der That, entsetzlicher als Sie vermeinen: zwar nicht gemeinschädlich aber schlimmer als das:

*) [illegible] Briefe und Schriften, herausgegeben von Marie von Bülow [illegible]

schädlich für Sie selbst, der Sie sogar etwaigen Ueberschuss an Muße nicht schlechter todtschlagen können, als in ähnlicher Weise Euterpe zu nothzüchtigen. Ich kann nicht widersprechen, wenn Sie mir sagen, dass ich die äußerste Grenzlinie der civilité puérile überschritten habe. . . . Ich habe einfach meiner Empörung über dergleichen musikfeindliche Tonexperimente freien Lauf lassen müssen: vielleicht sollte ich einen Theil derselben gegen mich kehren, insofern ich den Tristan wieder zur Aufführung ermöglicht habe, und somit indirect schuld bin, einen so hohen und erleuchteten Geist, wie den Ihrigen, verehrter Herr Professor, in so bedauerliche Clavierkrämpfe gestürzt zu haben."

Die Worte Bülows wirkten durch ihre unverkennbare Ueberzeugungstreue und Aufrichtigkeit wie ein reinigendes Gewitter, das die schwüle Luft von schädlichen Dünsten befreit. Sie wirkten in dieser Weise vor allem auf Nietzsche selbst, der in einem späteren Briefe Bülow dankte, aus seiner „harmlosen Einbildung aufgerüttelt" worden zu sein, obgleich er bekannte, dabei eine „höhnisch pathetische Empfindung" gehabt zu haben. „Es war ein Vergnügen, wie bei einer teuflischen Ironie!... Selbst der Titel war ironisch — schreibt Nietzsche — denn ich vermag mir bei dem Byron'schen Manfred, den ich als Knabe fast als Lieblingsgedicht anstaunte, kaum mehr etwas anderes zu denken, als dass es ein toll-formloses und monotones Unding sei." Dieses Bekenntnis ist der beste Beweis dafür, dass das Gefühl der Ironie beim Componisten noch lange nicht genügt, ein Kunstwerk zu schaffen. Schade, dass diese Thatsache nicht früher bekannt geworden ist, Richard Strauß hätte sich dann seine Zarathustra-Symphonie auch ersparen können. Es ist ein Glück, dass Nietzsches Compositionsversuch beizeiten seinen maßgebenden Richter gefunden hat. Wäre er jetzt veröffentlicht worden, so bin ich gewiss, er hätte begeisterte Kaffeehausgenies gefunden, die sich verpflichtet gefühlt hätten, ihn mit etwas zu rechtfertigen, was sie für die erhabenste Philosophie gehalten hätten.

Auf das sonstige freundschaftliche Verhältnis der beiden Männer hat Bülows Brief nicht den geringsten Einfluss gehabt, und dieser Umstand scheint die Vermuthung zu widerlegen, dass Nietzsches spätere Abkehr von Wagner seinen Grund in abfälligen Bemerkungen gehabt hätte, die dieser über die Musik des großen Philosophen gemacht hatte. Der Brief zeigt aber auch, dass Bülow nicht imstande war, über Musik anders als aus rein künstlerischen Gründen zu urtheilen, was man bekanntlich von mancher Seite bezweifelte, als er, der Anhänger Wagners, sich später für Brahms begeisterte. Dass er zu Brahms nicht immer hinneigte, beweisen uns wieder zwei interessante Stellen in seinen Briefen. Noch 1866 zog er ein Trio von Kiel den Werken von Brahms vor. Er schreibt darüber aus Basel an Joachim Raff: „Weiß der Teufel — der Mensch (Kiel) ist mir viel sympathischer als Brahms, dessen sämmtliche Werke ich einmal eine Woche lang zu Hause gehabt und wirklich ohne Vorurtheil grundlich angesehen habe. Schlusseindruck: ich danke — das ist für mich keine Musik. Es verlangt mich nach Haydn. Uebrigens Hochachtung und Anerkennung, so viel als verlangt wird — aber à distance." Noch 1870 schreibt er: „was scheeren mich die Br's? Brahms, Brahmüller, Brahmbach, Bruch, Bragiel, Breinecke, Brietz? Nicht mehr reden von ihnen! Wer weiß ob sich 1950 ein Riehl findet, der sie als maestrinelli beplutarcht?" Damit steht allerdings wieder ein Brief im Widerspruch, den Bülow 1854 schrieb und in dem er von Brahms fast genau so denkt, wie in der letzten Zeit.*) Dagegen ist er von Rubinstein stets entzückt und sehr ungehalten darüber, dass man ihn in Wien (1872) nicht nach Gebür würdigt. „Die Kritik ist sehr unfreundlich und kühl — weshalb? Herrn Brahms zu Liebe, der für diese Herren der ausgemachte Messias ist. Vermuthlich finde ich Gnade vor ihren Ohren, damit Rubinstein sich darob ärgere."

Noch schlimmer als Brahms kommt Ferdinand Hiller weg, der „Dominikaner Ferdinand", auch „Pferdinand" genannt, der übrigens auch seinerseits auf Bülow nicht gut zu sprechen war, so dass dieser erklärte, „er gerathe in Wuth, wenn er Hiller im Concerte sehe".

An derartigen charakteristischen Schlagworten und drastischen Ausdrücken sind Bülows Briefe überreich, und deshalb blättern wir gern in den intimen Bekenntnissen dieses modernen Kapellmeisters Kreisler, weil sie uns einen Einblick in die geheimsten Entwickelungsphasen einer [illegible] Seele gewähren, wie sie inniger und wahrer weder der Scharfblick des Psychologen, noch die Phantasie des Dichters zu zeichnen vermöchte. Gerade diese Intimität der Bekenntnisse legt uns aber auch die Pflicht auf, Bülows Aussprüche nur in [illegible] Weise, als Ausdruck der augenblicklichen Stimmung, nicht als dauernde Urtheile zu betrachten. [illegible]

über uns selbst staunen würden, wenn wir Gelegenheit hätten, sie sofort schwarz auf weiß zu fixieren und nach zehn oder zwanzig Jahren wieder zu lesen.

Was Bülow für seine Zeit gewesen ist, in der er als Interpret einer neuen Richtung auftrat, die sich erst allmählich Bahn brechen musste, das sieht man erst, wenn man seine Wirksamkeit mit der so vieler moderner Dirigenten vergleicht, die längst eingespielte Orchester übernehmen und für ihre verhältnismäßig leichte Arbeit in einem Grade bewundert werden, der alles übersteigt, was an Verehrung ausübender Musiker bisher geleistet worden ist. Da ist vor kurzem eine Broschüre über Arthur Nikisch*) erschienen, in welcher der beliebte Dirigent als ein Naturwunder gefeiert wird, wie vor ihm noch keines vor dem Orchester gestanden und die Werke unserer großen Meister verstanden hat. „Eine Symphonie unter Bülow glich einer Landschaft im Winter; ein frostklares Bild voll scharfer Linien und hellster Lichtstimmung. Eine Symphonie unter Nikisch ist ein Landschaftsbild im Frühling." Die Dirigenten früherer Zeiten — sagt Pfohl — waren „nichts als Maschinen", welche die „objectiven Formen der Vor-Beethoven'schen Musik" in rhythmischer Prägnanz und mit einer feststehenden Summe von Vortragszeichen" zur Aufführung brachten. Vom historischen Standpunkte ist diese Auffassung der Musik vor Beethoven als lediglich tönend bewegte Form entschieden unrichtig. Die ganze altfranzösische Claviermusik ist als Programmusik entstanden, Kuhnau, der Vorgänger Bachs, schrieb biblische Historien und die ersten Claviersonaten mit feststehendem Programm, Bach und Händel schrieben Charakterstücke in Hülle und Fülle, und nicht nur die alte Sonate (mit Programm), selbst so strenge Formen, wie die Fuge, waren für ihre größten Meister keineswegs lediglich Schulstücke, sondern tiefgefühlte Ausdrucksmusik, in der die ganze Weihe und Begeisterung der Bach'schen Kunststimmung ihre tönende Sprache fand. Es heißt die ganze Musikgeschichte ignorieren, wenn man der Musik vor Beethoven die Seele abspricht. Mag sein, dass wir den alten Formen gegenüber kühler dastehen, weil wir eben für unsere Ideen auch neue Formen suchen, aber für ihre Zeit war die alte Musik ebenso psychischer Ausdruck, wie für unsere die neue, und die strengste Form schließt in der Musik den geistigen Inhalt ebenso wenig aus, wie in der Poesie. Auch die alten Kapellmeister muss ich in Schutz nehmen, wenn Pfohl von ihnen sagt, sie seien nur Taktschlager gewesen, während erst der moderne Dirigent den Geist der Kunstwerke zum Ausdruck bringe. Von Nikisch heißt es gar, er sei eine „rein geistige Potenz", die allerdings, wie wir alle „der dritten (sic!) Dimension angehört, und zunächst nur in seiner physischen Menschlichkeit vor unseren Augen steht, wo der Durst unseres Auges(!) sich an den eigenartigen Bewegungen seines Taktstockes stille(!)". Ein so ätherisches Wesen auch Nikisch nach dieser Beschreibung sein mag, der alte Kapellmeister war nicht minder die Seele des Orchesters. Und, wenn er auch manchmal den Takt thatsächlich schlug, er musste in vieler Beziehung noch mehr leisten, als der moderne Dirigent, denn bei der Unzulänglichkeit der alten Orchester, die, wie wir wissen, nicht einmal die Schlussfuge in Mozarts C-dur-Symphonie spielen konnten, musste er das Werk im wahrsten Sinne des Wortes erst einstudieren und den Spielern Interesse, Verständnis und Begeisterung für die Sache einflößen. Deshalb scheint es mir ungerecht gegen die Künstler des modernen Orchesters, zu behaupten, dass der moderne Dirigent „allein der Wissende, Schauende und Erkennende ist". Gerade die Künstler des modernen Orchesters haben im Laufe der Zeit verhältnismäßig die größten Fortschritte gemacht und bedürfen nur weniger Winke, um die feinsten Nüancen ohne viel Studium vollendet zum Ausdruck zu bringen. Historisch unrichtig ist schließlich auch die Auffassung Pfohls, dass die ältere Vortragsweise lediglich objectiv correct, und erst die moderne subjectiv belebt und frei sei. Gerade in subjectiven Freiheiten und individuellen Auffassungen hat die Zeit Bachs und Händels dem einzelnen einen Spielraum gewährt, der heute wiederholt in historischen Werken als abschreckendes Beispiel citiert wird. Erst die Neuzeit hat den Spielern engere Grenzen gezogen und die allermodernste Sitte, dem Interpreten auch die Rolle des zweiten Schöpfers zu geben, der das Kunstwerk von neuem redigiert und corrigiert, ist keineswegs eine geistvolle Neuerung, sondern eine Rückkehr zu alten Gewohnheiten. Diese Thatsachen festzustellen zwingt uns die Gerechtigkeit gegen die Künstler und die Ueberlieferung der Geschichte.

Wer sich für letztere auf einem speciellen Gebiete interessiert, dem kann ich diesmal auch gleich ein wertvolles Werk empfehlen, ich meine die Neuausgabe von Weitzmanns „Geschichte der Claviermusik"**). Man sieht es dem Buche auf den ersten Blick an, dass es ein [illegible] Werk ist, zum ernsten Studium bestimmt, und auf [illegible] Quellen aufgebaut. Wer sich über genaue Daten, [illegible] Ausgaben, Lesarten und Manuscripte orientieren [illegible] will, der wird von Weitzmann nie

*) [illegible] Musiker. Leipzig, Hermann [illegible]

**) [illegible] der Clavierliteratur. Dritte [illegible] von Oskar Fleischer [illegible]

im Stich gelassen werden. Aber eines vermissen wir doch, wieviel wir auch in der neuen Ausgabe blättern: den Ausdruck der Begeisterung. Für die ästhetische Würdigung eines Stückes nach der künstlerischen Seite hin war das vor zwei Jahren von Oskar Bie erschienene und seither öfters von mir erwähnte Buch mustergiltig. Unerschöpflich in der Charakterisierung einer Composition, fand Oskar Bie für jedes, auch das kleinste Stück, das richtige Wort und beschrieb in immer neuen Wendungen so lebendig die Vorzüge eines Werkes, dass es unter seinen Worten von neuem zu erklingen schien. Er verstand es, Appetit zu machen und den Leser immer wieder von neuem für jede neue Periode zu erwärmen. Freilich, wer, dadurch angeregt, nach den Musikalien selbst verlangt, historische Uebersicht und Vollständigkeit gewinnen will, der wird manchmal doch wieder nach Weitzmann greifen müssen. So hat jedes der beiden Bücher gerade das, was dem andern fehlt: ein Beispiel gegenseitiger Ergänzung, wie es bisher in der Musikliteratur kaum vorgekommen ist. Vielleicht läßt sich die Frage aufwerfen, ob sich in Sachen der Musikwissenschaft der gelehrte mit dem künstlerischen Stil überhaupt vereinigen läßt. Das Beispiel von Ambros scheint dafür zu sprechen, und soviel auch in anderen Fällen gegen diese Forderung gesündigt werden mag, freuen wir uns, dass wir die Erfüllung aller unserer Wünsche wenigstens auf zwei Werke vertheilt finden, die dasselbe Gebiet behandeln. Richard Wallaschek.

## Die Woche.

### Eine amtliche Beunruhigung.

In der Nummer 294 der „Zeit" vom 19. Mai d. J. veröffentlichten wir einen Artikel: „Die Wiener Elektricitätswerke. Geschichte einer Offertausschreibung" von Walther Federn. Der Artikel erregte Aufsehen, weil er der Oeffentlichkeit einen Einblick in die sonderbaren Machenschaften gewährte, die sich bei der Vergebung der Wiener städtischen Elektricitätswerke hinter den Coulissen abgespielt hatten. Der gegenwärtigen Wiener Gemeindeverwaltung, der diese Machenschaften zur Last fallen, war der Artikel natürlich sehr unangenehm. Es musste, um den bösen Eindruck zu verwischen, etwas gegen den Artikel geschehen. Aber was? Aus der Welt schaffen konnte man die darin vorgeführten Thatsachen nicht. Also beschloss man, ihn auf Grund des § 19 des Pressgesetzes amtlich zu berichtigen. Das Mittel ist ja probat, der Bürgermeister, Herr Doctor Lueger, hat sich schon längst daran gewöhnt, alle öffentlich aufgedeckten Schäden der Gemeindeverwaltung mit Hilfe des geduldigen § 19 zu curieren, die Wiener Zeitungen anderseits haben sich auch nach und nach daran gewöhnt, alle Schriftstücke, die er ihnen als „amtliche Berichtigungen" einzuschicken beliebt, kritiklos abzudrucken. So war der Plan des Herrn Dr. Lueger bald gemacht. Nachdem seit Erscheinen des Artikels in der „Zeit" vierzehn Tage verstrichen waren, die offenbar auf die Zusammentragung des zur Berichtigung erforderlichen „Materials" verwendet worden waren, erhielten wir am 3. Juni d. J. ein vom Bürgermeister Doctor Lueger eigenhändig unterfertigtes Schriftstück im Umfang von nicht weniger als zehn enggeschriebenen Seiten Kanzleipapierformat, welches sich selbst als „Amtliche Berichtigung auf Grund des § 19" bezeichnete.

Herrn Dr. Lueger war es bis dahin noch nie passiert, dass eine Zeitung ihm eine von ihm als „amtliche Berichtigung" bezeichnete Stilübung abzudrucken verweigert hatte. Er rechnete offenbar auch in unserem Fall auf widerstandslose Ergebung in seinen „amtlichen" Willen. Da hat er aber falsch gerechnet. Da nicht der Herr Dr. Lueger, sondern wir das „Imprimatur" für unser Blatt zu ertheilen haben, lasen wir uns vorerst einmal seinen schriftstellerischen Bandwurm durch. Dabei stellte es sich heraus, dass diese amtliche Berichtigung gar keine Berichtigung, sondern lediglich ein Sammelsurium von zum Theil unwahren, zum Theil gar nicht zur Sache gehörigen, zum Theil auch den Bürgermeister „amtlich" gar nichts angehenden Behauptungen und falschen Polemiken war, wie eben die Dr. Lueger'schen „amtlichen Berichtigungen" zumeist es sind. Das österreichische Pressgesetz ist zwar weltbekannt schlecht, aber doch so schlecht nicht als die amtliche Berichtigung des Herrn Dr. Lueger. Wir sahen absolut keine gesetzliche Verpflichtung zum Abdruck dieser „amtlichen Berichtigung" oder besser Beunruhigung ein und beschlossen deswegen, sie ad acta zu legen und in Ruhe abzuwarten, was der „Herr von Wien" gegen uns unternehmen würde, um uns zur Respectierung seiner amtlichen Berichtigungs-Autorität zu zwingen. Wenn Herr Dr. Lueger das Schriftstück, das er uns mit seiner Unterschrift und mit Berufung auf das Gesetz zugeschickt hatte, wirklich für das hielt, wofür er es ausgegeben hatte, nämlich für eine amtliche Berichtigung, so erforderte, da es doch nicht angeht, dass der Bürgermeister von Wien amtlich Maculaturpapier für den Papierkorb der „Zeit" liefert, die Ehre seiner amtlichen Stellung, dass er uns auf Grund des von ihm, dem großen Juristen, angerufenen § 19 auf Abdruck der Berichtigung bei Gericht klage.

Sechs Wochen hat Herr Dr. Lueger für diese Klage Zeit gehabt. Wir haben mit ebensolcher Sicherheit, wie vorher Dr. Lueger auf den stummen Abdruck seiner sogenannten Berichtigung, nunmehr unsererseits auf seine Berichtigungsklage gerechnet. Aber diesmal waren wir es, die sich verrechnet haben. Herr Dr. Lueger hat nicht geklagt, und er hat gut daran gethan, nicht zu klagen, weil er sich sonst vor Gericht eine [illegible] Blamage zugezogen hätte.

An der Sache ist ja nichts weiter gelegen. Die Welt verliert nichts, wenn wir nunmehr das zehn Seiten starke amtliche Geistesproduct des Dr. Lueger mit all der Hochachtung, die dem derzeitigen Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien gebürt, feierlich in unseren Papierkorb versenken. Die Welt verliert nichts dabei, wohl aber Herr Dr. Lueger selbst, dessen amtliche Berichtigungsautorität bei den Wiener Zeitungen durch diesen Vorfall [illegible] wird.

Unseres aufrichtigen Beileids möge der Vielgeprüfte versichert sein. Aber wir wollen es bei Gefühlen allein nicht bewenden lassen. Wir geben ihm auch einen guten Rath. Wenn Herr Dr. Lueger in Zukunft wieder einmal unter eine amtliche Berichtigung seine Unterschrift setzen will, so rathen wir ihm, vorher einen Juristen, aber einen wirklichen Juristen zu consultieren, der eine amtliche Berichtigung von einer Behelligung zu unterscheiden weiß. Und im übrigen empfehlen wir Herrn Dr. Lueger, nicht nur in seinem Privat-, sondern, und womöglich noch gewissenhafter, in seinem amtlichen Leben des guten alten Wiener Sprichwortes eingedenk zu sein: „Wär'st nit aufig'stieg'n, wär'st nit abig'fall'n."

### Volkswirtschaftliches.

Die „Neue Freie Presse" ist in der Lage, den staunenden Oesterreichern „überraschende Resultate" der neueingeführten Zwischenverkehrsstatistik mitzutheilen. Nicht nur der Menge, sondern auch dem Werte nach soll die ungarische Ausfuhr nach Oesterreich, die österreichische Ausfuhr nach Ungarn während des ersten Quartals d. J. nicht unerheblich übertroffen haben, und aus diesem Umstande zieht die „Neue Freie Presse" weitgehende Folgerungen über die wirtschaftlichen Machtverhältnisse der beiden Staaten. Wir glauben, man sollte sich hüten, aus einer Statistik, die man selbst noch nicht kennt, und von der man nur ein paar Schlussziffern erfahren hat, große Folgerungen zu ziehen. Und gar aus einer so complicierten Statistik, deren Apparat eben erst eingeführt, kaum noch sehr verlässlich functionieren dürfte und deren Resultate erst für einen so kurzen Zeitraum vorliegen. Wer weiß, was alles in der Anlage dieser Statistik das Resultat zu verschieben geeignet ist. Um nur ein Moment zu nennen: Kann die Statistik jene Waren separat erfassen, welche von Ungarn an österreichische Großhändler und Exporteure gehen, um ins Ausland weiter befördert zu werden und kann sie diese von den in Oesterreich consumierten ausscheiden und von der Oesterreich allein betreffenden Summe abziehen? Es ist wohl kein Zweifel, dass die von Oesterreich exportierten ungarischen Waren die umgekehrt von Ungarn weiter exportierten österreichischen Waren bedeutend an Wert übersteigen. Ferner kamen im ersten Quartal d. J. vielfach abnorme Verhältnisse zur Geltung: Der Kohlenstreik mit seiner Unterbindung des österreichischen Exports und seiner Förderung des Imports. Ferner und die zu Verlustpreisen erfolgte Unterbietung der österreichischen Eisenindustrie in Oesterreich selbst durch einzelne ungarische Eisenwerke. Aber nicht nur diese Einwendungen gegen die Beweiskraft der vorliegenden dürftigen Daten sind nöthig, auch gegen die Schlussfolgerungen, welche die „Neue Freie Presse" aus diesen Daten zieht, muss man sich verwahren, weil man sonst Gefahr läuft, dass, wenn sich die Statistik im Verlaufe des Jahres gegen uns kehren sollte, aus diesen Schlussfolgerungen ebenso ungerechtfertigt Capital gegen Oesterreich geschlagen werden könnte, als es die „Neue Freie Presse" jetzt gegen Ungarn thut. Welch veraltete Anschauung, dass die Höhe des Export- oder Importsaldos die wirtschaftliche Macht eines Staates bestimmt! Darnach müsste ja England mit seinem den Export so gewaltig übersteigenden Import das ärmste Land der Welt sein und Frankreich und Deutschland die nächstarmen. Auch beim Außenhandel heißt es wägen und nicht zählen. Und z. B. der oben angeführte Umstand, dass ungarische Eisenwerke ihre Waren nach Oesterreich verschleudern mussten, weil in Ungarn kein Absatz war, sollte hinreichen, um vor einer so mechanischen, im Princip verfehlten Schätzung der wirtschaftlichen Kraft zu warnen. So wenig wir aber das von der „Neuen Freien Presse" mitgetheilte Resultat der Statistik für feststehend halten, so wenig ist es eigentlich geeignet zu überraschen. Womit soll denn Ungarn, das doch an Oesterreich einigermaßen verschuldet ist, die Zinsen dieser Schulden zahlen, wenn nicht mit Waren — oder neuen Schulden? Eines aber ist gewiss richtig, nur haben wir es auch vor den sechs Millionen Kronen Exportüberschuss Ungarns gewusst, dass Ungarn mindestens dasselbe Interesse an der Aufrechthaltung des gemeinsamen Zollgebietes hat, wie Oesterreich. Wenn Oesterreich immer wieder den Kürzeren in den Verhandlungen mit Ungarn zieht, so ist die Unfähigkeit seiner Regierungen schuld, allerdings auch die Aengstlichkeit seiner Industriellen, welche es nicht wagen, es den Ungarn gleich zu thun, die mit dem drohen, was sie doch ernstlich gar nicht wollen.

*

Wer da glaubt, dass die Verwaltungsbehörden in Oesterreich etwas lernen, dass gewisse elementare Sünden, die durch Jahrhunderte begangen, tausendfachen Schaden angerichtet haben, jetzt, wo die Gefahr allgemein bekannt ist, nicht mehr begangen werden, der braucht, um seine Meinung zu corrigieren, sich nur anzuschauen, wie die Forstwirtschaft in Oesterreich betrieben wird. Was die Entforstung unserer Gebirgsgegenden für Verheerungen in ausgedehnten Theilen der Monarchie angerichtet, wie viele Hochwasser-Katastrophen sie verschuldet hat, ist allbekannt. Und doch häufen sich gerade in der letzten Zeit wieder die Klagen, dass es mit der Waldverwüstung heute nicht viel besser bestellt ist als früher. In Galizien fand vor wenigen Wochen eine Enquête statt, in welcher als Ursache der großen Ueberschwemmungen die „rapide Devastierung der Wälder" an den Abhängen bezeichnet wurde. Wozu haben wir Forstgesetze, wenn jetzt noch die Wälder „rapid devastiert" werden können? Die Wiener Handelskammer schreibt in ihrem Bericht pro 1899 (Seite 211):

„... An der Donau, östlich von Linz, kaufen Holzexporteure große Waldcomplexe und schlagen die ganzen Bestände, ohne sich um die Wiederaufforstung zu kümmern. Oesterreich wird in 20 Jahren um die Hälfte seiner Waldbestände gekommen sein, wenn diesen Vorgängen nicht Einhalt gethan wird. Im Jahre 18[illegible] betrug die Holzausfuhr [illegible] Waggons, 1899 schon [illegible] Waggons. Um die Verwüstung der österreichischen Waldcultur zu verhindern, ist daher nach Ansicht der berichtenden Firma nicht nur die Einführung eines Ausfuhrzolles auf Rundholz, sondern vor allem eine strenge Handhabung des bestehenden Forstgesetzes nothwendig."

In derselben Weise klagen zahlreiche Industrielle in den Mittheilungen des „Bundes österreichischer Industriellen", welche gleich der Handelskammer noch darauf hinweisen, wie sehr neben den durch das planlose Holzschlagen verursachten Ueberschwemmungsgefahren

die österreichische Industrie durch Holztheuerung und drohendem Holzmangel infolge des wachsenden Exports geschädigt wird. Aber wie ein kleiner Bauer, der alles, selbst sein Saatgetreide verkauft, nur um bares Geld in die Hand zu bekommen, ist die österreichische Regierung, welche nicht genug Holz exportieren zu können glaubt, und nicht bedenkt, dass sie der österreichischen Industrie dadurch das Holz, welches heute angesichts der Kohlentheuerung auch als Brennstoff wieder wachsende Bedeutung erlangt, entzieht und vertheuert, und mit dem ausgeführten Rohstoff in Deutschland Veredelungsindustrien nährt. Zu diesem Zwecke werden sogar noch billige Exporttarife für Holz beistellt. Was das sinnlose Schlagwort vom „allein seligmachenden Export" für verfehlte Maßnahmen verursacht, ist kaum glaublich. Dass man aber heute noch zu so vielen Klagen über Devastierung der Wälder zwingt, ist geradezu verbrecherisch.

Man schreibt uns aus Berlin: Ueber die deutsche Anleihe in Amerika ist vorderhand officiell bekannt gegeben worden, dass ein amerikanisches Consortium durch Vermittelung der Reichsbank und der Disconto-Gesellschaft 80 Millionen deutscher Schatzscheine mit 4 Procent verzinslich übernommen hat. Es ist ganz sicher, dass die Kosten der deutschen China-Expedition mit diesen 80 Millionen noch nicht bezahlt sind. Ohne Zweifel werden wir noch weitere ganz bedeutende Opfer zu bringen haben. Allerdings ist abzuwarten, ob sich das Gerücht bewahrheitet, dass die gegebene Anleihe nur ein Theilbetrag einer 200 Millionenanleihe ist. Vorläufig verlautet bis jetzt officiell nichts darüber, so dass man die Discussion darüber einstweilen zurückstellen kann. Die Begebung der Anleihe hat für Deutschland große principielle Wichtigkeit, und zwar ebensowohl in politischer als auch in finanzieller und volkswirtschaftlicher Hinsicht. Unter dem Gesichtswinkel der Politik erscheint am wichtigsten die Frage: bedeutet die Aufnahme der Anleihe eine Mattsetzung des Reichstages? Ueber diese Frage ist natürlich sofort viel hin- und hergestritten worden. Aber wenn man nach dem ersten Aufbrausen der Leidenschaft mit ein wenig Objectivität die Sachlage prüft, muss man doch wohl gerechterweise zugeben, dass sich ein Urtheil darüber erst bilden lässt, nachdem man im Reichstag von den maßgebenden Factoren eine amtliche Darstellung der Sachlage empfangen hat. Zunächst ist weder die Behauptung der officiösen Presse richtig, dass die Regierung Schatzscheine auch ohne Votum des Parlaments ausgeben darf. Ebenso wie auch die Ausführungen der Opposition nicht zutreffen, welche ohneweiters der Regierung eine Sünde gegen den Geist der Verfassung vorgeworfen hat. Die Ausgabe der deutschen Schatzscheine ist durch zwei Gesetze geregelt, nämlich durch das vom Reich übernommene Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 6. November 1867 und durch das Etatsgesetz vom 18. März 1894. Die in den beiden Gesetzen behandelten Schatzscheine haben jedoch einen ganz verschiedenen finanztechnischen Charakter. Das Bundesgesetz berechtigt zur Ausgabe von Schatzscheinen überhaupt auf bestimmt festgesetzte Fristen. Auf Grund dieses Gesetzes könnte natürlich eine Ausgabe von Schatzscheinen, kündbar 1904, erfolgen. Keine Unterlage für die Schatzscheinemission aber bietet das Etatgesetz, weil es den Reichskanzler nur ermächtigt, zur vorübergehenden Verstärkung des ordentlichen Betriebsfonds der Reichshauptcasse, Schatzanweisungen in der Höhe von 175 Millionen auszugeben. Sie dürfen auch nicht länger als bis zum Schluss des Etatsjahres laufen. Als springender Punkt wäre also zu untersuchen, inwieweit das angeführte Bundesgesetz dem Reichskanzler gestattet, ohne vorher eingeholte Bewilligung des Parlaments Schatzscheine auszugeben. Die Discussion über diese Frage ist jedoch vorläufig dadurch lahmgelegt, dass officiös behauptet wird, es handle sich nur um die Realisierung bereits bewilligter Credite. Man wird also die Reichstagssession abwarten müssen, bevor man ein definitives Urtheil sich bilden kann. — In finanzieller Hinsicht ist die Aufnahme der Anleihe als ein großer Erfolg der deutschen Finanzwelt zu begrüßen. Sie war vor die Aufgabe gestellt, Deutschland Geld zu verschaffen. Und sie hat diese Aufgabe glänzend gelöst, indem sie zu coulanten Bedingungen (wie es heißt zu Pari) den billigsten Geldmarkt der Welt in Anspruch nahm. Man kann auch der Reichsfinanzverwaltung nur dazu gratulieren, dass sie die Form der kurzfristigen Anleihe wählte. Da unter einer Zinsgewährung von 4% gar keine Anleihe denkbar war, so bot sich ihr die Möglichkeit, entweder 3% Anweisungen zu 80% Brutto zu begeben oder aber 4%ige Scheine à 100. Es war verständig, die letztere Form zu wählen, weil dadurch die Rückzahlung ohne Schaden und die spätere Ersetzung durch dreiprocentige Anleihen möglich ist. Es war auch gescheidt, gar nicht erst den Versuch zu machen, in Deutschland die Märkte noch mehr zu belasten. Die bei uns herrschende Ueberproduction an Anlagewerten aller Art, die ganz wesentlich an der augenblicklich herrschenden Effectenkrisis schuld ist, bedingt, dass neue Anleihen nur noch im Tausch gegen andere Werte von unseren Capitalisten erworben werden können. Eine dreiprocentige Ausgabe wäre aber reizlos gewesen und die emittierenden Banken hätten riskiert, davon auch nicht ein Stück los zu werden. Anders dagegen bei einer vierprocentigen Anleihe. Zunächst hätten die Besitzer der dreiprocentigen Werte sich zum Tausch veranlasst gesehen, der einen Cursrückgang bei jenen Anleihen zur Folge gehabt hätte. Dadurch wäre auch [illegible] dem Industrie-Actienmarkt [illegible] eine [illegible] nicht absehbare Folgen hätte nach sich ziehen können. [illegible] erkannt zu haben, so muss man doch immer wieder betonen, dass [illegible] tausend Gründen [illegible] verantwortlich ist, und dass die Auswanderung nach Amerika, die unter den gegebenen Verhältnissen noch [illegible] als nationales [illegible] volkswirtschaftlich [illegible] Deutschland war nebst England [illegible]

[illegible]

so war es doch vom Standpunkte der internationalen Volkswirtschaft weniger erfreulich. Aber wir konnten's natürlich nicht verhindern. Ganz anders aber liegen die Dinge jetzt, wo die großspurige Militärfinanzpolitik uns zwingt, direct uns an das Ausland zu wenden. Man stelle sich nur einmal vor, in welch einen Zustand wir gerathen können, wenn es sich einmal darum handelt, in Zeiten angespannter wirtschaftlicher Thätigkeit zum Kriege zu rüsten. Amerika hat dann vielleicht ein großes Interesse, den gefürchteten Geschäftsconcurrenten Deutschland lahm zu legen, es wirft uns die in seinem Besitz befindlichen Anleihen auf den Markt, die Curse stürzen und der Credit Deutschlands ist ganz erheblich geschädigt. Dass unsere Regierungsmänner diese Consequenzen ganz richtig erkennen, geht daraus hervor, dass sie sich zu vertheidigen suchen, indem sie officiös erklären lassen, man habe sich gar nicht an Amerika gewandt, die Anleihe sei an die Discontogesellschaft begeben; wie diese privatim die Stücke unterbringt, sei ihrem Einfluss entzogen. Diese Behauptung ist jedoch unwahr, denn in dem veröffentlichten, officiellen Communiqué der Discontogesellschaft wird ganz deutlich gesagt: ein amerikanisches Consortium hat unter Vermittlung der Discontogesellschaft und der Reichsbank die Anleihe übernommen. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens darauf hingewiesen, dass wir aus Amerika nicht einmal neuen Goldzufluss zu erwarten haben. Vielmehr wird die Bezahlung der Anleihe durch Wechsel auf Deutschland erfolgen, da Amerika hier große Guthaben besitzt, es ist also höchstens eine größere Goldentziehung verhindert.

G. B.

## Kunst und Leben.

Am 15. September ist im Volkstheater als Novität ein Schwank von Max Dreyer gegeben worden. Er heißt „Großmama" und bezeichnet sich als „Junggesellenschwank". Was ist das, ein Junggesellenschwank? Ist das ein Schwank für Junggesellen, die zur Ehe bekehrt werden sollen? Das wäre denn doch zu naiv. Oder ist es ein Schwank „nur für Junggesellen", so dass wir es mit einem Reclamevermerk in der Art der manchen Büchern aufgestülpten Schleife „Pikant" oder „Nur für Herren" zu thun hätten? Da würden sich die Junggesellen entschieden für getäuscht erachten, denn was wären zwei oder drei Scherzworte, wenn sie auch noch so kräftig und gut sind, für eigens zu Pikanterien geladene Junggesellen? Also vielleicht ein Junggesellenschwank, wie man Pasteten, in denen Rebhühner den Hauptbestandtheil ausmachen, Rebhühner-Pasteten nennt? Aber sei dem wie immer, jedenfalls hieße das Stück statt „Großmama, ein Junggesellenschwank," besser „Der Junggeselle, ein Schwank für Großmamas", denn da ein eingefleischter Junggeselle nun einmal die Hauptrolle im Stücke spielt, gebürt ihm auch die Ehre, der Titelheld zu sein, und ist ein Stück, das alle Großmütter erfreuen muss, nicht ein Stück für Großmütter? Und was kann Großmütter mehr erfreuen, als an ihre Jugend erinnert zu werden? Und was kann sie mehr an die Bühneneindrücke ihrer Jugend erinnern, als ein Stück zu sehen, in dem einer zuerst drei Acte lang auf die Weiber loszieht und Stein und Bein schwört, dass er von ihnen nie etwas wissen will, um dann plötzlich für alles Weibliche zu schwärmen und die Nächstbeste zu heiraten? Ein Stück, in dem die Umkehr im Helden mit nichts anderem motiviert ist, als dass der letzte Act kommt und der Autor die Umkehr benöthigt? Denn dass die Rede, welche die Großmama dem Junggesellen am Schluss des dritten Actes hält, es erklärlich macht, dass dieser sich Knall und Fall in die Großmama verliebt — das soll einmal einer probieren, seiner Großmutter zu erzählen! Max Dreyer hat mit einem ernsten, gediegenen Drama, „Drei", seine Laufbahn als Dramatiker begonnen, es wäre Schade, wenn er sich dauernd darauf verlegen würde, Blumenthal Concurrenz zu machen. Das Publicum hat übrigens sehr viel gelacht, in den ersten Acten über das Stück, im ganzen Stück aber über Herrn Thaller, der sich mit der Rolle des alten Junggesellen glücklich im Deutschen Volkstheater eingeführt hat.

Max Burckhard.

*

Das Raimund-Theater brachte einen Schwank „Der Schutzengel" von Ernst Gettke und Alexander Engel. Die Idee dieses Stücks ist — ein Schuss, der in der Villa einer „guten Familie" ein nächtliches Stelldichein unterbricht. Der Schutzengel aber ist Trude, eine ländliche Base, welche das aufgescheuchte Liebespaar mit großer Geschäftigkeit rettet, dabei nun selber in Verdacht geräth, in dieser Situation freilich einen Bräutigam gewinnt und durch mannigfache glückliche Zwischenfälle völlig gerechtfertigt wird. Damit findet das verwickelte Stück denn auch sein Ende. Der dritte Act hat mittlerweile seine Zeit erfüllt — drei Acte hat der Schwank. Ueber Alexander Engel und seine Manier ist nichts zu sagen; man kennt ihn in Wien schon, er ist rasch eine Art Persönlichkeit in unserer „Theatergesellschaft" geworden — ich kann ihm dieses harte Wort [illegible] wissen aus früheren Jahr[illegible] er liebt es, urwüchsige Mädchen [illegible] auftreten zu lassen; [illegible] Trude, Mizzis u. s. w. scheint [illegible] klappernden Witzworten) zu [illegible] doch auch für das Geschäft [illegible] von hübschen jungen [illegible] beliebt, und wenn sie [illegible] das fünfundzwanzig Auf-

führungen. Diesmal trat an die Stelle der Frau Riese Fräulein **Stojan**, aber das konnte den Wert des Stückes nur äußerlich berühren. Auch sie hat sich alle Mühe gegeben, die gekünstelte, gequälte, ächzende Scheinnatürlichkeit dieses Schwankdialogs mit heiterer Miene zu ertragen. Sie war in koketten Scenen sogar ausgezeichnet, und Herr **Treumann** stand ihr, in leider nur zu kurzen Momenten, mit wirksamem Humor zur Seite.

A. G.

*

Man hatte gehofft, in Karl **Bleibtreus** Schauspiel „**Karma**“ (im **Jubiläumstheater**) eine aus buddhistischer Weltanschauung hervorgehende Handlung zu finden. Man war enttäuscht. In diesem Stück wird soviel gesprochen, und zwar so unklar, schwülstig und in ganz großen Worten, dass man wirklich nicht recht weiß, was der Autor will. An manchen Stellen schwillt freilich die Diction zu einem Strom an; manche gedankliche Tiefe mahnt daran, dass das Stück kein Dichter, wohl aber ein ins Großartige strebender Denker verfasst hat. So scheint mir, dass das Stück auch als Widerspiel und Kampf zwischen Dichter und Denker in der Brust eines Menschen aufzufassen wäre.

R. H.

## Bücher.

Michael Anitchkow: **Krieg und Arbeit**. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1900.

Der Verfasser zeigt, dass der ewige Friede weder von Friedensconferenzen und Schiedsgerichten zu hoffen sei, noch davon, dass das Uebermaß der Rüstungen und die Vervollkommnung der Waffentechnik den Krieg unmöglich machen werde. Dennoch seien die Hoffnungen der Freunde der Humanität nicht eitel zu nennen. Denn alle früheren Kriegsursachen, unter denen die wichtigste die Möglichkeit gewesen sei, von Raub statt von Arbeit zu leben, seien geschwunden, und es bleibe als einzige nur der Zollkrieg übrig, der den Keim wirklicher Kriege enthalte, namentlich wenn er durch die Absperrung der Grenze gegen Einwanderer verstärkt werde. Diese Kriegsursache könne, müsse und werde behoben werden. Die Grenzen müssten für Warentransport und Menschenverkehr ganz freigegeben, der Grenzzoll und die Passpflicht aufgehoben werden. Eine ausführliche Geschichte des Zollwesens in den verschiedenen Staaten thut die Unvernunft des Schutzzolles dar. Der Verfasser hofft, dass die Vervollkommnung des Luftballons die Grenzbewachung unmöglich machen werde, und glaubt, dass der Selbständigkeit der Staaten von der Freigebung des Grenzverkehrs keine Gefahr drohe. Leider wird die Wirkung des sehr belehrenden Buches durch den Umstand beeinträchtigt, dass der Verfasser des Deutschen nur unvollkommen mächtig ist und es versäumt hat, sein Werk von einem Deutschen stilistisch überarbeiten zu lassen.

— t —

Gabriel Giroud: **Cempuis. Éducation intégrale — Coéducation des sexes.** C. Reinwald, Paris, 1900.

Der Verfasser, Zögling der Erziehungsschule des Paul Robin in Cempuis (Frankreich), hat es unternommen, die Ideen seines Erziehers zu übermitteln, und zwar mit einem Anhange, betreffend Paul Robins Anklagegeschichte. Dieser originelle Kopf, der in Cempuis ein von Pfaff und Schulmeister befreites Ideal zu verwirklichen suchte (1884 bis 1889), sollte spüren, dass auch in Frankreich die Arbeit eines freien Menschenbildners noch verfrüht ist. Paul Robins Erziehungsideal geht weit über das des deutschen Halbtheologen, der uns in „Emlohstobba“ für königstreue, glaubenseifrige Schullehrer eine Zukunftsschule vorführt. „Emlohstobba“ ist ein Buch, „Cempuis“ ist ein Stück Geschichte. Während der Verfasser des deutschen Buches ein bloßer Nachahmer ist, hat man vor Paul Robin den Hut abzunehmen. Er will die freie, die befreite Menschheit, und er bringt Opfer. Leider lehrt das Buch, welchem achtundvierzig Bilder beigegeben sind, dass der französische Pädagog nur auf halbem Wege ist, die natürliche Erziehung zu verwirklichen, die im Einklange mit der Natur, der ewig bildenden befindliche. Wäre Paul Robin ein großer Erziehungsreformator, er hätte aus Cempuis ein Spiegelbild der Natur gemacht; immerhin steht er so hoch, dass die Lehrerschaft zu ihm hinaufschauen muss.

Ewald Hause.

Hans Ostwald: **Vagabunden.** Berlin 1900. Bruno und Paul Cassirer.

Die Brüder Cassirer sind die geschäftlichen Interpreten Liebermann'scher Kunst. Ihr Verlagssiegel ist eine der Gestalten des Meisters, der arbeitsgebeugte Fischer am Meere. Das ist das beste Wahrzeichen: schlichte ungeschminkte Darstellung jeder Wirklichkeit ist Kunst. Das Ostwald'sche Buch entspricht diesem Wappen! Die Titelzeichnung von Baluschek fasst den Inhalt gut zusammen: zwei Landstreicher verlassen müden Schrittes die letzten halbfertigen Straßen einer großen Stadt. Stumpfe Gleichgiltigkeit prägt sich in ihrem Gesichte aus: Vagabundenresignation. Ostwald zeichnet, frei von jeder Tendenz — was dem Schriftsteller des „Vorwärts“ besonders hoch angerechnet sein mag — das heutige Vagabundenleben in seiner entnervenden Freiheit, die furchtbare Hypochondrie des willenlosen Charakters, der resignierend auf der schiefen Ebene des Verkommens dahin geht. Die Arbeit entbehrt freilich völlig der straffen Composition. Das erzählende „Ich“ des Helden gibt eine ziemlich haltlose Motivierung seiner Entfernung aus dem Vaterhause, seines Planes, als Vagabund durch die Welt zu ziehen. Diese Fabel scheint zu nichts weiter dienen zu sollen, als um die Person einzuführen, in deren sensiblem Empfinden sich die Bilder spiegeln, die in planloser Folge aneinandergereiht sind. Die Planlosigkeit ist indessen Absicht, Realismus. Im Vagabundenleben gibt es keine Entwickelung. Wie ein Stein zu Thal rollt, so lauft des Stromers Leben steuerlos dahin. — Die Stromerschilderung bringt nichts neues, ist doch das Stromerthum mit seiner sogenannten [illegible], seiner eigenen Sprache, die [illegible] der verschiedensten literarischen Richtungen. Allein das „Wie“ der Darstellung ist neu. Ostwald hat sich eine eigene Ausdrucksweise geschaffen: in breiter Schilderung verwebt er seine Gestalten mit der Natur, in der sie ihr unstätes Leben verbringen. Manchmal ein Sonnenblick auf ihrer Wanderung — vom Zufall geschenkte oder gestohlene Sättigung, ein Aufflackern von Lebensfreude. Alte Stromerlieder erklingen, angestimmt dereinst von dem zünftigen Walzbruder von ehemals, im Wandel der Zeit verändert. Echte Volksweise mischt sich mit der Phrase des Gassenhauers. Aber solcher Augenblicke sind wenige. Unfähig zu arbeiten, und doch voll Sehnsucht nach der Arbeit, fliehen die Vagabunden vor den Behörden von Provinz zu Provinz. Der eine oder andere findet eine Gefährtin, eine Tippelschickse, und es entspinnt sich jenes unbegreifliche Sclavenverhältnis der Frau zum Manne. Hie und da bleibt einer von ihnen am Wege liegen oder endet im Arbeitshaus, im Gefängnis, im Spital. — Ebenso dürftig wie die Einführung ist auch der Schluss motiviert. Ein Brief aus dem Vaterhaus rettet den Erzähler vor dem endlichen Schicksal totaler Verkommenheit. Wodurch auf einmal sein Eigensinn gebrochen wurde, erfahren wir nicht. Ohne diese mangelhafte Composition wäre der Wert des Buches noch heller zutage getreten. Vergleicht man es mit den übrigen Schilderungen des Stromerlebens, wie etwa Kirchbachs „Das Leben auf der Walze“, so verhält es sich zu diesen wie eine Freilichtfarbenskizze zum Ateliergemälde. Das Freilicht ist sein Vorzug, das Skizzenhafte sein Nachtheil. Dem Stil seiner Sprache nach möchte ich es am ehesten mit Grimmelshausens naiver breiter Schilderungsart vergleichen. Gleich dem „Simplicissimus“ zeitigt es seine große Wirkung durch die einfache Wiedergabe des Thatsächlichen, ohne Folgerungen, ohne tendenziöse Verfärbung.

Max Ludwig.

## Revue der Revuen.

**„Socialistische Monatshefte.“** Das Septemberheft ist eine ungewöhnlich reichhaltige Nummer. Die besten Namen der jüngeren Schule der deutschen Socialdemokratie sind darin vertreten. So vor allem Eduard **Bernstein** mit einem gedankenreichen Artikel „**Der Socialismus und die Colonialfrage**“. Der Artikel zeigt, dass Bernstein auch in der Colonialfrage die alte socialdemokratische Schablone überwunden hat. Der höheren Cultur schreibt er nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht zu, sich die niedere zu unterwerfen. In diesem Sinne spricht er von einem „Culturrecht“, welches er in wirtschaftlich-teleologischer Auffassung begründet. „Jede kräftige Rasse“ — schreibt er — „und jede kräftige Wirtschaft streben nach Ausbreitung, nach Expansion. Dieser Drang ist zu allen Zeiten ein mächtiger Factor fortschrittlicher Entwickelung gewesen. Es wäre daher nichts widersinniger, als wenn Vertreter einer Bewegung, die den gesellschaftlichen Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben hat, systematische Expansionsbestrebungen als etwas an sich Schlechtes verwerfen wollten.“ Auf das chinesische Problem übergehend, meint Bernstein, dass, wenn auch die Morallehre der Chinesen eine sehr erhabene sei, doch ihre Moralpraxis verwerflich, und dass das Chinesenthum, wenn auch nicht stationär, so doch, im Vergleich zu Europa, nur mehr eine passive Cultur besitze, „stark in den Tugenden der Hinfälligen und beschlagen in der Weisheit der Schwachen“. Bernstein untersucht auch den Zusammenhang zwischen Colonialpolitik und Industrieentwickelung eines Landes und findet in dem übergroßen Colonialbesitz Englands die Erklärung dafür, dass dieses Land seine industrielle Führerschaft zu verlieren beginnt, weil es zu viel Kräfte als Verwaltungsbeamte u. s. w. an seine Colonien abgeben muss. Schließlich meint er, dass wohl Colonialpolitik ohne Kampf nicht möglich sei, befürwortet aber eine vernünftige und humane Politik gegenüber den Eingeborenen, deren Anwalt die Socialdemokratie sein solle. — Von dem sonstigen Inhalt des Heftes seien die gleichfalls wertvollen Aufsätze **Göhres** über „**Weltfrieden, Militarismus und stehendes Heer**“, **Max Schippels** über **Handels- und Wirtschaftspolitik**, Wilhelm Bölsches über den **Naturalismus** erwähnt.

**„Nouvelle Revue“** (August). Ein Artikel von Camille Mauclair über den **gegenwärtigen Stand der literarischen Kritik in Frankreich**. Eigentlich könne kaum mehr von einer solchen die Rede sein; der Mehrzahl nach sei die bezahlte Reclame an Stelle der Kritik getreten, besonders in der Tagespresse; mit Ausnahme des „Temps“ und des „Journal des Débats“ existiere bei keinem Pariser Blatt eine regelmäßige Buchbesprechung; im „Journal“ werden ab und zu in 200 Zeilen 20 Bücher wahllos abgethan, und auch die Notizen im „Figaro“ beschränken sich auf wenige knappe Zeilen. Nicht viel besser steht es in den literarischen Monatsschriften, die den bibliographischen Notizen zumeist nur die beiden Umschlagseiten einräumen. Mauclair bespricht die bekanntesten Kritiker: Brunetière, Lemaître, Deschamps, Doumic und auch Faguet. Von Brunetière, dessen Urtheil für manche Kreise ausschlaggebend ist, meint Mauclair, er sei ein dogmatischer Logiker, der die literarische Production nach allerhand ästhetischen und moralischen Gesetzen, die er bei sich festgestellt, kategorisiert und alles in das Procrustesbett seines Systems zwängt. Er sei gewissenhaft und ehrlich und von der Wichtigkeit seines Amtes durchdrungen; etwa wie die Professoren an der Malerakademie. Aber ebenso wenig wie diese der Entwickelung einer freien und persönlichen Kunst geschadet, werde Brunetière die literarische Bewegung aufhalten. Die Zeit des Autoritätenglaubens und der Sectierer sei vorüber; auch im Publicum werde ihr Anhang immer geringer. Aber umso mehr sollten sich die kritisch veranlagten Literaten auf ihre wahre Aufgabe, dem öffentlichen Urtheile den Weg zu weisen, besinnen und an die guten Vorbilder: Taine, Emerson, Carlyle, Lessing, Nietzsche, Mallarmé anknüpfend, eine neue literarische Kritik in Frankreich schaffen.

**„Contemporary Review“** (Juli). Die Eröffnung der Londoner Centraleisenbahn veranlasst G. F. **Millin**, das alte Project eines **Centralbahnhofes für London** neuerdings in Anregung zu bringen. Nur stimmt er dafür, dies durch Anlegung eines unterirdischen Netzes zu erzielen, was unvergleichlich billiger wäre, als an der Oberfläche, wo schon der dadurch vermehrte Grund und Boden zahllose Millionen repräsentiert. Würden alle Eisenbahnen im Londoner Umkreis unter die Erde verlegt, so entstünde ein ungeheurer freier Platz zur Anlage von Arbeiterhäusern,

Volkswohnungen, öffentlicher Gärten u. s. w. Anderseits sind alle hygienischen und technischen Schwierigkeiten, die sich unterirdischen Anlagen früher entgegengestellt, durch die moderne Wissenschaft völlig gelöst, und der Verkehr mit der Erdoberfläche durch eine genügende Anzahl von Aufzügen leicht herzustellen. Auch könnten durch eine derartige Anlage die zahlreichen Eisenbahnbrücken über die Themse, die heute die Stadt verunzieren, beseitigt werden. — Arthur Sowerby, der zwanzig Jahre in China gelebt hat, gibt dieselbe Erklärung für die Entstehung des Namens der „Boxer" — aus dem missverstandenen I-ho-ch'uan = Verband der „Patrioten", aber auch der „Fäuste" — die Wilh. F. Brand bereits Mitte Juni in der „Zeit" gegeben hat.

## Dissonanzen.

Von Ferdinand von Saar.

Es war großer Jagdtag gewesen. Eine Anzahl von Gästen, welche nach dem späten Diner ihre benachbarten Wohnsitze noch zu erreichen vermochten, fuhr in leichten Wagen durch das Portal in die dunkle, frostige Herbstnacht hinein. Desto behaglicher fühlten sich die Zurückbleibenden in dem durchwärmten, hellerleuchteten Rauchzimmer, das an die gewölbte Speisehalle stieß. Dort saßen sie nun, weit zurückgelehnt, mit gekreuzten Beinen, die langen Spitzen der funkelnden Lackschuhe vor sich hinstreckend, plauderten, lachten, schlürften Cognac oder Chartreuse, bis sie sich endlich anschickten, mit dem Schlossherrn ein kleines Baccarat zu machen. Auch eine schöne junge Gräfin, Schwester des Fürsten, die sich in ihrer blassgelben Crêpe de Chine-Toilette zwischen den schwarzen Smokinganzügen der Herren gleich einer Theerose ausnahm, betheiligte sich an dem Spiel. Sie hatte schon die Jagd mitgemacht und langte jetzt, eine große Cigarre zwischen den Lippen, mit ihren nervigen, prachtvoll beringten Sporthänden nach den Kartenblättern, die ihr zugezählt wurden.

Während sich nun hier unten die Aufregungen des Spiels immer lauter äußerten und stets neue Havanas aus den Staniolhüllen gelöst wurden, so dass des angehäuften Rauches wegen ein Fensterflügel geöffnet werden musste, war oben im Salon ein kleinerer, stillerer Kreis um die Fürstin Mutter versammelt. Diese, eine stattliche Dame mit leicht ergrauten Haaren, saß in einem tiefen, äußerst bequemen Fauteuil und bewegte mit den feinen, schimmernden Fingern zwei Stricknadeln aus Elfenbein, mit welchen sie, einen Knäuel Wolle vor sich, für arme Dorfkinder Jäckchen und Röckchen anfertigte. Dieser ruhigen, mechanischen Arbeit pflegte Fürstin Therese einen vorwiegend großen Theil ihrer Zeit zu widmen, während ihr beständig reger Geist nach allen Richtungen hin seine Fühler ausstreckte. Sie selbst nahm nur selten ein Buch zur Hand, was durch eine gewisse Schwäche ihrer Augen bedingt sein mochte. Aber vier Personen waren abwechselnd beschäftigt, ihr viele Stunden des Tages und der Nacht vorzulesen, so dass ihr keine nur irgend nennenswerte literarische Erscheinung fremd blieb. Russen und Deutsche liebte sie sehr; Franzosen, Engländer und Skandinavier standen in zweiter Linie, wenn sie auch diese keineswegs geringer schätzte, wie denn die Objectivität ihres Urtheils in den meisten Dingen Erstaunen erregen konnte. Auch wissenschaftliche Werke wurden zur Lectüre herangezogen, man war aber begreiflicherweise nicht imstande, sie erschöpfend durchzunehmen. Daher strebte die Fürstin auf solchen Gebieten nach Belehrung durch mündliche Unterhaltung, indem sie Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in ihren kleinen Zirkel lud, wo die meisten bald heimisch wurden, da sie fühlten, dass man ihnen hier wirkliches geistiges Interesse entgegenbrachte.

Diesmal befand sich im Schlosse ein junger Doctor zu Gast, der in Wien als Privatgelehrter lebte. Eigentlich Polyhistor, hatte er sich seit einiger Zeit ganz auf die Socialpolitik geworfen und durch eine Reihe publicistischer Artikel ungemeines Aufsehen erregt. Er wurde daher viel in Gesellschaft gezogen, selbst in die hervorragendsten Kreise, denn er besaß auch sehr angenehme weltmännische Eigenschaften. Er war ein ganz vortrefflicher Reiter und Tänzer und zeichnete sich besonders als kühner Radfahrer aus. Als die Fürstin, die mit ihm im Laufe des Winters an einem dritten Orte zusammengetroffen war, erfahren hatte, dass er in einer benachbarten Stadt Vorlesungen halte, schrieb sie ihm dorthin und bat ihn, auf der Rückreise das Schloss zu besuchen. Er hatte die Einladung verbindlichst angenommen, hatte sich gleich bei seinem Eintreffen den Jägern angeschlossen und saß nun in tadellosem Frack und weißer Halsbinde zur Rechten der Fürstin, die sich mit ihm über die sociale Frage unterhielt. Seine schmalen Lippen umspielte dabei ein halb ehrerbietiges, halb ironisches Lächeln, während seine runden stahlgrauen Augen in einem kalten Feuer glänzten. Sonst aber blieb sein Gesicht unbeweglich, wie die auffallend kahle Schädeldecke, die sich, nach oben etwas zuspitzend, wie ein halbes Straußenei ausnahm. [illegible] der berühmte Doctor bei [illegible]

[illegible]

seiner bewegten jungen und jüngeren Zeit nahezu aufgebraucht. Geistig begabt und im Theresianum erzogen, war er zum höheren Staatsdienste bestimmt gewesen. Aber er zog es vor, in die Armee zu treten. Als Rittmeister bekam er es satt und ließ sich der Gesandtschaft in Madrid attachieren, wo er bald Legationsrath wurde. Dennoch schien er es auch dort nicht nach seinem Geschmack gefunden zu haben. Denn als die Errichtung des mexicanischen Thrones im Zuge war, trat er als Major in die Dienste des unglücklichen Kaisers Max. Nachdem die Tragödie mit der Katastrophe von Queretaro ihren Ausgang genommen hatte, kehrte er, angegriffen vom tropischen Klima, als müder Mann nach Europa zurück, um fortan in vollständiger Zurückgezogenheit auf dem Familienstammgut zu leben. Er bewohnte dort, etwas abseits vom Schlosse, einen im Rococostil erbauten Pavillon, der nunmehr mit dem ausgedehnten Park und der nächsten landschaftlichen Umgebung seine Welt geworden war. Bis auf die feinen Cigarren, die er rauchte, war er vollständig bedürfnislos und ließ sich, wenn er allein mit seinem Diener hier hauste, oder auch sonst, wenn es ihm gerade in den Sinn kam, von einer Gärtnersfrau ein sehr schlichtes Mahl bereiten. Auch dem Schneider gab er äußerst wenig zu verdienen und behalf sich mit seiner verjährten Garderobe, wobei er jedoch immer aufs geschmackvollste gekleidet war und selbst in fadenscheinigen Röcken höchst vornehm aussah. Alle noblen Passionen hatte er längst aufgegeben, selbst die Jagd; nur an mehrstündigen Morgenritten auf einem alten, aber noch immer schönen und feurigen Lippizaner Schimmel hielt er fest. Langweile kannte er nicht. Wollte sie ihn hin und wieder doch anwandeln, so griff er nach einem seiner Bücher, deren er allerdings nicht allzuviel besaß. Es waren nur Werke von älteren Autoren in eigenthümlicher Auswahl. An der Spitze die französischen Enthymematiker: Montaigne, Chamfort, Larochefoucauld. Dann Voltaires Candide und Rousseaus Bekenntnisse. Englisches fand sich vor von Fielding, Smollet, Swift und Sterne. Deutsches: Brandts Narrenschiff, Lichtenbergs aphoristische Schriften, Thümmels Reisen im mittäglichen Frankreich — und Goethes Werther. Das war, einschließlich des Don Quixote, der Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen und einiger wissenschaftlichen Compendien so ziemlich alles. Diese Prosaschriften — Verse konnte er nicht ausstehen — las er wieder und wieder, obgleich er sie bereits auswendig wusste. Daran, sagte er, war ihr unvergänglicher Wert zu erkennen. Er stand daher auch in stetem Widerspruch mit der Fürstin, die immer nur Neues las und in ihn drang, dies oder jenes kennen zu lernen. Aber er wies ihr Ansinnen hartnäckig zurück. Manchmal, wenn er sich unbeachtet glaubte, nahm er eines der empfohlenen Bücher zur Hand und blätterte darin. Ertappte man ihn dabei, so legte er es sofort weg und that nach den paar Seiten, die er gelesen haben mochte, einen oft merkwürdig richtigen Ausspruch über das Ganze. Die Wände seines Zimmers, in welchem er sich tagsüber aufhielt, waren fast durchgehends mit eingerahmten Kupferstichen Hogarths bedeckt, den er neben Ruysdael für den größten Maler erklärte, den es je gegeben. Dazwischen hiengen einige stimmungsvolle Landschaften ohne jede Staffage; über dem Schreibtisch aber war, nicht gerade von Meisterhand gemalt, das Bildnis einer spanischen Dame zu erblicken, die er in Madrid geliebt hatte. Wie man vermuthen konnte, nicht glücklich. Dennoch trieb er mit dem Porträt eine Art Idolatrie, was ihn jedoch keineswegs abhielt, irgend einer Dorfschönen nachzustellen, an der er Gefallen fand. Den Damen seiner Kreise gegenüber betrachtete er sich schon längst als außerhalb jeder Bewerbung stehend, obgleich er auch jetzt mit seiner schlanken, geschmeidigen Gestalt nicht alt aussah. Sein leicht gelocktes Haupthaar war noch immer dicht und braun; nur in seinem, zugespitzten Vollbart zeigten sich Silberfäden. So unterschied er sich sehr augenfällig von dem jungen Doctor, dessen Kahlkopf er unausgesetzt mit eingeklemmtem Monocle betrachtete, während er dem Vortrag mit zerstreuter Ueberlegenheit folgte.

Desto andächtiger aber lauschte der Hofmeister des noch im Knabenalter stehenden jüngsten Sohnes der Fürstin. Verkündete doch der Redner das Evangelium, zu dem er sich, wie jetzt die meisten jungen Leute in ähnlichen Stellungen, selbst bekannte, wenn ihn auch die Verhältnisse zwangen, der Macht des Besitzes unterthänig zu sein. Er hatte noch keine eigentliche Berufswahl getroffen, versuchte sich in allerlei Wissenschaften und war ein begeisterter Bewunderer Bismarcks, Richard Wagners und Nietzsches. Hierin traf er mit dem jungen Fräulein zusammen, das ihm gegenüber saß und eine Art Secretärin der Fürstin war. In ihrer körperlichen Entwicklung etwas zurückgeblieben, hatte sie ein feines, längliches Gesichtchen und große schwärmerische Augen, die zaghaft und [illegible] in die Welt blickten. In ihrem zarten Busen jedoch trug sie eine feurige Hingabe an die Ziele der modernen Frauenbewegung, an welcher sie leider nur aus der Ferne theilnehmen konnte. Aber ihre Begeisterung dafür kam bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch, wobei sie auch beständig mit einer alternden [illegible] in Conflict gerieth, die früher Gouvernante und jetzt Vorleserin war. [illegible] mit aller Heftigkeit ihres Temperaments [illegible] Begriff der „Weiblichkeit" fest, für die sie [illegible] Anlage ins Zeug legte. Sie war überhaupt

sehr reizbar und gerieth in helle Wuth, wenn man sie — was gerade deshalb scherzweise oft geschah — eine Deutsche nannte. Sie stammte aus einem kleinen Städtchen in jenem Theile Lothringens, den man den Reichslanden einverleibt hatte, infolge dessen auch ihr Preußenhass ein grenzenloser war. In dieser Hinsicht hatte sie einen stillen Bundesgenossen an dem bejahrten Hausarzte, der als eingefleischter Altösterreicher dem Deutschen Reiche keine Sympathien entgegenbrachte. Aber er hatte die Gewohnheit angenommen, über alles zu schweigen, was nicht mit seinem Amte zusammenhieng, und so ließ er sich darüber ebensowenig aus, wie über die moderne Medicin, auf die er mit misstrauischer Geringschätzung hinabsah, obgleich er in seinem weitläufigen Zimmer die neuesten chirurgischen Instrumente und medicinischen Schriften aufgestapelt hatte. Im Schlosse war er bis zum letzten Diener als hygienischer Tyrann gefürchtet.

So flossen denn in diesem Salon mit seinen steifen Ahnenbildern und verblassten Gobelins beständig die verschiedenartigsten Gehirnätherschwingungen zu einer eigenthümlichen geistigen Atmosphäre zusammen, die etwas von Gewitterluft an sich hatte, wenn auch die taktvolle Objectivität der Fürstin Entladungen in der Regel zu verhüten wusste.

Der Socialpolitiker hatte eben jetzt eine längere Auseinandersetzung mit einem glänzenden Schlagworte geschlossen, und es wurde still. In diesem Augenblick traten auch zwei Diener, die schon vor der Thür gewartet hatten, mit Theebrettern ein und begannen zu servieren. Die Fürstin nahm eine Tasse, was ihr einen vorwurfsvollen Blick des Hausarztes zuzog, der ihr in letzter Zeit den abendlichen Theegenuss untersagt hatte. Der berühmte Gast folgte ihrem Beispiele, und auch der Graf ergriff eine Tasse, in die er noch ein Löffelchen Rum goss. Der Hofmeister langte nach einem Glase Bier, das Fräulein streckte die schmächtigen Finger nach einem belegten Brötchen, die Französin wählte einige kleine Näschereien aus, während der Arzt seine stoische Enthaltsamkeit durch eine abweichende Handbewegung kundgab.

Als sich die Diener entfernt hatten, sagte die Fürstin: „Ich habe Ihnen noch vielmals zu danken, Herr Doctor. Ihre lichtvollen Belehrungen haben mir wirklich ganz neue Einblicke erschlossen, wenn mir auch — ich gestehe das offen — noch so manches nicht ganz fasslich erscheint."

„Das ist kein Wunder, liebe Resa," warf Graf Erwin etwas ungalant ein. „Auf die socialistische Doctrin lässt sich der Ausspruch anwenden, den Lichtenberg über die Kant'sche Philosophie gethan: dass man sie in gewissen Jahren ebensowenig zu lernen vermöge, wie das Seiltanzen."

Der Doctor sah ihn überrascht und mit einiger Aufmerksamkeit an. Es wunderte ihn offenbar, dieses Citat aus dem Munde des Grafen zu vernehmen. „Nun allerdings," sagte er, „ist es ein Thema, an das man nicht früh genug herantreten kann. Denn später macht sich doch immer ein geheimer, kaum mehr zu überwindender Widerstand geltend."

„Bei mir gewiss nicht, Herr Doctor," versetzte die Fürstin. „Ich kann Sie versichern, dass ich dem Gegenstande immer das wärmste, aufrichtigste Interesse entgegengebracht habe. Wir besitzen ja ausgedehnte Industrien, die uns alle diese Fragen seit jeher nahe gebracht. Und meinem verstorbenen Gatten war es ein Herzensbedürfnis, das Los seiner Arbeiter zu verbessern. Es ist vieles veranstaltet und geschaffen worden, das für die Leute als wirkliche Errungenschaft bezeichnet werden kann. Dem einzelnen sind natürlich durch die allgemeinen Verhältnisse Schranken gesetzt. Und in dieser Hinsicht habe ich mich stets wundern müssen, dass der Staat, der doch die Nothwendigkeit von Reformen zugibt, nicht ein eigenes Ministerium creiert —"

„Dafür müssten wir uns bedanken," unterbrach sie der Doctor hastig. „Das liefe auf bureaukratische Bevormundung hinaus. Nein, Durchlaucht! Wir werden unsere Forderungen schon selbst durchsetzen."

„Aber verzeihen Sie," fuhr die Fürstin mit einer gewissen Hartnäckigkeit fort, „gerade einige dieser Forderungen sind mir unverständlich geblieben. Zum Beispiel die sechsstündige Arbeitszeit. Ich bitte Sie, was sollen denn die Leute mit der anderen Hälfte des Tages anfangen?"

„Sie sollen sich bilden."

Ein sarkastisches Lächeln zuckte über das Antlitz des Grafen. „Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus," sagte er.

Der Doctor warf das Kinn empor. „Gewiss ist es ein großes Wort! Es ist die Signatur — und die Forderung unserer Zeit."

„Leider," erwiderte der Graf trocken.

„Sie sind also ein Gegner der Bildung, Erlaucht?"

„Keineswegs — wenn ich sie wirklich antreffe."

„Ich verstehe. Aber Sie müssen doch zugeben, dass Bildung nicht vom Himmel fällt. Sie muss eben erworben werden. Und so müssen die Arbeiter trachten, sich Bildung zu erwerben."

„Ich möchte wissen, wie sie das anstellen sollten."

„Wie? Es scheint Ihnen nicht bekannt zu sein, dass bereits allenthalben Volksbildungsvereine ins Leben gerufen sind, dass man bemüht ist, durch zahlreiche, jedem zugängliche Bibliotheken und Vorträge den Gesichtskreis derer zu erweitern, die bis jetzt, an ihre Webstühle gekettet oder in die dumpfe Nacht der Kohlenschächte gebannt, in vollständiger Unwissenheit gelebt haben."

„Darauf kann ich wieder nur sagen: leider!"

„Ach, hören Sie nicht darauf, lieber Herr Doctor," fiel die Fürstin ein. „Mein Schwager Erwin gefällt sich in Paradoxen. Aber Sie müssen mir doch erlauben, zu bemerken, dass ich alle diese gewiss sehr löblichen Anstalten ziemlich ungenügend finde. Sie können doch nur wenigen geistig Begabten, denen schon ein gewisser Bildungstrieb inne wohnt, zugute kommen. Aber für die große Masse —"

„Ist freilich fürs erste noch sehr wenig zu hoffen," fuhr der Doctor mit einer erzwungenen verbindlichen Geberde fort. „Immerhin kann auf diese Art — gewissermaßen nach dem Gesetze der elektrischen Vertheilung — auch in der großen Masse Bildungstrieb geweckt werden. Und vorderhand ist genug erreicht, wenn die geistig höher Veranlagten die erwünschte Anregung und Führung finden."

„Das ist durchaus nicht nothwendig," sagte der Graf. „Wer geistig veranlagt ist, findet überall Anregung und strebt von selbst seinem Ziele zu. Ich brauche Sie nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie viele Forscher und Erfinder, wie viele Schriftsteller und Künstler aus den ungünstigsten, ja widerstrebendsten Lebensverhältnissen heraus sich zu hohen und höchsten Stufen emporgeschwungen. Vielleicht, ich gebe es zu, auf manchem Umwege und mit verhältnismäßiger Einbuße an Kraft und Erfolg. Dennoch braucht man es einigen wenigen nicht leichter zu machen auf Kosten der unübersehbaren Mehrzahl, in deren Köpfen durch eine mangelhafte Erweiterung des Gesichtskreises nur eine heillose Verwirrung der Begriffe entstehen kann — ganz abgesehen von bis jetzt noch ganz ungeahnten Bedürfnissen und Begehrungen, welche infolge solcher Bildungsversuche in den Massen geweckt werden müssen."

„Es wächst der Mensch mit seinen Bedürfnissen," sagte der Doctor kategorisch.

„Aber auch sein Elend."

„Das ist eine gänzlich veraltete Anschauung, Herr Graf. Man ist längst davon abgekommen, das Glück der Menschheit in der Beschränkung zu suchen. Vielmehr muss der ganze Reichthum des Daseins jedem einzelnen erschlossen werden, auf dass er theil habe an allen Lebensgenüssen — bis hinauf zu den reinsten Erhebungen durch die Kunst."

„Durch die Kunst!" hohnlachte der Graf.

„Ja, durch die Kunst!" wiederholte der Doctor nachdrücklich. „Oder wollen Sie vielleicht dem Arbeiter das Recht auf die Freude am Schönen streitig machen? Wollen Sie ihm Museen, Theater und Concertsäle verschließen, auf dass er nach wie vor stumpfsinnig vorübergehe an dem Adel und der Bedeutung unserer öffentlichen Bildwerke, an der Pracht unserer Gebäude — ja selbst an den Reizen der Natur?"

„Keineswegs. Ich bin nur gegen eine vorbedachte Züchtung des sogenannten Kunstsinnes. Dieser famose Sinn ruft den Nachahmungstrieb hervor und hat in unserer bereits gebildeten Welt Unheil genug angerichtet, da in ihr jeder zweite Mensch malt oder modelliert, componiert oder dichtet. Soll dieser Wahnwitz auch noch die unteren Volksschichten erfassen?"

„Es soll eben keine unteren Volksschichten mehr geben," versetzte der Doctor giftig.

„Ich weiß, dass Sie dies beabsichtigen, indem sie das Oberste zu unterst kehren wollen. Glück zu! Wird aber nicht viel nützen. Schichten bleiben Schichten, ob sie nun aus diesen oder jenen Elementen zusammengesetzt sind. Denn, dass die Menschheit aus einer Einschicht bestehen werde, glauben Sie wohl selbst nicht."

„Oho!" rief der Doctor. „Wir glauben das ganz bestimmt. Es dürfen nur einmal durchaus vernünftige sociale Institutionen platzgegriffen haben, so ist es nur eine Frage der Zeit, dass bei einer genau abgewogenen und streng durchgeführten Zuchtwahl, die alles Widerstrebende und daher Schädliche dem Absterben preisgibt, eine wenn auch nicht gleichförmige, aber durchweg harmonisch gegliederte und geläuterte Menschheit entsteht."

„Ich gratuliere im voraus. Nur schade, dass bis dahin sich unser Planet bereits im Zustand der Erstarrung befinden wird."

Schon bei Beginn dieser immer hitziger geführten Controverse hatte sich der Hausarzt, wie es bei ähnlichen Fällen seine Gewohnheit war, auf lautlosen Sohlen über die Teppiche des Salons in ein Nebengemach begeben, durch welches er verschwand. Die übrigen aber folgten mit steigender Spannung und sehr verschiedenen Empfindungen dem Streit der beiden Gegner. Der Hofmeister sah mit weit aufgerissenen Augen unverwandt nach dem Doctor hin, dessen Worte er, die Lippen krampfhaft bewegend, im Stillen nachsprach, während die Französin jede Bemerkung des Grafen, für den sie ein Faible hatte, mit lebhaft zustimmendem Kopfnicken begleitete. Das Fräulein aber hielt voll innerlichen Bebens angstvoll den Blick gesenkt. Denn sie befürchtete, dass auch die Frauenfrage berührt werden könnte, auf welche, wie sie wusste, der in seinen Ausdrücken nicht immer wählerische Graf übel zu sprechen war. Sie selbst jedoch besaß bei allem Hang zur Emancipation eine übertrieben feminine Empfindlichkeit gegen jede freiere oder derbere Aeußerung, die ihr

sofort das Blut in die schmächtigen Wangen trieb. Aber auch in dem Antlitz der Fürstin wurde allmählich ein ängstlicher Zug sichtbar. Sie hatte zwar derlei Wortgefechte in ihrer Gegenwart nicht ungern, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. An dieser Grenze schien ihr jetzt das Gespräch der beiden Herren angelangt zu sein, und sie überlegte eben, wie sie vermittelnd eingreifen solle, als die Gesellschaft, welche unten das Spiel beendet hatte, sehr geräuschvoll über die Treppe herauf und in den Salon geschritten kam, an der Spitze die schöne Gräfin, welche einen ganzen Pack zusammengeknüllter Banknoten in der Rechten hielt.

„Da schau, Mama," rief sie, auf die Fürstin zueilend, „das alles habe ich den Herren abgenommen!"

„Ja, sie hat uns total ausgesackt," bekräftigte Graf Zdenko, ihr Gatte.

„Ach, was," lachte der Fürst, indem er sich in ein Fauteuil warf, „dir verschlägt es nichts! Mann und Frau greifen doch in eine Tasche."

Nun nahmen auch die übrigen Ankömmlinge das Wort, und es wurden alle Wechselfälle im Spiele sehr lebhaft durchgesprochen. Auch der Jagd wurde noch Erwähnung gethan. Man stritt sich, wer den ersten Bock gefehlt habe, und rechnete wiederholt nach, wie viel jeder einzelne zur Strecke gebracht. Ein superber Fuchs, den man ganz unvermuthet aufgestöbert und geschossen hatte, wurde der Gegenstand besonderer Erörterungen. Damit aber verbreitete es sich rings wie frische, kräftige Waldluft und trieb die angehäuften geistigen Molecüle auseinander. Auch noch anderes kam an die Reihe. Man sprach jetzt von Wien, von den bevorstehenden Bällen, von Madame Francine und von neuen Roben, von der Wolter, die damals noch lebte, von der Heirat der Palmay und von Girardi. Ein noch sehr junger Baron versuchte eine Coupletstrophe in der Art dieses Künstlers vorzutragen, mit dem er im Aeußeren einige Aehnlichkeit hatte. So wurde es immer lauter im Salon; nur Graf Erwin und der Doctor, die sich von Zeit zu Zeit sonderbare Blicke zuwarfen, verhielten sich schweigend.

Die Fürstin bemerkte die Verstimmung der beiden Herren und sagte endlich: „Na, Kinder, jetzt aber ist es Zeit, dass wir schlafen gehen." Sie erhob sich etwas mühsam aus ihrem Lehnsessel und umarmte die Tochter. Dann reichte sie dem Doctor die Hand, die dieser mit einer sehr förmlichen Verbeugung an die Lippen führte. „Ich bedauere, dass Sie uns schon morgen Vormittag verlassen wollen. Aber ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sehen." Nach diesen Worten bewegte sich die Fürstin, von den übrigen gefolgt, der Thür zu, und bald war alles mit lauten Gutenachtrufen in den weitläufigen Corridoren des Schlosses auseinandergestoben.

Der Hofmeister aber ließ es sich nicht nehmen, den Doctor nach seinem Zimmer zu geleiten. Er hatte die Brust zum Zerspringen voll; er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor. Dabei hoffte er, dass der Doctor zu ihm sprechen, ihn möglicherweise auffordern werde, noch ein wenig bei ihm einzutreten. Aber es geschah nicht. Der andere reichte ihm an der Schwelle ziemlich kühl die Hand und sagte bloß: „Also auf Wiedersehen — morgen beim Frühstück."

Kaum im Zimmer, machte der Doctor seiner inneren Erregung dadurch Luft, dass er den großen getäfelten Raum nach allen Richtungen hin sehr geräuschvoll durchmaß. Den eintretenden Diener, der sich nach allfälligen Wünschen erkundigte, wies er barsch ab. Dann blieb er stehen und stampfte mit dem Fuße. Was war ihm da widerfahren? Ueberall lauschte man seiner Rede mit gläubiger Andacht, oder doch wenigstens mit schweigender Unterwürfigkeit. Und wenn man sich schon Einwendungen erlaubte, so geschah es mit ehrerbietigem Zögern und in den verbindlichsten Ausdrücken — wie es ja auch heute von Seiten der Fürstin geschehen war. Aber dieser Graf hatte ihn von oben herab behandelt, hatte ihn mit hochmüthiger Ironie abgekanzelt wie einen Lakei! Die Galle kochte in ihm bis an den Hals hinauf. Sollte er diesen Menschen nicht fordern?! Er griff in die Luft wie nach einer Pistole und streckte den Arm, als gelte es zu zielen. Diese Bewegung, die er mehrmals wiederholte, schien ihn allmählich zu sich selbst zu bringen. Er begann wieder auf und ab zu schreiten, doch in gemessener Haltung, und immer stolzer richtete sich sein Haupt empor. Endlich spuckte er verächtlich aus: „Aristokratischer Hohlkopf!" sagte er, indem er daran gieng, sich auszukleiden.

Aber auch der Pavillonbewohner war inzwischen in seinem Schlafzimmer auf und nieder geschritten. Er ärgerte sich über sich selbst, dass er sich mit dem Doctor eingelassen. Denn er war ein kluger Mann und wusste sehr genau, wie ohnmächtig er mit seinen Anschauungen dem Zuge der Zeit gegenüber dastehe. Es fiel ihm daher auch gar nicht ein, seine Meinungen irgendwie geltend machen zu wollen, ja er vermied es, sie vor Fremden auszusprechen. Aber das ganze Wesen des Doctors hatte ihn gereizt. Sein bloßer Anblick war ihm auf die Nerven gegangen. Dieses kaltäugige Vogelgesicht! Dieser haarlose, zugespitzte Schädel! Er machte unwillkürlich eine Bewegung mit dem Arm, als schwinge er eine Reitpeitsche. Dann rief er mit starker Stimme: „Wenzel!" Ein bejahrter Diener erschien und war ihm wie ein Automat bei der Nachttoilette behilflich.

Im Bette blieb Graf Erwin noch eine zeitlang wach und folgte mit dem Blick dem Rauche seiner Cigarre, der sich langsam zu den Stuckverzierungen des Plafonds hinankräuselte. Jetzt warf er den Stummel in den Aschenbecher, blies das Licht aus und murmelte: „Moderner Esel."

---



---

**Stimmen aus dem Publicum.**

# Die Zeit.

XXIV. Band. Wien, den 29. September 1900. Nummer 313.


## Der parlamentarische Sündenbock.

Wenn einem vor dem selbstverschuldeten Bankerott stehenden Kaufmann das Schicksal eine besondere Gnade erweisen will, so zündet es ihm, noch ehe er Concurs erklärt hat, das Haus über dem Kopf an und lässt sein Warenlager in Rauch aufgehen und seine Geschäftsbücher und seine Papiere, kurz alles, was darin ist an Zeugen seiner Misswirtschaft. Der Kaufmann, dem solches Glück im Unglück widerfährt, hat's dann leicht, der moralischen und gerichtlichen Verantwortung zu entschlüpfen. Für das, was er aus Leichtsinn oder Unfähigkeit verfehlt hat, kann er sich bequem auf das große Elementarunglück ausreden, das ihn betroffen hat, und statt Strafe, wird er schließlich, wenn die Ausrede Glauben findet, noch Trost und Mitleid mit seiner bedauernswerten Familie ernten.

In einer ähnlichen Lage befindet sich gegenwärtig die österreichische Regierung. Auch sie ist abgebrannt. Das Parlament, mit dem sie zu Zwecken der Gesetzgebung zusammenwirken sollte, hat seinen Dienst versagt, und der Staat, soll heißen die Regierung, steht nun, wie das officiöse „Fremdenblatt“ so schön sagt, „nackt“ da und bittet die Wählerschaft, bei den bevorstehenden Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus auf sein, beziehungsweise ihr unverschuldetes Unglück und die unversorgte Völkerfamilie Oesterreichs mitleidige Rücksicht zu nehmen. Der arme Staat, die arme Regierung, kein Engel oder, was besser passt, kein Cridatar ist so rein! An allen Uebeln ist das Parlament schuld, die Regierung lobesam ist an allem unschuldig. Das Parlament — so sagte der am Tag der Parlamentsauflösung in der „Wiener Zeitung“ veröffentlichte Wahlaufruf des Herrn v. Koerber — hat „keine positive Arbeit geleistet,“ es hat die Interessen der „wirtschaftlich Schwächsten“ „unverantwortlich vernachlässigt,“ „alle Wünsche der Bevölkerung müssen zurückstehen,“ „die großen Erfolge der Weltindustrie und des Welthandels fielen anderen Reichen zu“, „alle Kräfte sind lahmgelegt,“ und warum? „Weil die Gesetzgebung für sie nicht vorsorgen kann,“ während die Regierung, wohlgemerkt die österreichische Regierung, „aufrichtig“ — wie dieses Wort sich nur in den Sprachschatz des Herrn v. Koerber verirrt haben mag? — „aufrichtig bestrebt“ ist, „durch wohlwollendes Entgegenkommen auf allen Gebieten die traurigen Verhältnisse der letzten Zeit in Vergessenheit zu bringen.“

„Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen.“ Das wäre das Citat, das man dieser Regierungskundgebung als Motto hätte voranstellen können. Die Parlamentskrise, die im Jahre 1897 ausgebrochen ist, ist der österreichischen Regierung gerade zu rechter Zeit gekommen, um von sich die schwere Verantwortung für den wirtschaftlichen Niedergang Oesterreichs abzuwälzen, die auf ihr lastete. Gerade damals, 1896 und 1897, hatten mehrere hervorragende Handelskammern, wie die von Prag, Pilsen, Brünn und wirtschaftliche Corporationen, wie der Exportverein in Wien, Enquêten über die Ursachen der industriellen Rückständigkeit Oesterreichs veranstaltet, und aus den dort vernommenen Aussagen zahlreicher Industrieller verschiedener Geschäftszweige, verschiedener Nationalitäten war widerspruchslos, einstimmig ein Verdict gegen die österreichische Regierung, gegen die unter allen Ministerien der letzten zwei Jahrzehnte sich gleichgebliebene österreichische Verwaltung, gegen die persönliche Unfähigkeit ihrer adeligen und nichtadeligen Protectionskinder, gegen ihren industriefeindlichen Geist, gegen ihre scheelsüchtige Reglementiersucht, gegen ihre Langsamkeit, Einsichtslosigkeit, Rücksichtslosigkeit, kurz gegen das ganze bornierte Regierungssystem hervorgegangen, das, wie jeder Sehende weiß, nicht nur unsere wirtschaftliche, sondern auch unsere politische Verelendung auf dem Gewissen hat. Selbst Graf Badeni wagte es bei aller Scrupellosigkeit nicht, dieser schweren Anklage Stand zu halten, und eine allgemeine Verwaltungsreform war der wichtigste Punkt seines Regierungsprogrammes. Da beging dieses alte verrottete, damals eben im Grafen Badeni personificierte Regierungssystem noch ein ganz großes, gewaltiges Verbrechen: mit der Erlassung der Sprachenverordnungen zündete es einfach das Haus, das Parlament, an, und — alles ist gerettet. Graf Badenis Nachfolger, derselbe Herr v. Koerber, der, damals Sectionschef und Universalbureaukrat, die geplante Badeni'sche Verwaltungsreform inspiriert hat, hat jetzt einen Sündenbock für all die Jahrzehnte lang aufgehäufte Schuld der österreichischen Verwaltungsbehörden gefunden: das Parlament, die Obstruction, denen jetzt alles Böse ins Schuldbuch geschrieben wird, was jene verschuldet haben. Die österreichische Regierung, die österreichische Verwaltung aber, die sind tadellos, und wenn der geniale Thatendrang des Barons Call, des Barons Giovanelli, des Herrn v. Wittek, der Grafen Coudenhove, Kielmansegg und wie die sonstigen Verwaltungscapacitäten heißen, mit denen Herr v. Koerber und seine Vorgänger sich umgeben haben, nicht durch die Parlamentskrise gelähmt worden wäre, würden „die großen Erfolge der Weltindustrie und des Welthandels,“ von denen Herr v. Koerber in der „Wiener Zeitung“ spricht, nicht anderen Staaten, sondern mit zweifelloser Sicherheit Oesterreich zugefallen sein, und noch dazu in dem kurzen Zeitraum der Obstruction, das ist während der letzten drei Jahre.

Wenn man so kühne Unwahrscheinlichkeiten im Amtsblatt liest, dann muss man doch neugierig fragen, welches denn eigentlich die großen wirtschaftlichen Regierungsideen sind, deren Ausführung die Obstruction verhindert hat? Erstens der berüchtigt schlechte Ausgleich mit Ungarn, der wegen der Obstruction nicht parlamentarisch ratihabiert worden ist; zweitens die paar hundert Millionen Gulden für neue Kanonen und sonstige Militärforderungen, mit denen sich die Regierung während dieser drei Jahre nicht hervorgetraut hat, obzwar sie schon längst geplant sind. Und drittens: das Eisenbahnen-Investitionsprogramm? Doch dieses zählt nicht. Denn dieses wäre gar nicht ausgearbeitet worden, wenn nicht die Obstruction gewesen wäre. Ist es ja doch erst während der Obstruction — und ungeschickter Weise erst in deren drittem Jahr — erfunden worden, damit die Regierung sich gegenüber dem obstruierenden Parlament doch auf irgend eine wirtschaftliche Absicht berufen könne. Der wahre wirtschaftliche Geist dieses Regierungssystems zeigt sich in der einzigen bedeutenden wirtschaftlichen Maßregel, zu der es in dieser Obstructionszeit den § 14 missbraucht hat: in der Erhöhung der Zuckersteuer. Und wenn nicht die Angst vor Revolten gewesen wäre, hätte sie in dieser Zeit auch die geplante Erhöhung der Bier- und Brantweinsteuer durchgeführt. Das ist die Art, wie sie die Interessen der „wirtschaftlich Schwächsten“ in Wahrheit vertritt.

Nein, nein! Herr v. Koerber mag seine wirtschaftspolitischen Ungereimtheiten noch so dick auftragen, er wird doch damit niemanden täuschen. Es ist ein alter kaufmännischer Kniff, den Herr v. Koerber in seinem Wahlmanifest unternimmt, indem er versucht, die Obstruction zu fructificieren, um die österreichische Regierung von dem Obligo für ihre Misswirtschaft vor den Völkern zu befreien. Aber der Kniff wird diesmal nicht gelingen, weil der wackere Kaufmann, der ihn gebraucht, schon vor dem großen Parlamentsbrand bei seinen Gläubigern, den Völkern Oesterreichs, alles Renommee eingebüßt hat. Denn, mögen die Völker Oesterreichs auch über so manches verschiedener Ansicht sein, über die Vortrefflichkeit der österreichischen Regierung und Verwaltung sind sie nur einer Meinung, und wenn die Völker, sowie ihre Abgeordneten, so auch ihre Bezirkshauptleute, Statthalter und Minister selbst wählen dürften, es würden, scheint uns, nicht viele, die es jetzt sind, auf ihren Posten bleiben. K.

## Am Vorabend des Wahlkampfes in England.

### Chamberlain oder —?

Von Eduard Bernstein (London).

Es sind jetzt gut zweiundzwanzig Jahre, dass Beaconsfield-Disraeli mit dem stolzen Bewusstsein eines Siegers vom Berliner Congress nach England zurückkehrte. Fast die ganze öffentliche Meinung Europas beurtheilte die in Berlin vollzogene Umredaction des Vertrages von San Stefano als einen großen Erfolg der englischen Diplomatie, und einer ihn auf heimischem Boden beglückwünschenden Deputation durfte der Leiter dieser Diplomatie in seiner Antwort erklären, er bringe für das britische Reich Frieden und Ehren — „peace with honour“ — vom Congress.

Achtzehn Monate darnach — im Frühjahr 1880 — war das Parlament aufgelöst, und zum nicht geringen Erstaunen des nichtenglischen

Europas bereitete die Wählerschaft dem gefeierten Staatsmann eine kolossale Niederlage. 351 Conservative gegen 250 Liberale und 51 irische Homeruler hatte das aufgelöste Parlament gezählt, und das neue zählte 349 Liberale, 243 Conservative und 60 Homeruler. Das Stärkeverhältnis von Liberalen und Conservativen war gerade umgekehrt. Disraelis Rivale, Gladstone, zog als Sieger in Downing Street ein.

In sein Ministerium nahm er unter anderen einen Mann, der sich bis dahin weniger im Parlament als außerhalb desselben einen Namen gemacht hatte, den Bürgermeister und Abgeordneten von Birmingham, Mr. Joseph Chamberlain. Und er hatte guten Grund dazu, denn neben ihm hatten wenige soviel zu jenem großen Wahlsieg beigetragen wie dieser aus der Geschäftswelt hervorgegangene Politiker. Wie erst als Fabriksleiter, dann als Schulrath und städtischer Verwalter — in welcher letzteren Eigenschaft er mit großer Energie und ebensolchem Erfolg in Birmingham jene Communalpolitik ins Werk setzte, die man heute Municipalsocialismus nennt — hatte sich Mr. Chamberlain auch als Leiter des nationalen Bundes der liberalen Partei als ein Organisationstalent ersten Ranges bewährt. Er hatte durch Ausbildung der als „Caucus“ erst lächerlich gemachten und dann nachgeahmten Organisationsform die Partei im demokratischen Sinne reformiert und ihre Actionskraft bedeutend gesteigert.*) Daneben war er ein wirkungsvoller Redner, hinreißend im Vortrag und schlagfertig in der Debatte. Das radicale England betrachtete ihn als den aufgehenden Stern der Partei. Mit rücksichtsloser Energie hatte er wiederholt die Whig-Aristokratie und ihren Anhang im liberalen Lager bekämpft, nicht immer gerade zur Freude des in diesem Punkte vorsichtigeren Gladstone. Mehr noch um ihn zu neutralisieren als um ihn zu belohnen, übergab ihm Gladstone, zugleich mit einem Sitz im Cabinet das Ministerium für Handel und Gewerbe.

Heute ist Mr. Chamberlain neben Lord Salisbury, dem damaligen Adjutanten Beaconsfields, der Führer der conservativ-unionistischen Coalition. Als solcher hat er jetzt an die Wählerschaft der Nation appelliert, ihn in der Durchführung einer Politik zu unterstützen, die „Frieden mit Ehren“ bringen sollte, aber noch nicht gebracht hat. Als die Wahlen von 1880 ausgeschrieben wurden, führte England einen kostspieligen Krieg in Afghanistan, der thatsächlich Russland galt, und hatte es in Südafrika die Transvaalrepublik annectiert. Jetzt hat es nach blutigem und noch unvollendetem Kriege Transvaal und den Oranje-Freistaat annectiert und steht es in China Russland ähnlich gegenüber, wie damals im näheren Osten. Damals herrschte großer Geschäftsdruck und heute leiden große Schichten der Geschäftswelt schwer unter der Unsicherheit und Materialvertheuerung, die Krieg und Kriegsrüstungen herbeigeführt haben. Wird auch die Wahl heute ein ähnliches Resultat ergeben, wie die von 1880?

Man wird sehr wenige Leute im liberalen und radicalen Lager finden, die auch nur an die Möglichkeit eines solchen Ergebnisses glauben. Mit den bescheidensten Erwartungen nimmt die liberale Partei den Wahlkampf auf. In fast einem Drittel der 567 Wahlkreise von England, Schottland und Wales (Irland steht auf einem anderen Blatt) räumt sie vor der Gegencoalition kampflos das Feld, während diese ihr nur gegen 80 Sitze als unbestrittenes Gut überlässt. Ihre kühnsten Hoffnungen gehen nicht über einen mäßigen Zuwachs an Sitzen hinaus, und sie wird zufrieden sein, wenn sie wenigstens den gegenwärtigen Besitzstand von 189 Mandaten bewahrt, obwohl er in einem Parlament von insgesammt 670 Abgeordneten für eine regierungsfähige Opposition lächerlich gering ist.

Zu denjenigen Wahlkreisen, in welchen die Liberalen hoffnungslos die Waffen gestreckt haben, gehört auch der des Herrn Chamberlain: West-Birmingham. Es ist schon alles Mögliche versucht worden, ihn dem Genannten abzujagen, aber bisher immer vergeblich. Das letztemal (1892) hatte Chamberlain mehr als die vierfache Zahl der liberalen Stimmen. Seine Ausgaben pro Wahlstimme waren 1 Schilling 9 Pence, die seines liberalen Gegners 8 Schilling 7 Pence. Es gelüstet keinen seiner Gegner, das damalige Experiment zu wiederholen.

Und wie dieser sind auch die weiteren sechs Wahlkreise Birminghams feste Burgen der von Herrn Chamberlain geführten Coalition. Bürger wie Arbeiter dieser großen Industriestadt folgen in ihrer großen Masse unbedingt ihrem Joseph — „our Joe“. Desgleichen dominiert sein Einfluss in den umliegenden Wahlkreisen. Das ganze Warwickshire, zu dem Birmingham gehört, wählt nahezu unionistisch, und ebenso die Mehrheit der Wahlkreise in der weiteren Umgebung. Nicht mit Unrecht hat man denn auch schon Chamberlain mit dem bekannten [illegible] Coalition eine [illegible]

[illegible]

Blätter zu verfallen, die von Chamberlain als einem gewöhnlichen Renegaten sprechen. Ganz abgesehen davon, dass in dem Heimatlande Darwins die „Evolution“ der politischen Größen aus einem Lager ins andere eine alte Tradition ist — man denke an die Entwickelungen Gladstones und Disraelis — ist ein Renegatenthum, das so viele Theilnehmer zählt, keine so leicht abzuurtheilende Sache. Birmingham ist nicht die erste beste Stadt Englands. Es hat eine besondere Geschichte. Bis 1886 war es die Burgveste — das „Mekka“ — des englischen Radicalismus, nachdem es in der Chartistenzeit die stärkste Festung des Chartismus gewesen war. Mit Stolz wählte es seit 1857 regelmäßig John Bright, den größten Volkstribun des victorianischen Englands, ins Parlament. „Außer Birmingham, das Bright und Chamberlain ins Parlament schickt, gibt es in unserem Lande kaum eine einzige wahrhaft demokratische Wählerschaft“ — heißt es in einem 1879 veröffentlichten Pamphlet eines Radical-Demokraten über die hervorragenden Vertreter des Radicalismus in England. Und gerade diese Wählerschaft ist in ihrer großen Mehrheit zur Stunde für die liberale Partei verloren und der Socialdemokratie unzugänglich, obwohl sie mittlerweile durch die Wahlreform 1884 bedeutenden Zuwachs aus der Arbeiterclasse erhalten hat. Birmingham ist ein Hauptcentrum der englischen Metallindustrie. In unzähligen Werkstätten, von gigantischen Walzwerken und Maschinenfabriken bis zu Einzelwerkstätten von Feinmetallarbeitern, hämmert und pocht es dort an allen Ecken und Enden. Von den 82.000 Wählern, die es 1895 zählte, waren mindestens die größere Hälfte, wenn nicht über zwei Drittel, Lohnarbeiter und Leute in der Classenlage von solchen. Dabei ist der Bildungsstand seiner Bevölkerung im Durchschnitt höher als im übrigen England, denn Birmingham zeichnet sich durch ein sehr entwickeltes Schulwesen aus. Bekannt ist, dass es auf Betreiben Chamberlains, der in den Siebzigerjahren Präsident des Birminghamer Schulrathes und des britischen Bundes der Unterrichtsreformer war, nunmehr auch eine Universität erhalten hat.

Dass eine solche Stadt die Entwickelung des einen Mannes vom heftigsten Gegner zum entschiedenen Alliierten der Tories getreu mitgemacht hat, ist gewiss bemerkenswert und nöthigt zum Nachdenken. Wohl haben auch anderwärts Großstädte ihre Farbe plötzlich gewechselt — wir brauchen nur an die derzeitige Vertretung von Paris und Wien zu denken, um Beispiele zu finden — aber Paris und Wien haben eine starke Luxusbevölkerung mit ihrem Gefolge, und ihre Wandlungen sind kurzlebig. In Birmingham dauert dagegen der Umschwung schon vierzehn Jahre und ist durch seine Stetigkeit ausgezeichnet. Im Jahre 1885 war Chamberlain in seinem Bezirk als Liberaler mit 5400 gegen 2700 Stimmen der Conservativen gewählt worden. Bei der Wahl von 1886 unterließen diese den Kampf als hoffnungslos, und als im gleichen Jahre nach erfolgtem Bruch mit Gladstone Chamberlain sich von neuem zur Wahl stellte, fand er weder einen Tory, noch einen Gladstonianer als Gegner. 1892 siegte er mit 6300 unionistischen über 1900 liberale, und 1895, bei etwas geringerer Betheiligung, mit 5500 unionistischen über 1250 liberale Stimmen. Jetzt hat er von neuem eine unangefochtene Ernennung vor sich.

Zum Theil hat man die Erklärung dafür, dass dieser Prophet — wie es in dem erwähnten Schriftchen heißt — in seiner Heimat viel gilt, in seinen Verdiensten um diese zu suchen. Es ward schon von ihm als „Municipalsocialist“ gesprochen. Unter seiner Verwaltung ist in Birmingham ein Sanierungswerk durchgeführt worden, wie es in gleichem Umfange England bisher nicht kannte, und das man daher mit den großen Lichtungswerken von Haußmann in Paris verglichen hat. Aber ungleich dem Präfecten Napoleons hat Chamberlain dafür gesorgt, dass die erzielte Wertsteigerung des Bodens direct und in vollem Umfange, statt Speculanten, der Commune zugute kam, die auf diese Weise die Mittel erhielt, viele andere Verbesserungen durchzuführen. Als Fabrikant hat er es verstanden, sich mit den Arbeitern gutzustellen, und ist in Gewerbeconflicten wiederholt als Schiedsrichter angerufen worden. Kurz, wie sehr auch die Meinungen über den Reichspolitiker Chamberlain differieren, so versagen dem Communalpolitiker auch die Radicalen nicht ihr Lob. Ebenso hatte er gerade die äußerste Linke der Radicalen für sich, als er 1897 unbekümmert um den Widerstand der Tories das große Unfallsentschädigungsgesetz schuf.

Man würde aber fehl gehen, die Erklärung für die dem Reichspolitiker Chamberlain geleistete Heeresfolge vornehmlich in der Popularität des Communalpolitikers zu suchen. Findet doch sein persönlicher Einfluss keineswegs am Weichbild Birminghams seine Grenze. Seine Ausnahmestellung in diesem großen Industriecentrum [illegible] enge Beziehung zum schaffenden und erwerbenden [illegible]. Stärker als die meisten seiner Collegen [illegible] der britischen Volksseele verankert, ist er ihr [illegible] in ihren Schwächen und Vorzügen. Die Balfour und [illegible] und die Morleys haben nirgends feste [illegible]. Politiker und Juristen können für heute [illegible] Wahlkreis vertreten, ohne an ihrer Be[illegible] Chamberlain, der Industrielle, wäre ohne [illegible] halb was er ist. Jene sind weit mehr

Berufspolitiker als er. Er hatte schon die Vierzig hinter sich, als er sich zum erstenmal um ein Parlamentsmandat bewarb. Gerade weil er aber mit seinem Wahlkreis eng verwachsen war, durfte er 1886 wagen, was viele Liberale und Radicale nicht wagten, obwohl sie über Gladstones damalige Homerule-Bill wahrscheinlich nicht anders dachten wie er. Um einem Führer von dem magischen Einfluss eines Gladstone Widerstand zu leisten, muss man entweder fest entschlossen sein, es auf den politischen Tod ankommen zu lassen, oder eine uneinnehmbare Position innehaben.

Vielfach ist Chamberlains Opposition gegen Gladstones Homerule-Bill auf unbefriedigte Eitelkeit zurückgeführt worden, weil gerade er vor 1886 den Irländern weitergehende Versprechungen gemacht habe, als jener. Das ist aber eine Annahme, gegen die alle Reden Chamberlains aus jener Epoche zeugen. Stets gipfelten seine Vorschläge betreffs Irland in der Erklärung: Aber die Union (die legislative Vereinigung von Irland mit England) darf nicht angetastet werden. Gladstones erste Homerule-Bill aber rüttelte mit ihrem Vorschlag, die irische Vertretung im Reichsparlament aufzuheben, sehr stark an der Union, während seine zweite das Problem der von den Irländern nach Einführung von Homerule im Reichsparlament einzunehmenden Stellung durch eine Anordnung zu lösen suchte, die einen unhaltbaren Bastardzustand geschaffen hätte. An diesen Widersprüchen scheiterten beide Lösungsversuche. Sie sind heute abgethan. Derjenige liberale Staatsmann aber, der nach 1893 es zuerst auszusprechen wagte, dass es auf dem versuchten Wege mit Homerule nicht gehe und England erst noch für dieses erzogen werden müsse — Lord Rosebery — wird heute von einer wachsenden Zahl liberaler Politiker und Parteigänger als die einzige Persönlichkeit bezeichnet, unter deren Führung die liberale Partei hoffen könne, ihre frühere Position zurückzuerobern.

Dem Leser wird das bis hierher Ausgeführte als eine Verherrlichung des Mannes erscheinen, in dem die öffentliche Meinung außerhalb Englands den Urheber des südafrikanischen Krieges erblickt. Es soll indes nur seine starken Seiten zeigen. Seine Fehler sind so allgemein bekannt, dass sie hier keiner besonderen Aufzählung bedürfen. Aber gerade weil alle Welt die anstößigen Qualitäten Mr. Chamberlains kennt, suchen so viele die Gründe für seinen großen politischen Einfluss da, wo sie nicht sind.

Allerdings wurzelt sein Ansehen nicht bloß in den aufgezählten Factoren. Ein ganz bedeutendes Stück hat dazu der Umstand beigetragen, dass er bisher außerordentlich schwache Gegner hatte. Gladstones Stern war 1892 schon sehr verblasst, und doch hatte der letzte der von den Liberalen unter ihm geführten Wahlkämpfe die conservativ-unionistische Coalition im Parlament in die Minderheit gebracht. Dann erfolgte im Anfang 1894 Gladstones Rücktritt und der Zwist im liberalen Lager um die Führerschaft. Die aus ihm sich ergebende Zerfahrenheit im letzteren hob Chamberlain über sein natürliches Niveau, zumal die eigene Partei oder Coalition über keinen Führer gebietet, der in gleicher Weise wie er auf die Imagination der Masse wirkt. Er hatte keinen ebenbürtigen Gegner.

Der politische Kampf braucht seine Fictionen, und zwar umso mehr, je bunter sich die kämpfenden Parteien zusammensetzen. Daher spielt das persönliche Moment oder vielmehr der Mythus im politischen Leben Englands mit seinen zwei großen Coalitionsparteien noch eine so bedeutende Rolle. Lord Rosebery ist unzweifelhaft ein begabter Mann. Aber wenn in der liberalen Partei immer lauter der Ruf nach ihm als Führer ertönt, so ist das nicht so sehr seiner Begabung geschuldet, als weil er mehr als irgend einer seiner Rivalen die Einbildungskraft der Masse in Bewegung setzt. Seine Fehler haben fast ebensoviel mit seiner Popularität zu thun, wie seine Vorzüge. Für oder wider ihn, der so vielen eine Sphinx ist, erhitzt man sich. Aber wer kann sich für oder wider den Mann mit dem gutmüthig runden Bierwirtsgesicht erhitzen, der zur Zeit die Titularführerschaft der liberalen Partei innehat und Campbell-Bannerman heißt?

Stände Rosebery heute an der Spitze der liberalen Partei, als der von der großen Mehrheit anerkannte Führer, so wäre ein Sieg der Liberalen nicht ausgeschlossen. Dass die Mehrheit des englischen Volkes die Sache Englands gegen die Boerenstaaten für gerecht hält, ward hier schon früher von mir ausgeführt, und in welchem Maße dies der Fall, zeigt sich gerade jetzt bei den Wahlen. Ebenso ist die große Mehrheit der Engländer einig darüber, dass nur die Einverleibung der Boerenstaaten in den Reichsverband eine leidliche Lösung des südafrikanischen Problems verspricht, wie dieses sich nach beendetem Kriege stellt. Fast alle liberalen Führer haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. So ist der Punkt, den Chamberlain und Balfour in ihren Wahlmanifesten als das wichtigste Object des Wahlkampfes bezeichnet haben, aus der Gesichtslinie gerückt. Oder vielmehr, er wäre es, wenn die liberale Partei größeres Vertrauen in Bezug auf ihre Reichspolitik genießen würde. Wie es ist, mangelt es selbst in sonst sehr radical gesinnten Kreisen an diesem Vertrauen. Vor einigen Tagen erklärte Mr. Herbert Gladstone, der jetzt erster Einpeitscher der liberalen Partei ist, dass er und seine Freunde nicht daran dächten, die von Lord Roberts vollzogene Annexion der Boerenstaaten rückgängig zu machen. Darauf antwortete ihm die „Times", er solle sich nur erinnern, dass sein Vater vor zwanzig Jahren dasselbe erklärt und doch hinterher die Annexion aufgehoben und die bekannten Conventionen abgeschlossen habe, auf Grund deren England dem Transvaal gegenüber die Hände gebunden worden seien. Es lässt sich ihr natürlich mancherlei zurückantworten, indes wird das erwähnte Vorurtheil schwer zu entkräften sein. Die liberale Partei hat die besten Absichten, aber die schlechteste Disciplin. Bunter zusammengesetzt als die conservative, mit mehr doctrinären und exaltierten Elementen in ihren Reihen als jene, ist sie mehr als sie ein Spielball von Tagesströmungen. Ihre Sectionen sind leichter geneigt auseinanderzulaufen und die Hand der Führer zu binden. Dies ist der rationelle Grund jenes Misstrauens, nicht die geringere Fähigkeit der liberalen Führer. Und das Vertrauen in Lord Rosebery gründet sich gerade darauf — was den Schwager der Rothschilds freilich bei einer bestimmten Section der Partei wieder sehr unpopulär gemacht hat — dass er bei verschiedenen Gelegenheiten sich entschieden der Tagesströmung widersetzt hat. Sein Bestreben war und ist, die auswärtige Politik möglichst dem Parteikampf zu entziehen und ihr dadurch eine größere Continuität zu geben. Wiederholt hat er sich dadurch in Widerspruch mit den Sentiments der äußersten Linken der Partei gebracht, aber auf die Dauer scheint die Festigkeit, mit der er zu seiner Politik gestanden hat, viele Widerstände besiegt zu haben. Immer allgemeiner macht sich das Verlangen geltend, ihn wieder an der Spitze der Partei zu sehen. Ein Candidat nach dem andern erklärt sich für ihn oder seinen liberalen Imperialismus und die Opposition gegen ihn lässt an Heftigkeit nach.

Er selbst hat sich jedoch noch nicht erklärt, und so steht an der Stelle, wo die politische Welt den Hauptgegner Chamberlains sucht, vorerst noch ein Fragezeichen. Damit ist für den Engländer, der den politischen Kampf gern unter dem Gesichtswinkel des Sports geführt sieht, der Wahlkampf eines großen Reizes beraubt. Was war das vor zwanzig Jahren für eine — erlauben Sie den Wiener Ausdruck — Hetz', als Gladstone in seinen famosen Midlothianreden alle Leidenschaften gegen die Politik seines Rivalen Beaconsfield aufrief. Eine Hetz' gibt es allerdings auch heute, ein Hagelschauer von Angriffen überschüttet die Regierung im allgemeinen und Chamberlain im besondern, aber bei der Abwesenheit eines in jeder Hinsicht ebenbürtigen Rivalen des letzteren fehlt ihr der große Zug. Es ist ein Stierkampf mit reicher Comparserie, aber ohne den Torero. Und so ist es kaum zu erwarten, dass der Stier erlegt werden wird.

Im übrigen ist eine der charakteristischen Erscheinungen des Wahlkampfes die freundnachbarliche Haltung zwischen den Liberal-Radicalen und den — allerdings wenigen — Candidaten, welche die socialistischen Gruppen ins Feld schicken. Fast überall, wo Socialisten aufgestellt sind, haben die Liberalen ihnen diesmal das Feld gegen die Conservativen frei gelassen — in einigen Kreisen (Süd-Westham bei London, Südwest-Manchester, Camlachie-Glasgow &c.) sogar direct zu ihrer Unterstützung aufgefordert. Auch die Zahl der liberalen, beziehungsweise radicalen Arbeitercandidaten hat eine Zunahme erfahren. So ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Arbeitervertretung im Parlament eine Verstärkung erhält und verschiedene Mitglieder der socialistischen Arbeiterpartei in Westminster einziehen. Freilich findet die Wahl auf Grund der vorjährigen Wahllisten statt, was für Hunderttausende von Wählern aus der Arbeiterclasse Entziehung oder Erschwerung der Stimmabgabe bedeutet. Die diesjährigen, im Juli aufgenommenen Wahllisten treten erst mit dem ersten Jänner 1901 in Kraft, und von rechtswegen hätte die Regierung bis dahin warten müssen, ehe sie an das Land appellierte. Aber sie fürchtet offenbar, dass die Khaki-Stimmung bis dahin noch weiter schwindet, als es schon jetzt geschehen, und so hat sie zu den vielen Scandalen, deren sie sich schuldig gemacht hat, noch den einen gefügt, dass sie die politische Anstandsregel, keine Generalwahl auf Grund abgelaufener Wahllisten zu veranstalten, mit Füßen tritt. Die Liberalen übertrieben die Tragweite der Sache etwas, aber ein unsauberer Wahlkniff ist sie doch jedenfalls. Sie wäre beiläufig nicht möglich, wenn die 1894 von der liberalen Regierung eingebrachte Wahlreform Gesetz geworden wäre. Aber unterstützt durch die sträfliche Indolenz der Masse der Arbeiter und den Doctrinarismus eines Flügels der Arbeiterpartei brachte die conservativ-unionistische Coalition neben anderen Gesetzentwürfen reformierenden Charakters auch diesen zu Fall.

## Die Lehrermaßregelungen in Niederösterreich.

Von Dr. Julius Ofner.

Die Clericalen wollen die Schule: sie machen daraus kein Hehl. Der Geist des Kindes ist lenksam und lässt sich, wie zu ernstem kräftigem Denken, ebenso und noch leichter zu Denkträgheit, zu Wunder- und Aberglauben, zu willenlosem Gehorsam erziehen. Das Gedankenleben des Kindes bleibt aber bei uns zumeist im Erwachsenen festgewurzelt. Kräftige Impulse des öffentlichen Lebens

fehlen. Die Meisten erwartet sofort, nachdem sie die Schule verlassen haben, und oft schon vorher harte Arbeit, die sie am Abend muth- und kraftlos niederwirft und ihnen nicht bloß die Zeit, sondern auch die Lust weiter zu lernen und weiter zu denken nimmt. Auf den Einfältigen im Geiste aber baut sich das clericale Reich auf; in auffälliger Uebereinstimmung treffen die Gruppen der Bevölkerung, welche die Stütze des Clericalismus sind, mit jenen zusammen, die der römische Jurist wegen ihrer geringeren Durchbildung einer besonderen Fürsorge für bedürftig erklärt (Minderjährige, Bauern, Weiber).

Die Clericalen wollen die Schule und um deswillen die Herrschaft über die Lehrer. Sie sind bewusst, absichtlich, planmäßig parteiisch, wo Schule und Lehrerschaft in Frage kommen. Es gilt Seelen zu retten; was wiegt dagegen ein Unrecht gegen einen einzelnen Menschen? Der Lehrer, der der Kirche nicht gehorcht, ist ein Ketzer, der schlimmste von allen, da er die Kinder denken lehrt, und Ketzern gegenüber hat die Kirche stets Ablass gewährt.

Zum Hass der Kirche gesellt sich der Eigennutz der herrschenden Partei. Sie gewinnt Anhänger, wenn sie Stellen zutheilt. Das Wahlrecht der Lehrer und das Gewicht ihrer höheren Intelligenz bei anderen Wählern tritt als weiterer Grund für die Partei hinzu, sie mit Peitsche und Zuckerbrot in ihren Dienst zwingen zu wollen.

So hat sich namentlich in Niederösterreich, wo Kaltsburg die Parole gibt, seit einigen Jahren ein ausgebildetes System der Parteilichkeit gegen die Lehrer ausgebildet. Parteigenossen werden offen begünstigt; andere nicht ernannt, nicht befördert, aus den nichtigsten Gründen gemaßregelt. Die Lehrerschaft hat sich an diese Parteilichkeit geradezu schon gewöhnt; und namentlich in Disciplinarsachen waren die ersten Eingaben für sie stets nur das nothwendige Mittel, um an das Ministerium zu gehen, von dem sie noch eine gewisse Unabhängigkeit und Gerechtigkeit erwarteten. Auch die herrschende Partei hatte vor den oberen Mächten noch eine gewisse Scheu, die sie nur langsam und allmählich ablegte. Immer wieder schaute sie nach oben, ob man dort den neuen Versuch, die Schlinge fester anzuziehen, gutheiße. Dieser Glaube und diese Scheu ist nunmehr geschwunden. Durch seine Entscheidung im Falle Riedel hat sich das Ministerium der clerical-antisemitischen Sippe auf Gnade und Ungnade ergeben.

Der Fall Riedel ist noch immer nicht bekannt; man kann ihn nicht tief genug hängen. Dem Lehrer Riedel war hauptsächlich zum Vorwurf gemacht worden: er habe an socialdemokratischen Versammlungen theilgenommen und sei zur Gründung socialdemokratischer Vereine thätig gewesen. Erwiesen wurde aber nur ein Fall. In Litschau hatte sich ein allgemeiner Gewerkschaftsverein der Arbeiter gebildet, bei dessen Begründung Riedel mitwirkte. Der Verein hatte jedoch nur den Zweck, das Bildungsniveau seiner Mitglieder zu heben, hatte ausdrücklich Politik und Religion aus seiner Wirksamkeit ausgeschieden, und war von der Behörde genehmigt worden. Das war alles! Außerdem hatte Riedel in seiner Gemeinde ein landwirtschaftliches Casino gegründet, dem fast alle Einwohner des Ortes als Mitglieder angehörten und zu dessen Vorstand er einstimmig gewählt wurde. Dem Revisionsrecurse an das Ministerium lagen zwei Zeugnisse des Gemeinderathes und des Ortsschulrathes bei. Das erste bestätigte, „dass Riedel sich durch sein Verhalten sowohl in wie außerhalb der Schule die volle Achtung aller Gemeindeangehörigen erworben habe, dass es zwischen ihm und der Gemeinde und allen Bewohnern auch nicht zu dem kleinsten Zerwürfnis gekommen sei, dass er vielmehr das vollste und ungetheilte Vertrauen der ganzen Gemeinde besitze". Das Zeugnis des Ortschulraths bestätigte „mit besonderer Genugthuung," dass das Einvernehmen zwischen ihm und dem Schulleiter Franz Riedel, sowie zwischen diesem und der Bevölkerung das denkbar beste sei; dass sich der Schulleiter durch sein Verhalten in und außerhalb der Schule das volle Vertrauen der ganzen Bevölkerung erworben und im ungeschmälerten Maße erhalten habe, so dass allgemein der Wunsch herrsche, derselbe möge möglichst lange hierorts als Schulleiter wirken. Ob der Schulleiter sich politisch in irgend einer und in welcher Richtung beschäftigt, sei dem Ortsschulrath unbekannt. Hierorts sei der Schulleiter Franz Riedel nur als ein beliebter und allseits geachteter Lehrer bekannt, der, wie schon erwähnt, die volle Achtung der ganzen Bevölkerung von Schla besitze.

Angesichts dieser Erklärungen der zunächst betheiligten und mit der Wirksamkeit des Lehrers am besten vertrauten Behörden hatte das Ministerium sicherlich allen Grund, den allgemeinen Beschuldigungen, auf denen die Entscheidung des Landesschulrathes beruhte, zu misstrauen. Dazu kam die Kenntnis des Ministers von der [illegible] Schulbehörden, unter deren Augen christlichsociale [illegible] [illegible]

tion seitens christlichsocialer Lehrer geduldet wird, so darf sie bei anderen nicht disciplinirt werden. Die Berufung auf die Thatsache, dass die Disciplinarrichter selbst bei derartiger Agitation zugegen waren und ihr Beifall klatschten, muss zum Freispruche genügen. Ein Freispruch mit solcher Begründung — und der Spuk verfliegt.

Herr v. Hartel hat sich einem bestellten Interpellanten gegenüber auf einen Disciplinarsenat im Ministerium ausgeredet. Die Ausrede taugt nicht. Die erste Voraussetzung für einen Disciplinarsenat sind unabhängige Richter. Männer der Verwaltung sind zu wenig objectiv, zu wenig unabhängig, zu sehr in Momenten politischer Nützlichkeit befangen. Minister v. Hartel musste aber auch wissen, dass die Ernennung der Mitglieder seines Senates von der Tendenz der ernennenden Minister abhängig war, dass seine Vorgänger Clericale waren oder mit den Clericalen liebäugelten; er musste seine Beamten im Ministerium kennen und wissen, dass er von seinem Senate von vornherein clericales Vorurtheil zu erwarten hatte. Deshalb durfte er dem Senat nicht volle Freiheit der Action gewähren. Er musste sich die Ueberprüfung vorbehalten, insbesondere in einer Angelegenheit von präjudicieller Bedeutung, wie sie der Fall Riedel war. Er wäre bei der Prüfung schon dadurch stutzig geworden, dass der Disciplinarsenat des Ministeriums für seine Bestätigung gar keinen Grund angab. Wie wäre dies bei einem wirklichen Disciplinarsenat überhaupt möglich gewesen und noch dazu für eine Entlassung! Die unerhörte Fahrlässigkeit und Rücksichtslosigkeit, die sich in einem solchen unmotivierten Urtheil kundgibt, hätte den Professor Hartel wohl an sich veranlasst, wenigstens den Schein einer Rechtsprechung zu wahren.

Das Gehenlassen des Herrn v. Hartel war hier nicht Gerechtigkeit, sondern Schwäche gegenüber dem clericalen Regiment.

Die That hat schon ihre Früchte getragen, die Geßmann und Gregorig, die Schneider und Jedlicka fühlen sich Herren. Tüchtige, tadellos wirkende Männer werden an die Luft gesetzt, und dazu mit raffinierter Bosheit der Tag vor Schulbeginn gewählt, so dass der Geschädigte nicht einmal in der Lage ist, sich um eine andere Stelle zu bewerben. Der von der Gewerbeschulcommission entlassene Lehrer hat Frau und Kinder; wie soll die Familie mit fünfzig Gulden im Monat auskommen? Nach acht Jahren Dienstleistung als provisorischer Lehrer — der Name „provisorisch" ist hier geradezu lächerlich und das kleine Land Salzburg hat schon ein Gesetz, welches den Lehrer nach dem dritten Dienstjahre als definitiv erklärt — wird der Mann zu einer Zeit entlassen, da alle Stellen schon besetzt sein müssen; wovon soll der Entlassene leben? Die fortschrittlich denkenden — nein, die ehrlichen Männer der Bevölkerung werden sich diesen Opfern der Verfolgungswuth gegenüber ihrer Pflicht bewusst sein; sie werden sich zusammenthun, dem Entlassenen eine entsprechende Stellung, den eines großen Theiles ihres Einkommens beraubten Lehrern Ersatz hierfür zu verschaffen. Aber genügend ist dies nicht. Die Bürgerschaft muss sich um die Schule sammeln. Die persönliche Brutalität, die jetzt bereits hervorbricht, muss das Gerechtigkeitsgefühl aufpeitschen. Der unabhängige Lehrer ist die Vorbedingung für die unabhängige Schule. Hat der Lehrer keinen Charakter, wie soll er den Kindern Charakter einflößen? Die Schule unter der Zuchtruthe der Gregorig und Jedlicka — es ist weit mit Wien gekommen!

Auf Herrn v. Hartel, als er Minister wurde, waren die Augen vieler ernster Männer hoffnungsvoll gerichtet. Man erwartete von ihm keinen Schritt außerordentlicher Kraft, aber einen gerechten unbefangenen Sinn und Energie in der Abwehr von Unrecht. Er hat enttäuscht, ebenso wie Herr v. Koerber. Er ist als Minister ein schwacher Sectionschef geblieben.

---

## Umsturz und Antiumsturz-Komödie.

Betrachtungen zum socialdemokratischen Parteitag in Mainz.

Unter den Komödien, die unsere Parteien aufführen, sind die Umsturz-Komödie und die Antiumsturz-Komödie nicht die am wenigsten unterhaltenden. Zwar die erste ist so ziemlich ausgespielt. Nachdem die Socialistenführer ihre große Partei durch die Aussicht auf den baldigen Umsturz zusammengebracht haben, so sehen sie sich schon seit Jahren zur entgegengesetzten Parteitaktik genöthigt und stellen mit Entrüstung alle Umsturzgelüste in Abrede; nicht von der Revolution, sondern von der Evolution erhoffen sie die Umgestaltung der Gesellschaft, und nicht im Jahre 1897, für das Bebel den großen Kladderadatsch angekündigt hatte, sondern in einem fernen Jahrhundert. Dagegen spielt die Partei der Großunternehmer und Großgrundbesitzer die Antiumsturz-Komödie unentwegt weiter. In ihrem Interesse liegt es, die Arbeitslöhne niedrig und die Arbeiter in wehrloser Dienstbarkeit zu erhalten, und da sie nicht den Muth hat, die Entrechtung der Arbeiter und die formelle Hörigkeit offen [illegible], stellt sie sich an, als glaubte sie an die Absicht und [illegible] Arbeiterpartei, den Staat umzustürzen, und [illegible] vorgeschützten Glaubens, der, wenn er [illegible] Dummheit bekunden würde,

unablässig Ausnahmemaßregeln gegen alle Arbeiterverbindungen und Arbeiterbewegungen. So oft daher von der Mauserung der Socialdemokratie die Rede ist, die das Fortspielen dieser Komödie erschwert, brechen die Organe derer um Stumm in ein Wuthgeheul aus und schreien, das sei lauter Verstellung auf Seiten der Socialdemokraten und faule oder thörichte Leichtgläubigkeit des „staatserhaltenden“ Philisteriums.

Die Mauserung ist aber nun einmal Thatsache, und hat auf dem in der dritten Septemberwoche zu Mainz abgehaltenen Parteitage die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Parteiphrasen sind da gar nicht gedroschen worden; man hat weder vom Mehrwert, noch von der Vergesellschaftung aller Productionsmittel, noch von der Expropriierung aller Expropriateure gesprochen. Die Parteiangelegenheiten, wie die kleine Organisationsreform, die durch die Aufhebung des Verbotes der Verbindungen von Vereinen möglich geworden war, wurden nicht anders erledigt, wie sie auch bei jeder anderen Partei erledigt werden könnten, nur dass auf den Versammlungen der bürgerlichen Parteien noch keine Rosa Luxemburg erscheint mit dem Anspruch auf die Würde eines Vertrauensmannes; im übrigen aber wurde gut bürgerliche Realpolitik getrieben, hauptsächlich in der Debatte über die Calwer'sche Resolution, die Uebernahme der Eisenbahnen aufs Reich, Ermäßigung der Personentarife, den Ausbau eines Wasserstraßensystems, zunächst durch den Bau des Mittellandcanals „im Nothfall durch das Reich“, Ablehnung aller Lebensmittelzölle und eine Handelsvertragspolitik fordert, „die sich das Ziel setzt, die wechselseitigen Handelsbeschränkungen fortschreitend aufzuheben und den freien Weltverkehr zu fördern“.

Diese Forderungen bedeuten an sich schon den Verzicht auf die utopische Internationalität, bedeuten die Anerkennung der Thatsache, dass die Staaten nicht wegzuschaffende Realitäten sind, und dass das Wohl und Wehe des einzelnen Menschen, auch des Arbeiters, nicht vom Zustande einer sogenannten Menschheit — denn die Menschheit ist kein einheitliches Ganzes, von dem man sagen könnte, dass es irgendwie beschaffen sei oder sich irgendwie befinde — sondern von den Einrichtungen und von der wirtschaftlichen Lage des Staates, und zwar *seines* Staates abhängt. Noch realistischer jedoch gestaltete sich die Debatte. Vollmar, der schon seit Jahren die utopistischen Eierschalenreste von der Partei abzustreifen bemüht ist und das erst kürzlich wiederum in Graz recht gründlich besorgt hat, Vollmar vertrat diesmal nicht bloß den nationalen, sondern sogar den particularistischen Standpunkt. Er erklärte: „Wir halten unsere Congresse nicht ab, um schöne akademische Reden zu hören, sondern um zu bestimmten Fragen Stellung zu nehmen. Da dürfen wir nicht die Verhältnisse, wie sie in fünfzig Jahren mal sein werden, sondern müssen die actuellen Verhältnisse in Betracht ziehen. Die sind aber so beschaffen, dass eine Uebertragung der sämmtlichen Eisenbahnen Deutschlands auf das Reich eine absolute Unmöglichkeit darstellt. Was heißt denn heute das Reich? Die Uebertragung der Eisenbahnen auf das Reich würde in Wirklichkeit nichts anderes heißen, als die Uebertragung der Grundsätze des preußischen Eisenbahnsystems auf das ganze Reich. (Sehr richtig!) Was ist aber das preußische Eisenbahnsystem? Preußen ist vor allem der Hort der Fiscalität, es ist geradezu das Hindernis jeder Verbesserung und Ausgestaltung unseres Tarifwesens, und schließlich bedeutet das preußische System die allerschlimmste Vergewaltigung der Bediensteten und Beamten. (Sehr wahr!) Ich weiß sehr genau, welcher Unterschied in der Behandlung der Beamten der Reichseisenbahnen und der bayerischen Bahnen besteht. Es würde bei uns eine ganz ungeheure Verschlechterung für zehntausende von Beamten und Bediensteten bedeuten, wenn bei uns ein anderer Modus platzgriffe. In Hessen hat man ja die Probe aufs Exempel gemacht, allerdings nicht unter dem Namen des Reiches, sondern unter dem Namen Preußen.“ Bebel stellt entschieden in Abrede, dass die Uebernahme der Eisenbahnen auf das Reich die Verpreußung bedeute, und dass sie die Lage der Beamten und Bediensteten verschlechtern würde. „Die Thätigkeit, die wir im Reichstage auf dem Gebiete des Post- und Eisenbahnwesens speciell in der Budgetcommission und namentlich in den zwei letzten Wintern ausgeübt haben, beweist das Gegentheil. Dazu kommt eins: sobald die Eisenbahnen in Reichsverwaltung sind, haben wir die Möglichkeit, auf die gesammte Verkehrspolitik einen entsprechenden Einfluss auszuüben. Dazu haben wir in Preußen nicht die geringste Möglichkeit; selbst wenn es uns gelänge, ein paar Abgeordnete in den preußischen Landtag zu bringen, würde das nichts zu bedeuten haben.“ Darauf erwidert Vollmar trocken: „Was haben wir denn im Reichstag erreicht? Von den Gehältern will ich nicht reden, wohl aber von der russischen und türkischen Behandlung der Beamten. Und diese Behandlung ist nicht nur in Preußen, sondern auch in Elsass-Lothringen im Schwunge. Haben wir im Reichstag den Reichspostbeamten jemals bessere Behandlung verschaffen können? Das wird auch in Zukunft nicht gelingen. Oder es müssen ganz andere Parteiconstellationen zustande kommen. Wir sollten als ernste politische Männer nichts aussprechen, dessen Durchführung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. Die Ueberführung der Eisenbahnen in die Verwaltung des Reichs wäre ein Schaden für die Staatsarbeiter, für die Verkehrspolitik und die allgemeinen politischen Machtverhältnisse.“

Noch wichtiger ist die Art und Weise, wie Calwer als Referent die handelspolitischen Forderungen seiner Resolution begründete. Eigentlich hat er nicht diese Resolution begründet, sondern eine Forderung, die gar nicht darin steht, dass nämlich Deutschland den Vereinigten Staaten den Meistbegünstigungs-Vertrag kündigen solle. Einige Genossen gaben denn auch ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, dass der Referent gegen seine eigenen Anträge gesprochen und das gerade Gegentheil davon empfohlen habe, worauf Calwer mit Friedrich List hätte entgegnen können, es führe eben kein anderer Weg zum Freihandel, als der durch den Schutzzoll. Calwer führte aus: trotz hoher Löhne und hoher Lebenshaltung der Arbeiter vermöge die nordamerikanische Industrie der deutschen erfolgreich Concurrenz zu machen, weil die Arbeit des Nordamerikaners dreimal so productiv sei wie die des Deutschen. (So wenigstens habe ich seine Argumentation verstanden: es wäre interessant und wichtig, zu erfahren, worauf die so viel größere Productivität der amerikanischen Arbeit, falls es damit seine Richtigkeit hat, beruht.) Daher übe der amerikanische Warenimport auf unsere Industrie, namentlich auf die Textilindustrie, einen empfindlichen Druck aus, der für unsere Arbeiter niedrige Löhne bedeute. Wenn sich die deutschen Arbeiter von diesem Druck durch Schutzzölle befreien könnten, so dürfe man auch Lebensmittelzölle mit in Kauf nehmen; ganz wie Bismarck und die Agrarier meint er: haben die Arbeiter höheren Lohn, so können sie auch einen höheren Preis für die Lebensmittel bezahlen. Zudem lege Nordamerika auf unsere Waren einen Zoll von 57 Procenten des Wertes; das mache beim jetzigen Stand unserer Ausfuhr dahin 250 Millionen Mark. Diese 250 Millionen hätten nicht die amerikanischen Consumenten zu tragen, sondern unsere Fabrikanten, und diese wälzten sie größtentheils durch Lohnkürzung auf die Arbeiter ab. Gegen die entrüsteten Angriffe der Genossen vertheidigte Vollmar den Referenten. Bei solchen praktischen Fragen dürfe man keine Redensarten machen. Wenn man thue, als ob selbstverständlich jeder Socialist Freihändler sein müsse, so sei das seit zwanzig Jahren abgethan. Vollmar hätte sagen können, für jeden politisch und volkswirtschaftlich gebildeten Mann sei ein solcher Unsinn seit achtzig Jahren abgethan, seitdem nämlich List der Welt klar gemacht hat, dass zwar die Weltrepublik mit unbeschränktem und ungehemmtem Menschen- und Güterverkehr das zu erstrebende Humanitätsideal, solange wir aber in dieser schlechten Welt der unabhängigen Staaten leben, jede einzelne Zollfrage eine reine Zweckmäßigkeitsfrage ist, die schlechterdings nicht nach allgemeinen Grundsätzen, sondern nur nach der augenblicklichen Lage des betreffenden Staates entschieden werden kann. Weder darauf kommt es hier an, in welcher Form dann schließlich die Resolution auf dem Parteitage angenommen worden ist, noch darauf, was das Reich beim bevorstehenden Ablauf der Handelsverträge thun soll, sondern lediglich darauf, dass sich angesehene Parteigenossen öffentlich auf den nationalen Standpunkt stellen und die schwebenden großen Fragen nicht nach der Parteidoctrin, sondern mit Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit behandeln, so dass die Socialdemokratie nichts mehr hindert, mit den bürgerlichen Parteien Hand in Hand zu gehen, soweit das Interesse der Arbeiter mit dem der Unternehmer zusammenfällt, und dass dieses in Zollfragen der Fall sei, hat eben Calwer ausdrücklich ausgesprochen. Vollmar aber sagte: „Die Wahrheit ist, dass wir sowohl für nationale, wie für internationale Arbeiterinteressen eintreten.“ Und wie orthodoxe Genossen mit Schmerz constatieren, hat es ja die realpolitische Richtung sogar schon zu einem eigenen Organ, den „Socialistischen Monatsheften“ gebracht, das Kautskys, des orthodoxen Magisters, „Neue Zeit“ bald aus dem Felde schlagen dürfte, und worin Bernstein sogar der Coloniengründung und der Weltpolitik das Wort reden darf.

Dem Socialismus bleibt das Verdienst, gegenüber den blutigen und unblutigen Concurrenzkämpfen der Nationen und Staaten, an Stelle der ihrer Aufgabe untreu gewordenen christlichen Kirche wieder mit Nachdruck auf das Humanitätsideal hingewiesen und die ökonomischen Bedingungen seiner Verwirklichung gründlich untersucht zu haben. Sofern aber die Socialdemokraten, marxgläubig, die baldige Verwirklichung dieses Ideals auf dem von ihrem Propheten erwarteten Wege in Aussicht gestellt haben, sind sie mit all der Wissenschaftlichkeit, der sie sich rühmen, selbst dem von ihnen verspotteten Utopismus verfallen. Welt, Menschheit, eine ökonomische Doctrin, das gibt keine Werkstatt ab. Für sociale Verbesserungen wirken, das kann ein jeder nur einerseits privatim im allerkleinsten Kreise: in der Familie, andererseits im Staate, durch Theilnahme an der Lösung seiner Aufgaben. Keine Möglichkeit, irgendwie der „Menschheit“ beizukommen! Aber wer für seine Familie und für seinen Staat arbeitet, der fördert damit auch das Glück von einem Stück Menschheit. Zu dieser Erkenntnis sind unsere Socialdemokraten gelangt, und wir beglückwünschen sie dazu. Ihre Partei wird dadurch eine auf dem legitimen Boden unseres Staatswesens stehende Arbeiterpartei, die ihrer nunmehr glücklich verflossenen revolutionären Periode einen Vortheil und Vorzug verdankt, der den englischen Arbeiter

organisationen abgehl: dass sie in unseren Parlamenten durch eigene Abgeordnete vertreten, nicht auf die Vertretung durch Männer anderer socialen Schichten angewiesen ist. David äußerte auf dem Parteitage: einer idealen Productionsordnung, wie sie sich die Socialisten denken, entspreche es doch gewiss nicht, dass Deutschland aus Amerika Rohbaumwolle beziehe, hier verarbeite und das Product nach Amerika zurückschicke; eine Industrie, die das Rohmaterial im eigenen Lande verarbeite, durch Schutzzölle großzuziehen, sei durchaus vernünftig. Damit ist dieser Genosse dort angelangt, wo List im Jahre 1827 stand, als er erkannt hatte, dass der Menschheit nicht damit gedient sei, wenn sich ein Volk vom andern wirtschaftlich ausbeuten lasse, und den Amerikanern klar machte, was für Narren sie sein würden, wenn sie ihr Getreide nach England schickten, um es dort zu Mehl vermahlen und zu Brot verbacken zu lassen.

Neisse. Karl Jentsch.

## Indische Gletscherfahrten.*)

Indien ist das Land der ungeheuren Dimensionen, der Gegensätze ohnegleichen. Hier wuchs das riesenhafteste Epos der Welt empor, das Mahabharata mit seinen 100.000 Doppelversen, hier ein beispiellos compliciertes Opferritual, hier jenes schroffe Kastensystem mit seinen ungeheuerlichen Gegensätzen, bei deren Bekanntwerden die europäische Welt von Schauder ergriffen wurde. Hier entwickelte sich neben der tollsten, ausgelassensten Sinnlichkeit eine Askese ohnegleichen, von deren ungeheuerlichen Leistungen die Reisenden aller Zeiten fabelhafte Dinge zu berichten wissen; und wenn die Heiligen anderer Länder ein gewöhnliches Menschenleben hindurch der Buße und Heiligkeit leben, so steht beispielsweise der Viçvamitra der indischen Sage gleich tausende von Jahren auf einem Bein, ohne zu athmen, nur von Luft lebend, wie er die berühmte Wunschkuh des Vasischtha erringen will. Und so erscheint es uns denn ganz natürlich und fast selbstverständlich, dass gerade im indischen Lande die höchsten Berggipfel der Erde emporragen, dass gerade hier sich die riesenhaftesten Gletscherfelder ausbreiten, ein gigantisches Gebirgssystem, mit den grausigsten Gefahren, den scheußlichsten Ekelhaftigkeiten, aber auch den wunderbarsten und erhabensten Schönheiten, die unsere gute, geduldige Mutter Erde aus ihrem Schoße hat hervorgehen lassen. Wer mag sich da wundern, dass in unserer Zeit des hochentwickelten Alpensports, einer Zeit, die durch Dampf und Elektricität die Entfernungen der Erde verschwinden oder doch zusammenschrumpfen lässt — dass in solch einer Zeit die Blicke der gletscherwasserdurstigen Touristen Europas sich auf den Himalaya richten und von ihm nicht loskommen können. Dieser Sehnsucht nach den geheimnisvollen Wundern des mächtigsten Hochgebirges der Welt verdanken die „Indischen Gletscherfahrten“ von Dr. Kurt Boeck ihre Entstehung. Der kühne Reisende hat von denselben in fesselnden Vorträgen und Einzelaufsätzen schon oft zu erzählen gewusst, und wenn er nun auch in Buchform über seine Reisen und Erlebnisse zu berichten beginnt, so werden gewiss weite Kreise der Leserwelt es der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig danken, dass sie ihn dazu angeregt hat.

Denn, wahrhaftig, es ist dies ein prächtiges Buch, das uns rasch gefangen nimmt und nicht wieder loslässt. Die touristischen Leistungen, die der Verfasser in Begleitung des wackeren Tiroler Gletscherführers Hans Kerer in mehreren Theilen des Himalaya ausführt, sind unstreitig ganz gewaltige und imponierende. Kaum begreift man es, wie die beiden alle die ungeheuren, sich ihnen entgegenstemmenden Hindernisse und Gefahren schließlich doch noch glücklich und ungeschädigt überwinden, und gern pflichtet man dem Tiroler bei, wenn er dem Verfasser beim Abschluss einer solchen Tour das Zeugnis gibt: „Was Sie derlitten haben, derleidet so leicht kein anderer Stadtherr, kein einziger! Wenn Sie nicht eine so unendliche Natur hätten, könnten Sie es gar nicht derleiden!“ (S. 226.) Der eigentliche Reiz des Buches liegt aber nicht in diesen Leistungen, so staunenswert sie auch ohne Zweifel sind: er liegt in dem herrlichen, gesunden Humor, in der unverwüstlichen Lebensfrische und [illegible] Lebensfreudigkeit, die alle Schilderungen des Verfassers durchdringen und tragen; in dem offenen Auge, dem freien Blick, dem weiten Herzen, mit dem er alle Schönheit der Natur, alle Eigenart der Menschenwelt in sich aufzunehmen, zu empfinden und zu schildern weiß. Es ist unmöglich, ähnliche Erlebnisse frischer, anziehender, reizvoller darzustellen. Humor und Frische des Buches erinnern an die Schilderungen von Otto Ehlers, „An indischen Fürstenhöfen“ und „Im Sattel durch Indochina“. Doch was Kurt Boeck erlebt und „erleidet“, ist an sich weit spannender und interessanter, als alles, was Ehlers zu berichten weiß, der sich [illegible] [illegible]

In dem vorliegenden Buche schildert Dr. Boeck seine erste Himalayareise, die er schon im Jahre 1890 ausgeführt hat. Er ist dann noch viermal zu weiteren Bergtouren dorthin zurückgekehrt (1893, 1895, 1898, 1900) und musste erst vor kurzem über seine letzte Reise, die sich in Nepal abspielte, vor seinem Landesherrn, dem König von Sachsen, einen Vortrag halten, bei welcher Gelegenheit er in huldvollster Weise ausgezeichnet wurde. Die Schilderung seiner ersten Himalayareise aber hat der Verfasser seinem „lieben geduldigen Frauchen“ gewidmet, „als Ersatz für ausgebliebene Briefe“, und schon in dieser Widmung offenbart sich seine liebenswürdige Eigenart. Diese erste Reise hat eigentlich den ungeheuren Bergriesen Kanschendschunga zu ihrem Ziel, doch wird der Verfasser durch verschiedene Umstände gezwungen, von der Erreichung dieses Zieles zunächst abzustehen und sich vielmehr in den centralen Himalaya zu begeben, wo er mit seinem standhaften, durch nichts aus der Ruhe zu bringenden Tiroler den Panschakuri besteigt und am „Götterthron“ Nanda Devi die Kunst der Eiskletterei übt. Als die größte touristische Leistung darf aber wohl die Klettertour durch die furchtbare Girthischlucht bezeichnet werden, deren Beschwerden zu schildern ich hier auch nicht einmal andeutungsweise versuchen kann. Da sich dabei die starken Bergschuhe des Verfassers in Fetzen auflösten und einer seiner Füße arg mitgenommen war, gestaltete sich der Weitermarsch nach Dschosi-Math zu einem förmlichen Marterweg. Trotz aller dieser ausgestandenen Leiden geht der Verfasser dann aber doch noch nach Dardschiling zurück und führt von dort aus nach Abschluss der Regenzeit, die ihm unglaubliche Schwierigkeiten bereitet hat, die ursprünglich geplante Tour zum Kanschendschunga und seinen Gletschern glücklich aus und bringt eine Anzahl wundervoller Hochgebirgspanoramen als Ausbeute von dort zurück. Die erste Tour im centralen (Kumaon-) Himalaya erscheint indessen als die abwechslungsreichere und darum für den Leser spannendere und interessantere. Ihre Schilderung nimmt denn auch den Haupttheil des Buches in Anspruch.

Neben den Gefahren der Gletscherwanderung, der Kletterei an steilen Felswänden, der Ueberschreitung furchtbarer brüllender Gießbäche auf halsbrechenden Nothbrücken u. dgl. m. treten namentlich die zeitweilig ganz entsetzlichen Plagen seitens der kleineren Thierwelt hervor, der Schlangen, Blutegel, Buschläuse (Ixodes), Insecten verschiedener Art u. dgl. m. Man wundert sich nicht, wenn der Verfasser, wie der brave Hans sich ausdrückt, „für dies Gebirge viel zu ekelhaft“ ist. Aber man freut sich, wenn er nach Erreichung des Zieles in Jubel ausbricht über die Herrlichkeit und Majestät der sich ihm offenbarenden indischen Bergwelt und wenn er freudig all die ausgestandenen Leiden für keinen zu hohen Preis solcher Schönheitsoffenbarung erklärt. Diese sieghafte Lebensfreudigkeit muthet echt germanisch an und wirkt erhebend.

Der Verfasser ist weit davon entfernt, mit Gelehrsamkeit prunken zu wollen. So wird er es mir auch gewiss nicht übel nehmen, wenn ich ihn auf einen kleinen, nicht einmal selbst verschuldeten Irrthum aufmerksam mache. Himalaya heißt im Sanskrit allerdings „Stätte des Schnees“ oder „Heimat des Schnees“*), aber mit unserem Worte „Himmel“ hat es nichts zu thun und ist weit davon entfernt, von derselben Wortwurzel entsprossen zu sein (S. 3). Der Verfasser hat wohl daran gethan, den Namen des „Sanskritkundigen“ zu verschweigen, dem er diese „Belehrung“ verdankt; er wird aber noch besser thun, in der zweiten Auflage des Buches diese Heranziehung des deutschen „Himmel“ einfach zu streichen.

Ich zweifle nicht daran, dass die „Indischen Gletscherfahrten“ sich bald einen großen Leserkreis erobern werden, und ich wünsche ihnen alles Glück auf den Weg. Möge der Verfasser bald Zeit und Muße finden, auch seine weiteren Himalayareisen uns in ähnlicher Weise zu schildern.

Prof. Dr. L. v. Schroeder.

## Truppentransporte zur See.

Das Verschiffen größerer Truppenmassen, größerer Mengen [illegible] erfordert außerordentlich [illegible] Vorbereitungen und [illegible] So haben alle großen

*) [illegible] Sanskritwort für Schnee [illegible]

europäischen Generalstäbe ihre Departements für Eisenbahntransport, Etappenwesen u. dgl., welche die sämmtlichen Kriegs- und Friedenstransporte mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit und Genauigkeit festlegen. Die Regelung des Transportwesens ist eine der wichtigsten Vorbereitungen für den Krieg, und ein großer Theil des Erfolges hängt von ihrer gewissenhaften und geschickten Durchführung ab.

Noch größere Schwierigkeiten bietet der Transport ganzer Heere oder Heerestheile zur See; finden die mit der Eisenbahn oder mittels Fußmärsche beförderten Truppen nahezu überall — wenigstens in Europa — Wasser, Stroh, Unterkunft, Verpflegung, so muss beim Transport auf dem Meer alles, was zu den Truppen gehört, ihre gesammte Verpflegung u. s. w., in reichlichstem Maße vom Hause aus mitgenommen werden. Nimmt die Locomotive eines Militärzuges alle 100 bis 200 Kilometer Kohlen und Wasser ein, und braucht sie daher nur wenig todtes Gewicht mit sich zu schleppen, so muss ein Transportdampfer weit größere Kohlenmengen mit sich führen, und seine Bunker nehmen einen sehr bedeutenden Theil des Schiffsraumes weg. Beschränkt sich das im europäischen Landkriege von den Truppen mitzunehmende Gepäck auf das Allernothwendigste, so müssen überseeische Expeditionen ein unermessliches Material an Reservestücken der Bekleidung, Ausrüstung, Reservemunition, Zelte, Karren u. dgl. mit sich führen. Vermag im Nothfall jede mit der Eisenbahn beförderte Truppe — selbst schwere Artillerie oder Train — überall, wo der Zug hält, auch auf offener Strecke, zu entladen, so ist die Ein- wie Ausschiffung von ganzen Armeen eine äußerst schwierige Operation, bedarf besonderer Hafenanlagen und Vorrichtungen und ist, wo solche nicht vorhanden sind, außerordentlich zeitraubend, reich an Unfällen und Gefahren, endlich vom Wetter abhängig. Wohl kennt die Seekriegsgeschichte zahlreiche Landungen auf offenem Strande, die Verbündeten haben es im Krimkriege (Anfang September 1853), die Amerikaner bei Santiago 1898 so gemacht, immer aber treten dabei Schwierigkeiten zutage, die der Landkrieg nicht annähernd in diesem Umfange kennt. Ist endlich auch durch die Einführung der Dampfschiffahrt die Dauer der Truppentransporte zur See erheblich abgekürzt und eine glatte Fahrt derselben in hohem Maße gewährleistet, so erfordert doch die Rücksicht auf die Gesundheit und das körperliche Wohlbefinden der Truppen während der Fahrt eine besondere, zeitraubende Einrichtung der Schiffe, besonders für den Transport der Pferde müssen die Schiffe im Innern zum Theile ganz umgebaut werden.

Aus dem Gesagten folgt ohneweiters, dass der Bedarf an Transportmitteln zur See weit bedeutender sein wird, als für dieselbe Truppenstärke zu Lande. Ein Militärzug von 100 bis 110 Achsen, also mit einer Ladefähigkeit von etwa 500 Tonnen im Maximum, kann ein kriegsstarkes Bataillon mit aller Bequemlichkeit aufnehmen und befördern; dagegen wäre es undenkbar, auf ein Fahrzeug von 500 Tonnen ein Bataillon — rund 1000 Köpfe — setzen zu wollen; die Leute würden sich nicht rühren können, wahrscheinlich physisch keinen Platz finden. In älteren Zeiten stopfte man ja, wenn man den Erzählungen der Geschichtsschreiber glauben darf, die Menschen im allgemeinen und die Truppen im besonderen ganz furchtbar in den engen Schiffsräumen zusammen, noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts rechnete man in der englischen Marine einen Mann Besatzung auf eine Tonne, und darnach hätte ein damaliges Schiff von 1000 Tonnen 1000 Mann, ein modernes Linienschiff ersten Ranges 10.000 bis 15.000 (!) Mann Besatzung haben müssen. Es ist indessen wahrscheinlich, dass das damalige Messverfahren doch ein erheblich anderes war, als das unserige, und die Sache nicht so toll war, als sie uns heute erscheint. Heutzutage nimmt man jedenfalls weitestgehende Rücksicht auf die Truppen, wenn man sie auf Schiffe setzt, man thut gewiss wohl daran, allein der Bedarf an Schiffen steigt bei nur einigermaßen erheblicher Stärke der zu transportierenden Truppen bald ins Ungeheuere.

Infolge dessen sind nur sehr wenige Handelsmarinen heutzutage überhaupt imstande, größere Truppenmassen zu verschiffen. Erstens eignen sich durchaus nicht alle Schiffe für den Transport; es sollen keine alten Kasten, sondern möglichst neue, von Kielwasser und Miasmen freie, große, ruhig fahrende Schiffe sein; letzteres gilt besonders für Pferdetransporte, bei denen die Stabilität des Schiffes eine große Rolle spielt, und diese hängt wieder von der Construction ab. Ferner kommt in Betracht, dass bei einem Kriege ein Theil der auswärts befindlichen Handelsflotte schleunigst neutrale Häfen aufsuchen muss, um der Wegnahme durch den Feind zu entgehen; die Zahl der verfügbaren Schiffe vermindert sich also. Weiter vermindert sich dieselbe durch Abgabe von Schiffen an die Kriegsmarine. In allen großen Staaten sind die Schiffahrtsgesellschaften verpflichtet, gerade ihre besten, größten und schnellsten Schiffe im Kriegsfall der Kriegsmarine als Hilfskreuzer zur Verfügung zu stellen. Es leuchtet also ein, dass von einer selbst sehr mächtigen Handelsflotte im Kriegsfall wenig für Truppentransporte übrig bleibt. Nun erfolgt die Einstellung von Hilfskreuzern aus der Handelsflotte allerdings nur bei großen Kriegen zwischen Culturvölkern, und nicht bei gewöhnlichen Expeditionen gegen über See gelegene, halbentwickelte Staaten; dann aber tragen im letzteren Falle die Marinebehörden Bedenken, den Schiffsgesellschaften ihre besten Schiffe — Schnell- und Luxusdampfer — wegzunehmen, und in der Regel geschieht das auch nicht; wenn es geschieht, wie zum Beispiele theilweise seitens der englischen Admiralität im Winter 1899 bis 1900, da bedeutet es stets eine sehr schwere Schädigung der eigenen Schiffahrt, von der die fremden Rheder, im vorliegenden Falle besonders die deutschen und französischen, ausgiebig zu profitieren wissen; ist es doch während des Boerenkrieges mehr als einmal vorgekommen, dass der Norddeutsche Lloyd sogar die englische Post nach Amerika befördert hat.

Nach alledem wird es nicht überraschen, wenn wir sagen, dass zum Beispiel der gleichzeitige Abtransport auch nur eines kriegsstarken Armeecorps (einige 30.000 Mann) und des dazugehörenden Materiales zur See eine Aufgabe ist, der heutzutage höchstens zwei Staaten gewachsen sind, nämlich England zweifellos und Deutschland zur Noth. Colonel Furse (Military Expeditions beyond the seas, London) gibt für 1897 die Tonnage der großen Handelsflotten an wie folgt: England 13, Deutschland 2, Frankreich und die Union je 1, Italien ¾, Russland ½ Million, alles in runden Zahlen. Seither ist die deutsche Handelsflotte rascher gewachsen als die englische, aber sehr viel günstiger wird das Verhältnis kaum geworden sein. Was für Anforderungen der Truppentransport zur See stellt, zeigt sich gerade in diesen Tagen schlagend an den Schwierigkeiten, welche die russische Regierung findet, ihre Truppen nach Ostasien zu befördern. Gegenüber den unsinnigen Zeitungsnachrichten, welche Russland einmal 100.000, dann 150.000, endlich gar 180.000 Mann nach Ostasien werfen lassen, sind die folgenden, aus bester Quelle stammenden Angaben von hohem Interesse: Wenig über 30.000 Mann hat Russland nach dem fernen Osten in Bewegung gesetzt; da die vielgerühmte Sibirische Bahn dabei vollkommen Fiasco gemacht hat (die Erkenntnis davon wird vielleicht doch allmählich dem naiven Westeuropa aufdämmern) — sie vermochte nicht mehr als 10.000 Mann zu transportieren und das noch in unverhältnismäßig langer Zeit — sah sich die russische Regierung genöthigt, für die übrigen 20.000 Mann auf den Seetransport zurückzugreifen; die nöthigen Schiffe vermochte sie aber im Inlande nicht aufzutreiben, sondern sie hat um schweres Geld deutsche, italienische, ja sogar österreichische und dänische Schiffe gemietet!

Sehen wir uns in der Geschichte um, so finden wir bestätigt, wie schwierig der Transport großer Truppenmassen zur See ist. Wir sehen dabei von den fabelhaften Zahlen ab, welche antike Geschichtsschreiber gelegentlich anführen, zum Beispiel für persische Truppentransporte nach Griechenland u. s. w. Zu den größten überseeischen Expeditionen, über die wir beglaubigte Nachrichten haben, gehört zum Beispiel die Landung des englischen Expeditionscorps unter Abercrombie bei Abukir 1801; die Gesammtstärke der von Malta nach Aegypten verschifften Landtruppen betrug etwa 17.000 Mann und 700 Pferde; zu ihrer Beförderung waren 140 Transport- und 48 Kriegsschiffe nothwendig.*) Noch größere Dimensionen nahm die französische Expedition nach Algier 1830 an; Frankreich hatte die Absicht, eine maritime Kraftprobe zu leisten, und warf 37.000 Mann, 1000 Pferde übers Mittelmeer; die Einschiffung dauerte bloß 6 Tage, zum Transport wurden 103 Kriegsschiffe, 357 Transportschiffe, 209 Boote, zusammen 669 Fahrzeuge verwendet.**) Selbst die Engländer haben diese Leistung stets bewundert und als eine der großartigsten auf diesem Gebiet anerkannt. Im Krimkrieg bedurfte es, wie Moltke treffend hervorhebt, der vereinigten Flotten der beiden größten Seemächte, um 64.000 Mann über die vom Feinde so gut wie gar nicht bestrittene See an ihren Bestimmungsort zu bringen. Die französische Flotte, die in der Krim landete, hatte 28.000 Mann, 1437 Pferde, 68 Geschütze an Bord, war 45 Kriegsschiffe und 52 Transportschiffe stark; die Engländer hatten auf über 150 Schiffen mehr als 30.000 Mann ans Land gesetzt.***) Es ist dies die größte Unternehmung dieser Art bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Etwa 200 Schiffe brachten 1860 ungefähr 14.000 Mann englische Combattanten nach China; für den abessinischen Krieg bot England 281 Schiffe, mit einer Gesammttonnage von 304.000 Tonnen auf u. s. w.

Bis vor kurzem hatte der Krimkrieg die größte bekannte und nachgewiesene Transportleistung zur See aufzuweisen; seither ist die französische Flotte zurückgeblieben, und es war England vorbehalten, im Boerenkriege die größten Massen zu bewegen, welche je zur See transportiert worden sind. Allerdings nahm diese Operation erst allmählich den gewaltigen Umfang an, den sie erreicht hat, und vertheilt sich auf einen langen Zeitraum. Die Admiralität hat einen Bericht über die Kriegstransporte nach Südafrika in der Zeit vom 1. Juli 1899 bis 31. März 1900 veröffentlicht, der eine Menge interessanten statistischen Materials enthält und nicht ohne Befriedigung auf das Geleistete zurückblickt. Es wurden in der an

---

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

gegebenen Frist von verschiedenen Punkten der Welt aus nach der Capcolonie und Natal befördert: 7566 Officiere, 192.089 Mann, 59.073 Pferde, 32.678 Maulthiere und eine enorme Masse Kriegsmaterial. Im ganzen waren 351 Reisen zu verzeichnen, von denen nur zwei fehlgiengen. Bei all den Transporten war kein Menschenleben zu beklagen, und von den über See beförderten Thieren giengen 2500, das ist nur etwa 2½ Procent, zugrunde. Fasst man nur das Mutterland und Indien ins Auge, so wurden zwischen England und Südafrika 216 Reisen ausgeführt und dabei 6663 Officiere, 170.185 Mann und 30.101 Pferde befördert. Zwischen Indien und Südafrika sind 49 Fahrten mit 417 Officieren, 10.392 Soldaten, 2882 Followers (Trossknechten), 7344 Pferden und 1566 Maulthieren zu verzeichnen. Die kriegerische Leistung Englands in Südafrika ist äußerst gering zu veranschlagen; es genügt, darauf zu verweisen, dass eine vier- bis fünffache Ueberlegenheit an Zahl fast ein Jahr gebraucht hat, um den Gegner niederzuringen — das ist wohl noch nicht dagewesen — und dass jeder Boer, der überhaupt die Waffen trug, mehr als einen Engländer außer Gefecht gesetzt hat; auch das ist noch nicht dagewesen. Die Transportleistung jedoch ist ohnegleichen. Erleichtert wurde sie durch das Fehlen schwieriger Landungen, überall trafen die auszuschiffenden Transporte wohlvorbereitete Quais, und durch die völlige Ungestörtheit der Schiffahrt seitens des Gegners, was sonst im Colonialkriege häufig nicht der Fall ist. Auffallend gering erscheint, im Vergleich zu früheren ähnlichen Unternehmungen, die Zahl der verwendeten Schiffe; die Tonnage ist eben im Lauf der letzten 30 bis 40 Jahre um das Doppelte bis Dreifache gestiegen.

Nur aus der Gesammtheit der englischen Verhältnisse und aus den vortrefflichen Vorschriften, welche eine lange Erfahrung den Engländern auf diesem Gebiete in die Hand gegeben hat,*) ist die hervorragende Leistung des Boerenkrieges zu erklären. Jahr für Jahr befördert England tausende von Soldaten zur See, die Truppen wie das Schiffspersonal sind daher im Training; dann besitzt die englische Kriegsmarine eine Anzahl eigener Truppentransportdampfer, die in gewöhnlichen Zeitläuften genügen und auch bei einem größeren Kriege dem ersten Bedürfnis entsprechen. Die große Zahl der Häfen des Landes und die Kleinheit sowie der Reichthum des letzteren an Eisenbahnen gestatten es, die Schiffe in dem einen Hafen auszurüsten, während sich die Truppen in einem anderen bereit machen, und dies Verfahren beschleunigt den Abtransport ganz ungemein. Jedes Schiff wird, bevor es belegt wird, einer genauen Untersuchung auf seine Reinlichkeit, die Ventilationsverhältnisse u. s. w. unterworfen, und ungeeignete Fahrzeuge werden rücksichtslos zurückgewiesen, da das Land an Schiffen reich genug ist, um die peinlichste Auswahl zu gestatten; für Pferdetransporte werden, der Hitze wegen, Holzschiffe den eisernen vorgezogen, und die Vorschriften über die Einrichtung der Boxes, der Drainagen in den Ställen u. s. w. sind ein Muster an Praxis; kein für Pferdetransporte bestimmtes Schiff darf kleiner sein als 1500 Tonnen; wird Cavallerie transportiert, so fahren die Reiter grundsätzlich mit den Pferden auf demselben Schiff, wie denn überhaupt die Wahrung der taktischen Verbände (einschließlich der gesammten Trains) für die einzuschiffenden Truppen als Regel gilt: ein Bataillon zum Beispiel kommt mitsammt seinem gesammten Train u. s. w. auf ein Schiff, um sogleich nach dem Landen verwendungsbereit zu sein. Für das Ausrüsten eines Schiffes für den Transport von Fußtruppen werden sechs, für den berittener Waffen zehn Tage gerechnet. Ueber die Verpflegung der Mannschaften und die Fütterung der Thiere während der Fahrt liegen genaue, nach der Transportdauer und den zu passierenden Breiten bemessene Anweisungen vor, desgleichen über sanitäre Maßregeln und das Verhalten an Bord überhaupt. Der Umstand endlich, dass England in der ganzen Welt Kohlenstationen besitzt, gibt ihm, im Verein mit dem ausgedehnten Kabelnetz, eine außerordentliche Bequemlichkeit und Latitude in der Anordnung und Durchführung der Transporte. Solche Sorgen, wie sie zum Beispiel Deutschland wegen der Kohlenbeschaffung in Ostasien hat, kennt England nicht. Angesichts der Anhäufung einer großen Zahl Kriegs- und Handelsschiffe in den chinesischen Meeren werden die Kohlen an Ort und Stelle voraussichtlich bald knapp und theuer werden, und das zwingt die Deutsche Regierung, schon jetzt Dampfer zu mieten und sie mit Kohlenfracht nach dem fernen Osten zu senden; diese Schiffe würden im Truppentransporte natürlich ausfallen. England dagegen bewegt sich freier und verfügt auf allen Punkten des Erdballs über die reichsten Hilfsmittel, es kann beinahe niemals in Verlegenheit gerathen.

Ungleich bescheidener ist die deutsche Expedition nach China [illegible] Deutschland zur [illegible] als [illegible] Staat nach China England allein [illegible] der erste Versuch dieser Art in Deutschland [illegible] [illegible] Monaten sind [illegible] [illegible]

bringen. Sämmtliche Schiffe sind genau an dem angekündigten Tage abgegangen und haben die Reise programmäßig zurückgelegt, wobei allerdings ein paar Menschenleben durch Verunglückung zugrunde giengen. Es wurde darnach gestrebt, den Truppen die Fahrt möglichst angenehm zu machen; große Zeltdächer, sowie Berieselungsanlagen wurden auf Deck angeordnet, Unterkunft und Verpflegung sollen auf den Schiffen, dem Vernehmen nach, tadellos sein. In sämmtlichen Zwischendeckabtheilungen — dem Aufenthaltsraume der Mannschaften — sind nur 75 Procent des Raumes ausgenützt, den das Auswanderergesetz zulässt. Die Einrichtung der Schiffe für den Truppentransport — Anordnung der Betten, Numerierung der Kojen, Anfertigung von Gewehrständern u. s. w. — hat sich glatt vollzogen. Die Ausstattung mit Aerzten, ärztlichem und hygienischem Material, Filtern, Decken u. s. w. ist eine überaus reichliche. Zwei Lazarethschiffe sind auf den Kriegsschauplatz entsandt. Für den postalischen und telegraphischen Verkehr mit der Heimat während der Fahrt hat das Reichspostamt unter erheblicher Belastung seines Etats ungemein ausgiebig gesorgt.

Von Interesse sind vielleicht einige Zahlen über die Verpflegung und über den Kohlenverbrauch. Die Masse der Verpflegung wird von Deutschland mitgenommen, wenngleich natürlich in den angelaufenen Häfen frisches Fleisch, Gemüse, Obst u. s. w. beschafft wird. Die Schiffe sind auf 150 Tage vollkommen mit Verpflegung versehen, obwohl die Hinreise nur 42 Tage dauert, und haben zusammen 67.800 Pfund frisches Fleisch und Gemüse, über 20.000 Pfund gesalzenes Ochsen-, 16.000 Pfund gesalzenes Schweinefleisch, 763 Schinken u. s. w. an Bord. Auch fehlen nicht 396 Büchsen Austern, 1296 Büchsen Hummer u. s. w. An Bier sind 540.750 Liter, an Weinen 3630 Flaschen Sect, 12.590 Flaschen französischer Rothwein, 13.440 Flaschen Rhein- und Moselwein an Bord; dazu einige tausend Flaschen Schnaps; inzwischen sind neue Transporte an Verpflegung unterwegs. Das Brot wird täglich an Bord gebacken. Man kann sagen, für Ernährung, Unterkunft und in sanitärer Beziehung hat die deutsche Expedition — im Gegensatz zu ähnlichen Unternehmungen fremder Länder — geradezu glänzend gesorgt.

Die Fahrgeschwindigkeit ist, je nach der Construction der Schiffe und deren Maschinenstärke, verschieden bemessen und schwankt zwischen zehn und dreizehn Knoten auf die Stunde — das heutzutage allgemein übliche Maß für längere Seereisen, die nicht dem Schnellverkehr dienen. Die englischen Transporte haben während der kritischen Zeit des Boerenkrieges zum Theile eine größere Geschwindigkeit entwickelt, allein auf Kosten eines kolossalen Kohlenverbrauches. Schon bei zehn Knoten Fahrt hat die von der ersten Division des ersten Geschwaders auf der Reise von Deutschland nach China verbrauchte Kohle den Betrag von 309.600 Mark erreicht. Für die ganze Expedition rechnet man mit einem Kostenaufwande von rund 100 Millionen Mark, anscheinend eine gewaltige Ziffer, und doch verschwindend gering gegenüber den Kosten ähnlicher früherer Unternehmungen.

Armiger.

---

## Heimatkunst.

Ein paar Glossen.

Ein gescheiter Franzose hat einmal eine ganze Anzahl von Refrains französischer Gassenhauer zusammengestellt, deren geschickte Anwendung eine Art Geschichte der französischen Nation ergeben hat. Man kann das Experiment mit den Schlagworten wiederholen, die das literaturbeflissene Deutsche Reich seit anderthalb Jahrzehnten geprägt, vertheidigt, bekämpft, ergänzt, erneut, verfehmt hat, und man hat eine Entwickelungsgeschichte unserer Literatur vor sich.

Das letzte Schlagwort, das die Herrscher von gestern: Symbolismus und Neu-Romantik, ersetzen möchte, heißt Heimatkunst. Es läuft jetzt durch alle Literaturblätter, es hat sich in den Literaturgeschichten festgesetzt, es ist Programm und Fahne geworden, es hat sich einen eigenen Verlag mit eigener Zeitschrift geschaffen, kurz es hat gesiegt, noch ehe es recht gekämpft hat.

Man wird seine Genesis aus inneren Gründen mit jener Agrarbewegung in Zusammenhang bringen müssen, die im Bund der Landwirte ihre mächtigste Kerntruppe hat. Die liberale Wirtschaftspolitik im Deutschen Reich hat nach agrarischer Anschauung seit zwei Jahrzehnte lang Handel und Industrie mit ausdauernderer Sympathie bewacht, als die Landwirtschaft. Die Entwickelung Deutschlands vom Agrarstaat zum Industriestaat veranlasste in Deutschland die Bildung eines [illegible] Bundes der Landwirte, deren Interesse [illegible] war, um [illegible] alle Agrarfragen in die öffentliche Meinung zu werfen. Man meinte, dass das Land gegen die [illegible] die alte Frage der Nationalökonomie: [illegible] den Staat, ein [illegible], ein Dutzend sehniger [illegible] von den Bauern und [illegible] werden sollte.

[illegible] das Erdreich, in welches [illegible] Wurzeln geschlagen hat, [illegible] auch politisch nicht im Lager

der Linken zu finden, sondern ihre Sympathien liegen mehr oder weniger auf Seiten der conservativ-agrarischen Strömungen.

Was verhalf diesem Schlagwort zum Siege?

Eine Entwickelung, deren Stufen wir rasch verfolgen wollen.

**Großstadtliteratur.** Die Bildung von Großstädten ist seit der Ausnützung der Dampf- und elektrischen Kraft, seit der Bildung ungeheurer Industrien, in einer so furchterregenden Weise vor sich gegangen, dass das bloße numerische Uebergewicht ihnen die Herrschaft im Reiche zusicherte. Mag in kleinen Städten sich die feinste Kunstblüte entwickeln, mögen Intelligenzen ersten Ranges mittleren und kleineren Städten Gewicht und Bedeutung verleihen, die Wucht der Millionen, die in den Großstädten ihre Arbeit, ihren Fleiß, ihre Begehrlichkeit anhäufen, reißt unbarmherzig die Führerrolle an sich, mag man gegen die Centralisation noch so eifern und zu Felde ziehen. Hier war der Sitz der Regierungen, der Armeecorps, der Universitäten, der Bibliotheken, der Museen, der Theater, der Zeitungen und andere mehr. Alle Factoren, die äußerlich eine Literatur schaffen und unterstützen, strömten hier zusammen: das Publicum, das rasche Empfänglichkeit zeigte, um sie doppelt so eilig wieder gegen andere Moden umzutauschen, die Buchhandlungen, die die Käufer lockten, die Presse, die, anständig oder gemein, Namen emporhob und Genies „machte", all diese Factoren lockten die Literatur vom Jahre 1884 durchaus in den Bereich der Großstadt.

Zu diesen äußerlichen Motiven, die mit allen Mitteln frivoler Ueberredungskunst — Geld, Salons, Weiber — die jungen Dichter an den Haaren herbeigezogen, gesellten sich künstlerische. Die Großstadt mit der Fülle ihrer lebendigen Ausstrahlungen, die sociale Frage mit der Unzahl ihrer stillen und lärmreichen Tragödien, die Arbeiterbewegung mit ihrer revolutionären Tendenz, der Anarchismus mit seinem heimlichen Fanatismus, hier lagen Stoffe in Unzahl auf der Straße. Hier brauchte der Dichter nur mit den Fäusten zu greifen, und er hatte für sein Leben lang Stoffe zu Büchern genug. Und nun sehen wir die Sintflut heranschwimmen, die Dramen socialer Noth und Verzweiflung, unheimlich echt, dass man Würste und Sauerkraut förmlich zu riechen meinte, die Romane endloser Länge mit ihren Trunkenbolden, Kellnerinnen, Zuchthäuslern, Dirnen. Ganze Serien Berliner Romane spie die Großstadt aus, München, Leipzig, Hamburg, sie alle wollten ihre Leibromane haben. Selten durch Himmel, meist durch Höllen schleifte die Poesie die Dichter, und in einer Wolke von Dunst, Qualen, Schmutz und Jammer versank das abgehetzte Gemüth des „genießenden" Lesers.

Großstädtische Literatur wird stets stark internationale Züge aufweisen. Berlin und Paris verständigen und verstehen sich leichter als Schleswig-Holstein und die Provence. Industrie, Arbeiterbewegung, Börsenleben, Mode u. s. w. erzeugen in allen Großstädten jene specifisch monotone Lebens- und Gefühlsnuance, die der erfahrene Weltreisende in allen Hauptstädten in gleicher Stärke und Langweiligkeit antrifft. Kein Wunder, dass in dem Berliner Roman z. B. gleiche Ziele, Technik, Stoffe und Zuchtlosigkeiten auftauchten, wie im Pariser Roman.

Zu diesen Erscheinungen, die im Erdreich der Großstadt auf wuchsen, gesellten sich solche, die einer directen Beeinflussung durch das Ausland ihr Dasein verdankten. Frankreich, Russland und die nordischen Reiche legten den deutschen Geschmack jahrelang in Beschlag, und die Nachahmungen ausländischer Vorbilder und Bestrebungen wurden ebenso sclavisch wie undeutsch. Dennoch hat sich diese Beeinflussung eine Zeitlang als ein Heil für unsere zeitgenössische Poesie erwiesen. Wir lernten realistische Technik, wir scheuten uns nicht, der Poesie neue Stoffgebiete zuzuführen, das Drama als Spielerei wurde unter französischem Einflusse zum Drama der ernsthaften These u. a. m.

Aber es blieb nicht aus, dass die Beeinflussung deutscher Dichtung seitens fremdländischen Geistes die Linien weit überschritt, innerhalb deren sich deutsches Wesen und seine Poesie auslebten und auswirkten. Man lernte von dem gescheiten Lehrer nicht, sondern ergab sich ihm. Man sog die fremden Ströme nicht auf, um sie sich organisch zu amalgamieren, sondern man inficierte sich wahllos mit jeder Strömung, die ausländisches Gepräge trug. Man lernte nicht die Technik, um den Meister dann zu übertreffen, sondern guckte sie ihm ab, man stahl sie ihm. Welch ein Triumph, wenn einer der „deutsche Zola", der andere der „deutsche Maupassant" genannt wurde! Und doch, welch lächerlicher Widerspruch lang in diesen Zusammenstellungen!

So wurde nach und nach die deutsche Poesie unter unfein und unrichtig angewandter Nachahmung ausländischer Muster eine Großstadtliteratur mit internationalem Gepräge. Nicht mehr eine Angelegenheit der Nation, sondern eine Spielerei für ein paar tausend wohlhabender Leute oder Nichtsthuulinge. Kein Wunder, wenn sie zu einer tiefgehenden Reaction herausforderte.

**Decadenceliteratur.** Dazu kam, dass diese Großstadtliteratur bald in eine Decadenceliteratur ausartete. Es werden Unsummen nationaler Kräfte in den Großstädten verbraucht. Die Hunderttausende von Arbeitern, die Industrien aus dem Boden stampfen, die Technik, die mit den wilden Gefahren des Daseins förmlich spielt, die Wissenschaft, die in wenigen Jahrzehnten mehr Entdeckungen anhäuft, als Jahrhunderte vorher, der Mittelstand, der sich abrackert und hinelendet im Kampfe gegen das Capital .... all das sind grandiose Bilder und Kraftäußerungen unerhörter Energie, geeignet, Poesie zu erzeugen, die an die mächtigste aller Zeiten hinanragt. Aber diese ehrliche Culturleistung der Großstadt mied die feige Poesie der großstädtischen Literaten. Selbst ohnmächtig im Kern ihres kleinen Könnens, schwenkten sie lieber in die Nebengassen der Städte und des Lebens ein und zeigten das Leben da, wo es im Verfall seine restierende Schönheit zeigt. Nicht nach Rausch, Macht und Kraft ist dieses Leben zertrümmert, das diese Dichter in den Bereich ihrer Romane und Dramen zogen, sondern aus Schwäche geboren, in Ohnmacht dahingelebt, in Verlumptheit endend. Von jener Schönheit der Verfallszeit, die manchmal in Ueppigkeit aufschießt, wenn sich ganze Culturen vor dem Zusammenbruche noch einmal gütlich thun wollen, war kaum etwas in dieser Großstadtliteratur zu merken. Der Schmutz, der in den Rinnsteinen abfließt, gehört auch zur Großstadt. Aus Orangenschalen, Melonenkernen, Weinresten und einer verbogenen Haarnadel, die ein Kellner in die Gosse schleudert, kann ich mir ein leidliches Novellchen zusammendichten, aber das Großstadtleben war und ist mehr, als eine Schlammflut unten, als ein leichter Schaum oben. Und so schrie auch diese Decadence-Poesie förmlich nach einer Reaction.

**Neuromantik.** Sie kam. Freilich in absonderlicher Gestalt. Es gibt eben mannigfache Rettungen. Wer einen Kater hat, weiß das. Ich kann auf die Welt pfeifen. Dann wird eine Anklageliteratur daraus, die sich bis zum satanischen Gelächter steigern kann. Wir haben ein paar Typen dafür. Ich kann aber auch Reue empfinden und Buße thun. Und träumen von einem Dasein, in dem alle Disharmonie sich in romantisches Welt- und Wohlbehagen auflöst. Keine Last des Tages stört, der Lärm der Erde verlost vor der Schwelle meiner Träume, und meine Sehnsucht spannt die Novalis-blauen Märchenflügel. Ich bekomme tiefe Augen, und meine Gesten werden rund und schön. Und bin ein Priester des Schönen und schreite seraphisch einher. Habe ich französische Verse gelesen, bin ich Parnassien, kann ich englisch lesen, reiche ich den präraphaelischen hüftenschmalen Jungfräulein die Fingerspitze und betrete das Wundermärchenland der Romantik.

**Artistenpoesie.** Nicht mehr die Masse ist der Inhalt dieser Werke, sondern das Individuum. Und nicht einmal das ganze volle Individuum, sondern jenes Stückchen Artisten-Individualität, deren heimlichste Sensationen sorgsam aufgehoben, aufgespießt und im Drahtgitter zierlich polierter Verse gefangen gehalten wurden. Die Kunst für die Kunst! wird ein neues schwindsüchtiges Schlagwort, und eine feine und krankhafte Artistenpoesie blüht hinter vergoldeten Kirchenfenstern auf. Früher war es die Wärmehalle der Strolche, jetzt ist es das durchheizte Treibhaus fremder Blüten, das die Poeten durchschreiten, um sich Sensationen zu holen.

Was Wunder, wenn man sich aus der Großstadtpoesie auf freies Feld zurückretten wollte, aus der Stickluft der Decadence in die gesunde Luft des Landes, aus den Träumen der Neuromantik in die derbe Wirklichkeit der heimatlichen Scholle, aus der Spielerei der Artistenkunst in den Ernst des nüchternen Daseins.

Aus der Literatur als Aeußerung des gesammten nationalen Lebens war eine Großstadtliteratur geworden, deren Abarten Decadence und Neuromantik bildeten. Wo war die Hälfte der Nation, die auf dem Lande lebte? Die im Schweiße ihrer Hände und Stirnen das Brot aus den Schollen holte, das die Großstädter aßen? Wo war der Bauer vom Typus des verelendeten Hörigen bis zum nackenstolzen Typus des eisenfesten Westphalen? Wo war der Junker, der den näselnden dummstolzen Referendar stellte und den fanatischen Kreuzzeitungstypus, den verlotterten Spieler wie das Genie Bismarcks? Wo war das Dorf mit seinem bescheidenen Werkeltag, in dem sich die Lust und der Jammer des Daseins so voll zusammendrängte, wie in Berlin W? Lebten denn die Kleinstädte mit ihrer Kleinstadtatmosphäre nicht mehr?

Es war, als ob der Lärm der industriereichen Großstadt und der Scandal seines Hexensabbaths jenes Leben überschrien hätte, das da draußen im heimatlichen Milieu in der Stille seine Arbeit leistete!

**Heimatkunst** — in diesen Ruf glitten alle Wünsche und Hoffnungen zusammen.

Von Adolf **Bartels** rührt das Wort her, die Prägung, nicht der Gedanke. Der treffliche Kreis um den „Kunstwart" (F. Avenarius) und der um das „Land" (H. Sohnrey), beide haben seit Jahren für seinen Sieg Fahne und Schwert gehoben. Aber Bartels ist sein temperamentvollster Verfechter.

Er ist jetzt der einflussreichste Kritiker, den das conservative Deutschland besitzt. Er hat Ernst und Ehrlichkeit, aber auch jene breitspurige Bornirtheit, die blind auf moderne Tendenzen losstürzt, wenn sie nur von weitem nach Liberalismus, Socialdemokratie und Judenthum riechen. Sein reiches Wissen gestattet ihm jene Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der kritischen Intelligenz Berlins, die ihn zu einer Führerrolle berechtigt, aber dieses Wissen geht ganz unter, wenn es sich um die historische Betrachtung großstädtischer Werte und Tendenzen handelt. Der Sieg des ästhetischen

Princips, das „Heimatkunst“ verlangt, wird wesentlich als sein Verdienst anzurechnen sein.

Die Heimatkunst kann in mannigfacher Weise einer Gesundung unserer Literatur vorarbeiten. Zuerst einer Erweiterung des Stoffgebietes auf dem Gebiete des Romanes, der Novelle, des Dramas. Nicht der Lyrik, denn etwa neun Zehntel aller deutschen Lyrik verwendet das ländliche Milieu (Wald, Fels, Thierreich) noch heute so energisch und ausdauernd, wie vor 600 Jahren. Im Gegentheil, die Lyrik hat bis auf wenige Ausnahmen noch gar nicht den Versuch gemacht, die ländlich-bäuerlich gefärbte Lyrik durch eine Großstadtlyrik zu ergänzen.

Wenn auch nach der neuesten Gewerbestatistik die Landwirtschaftsbevölkerung seit 1882 um 700.000 Personen zurückgegangen ist, so steht die Landwirtschaft mit ihren 18 Millionen immer noch an erster Stelle. Dieses Fundament unseres Staatswesens, das die Großstadtliteratur so übel und kenntnislos vernachlässigt hat, in die Poesie wieder eingeführt zu haben, ist ein erstes Ergebnis der Heimatkunst. Der Wert der Scholle, der Kampf um sie, ihre Auspowerung und ihre Vernichtung, all das birgt eine Unsumme moderner Stoffe in sich, die ihrer poetischen Umformung harren. Der Kampf zwischen Stadt und Land um die Hergabe menschlicher Arbeitskräfte, die Kämpfe zwischen Kleinbetrieb und Großbetrieb, zwischen Handarbeit und Maschinenarbeit, dazu die politischen, religiösen und nationalen Bestrebungen, die durch die Provinzen fluten und tiefste Erschütterungen im Gefolge haben, harren ihrer Dichter. Und besonders auch wieder die idyllische Seite des Landlebens.

Die Frage: Was ist Glück? wird in neue Beleuchtung gerückt. Aus dem Qualm der Esse und dem Dunst der Straße in die Freiluft, in das Freilicht der heimatlichen Scholle! Weite Perspectiven öffnen sich. Alte Sehnsucht erwacht. Man will wieder Grün vor die Fenster, nicht hohe finstere Schlote. Der Kampf um das tägliche Brot in der Stadt ist nicht schwächer als auf dem Lande, aber er ist ohne Schönheit, ohne Licht und Luft. Die Steine der Häusermauern sprechen keine Sprache, sie sind stumm, sie trösten nicht. Aber die Scholle birgt Trost und Liebe, der Wald rauscht durch die Schmerzen seine ewige Melodie. Als Vagabund schlaf ich lieber im Wald, als im Asyl für Obdachlose.

Freilicht und Freiluft ergeben eine andere Weltanschauung. Eine sicherere, gefestigtere. Man ist der Natur näher, in der Stadt trifft man immer nur auf Menschen und menschliche Intelligenz. In Fabriken, im Laboratorium gelangt man erst auf Umwegen, durch die Wege wissenschaftlicher Ergebnisse und Gesetze zur Natur. Kein Wunder, wenn die Heimatkunst in die Trostlosigkeit der Großstadtliteratur die breiten Schimmer ihrer Natürlichkeit wirft, wenn sie den Pessimismus der modernen Seele um weite Strecken zurückdämmt, wenn sie dem schlichten Optimismus, der edlen Freude an der Lebensbejahung mächtigen Raum schafft.

Das kann sie nur, wenn sie die Gesundheit der deutschen Stämme für sich kämpfen läst. Der Berliner ist ein Kunstproduct, der Mecklenburger ein Naturgewächs. Jener ist ein Sammelbecken für eine einzige große Stammesmanscherei, dieser ist eine Einheit, eine Reinheit. Beides hat seine Vorzüge, beides hat seine Nachtheile. Dort kommt ein flinker, gewandter, intelligenter, ethisch oft aber nicht ganz sauberer Typus heraus, hier sieht eine feste, unerschütterte, beschränkte, in ihrer Beschränktheit aber zuverlässige Individualität in die Welt. Die ganze Pracht und der Reichthum deutscher Stammesart wird in der Heimatkunst aufgerollt, die Dialecte kommen wieder zu Ehren und befruchten durch ihre Urwüchsigkeit von neuem die Literatur. Die Provinzen dürfen ihre Art und Unart frei zeigen, ohne Scheu zu empfinden, dass die Großstadtliteratur sie ignoriert. Die verborgene und stillgebliebene Intelligenz kleinster Städte regt sich und eröffnet ungeahnte Quellen.

Die Nation merkt endlich, dass die Symphonie ihrer Seele zwar einen Berliner Capellmeister hat, dass aber die Musikanten überall sitzen, wo deutsche Eigenart sich selber findet. Sie braucht nicht mehr zu befürchten, dass ein Ausländer, der sich in deutsche Literatur vertieft, mit Verwunderung wahrnimmt, dass Deutschland bloß Bankiers, Arbeiter und Mädchenkneipen beherbergt. Die Heimatkunst gibt endlich im Verein mit der Großstadtliteratur ein zutreffendes und gerechtes Bild von der Intensität deutschen Lebens.

Das alles kann die Heimatkunst bewirken. Sie hat es noch nicht gethan. Noch ist die ästhetische Bereicherung temperamentvoller, als die Werke dieser Kunst bedeutend. Aber es sind schon erfreuliche Anzeichen da, dass wir auf gutem Wege sind.

Sieht man sich z. B. Erscheinungen [illegible] wie einen [illegible] Ballon [illegible] Dichter. [illegible] Stirne hat. Wenn man die Großstädte [illegible] schaut, [illegible] [illegible]

dichter. Und so erkennen wir, dass das Programm der Heimatkunst im letzten Kern nur für eine kleine und mittlere Kunst ausreicht, und dass ihre Formen und Fesseln von jeder großen, schöpferischen Individualität gesprengt werden. Für eine auf Irrwegen umhertaumelnde Literatur ist sie ein glückliches Licht, das aus der Ferne sicher und schön leuchtet, für haltlose Dichtercharaktere ist sie ein treuer Stecken, der sie in das eigene Land der Heimat weist, wo sie ihre Säfte erhalten und gehen gelernt haben, kurz sie ist mehr eine Humusschicht, aus der neue Blüten treiben sollen, mehr ein Versprechen für die kommende Zeit als eine Erfüllung für die Gegenwart.

Obschon die Heimatkunst eine starke Reaction gegen die Großstadtkunst bedeutet, sie wird von ihrer Feindin die Waffen gebrauchen lernen müssen, die sie ihr abgenommen hat. Sie wird die moderne realistische Technik lernen müssen, wenn sie wirken will. Die alte behäbige Erzählertechnik reicht nicht mehr aus, um die Stoffe der Heimatkunst künstlerisch wirksam zu behandeln. Eine ganze Reihe von Dorfgeschichten, die in den Fünfziger-Jahren erschienen sind, genügen nicht mehr den Forderungen, die wir an Stil, Stimmungsgehalt und Composition stellen. Und so ist es eine feine Ironie, dass die Heimatkunst sich jene Technik zu eigen macht, die sie der Großstadtliteratur abgeguckt hat.

Und im Augenblick, wo sie die Großstadtliteratur als Unterlegene, aber als Lehrerin empfindet, wird sie gütig werden und sich überlegen, ob nicht die Ergebnisse der Heimatkunst für eine echte Großstadtpoesie verwertet werden können?

Wie z. B., wenn ich frage: wo ist die Heimatkunst der — Großstadt? Ist die Großstadt nicht Heimat für Millionen Landeskinder? Gewiss, es sind nur zum geringsten Theil Eingeborene. Richtige Berliner, deren Großväter schon „ick“ und „det“ „jequasselt“ haben, sind selten. Es ist alles eingewandertes Kruppzeug aus allen Provinzen, intelligent, arbeitsam, nicht allzu scrupelhaft. Eine Mischung von germanischem, romanischem und slavischem Blut, dazu ein Schuss semitischer Rasse, das ist Berlins Bevölkerung. Ich könnte mir sehr gut eine Heimatkunst denken, die all die Mühseligkeit und Schönheit des großstädtischen Daseins in sich fasst, ebenso treu und ehrlich festgehalten, wie die Heimatkunst der Provinz es thut. Ist Jens Larsen, der friesische Bauer, an und für sich genommen, interessanter als der Maschinenarbeiter Fritze Lehmann aus Berlin N? Beileibe nicht. Wenn sie beide complete Esel sind ohne Eigenart und eigenartiges Erleben, dann kann die Kunst beide gleichzeitig laufen lassen. Aber ich stelle Larsen dar im Kampf mit derselben Sturmflut, die seinen Vater und Großvater glatt zugedeckt hat, ich lasse ihn zusammenbrechen im Kampfe mit der Woge, um Weib und Kind zu retten ... gut, ich leide bitterlich mit ihm. Aber man verachte mir den Fritz Lehmann nicht. Er hat's nicht leicht. Er bricht den Strike, um seinem Weibe und Neugeborenen Milch und Brot zu geben, da die Strikecasse erschöpft ist. Und er geht heim, das erste Wochengeld in der Tasche, und läst sich von seinen Genossen halbtodt schlagen, er bringt sein Geld heim und rettet seine Familie ... Ich weiß es nicht, aber ich selber als Dichter fühle es, dass die beiden aus einem Holze sind. Und wer sie mir lebendig hinstellt, der gibt mir mächtige ergreifende Kunst, die über den Schlagworten steht: Großstadtkunst und Heimatkunst, der gibt mir jene Kunst, die nicht schönes Spiel ist und nicht läppische Spielerei, sondern Ernst und Würde. Und diese Kunst wird mehr sein als Heimatkunst, sie wird Gipfelkunst sein.

Berlin. **Ludwig Jacobowski.**

## Die hohe Schule.

Ein Münchner Stück von Ernst v. Wolzogen. Deutsches Volkstheater, 23. September 1900.

Es war einmal sehr modern, Büchern und insbesondere Theaterstücken gleich mehrere Titel mit auf den Weg zu geben. Selbst der selige Meidinger hatte sich dem zwingenden Einfluss dieser Mode nicht zu entziehen vermocht. Der selige Meidinger ist nämlich mit der genialen Erfindung, Anecdoten und Kalauer im Rahmen einer französischen Grammatik unterzubringen, erst 1783 vor die Oeffentlichkeit getreten. Vorher scheint auch er der selbst heute noch nicht ganz ausgerotteten Meinung gewesen zu sein, die geeignetste Ablagerungsstätte für sich ansammelnde Geistesproducte dieser Art sei ein Lustspiel. Im Jahre 1770 wenigstens debutierte er mit einem Einacter und seiner modernen Zeit entsprechend gab er ihm den Doppeltitel „Es geht wunderlich in der Welt zu, oder der verkehrte Anfang“.

Doppeltitel sind inzwischen, wie der selige Meidinger selbst, [illegible], insbesondere solche mit einem die [illegible] verbindenden „oder“ waren geradezu verpönt und würden [illegible] erachtet werden. Aber der Satz von [illegible] ereilte auch an ihnen bald seine [illegible]. Schon wagen sich immer häufiger Unter[illegible], die durch leicht ironi[illegible] gleichsam absichtlich

herausfordern. So hat Wolzogens neues Stück, „Die hohe Schule," das am 22. September im Volkstheater gegeben wurde, den Untertitel „Fünf Acte aus dem Leben eines Mädchens von Talent" und außerdem noch den weiteren Beisatz „ein Münchener Stück". Diese letztere Bezeichnung ist wohl nur als eine kleine Malice des Autors, der Jahre lang in München lebte, verständlich, die erstere aber soll offenbar durch ihren scherzhaften Ton den Zuschauer vorbereiten, dass er die Sache nicht allzu ernsthaft nehmen möge.

Und in der That ist ein solcher Fingerzeig im vorliegenden Falle mindestens nicht überflüssig. Denn „Die hohe Schule" ist ein Stück, in welchem das „Laster" triumphiert, und von der „Tugend" überhaupt nur die Rede ist. Das classische Vorbild für derartige Komödien bleibt Ben Jonsons „Volpone". Für den Philister haben sie immer etwas Unangenehmes an sich, der Heuchler wird leicht über sie entrüstet. Wenn trotzdem der „hohen Schule" ein scharfes Gericht erspart blieb, so mag die Ironisierung des Ganzen im Subtitel vielleicht einen Antheil hieran haben, ausschlaggebend war aber wohl die Vorsicht, mit der der Autor seinen Stoff behandelte.

Fräulein Rosi Huber besitzt von Haus aus, wie sie sich selbst ausdrückt, „ein gewisses Talent zum Schwindeln". Der Autor gibt ihr aber noch eine Entschuldigung in unseren Augen, indem er sie die Erfahrung machen läßt, dass der Mann, den sie liebt und dem sie alles gegeben, sie nur zur Geliebten, aber nicht zur Frau haben will. Da wirft sie sich ganz auf ihr „Talent", macht ihre Studien an der „hohen Schule der Frauen," an der „nur männliche Lehrkräfte angestellt" sind, erschwindelt sich ein Vermögen, ergattert sich einen Grafen, und das Mädchen, das wir im ersten Act als Ladnerin und Kanzlistentochter in enger Häuslichkeit kennen gelernt haben, verläßt uns im letzten als Gutsbesitzerin in eigener hochgräflicher Equipage. Damit wir aber nicht glauben, das sei so in der Ordnung, sondern daran erinnert werden, dass eigentlich doch die Tugend die Hauptzierde eines Mädchens sei, bringt uns der Vater diesen Satz in angemessenen Zwischenräumen in Erinnerung. Diese Vorsicht des Dichters begründet aber zugleich auch die Schwäche der Dichtung: sie ist nicht Fisch und nicht Fleisch, sie läßt sich weder mit unseren Moralbegriffen in Einklang bringen, noch hat sie den großen Zug einer wirklichen Komödie.

Die Darstellung war ausgezeichnet. Allen voran ist Frau Odilon zu nennen. Sehr wirkungsvoll gab auch Herr Kramer die nicht ganz ungefährliche Rolle des verarmten Grafen, der zuerst zu viel Gewicht auf seine innere Anständigkeit legt, als dass wir es belustigend finden könnten, wenn er dann das erschwindelte Geld seiner Freundin Rosi annimmt — um damit weiter zu schwindeln. Eine Ueberraschung bot Herr Brandt, der, nachdem er sich unlängst schlecht als Liebhaber eingeführt hatte, in der Rolle des Dr. Julius Bierhan wirklichen Humor zeigte. Es ist nur schade, dass der Dichter ihm und den anderen Darstellern nicht reichlicher Gelegenheit hierzu geboten hatte.

Max Burckhard.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Herr Dr. v. Koerber hat ein eigentümliches Pech. An staatsmännischem Talent fehlt es ihm ja doch sicherlich nicht. Dasjenige staatsmännische Talent wenigstens, das von jeher bei österreichischen Ministern am höchsten geschätzt wurde, das Talent zur Unaufrichtigkeit, besitzt er sogar im höchsten Maße.

*

Schon frühzeitig, da er noch ein untergeordneter Beamter war, hat er durch dieses Talent die Aufmerksamkeit seiner Chefs auf sich gelenkt. Die Präsidialposten in den Ministerien, auf welchen der Subalternbeamte bereits den verschmitzten Diplomaten spielen muss, waren seine Specialität. Als Graf Badeni, der Vater der Lüge, aus Galizien als Ministerpräsident nach Wien kam und einsah, dass für diesen größeren Wirkungskreis sein eigenes Talent nicht ausreiche, da suchte er lange unter den Beamten aller Ministerien nach einem Mitarbeiter, bis schließlich sein Blick auf Herrn v. Koerber fiel, den er dann auch sofort aus dem Handelsministerium direct als seinen nächsten congenialsten Berather ins Ministerium des Innern berief. Unterstützt von seinem ersten Sectionschef Koerber ließ Badeni nun sein staatsmännisches Licht leuchten, und das erste Jahr seiner Regierung war von Glanz erfüllt. Die Erlassung der Sprachenverordnungen war der größte Triumph dieser Staatskunst. Denn die Sprachenverordnungen hatten nie das Licht der Welt erblickt, wenn die Deutschen vorher auch nur eine Ahnung davon gehabt hatten. Um die Deutschen in Sorglosigkeit zu wiegen, genügte die einfache Unaufrichtigkeit, das bloße Verschweigen nicht, die Deutschen mussten bekanntlich vom Grafen Badeni vor Erlassung der Sprachenverordnungen über das Kommende direct belogen werden, damit sie ihm das Concept nicht im voraus verderben. Mit Hilfe seines getreuen Mitarbeiters, Herrn v. Koerber, ist ihm das unglaubliche Kunststück, ein Volk von acht Millionen Menschen, bei hellichtem Tag zu hintergehen, auch vollkommen gelungen.

*

Mit dieser Wunderleistung scheint sich aber die [illegible] Staatskunst der Unaufrichtigkeit zu Tod [illegible] haben. Die [illegible] der Badeni'schen Sprachenverordnungen [illegible] auch der letzter großer Erfolg gewesen. Seitdem wollen die Völker [illegible]

einem österreichischen Minister kein Wort mehr glauben, und das einst so wertvolle specifische Talent österreichischer Minister ist zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Herr v. Koerber aber, der zur Zeit der hohen Conjunctur mit diesem seinem Talent im Schatten eines anderen, des Grafen Badeni, zu wirken verurtheilt war, kommt jetzt erst daran, für seine eigene Rechnung die Früchte österreichischer Staatskünstelei zu ernten, wo keine mehr zu holen sind. Wie unverdrossen er sich doch abmüht! So oft er die Feder zur Hand nimmt, schreibt er eine Unwahrheit. Sowie er den Mund aufthut, begeht er eine Unaufrichtigkeit. Unter höchster Anspannung seines Talents hat er von der berühmten Obstructionsnacht des 8. Juni an bis zum Ende des Monats August unablässig gearbeitet, um mit den Jungczechen ein zweites Hintergehungsmanöver nach dem Muster der Sprachenverordnungen hinter dem Rücken der Deutschen zu verabreden. Er hat bald mit dem Prinzen Schwarzenberg, bald mit dem Dr. Kaizl, bald mit dem Dr. Pacak, direct, aber auch durch Vermittelung seines czechischen Landsmannscollegen Dr. Rezek hat er mit ihnen verhandelt. Drei lange Monate ist die Intrigue gesponnen worden, goldene Berge hat er den Jungczechen für die Einstellung der Obstruction geboten. Und schon schien's zu gehen. Die Deutschen ahnten nicht, was hinter ihrem Rücken vorbereitet wurde. Aber da plötzlich sprangen die Jungczechen aus. Sie glaubten an die Worte des Herrn v. Koerber nicht, und nicht an die Erfüllung der schönen Versprechungen, die er ihnen gemacht hatte. So gieng das mühselig aufgebaute Sommerwerk des Herrn von Koerber in die Brüche.

*

Grollend hat er sich von den ungläubigen jungczechischen Jüngern zurückgezogen, die durch ihr Misstrauen seinen fein ausgedachten Plan so grausam zerstört haben. Und selbst das Bitterste scheinen die Unverständigen ihm nicht ersparen zu wollen. Die Jungczechen fangen jetzt nämlich an, aus der Schule zu schwätzen und der Welt einiges aus den sommerlichen Verhandlungen zu verrathen, die Herr v. Koerber mit ihnen geführt hat. So hat erst diese Woche die „Česká Revue" die Geschichte von dem Herrn Wohanka zugedachten Handelsportefeuille ausgeplaudert. Und — was das Traurigste an der Sache ist — Herr v. Koerber musste sie sofort in der „Wiener Abendpost" selbst dementieren und wird ebenso jede sonstige Mittheilung, die aus dem sommerlichen Complot jetzt nachträglich in die Oeffentlichkeit dringt, dementieren müssen. Herr v. Koerber muss alles dementieren, was er diesen Sommer gethan, seine beste Arbeit verleugnen, und sich, den Unermüdlichen, der eigens dieser Intrigue wegen im Sommer sich sogar den Urlaub versagt hat, selbst wie einen Faulenzer hinstellen, der die kostbare Zeit seit dem Parlamentsabschluss mit Nichtsthun vergeudet hätte. Seines Fleißes darf sich doch, wie schon Lessing sagt, jedermann rühmen — nur Herr v. Koerber nicht.

*

Herr v. Koerber kann einem wirklich Leid thun. Mit dem halben Talent, das er besitzt, mit der Hälfte der Unaufrichtigkeit, deren er fähig ist, hat Graf Taaffe — Gott hab' ihn selig! — vierzehn Jahre lang das Parlament glatt und glücklich regiert. Und Herr v. Koerber bringt's nicht einmal auch nur zur Einberufung des Parlaments. Wie ungleich doch die Lose vertheilt sind! Herr v. Koerber hat das größere Talent, aber — leider! — nur die geringere „Sau". Es ist wirklich ein Pech, als großer Prophet zur Welt zu kommen, wenn die Menschen an die Götter zu glauben schon verlernt haben.

Kr

## Volkswirtschaftliches.

Vor kurzem wurde die neue nordböhmische Transversalbahn von Teplitz nach Reichenberg dem Betrieb übergeben, nur der Gemeinschaftsbahnhof in Reichenberg ist noch nicht hergestellt, ja es ist noch nicht einmal mit dem Bau begonnen worden. Es ist, wie wenn jemand ein Haus bauen würde und vergessen würde, für einen Eingang ins Haus zu sorgen. Man kann die Entrüstung der Reichenberger und der übrigen Interessenten begreifen, da die bisherigen Bahnhofsanlagen kaum für den alten Verkehr, geschweige für den durch die neue Linie so gesteigerten Verkehr ausreichen, so dass Züge der neuen Bahn überhaupt nicht bis Reichenberg gelangen können, sondern an einer unbedeutenden Haltestelle enden müssen. Es sind Streitigkeiten der verschiedenen Anschlussbahnen, betreffend die Repartition der Baukosten des Bahnhofes, welche den Bau bisher verhindert haben. Ohne uns heute in die Details der Angelegenheit einlassen zu wollen, möchten wir nur das Eisenbahnministerium ergebenst fragen, was es denn während der fünf Jahre, welche der Bau der Bahn in Anspruch genommen hat, gethan, ob es während dieser langen Zeit gar nie daran gedacht hat, dass man nach Ausbau der Bahn auch einen Bahnhof brauchen werde und ob etwa diese finanziellen Streitigkeiten nicht vor Ausbau der Bahn ausgetragen werden konnten?

*

In Nr. 298 der „Zeit" vom 16. Juni d. J. besprachen wir die Verschleppungstaktik, welche bei der gerichtlichen Austragung des Buschtěhrader Verlosungsconflictes beliebt wurde, und bemerkten, dass dies nur durch die zum mindesten passive Assistenz des Prioritäten-Curators Dr. Steel geschehen konnte. Nun ist bekanntlich die Versammlung der Prioritätenbesitzer endlich für den 4. October nach Prag einberufen worden, in welcher die Prioritäre beschließen sollen, ob sie zur Austragung der Angelegenheit den Klageweg betreten wollen. Damit aber in der Versammlung die Willensmeinung der Mehrzahl der Interessenten zum Ausdruck kommen kann, ist es nöthig, dass diese von der Versammlung auch Kenntnis erlangen. Gemeiniglich geschieht dies durch auffallende Kundmachungen in den öffentlichen Blättern. Der vom Gericht bestellte Curator der Buschtěhrader Bahn-Prioritäten hält dies aber offenbar für überflüssig. Er hat [illegible]

essenten stattfinden zu sollen. Das Verhalten des Curators wird noch auffälliger, da ihm bekannt sein muss, dass einer der Hauptgründe, mit welchem die Gerichte im analogen Fall der Prag-Duxer Bahn den Klageconsens verweigerten, die angeblich zu geringe Theilnahme der Interessenten an der den Klagebeschluss fassenden Versammlung war. Der Curator scheint sich also der Pflichten seiner Stellung sehr wenig bewusst zu sein. Sein ganzes Vorgehen erweckt den Eindruck, dass er bei seinen Handlungen nicht das Interesse der Prioritätenbesitzer, deren Vertretung ihm anvertraut ist, im Auge hat, sondern das der Buschtiehrader Bahn-Gesellschaft, gegen welche er eben die in ihrem Rechte verletzten Prioritäre schützen sollte. Es gab Leute, welche dies von Anfang an vorausgesehen hatten, und welche in der Bestellung des ehemaligen Concipienten des Präsidenten der Buschtiehrader Bahn zum Curator die Auslieferung der Prioritäre an die Gesellschaft erblickten. Herr Dr. Bleek wird gut thun, durch sein künftiges Verhalten, diesen Verdacht zu entkräften. r. h.

## Kunst und Leben.

Georg Hirschfelds Schauspiel „Die Mütter" ist nunmehr vom Volkstheater an das Hofburgtheater gelangt und hat auch dort starke Wirkung geübt. Jene, denen Georg Hirschfeld nicht schon darum a priori verurtheilt erscheint, schlechte Stücke zu schreiben, weil er Jude ist, konnten neuerlich sehen, wie viel dramatische Kraft in dieser Tragödie männlicher Schwäche liegt — und um wie viel höher Hirschfelds dramatisches Erstlingswerk steht als die Stücke, die er seither geschrieben hat. Aber nicht nur das Werk selbst, auch die hervorragende Darstellung, die ihm das Burgtheater zu bieten vermochte, lohnte seine Aufnahme in den Spielplan der Hofbühne. Die Leistung der Frau Schmittlein als Dora Frey ist bekannt. Neben ihr glänzte Fräulein Witt als Marie Weil. Ausgezeichnet spielte Herr Reimers den jungen Musicus Robert, so dass er fast Mitleid mit dem zerfahrenen Schwächling zu erwecken vermochte. Prächtige Figuren schufen auch Frau Mitterwurzer, Fräulein Haeberle und Herr Treßler als Repräsentanten des Hinterhauses. Fräulein Haeberle besonders zeigte, wie schon im „Fuhrmann Henschel", dass sie sich die Position, die sie vergeblich als Liebhaberin anstrebte, als Chargenspielerin erringen kann. Auch Fräulein Medelsky und Herr Devrient als Darsteller des sinnig ernsten Liebespaares und Herr Römpler, der den „Onkel" so unangenehm als möglich gab, dürfen nicht vergessen werden: Alle waren gut, mit einer einzigen Ausnahme, und diese war Frau Wilbrandt, die mit ihrer Spielweise überhaupt nicht in die heutige Zeit passt. — Am 24. d. M. folgte eine Reprise von Scribes „Fesseln", in der ein Fräulein Wilke sich dem Publicum als neu engagiertes Mitglied vorstellte. Die Debutantin spielte die Aline und gewann das Publicum rasch durch eine gewisse Pikanterie der an den Typus „Barrison" gemahnenden Erscheinung und durch jene reizvolle Mischung von Kühnheit und Unsicherheit, wie sie der holden weiblichen Jugend am Theater manchmal eigen ist.

Max Burckhard.

*

Jubiläumstheater. „Auf Strainurlaub" von Moser und Thilo von Trotha ist ein Militärschwank. Es ist nicht eine Person, eine Wendung, ein Scherz darin, den man nicht bereits kannte; nach dem ersten Worte hätte sich jeder aus dem Publicum das Stück „dichten" können. Gespielt wurde gut. Die Herren Pohler, Bodai und Sommer hatten wenigstens den guten Willen, humoristisch zu sein. R. H.

Das Theater in der Josefstadt brachte „Die goldene Freiheit," einen Schwank von S. Kraz und E. Kartwers, der noch aus den Programmen früherer Jahrgänge auf Lager blieb. Darüber hilft auch der „eingelegte" neue Sommergassenhauer nicht hinweg, den Fräulein Palme im zweiten Act [illegible] singt. Fräulein Palme, eine Cocotte, trällert dieses „Du mein Girl..." übrigens nur, um einem scheidungslustigen jungen Ehemann unangenehm zu werden und seine Bekehrung von den Freiheitsgelüsten eines neuen Junggesellenthums einzuleiten; der Ehemann erkennt nämlich, dass er mit den Liedertafeln nichts anzufangen w. [illegible] und kehrt zur Frau zurück. [illegible] ist diese moralische Idee gar nicht schlecht. Die Verfasser suchen sie nur leider in den entscheidenden Scenen mit zu großer Leichtfertigkeit und [illegible] durch. Man merkt die constructive Kunstanwendung, und um das noch verstimmender zu machen, zeigt das Stück in der Art, wie es die [illegible] der Junggesellenfreiheit malt, eine verblüffende Unnatürlichkeit [illegible]. Die Verfasser haben dafür nicht einmal genug [illegible] So lächerlich wie ihre [illegible] im zweiten Act sich benimmt [illegible] wird, dürfte die [illegible] sein. Herr Karl [illegible]

[illegible]

liebenswürdigsten, genialsten Wirkungen abgewinnt, wenn sie auch mit den Verfassern zusammen übertreibt und — leider — parodiert. Frau Niese scheint zu sehr begabt, um eine Rolle nach einfacher Schauspielerart ganz durchzuführen, oder zu wenig discipliniert. Sie hat einen Mann, der Director ist. Sie braucht einen Director, der Mann ist. A. G.

*

Die Dreifarbendrucke, im österreichischen Museum von der Kunstanstalt Löwy ausgestellt, zeigen eine seit wenigen Jahren erst geübte Reproductionstechnik auf sehr beachtenswerter Höhe. Nach der so raschen und glänzenden Entwickelung der schwarzen Autotypie lag der Wunsch nach farbiger Tonätzung nahe. Er wurde durch die Verwertung jenes Gesetzes verwirklicht, welches die Spectralanalyse ergab, dass nämlich jeder von uns gewonnene farbige Eindruck aus den drei Grundfarben: gelb, roth, blau, bestehe. Der zu reproducierende Gegenstand wird also in jeder dieser drei Farben orthochromatisch photographiert, die Aufnahme auf eine Kupfer- oder Messingplatte geätzt; die Aetzungen werden übereinander gedruckt, und die Reproduction zeigt die ganze Fülle der Farbennuancen, welche das Original besitzt. Die Vortheile des Dreifarben-Buchdruckes sind leicht ersichtlich. Die peinlichste Treue in der Wiedergabe ist dadurch gesichert, dass hier nicht, wie beim Steindruck, zwischen Original und Reproduction die Persönlichkeit des Lithographen tritt. Mit der großen Schnelligkeit des Verfahrens ist eine rechte Billigkeit verbunden; die Vorbereitung der Blätter, als Erziehungsmittel zu Kunstliebe und Farbenfreudigkeit, wird so in den weitesten Volkskreisen ermöglicht. Und für den illustrativen Theil der Bücher und Zeitschriften eröffnet sich eine ungeahnte Zukunft. H. H.

*

Der Wiener Aufenthalt des Schah von Persien hat unter unseren Mitbürgern nicht nur die Neugierde, sondern auch — was vorauszusehen war — die Satire geweckt: die seit Montesquieu aller Welt bekannte Form der „persischen Briefe" gab dem Sonntagsfeuilletonisten wiederum einmal Gelegenheit, heimische Wiener Zustände, durch das Temperament eines Iranbewohners gesehen, in mehr oder weniger humoristischem Licht leuchten zu lassen. Auch wir wollen zu dieser Artikelgattung heut einen Beitrag liefern, aber mit einer Ausgrabung aus dem Jahre 1808, die nicht nur das für den Sonntag so sehr erwünschte satirische Licht auf Menschen und Dinge, sondern unserer Meinung nach auch ein sehr vortheilhaftes Licht auf den nur zu wenig gekannten Wiener Journalismus jener Zeit und seinen Freimuth wirft. Im „Sonntagsblatt" von Thomas West (bekanntlich Josef Schreyvogel) findet sich ein solcher, an den Besuch der persischen Gesandtschaft in Wien anknüpfender Brief; und Meskar et buhhr schreibt darin an seinen Vater u. a.:

„Was man allenfalls loben könnte, ist, dass mitten in der Stadt eine Art von ungeheuer hohem Mastbaum von schwarzen Steinen aufgerichtet ist, den sie hier den Stephansthurm nennen, und welcher dazu dient, die Einwohner zurecht zu weisen, wenn sie sich in den kleinen, engen Gassen vergangen haben. Doch machen nur gemeine Leute davon Gebrauch, denn Vornehme, welche hier in der Regel kurzsichtig sind, verlassen sich nicht auf das große Zeichen, sondern werden in Wagen durch die Gassen geführt, wobei dem Volke, das zu Fuße geht, von den Pferden der Koth ins Gesicht gespritzt wird. Dieß scheint mir eine gute Einrichtung zu sein, damit die Geringen nicht vergessen, wem sie Achtung schuldig sind. Es gibt in Wien mehrere Chan's und Unterchan's, auch eine Art kleiner Schahs, und mehrere Paschas, welche insgesammt das Vorrecht haben, mit keiner Arbeit geplagt zu werden. Dieß letztere muß allerdings angenehm seyn, und viel zur Cultur beitragen. Indessen habe ich doch Ursache zu glauben, daß dieser Mangel an Arbeit den sonst ausgezeichnet glücklichen Leuten eine ganz eigene Krankheit zuziehe. Es scheint nämlich, als ob ihnen überall der Raum zu enge und die Zeit zu lang würde ... Ich habe hier einen sonst kleinen Mann kennen gelernt, welcher in siebenzehn weitläufigen Zimmern kaum Platz findet, war aber nicht so glücklich, einen Anfall seines Uebels beobachten zu können. Die Krankheit hat für die Gesunden den Nachtheil, daß diese sich in kleine und enge Wohnungen zusammen drängen müssen, ja bisweilen gar kein Quartier finden, wie dieß besonders jetzt der Fall seyn soll ..."

Am.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Die Secessionsbühne hat in Berlin ihr Haus nun aufgethan. Das ist ein unfreundliches Haus, und gleicht auf ein Haar den Bahnhofshallen in einer kleinen norddeutschen Stadt, von einem Regierungsbaumeister nach preußischem Reglement erbaut. Es trage füglich eine jener lateinischen Inschriften, die zu deutsch lauten würde: Friedrich Wilhelm, der Souveräne von Gottes Gnaden, seinen lieben Linien. Im Innenraum freilich ist mit geringen Mitteln viel gethan, einen harmonischen Farbeneindruck zu schaffen — schmächtige Arabesken [illegible] — aber die Architektur lässt ihrer, meinem Empfinden nach, nie spotten. Dies Haus aber, das der Nüchternheit erbaut ist, soll von nun an, nach Ausspruch des Leiters dieser Bühne, der Schönheit dienen. Wir, die wir wissen, dass es die Schönheit gar nicht gibt, oder dass sie in anders sie erscheint, oder dass sie ein Traumbild, das in jedem Kreise unseres Lebens anders sich uns zeichnet, corrigieren [illegible] Ausspruch dahin: die neue Bühne diene einer [illegible] Kunst. Und eine solche Bühne, mein' ich, thut uns noth. [illegible] Und [illegible] waren wirklich die beiden [illegible] Bühne [illegible] gab: Ibsens „Komödie der Liebe", [illegible] „An des Reiches Pforten". Und die Aufführung [illegible], dass sie die Stimmung nicht ver[illegible] der Stimmungsgehalt specifisch [illegible]. Und in Ibsens „Komödie der [illegible] wesenhaft prosaische Conception [illegible], als dass die Leute herum[illegible], sieh mich an: so sieht [illegible]. Der Zettel mit dem [illegible] aus dem Munde. Und diese

Tendenz selbst, die Ibsen einst die Verbannung aus der Heimat eintrug, wie dünkt sie uns heut' jugendlich! Das alles ist so unsäglich wahr und so unsäglich — unwahr zugleich in seiner Verallgemeinerung. Ich meine, zum Philister wird niemand durch die Ehe; die Ehe nur wird durch die vielen zu einem Philisterium. — Echter muthet der Stimmungsgehalt mich in Knut Hamsuns Drama an. Es wächst wirklich aus dem In- und Durcheinander von Charakteren und Geschehnissen. Er gibt von selbst sich, ungerufen. Aber wie ist auch hier das Stückchen Welt, vor allem dieser Candidat der Philosophie, der in allen Versuchungen und Bedrängnissen, auch beim Abfall und Verrath seiner Frau, seiner Ueberzeugung treu bleibt — wie ist das alles mit ach! so jugendlichen Augen angesehen. Da werden noch Windmühlen eigens zu dem Zweck erbaut, um muthig mit ihnen zu kämpfen und glorreich zu unterliegen. Und neben psychologisch Feinem steht das ganz Unzulängliche. Denn nie ist eine Frau unmotivierter ihrem Mann untreu geworden, als diese Candidatengemahlin. — Und so frag' ich mich nicht ohne Bedenken: wird diese Secessionsbühne „älter" werden? Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus London: Das stets zu Anfang des Winters fällige neue Drury-Lane-„Drama" wurde soeben wieder vom Stapel gelassen, mit gewohntem Pomp und nach bewährtem Recept: Man nehme eine Anzahl passender Bilder aus dem englischen Leben, wie das Derby-Rennen, eine Scene von der Börse, im Hyde-Park u. dgl., mische diese mit einander an, indem man eine haarsträubende Schauergeschichte hinzuthut. Wichtig ist dabei auch immer noch die Hinzufügung einer verlorengegangenen Heiratsurkunde, eines Testamentes, das gestohlen, gefälscht, verlegt ist oder sonstwie Schwierigkeiten bereitet, und vor allem ein „guter Mord". Doch lege man nicht zu viel Gewicht auf die Vermengung der einzelnen Bestandtheile miteinander, da die Mischung sonst leicht anbrennt. Und wollen einige derselben gar keine Vermischung eingehen, sind sie offenbar nur um ihrer selbstwillen da, so thut das auch nichts zur Sache. Es werden die einzelnen Ingredienzien dann eben einen um so reineren Geschmack beibehalten. Dann füge man eine gute Dosis aus einem der letzten Kriege Englands bei, an denen es ja nie Mangel hat, mit einer entsprechenden Quantität britischen Männermuthes und Kanonendonners. Einige Prisen von britischem Männerwort und britischer Frauentreue und sonstiger Tugendhaftigkeit hier und da — aber reichlich — eingestreut, bringen die Mischung schön in Wallung. Das Ganze lasse man vier bis fünf Stunden, von sieben bis nahe an Mitternacht, tüchtig durchkochen, und das britische Nationalgericht — wenigstens wie es das altehrwürdige „Drury" bietet — ist fertig: wir haben in der That eine Speise, die Decorationsmaler und Costümiers, Figuranten und Coulissenschieber auf die Höhe ihrer Kunst, das Publicum auf die Höhe der Begeisterung bringt. Nach diesem Recept ist natürlich auch das letzte Drury-Lane-Futter „The Prize of Peace" angemengt, in dem dieses Mal Scenen, wie die folgenden, wenn auch ganz kaleidoskopisch aneinander gereiht, herzerhebende und erschütternde Knalleffecte erzeugen: eine Debatte im Parlament, wo der Premierminister, der eben einen ausländischen Spion auf frischer That ertappt und ebenso frisch mit eigener Hand niedergeschossen hat, infolge der dadurch verursachten Aufregung nun plötzlich selbst todt zusammenbricht; ferner eine große Hochzeit in der Westminster-Abtei mit einem wunderbaren Aufwand von Toilettenpracht; eine höchst effectvolle Scene auf einer viel besuchten Londoner Schlittschuhbahn, dem Niagara Skating Rink, und schließlich und vor allem die auf der Bühne uns vorgeführte Collision zwischen einem großen atlantischen Dampfer und einer Vergnügungsyacht, wobei der stereotype Bösewicht, der uns so viel Aergernis gegeben, ums Leben kommt. Was für großartigere Schaustellungen könnte man wohl verlangen! Und das sei gern zugestanden, die Ausstattung ist in jedem einzelnen Falle wirklich bewundernswert. W. F. B.

---

## Bücher.

Liberalism and the Empire: three Essays by F. W. Hirst, Gilbert Murray and J. L. Hammond. London, Johnson 1900.

Die drei unter vorstehendem Titel vereinigten Essays über Liberalismus und Imperialismus stellen einen combinierten Angriff auf die gegenwärtig in England übermächtige politische Strömung aggressiver äußerer Politik vor. Die Verfasser gehören der jungliberalen Richtung an, die, anknüpfend an die Politik der Reifezeit Gladstones, den ausgesprochen demokratischen Liberalismus im Innern, die consequente Friedenspolitik nach außen verfechten. Der sowohl inhaltlich wie seinem Umfange nach bedeutendste Essay, die Abhandlung Hirsts über „Imperialismus und Finanzpolitik", setzt in überzeugender Weise die Verderblichkeit der vom Cabinet Salisbury-Chamberlain so rücksichtslos vertretenen Jingopolitik auseinander. Die Ausgaben für Armee und Flotte sind in der Periode 1895 bis 1900 um 13 Millionen Pfund Sterling gestiegen; dazu kommen 100 Millionen, die der Transvaalkrieg bisher verschlungen hat. Die weiteren Erörterungen des Verfassers über die Folgen, welche die Kriegspolitik der letzten Jahre für die innere Politik gehabt hat, bilden unstreitig den interessantesten Theil der Schrift. Um die Majorität bei guter Laune und der im Interesse der Finanzmagnaten betriebenen aggressiven Colonialpolitik geneigt zu erhalten, hat das Cabinet Salisbury eine ausgesprochene Classen-Finanzpolitik getrieben. Die Budgetüberschüsse der letzten, durch eine unerhörte commerzielle Prosperität ausgezeichneten Jahre sind zu „Liebesgaben" an die großen Grundbesitzer, das in der conservativen Partei speciell vertretene „landed interest", verwendet worden. Alle großen Probleme der inneren Verwaltung sind unberührt geblieben, trotz der Versprechungen, die bei den letzten Wahlen gegeben wurden. Weder die brennende Frage der staatlichen Altersversorgung, noch die unaufschiebbare Reform des communalen Steuerwesens sind auch nur in Angriff genommen worden. Auf der anderen Seite werden bereits Stimmen laut, die eine Abkehr vom free-trade und Einführung protectionistischer Zölle verlangen, um auf solche Weise die Bedeckung für die unablässig steigenden Kriegs-, Heeres- und Marineforderungen zu beschaffen. So hat der Imperialismus in England alle bösen Geister der Politik erweckt: den Militarismus, die Vernachlässigung innerer Reformen, die Corruption in der Presse, die antidemokratische Richtung der Finanzpolitik. — Hammond, der Verfasser des zweiten Essays, kritisiert die coloniale und auswärtige Politik Chamberlains mit aller Schärfe, erinnert an die Behandlung solcher Probleme durch Männer, wie Fox, Bright, Gladstone, und weist darauf hin, dass man es in den Tagen dieser Staatsmänner verabscheut habe, sich von jeder ethischen Verpflichtung in der äußeren Politik mit Hilfe der Schlagworte vom „Empire" und eines haltlosen Opportunismus zu befreien. Dem dritten Aufsatz, von Murray, fehlt der polemische Charakter. Es wird darin vielmehr ein großes Problem der Colonialpolitik, das Verhältnis der europäischen Eroberer zu den einheimischen Rassen, ganz akademisch in sehr eigenartiger und fesselnder Weise erörtert. Der Verfasser kommt zu der melancholischen Schlussfolgerung, dass es für die eingeborenen Rassen gegenwärtig keinen Ausweg gibt aus dem furchtbaren Dilemma: entweder in kaum mehr verhüllter Industriesclaverei von den Weißen ausgenützt, oder, falls dies nicht möglich, einfach ausgerottet zu werden. So bedeutet der Imperialismus — dies ist das Ergebnis der vorliegenden Schriften — von allen Seiten eine eminente Gefahr für den Culturfortschritt der englischen Nation im Inneren und in ihren Colonien. Dr. J. Redlich.

Emma Flügel: Kunst und Sudermann. Eine Laienstudie. Leipzig, Alwin Schmidts Verlag.

Im Meinungsstreit um die Kunstparagraphen der Lex Heinze ist merkwürdigerweise eine Partei nicht öffentlich zu Wort gekommen: die Familie. Nun da der Gesetzentwurf begraben und das Princip der Freiheit auch in der Kunst von der Politik geschützt worden ist, darf es ausgesprochen werden, dass in einzelnen Fragen der öffentlichen Kunstpflege und Kunstbevormundung auch die Familie ihrerseits ein Recht hätte, gehört zu werden. Einer Mutter würde niemand das (wenn auch einer Aufklärung bedürftige) Streben verübeln, ihre Kinder vor gewissen Auslagestücken, vor gewissen Ansichtskarten und Colportagebildern, vor gewissen Theateraufführungen zu bewahren. Im vorliegenden Heft führt sich die Verfasserin in diesem Sinne ein. Man ist bereit, ihr zu folgen, man ist gespannt, was sie — unter dem gesuchten Titel ihrer Flugschrift — zu sagen hat. Leider wirkt sie damit völlig enttäuschend und abstoßend. Frau Flügel hätte als Hausfrau Gehör verdient, aber wie bald geht sie über diese Rolle hinaus, um kritisch, ästhetisch oder literarisch zu werden. Da fehlt es ihr denn an allem. Sie ist nicht einmal imstande, eine Charakteristik in einem Theaterstück vom Charakter des Stückes selber und seines Dichters zu unterscheiden: Willy Janikow etwa von Sudermann. Umso kecker urtheilt sie darauf los. Sie compromittiert eine publicistische Aufgabe, die einen taktvolleren und feineren Kopf verdienen würde. dd.

Gustav Pauli: Kunsturtheil und Kunstgefühl. Bremen, Verlag von G. A. v. Halem. 1900.

Die kleine Broschüre ist weniger durch ihren Inhalt, denn als Symptom beachtenswert. Gustav Pauli, ihr kluger Verfasser, wurde von den Bremer Bürgern zum Director ihrer Kunsthalle berufen. Dabei eiferten sie wohl Hamburg nach, das Lichtwark zu besitzen so glücklich ist. Dessen weit über seine Vaterstadt vorbildliche Bedeutung hat Pauli nicht. Aber er ist ein guter Soldat jener tapferen Armee, die, überall hin verstreut, den großen Kampf um die Kunst führt. Das Losungswort ihrer Kritik hat sich geändert. Nicht das Schaffen der Künstler wird angegriffen, um erhöht, sondern der Geschmack des Publicums, um geläutert zu werden. Man kann das als Eindringen socialisierender Tendenzen in das Kunstleben bezeichnen. Jedem soll fortan das Recht auf Schönheit nicht nur gegeben, nöthigenfalls auch aufgezwungen werden. Und noch ist das letztere die Regel. Aus diesem Hefte wird es wieder klar. Die Worpsweder, die als Verherrlicher ihrer Scholle einen Siegeszug durch alle Welt gehalten, sind im heimatlichen Bremen nur wenig geschätzt. H. H.

Prof. Dr. Eduard Albert: Lyrisches und Verwandtes aus der böhmischen Literatur. Ins Deutsche übersetzt. Alfred Hölders Verlag, Wien. 1900.

Die wahren Kunstbegeisterten, jene also, die nicht nach Rasse und Nationalität des Dichters fragen, sondern nur nach seinen künstlerischen Bekenntnissen, wird das neue Buch Professor Alberts sehr interessieren. Umsomehr, als die czechische Literatur, die heute so groß ist, dass mehrere Literaturhistoriker von ihr sozusagen „leben" könnten, den Deutschen viel zu wenig bekannt ist. Die vorliegende Sammlung Professor Alberts erfüllt vollends ihren guten Zweck: sie spiegelt jene Empfindungen und Gedanken wieder, die, von den Dichtern ins Volk übergehend, die Volksseele beeinflussen. Das czechische Volk steht nämlich in engstem Contacte mit seinen Dichtern. In seinen kleinsten Dörfern existieren Lesevereine, welche Bibliotheken schaffen, alle literarischen Neuerscheinungen ankaufen und jede Ortsbewohner zum Studium der Werke anregen. Als Leihgebür ist eine ganz minimale Summe, gewöhnlich zehn Kreuzer pro Monat, angesetzt. In einzelnen mährischen Dörfern zum Beispiel, die kaum über sechshundert Einwohner zählen, gibt es Bibliotheken mit — ich habe sie persönlich gesehen — achthundert bis tausend Bänden. Das ist gewiss ein schöner Erfolg der czechischen Literatur. Professor Albert ist einer der ersten und besten deutschen Uebersetzer czechischer Poesie. Ihm verdanken wir vor allem die Bekanntschaft mit Jaroslav Vrchlicky, dem größten czechischen Dichter, der unstreitig auch zu den ersten Dichtern der Weltliteratur zu zählen ist. Vrchlicky, der auch in dem vorliegenden Bande mit einigen Dichtungen vertreten ist, hat die czechische Sprache reformiert, einen neuen czechischen Stil, einen neuen Gedankenkreis geschaffen. Neben Vrchlicky erfreut sich Svatopluk Čech, der Dichter der bekannten „Sclavenlieder", einer großen Popularität. Als Führer der Realisten präsentiert sich der hochbegabte J. S. Machar. Man lese nur sein prächtiges Poem „Nach dem Tode", das Professor Albert trefflich verdeutscht hat. Machar ist der czechische Satiriker par excellence, ein Freigeist, dazu ein Mann des Volkes, das er liebt. Eine Natur wie etwa Maurice Maeterlinck, einer, der die zartesten

Saiten der Seele erklingen läſst, ihren Duft, ihre Farben, ihre Geheimnisse belauscht, scheint der junge Otokar Březina. Er lebt als Schullehrer in einem kleinen mährischen Dorfe und zählt bloß eine kleine Schar Andächtiger zu seiner Gemeinde. Aus den Uebersetzungen Alberts lernt man auch einen czechischen Hans Sachs kennen, den Schuhmacher Pokorný-Pikulík. Der hat ein allerliebstes Lied gedichtet, sein Lied. Es beginnt:

> Ist es nicht ein schönes Ding?
> schönes Ding?
> Daſs ich Schuster bin und sing,
> Näh dem Papst auf seine Zehe
> Einen schmucken Fingerling.
>
> Sitzen wird er schön und gut,
> schön und gut,
> Zieren wird ihn Goldes Glut,
> Perlen aus den Czechenthränen,
> Rubinen aus Czechenblut . . .

Dann kommen alle Herren vom Grafenstand, Fürstinnen, blaublütige Cavaliere aus dem Lande des Meisters Huß, sie alle küssen den Pantoffel, alle küssen „die Thräne, die im Auge der Mutter Heimat stand“.

**Adolph Donath.**

---

# Revue der Revuen.

**„Die Grenzboten“** (Nr. 32 bis 36) bringen unter dem Titel „**Eine Dienstreise nach dem Orient**“ einen Artikel des preußischen Cultusministers **Dr. Bosse**, worin er seine Reise schildert, die er im Herbst 1898 im Gefolge des Deutschen Kaisers unternommen. Von Loyalität, preußischem Patriotismus und religiöser Salbung durchtränkt, bieten diese Seiten doch interessante Hinweise, namentlich auf viele kirchliche Verhältnisse. Den Höhepunkt des Artikels bilden natürlich die Schilderungen aus Jerusalem und Umgebung, die sich für den bibelfesten Minister mit tausend Gestalten beleben. Freilich liegt ein seltsames Gemisch von Pietät und Reclame darin, ein Wirtshaus auf dem Wege nach Jericho „Zum barmherzigen Samaritan“ zu benennen oder am See Genezareth eine Terenalbadeanstalt zu errichten, wie das nach Dr. Bosses Bericht der Fall ist. Bemerkenswert ist die Schilderung der Heiligen Grabkirche, wo um die vermeintliche Stätte des Felsengrabes Christi ein wahres Labyrinth von Kapellen aller christlichen Bekenntnisse errichtet ist. Wand an Wand celebrieren da Lateiner, Griechen, Kopten, Abessinier ihren Gottesdienst, im Vorraum aber liegt plaudernd und rauchend die türkische Wache, welche die Aufgabe hat, einzuschreiten und **Frieden zu stiften, sobald der unversöhnliche Hass der verschiedenen christlichen Priester in Thätlichkeiten ausartet.**

**„Revue des Deux-Mondes“** (1. September). **Brunetière** setzt seine Ansichten über die **Reform der Syntax** auseinander, die sich gegenwärtig in Frankreich vollzieht, und für die sich in erster Reihe auch **Maurice Barrès** sehr einsetzt. Brunetière erblickt in der Form, wie man diese Umgestaltung durch Decrete und Erläſſe des Unterrichts-Ministeriums bewerkstelligen will, eine Art von Staatsstreich, eine Vergewaltigung. Man sei es der Sprache schuldig, pietätvoll ihre Schätze zu hüten, ihren Organismus durch keinen gewaltthätigen oder willkürlichen Eingriff zu verletzen. Nicht die Bedürfnisse der Volksschulen kamen da in Betracht, sondern die, welche die Entwickelung der Sprache mit sich gebracht. Nicht eine bureaukratische Commission, sondern die, welche die Sprache machen, das heißt die hervorragenden Vertreter des französischen Schriftthums müssten entscheiden, inwiefern derartige Reformen und Vereinfachungen zulässig seien. Schon der Begriff der Vereinfachung stehe eigentlich im Widerspruche mit dem des Fortschrittes, denn die Folge der Entwickelung sei gewöhnlich eine vermehrte Differenzierung, eine Bereicherung, und nicht eine Einschränkung. — Ein Anonymus äußert sich über das **Manövrieren der französischen Kriegsmarine**, über das er an Bord Notizen gemacht haben will. Das Ergebnis seiner Aufzeichnungen ist, dass die Hauptmängel der vielgeschmähten französischen Marine nicht sowohl in ihrem „Material“, als in der mangelhaften Schulung liegen. Er empfiehlt mannigfachere und ernster durchgeführte Manöver, die „besonders für die Officiere eine lehrreiche Uebung bilden“. Es müssten ganze Seekriege zum Schein durchgeführt werden, um namentlich über die Schnelligkeit, mit der die einzelnen Schiffe manövrieren können, Klarheit zu erlangen. Es helfe nicht, hunderte von Millionen für die Flotte auszugeben, wenn man sich ihrer nicht zu bedienen verstehe.

Im Septemberheft von **„Cassiers Magazine“** bespricht Benjamin Taylor in einem Aufsatz „The World's Coal“ den gegenwärtigen Stand des Kohlenproblems. Obwohl die Kohlenausbeute, welche derselbe Autor im Juli 1898 für das Jahr 1897 nach gewöhnlich gesammelten Daten auf 574·3 Millionen Tonnen geschätzt hat, auf nicht weniger als 600 Millionen Tonnen für 1900 zu schätzen sei, hat doch während mehrerer Monate dieses Jahres geradezu eine Kohlennoth („famine“) in Europa geherrscht, und seien die höchsten Preise seit Anfang der Siebzigerjahre gezahlt worden. Die Erklärung liegt in der immensen Ausdehnung der industriellen Thätigkeit während der letzten zwei Jahre, welche ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht hat. Der Kohlenconsum ist noch rascher gewachsen als die Kohlenproduction. Bezüglich der Kohlenproduction ist erwähnenswert, dass die Kohlenproduction Englands von 184 Millionen Tonnen 1888 auf 202 Millionen Tonnen 1898 und 22[illegible] Millionen Tonnen 1899 gestiegen ist; [illegible] Staaten [illegible] Millionen Tonnen 1897 [illegible] Millionen [illegible] 1898 [illegible] Millionen Tonnen 1899. Die Vereinigten Staaten [illegible]

[illegible]

Steht das Vereinigte Königreich derzeit immer noch obenan, im Jahre 1899 mit 55 Millionen Tonnen, zumal es das einzige Land ist, das Kohle nur sporadisch importiert. Der ungeheuere Aufschwung der Kohlenproduction Englands, insbesondere mit Rücksicht auf den großen Theil, welcher davon exportiert wird, regt wieder zur Untersuchung der Frage der Erschöpfung der Kohlenlager Englands an. 1871 hat eine königliche Commission in London getagt, welche annahm, daſs 1901 die Bevölkerung des vereinigten Königreiches 35 Millionen betragen werde, sie beträgt etwa 41 Millionen. Die Production wurde für 1901 auf 174 Millionen Tonnen geschätzt, sie beträgt 1899 220 Millionen, der Export war mit 12 Millionen angenommen worden, er beträgt, nach Abzug des für Dampfer im Ausland exportierten Quantums, 43 Millionen Tonnen. Die durchschnittliche Dauer der Kohlenfelder war in England zwischen 110 und 360 Jahren geschätzt worden; die der schottischen Gruben auf 820 Jahre, aber bei einer Jahresausbeute von 12 Millionen Tonnen: sie ist heute aber bereits dreimal so groß. Es gibt Kohlengegenden in Schottland, deren „proven“, das heißt die Ausbeute lohnender Kohlengehalt, schon fast zur Hälfte ausgebeutet ist, so zum Beispiel Lanarkshire, welches derzeit mehr als die Hälfte der schottischen Production liefert, würde bei Fortdauer dieses Verhältnisses zur Gesammtproduction in etwa 40 Jahren erschöpft sein. Trotzdem ist solche Gefahr kaum vorhanden. Andere sehr reiche Kohlengegenden werden derzeit nur in sehr geringem Maße ausgebeutet. Ferner ist die „unproven“ Kohle, das heißt solche, welche bisher nicht lohnte, die aber bei steigenden Preisen und besserem Verfahren größtentheils lohnend wird, als Reserve vorhanden. Ungeheuer ist auch der submarine Kohlenreichthum unter den Wässern von Firth of Forth. Die hohen Kohlenpreise müssen zur Folge haben: bessere Ausbeute der Kohle, sparsamere Verwendung, insbesondere Vermehrung der Verwendung des elektrischen Lichtes — bisher gibt es nur etwa sieben Millionen Glühlampen in England — Ersetzung der Kohle durch Petroleum, insbesondere für Dampfer u. s. w. All das wird verhindern, daſs eine so rapide Steigerung des Kohlenverbrauches, wie in den letzten Jahren, sich fortsetze. Und die Productionsstätten werden sich mehren. Heute erzeugt das britische Reich $^{5}/_{11}$ der Kohle der Erde, und die Kohlenschätze Indiens, Asiens und Australiens sind kaum berührt. Derzeit aber ist die Kohlenfrage zweifellos eine der ernstesten für alle industriellen Unternehmungen.

# Der kleine Bleistift.

Von Ernst v. Wolzogen.

Heute Nachmittag begegnete ich meinem Freunde Adolf auf der Straße. Er war so in Gedanken versunken, daſs er achtlos an mir vorübergelaufen wäre, wenn ich ihn nicht am Arm genommen und laut bei Namen gerufen hätte. Fast erschrocken blickte er auf, und seinem Lächeln merkte ich es an, daſs es ihm schwer wurde, sich aus seinen offenbar trüben Gedanken herauszureißen.

„Ah, du bist's!“ sagte Adolf. „Verzeih' — — ich . . . .“

„Ich kann mir schon denken,“ unterbrach ich ihn, „— die schreckliche Katastrophe mit Professor v. Kranich, nicht wahr? Du warst ja sein Schüler und lange Jahre — wie soll ich sagen — Hausfreund — hast du eine Ahnung, wie die Geschichte zusammenhängt? Aus der Zeitungsnotiz bin ich nicht klug geworden. Da stand, er sei heute Vormittag in die Wohnung des Directors Günzberger eingedrungen und habe diesen Ehrenmann thätlich angegriffen. Ist das wahr? Was hat denn Professor v. Kranich, der doch meines Wissens mit dem Theater gar keine Beziehungen unterhielt, bei dem biederen Günzberger zu thun? Er hat doch sicher dessen Musentempel niemals betreten!“

„Ja, ich bin auch noch ganz wie von Sinnen,“ erwiderte mein Freund. „Ich bin natürlich, sobald ich die Notiz gelesen hatte, zur Frau Professorin hingelaufen, um mich zu überzeugen, ob es denn wirklich möglich wäre: Professor v. Kranich plötzlich irrsinnig geworden! Es ist schrecklich, wenn man so etwas ganz unvermuthet in fetten Lettern im localen Theile einer Zeitung liest! Ein berühmter Gelehrter, ein väterlicher Freund, von dem man sich noch gestern in einer schwierigen Frage Rath erbeten und der über diese Frage mit einer solchen Klarheit und Feinheit gesprochen hat — der soll einem wildfremden Menschen ohne irgend welchen Anlass auf die Bude gerückt sein und sich in einem Tobsuchtsanfall thätlich an ihm vergriffen haben! Im Hause bei Kranichs erfuhr ich natürlich nichts weiter, als dass man den Herrn Professor thatsächlich aus der Wohnung des Theaterdirectors in die psychiatrische Klinik der Universität geschafft habe. Die Professorin war aufgelöst in Thränen, die Kinder und die Dienstboten verstört, eine Menge Neugierige und wirklich theilnehmende Menschen gaben einander die Thürklinke in die Hand — es war schrecklich! Und dann gieng ich zu Günzberger hin. Ich wollte eigentlich auf der Schwelle schon wieder umkehren. Der Mann musste mich ja auch für so einen Localreporter halten — wie kam ich dazu, ihn mit meiner Neugier zu incommodieren?“

„Ach, bei einem Theaterdirector macht das nichts,“ warf ich ein. „Die sehen solche Besuche immer gern und nehmen jede Reclame mit. — Was hat er denn da?“

„[illegible], [illegible] beruht vollständig auf Wahrheit. Vormittag [illegible] Professor seine Karte bei Günzberger [illegible] sagen, er komme in dringender Angelegenheit [illegible] natürlich von unserem berühmten Staatsrechts-[illegible] da er auf der Karte liest ‚Ordentlicher

Professor an der Universität', empfängt er den Herrn, obwohl er eigentlich gerade auf sein Bureau gehen will, und fragt ihn höflich nach seinem Begehr. Kranich schüttelt ihm ausgiebig die Hand, lächelt ihn überaus freundlich an, nennt ihn ‚seinen lieben Director', fragt nach seinem Wohlbefinden und dem der ‚lieben Familie' und geht dann mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit auf allgemeine Themata über. Er soll ihm einen geistvollen Vortrag über die Bismarck'sche Politik der letzten Amtsjahre und über die Nationalitätenfrage in Oesterreich-Ungarn gehalten haben. Anfangs fühlte sich der dumme Kerl, der Günzberger, der offenbar ein ganz ungebildeter Prolet ist, höchlich geschmeichelt und erwartete, dass der Professor schließlich mit dem Manuscript eines historischen Trauerspieles herausrücken würde. Das wäre allerdings schon Wahnsinns genug gewesen, der Günzberger'schen Vorstadtschmiere dergleichen zuzumuthen; aber dem guten Mann begann doch erst angst zu werden, als Kranich immer leidenschaftlicher und lauter wurde und ganz wild dreinzublicken begann. Da unterbrach er Kranichs Redeschwall mit der Lüge, er habe nebenan das Telephon klingeln hören, und gieng hinaus und erzählte seiner Frau von dem seltsamen Besuche. Dann gieng er wieder ins Empfangszimmer zurück und entschuldigte sich vielmals bei Kranich: er werde dringend in seinem Theater gewünscht und müsse auf die Fortsetzung der höchst interessanten Unterhaltung leider für heute verzichten. Und da brach es plötzlich aus! Der Professor schwang den Stock gegen ihn und schrie ihn an: ‚Schurke! du bist auch im Complot! Ich durchschaue euch, ihr wollt mich vernichten! Aber ich kenne euch, ich fürchte euch nicht — ich werde euch alle unschädlich zu machen wissen!' Und da wirft er Hut und Stock fort und packt mit beiden Händen den entsetzten Günzberger an der Kehle. Die Frau Director hatte die Geistesgegenwart, gleich um die freiwillige Rettungsgesellschaft zu telephonieren, während ein beherztes Dienstmädchen dem laut um Hilfe schreienden Director beisprang. Es muss eine schreckliche Situation für die unschuldigen Leute gewesen sein! — Na, und dann kamen die Leute von der Rettungsgesellschaft — zwei starke Männer vermochten den Wüthenden kaum zu bändigen."

„Unbegreiflich!" murmelte ich, „ganz unbegreiflich! Er hat mit Günzberger thatsächlich keinerlei frühere Beziehungen gehabt?"

„Absolut nicht!" versetzte mein Freund. „Sie haben dem Professor daheim gar nichts angemerkt. Er machte sich zur gewohnten Stunde zu seinem gewohnten Spaziergang auf. Auf der Straße muss plötzlich die vollständige Geistesverwirrung über ihn gekommen sein, und die muss ihn gezwungen haben, in das erste beste Haus und in die erste beste Wohnung hineinzugehen."

Ein paar Minuten giengen wir schweigend nebeneinander her. Dann begann ich wieder: „Und du hast thatsächlich bei Eurem jahrelangen Verkehr nie etwas Auffälliges bemerkt? Kennst du Kranichs pecuniäre Verhältnisse oder — war etwa in seiner Ehe nicht alles in Ordnung?"

Adolf dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern herab: „Da liegt's! Die Frau hat ihn verrückt gemacht — das ist meine feste Ueberzeugung."

„Ach, was sagst du! Die hübsche, kleine, zarte Frau?! Ich bin den Leuten ein paarmal in Gesellschaften begegnet: sie machten mir den Eindruck eines ruhigen, zufriedenen Paares. Sie schien mir keineswegs geistig bedeutend, aber doch nicht dumm zu sein — so von einer anmuthigen Harmlosigkeit. Er war wohl erheblich älter als sie. Ich habe bemerkt, dass er immer sein Gespräch abbrach und aufhorchte, wenn er am anderen Ende der Tafel die Stimme seiner Frau hörte. Es flog dann so ein freundliches väterliches Lächeln über sein Gesicht — das lässt doch eigentlich darauf schließen, dass ihm die Frau trotz ihrer Unbedeutendheit sympathisch war."

„So, das hast du also auch beobachtet, dieses Aufhorchen, wenn seine Frau sprach? Das war meiner Meinung nach aber nicht die freudige Antheilnahme des älteren Gatten, der sich wie ein wohlwollender Vater über drollige Thorheiten oder niedlich vorgebrachte kindliche Ansichten amüsiert, sondern schien hochgradige Nervosität. Ich habe mehr als einmal bemerkt, wie der Professor unruhig umherzublicken, nervös mit den Fingern zu spielen begann, sobald seine Frau den Mund aufthat. Und noch mehr gab mir eine Bemerkung zu denken, die ich machte, als ich voriges Jahr vierzehn Tage lang mit ihm zusammen im Bade war: Der Postbote pflegte uns die Morgenpost immer in dem Café zu übergeben, wo wir jeden Morgen an einem bestimmten Platze unser Frühstück einnahmen. Da konnte ich täglich bemerken, mit welcher geradezu zitternden Aufregung der Professor zuerst die Aufschriften seiner Briefe daraufhin prüfte, ob einer von seiner Frau darunter sei. Während er einen Brief seiner Frau las, lächelte er fortwährend, so wie du es auch in Gesellschaft bemerkt hast, aber es war ein gewaltsames Lächeln, mit zuckenden Mundwinkeln, so wie man lächelt, um einen Schmerz zu verbeißen. War kein Brief seiner Frau unter der Post, da war der Professor ein ganz anderer Mann, den ganzen Tag über heiter und zufrieden."

„Nun — und?" forschte ich begierig. „Was that ihm denn die kleine Frau? Kranich war doch wohl nicht ein gelehrter Pedant, der keine gesunde Dummheit vertragen konnte — oder war sie etwa eifersüchtig und er schuldbewusst?"

Adolf lachte: „O nein! Diese Dinge waren ausgeschlossen. Ob die kleine Professorin nicht trotzdem eifersüchtig war, das kann ich nicht sagen. Aber er hat mir einmal Andeutungen gemacht, die mich das Richtige vermuthen lassen: Es war an einem der letzten Tage meines Curaufenthaltes und der Professor war wieder einmal in sichtlicher Aufregung über einen Brief seiner Gattin. Ich fragte ihn, ob er betrübende Nachrichten erhalten habe. Und da brach er in ein ganz unmotiviert lautes Gelächter aus und sagte: ‚I, Gott bewahre — nichts Besonderes! Zu Hause geht alles gut. Es ist nur . . . zum Lachen ist es, womit einen die Weiber zur Verzweiflung bringen können! Sehen Sie, da hatte meine gute Frau sich so eine Dummheit in den Kopf gesetzt: Sie wollte durchaus die Köchin entlassen, die wir schon fünf Jahre im Hause gehabt haben und der wir unbedingtes Vertrauen zu schenken berechtigt waren. Sie behauptete nämlich, dass ihr 100 Mark fehlten — vermuthlich hat sie Eintragungen im Wirtschaftsbuch versäumt oder falsch zusammengezählt — kurz und gut, jetzt sollte auf einmal die Köchin das Geld entwendet haben. Die Gründe, die sie für diese Vermuthung anführte, waren absolut thöricht, und ich setzte mich hin und schrieb ihr wohlmeinend und ausführlich, sie solle sich doch nicht zu einer solchen Verdächtigung hinreißen lassen, sondern zuvor erst alle ihre Ausgaben überdenken und ihre Rechnungen nachprüfen. — Dann kommt wieder ein ganz vernünftiger, heiterer Brief von meiner Frau, so dass ich annahm, die Sache sei gut und vergessen. Im nächsten Briefe schreibt sie mir ganz kühl, dass sie die Marie entlassen hätte wegen der Geschichte mit den 100 Mark, und schreibt, sie fühlte sich wie erlöst — die Marie sei ein durch und durch schlechtes Geschöpf gewesen und sie hätte sich durch ihre Gegenwart immer unsäglich bedrückt gefühlt. Jetzt sollte für uns alle ein schöneres Leben anfangen. — Am selben Tage kam auch ein Brief von der Marie an mich, in dem sie sich glänzend rechtfertigt. Uebrigens muss ich bemerken, dass sich meine Frau niemals über das Mädchen ernsthaft zu beklagen gehabt hat. Sie äußerte im Gegentheil immer nur ihre Zufriedenheit, einen so zuverlässigen Dienstboten im Hause zu haben, dem sie die Kinder und alles anvertrauen könnte, wenn sie einmal auf Reisen gieng. — Ich schreibe wieder einen ausführlichen Brief: sie sollte doch die Marie wieder nehmen und das Unrecht gut zu machen suchen, das sie ihr angethan. Darauf heute die Antwort: Ich hätte es immer mit dem Dienstmädchen gehalten, sie fände keinen Schutz mehr an mir, sie sei ein tief unglückliches Geschöpf, sie sähe daraus, dass ich sie nie geliebt haben könnte u. s. w. — Thränenflecke auf allen vier Seiten, und die stärksten Ausdrücke! — Das ist nicht etwa das erstemal — i, Gott bewahre! Sie hat schon im ersten Jahre unserer Ehe so und so oft eingesehen, dass ich sie nie geliebt habe. Hunderte von Malen habe ich ihr bewiesen, dass irgend eine ausschweifende Behauptung von ihr unrichtig sei. Immer hat sie's nach einigem Sträuben zugegeben, um manchmal schon am nächsten Tage von derselben unsinnigen Voraussetzung auszugehen. Und dabei ist doch mein armes kleines Weibchen lieb und gut und zärtlich und hat keine Ahnung, wie sie mich quält!'

Ich wusste nicht recht, was ich darauf erwidern sollte, und half mir mit einem Gemeinplatze aus der Verlegenheit: man dürfe doch von Frauen keine Logik erwarten! — Da wurde er ganz böse: ich sollte ihm doch nicht mit solchen Redensarten kommen. Es sei seine Meinung, dass jeder Mensch so logisch denke, als es dem Bildungszustande seiner Vernunft entspräche. Das Kind denke auch logisch, und wenn alle Frauen die Gabe hätten, anderen ihre Empfindungen und ihre Gedankenreihe klar zu machen, so würden sich auch in ihrem Thun und Denken immer logische Zusammenhänge ergeben. Freilich kämen die meisten Frauen aber über den uncultivierten Vernunftzustand des Kindes nicht weit hinaus, und darum erschienen sie uns Männern so unlogisch. Aber dieser Mangel sei zu ertragen, die meisten Männer fänden sogar einen besonderen Reiz darin, wie an der Kindlichkeit überhaupt. ‚Eine Frau, die man nirgends zu schützen und zu stützen braucht, liebt man nicht so zärtlich, als wie die kindlich hilflose Frau. Was mir auf die Nerven geht, das ist die Unmöglichkeit, meine Frau von irgend etwas zu überzeugen, oder vielmehr ihr Unvermögen, eine neu gewonnene Ueberzeugung oder Erfahrung festzuhalten und nun darauf weiter zu bauen."

Hier unterbrach ich meinen Freund: „Ich glaube, es gibt sehr viele Frauen, die nichts lernen und nie zu überzeugen sind — da müssten noch viel mehr Männer verrückt werden!"

„Das sagte der Professor auch!" fuhr Adolf lebhaft fort. „Ich glaube mich beinahe des Wortlautes zu erinnern. Er blieb stehen, stieß aufgeregt mit dem Stock im Kies des Weges herum und sagte so ungefähr: ‚Ich wundere mich nur immer, dass nicht noch weit mehr Männer verrückt werden! Die großen Schicksalsschläge kann man ja ertragen: aber, wenn die geistigen Licht- und Schallwellen, die von einem denkenden Männerkopfe ausgehen, so tagtäglich — nein, man kann sogar sagen stündlich — an einer harten Wand abprallen und wieder auf die eigenen Augen und Ohren zurückschlagen — das macht mürbe, kann ich Ihnen sagen! Solche Frauen

sind oft ganz gut und brav und denken sich nichts Böses dabei — im Gegentheile, sie empfinden ihre Undurchlässigkeit mit Stolz als einen Vorzug, sie nennen's Charakter. Charaktervolle Frauen sind direct lebensgefährlich!" — Ich lachte damals über diese Behauptung; aber nun hat sie mir das Licht aufgesteckt, das mir diesen dunklen Fall hell genug beleuchtet. Diese brave, harmlose kleine Frau, die ihre Kinder gar nicht übel erzogen und ihr Heim so behaglich gestaltet hat, die hat die Vernunft ihres Mannes langsam hingemordet, so wie jener Mann seinen Hund mit einem kleinen Bleistift langsam hinmordete."

„Was meinst du für einen Mann?"

„Ich weiß nicht, wo ich die Geschichte einmal gelesen habe," erwiderte Adolf. „Ich glaube, in einer englischen Zeitschrift: sie ward dort als verbürgte Thatsache erzählt: Ein Gelehrter hatte einen treuen Hund, der immer, wenn der Herr arbeitete, an seinem bestimmten Platze beim Schreibtisch lag. Und dieser Herr hatte die Angewohnheit, beim Nachdenken einen Bleistift zwischen den Fingern der herabhängenden rechten Hand auf und ab zu bewegen und damit leise auf den Kopf des Hundes zu tippen — tipp, tipp, tipp — ganz leise, Tag für Tag, manchmal ein paar Minuten, manchmal halbe Stunden lang hintereinander. Eines Tages verfiel der Hund in Krämpfe und hatte binnen wenigen Minuten seine treue Seele ausgehaucht. Der kleine Bleistift hatte ihn umgebracht. — Siehst du, an diese Geschichte musste ich sofort denken, als ich das Unglück mit Professor Kranich hörte. Jahraus, jahrein und Tag für Tag: tipp, tipp, tipp — die unentrinnbaren Tupferchen des kleinen Bleistiftes immer auf dieselbe Stelle, das erschüttert die Atome. Und sie verschieben sich und sie bringen immer größere benachbarte Atomschwankungen, möchte ich sagen — ins Wanken — und eines Tages bricht so eine ganze große Gehirnportion zusammen — sowie das langsam unmerkliche Vordringen eines Gletschers einen furchtbaren Bergsturz vorbereitet."

„Ja, aber," rief ich laut, fast entrüstet dazwischen, „warum legt sich denn der Hund immer an dieselbe Stelle? Warum nimmt er denn nicht die linke Seite, wenn er weiß, dass es die Rechte seines Herrn ist, die immer mit dem schrecklichen kleinen Bleistift spielt?"

Mein Freund lächelte wehmüthig. „Ja siehst du — das ist so Hundeart. Das ist die Treue, die liebe Gewohnheit oder die Gewohnheit der Liebe — es ist so dumm und so rührend, wie Hundetreue. Das Fleckchen ist einmal warm eingelegen, da kriecht man immer wieder hin. Man weiß genau: sobald der Herr sich im Stuhl zurücklehnt und eine Pause in seiner Arbeit macht, wird er sie dazu benützen, den kleinen Bleistift auf unseren Hirnkasten klopfen zu lassen. Und, wenn das auch allmählich an der wunden Stelle zu brennen beginnt, als wenn es siedendes Oel wäre, was da so rhythmisch hineintropft — man geht nicht weg; man hat sich eingeredet, es sei eine natürliche Bestimmung, eine heilige Pflicht, da auszuharren. Es wäre so unnobel, vor einem kleinen Bleistifte die Flucht zu ergreifen. — Man könnte ja zuschnappen und ihn zerbeißen, man könnte auch in die Hand beißen, die mit ihm spielt — das wäre Rache. Und eine treue Hundeseele ist nicht rachsüchtig. Anständige Männer sind auch nicht rachsüchtig. Der richtige anständige, treue Hund beißt die Hunde auf der Straße und beißt die bösen Menschen, die im Hause nichts zu suchen haben und dem Herrn zu Leibe wollen, aber niemals die Hand, die ihn füttert und streichelt und langsam zu Tode tippt. — Die guten kleinen Damen sind niemals anders bewaffnet, als mit einer unscheinbaren kleinen Nadel oder einem harmlosen kleinen Bleistift — und das genügt. Die hundebraven Männer kriechen immer wieder an die warme Stelle und — beißen nicht!"

„Also lasst uns das Lob der Dickschädel singen! Ich fürchte, vom Denken wird der Schädel dünn."

## Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

## Wiener Wochenschrift

für

## Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard (Literatur und Theater) und Dr. Heinrich Kanner (Politik).

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXV und XXVI

October 1900 — März 1901.

Wien.

IX/3, Günthergasse Nr. 1.

# Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.



# Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

## Artikel.

## Die Woche.

## Bücher.



## Revue der Revuen.



## Belletristisches.

# Die Zeit.

XXV. Band. | Wien, den 6. October 1900. | Nummer 314.

## Schneckenpolitik.

Wenn von der politischen Misère Österreichs gesprochen wird, wird oft zur Entschuldigung oder Beschönigung unserer scandalös unbefriedigenden Entwickelung auf die ausnahmsweise Eigenartigkeit und Compliciertheit unseres Staates hingewiesen, in dem zahlreiche Nationalitäten nebeneinander wohnen, während andere Staaten das Glück der nationalen Einheit genießen, die das Regieren leicht mache. Dass unsere politischen Verhältnisse eigenartige sind, kann sicher nicht bestritten werden. Aber eigenartig sind die Verhältnisse auch in anderen Staaten. Kein Staat ist so sehr einem anderen gleich, dass er ihn sozusagen abschreiben könnte, und dass seine Staatsmänner des eigenen Nachdenkens überhoben wären. Haben wir diese, so haben andere Staaten andere Eigenartigkeiten. Wenn die geistigen Bettler, die bei uns Staatsmänner heißen, schon in der Originalität der politischen Structur des Staates ein Uebel sehen, so theilen wir dieses Uebel mit den anderen Staaten. Was aber das zweite Uebel betrifft, die Compliciertheit, so ist es, wenn man genauer prüft, bei uns eigentlich auch nicht größer als anderwärts, es sei denn, dass wir so bescheiden wären, uns nur mit den kleinen Balkanstaaten in Vergleich zu stellen. Sehen wir aber die großen Staaten daraufhin an, so ändert sich das Bild ganz merklich. Die Aufgaben, die den Staatsmännern der großen Staaten gestellt sind, sind doch unvergleichlich größer und verwickelter als die unserigen. Man braucht nur an England zu denken, dessen Territorium sich über alle fünf Welttheile erstreckt, hunderte von Millionen Menschen verschiedener Rassen, Sprachen, Glaubensbekenntnisse, Culturgrade umfasst, dessen Staatsmänner die staatliche Gewalt gleichzeitig in allen Abstufungen der politischen Evolution zu handhaben verstehen müssen, im Mutterlande wie in einer Republik und — um nur die beiden äußersten Punkte zu nennen — in Indien wie in einer absoluten Monarchie. Oder man nehme Russland oder Deutschland oder Frankreich! Wie schrumpft gegen einen von diesen Staaten und seine weltweiten politischen Probleme unser Staatswesen zusammen mit seinen engen Dimensionen, seinen dürftigen Interessen und seiner einzigen ewigen Sprachenfrage! Und doch scheint bei uns der Verstand der Staatsmänner nicht auszureichen, um auch nur diesem einen Problem irgend eine annehmbare Lösung abzugewinnen, während das Beispiel anderer Länder beweist, dass der menschliche Geist doch noch viel verwickelteren Aufgaben gewachsen ist.

Wenn es bei uns so gar nicht vorwärts gehen will, so liegt der Grund nicht so sehr in den eigenthümlichen Verhältnissen, die der Ordnung harren, als vielmehr in den allerdings oft sehr eigenartigen und zuweilen ganz unvergleichlichen Intelligenzen, denen dieses Amt anvertraut wird. Das Intelligenzmaß österreichischer Minister scheint wohl nach oben sehr scharf, nach unten aber gar nicht abgegrenzt zu sein. Dass der Ackerbauminister ein ausgemachter Schwachkopf sein muss, kann nach der Erfahrung der letzten dreißig Jahre nicht mehr bezweifelt werden. Neuestens pflegt abwechslungsweise auch der Handels- oder der Eisenbahnminister mit ihm zu rivalisieren. Aber selbst die begabteren Cabinetsmitglieder stehen nicht auf europäischer Höhe. Wenn man sie mit Staatsmännern fremder Länder vergleicht, so möchte es scheinen, dass ihrer Intelligenz vor allem eine Eigenschaft fehlt, ohne die man heutzutage wohl nicht mehr mit kann, die Raschheit der Auffassung. Sie denken zu langsam, zu träg. In dem letzten Menschenalter, seit der Auflösung des Deutschen Bundes, ist das benachbarte Deutschland zu einem politischen und wirtschaftlichen Neugebilde vollständig umgestaltet worden. Wir stehen noch immer auf dem alten Fleck. Die Consequenzen der Schlacht von Königgrätz haben unsere Staatsmänner noch immer nicht vollständig zu Ende gedacht. Auf die neue Situation, die seit vierunddreißig Jahren bereits neu ist, haben sie sich und den Staat noch immer nicht ganz eingerichtet. Die großen Streitfragen, die nach und durch 1866 reif wurden, beschäftigen uns heute noch, und der gegenwärtig leitende Staatsmann Herr v. Koerber scheint, wenn man aus der geringschätzigen Behandlung, die er in seinem amtlichen Auslegungscommentar den Sprachenfragen als Provinzialfragen gewidmet hat, ihre Bedeutung noch immer nicht voll ermessen zu haben. Die Physik lehrt, dass im luftleeren Raum ein einmal in Bewegung gesetztes Pendel unendlich länger weiter schwingt, als im lufterfüllten. In der geistigen Leere seiner Staatskunst hat Oesterreich über den Stoß, den es 1866 erlitten, bis auf den heutigen Tag noch nicht zur Ruhe kommen können.

Doch es bedarf gar nicht weitsichtiger Rückblicke, um den Unterschied zwischen hier und dort zu bemessen. Auch die nächstliegenden Ereignisse der letzten Zeit beweisen ihn. Vor einigen Wochen ist der deutsche Kaiser durch exaltierte Reden über die China-Politik in eine falsche Richtung gerathen, in der bei längerem Verweilen Deutschland leicht an seinem politischen Prestige hätte Schaden erleiden können. Seine Worte sind in der deutschen Presse oder doch einem Theil der deutschen Presse aufs heftigste discutiert, kritisiert, ja auch cariciert worden. Was war die Folge? Noch ehe aus den Reden ein substantieller Schaden erwachsen konnte, hat der Deutsche Kaiser, wie sein letzter Brief an den Kaiser von China beweist, den Fehler, den er im Reden begangen, durch die Feder wieder corrigiert. Bei uns in unseren viel beschränkteren Verhältnissen werden auch Fehler in der Politik gemacht, aber nicht so rasch und insbesonders nicht so rechtzeitig corrigiert. Der ganze Kampf um die Sprachenverordnungen ist eine Tragödie der Denkträgheit. Wenn man schon nicht vor Erlassung der Sprachenverordnungen, April 1897, ihre Folgen vorhersah, so hätte man sie doch mindestens nachher einsehen müssen, als sie schon eingetreten waren. Längstens im Juli 1897, als zu Eger der Schwur geleistet wurde, musste man begreifen, dass der Staatsgewalt, die auf einen Irrweg gerathen war, nichts anderes übrig bleibe, als einen ehrenvollen Rückzug zu suchen. Er war damals noch möglich, er war auch nach dem Sturz Badenis, er war abermals unter dem Ministerium Thun-Kaizl möglich, solange die deutsche Gemeinbürgschaft das Pfingstprogramm noch nicht ausgearbeitet hatte. Ein Ministerium der Majorität brauchte nur die Sprachenverordnungen aus eigenem Antrieb aufzuheben, um die deutsche Minorität zu entwaffnen, ohne die Czechen aufzurütteln, denen ja noch an der Erhaltung ihrer eigenen Regierung sehr viel gelegen war. Vorschläge solcher Art sind an dieser Stelle seit Gautsch, das ist seit Anfang 1898, verschiedenemale vorgebracht worden. Aber erst heute fangen die österreichischen Staatsmänner an, ihn zu verstehen, wo es schon lange zu spät ist, weil mittlerweile in einem Augenblick der Panik nicht nur die Sprachenverordnungen aufgehoben, sondern auch vorher noch die Regierung der nun gleichfalls dahingeschwundenen Majorität gestürzt worden und so an Stelle der deutschen eine neue, die czechische Obstruction heraufbeschworen worden ist.

Wenn anderwärts auch so langsam gedacht und gehandelt werden würde, wie in unserer Politik, so stünde es wohl auch mit anderen Ländern so schlecht wie mit uns. Das Schneckentempo, in dem bei uns regiert wird, bewirkt nicht nur, dass wir hinter anderen Staaten zurückbleiben, es bewirkt auch, dass wir mit der Correctur hinter unseren eigenen Fehlern zurückbleiben. Ehe man sich entschließt, einen Fehler auszubessern, werden noch ein paar andere begangen. So werden wir mit unseren Fehlern niemals quitt. Sie häufen sich im Gegentheil immer bedrohlicher an, wie die Schulden in einer schlechten Haushaltung, in der man regelmäßig neue Schulden aufnimmt, ehe die alten bezahlt sind. Und wie solche Wirtschaft schließlich mit der Crida, so kann auch die österreichische Missregiererei nur mit einem politischen Bankerott enden, wenn nicht endlich einmal rüstig zugegriffen und rasch und gründlich ein Ausgleich getroffen wird.

K.

---

## England und Deutschland.

Von Prof. Dr. Georg Kaufmann (Breslau).

Kann uns geschichtliche Erfahrung, kann uns das Leiden und das Schicksal der Vorfahren belehren, kann es uns vor drohendem Verlust bewahren? Oder müssen wir alles selbst durchmachen, und hilft das Wissen von der Vergangenheit nur dazu, dass wir im Leide selbst uns „vergleichen" und trösten? Werden die Völker im Augenblick der Entscheidung doch nur den Instincten der Leidenschaft folgen, die aus den Bedürfnissen und Lockungen des Augen

blicks entspringt? Dergleichen Fragen sind oft in mir aufgetaucht, wenn ich die Heftigkeit der unverantwortlichen Politiker bedauerte, die sich am Biertisch oder sonst im müßigen Gespräch über Südafrika ausließen, oder am Redactionstisch der Pflicht genügen mussten, einen der Stimmung des Leserkreises entsprechenden Leitartikel zu liefern. Meine Sympathie gehört den Boeren in dem Kampfe um ihre Selbständigkeit, selbst noch nachdem sie durch einen verhängnisvollen Mangel an den einfachsten und unentbehrlichsten politischen Tugenden den Sieg, der ihnen winkte, aus den Händen gaben, während Englands Volk in der Gefahr eine so tapfere Haltung bewährte, dass man darüber manches vergessen könnte, was die Leiter seiner Politik in dem bösen Handel gesündigt haben. Aber, wenn wir Chamberlain und seine Hintermänner der Selbstsucht anklagen, wenn die Behandlung der neutralen Schiffe und ähnliche Acte neuen Stoff liefern, über die rücksichtslose und verlogene Politik Englands zu schelten, so darf man doch nicht vergessen, dass England für alle die Interessen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, die dem fortgeschritteneren Theile der europäischen Völker und die im besonderen dem deutschen Volke und der Vertheidigung der Freiheit und des Fortschrittes in Deutschland wertvoll sind, große und unvergessliche Verdienste hat.

Es ist gewiss nicht zufällig, dass zwei deutsche Historiker gleichzeitig das Bedürfnis empfunden haben, die Wechselbeziehungen zwischen England und Deutschland zum Gegenstand von Vorträgen zu machen. Erich Marcks, der Vertreter der neueren Geschichte an der Universität Leipzig, hat in den Pfingsttagen in einer deutschen Gesellschaft in London einen allgemeinen Ueberblick über diese Beziehungen gegeben*) und dabei in seiner feinsinnigen Weise manch gutes Wort gesagt und einen Gedankengang verfolgt, der sich im wesentlichen mit der Auffassung deckt, die ich um dieselbe Zeit in einem Vortrage über die Auffassung der englischen Verfassung in Deutschland auf der Versammlung des Hansischen Geschichtsvereines in Göttingen vertrat. Ich möchte nun einige der hier einem engeren Kreise von Fachleuten vorgetragenen Gedanken dem weiteren Kreise aller die politische Entwickelung Englands mit Interesse verfolgenden Leser vorlegen. Denn mag manche Ausführung recht akademisch klingen, und mag es zunächst gleichgiltig erscheinen, was einst Montesquieu oder Dahlmann über die englische Verfassung gedacht haben: von dem Verständnis der Revolution, in der sich Englands Verfassung seit zwei Generationen befindet, ist doch zu einem großen Theile das Verständnis der Politik Englands bedingt. Die folgenden Betrachtungen erheben nicht den Anspruch, die gegenwärtige Politik Englands zu erklären, aber sie sollen auf Momente hinweisen, die bei ihrer Beurtheilung nicht übersehen werden dürfen.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert war England im Vergleich zu Deutschland dünn bevölkert und arm an Capital wie an Unternehmungsgeist. Deutsche Kaufleute beherrschten den englischen Markt und genossen dort Privilegien, die sie den Engländern in Deutschland verweigerten. Deutsche Schiffe beherrschten das Meer, das Englands Küsten bespült. Damals hat ein englischer Dichter dem Gefühl der Scham über diesen Zustand in dem Libell of English Polycie einen leidenschaftlichen Ausdruck gegeben. Aber England lernte auch von den Deutschen, und sobald der englische Staat unter den Tudors (seit 1485) erstarkte und eine einheitliche Handelspolitik verfolgte, wies er den deutschen Kaufmann in immer engere Schranken und begann im sechzehnten Jahrhundert selbst in Deutschland seinem Handel eine steigende Bedeutung und die Herrschaft auf dem Meere zu gewinnen. Von Deutschland empfieng England aber in diesem sechzehnten Jahrhundert in dem Gedanken der Reformation Elemente der Anregung, die dann unter den Verfolgungen der blutigen Maria und dem Regiment der Königin Elisabeth und wieder in den inneren Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts das ganze Volk durchdrangen und dem englischen Volke der Neuzeit einen der wichtigsten Züge seines Wesens gegeben haben. Kein Gedanke war so scharf ausgeprägt in dem England des achtzehnten Jahrhunderts, als der Gegensatz gegen Rom und gegen die Gefahren, die dem Lande von dieser in das Gewand einer Religion gekleideten politischen Macht drohten. No popery war das wirksamste aller politischen Schlagworte und Schlachtrufe in England noch bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein.

Von England strömte dagegen eine Fülle von Anregungen auf Deutschland zurück. Die Namen Shakespeare und Bacon oder die Namen der sogenannten Deisten mögen die eine Gruppe dieser Einflüsse vertreten, und die politische Verbindung der beiden Völker im Kampfe gegen die alle Freiheit zerstörende Weltmacht Ludwigs XIV., sowie die Verbindung von Lord Chatham mit Friedrich dem Großen in jenem Welteroberungskampfe, der Europa, Indien und Amerika umfasste und [illegible] vom deutschen Standpunkt aus den siebenjährigen Krieg nennen, [illegible] gemeinsame Kampf gegen [illegible] mag eine andere Reihe von Erinnerungen [illegible] und Erfolge [illegible] Interessen und Einflüsse [illegible]

Wechselbeziehungen dieser Länder keineswegs. Jedes Gebiet unseres geistigen wie unseres wirtschaftlichen Lebens legt Zeugnis davon ab, besonders wichtig aber erscheint das Gebiet des politischen Lebens, sowohl der politischen Theorie wie der politischen und gesellschaftlichen Institutionen. Hiervon soll etwas eingehender gehandelt werden, denn England und Deutschland haben heute alle Ursache, sich auf die Kräfte zu besinnen, mit denen sie ihre Staatsordnung geschaffen haben und welche gepflegt oder, soweit sie geschwunden sind, ersetzt werden müssen. Beide Staaten stehen unter dem Einflusse ungeheuerer Umwälzungen. Für Deutschland ist das ohneweiters verständlich: in Deutschland und Oesterreich zittern noch die stürmischen Bewegungen nach, unter denen 1848/1849 die alte Verbindung dieser beiden Länder in dem deutschen Bunde innerlich und dann 1864 bis 1866 auch äußerlich und rechtlich gelöst wurde. Kein Zweifel besteht darüber, dass der alte Bund nicht lebensfähig war und dass beide Länder seitdem ein weit regeres und reicheres Leben entwickelt haben. Freilich ist Oesterreich bisher noch nicht zu einer Ordnung seiner Verfassung gelangt, die Dauer verspricht und einen ruhigen Blick in die Zukunft gestattet. Aber das ist ja erklärlich, wenn man erwägt, in welch vorweltlichen Zuständen Oesterreich unter Metternich festgehalten wurde und unter welchen Schutthaufen von mittelalterlichen Einrichtungen und Anschauungen die modernen Bedürfnisse und Ideen sich durchzusetzen versuchen müssen. Der Nationalitätenkampf namentlich hat nur darum einen so zerstörenden Verlauf genommen, weil bis 1848 und dann wieder in der Periode 1849 bis 1859 die privatrechtliche Auffassung des Staates überwog, die Vorstellung, dass der Staat Oesterreich nichts anderes sei, als die Summe von Ländern und Fetzen von Ländern, die durch Erbgang oder Verträge in den Besitz der habsburgischen Familie gelangt waren.

Rasch und in großartigem Zuge vollendete sich dagegen die Organisation des Deutschen Reiches, und zwar durch die Hand eines aus dem Junkerthum hervorgegangenen Staatsmannes, aber nach den Gedanken und Plänen des unter den Verfolgungen der Restauration von 1815 bis 1848 und 1850 bis 1858 geläuterten und gekräftigten Liberalismus. Die Reichsverfassung, die das Frankfurter Parlament 1848/49 geschaffen hat, bildete die unklaren Wünsche und Hoffnungen der Deutschen, welche aus der Kleinstaaterei und dem patriarchalischen Absolutismus herausstrebten und ein Vaterland, einen wirklichen Staat verlangten, zu festen Vorstellungen, zu einem politischen Programm aus, und Bismarck hat das Programm durchgeführt. Je mehr unser Verständnis durch die Entwickelung des Reiches und die parlamentarischen Erfahrungen geschärft wird, je größer wird die Wertschätzung, ja die Bewunderung der durch die vielgeschmähten „Professoren" des Frankfurter Parlaments geformten Verfassung. Die politische Weisheit, die sich hier bethätigte, war aber zu einem guten Theile gewonnen worden aus dem Studium der Verfassung Englands. Montesquieu hatte 1748 in seinem Esprit des Lois ein Idealbild der englischen Verfassung entworfen, das zwar nicht ohne erhebliche Fehler war, aber große Anschauungen gab, und in den regsamen Geistern aller übrigen, vom Absolutismus unterdrückten Völker begeisterten Beifall fand. Es bildete sich die Vorstellung, dass in der englischen Verfassung das Problem des Staates, Freiheit und Ordnung zu vereinigen, in einer Weise gelöst sei, die allen Völkern als Vorbild dienen müsse. Verstärkt wurde diese Vorstellung durch das Werk des Genfers De Lolme über die englische Verfassung, das zunächst in französischer, alsbald aber auch in englischer und (1776, 1819 und 1847) in deutscher Sprache erschien. Auch hier kehren die Irrthümer Montesquieus wieder, und wir erhalten ein Idealbild, das der Wirklichkeit in wesentlichen Punkten nicht entsprach: aber die Grundgedanken der englischen Verfassung, dass das Volk der Träger des Staates sei und dass der Staat um des Volkes willen da sei, kamen zu kräftigem Ausdruck und übten eine bedeutende Wirkung.

Die süddeutschen Politiker Rotteck und Welcker und der norddeutsche Dahlmann haben vielleicht am nachdrücklichsten durch den Geist und durch das Beispiel der englischen Verfassung die deutschen Zustände zu bessern gesucht, aber sowohl in ihren theoretischen Ausführungen, wie in ihrer politischen Thätigkeit haben sie sich fern gehalten von dem thörichten Gedanken, den man ihnen von Seiten der Gegner noch heute gern zuschiebt, die englische Verfassung in den deutschen Staaten nachzuahmen. Thatsächlich ist denn auch in der deutschen Reichsverfassung von 1849, wie in der von 1867 bis 1871, wohl mancher Satz, den man mehr oder weniger auf englische Anregung zurückführen kann: aber diese Verfassungen und ebenso die preußische Verfassung von 1850, sowie die Verfassungen der übrigen Einzelstaaten sind nicht Nachbildungen der englischen Verfassung, sondern selbständige Bildungen. Aber unterdessen hatte die englische Verfassung eine Umwälzung erfahren, die kaum weniger tief eingreifend [illegible] der deutschen Verfassungen seit 1830.

[illegible] Verfassung, die in der zweiten [illegible] Jahrhunderts sich nicht selten zu einer Art [illegible] ähnlich wie bei Montesquieu und De Lolme, [illegible] nicht an Factoren, welche die Zusammensetzung [illegible] damit verbundene Käuflichkeit der Stimmen,

die Unsicherheit der Rechtspflege, die Roheit der Strafgesetze und andere Zustände und Einrichtungen heftig tadelten und Reformen verlangten. Die leidenschaftliche Sprache der Briefe des unter dem Namen Junius verborgenen Politikers und ähnliche Anklagen wurden durch die Thatsache unterstützt, dass auch sehr maßvolle Staatsmänner, wie Pitt, eingreifende Reformen für nothwendig hielten. Aber als sich nun unter dem Einfluss der französischen Revolution eine radicale Partei bildete, welche mit der ganzen Tradition brechen und eine Verfassung nach französischem Muster einführen wollte, da wandten sich viele Reformer erschreckt ab, und der Gedanke wurde herrschend: fangen wir an, auch nur die anerkannten Missstände zu ändern, so beginnt eine Umwälzung, die mit der Anarchie und mit einer Herrschaft des Schreckens enden wird, wie sie Paris sah. Burke war der große Führer dieser Reaction, vor allem durch seine „Betrachtungen über die französische Revolution", aber die Wirkung dieser mehr rhetorisch als sachlich hervorragenden Schrift war nur so bedeutend, weil sie den Gedanken der überwiegenden Majorität der herrschenden Classe zum Ausdruck brachte. Diese herrschende Classe war eine Aristokratie von Großgrundbesitzern, sie herrschte einmal durch das Parlament, dessen Sitze zu einem großen Theile von den Häuptern des Adels besetzt oder beherrscht wurden, sowie durch die Organisation der anglikanischen Kirche und endlich durch den Einfluss, welchen der Landadel auf Verwaltung und Rechtspflege hatte. Der größte Theil der Aufgaben der Verwaltung, welche in Deutschland durch staatliche Beamte erfüllt wurden und werden, wurde in England im achtzehnten Jahrhundert von dem Adel in den Formen der Selbstverwaltung gelöst. Unzweifelhaft leistete der Adel hier eine große Arbeit, erfüllte bedeutende Pflichten, aber dadurch trat er auch in den Besitz einer die unteren Classen schwer belastenden und oft mit fürchterlicher Rücksichtslosigkeit missbrauchten Gewalt. Man braucht nur den „Vicar of Wakefield" lesen, um ein Bild dieser Zustände zu gewinnen, ganz zu geschweigen von den Schilderungen, die Young in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von den Zuständen Irlands entwarf. Der irische Bauer lag in einer thatsächlichen Sclaverei unter den Füßen seines englischen Landherrn, wenn auch der Name fehlte und gewisse Einrichtungen den Schein eines Rechtsschutzes erzeugten. Die Gewalt über die Sitze des Parlaments wurde dabei so schmählich missbraucht, dass man in den Zeitungen Ankündigungen lesen konnte wie folgende: „Ein Sitz in einer bestimmten großen Versammlung ist für 1000 Guineen zu kaufen."

Das Wahlrecht stand bestimmten Corporationen, Städten oder Grafschaften zu, und darunter waren Orte, die zur Zeit ganz oder bis auf wenige Häuser verschwunden waren, während große Städte wie Manchester keine Vertretung hatten. Dazu kam der politische Einfluss der anglikanischen Kirche und der Ausschluss aller Katholiken und Dissidenten aus den Staatsämtern und aus dem Parlament.

Während des Krieges gegen Napoleon und weiter noch bis etwa 1822 behielt die Partei das Uebergewicht, die jede Reform ablehnte, dann brach sich die Nothwendigkeit Bahn. Zunächst wurde das bis zum Unsinn grausame Strafgesetz gemildert und den Arbeitern 1824 der Anfang der Coalitionsfreiheit gewährt. Es folgte die politische Befreiung der Dissidenten und der Katholiken 1828 und 1829 und dann die erste Reform des Parlaments 1832. Es wurde einer größeren Zahl von verkommenen Orten (rotten boroughs) und damit ihren zufälligen Besitzern das Wahlrecht genommen und einigen blühenden Städten, die kein Wahlrecht hatten oder unzureichend vertreten waren, das Wahlrecht gegeben. Diese Reform wurde 1867 und endlich 1887 erweitert, es wurde ferner die Form der Wahl geändert, um den wirtschaftlich abhängigen Wähler gegen Verfolgung zu sichern, kurz es wurde das englische Unterhaus aus einer wesentlich vom englischen Adel besetzten Versammlung zu einer Vertretung des Volkes nach einem Wahlsystem, das den festländischen analog ist.

Damit war die eine Stütze der englischen Verfassung, wie sie im achtzehnten Jahrhundert als die Herrschaft der englischen Aristokratie bestanden hatte, beseitigt. Gleichzeitig wurde durch die Emancipation der Katholiken und weitere Reformen die politische Machtstellung der englischen Kirche wesentlich beschränkt. Endlich aber fiel in der gleichen Periode die dritte Säule, auf der jene Adelsherrschaft ruhte: jene eigenthümliche Selbstverwaltung. Sie fiel, weil sie den Forderungen des höher entwickelten Lebens unseres Jahrhunderts nicht gewachsen war. Wohl sind noch wesentliche Reste der alten Verfassung vorhanden, die Englands Zustände von den festländischen Verfassungen unterscheiden, aber die Verfassung, welche Montesquieu und De Lolme bewunderten, mit der Pitt regierte, an der Niebuhr und Dahlmann ihre politische Erkenntnis vertieften — die Verfassung, unter der England seine Seeherrschaft begründet, seinen Reichthum gewonnen und dem Volke eine bewunderungswürdige Summe von politischen Tugenden erworben hat, diese Verfassung besteht nicht mehr. Englische und fremde Kritiker haben diese Thatsache von verschiedenen Seiten beleuchtet, und während einige wie Freeman, in der Entwickelung nur den Fortschritt begrüßten, haben andere, wie Gneist, und mit besonderem Nachdruck Dickinson (Development of Parliament 1895) die bewegte Frage aufgeworfen, ob England imstande sein werde, mit dieser neuen Verfassung die Stellung zu behaupten, die es mit einer so wesentlich anderen Verfassung erworben habe. Es ist das eine Frage ähnlich der Besorgnis, mit der einst König Wilhelm I. als Prinz von Preußen die constitutionelle Entwickelung Preußens betrachtete, aber unzweifelhaft liegt die Sache in England heute schwieriger als damals in Preußen, und große Institutionen, die das englische Reich heute fordert, so vor allem das Heerwesen und das Beamtenthum, entbehren noch der genügenden Entwickelung. Von den deutschen Verhältnissen mag da manches als Muster oder Anregung dienen, wir können England gegenüber wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem politischen wieder die Rolle des Gebenden spielen, während wir namentlich auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete in diesem Jahrhundert von England bisher mehr empfangen hatten, als wir geben konnten. Aber mag man die innere Schwierigkeit und Gefahr der englischen Entwickelung noch so trübe ansehen, England besitzt in dem Pflichtgefühl der Bürger, im Augenblicke der Gefahr zusammenzustehen und auszuhalten, einen Schutz, wie ihn in dieser Weise Deutschland nicht besitzt. England hat diesen Bürgersinn, diese Bereitwilligkeit, für das Allgemeine einzutreten, in den langen Kämpfen um seine Verfassung erzeugt und in der jahrhundertelangen Wirksamkeit von Verfassungsformen, die bei allem Wechsel und allen Missbräuchen doch immer volksthümlich waren und bedeutende Schichten des Volkes zur Thätigkeit heranzogen. In Deutschland dagegen lebt noch immer der Geist des alten Polizeistaats. Wohl ist dieser Polizeistaat rechtlich beseitigt, wir haben Parlamente und leiden bereits unter den Auswüchsen des Parlamentarismus, aber wenn nicht ein außerordentliches Ereignis die Geister aufrüttelt oder die durch tüchtige Schulung gesteigerten kriegerischen Instincte des Volkes geweckt werden, so überläßt der Deutsche die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten den Beamten und kümmert sich nur um seine Sonderinteressen und seinen Stammtisch. Es stehen in dieser Zeit in Deutschland große und wichtige Dinge auf dem Spiel. Der Kampf um die Umsturzvorlage, die Lex Heinze und ähnliche Erscheinungen sind nur Symptome allgemeinerer Gegensätze und tiefgreifender Schwierigkeiten. Wahrlich, wir könnten aufhören, die Schwierigkeiten, in denen England sich befindet, zu wohlfeilen Spöttereien zu benutzen, und uns fragen, ob wir nichts lernen können von der Festigkeit, mit der das englische Volk die Gefahr besteht, in die es durch eine leichtfertige oder vielleicht noch schwerer zu verurtheilende Politik seiner Minister gestürzt worden ist.

England und Deutschland haben einander im Lauf der Jahrhunderte wechselweise viel gegeben, sie haben sich als Völker gezeigt, die einander verstehen und ergänzen: kein Zweifel, dass das auch heute noch so ist, und dass eine glückliche Entwickelung der verwirrten Weltverhältnisse auf geistigem, wie auf politischem Gebiete durch ein verständiges Vertragen und Zusammenwirken dieser beiden großen Nationen wesentlich bedingt ist.

---

## Commercieller Unterricht und Socialpolitik.

Fast in allen Zweigen des höheren Unterrichtswesens befinden wir uns an einem Wendepunkte. Auf dem Gebiete des humanistischen Unterrichtes wird kräftig auf eine Reform hingearbeitet. Im technischen Unterricht hat sich bereits eine tiefgehende Wandlung vollzogen. Schließlich sind auch auf dem Gebiete des kaufmännischen Unterrichtes Bestrebungen im Gange, welche die commercielle Fachbildung durch den handelswissenschaftlichen Unterricht zu vervollständigen suchen. Denn bisher galt die Ausbildung des Kaufmannes mit dem Besuche der höheren Handelsschule, die etwa dem Charakter einer Oberrealschule entspricht, als abgeschlossen. Jetzt haben wir im Deutschen Reiche eigene Handelshochschulen, die im allgemeinen den Universitäten gleichgestellt sind. In einer Reihe von Städten (Aachen, Karlsruhe, Göttingen, Hannover) sind handelswissenschaftliche Vorlesungscurse eingerichtet worden, die theils mit den Universitäten, theils mit den technischen Hochschulen in Verbindung stehen. An anderen Orten wieder sind Bestrebungen ins Leben getreten, welche sich mit der Gründung selbständiger Handelshochschulen (Frankfurt am Main, Köln am Rhein, Berlin) oder mit der Einrichtung handelswissenschaftlicher Abtheilungen an verwandten Anstalten (Halle a. d. Saale, Hannover) beschäftigen.

All diese Bestrebungen bringen naturgemäß die modernen Bildungsaufgaben miteinander in innige Verbindung. Wo die handelswissenschaftlichen Abtheilungen an die Universitäten oder technischen Hochschulen angeschlossen sind, ist gewöhnlich jeder Hörer berechtigt, an den handelswissenschaftlichen Vorlesungen theilzunehmen. In der Regel gliedern sich dieselben an den Lehrplan der Universitäten, beziehungsweise der technischen Hochschulen an. Es wird an diesen nicht bloß das, was zum Beispiel der Techniker einerseits, der Kaufmann andererseits braucht, nebeneinander gelehrt, sondern diese Unterrichtsmethoden erhalten auch eine innere Verbindung in der Weise, dass die eine in die andere übergreift. Oder der Studierende an der Universität holt sich einen Theil seiner Kenntnisse an der Handelshochschule, weil er glaubt, dass ihm die dort gelehrten Gegenstände bei Aus-

übung seines späteren Berufes nützen werden. Diese innere Verbindung liegt aber auch im Wesen des Handelshochschulunterrichtes. Denn er umfasst nicht etwa bloß die rein commerciellen oder praktischen Disciplinen, die für den Kaufmann bestimmt sind, er schließt auch zugleich einen Theil derjenigen Gegenstände ein, die an der Universität gelehrt werden. Daraus geht unzweideutig hervor, dass gerade die Handelshochschulen in ihrer äußeren Verbindung mit einer anderen Hochschule eine Vereinigung der Berufe anstreben. Sie helfen geistige Brücken bauen zwischen den productiven Ständen einerseits, zwischen diesen und dem Beamtenthum anderseits. „Es müssen inmitten der Centren des modernen Lebens besondere Bildungsanstalten geschaffen werden, wo Kaufleute, Industrielle, Techniker und Beamte sich zu gemeinsamer geistiger Arbeit vereinigen, im täglichen Verkehre miteinander sich einander nähern und verstehen lernen. Auf diese persönliche Vereinigung aller Berufsclassen in eine Anstalt ist das größte Gewicht zu legen, da sie einen der wichtigsten die Gegensätze ausgleichenden Momente bilden dürfte." *) Durch diese gegenseitige Berührung werden sich vor allen Dingen die Angehörigen der verschiedenen Berufe in ihren gemeinsamen Bedürfnissen eher und besser verstehen lernen. Auf diese Weise übt die Fachbildung einen überaus günstigen Einfluss aus, indem sie eine Ausgleichung der bestehenden Gegensätze mit sich bringt.

Inwiefern greifen nun die verschiedenen Berufszweige ineinander? In erster Linie auf dem Gebiete der Privatwirtschaft. Hier erstreckt sich die Thätigkeit des Industriellen zugleich auch auf das kaufmännische Gebiet. Handelt es sich um die geschäftliche Thätigkeit, die sich an den Verkauf seiner gewerblichen oder industriellen Erzeugnisse knüpft, so ist er Kaufmann und hat sich als solcher in alle wirtschaftlichen und handelspolitischen Verhältnisse hineinzuleben. Anderseits ist er zugleich Beamter, namentlich da, wo er Functionen zu erfüllen hat, die ihn mit dem Verwaltungsorganismus oder mit den Staatsbehörden in engere Verbindung bringen. Gerade der Industrielle ist es, der eine Menge communaler und socialpolitischer Aufgaben zu erfüllen hat. Er wird in die Leitung von Unfall-Berufsgenossenschaften berufen, bekleidet Aemter auf dem Gebiete des Krankencassenwesens, steht gemeinnützigen Anstalten vor, wirkt in den Einrichtungen der Arbeitsnachweise, sei es auch nur organisatorisch, und übt schließlich auch gewerberechtliche Functionen in der Thätigkeit der Gewerbegerichte aus. Hier sind seine Beziehungen überall andere, überall treten an ihn Aufgaben heran, die sonst seiner kaufmännischen Thätigkeit fern liegen. Durch all diese Beziehungen wird der Kaufmann in enge Verbindung mit dem Beamten gebracht und arbeitet selbst praktisch auf jenen Gebieten, auf denen sonst der Beamte seine Thätigkeit verrichtet. So arbeiten also beide nicht nur Hand in Hand, sondern nähern sich auch in ihren socialen und praktischen Anschauungen.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite zeigt uns das umgekehrte Verhältnis, wo an den Beamten die Nothwendigkeit herantritt, sich kaufmännische Bildung anzueignen. Zunächst hat der Beamte immer mehr mit dem praktischen Leben zu thun. Er muss nach kaufmännischen Gesichtspunkten verfahren, wo es sich um Käufe und Verkäufe, Verdingungen und Abschlüsse im Verwaltungswesen handelt. Die Bauangelegenheiten und die Wohnungsfürsorge sind Unternehmungen, die sich auf kaufmännische Voraussetzungen stützen. Außerdem ist der Beamte in einer ganzen Reihe wirtschaftlicher Betriebe thätig, die sich nur auf kaufmännischer Grundlage entwickeln können; es seien nur die Stadtbahnen, Gasanstalten, Wasserwerke, Schlachthäuser u. a. m. erwähnt. Hier übt überall der Beamte kaufmännische Functionen aus, und er ist in diesem Falle eigentlich mehr Kaufmann als Beamter. Dass unter diesen Verhältnissen die kaufmännische Bildung eine der ersten Voraussetzungen zur Bekleidung einer solchen Stellung ist, bedarf daher wohl keiner näheren Begründung.

Ganz besonders aber wird sie auch dem Staatsbeamten zum Segen gereichen. Namentlich dem Richterstande. So manches Urtheil, das einen Widerspruch zum praktischen Leben in sich schließt, wird vermieden werden, wenn der Richter sich auf die Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse stützt. Das Handelsgesetz greift so sehr nicht nur ins kaufmännische, sondern überhaupt ins praktische Leben ein, dass eine genaue Kenntnis der kaufmännischen Verhältnisse auch hier nothwendig sein dürfte. Eine gesunde Rechtsprechung setzt also voraus, dass sie in enger Fühlung mit den Verhältnissen des Berufslebens erfolgt. Ebenso ist aber auch für diejenigen Beamten, die direct mit dem Handel verkehren oder sonst in kaufmännischen Geschäften zu thun haben, die commercielle Bildung ein unabweisbares Erfordernis. Dies trifft namentlich bei den Consulatsbeamten zu, die ja ausschließlich dazu berufen sind, die Interessen des Handelsstandes [illegible] wahrzunehmen. [illegible]

schaftlich geschulten Handelsvertreter richtig erfasst und zu Gunsten des nationalen Handels behandelt werden. Aber auch der Beamte anderer Dienstzweige tritt in directe Berührung mit dem Geschäftsleben. Er muss die Verhältnisse des kaufmännischen Rechnungswesens kennen, Sinn für die handelsgeschäftliche Organisation haben und mit den Bedingungen von Preisen und geschäftlichen Abschlüssen vertraut sein, wenn er Kostenveranschlagungen, Neueinrichtungen von Betrieben oder Rentabilitätsberechnungen vornehmen will. Es liegt auf der Hand, dass dieses Hineinarbeiten in diese verschiedenen Verhältnisse des kaufmännischen Berufes nur dann möglich sein kann, wenn der Beamte eine Ausbildung genossen hat, die ihm einen tiefen Einblick in diese Verhältnisse gewährte.

Das Hauptgewicht des höheren commerciellen Fachunterrichtes ist jedoch auf die socialpolitischen Aufgaben zu legen. Vergegenwärtigen wir uns einmal die Verhältnisse eines industriellen Großbetriebes oder eines umfangreichen Geschäftshauses mit dem Heere von Arbeitern, das sie beschäftigen, so bekommen wir eine Vorstellung davon, wie nothwendig es ist, dass der Leiter eines solchen Betriebes auch Verständnis für die Wünsche und Bedürfnisse hat, die sich in den Arbeiterschichten äußern. In der Regel hat der Leiter eines solchen Geschäftsbetriebes wohl auch im Vorstande der etwa dort getroffenen Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen zu fungieren und unterzieht sich damit der Aufgabe, das Wohl der Arbeiter mit den geeignetsten Mitteln socialpolitischer Praxis nach Möglichkeit zu fördern. Auch setzt die Bekleidung von Aemtern im Gewerbegerichtsverfahren voraus, dass der Beisitzer mit den Arbeitsverhältnissen genügend vertraut ist, wenn nach Recht und Gerechtigkeit entschieden werden soll.

Ebenso kann auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege nur dann etwas Ersprießliches erzielt werden, wenn die Bedingungen zu einem beiderseitigen Zusammenarbeiten von Arbeitgebern und Arbeitern vorhanden sind. Diese Bedingungen liegen namentlich darin, dass der Arbeiter in seinen geistigen und materiellen Bedürfnissen und Bestrebungen verstanden wird. Denn wenn sich eine Wohlfahrtseinrichtung segensreich erweisen soll, dann muss sie sich vor allen Dingen der Theilnahme der arbeitenden Classen erfreuen können. Der weitestgehenden Sympathien bedarf besonders der moderne Arbeitsnachweis, der sociale Interessen nach beiden Seiten hin vertritt und daher auch von dieser beiderseitigen Theilnahme abhängig ist. Gerade in dieser Hinsicht spielt die Arbeiterschutzgesetzgebung eine große Rolle. Ihre Kenntnis ist daher nicht minder wesentlich als die der Arbeiterversicherungsgesetze überhaupt. Wem die Einsicht in diese Verhältnisse fehlt, dem würden natürlich auch Zweck und Anwendung dieser Gesetze fremd sein.

Große socialpolitische Aufgaben fallen namentlich auch der Fabrikshygiene zu. So mancher industrielle oder geschäftliche Betrieb entspricht nicht den Anforderungen, die man aus Gesundheitsrücksichten an ihn zu stellen berechtigt ist. Daher ist es nothwendig, dass man weiß, unter welchen Arbeitsverhältnissen man schaffen soll. Wie man daher schon die Gesundheitslehre in die Schulen — nicht nur in die höheren, sondern auch in die niederen — eingeführt hat, so müsste in derselben Weise auch die Fabrikshygiene zum Lehrgegenstande an den modernen Fachschulen gemacht werden, damit auch der Absolvent dieser Anstalten, der später als Arbeitgeber in leitende Stellungen rückt, sich mit den Bedingungen vertraut macht, unter denen eine gesunde Lebensweise im täglichen Berufe erreicht werden kann. So mancher Unzufriedenheit und so manchem krankheitserzeugenden Uebelstande kann dadurch vorgebeugt werden, wenn wirklich die Einsicht in die Nothwendigkeit hygienischer Vorbeugungsmaßregeln vorhanden ist. Denn alle Uebelstände, die hier bestehen, sind die gefährlichsten Erzeuger von Krankheiten, welche nicht nur den Arbeiter physisch arbeitsunfähig machen, sondern ihn auch moralisch ruinieren und seine sittlichen Kräfte aufzehren. Die hygienische Pflege ist daher gewissermaßen die kraftspendende Würze der Arbeit.

Ueberall, wo es sich um die Ergreifung irgendwelcher Maßnahmen zum Zwecke des Arbeiterschutzes oder der Arbeiterwohlfahrt handelt, wird die volkswirtschaftliche Schulung und das Verständnis für socialpolitische Aufgaben dazu beitragen, bestehende Gegensätze zwischen den einzelnen Berufsgruppen zu beseitigen oder zu überbrücken. Dies erwarten wir namentlich von dem handelswissenschaftlichen Unterricht, in dessen Bereich all diese Gebiete des socialen Lebens fallen. Sie alle müssten in erster Linie zu handelswissenschaftlichen Lehrgegenständen gemacht werden. Denn der Fachunterricht soll in der Hauptsache praktische Kenntnisse vermitteln und Lehren verbreiten, die dem späteren Berufsleben zugute kommen sollen. Wenn nun der handelswissenschaftliche Unterricht bestimmt ist, dem Kaufmanne ein möglichst vielseitiges Fachwissen zu vermitteln und ihn so für die mannigfachen Aufgaben seines Berufes vorzubereiten, so kann sich die Ausbildung nicht bloß auf die kaufmännischen Fächer erstrecken, sondern muss auch die wichtigsten Lehrgegenstände aus den Gebieten der Socialpolitik, der Arbeiterversicherungsgesetzgebung und der modernen Berufshygiene einschließen. Wird so der handelswissenschaftliche Unterricht ausgestaltet, so-

ergibt sich daraus auch zugleich die beste Gewähr für eine sociale und socialethische Berufsbildung.

Leipzig. Mil Richter.

---

# Die angebliche Minderwertigkeit des Weibes.

Von Dr. Albert Moll (Berlin).

Bei Erörterungen über die Frauenemancipation gehen deren Gegner gewöhnlich von der Voraussetzung aus, dass die Entwickelung des weiblichen Geschlechtes vollendet sei, und dass man daher nur zu untersuchen habe, ob das heutige Weib für die Aufgaben geeignet ist, die ihm durch die Emancipation zufallen würden. Sie kommen dann gewöhnlich zu dem Resultat, dass die körperliche und seelische Beschaffenheit des Weibes, insbesondere aber sein Geschlechtsleben es ungeeignet mache für die Arbeiten, nach denen die Frauenrechtlerinnen streben. Hiernach betrachten sie die ganze Frage für erledigt. Allenfalls, fügen sie gelegentlich noch hinzu, dass sich das Weib durch die Emancipation nur zu seinem Nachtheil verändern könne. Es werde seine Weiblichkeit, seine Anmuth verlieren.

Schon die Furcht vor dieser Veränderung beweist aber, dass die Voraussetzung der Discussion bedenklich ist. Denn wenn man die Veränderungsfähigkeit des Weibes nach der einen Richtung zugibt, so ist nicht einzusehen, weshalb diese nicht auch nach der anderen bestehen könnte, und damit erhält natürlich die ganze Frage der Emancipation einen anderen Ausblick. Dass übrigens derselbe Fehler nicht nur von den Gegnern, sondern auch von den Anhängern der Emancipation gemacht wird, sei kurz bemerkt. Die letzteren leugnen mit Vorliebe, dass Aenderungen des Weibes in ungünstigem Sinne eintreten werden, verlangen aber, dass man die Anpassungsfähigkeit des Weibes an die geforderten höheren Ansprüche zugebe.

Sehen wir Freunde und Gegner der Emancipation diesen anfechtbaren Standpunkt einnehmen, so werden wir uns über das Erscheinen eines Buches freuen, das diesen Fehler möglichst zu vermeiden sucht. Es ist dies in einem kürzlich erschienenen Werk*) von Lourbet der Fall, von dem übrigens einzelne Theile schon früher veröffentlicht wurden. Im großen und ganzen den Emancipationsbestrebungen günstig, stellt der Verfasser die Behauptung auf: was immer man mit Rücksicht auf das heutige Weib gegen die Emancipation sagt, braucht deshalb nicht maßgebend zu sein, weil die Entwickelung der Geschlechter und des Verhältnisses derselben zu einander nicht beendet ist. Aber ganz abgesehen hiervon, meint Lourbet, dass alles, was man vom Standpunkt der Wissenschaft gegen die Emancipationsbestrebungen vorgebracht hat, einer ernsten Kritik nicht standhalte.

Es wird die Sensibilität des Weibes, das heißt seine Empfänglichkeit für Sinneseindrücke, oft benutzt, um nachzuweisen, dass seine Intelligenz nicht der des Mannes gewachsen sei. Das Weib sei zu sensibel, so meinen die einen, das Weib sei nicht genügend sensibel, so meinen wieder andere. Die betreffenden Untersuchungen widersprechen sich nämlich untereinander, und wenn auch Lombroso den Einwand erhebt, die stärkere Reaction des Weibes werde irrthümlich oft einer feineren Sensibilität zugeschrieben, so hat doch Lourbet zweifellos recht, wenn er grundsätzlich vor einer Ueberschätzung der Sensibilität für die Beurtheilung der Intelligenz warnt. Victor Hugo oder Kant hätten doch gewiss ein weniger sensibles Auge gehabt, als manche Wilde, und anderseits können wir zahllose Beispiele von sehr bedeutenden Männern anführen, die sich durch eine außergewöhnlich hohe Sensibilität auszeichneten. Man könne die Höhe des psychischen Lebens, so meint der Verfasser mit Recht, heute durch die Psychophysik nicht beurtheilen.

Das Gehirn des Weibes, so sagt man weiter, sei kleiner als das des Mannes und daher nicht für die höheren geistigen Leistungen befähigt. Dass mancher Schwachkopf ein großes Gehirn hat und anderseits große Geister ein kleines Gehirn, wird für bedeutungslos erklärt. Die Dimensionen des Gehirns an sich geben aber überhaupt keinen Maßstab zur Beurtheilung der Intelligenz ab. Man sollte dies doch offen zugeben. Herzzerreißend ist die Frische, mit der Lourbet eine Pseudowissenschaft ad absurdum führt! Unfähig, den Wert des Geistes äußerlich zu messen, behauptet sie mit einer bewundernswerten Sicherheit, dass, dank den Studien über das Gehirn, wissenschaftlich die unheilbare geistige Schwäche des Weibes nachgewiesen sei. Es wäre von großem Wert für die wahre Wissenschaft, wenn auf allen Gebieten derselben die gleiche Kritik geübt würde, wie es hier geschieht.

Bekanntlich sondert der Mann die Samenzelle ab, das Weib die Eizelle. Die Samenzelle dringt in den weiblichen Organismus ein und befruchtet hier die Eizelle, worauf sich dann der Keim entwickelt. Auch im Anschluss an diesen Thatbestand ist von Gegnern der Frauenemancipation eine Theorie aufgestellt worden, die sie in ihrem Sinne verwerten. Die Samenzelle ist activer als die Eizelle und zeigt centrifugale Eigenschaften, während die Eizelle, die vom Weibe stammt, passiver ist und ein mehr centripetales Verhalten darbietet. Hierin trete, so wird argumentiert, der Unterschied der Geschlechter hervor. Das männliche Geschlecht hätte ein actives Leben zu führen, das Weib ein passives, das Weib müsse sich mehr auf sich selbst concentrieren und nicht in das Leben hinaustreten. Aber mit Recht kritisiert Lourbet dies und meint, wenn man zufällig das Gegentheil gefunden hätte, etwa, dass die Samenzelle die Eigenschaften der Eizelle, diese die der Samenzelle hätte, so würde man gesagt haben: der weibliche Theil ist lebhafter, beweglicher, er ist das Bild dessen, was das Weib ist, nervös und unbeständig, und schon hierin zeigt es sich, dass das Weib zu großen Schöpfungen, die eine lange Geduld erfordern, ungeeignet sei. In der That läßt sich mit gewissen Theorien alles begründen.

Oft wird gesagt, die Geschichte beweise es, dass das Weib zu großen Thaten nicht fähig sei. Aber wie Lourbet ausführt, ist aus den bisherigen Handlungen ein Schluss auf die virtuelle Intelligenz des Weibes und seine zukünftige Thätigkeit nicht zu ziehen. Zum großen Theile würden die Handlungen nicht durch die Geisteskraft bestimmt, sondern durch körperliche und seelische Reflexe, die auf die äußeren Reize hin eintreten. Gewiss seien die menschlichen Handlungen das annähernde Maß für die Anpassungsfähigkeit des Individuums, aber nichts spreche dafür, dass das Weib heute bereits auf der erreichbaren Höhe angelangt sei. Die Entwickelung des Individuums habe einen großen Einfluss auf seine Intelligenz. Erziehung, Unterricht und die Freiheit des Wirkens sind in Betracht zu ziehen. Man kann also die Handlungen der Frauen in den vergangenen Jahrhunderten mit denen der Männer nicht ohneweiters vergleichen, weil sich die Geschlechter nicht unter denselben psychischen und leiblichen Bedingungen befanden. Wenn sich das Weib frei von Zwang entwickeln könnte, wäre es vielleicht zu Thaten fähig, die dem allgemeinen Fortschritt nur zum Vortheil gereichen würden.

Es wird mitunter die Befürchtung ausgesprochen, dass der weibliche Typus, die weibliche Schönheit durch die Emancipation leiden könne, einzelne treten gerade deshalb für die Emancipation ein, weil sie annehmen, dass das Weib dadurch einen Theil seiner Anziehungskraft einbüßen und dies den unheilvollen Einfluss der Liebesleidenschaft vermindern würde. Auch Lourbet prüft diesen Punkt und wendet sich dabei gegen beide Parteien, das heißt sowohl gegen die, die einen Schönheitsverlust erhoffen, als gegen die, die ihn befürchten. Was die ersteren betrifft, so habe allerdings weibliche Schönheit manche Arbeit und große Thaten von Männern verhindert, weil der Erosdienst zu viel Zeit, Aufmerksamkeit und Kraft verlangte, wenn auch anderseits manche Arbeit gerade der Begeisterung für des Weibes Reize ihre Ausführung verdankt. Lourbet glaubt aber einerseits nicht, dass das Studium des Weibes seine Schönheit vernichten werde; nur solle man bei der Bildung nicht zu sehr auf Büchergelehrsamkeit sehen, sondern mehr auf Entwickelung der Beobachtungsgabe. Dies würde den Geisteskräften eine gewisse Schmiegsamkeit geben, und das Weib könne dabei an Schönheit nur gewinnen. Anderseits befürchtet Lourbet hiervon keineswegs ungünstige Folgen für den Mann. Eine bessere Kenntnis des Lebens werde Mann und Weib die verhängnisvollen Uebertreibungen des Erosdienstes vermeiden lassen. Das männliche Geschlecht werde nicht alle Fehler behalten, die es heute habe. Der Verfasser zieht auf Grund biologischer Theorien den Schluss, dass sich bei der höheren Entwickelung des Geisteslebens das Liebesgefühl mehr specificieren werde zum Nutzen der geistigen Fähigkeiten. Ebenso, wie sich die Geschlechtsfunction allmählich körperlich in bestimmten Organen localisiert habe, während bei dem niederen Thiere der ganze Organismus bei der Fortpflanzung betheiligt ist, ebenso werde sich bei der weiteren Evolution das Liebesgefühl mehr von den geistigen Fähigkeiten abgrenzen, und es werde nicht mehr seine Tyrannei über den ganzen Menschen ausüben.

Hier aber kommt der Verfasser doch zu sehr auf ein hypothetisches Gebiet, und wenn man auch meistens rückhaltslos seine kritischen Ausführungen billigen kann, wird man doch oft genug hinter seine Hypothesen ein Fragezeichen setzen dürfen, da deren Begründung sehr schwach ist.

Wenn man auch Lourbet darin beistimmen wird, dass es schöne Frauen mit großen Kenntnissen gibt, so will ich doch der Wahrheit gemäß das Urtheil eines amerikanischen Sachverständigen anführen. Ein Professor und Gelehrter, der auf einer angesehenen amerikanischen Universität Herren und Damen unterrichtet, versicherte mir, dass sich etwas Unsympathisches und Männliches bei den meisten Damen zeige, die dort studieren. Sie verloren die echte Weiblichkeit, ihren bloom, wie er es ausdrückte. Ich will nicht entscheiden, ob dieser Umstand dem Studium zuzuschreiben ist, oder ob nicht vielmehr Damen, die gewisse virile Neigungen haben, von Anfang an eher zu dem Studium geneigt sind. Es gibt auch Frauen, die das Männliche absichtlich und künstlich annehmen, um damit zu kokettieren. Diesen Typus findet man offenbar in Amerika und auch bei uns nicht selten. Dass sich anderseits vollkommene Weiblichkeit mit dem Studium sehr wohl verträgt, dass Anmuth und Schönheit mit akademischer Bildung nicht in unversöhnlichem Widerspruch stehen, davon kann man sich wohl leicht überzeugen.

---

*) [illegible]

Nehmen wir aber selbst an, dass diese oder jene Eigenschaft sich bei der Frau durch eine Emancipation ändern würde, so würde dies doch nicht ohneweiters ein Beweis gegen deren Berechtigung sein. Eigenschaften, die uns heute anziehend erscheinen, übten nicht immer auf unsere Vorfahren einen Reiz aus, und wir können es selbst im alltäglichen Leben gar nicht selten beobachten, dass unser Geschmack Aenderungen unterliegt. Ich erinnere an den Einfluss der Mode. Wie oft kommt es vor, dass eine bestimmte Kleidungsart zu Anfang abstoßend wirkt, allmählich aber durch Gewöhnung ihren Reiz gewinnt!

Ich sprach eben von einem amerikanischen Gelehrten, und dies veranlasst mich, einen Punkt zu erwähnen, der in Europa wenig beobachtet wird. Man nimmt bisweilen bei uns an, dass die Frauenemancipation in Amerika etwas ganz Selbstverständliches sei und nicht dem mindesten Widerspruch begegne. Dies ist ein Irrthum. Ich will, um unparteiisch zu sein, das mir privatim mitgetheilte Urtheil eines anderen amerikanischen Universitätslehrers anführen, der es im Interesse des Unterrichtes beklagte, dass Mädchen in gleicher Weise wie Männer zum Unterricht an der betreffenden Universität zugelassen werden. Auch jenseits des Oceans ist eine starke Strömung gegen die Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen vorhanden. Aber ich glaube, dass dort, ebenso wie bei uns, mancher Widerspruch nur auf Missverständnissen beruht. Man muss unterscheiden, ob der höhere Unterricht der Frau einen späteren Beruf öffnen, oder ob er nur der Hebung des allgemeinen Bildungsgrades oder sogar Zerstreuung dienen soll. Dass Damen, die das letztere wollen, möglichst von dem Unterrichte ausgeschlossen werden, der für einen Beruf vorbereiten soll, ist in hohem Grade wünschenswert, da sonst eine Verflachung des Unterrichts zu befürchten ist. Man soll aber hierunter nicht die ernst strebenden Frauen leiden lassen. Dies möchte ich auch gegenüber denen bemerken, die die Concurrenzgefahr übertreiben, die von den Frauen droht. Zahlreiche Damen und Dämchen, die heute nach Frauenrechten schreien, würden gar nicht daran denken, ernstlich zu arbeiten. Sie betrachten die Emancipation als einen Sport, ähnlich wie das Radfahren und das Lawn Tennis-Spiel. Das „Studieren" ist ihnen nichts als eine Mode, die sie heute mitmachen, genau ebenso, wie sie morgen Ballonärmel und übermorgen vielleicht eine Crinoline tragen würden. Es ist vielfach zu beobachten, dass sie das Studium beginnen, aber, sobald ihnen die Schwierigkeiten klar werden, bald davon zurücktreten. Nur sollen unter dieser Thatsache nicht diejenigen Frauen büßen, die Fleiß und Energie alle Schwierigkeiten überwinden lässt. Diese Frauen werden der Wissenschaft nicht schaden; im Gegentheil, wir haben von ihnen nur gutes zu erwarten, und der Staat sollte ihnen die Möglichkeit zu einer fruchtbringenden Thätigkeit nicht verschließen. Ja, es ist grausam, dies zu thun, solange man nicht diesen Frauen eine Rente oder doch eine materiell gesicherte Ehe verbürgt.

Man fürchtet, dass die Ehe unter der Frauenemancipation leiden könnte. Ich will zugeben, dass manche emancipationssüchtige Frauen kein Verständnis für das Familienleben haben. Aber die allgemeinen Befürchtungen, die man oft aussprechen hört, sind unbegründet. Man besorgt die Unterdrückung der männlichen Autorität. Manche Amerikaner stellen sich ja das deutsche Weib so vor, wie die Deutschen das türkische, als eine Art Sclavin. Aber in Wirklichkeit ist doch von einem Herrschen des Mannes in der Ehe auch bei uns gar nicht die Rede, wenn Liebe und Vertrauen zwischen Mann und Weib bestehen. Lourbet hat ganz recht, wenn er sagt, dass in Wirklichkeit der die Entscheidung hat, der die größte Ueberredungsfähigkeit besitzt.

Zum Schlusse bespricht Lourbet auch die Art, wie die Frauenemancipation durchzuführen sei. Er wendet sich gegen vorschnelle Schritte und glaubt zum Beispiel, dass eine politische Emancipation der Frau heute nur ungünstig wirken würde. Das Weib würde vielleicht die etwas rohen parlamentarischen Gewohnheiten nachzuahmen suchen und sich dadurch schädigen. Lourbet erwartet alles von der allmählichen Erziehung. Man sollte mehr Geld für die Erziehung ausgeben, man könnte mehr am Heeresbudget sparen; die Proclamation des Zaren und die Haager Friedensconferenz seien bedeutungsvolle Anzeichen. Hier verliert sich der Verfasser zu sehr auf das Gebiet der Hypothese, wo man ihm nicht immer folgen kann. Seine Ausführungen sind hier weit weniger klar als in dem ersten Theile des Buches, der d[illegible] [illegible] [illegible] ist. Für diesen Abschnitt des Buches aber [illegible] [illegible] Dank wissen. [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible], wo die Möglichkeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] kann [illegible] [illegible]

[illegible]

# Das Alter des Verblühens für den menschlichen Geist.

Von Knut Hamsun (Hammerö).

Irgendwo habe ich gelesen oder gehört, dass man im Naturreich das Lebensalter eines Individuums als das Fünffache der Zeit rechnet, die das Individuum braucht, um volle Reife zu erlangen. Mit dieser Theorie, auf den Menschen angewandt, sieht es jedoch übel aus, zum mindesten in unserem Klima. Man hat natürlich viele Beispiele dafür, dass ein Mann, bevor er sein 20. Jahr erreicht hat, große Dinge vollbringen kann, aber im allgemeinen ist er kaum vor dem 25. bis 30. Jahre körperlich und geistig voll reif. Fünfmal 25 Jahre macht nun 125, und solange lebt man im Durchschnitt nicht. Wenn man das Alter der vollen Reife für die Frau etwas tiefer setzt — sagen wir etwa auf 18 Jahre — so müsste sie nach derselben Theorie 90 Jahre leben, und dieses Alter erreichen gleichfalls die wenigsten.

Der Mensch hat eine Anzahl Jahre, um darin zu wachsen, in die Höhe zu wachsen, dann bricht die Entwickelung ab. Wenn er 25 bis 30 Jahre in die Höhe gewachsen ist, dann beginnt er in die Breite zu wachsen, er setzt ein Bäuchlein an. Zu diesem Zeitpunkt würde es oft richtig sein, wenn der betreffende Mensch, der betreffende Geist sich selbst sagte: nun habe ich nicht mehr viele Jahre zum Blühen übrig!

Wir lassen dabei alle die vielen Menschen praktischer Lebensberufe beiseite. Von denen ist hier nicht die Rede. Man kann noch in den Siebzigern ein vortrefflicher Departementschef sein. Man kann auch noch in sehr hohem Alter an wissenschaftlichen Werken mitarbeiten und sie herausgeben. Ein Geistlicher wird wohl im allgemeinen der Altersgrenze nicht unterworfen sein; je mehr er wieder Kind wird, desto besser qualificiert er sich ja. Aber wenn von Menschen die Rede ist, von denen Pläne empfangen und Ideen geboren werden sollen, den großen Schöpfern, den großen Künstlern, Denkern, Dichtern, dann ist das Verhältnis ein ganz anderes. Sowohl physiologisch als psychologisch betrachtet, ist es eine Ungereimtheit, dass ein Geist von 30 bis 40 Jahren nicht größere Bedeutung als Schöpfer haben sollte, als ein Großpapa von 70. Die Quellen springen nicht mehr so willig aus einem siebzigjährigen Sinn. Man sieht freilich recht häufig, dass diese Greise immer weiter und weiter producieren, wie können sie das überhaupt in diesem Alter? Nun fürs erste können sie ja sehr gut auf der Erinnerung aus früheren Zeiten, als ihr Sinn noch in vollem Flor stand, aufbauen; sie konnten die Idee zu einem früheren Zeitpunkt empfangen haben, und bei der technischen Fertigkeit, die sie sich durch ein langes Leben erworben, können sie dann das Werk zustande bringen. Aber fürs zweite ist es ja immerhin noch eine Frage, ob das Werk auch so groß und gut ist, als es im 40. Jahre des Schaffenden geworden sein könnte. Und hierauf, meine ich, kann man in der Regel mit Nein antworten. Hierauf jedoch antworten, wie uns beständig die Erfahrung lehrt, Publicum, Zeitungen und Kritik stets Ja.

Rufen wir uns für einen Augenblick das Schicksal eines solchen schaffenden Geistes ins Gedächtnis zurück. Er wird meistens seine ganze Jugend und einen großen Theil seines besten, fruchtbarsten Mannesalters sich plagen und abnützen müssen, bevor er volle Aufmerksamkeit erweckt. Die Frage, ob es für seinen Gaumen süß sein würde, früher anerkannt zu werden, kümmert mich hier weniger, das mag dahingestellt bleiben. Für einzelne dürfte es sogar das Beste sein, wenn sie nie anerkannt würden — weiß Gott; für andere ist gerade das wieder nöthig. Die Anerkennung ist jedenfalls nichts für den schaffenden Geist Irrelevantes, dazu hat sie sich von zu großer Bedeutung erwiesen. Sie hat fürs erste ökonomische Bedeutung. Der Schaffende kann selten ohne Verkauf leben, und wird er nicht anerkannt, so verkauft er auch nichts. Ferner hat die Anerkennung eine ungemein große moralische Wirkung. Hat man Beispiele dafür, dass eine zu bereitwillige Anerkennung schädlich gewirkt hat, indem sie Aufgeblasenheit und Selbstüberschätzung hervorrief, so ist sie doch gewiss in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle dem betreffenden Autoren, Stütze und Ermunterung zum weiteren Schaffen gewesen. Fortgesetzte Kühle und Gleichgiltigkeit wird dagegen seine ursprünglichen Intentionen schwankend machen, er wird beginnen, daran zu zweifeln, dass er auf dem rechten Wege ist, und er wird dann entweder aufhören zu schaffen, oder er wird einen mehr oder weniger opportunen Abkürzungsweg einschlagen, der rasch [illegible] Anerkennung führt. Man wende mir nicht ein, dass [illegible] [illegible], [illegible] sich nicht [illegible] [illegible] und Widerstand durchsetzt, [illegible] [illegible] [illegible]. Ein Genie kann groß sein, ohne besondere [illegible] zu haben, und auf diese kommt es hier an.

[illegible] [illegible] und moralisch nützlich die Anerkennung [illegible] [illegible] ein Gesetz zu existieren, nach [illegible] [illegible] wird, ehe er ein gewisses [illegible] [illegible] beispielsweise 50 bis 60 Jahre. [illegible] muss warten. Erst wenn [illegible] erst wenn das Feuer verpufft [illegible] gesorgt hat, ihm recht viel

Ursprünglichkeit und Idealität auszutreiben, und ihn gelehrt hat, zu pactieren — erst dann wird er anerkannt. Es braucht durchaus nicht sein bestes Werk zu sein, dieses, vor dem sich nun plötzlich der Wind gedreht hat; seine besten Werke wird er vielleicht vor zehn oder zwanzig Jahren hervorgebracht haben. Es trifft im Gegentheil viel häufiger zu, dass man in dem Alter, das er nun erreicht hat, mehr „zur Ruhe gekommen ist“, wie man sagt, „sich ausgetobt hat“, wie man ebenfalls sagt, und er präsentiert sich nun mit runderen Kanten und viel acceptableren Ansichten. Es scheint aber gerade diese halbe Abgenutztheit, diese beginnende Zahnlosigkeit zu sein, die ihm die Anerkennung der Menschen verschafft. Und nun begibt sich das Wunderliche mit ihm, dass nicht nur seine vorhergehenden Werke Lob und Preis ernten, sondern auch seine späteren. Er hört nämlich nicht auf zu producieren, und je älter er nun wird, desto allgemeiner wird sein Lob und Preis. Er kann nun, solange es ihm beliebt, fortfahren, Jahr für Jahr Werke auszusenden, und jedes Werk scheint den Menschen einer noch immer steigenden Aufmerksamkeit wert. Nun wird der Grund zu seiner Unangreifbarkeit gelegt, die in der Regel sogar dem Tode trotzt.

Sucht man nun nach der Erklärung dieses Phänomens, dass der Augenblick für die Anerkennung eines schaffenden Geistes von seinem physischen Alter abhängig ist, so meine ich, dass dieses Phänomen zu regelmäßig wiederkehrt, als dass man es einer Laune des Publicums oder der Kritik in die Schuhe schieben könnte. Die Erklärung ist vielmehr darin zu finden, dass der betreffende Geist sich endlich „die Hörner abgelaufen hat“ und „zur Ruhe gekommen ist“. Auf diese erfreuliche Begebenheit, die ja immer als ein Zeichen größerer Reife dargestellt wird, aber in Wirklichkeit oft die schönste kleine Erschlaffung ist, auf diese Begebenheit lauern die Menschen, um sie zu ergreifen und zu honorieren. Und es herrscht dann große Freude in Jerusalem über den Herrn Desperado N. N., der auch einer der Unseren geworden ist.

Aber dann gibt es noch einen anderen Erklärungsgrund. Man kann sich ja einen Geist denken, der sich bis zu jenem verhängnisvollen Alter so ziemlich erhalten hat, dessen Meinungen heil geblieben sind und der außerdem infolge jahrelanger Verkanntheit durch Verbissenheit, durch Trotz gestärkt sein kann. Bei einem solchen Geist kann ja das liebe gute Publicum eigentlich nicht auf eine Bekehrung zum Besseren rechnen, da macht sich aber ein anderer Umstand geltend: man beginnt, den betreffenden Geist **ehrwürdig** zu finden. Er ist fünfzig Jahre, er ist sechzig Jahre, sein Haar ist so grau, dass ihn nicht mehr jeder hunzen kann, er ist ehrwürdig. Das müsste ja für den betreffenden Geist eine recht schmähliche Betrachtung sein, aber mein Gott, er ist müde, sein Trotz ist nicht mehr so verbissen wie früher — kommt nur mit Anerkennung, er acceptiert sie auch auf dieser zweifelhaften Grundlage! Und die Jüngeren stehen nun da und sehen mit offenen Augen zu, wie auch der letzte Trotzer durch das Thor der betagten Größen gleitet. Und von nun an ist auch er unantastbar.

Warum ist er unantastbar? Warum darf nicht ein Jüngerer, einer, in dem noch alle Herrlichkeit der Jugend lebt, zu dem betagten Geiste sagen: Was du früher vollbracht, hat mich mit Bewunderung und Dank erfüllt, was du jetzt machst, mache ich besser und hast du selbst einmal besser gemacht. Er darf es nicht sagen, man muss Ehrerbietung vor dem Alter haben! Ich gestatte mir da, geradezu zu fragen: warum muss man Ehrerbietung vor dem Alter haben? Nun, vor dem Alter und vor seinen Eltern und vor seinen Vorgesetzten „muss man“ Ehrerbietung haben. Das ist das vierte Gebot mit Luthers Erklärung dazu. Moses war 120 Jahre alt, der Mann hätte kein schlaueres Gebot gegen die Jüngeren erlassen können.

Man würde jedoch zwischen dem alternden und dem jungen Schaffenden nicht gerecht theilen, wenn man unterließe, zum Vortheile des Aelteren seine größere Erfahrung in Rechnung zu ziehen. Man denkt auch wohl hauptsächlich an diese größere Erfahrung, Geprüftheit, wenn man so allgemein das Alter auf Kosten der Jugend ehrt. Es bleibt dann aber noch die Frage, ob die erwähnte Geprüftheit von so dominierender Bedeutung ist, wie man sie ihr allgemein zuschreibt.

Welche Achtung ist nicht an dieses „Etwas“ verschwendet worden, das Erfahrungen heißt! Wie hat man sie nicht als gleichwertig gegen natürliche Anlagen, gegen Talent, ja gegen Genie ausgespielt! Die Erfahrungen haben mindestens den halben Menschen ausgemacht. Man muss aber zwischen praktischer und theoretischer Erfahrung unterscheiden. Praktische Erfahrungen wird der Betagte den Jüngeren kaum lehren können. Praktische Erfahrung ist, dass man sich am Feuer brennt, vom Wasser nass wird und — können wir hinzufügen — vom Alter hinfällig. Was nützt es, dass der Alte dies erfahren hat, wenn der Junge es doch in jedem einzelnen Falle selbst lernen muss. Er kann es nicht studieren, er kann bloß annehmen, was ihm das Leben bringt, und dann daraus die Lehre ziehen, die in dem Erlebten liegt. Theoretische Erfahrung ist von historischer Art. Wenn ein 70jähriger Geist sich niederlässt und weise ist, so geschieht das am Grund der Summe von Lebensereignissen, denen er als Zuschauer oder Theilnehmer bei-

gewohnt und aus denen er seine Erfahrungen abgeleitet hat. Diese Erfahrungen, durch die er so weise geworden ist, werden für jemand anderen, als für ihn selbst, keine nennenswerte Bedeutung haben. Wenn ich versuchen wollte, die Erfahrungen eines 70jährigen Geistes in meinem Leben anzuwenden, so würde ich schon aus dem praktischen Grunde zu kurz kommen, weil ich individuell von ihm verschieden bin, und die Verhältnisse für mich nicht ganz so liegen können wie für ihn. Was die Aelteren vor den Jüngeren voraushaben, ist also etwas, wovon die Freude und Annehmlichkeit wesentlich ihnen selbst zufällt, und wenn dieser Vortheil ihnen nur zur Noth und in einzelnen Fällen eine größere Fertigkeit im Technischen gibt, aber nicht gleichzeitig ihren Geist anspornt, zu handeln, zu empfangen, zu schaffen, dann ist es unbillig, demselben einen so dominierenden Wert einzuräumen, wie wir im allgemeinen thun. Geist ist Funke, und man wird mit dem Funken geboren. Entweder man hat ihn oder man hat ihn nicht, man erwirbt ihn nicht.

Um die mögliche größere Anzahl von Erfahrungen braucht der jüngere Geist den älteren nicht zu beneiden. Er hat einen guten Ersatz gerade in seiner größeren Jugend.

Es gibt freilich junge Greise sowie alte Jünglinge, und bei diesen gelten weniger Jahre und Alter, sondern mehr persönliche Eigenschaften. Setze ich nun — unbelesen und ungelehrt, wie ich bin — das ungefähre Alter des Verblühens in das 50. Jahr, so gilt das nicht für die wenigen, die einzelstehenden Ausnahmen. Unter „verblüht“ ist übrigens nicht hinfällig, abgenützt zu verstehen; unter einem verblühten Geist muss ein Geist verstanden werden, der nicht mehr blüht, sondern jetzt seine Laufbahn nach der anderen Seite hinab beginnt. Er braucht darum nicht dem Tode nahe zu sein, im Gegentheil er kann 10, 20, ja 30 Jahre noch animalisch functionieren, und er kann nebenher gerade in dieser Periode seines Lebens die Werke schaffen, die seine allgemeine Anerkennung befestigen. Die Feurigkeit, der Funke, die Inspiration seiner Jugend sind freilich von nun an dahin; aber er kann noch eine zeitlang die Zahl seiner Werke vermehren, und auch das pflegt für den Betreffenden eine große Befriedigung zu sein. Dass er von nun ab nicht mehr zu der Jugend gerechnet werden kann, die „verworren“, „unreif“ und ohne Namen ist, sollte ihn ja nicht niederschlagen, sondern im Gegentheil mit Freude erfüllen. Das harmoniert ja vortrefflich mit seiner ganzen inneren und äußeren Stellung, dass er jetzt größere Ruhe genießt. Man sieht dann auch gewöhnlich, dass sein Leben und seine Thätigkeit den Stempel größerer Vorsicht, größerer Bedachtheit, größeren Maßhaltens trägt. Was äußeren Flitter anbelangt, so bringt er demselben jetzt auch etwas weniger Unwillen entgegen; er weist nun den Doctor- oder Professortitel, den man ihm schenkt, nicht zurück, auch nicht das Bandstümpfchen, das seinem Knopfloch geboten wird. Was den inneren Flitter betrifft, so hat er ja lange genug gelebt, um demselben gegenüber wieder wie ein Kind zu werden. Warum sollte er auch nicht, sowie fast alle anderen Weisen, es versuchen, seine Rechnung mit den höchsten Mächten zu ordnen? Und er, der früher gewaltige Worte mit Gott sowie mit dem Schicksal gewechselt haben kann, nickt nun beiden in Einigkeit zu. Er wird antworten, dass die Erfahrungen des Lebens ihn dies schließlich gelehrt haben. Ach ja, der Herr Professor hat recht. Es ist nicht seine Schuld, dass mit den vielen Jahren die Schwäche kommt. Er gieng einmal mit einer seltsamen Macht in seiner Seele umher, das war eine Gabe, die er Gott entwunden hatte — nun liegt sie ermattet da, von etwas überwuchert, auf das er zufrieden und stolz hinweist und seine Erfahrungen nennt. Dass ein schaffender Geist durch das Alter geschwächt wird, kann in der That nicht ihm zur Last gelegt werden: das ist die Ordnung der Dinge. Aber dass er sich darein findet, ja es sogar verlangt, dass seine Ehre und sein Ansehen obendrein noch proportionell mit seinem Alter steigen, das ist Anordnung der Menschen und birgt neben seiner Komik eine gewisse Summe von Verderblichkeit.

Inzwischen schaffen die Jüngeren Werke um Werke, die von Jugend schwellen und von Kraft beben. Und erst nachdem sie so alt geworden sind, dass es mit ihnen als Schaffenden zurückgeht, erst dann werden sie anerkannt, anerkannt für Lebenszeit. Es scheint über alle Maßen vergeblich zu sein, wenn man versuchen will, dieses falsche Verhältnis zu ändern: die Aelteren wollen nicht einräumen, dass ein falsches Verhältnis existiert, und die Jüngeren haben zu wenig Autorität, das will sagen zu wenig Alter, um es umzustürzen. Man fährt also auf Kosten der Jüngeren mit seinem Greisencultus fort. Und doch sollten nach der Ordnung der Natur die Jüngeren das schaffen, was die meiste Aufmerksamkeit verdient. Und sie schaffen es auch.

---

## Das neue bayerische Nationalmuseum.

Die Wittelsbacher Kunststadt München hat im vergangenen Jahrzehnt sich durch eine Reihe neuer Bauwerke mit dem ausgeprägten Eindruck der Originalität und der Mannigfaltigkeit des Geschmackes auszustatten gewusst. Während in früheren Bauperioden antike und florentinische Einflüsse herrschten, und die Antike dabei wenig

lebendig verstanden wurde, hat man in jüngster Zeit auf die großen Vorbilder zurückgegriffen, die in Würzburg, Nürnberg und Augsburg aus verschiedenen Zeiten deutscher Renaissance, des Edelrococos und des Barocks erhalten sind. Auch niederdeutscher Baustil, der Giebelstil deutscher Bürgerhäuser aus den Zeiten vor und nach der Reformation, wie er von Osnabrück bis nach Stuttgart besonders in Westdeutschland noch in hunderten von entzückenden Beispielen erhalten ist, hat reiche Anregung geboten. So weist das prächtige neue Justizgebäude in München sichtlich Einflüsse aus dem genialen Bauwerk des Würzburger Residenzschlosses auf, die neueren Architekten Münchens haben sich nichts entgehen lassen, was aus deutscher Vergangenheit kraftvoll und phantasiereich in Formen und Baugestaltungen noch zu uns spricht, und das Beste von allem zu behalten gesucht. Ueberall stoßen uns originelle neue Kirchen, Krankenhäuser und sonstige öffentliche Gebäude auf, welche von solchen Studien der Münchener Bauarchitektur bis nach Köln hin erzählen. Das neue Künstlerhaus, von Gabriel Seidl mit dem auserlesensten Kunstgeschmack, im Stile der Giebelrenaissance, mit Obelisken und Sphinxen aufgebaut, durch seinen kostbaren Festsaal eine der ersten Sehenswürdigkeiten Münchens, gehört derselben Reihe an. Und nun ist auch das neue Nationalmuseum eröffnet worden, ein Bauwerk, das innen und außen zu den wirkungsreichsten gehört, die uns zum Studium von Kunst und Kunstgewerbe, menschlicher Kunstfertigkeit und ehrwürdigen Alterthümern einladen. Gabriel Seidl ist der Erbauer auch dieses außerordentlich phantasievollen Gebäudekreises, die innere Einrichtung und Aufstellung aber hat Prof. R. Seitz, der geistvolle Erbauer des leider wieder verschwundenen Seitzhauses, besorgt. Und zwar haben die beiden Männer dieses Innere gemeinsam entworfen und geplant, denn wir begegnen hier einer Erscheinung, die nicht einmal im Germanischen Museum zu Nürnberg so durchgeführt werden konnte: die Architektur der Säle, ihr Stil, ihre künstlerische und bauliche Ausstattung schmiegt sich stets dem Stil des Zeitalters, der Geschichtsperiode an, aus welcher die ausgestellten Alterthümer und nationalen Erinnerungsstücke stammen. Wie sich das unter der Hand des geschmackvollen Ordners im einzelnen gestaltet hat, wie harmonisch der Architekt stets nach den Wünschen und Angaben über das, was in den einzelnen Sälen untergebracht werden sollte, mit unerschöpflicher Erfindungskraft immer eine kleine neue Bauwelt und Stilwelt für den besonderen Zweck geschaffen hat, das steht in der Welt zur Zeit völlig einzig da. Man kann die Sammlungen des Britischen Museums in London, man kann Wiener, Berliner Sammlungen von Kunstwerken oder Alterthümern gesehen haben, man wird sich — Nürnberg eingeschlossen — nicht erinnern können, in einer solchen märchenhaften Zauberwelt verweilt zu haben, wie sie Seitz, mit baukünstlerischer Unterstützung Gabriel Seidls, aus den nationalen Alterthümern des Vaterlandes zusammengestellt hat. Es ist hier geglückt, den historisch-wissenschaftlichen Ausstellungszweck zugleich mit einem Kunstzweck zu verbinden, indem jeder Saal gleich im ganzen vollständig in die Illusion und die Stimmung des entsprechenden Zeitalters oder auch in die ästhetischen Wirkungen des betreffenden Zweiges der Kunstgewerbe versetzt. Der große Schlossereisaal, der die Sammlung prachtvoller alter Kunstschlosserei enthält, ist in einem ganz anderen Geschmack entworfen, als etwa die Säle, wo zarte Glaskunstwaren oder Porzellane versammelt sind. Schon das Aeußere dieses Nationalmuseums heimelt uns phantasiereich an, ähnlich wie das neue Künstlerhaus von München, denn Gabriel Seidl besitzt in außerordentlichem Maße die Eigenschaft, der Composition und dem Schmuckwerk eines Gebäudes ein bestimmtes erzählendes Gepräge zu geben. Es lockt uns ohneweiters etwas Geheimnisvolles schon von außen an, als wären wir vor einem verzauberten Schlosse. Wir empfinden: da drin müssen besondere Dinge verborgen sein: hier scheint man Schätze zu hüten: hier weben besondere Geister der Vergangenheit. Man will zwar nicht verrathen, wieviel des Reichthums und der Schätze innen sind, darum sind die großen Flügelgebäude verhältnismäßig schlicht und einfach. Aber im Mittelbau steigt ein alt-rathhausähnlicher Dachthurm empor, von dem aus das Ganze überwacht werden kann, und hohe Gartenmauern, welche den Einblick verwehren, mit Kugelkrönungen auf den Mauerpfeilern, mit figurenreichen Grotten an den Grundstücken, scheinen auch zu versinnlichen, dass innen allerhand geheimnisvolle Schätze gehütet werden müssen. Wo man aber, wie an der Rückfront, Einblick in die Vorgärten gewinnt, sieht man einen märchenhaften Wechsel der Anlage. Florentiner Gärtchen wechseln ab mit französischen Rococo- und Barockgärtchen, altgothische Kirchengärtchen und mittelalterliche Hofgärtchen scheinen wie auf Zauberwort hier aus der Erde erwachsen, und man [illegible] stimmungsvoller [illegible] fragt, was das wohl alles bedeute. Es erzählt uns [illegible] von der Außenseite eine ganze Geschichte, [illegible]

mit seiner lichten, leichtdecorativen Ausstattung durchschritten haben, die gewissermaßen von vornherein zum Schauen und zum lebendigen Gebrauche des Auges auffordert, betreten wir sehr bald einen Saal mit gewaltigen, gedrungenen Wölbungen und Mauerbogen, in der Mitte gestützt durch eine gewundene Schlangensäule, einem Motiv aus Augsburg nachgebildet. Wir athmen in der ernsten, rauhen, düsteren Stimmung des Saales ganz die Luft der altromanischen Zeit, wie wir sie etwa im Dome zu Soest kennen gelernt. Und richtig, auf den Tafeln, in Schränken, auf Postamenten sehen wir denn auch die Reste romanischer Kleinkunst, sinnreich und eindrucksvoll aufgestellt, so dass sie in der Nachahmung ihres ehemaligen „Milieus" auch noch einmal so interessant wirken. Vorher waren wir durch eine nicht minder düstere Stätte gegangen, ein großes Columbarium mit hohen Wänden, mit Nischen und offenen Wandkästen und Wandbellen, in denen, wie in einer Krypta, die Urnen und Ausgrabungen alter vorgeschichtlicher und geschichtlicher Perioden aufgestellt und geordnet sind, dazu antike Vasen und ein berühmtes antikes Mosaik, das im Boden des gespenstischen Raumes eingemauert ist. Ein anderer Saal, der romanische Alterthümer bewahrt, ist nur durch eine einfache, schwarze Balkendecke charakterisiert, aber welches Leben gewinnen hierbei die ausgestellten Gegenstände! Nachdem wir ein Cabinet Ludwigs des Bayern durchschritten haben, sehen wir durch kleine Portale mit gothischen Spitzbogen in einen gothischen Saal, wo dann der kunstgewerbliche, architektonische Besitzstand aus Zeiten der Gothik, nebst alten Altären und Kunstwerken, uns allmählich entgegentritt. Entzückende malerische Durchblicke und Ecken gewinnt man hier überall durch die Pforten und Spitzbogengänge, in denen man von einem Raum zum anderen schreitet und in die Flucht der weiteren Säle schaut; überall hat der malerische Geschmack des Ordners Seitz interessante Dämmernisse, Winkelreize und „Motive" geschaffen und ausgenutzt, welche hunderten von Malern immer neue bildrechte, alterthümlich stimmungsvolle Gründe für Genrebilder, Stilleben- und Architekturbilder ergeben werden. Wer aber Studien kunstgewerblicher, historischer Art hier machen will, wird überall unmittelbar ins Leben der entsprechenden Zeit versetzt. Ein Dichter, ein Schriftsteller, der historische Romane schreiben will, braucht nur hierher zu gehen, um seine Phantasie anschaulich zu befruchten für eine ganze Serie von Geschichtsromanen trotz Walter Scott, die von den Zeiten der „Ahnen" über die romanische Welt und die Zeit des Städtegründers und Erbauers Heinrich des Löwen bis in die Welt des Rococos und der Crinolinenzeit und wiederum bis zu den Tagen des Königs Ludwig II. von Bayern reichen. Er braucht sich die Gegenstände und die Stimmungen nicht mühsam zusammenzusuchen: es ist alles schon vorgedichtet; es ist so aufgestellt, dass ein Eindruck immer den andern erklärt und sowohl das Historische wie das Künstlerische zur Geltung kommt. Wer das alte bayerische Nationalmuseum auf der Maximilianstraße gekannt hat mit dem massenhaft zusammengespeicherten Material, wird staunen über die Arbeit des neuen Ordners, der aus all diesem die geistig und künstlerisch entsprechenden Dinge herausgesucht hat, um sie bald ins hellste, klarste Licht großer Säle, bald in die Helldunkel-Stimmungen anderer Zeiten zu versetzen und jedes Ding auch sachlich richtig zu beleuchten. Wir haben auf unserem Rundgange Saalnummern bis zu 82 und 90 und mehr gezählt und notiert: man kann ermessen, was es heißen will, zugleich soviel geschmackvolle Erfindungen für Ausstattung und Ausmalungen jedes Saales zu machen. Selbst ein Saal, wo Mieder und leichte Altcostüme hängen, hat seine besonderen Anspielungsreize erhalten: die Decke zeigt eine luftige leichte Guirlandenmalerei mit munter flatternden Schleifen daran. Andere Säle sind Nachbildungen, oft auch directe Neueinrichtungen historischer Säle mit ihrer wirklichen Ausstattung selbst, so der Trausnitzer Saal, der Jagdsaal nach dem Sandhof in Würzburg und andere. Entzückende Rococosäle, gleich zum behaglichen Verweilen eingerichtet, zum Beispiel das Zimmer aus der Promenadenstraße in München mit seinen saftgrünen Seidengobelins, der rothgoldige Saal aus der „Residenz" werden besonders auffallen. Wiederum sieht man die Sammlung alter Rüstungen im mächtigen mittelalterlichen „Palas", einer alten Burg, untergebracht, mit kolossalen gothischen Mittelsäulen, an denen die Trophäen bis hoch unter die Decke hängen. Prachtvoll ist ein großer Renaissancesaal: hier und anderweit sind vielfach die alten echten Plafonds zur neuen Decke vermauert: man lebt wirklich in der vergangenen Zeit selbst! Laist mich nichts erzählen von dem köstlichen Riemenschneidersaal mit Kunstwerken dieses Meisters, vom Max Emanuel Saal, vom Elfenbeinsaal, vom Waffensaal mit dem famosen Plafond, gemalt vom Meister Seitz selber! Nichts vom Schlossereisaal, wo alles auf einem weißen, lichten Grunde steht: [illegible] dass die durchbrochene Schmiedearbeit der Jahrhunderte noch einmal so plastisch wirkt! Vier Millionen, einschließlich den kleinen Bau [illegible] Garten, hat der Neubau gekostet, aber der Architekt Seidl und der geniale Regisseur Seitz haben [illegible] die inneren Schätze so zur Geltung zu bringen, dass man um hundert Millionen nicht die Summe der Genüsse [illegible] kann!

Wolfgang Kirchbach.

# Von Paris nach Madrid.

Auch „Noten zum Baedeker“ könnte die Ueberschrift lauten. Denn was ich aufschreibe, sind simple Dinge, Touristeneindrücke, wie sie jeder hat. Sie festzuhalten reizt nur deshalb, weil Spanien eine so unerschlossene Welt bedeutet. Alle anderen Länder — von Stockholm bis Rom, von Petersburg bis Paris — sind internationale Hotels. Hier ist man fern von der Heerstraße, fern von Cook, hört kein deutsches, kein französisches Wort mehr sprechen, taucht in eine alte, große, längst begrabene Vergangenheit unter.

Gleich in Irun, an der Grenze, thut sich unheimlich düster die Pforte dieser alten Welt auf. Mit lustigen Gascognern hatte ich während der Fahrt geplaudert. Sie kamen von Paris, erzählten mit sprudelnder Laune die Mären, die sie dort erlebt oder nicht erlebt hatten. Dann hatte ich in Biarritz den letzten Nachgeschmack kosmopolitischer Eleganz, in jenem Seebad, das durch die reichen Russen und die reichen Engländer ein sommerliches Monaco geworden. Nun ein Scenenwechsel. Aus dem internationalen Menschengewühl tritt man in die große Einsamkeit. Statt „hommes“ liest man auf der Bahnhofstoilette „Caballeros“. Statt des leichtflüssigen klingenden Südfranzösisch hört man das harte, schwere, langsame Baskisch. Das Cigarettenpapier, vorher weiß, wird schwarz.

Man ist in einem kleinen Hotel. Steif aufgerichtet wie im Paradesaal eines Königsschlosses stehen die Stühle da, sämmtlich bedeckt von leinenen Ueberzügen, die scheinbar alte Pracht, in Wahrheit Mottenlöcher verdecken. Unerträgliche Oeldrucke — ernste Bischöfe, Seelen im Fegefeuer, gehäutete Märtyrer — schmücken die Wände. Mit einem Schlag ist man aus dem Land der Grazie in das der Grandezza, aus dem der Merode und der Dubarry in das der heiligen Theresa und des Vincenzo Ferrér, der Ketzerhinrichtungen und der Autodafés versetzt. Zu diesem düsteren Zimmerschmuck passt die stolze Verachtung alles weltlichen Comforts. Wohl ist die Wirtstafel mit künstlichen Blumen sehr frostig feierlich geziert. Biblisch wie auf dem Mosesbilde Murillos muthen die riesigen runden Steinkrüge an, die als Wassercaraffen auf dem Tische stehen. Das Besteck imitiert, wenn auch in billigstem Material, die prunkvollen Formen alten Barocks. Ritterlich patriarchalisch ist die Gastfreundschaft, mit der dem Fremden „à discretion“ ganze Riesenschüsseln verabreicht werden. Aber nicht den Menschen, sondern den Fliegen scheint die Welt zu gehören. Das Salz ist grau. Das beliebte Lammfleisch schmeckt wie Leder. Die Fische stinken, und die Citrone, die das Gegengift sein soll, ist seit Monden ihres Saftes beraubt. Das weiße Brot und der schwarzrothe Wein — die Stillebenelemente der Ribera'schen Bilder — das ist das einzige, was man ohne Ekel genießt.

Auch eine ähnliche Scene, wie sie Israels schildert, erlebte ich in natura. Nach dem Abendessen stellte sich „Don Manuel“ vor, der bekannte Industrieritter, der sich des Fremden annimmt. Alle Minister, alle Sprossen alter Adelsgeschlechter waren seine Freunde. Empfehlungen überallhin könne er mir geben. Und mehr noch, er werde meinen Reiseplan entwerfen. Denn — sagte unter Nichtbeachtung des Epimenides'schen Schlusses Don Manuel — alle Spanier wären Lumpen, selbst an den Eisenbahnschaltern werde man betrogen. So wurde an der Wirtstafel das Programm gemacht. Jedes Zuckerstück, das Don Manuel der Dose entnahm, sollte eine spanische Stadt bedeuten. Madrid, Sevilla, Cordova, Granada, Valenzia, Barcelona — die ganze Landkarte Spaniens baute sich in Zuckerstücken auf, die, fünf- bis sechsmal von schmutzigen Nägeln betupft, wieder in der fürstlichen Dose verschwanden. Dass Don Manuel Agent eines Reisebureaus war, verrieth er mir an jenem Abend noch nicht. Erst am andern Morgen wurde mir am Schalter gesagt, dass dieselbe Reise, die er so geistvoll entworfen, sich mit gewöhnlicher Fahrkarte um 100 Francs billiger ausführen ließ.

Man hat in Irun den Vorgeschmack alles dessen, was überhaupt eine spanische Reise bringt, des Guten und Schlechten. Vertraue niemand seinem Französisch. Denn der Spanier, selbst wenn er es spricht, will es nicht verstehen. Der Caballero ist zugeknöpft dem Fremden gegenüber, er braucht ihn nicht, betrachtet ihn als plebejischen Eindringling, will nur seine eigene Sprache hören. Hoffe auch niemand eine Einrichtung zu finden, die unseren „zusammenstellbaren Rundreisebilleten“ entspricht. Es gibt wohl solche Hefte, doch nur für feste Linien, die so im Zickzack gehen, dass man die Benützung der einfachen Fahrkarte vorzieht. Gendarmen sieht man viel, und sie sind schön geputzt, so wie die Nussknacker, mit denen die Kinder spielen, doch ihrem Schutz würde ich mich ungern vertrauen. Die Läden sind fast immer geschlossen. Der Spanier ist zu stolz, um auf das Geschäft zu sehen, betrachtet es als hohe Gunst, wenn er die Thür seines Magazines öffnet. Um einen Briefkasten zu finden, musste ich straßenweit suchen. Die Tinte, die ich mir mit Mühe verschaffte, war bis zur Farblosigkeit mit Wasser verdünnt. Dabei vollziehen sich alle Dinge, die etwa in der Post oder in den Läden zu erledigen sind, mit einer schläfrigen Langsamkeit, die uns nervöse östliche Menschen, denen Zeit, wenn nicht Geld so doch Lebenskraft bedeutet, in fiebernde Aufregung bringt. Vergnügungen gibt es natürlich in dem kleinen Landstädtchen nicht, aber wunderbar ist, was alles man gratis genießt.

Wie eine Gräberstraße zieht die ernste Allee sich hin, die den Ort Irun mit der Station verbindet. Alter Epheu, welk und saftlos, schlingt sich um staubiges Gemäuer, Cypressen, starr wie Obelisken, blicken schwarz in den wolkenlosen Aether. Da kommt eine Droschke, von oben bis unten mit schwarzem Wachstuch wie ein Leichenwagen bespannt. Dort steht ein Bauernkarren. Die Köpfe der beiden Kühe sind — der Fliegen wegen — mit Farrenkraut wie mit einer phantastischen Krone geschmückt, und darüber ist, die vier Hörner überspannend, noch ein dickes Schaffell wie ein Baldachin gebreitet. Auf dem Marktplatz erheben sich alte Paläste. Zerfetzte Hosen hängen auf dem Balcon und bewahren noch in ihrem Verfall eine ritterliche Würde. Keine kugeldurchlöcherte Standarte könnte stolzer blicken.

Dann marschieren der Reihe nach alle spanischen Typen auf. Kleine Mädchen kauern halbnackt in orientalischer Sorglosigkeit vor der Hausthür. Buben, im Sande hockend, spielen wie bei Murillo Würfel oder lassen, auf das Pflaster gestreckt, ihren Rücken rösten. Und es sind prächtige Rangen, braun wie in Bronze gegossen, mit blendend weißen Zähnen, auf dem Kopf jene stilvolle Mütze, die Bonifacius Amerbach auf dem Holbeinbild trägt. Lagen sieht man, Momente stumpfsinnigen Brütens, faullenzender Mattigkeit, gliederverdrehender Erschlaffung, neben denen die complicierteſten Bewegungsmotive, die Michelangelo seinen Statuen gab, ungezwungen und natürlich erscheinen. Selbst die Hunde sind so vornehm gelangweilt, dass sie nicht einmal bellen, nur verächtlich aufblicken, wenn ein Fremder die Taktlosigkeit hat, sie auf den Schwanz zu treten. Nicht weit von diesem Spielplatz, an die Mauer gelehnt, steht ein dicker feister Kerl mit der herausfordernden Pose des Velasquez'schen Borro da. Neben ihm ein anderer: sehnig, elastisch, glattrasiert, Napoleonsnase, unter buschigen schwarzen Brauen, mit florettartig stechendem Blick hervorschauend: einer jener Matadorentypen, die man aus den Bildern Benlliures kennt. Keiner arbeitet, keiner bewegt sich. Alle scheinen nur die Aufgabe zu haben, lebende Bilder zu classischen Meisterwerken zu stellen. Doch plötzlich schlägt dieser Ernst in ausgelassene Tollheit um. Eine kindische Freude bemächtigt sich des ganzen Volkes, von der Schuljugend bis zum ältesten Mummelgreis, als fauchend und keuchend ein Automobil vorbeifährt.

Eine Galerie schöner und häßlicher Frauen bildet zu diesen Männertypen das Pendant. Sie sind lebendige Sonnenblumen, wie von Sebastiano del Piombo gemalt, diese Höckerinnen mit den breiten mächtigen Bewegungen. Braunschwarz ist der Teint, dunkelblauschwarz das Haar. Animalisch, blühend und verwelkend, vegetieren sie dahin, wie die Früchte, die sie verkaufen. Und das Gold dieser Pfirsiche neben dem Schwarz der Kleidung, das ist ein Farbenaccord von unbeschreiblichem Zauber. Die ganze classische Kunst erlebt man, wenn man die breite fürstliche Geste sieht, mit der sie mechanisch das Haar sich ordnen. Dann diese Sapphotypen: weibliche Matadoren: stechendes Auge, dicker Bartansatz über der Lippe und am Ohr. Diese alten Frauen, weibliche Mönche, mit ernsten und großen Zügen, den schwarzen Fächer in der Hand, von schwarzem Florschleier das Haupt umrahmt. Noch ältere, ausgedörrt wie lebendige Mumien, mit byzantinisch mandelförmigen Augen, Modelle gleichsam zu den altägyptischen Porträts. Auch die Honoratiorentöchter des Städtchens nahen, und es ist fabelhaft, mit welcher Maëstà sie daherschreiten, den bunten Sonnenschirm in der Hand, elegant bis zur Fußspitze, keinen Hut auf dem hochgethürmten, krausen, prächtig tiefschwarzen oder brandrothen Haar. Die Jalousien der Häuser sind alle geschlossen. Im Freien spielt das ganze Leben sich ab. Nur die Majas, zu indolent, auf die Straße zu gehen, winken vom Balcon, hinter weißem Bettuch, königlich gewährend hernieder. Und neben mir steht die letzte Incarnation der Maja: ein altes Weib mit Blatternarben und ausgelaufenen, triefenden Augen, zahnlos, die welke Hand nach einer Peerita ausstreckend. Um ihren Worten Nachdruck zu geben, zieht sie ihren Busen wie eine Brieftasche aus dem Mieder.

Die Weiterreise erfolgte mit spanischer Langsamkeit. Bis fast vor Abgang des Zuges sind die Schalter geschlossen, und fast widerwillig, mit vornehmer Geringschätzung werden die Karten verabfolgt. Das Tempo, selbst des Expresszuges, ist schneckenhaft gegenüber der Schnelligkeit, mit der wir zu fahren gewohnt sind. Doch in diesem Falle bedauert man die Langsamkeit nicht. Es ist, als ob man in der Coach eine Spazierfahrt durch die spanische Landschaft machte. Und es gibt viel zu sehen. Zunächst fährt man noch ein Stück am Meer entlang. Schwarze Schiffe und schwarze Gondeln gleiten über den Golf. Schwarze Steinkohlen werden im baskischen Kohlenreviere verladen. Dann wendet der Zug sich landeinwärts. Auf das schwere Baskisch mit den harten schweizerischen Gaumenlauten folgt das ritterliche Castilianisch. Man kommt vorbei an ernsten, düsteren Palästen, an kleinen, gradlinig angelegten Gärten, die, von hohen Steinmauern umgrenzt, alle wie Klostergärten aussehen. Auf den Bahnhöfen wimmelt es von Mönchen. Franziskaner, Karthäuser, Benedictiner in braunen und weißen Kutten schreiten daher, wetter gebräunte, vorweltlich mächtige Gestalten, wie sie Zurbaran malte

Krüppel und Gelähmte, an Stöcken vorwärts humpelnd, schleppen sich, um zu betteln, herbei. An keinem Bahnhof ist eine Uhr. Das Zeitgefühl scheint etwas Fremdes in Spanien. Auch für Erfrischungen ist in der primitivsten Weise gesorgt. Nur der Ruf agua fresca erschallt, und sie gleichen biblischen Patriarchinnen, diese Weiber, die, den hohen Steinkrug auf dem Haupt, die Hand auf den gesegneten Leib gelegt, lastthierartig müde herankommen.

Die Natur sogar nimmt diesen antiken vorweltlichen Charakter an. Nirgends gibt es romantische Schönheit und kleinliche pittoreske Witze, nirgends etwas Grünes, Saftiges, Weiches: keinen Sumpf, keine Holzung, keine Wiese, fast kein Getreide. In der Ferne sieht man wohl Höhenzüge, doch sie sind sämmtlich kahl, lagern in horizontaler Einförmigkeit sich hin. Es ist eine unfruchtbare, verwitterte, ernste, herbe Natur, in drückender Sonnenhitze brütend, aller Waldungen, aller Pflanzen beraubt, ein weit hingestrecktes, ins Unendliche sich ausdehnendes, den Geist mit Betäubung schlagendes Nirwana. Pferde, Schafe und Ziegen lagern müde auf den ausgedörrten Ebenen. Und seltsam ist, wie sie selber die Farben dieser ausgetrockneten, alles Saftes beraubten Erde annehmen. Selten sieht man ein braunes Thier, nicht die behäbigen Fleischmassen jener Rinder, wie sie auf den saftig grünen holländischen Wiesen weiden. Apfelschimmel, Maulesel, Widder fügen in ihren schwarz-weißen, staubig-grauen Tönen sich harmonisch dem Gesammtton der Landschaft ein. Einen Moment lang, als ein einsames, schwarzes Pferd über die Steppe sauste, war ganz die Stimmung erweckt, als ob man auf dem Schlachtfeld von Marathon weile, wie es Rottmann malte.

Und je weiter man kommt, desto mehr nimmt diese Todtenstarre der Erde zu. Alsasua, Burgos, Miraflores, Valladolid heißen die Orte, die man passiert, und so dumpf sonor wie der Klang dieser Namen, so klösterlich düster, asketisch arm ist die Landschaft. Staubbedecktes mageres Gestrüpp, verwelkte gelbgraue Disteln, zwergenhaft niedrige Bäume erheben sich hungrig aus dem dürren, von nacktem, spitzem Geröll bedeckten Boden. Zerbröckelnde Steinmauern grenzen die kleinen Besitzungen ab. Gelbe Strohhütten sind wie Beduinenlager in der weiten Ebene errichtet. Lange Reihen von Maulthieren, schwere Lastwagen ziehend, schreiten in homerischer Ruhe daher. Ruinen von Steinhäusern tauchen auf, uralt und verwittert, als hätten Cyklopen sie gethürmt. Durch mächtige Tunnels saust der Zug. Eine weite Hochgebirgslandschaft thut sich auf, und aus diesem Steinmeer erhebt sich Madrid.

Richard Muther.

---

## Wienerinnen.

Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr. Aufgeführt zum erstenmale im Deutschen Volkstheater am 3. October 1900.

„Die Pariserin" hat Henri Becque seine bekannte satirische Komödie genannt, durch den Gebrauch des bestimmten Artikels und der Einzahl andeutend, dass er an der einen Pariserin, die er uns vorführt, das Charakteristische aller Pariserinnen oder doch der meisten Pariserinnen zeigen will. „Wienerinnen" hat Hermann Bahr seine satirische Komödie genannt, durch den Gebrauch der unbestimmten Mehrzahl andeutend, dass er an einzelnen Figuren nicht etwas allen oder doch den meisten Wienerinnen Charakteristisches zeigen will, sondern dass er uns nur einzelne Typen, die man unter den Wienerinnen findet und die immerhin zusammen wieder einen höheren Subtypus bilden mögen, vorzuführen beabsichtigt.

Was für eine Art von Wienerinnen sind das nun, die uns geschildert werden? Die gewählten Personennamen und manche kleine Züge weisen auf jüdische Finanzkreise, aber ohne dass der Autor das confessionelle Moment ausdrücklich hervorhebt oder in den Vordergrund stellt. Er spricht nur von „reichen Mädeln", von reichen Mädeln im allgemeinen, aber auch wieder nicht von allen reichen Mädeln, sondern nur von jenen reichen Mädeln, die „nix als reich" sind, die nur Geld und den um Geld käuflichen äußeren Bildungsfirnis haben, denen aber innere Bildung des Geistes und vor allem Herz und Gemüth fehlen. „Sie gehören ja gar nicht dazu," sagt der Architekt Josef Ulrich, der sich in ein „reiches Mädel" verliebt hat, diesem reichen Mädel, das etwas verstimmt seine Auslassungen gegen die reichen Mädel angehört hat. Und selbst dort, wo ein bestimmtes äußeres Milieu, die „merkwürdige Mod'", der „eigene Ton" geschildert wird, zu denen sich in manchen Kreisen „da unter die reichen Leut'" die innere Art jener, die „nur reich" sind, verdichtet hat, selbst da begrenzt der Raisonneur Josef Ulrich und mit ihm offenbar der Autor sein Verdammungsurtheil über die „reichen M[illegible]" noch gar vorsichtig: „Schließlich wird's bei denen wahrscheinlich auch grad so sein, wie's halt schon einmal bei all[illegible] bei den Reichen und bei den Armen, [illegible] und [illegible] nicht in Rollen eingetheilt [illegible] [illegible]

[illegible]

als reich" war, die andere die Ehe eines Mädels, auf dessen äußere Art und Gebarung die Gesellschaft derer, die „nix als reich" sind, schon angefangen hat, schädigenden Einfluss zu üben, die aus ihrem neuen Heim nicht eine Häuslichkeit machen will, sondern einen Tummelplatz für die Spielereien der Mode und der eigenen Laune.

In der ersten Ehe gelingt es der Frau, den Mann ganz „unter" zu kriegen. Sie setzt jene scheinbar harmlosere, in Wahrheit aber von doppeltem Gesichtspunkt aus tadelnswerte Art des Flirts, die sie gewohnt war, fort, Hoffnungen zu erwecken und Huldigungen zu empfangen, ohne einen Gedanken daran, je zu gewähren. Unglücklich sein soll der Mann, der sie liebte und dessen Hand sie ausschlug, in Sehnsucht verzehren soll er sich nach ihr, aber tief gekränkt und beleidigt ist sie bei der Nachricht, er habe sich endlich getröstet und mit einer andern verlobt. So ganz aber hat sie sich zur Herrin der Ehe gemacht, dass der Mann zum Schlusse mit ihr die Untreue des einstigen Verehrers betrauert und hiedurch wieder Gegenstand ihres eigenen Mitgefühles wird.

Ganz anders die Entwickelung in der zweiten Ehe. Auch hier sucht die Frau die Freude an äußerem Tand und das, was sie für Individualität hält, den Hang, jedem augenblicklichen Antrieb der Laune nachzugeben, mit in die Ehe herüberzunehmen. Der Mann tritt ihr nicht mit Verboten und Befehlen entgegen, er sucht vielmehr ihr eigenes Empfinden für das, was sie soll und nicht soll, zu wecken. Mit feiner, köstlicher Ironie lässt der Dichter seine Heldin sich selbst persiflieren, indem sie die Wirkungen schildert, die dieses Erziehungssystem des Mannes zunächst auf sie ausübt: „Zuhaus bei der Mama ist alles Mögliche verboten gewesen, eigentlich alles, aber man hat doch alles thun dürfen. Mein Mann verbietet mir gar nichts, aber ich seh' selbst ein, dass eben manche Sachen nicht möglich sind — das is ja gerade die Sclaverei!" Und so erzielt auch die Pädagogik des Gatten vorerst nicht die gewünschten Resultate. Anlässlich der Eröffnung des kritischen „Salons" im Salon der jungen Frau kommt es zu einem Eclat, indem der Gatte, ein Freund der positiven Arbeit, den nur nörgelnden, witzelnden und ästhetisierenden Kritikern die Thüre seines Hauses weist. Die Gattin stellt sich äußerlich wohl auf die Seite ihres Gatten, verschließt ihm aber nach Abzug der Gäste die Thüre ihres — Schlafzimmers. Nun ist der entscheidende Moment gekommen, es muss sich zeigen, wessen Individualität für den Grundcharakter der neuen ehelichen Gemeinschaft bestimmend sein wird. Der zweite Act schließt mit der siegesfrohen Versicherung des Gatten, dem eine fesche junge Schwägerin aufmunternd den sagenhaften Schwank von der Speckschwarte im Rothenthurmthor erzählt hat, er werde sich „das Schwartel" holen. Es scheint eine Art von Aushungerungsverfahren zu sein, das nun der Mann der Frau gegenüber anwendet. Wir erfahren im dritten Act nur, dass sie nach vierzehn Tagen noch immer böse sind, und sind nun Zeugen, wie die Versöhnung erfolgt und die Frau, durch fortgesetzten, ruhigen Spott des Mannes überwunden, sich ihm unterwirft.

Die volle Gewissheit, dass hiermit die Sache endgiltig entschieden ist, nehmen wir wohl nicht mit nach Hause, denn wir haben zu wenig von der pädagogischen Methode des Gatten gesehen, als dass wir die Capitulation der Frau als eine Nothwendigkeit empfinden und einsehen sollten, warum gerade erst jetzt die Aussprache möglich war und warum sie schon jetzt mit andauernder Nachwirkung erfolgen konnte. Darin scheint mir die Schwäche des Stückes zu liegen. Aber mit welch technischem Geschick, mit wieviel Ranken von Humor und Laune ist sie verdeckt! Und welche Fülle treffender Bemerkungen, natürlicher Heiterkeit und feiner Züge enthält das Ganze! Und wie oft schlägt der stets kampfesfrohe Autor inmitten des Stückes und ohne dass es den Gang der Handlung stört, da es ungezwungen im Gange der Handlung geschieht, hinunter in den Zuschauerraum, und hinaus aus dem Theater, dahin und dorthin! Mit wahrhaft virtuosem Geschick ist die „Versöhnungsscene" gemacht, in der die zwei Gatten als die einzigen Theilnehmer eines großen Diners dasitzen und der Mann der grollenden Gattin, um vor dem servierenden Kellner den Schein guten Einvernehmens zu wahren, Geschichten aus dem „Simplicissimus" erzählt. Manche Lustspieldichter bestreiten ja fünf Acte lang ihren Bedarf an Witzen und Anekdoten aus derlei Quellen — nur ohne sie zu nennen, und ohne genug Geschicklichkeit zu besitzen, den fremden Einfällen durch einen eigenen Einfall Heimatrecht in ihrem Lustspiel zu erwerben.

Aber nicht nur Scherz und Satire finden wir in Hermann Bahrs neuem Lustspiel, auch ernste Töne dringen oft mächtig durch und einmal holt er zu einem wuchtigen Schlage aus — und donnernder minutenlanger Beifallssturm bewies, dass er nur in Worte gekleidet, was die meisten empfanden. Die Standrede, die der Architekt Ulrich dem Schöngeist des Salons seiner Frau, dem Dr. Gustav Mann, hält, bereitet nicht nur die Wendung im Stücke vor, sie ist zugleich auch ein kräftiges Mahnwort nach außen, eine [illegible] dem wilden, feindseligen Toben Ein[illegible] [illegible] die durch Arbeit einen [illegible] die Spitze der Rede nur gegen [illegible] und Spott zu vernichten suchen,

was andere zu schaffen sich bemühen. Aber die Begründung zeigt, dass der Autor nur eine Seite einer allgemeinen Erscheinung herausgegriffen hat. Und in der That, der Schade sitzt viel tiefer. „Es muss einem ja endlich einmal die Geduld reißen, wenn man sieht, wie bei uns gegen den, der was thut, der was schaffen will — gegen den san s' alle, aber alle verschworen! Wer bauen will, hat's mit'm Bauamt zu thun; wenn einer eine Fabrik gründen will, sind s' im Ministerium bös, und wenn einer ein Gedicht macht, ist die ganze Stadt beleidigt." Die Censur hat das „Bauamt" und das „Ministerium" in Sicherheit gegen diesen Angriff gebracht, wie sie an einer anderen Stelle den Hinweis darauf, dass jemand einen Onkel im „Ministerium" habe, für gefährlich hielt, und gelegentlich auch über die Akademie der bildenden Künste, ja sogar über den Architektenverein und über die Alpine Montangesellschaft (!) ihre schützende Hand ausstreckte. Hier ist aber wirklich nicht das Bauamt und nicht das Ministerium, wenn sie auch in erster Linie genannt sind, in erster Linie gemeint, sondern die „ganze Stadt", und die konnte die Censur doch nicht in Sicherheit bringen. Und wenn man in staatlichen Aemtern wirklich oft dem, der etwas schaffen will, mehr Schwierigkeiten macht, als nöthig wäre, nun, woher nimmt man denn die Beamten, als aus der Bevölkerung? Diese Abneigung gegen alle, die sich durch Arbeit bemerkbar machen, diese Feindseligkeit gegen alle, die einen Erfolg errungen, diese tückische Schadenfreude, wenn einmal über solche Personen einer mit wüsten Beschimpfungen herfällt, wenn ihnen etwas fehlschlägt oder gar ein Unrecht widerfährt, das alles ist ja leider echt „wienerisch". Würden die Leute sich nicht so von ganzer Seele freuen, wenn's über solche hergeht, die nichts anderes verbrochen haben, als dass sie durch Talent und Arbeit sich einen Namen und vielleicht gar eine Stellung erworben haben, wo wäre denn dann ein Boden für die Thätigkeit jener „Gassenbuben der guten Gesellschaft", die Bahr in seinem Lustspiel öffentlich gezüchtigt hat?

Wir haben es ja erst dieser Tage wieder gesehen, als die Nichtannahme des „Schleiers der Beatrice" von Schnitzler Gegenstand der Erörterung in den Journalen war. Wer in dem Streite zwischen Theaterdirector und Schriftsteller recht habe, interessierte kaum, mehr Befriedigung hatte man schon daran, dass aus diesem Anlasse die sechs Schriftsteller, die sich für Arthur Schnitzler eingesetzt, und die theilweise in recht wenig freundschaftlichen Beziehungen zu einander stehen, als „Clique" angegriffen wurden — aber die größte Freude hatten doch die meisten darüber, dass dem Schnitzler ein Stück zurückgewiesen worden war. Sie haben ihm schon Beifall geklatscht — und, das können sie ihm nicht verzeihen! Und ergeht es Bahr selbst besser? Er, der schon für so viele junge Talente und Kräfte eingetreten, für Leute, die er oft erst kennen lernte, nachdem er sich für ihre Arbeiten eingesetzt, er hat so viele Feinde und Gegner, die stets auf Misserfolge lauern, über die sie in hellen Jubel ausbrechen könnten, dass speculative Leute schon auf den Gedanken gekommen sind, zur Begründung der Popularität ihres bis dahin auch in weitesten Kreisen unbekannten Namens nichts anderes zu thun, als ihn zu verhöhnen und zu beschimpfen.

Nun, diesmal müssen sich die Feinde eines jeden Erfolges anderer wohl mit der Hoffnung auf die Zukunft vertrösten. Es ist ja gewiss nicht Bahrs letztes Stück, und vielleicht wird doch wieder einmal eines von ihm durchfallen. Und es wird ja auch nicht immer so gut gespielt werden! Von echt wienerischer Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit war insbesondere Kutschera als Josef Ulrich. Es wurde einem ordentlich warm ums Herz, sobald er die Bühne betrat. Eine prächtige Leistung bot auch Frau Odilon als Repräsentantin des besserungsfähigen Theiles der von Bahr geschilderten Wienerinnen. Es ist erstaunlich, wie umfangreich das Gebiet ist, das diese Künstlerin beherrscht. Die wohl nicht mehr besserungsfähige, jugendliche Schwester wurde von Fräulein Schmitter mit Anmuth und frischem Humor gegeben und echt bubenhaft in der ganzen Sprachweise und jeder Bewegung war Fräulein Brenneis als der dritte, männliche Sprössling der „reichen" Familie Elsler. Dass Herr Tewele als Kellner Leopold, ohne den kein wahrhaft elegantes Diner stattfinden kann, sehr lustig war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Mit einer gewissen feinen Grazie und ohne Uebertreibung spielte Fräulein Ermarth eine den Dr. Mohn umschmachtende junge Dame und sehr wirkungsvoll war Herr Weisse, der den bösen Dr. Gustav Mohn selbst darzustellen hatte. Auch Herr Amon und Fräulein Wallentin gaben sich redlich Mühe mit dem etwas parodistisch gehaltenen zweiten Ehepaar, und besonders der letztern gelang vieles sehr gut. Doch spielte Herr Amon den gehorsamen Ehegatten zu sehr als Dümmling ohne den nöthigen inneren Einschlag von schlichter Gemüthlichkeit und im letzten Acte verfielen beide Gatten zu sehr in Uebertreibung. Diesem Umstande mag auch ein Antheil daran zuzuschreiben sein, dass im dritten Act einen Moment jene die Oberhand gewannen, die sich im zweiten Act nicht als beleidigt hatten zu erkennen geben wollen.

Max Burckhard

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Oesterreich ist und bleibt Culturstaat. Denn sein Ministerpräsident hat soeben eine neue Erfindung gemacht, und eine Erfindung ist doch gewiss eine Culturthat. Die Erfindung des Herrn Dr. v. Koerber betrifft nicht einen Gegenstand des gemeinen Alltagsgebrauchs, sondern, wie es sich bei einem so staatsmännischen Geist geziemt, nichts Geringeres gleich als eines der wichtigsten Hilfsmittel der höchsten Staats- und Regierungskunst, nämlich das Dementi.

*

Was ist das Dementi? Hier in aller Kürze die Culturgeschichte des Dementis: Ursprünglich muss das Dementi dazu gedient haben, um Unwahrheiten aus der Welt zu schaffen. Die Zeiten, wo das geschah, sind zwar längst vorbei, und die ältesten Leute erinnern sich nicht mehr daran. Aber der Name Dementi, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, lässt mit Sicherheit auf diese ursprüngliche Bestimmung schließen. Damals, im goldenen Zeitalter des Dementis, müssen die Regierungen jedenfalls sehr vorzügliche gewesen sein, da sie sich offenbar nur vor der Unwahrheit fürchteten. Doch haben sich die Regierungen später geändert, und so wie sie schlechter wurden, haben sie auch immer deutlicher erkannt, dass die Unwahrheit eigentlich ihre beste Freundin wurde, sie begannen die Unwahrheit zu hegen und zu pflegen, eigene officiöse Zeitungen, Dispositionsfonds und Doezis wurden dafür bestellt, und der geistige Kampf der Regierungen richtete sich von da an nur gegen die Wahrheit. Zweck des Dementis war es nun, die Wahrheit, die unangenehme Wahrheit aus der Welt zu schaffen. Freilich hätte man bei dieser Aenderung des Zwecks auch den Namen der Einrichtung ändern und statt „Dementi", „Menti" sagen müssen. Aber dann hätte man ja mindestens im Namen die Wahrheit gesagt und dem nunmehrigen Zweck der Einrichtung widersprochen. Also blieb man beim alten Namen „Dementi", und unter diesem Namen sind ja alle die homerischen Kämpfe unserer Regierungen gegen die Wahrheit diese Jahre über geführt worden.

*

Aber die Wahrheit lässt sich nicht so ohneweiters unterdrücken, und die plumpen Dementis unserer Regierungen nützten sich immer mehr ab. Da sie aber nicht gänzlich entbehrt werden konnten, so musste man auf eine Verbesserung oder Erneuerung sinnen. Herr v. Koerber scheint darüber sehr lange nachgedacht zu haben, bis ihm die Reformidee gekommen ist. Wie alle großen Erfindungen ist sie sehr einfach. Da der Wahrheit erfahrungsgemäß in der Front nicht beizukommen ist, greift er sie in der Flanke an. Oder, um aus dem militärischen Vergleich auf die stilistische Wirklichkeit zurückzukommen: er dementiert nicht mehr die wahre Behauptung, sondern nur mehr eine falsche stilistische Form, in die er sie zu diesem Zwecke vorher einkleidet, eine stilistische Nuance, einen stilistischen Modus, eine Partikel, eine Präposition oder sonst was Aehnliches.

*

Ein direct aus der amtlichen Quelle geschöpftes Beispiel wird Art und Wert der Erfindung am besten erweisen. Das Beispiel bezieht sich auf die Unterhandlungen, welche Herr v. Koerber in diesem Sommer mit den Jungczechen gepflogen hat. Die „Česká Revue" brachte darüber eine Mittheilung. Diese vorzeitige Enthüllung seiner wahren Absichten musste Herrn v. Koerber wegen der Deutschen recht ungelegen kommen. Er musste die Wahrheit aus der Welt schaffen, „dementieren", wie man zu sagen pflegt. Aber wie? Wir werden's zeigen, doch der geneigte Leser muss genau aufpassen, weil er sonst den Tric übersieht. Herr v. Koerber ließ also am 20. September in der halbamtlichen „Wiener Abendpost" die folgende Notiz erscheinen:

> „Česká Revue" berichtet in ihrer politischen Uebersicht, der Ministerpräsident habe in einer Unterredung mit dem Abgeordneten Dr. Pacák diesem zu verstehen gegeben, dass es den czechischen Abgeordneten für den Fall der Einstellung der Obstruction durch eine normale, wenngleich scharfe Opposition möglich wäre, einen zweiten Minister zu erlangen, eventuell für das Handelsressort.... Dazu ist zu bemerken, dass in der ganzen Zeit von der Schließung der Session bis zur Auflösung des Abgeordnetenhauses die Regierung den Czechen niemals irgend einen Preis für die Einstellung der Obstruction angeboten hat."

So, das ist das Dementi. Die jungczechische Revue behauptet, dass Herr Dr. v. Koerber dem Dr. Pacák zu verstehen gegeben hat, dass für den Fall der Einstellung der Obstruction es den Jungczechen möglich wäre, einen zweiten Minister zu erlangen — ganz so verclausuliert als Herr v. Koerber zu unterhandeln pflegt. Das dementiert Herr v. Koerber nicht, sondern er macht aus dieser, den Jungczechen für den gewissen Fall in Aussicht gestellten Belohnung ein Kaufgeschäft mit einem angebotenen Ablösungspreis für die Obstruction, und diese von ihm der „Česká Revue" unterschobene Behauptung kann er dann freilich ruhig dementieren. Denn er hat ihnen thatsächlich nie einen Preis für die Einstellung der Obstruction angeboten — das hat auch die „Česká Revue" nicht behauptet — sondern nur „zu verstehen gegeben", dass es „für den Fall" „möglich wäre", „zu erlangen", was er allerdings nicht leugnen kann, was er aber auch nicht zu dementieren braucht, weil er ruhig darauf rechnen kann, dass der Leser diese stilistischen Nuancen übersehen wird.

*

Das ist nicht Dementi, auch nicht einmal mehr Menti, es ist vielmehr, was man mit einem feineren französischen Ausdruck einen „Tr[illegible]" nennt. Ganz neu ist also die Erfindung eigentlich nicht, neu aber ist ihre Einführung in den Amtsgebrauch. Und dies ist das nicht hoch genug anzuerkennende Verdienst des Herrn v. Koerber. Der geistreichen Neuerung zu Ehren sollte man nun endlich doch den längst obsolet gewordenen Namen „Dementi" abschaffen und die halbamtliche „Wiener Abendpost", [illegible]

Wozu das ewige Bangemachen mit dem Absolutismus führt, hat sich gelegentlich des deutsch-fortschrittlichen Parteitages in Trautenau gezeigt. Der deutsch-fortschrittliche Bürgermeister besagter Stadt, Herr Rauch hat so lange in den Zeitungen von der bevorstehenden Suspendierung der Verfassung gelesen, bis er schließlich, da das Ding zu lang auf sich warten ließ, in einem unbewachten Moment selbst, er, der Bürgermeister, die Verfassung suspendierte und, wie man im absolutistischen Jargon sagt, „aus eigener Machtvollkommenheit“ die kaiserliche Cabinetskanzlei zur obersten Polizeibehörde ernannte, die er dann in seinem denkwürdigen Telegramme ebenso höflich als kategorisch ersuchte, die gleichzeitig mit dem fortschrittlichen Parteitag einberufene radicale Versammlung des Herrn Wolf zu verbieten. Herr Rauch ist wegen dieser seiner staatsrechtlichen Eigenmächtigkeit scharf kritisiert worden. Man hat ihm aber damit bitteres Unrecht gethan. Herr Rauch hat doch nichts weiter begangen als das, wovon unsere Staatsmänner am liebsten träumen: er hat, wenn auch ein bisschen voreilig, die Verfassung suspendiert. Und wenn wirklich, wie man behauptet, Herr v. Koerber oder sein Nachfolger demnächst sich einen Muth fassen und den großen Staatsstreich angehen sollte, so sei er schon jetzt auf Herrn Rauch als zu gewinnenden wert- und verständnisvollen Mitarbeiter aufmerksam gemacht. Dessen sind wir so immer sicher gewesen, dass unter dem neuen Absolutismus, wenn er kommt, für den Humor mindestens ausreichend gesorgt sein wird. Herr Rauch, der Bürgermeister von Trautenau und Vorläufer des nächsten Retters Oesterreichs, hat uns in dieser Hoffnung wesentlich bestärkt.

•

Classisch waren die Worte, mit denen Herr Rauch sein Telegramm vor dem deutsch-fortschrittlichen Parteitag unter dessen in den Berichten ausdrücklich vermerkten Zustimmung rechtfertigte. „Hier“ — sagte er — „galt es nicht, den Constitutionalismus voranzustellen, sondern die Abwendung einer Gefahr.“ Die Deutsch-Fortschrittler scheinen also die Verfassung für einen Luxus anzusehen, den man sich wohl in ruhigen Zeiten gefallen lassen kann, den man aber in politischen Gefahren rasch ablegen muss. Die Vorgänger der Fortschrittler, die Männer von der Verfassungspartei, hielten so ziemlich umgekehrt die Verfassung gerade für die beste Schutzwehr gegen politische Gefahr. Aber freilich waren das so inferiore Leute wie Herbst und Brestel, die doch mit den heutigen Fortschrittsgrößen wie Rauch und Pergelt einen ernsten Vergleich nicht aushalten können.

•

Auf dem fortschrittlichen Parteitag kam auch sonst nicht so sehr der Fortschritt als der Absolutismus zu Ehren. So schilderte zum Beispiel Herr Dr. Zdenko Schücker die centrifugale Entwickelung des Reiches in den letzten Jahrzehnten, die soweit gegangen sei, „dass“ — sagte er — „auch die letzte Stütze dieses Reiches, die gemeinsame Armee, zusammengebrochen wäre, wenn nicht im letzten Augenblick noch ein kaiserliches Machtwort sie zusammengehalten hätte“. Wenn ein „kaiserliches Machtwort“ „im letzten Augenblick“ noch genügt, um die gemeinsame Armee zusammenzuhalten, dann wird so ein „kaiserliches Machtwort“ wohl auch noch genügen, die Einheit des Reiches in der Civilverwaltung „im letzten Augenblick zusammenzuhalten“. Dann aber brauchen wir die ganze deutsche Fortschrittspartei zum Krenreiben, wenn ihr einziger Lebenszweck, die Erhaltung der Staatseinheit, auf eine andere und noch dazu so viel einfachere Weise erreicht werden kann.

## Volkswirtschaftliches.

Als das wirksamste Mittel im Kampfe um Verbesserung ihrer Lage haben die Arbeiter lange Zeit hindurch die organisierten Strikes angesehen. Vieles ist auch auf diesem Wege erreicht worden. Aber das Mittel beginnt an Kraft zu verlieren. Die Industriellen haben sich mit den Strikes abgefunden: der organisierten Arbeiterschaft stellen sie die organisierten und coalierten Unternehmer gegenüber, welche, von den Behörden fast immer offen oder im geheimen unterstützt, leider immer häufiger den Kampf gegen ihre Arbeiter mit deren Niederlage zu beenden wissen. Die Arbeiterpartei selbst und deren Freunde stehen daher den Strikebewegungen viel skeptischer als einst gegenüber, in der bangen Sorge, ob denn die von der Arbeiterschaft gebrachten Opfer, die den Unternehmern, den Arbeitern und der Gesammtheit durch die Betriebsunterbrechungen zugefügten Schaden, mit den erzielbaren Erfolgen im Einklange stehen. Mittel, welche auf eine Verminderung der Strikes hinzielen, sind daher im allgemeinen sympathisch zu begrüßen. Die fortschreitende Coalition der Arbeiter ist ja selbst eines der wirksamsten Mittel nach dieser Richtung, welches mit Entschiedenheit dahin strebt, dass nur berechtigte und begründete Aussicht auf Erfolg bietende Strikes unternommen werden. Fast noch wirksamer, wenn auch weniger sympathisch, ist die Coalition der Unternehmer, welche mit ihrer erdrückenden Uebermacht die Aussichten der Strikes immer ungünstiger werden lässt. Und diese Coalition macht nicht geringere Fortschritte als die der Arbeiterschaft. Ein neuer Schritt auf diesem Wege sind die in verschiedenen Ländern projectierten Versicherungen gegen Strikeschaden, deren Einrichtung in Oesterreich von dem „Bund österreichischer Industrieller“ geplant wird. Nach dem uns vorliegenden Statutenentwurfe ist der „Bund zur Versicherung von Industriellen gegen Strikeschaden“ nach dem Princip der Gegenseitigkeit projectiert. Die Versicherungsprämie richtet sich nach der [illegible] Entrichtung der [illegible] Unfallversicherungsprämien fatierten Lohnsumme und ist [illegible] in Aussicht genommen. Die Entschädigung soll pro Tag [illegible] Procent der Tageslohnsumme der Strikenden [illegible] anderen [illegible] Zell. [illegible] oder [illegible] vorzüglichen [illegible] wurde, wenn [illegible]

gesetze zu ahnden ist, sowie wenn den Versicherten sonst ein grobes Verschulden nach den Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches oder eine Verletzung der Versicherungsbedingungen trifft; wenn der Versicherte den Strike vorsätzlich oder durch grobes Verschulden herbeigeführt oder vergrößert hat“. — Der Bund entsendet bei Ausbruch eines Strikes Vertrauensmänner an Ort und Stelle, welche die Aufgabe haben zu vermitteln; auf Grund ihrer Angaben beschließt der Bund, ob die Entschädigung zu leisten oder „wegen selbstverschuldeten Strikes abzulehnen sei“ und „ob im Falle unverschuldeten Strikes, das betroffene Mitglied unter sonstiger Verwirkung der Entschädigungsansprüche Zugeständnisse zu machen hat, im bejahenden Falle, welcher Art und welchen Umfanges diese Zugeständnisse sein sollen“. Der Bund soll ins Leben treten, wenn 500 Mitglieder mit einer zum Zwecke der Arbeiter-Unfallversicherung fatierten Lohnsumme in der Höhe von 50 Millionen Kronen ihren Beitritt ordnungsmäßig angemeldet haben. Man kann Zweifel hegen, ob es wirklich zur Gründung des Verbandes kommen wird. Allzugroß ist das Solidaritätsgefühl unserer Industriellen nicht, wenn es sich nicht direct um Verweigerung von Lohnerhöhungen handelt. Dann dürften gerade die socialpolitisch Einsichtigeren unter den Industriellen Bedenken hegen, dem Verbande beizutreten, weil sie sich sagen werden, dass bei ihnen Strikes überhaupt zur Seltenheit gehören und sie durch ihre Prämienbeiträge nur die Geschäfte jener Leuteschinder besorgen würden, bei denen Strikes naturgemäß besonders häufig eintreten. Allerdings könnten die oben citierten Bestimmungen über Verlust der Entschädigung bei selbstverschuldeten Strikes oder bei nicht genügendem Entgegenkommen gerade jenen Leuteschindern das Handwerk legen, wenn sie entsprechend gehandhabt werden. Die Frage ist nur, ob gerade der „Bund österreichischer Industriellen“, der bisher wenigstens kein übergroßes Maß von socialpolitischer Einsicht bethätigt hat, zur Zügelung der socialpolitischen Ausschreitungen seiner Mitglieder die Eignung besitzt. Jedenfalls würde die Gründung neuerdings die Machtverhältnisse der Arbeiter und Unternehmer zu Gunsten der letzteren verschieben. Umso größer würde die Verpflichtung der die Concession verleihenden Staatsverwaltung, ihrerseits alle dem Coalitionsrecht der Arbeiter entgegengestellten Hindernisse zu beseitigen und bei eintretenden Strikes die strengste Unparteilichkeit walten zu lassen.

•

Man schreibt uns aus Berlin:

Es scheint, als ob augenblicklich die Fäden, welche die Berliner Börse mit der Außenwelt verknüpfen, zerschnitten wären. Man weiß momentan nichts von der Conjunctur und nichts von der hohen Politik. Es sind vielmehr interne Ereignisse, welche die Curse regieren. Man kann die Börse augenblicklich nur verstehen, wenn man sie unter dem Gesichtswinkel eines Duells zwischen der haute banque und einigen Speculanten auffasst. Die großen Banken, welche in der sogenannten Stempelvereinigung organisiert sind, haben bekanntlich beschlossen, nur noch mit solchen Bankiers Geschäfte zu machen, die ins Börsenregister für Termingeschäfte eingetragen sind. Die Mehrheit der Berliner und auch der Provinzbankiers verhalten sich gegen diese Forderung entschieden ablehnend — da sie sich von der Eintragung ins Terminregister keinen Vortheil versprechen. Die Form aber, in der die Banken die ganze Angelegenheit behandelt haben, hat allgemeinen Unwillen erregt, der sich zum Zorn steigerte, als man erfuhr, dass die Banken noch wie vor mit nichteingetragenen Privatspeculanten Geschäfte machen. Eine potente Speculantengruppe gieng deshalb gegen Bankactien vor und erzielte auch anfänglich Erfolge. Es ist augenblicklich sehr leicht bei Attaquen gegen die Banken Gefolgschaft zu bekommen, nicht nur aus dem oben angedeuteten psychologischen Grunde, sondern auch, weil allgemein die Ansicht vorherrscht, dass der entschiedene wirtschaftliche Rückgang in den Bilanzen der Bankinstitute durch einen Rückgang der Gewinne und eine übermäßige Belastung der Effecten- und Consortial-Conti in die Erscheinung treten muss. Trotzdem sind die Erfolge der Speculation nicht nachhaltig gewesen. Den vereinigten Kräften der Banken ist es gelungen, nach hartnäckigem Kampfe Terrain zu erobern. Allerdings fanden sie vorzügliche Deckung hinter dem Ultimo und dem Quartalsersten. Ihre Kampfesweise war brutal, der Verbot des Terminhandels in den Hauptspeculationswerten bringt an jedem Ultimo die Fixer in eine arge Nothlage. Diesmal zwangen die Banken, welche infolge ihrer großen Kundschaft fast im Alleinbesitz sämmtlicher Stücke sind, die Fixer zur Zahlung eines Depots von 1½ Procent. Kleinere Firmen konnten überhaupt keine Titres geliehen erhalten und mussten decken. Vielfach glaubte man, dass nach dem Ultimo die Zwangsherrschaft der Bankdirectoren zu Ende sein würde. Allein man hatte die Rechnung ohne den Quartalsersten gemacht, der erhebliche Zinssummen flüssig machte, und so das Bestreben der Banken unterstützte. Inwieweit das Gerücht zutreffend ist, dass die Banken an ihre Kundschaft Animierbriefe geschickt haben, lässt sich noch nicht feststellen. Thatsache ist es jedenfalls, dass in einzelnen Industrieactien schüchterne Capitalistenkäufe wahrzunehmen waren. Man darf auf den Ausgang des Duells sehr gespannt sein.

G. B.

## Kunst und Leben.

Die Neueinstudierung von Mozart's „Così fan tutte“ im Hof-Operntheater hat in uns die Erinnerung an die Worte Wagners erweckt, es sei ein Glück, dass Mozart zu diesem Text nicht seine beste Kunst componiert hat, wir müssten sonst die unsäglich alberne Handlung noch viel eher über uns ergehen lassen. [illegible] der Dichter [illegible] allen vernünftigen Anforderungen [illegible] Zuhörer des [illegible] ausgesponnenen Handlung [illegible] Eindruck der [illegible] die geradezu geniale Auf- [illegible] Verständnis wie Uner- [illegible] Sextett von Solisten haben wir [illegible] gehabt. Am schwersten

fand Frau Hilgermann den leichten Lustspielton, während Frau Gutheil-Schoder des Guten zu viel that. Es wird nun einmal nie und nimmermehr gelingen aus der Despina eine geistreiche Rolle zu machen. Beide Damen passten sich aber doch stilgemäß dem Ensemble an, in dem der unverwüstliche Humor des Herrn Hesch, die Grazie der Frau Saville, der edle Gesang Navals und die Tüchtigkeit Demuths angenehm wirkten. Die Einführung der modernen Drehbühne (beiläufig bemerkt, japanischen Ursprungs) scheint sich zu bewähren. Es ist zwar ein vergebenes Bemühen, aus unserer Hofoper ein altes Burgtheater machen zu wollen, aber was unter den gegebenen Verhältnissen an Intimität der Bühne gewonnen werden konnte, ist durch die jüngste scenische Neuerung erreicht worden.

*

Das Carl-Theater hat seine Pforten wieder geöffnet und Audrans „Großmogul" zur Aufführung gebracht. Es scheint, dass es uns in der Operette ebenso geht wie in der Politik, wo auch jeder neue Mann neue Wunder verspricht, im Grunde aber mit nichts anderem kommt, als mit veralteten Principien, deren Erfolglosigkeit man schon kennt, die es ihm aber doch ermöglichen, sich einige Zeit „durchzufretten", bis der Karren so vollständig verfahren ist, dass ihn kein Mensch mehr weiter bringt. Wie oft ist in dieser Zeitschrift und wohl auch anderwärts darauf hingewiesen worden, dass der alte, sprichwörtlich gewordene Operettenblödsinn, in Wien wenigstens, kein Publicum mehr findet, und dass eine Bühne, die das leichtere musikalische Genre cultiviert, nur auf Erfolg rechnen kann wenn sie sich auf eine streng künstlerische Basis stellt, das heißt: wenn sie ein vollständiges Ensemble von wirklichen Sängern und Sängerinnen mit entsprechendem Chor und Orchester engagiert, und ein gutes Repertoire für mindestens zwei Monate schon eingespielt hat, bevor sie noch die erste Vorstellung gibt. Da überdies in diesem Repertoire alle jene Werke, mit denen das Publicum in letzter Zeit vollständig übersättigt wurde, wegbleiben müssten, könnte die Direction nicht umhin, an eine Erweiterung des Begriffs der Operette zu denken und leichte komische Opern oder ältere Singspiele aufzuführen. Von alledem ist im Carl-Theater nichts geschehen. Den gesanglichen Anforderungen entsprachen nur vereinzelte Mitglieder und auch die nur in geringem Grade, der Hanswurst regiert noch immer auf der Bühne und macht von Anfang bis zu Ende seine Localwitze im ordinärsten Wiener Dialect, ganz ohne Unterschied, ob er damit zum Sujet passt oder nicht. R. W.

*

Im Theater a. d. Wien wurde unlängst ein Stück gegeben, von dem der Theaterzettel behauptete, dass es Grabbes „Napoleon" sei. In der That wurde ein Theil jener Scenen aufgeführt, in denen Napoleon auftritt und dem Darsteller des Napoleon zu Liebe und den Freunden des Dichters zu Leide hat der Bearbeiter sogar noch für den Napoleon zwei Proclamationen hinzugedichtet. Das eigentlich Wertvolle an dem Stücke, die Volksscenen mit ihren prächtigen Figuren und ihren feinen charakterisierenden Zügen, sind einfach weggelassen aber bis zur Sinnlosigkeit verstümmelt worden: geblieben ist gerade das, was undramatisch ist, denn ein ernster Napoleon auf der Bühne muthet uns dermalen noch — schon um seines Costüms und des Anekdotischen willen — komisch an.

* B.

Das Raimund-Theater brachte „Platz den Frauen!" von Valabrègue und Hennequin. Wieder ein französischer Schwank! „Place aux femmes" zog im October 1898 ins Palais Royal und blieb längere Zeit sesshaft, aber für Wien wollen wir um des guten Geschmackes willen nicht dasselbe hoffen. Der Gegenstand der Satire, die in diesem Stück belacht werden soll, liegt uns ja auch zu fern. In Paris wird der Kampf der „neuen" Frau um ihre neue Stellung in der Gesellschaft und im Staate schon seit Jahren fanatisch gekämpft. Die Aerztinnen, die Juristinnen, die Clubwomen verschiedener zusammenströmender Nationalitäten beschäftigen dort die Oeffentlichkeit. Um dieselbe Zeit, wo die Schwankbrüder Valabrègue und Hennequin ihre schlechten, aber dafür auch ungefährlichen Witze den kämpfenden Frauen in den Rücken schossen, schrieben die Pariser Literaturbrüder Paul und Victor Margueritte einen an Material reichen und als Symptom beachtenswerten Roman über dasselbe Thema: „Les femmes nouvelles". In Wien dagegen sind die neuen Frauen eben jetzt erst daran, das Licht der Welt zu erblicken. Unsere drei weltlichen Facultäten sind ihnen erst seit kurzem erschlossen ... nach dem Satiriker haben wir noch kein Bedürfnis. Trotzdem haben sich auch hier einige Hände — Hände ohne Köpfe — gefunden, die der „Tendenz" jubelnd Beifall klatschten. Sieht man davon ab, so gab es an dramatischem Zündstoff so gut wie nichts. Doch ja, etwas. Ebenso wie über die weiblichen Aerzte machen sich die augenscheinlich von ihrem Witz entzückten Verfasser auch über die „violetten" Pferde der modernen Malerei lustig: damit hatten sie eine zweite Partei für sich. Nur die Parteilosen, Vernünftigen, die gern bereit gewesen wären, zu lachen, wenn man sie amusiert hätte, giengen leer aus. Dazu trug auch bei, dass die Darstellung alle unsinnigen Uebertreibungen des Stückes noch übertrieb. Fräulein Petri spielte eine Malerin und trug ein Monocle: so operettenhaft gab man das Ganze. Die einzige natürliche, gute Rolle wurde von Herrn Pollandt auch gut gespielt.

*

Großen Beifall fand im Jubiläumstheater ein Volksstück mit Gesang: „Der Dorflump von Dellach" von Hans Arnold Schwer. Das unaufgeklärte Wiener Bürgerthum findet in diesem Stück aus den Befreiungskämpfen von 1809 die Accente, die es liebt: Armee und Priesterthum krönen jeden der drei Acte mit einem feierlichen Austausch ihrer gegenseitigen Sympathien. Es ist also dieses Stück zweifellos ein Volksstück, denn es gibt ein Volk dafür. Nur wird gerechte Kritik freilich auch fragen, wer das Volk ist, dem ein Volksdichter gefällt — dieses Moment darf man in der Beurtheilung nicht außeracht lassen. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Dorflump von Dellach in anderen Tendenzkreisen Wiederhall findet, als etwa Anzengruber mit seinem „Vierten Gebot" oder Hauptmann mit den „Webern". Diese Verfasser haben ihre Geistesverwandten, der Dorflump seine. In der Bühnenmache steht übrigens Herr Schwer hinter anderen traditionellen Stückefabrikanten, die man schon vor der Begründung des Jubiläumstheaters auf Vorstadtbühnen traf, nicht nach. Seine Sentimentalität ist nicht weniger klebrig, sein Witz nicht weniger nüchtern, und seine Logik kann sich rühmen, ebenso lückenhaft zu sein wie die der meisten wienerischen Possenarbeiten. Besser als in anderen Stücken war in diesem nur eines: die Darstellung. Herr Rauch eroberte durch einfache echte Liebenswürdigkeit, und ein Schlachtbild im letzten Act war so ungewöhnlich großartig inseeniert, dass ich es die bestgedichtete Scene des Stückes nennen möchte. A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Otto Erich Hartlebens fünfactige Officierstragödie „Rosenmontag", die im Deutschen Theater zur Aufführung gelangte, ist die freundlichste Tragödie, die ich je gesehen. Es ist ja ein entschiedener Uebelstand an allen Tragödien, dass es im letzten Act ans Sterben geht; aber bei Hartleben geschieht das wenigstens ohne alle Aufregung, dabei doch sehr wirkungsvoll in Carnevalcostüm und unter den erhebenden Klängen eines Militärmarsches. Ueberhaupt, die Militärmusik vertritt recht glücklich die Lyrik in dieser Tragödie. Wo der Mensch in seiner Qual verstummt, da stellt zur rechten Zeit ein Signal sich ein. Otto Erich Hartleben ist ein viel zu schalkhafter Mann, um mit der Tragödie es ernst zu nehmen. Es ist auch ziemlich belanglos, dass dieser junge Officier, der etwas weniger correct als die andern und etwas tiefer beanlagt ist (er macht Verse und spielt Clavier), mit seiner Geliebten den Tod sich gibt. Es war eben pechös, dass er seinem Obersten das Versprechen geben musste, das Verhältnis zu lösen. Nun man sein Ehrenwort gebrochen, beißt man die Zähne aufeinander und drückt die Pistole ab — was ist da weiter? Vielmehr kam es Hartleben auf die flotte Schilderung des Officier-Milieus an, und die ist ihm prachtvoll gelungen. Alles ein bisschen äußerlich, aber flott und treffend und amüsant. Ein erprobter Wechsel lustiger und ernster Auftritte. Auch wohlthuender Humor, sofern man etwas, was am Aeußeren haftet, Humor nennen darf. Mit einem Wort, diese sanfte Tragödie ist zugleich ein wirksames, sehr wirksames Theaterstück. Sauber aufgebaut und klug auch durchgeführt. Geschickt wird die Tragik durch eine Intrigue ausgelöst. Vor etwa Jahresfrist hatten zwei correcte Vettern dem jungen Officier das Mädchen abgewöhnen wollen und hatten sie deshalb recht schurkisch compromittiert. Diese Intrigue wird aufgedeckt, damit glaubt Er wieder an Sie, die alte Liebe flammt auf, das Versprechen, das dem Obersten gegeben worden, wird gebrochen, und somit ist die Kette hergestellt, an der die Tragik in den fünften Act hinübergleitet. Und all diese Geschehnisse, auch das Seelische, wie Frau Jenny Treibel sagen würde, sind sehr bühnengerecht in wirksamen Auftritten zur Geltung gebracht. Ganz obendrein erhält man nach Hartlebens Weltanschauung, seinen Hass gegen das Philisterpack und die Correcten, theatralisch zurecht geschnitten. Denn den correcten Vettern geht es ganz schlecht im fünften Act; sie werden allerseits abgekanzelt. — Der Tragödie des „Rosenmontags" fehlt Vertiefung, Charakteristik, dreimal Vertiefung; dem flotten, bühnenwirksamen, amüsanten Theaterstück fehlt nichts.

Ernst Heilborn.

---

## Bücher.

Dr. Paul Eltzbacher: Der Anarchismus. Berlin, J. Guttentag, 1900. 305 Seiten.

Ein bemerkenswertes und in mehr als einer Hinsicht lehrreiches Buch, das nicht länger unter dem schützenden Kleide wissenschaftlicher Langeweile verborgen bleiben sollte, zumal es sich bei dieser Langeweile und Temperamentlosigkeit vielleicht wirklich nur um Mimicry handelt. Der Verfasser ist nach der Angabe des Titelblatts Gerichtsassessor und Privatdocent in Halle a. d. Saale und hat den Anarchismus ganz dem Grundsatz gemäß dargestellt, den er seinem Buch als Geleitwort mitgibt: Je ne propose rien, je ne suppose rien, j'expose. So gibt er denn lediglich eine begriffliche Darstellung der anarchistischen Lehren, ohne ein Wort über seinen eigenen Standpunkt hinzuzufügen. Er definiert die Begriffe Recht, Staat und Eigenthum und setzt, ohne Wiederholungen zu scheuen, an der Hand reichlicher, gut gewählter Citate auseinander, wie sich die Hauptvertreter des Anarchismus, Godwin (1756—1836), Proudhon, Stirner, Bakunin, Kropotkin, Tucker (geboren 1854 in Massachusetts) und Tolstoi, den er mit Fug und Recht, und ohne einen Widerspruch Tolstois befürchten zu müssen, heranzieht, zu diesen Begriffen gestellt haben. Ueberall ist er auf die Quellen zurückgegangen, in erfreulichem Gegensatz zu mehreren Journalisten, die uns dicke Bücher über den Anarchismus beschert haben. Die Unbefangenheit, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit, mit der Eltzbacher seine Begriffe definiert, ist sehr zu rühmen, und die Anarchisten haben da

nichts hinzuzusetzen und nichts wegzuthun. „Jede Rechtsnorm", sagt er, „und von allen Normen nur die Rechtsnorm, hat die Eigenschaft, dass der Wille, auf dem sie beruht, über die Wollenden hinausgreift und sie doch mitergreift". So definiert er denn den Staat — und ähnlich das Eigenthum — als ein unfreiwilliges Rechtsverhältnis, das nicht auf Grund irgendwelcher Verträge oder stillschweigender Vereinbarung besteht, sondern auf Grund der Macht irgendwelcher Bewohner eines Gebietes. — Die Schärfe und Begrenztheit der Begriffe, wie sie Eltzbacher starr und unweigerlich, gleich einem toten Pfahl, einrammt, dringt freilich auch Schädlichkeiten und Fährlichkeiten mit sich. Es ist gewagt, die temperamentvollsten der Menschen temperamentlos darstellen zu wollen, das, was im Fluss und Werden ist, auf Begriffe spießen, was chaotisch ist, überdeutlich sondern zu wollen. Alle Nuancen, alle Uebergänge, alles psychische Verborgene und Seelenvolle, aller Duft und Schmetterlingsstaub wird erbarmungslos vernichtet. Daher wird der Verfasser dem Feuergeist Bakunin am wenigsten gerecht, fast hat man sogar das Gefühl, er mache ihm seine unordentliche und gar nicht deductive Sprache zum Vorwurf. Und völlig falsch ist schließlich der mühsame und erklügelte Versuch, aus bloßen Wortunterschieden feste Unterscheidungen in den Principien folgern zu wollen. Wenn Eltzbacher sagt, Bakunin spreche von einem Fortschritt der Menschheit, von einem minder vollkommenen zu einem möglichst vollkommenen, Kropotkin dagegen von einem minder glücklichen zu einem möglichst glücklichen Dasein, oder wenn er meint, Bakunin und Kropotkin forderten nicht die Beseitigung des Staates, sondern sie sähen sie nur voraus, so wird in die Ideen der Anarchisten eine Reinlichkeit der Begriffe und eine „Wissenschaftlichkeit" hineingetragen, die sie mit hochmüthigem Lächeln ablehnen. Es müsste jetzt das gute Werk Eltzbachers in der Weise ergänzt werden, dass alles fein Gesonderte wieder durcheinandergeworfen wird, dass die Psychologie des Anarchismus geschrieben und gezeigt wird, dass der Anarchismus nicht in Begriffen, sondern in seelischen Grundsätzen wurzelt, dass schließlich die Zusammenhänge und die Entwickelung aller anarchistischen Lehren dargethan werden. Es würde sich dabei herausstellen, dass viel weniger Unterschiede und viel mehr Gemeinsames da ist, als Eltzbacher zu glauben scheint. Es würde dann auch von der Stellung zu den Problemen der Religion und der Moral viel die Rede sein müssen, die in Eltzbachers System nicht hineinpassen, und im Anschluss daran von Sitte, Herkommen, Tradition und Gewohnheit, und vom ewigen Aufbäumen des Einzelnen gegen die Gewöhnungen der Autorität. Es würde sich dabei wohl auch finden, dass Eltzbachers Definition des Sittengesetzes — „dass es dem letzten Zwecke alles menschlichen Verhaltens entspricht" — sogar auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen darf. Sonst freilich würde das Buch, das ich verlange, lange nicht so wissenschaftlich sein, wie das Buch Eltzbachers, aus dem man eben, trotzdem das Nackte darin verkleidet und das Verkleidete nackt und kahl erscheint, doch sehr gut lernen kann, was die Hauptvertreter des Anarchismus gelehrt haben. Gustav Landauer.

## Revue der Revuen.

**„Die Nation"** (22. September). Ueber Nervosität und Seebad schreibt der Frankfurter Nervenarzt Otto Dornblüth: Jeder Nervenarzt wisse von Herbstpatienten zu berichten, die von der vermeintlichen Erholungs- und Badereise kranker als zuvor zurückkehren und im Herbst erst eine rationelle Cur unternehmen müssen. Am häufigsten zeitigt das Seebad solche ungünstige Resultate. Während nämlich die Seeluft und namentlich die Fülle von Sonne am Strand eine ganz unzweifelhaft stärkende, regenerierende, belebende Wirkung übt, abhärtend und kräftigend wirkt, wird der kräftige Reiz, den das Bad in offener See übt, nur bei gesunden Organen und erheblicher Widerstandskraft mit gesundheitlichem Vortheil überwunden. Für Nervenschwache und Empfindliche dagegen ist es geradezu eine Gefahr, und die nachtheiligen Folgen machen sich besonders bei der Heimkehr ins Binnenland fühlbar. Dr. Dornblüth empfiehlt dagegen angelegentlich warme Seebäder für schwächliche Personen, während er auch kräftigeren empfiehlt, sich auf ganz kurze Bäder in der offenen See zu beschränken. — Wolfgang Kirchbach äußert sich über „sexuelle" Kunst. Die Debatte über die „Lex Heinze" habe die Aufmerksamkeit wieder auf die Moralität in der Kunst gelenkt. Durchschreitet man eine moderne Kunstausstellung, so wird man finden, dass das Nackte heutzutage plastisch und malerisch weit weniger dargestellt wird, als in früheren Epochen. Wo dies aber geschieht, da empfinden wir weit eher ein Gefühl der Scham oder des Widerwillens als vor classischen Werken, die das Nackte zum Gegenstand hatten. Das stehe aber damit im Zusammenhang, dass man früher die nackte Schönheit darstellte, während nun oft Hässliches und Widerwärtiges repräsentiert werde. Schamgefühl und Schönheitsbewusstsein stehen aber in engem Zusammenhang.

**„Cassiers Magazine"** (September) bringt eine Schilderung von dem schnellsten Kriegsschiff der Welt, dem in Amerika erbauten russischen Panzerschiff „Bayan". Dasselbe hat bei einer kürzlich abgehaltenen Probefahrt eine Geschwindigkeit von 27½ Meilen in der Stunde aufzuweisen, während das schnellste deutsche Schiff, der Dampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie, nicht mehr als 26½ Meilen in der Stunde zurücklegt. Dabei kommt noch in Betracht, dass diese [illegible] größere Geschwindigkeit [illegible] noch höher zu veranschlagen ist, da die Panzerschiffe [illegible] Schwierigkeiten der Maschinerie [illegible] und [illegible] Verfahren zu transportieren haben, [illegible]

[illegible]

was einen Gewinn von 340 Procent repräsentiert. Während der achtzehn Monate, wo dieses sogenannte „Tailor-White"-Verfahren in Bethlehem nun zur Anwendung kommt hat sich die Arbeitsgeschwindigkeit der dort erzeugten Werkzeuge um 183 Procent und ihre Schneidekraft um 30 Procent vermehrt. Worin das Verfahren besteht, wird in dem Artikel nicht gesagt.

## Das Judengrab.

Von Ricarda Huch.

In Jeddam gab es nur einen einzigen Juden, welcher auf folgende Weise dorthin verschlagen war. Seine Frau, mit der ihn treueste Liebe verband, war aus Jeddam gebürtig, und als der Vater mit Hinterlassung bedeutender Ländereien starb, war es wünschenswert, dass sie sich zur Regelung ihrer Erbschaft selbst hinbegebe. Mit der Möglichkeit, das Vaterhaus wiederzusehen, erwachte in ihr das Heimweh, und die Familie, die aus Vater, Mutter und zwei kaum erwachsenen Kindern bestand, trat die weite Reise an. Da nun der Ort Jeddam, mit mehr dörflichem als städtischem Charakter, so trotzig und anmuthig zwischen mäßig hohen Bergen, reichen Saatfeldern und grünen Geländen lag, die das Flüsschen Melk bewässerte, und da die Frau sich in ihrer vertrauten Kinderheimat so wohl fühlte, willigte der gutmüthige Mann ein, ganz und gar überzusiedeln. Er konnte freilich nicht daran denken, das große Gut seiner Frau selbst zu bewirtschaften, sondern stellte dazu einen jungen Verwalter an, während er selbst ein Geschäft in dem Ort eröffnete, wie er es früher betrieben hatte. Da es ein solches in Jeddam bisher nicht gegeben hatte, und die Einkäufe in der nächsten größeren Stadt besorgt worden waren, hätte das Geschäft wohl gedeihen können, wenn nicht der Inhaber ein Jude gewesen wäre, von welchem Volke die Bewohner von Jeddam durchaus nichts wissen wollten. Verkauft wurde zwar genug, aber wenig bezahlt, und wenn Herr Samuel die ausstehenden Gelder einklagen wollte, musste er erleben, dass sich die Behörden seiner nicht annahmen, und er höchstens Processkosten zahlen musste, ohne zu seinem offenkundigen Recht kommen zu können. Es machte ihm oft Sorgen, was daraus werden sollte, und er wäre gern mit den Seinigen auf und davon gegangen, wenn er gewusst hätte, wie er in dieser feindseligen Umgebung zu seinem Gelde kommen und die Güter seiner Frau ohne zu großen Schaden verkaufen sollte.

Eine Reihe von Jahren gieng es so weiter, bis eines Tages Herr Samuel krank wurde und nach dem Arzte im nächsten Städtchen schickte: als er auf seine zweite Bitte, schleunig zu kommen (denn die erste hatte keinerlei Erfolg gehabt), die Antwort erhielt, der Doctor sei sehr beschäftigt und bedauere, dem Rufe nicht Folge leisten zu können, wurde es ihm unheimlich zu Muthe, und er bedachte zum erstenmale gründlich, wie er hier elend sterben und verderben könne. Während die Familie sorgenvoll und rathschlagend um sein Bett herum saß, sagte er: „Das beste wäre, da ich doch einmal krank bin, wenn ich stürbe, dann könntet Ihr unangefochten hier leben und glücklich sein". Seine Frau Rosette und die beiden Kinder, Anitza und Emanuel, verwiesen ihm so zu reden, da sie ohne ihn auch im Paradiese nicht glücklich sein könnten, und Herr Joe, der Verwalter, der Anitzas Verlobter war, sagte, dass es auch deshalb unrichtig sei, weil die Bewohner von Jeddam die abtrünnige Frau, die einen Juden geheiratet hatte, und dessen Kinder ebenso wenig unter sich leiden möchten, wie ihn selber.

„Wie wäre es aber," sagte Anitza, „wenn wir dich, Vater, als todt ausgäben und begrüben, während du heimlich in deine Heimat zurückkehrtest, und Joe, als unser natürlicher Freund und Vormund, unsere Angelegenheiten ordnete und uns dann zu dir führte?"

Herr Samuel wollte anfänglich von solchen Schlichen nichts hören, aber da der Verwalter erklärte, er getraue sich wohl, die Sache zu einem guten Ende zu bringen, und da Frau und Kinder zu dem Abenteuer, mittels dessen zugleich denen von Jeddam ein Streich gespielt wurde, voll Lust und Ungeduld waren, willigte er schließlich ein, es ins Werk zu setzen. Kaum war er wieder einigermaßen hergestellt, als er nächtlicherweile Jeddam verließ: es glückte ihm, unbemerkt zu dem nächsten größeren, am Meere gelegenen Ort zu gelangen, wo er sich einschiffte.

Unterdessen stopften Frau Rosette und Anitza mit Herrn Joes Hilfe einen netten Balg aus, befestigten eine passende Larve mit einem Bart aus Rosshaar vor dem Strohkopfe und legten diese Figur, in ein reinliches Sterbehemd gekleidet, auf Herrn Samuels Bett. Die Larve bedeckten sie mit einem Schnupftuch, indessen die wächsernen Hände, die sie der Echtheit und Aehnlichkeit halber mit dem [illegible] Diamantring geschmückt hatten, den Samuel auf dem [illegible] trug, [illegible] sichtbar. Der Betrug wäre wohl doch [illegible] worden, wenn das Haus des Juden nicht wie das eines [illegible] gemieden wäre; als die Nachricht von seinem Tode [illegible] war, fehlte es zwar nicht an Neugierigen, aber sie [illegible] aus der Ferne, so dass nur die eigenen [illegible] Brandwelle aus den künstlichen Leichnam [illegible]

Demnächst begab sich Herr Joe zum Gemeinderath, um den Tod des Herrn Samuel anzuzeigen und die Beerdigung zu bestellen, wurde dort aber an den Pfarrer verwiesen, welcher diese Dinge zu erledigen habe. Der Pfarrer war ein Mann mit dichtem, lockigem Haar und kurzer hölzerner Stirn über einem breiten Gesicht, für gewöhnlich schweigsam, nicht aus Neigung oder Anlage, sondern weil er nichts zu sagen wusste. Seine großen Augen flackerten ängstlich und bekümmert vor der großen Leere seines Schädels, und er war im ganzen ein mehr hilflos trauriger und unschädlicher Mann, als ein bösartiger, außer, wenn es sich um gewisse kirchliche Fragen handelte. Sowie nämlich irgend eine Sache vorkam, in der er sein Urtheil, sei es auch ein noch so verkehrtes, hatte und in welcher er überhaupt maßgebend war, bemächtigte er sich derselben mit Heftigkeit, blähte sich auf und spie Gift gegen alle, die ihm nahe kamen, im unbewussten Drange, sich dafür zu rächen, dass sie ihn so oft als einen unwichtigen, blöden Tölpel unbrauchbar in der Ecke hatten stehen sehen. Als Herr Joe sich bei ihm meldete, wusste er schon, um was es sich handelte, und empfieng ihn mit den Worten: „Was gibt es, Herr Joe? Da muss etwas gewaltiges im Schwange sein, dass Ihr zu mir kommt! Ihr pflegt mich nicht zu überlaufen, weder in meinem Hause, noch im Hause Gottes! Diese Leute bedürfen der Seelsorge nicht; aber jetzt gilt es wohl eine Erbschaft oder eine Heirat, wo sie immer bei der Hand sind!"

Herr Joe entschuldigte sich höflich und sagte, dass er nur den Tod des verstorbenen Herrn Samuel anzeigen wolle, was ihm als Vormund der hinterbliebenen Familie zukomme. „Da habt Ihr Euch ein sauberes Amt ausgelesen," sagte der Pfarrer; „wer Pech angreift, besudelt sich, wisst Ihr das nicht? Bleibt mir mit Eurem toten Juden vom Leibe, ich habe nichts damit zu schaffen!" Herr Joe erklärte, dass der Gemeinderath ihn an den Pfarrer gewiesen hätte, als welcher die Beerdigungsförmlichkeiten sammt und sonders zu erledigen pflegte. „Ja," rief der Pfarrer aufbrausend, „die Beerdigungen von Christenmenschen freilich! Den Juden mögen seine Rabbiner und Pharisäer in ihre Erde graben und sich selber dazu, was desto besser für sie und uns wäre."

Der Herr Pfarrer wüsste wohl, sagte Herr Joe, dass es in Jeddam weder Pharisäer, noch Sadducäer gäbe, noch weniger einen jüdischen Kirchhof, weswegen der Wunsch des Herrn Pfarrers nicht könnte ausgeführt werden; es müsste der verstorbene Samuel wohl oder übel neben den übrigen Bürgern Jeddams bestattet werden. Der Pfarrer zog die schwachen Brauen über den großen rollenden Augen hoch, schlug mit der geballten Faust dreimal auf den Tisch und rief: „Nichts da! Heraus mit Euch! Werft Euren todten Juden wohin Ihr wollt, aber lasst Euch nicht mit ihm auf unserem christlichen Kirchhof blicken!" Worauf Herr Joe, dem das Blut bereits zu kochen anfieng, sich herumdrehte, die Thür laut hinter sich zuschlug und spornstreichs zurück zum Gemeinderath eilte.

Dort gab es ein Köpfezusammenstecken und eiliges Hin- und Herlaufen, bis es Herrn Joe endlich gelang, zum Bürgermeister vorzudringen, der es im allgemeinen nicht liebte, in seinen Geschäften gestört zu werden. Er war ein beleibter Herr, der unter seiner Freundlichkeit äußerste Verachtung der meisten übrigen Menschen verbarg und sich einbildete, seine Stellung als Bürgermeister einzig seiner weltmännischen Gewandtheit und geistigen Ueberlegenheit zu verdanken. Ihm war alles gleichgiltig, außer dass er den Ruf seiner Unfehlbarkeit und seine Beliebtheit nicht einbüßte, und es war deshalb ebenso angenehm, mit ihm zu verkehren, wie schwer, irgend etwas von ihm zu erreichen und in Gang zu bringen.

Herr Joe erzählte athemlos und heftig, was ihm beim Pfarrer begegnet war, häufig unterbrochen vom Bürgermeister, der sich nach unzähligen Einzelnheiten erkundigte, theils um seine sachkundige Gründlichkeit und menschliche Theilnahme zu beweisen, theils um im allgemeinen Zeit zu gewinnen. Als Herr Joe durchaus nichts mehr zur Klärung der Sachlage beizubringen wusste und augenscheinlich auf eine Antwort erpicht war, legte der Bürgermeister den Kopf auf die Seite, faltete die Hände über dem Bauche und sagte nachdenklich: „Schade, schade, dass der Herr Samuel sterben musste! Ein fleißiger Herr, ein braver Herr, als Familienvater ausgezeichnet und als nützlicher Bürger, aber ein Jude. Unfängbar ein Jude! Er hätte noch eine Weile länger leben dürfen."

Herr Joe sagte ungeduldig: „Euer Gnaden werden Ihre rühmlich bekannte Gerechtigkeitsliebe beweisen und nicht dulden, dass Leute, die Euer Gnaden selbst als nützliche Bürger bezeichnen, wie faules Obst in den Graben geworfen, anstatt rechtlich begraben werden."

„Wie faules Obst in den Graben werfen!" rief der Bürgermeister erschrocken. „Das wäre in der That ein Unfug, den ich scharf ahnden würde. Die Geistlichkeit lässt sich oft, wie wir alle wissen, vom frommen Eifer hinreißen, allein das bürgerliche Haupt der Gemeinde folgt unbestechlich der Gerechtigkeit. Es soll mir nimmermehr ein verstorbener Jude, der tugendhaft gelebt hat, wie faules Obst auf der Gasse liegen!"

So würde, fragte Herr Joe, der Bürgermeister Befehl geben, dass der Verstorbene schicklich auf dem allgemeinen Friedhof beerdigt würde. Das würde er freilich, antwortete jener, nachdem er zuvor die Herren Gemeinderäthe versammelt und ihre Meinung eingeholt hätte: „Denn," sagte er lächelnd, „den Tyrannen möchte ich nicht spielen, gerade, weil ich es könnte."

Herr Joe musste sich bescheiden, unverrichteter Sache heimzukehren, und eilte zur Familie des Samuel, um von dem Vorgefallenen Bericht zu erstatten. Er hatte im Laufe der Verhandlungen fast vergessen, dass sein Schwiegervater nicht in Wirklichkeit todt war, wie er aber zu Hause die vergnügten Gesichter sah, kam es ihm wieder zur Besinnung, und er musste lachen, dass der Pfarrer sich dermaßen über eine Sache erhitzt hatte, die nur in der Einbildung bestand. Die zierliche Anitza warf sich auf einen Teppich und lachte lautlos in ein Kissen, so dass ihr die Thränen über das Gesicht liefen, aber ihre Mutter, eine hohe, kräftige Frau, die nicht mit sich spassen ließ, stand auf und sagte: „Joe, du bist gut, aber du hast einen Lammsmuth. Du verstehst mit diesen Leuten nicht umzugehen, die man nicht höflich, sondern grob und unverschämt, wie sie selber sind, behandeln muss. Du wirst bescheiden vor der Thür gestanden und um Erlaubnis gefragt haben, anstatt zu sagen: kurz und gut, morgen begraben wir meinen Schwiegervater, und wer sich mir in den Weg stellt, dem zerschmettere ich mit diesen Fäusten die Knochen zu Butter."

„Ich habe mich so fest und entschlossen benommen, wie ich glaube, dass ein Mann soll," sagte Herr Joe, dessen helles, hübsches Gesicht über und über roth geworden war, als ihm Zaghaftigkeit vorgeworfen wurde. „Wenn es nöthig ist, kann ich auch dreinschlagen, doch ich dachte, es wäre dazu immer noch Zeit."

Der junge Emanuel sagte: „Mama, die Leute haben im Grunde ganz Recht. Auf einen christlichen Kirchhof gehören Christen, auf einen jüdischen Juden. Die Frage ist nicht so leicht zu entwirren, wie du dir einbildest."

Nun loderte Frau Rosette in lichtem Zorne auf und rief: „Geh mir mit deinen Spitzfindigkeiten! Dein Vater ist kein Dieb oder Mörder, sondern ein besserer Mann als alle die Ochsenköpfe von Jeddam, die froh sein können, einen solchen auf ihrem Kirchhof begraben zu dürfen. Glaubst du, sie würden dich und mich und Anitza, obwohl wir gut katholische Christen sind, achtungsvoller behandeln? Sie würden uns auch in das erste beste Loch werfen, aber sie haben sich in mir verrechnet. Ich nehme es mit andern Leuten auf, als mit dem hohlköpfigen Pfarrer und dem windigen Bürgermeister."

Anitza klatschte vor Vergnügen in die Hände und sagte zu ihrem Bruder: „Mama möchte, dass wir beide stürben, nur damit sie uns dem Pfarrer zum Tort ein christliches Begräbnis herrichten könnte!" Und Emanuel, der es liebte, seine Mutter zu necken, sagte: „Frau und Kinder gehen nach des Vaters Seite, und ich bezweifle, ob wir das Recht haben, uns auf dem Jeddamer Friedhof beerdigen zu lassen."

„Gelbschnabel!" rief seine Mutter. „Meine Urgroßväter, Großväter und mein Vater sind hier begraben und ich möchte den sehen, der mich hindern kann, an ihrer Seite zu liegen. Ich gehe bis zum Kaiser, wenn es nöthig ist, um diesen Prahlhänsen zu zeigen, wo ich mich begraben lassen kann!"

(Fortsetzung folgt.)

---

Unserer heutigen Nummer liegen zwei Prospecte bei:

1. Von der Zeitschrift **„Kunstwart"** (Verlag Georg D. W. Callwey, München);

2. von der Halbmonatsschrift **„Das literarische Echo"** (Verlag F. Fontane & Co., Berlin).

---

Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 13. October 1900. Nummer 315.


## Die politische Stellung der Königin von England.

In diesem Jahr des südafrikanischen Krieges hat man wieder viel von der „persönlichen Politik“ der Königin Victoria gehört. Wohl hat sich die Königin, ebenso wie die große Masse ihrer Unterthanen, nicht nur zu der Chamberlain'schen Politik bekannt oder doch, nachdem der Krieg einmal ausgebrochen, eine thatkräftige Durchführung desselben befürwortet, sondern sie ist auch trotz ihres hohen Alters in den letzten Monaten aus ihrer Zurückhaltung, die sie seit beinahe vierzig Jahren, seit dem Tode ihres Gemahls beobachtet, etwas mehr herausgetreten, hat Revuen abgehalten, Spitäler besucht und dergleichen: aber es kann nur von einer gänzlichen Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse zeugen, wenn man der Königin irgendwelche Verantwortung für diesen Krieg aufbürden, irgendwelche Beeinflussung der Entscheidung des Cabinets ihr zuschreiben wollte. Und so dürfte in diesem Augenblick eine nähere Erörterung der politischen Stellung der Königin wohl besonders zeitgemäß sein, einer Frau, unter der die Größe des Reiches in einer Weise angewachsen, wie unter keinem ihrer Vorgänger, soweit wenigstens Größe durch Bevölkerungszahl, Quadratkilometer und Wohlstand ausgedrückt ist. Alles das hat sich mehr als verdoppelt in dieser Aera. Alle Regierungsacte, die dahin geführt, sind im Namen der Königin vollzogen worden, durch ihr persönliches Vorgehen nichts.

Was für eine hohe Meinung wir auch von der königlichen Frau haben mögen, es kann niemand ernstlich in den Sinn kommen, diese Entwickelung der Dinge ihrem persönlichen Eingreifen in die Staatsgeschäfte zuzuschreiben. Im Gegentheil, was nach Ansicht der Bürger ihres Landes wenigstens die Königin groß gemacht, ist nicht sowohl was sie gethan, als was sie unterlassen, dass unter ihr der alte Wahrspruch zum erstenmale voll zur Geltung gekommen ist: Eine Königin von England soll herrschen, ohne zu regieren, sie soll das sichtbare äußere Haupt des Staates sein, aber regieren will sich das Volk selbst, durch die von demselben gewählten Vertreter und die aus ihrer Mitte formell allerdings von dem Souverän, thatsächlich aber wieder von der Mehrheit der Abgeordneten auserkorenen Minister. Der einzige Versuch der Königin Victoria, in Opposition zu ihrem Cabinet ganz eigenmächtig zu handeln, war wohl das bekannte „Bedchamber Plot“ wenige Jahre nach ihrem Regierungsantritt, ein verhältnismäßig harmloser Vorfall, der aber auch mehr ihre Hofhaltung als ihre Reichsregierung betraf. Es ist Brauch, dass mit einem neuen Cabinet auch die obersten Hofchargen wechseln, die dann aus der Mitte der zur Regierung gelangten Partei genommen werden. Als aber beim Rücktritt des Whig-Ministeriums im Jahre 1839 und dessen Leiters Lord Melbournes, ihres väterlichen Freundes, der mit der Bildung eines neuen Cabinets betraute Sir Robert Peel darauf bestand, dass auch einige der hoher gestellten Damen ihres Hofes durch solche der Tory-Partei ersetzt würden, wies sie dieses Ansinnen schlechterdings zurück. Sie hätte auch das wohl kaum gewagt, wenn sie nicht durch Lord Melbourne und Lord John Manners dazu aufgestachelt worden wäre, und nicht in einer solchen Frage auch die Nation für sie Partei genommen hätte. Die Königin setzte in diesem Falle ihren Willen durch, hat aber bei späteren Regierungswechseln auch in solchen Punkten stets den herrschenden Bräuchen und dem Willen des Premiers sich gefügt. Wohl war der noch im Jahre 1834 gemachte Versuch Wilhelms IV., ein Ministerium des Amtes zu entheben, das die Majorität im Unterhause hinter sich hatte, bereits erfolglos: wohl hatte sich das gegenwärtige rein parlamentarische System auch vor dem Regierungsantritte der Königin schon herausgebildet, aber jedenfalls nicht in dem ausgeprägten Maße, wie es sich nun entwickelt hat. Gewiss wäre dies auch unter anderen Monarchen geschehen, aber schwerlich so bald, schwerlich ohne tiefgreifende Conflicte. Hätte in England das salische Gesetz geherrscht, das die weibliche Nachfolge ausschließt, wäre dann also der hier so verhasste Herzog von Cumberland, der ja den hannover'schen Thron bestieg, auch König von England geworden, er wäre gewiss gerade die richtige Persönlichkeit gewesen, Conflicte heraufzubeschwören.

Die Königin enthält sich aber nicht nur jedweder Beeinflussung der Staatsgeschäfte, sondern hat sich auch unbedingt vor jeglicher öffentlichen Aeußerung ihrer Ansichten über dieselben aufs strengste zu hüten, wenn diese Angelegenheiten Parteifragen betreffen, und dazu werden ja in diesem Lande der Parteiregierungen fast alle öffentlichen Fragen abgestempelt.

Der Krieg ist indessen eine nationale Sache, in der sich natürlich auch die Königin keine Zurückhaltung aufzuerlegen hat. Sie soll aber im allgemeinen über den Parteien stehen, in gewisser Hinsicht steht sie aber auch wieder unter den geringfügigsten der Bürger, die doch in allen politischen Dingen sagen können, was ihnen beliebt. Und wie die Königin, so sind auch alle Mitglieder des königlichen Hauses gestellt. Zwar werden die männlichen Sprossen desselben etliche Jahre nach erlangter Volljährigkeit regelmäßig in das Oberhaus berufen, aber sie werden auch da niemals ihre Ansichten darlegen und ebenso wenig ihre Stimmen abgeben, es sei denn zuweilen in Bezug auf geringfügige Dinge, die unbedingt keine Parteifragen sind. Natürlich gibt es auch in England Leute, die darüber ganz anders denken, und denen sogar oftmals ein Veto seitens der Krone recht erwünscht kommen würde, zumal angesichts des immer stärker zum Durchbruch kommenden Demokratismus.

Und damit haben wir den zweiten Punkt berührt, welcher der Victoria'schen Aera seinen Stempel aufgedrückt hat. Die Regierung des Landes war bei der Thronbesteigung der Königin eine mehr oder weniger aristokratische, sie ist heute längst eine unbedingt demokratische geworden. Wohl gibt es als letzten Nothanker gegen allzu gewagte Neuerungen der gewählten Vertreter des Volkes immer noch das Haus der Lords, dem aber sind die Fittige auch lange schon kurz genug geschnitten. Wenn es aber gleichwohl gewagt hat, gerade einer so schwer wiegenden, das ganze Land im höchsten Maße aufregenden Frage wie Home Rule gegenüber sein Veto vorzubringen und mit durchschlagendem Erfolg geltend zu machen, so konnte es das auch nur, weil das ganze Land über diesen Punkt so sehr getheilter Meinung war, selbst im Unterhause die damalige Gladstone'sche Majorität nur etliche Dutzend Stimmen betrug, eine große, mächtige Minorität aber auch hier auf die Lords als Retter aus der Noth blickte.

Unter anderen Umständen würde das Oberhaus so etwas nicht gewagt und jedenfalls nicht erreicht haben. Einer wirklich machtvollen Mehrheit im Unterhause gegenüber, die unzweifelhaft den Willen des Volkes repräsentiert, würde dasselbe ein seit vielen Jahren schon nur in den seltensten Fällen angewandtes Veto nicht geltend zu machen wagen, ohne selbst sofort Selbstmord zu begehen. Dahin mag es ja über kurz oder lang auch einmal kommen, und so der britische Thron auch dieser Stütze beraubt werden. Allein gerade im Augenblick sind doch wenig Anzeichen, die darauf deuten, vorhanden.

London. Wilh. F. Brand.

---

## Das Proportional Wahlsystem.

In Staaten, deren fortschrittliche Elemente heute noch um das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht kämpfen, neigt man in der Regel zur Meinung hin, dass mit der Verwirklichung dieses Postulats die Wahlreformbestrebungen für eine geraume Zeit, wenn nicht überhaupt, ihren Abschluss gefunden haben werden. Dies ist auch leicht erklärlich: denn im Gebiete der praktischen Politik, wo alle Kräfte zur Erreichung des unmittelbaren, nächsten Zweckes angespannt werden müssen, rücken die weiteren Ziele, besonders bei lange andauernden Kämpfen, immer mehr aus dem Gesichtsfelde, und die Vorzüge des allgemeinen, gleichen und directen Wahlrechtes, vor dem alten Curiensystem, mit oder ohne Wahlmänner, sind zu augenfälliger Natur, als dass sie nicht die, auch jenem Modus zweifelsohne anhaftenden Fehler und Gebrechen verdecken sollten. Die letzteren bilden aber den Gegenstand lebhaftester Discussionen, und ihre Beseitigung das Ziel achtunggebietender Reformparteien in Staaten, die bereits zu einer auf dem Princip des allgemeinen Wahlrechtes basierenden Volksvertretung fortgeschritten sind. Sieht man auch von der gewiss nicht abzuweisenden Frage ab, ob es überhaupt nicht verfehlt ist, alle Wähler, ohne auf ihren individuellen Eigenwert Rücksicht zu nehmen, als überall gleiche

Ziffern nebeneinander zu stellen, und die Bevölkerung ohne Rücksicht auf ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Gliederung in eine unorganische Masse aufzulösen, sieht man von der Frage ab, ob eine im modernen Geiste durchgeführte, berufsmäßige Scheidung der Wählerschaft dem heutigen Systeme nicht vorzuziehen wäre, so läßt sich doch unmöglich die zweite bedenkliche Erscheinung leugnen, die nämlich, dass selbst diejenigen Volksvertretungen, die auf dem allgemeinen, gleichen und directen Wahlrecht basieren, dennoch den Anforderungen nicht entsprechen, die im Begriffe einer Volksvertretung mit eingeschlossen sind, und die verwirklicht werden müßten, wenn eine Volksvertretung diesen Namen von rechtswegen führen sollte. Alles, was in dem concreten Staatsgebilde lebt, das ganze Volk mit allen seinen Interessen, Gedanken und Gefühlen soll in der Volksvertretung eine, diesem factischen Bestande verhältnismäßig angepasste Vertretung finden. Mirabeau hat diesem Gedanken in den classischen Worten Ausdruck verliehen: „Les Assemblées sont pour la nation ce qu'est une carte reduite pour son étendue physique; soit en partie, soit en grand, la copie doit toujours avoir les mêmes proportions que l'original.“ Und wenn wir die Frage aufwerfen, ob eine Volksvertretung, sei es etwa die des Deutschen Reiches oder die der Schweiz, wirklich ein so genaues Abbild der politischen Structur des Volkes darbietet wie eine Landkarte in Bezug auf die physikalische Beschaffenheit des Landes, so kann man nicht umhin, mit einem entschiedenen „nein“ zu antworten: es ist immer eine, je nach der Wahlkreiseintheilung mehr oder weniger compacte Vertretung der Majorität, beziehungsweise der herrschenden Parteien, während die im Volke tief wurzelnden, manchmal nicht unbeträchtlichen Minoritäten keine ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung finden. Die Verfechter des Gedankens der Minoritätenvertretung operieren in der Regel mit folgendem Exempel: gesetzt den Fall, ein Wahlkreis habe einen Vertreter zu wählen, die Partei A gibt für ihren Candidaten 4001 Stimmen ab, die Partei B 3999; es wird der Candidat der Partei A gewählt, und die 3999 Wähler der Partei B bleiben ohne Vertretung: eine Stimme gab den Ausschlag. Eine derartige Argumentation kann natürlich einer ernstlichen Kritik nicht standhalten. Es ist aber auch gar nicht nöthig, so crasse und construierte Beispiele heranzuziehen, um den Gedanken, auf den es hier ankommt, zu verdeutlichen. Wir nehmen an, ein Wahlkreis, bestehend aus fünf Wahlbezirken, habe fünf Abgeordnete zu wählen, und gelangen zu folgendem Resultate:

| Wahlkreis | Wähler | | Abgeordnete | |
|---|---|---|---|---|
| | Liberale | Conservative | Liberale | Conservative |
| A | 3005 | 1995 | 1 | 0 |
| B | 2645 | 2355 | 1 | 0 |
| C | 3238 | 1765 | 1 | 0 |
| D | 2509 | 2491 | 1 | 0 |
| E | 2603 | 2394 | 1 | 0 |
| | 14000 | 11000 | 5 | 0 |

Solche und ähnliche Erscheinungen sind jedem Politiker geläufig; es sei z. B. bloß an die Wahlen aus der V. Wiener Curie im März 1897 erinnert.

Es wäre wohl überflüssig, auf die Nachtheile dieser, durch das auf dem Principe der Majorität basierende Wahlsystem verursachten Sachlage einzugehen. Die Furcht, ohne Vertreter auszugehen, verschärft und verbittert den Charakter der Wahlcampagne, sie verleitet manche Partei zum Gebrauche von Wahlagitationsmitteln, die nicht immer mit den Postulaten der politischen Ethik übereinstimmen, sie zwingt geradezu Minoritätsparteien zu unnatürlichen Wahlbündnissen und Compromissen, die einen corrumpierenden Einfluss auf das ganze Parteileben ausüben, und nicht zuletzt das Bewusstsein, ohne unwürdiger Bündnisse nicht durchdringen zu können, verurtheilt manche der vornehmsten Minoritätsparteien zur parlamentarischen und in der Folge auch zur politischen Theilnahmslosigkeit, was weiterhin zur Indifferenz weiterer Volkskreise führt.

Es mangelt nicht an Vorschlägen, diesen Fehlern des Majoritäts-Wahlsystems beizukommen. Der eigentliche „Erfinder“ des Proportional-Wahlsystems ist der französische Minister der Restauration, de Villèle, der eine Art von Proportionalwahlen für Frankreich zum Vorschlag brachte. Ihm folgte der dänische Mathematiker und Minister Andrä, dem es 1855 auch gelang, seine Ideen zum Theil zu verwirklichen. Die Engländer Thomas Hare und Droop, der Belgier d'Hondt und die Schweizer Hagenbach und Bürkli haben sich um den weiteren theoretisch-technischen Ausbau der Idee bedeutende Verdienste erworben, während J. St. Mill in England, Rosin im Deutschen Reiche und eine Reihe von Politikern in der Schweiz theils durch unmittelbare Agitation, theils durch schriftstellerische Thätigkeit bei Mill giengen beide zusammen Anhänger für den Gedanken warben.

Es läst sich nicht leugnen, dass das Proportional-Wahlsystem heute durchaus nicht als ein „[illegible]“, sondern [illegible]

Dass die deutsche Socialdemokratie das Proportional-Wahlsystem ins Erfurter Programm aufgenommen hat, nimmt wohl keinen Menschen Wunder, und man wäre vielleicht geneigt, darin bloß den Beweis dafür zu erblicken, dass sie von der Verwirklichung dieses Postulates eine Zunahme ihrer Mandate erhofft, wenn es nicht Thatsache wäre, dass auch Männer von ausgesprochen „staatserhaltender“ Gesinnung sich unumwunden für Minoritätenvertretung ausgesprochen haben. Fürst Bismarck hat seinerzeit dem schweizerischen Politiker Naville auf die Anfrage hin, ob es wahr sei, dass er (Bismarck) seinerzeit geäußert haben sollte: „Wenn die verschiedenen Parteien berufen würden, an demselben Tage durch ganz Deutschland ihre Stimmen zu sammeln, so müßte jede für 25.000 Stimmen einen Vertreter haben. Denn es ist ein Unsinn, dass, wenn die Parteien beinahe gleich stehen, die eine Hälfte gar nicht zur Geltung kommt“, durch den deutschen Consul in Genf antworten lassen: „Je suis chargé de vous informer que le prince ne se rapelle pas exactement à quelle occasion il aurait dit les paroles en question, mais que néanmoins elles expriment parfaitement son opinion et qu'il croit s'être exprimé dans ce sens plus d'une fois.“ — Von Theoretikern sei, neben Mill, auch Buckles gedacht: „It is the people and not the surface of the earth, or the constructions which man has heaped upon it, which must be represented. The principle of personal representation is the great political doctrine of modern times.“ Von deutschen Staatsrechtslehrern haben sich Bluntschli und von Mohl unbedingt, Rosin bedingt für das Proportionalsystem ausgesprochen.

Die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen wird es sein, zuerst in möglichst knappen Zügen eine Darstellung der verschiedenen technischen Systeme der Proportionalwahl zu geben, daraufhin der bisherigen Siege der Proportionalidee zu gedenken, um in einem späteren Artikel auf die zur Zeit in der Schweiz brennend gewordene Frage einer Wahlreform im Sinne der Minoritätenvertretung des näheren einzugehen.

Eine Aenderung des Majoritäts-Wahlsystems, mit der Tendenz, den Minoritäten eine Vertretung zu sichern, wird auf dreierlei Weise vorgehen können: entweder im Wege einer Schwächung des Einflusses der Majorität auf den Ausgang der Wahlen, oder durch Stärkung dieses Einflusses für die Minorität, oder endlich durch Combination beider Momente.

Die Schwächung der Majorität erfolgt nach dem System der eingeschränkten Stimmgebung, vote limité, welches im wesentlichen darin besteht, dass in Wahlbezirken, die mehrere (z. B. fünf) Vertreter zu entsenden haben, jeder Wähler nur für einen Theil derselben stimmen darf (z. B. für drei), wodurch eine bedeutende Schwächung der Majoritätspartei erzielt wird, indem sie nicht mehr Wahlstellen besetzen kann, als ihre Wähler Namen schreiben dürfen, der Rest fällt der Minorität anheim.

Umgekehrt gestattet das System der Stärkung der Minorität, vote cumulatif, das zuerst 1853 von James Garth Marshall aufgestellt wurde, jedem Wähler, bei einer vorzunehmenden Wahl von z. B. fünf Abgeordneten, die ihm zur Verfügung stehenden fünf Stimmen nicht auf fünf verschiedene Candidaten zu zersplittern, sondern sie auf einen einzigen zu concentrieren, und während die Majorität ihre Stimmen zersplittern muss, um ihre zahlreichen Candidaten durchzubringen, erringen die so vereinigten Kräfte der Minorität wenigstens einige Sitze.

Beiden bisher skizzierten Systemen sind nicht unbeträchtliche Mängel eigenthümlich: beim System des vote limité kann eine starke, gut organisierte Majorität durch ein geschicktes Wahlmanöver dennoch alle Sitze an sich reißen, während es beim System des vote cumulatif geschehen kann, dass eine ihre Kräfte überschätzende Majoritätspartei ohne Vertreter ausgeht.

Eine rohe Synthese der beiden Systeme bildet das System der Rangsordnungsziffer, auch System Burnitz-Varrentrapp genannt, das von der vollständig willkürlich aufgestellten Voraussetzung ausgeht, dass der Wähler, der bei einer vorzunehmenden Wahl von z. B. drei Abgeordneten, drei Namen auf seinen Stimmzettel niederschreibt, nur dem an erster Stelle aufgezeichneten Candidaten seine volle Wertschätzung ausdrücken wolle, dem zweiten nur eine Hälfte, dem dritten ein Drittel u. s. w.; demzufolge gilt dann auch bei der Berechnung der von den einzelnen Candidaten der verschiedenen Parteien erhaltenen Stimmen nur der Platz an der ersten Stelle des Stimmzettels als volle Wahlstimme, der an zweiter als eine halbe u. s. w. — Weder das Burnitz-Varrentrapp'sche System, noch die beiden vorhin skizzierten können heute als für die Praxis ernst zu nehmende angesehen werden. Sie ermöglichen Minoritätenvertretungen, aber nicht Proportionalwahlen.

Die modernen Proportional-Wahlsysteme, die alle auf dem Satze basieren, dass die Gesammtzahl der von einem Wahlkörper zu wählenden Vertreter proportional auf die Wähler und deren Gruppen zu vertheilen ist und durch den Engländer Thomas Hare („[illegible]“, London 1859) die mathematisch-technische Grundlage erhielten, zerfallen ihrerseits abermals in zwei Hauptgruppen: das System der proportionalen Einzelwahl, und das System der proportionalen Listenwahl, von denen, wie hier schon

festgestellt werden mag, dem letztern der Vorzug gebürt. Bei beiden beruht die Ausführung und Ausrechnung jedes einzelnen Wahlganges auf der Verhältnisziffer, auch Wahlquotient, chiffre d'élection genannt, deren Berechnung nach verschiedenen Systemen erfolgen kann.

Betrachten wir nun die beiden Proportionalsysteme.

Am einfachsten, aber deshalb auch am unzulänglichsten, ist das System der proportionalen Einzelwahl, procédé du bulletin uninominal; wenn 1000 Wähler fünf Abgeordnete zu wählen haben, so ist der Wahlquotient 200; es wird öffentlich und mündlich gestimmt: jeder Wähler darf nur den Namen eines Candidaten nennen und sobald die Anzahl der für einen Candidaten abgegebenen Stimmen den Wahlquotienten erreicht, ist der Candidat gewählt; jede Partei vermag soviel Candidaten durchzubringen, wie vielmal die Anzahl ihrer stimmenden Anhänger sich durch den Wahlquotienten theilen läßt. Will man dieses System beibehalten, ohne das öffentliche mündliche Abstimmen mit in den Kauf zu nehmen, dann sind zwei Wege vorhanden: entweder wirft jeder Wähler in die Urne einen Stimmzettel, auf dem, neben dem Namen des Candidaten, dem er seine Stimme gibt, noch ein zweiter, beziehungsweise dritter Candidat vermerkt ist, dem die Stimme zukommen soll, für den Fall, dass der erste, beziehungsweise zweite Candidat bereits eine zur Wahl genügend große Anzahl von Stimmen auf sich vereinigt hätte; oder aber, der Wähler schreibt auf den Stimmzettel nur den Namen eines Candidaten, dem aber dann das Recht zusteht, diejenige Anzahl von Stimmen, die er über das nöthige Quantum (in unserem Beispiel über 200) erhielt, auf einen Candidaten seiner Partei zu übertragen, der die durch den Wahlquotienten vorgeschriebene Stimmenanzahl nicht erhielt — dieser letzte, von Walter-Baily ersonnene Ausweg nähert sich aber bedenklich schon dem indirecten Wahlverfahren.

Das System der proportionalen Listenwahl, scrutin de liste, basiert auf dem Gedanken der gleichzeitigen Doppelwahl, double vote simultané: jeder Wähler stimmt gleichzeitig für eine Partei und für eine bestimmte Person; die verschiedenen Parteien reichen vor Beginn der Wahl ihre Listen ein, jeder Wähler gibt so viele Stimmen ab, als Abgeordnete aus seinem Wahlbezirke gewählt werden sollen: man unterscheidet Listenwahl entweder mit gebundener Liste, d. h. der Wähler muss, als strammer Parteimann, ohne Amendements für die ganze Liste einer Partei stimmen, oder freie Liste mit Cumulation, wo der Wähler allerdings an die in einer Parteiliste aufgestellten Candidaten gebunden ist, hingegen aber das Recht hat, eine beliebige Anzahl von Candidaten aus der Liste zu streichen, um einem oder einigen Candidaten dafür mehrere Stimmen abzugeben (z. B. wenn fünf Abgeordnete gewählt werden sollen, streicht er aus der Liste vier Namen und gibt für einen Candidaten fünf Stimmen), oder endlich freie Liste mit Panachierungsrecht, wobei er seine Candidaten aus den Listen aller Parteien zusammenstellen kann. Dieses System der freien Liste oder Listenconcurrenz wurde zuerst 1882 vom Belgier Victor d'Hondt entwickelt und gilt heute als das vollkommenste.

Richten wir nun unseren Blick auf die praktischen Erfolge der Idee der Proportionalvertretung, und zwar zuerst außerhalb der Schweiz.

Den Reigen eröffnete die englische Capcolonie, die 1852 das Cumulativvotum für ihr Unterhaus einführte. In Europa war es zuerst Dänemark, das 1855 für den Reichsrath von Dänemark und Schleswig-Holstein und 1867 für den Dänischen Landsthing und die Commissionswahlen des Folkething eine Proportionalvertretung nach dem Andrä-Quotientensystem einführte; von den 66 Mitgliedern des Landsthing werden 12 vom König ernannt, von den übrigen 54 werden 52 in mehrstelligen Wahlkreisen mittels indirecter Wahlen durch Wahlmänner nach dem Proportionalprincip gewählt. Bei der Wahl der parlamentarischen Commissionen innerhalb des Folkething herrscht seit 1890 das Freilistensystem; seit 1886 macht sich im ganzen Lande eine starke, durch den Abgeordneten Bayer geleitete Wahlreformagitation geltend, für Einführung directer Proportionalwahlen mit Listenconcurrenz. 1861 nahm Malta das System des limitierten Votums für die Wahl des Gouvernementsrathes an. In England wurde 1867 durch Disraeli anlässlich der Wahlreformbill, auf Antrag des Lord Cairn, in 12 großstädtischen Wahlkreisen das limitierte Votum eingeführt, wornach jeder Wähler bei einer vorzunehmenden Wahl von drei Abgeordneten nur zwei Candidaten seine Stimme geben durfte; da aber die großstädtischen Wahlkreise liberal wählten, und die Reform eine Schwächung der Whigs zur Folge hatte, wurde das Gesetz anlässlich der Bill von 1885 trotz heftiger Opposition seitens des Sir John Lubbock durch Gladstone aufgehoben. Aber im gleichen Jahre 1885 begann die proportional representation society ihre äußerst intensive Agitation, verbunden mit einer, nicht nur quantitativ, höchst bedeutenden literarischen Thätigkeit. Brasilien hat 1875 seine Gemeinde-, Provinz- und Nationalwahlen nach dem Princip des limitierten Votums geregelt und 1881 in einer neuen Wahlreform das limitierte Votum bei den Nationalwahlen durch das System der Einlreise, bei den Provinzial- und Gemeindewahlen durch das Quotientensystem ersetzt. Der Staat (Provinz) Buenos-Ayres führte 1876 das System der Listenconcurrenz ein. Endlich erhob Spanien 1878 das System des limitierten Votums zum Gesetz für alle diejenigen Wahlkreise, welche mehr als zwei Deputierte zu wählen haben, wobei noch zu Gunsten der kleinen, im ganzen Lande zerstreuten Parteien bestimmt wurde, dass außer den in den einzelnen Wahlkreisen gewählten noch diejenigen zehn Candidaten als gewählt betrachtet werden, welche zwar in keinem Kreise die nöthige Stimmenanzahl auf sich vereinigten, aber doch in ganz Spanien (als ein einziger Wahlkreis betrachtet) mehr als 10.000 Stimmen erhalten haben. Im gleichen Jahre 1878 nahm auch Portugal dieses System an. Endlich hat Belgien, durch das Gesetz vom 29. December 1899, das System der Proportionallistenwahl für die Kammer angenommen, und am 3. Juni 1900 wurde zum erstenmale im ganzen Lande nach diesem Gesetze gewählt.*)

Auf dem Gebiete der Communal-Wahlgesetzgebung erzielte das System der Proportionalvertretung bisher die größten Erfolge in den Vereinigten Staaten. Seit 1870/71 herrscht das Cumulativvotum bei allen Gemeindewahlen in den Staaten New-York, Illinois und Massachusetts, wie auch in Pennsylvanien. 1867 führte New-York das limitierte Votum bei den Appellationsrichterwahlen ein; 1870 wird es in England und Schottland für die Wahl der Schulräthe angenommen, im gleichen Jahre auch von der Hervard-Universität für die Wahl ihrer Regenten und Aemter.

Werfen wir noch zum Schlusse dieser Uebersicht einen Blick auf das Deutsche Reich. Der Deutsche Reichstag kommt auf Grund von reinen Majoritätswahlen zustande; von den Bundesstaaten hat nur Württemberg eine Art von Proportionalwahlen in die zweite Kammer eingeführt, um in dieser Weise den Einfluss der sogenannten „privilegierten" Sitze (13 „Ritter", 6 Prälaten der evangelischen, 3 Vertreter der katholischen Kirche und der Kanzler der Universität Tübingen) zu schwächen. Das sehr complicierte württembergische Experiment darf als verfehlt bezeichnet werden. Hingegen functioniert vorzüglich der in Hamburg bei der Wahl des aus 19 Mitgliedern bestehenden Bürgerausschusses angewandte, dem Proportionalsystem sehr ähnliche Wahlmodus. Der Deutsche Bundesrath ist eigentlich nicht proportional zusammengesetzt, aber doch zeigt die Art seiner Zusammensetzung deutlich die Tendenz, den Minoritäten eine genügende Vertretung zu gewähren, indem die ersten 17 Stimmen dieser, im ganzen 58 Stimmen zählenden Körperschaft, Preußen zukommen, während die letzten 17 auf die Kleinstaaten vertheilt sind, deren Gesammtbevölkerung bloß ¹/₁₀ derjenigen Preußens ausmacht.

In der Schweiz endlich hat das Proportional-Wahlsystem schon eine reiche Geschichte hinter sich und steht jetzt vor einer neuen großen Entscheidung. Davon soll in einem späteren Artikel eingehender gehandelt werden.

Bern. Dr. Julius Landmann.

## Die ungarische Eisenbahnpolitik im Occupationsgebiete.

Tage um Tage sind sie wieder geheimnisvoll beisammengesessen, gemeinsame, dies- und jenseitige Minister, und haben bis tief in die Nächte hinein gearbeitet, conferiert und debattiert, bis schließlich doch wieder nichts anderes herausgekommen ist als der sattsam bekannte Wechselbalg: die gewisse „strategische Bahn von a nach b" — diesmal von Sarajevo gegen Mitrovitza — „von der es jedoch für geraume Zeit zweifelhaft sein dürfte, ob sie die Betriebskosten decken wird" — von den Baukosten, deren Verzinsung und Amortisierung selbstverständlich gar nicht zu reden.

Seit fünf Jahren kann sich Oesterreich mit Ungarn über die Quote nicht einigen, immer mehr erweitert sich die Kluft zwischen diesen beiden Staaten, die Völker spüren schon bis ins Mark hinein die Folgen dieser unglücklichen politischen Ehe und die schier unüberwindliche gegenseitige Abneigung frisst unaufhaltsam immer weiter. Aber wenn der Kriegsminister mit seinem Klingelbeutel kommt und lumpige paar Dutzend Millionen für eine neue strategische Bahn verlangt, dann fallen die Minister von Cis und Trans unter dem Tisch sich in die Arme und sofort wird zwischen beiden Theilen „eine in allen Punkten vollständige Einigung erzielt". Wirklich rührend!

Und nun hören wir die officielle Motivierung für die „aus politisch-strategischen Gründen auf das dringendste nothwendige Bahn": „Die Vorgänge in Macedonien, die unfreundliche Haltung des Fürsten von Montenegro und die Ueberraschungen, welche der letzte Sommer in Serbien brachte, zum Theile auch der Conflict zwischen Rumänien und Bulgarien sind diesmal für die Forderungen der Heeresverwaltung und die Entschließungen der gemeinsamen Ministerconferenz entscheidend gewesen." Doch nein, bange machen gilt nicht! Solche Räubergeschichten glauben ja doch höchstens nur die Oesterreicher. Man wird nun fragen: Ja,

*) [illegible]

warum haben denn aber diesmal auch die Ungarn, ganz gegen ihre Gewohnheit, den „politisch-strategischen Forderungen der Militärverwaltung" so schnell bereitwilligst zugestimmt? Weil eben diese Füchse mit ihren patriotischen Spürnasen sofort erkannt haben, dass durch diese neue Linie für Ungarn wieder etwas abfällt, während unsere Reichshälfte nur den Schaden davon haben wird. Es ist nämlich durch den Bau dieser ungemein schwierigen, kostspieligen und ausgedehnten Bahnanlage nicht nur der alte, schöne Traum der Ungarn erfüllt, für Budapest und Umgebung eine directe Verbindung mit Salonichi zu gewinnen, sondern auch der von Ungarn so gefürchtete Ausbau der bosnischen Linie nach Spalato auf viele Jahre wieder hinausgeschoben, wodurch die zunächst im Interesse Bosniens gelegene Eisenbahnpolitik über den Haufen geworfen wird.

Die Verwaltung Bosniens beabsichtigt nämlich schon seit langer Zeit, zwei für das Land sehr wichtige Eisenbahnverbindungen zu schaffen. Die eine Linie soll die Fortsetzung der bereits unter türkischer Herrschaft durch Baron Hirsch erbauten normalspurigen Strecke Doberlin—Banjaluka gegen Sarajevo sein; die andere soll Bosnien mit dem Adriatischen Meere, d. h. die bosnischen Eisenbahnen durch eine Transversalstrecke mit dem Hafen von Spalato verbinden. Bereits vor zehn Jahren wurde mit der Durchführung dieses wohldurchdachten Programmes begonnen und demgemäß vor allem die Theilstrecke Lasva—Travnik—Dolnji-Vakuf mit den Flügeln nach Jaice, beziehungsweise Bugojno gebaut und bereits vor sechs Jahren eröffnet. Nun sagten aber die Ungarn: „Bis hieher und nicht weiter!" und haben es auch bis heute zu verhindern gewusst, dass diese kostspieligen, aber als Sackbahnen ganz wertlosen Strecken programmgemäß fortgesetzt werden und Bosnien die langersehnten Anschlüsse erhalte. Durch das jetzt noch fehlende Verbindungsglied Jaice—Banjaluka würden nämlich die bosnischen Bahnen über Agram und Steinbrück Anschluss an die österreichischen Bahnen erhalten, und Bosnien, das jetzt mit seinen sämmtlichen Eisenbahnen nur an die ungarischen Bahnen anschließt und dadurch gezwungen ist, seinen gesammten Verkehr über Ungarn zu leiten, würde dann durch die bedeutend kürzere Verbindung mit Cisleithanien handelspolitisch mehr dahin gravitieren, was für diese Reichshälfte von großem Vortheile wäre, da der Handel nach und von Bosnien heute schon ein sehr bedeutender ist. Ungarn würde dabei freilich nichts gewinnen, ja seine Bahnen hätten sogar einen empfindlichen Entgang. Heute führt z. B. die kürzeste Route von Wien nach Sarajevo — d. i. über Wiener-Neustadt—Groß-Kanizsa—Essegg—Brod — volle 61 Procent auf ungarischem Gebiete, während von Wien über Steinbrück—Agram—Banjaluka, nach Ausbau der nur 70 Kilometer langen Strecke Banjaluka—Jaice, nach Sarajevo von den [illegible] Kilometern nur [illegible] Procent auf die ungarischen Bahnen entfallen würden. Der für Cisleithanien daraus resultierende Vortheil ist so in die Augen springend, dass sich Minister Kallay als guter Ungar und unser Ressortminister Dr. v. Wittek als — echter Oesterreicher bereits bestimmen ließen, dieses Project gänzlich beiseite zu schieben.

Hingegen setzte Kallay alles daran, die Verbindung mit Spalato zustande zu bringen, da er sehr gut weiß, dass dieselbe für Bosnien geradezu eine Lebensfrage bildet und dabei für Ungarn ohne nennenswerten Nachtheil ist. Aber seine Landsleute wollen das nicht einsehen, weil sie besorgen, dass dann der Handel des südlichen und östlichen Ungarn und der angrenzenden Theile von Serbien und Bosnien zum Adriatischen Meere, nicht wie bisher nach Fiume, dem Schoßkinde Ungarns, sondern wegen der kürzeren Route über Brod—Zenica—Travnik seinen Weg nach Spalato, das noch dazu einen von Natur aus größeren und viel besseren Hafen als Fiume hat, nehmen würde. Diese Befürchtung ist jedoch unbegründet, da ja die bosnischen Bahnen mit ihrer kleinen Spurweite und ihren großen Steigungen für einen nennenswerten Transitverkehr nahezu unbrauchbar sind. Der Ausbau der Strecke von Bugojno nach Spalato hätte daher für Bosnien nur localen Wert und brächte den ungarischen Interessen keinerlei Gefahr. Trotzdem verweigern die Ungarn consequent ihre Zustimmung, und Bosnien kann somit sein wichtigstes Ziel, die directe Verbindung mit dem so nahe gelegenen großen Seehafen, nicht erreichen, während Dalmatien, dieses [illegible] Kilometer lange Meeresufer, noch immer auf die Verbindung mit dem Hinterlande, welche doch das Hauptmotiv [illegible]

die steinreiche und doch so blutarme Hercegovina, wo gar nichts zu holen ist, großmüthig Oesterreich überlassen. Das war aber immer so: 30 Procent zahlen, 70 Procent nehmen und dabei noch die Großmüthigen spielen! In dem Falle wäre aber das Verhältnis für Cisleithanien noch viel schlimmer, denn die an Naturschönheiten, Felstrümmern, Bären und Giftschlangen so reiche Hercegovina mit ihrem bisschen Tabakbau ist beiläufig soviel wert, wie das angrenzende, am Hungertuche nagende Montenegro. Aber die Ungarn haben es durch ihre Eisenbahnpolitik so zu veranstalten gewusst, dass eben diese Hercegovina bereits heute ganz in die „Interessensphäre" Oesterreichs gedrängt wurde. Dort gibt es nicht nur die eine Bahnverbindung mit Dalmatien und dem Meere in Metkovich, dort haben die Ungarn ohneweiters auch noch zwei andere kostspielige Bahnen zum Meere, respective nach Dalmatien — die eine nach Gravosa, die andere nach Castelnuovo — zugestanden und derart forciert, dass dieselben bereits nahezu vollendet sind. Nur die Bahn nach Spalato darf nicht gebaut werden, um keinen Preis!

Da wollte Minister Kallay, dem unleugbar das Wohl Bosniens und der Hercegovina doch mehr am Herzen liegt, als alles andere, seinen gar zu unbescheidenen Landsleuten einen Strich durch die Rechnung machen. Hierbei kam ihm die österreichische Regierung zu Hilfe, indem sie sich, in der Erkenntnis, dass doch für Dalmatien vor dessen endgiltigem Untergange noch schnell etwas gethan werden müsse, endlich entschloss, den auf dalmatinisches Gebiet fallenden Theil der Strecke Spalato—Bugojno — das ist beiläufig die Hälfte — ganz auf Kosten Cisleithaniens zu bauen. Für das dann noch fehlende bosnische Stück Bugojno—Arzano plante nun Kallay folgenden Ausweg: Die in allen, nicht mit der Creditgewährung seitens der Monarchie zusammenhängenden Dingen autonome Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina verpachtete die im Gebiete der Bahn liegenden ausgedehnten Wälder zu einem guten Preise auf zwanzig Jahre an eine bekannte Holzverwertungsfirma zur Exploitierung. Da diese nun aber das Holz nur dann brauchen kann, wenn sie dasselbe von den flussarmen bosnischen Hochplateaus per Bahn ans Meer zu bringen in der Lage ist, so erhält sie die Concession, vom Endpunkte der bosnischen Strecke, das ist Bugojno, für eigene Rechnung eine Bahn zum Anfangspunkte der österreichischen Linie Landesgrenze—Spalato zu bauen, die bosnisch-hercegovinischen Staatsbahnen übernehmen später den Betrieb auf dieser Privatbahn und das fehlende Verbindungsglied ist endlich — den Ungarn zum Trotz — gefunden.

Und das war eben in den diesmaligen Frühjahrsdelegationen die Hauptursache ihres plötzlichen Grolles gegen ihren Benjamin, darum haben sie damals den ganzen Rummel gegen ihn inscheniert, um ihm in seine spalatinische Suppe zu spucken und haben ihm mit echt ungarischer Deutlichkeit zu verstehen gegeben, dass er gehen kann, wenn er nicht besser ungarisch verstehen will. Die ewige bosnische Beschwerde-Deputation tauchte zu gelegener Zeit wieder auf, man schob Kallay mit Berechnung die jesuitischen Machenschaften des sauberen Dr. Stadler, des dem Jesuitenorden angehörenden Erzbischofs von Sarajevo, in die Schuhe und stempelte Kallay, den größten Türkenfreund, schließlich gar zum abscheulichsten Proselytenmacher, der die armen Türkenmädchen gewaltsam — taufen lasse. So zeigten ihm die Ungarn die Zähne und haben, wie man jetzt sieht, auch ihren Zweck erreicht; denn Kallay hat endlich nachgegeben, und seine Sehnsucht nach Spalato vorläufig ad acta gelegt und ist, unter Assistenz des Kriegsministers und des unvermeidlichen Generalstabschefs, mit dem den Ungarn äußerst sympathischen Project der „strategischen" Linie von Sarajevo nach Mitrovitza herausgerückt.

Und was hat unser wackerer Eisenbahnminister dazu gesagt? „Er hat in den kürzlich stattgefundenen gemeinsamen Ministerconferenzen auf den schließlichen Ausbau der Linie nach Spalato großes Gewicht gelegt." Einstweilen ist aber die bereits vor mehr als einem Jahre in Spalato activierte k. k. Eisenbahnbauleitung vor zwei oder drei Wochen soviel wie aufgelöst, der größte Theil des Personals wegtransferiert und die seit einem Jahre signalisierte Ausschreibung des Baues der ersten Theilstrecke Spalato—Sinj „bis auf weiteres" sistiert worden. Gebaut wird wohl, aber nicht nach Spalato, sondern in die entgegengesetzte Richtung gegen Mitrovitza. Es wird also auch diesmal nicht die im Interesse Cisleithaniens gelegene Linie gebaut, sondern die direct entgegengesetzte, durch welche eben Bosnien, wie bisher durch alle mit Hilfe Oesterreichs erbauten Bahnen, wieder um ein großes Stück weiter in die Einflusssphäre Transleithaniens gedrängt wird, bis es endlich von selbst als reife Frucht in den allein seligmachenden Schoß Ungarns fallen wird.

Und so ist der ganze Verlauf dieser lehrreichen bosnischen Eisenbahngeschichte wieder ein erdrückend klarer Beweis, wie die Ungarn den Dualismus auffassen und wohin wir Oesterreicher durch denselben allmählich kommen müssen: unaufhaltsam auch unter das Joch der Ungarn. Denn diese gehen systematisch darauf aus, uns [illegible], graben uns mit zäher [illegible] ab und verrammeln uns consequent [illegible] um uns schließlich in aller Gemüths-

ruhe auffressen zu können. Das ist eben ungarische Strategie. — Wir Oesterreicher aber sehen mit einem souveränen Lächeln ruhig zu, wie sich die Ungarn bereits ganz ungeniert zum Leichenschmause rüsten und bezahlen im vorhinein gutmüthig unsere 70 Procent zu den eigenen Begräbniskosten. Das ist die österreichische Strategie. — Und die arithmetische Summe dieser beiden Strategien, die gemeinsame Strategie, hat eben das phänomenale Aufblühen und Erstarken Ungarns bewirkt und wird den schließlichen Ruin Oesterreichs herbeiführen.

Ingenieur Anton Czepelka.

## Die Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei.

Das Interesse für die Religion des Buddha zieht immer weitere Kreise, und man hat viele Werke, welche über die Grundlehren dieser im sechsten vorchristlichen Jahrhundert in Indien entstandenen Lehre Aufschluss geben.*) Buddha war Hindu nach Abstammung und indischer Philosoph in seiner Denkungsweise, seinen Predigten; er bahnte jedoch die erste Weltreligion an, indem er den einseitigen Standpunkt der Brahmanen verließ, welche die höchste Weisheit und Glückseligkeit nur den Mitgliedern ihrer Kaste zuerkannten. Nach seiner Lehre hat der Buddhist seine Erlösung keinem Gott zu danken, das Naturgesetz von Ursache und Wirkung bestimmt sein Leid und schließlich seine Befreiung vom Dasein. Buddha hat die Wesen nicht erlöst, sondern sie nur gelehrt sich selbst zu erlösen. Was für andere Religionen das Gebet, das ist im Buddhismus die Andacht der inneren Versenkung, in welcher der Fromme von der Außenwelt mit ihrer bunten Gestaltenwelt sich abwendet, um in der Stille des eigenen Ich fern von Leid und Lust das Aufhören des Vergänglichen nachzuempfinden. (Oldenberg.)

Schon um 246 v. Chr. wurde im Süden von Indien die Insel Ceylon der neuen Lehre gewonnen; von den südindischen Gemeinden wurden sodann Birmanien und Siam in Hinterindien wie Java missioniert. China erhielt die neue Lehre vom nördlichen Indien aus im ersten christlichen Jahrhundert, von dort kam sie über Korea nach Japan. In den jetzt China einverleibten Ländern von Tibet, dem Grenzlande Indiens, jenseits der großen Gebirgsmauer des Himâlaya, entstand eine große Gemeinde, als in Indien im siebenten christlichen Jahrhundert die Brahmanen wieder zur Macht gelangten, die großen Klöster, die Sitze buddhistischer Gelehrsamkeit, zerstört wurden und Aebte wie Mönche zum Schutze wie zur Verkündigung ihres Glaubens nach dem nördlichen Nachbarlande sich wandten. Von Tibet aus kam die Mongolei zu einer festen Organisation der gelben Kirche — so genannt von der Farbe der Priestergewänder — um das erste Jahrtausend nach Christus; diese nahm dann jahrhundertelang an der politischen Geschichte Hochasiens einen sehr wirkungsvollen Antheil.

Bis zur Ankunft der indischen Mönche in Tibet war die dortige Bevölkerung in der Anbetung der Naturkräfte befangen gewesen und in der Gewalt einer Gruppe von Familien, aus denen die Zauberer hervorgiengen, welche den Aberglauben ausbeuteten. Die damaligen Könige waren einsichtig genug, den Bestrebungen der einwandernden gelehrten Indier entgegen zu kommen, und diese giengen an ihre Aufgabe mit einem Ernste und einem Eifer, der unsere Bewunderung herausfordert und zu Erfolg führen musste. Es galt zunächst, die heiligen Schriften aus den indischen Sprachen in die Landessprache, das Tibetische, zu übersetzen; von hier aus erfolgten dann im dreizehnten Jahrhundert Uebertragungen in das Mongolische und ihre Niederschrift mittels Schriftzeichen, welche der uigurischen Schrift nachgebildet wurden. — Seitens der indischen Uebersetzer sind ganz erstaunliche Leistungen zu verzeichnen. Das Tibetische hat mit keiner Sprache in Indien nur das Geringste gemein; es gehört der Gruppe der nordasiatischen Sprachen zu und hat in den einzelnen Worten Consonanten-Gruppen, von denen Professor Grünwedel mit Recht bemerkt, dass sie in der Aussprache so schwer zu bemeistern sind, wie im Polnischen. Es wurden Schriftzeichen erfunden, die dem indischen Alphabete nachgebildet sind, und es wurden Wörterbücher und liturgische Verzeichnisse angelegt; hunderte von Werken wurden übersetzt. Dabei wurde strenge daran festgehalten, dass die angenommenen Uebertragungen in den Uebersetzungen ausnahmslos angewendet wurden. Die Folge wurde, dass diese Worte in den im Inlande entstehenden neuen religiösen Werken in Gebrauch genommen wurden, so dass sich hiedurch wie durch feststehende Redewendungen und syntaktische Regeln eine Büchersprache herausbildete, welche von der Volkssprache wesentlich abweicht. — Ein Bedürfnis zum Lesen fehlt in Tibet noch; man versucht zwar Holzschnitte herzustellen und von den geschnittenen Tafeln Abzüge zu machen; aber die zum Nachdenken am wenigsten auffordernden religiösen Bücher sind am verbreitetsten und werden unter der des Lesens

allein kundigen Bevölkerung der Mönchsklöster am meisten beachtet. Ist es sohin selbst nach zwölf Jahrhunderte alter Aufrichtung der buddhistischen Kirche in Tibet nicht gelungen, die nach hunderten von Millionen zählenden Bekenner des Buddhismus, die im weiten chinesischen Reich zum Kirchenfürsten in der Landeshauptstadt von Tibet, dem Dalai Lama, als Oberhaupt der Lehre emporblicken, zu einer Bildungsstufe emporzuheben, deren sich in den christlichen Staaten des westlichen Europas auch der geringste Taglöhner erfreut, so liegt die Ursache in den Zusätzen, welche die ursprüngliche Lehre im Laufe der Jahrhunderte erhielt. Dieser Rückfall in abergläubische Neigungen hat seinen innersten Grund in dem Verlangen nach einem Erlöser, der sich zum Menschen in greifbarer Gestalt herabläßt und ihm in den Nöthen hilft. Die Art der Glaubensbethätigung änderte sich vollständig; der nördliche Buddhismus, Lamaismus genannt von der Bezeichnung der Geistlichen als Obere, Lama, ist als eine völlig entartete Entwickelung der ursprünglichen Lehre zu bezeichnen. Die Zauberei gilt wieder als berechtigt, als nothwendig zur Bannung der Götter; Gestalten des örtlichen Volksempfindens, sowie die volksthümlichen Götter und Göttinnen der indischen Glaubensbekenntnisse, des Sivaismus und Wischnuismus, hielten ihren Einzug als Schutzgötter in das buddhistische Pantheon von Tibet und der Mongolei. Professor Dr. phil. Albert Grünwedel in Berlin hat nun das Verdienst, in seinem neuesten Werke*) die Umbildung nachzuweisen, welche bei den nördlichen Buddhisten entstanden. Dabei sind seine Erklärungen ganz neu und fußen auf einer eingehenden Durchforschung der reichen Sammlungen im Völkermuseum zu Berlin, in einem unverdrossenen Studium tibetischer und indischer Manuscripte**), wie der gesammten einschlägigen, überaus zerstreuten Literatur. Seine Aufstellungen, die neben dem zur Besprechung stehenden Prachtwerke, das mit 163 vorzüglichen und überaus lehrreichen Holzschnitten ausgestattet ist, noch in dem kleinen, aber äußerst reichhaltigen Handbuch über die buddhistische Kunst in Indien (2. Auflage 1900) niedergelegt sind, lassen sich in Kürze in folgendem zusammenfassen.

Der älteste Gegenstand der Verehrung war der Platz, unter welchem Buddha als Erleuchteter im sechsten Jahrhundert v. Chr. zur vollendeten Einsicht in das Wesen aller Dinge gelangte. Als dieser Platz gilt den frommen Gläubigen noch heute der Feigen- oder Pipalbaum bei der Stadt Gaya in Behar, Provinz Bengalen, genau südlich von der Stadt Patna am Gangesflusse. Der alte Stamm des Bodhidrum oder Weisheitsbaum genannten Exemplares ist längst verdorrt, man pflanzt aber in die absterbenden Schäfte fortgesetzt junge Reiser, denn die Hindus verehren diesen Bodhibaum als Geburtsort ihres Gottes Krishna.***) Ein Ableger dieses Baumes gelangte im dritten vorchristlichen Jahrhundert nach Ceylon; der ursprüngliche Trieb des Reises wurde ebenso behandelt wie der Stammbaum in Gaya, und die Pflanzung erfährt dort Anbetung seitens der südlichen Buddhisten.

Der nächste Gegenstand der Verehrung wurden die menschlichen Ueberreste des Buddha und die Orte seiner Predigten. König Asoka ließ im dritten vorchristlichen Jahrhundert über Reliquien und als Erinnerungszeichen an bemerkenswerte Orte Stupas errichten. Diese Bauten, die in Europa unter der aus der Paliform Thupa entstandenen englischen Bezeichnung Tope bekannt wurden, bestanden in Indien und bestehen in Tibet noch heute aus einem viereckigen Unterbau mit einem darauf ruhenden massiven Aufbau in Form einer Wasserblase, die von einem sich verjüngenden Aufsatz in der Form einer Spitzsäule gekrönt ist. Mit einer Wasserblase vergleichen die heiligen Bücher gerne den menschlichen Körper, „der da auftaucht und zerplatzt wie die Blasen, welche das Wasser wirft". Die Reliquienkammer im Innern schloss ursprünglich Reliquien des Buddha ein, heute solche örtlicher Heiliger oder religiöse Schriften. Unter allen Reliquien genoss die höchste Verehrung der linke Augenzahn des Buddha, der um den Beginn der christlichen Zeitrechnung nach Ceylon überführt wurde. Constantin von Braganza ließ 1560 das Kleinod zu Pulver zerstoßen, dieses zu Asche verbrennen und diese ins Meer streuen. — Man behauptet aber heute, der wahre Zahn sei rechtzeitig geborgen worden, und jetzt bildet dieses etwa sechs Centimeter lange, zwei Centimeter breite Stück gelblichen Elfenbeins neben dem Kreuze und dem Rocke Christi die berühmteste Reliquie auf Erden.

Die ältere Periode der indischen Kunst stellt Buddha selbst nie dar, sondern bezeichnet ihn durch Symbole. Da der Ausdruck „das Rad des Gesetzes drehen" typisch ist für die Predigten Buddhas, so dient ein Rad auf einem verzierten Untersatze zur Darstellung von Buddhas erster Predigt und als Symbol seiner Lehre. In der

That bedeutet der Bau eines Speichenrades für den Naturmenschen einen gewaltigen Schritt vorwärts. Noch heute bildet das Rad, im Giebel der Tempel der Buriäten angebracht, das Kennzeichen des Glaubens. (Grünwedel, Abbildung Nr. 11.)

Das älteste Buddhabild war ein Schnitzwerk aus Sandelholz. Lhasa, die Hauptstadt Tibets, und der Dalai Lama dort brüsten sich, im Besitze dieser Statue zu sein, die im siebenten christlichen Jahrhundert als Theil des Brautschatzes einer Königin dorthin gekommen sein soll; es kann sich höchstens um eine Nachbildung des Originales handeln. Grünwedel stellte fest, dass allen Darstellungen des Buddha in Indien wie außerhalb der Apollo-Typus der Griechen zugrunde liege, mit welchem die indischen Bildner durch den Zug Alexanders und die darauf folgenden Griechen bekannt wurden. Auf den alten, in Indien ausgegrabenen Sculpturen zeigt sich im Gesichte noch die griechische, ideale Auffassung; auf den handwerksmäßig gearbeiteten Stücken der Gegenwart macht sich ein naturalistisch behandeltes Hindugesicht geltend. Das Haar ist auf dem Kopfe zu einem Schopfe zusammengebunden; die Stellung wechselt: bald erscheint der Buddha sitzend mit hochgezogenen Beinen nach indischer Art, wobei die Fußsohlen nach oben gekehrt werden, dann wieder stehend mit erhobener Rechten oder nach rechts fortschreitend, wie es gerade die Handlung verlangt. Faltenwurf und Behandlung des Gewandes sind durchweg griechisch, und selbst auf den jüngsten Darstellungen behaupten die schablonenhaft gewordenen Gewandpartien noch die nichtindische Anordnung.

Buddha zunächst erfahren die Ehre der Darstellung die menschlichen Wesen, welche durch eine besondere Heilsthat mit dem ausgesprochenen Wunsche, Buddha zu werden, die Anwartschaft dazu erhalten haben, die Bodhisatvas, das ist diejenigen, deren Wesenheit (satva) die Erkenntnis (bodhi) ist. Sie treten auf als jugendliche Männer mit indischem, aber manieriert archaisch, nach spätantiker Art stilisiertem Gewande und reichem indischem Schmuck.

Eine Fülle von Formen liefern die Heiligen, als welche die ersten Missionäre aus Indien gelten, die Wiedergeburten der Buddhas und Bodhisatvas in den geistlichen Würdeträgern der lamaistischen Hierarchie und die Darstellungen von Scenen aus dem Leben der Geistlichen. Die Erbfolge der lamaischen Kirchenfürsten wird gewöhnlich als khubilganische bezeichnet, von dem mongolischen Worte Khubilgan, welches eine Uebersetzung des tibetischen Brul-ba ist, wörtlich: etwas erscheinen lassen. Die weltbekannteste Form dieser Wiedergeburten ist der Großlama von Lhasa, der Dalai Lama. Die Figuren und Darstellungen dieser Großlamas äffen in einigem die Formen der Buddhafiguren nach; im übrigen zeigen sie aber die dem Orte, dem Stamme und dem Stande zugehörenden Gewänder und Kopfbedeckungen.

Eine umfassende Gruppe bilden die Götter und Göttinnen; fortgesetzt mehrte sich die Zahl der indischen Gottheiten, die unter anderen Namen in das buddhistische Pantheon einzogen, und es gehört zu den größten Verdiensten des Verfassers, auf Grund eingehender Vergleichungen nachzuweisen, unter welchen Umdeutungen diese „schichtenweise Ablagerung" erfolgte. Zur Aufnahme der zahlreichen neuen Formen wirkte die Neigung zur Personification mit; „hiedurch wurde in den fremden Ländern, in welchen der Buddhismus Eingang erlangte, die Aufnahme localer Gottheiten ermöglicht und der nordbuddhistischen Mythologie jener ungeheure Umfang verschafft, welcher sie als **das größte Pantheon der Erde** erscheinen lässt".

Der einzige Bodhisatva, den auch die südliche Kirche kennt, ist Maitreya; derselbe sitzt nach europäischer Art mit herabhängenden Füßen.

In Japan hat sich für diese Heiligen der altindische griechische Stil noch erhalten, in China ist er untergegangen; in Tibet und der Mongolei ist in einzelnen Hauptgottheiten die Bodhisatva-Tracht noch bewahrt geblieben, auch wenn die Darstellung eine compliciertere Form mit einer Mehrheit von Händen erhielt, und es wird diesen Göttern das Mönchsgewand nicht angezogen, welches Buddha und seine Vorgänger in der Verkündigung der Lehre als Schutzgötter anlegen. In China ist der gefeiertste dieser Schutzgötter, denen die Aufgabe zugetheilt wird, Beschützer der Menschen zu werden, Amitabha; sein Paradies wird in den herrlichsten Farben geschildert. Eine wirkliche historische Persönlichkeit wird Mandschusri gewesen sein. Die vom Verfasser beigebrachten Erzählungen bestätigen, dass seine Einreihung in das Pantheon geschah, damit darin der Hindu-Gott Brahma vertreten sei. In Tibet ist Padmapani der Regent der Kirche, denn er verkörpert sich im Dalai Lama; einige Darstellungen zeigen aber [illegible] Form [illegible], und es mögen deshalb zur Wahl dieser Gottheit als Landespatron [illegible] mitgewirkt haben.

[illegible]

die grollenden Gottheiten, zugleich umgeben von einer Masse lodernder Flammen oder dunklem Rauch — als Ersatz der Aureole des Buddhas u. s. w. — in ausschreitender kampfbereiter Stellung und meist dunkelfarbig, blau oder roth bemalt. Zu dieser Gruppe gehören der Kriegsgott, der Gott der Todten mit seinen Gehilfen und die Göttin Lhamo, deren Hauptzüge von Kâli, der blutdürstigen Gattin Sivas, entnommen sind.

Das weibliche Gegenstück des Buddha nennt unser Verfasser die Göttin Târâ, welchen Namen die Tibeter mit Erlöserin wiedergeben. In ihrer Darstellung lebt die Hindugöttin Lackschmi fort, die Glücksgöttin. Nach der tibetischen Anschauung hat sich diese Dame wiederholt als Prinzessin verkörpert und für die Verkündigung der Lehre Verdienste erworben. Man unterscheidet mehr als zwanzig Nebenfiguren dieser Göttin und volkreiche Gruppen von Nymphen u. s. w. Allgemein interessanter als die Kenntnisse dieser Vervielfältigungen und Dienerinnen ist die Notiz unseres Verfassers, „dass den Gläubigen auch der jeweilige Kaiser von Russland seit Elisabeths und Katharinas Zeiten als menschliche Verkörperung der weißen Târâ gilt, was darauf zurückzuführen ist, dass gerade im neunzehnten Jahrhundert die dem Lamaismus huldigenden Buriäten mit der russischen Hauptstadt in nähere Berührung traten".

Die letzte Gruppe der nordbuddhistischen gottgleichen Wesen besteht aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen. Die Eingliederung dieser Götter und Halbgötter aus dem indischen Sagenkreise, dann aus Ortsgeistern tibetischen, mongolischen und chinesischen Ursprungs stellt unzweifelhaft ein Compromiss dar der buddhistischen Missionäre mit den einheimischen Schamanen. Leider nimmt die Anrufung und Verehrung dieser kleinen Gottheiten in den täglichen gottesdienstlichen Handlungen der Laien und Priester einen breiten Raum ein; eine große Literatur befasst sich mit den Bannungen der Götter zum Dienste des Menschen, und mit Recht bezeichnet sie unser Verfasser als Eindringling dem Buddhismus gegenüber, als eine Schmarotzerpflanze und ihre Verfasser als eine Rotte von Vagabunden.

Wir haben in dieser Besprechung stets die Sanskrit-Namen der Götter gegeben, weil sie den Vorzug haben, den Zusammenhang der nordbuddhistischen Cultur- und Religionsgeschichte mit der indischen aufrecht zu erhalten; die Mongolen haben die alten Sanskrit-Namen für Götter, Länder und Könige ohnehin beibehalten, während die Tibeter sie meist nach ihrer Bedeutung übersetzen.

Zum Schlusse ist noch des Vorwortes zu gedenken, das Fürst E. Uchtomskij dieser sachkundigen Beschreibung seiner einzigartigen Sammlung von Prachtexemplaren des lamaischen Tempeldienstes vorsetzt. Der Fürst war Begleiter des jetzigen Kaisers Nikolaus II. auf seiner Orientreise und betont in dem Vorwort, dass die Sitze der buddhistischen Gelehrsamkeit öfters Stätten eines rechtschaffenen Lebenswandels und der Arbeitslust waren; auch habe die Religion des Buddha den Cultus des Monarchen jederzeit sehr hoch gehalten. Einer besonderen Hervorhebung sind augenblicklich nachstehende Sätze wert: „Die Mitglieder der in Indien residierenden Theosophischen Gesellschaft tragen sich mit dem Gedanken, in Buddha Gaya — dem Standorte des Feigenbaumes, unter welchem der Königssohn Sâkyamuni zum erleuchteten Buddha wurde — eine Pflanzschule der Wissenschaft und des buddhistischen Glaubens zu errichten, mit der ausgesprochenen Absicht, auf das brahmanisierte Indien, wie in den ersten Zeiten des Buddhismus, einzuwirken, um sich allmählich auch in dessen zahllose Secten einzuverleiben und von neuem unzählige Menschen auf die Bahn der Verehrung des ‚Lehrers' zu lenken. Zum Oberhaupt der geistigen und religiösen Bewegung will man anscheinend den Dalai Lama wählen. Die Frage dreht sich nun darum: kann das verhältnismäßig verschlossene Tibet und Lhasa in mehr oder weniger engere Beziehungen zum Vaterlande des Buddhismus treten? Die Lösung dieser Frage ist nicht ganz frei von politischer Färbung." Die Stellung, welche in Russland in einflussreichen Kreisen zu dieser Frage eingenommen werden wird, ist der Zukunft überlassen. Vorerst legt Fürst Uchtomskij seiner Vorrede die Zeichnung eines „Zukunftsbildes von Buddha Gaya" bei, entnommen seinem großen Werke „Orientreise des Kaisers von Russland", welches von der Absicht zeugt, den Ort und die dort entstandene Lehre zu großer Entwicklung wieder zu beleben.

Zweibrücken. Emil Schlagintweit.

## Das Telegraphon.

Diejenige Erfindung der Pariser Ausstellung, die auf dem Gebiete der Schwachstromtechnik das größte Aufsehen erregt hat, war ohne Zweifel der Telephonograph oder das Telegraphon des dänischen Ingenieurs Poulsen. Es ist eine Erfindung, die eigentlich noch mehr in das Gebiet des Phonographen als des Telephons hineingehört, [illegible] Wert aber gerade durch die Combination der beiden Apparate erlangen dürfte.

Wenn [illegible] der Phonograph trotz seiner neueren [illegible] kein bedeutendes Wirkungsfeld erobern konnte, so [illegible] hauptsächlich daran, dass ihm besonders für [illegible] die deutliche Wiedergabe abgeht. Die

mechanische Arbeit, die der Schreibstift des Phonographen lediglich unter dem Antrieb akustischer Schwingungen der zugehörigen Membran zu vollziehen hat, ist nicht unbedeutend und erfordert deshalb kräftige Schwingungen, das heißt eine laute Klangwirkung. Mit den neueren, sogenannten lautstarken Telephonconstructionen, die z. B. für Concertübertragungen benützt werden, hat man den Phonographen allerdings mit Erfolg in Verbindung gebracht, aber der gewöhnliche Fernsprecher ist zum Eingraben oder Einschneiden der Runen, welche den Wachscylinder des Phonographen bedecken, bei weitem zu schwach. Die Erfindung Poulsens, die an Folgen vielleicht ebenso reich sein wird, wie die großen Entdeckungen von Bell, Edison, Morse u. a., betrifft eine neue, nicht mechanische, sondern elektromagnetische Art der Fixierung von Lauten, um dieselben zu beliebiger Zeit und beliebig oft wieder hörbar zu machen. Die Grundlage dieses Verfahrens aber bildet eine Entdeckung von ganz außerordentlicher, ja auf den ersten Anschein von fast unglaublicher Art. Dass man einen Stahlstreifen durch Elektricität oder durch Annäherung eines Magneten beliebig magnetisch machen kann, ist bekannt, aber bisher galt dafür doch die Regel, dass die eine Hälfte des Körpers dann zum Nord-, die andere zum Südpol wird. Bei einem ringförmig gebogenen Stahl- oder Eisenkörper, wie ihn die meisten Dynamomaschinen aufweisen, wechselt freilich der Magnetismus in den verschiedenen Theilen des Ringes öfter ab, es können zehn positive, zehn negative Pole vorhanden sein, aber es herrscht dabei doch immer eine feste Regel vor, es ist eben, als wäre der Ring in entsprechend viele kleine Theilmagnete zerschnitten, die immer mit den ungleichnamigen sich anziehenden Polen zusammenhaften.

Nun aber ist durch Poulsen die gänzlich neue Thatsache nachgewiesen, dass man einem langen Stahlstreifen nicht zehn, nicht hundert, sondern tausend, ja Millionen von Polen einprägen kann, in ganz willkürlicher, bunt durcheinander gewürfelter Lage und befähigt, ihre Wirkungen, genau entsprechend ihrer Vertheilung, auszuüben und beliebig oft zu wiederholen. Und diese magnetischen, dem Stahlband oder Draht gleichsam eingeprägten Pole, oder besser Kraftpunkte ersetzen beim Poulsen'schen Telephonographen die feinen Vertiefungen oder Einschnitte, welche der Schreibstift des gewöhnlichen Phonographen in die Walze presst, beziehungsweise gräbt. Nur dass sie den Vortheil haben, durch viel schwächere Wirkungen hervorgebracht zu werden, ihre Reproductionsfähigkeit viel treuer zu bewahren und trotzdem auf einfachere Art als beim Phonographen wieder beseitigt werden zu können.

Die sehr einfachen Mittel, mit denen diese Wunder erreicht werden, sind bald beschrieben. Der Aufnahmekörper für die magnetischen Eindrücke, die aus akustischen entstehen und in akustische wieder zurückverwandelt werden sollen, ist ein Stahldraht von hundert bis zu einigen hundert Metern Länge. Derselbe ist in spiraligen Windungen, die sich nirgends berühren, auf eine längliche Trommel gewickelt, die sich genau wie die Walze eines Phonographen während der Thätigkeit dreht und bei jeder Drehung um eine Windung seitlich verschiebt. Der einfache Apparat, der bestimmt ist, dieser Walze die magnetisch-akustischen Eindrücke mitzutheilen und sie später auch wieder von ihr zurückzuerhalten, besteht aus einem kleinen Elektromagnet, dessen Pole eine Windung des Stahldrahtes umfangen und durch die Drehung der Walze allmählich die ganze Länge des Drahtes zwischen sich durchpassieren lassen. Natürlich ist es gleichgiltig, ob sich während der Rotation der Walze sie selbst längs des Magneten oder der letztere über ihre Länge hin verschiebt. Nun möge der Strom eines Telephons, der fortwährend seine Richtung und Wechselzahl ändert, in diesen Elektromagneten geleitet werden, der von ihm genau so wie der Magnet eines gewöhnlichen Fernsprechers in die den Schallwellen entsprechenden Vibrationen versetzt wird. Nur ist hier keine Schallmembran, welche diese Kraftzuckungen sofort in Laute umsetzt, sondern der Magnet kann nur das unter seinen Polen hingleitende Stahlband zum Object seiner Thätigkeit machen. Er ruft darin unausgesetzt wechselnde, sich unaufhörlich folgende magnetische Erregungszustände hervor, die den seinigen entgegengesetzt sind. Aber während sich dieselben bei einem weichen Eisendraht ebenso rasch wieder verwischen würden, bleiben sie in dem Stahl vermöge seiner größeren Coercitivkraft haften und bilden die oben als Kraftpunkte bezeichneten, entsprechend der Aufeinanderfolge der Schallwellen vertheilten magnetischen Pole. Das gesprochene Wort, das Lied oder Tonstück ist fixiert, genau so sicher und doch auf völlig andere Art, als im Phonographen.

Um es wieder hörbar zu machen, stellt man den Anfang der Spirale wieder vor den Magneten und lässt dann die Walze abermals rotieren, während der Elektromagnet diesmal nicht mit dem Mikrophon, sondern mit dem Hörrohr eines Fernsprechers verbunden wird. Die dem Stahldraht imprägnierten magnetischen Pole machen, unter Maßgabe ihres Richtungs- und Schwingungswechsels, den Elektromagneten zum Gegenstand derselben magnetischen Erregungen, die sich natürlich als elektrische Vibrationen auch seiner Drahtumwickelung mittheilen. Wie diese elektrischen Zuckungen durch das erstbeste Telephon hörbar gemacht werden, weiß endlich jedes Kind. Besichtiger des in Paris ausgestellten Apparates bezeugen, dass die Wiedergabe deutlicher und wohlklingender ist, als in den besten bisherigen Phonographen.

So weit hätten wir es nur mit einer freilich sehr verbesserten Neuerfindung des Phonographen zu thun, die sich, wie erwähnt, noch dadurch auszeichnet, dass die magnetische Schrift durch ein sehr einfaches Mittel leicht ausgelöscht werden kann, um Platz für eine neue Mittheilung, beziehungsweise Niederschrift zu machen. So dauerhaft sich nämlich die magnetischen Eindrücke erweisen, wenn man sie richtig behandelt, so leicht sind sie auszulöschen, wenn man die Drahtspirale dem Einfluss eines stärkeren Magneten aussetzt, der durch seine magnetische Influenz die vorherigen schwächeren Eindrücke gleichsam verwischt. Man braucht zu diesem Zweck nur den vorerwähnten Elektromagneten, der die magnetischen Kraftpunkte aufträgt und abfragt, mit einer stärkeren Batterie zu verbinden und den Draht zwischen seinen Polen hindurchlaufen zu lassen, so sind alle Einzeleindrücke verwischt und ist für eine neue Niederschrift, wenn man so sagen darf, tabula rasa geschaffen. Der Erfinder hat, gestützt auf diese Erscheinung, eine besondere Ausführungsform des Telegraphons construiert, die als „Zeitungstelephon" bezeichnet wird und bestimmt ist, dieselbe Mittheilung fast gleichzeitig telephonisch an beliebig viele Stellen gelangen zu lassen. Die Walze ist hier durch ein dünnes Stahlband ersetzt, das gleich einer Bandsäge oder einem Treibriemen über zwei Rollen läuft. Auf diesem in raschem Umlauf befindlichem Bande schleift der sogenannte Schreibmagnet, der, durch ein Mikrophon in magnetische Zuckungen versetzt, dieselben getreulich auf das Stahlband überträgt. Dasselbe eilt, mit der unsichtbaren „magnetischen Schrift" beladen, weiter und gelangt unter einen, dann unter einen zweiten, dritten und beliebig viele „Lesemagneten", die nacheinander dieselben Energieschwingungen annehmen, die auf dem Stahlbande fixiert sind, sie in elektrische Stromschwankungen umsetzen und diese einem beliebig entfernten Telephon mittheilen. Zuletzt streift das Band den „Auslöschmagneten", der durch seine constante, größere Energie alle Sonderbestrebungen der kleinen magnetischen Molecüle auslöscht und dem nun wieder folgenden Schreibmagnet eine Tafel überliefert, die völlig rein ist. Die Wiedergabe der Worte und Töne wird als sehr rein und deutlich gerühmt, vor allem fehlen die lästigen Nebengeräusche, welche die Tonwiedergabe des Phonographen unangenehm und schnarrend machen, hier fast vollständig.

Noch mehr Kunststücke sind mit dem Telegraphon zu erzielen. Um ein telephonisches Gespräch auf weite Entfernungen recht vernehmlich zu machen, hat der Erfinder an der Empfangstation mehrere zugleich sprechende Telegraphone in die Leitung eingeschaltet. Dieselben wiederholen dann das Hineingeschriebene wie im Chor, wenn aber ihre „Lesemagnete" auf ein einziges Hörrohr geschaltet werden, so gibt dieses die Nachricht bedeutend lauter wieder.

Man kann auch auf dasselbe Stahlband mehrere Nachrichten übereinander schreiben, ohne dass beim Abhören die eine Zeichenreihe die andere irgendwie stört. Es wirken dabei zwei dicht hintereinander stehende Magnete auf den Draht, respective das Stahlband ein, die von dem Batteriestrom des Mikrophons nacheinander durchflossen werden. Haben sie ein Gespräch aufgezeichnet, so wird der eine Magnet verkehrt geschaltet, so dass seine Pole sich umkehren. Alsdann kann ein zweites Gespräch aufgezeichnet werden. Beim Abhören stören sich die ineinander gelagerten magnetischen Kraftpunkte nicht im geringsten, sondern es erklingt das eine Gespräch, wenn die beiden „Lesemagnete" hintereinander, das zweite, wenn sie gegeneinander geschaltet sind.

Das alles erscheint höchst wunderbar, aber die letzten Jahre haben uns ja, was die Ergebnisse der Schwachstromtechnik anlangt, auch an das Wunderbarste bereits gewöhnt. So wird denn auch diese neueste Erfindung bald ihren Weg ins tägliche Leben finden. Nach dem deutschen „Archiv für Post und Telegraphie" dürfte sich besonders das Fernsprechwesen des Telephonographen rasch bemächtigen. Der letztere gestattet zum Beispiel die Einrichtung, dass man auch an einen nicht anwesenden Telephontheilnehmer seine Aufträge ertheilen kann. Man spricht ins Mikrophon, der auf der anderen Seite eingeschaltete Telephonograph, durch ein Uhrwerk in Umdrehung erhalten, zeichnet das Gesprochene auf, und der Angerufene kann es sich später beliebig reproducieren. Wertvoll ist es, dass die einfache Construction des Telephonographen sich verhältnismäßig billig herstellen lässt, und somit eine Verwendung in den weitesten Kreisen ermöglicht. Daneben ist eine Verwendung als Vielfachfernsprecher, nach Art des oben angedeuteten Zeitungsphonographen, und als Lautverstärker (Relais) wahrscheinlich, da das Telegraphon auch in diesen Beziehungen dem gewöhnlichen Telephon überlegen ist.

Coswig. Wilhelm Berdrow.

---

# Madrid.

Zunächst bereitet Madrid eine große Enttäuschung. Aus der ernsten Einsamkeit des spanischen Hochlandes ist man in eine Stadt versetzt, wo man ganz das nämliche wie allerwärts sieht. Gleich bei der Einfahrt hörte das Düstere auf. Es war Sonntag Nachmittag. Im Stadtpark lagerten junge Pärchen. Rothwein und Weißbrot,

Trauben und Käse waren auf weiße Tischtücher gebreitet, ganz wie Goya in seinen „Déjeuners sur l'herbe" das malte. Dann eine Barrière. Dahinter Buben und Mädchen, die dem Zug entgegenlachten, wie die alten Genrebilder es zeigen. Und nun die Ankunft. Nach Madrid kommt alle sieben Jahre ein Fremder. So ward ich von drei Dutzend Hoteldienern wie von hungrigen Löwen umkreist. Nachdem sie hundert, zweihundertmal vergeblich zum Bahnhof gefahren, empfiengen sie mich in jener Stimmung, mit der die alte Jungfer unter ihrem Bett den lange gesuchten Dieb entdeckt: „Sind Sie endlich da?"

Das Hotel Santa Cruz, das ich seines schönen Namens wegen als Domicil hatte wählen wollen, erwies sich bei näherer Betrachtung als unmöglich, und ich musste mich zu einem solchen entschließen, das mit weniger kreuzritterlichem Namen eine kosmopolitischere Cultur verband. Der Kutscher, den ich als Recognoscierungspatrouille benutzte, verlangte für seine Leistung das Dreifache dessen, was man in Paris während der Weltausstellungszeit für eine Droschke zahlt. Auch sonst werden für die gewöhnlichsten Dinge oft die lächerlichsten Preise gefordert. Und trotz dieser kindischen Beutelschneidereien ist der Aufenthalt in Madrid jedem zu empfehlen, der seine durch die Weltausstellung zerrütteten Finanzen wieder aufbessern will. Der Curs des Geldes ist unglaublich niedrig. Für einen Hundertfrancschein bekommt man 130 Peseten — theils Papiergeld, das wie eine ungeschickte Fälschung aussieht, theils dicke Silbermünzen, die man schwer wie Blei in der Tasche trägt. Und für zwölf solcher Peseten wohne ich in einem jener Gasthöfe, die im Baedeker drei Sterne haben. Dejeuner, Lunch, Diner, alles ist inbegriffen, selbst der Wein. In einem anständigen Wiener Hotel zahlt man denselben Preis für das Zimmer allein.

Der Abend brachte keine außergewöhnliche Sensation. Im Café de Madrid war ich unter fünfzig Kellnern fast der einzige Gast. Alle sahen wie Gesandtschaftsattachés, wie verkrachte Legationsräthe aus. Mit feindlich-verächtlichem Blick wurde der zugereiste Plebejer gemustert. Mit königlich stolzer Geberde wurde die Marmorplatte des Tisches gesäubert, ohne ein Wort des Dankes das Trinkgeld eingeschoben. Das nächtliche Straßenleben ist scheinbar gesittet, doch in Wirklichkeit sehr wenig harmlos. Ich dachte, als ich auf der Puerta del Sol flanierte, an jene ungarische Dame, die meiner Aengstlichkeit, sie anzureden, mit den schneidigen Worten ein Ende machte: „Also gehen wir, bitte, wenn angenehm." Ich dachte an die neuen seltsamen Sensationen, die in Paris der Ausstellungstrubel gebracht hat. Da schiebt man sich in der Menge dahin, wird bald von einem Schenkel, bald von einem Arm, bald von einer weichen Frauenhand gestreift. So unsittliche Dinge kennt das strenge Spanien nicht. Alle Schönen, die mir begegneten — sie sollen so „feurig" sein — blickten sittsam nieder. Und wenn ich ein Auge sah, war es das heißglühende eines Priesters. Es war, als sollten noch in später Abendstunde Seelen gerettet werden, oder als ob die Freudenmädchen hier die Priester wären. Erst spät nachts kamen aus ihren Höhlen all jene armen Geschöpfe hervor, denen Hunger und Liebe dasselbe bedeuten. Junge Mütter, denen Elend und Krankheit aus den Augen starrte, boten alles an: sich selbst, ihre Kinder. Und von unheimlichen Kerlen ward man verfolgt, die mit verständnisvollem Zwinkern gestohlene Uhren, gestohlene Ringe zum Kaufe anpriesen.

Madrid ist keine Stadt von südlich frohem, leichtsinnig wogendem Leben. Nur der Rastro, der Gemüse- und Trödelmarkt, muthet wie ein Stück Orient an. Hier sind enge Gässchen. Wunderbare Früchte liegen neben altem Gerümpel. Seife, Spiegel, Heiligenbilder und Schuhbänder sind in schöner Eintracht auf das Pflaster gebreitet, und es ist seltsam, dass selbst diese Bilderbogen die Heiligengeschichte in den Hofstil übersetzen, höfisches Ceremoniell in den Himmel tragen. Vor den Häusern singen blinde Bänkelsänger ihre Lieder. Harfen und Drehorgeln erklingen. Hier sieht man jene rassigen Typen, jene stolzen Posen, die schon so viele Maler — Wilkie, Regnault, John Phillip — reizten. Frauen gibt es — ganz schwarz gekleidet, die schwarze Mantille über das Haupt gelegt —, die aus Alonso Canos Bildern zu stammen scheinen. Buben gibt es — an der Hausthür sich rekelnd, auf dem Pflaster schlafend, den tiefen Steinkrug an die Lippen setzend —, die, scheint es, dem Murillo Modell gesessen. Doch auch das andere sieht man, was diese Classiker mit so liebenswürdiger Sachlichkeit malten. [illegible], Aussatz, Geschwüre, Kopfgrind. Selbst der [illegible] taumelt zuweilen zurück vor all dem Grässlichen, Widrigen, das sich aufdrängt. Schön wie antike Statuen sind die italienischen Bettler neben diesen [illegible] [illegible]

[illegible]

Wie eine Todteninsel des Royalismus ragt dieses Königsschloss aus den Fluten unseres demokratischen Zeitalters auf. Es ist ja nicht mehr der Alcazar, das alte Habsburgerschloss, das 1734 verbrannte. Es ist ein Bourbonenschloss. Doch der Geist der Ahnfrau geht noch immer hinter den Mauern um. Gleich der weite Platz mit dem bronzenen Reiterstandbild Philipps IV. und dem Marmorwald von Statuen westgothischer und spanischer Könige wirkt wie eine Riesenstandarte, die der Royalismus aufhisst. Das Äußere des Bauwerks ist stolz und trotzig. Es ist eine stilistische, eine [illegible] Merkwürdigkeit, dass mitten in der Blütezeit des tanzenden Rococo ein Bau entstehen konnte, dem alles [illegible] Strenge symmetrisch, mit dem [illegible] und die Colonnaden, [illegible] Es ist die unbeugsame Etikette, die [illegible] Versailles öffnet sich der [illegible] zur Einfahrt ein. Hier [illegible] Dort repräsentieren [illegible] gegeben. Auch die Hartschiere,

Sperrsechserl zahlt. Freilich mit dem Schmutz ist viel Charakter geschwunden. Das modern großstädtische Element hat das malerische Kleinleben verdrängt, das Kosmopolitische hat die nationale Eigenart ausgetilgt. Es gibt im vornehmen Madrid wenig Spanisches. In den Theatern spielt man abgelagerte französische Stücke. In den Tingl-Tangls zeigen dieselben Tänzerinnen, die man in München, Paris oder Wien gesehen, ihre internationalen Beine. Die Damenhüte könnten — wie aus Madrid — auch aus Breslau, Oppeln oder Czernowitz stammen. Das Rassige, das die Mädchen aus dem Volk bewahren, ist bei der vornehmen Welt durch die bourgeoise Toilette zerstört worden, die wieder zu verzwickt, zu provinziell, zu wenig persönlich ist, um stilvoll wie die Pariser oder Wiener Mode zu wirken. Auch Läden mit eigenartigen Dingen, mit geschmackvoller Auslage gibt es nicht. Man sieht farbige Holzplastik, in der eine gute alte Tradition sich auslebt, sonst nur den Trödel, wie ihn unsere Bazare vor zwanzig Jahren feil hielten. Spanisch sind lediglich die Namen, die auf den Firmenschildern stehen, und ich leiste mir das Stückchen Romantik, dass ich meinen Wein bei einem Antonio Velasquez trinke und bei einem Mauricio Zurbaran mein Papier kaufe. Spanisch, echte Velasquez-Typen, sind auch die Reiter, die man zuweilen auf der Promenade sieht. Spanisch ist die ceremonielle Umständlichkeit, mit der die geringsten Dinge verknüpft sind, die müde Indolenz, die keinen Zeitbegriff kennt.

Was man in dieser Hinsicht erlebt, grenzt ans Unglaubliche. In London kann man bis abends 10 Uhr im South-Kensington- und British Museum bei der Arbeit sitzen. Hier sind Bibliotheken und Museen nur zu nachtschlafender Zeit — von früh 7 bis 1 Uhr — geöffnet. Dann hört das Tagewerk auf. Ein Einschreibebrief wird wie eine Haupt- und Staatsaction behandelt. Zunächst ist der Schalter nur von 11 bis 3 Uhr geöffnet. Dann weiß niemand die Taxe. Womöglich wird noch die Passkarte des unglücklichen Absenders verlangt. Um eine Straße ausfindig zu machen, wo ich eine Photographienhandlung suchte, musste ich mir, da weder Schutzleute noch Kutscher sie kannten, auf dem Rathhaus den Bescheid erbitten. Um in einige Sammlungen zu gelangen, ist erst am entgegengesetzten Ende der Stadt die Erlaubnis der „Intendéncia Generál" zu holen. Und zum Besuch des königlichen Schlosses reicht selbst das nicht aus. Drei Tage meines Lebens musste ich opfern.

Am ersten Tag, als ich den Schlosshof betrat, gerieth eine ganze Meute königlicher Hunde in Aufregung, und die Hartschiere starrten mich wie einen Bösewicht an, der Dynamit in der Tasche trägt. Es sei ganz unmöglich. Am zweiten Tag drang ich in eine weitere Zone vor. Ein Lakai, gravitätisch, wie aus einem anderen Jahrhundert stammend, theilte mir in würdevoller Herablassung mit, an der nächsten Pforte sei der Eingang zur Majordomia und dort würde ich Auskunft erhalten. Das stimmte nicht. Die Majordomia war ganz wo anders. Nachdem ich sie ausfindig gemacht, wurde ich von einem Thürsteher an einen Aufseher, von diesem an einen Secretär und von diesem an einen Bureauchef verwiesen. Der Eintritt, hieß es, sei streng untersagt. Höchstens auf Empfehlung der Gesandtschaft und zu besonderen Studien werde eine Ausnahme gemacht. So fuhr ich in unsere Botschaft. Es wurde ein Schreiben aufgesetzt und mit doppeltem Amtssiegel versehen, dass es mir wertvoll sei, die Bilder Tiepolos zu sehen. Damit bewaffnet, kehrte ich an die Pforte des Palacio Reál zurück. Das Schriftstück wanderte durch ein Dutzend Hände, und nachdem es diese hierarchische Reise gemacht, that mir der Oberste der Hofhaltung kund und zu wissen, dass mir am nächsten Tag, mittags 12 Uhr, der Eintritt in die königlichen Gemächer erlaubt sei.

Gewiss eine sehr dumme Geschichte. Doch so dumm sie ist, möchte ich sie in meinen spanischen Erinnerungen nicht missen. Denn sie stimmt so schön zu dem Bild, das man sich von Spanien und von Velasquez macht. Es wäre stillos, wenn jeder Plebejer in die Wohnung der königlichen Familie gelangen könnte, ohne vorher tausend Hindernisse nehmen zu müssen.

die Lakaien haben nichts mit der Außenwelt zu thun. Keine Zeitung lesen sie. Sie ahnen nicht, was da draußen vorgeht, dass es ein Volk gibt, das murrt und hungert. Sie sind die Hunde der Majestät, ebenso treu wie der Hund ihrem Herrn ergeben und ebenso misstrauisch jeden anbellend, bei dem sie den Schweiß ihres Herrn nicht wittern. Für das Verständnis des Velasquez ist das ebenfalls wichtig. Hof und Hofgesinde sammt den Hofhunden — es ist *eine* Familie; Paria jeder, der nicht in diese ummauerte Welt gehört.

Ein Lakai geleitete mich die Treppe hinauf. Ein zweiter empfieng mich. Am Eingang jedes neuen Saales wurde ich einem andern übergeben. Und alle waren gleich hoheitvoll, gleich gemessen und feindlich.

Pomp, das Auge umgarnenden Prunk gibt es im spanischen Königsschloss nicht. Alles ist düster, nur dem Cult der Vergangenheit, den alten Familientraditionen geweiht. Die antiken Büsten römischer Cäsaren stehen da. An den Wänden hängen die Ahnenbilder — ein großer, Jahrtausende überspannender Stammbaum — theils von unbekannten Künstlern, theils von Größen wie Velasquez und Goya gemalt. Daneben die Gobelins, die zu Karls und Philipps Tagen in der königlichen Teppich-Manufactur entstanden. Sehr viele Statuen gibt es auch, doch nicht in weißem, sondern in schwarzem Marmor, mit gleißendem Golde byzantinisch verziert. Es gibt venezianische Luster und venezianische Bilder. Es gibt Tiepolo.

Nie ward mir so deutlich wie hier, welch enge Verbindung zwischen Spanien, Byzanz und Venedig besteht. Es ist so logisch, dass damals, als allerwärts die aristokratische Cultur versank, der letzte Künstler des aristokratischen Venedig an den Hof des allerchristlichsten Königs flüchtete. Und man fühlt vor diesen Bildern, dass sie ein Ende bedeuten, dass eine uralte Cultur „in Schönheit stirbt". Noch vorher in Würzburg war Tiepolo zahm, haushälterisch und verständig. Hier, als enfant prodigue, verschwendet er alles Capital, das in mühsamer Arbeit Jahrhunderte aufhäuften. Mit allen Stilen der Vergangenheit jongliert er. Alle Last ist aufgehoben. In den offenen Aether blickt man hinauf. Veronese, der Japonismus und Byzanz — alle verfallenen Culturen geben sich Stelldichein. Ein Schwindsüchtiger spricht, der die Stunden zählt: ein zum Tode Verurtheilter will noch auskosten, was an Genüssen das Leben bietet. Der Geist der mittelalterlichen Kirche, das Königthum von Gottes Gnaden — hier haben sie ihr letztes Wort gesagt. Und kennt man diese Werke, dann kennt man auch den Boden, aus dem die *ältere* spanische Kunst herauswuchs.

Richard Muther.

## Kunstakademien.

Die „Zeit" brachte in der Nr. 302, vom 14. Juli d. J., einen Aufsatz über Kunstschulen von Wilhelm Schötermann. Darin wurde der Wert der heutigen Kunstakademien kritisiert und eine öffentliche Aussprache darüber angeregt. Wir veröffentlichen nun im Folgenden die uns daraufhin zugekommenen Zuschriften von Künstlern, theilweise zugleich Professoren an Kunstakademien, und werden diese Publication fortsetzen.

I.

Sie verlangen von mir eine Aeußerung über die durch Herrn Schötermann angeregte Frage der Zweckmäßigkeit unserer Kunstschulen.

Darüber eine öffentliche Discussion zu eröffnen, halte ich für verfrüht. Die großen Uebelstände besprechen ist nicht so schwer, aber man soll auch in der Lage sein, positive Reformvorschläge zu machen. Der Ansicht des Gewährsmannes Herrn Schötermann, dass das System, die Organisation unseres Kunstunterrichtes eine total verfehlte ist, kann ich nur unbedingt beipflichten, ebenso aber auch seiner Meinung, dass ein einzelner kaum in der Lage sein dürfte, praktische Rathschläge zu ertheilen. Alle, welche sich ernst mit der Frage des Kunstunterrichts befassen — vielseitige Erfahrung mit einbezogen — sollen in einer Enquête Gelegenheit haben, ihre Gedanken auszutauschen. Das Ergebnis dieser Berathung könnte dann den Wegweiser für die Reformen der Zukunft ergeben.

Eine solche Enquete nun werden wir in Wien in allernächster Zeit haben. Warten wir ihr Resultat ab.

Die Secession hat vor längerer Zeit das Ministerium für Cultus und Unterricht durch eine Eingabe auf unsere desolaten Kunstverhältnisse, namentlich die Reformbedürftigkeit unseres Kunstschulwesens, aufmerksam gemacht. Die Anregung ist auf fruchtbaren Boden gefallen: nach den Sommerferien soll eine vom Ministerium einzuberufende Enquete ihre Berathungen über den gesammten Complex von Fragen beginnen.

Die Erkenntnis einzelner, dass es so nicht bleiben kann, wenn österreichisches Kunstschaffen den Vergleich mit jenem anderer Culturvölker bestehen soll, ringt sich, wie es scheint, allgemeiner durch. Muss sich doch die Ueberzeugung Bahn brechen, dass die Kunstpflege des Staates sowohl, wie jene eines, wenn nur sogenannten, Mäcenatenthums sich nicht in der humanen Versorgung eines Proletariats erschöpfen kann. Wir helfen nothgedrungen jenen, welche fast von der Kunst leben wollen, die Kunst selbst aber lassen wir verhungern.

Das so verfehlte Lehrsystem unserer mit enormen Mitteln erhaltenen staatlichen Kunstschulen schafft uns aber dies Proletariat. Die durch geschäftliche Interessen so zahlreich ins Leben gerufenen Privatschulen dienen nur dem Dilettantismus, sind daher in dieser Beziehung minder gefährlich.

Gewiss ist es richtig, dass „jeder Schüler, der die Akademie verläßt, erst mühsam *verlernen* muss, bevor er Künstler werden kann". Der Ausspruch: „für einen wirklichen Künstler gibt es kein Lehrsystem, keine Schule, keine Regel, keine Technik, die er brauchen kann" ist beziehungsweise richtig, kann aber zu sehr falschen Schlussfolgerungen führen. Bei der Berathung über künstlerische Erziehung kann die Art, wie sich das gottbegnadete Genie entwickelt, nie zur Richtschnur dienen. Die Schule kann nur mit ernster Begabung rechnen, Tüchtigkeit allein ist das erzielbare Resultat. Die Schule hat nicht mit Künstlern zu rechnen, sondern mit Talenten, welchen die Möglichkeit freier Entwickelung geboten werden muss.

Regeln erlernen, sich mühsam die Technik eines anderen aneignen, kann künstlerische Keime nicht zur Entfaltung bringen, wohl aber die Fähigkeit rauben, im Innersten Empfundenes selbständig auszudrücken. Falsch ist es gewiss, wenn man sich müht, den Schüler „zeichnen" zu lehren, „malen" zu lehren. Das sind technische Ausdrucksmittel und diese sollen subjectiv sein. Der Schüler muss sich positives Wissen aneignen, sehen lernen muss er, Form sehen, Farbe sehen! Wie er das Gesehene dann wiedergibt, das ist seine ureigenste Aufgabe, das ist seine Lebensarbeit.

Und nicht nur dem Schüler, auch dem Lehrer soll eine Reform des Schulwesens zugute kommen. Wir sehen im heutigen System nicht nur die Jugend verdorren, sondern auch die Manneskraft. Wir sehen das hin und wieder vorhandene intensive Streben und Schaffen erlahmen, die productive Fähigkeit derer erschrecklich rasch erlöschen, welche zu Führern, Lehrern der Jugend berufen werden.

Professuren dürfen nicht bloß Altersversorgungen sein. Der Staat müsste die Vollkraft eines Künstlers ausnützen, ihn dafür entsprechend entlohnen und dabei die Freiheit des Künstlers wahren. Ein Künstler darf nicht Beamter sein. Ein zeitlicher Contract ist allein im Interesse der Schule — also auch des Staates — gelegen und einen anderen Gesichtspunkt darf es nicht geben.

Gedanken über das, was unseren Schulen frommt, spuken genug in unseren Köpfen. Wenn wir Gelegenheit haben werden, sie zum Ausdruck zu bringen, werden sie sich auch klären. Das Ergebnis eines Gedankenaustausches der Künstler — die Berathungen der Enquete — sollen dann der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Wien. Karl Moll.

II.

Auf Ihre Anfrage erlaube ich mir Folgendes zu bemerken:

Meine Erfahrungen als Lernender wie als Lehrer haben mir gezeigt, dass bei unserem heutigen System wenig genug erzielt wird.

Wünschenswert erscheint mir: Erlernen des Handwerks (in der Praxis, nicht in der Akademie), Zeichnen nach Modell unter Correctur verschiedener Lehrer, die einander wöchentlich ablösen, um einseitiger Auffassung und einseitigem Technikdrill zu entgehen.

Zum Schluss für den Herangebildeten Besuch eines Meisterateliers nach freier Wahl und höchstens einmal wöchentlich Correctur.

Grunewald-Berlin. Walther Leistikow.

III.

Kunstschulen, resp. Akademien in ihrem jetzigen Zustande sind *schädlich*.

Wenn auch die besten Namen meiner Collegen — auch der jüngeren und jüngsten — in den Listen der Akademie-Secretariate zu finden sind, *so züchten diese Institute doch einen großen Theil unseres Künstlerproletariats.*

Wo sind die hundert und mehr Akademiker geblieben, die mit mir die Akademien besuchten, wo sind die vielen, die, durch Schülerpreise (Staatspreise) ausgezeichnet, ermuntert wurden, in blödem Fleiß mit mittelmäßigem, oft gar ohne Talent weiterzuarbeiten, um dann nach Jahren mit ihren Werken selbst von den unter staatlichem Protectorate stehenden Ausstellungen ausgeschlossen zu werden! Die vom Staat auf den Akademien Ausgezeichneten und gewissermaßen mit Glück Examinierten werden unter dem Protectorate des Staates in ihrer Existenz geschädigt!

Selbstverständlich errangen manche der jetzt mit Erfolg künstlerisch Thätigen Schülerpreise, aber im großen und ganzen fielen diese Auszeichnungen künstlerisch Unfähigeren zu. Ich erinnere mich der Namen vieler Akademiker, die sich mit großer Regelmäßigkeit die Preise holten — jetzt sind sie alle unbekannt und zum Theil unglückliche Menschen.

War das Lehrercollegium unfähig, zu erkennen?

Als Ganzes genommen wohl nicht; es gieng aber von falschen Voraussetzungen aus: *es wurde eben eine Handfertigkeit, etwas Angelerntes ausgezeichnet, etwas, das künstlerisch ganz wertlos ist.*

Die Talentvollen kommen auch durch die Akademien, wie sie jetzt sind. Sie suchen sich heraus, was sie künstlerisch verwerten,

empfangen Anregungen von ihren Lehrern und Meistern, entledigen sich des Ballastes und finden ihre eigene Ausdrucksweise und Technik im guten Sinne. Auch ich gedenke mit Dankbarkeit mehrerer meiner Lehrer, aber diese Lehrer waren alle zu jener Zeit geschätzte Künstler, und nie hat ein Lehrer irgend einen Einfluss auf mich ausgeübt, wenn ich ihn nicht als Künstler hochschätzte!

Die Kunst unterliegt keinen festen Gesetzen, sie ist wandelbar. Deshalb kann also wohl ein zur Zeit tüchtiger Künstler, zum Lehrer erwählt, nach Jahren seinen Schülern durch seine Kunst nicht mehr imponieren, und er wäre also im obigen Sinne kein guter Lehrer mehr! Die Wissenschaft ist in Gesetze gebannt: ihre Lehren bleiben gleichmäßiger.

Um nun das vorhin erwähnte Proletariat möglichst zu verhüten und doch zum Malen nach dem Modell (auf der Akademie kann der Schüler für circa 60 Mark Semestergeld täglich viele Stunden nach dem Modell arbeiten) Gelegenheit zu geben, sollten die Akademien nur aus Naturclassen bestehen. (Die Frage der Meisterateliers berühre ich nicht.) Die Zeichen- und Vorbereitungsclassen fallen gänzlich fort. So sind die Akademien viel mehr mit den Gewerbeschulen (z. B. im Sinne der Berliner Kunstgewerbemuseums-Schule) verbunden, da alle, die nicht Privatunterricht für die Vorbereitung zur Akademie nehmen, gezwungen sind, die Gewerbeschulen zu benutzen. Die sich Vorbereitenden bekommen Fühlung mit dem Kunstgewerbe, und mancher wird nach dem Besuche der Kunstgewerbeschule als gewerblicher Zeichner und Kunsthandwerker besser zu verwenden sein, als wenn er eine der heutigen Akademien vom Anfang an durchlaufen hätte. Auf letzteren lernt er mit Schmierkreide einen Gipskopf wischen, in ewig gleicher Beleuchtung einen Studienkopf malen und vielleicht nach Recept leidlich einen Act.

In den Naturclassen der Akademien, wie ich sie vorschlage, wird nach dem Modell, möglichst viel Act, gezeichnet, auch gemalt — auch im Freien, im Sonnenlicht, steht Modell — das ist alles!

Die Lehrer sollen keine Dictatoren sein, und dem Schüler muss möglichst freie Wahl seines Lehrers ermöglicht sein.

Die Berechtigung, in den Räumen der Akademien arbeiten zu dürfen, müsste allerdings wohl von Berufenen vergeben werden.

Noch ein Wort von den Landschaftsclassen:

Auf der Berliner Akademie war die Landschaftsclasse vielleicht die bedeutendste Unterrichtsclasse der Anstalt, weil ihr Lehrer der Freund seiner Schüler und nicht nur ein herrlicher deutscher Künstler, sondern immer ein suchender Künstler war und geblieben ist. Seine Classe stand mehr im Zeichen eines Meisterateliers. Sonst aber denke ich, wer draußen malen will, setze sich unter den Hollunderbusch oder wohin er mag und male drauf los. Die Natur mit all ihren Zufälligkeiten baut kein Lehrer in einer Akademieclasse auf.

Berlin. Prof. Ludwig Dettmann.

IV.

Kunstakademien sind das einzig bewährte Mittel zur Herstellung von Akademie-Professoren.

München. Th. Th. Heine.

---

# Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.*)

Eine Frau an sich ist nichts. So wenig wie ein Musikinstrument an sich ... So spricht zu Renaten eines Tages Stephan Gudstikker, ein Münchener Schriftsteller. Er denkt bei diesen Worten vermuthlich an Renate selbst, wenn er sie auch noch nicht wirklich kennt. Dann lernt er sie wirklich kennen, und nun wird es klar: in diesem Sinne Frau — im Sinne des Musikinstruments, das der Entbindung seiner Macht durch eine gleichgestimmte harrt — ist niemand so sehr, wie eben Renate. Sie ist die Seele, die im Sturme aller Schicksale ehern schweigt, aber ihre Saiten erklingen sofort, als versöhnende Liebe sie mit leiser Hand berührt.

Eine Frau an sich ist nichts ... ein unerwartetes Motto für einen Frauenroman. Es hat hier seine tiefe Bedeutung. Wir kennen schon moderne Bücher über Frauenschicksale. Gabriele Reuter schrieb ihre documentgetreue Schilderung „Aus guter Familie", und von Jacobsen wurde in dieser Art „Maria Grubbe" bekannt. Sie haben äußere Aehnlichkeit mit Wassermanns Buch, aber wesentlich ist doch nicht der Unterschied. Dort erleben Frauen, machen Erfahrungen, entwickeln sich, gehen zugrunde. Aber wie Renate Fuchs erlebt, [illegible]

[illegible]

der Welt kann ihr nichts anhaben. Das wollte Wassermann zeigen. Die Seele einer Frau ist unverletzbar, wie von Asbest geschützt. Erst als sie selbst mit befreiten Händen, mit erkennendem Bewusstsein die Schleier fallen läßt, lodern Flammen in ihr auf. Das ist in der Figur der Renate gezeichnet, und meines Wissens zum erstenmale. Ein Zärtlichkeitsbuch, ein verliebtes Buch ist daraus geworden. Ein Buch, dessen hinreißende Lyrik — schon aus dem Titel erräth man sie — manchmal an Werther und Werthers Zeit gemahnt. Ein Buch über ein junges, wohlerzogenes Mädchen, von dem wir nichts als seinen sanften Gang, sein Schweigen, sein Lächeln, seinen erwartungsvollen Blick kennen, seine Art, mit keiner anderen Waffe als der machtloser Vornehmheit zu reagieren, und vor allem sein, scheinbar tiefgehend romantisches, Schicksal. Ein Frauenbuch also, zweifellos. Aber ein Frauenbuch unter Gesichtspunkten, unter denen man die Frau noch nicht oft gesehen hat und heute — im Zeitalter rationalistischer Kämpfe — weniger als irgend jemals. Ein Buch, das über jede Tendenz hinauswächst in eine ästhetisierende, großartige, dichterische Auffassung.

Renate Fuchs lebt in München bei ihren reichen Eltern und soll von einem Herzog geheiratet werden, den ihre Erscheinung besticht. Nun lernt sie einen jungen Studenten Anselm Wanderer kennen. Wanderer macht den Eindruck eines Menschen, der eine Unendlichkeit an Liebe zu vergeben hat, und eine starke Innigkeit liegt diesem jugendlichen Gehaben auch wirklich zugrunde. Er schweigt, wenn um Renate die anderen schwatzen; er bewundert stumm, wenn sie am Clavier sitzt; er befreit den Saum ihres Spitzenkleides, der sich bei ihrem Aufstehen am Fußrad des Flügels verfängt; er beweist in Gesprächen, dass er ihr dienen will; er schreibt ihr zu ihrer Verlobung einen schmerzlich entsagungsvollen Brief. Damit gewinnt er sie. Renate glaubt sich ein echteres stärkeres Leben zu eröffnen, indem sie den Fesseln der Herzogsheirat entgeht. Sie flieht mit Wanderer. In einer Einsamkeit bei Constanz lebt sie mit ihm und gibt ihm Wochen süßer Glückseligkeit. In ihr selber freilich bleibt etwas von Verschlossenheit, Dumpfheit, von Enttäuschtsein. Je mehr Wanderer sich im Glück seines Besitzes sonnt, desto dunkler wird es in ihr, wenn sie es auch noch sich selber verbirgt. Er hatte etwas Bestechendes, solange er um sie warb. Er wurde klein, unsicher, gewöhnlich schon in dem Momente, da er vor der Erfüllung stand. Und das Idyll am Bodensee erfährt mit einem Schlag auch äußerlich ein Ende. Wanderer verarmt durch einen Unglücksfall in seiner Familie, man geht nach München zurück, um den Weg zu neuer materieller Sicherung zu finden. Die Hoffnung schlägt fehl. Renate würde dadurch allein nicht berührt. Aber Wanderer wird kleiner und kleiner im Unglück. Er wird schwach, haltlos, brutal — Renate verläßt ihn.

Von diesem ersten Erlebnis erhält ihr weiterer Weg seine Richtung. Renate wohnt nunmehr bei einer Freundin, mitten unter abenteuerlichen Münchener Künstler- und Literatenexistenzen. Mit dem Schriftsteller Gudstikker wird sie bekannt, und er bringt sie in schlechten Ruf, ohne dass er sie erobert. Sie entflieht auch diesem Kerker. Sie wird Gesellschafterin in einem protzigen Bürgerhaus und muss die Stelle aufgeben, weil sie gegen die Gemeinheit dieser Leute mit ihrer stillen, unberechneten Vornehmheit nicht aufkommt. Darauf fällt sie einem Abenteurer, der Schriftsteller, Hochstapler, Impresario und anderes ist, in die Hände. Der läßt sie für eine neu erdachte Variétéproduction ausbilden — in Zürich verbringt sie diese Zeit — und dann in Wien auftreten. Und hier, in Wien, spielt sich nun die zweite große, abschließende Hälfte ihrer Mädchenjahre ab.

Sie scheidet vom Tingl-Tangl und seinem Glanz und geräth in völlige Hilflosigkeit. Jeder Tag bringt ihr nun neue fremde Situationen, fremde Begegnungen. Die Stadt verwirrt sie. Wanderer trifft sie hier noch einmal, aber er vermag nicht sie festzuhalten, versucht es auch gar nicht. Sie lernt die Noth bis zum Höchsten kennen. Selbst das blutige Haupt des Frauenschicksals, das Sündenwege wandelt — ein Memento, das schon einmal beunruhigend ihren Blick gestreift hat — scheint jetzt drohend vor ihr zu stehen. Aber sie bleibt von naiver Stärke und ihrer Weiblichkeit treu, und nach mancherlei weiteren Zwischenfällen kommt endlich die Rettung — kommt der Mann, der aus sich selbst ihre Liebe gewinnt. Kommt Agathon Geyer. Als Propheten in fernen Ländern, als modernen jüdischen Religionsstifter oder vielmehr Religionsüberwinder hat sie ihn früher schon nennen hören. Zwei wundervolle Briefe von ihm, in denen ein eigenartiges neues Christusproblem aufgestellt wird — von Renate in einem Ton geschrieben, als würde sie beim Lesen in die Luft getragen, [illegible], und wäre nun voller Angst, herunterzufallen — hat sie zufällig in die Hand bekommen. Nun findet sie ihn in einer [illegible] selbst, wo er in Krankheit [illegible]. Der Sterbende nimmt sie zum Weib. In [illegible] Kind wird sie sein Andenken bewahren, in seinem Andenken [illegible] nach Jahren des Tastens. Die Höhe [illegible] eines weltenumspannenden Herzens [illegible] einen Halt zu geben. Ein unge[illegible] ungewöhnlichen Schicksal.

[illegible] Ausspannung in diesem Buche

ist es. Das ganze Buch ist es, als Lectüre genommen. Aber was zugrundeliegt, ist typisch, ist ewig. Eine Auffassung der Frau als eines ungemünzten Schatzes, den wir in die Hände bekommen: als einer ziellosen Idealistin, eines „unschuldigen und phantasievollen" Geschöpfs, aus dem das Leben machen könnte, was es machen will. Eine allgemeine objective Frauenpsychologie kann damit freilich nicht erstrebt sein. Frauen gibt es, die anders sind, und vielleicht sind dies sogar die meisten, zumal in den Kreisen der Emancipation. Von diesen gilt, was schon Mill mit seiner Erkenntnis von den Frauen gesagt: dass die Richtung ihrer Talente auf das Praktische geht. Und doch ist Renate, die Unpraktische, nicht weniger ein Typus. Nur müssen wir endlich den Versuch einer allgemeinen Frauencharakteristik und das Verlangen darnach, das unsere Urtheile fälscht, aufgeben und uns einer wichtigen Unterscheidung nicht länger verschließen. Das Frauengeschlecht ist, rund herausgesagt, eine Mischung zweier Geschlechter: des einen, das für die erotischen Bedürfnisse des Mannes in Betracht kommt, und eines anderen — man hat es schon mit Glück das „dritte" genannt. Renate ist nicht nur ein Typus jenes „zweiten", unvermischt weiblichen, sie ist geradezu seine ideale Verkörperung. Der Verfasser hängt an ihr von dem ersten Moment an, da er sie einführt, und der Leser folgt ihm voller Zärtlichkeit. Ein subjectives Entzücken ist es eigentlich, das an dieses Buch fesselt. Ein subjectiver, männlich empfundener Frauenroman — damit kann man das Buch literarisch kennzeichnen.

Ich halte es für ein Ereignis. Bei Wassermanns Darstellungskunst im einzelnen kann ich nicht lang verweilen. Seiner Art von psychologischer Dialektik widersteht man nicht: sie rührt ans Feinste und oft an kaum mehr Sagbares. Seine Erfindung im kleinen, im Zusammenhänge-Schaffen und Verweben von Motiven ist für den mitstrebenden Arbeitsgenossen bewundernswert. Und seine Sprache, das eigentlich Schönste und Phantasievollste an ihm, wächst aus schlichtesten Einzelheiten zu wundervollen Wirkungen. Durch den deutschen Naturalismus und andere Errungenschaften ist im Lande unserer Kunst nun jahrelang gesäet worden. Wassermanns Roman ist reiche Ernte.

Alfred Gold.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Mit jener spielenden Leichtigkeit, die das Merkmal überquellenden Talents ist, hat die österreichische Regierung, in Firma Koerber & Co., wieder eines der österreichischen Staatsprobleme gelöst, nämlich die Wälschtiroler Frage. Bekanntlich verlangen die Italiener die administrative Absonderung der von ihnen bewohnten Südhälfte Tirols von dem übrigen Tirol und Oesterreich. Diese Forderung hat aber Herr v. Koerber jüngst in einem ellenlangen Schreiben als unerfüllbar erklärt. Darüber waren natürlich die Italiener in Südtirol sehr ungehalten, und ihr Hauptorgan, der „Alto Adige" gab ihrer Entrüstung in rebellischen Artikeln Ausdruck. Der [illegible] Staat war also wieder einmal der Abwechslung wegen an seinem südwestlichen Zipfel in Gefahr. So stand die Sache am Ende der vorigen Woche, und es schien, als ob Oesterreich infolge der Artikel des „Alto Adige" nun doch endlich aus dem Leim gehen müsste. Da fiel dem Ministerpräsidenten unversehens eine rettende Idee ein. Wir wissen nicht, wie es gekommen ist, ob Herr v. Koerber selbst die polizeilichen Meldezettel der Redacteure des „Alto Adige" nachgesehen oder von einer begabten Unterbehörde darauf aufmerksam gemacht worden ist. Sei es nun auf diese oder jene Art: Herr v. Koerber erfuhr, dass einer der Redacteure, und zwar — Oesterreich ist doch von den Göttern noch nicht verlassen — gerade der Chefredacteur des Blattes, Herr Borghetti, Ausländer, italienischer Staatsbürger war. Nun war der weitere Vorgang wie von selbst gegeben. Am Dienstag ließ Herr v. Koerber den Herrn Borghetti aus Oesterreich ausweisen, und nun ist der Fortbestand Oesterreichs wieder für einige Zeit gesichert. Leider noch nicht für alle Zeiten. Nicht alle oppositionellen Journalisten sind so unvorsichtig in der Wahl ihrer Eltern gewesen wie Herr Borghetti, die meisten haben sich schlauerweise österreichische Staatsbürger zu Eltern gewählt, so dass man sie nicht ausweisen kann. Darin liegt eine der größten Schwierigkeiten der Sanierung Oesterreichs. Wenn alle oppositionellen Journalisten Ausländer wären, da sollte man mal sehen, wie einfach und rasch die österreichische Regierung Ruhe und Zufriedenheit in allen Gauen des Vaterlandes herstellen würde.

•

Da die Czechen die gesetzlich nothwendige Einberufung des böhmischen Landtages vor Schluss des Kalenderjahres wünschen, sind natürlich die Deutschen dagegen. Das ist nun einmal so bei uns, ist nie anders gewesen und kann deshalb niemanden wundernehmen. Erstaunlich ist nur die Begründung, welche der deutschliberale Landesausschuss-Beisitzer Herr Dr. Werunsky seinem ablehnenden Votum gegeben hat. Er sagte nämlich im böhmischen Landesausschuss: „Solange nicht der Staatsvoranschlag verfassungsgemäß erledigt sei, gehe es nicht an, sich für die Einberufung des Landtages einzusetzen." Der geistvolle Mann meint also: wenn die Regierung schon beim Staatsbudget die Gesetze breche, so muss sie sie auch beim Landesbudget brechen. Denn wäre dem Fortschrittsmann Werunsky die [illegible] Symmetrie gestört. Für den großen Juristen Werunsky lautet der alte Rechtsgrundsatz nicht mehr: „Reichsrecht bricht Landesrecht", sondern: „Reichsunrecht bricht Landesrecht".

•

„Menschenfurcht und Feigheit" soll der Papst den österreichischen Machthabern vorgeworfen haben. Der [illegible] würde zunächst einmal beweisen, dass jedenfalls der Papst von den Eigenschaften frei ist, die er den österreichischen Machthabern vorwirft, da er ihnen doch ungescheut seine Meinung sagt. Ob sein Vorwurf gerechtfertigt ist, wird sich nun bald zeigen. Sind die österreichischen Machthaber, wenigstens gegenüber dem Papst, so frei von Menschenfurcht und Feigheit, wie er ihnen gegenüber, dann werden sie nicht zögern, seine Offenherzigkeit mit einer Antwort gleichen Calibers zu erwidern. Stecken sie aber die Insulte ruhig ein, nun, dann hat ja der Papst recht mit seiner Charakteristik, mindestens was das Verhalten der österreichischen Machthaber ihm gegenüber betrifft.

•

Herr Julius Pastrée, der Obmann des „Bundes österreichischer Industriellen", hat sich furchtbar aufgeregt über die „Leichtfertigkeit" des Professors Pfersche, der bei einem Tadel, den er aussprach, den „Bund" mit der „Vereinigung der Industriellen von Prag und Umgebung" verwechselt hat, und Herr Pastrée hat wegen dieses Gedächtnisfehlers dem Professor Pfersche in einem langen Schreibebrief gleich den massiven Vorwurf der „bewussten Unwahrheit" gemacht. Professor Pfersche hat sich durch die Keckheit des Herrn Pastrée einschüchtern lassen und sofort ohneweiters revociert. Wenn der Herr Professor aber die Epistel des Herrn Pastrée genauer geprüft hätte, hätte er dem Herrn Pastrée eine feine Retourkutsche schicken können. Dasselbe nämlich, was Professor Pfersche gegenüber dem „Bund" verbrochen hat, ist dem gewissenhaften Herrn Pastrée in eben jenem hochpathetischen Schreiben, das er an Professor Pfersche gerichtet hat, gegenüber der Warnsdorfer „Abwehr" passiert. Er hat nämlich der „Abwehr" vorgeworfen, dass sie einen Artikel „ohne Angabe der Quelle einfach aus dem ‚Grazer Tagblatt' entnommen" habe. Wie aber die „Abwehr" nachträglich erklärt, hat sie den Artikel des „Grazer Tagblatts" nicht einmal gesehen, geschweige denn, wie Herr Pastrée behauptet, gestohlen. Wenn Herr Professor Pfersche diese Episode noch abgewartet hätte, ehe er Herrn Pastrée seine Erklärung abgab, hätte er in Ansehung der „Abwehr" Herrn Pastrée derselben „Leichtfertigkeit" und „bewussten Unwahrheit" überführen können, deren jener ihn in Ansehung des „Bundes" beschuldigt hatte. Herr Pastrée scheint ein bedeutendes Talent zur unfreiwilligen Selbstironie zu haben. Er sollte es öfter in der Oeffentlichkeit leuchten lassen.

•

In seiner letzten Beneschauer Wahlrede that der gewesene jungczechische Abgeordnete Dr. Fořt den Ausspruch: „dass die centralistische Verfassung unhaltbar geworden ist, denn eine Verfassung, welche für Oesterreich als deutscher Bundesstaat eingeführt worden war, tauge nicht für Oesterreich als souveräner Staat". Bei diesem Ausspruch scheint dem Dr. Fořt der nationale Chauvinismus mit der Chronologie durchgegangen zu sein. Denn die centralistische Verfassung, deren Unhaltbarkeit er meint, ist die 1867er Verfassung, die also aus der Zeit nach Königgrätz datiert. Die föderalistische Verfassung aber, nach welcher sich die Jungczechen zurücksehnen, das October-Diplom, stammt aus dem Jahre 1860, aus der Zeit also gerade, wo Oesterreich noch deutscher Bundesstaat war und bleiben wollte. Wenn der centralistischen Verfassung sonst gar nichts fehlen sollte als das Leiden, das Herr Dr. Fořt ihr andiagnosticiert, dann könnte sie noch lange leben.

Kr

## Volkswirtschaftliches.

Im Gefolge des Börsenkrachs in Deutschland haben sich auch an der Wiener Börse krisenhafte Erscheinungen gezeigt. Und so wie in Deutschland sind es auch bei uns speciell die Eisenwerte, deren Curse einen krachartigen Rückgang aushalten müssen, nachdem sie in den vorhergegangenen Jahren, so wie in Deutschland, eine ungeheuere Curssteigerung erfahren haben. Damit endet aber die Aehnlichkeit. Denn was sich in Deutschland abgespielt hat, ist gründlich verschieden von den Ereignissen in Oesterreich. In Deutschland hat die Eisenindustrie eine beispiellose Hochconjunctur hinter sich, welche ihren Ausdruck auch in den Cursen gefunden hat, und als die Conjunctur ins Weichen kam, sanken die Curse. Dabei mögen schlimme speculative Uebertreibungen unterlaufen sein, aber schließlich ist es eine ganz natürliche Bewegung, dass bei steigender Conjunctur die Curse steigen und bei fallender Conjunctur wieder sinken. Davon ist bei uns aber keine Rede gewesen. Wir haben keine Hochconjunctur gehabt, als die Curse stiegen. Die Curse fallen, ohne dass sich an der Conjunctur besonderes geändert hätte. Der Absatz der österreichischen Eisenwerke hat in den letzten drei Jahren keinen nennenswerten Aufschwung erfahren, die Preise, der Nutzen an der Production keine Steigerung, eher das Gegentheil. Die technische Vervollkommnung und die Verbilligung der Production der großen österreichischen Werke fällt in die Zeit vor dem letzten Cursaufschwung und so auch der große Gewinn, den die Werke an ihren Producten durch Hochhaltung der Preise im zollgeschützten Inlande erzielt haben. In den letzten Jahren haben die ungünstigen politischen und wirtschaftlichen Zustände eine Stockung im Absatz hervorgerufen und das Entstehen neuer großer Werke hat eine erhöhte Concurrenz, Preiskampf und Verminderung des Productionsnutzens verursacht. Diese ungünstigen Momente waren schon vorhanden, bevor die große Curstreiberei eintrat. Man erinnert sich noch, wie die Verwaltung der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, als der bekannte Beschluss, die Reserven auszuschütten, in der Oeffentlichkeit allgemeines Aufsehen hervorrief, mit dem Brustton der entrüsteten Unschuld sich dagegen verwahrte, dass speculative Erwägungen diesen Beschluss verursacht hätten. Aber weder damals, noch seither ist für diesen Beschluss irgend eine plausible, sachliche Begründung gegeben worden. Die Großactionäre, respective die mit diesen identische Verwaltung der Gesellschaft, welche Jahre hindurch vor jedem Aufsehen [illegible] die Geheimnisse der aufgespeicherten Gewinne zu verbergen wussten, haben auf einmal das Bedürfnis gefühlt, dieses vor aller Welt preiszugeben und die ganze Welt mit der Enthüllung der ungeheuren Schätze, welche die Prager Eisenindustriegesellschaft auf dem Wege der technischen Vervollkommnung und des Preiswuchers erworben hatte, zu blenden. Und als die Börse die [illegible] nur in vor ihren Augen [illegible] sah und in [illegible] die Curse in die Höhe trieb, zu [illegible]

eben die Herren, welche jahrelang ihre Karten sorgfältig verborgen und auf einmal alle ihre Atouts enthüllt hatten, das von ihnen angerichtete Feuerwerk dazu, ihre Actien zu den maßlos gestiegenen Cursen der Börse und dem Publicum anzuhängen. Erst wurden jahrelang die Bilanzen gefälscht und die Gewinne verheimlicht, damit die paar Herren die Actien billig erwerben könnten, dann wurden die in Jahren erzielten Gewinne auf einmal gezeigt und ausgeschüttet, damit sie diese Actien zu Hochcursen veräußern könnten. Das Publicum wird erst ferngehalten, dann bleibt es schwarzer Peter. Aber nicht nur ihre Prager Eisen-Actien, auch die Actien der anderen Eisenunternehmungen, der „böhmischen Montangesellschaft", der „Rudolfshütte", der „Poldihütte", welche die böhmische Montangruppe bei der ersten Emission im Jahre 1896 nicht loswerden konnte, wurden während des entfachten Taumels ins Publicum gebracht zu Cursen, die mit Erträgnis und Conjunctur in keinem Einklang standen. Mit enormen Verlusten bezahlen die Erwerber ihr Vertrauen zu der ihnen so ostentativ beigebrachten Kenntnis der geschäftlichen Tüchtigkeit der böhmischen Gruppe.

•

Nun aber, da der erste große Coup der **Montangruppe** glücklich gelungen ist, soll anscheinend der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Jetzt, wo das Publicum die Actien hat und enormes Geld daran verliert, wo zudem die Stimmung der Börse infolge des Krachs in Berlin eine höchst ungünstige ist, kann es nicht schwer fallen, einen Wau-Wau zu finden, der die Besitzer derart in Schrecken setzt, dass sie ihre Actien um jeden Preis zum Vortheil der besser Unterrichteten hinwerfen. Der Wau-Wau heißt bekanntlich der **Kartellkrieg** und er spukt schon seit dem Frühjahr. Da wurde auf einmal ausposaunt, dass die Preise herabgesetzt werden würden, um die Hernadthaler Gesellschaft, welche Lieferungen nach Oesterreich abschließe, zu unterbieten und dass man auch nach Ungarn mit Preisunterbietungen gehen werde. Das wurde zwar mit Lärm in die Zeitungen gebracht, aber geschehen ist nichts dergleichen, im Gegentheil, die Eisenpreise sind seither — allerdings wegen der Knappheit prompter Ware infolge des Kohlenstrikes — nach und nach ganz bedeutend erhöht worden. Ob die Preisunterbietungen nun thatsächlich erfolgen werden, bleibt abzuwarten. Sehr ernst gemeint werden sie kaum sein. Vorläufig besteht das Kartell noch bis Ende 1901 und unsere vorerst noch genügend durch den Zoll geschützten Eisenwerke dürften wenig Lust haben, sich selbst die Preise zu verderben, und einen jahrelangen Kartellkrieg mit den großen ungarischen Werken zu führen, bloß wegen eines Quantums von 100.000 bis 200.000 Metercentnern, das die Ungarn nach Oesterreich mehr zu liefern begehren, als früher, da die Hernadthaler Gewerkschaft noch nicht bestand und das sie ohnedies auch ohne Erlaubnis bereits herüberliefern. Ehe das Kartell abläuft, wird der Friede auch wieder geschlossen sein. Inzwischen aber haben die großen Herren aus der Eisenindustrie Zeit und Gelegenheit, sich durch ihre wechselnden Berichte vom Kartellkriegsschauplatze in Börsendifferenzen ein Vielfaches von dem zu holen, was die verlangte Concession an die ungarischen Werke in Geld ausmachen würde.

•

Dieselbe Erfahrung, welche das österreichische Publicum mit den Eisenwerten gemacht hat, dürfte ihm auch eines Tages mit den **Kohlenactien** nicht erspart bleiben. Allerdings, wann das geschehen wird, ist nicht vorauszusehen. Derzeit hört man nur, dass die Herren **Petschek, Weinmann und Consorten** die Actien der nordböhmischen Kohlenwerke ankaufen oder aufgekauft haben, dass die wirklichen Gewinne viel größer sind, als die ausgewiesenen, und infolge dessen haben die Actien ein Cursniveau, welches mit der vertheilten Dividende in gar keinem Einklang steht. Ob das Cursniveau berechtigt, zu hoch oder zu tief ist, das kann natürlich niemand sagen, denn niemand weiß, wieviel wirklich verdient wird. In Deutschland veröffentlichen die großen Kohlenwerke allmonatlich ihre Betriebs-Ueberschussziffern, die Productionsziffern werden periodisch bekannt, die Verkaufspreise sind gleichfalls jederzeit bekannt. Bei uns sind das lauter Geheimnisse. Einmal im Jahr wird der Schleier des Geheimnisses gelüftet, da erhalten die Actionäre einen überdies völlig unzureichenden Bericht. Während des Jahres erfahren die Actionäre gar nichts. In diesem Jahre, wo die Kohlenpreise um 30 Procent und mehr gestiegen sind, weiß niemand, wieviel die Werke producieren, wieviel sie verdienen, welchen Ausfall der Strike verursacht hat, nach welchem Theilungsschlüssel die Verpächter Großactionäre die Werke an der Preissteigerung theilnehmen zu lassen belieben und welchen Antheil sie sich selbst vorweg nehmen. Niemand kann sich ein Urtheil bilden, welche Wirkung der Kohlenwucher auf die Erträgnisse der Actiengesellschaften ausgeübt hat, daher auch niemand, welche Einbußen die Werke bei einer Abschwächung der Conjunctur, die ja auch auf dem Kohlenmarkt nicht ausbleiben wird, erleiden werden. In Deutschland, wo man jederzeit die Productionsziffern, die Kohlenpreise und die Ueberschüsse, kennt, kann jeder auch nach eigenem Ermessen sich sagen, welche Einbuße an Dividende er von Preisermäßigungen erwarten soll. Die Bewertung einer Actie ist in Deutschland eine Gleichung mit kaum mehr als einer Unbekannten: der Conjunctur. In Oesterreich enthält die Gleichung lauter Unbekannte. Nichts leichter daher, als dass die Eingeweihten das Publicum ausnützen lassen. Und da auch die Herren **Petschek** und Consorten Kaufleute sind und die Actien nur solange behalten werden wollen, als sie sich Nutzen davon versprechen, sowie es die Herren **Wittgenstein, Feitchenfeld, Kestranek** und Consorten gethan, kann der Moment nicht ausbleiben, wo auch sie ihre Actien loswerden wollen. Dann werden auch sie ein ähnliches Blendwerk mit großartigen Bilanzen machen, wie es die Herren von der **Prager Eisen** gethan. Ob das bei der nächsten Bilanz, ob das später geschehen, kann niemand wissen. Gewiss ist, dass das Actienwesen, das in anderen Ländern auf demokratischer Grundlage ruht und den großen Massen des [illegible] Publicums die Möglichkeit gibt, an den Erträgen der Volkswirtschaft theilzunehmen, am Aufschwung, allerdings auch am Rückgang, bei uns nur zur Ausbeutung der Kleinen durch die [illegible] Ein Nutzen in den guten Zeiten [illegible] [illegible] So wird das Publicum [illegible]

Ein-, zweimal im Jahre empfindet die „**Neue Freie Presse**" das Bedürfnis, ihren Lesern zu zeigen, dass sie Bilanzen auch kritisch beleuchten kann. Es ist wohl nur Zufall, dass das immer nur bei den wenigen Gesellschaften passiert, deren Verwaltungen die „Neue Freie Presse" notorisch aufsässig ist. Gewiss aber ist es kein Zufall, dass diese Bilanzen dann getadelt werden müssen, ob dazu nun Ursache ist oder nicht. Eine der regelmäßig zur Kritik auserwählten Bilanzen ist die der **Waffenfabriks-Gesellschaft**. Nicht die Geschäftsergebnisse selbst werden kritisiert. Nach dem Kaiserschnitt vor zwei Jahren war es nicht anders zu erwarten, als dass die Gesellschaft sich consolidieren werde, und bemerkenswert ist höchstens, dass die Consolidierung in einem Jahre mit ausgesprochenem schlechten Geschäftsgang, wo Production und Absatz einen Rückgang um mehr als 33 Procent erfahren haben, derartige Fortschritte machen konnte, dass die Hälfte der Schulden getilgt werden konnte. Nicht die Geschäftsergebnisse also, sondern die Bilanzaufstellung bildete der „Neuen Freien Presse" den Angriffspunkt. Nun soll durchaus nicht behauptet werden, dass die Waffenfabrik eine überaus klare und detaillierte Bilanz aufstelle. Mit deutschen Actiengesellschaften hält sie den Vergleich nicht aus. Aber gegenüber dem, was die Waffenfabrik in früheren Jahren als Bilanz bezeichnete, und gegenüber den Durchschnittsbilanzen österreichischer Industrieunternehmungen ist es geradezu eine Bilanz von musterhafter Klarheit und bildet darin einen wohlthuenden Gegensatz zu allen anderen Bilanzen, die Herr v. **Taussig** veröffentlicht. Und speciell die Punkte, welche die „Neue Freie Presse" tadelnd hervorhob, sind gerade die, welche der Bilanz eine größere Klarheit verleihen. Ohne all die Schnitzer, welche die Bilanzbesprechung der „Neuen Freien Presse" begeht, einzeln besprechen zu wollen, sei nur einiges erwähnt. Die „Neue Freie Presse" tadelt es, dass sich unter den Lasten eine Post „Fabricationsauslagen", unter den Einnahmen eine Post „Fabricationsgewinn" befindet, und tadelt, dass man daraus nicht ersehen könne, welcher Antheil am Gewinn auf den Abverkauf der Vorräthe entfällt. Wie die „Neue Freie Presse" den Gewinnantheil aus Vorrathsabstoßungen erkannt hätte, wenn die Waffenfabrik gleich anderen Gesellschaften bloß eine Post Fabricationsgewinn ausweisen würde und nicht Fabricationseinnahmen und -Ausgaben, ist ihr Geheimnis. Thatsächlich hat diese Buchung einen großen Vorzug vor der bei anderen Gesellschaften üblichen, dass man daraus die Umsatzhöhe und den procentualen Gewinn am Umsatz erkennen kann. Sodann kann die „N. Fr. Pr." sich absolut nicht darüber klar werden, woher die Gesellschaft das Geld genommen hat, um ihre Schulden zu zahlen, und die Creditoren von 5·81 auf 2·88 Millionen Kronen herabzumindern, da an Vorräthen nur für 1·54 und an Effecten nur für 0·16 Millionen Kronen verkauft wurden. Die buchhalterische Unkenntnis, die aus diesem Einwande spricht, ist wirklich erschreckend. Dass die Gesellschaft auch einen Nutzen an den erzeugten und verkauften Waren erzielt hat, von dem circa 0·5 Millionen Kronen buchhalterisch zu Abschreibungen verwendet wurden, die in Wirklichkeit in barem Geld eingegangen sind und gleich dem erzielten Reingewinn von 3/4 Millionen Kronen eben zur Zahlung an die Gläubiger dienten, ist dem Bilanzkritiker nicht eingefallen. Und damit genug. Der „N. Fr. Pr." sei aber empfohlen, künftig ihre bilanzkritischen Studien nicht nur zwei-, dreimal im Jahr gegenüber ihren persönlichen Feinden zu betreiben, sondern regelmäßig — dann wird sie Uebung darin bekommen und nicht mehr loben, was zu tadeln und tadeln, was zu loben ist.

i/z

•

Man schreibt uns aus **Berlin**: Das Duell, von dem ich letzthin sprach, ist noch nicht als beendet anzusehen. Die Parole in dem Kampfe der **Großbanken** und der **Kleinen** lautet: Es wird bis zur Abfuhr gefochten. Jeder Gang endete bislang anders. Bald floss auf der einen, bald auf der anderen Seite Blut. Aber augenblicklich steht es recht schlecht um das Fähnlein der Bankdirectoren. Die Macht der Gegner hat eine recht erhebliche Stärkung durch die wachsende Ungunst der Conjunctur erfahren. Schon der Kartellbruch in Oesterreich-Ungarn stimmte recht bedenklich, weil man eine härtere Concurrenz auf unserem Eisenmarkte davon befürchtete. Vielleicht hätte man zu anderen Zeiten den kommenden Dingen ruhiger entgegengesehen. Allein die Situation unserer **Eisenindustrie** ist momentan nicht so, dass sie auch nur den leisesten Choc ohne dauernden Schaden vertragen kann. Immer bedenklicher lauten die Meldungen. Und es sind jetzt nicht mehr prophetische Auslassungen, die einwirken, sondern es handelt sich um recht reelle Thatsachen, wie Betriebseinschränkungen, Arbeiterentlassungen und Specificationsreclamationen, von denen augenblicklich die Börsenstimmung beeinflusst wird. In den jetzt zur Ausgabe gelangenden Jahresberichten unserer großen Industriegesellschaften, wie z. B. **Laura, Hörder** und **Hösch** findet der eingetretene Rückgang keine officielle Bestätigung. Allerdings gibt man sich dort vielfach der Hoffnung hin, dass es sich nur um einen vorübergehenden Rückgang handle, der bald wieder einem neuen Aufschwung Platz machen werde. Vielleicht haben die Optimisten recht. Was aber unbedingt misstrauisch machen muss, ist der Widerspruch, in dem allgemein die Thaten der Directionen zu ihren schönen Worten stehen. Wenn man an eine baldige Rückkehr der guten Tage glauben würde, so wäre es ein Mangel an jedem Geschäftsgeist, wenn man auch nur einen Arbeiter entlassen wollte, da tüchtige Arbeiter heute schwerer denn je erhältlich sind. Es muss doch also den Directoren nicht mehr ganz so zuverlässlich ums Herz sein, wie es ihnen von den Lippen kommt. In diesem Eindruck wird man bestärkt durch einen Vorgang, der mit Recht großes Aufsehen erregt hat. In einem längeren Schreiben sucht ein bekanntes (das Hasper) Eisenwerk dadurch sofortige Specificationen von seinen Abnehmern zu erzwingen, dass es droht, sie in Verzug zu setzen, d. h. ihnen die ganzen abgeschlossenen Quanten zwangsweise anzuliefern. Das Werk erklärt in seinem Schreiben, dass es zu diesem rigorosen Vorgehen gezwungen werde, da die Kohlensyndicatsbeamten [illegible] gleiche Weise ihm gegenüber verfahren. Das alles zeigt doch nicht dafür, dass man in den leitenden Industriekreisen besonders hoffnungsfreudig ist.

•

Aber noch ein anderer Fall hat sich ereignet, der für die momentane Lage der Industrie höchst kennzeichnend ist. Ein großer Händler im Rheinland hatte mit etwa 40 Werken und anderen Großhändlern 33.000 Tonnen Eisen abgeschlossen. Der Verschleiß dieses Quantums war noch vor wenigen Monaten eine Kleinigkeit. Inzwischen aber trat eine bedeutsame Wandlung ein. Die Händler klopften vergeblich an den Thüren der bisherigen Abnehmer an. Entweder hatten diese sich schon reichlich versorgt, oder es hatten sich Zweifel über den weiteren Fortgang der Preissteigerungen eingestellt. Infolge dieser Wandlung war es jenem Händler z. B. nur möglich, 7000 Tonnen weiterzubegeben oder zu specificieren. Jetzt wendet er sich an seine Contrahenten wegen eines außergerichtlichen Vergleiches, da er nicht imstande ist, seine eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Der Händler heißt Oscar Johann Natorp und wohnt in Mülheim an der Ruhr, aber er könnte ebensogut Müller, Schulze, Lewy oder Cohn heißen und in irgend einem Nest des Deutschen Reiches zu Hause sein. Denn der Fall ist typisch und hat sich bis lang noch bei jedem Abfall der Conjunctur in ganz gleicher Weise hundertfach gezeigt. Ein Beweis dafür, wie wenig man auf die Generalversammlungsfloskeln: „Production auf lange Zeit verschlossen“ oder „Nachfrage nicht zu befriedigen“, geben darf. In schlechten Zeiten erzwingen die Händler eben Preisnachlässe, weil sie sonst in Concurs gehen würden. Diese Eventualität fürchten die Werke und so geben sie klein bei.

*

Im Gegensatz zur Eisenindustrie zeigt sich im Kohlenbergbau noch kein zuverlässiges Symptom des Verfalles. Allerdings ist es undenkbar, dass diese Provisionsfabrication für alle Geschäftszweige schließlich nicht doch darunter leiden müsste, dass man bei den anderen Branchen nur noch das Nothwendigste essen mag. Doch vorläufig prophezeit man nur eine böse Zukunft. Die Gegenwart ist noch gut. Wozu soll ich also die Leser der „Zeit“ mit der Ewigkeit abquälen? Warten wir es ab!

G. B.

### Kunst und Leben.

In der Hofoper hat die Neubesetzung der Sieglinde durch Fräulein Kurz besonderes Interesse erregt, zumal wir fast seit dem Abgang der Ehnn die ideale Sieglinde noch immer suchen. Dieses Ideal ist auch Fräulein Kurz nicht, wenn auch der Erfolg weit größer war, als man noch ihrer Agathe erwarten konnte. Im allgemeinen gelang ihr der Schmerz Sieglindens (im zweiten Act) besser, als die glühende Liebe und Sehnsucht des ersten Actes; da fehlte der große Zug und der zündende Funke, an dem Sigmund entbrennt. Vielleicht kommt ein belebendes Element in diese ersten Scenen, wenn Fräulein Kurz schauspielerisch etwas freier geworden ist, und es dahin bringt, mit der psychischen Stimmung nicht zugleich die musikalische zu erhöhen.

R. W.

*

Herrn Arthur Pserhofer begleitet in Wien ein gewisser Ruf, humoristischer Schriftsteller zu sein. Auf Hausbällen und in Theaterfoyers findet man ihn amüsant. Man läſst ihn sogar Schwänke für die Bühne schreiben und öffentlich zur Aufführung bringen, und er bleibt dessen unbeschadet im Renommée des „geistreichen“ jungen Mannes. Soviel Vertrauen macht begreiflicherweise üppig. Nun fiel Herrn Pserhofer im Laufe des letzten Jahres nicht ein einziger kleiner Witz ein, und was machte er? Er machte darum kühn einen neuen Schwank in vier Acten. Dieser Schwank heißt „Der Frauenarzt“ und wurde im Raimund Theater gespielt. Ein streng bürgerlich verheirateter Mann, der Rechtsanwalt ist, gibt sich darin, da er durch die Gesellschaft einer Chantenſe in eine beengende Situation gerieth, für einen Frauenarzt aus. Aus dieser Lüge könnten nun ohne Schwierigkeit komische Verwickelungen entspringen. Man erwartet, man wünscht, dass sie entspringen. Aber sie entspringen nicht. Sie werden ängstlich vermieden. Herr Pserhofer, der Humorist, hat dieses Kunststück zuwege gebracht. Dem Zuschauer bleibt es freilich unbenommen, sich dabei trotzdem zu unterhalten: er darf sich an die allerkomischesten Dinge der Welt erinnern, er darf lachen, er darf jubeln. Herr Pserhofer, der Amüsante, hindert ihn daran nicht. Herr Pserhofer ist ja kein Freudverderber. Er meint es ja so gut mit uns Unterhaltungsbedürftigen. Fern sei es uns, seine Arbeit zu kritisieren, zu tadeln. Es ist ihm nur in zwölf Monaten keine Spur eines Witzes eingefallen, und er hat daraus einen Schwank in mehreren Acten gemacht.

A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Sudermanns vieractiges Schauspiel „Johannisfeuer“, das im Lessing Theater zur ersten Aufführung gelangte, steht nach Stimmung und Stoffbehandlung seinem „Glück im Winkel“ am nächsten. Glutroth lodern die Johannisfeuer durch die schwüle Nacht, ein heidnisch Lodern geht von ihnen aus. Das ist die Stunde, da zwei Menschen sich in heißer Leidenschaft und trotzigem Aufbegehren zusammenfinden, der Fesseln spottend, die jedes von ihnen an ein anderes binden. Man fühlt es, an dieser Scene ist Sudermanns Conception entstanden, und wirklich, der ganze Sudermann mit seiner starken dramatischen Kraft und seiner etwas schwülstigen Leidenschaftsverherrlichung ist in diesem seinem Auftritt. Er ist trefflich motiviert und künstlerisch auch vorbereitet. Gut vor allem und keineswegs äußerlich ist die Milieuverdichtung: der ostpreußische Gutshof mit dem derben Gutsherrn, einer Kraftnatur, seiner etwas gedrückten, stillen Frau, dem kindlich kindischen Töchterlein und dem „Heimchen“, einem Adoptivkind, das im Nothstandsjahr vom Gutsherrn mitleidig aufgelesen worden. Zwischen diese beiden jungen Mädchen ist ein Mann, ein etwas blasser Ritter, gestellt, den beide lieben. Der Tochter des Hauses ist er verlobt, das „Heimchen“ liebt er. (Die Frage, warum er sich dem „Heimchen“ nicht verlobt, beantwortet Sudermann; doch ist die Antwort etwas verlegen und auch nicht recht befriedigend.) Das aber sind die heidnischen Zauber der Johannisnacht, dass Heimchen, obwohl auch sie verlobt, sich ganz ihm hingibt. Soweit der dritte Act. Was dieser Scene folgt, die Lösung des Conflictes, ist sehr unzulänglich. Wie der Vorhang zum 4. Act aufgeht, liebt der zweifach Geliebte nicht mehr, wie bislang, das Heimchen allein, sondern beide jungen Mädchen. Die eine hat er gehabt, die andere möcht er haben. Nach einem etwas lahmen Antrag, den er dem Heimchen macht, mit ihm ihr Glück sich zu ertrotzen und zu erkämpfen, nimmt er es dankbar an, dass sie verzichtet, in die Fremde geht, ein Leben der Arbeit zu leben. Er aber heiratet das Backfischlein, des Gutsherrn Töchterlein, und macht dazu, wohl aus einem Rest von Anstandsgefühl, ein resigniert Gesicht. Ein Ende in Resignation, das kein Ende ist, sondern eher ein Anfang und dessen Resignation man nicht begreift. Dazu ein weiterer Uebelstand, der diese Lösung unwahrscheinlicher noch gestaltet. Der Charakter des Heimchens ist arg verzeichnet. Sie ist die Tochter einer litthauischen Landstreicherin und Diebin und — die Vererbungstheorie als Mutter — ein lebensfähiges Geschöpf war da nicht zu erwarten. So verheißungsvoll Sudermanns „Johannisfeuer“ einsetzte, so sehr ernüchterte der Schluss. Es ist wirklich wie ein Feuer, das abbrennt, und bleibt nichts übrig. Oder doch, etwas bleibt übrig. Der Verlobte des Heimchens, der junge Hilfsprediger, dem das Corpsburschenthum noch in den Knochen steckt, und der dabei doch ein innerlich Reifer und Freier ist — in Conception und Gestaltung dieses einen Menschen hat Sudermann Dichterthum bewiesen. Und das soll ihm nicht vergessen werden.

*

„Die strengen Herren“ von Blumenthal und Kadelburg sind im Berliner Theater aufgeführt worden. Dieser Schwank war von der Censur verboten worden, darin besteht sein Liebreiz. Hätte man das Censurverbot mit aufführen können, es wäre lustig geworden; doch konnte man das nicht. So fehlte der ach! so mühsam beabsichtigten Komik der Herren Blumenthal und Kadelburg ihre bessere Hälfte, die unbeabsichtigte. Alles sehr harmlos und sehr glatt, dazu die üblichen Witze. Ein Weinhändler, der in den Reichstag gewählt wird, der unter die Verfechter der Lex Heinze geräth, die üblichen Schwiegersöhne hat und schließlich froh ist, sich zu Blumenthals heiterer, freier Weltanschauung zurücktreten zu dürfen. Das hat schließlich der Censor auch gethan, indem er das Stück freigab: man sieht es, eine Harmlosigkeit ist der anderen wert.

Ernst Heilborn.

---

## Bücher.

Dr. H. Wichelhaus: Wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. Braunschweig, 1900. Friedr. Vieweg & Sohn.

Mit der Gründung eines Unterrichts-Laboratoriums für Chemiker hatte Justus v. Liebig eine im Jahre 1825 ganz neuartige Lehranstalt geschaffen, die viele Schwesteranstalten ins Leben rief und eine systematische Erforschung dieses Zweiges der Naturwissenschaften zur Folge hatte. Welchen Wert diese geistige Arbeit auch durch die Hebung der Industrie gewonnen hat, legt der Verfasser in einer übersichtlichen statistischen Zusammenstellung dar. Aus dieser ersehen wir deutlich, wie in den verschiedenen Branchen der chemischen Industrie Fortschritt der Wissenschaft und der Technik Hand in Hand geht, wie neuentdeckte Verfahren und Verbesserungen eine Vermehrung der Production und Erhöhung des Exportes nach sich ziehen, wenn es sich auch nicht ziffernmäßig bis ins Detail verfolgen läſst. Während Deutschland vor circa 30 Jahren noch gezwungen war, reiche Mengen von chemischen Producten (Pottasche, Kalisalpeter, Soda, Ultramarin, Zucker, Farbstoffe ꝛc.) aus allen Theilen der Welt einzuführen, haben sich die Verhältnisse gerade umgekehrt und heute ist es in vielen Branchen ausschlaggebend. So verwandelte sich die Mehreinfuhr von 5262 Tonnen Pottasche im Jahre 1870, in 1890 zu einer Mehrausfuhr von 9584 Tonnen, die einen Wert von 3,000.000 Mark repräsentieren. Bis zum Jahre 1840 hatte Frankreich in Ultramarin die Führung, heute ist es von Deutschland weit überholt, die Ausfuhr wuchs von 2755 Tonnen im Jahre 1862 auf 8010 Tonnen (Wert 5 Millionen Mark) im Jahre 1890. Recht deutlich zeigt sich der praktische Erfolg geistiger Thätigkeit am Indigo, dessen technische Herstellung nach jahrelangen mühevollen Untersuchungen endlich im letzten Decennium gelang; hierdurch fiel die Mehreinfuhr von 710 Tonnen in 1891 auf 118 Tonnen in 1898, während in 1899 eine Mehrausfuhr von 256 Tonnen eintrat. Die Anbaufläche in Bengalen ist dadurch von 193.170 Hektar in 1898 auf 177.000 Hektar in 1899 zurückgegangen, der Preis des Naturproductes um 20% gesunken. Dies nur wenige Beispiele von den vielen Daten, die der Verfasser bei aller Knappheit der Darstellung uns vorzuführen weiß. In aller Kürze ist die hohe wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit unstreitig dargethan und wir sind dem Verfasser recht dankbar für das klare Bild, welches er uns vom Aufschwunge der chemischen Technik entwirft: die reichen Früchte, die sie getragen, sind nun ein Sporn für weiteres Schaffen.

Dr. Billitzer.

Fritz Gotlwig: Die finanzielle Zukunft der Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Straßenbahnen in Wien. Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1900.

Die Lueger-Siemens'schen Machenschaften haben die Situation der Bau- und Betriebsgesellschaft zu einer so unklaren gemacht, dass man sich nicht wundern kann, wenn über den Gegenwarts- und Zukunftswert dieses Unternehmens, respective seiner Actien, ein eigenes Buch geschrieben wird. Die vorliegende Broschüre rechnet wohl nur auf einen beschränkten Leserkreis und nur auf ein augenblickliches Interesse. Dieses verdient sie aber in vollem Maße. Was an Material aufzutreiben war über die Verhältnisse der Straßenbahnen der verschiedensten Städte, hat der Autor zusammengetragen, in übersichtlicher Gruppierung dargestellt und aus den Resultaten an anderen Orten, unter Berücksichtigung der localen Verhält

nisse, der Verschiedenheiten rechtlicher und wirtschaftlicher Natur, mit vollkommener Sachkenntnis, in nüchterner Weise und ohne Voreingenommenheit seine Schlussfolgerungen gezogen. Prophezeiungen haben immer etwas Gewagtes und vielleicht hätte sich der Autor enthalten sollen, bis zu einer Berechnung der muthmaßlichen Dividenden für jedes Jahr bis Ablauf der Concession der Betriebsgesellschaft zu gehen. Aber das muss dem Autor zugegeben werden: Aus den bisher bekannten Resultaten der Wiener und der auswärtigen Straßenbahnen lassen sich keine Ziffern von Wichtigkeit anführen, welche er in unrichtiger oder allzugewagter Weise zu seinen Schlussfolgerungen herangezogen oder welche zu berücksichtigen er übersehen hätte. Es ist eine überaus fleißige und gründliche Arbeit. W. F.

Hans Bösch: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. Mit 149 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Leipzig. Eugen Diederichs, 1900.

Der vorliegende Band, der als 5. Band der von Georg Steinhausen herausgegebenen „Monographien zur deutschen Culturgeschichte“ eben erschienen ist, hält nur zum kleinsten Theil das, was der Titel verspricht. Nach dem Titel, insbesondere nach jenem des Sammelwerkes, dem der vorliegende Band als Theil angehört, wäre man berechtigt zu erwarten, dass der Verfasser uns ein charakteristisches Bild vom Leben der Kinder in der deutschen Vergangenheit biete. Dabei hätte sich unseres Erachtens der Verfasser die beiden inhaltsreichen Wörter deutsch und Vergangenheit in ihrem specifischen Inhalt wohl vor Augen halten sollen. Es durfte demnach nur zur Darstellung gelangen, was für das Leben der Kinder in Deutschland vor jenem in anderen Ländern und was für das Leben der Kinder in der Vergangenheit vor jenem in unserer Zeit charakteristisch ist. Allein der Sinn für dieses Charakteristische scheint den Verfasser bei seiner Arbeit völlig im Stich gelassen zu haben. Denn Bösch bietet seinen ganzen, mühsam zusammengetragenen Notizenkram und auf Schritt und Tritt fragt sich der durch die Fülle der Mittheilungen erdrückte Leser, wozu ihm der Autor Dinge erzähle, die ihn durchaus nicht interessieren können, weil sie weder etwas für Deutschland, noch etwas für die Vergangenheit Charakteristisches bieten. Und diese Dinge gewinnen dadurch gewiss nicht an Reiz, dass sie zum Theil von weiter nicht bekannten, zum Theil von solchen Personen erzählt werden, die in der Geschichte oder Literatur einen mehr oder weniger bekannten Namen haben. Oder bedarf es zum Beispiel erst der Bestätigung, dass die Kinder auch früher, und zwar in derselben Weise wie heute allmählich, das Gehen erlernten und erfahren wir etwas Interessantes, wenn wir lesen (Seite 38) „Ueber Schillers Töchterchen Karoline schreibt ihm die Mutter am 7. März 1801 nach Jena „das kleine Liebchen benützt deinen Sopha, an dem es heute und gestern recht herumspaziert ist und bald Muth hat, allein zu gehen. Es ist heute vom Sopha zu einem Stuhl ohne Widerspruch gewandelt und hält sich sehr leicht nur an“. Und 14 Tage später schreibt sie „Es hat große Fortschritte im Gehen gemacht und geht an einer Reihe Stühle ganz allein. Auch sagt es Papa“. Oder zweifelt jemand daran, dass auch in früheren Jahrhunderten Kinder neue Kleider bekamen und dass ihnen mitunter etwas Menschliches passierte? Wer es erst durch einen „historischen“ Fall bestätigt erhalten muss, wird sich mit Vergnügen notieren, dass Felix Platter, aus dessen Jugendzeit der Verfasser noch manches erzählt, sich auch der Freuden erinnern konnte, als ihm im Alter von fünf Jahren die ersten Hosen angelegt wurden. Sie waren roth und wurden an einem Sonntag eingeweiht, mehr als gut gewesen. Der kleine Felix aß so viele Kirschen, dass „mein Freud in Leid verkehrt wardt und man mich wieder ufnesteln und die Hosen abziehen must und waschen“. (Seite 39). Und was vom Texte gilt, dasselbe kann in gewissem Sinne auch von den Illustrationen gesagt werden. Auch hier konnte sich der Autor nicht genug thun und theilte, wie es scheint, seinen ganzen Vorrath mit, ohne Rücksicht darauf, ob das betreffende Bild denn auch etwas Charakteristisches für Zeit und Land biete. Und dennoch soll nicht geleugnet werden, dass gerade in der Fülle der Illustrationen der Reiz des Buches liege, um deswillen es allen Kinderfreunden und Freunden der Kinderfreunde wärmstens empfohlen zu werden verdient. Denn das Buch enthält eine reiche Sammlung reizendster Abbildungen, die alle Phasen des Kinderlebens in seinen heiteren und traurigen Ereignissen illustrieren und sammt und sonders Originale wiedergeben. Zu der Zusammentragung dieses Bilderschatzes, die eine intime Kenntnis der Sammlungen, vor allem jener des reichen germanischen Museums in Nürnberg, dessen verdienter zweiter Director Hans Bösch ist, aber auch der verschiedenen öffentlichen und privaten Gemälde- und Kupferstichsammlungen bekundet, sowie in der vollen Beherrschung der Literatur, denn mit wahrem Bienenfleiße hat Bösch die „Belegstellen“, freilich oft für Dinge, die nicht erst „belegt“ werden müssen, zusammengelesen, liegt das Verdienst Böschs und sie bedingen den Wert seines Buches, der allerdings [illegible] Beschränkung auf das Charakteristische größer wäre. [illegible] bietet auch der Text [illegible] [illegible] Kinderspielen und Kindertracht. [illegible] jedoch die Capitel V bis VIII: Erziehung und Zucht, Zeit und [illegible], Schule und Aus der Schule, denn hier erfährt man mehr als [illegible] Dinge, die den Wandel der [illegible] [illegible]

[illegible]

Dr. E. K.

## Revue der Revuen.

dem japanischen Folklore schöpfenden Dichter: Lafcadio Hearn. Er ist irländisch-griechischer Abstammung, erhielt seine Erziehung in England, Irland und Frankreich und kam nach den Vereinigten Staaten, dann nach New-Orleans. Seit einer Reihe von Jahren ist er als Lehrer in japanischen Schulen und augenblicklich noch als Lector an der Universität in Tokio angestellt. Wie Kipling begann er seine literarische Laufbahn als Journalist und Zeitungberichterstatter, nachdem er zuerst als Setzer in einer Buchdruckerei in Cincinnati seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Er debutierte mit einer Uebersetzung von Erzählungen Théophile Gautiers. Seine Denkweise hat etwas Weibliches, Zartes, seine Sprache soviel Glätte und Wärme, dass man sie als den Versuch, Baudelaires „miracle d'une prose poétique musicale, sans rhythme et sans rime“ bezeichnet hat. Sachlich merkwürdig sind seine Bücher — vor allem die Essays, „Out of the East“, „Kokoro“, bei Houghton, Mifflin & Co., London — durch die darin ausgedrückte Ueberzeugung von der ethischen Ueberlegenheit der Japaner über die europäische Rasse. Darin tritt ihm sein Kritiker Brandt nun allerdings scharf entgegen. Aber dem reichen Schatz an poetischem Volksglauben und aller Volkssitte Japans, der in Hearns Nachdichtungen enthalten ist, versagt er seine Bewunderung nicht. — In demselben Heft veröffentlicht Anton Bettelheim aus seiner noch für dieses Jahr noch zu erwartenden Biographie über die Ebner-Eschenbach eine aus den Achtzigerjahren stammende, also halbhistorische und dadurch reizvolle Correspondenz. Sie stammt von Louise v. François, der von Karl Hillebrand und Gustav Freytag gefeierten Dichterin der „letzten Reckenburgerin“, welche ihre jüngere österreichische Collegin (und auch ihren Namen!) erst um diese Zeit durch ein spontanes Huldigungsschreiben der Ebner kennen lernte und mit ihr seitdem in warmer Freundschaft verbunden blieb.

„Heimgarten.“ Dr. Michael Rabenlechner veröffentlicht in den Juli-August-Heften eine Reihe bisher ungedruckter Briefe, die Hamerling mit Georg Ebers, Auerbach und Vacano wechselte, und die theilweise bis in die Sechzigerjahre zurückreichen. Interessanter als diese ziemlich indifferenten Briefe ist ein im Anschluss veröffentlichtes Manuscript Hamerlings über Vacanos Romane „Die Gottesmörder“ und „Die Heiligen“. Vacano, der dem Publicum nur als der Verfasser von pikanten Geschichten, wie „Bilderbuch für Hagestolze“, „Leichtes Blut“ u. dgl. bekannt war, hatte anonym jene Schriften verfasst, in denen religiöse Probleme erörtert wurden. Er, der in seiner Jugend selbst Priester gewesen war, war mit diesem Stoffkreis wohl vertraut. Seine Bücher erregten denn auch in clericalen wie in liberalen Kreisen nicht geringes Aufsehen. In den „Gottesmördern“ wird dargestellt, wie die Priester zu allen Zeiten und bei allen Völkern den wahren Gott geleugnet, die reine Lehre verfälscht. Daneben laufen allerhand Culturstudien. Wie es scheint, war Vacanos Auslegung, dass die schwarzen Messen, die Hexensabbathe und die Selbstquälereien der Flagellanten krankhafte Entartungen der Sinnlichkeit, Aeußerungen eines Geschlechtswahnsinnes gewesen seien, eine für die damalige Zeit völlig neue; jedenfalls zeigt sich Hamerling ganz besonders davon frappiert; nicht minder von Vacanos Vorschlag, dass künftighin nicht mehr Jünglinge, sondern nur reife Männer, die das Leben hinter sich haben, zu Priestern geweiht werden sollen, was ihm die Frage des Priester-Cölibates in einer die Bedürfnisse der Kirche wie die Rücksichten der Humanität befriedigenden Weise zu lösen scheint. Bezeichnend für die ästhetischen Anschauungen der damaligen Zeit (1872) ist eine Stelle in Hamerlings Aufsatz, wo er über Vacanos widerspruchsvolle Art spricht, die man dem Menschen wohl verzeihen könne, nicht aber dem Autor; denn: „das Buch hat einen monumentalen Charakter; es darf nicht den bloßen Menschen mit seinen wechselnden Stimmungen, in seiner momentanen Bestimmtheit widerspiegeln; es soll die objective Haltung, die systematische Geschlossenheit und Abrundung eines Kunstwerks haben“. — Im Septemberheft druckt Rosegger den Brief eines katholischen Bischofs an seinen Clerus ab, der durch ungewöhnliche Liberalität seiner Anschauungen überrascht. Die evangelischen Erbauungsbücher — heißt es hier — dürfen dem Volke nicht weggenommen werden; altkatholischen Christen muss ein katholischer Priester im Bedarfsfall mit Weglassung des specifisch katholischen Moments Beistand leisten; Toleranz muss im Namen Gottes gepredigt werden. Die Bettelmönche sollen überwacht und, wenn sie von Glaubenszwist u. s. w. reden, in ihre [illegible] öfter zurückgedrückt werden. Wallfahrten nach entfernten Orten sind verboten, ebenso die überspannten Lobreden auf die Heiligen und deren vermeintliche Wunderthaten. — Das Räthsel so moderner Meinung in einem Bischofsbrief löst der „Heimgarten“ durch eine Nachschrift: der Brief wurde vom Bischof Johann Leopold Hay von Königgrätz geschrieben, und zwar am 20. November 1781.

„Revue blanche“ 1. und 15. September. Zwei bemerkenswerte Artikel von Tolstoi, deren erster vom Patriotismus handelt. Der Verfasser hält den Patriotismus [illegible] ein völlig überlebtes Gefühl, das nur noch von den Regierungen künstlich gezüchtet werde [illegible] für die Wurzel der meisten Uebel, welche die Menschheit plagen. In seinem Namen werden die Kriege geführt, die Heere erhalten [illegible] werden die trennenden Unterschiede zwischen den Völkern hervorgehoben, und jedes einzelne von ihnen [illegible] an die eigene Ueberlegenheit erzogen; und die [illegible] haben [illegible], der darin die größte Gewähr [illegible] Dagegen muss man die Menschen vor allem der [illegible] des Patriotismus entwöhnen. [illegible] Folge werde dann [illegible] Tolstoi erblickt [illegible] ein geringeres Uebel, [illegible] der allgemeinen Wehr[illegible] [illegible] Zeiten seien die [illegible] Uebel gewesen, heute seien [illegible] — Der zweite Aufsatz [illegible] In der Form, in der sie [illegible] in einem Verbrechen, einem [illegible] Vermögen bringe man [illegible] und Lehrer wenden, [illegible], an deren Consequenzen

sie das ganze Leben laborieren. Statt das Kind in dem zu bestätigen, was es instinctiv als Lebensprincip empfindet: nämlich dass das Glück, das man einander gegenseitig bereitet, Zweck und Ziel des Lebens sei, weist man es darauf hin, dass es vor allem gilt, den Willen eines unsichtbaren und drohenden Gottes zu erfüllen, um sich den Schrecknissen der ewigen Strafen zu entziehen; und diese Gottheit — der allerdings der Erlöser entgegensteht — ist der finstere, drohende, zornige Gott der Juden. Der Mangel aller religiösen Erziehung wäre aber besser als diese alttestamentarische Tradition, die wieder nur von den Regierungen erhalten und gefördert wird, weil sie die Völker in Schrecken erhält, und sie so dem weltlichen Regiment gefügig macht. Als einzige erforderliche Grundlage der religiösen Erziehung erscheint Tolstoi das Gesetz der Nächstenliebe. Ueber metaphysische Fragen, namentlich über die Fortdauer nach dem Tode, worüber wir niemals Gewissheit erlangen können — und die die Buddhisten wohlweislich nie positiv zu entscheiden versucht — sage man den Kindern am liebsten gar nichts, oder doch nur, dass die Gottheit, die uns zu unserem Besten in die Welt gesetzt, voraussichtlich auch über das Leben hinaus unser Bestes wollen wird.

## Das Judengrab.

Von Ricarda Huch.

(Fortsetzung.)

Es gelang Herrn Joe, die zürnende Frau zu bewegen, dass sie den Bescheid abwartete, den er jetzt vom Gemeinderathe bekommen würde, und er machte sich alsbald auf, um denselben in Empfang zu nehmen. Ehe er in das Berathungszimmer geführt wurde, wo sich unter den übrigen Herren auch der Pfarrer befand, sagte der Bürgermeister: „Es kommt mir nicht in den Sinn, nach Tyrannenweise das Recht zu beugen, und dass dem Rechte nach kein Jude auf unserem christlichen Gottesacker bestattet werden darf, sehe ich ein; doch halte ich mich gern an den alten lateinischen Spruch, welcher besagt, dass man zwar unerschütterlich im Handeln, aber gefällig und lieblich in der Form sein soll, und werde deshalb dem jungen Manne den abschlägigen Bescheid so sanft wie möglich eingehen lassen.“

Als hierauf Herr Joe vorgelassen wurde, empfieng er ihn mit wohlwollenden Blicken, streichelte kosend über das Protokollpapier, das vor ihm lag, und sagte: „Sie sind ein geschätzter Mitbürger, Herr Joe, auch der verstorbene Herr Samuel war es, soweit er Bürger war, als Bekenner stand er mir fern. Sagen Sie selbst, gibt es eine jüdische Gemeinde hier?“

Diese Frage konnte Herr Joe nicht anders als mit nein beantworten, worauf der Bürgermeister fortfuhr: „Es gibt hier keine jüdische Gemeinde oder, was dasselbe sagen will, keine Juden. Gibt es aber keine Juden hier, so gibt es auch keinen Juden, und so hat auch Herr Samuel, der ein Jude war, im rechtlichen Sinne niemals hier existiert. Seine Familie mag ihn beweinen, seine Freunde, ja alle fühlenden Herzen mögen seinen Hinschied betrauern, die Gemeinde als solche muss ihn als nie dagewesen betrachten und kann ihn infolge dessen auch nicht begraben.“

„So bitte ich den Herrn Bürgermeister, mir zu sagen,“ rief Herr Joe drohend, „wo ich ihn begraben soll, denn begraben muss er doch einmal werden.“

„Das wäre zu wünschen,“ sagte der Bürgermeister, „und es sei ferne von mir, den Hinterbliebenen darin auch nur das geringste in den Weg zu legen. Nur den christlichen Gottesacker bitte ich auszunehmen, und dass innerhalb der Stadtgrenzen kein Todter sich aufhalten darf, ist Ihnen sowie jedermann bekannt.“

Jetzt war es aber mit Herrn Joes Geduld zu Ende, und indem ihm das Blut heiß in die Wangen schoss, rief er: „Wenn Ihr den lebenden Juden unter Euch dulden konntet, werdet Ihr auch den todten ertragen. Ich verlange kein Geläut und Geplärr und Gezeter an seinem Grabe, aber ein Fleckchen Erde, wo er ruhig liegen kann, das soll er trotz Euch haben. Lasst es Euch gesagt sein, dass ich ihn morgen selber auf den Kirchhof bringen und jeden niederschlagen werde, der mich dabei stören will.“

Diese groben Worte entzündeten ein heftiges Wortgemenge, welches durch den plötzlichen Eintritt Frau Rosettens unterbrochen wurde, die, des Wartens überdrüssig, selbst gekommen war, um mit ein paar kernigen Worten die Leute zur Vernunft und die Sache zu Ende zu bringen. Als sie in großer Majestät, vom Kopf bis zu den Schuhen in Schwarz gekleidet, auf der Schwelle stand, verstummten alle, und der Bürgermeister beeilte sich, ihr entgegenzugehen und einige Worte des Beileids zu sprechen. „Lasst die Phrasen, Herr Bürgermeister,“ sagte sie abwehrend, „auf die ich keinen Wert lege. Ich verlange von Euch nichts als mein Recht, ich will meinen Mann auf den Kirchhof bringen, wo mir Vater und Mutter, Großväter und Urgroßväter ruhen, und darin verlange ich von Euch mehr unterstützt als behindert zu werden.“

„Euer verewigter Vater war mein geschätzter Freund,“ sagte der Bürgermeister, indem er sich mit einem großen, bunt-seidenen Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischte, „und sein Grab gereicht unserem Gottesacker zur Ehre. Er war ein guter Bürger und ein guter Christ, und mehr braucht es nicht, um in Jeddam gut aufgenommen und begraben zu werden.“

„So denke ich,“ sagte Frau Rosette, sich stolz umsehend, „dass ich diese Ehre verdiene. Ich wünsche aber, was niemand einem christlichen Eheweibe verargen wird, dereinst an meines Gatten Seite zu ruhen.“

Der Bürgermeister trocknete sich den Angstschweiß ab und besann sich, welche Gelegenheit der Pfarrer, der sich nur ungern das Wort so lange hatte nehmen lassen, ergriff und losfuhr: „Bückt Ihr Euch vor dieser stolzen und abgöttischen Jesebel? Du hast einen Greuel in deine Familie und unsere Gemeinde gebracht, Weib, aber auf unseren Friedhof sollst du ihn nicht bringen. Es gibt genug Kehricht auf der Erde, wohin Ihr Eure ungläubigen Knochen werfen könnt, unserem heiligen Gottesgarten sollen sie fern bleiben!“

Frau Rosette trat dicht an den Pfarrer heran und sagte: „Höre du, ich mache mir zwar keine Ehre daraus, zwischen Euren hohlen Gerippen begraben zu liegen, aber mein angeborenes und angestammtes Recht lasse ich mir von Euch nicht rauben und möchte gleich auf dem Flecke sterben, damit ihr mit ansehen müsstet, wie ich auf Euren Schutthaufen Einzug hatte.“

Die Anzüglichkeit der Frau Rosette hatte auch die übrigen Gemeinderäthe in Zorn versetzt, von denen einer sagte: „Die Frau eines Juden hat keinerlei Recht mehr in Jeddam.“

„Ja, ich hätte meine Mitgift einem von Euch hungrigen Bären bringen sollen!“ höhnte sie.

„Besser ein Bär als ein Schwein!“ rief ein anderer; denn so pflegte man die Juden in Jeddam zu nennen.

Frau Rosette erbleichte und sagte: „Du musst wohl ein Hund sein, dass du einen edlen Todten beschimpfst.“ Dann legte sie eine Hand auf Herrn Joes Arm und sagte, indem sie ihn mit sich zog: „Komm, wir werden uns selber helfen.“

Während der Bürgermeister auseinandersetzte, dass der Weise und Weltmann nicht schimpfte, sondern fest und gelinde auf dem Buchstaben des Rechtes beharrte, trug der Pfarrer Sorge, dass die übermüthige Frau Rosette ihren Samuel nicht insgeheim in den Kirchhof einschmuggelte.

Das war diese allerdings willens, aber nicht verstohlenerweise, sondern öffentlich und prächtig, am hellen Tage, indem sie darauf rechnete, dass man es nicht zu einer Prügelei auf dem Kirchhof würde kommen lassen. Der Pfarrer hatte aber noch zur rechten Zeit eine Menge von Bauern versammelt und zu ihnen gesagt: „Kinder, der tote Jude wird unsere gute Erde verpesten! Leidet es nicht! Mag er draußen auf dem Felde liegen, wo es nur Raben und Krähen gibt! Wenn Ihr nicht auf der Hut seid, werdet Ihr Gift und Pestilenz und Viehseuche haben!“ Die Folge davon war, dass die Knechte, die den Sarg mit dem künftlichen Samuel trugen, die Kirchhofpforte verrammelt und von feindseligen Bauern besetzt fanden, die ihnen den Eingang wehrten. Frau Rosette, Herr Joe und die Kinder, die in einem offenen Wagen folgten, sahen voll Erstaunen, wie sich ein tüchtiges Handgemenge entspann, in welchem ihre Knechte bald den Kürzeren zogen, da sie bedeutend in der Minderzahl waren. Herr Joe verfolgte den Kampf eine Weile mit dem Kennerblick eines jungen Straßenbuben und wachsender Ungeduld, bis er schließlich nicht mehr an sich zu halten vermochte, aus dem Wagen sprang, die Jacke abwarf und sich mit einem lauten, schnalzenden Schrei unter die Prügelnden mischte. Emanuel, dessen dunkle Augen vor Kampflust feucht geworden waren, schickte sich an, es seinem Schwager nachzuthun, und die Mutter hatte Mühe, ihn festzuhalten und Antjas Heiterkeit, die sich ihrer beim Anblick des tapfer ringenden Bräutigams bemächtigt hatte, durch Zupfen, Winken und Warnen in etwas zu mäßigen. Ihren Schwiegersohn sah Frau Rosette zwar mit Genugthuung und Billigung im Kampfgewühl, dennoch bat sie ihn angesichts der immer wachsenden Zahl seiner Gegner für heute abzustehen, da man mit so geringen Streitkräften nicht hoffen konnte, den Sieg davonzutragen. Herr Joe, da er einmal im Raufen war, hörte nicht ungern auf, doch sah er ein, dass seine Schwiegermutter Recht hatte, und führte die Familie unter hellem Uebermuth der Kinder und prasselndem Zornfeuer Frau Rosettens nach Hause zurück.

Die Zurückgebliebenen prügelten sich weiter und waren so eifrig dabei, dass es der Gemeindepolizei kaum gelang, sie bei einbrechender Nacht auseinanderzutreiben. Dieser Auflauf machte den Bürgermeister und mehrere Herren vom Rathe so bedenklich, dass sie sich nochmals in einem verschwiegenen Zimmer des Wirtshauses, das öfter zu wichtigen Berathschlagungen diente, versammelten, um einen gütlichen Ausweg dieser heiklen Angelegenheit zu finden.

„Es ist nicht zu leugnen,“ begann der Bürgermeister freundlich, indem er tändelnd den Deckel seines Bierkruges auf und zuklappte, „dass ein todter Mensch irgendwo begraben werden sollte. Auch kann man der Frau Rosette nicht zumuthen, dass sie ihren verstorbenen Gatten zwischen ihren Getreidefeldern und Kartoffeläckern beerdigt.“

„Beileibe nicht!“ rief der Pfarrer drohend. „Soll er unseren christlichen Erdboden verpesten? Hinaus mit ihm! Weit weg mit

ihm! Werden doch auch die todten Pferde und Hunde da draußen eingescharrt."

Der Bürgermeister klapperte sinnend mit seinem Deckel und sagte: „Ich gebe zu, Ehrwürden, dass ein Jude kein Christ ist; sollte er aber deswegen unter die Thiere fallen?"

Hieran knüpfte sich eine längere Berathung und nachdem in dieser Weise genugsam hin- und hergestritten war, machte einer der Gemeinderäthe folgenden Vorschlag: „Es wird den Herren bekannt sein," sagte er, „dass wir in einer Ecke des Kirchhofes, wo wildes Unkraut wächst und der Todtengräber zu keiner Pflege und Säuberung verpflichtet ist, die kleinen Kinder begraben, welche todtgeboren wurden oder gleich nach der Geburt starben, so dass sie leider die heilige Taufe nicht empfangen konnten. Diese scheinen mir insofern mit dem Juden vergleichbar, als sie, wie er, ungetauft sind, und es dünkt mich deshalb nicht unschicklich, wenn man ihn dort in aller Stille vergrübe."

Der Bürgermeister wollte eben einen mäßigen Beifall dieses Vorschlages laut werden lassen, als der Pfarrer, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, ausrief: „Wo ist Euer Christenthum? Ihr schwatzt wie Heiden und Türken daher! Wisst Ihr nicht, dass die vor und während der Geburt gestorbenen Christenkinder Engel sind? Kleine Engelkinder, die ihre schwarzen Augen niemals aufgethan und durch den Anblick unserer hässlichen Erde getrübt haben! die mit ihren kleinen Rosenfüßen niemals den Dreck berührt haben, durch den wir waten! Auf der Schwelle unseres Lebens haben sie die Flügel geschüttelt und sind wieder davongeflogen in den Himmel."

Hier fieng der Pfarrer, der die kleinen Kinder zärtlich liebte, an, zu weinen, und auch einige Gemeinderäthe wischten sich die Augen, indessen der Bürgermeister sagte: „Es bleibt den Kindern unbenommen, in den Himmel zu fliegen, und dem Juden, in die Hölle zu fahren, nichtsdestoweniger sind sie vom bürgerlichen Standpunkte aus alle ungetauft, und es scheint mir daher billig und recht, dass sie am selben Orte begraben werden." Er fürchtete nämlich die große und behäbige Verwandtschaft Frau Rosettens, die sich zwar um Herrn Samuel wenig bekümmert hatte, von der es aber doch anzunehmen war, dass sie die Kränkung einer von ihrer Sippschaft übel vermerken würden.

Der Pfarrer konnte gegen den Gemeinderath, der einmüthig war, nichts ausrichten, machte sich aber an das Volk, stellte ihm die Unbill vor, die ihm angethan werden sollte und ermunterte es, dieselbe in Gottes Namen mit Fäusten abzuwehren. „Würdet Ihr ruhig zusehen," rief er, „wenn man einen Wolf in Euren Schafstall ließe? Und sie wollen einen falschen Judas zwischen Euere unschuldigen Kinder legen, die am Throne der Dreieinigkeit für arme Sünder beten. Pestilenz! Feuersbrunst! Wassernoth! Kriegsnoth und Hungersnoth werden über Euch kommen, wenn Ihr zulasst, dass der heilige Gottesacker durch diesen Verräther vergiftet wird."

Die Bürger von Jeddam ließen sich dies nicht zweimal sagen, rotteten sich zusammen und schwuren, jedweden todtzuschlagen, der den todten Samuel auf ihren Friedhof bringen würde. Am furchtbarsten unter den Aufwieglern war ein Großbauer namens Pomilko, ein hünengroßer Mann mit dickem Kopf und weißblonden Haaren, der mit seinem Gefolge von Angehörigen, Verwandten, Abhängigen und Knechten das ganze Gemeinwesen hätte über den Haufen werfen können. Pomilko hatte vor kurzem eine zweite Frau genommen, die ihm ein todtes Kind geboren hatte. Demselben hatte er zwar keinen Blick geschenkt, sondern, als ihm die Botschaft gebracht worden war, hatte er sich fluchend und zähneknirschend aufs Feld begeben und sich zwei Tage lang nicht im Hause blicken lassen; jedoch sah er es als eine gröbliche Ehrenkränkung an, dass ein Jude in der Nähe seines Sprösslings begraben sein sollte, und er erklärte laut, er fürchte weder den Bürgermeister, noch den Kaiser und würde diesen zeigen, was Pomilko vermöchte, wenn sie sich ihn zu beleidigen getrauten. Er hatte aus erster Ehe eine erwachsene Tochter namens Sorka, ein großes starkes Mädchen mit kecken blitzenden Augen, einem feinem Munde und Zähnen, die fest wie Kieselsteine und gelbglänzend wie Marmor waren. Als das Mädchen hörte, dass eine Stiefmutter ins Haus ziehen sollte, erklärte sie dem Vater, sie wolle das nicht leiden, er möchte davon abstehen, was ihn bewog, die Heirat umso schneller zu vollziehen. Als Sorka beim ersten gemeinsamen Mittagsmahle fehlte, der Vater sie herein rief und die Stiefmutter ihr mit saurer Miene die Suppe in den Teller füllte, schob Sorka denselben so heftig zurück, dass das reine Tischtuch über und über bespritzt wurde, sagte: „ich esse nicht was du gekocht hast!" und schaute dem Vater und seiner Frau herausfordernd und mit verhaltenem Frohlocken ins Gesicht. „So magst du hungern," rief der Vater zornig, „andere Speise gibt es hier für dich nicht." Sorka lachte und sagte: „lieber such' ich mir selbst mein Brot", und zog stracks mit einem Bündel Habseligkeiten aus dem Hause.

Sie nahm, da sich nicht gleich etwas anderes fand, bei einem kleinen Bauer einen Dienst an und hatte bald eine Liebschaft mit dessen Sohn, was der Vater, der alte Darinko, geschehen ließ, weil er wusste, dass Pomilko seiner Tochter ihr mütterliches Erbe nicht vorenthalten konnte. Diese Vorgänge hatten den Pomilko mit übler Laune, Aerger, Zorn und Rachsucht ganz angefüllt, weshalb er die Gelegenheit, zu zanken, zu raufen und allenfalls jemanden todtzuschlagen, sogleich ergriffen hatte.

(Schluss folgt.)

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

## Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 20. October 1900. Nummer 316.

## Industrie und Politik.

Die Lehre, die Lassalle vor einem Menschenalter den deutschen Arbeitern ertheilt hat, die Lehre, dass die Erringung der politischen Macht die Voraussetzung der wirtschaftlichen Besserung ihrer Lage sei, gilt, mit sinngemäßen Aenderungen, sowie für jede Classe auch für die der industriellen Arbeiterschaft nächstgegnerische, für die Classe der industriellen Unternehmer. Aber die österreichischen Industriellen scheinen diese Lehre für ihren Fall noch nicht begriffen zu haben. Wenn man wenigstens die Wahlaufrufe liest, welche die verschiedenen industriellen Verbände, Bünde und sonstigen Corporationen jetzt in die Welt setzen, fühlt man sich an die Zeiten vor Lassalle erinnert, wo auch die Arbeiter — als „Schwanz der Bourgeoisie", wie er es nannte — in politischer Abstinenz, verbunden mit ausschließlich wirtschaftlichen Bestrebungen, ihr Heil suchten. Für die Arbeiter sind diese Zeiten der politischen Unfähigkeit längst vorbei, für die österreichischen Industriellen aber nicht. Als ein Beispiel für viele sei nur der Wahlaufruf des „Centralverbandes der Industriellen Oesterreichs" erwähnt. Eine lange Liste von wirtschaftlichen Forderungen schließt er mit einer ängstlichen Verwahrung gegen jede politische Bethätigung, „um auch nicht einmal den Schein zu übernehmen, durch die Aufstellung dieses Programms irgendwie die politische Action der Volksvertreter zu beeinflussen und ihr zu präjudicieren". Da bleibt nur noch die Frage übrig, wie denn sonst die österreichischen Industriellen ihre wirtschaftlichen Anliegen durchsetzen wollen, wenn nicht durch Benützung der politischen Macht? Wenn man einen Eierkuchen bereiten will, muss man ein paar Eier zerbrechen. Die österreichischen Industriellen sind — begreiflicherweise — hungrig und Eierkuchen möchten sie sehr gerne haben, aber dass dabei Eier zerschlagen werden, Gott bewahre!

Um nicht bei abstracten Allgemeinheiten zu verweilen, wollen wir ganz plan einige der concreten wirtschaftlichen Forderungen des genannten Wahlaufrufes auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung prüfen. Als „Lebensfragen der Industrie Oesterreichs" bezeichnet der Centralverband den Zolltarif, die Handelsverträge und das Verhältnis zu Ungarn. Ohne uns in weitere Analysen einzulassen, können wir wohl als allgemein bekannt voraussetzen, dass unter diesen drei Punkten der dritte — Verhältnis zu Ungarn — der entscheidende ist, da Ungarn unsere ganze äußere Zoll- und Handels- und die innere Verkehrs- und Absatzpolitik zwischen beiden Reichshälften ganz nach seinen wirtschaftlichen Interessen leitet, die nicht immer die unserigen und insbesonders nicht die unserer Industrie sind. Woher kommt nun das Uebergewicht Ungarns, welches auf unserer Industrie so schwer drückt? Wirtschaftlich ist es nicht zu erklären, nur politisch. Denn wirtschaftlich sind die Ungarn die Schwächeren. Aber politisch sind sie die Stärkeren in der Monarchie, und sie benützen ihre politische Uebermacht, um ihre wirtschaftliche Schwachheit zu corrigieren — das erste Exempel auf den Lassalleschen Lehrsatz.

Warum sind aber die Ungarn politisch stärker als wir? Weil sie starke Minister haben und wir schwache. Warum aber haben sie starke, wir nur schwache Minister? Weil ihre Minister im Parlament fest wurzeln, während unsere unparlamentarischen Minister jenen Kunstblumenstöcken gleichen, wie man sie zur Decoration in Salons aufstellt: die wohl Kronen haben, aber keine Wurzeln, die keiner Pflege bedürfen, aber auch nicht duften, nicht blühen, nicht Frucht tragen und nicht einmal verwelken, sondern nur im Lauf der Zeit abgegriffen und schäbig werden, wo man sie dann wegwerfen und durch neue ersetzen muss — sowie man auch unsere unparlamentarischen Minister aus ästhetischen Rücksichten von Zeit zu Zeit auswechseln muss, obzwar ihre politische Lebenskraft im Zeitpunkt ihres Abgangs nicht geringer ist, als im Zeitpunkt ihrer Bestellung, da sie weder früher noch später je politische Lebenskraft besessen haben. Die vergleichsweise Stärke Ungarns ist sein parlamentarisches Regierungssystem, unsere Schwäche ist unser Scheinconstitutionalismus, der heute übrigens vom Absolutismus nur noch mit der juristischen Lupe zu unterscheiden ist. Was wir an wirtschaftlicher Kraft durch Ungarn verlieren, das kostet uns unser unparlamentarisches Regierungssystem. Es ist ein alter Satz, dass der ehrliche Constitutionalismus die billigste Regierungsform sei. In unserer dualistischen Monarchie aber ist der Constitutionalismus für die Ungarn nicht nur eine billige, sondern geradezu eine unermesslich profitable Regierungsform, und unser Scheinconstitutionalismus oder verschämter Absolutismus ist eine wucherische Hypothek, die uns den Ertrag unserer ehrlichen wirtschaftlichen Arbeit einfach vorwegnimmt. Unsere unparlamentarischen Regierungen sind die Eier, die zerbrochen werden müssen, wenn unsere Industrie endlich auch ihren handelspolitischen Eierkuchen haben soll.

Ein anderer Beschwerdepunkt des Centralverbandes betrifft den Druck der directen Steuern, der überwiegend auf der Industrie und ganz besonders hart auf den Actiengesellschaften lastet. Aber er fragt nicht, warum? Ein bestimmtes Quantum von directen Steuern braucht der Staat nun einmal. Von den armen Leuten kann es nicht aufgebracht werden, also muss es auf die vermögenden Leute fallen. Diese scheiden sich aber in zwei Kategorien: mobiles und immobiles Capital. Als Adel und Clerus hat bei uns das immobile Capital die politische Macht in der Hand. Also benützt es sie, um die Steuerlast von seinen Schultern auf die des mobilen Capitals abzuwälzen. Man erinnere sich doch nur, wie in denselben neuen Steuergesetzen, über deren Druck die Industriellen jetzt klagen, dem Großgrundbesitz ein enormer Steuernachlass gewährt wurde. Wie ist das gekommen? Weil der Grossgrundbesitz politisch mächtiger ist als die Industrie. Wollen die Industriellen in Zukunft eine gerechtere Steuervertheilung für sich durchsetzen, dann müssen sie vorher die politische Uebermacht des immobilen Capitals schwächen und ihre eigene politische Macht vergrößern. Die Großgrundbesitzercurie im Abgeordnetenhaus ist eines der Eier, die zerbrochen werden müssen, wenn die Industrie ihren steuerpolitischen Eierkuchen bereiten will.

Die Beispiele könnten leicht vermehrt werden. Selbst die unverständige Socialpolitik, über die sich die Industriellen beschweren, ist — soweit die Klage begründet ist — eine Folge der politischen Macht des immobilen Capitals und seines Classenhasses gegenüber dem mobilen. Noch kläglicher als in der Gesetzgebung ist es in der Verwaltung um die Interessen der Industrie bestellt. Unsere Verwaltung ist aber auch noch mehr als unsere Gesetzgebung in den Händen der industriefremden, um nicht zu sagen -feindlichen, Oligarchie von Adel, Clerus und Großgrundbesitz. Warum thut die Regierung, um eine naheliegende öffentliche Calamität zu erwähnen, nichts gegen die Kohlentheuerung, warum hat sie nichts zur Abkürzung des Kohlenstrikes gethan? Weil die Kohlenmagnaten zu den politisch mächtigsten Leuten im Staate gehören. Ohne einen Umsturz der Verwaltung im modernen bürgerlichen Sinne kommt auch hier die Industrie nicht zu ihrem Eierkuchen.

Und so könnten wir noch die ganze Scala der industriellen Beschwerden abwandeln, um unseren Lehrsatz zu beweisen. Der Industrie ist nicht zu helfen, solange sie wie bisher politisch der „Schwanz" der herrschenden clerical-feudalen Oligarchie bleibt und, jeder Einsicht in den politischen Untergrund des wirtschaftlichen Lebens bar, das leere Stroh ihrer nur wirtschaftlichen Forderungen drischt. Auch ihre wirtschaftlichen Zwecke kann die österreichische Industrie nur erreichen, wenn sie vorher die politische Macht erringt, und sich, da sie allein zu schwach ist, hierzu mit jenen Classen der Bevölkerung verbindet, welche gleich ihr in der Modernisierung Oesterreichs ihr Lebensinteresse erblicken: der Intelligenz und der Arbeiterschaft.

K.

## Schattenseiten der französischen Colonialpolitik.

Die jetzige Weltausstellung zeigt in allen Theilen eine fast unheimliche Anschwellung gegenüber ihrer Vorgängerin von 1889, nirgends ist aber diese Erscheinung fühlbarer, als im französischen Colonialwesen. Damals bewunderten wir zwar nach Gebür die gelungene Nachbildung der hinterindischen Pagode von Angkor und ließen uns von dem wilden Geschrei im anamitischen Theater betäuben. Auch die anamitischen Rollstuhlfahrer, Pousse-pousse genannt, trugen viel zum Prestige der neuen Eroberungen im äußersten Orient bei. Aber Madagascar war damals nur durch einen zwerghaften Kiosk vertreten, den ich nicht mehr in meinem Gedächtnis, sondern nur im Katalog von 1889 wiederfinde. Ebenso

bescheiden hatte Gabon nur eine kleine Factorei aufzuweisen und nur der hohe Wachtthurm von Senegal konnte sich neben den Prachtbauten von Algier, Tunis und Indochina sehen lassen.

Wenn wir dagegen heute die Weltausstellung vom Trocadéro aus in Angriff nehmen, in dessen Parkanlagen die französischen und ausländischen Colonien untergebracht sind, so tritt uns schon auf dem großen Platze diesseits des Trocadéropalastes ein den Verkehr hemmender ungeschlachter Rundbau entgegen, der das große Panorama der Einnahme von Tananarivo und die Ausstellung von Madagascar enthält. Eine kleine Brücke führt direct in den Trocadéro, und auf dieser bläst und fidelt unaufhörlich ein Orchester echter Madagassen, das aber bereits europäischen Charakter angenommen hat. Dicht neben dem Rundpanorama steht das ebenfalls sehr große Halbrundpanorama des Congo, das die Heldenthaten der Mission Marchand feiert. Damit ist aber der Congo, in den sich der bescheidene Gabon von 1889 verwandelt hat, noch nicht abgethan. Er hat auch im Parke selbst ein eigenes officielles Gebäude. Ferner haben Guinea, Dahomey, Elfenbeinküste, Sudan und Senegal ihre besonderen Ansiedlungen und daneben noch ein gemeinsames Heim der afrikanischen Westküste. Kambodscha ragt diesmal nicht nur in die Lüfte, sondern reicht mit einem interessanten Höhlenpalast auch tief unter die Erde hinab. Algier beansprucht doppelt soviel Raum als früher, und Tunis ist, was damals Algier war, französisch. Indien, Indochina, die Antillen, Neukaledonien, Réunion und Tonkin mögen sich ungefähr gleich geblieben sein, aber neu ist, dass selbst die minimen Colonien von Oceanien, von Saint-Pierre und Miquelon in Nordamerika, von Mayotte und von der Somaliküste zu einem gemeinsamen Diorama vereinigt wurden. Mag auch hier nicht alles Gold sein, was glänzt, so bezeugt doch schon der Umfang dieser Colonialausstellung, wie große Erfolge die Republik hier errungen hat. Die Kehrseite der Medaille wird freilich dadurch gebildet, dass Aegypten auf unabsehbare Zeit an England gebunden ist und dass die Besetzung von Faschoda am Obernil durch die Mission Marchand aufgegeben werden musste, weil die Engländer mit hundertfach überlegenen Streitkräften Khartum genommen hatten und den Nil hinaufgezogen waren. Statt nun die geringeren Nachtheile gegen die größeren Vortheile abzuwägen, sehen die französischen Colonialschwärmer trotz des Augenscheines der jetzigen Ausstellung nur ihre Enttäuschungen und blicken mit Erbitterung auf die britischen Rivalen, denen sie den verwegenen Plan unterschieben, das ganze französische Colonialreich annectieren zu wollen, denn diese bequeme Hypothese gestattet ihnen, ihrer Angriffspolitik gegen England einen defensiven Schein zu geben.

Diese gefährliche Colonialpolitik hat sogar in der Kammer überraschende Erfolge erzielt. Ihr ist es zuzuschreiben, dass sich die Regierung förmlich dagegen wehren musste, die von ihr verlangten Credite für die Vermehrung der Kriegsschiffe und für die Verbesserung der Küstenvertheidigung ohne die mindeste Rücksicht auf die finanzielle Leistungsfähigkeit des Staates um ungezählte Millionen erhöht zu sehen. Es war eine ausgezeichnete Komödie, als in der letzten Kammersession die Ansprüche der verschiedenen Strandgebiete auf neue Hafenanlagen geprüft wurden. Da focht der pensionirte Admiral Rieunier, den die Kammer als Langweiler zu fürchten pflegt, für das in seinem Wahlkreise liegende Rochefort, Pelletan als Abgeordneter von Marseille für die Erweiterung des benachbarten Strandsees von Berre zum Kriegshafen. Rieunier wies nach, dass der Teich von Berre keinen wesentlichen Nutzen habe, und Pelletan erklärte, Rochefort könne sich mit dem begnügen, was es schon habe. Die Kammer entschied aber hierauf mit salomonischer Weisheit, dass beide Projecte auszuführen seien, und die Regierung wagte keinen Widerspruch, da es sich in diesem Falle nur um ein Mehr von elf Millionen handelte. Dadurch kühn gemacht, forderte Pelletan bald darauf nicht weniger als fünfzig Millionen, um die Construction von unterseeischen Schiffen zu beschleunigen. Noch wissen wir nicht, ob diese in Frankreich erfundenen „Sous-Marins“ eine Errungenschaft ersten Ranges oder eine bloße Mode-thorheit sind. Jedenfalls scheinen sie sich nur zum Vertheidigungsdienste an der Küste, nicht aber zum Angriffe auf hohem Meer zu eignen. Aber in Frankreich bildet man sich nun einmal sehr viel auf diesen Vorsprung vor der englischen Marine ein und daher [illegible] Pelletan auch [illegible] ohne Mühe über alle finanziellen Bedenken.

Unter diesen Umständen und beim [illegible] welches Stimm[illegible] [illegible]

sein literarisches Talent weckten. Nach seiner Heimat Montpellier zurückgekehrt, machte er alsbald als Romanschriftsteller Vigné d'Octon und einige Jahre darauf auch als Politiker von sich reden. Bei den Wahlen von 1893 besiegte er in Lodève, unter der radicalsocialistischen Fahne, den berühmten Nationalökonomen Paul Leroy-Beaulieu, der als Opportunist candidierte, und 1898 wurde er wiedergewählt. Seine Unterhaltungsromane deren erster den allzu suggestiven Titel „L'Éternelle Blessée“ führt, sind entweder zu medicinisch oder zu idyllisch. Viel besser sind diejenigen seiner Bücher, worin er seine colonialen Erfahrungen, zum Theil ebenfalls in Romanform, verwertet hat. „Chair Noire“, „Au Pays des Fétiches“, „Terre de Mort“, Journal d'un Marin“, „Siestes d'Afrique“, „L'Amour et la Mort“ und „Martyrs lointains“ bilden diesen Cyklus, worin das vorletzte Werk die körperliche und moralische Versumpfung des französischen Colonialofficiers im Sudan am unerbittlichsten bloßlegt. Das Klima und die Unthätigkeit zwingen die Leute fast zum Verkehr mit den Negerinnen und diese Verhältnisse führen Krankheit und Tod herbei. So erklärt sich der Titel „L'Amour et la Mort“.

Das neueste Buch von Vigné d'Octon „La Gloire du Sabre“ bietet zunächst auf dem Umschlag die Eigenthümlichkeit, dass die übliche Verlegerangabe von Ernest Flammarion, der die meisten früheren Bücher Vignés verlegt hat, mit einem schmalen Papierstreifen überklebt ist, worauf man liest „Société d'Éditions littéraires“, d. h. die Firma der Actiengesellschaft, in die sich der bekannte Ollendorff'sche Verlag verwandelt hat. Warum dieser Verlagsübergang eines bereits gedruckten und herausgegebenen Buches? Einfach aus Furcht vor den Verfolgungen der guten Patrioten, welche die Armee vor allem um der in ihr herrschenden Missbräuche willen lieben und verehren. Wer kann wissen, ob Prinz Gamelle nicht doch noch König, oder Déroulède Protector einer Säbelrepublik wird? Darum ist es doch besser, sich von einem langjährigen Mitarbeiter zu trennen, der mit herbster Ironie „La Gloire du Sabre“ auf seinen Titel setzt und das Motto Victor Hugos hinzufügt: „Déshonorons la guerre!“ Vigné hat sich auch von Urbain Gohier eine kräftige Vorrede schreiben lassen, und bekanntlich ist kein anderer Schriftsteller bei den Nationalisten so verhasst, wie der wackere Redacteur der „Aurore“, der ja gerne übertreibt, aber denn doch darin sehr weit hinter den Rochefort, Drumont und anderen Hetzern des gegnerischen Lagers zurückbleibt. Eine Actiengesellschaft hat einen breiteren Rücken, als ein individueller Verleger, und darum wanderte das Buch von Flammarion zu Ollendorff.

In einer Widmung an den Colonialminister Decrais erklärt Vigné, er habe seine Anklagen gegen die Verbrechen der Colonialarmee diesmal absichtlich in Buchform gekleidet, um sich der Immunität zu entledigen, die er als Abgeordneter genieße. Wenn seine Anklagen unrichtig seien, so solle ihm die Regierung einen Process machen, andernfalls aber die Schuldigen bestrafen und die allgemein herrschenden Missbräuche abstellen. Weder Decrais, noch die ebenfalls betheiligten Minister des Kriegs oder der Marine haben aber den Handschuh aufgenommen, den ihnen Vigné hingeworfen. Nur in der nationalistischen Presse zeigte man sich entrüstet und einer der streitbarsten Abgeordneten der Partei, der ehemalige Kürassierofficier Lasies, kündigte die Absicht an, in der Kammer die Regierung zu interpellieren, warum sie nicht die Colonialarmee gegen diese Angriffe in Schutz nehme. Es scheint freilich, dass die vernünftigeren Parteigenossen den sanguinischen Abgeordneten des Gers abgekühlt haben, da sie sich nicht viel gutes von der Debatte versprachen.

Emphatisch, wie gewöhnlich, ist Gohier in seiner Vorrede. Er verflucht den Säbel, der nicht für die Vaterlandsvertheidigung gezogen wird, und die Colonialkriege, welche die französischen Soldaten zu Sclavenhändlern und Mördern machen. Bemerkenswert ist aber sein Vergleich zwischen der in Frankreich üblichen Art der Verhimmelung colonialer Großthaten und der Gebräuche anderer Länder. „Die englische und deutsche Heuchelei,“ so schreibt er, „geht nicht über die Verheimlichung hinaus. Unsere Heuchelei dagegen geht bis zur Verherrlichung abscheulicher Handlungen. Wir feiern ihre Urheber und machen Helden aus diesen Banditen. Dadurch werden wir zu ihren Mitschuldigen und ihr Verbrechen wird ein nationales Verbrechen.“ Gohier hat zwar auch hier aus dem ganz besonderen Fall des vielgefeierten Marchand zu weitgehende Consequenzen gezogen, aber soviel dürfte richtig sein, dass das militärische [illegible] in Frankreich viel lauter als anderswo die Verbrechen der Colonialkriege deckt und dass daher auch Officiere und Soldaten [illegible]

Mit diesem [illegible] seines Vorredners scheint aber Vigné [illegible] ganz [illegible] zu sein. Seine Tendenz geht eher [illegible] Colonialkriege überall gleich verwerflich zu finden. Aus [illegible] Praxis hat er den Schluss gezogen, [illegible] und grausamer gegen die [illegible] Franzosen, und von den Deutschen be[illegible] Missethaten nur darum weniger, [illegible] kleiner sei. Leider verliert Vigné

in seinem angeblich rein documentarischen Buche von kaum zweihundertfünfzig Seiten mehr als die Hälfte in allgemeinen Betrachtungen dieser Art, die nichts wesentlich neues bieten. Er umgibt immerhin die cause célèbre der Mission Voulet-Chanoine, deren Mordbrennereien einen Verhaftungsbefehl gegen die Führer zur Folge hatten, dessen Ausführung dem Obersten Klobb das Leben kostete, mit soviel ähnlichen Zügen, dass das Vorgehen von Voulet und Chanoine, die schließlich von ihrer eigenen Mannschaft niedergemacht wurden, nur als eine äußerste Consequenz eines Systems erscheint, wo die Ausrottung der Eingeborenen ohne jeden anderen Grund, als den der Bereicherung und des Avancements, betrieben wird.

Der Sclaverei und dem Sclavenhandel widmet Vigné den zweiten Abschnitt seines Buches. Nominell ist zwar die Sclaverei abgeschafft, aber thatsächlich werden die schwarzen Hilfstruppen, die unentbehrlich sind, nur dadurch im Gehorsam erhalten, dass man ihnen die Bevölkerung der „cassierten" Dörfer preisgibt. Es werden auch officielle Pässe ausgestellt, worin das Wort „esclave" durch „non libre" ersetzt ist, und damit geschieht dem Gesetze angeblich Genüge. Aus dem Jahre 1896 erzählt Vigné einen Fall, wo ein humaner Lieutenant von seinem Obersten verhindert wurde, zweihundert Sclaven einer mauretanischen Räuberbande in Freiheit zu setzen. Der Lieutenant musste, da er sich nicht gefügig zeigte, vom Platze weichen. Ein anderer Lieutenant übernahm die Aufgabe, die Sclaven ihren Bedrängern zurückzugeben, und dieser avancierte allein. Der Oberst nimmt gegenwärtig in der Antisclavereigesellschaft in Paris eine bedeutende Stellung ein.

Am meisten Aufsehen hat aber der von Vigné erzählte „Sieg" erregt, den ein gewisser Major Gérard im Jahre 1897 in Madagascar über die Sacalaven erkämpfte. Die Eingeborenen des Menabé-Gebietes, das er zu sichern hatte, zeigten die vollste Unterwürfigkeit, so dass der Major schon befürchtete, nicht den mindesten Kriegsruhm ernten zu können. Auch in Ambiko traf er bei dem Könige Tuero die gleichen Dispositionen. Ein im Lande ansässiger Franzose namens Samat übernahm sogar die Vermittlung und wollte dem Major den Häuptling zuführen, der sich zum feierlichen Empfange gerüstet hatte. Ohne jedoch irgend einen Grund anzugeben, machte Gérard einen wüthenden Angriff auf Ambiko, dem der Häuptling und beinahe die ganze Bevölkerung von fünftausend Seelen zum Opfer fielen. Obschon General Gallieni als Generalgouverneur von allen Umständen dieser ruchlosen Waffenthat rechtzeitig unterrichtet wurde, deckte er nicht nur seinen Untergebenen, sondern ließ ihn zum Oberstlieutenant avancieren. Die Mordnacht von Ambiko erzeugte überdies einen Aufruhr im ganzen Sacalavenlande, der Frankreich sehr viel Blut und Geld kostete. General Gallieni ist nach beinahe einjährigem Aufenthalte in Frankreich in diesem Sommer nach Madagascar zurückgekehrt. Weder er noch irgend ein ministerielles Organ hat aber eine Antwort auf die präcisen Anschuldigungen Vignes gegeben. Gallieni ist erst kürzlich wieder vom Präsidenten der Vaterlandsliga, Jules Lemaître, in einem seiner Leitartikel des „Echo de Paris" mit der höchsten Begeisterung als das wahre Ideal eines aufgeklärten, culturfördernden und humanen Kriegers gefeiert worden. Er betrachtet ihn schon jetzt als „eine der großen Hoffnungen der Republik von 1902", d. h. der nationalistisch-clericalen Republik, die aus den Kammerwahlen von 1902 hervorgehen soll. Nach den Enthüllungen von Vigné besitzt der General allerdings ein hinlänglich weites Gewissen für eine Staatsstreich-Aufgabe, aber unsicher ist die reactionäre Rechnung von Lemaître und Consorten doch, denn wer kann im Jahre 1900 voraussagen, was in dem wetterwendischen Frankreich die Wahlen von 1902 sein werden?

Paris. Felix Vogt.

## Der Ausgang der Parlamentswahlen in England.

Die gegenwärtige Regierung und das neue Parlament werden nicht von langer Dauer sein. Es war eine ganz ungewöhnliche Maßregel des Ministeriums, das Parlament aufzulösen, Neuwahlen gegen Jahresende auf Grund der alten Wählerlisten auszuschreiben und das Land zur „einhelligen Unterstützung" der Regierung aufzufordern. Chamberlain beklagte sich darüber, dass in dem aufgelösten Parlament die Opposition die Regierung in deren südafrikanischen Politik nicht genugend unterstützt, und daher ist der Führer der liberalen Opposition, Sir Henry Campbell Bannerman, vollständig im Rechte, wenn er erklärt, dass von dem Standpunkte der Regierung aus der Appell an die Nation einen unglücklichen Ausgang genommen hat.

Es ist ziemlich lange her, dass ich an dieser Stelle die Meinung ausgesprochen habe, der südafrikanische Krieg sei ungeachtet des Ernstes und der großen Erregung, die die einzelnen Phasen dieses Krieges hervorriefen, keineswegs ein populärer Krieg. John Morleys Proteste gegen den Krieg sind von allem Anfang an von einer entschlossenen und aufgeklärten Minorität unterstützt worden, und diese Minorität hat nun solche Dimensionen angenommen, dass sie thatsächlich einen ernsten Wahlkampf zu führen imstande war. Fast alle jene Mitglieder des Unterhauses, die gegen den Krieg opponiert haben, sind durch ausgesprochene Majoritäten wieder ins Parlament entsendet worden. John Morley, Campbell-Bannerman, Sir Robert Reid, Bryce, J. Shaw, John Burns, Labouchère sind nur ein paar Namen, die da angeführt werden können. Es ist wohl richtig, dass einige wenige ausgezeichnete, aber nicht an erster Stelle stehende Liberale durch die letzte Woge der Khaki-Strömung hinweggeschwemmt worden sind; aber auf der anderen Seite ist eine große Anzahl von Jingos gleichfalls um ihre Sitze gekommen. Die sogenannten liberalen Imperialisten sind mehr als decimiert worden. Thatsächlich kann man die Behauptung aufstellen, dass der Versuch, der vor wenigen Monaten sich so aussichtsvoll gestaltet hatte, nämlich die liberale Partei in eine imperialistische Partei zu verwandeln, bereits als gescheitert anzusehen ist. Das wird wohl, denke ich, bereits allgemein zugegeben werden, und darin liegt in Wahrheit das wichtigste Ergebnis der Neuwahlen. Lord Roseberys Stellung ist schwächer denn zuvor; denn Capitän Lambton, zu dessen Gunsten er sein kleines Wahlmanifest erlassen hatte, ist in Newcastle vollständig unterlegen. Die große Ueberzahl der liberalen Parlamentsmitglieder, die in das Unterhaus entsendet worden sind, wurden verpflichtet, Campbell-Bannerman als Führer zu unterstützen, wenn er Führer sein will, und ich wage es vorauszusagen, dass in wenigen Monaten sowohl das Wort „Imperialismus" als auch die Sache, die damit ausgedrückt wird, von der ganzen liberalen Partei als unannehmbar werden angesehen werden. Die Arbeiterpartei im Parlamente hat wenig Veränderungen erfahren. W. Bell hat den Sitz Maddisons gewonnen, und zwei Arbeiterabgeordnete, die sich für den Krieg ausgesprochen hatten, haben ihre Sitze verloren. Es ist außerordentlich bemerkenswert, dass der einzige Socialist, der im nächsten Parlament zu finden ist, Keir-Hardie, sein Mandat einem liberalen Imperialisten abgewonnen hat. Keir-Hardie hat sich aber besonders bemerkbar gemacht durch seine heftigen und beredten Angriffe gegen die Kriegspolitik. Es kann meines Erachtens kein Zweifel darüber bestehen, dass, wenn die Regierung bis zum Frühjahre mit den Wahlen gezögert hätte, d. h. vor allem bis nach der Budgetberathung, sie dann jämmerlich geschlagen worden wäre. In den Großstädten hat das Kriegsfieber gerade jetzt nachzulassen begonnen, und ich glaube, dass wir in kurzer Zeit eine sehr starke Reaction gegen Kriegspolitik, Jingoismus und Militarismus erleben werden.

Betreff Irlands ist es interessant zu beobachten, dass die Nationalisten aus den Wahlen ebenso stark hervorgegangen sind, als sie früher gewesen. Es gibt kluge Leute, die erwarten, dass Irland eine Art von Home Rule noch von der gegenwärtigen Tory-Regierung erlangen werde; thatsächlich ist ja der Conservatismus, der unserer conservativen Partei übrig geblieben ist, nur mehr sehr gering, und ihr Hauptprincip scheint zu sein, das, was sie durch ihre Jobberpolitik verliert, durch Opportunismus auf der anderen Seite gutzumachen.

Den Mittelpunkt des Interesses während des ganzen Wahlkampfes bot die Gestalt Chamberlains als obersten Wahlmachers der Tory-Partei. Anfangs hatte es den Anschein als ob er seine Ministercollegen vollkommen beherrschen und Lord Salisbury bei der Reconstruction des Cabinets seine Bedingungen vorschreiben werde. Aber die Enthüllungen des „Morning Leader" haben der ganzen Birminghamer politischen Gruppe einen schweren Schlag versetzt. Chamberlain hat noch immer keine Antwort auf diese Anklagen gefunden, die einen tiefen Schatten auf seinen Charakter sowie den seiner Familie und politischen Anhänger werfen. Die Frage, ob Minister ihr Vermögen bei Actiengesellschaften anlegen dürfen, die mit der Regierung Geschäfte machen, wird gewiss durch die Führer der liberalen Partei vor das Parlament gebracht werden, und es ist immerhin möglich, dass Chamberlain und die unionistische Regierung dadurch ernstlich erschüttert und discreditiert werden.

London. Francis W. Hirst.

## Zur Reform der Güterbeförderung bei den k. k. österreichischen Staatsbahnen.

In Nummer 299 vom 23. Juni d. J. der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" ist unter obigem Titel ein Aufsatz von Julius Flamm erschienen, der einen den gleichen Gegenstand behandelnden Erlass der Generalinspection der österreichischen Eisenbahnen zum Anlasse nimmt, um das auf den österreichischen Staatsbahnen bestehende System der Güterbeförderung im Gegensatze zu dem angeblich bei österreichischen Privatbahnen, und zwar Nordbahn und Südbahn, eingeführten System einer abfälligen Kritik zu unterziehen. Zu der letzteren gelangt Flamm wohl theilweise deshalb, weil er infolge offenbar nicht genügender Kenntnis der Verhältnisse vielfach von falschen Voraussetzungen ausgeht. Auch unterschätzt er die mannigfachen Schwierigkeiten, die der Durchführung einer allge-

meinen, sofortigen und radicalen Trennung des Fernverkehrs vom Nahverkehr im Güterdienst entgegenstehen.

Dass der Aufsatz einige bemerkenswerte Gesichtspunkte enthält, denen viele Fachleute zustimmen werden, kann nicht bestritten werden. Aber diese Gesichtspunkte sind nicht neu, und vor allem hat Flamm den Nachweis nicht erbracht, beziehungsweise er hat den Nachweis gar nicht versucht, warum die geforderte radicale Trennung von Fern- und Nahverkehr das wirtschaftlich vortheilhafteste System ist. Und dieser Nachweis müsste doch den Eckstein einer bezüglichen Darlegung bilden, da sonst Behauptung nur Behauptung gegenübergestellt wird.

Im allgemeinen ist über die bestehende Durchführung der Güterbeförderung auf den Eisenbahnen, insbesondere der Beförderung von Frachtstückgütern und Eilgütern, in der That nicht viel Lobendes zu berichten. Kann einzelnen Bahnverwaltungen in dieser Hinsicht auch Rühmliches nachgesagt werden, so liegen die Verhältnisse bei den meisten doch ziemlich im argen. Die Güterbeförderung vollzieht sich unter dem Zeichen, wenn auch nicht gerade der Systemlosigkeit, so doch der ungenügenden Ordnung.

Zwar hat wohl, seitdem die Bahnen überhaupt bestehen, nicht nur im Personen- sondern auch im Güterverkehre eine gewisse Trennung zwischen Fern- und Nahverkehr stattgefunden, wie das gar nicht anders möglich war, da sich ja die Bahnen mit ihrem Beförderungsapparate und ihren Einrichtungen nothwendigerweise an die gegebenen Verhältnisse einigermaßen anpassen mussten; es bestanden und bestehen auch schon seit langer Zeit Instructions-Bestimmungen und Vorschriften, die eine Trennung der beiden Verkehrskategorien bezwecken. Aber diese Bestimmungen sind so allgemein gehalten, so wenig präcise und kategorisch, dass sie praktisch thatsächlich von sehr geringer Bedeutung waren, und, wie die Erfahrung lehrte, auch in der Regel nicht entsprechende Beachtung gefunden haben. So wird z. B. bei Verladung der Güter in die Wägen, und zwar insbesondere bei der beliebt gewesenen Bildung von sog. „Stationswägen“, wonach jede Station bei einer angesammelten Stückgutmenge von circa 3000 Kilogramm einen Stückgutwagen bilden darf, eine Scheidung hinsichtlich der Bestimmungsstationen nicht strenge vorgenommen. Güter für weit entfernte Stationen werden mit Gütern für nahe Stationen und Gütern für verschiedene Seitenlinien in einen Wagen zusammengeladen. Dies bedingt häufige Umladungen, wiederholtes Abstellen der Wägen, Verschleppungen der Güter und Ueberschreitungen der Lieferfrist. Die Güterzüge erhalten bei längerem Laufe mitunter eine bedeutende Zahl solcher „Stationswägen“ beigestellt — bis zu dreißig solcher Wägen in einem Zuge kommen bisweilen vor; in manchen Stationen muss dann aus 10, 20 und mehr Wägen ausgeladen werden: die Ausnützung dieser Wägen ist infolge dessen im Durchschnitt ganz ungenügend. Die Güter werden in den Stationen zwischen die Geleise niedergelegt und sind vielfachen Gefährdungen ausgesetzt; die Manipulation ist umständlich, zeitraubend, beschwerlich. Die dadurch hervorgerufenen Aufenthaltsüberschreitungen führen Verspätungen aller Züge herbei und beeinträchtigen die Sicherheit des Verkehres in erheblichem Maße. Bei Beförderung der Wägen mit den Zügen wird auch in der Regel die Scheidung nach Entfernung und Lage der Zielstationen der Wägen nicht eingehalten. Die bestehenden und für den Fernverkehr bestimmten directen und rascher fahrenden Güterzüge führen auch Frachten für nahgelegene Stationen und Seitenlinien, dagegen werden langsam fahrenden, nur in kurzen Streckenabschnitten ohne weitere Anschlüsse verkehrenden Güterzügen häufig Wägen mit dringender Fracht nach weit entfernten Stationen beigegeben.

Diese mangelhafte Verlade- und Beförderungsweise ist zwar auf das an sich ökonomisch richtige Bestreben zurückzuführen, die möglich größte Ausnutzung der Tragfähigkeit und des Raumes der Wägen, sowie der Zugkraft der Maschinen zu erzielen. Bezüglich der zu diesem Ziele führenden Mittel und Systeme scheiden sich jedoch die Anschauungen der Fachmänner: Die einen bezeichnen langsam fahrende Güterzüge mit zum Theil dadurch bedingter höchster Ausnützung der Zugkraft der Maschine, sowie größtmögliche Ausnutzung der Wägen, insbesondere auch durch Bildung der angeführten Stationswägen als das wirtschaftlich Vortheilhafteste, wogegen die anderen den raschen Lauf der Güterzüge mit dementsprechend geringerer Belastung bei schnellerer Wagencirculation und die Güterbeförderung in Sammel- und Gruppenwagen als ökonomischer und zweckentsprechender erkennen.

Es wird nun kaum behauptet, gewiss aber nicht bewiesen werden können, dass die erstere Methode vom erwünschten Erfolge begleitet war. Sie konnte es wohl auch nicht sein, da sie nothwendigerweise zur Vermengung von Fern- und Nahverkehr d. h. zu einem Zustand der Regellosigkeit führen musste, der eine [illegible] Disposition wesentlich erschwerte. Die Erkenntnis, dass das [illegible] Ziel auf dem angestrebten Wege nur [illegible] [illegible]

Dings nicht übermäßig rasch vor sich gieng und geht, darüber mögen Nichtsachleute spotten. Einsichtigen und ruhig Urtheilenden ist es klar, dass Wandlungen in so ungeheueren Unternehmungen und Betrieben, wie die modernen Verkehrsanstalten, nicht von heute auf morgen sich vollziehen können, und der Durchführung von Reformen zahlreiche Hindernisse sich in den Weg stellen, die nur ein schrittweises Vorgehen möglich machen.

Als ein Haupthindernis dürfte jedoch nach Meinung des Gefertigten der Umstand bezeichnet werden können, dass über das ökonomische Wesen der Verkehrsanstalten, ihre Stellung in Volks- und Staatswirtschaft und die Grundsätze für ihre Verwaltung die Meinungen selbst hervorragender Fachmänner und Nationalökonomen stets auseinandergiengen und auch heute noch vielfach auseinandergehen. Es liegt auf der Hand, dass dies bis auf Einzelheiten bei der Betriebsführung nicht ohne Einfluss bleiben konnte.

Während die Bedingungen für den geschäftlichen Erfolg eines Krämerladens, einer Fabriks- oder Handelsunternehmung jedem routinierteren Geschäftsmanne geläufig sind, sind die Gelehrten noch immer nicht darüber einig, ob die großartigsten Unternehmungen, die es überhaupt gibt, die Verkehrsanstalten, nach den Grundsätzen des allgemeinen Genussgutes, der Gebührenerhebung, der privatwirtschaftlichen oder der staatswirtschaftlichen Gebarung verwaltet werden sollen. Ueber diesen die Verwaltungsgrundsätze betreffenden Streit hat man jedoch so ziemlich übersehen festzustellen, welcher Art denn das ökonomische Wesen, die wirtschaftliche Natur der Verkehrsmittel überhaupt ist, um unabhängig von im voraus aufgestellten Verwaltungsgrundsätzen die dieser Natur, diesem Wesen entsprechenden, aus ihnen sich ergebenden Grundsätze für den Betrieb abzuleiten und nach jeder Richtung hin klarzulegen.

Es sind nämlich die Bedingungen für den geschäftlichen Erfolg irgend welchen productiven Unternehmens rücksichtlich der Anlage, der Verwaltung und des Betriebes desselben, gewissermaßen gegebene Factoren eines Rechenexempels: sie sind die in langjähriger Praxis tausendfältig erprobten und von der Theorie bestätigten Grundsätze und festen Regeln, nach denen unterschiedslos jedes productive Unternehmen angelegt und jeder Productionsprocess eingerichtet werden muss, um den nach den gegebenen Bedingungen höchsten Ertragserfolg zu erzielen. Nicht „Glück“ oder „Zufall“ sind es, wodurch ein Unternehmen gelingt und gedeiht, nicht „Unglück“ und „Zufall“, wodurch es misslingt, sondern allein von der größeren oder geringeren Erkenntnis der Bedingungen, auf denen sich der Erfolg jedwedes Productionsprocesses aufbaut, hängen besseres oder minderes „Gelingen“ oder „Misslingen“ ab.

Es kann an dieser Stelle nicht soweit ausgegriffen werden, um den, übrigens aus der Praxis jedem auf Schritt und Tritt sich aufdrängenden sicheren Nachweis zu erbringen, dass, wird der ganze Complex von Vorgängen von der Hervorbringung eines Gutes bis zur Ueberführung in die Hand des Consumenten richtig als Production erkannt, auch „Verkehr“, „Transport“ nichts anderes als „Production“ ist und die „Verkehrsanstalten“ „Productionsanstalten“ sind.

Damit sind jedoch die Verkehrsanstalten jenen allgemein geltenden ökonomischen Regeln, Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen unterworfen, die thatsächlich und allgemein bei jedem Productionsprocess, bei allen Productionsanstalten wirksam sind und damit ist auch ein sicherer Schlüssel zur Lösung vieler umstrittener Probleme auf dem Gebiete des Verkehrswesens gegeben. Ebenso wie es keinem Geschäftsmanne und Nationalökonomen zweifelhaft ist, dass zum Beispiel vermehrter Aufwand arbeitenden Capitals unter gewissen Voraussetzungen zu höherem Ertrage eines productiven Unternehmens führen muss, ebenso kann, wenn daran festgehalten wird, dass „Transport“ „Production“ ist und „Verkehrsanstalten“ „Productionsanstalten“ sind, kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass auch im Verkehrswesen vermehrter Capitalsaufwand zur rechten Zeit und am rechten Ort erhöhten Ertrag herbeiführen muss.

Aber noch viel mehr ist mit dieser Erkenntnis gewonnen. Hält man sich stets gegenwärtig, dass Verkehrsanstalten Productionsanstalten sind — selbstredend gleichgiltig ob in staatlicher oder privater Verwaltung —, so ist damit ein einheitliches Princip gegeben für die ganze Anlage, Organisation und Administration der Verkehrsanstalten und ihrer Verwaltung, für die Regelung der Personalangelegenheiten, für das Tarifwesen, den Transport-, Bau- und Betriebsdienst in allen seinen Zweigen und das Controlwesen. Die wichtigste und geringfügigste Angelegenheit, alle finden nach einem einheitlichen Gesichtspunkte und Grundsatze Regelung: nach dem Gesichtspunkte des unter den gegebenen Bedingungen größten Geschäfts-, das heißt Productionserfolges.

Dass hievon ausgehend unter anderem auch die Methode bei dem einen Geschäftszweige der Güterbeförderung auf den Eisenbahnen, eine radicale Änderung erheischte, liegt auf der Hand. Es [illegible] die strikte Durchführung des arbeitstheiligen [illegible] in dem „Productionsprocesse“ der Verkehrsmittel [illegible] Productionszweigen längst Eingang gefunden [illegible] Stärke der modernen industriellen, capita-

listischen Production ausmacht. Genau angesehen ist es eine peinlich durchgeführte, zweckmäßige Arbeitsverwendung. Die gesammte Productionsarbeit wird in ihre einfachsten Elemente zerlegt und in einfache Bewegungen aufgelöst. Im Verkehrswesen sind nun diese Elemente der Fernverkehr und der Nahverkehr.

Und damit erscheint wohl auch der Nachweis erbracht, dass die radicale Trennung des Fernverkehrs vom Nahverkehr im Verkehrswesen, dort, wo dasselbe als Großbetrieb anzusehen ist, ökonomisch vortheilhaft sein muss.

Es wirft sich jedoch hier die naheliegende Frage auf, warum die Eisenbahnen überhaupt so spät dazukamen oder kommen, die Nothwendigkeit einer systematischen und radicalen Trennung der beiden Verkehrsgattungen zu erkennen und warum insbesondere der nach Flamm durch Tantiemen geschärfte richtige Blick der Directoren der Privatbahnen dieselben nicht früher als nach sechzigjährigem Betriebe zu dieser Erkenntnis drängte.

Solange der Verkehr einen kleineren Umfang hatte, ergab sich eben kein zwingendes Moment zu einer Regelung im angedeuteten Sinne, man reichte mit der alten Methode vollkommen aus. Im Gegentheile, das wirtschaftliche Princip der besten Ausnützung der Wägen und Zugkraft musste bei schwachem Verkehr, im „Kleinbetriebe“, die alte Methode als die empfehlenswerteste erscheinen lassen; erst bei wachsendem Verkehre, insbesondere seit der Verkehrssteigerung, die Ende der Achtzigerjahre begann und noch immer andauert, erwies sich jene Methode als unzulänglich. Darum sehen wir auch die Neuregelung des Beförderungswesens zuerst dort ins Leben treten, wo eine dichtere Bevölkerung, große und zahlreiche Bevölkerungscentren, fortgeschrittene industrielle Entwickelung &c. einen lebhaften Stückgutverkehr verursachten.

Dann hängt diese Regelung und die Erkenntnis ihrer Nothwendigkeit wohl auch davon ab, ob die Verwaltung einer Bahn seit langer oder kurzer Zeit besteht, und ihre Organisation eine alte eingelebte Einrichtung oder eine junge, noch im Flusse der Entwickelung begriffene Schöpfung ist, weil im ersteren Falle naturgemäß reichere Erfahrungen gesammelt worden sein müssen, und die Aufmerksamkeit, Wachsamkeit und Arbeit der Centralstellen weniger von wichtigen Angelegenheiten anderer Art in Anspruch genommen sind. Dies hätte wohl auch dazu führen sollen, dass der „geschärfte“ Blick in alten, großen Privatbahnverwaltungen rascher zur Erkenntnis durchdringt. Aber dem war nicht so, und es zeigt sich, dass die Geschicklichkeit im Ausschütten möglichst hoher Dividenden in einzelnen Geschäftsjahren auch nicht den Gipfelpunkt geschäftsmännischen Könnens darstellt.

Im Gegentheile, in Deutschland wie in Oesterreich blieb es der staatlichen Eisenbahnverwaltung vorbehalten, mit der Reform in der Güterbeförderung voranzugehen.

So hat die königl. bayerische Staatseisenbahnverwaltung bereits im Jahre 1891 gelegentlich der damals erfolgten Reorganisation die Bedienung des inneren Stückgutdienstes auf eine Grundlage gestellt, durch welche das Princip des arbeitstheiligen Betriebes aufgenommen und die grundsätzliche Trennung des Fernverkehrs vom Nahverkehre angebahnt erscheint. Neben der Aufstellung von allgemeinen Grundsätzen für die Stückgutverladung wurde ein Fahrplan geschaffen, in welchem für die Ansammlung der Stückgüter in den Zwischenstationen eigene Züge vorgesehen waren, während die in plombierten Wägen verladene, directe Stückgutfracht mit Durchgangszügen ihrem Ziele zugeführt werden sollte.

Die neue Methode, die sich trefflich bewährte, erfuhr natürlich seither noch wesentliche Ausgestaltung. Die Bayerische Verwaltung hat es jedoch bei der Regelung des eigenen Stückgutverkehrs nicht bewenden lassen, sondern hat auch mit Württemberg, Preußen und Sachsen Verbandseinrichtungen geschaffen, welche den internen bayerischen Bestimmungen entsprachen und erklärlicherweise nicht ohne Einfluss auf die Regelung des inneren Stückgutdienstes in den genannten deutschen Staaten bleiben konnten.

In Oesterreich, wo die Neuorganisation der Staatsbahnverwaltung im Jahre 1896 erfolgte, war es die Staatsbahndirection Innsbruck, bei der bis in dieses Jahr zurückreichende Studien über die Neuregelung des Stückgutverkehrs aufgenommen wurden. Das Ergebnis dieser Studien bildete die mit 1. Mai 1898 erfolgte Neuregelung der Stückgutverladung und Beförderung auf Grund einer „provisorischen Vorschrift“. Seither wurde diese Angelegenheit mit größter Aufmerksamkeit weiter verfolgt und fortwährend ausgestaltet und verbessert, so dass heute dem gesteckten Ziele ganz wesentlich näher gerückt wurde.

Fast gleichzeitig mit der bei der Staatsbahndirection Innsbruck erfolgten, beziehungsweise angebahnten Neuregelung des Stückgutdienstes ergiengen Erlässe ddo. 6. Juli und 5. August 1898 des k. k. Eisenbahn-Ministeriums, beziehungsweise der k. k. General-Inspection der österreichischen Eisenbahnen an die Staatsbahn-Directionen des westlichen Netzes (Wien, Linz, Innsbruck und Villach), in denen ein von langer Hand gesammeltes großes Material verarbeitet war; diese Erlässe hatten die Neuregelung des Stückgutverkehrs zunächst in den genannten Directionsbezirken zum Gegenstande.

Die Grundsätze, nach denen diese Neuregelung zu erfolgen haben sollte, waren im wesentlichen — wie dies nicht anders zu erwarten war — die gleichen, wie jene, die von der Staatsbahn-Direction Innsbruck aufgestellt worden waren. In ausführlicher Weise findet der Inhalt der erwähnten Erlässe eine erschöpfende Interpretation in dem Aufsatze „Die Abwickelung des Güterverkehrs auf den Eisenbahnen“ von Gustav Gerstel, k. k. General-Inspector der österreichischen Staatsbahnen, erschienen in Nr. 79/80, Jahrgang 1899 der „Zeitung des Vereines Deutscher Eisenbahnverwaltungen“.

Mit jenen Erlässen wurde zunächst auf dem westlichen Staatsbahnnetze die Reform des Stückgutdienstes ins Leben gesetzt und seither findet eine fortschreitende Ausgestaltung und Erweiterung des neuen Systems statt.

Erst am 1. Mai 1899 fand die Reform auf der Nordbahn Eingang und im Mai 1900 begann dem Vernehmen nach die Südbahn mit der Neuregelung zunächst versuchsweise auf ihrer Hauptlinie Wien—Triest.

Innsbruck. Dr. Friedrich Frhr. v. Weichs-Glon.

(Schluss folgt.)

# Moltke.

Zum hundertsten Geburtstage, dem 26. October 1900.

In der deutschen Armee konnte man in den letzten Jahren zuweilen den Scherz hören, die Herausgabe der Denkwürdigkeiten und Briefe Moltkes hätte den Zweck, zu zeigen, wie aus einem mäßig begabten Leutnant ein Feldmarschall und großer Feldherr wird. Epigonenstimmungen, die außerstande sind, die Größe der Männer zu werten, auf deren Lorbeeren sie sich breit machen. Und doch begreiflich. Der Moltke, den die jüngere Generation kannte, war sozusagen eine abstracte Figur, kaum fichtbar und nahbar auf den Höhen seines Ruhms. Wortkarg, verschlossen, in Gesellschaft noch einsilbiger, träumerisch, das war er immer gewesen; er hatte nicht die Gabe, größere Kreise, ganze Officierscorps oder Truppen, zu packen und anzuregen; ein fast gänzlicher Mangel an Physiognomiengedächtnis brachte es mit sich, dass der Feldmarschall zuweilen Officiere nicht wieder erkannte, mit denen er ein oder zwei Jahre früher täglich zu thun gehabt hatte. Auch hatte er im allgemeinen sehr wenig Interesse für Personalien und Persönlichkeiten. Seine Scheu vor Huldigungen, dem Gefeiertwerden, ist bekannt; desgleichen seine bis zur äußersten Grenze des Zulässigen getriebene Schlichtheit im Anzuge und dem Auftreten. Kurz, er galt breiten Schichten der Armee als eine abstracte Formel, nicht als eine glänzende Figur von Fleisch und Bein.

Wie mag er geworden sein? Heute liegt ausreichendes Material vor, um den Lebensweg dieses Mannes zu überblicken und sich Rechenschaft zu geben von seiner Entwickelung.

Welch ein Abstand zwischen dem Sieger von 1870 und dem blutarmen Leutnant, der noch mit dreißig Jahren darauf angewiesen war, seinen Unterhalt mühsam durch Schreiben für Zeitungen zu erwerben, da ihn seine Familie finanziell im Stiche ließ, und der Stand hohe Anforderungen stellte! Aber gerade in dieser unsäglichen Enge und Armut seiner Verhältnisse mag mit ein Schlüssel zu seinem Werden liegen. Er schrieb, um zu leben, aber dabei bildete er seinen Geist nach den verschiedensten Richtungen durch und aus. Ganz still und unbemerkt musste er das; in der preußischen Armee macht von altersher der schriftstellernde Officier noch weit weniger Glück als in anderen, weniger beschäftigten Heeren, und noch heute gilt mutatis mutandis der Marginalbescheid Friedrichs des Großen: die Officiere sollten nicht schreiben; denn schrieben sie schlecht, so sei das eine Blamage; schrieben sie aber gut, so nützten sie dem Feinde. Und doch ist diese „démangeaison d'écrire,“ wie Friedrich sagte, fast allen bedeutenden Persönlichkeiten, auch in den Armeen, eigenthümlich, der Drang, sich mitzutheilen, ist nicht zu unterdrücken, auch dort, wo ihn wirtschaftliche Gründe nicht hervorrufen sollten. Bei Moltke wirkten beide Motive, wie aus seinem Briefwechsel und seiner neuesten, in edelster Auffassung und Sprache geschriebenen Biographie, der von dem eben heimgegangenen Max Jähns verfassten, hervorgeht.*)

Ja, er hat eine harte, freudlose, durch Einsamkeit, Armut und missliche Familienverhältnisse verdüsterte Jugend erlebt. Der junge dänische Leutnant, den Friedrich Wilhelm III. auf seine Bitte im preußischen Heer angestellt hatte, gab sich zurückhaltend, bescheiden, befangen, fast linkisch und zeitlebens hat er mit seiner Menschenscheu zu kämpfen gehabt. Alle diese Eigenschaften bedeuteten Hindernisse für das Emporkommen im preußischen Heer, in welchem ein gewisser militärischer Habitus noch mehr geschätzt wird als anderswo. Aber Moltke rang sich durch. Die unteren Staffeln der militärischen Hierarchie durchmaß er langsam und beschwerlich, und nach dem orientalischen Commando gelangte er in die Nähe der

*) [illegible]

Prinzen. Er war damals ein Vierziger. Diesen Edelmenschen hatten die bisherigen Mühen und trüben Erfahrungen keineswegs verbittert und verhärtet, er war im Gemüthe frisch und jung, harmlos geblieben wie ein Kind; bereitete ihm nun auch seine Bescheidenheit und seine vornehme Abneigung, für persönliches Fortkommen auch noch mit anderen Mitteln zu kämpfen, als denen, die in der treuen Pflichterfüllung allein liegen, gewisse Hindernisse, und war er sich selbst darüber klar, dass seine im ganzen contemplative Natur ein gewisser Mangel sei, so traten die befürchteten Rückwirkungen keineswegs ein. Darüber sprach sich Moltke selbst offen aus, dass er, falls er ein Regiment erhalte, erledigt sei, diese Stellung passte für ihn nicht, schon deshalb, weil er kein Auge für Einzelheiten hatte, und er machte sich ernsthaft mit dem Gedanken an den Abschied vertraut. Aber da fügte es sich wunderbar, dass der nun in der Mitte der Fünfziger Stehende abermals in eine Hofstellung gelangte und zwei Jahre später mit Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee beauftragt wurde, um demnächst diese Stellung dauernd zu bekleiden. Wieder hatte sich hier, wie so oft, die feine Witterung der Hohenzollern bewährt, wenn es sich darum handelt, tüchtige Kräfte in ihren Dienst zu ziehen und in demselben hoch zu bringen; denn seinem Kriegsherrn verdankte Moltke sein Fortkommen allein, Freunde, Gönner, Fürsprecher hatte er, der Fremde, so gut wie nicht.

Mit der Uebernahme der Geschäfte des Chefs des Generalstabes beginnt die große geschichtliche Thätigkeit Moltkes, und bevor wir diese werten, sei es uns vergönnt, mit ein paar Strichen den Charakter zu zeichnen, wie er damals war und in der Hauptsache auch ferner blieb. Zugeknöpft von oben bis unten, gewitzt durch die Selbstbeschränkung, die der Dienst im Heere und namentlich der bei Hofe auferlegt, ohne Ehrgeiz, nüchtern, trocken, sehr sparsam und mit den Verhältnissen rechnend, ungemein pflichtgetreu, vornehm vom Scheitel bis zur Sohle. Der siebenundfünfzigjährige General fühlte keinerlei Bedürfnis, sich auszuleben, sich etwa im Kriege zu bethätigen. Seine Briefe athmen einen gewissen Quietismus, er sah sich die Welt aus der Vogelschau an, beklagte die Irrthümer der Zeit, und, wenn er auch hie und da mal die Meinung äußert, mit Deutschland könne es so nicht bleiben, und der Nation stehe doch noch eine bessere Zukunft bevor, so bringt er derlei doch stets mit einer gewissen philosophischen Auf- und Abgeklärtheit vor, die nicht ahnen lassen würde, dass der Mann, der sich da äußert, immerhin in einer Stellung ist, die eine erhebliche Einflussnahme auf die Geschicke der Welt gestatten könnte, wenn ihr Inhaber es wollte und suchte. Davon findet sich bei Moltke keine Spur. Er that ruhig seine Pflicht, respectierte die Ressortverhältnisse aufs peinlichste, jede Propaganda, jede Initiative liegt ihm fern. Sagen wir es offen heraus, er war bescheiden bis zur äußersten Grenze. Auch seine ersten Dienstschriften, Entwürfe für Kriege mit Frankreich und Oesterreich,*) beschäftigen sich vorwiegend mit der Vertheidigung und setzen sich äußerst bescheidene Ziele. Wohl folgte der General aufmerksam den militärischen Fortschritten, wohl überdachte er seinen Clausewitz, er machte sich früher und vollständiger als mancher in Europa den Wert der Eisenbahnen für die Kriegführung u. s. w. klar, aber ein Gähren, ein Drängen macht sich in seiner Seele nicht bemerkbar, überzeugt, wie er ist, dass er längstens in drei bis vier Jahren den Abschied haben wird.

Erschwert freilich ist die Beurtheilung durch die Schweigsamkeit dessen, der geschildert werden soll. Andere Feldherren haben über das Metier frisch von der Leber weg gesprochen, während ihrer Höhezeit, wie auch nachher; sie erklärten, begründeten, meditierten. Bei Moltke findet man so gut wie nichts davon. Seine Dienstschriften sind rein sachlich, technisch sozusagen, und nur sehr selten verräth eine Wendung den Gedankengang, der hinter der Niederschrift steht und sie durchleuchtet; man hat lediglich das Resultat des geistigen Processes, nicht diesen selbst vor sich. Der Verfasser strich bekanntlich seine Niederschriften stets zusammen, so dass sie möglichst kurz wurden, er entfernte alles Unnöthige, und so blieb lediglich ein Gerippe von Ziffern, Zahlen und Namen übrig ohne jede Plastik. Ganz anders jedenfalls als Napoleonische oder Friedrich'sche Operationsentwürfe, in denen es von Geist funkelt und sich die „wenn“ und „aber“ und „dennoch“ häufen. Außerdienstlich vollends ließ sich Moltke über den Krieg gar nicht aus. Der dringenden Bitte, ein Memoirenwerk über 1870/71 zu schreiben, entsprach er damit, dass er einen Auszug aus dem Generalstabswerk verfertigte, in welchem auch nicht ein Atom, nicht der Bruchtheil eines Atoms an neuem, nicht eine einzige Silbe an Erklärung oder Betrachtung zu finden ist. Summa: dies Buch hätte der nachlässigste Autor, der das Militär nur vom Hörensagen kennt, ebensogut liefern können. Wir schließen daraus, dass Moltke einfach nicht schreiben, nicht erklären wollte. Was er [illegible] der Menschen, Ziele in [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible]

in Polemik einzulassen? Er war keine Kampfnatur, das würde stimmen, aber er hinterließ auch nichts, verschmähte es, die Nachwelt an seinen hinterlassenen Gedanken und Erinnerungen drehen und deuteln zu lassen, was Menschen wie Bismarck und Napoleon I. ein Bedürfnis, ein süßer Trost gewesen. Sicher ist, dass Moltke, von Natur schweigsam veranlagt, das Schweigen sich systematisch anerzogen hat; er genoss das Schweigen und wusste die Wonne zu werten, die das Nichtreden dem Wissenden, dem reden Könnenden gewährt.

Wir wollen nun den Feldherrn werten. Nun! Ueber 1870 ist soviel nicht zu sagen. Die deutsche Nation stellte infolge der preußischen Wehrverfassung, die Moltkes Werk nicht war, dem Heer soviele Söhne, dass der Gegner vom ersten Tage an förmlich niedergerannt werden konnte; selten ist ein Krieg geführt worden mit solcher Sicherheit des Erfolges. Der Abtransport des Heeres an die Grenze und die Weisung an die Heerführer, einfach und unbekümmert auf die Franzosen loszugehen und sie zu schlagen, wo man sie fände, sie sind Moltkes Werk. Die Strategie des Getrennt-Marschierens, um vereint zu schlagen, die heute von vielen hinter einem ebenso mystischen Nebel gesehen wird, wie seinerzeit die schräge Ordnung Friedrichs des Großen, ist Moltkes Werk. Der Rechtsabmarsch zum Abfangen Mac Mahons, der Vormarsch auf Paris mit einem feindlichen Heer im Rücken, das alles gehört ihm. Gewiss, Leistungen, die bis dahin unerreicht waren. Kriegstechnik sondergleichen! Begünstigt und ermöglicht aber durch eine Ueberlegenheit an Zahl und Güte der Truppen, auch der Organisation, die beispiellos war, und die Moltke sehr geschickt ausnützte, der er die rechten Wege wies, die er jedoch nicht selbst geschaffen hat. Der Krieg spielte sich glatt ab, Act für Act, Krisen und Rückschläge gab es nicht, alles machte sich von selbst. Man wird dies Urtheil ungerecht finden. Nun, wir befinden uns damit in guter Gesellschaft. Die Busch'schen Tagebuchblätter erzählen uns von einer hochbedeutsamen Aeußerung Bismarcks, die er einmal im Aerger über die „Halbgötter“**) that; nicht die vielgerühmte Strategie, so sagte er, habe den Erfolg herbeigeführt, sondern der Umstand, dass der König von Preußen über weit mehr Soldaten verfüge als der ci-devant Empereur, und dass die deutschen „Kerls“ härter, gesünder, anspruchsloser und besser discipliniert seien, als die französischen troupiers. Es ist viel Wahres daran. Ohne Moltkes Ruhm zu schmälern, erklären wir uns den Erfolg von 1870/71 als die natürliche Folge der endlichen Einigung der von altersher wehrhaften und zahlreichen deutschen Stämme; es kam nur drauf an, sie in die gehörige Stimmung zu versetzen und dann loszulassen: das hat Bismarck gethan, und der Krieg konnte, wie die Dinge lagen, nicht verloren werden. Die Quintessenz des Feldzugsplanes liegt in folgender Stelle einer Moltke'schen Denkschrift: „ . . . Die Operation gegen Frankreich wird einfach darin bestehen, dass wir möglichst geschlossen einige Märsche auf französischem Boden vorgehen, bis wir der französischen Armee begegnen, um dann die Schlacht zu liefern.“ Unübertrefflich! Aber welcher Feldherr vor Moltke hat ein Heer gehabt, mit dem sich ohneweiters in dieser Art operieren ließ?

Ungleich höher steht die Leistung von 1866. Moltke zagte noch, er hatte das Selbstvertrauen noch nicht gewonnen, das aus der eigenen Erprobung fließt. Der König schwankte und versagte sich, Bismarck und Roon drängten. Moltke besaß wenig Einfluss auf den König und galt den commandierenden Generalen keineswegs als Autorität. Dass er irgendwie den Krieg betrieb, ist bisher nicht bekannt geworden. Aber er stellte sich ruhig, ergeben, zur Disposition. Sein unvergängliches und großes Verdienst beruht in Zweierlei: in dem rücksichtslosen Zusammenhalten der Hauptmacht gegen Oesterreich, unter einstweiliger Vernachlässigung des deutschen Kriegsschauplatzes, und in dem unbedenklichen Einmarsch nach Böhmen in zwei getrennten Heeren.

Diese letztere Operation ist unzähligemale, zunächst von den Besiegten, demnächst von den Franzosen, als ein ungeheures Wagnis, ja als ein Cardinalfehler bezeichnet worden. Neu ist sie bekanntlich nicht; schon Friedrich der Große hatte sie 1757 auf demselben Kriegsschauplatz angewendet; seither war sie unter dem Einfluss der Schule Jominis gänzlich verworfen worden. Moltke selbst hat in seiner vornehmen Bescheidenheit den getrennten Einmarsch keineswegs als eine besonders geniale Idee, sondern als die unvermeidliche Maßregel zur Verbesserung des ursprünglichen, infolge der Gestaltung der Landesgrenzen und der Richtung der Eisenbahnen ungünstigen Aufmarsches erklärt. So ist es auch; dennoch gehörte eine ungewöhnliche Entschlossenheit dazu, deren Größe allerdings vermindert wird durch die Deckung, die Moltke in der Genehmigung des Königs fand. Kuhn begriff nicht, dass Benedek nicht die inneren Linien ausgenutzt habe gegen die ihm drohende Umklammerung; erst in diesen Tagen hat ein preußischer General von Ruf die Möglichkeit davon aufs neue dargethan**); es ist das alte Lied,

*) [illegible] worden während des Feldzuges [illegible] ihren persönlichen [illegible]

**) [illegible] Studie über Truppenführung.

der Treppenwitz, der auch das österreichische Generalstabswerk durchzieht, und alle Schuld auf den besiegten *Feldherrn* wirft.

Nein, so kühn der Entschluss Moltkes war, die *Wahrscheinlichkeit des Gelingens hatte er für sich.* Moltke selbst hat sich über das pro und contra dessen, was Benedek thun konnte, nicht recht ausgesprochen. *Aber er kannte seinen Gegner gut.* Namentlich die Feldzüge von 1809 und 1859 hatte er studiert, auch selbst beschrieben, und da hatte er gesehen, dass die österreichischen Heere sich niemals, auch in den dringlichsten Lagen, zu einer Operation auf den inneren Linien, zu diesem blitzschnellen Hin- und Herwerfen der Heere und diesem Nacheinanderschlagen der getrennt vorrückenden Gegner aufgerafft hatten. Der Mangel an Schwung im österreichischen Heer, die Unzuverlässigkeit der Führer, auch ihr Ungehorsam, die Unzulänglichkeit der Bewaffnung, die hofkriegsräthliche Gebundenheit der Feldherren, die geringe Siegeszuversicht dieser von einigermaßen ebenbürtigen Gegnern stets geschlagenen Truppen, *waren ihm wohlbekannt.* Dass, *rein theoretisch* genommen, etwa im Kriegsspiel, Benedek sehr wohl in der Lage war, die inneren Linien auszunützen, das wird sich Moltke wohl gesagt haben; aber er durfte mit vollem Recht darauf zählen, dass Benedek dies mit einem an Frictionen so reichen Heer, wie das österreichische jener Tage war, *nicht* können werde, umsomehr, wenn ein entschlossenes und rasches Vorgehen preußischerseits ihn zum Stutzen und unsichern Tasten brächte. Durch die ganze österreichische Kriegsgeschichte seit dem Tode des großen Savoyers zieht sich der *Mangel an Offensive*, dieses allzufrühe Stocken mit halbem Herzen und mit halben Mitteln unternommener Operationen, dieses Leiden und Dulden und unthätige Stillhalten unter den Schlägen eines rasch und entschlossen operierenden Gegners. Das alles ist *Tradition* im österreichischen Heer, begründet in staatlichen und militärischen Verhältnissen, es ist ein *vorhandener Factor*, mit dem natürlich nicht der fachmännisch gebildete Generalstabsofficier, wohl aber der *Staatsmann* und der *Feldherr* rechnen darf, ja *muss*.

Wir glauben, Moltke hat damit gerechnet; er kannte das von 1859 her, seine Geschichte dieses Kriegs, die er vor 1866 schrieb, zeigt dies zur Genüge. Freilich, eine absolute Sicherheit gab's da nicht, aber — „im Kriege ist alles gefährlich“.

Und, so glauben wir, sieht das Auge des Geschichtsschreibers (Friedjung: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“) schärfer in diesen Dingen, als das des Berufssoldaten (v. Schlichting), wenn jener im Ausfall des Kampfes von 1866 nicht das Ergebnis aus der persönlichen Ueberlegenheit des einen Feldherrn über den andern, sondern ein *Gottesurtheil* erkennt, das *natürliche Ergebnis* des Abmessens *so verschiedenwertiger* Kräfte. Schlichting lehnt sich dagegen auf und meint, mit dieser Argumentation käme man dahin, zu sagen, 1866 wäre auch nicht anders ausgefallen, wenn Benedek die Preußen und Moltke die Oesterreicher commandierte. Wir finden das denn doch ein etwas speciöses Argument und halten mit unserer Meinung nicht zurück, dass, wenn beide Feldherren als junge Officiere ihre Stellungen in beiden Heeren getauscht hätten, Benedek schwerlich als preußischer Generalstabschef, Moltke aber nie und nimmer — *niemals!* — zum österreichischen Generalissimus gemacht worden sein würde. Dazu ist die *Zuchtwahl* in den beiden Heeren denn doch zu verschieden. Dort ein tüchtiger Sabreur, der trotz seiner Warnungen und Bitten auf einen verlorenen, für seine Fähigkeit zu hohen Posten gestellt wird; hier ein schlichter Gelehrter, der für den Truppendienst nicht passt, in welchem aber sein König die seltensten Führereigenschaften erkennt! Das sind die einzig brauchbaren Lehren der Geschichte.

Fassen wir zusammen. Wir sehen in Moltke einen hochbefähigten Generalstabsofficier, einen unerreichten Techniker des Kriegs, der die Bedürfnisse und die Möglichkeiten seiner Zeit scharf erkennt. Ohne es zu suchen, wird er vor die Aufgabe, zwei große Kriege zu führen, gestellt. Getragen und unterstützt wird er dabei von den Einrichtungen, von der ganzen Tradition der preußischen Armee, die seit zwei Jahrhunderten beinahe niemals geschlagen worden ist; von einem herrlichen Monarchen, der ihm die Stange hält, ihm vertraut, ihm volle Freiheit lässt; von einem Staatsmann ohne gleichen, dessen Politik die Armee mit stolzer Freude erfüllt, und für ihre *Stimmung* mehr thut, als hundert Generalstabsreisen; von einem Kriegsminister, der seit Jahren ausschließlich für den *Krieg* organisiert. Dieser Feldherr bekommt ein treffliches, starkes Heer in die Hand und mit dem hat er gesiegt. Groß ist sein Antheil an den Siegen. Aufmarsch und Operationen sind musterhaft, zum Theil im napoleonischen Stil; die Erfolge gehen über Napoleonische weit hinaus. Gesichert sind sie durch eine Kriegsvorbereitung, wie sie in ähnlichem Umfang und in ähnlicher Vollständigkeit bis dahin nicht vorgekommen, wohl auch nicht möglich war. Die Verwendung dieser reichlichst bereitgestellten Mittel im Kriege selbst, ihre Ausnützung zum Siege sind erhaben über jedes Lob.

Aber es ist dies doch nur ein *Theil* der Feldherrenkunst.

Es ist Moltke erspart geblieben, mit *unzureichenden* Mitteln gegen *überlegene* Heere zu kämpfen, wie so viele Feldherren vor ihm, das ist der andere Theil der Feldherrenkunst, der weit *schwierigere*. Man wird einwenden, heutzutage liege der Sieg eben in der rechtzeitigen Bereitstellung ausreichender, den Sieg verbürgender Mittel für jeden möglichen Kriegsfall. Ob das aber immer möglich ist? Es lassen sich doch politische Lagen denken in Europa, denen selbst das Deutsche Heer an und für sich, nach seiner Kopfstärke, Bewaffnung u. s. w. *nicht* gewachsen wäre. Friedrich der Große *war* in solcher Lage und *bestand* darin. Sicher ist, dass Moltke auch für den Krieg mit zwei Fronten sein Recept zur Hand hatte. Erprobt worden ist er jedoch in solcher Lage *nicht*. Und das Urtheil der Geschichte kann sich doch nur an Thaten halten.

Jähns nennt ihn einen „*Vollmenschen*“. Es soll damit wohl gesagt sein, dass Moltke ein überragender Genius war, der sich unter allen Umständen zur Geltung gebracht haben würde. Wir glauben daran *zweifeln* zu sollen. Moltke würde, hätte es das Geschick so gefügt, als Oberst oder General befriedigt von der Bühne abgetreten sein und hätte zweifellos sein Ruhegehalt auf dem Lande verzehrt, ohne dass man von ihm weiter gehört hätte. Zum *Uebermenschen*, dazu hatte er weder den Ehrgeiz, noch das Temperament, dazu war er zu gut erzogen und zu hart geschult. Zwischen ihm und Bismarck ist denn doch ein ungeheurer Abstand; Bismarck, Friedrich der Große, auch Blücher gehörten zu jener höchsten Species des Geschlechtes Mensch, in der die köstlichsten Gaben neben fürchterlichen Leidenschaften liegen, deren Charakter das *Dämonische* beigemischt ist, das sie zum Handeln *zwingt*, zur *Initiative*, so oder so. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“ empfinden diese prachtvollen Geschöpfe, und sie spielen *stets* eine Rolle, im Guten, oder im Bösen, aber Blut, Krieg und Umsturz bezeichnen ihren Weg; solche Leute sind nicht so rein, so fleckenlos wie Moltke, aber für die oft schmutzigen Geschäfte von Politik und Krieg sind sie wie gemacht, sie sind die Dränger und Stürmer, die die Völker neuen Gestaltungen entgegenpeitschen; die Berechtigung dazu schöpfen sie aus dem eigenen souveränen Ich.

In *diese* Classe von Menschen wird man Moltke *nicht* einreihen dürfen; er war nicht bloß ein „verdienter Fachmann“ — wie ihn die „Vossische Zeitung“ noch bei seinen Lebzeiten nannte — sondern ein treuer Diener seines Herrn, der auf seinen Befehl geschickt und mit Selbstverleugnung arbeitete; ein großer, sehr bedeutender Feldherr, der einem gewaltigen Minister fachmännisch zur Seite stand. Ein Edelmensch durch und durch, ein Vorbild fürs deutsche Volk, dem die Verhältnisse und die grimmige Initiative seiner Collegen vom Auswärtigen und vom Kriege die Gelegenheit boten, Großes zu leisten. *Gesucht* aber, oder gar *herbeigeführt* würde er diese Gelegenheit *nicht* haben. Bismarck rückt ihm in den „Gedanken und Erinnerungen“ das Bestreben auf, *Russland* zu bekriegen, nachdem Oesterreich und Frankreich besiegt waren; mag sein, dass ihm die erreichten Erfolge den Wunsch nach weiterer Bethätigung eingegeben haben. Zu fortreißender Kraft aber, zum Ueberschreiten der Grenzen seines Amtes, zur Propaganda für sein Ziel, hat sich dieser Wunsch sicher *nicht* verdichtet.

Wir stehen heute natürlich militärisch ganz unter dem Bann Moltkes und Moltke'scher Ideen, wie zum Beispiel die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss Turennes und des Prinzen Eugen gestanden hat. In die Reihe dieser Feldherren wird die Geschichte späterer Tage auch den deutschen Generalfeldmarschall einreihen.

Um alles in der Welt, das soll nicht missverstanden werden. Wir wollen nur zweierlei damit andeuten. Einestheils, dass der Krieg und die Lehre vom Kriege mit Moltke *nicht abgeschlossen sind*; für *unsere* Zeit haben *wir* zu sorgen, bei aller Ehrfurcht vor der Gestalt und dem Vermächtnis des großen Todten. Das eine wird schwerlich zu leugnen sein: dass der nächste große europäische Krieg an Deutschlands kriegerische Kraft *größere*, *weit größere* Anforderungen stellen wird, als zu Moltkes Zeit. Das wird so ungefähr wie der siebenjährige Krieg. Und dann, wenn wir meinen, dass Moltke kein Uebermensch war, nicht so hoch wie Friedrich oder Bismarck steht, so ist das *kein* Vorwurf. Sehr richtig hebt der ungenannte, und doch recht gut bekannte Verfasser der „Weltgeschichte in Umrissen“, doch auch ein Soldat von Urtheil, hervor, dass das Auftauchen von Uebermenschen in einer Nation darauf schließen lässt, *dass etwas nicht ganz richtig ist.**) Eine Gestalt wie Bismarck ist der lebendige Beweis, dass die Nation in ihrer Gesammtheit *nicht* auf dem rechten Wege ist und eines *Zuchtmeisters* bedarf; *fertige* Völker brauchen solche *nicht*, man sehe *England* mit seinen Durchschnittsregenten und Ministern. Brauchte die deutsche Nation unbedingt einen *politischen* Uebermenschen, so hat das deutsche *Heer* eines solchen *nicht* bedurft; *Moltke* genügte, und das gereicht dem Heere wie dem Feldherrn nur zur *Ehre*.

Armiger.

## Das künstlerische Gewerbe auf der Weltausstellung.

Schmuck.*)

Die moderne Bewegung imponiert auf der Ausstellung am meisten durch das Quantum, durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie auf allen Gebieten, in allen vernünftigen Ländern ihr Dasein beweist; sehr viel weniger durch große Qualitäten an sich. Das kommt einmal daher, weil sie noch keine großen Qualitäten besitzt, weil wir im Anfangsstadium stehen, und die Zeit der Reife noch lange nicht gekommen, weiter, weil eine Menge der feinsten Leute, gerade derjenigen, deren reife Eigenschaften schon heute discutiert werden können, fern geblieben sind. Will man dem Amateur, dem Feinschmecker, der vor allem Perfection verlangt, die Bedeutung der jungen Bewegung in der Ausstellung nachweisen, wird man Mühe haben. Es gehört die Duldsamkeit und Hoffnungsfreude des Optimisten dazu, der an schöne Versprechen glaubt, die Reflexion des Weisen, der sieht, dass etwas vorgeht, das unbedingt nach Dasein ringt, vor allem das Gehirn des Modernen, der sich lieber mit dürftigen neuen Formen als glänzenden, aber abgestorbenen alten behilft.

Trotzdem findet auch der Amateur auf der Ausstellung ein paar vollkommene Sachen, die jeder Kritik standhalten, und von ihnen möchten wir in diesem letzten unserer flüchtigen Aufsätze reden. In Frankreich nimmt Lalique eine solche Stellung ein. Seine Juwelen sind in ihrer Art perfect: man kann ruhig sagen, dass bisher nichts annähernd so Vollendetes geschaffen wurde. Die älteren französischen Schmucksachen, die in einer kleinen retrospectiven Ausstellung nicht weit von den Vitrinen Laliques zusammengestellt sind, halten keinerlei Vergleich damit aus, und man wird auch in den historischen Abtheilungen des kleinen Palais zum mindesten nichts Schöneres finden. Lalique besitzt Handwerker, die noch etwas von der bewunderungswerten Tüchtigkeit der alten französischen Goldschmiedtradition haben, und er hat ein fabelhaftes Genie, diese Tüchtigkeit zu verwenden. Keiner kennt wie er die Geheimnisse des Materials, es gibt für ihn keine Kostbarkeit an sich, er hat Steine zu Ansehen gebracht, die vor ihm kein Bijoutier verwendet hätte, und springt mit den edelsten Pretiosen herum, als wären es Kleinigkeiten. Das Material ist für ihn lediglich Farbe, und lediglich die Frage, wie es ihm dient, entscheidet für ihn. In seinen Kämmen hat er gemeines Horn verwendet, weil es sich leichter zu gewissen Tönungen eignet als das kalte Schildpatt, und sehr oft hat er Eisen und Stahl gebraucht, wo es für den richtigen Bijoutier der Rue de la Paix nur Gold gab. Er ist wirklich Künstler, durchdrungen von der Idee, dass ein Kleinod, das lediglich Materialwert besitzt, keiner künstlerischen Betrachtung wert ist. Hierin liegt seine Bedeutung. Sein Charme steckt in der reizenden Caprice seiner Formen. Von Stil kann man dabei nur reden wie bei Bildern und Sculpturen, es kommt damit eine ganz traditionslose Kunst auf, die aller Ornamentik ins Gesicht schlägt und ebenso sehr im Wechsel der Gebilde ihren Reiz sucht, wie die alte Ornamentik in gewissen schematischen Wiederholungen. Aber dass sie selbst bei ihren kühnsten Einfällen stets von einem außerordentlichen Takt begleitet ist, nicht zum wenigsten, dass sie stets nicht nur fein erdacht, sondern wunderbar ausgeführt wird, mit einer Pracht, die an byzantinische Wunder erinnert, mit einer Natürlichkeit, die nur die Natur besitzt, mit einer Ueppigkeit, die immer Grazie bleibt — das macht sie unwiderstehlich.

Lalique ist die schönste Blüte dieser merkwürdigen, närrischen, decadenten Epoche des französischen Gewerbes. Er wird nichts weniger als mit seiner Kunst die Decadence aufhalten. Was bei ihm erlaubt ist, die schöne Allure, wird bei den Nachfolgern zur entsetzlichen Mache. Er ist eine Zufallserscheinung; der Mangel des modernen gewerblichen Frankreich an festen Formen wird durch ihn nicht beseitigt. Während van de Velde vielleicht noch mehr durch seinen Einfluss, als durch seine persönlichen Werke wohlthätig wirkt, ist Lalique eine ganz abgeschlossene Erscheinung, die mit dem persönlichen Dasein verlischt, wie das Wirken der meisten modernen Maler. Man wird seine Werke pietätvoll bewahren, aber er hinterlässt keine Perspective. Denn seiner Kunst, so glänzend sie ist, fehlt eine unentbehrliche Qualität. Seine Werke — nicht wenige — sind nicht in höherem Grade Bijoux, d. h. zum Gebrauch bestimmte Dinge, als Koeppings Gläser sich zum Trinken eignen. Die meisten sind von vornherein für die Vitrinen bestimmt. Der sichere Geschmack, mit dem der Meister seine Vitrinen auf der Ausstellung arrangiert hat, kann nicht über diesen verfehlten Zweck hinwegtäuschen. Es gibt eine ganze Menge Stücke von Lalique, die getragen werden können, aber selbst bei ihnen ist dieser Vorzug, der selbstverständlich sein müsste, nicht das Primäre. Lalique hat den [illegible]

Von solchen einsamen Höhen sind die anderen Schmuckkünstler der Ausstellung weit entfernt. Einfacher und gewerblicher sind die Bing'schen Sachen nach Zeichnungen Dalonurs und M. Bings, aber sie haben nicht den Adel der wundervollen Lalique'schen Arbeit. Man hätte ein paar gute Stücke van de Veldes daneben sehen wollen. Vever, René Fay und andere versuchen sich in ähnlichen Bahnen, manches ist hübsch, nichts absolut schlagend. Trotzdem ist die französische Bijouterie bei weitem die beste Gabe Frankreichs und hält, auch wenn man von Lalique absieht, den Record unter allen Ländern.

Deutschland fängt eben erst an. Die modernen Deutschen haben noch nicht den Muth, für modernen Schmuck so kostbare Elemente zu verwenden, wie sie dem alten Jura zur Verfügung stehen. Werner in Berlin hat ein paar sehr stattliche, geschmackvolle Sachen gemacht. Viel versprechend sind die Anfänge von einigen Pforzheimer Firmen, namentlich Fahrner, der ausgezeichnet gearbeitete Ringe in modernen Fassungen mit gutem Geschmack zeigt, und Kuppenheim mit glücklichen Verwendungen von Perlschalen.

In Skandinavien hat Bindesböll gute einfache Gürtelschnallen und Broschen in Silber, die sich der alten Tradition mit gutem Takt anlehnen und mehr dem Goldschmied als dem Juwelier gehören. Als Goldschmied verdient auch Tostrup in Christiania citiert zu werden, der der alten Filigrankunst seines Landes neue Anregungen gibt.

In den anderen Ländern wartet das Schmuckgewerbe noch auf die Auferstehung.

Paris. J. Meier-Graefe.

---

## Eine Reise von Peking nach Hsi-an-fu.

Die chinesische Regierung hat sich durch das siegreiche Vordringen der europäischen Mächte veranlasst gesehen, die Residenz von Peking nach Hsi-an-fu zu verlegen. Diese Maßregel wird wohl in erster Linie den Chinesen die gänzliche Ohnmacht des gegenwärtigen Regierungssystems in nicht misszuverstehender Weise vor Augen führen. Die Verletzung der jahrhundertelangen Tradition, nach welcher Peking der unantastbare Mittelpunkt nicht nur Chinas, sondern der ganzen Welt war, muss dort nothwendigerweise einen Eindruck von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Ansehen der Europäer gemacht haben. Aber auch uns veranlasst diese Thatsache, unsere oberflächliche Kenntnis Chinas, die wir durch die landläufigen Vorstellungen von den östlichen Hafenstädten erlangt haben, durch einen Einblick in das Innere des Reiches zu erweitern, und uns Land und Leute näher anzusehen, die wir auf einer Reise nach der neuen Hauptstadt kennen zu lernen Gelegenheit haben. Die wichtigste Quelle unserer Schilderung ist der Bericht des kaiserlich deutschen Consuls A. Forke, der später und weiter als Freiherr von Richthofen in das Innere Chinas gereist ist und seine Erlebnisse auf der Reise von Peking nach Hsi-an-fu in den Mittheilungen des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin*) erzählt hat, aus deren Verborgenheit sie gerade im gegenwärtigen Augenblick ausgegraben zu werden verdienen.

Ein Blick auf die Karte belehrt uns, dass Hsi-an (oder Singan) der geographischen Lage nach eigentlich viel geeigneter wäre, den politischen Mittelpunkt des Reiches zu bilden, als Peking, das, im Nordosten Chinas gelegen, die enge Verbindung mit den verschiedenen Theilen des Landes, zumal bei den primitiven Verkehrsverhältnissen, erschwert. Hsi-an jedoch liegt über 900 Kilometer südwestlich von Peking, nicht weit von dem Punkte, wo der Huang-ho (der gelbe Fluss), von Norden kommend, sich plötzlich nach Osten wendet, um dem Golf von Petschili zuzuströmen. Als Handelsplatz war es von jeher von eminenter Wichtigkeit, denn von hier aus laufen die Handelsstraßen nach dem Westen in die Mongolei und nach Turkestan, südlich nach Tibet und Siam, östlich dem gelben Fluss entlang in die Provinz Chihli, nördlich nach Shansi. Diese bevorzugte Lage machte die Stadt in früheren Jahrhunderten, und wohl noch in diesem Jahrhundert, zur Zeit innerer Wirren zum Zankapfel der streitenden Parteien, als welcher sie wiederholt zerstört und aufgebaut wurde, so dass ihr Beiname „Westliche Ruhe" mehr einem frommen Wunsch, als den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Infolge der gemachten Erfahrungen ist Hsi-an heute stark befestigt, hat eine Stadtmauer von 40 Li (= circa 20 Kilometer) im Umkreise, die nur von vier Thoren durchbrochen ist, vor deren jedem eine drei Li lange Vorstadt liegt, die wieder mit einem Erdwall umgeben und von der eigentlichen Stadt durch einen Graben getrennt ist. Die Stadt selbst hat ein weit großstädtischeres Aussehen als Peking. Die beiden Hauptstraßen, die sich rechtwinkelig unter dem Glockenthurm schneiden, sind so wie die größeren Nebenstraßen mit Steinplatten gepflastert. Die größeren Läden haben zwei Etagen, deren obere mit bunt bemaltem Holz umkleidet, mit Fenstern versehen und mit originellen Ornamenten verziert sind. Elegante Clubhäuser [illegible] dienen den Einwohnern bestimmter [illegible]. Die Polizeistationen, die in Peking

oft unansehnlich und halb verfallen sind, haben in Hsi-an gut erhaltene stattliche Gebäude. Vor allem aber sind die gepflasterten Straßen auch im Regen passierbar (während sie sich in Peking bei nassem Wetter sofort in einen großen Morast verwandeln) und werden regelmäßig mit Besen und Schrubbern gereinigt — ein in China sonst ganz unerhörter Vorgang. Auch längs der Straßen sind Bottiche mit Wasser zum Sprengen angebracht.

Von der alten Kaiserstadt der T'ang, die an Stelle Hsi-an's gestanden haben soll, ist heute nichts mehr zu bemerken. Der ganze Platz außerhalb der Nordmauer, wo einer Chronik zufolge die Stadt lag, ist heute urbar gemacht und mit Feldfrüchten bestellt. Umso deutlicher aber sind die Spuren der ersten christlichen Ansiedelungen. Im Tempel Chêng-ching-sse, eine Viertelstunde vor dem Westthore der Stadt, zeugt noch heute eine Tafel von der Anwesenheit der Nestorianer im Jahre 789 n. Chr. Diese Tafel, die von den Chinesen mit nachahmungswürdiger Pietät wiederholt durch ein Dach geschützt wurde, hat an ihrem oberen Ende ein Kreuz, unter dem deutlich lesbar die Worte stehen: „Gedenktafel zur Erinnerung an die Verbreitung der erlauchten Religion Syriens in China." Ein zweites wichtiges Denkmal ist der sogenannte „Inschriftenwald" Peilin oder Peitung im Osten der Stadt. Zur Zeit der Ming-Dynastie 1368—1644 n. Chr. wurden hier etwa 300 Inschriften von verschiedenen Dynastien in allen Größen gesammelt und in mehreren Hallen aufbewahrt. Beständig sind um dieselben eine Anzahl Clicheure beschäftigt, welche die Inschriften „abklatschen" und die Clichés in einem Laden außerhalb des Peilin verkaufen. Als Meister und Liebhaber der Epigraphik haben es die Chinesen gerade in dieser Kunst sehr weit gebracht. Sie kaufen die Facsimiles gerne, haben dabei Verständnis für deren Alter und Sinn für Kalligraphie und besitzen vorzügliche Werke, in denen alle wichtigeren Inschriften kritisch beleuchtet und erklärt sind.

Das also sind ungefähr die wichtigsten Merkwürdigkeiten der neuen Residenz, die in diesem Jahrhunderte nur von wenig Europäern betreten wurde, zumal eine Reise dahin mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Schon die Vorbereitungen dazu nehmen geraume Zeit in Anspruch, das Mitführen des Bargeldes, die Ungleichmäßigkeit von Münze und Gewicht erschweren die Berechnung der nöthigen Summe und die Manipulation mit den Münzen.

Man rechnet wohl überall nach Taëls, aber ein Taël Silber hat weder überall dieselbe Geltung, noch dasselbe Gewicht. Das Hsi-sse-Silber ist 2 Procent mehr wert, als das Sungchiang-Silber. Ferner ist das Gewicht eines Taël in Peking am leichtesten, das sogenannte Marktgewicht 2 Procent schwerer, das Cantongewicht 4 Procent, das Gewicht des Finanz-Ministeriums 6 Procent schwerer als in Peking. Noch complicierter ist die Rechnung mit dem Kleingelde. Die in der Mitte durchlöcherten Kupfermünzen (Käsch genannt) werden zu 50 und 100 Stück zusammengebunden. In Peking rechnet man mit großen und kleinen Käsch, in der Umgebung ausschließlich mit kleinen, wovon zwei auf einen großen gehen. Ein solcher kleiner Käsch hat den Nominalwert zwei. Davon sind 500 Stück, mit Nominalwert 1000, gleich 250 Stück große Käsch (= 50 Cents) und werden ein Tiao genannt. Außerdem gibt es noch sogenannte „atte Käsch", es sind dieselben „kleinen Käsch" nur mit anderer Bezeichnung. Man denke sich nun das Vergnügen eines Europäers, der mit allen diesen Münzsorten, deren Geltung man selbst beim Studium aus einem Buche nur mit Mühe versteht, praktisch zu rechnen hat. Nur ein längerer Aufenthalt im Kaiserthume Oesterreich kann einem Reisenden ungefähr einen Vorgeschmack von den chinesischen Geldverhältnissen geben, da die Münzverhältnisse Oesterreichs gegenwärtig denen Chinas am nächsten kommen.

Hat man sich endlich in die Geldverhältnisse hineingefunden, so beginnt die Sorge um den Reisewagen, einen zweiräderigen Karren, wie er überall in den größeren Städten von eigenen Instituten vermietet wird. Das Reisegepäck muss auf demselben höchst sorgfältig vertheilt werden, damit der Karren auf allen Seiten gleich schwer ist, weil er sonst bei den Unebenheiten der prächtigen chinesischen Landstraßen leicht umfallen könnte. Sprungfedern hat er keine, der Sitz wird improvisiert, und wem seine geraden Glieder lieb sind, der lässt sich die Seitenwände mit Kissen auspolstern, um nicht bei den fortwährenden Stößen gegen das Holzgitterwerk verletzt zu werden. Führt der Weg über steinige Gebirgspässe, dann werden vielfach große Räder mit eisernen Pickeln benutzt, die von Haus aus mitgenommen und an Ort und Stelle mit den gewöhnlichen Rädern vertauscht werden. Noch häufiger müssen die Achsen gewechselt werden, da die Spurweite der auf den Straßen ausgefahrenen Geleise nicht in allen Provinzen gleich ist, in Shansi zum Beispiel anders als in Chihli. Besonders da, wo die Radspuren in Felsen eingefahren sind, könnte ein Wagen mit abweichender Spurweite leicht umwerfen. Ist der Wagen mit mehr als einem Maulthiere bespannt, so läuft nur eines in der Stange und hat einen Zügel, die anderen laufen an Strängen, die an der Radachse befestigt sind, frei nebenher. Bei einem Gespann von sechs Thieren laufen v o r dem Stangenthier zwei und vor diesen drei Thiere. Das ganze Gespann wird weniger mit dem Zügel als durch Zurufe und mit einer langen Peitsche gelenkt, die der Kutscher bald rechts, bald links schwingt, ohne häufig zu schlagen. Er ist also weit sanfter als ein europäischer Postillon.

Hat endlich die Reise mit diesem Gefährte begonnen und ist die Stadt Peking im Rücken, dann genießt der Europäer bald die Reize der chinesischen Landstraße, vor allem den ungeheueren Staub oder undurchdringlichen Dreck. Zu beiden Seiten der großen Heerstraße fallen die großen Signalthürme auf, von denen aus zur Zeit der Sung-Dynastie (960 bis 1279 n. Chr.) die Einfälle der Tataren durch den Rauch von angezündetem Wolfsdünger signalisiert wurden. Man findet sie in Zwischenräumen von 5 bis 10 Li. Ihr respectables Alter lässt auf den gegenwärtigen Zustand derselben schließen. Noch häufiger, alle 2 bis 5 Li, sieht man die kleinen Polizeiwachthäuser, deren Insassen einer Inschrift zufolge die Aufgabe haben, die Reisenden zu schützen. Heute sind sie jedoch leer und verfallen, und werden von den Vorübergehenden als Latrinen benützt. Immerhin gewähren sie wenigstens den Nutzen, dass man an ihnen die Entfernung von der nächsten Districtstadt abliest und durch ihr Vorhandensein darauf aufmerksam gemacht wird, dass man sich auf der Straße befindet, die sehr oft von dem daneben liegenden Felde sonst nicht zu unterscheiden wäre. Uebrigens wird das Feld auch dann, wenn es erkennbar und bebaut ist, gern ab und zu von den Karrenführern befahren. Das Leben auf der Straße selbst bietet nicht viel Abwechslung. Forke traf auf der Strecke zwischen Peking und Hsi-an meist Händler, Feldarbeiter, Kameelkarawanen, Fußsoldaten, Cavalleristen mit Sonnenschirmen, den stereotypen Depeschenreiter mit der gelben Schärpe und wenig Bettler; nur einmal erwähnt er eine Stelle, auf der früher einmal Räuber jemanden ausgeraubt haben sollen. Ueberhaupt kann auf dieser Strecke der Europäer mit voller Sicherheit reisen, die ihm seine bloße Abstammung gewährt, denn der gewöhnliche Chinese glaubt, dass der Europäer doch irgendwie mit höheren Mächten im Bunde sei. Als ein anderes Beispiel von der verhältnismäßigen Sicherheit der chinesischen Straßen erwähnt Forke die Begegnung mit einem großen Silbertransport. Die Silberbarren waren in Holzbehältern verpackt, die das Aussehen von Baumstämmen hatten. Auf jedem der 23 Wagen lagen zwölf Behälter, deren jeder 1000 Taëls (etwa 5000 Mark) enthielt. Die Gesammtsumme betrug demnach 276.000 Taëls, das ist 1,104.000 Mark. Dieser ganze Zug war von zwei Mann escortiert.

Die Landschaft ist ziemlich öde. In den feuchten Niederungen wächst Schilf, das übrige ist Ackerland, auf dem Weizen, Tabak, Opium und Knoblauch gebaut wird. Als Zugthiere dienen bei der Bestellung der Felder Maulthiere, Ochsen und Esel. Man findet oft die seltsamsten Zusammenstellungen, wie: ein Ochse und zwei Esel, eine Frau und ein Maulthier.

Hat man auf diesem Wege eine Stadt erreicht, dann beginnt beim Betreten derselben zunächst die Jagd der Kellner der verschiedenen Gasthäuser, von denen jeder den Reisenden oder Karrenführer zu bewegen sucht, bei ihm abzusteigen. Diesbezügliche Remonstrationen — auch von Seite des Reisenden — sind indes meist umsonst, der Kutscher kehrt dort ein, wo er schon bekannt ist, und sobald er sich dem Gasthof nähert, treibt er die Maulthiere noch einmal an, um dann mit einem Elan elegant in den großen Hof einzufahren. Hier hat der europäisch gekleidete Reisende begreiflicherweise zunächst unter der Neugierde der Einheimischen zu leiden, die ihn umstellen, betasten und nicht selten bis auf sein Zimmer folgen, wo sie jede Spalte benützen, um hineinzugucken und das große Naturwunder Europas zu beobachten. Manche Gasthöfe nehmen Europäer überhaupt nicht auf, doch kann man meistens der Aufnahme sicher sein, wenn man kein Missionär ist und nicht die Absicht hat, lange zu bleiben. Die Zimmer sind überall, wo nicht europäischer Einfluss bemerkbar ist, ziemlich primitiv. Häufig vermisst man Stühle, Bänke und Tische und muss sich mit dem chinesischen Kang mit dem niedrigen darauf gestellten Tischchen begnügen, bei dem man die Mahlzeiten mit unterschlagenen Beinen sitzend genießt. Papierene Fenster, papierene Plafonds und schmutzige Böden (wenn überhaupt von einem eigentlichen Fußboden die Rede ist) vervollständigen die Seltsamkeit des chinesischen Zimmers, das nicht selten von Ungeziefer wimmelt. Dieses hat indes den beim Menschen verpönten Rassenhass soweit in sich aufgenommen, dass es den Europäer verschont. Der Chinese schmeckt besser. Chacun à son goût.

Nicht leicht wird es dem Europäer, sich mit der chinesischen Kost abzufinden. Fast neun Zehntel des chinesischen Volkes sind Vegetarianer. Nudeln aus Weizenmehl sind wohl das Hauptnahrungsmittel der Landbevölkerung in Nordchina. Reis ist dort zu theuer und daher mehr auf die großen Städte und Provinzen des Südens, wo er wächst, beschränkt. Von diesen Nudeln gibt es zwei Sorten, die einen ähnlich unseren Maccaroni, die anderen eine Art Fadennudel. Sie werden mit Salz, Essig, Zwiebel, Knoblauch und allerlei stark gesalzenen Gemüsen gewürzt. Daneben gibt es aus Bohnen bereitete gelatineartige Nudel. Milch und Butter gebraucht der Chinese nicht, aber die nach europäischer Art condensierte Milch genießt er gerne als Crême. Das Weizenbrot in kleinen Stücken, nach Art unserer Wecken gebacken, ist nur mit Wasser angemacht und hat daher einen ziemlich faden Geschmack.

Außerdem werden aus Brotteig allerlei Kuchen, auch mit Fett und Eiern, gebacken. Fleisch wird nur in größeren Städten genossen und ist auf dem Lande nur an Markttagen überhaupt zu haben. Die Gasthäuser führen meist Schweinefleisch, das die Chinesen am meisten lieben, seltener Hammelfleisch, fast nie Rindfleisch. Hühner werden meist nur des Eierlegens wegen gehalten und nur sehr theuer verkauft. Fische sind nur in der Nähe von Wasser zu haben, Wild und Geflügel nur in den größten Städten. Ueberall an den Hauptstraßen werden in kleinen Häuschen Thee, Brot und gekochte Eier feilgehalten und von umherziehenden Händlern ausgerufen und verkauft. Hasen und Schildkröten gelten als heilige Thiere. Erstere stehen trotzdem nicht besonders in Ehren, da die Chinesen glauben, dass die jungen Hasen bei der Geburt von den alten ausgespien werden. Die Schildkröte diente schon in den ältesten Zeiten als Emblem auf Kriegsfahnen, hoffentlich nicht als Anspielung auf die chinesische Angriffsweise. Bilderbogen mit dem Hasen im Monde werden am Mondfeste in großen Mengen an die Jugend verkauft. Die Ziege (chinesisch soviel wie Bergschaf) gilt lediglich als besondere Species des Schafes und wird oft mit ihm zusammen in einer Herde gehalten. Der Hirt lenkt die Herde mit einem langen Stabe, an dessen Ende sich ein Spaten befindet. Mit diesem gräbt er etwas Erde aus und wirft sie auf die Schafe von der Seite, von der er die Thiere vertreiben will. In der Umgebung von Peking kommen vereinzelt noch Wölfe vor, die selbst Kinder angefallen und gefressen haben sollen. Im chinesischen Hause kann man ab und zu den Gesang der Vögel hören. Sie werden in China alle eingefangen und gezähmt. Draußen im Freien hört man mit seltenen Ausnahmen nur das Gekrächze der Raben und das Geschrei der Elster. Die Fledermaus gilt dem Chinesen als Symbol des Glückes. Mit ihrem Bilde ziert er gern die Embleme, die den Jüngling zur größten Entscheidung seines Lebens, zu den großen literarischen Prüfungen führen. Zu diesen wichtigsten Ereignissen des chinesischen Lebens fährt der Examinator von Stadt zu Stadt, die Schulaufgaben auf vielen Wagen in hohen Haufen hinter sich führend.

In der Stadt selbst bekommt man auch an Tagen, wo keine besonderen Anlässe, wie Prüfungen oder Märkte, die Straßen beleben, viel mehr vom Leben und Treiben des Volkes zu sehen, als in Europa, da sich ein großer Theil des Volkslebens auf der Straße und den nach der Straße hin offenen Läden und Werkstätten abspielt. An Markttagen sieht man begreiflicherweise noch viel mehr, weil dann an den feilgebotenen Waren erkannt wird, wie weit eigentlich die Handelsbeziehungen einer chinesischen Stadt des Inneren reichen. In dieser Beziehung ist die Bemerkung Forkes interessant, dass in Tai-yuan-fu (ungefähr auf halbem Wege zwischen Peking und Hsi-an) auch europäische Waren anzutreffen waren. Forke bemerkte unter anderem Schirme, Spiegel, Uhren, Lampen, Messer, Gabeln, Seife und Parfums. Die ursprünglich nur europäischen Photographien scheinen jetzt schon allmählich von chinesischen verdrängt zu werden. In einem Laden bekam Forke sogar ein Paar Zwirnhandschuhe, obwohl die Chinesen selbst bei ihren weiten Aermeln keine Handschuhe tragen. In Chêng-ting-fu (also allerdings wieder näher an Peking, auf halbem Wege von da nach Tai-yuan-fu) wurden neben den chinesischen Feuersteinen und Zundern auch Triester Schwefelhölzer verkauft. „Die österreichischen Zündhölzer in kleinen, runden Schachteln mit Sandreibfläche erfreuen sich bei den Chinesen besonderer Beliebtheit, sowohl wegen ihrer bunten Köpfe, als auch weil sie besser anbrennen, als die meist sehr schlecht imitierten schwedischen Streichhölzer.“ Von unternehmenden österreichischen Industriellen sollte nach dieser Richtung hin eine regere Thätigkeit entfaltet werden. Viel weiter als die europäische Ware, ist der Ruf des europäischen Arztes gedrungen. Forke wurde beständig nach Arzneimitteln gefragt und glaubt, er hätte von gewissen Sorten große Mengen absetzen können. Als Aerzte sind die Europäer auch weit mehr angesehen, denn als Missionäre: die letzteren wissen das und erreichen häufig ihre kirchlichen Zwecke auf ärztlichen Umwegen. Wäre es nicht viel passender, wenn der Arzt offen und ehrlich ohne Nebenzwecke auftreten würde und sich dabei etwa mit einem Droguisten oder Apotheker associierte, der die vielbegehrten europäischen Mittel gleich verkauft?

Wo der Chinese nicht — wie beim Missionär — Verrath und Gefahr wittert, ist er auch mit dem Europäer weit umgänglicher, als man gemeiniglich glaubt. Der Chinese gibt gerne Auskunft und freundliche Antwort, er ist selbst wissbegierig, und wenn man seine Neugierde für alles, was man am Körper hat, nicht missversteht und Angriffe fürchtet, wo bloße Auskünfte gewünscht werden, so lässt sich mit ihm leicht verkehren. Die von den Missionären oft erwähnte Verlegenheit und Unaufrichtigkeit ist begreiflich einem Europäer gegenüber, von dem man bald merkt, dass er selbst an Unaufrichtigkeit und hinterlistiger Sondierung des Chinesen das Menschenmögliche leistet. Dazu kommt, dass die [illegible] auch nach europäischen Begriffen keineswegs die intelligenten und [illegible] Leute sind [illegible] nur einen Begriff [illegible] wenn er [illegible] mitmacht, wie sie [illegible] [illegible]

Frau des Hauses, die eine sehr gute Theologin zu sein schien, griff eine Stelle des Textes heraus, wornach Gott den Teufel aus der Hölle in den Schwefelpfuhl geschleudert hat. Sie erörterte dabei die Frage, was man sich unter Hölle vorzustellen habe, ob es ein großes Feuer oder nur im bildlichen Sinne zu verstehen sei, und was man sich darunter denken solle, dass der Teufel aus der Hölle **hinaus** in den Schwefelpfuhl geschleudert wird.“ Eine befriedigende Lösung fand auch sie nicht. Man denke sich nun einen Chinesen, dem derartige — gelinde gesagt — kindische Speculationen als Resultate der europäischen Intelligenz vorgeführt werden. Man denke dann an die Behandlung der chinesischen Arbeiter in Europa und Amerika und selbst in den chinesischen Hafenstädten, an das unsägliche Elend, das durch den religiösen Zwiespalt in das chinesische Familienleben hineingetragen wird, und versuche dann, sich für den „Kreuzzug gegen China“ und die Unterstützung der Missionäre zu begeistern.

Eduard Hartig.

---

## Zwei Eisen im Feuer.

Lustspiel in fünf Verwandlungen, frei nach Calderon von Friedrich Adler
Zum erstenmale aufgeführt im Hofburgtheater am 12. October 1900.

Der Verfasser des Lustspieles „Zwei Eisen im Feuer“ bezeichnet selbst sein Stück als eine freie Nachdichtung von Calderons Hombre pobre todo es trazas, oder, wie er übersetzt: „Ein armer Mann muss voller Kniffe sein.“ Dieses bei uns nur wenig gekannte Lustspiel Calderons gehört zu den Mantel- und Degenstücken, den Comedias de capa y espada, einer Art von Stücken, die diese Bezeichnung ebenso gut wie der Art des Costüms, in dem sie gespielt werden, auch der Art der Technik verdanken könnten, mit der sie gemacht sind. Denn aus einem stichelnden Kampf mit spitzen Worten, die fortwährend wie seine Degenklingen sich kreuzen und nach hergebrachten Regeln durcheinander fahren, setzt sich der ganze Dialog zusammen, und fast jede der handelnden Personen besitzt ein unsichtbares Zaubermäntelchen, dessen geheime Kräfte bewirken, dass sein Träger, wie der Dichter es eben braucht, von den anderen erkannt, verkannt oder gar nicht bemerkt wird. Durch dieses Mäntelchen werden nicht nur die blödsinnigsten und daher belustigendsten Verwechselungen und Irrthümer auf die einfachste Weise ermöglicht und erklärt, der Dichter kommt auch in die angenehme Lage, jene Personen, welche nach Absicht der anderen betheiligten Personen etwas um keinen Preis erfahren sollen, dieses doch erfahren zu lassen: denn sie brauchen gar nichts, als gerade dann, wenn das geschieht oder besprochen wird, was ihnen verborgen bleiben sollte, auf die Bühne herauszutreten oder, wenn sie schon da sind, auf ihr stehen zu bleiben und einfach zuzusehen oder zuzuhören, wobei sie, um dem Publicum erkennbar zu machen, dass sie jetzt unsichtbar sein wollen, sich hinter einem Pfahle oder einem Stuhle, oder was sonst just hierzu am wenigsten geeignet ist, verstecken.

Zu dieser Art von Stücken also gehört auch das genannte Calderon'sche Lustspiel, nur dass hier die wunderkräftige Tarnkappe erst zum Schlusse Verwendung findet, da zwei junge Damen ungesehen die Geständnisse des armen Schelms belauschen, der ihnen beiden, der einen um ihrer Schönheit, der anderen um ihres Reichthums willen, aber jeder unter einem anderen Namen und mit falschen Künsten, hofiert und sie so drei Acte lang zum besten gehabt hat. Die Person dieses entlarvten Heiratsschwindlers, eines echten „caballero de industria“, steht im Mittelpunkt des Stückes und ist mit besonderer Vorliebe gezeichnet. Der Dichter entschuldigt die fortwährenden Lügen seines Helden mit dem Satze, der Arme sei zu solchen durch seine Armut genöthigt, und wenn er ihn zum Schlusse scheinbar damit straft, dass nun beide Damen ihre Hand den früher verschmähten Mitbewerbern reichen, so scheiden wir doch mit der Empfindung, dass als die eigentlich Bestraften diese erhörten Mitbewerber aus dem Stück hervorgehen.

Unwillkürlich wird man durch diesen Inhalt an ein anderes spanisches Lustspiel erinnert, an Alarcons La verdad sospechosa. Ich werde es natürlich nicht wagen, mich auf das gefährliche Gebiet der Chronologie der Dramen Calderons zu begeben, beschränkt sich doch selbst Hartzenbusch in dem seiner großen Calderon-Ausgabe beigegebenen, auch heute noch als grundlegend anerkannten Catálogo cronológico hinsichtlich unseres Lustspieles auf die Angabe, die Bewilligung zur Drucklegung des unter anderen dieses Lustspiel enthaltenden Bandes sei vom 2. März 1637 datiert, wozu Hartzenbusch nur noch die nicht allzuviel Scharfsinn erfordernde Bemerkung macht, es müssen denn ein paar von den fünf in diesem Bande enthaltenen Komödien mindestens schon 1636 geschrieben gewesen sein, weil Calderon nicht alle fünf in den drei ersten Monaten von 1637 verfasst haben werde! Hinsichtlich Alarcons Verdad sospechosa will ich nur anführen, dass behauptet wird, sie sei vor Philipps III. Tod, also vor 1621 verfasst; wenn aber diese Annahme sich etwa nur darauf stützt, dass die Lobrede Beltrans auf den König, „der so vollkommen ist wie ein Heiliger“, nur auf den ob seiner Frömmigkeit bekannten Philipp III. und nicht auf den [illegible] Philipp IV. bezogen werden könne, so steht sie auf

schwachen Füßen: denn mit Monarchen hat man es in derlei Dingen nie allzu genau genommen.

Aber ganz abgesehen von der Frage, ob die Anregung zu einem der beiden Stücke durch das andere erfolgt sein mag, bilden sie thatsächlich zwei Gegenstücke. Doch wie viel höher steht die Dichtung Alarcons! Nicht der feigen Nothlüge wird das Wort geredet, nein, ein stolzer Souverän der Lüge wird uns vorgeführt, der aus Lust am Lügen lügt. Und wie herrlich kann er lügen! Ein Muster kühner Improvisation ist es, wie Don Garcia seinem Vater, um einer von diesem vorgeschlagenen Ehe zu entgehen, erzählt, er sei schon vermählt, und nun eine Geschichte erdichtet, mit der er die eigenmächtige, heimliche Eingehung dieser Ehe entschuldigt. Er hat gar nicht daran gedacht, die Geliebte zu ehelichen, er lag nur im Bette bei ihr; da kommt ihr Vater, schnell versteckt er sich unter dem Bett; schon will sich der Vater entfernen, da beginnt die Uhr in Garcias Tasche zu schlagen; nun springt die erdichtete Geliebte mit hilfreicher Lüge ein, die Anwesenheit einer Uhr in ihrem Zimmer damit erklärend, dass der Vetter seine Uhr wegen Besorgung einer Reparatur hergesandt habe; der Vater erbietet sich, die Reparatur selbst zu bestellen, und verlangt die Uhr, aber nochmals wendet das Mädchen die aufsteigende Gefahr ab, indem es behende die Uhr aus der Tasche des verborgenen Freundes zieht — da bleibt die Kette an dem Hahne einer Pistole hängen, die Garcia zur Vertheidigung bereit in der Hand hält, und der Schuss geht los. So geht es fort mit Grazie, bis der Vater fast erleichtert aufathmet, dass der Sohn aus dieser schrecklichen Nacht mit einer bloßen Heirat so billig davon gekommen ist.

Das heißt gelogen — Calderons Diego ist dagegen ein Stümper im Lügen. An Alarcons Lügner wird jedoch auch gezeigt, wie dem Lügner schließlich der Glaube selbst dort versagt wird, wo es ihm mit dem, was er sagt, innerster Ernst ist, und er erleidet eine wirkliche Strafe, da er nicht die ihm vom Vater selbst früher bestimmte Hand derer erhält, die er liebt, sondern in Consequenz seiner Lügen eine andere heiraten muss. Fast haben wir Mitleid mit ihm, da er uns so herrlich unterhalten hat, und wie ein Trost klingt es uns, dass der Vater meint, es sei auch diese andere „nicht zu verachten".

Alarcons Stück könnte aufgeführt werden fast wie es ist, wenn man die Verwandlungen auf offener Bühne vor sich gehen lässt; man brauchte nur die Scene in der Magdalenenkirche zu vereinfachen, denn diese stellt sich allerdings als ein Muster jener geschraubten Erfindung und jenes sich bis zur Albernheit verfeinernden Scharfsinnes dar, die man so oft am spanischen Lustspiel „bewundert" hat. Calderons Stück aber wäre in seiner wirklichen Fassung auf unserer Bühne überhaupt kaum möglich. Alle Hochachtung vor dem Dichter des „Richters von Zalamea", aber die Gerechtigkeit erfordert einzugestehen, dass das Hauptverdienst an dem freundlichen Erfolge, den das jüngst unter seiner Flagge vorgeführte Lustspiel am Burgtheater erzielt hat, soferne den Leuten die Sache nicht etwa überhaupt nur aus jener Hochachtung für Calderon gefallen hat, dem Bearbeiter gebürt, der eigentlich nur den Stoff, den allgemeinen Gang der Handlung und einige Wendungen des Dialogs von Calderon entlehnt, im übrigen aber ganz frei und selbständig geschaffen hat.

Den äußeren Erfolg des Abends aber entschied die Darstellung. Herr Kainz gab den Talmi-Cavalier Don Diego, der mit einer falschen Kette sich die Gunst der schönen Dame Beatriz erkaufen möchte, mit echter Kunst und log als Don Diego so überzeugend, er kenne keinen Don Dionis, und als Don Dionis so überzeugend, er kenne keinen Don Diego, dass man wirklich Lust bekam, ihn einmal die Geschichten Don Garcias erzählen zu hören. Neben ihm glänzte Fräulein Witt als Donna Beata durch Temperament, Erscheinung und unaufdringliche Klugheit, während Frau Reinhold der bescheideneren Rolle der Donna Clara voll gerecht wurde. Sehr gefiel auch Herr Thimig als Diener Don Diegos, obwohl er den Grazioso vermissen ließ und, wo er Beaten als Ritter vorgeführt wird, um der komischen Wirkung willen gelegentlich des Guten so viel that, dass es der guten Dame schwer fallen mochte, an sein Ritterthum zu glauben. Mit starker Wirkung spielte auch Herr Gimnig Don Diegos gutmüthigen, aber beschränkten Helfershelfer, und angenehm fiel ein erst jüngst engagiertes Fräulein Preiß als Zofe Ines durch deutliches, einfaches Sprechen und gewandtes Begleiten der Bühnenvorgänge auf. Also ein gewonnener Abend für Friedrich Adler und für das Burgtheater, aber gewiss kein neugewonnener Calderon für das Publicum. Max Burckhard.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

In England ist das Parlament am 25. September aufgelöst worden, und die Neuwahlen sind bereits beendet. Bei uns ist das Parlament am 7. September aufgelöst worden, und die Neuwahlen haben noch nicht einmal recht angefangen, und wir werden bis Mitte Jänner warten müssen, wenn wir ihr Ende erleben wollen. Die Wahlcampagne dauert also bei uns ungefähr viermal so lang als in England. Man hatte anfänglich geglaubt, dass Herr v. Koerber sich diese geologisch lange Wahlzeit nur zu seinem Vortheil ausgerechnet habe, um ebenso lang ungestört fortwursteln zu können. Jetzt sieht man aber, dass von der langen Wahlperiode auch andere Leute etwas haben. Der gewesene Abgeordnete Daszynski z. B. verdankt dieser Länge der parlamentslosen Zwischenzeit die zehnwöchentliche Arreststrafe, zu der er wegen irgend einer Geringfügigkeit von einem galizischen Gericht verurtheilt worden ist. Solange es ein Parlament gab, trauten sich die Herren Staatsanwälte nicht, die ihnen missliebigen Abgeordneten zu processieren; man konnte ja doch durch eine unvermuthete Parlamentseinberufung jeden Augenblick in dem noblen Geschäfte gestört werden. Jetzt aber ist ihnen für vier Monate absolute Sicherheit vor unliebsamen parlamentarischen Störungen garantiert. Jetzt fühlen sie sich auch. Man sieht, Herr v. Koerber ist nicht der Einzige, der von der langen Wahlcampagne profitiert.

*

Kleine Ursache: am 18. August war in Trient die Kirche auffallend schwach besucht.

Große Wirkung: Am 2. October erhielten die Wälschtiroler Abgeordneten vom Herrn v. Koerber nicht nur im Namen seiner, sondern überhaupt jeder österreichischen Regierung die Absage auf ihr Absonderungs-Programm für das Trento.

*

Zwischen dem Grafen Goluchowski, dem Schlachzizen, und seinem Factor, dem Sectionschef Baron Doczi, besteht seit einiger Zeit eine kleine Verstimmung. Es hat sich nämlich in der öffentlichen Meinung — und wir bekennen uns dabei mitschuldig — die Ansicht verbreitet, dass von diesen beiden hervorragenden Männern unserer Zeit, wenn man schon zwischen ihnen wählen muss, der Baron Doczi der geistig Bedeutendere sei, der dem anderen die Concepte macht. Diese für den Baron Doczi immerhin vergleichsweise schmeichelhafte Auffassung hat den Grafen Goluchowski sehr gekränkt, und infolge dessen eben hat sich seiner eine gewisse Verstimmung gegenüber seinem Sections- und Pressecorruptionschef Doczi bemächtigt. Aber die Presse heilt bekanntlich alle Wunden, die sie schlägt, das heißt: die regierungsfreundliche Presse heilt die Wunden, die die regierungsfeindliche Presse den Ministern und ihren Leibbeamten schlägt. So hat sich auch für den gekränkten intellectuellen Ehrgeiz des Grafen Goluchowski ein journalistischer Samaritaner gefunden. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 16. d. M. geben sich die Mühe, das Verhältnis zwischen dem Grafen Goluchowski und dem Baron Doczi in eine für den Grafen Goluchowski günstigere Beleuchtung zu rücken. Sie schreiben nämlich, es sei läppisch, die Sache so darzustellen, „als habe Doczi den Grafen Goluchowski vollkommen in der Tasche und könne mit ihm machen, was er will". Mit einer Sicherheit, als hätten sie die Taschen des Barons Doczi untersucht — was ja an sich ganz interessant wäre — bestreiten die „Münchener Neuesten Nachrichten" die Richtigkeit jener Behauptung, indem sie schreiben:

> „Bemerkt sei nur, dass Graf Goluchowski keineswegs der Mann ist, der sich von seinen Beamten beeinflussen lässt, sondern, dass er in allen Dingen vollkommen selbständig vorgeht und die Entschlüsse fasst, die er der Krone unterbreiten will."

Wenn man das so liest, müssen einem die „Münchener Neuesten Nachrichten" ordentlich imponieren. Die hören das Gras wachsen und den Grafen Goluchowski — denken. Das ist eine Leistung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen wollen. Also, Graf Goluchowski denkt selbständig, und wenn in Zukunft jemand sich wieder unterstehen sollte, an der selbständigen Denkfähigkeit unseres Richelieu zu zweifeln, so kann sich Graf Goluchowski ruhig auf die „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 16. October 1900 berufen, wo es schwarz auf weiß gedruckt steht, dass er „vollkommen selbständig vorgeht" und dass der Baron Doczi mit ihm nicht „machen kann, was er will". Besonders den letzteren Satz soll sich Graf Goluchowski gut merken, er wird ihn vortrefflich verwenden können, wenn sein Factor, der erst im letzten Frühjahre seine Erhebung in den Freiherrnstand durchgesetzt hat, ihm vielleicht wieder einmal mit einer persönlichen Aspiration lästig wird oder ihn sonstwie tyrannisiert. Dann soll Graf Goluchowski nur ruhig den Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 16. October herausziehen und dem Baron Doczi daraus beweisen, dass er mit dem Grafen Goluchowski nicht „machen kann, was er will". Seit den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 16. October braucht sich Graf Goluchowski vom Baron Doczi nicht mehr alles gefallen zu lassen. Wie gut, dass den „Münchener Neuesten Nachrichten" der ihnen unter Thun entzogene Postdebit im December v. J. wieder ertheilt worden ist! Sonst hätten wir in Oesterreich nie erfahren, dass der Graf Goluchowski ein selbständiger Denker ist, und dass der Baron Doczi mit ihm nicht thun darf, was er will. Es lebe die Pressfreiheit!

*

Dass Graf Goluchowski auch selbständig handeln kann, können wir übrigens aus eigenem bestätigen. Nur geht's ihm dabei zuweilen schlecht aus. So z. B. hat er sich unlängst im Interesse der Schlachzizen der Auflösung des Abgeordnetenhauses widersetzt und sich deswegen eine Zurechtweisung von jemandem gefallen lassen müssen. Für diesen Misserfolg rächt ihn nun Freund Doczi, indem er ins „Fremdenblatt" Artikel über die deutsche Staatssprache oder die Mängel unserer Kohlenpolitik setzen lässt, über die sich wieder Herr v. Koerber ärgert. So vertreiben sich die hohen Herren untereinander die Zeit.

*

Dr. Lueger wird doch noch einmal österreichischer Ministerpräsident. Seine letzte Talentprobe lässt keinen Zweifel mehr. Wie die Enthüllungen in der Brixener Dipauli-Versammlung gezeigt haben, hat Dr. Lueger gleichzeitig mit den Dipaulianern und den Anti-Dipaulianern kokettiert. Das beweist ein Talent zur Doppelzüngigkeit, welches weit über den engen Wirkungskreis eines Bürgermeisters hinausreicht. Das ist direct das Talent zum leitenden Staatsmann in Oesterreich. Kr.

### Volkswirtschaftliches.

In der Oesterreichisch-ungarischen Bank ist man neuester Zeit sehr fleißig. Man wird zwar mit der Herstellung der neuen Banknoten nicht rechtzeitig fertig, und, wenn sie endlich fertig sind, muss ein unverhältnismäßig großer Procentsatz als misslungen eingestampft oder verbrannt werden, aber desto prompter ist man mit der Herstellung von Noten für die Zeitungen, von Communiqués, für welche man freilich auch kaum eine bessere Verwendung als das Einstampfen zu finden vermöchte. Der „Beschwichtigungs-Hofrath" hat derzeit sein Hauptquartier im Bankgebäude aufgeschlagen. Als die Noth an kleinen Banknoten eine Calamität für die Geschäftswelt bildete, da wurde die Bankleitung nicht müde, den Kaufleuten durch die Zeitungen zu verkünden, dass das lauter Einbildung sei, und dass kleine Noten genug im Umlaufe seien; leider wollte sich das Publicum absolut nicht überzeugen lassen und so blieb schließlich nichts übrig, als an die Regierungen heranzutreten, um die vereinbarte Beschränkung des Umlaufes der Zehnernoten aufzuheben. Eine andere Note, welche besser ungedruckt geblieben wäre, ist die, mit der die Bank in Bestätigung einer Aeußerung des ungarischen Finanzministers der staunenden Welt verkündete, wie glänzend die Situation der Oesterreichisch-ungarischen Bank im Verhältnis zu der anderer europäischer Notenbanken sei, da keine derselben über eine procentuell so große Goldbedeckung des Notenumlaufes zuzüglich der Depositen verfüge, wie sie. Nur hat die Bank vergessen hinzuzufügen, dass in anderen Ländern eine gesättigte Goldcirculation ist, während bei uns kein Stück Gold im Verkehr ist, und dass der Goldvorrath der Bank nur darum ein so großer ist, weil wir keine bar zahlende Bank haben und die Bank auch bei hohem Agio kein Gold abgibt, welchen Luxus sich barzahlende Banken nicht erlauben können. Wer soll durch solche Fanfaronnaden gefoppt werden?

*

Die Wiener Börse ist krank, und da bemühen sich nun viele Doctoren, den Sitz des Uebels zu entdecken und Heilmittel zu finden, welche die Patientin wieder gesund machen sollen. Die Wiener Börsekammer arbeitet seit einem halben Jahr ein an die Regierung gerichtetes Memorandum aus und kann damit nicht fertig werden. Die „Neue Freie Presse" erzählt allwöchentlich dem österreichischen Publicum, dass in Oesterreich alles gut stehe, dass gar kein Grund zu dem Curssturz sei, und das Publicum will es nicht glauben. Dieser Tage hat die Börse einen neuen Doctor bekommen, einen Bankdirector, der seine Collegen zu einer Berathung zusammenberufen hat, wie man des Uebels Herr werden könne, und auch bei dieser Berathung ist nichts herausgekommen als der Beschluss, ein Einvernehmen mit der Börsekammer anzustreben, die ihrerseits seit Jahr und Tag die Mittel zur Abhilfe der Börsenoth sucht. Da die Herren Bankdirectoren, welche an jener Berathung theilnahmen, fast sämmtlich auch in der Börsekammer sitzen, so haben sie nur beschlossen, mit sich selbst ein Einvernehmen anzustreben und dazu hätten sie die Berathung nicht gebraucht. Da der einberufende Herr Bankdirector aber die Unvorsichtigkeit begangen hat, seine Action durch die „Neue Freie Presse" vorher ankündigen zu lassen, hat er nur seine missglückte Idee zu einer öffentlichen gestaltet. Dies kommt davon, wenn man seine Ideen durch die „Neue Freie Presse" vorher ausposaunen läßt. Dann blamiert man sich und die „Neue Freie Presse". Uebrigens thäte man wohl dem Director der Unionbank, Minkus, Unrecht, all den Unsinn, den die „Neue Freie Presse" in der Sache geschrieben, ihm aufs Kerbholz zu setzen. Den „Giro- und Cassenverein" mit dem Mandat zu betrauen, für Rechnung der intervenierenden Banken die auf den Markt kommenden Effecten aufzukaufen, wie die „Neue Freie Presse" schreibt, daran konnte z. B. der Bankdirector und Verwaltungsrath des Giro- und Cassenvereines schon deshalb nicht gedacht haben, weil das Statut dieses Unternehmens diesem den commissionsweisen Effectenhandel nicht erlaubt. Aber überhaupt haben sich solche Interventionssyndicate noch nie bewährt. Interventionssyndicate kann man bilden, um bekannte große Effectenpositionen zu übernehmen, oder an einem Paniktag, wenn man sich rasch genug verständigt, um sofort kaufend einzugreifen, aber auf lange Zeit „für den Fall, dass Ware auf den Markt kommt und kein Käufer da ist," geht das nicht. Durch künstliche Mittel ist der Börse nicht zu helfen. Die Krankheit der Börse sitzt zu tief und hängt zu sehr mit der allgemeinen wirtschaftlichen Schwäche des Reiches zusammen. Die Wiener Börse war seit Jahrzehnten nie gesund. Sie hat nur von Zeit zu Zeit Fieber-Anwandlungen gehabt, in denen eine aufgehetzte Speculation die Curse unsinnig in die Höhe getrieben hat, welche jedesmal, wenn diese Fieberperioden vorüber waren, eine umso größere und länger andauernde Erschöpfung zur Folge hatten. Weniger als in anderen Ländern sind in Oesterreich die Actien in vielen mittelgroßen und kleineren Posten im Publicum vertheilt. Sie sind zum größten Theil entweder in Händen eines oder mehrerer Großactionäre oder in Händen von Speculanten. Es fehlt an einer ausreichenden besitzenden Mittelclasse und die Actie ist, wie man dies so oft ausgedrückt hat, in den Kreisen des soliden Publicums nicht populär. Das kann auch gar nicht anders sein, denn, wie wir dies erst vergangene Woche auseinandergesetzt haben, wird dem Publicum zum Erwerb von Actien meist nur dann Gelegenheit geboten, wenn die Großactionäre und Eingeweihten Veranlassung sehen, sich dieses Actienbesitzes zu entledigen. Wo aber kein weit verbreiteter Actienbesitz in vielen Händen ist, da kann auch kein großes Umsatzbedürfnis bestehen und wo keine Umsätze sind, da finden sich auch Käufer und Verkäufer nicht regelmäßig an der Börse, und da müssen nothwendigerweise bei auftretendem Angebot die Curse einbüßen, sowie umgekehrt bei eintretender Nachfrage die Curssteigerungen unverhältnismäßig groß sind. Was aber die Regenerierung betrifft, so [illegible] [illegible]

[illegible]

und wer als Effectenkäufer irgend in Betracht kam, hat Effecten gekauft und speciell die Banquiers haben alle Cassen voll mit Effecten, welche sie seit fünf Jahren, wenn nur die Curse steigen wollten, so gerne los wären. Und darum können diese Kreise, deren Geschäft es in erster Linie wäre bei zufälligem Angebot kaufend einzugreifen, keine Effecten aufnehmen und das Publicum hat offenbar in den letzten Jahren keine genügenden Ersparnisse machen können, um den fortwährenden Curstürzen ein Ende zu machen. Und dass diejenigen, welche es vielleicht könnten, zur Zeit, wo man eine Weltindustriekrise befürchtet, nicht kauflustig sind, kann auch nicht wundern. So lange aber nicht das besitzende, mit barem Gelde kaufende Publicum die Effecten aufnimmt, kann weder der Mangel an Umsatz behoben, noch der Curssturz aufgehalten werden. Wenn aber die Banken glauben, dass alle oder einzelne Effecten billig sind, dann haben sie nichts weiter zu thun, als im Rahmen ihrer zu diesem Zwecke verfügbaren Mittel, selbst diese Effecten zu kaufen und insbesondere ihre Clienten auf solche Effecten aufmerksam zu machen. Gelingt dies aber nicht, dann haben entweder die Banken selbst kein Vertrauen zur Billigkeit der Effecten, oder ihre Clienten haben kein Vertrauen zu ihren Informationen. Und dann läßt sich eben nichts machen. ſh

### Kunst und Leben.

Die letzte Aufführung der „Götterdämmerung" brachte zwei Neubesetzungen, die zwar eine pikante Neuerung bedeuten, aber dem Geist des Werkes nicht entsprachen. Frau Gutheil-Schoder musste die Gutrune singen. Wie kann man von einer Künstlerin, die eine geborene Nedda und Carmen ist, die von Natur dazu geschaffen ist, eine hagere, nervöse Südländerin darzustellen, wie kann man von ihr verlangen, sie solle ein germanisches Heldenweib vorstellen? Bei aller Anerkennung ihrer außergewöhnlichen Darstellungskunst, die sich in einer Unzahl Details verrieth, war sie doch eine durchaus unglaubwürdige Gestalt, die, für sich betrachtet, ganz interessant, doch in das Ensemble nicht hineinpasste. Es ist, als wollte man von einer Darstellerin der Brünnhilde (der Mildenburg oder seinerzeit der Materna) verlangen, sie solle die Carmen darstellen. Sie könnte singen und spielen, wie sie will, ihre bloße Erscheinung würde uns zeigen, dass sie in diese leichte Gesellschaft nicht hineingehört. Eine andere Neuerung war der Hagen des Herrn Frauscher. Ich glaube gern, dass er von allen unseren Hagen-Darstellern derjenige ist, der diese Rolle am besten versteht. Aber er hat die Darstellungsmittel nicht, um in einem großen Hause dieses Verständnis zum Ausdruck zu bringen. Von seinem Part gieng textlich und musikalisch mehr als die Hälfte verloren. Die Ohnmacht seines Organs beim Mannenruf ließ uns befürchten, dass seinen vergeblichen Anstrengungen nicht ein einziger Mann Folge leisten werde. Diesem Hagen glaubte man wohl, dass er denkt und intriguiert, aber nicht dass er den Rhein beherrscht und Siegfried erschlägt. Von diesen meines Erachtens unpassenden Besetzungen abgesehen gehörte die Vorstellung zu den besten, die ich von der „Götterdämmerung" je gesehen. Schmedes, Mildenburg, Demuth und das unvergleichliche Orchester schufen einen jener seltenen Kunstgenüsse, wie man sie nicht so leicht wiedererlebt. Director Mahler, der für die Neubelebung des Werkes und die Auffrischung so mancher schon verfallenen Stelle unendlich viel gethan hat, möge es nun auch dahin bringen, dass sich der Höhepunkt des Werkes — die Scene nach Siegfrieds Tod — als dramatische Scene abspielt, und nicht wie bisher als Concertstück, das bei herabgelassenem Vorhang gespielt wird. R. W.

*

Endlich haben also auch wir in Wien die jüngste Dichtung von Blumenthal und Kadelburg kennen gelernt, für die aus besonderer Gefälligkeit diesmal die Berliner Censurbehörde die erforderliche Reclame besorgt hatte. Der Schwank „Die strengen Herren", der vorigen Samstag im Volkstheater zum erstenmale gegeben wurde, macht sich den Unwillen zunutze, den die Bestrebungen auf Einführung der sogenannten Lex Heinze allenthalben erregt hatten, und versetzt der todten Lex rasch noch einen Fußtritt. Da es sich nur um eine todte Lex handelt und man auch nie bestimmt wissen kann, ob so eine todte Lex auch wirklich und gewiss ganz todt ist, ruft die Verabfolgung dieses Fußtrittes bei den Zusehern zunächst ein antheilnehmendes Gefühl der Befriedigung hervor. Freilich sagt man sich dann, dass das Stück, in dem dieser Fußtritt verabreicht wird, viel lustiger sein könnte, und wenn schließlich die vereinigten Dichter lehrhaft und moralisch werden, so ärgert man sich: man glaubt den Dichtern nur den Fußtritt aber nicht die moralische Entrüstung. Wenn man aber dann nach Hause geht, so fällt einem zum Ueberflusse auch noch ein, dass der Fußtritt in der Hauptrichtung eigentlich sein Ziel verfehlt hat. Darin freilich trifft er, dass der uns vorgeführte Vertreter jener Moralbewegung, die das Nackte auf dem Gebiete der [illegible] [illegible], zum Schutze zugestellt, er sei selber eigentlich gar nicht [illegible] moralisch und [illegible] ganz merkwürdige Sachen von sich: denn ein [illegible] Mensch wird am Nackten in der Kunst gar nicht [illegible] die Knecht auferlegt, [illegible] vor Erregung zittert, wenn er ein [illegible] den Cultus der Schönheit des mensch[illegible] Alleın der Kampf, den [illegible] im Hause seines Schwiegersohnes

gegen Bilder und Statuen führt, ist so wenig der Kernpunkt des Schwankes, als der Kampf desselben „strengen Herrn" gegen ein angeblich sittengefährliches Drama, das ein junger Mann geschrieben hat, der sich bei ihm um die nach vacante Stelle eines zweiten Schwiegersohnes bewirbt; was von den moralisierenden Ansichten des Abgeordneten Wernicke am unerträglichsten befunden wird, ist vielmehr, dass er gegen die Theilnahme seines Schwiegersohnes am Berliner Nachtleben Einwendungen erhoben hat und nicht sehr erbaut davon ist, dass seine Tochter als Amme gekleidet einen Costümball besucht — und darin mag der Mann doch nicht so ganz Unrecht haben. Auch wäre die Gegenfigur zu Wernicke nicht ein „alter Drahrer", als welcher der Gutsbesitzer Kreibig gezeichnet ist, sondern ein wirklich sittlicher Charakter, der gegen die Tendenzen der „strengen Herren" und ihre Zwangsmoral Stellung nimmt. Freilich könnte man eine solche Rolle lange nicht so lustig gestalten, als dies Herrn Tewele mit seinem Kreibig gelungen ist — und so haben ja die Autoren von ihrem Standpunkte aus recht. Sie wollen ja nichts als Heiterkeitsausbrüche des Publicums und — viele Aufführungen. Und zu diesen wird ihnen in Wien das treffliche Spiel der Darsteller gewiss verhelfen.

Max Burckhard.

*

Das Carl-Theater hat mit der Aufführung der Operette „Die Diva" (von Buchbinder und Wattke, Musik von Weinberger) bewiesen, dass es die Bahnen der früheren Direction, die bekanntlich zum Untergang des Instituts führten, nicht verlassen hat. Nur mit Widerstreben folge ich der höchst unangenehmen Aufgabe, die alte Klage über unsere Operettenmisère immer wieder zu erheben. Aber es scheint, dass es noch immer Optimisten gibt, die verlangen, es solle ausdrücklich constatiert werden, ob die jeweilige neueste Operette nicht vielleicht doch eine Umkehr zu den einfachsten Forderungen wahrer Kunst bedeute. Diesem Wunsche sei hiermit entsprochen und mit Bedauern constatiert, dass obgenannte Operette in keiner Weise von der bisher üblichen Schablone abweicht.

R. W.

*

Man schreibt uns aus München: Einen starken und nicht unverdienten Erfolg errang, bei allerdings vorzüglicher Darstellung, im kgl. Residenz-Theater „Lebenshunger", Drama in drei Acten von Adolf Fedorow. Sehr vieles von dem, was der Verfasser heftig beklagt, ist unklar empfunden und einer dramatischen Behandlung nicht würdig. Wir erleben weniger Tragik als wirtschaftliche Misère. Die peinliche Lage einer verarmten Familie, klein und mit engem Horizont gesehen, kann niemals Motiv einer Tragödie sein. Wenn die Heldin in den Tod geht, weil sie auf eine Geldheirat angewiesen ist, und ihr Vater die Menschen von heute „Gedärme" nennt, weil ein Stück, das er geschrieben, sich zur Aufführung nicht eignet, so können wir die Leute bedauern, erschüttern aber wird uns ihr Schicksal nicht. Reichlich naiv, selbst in Anbetracht jugendlichen Alters, sprudelt heraus, was Fedorow mit seinem Stücke geben will. Umsomehr ist das „wie" anzuerkennen, die Kunst, mit der er seinen zähen Braten durch Gewürze und kräftige Saucen schmackhaft zu machen weiß. Die Figuren nämlich, in denen er seine Ideen verkörpert, zeigen ein starkes, äußerliches Leben, jene scharfen, etwas rohen Contouren, wie die Bühne sie braucht; sie sprechen echt und einfach, je nach ihrem Charakter mit frischer Dialektik, mit Witz aber mit Wärme, oder mit dralliger Albernheit. Auch der Bau des Dramas, in dem wirklich einmal die Wucht der Handlung aufgespart wird für den letzten Act, lässt eine geschickte Hand erkennen.

Kurt Martens.

## Bücher.

Julius Bunzel: Monatsbudget eines Grazer Arbeiters. Graz 1900. In Commission bei Leuschner & Lubensky.

Die Anforderungen, welche die Wissenschaft heute an die Bearbeitung von Haushaltungsbudgets stellt, sind in der vorliegenden Schrift nicht berücksichtigt worden. Schon die Kürze des Zeitraumes, über den sich das vom Verfasser mitgetheilte Haushaltungsbuch erstreckt, gebietet die größte Vorsicht bei der Verarbeitung des Ziffernmateriales. Aber auch die Art der Aufnahme selbst ist recht mangelhaft. Von der höchst wichtigen Inventarisierung des Hausrathes wurde gänzlich abgesehen. Von wem die Verzeichnung der Einnahmen und Ausgaben vorgenommen wurde, ob vom Verfasser oder vom Arbeiter oder von dessen Frau, ist nicht ersichtlich, auch nicht, auf welchen Monat sich das mitgetheilte Budget erstreckt. Der Arbeiter, dessen Budget Bunzel reproduciert, ist in einer Grazer Schuhfabrik seit 13 Jahren ununterbrochen beschäftigt. Er ist gelernter Schuhmacher. Bei zehnstündiger Arbeitszeit bezog er im Berichtsmonate einen Lohn von fl. 25·92. Ob er im Zeit- oder Stücklohne arbeitet, wird nicht mitgetheilt. Dieses mehr als kärgliche Monatseinkommen erhöht sich durch den Verdienst, den der Schuhmachergehilfe aus Abend- und Sonntagsarbeit für Privatkunden bezieht, und durch die Beiträge von zwei Bettgehern, von denen der eine auch das Frühstück bei der Familie genießt, auf fl. 50·78. Ob auch die Frau des Arbeiters durch Wäschewaschen mithelfen musste, um dieses Monatseinkommen zu erzielen, erfahren wir wieder nicht, wenn es auch aus einer Stelle auf Seite 3 hervorzugehen scheint. Mit diesem Einkommen muss die Familie, welche außer dem Haushaltungsvorstande und dessen Frau noch vier Kinder umfasst, einen Monat (28, 30 oder 31 Tage?) auskommen. Die Wohnung besteht aus Zimmer und Küche. Sie beherbergt bei einem Luftinhalte von 135 Quadratmeter acht Personen, darunter vier Erwachsene. Der Mietzins beträgt pro Monat fl. 8·16. Nahezu zwei Drittel sämmtlicher Ausgaben entfallen auf die Ernährung. Und dabei stellt sich noch ein kägliches Ernährungs-deficit heraus. Das ist ja das regelmäßige Ergebnis derartiger Untersuchungen: Luftdeficit und Nahrungsdeficit. Darin liegt die eine Seite der Bedeutung der Statistik der Arbeiterhaushaltungen. Statt der allgemeinen Umrisse der Arbeiternoth rückt sie uns ein einzelnes lebendiges Bild derselben getreulich vor Augen. Aber die wissenschaftliche Bearbeitung von Arbeiterbudgets hat noch eine andere, weiterreichende Aufgabe. Sie hat die Rückwirkung der großen volkswirtschaftlichen Actionen, der Finanz- und Steuerpolitik, der Zollpolitik, der Lohnpolitik des Staates auf die individuelle Lebenshaltung der Masse zu prüfen. So kann sie mithelfen, der Wirtschaftspolitik die Wege zu weisen, deren letztes Ziel ja immer die dauernde wirtschaftliche Wohlfahrt der einzelnen sein soll. Keiner dieser Aufgaben ist Bunzel auch nur nahe gekommen. Seine Arbeit beginnt als Versuch mit untauglichen Mitteln und endet ohne verwertbares Ergebnis.

J. P.

Marina: Romanenthum und Germanenwelt in ihren ersten Berührungen miteinander. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der vierten Auflage aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Jena, Hermann Costenoble, 1900. IV und 323 S.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Prof. Marina diese Arbeit in seiner Muttersprache. Das rasche Aufeinanderfolgen von vier Auflagen beweist — bei einem Werke solcher Art — nicht nur dessen Wert für die Wissenschaft, auch die Ausfüllung einer Lücke, die Befriedigung eines Bedürfnisses weiterer Leserkreise — zunächst also in Italien. Man könnte die Nothwendigkeit einer deutschen Uebersetzung vielleicht mit der Begründung anzweifeln, dass, wer solche Studien treibt, auch die erforderlichen Kenntnisse im Italienischen haben wird. Das trifft für die gelehrten Leser selbstverständlich zu, allein das Buch hat den schönen Vorzug, dass es auch von Nicht-Gelehrten mit Befriedigung gelesen, man darf sagen, genossen werden mag, von Leuten, deren Bildungsbedürfnis erheblich stärker ist, als ihre Beherrschung der Sprache Dantes, zumal in Norddeutschland ist die Kenntnis des Italienischen selten, ungleich seltener als in Oesterreich und auch in Baiern. Die Dame, welche sich der Mühe dieser (vortrefflichen) Uebertragung unterzogen, hat also keineswegs ein überflüssig Werk gethan. Der erste Theil des Buches bringt die „Germania" des Tacitus, Text und Erläuterung, S. 3—130, der zweite schildert die Beziehungen zwischen der römischen und der germanischen Welt und die sich daraus ergebenden Wechselwirkungen, S. 130—307 in neun Capiteln Quellen der Urgeschichte der germanischen Völker, die ursprünglichen germanischen Völkerschaften und ihre späteren Verbände, die Religion, Sitten und Einrichtungen der alten Germanen, Vergleich des germanischen Volksgeistes mit dem Classischen, das Culturwerk Roms, den Kampf zwischen der römischen und der germanischen Welt, dessen Ergebnis und den Einfluss des Christenthums, endlich die linguistisch-literarischen Einflüsse des germanischen Elementes auf die römische Welt: wie man sieht, ist in dieser Darstellung kaum irgend ein wichtigeres Gebiet des gesammten geistigen Volkslebens ausgeschlossen. Es kann nun nicht Aufgabe dieser wenigen Zeilen sein, auch nur in den erheblichsten Fragen Zustimmung oder Abweichung auszusprechen: dass es an letzterer gar oft nicht fehlen kann, folgt aus der Art der Quellen, die subjective Auslegungen häufig unvermeidlich macht. Vielmehr soll an dieser Stelle nur hervorgehoben werden eine Reihe von kennzeichnenden Unterschieden zwischen der italienischen und der deutschen Eigenart und Schule, in der Methode, in der Betrachtungs-, auch wohl in der Darstellungsweise. Ausdrücklich bemerke ich, dass hiermit durchaus nicht etwa eine Minderschätzung der italienischen Weise ausgesprochen werden soll; man kann von der schön geschwungenen Pinie nicht das festere Kernholz der Eiche erwarten, und volle Anerkennung der Verdienste des „Fratello" wird nicht beeinträchtigt durch meine abweichende Richtung und Wertschätzung der verschiedenen Lebensgebiete. Um es kurz zu sagen: wir in Deutschland legen schwereres Gewicht auf die „Realia" in allen Stücken des Volkslebens: so vor allem messen wir der Volkswirtschaft stärkeren Einfluss auch auf die politische Geschichte bei und gehen tiefer auf die Rechtsgeschichte, und zwar nicht nur auf die Quellen- und die Verfassungsgeschichte, auch auf Privatrecht, Strafrecht, bürgerliches und Strafverfahren ein, so wie ich es zum Beispiel in den neun Bänden der merovingischen und karolingischen Frankengeschichte (Könige, VII 1—3, VIII 1—6) zu thun versucht habe und jedesmal bei Auslegung der „Germania" im juristischen Seminar durchführe. Als glänzende Frucht dieser deutschen, von Ansiedelung, Ackerbau, Wirtschaft ausgehenden Methode ist zum Beispiel das große Werk von Meitzen zu rühmen. So würden wir denn auch bei Maestro Marina gerne mehr davon hören, wie und aus welchen Gründen der alte Geschlechtsstaat der Germanen sich allmählich zum Geschlechterstaat (in der Mehrzahl), zum Gemeinde-, Gau-, Völkerschafts-, Volks- und Reichsstaat entwickelt hat, welche Gründe die Wandernden zu sesshaftem Ackerbau genöthigt, welche Ursachen („Landnoth") die Völkerausbreitung erzwungen haben, die man fälschlich „Völkerwanderung" nennt, welche Einflüsse das Königthum häufiger und mächtiger gemacht, welche wirtschaftlichen Gründe die alten Standesgliederungen geändert, einen neuen Dienstadel und später einen kirchlichen und weltlichen Großgrundbesitz geschaffen haben; kurz, mehr Realia! Dafür würden wir manchen phantasievollen Einfall, so schwungvoll er ausgedrückt, manch kühne Vermuthung, so geistreich sie gestützt ist, dahin gegeben haben. Ich fühle hier am Schluss das Bedürfnis, diesen Wunsch wiederholt zu entschuldigen: er möge dem trockenen Rechtshistoriker, dem Juristen nicht allzu sehr verübelt werden! Dafür zur Belohnung will ich dem verzeihenden Leser dieser dürren Worte ein herzliches Lachen bereiten durch Mittheilung eines Erlebnisses in meiner letzten Seminarstunde in diesem Halbjahr: ein Jurist (im IV. Halbjahr) übersetzte die Worte in Tacitus „Germania", c. 25: „liberti raro aliquod momentum in domo" — „die Freigelassenen sind selten einen Augenblick zu Hause!" Das ist nun wieder zu viel des Realismus!

Felix Dahn.

Hermann Muthesius: Der kunstgewerbliche Dilettantismus in England. 36 Abbildungen. 8°. 57 S. Berlin 1900, Wilh. Ernst & Sohn.

Dieses Heft möchte darthun, wie sich die Forderung einer ästhetischen

schen Volkserziehung verwirklichen läset. Dass es auf die Masse ankommt, wenn unsere Kunstverhältnisse sich allmählich bessern sollen, ist ja wohl jedem klar geworden. Die einzige Grundlage einer künstlerischen Cultur ist eben ein künstlerisch empfindendes Publicum. Lichtwark hat das ja oft genug ausgesprochen und in seinem Buch „Die Seele und das Kunstwerk“ classisch formuliert. Er hat ja auch oft genug das Mittel zur Rettung genannt: künstlerischen Dilettantismus brauchen wir. Es ist wohl thatsächlich der einzige Weg, um das Bedürfnis nach Kunst nicht nur zu erwecken, sondern auch in den richtigen Bahnen zu entwickeln. England scheint uns da wichtige Rathschläge geben zu können. Dort gehört ein künstlerisches Naturstudium heute bereits zur Erziehung jedes Gebildeten. Eine Landschaft in einer gewissen einfach-künstlerischen Weise auf dem Papier festhalten zu können, gilt für etwas Alltägliches. Das Niveau der Durchschnittsleistungen ist dabei überraschend hoch. Das Kunstbedürfnis ist durch diese Gewöhnung außerordentlich gesteigert, und selbst im kleinbürgerlichen Hause ist man heute so weit, für seine Wohnräume Originalgemälde als Nothwendigkeit zu empfinden. Reproductionen und Farbendrucke werden auf Flur und Treppenhaus beschränkt. Es ist klar, wie das der gesammten künstlerischen Production zugute kommt. Wer einmal das Wesen des künstlerischen Schaffens begriffen hat, muss ja das Verlangen nach der Vollendung in sich tragen. Ruskins Saat hat bereits angefangen, Früchte zu bringen. Was aber besonders bedeutungsvoll ist: das Gefühl für die Kunst hat die Gestaltung des täglichen Lebens ergriffen. Und zwar ebenfalls unter der Einwirkung des Dilettantismus. In England ist die kunstgewerbliche Bewegung nicht wie bei uns auf Fachkreise beschränkt gewesen, sondern sie ist in die Gesellschaft gedrungen. Es gibt einen weitverbreiteten kunstgewerblichen Dilettantismus, der nicht wie bei uns eine Spielerei, sondern eine äußerst ernst aufgenommene Sache ist. Man lernt ihn auf den großen Arts- and Crafts-Ausstellungen, mehr noch auf den Ausstellungen des Vereines, in dem er sich organisiert hat, kennen. Seit 1884 besteht die Gesellschaft zur „Ausbreitung und Förderung des kleinkünstlerischen Dilettantismus“. Ihr großes Ziel ist kein geringeres, als dass die Vornehmen den Armen die Kunst bringen. Der vornehme Dilettant ist Lehrer: die Gutsherrin eines Ortes, der Pfarrer eines Landstädtchens, eine Wohlthäterin im Arbeiterviertel von London ertheilen Unterricht. Wer Lust hat, kann hier unentgeltlich Arbeiten in Holz, Metall, Leder u. s. w. anfertigen lernen, die Vorlagen bilden Musterstücke historischer Art, meist aber Zeichnungen hervorragender Künstler, sehr oft jedoch eigene Entwürfe der Lehrer-Dilettanten. Die Gattin von Watts hat zum Beispiel für die Capelle, die der Künstler in ihrem Dorfe gestiftet, sämmtliche Innendecorationen — geschnitztes Portal, Friese, Altar u. s. w. — selbst, hochkünstlerisch, entworfen und die Modelle von ihrer Classe in Terracotta herstellen lassen. Das Niveau des Dilettanten ist eben in diesem Lande von einer bei uns unbekannten Höhe. Der Ehrgeiz wird durch regelmäßige Jahresausstellungen, die ein Ereignis für die Londoner Gesellschaft bilden, beständig wachgehalten. Die gelungenen Arbeiten werden fast durchwegs verkauft. Die Schüler, meist dem Arbeiter- und Bauernstande angehörig, bilden allmählich ein heimlich verbreitetes Heer, das schließlich einmal das ganze Land durchsetzen muss.

Erich Klossowski.

Freiherr von Schlicht: Alarm. — Der Parademarsch. Paris, München, Leipzig, Albert Langen, 1900.

Die Humoresken dieser beiden Bändchen, die man früher schon in Zeitungen und Zeitschriften verstreut fand, sind mehr gemüthlich als humoristisch. Wenigstens nach dem Begriff vom Humoristischen als etwas Belustigendem, Sinnverzerrendem, den wir heute haben. Im Grunde ist freilich dieser heutige Begriff, trotz seiner Verbreitung, falsch, und im Grunde ist es also doch wieder Humor, was dem Freiherrn von Schlicht die Feder führt, auch wenn sich nicht immer Heiterkeit unmittelbar daran knüpft — Humor: nämlich Weisheit des Herzens, eben Gemüthlichkeit. Das Leben im Soldatendrill prüft dieser scharfe Beobachter und sehr unerschrockene, sehr aus der Schule plaudernde Schilderer auf seine seelischen Wirkungen. Er zeigt es in menschlicher Auffassung. Er verweilt bei allen kleinen und großen, geheimen und offenkundigen, gedanklichen und thätlichen Disciplinwidrigkeiten mit einer Vorliebe, die man förmlich in jedem einzelnen Fall aufathmen hört. Mit jedem kleinen Lieutenant, der den drastischen Vorgesetzten in Gedanken verwünscht, befreit er seine eigene, theilnahmsvolle, wenn auch vermuthlich schon lange in der Pension zur Ruhe gekommene Brust. Eine solche militärische „Gemüthlichkeit“ ist eine ganz köstliche, merkwürdige Sache, umso merkwürdiger in diesem Falle, als sie auf die deutsche Armee zurückstrahlt, die wir Außenstehenden uns doch von Disciplin wie von einem undurchdringlichen Panzer beschützt und beschattet denken. Herr von Schlicht bringt es zuwege, dass die Unantastbarkeit des preußischen Feldwebels in unserer Vorstellung wankt. dd.

Else Kastner Michalitschke: Psyche. Gedichte. Zweite Auflage 1900. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller und Sohn.

Aus diesen Gedichten spricht zwar nur selten jene tiefe Sensibilität, die der Titel erwarten lässt, aber doch immer ein zartes, keusches und inniges Gefühl. Die Reinheit der Empfindung, das ist zwar, wie Grillparzer oft betont, Grundlage jeder Kunst, aber die ganze Kunst ist es noch nicht. Noch ist Frau Kastner sehr im Conventionellen befangen. Ihre Motive, Trauer um einen lieben Verstorbenen, Sehnsucht, Klagen um Lebens- und Liebesenttäuschungen sind bei aller Echtheit doch recht wenig originell; auch findet sie kaum einen persönlichen, stimmungsvoll oder merkwürdig neuen Ausdruck. Es fehlt selbst nicht an Inversionen und an sehr [illegible] natürlichen Wendungen wie „das liebe Band vom einstiger [illegible]“, die „kindliche Dankbarkeit“, der „Lenz der Seele“ u. dgl. Zuweilen trifft man eine volle Stimmung wie den Sonntag Spaziergang (S. [illegible]) oder ein hübsches Bild, wie jenes von dem [illegible], das [illegible] [illegible] auf die [illegible] der Hand [illegible] [illegible] Der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] stärker [illegible]

F. [illegible]

# Revue der Revuen.

## Kunstzeitschriften.

Im 9. Heft der Wiener Museumszeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“ interessiert vor allem der Aufsatz über Graf Leopold Kalckreuth, wohl die erste Publication über diesen großen Künstler, der von Jahr zu Jahr mehr die Augen auf sich lenkt. Er ist bekanntlich der Sohn des Landschafters Stanislaus Kalckreuth; seine Mutter gehört der Bildhauerfamilie Cauer an, so ist er in einer rein künstlerischen Atmosphäre aufgewachsen. Auch zwei seiner Schwestern sind Malerinnen, von denen man Comtesse Marie kennen muss. Kalckreuth wurde bekannt durch das „Leichenbegängnis in Dachau“ von 1883. In diesem Jahre geht er zum erstenmale nach Holland, damals die hohe Schule für den jungen deutschen Naturalismus. Liebermann ist in jenen Jahren sein Führer gewesen. Die lichten Harmonien stumpfer nüchterner Töne, die Coloristik grau, blaugrau, ziegelroth beherrschen die nächsten Jahre. Seine „Fischauction“ von 1884 wirkt wie ein Hans Herrmann, „der alte Seemann“ 1888 ist das Hauptstück dieser Zeit. Schon hier ist der Zug zur lebensgroßen Figurendarstellung zu beachten. Indessen 1883 bereits hatte Kalckreuth auf der Amsterdamer Ausstellung Franzosen gesehen, hatte Millets Namen nennen hören, Bilder von Bastien-Lepage studieren können. Sein angeborenes Verlangen nach kraftvoller monumentaler Darstellung der menschlichen Figur und starker Farbe hat seitdem nicht mehr ruhen mögen. Schon das Damenbildnis von 1888 — wohl das Porträt seiner Frau — zeigt, obwohl gleichzeitig mit dem holländischen Seemann, eine andere Coloristik, große ruhige Töne gegeneinandergesetzt, reine klare Farben bevorzugt. Aber der echte Kalckreuth tritt erst zwei Jahre später auf. Damals erschien auf der Münchener Ausstellung jenes berühmte große Bild — „Auf dem Heimwege“ — ein Knecht, der in der Abendsonne mit seinen beiden Gäulen vom Felde nach Hause reitend vor der Wiese halt gemacht, um noch ein paar Worte mit der derben Magd zu plaudern, die ihren Heukarren stehen läset und vor ihn hingetreten ist. Das Bild ist, wenn man will, eine Studie. Man fühlt, wie dieser fabelhafte Realismus nur vor dem Modell erzielt werden konnte, und nimmt daher gern alles in Kauf, was hier an Unfreiheit- und Zufälligkeit den Charakter der wörtlichen Naturabschrift geben mag. Aber gleichzeitig ist es eine Offenbarung. Damals als das Zeugnis einer socialistisch anklägerischen Stimmung als programmäßige Armeleute-Malerei betrachtet und angefeindet, wirkt es heute absolut tendenzlos, als das Programm einer neuen künstlerischen Anschauung. Hier ist ein Weg gefunden, die großen Gesten des Lebens, die einfachen Grundbedingungen des Daseins in einer monumentalen wuchtigen Erfassung von Raum, Farbe, Licht und Bewegung klar und eindrucksvoll hinzustellen: Menschen — Thiere — Landschaft — nur ein paar arme Bauern, ein paar Ackergäule, ein Feld im Licht der Abendsonne. Und es ist alles gesagt. Finis historiae.

Kalckreuth hat mit diesem Bilde den Boden gefunden, dessen Berührung Ströme von Kraft in ihm aufschießen lässt, hat Wurzeln geschlagen, die sein Schaffen aus unversieglichen Quellen befruchten. Er hat eine Heimat: Schlesien. Durch Heirat hier ansässig, ist er für die Malerei das geworden, was die Hauptmann, Herm. Stehr in der Literatur sind. In die Seele des schlesischen Landvolkes eindringend, hat er jene glänzende Reihe von Werken geschaffen, die wie große Symbole des menschlichen Schicksals überhaupt wirken. (Sommer 1890 „eine schwangere Bäuerin, durch das reife Korn schreitend“ — 1894 „Aehrenleserinnen“, „Die Fahrt durchs Leben“, „Das Alter“, „Unser Leben währt 70 Jahre“ u. s. w.) — Der Artikel von Paul Schumann streift die Fragen der Sentimentalität in der Malerei, des Hässlichen als Darstellungsobject, spricht über die Vielseitigkeit des Künstlers, seine Akademie-Professuren, die er öfter wechselt, stellt ihn zusammen mit Millet und Meunier, hebt die ethische Seite dieser Kunst hervor, gewährt die Bürgschaft für ihre Dauer. — Ein Artikel über Glas und Keramik auf der Weltausstellung von W. Fred schließt sich an.

„Ver Sacrum“ brachte im 17. Heft eine Lithographie von Andri, sehr pikant als Coloristik, sowie Pferdestudien von Dupont, dann einige Zeichnungen des wundervollen Brangwyn, aus denen man seine ganze Malerei herauszulesen vermeint. Heft 18 ist den Wiener Rauchfängen gewidmet, deren Poesie Frau Andri Hampel entdeckt hat. „Der alte Wiener Rauchfang“, schreibt sie, „bildet oft den einzigen Schmuck des Hauses, aus welchem er wächst, die einzige kräftigere Ausladung, und ist oft zugleich die einzige freiere Regung des Baumeisters; zuweilen ist er ein Scherz, in vielen Fällen aber, so scheint es mir, der gesteigertste Ausdruck von Lebenslust, deren sein Erbauer fähig war.“ Hübsch gezeichnete, reizvoll in den Raum gesetzte Lithographien füllen das Heft mit den grotesk phantastischen Landschaften aus dem Reiche Kater Murrs.

„Deutsche Kunst und Decoration“ wie „Decorative Kunst“ begannen mit zwei reichhaltig ausgestatteten Heften den IV. Jahrgang. Beide sind diesmal ein wenig gleichartig gerathen, beide enthalten eine Studie über die Schrift als Decoration, setzen ihre Weltausstellungsberichte fort und bringen immer wieder die Dinge, die wir abwechselnd in der einen oder der anderen bewundert hatten. Indes wird nun wohl der Ausstellungstrubel bald überwunden und statt dessen die intime Arbeit beider Blätter wieder einsetzen. Man kann heute keines von ihnen mehr missen, sie enthalten die Hauptdocumente für die Geschichte der decorativen Bewegung. Die „Decorative Kunst“ hat einen mehr weltmännischen Charakter, ist ein Blatt der guten Europäer. „Kunst und Decoration“ will vor allem Herold der deutschen Arbeit sein. — In dem Bruckmann'schen Blatt ist hervorzuheben der Artikel über moderne Damencostüme von Maria van de Velde. Bekanntlich war mit der Schneiderausstellung zu Krefeld eine Ausstellung nach Künstlerentwürfen ausgeführter Damenkleider verbunden. Hier ist also endlich ein entscheidender Schritt gethan, die Tracht des täglichen Lebens nach unseren ästhetischen und praktischen Bedürfnissen umzuformen. „Um was es sich handelt, ist: logischere, gesündere und [illegible] [illegible] formen, als die Mode sie bringt, zu erfinden. [illegible] dadurch, dass er ein neueres oder besseres Ornament auf eine schlechte [illegible] [illegible], verbessert der Künstler das Kleid sicher nicht. Der Kern [illegible] [illegible] [illegible] Schnitt und den Aufbau der Kleider.“ Henry van

de Velde, Riemerschmidt, Marg. v. Brauchitsch repräsentieren den eigentlichen Fortschritt. — Alexander Koch bringt in seiner Zeitschrift Vorschläge zur Reform des Ausstellungswesens. Er bekämpft vor allem die Ausstellung als Vergnügungslocal, wie sie zunächst noch die Dresdener Bauausstellung war. Der Zweck ist Belehrung. Also handelt es sich um praktische Vorführung, die dem Beschauer sofort das Wesentliche enthüllt. Die Ausstellung wird in erster Linie mit Rücksicht auf den Fachmann veranstaltet. Für eine internationale Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung kämen drei Gruppen in Frage: hohe Kunst, angewandte Kunst, Architektur. Diese Gruppen aber stellen nicht gesondert aus. Gemälde und Sculpturen im Zusammenhange mit Wohnräumen (oder Repräsentationssälen). Industrie wäre doppelt vorzuführen — einmal angewandt, dann in besonderen, dazu hergestellten Räumen collectiv nach Branchen geordnet. Statt der Vergnügungslocale niederer Art würde für Abwechselung und Unterhaltung in organischer Verbindung mit den Ausstellungsbauten zu sorgen sein. Man hätte nach modernen künstlerischen Gesichtspunkten eingerichtete Theater, Variétés, Restaurants, Badeanstalten. — Beachtenswert ist ein Bericht über ein modernes Geschäftshaus in Hamburg, am alten Jungfernstieg, erbaut von H. E. Aug. Mayer. Das erste Obergeschoss ist mit dem Erdgeschoss zusammengezogen und hat durch die entsprechend gekuppelten Mittelfenster des zweiten Geschosses eine vorzüglich ausklingende Bekrönung erhalten. Der einzige Schmuck der Obergeschosse concentriert sich auf die galerieartig ausgebildete Fensterreihe der vierten Etage. Die trefflich empfundenen Modellierungen des Bildhauers Cäsar Scharff, der einzelne Theile mit Reliefs discret belebt hat, die Farbigkeit des Materials bestimmen innerhalb der Composition die Eigenartigkeit der Raumwirkung.

„Kunst für Alle“ bringt zwei Hefte über die französische Centenal-Ausstellung. Tschudi schrieb den Text, der noch fortgesetzt wird. Das Interessante ist das reiche Illustrationsmaterial, das der französischen Publication über die Ausstellung entnommen ist.

„**Mir Iskousstva**“ bringt Zeichnungen von Vogeler aus seiner Inselausstattung, reproduciert Werke von Corot, Daubigny, Dupré, Troyon, Jacques. Grabar in München erzählt von den diesjährigen Ausstellungen, Diaghilew bringt einen Nachruf für Levitane, der inzwischen gestorben ist.

---

## Das Judengrab.

Von Ricarda Huch.

(Schluss.)

Der Bürgermeister konnte sich nicht verhehlen, dass eine förmliche Revolution im Anzuge sei, und in seiner Verlegenheit hielt er eine Ansprache an das Volk, er würde die Frage wegen des Judengrabes Seiner Majestät dem Kaiser zur Entscheidung vorlegen, inzwischen möchten sie ihren Geschäften nachgehen und sich still verhalten, das Gemeinwesen ruhte sicher in seinen Händen. In Wirklichkeit begab er sich nicht zum Kaiser, sondern zu dem Commandanten einer Garnison, die im nächsten Orte lag, und dieser erklärte sich vollständig damit einverstanden, dass Herr Samuel in jener Ecke des Jeddamer Kirchhofes, wo die ungetauften Kinder lägen, beerdigt würde, bewilligte auch dem Bürgermeister eine kleine Abtheilung Soldaten für den Fall, dass bei der Bestattung Ruhestörungen vorkämen.

Es wurde nun der Frau Rosette mitgetheilt, wo und wie sie ihren Gemahl beerdigen dürfe, und sie wurde zugleich ersucht, das Begräbnis bei Nacht vor sich gehen zu lassen, damit Aergernis vermieden würde. Frau Rosettens Stolz wurde dadurch zwar nicht ganz befriedigt, doch sagte sie sich, dass es sich eigentlich nicht um ihren Samuel, sondern nur um eine nachgemachte Puppe handle, und dass sie froh sein müsse, wenn die Schwindelei so bald wie möglich von der Erde verschwände, und versprach infolge dessen, sich gemäß der empfangenen Weisung zu verhalten.

Die Bürger von Jeddam hatten angesichts der Soldaten beschlossen, sich in diese Sache nicht mehr zu mischen, hielten sich aber während des Begräbnisses in den Häusern, da sie es doch nicht anständig fanden, gegenwärtig zu sein und keinen Tumult zu veranstalten. Es trabte also der schwarzverhangene Wagen durch die stille Mitternacht, als wäre das Dorf durch Zauberei gebannt oder versteinert, und nichts war hörbar als das Trotten der Pferde, das Rollen der Räder und das leise Schwatzen von Frau Rosette und Herrn Joe, die im leichten Gefährt dem Sarge folgten. Mit Hilfe des Todtengräbers wurde der vermeintliche Samuel aufs gerathewohl in jene verwilderte Ecke gestopft, worauf die Familie, die unterdessen schon die Koffer gepackt hatte, sich schleunig auf die Reise begab, um sich mit dem Vater wieder zu vereinigen. Herr Joe blieb einstweilen wegen der Angelegenheiten, um derentwillen der ganze Betrug angezettelt war, in Jeddam zurück.

Dort war aber der Kampf noch keineswegs beendet. Es fanden sich nämlich am Tage nach dem Begräbnis auf der Kirchhofsmauer, da, wo die ungetauften Kinder lagen, allerlei fürwitzige Inschriften angemalt, wie zum Beispiel: Hier ist Schweinemarkt! oder Misthaufen von Jeddam! oder Kehrichthof! und andere Witze dieser Art, was bald zu den Ohren der Leute kam, die Kinder an dieser Stelle begraben hatten. An die Spitze der Beleidigten stellte sich der mächtige Pomilko, welchem es ohnehin lieber war, auf Seiten der Regierung zu stehen und welcher nicht zweifelte, dass der alte Darinko, bei welchem sich seine Tochter befand, ihm diese Beschimpfung angethan hätte. Dadurch wurde dieser das Haupt einer geistlichen Partei, welche fortfuhr, gegen die Anwesenheit des verstorbenen Samuel auf dem Kirchhof zu meutern; er leugnete zwar, die Inschriften an der Mauer verfasst zu haben, war es aber übrigens wohl zufrieden, aus seiner ärmlichen Bedeutungslosigkeit herausgerissen zu sein, und raufte und hetzte fröhlich unter dem Schutze der Kirche und des Pfarrers. Allmählich gerieth der todte Jude, welcher die Ursache des langwierigen Kampfes gewesen war, bei den beiden Rotten in Vergessenheit und sie benützten die Gelegenheit, um allerlei alten Hader auszufechten, thaten sich alle erdenklichen Uebel an, und es gab soviel blutige Köpfe, gebrochene Gliedmaßen und brennende Scheuern, dass Aerzte, Bader, Polizei und Löschmannschaft Tag und Nacht vollauf zu thun und zu laufen hatten. Der Bürgermeister hätte gern zum Pomilko gehalten, welcher der mächtigste und begütertste unter den Bauern war und zudem die gerechte Sache vertrat, allein die geistliche Partei war bei weitem zahlreicher, so dass er es mit dieser auch nicht verderben wollte. Der Pfarrer war trunken vom Gefühl seiner Wichtigkeit und triumphierte außer sich: „Feuer ist da! Brand ist da! Vatermord und Brudermord ist da! Habe ich es nicht prophezeit? Habe ich Euch nicht gewarnt? Jeddam ist verpestet! Durch Unglauben ist es verpestet! Heraus mit der Eiterbeule von Jeddam! Heraus mit dem ungetauften Gebein aus Jeddam, oder wir werden alle verderben! Kinder, wir werden alle verderben!“ Und er weinte, weil er durchaus nicht mehr zweifelte, dass es wirklich so wäre. Der Bürgermeister bat ihn, gleichfalls unter Thränen, dergleichen aufreizende Reden zu unterlassen und lieber das wüthende Heer zu beruhigen, aber er brachte den Pfarrer dadurch nur noch mehr auf, der entrüstet sagte, er würde seinen Gott nicht verkaufen und wenn man ihm hundert Goldgulden dafür böte.

Vielleicht wäre Jeddam in Blut und Flammen untergegangen, wenn sich der Bürgermeister nicht aufgemacht hätte, um noch einmal die Hilfe des Commandanten in Anspruch zu nehmen. Die Nachricht, dass der Kaiser an der Spitze eines Regimentes daherziehe und die Aufrührer niederschmettern würde, verbreitete lähmenden Schrecken, und einer nach dem andern schlich sich nach Hause und an seine Arbeit.

„Darinko,“ sagte der Pfarrer an diesem Tage zum Sohne des kleinen Bauers, der an der Spitze der geistlichen Partei gestanden hatte, „ich verspreche dir, dass du Sorka heiraten und ihr Erbe vollzählig erhalten wirst, wenn du diese Nacht auf den Kirchhof gehst, den Samuel ausgräbst und in die Melk wirfst.“

„Das will ich wohl thun,“ sagte der junge Darinko, „und ich wundere mich, dass wir es nicht schon längst gethan haben.“

„Thu es heute,“ sagte der Pfarrer, „und es wird dich nicht gereuen,“ was alles Darinko der Sorka getreulich wieder erzählte. Sorka erklärte, dem Geliebten in diesem Unternehmen beistehen zu wollen, da es für ihn allein eine schwierige Sache gewesen wäre, denn er musste sich mit vielen Werkzeugen versehen, nicht nur um das Grab, sondern auch um den schweren Sarg aus Eichenholz zu öffnen, den er nicht bis zum Flusse hätte tragen können. Als es völlig Nacht und rings alles still war, stahlen sie sich aus dem väterlichen Hof und machten sich auf den Weg. Es war eine lange und harte Arbeit, das Grab des Samuel zu finden, welches auf keinerlei Art bezeichnet war, und sie mussten graben und wühlen, dass ihnen der Schweiß von der Stirne troff, bis sie endlich auf den großen Sarg stießen, den sie als den richtigen erkannten. Sie athmeten erleichtert auf, und da sie noch eine Weile Zeit hatten, kauerten sie sich nebeneinander auf die aufgeworfene Erde nieder, und Sorka holte Brot, Käse und eine Flasche Bier hervor, die sie zur Stärkung mitgenommen hatte. Ohnehin vergnügt über die Aussicht auf die Heirat, die ihnen der Pfarrer eröffnet hatte, theilten sie das Essen miteinander, fassten sich bei den Händen und küssten sich und Sorka sagte: „Meinetwegen hätte der alte Jude hier können liegen bleiben, der Stief-mutter zum Tort.“

„War sie wirklich so schrecklich böse?“ fragte Darinko neugierig.

„Sie war nicht böser als ich,“ sagte Sorka, „aber ich mochte sie nicht leiden, und darum bin ich weggelaufen und lache, wenn sie sich ärgert,“ und sie lachte, dass ihre gelben Zähne glänzten.

Sie hatten inzwischen die Arbeit wieder aufgenommen und machten sich daran, den Sarg zu öffnen, was umso schwieriger war, als sie sich bemühen mussten, so wenig Lärm wie möglich dabei zu machen. Als es gelungen war, hielt Darinko einen Augenblick inne und sagte: „Jetzt kommt das schwerste Geschäft; es ist dunkle Mitternacht und wir sind ganz allein.“ Sorka sah ihn listig an und sagte: „Fürchtest du dich? Hast du dich doch nicht gefürchtet, als du mir den ersten Kuss gabest und ich hätte dir doch ebensogut eine Ohrfeige geben können wie der todte Jude?“

Darinko fühlte seinen Muth durch die Erinnerung an dieses

Heldenstück neu belebt, schlug den Deckel zurück und fasste den, der im Sarge lag, um den Leib, in der Absicht, geschwind, ohne ihn anzusehen, mit ihm davonzulaufen und ihn in die Welt zu werfen. Kaum hatte er ihn aber gefasst, als er ihn mit einem Schrei wieder fallen ließ, etwas so Unerwartetes und Unheimliches war es, den Strohbalg zu berühren. Sorka lachte hell auf über die Bangigkeit des Darinko und beugte sich über die zusammengefallene Puppe, um zu sehen, was es da Fürchterliches gäbe. Als sie inne wurden, dass sie wirklich nur eine ausgestopfte Figur mit Larve und Wachshänden vor sich hatten, blieb dem Darinka vor Erstaunen der Mund offen stehen, während Sarka so unmäßig lachte, dass sie sich auf die Erde werfen und hin und her wälzen musste. „Was kann das bedeuten,“ fragte endlich Darinka, der unsicher war, ob es sich vielleicht um eine zauberhafte Verwandlung oder sonst eine höllische Kunst handelte. „Was geht das uns an,“ sagte Sarka. „Wir können keinen anderen Samuel in die Welt werfen, als den, welchen wir gefunden haben; ob es der richtige ist, das ist nicht unsere Sache.“ Sie war unterdessen aufgestanden und untersuchte die Puppe eifrig unter fortwährendem Gelächter, wobei sie denn auch den herrlichen Diamantring entdeckte, der noch am Zeigefinger der einen Wachshand saß, sei es, dass Frau Rosette ihn vergessen hatte, aber dass sie ihn absichtlich als ein freiwilliges Opfer zum glücklichen Ausgang des dreisten Abenteuers hatte mit begraben lassen. Jetzt erschrak auch Sarka und fuhr zurück im Gedanken, es könnte hier Gott weiß was für eine Teufelsschlinge verborgen sein: doch gewöhnte sie sich schnell an die Seltsamkeit und kam zu der Ueberzeugung, der Ring sei ein kostbarer Ring und nichts weiter, den sie mit Fug und Recht als Belohnung für ihre Arbeit an sich nehmen und für sich behalten könnten. Sie bemächtigten sich des Ringes, gaben sich gegenseitig das Wort, über ihre Entdeckungen gegen jedermann zu schweigen, und fast berauscht vor Glückseligkeit kugelten und tummelten sie sich noch eine geraume Weile auf dem nächtlichen Friedhof: dann schleppte Darinka den Balg in die Welt, während Sorka den leeren Sarg wieder eingrub, die Erde darüber schaufelte und alles so machte, wie es zuvor gewesen war.

Die Soldaten, die am anderen Tage in Jeddam einrückten, fanden nichts mehr zu thun, und da die Rädelsführer bei den verschiedenen Brandstiftungen, Raufereien und anderen Missethaten schwer festzustellen waren, kam es auch nicht zu erheblichen Bestrafungen.

Nach einiger Zeit, als in weiter Ferne der arglose Herr Samuel, dem die Familie die Vorfälle in Jeddam verschwiegen hatte, damit er sich nicht etwa eine Kränkung daraus zöge, das gute, alte hässliche Gesicht von Wiedersehensfreude glänzend, seine Lieben in die Arme schloss, saß der Pfarrer von Jeddam beim Bürgermeister zu Tisch, und der letztere sagte: „Jedermann weiß, dass Ehrwürden in der Theologie und allen Dingen der Gottesfurcht weiser sind als meine Wenigkeit. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass Pestilenz, Feuersbrunst und Kriegsnoth vorüber sind, seit die Soldaten bei uns einrückten, wiewohl der todte Samuel nach wie vor inmitten der ungetauften Kinder begraben liegt.“

„Das thut er bei Gott nicht,“ triumphierte der Pfarrer und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass es klirrte. „In der Nacht, ehe die Soldaten kamen, habe ich ihn ausgraben und in die Welt werfen lassen, die ihn wohl längst ins Meer geschwemmt hat, wo er bei Fischen und anderem Unrath liegen bleiben mag.“

Der Bürgermeister war so verblüfft, dass er nicht wusste, ob er lachen oder zornig werden sollte. „Meint Ihr wirklich,“ fragte er endlich, „dass das die Ursache ist, warum Frieden und Wohlergehen wieder bei uns eingekehrt sind?“

„Was sonst?“ rief der Pfarrer; „unser Gemeinwesen war in großer Gefahr, und ich habe es gerettet, doch prahle ich nicht laut damit, sondern gebe Gott die Ehre.“ Und er erhob das volle Weinglas und hielt es dem Bürgermeister zum Anstoßen hin, welcher, obwohl ihn seine Niederlage wurmte, es für das Feinste hielt, zu schweigen und zu trinken.

---

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Verlagsbuchhandlung **Adolf Titze** in Leipzig bei über das Buch: „Heinrich Heine, aus seinem Leben und aus seiner Zeit,“ von Gustav Karpeles.

---

## Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 27. October 1900. Nummer 317.

# Der vierte deutsche Kanzler.

Die Bestimmungen der Deutschen Reichsverfassung, die die Zuständigkeit des Reichskanzlers regeln, kamen erst nach mannigfachem hin und her zustande. So, wie sie jetzt dastehen, sind sie ganz auf die Person Bismarcks zugeschnitten. Die Fülle der Rechte und Pflichten eines Deutschen Reichskanzlers ist schier erdrückend. Die gesammte civile Executive ruht in seiner Hand. Da er der einzige verantwortliche Minister des Reiches ist, so trägt er die Verantwortung für sämmtliche Ressorts. Die Ressortminister, die den Titel „Staatssecretäre“ führen, sind lediglich seine Werkzeuge. Wenn der Staatssecretär des Aeußern oder der des Innern, wenn der Reichspostmeister oder der Reichsschatzsecretär eine Dummheit machen, so muss der Reichskanzler vor dem Reichstag die Vorwürfe darüber in Empfang nehmen, wie er anderseits jedes Verdienst seiner Untergebenen als sein eigenes in Anspruch nehmen kann. Im Deutschen Reich vereinigt eben der Kanzler das gesammte Staatsministerium in seiner eigenen Person. Nach unten hin hat er eine fast dictatorische Vollmacht. Und nach oben hin ist seine Stellung als Vorsitzender des Bundesrathes ganz dazu angethan, die Person eines individuell wenig bedeutenden Kaisers zu verdunkeln.

Auf den Riesenleib des Fürsten Bismarck passte dieser Rock der Reichsverfassung, der einem Sterblichen von gewöhnlicher Taille leicht allzu locker um die Glieder schlottert. Unter Bismarck waren die Staatssecretäre thatsächlich nur die Nullen, die dazu berufen waren, hinter seiner Eins zu rangieren. Sie mussten „einschwenken wie die Unterofficiere“. Wenn Bismarck die Pflichten seiner Stellung voll auf sich nahm, so ließ er sich auch von seinen Rechten kein Titelchen rauben. Eine eigene Ueberzeugung der Staatssecretäre duldete er nicht. Wer nicht parierte, flog. Die formale Dictatur wurde zur thatsächlichen. Erhob sich irgend ein Widerstand, so wurde die Cabinetsfrage gestellt. Bismarck wusste, dass Wilhelm I. ihn für unersetzbar hielt. Darum setzte er jedesmal, wo es ihm darauf ankam, seinen Willen durch die Demissionsandrohung durch. Selbst Dinge, wie die Civilehe, die dem alten Kaiser direct wider das Gewissen giengen, fanden seine Unterschrift, wenn Bismarck allen Bitten des alten Herrn gegenüber darauf bestand. Das Wort vom „Hausmeierthum“, so anstößig es den Betheiligten erscheinen mochte, hatte doch einen sehr berechtigten Kern.

Wenn Bismarck, kraft seiner Persönlichkeit, das Amt des Reichskanzlers noch über die Reichsverfassung hinaus auf Kosten des Kaiserthums erhoben hatte, so trat unter seinen Nachfolgern genau das Gegentheil ein. Unter Graf Caprivi schnellte die Person des Kaisers über die Verfassung hinaus in die Höhe, während der Kanzler nach oben hin jede Bedeutung verlor und auch nach unten hin nur einen Theil der früheren Machtvollkommenheit bewahrte. Es zeigte sich wieder einmal, dass „Männer, nicht Maßregeln“ das Entscheidende sind. Caprivi hatte es eben mit Wilhelm II. zu thun, der „sein eigener Kanzler sein wollte“. Caprivis Verhältnis zum Kaiser war etwa das, in dem die Staatssecretäre zu Bismarck gestanden hatten. Er verzichtete von vorneherein auf jeden eigenen Willen, sofern dieser eigene Wille im Widerspruch zum kaiserlichen stand. Er erklärte, solange auf seinem Platz verharren zu wollen, wie es der Kaiser befehle. Im Widerspruch zu dem Geiste der Verfassung, die eben dem Kanzler und nicht dem Kaiser die staatsrechtliche Verantwortlichkeit für alle Regierungsacte zuweist, fasste er, der alte General, seine Stellung rein militärisch als die eines „zur Bekleidung des Reichskanzleramtes vom obersten Kriegsherrn commandierten Officiers“ auf.

Die unheilvolle Folge dieser verkehrten Auffassung war ein Anwachsen der selbstherrlichen Neigungen Wilhelms II. Je höher man einerseits die Verdienste Caprivis um unsere Handelspolitik und anderseits die Begabung des Kaisers einschätzt, umso weniger sollte man die Augen verschließen gegenüber dem fundamentalen Fehler, der der ganzen Kanzlerschaft Caprivis anhaftete. Noch heute leiden wir unter ihm, und niemand weiß, ob er überhaupt je wieder gut zu machen ist. Jedenfalls hat Caprivi allen seinen Nachfolgern ein schweres Erbe hinterlassen. So wenig die Kanzlerdictatur Bismarcks dem verfassungsrechtlichen Ideal entsprach, so bedenklich erscheint anderseits die „Effacierung“ des Kanzlers, um mich eines Ausdruckes der „Hamburger Nachrichten“ zu bedienen, zu Gunsten einer Ueberspannung der kaiserlichen Stellung.

Zu Caprivis Zeiten waren das mehr theoretische Bedenken. Denn der thatsächliche Zustand der inneren Politik Deutschlands war gerade anfangs der Neunzigerjahre im großen und ganzen äußerst erfreulich. Hand in Hand mit der Handelsvertragspolitik, die Deutschland auf eine bisher unerhörte Stufe des Wohlstands gehoben hat, gieng ein socialreformerischer Eifer, dem wir die besten unserer Gesetze verdanken. Es war die Zeit des „Arbeiter-Kaiserthums“. Die antiagrarischen, arbeiterfreundlichen Ideen des Kaisers fanden verständnisvolle Ausführung durch Caprivi und seine aufgeklärten Mitarbeiter wie Freih. v. Berlepsch und v. Rottenburg. Ueber die Formen konnte man den Kopf schütteln. In der Sache selbst musste man einverstanden sein.

Das wurde alles unter dem dritten Kanzler anders. Das Agrarierthum schoss in die Halme, die Socialreform wurde eingestellt, ein Versuch freiheitsfeindlicher Gesetzgebung nach dem andern wurde unternommen. Nicht etwa, als wenn Fürst Hohenlohe ein unsocialer, reactionärer Agrarier gewesen wäre. Er war eher das Gegentheil. Aber der staatsrechtliche Zustand, der sich unter Caprivi herausgebildet hatte, begann erst jetzt, seine unheilvollen Consequenzen zu äußern. Der Kaiser hatte sich von der Arbeiterpolitik abgewandt. Die Arbeiterminister mussten gehen. Freih. v. Stumm wurde der „heimliche Kanzler“. Agrarisch-unsociale Minister und Staatssecretäre kamen einer nach dem andern. Je mehr die Figur des Kanzlers verblasste, umso schärfer hob sich die des schlauen Miquel ab, des verhängnisvollsten Mannes der neuesten deutschen Geschichte. Die absolute Passivität Hohenlohes führte zur Ministerialanarchie. Und bei ihr wiederum machte der klügste, rücksichtsloseste und zielklarste aller Minister, eben Herr v. Miquel, die besten Geschäfte.

Wenn man die Kanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe richtig beurtheilen will, so muss man zweierlei in den Vordergrund stellen: einmal seine Eigenschaft als Reichsunmittelbarer, und dann sein Alter.

Der hohe Adel Deutschlands befindet sich in einem merkbaren Gegensatz zu dem niederen. Der größere Theil seiner Mitglieder hält sich in Trauer über die verlorene Reichsunmittelbarkeit schmollend von jedem öffentlichen Leben ferne. Niemand außer ihren gelegentlichen Jagdgenossen und Bediensteten merkt von ihrer Existenz etwas. Ein kleiner Theil dagegen hat seinen Frieden mit den neuen Mächten gemacht und sich entschlossen in ihren Dienst gestellt. Er hat Preußen-Deutschland schon eine Reihe tüchtiger Staatsmänner und hoher Beamten gegeben. Diese Männer des hohen Adels gehören nicht, wie fast das gesammte Krautjunkerthum, zu den Eingeschworenen des Bundes der Landwirte. Sie sind vor allem Vertreter des Staatsgedankens, Gegner der einseitigen Interessenpolitik, Gegner darum auch des agrarischen Conservatismus. Ob man die einen unter die „Altliberalen“, die anderen unter die „Socialconservativen“ rubricieren will, macht für die praktische Politik wenig aus. Jedenfalls zeichnen sie sich dem Junkerthum gegenüber aus durch Toleranz, Verständnis für politischen Fortschritt, Sinn für das Gemeinwohl.

Der dritte deutsche Kanzler war der typische Vertreter dieser Gruppe des Hochadels. Leider war sein hohes Alter der Bethätigung seiner guten Eigenschaften hinderlich, ja es paralysierte sie fast völlig. Als Vorkämpfer des Liberalismus hatte Fürst Hohenlohe in den Sechzigerjahren in Bayern seine staatsmännischen Sporen im Kampfe gegen den Clericalismus verdient. Und doch erreichte gerade unter seiner Kanzlerschaft das Centrum eine bisher in Deutschland unerhörte Macht. Was dem genialen Windthorst nicht gelungen war, das glückte dem wahrhaftig minder bedeutenden Herrn Lieber: das Centrum wurde „regierende Partei“. Unter einem zwar katholischen, aber bewusst antiultramontanen Kanzler kam es dahin, dass wir um ein Haar mit der Lex Heinze beglückt worden wären, d. h. mit einem Gesetz, das zum erstenmal in das Deutsche Reichsgesetzblatt die clericale Weltanschauung einführen sollte. Gewiss, der alte, milde Hohenlohe war keineswegs ein kunstfeindlicher Heinzemann, wie es denen, die es noch nicht vorneherein wussten, die offene Opposition seines Sohnes gegen das Verfinsterungsgesetz klar machte. Aber er hatte nicht mehr die Energie, seine

Abneigung in Widerstand umzusetzen. Die Antipathie gieng eben bei ihm allmählich fast auf allen Gebieten in Apathie über. Auch in den agrarischen Dingen war es so. Als die Bündler noch für den Antrag Kanitz (Verstaatlichung der Getreideeinfuhr zum Zweck der Erhöhung der Getreidepreise) schwärmten, fand gerade Fürst Hohenlohe Worte vernichtender Kritik dagegen, indem er, selbst einer der größten Landwirte, nachwies, ein wie kleiner Theil der Landwirte nur von einer solchen Brotwucherpolitik profitiere. Trotzdem wurde die Politik Deutschlands von Jahr zu Jahr agrarischer. Abschlagszahlungen, wie das Fleischbeschaugesetz, machten die Bündler nur immer begehrlicher. Sie wussten, dass Graf Posadowsky im Reiche und Herr v. Miquel in Preußen ihre Geschäfte besorgen, und dass niemand sich um die entgegenstehenden Wünsche des Reichskanzlers kümmere. So waren denn jetzt, unter des Antiagrariers Hohenlohe angeblichem Regiment, die Dinge soweit gediehen, dass eine Erhöhung der Getreidezölle, sowie der Zölle auf alle möglichen anderen Gegenstände des Massenverbrauches fast unvermeidlich schien. Die „Vorbereitung der Handelsverträge" war unter dem Einflusse der agrarischen Minister so trefflich geführt worden, dass das Zustandekommen von Handelsverträgen durch das Uebermaß der von der Regierung aufgenommenen agrarischen Forderungen aufs ärgste bedroht schien. Der handelsvertragsfreundliche Kanzler musste es mit ansehen, wie die Grundlagen unserer Handelsvertragspolitik zerstört wurden.

Fürst Hohenlohe hatte sich eben in der Hoffnung, durch sein Verbleiben im Amte „Schlimmeres zu verhüten", allmählich daran gewöhnt, selbst unter Unerträgliches sein „tolerari potest!" zu setzen. Man sagt, er habe hinter den Coulissen viel verhütet. Selbst vor den Coulissen hat er ja hie und da, wie bei der Aufhebung des Verbindungsverbotes für politische Vereine, löbliche Energieanwandlungen bekundet. Aber das, was er an schädlichen kaiserlichen Kundgebungen, wie an reactionären und agrarischen Maßregeln und Gesetzentwürfen hat passieren lassen, belastet doch so stark sein Schuldconto, dass sein **Abgang** entschieden als ein **erfreuliches Ereignis** anzusehen ist.

Zumal sein Nachfolger unter den Verhältnissen, wie wir sie nun einmal in Preußen und Deutschland haben, immerhin unter den zur Auswahl stehenden Persönlichkeiten, die für alle liberal und social Gesinnten annehmbarste darstellt. Gewiss wäre es wünschenswerter, wenn ein fähiger Mann aus den Parteien der Linken an die Spitze der Geschäfte berufen würde. Aber soweit sind wir nun einmal in Deutschland noch nicht. Bei uns recrutieren sich die Minister fast ausnahmslos aus dem Beamtenthum und aus dem Officierscorps. Und da muss man schon sehr zufrieden sein, wenn sich die Wahl nicht auf unheitbar agrarisch-conservativ belastete Individuen lenkt.

Dazu gehört nun Graf **Bülow** trotz seines Ursprungs sicherlich nicht. Er ist zwar der Sohn eines preußischen Junkers, aber er ist nicht im inneren Verwaltungsdienst als landräthlicher Wahlmacher für die Conservativen oder in ähnlichen Stellungen verjunkert. Er hat vielmehr als Diplomat Land und Leute gesehen. Dabei ist er **Weltpolitiker** geworden mit all den Consequenzen, die sich daraus für einen logisch denkenden Menschen ergeben.

Nur als **Weltpolitiker** kennt man ihn bisher im In- und Auslande. Bei der Passivität Hohenlohes kann man, ohne dem alten Herrn Unrecht zu thun, wohl sagen, dass die äußere Politik Deutschlands in den letzten Jahren ausschließlich von Bülow gemacht worden ist. Das heißt natürlich, von dem Kaiser und Bülow zusammen. Beide stimmen in den großen Zielen für Deutschlands auswärtige Politik völlig überein, womit natürlich nicht gesagt ist, dass Bülow jede Rede des Kaisers gutheißt. Aber in dem Willen, Deutschland zur Weltmacht zu machen, sind sie einig. Gerade darum ist ja Bülow auch berufen worden. Seine Wahl dürfte für die äußere Politik deshalb von besonderem Nutzen sein, weil er mit dem „fortiter in re" das „suaviter in modo" zu verbinden versteht. So weit er sich auch sein Ziel gesteckt hat, so weiß er doch, dass man auf die Dauer im Schritt weiter kommt als im Galopp. Alle seine Reden, wie seine diplomatischen Noten zeichnen sich durch Maßhalten aus. Gerade deshalb scheint er der rechte Mann, um in den oft zu feurigen Wein des Kaisers das nöthige Quantum Wasser zu gießen. Pegasus und Ackergaul soll man nicht zusammenspannen. Aber es kann ein sehr gutes Gespann abgeben, wenn man neben ein etwas zu temperamentvolles edles Pferd ein anderes Rassepferd einspannt, das weniger zum Durchgehen neigt.

Ist man sich in Deutschland so ziemlich in allen Parteien darüber klar, dass unsere äußere Politik in guten Händen ruhen wird, so walten ob der **inneren** viel mehr Zweifel ob. Man nennt den Grafen Bülow in der Beziehung ein „unbeschriebenes Blatt". Aber das trifft nur insofern zu, dass er bisher noch nicht in eigentlich bemerkbarer Weise seine innerpolitischen Ansichten **kund gethan** hat. **Bekannt** [illegible] im schroffen Gegensatz zu denen des Herrn v. Miquel. Man wird ihn unter die Worte „liberal" und „social" [illegible]

[illegible]

Arbeiterbewegung. Er ist davon überzeugt, dass die deutsche Weltpolitik, die die Nr. 1 seines Programmes bildet, auf die Dauer nur durchzuführen ist, wenn die Masse des Volkes dahinter steht. Darum wird er für keine freiheitsfeindliche Maßregel eintreten, die geeignet wäre, die Industriearbeiter in ihrer Feindschaft gegen den Staat zu bestärken.

In Bezug auf die wichtigste Frage, die Deutschland in den nächsten Jahren zu beschäftigen hat, nämlich auf die **Zollpolitik**, denkt Graf Bülow so wie die maßvollen Politiker der Linken. Weder grundsätzlicher Freihändler, noch grundsätzlicher Schutzzöllner, will er vor allem die **Fortführung der bisherigen Handelspolitik**, die er auch aus Gründen der äußeren Politik für nothwendig erachtet. Geht es nach ihm, so wird der Caprivi'sche Faden fortgesponnen. Mit anderen Worten: die Agrarier und die ihnen affiliierten Minister haben ihn als Gegner anzusehen.

Ergibt so die Prüfung der Bülow'schen Anschauungen ein durchaus erfreuliches Resultat, und nimmt man seine feine Bildung, seine Redegabe und seine parlamentarische Gewandtheit im allgemeinen hinzu, so könnte es scheinen, als ob wir Reichsdeutschen ziemlich ruhig in die Zukunft blicken müssten. Leider gibt es einen Haken, ein x, von dem man noch nicht weiß, was man dafür in die Rechnung einzusetzen haben wird, dies unbekannte Etwas ist das Maß von **Energie**, das dem neuen Kanzler zu eigen ist. Und gerade von diesem x hängt alles ab. Was nützen die besten Ansichten, wenn sie nicht durchgesetzt werden? Graf Bülow ist in der Regierung überwiegend von Gegnern umgeben. Und zu diesen Gegnern zählt Herr v. Miquel, der schlaueste Mann Deutschlands. Diese Gegner haben die Vorbereitung der Handelsverträge bereits derartig verpfuscht, dass eine **ungewöhnliche** Energie dazugehört, um den Karren wieder in das richtige Gleis zu bringen. Wird der feine Diplomat diese Energie besitzen?

Selbst die Freunde des Grafen Bülow werden heute noch nicht den Muth haben, mit einem glatten „Ja" zu antworten.

Ich fürchte, ihm fehlt eine kleine Dosis jener „goldenen Rücksichtslosigkeit", die Fürst Bismarck in so überreichem Maße hatte. Und doch wird ohne sie kein Staatsmann der Agrarier und ihrer übermächtigen Gönner Herr werden.

Berlin. H. v. Gerlach.

---

# Der Vatican, Oesterreich-Ungarn und das Slaventhum.

Von einem römischen Clericalen.

Man hat sich in letzter Zeit in der europäischen Presse vielfach mit den Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Vatican beschäftigt. Wiener Blätter haben diese Beziehungen als sehr gespannt dargestellt. Man hat sogar von einer Verstimmung und einem halben Bruche zwischen dem Vatican und der Wiener Hofburg gesprochen; in Rom aber und gerade in den bestunterrichteten kirchlichen Kreisen hat man einstimmig diese Anschauung als übertrieben angesehen. In der Wiener Presse ist zweifellos die wirkliche Bedeutung des Empfanges, der den Monsignori **Stadler** und **Stroßmayer** beim Vatican zutheil geworden ist, missverstanden worden. Diese beiden Bischöfe waren zur Jubelfeier nach Rom gekommen und hatten gleichzeitig ihren Besuch ad limina absolviert. Der Papst konnte nicht umhin, sie zu empfangen, etwas anderes hätte mit den Gepflogenheiten des päpstlichen Stuhles im offenen Widerspruche gestanden; aber unrichtig ist es gewiss, anzunehmen, dass der Empfang, speciell derjenige, der dem Monsignore Stadler zutheil geworden ist, eine absichtlich feindselige Spitze gegen die österreichisch-ungarische Regierung gehabt habe. Nach der öffentlichen Rüge, welche dem Monsignore Stadler durch den Kaiser Franz Josef ertheilt worden ist, hätte der Vatican es nie gewagt, sich eine derartige Haltung zu gestatten. Man kann sicher sein, dass Papst Leo XIII. sich niemals in einen öffentlichen Conflict mit dem apostolischen Kaiser einlassen würde, und das wäre der Fall gewesen, wenn der Papst den Monsignore Stadler so, wie es einige Wiener Blätter dargestellt haben, mit Liebenswürdigkeiten überhäuft hätte. Die päpstliche Diplomatie ist viel zu umsichtig, viel zu klug und traditionellermaßen viel zu geschickt, als dass sie derartiges unternehmen sollte. Auch die Abberufung des Grafen **Revertera**, des gegenwärtigen österreichisch-ungarischen Botschafters beim Vatican, die wahrscheinlich in kurzer Zeit erfolgen wird, hat mit den Vorgängen der letzten Zeit nichts zu thun, sondern findet in dem Alter dieses Diplomaten eine ausreichende Erklärung. Wenn von einer Spannung zwischen dem Vatican und Oesterreich-Ungarn die Rede ist, so ist diese Spannung während des letzten Decenniums bei anderen Gelegenheiten viel intensiver gewesen als heute und insbesondere zur Zeit des Kirchenconflictes in Ungarn hat es der ganzen Geschicklichkeit des Monsignore Galimberti und seiner ganzen Begeisterung für die Tripelallianz bedurft, um zu verhindern, dass damals zwischen dem Vatican und der österreichisch-ungarischen Regierung ein halber Bruch eingetreten wäre.

Wenn man demnach auch zugibt, dass die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhle und der Wiener Regierung nicht so gespannte sind, als man sich vielfach vorstellt, so muss man doch auf der anderen Seite sich auch vor dem anderen Extrem bewahren: vor der gegentheiligen Uebertreibung, dass diese Beziehungen besonders herzlich oder vertraulich derzeit seien. Das ist nicht der Fall, sie sind einfach correct, aber kühl. Zahlreiche Ursachen erklären diese Kälte. Die erste und wichtigste ist die, dass der Vatican Oesterreich-Ungarn niemals verziehen hat und auch niemals verzeihen wird, dass es sich der Tripelallianz angeschlossen hat, die dem König von Italien die Integrität seines Territoriums und infolge dessen auch den Besitz der ewigen Stadt garantiert. Das ist die große Klage, welche der Heilige Stuhl gegen die österreichisch-ungarische Monarchie erhebt, eine Klage, welche der Vatican mit umso größerem Nachdrucke zur Geltung bringt, als er in Oesterreich eine katholische Macht sieht, die er für verpflichtet hält, sich von jeder Unternehmung fernzuhalten, die dem Papstthum feindlich ist. Diese wenig wohlwollende Haltung der päpstlichen Diplomatie gegenüber dem officiellen Oesterreich wird naturgemäß mit ganz besonderer Kraft behauptet, seit der Cardinal Rampolla das Staatssecretariat im Vatican übernommen hat. Der Cardinal Rampolla verabscheut geradezu den Dreibund, und alle seine Anstrengungen gehen darauf aus, ihn zu vernichten oder doch mindestens zu schwächen. Eine Zeit lang, während Graf Kalnoky die äußere Politik Oesterreich-Ungarns lenkte, schmeichelte man sich im Vatican mit dem Traum, dass es gelingen werde, Oesterreich-Ungarn von Deutschland und Italien zu trennen. Sowie dieser Traum vor der Macht der Thatsachen verflogen war, trat eine tiefe Unzufriedenheit und Erbitterung im Vatican an dessen Stelle. Und daraus ist der Enthusiasmus zu erklären, mit welchem die päpstliche Diplomatie den Abschluss der französisch-russischen Allianz begrüßt hat. An dem Tage, an dem der Zweibund dem Dreibunde gegenübertrat, fühlte auch der Vatican sich gerächt an jenem verwünschten Dreibunde, welcher den Schlaf des Cardinal Rampolla stört. Nachdem Cardinal Rampolla alle seine Hoffnung auf die französisch-russische Allianz gesetzt hat, hat er natürlich nicht mehr in so hohem Grade wie vorher das Bedürfnis gefühlt, auf Oesterreich und Deutschland Rücksicht zu nehmen, und von da an sind die Beziehungen zwischen dem Vatican und diesen beiden Mächten immer kühler geworden.

Diese Thatsache steht mit einer anderen im Zusammenhange, welche die Kluft zwischen dem Heiligen Stuhle und der österreichisch-ungarischen Regierung im Laufe der Zeit noch mehr erweitert hat, wir meinen die slavische Frage. Schon dadurch, dass Cardinal Rampolla russophil geworden ist, ist er auch slavophil geworden, und diese seine Neigung bethätigt er ganz besonders gegenüber Oesterreich-Ungarn. Sie hat viele Wurzeln. Ihre kräftigste Wurzel liegt aber in der Erwägung, dass die Slaven in hervorragendster Weise das katholische Element in der habsburgischen Monarchie darstellen, und dass der Vatican es als in seinem Interesse geboten hält, sie nach jeder Richtung hin zu begünstigen. Seit der Encyklika über die Heiligen Cyrill und Method baut der Vatican seine stärksten Hoffnungen auf die slavische Welt auf. Eines der großen Ziele Leo XIII. ist es, die abgefallenen Kirchen zur römisch-katholischen Einigkeit wieder zurückzuleiten, und in allererster Linie hält er die schismatischen Slaven auf dem Balkan, wenn es gelingt, sie Rom anzunähern, für die geeigneten Medien, um eine Vereinigung der katholischen mit der russischen Kirche vorzubereiten. Der Heilige Stuhl sieht die schismatischen Balkanslaven als die natürliche Brücke an, welche Schisma und katholische Orthodoxie verbindet. Deswegen fördert er ihre Entwickelung, ohne sich darüber irgendwie Gedanken zu machen, ob diese seine Sympathien den Deutschen und den Magyaren gefallen. Für den Heiligen Stuhl bedeuten die Deutschen und die Magyaren vor allem das liberale und jüdische Element, das Element, das dem Katholicismus feindselig entgegensteht, und diese Erwägung bestärkt den Papst in seinem Bestreben, das ganze Gewicht seines Einflusses auf die Seite der Slaven zu werfen. Man muss wissen, dass die Vereinigung der Kirchen einen der Cardinalpunkte des Programmes Leo XIII. bildet, um die slavische Politik des Vaticans vollständig zu begreifen. Vor einigen Jahren hatte bekanntlich der Vatican den Plan gefasst, allen Slaven Oesterreich-Ungarns die slavische Liturgie zu gestatten, sowie er dies bereits vorher den slavischen Katholiken in Montenegro gegenüber gethan hatte. Dieser Plan erweckte in Wien lebhafte Entrüstung. Man sah in einer so vollständigen Slavisierung des Katholicismus in Oesterreich-Ungarn geradezu eine Gefahr für die Monarchie, während der Vatican sie als ein Mittel zur Annäherung an die Schismatiker betrachtete. Das Vorhaben des Vaticans scheiterte an dem energischen und ganz offenen Widerstande der österreichisch-ungarischen Regierung, aber es offenbarte auch die Tiefe der Sympathien, welche der Heilige Stuhl für die Slaven hegt. Diese Sympathien bethätigen sich in jeder erdenklichen Form unter allen wechselnden Verhältnissen. In Istrien zum Beispiel, wo die Slaven im Kampfe mit den übermächtigen Italienern stehen und wo, wie man eigentlich meinen sollte, der Vatican die Italiener begünstigen müsste, sind es die Slaven, die von Rom fortwährend mit Liebesbeweisen überhäuft werden. Als es sich im vorigen Jahre darum handelte, einen österreichischen Cardinal zu ernennen, wählte man den Monsignore Missia, den Erzbischof von Görz, nur, weil dieser einen großen slavischen Anhang besitzt. Wenn Leo XIII. nach seinem freien Willen hätte handeln können und die Wiener Regierung es ihm gestattet hätte, wäre Monsignore Strossmayer schon längst in das Heilige Collegium aufgenommen worden; aber Leo XIII. hat davon absehen müssen, besonders seit dem Zwischenfall, welcher sich zwischen dem Erzbischof von Diakovar und dem Kaiser Franz Josef abgespielt hat.

Indessen thäte man dem Vatican Unrecht, wenn man annehmen wollte, dass er lediglich aus Feindseligkeit gegen die habsburgische Dynastie die Slaven begünstige; im Vatican hält man im Gegentheile an der Anschauung fest, dass es im Interesse der österreichisch-ungarischen Monarchie liegt, sich so rasch als möglich in ein slavisches Reich zu verwandeln. Wenn es auf den Vatican ankäme, wäre das schon längst geschehen. Der Gedankengang des Heiligen Stuhles zielt darauf hin, dass Oesterreich die Hegemonie der katholischen Slaven übernehmen soll, um der Hegemonie Russlands über die orthodoxen Slaven ein Gegengewicht zu schaffen. Sei es nun, mit Recht oder mit Unrecht, sicher ist, dass der Heilige Stuhl mit seiner slavischen Politik auch die wahren Interessen der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verfolgen glaubt.

Um sich aber in den Vorfällen der letzten Zeit zurecht zu finden, muss man doch daran festhalten, dass alle Freundschaft für die Slaven beim Vatican eine bestimmte Grenze hat, und diese besteht in dem Wunsche Leo XIII. nichts zu unternehmen, was den Kaiser von Oesterreich persönlich verletzen würde. Zwischen dem apostolischen Staatssecretariate und der österreichischen Regierung mag es noch so viele Reibungen und Zusammenstöße geben, zwischen dem Papst und dem Kaiser nie. Darin liegt auch die richtige Auffassung des Falles Stadler. Der Vatican unterscheidet sehr genau zwischen dem kaiserlichen Hofe und der österreichisch-ungarischen Regierung. Man ist absolut nicht geneigt, in Rom die letztere zu schonen; aber auf den österreichischen Hof wird man dort immer besondere Rücksicht nehmen. Diese Rücksicht ändert nichts an dem Gegensatze, der zwischen den leitenden Ideen der österreichisch-ungarischen Politik und den geheimen Wünschen der päpstlichen Diplomatie für Oesterreich-Ungarn besteht, und dieser Gegensatz wieder erklärt die Verstimmung und Unzufriedenheit, die auf beiden Seiten herrscht und auch geringfügigeren Zwischenfällen gestattet, eine größere Bedeutung anzunehmen. Oesterreich und der Vatican sind wie zwei Männer, die einmal Freunde waren, sich miteinander entzweit haben, aber doch immerhin noch soviel Rücksicht aufeinander nehmen, um nicht vollständig mit einander zu brechen, und die durch Bedürfnis und Höflichkeit gebotenen Beziehungen zu einander aufrecht halten.

Rom.

---

## Zur Reform der Güterbeförderung bei den k. k. österreichischen Staatsbahnen.

(Schluss.)

Was die Umstände bei der Durchführung der Reform des Güterverkehes betrifft, so werden einige diesbezügliche Mittheilungen vielleicht noch von Interesse sein, weil sie zeigen, welche Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden waren und noch zu überwinden sind, um der Reform zum Durchbruch zu verhelfen und das gesetzte Ziel zu erreichen. Von diesen Schwierigkeiten hat natürlich der Nichtfachmann keine Ahnung: er glaubt, die Sache gienge wirklich so leicht und einfach, wie nach dem Flamm'schen Artikel vermuthet werden könnte, und wie es nach Flamm bei der Neuregelung auf der Nordbahn gegangen sein soll. Allerdings liegen ja die Verhältnisse bei der Nordbahn ganz anders: eine doppelgeleisige Bahn mit den günstigsten Richtungs- und Neigungsverhältnissen, ausgedehnten Stationsanlagen, wenige seitliche Einbruchslinien, zahlreiche regelmäßig wiederkehrende Transporte von Kohle, Eisen, Vieh, die die beste Zugsausnützung sicherstellen, sofort verfügbare Geldmittel u. a. m.

Ganz anders liegen jedoch die Dinge bei den Staatsbahnen. Zunächst sind die außerordentlich ungünstigen Neigungs- und Richtungsverhältnisse auf einem Theile des Staatsbahnnetzes hervorzuheben, zum Beispiel bei den zahlreichen zu überschreitenden Wasserscheiden der Linie Wien—Bregenz und insbesondere jener am Arlberg. Die z. B. in Landeck und Bludenz, den beiden an den Rampen gelegenen Stationen, eintreffenden Güterzüge müssen vor der Bergfahrt eine wesentliche Reduction ihrer Belastung erfahren: dies erfordert eine natürlich hemmend wirkende Theilung und Vermehrung der Züge und eine Unterbrechung in der Zugsfolge. Nicht genug damit, tritt dazu die Calamität mit den Bremsen. Um über den Berg die vorgeschriebene große Zahl gebremster Wägen beistellen zu können, müssen in Landeck fortwährend Umladungen in Bremswägen vorgenommen werden, wodurch abermals Verzögerungen unvermeidlich sind. In gleichem Sinne wirkt die wegen der Rauchentwickelung im Arlberg-Tunnel nothwendige Umdrehung der Wagen,

welche mit nach vorn stehenden Plateaubremsen in Landeck einlangen. Die Richtungsverhältnisse und die überwiegend ungenügenden Stationsanlagen gestatten auch nur eine beschränkte Achsenzahl bei den Güterzügen. Diese Umstände wirken natürlich, im Vereine damit, dass es sich um eine eingeleisige Strecke handelt, in höchst ungünstiger Weise auf die Ausnützung der Züge, die Dienstturnusse der Locomotiven, des Maschinen- und Zugspersonales &c. zurück. Den Staatsbahnen stehen erklärlicherweise auch nicht wie Privatbahnen jederzeit bereite Geldmittel für Investitionen und Experimente zur Verfügung. Für die Direction Innsbruck besteht eine besondere Schwierigkeit noch darin, dass mitten in ihre Linie ein Stück Südbahn (Wörgl—Innsbruck, 60 Kilometer) eingekeilt ist, wodurch, da von der Südbahn täglich eine große Zahl nicht systemgemäß verladener Wägen mit Stückgut übergeht, eine ständige Quelle für Störungen gegeben ist. Eine weitere große Erschwernis liegt in den außerordentlich beschränkten Platzverhältnissen und Anlagen der Kopfstation Salzburg, die einen flotten Umladedienst in dieser Station nahezu unmöglich machen; denn wenn auch dieser Umladedienst an sich nur verhältnismäßig einfacher Anlagen bedarf, so erfordern dieselben doch einen vielfach eben nicht zur Verfügung stehenden Raum. Aehnliche und noch andere Schwierigkeiten bestehen auch in den Bezirken der Directionen Wien, Linz und Villach, bei denen der Sammelzugsdienst nach den Bestimmungen der angeführten Ministerialerlässe gleichfalls zur Einführung gelangt ist.

Allerdings sind im Kampfe mit den gegebenen erschwerenden Umständen die Erfolge noch nicht große; es gibt noch viel, sehr viel zu thun; der Fortschritt erfolgt angesichts der entgegenstehenden Schwierigkeiten nur langsam und schrittweise, und diese Schritte können einerseits nur nach Maßgabe der successiven Ausgestaltung der Stationen und anderseits immer nur mit jeder neuen Fahrordnungsperiode gemacht werden. Aber immerhin kann man schon heute auf manche gute Resultate im westlichen Netze der k. k. österreichischen Staatsbahnen hinweisen. Bei der Staatsbahndirection Innsbruck ist das System am weitesten ausgebildet. Der Gefertigte glaubt auf Grund der gemachten Erfahrungen, Beobachtungen und Schätzungen seiner persönlichen Ueberzeugung Ausdruck geben zu dürfen, dass bei vollendeter allgemeiner Durchführung der Reform in mancher Hinsicht bedeutende und große Erfolge erzielt werden müssen, selbstverständlich jedoch nicht alle Mängel unseres Verkehrswesens durch diese Reform auf einem Theilgebiete gemildert oder beseitigt werden können.

Es kann dies schon aus dem Grunde nicht erwartet werden, weil schon bei der Anlage der derzeit im staatlichen Betriebe stehenden Eisenbahnlinien rein geschäftsmännische Gesichtspunkte und Grundsätze vielfach nicht maßgebend waren, bezw. bestimmend sein konnten oder durften. Diese ökonomischen Mängel in der Anlage werden jedoch selbst durch die ökonomischeste Verwaltung niemals aufgehoben werden können: sie werden im Gegentheile einem vollen Geschäftserfolg immer im Wege stehen.

Diese Erfolge des strict durchgeführten arbeitstheiligen Betriebes bestehen, bezw. werden bestehen in einer wesentlichen Beschleunigung der Güterbeförderung, die aus volkswirtschaftlichen Gründen nicht gering anzuschlagen ist: in einer Beschleunigung der Wagencirculation, vielfach auch in einer Wagenersparnis und in Ersparnis an Wagenmieten infolge rascheren Wagenlaufes und Entfallens der altartigen Stationswagen und Zusammenladens in Curswägen, in der Verringerung der für Lieferfristüberschreitungen, Güterbeschädigungen und Verluste zu zahlenden Entschädigungen wegen der bei Tag erfolgenden sichereren und geschützteren Manipulation bei den Magazinsrampen und den selteneren Umladungen; Arbeitsersparnis gleichfalls infolge seltenerer Umladungen und directer Ueberladungen bei der Staatsbahndirection Innsbruck hat die Durchführung der Reform nur eine geringe Vermehrung der Arbeiter in vier Umladestationen und des Zugsbegleiter-Personals erforderlich gemacht; größere Regelmäßigkeit und daher Sicherheit des Zugsverkehrs infolge rascherer Lademanipulation und ausreichenden Aufenthalten bei den Sammelzügen, endlich aber voraussichtlich auch bessere Ausnützung der Wagen und relativ auch der Zugskraft, ersteres, weil die gesammte bewegte Stückgutmenge in einer mehr erfahrungsgemäß nothwendigen, voraus bestimmten Anzahl Wagen verladen und befördert wird, letzteres, weil die [illegible] Bildung von Roh- und Feinwagen eine entsprechende [illegible] Disposition [illegible] die, [illegible] Verkehre [illegible] Zugsgattungen [illegible] wird.

[illegible]

Innsbruck. Dr. Friedrich Frhr. v. Weichs-Glon.

ist es, dass ähnliche Erfolge bei der genannten Bahn schon nach dem ersten Jahre des Bestandes der Neuregelung des Stückgutdienstes sich so prompt einstellten.

Vor allem erstaunlich ist es jedoch, dass, nach Flamm, der Wagenmangel auf der Nordbahn gänzlich aufhörte. Dass eine, und zwar voraussichtlich nicht unerhebliche Wagenersparnis bei Durchführung der Reform erzielt wird, wurde vorstehend darzulegen versucht, wenn auch ein ziffermäßiger Nachweis hiefür schwer erbracht werden kann, und daher gegentheilige Meinungen nicht ohne weiteres zu entkräften sind; anderseits wird jedoch infolge der, unter allen Umständen den Sammelgüterzügen eventuell auch leer beizugebenden Sammel- und Stationswägen zu Zeiten schwächeren Verkehrs wieder ein Mehrbedarf an Wägen zu verzeichnen sein. Es darf jedoch nicht übersehen werden, wo die Ursachen für den periodischen Wagenmangel bei den Staatsbahnen liegen, um hiernach ermessen zu können, ob diese Ursachen durch gegenständliche Reform auch beseitigt werden können. Der Wagenbedarf steigert sich zu gewissen Zeiten (Ernten, Deckung des Kohlenbedarfes &c.) zu enormer Höhe; der Verkehr der beladenen Wägen bewegt sich jedoch auf den Staatsbahnen bis zu vierfünftel nach einer Verkehrsrichtung, und zwar von Ost nach West und von Nord nach Süd, was die Rückführung der leeren Wägen über lange Strecken natürlich ungemein erschwert; der periodische Mangel an offenen Wägen wird durch die Reform der nur in Kastenwägen erfolgenden Stückgutbeförderung überhaupt gar nicht berührt. Zu erwähnen ist auch, dass der Stückgutverkehr überhaupt nur circa 6·5 Procent des Gesammtverkehrs auf den Staatsbahnen ausmacht. Der aus diesen Ursachen entstehende periodische Wagenmangel wird daher durch die Ersparnis an Kastenwägen bei Reform des Stückgutdienstes erklärlicherweise niemals beseitigt werden können.

## Entgegnung.*)

Es kann uns nur zur Befriedigung gereichen, dass nach den mit gefälschten Angaben und Unrichtigkeiten operierenden, sich Fachmänner nennenden, namenlosen, die Reform bekämpfenden officiösen Scribenten ein im Status der Staatseisenbahn Innsbruck stehender Beamter hervortritt und endlich, der Wahrheit die Ehre gebend, erklärt, dass er auf günstige Erfolge in seinem Directionsbezirke hinweisen könne. Dies kurze Zeit nachdem ein Officiosus der Oeffentlichkeit mitzutheilen beordert wurde, dass bis nun keine beachtenswerten Erfolge erzielt worden wären. Dass Baron Weichs nicht auf glänzende Resultate hinweisen kann, insolange nicht eine einheitliche, stramme, centralisierte Durchführung auf dem ganzen Staatseisenbahnnetze durchdringt und die einzelnen Directionen miteinander, anstatt gegeneinander, arbeiten müssen, ist nach den Darlegungen in unseren früheren Artikeln etwas Selbstverständliches. Die von Baron Weichs erwähnte Kopfstation Salzburg bietet ein markantes Beispiel hierfür, da der von ihm vorgebrachte, bei Güterumladungen sich einstellende Platzmangel darauf zum größten Theil zurückzuführen ist, dass die aus beiden Richtungen anlangenden Stückgüter umgeladen werden müssen, weil eben die Reform nicht durchgeführt ist.

Baron Weichs schreibt, dass wir zu unserer abfälligen Kritik infolge offenbar nicht genügender Kenntnis der Verhältnisse gelangen und vielfach von falschen Voraussetzungen ausgehen. Er führt sodann diese Verhältnisse in der einem loyalen Staatsdiener ziemenden Weise aus und siehe da, dieselben decken sich merkwürdigerweise mit den in unseren bisherigen Darstellungen**) veröffentlichten!

Was die Bemerkung betrifft, unser Reformvorschlag sei nicht neu gewesen, so antworten wir, dass es uns gar nicht darum zu thun gewesen ist, ein Patent auf Neuheit zu nehmen, sondern nur darum, crasse Missbräuche abzustellen und einer vom kaufmännischen Standpunkte lächerlichen Wirtschaft, durch welche Handel, Industrie, sowie die Staatscassen empfindlich geschädigt werden, ein Ende zu bereiten. War der Reformvorschlag nicht neu, dann verdienen die Gegner, welche nach Baron Weichs die Nützlichkeit desselben unter den jetzigen Verhältnissen erkennen mussten, pensioniert zu werden. War es aber etwas Neues, und wir haben in Nr. 302 dieser Zeitschrift den Beweis hiefür zum Theil durch den Hinweis auf den Unterschied zu der in Bayern durchgeführten Reform geliefert, dann erklärt sich auch, warum der durch Tantièmen geschärfte Blick der Privatbahndirectoren sich erst dann der Sache annehmen konnte, als der diesen Herren imponierende Generalinspector Gerstel dieselbe klar gemacht hatte.

Wenn Baron Weichs die Bahnen nach dem Grundsatze des unter gegebenen Bedingungen größten Productionserfolges verwaltet wissen will, dann bricht er so wie wir den Stab über die bisherige Wirtschaft und wir können ihm voll und ganz zustimmen. Wir haben auch nichts anderes gefordert. Wir haben die Wirtschaft der

*) [illegible] Herrn Dr. v. Weichs-Glon dem [illegible] Herrn Roland Flamm, [illegible] Anm. d. Red.
**) [illegible] 19. November 1899. —

nutzlosen Vergeudung von Kräften und Material mit einigen kräftigen Strichen gezeichnet und nur den ziffermäßigen Beweis für eines der Hauptmomente, den Wagenmangel, erbracht. Es ist auffallend, dass Baron Weichs nur so nebenbei zum Schlusse von den 6¼ Procent des Gesammtverkehrs an Stückgut spricht und darüber hinweggeht, dass diese 6¼ Procent des beförderten Frachtenquantums fast 28 Procent der beladenen Wagen ausmachten. Dieses ist aber nur der Planlosigkeit in der Beförderungs- und Manipulationsweise zuzuschreiben, welcher eben die Trennung des Nah- vom Fernverkehr ein Ende bereiten soll. Die Resultate der durchgeführten Reform müssen sich schon nach den ersten drei Monaten, nicht erst nach einem Jahr zeigen, und ziffermäßiger Nachweis für die Wagenersparnis lässt sich erbringen, aber man muss die Arbeit auch durchführen wollen. Als Behelfe hierzu haben die Verladescheine, Transitverzeichnisse, Wagenausweise der Stundenpässe und die Stationsmagazinsbücher zu dienen. Da die Constatierung des Verhältnisses der mit Stückgütern beladenen zu den mit Wagenladungsgütern beladenen Wagen den Herren aber außerordentlich peinlich sein würde und außerdem Arbeitsaufwand erfordert, verstehen wir das Hinweggleiten über das von uns gebrachte beweiskräftige Ziffernmaterial pro 1898.

Dass die verkehrshemmenden Umladungen in Landeck und die Umdrehungen der mit nach vorne stehenden Plateaubremsen einlangenden Wagen als Beweis für die Schwierigkeiten, die sich der Reform entgegenstellten, dienen sollen, müssen wir aufs schärfste zurückweisen. Der Herr Oberinspector hätte seinen Einfluss geltend machen müssen, dass in den Zugsausgangsstationen bei der Zusammenstellung der Züge schon darauf Rücksicht genommen werde. Wir danken ihm aber, dass er etwas Humor in die Sache dadurch bringt, dass er die Péage-Strecke Wörgl—Innsbruck als Hindernis bezeichnet. Diese Südbahnstrecke bildet doch für je eine Richtung einen Anschluss an eine fremde Linie, für die in bekannter Weise vorgesorgt werden muss und kann. Dies sagen aber nicht bloß „Nichtfachleute", sondern Fachleute, denn es ist uns bekannt, dass die Generalinspection diese Zwischenstrecke als „kein Hindernis" angesehen und behandelt hat. Es ist dies nur ein neuer Beweis für unsere Behauptung, dass die maßgebenden Beamten des Eisenbahnministeriums und der k. k. Staatsbahnen nicht die Einsicht haben, die Reform durchzuführen, und dass man sie daher jener Stelle übertragen müsse, die sie in ihrer Gänze erfasst und so glänzend ausgeführt hat — der Generalinspection. Für die Gegner der Reform bildet die Aufgabe des Auf-die-Spitze-stellens des Eies noch immer ein ungelöstes Problem.

Ein Beweis dafür, dass das stückweise Reformieren nur geeignet ist, die Sache ad absurdum zu führen, ist die Bemerkung, „dass dieses Bahnbrechen allerdings nicht übermäßig rasch vor sich gieng und geht &c." Gerade bei dieser Reform durfte ein langsames Bahnbrechen nie platzgreifen, sondern sie musste als geschlossenes Ganzes auf einmal durchgeführt werden, nachdem vorher alle daran betheiligten Organe belehrt und vorbereitet worden waren. Der Generalinspector selbst sagte: „es müssten alle einschlägigen Verfügungen im einzelnen so durchgearbeitet und überdacht werden, dass ein Misserfolg bei den jahrzehntealten Vorurtheilen und Gewohnheiten der ausführenden Organe, bei energischer, zielbewusster Durchführung ausgeschlossen sei."

Ist dieses geschehen? War ehrlicher Wille bei den ausführenden Organen vorhanden? Wenn auch in einem einzelnen Falle ein günstiges Resultat erzielt wurde, für die eigentliche Reform ist dies belanglos.

Julius Flaum.

---

## Eine Anregung zur Erziehungsfrage.

Von Hedwig Dohm (Berlin).

Als Hauptargument gegen die Frauenbewegung wird wieder und wieder — in neuester Zeit sogar mit galliger Vehemenz oder hymnischer Begeisterung — die Mütterlichkeit des Weibes auf den Schild gehoben, und die Verkümmerung der Kinder malt man als mene tekel den Emancipationsbeflissenen an die Wand. Und nicht nur aus den Reihen der Gegner der Frauenbewegung, auch von Seiten derjenigen, die, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, Förderer der Bewegung sind, ertönen Warnungs- und Alarmrufe.

Neben der Mutterliebe und Fürsorge ist es vornehmlich die erziehliche Thätigkeit der Mutter, die man durch die Unterminierarbeit der Frauenrechtlerinnen bedroht sieht.*

Die Erziehung der Kinder aber soll die eigentliche Thätigkeitssphäre der Frau sein.

Je älter ich werde, je mehr staune ich über die menschliche Virtuosität im Erträumen, Erdichten und freien Erfinden von Zuständen und Verhältnissen, die kaum irgendwo existieren, ich staune über die unverfrorene Dreistigkeit im Ableugnen und Hinwegsehen, Thatsachen gegenüber, die offen vor aller Welt liegen.

Dass die Mütter die geborenen und nothwendigen Erzieherinnen ihrer Kinder sind, gehört zu den Erlogenheiten, die überall Curs haben, und die man als Trumpf gegen die moderne Frauenbewegung ausspielt. Und doch bedarf es hier nicht einmal eines tieferen Nachdenkens — ein flüchtiges Hineinblicken in das positive Leben genügt, um zu erkennen, dass im großen und ganzen die Mütter die schlechtesten Erzieherinnen ihrer Kinder sind. Man frage nur die eine Mutter, was sie von der Erziehung der anderen Mutter hält, und man wird die härtesten und schroffsten Urtheile hören.

Ja, nimmt man denn an, dass auch die vielen, vielen Frauen, die als Nichtmütter kaum den bescheidensten Ansprüchen an Moral und Klugheit genügen, als Mütter sich in Tugendspiegel und geistige Potenzen verwandeln? Dass sie, plötzlich von einem Drang zum Idealismus befallen, herrlich erzieherisch auf ihre Kinder wirken werden?

Ist es nicht wahrscheinlicher, dass Frauen als erziehende Mütter dieselben Eigenschaften an den Tag legen werden, die auch sonst im Leben an ihnen zu schätzen oder zu verwerfen sind? Eine oberflächliche thörichte Frau wird ihre Kinder thöricht erziehen, und es wäre in diesen Fällen ein Segen für die Kinder, wenn ihre Kraftentfaltung wo anders als in der Kinderstube vor sich gienge.

Wo und wie soll denn auch die Frau — falls nicht die Kraft des Mutterinstincts Wunder in ihr wirkt — die eminenten Fähigkeiten, die das Erziehungswerk erfordert, erwerben? Etwa in der höheren Töchterschule? Die Apologetinnen der Mütterlichkeit sperren sie ja schon von der Geburt des ersten Kindes an (das sie naturgemäß in jungen Jahren zur Welt bringt) in die Kinderstube, noch dazu mit der ungebildeten Kinderfrau zusammen.

Die meisten Mütter erziehen ganz willkürlich, regellos, in Anfällen, mit Plötzlichkeiten, je nach ihren Impulsen, ihrer subjectiven Stimmung. Zum Erziehungswerk aber gehören nicht nur die auserlesensten Geistes- und Gemüthsqualitäten, es muss auch noch ein specifisch pädagogisches Talent dazu kommen.

Warum hat Rousseau, der eins der epochemachendsten Bücher über Kindererziehung schrieb, seine fünf Kinder ins Findelhaus gegeben?

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass er es that, weil die Mutter der Kinder, Therese Levasseur, nicht eine einzige der Eigenschaften hatte, die zur Erziehung taugen, und er die ungewisse Möglichkeit, die das Findelhaus bot, der gewissen Unmöglichkeit der mütterlichen Aufziehung vorzog.

Die Emancipationsbestrebungen tragen kaum seit einem Jahrzehnt Früchte. So war ja wohl bisher dem Erziehungsdrang der Mutter keine Schranke gezogen. Und die Resultate?

Müsste nicht jede Mutter, die einen Sohn hat, schaudernd erbeben, wenn sie von der Wüstheit des Studentenlebens erfährt, von dem Sauf- und Raufreglement (noch viel Schlimmeres gar nicht zu nennen), dem die meisten dieser kaum flüggen Knaben verfallen?

Wo waren die mütterlichen Erzieherinnen, die eine Saat in die jungen Seelen streuten, der solches Unkraut nie hätte entsprießen dürfen?

Nein, die Mutterliebe wirkt auf dem Felde der Erziehung keine Wunder. Gerade sie ist es, die die Erziehung eher hemmend als fördernd beeinflusst, die der Mutter das klare, objective Urtheil über den Charakter ihrer Kinder raubt, das die Vorbedingung jedes fruchtbaren erziehlichen Wirkens sein muss.

Die fast absolute Unkenntnis der meisten Mütter, was den Charakter ihrer Kinder betrifft, ist angethan, Staunen und Mitleid zu erregen. Das Mitleid freilich ist unangebracht, denn wüssten die Mütter oft, wer und was ihre Kinder sind, es öffnete sich ihnen eine unversiegbare Quelle des Grams. Wer wagt es, einer Mutter die Wahrheit über ihre Kinder zu sagen (und wäre es auch nur die, dass ihre kleinen Genies kaum Dutzendgeschöpfchen sind)? Nur wer sich nicht scheut, Wunden zu reißen, aus denen Herzblut quillt. Und sie wären auch unnütz, diese grausamen Verletzungen. Zeichne selbst der klügsten Frau ein treffendes Charakterbild ihres Kindes — sie wird es für eine unverschämte, lieblose Caricatur halten: dieselbe Frau, die vielleicht, wo es sich um die schlimmen Eigenschaften fremder Kinder handelt, den denkbar schärfsten Blick hat. Diese Klugen wären möglicherweise befähigt, fremde Kinder zu erziehen, ihre eigenen [illegible] nicht.

Aber nicht nur durch Verblendungen der Liebe, auch durch Härte und Strenge sündigen Mütter oft genug an den Kindern. Wehe den Kindern, wenn ihre strengen, energischen Mütter nicht zugleich mit starker Intelligenz, mit Güte und feinem Verständnis für die Kindespsyche begabt sind. Sind sie es nicht, so fällt ihre Principienstrammheit vergällend und vergiftend auf die zarten Jugendblüten, macht die derber Gearteten dickfellig, die zarter Organisierten werden verschüchtert oder gebrochen. Solche hartnervigen Damen mit plumpen Händen und groben Seelen verwechseln Abrichtung mit Erziehung, und verrathen nicht selten eine gefährliche Neigung zur Prügelpädagogik, die schmutzigste aller Erziehungsmethoden, die einen Stich ins Henkerhafte hat. Schon die Vorstellung davon müsste jeder Mutter Blut zum Herzen aufpeitschen, und ich begreife nicht, dass die Mütter, deren Kinder in den Schulen von Lehrern grausam gemisshandelt wurden, diesen Lehrern nicht an

* [illegible]

die Kehle springen und sie würgen, würgen bis sie — halb todt sind.

* * *

Kann man verhindern, dass die Mutter, die jedes pädagogischen Talents bar ist, erzieherisch auf die Kinder einwirke?

Nein — das kann man nicht. Ob sie will oder nicht will, ob sie dem Kinde schadet oder nützt, sie thut es in jeder Stunde ihres Lebens, in der sie mit den Kindern zusammen ist.

Es gibt eine Art der Erziehung, die von einer Kraft und Wirksamkeit ohnegleichen ist, die keine directe Thätigkeit erfordert, kein pädagogisches Talent, keine Zeit, keine Mühe. Es ist das Beispiel der Eltern. Wer je über Erziehung ein Wort gesagt oder geschrieben, hat auf dieses stärkste aller Erziehungsmittel hingewiesen. Es liegt auf der Hand, es drängt sich dem Gedankenlosesten auf. Kinder sind oft geradezu die Affen der Eltern.

Und was ist daraus zu folgern? Das liegt auch auf der Hand: die Selbsterziehung der Mutter. An jedem Guten, das die Mutter in sich entwickelt, haben die Kinder theil, an jedem Bösen auch. Die Mutter ernährt gewissermaßen das Kind geistig mit sich selbst.

Oft wird für eine systematisch gute Erziehung gehalten, was einfach die Eigenart des Vaters oder der Mutter an den Kindern bewirkt hat. Ich weiß ein markantes Beispiel:

Die Kinder der Frau, von der ich sprechen will, erregen das Erstaunen aller Welt und den Neid der Mütter durch die Reife ihrer Intelligenz, die Selbständigkeit und Klarheit ihres Denkens. Man findet nicht Worte genug, um die ausgezeichnete mütterliche Erziehung, der man diese Resultate zuschreibt, zu rühmen. In Wahrheit aber lag nicht die geringste bewusste erzieherische Absicht der Mutter vor. Diese Mutter ist eine Frau von starker Intelligenz und schärfster Logik. Faseleien, leeres Geschwätz, selbst nur conventionelles Hinreden sind ihr nicht nur bei ihren Kindern, auch bei allen Personen ihres Umgangskreises unerträglich. Durch ihr schroffes Zurückweisen von Urtheilen und Behauptungen, die nicht begründet werden, von Banalitäten, schüchtert sie die Selbstbewusstesten ein, und zwingt sie zu denken ehe sie reden, oder — zu schweigen. Und allein der Persönlichkeit, der Wesensart dieser Mutter, der ein bewusster Erziehungsplan fern lag, verdanken die Kinder ihre Intelligenzqualitäten, ihre frühzeitige Vernunft- und Denkentwickelung.

Wohl kann ich mir die Kindeserziehung als einen Daseinszweck des Weibes denken, als eine productive Schöpfung ersten Ranges, eine Schöpfung, die aus dem Kindmaterial mit feinen Künstlerhänden ein bis in die subtilsten Details ausgeführtes Meisterwerk emporwachsen lässt. Die Pädagogin aber wird wie die Künstlerin geboren.

Ich kenne kaum eine Frau (aus der Geschichte höchstens die Mutter der Gracchen oder die der Makkabäer), die dieser hohen künstlerisch-ethischen Aufgabe gewachsen wäre, oder die sie nur auf sich genommen hätte.

Wenn nun in der Regel nicht die Mütter, nicht die Väter, nicht die Lehrer (Lehrer sind nur ausnahmsweise Erzieher) die rechten Jugendbildner sind, wo finden wir sie?

Vorläufig kaum irgendwo, es sei denn, dass ein Glück wie aus der Götter Schoß (es heiße Vater, Mutter oder Lehrer) dem Kinde hold ist.

Im Schoß der Zukunft aber ruhen noch soviel Erleuchtungen, zu erhellen, was uns heut noch dunkel ist. Einen Schimmer dieses Lichts der Zukunft zu erspähen bin ich nicht die erste. Ich sehe eine priesterliche Kaste von Erziehern erstehen, Erziehern, wie ähnlich der Griechenjüngling sie in Plato und Sokrates fand, wie sie vorläufig nicht existieren, aber in Zukunft existieren können und werden. Der Stand der Erzieher müsste der vornehmste der Nation sein, ein ehrfurchtheischender. Soll der Dichter mit dem König gehen, um wieviel mehr der Jugendbildner, denn ein Seelenschöpfer ist er, dem kein größter Dichter sich vergleichen darf.

Es schweben mir ideale Erziehungshäuser vor — es können auch Villen oder Paläste sein, säulengetragene meinetwegen, hohe, sonnige Räume mit großen Gärten, die Wände mit edlen Kunstwerken bedeckt, Fresken, die zugleich als Lehrmittel für die Geschichte dienen könnten.

Es brauchte nicht gerade eine Massenerziehung zu sein. Den subtilsten Gliederungen wäre freier Spielraum zu lassen.

Bei der Erziehung im elterlichen Hause sind die Kinder der Willkür einzelner preisgegeben, sie mögen sein wie sie wollen, bös oder gut, dumm oder klug, und wären sie auch gut und klug, sie könnten dennoch [illegible] im Verein mit der Schule [illegible] der Vielseitigkeit einer idealen Erziehungsweise nicht entsprechen, einer Erziehung, die im Kinde gleichzeitig Sinn und Seele für Schönheit und Natur, für Wissen und [illegible] In den meisten Fällen [illegible] Erziehung im Elternhause [illegible]

[illegible]

In den Erziehungsstätten würden die Kinder nach den höchsten Erkenntnissen, die die Zeit überhaupt zu bieten imstande ist, erzogen werden, immer unter der Voraussetzung, dass ihre Leiter auf der Menschheit Höhen wandeln, dass ihr Gemüth groß und rein, und liebevoll wie ihr Geist frei und hoch ist, dass sie echte Jünger Christi sind, der da sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Gewiss kann nicht jeder einzelne Lehrer oder jede Lehrerin den höchsten Anforderungen entsprechen, aber der Geist des ganzen wird jedes einzelne Glied durchdringen. Der Leiter oder die Leiterin wird dem Capellmeister gleichen, der dem Orchester Ton und Rhythmus gibt.

Eine Utopie? Ja! aber Utopie ist alles, was jenseits eines Berges von Schwierigkeiten liegt. Die größten Hindernisse aber werden genommen, Berge werden abgetragen von dem unaufhaltsam fortschreitenden, allgewaltigen Stürmer „Zeit".

Als ich mit einer Mutter von dieser Erziehungsweise reden wollte, unterbrach sie mich: „Ich habe meine Kinder geschaffen, und ich will auch meine Freude an ihnen haben," eine Meinungsäußerung, die wohl so ziemlich allen Müttern aus der Seele gesprochen ist.

Darauf wäre der Mutter zu erwidern: Erstens: An deinem Schaffen und Gebären der Kinder kommt dir kein Verdienst zu. Du folgtest damit nur dem Naturtrieb der Fortpflanzung, ob feinere oder gröbere Erotik ihm zugrunde lag.

Zweitens: Ein Theil der Mutterfreuden besteht darin, dass die Kinder Thätigkeitsobjecte für die Mutter sind. Unser Herz wächst allmählich in unsere Thätigkeit hinein. Wenn ich als Malerin meine Kräfte der Aufgabe widmete, Kinder zu malen, anstatt sie zu gebären, würde ich auch die gemalten Kinder zärtlich im Gemüthe hegen. Ich kenne Frauen, die Kinder adoptiert haben, ihre Freude an dem fremden Kinde gab der Freude, die eine Mutter an dem eigenen hat, nichts nach.

Das crasseste Beispiel eines leidenschaftlichen Genießens der eigenen productiven Arbeit liefert jener Goldschmied, der die Käufer seiner Schmucksachen ermordete, weil er sich von seinen Schöpfungen nicht zu trennen vermochte.

Drittens: Müsste die Mutterfreude nicht wachsen im Verhältnis zum intellectuellen und seelischen Wachsthum des Kindes? Ist die Freude am Kinde nur auf die räumliche nächste Nähe beschränkt? Und lebt sie nur von der Vorstellung: Das ist dein Fleisch und Blut?

Preist man nicht in allen Zungen die Opferfreudigkeit der Mutter, ihre Bereitwilligkeit, selbst für ihre Kinder in den Tod zu gehen!

Wie? und diese Opferfreudigkeit versagt bei dem Kernpunkt, da, wo es sich darum handelt, der Entwickelung des Kindes einen grenzenlosen Spielraum zu gewähren? Sie versagt, weil die Mutter eine Beeinträchtigung ihres Genusses an dem Kinde fürchtet?

Steht das Recht der Kinder an der denkbar vornehmsten Cultur höher, oder der Genuss der Mutter an ihrem Kinde!? Antworte — Mutter!!

Viertens. Die Beeinträchtigung der Mutterfreuden durch die Erziehungsanstalt ist möglich, sicher und unvermeidlich ist sie nicht. Es kann keine Rede davon sein, dass durch die Erziehungsstätten die Eltern außer Verkehr mit ihren Kindern gesetzt werden. In welcher Art dieser Verkehr zu regeln wäre, wer wollte das heute sagen! Ich meine aber, wo ein natürliches, gerechtes und starkes Bedürfnis vorliegt, werden sich Organisationen schaffen lassen, die diesem Bedürfnis entgegenkommen. Müssen nicht auch jetzt schon Eltern, die auf dem Lande oder in kleinen Städten leben, ihre Knaben vom zehnten oder elften Jahr an in größere Städte auf ein Gymnasium und in Pensionen schicken? Wurden die Familienbande dadurch zerstört oder auch nur gelockert? Im Gegentheil, die Ferienbesuche, die Briefe, die man schreibt und empfängt, das Abschicken der kleinen Kisten mit Kuchwerk und anderem hübschen Kram, der Wechsel von Trennung und Wiedersehen — das alles knüpft die Familienbande nur umso fester und inniger. In England ist es selbstverständlich, dass ein Knabe schon vom siebenten Jahr an einem Institut übergeben wird.

Ein winziger Anfang für die ideale Erziehungsart, die ich im Sinne habe, wird gegenwärtig in einer Anstalt in Ilsenburg, nach dem Muster der englischen Erziehungsanstalt Emlostobea, gemacht. Sie besteht seit kaum drei Jahren. Ob sie den Intentionen des edlen Stifters entsprechen wird, ist abzuwarten. Immerhin stehen einem Privatunternehmen nicht annähernd die Mittel zur [illegible] von Kinderstätten in dem großen Stil, der allein ihnen ziemt, ins Leben zu rufen.

Wo aber alle diese priesterlichen Erzieher, diese Weisen [illegible] das Menschenland nehmen?

Man hat die Buchdruckerkunst erfunden, weil die Menschheit [illegible] die Erzieher haben, weil sie [illegible] und Jugenderziehung ist Menschheitserziehung. [illegible] die Zukunft in der gesegneten Hand.

# Der neue Kipling.

Fragt man heute einen Engländer, wer nach seiner Meinung der berühmteste Autor auf Erden sei, so wird er voraussichtlich ohne Zögern antworten: Rudyard Kipling, „der Laureatus des britischen Kaiserreiches“. Diese Antwort, deren Schlagfertigkeit allein in Erstaunen setzen muss, wird mit doppelter Verwunderung aufgenommen werden, weil dem außerenglischen Publicum von Kipling wohl nicht viel mehr als der Name und das Dschungelbuch bekannt geworden ist, und die Bezeichnung „Britisches Kaiserreich“ kaum anderswo geläufig sein wird. In deutschen Blättern tauchte Kipling im Jänner vorigen Jahres auf, als kein Geringerer als der deutsche Kaiser der Gattin des in New-York erkrankten Dichters ein aufsehenerregendes Telegramm sandte. In England selber ist Kipling erst vor zehn Jahren an die Oeffentlichkeit getreten, und in seiner Heimat Indien kannte ihn vor fünfzehn Jahren nur der Leserkreis der „Civil and Military Gazette“ von Lahore als den Verfasser einiger satirischer Verse und einiger glänzender Erzählungen.

Kipling, der 1865 in Bombay geboren ist, erfreut sich also nach dem allgemeinen Urtheil der Engländer eines internationalen Rufes, der mit Dean Howells Worten „größer (ist) als der irgend eines englisch sprechenden Dichters, der je gelebt hat!“*) Nun verbindet aber jeder mit dem Begriffe einer internationalen literarischen Berühmtheit den Gedanken an eine Bereicherung der Weltliteratur, und mindestens wird der Leser glauben, zu der Erwartung berechtigt zu sein, in Kiplings Schriften reine Kunst zu genießen. In dieser Hoffnung scheint sich die Mehrzahl der Leser getäuscht zu haben, und wenige nur haben sich annähernd befriedigt gefühlt. Viele sind sehr bald entmuthigt worden, weil sie die thatsächlich nur vereinzelt guten Stücke unglücklicherweise nicht gefunden haben, und andere sind durch den häufig phantastisch gewählten oder dem außerenglischen Geiste fern liegenden Stoff gelangweilt worden, wofern nicht auch eine zu stark imperialistische Färbung den Genuss der Schriften Kiplings störte.

Doch was hat unseren Dichter zunächst in England berühmt gemacht? Die englische Erzählungsliteratur ist auch während der letzten Jahre quantitativ reich genug gewesen, der von Tag zu Tag sich steigernden Lesewuth der angelsächsischen Rasse hinreichend Nahrung zu bieten; aber die sich stets gleichbleibende Kost konnte nur allenfalls den Heißhunger stillen, während sie die Gier nach Abwechslung bis zur Leidenschaftlichkeit reizte. Da erschienen die „Plain Tales from the Hills“ (Schlichte Erzählungen von den Hügeln), und mit brausendem Jubel jauchzte England dem „Sterne“ zu, der plötzlich mit strahlendem Glanze an dem östlichen Himmel emporgetaucht war. Und zwar trat „der große Unbekannte“ vor das englische Publicum gleich mit einer Fülle von Skizzen und Gedichten, die in reicher Mannigfaltigkeit seine Fähigkeiten vollkommen und mit einem Schlage offenbarten. Es wurde urplötzlich jedem Leser klar, dass ein so bezauberndes Erzählungstalent und eine so echte Originalität in Darstellungsweise und Stoffwahl nicht ihresgleichen in der modernen Literatur besaß. Im Gegensatz zu den langathmigen, reflectierenden Tendenznovellen mit ihren allegorischen und spiritualistischen Anspielungen diese knapp gehaltenen, frischen, farbenreichen Skizzen, in denen jedes Wort ein Ding, jeder Satz eine Thatsache ausdrückt! Wer den wahren, so ganz ursprünglichen Kipling, den mit sinnloser Abgötterei als Phöbus gepriesenen Liebling seiner Nation, „den kraftstrotzenden Titan“ kennen lernen will, „der Pelion und Ossa in blindem Ehrgeiz aufeinanderthürmte, um den Olymp zu erreichen“, wie der „Daily Telegraph“ sich ausdrückt, der greife zu seinen Erstlingswerken, den genannten „Plain Tales“ und den sehr bald danach erschienenen „Soldiers Three“, „Lifes Handicap“, „Mine Own People“, und „Many Inventions“. Die besten Skizzen dieser Sammlungen handeln mit wenigen Ausnahmen von Indien, das dem durch Meere und Ländermassen geschiedenen England nun durch Kipling näher gerückt war, „als durch den Suezcanal“.

Die Schriften, die das indische Leben veranschaulichen, wie es sich unter den Eingeborenen im Hügelland und in der Stadt, den Soldaten in der Kaserne und dem Casino, im Dienst und in ihrer Beziehung zu der einheimischen Bevölkerung, unter den Beamten auf ihren einsamen Stationen und in ihren gesellschaftlichen Kreisen abspielt, sind in jüngster Zeit oft genug auch in deutschen Blättern beleuchtet worden. Es sei mir jedoch gestattet, hier auf meine eigene Arbeit, „Beiträge zu einer Kritik Rudyard Kiplings“ hinzuweisen, die 1897 in den Englischen Studien erschienen ist, weil sie vor anderen Arbeiten den Vorzug der Priorität voraus hat, und mir bei der Abfassung in London das vollständige Material des Britischen Museums zu Gebote gestanden hat.

Im Jahre 1894 erschien „Das Dschungelbuch“, ein Jahr darauf als Fortsetzung „Das zweite Dschungelbuch“. Diese Erzählungen aus der indischen Thierwelt sind die reifste Frucht von Kiplings Mannesalter, sie gelten im allgemeinen als seine beste Leistung überhaupt. Die „Edinburgh Review“ nennt das Dschungelbuch, worunter beide Sammlungen gemeint sind, das originellste und bedeutendste Werk seines Verfassers, dem mit Sicherheit eine bleibende Stelle in der englischen Literatur zugesprochen werden darf. Auch in Deutschland ist es am verbreitetsten, aber nicht bloß wegen seiner Vorzüge, sondern wohl auch deshalb, weil die Schwierigkeiten der Uebersetzung sich leichter überwinden ließen*), und weil gerade das Dschungelbuch als des Verfassers letzte namhafte Leistung bekannt war, als das „Telegramm“ die Begierde des deutschen Publicums nach Erzeugnissen Kiplings erweckt hatte. Das Dschungelbuch ist immer wieder mit den Märchen von Grimm und Andersen verglichen worden, doch es hat mit diesen nichts weiter gemein, als dass es stark auf die Phantasie wirkt und auch den Kindern ein wahres Vergnügen bereiten kann. Viel eher könnte man zum Vergleiche die Erzählungen des deutschen Thierepos heranziehen. Denn wie diese haben die Erfindungen Kiplings ihre Quelle in dem Naturgefühl, und wie gerade die älteste Form der Thierfabel darum den größten poetischen Zauber besitzt, weil sie ohne satirische Tendenzen oder didaktische Zwecke allein durch die Erzählungen von den Thaten der Thierhelden erfreuen will, so ergötzen den Leser jene indischen Dschungelgeschichten umso mehr, als sie ein reiner Ausfluss der harmlosen Freude eines Menschen sind, der Gefallen an dem wilden Treiben der Thiere findet, von denen das Dickicht, die weiten Thäler und Hügel seiner Heimat wimmeln. Die Skizzen in den vorher erwähnten Plain Tales &c. zeigen des Verfassers große Sympathie für Menschen mit ungekünsteltem, individuellem Charakter, solche, in deren Handlungen sich die Kraft des elementaren Naturdranges kundthut, und so hat ihn auch dieselbe Vorliebe dazu geführt, sich diejenigen Helden der Thierwelt zu wählen, die stark ausgeprägte Eigenschaften besitzen, die Stärke, Gewandtheit, Klugheit, List, Spürsinn, Freiheitsliebe oder Schwerfälligkeit, Tücke, Falschheit und knechtische Feigheit an den Tag legen.

Die Geschichte „Mowglis Brüder“, die am Eingange steht, ist zur Charakteristik der ganzen Sammlung am geeignetsten. Shere Khan, der Tiger, überfällt einige Holzhauer im Dschungel, und diese lassen bei der Flucht ein braunes, nacktes Baby zurück. Ein Wolf entreißt dies Menschenjunge seinen Kiefern und schleppt es in die Höhle, wo Mutter Wolf den Kleinen mit ihren eigenen Jungen säugt und sorgfältig aufzieht, allerdings erst, nachdem das Rudel der Wölfe zugestimmt hat, den jungen Mowgli als einen der ihrigen aufzunehmen. Baloo, der braune Bär, und Bagheera, der schwarze Panther, sind seine Freunde und Lehrer, von denen er die Gesetze des Dschungels lernt. Da er so selber in der Wildnis zum Thiere heranwächst, übertrifft er in der Schärfe der Sinne und der Gewandtheit der Glieder bald alle Leute des Dschungelvolkes. Nicht bloß die paar Gesetze des eigenen Rudels sind ihm geläufig, Baloo hat ihn die Weisheit des ganzen Dschungels gelehrt, damit er später bei allen Thieren Schutz und Zuflucht finden könne. „Im Schwimmen, Klettern und Rennen (war Mowgli) ein Meister, der es in den Bäumen fast den Affen gleichthun konnte und im Teiche mit den Fischen um die Wette schwamm. Darum lehrte ihn der weise Baloo die Wasser- und Waldgesetze; er zeigte ihm, wie er dürre Aeste von gesundem Holze unterscheiden könne, wie er mit den wilden Bienen höflich sprechen müsse, wenn er ihrem Schwarme unversehens fünfzig Fuß über der Erde begegne, wie er sich zu entschuldigen habe, wenn er Mang, die Fledermaus, im Mittagsschlafe störe, und wie er den Wasserschlangen Zeichen geben müsse, bevor er in die Sümpfe und Teiche hineinplatsche. Die Dschungelleute haben es nicht gerne, dass man sie aus ihrer Ruhe aufschreckt, und stürzen sich leicht blindlings auf den Störenfried.“ Mowgli hat mancherlei Abenteuer zu bestehen, wie seine Entführung durch die Affenleute, die bei dem Dschungelvolke verhasst sind, weil sie ohne Gesetz leben. Diese Episode und Mowglis Rache an dem Tiger Shere Khan bilden das Thema besonderer Geschichten. Das Schicksal des Menschenjungen entscheidet sich schon in der ersten Erzählung. Mowgli wird anfangs von allen geliebt und als vorherbestimmter Führer des Wolfrudels respectvoll gefürchtet. Seine Menschennatur wird schließlich sein Verderben. Vor allen Thieren der Wildnis zeichnet ihn sein Auge aus. Als er einmal wie gewöhnlich seinen Platz in der monatlichen Rathsversammlung eingenommen hatte, machte er die seltsame Entdeckung, „dass die Wölfe seinen Blick nicht vertragen konnten. Starrte er einem von ihnen gerade ins Gesicht, so wurde der Wolf unruhig und senkte die Augen.“ Und nun weiß auch sein Freund, der schwarze Panther Bagheera, sehr bald, dass sein Pflegling zuletzt wiederum zu den Menschen zurück muss. „Aber die andern hassen dich ... gerade deshalb, weil deine Augen ihnen wehe thun, weil du so weise bist, weil du ihnen Dornen aus den Tatzen und Stacheln aus dem Felle ziehen kannst... kurz, weil du ein Mensch bist,“ so sprach er voll Wehmuth. Als dann Akela, der ergraute Führer der Wölfe, seine Beute verfehlt und dadurch seine Führerschaft im Packe verloren hat, da wollen sich alle Wölfe, von Shere Khan gehetzt, auf das verlassene Menschenjunge stürzen. „Ich wäre gerne mit Euch ein

*) [illegible]

*) [illegible]

Wolf geblieben bis an meines Lebens Ende... aber Ihr habt mir heute Nacht so oft gesagt, dass ich ein Mensch bin — ein Mensch! — dass ich fühle, Eure Worte sind wahr... Und damit Ihr die Sache im rechten Lichte seht, habe ich, der Mensch, Euch hier ein wenig von der rothen Blume gebracht, die Ihr fürchtet, Ihr Hunde!" So vertreibt Mowgli die Thiere, deren Freundschaft sich in Hass verwandelt hat, durch das Feuer, und als nun diese geflohen und seine Getreuen allein bei ihm geblieben sind, „da begann etwas Mowgli wehe zu thun drinnen in der Brust — und sein Herz begann zu schlagen — und sein Athem stockte — Mowgli schluchzte, und weiße Perlen rannen nieder aus seinen Augen". Er glaubte, er sterbe, doch Bagheera klärt ihn auf, dies seien Thränen, wie nur die Menschen sie hätten. Mowgli sieht, dass er nun nicht länger im Dschungel weilen dürfe, er verabschiedet sich, und als die Morgendämmerung über den Hügeln aufstieg, eilte er thalabwärts „den wunderbaren Wesen entgegen, die man Menschen nennt".

Die Fortsetzung zu „Mowglis Brüder" bildet die dritte Erzählung „Tiger-Tiger" oder Mowglis Rache. Es ergeht dem Menschenjungen unter seinen Brüdern nicht besser, als unter den Wölfen. Weil ihm der unglaubliche Streich geglückt ist, seinen Todfeind Shere Khan zu überlisten — er läßt ihn von einer Büffelherde, deren Hut ihm anvertraut ist, zu Tode stampfen — wird er als Zauberer mit Steinwürfen empfangen und in die Wildnis ausgestoßen. Mit dem Tigerfelle kehrt Mowgli zu den Wölfen zurück. Diese haben seit Akelas Abdankung ohne Führer gelebt und sind, da sie das Gesetz des Dschungels verachtet haben, an ihrer zügellosen Freiheit zugrunde gegangen. — Stärker noch als in der ersten Erzählung weicht der Dichter hier von seinem Grundsatze ab, naiv die Geschichte der Thiere zu schildern, und durch diese symbolischen Beimischungen geht ein Theil der Poesie verloren. Wozu diese fortwährende Betonung der Gesetze des Dschungels?! Wozu das Hervorkehren der Lehre: auch Thierstaaten können nur unter monarchischer Regierung stark sein?! Die Neigung des Verfassers, seine Erzählungen zur Parabel zu machen, ist hier unverkennbar, aber dennoch fühlt der Leser, dass die herrlichen Schilderungen des Lebens im Dschungel nicht etwa der Idee entsprungen sind, die Ueberlegenheit des Naturmenschen über den Culturmenschen darzustellen. Dagegen zeigen fast alle folgenden Schriften Kiplings eine so aufdringliche Tendenz, dass sie der Idee wegen geschrieben zu sein scheinen. Die bedeutendste Sammlung von Erzählungen dieser Art ist 1898 unter dem Namen „The Day's Work" veröffentlicht worden. Schon der Name sagt, dass hierin alles auf die Verherrlichung der Arbeit, die das tägliche Leben mit sich bringt, hinausläuft. „The Bridgebuilders" stellen das Ringen der menschlichen Kraft mit den elementaren Naturmächten dar. Die schöne Erzählung „William the Conqueror", eine von denen, die man mit größerer Befriedigung lesen kann, weil hier auch die edleren Herzensregungen zu ihrem Rechte kommen, behandelt die Sorte von Menschen, die etwas im Leben leisten („who do things"). Miss Martyn mit dem Spitznamen William the Conqueror folgt ihrem Bruder in das Krankheitsgebiet von Madras, weil sie in sich den Muth eines Mannes fühlt und sich ihr weibliches Herz darnach sehnt, den Elenden Linderung zu schaffen. Scott, ein Freund ihres Bruders, der im Dienste der Humanität für fünf Männer arbeitet, „ohne Aufhebens zu machen", gewinnt ihre Bewunderung und Liebe. Er wird ihr Gatte, als sie nach glücklicher Bekämpfung der Epidemie nach Norden heimgekehrt sind. Sehr wunderlich ist die Geschichte „007". Sie beginnt: „Eine Locomotive ist nächst einer Marinemaschine das feinfühligste Ding, das der Mensch je geschaffen, und Nr. 007 war, abgesehen von ihrer Feinfühligkeit, neu". Wie in „The Bridgebuilders" die Brücke und der Ganges als Personen gedacht sind, so führen hierin die Maschinen Gespräche. Sie bedienen sich dabei aber einer solchen Masse technischer Ausdrücke und eines so unverständlichen Jargons, dass für die meisten Leser die ganze Erzählung ungenießbar ist. — Ein Jahr vor der Veröffentlichung von „The Day's Work" erschien „Captain Courageous. A Story of the Grand Banks". Das Buch, so reich es an schönen Schilderungen des Meeres, der Sandbänke und der Fischerei ist, kann sich, was Composition betrifft, weder mit Marryats, noch mit Stevensons oder selbst Clark Russels Seegeschichten messen. Noch deutlicher als Kiplings einzige längere Novelle „The Light that failed" beweist dieses Buch des Verfassers Unfähigkeit, etwas anderes zu schreiben als kurze Erzählungen. „Captain Courageous" ist eine Reihe glänzender Skizzen, die durch die abenteuerliche Geschichte Harvey Cheynes ganz lose verknüpft sind. Die Moral, die hierin veranschaulicht wird, ist wiederum der Segen der Arbeit, des Gehorsams und der Pflichterfüllung.

Auch das letzte erwähnenswerte Buch Kiplings „Stalky & Co." ist vollständig das Werk eines Tendenzschriftstellers. In „The Day's Work" und „Captain Courageous" [illegible] Kipling der Mensch, [illegible] die [illegible] von der Macht und Nothwendigkeit der Arbeit, [illegible] dem [illegible] der [illegible] und von der Unter[illegible] [illegible] schwächeren [illegible] wurzelt in [illegible] [illegible] dem innden [illegible] einen Kleinen [illegible] [illegible] [illegible]

„Stalky & Co." das schärfste Bild Kiplings des **Politikers**. Heute gilt Kipling nicht mehr aus dem Grunde als Englands berühmtester Schriftsteller, weil er an schöpferischer Phantasie und großartiger Gestaltungskraft auch die besseren Autoren seiner Nation weit überragt, sondern vielmehr deshalb, weil er sich durch seine politische Lehre zum Führer des englischen Imperialismus gemacht hat. Den gewaltigen britischen Colonialbesitz mit Großbritannien zu einem einheitlichen Weltreiche zusammenzuschließen, dessen „emperor" der englische Herrscher sein soll, dieses Ziel erstreben die Imperialisten. Kipling hat sich dieser Idee schon frühzeitig bemächtigt. In zahlreichen Gedichten, namentlich denen, die in der Sammlung „The Seven Seas" enthalten sind, erhebt er seine Stimme für „das Größere Britannien". Die Liebe und Treue, die er für das Mutterland fühlt, sucht er in die Herzen aller auswärtigen englischen Unterthanen zu pflanzen und ihren Unabhängigkeitsgelüsten am wirksamsten dadurch entgegenzuarbeiten, dass er die Selbstsucht des „Klein-Engländers" tadelt und aufrichtige Theilnahme für die Brüder draußen fordert, deren Anhänglichkeit und Verehrung für England wenig gewürdigt und schlecht belohnt werde. Mit dem Gedichte „The Recessional", das am 17. Juli 1897 in der „Times" zum Jubiläum der Königin erschien, wurde Kipling sozusagen officiell der Führer der Nation. Seit er sich so deutlich zum Anwalt des Imperialismus gemacht hat, verehrt England ihn als den „Laureatus des Größeren Britannien", und der Ruhm des Verkünders der politischen Lieblingsideen seines Volkes hat seinen Ruhm des besten Erzählers verdunkelt. Was man jetzt von Kipling in erster Hinsicht verlangt, ist nicht eine Bereicherung der Literatur, sondern frische Nahrung für die Flammen der imperialistischen Begeisterung. Welcher Eigenschaften bedarf es nun, die Pläne einer Weltherrschaft zu verwirklichen? Vor allem militärischer Tüchtigkeit. Dann aber auch der rücksichtslosesten Rohheit, da eine solche Politik stets mit der Zugrunderichtung aller anderen Völker zu rechnen hat. Und in der That, dasjenige Werk, das die „Academy" das eigentliche Buch der Weltreichbegründer — empire-makers — nennt, nämlich „Stalky & Co.", zeigt den Verfasser nicht nur als den obersten Werbefeldwebel — the supreme Recruiting Sergeant*) — sondern es verherrlicht die frechen Bubenstücke roher, großmäuliger Bursche, die alle Mittel brutalster Selbstsucht gebrauchen, um ihr Ziel zu erreichen. Von den Folgen „Stalky & Co.'s" wissen die Erzieher der Jugend bereits mancherlei zu erzählen. So werden zum Beispiel die Plünderungen von Schaukästen des Naturhistorischen Museums in Kensington der Wirkung „einer gewissen Geschichte eines berühmten Novellisten" zugeschrieben. Auch klagt der Leiter einer großen Public School, dass er seinen jüngsten Disciplinarfall direct dem Einflusse von Stalky & Co. zuschreiben müsse.**)

Seit Kipling seine beispiellose Berühmtheit erlangt hat, bieten ihm die Herausgeber von Zeitschriften und Tagesblättern fabelhafte Honorare — ein amerikanisches Blatt zwei Schilling pro Wort — was Wunder, dass auch er dem schnöden Mammon zum Opfer gefallen ist. Aufsätze, wie die in der „Morning Post" erschienenen Artikel***) über seine Fahrten mit dem Canalgeschwader verrathen den großen Schriftsteller nur in gut gelungenen Schilderungen, inhaltlich zeigen sie, dass ihr Verfasser einen Durchschnittsjournalisten in nichts übertrifft. Kiplings bedenklichste Schwäche ist von Anbeginn eine grenzenlose Anmaßung fertiger Urtheile in allen Sachen gewesen. Er ist derselbe Stürmer und Dränger geblieben, dem es weniger darauf ankommt, die selbst ernst erforschte Wahrheit zu verkünden, als den Leser von seinen subjectiven Ansichten zu überzeugen. Freilich lässt es sich nicht leugnen, dass die Kraft seiner Sprache zumindestens den **Eindruck** der Wahrheit hervorruft, so übertrieben die Urtheile an sich sein mögen. Auf allen Gebieten spielt Kipling den Fachmann. Bald spricht er wie der erfahrenste Seemann, bald wie der genialste Ingenieur, bald wie der einsichtsvollste Politiker oder der beste Kenner aller Arten des Sports. Und je mehr Specialgebiete er in seinen Betrachtungskreis zieht, desto eifriger ist sein Bemühen, durch technische Ausdrücke oder die dialectische Redeweise sich den Schein tiefster Sachkenntnis zu geben. Unzweifelhaft wird ein unbefangener Leser den Eindruck gewinnen müssen, dass Kipling in den letzten Jahren von dem Gesichtspunkte aus schreibt, dass man auch das geringste Erzeugnis „des literarischen Fakirs der angelsächsischen Rasse" als eine herrliche Himmelsgabe in Empfang zu nehmen habe. Für das Ausland aber wird Kipling erst dann wieder genießbar werden, wenn der große Erzähler den Imperialisten vollständig in den Hintergrund gedrängt hat.

Elbing. Dr. Friedrich Graz.

## Kunstakademien.

Wir bringen im Folgenden weitere Zuschriften zu der in unserer Nr. 312 angeregten und in Nr. 315 von Karl Moll, [illegible] und Th. Th. Heine behandelten Frage.

[illegible] in Kunst' erschienen

V.

... Ich fange so an: Warum existieren Kunstakademien?

Weil man eingesehen hat, dass die Pflege der Künste eine Pflicht des Staates, ein für die Entwickelung derselben unbedingt nothwendiger Factor ist; und damit der Staat sich sagen kann: ich pflege die Kunst, hat er Schulen eingerichtet, in welchen man die Künste „studieren“ kann.

Was ist aber der eindringlichste Beweis für eine Pflege, für eine Blüte der Kunst? Offenbar die geschaffenen Werke. Denn wenn man heute von einer vergangenen Kunstblüte spricht, kümmert man sich wenig um die Schulen (d. h. Anstalten) von damals, sondern man beurtheilt einzig und allein die hinterbliebenen Werke.

So wird es auch mit der Beurtheilung unserer Kunstverhältnisse einstens sein. Man wird den Staat nicht loben wegen der von ihm erhaltenen Akademien, wohl aber (wenn Grund vorhanden ist) wegen der in demselben Zeitraum geschaffenen Kunstwerke.

Werke müssen geschaffen werden, an ihnen muss man lernen! Wodurch gelangt man aber dazu?

Durch Aufträge, welche man an tüchtige Künstler vergibt.

Nehmen wir nun an, dass der Staat die Summen, welche jährlich durch Kunstanstalten verschlungen werden, dazu verwendet, Werke herstellen zu lassen, und dass er, um Strebenden Gelegenheit zum Lernen zu geben, die beauftragten Künstler verpflichtet, eine Anzahl solcher Jünger zu beschäftigen, so hätte man vor allem eine positive Leistung für sein Geld, und die Jünger hätten gewiss wenigstens **etwas** gelernt. Durch das System der Akademien aber hemmt man erstens oft tüchtige Kräfte am Schaffen und schafft außerdem noch eine Reihe unglücklicher Menschen, die gute Hilfskräfte, Kunsthandwerker, aber keine Künstler zu werden berufen waren.

Ein „Schulmann“ der Münchener Akademie hat nachgewiesen, dass von hundert Schülern nur drei durchschnittlich das geworden, was sie als Studierende werden wollten, nämlich tüchtige Künstler.

Man wird einwenden können, dass auch bei dem vorgeschlagenen Vorgange ebenso unglückliche Existenzen geschaffen werden, dass sich ja immer viele berufen fühlen. Da kann man Folgendes zur Betrachtung geben.

Der Jünger kommt an die Akademie mit dem festen Wunsche, ein großer Künstler zu werden, dieser hohe Ehrgeiz wird gehegt, solange er die Schule besucht, und schließlich stellt sich heraus, dass er nicht die Fähigkeit hat, das zu werden, worauf er hingearbeitet und man ihn hingedrängt hat. Diese Enttäuschung ist oft genügend, um ihn für jene Zwecke, die er erfüllen könnte (als Hilfskraft, Kunsthandwerker), ungeeignet zu machen. Kann er sich fügen, dann hat er aber sicher so enorm viel Zeit verloren, dass dieses gerade in jungen Jahren so wertvolle Capital nicht so leicht wieder eingebracht werden kann. Viel günstiger steht es mit jenen Jüngern, die ihre Kraft gleich praktisch, durch Antheilnahme an Werken erproben können, weil der die Arbeit leitende Künstler viel früher sich klar darüber wird, was er diesen zutrauen kann oder nicht. Was soll ein Künstler mit einem Jüngling anfangen, der gar nichts kann und bloß den Drang zur Kunst hat?

Er müsste ihn die primitivsten Dinge machen lassen: Pausen, Uebertragen, Farbenreiben, kurz Lehrlingsarbeiten; wenn sich größere Fähigkeiten zeigen, könnte er weiter gehen und ihn Studien machen lassen, für diesen oder jenen Zweck. Nun bin ich bei dem für mich entscheidenden Punkt angelangt: **Zweck** muss alles Arbeiten haben. Der Schüler muss den Zweck jeder Arbeit einsehen, dadurch wird er lebendig erhalten und angeregt und eignet sich wenigstens eine zweckdienliche Fertigkeit, einen Grad von Können an, die ihm nicht verloren gehen können, durch welche er sich späterhin mindestens sein Brot verdienen kann, ohne dabei ein unglücklicher, enttäuschter Mensch zu sein.

In der Akademie wird „studiert“, ohne dass der Zweck dieser Studien einleuchtend wäre, ja so mancher studiert sich müde, der frisch, lebendig hinkam.

Ich habe den Eindruck, als ob der Kunstunterricht durch dieses facultätenhafte Lehren furchtbar leiden müsste, als ob diese Art ganz und gar unpassend wäre, während ein Lehren, das auf dem Handwerksmäßigen, auf dem „Machen“ und „Können“ aufgebaut wäre, weit richtiger sein dürfte.

Ich halte die Kunst für aus dem Handwerk hervorgegangen, daher schaffe man Werkstätten nicht nur für Kunstgewerbe, sondern für künstlerische Thätigkeit überhaupt, gebe Künstlern Aufträge, welche mit Zuhilfenahme ihrer Jünger ausgeführt werden, und weg mit den Akademien, wie sie heute bestehen, weil sie nichts fördern, sondern eher hemmen, und gerade das Talent am meisten.

Joseph Engelhart.

VI.

Ob Akademien bestehen sollen oder nicht, halte ich eigentlich für eine Frage, die für die Kunst unserer Zeit nicht sehr wichtig ist.

Mit talentlosen Leuten haben wir uns nicht zu beschäftigen und selbständige Talente werden es einerseits ohne Akademien auch zu etwas bringen, andererseits die auf Akademien etwa angenommenen schlechten Gewohnheiten des Auges und der Hand wieder abzulegen imstande sein.

Wichtiger ist die falsche Wertung der Künstlerpersönlichkeiten, wie sie durch Unverständnis und Reclame besteht. Die meisten Berühmtheiten verdienten gänzlich unbekannt zu sein und viele unbekannte Künstler würden dagegen in den Vordergrund gehören.

Der zweite Krebsschaden des jetzigen Kunstlebens ist die Uebermasse von Individuen, die die Kunst betreiben, ohne im mindesten berufen zu sein. Es gibt Tausende von Malern, wo Hunderte schon zu viel wären; und hier komme ich auf Ihre Akademiefrage. Durch die Akademien, die immer zahlreicher, luxuriöser eingerichtet und als Asyle für talentlose Nichtsthuer immer verlockender werden, ebenso wie durch die unzähligen Privatschulen werden Tausende von jungen Leuten einem soliden Berufe der Ausübung eines Gewerbes, vielleicht sogar des Kunstgewerbes entzogen, um als sogenannte Künstler ein erbärmliches Dasein zu fristen. In dieser Beziehung sind die Akademien thatsächlich außerordentlich schädlich.

München. Albert v. Keller.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Zu welch hohem Ruf von Schlauheit das Ministerium **Koerber** es gebracht hat, muss Herr Dr. **Rezek** jetzt sozusagen an seinem eigenen Leib erfahren. Herr Dr. Rezek ist nämlich **krank**. Das kann jedem Menschen und folglich auch dem czechischen Landsmannminister des Cabinets Koerber passieren. Aber ihm will man selbst diese allgemein menschliche Schwäche **nicht glauben**. Dass die Krankheit des Herrn Dr. Rezek nur eine Schulkrankheit, d. i. in unserem Fall ein schlaues politisches Manöver ist, darüber sind so ziemlich alle Mitglieder der czechischen Nation einer Meinung. Nur über den Zweck, den Herr Dr. Rezek, bezw. Herr Dr. von Koerber mit dieser Krankheit verfolgt, herrschen unter den Czechen verschiedene Anschauungen. Die Optimisten meinen, dass Herr Dr. v. Koerber einen czechenfreundlichen Coup vorbereite, und dass die Krankheit des berufsmäßigen Czechenfreundes im Cabinet, des Herrn Dr. Rezek, von Herrn Dr. v. Koerber nur ersonnen worden sei, um die Deutschen über den czechenfreundlichen Charakter der bevorstehenden Action zu täuschen. Die Pessimisten unter den Czechen sehen schon eine czechenfeindliche Maßregel kommen, und die Krankheit des Herrn Dr. Rezek erscheint ihnen nur als eine Schutzmaßregel, um den czechischen Minister und sein Portefeuille vor den drohenden Angriffen seiner Landsleute zu retten. Die Optimisten verhalten sich deswegen in frohen Erwartungen kommender Heilsbotschaften ruhig. Die Pessimisten aber haben schon öffentlich gegen die Krankheit des Herrn Dr. Rezek Stellung genommen, und eine scharfe Note der „Politik“ hat diese Stellung weithin sichtbar markiert. Wenn jetzt Herr Dr. Rezek — was wir ihm selbstverständlich wünschen — gesund wird, ohne dass inzwischen etwas für oder gegen die Czechen geschehen wäre, wird die ganze Nation über ihn enttäuscht sein. Man wird sagen, dass man ihn doch für viel zu schlau gehalten habe, um anzunehmen, dass er sich ohne jeden politischen Hintergedanken ins Krankenbett gelegt habe. Das kommt davon, wenn ein Ministerium gar zu viel mit politischen Hintergedanken arbeitet.

*

Graf **Goluchowski** sucht sich wieder bemerkbar zu machen in der politischen Welt. Solange Dinge vorgiengen, die für Oesterreich-Ungarn von Bedeutung waren, ließ er nichts von sich hören. Als der König Alexander in Serbien den Staatsstreich ausführte, durch den der letzte Rest von österreichischem Einfluss in Serbien flöten gieng, hielt sich Graf Goluchowski in französischen Curorten von der politischen Bühne fern. Als der Conflict zwischen Bulgarien und Rumänien ausbrach, gieng er auf die Jagd. Was er über das eine oder das andere Ereignis denkt, hat keine sterbliche Seele erfahren. Erst jetzt, da diese beiden Oesterreichs Interessen berührenden Angelegenheiten vorüber sind, meldet er sich zum Wort und thut zu der **chinesischen Frage**, die Oesterreich gar nichts angeht, seinen Senf dazu. Jede Wendung in der chinesischen Politik des Grafen Bülow begleitet Graf Goluchowski mit seinem officiös kundgegebenen Applaus. Es scheint, in dieser theatersüchtigen Zeit können auch Staatsmänner wie der Graf Bülow ohne Claque nicht mehr auskommen. Und dazu ist der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren noch immer gut genug. Wenn wir auf unsere eigenen Angelegenheiten sehen, bei denen der Graf Goluchowski nichts thut, begreifen wir eigentlich nicht, wozu wir einen Minister des Aeußern haben. Erst bei den Angelegenheiten **fremder** Staaten sehen wir seinen Lebenszweck und seine Nützlichkeit ein. Den Titel „Ministre des affaires étrangères“ verdient Graf Goluchowski in einem ganz besonderen Sinne. Er ist Minister nicht für die auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns, sondern für die der — fremden Staaten.

*

In der officiösen Berliner „Post“ lässt Graf Goluchowski verkünden, „dass er aufrichtig den **Erfolg der deutschen Politik in China** wünscht“. Wir möchten, wenn wir auch aufrichtig sprechen sollen, vor allem einmal einen Erfolg der österreichisch-ungarischen Politik irgendwo sehen. „Namentlich die **letzten Vorschläge** der deutschen Regierung“ — so lässt Graf Goluchowski weiters in der „Post“ verkünden — „sind vom Grafen Goluchowski als die **besten** begrüßt worden und als die **einzigen**, die zu einer befriedigenden Lösung führen können.“ Genau das Gleiche hat Graf Goluchowski auch bei allen früheren Vorschlägen der deutschen Regierung gethan, und ohne von ihm ausdrücklich dazu ermächtigt zu sein, sind wir schon heute in der Lage, mitzutheilen, dass, welchen neuen Vorschlag auch immer in Zukunft dem Grafen Bülow oder dem Deutschen Kaiser einfallen sollte, Graf Goluchowski auch ihn als den „besten“ und den „einzigen“ begrüßen wird. „Von einer Beunruhigung des **Wiener Cabinets** wegen der chinesischen Wirren“ — mit dieser Ver

sicherung schließt die chinesische Kannegießerei des Grafen Goluchowski in der „Post" — „ist nie die Rede gewesen". Dem Grafen Bülow wird schwül bei dem chinesischen Hazardspiel, Staatsmann Goluchowski bewahrt aber seine philosophische Ruhe, mag kommen, was da kommen mag, in China. Dem Kiebitz ist eben kein Spiel zu theuer, und wenn auch nicht gerade als ein guter Minister, als ein guter Kiebitz der äußeren Politik hat sich Graf Goluchowski jederzeit bewährt.

*

In seinem Mittwoch-Abendblatte bringt das „Fremdenblatt" unter fetter Ueberschrift und in großen Lettern die nachfolgende sensationelle Meldung:

„Wie wir vernehmen, bestätigt sich die in einer Berliner Depesche unseres heutigen Morgenblattes enthaltene Meldung, dass Oesterreich-Ungarn dem deutsch-englischen Abkommen betreffend China beigetreten ist."

Darnach zu schließen, scheint das „Fremdenblatt" und seine Leserschaft den ganzen Mittwoch-Vormittag darüber in Zweifel gewesen zu sein, ob Oesterreich-Ungarn dem deutsch-englischen Abkommen beitreten wird oder nicht. Die guten Seelen müssen es also für möglich gehalten haben, dass Graf Goluchowski dem deutsch-englischen Abkommen seine Zustimmung versagt, das heißt, mit den dreieinhalb Mann Militär, die Oesterreich-Ungarn derzeit in China stehen hat, territoriale Eroberungen im Reiche der Mitte anstrebt. Was für geringe Meinung doch die Officiösen des Grafen Goluchowski von ihrem Gebieter haben müssen, wenn sie ihm auch nur einen Vormittag lang einen solchen Unsinn zumuthen konnten! Wir unserseits haben, bei aller sonstigen Geringschätzung, doch keinen Moment den Grafen Goluchowski einer solchen Lächerlichkeit für fähig gehalten. Wir Wilde sind doch bessere Menschen!

*

Da wir gerade vom Achilles Goluchowski reden, müssen wir auch seines Patroklos Doczi, sowie seines Homers, der „Münchener Neuesten Nachrichten", gedenken. Die „Münchener Neuesten" sind uns wegen unserer letztwöchigen Notiz bös. Sehr mit Unrecht! In Oesterreich hat man bisher den Grafen Goluchowski und den Baron Doczi immer als eine Art siamesisches Zwillingspaar angesehen, welches sich von seinem Vorgänger nur dadurch unterscheidet, dass während das siamesische Zwillingspaar, Chang und Eng genannt, nur am Bauchfell zusammengewachsen war, das österreichisch-ungarische Zwillingspaar, Goluchowski und Doczi genannt, eines der wichtigsten Organe des Menschen gemeinsam hat, den Kopf, den Kopf des Barons Doczi nämlich, ohne den der Graf Goluchowski nicht denken, und von dem er sich daher auch, solange er im Amt ist, nicht trennen kann. Wir Oesterreicher hatten uns allmählich daran gewöhnt, dieses curiose Naturspiel unser eigen zu nennen, sogar darauf stolz zu sein. Da müssen wir plötzlich von München, von den „Münchener Neuesten" eben, hören, dass das alles gar nicht wahr ist, dass der Graf Goluchowski seinen eigenen Kopf, und dass der Baron Doczi den Grafen Goluchowski nicht „in der Tasche hat", und nicht „mit ihm machen kann, was er will". Kein österreichisches Blatt hat es gewagt, diese allen herkömmlichen Meinungen über Goluchowski und Doczi zuwiderlaufende Entdeckung der „Münchener Neuesten" seinen Lesern vorzuführen. Nur wir haben es gethan, und unsere Mittheilung hat den Erfolg gehabt, dass schon am Abend nach dem Erscheinen unseres Blattes Gerüchte über die Demission des Barons Doczi auftauchten, die ohne die Enthüllung der „Münchener Neuesten" niemand für möglich gehalten hätte. Und deswegen müssen wir uns jetzt von den „Münchener Neuesten" alle erdenklichen Grobheiten bieten lassen. Wie sagt doch der Dichter? Undank ist der Welt Lohn!

*

Aber neben dieser Unbill bieten uns die „Münchener Neuesten" auch eine Gelegenheit zur Genugthuung, die wir mit Freuden ergreifen. Bei der Besprechung des Falles Goluchowski-Doczi, über den wir uns von den „Münchener Neuesten" belehren lassen mussten, stellen sie auch eine andere Angelegenheit zur Discussion, in der wir unser besseres Wissen leuchten lassen können, nämlich die Geschichte der Postdebitentziehung der „Münchener Neuesten". Sie schreiben nämlich (Vorabendblatt vom 23. October):

„Wir wissen nicht, ob Graf Goluchowski auf die Entziehung oder Wiederertheilung des Postdebits für die „M. N. N." irgend einen Einfluss ausgeübt hat."

Zu dieser Sache können wir den unwissenden „Münchener Neuesten" mit unserer Sachkenntnis ein wenig aushelfen. Wir wissen nämlich, dass die Wiederertheilung des Postdebits an die „Münchener Neuesten" vom österreichischen Ministerium Clary schon in der ersten Hälfte des Monats November 1899 beschlossen worden, aber durch das Ministerium des Aeußern bis in den Monat December hinein verschleppt worden ist. Schon diese Chronologie zeigt, dass auf die Wiederertheilung des Postdebits an die „M. N. N." das Ministerium des Aeußern irgend einen Einfluss gehabt haben muss. Nach bisher landesüblicher Auffassung hätte man den Baron Doczi für den einflussreichen Verschlepper halten müssen. Nachdem uns aber die „Münchener Neuesten" belehrt haben, dass nicht der Baron Doczi, sondern der Graf Goluchowski der Herr im Ministerium des Aeußern ist, müssen wir allerdings jene Verschleppung dem Grafen Goluchowski zur Last legen — wenn der „Münchener Neuesten" Wissenszweifel gelöst erscheint.

*

Bei Besprechung des im Deutschland aufgedeckten 12.000 Mark-Preiscorruptionsfalles des Ministeriums des Innern [illegible] die „Neue Freie Presse":

„In anderen Ländern [illegible] sich ganz ähnliche [illegible] ab[illegible], von denen sich die Spatzen auf den Dächern erzählen [illegible] Regierungen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]"

Die „anderen Länder", welche die „Neue Freie Presse" meint, sind natürlich die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder, und der Corruptionsfall, den sie im Auge hat, ist offenbar der unter Badeni durch die „Zeit" aufgedeckte „Reichswehr"-Scandal. Nur irrt die „Neue Freie Presse", wenn sie meint, dass die öffentliche Meinung darüber nicht „zornig aufwallte". Die öffentliche Meinung, die allerdings nicht mehr von der „Neuen Freien Presse" gemacht wird, hat wegen dieser Sache sogar im Abgeordnetenhause einen Anklageantrag gegen den Grafen Badeni durchgesetzt, den einzigen, der mit Majorität an einen Ausschuss verwiesen wurde, und nachdem Badeni bereits ohnedies gefallen war, die zwangsweise Pensionierung seines Preisleiters Freiberg bewirkt. Die „Neue Freie Presse" freilich hat den Fall, solange es gieng, todtgeschwiegen, und „den lauten Ausbruch ihrer Entrüstung" über diese Corruption ist sie ihren Lesern bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben. Offenbar rechnet sie sich nicht zu den „Spatzen", die solche Sachen von den Dächern pfeifen, aber ihre Leser muss sie dann wohl für rechte Gimpel halten, wenn sie annimmt, dass die ihr noch ihre politischen Leitartikel glauben.

Kr.

## Volkswirtschaftliches.

Zwischen dem österreichischen und dem ungarischen Eisenkartell ist nun thatsächlich der Krieg ausgebrochen. Unter diesem Krieg leiden vorläufig nur alle jene Personen, denen die Eisenmagnaten die Actien der Eisengesellschaften zu den Hochcursen angehängt haben. Die Börse meint nun, dass der Krieg überhaupt nur den Zweck habe, die Börse zu deroutieren. Das ist nun doch nicht wahrscheinlich; wohl aber ist hundert gegen eins zu wetten, dass sich die Drahtzieher wohl überlegt hätten, den Kartellkampf zu führen, wenn sie noch ihren einstigen Actienbesitz hätten. Der Kartellkampf wäre vom Standpunkt der Eisen verarbeitenden Industrien und der Consumenten nur mit Freuden zu begrüßen, wenn man hoffen könnte, dass er lange genug währen werde, dass diese auch wirklich von den Preisherabsetzungen profitieren könnten. Das ist aber leider nicht anzunehmen. Wahrscheinlich wird der Kampf in wenigen Wochen beendet sein, ohne dass die nominellen Preisherabsetzungen für umfangreiche Abschlüsse Geltung erlangen. Der Zeitpunkt für den Kartellkampf ist gewiss nicht ohne Vorbedacht in die Zeit des geringsten Bedarfes im Jahre verlegt worden, und überdies ist es Erfahrungssache, dass während des Kartellkampfes niemand mehr als den dringendsten Bedarf deckt, da man immer auf noch tiefere Preise wartet. Es werden also die Eisen verbrauchenden Industriellen kaum in die Lage kommen, sich auf die Kampfpreise bei ihren Berechnungen zu stützen. Es sei denn, was immerhin nicht ausgeschlossen ist, dass die Eisenindustriellen sich schon heute auf die Zolltarifserneuerung im Jahre 1903 vorbereiten und einen längeren Kartellkrieg in der Absicht führen, den Forderungen auf Herabsetzung der Eisenzölle mit dem Hinweis zu begegnen, dass ohnedies kein Kartell bestehe und die Preise herabgesetzt seien. Hoffentlich wird man ihnen dann nicht auf den Leim gehen. An dem Tage, an welchem die Eisenindustriellen ihre Schutzzölle wieder in Sicherheit hätten, würde auch das Kartell wieder erstehen und der alte Preiswucher von neuem beginnen. Uebrigens denken die Eisenmagnaten wahrscheinlich gar nicht soweit; für die Zollverhandlungen haben sie sich ja mit den Erzeugern von Fertigproducten bereits auf Aufrechthaltung des Schutzzolles auf Roheisen und auf namhafte Erhöhung der Zölle auf Eisenfabrikate geeinigt; wenn sie nicht die öffentliche Meinung in ihren Preiswucherträumen stört, so laufen sie keine Gefahr und haben nicht nöthig, um der Zukunftspreise willen auf den Gegenwartsprofit zu verzichten.

*

Wir erhalten Kenntnis von dem nachstehenden Circular:

„K. k. priv. Böhmische Nordbahn

Nr. 10.424/a. Prag, 23. Juni 1900.

An die k. k. Staatsbahndirection Wien.

Die häufig vorkommenden Lieferzeitüberschreitungen bei Frachtgütern von Stationen der k. k. priv. österreichischen Südbahn nach Stationen unserer Linien, für welche wir auch bei nicht declariertem Interesse an der Lieferung namhafte Entschädigungen theils zu unseren Lasten allein, theils aber auch zu Lasten der ganzen Transportstrecke leisten müssen, veranlassen uns, die Aufmerksamkeit einer Geehrten auf die in vielen Fällen gewiss vermeidbaren Verzögerungen zu lenken und erlauben wir uns im Interesse aller an diesen Transporten betheiligten Verwaltungen das höfliche Ersuchen zu stellen, geeignete Maßnahmen zur thunlichsten Beschleunigung des Transportes bei den in Betracht kommenden dortseitigen Uebergangs- und Abzweigestationen treffen zu wollen.

Insbesondere ist es ein bedeutender Procentsatz von Sendungen ab Triest, Klagenfurt, Marienberg und Cilli nach den diesseitigen Stationen Bodenbach, Tetschen, B. Leipa–Nixdorf &c., welche mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf allen tarifmäßigen Routen verzögert werden, so dass es für die betreffenden Parteien ein lucratives Geschäft geworden ist, diese Sendungen unter Lieferzeit-Interessedeclaration nahezu vollkommen frachtfrei zu beziehen.

Gleichlautende Zuschriften richten wir unter einem an alle betheiligten Verwaltungen.

Die Direction."

Wir drucken dieses Schreiben ohne Commentar ab. Wir verweisen nur auf die in unserer heutigen Nummer veröffentlichten Artikel über die „Reform der Güterbeförderung bei den k. k. österreichischen Staatsbahnen" von [illegible] und „Entgegnung" von Julius Flamm. [illegible] einer einheitlichen Reform unseres Güter[illegible] allen [illegible] Bahnen konnte sich kaum ein sprechen[illegible] als die Thatsache, dass es bereits ein „lucratives [illegible]" geworden ist, die Lieferzeitüberschreitungen zur [illegible] der [illegible] auszunützen.

Kr.

Man schreibt uns aus **Berlin**: Es ist bei uns seit langem Sitte, hochmüthig auf die finanziellen Vorgänge in den Nachbarreichen herabzublicken. „So etwas ist bei uns nicht möglich," so lautet gewöhnlich das Urtheil, wenn irgend eine fremde Scandalaffaire bei uns bekannt wird. Besonders galt das stolze Wort für die Verhaltnisse bei unseren Hypothekenbanken. Ganz plötzlich ist nun aber gerade auf diese Domäne unserer Richter fremder Sitten ein verheerendes Unwetter niedergegangen. Seit Bestehen des Reiches ist es nicht das erstemal, dass sich bei unseren Hypothekenbanken Schäden zeigen. Der große Baukrach nach den Gründerjahren brachte die **Preußische Hypothekenbank** schon einmal in Gefahr. Dann folgte anfangs der Neunzigerjahre die Misère der **Pammer'schen Hypothekenbank**, die eine Reorganisation des Instituts nothwendig machte. Der Zusammenbruch der **Stettiner Nationalhypotheken-Credit-Gesellschaft** kann nicht recht hierzu gerechnet werden, weil jene agrarische Genossenschaft unter ganz besonderen Umständen arbeitete. Bei jenem Zusammenbruch erhoben auch wieder die Vertreter der **Hypothen-Actienbanken** den nun einmal üblichen Ruf: „So etwas kann bei uns nicht passieren"! Der lauteste Rufer im Streite war der Director Schmidt von der Preußischen Hypothekenbank, der nach der Vergangenheit seines Instituts wohl etwas mehr Veranlassung zur Zurückhaltung gehabt hätte. An ihm hat sich die damalige Voreiligkeit inzwischen bitter gerächt, denn gerade seine beiden Institute, die **Preußische Hypothekenbank** und die **Deutsche Grundschuldbank**, haben auf das deutsche Hypothekenwesen einen schwarzen Schatten geworfen. Beide Institute sind in arge Bedrängnis gelangt. Sie haben, um ihre zurückströmenden Pfandbriefe aufnehmen zu können, die Hilfe der übrigen Hypotheken-institute in Anspruch nehmen müssen. In eingeweihten Kreisen wusste man schon lange, dass bei den beiden Banken sehr eigenthümliche Zustände herrschen. Der großen Menge sind jene Uebelstände aber erst durch zwei Artikel enthüllt worden, die vor zwei Monaten in der „Frankfurter Zeitung" erschienen. Dadurch wurde zunächst die enge Verwandtschaft zwischen den beiden genannten Banken beleuchtet. Die Deutsche Grundschuldbank ist eine Tochterbank der Preußischen Hypothekenbank und eigens zu dem Zweck gegründet, solche Geschäfte zu machen, die sowohl durch die früheren preußischen „Normativbestimmungen" als auch durch das neue Reichs-Hypothekenbankgesetz der Mutterbank verboten waren. Die Verwaltungen beider Banken sind fast völlig identisch. War die eine gezwungen, ein Grundstück in der Subhastation zu erwerben, so trat die andere dafür ein, wobei ihr das Kaufgeld als Hypothek belassen wurde. Aber diese Zweispännerfamilie war den Herren noch zu wenig arbeitsfähig. Es wurde daher noch die Actiengesellschaft für Grundbesitz und Hypothekenverkehr gegründet und im Laufe der Zeit entstanden noch vier andere Untergesellschaften. In engster Beziehung zu diesem ganzen Klüngel stand außerdem noch ein hiesiges Bankhaus, dessen Ruf seit einigen Jahren nicht gerade der beste ist. Dieser ganze Ring von Gesellschaften machte nun unter sich alle möglichen Geschäfte. Außer der vorhin schon beleuchteten Transaction soll es auch üblich gewesen sein, dass eine der Gesellschaften Baugelder gab, dann belieh die Mutterbank das Grundstück zur ersten Hypothek und die älteste Tochter gab die zweite Hypothek. So flogen denn die Millionen hin und her. Doch das Resultat waren wohl gute Bilanzen, aber Bargeld gab es nicht, da schließlich Mutter und älteste Tochter die einzigen Geldquellen waren. Das gieng ja lange Zeit, als kein besonderer Anlass das Zurückströmen der Pfandbriefe beschleunigte. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der letzten Jahre waren naturgemäß dem Absatz der Pfandbriefe eher ungünstig. Zwar konnten, als schon die Staatspapiere bedenkliche Neigung nach unten zeigten, die Hypothekenpfandbriefe ihren Cursstand noch ziemlich behaupten. Das war möglich, weil die Hypothekenbanken den Bankiers in der Provinz und in Berlin eine ziemlich beträchtliche Provision (circa ¾ bis 1%) gewährten. Infolge dessen überstieg der tägliche Neuabsatz meist noch den Betrag, welcher zurückfloss. Schließlich aber überwog doch infolge der andauernden Zinsfußsteigerung das Angebot bedeutend. Alle Hypothekenbanken hatten einen ziemlich schweren Stand. Aber ganz besonders misslich wurde nun die Lage der **Preußischen Hypothekenbank** und der **Grundschuldbank** infolge der inzwischen erfolgten Pressanschuldigungen. Um den letzten Coupon, wie es bei uns üblich ist, schon vierzehn Tage vor Semesterbeginn einlösen zu können, versuchten die Banken in Brüssel zu Wuchersätzen sich Geld zu machen. Inzwischen wuchs die Beunruhigung in den Kreisen der Pfandbriefbesitzer. Aber die Verwaltungen blieben stumm, bis schließlich in der vorigen Woche ihre Pfandbriefe und Actien gestrichen werden mussten. An der nächsten Börse notierten die Pfandbriefe 10% unter dem letzten Curs. Der gesammte deutsche Markt und das gesammte deutsche Capital schwebten in einer ganz exorbitanten Gefahr. Abgesehen von den 150 Millionen, welche allein die beiden obengenannten Banken an Pfandbriefen im Umlauf haben, dürften in Deutschland etwa 5½ Milliarden Pfandbriefe anderer Institute circulieren. Eine allgemeine Pfandbriefkrisis hätte entstehen können. Da griffen denn die übrigen Banken ein und stellten vorläufig gegen Cession von Hypotheken den gefährdeten Instituten 15 Millionen Mark zur Verfügung. Dadurch wurde der Strom vorderhand gehemmt. Die Banken machten ihre Intervention davon abhängig, dass die Untergesellschaften in Liquidation treten sollen. Sie haben, trotzdem die geliehene Summe ihnen durch die Cession der Hypotheken sichergestellt ist, daran ein Interesse, weil eben der schlechte Ruf auch nur **einer** Hypothekenbank alle in den Abgrund ziehen kann. Aber diese Liquidation ist leichter decretiert als durchgeführt. Sie kann sich Jahre lang hinziehen, leider aber lässt sich auch noch nicht einmal annähernd sagen, was dabei für die Actionäre herauskommt. Denn bis zu dem Moment, wo ich den Bericht an Sie abschließe, liegt außer einer ebenso phrasenreichen wie inhaltslosen Erklärung, so gut wie gar nichts vor. Die Treuhänder der Institute melden zwar mit, dass die Summe der unter ihrem Mitverschluss ruhenden Hypotheken die Summe der umlaufenden Pfandbriefe übersteigt. Aber da es nicht Aufgabe der Treuhänder ist, die Qualität der ihnen hinterlegten Pfandurkunden zu prüfen, so kann man momentan noch nicht einmal sagen, ob [illegible] sind. Bei der Grundschuldbank ist das gar nicht so unwahrscheinlich. Die vielen Milliarden von deutschen Pfandbriefen sind fast durchgängig im Besitz kleiner Leute, die sie für mündelsichere Anlagen ansahen. Dieses blinde Vertrauen ist geschwunden und die Steigerung unserer Staatsanleihen während der letzten Tage zeigt, dass Neuanlagen in Hypothekenpfandbriefen vorläufig in erheblich geringerem Umfang gemacht werden.

* * *

Der **Kartellkampf in Oesterreich-Ungarn** hat kaum begonnen und doch machen sich schon seine Folgen bei uns bemerkbar. Wenn sich zwei Kartelle zanken ist tertius gaudens höchstens der Consument, die Genossen aber leiden. Diese Ueberlegung hat bei uns schon ein Kartell gesprengt. Die Laurahütte und die im oberschlesischen Walzwerksverband organisierten Werke hatten bisher mit einigen sächsischen Hütten eine Preisconvention, die jetzt unter dem Vorwand, dass die Königin Marienhütte den Vertrag gebrochen habe, von der Laurahütte gekündigt worden ist. Da das sächsische Werk den Contractbruch entschieden leugnet, bleibt keine andere Erklärung, als die Furcht vor der österreichischen Concurrenz. G. B.

## Kunst und Leben.

**Jubiläumstheater.** Das Volksstück „**Mutter Sorge**" ist von feinen und bedeutsamen dichterischen Schönheiten und Gedanken durchzogen; sie sind durchaus innig, persönlich und nicht Trieb kalter Verstandesgemäßheit. Es war ein Dichtereinfall, die unirdische Sorge in ein durchaus realistisches Stück als handelnde Gestalt einzuführen. Ein melancholisch-heiterer Raimund-Ton erklingt besonders im ersten und dritten Acte. In der Verkörperung der „Mutter Sorge" hält sich der Verfasser, Herr Rudolf **Hawel**, an die Zueignung des Sudermann'schen Romanes, doch liegt in der gedanklichen Bestimmung und der Führung der Gestalt viel Eigenartiges, Persönliches. Wenn nun auch der Scenen gedacht wird, in welchen „Mutter Sorge" als lindernde Befreierin waltet, in der sie Abschied nimmt von einem alten Manne, um dem Tode Platz zu machen, und jener, in welcher die „graue verschleierte Frau" mit hinüberschleicht ins neue Heim der gepfändeten und delogierten Familie, um sich auch dort einzunisten, so sind alle Schönheiten und Tiefen des Stückes, die darin als funkelnde Goldadern verwoben sind, erwähnt. Leider ist „Mutter Sorge" dennoch kein vollwertiges dichterisches Werk, wenn auch sein Verfasser ein Poet ist oder werden wird. Das Stück als ganzes ist schlecht, der vierte Act verstimmend schlecht. Es enthält Sentimentalitäten, banale Charakterisierung, Schablonenmenschen — kurz die Erbfehler der meisten Wiener Volksstücke, und was das unangenehmste ist, die zum Ausdruck kommende Weltanschauung ist die des Philisters und entbehrt der geistigen Vertiefung. Ob Rudolf Hawel einmal ein Stück für das Publicum schrieb, um überhaupt die Bühne zu gewinnen und dann **seine** Welt zu zeigen und zu erschließen, oder ob er heute schon ein durch Speculation verdorbenes Talent ist — wird er aufzuklären haben .... Endlich hat das Jubiläumstheater einen Dichter gebracht, ohne ihm aber ehrende Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Die Darstellung war dem Stücke geradezu lebensgefährlich. Das Währinger Theater ist unfähig, eine höhere Aufgabe zu bewältigen. Herr **Fröden** möchte alle Wirkungen und Ausdrucksmöglichkeiten der darstellenden Kunst in jede Geste, in jedes Wort zwängen; er arbeitet übermenschlich und wird doch kein Heros, jede von ihm dargestellte Gestalt wird zum Zerrbild. Fräulein **Fasser** zog aus dem hübschen Gedanken des Verfassers, die Sorge in der Mundart der von ihr Heimgesuchten sprechen zu lassen, nicht die Folgerung einfach zu sein; sie that sehr schaurig und declamierte hohl und schwer. Bloß Herr **Godai** war gut in einer Rolle, die ihm nicht entsprach. R. H.

*

Adele Sandrock spielte im **Theater an der Wien** die „Zweite Frau" („Second Mrs. Tanqueray"). Dieses Stück, von Arthur W. **Pinero**, hat einen seltsamen Ruhm: es ist das einzige, das die moderne englische Bühne der deutschen zum Nießbrauch überlassen hat. Pinero ist aus dem Lande des Drury Lane der Auserwählte, den der Continent als Dramatiker von halbwegs feineren Absichten kennen lernte. Sein „Lord Quex" wird demnächst in deutschen Aufführungen die Probe auf das Exempel zu liefern haben; seine „Mrs. Tanqueray", das ältere Stück, wurde durch die Uebersetzung Karl Lindaus schon vor längerem bekannt. Solche Arbeiten sind, richtig aufgefasst, Curiositäten und müssen als das beurtheilt werden. Sie kommen zu uns aus anderen Zonen des Geistes. Geben sie sich auch verhältnismäßig weltmännisch und modern, schielen sie auch nach Dumas und Ibsen, sie wurzeln doch in einem anderen Boden. In einer Cultur, die uns in manchem Barbarei zu sein scheint. In einer Kunstanschauung, für welche Shakespeare — er ist zufällig selbst dort geboren — heute kaum etwas mehr bedeutet, als blendende Ausstattung (mit Musikbegleitung) und Gelegenheit zu schauspielerischen Kunststücken. Was in London als Dramaturgie betrieben wird, müsste bei uns vermuthlich als eine Art landesüblichen Sports anmuthen; und wenn sich ihre Vertreter endlich entschließen wollten, dem deutschen Publicum Original-[illegible] im [illegible] zu zeigen, so würde ihnen gerade von dieser exotischen Fremdheit ihr Interesse gegeben werden. So ergeht es den Stücken

Pineros. Sie haben die Fehler, aber auch den Reiz ihrer Eigenart. Und da sie Sittenbilder aus ihrer heimischen Gesellschaft zu geben wenigstens versuchen, haben sie überdies den Reiz ihres fremdländischen Milieus. Man sehe den fesselnden Expositionsact in der „zweiten Frau“. Ein gewisser feiner Duft psychologischer Seltsamkeit liegt auf ihm und seinen beiden Hauptpersonen, zumindest der Duft eines bestimmten Nationalcharakters. In diesem ersten Act liegt übrigens noch mehr, liegt auch noch gute Dramatik nach festländischen Begriffen. Zu wirklicher Tragik sind darin die Ausblicke gegeben. Das kühn aufgebaute Ehebündnis eines älteren Witwers der guten Gesellschaft mit einer Courtisane bricht zusammen trotz aller liebevollen Vorsätze. In sich selber trägt es den Keim seines Untergangs: in tausend kleinen, unscheinbar hervorbrechenden Differenzen, die nun mit naturalistischer Kunst zu zeichnen wären. Aber da zeigt sich freilich die Kehrseite; das Pinero'sche Stück hat auch die Fehler seiner nationalen Eigenart, und nach dem manches versprechenden ersten Act wird es einfach zum Melodrama. Aeußere Zwischenfälle verdrängen das Problem. Mit der Gefährlichkeit der Courtisanenehe begnügt sich der Verfasser nicht. Wie, wenn der Ehrmann nun auch noch eine erwachsene Tochter hat? Und wenn diese Tochter im Kloster erzogen und von unerbittlich tugendhafter Strenge ist? Und wenn sie überdies einen Bräutigam findet, der zufällig früher Geliebter seiner eigenen jungen Stief-Schwiegermutter war? Zweifellos wird durch diese Aufthürmung das Stück ereignisreicher. Nur seine Logik wird ärmer, und das ernstere Interesse daran ist schon längst erloschen, wenn die störende Heldin sich selbst aus dem Wege räumt.... Diese Heldin wird von der Duse im ersten Act liebenswürdig und hinreißend, in den späteren zu liebenswürdig und darum unrichtig gespielt. Die Sandrock gibt die letzten Acte empfindungsärmer, aber temperamentvoller, launenhafter, nervöser und damit wirksamer. Man kennt ihre große Kunst von dieser Seite. Darin hat sie in der letzten Zeit noch gewonnen, eine gewisse trotzige Stimmung scheint sie zu beflügeln. In der Rolle der Tochter stand Fräulein Jurberg neben ihr und war so süßlich in ihrer Bravheit, so geziert im Augenaufschlag und so butterbrotweich in der Rede, dass man sich daran den Magen verderben konnte. Die Herren Faber und Senger hielten sich gut. A. G.

•

Man schreibt uns aus Berlin: Elsbeth Meyer Förster brachte ihr neuestes Schauspiel „Käthe“ im Berliner Theater zur Aufführung. Diese „Käthe“ scheint mir für die Entwickelung des modernen Dramas verheißungsvoll. Das realistische Schauspiel ist damit wieder in das gute, alte, brauchbare Rührstück Birch Pfeiffer'schen Angedenkens übergegangen. Einzelne Züge solchen Wandels waren schon lange da. Hier ist es beglückende Thatsache geworden. Dabei ist die Sprache so lieb natürlich und die Gefühle tragen das weiße Einsegnungskleidchen, das ihnen so gut steht, und die Damen im Parquett suchen nach dem Taschentuch. Wer kennt diese „Käthe“? Das arme Kind muss seine Schularbeiten machen und gleichzeitig die Wirtschaft führen; das arme Kind hat seine Mutter verloren. Man kennt auch den englischen Gouvernantenroman, der für solche Fälle immer Vorbild war und Vorbild bleiben soll: die zarte Unschuld kommt in moralische Bedrängnisse. Sie erhält eine Stiefmutter, die sehr bedenklich ist und Chantantsängerin war. Zwar ist es unwahrscheinlich, dass eine Chantantsängerin einem Großkaufmann als Anstandsdame in sein Haus gebracht wird, unwahrscheinlicher, dass er sie heiratet: aber auf der Bühne stört das Unwahrscheinliche eigentlich gar nicht. Und zwei und einen halben Act hindurch sitzt Käthe nun in moralischer Bedrängnis. Nur ein Ausweg, der sich da bietet, und den bringt glücklicherweise der vierte und letzte Act: Käthe muss in Pension. Ach! und die Trennung von ihrem goldenen Papachen wird ihr so schwer. Doch ist das alles nur die eine Seite des Rührenden. Wie ergreifend, wenn zwei noch ganz junge Herzen, die eigentlich noch gar nichts davon verstehen und sich die Sache ganz anders denken, in holder, unschuldiger Liebe sich zusammenfinden, so ganz naiv. Und sie finden sich zusammen. Und eines dieser Herzen heißt Käthe. Also dass hinter der Pension des vierten Actes sich in gigantischen Linien die Umrisse eines Traualtars zeichnen. Echte Rührung muss quälen und erquicken zu gleicher Zeit, und in Elsbeth Meyer Försters Schauspiel ist echte Rührung. Es ist auch nicht wahr, dass die Birch-Pfeiffer todt ist. Sie hat nur geschlafen, während das Volk nach ihr schrie, aber sie wird wiederleben und die deutsche Bühne wiederaufrichten zu alter, herziger Rührseligkeit.

•

„Der Thor und der Tod“, eine Dichtung von Hugo von Hofmannsthal. Secessionsbühne. Eine Bühne, in die Bühne eingebaut, über der sich der Vorhang hebt, wie über ein Bild in schwarzem Rahmen. [illegible] und [illegible] Stimmung senkt sich auf einen Edelmann herab, der einsam [illegible] in seinem engen Zimmer. Ein Liebhaber, ist er [illegible] Leben [illegible] [illegible]

Zu einem Leben wird ihm der Tod, wie sein wirkliches Leben ein Tod gewesen. Und willig folgt er dem Freunde. — Leis' gleiten diese Vorgänge vorüber, und sie rufen Stimmungen wach. Es ist ein Reiz in dieser Sprache, die farbig schimmert, wie Blätter im Herbst. Man fragt sich dennoch und muss es sich fragen, warum diese Stimmung nicht tiefer greift. Das alles bleibt ein Bild im schwarzen Rahmen. Es fehlt an etwas, und dies Etwas ist die Kraft des Wortes. Diese Sprache lockt und schillert, aber dann wird sie wieder abstract, als wär' sie aus einem philosophischen Compendium entnommen, und den ganz innigen Ton, wo sie ihn benöthigt, trifft sie nicht. Und hier ist die Sprache alles. Gedankliche Tiefe und Empfindungsschmelz sind ihr eigen; Gefühlsinnigkeit ist's, die ihr fehlt. So stiehlt sich in diese Stimmungszauber ein leises Frösteln ein. — — Folgte: „Hockenjos oder die Lügenkomödie“ in zwei Acten von Jacob Wassermann. Es ist lustige Kleinstadtstimmung in diesen burlesken Vorgängen. Der Bürgermeister ersehnt den Orden, und ein Bildhauer und Agent weiß ihn zu überreden, dem großen Todten des Städtchens ein Denkmal zu setzen. Dieser große Todte ist Hockenjos, ein verbummelter Maler, der eben auf einer Südpolexpedition sein Leben eingebüßt haben soll. Das führt zu derbkomischen Auftritten, und diese derbe Komik ist caricaturistisch stilisiert; darin liegt der künstlerische Reiz. Im zweiten Act aber, da das Denkmal enthüllt wird, und sich der lebende Hockenjos just dazu einstellt, flacht die Kleinstadtstimmung ab, und was an Komik bleibt, ist nur die übliche Burleskenkomik. Ernst Heilborn.

•

Man schreibt uns aus Berlin: Wie eine Novität wirkte die Wiedererweckung der Bellini'schen Oper „Die Puritaner“, die uns das Gastspiel einer italienischen Operngesellschaft mit Marcella Sembrich an der Spitze bescherte. „Die Puritaner“ blicken auf ein fünfundsechzigjähriges Alter zurück. Nun ja, etwas hinfällig und gebrechlich sind sie auch, diese altitalienischen Musikgestalten. Doch flößt manch frischer Zug im einzelnen, ein Augenblitz, eine Mundbewegung in den verwitterten Gesichtern auch der heutigen Generation noch ein gewisses Interesse ein, zumal wenn die Mumienbelebung durch so tüchtige Sachverständige vollzogen wird, wie im vorliegenden Falle. Der überromantische Stoff, der aus der englischen Geschichte nur die Zahlen und Namen entlehnt, wendet alle gewaltthätigen Bühnenkniffe an, um die Liebe eines Brautpaares zu erproben. Kurz vor der Hochzeit verschwindet der Bräutigam im Drange seiner Pflichterfüllung; er sucht seine bedrohte Königin, die Witwe des unglücklichen Karl I. zu retten. Die Braut wird wahnsinnig und macht dadurch die Hoffnungen des Rivalen zu nichte, der den Glücklicheren auszustechen bemüht war. Das Wiedersehen und die Gefährdung des Geliebten, der auf der Liste der Proscribierten steht, stellen die Willenskraft des Weibes auf eine neue harte Probe, aus der sie der glückverkündende Bote Cromwells erlöst. Marcella Sembrich thronte auf einsamer Höhe vollendetster Künstlerschaft. Am würdigsten stand ihr der Bassist der Truppe Signor Arimondi zur Seite; auch der Tenor Signor Bonci und der nicht mehr ganz stimmfrische, aber vorstellerisch gewandte Bariton Signor Benfande und der Kapellmeister Bevignani leisteten recht Vorzügliches.

Dr. Wilhelm Kleefeld.

•

Man schreibt uns aus München: Seit Jahren ertönt in Bayern der Ruf nach „Musikfesten“, und in Nürnberg hat man sich vorigen Sommer zum „I. Bayerischen Musikfest“, mit etwas fragwürdigen Ergebnissen allerdings, aufgeschwungen. Nun aber hat, dank der frischen Initiative des dortigen „Hugo Wolf Vereines“ (der freilich nach seinen Bestrebungen besser den Namen „Gesellschaft für moderne Tonkunst“ führen würde) München sein solennes „Musikfest“ erlebt. Im Orchester — ein bis dahin unerhörter Fall in der bayerischen Residenz — die Combination von „Kaim-Orchester“ und „Hofkapelle“ hergestellt; der Vocalkörper, eine Vereinigung von „Porges-Chor“ und Lehrergesangverein“; an der Spitze dieser Heerschaaren Hofoperndirector Mahler aus Wien als Componist und Dirigent des Hauptwerkes, mit meisterlicher Stabführung über das Ganze gebietend. Das Publicum, dem Werk von einundeinhalbstündiger Dauer, nämlich Mahlers großer C-moll-Symphonie in fünf Sätzen, vom ersten Anfang bis zum letzten Ende, willig und mächtig gefesselt, mit Andacht folgend, um nach dem weihevollen Schlusschor in einen wahren Beifallssturm und lange, lange anhaltenden Anerkennungsjubel auszubrechen! Da ward denn merkwürdigerweise nichts von den in Berlin seinerzeit so sehr verpönten „Kakophonieen“ verspürt, der „südliche“ Zug in Mahlers Compositionsweise war hier sofort empfunden und erkannt worden. Zum erstenmal auch seit Beethovens „IX.“ hatte man da wieder den Eindruck einer Erfüllung des Begriffes (nicht der Form) „Symphonie“ — von [illegible] volles, harmonisches Zusammenklingen alles dessen, was nur immer im Makrokosmus des Alls singen und sagen, tönen und lauten kann. Es war ein unerhörter, ehrlicher Erfolg, der hoffentlich der bedeutsamen Schöpfung nun auch den Weg zu weiterem Klangleben würdig ebnet und bereitet. Kann man mit manchen unseren „Modernen“ wohl vortrefflich leben, mit Mahler — und das ist wahrlich nichts Geringes — lässt sich freudig sterben. Denn es gilt uns hier zugleich, auf das bemerkenswerte poetische Vermögen des Componisten mit hinzuweisen, das sich in der freien und selbständigen Weiterführung der Klopstock'schen Choralstrophen: „Aufersteh'n, ja aufersteh'n!“ beim Chortext der Schlussode so ergreifend bekundet: „O glaube, mein Herz, o glaube: es geht dir nichts verloren! Dein ist, was du gesehnt, dein, was du geliebt, gestritten! [illegible] Mit Flügeln, die ich mir errungen in heißem Liebesstreben, werd' ich entschweben — —.“ Das ist nicht nur eine erhebende Fortbildung des Klopstock'schen Gedankens für die der Dichter dem Componisten nur dankbar sein kann; es ist auch eine philosophische Verneinung, die sich [illegible] Idee von einer „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ [illegible] Und zwar aus dem Geist [illegible]: denn „O Himmel über mir, du reiner, tiefer! [illegible] All mein Wandern und Bergsteigen: eine Noth war's nur und ein Behelf des Unbeholfenen: Fliegen allein will mein ganzer Wille, [illegible]“ Auch also sprach Zarathustra.

Dr. Arthur Seidl.

•

Man schreibt uns aus Berlin: Ganz zuletzt, da die Kunstwandlungen des neunzehnten Jahrhunderts ihren Abschluss gefunden haben, sendet Spanien, das an all diesen heftigen Wandlungen keinen Antheil genommen, seinen Vertreter auf den europäischen Markt mit Ignacio Zuloaga, dessen Werke hier im Schulte'schen Kunstsalon zu sehen sind. In ihm scheint Goya zu neuem Leben erstanden. Zuloaga ist hervorragend als Psychologe, hervorragend wie kaum ein zweiter unter den Modernen als Componist, hervorragend als Maler. Da ist das Porträt „Lola, die Zigeunerin". Ueber einen Marktplatz (im Hintergrunde stehen zwei plaudernde Gestalten, links vorn sitzt monumental, wie aus Bronze, eine Obsthöckerin) schreitet Lola, dieses schöne Kind des Volkes, in schlichtem, schwarzem Seidenkleid, wahrscheinlich zu einem Ball. Das ist nicht nur das Porträt einer Dame, das ist ein Volksstück. Zuloaga ist so spanisch wie Thoma deutsch, Meunier belgisch, oder Segantini italienisch ist. Wie spanisch er ist und welch ein Psychologe, erhellt nirgends deutlicher als aus seinen meisterhaften Darstellungen der Kokotte. Man muss etwa das Bild die Versuchung mit ähnlichen eines Lautrec oder Beardsley vergleichen; es ist geradezu classisch für Spanien. — Was das Technische anbelangt, so scheinen dem Künstler überhaupt keine Grenzen gezogen, spielend löst er die schwierigsten Aufgaben. Erstaunlich ist die breite, flächige, decorative Art seines Vortrages, wunderbar die blühende Leuchtkraft der Farbe. Rudolf Klein.

## Bücher.

Ludo Moritz Hartmann: Römer und Langobarden bis zur Theilung Italiens. (Geschichte Italiens im Mittelalter. II. Band, 1. Hälfte.) Leipzig, Georg H. Wigand, 1900. 280 Seiten.

In dem ersten Band seiner auf sieben Bände berechneten Geschichte Italiens im Mittelalter hat Hartmann die Vernichtung des weströmischen Reiches, die Herrschaft Odoakers, die Eroberung Italiens durch die Gothen und schließlich die Restauration der byzantinischen Herrschaft dargestellt. Die Geschichte der Begründung des Langobardenreiches ist nun, obwohl auch durch Sage und Dichtung ausgeschmückt, gewiss weniger reich an dramatischen Scenen, mächtigen Heldengestalten und jähem Wechsel des Schicksals, als die Geschichte der Gothen. Aber wie viel des Interessanten bietet auch das Jahrhundert italienischer Geschichte, das uns Hartmann in der ersten Hälfte des zweiten Bandes erzählt. Die Langobarden, deren ursprüngliche Wohnsitze in Bardengau an der unteren Elbe zu suchen sind, sind nicht wie die Gothen als Verbündete des römischen Kaisers nach Italien gekommen. Aber auch die Erzählung, dass Narses aus Aerger über die kaiserliche Ungnade sie herbeigerufen habe, ist in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Wie die der anderen Germanenscharen, so wurden auch die Wanderungen der Langobarden durch zwei Motive bestimmt: neben dem Druck durch fremde, vorwiegend mongolische Stämme, war es die Aussicht auf arbeitslosen Genuss, die auch die Langobarden weiter und weiter getrieben hat. Nichts ist verkehrter als die Auffassung, die Germanen hätten ihre alten Wohnsitze verlassen, um in der Fremde die Felder zu bestellen. Gerade weil sie keine Lust hatten, hinter dem Pfluge herzugehen, weil sie ein müheloses Leben gewohnt waren, darum sind sie in die Fremde gezogen, wo ihnen die entwickelten Formen der Grundherrschaft es ermöglichten, ihr Leben als Jäger und Krieger weiterzuführen. Dementsprechend ließen sich die Langobarden in Italien nicht etwa auf dem flachen Lande als Bauern nieder; sie traten an die Stelle der von ihnen vertriebenen oder getödteten römischen Grundherren (possessores). Sie lebten in den Städten von den Abgaben der Hörigen und Colonen, die lediglich ihre Herren gewechselt hatten. Düster ist die politische Geschichte dieses Zeitraumes: im Langobardenreiche häufige Bürgerkriege, der in der deutschen Geschichte nur allzuoft wiederkehrende Kampf zwischen der Centralgewalt der Krone und den föderalistischen Gewalten, den Herzogthümern, in dem beide Theile sich nicht scheuen, ausländische Mächte zu Hilfe zu rufen. Daneben der fortwährende, nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochene Krieg der Langobarden mit dem Kaiserreich, das sich nur schwer an die Thatsache der Theilung Italiens zu gewöhnen vermochte. In dem Widerstreit der Langobarden mit dem Kaiser wächst eine dritte Macht empor, das Papstthum. Durch die Bekehrung der Franken, Angelsachen, Westgothen und Langobarden die geistigen Beherrscher des Occidents, durch ihren gewaltigen Grundbesitz und dessen treffliche Organisation eine bedeutende Machtstellung in Italien einnehmend, erobern die Päpste auch dem Kaiser gegenüber eine selbständigere Stellung. Die Gothen haben nichts Dauerndes geschaffen, ihr Name ist verschollen. Aber ebenso wie der Name der Langobarden in einer der bedeutendsten Provinzen des Landes fortlebt, so haben auch die Ereignisse, die mit ihrer Festsetzung auf dem Boden der Halbinsel verknüpft sind, bis in die neueste Zeit fortgewirkt. Die folgenschwere Theilung Italiens, deren Geschichte uns Hartmann in diesem Buche vorführt, hat bis 1869 und 1870 die Schicksale des Landes bestimmt. Paul Darmstädter.

Gustav J. Wischniowsky: Financielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn 1901. Wien.

Die Anerkennung, mit welcher wir den vorigen Jahrgang dieses Werkes zu Beginn des Jahres begrüßt haben, können wir nach Erscheinen des Jahrgangs 1901 im vollsten Maße wiederholen. Es ist uns kein financielles Nachschlagewerk in deutscher Sprache bekannt, welches an Reichhaltigkeit des Inhalts, an knapper, praciser Darstellung und praktischer Anordnung des Stoffes den Vergleich mit diesem Werke aushalten könnte. Als specielle Vorzüge für den Gebrauch dieses Werkes seien auch heuer erwähnt: die Gegenüberstellung der Rechnungsabschlüsse zweier Jahre, der Auszug aus den Statuten und der historische Abriss, die Curs- und Dividenden-Tabellen, die Productionsstatistik bei den besprochenen Unternehmungen; ferner die jeder Gruppe von Unternehmungen vorangestellten statistischen Daten über Production, Ein- und Ausfuhr, Preise, Zollverhältnisse der betreffenden Güter, die Geschichte der wichtigen Kartelle u. s. w. Der Inhalt ist noch reichhaltiger, als im vergangenen Jahr. Bedauerlich ist nur, dass mehrfach im allgemeinen Theil unterlassen wurde, die statistischen Daten durch die Ziffern pro 1899 zu ergänzen. W. F.

Jules Case: Die sieben Gesichter. Autorisierte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. Illustrationen von A. Andréas. München und Paris, bei Albert Langer, 1900.

Ein junger Mann setzt alle Hebel in Bewegung, um seine Jugendgespielin, die er an sich gekettet sieht und die ihm doch gleichgiltig ist, mit einem guten Freund zu verheiraten. Er ist auf dem besten Wege, seinen Vorsatz durchzuführen. Das Mädchen verliebt sich in den Freund, der Freund in das Mädchen, die Verlobung ist nahe bevorstehend: da erkennt der freundliche Vermittler, dass er selbst das Mädchen wahnsinnig liebt, dass er sie immer lieben wird — ein merkwürdiger, aber nicht unglaublicher psychologischer Vorgang. Wir finden ihn alle zumindest begreiflich, wenn nicht einfach natürlich, aber seine Analyse ist uns nicht klar. Wir würden da gern ein wenig Halt machen und den Thatbestand überprüfen, aber wir stehen schon vor einem zweiten Factum. In dem durch seine eigene Täuschung betrogenen steigt das unbezähmbare Verlangen auf, seinen glücklichen Nebenbuhler, den er selbst dazu gemacht, zu beseitigen. Mit Schaudern fühlt er, dass ihm der Gedanke an ein Verbrechen nicht mehr fremd ist. Die Nähe seines Freundes bringt ihm Entsetzen; er hasst den Arglosen und fürchtet doch, mit ihm zu brechen. Er ist innerlich bereits sein Todfeind geworden; aber die Ahnungslosigkeit des Freundes ist für den noch immer die beste Schutzwehr. Da schlafen einmal beide im selben Zimmer; der eine liegt ruhig im Bewusstsein seiner Liebe und seiner Freundschaft in friedlicher Sicherheit, der andere wacht mit steigender Wuth über den Schlaf seines Nebenbuhlers. Endlich bricht es in ihm los, und noch in derselben Nacht begeht er, vor Entlarvung ganz sicher, einen Mord. — Wie aus dem treuen Freunde ein Mörder wird, verdiente eine eingehende künstlerische Behandlung. Ein russischer Novellist hätte wohl auch den ganzen Plan der Novelle nach diesem Hauptpunkt bestimmt; er hätte nicht geruht, bis er die psychologische Möglichkeit als logische Nothwendigkeit dargethan hätte. Jules Case ist kein Russe, diesmals aber auch kein echter Franzose. Er führt seinem Buchtitel zuliebe, die Geschichte noch weiter, obwohl das Interesse bereits erschöpft ist. Er erzählt mit einer allzu gekünstelten Kunstlosigkeit, und wo er scheinbar nichts als die bloße Begebenheit berichtet, sagt er doch durch jede Zeile: „Seht nur, wie ich bloß berichte, berichte, sonst nichts!" Aber diesmal braucht man sich nicht um die Fehler kümmern; man wird durch das psychologische Interesse — und dies erweckt zu haben, ist ja ein großes Verdienst — genug gefesselt sein. D. Bach.

## Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" (October). „Gedanken über das Liebesproblem" heißt ein Artikel von Lou Andreas Salomé. Sie sagt, während sich im allgemeinen die Gefühlsbeziehungen der Menschen in zwei ausgesprochene Kategorien scheiden lassen, wonach das Homogene angezogen, das Fremdartige abgewiesen wird, ist bei den erotischen Beziehungen fast das Umgekehrte der Fall, indem grade das Andersgeartete, Fremde, Neue den größten Reiz ausübt. Nicht mit Unrecht sage man, die Liebe sei der ewige Kampf, die ewige Feindschaft der Geschlechter; nirgends liege das andere Extrem: der Hass so nahe, wie bei der Liebesleidenschaft. Während andere zärtliche Empfindungen den Menschen selbstlos machen, wird er durch seine erotischen Gefühle in seiner Selbstsucht bestärkt, und je heftiger diese sind, desto stürmischer wird er fordern und begehren; denn: in der Liebesleidenschaft vermählt sich der Mensch dem Andersartigen nicht, um sich aufzugeben, sondern um sich selbst noch zu übertrumpfen, um sich weiterzugeben in seinem Kinde." Es ist auch gar nicht der Besitz des andern, sondern die Steigerung der eigenen Persönlichkeit, die uns so beglückt und berauscht — insofern ist es richtig, dass jede, auch eine unerwiderte Liebe Glück gibt — und der andere Theil ist darin nur als der erregende Anlass enthalten. Dass wir in der Liebe den Gegensatz suchen, entspricht einem richtigen Instinct; denn wie die Erfahrung lehrt, entstehen bei der Zeugung gerade aus dem Zusammenkommen möglichst differenter Protoplasmakörperchen die höchsten Resultate, während Inzucht zu Degeneration und Unfruchtbarkeit führt. Deswegen habe der, der ganz er selber bleibt, die größte Aussicht, dauernd geliebt zu werden, und nichts sei für den Bestand der Liebe bedrohlicher, als das Bemühen, sich zu assimilieren.

„Die Umschau." Dr. Julian Marcuse berichtet über das Licht als Heilmittel. Schon bei den Römern war die Heilkraft des Sonnenlichtes bekannt und wurde in der Gestalt von Sonnenbädern verwertet. Solche Lichtbäder, zu denen in letzter Zeit auch künstliche, d. h. elektrische Lichtbäder gekommen sind, fanden durch alle Jahrhunderte ununterbrochen Anwendung, aber erst der modernen Wissenschaft war es vorbehalten, die Sonnenstrahlen — denn das Licht und nicht die Wärme ist es, welche wirkt — zu specifischen Heilverfahren zu verwenden. Sie gründen sich auf die Erkenntnis von dem schädlichen, zerstörenden Einfluss, welche gewisse Strahlen üben; es sind dies die sogenannten chemischen Strahlen, welche im blauen, violetten und ultravioletten Theil des Spectrums liegen und imstande sind, chemische Zersetzungen zu bewirken. Diese Beobachtung führte einen Kopenhagener Dermatologen, Prof. Niels Finsen, zu einer Lichttherapie, der localen Bestrahlung, die besonders bei Lupus mit großem Erfolg angewendet wird, da unter dem Einfluss der violetten Strahlen die Bacillen im Keime zerstört werden. Er verwendet dazu in erster Linie das directe Sonnenlicht, dessen Strahlen durch Sammellinsen concentriert und durch dicke Wasserschichten geleitet werden; mittels vorgelegter blauer Lösungen werden die rothen (die Wärmestrahlen), welche verbrennend wirken würden, absorbiert, und nur die violetten (die Lichtstrahlen) bleiben übrig und werden durch kleinere, auf der kranken Stelle befestigte, mit Wasser gefüllte Doppellinsen dorthin geleitet, wo sie ihre zersetzende Kraft ausüben sollen.

**„Mercure de France"** (October). Dem vor wenigen Wochen verstorbenen Lyriker Albert **Samain**, über den die „Zeit" in Nr. 85 („Lyrisches") einen Artikel gebracht hat, widmet Louis **Denise** einen Nachruf. Samains poetische, ja romantische Neigungen hinderten ihn nicht, den nüchternen Beruf eines Staatsbeamten zu ergreifen und mit großer Gewissenhaftigkeit auszufüllen; er vertrat sogar den Standpunkt, dass sich bei einem wenig bewegten äußeren Leben die Intensität der Empfindungen, der Eindruck der inneren Erlebnisse steigert. Im Jahre 1893 erschien sein erster Band: „Au Jardin de l'Infante", in dessen Dichtungen sich eine üppige, aber schwermüthige Phantasie mit einem mystischen Pantheismus paart. Sie fanden eine glänzende Aufnahme, aber Samain entzog sich allen äußerlichen Ehren und flüchtete sich in die Pyrenäen, wo er sich innig an den Dichter Francis **Jammes** anschloss. Sein zweiter, im Jahre 1898 erschienener Band „Aux flancs du Vase" zeugte von größerer Abklärung; weit einfacher in der Form, boten diese Dichtungen gewissermaßen eine Wiederbelebung antiken Geistes in moderner Form. Ein dritter Band, gewissermaßen Samains literarisches Testament, das die Quintessenz seiner gereiften Weltanschauung bringen soll, steht demnächst unter dem Titel „Le Chariot d'Or" bevor. — Henri **Albert**, dem Frankreich die Uebersetzung von Nietzsches sämmtlichen Werken verdankt, weiht **Nietzsche** einen **Nachruf** in dem er sagt, durch seine Uebertragung sei der deutsche Philosoph endlich zu seinem eigentlichen Leserkreis gelangt, nach welchem er zeitlebens gestrebt. Unablässig habe er der deutschen „Bildung", jenem Gemisch von Byzantinismus und halber Barbarei, den französischen Gedanken entgegengesetzt, der ihm einzig in Europa eine Zukunft zu haben schien. Auf der Basis der französischen Tradition, die ihrerseits die Erbin des classischen Alterthums und der italienischen Renaissance ist, wollte er das Gebäude seiner Cultur aufrichten. Sein Kraftideal hatte nichts mit dem des imperialistischen Englands und des Bismarck'schen Deutschlands gemein, und wer seine Aussprüche aufmerksam zusammenhält, für den kann es keinem Zweifel unterliegen, dass nur Frankreich die Heimat seiner „guten Europäer" sein könnte.

**„Contemporary Review"** (October). L. O. **Cooper** gibt eine sehr erheiternde Beschreibung der **Beirabahn**, einer südafrikanischen Linie, die über portugiesisches Gebiet führt und Beira mit Umtali und Salisbury verbindet. Sie ist technisch ein Unicum, da ihre Schienen stellenweise (wegen des schlammigen Bodens, den sie meilenweit durchläuft) auf Piloten ruhen. Nachdem sie diese sumpfige Gegend, die einer der tückischesten Malariaherde der Erde ist, passiert hat, durchschneidet die Bahn einen Wald, in dem es von giftigen Schlangen, sowie von Löwen und Tigern wimmelt, deren Gebrüll ihn beständig durchzittert. Die dortigen Löwen sollen übrigens einen giftigen Biss haben, so dass auch an sich unbedeutende Verletzungen tödtlich wirken. Nebst den gefährlichen Schlangen und Raubthieren durchschwärmen zahllose Insecten diesen Landstrich. Die Locomotive wird mit frischem Holz geheizt, das Zugspersonal recrutiert sich hauptsächlich aus den Kreisen der verkrachten Existenzen und der Abenteurer. Unglücksfälle sind auf dieser Strecke so häufig, dass ein Inspectionsarzt für 200 Meilen kaum genügt, und da der Zugsverkehr ein ziemlich spärlicher ist, oft 100 Meilen weit in einem von Negern getriebenen Karren zu seinen Patienten befördert werden muss. Dennoch verheißt Mr. Cooper der Beiralinie eine bedeutende Zukunft, da die andere Parallellinie zum Cap (die nach Buluwayo) sehr lang und umständlich und wesentlich theurer für den Frachtenverkehr ist. — J. M. **Creed** macht einen Vorschlag zur Reform des englischen Heeres, die namentlich für den außereuropäischen Dienst von Bedeutung wäre. England sollte in Canada, Südafrika, Neuseeland und Australien große Landstriche für **militärische Stationen** ausersehen, wo seine Truppen, wie im Feldlager lebend, Gelegenheit hätten sich für den Dienst in den dortigen Gegenden auszubilden. Auch den eingeborenen Recruten könnte dadurch eine zweckmäßige Ausbildung im großen Stil zutheil werden und im Falle von Conflicten hätte man jederzeit ausgiebigen Succurs in der Nähe und könnte die Truppen aus den Colonialgarnisonen berufen, statt sie in wochenlangen Fahrten von England nach China oder Indien befördern zu müssen. Neben diesen großen Feldlagern wären Gestüte anzulegen, die nicht nur ein ausgiebiges Pferdematerial, sondern auch ein solches liefern würden, das mit allerhand Terrain und Fütterungsverhältnissen vertraut wäre; übrigens sollten neben den Pferden auch Maulthiere, Gebirgsponies und in manchen Gegenden auch Kameele gezüchtet werden. Endlich empfiehlt Mr. Creed sowohl durch Erhöhung der Löhnung als durch bessere Lebensbedingungen den Dienst so zu gestalten, dass Leute höherer Kategorie sich gerne entschließen würden, diesen Stand zu ergreifen.

---

# Die Multiplicationstafel oder das Einmaleins.

Eine chinesische Liebesgeschichte von Kai-lung.

Nacherzählt von Leopold Katscher.

Unter der Herrschaft des erlauchten Kaisers Tsing Nung lebte in einem Dorfe in der Nähe der Stadt Honan ein reicher und habsüchtiger Götzenmacher namens Ti-Hung. Dieser Mann hatte in der Verfertigung von Lehmgötzen eine so große Geschicklichkeit erlangt, dass er auf viele Li (chinesische Meilen) in der Runde berühmt war. Zahlreiche Götzenhändler der ganzen Gegend kauften ihre Vorräthe bei ihm ein. Kein anderer Götzenerzeuger zwischen Honan und Nanking beschäftigte soviel Lehmreinsammler und -Former wie Ti. Allein die Reichthümer, welche er aufhäufte, machten ihn nur noch habgieriger, und so kam er auf den Gedanken, Männer anzustellen, die er theils „Reisende", theils „Vermittler" nannte und die von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt zogen, um die von Ti verfertigten Götzenbilder zu verkaufen und Bestellungen in Reihen zu nehmen, welche die [illegible] Dichter [illegible] zu Ehren hatten.

[illegible] ward Ti-Hung von dem Wunsche [illegible] den vollen Verkaufspreis seiner Erzeugnisse einzusacken, statt die Kleinhändler etwas verdienen zu lassen. Ein solcher Geiz musste ihm viele Feinde machen, umso mehr, als seine „Reisenden" und „Vermittler" unverschämter waren als der Scorpion und halsstarriger als der Ochse. Es hat sich denn auch bis auf den heutigen Tag das Sprichwort erhalten: „Mit Honig läßt sich das Herz des Ziegenbocks erweichen, aber die Vertreter Ti-Hungs betrachten einen Hieb mit der eisernen Keule als ein Zeichen von Bewillkommnung." Bei ihrem Herannahen pflegten die Leute die Thüren zu verriegeln oder auch die Sinnbilder der Trauer und des Todes hinauszuhängen.

Der erfolgreichste und daher von seinem Herrn geschätzteste unter den Reisenden Tis war Li-Ting. Er war aber auch der verworfenste. Seine Verworfenheit gieng so weit, dass er niemals die Gräber seiner Ahnen besuchte; ja, man munkelte sogar, dass er mit ihrem verehrungswürdigen Andenken Spott treibe, indem er einmal im Scherz geäußert habe, er sei bereit, sie jedwedem Manne, der etwa keinen eigenen Ahnen besitze, zu verkaufen. Dieser höchst bedenkliche Mensch scheute nicht davor zurück, in die Häuser selbst der hervorragendsten Mandarinen einzudringen und den Sclaven zu befehlen, dass sie die Täfelchen, auf denen sein Name und seine Tugenden verzeichnet waren, hineintragen. Vorgelassen, begrüßte er die hohen Herren, als ob sie seinesgleichen wären, mit der Frage: „Wie befindet sich dein Magen?" und legte dann Muster seiner Götzenbilder vor, wobei er ihren Wert arg übertrieb. „Sieh doch!" pflegte er zu sagen. „Ist dieser elegant geformte Götze nicht würdig, den Ehrenplatz einzunehmen in deinem prachtvollen Palast, welchen meine Gegenwart so sehr verunreinigt, dass zwölf Becken Rosenwassers außerstande sein werden, den Fleck zu beseitigen? Sind die Augen dieses Abgottes nicht zarter als die auserlesensten Mandeln? Und ist sein Magen nicht runder als die Kuppeln des Hohen Tempels zu Peking? Aber trotz seiner Vollkommenheit ist er nicht würdig, von einem so erlauchten Mandarin als Geschenk angenommen zu werden, und deshalb will ich dafür einen Viertel-Taël annehmen — wirklich weniger als mein berühmter Meister für den Lehm allein bezahlt hat."

Durch solche Anpreisungen verkaufte Li sehr viele Götzen zu hohen Preisen, und dadurch gewann er die Zuneigung seines habsüchtigen Herrn so sehr, dass dieser ihm die Hand seiner schönen Tochter Ning versprach.

Ning war in der That ein sehr liebliches Mädchen. Ihre Augenwimpern glichen den schönsten Weidenruthen, die in den Sümpfen des Yang-tse-Thales wachsen. Ihre Wangen waren prächtiger als Mohnblumen, und wenn sie im Hoang-ho (Gelber Fluss) badete, schien ihr Leib durchsichtig zu sein. Ihre Stirn übertraf an Schönheit die glänzendste Jade und ihr schwebender Gang war der eines geflügelten Vogels. Wenn sie — fast gewichtlos — einhertrippelte, schien ihr Haar in einer Wolke zu schwimmen.

Das böse Auge Li-Tings erkannte Ning als das herrlichste Geschöpf, das je auf Erden gelebt, und wusste sich, um sie zu erlangen, in das Herz ihres Vaters zu schleichen. Im Laufe der Zeit wurde der Heiratsvertrag aufgesetzt und Li sandte dem Mädchen zwei Armbänder aus feinstem Golde, mit rothem Bindfaden zusammengebunden, als Verlobungsgeschenk. Nun sagt aber ein Sprichwort: „Die gute Biene verschmäht verwelkte Blumen." Demgemäß dachte Ning mit Schrecken an ihre bevorstehende Vermählung, obgleich sie als gute Tochter den Vater ehrte, wie es das zweite der fünf Großen Principien vorschreibt.

Uebrigens lag die Schuld vielleicht nicht an der Person Lis allein, sondern wohl auch an derjenigen Jun-Tschangs. Am Abend des Tages, an welchem Ning das Geschenk des Reisenden empfangen hatte, begab sie sich auf die Reisfelder, setzte sich unter eine Trauercypresse, deren höchste Zweige die mittlere Luft durchdringen, und rief laut:

„Ich kann meine Bitterkeit nicht unterdrücken. Wozu nennt man mich die Weiße Taube unter goldenen Lilien, wenn meine Schönheit nur für die Schweinsaugen des äußerst verwerflichen Li-Ting bestimmt sein sollte? O Jun-Tschang, mein unglücklicher Geliebter! Welch böser Geist verfolgt dich, dass du die Prüfung für den zweiten Grad nicht ablegen kannst? Warum hast du dich nicht mit einer landwirtschaftlichen oder auch nur gewerblichen Laufbahn begnügt, mein edler Junge? Du wärest glücklich geworden, während du durch die Bewerbung um einen literarischen Grad zwischen uns eine Kluft erzeugt hast, die breiter ist als der Whang-hai!"

„Sowie der in hohen Regionen schwebenden Schwalbe die Erde klein erscheint, überwindet ein festentschlossenes Herz scheinbar unüberwindliche Hindernisse," sagte jetzt eine Stimme und Jun kam hinter der Cypresse hervor, hinter der er Ning erwartet hatte. Und er fuhr fort: „O du, die ebenmäßiger gebaut ist als eine Chrysantheme! Mit Hilfe meiner Ahnen werde ich schon noch den zweiten Grad erlangen und sogar in Peking eine hohe Vertrauensstellung bekommen."

„So? Aber inzwischen werde ich von dem Hochzeitskuchen des [illegible] unwerten Li gegessen haben," meinte sie schmollend und zeigte ihm die verhängnisvollen Armbänder.

„Leider fühlt man sich zuweilen versucht, selbst die wirksamsten und gewaltthätigsten Mittel anzuzweifeln. Ich hatte gehofft, dass Li-Ting gegenwärtig bereits ein ebenso plötzliches wie unwürdiges Ende genommen haben werde, denn ich habe eine Beschreibung seines Charakters verfasst und an den augenfälligsten Stellen anschlagen lassen — auch an diesem Baum."

Ning wandte sich um und erblickte am Stamm der Cypresse eine ungemein elegant geschriebene Kundmachung, die Jun ihr vorlas:

„Man hüte sich vor dem Hungertod!

Mögen die vornehmen Bewohner dieses Bezirkes den höchst unanmuthigen Gang und das ganze Gehaben der gemeinen Person beobachten, die sich Li-Ting nennt! So benimmt sich ein Hund, der zum Fluss geschleppt wird, weil seine Wunden und Krankheiten seinen Aufenthalt im Hause seines Herrn bedenklich erscheinen lassen. So wird diese buckelige Person zum Richtplatz geführt und erdrosselt werden zur großen Freude aller, die die fünf Sinne verehren: achtungsvollen Gesichtsausdruck, leidenschaftsloses Denken, sanfte Rede, scharfes Gehör, durchdringenden Blick. Er hofft, den Rothen Knopf und die Pfauenfeder zu erlangen; aber die Gottheit zuckt die rechte Hand und Li-Ting wird sicherlich ein plötzliches Ende nehmen."

Ning bewunderte ihren Anbeter und sagte: „Wenn Li einer so kräftigen Waffe widerstehen kann, muss er mit den bösen Mächten im Bunde sein. Uebrigens steht er im Begriff, eine Reise anzutreten, von der er nicht vor dem ersten Tage des Monats zurückkehren wird, in welchem die Sperlinge meerwärts ziehen, um in Austern verwandelt zu werden. Vielleicht ereilt ihn unterwegs sein Schicksal. Wenn nicht..."

„Wenn nicht," unterbrach Jun, so bleibt mir immerhin noch eine Hoffnung. Vorhin hast du bedauert, dass ich mich der Gelehrsamkeit gewidmet habe. Nun höre und ermiss den Wert der Kenntnis. Mit Hilfe der Geister meiner Ahnen hat mir mein Wissen zu einer neuen und sonderbaren Entdeckung verholfen, für die ich keinen Namen finden kann. Es ist ein neues Rechensystem, durch dessen Anwendung dein ausgezeichneter, aber ungemein engherziger und geiziger Vater in derselben Zeit, die ihm jetzt einen Tael einbringt, fünf Taëls verdienen könnte. Glaubst du nicht, dass er in Anbetracht dessen einwilligen würde, mich zu seinem Schwiegersohn zu machen und den uneleganten, unwürdigen Li-Ting zu entlassen?"

„Sollte der unwahrscheinliche Fall eintreten, dass du meinen erhabenen Vater von der Richtigkeit deiner Worte überzeugen kannst, so würde deine Hoffnung sicherlich erfüllt werden. Aber in welcher Weise könntest du ihm eine solche Ueberzeugung beibringen? Mein ebenso erleuchteter, wie wohlthätiger Vater wendet ohnehin alle in seiner Macht stehenden Mittel an, um den vollen Lohn seines heiligen Gewerbes zu ernten. Ich halte es geradezu für ausgeschlossen, dass er nach noch mehr Käufern für seine Lehmgötzen Verlangen trage, denn sein Ruhm ist so groß, dass die Käufer wegen ihrer beträchtlichen Anzahl oft tagelang darauf warten müssen, bedient zu werden. Da mein außergewöhnlich methodischer Vater niemand anderen mit der Entgegennahme des Geldes betraut, geht die Bezahlung langsam vor sich. Wenn z. B. ein widernatürlich frommer Mann hundert Götzenbilder kauft, bringt mein Vater den größten Theil des Tages bloß mit dieser Person zu."

„In welcher Art wird dabei gerechnet?"

„Damit in der Rechnung keine Verwirrung eintrete, ist es selbstverständlich nothwendig, dass der Käufer, wenn er ein Idol bezahlt hat, es zur Seite trägt und dann zurückkehrt, um das zweite zu bezahlen und fortzubringen. So geht es weiter bis zum letzten. Häufig nimmt ein Käufer die ganze Zeit von Morgen bis zum Sonnenuntergang in Anspruch."

„Nun denn," sagte Jun in freudiger Erregung, „wenn die Bezahlung und Fortschaffung von hundert Idolen auf einmal erfolgen könnte, würde ein solches Geschäft nur den hundertsten Theil der jetzigen Zeit kosten und dein Vater könnte viel mehr Kunden bedienen."

„Wie wäre das möglich?! Es ist doch gewiss niemand imstande, den Wert vieler Götzenbilder auf einmal abzuschätzen."

„Den Ungebildeten ist derlei freilich unmöglich," antwortete der Jüngling stolz. „Mir aber ist es durch literarische Forschungen gelungen, ein Mittel zu ersinnen, welches nicht nur zur Abschätzung, sondern zur zuverlässigen Berechnung eines Wertes führt. Ich habe die Ergebnisse dieser Berechnung in Tabellenform niedergeschrieben, und ich will die Tafeln deinem habgierigen und geistesarmen Vater geben, wenn er mir deine unvergleichliche Hand nebst einem Gewinnantheil bewilligt und den unfindigen, sittlich fadenscheinigen Li entlässt."

„Wenn der Regenwurm sich seiner herrlichen Flügel rühmt, darf der Adler getrost schweigen, erscholl eine rauhe Stimme hinter den Liebenden, die sich hastig umwandten und Li-Ting erblickten, der unbemerkt herbeigeschlichen war.

„O, du unbedeutendster aller Tabellenschmierer!" fuhr der Reisende fort. „Es ist ganz klar, dass Ueberarbeitung dein sonst wohlerzogenes Hirn erweicht hat. Wäre es nicht offenbar, dass du geisteskrank bist, so würde ich ohne Zögern mein schönes und feines Schwert bereden, dich zu den Geistern deiner unedlen Ahnen zu befördern. So aber will ich dir bloß die Nase und das linke Ohr abschneiden, damit die Leute nicht sagen, dass der Drache der Erde schläft und die Böswilligkeit unbestraft bleibt."

(Schluss folgt.)

---

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit".**

---

Stimmen aus dem Publicum.

## Oesterreichisch-ungarische Bank.

Die

# XXIII. regelmässige Jahressitzung der Generalversammlung

der

# Oesterreichisch-ungarischen Bank

findet im Monate **Februar** des Jahres 1901 statt.

Die stimmberechtigten Actionäre,*) welche dieser Generalversammlung als Mitglieder angehören wollen, werden eingeladen, spätestens bis **Freitag, den 30. November 1900,** zwanzig auf ihren Namen lautende, vor dem Juli 1900 datierte Actien der Oesterreichisch-ungarischen Bank sammt Couponsbogen bei der Depositenabtheilung der Hauptanstalt in Wien oder bei der Hauptanstalt in Budapest oder bei einer Filiale zu hinterlegen oder vinculieren zu lassen.

Tagesordnung, Ort und Stunde der Sitzung werden den Mitgliedern der Generalversammlung mittels besonderer Kundmachung in den zu Wien und Budapest erscheinenden Amtsblättern rechtzeitig bekanntgegeben werden.

**Wien,** 24. October 1900.

**OESTERREICHISCH-UNGARISCHE BANK.**

**Bilinski**
Gouverneur.

**Wiesenburg**
Generalrath.

**Pranger**
Generalsecretär.

*) **Artikel 14** der Statuten der Oesterreichisch-ungarischen Bank, Alinea 1: An den Generalversammlungen der Oesterreichisch-ungarischen Bank können nur österreichische und ungarische Staatsangehörige theilnehmen.

**Artikel 15** der Statuten: Von der Theilnahme an der Generalversammlung ist ausgeschlossen:

a) wer nicht im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte steht, insbesondere auch derjenige, über dessen Vermögen das Concursverfahren eröffnet worden ist, bis zur Beendigung desselben;

b) wer infolge einer strafgerichtlichen Verurtheilung in seinen bürgerlichen, politischen oder Ehrenrechten beschränkt ist, solange diese Beschränkung andauert.

**Artikel 18** der Statuten. Jedes Mitglied der Generalversammlung kann nur in eigener Person und nicht durch einen Bevollmächtigten erscheinen und hat bei Berathungen und Entscheidungen, auch wenn es in mehreren Eigenschaften an den Verhandlungen theilnehmen würde, nur eine Stimme.

**Artikel 19** der Statuten. Lauten Actien auf juristische Personen, auf Frauen oder auf mehrere Theilnehmer, so ist derjenige berechtigt, in der Generalversammlung zu erscheinen und das Stimmrecht auszuüben, welcher sich mit einer Vollmacht der Actieneigenthümer, sofern diese österreichische oder ungarische Staats[illegible] ausweist. Bevollmächtigte müssen aber mit Ausnahme des Actienbesitzes ihren persönlichen Eigenschaften nach (Artikel 14 und 15) fähig sein, an der Generalversammlung theilzunehmen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 3. November 1900. Nummer 318.

## Industrieller Schützentag.

Auf dem Industriellentag, der in dieser Woche in Wien stattfand, sprach der Vertreter der österreichischen Handelskammern, Herr Max Mauthner, die Hoffnung aus, der Tag werde dazu beitragen, „dass auch in Bezug auf die Anschauungen über die Industrie und die Industriellen eine Aenderung platzgreift“. Wenn die Veranstalter des Industriellentages das gewollt haben, so ist ihr Zweck erfüllt, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem sich's Herr Mauthner gedacht haben mag. Wer die Verhandlungen des Industriellentages verfolgt hat, wird in der That seine Anschauungen, zwar nicht über die Industrie, wohl aber über die Industriellen ändern müssen. Denn bisher hat man sie im allgemeinen für geistig bedeutender gehalten als sich — von einigen lobenswerten Ausnahmen abgesehen — jene Industriellen, die auf dem Tage gesprochen, erwiesen haben. Wenn Herr Mauthner in seinem Entzücken über die Rede des Ministerpräsidenten Herrn Dr. v. Koerber in die Worte ausbrach, er „fühle sich heute einen Augenblick lang nach England versetzt“, so muss er England sehr schlecht kennen. Denn ebenso wie es undenkbar wäre, dass der Präsident der vereinigten Handelskammern Englands eine englische Industriellenversammlung mit dem seichten, selbst- und anderen gefälligen, jedes sachlichen Inhalts entbehrenden Geschwätz des Herrn Mauthner begrüßen dürfte: ebenso ausgeschlossen ist es, dass ein englischer Ministerpräsident es wagen dürfte, englischen Industriellen, nein, auch nur englischen Omnibuskutschern, wenn er deren Berathung beiwohnt, eine so confuse Phrasensammlung vorzusetzen, wie die Rede des Herrn v. Koerber auf dem Industriellentag eine war.

Mit treffender Ironie hat Herr Dr. Lueger auf dem Industriellentag, freilich ohne dass in dem dortigen allgemeinen Halloh diese seine „Frozzelei“ des Herrn Dr. v. Koerber und des Industriellentages selbst verstanden worden wäre, die Industriellen zu dem „klaren und deutlichen Programm“ beglückwünscht, das ihnen Herr v. Koerber vorgetragen habe. Klarheit und Deutlichkeit aber ist, wie männiglich bekannt, die Haupteigenschaft des Stiles des Herrn v. Koerber. Herr v. Koerber spricht sich immer so klar und deutlich über seine An- und Absichten aus, dass noch jetzt, da er bereits acht Monate in der Regierung ist, kein Mensch weiß, was er außer dem Portefeuille eigentlich will, infolge dessen er jetzt, acht Monate nach seinem Regierungsantritt, eben auf dem Industriellentag unter allgemeinster Sensation eine Programmrede halten konnte, als ob er erst an demselben Tage Cabinetschef geworden wäre. Auch diese Programmrede war wieder so deutlich und klar, dass nach ihr noch immer niemand über die Anschauungen und Pläne des Herrn v. Koerber unterrichtet ist, infolge dessen Herr v. Koerber nach weiteren acht Monaten, falls er solange noch im Amte bleiben sollte, eine neue Programmrede halten könnte, der die auf dem Industriellentag vorgetragene den Reiz einer erstmaligen Offenbarung nicht vorweggenommen hätte.

Die erste Hälfte seiner Rede widmete Herr v. Koerber dem Verhältnis von Wirtschaft und Politik. Ueber diesen Gegenstand haben neben geistreichen Leuten auch schon viele Quertöpfe philosophiert. Aber so verworrenes Zeug hat man darüber kaum noch gehört, wie aus dem Munde des Ministerpräsidenten. Die productive Arbeit, sagte er, solle die politischen Gegensätze mildern. Allerdings widerspricht schon, wie er selbst zugibt, der Zustand Oesterreichs in den letzten Jahren schnurstracks dieser Theorie. Eine solche Thatsache in greifbarer Nähe allein müsste einem halbwegs logischen Kopf genügen, um die Hinfälligkeit jener Theorie zu erkennen. Herr v. Koerber aber hält sie trotzdem aufrecht — für die anderen Länder, offenbar für jene, bezüglich welcher er bei den Industriellen eine gehörige Portion Unkenntnis voraussetzt. Was lehren aber die Erfahrungen anderer Länder? Dasselbe, was unsere Erfahrungen uns lehren, dass wirtschaftliche Interessen politische Gegensätze enorm verstärken, ja zuweilen sogar die einzige reale Grundlage politischer Conflicte bilden. Dass auch der deutsch-czechische Nationalitätenstreit durch wirtschaftliche Interessengegensätze der Deutschen und Czechen wesentlich verschärft wird, ist so oft gesagt und bewiesen worden, dass auch Herr v. Koerber davon wissen dürfte. Einige nordböhmische Industrielle sowie der gewesene Abgeordnete Dr. Menger, haben es auch auf dem Industriellentag ausgesprochen, aber der Geist, der die Veranstalter des Industriellentags beseelte, war der Geist des Herrn v. Koerber.

Vor ihm schon sagte es der Präsident des Tages, Herr Pastrée, nach ihm verkündete es der Vicepräsident Herr Wüste und zwischen beiden widmete Herr v. Koerber selbst die zweite Hälfte seiner Rede der Lehre, dass die Obstruction an aller wirtschaftlichen Stagnation schuld sei. Was aber lehrte der Industriellentag selbst? Von dem „umfassenden Wirtschaftsprogramm“ des Herrn v. Koerber, für dessen Verwirklichung die Regierung allerdings der Beihilfe des Parlamentes bedurft hätte, von der zweiten Eisenbahn nach Triest und den „Industrieförderungs“-Almosen, war auf dem ganzen Industriellentag gar nicht die Rede. Die Klagen der Industriellen richteten sich fast ausschließlich gegen Maßregeln, welche die Regierung ohne Parlament getroffen, ihre Wünsche bezogen sich fast ausschließlich auf Maßregeln, welche sie ohne Parlament im Verwaltungswege zu vollziehen hätte. Wenn auf dem Industriellentag der § 14-Ausgleich verurtheilt wurde: wer hat ihn geschaffen? Wie schon sein Name sagt: die Regierung und nicht das Parlament. Die Regierung hat unter Thun bekanntlich das Parlament sogar gesperrt, als es, um ihn abändern zu können, sich anschickte, den Ausgleich aus der Obstruction auszuschalten. In der Kohlendebatte beschwerte man sich über die Kohlentarife, den Waggonmangel, über die Mängel der staatlichen Kohlenbetriebe. Alle diese Uebelstände könnte die Regierung ohne Parlament, ohne § 14 beheben, wenn ihr nur nebst gutem Willen und Einfluss auch der nöthige Muth gegenüber den Kohlenmagnaten eigen wäre. Die Eisenbahndebatte des Industriellentages förderte nur Klagen über die verkehrte Tarifpolitik des Herrn v. Wittek zutage, die gleichfalls ganz ausschließlich in die Verwaltungscompetenz der Regierung fällt. Was über Lloyd und Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gesprochen wurde, war vollends nichts als ein Sündenregister der Regierung. Und die unter lebhafter Zustimmung der Versammlung besprochenen Hindernisse, welche in Oesterreich jeder Neugründung oder Erweiterung einer Fabrik in den Weg gelegt werden, sind abermals nur Hindernisse der Verwaltung und nicht der Gesetzgebung gewesen.

Wenn man also nach dem sachlichen Ergebnis des Industriellentages und nicht nach den Phrasen seiner Veranstalter und seines Ehrengastes, des Herrn v. Koerber, urtheilt, sind auf ihm nicht so sehr die Schäden der österreichischen Gesetzgebung, als vielmehr die der Verwaltung bloßgelegt worden, für die die Regierung allein verantwortlich ist. Nichtsdestoweniger wurden die erschienenen Minister bejubelt, die anwesenden Hofräthe, die eigentlichen Hauptschuldigen, die es nicht einmal der Mühe wert fanden, sich und ihre Amtsführung zu vertheidigen, ausnehmend geehrt, und Herr Pastrée konnte die Verhandlungen mit der Versicherung schließen, dass die Industriellen „mit den Intentionen der Regierung vollkommen einverstanden sein können“. Solche Unlogik wäre denn doch in England nicht möglich. Nur in Oesterreich kann es vorkommen, dass eine Industriellenversammlung sich durch das Erscheinen einiger Minister und Hofräthe allein schon so hochbeglückt fühlt, wie die Kleinstädter auf einem Schützenfest, wenn der Baron oder Graf, der auf dem benachbarten Gut haust, sich leutselig unter sie mengt und den Honoratioren freundlich auf die Schultern klopft. So hat dieses industrielle Schützenfest gezeigt, dass unsere Industriellen nicht nur an wirtschaftlicher Kraft hinter anderen entwickelteren Ländern zurückgeblieben sind, sondern auch an politischer Reife und Selbständigkeit.

k.

—

## Wahlreform in der Schweiz.

Seit der Einführung der Institutionen der Initiative und des Referendums in die schweizerischen Verfassungsacte hatte das Schweizervolk nicht mehr über so bedeutungsvolle und in ihren eventuellen Wirkungen so schwerwiegenden Vorschläge sein Votum abzugeben, wie die beiden, die am 4. November 1900 seiner Entscheidung unterbreitet werden sollen: die Initiative der Wahl des Bundesrathes durch das Volk und die der Proportionalwahl des Nationalrathes.

Eine Erörterung der Initiative der Wahl des Bundesrathes durch das Volk liegt nicht im Rahmen der nachfolgenden Zeilen; vielmehr soll hier ausschließlich, und im Anschluss an den in Nr. 315 der „Zeit“ publicierten Essay über das Proportional-Wahlsystem, die Initiative einer Reform des Wahlmodus der schweizerischen Volksvertretung behandelt werden.

Die gesetzgebende Versammlung der Schweiz besteht aus zwei Kammern, dem Nationalrath und dem Ständerath; der Nationalrath ist eine Vertretung des Schweizervolkes, der Ständerath eine Vertretung der Cantone; es ist dies die praktische Ausgestaltung der, der Verfassung von 1874 zugrundeliegenden Idee, dass das Schweizervolk und die Cantonsregierungen Träger der Souveränetät sind. Die Mitglieder des Ständerathes werden entweder direct durch die Cantonsregierungen entsandt, oder aber, in den rein-demokratischen Cantonen, durch das Volk gewählt. Für die Wahlen in den Nationalrath sind die Art. 72 und 73 der Bundesverfassung grundlegend; sie lauten folgendermaßen:

Art. 72. Der Nationalrath wird aus den Abgeordneten des Schweizervolkes gebildet. Auf je 20.000 Seelen der Gesammtbevölkerung wird ein Mitglied gewählt. Eine Bruchzahl über 10.000 Seelen wird für 20.000 Seelen gerechnet. Jeder Canton, und bei getheilten Cantonen jeder der beiden Landestheile, hat wenigstens ein Mitglied zu wählen.

Art. 73. Die Wahlen für den Nationalrath sind directe. Sie finden in eidgenössischen Wahlkreisen statt, welche jedoch nicht aus Theilen verschiedener Cantone gebildet werden können.

Nach jeder Volkszählung wird die Zahl der Mitglieder von neuem bestimmt und die Eintheilung der Wahlkreise neu vorgenommen. Doch muss dem prüfenden Auge schon auf den ersten Blick die merkwürdige Ungleichheit der einzelnen Wahlkreise auffallen. Einzelne Wahlkreise wählen 5 bis 6, einzelne nur einen Vertreter. Im Canton Bern finden sich Fünfer-, Vierer-, Dreier- und Zweierkreise, in Zürich ein Sechser-, zwei Vierer-, ein Dreierkreis, im Aargau drei Dreier-, ein Einerkreis, im Tessin ein Vierer- und ein Zweierkreis u. s. w. Diese Erscheinung wäre geradezu unerklärlich, wenn die Thatsache nicht allgemein bekannt wäre, dass man in der Schweiz das System der Wahlkreisgeometrie zur seltenen Vollkommenheit gebracht hat; es ist allgemein bekannt und wird bei den diesbezüglichen Verhandlungen in den Räthen nicht einmal bemäntelt, dass oft Kreise neugetheilt oder gruppiert werden, allein mit der ausgesprochenen Tendenz, dieser oder jener Partei, die sonst zu kurz käme, einen Sitz zu sichern. So wurden z. B. in Freiburg, Tessin, Berner Jura u. s. w. Wahlkreise ad hoc geschaffen. Man mag über diese Erscheinung denken wie man will, erfreulich ist sie jedenfalls nicht und sogar ein sehr bedenkliches Mittel, um eine gewisse Ausgleichung zu Gunsten der Minoritätsparteien zu erzielen.

Eine fernere Ungerechtigkeit schließt das heutige Wahlverfahren in sich ein, infolge des Systems der Zutheilung von Sitzen nach Maßgabe der Gesammtbevölkerung: bedenkt man, welche Rolle die Ausländer in den großen Städten der Schweiz spielen, so muss man ohne Schwierigkeit einsehen, dass die Annahme der Gesammtbevölkerung eines Cantons als Grundlage für die Zutheilung der Sitze eine entschiedene Bevorzugung der Großstädte auf Kosten des Landes bedeutet. Der erste Züricher Wahlkreis wählt sechs Nationalräthe, der ganze Canton Uri nur einen, obwohl es niemandem einfiele, ernstlich zu behaupten, dass das Verhältnis zwischen den stimmberechtigten Bürgern der Stadt Zürich und denen von Uri das von 6 : 1 wäre.

Die übrigen Missstände brauchen hier nicht besonders hervorgehoben zu werden, da sie nicht in der Schweiz bloß sich geltend machen, sondern in allen Staaten mit Majoritätswahlverfahren allgemein herrschende Erscheinungen sind. Hierher gehört vor allem der leidenschaftliche und gallige Charakter der Wahlcampagne, der unvermeidlich ist, wenn keine Partei sicher sein kann, dass sie die ihr gebürende Anzahl von Sitzen erringt, sondern geradezu va banque spielen muss: Alles oder nichts. Hierher gehören ferner die unnatürlichen, den Charakter des politischen Lebens entstellenden Wahlbündnisse: so haben sich z. B. bei den letzten Nationalrathswahlen in Genf die bürgerlichen Radicalen mit den Socialisten vereinigt, um gemeinsame Sache gegen die Conservativen zu machen, in Bern kam ein Bündnis zwischen den Conservativen und den Socialisten gegen die Freisinnigen zustande, während in Zürich alle bürgerlichen Parteien sich zum Kampfe gegen die Socialisten vereinigten. Endlich sei auch der [illegible] Missachtung der politischen Rechte der Minoritäten gedacht [illegible] die Socialdemokraten [illegible] Drittel aller Stimmen, [illegible] aber von den [illegible] Räthen [illegible] [illegible] außer Betracht lassen wir auch das Uebel der geringen Wahlbetheiligung und die nutzlose Verschwendung eines Theiles der abgegebenen Stimmen.

Wenn man den Charakter der politischen Entwickelung der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem Schlagwort kennzeichnen wollte, so könnte man sagen, er sei bestimmt worden durch das Streben nach Verwirklichung des demokratischen Staatsgedankens. Dieses Streben kommt zum Ausdruck in der Verfassungsrevision von 1874, in der Einführung des Referendums und der Initiative in den Cantonen und in der Eidgenossenschaft, in der Einführung der directen Wahl der cantonalen Regierungen durch das Volk,*) wie auch in den das Gleiche anstrebenden Reformströmungen in der Bundespolitik. Es darf daher nicht wundernehmen, dass die Frage einer Minoritätenvertretung geradezu in der Luft liegt, unzähligemal bereits die Bundesversammlung beschäftigte, und heute im Vordergrunde des politischen Lebens steht; sie kann jetzt nicht mehr, wie so oft bisher, hinausgeschoben werden, sie verlangt eine endgiltige Antwort, die der 4. November 1900 auch bringen wird. Dass diese Frage aber heute erst beantwortet wird und der Nationalrath bislang auf Grund des Majoritätssystems gewählt wurde, hat seinen guten Grund in der in der Schweiz eingelebten Praxis, dass jede Neuerung, bevor sie auf eidgenössischem Boden Aussicht auf Erfolg hat, sich zuvor in den Cantonen bewährt haben muss; so war es mit dem Referendum, so mit der Initiative und so ergieng es nun auch dem Proportionalwahlsystem. Wir müssen also zunächst die Entwickelung dieses Systems auf cantonalem Boden betrachten.

Auf Schweizerboden wurde die Proportionalvertretung zuerst 1842 durch einen Herrn Hoffmann, von dem sonst nichts bekannt ist, dem Genfer Großen Rathe vorgelegt, und von diesem unter Hohngelächter abgewiesen. 1846 hat Fouriers Schüler, Considérant, abermals in Genf eine Agitation für das Recht der Minoritäten entwickelt,**) und wieder wurde es von der Regierung abgelehnt. Unter dem Eindrucke der blutigen Straßenkämpfe, die in Genf 1864 ausbrachen, und zu denen die ausschließliche Parteiherrschaft die unmittelbare Veranlassung gab, bildete sich in Genf unter der Leitung des Prof. Naville der Wahlreformverein, Association réformiste, dessen Bestrebungen es endlich 1892, nachdem der Parteiterrorismus noch manche Verwüstungen verursacht hatte, gelang, die Wahlen in den Großen Rath auf das System der Proportionalität zu stellen.

Im Tessin machte sich ebenfalls die Erscheinung einer exclusiven Parteiregierung geltend, und führte auch zu heftigen Kämpfen, die sich zu einer kleinen Revolution entwickelten: ein Regierungsrath wurde erschossen, ein anderer eingesperrt und ausgehungert u. s. w. Der schweizerische Bundesrath brachte verschiedene Mittel in Anwendung, aber vergeblich; schon wurden Stimmen laut, man sollte doch „ein Bataillönchen“ hinunterschicken; da verordnete der Bundesrath Verfassungsrevision und eine proportionale Wahl des Verfassungsrathes; für die neue Verfassung wurde am 22. Mai 1891 der Modus der Gemeinderathswahlen, am 2. October 1892 der der Großrathswahlen und am 2. December 1892 der der Richterwahlen auf das Princip der Proportionalität gestellt. Damit war die Verbitterung beseitigt, alle Parteien kamen zum Wort, und die Ruhe war hergestellt. Neuenburg, Zug und Solothurn folgten mit einer Reform des Großraths-Wahlmodus nach Genfer Vorbild 1894; im gleichen Jahre hat der Canton Freiburg die Einführung des Proportionalverfahrens bei allen Gemeindewahlen beschlossen; die Gemeinde der Stadt Bern nahm 1895 für die Stadtrathswahlen das Proportionalsystem an, und zwar das System der Listenconcurrenz, das 1899 noch durch die Zulassung der Cumulation vervollkommnet wurde; 1897 wurde in Basel mit 2731 gegen 2635 ein Initiativbegehren, betreffend Proportionalwahl des Großen Rathes, angenommen, doch wurde die endgiltige Entscheidung durch einen staatsrechtlichen Recurs verzögert, der gegen einen ausgearbeiteten Gesetzentwurf, welcher am 3. und 4. December 1898 dem Volke zur Abstimmung vorgelegt werden sollte, erhoben und bisher noch nicht erledigt wurde; endlich hat Schwyz durch die Verfassungsrevision vom 23. October 1898 ein mangelhaftes Proportionalwahlsystem eingeführt: „Jede Gemeinde hat wenigstens ein Mitglied zu wählen. In denjenigen Gemeinden,

*) [illegible] wurden [illegible] nicht direct durch [illegible] gewählt. [illegible] durch das Volk ein, [illegible] zuletzt Schwyz 1898; [illegible] allen Cantonen mit Aus[illegible] Bern und Aargau. — [illegible] durch die Bundes[illegible] betreffend [illegible] in den Räthen bereits die [illegible]

**) [illegible] Genève 1846 [illegible] die Verfassungs[illegible] allgemein bekannt [illegible] Weise [illegible] das Verdienst, [illegible] Proportionalvertretung [illegible] Mohl, vielleicht [illegible] uomo che ogni idea [illegible] rappresentanza adeguata

in denen drei oder mehr Cantonsräthe zu wählen sind, erfolgen die Wahlen nach dem Proportionalsystem."*)

Kehren wir nun, nach diesem kurzen Ueberblick auf den Siegeszug des Proportionalsystems in den Cantonen, auf das Gebiet der Bundesstaatspolitik zurück.

Zuerst wurde die Frage einer Reform der Wahlordnung nach dem Systeme der Proportionalvertretung 1871 bis 1872 auf Antrag von Herzog-Weber aus Luzern in den gesetzgebenden Räthen discutiert und mit 87 gegen 63 Stimmen abgelehnt; 1873 wurde der Antrag des Genfer Wahlreformvereines mit einer Majorität von 27 Stimmen verworfen. Dann folgte die Motion Thoma, Sprecher, Senderegger und Genossen, woraufhin der Bundesrath beauftragt wurde, dem Nationalrath ein Gutachten über die Frage abzugeben, was in der Botschaft vom 30. October 1883 geschah; es wurden zwei Gutachten vorgelegt, eines für von Dr. F. A. Wille, das zweite gegen von Professor Hilty; der Bundesrath stellte sich auf die Seite von Hilty, und die Motion wurde abgelehnt. Ebenso ergieng es 1884 der Motion der conservativen Nationalräthe Zemp, Keel und Padrazzini, 1885 der Motion des Professors S. Vögelin, der Motion Curti von 1889, der Motion Adar von 1890, woraufhin die Frage für einige Jahre zum Stillstande gelangte, bis sie 1898, durch den Antrag des Socialdemokraten Wullschleger, wieder actuell wurde. Nachdem der Nationalrath den Wullschleger'schen Antrag am 23. Juni 1898 mit 67 gegen 57 Stimmen abgelehnt hatte, eröffnete die schweizerische socialdemokratische Partei, im Vereine mit allen übrigen Minoritätsparteien, eine lebhafte Agitation für eine Volksinitiative. Die Agitation traf auf einen durch die inzwischen erfolgten cantonalen und Gemeindereformen gut vorbereiteten Boden, und in der Zeit vom 15. Mai bis zum 27. Juli 1899 sind bei der Bundeskanzlei 64.685 Unterschriften stimmberechtigter Schweizer Bürger zur Stellung eines Volksbegehrens für die Proportionalwahl des Nationalrathes eingelangt. Das Begehren hat folgenden Wortlaut:

„Art. 73 der Bundesverfassung ist aufgehoben und wird durch folgenden Artikel ersetzt: Die Wahlen für den Nationalrath sind directe. Sie finden nach dem Grundsatze der Proportionalität statt, wobei jeder Canton und jeder Halbcanton einen Wahlkreis bildet.

Die Bundesgesetzgebung trifft über die Ausführung dieses Grundsatzes die näheren Bestimmungen."

Im Juni 1900 fanden die Debatten in den gesetzgebenden Räthen statt, und es wurde im Nationalrath am 7. Juni mit einer Majorität von 73 gegen 45 Stimmen, im Ständerath am 21. Juni mit einer Majorität von 24 gegen 15 Stimmen, beschlossen, dem eingereichten Entwurfe nicht beizustimmen, und für die auf den 4. November 1900 im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft ausgeschriebene Volksabstimmung dem Volke die Verwerfung zu empfehlen. Es läßt sich heute unmöglich mit einiger Sicherheit bestimmen, wie das Resultat der Volksabstimmung ausfallen wird; das Schweizervolk hat oft schon einen ihm von den Räthen empfohlenen Gesetzentwurf abgelehnt (so z. B. letztlich das Gesetz über die Arbeiterversicherung), und oft auch Gesetzentwürfe angenommen, deren Ablehnung die Räthe empfohlen (so z. B. das antisemitische Schächtverbotgesetz). In den Räthen ist es den Gegnern der Proportionalvertretung gelungen, ihre Anschauungen mit den insbesonders von Professor Hilty vertretenen Gegenargumenten gegen die Anschauungen der Minoritätsparteien durchzusetzen: wenn sie aber damit vor das Volk treten, dann können sie möglicherweise eine gewaltige Enttäuschung erleben. Der 4. November wird die Entscheidung bringen.

Basel. Dr. Julius Landmann.

---

# Der Staat und die Kohlenbergwerke.

## I.

Der große Strike der österreichischen Kohlengräber mit seinen sowohl für die Arbeiter als die gesammte Volkswirtschaft schädlichen Wirkungen hat die Aufmerksamkeit des großen Publicums auf die ökonomische Verfassung des Bergbaues, speciell des Kohlenbergbaues gelenkt. Es wurde als ein großer Uebelstand empfunden, dass die großen Kohlengruben in dem Besitze weniger, überaus mächtiger Personen concentriert sind, welche ihre fast monopolistische Stellung zum Schaden der kohlenbedürftigen Industrie, des consumierenden Publicums und der Grubenarbeiter verwerten. Das Schlagwort von der Verstaatlichung der Bergwerke tauchte auf und fand sowohl im Parlamente und anderen öffentlichen Körperschaften als in der Presse vielfach Wiederhall. Der Propagierung dieses Gedankens ist speciell eine lesenswerte Schrift von Dr. Adolf Schleier gewidmet.**) Sie erschien schon vor einigen Monaten, besitzt jedoch durch die gegenwärtige Kohlentheuerung eine erhöhte Actualität. Der Gedankengang des Verfassers ist im wesentlichen folgender:

Die Herrschaft, welche einige große Grubenbesitzer über eines der wichtigsten Gebrauchsgüter in monopolistischer Art ausüben, müsse beseitigt werden durch Verstaatlichung der Kohlenbergwerke. Die mineralen Schätze der Erde seien niemals reines Privateigenthum gewesen; der Staat könne daher ohne Rechtsbruch die auf einer Concession beruhende privatwirtschaftliche Ausbeutung von Kohle und Eisen aufheben und diese unentbehrlichen Güter wieder als Volkseigenthum erklären, allerdings nur gegen Entschädigung der Werksbesitzer. Diese Entschädigung dürfe jedoch nicht so weit gehen, dass auch der zukünftige Ertrag ersetzt werde, wie dies in dem Initiativantrag des Abgeordneten Steinwender im October 1899 geschehen sei: Gewährung einer fünfzigjährigen Rente, bemessen nach dem durchschnittlichen Reinertrage der letzten fünf Jahre. Auf eine solche Entschädigung im Falle der Einlösung hätten die Bergwerksbesitzer nach anerkannten Rechtsgrundsätzen keinen Anspruch. Unter Berufung auf Lassalles Lehre von der Aufhebung erworbener Rechte sucht der Verfasser nachzuweisen, dass nur der wirkliche Schaden zu ersetzen sei, also das investierte Capital, auch der Ankaufspreis, soweit nicht schon eine Amortisation eingetreten sei. Das ganze Bergwerkszugehör (Grundstücke, Maschinen) müsse voll ersetzt werden.

Der Verfasser gibt sich wohl selbst darüber keiner Täuschung hin, dass die praktische Verwirklichung seines Vorschlages angesichts der herrschenden politischen Zustände und thatsächlichen Machtverhältnisse in weiter Ferne steht. Aber davon ganz abgesehen, ist es fraglich, ob die Verstaatlichung der Kohlenbergwerke das einzige oder auch nur das angemessenste Mittel ist, um einerseits eine Berücksichtigung der allgemeinen volkswirtschaftlichen Interessen, andererseits eine Verbesserung der Lage der Kohlengräber herbeizuführen. Die Gefahr, dass der Staat als Herr der Gruben fiscalische Gesichtspunkte walten lässt, dass er ferner gegenüber den Arbeitern mit der Macht der öffentlichen Autorität auftritt, kann angesichts der Erfahrungen, welche bei der Verwaltung der Staatseisenbahnen hervorgetreten sind, nicht gut geleugnet werden. Dazu kommt die Schwierigkeit der Ablösung, welche der Verfasser sehr unterschätzt hat. Nach welchem Maßstab soll die Amortisation der investierten Capitalien oder gar des Ankaufspreises berechnet werden? Konnten doch die Werksbesitzer mit einem dauernden, nur durch die natürliche Erschöpfung der Kohlenschätze begrenzten Bergbaurechte rechnen! Endlich ist auch die juristische Begründung, welche der Verfasser seinem Vorschlage gibt, sehr anfechtbar. Die Grubenbesitzer seien als Personen anzusehen, welche bisher als Geschäftsführer des Staates handelten, da die Kohlenschätze nie aufgehört hätten, Volkseigenthum zu bilden. Es gebüre ihnen daher Ersatz nach den Grundsätzen des Mandats oder der Geschäftsführung ohne Auftrag hinsichtlich aller von ihnen gemachten Verwendungen. Dabei wird jedoch übersehen, dass die Absicht, ein fremdes Geschäft zu führen, ein wesentliches Stück jener Rechtsfigur bildet, eine solche Absicht aber gewiss nicht vorhanden war.

Gelegentlich macht der Verfasser noch einen zweiten Vorschlag, dass nämlich die Werksbesitzer gezwungen werden sollen, den Reinertrag der Gruben mit dem Staate zu theilen. Ganz abgesehen von der Frage der Rechtsgrundlage einer solchen partiellen Expropriation würde dieselbe allenfalls die Staatseinnahmen erhöhen, aber die Nachtheile des gegenwärtigen Zustandes nur noch verschärfen. Das Bestreben, auf Kosten des consumierenden Publicums die Preise der Kohle zu erhöhen und die Löhne der Arbeiter herabzudrücken, würde nur gesteigert und durch die Betheiligung des Fiscus am Reinertrage förmlich legalisiert werden.

## II.

Um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, in dieser wichtigen Frage einen rein negativen Standpunkt einzunehmen, will ich den Weg andeuten, welcher nach meiner Ansicht beschritten werden kann. Man soll — um es kurz zu sagen — dem Staate die Tarifhoheit hinsichtlich der Kohlenproduction gewähren: die Verkaufspreise sollen künftig nur mit Genehmigung der Staatsverwaltung festgesetzt werden. Nur so können meines Erachtens die allgemeinen volkswirtschaftlichen Interessen gegenüber ausbeuterischen Tendenzen zur Geltung kommen.

Dieser Vorschlag erscheint auf den ersten Blick als ein unerhörter Eingriff in die Freiheit des Verkehres, als eine beispiellose Bevormundung der Volkswirtschaft. Wenn nun auch diese Schlagworte ihre einstige Zauberkraft eingebüßt haben, so werden doch auch unbefangene Köpfe darin einen Schritt ins Dunkle erblicken. Man wird die Analogie der Eisenbahntarife nicht gelten lassen, noch weniger die wenigen Preistaxen, welche schon gegenwärtig in Geltung stehen. Allein ich kann darauf hinweisen, dass das, was hier vorgeschlagen wird — die Tarifhoheit des Staates in Bezug auf die Bergwerksproducte — schon geltendes Recht gewesen ist. Der Satz „alles schon dagewesen" feiert wieder einmal einen Triumph.

Zur Zeit der Herrschaft des sogenannten Directionsprincips im Bergbau hat die Staatsverwaltung es als ihre Aufgabe betrachtet, den Gewerken die Wahrung der allgemeinen Interessen zur Pflicht zu machen. Aus diesem Grunde hielt sich der Staat für berechtigt, den Bergbau nicht nur vom sicherheitspolizeilichen, sondern auch vom

*) Es mag [illegible] noch bemerkt werden, dass auch in den anderen Cantonen das Proportionalsystem im Vordergrunde der Politik steht [illegible]

**) Das [illegible] Beitrag zur Frage der Verstaatlichung der Kohlenbergwerke. [illegible] Wien, Verlag von Moriz Perles.

volkswirtschaftlichen Standpunkte zu beaufsichtigen.*) Ihren Höhepunkt erreichte diese Tendenz der Berggesetzgebung in **Preußen.** Hier wurde unter anderen bestimmt (Allgemeines Landrecht II, 16, § 315): Die Schichtmeister schließen im Namen der Gewerke, unter Aufsicht der Geschworenen, die Contracte mit den Arbeitern ... und **verkaufen die Producte der Grube für die vom Bergamte festgesetzten Preise...**

Durch spätere preußische Verordnungen, insbesondere durch die Declaration vom 18. Mai 1786 wurde es als Aufgabe der Bergbehörden erklärt, Ueberproduction im Bergbau zu verhüten und die Preise der Producte so zu regulieren, dass die bestehenden Werke nebeneinander existieren können, ohne durch die Concurrenz erdrückt zu werden.

Mit dem Siege der Adam Smith'schen Lehre hat die Berggesetzgebung des 19. Jahrhunderts das Directionsprincip fallen gelassen. Es hat sich jedoch gezeigt, dass die rein privatwirtschaftliche Regelung des Bergbaues weder den Interessen der Arbeiter, noch den allgemeinen Bedürfnissen der Volkswirtschaft Rechnung trägt. Schritt für Schritt vollzieht sich wieder eine Annäherung an die älteren Rechtsgedanken, zuerst auf dem Gebiete des Arbeiterrechtes, dann aber auch in der Stellung der Bergbauberechtigten zum Staate; immer mehr gelangen hier gemeinwirtschaftliche Gesichtspunkte zur Geltung. Warum sollte es also absurd erscheinen, auf dem Gebiete der Preisbildung — wenigstens bei einem Bergwerksproducte von so hoher Wichtigkeit, wie es die Kohle darstellt — den alten Rechtsgedanken der staatlichen Tarifhoheit wieder zur Herrschaft zu bringen?

In einer Novelle zu unserem Berggesetze könnten folgende Sätze Anerkennung finden: Die Eigenthümer von Kohlenbergwerken sind verpflichtet, der Bergbehörde ihre Bücher und alle Belege, welche für die Beurtheilung des Ertrages von Bedeutung sind, vorzulegen. Die Feststellung der Verkaufspreise ab Grube erfolgt von Zeit zu Zeit unter Mitwirkung der Bergbehörde, unter Berücksichtigung der allgemeinen Marktlage und der Rentabilität des einzelnen Kohlenbergwerkes. Kauf- und Lieferungsanträge, welche mit der behördlichen Festsetzung der Preise nicht im Einklange stehen, sind ungiltig; der etwa gezahlte Kaufpreis verfällt zu Gunsten des Staatsschatzes. Die Tarife können für den Verbrauch im Inlande anders bestimmt werden, als für den Export.

Ich bin auf mancherlei Einwendungen gefasst. Wie will man die Gewerken zwingen zu den amtlich festgesetzten Preisen zu verkaufen? Was geschieht, wenn sie den Betrieb ganz einstellen? Gegen die letzte Möglichkeit gewährt unser Berggesetz ausreichenden Schutz, indem es die Pflicht zum Betriebe aufgestellt hat, bei Strafe der Entziehung des Bergbaurechtes. Dass aber die Verkäufe unterbleiben, obwohl der Betrieb fortgesetzt wird, ist höchst unwahrscheinlich. Man wird ferner sagen, dass den staatlichen Bergbeamten schwerlich die für die Festsetzung der Preise erforderlichen Kenntnisse zukommen. Allein gerade im Kohlenbergbau handelt es sich nicht um schwierige Calculationen; die Factoren der Preisbildung sind ziemlich einfach und leicht zu übersehen. Man wird endlich auf den Zwischenhandel hinweisen, welcher die angemessen festgesetzten Preise wieder illusorisch machen könnte. Das ist zum Theile richtig, kann aber doch durch eine genossenschaftliche Organisation der großen Consumenten verhindert werden.

Jedenfalls hat mein Vorschlag, der hiermit zur Discussion gestellt wird, gegenüber der Idee der Verstaatlichung bemerkenswerte Vorzüge. Er bedeutet keine finanzielle Belastung des Staates, er verlangt keine schwierige Schätzungsoperation, er ist in kürzester Zeit durchführbar und ermöglicht endlich die Fortexistenz einer höchst wichtigen Privatindustrie unter Wahrung der berechtigten allgemeinen Interessen.

Prof. Dr. Adolph Menzel.

---

# Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Prof. Dr. Theobald Ziegler (Straßburg).

Im October vorigen Jahres habe ich die ersten beiden Lieferungen von H. St. Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" in dieser Zeitschrift ausführlich besprochen, die Fortsetzung aber natürlich bis zum Erscheinen der dritten Lieferung verschieben müssen. Als dieselbe dann noch vor Ende des Jahres in meine Hände kam, war ich durch Arbeit anderer Art so sehr in Anspruch genommen, dass ich sie zurücklegen musste, und nun schob sich eins um das andere, immer wieder wurde aus Abend und Morgen ein neuer Tag, und so bis ich die Erfüllung des Ver[illegible] [illegible] wesentlich durch meine [illegible] konnte ich aber zu [illegible] in der [illegible] [illegible] mit dem

Horaz'schen „desinit in piscem mulier formosa superne" begonnen: der Fischschwanz war die antisemitische Grundstimmung, welche das Werk Chamberlains durchzieht und einförmig tendenziös macht. Das gilt natürlich wie von den beiden ersten, so auch von der dritten Lieferung des Buches: sie wird hier in einer Anmerkung auf Seite 935 noch einmal ausdrücklich hervorgehoben und zusammenfassend etwas seltsam so formuliert: „Ich hatte nie geahnt, wie fest theistische Ueberzeugung im Gehirn haften kann, bis ich Gelegenheit hatte, an einem Freund, einem jüdischen Gelehrten, die Genesis und hartnäckige Kraft der scheinbar entgegengesetzten, nämlich der ‚atheistischen' Vorstellung zu beobachten. Es ist und bleibt absolut unmöglich, einem solchen Menschen jemals beizubringen, was wir Germanen unter Gottheit, Religion, Sittlichkeit verstehen. Hier liegt der Kern, der harte, unlösbare Kern der sogenannten ‚Judenfrage'. Und dies ist der Grund, warum ein unparteiischer Mann, ohne eine Spur von Missachtung für die in mancher Beziehung vortrefflichen und alles Lobes würdigen Juden, ihre Gegenwart in unserer Mitte in großer Zahl für eine nicht zu unterschätzende Gefahr halten kann und muss. Nicht aber der Jude allein, sondern alles, was vom jüdischen Geist ausgeht, ist ein Stoff, welcher das Beste in uns zernagt und zersetzt." Der Fischschwanz hat für mich aber jetzt nach der Lectüre des dritten Bandes noch eine andere Bedeutung: mein Interesse an dem Werk ist erlahmt, weil dasselbe gegen das Ende selbst lahmer, matter — soll ich ehrlich sein: weil es langweiliger geworden ist. Nachdem man den Verfasser in den beiden ersten Lieferungen hat expectorieren hören in allen seinen geistvollen und paradoxen Urtheilen und Gedanken, bringt der dritte kaum noch etwas neues; dagegen nimmt namentlich in den zwei letzten Abschnitten die Neigung Chamberlains zu, sich in Reflexionen zu ergehen und dabei erheblich mehr Worte zu machen, als nöthig wäre; in der Freude an seinen Gedanken kann er sie uns gar nicht ausführlich genug mittheilen, auch auf die Gefahr hin, sich zu wiederholen. Das hat es mir nicht ganz leicht gemacht, das Buch zu Ende zu lesen, das mich zuerst als mulier formosa so erfrischend und erfreulich angesprochen hatte; es hat mich schließlich wirklich gelangweilt. Das ist schade; denn die Leser, die sich meiner beiden ersten Artikel*) erinnern, wissen, wie interessant der Anfang war, wie auch Altbekanntes von Chamberlain in einer Form vorgetragen wurde, dass es uns wie ein Neues anmuthet, und mit welcher energischen Unbefangenheit vieles gesagt wurde, was bisher anders geglaubt und anders gesagt worden war. In der dritten Lieferung dagegen hat man doch manchmal das Gefühl: das haben andere auch schon und haben es besser gesagt; oder: das ist ja ganz einseitig und nicht einmal halb wahr!

Doch ich referiere über den Inhalt. Die beiden ersten Lieferungen hatten den ersten Theil „Die Ursprünge" fast zu Ende geführt. Da war vom Erbe der alten Welt die Rede und von den Erben, die dasselbe antraten, und endlich von dem Kampf zwischen den Germanen auf der einen, dem Judenthum und der römischen Kirche auf der anderen Seite. Es war ein Kampf um die Religion, ist aber auch einer um Staat und um den Staat. Mit diesem Capitel vom „Staat" beginnt die dritte Lieferung. Dabei handelt es sich nicht um das Ringen von Kaiser und Papst um den Vorrang; das ist „ein Streit innerhalb der Kirche", das sind „Competenzstreitigkeiten innerhalb der universalistisch gedachten Theokratie". Chamberlain dagegen beschäftigt sich ausschließlich mit dem Kampf zwischen Nationalismus und Universalismus; denn nur dieser dauert heute noch fort. Er wird „im Gegensatz zugleich von Kaiser und Papst, im Gegensatz heißt das also zum kirchlichen Staatsideal von Fürsten, Adel und Bürgerthum geführt". Die Träger dieses nationalistischen Princips sind die „schöpferischen und individualistischen, folglich von Natur staatenbildenden Germanen". Neu ist hieran nichts, als die geistvolle Anlehnung an ein Wort von Goethe: „innerlich grenzenlos, äußerlich begrenzt", woraus Chamberlain u. a. den Schluss zieht, dass die Intoleranz sich aus dem Universalismus ergebe; denn, „wer ein äußerlich Unbegrenztes erstrebt, muss innerlich die Grenzen immer enger ziehen"; und neu ist die willkürliche Ausdehnung des Begriffes „Germanen" auf Kelten und Slaven, an die hier aus der zweiten Lieferung her nochmals zu erinnern ist — „in meiner weiten Auffassung einer nordeuropäischen slavokeltogermanischen Rasse". Uebrigens handelt es sich bei diesem universalistischen Streben ins Schrankenlose nicht bloß um Kirche und Staat, als internationaler verräth auch der Socialismus „seine Verwandtschaft mit Rom", auch in seinem System ist „für individuelle Freiheit und Mannigfaltigkeit, für persönliche Originalität kein Raum". Chamberlain urtheilt hier wie Nietzsche, der ja im Socialismus den Kampf um den Einzelnen und das Pathos der Distanz in seinem aristokratischen Bildungshochmuth ebenfalls verkannt hat.

Und nun erst kommt der eigentliche Gegenstand dieser dritten Lieferung, des ganzen Bandes zweiter Theil: „Die Entstehung einer neuen Welt". Natürlich sind die Träger dieses Neuen wiederum ausschließlich „die Germanen". Dass es auf dem Boden des alten [illegible] des römischen Universalismus, in Italien, zuerst

kommt, widerspricht dem nicht. Wie Jesus kein Jude sein durfte, so dürfen auch die großen Italiener keine echten Italiener sein. „Die innere treibende Kraft, die Seelengröße verleiht nur die Rasse; Italien hatte sie, solange es Germanen besaß." Heute gibt es nur noch wenige „Ueberlebende aus dem Schiffbruch des italienischen Germanenthums"; dazu gehören auch Männer wie — Cavour und Crispi!

Man denkt bei diesem Neuen, das kommt, an die Renaissance, und natürlich ist es diese auch zunächst. Aber den Begriff und Namen lehnt Chamberlain entschieden ab, eben deshalb datiert er den Anfang absichtlich früher, auf 1200, ohne dass er das doch festhalten könnte, um sein Neues von dem üblicherweise mit der Renaissance beginnenden Neuen nachdrücklich zu unterscheiden. Warum er diesen Begriff ablehnt, ist klar: die Germanen müssen in ihrer Cultur schöpferisch, das Neue muss ein eigenartig und ausschließlich Germanisches sein. Der Begriff soll aber nicht bloß falsch, er soll auch verderblich, ein schweres Unglück sein für unsere gesellschaftliche Entwickelung. Das Antike wurde zum Gesetz, das unserer Eigenart Fesseln anlegte, sie auf Schritt und Tritt hemmte und unsere Originalität zu schmälern bestrebt war. Wenn er aber doch zugibt, dass wir auch damals den Hellenen und den Römern die meisten Anregungen für unsere Cultur verdanken, so ist der Unterschied seiner Auffassung von der gewöhnlichen nicht mehr gar so groß. Denn das hat natürlich niemals ein vernünftiger Geschichtsschreiber der Renaissance behauptet, dass wir wirklich wieder Hellenen und Römer geworden, und die neue Cultur lediglich eine „Wiederkehr des Gleichen" sei. Das Originale, ihrer selbst Mächtige, hat man an diesen Renaissancemenschen immer schon betont. Und ebensowenig wird als der wichtigste Beitrag der Humanisten zum positiven Ausbau einer neuen Welt und Weltanschauung „die Emancipation des Individuellen gewöhnlich übersehen". Man traut seinen Augen kaum, wenn man diesen Vorwurf liest: im Zeitalter Nietzsches soll noch nicht genügend erkannt sein, dass der Kampf um den Einzelnen und die Befreiung des Einzelnen das Charakteristicum des alten wie des neuen Humanismus ist! Als ob das nicht lange vor Nietzsche auch schon Jakob Burckhardt uns eindringlich gelehrt hätte, den Chamberlain freilich nur ein einziges Mal neben Karl Grün, Buckle, Henne am Rhyn (!) und anderen nennt und als zu wenig umfassend und „individualisiert" beiseite schiebt.

Für den geschichtlichen Ueberblick, der über die Zeit von 1200 bis 1800 eine Art von „Nothbrücke" schlagen soll, gilt es zuerst die verschiedenen Erscheinungen zu gliedern. Chamberlain schlägt die Eintheilung in die drei Rubriken: Wissen, Civilisation und Cultur vor und rechnet zu der ersten Entdeckung und Wissenschaft, zur zweiten Industrie, Wirtschaft, Politik und Kirche und zur dritten Weltanschauung und Kunst. Er hebt dabei seine „Bescheidenheit" und das Freisein von jeder „wissenschaftlichen Prätention" ausdrücklich hervor; aber es ist damit, wie mit den Löchern im Mantel des Antisthenes: auf diese Eintheilung thut er sich wirklich etwas zugute, wie ein zweiter Bichat kommt er sich vor, der durch die Einsicht in die richtigen Unterscheidungen den Grund gelegt hat zu einer ganz neuen Wissenschaft. Uns kommt die Aufzählung dieser sieben Punkte vielleicht weniger epochemachend vor.

Bekommen wir aber nun wirklich den angekündigten „geschichtlichen Ueberblick"? Ich meine, sowenig als in Hegels Phänomenologie, mit der sich — Chamberlain wird an dieser Vergleichung mit dem von ihm vielgeschmähten Hegel freilich keine große Freude haben und sie sich entschieden verbitten — wie ich glaube, dieser Abschnitt allein zusammenstellen lässt. Wie Haym die Phänomenologie „eine durch die Geschichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Psychologie und eine durch die Psychologie in Zerrüttung gebrachte Geschichte" und Hegel deswegen einen „unverzeihlichen Confusionarius" nennt, so haben wir es auch hier nicht mit einer rein historischen Skizze, sondern mit einer etwas krausen Mischung von — allerdings nicht ausschließlich psychologischen — Reflexionen und geschichtlichen Notizen aller Art zu thun. Vielleicht lässt sich aber eben deswegen Chamberlain in diesem Zusammenhang das lobende Wort von Eduard Zeller über Hegels Phänomenologie gefallen: sie sei das Genialste, was dieser geschrieben habe!

Ueber die vier ersten Abschnitte kann ich mich kurz fassen, sie sind am wenigsten original und bringen nicht allzuviel Neues. In dem Capitel über die Entdeckung redet Chamberlain von den besonderen Anlagen dazu, den treibenden Kräften und der hemmenden Umgebung und nennt bei der letzteren besonders das Alleswissen als den Todfeind für jede Zunahme des Wissensstoffes: ein solcher Alleswisser war Thomas v. Aquino, „ein im fernen Süden geborener, zum Feind übergegangener Germane deutscher Herkunft!" Von der Naturbeobachtung, dieser Vorbedingung aller Entdeckung, wird gewünscht, dass sie endlich einmal auch in unseren Schulen die ihr zukommende Rolle spielen möchte, „wenn die Nacht mittelalterlicher Superstitionen sich lichtete, und wir zur Einsicht gelangten, dass nicht das Nachplappern veralteter Weisheit in todten, unverstandenen Sprachen, auch nicht das Wissen angehäufter Thatsachen und noch weniger die Wissenschaft, sondern die Methode der Erwerbung alles Wissens, nämlich die Beobachtung, die Grundlage aller Erziehung sein sollte als einzige Disciplin, welche zugleich den Geist und den Charakter formt, Freiheit und doch nicht Ungebundenheit schenkt und welche die Quelle aller Wahrheit und aller Originalität einem jeden zugänglich macht". Wenn doch solche Schulreformer im Nebenamt uns einmal vormachen wollten, wie sich solche Ideen in der Praxis des Unterrichts verwirklichen lassen und wirken!

Auf seine Bemerkungen über die Wissenschaft ist Chamberlain besonders stolz — „nach unserer durchaus neuen und individuellen Auffassung," sagt er selbst. Ich finde sie nicht in demselben Maße neu. Er vergleicht das Wissen mit einer Ellipse; in einem der beiden Brennpunkte steht der Menschengeist, in dem anderen ein ihm gänzlich unbekanntes X; gelingt es, an der einen Seite sehr tief in die Summe des Gewussten einzudringen, so nähert sich hier die Wissenschaft der Kreislinie, meist bleibt aber die Ellipse eine sehr langgezogene: d. h. also der Menschengeist ist den Erscheinungen nicht adäquat, alles wissenschaftliche Theoretisieren und Systematisieren ist nur ein Anpassen, ein Adaptieren, ein Lückenloses und Absolutes gibt es hier nicht. Im Gegensatz zu den Hellenen ist Beobachtung das Gewissen germanischer Wissenschaft; aber auch Genie und Phantasie gehört dazu: „die Geschichte unserer Wissenschaften zwischen 1200 und 1800 ist eine ununterbrochene Reihe großartiger Einfälle der Phantasie". Veranschaulicht wird das in glücklichster Weise an einer Reihe von Beispielen aus verschiedenen Disciplinen der Mathematik und Naturwissenschaft. „Alle echte Wissenschaft ist Naturwissenschaft": ob wir ihm das heute noch glauben, nachdem es freilich vor dreißig Jahren allgemein geglaubt worden ist?

Sehr dürftig ist das über die Industrie Gesagte, es verläuft in eine Geschichte des — Papieres, von dem es kurzerhand heißt: seine Einführung sei „ohne jede Frage das folgenschwerste Ereignis unserer gesammten industriellen Geschichte". Nachdem wir eben erst das Gutenbergfest gefeiert haben, sind wir fast geneigt, uns solche Ueberschwänglichkeiten gefallen zu lassen. In dem Abschnitt über die Wirtschaft weist Chamberlain auf die beiden Grundtriebe der Absonderung und der Vereinigung hin. Aber das ist nach ihm nicht etwas allgemein Menschliches, sondern ein specifisch Germanisches, dass das Individuum einerseits sich herrisch auf sich selbst stellt und andererseits durch treue Vereinigung mit anderen sich den Weg zu Unternehmungen bahnt, die nur durch gemeinsames Wirken bewältigt werden können. Dazu dann noch die Paradoxie, dass die Jahrhunderte bis zum sechzehnten „socialistischer" gewesen seien als das unsere, „trotz des vielen socialistischen Geredes und Theoretisierens, das wir soeben erleben müssen". Auch von „verbrecherischen" Königen und einem „gaunerhaften" Adel ist hier die Rede, von jenen so, dass ich nicht wage, die Stelle hier abzudrucken. Uebrigens hat in diesem Abschnitt Chamberlain von Marx und seiner Hegel'schen Dialektik gelernt; denn schließlich läuft auch bei ihm die ganze wirtschaftliche Bewegung hinaus auf die bekannte Expropriation der Expropriateurs, ob es nun Fürsten sind und es sich um die von ihnen monopolisierten Rechte handelt, oder Großgrundbesitzer, denen die Allgemeinheit das ihnen anvertraute Gut demnächst wieder abnehmen wird.

Interessanter werden die Ausführungen in dem Capitel „Politik und Kirche", in dem übrigens nur von der Rolle die Rede ist, die die Kirche in der Politik der letzten sechshundert Jahre gespielt hat. Hier kommt vor allem die gut protestantische Gesinnung des Verfassers zur Geltung, wogegen ihm der Katholicismus als Vertreter des Universalismus und als Rest des Völkerchaos geradezu der Feind ist. Wenn er aber die Reformation als den Mittelpunkt der politischen Entwickelung Europas von 1200 bis 1800 bezeichnet und sie mit der Einführung des Beichtzwanges durch die Synode von 1215 contrastiert, so hebt jedenfalls hier das Neue nicht schon 1200, sondern erst dreihundert Jahre später an, wie man das immer so angenommen und angesetzt hat. So corrigieren sich gewisse Paradoxien ganz von selbst, vielleicht auch die über Luther. Dieser ist ihm nämlich „vor allem ein politischer Held". Nun ist Luther aber gerade „ein Politiker" nie gewesen: weil er es zu wenig war, zu ausschließlich nur religiöser Reformator, Stifter eines neuen weltförmigen Christenthums, hat er ja die Organisation seines Werkes der weltlichen Obrigkeit, speciell in Deutschland den Landesfürsten überlassen und so die unselige Verquickung von Kirche und Staat aufs neue befestigt. Aber so meint es Chamberlain auch nicht. Das Politische ist ihm das Nationale, das Antirömische und Germanische, und hierin hat er natürlich recht: das Los von Rom! hat so kräftig wie Luther kein anderer in die Welt hineingerufen, er hat in der That das Christenthum deutsch gemacht. Aber auch da gleich wieder die Uebertreibung: „Die Vaterlandsliebe war in ihm das Unbedingte", das ist falsch und nur falsch und stimmt auch nicht dazu, dass sie nachher doch nur als „ein Theil seiner Religion" bezeichnet wird. Und umgekehrt falsch ist es, wenn Calvin „der eigentlich rein religiöse Kirchenreformator" genannt wird: damit verschließt man sich den Weg zum Verständnis der Hugenotten und der Schotten, die auf der hohen Schule des calvinistischen Genf zu den Politikern gemacht worden sind, die den Protestantismus gerettet haben. Schlecht kommt im Gegensatz zu der Reformation die französische Revolution weg, von der es heißt: „es gehört zu den erstaunlichsten Verirrungen des Menschenurtheils, diese Katastrophe

als den Morgen eines neuen Tages, als einen Grenzpfahl der Geschichte zu betrachten". Sie ist es aber darum doch gewesen; Chamberlain muss nur nicht vergessen, was er selbst kurz vorher von den „verbrecherischen" Fürsten gesagt hat. Freilich, wenn er das Werk der Constituante und das Werk Napoleons davon loslöst! Aber wer thut das und darf das thun? Uebrigens ergeht es auch Napoleon schlecht: „ein wenig tiefblickender Despot, bar jeglichen Verständnisses für geschichtliche Wahrheit und Nothwendigkeit, die Verkörperung der frevelhaften Willkür" ist er ihm.

Zur „Weltanschauung" rechnet Chamberlain natürlich wieder die Religion und scheidet deshalb alsbald die beiden Wege der Wahrhaftigkeit und der Unwahrhaftigkeit. Dort gibt man die Incompatibilität zwischen Philosophie und Theologie offen zu, hier möchte man das Unvereinbare durch tausend Kniffe und Schliche zwingen, sich doch zu vereinigen; dort ist der Führer Duns Skotus, hier Thomas von Aquino! Die Männer, welche ihr Leben in den Dienst der Wahrheit gestellt haben, ohne dass sie gewähnt hätten, sie ganz zu besitzen, zerfallen in vier Gruppen — Theologen, Mystiker, Humanisten und Naturforscher, zu welch letzteren die Philosophen im engeren Sinn des Wortes gehören. Auf einzelnes gehe ich nicht ein, neben dem Allbekannten, das vorgebracht wird, wäre gerade hier zuviel Schiefes zurecht zu rücken, zuviel Einseitiges durch Hervorhebung der anderen Seite zu ergänzen. Ich gebe nur das Resultat in Chamberlains eigenen Worten: „Unsere Theologen kündigten der Kirchenphilosophie den Gehorsam; unsere Mystiker schüttelten, soviel sie irgend konnten, die historische Ueberlieferung ab, um in die Erfahrungen des eigenen Selbst sich zu vertiefen; unsere Humanisten leugneten das Absolute, leugneten den Fortschritt, kehrten sehnsuchtsvoll in die beschimpfte Vergangenheit zurück und lehrten uns das Individuelle in seinen verschiedenen Aeußerungen unterscheiden und hochschätzen; unsere naturforschenden Denker endlich richteten ihr Sinnen auf die Ergebnisse einer früher nie geahnten, nie versuchten Wissenschaft: ein Descartes, ein Locke sind von der Sohle bis zum Scheitel neue Erscheinungen, sie knüpfen nicht bei Aristoteles und Plato an, sondern sagen sich energisch von ihnen los, und was ihnen von der Scholastik ihrer Zeit anklebt, ist nicht das Wesentliche an ihnen, sondern das Nebensächliche." Indem dann Chamberlain sachlich ausführt, wie das Studium der Natur den Menschen mit Nothwendigkeit auf sich selbst zurückführt und er selbst wiederum seinen Verstand nirgends anders „dargelegt" findet, als in der wahrgenommenen und gedachten Natur, ist es fast spasshaft, zu sehen, wie er damit doch wieder auf den erst so abschätzig behandelten „platten Anthropomorphismus aller Hegels dieser Welt" zurückgetrieben wird und gestehen muss: „Die gesammte Erscheinung der Natur ist eine specifisch menschliche." Er entnimmt das freilich nicht Hegel, sondern Kant, zu dem er sich in diesem Capitel mit wahrer Begeisterung bekennt. Was ihn zu Kant, den er geradezu mit Christus zusammenstellt, vor allem hinzieht, ist seine Gesammtpersönlichkeit: „gleich bedeutend als Mechaniker, Denker und Sittenlehrer ist er das erste vollendete Muster des ganz freien Germanen, der jede Spur des römischen Absolutismus und Dogmatismus und Antiindividualismus von sich hinweggesäubert hat; und wie von Rom, so hat er uns auch vom Judenthum emancipiert; er ist der wahre Fortsetzer Luthers, was dieser begonnen, hat Kant weiter ausgebaut." Sachlich aber imponiert ihm an Kant vor allem seine Theorie von den zwei Welten, einer „mechanisch deutbaren und einer mechanisch nicht deutbaren Welt": als Erscheinung ist auch der Mensch an das allgemeine Gesetz der lückenlosen mechanischen Nothwendigkeit gebunden, im inneren Reich dagegen besitzt er Autonomie und Freiheit. Dort ist das Gebiet der Wissenschaft, hier das der Religion, „diese zwei zusammen bilden eine lebendige Weltanschauung, und ohne eine solche besitzen wir keine Cultur".

Im letzten Abschnitt, der von der Kunst handelt, soll zuerst ausführlich der Begriff derselben gegen eine falsche Erweiterung und eine ebenso fehlerhafte Einschränkung gesichert werden, als ob unsere Kunsthistoriker nicht auch ohne solche Belehrung wüssten, dass Poesie und Musik zur Kunst gehören und das Kunsthandwerk von den freien Künsten auszuschließen sei. Darüber brauchte es wirklich nicht so vieler Worte, zumal wenn dann das Problem der Architektur doch nicht einmal gestreift und so der Begriff der „echten Kunst" doch nicht allseitig bestimmt wird. Darauf folgt natürlich wieder eine Polemik gegen einen „Hegel'schen Wahn", als dessen Vertreter aber nicht etwa Vischer, sondern Julius Schultz, der „rühmlichst bekannte Prager Gelehrte" vorgenommen wird: seine Behauptung, Kunst und Wissenschaft seien nie zugleich mit Erfolg gepflegt worden, erweist sich als ein leeres „[illegible]". Wertvoller sind die Bemerkungen über die Kunst als untheilbares Ganzes und den Primat der Poesie in allen Künsten. [illegible]

Germanen soll noch viel Kunst geschaffen werden, und was geschaffen wird, dürfen wir nicht an dem Maßstab eines fremden Früheren messen, sondern wir müssen es mittels einer umfassenden Kenntnis unserer gesammten Eigenart beurtheilen." So schließen sich zugleich Kunst und Wissenschaft zusammen, in der ja auch der Trieb zur Entdeckung und der Trieb zur Gestaltung zusammenwirken, und so schließt sich der Ring überhaupt, die Grundlagen des Jahrhunderts sind nun allseitig bestimmt und gestaltet. Auf ihnen soll dann in einem zweiten Band das Gebäude selbst errichtet und der Entwickelung des germanischen Geisteslebens im neunzehnten Jahrhundert nachgegangen werden.

Das Weitausholende und Tiefliegende dieser Grundlegung wird, wenn wir noch einmal auf das Ganze zurücksehen, vor allem anerkannt werden müssen. Und ebenso das Eigenartige und Selbständige in den Gedanken und Urtheilen Chamberlains: ihn geniert es nie, wenn er mit seiner Auffassung allein steht, er schreibt die gewagtesten Behauptungen nieder im vollen Bewusstsein ihrer Gewagtheit. Soweit hat er gewiss das volle Recht für sich, und wir haben allen Grund, uns dieses Wagemuths und dieser Originalität zu freuen. Dagegen beginnt sein Unrecht jedesmal da, wo er, der sich selbst als „Dilettant" bezeichnet hat, alle die, die anders denken und anders urtheilen als er, recht übel zerzaust und gar hart anfässt. Freilich — das Werk Chamberlains ist ein „universalistisches", und aus dem Universalismus ergibt sich Intoleranz, das haben wir ja von ihm gelernt. Intoleranz und universalistische Tendenzen aber sind nicht germanisch, sondern römisch und jüdisch; sollte am Ende —?! Doch Scherz beiseite; ich wollte nur zeigen, dass Intoleranz bei allen Rassen vorkommt und freilich auch bei allen gleich unschön ist. Bei Chamberlain findet sie eine gewisse Entschuldigung in der kräftigen Einseitigkeit und dem energischen Eintreten für seine ganz persönliche und ganz subjective Ueberzeugung: „gar nichts darf Rücksichten kennen", sagt er einmal. Dass sie aber auch bei ihm nicht schön ist, zeigt die Zusammenstellung von ein paar Kraftausdrücken, die ich nur der dritten Lieferung entnehme. „Phrasenreiche Flachköpfe" sind ihm die einen, von Menschheit reden ist ihm ein „Faseln"; „tief in den Dreck geschoben" haben die Völkerpsychologen den chinesischen Karren; „Religion des Blödsinns" nennt er die Lehre von Kraft und Stoff; Recht- oder Unrechthaben ist „das Windmühlenfechten der kleinen Geister"; die Methode in Janssens „sechsbändigem Tendenzpamphlet" ist eine „systematische Entstellung der Wahrheit und die planmäßige Besudelung der besten Regungen des deutschen Geistes"; die heutigen großen Besitzungen sind „sammt und sonders gestohlen und erschwindelt"; der Jesuit vertilgte „mit der Grausamkeit und Sicherheit und Dummheit einer Bestie" das Edelste im Land. Weiter wünscht er, dass man uns endlich einmal mit dem „langweiligen, dummen" cogito ergo sum in Ruhe ließe, die Größe Descartes liegt „zum dauernden Schrecken aller kleinen logischen Lumpen" anderswo; „unwissende und boshafte Scribenten" sind es, die Fichte und Hegel in organischen Zusammenhang mit Kant bringen. Und fast noch schlimmer, als solche starken Worte, klingt es da, wo er höhnisch wird, was sich meist schon durch den Gebrauch des Wortes „Herr" ankündigt: Strauß, den er hasst, ist natürlich auch ihm, wie so vielen Orthodoxen, nur der „David", das gibt ihm das nöthige „semitische" Aussehen. Doch genug dieses Unerquicklichen, das ich aber doch nicht übergehen durfte.

Chamberlain ist, soviel ich weiss, Engländer. Da ist es nun geradezu bewundernswert, wie sich dieser Fremde nicht nur in das deutsche Geistesleben hineingedacht und hineingefühlt hat, sondern wie er auch der deutschen Sprache Herr und Meister geworden ist. An einzelnen Stellen erkennt man ja den Fremdsprechenden: „Das" Primat wird diesem und nicht dem „Dilettanten" auf die Rechnung zu setzen sein; ebenso sicher „die" Absichen; auch „eheweilig" muthet uns fremd an; und für die Abscheulichkeit des Kanzlei- und Actenworts „diesbezüglich" fehlt ihm ebenfalls das deutsche Ohr. Auch eine ganze Wendung, wie die: „das ist schon viel gewonnen; doch es kommt noch mehr" ist gelegentlich undeutsch. Ich zähle diese Kleinigkeiten nicht auf, um zu tadeln, sondern um zu beweisen, dass wir es wirklich mit einem Fremden zu thun haben, und ausdrücklich zu constatieren, dass es meist nur Kleinigkeiten sind, an denen man das erkennt. Nein, dieser Fremdsprechende schreibt in unserer Sprache fast durchweg so, wie wenn er in sie hineingeboren wäre, es ist ein correctes, dem Gegenstande seines Buches angepasstes Gelehrtendeutsch, als solches freilich mehr gewichtig als flüssig.

Bewunderung verdient aber auch der Muth, mit dem der Verfasser an ein so Umfassendes herangegangen ist. Er hat zu Anfang gerad zu gesagt, er könne sein Thema „Das neunzehnte Jahrhundert" nur bewältigen, wenn er es weiter fasse. In gewissem Sinne ist das richtig, aber doch nur subjectiv so, dass die Uferlosigkeit dem Leser weniger zum Bewusstsein kommt, wenn es sich um entlegene Dinge handelt [illegible] wir sie gewohnt, während bei einem Werk über das vergangene Jahrhundert jeder sofort erkennt, welch [illegible] vorliegt, und entweder dem Verfasser den [illegible] dass er so unbescheiden gewesen sei und sich daran [illegible] alle die Lücken vorrückt, die, verschuldet [illegible] unvermeidlich sind. Aber ich bin der

letzte, der Chamberlain deshalb tadelt; vielmehr bin ich, wie gesagt, voll Bewunderung ob der Masse des verarbeiteten und des von ihm ausgeschiedenen Stoffes, den man sozusagen zwischen und hinter den Zeilen findet, und ebenso über das Geschick, mit dem er diese Massen zu bändigen und zu gruppieren versteht. Man muss ähnliches selbst schon versucht haben, um die Schwierigkeiten zu ermessen, die hierbei bewältigt worden sind: auf 1004 Seiten hellenische Kunst und Philosophie, römisches Recht, Judenthum und Christenthum und das Ganze germanischer Cultur bis an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts und mit vielen Ausblicken in dieses herein bis zur Gegenwart darzustellen oder auch nur zu skizzieren, das ist eine grandiose Leistung. Wir Deutsche aber haben noch besonderen Grund, dankbar zu sein, dass dieser Engländer unsere Eigenart inmitten der übrigen germanischen Culturwelt so feinfühlig erkannt und Luther, Kant und Goethe — diese drei, die die unserigen sind — in den Mittelpunkt ihrer Entwickelung gestellt hat.

Auf den zweiten Band, der uns nun das neunzehnte Jahrhundert selbst vorführen soll, wird man mit Recht gespannt sein. Das Interesse, das gegen Ende des ersten Bandes lahm geworden ist, wird hier alsbald wieder aufwachen. Man kann allerdings schon jetzt die Grundlinien seines Urtheils über das, was uns dieses letzte Jahrhundert gebracht hat, klar erkennen; darauf vorzubereiten und hinzuführen war ja eben der Zweck des ersten Bandes. Derselbe wird vielfach zum Widerspruch herausfordern, wenn Hegel und Strauß sogar weit hinter Schopenhauer und Savonarola zurückgestellt, oder Heine als Jude, Darwin als Flachkopf sogar schlecht behandelt werden. Einseitigkeit ist nun einmal bei Chamberlain Trumpf; aber Einseitigkeit ist auch eine Tugend und bringt durch ihre charaktervollen Irrthümer und ihr leidenschaftliches und rücksichtsloses Draufgehen weiter als leisetretender Opportunismus und maßhaltendes Juste milieu. So erwarten wir ihn bei Philippi und freuen uns, ihm dort wieder zu begegnen!

## Max Müller.

Max Müller ist todt! Fern von dem deutschen Lande, das ihn geboren und das ihn mit Stolz zu den Seinen zählte — auf dem Boden Englands, das ihm zur zweiten Heimat geworden, in der altehrwürdigen Universitätsstadt Oxford, wo er gerade vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1850, seine Vorlesungen über Literaturgeschichte und vergleichende Grammatik zu halten begann — ist er dahingeschieden. Als die Fachgenossen vor einem Jahr zum internationalen Orientalistencongress in Rom versammelt waren, erwartete man ihn dort; doch es kam die Nachricht, dass er wegen schwerer Erkrankung nicht kommen könne. Später hieß es, es gienge ihm wieder besser. Doch eine wirkliche Besserung, ein Wiedergenesen war es nicht. Nun hat der Telegraph die Kunde von seinem Tode gebracht.

Max Müller war unstreitig einer der berühmtesten Gelehrten des 19. Jahrhunderts. Er hatte einen Ruf von internationaler Bedeutung, und wohl jedem Gebildeten war sein Name bekannt.

Vor anderen Größen der Wissenschaft, vor einem Bopp und Böhtlingk, Mommsen, Helmholz, Robert Bunsen, Virchow und anderen hatte er im großen Publicum das eine voraus, dass seine Bücher und Aufsätze nicht nur respectvoll gegrüßt, sondern wirklich in weiten Kreisen gelesen wurden: dass man sich an ihnen entzückte, ihn bewunderte, für ihn schwärmte. In den Kreisen der engeren Fachgenossen konnte man dagegen nicht selten harte Urtheile über Max Müller hören, und gewiss ist, dass sein Weltruhm nicht seinen Leistungen auf dem Gebiete strengwissenschaftlicher Forschung entsprach, oder umgekehrt, diese Leistungen nicht seinem Ruhme. Er war ein bedeutender Indologe — aber Böhtlingk und Roth, Bühler und Weber und noch manche andere bedeuten der indologischen Forschung ebensoviel und mehr als Max Müller. Als Sprachforscher kann er mit den ernstlich Großen auf diesem Gebiete gar nicht in einem Athem genannt werden und von seinen mythologischen und religionswissenschaftlichen Theorien ist schon bei seinen Lebzeiten fast alles zusammengebrochen und zerbröckelt.

War denn also sein großer, den Erdkreis überfliegender Ruhm ein unberechtigter, unbegründeter? oder in welche Formel ist er zu fassen? was müssen wir sagen, wenn wir gewissenhaft kritisch abwägend die Summe dieses eben vollendeten Lebens ziehen wollen?

Wenn ich nach der Zauberformel suche, die das Räthsel dieses Ruhmes in Worte fasst, dann drängt sie sich mir fast unmittelbar auf in Gestalt eines Bildes: an dieses Mannes Wiege sind die Grazien gesessen! Sie haben dem Kinde schon ihren Kuss auf die Lippen gedrückt, lang und nachhaltig — darum war sein Mund so beredt, darum strömte ein Zauber von ihm aus, sobald er sprach, darum nahm er mit dem bestrickenden Reiz seiner Rede Hörer und Leser unwiderstehlich gefangen. Wo aber ist der Sprachgelehrte, der Alterthumsforscher, der deutsche Gelehrte insbesondere, von dem sich das Gleiche sagen lässt — mit gleichem Recht, in gleichem Umfang? Das war es, was ihn von seinen Fachgenossen unterschied, vor ihnen allen auszeichnete — was ihm seine besondere, mit keiner anderen zu vergleichende Stellung gab. Sanskrit gründlich studieren, wie er es that, das konnten viele. Eine Ausgabe des Rigveda, wie er sie veranstaltete, hätte mancher andere Forscher auch zuwege gebracht. Ueber Sprachwissenschaft, Mythologie, Religionswissenschaft haben andere tiefer und klarer gedacht, als er. Aber **wie** er von diesen Dingen redete — von dem indischen Alterthum und seinen herrlichen Schätzen, von den epochemachenden Entdeckungen der vergleichenden Sprachkunde, von vergleichender Literaturwissenschaft, von mythologischen und religiösen Problemen — **das** konnte ihm niemand nachmachen! Dies **Wie** blieb sein unbestrittenes Eigenthum.

Immer fein in der Form, immer geschmackvoll, geistreich, graciös, von einem Hauche der Poesie berührt, die sein Erbtheil war, ein Stilist von Gottes Gnaden, Englisch und Deutsch in gleicher Vollendung schreibend und sprechend, so musste er gefangen nehmen und es gelang ihm spielend. In weitesten Kreisen hat er das Interesse für die von ihm vertretenen Wissenschaften geweckt, und schon darum haben auch die Fachgenossen ihm Dank zu zollen. Gar manchen Jünger, ich weiß es aus Erfahrung, haben seine Schriften, insbesondere die „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“, diesen Studien zugeführt.

Eine Wissenschaft, von der sich so interessante Dinge erzählen ließen, wollte gar mancher studieren, der an des großen Bopp vergleichender Grammatik und an dem nicht minder großen Petersburger Sanskrit-Wörterbuch theilnahmslos vorüber gegangen wäre. Die anregende, weitausgreifende, geistreiche Art seiner Schriftstellerei musste auch in den eigentlichen Gelehrtenkreisen befruchtend und fördernd wirken, insbesondere in unserer Zeit, wo die sachmäßige Specialisierung soweit vorgeschritten ist, dass die meisten nicht viel über ihr Gebiet hinausschauen können. Wie leicht, wie graciös, wie unterhaltend wusste Max Müller den Fernestehenden einen Begriff von den Problemen seiner Wissenschaft zu geben, wie wertvoll musste da vielen seine Vermittelung, seine Anregung sein!

Das sind Eigenschaften und Leistungen, die umso schwerer wiegen, je mehr sie als selten, ja einzigartig bezeichnet werden müssen; je seltener sie insbesondere mit wirklich gründlicher, echter Gelehrsamkeit sich verbunden finden. Und eben diese Verbindung gibt Max Müller seine besondere Stellung und Bedeutung. So ist sein Ruhm ein echter und wohlbegründeter, aber er ist von wesentlich anderer Art, als sonst der Ruhm hervorragender Männer der Wissenschaft zu sein pflegt, und er ist mit anderem Maße zu messen. Es ist der Ruhm des glänzenden und erfolgreichen Schriftstellers, des fesselnden Redners, des unübertrefflichen, geistreichen, anregenden, fast polyhistorisch vielseitigen Essayisten und Causeurs, der sich auf das Ansehen des geachteten Gelehrten stützt. Die Gelehrsamkeit bildet dabei so etwas wie das Postament, auf dem sich die graciöse Kunst des großen Prosaisten in ihrer ganzen Anmuth erhebt.

Ohne Zweifel ist in den Kreisen des weiteren Publicums die Bedeutung Max Müllers als Gelehrten oft überschätzt worden. Ebenso unzweifelhaft aber ist er unter den engeren Fachgenossen nicht immer ganz gerecht gewürdigt worden, weil er nicht mit dem richtigen Maß gemessen wurde. Zieht man die Summe, so bleibt unter allen Umständen eine sehr hervorragende Individualität bestehen, die weithin gewirkt hat und in ihrer Art durch keine andere zu ersetzen gewesen wäre.

Wir sind in unserer Zeit gewöhnt, der Vererbung eine außerordentliche Bedeutung zuzugestehen, und mit Recht. Diese Bedeutung drängt sich bei Max Müllers Persönlichkeit fast unmittelbar und unabweislich auf. War doch sein Vater der bekannte liebenswürdige und geistreiche Liederdichter Wilhelm Müller, der, wie wenig andere, den Volkston getroffen, einer der echtesten Lyriker, die Deutschland überhaupt hervorgebracht hat: Wilhelm Müller, dessen Griechenlieder mit ihrem herrlichen, edlen Schwung die Zeitgenossen fortrissen und noch heute fortleben; dessen „Müllerlieder“ und „Winterreise“ auf den Flügeln der wunderbaren Schubert'schen Melodien siegreich über alle Lande hingeflogen sind: derselbe, der auch von „Rom, Römern und Römerinnen“ geistreich zu plaudern wusste und nur durch ein allzufrühes Ende an noch größeren Leistungen verhindert ward. Max Müllers Mutter aber war eine Basedow und stammte von dem bekannten Schöpfer des Philanthropins in Dessau. So vereinigte sich schon durch die Abstammung das Lehrhafte und das Poetisch-Geistreiche in Max Müllers Anlage, während ihn auch das wohlgebildete, ja schöne Aeußere als den echten Sohn seines Vaters erkennen ließ. Wenn an der Wiege dieses Knaben der schöne, heitere und liebenswürdige Vater seine herrlichen Lieder sang, scheinen die Grazien ihn da nicht fast leibhaftig in das Leben geführt zu haben?

Friedrich Max **Müller**, wie er mit seinem vollen Namen hieß, wurde am 6. December des Jahres 1823 zu Dessau geboren, wo sein Vater als Bibliothekar des Herzogs lebte. Früh schon verlor er beide Eltern — der Vater starb 1827 — und wurde nun in dem verwandten Hause des Professors Carus in Leipzig erzogen, desselben, der später einem Ruf nach Dorpat folgte. Er besuchte die Nikolaischule und studierte dann an der Leipziger Universität classische Philologie und Philosophie, auch Arabisch und vor allem Sanskrit bei dem namhaften Indologen Professor Hermann Brockhaus. Dies

letztere Studium fesselte ihn bald ganz und bestimmte die Richtung seines Lebens. Schon 1844 gab er eine deutsche Uebersetzung des geistreichen Fabelwerkes Hitopadeça heraus, der er im Jahre 1847 eine sehr gelungene Uebersetzung von Kâlidâsas Meghadûta, dem „Wolkenboten“, folgen ließ. Aus Leipzig gieng er zu weiteren Studien nach Berlin und Paris und schon im Jahre 1846 nach London, wo er das Glück hatte, mit dem berühmten Freiherrn Christian Karl Josias von Bunsen in nahe Beziehungen zu treten. Bunsen, der damals als preußischer Gesandter in London lebte, der eine Engländerin zur Frau hatte und in den besten englischen Kreisen hochangesehen war, bahnte Max Müller den Weg zur Verwirklichung seiner Wünsche und Pläne. Durch seine Vermittelung erreichte es der junge deutsche Gelehrte, dass ihm von der Ostindischen Compagnie die Herausgabe des Rigveda, des ältesten Denkmals der altindischen Literatur, mit dem großen Commentar des Sâjana übertragen wurde — ein Unternehmen, an dessen Ausführung er schon in Leipzig gedacht hatte, damals noch andere Wege suchend. Und es wurde dies das große gelehrte Hauptwerk seines Lebens. Er veröffentlichte es in sechs Foliobänden, London 1849 bis 1874, und als unerwartet früh für ein so umfangreiches und theures Werk eine zweite Auflage nöthig wurde, ließ er dieselbe in vier Bänden, London 1889 bis 1892, erscheinen, diesesmal mit Unterstützung eines indischen Maharadscha. Inzwischen hatte er auch eine wertvolle History of ancient Sanscrit Literature veröffentlicht und durch andere Arbeiten noch der Indologie wichtige Dienste geleistet.

Seit dem Jahre 1850 lebte und wirkte Max Müller in Oxford. Er erhielt zuerst im Jahre 1854 eine Professur für neuere Sprachen und Literaturen — man erkennt seine Vielseitigkeit auch aus dieser Bestallung — betheiligte sich seit dem Jahre 1856 an der Leitung der berühmten Bodlejanischen Bibliothek und wurde 1868 mit der Professur der vergleichenden Philologie betraut, nachdem die Universität Oxford eine Lehrkanzel für dies Fach begründet hatte. Als nach dem deutsch-französischen Kriege die Universität Straßburg im Elsass gegründet ward, wandte sich die deutsche Regierung in dem Bemühen, Männer von großen Namen dorthin zu ziehen, auch an Max Müller, der inzwischen schon zu einer Berühmtheit geworden war. Er folgte dem Rufe, jedoch nur mit Vorbehalt, hielt thatsächlich während des Sommer 1872 Vorlesungen in Straßburg, kehrte dann aber nach England zurück, zu welchem Lande er auch durch seine Verheiratung mit einer Engländerin in intimste Beziehung getreten war. Auch nachdem er seine Professur in Oxford niedergelegt hatte (1875), lebte er weiter dort und widmete sich vornehmlich seinen schriftstellerischen Arbeiten, darunter namentlich der Herausgabe des großen Sammelwerkes der „Sacred Books of the East“, welches die wichtigsten heiligen Bücher des Ostens in Uebersetzungen verschiedener Gelehrten vereinigt. Max Müller selbst veröffentlichte in dieser von 1879 an erscheinenden Sammlung eine Uebersetzung des buddhistischen Dhammapada (1881), zwei Bände von Uebersetzungen der wichtigsten Upanischaden (1884) und eine Uebersetzung vedischer Hymnen (1891); doch waren dies nicht gerade Leistungen von großem Belang, weder für die Wissenschaft, noch auch für ein weiteres Publicum.

Diejenigen Arbeiten, durch welche Max Müller seinen weitreichenden Ruhm, seine fast unvergleichliche Stellung im großen Publicum, in der ganzen civilisierten Welt sich erworben, waren ganz andere als die bisher erwähnten. Es waren vor allem seine „Lectures on the science of language“, zuerst London 1861 bis 1864 in zwei Serien erschienen, bald auch deutsch unter dem Titel „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“, seit dem Jahre 1862 wiederholentlich neu aufgelegt. Es waren ferner sein „Essay on comparative mythology“ und seine „Chips from a German workshop“, welche deutsch in vier Bänden unter dem sehr passenden Titel „Essays“ erschienen (2. Auflage, Leipzig 1879 bis 1881), und die „Selected Essays“ (London 1881). Sodann die religionswissenschaftlichen Schriften, die „Lectures on the origin and growth of religion as illustrated by the religions of India“, die sogenannten Hibbert Lectures, welche deutsch unter dem Titel „Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion“ (Straßburg 1880) erschienen sind; die Vorlesungsreihen über „Natural Religion“, „Physical Religion“, „Anthropological Religion“, „Theosophy or [illegible]“, welche auch deutsch als „Natürliche Religion“ und so fort in den Jahren 1890 bis 1895 in Leipzig herauskamen. Dazu kommt dann noch das interessante Buch „India what can it [illegible]“ (London 1883), deutsch unter dem etwas veränderten Titel „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung“ (Leipzig 1884) [illegible] „Science of Thought“, deutsch unter dem Titel „Das Denken im Lichte der Sprache“ (Leipzig 1888) [illegible] allerdings schon hart ver[illegible] London 189[illegible]

Den größten äußeren Erfolg hat Max Müller wohl ohne Zweifel mit seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ errungen, in welchen er in anziehendster Form über schwierigste Probleme der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie plaudert. Er zuerst weckte in dem großen Publicum ein Verständnis für die weittragende Bedeutung jener großen sprachwissenschaftlichen Entdeckungen, zu denen die europäische Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Erschließung des Sanskrit gelangt war. Er wusste davon wie auch von den vielversprechenden Anfängen der vergleichenden Mythologie in so wunderhübscher Weise zu erzählen, dass alle Welt sich dafür begeisterte und nun auch noch mehr davon zu wissen begehrte. Der außerordentliche Erfolg dieser Vorlesungen hat es wohl auch bewirkt, dass das weitere Publicum in Max Müller vor allem immer den großen „Sprachforscher“ sieht. Das war er nicht, das ist er nie gewesen, wie jeder Kundige weiß. Keine sprachwissenschaftliche Entdeckung von irgend welchem Belang hat Max Müller zum Urheber. Er war ein tüchtiger Indologe, der sich nebenbei auch mit der vergleichenden Sprachwissenschaft voll lebhaften Interesses beschäftigt hatte und der nun wiederum lebhaft und interessant, geistreich, geschmackvoll und anregend darüber redete. Ein nur irgendwo tiefer eindringender Sprachforscher war er nicht. Deswegen trifft ihn kein Vorwurf, da er sonst das Seinige leistete. Wohl aber darf man ihm mit Recht vorwerfen, dass er den Fortschritten der neueren Sprachwissenschaft nicht folgte und, statt in solchem Falle zu verstummen, fortfuhr, in seiner leichten, graciösen, aber durchaus oberflächlichen, veralteten Manier das Publicum weiter über diesen Gegenstand zu unterhalten. Das musste die wirklich ernst und schwer mit den sprachwissenschaftlichen Problemen ringenden Forscher naturgemäß verdrießen, und der fortdauernden Schwärmerei eines der Sache unkundigen großen Publicums setzten sie darum eine immer sich steigernde, ziemlich gründliche Missachtung entgegen.

Anders, aber auch nicht viel besser steht es mit Max Müllers Leistung auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie. Hier war er nicht nur begeisterter Herold, er war neben Adalbert Kuhn auch einer der ersten, die die neue Wissenschaft pflegten und ihr die Bahn brachen. Aber die Art, wie er das that, war verhängnisvoll für sie und für ihn. Es geschah in derselben leichten, fast spielenden Art, in welcher er die sprachlichen Probleme zu behandeln pflegte, und da sich seine mythologischen Theorien und Ideen wesentlich auf sprachliche Beobachtungen, auf Etymologien aufbauten, mussten sie nothwendig zusammenbrechen, sobald diese sprachliche Unterlage sich als völlig unzureichend erwiesen hatte. Dieser Zusammenbruch trat denn auch richtig ein und mit einer fast unerhörten Wucht. Wenn es soweit kam, dass ernste Forscher vergleichender Mythologie bald überhaupt nichts mehr hören wollten, trotz der ehrlichen, tiefgrabenden Arbeiten Adalbert Kuhns, dann trug Max Müller mit seiner geistreich-dilettantischen Art, die Sache zu behandeln, einen großen Theil der Schuld daran. Seine Zurückführung der meisten Mythen auf Sonne und Morgenröthe hatte nichts wirklich Ueberzeugendes, so hübsch er auch im gegebenen Falle die Sache meist zu wenden verstand. Seine Theorie von der Entstehung des Mythus aus einer Art Krankheit der Sprache konnte allenfalls als ein geistreiches Spiel des Witzes gelten, war aber auf keine Weise dazu angethan, als Unterlage eines wissenschaftlichen Systems der Mythologie zu dienen. Trotzdem hörte Max Müller nicht auf, diesen ihm lieb gewordenen Gedanken in endlosen Variationen zu wiederholen. Aber der Bankerott dieser ganzen Wissenschaft war inzwischen zur Thatsache geworden. Sie hat jetzt schwer damit zu ringen, sich aufs neue Geltung zu verschaffen, nachdem ihr Credit so gründlich erschüttert worden. Der Bau muss fast an allen Punkten ganz von vorn angefangen werden.

In Max Müllers religionswissenschaftlichen Büchern findet man eine Menge interessanter und anregender Dinge, Ideen, Thatsachen, aus aller Welt zusammengebracht. Allerdings gibt es da auch viel Wiederholungen, die sich mit den Jahren steigern und ermüdend wirken — im ganzen sind es doch interessante Bücher. In die Tiefe der Probleme aber ist Max Müller nicht gedrungen. Seine Theorie vom Ursprung der Religion ist ganz unhaltbar. Nach ihm wäre dieselbe aus dem Begriff des Unendlichen entstanden, welcher sich dem Menschen durch die Wahrnehmung anscheinend unendlicher, kein Ende habender Objecte aufdrangte. Dazu trat die Beobachtung der Gesetzmäßigkeit in der Natur. Unendlichkeit und Gesetz wären die Wurzeln der Religion. Wie man durch diese abstracten Begriffe zu der Vorstellung lebendiger Götter und Dämonen gelangt sein soll, bleibt ganz unverständlich. Die Frage näher zu beleuchten, würde uns hier zu weit führen und dürfte sich auch kaum belohnen.

In Max Müllers Erzählung „Deutsche Liebe“, ebenso wie auch in seinen [illegible] poetischen Uebersetzungen aus dem Sanskrit, [illegible] die dichterische Anlage, die er vom Vater [illegible] hat [illegible] im ganzen, seiner [illegible] dann muss man sich stets [illegible] Natur erinnern. Ein leicht be[illegible] nach allen Seiten in sonniger

Heiterkeit ausschauend, alles Schönen und Interessanten sich freuend, lebhaft, begeistert und in begeisternder Weise erzählend. Er that sein Stück ehrlicher, ernster Gelehrtenarbeit, dann aber wollte er auch sich und andere angenehm und anregend, ernst und heiter unterhalten und er hat bei diesem Streben viel erreicht, denn er wurde so ein Essayist, der nicht leicht von einem anderen übertroffen werden dürfte.

Ein glücklicher Stern hat über Max Müllers Leben gestanden. Geistig wie körperlich reich und harmonisch beanlagt, durfte er sich der besten Ausbildung erfreuen. Rasch kamen die Erfolge — erst als Gelehrter, als Indolog, dann als Schriftsteller für die weitesten Kreise. Eine gesicherte, angesehene Stellung ward ihm schon in jungen Jahren zutheil, ein harmonisches Familienleben beglückte ihn, ein reicher Kreis von Freunden umgab ihn, Verehrer und Bewunderer ohne Zahl drängten sich um ihn herum, Ehrungen aller Art senkten sich auf sein Haupt herab. So hat er seine Persönlichkeit nach allen Richtungen ausgelebt und in einem Maße zur Geltung gebracht, wie dies wenigen gelingt. Verkennung, Unterdrückung, Misshandlung, langes und banges Harren, hartes Ringen, schwere, die Existenz gefährdende Conflicte sind ihm erspart geblieben. Sonnig liegt sein Leben vor uns, ähnlich demjenigen jener Sonnenhelden, von denen er so gerne redete. Aber zu den Großen, deren Bedeutung nach dem Tode nur immer mehr hervortritt und fort und fort wächst, gehört er nicht. Reicher, fast überreicher Erfolg hat ihn schon bei Lebzeiten belohnt für das, was er gethan und geschaffen. Er hat sich ausgelebt.

Prof. Dr. L. v. Schroeder.

## Madrider Kunstsammlungen.

Zwei Sammlungen hat Madrid, in denen man noch heute den Geist des altspanischen habsburgischen Königthums athmet. Die eine ist die Armeria, die Rüstkammer; äußerlich ein prosaisches Waffendepot, in Wahrheit ein Ort, wo alle Geister der spanischen Geschichte hausen, wo Karl V. und Philipp der Schöne, Philipp II. und Don Juan de Austria, Philipp IV. und der Herzog von Olivares sich ein gespenstisches Stelldichein geben: und mehr noch: ein unheimliches Mausoleum, wo eine ganze Familiengeschichte erzählt wird, wo die ganze Tragödie der spanischen Habsburger sich abspielt.

Die Ahnen der Familie scheinen Riesen gewesen zu sein. Ruhig und selbstsicher, ohne herausfordernde Pose stehen sie da, tragen ihren schweren Kettenpanzer und ihre gewaltige Lanze so leicht und natürlich, wie wir unseren Tuchrock und den Regenschirm. Dann kommt die Zeit des sterbenden Ritterthums, und die Rüstung wird decoratives Prunkstück. Der ganze Formenschatz der Renaissance ist über die Harnische ausgestreut. Gorgonenhäupter und Todtenköpfe sollen den Eindruck des Schreckhaften hervorrufen. Meerungethümen gleichen in ihrem phantastischen Aufputz die Pferde. Es ist die Zeit Karls V. Wie eine eiserne Mumie sprengt er über das Schlachtfeld von Mühlberg, ganz so wie Tizian auf dem Bilde des Pradomuseums ihn malte. Doch Karl vertauschte den Kaiserthron mit dem Kloster, den Königsmantel mit der Dominicanerkutte. Die Majestät wich der Kirche. So gleicht auch die Rüstung der nächsten Jahre einem ritterlichen Priestergewand. Mit schwarzen Schabracken sind die Pferde behängt, mit wallenden schwarzen Federn ist das Stirnzeug geschmückt. Schwarz, nur wenig mit Gold gehöht, ist die Rüstung des Reiters. Philipp II. ist der Typus dieses Zeitalters. Ernst wie der schwarze Ritter im Ivanhoe reitet er durch die Arena der Weltgeschichte. Dann kommt die Decadence. Auf die Starken folgt ein schwaches, müdes Geschlecht, das auf die sporenklingende große Vergangenheit mit wehmüthiger Romantik zurückblickt. Leicht wie ein Smoking wird die Rüstung, und doch lastet sie auf den schmalen Schultern, wie eine kaum zu tragende Bürde. Schmächtig und matt steht Philipp IV. da, als ob das Gewicht langer Jahrhunderte auf ihm laste. Keine Stahlketten, sondern seidene Tricots umspannen die dünnen kraftlosen Beine. Daneben sieht man die kleinen Prinzen, denen ihre zierliche Rüstung wie ein ritterliches Spielzeug geschenkt wurde. Die Miniaturausgabe eines Reitergenerals, galoppiert der kleine Don Balthasar wie auf dem Bilde des Velasquez durch die Manège. Wie goldene Leichengewänder sehen die Rüstungen seiner Brüder aus, all jener Königskinder, die nie Männer wurden, sondern vor der Zeit wie wurmstichige Aepfel verfaulten.

Auch die Caballerizas, den königlichen Marstall, muss man gesehen haben. Selbst wenn man kein Pferdekenner ist, schon des Velasquez wegen. Der spanische Marstall war im 17. Jahrhundert der berühmteste Europas. Es war der höchste Stolz Philipps IV., als erster Reiter seines Königreichs zu gelten, und im Stalle herrschte eine ebenso strenge Etikette wie im Schlosse: ein Thier, das einmal Seine Majestät geritten, durfte kein anderer Sterblicher mehr besteigen. Das Pferd war für diese Aristokraten ein Stück ihrer selbst, fast ihnen ebenbürtig: denn es war ein blaublütiges Geschöpf, der Sprosse einer edlen Rasse, die durch keine Mesalliance befleckt war. Wie ein Oberstallmeister wusste Velasquez in allen hippologischen Fragen, in allen Finessen der hohen Schule Bescheid. Und wenn man heute durch die Ställe schreitet, wenn man die stolzen normannischen Hengste und die eleganten andalusischen Ponies sieht, wenn man die Ahnentafel liest, die den Stammbaum jedes Pferdes vermeldet; wenn man beobachtet, mit welch höfischem Ceremoniell die Stallmeister den Thieren nahen, um einen Augenblick die Decke von ihrem edlen Körper zu nehmen, dann fühlt man noch in unserem plebejischen Zeitalter ein Stück von der Freude nach, mit der einst das Aristokratenauge des großen Malers auf diesen Dingen ruhte.

Doch nicht nur die Pferde sieht man, auch die Wagen, die Livréen, das Sattelzeug. Der königliche Marstall ist ein ganzer Gebäudecomplex, eine Welt für sich, mit dem Schlosse durch einen jener Gänge verbunden, die die spanischen Könige liebten, um incognito aus- und einzugehen. Und wieder, wie in der Armeria, spielt ein ganzes Drama sich ab, wieder fühlt man, wie selbst in Pferdesätteln und Bedientenlivréen der Geist der Weltgeschichte sich spiegelt. Sehr viel orientalische Geschenke sind da. Das weist auf die älteste Culturschicht, auf die maurische Vergangenheit Spaniens hin. Dann kommt im sechzehnten Jahrhundert die Zeit der repräsentierenden Pracht. Man sieht jene haushohen Salonwagen, in denen die spanischen Könige ihr Weltreich durchquerten; sieht jene Wagen, die bei den Processionen benützt wurden: der ganze Unterbau aus silbernen Wolken, das Verdeck von goldenen Engeln getragen. Später setzt die Zeit der Gegenreformation ein, und wie die Rüstungen werden die Wagen, die Livréen der Diener düster und schwarz. Das Rococo ist die Zeit der höchsten Verfeinerung, die letzte royalistische Orgie vor der Sündflut. Diese Kronwagen von strahlend goldenem Prunk; diese Staatscarossen, die leer, nur als Symbol der Majestät durch die Straßen gefahren wurden; diese Galagarnituren der Pferde, blitzende Edelsteine und weiße Straußenfedern, die Hunderttausende kosteten, diese mit Brillantagraffen verzierten Livréen der Vorreiter, Lakaien und Kutscher, das scheint ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Bezeichnend ist auch, welche Wandlung die Räder durchmachen. Vorher niedrig, werden sie jetzt metergroß. Die Majestät will möglichst hoch über der plebejischen Erde schweben. Und nicht mehr von Thieren will sie gezogen sein. Menschen sollen sie tragen. Daher ist das achtzehnte Jahrhundert die Zeit der Sänfte. Das neunzehnte Jahrhundert ist die der Sparsamkeit. Der König ist der Diener seines Staates, ist Bourgeois, und wie er den Tuchrock des Bürgers trägt, fährt er auch in bürgerlichem Wagen. Einfach und billig ist alles, und sehr geschmacklos. Wie vom Theatergarderobier geliehen, sehen die Livréen der Diener aus. Vorher coloristische Kunstwerke, beleidigen sie jetzt durch giftige Farben. Eine Cultur, die zu erzeugen es Milliarden bedurfte, ist mit einem Schlage zu Ende. Die Revolution befreite die Menschen und zerstörte die Kunst.

Dafür, dass kein Zusammenhang mehr zwischen der Cultur Altspaniens und dem armen Leben unserer Tage besteht, ist auch das Museo de arte moderno ein schreckliches Zeugnis. Jene giftigen Livréen und diese entsetzlichen Bilder — sie sind Zeugnisse desselben plebejischen Geschmackes, durch eine Kluft groß wie die Welt von der ritterlichen Vergangenheit geschieden. Hier im modernen Museum sind all jene riesigen Historien aufgestapelt, die seit zwanzig Jahren ihre Runde durch die Ausstellungen Europas machten. Man sieht Pradillas wahnsinnige Johanna und Carboneros Bekehrung des Herzogs von Gandia: Casados Glocken von Huesca, Veras letzten Tag von Numantia und Cubells Iñes de Castro. Särge werden geöffnet, aufrührerische Vasallen müssen dem Leichnam ihrer Könige huldigen, besiegte Helden stoßen sich den Dolch in die Brust: Juden werden vertrieben und Ketzer vom Großinquisitor verflucht: Seneca stirbt und Nero steht an der Leiche der Agrippina. Nur Mord und Todtschlag, Gift und Strang, Blut und Verwesung. Der arme spanische Staat verwendet viel Geld auf die Pflege der „großen Geschichtsmalerei". Sie soll „edle Tugenden wecken, die Erinnerung an die Großthaten der Vergangenheit wachhalten". Und doch erzählen die Bilder nur dasselbe im selben Stil, der in den Sechzigerjahren Pariser Atelierjargon war. Spanien bedeutet in der Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine Wüste. Das aristokratische Land hat, scheint es, die Demokratisierung nicht vertragen, musste, um zu einer bürgerlichen Kunst zu kommen, bei anderen Völkern sich Rath holen. Erst herrscht, wie allerwärts, ein öder Classicismus: griechische Nasen, Fechtlehrerstellungen, edler Faltenwurf — schaale Wiederholung David'scher Regeln. Dann wächst ein Ableger deutschen Nazarenerthums in Spanien zu einem welken Bäumchen auf. Statt der spanischen Künstlernamen könnten auf den Bildern auch die Namen Overbeck, Veit oder Schadow stehen. Gleichzeitig treibt die italienische Reiseromantik ihre Blüten. Mädchen von Trastevere, unglaublich hart gemalt, lassen, wie bei Robert und Riedel, sich von Sonnenstrahlen umspielen. Schließlich setzt die coloristische Bewegung ein. Fortuny, der Hexenmeister, der spanische Meissonier, tritt auf und findet Nachfolger, doch keinen Fortsetzer. Ein einziger, Agrasot, hat in den Sechzigerjahren — parallel mit Courbet — Bilder aus dem spanischen Volksleben von großer Echtheit gemalt. Sonst irrt man ziellos in

allen Zeiten und Zonen umher, ist blind für das Leben, blind für die Schätze an Kunst, die ungehoben auf der Straße liegen. Die Malerei, vorher getragen von den beiden Säulen des spanischen Staatswesens, Kirche und Grandenthum, ist ein pädagogisches Lehrmittel für den Bourgeois, ein Bilderbuch für große Kinder geworden.

Auch die Akademie der schönen Künste zeigt, wie obdachlos heute die Kunst in Spanien ist. Man denke: ein Gebäude, das die Werke classischer Meister birgt. Und dieses Gebäude steht in der belebtesten Straße Madrids, durch keinen Fuß freien Raumes von den Nachbargebäuden getrennt. Hölzerne Dielen decken den Boden. Lattenverschläge grenzen die einzelnen Räume ab. Die Akademiker rauchen. In einer Stunde kann verkohlt sein, was einst der stolzeste Besitz der spanischen Kirchen, der spanischen Schlösser war. Der Eindruck der Sammlung ist, nachdem man diesen wehmüthigen Gedanken verscheucht und sich gewöhnt hat, Bilder, vor denen man knien möchte, wie wertlose Ladenhüter eines Antiquitätengeschäftes betrachten zu müssen, doch unbeschreiblich groß. Denn Spaniens Kunst ist ja unerschlossen. In Italien kennt man jeden Winkel. Ein archäologisches, ein kunstgeschichtliches Institut wird von Deutschland unterhalten. Alle Meister sind uns lebendig, als hätten wir am Kneiptisch mit ihnen Schmollis getrunken. Es wird auch die Zeit kommen, wo man die Namen Juanes und Morales, Zurbaran und Cano, Pereda und Valdès Leal mit derselben Vertrautheit ausspricht, wie die des Masaccio und Botticelli, des Michelangelo und Rafael, des Tizian und Veronese. Doch vorläufig sind sie noch Mumien. Ihre Namen sagen uns nichts. Wir ahnen dunkel, dass in Spanien der Angelpunkt alles Christlichen ist. Denn die Kunst Italiens ist ein halb heidnisches Erzeugnis, mit antikem, hellenischem Blute durchsetzt. Spanien war das Land der Glaubenskämpfe, der Ketzerhinrichtungen und Autodafés. Alle Ritualmorde, die der Papst beglaubigte, all jene Blutthaten, die das große Märtyrerbuch der römischen Kirche verzeichnet, wurden von Spanien dictiert. Selbst Tizian, der große Heide, hat ein Bild gemalt: „Die christliche Religion gerettet durch Spanien". Und da die Kunst Spiegel und Chronik des Culturlebens ist, muss auch in ihr das alles sich äußern. Durch starre Dogmengläubigkeit und fanatische Kirchlichkeit muss sie in schroffstem Gegensatz zu allem Italienischen stehen.

In der That hat sich in Spanien die Entwickelung anders als in Italien vollzogen. Zunächst hat die Nachwirkung maurischen Geistes — das Gebot: du sollst dir kein Bildnis deines Gottes machen — überhaupt lange das Emporkommen der Malerei verhindert. Erst im fünfzehnten Jahrhundert tauchen Altarwerke auf, und dass die Anregung zurückgeht auf Jan van Eyck, der auf seiner portugiesischen Reise Spanien berührte, ist wohl eine irrige Annahme. Roger van der Weyden, dessen Hauptwerke sich in spanischen Kirchen befanden, scheint auf die Maler gewirkt zu haben. Sein grimmer Ernst, seine bluttriefende Wildheit sagte ihnen mehr als die weltmännische Geschmeidigkeit Jan van Eycks. Noch schroffer als in den niederländischen und deutschen Altarwerken jener Zeit ist in den spanischen das mönchisch Puritanische, herb Asketische betont. Heilige sieht man, die mit ernst beschwörendem Blick die Symbole ihres Märtyrthums zeigen: Mönche, die in einsamer Zelle betend vor dem Crucifix knien; Nonnen, die den Hungertod sterben und Bischöfe, die ketzerische Bücher verbrennen: man sieht Christus, wie er, an die Martersäule gebunden, für die Menschheit leidet, oder als Weltenrichter die Guten von den Sündigen trennt.

Dann kommt in Italien die Renaissance. Golgatha wird zum Olymp. Aus den leidenden Märtyrern werden griechische Epheben. Der Geist der antiken Plastik bestimmt Empfindung und Stil. Die Spanier, streng conservativ, halten am Alten fest. Christus ist kein Adonis. Er bleibt der blutende, gemarterte Galiläer. Und später sogar, als durch Karl V. und Philipp II. Italiener nach Spanien kamen, wurden die einheimischen Meister nicht beeinflusst. Wohl änderten sie ihre Handschrift. Statt steif und eckig, schreiben sie nun fließend und rund. Doch das was sie sagen, bleibt christlich. Sie verlassen die Schädelstätte nicht, pilgern nicht zum Olymp. Sie malen in streng dogmatischem Geist die Erzählungen und Glaubenslehren des Christenthums. Insbesondere meiden sie schon jede Berührung mit Rom. Nur nach Venedig gehen sie, das alte, starre byzantinische Venedig, das trotz Tizian und Giorgione stets das Bollwerk des Christenthums blieb. Lotto, Tintoretto, Caravaggio [illegible] von ihnen führt die Linie zum Greco, zu Ribalta, zu Ribera. Und ihnen folgen [illegible] die nichts mehr mit Italien verbindet: Zurbaran, Velasquez, Cano, Pereda schaffen ihre unvergänglichen Werke. Das etwa erzählen die Bilder, die in Deutschland bekannt sind. [illegible]

[illegible]

Morales. Man denkt an Johannes den Täufer, der in härenem Gewand in der Wüste lebte und sich von Heuschrecken nährte, etwas so Urthümliches, Wildes, Asketisches lebt in diesen seltsamen Werken, die von denen der italienischen Cinquecentisten so verschieden sind, wie der Text der Bibel vom Oberammergauer Passionsspiel. Dann erhebt sich zum erstenmal die räthselhafte Gestalt des Greco, von dessen Hauptwerk die Akademie eine Replik besitzt. Ribera kennt man und ist doch überrascht, ihm, der in seinen Märtyrerbildern so wild, in seinen Gestalten verwitterter Eremiten so herb und düster ist, hier in der „Himmelsahrt der Maria Magdalena" auch als wunderbarem Frauenmaler zu begegnen. Alonso Cano, jedem unvergesslich, der das herrliche Berliner Bild der heiligen Agnes kennt, tritt durch die Werke der Akademie in ein neues Licht. Peredas „Traum eines Kunstfreundes" ist eines der merkwürdigen Bilder, die wie ewige Räthsel reizen. Doch namentlich die Anschauung von Zurbaran, dem Tacitus der spanischen Malerei, wird durch die Werke der Akademie berichtigt. Er wird in Deutschland gern als Schwärmer bezeichnet, der mystische Dinge, Verzückungen und Visionen mit glühender Beredsamkeit schilderte. In Wirklichkeit ist er nüchtern, verständig. Bei ihm brauchte es kein Feuer, kein Pathos, kein Halbdunkel. Denn er will nicht Außenstehende bekehren, nicht auf die Menge wirken. Er arbeitet für eine festumschlossene, engummauerte Welt, für die Klöster und Mönchsorden. Und diesen Männern bedeuten die Dinge, die er darstellt, keine Wunder, sondern historische Thatsachen. Daher ist bei Zurbaran alles protokollarisch genau. Die wunderbarsten Dinge gehen mit einer Einfachheit und Natürlichkeit vor sich, als hätte er die Märtyrer und Engel, den ganzen Hofstaat des Himmels zur Porträtsitzung kommen lassen. In den Bildnissen liegt überhaupt seine Stärke. Die enge Verbindung des Höfischen und Mönchischen tritt hier hervor. Keine stoffliche Abwechslung gibt es bei ihm, nichts, was durch den Inhalt fesselt. Er schuf klösterliche Ahnengalerien, hat die ernsten Züge und die weißen Kutten der Mönche mit derselben Einförmigkeit und im selben Lapidarstil verewigt, wie Velasquez die schlaffe Unterlippe und die müde Pose Philipps IV. Er ist der große Hofmaler der Mönche, wie Velasquez der große Hofmaler der Könige war.

Richard Muther.

---

# Schlagende Wetter.

Drama in vier Acten von M. E. delle Grazie. Zum erstenmale aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 27. October 1900.

Das jüngste Proletarierdrama des Deutschen Volkstheaters, dessen Titel „Schlagende Wetter" schon den Hinweis auf das montanistische Gebiet enthält, hat eine starke Wirkung ausgeübt. Und doch fehlt ihm die echte, innere Tragik. Das Rührende, das Grässliche, das Traurige, sie sind weder für sich, noch in ihrer Vereinigung das Tragische. Das Tragische beginnt erst, wo das Rührende, das Grässliche, das Traurige als Nothwendigkeit erscheint, als Nothwendigkeit vom Standpunkte einer dem Drama zugrunde liegenden Idee. Darum wirkt das Tragische in uns fort, wenn auch die Tragödie längst zu Ende ist, während wir beim Rührstück und beim Boulevardulk gar bald zur Erkenntnis kommen, dass uns der Dichter ganz überflüssigerweise durch das „holde Hin und Her des äußeren Zufalles", wie Hettner es treffend nennt, in Aufregung versetzt hat.

Dieser Empfindung werden wir auch bei den „Schlagenden Wettern" nicht los. Die Verfasserin, Frau M. E. delle Grazie, hat mit dieser Arbeit dem Stoffe nach zugleich ein Familienstück und ein sociales Drama geschaffen. In beiden Richtungen liegt nun dem Stücke allerdings auch eine Idee zugrunde.

In der ersteren Hinsicht ist es offenbar der Gedanke, dass Classengegensätze eine breite Kluft zwischen den Menschen bilden, so breit jedenfalls, dass sie sich durch bloße Ehebündnisse nicht überbrücken lässt. Der Gedanke ist nicht neu, überdies leidet seine Durchführung darunter, dass in Frau Liebmann, dem Sprössling der Bauernfamilie Gruber, und ihrem Gatten, dem Bergwerksbesitzer, nicht nur der Gegensatz zwischen Unternehmern und Lohnarbeitern, sondern ein ganz zufälliger Nebenumstand, nämlich ein individuelles Unrecht nachwirkt, das der alte Liebmann begangen hatte und dem auch Mitglieder der Familie Gruber zum Opfer fielen.

Und so sehen wir nichts von einer tragischen, aus dem ideellen Gegensatz sich ergebenden Nothwendigkeit, sondern sehen nur, dass alle [illegible] Personen der Familie im Unrecht sind: zuerst der alte Gruber, der den Hass gegen den Vater auf dessen [illegible] Sohn und auf seine eigene Enkelin überträgt, ja aus [illegible] die rechtzeitig angebotene Hilfe für das erkrankte [illegible] seines im Schachte verunglückten Sohnes, [illegible] der Dichterin den Vorwurf nicht ersparen [illegible] Kind zweckles tödtet und mit seinem Todes- [illegible] Dann Frau Liebmann, die [illegible] in Kenntnis der Sachlage geheiratet [illegible] haben muss, einmal aus Liebe [illegible] des Geldes willen (vgl. 4. Act), immer

die alten Geschichten unter die Nase reibt; schließlich Herr Liebmann, der so ungeschickt ist, im ungemüthlichen Wechselgespräch mit seiner Frau sich selbst einer im Netze auf Beute lauernden Spinne zu vergleichen, statt solche Vergleiche seinen Classengegnern zu überlassen, und der geradezu Unbegreifliches leistet, wenn er just den alten Gruber ersucht, durch seinen Einfluss die widerstrebenden Leute zur Einfahrt in einen für gefährlich erachteten Schacht zu bestimmen, da ja doch bei einer ähnlichen Einfahrt sein Sohn zugrunde gegangen und er selbst zum Krüppel geworden ist und hierauf der Hass der Grubers gegen die Liebmanns beruht. Wir gewinnen aber nicht die Ueberzeugung, dass es die Absicht der Dichterin ist, alle Familienglieder ins Unrecht zu setzen, und sehen auch nicht ein, was damit bezweckt sein könnte. Und so wird uns die Familientragödie trotz allen Bühnengeschickes und aller Begabung, von denen das Drama zeugt, zum einfachen Bühnenrührstück.

Einen günstigeren Eindruck aber macht das Drama, wenn man es auf seinen socialen Gehalt prüft. Ihm liegt nämlich eine richtige und weittragende Idee hinsichtlich des Verhältnisses zwischen dem Bergwerksunternehmer und der Knappschaft zugrunde, nur ist diese Idee so wenig herausgearbeitet, so von äußerem, zufälligem Beiwerk verdeckt, dass man eher sagen muss, die Dichterin habe sie gefühlt, als, sie habe sie ausgesprochen. Nur einmal finden sich Worte, die an sie anklingen, da nämlich ein junger Knappe dem auf Einfahrt drängenden Grubenbesitzer zuruft: „Wir sollten nicht einmal reden dürfen um unser Leben? Sollen nur einfach hinuntergehen? Die Zeiten sind vorüber." Aber nicht ums bloße Redendürfen handelt es sich und alles was von beiden Seiten geredet wird, trifft nicht den Kern der Sache. Geht die Wirkung des Lohnvertrages soweit, dass er den Bergwerksarbeiter bindet, sich hinsichtlich der Frage, ob Lebensgefahr vorliegt, einem fremden Ausspruch zu unterwerfen? Geht er überhaupt auch nur soweit, dass er ihn bindet, die Qualen der Todesangst auf sich zu nehmen? Das ist die Frage, um die der ganze Conflict sich dreht, die aber doch niemand im Stücke direct aufwirft oder beantwortet. Das was den Gegenstand der Erörterung bildet, sind vielmehr ganz andere Momente: ob den Stimmungen, den Ahnungen und Visionen der Bergleute praktische Bedeutung zukommt, ob die Strecke auf ihre Sicherheit befahren wurde, ob die erforderlichen Reparaturen gemacht wurden, ob die Ventilation gut functioniert, ob Herr Grubenbesitzer Liebmann mitfahren wird oder nicht. Und so gewinnt scheinbar der Grubenbesitzer Recht, wenn er auf Ahnungen nichts gibt, darthut, dass die erforderlichen Vorkehrungen getroffen sind, und seinen guten Glauben damit erweist, dass er sich selbst an der Einfahrt betheiligt. Dann müssen aber jene, die sich von diesem Scheine täuschen lassen, es abermals als eine überflüssige Grausamkeit empfinden, dass die Dichterin, die schon das arme kranke Kind ohne jede innere Nothwendigkeit zwei Acte lang dahinsterben ließ, den unerschrockenen Mann im Innern des Schachtes der Todesangst und den schlagenden Wettern zur Beute gibt. Aber der dem Tode Geweihte erfüllt die Flötze im Innern der Erde nicht nur mit seinem Angstgeheul, sondern auch mit Selbstanklagen, er will seinem früheren Nebenbuhler in der Liebe und jetzigen Gefährten im Tode auseinandersetzen, dass er „nicht ganz so schwarz" ist. Er gibt sich also selbst Unrecht, das heißt die Dichterin gibt ihm Unrecht.

Und wenn nichts geschehen wäre unten im Schacht, wenn alle wieder gesund heraufgekommen wären? Dieser „Zufall" kann doch nicht entscheidend für die Frage sein, ob der Unternehmer mit seiner Hartnäckigkeit im Recht war? Und so müssen wir uns das Räthsel selbst lösen, worin das Unrecht Liebmanns bestand. Dasselbe lag nicht in einer Geringschätzung fremden Menschenlebens, es bestand in einer Ueberschätzung der Bedeutung seines Vertragsrechtes. Wo die Todesgefahr beginnt, muss auch der Lohnarbeiter selbst eine entscheidende Stimme haben. Warum er fürchtet, ist gleichgiltig, es ist genug, wenn kein Zweifel besteht, dass er fürchtet. Mit dem Lohnvertrag schleppt man einen Menschen gegen seinen Willen zu bloßen Productionszwecken auch nicht in eine bloß vermeintlich actuelle Todesgefahr, umsoweniger als man schließlich nie wissen kann, ob die Gefahr wirklich nur eine vermeintliche ist. Und eben darum vermindert das „gute Beispiel", das der Unternehmer gibt, seine Schuld nicht, sondern erhöht sie nur, denn damit, dass jemand bereit ist, sich selbst in eine Todesgefahr zu begeben, erwirbt er noch nicht das Recht, andere in eine solche zu locken, so wenig als er etwa dadurch, dass er sich aufhängen will, das Recht erwirbt, andere aufzuhängen.

Darstellung und Inscenierung verdienen vollstes Lob. Besonders hervorzuheben ist in letzterer Hinsicht der vierte Act mit den unheimlichen Klangwirkungen der im Innern der Schächte brennenden und „singend" heranwallenden Gase. Leider hat aber im Schoße der Erde Herr Kramer, der den todtgeweihten Grubenbesitzer spielte, so prächtig er in den früheren Acten in der lichten Oberwelt war, versagt. Auch er setzte hier, dem gelegentlichen Beispiele der Dichterin folgend, an Stelle der echten Tragik die falsche.

Max Burckhard.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Seit seinem letzten Erfolg in der auswärtigen Politik, nämlich seitdem der Einfluss Oesterreich-Ungarns in der würdigen Person des Exkönigs Milan aus Serbien auf Nimmerwiedersehen hinausgeworfen worden ist, scheint Graf Goluchowski sich unsicher zu fühlen. Infolge dessen entfaltet er, im Gegensatz zu seiner sonstigen Indolenz, jetzt plötzlich eine auffallende Betriebsamkeit. Er — das ist, wo es sich ums Arbeiten handelt, sein Kopf, der Sectionschef Baron Dozsi. Die Arbeit ist auch darnach. Wir haben erst unlängst gezeigt, wie er durch Meinungskundgebungen über chinesische Fragen in den ihm dienstbaren Blättern, wie dem „Fremdenblatt", der „Post", den „Münchener Neuesten Nachrichten", den Anschein von internationaler Bedeutung zu erregen sucht. Aber damit glaubt er offenbar noch nicht genug gethan zu haben. Wenn andere Staatsmänner sich von innerpolitischen Misserfolgen durch eine Diversion nach außen zu erholen lieben, so versucht Graf Goluchowski sich nach auswärtigen Misserfolgen durch eine Diversion nach innen zu kräftigen. Seine, das ist immer Baron Doczis, Hauptthätigkeit besteht jetzt darin, dem Herrn v. Koerber ein Bein zu stellen, wie er es seinerzeit auch dem Grafen Badeni und dem Grafen Thun gemacht hat. Es wäre immerhin kein Schaden, wenn es ihm gelänge, den Herrn v. Koerber um die Ecke zu bringen. Bedauerlich wäre es nur, wenn dabei und dadurch der Graf Goluchowski uns länger erhalten bliebe.

*

Wenn Graf Goluchowski-Doczi und Herr v. Koerber um den Vorrang beim Abgehen miteinander streiten, können wir mit heiterer Gleichgiltigkeit ihrem Kampf zusehen und umso größere Aufmerksamkeit den technischen Mitteln zuwenden, mit denen dieser noble Kampf ausgetragen wird. Da erscheint am Mittwoch im Abendblatte der allerweltsofficiösen „Neuen Freien Presse" eine sensationelle Meldung, betitelt: „Die Entscheidung über die bosnischen Bahnen", wornach diese mit großer Spannung erwartete Entscheidung zu Gunsten Ungarns und gegen Oesterreich ausgefallen sein soll. Mit gesperrtem Druck wird als Ursache dieser Entscheidung hervorgehoben, dass Herr v. Szell, der ungarische Ministerpräsident, von der Ungarn günstigen Entscheidung „sein Verbleiben im Cabinet abhängig machte", während von Herrn von Koerber ein derartiger Act der Selbstaufopferung nicht gemeldet wird. Das Entrefilet war offenbar darauf stilisiert, dass jeder, der es las, fragen musste, warum denn Herr v. Koerber nicht, gleich seinem transleithanischen Collegen, für die Sache Oesterreichs sein Portefeuille eingesetzt habe, und in der That fragten am Mittwoch abends viele Leute so. Die Antwort wurde ihnen aber schon durch das Donnerstags-Morgenblatt der „Neuen Freien Presse" erspart. Dort waren nämlich gleich zwei Dementis der Sensationsmeldung vom vorigen Abend zu lesen. Herr v. Koerber ließ dementieren, dass die Entscheidung über die bosnische Frage überhaupt gefallen sei, Herr v. Szell ließ dementieren, dass er seine Demission angeboten habe. Die „Neue Freie Presse" hatte also wieder einmal, wie so oft, zu einem bestimmten Zweck eine falsche Information ihren Lesern aufgetischt. Nun aber entstand die neue Frage, von wem sie diese falsche Information bekommen und genommen hatte und zu welchem Zweck. Vom österreichischen Ministerium gewiss nicht; denn dieses hatte sie dementirt. Vom ungarischen Ministerium auch nicht; denn auch dieses hatte sie dementiert. Bleibt noch die gemeinsame Regierung, das ist die Compagnie Goluchowski & Doczi zu erwähnen, deren edlen Absichten das feine Entrefilet mit jenem Demissionsavis an die Adresse des Herrn v. Koerber allerdings sehr gut gedient haben mag.

*

Die „Neue Freie Presse" ist bekanntlich, in all unserer dualistischen Zersplitterung, die stärkste Repräsentanz und der letzte Rest der Staatseinheit der Monarchie. Denn die „Neue Freie Presse" ist gleichzeitig ein österreichisches, ein ungarisches, und ein gemeinsames officiöses Blatt. Sie dient gleichzeitig allen drei Regierungen, und das ist heut zutage wahrlich kein kleines Kunststück. Die Art, wie die „Neue Freie Presse" mit ihrer dreifachen Officiösität durch die Conflicte durchsegelt, die jetzt jeden Augenblick zwischen den drei Regierungen vorfallen, zeugt von der Umsicht ihrer Leitung.

*

Die „Neue Freie Presse" hat eine ganz bestimmte Stufenleiter, nach der sie in Conflictsfällen den Wert der drei Regierungen taxiert. Nummer eins ist die ungarische, Nummer zwei ist die gemeinsame, Nummer drei ist die österreichische Regierung. Bricht also ein Conflict zwischen der ungarischen und der gemeinsamen Regierung aus, so stellt sie sich — Nummer zwei weicht der Nummer eins — auf die Seite der ungarischen Regierung. Beispiel: das Duell Banffy-Kalnoky. Wächst die österreichische mit der ungarischen Regierung zusammen, so tritt sie — Nummer drei weicht natürlich der Nummer eins — ohneweiters für die ungarische ein. Beispiel: zahlreiche Episoden aus den Ausgleichskämpfen der letzten Jahre, z. B. auch das Duell Thun-Szell; geht aber die gemeinsame der österreichischen Regierung zu Leibe, so — Nummer drei weicht der Nummer zwei — pariert die „Neue Freie Presse" selbstverständlich der gemeinsamen. So jetzt! Seitdem Graf Goluchowski sich durch seinen [illegible] Widerstand gegen die von Herrn v. Koerber verlangte Parlamentsauflösung an hoher Stelle eine Nase geholt hat, findet urplötzlich auch die „Neue Freie Presse" an Herrn v. Koerber, den sie bis dahin so hoch verehrt hat, manches auszusetzen. Letzten Montag hat sie sogar ein angebliches Interview eines polnischen (?) Staatsmannes veröffentlicht, der sich für die Einsetzung einer parlamentarischen Regierung aussprach, von deren Möglichkeit sie bis dahin ihren Lesern auch nicht ein Wort verrathen hat. Man sieht also, wie gut sich die „Neue Freie Presse" in den Conflicten zwischen den drei Regierungen zurechtzufinden weiß. Nur ihre Leser kennen sich bei manchen dieser Wendungen nicht mehr aus. Wenn diese Zeilen ihnen in dieser Richtung einige Aufklärung bringen sollten, so ist ihr Zweck erreicht.

*

Auch das „Neue Wiener Tagblatt" schickt sich bereits an, das Schiff des Herrn v. Koerber zu verlassen. Aber wie es das anstellt! Nicht, dass es Herrn v. Koerber tadelt — Gott bewahre! — sondern es **lobt** — in seinem Dienstag-Leitartikel — den **französischen** Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau und überschreibt diesen Artikel mit den Worten: „**Ein Ministerpräsident**" und fängt ihn an mit dem Satz: „Wir wollen heute von einem **wirklichen** Ministerpräsidenten sprechen." Das soll Herrn v. Koerber sagen, dass er kein richtiger, kein guter Ministerpräsident ist. So ganz unter der Blume wird ihm der Tadel serviert. Zarter könnte kein Liebhaber seiner Geliebten ihre menschlichen Schwächen andeuten. Es ist auch eine wahre und echte Liebe, die das „Neue Wiener Tagblatt" so rücksichtsvoll stimmt: die Liebe zum Profit, der der Steyrermühl-Gesellschaft aus den Drucksortenlieferungen an die Regierung erwächst.

•

In einer von der Prager „**Bohemia**" publicierten „Zuschrift aus industriellen Kreisen" wird der „**Centralverband der Industriellen Oesterreichs**" gegen den Leitartikel der vorletzten Nummer der „Zeit" in Schutz genommen. Gleich uns ist auch der Autor der „Zuschrift" der Ansicht, „dass die Industriellen politisch zu handeln haben, um wirtschaftlich zu prosperieren". Er meint nur, dass auch der „Centralverband" diesen Standpunkt theile, und führt zum Beweis dessen die Haltung des publicistischen Organs des „Centralverbandes", der „**Industrie**" an. Den Scherz kennen wir aber schon. Auch beim Regierungsantritt des Herrn v. Koerber hat die „Industrie" über die leeren Phrasen seines Wirtschaftsprogramms sehr vernünftig geschrieben, der „Centralverband" aber hat, im Widerspruch zu seinem eigenen Blatt, dem Herrn v. Koerber seine „aufrichtige und dankbare Anerkennung" für sein industriefreundliches Gewäsch ausgesprochen. Deswegen haben wir schon damals den „Centralverband" getadelt und nicht die „Industrie", so wie wir es auch heute thun. Dass der „Centralverband" und sein Organ immer verschiedene Anschauungen oder Nuancen vertreten, ist denn doch etwas eigenthümlich. Zuerst regen sich die Centralverbandsherren in ihrem Organ auf und dann wieder beschwichtigen sie in ihren Resolutionen sich selbst. Sie machen durch diese Selbstbeschwichtigung allerdings die Dazwischenkunft eines Koerber'schen Beschwichtigungshofrathes, aber auch schließlich ihre ganze sich selbst aufhebende Artikel- und Resolutionsthätigkeit überflüssig.

*Kr*

### Volkswirtschaftliches.

Die Verwaltung der **Prager Eisenindustrie-Gesellschaft** hat die letzte Generalversammlung dazu benutzt, um sich von aller Schuld, welche auf ihr nach Ansicht der Oeffentlichkeit lastet, reinzuwaschen. Das ist nämlich sehr einfach. Man erklärt die Angriffe als Verleumdungen einer Schmarotzerpresse und man ist des Beifalles der Versammlung sicher. Nur ist damit in Wirklichkeit nichts geleistet. Herr **Kestranek** mag die Schmarotzerpresse noch so sehr verachten, er wird damit die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, dass neben der Schmarotzerpresse, deren Ansprüche Herr Kestranek nicht befriedigt hat und die ihn deshalb angreift und jener, deren Ansprüche er befriedigt hat, die ihn daher nicht angreift, noch eine unabhängige Presse existiert, die er nicht ignorieren kann und die die öffentliche Meinung nicht ignoriert und die ihn nach seinen Thaten beurtheilt und **angreift**. Und an dieser Beurtheilung wird auch Herr Kestranek nichts ändern mit seiner Erklärung, dass es nie zu seiner Kenntnis gelangt sei, dass Börseninteressen irgend eine Bedeutung für die Beschlüsse der Verwaltung gehabt hätten, und dass diese nie aus einem anderen Grunde erfolgt seien, als aus dem, das Interesse der Gesellschaft und der Actionäre zu fördern. Mag sein, dass diese Erklärung des Präsidenten für seine Person ehrlich ist, für seine Collegen eine solche Erklärung abzugeben, ist er nicht in der Lage. Dass Herr **Feilchenfeld** und andere Mitglieder der Verwaltung an der Börse spielen, und zwar in kolossalem Umfange, das glaubt man nicht, sondern das weiß man. Und dass die ungeheueren Vermögen, welche die Verwaltungsräthe und der gegenwärtige Centraldirector der Prager Eisen, letzterer in wenigen Jahren, erworben haben, nicht bloß aus ihren Ersparnissen von Gehalt und Tantiemen stammen können, das kann man sich auch leicht ausrechnen. Es fällt uns gar nicht ein zu glauben, dass die Herren aus Börseninteressen Beschlüsse zum Schaden des Unternehmens fassen, aber sie nutzen die Beschlüsse zu Börsenzwecken aus, sie geben Mittheilungen an die Zeitungen, günstige oder ungünstige, wie es ihnen passt, und schädigen damit vielleicht nicht das Unternehmen, wohl aber das Publicum, dem sie die Actien anhängen und abjagen, wie sie es für gut finden. Und vor allem die Beschlüsse, die Reserven anzusammeln! Wenn einer oder der andere ihn [illegible] hat, ohne zu wissen warum, desto schlimmer für ihn. Denn dann hat er überhaupt nicht die Fähigkeit, die Gründe und den Zweck eines Beschlusses zu [illegible]. Für den Beschluss ist nie eine andere [illegible] Begründung gegeben worden, als die, welche der nachträgliche Verlauf ermittelt hat: die Hausse der Actien und der Verkauf der Actien zu den höchsten [illegible] der [illegible] an das [illegible] Publicum. Herr Kestranek aber, der [illegible] Antrag in der Verwaltung gestellt und [illegible] den Mund so [illegible] [illegible] „[illegible]" [illegible] Menschen in unser[illegible] [illegible], zu [illegible] die Herren [illegible] [illegible]

[illegible]

**Als zeitgemäßen Beitrag zur Discussion über das Zoll- und Handelsbündnis auf dem Oesterreichischen Industriellentag erhalten wir folgende Zuschrift eines Industriellen, dessen Ausführungen sich in ihren Resultaten mit dem decken, was an dieser Stelle wiederholt ausgesprochen wurde, nämlich dass nichts so sehr die Stellung Oesterreichs im Kampfe mit Ungarn schwächt, als die diesseits immer laut geäußerte Furcht vor der Zolltrennung.** Die Zuschrift lautet:

„Bei jeder Gelegenheit, wo es sich um das gegenseitige Verhältnis unserer beiden Reichshälften auf volkswirtschaftlichem Gebiete handelt, taucht immer und immer wieder das Schreckgespenst der Zollgrenze auf. Es sei einmal einer fortschrittlich gesinnten industriellen Firma gestattet, ihre Ansicht über diese Frage zu äußern.

Wir waren von jeher der Ueberzeugung, dass es nicht nur ein sachlicher sondern auch ein taktischer Fehler unserer Industriellen ist, gar so viel Furcht vor dem Popanz der ungarischen Zollgrenze zu zeigen. Das ermuthigt doch nur die Herren jenseits der Leitha, in ihren Prätensionen immer ungenierter zu werden. Wir schreiben „Popanz". Warum? Wir halten es für absolut ausgeschlossen, dass Ungarn eine Zollgrenze gegen Oesterreich **schaffen und aufrecht erhalten kann**, es scheint uns vielmehr, als sei man sich drüben selbst noch nicht klar über die Folgen einer solchen Maßregel.

Ein objectiver ungarischer Politiker müsste blind sein, wenn er nicht **Folgendes** in Berechnung zöge:

1. Dass der Zoll vom Lande selbst gezahlt würde, denn Zollschranken gegen Oesterreich bedeuten einfach eine Steuer, **die Ungarn seinem Volke auferlegt**.

2. Dass die Errichtung einer Zollgrenze gegen Oesterreich dem Lande dadurch große Lasten auferlegt, dass eine große Anzahl neuer Zollämter errichtet werden müsste, dass weiters die Anstellung und Erhaltung des dazu gehörigen Beamtenpersonales erforderlich würde, wodurch **die Verwaltung des Landes eine dauernde, sehr empfindliche Vertheuerung erfahren würde**.

3. Dass man mit den Repressalien rechnen muss, die Oesterreich nehmen kann und zweifellos auch nehmen wird, und die den Ungarn theuer zu stehen kommen könnten.

Wir behaupten aber noch mehr! Wir behaupten, dass man drüben in dem Momente zur Einsicht kommen wird, in welchem man sieht, **dass man in Oesterreich aufgehört hat, sich vor dem Popanz zu fürchten**, den man da drüben aufzustellen beliebt.

Es ist gewiss in Ordnung, wenn man in Oesterreich auf die Stimmen jener Industriellen hört, die sich davor fürchten, in Ungarn der Wettconcurrenz zu begegnen, aber fast ausschließlich jene Stimmen zu hören, wie dies bisher geschieht, erscheint uns doch weder gerecht noch praktisch. Wir haben ja gesehen, was man damit erreicht!

Immer höher wächst drüben der Uebermuth! Im Geiste sieht man drüben schon die fertige Industrie, welche der österreichischen die Spitze bietet, und vergisst ganz, dass diese Industrie **erst geschaffen werden muss!** Ferner aber, dass es leichter ist, mit großen Opfern Industrien zu schaffen, **als solche dauernd zu erhalten!** Wir haben drüben ja mancherlei Industrien entstehen und [illegible] vergehen gesehen!

Nur der Pessimismus auf unserer Seite hat drüben den Chauvinismus zu solcher [illegible] entfacht; sonst könnte man doch nicht im Ernst die erst zu schaffende Industrie als einen Factor ansehen, **mit dem jetzt** schon zu rechnen ist.

Mit dem Augenblicke, wo wir aufhören werden, Furcht zu zeigen, wird drüben die [illegible] Erwägung dieser und mancher anderer Punkte [illegible], also hören wir endlich auf mit unserer Angst vor der Zollgrenze, sondern zeigen wir den Herren, dass wir uns nicht mehr fürchten, [illegible] [illegible] ab, ob man drüben bei diesem, unserer [illegible] nach [illegible] Vorhaben beharren wird.

[illegible] vor Augen halten, dass selbst, wenn Ungarn Zollschranken errichtet, wir noch immer gegen die Welt [illegible] sind; es ist traurig, dass viele [illegible] sondern glauben, das [illegible] die österreichische Industrie total verloren, [illegible] werden. Hier bleibt immer zu er[illegible] Falle doch nur für einen Theil [illegible] und zwar für den in seiner [illegible] Theil.

[illegible], ob es gerecht, ob es opportun, ja ob [illegible] dieser Theil der österreichischen Industrie

seine Interessen am lautesten verkündet und dass man demselben am meisten Gehör schenkt.

Die zärtliche Fürsorge, die man gerade diesen Industrien angedeihen lässt, drückt unseren volkswirtschaftlichen Gegnern drüben die Waffe gegen uns förmlich in die Hand, und diese Waffe wird zum Nachtheile unserer Reichshälfte rücksichtslos gebraucht, und zwar nicht nur in Fragen rein volkswirtschaftlicher Natur sondern in allen Fragen, welche unser gegenseitiges Verhältnis berühren.

Wäre es nicht viel mehr gerathen, diese Schoßkinder unserer Socialpolitiker darauf hinzuweisen, dass die Zeit vorbei ist, in der man die Interessen der arbeitsfähigen und arbeitskräftigen Elemente, ja das Gesammtinteresse der Reichshälfte ihren Interessen unterordnet?!!

Ein nicht geringer Theil unserer Industriellen hat lediglich aus Mangel an Zeit und politischem Weitblick den Pessimisten zugestimmt, aber immer mehr und mehr werden auch in industriellen Kreisen Stimmen laut, welche zeigen, dass man des ungarischen Terrorismus in politischen und volkswirtschaftlichen Dingen müde ist, und es scheint, als bedürfe es lediglich eines Anstoßes, um diese Stimmen zu einem lauten Chore zu vereinigen, der dann doch wohl gehört werden müsste.

Eine solche Kundgebung könnte drüben unmöglich wirkungslos verhallen. Sollte aber, was wir sehr bezweifeln, die chauvinistische Richtung in Ungarn gegenüber der objectiven Erwägung die Oberhand erlangen, sollte also das Experiment mit der Zollgrenze doch gemacht werden, dann sei es drum! Die exportfähige Industrie braucht sich nicht zu fürchten, und auch die minder leistungsfähige hat durch die geographische Lage, sowie durch die langjährigen engen Beziehungen, die ungeachtet aller politischen Schreierei zwischen den beiden Reichshälften bestehen, doch genügend Vortheile gegenüber dem Auslande in Händen, und braucht sich nicht zu fürchten. Wer den Kampf scheut, ist von vorneherein verloren!

Ein exportfähiger Industrieller."

## Kunst und Leben.

Das Theater in der Josefstadt brachte, zwischen zwei anderen Stücken, Frank Wedekinds Einacter „Der Kammersänger". Der „Kammersänger" liegt als Buch bei Langen in dritter Auflage vor; das Gastspiel der Berliner Secessionsbühne hat ihn überdies durch die ausgezeichnete Darstellung der Herren Christians und Reinhardt und des Fräuleins Wulff bekannt gemacht; nun bewies er auch an einem unterhaltungsdurstigen Wiener Premièrenpublicum seine zwingende Macht. Den Schlägen seines satirischen Humors widersteht man nicht, vom ersten bis zum letzten Wort. Man ist erstaunt und lacht, man lacht und ist erstaunt — denn diese Art von satirischer Stimmung, die wie mit unsichtbarer Atmosphäre die Bühne beherrscht, die mit einemmal da ist, man weiß nicht wie, erscheint uns nicht nur an sich als etwas Köstliches, sondern vor allem auch als etwas Neues auf unserem Theater. Eine neuartige intimere Wirkung zeigt sich hier, und meiner Beobachtung nach hier zum erstenmale. Nichts mehr von der geschäftsmäßigen, den Effect auf die Masse immer mit ähnlichen Mitteln variierenden Komik, an die wir auch bei den besten Mustern heute noch gewöhnt sind. Sondern eine überrumpelnde, gleichsam ins Gesicht springende, freche und liebenswürdige Kaustik, die unerwartet ihr Echo findet, einmal hier in einer Loge, einmal dort auf der Gallerie: die Leute sehen einander verduzt und höchlichst betroffen an, anders als sonst im officiellen Schauspielhaus, und — lachen. Das ist Wedekinds, des Groteskdichters, Theaterwirkung und als solche sein Geheimnis. Nun bleibt daneben noch die Frage, was er der ernsteren Ueberlegung Neues bringt. Man lässt sich gern eine Stunde lang amüsieren, aber man will zum Schluss auch wissen, was man eigentlich gesehen hat. Einige wenigstens gibt es, die das nicht nur sehr genau wissen, sondern dann auch untadelig dramatisch wiedererzählen wollen, und die nun freilich werden ungehalten, weil sie sich am Schluss ein wenig dupiert fühlen. Denn was haben sie „eigentlich" gesehen? Das Hotelzimmer eines auf der Tournée befindlichen Wagner-Sängers und darin: einen englischen Backfisch, der — geküsst sein will und unverrichteter Dinge abzieht; einen alten, verkümmerten Componisten, der um Protection für seine Oper bettelt und unverrichteter Dinge abzieht; und eine hysterische Dame der guten Gesellschaft endlich, die vom Sänger seinerzeit erhört wurde, aber nun gleichfalls unverrichteter Dinge abziehen müsste, wenn sie es nicht vorzöge, sich zu erschießen. Das und die Personen, das ist die Handlung. Was — so fragen nun jene Gewissenhaften — was soll damit „gesagt" sein? Soll Moral gepredigt oder Moral verhöhnt sein? Wo ist die Pointe? Die so fragen, verstehen den Dichter und den Witz seiner Sophistik nicht. Gesagt soll nichts sein, Pointe gibt es nicht. Aber der Dialog in diesem Stück ist ein glänzendes Spiel, wo Gründe und Gegengründe und geistreiche Worte wie prächtig geschwungene Bälle hin- und herfliegen — und wenn der Kammersänger seinen naiven Realismus, der alte Musiker seine sentimentale, idealistische Welterscheinung vertheidigt, so liegt der Höhepunkt aller dramatischen Reize darin, dass sie für den Dichter beide recht haben, weil sie beide gestaltete, losgetrennte Figuren sind. Der Dichter steht als Rhetor, als Anwalt der Weltanschauungen, über ihnen, er vertheilt die Stimmen, er vertheilt den Beifall gerecht nach beiden Seiten, aus seiner überlegenen Zerkunft spinnt er dramatische Fäden! Ein Wink für eine neue dramatische Form scheint mir darin zu liegen, für eine neue Art Komödie....

•

Herr Buchbinder hat eine Posse von erträglicher Bühnenmache geschrieben. Darüber großes Geschrei in der heimischen Gemeinde. Nun hat sie wieder den „Dichter", den sie braucht. Und nun brauchen wir die wirklichen, ernsten Dichter, die bekanntermaßen unnatürliche Erfindungen gewisser Kaffeehäuser sind, nicht länger: denn Herr Buchbinder hat eine erträgliche Posse geschrieben. Ich denke, das Verdienst daran ist nicht so groß, als es aussieht, wenigstens nicht auf Seite des Verfassers. Jahrzehntelang hat Herr Buchbinder probiert und gelernt, und die ihm stets dienstbereiten Vorstadtbühnen und ihre Gäste mussten das Lehrgeld zahlen. Nun hat er für ein gewisses Genre mühselig ausstudiert — mag er uns, dem selbstlosen Publicum, dafür danken, nicht wir ihm. Er hat eine erträgliche Posse geschrieben, das heißt: er hat das Verstimmendste an schlechter Logik und schlechtem Geschmack in der Scenenfolge und im Dialog vermieden. Einiges blieb aber auch davon noch zurück. Die Weltanschauung der reichen Tischler wird in diesem Stücke gegen die der armen ausgespielt, das rüde Bürgerthum wird angeschmachtet und angestrudelt, die Socialdemokratie wird verhöhnt... Den Erfolg brachte die Darstellung. Das Raimundtheater hat „Grubers Nachfolger" ungewöhnlich gut herausgestellt. Aus dem kleinbürgerlichen Fabrikanten, der sich zur Ruhe setzt, aber keine Ruhe findet, machte Girardi eine volksthümliche Figur von blühender lebendiger Gestaltung. Und die Herren Jensen, Straßmeyer und Pollandt, die Damen Petri, Schneider und Hetsen hielten sich besser als je. A. G.

•

Der Wiener Concertverein hat die Concertsaison eröffnet. Es lag noch etwas von der sommerlichen Erholungsstimmung im Publicum und im Orchester, die sich beide zu den ernsteren Arbeiten und Genüssen des Winters nicht gleich aufraffen konnten. So ungleichmäßig und dabei doch im ganzen temperamentlos ist die Ouverture zu „Euryanthe" selten gespielt worden. Auch in Mozarts Symphonie wollten die lieblichen Rococo-Figuren nicht recht zu lustigem Leben erwachen. Erst Wagners Faust-Ouverture brachte die richtige Stimmung in den Saal, die sich auch bei Schuberts Symphonie erhielt. Dieser schließliche Aufschwung lässt uns hoffen, dass der Concertverein auch heuer die ehrenvolle Stellung behaupten wird, die er im Vorjahr so ruhmvoll errungen. R. W.

•

Man schreibt uns aus München: Auch Helene Böhlau, die bekannte Erzählerin der „Rathsmädel-" und „Altweimarischen Geschichten", konnte dem Drange, ein Theaterstück zu schreiben, auf die Dauer nicht widerstehen, dramatisierte eine dieser Novellen und brachte sie unter dem Titel „Philister über Dir!", Schauspiel in vier Acten, am königl. Residenz-Theater zur Darstellung. Die ersten beiden Acte waren sehr lustig und graciös, im leichtesten Komödien-Ton gehalten. Der Lavendelduft von Alt-Weimar, auf der Grenze zwischen Empire- und Biedermaier-Stil, wehte uns von der Bühne fast ebenso frisch entgegen, wie aus der Erzählung. Ein junger Arzt, namens Urban, selbständige Persönlichkeit von Geist und Gemüth, verlobt sich mit einem Geheimraths Töchterchen, kann sich aber nachträglich in deren Oberflächlichkeit und in die spießbürgerlichen Gewohnheiten ihrer Familie nicht finden. Der dritte Act, vollständig misslungen, stellt eine neue Hauptperson vor, ein schwerkrankes Mädchen, das für Urban zur „wahren Liebe" wird und im vierten Act bereits so stark gewirkt hat, dass die Verlobung hoffnungslos erscheint. Das Mädchen stirbt im Mondenschein. Urban aber beschließt nach einigem Zögern, für die Menschheit weiterzuleben. Nebenbei treten die beiden „Rathsmädel" auf, sehr niedlich doch ohne anderen Zweck als um mit dem jugendlichen Arthur Schopenhauer zu plaudern, wie denn überhaupt bei dieser Aufführung nur zuviel geplaudert wurde, sowohl auf der Bühne, als auch im Parquet. Wer indes noch aufmerkte, konnte treuherzige und kluge Gedanken vernehmen. Auch die Liebesworte, die gestammelt wurden, die Ausbrüche berechtigten Zornes und die philosophischen Erörterungen verriethen die Feder einer sehr begabten Novellistin. Kurt Martens.

•

Man schreibt uns aus Paris: Jean Jullien gehört zur Schule Henri Becques, der seinerseits einiges von den Scandinaviern gelernt hatte. Aber sein neues Stück „La Poigne", das am Montag zum erstenmale im Gymnase gegeben wurde, lässt hie und da das Bestreben, wirkliche Menschen und wahre Verhältnisse zu schildern, vermissen. Der Autor schildert in seinem Stücke einen jener allenthalben vorkommenden und an und für sich sehr interessanten Charaktere, die das männliche Gegenstück zu den „jungen Dirnen, alten Betschwestern" in der Politik bilden. In Deutschland und Oesterreich sind diese ehemaligen „Achtundvierziger", die gleich dem schlauen Herrn v. Miquel und dem „rothen Becker" zu Amt und Würden gelangt sind und ihre einstigen liberalen Schwärmereien als Jugendverirrungen entschuldigen, ja nicht selten. Herr Perrand ist Advocat in einer kleinen Stadt, schwärmt für sociale Gerechtigkeit und präsidiert einem Wahlcomité. Er und seine Freunde sind sehr unzufrieden mit ihrem Deputierten, der in der Kammer seine den Wählern gemachten Versprechungen nicht hält, und wollen für die nächste Wahl einen andern Candidaten aufstellen. Da kommt plötzlich eine Depesche an Perrand: der tadelnswerte Deputierte ist Minister geworden und bietet dem Advocaten eine Präfectur an. Nach einigem Kampfe nimmt Perrand an, denn als Präfect wird er Gelegenheit haben, seine socialen Anschauungen zu verwirklichen. Von diesem ersten Acte sind die drei folgenden durch einen Zeitraum von sechs Jahren getrennt, und in dieser Zeit hat sich die übliche Aenderung im Charakter des Beamten vollzogen. Perrands einstige liberale und sociale Principien sind ver-

gessen, und er ist jetzt ganz der Präfect, wie er im Buche steht, und zwar ein Präfect à poigne, ein energischer, mit der Faust dreinschlagender Provinztyrann. Diese Entwickelung ist durchaus folgerichtig und von Jullien trefflich gezeichnet. Hierin liegt der psychologische Wert des Stückes; um es aber auf der Bühne wirksam zu machen, hat der Autor zu sehr conventionellen Mitteln gegriffen: der Sohn Perrauds liebt ein armes Mädchen und wird vom Vater verstoßen, worüber die Mutter aus Gram stirbt, und schließlich löst sich dann alles in Wohlgefallen auf. Der Präfect steht vor der Alternative, einen Strike durch Waffengewalt zu unterdrücken oder seinen Posten zu verlassen, und in diesem Dilemma wird „die Faust“ plötzlich weich, Perraud erinnert sich seiner Jugendträume, er gibt seine Entlassung und zieht sich mit Sohn, Schwiegertochter und Enkel in irgend einen stillen Winkel zurück. Diese Lösung des Conflicts ist mit außerordentlichem Bühnengeschick durchgeführt, und die dramatische Wirkung der letzten beiden Acte ist groß, aber von dem Socialisten Jullien hätten wir etwas anderes erwartet als diese Capitulation.
K. E. Schmidt.

## Bücher.

S. Lublinski: Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwickelung: Band XII, XIII, XVI, XVII.) Berlin, Verlag Siegfried Cronbach.

Wenn das so fort geht, werden wir bald keine Gelehrten mehr haben. Der Journalismus presst die tüchtigsten Köpfe in seinen Dienst, sich zum Nutzen, ihnen zum Schaden. Auch der Autor S. Lublinski ist diesem Schicksale nicht entgangen. Seine vier Bände enthalten nichts als eine Sammlung höchst verschieden ausgearbeiteter und gänzlich ungleichwertiger Aufsätze, die nicht viel anders als äußerlich zu einer Einheit verbunden sind. Zwar der Titel scheint ein bestimmtes Programm für die Durchführung zu geben, und im Vorwort spricht Lublinski ausdrücklich von „einer gesetzmäßigen gesellschaftlichen Darstellung der Literatur“. Aber was versteht er unter „Gesellschaft“? Einmal sind es die einzelnen socialen Schichten Deutschlands, das anderemal das Milieu, in dem der Dichter aufwuchs, das drittemal das Lesepublicum schlechtweg. Ferner: Lublinski bemüht sich, Analogien zwischen verflossenen und jetzigen Literaturzuständen aufzuzeigen. Doch statt den Faden gleicher Entwickelungsverhältnisse zu verfolgen, wird auf die oberflächliche Aehnlichkeit hin Gleichheit angenommen und behauptet. An schiefen, halbwahren Behauptungen — durchaus mehr Bemerkungen, als Gedanken — wird das Möglichste geleistet, oft nicht ohne ganz merkwürdige innere Widersprüche. Wollte man die Behauptungen Lublinskis einzeln durchprüfen und sichten, so wäre, wie immer in solchen Fällen, ein Buch vonnöthen, welches das zu widerlegende bei weitem an Umfang überträfe. Aus der Fülle können deshalb nur einige Beispiele hervorgehoben werden. Bei den Romantikern, über die Lublinski sonst recht geschickt und lesenswert schreibt, bemerkt er: „Schon eher verwundern darf man sich, dass das Gros der Romantiker sich für die Reaction entschied, statt, die Möglichkeit lag ganz gut vor, für die Revolution.“ Man lächelt erstaunt, beruhigt sich aber schließlich bei dem Gedanken, dass Lublinski nicht allzuviel historischen Sinn besitze. Doch im dritten Bande liest man: „So waren die Karlsbader Beschlüsse nur eine logische psychologische Folge der gesammten Lage, schlechterdings eine Unvermeidlichkeit.“ Welch plötzlicher Determinismus! Was aber Lublinski seinerseits nicht hindert, Heine historischen Sinn abzusprechen. Ueberhaupt der arme Heine! Manches über ihn ist ganz hübsch, und wenn auch nicht immer richtig, so doch interessant und originell gesagt. Doch im allgemeinen gehört das Capitel über Heine zu den sonderbarsten im ganzen Buch. Sowohl gegen poetische, wie auch gegen scherzhafte Bilder führt da Lublinski einen höchst ernsthaften Kampf; noch drolliger aber ist die Würde, mit der er sagt: „Schiller hätte nur . . .“ oder „Fichte hätte nur . . .“ dies oder jenes erkennen müssen, was ihm, aber nicht Lublinski verborgen geblieben, um es in der Anerkennung späterer Literarhistoriker weiter zu bringen. Ueber die sociale Frage werden ganz kaltblütig die köstlichsten Weisheiten zutage gefördert. Doch darüber sich mit Lublinski auseinander zu setzen hatte gar keinen Sinn — ist er ja doch nur ein Opfer unserer gekennzeichneten wissenschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse, ein umso beklagenswerteres, je größer unleugbar seine Fähigkeiten sind.
T. Bach.

Luise Westkirch: Los von der Scholle. Roman. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart 1899.

Dies ist äußerlich ein Roman im alten, conventionellen Sinn des Wortes. Er gibt uns ein breites Bild heutigen Lebens, schildert eine Menge Charaktere, sociale Typen, Zeitströmungen und hat ein festes Grundthema, das im Titel des Buches ausgedrückt ist: „Los von der Scholle!“ Es wird berichtet, wie der letzte Sprössling eines uralten märkischen Adelsgeschlechtes, Joachim von Thadden, durch die gewaltigen ökonomischen Verschiebungen unseres Jahrhunderts gezwungen wird, die angestammte Scholle zu verlassen und sich durch tausendfache Gefahren nur durch die Kraft seiner edlen, idealen Natur zu retten weiß. Aber auch den Bauer treibt die Zeit von der Scholle. Hans Tamerlow, ein erbgesessener Bauer, muss seinen Hof verkaufen, weil widrige Verhältnisse es so fordern. Nun ist auch er einer der Tausende, die in die Großstadt strömen. Er wird [illegible], Anarchist, Mörder. Der Junker und der Bauer sind beide [illegible] beide sind Verlorene, Verstoßene, von der Scholle Vertriebene, aber sie sind [illegible] [illegible]

Familie aus eigener Kraft befreit, den Geliebten wiederfindet, um sich für immer mit ihm zu vereinigen. Und hier Wieke Süpzin, die Bauerntochter, welche mit ihrem Geliebten, Hans, nach Berlin kommt, ihn dort verlässt, nachdem sie ein Opfer der Großstadtverlockungen geworden und als berühmte Opernsängerin und Kokotte endigt. — Mit reicher Phantasie und Gestaltungskraft hat die Verfasserin innerhalb dieses etwas conventionell anmuthenden Schemas das bunteste Leben unserer Zeit abzunehmen verstanden. Man spürt zwar immer die leise mildernde Frauenhand, welche die Schrecken der geschilderten Zustände mit viel Sonne edlen Menschenthums zu durchleuchten strebt, aber immerhin bleibt in diesen zwei Bänden genug Wahres, mit Redlichkeit Geschautes und mit Kraft und Muth Wiedergegebenes. In alte Schläuche ist hier neuer, kräftiger Wein gegossen worden.
M. M.

Hermann Stehr: Leonore Griebel. S. Fischer, Berlin, 1900.

Eine Krankengeschichte — schlimmer: eine kranke Geschichte! Die Nymphomanie einer schlesischen Bäckerstochter geschildert mit überraschenden Einzelheiten; als sei das Krankenjournal eines scharf beobachtenden Arztes in die nervöse Sprache der Neuesten übersetzt und als seien dabei Stücke unübersetzt geblieben („Nie gehörte Melodien meistens auf la“! S. 115). Epitheta von fast hysterischer Gesuchtheit („Klingende Herbheit“; „heißes Zögern“) wechseln mit realistischem Ausdruck (Der Nachtwind „torkelt“). Die starr objective Schilderung der Krankheitserscheinungen steht hart neben ungerechter Anklage gegen den Gatten, der doch nicht verpflichtet ist, sich auf die Kunst, mit solchen Hexen umzugehen, zu verstehen. Alles das klingt aufgeregt durcheinander, reizt, interessiert, gibt aber kein Kunstwerk.
Richard M. Meyer.

## Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ (Sept. und Oct.). Ein Artikel von J. Langer über die vormaligen und die gegenwärtigen Jesuiten. Als der Jesuitenorden entstand, war er eine ganz neue unerwartete Erscheinung. In einer Zeit, wo die Geistlichkeit roh, unwissend und verkommen war, mussten diese frommen, sittenreinen und dabei hochgebildeten Priester, die an die erste Zeit der christlichen Kirche erinnerten, wie Engel des Himmels erscheinen. Später hob sich der sittliche und geistige Zustand der übrigen, während der der Jesuiten herabsank, so dass der Unterschied sich immer mehr verwischte und von einem höhern Verdienst keine Rede war. Inzwischen hatten sie aber verstanden, ihrem Orden durch allerhand Legenden besonderen Glanz zu verleihen und namentlich an den Höfen festen Fuß zu fassen; deshalb waren sie auch allmächtig, solange es absolute Monarchien gab und sie im Fürsten das Volk regierten. Seit diese aufgehört, ist auch die Macht der Jesuiten gesunken. Wohl versuchen sie noch immer durch die Schulen ihre Herrschaft über die Geister zu behaupten, aber es ist eine gar zu enge Thätigkeit für einen Orden von solcher Vergangenheit, und man darf wohl sagen, dass seine Zeit auf immer vorüber ist. — Oberschulrath Professor Schiller setzt seine Ideen über die Volkserziehung im XX. Jahrhundert auseinander. Er nennt die nivellierende und demokratisierende Tendenz unserer Zeit, die überall eine gleichmäßige Bildung verbreiten möchte, unvernünftig. Die Volksschule müsse im Gegentheil auf den örtlichen Verhältnissen und Besonderheiten aufgebaut sein. Der Unterricht soll nur an das anknüpfen, was die Kinder aus ihrem täglichen Leben und ihrer Erfahrung in die Schule mitbringen, und das ist naturgemäß sehr verschieden bei den Kindern der Großstadt oder denen des Dorfes. Eine vernünftige Leitung wird sich diesen Bedürfnissen anpassen und beispielsweise in den Landschulen darauf achten, dass eine allgemeine Vorbildung für eine handwerkliche oder gewerbliche Thätigkeit schon während der Schulzeit ertheilt werde, was übrigens auch für die städtischen Volksschulen der untern Stände von nicht geringer Bedeutung wäre. Alle Schulen, vor allem aber die höhern der Großstadt, sollten überdies dem gesteigerten Weltverkehr und der immer zunehmenden Auswanderung nach überseeischen Colonien Rechnung tragen; es wäre wichtig, den Schülern namentlich die Kenntnis der englischen Sprache — die heute als die Weltsprache anzusehen sei — beizubringen, und zwar in einer mehr praktischen als theoretischen Weise. Natürlich muss aber diese Umgestaltung des Schulwesens bei den Lehrerbildungsanstalten anfangen und vor allem diese den modernen Bedürfnissen anzupassen versuchen. — Der frühere Justizminister Graf Schönborn gibt knappe, sehr lebensvolle Charakteristiken der österreichischen Staatsmänner Baron Hübner, Graf Szécsén und Graf Taaffe.

„Revue blanche“ (1. und 15. October). An den italienischen Königsmord anknüpfend, schreibt Tolstoi über den Königsmord im allgemeinen, den er verwirft, aus Gründen allerdings, die für die Monarchen nichts weniger als schmeichelhaft sind und von österreichischen Staatsanwalten wahrscheinlich missverstanden würden, wenn wir sie hier wiedergeben wollten.

„La Chronique des Livres“ benennt sich eine Halbmonatschrift, die seit Mitte Juni dieses Jahres in Paris erscheint. Da die Zeitungen und Zeitschriften der ungeheueren Fülle von neuen literarischen Erscheinungen unmöglich gerecht werden können, so hat eine Anzahl junger Literaten sich vereinigt, um ein besonderes Organ für Bücherbesprechungen ins Leben zu rufen. Hervorragende Schriftsteller und Kritiker, wie Adam, Brisson, Faguet, Finot, Sully-Prudhomme, u. v. a. sind daran betheiligt, und gleich im ersten Heft lassen sich Heredia und Fouquier über Guy de Maupassant vernehmen. Eine Reihe von Artikeln in den beiden ersten Heften richtet sich gegen die gegenwärtige Art der Buchbesprechung. An Stelle der Kritik sei die Reklame getreten. [illegible] Lanton vergleicht die Neuerung auf diesem Gebiet mit der der volksthümlichen Universitätscurse: wie diese der allgemeinen Bildung des vierten Standes dienen, so soll die neue Zeitschrift die [illegible] und literarische Erziehung des dritten Standes [illegible] jener Kreise bilden, aus denen sich das [illegible] Ledrain beleuchtet einen weiteren Uebelstand, das [illegible], das innerhalb der Literatenkreise

sein Unwesen treibt und, in seiner Art nicht minder willkürlich und ungerecht, als die bezahlte Presse, falsche Größen schafft. Auch auf eine Pariser Specialität, die literarischen Salons, als Brutstätten künstlicher Berühmtheit, weist der Verfasser tadelnd hin.

**„Casslers Magazine"** (October). A. W. Robinson schreibt über das Goldwaschen und was bei der Anlage von Goldwäschereien zu beobachten sei. Wenn auch Gold vor anderen Handelsartikeln den Vorzug hat, dass es immer seinen vollen Wert hat und nicht von Conjuncturen abhängt, so machen doch die Gewinnungskosten einen wesentlichen Unterschied und vermindern den Gewinn oft in erheblicher Weise. Eine der Hauptursachen dieser häufigen Enttäuschungen bildet der Optimismus, mit dem die sonst vorsichtigsten Leute ans Werk gehen, sobald es sich um die Gewinnung von Gold handelt. Als besonders beachtenswert bezeichnet Robinson die Bodengestaltung, die mineralogische Beschaffenheit der Kiesel, die Tiefe und die Strömung des Wassers und die Höhe der Arbeitslöhne. Ehe man an die Arbeit geht, gilt es, sich über den Procentsatz von Gold, welchen die Kiesel enthalten, Gewissheit zu schaffen Auch verschiedene Stichproben über das ungefähre Ergebnis eines Quadratmeters sind anzustellen, endlich sind auch die Transportverhältnisse und die Preise des Baumaterials in Betracht zu ziehen. Hat man sich für ein Feld entschieden, so spare man nicht bei den Baggermaschinen, sie müssen von kundiger Hand montiert und aus bestem Material sein, um häufige Reparaturen und die damit verbundenen Unterbrechungen im Betrieb zu vermeiden Endlich ist es bei Goldwäschereien, wie bei jedem Unternehmen, wünschenswert, nicht ohne genügendes Betriebscapital an die Arbeit zu gehen, die im übrigen noch an unzähligen Punkten der Erde ergiebige Erfolge verheißt.

---

# Die Multiplicationstafel oder das Einmaleins.

Eine chinesische Liebesgeschichte von Kai-lung.

Nacherzählt von Leopold Katscher.

(Schluss.)

Beide zogen die Schwerter, und alsbald regnete es so zahlreiche und rasche Hiebe, dass es in der Abenddämmerung schien, als ob die Luft von einem üppigen und vielfarbigen Feuerwerk erfüllt wäre. Da beide Gegner geübte Fechter waren, kämpften sie sehr lange ohne jedes Ergebnis. Plötzlich erschien Ning, die beim Auftauchen Li-Tings entflohen war, in Begleitung ihres Vaters wieder auf der Bildfläche. Die Angst, entweder einen bewährten Reisenden oder die ihm von Ning kurz geschilderte wertvolle Entdeckung des Einmaleins zu verlieren, hatte die sonst recht langsamen Schritte des Alten beschleunigt, der bei seinem Eintreffen auf dem Reisfelde athemlos ausrief:

„O, Ihr hervorragenden und kenntnisreichen Personen! Bemüht Euch nicht, ein so wundervolles Schauspiel diesem unwürdigen Individuum zu bieten, welches der einzige Beobachter Eurer glänzenden Geschicklichkeit ist! Eure ehrenvolle Herablassung erfüllt diese ungebildete Person mit solcher Beschämung, dass ihr Gehör in übernatürlicher Weise geschärft wird und sie deutlich viele Stimmen von jenseits des Gelben Flusses vernehmen kann, die den gottgesandten Vertreter des niedrigen Ti-Hung herbeirufen, damit er ihnen neue Idole bringe. Daher wollest du, o Li-Ting, deine verfeinerten Schritte gen Putschau lenken und es mir überlassen, diesem jungen Manne mit meinen unerträglichen Gemeinplätzen lästig zu fallen."

„Der Schatten fällt in jene Richtung, die der Sonne genehm ist," erwiderte Li, sein Schwert in die Scheide steckend und sich entfernend.

„Jun-Tschang!" sagte nun der Alte. „Ich höre, dass du eine Entdeckung gemacht hast, welche mir von hohem Wert sein könnte. Besprechen wir die Sache ohne Umschweife. Kannst du mir beweisen, dass dein System wirklich die Vorzüge besitzt, die du dafür in Anspruch nimmst? Wenn so, so werden wir uns leicht einigen."

„Ich bin von der vollkommenen Richtigkeit und Zuverlässigkeit meiner Berechnungen überzeugt. Diese sind nicht etwa ein Ergebnis gewöhnlicher menschlicher Geistesthätigkeit: der Gedanke wurde mir vielmehr eingegeben, als ich meine Ahnentafeln anbetete. Es handelt sich um ein System von Vierecken, Würfeln und Dreiecken. Da aber der praktische Nachweis etwas lange dauern würde und ich deine verehrungswürdige Tochter nicht länger der feuchten Abendluft ausgesetzt wissen möchte, wollen wir über den Gegenstand morgen in deiner unnachahmlichen Wohnung weiter verhandeln."

Ich will meine intelligenten Leser, deren jeder zweifellos sämmtliche mathematischen Bücher auswendig weiß, nicht mit der Schilderung der Beweise ermüden, welche der Entdecker der Multiplication dem Kaufmanne lieferte. Genug an dem, dass er Ti überzeugte und zur Annahme seiner Bedingungen veranlasste: nur wurde vereinbart, dass Li erst nach seiner Rückkehr und nach Ablieferung seiner Einnahmen von seiner Entlassung verständigt werden solle. Dass Ti den Gewinnantheil des nunmehrigen Schwiegersohnes sehr niedrig bemaß, daran lag dem letzteren nichts, denn er lebte ja von jetzt an im Hause des Götzenhändlers.

Die Einführung der neuen Berechnungsweise hatte eine Geschäftszunahme zur Folge, die einem Flusse zur Flutzeit glich. Alle Concurrenten wurden weit überflügelt, und Ti-Hung hängte ein Schild aus, welches so lautete:

„Hier wird nicht gewartet!

Guten Morgen! Hast du einen der hochfeinen 99-Käsch-Götzen Ti-Hungs angebetet?

Mögen die Käufer schlechtgemachter Götzenbilder aus anderen Werkstätten, in denen sie alt und ehrwürdig geworden, während die altmodischen Besitzer bis Zehn gezählt haben, den Laden Ti-Hungs betreten, um ihre verlorene Jugend wieder zu erlangen.

Unsere 99-Käsch-Idole sind einen ganzen Taël wert. Dennoch behaupten wir nicht, dass sie alles können. So zum Beispiel wird man von ihnen vergebens erwarten, dass sie Wäsche reinigen. Immerhin kann auch die zufriedenste und kaltblütigste Person nicht glücklich werden, ehe sie einen unserer 99-Käsch-Götzen besitzt. Was ist Glück? Der äußerst gebildete Weltweise erklärt das Glück als die Erfüllung aller unserer Wünsche. Nun denn, jedermann wünscht ein Ti-Hung'sches 99-Käsch-Götzenbild. Folglich kaufet eines! Achtet aber darauf, dass Ihr wirklich ein Ti-Hung'sches bekommt!

Habt Ihr ein schlechtes Idol? Beseitiget es und schaffet Euch eines unserer 99-Käsch-Idole an!

Warum altert dein Götze früher als der deines Nachbars? Weil der deinige nicht, wie der seinige, ein Ti-Hung'sches 99-Käsch-Wunder ist.

Sie sind ein Entzücken für Alt und für Jung —
Die prächtigen Götzenbilder von Ti-Hung."

„P. S.: Das ‚Großopfer'-Idol kostet nur 45 Käsch! Ein Dutzend wird am Vorabend des Opfers frachtfrei in jedem beliebigen Tempel abgeliefert."

Endlich kehrte Li-Ting zurück — hochbefriedigt, denn seine Reise war ganz besonders erfolgreich gewesen. Als sein Brotherr ihm nach Abwickelung der Geschäfte den Inhalt der Abmachungen mit Jun-Tschang mittheilte, gerieth er in Wuth und schrie mit furchtbarer Stimme:

„O höchst verrätherischer und äußerst missliebiger Ti-Hung! Ist dies mein ganzer Lohn für meine angestrengten Bemühungen in deinem Dienst? In solcher Weise belohnst du meine außergewöhnlich gewissenlosen Anpreisungen deiner sehr schlechten und unhaltbaren Lehmgötzen mit ihren Glotzaugen und Hohlmägen? Aber ehe ich gehe, will ich vertrauensvoll deinen Untergang vorhersagen. Und jetzt wird diese gemeine, wertlose Person den letzten Staub deines ausgezeichneten Hauses von ihren uneleganten und unzulänglichen Füßen schütteln, um seine völlig unbrauchbaren Dienste deinem Hauptconcurrenten anzubieten."

Als Li fort war, sagte Ti zu seinem Schwiegersohn: „Die Machenschaften eines so übelwollenden Menschen werden zweifellos ungemein gefährlich sein. Ich muss daher seine Worte entkräften. Zu diesem Zweck mache ich hiermit die Vorhersage, dass ich mich künftig ununterbrochen des besten Wohlergehens erfreuen werde. Ich habe gesprochen und werde meine Worte gewiss nicht verschlucken."

Die Prophezeiung des Kaufmannes schien sich denn auch erfüllen zu sollen. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit seiner Abrechnungen machte den Abgang Li-Tings hundertfach wett, denn sie führte immer mehr Privatkunden und Kleinhändler aus entfernten Gegenden herbei; trotz der weiten Reise gewannen sie Zeit, da sie nicht tagelang auf die Ware zu warten brauchten. Demgemäß wurde das Heer der von Ti beschäftigten Lehmeinsammler und Idolformer immer größer, während die Werkstätten sich bald bis nahe an den Fluss heran erstreckten. Nur eins betrübte den Alten: der Umstand, dass Jun sich nicht für das Götzengeschäft interessierte, welchem seine Entdeckung einen so hohen Aufschwung gegeben hatte, und sich statt dessen mit Eifer auf die für die Prüfungen zum zweiten Grad vorgeschriebenen Studien warf.

„Es ist ja beispiellos ehrenwert und erhaben," äußerte Ti eines Tages, „dass du dich nicht entmuthigen lässest, obgleich du fünfunddreißigmal durchgefallen bist. Aber ich kann meine Kehle nicht von Bitterkeit reinigen, wenn ich bedenke, dass mein heiliges und einträgliches Geschäft in die Hände Fremder übergehen könnte — vielleicht sogar in die des unausstehlichen Li-Ting."

Die Götter hatten jedoch beschlossen, dass diese entehrende Möglichkeit nicht eintrete, und es war ein Glück, dass Jun seine literarischen Studien nicht aufgab. Nach einiger Zeit stellte sich nämlich heraus, dass in dem Geschäftsbetrieb Tis irgend etwas nicht klappte, obgleich der Kundenkreis nicht nur nicht abnahm, sondern sich in geradezu fabelhafter Weise erweiterte. Allmählich erhielt Ti keinen Auftrag unter hundert Götzenbildern, und viele Aufträge lauteten auf tausende. Trotzdem fand der beunruhigte Alte, dass sein Geld immer weniger wurde. Als er in seinem Schrecken der Sache gründlich nachgieng, zeigte sich der Grund der riesigen Zunahme an Bestellungen und des erstaunlichen Rückganges der Einnahmen. Der Grund bestand in einem Rechenfehler Jun-Tschangs. Die Multiplicationstabellen waren bis zur Zahl hundert

ganz richtig, enthielten aber darüber hinaus irgend einen ungeheuerlichen Irrthum, aus welchem dem unglücklichen Ti gewaltige Verluste, seinen Kunden aber ebenso erhebliche Gewinne erwuchsen.

Selbstverständlich befahl Ti seinem Schwiegersohn, den Fehler zu erforschen und zu verbessern, allein vergeblich — Jun war trotz aller Bemühungen außerstande, auf das Richtige zu kommen. Nun wollte Ti den Strom seiner kaufmännischen Beliebtheit eindämmen — ebenfalls vergebens! Er hatte die Gunst des Publicums herausgefordert und sie hielt ihn fest. Je umfangreicher sein Geschäft wurde, desto näher rückte der Ruin, und dieser packte ihn beim Zopf, als von einer einzigen Pekinger Firma eine Bestellung auf fünf Millionen Stück 99-Käsch-Idole einlief. Dieser schreckliche Auftrag bewog ihn, sein Geschäft zu sperren und sich in den Staub zu setzen.

„O, siehe da!" rief er mit Bitterkeit aus. „Im Laufe einer Lebenszeit kann der Mensch von vielen höchst unangenehmen Dingen betroffen werden. Er kann zum Beispiel den heiligen Drachen beleidigen und infolge dessen zu einem feinen trockenen Pulver zermalmt werden. Oder er kann sich das Missfallen des wohlwollenden und edelsinnigen Kaisers zuziehen und dafür zum Feuertod verurtheilt werden. Auch kann er von Dämonen oder von den gestörten Geistern seiner Ahnen belästigt oder vom Blitz getroffen werden. Aber diese und viele andere Betrübnisse sind himmlische Segnungen im Vergleich zu einem eigensinnigen und ganz besonders schwachsinnigen Schwiegersohn! Was nützt es mir, dass ich so lange ein Idol zum Werte von hundert verkauft habe? Jetzt gehört mein köstliches Sommerhaus doch meinen Gläubigern! Es bleibt mir nichts übrig, als mein Geschäft freiwillig aufzulösen und alle meine Buchforderungen den Gläubigern zu überlassen, um mich dann zur wohlgebauten Grabstätte meiner Ahnen zu begeben, sie anzubeten und schließlich mit diesem ungewöhnlich scharfgeschliffenen Schwert meinen hervorragenden Leiden ein Ende zu machen."

„Der Weise vermag sich den Umständen anzupassen, wie das Wasser die Gestalt des Gefäßes annimmt, in dem es sich befindet," sprach jetzt der urplötzlich auftauchende Li-Ting. „Wozu sollen Löwe und Tiger auf Geheiß des Schakals mit einander kämpfen? Durch Vereinigung unserer Kräfte kann für dich noch alles gut enden. Hilf mir den vollkommen überflüssigen Jun-Tschang beseitigen und gib mir die elegante und ebenmäßige Ring zur Frau, und ich will dir gern einen Theil meines nicht unbeträchtlichen Eigenthums überlassen."

Aber Jun hatte diese Worte unbemerkt gehört, trat nun hervor und sagte: „Der Baum mag noch so hoch sein, die Blätter fallen doch zu Boden. Und so hat auch deine letzte Stunde geschlagen, o verabscheuenswerter Li-Ting! Was meinen ausgezeichneten und untadelhaften Schwiegervater betrifft, so ist es zweifellos, dass die Hitze sein unermüdliches Gehirn angegriffen hat; sonst würde er deine verächtlichen Vorschläge nicht angehört haben. Nun ziehe dein Schwert!"

Die beiden Degen flogen aus ihren Scheiden, allein ehe ein Hieb geführt werden konnte, wurde Li von den Geistern seiner Ahnen leblos zu Boden geschleudert: sie rächten sich dadurch für die Missachtung ihres unwürdigen Abkömmlings.

„So mögen alle Feinde Jun-Tschangs umkommen!" rief der Sieger aus; zu Ti gewendet fuhr er fort:

„Und nun, mein hochverehrter aber außerordentlich kurzsichtiger Schwiegervater, sollst du erfahren, wie nahe du daran warst, dich vor dir selbst zu erniedrigen. Ich habe soeben aus Peking die Nachricht empfangen, dass mir der zweite Grad übertragen worden ist und ich auf eine einträgliche Stelle bei der Regierung ernannt bin. Wir werden daher in der Lage sein, in Wohlstand zu leben, und du wirst den Rest deiner gewinnenden Tage friedlich mit dem Steigenlassen von Drachen verbringen."

## Stimmen aus dem Publicum.

Nach der Confiscation zweite Auflage.

# Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 10. November 1900. Nummer 319.

## Durchgefallen.

Je mehr sich neuestens Herr v. Koerber aus dem Dunkel seines Ministerpalais und seiner Programme aus Licht der öffentlichen Bethätigung hervorwagt, desto mehr sieht man ein, wie klug er bisher daran gethan, sich in der Verborgenheit zu halten. Dieses Veilchendasein ist freilich selbst dem Chef eines unparlamentarischen und zugleich parlamentlosen Beamtenministeriums auf die Dauer nicht gegönnt. Zwei Ereignisse der letzten Zeit haben insbesondere Herrn v. Koerber aus seinem Versteck hervorgezogen: der Industriellentag und die bosnische Eisenbahnfrage. Glücklicherweise kamen dabei gerade die zwei grundlegenden Ideen der Koerber'schen Politik zur Entscheidung. Beide richten sich gegen die Obstruction. Die eine Idee besagt, dass die Obstruction nur von den Berufspolitikern künstlich gemacht sei, dass aber die productiven Stände die Obstruction verdammen und, ohne Rücksicht auf die ungelösten politisch-nationalen Probleme, ein wirtschaftspolitisch thätiges Parlament ersehnen. Die andere Idee war, dass nur die Obstruction die mit allen Tugenden und Fähigkeiten gesegnete Regierung an gedeihlicher Arbeit hindere. Beide grundlegenden Ideen, auf welche Herr v. Koerber schon staatsrechtliche Phantasiepläne für die Zukunft aufgebaut zu haben scheint, haben nun bei den genannten beiden Gelegenheiten die Probe auf ihre Richtigkeit zu bestehen gehabt. Beide sind durchgefallen, und ihr derzeitiger Hauptvertreter und -Interessent, Herr v. Koerber, mit ihnen.

Die erste der beiden Ideen — wirtschaftliche Arbeit contra Politik — musste sich, wenn überhaupt, auf dem Industriellentag in ihrer ganzen Glorie zeigen. Denn wer konnte die productiven Stände, wer konnte das „Volk“ sein, das Herr v. Koerber gegen das obstruierende Parlament aufrufen mochte? Die unteren Stände konnten es nicht sein, weil sie die unterdrückten Stände sind, die nur vor neuen Steuern und neuen Privilegien und Monopolen zu zittern haben, wenn die Gesetzgebungsmaschine wieder glatt functioniert. Unter den oberen Ständen der wirtschaftlichen Hierarchie unterscheidet man zwei Gruppen, das immobile Capital und das mobile Capital. Das immobile Capital, der Großgrundbesitz, geht aber mit der Obstruction, der verfassungstreue mit der deutschen, der feudale mit der czechischen Obstruction. So blieb Herrn v. Koerber zur Auswahl seiner Palladine nur noch das mobile Capital übrig. Aber auch dieses schrumpft bei näherer Betrachtung zusammen. Denn die kleingewerblichen Myrmidonen des Herrn Dr. Lueger machen aus politischer Klugheit die Obstruction mit. Den Handel als productiven Stand herauszustellen, verbot Herrn v. Koerber die Mode. Der Rest war also die Industrie, und deswegen war der Industriellentag von einer gewissen Bedeutung für Herrn v. Koerbers Ideengang. Er hat sich denn auch für den Industriellentag sehr angestrengt, und der Industriellentag für ihn. Die Veranstalter hatten auch eine antipolitische politische Resolution vorbereitet, die ganz vom denaturierten politischen Spiritus des Herrn v. Koerber durchtränkt war. Als es aber zur Berathung kam, zeigte es sich, dass die paar Industriellen, die Herr v. Koerber für seine Anschauungen gewonnen, politische Analphabeten waren, die von anderen, politisch besser unterrichteten Rednern ihre Resolution in das gerade Gegentheil umredigieren ließen, anscheinend ohne in ihrer kindlichen Einfalt auch nur den Unterschied recht gemerkt zu haben. Und so wurde auf dem Industriellentag einhellig eine Resolution angenommen, welche die Obstruction als die geeignete Waffe gegen Rechtsvergewaltigungen, beziehungsweise das, was jeweils eine Partei als solche empfindet, förmlich anerkennt und sozusagen codificiert. Der Industriellentag, der ausgieng, der Obstruction zu fluchen, hat sie schließlich gesegnet, und das war Herrn v. Koerbers Durchfall Nummer eins.

Ihm schloss sich, dem Gesetz der Duplicität der Fälle gemäß, der zweite Durchfall unverweilt an. Die bosnische Eisenbahnfrage gab Herrn v. Koerber Gelegenheit, die sonst angeblich nur durch die Obstruction lahmgelegten Tugenden und Fähigkeiten der Regierung in einem außerparlamentarischen Kampf mit dem ungarischen Ministerium zu zeigen. Es scheint, dass der Minister des Aeußeren Graf Goluchowski — ein Gestirn von so schwacher, und noch dazu auch nur erborgter, Leuchtkraft, dass es selbst von Herrn Dr. Koerber überstrahlt zu werden Gefahr läuft — den Kampf zuspitzte. Denn die Goluchowski'sche Presse war es, die mit besonderem patriotischem Feuereifer den intransigenten Standpunkt gegenüber den ungarischen Uebergriffen vertrat und Herrn v. Koerber für den Fall des Misserfolges mit dem blauen Bogen winkte. Aber auch Herr von Koerber scheint den Kampf nicht ungern aufgenommen zu haben, denn auch die ihm am nächsten stehende, die christlich-sociale Presse predigte, mit der anderen um die Wette, Unnachgiebigkeit. So ergab sich das seltene Schauspiel, dass die gesammte öffentliche Meinung Cisleithaniens einmüthig auf ein Ziel hinarbeitete, concret gesprochen auf die ungesäumte Inangriffnahme des Baus der Linien Banjaluka—Sarajevo und Bugojno—Arzano. Mit einem mangelnden Rückhalt in der Bevölkerung konnte sich diesmal Herr v. Koerber nicht ausreden, und mit der Obstruction schon gar nicht, da die Verhandlungen ausschließlich zwischen den Regierungen spielten. Ein Prä, ein sichtbares Prä hatte sogar Herr v. Koerber, neben der Gerechtigkeit der von ihm zu vertretenden Forderung, vor den Ungarn voraus. Dieses Prä und Superplus war der unbezahlbare Eisenbahnminister Herr von Wittek, der Fachmann, der Specialist, dem die Ungarn, in Ermangelung eines besonderen Eisenbahnministeriums, nichts entgegenzusetzen hatten. So konnte man mit Spannung dem Duell Koerber-Széll entgegensehen. Zum Duell ist es aber gar nicht gekommen. Herr v. Koerber hat den Degen in der Scheide gelassen und sich mit dem Gegner zu einem unnennbar geringen Procentsatz ausgeglichen, sowie Graf Goluchowski, der „ehrliche Makler“, der mit den Ungarn gegen die Oesterreicher conspirierte, es vorherbestimmt hatte. Ungarn erhält sofort die wichtige Sandschak-Linie, Oesterreich aber erhält sofort nichts und für spätere Zeit wird ihm die unbedeutendere der beiden Linien seiner Interessensphäre versprochen, wenn es den gleichzeitigen Bau noch einer zweiten ungarischen Linie zugesteht.

Hat uns der Industriellentag gezeigt, dass der von Herrn v. Koerber construierte Gegensatz zwischen Wirtschaft und Politik, zwischen Industrie und Obstruction die pure Schwadronage war, so lehrt sein bosnisches Abenteuer, dass die von ihm behauptete Tüchtigkeit der Regierung, die nur durch die Obstruction gehindert sei, die reine Renommage ist. Herr v. Koerber ist mit der einen Maxime ebenso durchgefallen, wie mit der anderen. In gut geleiteten Ländern würde einer der beiden Durchfälle schon genügen, um einen Minister unmöglich zu machen. Bei uns sind selbst zwei Durchfälle, auch so solenn und paarweise auftretende, noch lange nicht genug. Bei uns wird nämlich das Regieren wie eine Schulübung betrachtet, und die Minister werden mit der ganzen Zartheit und Rücksicht behandelt, die man strebsamen Schulkindern zollt. Nicht sie sind für den Staat, nein, der Staat ist für sie da. Der Staat ist Lehrmittel für die Minister. Wie viel sie auch an ihm herumstümpern und herumpatzen, das verschlägt nichts, wenn sie sich dabei nur im Regieren üben. Und fällt ein Minister vollends durch — sei es selbst, wie Herr v. Koerber, in seinen zwei Hauptgegenständen zugleich — so thut das auch nichts. Er darf dann wieder von vorne anfangen und seine bereits bewährte Unfähigkeit repetieren. Das Lehrgeld zahlen wir, diesmal an die Ungarn, wie so oft schon vorher und wahrscheinlich oft noch später auch.

K.

---

## Die Wahlschlacht in den Vereinigten Staaten.

Wenn diese Zeilen im Drucke vor die Leser der „Zeit“ gelangen, hat der elektrische Draht vermuthlich schon die Berichte über den Ausgang der jetzt eben auf ihrem Höhepunkte befindlichen letzten amerikanischen Wahlschlacht des 19. Jahrhunderts über den Ocean getragen. Für den Wahlcalculator, der allenfalls auch seine Speculationen auf diesen Ausgang basieren will, kommen daher die nachfolgenden Darlegungen zu spät. Jedoch als Beitrag zum besseren Verständnisse des Wahlkampfes und seiner voraussichtlichen Folgen mögen diese Zeilen trotz alledem bleibenden Wert haben.

Es ist genau ein Jahrhundert verflossen, seitdem in einer

vielfach gleichartigen Wahlschlacht der demokratische Grundcharakter der amerikanischen Republik besiegelt wurde. Der Volkstribun Jefferson, der Autor der unsterblichen Unabhängigkeitserklärung, von den aristokratisch angehauchten Besitzenden als Demagog verrufen, drückte durch seinen glänzenden Sieg dem amerikanischen Staatswesen jenen in seiner Einfachheit großartigen demokratischen Grundzug auf, der einzig und allein die ungestörte unvergleichliche Entwickelung der kolossalen natürlichen Hilfsquellen ermöglichte. Diese gesunde Grundlage war denn auch stark genug, die wiederholten Versuche begüterter Volksschichten, sich besondere Vorrechte zu ergattern, mit Erfolg zurückzuweisen. Jackson und Lincoln, die Besieger der Nationalbank- und der Sclavenhalter-Cliquen, waren reine, starke Typen jener republikanischen Einfachheit, welche die Größe der Republik herbeiführte und ihr die achtungsvolle Verehrung aller Freunde wahrer Civilisation errang. Wachsender Wohlstand ermöglichte breiten Volksschichten vollen Antheil an den Segnungen moderner Cultur; Millionen europäischer „Entrechteter“ fanden hier nicht bloß gesunden Nährboden, sondern auch bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung und konnten mit uns mitleidsvoll auf die im alten Vaterlande Verbliebenen blicken, die niemals aus ihren Kriegssorgen herauskommen und selbst im tiefsten Frieden von den Lasten fortdauernder Rüstungen erdrückt zu werden scheinen. Die auswärtige Politik Amerikas war in erster Linie von dem in Washingtons Abschiedsbotschaft ausgesprochenen Grundsatz völliger Freihaltung von allen europäischen Verwickelungen geleitet, und erst in zweiter Linie von der sogenannten Monroedoctrin, die im Grunde nur die logische Folgerung aus dem ersten Grundsatze bis zum äußersten zog.

All dies scheint sich in den letzten Jahren gründlich geändert zu haben. Das Hanna'sche Syndicat, welches vor vier Jahren infolge der Spaltung der demokratischen Partei durch die Freisilberbewegung zur Macht gelangte, hat sich offenbar sehr frühzeitig entschlossen, diese machtvolle Stellung durch vollständigen Frontwechsel in der auswärtigen Politik zu behaupten. Das amerikanische Volk besitzt eine gewaltige Portion von Selbstgefühl, das sich spielend leicht zum Chauvinismus reizen lässt. Der ausgesprochene Erwerbssinn der Amerikaner, welcher das moderne Gelüste, schnell reich zu werden, auf die äußerste Spitze treibt, ist der zweite Instinct, mit welchem die schlauen Vertreter des „Commercialismus in der Politik“ leicht ihre Ziele erreichen. Die ganze Politik der Administration, sowohl die innere, wie die äußere, war während der letzten drei Jahre von diesen beiden Gesichtspunkten geleitet. Chauvinismus und Commercialismus feierten wahre Orgien. Der „große“ Krieg mit dem armen Spanien, das seit langem nicht einmal die Kraft besaß, seine eigenen fernen Colonien im Zaume zu halten, geschweige einen Krieg mit einer Seemacht selbst nur dritten Ranges zu führen, wurde plangemäß in Scene gesetzt, selbstverständlich, wie jeder Krieg, auch der Boerenkrieg, nur zu Zwecken der höheren Humanität. Im Handumdrehen hatten wir einen Nationalkrieg, und die obligaten Herren stellten sich auch pünktlich ein. Wie natürlich, durfte einem Gegner wie Spanien gegenüber einiges gewagt werden, selbst die schamloseste Günstlingswirtschaft bei Vergebung der Officiersstellen und Armeecontracte. Der Appetit kam beim Essen, und während ursprünglich vielleicht nur der fette Brocken Cuba ins Auge gefasst worden war, wurde gar bald, da Spanien sich geneigt zeigte, auch der Philippinenlast loszuwerden, zum Kaufe auch dieser Inseln geschritten. Dass Spanien gar nicht in der Lage war, über die Philippinen verfügen zu können, wurde ebensowenig berücksichtigt, wie der Treubruch gegenüber den Mitstreitern, vielleicht sogar formell Alliierten.

Das neuartige Schauspiel zog gewaltig. Nur geraume Zeit war das ganze Volk von einem richtigen Großmachtstaumel erfasst. Zunächst verstanden nur wenige Auserlesene die Tragweite der Wendung. Als gar erst die durch den Krieg nur zurückgehaltene wirtschaftliche Erholung von der mageren, durch die Baring-Panik eingeleiteten Periode 1893 bis 1897, die zufälligerweise mit der demokratischen Administration zusammengefallen war, umso kräftiger auftrat, als die Regierung das Geld mit vollen Händen ausstreute, da hatten die Republikaner anscheinend gewonnenes Spiel. „Prosperität“ zeigte sich in Hülle und Fülle, und zwar nicht bloß in der Finanzwelt, die mit beiden Füßen in eine Gründungsperiode hineinsprang, sondern auch beim Farmer, der durch zwei [illegible] [illegible]

[illegible]

dass die Lasten der Nationalgröße gerade diese wenigen geringer trafen, als ihn selbst. Die Nothwendigkeit, 60.000 Mann beständig in den Philippinen kriegführend zu erhalten, um das erkaufte Land zu pacificieren, gab zu denken, und die fortgesetzten Verlustlisten brachten die Folgen einer Eroberungspolitik deutlich vor Augen. Man begann einzusehen, dass die humane, große amerikanische Republik im Grunde nur fortsetze, was die Spanier begonnen: eine für ihre Unabhängigkeit kämpfende Nation gewaltsam zu unterjochen. Als die Boeren, denen man auch hier große Sympathien entgegenbrachte, ihren aussichtslosen Kampf gegen die Briten begannen, wurde rasch die Parallele gezogen, und man sah beschämt, dass man eigentlich dasselbe thue, was den verhassten Briten vorgeworfen wird. Und jetzt kamen die Apostel des Anti-Imperialismus, ein Boutwell, ein Karl Schurz und andere und öffneten dem Volke die Augen über die Folgen einer Eroberungspolitik in fernen Ländern. Man begann sich zu fragen: cui bono? Die Antwort fand jeder leicht in seinen eigenen Büchern. Das Missvergnügen stieg, und die geborenen Europäer im Lande gehörten zu den ersten, die sich dagegen sträubten, in der neuen Heimat wieder zu erfahren, was sie aus der alten vertrieben hatte.

Als die Wahlcampagne eröffnet wurde, hatte die Volksstimmung ihren Pendel wiederum stark zur Administration schwingen lassen. Selbst unter den Angehörigen der republikanischen Partei hatte sich eine bedenkliche Ernüchterung eingestellt, die im günstigsten Falle zu einer Apathie geführt hätte. Es bedurfte starker Mittel, die Gefahr einer Niederlage abzuwenden. Selbst die stärksten würden aber nichts genützt haben, wenn der demokratische Candidat dem weisen Rathe gefolgt hätte, die Silberfrage, mit der er 1896 so glänzendes Fiasco gemacht, jetzt vollkommen fallen zu lassen. Imperialismus und Trusts, hinter welch letzterem Worte sich der Kampf gegen die Uebermacht des Capitals concentriert, seien genügende Programmpunkte („Issues“), wurde ihm mit Recht vorgehalten. Der demokratische Candidat war aber anderer Ansicht. Sei es, um die Unterstützung der Populisten und Silber-Republikaner sich zu erhalten, sei es aus wirklicher Principientreue, Bryan ließ nicht von der Silberfrage ab und erzwang die Wiederholung des Programmes freier Silberprägung im Verhältnis von 16 : 1. Freilich wurde der Imperialismus als der alleinmaßgebende (paramount) Streitpunkt hingestellt, und in seiner Annahmerede beschränkte sich der Candidat auf eine meisterhafte Darlegung dieses einzigen Punktes. Den Republikanern aber war die Handhabe zu den allerstärksten Wahlmanövern gegeben und ihr Generalissimus, Marcus Hanna, war nicht faul, davon in der ausgiebigsten Weise und mit Erfolg Gebrauch zu machen. Die allerschärfste Geschäftspanik wurde angedroht, die Geschäftswelt, die ohnehin nicht mehr auf Rosen gebettet war, eingeschüchtert und von den „bedrohten“ Geldinteressen ein Campagnefonds aufgebracht, dessen gewaltige Größe keine Spur der früheren Apathie mehr zeigte. Und mit diesem Fonds wurde eine Agitation in Bewegung gesetzt, wie man sie selbst 1896 nicht erlebt hatte. Der Pendel der Volksstimmung schwang wiederum zur Seite der Administrationspartei, als der einzigen Schutzwehr gegen die von Bryan drohende Geldverschlechterung. Die Republikaner hatten ja schlauer Weise diesen letzten starken Rettungsanker bereit gehalten, als sie trotz des heiligen Versprechens, die Goldwährung zu sichern, nach drei Jahren endlich ein Gesetz beschlossen, welches immer noch nicht Sicherung der Goldwährung brachte.

Wir sind allem Anscheine nach vor der Wahl bei der letzten Schwingung des Pendels angelangt. Es müsste sich etwas geradezu Außerordentliches ereignen, um jetzt noch das voraussichtliche Resultat des Wahlactes zu ändern. Die Besitzenden werden die Schlacht entscheiden: ihre Angst vor einer unerhörten Panik, wie sie von den Republikanern angedroht wird, wird alle anderen Gesichtspunkte in den Hintergrund drängen. Die Administration, d. i. Mac Kinley, wird siegen, da allem Anscheine nach nur wenige Nordstaaten dem alten „populistischen“ Candidaten der vereinigten Gegenparteien ihre Electoralstimmen geben werden. Augenblicklich concentrieren sich alle Anstrengungen der Kämpfenden auf den Staat New York, dessen 36 Electoralstimmen in der zur Erwählung nöthigen Zahl von 224 natürlich einen bedeutenden Factor bilden. Gerade in diesem Staate aber spielt die Geschäftswelt eine wesentliche Rolle, und es ist nicht abzusehen, wie die ungeheure Mehrheit Mac Kinleys von 1896 weggefegt werden kann, zumal Bryan mit der zwar mächtigen, aber stark verrufenen demokratischen Localorganisation, Tammany Hall, eine dem Geschmack aller anständigen Leute widerstrebende Verbindung eingegangen ist. Darnach wäre nur noch zu wünschen, dass die Mehrheit der Republikaner sowohl in New York wie in anderen Staaten ganz wesentlich gegenüber der [illegible] von 1896 herabgedrückt werden möge. Nur in dieser Weise kann die herrschende Partei wirksam gewarnt werden, [illegible] abschüssigen Bahn allzu eilig fortzuschreiten. [illegible] die Situation nicht ohne Bedenken. [illegible], welche uns in Conflicte mit [illegible] musste, oder eine fortgesetzte Con[illegible] in wenigen Händen, welche einen un[illegible] Justiz und Administration

ausüben könnte und würde, müsste in dieser impulsiven Nation gewaltsamen Widerstand hervorrufen, der nicht leicht zu nehmen wäre. Jetzt schon haben die beiden letzten Wahlkämpfe, namentlich der gegenwärtige, einen stark socialistischen Charakter angenommen und die Gefahr eines Classenconflictes bedenklich nahegerückt.*)

New-York. Dr. Joseph H. Senner.

---

## Bericht über die Revision des Polnaer Processes.

Seit dem 25. October wird in Pisek das Polnaer Verbrechen von neuem verhandelt; die Zeugen- und Sachverständigenaussagen sind soweit gediehen, dass ich über den Verlauf der Verhandlungen den Lesern der „Zeit“ berichten kann. Bekanntlich hat die Piseker Staatsanwaltschaft die Klagen gegen den vermeintlichen Mörder der Agnes Hruza auch auf den Mord der Marie Klima ausgedehnt. Zur Orientierung über diesen zweiten Fall sei kurz erwähnt, dass besagte Klima (Dienstmagd in Ober-Věžnic — die Hruza ist aus Klein-Věžnic) seit 17. Juli 1898 vermisst wurde; am 27. October 1898 wurde im Walde, der etwa eine halbe Stunde von Polna gelegen ist, ein Frauenskelet gefunden, das nach einigen Zweifeln und Bedenken von Seite der Eltern als Skelet ihrer Tochter Marie anerkannt wurde. Erst als am 1. December 1899 in der Nähe des Fundortes des Skeletes Kleider der Klima gefunden wurden, waren die Eltern über die Identität des Skelettes ganz beruhigt.

Die Anklage gegen Hilsner ruht auf der Aussage einiger Zeugen, die Hilsner am 17. Juli 1898 mit der Klima in dem nahen Orte Zhoř tanzen gesehen haben wollen, und auf der Aehnlichkeit der beiden Verbrechen, und zwar wird angeführt, dass sowohl die Hruza als auch die Klima in den Wäldern unweit Polna getödtet wurden, dass der Leichnam da und dort auf ähnliche Weise mit Reisig zugedeckt war, dass die Kleider ähnlich gewaltsam vom Leibe gerissen und in der Nähe des bedeckten Leichnams geborgen wurden**). Da die Anklage annimmt, dass Hilsner die Hruza getödtet habe, so folgert sie, dass er auch der Ermordung der Klima schuldig ist. Diesen Verdacht bestätigen einige Zeugen, die Hilsner nach dem 17. Juli 1898 unweit des Fundortes des Skelettes angetroffen haben wollen; da das die Leiche bedeckende Reisig öfters erneuert wurde, sei das Bedecken wahrscheinlich von Hilsner ausgeführt worden. Schließlich könne Hilsner sein Alibi für den 17. Juli 1898 nicht nachweisen. Die Anklage glaubt auch, Hilsners Aussagen seien im Vergleich zu den aussagenden Zeugen als erlogen zu betrachten.

Die Anklage ist sich dessen bewusst und constatiert das selbst ausdrücklich, dass gegen Hilsner kein directes und entscheidendes Zeugnis vorliege, allein soviel lasse sich behaupten, dass ohne des Angeklagten Mithilfe der Mord an der Klima nicht verübt worden sein könne.

In Betreff der Agnes Hruza bringt die erneute Anklage die Kuttenberger Anklage in ganzem Wortlaute vor, obwohl dieselbe sowohl durch die Anklage wegen der Klima, als auch ganz besonders durch das Gutachten der böhmischen medicinischen Facultät in wesentlichen Stücken modificiert wird. Und zwar wird jetzt das erste und zweite Verbrechen auch von der Anklage ausdrücklich als „mit dem Geschlechtstrieb zusammenhängend“ qualificiert, während die Kuttenberger Anklage ganz auf der Voraussetzung des Ritualmordes construiert ist; überdies, wie ich gleich zeigen werde, hat das Facultätsgutachten die Basis der ersten Anklage ganz verschoben.

Nach dieser knappen Exposition des Thatbestandes wende ich mich zum Berichte über den Verlauf des Processes, wobei ich mich, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die in der „Zeit“ gebrachten Artikel berufe.***) Der Leser erinnert sich daraus, was wegen der Hruza gegen den Angeklagten vorgebracht wird: Ein Zeuge (Cink) will Hilsner am kritischen 29. März (1899) Punkt 5·10 Uhr nachmittags in der Richtung zum Fundorte der Leiche mit noch zwei anderen Juden laufen gesehen haben; der Kronzeuge Pesák gibt an, er habe Hilsner mit den zwei Juden Punkt 5¼ an dem Fundorte gesehen. Das sind die stärksten Aussagen gegen Hilsner; dazu kommt das Zeugnis, dass er um 6 Uhr in der Richtung vom Fundorte gesehen wurde, und schließlich wurden gegen ihn die angeblich blutbesudelte Hose und die Zeugenaussagen angeführt, dass er den Tag vor dem Morde ein großes „Schächter“messer gezeigt habe. Die Anklage glaubt den gegentheiligen Aussagen Hilsners keinen Glauben schenken zu dürfen.

Confisciert!

Confisciert.

---

*) [illegible]

**) [illegible]

***) Vgl. Nr. 307, 308, 312 u. [illegible]

Confisciert.

## Arbeitslohn, Warenpreis und Volksvermögen.

In dem Artikel „Umsturz- und Antiumsturzkomödie" in Nr. 313 der „Zeit" erwähnte ich die Behauptung des „Genossen" Calwer auf dem Mainzer Parteitage, die nordamerikanische Industrie vermöge trotz hoher Arbeitslöhne mit der deutschen erfolgreich zu concurrieren, weil die Arbeit des Nordamerikaners dreimal so productiv sei, wie die des Deutschen, und bemerkte dazu: es wäre interessant und wichtig, zu erfahren, worauf die soviel größere Productivität der amerikanischen Arbeit, falls es damit seine Richtigkeit hat, beruht. Darauf schreibt mir, veranlasst durch einige Freunde, Herr Dr. Julius Wilhelm in Wien (der, nebenbei bemerkt, kürzlich ein schönes Buch über die Reform des Frachtportos herausgegeben hat), es sei ja ein Gesetz, dass Länder mit hohen Arbeitslöhnen immer billiger producierten als Länder mit niederen, und dass diese eben durch die schlechte Bewertung der Arbeitskraft concurrenzunfähig würden — mit wenigen Ausnahmen; ob ich das nicht wisse? Darauf habe ich ihm geantwortet, nein, das wisse ich wirklich nicht. Ich kenne nur zwei Gesetze, das früher allgemein für wahr gehaltene, das heute noch bei den Unternehmern gilt, dass, da der Arbeitslohn einen Hauptbestandtheil ihrer Kosten, meistens den größten, bildet, mit dem Lohne der Warenpreis falle und steige, soweit nicht anderweitige günstige oder ungünstige Verhältnisse abändernd einwirken (natürlich kann ein Fabrikant, der Kohle und Eisen in unmittelbarer Nähe hat, Maschinen trotz hoher Arbeitslöhne ohne eigenen Verlust wohlfeiler liefern als einer, der beides aus einer Entfernung von ein paar hundert Meilen bezieht), und das Gesetz, das der Eisenbahnunternehmer Brassey entdeckt hat, dass in allen Ländern der Welt ein Kilometer Eisenbahn gleicher Beschaffenheit gleich viel koste, weil der Unterschied in den Arbeitslöhnen durch den in derselben Richtung proportional sich bewegenden Unterschied in den Leistungen der Arbeiter genau ausgeglichen werde. Darauf entgegnet Herr Dr. Wilhelm, die Productivität steige stärker als der Arbeitslohn, weil bei hohen Löhnen arbeitsparende Maschinen angewendet würden, und führt zum Beweise England an, das seinerseits wieder von Amerika übertroffen werde; Industrieentwickelung ohne Lohnsteigerung sei undenkbar. Dass die Unternehmer an dem alten falschen Gesetze festhielten, sei eben das Tragikomische der wirtschaftlichen Weltlage: dadurch verstopften sie die Quelle ihres Reichthums: den Massenconsum. Amerika sei das Land der Industriemilliardäre, der chinesische Handel dagegen wegen der Bedürfnislosigkeit des Volkes sehr unbedeutend: der Reichthum der Reichen beruhe auf dem Volksconsum, mit dessen Steigen er selbst steige: im Deutschen Reiche würden jährlich 21 Milliarden consumiert, davon aber nur drei Milliarden von den Reichen, 18 von der ärmeren Bevölkerung (die aber doch, wie ich gleich hier anmerken will, nicht aus lauter Industriearbeitern besteht: es stecken die mittleren und kleinen Bauern, die Handwerker, die Krämer, die mittleren und unteren Beamten, die mancherlei Kategorien der persönliche Dienste Leistenden darin). Es sei das Verdienst Hertzkas, dieses Gesetz entdeckt zu haben. (Wozu wiederum gleich hier bemerkt werden mag, dass List und Rodbertus das Gesetz entdeckt und begründet haben: Hertzka hat nur einige geistreiche Anwendungen davon gemacht.)

Da mir Herr Dr. Wilhelm die Erlaubnis dazu ertheilt, lege ich unsere Streitfrage den Lesern der „Zeit" vor, nicht um sie selbst zu entscheiden, sondern um zu ihrer Entscheidung anzuregen und einiges Vorbereitende beizutragen. Dieses besteht darin, dass ich auf einige Verwechslungen und Vermischungen im Gedankengange des geehrten Opponenten aufmerksam mache, sowie auf einige thatsächliche und historische — ich will nicht sagen Irrthümer, aber Ungenauigkeiten. Erledigen wir diese zuerst!

Der englische Reichthum ist im achtzehnten Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten begründet worden durch die Ausbeutung der Colonien, durch den Negerhandel und durch die Baumwollindustrie. Diese bedrohte die Textilindustrie aller anderen Länder mit Vernichtung und hat die einiger Länder vorübergehend wirklich vernichtet durch die Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse, und diese wiederum ist durch nichts anderes ermöglicht worden als durch die berüchtigten Kindergreuel, die den Arbeitslohn der Spinnereien auf nahe an Null herabdrückten und aus den Erzeugungskosten beinahe ausschalteten. Heute, bei hohen Arbeitslöhnen der Spinner, behauptet sich England dank seiner vortrefflichen Maschinen und der durch gute Ernährung ermöglichten hohen Leistungsfähigkeit seiner Arbeiter noch in der Concurrenz, aber mit Mühe, und davon, dass es die Concurrenten anderer Länder vernichten könnte, ist nicht mehr die Rede. Es kommt also beides vor: Sieg im Concurrenzkampf bei niedrigen, und Sieg oder wenigstens Behauptung bei hohen Löhnen: das erste gewöhnlich auf niederen, das zweite [illegible] Stufen der industriellen Entwicklung. Dass in Nordamerika bis vor etwa vierzig Jahren, eben der hohen Arbeitslöhne [illegible] die Industrieerzeugnisse viel theurer waren als in der alten [illegible] bekannte Thatsache, und die Vereinigten [illegible] gar nicht zu eigener Industrie ge- [illegible] nicht die wohlfeilen europäischen Waren

durch hohe Schutzzölle ausgesperrt hätten. Ausgeführt haben sie dann, als sie zu exportieren anfiengen, außer der Baumwolle und den übrigen Producten ihrer subtropischen Zone, vorzugsweise Weizen, den sie, nicht wegen, sondern trotz hoher Arbeitslöhne, wohlfeil verkaufen konnten, weil sie auf spottwohlfeilem Boden düngerlosen Raubbau trieben, weil ihre Maschinen auf endlosen Ebenen durch kein Hindernis aufgehalten wurden, und weil ihnen ihre Ströme kostenfreie Wasserstraßen zur Verfügung stellten. Dass sie es dann schließlich, durch alle diese natürlichen Vortheile und künstlichen Hilfsmittel gefördert, auch zu einer Exportindustrie gebracht haben, ist am Ende kein Wunder, aber bis Calwer für seine Behauptung den Beweis erbracht haben wird, glaubt wahrscheinlich niemand, dass Nordamerika in allen Zweigen der Industrie allen anderen Staaten überlegen und dass seine Arbeit ganz allgemein dreimal so productiv sei als die deutsche; es kann sich höchstens um einzelne Zweige handeln, und in ihnen werden außer den hohen Arbeitslöhnen (die zunächst doch selbstverständlich immer vertheuern und nur mittelbar verbilligend wirken können) andere günstige Umstände zu Hilfe kommen.

Nun zu den Verwechslungen und Vermischungen! Dass das Volksvermögen das capitalisierte Volkseinkommen ist (ungenau gesprochen: zum Volksvermögen gehören auch solche Naturschätze, die vorläufig noch nicht gehoben werden, daher gar kein Einkommen abwerfen), dass das Einkommen der kleinen Leute wegen ihrer überwiegenden Zahl die Hauptmasse des Volkseinkommens bilde, dass nur der Massenconsum die Industrie im ganzen aufrecht zu erhalten vermag, dass aber elende Arbeiter nicht consumieren können und dass das Capital seine Rentenquelle verstopft, genauer gesagt, sich selbst vernichtet, wenn es die Arbeitslöhne niedrig hält, das bestreitet kein volkswirtschaftlich durchgebildeter Mann; ich selbst habe es unzähligemale ausgeführt und unter anderem gelegentlich gesagt, die deutschen Socialdemokraten hätten durch die Organisierung der Arbeiterbewegung das deutsche Capital wider seinen Willen gerettet. Aber hohes Arbeitereinkommen ist doch nicht gleichbedeutend mit niedrigem Warenpreise und hängt auch nicht allgemein von diesem und der dadurch bewirkten Concurrenzfähigkeit ab. In Nordamerika hat allgemeiner Wohlstand geherrscht in einer Zeit, wo die einheimischen Industrieerzeugnisse theuer waren, wo sehr wenig ausgeführt, fast das ganze Nationalproduct im Lande verbraucht und daneben eine Menge von wohlfeilen ausländischen Erzeugnissen eingeführt wurde. Und dieses ist sogar der gesündere und glücklichere Zustand, weit vorzuziehen dem Zustande der Staaten, die auf den Export von Industrieerzeugnissen angewiesen sind, und die daher auf möglichst wohlfeile Production bedacht sein müssen. Sodann aber: wenn die Industrie im ganzen von der Kaufkraft der Massen abhängt, zu denen die Industriearbeiter gehören, daher unter anderem auch von dem Einkommen dieser, so folgt daraus noch keineswegs, dass der einzelne Industrielle, der einzelne Industriezweig, das einzelne Land aus der hohen Löhnung seiner Arbeiter Vortheil zöge, wie Dr. Wilhelm selbst anerkennt, indem er schreibt, sein Gesetz gelte für die Volkswirtschaft im ganzen, nicht für eine einzelne Industrie oder einen einzelnen Unternehmer. Die capitalistische, oder, genauer gesagt, die Warentauschwirtschaft, erzeugt eine Menge Widersprüche, zu denen folgende gehören, die ich sehr oft dargelegt habe. Der einzelne Cattunfabrikant muss wünschen, dass sich seine Arbeiter mit niedrigen Löhnen begnügen, dass dagegen alle anderen Arbeiter hohe Löhne beziehen, woraus ihm ein doppelter Vortheil erwächst, erstens dass sehr viele Arbeiter viel Cattun kaufen, zweitens dass seine Concurrenten durch hohe Löhne ruiniert werden. Und der einzelne Cattunfabrikant muss auch wünschen, dass Cattun theuer, jede andere Ware wohlfeil sei, weil er den Cattun verkauft, er und seine Arbeiter aber alle übrigen Waren kaufen müssen. Denselben doppelten Interessenconflict wie der einzelne Fabrikant unterliegt jeder ganze Industriezweig und jedes ganze Land. Der Fabrikant kann daher das List-Rodbertus-Hertzka'sche Gesetz sehr wohl kennen und anerkennen, verdient aber trotzdem nicht dumm gescholten zu werden, wenn er von einer Lohnbewegung seiner Arbeiter nicht gerade entzückt ist. Was dem ganzen Volke, der ganzen civilisierten Menschheit nützt, kann eine Menge einzelner umbringen, und sich fürs Ganze zu opfern ist nun einmal nicht jedermanns Leidenschaft. Dass eine ein gewisses Maß übersteigende Lohnerhöhung, sagen wir eine Lohnerhöhung von 200 Procent, den einzelnen Unternehmer sofort umbringen, sein Unternehmen vernichten und seine Arbeiter brotlos machen würde, das leugnet gewiss kein Mensch, auch kein socialdemokratischer Arbeiter. Bekanntlich will die Socialdemokratie diese inneren Widersprüche unserer Wirtschaftsordnung dadurch beseitigen, dass sie diese selbst aufhebt, und in der Theorie ist das ja auch denkbar. Wenn nicht mehr für den Warenverkauf, sondern unmittelbar für die Bedürfnisbefriedigung produciert wird, können bei dem heutigen Stande der Technik alle Bedürfnisse, das heißt alle wirklichen Bedürfnisse, mit Leichtigkeit befriedigt werden, und von Warenpreis, Concurrenzfähigkeit und dergleichen ist dann keine Rede mehr. Die Sache hat nur verschiedene Haken, zum Beispiel den, dass es außer den wirklichen Bedürfnissen auch eingebildete gibt, und dass jede Dame „namenlos unglücklich" sein würde, wenn alle anderen Damen, ja alle Weiber ebenso schöne Hüte trügen wie sie, und den noch unangenehmeren, dass die Centralweltproductions- und Vertheilungsanstalt eine bedeutend complicierte und daher schwieriger zu besetzende Behörde sein würde, als die Bürgermeisterei von Wien. Man wird sich also vorläufig mit unserer schlechten capitalistischen Wirtschaft, sogar ohne die von Hertzka vorgeschlagenen Reformen, begnügen und zufrieden sein müssen, wenn bald hier bald dort ein Keil den anderen treibt, das heißt eine Lohnerhöhung den Consum erhöht und zu Verbesserungen der Technik zwingt, und so die Entwickelung der Weltwirtschaft sachte vorwärts schreitet.

Den Zusammenhang zwischen Arbeitslohn und Warenpreis im einzelnen zu untersuchen: für jeden Industriezweig, jedes Land und jedes Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, das wäre allerdings eine sehr nützliche Arbeit, aber sie wäre auch sehr schwierig; ich zum Beispiel könnte sie nicht unternehmen, weil das Material dafür nur an den Centralpunkten der Wissenschaft zu finden ist: und ehe sie geleistet ist, kann auf die von Herrn Dr. Wilhelm aufgeworfene Frage keine zuverlässige Antwort gegeben werden.

Neisse. Karl Jentsch.

## Sociologische Geschichtsschreibung.

Vor wenigen Tagen sind bei Bondi in Berlin die zwei ersten Bände eines Geschichtswerkes erschienen, das von den Berufshistorikern vielleicht im allgemeinen und im einzelnen lebhafte Angriffe erfahren wird, das aber schon um seiner Methode willen von allen Anhängern entwickelungsgeschichtlicher Forschung freudig begrüßt werden muss und überdies eine wahre Fülle neuer Gesichtspunkte und fruchtbarer Anregungen bietet. „Culturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres socialen und geistigen Lebens": so heißt der Gesammttitel des Werkes, dessen Verfasser der Berliner Sociologe Professor Kurt Breysig ist, der sich als Historiker durch Herausgabe einiger Bände Urkundenpublicationen, eine Geschichte der Brandenburgischen Finanzen und verschiedene Aufsätze, wie über „Die Historiker der Aufklärung", über „Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter Herders", eingeführt hat. Dieser „Culturgeschichte der Neuzeit" nun werden vorausgesandt eine allgemeine methodologische Einleitung und eine Darstellung von „Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit". Von diesem letzteren „universalgeschichtlichen Versuch", „zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick" darzustellen, liegt erst ein (allerdings mehr als 500 Seiten umfassender) Halbband vor, enthaltend Griechen und Römer. Ein abgeschlossenes Ganzes aber bildet der lediglich die allgemeinen, grundlegenden Gesichtspunkte enthaltende erste Band, und er ist es, der unser Interesse in ganz besonderem Maße erweckt und von dem hier die Rede sein soll.

Dieser erste Band hat den Titel „Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung" und außerdem noch einen erklärenden Untertitel „Ziele der Forschung: Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftslehre." Er ist zunächst bestimmt, einem Theile der Angriffe, die der Verfasser von den Anhängern der historischen Schule der Geschichtsschreibung gewärtigt, im voraus zu begegnen und seine eigenen Ansichten über die Aufgaben der Geschichtsschreibung zu vertreten, dann aber auch die Grundlagen für die spätere Darstellung zu gewinnen.

Das eigentliche Thema der „Symphonie der Weltgeschichte" ist für Breysig nicht „das stetige Auf und Nieder der Staaten und das Erleben der Könige und Feldherren", aber auch nicht „der Wechsel der geistigen Bewegungen, sei es in der Wissenschaft, sei es in Kunst oder Religion", sondern „nur das sociale oder, wenn man will, sittliche Verhalten der Menschen untereinander": nur dieses ist es, welches, „auf seine letzte und allgemeinste Formel gebracht, den ewig alten, immer neuen Stoff historischer Betrachtung darbieten kann" (S. VIII). Und diese letzte und allgemeinste Formel sind ihm Egoismus und Altruismus, der Persönlichkeitstrieb und der sociale Trieb im Menschen; ihr Verhältnis, ihr fortwährender Kampf bildet ihm den eigentlichen Inhalt der Weltgeschichte: „Alles Handeln, wie alles Denken und Bilden löst sich so auf in Bethätigung des Persönlichkeitsdranges, der Ichliebe, der Selbstauswirkung oder des entgegengesetzten Triebes, der Hingabe, der Anlehnung, der Liebes- und Schutzbedürftigkeit. Diese beiden Instincte des Herzens sind es, die im Grunde Welt und Geschichte beherrschen" (S. X). „Jenes Oscillieren zwischen centripetalem und centrifugalem Verhalten des einzelnen, das ewige Schwanken des Individuums zwischen der Neigung, sich an die Gemeinschaften, die es rings umgeben, anzuschließen, oder sie von sich abzustoßen und sich eigenmächtig zur Geltung zu bringen, offenbart sich im religiösen, im künstlerischen, im wissenschaftlichen Leben der Völker oft viel untrüglicher als in ihren politischen und wirtschaftlichen Zuständen. Ja vielleicht findet sich, dass die großen Gegensätze, zwischen denen sich Kunst und Wissenschaft bewegen, Realismus und Idealismus, Induction und Deduction hin und herbewegen.

mit diesen beiden Polen der socialen Bewegung in gewissem Sinne ebenso zu identificieren sind, wie je zwei von ihnen selbst mit einander am letzten Ende zusammenfallen" (S. 31). Aus diesem „vielleicht" für den Leser eine Gewissheit oder doch eine überwiegende Wahrscheinlichkeit zu machen, das ist so eigentlich die Hauptaufgabe, der die größere Hälfte des ganzen Bandes gewidmet ist; der Autor bemüht sich nicht nur, eine „geistige Atmosphäre" nachzuweisen, „die an sich noch undifferenciert, doch alle einzelnen Künste und Wissenschaften beherrscht", Idealismus und Realismus als die „Pole" darzuthun, „zwischen denen nicht nur die Kunst, sondern auch die Wissenschaft schwankt, nur dass man die Gegensätze hier Deduction und Induction, abstractes und empirisches Verfahren" nenne (S. 23), er sucht auch diese Gegensätze auf dieselben zwei Triebe zurückzuführen, welche die Gestaltung der socialen Gebilde (Staat, Familie, Stand, Classe, Volk, Völkergesellschaft) bestimmen, auf den Trieb des Menschen, eine frei wirkende Persönlichkeit zu sein, und auf den Trieb des Menschen, ein sich an eine Gesammtheit hingebendes Individuum zu sein. Wir können diesen Doppeltrieb auch damit bezeichnen, dass wir von einem Triebe des Menschen, Einheit zu sein, und von einem Triebe des Menschen, Theil zu sein, reden; denn das ist eine wesentliche Errungenschaft der neueren Sociologie, dass sie aufgehört hat, das Individuum als die höchste Einheit zu betrachten, sondern die verschiedenen socialen Gebilde als genau so selbständige und einheitliche Lebewesen ihrer Art erkannt hat, wie es das einzelne Individuum in seiner Art ist, ein Gedanke, der meines Wissen zuerst fruchtbringende Verwertung in dem Werke von Espinas „Des sociétés animales" und dann bei Lilienfeld „Die menschliche Gesellschaft als realer Organismus" gefunden hat.

Vom Gesichtspunkte dieses Doppeltriebes aus betrachtet der Verfasser zunächst die socialen Gebilde und dann die Grundformen des geistigen Schaffens, insbesondere die Kunst und die Wissenschaft, während er die Religion wohl als dritte ebenbürtige Grundform anerkennt (S. 253, 284), ihr aber nur wenige Bemerkungen widmet. Da muss nun zunächst constatiert werden, dass der Verfasser zwar den inneren Zusammenhang der beiden Grundtriebe erkennt (S. 287), dass er aber darauf verzichtet, die Bildung des einen aus dem anderen entwickelungsgeschichtlich zu erklären und der wechselseitigen Förderung des einen durch den anderen nicht immer die erforderliche Aufmerksamkeit schenkt. Wohl betont er, dass das Ich, auch „wenn es sich hingibt", „seiner selbst nicht vergisst", und „dass unsere Liebe zum anderen, zum Nächsten, ebenso das eigene Wohl sucht, wie die Liebe zu uns selbst" (S. 287); aber darauf scheint mir zu wenig Gewicht gelegt, dass der sociale Trieb aus dem Persönlichkeitstriebe heraus sich entwickelt hat, dass er, entwickelungsgeschichtlich betrachtet, auch nur ein dem Einzelwesen im Kampfe ums Dasein erwachsenes Mittel zur Erhaltung und Fortpflanzung seiner Existenz ist, ganz so wie der Persönlichkeitsdrang, der Individualismus selbst. Bei der Betrachtung der „socialen Gebilde" macht sich diese Unterlassung allerdings wenig fühlbar, weil es hier, wenn man die Frage, wie sociale Gebilde überhaupt entstehen konnten, mit dem Verfasser zur Seite lässt und das Hauptaugenmerk auf das Verhältnis des einzelnen zu den vorhandenen Gemeinschaften richtet, vorwiegend auf die Erfassung des Gegensatzes ankommt. Und da hat denn auch der Verfasser völlig neue Gesichtspunkte gewonnen, indem er von der Beobachtung ausgieng, „dass der einzelne entweder geneigt ist, sich den Gemeinschaften, in die er hineingeboren ist, willig hinzugeben, sich ihnen rückhaltslos anzuschließen, oder aber wünscht, sich gegen sie zu sträuben und sich ihnen zu entziehen", einer Beobachtung, von der unser Autor mit vollem Rechte sagt, dass sie „scheinbar sehr schlicht, in der Tragweite ihrer Einflüsse aber unabsehbar bedeutend" sei (S. [illegible]). Sehr feinsinnig ist insbesondere die Bemerkung über die Verschiedenheit der Intensität des Widerstandes, den das Individuum gegen die verschiedenen Arten socialer Gebilde, so gegen den Stand, gegen den Staat, gegen die Familien leistet (S. 85). Weite Ausblicke eröffnet das Capitel über freie Genossenschaften und Zwangs[illegible] [illegible] Einigungs[illegible] [illegible] (S. 92) [illegible] und auch als „[illegible]" (S. 91) [illegible] und eine [illegible]

[illegible]

kratie und Demokratie (S. 95), von denen erstere der „politische Ausdruck der stärkeren persönlicheren Form des Individualismus" (S. 96), letztere der des „Massen-Individualismus" ist (S. 97). „Und als Institution und als historische Erscheinung in ihrer Totalität betrachtet, ist die Monarchie eine Errungenschaft desselben starken und exclusiven Individualismus, als dessen Product der Adel anzusehen ist", ja „in den Zeiten des unumschränkten Königthums sind die Throne die einzigen Zufluchtsstätten der Freiheit" (S. 99). Die Bedeutung des Gegensatzes zwischen starkem (mehr vereinzeltem) und schwachem (mehr verbreitetem) Individualismus, zwischen Personal-Individualismus und Massen-Individualismus, wird dann auch für das wirtschaftliche Gebiet erörtert, und sie ließe sich schließlich zu sehr interessanten Betrachtungen über das Wesen und die Cardinal-Unterschiede der politischen Parteien und zur Klarstellung des vielumstrittenen Begriffes der Freiheit verwerten; denn schließlich beruht darauf der ganze Streit und Gegensatz, dass die einen den individualistischen Trieb in viel höherem und stärkerem Maße haben als die anderen, wobei man im Sinne der Ausführungen des Verfassers weiterbauend zu dem Resultate käme, dass dieser individualistische Trieb gerade dort, wo er als Massenerscheinung auftritt, also bei den großen Freiheitsparteien, nicht allzusehr in die Tiefe gehen dürfte. Aber seine Nutzanwendungen auf diesem Gebiete wird der Verfasser wohl selbst im weiteren Verlaufe seiner Darstellung ziehen.

Nicht so einwandfrei wie die Ausführungen über die „socialen Gebilde" scheinen mir die über die „Grundformen des geistigen Schaffens", insbesondere über die Kunst zu sein. Auch hier ist das, was Breysig sagt, immer fesselnd und anregend und unter große einheitliche Gesichtspunkte gebracht. Aber hier zeigen sich die Gefahren einer Betrachtung, welche von dem individualistischen und dem socialen Zuge im Menschen schon als zwei gegebenen Größen ausgeht. Wohl erfüllt der Gegensatz zwischen Persönlichkeitsdrang und socialem Drange auch das Gebiet der Kunst, und in einem gewissen Sinne lässt sich der Idealismus, die Kunst als Formenkunst, auch mit dem Persönlichkeitsdrang, der Realismus, die Kunst als Stoffkunst, mit dem socialen Drange der Menschen in Verbindung bringen. Aber, indem unser Autor den Kunstsinn als etwas Gegebenes betrachtet und nicht nach seiner evolutionistischen Entstehung fragt, gelangt er von vornherein mittels einer petitio principii zu einer einseitigen Auffassung der „Absicht der Kunst", das ist ihres Wesens.

Wie Richard Wagner die Kunst den „freundlichen Lebensheiland" nennt, betrachtet es auch Breysig als den eigentlichen „Charakter der Kunst", dass sie „zu ihren Jahren gekommen, ihr freies, fesselloses Leben nur sich selbst leben und keinem anderen Zwecke dienen will, als jedes andere Spiel — zu erfreuen", woraus zu folgern sei, „dass ihr auch alle anderen Nebenabsichten ursprünglich fremd sind, mögen sie auch in noch so idealem Gewande auftreten" (S. 118). Darin hat Breysig gewiss recht, dass alle **bewussten** Nebenabsichten der Kunst fremd sind. Aber wie sagt er selbst im Schlusscapitel seines Buches? „Wir Thoren und Narren nehmen an, dass all unser Dichten und Trachten bestimmt werde von den sachlichen oder persönlichen Motiven, deren wir uns bewusst werden… und werden doch nicht gewahr, dass wir in Wahrheit gar nicht nach all diesen Regeln und Richtschnuren handeln, sondern nach den innersten ganz gefühlsmäßigen Antrieben unseres Wesens" (S. 288). Und das gilt in der ganzen Entwickelungsgeschichte; das ist das köstliche Geheimnis der ganzen Evolution, dass die Unkenntnis der Individuen über die Ziele ihrer Antriebe allein die Gattung diese Ziele erreichen lässt. „Alle Kunst ist Spiel, und, wie jedes Spiel, die tändelnde Nachahmung wirklichen Schaffens und Lebens," sagt Breysig, und weiter „die Kunst wird erst dann Spiel, bewusstes Spiel, wenn sie sich von anderen irdischen Zwecken losgelöst hat" (S. 117). Aber woher dieser Drang zur tändelnden Nachahmung? Woher das Wohlgefallen am nachzuahmenden Object, an der Nachahmungshandlung und am nachgeahmten Object? Die wesentliche Voraussetzung der nicht nur praktischen Zwecken [illegible] von Gebrauchsobjecten, Mittheilung oder Ueber[illegible] dienenden Nachahmung, einer Kunst als Freudenquelle, ist aber die Entstehung eines Sinnes für die menschliche Erscheinung und die menschlichen Handlungen, der Art, dass wir angenehm oder unangenehm [illegible] die bloße Betrachtung oder Erinnerung [illegible] werden können, und die Entstehung eines solchen Sinnes [illegible] Factor [illegible] die Vererbung der physischen und [illegible] Eigenschaften der Menschen, dass wir [illegible] sich von gewissen Eigenschaften, [illegible] zum Schönen oder zum Guten werden, [illegible] entwickelungsgeschichtlich erklären können. [illegible] gegenüber ein Züchtungs[illegible] ist der Kunstsinn einerseits ein [illegible] des Schönheitssinnes, [illegible] und im Kampfe socialer Ideen. [illegible] Functionen. Einerseits ist sie [illegible] als solche, über ihren Ent[illegible] Formen, denen an sich keine [illegible], andererseits ist sie Kampfmittel,

und als solches muss sie Stoffkunst, Realismus sein. Als Idealismus postuliert sie für die Kunst die Kunst als Selbstzweck, weil nur diese Verhüllung der entwickelungsgeschichtlichen Tendenzen die Kunst geeignet macht, den Entwickelungskämpfen zu dienen; als Realismus erfinnt sie Theorien, welche sie befähigen, revolutionären Bestrebungen zu dienen, ohne dass diese Tendenz ausdrücklich ausgesprochen oder anerkannt würde; als Idealismus ist sie Schönheitskunst, als Realismus ist sie Wahrheitskunst. In diesem Sinne könnte man vielleicht sagen, es diene der Idealismus scheinbar der stillen Beschaulichkeit oder der Erholung des aus den Kämpfen des Lebens flüchtenden Individuums, der Realismus aber mehr den socialen Entwickelungskämpfen selbst; in Wahrheit sind sie aber beide gleich nöthig dafür, dass die Kunst geeignet bleibe, ihre Hauptbestimmung zu erfüllen, um derentwillen sie entstanden ist, ein Kampfesmittel zu sein im Kampf der menschlichen Ideen. Denn auch der ideale Formensinn hat sich um dieser Function willen gebildet.

Doch diese Ausführungen führen theoretisch wohl ziemlich weit ab von denen Breysigs. Aber nur theoretisch, denn praktisch kommt auch er zu dem Resultate, dass die bloße Schönheitskunst der Entartung unterliegt und in der Kunst „die furchtbarsten Verwüstungen" anrichten kann und angerichtet hat, und dass, „um sich ihrer zu erwehren, die Kunst zumeist des bitteren Krauts des radicalsten Realismus und Naturalismus*) bedurft hat". Was aber die Fülle anregender Details und Anschauungen einer stark individuellen Natur betrifft, die auch dieser Abschnitt enthält, kann nur auf die Lectüre des Buches selbst verwiesen werden. Nur eines will ich noch sagen. Wenn Breysig sich gegen die gelegentliche Forderung, der Forscher solle in der Form seiner Darstellung mit dem Künstler rivalisieren, als gegen einen „Hochmuth künstlerischer Auffassung, der mit allem Ernste in seine Schranken zurückgewiesen werden muss," wendet (S. 204), so hat er nicht pro domo gesprochen. Denn sollte es auch wahr sein, dass, wie „dem eigentlichen Wesen der Wissenschaft die Annäherung an die Realität" zweifellos entspricht, „dem der Kunst die Entfernung von ihr am meisten" entspräche (S. 252), so zeigt gerade Breysigs Darstellung, dass man der Wissenschaft eine Form zu geben vermag, bei der auch der Kunstfreund den Mangel der „Entfernung von der Realität" nicht vermissen wird.

Max Burckhard.

---

## Der Lebenslauf Jean Arthur Rimbauds.

In den Räumen der Weltausstellung, worin man eine Uebersicht über die französische Kunst des 19. Jahrhunderts gibt, hängt ein großes Bild von Fantin-Latour aus dem Jahre 1872. Das Bild zeigt einen gedeckten Tisch, an dem sieben oder acht Männer sitzen oder stehen. Ganz links sitzt der Dichter Verlaine, dessen unschönes Satyrgesicht wir sofort erkennen, neben ihm stützt ein mädchenhafter Jüngling, dessen hübsche Züge trotz aller jugendlichen Weichheit einen satyrhaften Faunzug haben, das lockige Haupt in die Hand. Dieser Knabe, der damals achtzehn Jahre zählte, ist Alfred Rimbaud, und der Künstler hat es verstanden, die Tiefe des Geistes durch die Anmuth des Antlitzes durchblicken zu lassen. Denn Rimbaud war zugleich ein hübscher Junge und ein in alle Höhen und Tiefen eindringender Denker. In unglaublich frühem Alter schrieb er in gebundener und freier Rede Gedanken nieder, wie man sie nimmermehr bei einem Schuljungen suchen würde. Und das Erstaunliche ist, dass er am literarischen Himmel von Paris in einem plötzlichen Aufleuchten erschien wie ein glänzender Meteor, um dann vollständig zu verschwinden. So zu verschwinden, dass ihn seine intimsten Freunde längst für todt hielten, als sie von der Nachricht seines im Jahre 1891 im Spital zu Marseille erfolgten Hinscheidens überrascht wurden. Während sich die Pariser Genossen nur noch selten seiner als eines seltsamen göttlichen Vagabunden erinnerten, während ferner stehende Kritiker überhaupt an seiner Existenz zweifelten und den so plötzlich aufgetauchten und wieder verschwundenen Dichterjüngling für eine Mythe Verlaines hielten, durchwanderte Rimbaud, der sich endgiltig von der Literatur losgesagt hatte, die fernsten Welttheile, bekämpfte die Eingebornen auf Java und Borneo und knüpfte Handelsverbindungen mit den Gallas und Somalis, mit Menelik und Makonnen an. Verlaine veröffentlichte die mühsam gesammelten Gedichte seines todtgeglaubten Freundes, während dieser Expeditionen im Innern von Afrika leitete und Tauschhandel mit den Eingebornen trieb.

Ein so außerordentliches Dichterleben verdient wohl eine Schilderung, und selbst wer den häufig absonderlichen und obscuren Schriften und Poesien Rimbauds keinen Geschmack abgewinnen kann, wird eine kurze Darstellung seiner Lebensschicksale mit Interesse lesen. Jetzt hat, neun Jahre nach dem Tode des Helden, Rimbaud seinen Biographen gefunden, und in drei kurz nacheinander bei der Société du Mercure de France erschienenen Bänden veröffentlicht Paterne Berrichon die Werke, die Briefe und eine Lebensbeschreibung des Dichters und Weltenbummlers.*) Interessant sind die Briefe, vor allem deshalb, weil sie uns mit einer Hauptseite Rimbauds, mit seinem unersättlichen Streben nach Wissen, bekannt machen. Ohne Aufhören verlangt er, dass man ihm wissenschaftliche Bücher und Apparate schicke, und zwar ist sein in der Jugend den Dingen der Welt so abgeneigter Sinn später durchaus dem Praktischen zugewendet. Er verlangt Grammatiken der afrikanischen Sprachen, um sich mit den Eingebornen verständigen zu können, Handbücher der Metallurgie, der Hydraulik, des Schiffbaues und der Schiffführung, der Pulverfabrication, der Mineralogie, der Maurerei, der Zimmerei, der artesischen Brunnenbohrung, der Sägemühlen, der Gerberei, des Wagenbaues, der Schlosserei, der Glaserei, der Backsteinbrennerei, der Töpferei, der Büchsenschmiedekunst u. s. w. Die Liste ist unendlich, und ihnen gesellen sich alle möglichen Instrumente, wie sie der Feldscher, der Geometer, der Forschungsreisende braucht. Und dass er alle diese Dinge studiert und benützt hat, geht aus seinen Briefen wie aus den Zeugnissen der Händler, Reisenden und Consuln hervor, mit denen er in Afrika und Arabien in Berührung gekommen ist.

Noch fesselnder ist die Lebensbeschreibung. Arthur Rimbaud wurde im Jahre 1854 in Charleville an der belgischen Grenze geboren. Sein Vater war Officier und entzweite sich bald nach der Geburt Arthurs mit seiner Frau, die mit ihren Kindern in Charleville blieb, wo Arthur und sein älterer Bruder das Gymnasium besuchten. Die Mutter war sehr streng, und schon dieser Umstand mag zur Stärkung des Triebes in die Weite bei ihrem Sohne beigetragen haben. In der Schule zeichnete sich Arthur sehr aus und war der Liebling seiner Lehrer. Ein Aufsatz von ihm, der in einem seiner Hefte vom Jahre 1862 gefunden wurde und den er somit im Alter von acht Jahren schrieb, ist bezeichnend für die frühe Reife des Knaben. Darin ist das Folgende zu lesen, was man eher einem erwachsenen Humoristen als einem kaum achtjährigen Jungen zuschreiben sollte:

„Wozu soll ich griechisch und lateinisch lernen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist das unnöthig. Was liegt mir am Examen? Was habe ich vom Examen? Nichts, nicht wahr? Doch, man sagt, dass man eine Stelle nur bekommen kann, wenn man das Examen gemacht hat. Aber ich will keine Stelle; ich will Rentier werden. Und selbst wenn ich eine wollte, wozu dient das Latein? Kein Mensch redet diese Sprache. Hier und da sehe ich ein paar lateinische Worte in den Zeitungen, aber, Gott sei Dank, ich werde nicht Zeitungsschreiber werden. Wozu muss ich Geschichte und Geographie lernen? Es ist allerdings nöthig zu wissen, dass Paris in Frankreich liegt, aber niemand fragt, auf welchem Breitengrade. Die Geschichte von Nebukadnezar, Psammetich, Darius, Cyrus, Alexander und ihren Collegen mit ebenso teuflischen Namen zu lernen, ist eine Marter. Was geht es mich an, dass Alexander berühmt gewesen ist? Was liegt mir daran — wer weiß überhaupt, ob die Lateiner jemals existiert haben? Am Ende ist das Lateinische eine künstlich fabricierte Sprache. Aber selbst wenn sie existiert haben, so mögen sie ihre Sprache für sich behalten und mich Rentier werden lassen! Was habe ich ihnen gethan, dass sie mich so martern? Und das Griechische! Diese elende Sprache wird von niemand gesprochen, von keinem Menschen!"

Der Dichter, der schon mit acht Jahren mit diesem überlegenen Humor spottet, war mit sechzehn Jahren ein pessimistischer Satiriker, um sich mit zwanzig ganz von jeder literarischen Beschäftigung abzuwenden und hinfort nur noch mit Verachtung von Dichtern und Poesie zu sprechen. Und das war keine Pose bei ihm, sondern als er von der Veröffentlichung seiner Verse durch Verlaine erfuhr, gerieth er in den größten Zorn, und die von ihm selbst veranstaltete Auflage der „Saison en Enfer" vernichtete er sofort nach ihrer Veröffentlichung. Aber wir greifen schon wieder vor, und um hinfort ordentlich zu erzählen, werden wir uns jetzt genau an den Gang seiner Erlebnisse halten. Der große Krieg zwang die Behörden, die Schulen zu schließen, und unserem Arthur gefiel diese Freiheit so gut, dass er beschloss, nicht mehr zur Sclaverei des Gymnasiums zurückzukehren. Da seine Mutter von einem solchen Beginnen nichts wissen wollte, entfernte sich Arthur heimlich aus dem Hause, schlich auf den Bahnhof und verbarg sich in einem Waggon eines nach Paris gehenden Zuges. Er machte den größten Theil dieser Reise unter der Bank, um den Controleuren zu entgehen, wurde aber im Pariser Nordbahnhof angehalten und, da er jede Auskunft verweigerte, als Spion festgenommen. Nach zwölf Tagen entschloss er sich, zu reden, und gab die Adresse seines früheren Literaturlehrers an, mit dem er in Briefwechsel geblieben war, und der jetzt Professor in Douai war. Der brave Mann schickte das Geld für das fehlende Eisenbahnbillet und bezahlte auch noch die Reise seines Schützlings von Paris nach Douai und von da zurück nach Charleville.

Dieses war der erste Streich Arthurs, dem andere in kurzer Zeit folgten. Kaum bei der Mutter angekommen, sann er bereits wieder auf Flucht. Diesesmal trat er die Reise zu Fuß und ohne einen Pfennig in der Tasche an und schlug den Weg nach der nahen belgischen Grenze ein. In Charleroi versuchte er, bei einer Zeitung Anstellung zu finden, aber die Redacteure betrachteten den staubigen

*) [illegible]

**) [illegible]

Jungen mit mitleidiger Verwunderung und wiesen ihn ab. Mehrere Wochen irrte er nun als Vagabund in den Grenzgegenden herum, im Freien schlafend und sein Brot erbettelnd, bis er von den Gendarmen aufgegriffen und zu seiner Mutter zurückgebracht wurde. Er blieb den Winter über zu Hause, aber im März verkaufte er seine Uhr, ohne jemand ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, und fuhr nach Paris. André Gill, der bekannte Caricaturist, war damals als Zeichner, Dichter und Bohème in Frankreich bekannt. Arthur, der keinen Menschen in Paris kannte, gieng geradewegs zu dem Künstler. Gill war ausgegangen und hatte nach seiner Gewohnheit den Schlüssel in seiner Ateliertür stecken lassen. Als er heimkehrte, fand er einen staubigen, unbekannten jungen Menschen auf dem Divan liegen und schlafen. Gill weckte den Eindringling, fragte ihn barsch nach seinem Verlangen, hörte aber nicht lange zu, sondern schob ihn zur Thüre hinaus. Acht Tage lang irrte Arthur in Paris herum und machte die alte Erfahrung, dass man nirgends so allein und verlassen ist wie in den großen Städten. Er schlief unter den Brückenbogen und nährte sich von den Abfällen, die er vor den Gemüseläden und Speisehäusern fand oder die man ihm reichte. Dann litt es ihn nicht mehr, und mit bitterer Verzweiflung machte er sich auf den Weg in die ferne Heimat, wo er nach Wochen abgerissen und zerlumpt ankam.

Wenige Tage später lief er zum viertenmal davon: wiederum wanderte er zu Fuß nach Paris, wo er jetzt mehr Glück hatte. Den Leuten der Commune gefiel der von wildem Enthusiasmus überschäumende junge Bursche, sie nahmen ihn in ihre Reihen auf, und bis in die letzte blutige Maiwoche kämpft Arthur treulich an der Seite seiner neuen Kameraden gegen die Truppen von Versailles. Nach der Niederwerfung der Commune gelang es ihm, aus der Stadt zu entkommen und wiederum die Heimat zu erreichen. Hier verfasste er jetzt, nicht ganz siebzehn Jahre alt, sein berühmtestes Gedicht „Le bâteau ivre". In diesem „betrunkenen Schiffe", welches steuerlos und mutterseelenallein im Weltmeer herumstreift und seltsame, schauerliche und erhabene Dinge sieht, hat man den Dichter selber und seinen ungewöhnlichen Lebenslauf nicht mit Unrecht wiederzuerkennen gesucht. Er sandte das Gedicht an Paul Verlaine, und es entspann sich ein Briefwechsel, der zu einer Einladung nach Paris führte. Rimbaud kam an, wurde von Verlaine und seinen Freunden mit offenen Armen aufgenommen und war bald ein bemerkenswertes Glied des Dichter- und Künstlerkreises, den uns das oben erwähnte Gemälde von Fantin-Latour zeigt.

Er blieb neun Monate in Paris und schloss sich aufs engste an Verlaine an. Die beiden durchschwärmten Tage und Nächte und berauschten sich zusammen an Poesie und Alkohol. Arthur wohnte zuerst bei Theodor de Banville, dann konnte er dank der Freigebigkeit Verlaines eine eigene Wohnung in der Rue Campagne première auf dem Montparnasse beziehen. Paul Verlaine hatte unter der Commune, dank der Freundschaft des Polizeipräfecten Raoul Rigault, der von den Versaillern erschossen worden ist, des Schriftstellers Eugen Vermersch und des jetzigen Nationalistenführers Edmond Lepelletier, ein Amt bekleidet, und diese Thatsache drohte ihm jetzt in die von der siegreichen Reaction gegen alles, was irgendwie mit der Commune in Verbindung gestanden hatte, gerichtete Verfolgung zu verwickeln. Er verließ also Paris, Frau, Mutter und Schwiegermutter und reiste mit Rimbaud nach Belgien. Wie dereinst Brauwer und Kraiebeck zogen die beiden Freunde im Lande umher, das ungebundenste Wanderleben führend und vor keinem Lumpenreiche zurückscheuend. Verlaine hat später dieses Leben in dem herrlichen Gedicht „Laeti et errabundi" reizend geschildert. Von Belgien wandten sich die Bummelgenossen nach England, wo sie mit dem von den übrigen flüchtigen Communarden wegen seiner selbstherrlichen und unfügsamen Anschauungen in die Acht gethanen Eugen Vermersch zusammentrafen.

In London erhielt Verlaine einen Brief seiner Frau, worin diese ihm mittheilte, jede Gefahr sei vorüber, er könne nach Frankreich zurückkehren und sie werde mit Mutter und Schwiegermutter nach Brüssel kommen, um mit ihm zusammenzutreffen und ihn nach Paris zurückzubringen. Als dieser Brief ankam, hatten die beiden Freunde gerade einen Streit, und infolge dessen besann sich Verlaine nicht lange, sondern ergriff die dargereichte Hand der Versöhnung, reiste sofort nach Brüssel ab und ließ seinen Genossen gänzlich mittellos in London. Kaum in Brüssel angekommen, [illegible] schickte Geld und bat Rimbaud, nach Brüssel zu kommen. Arthur kam, weigerte sich aber entschieden, das gemeinsame Vagabundenleben wieder aufzunehmen, [illegible] damit er nach Charleville [illegible]. Darüber gerieth Verlaine in [illegible] Wuth, [illegible] Frau, Mutter und Schwiegermutter einen [illegible] [illegible]

zwei Jahren Gefängnis verurtheilt, seine Frau ließ sich scheiden von ihm, und Rimbaud kehrte in die Heimat zurück, nachdem er eine Weile im Spital zu Brüssel zugebracht hatte. Jetzt ließ er „Une saison en enfer" drucken, die einzige Arbeit, die er selber veröffentlicht hat. Gleich nach dem Erscheinen des Bändchens aber vernichtete er die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare, wonach man später einen Neudruck besorgte.

Von neuem wandte er sich dann nach Paris, blieb aber nur wenige Tage und kehrte wieder zu Fuß nach Roche zurück, einem Dörfchen bei Charleville, wo seine Familie jetzt einen Bauernhof bewohnte. Von Roche gieng er nach England, wo er sich eine Zeit lang als Lehrer der französischen Sprache durchschlug, verweilte dann wieder kurze Zeit bei der Mutter und flog von neuem aus, diesesmal nach Deutschland. In Stuttgart gab er im Februar 1875 französischen Unterricht, als plötzlich der inzwischen aus dem Gefängnis entlassene Verlaine bei ihm erschien und ihn zur Wiederaufnahme der alten Beziehungen bat. Durch die Erfahrung gewitzigt, gieng Rimbaud scheinbar auf den Vorschlag Verlaines ein, war aber innerlich höchst erbost, dass er, wo er gerade anfieng, sich eine geachtete bürgerliche Stellung zu erringen, durch den ganz als Wegelagerer und Vagabund gekleideten ehemaligen Freund compromittiert wurde. Die beiden verließen Stuttgart zu Fuß, geriethen aber bald in Streit, und diesesmal war es Verlaine, der auf einsamer Waldstraße von seinem Begleiter beinahe erschlagen wurde. Verlaine vergab, sobald er aus seiner Betäubung erwacht war, aber Rimbaud blieb unerbittlich, und die Freunde trennten sich für immer. Rimbaud scheint damit Verlaine gänzlich vergessen zu haben, wie er überhaupt mit der ganzen literarischen Epoche seines Lebens resolut und unwiderruflich abschloss. Verlaine dagegen konnte den entschwundenen Freund nicht vergessen, er gedachte seiner in vielen Versen und gab auch die gesammelten Gedichte Rimbauds heraus. Wie sehr er sich mit dem Geschiedenen verwachsen und verbunden fühlte, geht aus dem erwähnten Gedichte „Laeti et errabundi" hervor, wo er die Möglichkeit, dass Rimbaud todt sei, mit herrlichen Worten zurückweist.

Aber für Verlaine und die Literatur war Rimbaud allerdings todt. Unter sein bisheriges Leben hatte er einen Strich gemacht, und nun folgt eine abenteuerliche Jagd nach dem Glück, das er wie bisher in der Freiheit und Unabhängigkeit suchte, aber auf anderem Wege zu erreichen strebte. Mit Verlaine hatte er sich mit der Freiheit des Landstreichers und Zigeuners begnügt, jetzt war ihm das Problematische einer solchen Freiheit klar geworden, und die Augen waren ihm über die harte Wahrheit aufgegangen, die man so gerne leugnen möchte und die man in der Schule mit aller Weisheit der alten Philosophie zu bekämpfen pflegt: die Wahrheit nämlich, dass nur der frei und unabhängig ist, der Geld hat. Solange wir unseren Unterhalt erwerben müssen, sind wir in der Gewalt der Besitzenden, und um die Herrschaft über uns selbst ausüben zu können, müssen wir besitzen. Diese bittere Erfahrung brachte Rimbaud dazu, hinfort einzig darnach zu streben, eine Summe Geldes zu erwerben, die es ihm gestatten würde, von seinen Renten zu leben. Aber auch hier verließ ihn der abenteuerliche Wandertrieb nicht, und statt die Verwirklichung seiner Wünsche in der Nähe zu suchen, richtete er seine Blicke auf die verheißungsvolle Ferne.

Kurz nach der Trennung von Verlaine verließ Rimbaud Stuttgart, um sich zu einem Jugendfreunde namens Mercier zu begeben, der auf einer Cycladeninsel, in Naxos oder Paros, Seife fabricierte. Seine geringen Ersparnisse brachten ihn nur bis nach Altorf; zu Fuß erklomm er den Sanct Gotthard, zu Fuß stieg er auf der anderen Seite nach Italien hinab. Er gelangte nach Mailand, wo er das Glück hatte, einer Dame zu gefallen, die ihm Gastfreundschaft bot und einen Monat bei sich behielt. Sobald er sich aber von seinen Strapazen erholt hatte, griff er wieder zum Wanderstabe und pilgerte südwärts auf Brindisi zu, wo er sich einzuschiffen gedachte. Aber zwischen Livorno und Siena ereilte ihn ein Unglück; da er barhaupt die Landstraße entlang zog, traf ihn ein Sonnenstich, man brachte ihn nach Livorno zurück und schaffte ihn ins Spital. Als er geheilt war, schickte ihn der französische Consul nach Marseille zurück. Hier gelang es ihm trotz aller Findigkeit nur mit großer Mühe, seinen Unterhalt zu erwerben. In Paris hat ihn einmal im Jahre 1872 ein Bekannter in der Rue di Rivoli getroffen, wo er den Vorübergehenden Patentschlüsselbunde verkaufte; bei seinen Wanderungen in Belgien und Frankreich hat er häufig den Landleuten mit allen möglichen Handleistungen geholfen; in Marseille suchte er sich im Hafen zu schaffen.

Indessen fiel es hier schwer für ihn, Leib und Seele beisammen zu halten, und wie ein Engel vom Himmel erschien ihm in seiner Noth ein Werber, der Soldaten für die spanischen Carlisten suchte. Rimbaud ließ sich anwerben, sobald er aber das Handgeld in der Tasche hatte, setzte er sich auf die Eisenbahn und fuhr nach Paris, wo er mit dem spanischen Gelde eine kurze, aber heftige [illegible] alle war, machte Rimbaud sich wieder [illegible] nach dem sichern Hafen, der ihn [illegible] aufzunehmen bereit war. Kaum [illegible] 1876 erschienen, so litt es unsern [illegible] Charleville. Frau Rimbaud ließ sich dieses-

mal erweichen, ihren Geldkasten zu öffnen, und Arthur nahm den Zug, der ihn zunächst nach Wien bringen sollte, von wo er das Schwarze Meer und Asien zu erreichen gedachte. Aber wieder verfolgte ihn das Unglück, das ihn schon das letztemal zur Rückkehr gezwungen hatte. In Wien freundete er sich sofort mit dem Kutscher an, der ihn vom Bahnhof ins Gasthaus bringen sollte, und der Fiaker führte ihn zu einer Bande Spitzbuben, die den Fremdling betrunken machten, um ihm seine Barschaft abzunehmen. Ohne Mittel durchstreifte er die Straßen Wiens, mitunter arbeitend, häufiger bettelnd. Schließlich gerieth er mit der Polizei in Conflict und wurde per Schub an die deutsche Grenze gebracht. Die heilige Brüderschaft des Deutschen Reiches nahm ihn in Empfang und beförderte ihn gleich weiter bis zur französischen Grenze, von wo er wieder zu Fuß heimwanderte.

Und zu Fuße verließ er von neuem die Heimat, durchwanderte Belgien und kam nach Holland, wo er sich für bar ausgezahlte 600 Franken in die holländische Colonialarmee anwerben und nach den Sundainseln einschiffen ließ. Natürlich hielt er es als Soldat in Java und Sumatra nicht lange aus. Nach wenigen Monaten desertierte er und streifte im Innern von Java herum, beständig seine Entdeckung und die den Deserteuren drohende exemplarische Strafe fürchtend. Indessen gelang es ihm, dieser Gefahr zu entgehen und sich nach Batavia zu schleichen, von wo er als Matrose auf einem englischen Schiffe absegelte. Auf der Reise nach Liverpool berührte das Schiff St. Helena, und hier machte Rimbaud einen Versuch, zu entkommen, indem er über Bord sprang und die Insel schwimmend zu erreichen strebte. Mit Gewalt brachte man ihn an Bord zurück, und nach allerlei Nöthen, Stürmen und Entbehrungen, wie sie sich bei jeder langen Reise auf einem Segelschiff einzustellen pflegen, gelangte unser Held nach Dieppe.

Nach wenigen in der Heimat verbrachten Wochen brach er wieder auf, erreichte zu Fuß Holland und ließ sich diesesmal nicht als Soldat anwerben, sondern selber zum Werber machen. Dieses saubere Handwerk übte er unter falschem Namen in Belgien und Deutschland aus, bis er ein Sümmchen verdient hatte, womit er nach Hamburg reiste, in der Hoffnung, hier eine Reisegelegenheit nach dem Orient zu finden. Sein Vorhaben schlug fehl, und da sein Geld verbraucht war, musste er froh sein, in dem damals gerade durch Hamburg kommenden französischen Circus Loisset eine Anstellung als Tamtamschläger und Spaßmacher zu erhalten. In dieser Eigenschaft reiste er mit der Circusgesellschaft durch Norddeutschland, Dänemark und Schweden. In Stockholm bekam er die Geschichte satt und wandte sich an den französischen Consul, der, wie damals sein College in Livorno, bereitwillig für die Heimreise sorgte. Zum wievieltenmale Rimbaud jetzt schon abgerissen und zerlumpt bei der Mutter angekommen war, mag der Leser nachzählen. Frau Rimbaud hatte sich offenbar jetzt an diese Heimfahrten ihres verlornen Sohnes gewöhnt und machte ihm keine Vorwürfe mehr. Im folgenden Jahre aber, im Jahre 1878, ließ sie sich erweichen und gab dem Sohne die Mittel zur Reise nach Hamburg, nachdem Arthur ihr vorgespiegelt hatte, dort habe man ihm Aussicht auf eine gute Stelle gemacht.

In der That hatte er das Glück, eine Stelle zu erhalten, und noch dazu eine Stelle in dem so heiß ersehnten Orient. Er reiste von Hamburg nach Genua und überschritt zum zweitenmale den St. Gotthard, und zwar musste er den Weg auch jetzt zu Fuß machen, da der tiefe Schnee — es war im November 1878 — den Postverkehr unterbrochen hatte. In Genua schiffte er sich nach Alexandrien ein, blieb aber nicht lange hier, sondern fand eine neue Stelle auf der Insel Cypern. Hier war er sechs Monate lang Aufseher in einem Steinbruch, ferne von Städten und Dörfern, in einem Klima, das ihm bald heftige Fieber brachte. Er kehrte in die Heimat zurück, diesesmal zur Abwechslung als zahlender Passagier, denn von seinem Lohne konnte er in seiner Einsamkeit nichts ausgeben, und war so gezwungen, Ersparnisse zu machen. Im Sommer 1879 kam er in Roche an, den Winter verbrachte er in Charleville, aber im Frühjahr zog er wieder von dannen. Da er in Alexandrien keine Beschäftigung fand, gieng er wieder nach Cypern und wurde hier Aufseher bei dem Baue einer Sommervilla des englischen Gouverneurs hoch oben auf dem Gipfel des Troodos, des höchsten Berges der Insel. Aber auch das passte ihm nur wenige Monate. Im August nahm er Abschied von Cypern, fuhr mit einem Dampfer durch den Suezcanal, besuchte die Häfen des Rothen Meeres Dschedda, Suakim, Massaua und Hodeida und machte schließlich in Aden Halt, wo er von einer französischen Firma als Buchhalter angestellt wurde. Für dieselbe Firma gieng er im November 1881 über Zeila nach Harrar, wo er eine Agentur einrichtete und für die Rechnung seiner Principale Tauschhandel mit den Eingebornen trieb. Von hier aus, wo er beinahe ein ganzes Jahr blieb, verlangte er alle die Handbücher und Apparate, die ich weiter oben schon erwähnt habe. Er kam hier in nahe Berührung mit Makonnen, Menelik, Ilg und allen Afrikareisenden, die des Weges zogen und sich in allen Fällen seines freundlichen Beistandes zu erfreuen hatten. Auch unternahm er selber weite Reisen ins Innere, zunächst nur die Handelszwecke im Auge behaltend, daneben aber auch wissenschaftlich wertvolle Beobachtungen machend, wie aus einigen seiner, in den Jahrbüchern der Pariser Geographischen Gesellschaft gedruckten Berichten hervorgeht. Zur erfolgreichen Ausführung dieser Reisen befähigte ihn vor allem die ungemeine Leichtigkeit, womit er fremde Sprachen erlernte. Er sprach nicht nur geläufig arabisch, sondern wusste sich in den Dialecten sämmtlicher Negervölker Mittelostafrikas verständlich zu machen. Zudem lebte er genau wie die Eingebornen selber, hatte eine eingeborne Frau genommen und war in seinen Sitten und Gewohnheiten den Abbessiniern so nahe gekommen, wie dies für einen Europäer möglich ist.

Von jetzt an ist nicht mehr Charleville der Hafen, zu dem er immer von neuem zurückkehrt, sondern Aden wird zum Ausgangspunkt seiner Reisen. 1881 kehrte er von Harrar nach Aden zurück, suchte Verbindungen mit der Pariser Geographischen Gesellschaft anzuknüpfen und trug sich mit Zukunftsträumen, die ihn indes nicht hinderten, weite und gefährliche Reisen im Inneren des Landes zu machen; und so erwarb er sich denn auch in wenigen Jahren ein kleines Vermögen, das ihm ohne Zweifel bald gestattet hätte, seinen längst gehegten Rentiertraum zu verwirklichen, wenn ihn nicht Krankheit zur Abreise gezwungen hätte.

Rimbaud vernachlässigte in diesen Jahren, die hier zu verfolgen der Raum verbietet, seine Gesundheit. Im Februar 1891 schwoll sein rechtes Knie an, er konnte bald weder gehen noch stehen und musste sich entschließen, Harrar zu verlassen, um ärztliche Pflege zu finden. Auf einer Tragbahre ließ er sich bis zur Küste hinabtragen, wo er nach entsetzlichen Leiden ankam und alsbald mit dem Dampfer nach Aden fuhr, um sich im europäischen Spital aufnehmen zu lassen. Der dortige Arzt sprach von Amputation, und um der zu entgehen, ließ sich Rimbaud auf einen nach Marseille gehenden Dampfer bringen. In Marseille war die Sache soweit vorgeschritten, dass an Zögern nicht mehr zu denken war, und im Beisein der aus Roche herbeigeeilten Mutter wurde ihm das rechte Bein abgenommen. Nach einiger Zeit konnte er aufstehen und machte mühsame und erfolglose Versuche, mit Hilfe einer Krücke herumzuhumpeln. Die Briefe, die er in dieser Zeit aus dem Spital zu Marseille an die inzwischen heimgekehrte Mutter richtete, zeugen von seiner Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. In der That konnte es für einen Menschen von so rastlosem Thatentriebe kein schlimmeres Schicksal geben, und er spricht es unverhohlen aus, wie willkommen ihm der Tod wäre. Und der Tod erlöste ihn bald, nachdem der ruhelose Wanderer noch einmal den heimatlichen Hafen aufgesucht hatte, wo Mutter und Schwester ihn pflegten. Die Amputation des Beines hatte das Leiden nicht mehr aufhalten können, denn man hatte sie zu spät vorgenommen. Er duldete unsägliche physische und moralische Schmerzen, und obgleich es sichtbarlich abwärts gieng, bestand er schließlich darauf, wieder nach Marseille zu reisen, um sich womöglich neuerdings nach Aegypten oder Abessinien einzuschiffen. Drei Monate lang kämpfte er in Marseille gegen das Leiden, das ihm in Mark und Nerven wüthete; schließlich gaben ihn alle Aerzte auf, da er rettungslos verloren war, und so sah er unter gräßlichen Schmerzen, die ihn keinen Augenblick schlafen ließen, so dass er seine Zuflucht zu narkotischen Hilfsmitteln nehmen musste, das unvermeidliche Ende herannahen. Er starb am 10. November 1891 im Spital zu Marseille, nachdem er die letzten Tage unter dem beständigen Ausrufe: Allah Kerim! Allah Kerim! durchstöhnt hatte. Seine Leiche wurde zur letzten Reise in die Heimat gebracht, wo man sie auf dem Kirchhof zu Charleville begrub.

Und so fand dieser außerordentliche Mensch, dieser ruhelose Wanderer, dieser unstäte Abenteurer, nach so vielen Irrfahrten und so mannigfachen Schicksalsstürmen seine endliche Ruhestätte im heimischen Hafen, den er so oft verlassen und immer wieder aufgesucht hatte.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

---

## Kunstakademien.*)

Wie auf der Grundlage eines tiefen Wissens die schöpferische Thätigkeit eines Gelehrten erst beginnen kann, so wird selbst das Genie in der Kunst für seine Gedanken nur dann die entsprechenden Ausdrucksmittel finden, wenn ein großer Fonds positiven Wissens und Könnens vorhanden ist. Und gerade für das, was in der Kunst zu lernen ist, kann man heute die Kunstschulen nicht mehr entbehren.

In der Frage, welche Form der Schule die angemessenste wäre, bin ich, was den ersten Unterricht betrifft, nicht für die Meisterateliers, wie sie in Frankreich üblich sind. Der Anfänger ist den Einseitigkeiten des gewählten Meisters eventuell mehr ausgeliefert, als an einer Schule mit verschiedenen Lehrkräften. Vielleicht ist die freieste und richtigste Form für alle künstlerischen Vorstudien diejenige der Kunstgewerbeschule mit ihrem umfassenden Programm. Haben wir doch an vielen unserer bedeutendsten Künstler, die aus Kunstgewerbeschulen hervorgegangen sind, die Beweise dafür.

*) [illegible] Walter Leistikow, [illegible] in Nr. [illegible] der „Zeit".

Was man aber an keiner Kunstschule lernen kann, sind alle jene Qualitäten, die später erst den echten Künstler ausmachen und seine Eigenart bilden, wie Phantasie, dichterisches Empfinden, Temperament.

Wer das nicht mitbringt, in wem die Keime dazu nicht schlummern, aus dem können alle Meister der Welt keinen selbständigen Künstler machen.

Mit dem Behüten der Eigenart aber scheint mir heute ein übermäßiger Cultus getrieben zu werden.

Kaum kann ein Schüler Pinsel und Palette halten, so soll schon seine Eigenart geschont werden. Wenn diese eine so schwache Pflanze ist, dass sie durch jede Berührung gleich gefährdet wird und einer vielleicht etwas doctrinären Leitung schon zum Opfer fällt, dann ist wohl nicht viel an ihr verloren; denn an sich ist für die Entwickelung der Eigenart Kampf eher förderlich, und jeder junge Mensch muss lernen, sich gegen ungünstige Einflüsse zu behaupten.

Wohl kenne ich Opfer verfehlter Methoden, und auch Lehrer, welche imstande sind, dem feurigsten Kunstjünger ihre bleierne Hand in Zeiten aufs glühende Herz zu legen, wo ein warmes Mitempfinden Wunder wirken könnte.

Das wird den wirklich Begabten nur dahin bringen, die Fesseln zu sprengen und einen anderen Meister zu suchen oder, bei großer Energie, sich frühzeitig auf eigene Füße zu stellen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine Kunstschule, welche den Bestrebungen unserer Zeit Rechnung tragen will, mit manchen Traditionen brechen und ein kräftigeres Tempo anschlagen müsste.

Was unsere Akademie in Wien betrifft, deren Uebelstände niemandem mehr ein Geheimnis sind, so ist dieselbe schon durch ihre Lage zu vielen unvortheilhaften Einschränkungen verurtheilt. Dieselbe sollte, anstatt auf dem Schillerplatze, im Prater oder sonst irgendwo an der Peripherie der Stadt stehen, mit Ateliers, welche unmittelbar ins Freie führen. Ueberhaupt wären für alle Studien im Winter geeignete Ateliers mit Oberlicht, welche in unserer Akademie gänzlich fehlen, dringend nothwendig.

Es sollte in den ersten Jahren ganz gleich sein, ob der Schüler sich der Figurenmalerei, Landschaftsmalerei oder selbst Bildhauerei widmen will: denn alle diese Studierenden hätten vorerst die kunsttechnischen Uebungen für alle diese Fächer zu betreiben und auch ornamentale Compositionen zu machen. Doch dürften diese vorbereitenden Studien nicht in schulmeisterlich pedantischer Weise betrieben werden, sondern in dem Schüler müsste dabei stets die Empfindung lebendig bleiben, dass er sich nur für seinen großen Zweck, die künftige Selbständigkeit, die unerlässlichen Behelfe schafft.

Man kann zur Selbständigkeit auf ganz verschiedenen Wegen gelangen. Ich kenne beispielsweise intime Landschafter genug, die vorher als Decorationsmalerlehrlinge mit der Bürste auf dem Boden gemalt und ihre perspectivischen Linien mit der Leine gezogen haben. Das hat ihnen gar nichts geschadet, heute schlagen sie die zartesten Saiten ihrer Kunst an.

Dass sich später derjenige, welcher die Vorbereitungsclassen absolviert hat, seinen Meister für die weitere Ausbildung selbst wählen darf, wäre das nächste dringende Gebot; denn jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der erwachenden Eigenart keine Grenzen mehr gezogen werden sollen.

Da Stil und Composition die Fundamente jedes großen Kunstwerkes bedeuten, müssen im Winter Studien in Galerien und Bibliotheken an den Werken der alten Meister gemacht werden. Haben doch Künstler von so starker Eigenart wie Burne Jones, Walter Crane, Puvis de Chavanne, Böcklin, rc. unendlich viel bei alten Meistern gelernt und den großen Stil ihrer Werke aus früheren Kunstepochen übernommen.

Für den Lehrenden ist es unerlässlich, dass er sich eine gewisse Unabhängigkeit von den jeweilig herrschenden Schlagworten des Tages bewahrt; und die Ehrfurcht vor den wahrhaft großen Meistern der Vergangenheit dem Schüler einzupflanzen, wird immer eine seiner schönsten Aufgaben sein.

Dass das Studium vor der Natur jedoch die hervorragendste Rolle in dem Bildungsgange des Künstlers spielen muss, versteht sich von selbst. Der Landschafter — da ich ja in erster Linie von meinem Fachstandpunkte aus spreche — gehört so früh als möglich hinaus in die Natur, und zwar zu jeder Jahreszeit; sobald die Natur das Malen im Freien erlaubt, darf er nicht in den geschlossenen Räumen der Schule sitzen, um, wie es jetzt geschieht, die [illegible] für das Naturstudium abzuwarten.

Das Verständnis und die Liebe für die alten Meister einem Schüler beizu[illegible]. Die [illegible] in die Natur zu weisen, [illegible]

selbst unter den Lehrern der Eifer entstehen könnte, ihre Schule zu einer beliebten und gut besuchten zu machen.

Wünschenswert wäre auch, dass die Pensionsfähigkeit der Professoren schon mit dem vollendeten sechzigsten Lebensjahre zu beginnen hätte. Wenn auch viele Künstler sich die vollkommenste Frische bis weit übers siebzigste Lebensjahr erhalten, ist es doch häufiger der Fall, dass ein dem Greisenalter entgegengehender Künstler, bei allem guten Wollen, seiner Zeit nicht mehr folgen kann.

Ich fasse schließlich meine Meinung über das angeregte Thema dahin zusammen: Von der Schule verlange man nicht mehr, als sie geben kann. Sie kann nur das Fundament liefern; seine Eigenart auszubilden muss des Künstlers eigenste Arbeit sein. Aber man versuche auch nicht, die Schule an sich zu discreditieren und als überflüssig hinzustellen; denn alle menschliche Cultur und Kunst besteht in dem lebendigen Fortpflanzen des Errungenen von Generation zu Generation. Hugo Darnaut.

---

## Paul Heyses Jugenderinnerungen.

Da ist kein ängstliches Sichvordenspiegelstellen, eine interessante Physiognomie sich zurechtzumachen. Kein Drängen vor den Vorhang, um einem applaudierenden Publicum mit bescheidentlichen Verbeugungen für seinen Beifall zu danken. Da ist nicht Stolz und nicht Demuth, nicht Anmaßung und nicht Unterwürfigkeit. In schlichter Selbstverständlichkeit gibt Paul Heyse seine Persönlichkeit. Das ist das Gute an seiner Kunst: diese Persönlichkeitsdurchdringung. Etwas, das vorbildlich wirken sollte, wenn es auch nicht zu „lernen“ ist. Und das ist wiederum das Wohlthuende an diesen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ *) (Bekenntnisse sind es natürlich nicht), die Heyse soeben hat erscheinen lassen. Ein selbstsicherer Künstler gibt sich darin. Und man findet es ganz natürlich, dass das Glück nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als sich von Anbeginn an vor diesen Lebenswagen zu spannen. Selbst die Verba auf µ, uns andern Sterblichen die erste Dornenhecke, wurden dem jungen Heyse zu einem Rosenbusch.

Nichts Ungewöhnliches ist in diesem Lebensgange, außer einer nicht gewöhnlichen Fülle von Sonnenschein. Und sonnige Bilder sind es, die sich da zeichnen. Das Geburtshaus am Schiffbauerdamm, mit Gärtchen und großem Holzplatz, auf dem sich das Großstadtkind tummelt, die Wohnung in der Behrenstraße sodann, sehr einfach, beinahe dürftig, doch von jener ehrwürdigen Einfachheit, die zu Herzen redet. Und das alte Berlin ersteht da wieder, das Berlin der Vierzigerjahre, die Stadt, in der die Straßen noch still waren und deren Einwohner noch zu „weiten“ Spaziergängen durch den Thiergarten bis nach Charlottenburg Zeit hatten, Spaziergänge, auf denen man sich aussprach, ganz gründlich, über die großen Probleme des Tragischen und der dichterischen Stoffverklärung — wie muthet dies alte Berlin so wunderlich heute an und so unendlich reizvoll.

Und scharf und liebeheischend zeichnen sich die Gestalten, denen vor andern diese Dichterjugend anvertraut war. Der Vater, der ewige „Außerordentliche“, dem als Anerkennung schließlich nur der Rothe Adlerorden vierter Classe zutheil wird, ein Mann von wissenschaftlicher Tiefe und freudigem Idealismus, der aber infolge unhaltbarer, doch drückender literarischer Erbschaft und unter der Last der typischen pecuniären Abhängigkeit den großen Theil seiner Arbeitsstunden wissenschaftlichen Kärrnerdiensten hinopfern musste. Von seiner „weichen, liebevollen Seele“ spricht Paul Heyse. Und neben ihm die Mutter, jüdischem Blute entstammt, eine lebhafte geistreiche Frau, die mit ihren Kindern zum Kinde werden konnte, das beste Mütterlein und die in Verehrung aufschauende Gattin. So lieb gewinnt man diese Menschen, dass man das Gefühl hat, schweren Herzens von Freunden Abschied zu nehmen, wenn ihr letztes Stündlein ruft. Und es erweitert sich der Kreis derer, die das Glück dem jungen Dichter zuführt. Geibel wird ein zaghafter Primanerbesuch abgestattet, und eine Freundschaft zwischen dem schon berühmten Lyriker und dem jungen Heyse entspinnt sich daraus, eine Freundschaft, die Heyse große Förderung in stilistischer Hinsicht einbringen sollte, der er nur wenige Jahre später die Berufung nach München verdankte. Auch in das Kugler'sche Haus wird Heyse durch Geibel eingeführt. Die beste geistige Anregung, die das damalige Berlin zu bieten hatte, wird ihm da zutheil. Und in diesem Familienkreise, der ganz in und für die Kunst lebt, findet Heyse auch die Braut.

Es [illegible], als ob zunächst das Glück eigenhändig den Faden [illegible] gesponnen hatte. Der Doctorpromotion, die [illegible] hat, folgt sogleich ein Reisestipendium [illegible]. Wer weiß, was Italien für Heyse'sche Kunst [illegible] diese Eindrücke fortzudenken, ist bei ihm [illegible]. Es ist eine tiefe seelische Wahlverwandt[illegible] Kunstauffassung. Und

*) [illegible] Buchhandlung).

auch diese Richtung seiner künstlerischen Persönlichkeit scheint sich in seiner Familie gleichsam vorbereitet zu haben, wie die ausgesprochensten unserer Eigenschaften fast immer durch Erbschaft und Zusammenfließen zustande kommen. In Rom trifft Paul Heyse einen Onkel, der seit Jahrzehnten das Leben des Romschlenderers und Kunstgenießers führt. Ein Junggeselle, der sein Dasein durch gutbezahlte wissenschaftliche Handlangerarbeit und Stundengeben fristet, im übrigen einmal einen Brief abfasst und viel sonnige Stunden schlendernd, lesend, anschauend in der herrlichen Roma genussreich vermüßiggängert.

Aus Italien zurückgekehrt, wird Paul Heyse durch Geibels, des Treuen, Vermittelung nach München berufen, obgleich er literarisch bisher noch nichts Belangvolles geleistet. König Max setzt ihm ein Jahresgehalt von tausend Gulden aus gegen die einzige Verpflichtung, an seinen Symposien theilzunehmen. Das klingt beinahe märchenhaft.

Aber, wie so oft, die blendendste Glücksgewährung ist zugleich die stärkste Charakterprobe. Es ist nicht leicht, Günstling eines Fürsten zu sein und die höchste Lebensnorm in sich selbst zu suchen. Dazu der Antagonismus zwischen den bayerischen Schriftstellern und diesem aus dem Norden Deutschlands Berufenen. Dank seines glücklichen Temperaments weiß Heyse, was Geibel misslungen war, hier zu vermitteln. Dank des festen, innerlichen Halts, der schon Heyses Jugend auszeichnete — ein väterliches Erbtheil — weiß er den König in rechter Weise zu begegnen. „Ich hatte, was ich höher schätzte, als alles Gold auf Perus Ebene: ich hatte niemals Vorgesetzte und niemals Untergebene“. Liest man in diesen Jugenderinnerungen Sätze wie die folgenden: „Man wird begreifen, dass ich sehr glücklich war, in dem Fürsten, dessen Gnade mir zutheil geworden, einen Mann zu finden, den ich mit aufrichtigen Herzen verehren durfte,“ und weiterhin: „So bestärkte mich auch dies zweite Gespräch in der Ueberzeugung, dass auch ohne ein sonderliches Talent, Fürstendiener zu sein, meine Stellung zu diesem leutseligen, warmherzigen und wahrheitssuchenden König mir nichts auferlegen werde, was irgend ein Opfer der innersten Ueberzeugung von mir verlangte —“, liest man solche Sätze, so fühlt man dahinter ein bewundernswürdiges Ebenmaß von edler Aufrichtigkeit und höflicher Selbständigkeit, bewundernswerte Eigenschaften bei einem Jüngling eingangs der Zwanzigerjahre. Und dass diese späte Schilderung innerlich ganz getreu, bestätigt die ruhige Selbstironie, mit der Heyse schreibt: „Beifall fand ich vor der Königin mit der ‚Braut von Cypern‘ weit mehr, zu meiner Verwunderung als mit der ‚Hochzeitsreise an den Walchensee‘, von der ich mir versprochen hatte, dass sie meine Qualification zum Hofpoeten besonders schlagend beweisen würde.“ Nicht jeder kann so von sich sprechen. Aber es ist das ganz die nämliche Ueberlegenheit und Sicherheit, mit der Heyse an anderer Stelle erzählt, dass der preußische Hofmarschall Bestellungen an seinen Großvater mütterlicherseits mit der schriftlichen Anrede „Lieber Jude“ auszufertigen beliebte. Wer nicht begreift, dass diese Charakterstärke mittelbar eine schriftstellerische Kraft für Heyse bedeuten musste und bedeutet hat, dem ist ein Geheimnis der dichterischen Production verschlossen.

Und diesen sonnigen „Jugenderinnerungen“ kommt noch ein anderes zugute: die Stimmung, in der sich diese Bilder zeichnen. Eine wundersame Ruhe, ein weises Selbstmaß, reiche, beglückende Bildung bilden diese Stimmung. Ein Etwas, das Sehnsucht weckt, ist ihr eigen. Ein ganz triviales und nebensächliches Beispiel zu wählen: Heyse erzählt: „In Basel klopfte ich bei meinem theuren Jakob Burckhardt an und verbrachte einen unvergesslichen Abend mit ihm auf seiner stillen Klause hoch überm Rhein, wo er mir einen edlen Burgunder nebst einer Hasenpastete vorsetzte und seine italienischen Liedchen wieder einmal sang.“ Liest man diese an sich gleichgiltigen Zeilen, so überschleicht einen das Gefühl, man möchte dabei gewesen sein. Und das gilt von dem großen Theil dieser Jugenderinnerungen. Man sieht auch, wie das Vorhandensein einer gewissen äußeren Glücksmacht es für die Stimmung, in der Heyses Lebenserinnerungen geschrieben sind, unentbehrlich ist: denkt man sich das Zusammensein der beiden bei Cervelatwurst und Flaschenbier, so ist es nicht mehr dasselbe. Burckhardt bei Flaschenbier italienische Lieder singend, wäre beinahe grotesk.

Derselbe Eindruck wiederholt sich, wie Heyse die königlichen Jagden bei Berchtesgaden schildert, an denen er in nächster Umgebung des Königs theilzunehmen hatte. Er legt sich auch selbst davon Rechenschaft ab: es ist etwas daran, einmal so auf der Menschheit Höhen zu wandeln, ein Leben großen Stils zu führen, vornehmen Genüssen ganz sich hinzugeben. Zwar geht der edle Renner aus königlichem Marstall mit Paul Heyse durch — die göttliche Gerechtigkeit will es, dass derartiges dem Künstler in derartigen Lagen stets passiert — aber er sagt sich mit Recht, das schadet nichts. Es macht auch wirklich nichts aus. Nicht eine Rolle spielen, sondern genießend Eindrücke empfangen, gilt es. Aber wie wenige haben in solcher Umgebung die Kraft dazu, selbst unbefangen zu genießen. Theodor Fontane, der gerade mit dieser Kunst zu kokettieren liebte, besaß sie meines Erachtens nicht.

Es ist nur die Rückwirkung dieses Heyse'schen Unabhängigkeitsgefühles, wenn er in diesen Jugenderinnerungen mit denen, die ihn unsympathisch berührten, kaltherzig Abrechnung sucht. Die Charakteristik, die er von Dingelstedt entwirft, hat ihm eine Privatklage der Familie zugezogen; mit bestem Recht ist er freigesprochen worden; aber dass er freundliche Milde in der Beurtheilung der Menschen überhaupt walten lasse, kann man nicht behaupten. Selbst dem Freunde, Geibel, gegenüber könnte der Ton ein wärmerer sein. Es liegt das eben nicht in seiner Natur. Vielmehr macht Heyse das Recht der Abneigung für sich geltend: „Habe den Muth deiner Antipathien!“

Dieser Antipathien volles Maß kommt der jüngeren Generation zugute. Mögen die Bestrebungen „Secession“ oder „Naturalismus“ heißen, Heyse verwirft sie. Jede Gelegenheit ergreift er, dagegen Opposition zu machen. Ist das an sich kein freundlicher Eindruck, so schmerzt es doppelt, ihn in diesem Kampf mit stumpfen Waffen fechten zu sehen; es ist das ein ärgerlicher Anblick. Wohl besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Heyses künstlerischem Schaffen und dem der Modernen; doch ist er wohl ein anderer, als Heyse meint.

In den „Bekenntnissen“ gibt Paul Heyse einmal interessanten Einblick in die Eigenart seiner künstlerischen Conception. Irgendwo hatte er die Notiz gefunden: „Ein französischer Trouvère, Luco de Grimauld, tödtete sich selbst, da ein Mädchen, das er nicht liebte, ihm ein Aphrodisiacum in großer Dosis beigebracht hatte, um ihn für sich zu gewinnen.“ Der Conflict, in den hier ein Mann gebracht ist, zwischen seiner Selbstbestimmung und einer Liebe, die in ihm aufkeimen musste, gegen die er wehrlos war und nach der doch sein Herz nichts fragte, reizte seine künstlerische Phantasie. Eine Vorfabel, erklärend und den Conflict verschärfend, war bald hinzuerfunden: Der Trouvère hat eine edle Frau, die er liebte, in den Tod getrieben und damit jedes Recht auf Liebe selbst verwirkt; büßend, hat er zu seiner Pilgerfahrt sich aufgemacht. Es ist von Heyse psychologisch fein ersonnen, dass diese Erzählung von des Trouvères Schicksal die Liebe in dem Mädchen, das ihm den Trank credenzen sollte, heißer noch entflammen musste. Es hebt die Novelle in Versen nunmehr an:

> „Er war noch jung, doch wenig froh,
> Ein Troubadour, doch bleich und stumm,
> Es that Herr Luco de Grimauld
> Den braunen Pilgermantel um …“

Das Gedicht hat Heyse später vernichtet.

Aber das Problem beschäftigte ihn weiter. Kärglich erschien ihm zunächst das Interesse, das man einer Frau zu zollen fähig, die sich der Liebe eines Mannes durch ein Gewaltmittel versichert. Also, die Frau musste ein Recht haben auf diesen Mann. Dadurch war ein weiteres gewonnen: der Conflict selbst verschärfte sich. Heyse änderte nun zunächst die äußeren Umstände. Aus dem Troubadour wurde ein leidenschaftlicher italienischer Patriot des 19. Jahrhunderts, ein Anhänger Mazzinis, der von toscanischem Gebiet verbannt ist und trotzdem ebendahin zurückkehren will, einen Ehrenhandel auszufechten. In dem rauhen Bergnest Trezzi kommt er in eine einsame Schenke. Vor Jahren hat er, als heißblütiger junger Scholast, die Wirtin umworben. Sie meint ihn nun zurückgekehrt, seine Liebesschwüre von damals wahrmachen, und sagt ihm das offen. Ihn reizt das schöne Weib, doch seine Pflicht treibt ihn weiter — treibt ihn dem sicheren Tod entgegen. Da braut die Wirtin ihm den Liebestrank. — Zu dieser Umwandlung hat der Conflict an Interesse gewonnen, gleichzeitig aber ist eine andere Lösung, als die tragische nothwendig geworden.

Die betreffende Heyse'sche Novelle schwebt mir nicht vor, doch zweifle ich nicht, dass sie in ihrer Art vollendet sei. Man hat hier auch einen Einblick in Heyses künstlerisches Schaffen von der ersten Conception bis in die letzte Stoffgestaltung gethan. Und da tritt es augenfällig zutage: die Charakteristik der Gestalten ist ganz dem Conflict angepasst worden. Man steht vor einem erstens und zweitens, die zeitlich offenkundig hintereinander liegen. Zuerst ist der Conflict da, dann, nachher, eine Folge des Conflicts, entsteh'n die Charaktere. Sie sind conflictgeboren. Sie tragen den Selbstzweck nicht in sich. Und das gilt bis auf einzelne, wenige Ausnahmen von den vielen Gestalten, die Heyse rief.

Ich halte es für gleichgiltig — auch darüber spricht Heyse — ob der Schriftsteller bewusst nach bestimmten, lebenden Modellen gestaltet, oder ob er die Menschen seiner Phantasie entnimmt. Der Gestaltungsprocess ist wohl immer ein wunderbares Ineinander von Wirklichkeitseindrücken und deutender Phantasiethätigkeit. Aber darauf scheint es mir anzukommen, ob die Conception von den Charakteren oder von der Handlung oder von der Idee ausgeht. Hebbel, der die Superlative liebte, hat einmal ausgesprochen, dass ein Dichter daran erkennen könne, ob er überhaupt einer sei, dass er die Gestalten zuerst in seinem Innern erschaue. Was Heyse selbst gegen den Naturalismus und für die Formverklärung sagt, ist in tieferem Sinne belanglos. Hier, in der Grundverschiedenheit der Conception, liegt die Trennungslinie zwischen ihm und den Modernen.

Ich selbst lege durchaus keinen Wert auf den Hebbel'schen Superlativ. Ich will auch nicht sagen, dass die eine Art „richtig“

sei, die andere nicht. Es werden immer Zeiten kommen, in denen das eine behauptet, immer Zeiten folgen, in denen das andere gepredigt wird. Doch scheint mir hier das moderne künstlerische Wollen das wesenhaft deutsche.

Berlin. Ernst Heilborn.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Welch undankbares Land! Herr v. Koerber kehrt von Budapest nach Wien als Triumphator zurück, er ist seit dreißig Jahren der erste österreichische Minister, dem es gelungen ist, den ungarischen Drachen zu zähmen, in Sachen der bosnischen Eisenbahnen hat er endlich das drückende ungarische Joch, das auf Oesterreichs Nacken lastete, mit starker Hand abgeschüttelt und den Ungarn seine Bedingungen dictiert, die sie zähneknirschend unterschreiben mussten. Der Name Koerber ist zum Schreckwort geworden in ganz Ungarn und nimmt im pädagogischen Wörterbuch für schlimme Magyarenkinder die Rolle ein, die bei uns von altersher durch den „Niglo“, „Wauwau“ und ähnliche besetzt ist. Herr v. Koerber hat diesmal die Ungarn Mores gelehrt und dafür gesorgt, dass auf tausend Jahre kein Magyar mehr wagen wird, einen Oesterreicher scheel anzusehen. Und nach dieser Herculesarbeit kehrt, von seinen getreuen Knappen Call, Wittek und Böhm begleitet, Herr v. Koerber, der Siegreiche, nach Wien zurück. Aber kein Triumphbogen erwartet ihn hier und keine Illumination, und die Herren Bergani, Dr. Wähner und P. Opitz sind die einzigen weißen Jungfrauen, die Rosen — auch nur metaphorisch — auf seinen Weg streuen. Welch undankbares Land doch dieses Oesterreich ist!

*

Es ist ganz merkwürdig, was für eine perverse Psychologie unser öffentliches Leben beherrscht. Sonst sind doch die Menschen im allgemeinen Erfolganbeter, die demjenigen nachlaufen, der einen Erfolg errungt, und vor demjenigen davonlaufen, der Misserfolg hat. In Oesterreich, in diesem verrückten Land, scheint's aber gerade umgekehrt zu gehen. So lehrt wenigstens der Fall Koerber. Solange Herr v. Koerber nichts Rechtes unternommen, war alle Welt mit ihm einverstanden. So ziemlich die gesammte Presse, ohne Unterschied der Parteien, schätzte und ehrte ihn, und setzte die größten Hoffnungen in seine fernere Zukunft, falls er sich endlich doch einmal zu irgend einer That entschließen sollte. Und nun entschließt er sich zu dieser That, zur bosnischen, sie gelingt ihm, wie er es gewollt, und was sehen wir nun? Mit der einzig rühmlichen Ausnahme der unbestechlichen christlichsocialen Blätter („Deutsches Volksblatt“, „Deutsche Zeitung“ und „Reichspost“) wendet sich die gesammte Presse von ihm ab, selbst die Officiösen seines Collegen Goluchowski lassen kein gutes Haar mehr an ihm, und auf der Sonnenhöhe des Erfolges steht er urplötzlich wie ein herbstlich entlaubter Baum da, von dem bis auf drei oder — falls wir auch die „Wiener Allgemeine Zeitung“ als ein Blatt ansehen sollen — vier, alle Blätter abgefallen sind.

*

Selbst Herr Julius Pastrée, der Präsident des „Bundes österreichischer Industrieller“, das Werkzeug, das die Vorsehung zur Rettung Oesterreichs Herrn v. Koerber in die Hand gespielt hat, selbst Herr Pastrée scheint bei Gelegenheit des bosnischen Bahnerfolges von Herrn v. Koerber abgefallen zu sein. Denn das obligate Pastrée-Telegramm, ohne das jetzt in Oesterreich kein Spatz mehr vom Dache fallen kann, hat er nicht an Herrn v. Koerber, sondern an den Grafen Goluchowski gerichtet, ja wohl an den „Grafen Goluchowski von Goluchowo in Budapest“, wie es, um Verwechslungen vorzubeugen, in der Telegrammadresse ausdrücklich heißt.

*

Es war aber auch eine wichtige Sache, wegen deren Herr Pastrée am 6. d. M. vormittags — wie sein Organ „Die Arbeit“ zu Nutz und Frommen des künftigen Historikers mittheilt — sein Telegramm an den Grafen Goluchowski abgeschickt hat. Es handelte sich für Herrn Pastrée um nichts geringeres, als nachdem er alle oberen Rangsclassen der Bureaukratie im Laufe der Jahre glücklich anpastréesiert hat, nun auch einmal den Kaiser anzugehen. Als Vorbild diente ihm hierbei der berühmte Bürgermeister Rauch von Trautenau, der sich bekanntlich unlängst wegen Verhinderung einer Volksversammlung an den Kaiser gewendet hat. Rauch benutzte dabei die Adresse der kaiserlichen Cabinetskanzlei. Er war deswegen allgemein getadelt worden. Aber Herr Pastrée, ein findiger Kopf, verstand, dass der Tadel sich nicht sowohl auf die Behelligung des Kaisers als der Cabinetskanzlei beziehe, und beschloss daher, die Mittheilungen, die er dem Kaiser in so hochwichtiger Stunde zu machen sich nicht entbrechen konnte, nicht an die Cabinetskanzlei, sondern an den Grafen Goluchowski v. Goluchowo, wie schon oben erwähnt, zu adressieren. Herr Pastrée telegraphierte also dem Grafen Goluchowski: „Es geruhe Se. Majestät der Kaiser und König, die Entscheidung in der Bahnfrage so zu treffen . . .“, wie es Herr Pastrée „im Interesse der Gesammtmonarchie“ für gut fand.

*

Sonderbarerweise hat aber der Kaiser in dieser Frage überhaupt keine Entscheidung getroffen, sondern die Minister entscheiden lassen, und die Minister wieder haben sie [illegible] nicht so entschieden, wie Herr Pastrée es „im Interesse der Gesammtmonarchie“ für gut fand, sondern so, wie es den Ungarn [illegible] Diese [illegible] drängt uns zu dem Schlusse, dass [illegible]

„Interessen der Gesammtmonarchie“ abträgliche Vorgänge nicht wieder ereignen können, sollte Herr Pastrée mit dem Grafen Goluchowski einen Telegrammcode vereinbaren, vermöge dessen er in Zukunft dem Grafen chiffrierte Telegramme zusenden könnte. Das ist meines Erachtens die einzige Methode, wie das „Interesse der Gesammtmonarchie“ endgiltig gegen die magyarischen Uebergriffe geschützt werden könnte. Sonst fehlt uns nichts.

*

Wenn einmal dafür Sorge getragen sein wird, wird sich — dessen sind wir sicher — auch der Graf Goluchowski der Autorität des Herrn Pastrée fügen, sowie dies soviele cisleithanische Hofräthe, Sectionschefs und Minister bereits gethan. Graf Goluchowski vielleicht noch eher als mancher andere, besonders, wenn er erfährt, dass eine gewisse geistige Aehnlichkeit ihn mit Herrn Pastrée verbindet. Denn wie der Graf Goluchowski seinen siamesischen Zwillingsbruder Doczi, so hat Herr Pastrée seinen Hauck-Weiß zur Seite, mit dem ihm die entscheidenden Ideen seines öffentlichen Wirkens gemein sind. Vielleicht ließe sich dann auch eine wohlthätige Abkürzung des Geschäftsganges erzielen, indem in besonders dringlichen Fällen Herr Hauck-Weiß sich mit Herrn Baron Doczi über die „Interessen der Gesammtmonarchie“ kurzer Hand verständigen könnte.

Kr.

## Volkswirtschaftliches.

Oesterreich ist wieder einmal um ein Linsengericht verkauft worden und — in der Zeit des Kampfes gegen den Terminhandel ist das besonders betrübend — die Linsen werden nicht einmal prompt, sondern auf Termin geliefert. Das Linsengericht ist die Bahn Spalato—Arzano—Bugojno, welche in einem späteren Termin zu bauen Ungarn großmüthig gestattet, dafür, dass wir ihm die sofortige Inangriffnahme des Ausbaues der directen Verbindung Budapest—Sarajevo—Salonichi bewilligen. Seit Bosnien unter österreichisch-ungarischer Herrschaft steht, sind daselbst im Interesse Ungarns folgende Bahnen gebaut worden: die schmalspurige 82 Kilometer lange Bahn Brod—Doboj, welche den Anschluss an das ungarische Bahnnetz bildet, anschließend die 108 Kilometer lange Bahn Doboj—Zenica, welche zwar ursprünglich schmalspurig gebaut wurde, aber allmählich auf Normalspur umgebaut wird, endlich die 79 Kilometer lange Bahn Zenica—Sarajevo, welche von vornherein normalspurig angelegt wurde. Man wird daran die circa 180 Kilometer lange Strecke von Sarajevo ins Limgebiet, selbstverständlich normalspurig, ausgebaut und wenn über kurz oder lang, sobald die Verhandlungen mit der Türkei zu Ende geführt sein werden, diese Bahn auf einer Strecke von 120 Kilometern bis Mitrowitza ausgebaut wird, dann ist der directe Schienenweg Budapest—Sarajevo—Salonichi hergestellt, bevor die österreichischen Bahnen überhaupt einen Anschluss an die bosnischen Bahnen erhalten haben werden. 22 Jahre ist Bosnien unter unserer Herrschaft und in dieser Zeit hat Oesterreich, welches 70 Procent der Occupationskosten gezahlt hat, welches 70 Procent zu den Baukosten der im ungarischen Interesse in Bosnien gelegten Schienenwege beigetragen hat, welches den weitaus größten Antheil am Import und Export Bosniens hat, es nicht erreichen können, dass von Banjaluka nach Zenica, also auf einer Strecke von 90 Kilometern, Schienen gelegt werden, wodurch Oesterreich und Wien eine directe, und zwar normalspurige Bahnverbindung bis Sarajevo erhalten würde. Bestünde diese Verbindung, dann brauchte man österreichischerseits nicht gegen den Ausbau des bosnischen Bahnnetzes in der Richtung nach Salonichi zu protestieren, denn dann würde der Nutzen aus diesem internationalen Verkehrswege in gleicher Weise Oesterreich und Ungarn zugute kommen, der unter den gegebenen Umständen nur Ungarn zufällt. Gegenüber dem angeblich „militärischen“, in Wirklichkeit ungarischen Interessen dienenden Bau der Strecke Sarajevo—Novibazar gab es österreichischerseits nur eine Antwort: Banjaluka—Zenica—Sarajevo, womit ein zwanzigjähriges Versäumnis endlich nachgeholt würde. Aber davon wagten die österreichischen Minister nicht einmal zu reden. Nicht einmal von dem schmalspurigen Anschluss des österreichischen Bahnnetzes an das bosnische von Banjaluka nach Jaice — 70 Kilometer — wurde gesprochen; auch nicht die immerhin noch wertvolle Bahn Knin—Novi, welche eine directe Verbindung Oesterreichs mit Dalmatien schaffen würde, wurde gefordert, nein, die minderwertigste unter allen erdenklichen Linien, die schmalspurige, als Adhäsionsbahn zu bauende Gebirgsbahn Spalato—Arzano—Bugojno, welche nur den localen Interessen Dalmatiens Dienste (und wie geringe Dienste!*) zu leisten vermag, haben sich die österreichischen Minister ausgesucht, um sie als Gegenconcession für den von Ungarn verlangten internationalen Schienenweg auszuspielen. Und nicht einmal diese haben sie heimgebracht. Oesterreich erhält keinen Anschluss ans bosnische Bahnnetz; man wird weiterhin von Wien nach Sarajevo über Budapest oder Groß-Kanizsa fahren müssen, 63 Procent auf ungarischem Gebiete, statt 13 Procent bei Ausbau der Strecke Banjaluka—Zenica; man wird auch künftig nur zu Schiff von Oesterreich nach Dalmatien kommen; auch Dalmatien erhält den Anschluss an die bosnischen Bahnen nicht, wenigstens solange nicht, als Ungarn auf den Ausbau des zweiten normalspurig herzustellenden Anschlusses der bosnischen Bahnen an die ungarischen von Doboj nach Samac verzichtet. Der ist den Ungarn augenblicklich noch nicht dringend. Sobald er es sein wird, werden sie ihn erhalten; wenn es sein muss, werden sie den Anschluss an Dalmatien dafür bewilligen, der ihnen ja gar keinen Schaden bringt; wahrscheinlich werden sie auch dann noch diesen Anschluss zu verhindern wissen. Die armen (?) Oesterreichs Minister!

*

Oesterreichs Industrielle und Handeltreibende haben aber kein [illegible] bosnische Bahnfrage ist alt genug, um auch [illegible] erfasst zu werden. Zum Ueberfluss [illegible] vom 14. October einleuchtend dargestellt [illegible] Industriellentag wurde zwar viel

[illegible] im Dalmatien gebiete von Ingenieur Anton

patriotisches Geschrei um die Bahn Spalato—Bugojno gemacht, von der so wichtigen Forderung: Banjaluka—Zenica ist aber kein Wort gesprochen worden. Und bis zum letzten Augenblicke ist es so geblieben. Da die Regierung es für gut befunden hat, bloß wegen der dalmatinischen Bahn zu kämpfen, wurde in den Körperschaften und in der Presse auch nur von dieser und nicht vom Anschluss der bosnischen an die österreichischen Bahnen gesprochen. Erst am Abend der Entscheidung haben die von den „praktischen" Industriellen so verachteten Theoretiker in der „Gesellschaft der Volkswirte" gegen den Schwindel protestiert, der mit dem Linsengericht gemacht wurde und dadurch die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf die Hauptsache gelenkt; am selben Abend aber hat der „Bund österreichischer Industrieller" eine Depesche wegen der vitalen Bedeutung der Linie Spalato—Bugojno an den Minister des Aeußern geschickt, von der Verbindung Wien—Sarajevo aber war in der Depesche nicht die Rede.

rh

* * *

## Oesterreich contra Ungarn.

### Eine Zuschrift aus industriellen Kreisen.

Löbliche Redaction!

Gestatten Sie mir, dass ich den in der letzten Nummer Ihres geschätzten Blattes erschienenen Ausführungen „eines exportierenden Industriellen" auf das lebhafteste zustimme, was zu thun ich mich umsomehr gedrängt fühle, als sich dieselben mit den von mir in meinem Kreise seit längerer Zeit vertretenen Ansichten vollkommen decken. Es ist nachgerade Zeit geworden, dass wir Oesterreicher uns der traurigen Rolle bewusst werden, welche wir, der in jeder Beziehung wirtschaftlich stärkere Theil der Monarchie, durch die Schuld anscheinend leichtfertiger Negocianten und durch unsere innerpolitische Lage, in der Ausgleichsfrage bisher gespielt haben, und dass wir uns auf unsere Würde und Kraft besinnen.

Dass diese Einsicht sich Bahn zu brechen beginnt, beweist der jüngst stattgehabte Industriellentag, auf welchem die bekannte Pester municipale Herausforderung, mit der Forderung nach reinlicher Scheidung kräftig beantwortet wurde, beweisen mannigfache Aeußerungen des erwachenden Selbstbewusstseins der österreichischen Kaufmannschaft.

In den bisherigen Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn hat dieses uns gegenüber etwa die Rolle gespielt, welche der Schuldner seinen Gläubigern gegenüber zu spielen pflegt, welche er für den Fall mit dem Concurse bedroht, als diese seine Ausgleichsquote nicht gutheißen sollten Das ist eine, namentlich in Ungarn beliebte Praxis, welche jedoch selten den gewünschten Erfolg hat, da die Gläubiger sehr wohl wissen, dass die Vermeidung des Concurses im beiderseitigen Interesse liegt, und sich daher nicht einschüchtern lassen. Nun denn, der Concurs — die Errichtung der Zollgrenze — muss im österreichisch-ungarischen Ausgleiche von Ungarn ebensosehr vermieden werden, als ihn Oesterreich nicht herbeigeführt zu sehen wünscht; ja er muss von jenem umsomehr gefürchtet werden als es der Neugestaltung der Dinge noch unvorbereitet gegenübersteht, und — wie ich glaube — noch lange gegenüberstehen wird. Was von jeher die Schwäche Ungarns ausgemacht hat: der Mangel an mobilem Capitale, hat sich durch die seit zwei Jahren allenthalben herrschende, schwere Krise verschärft. Diesem Mangel haben die Ungarn stets damit abzuhelfen gesucht, dass sie enorme Mengen von offenen und verschleierten Geldwechseln in Umlauf gesetzt haben, welche zum allergrößten Theile von Oesterreich aufgenommen wurden, wobei die wachsende Concurrenz auf dem Escomptemarkte wesentlich zustatten kam. Dass derartiges Wechselmaterial, wie es in solchem Umfange und zum Theile von so zweifelhafter Verlässlichkeit in keinem anderen Lande vorkommt und auch in Zukunft vorkommen wird, nur von dem befreundeten und daran gewöhnten österreichischen, respective Wiener Geldmarkte aufgenommen werden konnte und aufgenommen werden wird, bedarf wohl keiner weiteren Begründung.

Die in den letzten Jahren von Ungarn auf Deutschland gesetzten capitalistischen Hoffnungen sind, wenn anders sie je begründet waren, durch die inzwischen auf dem deutschen Capitalienmarkte eingetretenen Verhältnisse auf lange Zeit hinaus vernichtet worden, und die anderen capitalreichen Staaten kommen für die Förderung ungarischer Interessen nicht ernstlich in Betracht. Ungarn ist demnach in jeder Hinsicht mehr denn je auf Oesterreich angewiesen, und wenn man dort vom Chauvinismus nicht ganz verblendet ist und für die realen Machtverhältnisse Verständnis hat, so ist an die wirtschaftliche Trennung derzeit nicht zu denken.

Daraus ergibt sich, dass die Verhältnisse und Aussichten für den Ausgleich auf österreichischer Seite bessere geworden sind, und — wenn nicht alles trügt — zu einem befriedigenden Abschlusse desselben führen werden, wofern Oesterreichs berufene Factoren die nöthige Widerstandskraft aus der veränderten Lage schöpfen werden. Ich denke dabei nicht an einen ausgesprochenen Sieg Oesterreichs, sondern nur an ein beiden Theilen gerecht werdendes Compromiss, denn ein Sieg erzeugt stets Verbitterung bei den Besiegten und den Wunsch nach Rache. Zwischen Oesterreich und Ungarn aber soll es kein Rachegefühl geben, welches Völkern überlassen bleiben muss, die nicht so sehr auf einander angewiesen sind, wie die Bewohner der beiden Reichshälften es sind.

Sehe ich so die Gefahren, welche dem Ausgleiche drohen, gemindert, wo nicht beseitigt, so kann ich mich dennoch der Einsicht nicht verschließen, dass die Frage der Errichtung der ungarischen Zollgrenze nur auf unbestimmte Zeit vertagt sein wird, denn wer die Bedeutung und Kraft von Schlagworten im politischen Leben kennt, wird sich nicht verhehlen, dass den wirtschaftlichen Schlagworten in Ungarn eine propagatorische Macht innewohnt, welche, durch den wachsenden politischen Antagonismus verstärkt, früher oder später zur wirtschaftlichen Trennung führen dürfte, umso früher, je mehr österreichisches Capital und irregeleiteter, ungesunder, von Concessionen und Concessiönchen angelockter österreichischer Unternehmungsgeist diese Bestrebungen fördern werden.

Sollte diese Trennung dereinst zur Thatsache werden, so werden für die österreichische Industrie ohne Zweifel alle jene Vortheile zur Geltung kommen, welche der „exportierende Industrielle" in seinen von Einsicht und muthigem Denken zeugenden Ausführungen dargelegt hat.

Indem ich für die Veröffentlichung dieser Zeilen danke, zeichne ich

achtungsvoll Sigmund Mandl

in Firma M. & J. Mandl.

## Kunst und Leben.

Die Philharmoniker haben in ihrem ersten Concerte ein Jugendwerk von Hektor Berlioz, die Ouverture zu „Rob-Roy", zur Aufführung gebracht, die den Historiker mehr interessiert haben dürfte, als den begeisterten Kunstfreund. Die Wirkung auf das Publicum war denn auch weit schwächer, als sie Erstaufführungen noch unbekannter Werke in diesen Concerten zu haben pflegen, aber man hat doch gemerkt, dass die Zuhörer in manchen melodiösen Wendungen einen alten Bekannten begrüßten, der sich später durch reifere Verarbeitung desselben Themas in der Musikwelt berühmt gemacht hat. So gerne auch die zahlreichen Verehrer des Meisters auch einmal erfahren haben mochten, wie Berlioz im Flügelkleide aussah, der spätere Symphoniker dürfte ihnen ungleich lieber sein. Einen vollen Genuss bereitete Wagners Faust-Ouverture, zumal in der glänzenden Ausführung des Orchesters, während Beethovens Eroica mir — mit Ausnahme des zweiten Satzes — wiederholt Bedenken erregte, da ich in der zu subjectiven Behandlung einiger Details, denen gegenüber längere Zwischenstücke matt abfielen, eine Störung des einheitlichen Zuges erblickte, der den heldenhaften Charakter vermissen ließ. Diesen Mangel zeigte insbesondere das Scherzo, dessen Trio derart in leichten wiegenden Bewegungen verlangsamt wurde, dass man eher eine Serenade zu hören glaubte, als eine Eroica. Hier schien mir der Charakter einer schmetternden Fanfare, den ihr seinerzeit Richter gab, zutreffender, als der eines sanften Wiegenliedes, das uns diesmal Mahler zu hören gab. R. W.

*

Herr Pisko bekundet den Willen, bei der Hebung unserer tiefständigen Kunstsalons an seinem Theile mitzuhelfen, auf recht versprechende Weise: er hat seinen neu eingerichteten Salon mit einer schönen Ausstellung eröffnet. Von der Ausstattung muss leider gesagt werden, dass sie ein bisschen auf den Glanz hergerichtet, mehr vom Tapezierer als vom Künstler entworfen ist. Aber schon durch Beseitigung der lächerlichen Holzpfeiler an den Thüren, durch Entfernung der „secessionistischen" Möbel und feinere Abtönung der Wände könnte eine reinere Stimmung der Räume erzielt werden. Die Ausstellung bringt Bilder von Antonin Hudeček, dem jungen Prager Landschafter, der im Frühjahr im Künstlerhause aufgefallen ist. Nun wird seine Art deutlicher und ihre Wertschätzung größer. Hudeček ist Lyriker, und in seinen Landschaften träumt die leise Melancholie der slavischen Volkslieder. Den blassen Tönen verschwimmender Fernen, den sehnsüchtigen Linien schüchtern ansteigender Ebenen, allem Stillen, Einsamen, Weiten gehört seine Liebe. Das Wasser besonders hat es ihm angethan, mit den wechselnden Geheimnissen seiner Ruhe und Bewegung, den tiefen Farben und flüchtigen Reflexen, mit seinen Spiegelungen der Jahreszeiten, wenn es Sommersonne mit sich führt oder welkende Blätter. Verse von Rilke kommen in Erinnerung bei diesen landschaftlichen Gedichten, in die meist auch Menschen gestellt sind. Die Figurendarstellung steht nicht auf gleicher Höhe. Hudeček kommt nämlich nicht immer von den Zufälligkeiten des Modells los, und manchmal fehlt der räumliche Einklang zwischen Natur und Mensch. Doch seelisch ist er vorhanden: die Scholle hat Mienen und Gesten der Leute geformt, ihr gleich sind sie versonnen und still, voller Demuth, wie in Erwartung. Dieses besondere Wesen der slavischen Volksseele drückt Hudeček mit inniger Zärtlichkeit, doch nicht mit ganz eigenen Mitteln aus. Liegt ja noch der Frühling, den er so gern malt, über seinem jungen Schaffen. Er hat Rysselberghe über die Schulter geguckt und manche Harmonien von den Schotten genommen. Aber für die Zukunft ist er eine starke Hoffnung seiner böhmischen Heimat und unserer österreichischen Kunst. — Ueber den „Simplicissimus" aus Anlass der ausgestellten Originale der in ihm erschienenen Zeichnungen etwas Neues zu sagen, ist schwer und wohl auch überflüssig. Weiß doch heute ein jeder, wieviel Witz und Grazie dieser tapfere Spötter allwöchentlich über uns ausstreut. Und die Heine, Paul, Schulz, Reznicek, Thöny, Wilke im knappen Rahmen einer Notiz sondernd zu charakterisieren, wird niemand von mir verlangen, da es ja andern nicht einmal in ganzen Broschüren gelingt. Erübrigt also festzustellen, dass durch die Reproduction gerade die köstlichsten Reize der Originale verloren gehen. H. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Tiefe Wirkung und bleibenden Eindruck war der Aufführung von Tolstojs „Macht der Finsternis" auf der Bühne des Deutschen Theaters gegeben. Es ist seltsam: all die ärgerlichen und schwerlich ernst zu nehmenden Weltverbesserungsideen des Bauernapostels Tolstoj kehren in diesem Drama wieder und sind zu reichen, künstlerischen Motiven geworden. Die Predigt gegen den Geldverkehr ist da; der Hass gegen das Soldatenthum fehlt nicht; die Mahnung, angethanes Unrecht still zu leiden, klingt ein in die Verherrlichung des niederen Dienstes an der Scholle. Und diese Ideen des Theoretikers, die man ärgerlich verlacht — in der Dichtung ist ihnen zwingende Stimmungskraft gegeben. Die Stimmung kindlicher Einfalt löst sich von ihnen ab. Und ganz in den Dienst dieser Stimmung tritt die Sprache, stammelnde Naturlaute aus kindlichem Begriffsvermögen, und dann doch wieder wundersam vereinigt in biblischer Ausdruckskraft. Und eine andere Stimmung, die mit der kindlichen Einfalt sich verschwistert: die Stimmung des Grausigen. Diese Verbrechen, unter der Folter der quälenden Gewissensangst begangen, dies dämonische Erwachen des [illegible] — das Grausige gibt sich darin in [illegible] Gewalt. Uns unbegreiflich heute, wie man vor zehn Jahren diese „Macht der Finsternis" schlechtweg als naturalistisches Bühnenwerk ausgeben konnte. Dies Drama ist ganz und durchaus stimmunggetragen. Das Ungewöhnliche, hier wird es Erscheinung. Nichts von dem Alltag und seinen kleinen Qualen. Große Verbrechen, seltene Charaktere, zwingende

Stimmungen. Die eigenartige Stimmungsverschmelzung aber, das Ineinander von kindlicher Einfalt und Grausigem, es weist in eine andere, ganz andere Welt als die des Naturalismus. Les extrêmes se touchent. Nach dieser „naturalistischen" Macht der Finsternis zu urtheilen, sollte man sprechen von Leo Tolstoj — dem Romantiker.

Der „Rebell" von Hugo Ganz erzielte bei seiner Erstaufführung im Berliner Theater einen starken Bühnenerfolg, der sich freilich in absteigender Linie bewegte. Möglich, dass an diesem Nachlassen des Interesses die wenig glückliche Bühnenbearbeitung, in der die beiden letzten Acte in einen zusammengezogen waren, Schuld getragen hat. Dazu aber auch das wachsende Gefühl der innerlichen Leere. Einen Kampf ums Recht hat Hugo Ganz gestaltet. Der Mann, der ihn bis zur Selbstvernichtung führt, streitet nicht in eigenem Namen; für die Idee der Gerechtigkeit tritt er ein. Mit grauen Haaren ist er ein Kind geblieben, das von der Unredlichkeit der Welt nichts weiß. Wie ihm die zwingend vor Augen geführt wird, nimmt den Kampf er auf. Die Mitkämpfer, auf die er gezählt hat, fallen von ihm ab, wenden sich gegen ihn. Die gleiche Corruption in der Gesellschaft wie im Bürgerstande; dazu festgefrorene Vorurtheile, denen sein eigener Sohn zum Opfer fällt. Die Arbeiter nehmen schließlich seinen Kampf auf, machen seine Idee der Gerechtigkeit zu ihrem Ruf um Rache, er wird Rebell und findet seinen Untergang. Das alles zieht in stark bühnenwirksamen Auftritten an dem Zuschauer vorüber. Scharf die Charakteristik, aber äußerlich. Eine Tragödie, die man im Außenspiegel gleichsam nur erblickt. Viel Lustiges, gut Beobachtetes, das sich da spiegelt; aber diese amüsanten äußeren Vorgänge stehen nicht in innerem Zusammenhange mit dem tragischen Charakterproblem; die Mittel ironisieren das Wollen. Verweist Hugo Ganz in der Vorrede seines Dramas auf Ludwigs „Erbförster", so verhält sich sein „Rebell" dazu, wie zur Nuss die Schale. Doch ist die Schale gut vergoldet. Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus London: Her Majestys Theatre hat einen unzweifelhaften Erfolg zu verzeichnen, und zwar mit dem Erstlingswerk eines Herrn Stephan Philipps. Der Gegenstand der dramatischen Handlung ist „Herodes", den bekanntlich schon Hebbel behandelte, Herodes, von dem wir alle, freilich auch wenig genug, wissen und der daher nach den bekannten Regeln Lessings den geeignetsten historischen Stoff für ein Bühnenwerk bietet. Die Geschichte dieses seltsamen, kühnen und leichtherzigen Abenteurers ist uns in dürftigen Umrissen von dem Historiker Josephus überliefert, und mit diesen spärlichen Einzelnheiten nimmt sich der Verfasser in seiner Bühnenbearbeitung noch große Freiheiten, wozu er natürlich durchaus berechtigt ist, solange das historische Gesammtbild, das er vor uns aufrollt, ein anschauliches und der Zeit entsprechendes bleibt. Das ist ihm in vollstem Maße gelungen. Die historische Treue, die durch eine großartige und ebenfalls genau der Zeit entsprechende Inscenierung umso wirkungsvoller uns vor Augen geführt wird, ist es vielleicht, was die größte Anerkennung verdient. Der Held der Tragödie, der, von niedrigster Abkunft, durch seine unbeugsame Willenskraft und vor nichts zurückscheuende Thatkraft zum Führer seines Volkes und zum König des Landes sich emporgeschwungen, zeigt uns edlere Neigungen nur in der Liebe zu seiner Gattin Marianne. Sie bewundert ihrerseits in ihm vor allem seine Manneskraft, hegt aber zu ihrem Bruder Aristobulus eine reine Schwesterliebe, die dem Tyrannen umsomehr missfällt, als dieser auch bei dem Volke einer täglich wachsenden Beliebtheit sich erfreut und, wie der misstrauische König fürchtet, seinem Throne gefährlich werden könnte. Er beschließt daher, ihn ermorden zu lassen; und während Marianne den König ihrer Liebe und Verehrung versichert, fällt der Bruder im Nebengemach von Mördershand. Die Königin erfährt, auf wessen Anstiften dies geschehen, und ihre Liebe zum Gatten verwandelt sich in glühenden Hass. Von Rom mit großen Auszeichnungen zurückgekehrt, will er all seine Triumphe ihr zu Füßen legen, aber sie weicht kalt vor ihm zurück. Nichts kann sie milder stimmen. Da suchen ihre Feinde sie beim Könige zu verdächtigen, und es gelingt ihnen nur zu wohl, eine blinde Eifersucht in ihm zu entfachen. Im Jähzorn gibt er den Befehl, die Königin zu tödten. Es gereut ihn gleich darauf, aber zu spät. Die That ist geschehen. Und während ihm von Rom aus weitere Macht und Ehrenbezeugungen erwiesen werden, verfällt der König in Wahnsinn. Das Ganze durchweht ein grausiger Zug, der allerdings unser Herz mehr erbeben macht als erhebt, aber unser Interesse nie erlahmen lässt. W. F. B.

## Bücher.

I. Zangwill: The Mantle of Elijah. London, W. Heinemann.

Zangwills neuer Roman hat eine politische Persönlichkeit zum Helden, die, wie man leicht erkennen, nicht seiner Phantasie allein entsprossen, sondern sich sehr deutlich an den Mann anlehnt, der im Augenblick, wenn nicht wirklich der hervorragendste Politiker des Landes, so doch diejenige Persönlichkeit Englands ist, auf die die Augen der Welt im besonderen Grade gerichtet sind. Das allein schon dürfte dem Buche einen gewissen Erfolg sichern, der [illegible] werde, wenn der Verfasser der [illegible] des englischen [illegible] getragen und den Mann mehr [illegible] [illegible]

einen geringeren Posten bekleidet"... Jedermann weiß, wer dieser Herr „Broser" ist. Wer theilte nicht das Bangen, wer nicht die Hoffnung der Mrs. Broser? W. F. B.

Th. v. Frimmel: Die modernsten bildenden Künste und die Kunstphilosophie. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1900.

Mit diesem Buche ergieng es mir seltsam. Als ich es aufschlug — es war noch unaufgeschnitten — prallte mein Auge auf den Satz: „Zu Boecklins Gefolge zählten und zählen Th. Preiswerk, A. Staebli, Max Pietschmann, Hermann Hendrich." Das erweckte meinen Antheil. Ich las weiter: „In England malten und zeichneten neben den Malern realistischer Auffassung Dante Gabriel Rossetti, später Burne Jones, Algernon Charles Swinburne, Walter Crane, Marianne Stokes und viele andere." Noch mehr gefesselt, blätterte ich wieder einen Bogen um. Da stand: „Um in Holland zu bleiben, so wären dort Lion Cachet, Nieuwenhuys, Wolkenboer und Dysselhof als modernste bildende Künstler des Fortschritts zu nennen." Dazu die Anmerkung: „Neben eigenen Notizen benütze ich hier freundliche Angaben des Herrn Directors Riemsdyck in Amsterdam." Jetzt stieg ein schwarzer Verdacht in mir auf. Sollte ein englischer Museumsdirector den Verfasser mystificiert haben, indem er ihm Swinburne als Maler vorstellte? Sollte ein deutscher Museumsdirector sich den Scherz gemacht haben, einem dummen Kerl vorzulügen, dass zur Nachfolge Boecklins Hermann Hendrich gehört? Ich betrachtete den Titel und war starr. Es ist eine Arbeit unseres gelehrten Theodor von Frimmel, der uns mit so genialem Fleiß über die Bilder belehrte, die auf den Bildern vorkommen, die David Teniers und Karl Biset von den Bildergalerien des 17. Jahrhunderts malten. Man verzeihe den ungewohnten Stil. Ich habe das Buch nun gelesen und verfalle selbst in die wissenschaftliche Schreibart. Es ist, wie man in gelehrten Kritiken zu sagen pflegt, eine hochverdienstliche Arbeit, nicht nur der Schätze wegen, die sie credenzt, auch wegen der frohen Perspective, die sie dem Leser eröffnet, dass an „einzelne Gedanken und Namen später noch vertiefte Studien werden angeknüpft werden". Man denke nur: kaum 36 Seiten! Und auf diesem engen Raum steht alles — mehr als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio. Eine wissenschaftliche Bibliographie der modernen Kunst — vier Seiten umfassend — macht den Anfang, und wenn sie nicht vollständig ist, so entschuldigt der Verfasser das sehr richtig damit, dass „eine Aufzählung aller Quellen einen feisten Band füllen würde". Dann wird man in die Urzeiten, in das schönheitdurchglänzte Hellas und in das düstere Mittelalter geführt. Es wird nachgewiesen, dass sich die Gestalt des Menschen in geschichtlicher Zeit kaum wesentlich verändert hat, die Kunst aber sehr; dass in den „großen Ansiedelungen der Menschen, Städte genannt", im Laufe der Jahrhunderte vieles zerstört wurde, doch auch mancherlei unversehrt blieb, z. B. die Basiliken von Ravenna, die „seit Jahrhunderten den Gedanken über entschwundene Jugendzeit nachhängen können". Und so steht man — denn die Kunstgeschichte „als Relief erstarrt gedacht, bildet nicht etwa eine gleichmäßig ansteigende Fläche, sondern sie gleicht einem großartigen Wellensystem" — plötzlich mitten auf dem Schlachtfeld der Gegenwart. Der Verfasser stellt fest, dass es auch im Laufe des 19. Jahrhunderts viele Stile gab, und weiß die Raschheit dieses Wechsels aus „dem Anwachsen der Bevölkerung, der Vervollkommnung der Maschine, der Zunahme in der Verkehrsgeschwindigkeit und der weiteren Verbreitung allgemeiner Bildung" geistvoll, wenn auch nicht erschöpfend zu erklären. Wir hören von stilisierten Landschaften, die an dem „Stiefelknechtmotiv der Wolkenform" kenntlich sind; vom Pointillismus, der von Segantini erfunden wurde und den P. Signac übertreibt; vom „Aufmauern der Bilder, wie es Mancini beliebt", und von der „Regentechnik, bei der alles aussieht, als würde es durch einen Platzregen hindurch betrachtet, die aber doch schon zu einem Kunstmittel geworden ist, das man ernst nehmen kann". Ursprünglich gehen nämlich neue Ausdrucksmittel theils auf Reclamesucht, theils auf Augenkrankheiten zurück. Umso schwerer wiegt, dass der gelehrte Kunstrichter doch ein verhältnismäßig mildes Urtheil über die Moderne fällt. Gewiss, sie hat Auswüchse gezeitigt. „Der Naturalismus ist zum Trivialismus geworden. Die Subjectivität rücksichtsloser Realisten wurde zum Impressionismus." Aber vor dem Vorwurf, dass sie nur dem Cultus des Hässlichen fröhnten, werden die modernen Künstler in Schutz genommen. Denn „alte Weiber und Männer, die man oberflächlicherweise als hässlich bezeichnet, sind schon vor Jahrhunderten gemalt worden. Indes sei die Thatsache festgestellt, dass die Mehrzahl der Ausstellungsbesucher an den modernen Kunstwerken vieles hässlich findet". Nachdem aus der französischen Kunst noch Jean Paul Laurens als Neuromantiker genannt, und für die Worpsweder, „um die der Verfasser oft gefragt wurde", „ergiebiges Quellenmaterial" citiert ist, folgt auf den historischen Theil der philosophische. Eine ganze Naturgeschichte der Kunstwerke soll gegeben werden, „das heißt jener Werke von Menschenhand, bei denen der Gebrauchswert neben dem Interesse an der Gestaltung in den Hintergrund tritt". Und diese Aufgabe ist umso gigantischer, da der Begriff Kunst überaus weit gefasst wird. „Wenn man die Bogen für Packpapier vierfältig symmetrisch zuschneidet, so ist das eine Spur von Kunstthätigkeit." Nun, der Verfasser kann sich auf jahrelange Vorarbeiten stützen. Schon „vor etwa sieben Jahren hatte er sich erlaubt, die Frage nach dem Schönen von der nach der künstlerischen Güte streng zu sondern". So gelangt er schon nach wenigen In[illegible] und Deductionen zu dem unanfechtbaren Dogma: „Die bildenden Künste sind Lebensäußerungen, die zu irgend einer bleibenden Form führen und die sogenannt höheren Sinne anregen; [illegible] mag die Dauer des Bleibens auch sehr kurz sein". Als ich das Buch zuklappte, hatte ich einen moralischen Kater wie nie. Nie [illegible] mir so klar, wie gänzlich unfähig ich bin, die hohen Werke der [illegible] zu [illegible]. Richard Muther.

[illegible]: Der Weg nach Altötting und andere [illegible] 1900, Verlag von Franz [illegible]heim.

[illegible] ist der Weg zum Katholicismus. Man [illegible], die in Russland geborene Dänin, die dann [illegible] Berlins berühmt wurde, vor zwei [illegible] sie lebt in Bayern und ließ sich

„bekehren". Der „Weg nach Altötting" ist eine dafür symbolische Arbeit. Auf der Landstraße, die zum Wallfahrtskirchlein führt, rastet die junge Wanderin aus dem Norden, sitzt auf einem Stein und empfindet traurig die Bilder dieser frucht- und trostreichen, dem Glauben ihrer Bewohner gleichsam entgegenkommenden naiven Landschaft. Und empfindet doppelt traurig ihre eigene Verlassenheit. Im Gasthof findet sie dann eine ältere, verheiratete Freundin aus ihrer Heimat — mit dieser begegnet sie sich in ihrem seelischen Leiden. Im kleinen bayerischen Kirchdorf wollen sie nun beide bleiben, und die Verheiratete wird im katholischen Gottesdienst sich auf die Mutterschaft vorbereiten. Das gelobt sie. Und flüsternd fügt sie hinzu, offenbar an eine allgemeine Entwickelung denkend: „Ich glaube, dies ist ein Anfang." Diese Zuspitzung ist natürlich tendenziös und von nicht sehr tiefgegründeter Tendenz. Und Laura Marholm selbst wird man heute schon wieder auf anders gerichtetem Weg finden, als auf dem nach Altötting. Trotzdem verdient die Novelle mehr, als mit ihrer Tendenz dahinzugehen. Sie ist von großer Empfindungswärme und ist im Ausdruck, in der Novellenstimmung von einer unter modernen Deutschen nur seltenen Geschlossenheit, Abtönung, Intimität. Eine Kunstform, die fast schon veraltet zu sein schien, blüht bei dieser Schülerin Heyses, wie sich die Marholm einst nannte, neubeseelt von neuem auf . . . Auch unter den kleinen Geschichten des Bandes gibt es Beispiele dafür. „Im Bann" ist eine Beichte, die eine Frau im Namen ihrer verstorbenen Mutter ablegt, gleichfalls durchräuchert mit biblischer Tendenz, aber überaus fein in der Andeutung seelischer Geheimnisse. Die Psychologie ist seit jeher der Marholm Hauptstärke. Sie ist es, die zu einer so glänzenden Satire führen konnte, wie „Schwesterliebe." Und sie ist es, die zum Schluss mit jeder Tendenz, also auch der reactionären, versöhnt. Der Psycholog experimentiert, und alles ist ihm erlaubt, weil er alles erlebt und — überwindet. **dd.**

## Revue der Revuen.

„Der Lotse", Hamburgische Wochenschrift für deutsche Cultur, heißt ein neues Organ, das seit anfangs October in Hamburg erscheint und bisher in fünf Heften vorliegt. Karl Mönckeberg, (im Verein mit Dr. Heckscher Herausgeber) sagt in seinem Programmartikel: unter deutscher Cultur verstehe der „Lotse" die Entfaltung aller Stammescharaktere zu ihrer besonderen Tüchtigkeit; als Barbarenthum werde er jede Gleichmacherei auf künstlerischem, wissenschaftlichem, erzieherischem und volkswirtschaftlichem Gebiete bekämpfen und zwar mit jener Unverhohlenheit, die der vielgerühmten hanseatischen Unabhängigkeit entspricht. — Auch Professor Lichtwark meint in seinem sich anschließenden Artikel, Hamburg sei ein besonders günstiger Boden für ein Blatt von solcher Tendenz, weil dort der Initiative des Individuums immer noch mehr Spielraum gewährt sei als sonstwo in Deutschland; und der „Lotse" könne deshalb nicht nur zur Centralstätte für Forschung und Anregung auf dem Gebiete des städtischen Culturlebens werden, sondern auch hoffen, eine oder die andere seiner Anregungen praktisch verwertet zu sehen. Bei der Unabhängigkeit Hamburgs ließen sich allerhand Versuche anstellen, die dann im ganzen Reiche und darüber hinaus Nachahmung finden würden. Ein ganz specielles Problem gelte es heute zu lösen: die Cultur der Großstadt in Einklang zu bringen mit ihrer wirtschaftlichen Blüte. Wahrhaft beschämend sei der Vergleich zwischen dem, was unsere Millionenstädte aufzuweisen haben, und den Stadtculturen, die in Italien oder den Niederlanden in früheren Jahrhunderten von 50.000 bis 150.000 Seelen getragen wurden. Bildungstriebe zeigten sich wohl in allen modernen Großstädten, aber in völlig verworrener Gestalt; ihnen die Richtung zu geben, sei die große Aufgabe, der der „Lotse" ganz besonders dienen wolle, indem er sich zum Sprachrohr der individuellen und landschaftlichen Culturbedürfnisse macht, und zugleich zu einer Warte um den Organismus der modernen Großstadt fortlaufend zu beobachten. Aus den ersten Heften seien die Artikel von Gustav Schmoller über „Das Wesen der wirtschaftlichen Concurrenz", der Aufsatz eines Anonymus über die Missgriffe der deutschen Colonialpolitik, sowie ein sehr schöner Artikel über den Zeichenunterricht als ästhetisches Erziehungsmittel von Josef Folnesics, Custos des Wiener Kunstgewerbe-Museums, hervorgehoben; endlich aus Nr. 5 ein Aufsatz über Großstadt-Grün, in welchem der Wiener Camillo Sitte für Baum- und Parkzucht in Städteanlagen spricht.

Ueber die industrielle Erschließung Palästinas schreibt Elschner in der „Chemiker-Zeitung" (Cöthen), Nr. 77. Die culturgeschichtliche Bedeutung, welche es durch Jahrhunderte besaß, hat Palästina verloren; verwüstet und verödet, hat es allen Glanz früherer Zeiten eingebüßt, und dennoch scheint es berufen zu sein, in nicht allzuferner Zeit wieder eine hervorragende Rolle zu spielen. Diesmal freilich nicht auf eine Weise, welche die Dichter besingen, wohl aber durch die viel mystischere Förderung der Schätze, welche das Land selbst birgt. Welche Fülle von wertbaren Rohproducten für die chemische Industrie hier verborgen liegen, lässt sich noch kaum ermessen. Da ist das Wasser des Todten Meeres, welches eine nahezu gesättigte salinische Lauge darstellt und eine leichte Gewinnung von: Kochsalz, Chlorcalcium, Chlormagnesium, Brom und Badesalzen gestatten würde. Besonders wertvoll ist der überaus hohe Gehalt an Brom des theuersten Productes, der auch nicht annähernd von anderen Quellen erreicht wird, und eine sehr lucrative Aufarbeitung des Wassers verspricht. Dann bieten die bituminösen Kalke, welche Thranen von seinem Asphalt ausschwitzen, ein Ausgangsmaterial für die Darstellung sehr guten Asphaltes. Verschiedene Anzeichen scheinen auf das Vorkommen von Petroleum in größeren Tiefen zu deuten, auch Schwefel ist gefunden worden, doch lassen sich noch keine genaueren Daten über die Mengen angeben. Von großer Bedeutung ist die Auffindung von Phosphaten, welche in ausgedehnten Lagern vorzuliegen scheinen, ihre Förderung wäre verhältnismäßig sehr leicht und würde befruchtend auf die Kunstdüngerindustrie wirken. Somit liegt eine reiche Menge wertvoller Mineralstoffe vor, und ihre Verwertung durch die moderne Technik wird wohl nicht allzulange auf sich warten lassen und dem verarmten Lande vielleicht neuen Wohlstand bringen.

**„Revue des Deux-Mondes"** (October). J. P. de Novers beschreibt die verschiedenen Phasen einer Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten, wie sie sich gegenwärtig in Amerika wieder zeigten. Er taxiert die Ausgaben für Versammlungen und die Honorierung der öffentlichen Redner — deren Zahl sich bis auf 55.000 beläuft — auf etwa elf Millionen Dollars, während weitere sechzehn Millionen für Drucksorten, Anschlagezettel und Flugschriften verausgabt werden. Bei den diesjährigen Wahlen war übrigens eine Neuerung eingeführt worden: die republikanische Partei hatte beschlossen, eine Reihe von Phonographen in ihren Dienst zu stellen, und eine Anzahl ihrer Wortführer sollen ihre Agitationsreden Apparaten anvertraut haben, die dazu bestimmt waren, jene Reden in zahlloser Vervielfältigung vor den Ohren der ländlichen Bevölkerung zu wiederholen.

**„Cornhill Magazine"** (October). E. H. Parker erzählt die Herkunft der Mandschu-Dynastie, die um 1600 in Nurhachi ihren ersten namhaften Vertreter hatte. Dessen Sohn Abukhage eroberte Korea, die Mongolei und China, starb aber gerade, ehe die Mandschutruppen ihren Einzug in Peking hielten; erst sein Sohn war regelrecht Kaiser von China, und von da ab vererbte sich die Krone in directer Linie von Vater auf Sohn bis zum Jahr 1874, wo der Kaiser Tung-Chi kinderlos starb. Als die Mandschus im Anfang des 17. Jahrhunderts zur Regierung kamen, waren sie ein ganz barbarischer Stamm, der sich erst mühselig die mongolische Cultur aneignen musste; dagegen zeichneten sie sich durch Kraft, Männlichkeit und eine gewisse soldatische Schlichtheit aus, und diese Charakterzüge sollen sich bis heute bei den Mandschus von guter Rasse erhalten haben. Sie versuchten auch gegen verschiedene lächerliche Verkünstlungen, wie z. B. die Verkrüppelung der Frauenfüße, anzukämpfen, jedoch ohne Erfolg. Hätte es nicht seit 1874 an directen Abkömmlingen gefehlt, was zur Folge hatte, dass man — gegen alles chinesische Herkommen — Kinder der Seitenlinie adoptieren und zu Thronfolgern ernennen musste, so hätte die Mandschu-Dynastie vermuthlich nach wie vor ihre Macht bewahrt. — C. J. Cornish schreibt über Hunde, die sich ihr Brot verdienen. Nach englischer Sitte werden Luxushunde besteuert, während arbeitende Hunde steuerfrei sind; es sind dies nur ein Achtel aller englischen Hunde, während sieben Achtel bloß dem Vergnügen dienen. Zu den „erwerbenden Hunden" gehören vor allem die Artisten, die durch öffentliche Productionen verdienen helfen, sowie die Hunde der blinden Bettler, welche ihre Herren bei ihrem Gewerbe unterstützen, und die man gewöhnlich in der Weise dressiert, dass ein junger Hund einem schon erfahrenen Blindenführer beigegeben wird und ihm so seine Methode ablernt. Erwerbende Hunde sind auch die Jagdhunde, die ihren Herren durch das Apportieren des geschossenen Wildes, das ohne sie unauffindbar wäre, einen materiellen Nutzen einbringen, den man in wildreichen Gegenden mit etwa 100 Gulden im Jahr veranschlagen kann. Auch die Zughunde helfen direct verdienen, während die Wacht- und Schäferhunde durch das Schützen des Besitzes und Bewahren vor Verlusten wichtige wirtschaftliche Factoren bilden. Neuestens soll man die Hunde sogar in der deutschen Armee zum Dienst herangezogen haben; die Dressur geht bei den bisher abgerichteten Exemplaren so weit, dass sie beim Herannahen des Feindes nicht anschlagen, sondern bloß einen knurrenden Laut abgeben. Die irischen Wachtelhunde sollen sich als die zur militärischen Carrière geeignetste Rasse erweisen.

## Ein Gespräch.

Von Gustav Schwarzkopf.

Die Thüre, die aus dem „Speisesaal" des kleinen Landgasthauses in das Schankzimmer führte, stand offen. Der Gast, der eben im Schankzimmer Platz genommen hatte, musste zuerst glauben, dass er ganz allein im Local sei. Kleine blaue Rauchwölkchen, die den Weg durch die Thüre zu ihm fanden, zeigten ihm an, dass nebenan doch noch jemand sein müsse, und einige Minuten später ließen sich Stimmen vernehmen. Gegen seinen Willen hörte er nun Wort für Wort ein Gespräch, ohne die Sprechenden sehen zu können.

Zuerst eine sanfte, fast schüchterne Stimme, deren Inhaber, nach dem Geräusch zu schließen, eben eine Zeitung zusammenfaltete:

„Es ist aber doch empörend! Einem armen Menschen, der nichts gethan hat, so mitzuspielen. Das ganze Vorgehen ist ein Act der Willkür, das Urtheil die höchste Ungerechtigkeit! Dass man da nichts sagen, nicht helfen kann, dass man sich das ruhig gefallen lassen muss!"

Eine schnarrende Stimme: Du ereiferst dich schon wieder ganz überflüssig. Derlei ist zu allen Zeiten geschehen, wird immer geschehen. Willkür und Unrecht sind nicht aus der Welt zu schaffen. Macht ist da, um missbraucht zu werden. Schuldlose Opfer und Zertretene muss es einmal geben. Ein Pech für den, den's gerade trifft.

Die sanfte Stimme: Das muss nicht sein. Die Menschen brauchten es nicht zu dulden. Wenn sie für das Recht des andern einstehen würden, wie für ihr eigenes

Die schnarrende Stimme: Verzeih', das meinst du doch nicht ernst. Dazu ist unser Leben zu kurz. Wir haben genug mit unseren eigenen Angelegenheiten zu thun. Die Armen, die Besitz-, Namen-, und Einflusslosen werden oft misshandelt . . . gut. So muss es das Bestreben des Einzelnen sein, aus dieser Gesellschaft herauszukommen: mit der „Empörung", mit dem Bestreben, allen recht zu thun, alle beglücken zu wollen, vergeudet man nur seine Zeit. Wenn man einmal obensteht, wenn man einmal „Hammer" ist, dann kann man ja nach Möglichkeit . . .

Die sanfte Stimme: Also immer nur hübsch vorsichtig

den Mund halten, immer in die Tonart einstimmen, die gerade angeschlagen wird, zur Abwechslung auch fromm die Augen verdrehen, wenn gerade das verlangt wird — —

Die schnarrende Stimme: Auch das. Und man braucht das nicht einmal zu heucheln. Man kann das — beinahe aus Ueberzeugung thun. Eine Ueberzeugung, die man sich eben von der Vernunft dictieren läßt. Ich bitte dich, lasse mich überhaupt mit der Freigeisterei und „Aufklärung“ zufrieden. Man trägt das nicht mehr. Die simpelsten, gemeinsten Kerle gestalten sich schon den Luxus, nicht zu glauben. Das Volk soll aber glauben. Darum sollen die besseren Kreise ein gutes Beispiel geben. Es ist ja zu arg. Sogar die Weiber spielen schon hie und da die Aufgeklärten. Ein Weib hat die Pflicht, einfältig zu sein und bedingungslos an alles —

Die sanfte Stimme: Kann ein einfältiges Weib die Gefährtin eines ernsten, denkenden Mannes sein?

Die schnarrende Stimme: „Gefährtin!“ Das hast du aus der modernen Literatur. „Gefährtin!“ Hat sich was. Bei den kleinen Leuten ist das Weib Fortpflanzungsapparat oder Wirtschafts-, Staubvertilgungsmaschine, bei den Wohlhabenden und Reichen Vergnügungsinstrument oder Repräsentationspuppe. Wenn wir heiraten, wollen wir ein Vermögen ergattern oder einflussreiche Verbindungen, eine Clientel oder eine Kundschaft, wir wollen legitime Erben oder eine Hausrepräsentantin, aber wir denken doch nicht an eine „Gefährtin“.

Die sanfte Stimme: „Wir“ — du solltest doch wenigstens nicht verallgemeinern — dein Freund Hellwig z. B. denkt wohl anders — wenn der übrigens deine Ansichten hören würde —

Die schnarrende Stimme: Dazu wird er wohl kaum mehr Gelegenheit haben. Ich habe ihn ausgeschaltet. Es hat gar keinen Zweck mehr, mit ihm zu verkehren, man könnte sich am Ende nur noch compromittieren.

Die sanfte Stimme: Das ist doch nicht möglich! Dein Jugendfreund — der so an dir hängt —

Die schnarrende Stimme: Warum nicht möglich? Das ist immer dein Fehler gewesen, dass du dich zu lange mit den Leuten herumschleppst. Man verkehrt mit den Menschen so lange es uns passt, nicht aber so lange es ihnen angenehm ist. Hat ein Mensch etwas, das mir dienen kann: eine interessante Eigenart, die mich fesselt, Rang oder Ruhm, die meiner Eitelkeit schmeicheln und meinen Credit erhöhen, Stellung und Vermögen, die mir Vortheile bringen können, so suche ich möglichst rasch eine möglichst intime Verbindung mit ihm herzustellen; verliert er diese Eigenschaften, hört er auf, für mich nützlich zu sein, wird er langweilig oder lästig, so schalte ich ihn eben aus. Und zwar deutlich, dass er es merken muss. Das ist doch ganz einfach und selbstverständlich.

Die sanfte Stimme: Aber es gibt doch Gebote der Höflichkeit, der Rücksicht —

Die schnarrende Stimme: Höflichkeit! Höflichkeit in diesem Sinne ist Selbstentäußerung zu Gunsten eines andern, also etwas Unpraktisches. Rücksicht! Du könntest auch nach Takt und Zartgefühl ins Feld führen. Das sind doch nur gut gefundene und gut klingende Bezeichnungen, Attrappen für Feigheit und Indolenz. Wer nicht den Muth hat, rücksichtslos zu sein, muss sich eben dazu verstehen, Rücksichten zu üben.

Die sanfte Stimme: Und die Dankbarkeit? Ein Mensch, der dich geliebt, dir Opfer gebracht hat —

Die schnarrende Stimme: Dankbarkeit! Pietät! Das sind Hindernisse im Rennen nach großen Zielen. Hindernisse räumt man aus den Weg. Und übrigens, warum sollte ich dankbar sein? Wenn er mich geliebt hat, so that er es, weil es für ihn Bedürfnis war, weil es ihm Vergnügen machte, nicht aus Gefälligkeit für mich. Wenn er Opfer für mich an Zeit und Bequemlichkeit gebracht hat, so geschah es doch nicht mir zuliebe. Er that es, weil er sich dabei groß und erhaben vorkam, weil er eine intensive Befriedigung dabei empfand. — Man muss doch endlich damit aufhören, sich von leeren Worten beirren zu lassen. Ein Vorwärtskommen wäre ja gar nicht mehr möglich. Einmal stellt sich die Höflichkeit in den Weg, dann wieder die Rücksicht oder die Dankbarkeit, einmal zwingt uns die Ehrfurcht halt zu machen, dann soll man wieder die Autorität respectieren und so fort mit Grazie. Die in den weitesten Kreisen bekannte Ehrfurcht ist aber nur eine Schranke für Kinder, und die gepriesene Autorität ist eine Krücke für Kritik- und Urtheilslose — aber nicht für mich, nicht für uns.

Die sanfte Stimme: Es wird also reiner Tisch gemacht. Fort mit allen Ueberlieferungen und Begriffen, mit Empfindung und Begeisterung, mit Liebe, Dankbarkeit, Rücksicht, mit den lästigen Moralgesetzen —

Die schnarrende Stimme (lachend): O nein, die sollen nur bleiben. Die Moralgesetze sind sehr gut — für das Volk. Das sind Sicherheitsvorrichtungen zu unserem Schutz.

Die Stimmen nähern sich jetzt. In der Thüre des Speisesaales erscheinen zwei Herren und gehen dann, weiter plaudernd, an dem einsamen Gaste im Schankzimmer vorüber — hinaus ins Freie.

Der unfreiwillige Hörer kann jetzt constatieren:

Der mit der schüchternen sanften Stimme, der sich so viel Belehrung gefallen lassen musste, ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren; der Inhaber der schnarrenden Stimme, der kühle, kluge Lebenskünstler, ist etwa zweiunddzwanzig. Er sieht dem Fünfzigjährigen ein wenig ähnlich. Wahrscheinlich sein Neffe.

---

**Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit“.**

---

Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 17. November 1900. Nummer 320.


## Offene Thüren.

Zur selben Zeit ungefähr, da Deutschland und England in ihrem chinesischen Abkommen die Politik der „offenen Thür" festlegten, führte auch Herr v. Koerber dieses Wort in die österreichische Politik ein. Nur sprach er es — kleine Leute lieben große Worte — gleich im Plural aus. „Kommen Sie mit Ihren Anliegen zu uns, Sie werden unsere Thüren jederzeit offen finden." So lautete die vielbeklatschte Apostrophe an die Industriellen, mit der er seine Agitationsrede auf dem Industriellentag wirkungsvoll abschloss. Seitdem redet man von einer Politik der offenen Thüren des Herrn v. Koerber. Sprachlich erinnert sie an die Politik der Großmächte in China. Sachlich ist sie aber, soweit das bei so verschiedenen Gegenständen überhaupt der Fall sein kann, so ziemlich das Gegentheil von jener. Denn die großmächtliche Politik der offenen Thür bedeutet, im Gegensatz zum colonialen Protectionismus, der Politik der Interessensphären genannt wird, die Gleichberechtigung aller fremden Handeltreibenden, in gewissem Sinne den Freihandel in China. Herrn v. Koerbers Politik der offenen Thüren dagegen ist der crasseste Protectionismus, nicht der schutzzöllnerische Protectionismus im Verkehre mit fremden Staatsangehörigen, sondern der verwaltungspolitische Protectionismus, oder deutlicher gesagt, die zum Princip erhobene Protectionswirtschaft in der inneren Verwaltung, die den eigenen Staatsbürger, im vorliegenden Fall den industrietreibenden Staatsbürger in allen Angelegenheiten, in welchen ihm die staatlichen Verwaltungsbehörden etwas dreinzureden haben, so behandelt, wie es sich um die hohe Regierung verdient hat.

Herr v. Koerber fordert die Industriellen auf, durch die offenen Thüren in die Ministerialbureaux mit ihren Anliegen einzutreten. Aber nicht alle Industriellen können von dieser Einladung gleichmäßig Gebrauch machen. Schon die örtliche Entfernung der Wohnsitze der Industriellen schafft Unterschiede. Auch kann ein Mann ein sehr bedeutender Industrieller sein, ohne gerade das besondere Talent zum Vorzimmerstehen mit auf die Welt gebracht zu haben, sowie es ja auch umgekehrt kleinere Industrielle gibt, bei denen die Anlage zur „Gschaftlhuberei" reicher ausgebildet ist. Doch das sind minder wichtige Erwägungen. Weit wichtiger ist die politische Seite dieser Politik der offenen Thüren. Es kann einer auch ein sehr hervorragender Industrieller sein, ohne die politische Thätigkeit oder Thatenlosigkeit des jeweiligen Cabinets zu billigen. Wie steht der da, wenn er, die offenen Thüren benützend, einmal in einer Angelegenheit seines eigenen Industriebetriebes von demselben Minister eine Gunst erbitten soll, dessen Politik er als ehrlicher Mann bekämpfen muss? Wie viel besser ergeht es dem anderen Industriellen, der, in weisem Vorbedacht, principiell jedes Cabinet politisch unterstützt, solange es im Amte ist, und daher bei jedem Cabinet von vornherein eines geneigten Gehörs sicher ist, wenn er für sich und sein Unternehmen eine Förderung von ministerieller Stelle aus in Anspruch nimmt. Es sind Fälle bekannt geworden, wo Minister oppositionelle Leute, die in reinen Verwaltungssachen beschwerdeführend oder fordernd zu ihnen kamen, wegen ihrer politischen Widerhaarigkeit gehörig angeschnauzt haben. Insbesondere Herrn v. Wittek, dem großen Unparteiischen, werden solche Stückchen nacherzählt. Er wird wohl nicht der einzige sein. Die Versuchung liegt jedenfalls nahe, und latent beeinflusst dieses System von vornherein die politische Haltung aller derer, die durch ihre geschäftlichen Interessen gelegentlich in die Lage kommen können, durch die offenen Thüren der Ministerialbureaux hineinspazieren zu müssen. Wenn die Industriellen sich jetzt eben mit nicht geringer Verwunderung dessen bewusst werden, wie sehr sie eigentlich noch politisch unreif sind, wie sehr ihre politische Nichtigkeit die ganze politische und wirtschaftliche Entwickelung Oesterreichs beeinträchtigt hat, so ist der Grund dafür nicht zum letzten in dem System der offenen Thüren zu suchen, das oft gerade den potentesten Industrieherren in der Politik ein Maß von Zurückhaltung auferlegt, das dem einfachen Proletarier, der nichts zu verlieren hat, fremd ist.

Doch würde man Herrn v. Koerber unrecht thun, wenn man ihn für den Urheber dieses Systems halten wollte. Der Nichts-als-Conceptsbeamte, der er immer war, ist und wohl auch bleiben wird, hat überhaupt nie etwas erfunden, sondern bestenfalls nur für eine von einem anderen bereits geschaffene oder erdachte Sache das richtige Wort gefunden. So stammt auch nur der Ausdruck „offene Thüren" von ihm, der Ursprung der Sache geht auf einen anderen zurück, den Grafen Taaffe. Dieser prädestinierte Staatsmann der Auflösungsperiode Oesterreichs hat überhaupt die offenen Thüren geliebt, nicht nur auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Verwaltung, sondern auch auf dem der Verwaltung der geistigen Güter. Wo immer eine Thür nicht zufällig von seinen Vorgängern durch ein unzweideutiges Gesetz niet- und nagelfest verschlossen war, hat er sie geöffnet und unter der offenen Thür die staatliche Macht der Verwaltung gegen politische Zugeständnisse verhandelt. Die neben dem Gesetz einhergehende allmähliche Clericalisierung des Schulwesens durch administrative Maßregeln war ebenso ein Ergebnis dieses Systems, wie die Praxis der Sprachenverordnungen, die nun allerdings ihr böses Ende ereilt hat. Auf dem Feld der wirtschaftlichen Verwaltung stand das System in voller Blüte, unter Taaffe freilich hauptsächlich nur für die Abgeordneten, welche die Anliegen ihrer Wähler den Ministern vortragen durften. Durch dieses System hat Graf Taaffe die Vereinigte Linke zu jener lendenlahmen Opposition gezwungen, an welcher sie schließlich zugrunde gegangen ist.

Herr v. Koerber, auch in diesem Punkt der Mann ohne Parlament, hat das System der offenen Thüren von den Abgeordneten auf die Wähler selbst, in unserem Fall die Industriellen, ausgedehnt, und es hat sich auch allmählich den tieferen Stufen der ministeriellen Hierarchie mitgetheilt. So wächst unter den Beamtenministern, wie auch den jüngeren Hofräthen und Sectionschefs gewisser wirtschaftspolitischer Abtheilungen der Ministerien eine Art von bureaukratischer Demagogie heran, die die Verwaltungsmacht des Staates benützt, um sich bei einzelnen Bittstellern, insbesonders eben auch Industriellen, persönlich populär zu machen. Das ist der Weg, um die österreichische Verwaltung, mit der es ohnedies schon nicht zum besten bestellt ist, systematisch noch weiter zu verschlechtern. Die Ministerialbureaukratie, die dazu berufen ist, an der Verbesserung der Gesetze mitzuarbeiten und die unteren Behörden zu einer sachgemäßen Verwaltungspraxis zu erziehen, gewinnt unter solchen Verhältnissen ein eigenes Interesse an unklaren, vieldeutigen Gesetzen und an einer unvernünftigen, chicanösen Geschäftsführung der Unterbehörden, denn der hohe Ministerialherr hat umsomehr Gelegenheit, sich die Frequentanten seiner offenen Thüren durch Gnaden zu verpflichten, je weniger die Gesetze den gewerbetreibenden Staatsbürgern klare Rechte gegenüber der staatlichen Verwaltung einräumen und je mehr anderseits die unteren Verwaltungsbehörden in ihren wirtschaftspolitischen Agenden Unverstand, Bosheit, Trägheit und Unrecht walten lassen. Je schlechter die Bezirkshauptleute und die Statthalter amtieren, desto fleißiger werden die offenen Thüren der Minister und Ministerialbeamten benützt. Ein Verwaltungsapparat aber, in den bei jedem geringfügigen Anlass die obersten Instanzen selbst eingreifen müssen, damit er seine Pflicht thut, taugt so wenig wie eine Uhr, die man jedesmal frisch aufziehen muss, so oft man sie aus der Tasche nimmt. Das System der offenen Thüren ist absolutistische Cabinetsjustiz in der wirtschaftlichen Verwaltung. Die Ministerialbeamten sollen lieber hinter geschlossenen Thüren ihr Tagewerk ohne Ansehen der Personen erledigen und durch präcise Gesetze und stramme Disciplin der Unterbehörden dafür sorgen, dass jedermann gleich bei der ersten Instanz sein Recht werde. Dann brauchen sie nicht mehr Gnaden bei offenen Thüren zu ertheilen. Dann wird es aber nicht nur um die wirtschaftliche Verwaltung, sondern auch um die politische Führung besser bestellt sein in Oesterreich.

K.

---

## Die englischen Wahlen und die Kraft des Parlamentarismus.

Von Ed. Bernstein (London).

Die abgelaufenen Parlamentswahlen in England haben allerhand Ueberraschungen gebracht, die größte davon die, dass sie den Stand der Dinge im Parlament unverändert lassen. Niemand hat an einen Sieg der Liberalen über die Conservativen gedacht, aber viele hatten eine weitere erhebliche Schwächung der liberalen Partei erwartet oder

befürchtet, und an diesen Ausblick auf einen Rückgang der liberalen Partei wurden die trübsten Betrachtungen über die Zukunft des englischen Parlamentarismus geknüpft. Wie sollte dieser fortbestehen können, wenn seine Voraussetzung, die Existenz zwei annähernd gleich großer regierungsfähiger Parteien, in Wegfall gekommen sein werde? Denn darüber konnte kein Zweifel bestehen, dass eine nennenswerte Verringerung der liberalen Mandate die völlige Zersetzung dieser so bunt gemischten Partei zur Folge haben musste.

Von diesen, vornehmlich im Ausland gehegten Erwartungen ist so gut wie nichts eingetreten. Die liberale Partei kehrt gleich stark ins Parlament zurück, wie sie es verlassen, und der englische Parlamentarismus erscheint daher um nichts hinfälliger, als er es vorher war. Denn nicht davon hängt sein Bestand ab, dass die beiden um die Regierungsmacht kämpfenden Parteien oder Coalitionen einander wirklich im regelmäßigen Turnus ablösen, sondern davon, dass beide stark genug sind oder erscheinen, um einander ablösen zu können — um das vorher gebrauchte Wort zu wiederholen, dass beide *regierungsfähig* sind.

Was dem radicalen festländischen Berichterstatter (und welcher festländische Berichterstatter ist heute nicht radical? Wer von den Correspondenten der großen und kleinen, conservativen und demokratischen Tageszeitungen des Festlandes bezieht seine Informationen nicht zu neun Zehnteln aus dem — absit omen — Rauchzimmer des National-Liberal Club, den die Führer des englischen Liberalismus ebenso geflissentlich meiden, wie ihn die Intransigenten bürgerlicher Provenienz mit Vorliebe aufsuchen?), was dem Ausländer das Verhalten der englischen Wählerdemokratie oft unverständlich macht, ist der Umstand, dass gewisse politische Begriffe bei ihm einen ganz anderen Sinn haben als beim Durchschnitt der englischen Wähler. Nur zu leicht vergisst er, dass, während z. B. bei ihm das Wort Regierung einen odiosen Beigeschmack hat, es in England nicht, wie in den Monarchien Mitteleuropas, die jeweiligen Vertrauenspersonen der Dynastien, sondern die jeweiligen Vertrauenspersonen der *Wählerschaft* selbst und ihren Stab bezeichnet und damit einen achtunggebietenden Sinn erhält. Wer an den Abenden der ersten Tage des October, als die Wahlresultate am zahlreichsten einliefen und in und vor den Clubs auf Transparenten bekannt gegeben wurden, statt in den Clubs, draußen, inmitten der Volksmasse sich aufhielt, der hatte reichlich Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Fast immer, wenn Schreiber dieses mit Leuten, die ersichtlich dem Kleinbürgerthum oder der Arbeiterclasse angehörten, und doch den Siegen der conservativ-unionistischen Candidaten freudig Beifall klatschten, sich auf ein Gespräch einließ und sie fragte, was sie denn nun eigentlich gegen die Liberalen und Radicalen hätten, erhielt er die gleiche Antwort: „They are no government, they are not capable of forming a true government."

Es gehört die ganze Selbstverblendung des kleinbürgerlichen Radicalismus dazu, die Thatsache, dass die liberale Partei sich bei der Wahl nur mit Ach und Krach auf dem so niedrigen Status gehalten hat, den sie im letzten Parlament einnahm, mit dem Worte „Khaki" erklären zu wollen. Unzweifelhaft haben die Unionisten bei der Wahl den Krieg um Südafrika nach Leibeskräften für ihre Sache auszunutzen gesucht. Aber soweit sie damit Erfolg hatten, war dies meist nur die Folge des Umstandes, dass ihre Partei für regierungsfähiger gilt als die liberale, dass das Vertrauen in die Fähigkeit der liberalen Partei, eine kräftige und zielbewusste Regierung zu bilden, bis weit in die Reihen der liberal gesinnten Wähler selbst hinein tief erschüttert ist. Von einer Kriegsbegeisterung oder gar einem Kriegsrausch, der die Wähler über die wichtigeren Fragen der inneren und äußeren Politik hinweggetäuscht hätte, konnte absolut nicht die Rede sein. In unserer nervös überreizten Epoche berauscht man sich nicht ein ganzes Jahr lang an einem Krieg, am wenigsten an einem, der soviel Opfer gekostet hat und so wenig Genugthuung in Aussicht stellt, wie der südafrikanische Krieg. Gerade vor und während der Wahltage liefen fast nur solche Nachrichten von Südafrika ein, die geeignet waren, die Wähler daheim nachdenklich zu stimmen. Kein glänzender Sieg der englischen Waffen, sondern ohne entscheidendes Resultat gebliebene, vereinzelte Kämpfe aller Art [illegible] einen [illegible] Bandenkrieg führenden [illegible]. Das waren nicht Meldungen, wie sie [illegible]

[illegible]

und am glänzendsten im keltisch sprechenden Wales waren. Mit anderen Worten, dass die *großen Mittelpunkte des nationalen Lebens* überwiegend *unionistisch* wählten, die Liberalen ihre Kraft aus den mehr *abseits gelegenen Gebieten* und den *centrifugalen Landestheilen* zogen. Im industriellen Norden, in Lancashire, am Clyde, am Tyne wurden meist erdrückende Mehrheiten für die unionistischen Candidaten abgegeben. Die dortigen Arbeiter aber sind die ruhigsten und geschultesten Arbeiter von ganz England. Dass sie aus reiner Freude am Kriege für das Regierungskartell gestimmt haben sollen, ist eine sehr unwahrscheinliche Annahme.

„Glauben Sie, dass es für Englands politische Entwickelung gut ist, wenn die Opposition gegen die jetzige Regierung erdrückt wird?" fragte ich an einem der Wahlabende einen neben mir stehenden, sehr einfach gekleideten Mann, der bei jeder Meldung von der Niederlage eines Radicalen seiner Genugthuung Ausdruck gab. „Nicht im geringsten, ich halte es für ein Unglück," war die Antwort. „Sie müssen nicht glauben, dass ich für die Conservativen schwärme," erklärte mir der Gefragte später, nachdem wir ins Gespräch gekommen waren, „ich gehöre durchaus nicht zu ihnen. Aber sie sind heute die einzig mögliche Regierungspartei. Die Liberalen sind ein buntes Gemisch von Steckenpferdrittern (‚Faddists') aller Art und auf die Bundesgenossenschaft der Irländer angewiesen. Kämen sie an die Regierung, so würden die Irländer und die Faddisten das große Wort haben und Verwirrung über Verwirrung stiften."

Der Mann — er mochte ein gebildeter Bureaubeamter oder Lehrer sein — drückte sich bestimmt, aber ohne jeden Fanatismus aus. Ich bin aber bei meinen Umfragen auch auf Leute aus dem Volke gestoßen, die sich mit einer geradezu vibrierenden Leidenschaft als Gegner der Parteien der Linken und äußersten Linken bekannten, ohne doch dabei irgend welche reactionäre Ideen zu äußern. Leute mit direct reactionären Ansichten findet man überhaupt wenig, die Schwärmerei für überlebte Wirtschaftsformen nistet noch am stärksten bei gewissen ästhetischen Schulen, in der Politik hat sie gar keinen Einfluss. Mit den überlebten oder veralteten politischen Einrichtungen steht es freilich anders, an ihnen hält der Engländer, wie bekannt, mit großer Zähigkeit fest, insbesondere was die *Form* betrifft. Er scheut nicht davor zurück, in die alten Formen möglichst viel neuen Inhalt zu gießen. Aber die Formen zu zerbrechen, dazu entschließt er sich nur sehr ungern.

Viele sehen in diesem Festhalten an den Formen das Geheimnis der Freiheit in England. Walter Bagehot hat es in seiner Jugend einmal sehr drastisch so ausgedrückt, dass er den Mangel an Einbildungskraft für eine Bürgschaft des Bestandes freiheitlicher Einrichtungen erklärte. „Die wesentlichste Eigenschaft für ein freies Volk, dessen Freiheit fortschrittlich, dauerhaft und weitreichend sein soll," schrieb er 1852 von Paris aus an den ‚Inquirer', „ist eine gehörige Portion Dummheit." Die Februarrevolution sei an der Begabung des französischen Volkes, seiner reichen Einbildungskraft und Verallgemeinerungsgabe zugrunde gegangen. „Und wie klar, wie scharf, wie geistreich, wie durchdringend schreiben diese Kerle," ruft er aus. Aber „wie ein langer Gang durch eine Bildergalerie uns eine leere Wand schätzen macht," so sei ihm, als er dann wieder eine englische Zeitung aufschlug, zum Bewusstsein gekommen, „dass die Langweiligkeit wirklich sehr interessant sein kann".

Wir begegnen demselben Gedankengang in dem fünfzehn Jahre später erschienenen Werk des genannten Bankiers und Oekonomen über die britische Constitution. Diese Constitution, deren merkwürdigste Eigenschaft die ist, dass sie im Gegensatz zu den Constitutionen anderer Länder nicht auf dem *Papier* steht, ist nicht mit Unrecht jenen alten Kathedralen verglichen worden, an denen Generationen von Baumeistern herumgearbeitet haben, bis sie ihre uns bekannte Gestalt erhielten, die uns imponiert, ohne doch auf uns den Eindruck des Fertigen oder Abgeschlossenen zu machen. Kein Plato oder Sieyès hat sie ersonnen, kein Convent und keine constituierende Versammlung sie codificiert. Sie ist wie Topsy im „Uncle Tom" „gewachsen", wobei es aber keineswegs immer sehr organisch harmonisch zugieng.

„Wir haben," schrieb Bagehot, „eine Verfassung verfertigt, oder vielmehr, wir sind über eine Verfassung gestolpert, die zwar in den Einzelheiten voller Fehler und in den Nebendingen schlechter gearbeitet ist, als irgend eine andere Verfassung der Welt, die aber zwei Hauptvorzüge hat. Sie hat für die schöpferische Arbeit einen einfach [illegible] Theil, der, wenn erfordert, gegebenenfalls einfacher, [illegible] und [illegible] functioniert als irgend eines der bisher ver[illegible], und sie enthält zugleich historische, [illegible] von einer langen Vergangenheit [illegible] auf die Menge wirken . . . In ihrem [illegible] der Kraft moderner Einfachheit, [illegible] durch die großartige Gothik eines [illegible]."

[illegible] britische Verfassung besteht aus einer [illegible] der Feudalzeit, ergänzt und ihres [illegible] Declarationen, richterliche Ent[illegible] in der puritanischen Revolution

des 17. Jahrhunderts, wo das alte Testament ihnen ein verehrungswürdiger erscheinendes Muster gegenüberstellte, hat man es in England nie über das Herz bekommen, mit den feudalen Verfassungseinrichtungen radical zu brechen. Weil das in der Revolution gelieferte Beispiel so schlecht ausgieng und man sich offenbar kein anderes vorstellen konnte, begnügte man sich in der Zukunft damit, missliebigen Instituten auf irgend eine Weise die gerade in Frage stehende Function abzunehmen, sie selbst jedoch fortbestehen zu lassen.

Aber von der puritanischen Revolution her datiert das Wechselspiel der zwei großen politischen Parteien, das bis jetzt das charakteristische Merkmal des britischen Parlamentarismus gewesen ist. Im spätmittelalterlichen Dualismus zwischen Kirche und Staat, Feudaladel und Monarchie hatte es eine Art Prototyp gehabt. Nun, nachdem unter den Tudors diesem Gegensatz die Schärfe genommen, die Kirche verstaatlicht, der durch seine inneren Kämpfe sehr geschwächte Feudaladel zu einem Theil verhöflicht worden war, treten unter den Stuarts, von anderen Elementen des Feudaladels unterstützt, später sogar geführt, der verbürgerlichte Grundbesitz und das städtische Großbürgerthum als Gentry in den Vordergrund des Kampfes wider den monarchischen Absolutismus.

Den Anfang des neuen Parteiwesens machte der Gegensatz der Rundköpfe und Cavaliere in der ersten Phase der großen Revolution. Aber er war nur erst eine rohe, unausgebildete Form. Die Gruppierung ist noch stark von Zufälligkeiten beeinflusst, die Elemente der beiden Lager haben ihr Krystallisationscentrum noch nicht gefunden, die Inschriften auf ihren Bannern verschwimmen noch in Unbestimmtheiten. Erst nachdem die Revolution die Parteien gründlich durcheinander geschüttelt, Spaltungen aller Art die Erkenntnis geschärft und die romantischen Schrullen aus den Köpfen ausgetrieben haben, findet unter der Restauration die schon sehr viel bestimmtere Scheidung in die „Country Party" und die „Court Party" statt, aus der sich dann, über „Petitioners" und „Abhorrers" hinweg, die Parteien der Whigs und Tories als Vertreter von zwei bestimmten, von einander unterschiedenen und doch einander ergänzenden politischen Tendenzen herausarbeiten, die eine die Vertreterin des Parlaments als Ausdruck der materiellen und ideologischen Interessen der zu größerer Geltung gelangten Classen der Nation, die andere die Hüterin bestimmter Staatseinrichtungen und staatsrechtlicher Theorien. Dass sie, wenn ihnen die Macht zufiel, oft genug gerade die umgekehrte Rolle spielten, die Whigs für Staat und Kirche erglühten und die Tories Classen- oder Gruppeninteressen über Staatsinteressen stellten, gehört zu den tragikomischen Folgen der Macht der Verhältnisse und Constellationen des Tages über Wunsch und Willen der großen und kleinen Staatsmänner des Tages. Jede Partei, die radicalste nicht ausgenommen, trägt ein Stück der Tendenzen ihrer Gegner im eigenen Busen, und es kommt für alle, die überhaupt Leben entfalten, die Stunde, wo sie dies fatale Eckchen im Herzen entdecken.

Für den aufkommenden Parlamentarismus war es jedoch ein nicht geringes Moment der Kraft, dass sich in Tories und Whigs keine streng unterschiedenen Classen, sondern nur Combinationen von Bruchtheilen der jeweils herrschenden Classen gegenüberstanden. Bei der socialen Structur Englands im vorigen Jahrhundert würde eine andere Gruppierung wahrscheinlich fehlgeschlagen haben. Als aristokratische Institution, als Bollwerk der Privilegierten, hat das Parlament in England seine Herrschaft erobert und befestigt, wobei ihm die oft so unsichere Position der Monarchen oder Dynastien allerdings sehr zustatten kam. Wie das, was Karl I. verscherzt hatte, selbst der so freudig begrüßte Karl II. nicht völlig zurückgewinnen konnte, so war das, was Jakob II. compromittiert hatte, für keinen der späteren Träger der Krone wiederherzustellen. William III., der vielleicht der Mann dazu gewesen wäre, sich einige Rechte zurückzuerobern, starb dafür zu früh, Anna litt am Grundübel der Stuarts, die beiden ersten George waren nicht viel mehr als Staatspensionäre der Whigs, und als Georg III., nach Beseitigung der Jakobitengefahr, sich immer stärker darauf verlegte, König von Gottes Gnaden zu spielen, antwortet ihm das Haus der Gemeinen 1780 mit dem berühmten Beschluss, dass „die Macht der Krone zugenommen hat, zunimmt, und vermindert werden muss", und alle Manöver des Königs haben nur das Resultat, dass das 1781 formierte Ministerium seines ursprünglichen Vertrauensmannes Pitt erst recht an Selbständigkeit gegenüber der Krone gewinnt.

Die Dynastie war von Parlaments Gnaden, das ihr gegenüber alle Trümpfe in der Hand hatte. Es hielt die Hand auf dem Geldbeutel, seine Classe monopolisierte die Judicatur, und Stellenkauf — den Gladstone erst 1871 abschaffte — in Verbindung mit der Bestimmung, dass die Meuterei-Verbote immer nur für ein Jahr galten, sicherten ihm auch die Verfügung über das Heer. Nur ein sehr starkes, mit den demokratischen Kräften der Nation verbündetes Königthum hätte unter solchen Umständen die Herrschaft der Geburts- und Besitzaristokratie abschütteln können. Aber dazu hatten die welfischen Könige zu wenig Fühlung mit der Volksmasse und zuviel Fühlung mit festländischen [illegible].

Gegen die Krone hin wohl verschanzt, konnte das Parlament die Grundform seines Regierungssystems so befestigen, dass es alle bisherigen Aenderungen in seiner Wählerschaft überdauert hat: das Zweiparteiensystem. Ihm seien in einem zweiten Artikel einige Betrachtungen gewidmet.

---

## Zweiter Bericht über die Revision des Polnaer Processes.

Der Urtheilsspruch des Piseker Geschworenengerichtes ist gefallen, er lautet: der Angeklagte wird wegen der ihm zur Schuld gelegten beiden Morde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Das Urtheil wurde einstimmig mit allen zwölf Stimmen gefällt, und zwar wird im Falle Hruza die Schuld an der Mitthäterschaft, im Falle Klima die Schuld an dem Morde schlechtweg anerkannt.

Die juristische Seite des Processes wird in der Piseker Anklage sehr gut mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Allerdings kann die Schuld Hilsners auf Grund des Beweismateriales nicht direct erwiesen werden, dass nämlich er es war, der der Marie Klima den Todesstoß versetzt, oder wenigstens, dass er bei dem Morde die Hand an sie gelegt hat"; die Anklage führt darum für ihr Verdict den sogenannten Indicienbeweis. Die Richter haben durch ihre Verurtheilung unzweideutig ausgesprochen, dass ihnen der Beweis vollständig erbracht erscheint, und zwar in beiden Fällen, denn auch im Falle Hruza gibt es kein directes Beweismaterial. Der Vertheidiger des Angeklagten hat die Nichtigkeitsbeschwerde erhoben, und es wird darum den höheren gerichtlichen Instanzen obliegen, die Beweiskraft der Anklage juristisch zu prüfen.

Vorläufig ist darum das Ergebnis der Revision ein culturelles, und mein Bericht will in aller Kürze auf dieses Resultat eines einjährigen, hartnäckigen Culturkampfes hinweisen. Das Verbrechen von Polna wurde als typischer Ritualmord hingestellt, und zwar wurde diese Bedeutung des Mordes nicht nur bei uns in Böhmen, sondern überall von der antisemitischen und clericalen Partei in ausgiebigster Weise ausgenützt. Jetzt kann ich es sagen: ich bin gegen den Kuttenberger Urtheilsspruch darum aufgetreten, weil ich die Wirkung des rituellen Antisemitismus in den höchsten Kreisen der Intelligenz wahrgenommen habe. Universitätsprofessoren, hier und auch anderwärts, sind dem Blutmärchen erlegen. Das war für mich der nächste Anlass, den Process von Kuttenberg genau durchzustudieren und das Resultat dieses Studiums war eben die Ueberzeugung, dass das Polnaer Verbrechen den Ritualverdacht gänzlich ausschließe. Dem Beweise dieser wissenschaftlichen Ueberzeugung waren meine Polnaer Artikel in der „Zeit" und die beiden Broschüren gewidmet.

Ich bin mit der Wirkung meines Auftretens sehr zufrieden. Seit Jahr und Tag hat sich in Böhmen die Stimmung in breiten Schichten umgewandelt: ich glaube sagen zu können, dass jetzt die Mehrzahl der Intelligenz bei der Beurtheilung des Polnaer Verbrechens den Ritualgedanken aufgegeben hat. Meine medicinische Analyse des Verbrechens wurde vollauf und geradezu wörtlich von unserer medicinischen Facultät bestätigt; dadurch war der Sieg im Sinne der Wissenschaft entschieden. Ich benütze gerne die Gelegenheit und den Ort hier, allen den Fachmännern in Wien, Berlin, Königsberg, Paris u. s. w. meinen herzlichsten Dank auszusprechen, die mir auf meine vielen und umständlichen Fragen so bereitwillig geantwortet haben. Ohne ihre belehrende Beihilfe hätte ich die Aufgabe, die ich mir gestellt, nicht so rasch und sachlich lösen können.

Das Ergebnis des Gutachtens der böhmischen medicinischen Facultät wurde zuerst vom Cassationshof vollgiltig angenommen, und derart wurde für die Anklage in Pisek eine neue medicinische Grundlage gefunden. Thatsächlich hat sowohl der Staatsanwalt als auch der Präsident des Piseker Senates diese neue Grundlage anerkannt und dieselbe mit warmen Worten gegen die abstoßende Verblendung der antisemitischen Vertheidiger des Ritualaberglaubens in Schutz genommen. Allerdings vermag ich es nicht zu begreifen, wie das Gutachten der Facultät mit der alten, ganz unverhohlenen rituellen Anklage juristisch vereinigt werden konnte: doch kann uns dieses juristische Bedenken nicht abhalten, den beiden Piseker Berufsrichtern dafür den Dank auszusprechen, dass sie den Ritualaberglauben, in diesem Falle: die Ritualfälschung, ohne Rückhalt aus dem Gerichtssaale gewiesen haben.

Gegen die Facultät und die Piseker Berufsrichter hat der Ritualaberglaube seine Vertheidiger in den beiden Privatanklägern gefunden. Man kann sich wohl keine kläglichere Rolle vorstellen, als die beiden Antisemiten im Gerichtssaale in Pisek gespielt haben: dass ihnen die Menge in Pisek zugejubelt, während sie die Vertheidiger des Angeklagten verhöhnt hat — das ist ein schwacher Entgelt für das niederdrückende Votum der Wissenschaft. Wer die Schlussrede des antisemitischen Privatklägers mit den Reden der beiden Vertheidiger vergleicht, sieht an jedem Satz den [illegible] Unterschied zwischen parteileidenschaftlicher Unbildung und Verhetzungssucht und Bildung und Streben nach Wahrheit. Die Piseker Revision hat überhaupt in den sechzehn Tagen, durch welche der Process geführt wurde, den weitesten Kreisen die Thatsache vor Augen gebracht, dass die Vertheidiger des Ritualaberglaubens nichts

gar nichts für ihren Wahn ins Feld führen können, als eben ihre Blindheit und ihr falsches Pathos.

Die einfache Lectüre der Berichte über die Verhandlung hat das den Massen der Leser zum Bewusstsein bringen müssen.

Ich kann darum wiederholend abschließen: die Pisecker Revision hat dem wissenschaftlichen Kampfe gegen den rohen Aberglauben zum Siege verholfen, der Piseker Process ist zur culturellen Revision mittelalterlichen Aberglaubens geworden. Die juristische Revision des Processes hat vorerst der Oberste Cassationshof vorzunehmen.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

## Russische Hungers- und Finanznoth.

Auf der diesjährigen Internationalen Ausstellung in Paris feierte Russland einen Welttriumph. Das classische Land der potemkin'schen Dörfer verstand es sehr geschickt, mit weltmännischem, hypermodernem Raffinement, durch blendende Beweise seiner Culturentfaltung, seiner technischen, geistigen und künstlerischen Fortschritte die Ausstellungsbesucher in Erstaunen zu setzen. Und selbst der pessimistisch angelegte zweifelnde Grübler wurde verblüfft von dem überreichen statistischen Beweismaterial, an dessen Zustandebringen der weitverzweigte Beamtenapparat des mächtigen Czarenreiches nach „klardurchdachten", „zielbewussten" Directiven aus Werk gegangen zu sein scheint. Und in der That, wenn man nur die Vorderseite der Medaille der russischen Staats- und Volkswirtschaft ins Auge fasst, so kann man gewiss nicht umhin, zu staunen, wie es diesem Staate unaufgeklärter Selbstherrschaft gelingen konnte, solch glänzende Erfolge zu erringen. Allein die Medaille hat auch ihre Rückseite, und diese ist selbstverständlich nicht zur Schau getragen worden: nach althergebrachter Weltgewohnheit stolziert man mit ordengeschmückter Brust einher. Derjenige würde aber für irrenhausreif betrachtet werden, der sich für verlorene Schlachten Orden auf den Buckel aufhängen möchte, wie dies ein uniformierter Biedermeier in einem russischen Lustspiel thut. Im Hause eines Gehängten spricht man nicht vom Strick, und auf einer Weltausstellung wird alles beiseite gesetzt, was jemanden entsetzen könnte.

Wie wenig kennt man in Westeuropa Russland und wie geschickt verstand es die czarische Regierung, besonders in dem letzten Jahrzehnt, der ganzen Welt, die politischen und finanziellen Gläubiger in Frankreich mit inbegriffen, zu imponieren! Großartige Eisenbahnbauten, die, Europa und Asien durchquerend, den Atlantischen Ocean mit dem Stillen verbinden: Millionenunternehmungen in Industrie, Berg- und Schiffbau, Milliardenconversionen, Weltpolitik, und all dies durch kilometerlange amtliche, halb- und viertelamtliche statistische Tabellen verschwenderisch illustriert, versetzten die Welt in Erstaunen und verwischten leicht den peinlichen Eindruck, den fortwährende Nachrichten über das chronisch verhungernde russische Volk erweckten, verwischten ihn umso leichter, als es in Westeuropa sehr wenige Forscher gibt, von sonstigen Publicisten schon nicht zu sprechen, die mit der beinahe unermesslichen russischen Fachliteratur, sowie mit den fast unübersehbaren Verhältnissen und Zuständen Russlands genügend vertraut sind, um sich in der überwältigenden Menge von russischen polyglotten officiellen und officiösen Publicationen mit der erforderlichen Sicherheit zurechtzufinden. Was Wunder daher, wenn der öffentlichen Meinung Europas russischerseits ein Bär aufgebunden worden, dessen kraftstrotzendes Gebrüll [illegible] auf der heurigen Weltausstellung zu vernehmen war. Die Lüge hat aber kurze Beine, wenn sie auch aus Russland kommt und die Weltrunde zu machen bestimmt war. Die Ausstellung ist noch nicht geschlossen, und auf dem deutschen Büchermarkte erscheint ein gediegenes, populär geschriebenes Reisewerk, bei dessen Lectüre sehr vielen die Schuppen von den Augen fallen werden.

Der Deutsche Dr. Lehmann, seines Zeichens praktischer Arzt, und der Russe Parvus, von Beruf Nationalökonom, unternahmen im Mai vorigen Jahres eine beschwerliche und gewiss nicht ungefährliche Reise ins Hungergebiet Russlands, die sie bis dicht an die Grenze Sibiriens führte. Ihr Reisewerk ist vor kurzem erschienen und ist gleichsam bestimmt, die Rückseite der Medaille des russischen staatlichen und volkswirtschaftlichen Lebens zu enthüllen, und zwar durch die mannigfaltigsten Mittel: Photographien, Reisebeschreibungen, Schilderungen der bäuerlichen Zustände, Krankenuntersuchungen, volkswirtschaftliche Erhebungen u. dgl. Das Allerinteressanteste an diesem Reisewerk ist, dass die mit [illegible] [illegible]

gegeben zu werden; denn aus ihnen leuchtet sonnenklar und ziffernsicher hervor, wie der ganze, vom officiellen Russland keck ausposaunte, finanzielle und industrielle Aufschwung Russlands nichts als eine potemkin'sche Fanfaronnade ist, zu der das reiche Frankreich in bundesgenossenschaftlicher Treue die klingende Anleihemünze geliehen.

Dem Kenner der einschlägigen russischen Literatur bietet Parvus, gewiss mit Absicht, nichts neues: er stützt sich ausschließlich auf officielle Quellen und durchblickt das wirkliche, die Zustände verhüllende Lügengewebe, dessen Fadenscheinigkeit nur ein geübtes Forscherauge zu entdecken vermag.

Nach der großen Hungersnoth in Russland vom Jahre 1891 hörte man in Westeuropa auch in den Jahren 1892, 1898 und im vorigen Jahre nicht auf, davon zu sprechen, dass das russische Volk am Hungertuch nage. Diese Noth galt als die natürliche Folge zufälliger Elementarereignisse, die Missernten hervorriefen. An dem Vorhandensein einer Hungersnoth schien jedoch die russische Centralregierung lange nicht glauben zu wollen und die Semstwos, also die officiellen Vertretungen der einzelnen Landestheile, haben einen wahren Verzweiflungskampf mit der Regierung durchführen müssen, um die Thatsache zur Anerkennung zu bringen, dass die Bauern verhungern.*)

Die durch enorme Begünstigungen vonseiten der russischen Regierung ins Leben gerufene Industrie vermag den freiwerdenden bäuerlichen Händen sehr wenig Beschäftigung zu geben, da im Hauptungergebiete eine sehr beschränkte Zahl gewerblicher Unternehmungen vorhanden ist, die kaum in Betracht kommt und deren Aufnahmsfähigkeit gerade dann am meisten versagt, wenn ihre Unterstützung am nöthigsten ist: zur Zeit der Missernten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil viele Etablissements wegen der Verminderung des Consums ihre Productionsthätigkeit einschränken müssen.

Nach officiellen Erhebungen wurden im Jahre 1898 von der Hungersnoth 16,371.000 Menschen heimgesucht, die man in drei „Kategorien" theilen kann: Von totaler Hungersnoth befallen 6,711.000, von schwerer Hungersnoth 5,895.000, von Nothstand 3,765.000. Die durch Erschöpfung des Bodens und Verminderung des bäuerlichen Inventars hervorgerufenen Missernten haben selbstverständlich eine weitere Schwächung des Bauernstandes zur Folge. In den zehn von der Hungersnoth 1891 am meisten betroffenen Gouvernements war der Pferdebesitz der Bauern 1888 bis 1891 5,376.000, 1893 4,220.000, wobei die Zahl der Bauernhöfe ohne Pferde von 618.000 auf 818.000, mit einem Pferd von 753.000 auf 867.000 stieg, mit zwei und mehr Pferden von 1,253.000 auf 1,004.000 fiel. Dass wir es mit einer chronischen volkswirtschaftlichen Krankheit zu thun haben, unterliegt keinem Zweifel, obwohl es in dem Zeitraume 1888 bis 1900 auch ganze oder partiell gute Erntejahre gab: 1888 bis 1891 Missernte: 1892 relative Besserung, die 1893 bis 1895 anhält; im letzteren Jahre zeigen sich bereits Symptome von Missernte: 1896 eine partielle bedeutende Missernte und 1898 erreicht sie wieder den Höhepunkt, um 1899 an Umfang, keineswegs jedoch an Intensität nachzulassen.

Schlechte, ungenügende Ernährung und gesundheitsschädliche Wohnräume richten die größten Verheerungen an. Scorbut, Hungertyphus, die ägyptische Augenkrankheit (Trachom), Malaria, Tuberculose, Dysenterie u. s. w. sind die gewöhnlichen Begleiterscheinungen der Missernten und der Hungersnoth. Die Zahl der im Jahresdurchschnitt 1887 bis 1891 amtlich registrierten Fälle von Infectionskrankheiten im gesammten Russland ist enorm: 3,410.845 Erkrankte, von denen 155.334 gestorben. Nach den Messungen des russischen Arztes Erischeß im Gouvernement Samara ist in den Bauernhäusern der Luftraum im Durchschnitt 7·5 Cubikmeter pro Kopf, um ein Viertel weniger als für Zuchthäusler vorgesehen ist. Es kamen aber auch Zahlen vor mit 3·9 Cubikmetern pro Kopf, 2·2, ja selbst 1·4 und 0·95 Cubikmetern, während das in Russland angenommene wissenschaftliche Minimum auf den Kopf 19·34 (in Deutschland 20) Cubikmeter beträgt. All diese Umstände veranlassten den allgemeinen russischen Pirogov'schen Aerztecongress, die Regierung aufzufordern, „die sanitär-wissenschaftlichen Grundursachen der sich chronisch wiederholenden Hungersnoth der Bevölkerung aufzuklären und zu beseitigen", weil ohne dies „alle ärztlich-sanitären Maßnahmen, selbst die rationellsten ihren Boden und ihre Bedeutung verlieren, jede Regel und Planmäßigkeit der Handlungen gestört wird, und als Ergebnis erscheint die völlige Unmöglichkeit einer weiteren Entwickelung der ärztlich-sanitären Sache in Russland".

Aus den officiellen russischen Publicationen geht ferner klar hervor, dass dieses den Getreideexport begünstigende Land — wegen Getreidemangels — aus tausend Wunden blutet. So veröffentlichte [illegible] 1898, S. 231) auf Grund amtlicher [illegible] Übersicht der russischen Getreideproduction seit 1870 [illegible] eine Steigerung des Nettoertrags der Ernte im [illegible] von 1000 Millionen Tschetwerts im Jahres-

*) [illegible] Russlands enthält [illegible] Studnicki Wilhelm [illegible] Anm. d. Red.

durchschnitt 1870 bis 1874 auf 257·6 Millionen Tschetwerts im fünfjährigen Durchschnitt 1890 bis 1894. Das amtliche Organ unterließ es jedoch „wohlweislich“, auch den Bevölkerungszuwachs während des untersuchten Zeitraumes mit in Betracht zu ziehen; die Bevölkerung dieses Gebietes stieg aber von 72 auf 105·6 Millionen, so dass eigentlich der durchschnittliche Reinertrag pro Kopf der Bevölkerung — selbst nach diesen amtlichen Berechnungen — von 2·77 auf 2·44 Tschetwerts gesunken ist. Dafür aber stieg die Getreideausfuhr Russlands enorm im Jahresdurchschnitt: von 191·4 1870 bis 1874, 279·2 1875 bis 1879, 267·5 1880 bis 1884, 396 1885 bis 1889, 408·7 Millionen Pud 1870 bis 1894. In den drei Jahren 1895 bis 1897 war der Reinertrag der russischen Getreideernte durchschnittlich 2186, die Getreideausfuhr 656 Millionen Pud. Es verblieben also für den Consum im Lande 1530 Millionen Pud oder 14·6 Pud pro Kopf der Bevölkerung an Menschennahrung und Futtermitteln. Dies sind 239 Kilogramm, also um ein Drittel weniger als der deutsche Getreideconsum erfordert, wobei noch zu beachten ist, dass in Russland viel weniger Kartoffeln und im Durchschnitt viel weniger Fleisch gegessen wird. Dabei waren das zwei gute Erntejahre und nur ein Missjahr.

**Das Verhungern der Bauernmassen Russlands ist die unerlässliche Bedingung seiner Getreideausfuhr.** Dabei hat der russische Bauer mindestens eine doppelte Steuerlast zu tragen, als zum Beispiel der bayerische. Dafür aber hat der russische Gutsherr, der den besten Boden hat, an Steuern nicht einmal den fünften Theil dessen zu entrichten, was der russische Bauer zu zahlen hat.

| | Durchschnittliche Steuerbelastung pro Desjatine | |
|---|---|---|
| | Bauernland | Gutsland |
| | in Kopeken | |
| Mittleres Gebiet der Schwarzerde | 207 | 37 |
| Südwest-Russland | 185 | 37 |
| Klein-Russland | 150 | 42 |
| Ost-Russland | 67 | 10 |

Und dabei die Art der Steuererhebung!

Der jetzige Vicedirector des Steuerdepartements, N. Brschesky, veröffentlichte, gestützt auf das Archiv des Finanzministeriums, eine sehr instructive Schrift über die Steuerrückstände in Russland, in der es heißt: „Noch immer sehr häufige Unterschlagungen der Steuergelder durch die Dorfbeamten, unzeitgemäße Einlieferung der Steuerabgaben (an die Rentämter) und die vollständige Unsicherheit des Steuerzahlers darin, dass die bezahlten Steuern von ihm zum zweitenmale nicht verlangt werden, das ist es, was die gegenwärtigen Zustände auf diesem Gebiete der Steuerangelegenheit charakterisiert.“ Brschesky citiert unter anderem einen Erlass des Ministers des Innern vom Jahre 1887, der Folgendes constatiert: „Unterschlagungen von Gemeindegeldern, Uebergriffe und Unthätigkeit der Behörden, offene Vergewaltigungen und Willkür, Nichtdurchführung des Gesetzes, Bestechung und andere Verbrechen und Vergehen im Amte sind im letzten Decennium zur gewöhnlichen Erscheinung geworden, sowohl unter den Dorf- und Kreisältesten als unter den anderen Beamten der bäuerlichen Gemeindeverwaltung.“ Die sich stets mehrenden Steuerrückstände werden indes unbarmherzig eingetrieben. Nach den Ausstellungen des Steuerdepartements kamen im Jahre 1891, dem großen Hungerjahre, 6533 Verhaftungen von Dorfältesten und bäuerlichen Kreisvertretern wegen Steuerrückständen vor, obwohl diese nicht nur zu Subhastationen Zuflucht nehmen konnen, sondern auch befugt sind, Kerker- und Körperstrafen zu verhängen, sowie jedes Mitglied der steuerrückständigen bäuerlichen Familie **zwangsweise verdingen** zu lassen. Und trotz alledem häufen und mehren sich die Rückstände. Nach Brschesky stieg das procentuale Verhältnis der Rückstände zum Etat von 22·3 im Jahresdurchschnitt 1871 bis 1875, auf 42·3 im Jahre 1889, 78·6 im Jahre 1891, 100·3 im Jahre 1892, 100·5 im Jahre 1894, 96·4 im Jahre 1895. Für den 1. Jänner 1900 gab der Finanzminister 116 Millionen Rubel Rückstände an.

Auf dieser morschen Grundlage des Hungers suchten russische Finanzkünstler ein mächtiges Gebäude industriellen Aufschwunges und finanzieller Blüte aufzurichten. Und es ist ihnen auch gelungen, die „öffentliche Meinung Europas“ irrezuführen. Wenn man aber zuweilen russischerseits **gezwungen** war, die Hungersnoth zuzugestehen, so suchte man den peinlichen Eindruck durch Berufung auf „vorübergehende Elementarereignisse“, volkswirtschaftliche „Uebergangszeit“, Goldwährung, Industrieblüte u. s. w. zu verwischen. Wie es um die „vorübergehende“ Hungersnoth ist, haben wir dargelegt. Jetzt wollen wir uns mit den finanziellen Verschönerungskünsten befassen.

Die russische Steuerpolitik behandelte den Bauer als ein Aschenbrödel, das sich alles gefallen lassen muss. In dieser Hinsicht ist die Geschichte der russischen Spiritus-, respective Branntweinsteuer sehr charakteristisch. Für das Jahr 1900 sind die Staatseinkünfte Russlands, laut officiellem Voranschlag, auf 1.386,504.000 Rubel festgesetzt worden. Davon entfallen auf den Grund und Boden, Immobilien- sowie Personalsteuer 15·1 und auf die bäuerlichen Grund- (Loskauf)gelder 77·7 Millionen Rubel. Einen der Hauptposten der Staatseinkünfte bilden die **Getränkesteuern** mit 292·9 Millionen Rubel, dann kommen die Zölle mit 217·8 Millionen Rubel. Unter den übrigen bedeutenden Einnahmeposten liefert das Spiritusmonopol 23·6, die Tabaksteuer 37·6, die Zuckersteuer 61·3, die Petroleumsteuer 24·5, Eisenbahnen 70·2, Domänen und Staatsfabriken 38·1, Gewerbesteuer 59, Einkommensteuer 16·1 Millionen Rubel. Der durchschnittliche Ertrag der Getränkesteuern war in den Jahren 1892 bis 1895 281·3, jener der Brantweinsteuer allein 251 Millionen Rubel. Diese **indirecte** Consumsteuer belastet hauptsächlich die große Masse der Landbevölkerung. Um den Ausfall der directen Grundsteuer sowie die öfters nöthig gewordenen Nachlässe der rückständigen Steuern wettzumachen, war die russische Regierung stets bemüht, die Getränkesteuersätze zu steigern, und so stieg der Steuersatz pro Wedro reinen Alkohols von vier Rubel im Jahre 1863, auf fünf in den Jahren 1864 bis 1866, auf sieben in den Jahren 1874 bis 1875, auf acht im Jahre 1882, auf neun im Jahre 1886 bis 1887, auf zehn in den Jahren 1892 bis 1895. Zwar stieg auch infolge dessen constant der durchschnittliche Steuerertrag von 106·3 im Jahre 1863 bis auf 251·1 Millionen Rubel in den Jahren 1892 bis 1895, indes verringerte sich allmählich der absolute Consum reinen Alkohols von 4·4 Millionen Hektoliter im Jahre 1863 auf 2·8 im Jahre 1895 und demgemäß fiel auch der Consum pro Kopf der Bevölkerung von 5·85 Liter reinen Alkohols im Jahre 1863 auf 2·35 in den Jahren 1892 bis 1895. Der in diesen Jahren erreichte Steuersatz von 10 Rubel pro Wedro bedeutet 175 Mark pro Hektoliter reinen Alkohols, dies ist im Vergleich zum Deutschen Reich ein mehr als doppelter Steuersatz, da der deutsche für Spiritus 50 bis 70 Mark pro Hektoliter ausmacht. Zwar verminderte sich der Brantweinconsum, die Trunksucht hat aber nicht abgenommen, da sie sich in Russland nicht im täglichen, gleichmäßigen Genuss, sondern in periodisch wiederkehrenden Ausschweifungen äußert. Die von der Regierung eingeführte Verstaatlichung des Brantweins ist nichts als ein **Verschleißmonopol**, wobei Gemeinden und Landschaften ohne jegliche Entschädigung um diese wichtige Einnahmsquelle von staatswegen einfach gebracht wurden. Da nun durch die wiederkehrende Hungersnoth die Regierung gezwungen war, Mittel zur Bekämpfung des Hungertodes zu gewähren, so zum Beispiel, nach dem Berichte des Finanzministers, allein im Jahre 1898 35·2 Millionen Rubel, so könnte man wohl mit Fug und Recht behaupten, dass die Regierung bei der Erhöhung der Brantweinsteuersätze vom frommen Wunsche beseelt war, den Hunger durch den Schnaps zu stillen.

Die großartig angelegte Eisenbahnpolitik des russischen Staates hat nicht nur die Vermehrung der Staatsschuld und den, unter den Fittigen des prohibitiven Zollschutzes, ins Leben gerufenen Aufschwung der Industrie zur Folge gehabt, sondern bot auch der Regierung die Gelegenheit, den officiell für productive Zwecke gemachten Anleihen die zur Deckung des stets wiederkehrenden Deficits benöthigten Gelder zu entnehmen, was sie ängstlich zu verschleiern sucht. Vom 1. Jänner 1887 bis zum 1. Jänner 1899 stieg die gesammte russische Staatsschuld von 4357 bis auf 6109, also um 1752 Millionen Rubel. Da aber während dieses Zeitraumes für Verstaatlichungen von Eisenbahnen und Neubauten 1216 Millionen Rubel verausgabt wurden, so dienten zur Deckung der Deficite 536 oder jährlich 45 Millionen Rubel. Daher hat wohl Parvus recht, wenn er behauptet, dass ohne die finanzielle Hilfe der französischen Republik der russische Absolutismus längst bankerott wäre. Immerhin bleibt die Frage offen, ob diese Hilfe künftighin ausreichen würde, den Lauf der Entwickelung aufzuhalten, geschweige denn diese in eine neue Bahn zu lenken?

Die russische Regierung scheint an dem Aufkommen der darniederliegenden Bauernwirtschaft verzweifelt zu haben. Der in himmelschreiender Weise bevorzugte und begünstigte adelige Grundbesitz geht unablässig aus den Fugen: seinem zunehmenden Ruin vermochte auch die reich dotierte Adelsbank nicht einen sicheren Damm zu setzen, ja umgekehrt, sie trug nicht wenig dazu bei, seinem Verschulden Vorschub zu leisten, indem sie ihm großherzig Credit gewährte. Die Regierung setzte nun ihre ganze Hoffnung auf die Großindustrie: einheimische Capitalisten rafften sich auf und der enorme Zollschutz lockte tausende von fremden Unternehmern, die Milliarden mitbrachten, herbei. Eine Epoche industriellen Gründungsfiebers brach heran und die russische Regierung gab sich dem Wahne hin, das russische Reich befinde sich auf dem Sprunge, ein auf dem Weltmarkte concurrenzfähiger Staat zu werden. An sich hat zweifelsohne ein rascher Zuwachs von großartigen Industrie- und Bergwerksunternehmungen stattgefunden, ziehen wir indes in Betracht, dass von den 130 Millionen Einwohnern Russlands nur anderthalb (nach Danielson) und höchstens drei Millionen (nach Tugan-Baranowsky) Fabriksarbeiter sind, so haben wir sofort einen einleuchtenden kritischen Anhaltspunkt für das Verständnis des Widerspruches, aus dem sich die russische Regierung nicht herauszuhelfen vermag: Verarmung der überwiegend größeren Masse der beinahe im Zustande der Naturalwirtschaft verharrenden Landbevölkerung und durch enorme Staats- und Volksopfer aufgepäppelte Großindustrie, die, auf dem Weltmarkte den Kürzeren ziehend, auf die Zunahme

des eigenen Volkswohlstandes angewiesen ist, der aber im steten Niedergange begriffen ist, weil man der fabrikindustriellen Zukunft die unumgänglich nothwendige Rücksichtnahme auf die Landbevölkerung opfert.

Und fassen wir die gegenwärtige Gesammtlage der russischen Großindustrie näher ins Auge, so sehen wir, dass bereits seit dem vorigen Jahre die Vorsymptome einer heranrückenden Krisis zum Vorschein kommen. Trotz officieller Dementis, denen man auch außerhalb Russlands nur getheilten Glauben zu schenken pflegt, pfeifen im Czarenreiche die Spatzen auf den Dächern von den Anleihewanderungen des russischen Finanzministers. An diesen Berichtigungen ist nur eines wahr: von vermittelnden internationalen Projectenmachern wird er bestürmt, doch Geld hat er nicht bekommen. Den kritisch denkenden Besuchern der russischen Abtheilungen auf der Weltausstellung — selbstverständlich nicht Russen — dürfte es wohl räthselhaft vorgekommen sein, dass das hungernde Russland so reich ausgestattet ist. Die Lectüre von Lehmann-Parvus' Reisewerk ist wohl dazu angethan, die Lösung des Problems zu erleichtern. Und sollte sich in dem Leser hinsichtlich der wissenschaftlichen Objectivität der Verfasser mancher Zweifel einschleichen, so würden ihm das officielle „Bulletin Russe" (seit diesem Jahre auch in englischer Sprache), sowie das inhaltsreiche Werk des Moskauer Ex-Professors Maxim Kovalevsky (Le Régime économique de la Russie. Paris 1898.) noch mehr verhelfen, in dem amtlichen Ziffernmeere die wahre Gestalt des Czarenreiches zu erblicken, die den Fernstehenden imponiert, den gebildeten, einsichtsvollen Russen das abschreckende Bild ökonomischen Niederganges und finanzielle Verwirrung bietet, ein Bild, wegen dessen Enthüllung ein aufrichtiger Finanzminister, Professor Bunge, Ende 1886 aus seinem Amte scheiden musste, und für dessen „kunstgerechte" Verhüllung sich dann erprobte Finanzkünstler wie Wischnegradsky und Witte mit großem Erfolge meldeten:

Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer.

Sophia. Dr. Boris Minzès.

## Wie entstehen Eisenbahnkatastrophen?

Wie entstehen die Eisenbahnkatastrophen, und warum nehmen sie trotz aller schönen Erfindungen zur erhöhten Sicherheit des Bahnbetriebes nicht ab? — Weil die Eisenbahnverwaltungen zu knauserig sind, um genügend Leute anzustellen und ihr Material auf dem erforderlichen hohen Gütegrad zu halten, sagt das Publicum. Weil es trotz der schönsten Regulative und Dienstanweisungen immer noch Unterbeamte (es sind natürlich immer Unterbeamte, höchstens mal ein ganz gewöhnlicher Stationsvorsteher) gibt, die ihre Pflicht nicht thun und nicht genug aufpassen, sagt die Verwaltung. Weil das Personal durchweg, soweit es überhaupt mit dem Betrieb und der Streckenüberwachung zu thun hat, überangestrengt und bis zur Erschöpfung benutzt wird, sagen die Beamten. Weil so und soviel Unfälle in so und soviel Zeit bei so und soviel Zügen und Reisenden nothwendig eintreten müssen, und weil gegen die Statistik nichts zu machen ist, sagt die Statistik.

Wir wollen einmal sehen, was die Technik sagt.

Einen Grund oder eine Classe von Gründen für die Eisenbahnunfälle suchen zu wollen, ist ebenso närrisch, als einen Umstand oder eine Classe von Umständen für die sämmtlichen Unfälle eines ganzen Industriezweiges verantwortlich zu machen. Unglücksfälle sind keine regelmäßige Einrichtung, sondern Ausnahmen, die sich den Gesetzen einer solchen entziehen, eben darum sind sie unberechenbar, nicht vorauszusehen und so schwer zu bekämpfen. Gerade was Eisenbahnunfälle betrifft, so kann man für sie vielleicht hundert verschiedene Ursachen finden: einige von ihnen lassen sich bekämpfen, viele nicht. Zwischen beiden muss also, bevor man beginnt, Vorwürfe zu erheben, unterschieden werden. Die rohe Unterscheidung nach Entgleisungen und Zusammenstößen reicht freilich dazu nicht aus.

Als Katastrophen, denen höhere Gewalt zugrunde liegt, sind [illegible] Damm- oder Geleiseunterwaschungen durch Wolkenbruch, anhaltende Regengüsse oder Hochwasser und dadurch herbeigeführte Entgleisungen anzusehen. Derlei Ereignisse treten oft schneller ein, [illegible] sie in [illegible] Sie sind nicht selten und in [illegible] laufenden Jahre [illegible] [illegible]

immer erhöhen, überhaupt die Uebermacht der meteorologischen Verhältnisse sich stets fühlbar machen. Wenn ein orkanartiger Sturm ein paar leere Wagen aus den Rangiergleisen gerade in dem Augenblick auf das Durchfahrtgleis stößt, wo ein Schnellzug die Station passiert, wenn eine Wasserhose den Damm lockert, eben nachdem die Stelle revidiert ist, und unmittelbar, bevor ein Zug eintreffen soll, wenn ein von einem offenen Güterwagen fallendes Holz ein Signal zerschlägt, ohne dass es bemerkt wird, und der nächstfolgende Zug infolge Versagens dieses Signals einen Zusammenstoß hat, wenn ein Locomotivführer während der Fahrt irrsinnig wird und ein halbes Dutzend Laternen zerschlägt, die binnen der halben Stunde, bevor das bemerkt wird, eine Menge Unheil anrichten, wenn ein Rohr platzt, und das Locomotivpersonal, bevor es bremsen kann, schwer verbrüht von der Maschine fällt, die nun ihren Weg eigenmächtig fortsetzt, wenn ein Schienen- oder Achsenbruch gerade auf einem starken Gefälle passiert und Zerstörungen oder eine Entgleisung nach sich zieht, so kann man mit Recht weder die Verwaltung, noch das Personal, noch die Einrichtungen anklagen. Derlei Vorfälle, die sich verzehnfachen ließen, sind so unberechenbar, wie die Anschläge von Verbrechern, es sind die tückischen Zufälle, denen alles im Leben und auch der Eisenbahnbetrieb, wie jede gewerbliche Thätigkeit, ausgesetzt sind. Man könnte die Eisenbahnen von Engeln oder vom lieben Gott verwalten lassen, so wäre es auch noch nicht anders. Diese Classe von Unglücksfällen kommen so sicher, wie Krankheiten und Bankerotte, man weiß nur nicht, wen sie betreffen werden.

Dann aber gibt es andere Classen von Eisenbahnkatastrophen, die heute noch ebenso sicher, in ihrer ganzen statistischen Fülle, auftreten und gegen deren Naturnothwendigkeit sich doch einiges einwenden ließe. Wenn von so und soviel hunderttausend Zügen so und so viel Dutzend entgleisen, wenn jährlich einige hundert Zusammenstöße von Zügen in dem oder jenem Lande vorkommen, wenn von einigen Millionen zu beobachtender Signale fünfzig oder hundert pro Jahr hartnäckig übersehen werden und von tausend Stationsvorstehern sich einige in gewissen Zwischenräumen schwere Verfehlungen beim Bahnhofsbetrieb zuschulden kommen lassen, wenn so und soviele Weichensteller in jedem Monat den Zügen falsche und verhängnisvolle Fahrstraßen öffnen, die sie verriegeln sollten, und solche verriegeln, die sie öffnen sollten, so will sich der Fatalismus, auch dies alles als statistische Nothwendigkeit hinzunehmen, beim gebildeten Mitteleuropäer leider noch immer nicht einstellen.

Da ist zuerst die Personalfrage. Wer die Annalen der Eisenbahnunfallprocesse verfolgt, sieht bald, dass die Weichensteller in den Bahnhöfen und die Streckenbeamten, die wegen falscher und versäumter Signalstellung, beziehungsweise Weichenstellung zur Verantwortung gezogen werden, meist, man kann sagen ausnahmslos Ueberanstrengung im Dienste als Grund ihrer Verfehlung angeben. In der Zurückweisung dieser Entschuldigung wird dann von den Verwaltungen darauf hingewiesen, dass die 14- oder 16-stündige Arbeitszeit des betreffenden armen Teufels durch so und soviele Dienstpausen unterbrochen wird, aber nicht darauf, dass eine Arbeit unter dem Druck einer unausgesetzten schweren Verantwortlichkeit, ein Hin- und Herjagen zwischen den Weichen, Signalen, Strecken, wie viele Unterbeamte es erfahren, an sich aufreibend und verwirrend ist. Findet ein Locomotivführer unter hundert Lichtern, die sinnverwirrend am Eingang eines großen Bahnhofes flimmern, auf den ersten Blick dasjenige heraus, das ihm die Einfahrt erlaubt oder verbietet, so ist das nur seine „Pflicht", sieht er aber einmal, übermüdet und nervös gemacht von einer langen und störungsreichen Fahrt, falsch, so ist das ein Verbrechen, und dass sich in den Kreisen der Sicherungstechniker selbst schon die Ueberzeugung Bahn bricht, es seien der Signale eher zu viel als zu wenig, hilft ihm nichts. Die Pflichten des Stationsvorstehers werden durch die rapide Zunahme des Verkehrs, die Unzulänglichkeit der Bahnhöfe, die wachsenden Rangierungsarbeiten auf den Durchfahrtgleisen, die vermehrte Häufigkeit der Zugüberholung in den Bahnhöfen unausgesetzt erschwert. Wenn aber einem Jüngling von 21 Jahren, der aus Gründen der Gehaltsersparung auf einen solchen Posten gestellt ist (Heidelberger Katastrophe vom 7. October), das Malheur passiert, einen Zug anzunehmen, zwischen welchem und der Station noch ein Hindernis stand, so trifft natürlich die Eisenbahnbehörde keinerlei Schuld. Inwiefern auch die schreckliche Eisenbacher Katastrophe vom 9. November mit dieser Lage in Zusammenhang steht, ist weiter unten erläutert. Wie [illegible] die Verhältnisse auf den österreichischen Bahnen in dieser Beziehung liegen, mag folgende Parlamentsepisode zeigen, [illegible] Interpellation [illegible] In der Sitzung des österr. Abgeordnetenhauses vom 22. vorigen Monats wurde bezüglich der Dienstdauer der [illegible] Betriebsbeamten an den Eisenbahnminister [illegible]

[illegible] stand vor einem Erkenntnissenat des [illegible] Locomotivführer der Staatsbahnen [illegible] im Dienste den Zusammen[illegible] und sich dadurch des Vergehens [illegible] schuldig gemacht zu haben. In [illegible], dass der Angeklagte nahezu

17 Stunden ohne Gelegenheit, Nahrung zu sich zu nehmen, im Dienste war, er wurde mit Rücksicht darauf, dass er durch Ermüdung in einem die Verantwortlichkeit ausschließenden Zustande gewesen sei, freigesprochen. Es ist dies binnen kurzer Zeit der dritte Fall, dass freisprechende Erkenntnisse wegen der Ueberanstrengung von Eisenbahnbediensteten gefällt werden. Es wurde im October dieses Jahres ein Weichensteller der Buschtiehrader Eisenbahn, der auf seinem Posten eingeschlafen war und dadurch den Zusammenstoß zweier Güterzüge herbeigeführt hatte, mit der Begründung freigesprochen, dass eine ununterbrochene 24-stündige Dienstzeit die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus derart zu schwächen vermöge, dass er gegen die Versuchung des Schlafes vollkommen widerstandsunfähig wurde, und in ganz gleicher Weise lautete vor einigen Monaten die Aussage der Sachverständigen und demgemäß auch das Urtheil in dem Falle eines Bahnwächters der Südbahn wegen des schweren Eisenbahnunglücks bei Gösting.

Derartige sich mehrende Fälle sind in hohem Grade geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit auf Zustände zu lenken, die als unhaltbar bezeichnet werden müssen, und wird daher die dringliche Anfrage an den Eisenbahnminister gerichtet:

1. Sind der Regierung die angeführten bei den Staatsbahnen, der Südbahngesellschaft und der Buschtiehrader Eisenbahn vorgekommenen Fälle bekannt? 2. Gedenkt die Regierung, ungesäumt das Nöthige zu veranlassen, damit eine derartige Ueberanstrengung von Eisenbahnbediensteten künftig nicht mehr vorkommen könne?" *)

Damit sei es von der Sparsamkeitsmanie in Bezug auf die Ausnützung der Arbeitskräfte genug. Dass sie eine der Ursachen von Eisenbahnkatastrophen ist, die sich zum Theil vermeiden ließen, ist trotz alles Händeringens am grünen Tisch sicher. Es gibt aber solcher Ursachen noch mehr.

Denken wir einmal an die Bahnhöfe. Viele, man kann wohl sagen die Mehrzahl der bestehenden Bahnhofsanlagen sind, entstanden zu einer Zeit, als der Verkehr fünf- bis zehnmal schwächer war denn heute. Selbst die inzwischen umgebauten Bahnhöfe waren häufig bald nach ihrer Vollendung schon wieder überlastet. Ein so maßloses Steigen des Verkehrs, vor allem des Güterverkehrs, wie in den letzten zwanzig Jahren eingetreten, war eben einfach nicht vorauszusehen. Nun ist aber diese Verkehrsdichte da und muss irgendwie bewältigt werden. Das System, nach welchem dies geschieht, ist auf hunderten von Bahnhöfen ein System der Nothbehelfe. Es existieren Vorschriften und Verbote, die nicht befolgt werden und nicht befolgt werden können und auch überhaupt nicht befolgt werden sollen, weil man sonst die tägliche Anzahl Züge gar nicht durch die Station bekäme. Es werden Züge von der Nachbarstation angenommen, während auf dem Ankunftsgleis noch flott rangiert wird, weil eben überhaupt immerzu rangiert werden muss, und man sagt sich, dem Zuge kann ja die Einfahrt verboten werden, wenn man bei seiner Ankunft noch nicht fertig ist. Neunundneunzigmal geht's, aber beim hundertstenmale geht beim Rangieren in der Eile des letzten Augenblicks ein Wagen durch, und der Zusammenstoß, vielleicht die Katastrophe ist fertig. Möglicherweise wird der Mann bestraft, aber er hat nur gemacht, was sein Vorgänger gemacht hat und sein Nachfolger auch machen muss, wenn er überhaupt fertig werden will — und sonst wird er auch bestraft. Manchmal wird er auch — zur Ehre der Rechtsprechung wollen wir annehmen: oft — freigesprochen, wie im Falle Klosterthor-Hamburg am 2. October 1899. Der stellvertretende Stationsvorsteher hatte einen bandwurmlangen Zug, der vorn und hinten Recruten enthielt, einlaufen lassen und gab, als er das Aussteigen beendet glaubte, dem nächsten Zug auf dem Nebengeleise Einfahrt. Der erste Zug war aber noch nicht leer, der Bahnsteig überhaupt nicht zu übersehen, da der hintere Theil desselben unter einer Straßenüberführung, bei miserabler abendlicher Beleuchtung, verschwindet, Tunnels sind nicht vorhanden, der Verkehr bewegt sich über die Schienen, und selbstverständlich lief der zweite Zug in den Knäuel von Recruten mitten hinein. Der angeklagte Assistent wies nach, dass auf diesem total ungenügenden Durchfahrtsbahnhof täglich über 230 Züge abzufertigen sind. Der Mann wurde freigesprochen, obwohl der Staatsanwalt vorschlug, ihn die Sünden seiner vorgesetzten Behörde mit drei Monaten Gefängnis büßen zu lassen. Dabei kann man zum Beispiel in Deutschland nicht einmal sagen, dass für den Bahnhofsumbau nichts geschähe. Bloß die Um- und Neubauten der Bahnhöfe von Dresden, Frankfurt, Köln, München, Hannover, Mainz, Düsseldorf, Halle, Erfurt, Hof, Münster, Hildesheim, Metz und Hamm haben weit über 200 Millionen Mark gekostet. Aber da handelt es sich meist um großartige Monumentalbauten mit Prachtempfangsgebäuden, luxuriösen Wartesälen, Hauptfaçaden, Riesen-Einfahrtshallen und kostspieligen Signalsystemen, ja um Bahnhöfe großentheils, die unter dem Krebsschaden der kleinen und mittleren Durchgangsstationen, der Rangier- und Güterzugs[illegible] gar nicht zu leiden haben. Neben diesen prächtigen, taghell erleuchteten [illegible]bahnhöfen gibt es hunderte kleiner, [illegible] Stationen, die Mangel leiden an allem [illegible], die weder [illegible] genug noch Platz, noch Beamte genug haben, um neben ihren Local- und Güterzügen, dem Rangiergeschäft und anderen Sorgen den stets wachsenden Durchgangsverkehr an Schnell-, Personen- und Eilgüterzügen genügend abzuwarten und zu berücksichtigen. Ja es gibt Stationen, wo abends an der Beleuchtung gespart und der Brand des billigsten russischen Erdöls angeordnet wird, einerlei ob die Sicherheit darunter leidet oder nicht. Auch hier müssen die vielen Kleinen zurückstehen hinter den wenigen Großen, die den Strom der Fremden blenden, während sich die härteste Arbeit, die größten Sorgen bescheiden im Hintergrunde abspielen. Wem fällt nicht die stets brennende Frage der Beamtengehälter ein, eine naheliegende Parallele?

Auf den österreichischen Bahnen ist die Verkehrszunahme nicht eine derartig kolossale gewesen, wie auf den deutschen. Dass die Bahnhöfe deswegen ihrem Zwecke in der Mehrzahl viel besser entsprechen, kann man kaum behaupten. Auch hierüber lag im vergangenen Winter im österreichischen Abgeordnetenhause ein Dringlichkeitsantrag vor, der sich besonders mit den Zuständen auf der Südbahn und den Bahnhofsanlagen zu Wr.-Neustadt beschäftigte.

Ein besonders schwerer Uebelstand liegt in dem System der raschen Durchfahrt der Schnell- und D-Züge durch zahlreiche Bahnhöfe, welche für diese Durchfahrt nicht gesonderte Gleise besitzen, sondern auf den gleichen Gleisen ihren Localverkehr, ihre Personenzüge, die durchgehenden Güterzüge und oft genug auch noch den Rangierverkehr abwickeln müssen. Für die Vorsteher dieser Bahnhöfe sind die Expresszüge unheimliche Gäste. Alles muss hinter ihnen zurückstehen, alles sich nach ihnen richten, man sorgt, eilt, gibt Befehle und Gegenbefehle und hetzt sich ab, bevor diese Durchgänger kommen, und man athmet erst auf, wenn sie vorüber sind. Eine Störung bedingt die andere. Personenzüge von Bedeutung müssen viertelstundenlang warten, vom Gleis zurückgezogen und auf Nebengleise gestellt werden, wo sie das Rangieren stören, bis der Expresszug vorüber ist. Reißen vollends Verspätungen ein, so wird alle Ordnung über den Haufen geworfen, und das System der Zwangsaushilfen triumphiert. Signale werden gezogen, die nicht respectiert werden, Weichen geöffnet, die geschlossen werden sollten, und die Sicherheit beruht auf der Zuverlässigkeit zweier Augen und eines klaren Kopfes.

Unter diesen Umständen werden die schrecklichen Stationskatastrophen gezüchtet, deren jedes Jahr neue und jede Reisesaison eine Hochflut bringt. In jedem Einzelfalle ist ein kleiner Umstand, ein kleines Versehen, eine kleine Achtlosigkeit in letzter Linie schuld, aber zu diesem Versehen, diesen Uebertretungen werden Eisenbahnbeamte erzogen, deren unzulängliche Stationsverhältnisse sie täglich zur Uebertretung ihrer Dienstvorschriften nöthigen.

Wie ungeheuer oft diese Zusammenstöße durchfahrender Schnellzüge in den Stationen vorkommen, mag eine kleine internationale Zusammenstellung, einen Zeitraum von weniger als zwei Wochen umfassend, zeigen. Am 4. Juni 1900 rollte auf der Station Carnforth Junction (England) ein Postbahnwagen ein geneigtes Gleis herab und gerade vor den mit 80 Kilometer Geschwindigkeit heranbrausenden Nord-West-Express von London. Der Zusammenstoß zermalmte den Postwagen mit seinem ganzen Inhalt zu Atomen, noch eine Meile hinter der Station lagen Stücke. Die ungeheure Schwere der Locomotive und ihr fester Bau warfen den zertrümmerten Störenfried so kräftig aus dem Gleise, dass der Expresszug in den Schienen blieb, und keine erheblichen Verletzungen von Personen eintraten. Am 7. Juni traf auf dem Bahnhofe Courcelles-Motte (Belgien) der Schnellzug von Charleroi auf eine Rangierlocomotive, die das Durchfahrtsgeleise nicht schnell genug geräumt hatte. Beide Maschinen entgleisten. Am nächsten Tage war Rosenheim der Schauplatz und der Nord-Süd-Express das Opfer. Eine Postzuglocomotive sollte noch über das Gleis gebracht werden, als der Schnellzug schon durchkam. Die seitlich aufstreifende Maschine rannte ein paar Wagen ein und ruinierte die übrigen, da die Expresslocomotive den Zug noch ein Stück weiter riss. So groß der Schreck war, so glücklich lief die Geschichte für die Passagiere ab. Am 16. Juni endlich rannte in Slough bei Windsor ein Great Western Express in einen vorher abgelassenen Personenzug hinein, der auf einer Nebenstation überholt werden sollte und sich verspätet hatte. Todte, Schwerverwundete, eine furchtbare Zerstörung des Bahnhofes selbst und ein ungeheurer Trümmerhaufen. Natürlich liegt in jedem einzelnen Falle ein Fehler, eine Nachlässigkeit, ein Versehen vor. Der Postwagen durfte nicht beim Loskuppeln abrollen, er wäre es wohl auch nicht, wenn Leute und Zeit genug vorhanden gewesen wären, ihn ordnungsmäßig abzukuppeln. Er durfte vor allem die Weiche ins Durchfahrtsgleis nicht offen finden, aber vermuthlich forderte die forcierte Rangierarbeit sie offen. Der belgische Expresszug durfte keine Rangierlocomotive auf seinem Gleise [illegible] ein ganz alltäglicher Fall —, wenn man dem [illegible] genug gehabt hätte, so würde man ihn wohl [illegible] haben. Wenn in Rosenheim die Postzuglocomotive nicht [illegible] der Durchfahrt des Nord-Süd-Expresses warten konnte, so [illegible] ferner von einer gefährlichen Zusammendrängung der Rangierarbeiten, von fehlerhafter Anlage der Weiche oder sonstigen unzulänglichen Einrichtungen. Der schrecklichste Zusammenstoß in Slough

*) [illegible]

charakterisiert sich als eine der häufigen Folgen des Ueberholens der Züge bald in dieser, bald in jener Station, das auf die unvermeidlichen Störungen durch Verspätung u. dgl. zurückzuführen ist und nicht früher beseitigt werden wird, als nicht für durchgehende Schnellzüge und für den Localverkehr gesonderte Gleise vorhanden sind. Hier und in vielen anderen Fällen liegt überdies offenbar, wie auch in den beiden neuesten Fällen aus Deutschland und Frankreich, ein Uebersehen oder Versagen von Signalen vor, und das leitet überhaupt auf die so wichtige Signalfrage über.

Signale und mechanische Sicherungen sind im heutigen Eisenbahnbetrieb unerlässlich. Auf der Strecke vermitteln sie die erforderlichen Nachrichten über den Zustand der Gleise und den Stand der Züge von Station zu Station, beziehungsweise Block zu Block. In den Bahnhöfen gewähren sie das Mittel, Züge zurückzuhalten, die Eingang begehren, und die man noch nicht unterbringen kann, beziehungsweise Züge, die von der Nachbarstation angeboten werden, gar nicht von dort abfahren zu lassen, weil auf der Strecke sich noch ein Hindernis befindet. Aber die Signale haben auch ihre Nachtheile gehabt. Der scharfe Blick, die Selbstständigkeit und Umsichtigkeit der Beamten (Stations- wie Zugspersonal) ist durch das Uebermaß von Signalen abgestumpft worden. Die Locomotivführer, die nur noch Signale und nichts als Signale zu beachten haben, sich durch die Signale in ihrer Verantwortlichkeit völlig gedeckt wissen, werden leicht geneigt zum Drauflosfahren, aber Signale können auch versagen, können falsch gestellt werden und sind dann viel gefährlicher als eine Strecke ganz ohne Signale. Ebenso der Stationsvorsteher, der sich in seinen Rangierarbeiten völlig gesichert glaubt, obwohl er den Zug angenommen hat und ihn auf der Strecke, vielleicht schon in nächster Nähe weiß. Die Einfahrtssignale gebieten ja Halt, der Mann muss ja warten. Er sieht sich gar nicht danach um. Plötzlich braust der Zug herein, das Unglück ist geschehen. Gewiss, das Signal war gezogen, aber es hat vielleicht nicht functioniert, Schnee, Frost, Regen, Sturm haben etwas davon verdorben, oder der Führer hat's nicht gesehen, hat nicht halten können, der Sturm, die Verspätung, irgend etwas hat ihn gejagt, sein Zug war angenommen, die Einfahrtszeit längst überschritten, das Gleis m u s s t e ja frei sein, er hat's riskiert, im Interesse des Dienstes riskiert, denn ein vor der Station im Schnee stecken bleibender Zug kann den Betrieb einer ganzen Linie auf Tage lahmlegen — der Mann kommt ins Gefängnis. Die Signale sind zweischneidige Instrumente. Nehmen wir den Fall Offenbach. Ein Blocksignal, das Halt gebot, wurde zu spät gesehen. Der Zug verschwand im Nebel und da die eben noch gesperrte vorliegende Strecke im selben Augenblick frei gemeldet wurde, so ließ ihn der Blockwärter fahren und nahm den folgenden, bereits gemeldeten Personenzug an. Jetzt kam aber der D-Zug, der inzwischen zum Stehen gebracht war, zurück, und dies ist vom Wärter, der sich offenbar von seinem Posten entfernt hatte, nicht rechtzeitig bemerkt worden, sonst hätte er den Zug schleunigst weiterschicken müssen. Warum blieb der Mann im dichten Nebel nicht auf seinem Posten? Offenbar, weil er inzwischen etwas anderes zu thun hatte. Das dürfte nicht sein. Signale ohne ständige Ueberwachung sind, wie gesagt, zweischneidige Hilfsmittel.

Sie werden auch aus anderen Gründen gefährlich, durch ihre Häufung vor den Stationen. Bei der zunehmenden Fahrgeschwindigkeit und Zuglast ist die lebendige Kraft, die beim Bremsen vernichtet werden muss, zu groß geworden. Der Weg von den Signalen bis zum Bahnhof genügt nicht mehr. Man hat ihnen Vorsignale gegeben. Häufig werden Signale überfahren, das heißt nicht gesehen oder nicht beachtet. Man hat Rothsignale dahintergesetzt. Die Zahl der Ein- und Ausfahrtsgleise ist unverhältnismäßig gewachsen. Das Terrain vor oder zu beiden Enden eines großen Bahnhofes ist abends in ein flimmerndes Lichtmeer getaucht. Da wird denn einmal ein Signal verwechselt, eines aus der vorschriftsmäßigen Entfernung nicht erkannt, und wenn bei der Annäherung der Irrthum bemerkt wird, reicht die Zeit nicht mehr zum Bremsen. Das Unglück ist da — der Mann wandert wieder ins Gefängnis.

Aus solchen Gründen und aus dem ungünstigen Zusammenwirken solcher Gründe entstehen Eisenbahnkatastrophen.

Sie haben aber noch andere Gründe. Einer der schwerstwiegenden ist der Betrieb vieler Züge von ganz verschiedener Geschwindigkeit auf denselben Gleisen. Zwischen Güterzügen von 30 bis 40 Kilometern, Personenzügen von 50 bis 55 Kilometern und [illegible] haltenden Schnellzügen von 60 bis 70 Kilometern Geschwindigkeit bewegen sich in immer steigender Zahl Expres- und D-Züge von 80 bis 90 Kilometern Fahrgeschwindigkeit, die selten halten und denen die langsameren Züge, wie [illegible] aus dem Wege geschafft werden müssen. [illegible]

freigemacht, dem aber auch die ganze Strecke bis zur nächsten Haltestelle oder Blockstation freigehalten werden muss. Da muss ein Güterzug eine kostbare Viertelstunde länger beherbergt werden, weil er sonst die Strecke sperren würde, dort kann ein gemeldeter Personenzug nicht angenommen werden, weil man die langsam kriechende Güterzugsschlange erst los sein muss. So erzeugt eine Verspätung, eine Verlegenheit ein Dutzend andere. Und nun fahren die Expresszüge dazwischen, wie der Blitz. Man braucht sie nicht, will sie nicht, hat niemals Nutzen von ihnen, weil sie niemals halten, und doch muss man einem halben oder ganzen Dutzend dieser bestgehassten Unholde täglich Platz schaffen. Dazu gehört freie Einfahrt, freie Strecken beiderseits bis zum nächsten Block, Freihalten der Durchfahrtgleise, Beseitigen der etwa Aufenthalt habenden Personenzüge, genug, alles, was Zeitverlust, Verantwortlichkeit und Verdruss schafft. Diese gegenseitige Behinderung der Züge von verschiedener Geschwindigkeit bildet ein so großes Moment der Gefahr und Betriebserschwerung, dass es noch fraglich ist, ob man nicht auf zweigleisigen Bahnen an Sicherheit gewinnen würde, wenn das eine Gleis dem Güter- und das andere dem Personenverkehr eingeräumt und dann beide in verschiedenen Richtungen, als eingleisige Bahnen betrieben würden.

Zum Schluss noch ein Wort über das Fahren in Raumabstand, das sogenannte Blocksystem. In Deutschland seit langer Zeit mit Ausnahme einiger Nebenbahnen Grundlage des ganzen Betriebes, ist es auch in Oesterreich auf dem Wege, obligatorisch eingeführt zu werden, nachdem die Staatsbahnen längst und nach und nach auch eine Reihe von Privatbahnen es angenommen haben. Auf den ungarischen Bahnen wird wohl noch heute zumeist nach Zeitabstand gefahren. Diese Betriebsart, die dem schlimmen Zufall den weitesten Spielraum lässt, hat ihre Schwächen erst kürzlich in der großen Katastrophe von Castel Giubileo bei Rom bewiesen, wo ein Zug wegen zu starken Andrangs getheilt werden musste, und beim ersten unfreiwilligen Aufenthalt des vorderen Abschnittes der zweite Zug mit voller Geschwindigkeit auf den ersten hinauffuhr. Das unbrauchbarste Betriebssystem wirkte dort allerdings mit einer echt italienischen Nachlässigkeit der Beamten zusammen, um zu diesem Resultat zu kommen. Das Blocksystem, bei welchem kein Zug von einem Bahnabschnitt auf den nächsten übertreten darf, bevor derselbe thatsächlich geräumt ist, ist bei starkem Verkehr schlechterdings unentbehrlich, aber es hat anderseits auch das mit der Signalanwendung überhaupt gemein, dass es nur unter der Voraussetzung eines zuverlässigen Personals wirksam ist und bei schlechter Bedienung mehr schadet als nützt, wie die Offenbacher Katastrophe beweist. Zudem ist es nur auf den Streckenbetrieb von Einfluss, und zwar lediglich auf die Verhinderung von Zusammenstößen auf der freien Strecke. Viel mehr Gefahren lauern in dieser Hinsicht, wie oben nachgewiesen ist, in den Bahnhöfen. Was gegen sie etwa an Vorbeugungsmaßregeln gethan werden kann, mag gelegentlich ein späterer Artikel auseinandersetzen.

W. B.

---

## Ein neues Buch Tolstojs.

„Die Knechtschaft unserer Zeit"*)

Als „Predigt" charakterisiert Tolstoj selbst sein neuestes Werk. Eine Enttäuschung liegt darin für viele, die einen neuen Roman von ihm erwarteten. Allgemein vermuthete man, dass er die Probleme, die er in seiner früheren kurzen Erzählung „Der Herr und der Knecht" leicht berührt hatte, jetzt in künstlerisch vollendeter Form behandeln werde. „Die Auferstehung" hat zur Genüge bewiesen, dass der greise Meister den Pinsel künstlerischer Darstellung mit einer Frische handhaben kann, um die ihn alle vom „jungen Russland", die Tschechow, Korolenko und Gorkij, beneiden konnten. Doch er legt leider den Pinsel weg, kleidet sich in seine Apostelgewänder und hält eine Predigt.

Eine grunderschütternde Predigt: gegen die Nationalökonomie, gegen die Sociologie, den Socialismus, die Cultur, das Eigenthum, den Staat oder nach seiner Terminologie gegen die „organisierte Vergewaltigung", kurz gegen alle Begriffe, die selbst die gebildetsten und die fortgeschrittensten Europäer ihre Ueberzeugung nennen. Sie gipfelt in dem flammenden Proteste gegen die Förderung der materiellen Cultur um jeden Preis, gegen den Satz: fiat cultura pereat mundus!

Schon die Wahl der Motti ist bezeichnend. Zunächst wird das Evangelium citiert mit dem Satze: „Widerstrebet nicht dem Bösen" Matth. 5, 39. Dann der Arbeiterapostel Robert Owen, zuletzt der Culturreformer John Ruskin. „Nicht darin liegt das Uebel," so heißt es nach Ruskin, „dass die Menschen sich schlecht ernähren, sondern darin, dass sie kein Vergnügen an der Arbeit finden, durch welche sie ihr Brot verdienen, und deshalb den Reichthum für das einzige Vergnügungsmittel halten." In der Einleitung erzählt [illegible] er im neuen Werke Gedanken und Gefühle [illegible] Volkszählung in Moskau wach- [illegible] in seiner Brochüre „Was

*) [illegible]

sollen wir also thun?“, behandelt hatte. Als Grundsatz gilt ihm — die Verneinung der Gewalt. „Ertraget die Gewalt, doch thut nicht mit.“ „Ich weiß,“ sagt Tolstoj, „dass diese erhabenen Worte des Evangeliums, die nach der Lehre der Kirche und der Liberalen fälschlich ausgelegt werden, meinem Werk die Mehrzahl der sogenannten gebildeten Menschen abwendig machen werden, doch ich kann sie nicht hindern, das Evangelium für ein rückschrittliches Buch zu halten. Mir handelt es sich darum, auf die Quelle zu verweisen, aus welcher ich eine Wahrheit geschöpft, die die Menschen noch nicht verstehen und die einzig imstande ist, die Menschheit von allen Uebeln zu erlösen.“ Er beginnt mit der haarsträubend wahrhaftigen Beschreibung der Lage der Moskauer Bahnarbeiter, die volle 36 Stunden ohne Ruh und Rast Güter verladen müssen. Daran knüpft sich die Betrachtung über die Lage der Arbeiter, die bewusst gesundheitsschädliche Arbeit verrichten: Setzer, Spiegel-, Karten-, Zündhölzchen-, Zucker-, Tabak-, Glasarbeiter, Kohlengräber, Goldwäscher... Statistische Daten beweisen, dass die durchschnittliche Lebenslänge der besseren Stände 55 Jahre, während die solcher Arbeiter bloß — 29 Jahre beträgt. „Man sollte glauben, dass die Menschen, die davon wissen und trotzdem Arbeit benützen, die Menschenleben erfordert, keine Minute länger ruhig bleiben können,“ ruft Tolstoj aus. „Doch wir liberale, humane, so sehr feinfühlende Menschen, die wir nicht bloß kein Menschenleid, sondern auch keine Thierquälerei dulden, lassen nicht ab, solche Arbeit zu benützen, auf Kosten anderer reicher zu werden, und bleiben dabei ganz ruhig.“

Die Schuld für diese Verblendung wälzt Tolstoj nicht nur auf die alte Pfaffenlehre, welche besagt, es sei Gotteswille, dass auf Erden Herren und Knechte sein müssen, sondern auch auf die Sociologie, welche sogar Gesetze erfunden habe, nach welchen die Arbeit und ihre Ausnützung unter den Menschen vertheilt werden. Wie früher über den Gotteswillen Stöße von Büchern niedergeschrieben wurden, so werden jetzt ganze Haufen von Broschüren über Arbeit, Angebot und Nachfrage, Capital, Renten, Lohn, Wert, Mehrwert u. s. w. zusammengestellt. Alle diese Schriften sind gerade so unverständlich, wie die früheren theologischen Tractate, doch sie erreichen ihr Ziel, sie erklären die bestehende Gesellschaftsordnung, nach welcher einige Menschen nichts zu arbeiten brauchen und ganz ruhig auf Kosten ihrer Mitmenschen leben können. Ein Grundsatz ist allen diesen Lehren gemeinsam: nämlich, dass das Verhältnis der Menschen zueinander nicht dadurch bedingt ist, was sie für gut und böse halten, sondern dadurch, was denjenigen Menschen bequem ist, die sich in einer bequemen Lage befinden. Aber wie früher die Pfaffenlehre, so hat in neuester Zeit die Socialistenlehre einige Bedenken erzeugt. Weder die Kürzung der Arbeitszeit, noch die Lohnerhöhung, noch auch die versprochene Vergesellschaftung der Productionsmittel könne den Arbeiter von der Verrichtung solcher Arbeit befreien, die lebensgefährlich war und bleiben wird. Alle Dichter und Denker erklärten die Feldarbeit für das Ideal des Menschenglückes, da sie im Gegensatze zur Fabriksarbeit immer gesund ist, doch die neue Lehre behauptet, dass die Landleute ihre Dörfer verlassen müssen, um in den Stadtfabriken besseres Unterkommen zu suchen. Nun zieht Tolstoj scharf gegen die Gleichheitsutopien Bellamys zu Felde. Wie wird es mit der Arbeitseintheilung im Zukunftsstaate ausschauen? Wer wird die gesundheitsschädlichen Fabriksarbeiten verrichten? Wer wird Schminkenarbeiter mit Maulkorb sein wollen, wer Locomotivheizer, Grubenarbeiter, Canalputzer? Darüber schweigt sich die neue Lehre aus. Ohne Arbeitszwang ist die Arbeitseintheilung nicht zu denken. Und wie harmoniert dieser Zwang mit der versprochenen Bürgerfreiheit? Es werden sich immer Leute finden, die behaupten werden, alle die Ausstellungen, Akademien, alle Biere, Weine, selbst das Fleisch, seien unnütz, ja schädlich. Wie wird man solche Leute zwingen, an der Erzeugung von Dingen theilzunehmen, die sie für gemeingefährlich halten? Infolge dessen ist auch die Voraussetzung, dass nach der Verwirklichung des socialistischen Ideals alle Leute frei sein werden und alles dies benützen werden, was jetzt vermögende Classen benützen, unbegründet, denn sie enthält unlösbare innere Gegensätze in sich.

Geradeso wie vor der Aufhebung der Leibeigenschaft die fortgeschrittenen Elemente ihre Abschaffung forderten, doch die ehemals Leibeigenen immer im Abhängigkeitsverhältnis zu den Eigenthümern, Indemnitäten und Steuern beließen, fordert man jetzt die Befreiung der Arbeiter von den Capitalisten und die Vergesellschaftung der Productionsmittel, doch man belässt die Arbeiter im Abhängigkeitsverhältnis von der jetzigen Arbeitseintheilung, die man für unabänderlich hält. Die Socialistenlehre, welcher, ohne auf Einzelheiten einzugehen, jetzt alle Leute folgen, die sich für gebildet und fortgeschritten halten, erscheint bei oberflächlicher Betrachtung als eine liberale, sogar eine radicale Lehre, indem sie Angriffe gegen besitzende Classen enthält, doch bei näherer Betrachtung erweist sich dieselbe als eine höchst conservative, grobe und grausame Lehre! Man will unbedingt an der jetzigen Arbeitseintheilung festhalten, denn man will fortgesetzt ein möglichst großes Quantum von Culturobjecten erzeugen. Man sieht in allen Eisenbahnen, Telegraphen, Telephonen, Photographapparaten, Röntgen Strahlen, Kliniken, Ausstellungen und in allen Anwendungen des Comfortes etwas so Heiliges, dass man nicht einmal den Gedanken zulässt, dass Veränderungen eintreten können, die alle diese Culturerobernngen unnütz machen. Wie es früher: fiat justitia — pereat mundus — hieß, ist jetzt: fiat cultura — pereat justitia — das Losungswort. Doch, wenn dazu, dass London oder Petersburg elektrisch beleuchtet werden oder dass Damen Kleider aus schönen Stoffen tragen, wenigstens ein Menschenleben, ein Menschenopfer nöthig ist — die Statistik beweist, dass ihrer mehr sind — so wird ein wirklich gebildeter Mensch vorziehen, alles dessen zu entbehren, als an Menschenopfern mitschuldig zu sein. Wenn die Menschen einmal begreifen, dass sie zu ihrem Vergnügen nicht das Leben ihrer Mitbrüder brauchen müssen, werden sie die Erfindungen der Technik so einzurichten verstehen, dass sie die Natur beherrschen werden, ohne ihre Brüder in Knechtschaft zu halten.

Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft änderte man bloß die Form der Knechtschaft: persönliche Knechtschaft verwandelte man in Geldknechtschaft. „Eiserne Gesetze“ sollen nach dem Ausdrucke der deutschen Socialisten die Menschheit in derselben erhalten. Doch wie die Zeit gekommen ist, wo die Menschen die Gesetze über die Leibeigenschaft abschafften, nachdem sie sich von dieser Schädlichkeit überzeugt haben, so sind schon jetzt die schädlichen Folgen der heutigen Gesellschaftsordnung so klar zutage getreten, dass überall Zweifel über die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Pfeiler derselben: der Gesetze über Landbesitz, Steuern und Eigenthum, laut werden. Ist es wahr, dass man Acker nicht benützen darf, wenn sie Eigenthum von Menschen sind, die sie nicht bebauen? Ist es wahr, dass Steuern deshalb gezahlt werden müssen, weil sie mit allgemeiner, wenn auch stummer Zustimmung eingeführt wurden und angeblich zu allgemeinem Nutzen verwendet werden? Ist es wahr, dass man Gegenstände, die zur Erzeugung eigener Bedürfnisse nöthig sind, nicht benützen darf, wenn dieselben das Eigenthum anderer Menschen bilden? In dem Bestehen dieser drei Gesetze liegt der Grund der Knechtschaft unserer Zeit. Es sind viele Constitutionen eingeführt worden, doch sowohl in Republiken wie in den Despotien bestehen diese Gesetze, nach welchen es einigen Menschen gegeben ist, durch organisierte Gewalt andere Menschen zu zwingen, ihren Willen zu erfüllen und für die Nichterfüllung desselben sie Schlägen, Freiheitsraub, sogar dem Tode preiszugeben. Die Ursache des Arbeiterelends ist die Knechtschaft, die Ursache der Knechtschaft sind die Gesetze, die auf organisierter Gewalt beruhen. Man solle nun bei derselben anfangen, wolle man zur Aufhebung der Knechtschaft gelangen. Dies ist nur durch Verweigerung von Geld und Soldaten zu erreichen; kein Mensch soll weder freiwillig, noch zwangsweise an der Ausübung der Regierungsthätigkeit theilnehmen, weder Soldat noch Feldmarschall, weder Minister noch Abgeordneter u. s. w. werden, kurz keine Stelle annehmen, die mit Gewalt verbunden ist. Ferner soll er weder Steuern zahlen, noch von gesammelten Steuern leben. Endlich soll der Mensch, der nicht nur sein eigenes Wohl, sondern auch die Besserung der Lage anderer herbeizuführen wünscht, keine Regierungsgewalt anrufen, weder zur Beschützung seines Besitzes, noch zu seiner Sicherheit, er soll sowohl sein Land, wie auch die Erzeugnisse fremder und eigener Arbeit in dem Maße besitzen, als keine Forderungen anderer Menschen an dieselben gestellt werden.

Gegen den Einwand der Unausführbarkeit dieser Gebote hilft sich Tolstoj durch die Annahme, dass ein Mensch, der sich einmal des Verbrecherischen seiner Theilnahme an der Erhaltung der jetzigen Gesellschaftsordnung bewusst sein wird, durch Enthaltung von allem Ueberflüssigen spontan sein Leben so einzurichten trachten wird, dass er an dem herrschenden Uebel die wenigste Schuld trage. „Wir wissen es nicht und können auch nicht voraussehen,“ sagt Tolstoj zum Schlusse, „geschweige denn vorschreiben, auf welche Weise die Schwächung der Regierungen und die Befreiung der Menschheit von ihnen vor sich gehen wird, wir wissen auch nicht, welche Formen das menschliche Leben im Verhältnisse zur fortschreitenden Befreiung von der Regierungsgewalt annehmen werde, doch wir wissen bestimmt, dass das Leben von Menschen, die der Regierung nicht angehören und dieselbe nicht anrufen werden, dem gesetzlichen Leben und unserem Gewissen mehr entsprechen werde, als das gegenwärtige, wo Menschen, die selbst an der Regierung theilnehmen, zum Scheine mit derselben kämpfen, um durch neue Gewalt die alte aufzuheben.“

Dies ist der Ideengang des neuesten Werkes des Apostels aus Jasnaja Poljana. „Der renitente Anarchist,“ wie ihn treffend Paul Eltzbacher in seinem Werke über den Anarchismus nennt, spricht aus jeder Zeile. Das ethische Selbstbewusstsein, dessen höchstes Gesetz altruistische Pflicht gegen Mitmenschen ist, wenn sie auch auf egoistischen Instincten basiert, wie es Krapotkin in seiner Broschüre „La morale anarchiste“ dargethan, ist sein ewiges Leitmotiv, das uns seit 1883 aus allen seinen philosophischen Betrachtungen, am schönsten in: „Das Reich Gottes ist in Euch selbst“ klingt. Das Neue liegt darin, dass er dieses Motiv zur Widerlegung des orthodoxen Socialismus und zur Untergrabung des sociologischen Götzen benützt, der besonders stark von der russischen Jugend angebetet wird.

Dr. Dmitrij Wergun.

## Mirbeaus erster und letzter Roman.

Fast gleichzeitig erschien von Octave Mirbeau der neue Roman „Journal d'une Femme de chambre“, womit er zum erstenmal einen großen Erfolg beim Publicum gefunden, und die von Jeanniot illustrierte Neuausgabe seines vor vierzehn Jahren entstandenen ersten Romans „Le Calvaire“. Zwischen beiden Werken liegen nur drei in der Mitte, „L'Abbé Jules“, „Sébastian Roch“, „Le Jardin des Supplices“. Man darf also Mirbeau nicht den Vorwurf der Vielschreiberei machen, zumal er auch als Chroniqueur des „Journal“ und anderer Blätter große Pausen macht und keine Regelmäßigkeit innehält. Er lebt auch möglichst wenig in Paris und möglichst viel auf seinem Landgute der Normandie, wo er mit Leidenschaft dem Gartenbau obliegt. Keiner seiner Romane ist daher ein wirklicher und ausschließlicher Pariser Roman. Mirbeau bleibt überall der Verfasser der „Lettres de ma Chaumière“, womit er im Jahre 1882 seinen literarischen Ruf begründete. Das gilt auch vom „Calvaire“, obschon dessen größere Hälfte in Paris spielt, denn dieser mit dem ersten Theil nur lose zusammenhängende zweite Theil ist von viel geringerem Werte. Schon äußerlich sieht man das der neuen Ausgabe an, wenn man die Bilder durchblättert. Wie vortrefflich sind die kräftigen Zeichnungen Jeanniots, wo es sich um die träumerische Jugendgeschichte des Helden auf dem Lande und seine Erlebnisse im Kriege von 1870 handelt, und wie unbefriedigend werden sie, sobald die Geschichte der verhängnisvollen Pariser Cocotte Juliette Roux anfängt, die dem Helden den Kopf verdreht und ihn einen „Golgatha“ ersteigen läßt, wie ihn seit Balzacs Madame Marneffe alle großen und kleinen Romandichter geschildert haben! Nun sind ja allerdings von jeher realistische Soldatenbilder Jeanniots Stärke gewesen, aber es kommt doch dazu, dass ihn die zweite Hälfte des „Calvaire“ unmöglich so begeistern konnte, wie die erste. In dieser ist Mirbeau als muthiger Vorläufer zu Zolas „Débâcle“ zu betrachten, denn er wusste sich schon im Jahre 1886 auf eine höhere, allgemein menschliche Warte zu stellen, indem er nicht als französischer Revanchard, sondern als Feind aller Kriege einige klägliche Episoden des Winterfeldzuges wahrheitsgetreu erzählte. Sein Held empfindet z. B. heftige Gewissensbisse, weil er ohne zwingende Noth der Selbstvertheidigung einen deutschen Wachtposten niederschießt, und umarmt dessen Leiche. Das war vor vierzehn Jahren ein großes literarisches Wagnis und ist auch heute noch etwas Außergewöhnliches.

Wie der „Calvarienberg“ Mirbeaus den Krieg als solchen bekämpft, so richten sich auch seine anderen Romane gegen irgend einen socialen Missstand. Im „Abbé Jules“ zeichnete er den Priester ohne inneren Beruf, der zum Schürzenjager gemeinster Sorte herabsinkt, im „Sébastien Roch“ die übeln Folgen der Jesuitenerziehung, im „Jardin des Supplices“ die Grausamkeit der chinesischen Tortur mit durchsichtigen Anspielungen auf die Greuel der Teufelsinsel. Im „Journal d'une Femme de chambre“ endlich brandmarkt er mit unvergleichlicher satirischer Kraft die moralischen Schäden des Dienstbotenwesens. Zola hat diese Saite schon im „Pot-Bouille“ in Schwingung versetzt, wo der „Escalier de service“ einen so kräftigen Contrast zu dem heuchlerischen teppichbelegten „Grand Escalier“ bildet, aber Mirbeau geht der Sache noch mehr auf den Grund, indem er die Dienstboten die ersten Rollen übernehmen läßt. Er ist darin soweit gegangen, dass er sogar selbst im Namen einer schnippischen und ziemlich gewissenlosen Kammerjungfer, die sich in ihrer Verachtung der Bourgeois offenbar sehr groß vorkommt, die Feder führt. Sehr wahrscheinlich ist nun zwar seine Zofensprache nicht, denn sie bleibt überall literarisch, aber dieses stilistische Exercitium hat dem Schriftsteller doch einen wesentlichen Dienst geleistet, indem er sich zu einer Vereinfachung seiner Schreibweise gezwungen sah. Der rhetorische Schwulst und die allzu malerischen Beschreibungen mit seltenen Adjectiven, die noch im „Jardin des Supplices“ im den Durchschnittsleser abschreckende Langen erzeugten, fallen im „Tagebuch einer Zofe“ ganz weg. Thatsachen folgen auf Thatsachen und die Reflexionen sind knapp und übersetzen nicht wesentlich den Horizont einer intelligenten Dienerin, die in vielen vornehmen Häusern verkehrt hat. Das Talent des Schriftstellers kommt namentlich in der unwillkürlichen Komik zur Geltung, die in den [illegible] und [illegible] zutage tritt. [illegible]

[illegible]

der Casse zu sitzen und die Gäste zu animieren. So endet die hochnäsige Célestine, die über alle Damen, die sie bediente, die Nase rümpfte. Mirbeau hat in diesem Buche alle moralischen Missstände, welche das Dienstverhältnis beim Herrn und beim Diener erzeugen, scharf beleuchtet und als echter Satiriker auch wohl etwas übertrieben. Dass dabei die erotische Seite der Aufgabe stellenweise bis zur Schlüpfrigkeit verfolgt wird, darf auch nicht geleugnet werden, aber eine Ungerechtigkeit wäre es, den Erfolg beim Publicum diesem Umstande zuzuschreiben und deswegen das ganze Buch zu verwerfen.

Paris. Felix Vogt.

---

## Der Bundschuh.

Oper in einem Aufzuge. Dichtung von Max Morold, Musik von Josef Reiter. op. 23. Erste Aufführung in der Hofoper 13. November 1900.

So wäre es denn erreicht, das heißersehnte Ziel, nach welchem Josef Reiter so viele Jahre vergebens gestrebt: seine Oper „Der Bundschuh“ hat in unserer Hofoper die erste Aufführung erlebt. Als erste darf ich sie wohl bezeichnen, denn die mit unzulänglichen Mitteln, aufsässigen Künstlern und vor unmaßgeblichem Publicum erfolgte Aufführung in Troppau dürfte dem Componisten kaum die Erfüllung seiner Wünsche gebracht haben. Auch was er in Wien mit seinen Werken bisher erreichte, war eigentlich nichts als eine lange Reihe von Enttäuschungen, die schließlich hilfreiche Freunde veranlasste, auf dem heute nicht mehr ganz ungewöhnlichen Umwege der Vereinsgründung dem Künstler den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen. So viel ich weiß, ist es nicht allgemein bekannt, dass heute in Wien eine begeisterte Reiter-Gemeinde besteht, die draußen in Hietzing in den Räumen des „Hietzinger-Hof“ Reiter-Concerte veranstaltete, die zwar seine Anhänger in überschwengliches Entzücken versetzten, aber dem großen Publicum unbekannt blieben. So pendelte seine Muse lange Zeit rathlos zwischen gefährlicher Verwöhnung und entmuthigender Ignorierung hin und her, aber das richtige Echo fand Reiter doch nirgends, zumal ihm der Verein manchmal Kräfte zur Verfügung stellte, die zwar Steine erweichen, aber keine Herzen rühren konnten.

Nun endlich ist die richtige Umgebung gefunden, in der Reiter sein Talent entwickeln kann. Er hat dabei den großen Vortheil, einen dramatischen Mitarbeiter zu besitzen, der seiner Begabung hilfreich entgegenkommt. Die Dichtung Max Morolds, die uns eine Art Götz en miniature vorführt, verräth geschickten dramatischen Aufbau, hat abwechslungsreiche Scenen und gibt immer ein belebtes, allgemein verständliches Bühnenbild. Sie leidet allerdings auch unter der Nothwendigkeit, die ganze Handlung in einen einzigen Act zusammenzudrängen, und man fühlt, dass dem Dichter der kleine Rahmen bisweilen etwas zu eng geworden ist. Außerdem zwingt ihn die gedrängte Form, eine Menge erklärender Worte zu gebrauchen, die sich zwar sehr schön lesen, aber bei der Aufführung unverständlich bleiben und deshalb in ihrer Wirkung ganz abfallen. Das Publicum, das das Werk früher nicht studiert hat und sich ausschließlich dem Bühneneindruck naiv hingibt, weiß ganze Scenen lang nicht, um was da eigentlich gestritten und was hinter der Scene gesungen wird.

Vielleicht ist durch die kurze Dauer des Werkes auch die Musik beeinflusst worden. Sie hat nicht recht Zeit, sich an der richtigen Stelle auszubreiten und Gestalt zu gewinnen. Im allgemeinen hat sie wohl den Stil, den jetzt alle modernen Opern verrathen, den des beständigen Parlando auf der Bühne mit entsprechender Charakteristik durch das Orchester. Theoretisch war das ja auch das Princip Wagners, aber praktisch hat es bei ihm anders ausgesehen als bei den Epigonen. Ich muss immer wieder darauf zurückkommen, dass Wagners „unendliche Melodie“ in Wahrheit aus einer Unzahl endlicher Melodien bestand, die nur geschickt ineinander verwoben waren. Die neueren Opern — und davon macht auch Reiter keine Ausnahme — scheinen aber in der That nur eine Melodie zu haben, die in unterschiedsloser Gestalt über den ganzen [illegible] wird. So entsteht ein Mangel an Charakteristik, der uns im ersten Augenblick den Eindruck verschafft, alle Personen [illegible] ein und dasselbe musikalische Gesicht. [illegible], über Ehrengard, die Herrin auf [illegible], oder ob er eine Liebesscene mit [illegible], oder die Unterbeichtshaber [illegible] immer derselbe Ton, in dem die [illegible] sprechen. Aus dem Orchester [illegible] aber sie zerstreuen, bevor sie [illegible]. Der Componist wird mir vielleicht [illegible] Stützpunkte zu schaffen [illegible] da mit Recht auf wiederholte [illegible] in den Liedern des Schneiders [illegible] der Bauern vor der [illegible] und nicht nur an Zahl [illegible] auch der melodiösen Erfindung [illegible] recitativischen Charakter der

übrigen Oper genug abzustechen. Auch der Hinweis auf die dramatische Nothwendigkeit würde hier keine genügende Rechtfertigung bilden. Wenn diesmal das Drama wirklich keine andere musikalische Behandlung zugelassen hat, dann muss es eben in Zukunft anders gemacht sein, denn in einem Kunstwerk, in dem mehrere Künste mitwirken, muss eine der anderen in die Hand arbeiten.

Dass Reiter das Orchester technisch meisterhaft zu handhaben versteht, brauche ich wohl bei ihm ebenso wenig hinzuzufügen wie bei irgend einem modernen Componisten, und da er dem dramatischen Faden verständnisinnig zu folgen verstand, konnte es an einem schließlichen Erfolge nicht fehlen. Den vollen Erfolg aber, den er braucht und den wir wünschen, wird er erst erreichen, wenn er imstande ist, jeder Gestalt ihre specifische musikalische Physiognomie zu verleihen.

Die Aufführung des Werkes war ausgezeichnet, zumal auch in den kleinsten Rollen die ersten Kräfte unserer Oper beschäftigt waren, die Chöre gut studiert und die schwierigsten Ensemblesätze bis ins Detail ausgearbeitet waren. Director Mahler hat sehr wohl daran gethan, bei der Annahme des Werkes den Grundsatz Webers walten zu lassen, „es sollte jeder Strebende dem Publicum wenigstens einmal zur Beurtheilung vorgestellt werden“. Vielleicht erinnert er sich bei der Gelegenheit auch, dass noch ein heimischer Componist — Hugo Wolf — dieser Vorstellung harrt.

Richard Wallaschek.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Zwischen der Ritualmord- und der übrigen Presse hat sich bei Gelegenheit des Compromisses über die bosnischen Bahnen eine Meinungsverschiedenheit ergeben. Die Ritualmordpresse feierte nämlich das Compromiss als einen Sieg des Herrn v. Koerber, während die übrige Presse darin eine Niederlage sah. Seitdem die Menschheit besteht und überhaupt von Siegen und Niederlagen spricht, hat es noch nie einen derartigen Zwiespalt der Ansichten ergeben. Wo immer es einen Kampf gegeben hat, hat man doch schließlich genau gewusst, welche von den beiden Parteien die Schlacht gewonnen und welche sie verloren hat. Nur im Fall der bosnischen Bahnen ist selbst dieser Punkt controvers. Glücklicherweise sind wir aber in der Lage, den Streit zu schlichten, und es bereitet uns eine besondere Genugthuung, ihn im Sinn der Ritualmordpresse entscheiden zu können. Die übrige Presse hat den Fehler begangen Herrn v. Koerber mit Oesterreich zu identificieren, und da zweifellos in der bosnischen Affaire Oesterreich unterlegen ist, hat sie auch ohneweiters von einer Niederlage des Herrn v. Koerber sprechen zu dürfen oder zu müssen geglaubt. Das ist eben falsch. Herr v. Koerber identificiert sich durchaus nicht mit Oesterreich, ein österreichischer Minister thut das überhaupt nicht, Herr v. Koerber identificiert sich vielmehr mit seinem Portefeuille, und da er aus dem Zusammenbruch der bosnischen Hoffnungen Oesterreichs sein Ministerportefeuille gerettet hat, so sieht folgerichtig er und mit ihm seine Presse in der Niederlage Oesterreichs — wie parador das auch altmodischen Menschen klingen mag — einen Sieg des Ministerpräsidenten. Tout est perdu fors le portefeuille.

*

Herrn v. Koerbers Gegner hatten allerdings anders speculiert. Das bekannte Entrefilet der „Neuen Freien Presse“, in welchem ihm vor seiner Budapester Reise zart angedeutet wurde, er möge für den Fall der Ablehnung der österreichischen Forderungen seine Demission verlangen, war eine Falle, die ihm, wie allgemein angenommen wird, vom Grafen Goluchowski gestellt worden war. Aber Herr v. Koerber, der in allen Angelegenheiten, die ihn selbst angehen, viel klüger ist als in jenen, die Oesterreich betreffen, hat die Falle sofort erkannt und ist nicht hineingegangen. Herr v. Koerber hat damit seine staatsmännische Capacität vollauf bewiesen. Schon Napoleon III. hat auf den Vorschlag einer Allianz mit Oesterreich die berühmte Antwort gegeben: „Mit einem Cadaver verbindet man sich nicht.“ Umsoweniger identificiert man sich mit ihm. Und so hat sich auch Herr v. Koerber in der bosnischen Frage nicht mit Oesterreich identificiert, er hat nicht seine Demission angeboten und ist so, trotz Oesterreich und der Niederlage Oesterreichs, heiler Haut Ministerpräsident geblieben.

*

Damit erscheint uns der ganze Casus klargestellt. Nur eines ist uns noch unverständlich, nämlich, wie gerade der Graf Goluchowski darauf rechnen konnte, dass Herr v. Koerber so unvorsichtig sein werde, aus einem Misserfolg Oesterreichs persönliche Consequenzen zu ziehen. Der Graf Goluchowski — von Goluchowo, wie Herr [illegible], der [illegible], sagen würde — thut das selbst doch auch nie. Seitdem Oesterreich-Ungarns äußere Politik die hohe Ehre genießt, von dem gräflichen Schlachzizen und seinem baronisierten Factor Doczi geleitet zu werden, hätte Graf Goluchowski schon dutzendemale demissionieren müssen, wenn er sich mit jedem der unter ihm errungenen Misserfolge Oesterreich-Ungarns in der äußeren Politik hätte identificieren wollen. Aber Graf Goluchowski identificiert sich mit Oesterreich nicht. Siehe oben Napoleon u. s. w. Wenn ein französischer Staatsmann, wie Napoleon, schon vor dreißig Jahren so von Oesterreich gesprochen hat, wäre es doch traurig, wenn österreichische Staatsmänner, die ja Oesterreich immerhin immer zu beobachten Gelegenheit hatten, sich heute noch irgend welchen Illusionen über ihr Heimatland hingeben sollten. Es wäre Blasphemie, [illegible] zuzumuthen. Seine ganze, durch zahlreiche Misserfolge Oesterreich-Ungarns [illegible] aber nicht durch ein [illegible] Graf Goluchowski getrübte Lauf[illegible]

dazu, dem Herrn v. Koerber das zuzumuthen, was er selbst nicht thut? Wie verträgt sich das mit der christlichen Moral?

*

Nicht einmal in der Polna-Affaire traut sich das „Neue Wiener Tagblatt“ ein offenes, männliches Wort zu schreiben. Wenn man seinen schielenden Artikel über den Pisecker Process liest, möchte man fast meinen, dass sich die „Steyrermühl“-Gesellschaft auch schon um die Drucksorten für die Ritualmordagitation bewirbt. Oder ist es nur die Rücksicht auf den dummen Kerl von Wien, die das Blatt so zaghaft macht, und ist diese Species von Culturmenschen im Leserkreis des Tagblattes so stark vertreten?

## Volkswirtschaftliches.

Der Verwaltung der Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Straßenbahnen ist dieser Tage die Steuervorschrift für die Jahre 1899 und 1900 zugekommen, und wie so manchesmal in den letzten zwei Jahren soll die Verwaltung aufs äußerste überrascht gewesen sein über die Consequenzen, zu welchen die schwindelhafte Umgründung der alten Tramway führte. Millionen für Steuern sind dadurch hinausgeworfen worden. Bisher verlangte der Fiscus nur eine zweimalige Besteuerung des rechnungsmäßigen Agios, mit dem die neuen Bau- und Betriebsactien ausgegeben wurden. Zweifellos wird er auch Steuerleistung dafür verlangen, dass das Liquidationsergebnis der alten Tramway mit 200 Procent pro Actie angenommen wurde. Wenn alle diese Steuerträume des Fiscus in Erfüllung gehen, dann wird die Umwandlung der Tramway in die Betriebsgesellschaft nicht weniger als etwa zehn Millionen Kronen an Steuern verschlingen. Ob dieser enorme Betrag wirklich voll zur Zahlung gelangt, ist allerdings fraglich. Zweifellos erscheint es, dass die Bewertung des Liquidationsergebnisses für jede alte Tramwayactie mit 200 Procent, während der versteuerte Buchwert 125 bis 135 Procent betragen haben dürfte, zur Besteuerung der Differenz Anlass geben muss. Das scheint unvermeidlich. Dass das Agio von $33\frac{1}{3}$ Procent, mit dem die Actien der neuen Gesellschaft ins Leben traten, versteuert werden muss, steht vorerst noch nicht so fest. Ob das Aufgeld bei Actieneinzahlungen als Gewinn des Actienunternehmens anzusehen und als solcher zu besteuern ist, ist bei uns wie in Deutschland eine vielumstrittene Frage, welche bei uns noch nicht zur principiellen Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes nach den neuen Steuergesetzen gelangt ist. Angenommen, der Verwaltungsgerichtshof normiert principiell die Steuerpflicht für Actienagio, so folgt daraus noch nicht unbedingt, dass auch das Agio der Actien der Betriebsgesellschaft steuerpflichtig sei. Hier liegt die Sache doch anders. Die Actien wurden, mit Ausnahme jener circa zwei Millionen Gulden, welche Siemens & Halske übernommen haben, nicht bar eingezahlt, sondern im Umtauschwege gegen alte Tramwayactien ausgefolgt, ohne irgend welche Bargeldbewegung. Die neuen Actien wurden mit einem Nominale von 150 fl. und einem Agio von 50 fl. verrechnet; derselbe Effect wäre erzielt worden, wenn man die neuen Actien zu 200 fl. Nominale ohne Agio verrechnet hätte. Ein Gewinn selbst in dem Sinne, wie ihn andere Actiengesellschaften durch Ausgabe von Actien über Pari erzielen, ist nicht eingetreten. Zudem wird das Agio bereits als Liquidationsüberschuss der alten Tramway der Besteuerung unterworfen, und die neuerliche Versteuerung wäre ersichtlich eine principiell kaum zulässige Doppelbesteuerung. Allerdings sind dies Einwände wirtschaftlicher Natur; juristisch steht die Sache so, dass die alte Tramwaygesellschaft und die neue Betriebsgesellschaft zwei verschiedene Rechtssubjecte sind, also auch verschiedene Steuerpflichtige, und es ist fraglich, ob der Richter von der formal juristischen Betrachtung absehen kann und die wirtschaftliche Continuität der beiden Gesellschaften in die Wagschale werfen darf. Es ist also leicht möglich, dass die Doppelbesteuerung eintritt. Für ausgeschlossen muss man es aber vernünftigerweise halten, dass auch die dreifache Besteuerung eintritt. Das Steuergesetz sagt wohl in § 92, dass für das erste und zweite Betriebsjahr einer neuen Unternehmung, der im ersten Jahre erzielte Reingewinn als Steuergrundlage gilt und darnach muss in der Regel die Steuer der beiden ersten Jahre die gleiche Höhe haben. Aber jedes Gesetz muss schließlich vernünftig ausgelegt werden. Und wenn der Gesetzgeber nun an den seltenen Fall der Gründung einer Gesellschaft mit Actienagio nicht gedacht hat (ganz verschieden von der Gründung mit Agio ist die Vergebung der Actien einer Neugründung mit Agio, wo das Aufgeld den Gründern oder anderen Personen und nicht der Gesellschaft zufließt) und wenn er daher auch keine Bestimmung für diesen Fall getroffen hat, so ist doch ganz klar, dass der Gesetzgeber nicht eine zweimalige Besteuerung eines Gewinnes beabsichtigen konnte, der nach der ganzen Sachlage nicht ein zweitesmal erzielt werden kann. Wird der Agioerlös als steuerpflichtig erkannt, so ist er eben ein steuerpflichtiger Gewinn außerhalb des regulären Geschäftsbetriebes und als solcher nicht mehr in die Reingewinnziffer des zweiten Jahres zur Steuerermittelung einzubeziehen. Aehnliches könnte sich auch ereignen, wenn eine neue Gesellschaft mehrere steuerpflichtige Betriebe unterhielte und einen oder einzelne noch im ersten Geschäftsjahr auflöste. Es könnten vernünftigerweise diese Betriebe nicht mehr zur Steuerermittelung des zweiten Jahres herangezogen werden.

*

Ob aber die Steuer nun einmal, zweimal oder dreimal zu entrichten sein wird, immer fragt es sich, warum denn überhaupt diese Millionensteuer riskiert werden musste? Oesterreichische Unternehmungen sind ja schließlich mit Steuern genugsam gesegnet, dass man nicht noch aus Muthwillen Steuern auf sich zu nehmen braucht. Alle diese Steuerfragen wären nicht entstanden, wenn einfach die alte Tramway fortbestanden hätte. Darauf weiß die Verwaltung wahrscheinlich eine treffende Antwort: der Dr. Lueger hat es so wollen. Und man kann sich dann über die Lueger-Siemens'schen Machenschaften seinen Theil denken, man wird die Antwort hinnehmen müssen. Dann wird man aber fragen, warum wurde die Umgründung nicht einfach durch Umtausch der Actien al pari — eine Tramwayactie gegen eine Betriebsactie — bewerkstelligt? Warum musste der Umtausch so gemacht werden, dass die alten Actien mit

200 Procent Agio, die neuen mit 33⅓ Procent Agio angenommen wurden? Vielleicht versucht die Verwaltung noch zu antworten, dass man die alten Actien deshalb mit einem hohen Agio annahm, weil die Actien einen bedeutend höheren Wert hatten, als den Nominalwert und dass man eben den Schätzungswert des Activvermögens als Liquidationswert einsetzte. Das mag noch hingehen, obwohl die Nothwendigkeit dazu nicht vorlag. Die Erklärung hat auch schon darin einen Haken, dass aus dem Agioerlös der neuen Gesellschaft sofort 1·7 Millionen Gulden für Abschreibungen wegen Minderwerts der von der Tramway übernommenen Activen verwendet wurden. Aber wenn man schon die alten Actien mit Agio verrechnete, warum auch die neuen? Um aus dem so gebildeten Specialreservefonds die Dividenden der Baujahre ergänzen zu können, war das nicht nöthig, denn allgemein ist es üblich, Intercalarzinsen zu Kosten des Baucontos zu verrechnen. Das Agio für die neuen Actien kann man nur einem Umstand zuschreiben: der Absicht, einen Gründungszwischengewinn zu machen. Bekanntlich war anfangs abgemacht worden, dass die Deutsche Bank etwa die Hälfte der neuen Actien, welche zu 133⅓% verrechnet wurden, mit 125% übernehme, so dass die Betriebsgesellschaft der Deutschen Bank 8⅓% = circa 1 Million Gulden bar herauszuzahlen gehabt hätte. Das war nur möglich, wenn die Actien über Pari verrechnet wurden, denn eine Actieneinzahlung unter Pari ist unzulässig. Dieser Gründungsschwindelgewinn ist bekanntlich von der Regierung bei den Concessionsverhandlungen gestrichen worden. In der Absicht, ihn zu erzielen, hat man aber die Gesellschaft der Gefahr ausgesetzt, zehn Millionen Kronen unnöthiger Steuern zahlen zu müssen! Allerdings hat die Generalversammlung, welche aus Strohmännern der Deutschen Bank bestand, alle Umwandlungsvorschläge genehmigt. Aber die Verwaltung hatte ihr von diesen Steuergefahren nichts gesagt. Und da ist zweierlei möglich. Entweder die Verwaltung hat selbst alle diese Steuerfragen nicht bedacht und dann hat sie zweifellos ihre Verpflichtung zur Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns verletzt oder sie hat sich das alles überlegt und doch die Gründung in die Actionäre so belastender Weise vorgeschlagen; in beiden Fällen kann die Verwaltung zum Ersatz des Schadens herangezogen werden. Freilich müssten sich Actionäre finden, welche die Energie haben, ihre Sache gegenüber der von Strohmänner-Actionären eingesetzten Verwaltung zu vertreten. Daran fehlt's und darum können sich leichtfertige und gewissenlose Verwaltungen bei uns alles erlauben. rh

* * *

Man schreibt uns aus **Berlin**: Die **Berliner Börse** hat wieder Lachs essen dürfen. Nach Monaten der Entbehrung that es wohl, eine kleine Steigerung miterleben zu dürfen. Dreißig Procent in manchen Papieren. Das war ein Ritt, freilich für manchen der Todesritt. Denn es gab nicht wenige, die ohne den genügenden langen Athem sich in die Baisse gewagt hatten. Auf sie hatte man speculiert, als die ersten festen Curse aus Amerika kamen. Und die Speculation hat sich nicht getäuscht. Einer nach dem andern musste decken, immer höher schnellten die Curse empor. Mit Dampfkraft wurde namentlich von der haute finance gearbeitet. Die Börsendirectoren der großen Banken hatten auf Proscriptionslisten jeden Baissier verzeichnet, der Reihe nach wurde ihnen die Hatz gemacht. Ganz plötzlich ist wieder der Umschwung eingetreten, die Hausse hat ihre Opfer gefordert, sie beginnt zu verschwinden. In Amerika lässt der Taumel nach, in England bereitet man eine neue Kriegsanleihe vor, und 153 Millionen deutsche Khakianleihen, **vorläufig**, sind auch keine Kleinigkeit. So befürchtet man denn eine Versteifung der Geldsätze, und da man nun auf einmal ins Fürchten und Erinnern hineingekommen ist, erinnert man sich gleichzeitig daran, dass es eigentlich in unserer Industrie noch immer miserabel aussieht, und so lässt man denn, ohne einzugreifen — selbst die Anatoliergruppe bleibt vorläufig unthätig — die Curse zurückgehen.

*

Recht böses Blut macht hier der sonderbare Schacher um die **schweizerische Eisenbahnverstaatlichung**. Noch stehen hier die Unglückstage zu frisch in aller Gedächtnis, da die deutschen Actionäre sich Hals über Kopf ihres Actienbesitzes entledigten. Damals hielt die haute-finance Deutschlands es für angebracht, in allen Tonarten auf die Schweizer „Straßenräuber" zu schimpfen. Trotzdem erklärt sie sich jetzt bereit, das Geld mit den Finanzleuten der anderen Länder herzugeben. Freilich stellt sie eine Bedingung: freihändigen Kauf der **Centralbahn**. Das könnte den Anschein erwecken, als ob unsere großen Banken Deutschland damit einen großen Dienst erweisen. Denn in der That befinden sich ziemlich viel Centralbahnactien in deutschen Händen. Aber in **wenigen** deutschen Händen, nämlich fast ausschließlich in den Portefeuilles der **Deutschen Bank** und der **Berliner Handelsgesellschaft**. Diese Bestände stammen noch von der **Internationalen Bank** seligen Angedenkens. Diese hatte seinerzeit auf die Möglichkeit einer sehr günstigen Verstaatlichung hin sehr große Posten gekauft, von denen sie schließlich nur sehr geringe Quanten auf ihre Kundschaft abwälzen konnte. Die günstige Verwertung dieser Bestände ist der Judaslohn, um welchen man die Knebelung der anderen Actionäre unterstützen will. Noch eine zweite Bahn wird man gewissermaßen [illegible]: die **Jura-Simplonbahn**, deren Hauptactionäre der Schweizer Bund [illegible] Stück Vorzugsactien [illegible] und [illegible] Bürger sind. Herr Reitzes in Wien soll auch seine Freude daran haben.

*

[illegible] sich [illegible] Industrie bei uns etwas [illegible] von den [illegible] die Hundert[illegible] [illegible] aufgestellten [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

horribile dictu — Arbeiter hätten sich öffentlich gemeinsam zu einem großen Bund zusammenschließen müssen, der mit imposanter Macht durch Qualität und Quantität ausgestattet gewesen wäre. Solche Kundgebung der öffentlichen Meinung hätte der Regierung imponieren müssen. So aber hat man sich mit einer recht seichten Wassersuppe begnügt. Denn mehr ist eine Vereinigung nicht, in der die nationalliberale Bedächtigkeit die Oberhand hat. Charakteristisch dafür war, dass ein Antrag, gegen jede Vertheuerung der Lebensmittel einzutreten, nur eine verschwindende Minderheit auf sich vereinigte. Gleichfalls charakteristisch war, dass der Geh. Oberbergrath Wachler den Doppeltarif vertheidigte. Wenn man von den etwas radicalen Reden der Herren Dr. v. Siemens, Hertz und Woermann-Hamburg absieht, wehte eine wohl temperierte Luft, wie sie auf nationalliberalen Parteitagen üblich ist. Der Kampfruf jenes Vereines wird wohl nicht so laut erschallen, dass das noch immer schlafende deutsche Volk davon aufgeweckt wird. G. B.

## Kunst und Leben.

Gleich bei Beginn der modernen Bewegung in der Malerei sehen wir England wesentlichen Antheil an ihr nehmen, ja führend an die Spitze treten. Ich brauche nur die Namen Holman Hunt, John Everett Millais, Madox Brown zu nennen. Die moderne Dramatik und die moderne Schauspielkunst scheinen aber für die Engländer bis heute nicht zu existieren. In der Schauspielerei halten sie, wenn vom tollen Schwank abgesehen wird, noch immer bei der getragenen Declamation, in der dramatischen Composition sind sie bis heute nicht über Sardou und Scribe hinausgekommen. Die Komödie „**Lord Quex**" von **Pinero**, die neulich am **Deutschen Volkstheater** gegeben wurde, ist überhaupt erst in einem Act bei Scribe angelangt, die drei anderen sind aus der grauen Vorzeit des Heiratslustspieles. Nur von einem Gesichtspunkte aus könnte man die um den dritten Act herumgedichteten drei anderen Acte entschuldigen, wenn man annähme, der Autor habe beabsichtigt, durch den Contrast zwischen dem einen, nicht ohne Raffinement gemachten Act und seiner nichtssagenden Umrahmung jenem einen Act zu noch erhöhterer Wirkung zu verhelfen. Es ist aber kaum vorauszusetzen, dass der Dramatiker drei seiner Musenkinder der Abschlachtung Preis gab, um ein viertes desto sicherer zu retten; denn wenn einmal das Publicum im Abschlachten darin ist, kann man nie wissen, wo es mit dieser ihm an sich gar nicht unsympathischen Thätigkeit aufhören wird. Viel naheliegender ist vielmehr die Annahme, dass dem Dichter für die drei anderen Acte einfach nichts eingefallen ist. Nämlich wirklich schon gar nichts. Nach den zwei ersten Acten fragten sich denn auch einander ganz fremde Leute mit erstaunten Blicken, warum sie überhaupt hier seien. Nach dem dritten applaudierten die meisten so lebhaft, als wären sie wirklich der Meinung, ein geriebener Bühnenroutinier habe sie nur darum zwei Acte zappeln lassen, um sie erst recht zum Genuss der folgenden zu befähigen. Und wenn auch der vierte Act diese auf ihn etwa gesetzten Erwartungen eines condensierten Genusses enttäuschen musste, wirkte doch der dritte noch so kräftig nach, dass man den vierten geduldig mit in den Kauf nahm. Einen wesentlichen Antheil an diesem nachwirkenden Erfolg „des Actes" in „Lord Quex" hatten Frau **Odilon** und Herr **Thaller**. Letzterer war diesmal von vornehmer Einfachheit, während er in Treyers „Großmama" und den „strengen Herren" einer Neigung für Uebertreibungen nachzugeben schien.

**Max Burckhard.**

*

„**San Toy**" wurde im **Carl-Theater** einer jener „großen" Operettenerfolge, die den Zuschauern fertig geboten werden; die mit dem Stück selbst officiell auf dem Programm stehen. Man kennt derartige Premièrenabende. Der Director reicht den Autoren Kränze, die Autoren reichen den Schauspielern Kränze, die Schauspieler ziehen die Autoren hervor, die Autoren ziehen den Director hervor — der intime Kreis ist geschlossen. Und das Publicum darf, obwohl es genau genommen gar kein Verdienst an der Sache hat — das Publicum darf immerhin zugegen sein. Das Publicum ist natürlich hingerissen. Trotz eines solchen Erfolges ist „San Toy", mit der glänzend gemachten Musik von Sidney **Jones**, hörenswert. Einen Schlager wie „Geisha" wird es freilich kaum bedeuten.

**A. G.**

*

Nach einer guten Vorstellung von „Kabale und Liebe" folgte vor einigen Tagen im **Jubiläumstheater** die Erstaufführung eines Familienschwanks. Mit der Zeit empfinden selbst bescheidene Gemüter dieses Genre als Beleidigung. Man langweilte sich bei dem Stücke des Herrn „Elfort" (Paul von Schönthan), welches bei uns „**Frau Austria**", in München „Frau Bavaria" [illegible] in jeder Stadt nach der jeweiligen allegorischen Landesmutter [illegible]. [illegible] können den Schwank mit dem Vermerk „[illegible]" anzeigen. **R. H.**

*

[illegible] Gesellschaftsconcert brachte **Schuberts** [illegible] des neuen Concertdirectors Herrn Ferdinand [illegible] des neuen Dirigenten reichte, ließ sich [illegible], da es erst vor drei Jahren [illegible] unter Hans Richter eine glänzende [illegible] dieser Aufführung musste [illegible] im wesentlichen alles beim Alten (viel zu [illegible] überdies gerade jenem Theile des

Publicums, das sich für Kirchenmusik am meisten interessiert, seit der Schubert-Feier auch noch durch zahlreiche Kirchenaufführungen bekannt wurde, so entbehrte das Concert eigentlich des actuellen Interesses.

R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im Lessing-Theater gelangte Felix Philippis Schauspiel „Die Mission" zur Aufführung. Dass diese „Mission" keine literarische, bedarf der Versicherung kaum. Es ist Vorstadtdramatik im Frack. Es sind Zeitungsausschnitte „Der neueste Sensationsprozess" und „Aus der Gesellschaft" auf dem Kothurn. Aber dies neueste Schauspiel von Philippi ist außerordentlich geschickt gemacht und ist auch spannend; ein Bühnenschmöker, den man ganz gefesselt bis zu Ende anhört, mit ein klein bisschen Scham, so billigen Künsten sich anheimzugeben. Was Temme, den wir in unserer Jugend heimlich lasen, konnte, das kann Philippi auch. Er ist außerdem bei Sardou in die Schule gegangen und hat da die Kunst gelernt, jene „große" Scene aufzubauen, in der ein kluger Mann einer klugen Frau gegenübersitzt, und sie entlockt ihm sein Geheimnis unter Vorspiegelung ihrer berückenden Gunst. „Weiß" zieht an und setzt „Schwarz" in drei Zügen matt — wobei noch der Reiz hinzukommt, dass „Schwarz" bei Philippi ganz außerordentlich moralisch schwarz ist. In diesem Schachspiel siegt die Tugend. Im übrigen ist es die Dreyfusaffaire dramatisiert. Die Frau kämpft für die Rehabilitierung ihres Gatten, der zu Unrecht des Landesverrathes verurtheilt worden ist: das ist ihre Mission. Aber natürlich ist Philippi „interessanter", als die Wirklichkeit: der Mann ist verurtheilt worden, weil ein anderer einen Meineid geleistet hat, und das hat „Schwarz" gethan, weil „Weiß", die Frau mit der Mission, ihm einstens einen Korb gegeben. In Philippis Stücken sind die Leute nun einmal so. Fehlt auch nicht der Secretär mit den Gewissensbissen, durch den es an den Tag kommt; fehlt noch weniger am Schluss des dritten Actes das pathetische „Ich klage an ...." Wie gesagt, das alles ist sehr spannend, geschickt und bühnenwirksam, und nur einen Vorwurf kann man Philippi nicht ersparen: er arbeitet zu langsam. Dies Stück musste spätestens vergangenen Winter fertig gestellt sein. Von Felix Philippi verlang' ich promptere Actualität.

**Ernst Heilborn.**

*

Man schreibt uns aus Berlin: Als letzte von allen größeren Bühnen hat die Berliner Hofoper endlich Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad" einen Platz in ihrem Repertoire eingeräumt. Er hat bei seiner Weimarer Erstaufführung 1858 das Schicksal der größten Musikdramen aller Zeiten, „Fidelio", „Figaro", „Meistersinger", getheilt — er fiel durch. Freilich unterlag er nicht im ehrlichen Streit, er fiel der Intrigue zum Opfer, dem Rivalitätskampf zwischen dem Intendanten Dingelstedt und dem Hofcapellmeister Liszt. Die Nachwelt hat dem Schöpfer dieses feinen musikalischen Lustspiels Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mit Andacht strömen jetzt die Besten zusammen, um dem vornehmen Geisteswitz, dem köstlichen Humor in Wort- und Tonsprache zu lauschen. Es ist keine Oper im landläufigen Sinne, kein Werk für Leute, die sich unterhalten oder aufregen wollen; dazu fehlt die Grundbedingung, die dramatische Bewegung. Es ist ein dramatisiertes Epos, wie es in der Opernliteratur einzig dasteht, nur für einen auserlesenen Kreis, aber für diesen ein Fest, eine Erhebung. Die Aufführung wurde durch Dr. Muck glänzend geleitet und in der tragenden Rolle des Abu Hassan Ali Ebe Bekar durch Paul Knüpfer ausgezeichnet vertreten. — Um uns gleich in Bagdad und der Familie Hassan etwas genauer zu orientieren, ließ man Webers einactiges Singspiel aus seiner Stuttgarter Zeit „Abu Hassan" folgen. Frau Gradl und Julius Lieban brachten das anspruchslose Stückchen gut zur Geltung.

**Dr. Wilhelm Kleefeld.**

## Bücher.

Dr. phil. Franz Schmidt: Ueber den Reiz des Unterrichtens. Eine pädagogisch-psychologische Analyse. Verlag von Reuther und Reichard, Berlin 1900.

Sonderbarer Weise haben die Pädagogen, die sonst äußerst rührig sind in Sachen der theoretischen Begründung ihres Thuns, ganz auf sich selbst vergessen: die Vorgänge, die der Unterricht in der Psyche des Lehrenden erweckt, sind zusammenfassend noch nirgends erörtert worden. Darum wird die vorliegende Schrift von allen Pädagogen und gewiss auch von Nichtfachleuten freudigst begrüßt werden; den letzteren würden wir das Schriftchen besonders dringend empfehlen, damit sie einen Einblick gewinnen in das Seelenleben — wenn man so sagen darf — des Schulbetriebes. Ueber einige Ausführungen des Verfassers ließe sich streiten. Ob zum Beispiel der Reiz des Unterrichtens dessen historische Grundlage bildet, möchten wir bezweifeln, denn gewiss waren die Utilitätsrücksichten zwingender. Ferner erscheinen uns die Quellen des Reizes nicht überall klar erkannt: Im Elementarunterricht übt der Stoff keinen Reiz, sondern nur die Methode, und das Verhalten des Unterrichtsobjectes zum Stoffe und zur Methode; im höheren Unterrichte fällt der Reiz der Methode weg, und es kommt nur der Stoff des Unterrichtes als Reizquelle in Betracht; das Object tritt nicht mehr in jener intensiven Weise in den Vordergrund, wie es im Elementarunterrichte der Fall ist. Einige Fragen, zum Beispiel über die psychologische Wirkung der „Seßhaftigkeit", das heißt des jahrelangen Wirkens eines Lehrers in demselben Fache und auf derselben Stufe, bleiben ganz unerörtert. Das sind übrigens Nebensächlichkeiten der sonst sehr beachtenswerten Arbeit, der wir nur wünschen, sie möge in die Hände aller Lehrer gelangen, denn das Beste an ihr ist ein kerniger Idealismus, den zu verbreiten wir für eine segensreiche That erachten. Möge nur ein Satz hier Platz finden: „Ein echter Lehrer und ein glücklicher Mensch sind ein und dasselbe."

Gd. Z.

Auguste Ehrhard, professeur à l'université de Clermont-Ferrand. Franz Grillparzer. Le théâtre en Autriche. Paris. Société française d'imprimerie et de librairie 1900. 8°. 708 pg.

Dass Grillparzer, seine dreißig Jahre nach seinem Tode, in einem Franzosen einen Verehrer finden werde, der es nicht bloß an Geist, sondern auch an Wärme mit jedem deutschen Kritiker aufnehmen kann, das hätte sich der üder Kritiker und Literarhistoriker nicht eben gut sprechende Dichter wohl nicht im Traum einfallen lassen! Aber der Wandel der Zeiten hat nicht bloß die Nachfolger von Gervinus und Julian Schmidt zum großen Wiener Tragiker und Realisten bekehrt, sondern auch in Frankreich einen Eifer für das Studium der deutschen Literatur erzeugt, der zu Grillparzers Zeiten auch nicht im fernsten geahnt wurde. Zu Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, die drüben in Mode gekommen sind, wird nun unser Landsmann treten, und wir glauben keineswegs beschränkten Localpatriotismus zu betreiben, wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, dass die Franzosen bei Grillparzer eine reinere, ihrem Nationalgenius verwandtere Kost genießen können, als bei den drei genannten Deutschen. Ehrhard scheint auch dieser Meinung zu sein, obwohl er sich im Gegensatze zu Grillparzer auf musikalischem Gebiete zur Partei des Bayreuther Meisters bekennt, und obwohl er am Wiener jene große Leidenschaft und Kraft bei der Bekämpfung von Zeitübeln vermisst, die Ibsens Ruhm begründeten. Aber der gesunde und echt poetische Realismus Grillparzers, seine philosophische Klarheit und Nüchternheit, seine classische Gestaltungskraft, die ihn einem Molière und Racine verwandt macht, haben es Ehrhard angethan, so dass er sich mit großer Liebe in unseren Wiener Meister vertiefte und ein höchst anziehendes Charakterbild seiner Persönlichkeit und seiner Kunst schuf. Ehrhards Buch liest man gespannt wie einen feinen psychologischen Roman. Er hat sich die Resultate der gesammten deutschen Studien über Grillparzer angeeignet, nichts was Sauer, Volkelt, Glossy, Farinelli, Berger und andere über ihn geschrieben haben, unbeachtet gelassen, und es selbständig verwertet. Nicht allem kann er zustimmen, was die genannten Kritiker gesagt haben, aber wo er widerspricht, geschieht es mit guter Begründung und intimster Sachkenntnis. Als Franzose konnte er auch manche hübsche Parallelen mit unserem Dichter verwandten Gestalten aus der französischen Literatur führen, und er hat es auch, so oft sich Anlass dazu bot, schon darum gethan, weil er ihn in dieser Weise dem französischen Publicum noch näher bringen konnte. Auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, erlaubt der Raum nicht, nur sei noch die schöne, elegante Form des Ehrhard'schen Buches besonders gelobt. Da sich das Leben Grillparzers — des einsamen Junggesellen — schwerlich in fortlaufender Erzählung darstellen lässt, so hat Ehrhard sehr gut daran gethan, seinen Stoff in zwei große Partien zu theilen, deren erste Hälfte „l'homme et son temps", die zweite „l'oeuvre dramatique" behandelt. Das schönste Capitel in der ersten Hälfte ist: „le musicien", das gleichfalls wesentlich auf deutschen Forschungen beruht (Kalischers zumal), aber die Beziehungen des Dichters zur Musik doch so gründlich und geistvoll darstellt, wie es noch von keinem anderen Kritiker bisher geschah. Am wärmsten spricht Ehrhard von „Des Meeres und der Liebe Wellen" ... Und wenn wir früher oder später in den Zeitungen lesen sollten, dass Sarah Bernhardt sich eine Uebersetzung der „Medea" oder der „Sappho" schreiben lasse, so werden wir wissen: dies ist das Verdienst Ehrhards, der die derzeit schönste Biographie Grillparzers geschrieben hat.

M.

Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1892 bis 1898. Berlin, 1899. Georg Bondi.

Seit Hofmannsthals Bühnenerfolgen und seit Erscheinen der obigen „Auslese aus den Blättern für die Kunst" hat sich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise einer Dichterschar zugewandt, die sich vorher geflissentlich im Verborgenen hielt. Vor dem „Marktgeschrei der Menge" fliehend, wandten diese Modernsten den Träumerblick dem sonnigen Hellas zu. Der Dichter des „Götz" lässt sie kalt, aber sie können nicht umhin, dem Dichter von „Faust II", „Iphigenie" und „Tasso" ihre Bewunderung zu zollen, wie auch dem formvollendeten Platen. Andererseits lieben sie die Zartheit Jean Pauls und bewundern die Gedankentiefe des Mystikers Novalis. Hin und wieder weht auch, ihnen unbewusst, Heine'sche Sentimentalität in ihre Stimmungen... Das Reich der Kunst ist unbegrenzt, und so muss es den Künstlern unbenommen sein, dem „Naturalismus, den Weltverbesserungs- und Allbeglückungsträumen" gegenüber das Banner der „Kunst für die Kunst" zu entfalten. In den theoretischen Aufsätzen der Hofmannsthal, Klages, Wolfskehl findet sich manche feine Bemerkung; für die Praxis liegt es jedoch auf der Hand, dass es einer entsprechend starken Dichterkraft als Gegengewicht gegen die Schlaffheit und Weltmüdigkeit bedarf. Der Führer der Schar, Stefan George, besitzt diese Kraft nicht. Gleich dem zu dieser Gruppe gehörenden, aber in dem Buche nicht vertretenen Mombert und dem muthwilligen Lebensbejaher Dehmel streift er fast stets hart die Grenze des durch Worte und Wortbildungen Wiederzugebenden, erweitert sie mitunter, durchbricht sie aber auch ebenso oft und tappt in einzelnen Wendungen im Unsinn umher. Während aber Dehmel all seinen Leidenschaften und Begierden die Zügel schießen lässt, um die Stärke der zügelnden Kräfte zu erproben, vermag der vielleicht kaum minder leidenschaftliche George sich nicht in dieses vom brutalen Willen zur Macht regierte Leben zu finden; es ist, als stamme er aus einer anderen Welt und suche nun in vergeblichem Grübeln und Irren sich ihrer bewusst zu werden. In dem dramatischen Fragment „Manuel" zeigt sich George als Nachtreter Maeterlincks mit seinen blutlosen Schemen; seine kleinen Landschaftsbilder athmen den zarten Stimmungszauber eines Jean Paul; in Gedichten wie dem ziemlich albernen „Liede der Zwerge" steht er der Bierbaum-Hennel'schen Richtung nahe ... Was der „Meister" nicht zu geben vermag, gibt einer der Schüler, den man als den Classiker der Bewegung bezeichnen darf, dessen Bedeutung damit aber auch auf einen engen Bezirk beschränkt wird. In ihrem sanft abgetönten Schönheitsglanze und dem erhabenen Gleichmaß ihrer Formen lässt sich nur weniges der Lyrik Hugo von Hofmannsthals an die Seite stellen. Gedichte wie das schwermuthsvolle „Manche freilich müssen unten sterben" gehören zu den herrlichsten schöpferischen Offenbarungen in deutscher Sprache. Mit bangendem Staunen gewahrt Hofmannsthal die geheimnisvollen, unlösbaren Zusammenhänge und die unvergängliche Vergänglichkeit von Sein, Raum und Zeit, vom All und dem Ich. Und er liebt die krankhaft-nervösen Feingefühle, wie wir sie von Peter Altenberg her kennen ... Bezeichnenderweise tritt von den übrigen Künstlern nur noch einer plastisch hervor: Max Dauthendey, der auf seine eigenartige, excentrische Art und Weise

in zwei kleinen Stücken in Boecklin'scher Farbenpracht Stimmungen malt. Erwähnt sei noch der nur mit einem spärlichen Beitrag vertretene Ernst Hardt. Der Ersatz aller großen Anfangsbuchstaben durch kleine und der beliebige Fortfall der Interpunctionszeichen hemmen, statt zu fördern, Verständnis und Stimmungseinheit beim Lesen. **Leonhard Adelt.**

## Revue der Revuen.

„Der Lotse“ bringt einen glänzend geschriebenen Essay über Wilhelm Liebknecht von Friedrich Naumann. Die Revolution von 1848 — so wird der Aufsatz eingeleitet — sei eine „männerschaffende Zeit“ gewesen. Auch Bismarck könne man unter die Achtundvierziger rechnen. „Mehr als er selber aber stammten einige seiner tüchtigeren Arbeitskräfte aus dem tollen Jahr. Die Mehrzahl der Parlamentarier, mit denen er das Reich schuf und gegen die er kämpfte, trugen ihre politische Farbe vom März 1848. Es war ein Menschenschlag, der einmal wenigstens im Leben politisches Pulver gerochen hatte, jene Helden freiheitlichen und vaterländischen Wortes, zu deren Füßen wir Heutigen ohne solchen Sturm und Drang aufgewachsen sind.“ In der dann folgenden Charakteristik Liebknechts läßt Naumann, trotz aller gegensätzlichen Anschauungen, dem unerschrockenen Kämpfer und strenggläubigen Marxisten alle Ehre widerfahren. Er nennt ihn den ersten Akademiker, der politisch-proletarisch empfand. Zwischen Marx und Bebel weist er ihm seine Stellung an. Doch die Zeiten des Marxismus seien vorbei. „Die proletarische Jugend ist systemlos ... eine positive Politik der Masse verdrängt die Speculation über den Wechsel zweier Gesellschaftsordnungen ... nach der Periode des großen, weltumspannenden Traumes beginnt eine Zeit begrenzten und erfolgreichen Schaffens.“

„L'Humanité Nouvelle“ (August bis October). Ernest Crosby, ein Amerikaner, schreibt über Tolstoj und seine Uebersetzer. Die Schicksale von Tolstojs „Auferstehung“ bieten Stoff zu einer völkerpsychologischen Studie; eine ganze Schaar von Uebersetzern aller Nationen stürzte sich bei seinem Erscheinen auf diesen Roman, aber in willkürlichster Weise hat ihn fast jeder von ihnen nach den Vorurtheilen seines Landes zurechtgestutzt und modificiert. In Russland selbst wurde, wie voraussichtlich, alles Wesentliche gestrichen, und erst in London konnte eine complete russische Ausgabe zustande kommen. Russland zunächst kam das „freie“ Amerika, wo im Interesse der Leserinnen alle „anstößigen“ Stellen ausgemerzt wurden, und man die Veröffentlichung des Romanes, der in einer Zeitschrift erschien, nach ein paar Capiteln überhaupt abbrach. In England wagte nur ein einziges, socialistisches Blatt „Clarion“ eine allerdings sehr gewissenhafte Uebersetzung. In Deutschland, wo es mehr als ein halbes Dutzend Uebersetzungen gibt, wurden die regierungsfeindlichen Auslassungen Tolstoj's unterdrückt, während Théodor de Wyzewa in seiner französischen Uebertragung alles Anti-Militaristische wegließ und zwei Capitel des ersten Theiles, welche sich gegen die Missbräuche der Kirche richten, überhaupt eliminierte. Neben diesen verstümmelten Ausgaben, welche das englische Pharisäerthum, den deutschen Servilismus und die französischen militaristischen Tendenzen an den Tag brachten, sind aber nun erfreulicher Weise auch getreue Uebersetzungen entstanden, die (zum mindesten eine in jeder Culturschrache) den Originaltext unverkurzt wiedergeben. — Elisée Reclus liefert einen Artikel über China und die europäische Diplomatie. Er erblickt in dem jetzigen Kampf den Ausdruck des Bedürfnisses nach Herstellung eines gleichen Niveaus, wonach die Cultur ebenso wie das Wasser strebe, und das sich gerade dort, wo die Contraste alter und neuer Civilisation am heftigsten auf einander prallen, am eclatantesten äußern müsste. Die Japaner, als Insulaner und weit geringer an Zahl, haben sich diesen Ausgleichsbestrebungen zugänglich gezeigt, während eine so große compacte Masse, wie die Chinesen, ihnen naturgemäß widerstand. Aber ohne sich umzugestalten, hatten sie sich das Eindringen der Europäer noch lange ruhig gefallen lassen, hatten diese in ihrer Unvernunft und Brutalität nicht alle Gefühle der Chinesen so unablässig verletzt, bis auch dies geduldigste aller Völker sich aufgereizt zur Wehr setzte, und den Höhepunkt aller Dummheit und Kurzsichtigkeit repräsentiere dabei die europäische Diplomatie. Wirklich in Betracht kämen jetzt übrigens naturgemäß nur zwei Mächte: Russland und Japan. Wem von diesen beiden die Uebermacht in Ostasien zufallen werde, das sei die wesentliche Frage des jetzigen Entscheidungskampfes.

„Leisure Hour“ (October) bringt einen Artikel von A. E. Keeton über finnländische Musik. Vor allen anderen Künsten ist die Musik den Finnländern [illegible] und eine Anzahl junger Componisten ist nun eifrig bemüht, eine [illegible] nationale Musik zu schaffen. Das „Kalevala“ [illegible] das eine Fülle von Sagen und Legenden [illegible] die jungen Musiker, die [illegible] [illegible]

Politik gefehlt und es sei durch innere Wirren so geschwächt, durch bedrohliche Grenznachbarn so beunruhigt gewesen, dass es sich nach Bundesgenossen umsehen musste, trotzdem sich die öffentlichen Sympathien im Lande keineswegs auf Deutschland und Oesterreich richteten. Das Schädliche, das der Dreibund gezeitigt, war das vorübergehende Bündnis zwischen Frankreich und Russland, dessen Unhaltbarkeit die Franzosen ja übrigens selbst bald erkannt und in dem gar keine Gefahr gelegen, da der Czar viel zu klug sei, um sich in Conflicte verwickeln zu lassen. — F. Bottaro-Costa berichtet von den Ergebnissen einer Conferenz, die im Mai dieses Jahres in London getagt und über die nothwendigen Maßregeln zur Erhaltung der wilden Thiere in Afrika berathen. Infolge der Einführung der Feuerwaffen und der Aussicht, die Federn, die Felle, die Elephantenzähne gut zu verwerten, haben namentlich die Eingeborenen so entsetzlich unter den wilden Thieren gewüthet, dass die Gefahr drohte, sie aussterben zu sehen. Um dem zu begegnen, wurde nun von England mit Zustimmung aller colonisierenden europäischen Mächte beschlossen, unter Androhung schwerer Strafen zu verordnen, dass 1. kein Weibchen in Begleitung seiner Jungen getödtet, 2. auch von den Männchen nur eine bestimmte Anzahl erlegt werden dürfe, 3. eine gewisse Schonzeit eingehalten werden müsse.

## Pflicht.

Zwei Briefe.

Von Adele Schreiber.

Mutter, geliebte Mutter!

Als ich von Hause gieng, zum erstenmale allein in die Fremde, um meinen Weg zu suchen, diesen schweren, thränenbenetzten Weg junger Künstlerschaft, da hast Du am letzten Abend zum Abschied mein verweintes Gesicht zwischen Deine lieben Hände genommen und gesagt: „Mein Kind, ich fordere kein anderes Versprechen von Dir, als dass Du immer Vertrauen zu Deiner Mutter haben mögest — merk' es Dir — sei immer ehrlich und aufrichtig gegen mich — — sonst verlange ich nichts.“ Und ich habe Dich weinend umfangen und Deine guten Augen, Dein Silberhaar, Deine Hände — alles, alles mit Küssen bedeckt und schluchzend gesagt: „Mutter, ich verspreche!“ Gerade in diesem heiligen Augenblicke kam Vater und begann seine lange Abschiedspredigt: ich solle recht sparsam sein und fleißig, früh aufstehen, regelmäßig zu Bette gehen, jede Minute eintheilen und vorsichtig sein gegen Fremde in der fremden großen Stadt und nur bei einer Familie wohnen und im Damencoupé reisen und mein Geld stets einschließen und ein genaues Ausgabenbuch führen über jeden Pfennig ...

Es war gewiss alles gut gemeint, aber ich habe kaum hingehört, immer klang mir Deine liebe Stimme im Ohr — diese Stimme, die allein mein wildes, ungestümes Blut beruhigen konnte, wenn mein eigenwilliger Kopf sich wieder einmal schmerzhaft angerannt hatte an den Mauern unseres Familienlebens, Deine liebe Stimme: „Habe Vertrauen zu mir, mein Kind!“

Siehst Du, Mutter, indem ich mir all dies zurückrufe, werden mir die Augen feucht, als wär's gestern gewesen und nicht vor fünf Jahren. Ach, Mutter, was hat sich seither alles zugetragen!

Vater ist todt — oft, oft weine ich darüber, dass wir uns stets so wenig verstanden.

Manchmal daheim war mir's im Innern, als könnte ich ihn heiß lieben — aber dann beim bloßen Anblicke seines strengen Gesichtes, bei seinem bittern Tadel, bei seinem harten, mitleidslosen Urtheil über alles, was die Welt schön und jung und froh macht, erstarrte das emporquellende Empfinden — nichts blieb zurück als das trotzige Aufbäumen meines empfindlichen Herzens gegen den unbeugsamen Willen, der auf uns allen lastete.

Mutter, Mutter, wie soll ich das nur aufschreiben, was ich Dir sagen muss — wenn ich daran denke, was Du für mich gelitten und wie Deine beiden weichen Hände allein stets die drückenden Fesseln gelockert haben, wie Du Dich aufgerieben hast, um Frieden zu halten zwischen Vater und mir und dem armen, vom Schicksal so grausam entstellten Richard, Deinem Schmerzenskinde.

Ich sehe Deine geliebten Augen beim Lesen dieser Zeilen, ach, ich wage garnicht, sie mir vorzustellen, und doch muss ich Dir's sagen! Mutter, verzeihe mir, ich habe nicht Wort gehalten — ich habe Dein Vertrauen getäuscht, ich habe Dich betrogen!

Ach, wie ich ihn liebe, Mutter! Ermiss es daran, dass ich Dich um seinetwillen verrathen konnte. Du kennst ihn nicht und darum kannst Du's nicht gleich begreifen — würdest Du ihn sehen, nur eine Stunde, so brauchte ich Dir nichts zu erklären, Du würdest alles

[illegible] was ich Dir zu sagen habe, Du, mein Beicht[illegible] Du [illegible] Du's hören können?

[illegible] Deine [illegible] ist eine Gefallene — schlimmer als [illegible] Schuldige! Mutter, geliebte Mutter, [illegible] ich bin glücklich, glücklich, wie [illegible] ich hab ja früher nicht gewusst, was leben [illegible] Du auch das ertragen, auch das vergeben [illegible] Dir könnte? Ich kenne Dich, Du Ge[illegible] zerschlagen und verlassen, Du würdest

Deine treuen Arme öffnen und mich an Dein Herz ziehen — Du bist ja das Verzeihen — aber, Mutter, ich fühle keine Reue — wie könnt' ich auch das Größte, Herrlichste bereuen — jubeln möcht' ich vor Seligkeit und Gott danken — aber vor Dir will ich niederknien und Dich bitten: Mutter, verzeihe mir mein Glück!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

O, Du Einzige, wie kann ich Dir's schildern wie's kam? Zwei Fremde hatte der Zufall zusammengeführt, und wenige Stunden später wussten sie's, dass sie fortab nur noch ein Schicksal haben könnten. Bei irgend einem Vereinsausflug sprachen zwei Unbekannte die ersten Worte, und schon auf dem Heimwege umschlangen sie sich und ihre Lippen saugten sich aneinander und so schritten sie durch den dunklen Kiefernwald in einer Sommernacht. Der Morgen kam, sie wussten nicht wie, der ganze Weg war nichts gewesen als ein einziger, endloser Kuss...

Ach, Mutter, nach einem solchen Kuss sich trennen — sich trennen mit dem ungestillten Fieber, das ist ein unermesslicher Schmerz, und dann können beide nichts mehr denken, nichts mehr fühlen, als dass sie zueinander müssen, müssen, hörst Du, sie müssen! Kann der Strom etwas dafür, dass er alles fortreißt, und das Meer, dass es Wogen aufthürmt, und der Sturm, dass er die Dämme niederreißt?

Vor ein paar Stunden noch zwei Fremde und nun nur noch das einzige Sehnen — Eins sein!

Mutter, ich bin gewiss nicht leichtsinnig. Fünf Jahre lang bin ich allein in der Welt herumgekommen. Fünf Jahre, in denen ich jung, begehrenswert und heißblütig war, und doch war meinen Lippen der Liebeskuss fremd, und ich habe die Wonneschauer des Verlangens nicht gekannt — aber in einer Stunde ist alles erblüht, wie die Wunderblume plötzlich auf einer kahlen Felswand.

Sie sagen wohl, die Schuld sei umso schwerer, weil sie so kampflos begangen, aber es ist nicht wahr, was sie sagen, so muss man „sündigen", wie sie es nennen, oder gar nicht. Wenn man erst anfängt, zu zaudern, zu kämpfen, zu rechten, zu rechnen — wie hässlich, wie kleinlich!

Freilich, solch ein leichter, kampfloser Sieg wird wohl von den meisten Männern gering geschätzt, solch ein bedingungsloses, jubelndes Sichgeben wird verachtet — uns Zwei aber hat es erst recht fest aneinander gekettet.

„Wie bist Du groß," hat Johannes gesagt und er ist niedergekniet vor mir, um mir die Füße zu küssen. Siehst Du, Mutter, so ist Johannes. Kenntest Du ihn, Mutter, Du würdest begreifen und mir verzeihen, so glücklich zu sein, so glücklich zu machen! Mutter, weißt Du denn, was es heißt, Glück zu geben, ein armes zerstörtes Leben wieder aufzubauen, einem Todten die Auferstehung schenken? Und das soll schlecht sein, Sünde? Wohlan, so danke ich Gott, dass ich eine Sünderin bin!

Solch ein trauriges, zerstörtes Leben, wie das war, ein Feld, vom Hagel zerschlagen, und nun blüht es wieder auf, Halm um Halm, Blüte um Blüte, und ich bin die Sonne!

Mutter, welch ein Schicksal!

Johannes ist verehelicht und doch nicht verehelicht: er ist gekettet an ein Weib, das ihn nicht freigibt, und mit dem er doch nicht leben kann, an ein Geschöpf, das krank oder schlecht ist. Eines so schlimm, wie das andere: denn, wenn sie krank ist, geistig abnorm, was ich fast glaube, so gibt es keine Scheidung, keine Freiheit. Sie und ihre Schwester haben's fertig gebracht, ihn auch krank zu quälen, alles in ihm zu zerstören, was aufwärts fliegen will, bis er meinte, wahnsinnig zu werden, und in sein einsames Heim geflohen ist: da begann er schon vor zwei Jahren den aussichtslosen Kampf um seine Freiheit. Aber sie weiß wohl, es ist das letzte, womit sie ihn noch quälen kann, darum will sie nicht, und gesetzlich zwingen kann man sie nicht.

So, Mutter, lag alles, als ich Johannes kennen lernte, vor drei Monaten — das hat er mir erzählt, mir, der Fremden, an unserem ersten Abend im Walde, und dann sind wir uns schluchzend in den Armen gelegen und küssten uns, als wären wir zum Tode verurtheilt und müssten Abschied nehmen auf immer. Und da, Mutter, wie er mir sagte, dass er zum erstenmale wieder Glück gefühlt, dass er das Leben gesehen, dass er nun wieder zurück müsse, allein sein ödes, schwarzes, trostloses Dasein weiter schleppen, um mich nicht unglücklich zu machen, da hab ich ihn nicht gehen geheißen, da bin ich die Seine geworden ganz aus freiem Willen. Ich verlange nicht mehr vom Leben, als ihn glücklich zu machen. Mögen die Menschen sagen, was sie wollen — wir verbergen unser Glück nicht, es ist zu groß und wir sind zu stolz.

Nur eines, Mutter, bedrückt mich — wirst Du mir verzeihen? O, Mutter, ich wollte Dich nicht kränken, Du hast ja nur noch mich und den armen, armen Richard — aber ich kann nicht anders.

Eine Gefallene, Mutter, eine Schuldige — eine Glückliche. Darf sie Dir die Hände küssen, darf sie? Ich werde bangen und sorgen, bis ich Deine Antwort habe, und Johannes wird viele Thränen wegzuküssen haben, wenn sie auf sich warten lässt!

Deine Therese.

Mein Kind!

Dein Brief liegt vor mir, er ist voll Flecken und zerknüllt von der langen schlaflosen Nacht, in der ich ihn wieder und wieder gelesen und über ihn geweint. Es war eine schlimme Nacht für Deine Mutter, mein Kind!

Wir wissen oft so wenig, was gut und was schlecht ist, ich bin irre an mir, vielleicht weiß ich es auch nicht.

Meine Therese, ich habe soviel von Dir erhofft, Du bist mein einziges Glück, mein einziger Trost gewesen, in einem freudenarmen Leben. Es war wohl noch das letzte schwere Opfer, das mir auferlegt ward, als ich Dich hinausziehen ließ aus den engen Verhältnissen des Elternhauses, um Deinen Weg zu machen. Wie gerne wäre ich mit Dir gezogen, wenigstens nach Vaters Tode. Aber Richard, der arme Verwachsene und geistig Zurückgebliebene, findet nur hier ein einigermaßen erträgliches Dasein, einen bescheidenen Wirkungskreis: für das bisschen Obst- und Gartenbau langen zur Noth seine schwachen körperlichen und geistigen Kräfte, in der Stadt würde er untergehen. So war es mein einziger Trost, mit Dir, mein Kind, auch in der Ferne zu leben, Deine Erfolge haben mich beglückt, die ersten Bilder, die Du verkauft, die erste Besprechung Deiner Ausstellung — das waren die reinsten Freuden, die ich erlebt.

Ich habe soviel für Dich gewollt — im ersten Augenblick, als ich Deinen Brief erhielt, war mir's, als risse plötzlich etwas in meiner Seele, als bräche meine letzte Hoffnung zusammen — aber ich habe gedacht, gedacht, gedacht, mein ganzes Leben an mir vorüberziehen lassen, und solch einen Brief, wie ich ihn Dir heute schreibe, würde wohl kaum je eine Mutter als Antwort auf ein derartiges Geständnis absenden.

Ich will nicht richten, mein Kind, auch ich will Dir beichten. . . .

Ich weiß, dass ich jetzt nach allgemeinen Moralbegriffen als Mutter die Verpflichtung hätte, Dich zu verurtheilen, Dich zu beschwören, abzulassen von der Sünde — dadurch, dass ich es nicht thue, mache ich mich zur Mitschuldigen.

Weißt Du, wie sich das Gesetz gegen Eltern verhält, die die unerlaubten Beziehungen ihrer Kinder dulden oder unterstützen? Nicht die Irrenden werden bestraft, wohl aber die Eltern.

Siehst Du, solch eine Mutter bin ich und doch bringe ich keinen Vorwurf über das Herz. Gott schütze Dich, mein Kind, ich bete für Dein Glück. Ich habe mir's anders geträumt! Wie habe ich mir Dein Zukunftsheim ausgemalt, Deinen Gatten, Deine Kinder, es war mein letzter Wunsch, es ist mir viel damit untergegangen.

Dennoch, ich richte nicht, ich erflehe nur, dass Dein Glücksgefühl auch so bleiben, der Mann, den Du liebst, Dich nicht enttäuschen möge. Mich schaudert, wenn ich daran denke, dass es vielleicht ein kurzer Wahn sein könnte, dem ein trauriges Erwachen folgen würde — mögest Du davon verschont bleiben!

Ist aber der Mann Deiner Liebe so wie Du ihn siehst, ist er Deiner würdig, so wollen wir uns dem Schicksal beugen — ich richte nicht.

Meine Therese, das Leben Deiner Mutter ist viel trauriger, als Du es ahnst: Du hättest es vielleicht nie erfahren — heute aber spreche ich zu Dir als das Weib zum Weibe.

Wie schwer meine Ehe gewesen ist, mein Kind, das hast Du nie ermessen, aber Du weißt, dass Dein Vater nur einen Gott kannte: die Pflicht! Mein ganzes Streben und Arbeiten ist dahin gegangen, ein Gegengewicht zu schaffen gegen diese unerbittliche Strenge, damit Du wenigstens ein bisschen Sonnenschein in der Jugend habest.

Ich habe früh geheiratet und, wie damals die meisten Mädchen, in Unkenntnis der Ehe und ihrer Gebote. Die erste Zeit hat ja wohl Dein Vater auch noch ein wärmeres Empfinden für mich gehabt, aber immer mehr gieng er in der Arbeit auf, immer schroffer wurde sein Charakter, immer verschlossener sein Wesen, selbst in den Stunden ehelicher Zärtlichkeit hab' ich kaum noch ein liebendes Wort von ihm gehört, auch das war lediglich Pflicht!

Ich litt darunter: denn ich war so liebebedürftig, aber ich hatte Dich, und alle unterdrückte Leidenschaft hat sich in Liebe für Dich gewandelt, Du mein Sonnenkind mit den Goldlocken, weißt Du denn, was Du mir warst!

Du zähltest etwa vier Jahre, als ein entfernter Verwandter zu Besuch kam. Therese, es war, als käme die Sonne plötzlich in ein Grab, ein Blumengarten in einen Kerker! Und wie konnte es anders kommen — ich war erst Fünfundzwanzig, mein ganzes Herz flog dem Fremden entgegen, der lachen konnte und so zärtlich mit Dir spielte und Dir mit weicher Stimme Geschichten erzählte, Märchen, oder Lieder vorsang. Erinnerst Du Dich noch des Onkel Gunther — er war's, mein Kind; und ich, das große unglückliche Kind, hielt Dich auf dem Schoß, und eigentlich galten die Lieder und die Geschichten zum größten Theile mir.

Therese, damals gieng mir ein Schimmer des Glückes auf; und dann kam der Abend, wo wir allein waren, ich hatte Dich zu Bett gebracht, Vater war über Land gefahren und wir waren ganz allein, er und ich, wie auf einer Insel. Da zog er mich an sein Herz, so leidenschaftlich und doch so sanft, in heißem Begehren und voll heiligen Mitleids. Es war die eine große Stunde meines Lebens — gesprengt war der Deckel des Sarges, in dem meine Jugend begraben war, vor mir lag Sonne, Luft — Leben! Er wollte mir alles geben und den Kampf für mich und Dich durchfechten — und ich liebte ihn — ach, wie liebte ich ihn!

Aber man hatte mich ja den Glauben an die eine Gottheit gelehrt — die Pflicht!

Und ich war feig — ich wies dem Glück die Thüre, ohne es auch nur ein einzigesmal voll ausgekostet zu haben. Am nächsten Tage reiste Günther ab.

Was ich damals gelitten — wie könnte ich das schildern.

Du hast mich stets mit ergrautem Haar gekannt, solange Du Dich deutlich entsinnst.

Damals, mit 25 Jahren, bin ich ergraut in wenigen Monaten. Und nun das Fürchterliche!!

Unser Haus erschien mir nach Günthers Abschied schlimmer denn je — o wie viel schwerer lastete die dunkle, kalte Gruft auf mir nun, da ich das Licht gesehen! Vor der Annäherung meines Mannes empfand ich namenloses Grauen, jetzt, da ich liebte, da ich wusste, wie ein Weib begehrt werden kann, meinte ich dieses Zusammenleben nicht mehr ertragen zu können. Aber ich fürchtete mich — anstatt den offenen Muth einer Aussprache zu haben, hatte ich den traurigen Muth der Ueberwindung. Im Banne der kalten strengen Augen Deines Vaters bezwang ich den Ekel, der mir aufstieg; ich blieb der Pflicht treu, die ich ihm gelobt, unter den furchtbarsten physischen und psychischen Qualen! Ach, um welchen Preis!

Nicht ganz ein Jahr später ward Dein Bruder geboren — die arme Missgestalt, die sich geistig und körperlich nie voll entwickeln sollte. Und als ich den kleinen Krüppel heranwachsen sah, der kaum mit drei Jahren mühselig zu lallen begann, da packte mich der Zweifel, mein ganzer stolzer Glaube an die Gottheit Pflicht brach zusammen — ich sah wie einen grellen Hohn den Lohn meines Opfers vor mir.

Ich weiß, dass solche Unglücksfälle nicht völlig aufgeklärt sind, dass sie selbst in glücklichen Ehen vorkommen können, aber ich bin fest überzeugt, dass die qualvolle Verfassung, in der ich mich befand, die grauenhafte Abneigung, die mein Mann mir einflößte, die alleinige Schuld tragen. Da habe ich meine Entsagung verwünscht und über meine Tugend geweint. — — —

Mein zerbrochenes Leben war besiegelt, Richards trauriger Zustand machte die Fesseln unlösbar — ich hatte nur noch die Aufgabe, für ihn zu sorgen, Dich, meinen Sonnenstrahl, nicht verkümmern zu lassen.

Bin ich tapfer gewesen? Ich glaube, mein geliebtes Kind, wenn Du auch schon frühzeitig die Kluft fühlen musstest, die zwischen Deinem Vater und mir lag, Du hast doch nie geahnt, wie tief der Riss gieng, und um den Preis wievieler Thränen ich oft Dein Lächeln erkauft habe. Richards schwaches Leben ist erhalten geblieben — die Funken seines Intellectes sind durch unermüdliche Sorgfalt erstarkt, er gleicht heute einem heiteren, harmlosen Kinde; und wenn ich ihn so zufrieden seine Blumen begießen sehe, so sage ich: „Selig sind die Armen im Geiste.“

Das ist die Leidensgeschichte Deiner Mutter. Mein Kind, so trübe, so elend kann Dein Leben nie werden: Du liebst und wirst geliebt — ich richte nicht.

Nochmals lege ich Dir die Hände aufs Haupt, wie einst: „Habe Vertrauen zu Deiner Mutter, lasse **nichts** zwischen Dir und mir stehen!“

Ich bete für Dein Glück — mögen's die Menschen Sünde nennen! Vielleicht gönnt Euch ein gnädiges Schicksal doch einmal die Möglichkeit, ein Heim zu gründen, das Euch Liebe ohne Bitternis bietet — wenn aber nicht, meine Therese, so möge Deine echte, große Liebe Dich über alles hinwegtragen. Nur eines ist entwürdigend, wahrhaft entsittlichend — Hingabe ohne Liebe.

Was aber immer, mein Kind, Dir das Leben bringen mag, hörst Du, **was immer**, Du findest stets eine Heimat im Herzen

Deiner Mutter

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit“.**

Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXV. Band. | Wien, den 24. November 1900. | Nummer 321.

## Wahlpolitik.

Es hat Zeiten gegeben — und man braucht kein Greis noch zu sein, um sich an diese Zeiten zu erinnern — wo Blätter vom Schlage des clerical-feudalen „Vaterland“ das Regierungssystem Oesterreichs in einen gewissen wohlthuenden Gegensatz zu denen anderer, in sonstigen Beziehungen uns vielfach überlegener Länder, zum Beispiel Frankreichs oder der Vereinigten Staaten, stellen konnten. Mit unfehlbarer Regelmäßigkeit wurde dann auf den raschen Wechsel der Ministerien in Frankreich, auf die Abhängigkeit der Beamten und Richter von den politischen Parteien in den Vereinigten Staaten hingedeutet, wogegen sich Oesterreich durch die große Dauerhaftigkeit der Regierung und die politische Unverderbtheit der Beamtenschaft auszeichne.

Diese Zeiten sind längst dahin. Wenn auch die Voraussetzungen einzelner Pessimisten, die Oesterreich, nach dem Muster gewisser südamerikanischer Republiken, schon unter der Dictatur eines Generals sahen, sich noch nicht erfüllt haben, so haben wir doch, was den raschen Wechsel der Ministerien betrifft, die französische Republik schon bei weitem übertroffen, und während die amerikanische Union sich von dem Beutesystem, welches die Aemter dem Sieger im Wahlkampf zuspricht, in den letzten Jahren Schritt für Schritt entfernt hat, wird bei uns nicht nur die Verwaltung, sondern auch die Rechtsprechung immer tiefer in das politische Parteigetriebe hineingezerrt. Aber noch mehr! Nicht nur, dass — wie in dem französischen und amerikanischen Beispiel — die Personen der Minister und Parteien unter dem Einfluss politischer Rücksichten rascher wechseln: die Minister und die Beamten und ganz besonders die Species der Beamtenminister wechseln überdies auch noch ihre und des ganzen ihnen unterstehenden Beamtenapparats politische Haltung, so oft es gerade die politische Conjunctur diesem oder jenem ministeriellen Schlaumeier räthlich erscheinen lässt. Besonders auffällig zeigt sich diese Erscheinung während der Wahlcampagne. Mögen auch die Parteien an Eifer in der Wahlagitation manches zu wünschen übrig lassen, die Regierung ist fleißig an der Arbeit bei den Wahlen und auf die Wahlen hin, und ihren Wahlmanövern ist die beabsichtigte Wirkung umso sicherer, je sorgfältiger sie ihren Zweck hinter scheinbar rein bureaukratischen Erwägungen zu verbergen vermag.

Solange Herr v. Koerber und seine Collegen noch das alte Parlament vor Augen hatten, mit seiner kleinen deutschradicalen Fraction, seiner obstructionssatten deutschen Gemeinbürgschaft und dem obstructionswüthigen Jungczechenclub, war die Politik des Cabinets, natürlich immer unter der harmlosen Maske bureaukratischer Objectivität, auf die czechische Note gestimmt. Wohl waren die Sprachenverordnungen schon unter dem Cabinet Clary durch den Kindinger'schen Erlass aufgehoben worden. Aber das Ministerium Koerber that nichts, um die praktische Ausführung des Erlasses durch die Beamtenschaft zu bewirken, und der Kindinger'sche Erlass blieb gut ein Jahr lang in den czechischen Bezirken bloß auf dem Papiere stehen. Wer damals die Beamtenminister über diesen auffälligen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis befragt hätte, hätte sicherlich keine politische, sondern nur eine beruhigende bureaukratische Erklärung zur Antwort bekommen. Da hätte es gewiss geheißen, dass der bureaukratische Schlendrian, der schon so viele Anomalien der Verwaltung auf dem Gewissen hat, auch diese Ordnungswidrigkeit verschuldet habe. Seitdem aber das Parlament aufgelöst ist, hat der alte Schlendrian in der Sprachenpolitik schleunigst die Flucht ergriffen. Mit rühmenswertem Scharfsinn haben die Vertreter der beiden hauptbetheiligten Ressorts, der Finanzminister Herr v. Böhm-Bawerk und der Justizminister Baron Spens-Booden, endlich den Widerspruch zwischen dem Kindinger'schen Erlass und der Praxis der Finanz- und Justizbehörden in den czechischen Theilen Böhmens entdeckt, und mit anerkennenswerter Raschheit dringen sie nun darauf, dass dieser Widerspruch noch vor Beendigung der Wahlcampagne zu Gunsten des Erlasses und somit des deutschen Standpunktes gelöst werde. Um ihrem plötzlich erwachten Eifer einen ganz besonders auffälligen Ausdruck zu geben, haben sie überflüssigerweise sogar den obersten Chef der böhmischen Finanzverwaltung, Herrn Danzer, und den der böhmischen Justizverwaltung, Herrn Jansa — zwei bewährte Wetterfahnen, die sich sicher auch noch einmal ohne Knarren gedreht hätten — von ihren Posten entfernt. Selbstverständlich hat ein guter Bureaukrat auch dafür eine gute bureaukratische Erklärung bereit. In der Bureaukratie herrscht eben neben dem alten Schlendrian auch die stramme Disciplin, und wenn man früher den Schlendrian entschuldbar finden musste, so wird man jetzt die Disciplin doch mindestens nicht tadelnswert nennen können.

Wenn nur die Politik nicht wäre und nicht die Wahlcampagne, die den wahren Zusammenhang der Dinge verrathen, den die elastische Bureaukratenlogik zu verschleiern sucht. Als das Abgeordnetenhaus aufgelöst wurde, war alle Welt darüber einig, dass die Maßregel vom Standpunkte des Ministeriums verfehlt war, weil die Neuwahlen nur die Jungczechen in unverminderter Stärke und die Deutschen in noch schärferen nationalen Schattierungen ins Parlament zurückbringen würden. Den Fehler, den das Cabinet mit seiner Auflösungspolitik begangen, will es jetzt mit seiner Wahlpolitik, soweit noch möglich, corrigieren. Herr v. Koerber möchte am liebsten das alte Parlament im neuen Hause wieder kriegen. Die plötzlich über Böhmen hereingebrochene deutschfreundliche Amtspolitik soll dazu helfen, dass von den gemäßigten deutschen Parteien ins neue Parlament soviel hinübergerettet werde, als noch zu retten ist, und die Deutschradicalen auf ihrem Eroberungszug wenigstens dort noch aufgehalten werden, wohin sie heute noch nicht vorgedrungen sind. Im besten Fall kann Herr v. Koerber dabei aller Voraussicht nach nur auf einen theilweisen Erfolg rechnen. Ganz, sowie sie in die Wahlcampagne eingetreten sind, wird er die deutschen Parteien kaum wieder herausbekommen. Vollständig wird er seine Auflösungspolitik nicht mehr corrigieren können, und unter den günstigsten Umständen wird er, wenn das neue Parlament zusammentritt, das alte Handelsgeschäft mit den Jungczechen, das im September durch die Auflösung jählings unterbrochen wurde, in einer schwieriger gewordenen Parteienconstellation wieder aufnehmen können. Zuerst treibt Herr v. Koerber das alte Parlament auseinander, um es dann mühsam und nothdürftig wieder zusammenzupolitisieren. Wenn's mit seiner Wahlpolitik sehr gut geht, wird er am Schluss der Wahlcampagne wieder ungefähr dort stehen, wo er am Anfang gehalten hat, wahrscheinlich aber um einige Schritte noch dahinter. So ist dafür gesorgt, dass die österreichische Politik sich immerfort nur im Kreis dreht und nie vorwärts kommt. K.

## Die Parlamentsherrschaft und das Zweiparteiensystem in England.*)

Von Ed. Bernstein (London).

In der Thatsache, dass das englische Parlament mehr als ein Jahrhundert lang seinen aristokratischen Charakter bewahrte, haben wir die Hauptursache dafür zu suchen, dass das Zweiparteiensystem so tief in England Wurzel fassen konnte. Wieso diese lange Reservierung des Parlaments für die Aristokratie und die Emporkömmlinge der Mittelclassen selbst wiederum möglich war, durch welche gar nicht sehr edlen Mittel sie immer wieder sichergestellt wurde, ist eine Frage für sich. Die Thatsache gegeben, ist es leicht zu begreifen, warum es den Trägern der Krone nicht gelingen wollte, dies Parteisystem zu sprengen. Die Classe, in deren Händen es lag, war dazu nicht zahlreich genug und auch nicht genug wirtschaftlich gespalten. Oekonomisch vertraten beide Parteien lange Zeit fast die gleichen Interessen. Familientraditionen, persönliche Aspirationen und Regierungsgrundsätze trennten sie, aber von Classengegensätzen zwischen Whigs und Tories war Generationen hindurch nicht die Rede. Die Marlborough und die Bolingbroke, die Walpole und die Carteret, die Pelham und die Newcastle, die Rockingham und die North, die Pitt und die Fox gehörten ein und derselben Gesellschaftssphäre an und vertraten in erster Reihe die in dieser dominierenden Interessen. Die socialen Schichten, die draußen im Lande den stärksten Einfluss ausübten, die im Wirtschaftsleben und im geselligen Verkehr den Ton angaben und die Intelligenz des Landes

*) Vgl. den Artikel: „Die englischen Wahlen und die Kraft des Parlamentarismus“ in Nr. [illegible] der „Zeit“.

repräsentierten, herrschten auch im Parlament; es bestand in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte Congruenz zwischen der politischen und der socialen Verfassung. Die erwerbende Bourgeoisie, die geistig noch ziemlich tief stand, verhielt sich das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch in ihrer Mehrheit zur Geburts-, Besitz- und Aemter-Aristokratie ähnlich, wie in diesem Jahrhundert die Arbeiter Englands zu den bürgerlichen Classen: sie erlaubte ihnen, sie zu führen, sofern sie nur auf ihre Erwerbsinteressen einigermaßen Rücksicht nahmen. Als endlich gegen das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts eine stärkere Gegenbewegung gegen diesen Zustand der Dinge einsetzte, war der Parlamentarismus schon viel zu stark eingewurzelt, als dass sie ihn erschüttern konnte. Noch vermochte dies das Ergebnis des zwei Generationen später erfolgten Sieges dieser Bewegung, das reformierte Parlament von 1833, wo die Aristokratie sich einer starken Vertretung des mittleren und kleinen Bürgerthums gegenübersah.

Ob diese Befestigung der Parlamentsherrschaft gegenüber der Krone möglich gewesen wäre, wenn das Parlament der Nation in ihrer breiten Masse früher offen gestanden hätte, muss als ziemlich fraglich bezeichnet werden. Einem weniger gleichartigen Parlament gegenüber — im vorigen Jahrhundert war selbst die Religion ein Ausschlussgrund — hätten die Träger der Krone unzweifelhaft leichteres Spiel gehabt. Was in diesem Jahrhundert in verschiedenen festländischen Staaten an parlamentarischen Einrichtungen geschaffen wurde, hatte schon das ausgebildete englische Muster vor sich, das jedesmal soweit nachgeahmt wurde, als die Machtstellung der Betheiligten zu einander und sonstige locale Eigenthümlichkeiten für angemessen erscheinen ließen. Aber so verschiedenartige Systeme auf diese Weise auch zustande gebracht wurden, so zeigte sich doch überall in einem Punkte die gleiche Erscheinung: je mehr sich die Macht des Parlaments befestigt und stärkt, umso entschiedener macht sich auch der Drang zur Ausbildung des Systems der zwei großen parlamentarischen Parteien oder Gruppen geltend und stellt sie, wenn sie sich in einer Form auflösen, in einer anderen wieder her.

Jeder wirkliche Parlamentarismus bedarf des Zweiparteien-, bezw. Zweigruppensystems und schafft es sich, wo er es nicht vorfindet. Man kann hier mit einem gewissen Recht von einem politischen Naturgesetz sprechen: die Sache liegt in der Mechanik des parlamentarischen Körpers begründet. Wo sie nicht gelingt, ist eine parlamentarische Regierung überhaupt nicht möglich. Dann gibt es nur einen mehr oder weniger verhüllten Absolutismus oder — von Ländern reiner Demokratie, wie die Schweiz, abgesehen, die aber heute nur Ausnahmen sind — Auflösung des Staatskörpers.

In solchen vorgeschrittenen Ländern, wo für diese Eventualitäten die Voraussetzungen fehlen, sehen wir denn auch die Gruppierung der parlamentarischen Parteien in zwei unterschiedenen Heerhaufen sich gegebenenfalls geradezu **automatisch** vollziehen, ohne oder selbst **wider** den Wunsch der Betheiligten. Ein solcher Process vollzieht sich z. B. in Frankreich, und es ist interessant zu beobachten, zu welchen Fictionen einzelne dortiger Parteien, die bisher ihre Extravanz zu braten liebten, ihre Zuflucht nehmen, um sich in die ungewollte, ihren Traditionen widersprechende Lage zu finden, in die sie dadurch gebracht werden.

Indes hineinfinden werden sie sich müssen, ob wohl oder übel, genau wie es die Engländer bisher gethan, bei denen es auch ein gutes Theil Leute gibt, denen die Sache nicht behagt. An Versuchen, das System zu sprengen, hat es in England durchaus nicht gefehlt: der Gedanke ist seit Generationen eine Lieblingsidee radical gesinnter Engländer. Man hoffte, auf diese Weise die Whigpartei loszuwerden. Aber in der Praxis haben die Rebellionen von Radicalen gegen die Whigs entweder dahin geführt, dass die Rebellen schließlich Tories wurden, oder mit Compromissen in der Whigpartei und **Verjüngung** dieser in der Reformära zur **liberalen** Partei, und nach der zweiten Reform zur **liberal-radicalen** Coalition geendet. Ob der Abgeordnete im Parlament diesseits oder jenseits des Querweges Platz nimmt, der die getreuen von den ungeberdigen Parlamentariern trennt, sobald er auf der Seite ist, wo die Gegner der Tories thronen, gehört er zum Gefolge dieser Gegner. Denn es ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, dass er in allen wichtigen Fragen mit ihnen stimmen wird, andernfalls hätte er eben auf der [illegible] Seite oberhalb oder unterhalb des „Gangway" Platz genommen. Wenn er sich nicht der Stimme enthält, kann er nicht gegen die „Whigs" stimmen, ohne für die Tories zu stimmen.

Es ist ein [illegible] Zug der politischen Gravitationslehre, dass [illegible] Theil von der anderen Seite [illegible], der die Parteien [illegible]. Wie [illegible] aus der eben beendeten Wahl aus [illegible] gewesen [illegible], wenn die [illegible] Und [illegible]

Darin liegt sicher ein großer Gewissenszwang. Es ist eine Art politischer Zwangsjacke, in der „der Geist Euch wohl dressiert" wird — auch im guten Sinne dressiert, das sei zugegeben. Aber man begreift auch, dass, und warum fast alle Vertreter neuer Ideen und Interessen sich gegen dieses System immer wieder auflehnen und kein Wort bei ihnen populärer ist, als der erboste Ausruf des sterbenden Mercutio: „A plague on both your houses!"

Die Pest will aber die beiden alten Häuser absolut nicht holen. Als vor fünfzehn Jahren Parnell, mit 85 irischen Nationalisten hinter sich, die traditionelle Politik der Irländer im Reichsparlament radical fallen ließ und den Liberalen die Gefolgschaft kündigte, da glaubten viele, nun sei das Ende des englischen Parlamentarismus in Sicht. Ein schwerer Schlag war's unzweifelhaft, und er hat seine merkbaren Spuren hinterlassen. Aber trotzdem er die in diesem Falle stärkste Kraft hinter sich hatte: eine große nationalistische Sonderpartei, hat er die erwarteten Resultate nicht gehabt. Kurze Zeit, nachdem der Schlag gefallen, sah man diejenigen, die ihn geführt, eifrig am Werk, die Risse, die er dem Gebäude versetzt hatte, wieder auszuflicken. Noch eben anscheinend seine Meister, wurden die irischen Nationalisten — umgekehrte Penelopen — wieder seine Diener.

Der anscheinend so große Erfolg Parnells entfachte damals in den Herzen vieler Socialisten die Hoffnung, es dem irischen Führer nachmachen zu können. Eine der begabtesten Persönlichkeiten, welche die neuere socialistische Bewegung Englands hervorgebracht hat, der scharfsinnige, aber moralisch haltlose H. H. Champion, predigte auf Grund ihrer landauf, landein, und nicht ohne einen gewissen Erfolg, eine neue Taktik für die Socialdemokratie. Ihre Schwierigkeit zeigte sich im Parlament von 1892, wo die zwei in dasselbe gewählten socialistischen Arbeiter — John Burns und Keir Hardie — auf entgegengesetzten Bänken Platz nahmen, der eine als College der (unionistisch-conservativen) Opposition, der andere als Hospitant der (liberal-radicalen) Regierungspartei Beide mit ausgezeichneter Begründung ihres Verhaltens. „Meine Grundsätze gebieten mir, jeder nichtsocialistischen Regierung Opposition zu machen," erklärte Keir Hardie. „Meine Ueberzeugung verbietet mir, die Geschäfte der Gegner der Demokratie zu besorgen," erklärte John Burns. Ueber dieses Dilemma sind diese durchaus ehrlichen Vertreter der vorgeschrittensten Fractionen der englischen Arbeiterschaft damals nicht hinausgekommen, und für die übergroße Masse der englischen Arbeiter ist es auch heute noch ein ungelöstes Problem. Das Wahlrecht gibt ihnen ein Stück Bestimmung darüber, welche Partei regieren oder nicht regieren soll. Wie können sie im entscheidenden Moment von ihm Gebrauch machen, ohne in den Maschen des Zweiparteiensystems irgendwie hängen zu bleiben?

Mindestens drei Millionen Arbeiter haben in England das Stimmrecht und kaum vierzigtausend Stimmen sind bei der hinter uns liegenden Wahl für unabhängig-socialistische Candidaten abgegeben worden. Die liberal-radicale Coalition aber rückt in unveränderter Stärke ins Parlament ein. Ihre Liste weist zwei Millionen Wähler auf. Große Versuche werden gemacht, die Partei zu consolidieren. Die Sache ist jedoch nicht so leicht. Bei der Wahl, wo die Gegensätze zwischen den Anhängern von Asquith-Grey-Rosebery und denen von Morley-Harcourt wiederholt heftig genug aufeinanderplatzten, hat — darüber herrscht gar kein Streit mehr — die erstere Gruppe die größeren Erfolge erzielt. Ihre Heißsporne — die Leute vom Imperial Liberal Council — wollten sogar im Uebereifer schon daran gehen, die „Reichsfeinde" im liberalen Lager zu ächten, als ihnen von oben energisch gebremst wurde. Aber die guten Leute brennen fürchterlich darauf, Rosebery an der Spitze der Partei zu sehen, und geben dadurch immer neuen Anstoß. Rosebery selbst hat seine, dem puritanischen Flügel der Partei so anstößigen Rennpferde verkauft. Das spricht für seine Absichten deutlicher als alle Reden, die dieser sphinxartige Politiker in der letzten Zeit gehalten hat. Ob es aber den ihm feindlichen äußersten linken Flügel der Partei mit seiner Führerschaft versöhnen wird, erscheint nur noch zweifelhaft.

So starke Zugkraft Rosebery auf die imperialistisch gestimmten Elemente der Linken ausübt, so misstrauisch stehen die Radicalen und Demokraten alter Schule dem mit der Finanz verschwägerten „Whig" gegenüber. Bei der Wahl hätte seine Führerschaft der Partei viele tausende von Stimmen gerettet, die ihr verloren giengen, weil Campbell-Bannerman für einen politischen Schwächling gilt. Nach der Wahl kann sie einen Exodus aus der Partei zur Folge haben, namentlich wenn sie ihr in ähnlicher Weise aufgedrängt wird wie 1894.

Eine [illegible] Warnung an die Adresse der liberalen Partei [illegible] einer von demokratischen Journalisten („Reynolds' Newspaper") in den letzten Wochen einberufenen „[illegible] Conference". Sie zog einen Besuch an, wie ihn [illegible] gehabt hat. Alle Abtheilungen [illegible] der Arbeiterbewegung, alle Sectionen [illegible] Reformbewegung waren vertreten, [illegible] angesehenen, aber doch meist durch [illegible]. Es wurde beschlossen, eine **demokrati-**

sche Liga zu gründen, die ihre ganze Energie auf die Erringung einer demokratischen Wahlreform (Verkürzung der Wohnfrist für die Wählerqualification, Abschaffung der Pluralstimmen, staatliche Deckung der amtlichen Wahlkosten, Einführung der Stichwahlen, Abschaffung des Erbthums in der Gesetzgebung) richten soll. Also eine Art Neuauflage des Chartistenbundes der Dreißiger- und der Reformliga der Sechzigerjahre. Es muss abgewartet werden, ob sie nur das Product einer momentanen Aufwallung der Geister ist, oder tieferen Boden in der Volksseele hat. Und weiter hinaus wie diese, liegt die Frage, ob, wenn letzteres der Fall, ihr gelingen wird, was dem Chartismus und der Reformliga versagt blieb: die Sprengung der Whig-Partei oder dessen, was jetzt deren Stelle vertritt, und damit die Besiegung des überlieferten Parlamentarismus. Einstweilen hat dieser noch die Oberhand.

## Politische Momentaufnahmen aus Oberösterreich.

Die Zeit der Wahlbewegung ist auch bei uns in Oberösterreich schon gekommen. Das heißt: die Zeit, in der die Tagesblätter das Recht haben, ausschließlich für den „dummen Kerl" zu schreiben. Sie machen von diesem Rechte auch bereits ausgiebigen Gebrauch. Der Wähler wird wie ein scheues Pferd behandelt, dem man Blenden anlegt, damit es nicht nach rechts und nicht nach links, sondern nur nach einer Richtung ausschaut. Man nennt dies Parteitaktik. Vernünftige Leute haben erwartet, dass für die künftigen Reichrathswahlen die Frage der Obstruction, präciser gefasst: die Frage, wie das Parlament wieder lebensfähig gemacht werden kann, das Feldgeschrei sein werde. Weit gefehlt! Um diese derzeit für Oesterreich wichtigste Frage drücken sich Zeitungen und Parteien vorsichtig herum. Die vereinigten Fortschrittsparteien, welche unter Leitung der deutschvolklichen Führer in den Kampf ziehen, haben die Parole ausgegeben: Wahrung der berechtigten Interessen der Deutschen in Oesterreich, aber auch Förderung der wirtschaftlichen Interessen. Das Programm der clericalen Partei lautet: Förderung der wirtschaftlichen Interessen, aber auch Wahrung der berechtigten Interessen der Deutschen in Oesterreich.

Keine der beiden Parteien sagt uns aber, wie man beide Theile des Programmes verwirklicht, solange das Parlament arbeitsunfähig ist, oder gar wie man das Parlament arbeitsfähig macht.

Tritt einmal einer auf, welcher die Frage aufwirft, wie man es wenigstens versuchen könnte, in das herrschende Chaos Ordnung zu bringen, wie dies Dr. v. Grabmayr und Steinwender thaten, so wird er kurz und vornehm abgethan, aber niemand weiß etwas besseres an die Stelle solcher Vorschläge zu setzen.

Das war immer so in Oesterreich!

An Programmen hat es bei uns niemals gefehlt, wohl aber stets an Männern, welche sie durchzusetzen wussten. Deshalb erfreuen sich auch die österreichischen Politiker gleich großen Ansehens im Norden und im Süden, im Osten und im Westen! Dass diesmal die Wahlbewegung, wie schon so oft, wieder den Weg verfehlt, daran hat wohl auch das Wahlmanifest unseres Ministerpräsidenten nicht geringen Antheil. Man glaubt wohl nicht allein bei uns, dass er mit diesem Wahlmanifest den Ruf der besten Conceptskraft des Ministeriums, damit aber auch den Befähigungsnachweis für den Posten eines Staatslenkers — denn soweit haben wir es schon gebracht, dass ein gutes Concept genügt, um Minister zu werden — eingebüßt hat.

Uns kommt der Herr v. Koerber vor wie ein Arzt, der, an das Krankenbett eines Tuberculosen gerufen, nichts anderes zu constatieren weiß, als dass er spuckt.

Die oberösterreichische Wahlbewegung hat bereits zwei interessante Candidaturen an die Oberfläche gebracht, die des Landeshauptmannes Dr. Ebenhoch im Welser Industriebezirke, und die des Advocaten Dr. Beurle in den Industriebezirken des Mühlviertels. Ebenhochs Candidatur in einem so bestrittenen Bezirke wie der Welser Industriebezirk, der bald in den Händen der Liberalen, bald im Besitze der Clericalen war, hat einigermaßen überrascht. Maßvolle Politiker auf beiden Seiten meinen, dass sich ein Exponieren in einem so scharfen Wahlkampfe, bei dem voraussichtlich keine Partei in Bezug auf die Wahl der zweckdienlich erscheinenden Mittel besonders zurückhaltend sein wird, für einen Landeshauptmann nicht schickt. Thatsächlich ist Ebenhoch durch seine Candidatur bereits in schiefe Stellung gerathen. Er hat als Landeshauptmann sich durch seinen Eifer, seine Objectivität und seine guten Manieren die Sympathien aller gemäßigten Elemente und aller Berufskreise erworben. Insbesondere hat er sich, indem er die Action zur Sicherung der zu industriellen Zwecken ausgebeuteten Wasserkräfte des Landes gegen künftige Ueberschwemmungen kräftig forderte und das Land zur Beistellung namhafter Geldopfer veranlasste, als warmer Freund der Industrie gezeigt.

Das „Volksblatt" aber, die Posaune der clericalen Partei, welche die Parole für den Wahlkampf ausgibt, hatte von allem Anfange an die ganz unzeitgemäße Geschmacklosigkeit, das Großcapital — dies repräsentieren bei uns mangels besserer Vertreter desselben einige Kaufleute, Fabrikanten und Industriegesellschaften, die mit sehr bescheidenen Mitteln arbeiten und sich nur durch anerkannt musterhafte Geschäftsführung concurrenzfähig erhalten — gegen die Interessen des Gewerbes und der Landwirtschaft auszuspielen. Das Programm des „Volksblatt" ist dadurch in Zwiespalt mit der Thätigkeit seines Candidaten gerathen. Es hilft sich und ihm dadurch, dass es an den geraden Tagen die Industriellen des Welser Bezirkes apostrophiert und ihnen die Vortheile vor Augen hält, die ihnen der Einfluss des Industriefreundes Ebenhoch, der überdies noch Landeshauptmann ist, zu verschaffen vermag: an den ungeraden Tagen aber einen Leitartikel für die Handwerker und Bauern vom Stapel lässt, in dem es über die Fabrikanten schimpft und die Verdienste hervorhebt, die sich die clericale Partei, der auch ihr Candidat angehört, um das Wohl des Gewerbes und der Landwirtschaft erworben hat.

Bei der Borniertheit seiner Clientel kann sich das clericale Blatt solchen Spass erlauben!

Ebenhoch wird zweifellos gewählt werden. An Fähigkeiten überragt er seinen fortschrittlichen Gegner, den Kaufmann Holter in Wels, einen einfachen, der öffentlichen Rede ungewohnten, wenn auch braven und gesinnungstreuen Mann, himmelhoch. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass Ebenhoch ein politisches Genie sei. Er ist nur ein Talent, das sich leicht in jede Situation findet, sich leicht fremde Gedanken aneignet und sie in geschmackvoller Form weiter zu geben vermag.

Von der schwarzen Ware, die unsere Clerisei seit Jahren aus Tirol und Vorarlberg eingeführt hat, ist Ebenhoch allein die Transportkosten wert. Nicht dasselbe kann von seinen Collegen Mayer, Greiter und wie sie alle heißen, die schwarzen Geschäftspolitiker und clericalen Kampfshähne tirolischen Geblütes in Oberösterreich, gesagt werden. Spottvögel behaupten, dass seit der Wirksamkeit dieser politischen Advocaten in Oberösterreich das Sprichwort nicht mehr heißt: „Juristen — schlechte Christen", sondern „gute Christen — schlechte Juristen". Wegen Ebenhochs wirklich verdienstvoller Thätigkeit als Landeshauptmann wundert das denkfähige Publicum sich, dass er sich auf die Dauer in dieser schwarzen Gesellschaft wohlfühlt; hat doch bisher, was an politischen Talenten in den Kreisen der oberösterreichischen Clericalen sich befand, Lienbacher, Weiß v. Starkenfels und Strnadt, nach kurzem Zusammenwirken dieser Partei den Rücken gekehrt.

Was diese clericale Partei Oberösterreichs für eine Gesellschaft ist, davon nur ein Beispiel aus jüngster Zeit:

In einer an einem schönen, blauen Gebirgssee herrlich gelegenen Sommerfrische, einer alten Culturstätte, haben die letzten Gemeinderathswahlen eine clericale Majorität der Gemeindevertretung zustande gebracht, und es handelt sich jetzt darum, an Stelle des bisherigen Gemeindevorstehers, eines fortschrittlich gesinnten Hotelbesitzers, einen anderen von waschechter, schwarzer Farbe zu finden. Unter Patronanz der Ortsgeistlichkeit fiel die Wahl auf einen Mann, der sich bereits an mehreren Vereinscassen vergriffen hat und einer gerichtlichen Verurtheilung nur dadurch entgangen ist, dass er den Schaden vor der Anzeige gutgemacht hat. Auch wegen Verbrechens der Verleitung zum Missbrauche der Amtsgewalt hatte sich der Ehrenmann vor dem Schwurgerichtshofe in Linz zu verantworten und hat seine Freisprechung nur dem Umstande zu verdanken, dass die Geschworenen Gnade für Recht ergehen ließen. Es ist höchst bezeichnend, dass sich die Gemeindevorstehung unlängst erst bei der hiesigen Statthalterei angefragt hat, ob seiner Wahl zum Bürgermeister ein gesetzliches Hindernis im Wege steht.

Wenn Herr Dr. Ebenhoch sich mit der Stelle eines Landeshauptmannes nicht begnügt und nach den Ehren eines Mitgliedes des österreichischen Abgeordnetenhauses strebt, so hat dies, meint man hier, darin seinen Grund, dass er den Weg vom Landeshauptmann zum Minister für weiter hält, als den vom Abgeordneten zum selben Ziel!

Denn strebsam ist er ja, unser Landeshauptmann! Sogar auf dem heißen Boden des Theaters sucht er sich seine Lorbeeren und bildet sich gerade auf diese nicht wenig ein. Freilich hat auch diese Carrière ihre Sorgen!

Man erzählt sich, dass den Dramatiker Ebenhoch böse Träume verfolgen, seitdem das letzte Kind seiner Feder, ein Festspiel zum Regierungsjubiläum des Kaisers, auf den Bühnen von Gmunden und Linz sang- und klanglos vorübergegangen und nicht einmal seinem Leibjournal ein Wort des Lobes entlockt hat. Es soll ihm seit dieser Zeit allnächtlich von einem Orden träumen, der ihm stets angeheftet, aber immer wieder heruntergerissen wird. Desto mehr Freude bereitet ihm das ältere Kind seiner Muse, der „Socialdemokrat", den er vor mehr als zehn Jahren geschrieben hat und mit dem er, wie er wenigstens glaubt, die ganze Entwickelung der socialdemokratischen Bewegung vorausgeschaut und vorausgesagt hat. Die echten Dichter waren eben stets auch Seher! Bei uns sagt man: Der Mensch muss a Freud' haben! Wir wollen deshalb dem

Herrn Landeshauptmann ob seiner dramatischen Thätigkeit nicht gram sein.

Die zweite interessante Candidatur ist die des Dr. Beurle, des bekannten Führers der oberösterreichischen Deutschnationalen. Wenn man über diese Candidatur das schwarze „Volksblatt" liest, muss man zur Ansicht gelangen, Beurle sei ein Börsenbaron, der sich durch Benützung günstiger Conjuncturen kolossale Reichthümer erspielt hat. In Wirklichkeit ist er nur der Chef einer gutgehenden Provinzkanzlei und der Präsident der Elektricitätsgesellschaft, einer Actiengesellschaft, deren Tantièmen auch in 20 Jahren noch nicht so groß sein werden, als die Zinsen des Capitals, das der Bischof von Linz in geistlichen Instituten während eines Jahres verbaut. Ohne die gewissen Scheuklappen gesehen, ist die Aufstellung der Candidatur Beurles ein glücklicher Coup.

Dr. Beurle ist der geborene Parlamentarier, glatt und liebenswürdig, so wie man's braucht. Er verfügt über einen wohlfundierten Schatz politischer und volkswirtschaftlicher Schlagwörter, hat große Freude am Agitieren, bringt aber auch allen politischen und socialen Fragen großes und intensives Interesse entgegen. Er wird für die deutsche Volkspartei, die ohnedem nicht allzu reich an Talenten ist, ein Gewinn sein. Er wird aber auch wie kein Zweiter geeignet sein, das einigende Band zwischen den deutschen fortschrittlichen Parteien fester zu knüpfen, denn widerstreitende Interessen unter einen Hut zu bringen, Gegensätze zu versöhnen, selbst wenn sie in ihm selbst vorhanden sind, war stets seine ganz specielle Kunst. Hat er es doch verstanden, auch unsere alten Liberalen in Oberösterreich an seinen Wagen zu spannen.

Große Herren, die dort, wo sie keine Opposition zu fürchten haben, um keinen Preis von ihren Grundsätzen abweichen — in der Handelskammer z. B. bringt man lieber ein persönliches Opfer, ehe man einen Nationalen ein Mandat erringen lässt — paradieren zusammen mit den Führern der nationalen Partei auf dem allgemeinen Wahlaufruf.

Eine exceptionelle Stellung in dieser Richtung nehmen nur die gestrengen Herren von Steyr ein. Sie allein in Oberösterreich sind die ungebeugten Säulen des Liberalismus geblieben, die um keinen Preis mit den modernen Strömungen kokettieren. Freilich ist dieser Steyrer Liberalismus ein ganz besonderes Ding, er hatte seit jeher seine Pikanterien.

Es ist dort zum Beispiel ein nicht zu entbehrendes Kennzeichen eines Liberalen, dass er zur Partei der Liedertafel und der Waffenfabrik gehört. Wer zum „Kränzchen" schwört oder gar an der Verwaltung der Waffenfabrik etwas auszusetzen hat, gehört zu den allerschwärzesten Reactionären.

Da sind die Gmundener ganz andere Leute! Die jubeln unter Umständen selbst den Socialdemokraten zu. Da traf es sich unlängst, dass in der grünen Stadt am romantischen Traunsee an einem Tage der Socialistenführer Popp zu den Arbeitern und der fortschrittliche Candidat Holter zu den Bürgern über die Wahlen sprach. Popp, wie die meisten anderen Führer dieser Partei ein glänzender Redner voll Schärfe und Witz, ein schlagfertiger Debatter, wandelte die Lust an, auch einmal den Bourgeois eine Freude zu machen, er begab sich, nachdem die Arbeiterversammlung zu Ende war, zu den fortschrittlichen Wählern und hielt dort einen vernichtenden Speech auf die Politik der Clericalen. Nach dem Zuckerwasser des Herrn Holter und der Gmundener Größen schmeckte das, was Popp der fortschrittlichen Wählerversammlung versetzte, wie Paprika. Ein tosender Jubel durchbrauste den Saal, als er geendet, und so zweifellose Communistenfeinde wie der Herr Bürgermeister und der Herr Bürgerschuldirector von Gmunden vergaßen sich so weit, nicht nur in den Beifall für den socialistischen Redner mit einzustimmen, der genannte Bürgerschuldirector ließ sich in seinem Enthusiasmus — so erzählt das Linzer „Volksblatt" — gar dazu hinreißen, den Arbeiterführer zu umarmen. Erst nächsten Tages trat die Ernüchterung ein, damit aber auch die Erkenntnis des Verbrechens, das man begangen. Was werden all die hohen und höchsten Herrschaften, die in Gmunden so zahlreich sind, wie in Wien die Hausherren, dazu sagen? so klang es angstlich von Lippe zu Lippe. Können die denn noch einem Manne die Hand drücken, der im Verdachte steht, der Freund eines Popp zu sein? Und kann ein Gmundener solch hoher Händedrucke für die Dauer entbehren?! Welch schreckliche Perspective! Der Bürgerschuldirector ermannte sich [illegible]. Er gieng hin, verfasste eine Berichtigung im Sinne des [illegible] § 19, in der er erklärte, er habe den Socialisten nicht umarmt, er habe ihm nur die Hand auf die Schulter gelegt, und [illegible] an die Zeitungen.

So haben auch ernste Zeiten ihre lustige Seite.

[illegible]

Co[u]leur, eine Gewerbepartei, eine christlichsociale und eine katholische Volkspartei. Die stehen aber bei uns alle nur auf dem Papier. In der That hat es seit Erwachen des constitutionellen Lebens in Oesterreich stets nur zwei Parteien gegeben, eine liberale, das heißt eine fortschrittliche, und eine clericale. Und auch heute ist's noch nicht anders.

In Oberösterreich haben thatsächlich die Gegensätze liberal und clerical noch ihre actuelle Bedeutung. Es handelt sich bei uns noch immer darum, den Bauer den Händen der Clerisei zu entreißen. Das Wort, das unlängst ein protestantischer Pastor in Deutschland geschrieben, dass der deutsche Bauer bis heute noch nicht Christ geworden sei, das gilt vor allem für den frommen katholischen Bauer Oberösterreichs. Sein Gottesdienst, seine Religion, ist bis zum heutigen Tage eine rein äußerliche geblieben. Der Geist jenes germanischen Christenthums, jenes Reiches der Gnade und der Freiheit, welches Houston Stewart Chamberlain so schön und prägnant beschreibt, ist ihm bis heute noch nicht aufgegangen, ihm nicht und seinen Hirten nicht. Es trifft den katholischen Priester keine schwerere Klage als der heutige sittliche Zustand unserer Bauern, kein größerer Vorwurf, als dass es ihm in mehr als tausend Jahren nicht gelungen ist, aus den egoistischen Geschäftsmenschen, den hartherzigen Geldprotzen unserer Bauernwirtschaft altruistisch gesinnte, socialdenkende Menschen zu erziehen. Die Aufgabe der Erziehung der Bauern ihren bisherigen Lehrern abzunehmen und sie selbst mit besserem Erfolge zu betreiben, das wäre wohl eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert. Freilich lösen solche Aufgaben nicht Wahlbewegungen und nicht politische Parteien. Dazu bedarf es der zielbewussten, dauernden, unausgesetzten Arbeit aller Menschenfreunde. Die Theilung des oberösterreichischen Stammes in zwei große Parteien, die liberale und die clericale, scheint bei uns heute noch Naturnothwendigkeit zu sein. Haben doch bisher alle Versuche, sonstige Schattierungen in das politische Parteileben zu bringen, zu keinem dauernden Resultate geführt.

So mancher junge Fant kam, die Brust von Thatkraft geschwellt, in unser schönes Land und wollte dessen Bevölkerung nach seinen Idealen modeln. Ein klägliches Beginnen!

An dem Conservativismus des Oberösterreichers wurde noch jeder solche Neuerungsversuch elend zuschanden.

Sehen wir uns die deutsche Volkspartei in Oberösterreich, welche jetzt den Ton für den Fortschritt angibt, einmal näher an. Sie ist von der alten liberalen Partei Oberösterreichs kaum zu unterscheiden. Das Tempo, in dem sie marschiert, ist etwas schneller, die Tonart etwas schärfer, aber alles grundsätzlich Trennende hat sie abgestreift, oder doch so abgetönt, dass nur der für politische Nuancen besonders Empfängliche die Unterschiede erkennen kann. Der Antisemitismus, das Liebäugeln mit den Clericalen, die reactionäre Gewerbepolitik, die Poussierung des Bauers auf Kosten des Industriellen, wohin sind sie entschwunden?

Freilich eines ist dabei nicht zu vergessen! Die oberösterreichischen Liberalen haben alle die capitalistischen Excesse, all das Cliquenwesen, all die Kriecherei nach oben, all die Gleichgiltigkeit in nationalen Dingen, die man dem Wiener Liberalismus mit Recht vorgeworfen hat, und an denen er auch zugrunde gegangen ist, niemals mitgemacht. Die liberale Partei in Oberösterreich war stets eine demokratische, eine sociale und nationale Partei.

Erst in jüngster Zeit hat der ausschließlich aus Altliberalen bestehende Verwaltungsrath unseres oberösterreichisch-salzburgischen Bankinstitutes den Versuch, ihm den heimischen Erdgeruch, mit dem es gegründet wurde und gedieh, zu nehmen und es mit den Wiener Börsenkreisen in nähere Beziehungen zu bringen, siegreich abgeschlagen.

Und wenn einige darunter, die sich stets für die Ganzgescheiten gehalten haben, sich von dem Talmiglanze eines durch seine Verbindungen mit der Börse zu Ehren und Reichthum gelangten Speculanten dupieren ließen, so sei ihnen dies um des guten Ausganges wegen vergeben.

Linz. Spectator.

---

# Zur Psychologie der Wiener Börse.

Man sagt, die Wiener Börse sei im Rückgang begriffen. Das heißt: der Börsensaal wird leer und die Effectenumsätze mindern sich. Das wäre an sich noch kein Nationalunglück. Ein solches läge erst vor, wenn bewiesen würde, dass die Börse schlecht functioniert. Dieser Beweis wurde bis jetzt noch von keiner Seite angetreten. Nicht als ob er schwer zu führen wäre; im Gegentheil. Aber es würde sich dann sofort ergeben, dass die Wiener Börse überhaupt niemals ihren Ansprüchen genügt hat. Dies scheint uns auch der Hauptgrund für den schlechten Geschäftsgang zu sein. Den größten Schaden haben der Börse nicht ihre Gegner und nicht ungünstige äußere Verhältnisse zugefügt, sondern sie sich selbst, ganz autonom. [illegible] den Beweis führen, dass die zu geringe [illegible] und die zu geringe kaufmännische Bildung [illegible] Wiener Börsenbesucher die Hauptschuld an dem [illegible] der Wiener Börse tragen.

Wenn man an dem Bilde des wirtschaftlichen Organismus festhält, ist die Börse unzweifelhaft eine Gehirnpartie. Ihre Function ist es, zu „speculieren“, zu denken, zu rechnen, den Wert eines großen Theiles des Volksvermögens herauszubringen. Wir sehen hier von der Beziehung der Börse zum Geldmarkt, sowie von ihrer Bedeutung als Marktapparat, der Käufer und Verkäufer zusammenbringt, und in welcher Beziehung sie leicht ersetzt werden könnte, ab; wir betrachten sie nur als Centrum der Effectenspeculation. Eine solche Speculation muss existieren. Die Wirtschaft muss ein Organ haben, welches ausschließlich zur Bewertung der Effecten dient. Die Bewertung der Waren kann im Unbewussten vor sich gehen, automatisch durch Angebot und Nachfrage sich vollziehen, da der letzte Bestimmungsgrund der Nachfrage in natürlicher Bedürfnisbefriedigung liegt. Effecten hingegen kommen für den größten Theil der Nachfrage von Haus aus mehr als ziffermäßig ausgedrückte Werte in Betracht. Man will einen bestimmten Wert haben, ein capitalisiertes Zinsenerträgnis; ein anderes Bedürfnis nach Effecten besteht in der großen Mehrzahl der Fälle nicht.

Theoretisch läst sich nun der Wert der Effecten (Anlagewerte und Dividendenpapiere) leicht bestimmen. Er ist gleich der Summe aller Nutzungen, welche dieselben künftig abwerfen werden, escomptiert auf den heutigen Tag. Da jedoch je nach dem Zinsfuß, zu welchem man escomptiert, Zinsen und Dividenden, die erst nach zwanzig, fünfundzwanzig oder dreißig Jahren fällig sind, heute als nahezu wertlos angesehen werden können, so ist es nicht nöthig, die Zukunft des betreffenden Unternehmens bis ins Unendliche zu verfolgen. Ein Ausblick auf circa fünfundzwanzig Jahre genügt auch theoretisch vollkommen. Praktisch ist derselbe natürlich unmöglich. Es liegen in obiger Wertdefinition zwei Gruppen von Unbekannten. Erstens bleibt der Zinsfuß nicht gleich, auf Grund dessen escomptiert werden soll. Zweitens kennt man die künftigen Nutzungen nicht. Was den Zinsfuß betrifft, ist es jedoch ganz logisch, den heutigen Wert auf Grund des heutigen Zinsfußes zu bestimmen. Man muss nicht auch den Escomptesatz escomptieren. Aber die künftigen Nutzungen sind eine vollkommene terra incognita. Selbst bei den Anlagewerten ist die Nichtzahlung der Zinsen nicht aus dem Bereich der Möglichkeit ausgeschlossen, und völlig im Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt die Convertierung. Aber nun gar bei den Dividendenpapieren! Man kennt die Dividende des nächsten Jahres nicht; wie sollte man diejenige kennen, die nach zehn Jahren fällig ist? Eine Wertberechnung ist also ausgeschlossen. Dennoch sollte man sich auch bei der bloßen Wertschätzung stets vor Augen halten, worauf es eigentlich ankommt, was man eigentlich kennen müsste: die Zukunft der nächsten zwanzig Jahre, nicht den Moment, nicht ob heute eine Wendung eingetreten ist, die vielleicht ein Vierteljahr dauern wird. Man sehe das nicht als einen theoretischen Scherz an. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung spielt eine viel zu geringe Rolle an der Börse. Man kennt dort keine Cursstatistik und hat die Gesetze der großen Zahlen noch nicht untersucht, die sich aus dieser, sowie aus der Geschichte der verschiedenen Unternehmungen ergeben. Selbstmorde vollziehen sich im großen und ganzen in regelmäßigen Verhältnissen zur Bevölkerungsziffer, desgleichen Eheschließungen, Rückfälle ins Verbrechen u. s. w., und für die Bewegung der Curse, für auf- und absteigende Conjuncturen sollte es keine Gesetze geben? Aber an der Börse hält man sich immer nur an den Tag, an die nächste Wendung; die wahrscheinliche Rückbewegung wird gar nicht in Betracht gezogen. Und so kommt es denn, dass die Bewegung der Curse, die sonst wohl eine langsam aufsteigende Curve wäre, sich in großen und stürmischen Wellen vollzieht, in welchen viele Existenzen ihren Untergang finden.

Ja noch mehr. An der Börse wird die Frage nach dem Werte der Effecten überhaupt nicht gestellt, sondern die ewige Frage ist: Werden die Effecten steigen oder werden die Effecten fallen? Daran ist an sich nichts auszusetzen. In jedem Falle haben die einzelnen Glieder, welche zusammen ein Organ bilden, eigene und ganz andere Lebensinteressen als das Organ selbst, aber durch ihr Zusammenwirken wird die Function des Organs erfüllt. Im vorliegenden Fall müsste also aus dem Hasten der Börsenmitglieder nach Cursgewinnen eine richtige Beantwortung der Wertfrage entstehen. Dann wäre die Speculation nützlich und gerechtfertigt. Das geschieht jedoch nicht, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil bei uns eine Speculation, welche diesen Namen verdient, kaum existiert, sondern es sich meist nur um ein Spiel handelt, das mit technischer Routine betrieben wird. Speculation, das war vordem der Name für die complicierteste, abstracteste, meist unfruchtbarste Art der Denkthätigkeit. Da man den Ausdruck zuerst auf das wirtschaftliche Gebiet herübernahm, musste es wohl einen Vergleichspunkt geben. An der Wiener Börse aber merkt man wenig davon. Dort versteht man darunter eine Thätigkeit, die mit dem Denken so gut wie nichts zu thun hat. Hier sind die meisten Speculanten Spieler, und zwar meist Spieler auf kurze Zeit. Es kommt für sie nur darauf an, ob die Curse heute, morgen, in der allernächsten Zeit steigen oder fallen werden, und auf diese Frage hat allerdings der Wert der Effecten wenig oder gar keinen Bezug, und zu ihrer Beantwortung ist wirtschaftliche Bildung und höhere Intelligenz nicht erforderlich. Spieler sind alle Coulissiers, Spieler die sogenannten großen Speculanten à la Heller, Spieler, allerdings meist für fremde Rechnung, sind zahlreiche Commissionshäuser und einige Bankdirectoren, spielerische Tendenzen verfolgt der weitaus größte Theil des österreichischen Publicums, das sich für Dividendenpapiere überhaupt interessiert.

Ob aber die Actien heute oder morgen steigen werden, das hängt einzig und allein davon ab, ob die Leute heute oder morgen die Actien kaufen. Da aber die Leute die Actien nur dann kaufen, wenn sie glauben, dass die Actien steigen werden, so ist die eigentliche Frage, mit welcher sich der Spieler beschäftigt, die: „Werden die Leute glauben, dass die Actien steigen werden?“ das heißt: „Wird die Tendenz günstig sein?“ Die Auffassung der Majorität, das ist also hier, wie überall, der Dummen, entscheidet. Wer selbst dieser Majorität angehört, kann getrost seiner eigenen Meinung folgen, kann die Ereignisse noch so thöricht und unvernünftig beurtheilen, es wird stets andere Leute geben, die so denken wie er, und in normalen Zeiten wird er recht behalten, bis dann das auf Moorboden errichtete Gebäude zusammenbricht. Der intelligentere Spieler oder Speculant aber darf seiner eigenen Meinung nicht folgen, sondern er muss die Psychologie der Börse kennen und Interpretationen von Ereignissen und wirtschaftliche Zusammenhänge gelten lassen, die er für unsinnig hält, ja er wird, wenn er sich fragt, wie wird die Börse dies oder das auffassen, sich womöglich immer für die dümmste Auffassung entscheiden. Der Spieler kann nämlich seiner Ansicht nicht folgen, weil er nicht warten kann, bis die Wahrheit über den Irrthum triumphiert, und die Ereignisse ihm recht geben. Was hätte es zum Beispiel genützt, wenn jemand seinerzeit bei der Publication der Tramwayverträge sofort die ungünstige Bedeutung derselben erkannt hätte? Hätte er dieser Meinung in seinen Engagements Ausdruck gegeben, so hätte er schon enorm reich und ganz außerordentlich selbstsicher sein müssen, um nicht bei der folgenden Hausse sein ganzes Vermögen zu verlieren. Für die Festsetzung des Börsecurses entscheidend ist also durch eine oft lange Zeitperiode die Meinung des großen Haufens. Seine Auffassung der Ereignisse setzt sich durch, seine traditionellen und schablonenhaften Causalverbindungen sind bestimmend. Jeder Börsebesucher ausnahmslos sieht und studiert gewissermaßen die Welt vom Standpunkte der Curse aus. Er verfolgt die Ereignisse auf allen Gebieten und fragt sich überall: „Wie wird das auf die Curse wirken?“ Doch sind seine Gedankenoperationen wohl sehr extensiv, aber nicht intensiv. Seine geistige Arbeit ist eine sehr oberflächliche. Es gibt bestimmte Schablonen für die Beurtheilung der Ereignisse. So zum Beispiel verfehlen gute Ernten, gute Einnahmenausweise, günstige Handelsbilanzen fast niemals ihre Wirkung auf die Börse, wenn sie auch im speciellen Zeitpunkt an sich vielleicht gegenstandslos sind. Ein Krieg wird fast immer als für den Getreidemarkt günstig, für den Effectenmarkt ungünstig angesehen, ohne zu untersuchen, ob im speciellen Falle die Wirkung nicht doch eine andere ist. Und nun gar die Börse als Politikerin! Darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben.

Aber während sich so der Durchschnittsbörseaner fast nur über die allgemeine Tendenz, selten über den innern Wert der Effecten ein eigenes Urtheil bildet, möchte er doch gerne Auskunft über diesen Gegenstand haben. In dieser Beziehung herrscht an der Wiener Börse ausschließlich der „Tip“. Es gibt immer Leute, die etwas mehr wissen und dies als wertvolles Geheimnis für sich bewahren. Oft ist ein solches Geheimnis einfach ein vernünftiges Urtheil, das jemand privat sich gebildet hat. Aber das wird weniger gesucht, hauptsächlich wünscht man Auskunft aus den Kreisen der Wissenden, des Verwaltungsrathes oder der großen Financiers, politische Tips und dergleichen. Nun sind aber diese Tips nicht so häufig wie Brombeeren und werden nur an sehr wenig Vertraute abgegeben, welche selbstverständlich strengstes Geheimnis darüber wahren. Ja sie wahren sogar viel mehr Geheimnisse, als sie haben. Für den, der nicht oft an die Börse kommt, ist der starke Contrast zwischen dem Lärm der Coulissen und der mysteriösen Stille des Schrankens direct überraschend. Die Vertreter der Schrankenfirmen reden überhaupt nicht, sie flüstern nur. Ihre kostbaren Worte vertrauen sie der freien Luft nicht an. Wer hören will, der muss dem Redenden im wahren Sinne des Wortes „sein Ohr leihen“. Es wird dort alles ins Ohr gesagt. Wenn der eine den andern fragt: „Wie haben Sie heute geschlafen?“, so geschieht das durchs Ohr, obwohl es sich meist um Männer so gesetzten Alters handelt, dass sie diese Frage vor aller Welt frei beantworten könnten. Wer dem andern nichts in Ohr zu sagen hat, der ist einfach nicht vollwertig.

Was thut nun die misera plebs, welche nicht das Glück besitzt, unter den Wissenden Freunde zu haben, und daher keine Tips bekommt? Sie hilft sich damit, dass sie einfach das Vorhandensein von Tips zu constatieren sucht, und nach diesen handelt, ohne dass sie eine Ahnung hat, ob wirklich etwas und was vorliegt. Die Hauptbeschäftigung der Börsebesucher zur Börsenzeit besteht, abgesehen von der Ausführung der eigenen Geschäfte, darin, zu constatieren, wer kauft und wer verkauft. Man muss die Geschäftsverbindungen der Agenten und der Coulissiers kennen, um die Personen,

welche hinter denselben stehen, zu errathen. Ist man überzeugt, dass Personen, welche mit den Verhältnissen einer Gesellschaft vertraut sind, die Actien derselben kaufen oder verkaufen, so kauft und verkauft man eben auch. Man „läuft mit". Die Wiener Börse besteht zum größten Theil aus solchen „Mitläufern". Sie machen bestimmte Geschäfte mit ihren und mit fremden Geldern, bloß weil es andere thun, und weil andere wissen, warum. Sie selbst wissen es nicht, und wälzen die moralische Verantwortung auf die andern. Natürlich fehlt es niemals an Erklärungsversuchen; jeder sucht sich schließlich doch sein Vorgehen plausibel zu machen; aber solange überhaupt noch gekauft wird, mögen auch die ursprünglichen Käufer schon längst unbemerkt zurückgetreten sein, solange finden sich auch Gründe, und seien sie noch so widersinnig.

Dergleichen kommt schließlich an allen Börsen vor, aber es ist nicht das Um und Auf der ganzen Börsenthätigkeit wie bei uns. Je mehr geschäftskundige und intelligente Menschen an der Börse sind, desto mehr werden verständige Wertschätzungen wenigstens zur Controle des Effectencurses benützt, wie dies ja auch bei uns seitens vieler Commissionsfirmen geschieht. Doch sind diese leider nicht zahlreich und stark genug, um die kolossalen Irrthümer nach aufwärts und nach abwärts zu verhindern. Sie sind dies umso weniger imstande, als die eigentlichen Führer des Marktes, jene Eingeweihten, denen man eben nachläuft, bei uns die Rolle, die ihnen ja freilich aufgedrängt wird, die sie nicht ausdrücklich übernommen haben, gerne zur Verführung benützen. Schon an und für sich sind sie bei der Führung ihrer eigenen Angelegenheiten etwa mit deutschen Bankdirectoren, deutschen Industriellen nicht zu vergleichen. Sie selbst sind leichtsinniger und ungewandter in ihren Wertschätzungen; sie selbst sehen bei ihrer Beurtheilung der zukünftigen Situation über die nächste Windung des Weges nicht hinaus. Aus diesem Grunde ist es ihnen umso angenehmer, dass ihnen die Dummheit der Wiener Börsebesucher es ermöglicht, die Consequenzen ihrer eigenen Irrthümer fast stets überwälzen zu können.

Durch das Zusammenwirken dieser Umstände geschieht es, dass die Cursbewegungen an der Wiener Börse den wahren Wert der Actien fast niemals erkennen lassen, dass diese Börse niemals ihrer Function genügt, dadurch das Publicum abschreckt und schließlich selbst darunter leidet. Wie anders das in Berlin ist, konnte man jetzt eben ersehen. Dort lag wirklich eine ganz außerordentliche Conjunctur vor, die Gefahr einer allgemeinen Uebertreibung, und eines daraussolgenden Krachs lag nahe. Thatsächlich gelang es den deutschen Banken nicht, in den letzten Jahren dem Haussetaumel des Publicums ganz Einhalt zu thun. Aber es ist genug, dass sie dies versuchten. Immerhin konnten sie durch ihr Entgegenstemmen wenigstens das Aergste verhüten, und der unvermeidliche Rückgang und die Correctur der Curse hat sich rasch vollzogen, ohne dass ein gänzlicher Zusammenbruch zu constatieren gewesen wäre, und ohne dass viele wirtschaftliche Existenzen dadurch zerstört worden wären.

Dr. Alfred Schwoner.

## Fluch und Segen des griechisch-römischen Culturerbes für das Germanenthum.

Durch den furchtbaren Anprall der Völkerwanderung ist das römische Reich wenigstens in seiner westlichen Hälfte für immer zerstört worden, und eine neue Völker- und Staatenwelt entsteht aus seinen Trümmern.[1] Die Germanen kommen erst auf dem Boden des alten Reiches endgiltig zur Ruhe und zur Begründung dauernder, großer Staatsgebilde. Sie haben sich alle die Reichthümer socialer und geistiger Cultur, die ihnen in die Hände fielen, doch nur zum geringsten Theil in den nächsten Jahrhunderten aneignen können, sie haben zunächst vielmehr den Lauf ihrer eigenen Entwickelung weiter verfolgt.

Es ist eine der wichtigsten, man kann sich nicht enthalten, zu sagen, verhängnisvollsten Wendungen der Weltgeschichte. Wer will sich unterfangen zu sagen, ob sie mehr Segen oder mehr Verderben gebracht hat? Gewiss, die Continuität der Entwickelung der Weltcultur ist durch diese zeitliche und örtliche Verflechtung der griechisch-römischen mit der germanisch-romanischen Epoche der europäischen Geschichte ganz anders gewahrt worden, als wenn sich die Germanen auf ihrem eigenen Boden schon jahrhundertelang selbständig entwickelt und erst dann in einem Zustand gewisser Reife den Contact mit der Cultur der Griechen und Römer gefunden hätten. Eine Reihe von Gütern socialer und geistiger Bildung, die dann erst von neuem [illegible] werden, oder die gar für immer verloren gegangen wären, wurden so der Menschheit erhalten. Das rauhe Germanenthum kam in die Lage des glücklichen Erben reicher Schätze, und [illegible]

Aber stärker noch drängt sich doch eine andere Gedankenreihe auf. Ist nicht auch diesem Erben, wie noch manchem andern, durch das Vermächtnis, das ihm so mühelos in den Schoß geworfen wurde, mehr Unheil als Segen widerfahren? Wäre das Bild der Weltgeschichte nicht noch reicher an Farben und Formen geworden, wenn dieses neue, jugendfrische Gewächs sich nicht an einem alten Stamm emporgerankt hätte, sondern im Kampf gegen Wind und Wetter und alle widrigen Gewalten selbst zum Baum sich ausgewachsen und langsam Jahrring nach Jahrring angesetzt hätte? Freilich, damals beim Anbruch seiner eigentlichen Geschichte hatte wenigstens die sociale Cultur des Germanenthums, wie wir sahen, noch wenig Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, aber einmal sind die Embryonen ganz verschiedener Nationen, wie die ganz verschiedener Thiergattungen, noch wenig differenziert, ihre Unterschiede sind nur im Keime vorhanden. Ueberdies aber zeigt die Religion der Germanen schon damals, dass in ihrer geistigen Cultur ganz andere Entwickelungsmöglichkeiten schlummerten, als in der griechischen oder römischen.

Mit besserem Rechte noch könnte man einwenden, dass von den großen Culturanleihen, die das Germanenthum der griechisch-römischen Epoche dankt, doch nur eine, die des Christenthums, sogleich aufgenommen wurde; aber dass alle die Renaissancen und Receptionen, die später stattgefunden haben, so lange auf sich haben warten lassen, ist nicht ein Zeichen der Schwäche des griechisch-römischen Einflusses, sondern gerade im Gegentheil ein Beweis für seine Stärke. Das noch gar zu schwache Reis des Germanenthums ist noch auf Jahrhunderte den Aufpfropfungen entgangen, durch die man später die Säfte der älteren Cultur in sein junges Blut hinüberleitete — aber nicht deshalb, weil es stark genug gewesen wäre, um sich dagegen zu wehren, sondern weil es noch viel zu schwach und unentwickelt war, um für solche Proceduren empfänglich zu sein. Sobald es aber so weit erstarkt war, dass es überhaupt oculiert werden konnte, ist es auch geschehen, und in einem für seine Eigenwüchsigkeit verhängnisvollen Maße geschehen.

Um dieser Meinung zu sein, braucht man nicht zu glauben, dass die nationale Gliederung der Menschheit, wie sie heute noch herrscht, bis an das Ende der Tage fortbestehen werde. Aber auch der begeistertste Kosmopolit müsste einsichtigerweise zugeben, dass ein solcher Verschmelzungsprocess doch erst für zukünftige Jahrhunderte auch nur zu wünschen wäre. Denn damit in dieser Zukunft der gesammten Menschheit alle die geistigen Reichthümer zu Gebote ständen, die dann zu einem großen Schatze vereinigt werden könnten, müssen in früheren Zeiten sehr verschiedene Gruppen der Menschheit, eben die Nationen, am Werke gewesen sein, um die großen Aufgaben der Weltcultur immer von neuem und immer auf neue Weise zu lösen. Vielleicht gleicht der Verlauf der Weltgeschichte einem Strom, der zuerst in einem Bette dahinfließt, der dann in immer neue Arme sich theilt, und der schließlich, nachdem er, so geschieden, lange Landstrecken durchströmt hat, doch wieder alle seine Wasser vereinigt. Zuerst im embryonalen Stadium der Gesellschaft herrscht noch viel Gleichheit und Aehnlichkeit der einzelnen Gruppen, noch theilt sich die Entwickelung nicht. Dann tritt eine immer reichere, immer breitere Differenzierung auf; die Naturvölker bleiben auf jenen Stufen keimhafter Ununterschiedenheit zurück, die Culturträger unter den Nationen aber bilden immer mannigfaltigere Formen, wenn nicht der socialen Ordnung, so doch des geistigen Schaffens aus. Zuletzt aber ergießen sich die einzelnen Arme des Stromes wieder in ein Bett und die allmählich sich durchsetzende Verschmelzung der nationalen Entwickelungen führt zu einer die ganze Menschheit umfassenden Einheit. Nun wäre es aber sicherlich der Gipfel der Thorheit, wollte jemand aus der Vermuthung, oder selbst aus dem Wunsche, dass diese Vereinigung einträte, die Idee ableiten, der Menschheit wäre es zuträglicher gewesen, wenn all jene Differenzierung möglichst eingeschränkt geblieben wäre. Das hieße nicht nur die Verringerung des Reichthumes der Weltgeschichte, sondern auch die Verarmung der Menschheitszukunft wünschen. Denn aller großen Völker besondere und eigenthümliche Arbeit war nöthig, um alle die Reichthümer anzuhäufen, über die wir schon heute als gemeinsames Culturgut mühelos verfügen können.

Muss nun also schon der Verfechter kosmopolitischer Entwickelung für die Vergangenheit jeder Mannigfaltigkeit hold sein und jeder nationalen Differenzierung, so wird vollends derjenige, der auch für die Zukunft alles Heil nur von einer national gegliederten Menschheit erwartet, derselben Meinung sein müssen. In beiden Lagern also wird man dem zeitlichen und örtlichen Zusammentreffen des jungen Germanenthums mit der sinkenden Griechen- und Römercultur nicht ohne Wehmuth zuschauen können.

Es war doch, als wäre ein Jüngling, der in unbesonnener starker Jugendkraft ins Leben, in sein Leben hinausstürmte, auf einen Greis getroffen, den er nach kurzem Ringen zu Boden warf und der noch im Todeskampf ihm alle müde Weisheit seiner hohen Jahre [illegible] hatte. Gewiss, aus dem Sterbenden, der seinem Besieger [illegible] Vermächtnis hinterließ, sprach die Schwäche [illegible] wer die Weltgeschichte personificieren wollte, [illegible] von der tückischen Rache des Besiegten [illegible] weiter und hat lange Zeiten

hindurch manches Wort des Alten unverstanden in seinem Herzen bewegt. Viel anderes aber erfasste er sogleich und eignete es sich an, ohne darüber nachzudenken, ob seiner unerfahrenen Jugend fromme, was den Greis beglückt — und doch nicht vor dem Sterben bewahrt hatte. Und später sollte der Tag kommen, wo noch jede Saat, die der Alte ihm ins Herz gestreut, aufgieng. Gewiss, auch diese Keime gaben herrliche Frucht, aber es war nur zur Hälfte eigene Ernte, ein Fremder hatte den Acker bestellt. Und wer will sagen, ob auf diesem Boden nicht ganz andere Pflanzen gediehen wären, vielleicht nicht köstlicher und bunter als jene, aber von anderen, von eigenen Formen und Farben! Die Weltgeschichte ist hier verfahren wie ein ungeschickter Erzieher, der sein Amt nicht darin sucht, das zarte Sprießen der Persönlichkeit zu hüten und zu schützen, sondern ihr von allen Seiten her Bildungsstoff zuführt, ohne zu fragen, ob es seinem Zögling noth thue oder auch nur nützlich sei. Hier ist eine Volksindividualität verfälscht worden, wie manch schlechter Lehrer das eigene Wachsthum einer Menschenpflanze verbogen und verkrümmt hat. Dürfte man sich ein ideales Bild der Menschheitsentwickelung erträumen, so würde man sich aus ihm solche Culturkreuzungen fortdenken müssen: man stelle sich nur einmal vor, dass Griechen, Römer, Germanen, Slaven alle ungefähr gleichzeitig zur Reife gekommen wären. Sie hätten sich gegenseitig die wunderbarsten, reichsten Geschenke machen und sie hätten zum Bau einer zukünftigen Weltcultur, jede Nation oder Nationengruppe für sich, köstlich eigenartige Fundamente legen können. Aber keine wäre in völlige Abhängigkeit von einer anderen gerathen, wie es in Wahrheit Römer, Germanen, Slaven nach einander an sich haben erfahren müssen, und wie es nur den Griechen erspart geblieben ist.

Indes, wer will mit dem Verlauf der Weltgeschichte rechten; auch der heißblütigste Historiker kann das Unabänderliche nur berichten, aber nicht verurtheilen. Nur soll niemand solche Gedankengänge ein leeres Geistesspiel schelten; sie sind es deshalb nicht, weil sie die allerelementarsten Grundlinien der Universalhistorie, das große chronologische In- und Durcheinander der langen nationalen Entwickelungsreihen, über die das durch Gewohnheit stumpf gemachte Auge leicht hinweggleitet, erst recht zum Bewusstsein bringen. Dass dahin, wo die Griechen schon im Jahre 1500 vor Beginn unserer Zeitrechnung standen, die Germanen erst 500 Jahre nach dem Jahre 1 gelangt sind, und dass hinter den Römern, die die Germanen besiegt, der Beginn des Mittelalters um mehr als ein Jahrtausend zurücklag, während die Germanen noch etwa drei Jahrhunderte zu durchleben hatten, um erst überhaupt zu dem Anfangspunkte ihres Mittelalters zu gelangen, das alles muss man sich immer wieder vor Augen halten, um auch nur die gröbsten Umrisse des Weltgeschehens richtig zu fixieren.

Den Germanen aber wurde diese chronologische Verflechtung zum Schicksal für all' ihre spätere Geschichte, und wenn noch heutigentages die Lage keines Steines im Bau der germanisch-romanischen Cultur zureichend zu erklären wäre ohne diesen Zusammenhang, so hat sich die Wirkung dieses gewaltigsten aller Zusammenstöße doch schon vom ersten Tag der germanischen Invasion im römischen Reich an den Siegern fast nicht weniger geltend gemacht, als an den Besiegten. An einem großen und gewiss nicht dem schlechtesten Theil der Eindringlinge hat sich die Cultur, die sie zerstörten, nicht durch langsame, chronische Processe, sondern durch eine acute, furchtbar schnell wirkende Vergiftung gerächt. Gerade diejenigen Stämme der Germanen, die am entschlossensten und am aggressivsten in das alte Reich eingefallen waren, die die Römerherrschaft zu Boden geworfen hatten, sind als besiegte Sieger am frühesten zugrunde gegangen. Gewiss war es für diese wandernden Barbaren eine andere Aufgabe, ein Territorium gegen auswärtige Feinde zu halten, als in raschem Ansturm eine alte Herrschaft zu überrennen. Vielleicht hat auch ihre Volkszahl nicht zugereicht, um zugleich ein regelrechtes Regiment und die Vertheidigung nach außen zu führen, aber man wird doch annehmen müssen, dass diese starken Völker in den lockenden Armen der weichen Sünden des Südens das beste Theil ihrer jungen Kraft vergeudet haben, und dass alsdann die übel Geschwächten viel leichter überwunden worden sind, als es ihnen je zu den Zeiten hätte widerfahren können, da sie noch unberührt in ihrem Norden schweiften. Dem erfahrenen Laster einer alten Cultur hat ihre zugleich muthwillige und undisciplinierte Jugend wenig Widerstandskraft entgegenstellen können.

Viel übler steht es um die geistige Cultur der Germanen, sie hat sich der chronischen Beeinflussung durch die griechisch-römische Erbschaft von Anfang an nicht entziehen können, die bildende Kunst sowohl, vor allem Architektur und Sculptur, als auch die Dichtkunst.

Viele von diesen Einwirkungen der alten auf die junge Cultur sind freilich noch nicht im germanischen Alterthum, einige noch nicht einmal im Mittelalter wirksam geworden, die Wissenschaft der Germanen aber, soweit man von ihr überhaupt in jenen frühen Zeiten als einem wirklichen Besitz dieser Nationen reden darf, ist von vornherein nicht auf dem Wege der Einwirkung, sondern der Lehre, d. h. der völligen Unterjochung der Geister auf die Germanen übertragen worden. Es hat im Grunde niemals eine echt germanische Wissenschaft gegeben, auf diesem Gebiete geistiger Thätigkeit hat sich die eigenthümliche chronologische Verflechtung einer ganz frühen, kaum entstandenen Cultur mit einer ganz späten, überreifen am meisten gerächt. Die Germanen haben ja wenig mehr als die Geheimkünste des Lesens und Schreibens bei sich entwickeln können, ehe sie auf das Römerreich und alle seine wissenschaftlichen Traditionen stießen. In ihrem Alterthum haben sie dann, wie selbstverständlich, nichts anderes thun können, als antike Vorbilder schlecht und recht zu copieren. Selbstverständlich wurden ihre Schriften in lateinischer Sprache abgefasst.

Dass auf solchem Boden auch die Wissenschaft des Mittelalters vollständig in das Joch antiken Geisteszwanges hineinwuchs, ist nicht verwunderlich. Wie ganz abhängig sie von diesem übermächtigen Vorbild gewesen ist, von den einfachsten stammelnden Anfängen chronikalischer Geschichtsschreibung bis hinauf zu den höchsten Erzeugnissen mittelalterlicher Forschung, bis zu den Systemen der Scholastiker, bedarf keines Wortes der Begründung. Dass aber dann im Humanismus nicht eine selbständige Reaction, sondern lediglich die Ersetzung eines schlechten, abgeblassten antiken Musters durch ein besseres, schärferes erstrebt wurde, dass man nur von der ungenau verstandenen an die besser zu interpretierende Meisterin Antike appellierte, ist ebenso bekannt. Erst die Anfänge empirischer Naturforschung und speculativer Philosophie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert haben hier die ersten Versuche der Emancipation eingeleitet. Doch auch dann blieben fast alle Werkzeuge, alle Formen, also alle elementarsten und zugleich feinsten Voraussetzungen wissenschaftlichen Denkens von den Errungenschaften griechischer Philosophie abhängig. Noch heute aber ist dieses Ringen der beiden Zeitalter der europäischen Geschichte nicht zu Ende gekommen: der Kampf um die griechisch-römische Bildung, in dem wir mitten inne stehen, ist sein vorläufig, wenn auch gewiss nicht endgiltig letzter Act.

Kein Zweifel, es handelt sich um einen Kampf, den man vom Standpunkte des umfassendsten, d. h. eines auch historischen Kosmopolitismus für überflüssig erklären müsste. Ist man nämlich der Meinung, dass die Menschheit von Anbeginn als eine solidarisch verbundene Einheit von Zeitaltern und Völkern anzusehen ist, so müsste jede Reception, jede Renaissance als wertvolle Kräfteersparnis angesehen werden, jede Abwehr solcher Einflüsse aber als eine unnütze Vergeudung schon vorhandener Entwickelungserleichterungen. Jeder consequente Nationalismus dagegen wird dem gegenüber das Recht, ja die Pflicht jeder einzelnen Volkspersönlichkeit, sich auszuleben und sich selbständig auszuwirken, vertheidigen. Endlich gibt es eine dritte Betrachtungsweise, die zwar nicht das Recht der einzelnen Nationen, wohl aber das ganzer Zeitalter und Völkergruppen der Menschheitsgeschichte auf ein gleiches Maß cultureller Unabhängigkeit vertheidigen wird.

Die Historie wird zunächst jenes zweite, nationalistische Argument geltend machen müssen: es gibt Epochen der Weltgeschichte, in denen der Nationalismus verpflichtet und berechtigt ist, sich rücksichtslos geltend zu machen: dass die Römer dem übermächtigen Vorbild der Griechen gegenüber fast gänzlich auf ihre geistige Selbstständigkeit verzichtet haben, wird immer als der schmerzliche Verlust einer Blüte am Baum der Menschheit zu beklagen sein. Und es ist ein entsetzlicher Gedanke, sich vorzustellen, dass die große Gruppe der germanisch-romanischen oder gar auch der später hinzutretenden slavischen Völker eine von vornherein einheitliche Cultur gehabt hätte. Und noch manches Jahrhundert wird sich an der nationalen Verschiedenheit dieser einzelnen Glieder der heutigen, nicht mehr nur Europa, sondern die Welt umfassenden Völkergesellschaft zu erfreuen haben. Die große Vielgestaltigkeit der Theile bedeutet hier offenbar nur eine Bereicherung der Gesammtheit.

Doch man braucht nur geringe Prophetengaben dazu, um vorauszusetzen, dass einmal sich doch eine wirkliche Verschmelzung aller Völker zu einer culturell und social einheitlichen Weltbürgerschaft vollziehen wird, die unter Verlust mancher herrlichen Früchte der heutigen Verschiedenheit doch auch große Segnungen aus ihrer Einheit ziehen wird. Aber auch dann noch wird es eine Form der Differenzierung geben müssen: nämlich die des zeitlichen Fortschritts, auch dann noch werden sich die Epochen der Menschheitsgeschichte gegen einander absetzen. Ruhe, Stagnation und Bewegungslosigkeit könnte nur dann eintreten, wenn das Leben der Menschheit selbst zur Ruhe gienge.

So ist denn offenbar — und deshalb ist nothwendig, sich in diesem Zusammenhang alle scheinbar so weit abliegenden Consequenzen zu vergegenwärtigen —, dass in dem Gegensatz der beiden großen Zeitalter europäischer Entwickelung, von denen wir überhaupt allein historische Kunde haben, im Grunde zwei ganz verschiedene Differenzierungen beschlossen liegen: eine ethnisch-nationale und eine zeitliche. Es stehen einander nicht nur Hellenen und Römer einerseits und Germanen, Kelten und Romanen, später auch Slaven andererseits, sondern auch die anderthalb Jahrtausende vor und die anderthalb Jahrtausende nach dem Falle Roms gegenüber. Es ist nicht allein die griechisch-römische und die germanisch-romanische, sondern auch die früh- und die späteuropäische Periode der Universalgeschichte, die sich hier scheiden.

Und so lag denn all die Jahrhunderte und liegt noch heute nicht nur das nationale Recht einer Völkergruppe, sondern auch das epochale eines Weltalters auf Seiten des um seine geistige Selbstständigkeit ringenden Germanenthums. Und wenn der nationale Unabhängigkeitsdrang für unsere Jahrhunderte noch ein Existenzrecht hat, nicht nur um seiner selbst, sondern auch um des größeren Reichthums der Menschheitsentwickelung willen, so hat der Gegensatz der Zeiten vollends ein ewiges Recht für sich geltend zu machen. Deshalb ist die Historie aus doppeltem Grunde befugt, mit Betrübnis von allen Abhängigkeiten und mit Freuden von allen glücklich erfochtenen Emancipationssiegen der jüngeren Völkergruppe und des jüngeren Zeitalters zu sprechen. Denn diese eine Tendenz darf und muss auch die objectivste Geschichtsschreibung haben, dass sie Partei nimmt für alle zukunftsfrohen, für alle Neues schaffenden Bewegungen, und gegen allen Stillstand, gegen alles Ausruhen auf den Errungenschaften früherer Generationen, gegen alle Nachahmungssucht und allen Vergangenheitscultus der Ewig-Gestrigen. Und um in jenem ganz hypothetischen, dafür aber umso klareren Bilde noch einmal alles zu sagen, was sich aus diesen leitenden Motiven für die Beurtheilung dieses wichtigsten Nach- und Gegeneinanders von Epochen ableiten läßt: es ist doch ein schöner Traum, sich vorzustellen, die Germanen hätten alle die Entwickelungsstufen, die Griechen und Römer um 500 schon zurückgelegt hatten, erst in Ruhe und Ungestörtheit absolvieren können, ehe sie — etwa erst in unseren Tagen — mit der griechisch-römischen Cultur bekannt geworden wären. Wie unerhört viel reicher wäre die Weltgeschichte verlaufen!

Wilmersdorf bei Berlin. Kurt Breysig.

---

## Eine Polemik über Raketenflug.

Gelegentlich einer Generalversammlung wurde einem Eisenbahndirector vorgehalten, dass er die Güter ungerecht classificiere, indem gleich schwere Waren für dieselben Beförderungsstrecken verschieden hohe Taxen zahlen müssen. Der Director gab die Thatsache zu, motivierte sie jedoch mit den Worten: „Jedes Frachtgut müsse eben soviel zahlen, als es vertragen kann."

Ein Schrei der Entrüstung durchtobte den Saal. — Der Director war entlassen!

Als man ein Jahr hierauf dem Nachfolger des Directors denselben Vorwurf machte, erwiderte er: Mein Vorgänger hat es schlecht gemacht, so darf man nicht vorgehen. Mein Grundsatz lautet: „Kein Frachtgut soll mehr zahlen, als es eben vertragen kann."

Diesen Grundsatz fand man selbstverständlich und gab sich mit der erhaltenen Aufklärung zufrieden. Und doch hatte der Nachfolger nichts anderes gesagt als der Vorgänger!

Etwas Aehnliches spielte sich in den Nummern 304 und 308 der „Zeit" ab.

Es handelte sich dort um die Angabe des Grundes, weshalb eine steigende Rakete die Grenze der Erdatmosphäre nicht erreichen konne.

Ich sagte: Weil selbst der stärkste Sprengstoff noch viel zu schwach ist, um der gestellten Aufgabe gerecht werden zu können (Nr. 304, Seite 56). Ingenieur Loos war mit dieser Antwort nicht zufrieden und gab an dessen Stelle die folgende: Auch das heftigste explosive Gemisch wäre nicht imstande, das besprochene Problem zu realisieren" (Nr. 308, Seite 118).

Herr Loos sagte also genau dasselbe, was ich gesagt habe! Insoweit wären wir also im reinen. Eine Meinungsdifferenz besteht nicht. Hier handelt es sich aber noch um eine weitere Frage.

Ich erbrachte nämlich in Nr. 304 den Nachweis, dass die Grenze unserer Atmosphäre nur dann erreicht werden konne, wenn wir einen Sprengstoff besäßen, von welchem ein Kilogramm soviel mechanische Energie in Meterkilogramm liefert, als die anderthalbfach genommene Hubhöhe Meter zählt.

Ingenieur Loos bestreitet die Stichhältigkeit des betreffenden Beweises, weil in der Gedankenreihe, welche demselben zugrunde liegt, eine willkürliche Annahme bestehe, welche den ganzen Schluss hinfällig mache.

Um darzuthun, ob oder inwieferne diese Behauptung begründet ist, will ich den Ideengang meiner Beweisführung, deren Wortlaut in Nr. 304 der „Zeit" enthalten ist, durch ein Beispiel illustrieren.

Um eine Rakete [illegible] deren Gewicht über Wunsch des Herrn Loos gegenüber dem Gewichte ihrer Ladung vernachlässigt werden [illegible] bis an die Grenze der Erdatmosphäre steigen zu machen. [illegible]

während der Hin-, die andere Hälfte während der Rückfahrt nach und nach verbrannt.

Würde man die während der Hinfahrt aus der Rakete entweichenden Verbrennungsgase in derselben aufsammeln können, so würde von dem Gewichte der Ladung nichts verloren gehen. Die Rakete würde also 30 Kilogramm Sprengstoff zu heben haben. Würde aber diese Menge Pulver sofort, also schon verbrennen, als die Rakete noch am Boden haftet, so würde sie in ihrer Hinfahrt kein Gewicht zu heben haben, da aller Sprengstoff verbrannt würde und alle Gase entwichen sind.

In Wirklichkeit geschieht weder das eine, noch das andere. Der Pulvervorrath vermindert sich während der Hinfahrt stetig und sinkt zur Null herab, wenn die Rakete am Ziele ist, während er zur Beginn der Fahrt voll und ganz zu heben war. Der Mittelwert des gehobenen Gewichtes beträgt daher: $\frac{30 + 0}{2} = 15$ Kilogramm.

Da während der Hinfahrt außer diesen 15 Kilogramm noch das volle Gewicht der für die Rückfahrt reservierten Ladung mitgeführt, also gleichfalls gehoben werden muss, so beträgt das Gesammtgewicht, welches die Rakete während ihrer Hinfahrt zu heben hat: $30 + 15 = 45$ Kilogramm, also $\frac{3}{4}$ der Gesammtladung, welche erforderlich ist, um die Rakete hin und zurück zu führen.

Da unsere Erdatmosphäre nach Ritter 349 Kilometer hoch ist, so beträgt die zu leistende Hebearbeit $349 \times 1000 \times 1000 = 15{,}705.000$ Meterkilogramm. Diese Hebearbeit haben also jene Explosionsgase zu leisten, welche durch Abbrand der Hälfte der Gesammtladung entstehen, also die Explosionsgase von 30 Kilogramm Sprengstoff.

Auf ein Kilogramm Sprengstoff entfällt daher eine Arbeit von 523.500 Meterkilogramm, das ist genau $1\frac{1}{2}$mal soviel Meterkilogramm, als die Hubhöhe Meter zählt.

Das Ergebnis dieser Rechnung ist also: „dass die Energie von einem Kilogramm Sprengstoff unter allen Umständen größer sein müsse, als die zu bewältigende Hubhöhe anderthalbfach genommen."

Selbstverständlich gelangt man genau zu demselben Resultate, wenn die für Hin- und Rückfahrt erforderliche Ladung nicht mit 60 Kilogramm, sondern in irgend einer anderen beliebigen Größe in Rechnung gestellt wird, und dies deshalb, weil $\frac{3}{4}$, getheilt durch $\frac{1}{2}$ stets $1\frac{1}{2}$ gibt, ob die Einheit groß oder klein ist. Das obige Ergebnis bleibt auch bestehen, wenn das Gewicht der leeren Rakete nicht vernachlässigt, sondern in einer beliebigen Größe berücksichtigt wird.

Dieses Resultat gefällt indessen Herrn Loos nicht. Er meint, dass diese These in ihrer Allgemeinheit völlig unhaltbar sei, weil ihr die ganz und gar willkürliche, durch mich aber verschwiegene Annahme zugrunde liegt, dass auf jedes Kilogramm Ladung 1 Kilogramm Last entfällt, dass also das Leergewicht der Rakete gleich dem Gewichte ihrer Ladung angenommen wurde. Die Annahme bewirke aber, dass mein ganzer Beweis hinfällig wird, es also unrichtig sei, dass nur ein Sprengstoff, von dem jedes Kilogramm eine Energie von 523.500 Meterkilogramm zu entwickeln vermöge, eine Rakete an die Grenze der Atmosphäre bringen könne.

Das soeben vorgeführte und vollständig durchgerechnete Beispiel lehrt, wie sehr Ingenieur Loos irrt, wenn er behauptet, darin werde angenommen, dass die leere Rakete ebensoviel wiege wie ihre Pulverladung.

Das Leergewicht der Rakete kommt ja in der ganzen Rechnung überhaupt nicht vor! Man mag übrigens dieses Leergewicht annehmen wie groß man will, man wird stets zu dem obigen Resultate gelangen. Die Möglichkeit des Erreichens der Grenze der Atmosphäre hängt eben von dem Leergewichte der Rakete nicht ab, sie ist einzig und allein vom Gewichte der Ladung abhängig.

Wenn ich also wirklich auf ein Kilogramm Ladung 1 Kilogramm Last angenommen hätte, was aber nicht geschah, so würde dies das obige Ergebnis dennoch nicht beeinflusst haben.

In der Nummer 304 der „Zeit" sind die Elemente zum Ansatze der betreffenden Gleichung angeführt. Stellt man auf Grund derselben die Gleichung auf, und löst dieselbe, so gelangt man zu einem algebraischen Ausdrucke, der in der Sprache der Mathematik alles das in Kürze sagt, wozu ich soviele Worte gebraucht habe.

Bezüglich des Rechenfehlers, welchen mir Herr Loos vorhält, welcher Fehler aber — nebenbei sei es erwähnt — mit der obigen Beweisführung in keinem Zusammenhange steht, das diesfällige Resultat daher in nichts beirren kann, möchte ich bemerken, dass genau derselbe Fehler dem Herrn Loos unterlaufen ist. Wir beide konnten nämlich das Product 349000 · 250 durch das Product [illegible] nicht dividieren! Ich habe als Ergebnis dieser Division die Ziffer 9.2, Herr Loos dagegen die Ziffer 385 angegeben.

Prof. Roman Baron Gostkowski.

[illegible] erklären.
D. Red.

# Das Pradomuseum.*)

Im Pradomuseum hat man ihn, Velasquez! Endlich! Die Stimmung, in der man dieses Museum betritt, ist ähnlich derjenigen, mit der man in Bayreuth vor dem Festspielhaus steht oder wie sie im Beginn unseres Jahrhunderts die deutschen Maler hatten, wenn sie nach jahrelanger Sehnsucht durch die Porta del popolo in Rom fuhren. Es ist ein langhingestreckter, ernst verschlossener Bau. Auch im Innern ist alles einfach und streng, von jener Vornehmheit, die zu stolz ist, sich aufzudrängen. Keine Fremden gibt es. Man ist fast allein. Nur ein paar Mönche, kunstliebende Klosterbrüder, sitzen copierend vor den Bildern, und am Eingang jedes Saales steht ein graulöpfiger Diener in dunkler Livrée. Keiner trägt Schnurrbart. Das Princip des Hoflakaien ist noch strengstens gewahrt. Es scheinen dieselben Leute, die vor 300 Jahren über die Teppiche des Alcázar schritten.

Der Eindruck des Velasquez-Saales ist über alle Maßen herrlich. Ihn wiederzugeben vermögen Worte nicht. Sonst geht es einem mit Kunstwerken oft seltsam. Man hat sie in der Photographie bewundert, und das Original hält nicht, was das Schwarzweißbild versprach. Von der Schönheit der Velasquez-Werke gibt die beste Nachbildung keine Ahnung. Man möchte knien und beten. Das Herz schlägt schneller. Wie ist man plötzlich fern von der Welt, fern von der Gegenwart. Wie fühlt man sich angeweht vom Hauche der Majestät, vom Geist des Royalismus umwittert. Und bei dieser Vornehmheit welche Einfachheit, in dieser Kunst welches Leben. Alle anderen Bilder seien bemalte Leinwand, Velasquez allein die Wahrheit. Hier versteht man diese Worte des Mengs, und ein Stück Weltgeschichte, ein Stück Kunstgeschichte bedeutet es wieder, wenn am Eingang dieses Saales, dessen Schätze früher kein plebejisches Auge sah, heute eine Tafel mit der Inschrift hängt: Man überlässt es der Cultur des Publicums, in diesem Raume nicht die Kunstwerke zu berühren, zu rauchen oder auf den Boden zu spucken.

Goya ist der Nihilist, der der Majestät ins Gesicht spuckt. Neben dem Homer steht der Aristophanes des Royalismus. Auf das classische Epos folgt das Satyrspiel.

Wer wird das gewaltige Drama schreiben, das der Name Francisco Goya umschließt? Wer wird zeigen, wie zwei Welten damals auseinanderplatzten: wie eine alte, kirchlich-ritterliche Cultur versank und eine neue, unsere eigene Welt sich bildete? Goya ist im Kampf dieser Weltalter Mittel- und Brennpunkt. Als Harlekin folgt er dem Leichenzuge des Monarchismus und der alten Kirche. Als Vorläufer Schopenhauers und Nietzsches leitet er ein neues Weltalter ein.

Man vergegenwärtige sich die geschichtliche Constellation. Alles wankt damals, alles ist im Sterben. In Deutschland hat die Aufklärung begonnen. In Frankreich wird die Höllenmaschine gebaut, die den König und den Herrgott köpft. Die Kunst ist aristokratisch. So flüchten die Maler aristokratischer Städte dahin, wo sie am besten geborgen scheinen. Canaletto arbeitet in Wien, Tiepolo in Madrid. Und kaum ist er todt, da rüttelt auch an den Mauern dieses alten Königsschlosses der plebejische Zeitgeist. Ein Bauernjunge, ein Anarchist, wilde, tolle Gedanken im Kopfe, schleicht sich ein in die Räume, die vorher Don Diego Velasquez bewohnte. Er wird Hofmaler, wird Akademiedirector. Die Bourbonen ahnen gar nicht, welche Schlange sie an ihrem Busen nähren. In nächster Nähe sieht er alles, was er sehen will, und schreibt darüber seine galligen Pamphlete.

Goya hat alles gemalt, Dolche und Küsse, Säbel und Fächer, Matadores und Majas, Könige und Bettler, Priester und Abenteurer, Processionen und Flamencos, Bordelle und Spielhöllen — das ganze Spanien des achtzehnten Jahrhunderts lebt in seinen Werken fort. Doch nur in der Verzerrung eines Hohlspiegels: cariciert, verspottet, verlacht, verhöhnt. Man muss Moreaus „Monument de Costume" zum Vergleich heranziehen. Moreau ist Aristokrat. Eine menuettStimmung ist über seine Blätter gebreitet. Goya zeigt nicht wie schön, sondern wie verfault diese alte Welt war, will eine neue formen, indem er die alte in ihrer ganzen Verworfenheit bloßdeckt. Seine Werke sind eine blutige, von einem Plebejer geschriebene Satire auf alles, was vorher in Spanien als unantastbar heilig gegolten.

In den Kirchenbildern von Sant Antonio verhöhnt er, was die kirchliche Malerei der Vergangenheit schuf. Der ganze Himmel ist ein öffentliches Haus. An der Deckenwölbung wälzen nackte Engel, Buben und Mädchen sich auf Betten herum, producieren sich in lebenden Bildern, wie sie gleich pikant kaum im Pariser Salon der Mme. Alexandre gestellt werden. Daneben sieht man heilige Damen, die eine am Bette lehnend, andere auf schwellende Divans gegossen: alle mit sehr interessanten, blau umränderten Augen, alle in Posen, als wären sie „enfin seules", nachdem gerade der himmlische Bräutigam sie verlassen. Und in der Kuppel spielt eine unglaubliche Scene sich ab. Goya hatte den Patron der Kirche, den heiligen Antonius zu malen, und er malte ihn auch, wie er seine Hand segnend über Krüppel breitet. Doch man bemerkt diese Scene kaum. Eine Balustrade sieht man und dahinter Menschen, die sich in buntem Gewimmel dahinschieben: Bettler, Gaukler, alte Hexen, Gigerl, Courtisanen. Einige äugeln hinter dem Fächer sehr indecent in den Raum hernieder. Andere, von einem Gigerl verfolgt, raffen wie die Modistinnen des „Journal amusant" ihre Schleppe empor. Andere strecken die Beine zur Balustrade heraus, so dass sich eine ideale Perspective unter das Froufrou cremefarbiger Spitzenhöschen und rosiger Jupons eröffnet. Es ist gemalter Cancan, gemalter Casanova. Und dieses Pamphlet auf alles Kirchliche wurde im Lande Zurbarans geschrieben.

Goya als Porträtmaler — das ist eine noch pikantere Sache. Es gibt von ihm sehr viele, sehr schöne Porträts. Namentlich die Damen der Aristokratie hatten in ihm einen feinsinnigen Dolmetsch. Denn einen Menschen porträtieren, heißt ihn besitzen. Goya besaß alle. Wie ein Bulle sprengte er hinein in eine decrepite marode Welt. Wie vertrocknete Blumen, die begossen sein wollen, öffneten ihm die Damen der Aristokratie ihr Haus. Goya malte sie alle. So wie Napoleon seine Brautnacht mit Maria Louise vor der Vermählung feierte, nur weil er die bestialische Freude des Plebejers auskosten wollte, die Tochter eines Kaisers von Gottes Gnaden zu vergewaltigen, sind Goyas Damenbildnisse Tagebuchblätter seiner vornehmen Liebschaften. In alle Werke goss er die vulkanische Begehrlichkeit seiner Sinne hinein. Stets unterstrich er, was an dem Bildnis und dem Weibe ihn besonders reizte. Das nackte Porträt einer Dame, die den düsteren Namen einer Herzogin von Alba trug, ist besonders berühmt, weil Goya, als der Herzog es sehen wollte, schnell ein zweites, weniger entkleidetes malte.

Wen er nicht besaß, den persiflierte er. Kein Caricaturenzeichner, weder Rowlandson, noch Daumier, noch Léandre, schrieb giftigere Epigramme. Aus den Fürsten, die Sanchez Coello und Velasquez in so stolzer königlicher Würde malten, hat Goya ein Wachsfigurencabinet von Trotteln und Verbrechern gemacht. Wie eine Kaffeemaschine hält die Königin ihren Fächer. Wie ein dummer Bajazzo steht der Kronprinz da. Andere blicken fromm, rutschen vor Altären, bereuen ihre Sünden so aufrichtig wie Franz Moor in den Räubern, wenn er den Priester verlangt. Goya war der Zeitgenosse Schillers, und die Stimmung der Räuber, der Louise Millerin geht durch seine Werke. Doch nicht nur den Königen nimmt er die Majestät, auch den Priestern reißt er die Tartuffemaske vom Gesicht. Keinen Patriotismus kennt er, malt nicht den Heldenmuth sterbender, den Stolz siegender Armeen, sondern zeigt das blutige Elend, mit dem die Gloire erkauft wird. Seine ganze Kunst wird schließlich ein Stiergefecht. Ueberall sieht er ein rothes Tuch und stürzt sich darauf mit der schäumenden Wuth des Toro. Alle Angstgefühle der modernen Seele — Hexen- und Teufelsspuk, Blocksberg und Hölle — werden in seinem Hirn lebendig.

Dass ein Mensch, der soviel zu sagen hatte, wenig mehr von der schauenden Freude des Künstlers hat, versteht sich von selbst. Nur in einigen seiner Werke lebt die alte Tradition fort. Andere sind wüst und roh. Obwohl nicht zu vergessen ist, dass viele nur als Vorlagen für Teppiche dienten und deshalb mehr starke Farbengegensätze als coloristische Feinheiten bedingt waren, ist er neben Velasquez oder Tiepolo doch ein Barbar. Er bezeichnet den Moment, wo mit der alten Civilisation auch die malerische Cultur versinkt und der Weg zu den Gedankenmalern Wiertz und Klinger anfängt.

Velasquez und Goya — das ist ein stolzes Stück spanischer Kunstgeschichte, doch nur ein kleines Theilchen. Und leider bietet das Pradomuseum wenig Gelegenheit, auch die anderen kennen zu lernen. Gewiss besitzt es Bilder, die zu den gefeiertsten der Erde zählen: die herrlichsten Werke von Tizian, vieles Schöne von Rafael, vieles Gute von Rubens. Doch nicht deshalb geht man nach Spanien. Man sucht den Localcharakter des Museums, will, wie man in München die alten Deutschen, in Antwerpen die Vlaamen, in Amsterdam die Holländer studiert, in Madrid spanische Meister sehen, oder solche wenigstens, die besonders enge Fäden mit Spanien verknüpfen. Auch an solchen Ausländern ist kein Mangel. Es ist bezeichnend, dass Furini, Benedetto Crespi und Tintoretto, also streng kirchliche Maler, unter den Italienern besonders hervortreten; bezeichnend, dass eine deutsche Allegorie „Leben und Tod" gerade nach Spanien kam — im Katalog „Deutsche Schule" genannt, in Wahrheit eines der gewaltigsten Werke Hans Baldungs. Es ist bezeichnend, dass von Niederländern besonders der Höllenmaler Hieronymus Bosch und der düstere Pessimist Pieter Brueghel auffallen, dessen „Triumph des Todes" ein Erzeugnis allermodernster Phantastik ist.

Dagegen ist das Pradomuseum an spanischen Meistern nicht reich. Ganz abgesehen davon, dass viele wichtige Bilder in Kellerräumen hängen, wo sie fast gar nicht zu sehen sind: es ist historische Vollständigkeit gar nicht angestrebt. Das Hervorragende liegt sich noch in Kirchen und Klöstern. Nicht einmal Inventare, keine photographischen Aufnahmen gibt es. Deutschland hat wenig auf diesem Gebiete gethan. Die ganze italienische Kunstgeschichte wurde durch Deutsche gemacht. Könnte nicht, nachdem dort der Boden abgeerntet worden, ein Theil unserer Kraft Spanien zugute kommen? Das Land müsste in Parcellen getheilt, junge Kunsthistoriker müssten

*) [illegible]

hergeschickt und mit den Inventarisierungsarbeiten betraut werden. Das Ergebnis würde ein erstaunliches sein. Eine neue Kunstwelt würde sich aufthun.

Richard Muther.

## Ausseer G'schichten.

„Ausseer G'schichten“, so nennt Hans Fraungruber ein Bändchen Erzählungen und Schwänke, das unlängst im Verlag der Oesterreichischen Verlagsanstalt erschienen ist. Die „Ausseer G'schichten“ sind natürlich Geschichten von Ausseer Leuten und die Ausseer Leute sind auch Leute, von denen man schon eigene Geschichten erzählen kann, denn sie sind von einem ganz eigenen Schlag, wie man so leicht keinen ähnlichen findet. Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Dirndeln gibt's freilich überall am Land und mancher meint wohl, zum mindesten in unseren Alpen seien sie ziemlich gleichartig. Das wäre aber ein gewaltiger Irrthum. Der nächstbeste Tourist, der etwas in den Bergen herumgekommen ist, wird ihn schon eines besseren belehren können. Denn mag dieser sich noch so wenig für Ethnographie interessieren und noch so wenig Verkehr mit der einheimischen Bevölkerung gesucht oder gefunden haben — die Dirndeln zum mindesten wird er ja doch angeschaut haben, wenn er kein ganz vernagelter Geselle ist. Und da muss ihm wenigstens das eine aufgefallen sein, dass sie sogar in ziemlich nahe beisammen gelegenen Thälern und Gegenden oft nach einem ganz und gar verschiedenen Grundtypus angefertigt sind.

Wenn er zum Beispiel einmal durch Jenesien, hoch oberhalb Bozens gekommen ist, da wird ihm kaum entgangen sein, wie zart und fein dort die Wangen des Mägdleins schimmern, das, fast bis an die Kniee mit Kuhdreck beschmiert, just die vollen Eimer aus dem Stalle trägt, und er mag sich leicht sagen, dass, wenn das Antlitz der Jenesierinnen wirklich, wie behauptet wird, nur darum nach der alten Märchenformel „so weiß wie Schnee, so roth wie Blut“ beschaffen wäre, weil sie es sich nach dem Melken immer mit dem Seihtuche abwischen, die Mädeln wo anders auch schon darauf gekommen wären, mit gleichem Mittel das gleiche Ziel zu erreichen. Wenn er aber dann hinüber zog ins Schnalserthal, da wird er sich erfreut haben an dem hellen, blühenden Roth, das dort leuchtend und flammend unter dem von der Sonne auf das Angesicht gebrannten Braun hervorlacht. Oder wenn er im Zillerthal so einem „Mordstrum“ Leut' begegnet ist, wie sie dort herumlaufen, mit einem ganz freundlichen, feinen G'sichterl und Hand- und Fußknochen wie von einem vorweltlichen Riesensäugethier, da mag er wohl zögernd hin und her geschwankt haben zwischen dem Wunsche nach einer freundlichen Ansprache und Wegekameradschaft und der Besorgnis, die walkürenhafte Schöne könnte ihn, seine ehrbaren Absichten missdeutend, mit einer leichten Bewegung des Armes in den Graben hinunterstreuen. Nur ein paar hohe Bergzüge hinüber liegt aber wieder ein anderes Thal, wo er es als einen lieblichen Trost empfunden haben dürfte, dass die Mädeln mürrisch und verdrossen wegschauen, wenn ein Fremder vorbeiwandert, denn sie sind von einer gar unansehnlichen Statur und wenig anziehenden Gesichtszügen. Und ebenso große Unterschiede wie in der äußeren Erscheinung findet man im Charakter des Volkes. Es müssen die Nachkommen der mannigfachsten Völkerschaften sein, die da, oft nur durch einen Höhenrücken getrennt, nebeneinander und nach den Verzweigungen und Verästelungen der Thäler durcheinander hausen.

Nun die Ausseer Leut' waren offenbar in jeder Richtung sehr glücklich in der Auswahl ihrer Ahnen. Sie sind nicht nur ein wohlgewachsener, hübscher Menschenschlag, sie haben auch ein Ausmaß von Heiterkeit und Frohsinn, ja von sorgloser Leichtlebigkeit, wie man es nur selten bei einer arbeitenden Landbevölkerung finden wird. Fraungruber, der schon 1893 und 1895 zwei Bändchen Gedichte in steirischer Mundart bei Hartleben hat erscheinen lassen, ist auch in diesem Jahre wieder mit einer Gedichtsammlung auf dem Plane erschienen, die „Bei uns dahoam“ betitelt ist und Aufnahme in den Benz'schen Verlag gefunden hat. In dieser ist ein kleines Gedichtchen, „Landlonsi“ betitelt, enthalten, das den Unterschied zwischen einer Sennhütte in Steiermark und einer solchen in Tirol schildert. Was Fraungruber dort sagt, gilt nun wohl nicht von ganz Steiermark und gewiss nicht von ganz Tirol, aber es ist charakteristisch, wenn man die Ausseer Almen zum Beispiel mit denen des Stubaithales vergleicht. Man kann sich thatsächlich kaum einen größeren Unterschied denken, als den, der da besteht, und er ist bezeichnend für die ganze Art der Bevölkerung hier und dort. In tiefem Schweigen liegt im Stubaithale die Sennhütte [illegible] und wenn man mit Mühe im dunklen [illegible] das [illegible] hat, das [illegible] im der [illegible] dann in [illegible] unserem [illegible] [illegible] andern Glanz [illegible] [illegible]

gezogenen Schindeln, mit denen die Außenwände ganz verkleidet sind, verleihen ihnen ein Aussehen, als hätte der Wind sie hergeweht und könnte er sie im nächsten Augenblicke wieder davontragen. Und vor jeder Hütte liegt eine luftige, aus ein paar Brettern kühn aufgebaute Küche, aus der, bald hier bald dort, lustiger Rauch emporwirbelt, und zwischen all den Hütten und den Küchen, da läuft es und springt es hin und zurück in frischen, rothen und blauen Farben, und ruft es und jauchzt es und singt es und lacht es, und wären wir nicht so aufgeklärt und gescheit geworden, so möchte man leicht die harmlosen Kaffeeküchen der Almerinnen für brodelnde Hexenküchen halten und meinen, die Wildfrauen vom Wildensee haben hier ihre Behausung aufgeschlagen.

Wer es versteht, Vertrauen zu erwecken, und da oben einige Zeit Gastfreundschaft sucht und findet, der kann eine ganz neue Welt kennen lernen, eine Welt, in der manche Fundamentalsätze unserer Moral, nicht etwa heimlich umgangen, sondern lachend negiert — und dafür wieder andere ethische und sociale Regeln allgemein anerkannt und mit würdigem Ernste befolgt werden, die so eigenartig sind, dass man bei dem bloßen Versuch, sie zu formulieren, schon Mühe haben wird, einen Heiterkeitsausbruch zu unterdrücken. Freilich kann man dort in der Regel nur die eine Hälfte dieser Welt aus unmittelbarer Anschauung kennen lernen. Denn außer dem jugendlichen Schafhirten sind oben keine männlichen Wesen sesshaft. Aber immerhin vergeht selten ein Tag, an dem nicht auch Vertreter der anderen Hälfte, seltsamerweise oft einen sehr weit abführenden Umweg nicht scheuend, vorüberkommen und kürzere oder längere Einkehr halten, und zudem herrscht oben, ist einmal Vertrauen geschenkt, keine ängstliche Heimlichthuerei, und so mag ein wissensbegieriger Ethnograph von der einen Hälfte auch das erfahren, was die andere angeht. Hat er aber gar das Glück gehabt, einem der Ballfeste beizuwohnen, die abends von den jungen Damen in der Hütte der Trampler-Mirl, oder wo sonst Platz ist, veranstaltet werden, und bei denen die alte Loizen-Mirl Lady Patronesse ist, der Schafhüter auf der Mundharmonika aufspielt, und sich gleichzeitig acht bis zehn junge Mädeln mit dem Geschick und der Anmuth geborener Tänzerinnen paarweise im engsten Raume drehen, ohne aneinander oder an Eines der rings im Kreise seltsam Gelagerten auch nur anzustreifen — dann mag er wohl an einem Abend mehr von dem urwüchsigen Frohsinn und der seltsamen Mischung von Derbheit und Zartsinn, die den Leuten dort eigen ist, kennen gelernt haben, als wenn er zehn Jahre hindurch unten in Aussee in der Sommerfrische säße und im Café Vesco in der „Gamsledernen“ Tarok spielte. Mich hat da einmal mein guter Stern gerade zu einer Zeit hinaufgeführt, wie der Halterbub ein neues Gesellschaftsspiel erfunden hat, und ich muss sagen, das hat zu den interessantesten Sachen gehört, die ich je in meinem Leben gesehen habe: einmal, weil ich da wahrnehmen konnte, wie die Regeln eines volksthümlichen Spieles gleichsam von selbst entstehen, sich aus der Situation heraus entwickeln und ohne ausdrückliche Verabredung in der kürzesten Zeit allgemein angenommen und je nach Erfordernis wieder stillschweigend modificiert werden, dann aber, weil das eines der eigenartigsten Gesellschaftsspiele war, das man sich nur denken kann: ganz entsetzlich nach unserer Theorie von Gesellschaftsspielen und doch in ganz harmloser Weise gemeint und durchgeführt. Ich weiß nicht, ob mein Gesellschaftsspiel im Wildensee oben noch in Uebung ist und ob ich es zustande brächte, es mit so wohlgesetzten und fürsorglich abgewogenen Worten zu schildern, wie ein so heikler Fall sie zweifellos erfordert: diesmal will ich ja aber nicht meine Ausseer Geschichten erzählen, sondern von denen Hans Fraungrubers reden, und die handeln nicht vom Leben auf der Alm und beruhen nicht auf jener flüchtigen Beobachtung, mit der ein wandernder Fremdling sich doch schließlich immer begnügen muss, sondern sie sind tief aus dem vollen Leben des Volkes geschöpft von einem, der dieses Leben offenbar in froher und auch in ernster Zeit mitgelebt hat.

Schon in seinen Gedichten hat Fraungruber gezeigt, dass er die Sprache des Volkes künstlerisch beherrscht. Ich verweise hierfür nur auf Lieder wie „Ih und Du“ und „Der Fink aus'n Oberland“ (Gedichte S. 4 und 33), beide mit hübschen Klangwirkungen, oder auf die „Hinterberger Diendln“ (Neue Gedichte S. 91) und die reizenden „Kinderliadln“ (Bei uns dahoam, S. 87). Schon dort finden sich aber auch neben den im Dialect so beliebten kurzen anekdotenartigen Gedichten mit witziger, scharf zugeschliffener Pointe solche von tieferem Gehalt. Als Proben der ersten Art können die meisten der Gedichte in der Sammlung „Bei uns dahoam“ gelten, zum Beispiel „Die Dackln“ (S. 17), „Die Bekehrung“ (S. 51), „[illegible]“ (S. [illegible]), „[illegible] Leiden“ (S. 54), „Die erfahrene Muata“ (S. 116). Manche charakterisieren dabei so recht den leichten, lebenslustigen Sinn, mit dem man in diesen Gegenden sich bewusst [illegible] das man anderswo mit heuchlerischer [illegible]. „Die Antiera“ zum Beispiel (Neue Gedichte [illegible]) [illegible] Lebensphilosophie der Jugend [illegible] wiedergeben, und die vorsichtige [illegible] (Bei uns dahoam, S. 59) ihr

motiviertes Tugendbekenntnis ablegt, wird viel mehr zu den Ausnahmserscheinungen gehören, als der Jüngste des in dem Gedicht „Die drei Brüder“ (ebenda, S. 13) geschilderten liderlichen Kleeblattes, der von sich selber sagt: „ih bin A lustiger G'span, Ih sang' schöne Dirndln Und schmier s' alle an.“ Reizend geradezu ist das Lied vom „saub'ren Dirndl“ (ebenda, S. 60), dessen Refrain „Er sangt's und busselt's ah (= ab)“ schon die Leiden der Schönen verräth; klagend wendet sie sich an den Richter und dann sogar an den Himmelspförtner, aber der Refrain bleibt immer derselbe; sogar der heilige Petrus schreit „Bist da?“ — und „sangt's und busselt's ah“. Ganz eigenartig sind einzelne Gedichte, in denen in scherzhafter Form eine warme Empfindung oder ein von tieferer Menschenkenntnis zeugender Gedanke zum Ausdruck gebracht wird. Hierher gehört „'n Muaterl sein Fürbitt'“ (ebenda, S. 36) mit der Schlussstrophe

„Mein liabe Himmelmuata gel,
Du lassst'n nit vaderbn?
Er wird schon späta kirchagehn —
'bal's Alter kimt und's Sterbn.“

Oder „Der Liesl ihr Zeitvertreib“ (ebenda, S. 55): die Liesl erzählt, sie habe lange keinen so schönen Sonntag gehabt, wie den letzten, an dem sie allein zu Hause war, und auf die erstaunte Frage der Burger Seff, was da Schönes dabei sei, „so ganz alloaan in Haus“, erwidert sie: „ih bin Halt so ba'n Kastn gloahnt Und han, damit nur d'Zeit vageht, So recht von Herzn gwoant“. Aber auch an solchen Gedichten, die ernste Empfindungen und Gedanken in ernster Form zum Ausdruck bringen, fehlt es nicht: als Beispiele mögen angeführt sein „D'Hoamat in Ehrn“ und „Bsüat dih Gott, liaba Wald“ in den „Gedichten“ (S. 59 und 150), „D'Muataliab“ und „Des Kaisers Rock“ in den „Neuen Gedichten“ (S. 29, 70) und „Mein Muatasprach“ in „Bei uns dahoam“ (S. 20) mit der schönen Schlussstrophe:

„Wia wunderschön klingt schon der Nam,
Als täuteln zwoa Glockn zsam —
Lost's auf und sagt's andächti nach:
Mein Muatasprach!“

Die Vorzüge nun, die Fraungrubers Dialectdichtungen aufweisen, finden sich auch wieder in seinen Ausseer G'schichten, ja die Prosaform gibt hier dem Dichter auch den erforderlichen Spielraum, gelegentlich mehr in die Breite zu gehen und ein behagliches Erzählertalent zu entwickeln. In den ersteren „Erzählungen“ zeigt Fraungruber, dass er auch die Schriftsprache geschickt zu behandeln versteht, und „Der Margreiter Franzl“ ist eine ganz ansprechende kleine Dorfnovelle. Aber man sieht ihm's doch selber an, mit wie viel mehr Lust und Herzensfreude er bei der Arbeit ist, wenn er in seiner geliebten Heimatsprache mit ihrem Wohlklang und Vocalreichthum reden kann. Wie plastisch zum Beispiel nimmt es sich aus, wenn in der „Seelenprüfung“ geschildert wird, wir's dem leichtlebigen Groier Tonerl im Himmel oben geht, da er, „in der schönsten Sündhaftigkeit“ dahingefahren, Rechenschaft soll ablegen über sein junges Leben. Wie er mit seinen Bekenntnissen fertig ist, „blinzelt er fürsichti' über d'Irxn, ob er nit an kohlruaßig'n Schatt'n wahrnimmt mit a Mistgabel und große Hörndla. Rührt si' aber nix — glei' der Schutzengel bledert a wen'g mit die guldena Flüg'ln.“ Werden ihm wohl nur beim Raufen ein Loch in den Schädel gehauen haben, die Freunderln, so dass ihm das Ganze nur geträumt haben wird, dem Tonerl.

Echte Schelmenschwänke sind die Geschichten „Frühreif“ und „Die Schnach“, in denen erzählt wird, wie der Keuschler im Brenningerhäusl, weil halt „just die armen Leut' koa Geld nit hab'n“ „der Frau Gräfin vom G'schloss droben“ durch Erdichtung eines Familienzuwachses einige Zehnerbanknoten herauslurt, und wie der Lenz beim Lahnpoltinger sich von jedem der zwei Schuster im Ort, die keiner mehr borgen wollen, ein halbes Paar Schuhe verschafft, die zusammen just das ganze Paar Schuhe geben, die er braucht, um mit der Duckbauern Sepherl am Kathrinentag beim Kirchenwirt zu tanzen. Auch der „Mirakel Poldel“, dem es in der Verpflegsstation von Mitterndorf zu minder war und der den Versuch, sich durch Uebermittlung eines Grußes des hochwürdigen Herrn Pfarrers von Maria-Kumitz an die Pfarrerköchin ein reichlicheres und schmackhafteres Abendessen herauszuschlagen, mit der Abschiebung in das Arbeitshaus büßen musste, ist ein würdiger Vertreter der alten Schelmenzunft. Er hat halt Pech gehabt, der Arme, da er auf die hinterlistige Frage der Köchin „So, so — von Herrn Pfarrer von Kumitz kommt er? Vom Herrn Laurenz Stimpflinger?“ mit einem ahnungslosen „Jawohl“ hineinfiel: denn „für's erste hoaßt der Herr Pfarrer gar nit Stimpflinger, für's zweite is er schon lang g'storb'n und für's dritte war er a nit in Maria-Kumitz. Schaust, dass d'außikumst“ ... Ein echter Ausseer Schelm aber ist der Windhofer Knecht in der Geschichte „'s fürsichtige Dirndl“, der „in der rechten Hand sein' langen Stecken, in der linken a Strickl mit an Kaibl dran, über d' Axl a Sackl mit Kleib'n und zwischen die Zahnd a Pfeifenrohrl“ auf der Straßen in die Kainisch hinein der Sunneregger Sepherl begegnet, mit der er den gleichen Weg hatte. Dir will aber von seiner Begleitung gar nichts wissen, weil sich ihr g'rad im Pichlergraben drin auch „so a Kund, so a abrahter“ angeschlossen und ihr dann ein Bussel versetzt hat, und wie der Windhoferknecht ganz unschuldig meint, er hätt' ja nicht einmal eine Hand frei, fahrt sie ihn an: „O du Unband, du rabenfalsch's, glaubst i kenn enk nit? — 'n Stecken treibest in Bod'n, bindest 's Kaibl dran, schmeißest eahm 'n Sack über, steckest die Pfeifen ein, packest mi um d' Mitt', wo i soviel kitzli bin — und nacher kunt i mi frei nit dawir'n!“ Was ist ihm übergeblieben, dem Windhoferknecht, hat er es halt wirklich so machen müßen!

Am besten im ganzen Buch hat mir aber die Geschichte von der „Thalpeterin“ gefallen, von der Thalpeterin, die „jungaweil“ ein sauberes Dirnderl war und jetzt mit ihren achtzig zwar ein Gesicht hat „wia an alter Fäustling, aber zwoa Aug'n drein wia von an Zeiserl“ und ihre Lebenslust bis zu ihrer Todesstunde bewahrt hat. Am Ostersonntag zu Mittag hat man sie noch gegen den Friedhof hinunterjuchzen gehört und „wia d'Leut aft zum Seg'n ins Dorf ganga san, habn s' die Alte drunt ban Gadern g'fund'n — auf die Staffeln is s' g'sess'n und war maustodt.“ Ja, solche Leute wie die Thalpeterin gibt's da drinnen in den Bergen — aber es findet sie nicht jeder heraus. Dazu muss halt einer schon ein Bissel ein Dichter sein. Hans Fraungruber freilich, der wird die Thalpeterin schon wirklich gekannt haben. Max Burckhard.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Graf Goluchowski hat diese Woche wieder einmal der staunenden Mitwelt einen Beweis seiner hervorragenden Klugheit geliefert. Er ist nämlich wie mit der ganzen China-Politik (siehe „Fremden-Blatt“ vom soundsovielten) auch mit den letzten China-Reden des Grafen Bülow einverstanden. Das ist sehr klug vom Grafen Goluchowski. Denn, wenn Graf Goluchowski mit der Politik des Grafen Bülow nicht einverstanden wäre, könnte er ohnedies nichts dagegen machen. Also ist es klug von ihm, wenn er einverstanden thut.

*

Anders war es von der bewährten taktischen Geschicklichkeit unseres gemeinsamen Staatsmannes gar nicht zu erwarten. Graf Goluchowski hat eben schon zu oft Beweise dieser seiner Art von Klugheit geliefert. Auch jüngst hat er sich mit der antiösterreichischen Palastrevolution, mit der Serbien den Ahnungslosen in diesem Sommer überrascht hat, nachträglich ganz einverstanden gezeigt, weil er durch seinen Widerspruch ohnedies nichts mehr daran zu ändern vermocht hätte. Auch mit allen anderen großen und kleinen Ereignissen, die während seiner Regierung ohne ihn in der Welt vorgegangen sind, hat sich Graf Goluchowski hinterdrein immer noch einverstanden erklärt. Andere Staatsmänner bestimmen den Lauf der Ereignisse. Graf Goluchowski stimmt ihm nur zu. Der Unterschied ist kaum der Rede wert, es handelt sich nur um eine Präposition. Andere Staatsmänner machen Geschichte. Graf Goluchowski begnügt sich damit, zu jeder Seite, die Klio schreibt, am Rande sein „Einverstanden: Goluchowski“ hinzuzufügen. Diese Randnote wird der Weltgeschichte fehlen, wenn Graf Goluchowski einmal nicht mehr sein wird. Das ist doch immerhin etwas. Es beweist, wie klug Graf Goluchowski ist. Er kommt auf diese Art in die Weltgeschichte, und sogar in einer durchaus nicht üblen Positur. Denn während so manche andere Staatsmänner als zu ihren Lebzeiten unverstandene Genies dem Angedenken der Nachwelt überliefert werden, wird er als das einverstandene Genie in der Geschichte figurieren. Er wird jederzeit mit allem einverstanden gewesen sein. Nur mit einer kleinen Episode der Weltgeschichte nicht, das wird jene Episode sein, die ihm dereinst seine Demission bringt.

*

In den postdebitoffieiösen „Münchener Neuesten Nachrichten“ wird wieder einmal für den Grafen Goluchowski eine warme Lanze gebrochen. Es werden dort nämlich angebliche Gerüchte von dem bevorstehenden Rücktritt des Ministers scharf dementiert. Von solchen Gerüchten haben zwar die wenigsten Leute in Oesterreich etwas gehört. Aber es ist nichts Ueberraschendes, dass Minister für Demissionsgerüchte ein besonders feines Ohr haben und ebensowenig ist es überraschend, dass übereifrige Officiose solchen Gerüchten gerade erst durch deren geharnischte Dementierung eine größere Verbreitung geben. Ueberraschend an den „Münchener Neuesten“ ist nur die aufklärende Glosse, mit der sie das Dementi begleiten. Sie deuten nämlich an, dass diese Gerüchte von unbefriedigt gebliebenen Erpresserblättern herrühren. Dieser Commentar wäre beinahe geeignet, Zweifel an dem Dementi zu erwecken. Denn dem alter ego des Grafen Goluchowski, dem Baron Doczi, mag man alles Mögliche vorwerfen; aber dass er sich auf den Umgang mit Revolverjournalisten versteht, das kann ihm auch der ärgste Feind nicht abstreiten, das ist geradezu seine Specialität, der er nicht zum wenigsten seine glänzende Carrière verdankt. Wir zweifeln nicht an der guten Absicht der „Münchener Neuesten“ für den Baron Doczi. Aber wir müssen das geschätzte Blatt doch darauf aufmerksam machen, dass es dem Baron Doczi schlecht dient, wenn es durch solche Aeußerungen, wie die oben erwähnte, ihn bei seinem Chef in den Verdacht bringt, dass er nicht einmal mehr Revolverjournalisten für die staatsmännische Bedeutung des Grafen Goluchowski zu interessieren vermag. Wozu ist dann der Baron Doczi überhaupt noch gut? Und was soll der Graf Goluchowski von seinem eigenen, also auch des Baron Doczis Genie denken, wenn er erfährt, dass selbst käufliche Journalisten sich dafür zu begeistern bereits aufhören?

Mit der Pensionierung des Prager Oberlandesgerichts-Präsidenten Herrn Jansa hat Herr v. Koerber, bezw. sein Justizminister Baron Spens, den Jungczechen eine schreckliche Bosheit oder eigentlich gleich deren zwei angethon. Bei der ersten Bosheit handelt es sich um Herrn Jansa selbst. Dieser Mann ist der echt österreichische „unpolitische" Beamte. In den Sechzigerjahren, als Herbst Justizminister war, arbeitete Herr Jansa als unpolitischer Beamter und Richter bei jenem Prager Strafgericht, welches die czechischen Journalisten, darunter auch Herrn Doctor Pacak, dutzendweise in den Kerker schickte. Später hat sich Herr Jansa in der Sprachenverordnungsära hervorgethan. Da war er wieder unpolitischer Beamter und Richter und that als solcher so czechen- und jungczechenfreundlich, dass er auf Empfehlung keines Geringeren als des Vaters der Sprachenverordnungen, eben des Herrn Dr. Pacak, zur Leitung des Prager Oberlandesgerichtes und zur justiziellen Förderung der Sprachenverordnungspolitik des Herrn Dr. Kaizl von dem schuldbeladenen Justizminister Dr. v. Ruber berufen wurde. Als unter Clary die Sprachenverordnungen aufgehoben wurden, bewährte sich Herr Jansa wieder als der richtige unpolitische Beamte und Richter. Gerade jener Satz des Kindinger'schen Aufhebungserlasses, welcher die Jungczechen in so furchtbare Wuth brachte, stammte, wie der Kaiser selbst im November vorigen Jahres dem Abgeordneten Dr. Engel gelegentlich einer Audienz vorhielt, von niemand anderem als Herrn Jansa. Als dann unter Koerber und Spens die Ausführung des Kindinger'schen Erlasses in aller Stille sistiert wurde, war es wieder Herr Jansa, der in aller Stille mitthat, wie die Wiener Herren es wollten. Und jetzt gerade, da der lange vernachlässigte Kindinger'sche Erlass endlich durchgeführt werden soll, sucht sich Baron Spens just den Herrn Jansa aus, um an ihm ein Exempel Kindinger'scher Erlasspolitik zu statuieren, und zwingt die Jungczechen dazu, den unpolitischen Herrn Jansa, der doch zeitlebens immer nur ein treuer Diener seiner jeweiligen Wiener Herren gewesen ist und sogar am Kindinger'schen Erlass hervorragend mitgearbeitet hat, zum czechischen Märtyrer auszurufen und in die czechische Walhalla als Nationalhelden zu versetzen. Das ist doch furchtbar boshaft von den Herren v. Koerber und Baron Spens.

*

Das ist aber noch nicht alles. Fast noch übler als der jungczechischen Walhalla haben die Herren v. Koerber und Baron Spens mit der Affaire Jansa ihrem Cabinetscollegen, dem czechischen Landsmannminister Dr. Rezek mitgespielt. Da war Herr Dr. Rezek doch eben erst volle fünf Wochen, man möchte fast sagen, eigens zu dem Zweck krank, damit inzwischen die Herren Collegen, ohne den durch Krankheit excutpierten Herrn Dr. Rezek, die gerade erforderlichen antijungczechischen Maßregeln oder Scheinmaßregeln treffen konnten. Und siehe da, solange die göttliche Vorsehung Herrn Dr. Rezek ans Krankenbett fesselt, geschieht dergleichen nichts, und kaum dass er aufsteht, wird Herr Jansa pensioniert. Herr Dr. Rezek hätte daraufhin, kaum dass er die Gesundheit wieder erlangt hatte, die berühmten „Gesundheitsrücksichten" ergreifen und demissionieren müssen. Das war sehr boshaft von den Herren v. Koerber und Baron Spens. Aber, wo die Noth am größten, da ist — Dr. Kaizls Hilfe am nächsten. Dr. Kaizl, der nichtendenwollende Minister in Disponibilität, sieht Herrn Dr. Rezek nicht so sehr als czechischen Landsmannminister, wie vielmehr als Kaizl'schen Platzhalterminister an. Da aber Herr Dr. Kaizl seine Zeit zur Minister-Renaissance noch nicht gekommen meint, musste Herr Dr. Rezek, trotz des Falles Jansa, bleiben. So ist er auch geblieben, er gewiss ganz gerne, nur mit der Rechtfertigung seines Bleibens hat's einige Schwierigkeiten gehabt. Die „Narodni Listy" haben ihr Sonntags einen eigenen Artikel gewidmet. Darin wird auseinandergesetzt, dass die Pensionierung Jansas über den Kopf des Dr. Rezek erfolgt ist. Deswegen bleibt er. Sonst pflegt die nachgewiesene Einflusslosigkeit des Landsmannministers gerade der Grund zur Demission zu sein. Jetzt wird sie zur Rechtfertigung seines Bleibens gemacht. Das ist zwar unlogisch. Aber was soll der Dr. Kaizl thun, wenn sein Platzhalter zur ungelegensten Zeit, mitten während der Wahlen, in Demissionsnöthen geräth? Dr. Kaizl liebt das Portefeuille des Dr. Rezek so wie sein eigenes, und in dieser altministeriellen Situation erscheint, wie in Wahlsachen überhaupt, ein kleiner Mangel an Logik immerhin verzeihlich.

*

Der Wiener Staatsanwalt, der jetzt nachholt, was er in den Honigmonden des „unparteiischen" Ministeriums Koerber zu confiscieren versäumt hat, hat in dieser Woche auch das dickleibige, gelehrte Werk des Grafen v. Hoensbroech über das Papstthum confisciert. Als Graf Hoensbroech im August den Hauptinhalt seines Werkes in der „Zeit" Nr. [illegible] darlegte, waren seine Gedanken über das Papstthum nicht staatsgefährlich, denn der Artikel wurde nicht confisciert, jedenfalls sind sie [illegible] geworden, weil der Baron Spens das erste Schamgefühl [illegible] das [illegible] Confiscieren glücklich überwunden hat.

## Volkswirtschaftliches.

Vergangenen Samstag gab es wieder einmal eine lebhafte Generalversammlung. Es war die der Teppichfabriks-Actiengesellschaft vormals Philipp Haas & Söhne, die volle [illegible] Stunden währte. [illegible] natürlich aus den Reden der Actionäre nur einen [illegible] Zorn, obwohl diesmal von anscheinend wirklichen [illegible] Actionärvertretern, gewissenhaft [illegible] und [illegible] wurde. Das, was die Actionäre der Verwaltung zu [illegible] war [illegible] nicht angenehm, und [illegible] [illegible]

fraudation. Kurz man will den Eindruck erwecken, als ob sie den Hauptantheil an den Verlusten habe. Beantragt wird aber, den ganzen Reservefonds von über 1,700.000 Kronen, ferner 3·6 Millionen Kronen, somit fast 40 Procent des Actiencapitals per 9·6 Millionen zur Deckung des Verlustsaldos, zu Abschreibungen an den Effecten- und Waren-Conti, zur Errichtung eines Delcredere-Conto und einer Rückstellung für die Kosten an Umbauten und Adaptierungen bei Warenhäusern und Fabriken zu verwenden. Mit anderen Worten, man braucht 5·3 Millionen Kronen zur Deckung von Verlusten, d. h. nicht ganz soviel, denn ein kleiner Theil wird ja zu Umbauten verwendet werden. Dass soviel verloren wurde, erfährt man nur aus den Anträgen der Verwaltung, weder aus der Bilanz noch aus dem Geschäftsbericht ist es ersichtlich. Es ist begreiflich, dass die Verwaltung so wenig Aufmerksamkeit als möglich auf eine so unangenehme Thatsache lenken wollte, und da es zu diesem Zwecke nicht mehr bedurfte, als was sie vorher seit Jahren gethan, nämlich der Aufstellung einer falschen Bilanz und der Verfassung eines unwahren Geschäftsberichtes, so zögerte die Verwaltung auch keinen Augenblick, den alten Irreführungen eine neue hinzuzufügen. Es ist klar, dass man nicht 5 Millionen Kronen durch eine Defraudation von 180.000 Kronen und auch nicht durch den schlechten Geschäftsgang des oder selbst der letzten Jahre verlieren konnte. Die Warenvorräthe sind offenbar von altersher viel zu hoch eingestellt gewesen, man hat seit Jahren nichts verdient, vielmehr mit Verlust gearbeitet, und die Dividenden durch Höherbewertung der Activa bestritten. Und man hat das solange weitergetrieben, bis man einen Krach im Unternehmen fürchten musste, und da wurde endlich ein gründlicher Kehraus gemacht. Nun, der Kehraus wird gemacht und der dazu neuberufene Verwaltungsrath Director Marcus des Wiener Bankvereines hat in der Generalversammlung den Eindruck hervorgerufen, dass er sich darauf verstehe und dabei gründlich zu Werke gehe. Damit sollte die Sache aber nicht erledigt sein. Auch wenn das Geschäft jetzt besser gehen sollte, werden die verlorenen Millionen dadurch nicht ersetzt sein. Wer trägt die Verantwortung dafür, dass ein einst so blühendes Unternehmen von solchem Weltruf an den Rand des Abgrundes gebracht wurde? Das ist für die Actionäre nicht gleichgiltig, das ist auch für den Ruf der österreichischen Industrie von Bedeutung. Der Geschäftsbericht redet sich wie gewöhnlich auf den entlassenen allmächtigen Generaldirector Gitellner aus, der in der Geschäftsleitung keine Sorgfalt geübt, in der Cassacontrierung höchst oberflächlich vorgegangen sei. Aber über dem Generaldirector stand der Verwaltungsrath. Die Unfähigkeit des Generaldirectors war schon seit Jahren all denen bekannt, die mit ihm in Geschäftsverbindung gestanden waren. Wenn sie bloß dem Verwaltungsrath unbekannt geblieben ist, wenn bloß dieser nicht gewusst hat, dass sich der Generaldirector mit allem Möglichen mehr beschäftigte als mit seinen Berufspflichten, wenn dieser niemals einer Scontrierung beigewohnt, noch eine solche selbständig veranlasst hat, so dass der unehrliche Procurist Jahre hindurch defraudieren konnte, dann ist der Verwaltungsrath verantwortlich. Herr Director Marcus sagte zwar, als die Ersatzpflicht aufgeworfen wurde, dass die Verwaltung nicht zum Schadenersatz herangezogen werden könne, weil nach § 19 der Statuten die unmittelbare Geschäftsführung dem Generaldirector übertragen sei. Aber derselbe § 19 bestimmt, dass dem Verwaltungsrath die Oberleitung der Geschäftsführung vorbehalten sei und § 19 und § 18 treffen diesbezüglich nähere Bestimmungen. Der Verwaltungsrath ist umsomehr ersatzpflichtig, als er zugelassen und mitgewirkt hat, dass statutenwidrige Geschäfte, welche große Verluste brachten, abgeschlossen wurden, wie zum Beispiel der Ankauf des Centralhotels in Baden, als er ferner nicht für die Aufstellung richtiger Bilanzen Sorge getragen, ja noch für das letztabgelaufene Jahr eine falsche Bilanz veröffentlicht hat. Director Marcus hat zwar ausgeführt, dass er die Ersatzpflicht mit voller Objectivität zu prüfen in der Lage war, nachdem er persönlich gar nicht an der Frage interessiert sei, da er erst im letzten Jahre in die Verwaltung eingetreten. Herr Director Marcus ist allerdings persönlich nicht interessiert, aber sein Vorgänger, Director Joly, der so wie er selbst nur als Vertreter des Wiener Bankvereines, des Emissionsinstitutes der Haas-actien, in die Verwaltung delegiert wurde. Das geht nicht an, dass die Leitung des Wiener Bankvereines Jahre hindurch die ganze faule Geschäftsführung in der Person des Directors Joly mitmache, dann plötzlich in der Versenkung verschwinde, um, völlig reingewaschen, in Herrn Director Marcus wieder aufzutauchen. Niemand wird ernsthaft den hilflosen Greis auf dem Präsidentensitze, den Herrn Grafen Prokesch Osten, der, wie die anderen zuruhegesetzten Decorationsstücke der Teppichgesellschaft, längst für den Ausverkauf reif wäre, verantwortlich machen. Verantwortlich ist jedoch die Leitung des Wiener Bankvereines, welche das Unternehmen vor der Oeffentlichkeit finanziell repräsentiert, die Actien emittiert und noch vor wenigen Jahren zu mehr als doppeltem Preis als der Tagescurs zum Kauf empfohlen hat. Davor, dass die Herren auch wirklich Ersatz leisten, schützt sie das unbrauchbare österreichische Actienrecht, das jeder Verwaltung die Möglichkeit gibt, sich eine Strohmännermajorität zusammenzustellen, und der Minorität verwehrt, Schadenersatzansprüche zu stellen. Aber die moralische Verantwortung können die Herren nicht abschütteln.

## Kunst und Leben.

„Man lebt ja nur einmal" war ein Thema, dem Anzengruber ein [illegible] widmen wollte. In einem seiner Briefe spricht er davon, und er deutet zugleich die Nutzanwendung des Stoffes an: man lebt nur einmal, also möge man heute leben. Man lebt nur einmal, dachten nun auch zwei [illegible] namens [illegible] und Stein, die keine Moralisten sind und [illegible] mit [illegible] wenig haben, man lebt nur einmal, also [illegible] der sogenannten „Vergnügungen" mit Man [illegible] man zahle [illegible] Frankens ein Abend[illegible] [illegible] vor, in dieser Zeit Paris besucht zu haben. [illegible] dieses Leben, das man nun doch nur einmal

lebt. Wer solche wienerische Weltanschauungen theilt, mag sich auch bei der Posse der Herren Horst und Stein, im Raimund-Theater, amüsieren. Andere Zuschauer freilich bedauern die Zeit, welche sie bei einem derartigen humoristischen Versuch müßiger Köpfe — es gibt eine Sorte Müßiggänger, die man in Theaterkaffeehäusern Schriftsteller nennt — unbarmherzig vertrödeln müssen. Und auch diese Unzufriedenen haben das Argument des genannten vieldeutigen Titels der Posse für sich: man lebt ja nur einmal.

A. G.

*

Jubiläums-Theater. Nur eine oberflächliche, phrasenhafte Kritik kann das neue Stück der Frau Baumberg, „Das Kind", loben. Ohne ihr Geschicklichkeit und ihr Talent zu verkennen, musste ich ihr letztes Werk verstimmend finden, so sehr, dass sich mein Urtheil über ihre literarische Stellung änderte. „Das Kind" hat eine volksthümliche Fabel; die Verfasserin besitzt genug Routine, um eine tendenziöse Handlung aus dem Gerichtsleben zu erfinden; sie hat erzieherische Gedanken, aber es mangelt die Naivetät des Denkens, der Hauch des Bodens, die Echtheit des ehrlichen Volksdichters. Frau Baumberg hat das Vorstadtpublicum zum Jauchzen gebracht; sie steuerte aber auch mit Volldampf ihr Publicum ins Philisterium und fütterte es mit Sentenzen der banalsten, trivialsten Geistesart. Was man von einem Dichter verlangt, bleibt Frau Baumberg schuldig — aber sie bringt crasse Schlager, alberne Satire, schmeichlerische Empfindsamkeit. Sie hat aus dem Theater eine Art Wählerversammlung gemacht, in welcher sie den Leuten jene Dinge sagte, die sie gerne hören. Die Darstellung war entsprechend, zu loben sind Fräulein Sandrock, die Herren Norini und Nowack.

R. H.

*

Das zweite Philharmonische Concert brachte nach Beethovens „Prometheus" und Schumanns „Manfred"-Ouverture die erste Symphonie (D-dur) Mahlers, auf die sich naturgemäß die Aufmerksamkeit des Publicums concentrierte. Was Mahler in diesem Werke an ungewöhnlichen Klängen aus dem Orchester hervorlockt, ist wirklich bewunderungswürdig, zumal in einer Zeit, die in dieser Beziehung an der Grenze des Möglichen angelangt zu sein scheint. Das außerordentliche Geschick für Klangmischung würde ihn zur Kunst der Stimmungsmalerei in hohem Grade befähigen, wenn der Hörer nicht durch die Unselbständigkeit der Erfindung und durch gesuchte Klangeffecte, die keinem höheren Zweck dienen und nur ihrer selbst wegen angebracht zu sein scheinen, aus jeder poetischen Stimmung herausgerissen würde. Am gelungensten scheint mir der erste Satz zu sein, eine Art Pastorale, mit seinen Harmonien und vielen lieblichen, graziösen Wendungen, die dem Componisten am nächsten zu liegen scheinen. Leider geht dieser Charakter schließlich in einem durch die ursprüngliche Grundstimmung nicht gerechtfertigten instrumentalen Aufwand verloren, und je mehr das Tonstück seinen bescheidenen Inhalt nach großen Dimensionen strecken will, desto kleiner erscheint es uns. Bezeichnend für das Wesen des Werkes ist auch das die Stelle des dritten Satzes vertretende Stück, das „Feierlich und gemessen" überschrieben ist. Mahler bringt hier einen bekannten vierstimmigen Canon, dessen humoristischer Text uns allen geläufig ist. Er lautet: „Bruder Martin, schläfst du noch?, sie läuten schon zur Mette, bim, bam, bum." So schön dieser Canon an und für sich ist, so hat mich doch die Verwendung einer bekannten Volksmelodie in einer selbständigen Composition an den musikalischen Geschmack unserer Voreltern erinnert, die an Variationen „über ein beliebtes Thema" den größten Gefallen fanden. Das Wiederaufleben dieser alten Sitte in einer sonst durchaus modern gehaltenen Composition musste befremdend wirken. In noch höherem Grade war das bei jenen Stellen der Fall, die Mahler selbst als „Parodie" bezeichnet. Mit der Parodie, wie mit der Ironie, ist es in der Musik eine eigene Sache. Vor allem muss bemerkt werden, dass die Parodie eine Schöpfung aus zweiter Hand ist, eine Kunst niederen Ranges, denn sie bedarf einer anderen primären Schöpfung, sie bedarf einer fremden Größe, um überhaupt entstehen zu können. Der Componist eines reinen Instrumentalstückes läuft überdies Gefahr, dass er mit parodistischer Musik nur sich selbst parodiert, und damit unterzieht er sich einer Selbstvernichtung, einer Zerstörung der eben erst geschaffenen Position. Dazu aber ist doch der Künstler, dazu ist das Kunstwerk nicht da, dass es sich selbst mit den eigenen Mitteln vernichtet, es soll uns die ideale Höhe erst schaffen, nicht sie von vornherein zersetzen. Man kann mir einwenden, dass zwar nicht die Parodie, aber doch wenigstens die Ironie, die bei den Romantikern der Dichtkunst eine große und berechtigte Rolle gespielt habe, auch die musikalischen Romantiker auf ihrem Gebiete mit demselben Rechte verwerten könnten. In der Dichtkunst liegen aber die Verhältnisse wesentlich anders. Hier, wie in der bildenden Kunst, ironisiert der Künstler mit seiner Kunst natürliche Vorbilder, Ereignisse des täglichen Lebens, Gebilde der Natur. Der Musiker aber hat kein natürliches Vorbild in demselben Sinne wie die andern Künstler, denn die Natur kennt nur Töne, aber nicht ihre rhythmische und harmonische Verbindung zu einem einheitlichen Ganzen, sie kennt eben keine Musik. Ein ironisierender Musiker ironisiert somit immer nur seine eigene Kunst, und diese Selbstaufhebung halte ich für unkünstlerisch. Eine ironisierende Musik ist — wenn der Ausdruck erlaubt ist — Unmusik. Es konnte nicht fehlen, dass die falsche theoretische Voraussetzung Mahlers dem Werke den Stempel einer gewaltsamen intellectuellen Combination aufdrückte und nicht den Eindruck einer unbefangen sich aussprechenden künstlerischen Empfindung ermöglichte. Dieses Endergebnis bedauere ich deshalb, weil das unleugbare orchestrale Talent Mahlers unter anderen Voraussetzungen viel Bedeutenderes hätte schaffen können. Wenigstens veranlasst mich die bloße Thatsache, dass die Symphonie niemals langweilig und indifferent ist, sondern immer anregend, stellenweise sogar im besten Sinne des Wortes überraschend wirkt, nicht mit bloßem Tadel über den Componisten hinwegzugehen. Als Jugendwerk hätte diese Arbeit sogar seinerzeit für Mahler ein vielversprechendes Interesse erregen müssen. Heute liegen die Dinge für Mahler viel ungünstiger, denn er ist heute Wiener Operndirector, und als solcher steht er auch als Componist unter der Peitsche hoher öffentlicher Anforderungen, die schon mehr als einmal auf ein empfindsames Talent hemmend und beengend gewirkt haben. Deshalb würde ich wünschen, dass uns Mahler in Zukunft wieder ausschließlich mit den herrlichen Opernabenden erfreut, die er uns bisher in so großer Zahl und so hoher künstlerischer Vollendung verschafft hat, und dass der doch nur halbe Erfolg, den er als Componist errang, durch die Ereignisse der fortschreitenden Saison wieder verwischt werde.

*

Herr Ernst Kraus, der vielgerühmte Bayreuther Siegfried, hat sich nun auch dem Wiener Publicum vorgestellt, leider nicht auf der Bühne, sondern im Concert. Ein endgiltiges Urtheil über den Sänger lässt sich darnach wohl nicht fällen, weil er im Concert nicht genöthigt ist, eine Rolle vollständig durchzuführen, sondern sich nur die ihm liegenden Partien heraussucht. Umsomehr musste es auffallen, dass er auch hier gerade die entscheidenden Stücke, wie die Grals-Erzählung aus dem „Lohengrin" und das Preislied aus den „Meistersingern", am wenigsten befriedigend sang. Ich sage dies nicht deshalb, weil ihm in letzterem Lied ein Ton vollständig versagte, sondern weil der ganze Vortrag unausgeglichen, das unvermittelte Hervorheben einzelner Töne unmotiviert, die Aussprache undeutlich und ihm die eigentliche Tenorlage offenbar unbequem war. Viel besser gefiel er mir beim Vortrag der Lieder (von Giehrl, Strauß, Hutter und Weingartner) und am besten in der Arie aus dem „Freischütz". Gerade der letztere Umstand lässt vermuthen, dass Herrn Kraus auch der Siegfried viel besser liegt, als der Lohengrin und Walther, und lässt uns doppelt bedauern, dass ein Gastspiel in der Oper nicht zustande gekommen ist. Auf die sehr beachtenswerten Leistungen des Fräuleins Henriette Schelle, die den ersten Satz von Tschaikowskys Clavierconcert, Chopins Nocturne und Liszts „Rigoletto"-Paraphrase vortrug, werden wir nach den weiteren Concerten der jungen Künstlerin noch zu sprechen kommen.

R. W.

*

Bei Miethke ist vor einigen Jahren Hans Schwaiger aus der engen Gemeinde der Kenner in die breite Oeffentlichkeit getreten, und hier folgt ihm nun mit demselben Erfolge, die gleiche Heimat Mutter nennend, sein Freund Joža Uprka. Den Lesern der „Zeit" klingt der unbequeme Name wohl weniger fremd; sie erinnern sich vielleicht der schönen Worte, die der Dichter Machar zum Lobe dieses Malers in Nr. 87 schrieb. Seither ist Uprka immer freier und größer geworden. Als Sohn eines Bauers geboren, ist er nach Jahren des Lernens und der Fremde auf das väterliche Gut heimgekehrt und sitzt jetzt als Landwirt draußen in seinem slovakischen Dorf, das seinem Schaffen eine unerschöpfliche Welt bedeutet. Die gleiche Abstammung, zum Theil auch Lebensführung, bringt den Gedanken an Millet und Segantini nahe. Aber nicht das in stummen Leiden und stiller Größe arbeitende Volk, dessen schwermüthige Epopöe diese letzten Großen der Malerdynastie aus Bauernblut aufgezeichnet, lebt in Uprkas Bildern, sondern das festefeiernde und liederlaute. Und nicht Millets biblisch strenges ethisches Gefühl oder Segantinis hohe Auffassung vom Künstlerberuf als eines priesterlichen, durch Verkünden heilenden, hat ihn zur Bauernmalerei geführt. Gegen sie gehalten erscheint Uprka als reiner, von keinem Gedanken getrübter Sinnenmensch, der voll überschwänglicher Freuden und schwellender Kräfte ist. Psychologische Probleme berühren ihn nicht. Darum haben die einzelne Gestalt und ein individueller Kopf für ihn wenig Interesse: malt er sie doch, so wirken sie wie Costümstudien. Was ihn immer lockt, ist die bunte Vielheit zahlloser Trachten, das farbige Zusammenklingen der mannigfachsten Töne, coloristische Massenpsychologie gleichsam. Wie hundert Röcke prachtvoll draller Weiber im Sonnenlicht glühen oder beim Schein der Allerseelenkerzen phantastisch aufleuchten, wie grelle Bänder im aufgewirbelten Straßenstaub flattern und der Rauch eines Hirtenfeuers in den Abendnebel steigt, das malt Uprka mit bethörender Meisterschaft. Dazu kommt die gleich vollendete Behandlung des Raumes. Wie mit nerviger Faust und doch mit sicherer Grazie sind einzelne und Gruppen über das Bild verstreut, das sich dadurch zur Unendlichkeit weitet. Man muss an die Japaner denken und ihre raffinierte Culturkunst, von der der urwüchsige, dem Leben zujauchzende Bauer am meisten gelernt hat. Uprka, einer der mächtigsten Könner der Gegenwart, ist ein neuerlicher Hinweis auf die bald vielleicht vorherrschende Stellung der Slaven in der österreichischen Malerei.

H. H.

*

Man schreibt uns aus Paris: Am Mittwoch Première in der Comédie Populaire, am Donnerstag im Théâtre Antoine und im Théâtre Cluny, am Freitag in der Comédie Française. Indessen ist die Sache nicht so schlimm, wie sie eigentlich aussieht. Die Comédie Populaire ist ein im ersten Augenblick interessant scheinendes Unternehmen: ihre Gründer verkündeten die Absicht, dem Volke, das nur ganz geringe Eintrittsgelder zahlen kann, zu billigen Preisen gute Stücke vorzuführen; und sie fangen diese löbliche Thätigkeit mit der Wiederaufnahme des längst bekannten „Courrier de Lyon" an, eines der abgeschmacktesten, sentimentalsten, schauerlichsten und blödsinnigsten Hintertreppendramen, die man je ersonnen und aufgeführt hat... Das Théâtre Cluny ist ein kleiner Musentempel im Quartier latin, es werden da meistens tolle Schwänke und Possen aufgeführt. „Tailleur pour dames", von Georges Feydeau, ist ein schon vor elf Jahren gegebenes lustiges Vaudeville, das der inzwischen zu Ruhm und Geld gelangte Autor zu neuem Leben ausgegeben hat. In der Comédie Française gab man eine freie Uebersetzung der „Alkestis" von Euripides, wobei die pseudo-antiken Seiten der französischen Schauspieler ihre Rechnung fanden... Bleibt noch das Théâtre Antoine, das zugleich drei neue Stücke auf einmal brachte: einen wertlosen Einacter von einem jungen Schriftsteller, der infolge eines dank äußerer Umstände errungenen Erfolges unverdienten Ruf erworben hat; ein Drama in drei Acten von Gabriel Trarieux, dem Sohne des aus der Affaire Dreyfus rühmlichst bekannten Senators, und ein Lustspiel von Pierre Veber, einem

der kleinern Sterne der Plejade französischer Humoristen, deren glänzendste Vertreter George Courteline, Jules Renard und Alphonse Allais sind. Dieses Lustspiel ist eine „agréable rien,“ das uns ein Stündchen lachen macht, ohne dass wir nachher wissen, warum wir gelacht haben, und wenn man die Handlung erzählen will, muss man seinem Gedächtnis Gewalt anthun. Das Stück heißt „Main gauche“ und dreht sich um einen jungen Ehemann, der seine reizende Gattin hintergeht, obgleich er sie liebt. Er fürchtet einen Scandal, wenn er seiner Maitresse, die er vor seiner Hochzeit liebte, den Laufpass gibt. Seinen Fehler zu gestehen wagt er nicht, und so setzt er das Verhältnis fort, das nach allen möglichen lustigen Zwischenfällen von der Gattin entdeckt wird. Thränen, Scheidungsdrohung, nochmals Thränen und endliche Versöhnung bringen die Geschichte zum Abschluss. Ernster und tiefer ist Gabriel Trarieux in seinem Drama „Sur la foi des étoiles“. Das Stück ist eine Verquickung von Ibsen'schem Realismus mit 1830er Romantismus. Ein an der Schwindsucht erkrankter junger Ehemann hält sich seiner schönen und jungen Gattin fern, weil ein erstes Kind an dem ererbten Leiden zugrunde gegangen ist und weiteren Kindern ein gleiches Schicksal bestimmt scheint. Die junge Frau kennt diesen Grund der Enthaltsamkeit nicht und glaubt, ihr Gatte liebe sie nicht mehr. Es erscheint die dritte Person, der junge Arzt Claude, der Jugendfreund der beiden Gatten. Claude hat die Frau seines Freundes vor ihrer Ehe still geliebt, er fürchtet das schlimmste von dem täglichen Beisammensein, aber der Kranke zwingt ihn mit dem Hinweis auf ihre brüderliche Freundschaft zum Bleiben. Natürlich geschieht das Unausbleibliche. Claude liebt Jaqueline, Jaqueline liebt ihn wieder: beide lieben und verehren den Kranken, sie sehen das Verächtliche ihrer Handlungsweise, sie stemmen sich mit aller Macht gegen das Geschick, aber dieses bleibt Sieger. Dem Kranken wird die Lage klar, als das Schlimmste bereits geschehen ist. Nach einem wilden Ausbruch von Eifersucht und Schmerz beschließt er, dass er kein Recht habe, dem blühenden Leben Einhalt zu gebieten, und um den beiden das Feld zu lassen, weiht er selber sich dem Tode. Wie man sieht, hat der Autor drei übermenschlich gute und brave Menschen, wie sie in den Romanen und Dramen der Romantiker herumspukten, mit einer düstern Ibsen'schen Idee zusammengebracht. Das Resultat ist nicht überzeugend. Man muss Jesus Christus oder Don Quixote heißen, um so zu handeln wie der Held dieses Stückes. Stellenweise ist die Arbeit Trarieux' ausgezeichnet, und besonders der zweite Act wirkt packend. Der dritte Act wird durch lange metaphysische Reden schleppend, und darüber geht seine dramatische Wirkung verloren.

**R. E. Schmidt.**

---

# Bücher.

**Rudolf Graf Czernin: Der Nationalitäten- und Sprachenstreit in Oesterreich. Wien 1900. Karl Gerolds Sohn.**

Der Verfasser der vorliegenden Broschüre wünscht zum Heil Oesterreichs eine vorübergehende Sistierung der Verfassung, von der er eine abkühlende Wirkung erhofft. Er übersieht dabei nur, dass die Verfassung thatsächlich seit drei Jahren bereits sistirt ist, da das Regieren mit dem § 14, wie er selbst zugibt, verfassungswidrig ist. Eine gewisse Abkühlung ist, wenn man die jetzige politische Temperatur mit der zu Zeiten Badenis und selbst Thuns vergleicht, auch schon eingetreten. Aber diese Abkühlung ist, vom Standpunkte Oesterreichs aus gesehen, kein Vortheil. Solange die Menschen noch imstande sind, um politische Probleme heftig zu kämpfen, haben sie noch ein Interesse am Staat und seiner Existenz. Die Apathie in staatlichen Existenzfragen ist ein Auflösungssymptom. Wenn es der österreichischen Staatskunst gelingt, die Oesterreicher vollständig abzukühlen und für staatliche Probleme gleichgiltig zu machen, dann haben sie auch den Staat selbst kalt gemacht. Soviel zur Schlussbemerkung der vorliegenden Broschüre. Im übrigen tritt der Autor für die deutsche Staats- oder, wie er sie auch nennt, Einheitssprache ein und sieht in dem böhmischen Staatsrechte eine Gefahr für den Bestand des Staates. Am interessantesten ist, mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Verfassers, das Capitel über den conservativen Adel. Er weist treffend nach, dass der sogenannte liberale verfassungstreue Adel in Oesterreich eigentlich conservativ, und dass der conservative mit seinen staatsrechtlichen Bestrebungen eigentlich revolutionär ist. Er empfiehlt dem conservativen Adel, „die staatsrechtliche Fahne gegen das einigende Banner Oesterreichs zu vertauschen“ und sich, mit dem liberalen Adel vereint, „um die österreichische Hausmacht zu schaaren“. Ganz richtig zeigt der Verfasser auch, dass der österreichische Adel nach seiner Tradition nicht national ist, da er ja aus aller Herren Länder stammt. Kurz, aber gut stellt der Verfasser die Prager Straßenanleihe dar, die in ihren Vorgängen in der That die nationalen Wandlungen in Oesterreich treffend [illegible].

**k.**

**Lynkeus (Josef Popper): Phantasien eines Realisten.** Zweite bis vierte Auflage. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner, 1900.

Dem kritischen Leser dieses Skizzenbuches geht es seltsam. Er empfindet sofort, dass hier ein überlegener Schriftsteller die Form, [illegible]

[illegible]

weiß, aber nun schweigt auch die Frage nicht länger: was ist hier überhaupt gewollt? Was soll hier geboten sein? Wozu diese so unermüdliche, sorgfältige schriftstellerische Arbeit? Was bedeutet dieses neue Genre erfundener Anekdoten, wenn es nicht überhaupt in der Luft hängen soll? Wäre es Kunst, Dichtung und nichts weiter, so käme diese Frage gar nicht auf. Aber hier fehlt jene specifische Wirkung, die dem Kunstwerk, auch dem fragmentarischen, auch der Skizze, sofort einen inneren Selbstzweck gibt. Hier glaubt man Parabeln zu lesen und findet nur keine Auflösung, keine Deutung. „Phantasien eines Realisten“ nennt der Verfasser diese fingierten Erlebnisse und Gespräche aus der Welt des Confucius, des Hafis, Alexander des Großen, Luthers, Diderots, Napoleons und aus der Welt vieler anderer ungenannter zeitloser Menschen. Phantasien eines Realisten — in der That, es sind Phantasien an Reales geknüpft und mit der realistischen raffinierten Fingierungskunst eines Geschichts- und Literaturnachdichters in Worte gekleidet. Aber wo liegt am Ende der Sinn, der diesen Schleier einer Vergangenes neuschaffenden, neuen Maja lüftet? Was wollen, da die Kunstform und die Kunstwirkung fehlen, diese Metaphern, diese Mystification u. diese Gespräche ohne Pointe? Es scheint ungerecht, mit diesen kritischen Bedenken so hartnäckig zu sein, doppelt ungerecht, wenn man sich überdies an das Beste, Gelungenste im Band halten will, zum Beispiel an jene Soirée bei Holbach, in der Diderot seine antimonotheistische Philosophie in die Form einer Fabel, einer neuen freigeistigen Mythologie, kleidet: nämlich den schrecklichen Tod, den ein frommer, mit dem Crucifix bewehrter Reisender durch Wölfe findet, sozusagen aus dem Gesichtspunkt der Wölfe, als thierisches Erlebnis darstellt. Es soll auch sonst an dem Denkerernst, an der oft aus der tiefsten Tiefe heraufgeholten Skepsis und Aufklärungsphilosophie dieses Buches und seines Verfassers — eines schon längst bewährten Naturforschers und Genossen Ernst Machs — nicht gemäkelt werden. Nur dürfen die Zweifel, die an der literarischen Bedeutung dieses ganzen Genres, ja an seiner Fruchtbarkeit überhaupt möglich sind, nicht ungesagt bleiben. Einen Weg, der in der modernen Literatur dazu führt, oder gar ein Schwesterbeispiel wird man vergeblich suchen. Und will man selbst Studien und alte Reminiscenzen zu Hilfe nehmen, um sich über die Gestalt dieser gestaltfremden Schriftstellerei halbwegs klar zu werden, so mag man höchstens — wenn man es kennt — auf das Vorbild der talmudischen Agadasammlung verfallen, jener ein bisschen klatschhaften und abenteuerlichen Plaudernovellistik altjüdischer Gesetzeslehrer, bei denen sich in der That allein ähnliches von halb sinnvoller, halb zielloser Anekdotenphantasie findet. Herr Lynkeus-Popper dürfte sie kennen und ihren Einfluss verspürt haben; eine seiner besten Skizzen, der Religionsdisput Luthers mit einem Rabbi Hirsch, führt unmittelbar auf diese Quelle.

**Alfred Gold.**

---

# Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ (November). Dr. Emerton, Professor an der Harvard Universität in Cambridge in den Vereinigten Staaten, schreibt über das höhere Unterrichtswesen in Amerika. Im Gegensatz zu Europa werden drüben die Hochschulen größtentheils nicht von den Bundesstaaten subventioniert, sondern verdanken der Privatinitiative ihr Entstehen und ihren Bestand. Die Regierungskreise meinen nämlich, dass die höhere Bildung besser von localer und privater Thatkraft gefördert werde und dass der Regierung überdies kein Recht zustehe, das Geld der Steuerträger zu idealen statt zu praktischen Zwecken anzuwenden. Viele Kreise halten überhaupt jede den allgemeinen Volksschulunterricht überschreitende Ausbildung für überflüssig, und schon die Mittelschulen, die „Colleges“, sind zumeist private Stiftungen. Dr. Emerton meint, dass das „College“, an dem der junge Amerikaner neben der geistigen auch seine moralische und körperliche Ausbildung empfängt, von der größten ausschlaggebenden Bedeutung für die Entwickelung der amerikanischen Jugend sei. An diese „Colleges“ schlossen sich allmählich ziemlich regellose medicinische, juridische und theologische Schulen, aus denen sich dann die Universitäten entwickelten. Die Verwaltung dieser Hochschulen — der Verfasser schildert speciell die der Harvard-Universität, die übrigens eine Schöpfung des Staates ist, als [illegible] — untersteht einem Ausschuss mit einem Präsidenten an der Spitze. Gegenwärtig sind unter diesen sieben Ausschussmitgliedern nur zwei Fachmänner der Schule; die anderen sind Richter, Advocaten, Aerzte u. s. w. Der gegenwärtige Präsident ist Professor der Theologie, und Geistliche werden überhaupt mit Vorliebe für dieses hohe akademische Amt erwählt, doch soll es auch schon vorgekommen sein, dass einfache Geschäftsleute zu Präsidenten ernannt wurden. Diesem Ausschuss ist übrigens noch ein Aufsichtsrath von dreißig Mitgliedern beigegeben; doch bedarf es zur Aufnahme in denselben keines akademischen Grades. Dagegen gibt es seit einiger Zeit Decane, die den einzelnen Facultäten vorstehen und den Präsidenten in seiner Thätigkeit unterstützen. Die sociale und materielle Stellung der Professoren ist gut, und auch die Anfänger, der Instructor der Assistant Professor und die untern Privatdocenten, werden entsprechend entlohnt, da es in Amerika keine unbesoldete Arbeit gibt.

Im „Kunstwart“ (1. Novemberheft) nimmt Ferdinand Avenarius in der an ihm gekannten, besonnen aufklärenden Art zur Goethebundfrage Stellung. Er vertheidigt die Gründung, ohne sich mit dem Berliner Vorgehen ganz einverstanden zu erklären. Der Goethebund sei nur ein Anfang, ein Improvisation gewesen. Man hatte an ihm seit für die Aufgaben, die [illegible] Wer bestreitet, dass der ungeheuerliche Einfluss des [illegible] durch Annoncen u. s. w. auf unsere Presse von Uebel ist? Wer leugnet, dass man vor [illegible] Erfolgen kräftig beleuchten sollte, [illegible] gemacht wird? Wer sieht den täglichen tausendfachen Betrug [illegible] nicht als eine Schande an? Wer billigt die Versuche, [illegible] des Redactionsgeheimnisses zu zwingen? [illegible] nur nach dem Marktwert ihrer [illegible] werden, als wären Bücher und Kunstwerke [illegible] Unternehmungen? Ein allgemeiner [illegible] in Deutschland hatte sich über Mangel an Arbeit [illegible] jetzt Paul Schultze-Naumburg

seine „Culturarbeiten“ fort, indem er diesmal Beispiele guter, natürlicher und schlechter, gekünstelter Architektur einander gegenüberstellt, nicht nur in Schilderungen, sondern auch in photographischen Aufnahmen. Die Wirkung ist frappierend. Culturarbeit wird damit wirklich auf neue, überaus fruchtbare Weise geliefert.

**„Harpers Magazine“** (Juli). J. D. Quackenbos schreibt über **Hypnose und Suggestion als wirksames Hilfsmittel für den Unterricht.** Durch sie kann angeblich der träge Geist zurückgebliebener Kinder angeregt und belebt, Verschrobenheit geebnet und das Talent in richtige Bahnen gelenkt werden. Sogar verbrecherische Anlagen der Kinder lassen sich dadurch ausrotten. Darf man Mr. Quackenbos glauben, so wäre aber nicht nur die dauernde Erhebung des Schülers auf ein höheres geistiges und moralisches Niveau, sondern auch eine große Kunstvollendung in einzelnen Fächern rasch und mühelos durch diese Methode zu erzielen. So berichtet er von glänzenden Resultaten beim Musikunterricht, und ans Fabelhafte grenzen seine Erfolge bei der Ausbildung von Schauspielerinnen. (Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die eben darauf fundierte Schauspielerpsychologie eines neuen, bei Diederichs erschienenen Bändchens von Martersteig. D. Red.)

**„Cassiers Magazine“** (November). Ernest H. Foster bietet eine Schilderung der **russischen Petroleumstadt Baku am Kaspischen Meer und der Röhrenleitung, mittels welcher das Petroleum von Baku nach Batum am Ufer des Schwarzen Meeres befördert wird.** Baku war bis vor 200 Jahren eine persische Stadt, die von Peter dem Großen erobert wurde, aber trotz ihrer Russificierung viel von ihrem persischen Charakter bewahrt hat. Beständig den Ueberfällen der Tataren ausgesetzt, schützte sich Baku durch Wälle und mittelalterliche Festungen, deren Ruinen noch erhalten sind und dem Ort ein pittoreskes Aussehen geben. Neben dieser alten ist nun eine neue, elegante, geschäftige Handelsstadt erstanden, deren Bewohner immer wohlhabender werden. Die Umgebung ist unerschöpflich reich an Petroleumquellen, ihr Boden wird immer mehr und mehr angebohrt und ergibt gewöhnlich bei einer Tiefe von 500 bis 1000 Fuß Petroleum. Die Brunnen sind in der Regel viel größer als die amerikanischen und haben einen durchschnittlichen Durchmesser von 16 bis 20 Zoll in der Höhe und 8 bis 10 Zoll in der Tiefe. Das Land ist heute schon so dicht mit Brunnen besetzt, dass nicht mehr mit Dynamit gesprengt werden darf, um die Anlagen nicht zu gefährden. Ursprünglich wurde das Petroleum theils mit Kameelen, theils auf der transkaukasischen Bahn, welche den Kaspischen See mit dem Schwarzen Meer verbindet, befördert; da dieselbe aber dem immer wachsenden Bedarf nicht mehr genügen konnte, und es sich hauptsächlich um raffiniertes Petroleum handelt, so verfiel man auf das Auskunftsmittel, längs der Eisenbahnlinie eine Röhrenleitung anzulegen. Sie wurde auf Staatskosten erbaut und wird von der transkaukasischen Bahnverwaltung administriert. Sie soll im ganzen eine Länge von 230 Meilen erhalten, gegenwärtig ist aber erst eine Strecke von 140 Meilen zwischen Batum und Tiflis dem Verkehr übergeben, deren Herstellungskosten gegen 3½ Millionen Rubel beträgt. Das Petroleum wird in Tonnenwagen von Baku nach Michaelovo (in der Nähe von Tiflis) befördert, wo es von der Röhrenleitung aufgenommen, nach Batum geleitet und dort den Käufern abgeliefert wird.

---

## Erlebnis des Marschalls von Bassompierre.

Von Hugo v. Hofmannsthal.

Zu einer gewissen Zeit meines Lebens brachten es meine Dienste mit sich, dass ich ziemlich regelmäßig mehrmals in der Woche um eine gewisse Stunde über die kleine Brücke gieng (denn der Pont neuf war damals noch nicht erbaut) und dabei meist von einigen Handwerkern oder anderen Leuten aus dem Volk erkannt und gegrüßt wurde, am auffälligsten aber und regelmäßigsten von einer sehr hübschen Krämerin, deren Laden an einem Schild mit zwei Engeln kenntlich war, und die, so oft ich in den fünf oder sechs Monaten vorüber kam, sich tief neigte und mir so weit nachsah, als sie konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einmal, im Spätwinter, ritt ich von Fontainebleau nach Paris und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat sie an ihre Ladenthür und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: „Mein Herr, Ihre Dienerin!“ Ich erwiderte ihren Gruß und, indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen. Ich hatte einen Bedienten und einen Postillon hinter mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an gewisse Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und gieng zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, dass ich ihre Neigung mich zu sehen und zu grüßen bemerkt hätte: ich wollte, wenn sie wünschte mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine erwünschtere Botschaft bringen können, sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte.

Im Weiterreiten fragte ich den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort wüsste, wo ich mit der Frau zusammenkommen könnte? Er antwortete, dass er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte: da er aber ein sehr besorgter und gewissenhafter Mensch war, dieser Diener Wilhelm aus Courtrai, so setzte er gleich hinzu: da die Pest sich hie und da zeige und nicht nur Leute aus dem niedrigen und schmutzigen Volk, sondern auch ein Doctor und ein Domherr schon daran gestorben seien, so rathe er mir, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause mitbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und er versprach mir ein gutes Bett zu bereiten. Vor dem Absteigen sagte ich noch, er solle auch ein ordentliches Waschbecken dorthin tragen, eine kleine Flasche mit wohlriechender Essenz und etwas Backwerk und Aepfel; auch solle er dafür sorgen, dass das Zimmer tüchtig geheizt werde, denn es war so kalt, dass mir die Füße im Bügel steif gefroren waren, und der Himmel hieng voll Schneewolken.

Den Abend gieng ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren auf dem Bette sitzen, indes die Kupplerin, ihren Kopf und ihren runden Rücken in ein schwarzes Tuch eingemummt, eifrig in sie hineinredete. Die Thür war angelehnt, im Kamin lohten große frische Scheiter geräuschvoll auf, man hörte mich nicht kommen, und ich blieb einen Augenblick in der Thür stehen. Die Junge sah mit großen Augen ruhig in die Flamme; mit einer Bewegung ihres Kopfes hatte sie sich wie auf Meilen von der widerwärtigen Alten entfernt; dabei war unter einer kleinen Nachthaube, die sie trug, ein Theil ihrer schweren dunklen Haare vorgequollen und fiel, zu ein paar natürlichen Locken sich ringelnd, zwischen Schulter und Brust über das Hemd. Sie trug noch einen kurzen Unterrock von grünwollenem Zeug und Pantoffeln an den Füßen. In diesem Augenblick musste ich mich durch ein Geräusch verrathen haben: sie warf ihren Kopf herum und bog mir ein Gesicht entgegen, dem die übermäßige Anspannung der Züge fast einen wilden Ausdruck gegeben hätte, ohne die strahlende Hingebung, die aus den weit aufgerissenen Augen strömte und aus dem sprachlosen Mund wie eine unsichtbare Flamme herausschlug. Sie gefiel mir außerordentlich; schneller als es sich denken läßt, war die Alte aus dem Zimmer und ich bei meiner Freundin. Als ich mir in der ersten Trunkenheit des überraschenden Besitzes einige Freiheiten herausnehmen wollte, entzog sie sich mir mit einer unbeschreiblichen lebenden Eindringlichkeit zugleich des Blickes und der dunkeltönenden Stimme. Im nächsten Augenblick aber fühlte ich mich von ihr umschlungen, die noch inniger mit dem fort und fort empordrängenden Blick der unerschöpflichen Augen als mit den Lippen und den Armen an mir haftete; dann wieder war es, als wollte sie sprechen, aber die von Küssen zuckenden Lippen bildeten keine Worte, die bebende Kehle ließ keinen deutlicheren Laut als ein gebrochenes Schluchzen empor.

Nun hatte ich einen großen Theil dieses Tages zu Pferde auf frostigen Landstraßen verbracht, nachher im Vorzimmer des Königs einen sehr ärgerlichen und heftigen Auftritt durchgemacht und darauf, meine schlechte Laune zu betäuben, sowohl getrunken als mit dem Zweihänder stark gefochten, und so überfiel mich mitten unter diesem reizenden und geheimnisvollen Abenteuer, als ich von weichen Armen im Nacken umschlungen und mit duftendem Haar bestreut dalag, eine so plötzliche heftige Müdigkeit und beinahe Betäubung, dass ich mich nicht mehr zu erinnern wusste, wie ich denn gerade in dieses Zimmer gekommen wäre, ja sogar für einen Augenblick die Person, deren Herz so nahe dem meinigen klopfte, mit einer ganz anderen aus früherer Zeit verwechselte und gleich darauf fest einschlief.

Als ich wieder erwachte, war es noch finstere Nacht, aber ich fühlte sogleich, dass meine Freundin nicht mehr bei mir war. Ich hob den Kopf und sah beim schwachen Schein der zusammensinkenden Glut, dass sie am Fenster stand: sie hatte den einen Laden aufgeschoben und sah durch den Spalt hinaus. Dann drehte sie sich um, merkte, dass ich wach war, und rief (ich sehe noch, wie sie dabei mit dem Ballen der linken Hand an ihrer Wange emporfuhr und das vorgefallene Haar über die Schulter zurückwarf): „Es ist noch lange nicht Tag, noch lange nicht!“ Nun sah ich erst recht, wie groß und schön sie war, und konnte den Augenblick kaum erwarten, dass sie mit wenigen der ruhigen großen Schritte ihrer schönen Füße, an denen der röthliche Schein emporglomm, wieder bei mir wäre. Sie trat aber noch vorher an den Kamin, bog sich zur Erde, nahm das letzte schwere Scheit, das draußen lag, in ihre strahlenden nackten Arme und warf es schnell in die Glut. Dann wandte sie sich, ihr Gesicht funkelte von Flammen und Freude, mit der Hand riss sie im Vorbeilaufen einen Apfel vom Tisch und war schon bei mir, ihre Glieder noch vom frischen Anhauch des Feuers umweht und dann gleich aufgelöst und von innen her von stärkeren Flammen durchschüttert, mit der Rechten mich umfassend, mit der Linken zugleich die angebissene kühle Frucht und Wangen, Lippen und Augen meinem Mund darbietend. Das letzte Scheit im Kamin brannte stärker als alle anderen. Aufsprühend sog es die Flamme in sich und ließ sie dann wieder gewaltig emporlohen, dass der Feuerschein über uns hinschlug, wie eine Welle, die an der Wand sich brach und unsere umschlungenen Schatten jäh emporhob und wieder sinken ließ. Immer wieder knisterte das starke Holz und nährte aus seinem Innern immer wieder neue Flammen, die emporzüngelten und das schwere Dunkel mit Güssen und Garben von röthlicher Helle verdrängten. Auf einmal aber sank die Flamme hin, und ein kalter Lufthauch that leise wie eine Hand den Fensterladen auf und entblößte die fahle widerwärtige Dämmerung.

Wir setzten uns auf und wussten, dass nun der Tag da war. Aber das da draußen glich keinem Tag. Es glich nicht dem Aufwachen der Welt. Was da draußen lag, sah nicht aus wie eine Straße. Nichts einzelnes ließ sich erkennen: es war ein farbloser, wesenloser Wust, in dem sich zeitlose Larven hinbewegen mochten. Von irgendwoher, weither, wie aus der Erinnerung heraus, schlug

eine Thurmuhr, und eine feuchtkalte Luft, die keiner Stunde angehörte, zog sich immer stärker herein, dass wir uns schaudernd aneinander drückten. Sie bog sich zurück und heftete ihre Augen mit aller Macht auf mein Gesicht; ihre Kehle zuckte, etwas drängte sich in ihr herauf und quoll bis an den Rand der Lippen vor: es wurde kein Wort daraus, kein Seufzer und kein Kuss, aber etwas, was ungeboren allen dreien glich. Von Augenblick zu Augenblick wurde es heller und der vielfältige Ausdruck ihres zuckenden Gesichts immer redender; auf einmal kamen schlürfende Schritte und Stimmen von draußen so nahe am Fenster vorbei, dass sie sich duckte und ihr Gesicht gegen die Wand kehrte. Es waren zwei Männer, die vorbeigiengen: einen Augenblick fiel der Schein einer kleinen Laterne, die der eine trug, herein; der andere schob einen Karren, dessen Rad knirschte und ächzte. Als sie vorüber waren, stand ich auf, schloss den Laden und zündete ein Licht an. Da lag noch ein halber Apfel: wir aßen ihn zusammen, und dann fragte ich sie, ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, denn ich verreise erst Sonntag. Dies war aber die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag gewesen.

Sie antwortete mir: dass sie es gewiss sehnlicher verlange, als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sei es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könnte sie mich wiedersehen.

Mir fielen zuerst verschiedene Abhaltungen ein, so dass ich einige Schwierigkeiten machte, die sie mit keinem Worte, aber mit einem überaus schmerzlich fragenden Blick und einem gleichzeitigen fast unheimlichen Hart- und Dunkelwerden ihres Gesichts anhörte. Gleich darauf versprach ich natürlich, den Sonntag zu bleiben, und setzte hinzu, ich wollte also Sonntag Abend mich wieder an dem nämlichen Ort einfinden. Auf dieses Wort sah sie mich fest an und sagte mir mit einem ganz rauhen und gebrochenen Ton in der Stimme: „Ich weiß recht gut, dass ich um deinetwillen in ein schändliches Haus gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, weil ich mit dir sein wollte, weil ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aber jetzt käme ich mir vor, wie die letzte niedrigste Straßendirne, wenn ich ein zweitesmal hierher zurückkommen könnte. Um deinetwillen hab' ich's gethan, weil du für mich der bist, der du bist, weil du der Bassompierre bist, weil du der Mensch auf der Welt bist, der mir durch seine Gegenwart dieses Haus da ehrenwert macht!" Sie sagte: „Haus"; einen Augenblick war es, als wäre ein verächtlicheres Wort ihr auf der Zunge; indem sie das Wort aussprach, warf sie auf diese vier Wände, auf dieses Bett, auf die Decke, die herabgeglitten auf dem Boden lag, einen solchen Blick, dass unter der Garbe von Licht, die aus ihren Augen hervorschoss, alle diese hässlichen und gemeinen Dinge aufzuzucken und geduckt vor ihr zurückzuweichen schienen, als wäre der erbärmliche Raum wirklich für einen Augenblick größer geworden.

Dann setzte sie mit einem unbeschreiblich sanften und feierlichen Ton hinzu: „Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und dir je irgend einem gehört habe und nach irgend einem anderen auf der Welt verlange!" und schien, mit halboffenen, lebenhauchenden Lippen leicht vorgeneigt, irgend eine Antwort, eine Betheuerung meines Glaubens zu erwarten, von meinem Gesicht aber nicht das zu lesen, was sie verlangte, denn ihr gespannter suchender Blick trübte sich, ihre Wimpern schlugen auf und zu, und auf einmal war sie am Fenster und kehrte mir den Rücken, die Stirn mit aller Kraft an den Laden gedrückt, den ganzen Leib von lautlosem, aber entsetzlich heftigem Weinen so durchschüttert, dass mir das Wort im Mund erstarb und ich nicht wagte, sie zu berühren. Ich erfasste endlich eine ihrer Hände, die wie leblos herabhiengen, und mit den eindringlichsten Worten, die mir der Augenblick eingab, gelang es mir nach langem, sie so weit zu besänftigen, dass sie mir ihr von Thränen überströmtes Gesicht wieder zukehrte, bis plötzlich ein Lächeln, wie ein Licht zugleich aus den Augen und rings um die Lippen hervorbrechend, in einem Moment alle Spuren des Weinens wegzehrte und das ganze Gesicht mit Glanz überschwemmte. Nun war es das reizendste Spiel, wie sie wieder mit mir zu reden anfieng, indem sie sich mit dem Satz: „Du willst mich noch einmal sehen? so will ich dich bei meiner Taute einlassen!" endlos herumspielte, die erste Hälfte zehnfach aussprach, bald mit süßer Zudringlichkeit, bald mit kindischem gespieltem Misstrauen, dann die zweite mir als das größte Geheimnis zuerst ins Ohr flüsterte, dann mit Achselzucken und spitzem Mund, wie die selbstverständlichste Verabredung von der Welt, über die Schulter hinwarf und endlich, an mir hängend, mir ins Gesicht lachend und schmeichelnd wiederholte. Sie beschrieb mir das Haus aufs genaueste, wie man einem Kind den Weg beschreibt, wenn es zum erstenmal allein über die Straße zum Bäcker gehen soll. Dann richtete sie sich auf, wurde ernst — und die ganze Gewalt ihrer strahlenden Augen heftete sich auf mich mit einer solchen Stärke, dass es war, als müssten sie auch ein todtes Geschöpf an sich zu reißen vermögend sein — und fuhr fort: „Ich will dich von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten und auch noch später und immerfort, und die Thür unten wird offen sein. Erst findest du einen kleinen Gang, in dem halte dich nicht auf, denn da geht die Thüre meiner Tante heraus. Dann stößt dir eine Treppe entgegen, die führt dich in den ersten Stock, und dort bin ich!" Und indem sie die Augen schloss, als ob ihr schwindelte, warf sie den Kopf zurück, breitete die Arme aus und umfieng mich, und war gleich wieder aus meinen Armen und in die Kleider eingehüllt, fremd und ernst, und aus dem Zimmer: denn nun war völlig Tag.

(Schluss folgt.)

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXV. Band. | Wien, den 1. December 1900. | Nummer 322.


## Staatsimpotenz.

„Meine sehr geehrten Herren! Inmitten der sorgenvollen Tage, die uns die politischen Wirren bereiten, ist es uns eine freudige Genugthuung, den Interessen der Volkswirtschaft in allen ihren Zweigen unser bestes Können zu widmen. Insbesondere seien Sie überzeugt, dass wir bei den schon berührten Fragen auch in der nächsten Zeit, beim Zolltarif und bei der Erneuerung der Handelsverträge, die Bedürfnisse der gesammten heimischen Production mit aller Entschiedenheit wahrnehmen werden.“

Es braucht wohl kaum noch ausdrücklich angemerkt zu werden, wer diese tönenden Worte gesprochen hat. Alle Welt kennt ihn ja, den Helden der Phrase, der immer mit vollem Mund dabei ist, wo es eitle Worte gilt. Es ist der gegenwärtige Ministerpräsident Herr v. Koerber, und die citierte Rodomontade ist seiner berühmten Rede auf dem Industriellentag entnommen. Wenn, im ausnahmsweisen Gegensatze zu dem bekannten Sprichwort, bei dem Regierungshandwerk Schreien allein helfen und Thatsachen nichts beweisen würden, müsste mit dem Wortschwall, über den Herr v. Körber verfügt, Oesterreich schon längst geholfen sein. Aber Thatsachen beweisen auch beim Regierungsgeschäft, und ihre Bosheit ist oft abgrundtief. Sie hat nun auch Herrn v. Koerber ereilt. Erst vor vier Wochen verkündet er den Industriellen mit „freudiger Genugthuung“, dass die Regierung in diesen „sorgenvollen Tagen“ „allen Interessen der Volkswirtschaft“, ganz besonders aber dem Zolltarif und den Handelsverträgen ihr „bestes Können“ widme, und gerade jetzt kommt es durch einen amtlichen Briefwechsel über Zolltarif und Handelsverträge zutage, dass auch das beste Können der Koerber'schen Regierung thatsächlich nur im Nichtskönnen besteht.

Herr v. Call, den Gott in seinem tiefsten Zorn Oesterreich als Handelsminister beschert hat, ist das unscheinbare Werkzeug, dessen sich die boshaften Thatsachen bedient haben, um den schönsten Sätzen, die Herr v. Koerber je zusammengedrechselt, so meuchlings den Kragen umzudrehen. An den Herrn v. Call haben nämlich mehrere Industrielle, welche den wirtschaftlichen Arbeitseifer der Koerber'schen Regierung anscheinend ernst zu nehmen geneigt waren, das Ansuchen gestellt, dass er zur Berathung wirtschaftlicher Fragen den Industrierath einberufen möge, der von einer in Worten fast ebenso wirtschaftseifrigen Regierung, dem Ministerium Thun-Baernreither, vor zwei Jahren auf dem geduldigen Papier der „Wiener Zeitung“ unter großen Wortexcessen geschaffen worden, sich aber seither ebensowenig fähig zum Leben wie zum Sterben erwiesen hat. Ein eigener Ministerialsecretär in einem einsamen Gelass im Handelsministerium ist mit der stillen Wartung dieser Missgeburt betraut. Aber an sie erinnert zu werden, ist dem Ministerium ebenso unerwünscht, wie einer unglücklichen Mutter, die zu der interessanten Abnormitätensammlung des Barnum'schen Circus eine Nummer beigetragen, die Nachfrage nach dem Wohlergehen des von ihr geborenen „Freak“. Den Industriellen, die sich so unzart nach dem Industrierath erkundigten, musste von der Mutter Regierung eine kräftige Antwort zutheil werden. Herr v. Call ließ sich von einem seiner Beamten ein schönes Concept dazu schreiben und setzte darunter die vier Buchstaben, die den Inbegriff seiner Regierungsthätigkeit ausmachen. Die Antwort aber besagte, dass die Regierung den Industrierath nicht einberufen könne, weil seine Einberufung überhaupt nur einen Sinn hätte, wenn er über die wichtigste wirtschaftliche Frage, über den neuen Zolltarif, berathen könnte. Zu diesem Zweck müsste ihm die Regierung einen Zolltarifentwurf vorlegen können. Einen solchen hat sie aber nicht, sondern sie wartet auf einen, den andere Leute, die vereinigten Handelskammern, für sie machen sollen, aber bisher noch nicht fertiggestellt haben. Ein ärgerlicher Vorwurf der Saumseligkeit klang leise aus dem Call'schen Schreibebrief für die Handelskammern heraus. Darüber waren nun wieder die Handelskammern bös, und in ihrem Namen pilgerte beschwerdeführend der Präsident Herr Mauthner zu Herrn v. Call. Herr v. Call aber ist jederzeit bereit, Worte, die er gesprochen oder unterschrieben, zurückzunehmen, wie ein coulantester Geschäftsmann die Ware zurücknimmt, wenn sie dem Käufer nachträglich nicht zusagt, und so nahm er auch den Vorwurf gegen die Handelskammern zurück, den ihm seine Beamten vorgeschrieben, und da ihm Herr Mauthner darlegte, dass er sich über die Zolltarifarbeit der Handelskammern freuen müsse, drückte er ihm seine große Freude darüber aus.

Ob sich nun der Handelsminister darüber ärgert, wie er sollte, oder freut, wie er es auf Herrn Mauthners Andringen musste: Facit ist, dass die Regierung zu dem wichtigsten wirtschaftlichen Probleme der Zukunft, zum neuen Zolltarif, nicht einmal einen Entwurf bisher beigetragen hat. Das ist in Wahrheit das „beste Können“, über das Herr v. Koerber in seiner Industriellenrede peroriert hat. Es ist der Regierung zur Gewohnheit geworden, sich wegen ihrer Unthätigkeit in allen Nothlagen auf die Nothlüge von der parlamentarischen Obstruction auszureden. Hier ist nun ein Fall, ein Fall, wie er wichtiger gar nicht gedacht werden kann, wo die Regierung, wenigstens im gegenwärtigen Stadium der Sache, die Mitwirkung des Parlaments nicht brauchte, in ihrem selbstbelobten Eifer also durch die Obstruction nicht behindert sein konnte. Denn, wenn auch die Gesetze verfassungsmäßig nur unter Mitwirkung des Reichsrathes zustande kommen dürfen, so hat doch bei der Vorbereitung der Gesetzentwürfe das Parlament nichts zu thun. Diese ist vielmehr ausschließlich die Schuldigkeit der Regierung, die sie, da sie ja doch trotz ihres hohen Selbstgefühls nicht allwissend und allweise ist, im Einvernehmen mit den wirtschaftlichen Interessengruppen zu vollziehen hat. An dem guten Willen, ihre Pflicht zu erfüllen, hat es auch der Regierung nicht gefehlt. Nur an der organisatorischen Fähigkeit hat es gemangelt. Ihre Aufgabe wäre es gewesen — was ja auch in anderen Ländern geschieht — in steter Berührung mit den Interessenten einen Zolltarifentwurf auszuarbeiten, um ihn dann den wirtschaftlichen Körperschaften und der gesammten Oeffentlichkeit zur Begutachtung und Kritik zu übergeben, ehe er im Parlament eingereicht wird. Der erste Versuch, den die Regierung zu diesem Ende unternommen hat, die vorjährige Productionsstatistik, ist misslungen, und die wirtschaftlichen Corporationen haben nun die Initiative ergriffen, die der Regierung zusteht, und arbeiten selbst einen Zolltarifentwurf aus, den dann zu begutachten und zu kritisieren in diesem System der verkehrten Arbeitstheilung die Aufgabe der Regierung werden wird.

So sieht die thatsächliche Probe auf das Exempel aus, das Herr v. Koerber den Industriellen auf dem Industriellentag mit dem Zolltarif gegeben hat. Das Parlament arbeitet nicht, weil es nicht arbeiten will. Das ist ein Unglück, aber nicht ein incurables. Die Willensstörung, die durch eine kopflose Nationalitätenpolitik verursacht worden ist, kann durch eine nationalpolitische Verschiebung wieder behoben werden, und die Kraft des Parlaments ist dann da, die wirken kann. Wenn aber die Regierung, wie im Fall Zolltarif und noch in anderen Fällen auch, ihr „bestes Können“ einsetzt und doch nichts zuwege bringt, dann fehlt es ihr nicht am Willen, sondern an der Kraft. Das ist aber dann ein großes Unglück. Denn gegen die Impotenz ist kein Kraut gewachsen, und kraftprahlerische Reden, wie sie Herr v. Koerber hält, sind auch kein Heilmittel gegen diesen Defect, vielmehr eines der kennzeichnenden Symptome davon.

K.

---

## Chinas Finanzen.

Von Alexis Krausse (London).

Chinas Finanzen sind, wie alles, was mit diesem Lande zusammenhängt, zum großen Theile ein Gegenstand von Vermuthungen. Es ist unmöglich, irgend welche autoritative Daten über den Reichthum, die Hilfsquellen und die Besteuerung der 18 Provinzen Chinas zu erhalten, und wenn es möglich wäre, würden solche Daten sich gewiss als zur Irreführung bestimmt erweisen. Die chinesischen Statistiken sind im höchsten Grade unverlässlich und bisher ist in China auch kein Versuch gemacht worden, ein Budget der Staatsverwaltung zu verfassen, wie solche in fast allen Ländern veröffentlicht werden. Alles, was derjenige, der Informationen über diesen Gegenstand sucht, erreichen kann, sind Schätzungen von Wahrscheinlichkeiten, gegründet auf spärliche Statistiken, die zu erlangen sind, so die der verschiedenen Consularberichte, der englischen Blau-

bücher und der Publicationen der kaiserlich chinesischen Seezollverwaltung.

Ich muss deswegen den Leser bitten, die Ziffern, die ich im folgenden citieren werde, nicht als autoritativ und zweifellos anzusehen, sondern mehr als einen Beitrag zum Studium der chinesischen Staatswirtschaft. Bei dieser Arbeit habe ich mich bestrebt, mich auf festem Boden zu bewegen, und habe in keinem Falle Ziffern meinen Annahmen zugrunde gelegt, die nicht den Stempel der Wahrheit an der Stirne tragen. Gleich die ersten Ziffern, die ich bringen werde, können als richtig angenommen werden; doch möchte ich dabei betonen, dass, wenn sie auch officiell zutreffen und wirklich die Summen angeben, die der Staatseinnahmenbehörde in Peking zufließen, sie doch nicht als verlässliche Grundlage angesehen werden dürfen, um von ihnen auf den Reichthum und die Hilfsmittel des Landes zu schließen; denn in diesen Ziffern fehlen die enormen Beträge, welche von den Beamten veruntreut werden, wie das in jedem Zweige der chinesischen Staatsverwaltung üblich ist.

Der britische Generalconsul in Shanghai, Mr. Jamieson, der während seines langen Aufenthaltes in China eine seltene Kenntnis des Landes und Volkes sich angeeignet hat, hat eine Tabelle der chinesischen Staatseinnahmen und Ausgaben zusammengestellt, welche allgemein als die verlässlichste Statistik angesehen wird. Mr. Jamieson schätzt darin das chinesische Budget wie folgt:

| Einnahmen | Taels*) |
|---|---|
| Grundsteuer | 31,640.000 |
| Salzsteuer | 13,659.000 |
| Likin (Transportsteuer) | 12,952.000 |
| Seezollverwaltung | 21,989.000 |
| Chinesische Zollverwaltung | 1,000.000 |
| Opiumsteuer | 2,229.000 |
| Geringere Posten | 5,550.000 |
| | 88,979.000 |

Die gesammten jährlichen Staatseinnahmen von China mögen sonach (officiell) auf etwa 133,468.000 fl. ö. W. geschätzt werden, eine Ziffer, die weit hinter der Leistungsfähigkeit des Reiches zurückbleibt, wie ich später noch zeigen werde.

Die jährlichen Ausgaben betragen:

| Ausgaben | Taels |
|---|---|
| Verwaltung der 18 Provinzen | 36,220.000 |
| Civilliste | 19,478.000 |
| Marine | 5,000.000 |
| Küstenvertheidigung | 8,000.000 |
| Verwaltung der Mandschurei | 1,848.000 |
| Verwaltung von Kansu, Turkestan und Tibet | 6,435.000 |
| Zinsen der auswärtigen Anleihen | 2,500.000 |
| Eisenbahnen | 500.000 |
| Oeffentliche Arbeiten | 1,500.000 |
| Zollverwaltung | 2,478.000 |
| | 88,979.000 |

Man wird sofort bemerken, dass die Zinsenlast der fremden Anleihen im Verhältnisse zum Umfange des Landes und der Größe der Bevölkerung außerordentlich geringfügig ist. Die gegenwärtigen Schulden Chinas belaufen sich auf weniger als 530 Millionen Gulden ö. W., Beträge, die durchaus entweder zur Bezahlung von Waffenlieferungen oder von Kriegsentschädigungen geliehen worden sind.**)

Wenn man diesen Schuldbetrag durch die Bevölkerungszahl dividiert, ergibt sich 1½ Gulden pro Kopf, eine Schuldenlast, die leichter ist, als die irgend eines anderen civilisierten Landes.

Diese Berechnung gewinnt umsomehr an Bedeutung, wenn die bereits oben angedeutete Erwägung hinzutritt, dass die selbst an sich richtigen Zahlen der obigen Tabellen durchaus nicht die von der Bevölkerung wirklich gezahlten Steuern repräsentieren, sondern vielmehr das Ergebnis der unehrlichen Wirtschaft der Beamtenclasse sind. Dass die vorgeschriebenen Steuern von der Bevölkerung vollständig bezahlt werden, steht außer jeder Frage. Den einen Vorwurf, dass sie etwa die Eintreibung der Steuern vernachlässigen, kann man den Mandarinen nicht machen, wohl aber darf man nicht außeracht lassen, dass sie nur einen Theil, den sie eingetrieben haben, an die übergeordneten Behörden abliefern, indem sie den Rest zu ihrer eigenen Bereicherung zurückbehalten. Das lässt sich mit wenigen Worten nachweisen. Man nehme nur gleich die erste und ertragreichste Einnahmsquelle, die Grundsteuer. Diese Steuer beträgt 200 Kash für den Mau [illegible] China enthält [illegible] Millionen Acre bebauten Landes. Dies stellt eine Gesammteinnahme [illegible] Millionen Taels [illegible] Betrag aber, der thatsächlich

seinen Weg nach Peking findet, ist bloß 31,640.000, der neunte Theil also des thatsächlich eingetriebenen Betrages! Ebensowenig als die Einnahmen, können auch die Ausgaben als ehrlich verrechnet angenommen werden. Zweifellos werden thatsächlich die oben genannten Beträge der Staatscassen entnommen, doch nur ein kleiner Theil davon wird wirklich zu den Zwecken verwendet, für welche er officiell bestimmt ist. Die 36 Millionen Taels zum Beispiel, welche als Verwaltungsausgaben der 18 Provinzen angesetzt sind, sind zum größten Theile, nominell wenigstens, zur Erhaltung der Provinzialarmeen bestimmt; es ist aber Thatsache, dass kaum der dritte Theil von Soldaten, die in Rechnung gestellt werden, wirklich gehalten werden. Da jeder chinesische Söldner 9 Taels monatlich gezahlt bekommt, müsste die in obiger Tabelle enthaltene Summe ausreichen, um eine Armee von 290.000 Mann zu erhalten. (Ich spreche hier ausschließlich von den Provinzialarmeen und berücksichtige dabei nicht die sogenannten achtzehn Banner, die Ying-Ping oder Nationalarmee oder die Mandschutruppen.) Nach den verlässlichsten Statistiken, die überhaupt verfügbar sind, beträgt aber die ganze in den achtzehn Provinzen aufrecht erhaltene Truppe kaum 100.000 Mann. Die Mandarinen unterhalten gerade soviel Soldaten, als nothwendig sind, um in Friedenszeiten den militärischen Pflichten zu genügen. Wenn ein Krieg ausbricht, oder in den seltenen Fällen, dass ein General aus dem Hauptquartier eine Provinzialarmee zu inspicieren beabsichtigt, mietet der verantwortliche Mandarin einfach die erforderliche Zahl von Kulis, welche der inspicierende Officier (der natürlich auch angemessen bestochen worden ist) ohne jede Bemerkung passieren lässt.

Die ganze Finanzwirtschaft Chinas ist corrupt. Die höchsten Posten werden dem Meistbietenden verkauft, der das Amt, das er auf diesem Wege erworben hat, solange behält, als es den Pekinger Behörden gefällt. Er übersendet die Einnahmen, die er gesammelt hat, nachdem er die Kosten seiner Verwaltung vorweg abgezogen hat, nach der Hauptstadt zweimal im Jahre, und gleichzeitig schickt er eine angemessene Bestechungssumme seinem Vorgesetzten zu, dessen freundlicher Gesinnung er seine Stellung verdankt. Wenn er diese Vorsicht außeracht lässt, oder wenn seine Gaben seinen Gönner nicht befriedigen, wird er rasch abgesetzt und weicht einem anderen Candidaten, der sich gefügiger erweist. So wird die ganze staatliche Verwaltung Chinas zu einem Riesenschauspiel der Corruption, das ohne jede Parallele dasteht, und die Interessen des Landes werden preisgegeben, wofern nur ein skrupelloser Ring von Beamten dabei sein Genüge findet.

Die Daten, die man erlangen kann, rechtfertigen die Annahme, dass China eines der reichsten Länder der Welt ist. Sein Mineralreichthum ist schier unerschöpflich. Freiherr von Richthofen hat festgestellt, dass die Kohlenlager in Hunan ausreichen, um die Bedürfnisse der ganzen Welt auf Jahrhunderte hinaus zu befriedigen, und überdies sollen auch ausgedehnte Kohlenlager in den Provinzen Schansi, Schensi und Petschili existieren. In der letztgenannten Provinz wird seit Jahrhunderten schon Kohle gewonnen, und die Schächte in Kaiping sind gegenwärtig die Hauptquelle, von der der Kohlenbedarf von ganz China befriedigt wird. Außer Kohle findet man in China auch Kupfer, Zinn, Blei, Eisen und Gold in bedeutenden Quantitäten, während Silber in mehr als einer Gegend in Ueberfluss vorhanden ist. Von allen diesen Quellen des Reichthums bezieht die Regierung keinerlei Einnahmen, außer den geringfügigen Zahlungen, die ihr von der Grundsteuer geleistet werden. Die Kohlenbergwerke, die im Betriebe stehen, befinden sich entweder in den Händen von chinesischen Syndicaten oder werden von Mandarinen für ihren eigenen ausschließlichen Nutzen ausgebeutet, und die gesammte indirecte Besteuerung des Landes liegt auf nothwendigen Bedarfsartikeln des allgemeinen Verbrauches, wie Salz und Nahrungsmittel.

Was am meisten dem europäischen Beobachter am chinesischen Finanzsystem auffällt, ist die Geringfügigkeit der Summen, die auf die Verwaltung des Landes verwendet werden, aber diese Beträge sind irreleitend insofern, als der größere Theil der Kosten der Verwaltung von den Beamten von vornherein von dem Steuerbetrage, den sie eincassieren, abgezogen und dem Pekinger Staatseinnahmenamt gar nicht verrechnet wird. Der eigentliche Zweck des chinesischen Finanzsystems scheint der zu sein, die thatsächlichen Verhältnisse möglichst zu verschleiern und Details zu vermeiden. Wie unehrlich das ganze System ist, zeigt sich schon in der Bereitwilligkeit, mit der die Provinzialgouverneure, wenn es gefordert wird, Zuschüsse nach Peking schicken. Sobald in Peking die Einnahmen nicht zureichen, werden dringliche Aufforderungen um Hilfe den Vicekönigen zugeschickt, denen diese ausnahmslos nachkommen, wohl wissend, dass, wenn sie Peking im Stiche lassen würden, sie ohneweiters abgesetzt werden würden. Die grundlegende Idee dieses Finanzsystems ist die, dass, solange genug Einkünfte zur Deckung der [illegible] aus den Provinzen nach Peking einwandern, es [illegible] Beamten freisteht, bei der Eintreibung der Steuern [illegible] zu gehen und so vielen Gewinn für ihre eigene [illegible] können.

[illegible] nur noch einige der Einnahms- und Ausgabe-

posten des chinesischen Staatsbudgets einer kurzen Betrachtung unterziehen, zunächst die *Grundsteuer*.

Die Grundsteuer, welche seit langer Zeit die Hauptquelle der chinesischen Staatseinnahmen gebildet hat, ist die einzige von chinesischen Beamten eingetriebene Steuer, über deren Erträgnis es möglich ist, ein richtiges Bild zu geben, weil die Area des bebauten Landes in China natürlich bekannt ist, und aus ihr kann der Betrag, welchen die Staatscassa aus dieser Steuerquelle beziehen sollte, leicht berechnet werden. Wie aber bereits früher auseinandergesetzt, findet thatsächlich nur ein Procentsatz dieser Summe seinen Weg nach Peking. Unter dem Vorwande von Ueberschwemmungen und Trockenheit und anderen Unglücksfällen werden große Beträge dieser Steuer zurückgehalten, so dass oft die Differenz zu Ungunsten der Staatscassa die Hälfte des Betrages übersteigt. Im Jahre 1894 z. B. wurden bloß 25,088.000 Taels abgeliefert, anstatt 30,000.762 Taels, die nach officieller Berechnung hätten abgeführt werden sollen. Ein wie großer Betrag thatsächlich eingetrieben worden ist und wieviel in den Händen der eintreibenden Behörden geblieben ist, kann man unmöglich angeben. In ihren Methoden der Steuereintreibung zeigen die Mandarinen eine Geldgier und eine Bedenkenlosigkeit, die manchmal vermöge ihrer Originalität geradezu erheiternd wirkt. Es gibt kein Mittel, um sie an ihren unlauteren Manövern zu verhindern, und ihre Erfindungsgabe auf dem Gebiete der Uebervortheilung der Regierung ist ganz erstaunlich.

Ein sehr gewöhnlicher Trick, durch welchen sowohl der Steuereintreiber als auch der Steuerzahler auf Kosten der Regierung sich bereichern, besteht darin, dass die beiden den Vortheil einer Steuerhinterziehung untereinander theilen. So z. B. lässt der Steuereintreiber eine Warenladung, für welche, sagen wir, 100 Taels zu bezahlen wären, an seiner Zollgrenze gegen Bezahlung von 80 Taels passieren, wofür er jedoch nur einen Empfangsschein über 60 Taels ausstellt. Ein anderer Betrug, der fort und fort von den Steuereintreibern an der Regierung verübt wird, besteht darin, dass sie sich specielle Gebüren für die Eintreibung und Uebersendung der Steuern anrechnen. So cassiert z. B. ein Steuereintreiber in irgend einem Falle 7 Taels ein, bestätigt aber nur 5 mit der Begründung, dass er nur 5 Taels nach Peking zu schicken habe und dass die Versendungskosten und sonstigen Nebengebüren 2 Taels ausmachen.

Die Grundsteuer wird zum Theil in Silber, zum Theil in Korn eingehoben. Diese letztere Methode ist außerordentlich veraltet. Wenn Korn anstatt Silber angeboten wird, hat der Steuerzahler die Kosten der Ueberführung nach Peking zu tragen, welche angenommenermaßen etwa 30 Procent des Wertes des Kornes betragen. In Wirklichkeit aber werden ihm unter diesem Titel bis zu 100 Procent erpresst. Dass diese Praxis auf den kleinen Landwirten schwer lastet, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Die *Salzsteuer* ist, wie alle anderen Steuern in China, eine Anomalie. Der Salzhandel bildet ein eifersüchtig gewahrtes Regierungsmonopol. Aus fremden Ländern darf Salz in die achtzehn Provinzen nicht eingeführt werden und zum Zwecke der Salzlieferung wird ganz China in sieben Salzbezirke eingetheilt, deren einer dem anderen kein Salz liefern darf. Das Salz wird in den Regierungsmagazinen aufgestapelt und durch concessionierte Salzhändler unter die Bevölkerung vertheilt, die es im Einzelhandel zu einem Preise verschleißen, in dem der Originalpreis, die Steuer und ihr eigener Profit enthalten ist. Die Steuer beträgt ungefähr 1200 Procent der Herstellungskosten des Salzes. Wie aus der hier mitgetheilten Tabelle ersichtlich, ergibt diese Steuer sehr bedeutende Einnahmen, die ihrer Größe nach im chinesischen Einnahmen-Budget an dritter Stelle stehen.

Die *Likin-Steuer* ist eine der sonderbarsten Lasten, die auf dem chinesischen Handel ruhen. Diese Steuer kam im Jahre 1860 auf, als China unter der Taiping-Revolution litt und kein Geld in den Staatscassen war. Die Einführung dieser Steuer war zweifellos legal, da sie durch ein kaiserliches Decret erfolgte; doch stand sie im Widerspruche zu dem von China mit den auswärtigen Mächten abgeschlossenen Vertrage von Tientsin, in welchem die Abgaben von fremden Waren auf 5 Procent ad valorem festgesetzt wurden.

Die Likin-Steuer wird an Schlagbäumen eingehoben, die außerhalb der Thore der größeren Städte Chinas in der ganzen Ausdehnung des Landes errichtet sind. Diese Schlagbäume sind durchschnittlich 25 Meilen von einander entfernt. Der Steuersatz variiert in den verschiedenen Orten von 5 bis 2 Procent vom Werte, was natürlich nicht ausschließt, dass der thatsächlich eingehobene Betrag oft das Ergebnis eines Handels ist, welcher zwischen dem Eigenthümer der Waren und dem Beamten am Schlagbaum abgeschlossen wird. Infolge dieser verderblichen Handhabung ist die Likin-Taxe zu einer schweren Last für den chinesischen Handel und zum Gegenstande zahlloser Betrügereien geworden. Kaufleute, die regelmäßig mit einer bestimmten Stadt Handelsbeziehungen unterhalten, treffen ihre Vereinbarungen mit den Likin-Beamten auf dem Wege und setzen vermittels Bestechung eine bedeutende Ermäßigung der Taxen für ihre Güter durch, während Kaufleute, die nur gelegentlich Waren in die betreffende Stadt versenden, den vollen Betrag der Taxen zu bezahlen haben. Ein Vergleich des Umfanges des Handelsverkehres von China mit dem Ergebnisse der Likin-Steuer weist wiederum eine auffällige Anomalie auf. Der gesammte von den Beamten eingehobene Betrag von Likin repräsentiert einen Handelsverkehr von etwa 260,000.000 Taels, das ist weniger, als der Außenhandel allein beträgt, wobei der Innenhandel gar nicht berücksichtigt wäre, der bedeutend größer ist, als der Handel mit fremden Ländern. Schon diese Bemerkung zeigt, dass auch beim Likin die Staatscassen große Löcher haben.

Die kaiserliche *Seezollverwaltung*, welche von europäischen Beamten unter der Leitung des Sir Robert Hart besorgt wird, bildet durch ihre Ehrlichkeit eine vereinzelte Ausnahme in dem chinesischen Finanzsystem. Im übrigen kann man sagen, dass es keine chinesische Steuer gibt, die ehrlich verwaltet wird. Das gilt auch von dem noch immer unter chinesischer Verwaltung stehenden Theile des Zollwesens; denn die kaiserliche Seezollverwaltung hebt nur die Zölle von Waren ein, die auf fremden Schiffen importiert werden. Waren, die in chinesischen Schiffen einlangen, werden von chinesischen Beamten zollämtlich behandelt und bilden dann abermals den Gegenstand von Unterschleifen. Dieselben Schwindeleien, die bei anderen Steuern vorkommen, sind auch hier üblich. Ganz besonders ist auch in diesem Zweige der chinesischen Verwaltung die Praxis beliebt, nach welcher der Eigenthümer der Ware eine geringere Gebür bezahlt, von der wieder im beiderseitigen Einverständnisse der Beamte einen Theil für sich zurückbehält. Dieses letztere nennt man in China englisch „Squeeze“ (vielleicht soviel wie im Deutschen „Schnitt“).

Die *Opiumsteuer* ist vielleicht noch mehr Betrügereien unterworfen als irgend eine andere. Der Verbrauch von Opium ist in China außerordentlich groß und wächst in jedem Jahre weiter an. Sachverständige schätzen den Verbrauch von Opium in Südwestchina allein auf jährlich 224.000 Pikuls (1 Pikuls = 133 Pfund englisch). Von dieser Quantität sollte das Steuererträgnis 13 Millionen Taels betragen; thatsächlich wird aber nur 1 Million nach Peking abgeführt. Die Provinz Setschuan, einer der Hauptdistricte der Opiumproduction, exportiert jährlich 11.500 Pikuls, was eine Steuer von 690.000 Taels bedeutet; thatsächlich aber sind aus der Provinz nach der letzten Berechnung nur 300.000 Taels unter diesem Steuertitel eingegangen.

Solange dieses unehrliche Finanzsystem in China bestehen wird, solange wird auch China finanziell verkrüppelt bleiben. Seine Staatseinnahmen werden solange kaum ausreichen, um seine Ausgaben kärglich zu decken. Eine Aenderung dieses Zustandes würde allerdings eine Revolution bedeuten. Tausende von corrupten Beamten würden die ihnen durch das gegenwärtige System gebotenen Gelegenheiten zu unerlaubten Gewinnen nicht ohne einen Kampf auf Leben und Tod fahren lassen, und deswegen ist die Zukunft der Finanzen Chinas eine sehr düstere. Solange aber in dieser Beziehung nicht eine radicale Aenderung eintritt, kann, was die Finanzen betrifft, China nicht in die Gemeinschaft der Nationen aufgenommen werden, und eine Reorganisation seines Fiscalsystems muss eine der Vorbedingungen einer jeden Reform in diesem Lande sein.

## Der Fall Woedtke-Bueck und die unparteiische Regierung.

In den letzten Wochen sind wir in Deutschland um die Kenntnis eines dunklen Punktes in unserem politischen Leben reicher geworden. Es ist gar keine sehr angenehme und noch weniger eine sehr erhebende Erkenntnis, die wir gewonnen haben; aber es ist immer gut, wenn man die Wahrheit erfährt, auch wenn manche idealistische Jugendvorstellung darüber zugrunde geht. So freuen wir uns doch trotz alledem, nun urkundlich genau zu wissen, wie die neueste deutsche Socialpolitik gemacht worden ist.

Das, was wir jetzt erfahren haben, knüpft an die traurigste Episode aus unserer amtlichen Socialpolitik, an die Geschichte der *Zuchthausvorlage* an. Die Regierung hatte ein Gesetz eingebracht „zum Schutze der Arbeitswilligen“; sie hat vorgegeben, die Mehrheit der *Arbeiter* gegen den „Terrorismus“ ihrer Collegen schützen zu wollen. Sie hat damals formell versucht, auch für den Terrorismus des Unternehmers gleiche Strafandrohungen in das Gesetz zu schreiben. Sie hat sich ausgespielt als die Schützerin der *Freiheit* des Arbeiters, zu thun oder zu lassen, was er wolle. Sie hat sich damit gebrüstet, sie selbst sei eigentlich die wahre Vertheidigerin der Coalitions*freiheit* und alle, die gegen dies Gesetz seien, seien für den Coalitions*zwang*. So hat sie immer und immer wieder mit dem *Arbeiterinteresse* diesen Gesetzentwurf zu begründen versucht. Ja, gegen die Beschuldigung, dass das Material ihrer eigenen „Denkschrift“ recht parteiisch zusammengestellt sei, hat gerade Herr Dr. v. Woedtke, der Director im Reichsamt des Innern, im Reichstag das stolze Wort gesprochen von den Behörden, „die die unparteiischen Hüter des Rechtes sind!“ Und er selbst, dieser

unparteiische Oberhüter des Rechtes, geht dann hin und bittet die schlimmsten Gegner der Arbeiter, die wüsteste Interessengruppe, die wir haben, den von Herrn Bueck vertretenen Centralverband der Industriellen um freundliche Unterstützung! Damit ist erwiesen, dass all jenes Gerede von Arbeiterinteresse und Staatsinteresse wirklich nur leeres Gerede war, und dass hinter diesem tönenden Brimborium das vollständig klare Bewusstsein davon steckte, dass man etwas thue gegen die Arbeiter und für die große Industrie. So stark war dieses Bewusstsein, dass die Regierung sogar Geld von den Großindustriellen genommen hat, von denen man weiß, dass umsonst, und ohne Gegendienste bei ihnen nichts zu holen ist. Das ist der erste Fall, in dem urkundlich und unwidersprochen im Deutschen Reiche die Regierung amtlich von Unternehmern Geld erbeten hat zur Unterstützung ihrer arbeiterfeindlichen Politik.

Dass derartiges vorgekommen sei, haben demokratische und socialdemokratische Blätter schon früher behauptet. Aber es hat immer an einem bündigen Beweise gefehlt. Man raunt sich ja in die Ohren, dass auch zur Bismarck'schen Zeit nicht alles immer ganz reinlich gewesen sein soll. Die Verwendung der Zinsen des Welfenfonds ist niemals recht aufgeklärt worden. Aber keiner kann genau sagen, was an diesem Gerede Wahrheit und was Entstellung ist. Die öffentliche Meinung in den „staatstreuen" Kreisen des Volkes hat ihm niemals Glauben geschenkt. Die Vorstellung von der Unbestechlichkeit preußischer Beamter und der fridericianischen Unparteilichkeit der preußischen Regierung hat in diesen Kreisen bis heute einen starken Einfluss gehabt. Wie niedrig und gemein erschien uns heranwachsenden Söhnen der idealistischen deutschen Bildung die Verdächtigung, als könnte bei uns geschehen, was das Ausland in Frankreich, Amerika oder Russland uns so oft gezeigt hat. Und Graf Bülow hatte ja recht, als er im Reichstage sagte: „Panama war wirklich anders": denn Panama war eine reine Bestechungsaffaire, deren Unmoralität rein in den Handlungen der einzelnen Privatmenschen lag, die sich bestechen ließen. Aber dass ganz officiell und amtlich eine Regierung Interessentengelder — nicht nur annimmt, sondern sie von dem widerstrebenden Geber geradezu erpresst, um damit die entgegenstehende Interessengruppe, die Arbeiter, zu schädigen, und dass sie dies ganze Manöver deckt mit dem Mantel hochtönender Redensarten von Unparteilichkeit und Gemeinwohl — das ist grundsätzlich und für die politische Betrachtung ungleich viel schlimmer, als das, was in Frankreich geschehen ist, mag die Privatmoral der betheiligten Beamten auch wesentlich viel höher stehen. Nicht die Beamtenehre des einzelnen Ressortbeamten, wohl aber die politische Ehre des ganzen Ressorts und seines Chefs ist im Falle Woedtke aufs schlimmste compromittiert. Die Unparteilichkeit der Regierung ist für alle Zukunft verdächtigt. Hinter jedem Vorwenden allgemeiner Interessen, hinter jedem Anrufen des Wohles der Gesammtheit wird man in Zukunft versucht sein, nur eitle Heuchelei zu sehen. Die Idee des Rechtsstaates, die für alle idealistischen Theoretiker die begriffliche Grundlage ihres Denkens über Staat und Recht im letzten Jahrhundert gewesen ist, die die Ethik, die Rechtsphilosophie, das Staatsrecht und die Politik als Wissenschaft beherrscht hat, die heute noch in dem uninteressierten Staatsgefühl unserer Gebildeten ihre festeste Wurzel hat — diese Idee ist durch die urkundliche Feststellung des oben erörterten Thatbestandes gründlich erschüttert, und nicht nur der praktische Politiker, sondern auch der die Wirklichkeit wissenschaftlich verarbeitende Theoretiker wird gut thun, sich nunmehr endgiltig nach einem anderen Grundbegriff für die Erkenntnis des Staatswesens umzusehen.

Man könnte noch heute über diesen Fall milder urtheilen, wenn er sich wirklich nur als ein einmaliger „Missgriff" eines einzelnen Beamten herausstellte, wie der neue Reichskanzler Graf Bülow bei der Besprechung im Reichstag am 21. November ihn darzustellen versucht hat. Aber gerade diese Reichstagsverhandlung hat uns gezeigt, dass wir den Fall so harmlos nicht auffassen dürfen [illegible] trotz der sehr schönen Rede, die Graf Bülow dabei gehalten hat.

Bülows Antwort auf die Anklagerede des Abgeordneten Auer war wirklich ungemein charakteristisch: im Ton formell sehr liberal, den „Missgriff" des untergebenen Beamten radical preisgebend, für die Art seiner Ausführung alles mögliche Schöne versprechend, aber gerade das eine Wort nicht enthaltend, das allein eine Art von Sühne hätte bieten können: die Entlassung des schuldigen Staatssecretärs und seines untergebenen Ministerialdirectors. Man hatte den Eindruck, dass der Reichskanzler trotz aller liberalen [illegible]

haltung des Grafen Posadowsky ein. Damit ist Graf Bülow einigermaßen entschuldigt. Aber die Frage entsteht: warum wird Graf Posadowsky gehalten? Was ist an ihm, das ihn der Mehrheit und der Regierung so wertvoll macht, dass man trotz allem, was geschehen ist, an ihm festhält?

Graf Posadowsky ist der Vertrauensmann der Agrarier in der Regierung. Er ist derjenige, der seit Jahren die Versprechungen gemacht hat, dass bei der Neuordnung unserer Handelsverträge eine wesentliche Erhöhung der Getreidezölle eintreten werde. Fällt er, so fällt alles, worauf die Agrarier ein Recht auf höhere Zölle begründen könnten. Die Regierung ist an ihre Versprechungen nur gebunden, solange der Beamte noch am Ruder ist, der sie gemacht hat. Und da mehr als drei Viertel des Parlaments für die Erhöhung der Getreidezölle sind, so ist zu verstehen, dass diese Mehrheit an der Erhaltung des Grafen Posadowsky auf das lebhafteste interessiert ist. Graf Bülow seinerseits hat öffentlich in handelspolitischen Fragen noch nicht Stellung genommen. Es ist aber ein öffentliches Geheimnis, dass er kein Freund einer extrem agrarischen Politik ist. Seine „Weltpolitik" hat einen zu stark industriell-commerciellen Charakter. Aber er ist in erster Linie Diplomat und rechnet mit den bestehenden Machtverhältnissen. Findet er bei seinem Regierungsantritt eine agrarische Mehrheit im Parlament vor, so sagt er sich, dass er mit ihr einen Compromiss schließen muss, weil sie einmal heute die Macht hat. Und sicher wird er noch auf lange Zeit hinaus alles vermeiden, was zu einem Conflict mit ihr führen könnte. Die Entlassung des Grafen Posadowsky aber würde in diesem Moment alle Agrarier zu Gegnern des Mannes machen, der diese Entlassung veranlasst hat. So muss er bleiben, weil die Classen heute im Staatsleben noch zu mächtig sind, deren Vertrauensmann er ist.

Dazu kommt vielleicht aber noch ein anderer Umstand, der die Erhaltung dieses Ministers dem Grafen Bülow wertvoll macht. So geneigt Graf Bülow auch sein wird, der agrarischen Mehrheit zollpolitische Zugeständnisse zu machen, soweit es irgend geht, so weiß doch heute noch niemand, ob etwas derartiges überhaupt möglich sein wird, das heißt ob Russland überhaupt geneigt sein wird, sich auf einen Handelsvertrag noch weiterhin einzulassen, wenn ihm nicht der alte Roggenzoll erhalten bleibt. Sicher wird Graf Bülow in diesem Falle keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, dass ihm der Handelsvertrag mit Russland um seiner ganzen auswärtigen Politik willen schließlich doch wichtiger ist als die Freundschaft mit den Agrariern, die seiner „Weltpolitik" doch abhold sind. Und in dieser Situation, wo er das Centrum und die Nationalliberalen von der agrarischen Mehrheit absplittern muss, braucht er gerade den Grafen Posadowsky, den alten agrarischen Vertrauensmann. Gerade dieser und kein anderer muss es sein, der im entscheidenden Augenblick dem Reichstage sagt, dass eine Erhöhung der Getreidezölle nicht möglich ist: keinem anderen würde die Mehrheit des Reichstages glauben, dass er sich vor einer solchen Erklärung wirklich ernstlich um die Ermöglichung dieser Erhöhung bemüht hat. So ist für alle Fälle, mag die zukünftige deutsche Handelspolitik laufen wie sie will, Graf Posadowsky der unentbehrliche Mitarbeiter und das nothwendige Hilfsmittel der Bülow'schen Politik. Darum muss er bleiben, auch wenn er die Moral des Staates und das politische Renommée seiner Regierung aufs schlimmste compromittiert hat.

Und darin zeigt sich eben, dass die 12.000 Mark-Affaire nicht nur ein einzelner „Missgriff" war, wie er überall einmal vorkommen kann. Sie ist vielmehr nur ein besonders drastischer, aber dafür auch umso wertvollerer Beweis dafür, dass unsere Politik thatsächlich nicht von einer unparteiischen Regierung geführt wird, die über den Classen steht, sondern dass es bestimmte Interessen bestimmter Classen sind, die in ihr zum Ausdruck kommen. Das Kartell der Agrarier und des hochschutzzöllnerisch-scharfmacherischen Theiles unserer Industrie ist heute noch immer der mächtigste Factor in unserer inneren Politik. In seinen Gunsten wird die Socialpolitik des Reiches gemacht und theilweise auch, wie wir nunmehr wissen, mit seinem Gelde. Und auf ihn muss auch die Handelspolitik und die allgemeine Politik mehr Rücksicht nehmen, als dem leitenden Staatsmanne persönlich vielleicht erwünscht ist.

[illegible] Dr. Max Maurenbrecher.

# Terminhandel in Getreide.

An die hundert Mann, Experten und Commissionsmitglieder, hat das k. k. Ackerbauministerium aufgeboten, um den Terminhandel in Getreide zu erforschen. Ein dicker Band Statistik und eine mit [illegible] Fleiße gearbeitete Literaturübersicht sind den Experten [illegible] worden. Seit dem 11. October d. J. [illegible] der zweiten Enquete und oft schon haben sich [illegible] Wänden des alten Landhauses in der Herrengasse [illegible] den Agrarier und Börseaner in dem [illegible] aufführen. Die Stenographen, welche seinerzeit [illegible] Sitzung des seligen Abgeordnetenhauses [illegible] Schreibkrampf zu bekommen, mitgemacht haben,

sind übermüdet, die Protokolle wachsen zu erschreckendem Umfange an: der Vorwurf ungründlicher Behandlung wird sich gewiss nicht an die Oeffentlichkeit wagen dürfen.

Und was ist der Gegenstand der Verhandlung? Der Preis des Brotes, um welches wir täglich bitten. Eine Lebensfrage nicht allein im rhetorischen, sondern auch im gemeinen Sinne des Wortes. In dem österreichisch-ungarischen Wirtschaftsgebiete ist weitaus mehr als die Hälfte der erwerbsthätigen Bevölkerung mit dem Anbau, der Ernte, dem Vermahlen, Verbacken und Verkauf von Getreide beschäftigt. Und jedermann ist Consument.

Das Getreide macht von der Zeit an, wo es in goldenen Aehren wogt, bis es von der Mutter an die hungrigen Kinder vertheilt wird, allerlei Form- und Preisveränderungen durch. Aus einem Urproducte wird es zum Handelsgut, zum Rohstoff, zum Halbfabrikat, zum Detailconsumartikel. Man schickt es auf Reisen, vom Drusche in den Speicher, auf den Markt des Provinzstädtchens, auf die Eisenbahn, in das Schleppschiff, in das Lagerhaus, wieder auf die Eisenbahn, zum Müller, wieder hinaus in die Provinz, zum Bäcker, zum Greisler, in die Küche, auf den Tisch. All die tausend Hände, die sich mit seiner Erzeugung und Bearbeitung befassen, verlangen ihren Lohn. So macht die Brotfrucht auf ihrem Lebenswege manchen Besitzwechsel und manche Preisveränderung durch. Für den Producenten sowohl, wie für den Consumenten ist die Kenntnis dieser Preisbewegung von allergrößtem Nutzen. Denn sie allein ermöglicht eine Anpassung des Angebotes an die Nachfrage, der Erzeugung an die Verzehrung. Sie allein ermöglicht jene Planmäßigkeit der Production, ohne welche weder die Scylla der Hungersnoth, noch die Charybdis der Preiskrise umschifft werden kann. Vor allem aber ist ein genauer Einblick in diese Preisbewegung ein Gebot geordneter Staatsverwaltung. Josef in Aegypten wurde einst von denselben Sorgen gedrückt, wie heute der britische Vicekönig in Indien. Fast kein Beispiel zeigt den Unterschied an staatsmännischer Tüchtigkeit zwischen dem französischen und preußischen Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts lehrreicher als dort die Theilnahme des Königs Ludwig an der berüchtigten pacte de famine und hier die Kornkammer- und Brottaxen-Politik des alten Fritz.

Leider liegt die statistische Erhebung der Preise und der Bewegung der Brotfrucht vollkommen im argen. Die sogenannten Marktnotierungen sind mangelhaft nach Inhalt, Aufnahme und Publicierung. Weder besteht eine einheitliche Organisation, noch eine genügende Zusammenfassung. Die Brünner Handels- und Gewerbekammer hat anfangs der Neunzigerjahre den Versuch gemacht, für ihren Bezirk die Getreidemarktbewegung in Quantität und Preis zu erfassen. Der Versuch ist insoferne nicht misslungen, als er zwar die ganze Schwierigkeit des Problems, aber anderseits doch auch die Möglichkeit seiner glücklichen Lösung dargethan hat.

Außer diesen Marktnotizen gibt es noch die Berichte privater Geschäftshäuser und die Curslisten der Börse. Die Börse kennt nur ihre eigenen Geschäfte. Was außerhalb der Börse vor sich geht, das wird, mit Ausnahme weniger Fälle, nicht berücksichtigt. Nun ist es doch nur ein verhältnismäßig kleiner Theil der Getreideernte, welcher seinen Weg durch die Börse nimmt, und auch dieser Theil kommt mit der Börse nur während eines verhältnismäßig geringen Abschnittes seiner Circulation in Berührung. Die ganze, überwiegend große Mehrheit der Getreideumsätze vom Bauer bis zum Müller entgeht dem Curscomité.

Die Börsennotiz bringt also zu wenig: aber auch zu viel. Denn sie enthält nicht allein den Börsepreis der effectiven, sondern auch jenen aller speculativen Umsätze. Wenn der Börsenbesucher A dem Börsenbesucher B eine Partie Ware andient, so ist das durchaus keine Warenbewegung von der gleichen wirtschaftlichen Relevanz, als wenn der Pächter dem Händler oder der Händler dem Müller verkauft. Die Ware, die sich lediglich von Börseaner zu Börseaner bewegt, kommt ihrem eigentlichen Lebensziele nicht um einen Schritt näher: sie rückt in der Richtung vom Producenten zum Consumenten nicht um einen Schritt weiter. Für die Preiserfassung sollten in erster Linie jene Momente den Ausschlag geben, in welchen ein in wirtschaftlicher Beziehung wahrhaft bedeutungsvoller Besitzwechsel der Ware stattfindet. Der Kürze halber wollen wir diesen Besitzwechsel den productiven, im Gegensatz zum speculativen, nennen. In diesem Sinne ist der productive Besitzwechsel gleichbedeutend meist mit dem Wechsel des Ortes und immer des wirtschaftlichen Zweckes. Bei den interfamiliären Geschäften der Börse hofft der Käufer und der Verkäufer zu verdienen, weil das Getreide steigt oder fällt. Nicht so der Müller. Er will an der Mehlproduction verdienen, auch wenn der Preis des Rohstoffes derselbe bleibt. Es ist also ein wesentlicher Unterschied zwischen der reinen Speculationsbewegung der Ware auf der Börse und der productiven Bewegung.

Die Speculationspreise werden alle mit Sorgfalt notiert, und zwar nicht allein bei effectiver Lieferung, sondern auch beim reinen Differenzgeschäfte, während die Preise der productiven Warenbewegung, insoferne sie nicht auf der Börse vor sich geht, unverzeichnet verhallen.

Was ist die Folge? Naturgemäß ist der Preis der Speculation ein anderer, als der Preis der Productivbewegung. Aber nur der Speculationspreis wird kundgemacht, während der Productivpreis mehr oder minder im verborgenen bleibt. Da bei den meisten Preisbestimmungen die Phantasie eine gewisse Rolle spielt, kann sich auch der außer-börsenmäßige productive Warenumsatz der in der Börsennotiz zum Ausdrucke kommenden Meinung der Speculation nicht entziehen. Nach dem Handelsgesetzbuche ist der Börsenpreis in vielen Fällen ausschlaggebend. Sehr häufig liegt er der Judicatur zugrunde. Nicht minder findet er bei Vergebung öffentlicher Lieferungen Anwendung. Der Engroshandel ist an der Börse centralisiert. Unsere Landwirtschaft ist nicht allein nicht organisiert, sondern geradezu desorganisiert. So tritt allein der Börsenpreis in die Oeffentlichkeit, und zwar als der Preis des Geldbesitzers gegenüber dem Warenbesitzer, als der Preis der organisierten Nachfrage gegenüber dem unorganisierten Angebot. Er ist die Meinung des Mächtigen, er hat das Gesetz, die Verwaltung, das Capital, die Zeitungen und die Stoßkraft der Centralisierung für sich.

Dagegen wehren sich nun die Producenten und, wie mir scheint, mit Recht. Die Alleinherrschaft des Speculationspreises, das Monopol der Börsennotiz muss gebrochen werden. Niemand wird die großen und kleinen Speculanten hindern, sich nach wie vor gegenseitig Getreide zu verkaufen. Aber die Preise dieser Geschäfte sollen nicht als alleinseligmachende Wahrheit, sondern nur als das, was sie sind, als die Preise des interfamiliären Speculationsumsatzes der Börse gelten. Neben und außerhalb der Börse soll durch die landwirtschaftlichen Vereine, die Handels- und Gewerbekammern, die Gemeinden, durch beeidete Sensale eine neue Organisation zur Erhebung der Preise und Quantitäten des landwirtschaftlichen Productivverkehres geschaffen werden. Dadurch wird das Gewicht der Speculationspreise der Börse auf das richtige Maß beschränkt. Dadurch wird der Unterschied zwischen den Preisen jenes Warenumsatzes, der aus dem Urproducte den Rohstoff und endlich den Detailconsumartikel macht, und jenes Warenumsatzes, bei welchem die Ware immer nur und einzig und allein Speculationsobject des Engroshandels bleibt, zum öffentlichen Bewusstsein gebracht.

Aber mit einer bloßen preisstatistischen Reform wird sich der gegen den Terminhandel heraufbeschworene Krieg keineswegs beschwichtigen lassen. Nicht der Einfluss der Speculationspreise allein wird beklagt, sondern auch jener der Speculation selbst. Auch hier wieder ist wohl niemand so unvernünftig, diese Triebfeder alles Handels und Wandels mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen. Die Speculation ist nur etwas zu vorlaut geworden und soll nunmehr in die ihr gebührenden Schranken gewiesen werden. Ohne Wareneinkauf und -Verkauf auf Zeit gibt es überhaupt keinen modernen Verkehr. Daran will niemand rühren. Aber dort, wo kein Ein- und Verkauf wirklicher Ware stattfindet, soll der Speculation eine Grenze gezogen werden. Wollen die Herren um den Ausgang der Wetterprophezeiungen der meteorologischen Anstalt oder um das Zutreffen der Nachrichten vom chinesischen Kriegsschauplatze wetten, so werden sie hierfür Duldung finden. Aber mit dem täglichen Brote, mit dem wichtigsten Gute unserer Nationalproduction darf nicht gespielt werden. Wer auf Zeit effectiv kauft oder verkauft, gut. Wenn im Laufe realer Geschäftsgebarung der eine und der andere Schluss in Differenz aufgelöst wird, auch gut. Aber die reine Speculation in lediglich abstracter Ware, deren wirtschaftlicher Zweck die Erzielung eines Gewinnes nicht durch Lieferung, sondern lediglich durch Differenzausgleich ist, soll fallen.

Die Frage ist zur Stunde noch controvers. Die Regierung hat den Fehler gemacht, in die Enquete zu wenig Vertreter der Consumentenkreise, insbesondere keine Abgesandten der organisierten Arbeiterschaft zu berufen. Dadurch steht die Partie zwischen Landwirten und Müllern einerseits und der Börse anderseits. Das Problem aber ist theils ein productiv-, theils ein consumpolitisches und erfordert einen Minister wie Josef, oder einen König wie Friedrich. Seine Lösung wird nicht auf dem Boden der Börse erfolgen, denn diese ist nicht der nationale Markt unserer Brotfrucht, sondern nur dessen Dienerin. Die börsentechnischen und juridischen Fragen füllen auf der Expertise allerdings den Vordergrund der Bühne aus. Die endliche Entscheidung werden sie aber nicht beeinflussen, weil es sich in letzter Linie um größere Dinge, als um die Zusammensetzung des Schiedsgerichtes oder die Verpflichtungen der Commissionäre und dergleichen Nebensachen, handelt.

Die Einführung des Getreideterminhandels in Wien erfolgte Mitte der Siebzigerjahre zur Zeit, als der amerikanische Weizen auf dem Weltmarkte besonders mächtig aufzutreten begann. Damals glaubten wir uns genöthigt, im Interesse unserer Concurrenzfähigkeit diese Welthandelsform einführen zu müssen. Allerdings lagen die Verhältnisse in der Union anders als in der Monarchie. Drüben ist durch das System der Elevatoren und der Getreidegradierung die technische, durch den Warrant die juridische Voraussetzung für die commercielle Ausgestaltung des Getreideexportes durch den Terminhandel gegeben. Dieser technische und juridische Unterbau fehlt bei uns. Unser effectiver Handel spielt sich fast ausschließlich

in den Formen des individuellen Kaufes nach Probe ab. Weder der österreichische, noch der ungarische Landwirt schüttet seine Ernte in den Elevator und gibt die Individualität seiner Fechsung auf. Aus diesen Gründen ist der Terminhandel bei uns selbst in jenen Zeiten nie recht warm geworden, wo wir noch eine Intercommunication mit dem Weltgetreidemarkte und damit ein Arbeitsfeld für das Termingeschäft besaßen. Bekanntlich hat diese Intercommunication aufgehört. Wenn wir von Gerste, welche aus individuellen Gründen kein Terminhandelsproduct ist, absehen, besitzt die Monarchie gegenwärtig keinen mit Bezug auf die Weltmarktsverhältnisse namhaft zu nennenden Getreide-Ex- oder Import. Unsere Weizenausfuhr betrug in den Jahren 1891 bis 1897 im Jahresdurchschnitt: 748.000 Metercentner, gegen 28,280.000 Metercentner der Vereinigten Staaten. Infolge dieser Aenderung der Weltconjunctur wurde unser Terminhandel seiner legitimen Aufgabe, der Exportförderung, entfremdet. Er ist heute ein Anachronismus, eine inhaltslose Welthandelsform im Binnenverkehre, bei welcher die niemals ausgeschlossene Gefahr des Missbrauches durch Jobberei doppelt unerträglich wird.

Dass Oesterreich-Ungarn in absehbarer Zeit wiederum zum Getreideausfuhrlande wird, ist angesichts der Entwickelung des Körnerfruchtbaues in Nord- und Südamerika, in Sibirien und Kleinasien ausgeschlossen. Als Verkäufer haben wir auf dem Weltmarkte nichts mehr zu thun und könnten daher das Blanco-Termingeschäft, jene Raum und Zeit mit der Schnelligkeit des Gedankens überbrückende Welthandelsform entbehren. Werden wir aber in Hinkunft nicht genöthigt sein, auf dem Weltmarkte als Käufer aufzutreten und dann erst recht dieses Handelsinstrument, das einstmals unserer Ausfuhr diente, für unsere Einfuhr benöthigen? Damit gelangen wir zu jenem Punkte, wo sich die anscheinend börsentechnische Angelegenheit in die Frage nach der Zukunft des mitteleuropäischen Getreidebaues überhaupt auflöst.

Unsere Landwirte, ob groß, ob klein, bestehen den Mitbewerb des überseeischen Getreidebaues nicht mehr. Wir befinden uns inmitten einer Agrarkrise. Das lehrt die Curve der Getreidepreise und der Hypothekarlasten, der fluchtartige Zug der Bevölkerung in die großen Städte. Man kann den vaterländischen Körnerbau seinem Schicksale überlassen und die Brotfrucht dort kaufen, wo sie am billigsten ist. Man kann diese Einfuhr mit Exportartikeln der Industrie bezahlen und die Industriearbeiter mit billigem Brote aus überseeischem Weizen ernähren. Im Welthandelsstaate England wird das so gemacht. Das Deutsche Reich eifert ihm nach. Dazu gehört allerdings auch der Reichthum, um unter allen Umständen das Brot auswärts einkaufen und die schlagfertige Flotte, um unter allen Umständen dessen Transport sicherstellen zu können. Dazu gehört auch eine social hochstehende, selbstbewusste Bevölkerung, um die letalen Gefahren des Industrialismus, die Beugung des Menschen unter die Tyrannei von Geld und Maschine nicht aufkommen zu lassen. Dazu gehört eine gewaltige und allgemeine geistige Entwickelung, um die ungeheure Gedankenarbeit, welche der Mitbewerb an der Weltindustrie von Arbeitern und Unternehmern, von Kaufmannschaft und Staatsverwaltung verlangt, zu leisten.

Es gibt noch einen zweiten Weg. Er gewährleistet uns die Erhaltung unserer Landwirtschaft und ihrer Stellung im socialen Aufbau des Staatskörpers durch Schaffung jenes nationalen Getreidepreises, der die Productionskosten deckt. Wird dieser Weg betreten, dann bedürfen wir des Termindifferenzhandels nicht. Denn er ist eine Erleichterungsform des Importes, und fremde Brotfrucht wäre — Fälle von Misserute ausgenommen — von unseren Grenzen fernzuhalten. Dann ist er, der große Gleichmacher, der auch ohne Warenversendung die Preise diesseits und jenseits des Oceans niederzwingt, unser Feind, weil er es uns erschwert und unmöglich macht, das gesteckte Ziel — den nationalen Getreidepreis — zu erreichen. Die Frage, ob Blanco-Terminhandel oder nicht, erscheint somit als Problem der Handels- und Socialpolitik und fordert ihre Antwort von Staatsmännern, nicht von Hof- und Vorieräthen. Bei diesen aber halten wir noch.

Wien. Dr. Otto Lecher.

---

## Vom krummen Raum.

Auf dem Parkette vor mir bewegen sich ganz merkwürdige Gestalten. Bald ist's ein dunkler Ring, dann zieht sich's zu einem schmalen Streifen zusammen, im Augenblick verlängert sich's zu breiter, grauer Fläche, dann streckt es zackige Arme aus, ver[illegible] wieder, gleitet [illegible] über die Buchstaben [illegible] was mag das sein [illegible]

[illegible]

von vier Dimensionen, die Projection von Dingen, die ich nur nicht wahrnehmen kann, weil mir die vierte Dimension verschlossen ist? So zeigen sich ja auch dem einzelnen Auge die Gegenstände nur bildhaft als Fläche, und die Tiefendimension wird erst nach und nach hinzugefügt. Sollte man nicht einmal in die vierte hineinblicken können?

Ein artiger Gedanke! Aber eben auch nur ein Gedanke und keine Erkenntnis — also eine Phantasie und weiter nichts. Wo es sich um ernste Wissenschaft handelt, darf man sich mit dem bloßen Denken nicht begnügen, denn denken kann man alles, was sich nicht selbst widerspricht. Aber wir wollen ja doch erkennen, was wirklich ist, d. h. wir wollen wissen, welchen von all den Möglichkeiten, die wir in unserem Denken auffinden können, eine Realität in der Erfahrung zukommt. Und dazu gehört, dass ein sinnlicher Inhalt die Begriffe zu erfüllen vermag. Es ist aber keine sinnliche Anschauung möglich außer im dreidimensionalen Raume. Das hat im Ernst auch noch niemand bestritten. Man sagt nur, ja, wir Menschen können allerdings vom Raume nur drei Dimensionen anschauen, aber da wir uns mehr denken können, so könnte es doch mehr geben, und eine übermenschliche Anschauungskraft — —

Was das nur helfen soll? Als ob man mit dem Worte Erkenntnis irgend einen andern vernünftigen Sinn verbinden könnte, als dass es gewisse Bedingungen und Gesetze gibt, unter denen sich gewisse bestimmte Aussagen machen lassen. Was vor und außerhalb dieser Erkenntnis etwa ist, das zu fragen hat gar keinen Sinn, weil erst durch das Erkennen — und ein anderes als das menschliche besitzen wir nicht — etwas bestimmt wird, das sich aussagen lässt und das aussagt. Vor der Erkenntnis sind weder Objecte, noch Subjecte, weder Körper, noch Geister denkbar. Erkenntnis ist vielmehr erst jener Zusammenschluss eines unbestimmten Mannigfaltigen zu einer Einheit, die wir den Inhalt des Bewusstseins nennen; und dieser Inhalt (das Object als der erkannte Gegenstand) und seine Einheit (das erkennende Ich) sind niemals unabhängig von einander, sie bedingen sich gegenseitig. Es ist nicht ein Ich da, das sich die Welt unterwürfe, und nicht eine Welt für sich, die vom Ich bezwungen würde oder das Ich erzeugte, sondern Ich und Welt sind der Ausdruck für denselben Process der gegenseitigen Bestimmung, je nachdem man den Ton auf die bewusste Einheit legt, oder auf den Inhalt, der ihr zugehört.

Die Bedingungen zur Möglichkeit der Erkenntnis sind nun aber diese, dass es erstens allgemeingiltige Formen für das Mannigfaltige gibt, das in der Erkenntnis verbunden wird; diese Formen sind der Raum und die Zeit; durch sie tritt das Mannigfaltige als das Neben- und Nacheinander der sinnlichen Anschauung auf; und zweitens, dass es Gesetze der Verbindung zur Einheit gibt; das sind die Gesetze der Zusammengehörigkeit als Größe, als Eigenschaft, Ursache, System. Dies sind die Bedingungen dazu, dass überhaupt Erfahrung, das heißt, dass ein geordneter Weltinhalt in bewussten Wesen stattfinde. Und es ist somit ausgeschlossen, dass die Erfahrung jemals auf andere Gesetze der Raumanschauung führen könne, als sie ihrer Bildung zugrunde liegen. Denn diese Gesetze sind eben diejenigen, unter denen die erkennenden Subjecte zum Bewusstsein des sinnlichen Erfahrungsinhaltes gelangen, und ohne das erkennende Bewusstsein haben sie keinen Sinn. Der Raum ist so, wie es die bekannten Axiome der Geometrie aussprechen, oder er ist überhaupt nicht.

Welche Anmaßung, höre ich rufen, so etwas zu behaupten! Haben uns doch die Mathematiker gelehrt, dass es auch andere Axiome, dass es auch eine nicht euklidische Geometrie geben kann. Gewiss! Gesetze bestimmter Lagebeziehungen innerhalb des dreidimensionalen Raumes können aufgestellt werden, und es können auch neue Gesetze über Mannigfaltigkeiten beliebig vieler Dimensionen bewiesen werden — nur behauptet niemand, dass damit eine neue Anschauungsform, ein anderer Raum bewiesen sei. Wir können über die gegenseitige Abhängigkeit nur gedachter Größen die wichtigsten Entdeckungen machen, über unseren, den sogenannten Euklidischen Raum, kommen wir nie hinaus.

Was ist denn das mit dem Euklidischen Raume? Aus dem sogenannten 11. Euklidischen Axiom folgt, dass im Dreieck die Winkelsumme zwei Rechte beträgt. Nun haben die Mathematiker gezeigt, dass man auch eine folgerichtige Geometrie aufbauen könne unter der Annahme, dass die Winkelsumme größer oder kleiner als zwei Rechte sei. Wäre sie z. B. größer als zwei Rechte, so würde sich der Raum zum Euklidischen Raume ähnlich verhalten, wie die Kugel zu einer Ebene. Man würde, auf der kürzesten Linie zwischen zwei Punkten immer weiter fortgehend, schließlich auf denselben Punkt zurückkommen — der Raum liefe wie der Kreis auf der Kugelfläche in sich selbst zurück, er besäße ein positives Krümmungsmaß. Also ein krummer Raum! Wir wären nicht sicher, wenn wir uns im Raume bewegen, ob wir nicht mit dem Raume uns krümmen, [illegible] nicht einmal überall gleichmäßig zu sein. Indessen [illegible] darauf anzukommen; denn wenn [illegible] auch das Gesetz des erkennenden Be[illegible] nennen wir, mag es sein wie es will, nie[illegible] Wir machen ja unseren Raum

selbst. Freilich enthält unsere Anschauung auch absolut nichts von einer solchen Krümmung des Raumes.

Aber Helmholtz hat daraus einen anderen Schluss ziehen wollen. Er sagt: Wenn es möglich ist nachzuweisen, dass unsere Raumvorstellung nicht die einzig denkbare ist, wenn unser Raum ein Specialfall unter gleich möglichen ist, so müssen seine Gesetze durch Erfahrung vom Raume abstrahiert sein und können nicht die Bedingung zur Erfahrung enthalten. Die Voraussetzung ist aber nicht richtig. Eine andere Raumvorstellung, so dass die unsere nicht eine unabweisliche wäre, lässt sich durch kein so geistreiches Mittel herstellen. Es genügt nämlich nicht, dass man sich andere Raumgesetze erdenken kann. Der Raum ist Anschauung, das gehört zu seinen unentbehrlichen Merkmalen, und irgend welche Bestimmungen, die bloß gedacht, nicht aber sinnlich angeschaut werden können, sind eben irgend welche beliebige Mannigfaltigkeiten, nur kein Raum. Schon eine Mannigfaltigkeit von bloß zwei Dimensionen kann man nicht sinnlich anschauen, ohne die dritte Dimension zu Hilfe zu nehmen. Man denke sich in eine Ebene versetzt, aus der man nicht hinaus kann — wir können gar keine Figur darin anschauen, wenn wir nicht stillschweigend uns außerhalb der Ebene denken und nun künstlich von diesem Standpunkte abstrahieren; das ist aber ein logischer Process und keine Anschauung. Noch deutlicher wird dies, wenn man sich Wesen vorstellen wollte, die nur auf einer Kugelfläche existieren; das ist nur durch eine logische Abstraction möglich, denn die Kugelfläche setzt ja für sich schon die dritte Dimension voraus.

So bleibt es nun auch ohne jede Anschaulichkeit, wenn man das Gedankenbild eines krummen Raumes entwirft. Das ist ein bloßer Analogieschluss von etwas Anschaulichem auf etwas bloß Denkbares aber nichts Anschauliches. Die Kugel können wir als krumme Fläche anschauen, weil wir die dritte Dimension zur Verfügung haben. Den Raum aber können wir nicht als einen gekrümmten, etwa in sich zurücklaufenden anschauen, weil wir uns nicht in eine vierte Dimension versetzen können. Ein Raum mit positivem Krümmungsmaß würde jedoch voraussetzen, dass er sich in einem Raume von vier Dimensionen befindet. Damit ist schon seine Anschaubarkeit als unmöglich erwiesen.

Wie kommt es aber, dass die Mathematiker mit Figuren im vierdimensionalen, ja in einem Raume von beliebig viel Dimensionen mit Sicherheit operieren? Dass sie vierdimensionale Figuren sich in Körpern schneiden lassen, wie sich Körper in Flächen schneiden? Hier handelt es sich überall um eine ungerechtfertigte Uebertragung geometrischer Bezeichnungen auf berechtigte Gedankenoperationen, die aber keine Anschauungen mehr sind. Bekanntlich wird ein Punkt im Raume durch drei unabhängige Größen, seine Coordinaten, vollständig bestimmt. Man kann nun auch festsetzen, dass eine Größe durch vier oder mehr unabhängige Größen bestimmt werde, und man kann die zuerst an den Raumgrößen ausgeführten Rechnungen in entsprechender Weise auf vier und mehr Dimensionen erweitern. Das ist als Feststellung von Beziehungen zwischen Größen durch Rechnung vollständig gerechtfertigt, es sind nur keine Raumgrößen, mit denen man operiert, und was man Dimensionen nennt, sind nicht Abmessungen im Raume, die wir sinnlich anschauen könnten. Also darf man auch nicht Folgerungen daraus ziehen für die Giltigkeit anderer Raumgesetze. Unsere Axiome der Geometrie sind für die Anschauung absolut evident. Alle anderen sind nur logisch widerspruchslos, können aber für die Anschauung und damit für den Raum gar nichts besagen. Vielmehr sind sie überhaupt nur möglich, weil wir imstande sind, vom dreidimensionalen Raume auszugehen.

Man darf auch nicht, wie Helmholtz wollte, etwa sagen: der Raum ist zwar eine nothwendige Bedingung unserer Erfahrung, aber seine besonderen Gesetze, die geometrischen Axiome, sind nicht ebenso nothwendige Bedingungen, sie könnten wohl auch andere sein und durch Erfahrung berichtigt werden. Das ist ein offenbarer Widerspruch. Es würde ja doch voraussetzen, dass der Raum etwas ist, was auch noch außer unserer und ohne unsere Erkenntnis für sich existierte, ein transcendentes Ungeheuer, also ein unnahbares Etwas, das uns ganz gleichgiltig sein kann. Es würde dann nicht nur die Sicherheit der Geometrie, sondern die Möglichkeit der Erkenntnis, ja das Recht der Vernunft überhaupt aufgehoben sein, alle Erfahrung fiele zu einem bloßen Scheine zusammen. Was soll es denn für einen Sinn haben, von einem Raume zu sprechen, für den die Gesetze unserer Raumanschauung nicht gelten, da ja doch diese Gesetze das Einzige sind, wodurch jene Nebeneinanderordnung des sinnlich Wahrnehmbaren bedingt ist, die wir den Raum nennen?

Aber, wird man entgegnen, wenn nun die Erfahrung uns doch einmal andere Raumgesetze zeigte? Der Raum mag ja, soweit unsere bisherige Erfahrung reicht, das Krümmungsmaß Null nahezu besitzen, d. h. unseren geometrischen Axiomen insoweit entsprechen, dass wir keinen Unterschied merken. Wenn indessen einmal die Astronomie in Fixsternweiten, oder die Physik unterhalb der Lichtwellenlänge ein Dreieck mäße, dessen Winkelsumme nicht zwei Rechte betrüge? Dann wären also die Axiome widerlegt? Wenn — ja wenn! Wenn einmal 2 mal 2 nicht 4, wenn A nicht A wäre, da wäre die Arithmetik und die Logik widerlegt. Es ist eben nicht möglich, Worte ohne Sinn! Den obersten Gesetzen kann nichts widersprechen. Wenn die Naturwissenschaft zu einem solchen Schlusse käme, so hätte sie sich einfach geirrt. Ihre Schlüsse beruhen darauf, dass Empfindungen durch mathematische Gesetze zu realen Objecten verbunden werden; wenn diese Objecte sich widersprechen, so sind die Beobachtungen, der Empfindungsstoff, also etwa die optischen Thatsachen, zu corrigieren, nicht aber die Grundgesetze, durch die überhaupt erst die Feststellung einer objectiven Thatsache möglich ist. Und wo ist denn je ein Bedürfnis derartiger Correctur der Mathematik eingetreten? Seit wann gilt es denn als wissenschaftliche Methode, mit bloßen, nur in der Phantasie vorhandenen Möglichkeiten in die Untersuchung einzugreifen? Ein Erkenntnismittel kann doch dann erst angezweifelt werden, wenn es sich nicht bewährt hat.

In Bezug auf den Raum kann uns die Erfahrung nichts lehren. Und wenn man dagegen sagt: O Ihr Kurzsichtigen! hat man nicht gelehrt, dass es niemals mehr als sieben Planeten geben könne, und wieviel haben wir jetzt? hat man es nicht für absolut sinnlos erklärt, dass die Erde sich um die Sonne bewege? Und doch kamen Kopernikus und Galilei. Wie kann man also über zukünftige Erfahrung absprechen? — Ueber den **Inhalt** der Erfahrung freilich nicht. Bei allen jenen Entdeckungen handelt es sich stets nur um etwas Neues innerhalb der Erfahrung, nicht aber um neue **Bedingungen** der Erfahrung. An diesen kann nichts geändert werden, weil sie allen Inhalt nach sich selbst bestimmen. Wenn das Kind erst mühsam sich im Raume durch Erfahrung orientieren lernt, wenn der operierte Blindgeborene seine Tast- und Gesichtsempfindungen erst allmählich in Uebereinstimmung bringen muss, wenn die bewussten Wesen überhaupt in ihrer ganzen biologischen Entwickelung erst die Organe gewonnen haben, wodurch sich ihr Bewusstsein der Raumordnung bemächtigt, so handelt es sich überall um Erzeugung von Erfahrungsinhalt, um das Kennenlernen von Dingen innerhalb der Erfahrung. Damit aber das alles möglich ist, damit die Orientierung im Raum erlernt werden kann, damit der Begriff naturwissenschaftlicher Entwickelung sich in der Erfahrung erweise, dazu ist immer vorausgesetzt, dass es Bedingungen der Erfahrung, dass es allgemein giltige Gesetze der Raumanschauung gibt, die nicht erst in Raum und Zeit entstehen. Sonst wäre alles jenes Werden in Raum und Zeit nicht möglich.

Wenn sich eine wissenschaftliche Revolution vollzieht, so geschieht das immer nur dadurch, dass die bisherigen Annahmen unzureichend werden. Kopernikus und Galilei brachten die neue Lehre, weil das System des Ptolemäos und die Physik des Aristoteles zu Widersprüchen geführt hatten. Dadurch wurden eine neue Astronomie und eine neue Mechanik nöthig. Solange in der Mathematik statt bloßer Möglichkeiten, die allenfalls denkbar wären, nicht unerklärliche Widersprüche in den Grundanschauungen nachgewiesen sind, solange ist der krumme Raum eben nichts mehr als eine Phantasie. Glaube daran, wer will, aber vermeine keiner, damit an den Fundamenten der Erkenntnis rütteln zu können.

Gotha. Kurd Laßwitz.

---

## Zwanzig Jahre deutscher Literatur.

Adalbert v. Hanstein hat es unternommen, in einem starken Bande von 375 großen Druckseiten „das Jüngste Deutschland" und seine Entwicklung darzustellen.*) Ehe die Legende und die geschäftliche Parteiwirtschaft, ehe das jugendliche Literaturprofessorenthum vor der Zeit gewisse Heilige schafft, hat er es — fast in letzter Stunde, können wir sagen — sich zur Aufgabe gemacht, die Beziehungen und die Fäden aufzudecken, welche in den letzten zwanzig Jahren das geistige Streben derjenigen Schriftsteller verknüpften, die seit etwa 1878 als eine neue Generation ins Leben und in die Literatur eintraten. Ein gelegentliches Berliner Witzwort hat ihnen allen den Gesammttitel „Jüngstes Deutschland" angeheftet. Die meisten von denen, die dauernd innerhalb dieser Bezeichnung gelebt haben, fühlen heutzutage keine Veranlassung mehr, diese Einordnung abzulehnen. Sie sind fast alle nicht mehr die „Jüngsten", sondern über das Schwabenalter hinaus oder sie nähern sich ihm doch. Sie heißen Sudermann und Max Kretzer, sie heißen Karl Bleibtreu und Gerhart Hauptmann, sie heißen Detlev v. Liliencron und M. G. Conrad, Wolzogen, Bahr, Halbe, Hartleben, Heinrich Hart und Julius Hart, Bruno Wille oder Wilhelm Bölsche. Der Name Ernst v. Wildenbruchs fehlt nicht in dieser Generation, zu der sich auch bei ihm starke geistige Beziehungen ergeben haben. So verschiedenartig all diese Geister wirken, so sehr sie in Theorie und Praxis auseinandergehen mögen, der Literarhistoriker hatte recht, wenn er das Zeichen einer bestimmten Masse erkennt und sich sagte: Gerechtigkeit und geschichtliche Wahrheitsliebe müssen sich ans Werk machen, um zu zeigen, wie seit 1880 und 1875 — als frühestem Zeitpunkt — sich eine Bewegung und Entwickelung vollzogen hat,

*) [illegible] 1900.

die als solche nicht mehr aus der deutschen Literatur wegzuschaffen ist. Sie wird umso weniger wegzuschaffen sein, als gerade diese ganze Generation sich sehr widerstandsfähig erwiesen hat und eigentlich nur wenig Kämpfer und Strebende aufweist, die bisher auf der Wahlstatt liegen geblieben sind. So groß die Anzahl der Namen ist, denen Hanstein seine Betrachtungen widmet, es ist nur eine kleine Anzahl davon vorhanden, die nicht in irgend einer Weise ein Ziel erreicht hätte, nicht einen fortschreitenden Entwickelungsgang des Geistes oder doch mindestens der Kunst zeigte. Und ein großer Theil davon hat auch bestimmend ins allgemeine Geistesleben der Nation eingegriffen. Mancher hat wohl ein ganz anderes Ziel erreicht, als er einst hoffte und wollte. Das ist allgemeines Lebensgesetz. Aber etwas „erreicht" haben fast alle. Wer unter den ersten Vorkämpfern hätte geglaubt, dass ein gewisser Otto Erich Hartleben, der einst mit horatianisch-akademischen Oden frisch vom Gradus ad Parnassum kam, sich zu dem „Otto Erich" schlechthin entwickeln werde, der sich unterdessen ein großes Publicum gemacht hat und so frisch gewisse Zeitstimmungen wiederspiegelt? Wer hätte, als vor sechzehn Jahren die „Gesellschaft" in München gegründet wurde, geglaubt, dass ihr Herausgeber, Michael Georg Conrad, damals schon ein Mann in reiferen Jahren, die Ausdauer, die unermüdliche Kraft haben würde, die über sechzehn Jahre lang Anregungen nach bestimmten Richtungen gibt? Zu jener Zeit glaubten wohl viele, das werde ein leichtverflackerndes Strohfeuer sein. Es ist dies nicht der Fall gewesen, es ist eine merkwürdige Zähigkeit und Ausdauer auch hier, die man nicht in allen Perioden deutscher Literatur wieder finden wird. Sie ist geradezu eine Marke für die meisten Schriftsteller des „Jüngsten Deutschlands". Wir erfahren aus Hansteins Buch nicht zum erstenmal, wie Hermann Sudermann im Stillen gerungen hat, ehe er, verhältnismäßig spät, die ersten Früchte seines Schaffens pflücken konnte. Wir beobachten eine ähnliche Zähigkeit im Schaffen Gerhart Hauptmanns. Und auch Max Kretzer, der älteste Vertreter des Neu-Naturalismus mit dem Schreiber dieser Zeilen zugleich, hat unentwegt und sicher vorwärts gestrebt, seine schönsten äußeren Erfolge, seine besten Schöpfungen begannen erst vor zehn Jahren, und vor zwanzig Jahren spielte der erste Streit um seine Anfänge. Mancher hat vielleicht nicht das gehalten, was er versprach, aber er hat dann etwas **anderes** gehalten. So heißt heutzutage zum „Jüngsten Deutschland" gerechnet werden, einer ganzen Generation von außerordentlich fleißigen, zähen, unverdrossen und gewissenhaft suchenden Männern zugehören. Es ist keine Ursache, sich dagegen zu verwahren.

Wir wissen nicht, wie sich in zwanzig, dreißig Jahren das Bild gestalten wird, und welche Namen dann noch leben werden. Manche, denen bei Lebzeiten und Jungzeiten der größte äußere Erfolg beschieden war, um die am heftigsten gestritten wurde, werden sich im Alter noch selbst überleben; welche innere Entwickelung andere nehmen werden, ist gar nicht abzusehen. Denn des Dichters Leben währet siebzig Jahre, und erst nach ihrem fünfundvierzigsten pflegen gerade die stärksten Geister auf Grund des selbstgelebten Lebens Talente in sich zu entdecken, die sie oft in der Jugend nicht geahnt. Ibsen fand sein **specifisches** Talent erst mit fünfzig Jahren. So ist über die Hauptvertreter des „Jüngsten Deutschlands" als literarische Einzelpersonen, als Geister, die ihren Zusammenhang in sich selbst haben und mehr sind, als die bloßen „Zeitgeister", noch gar nichts vorauszusehen oder zu vermuthen. Welche Repie, welche Werke mehr als Episode sind, und wer da, weil er den größten geistigen Umsatz bei stärkster Kraft der Gestaltung verkörperte, ein Förderer und Lehrer der Menschheit durch seine Werke bleiben wird — wir können es kaum ahnen. Aber wer will wissen, ob nicht der eine oder andere gerade aus dieser Generation auch dazu ausersehen ist? Was im Leben persönlichen Ehrgeiz befriedigen kann, das ist merkwürdigerweise auch vielen von dieser Generation bereits jetzt mehr zutheil geworden, als früheren Geschlechtern.

Wie dem nun auch sei, jedenfalls war es eine wichtige Aufgabe, einmal parteilos und möglichst umfassend darzustellen, wie in großen Zügen seit zwanzig Jahren sich das Leben und die geistigen Zusammenhänge derjenigen gestaltet haben, die man bald das „Jüngste Deutschland", bald die „Modernen", die „Naturalisten" nannte, wobei aber auch im Verlauf gewisser Bedürfnisse gar „Symbolisten" sich mitten aus dem Neu-Naturalismus herausbildeten. Was man an einem Schriftsteller wie Ibsen im einzelnen erlebt hat, dass er aus einem [illegible] der naturalistischen Menschenbeobachtung in ein [illegible] Spiel mit [illegible] Symbolen gerieth, das hat man auch im ganzen erlebt [illegible] es scheint da ein inneres [illegible] zu liegen. Und [illegible] hat Adalbert v. Hanstein mit Recht den [illegible] „Jüngstes Deutschland" in seinem [illegible] [illegible] zum Begriff [illegible] Darstellung gemacht und ein [illegible] [illegible]

[illegible]

Gruppen in Berlin seit zwanzig Jahren als Augenzeuge miterlebt, und er war nach dieser Richtung von vorneherein in der Lage, ein Bild zu geben von dem, was sich vor seinen Augen abgespielt hat. Da er nicht auf literarische Heiligenverehrung eingeschworen ist, auch nicht auf ästhetisches Specialistenthum, so gehört er zu denen, die einem Gerhart Hauptmann gerecht werden, ohne deshalb Sudermann für eine Null zu halten. Er hat die glückliche Gabe des objectiven Historikers, nichts zu verschweigen oder, irgend einer Tendenz zuliebe, absichtlich unerwähnt zu lassen. Er hat mit großem Fleiße zunächst das Material mit größtmöglicher Vollständigkeit zusammengetragen. Er weiß zu gruppieren, er weiß die Gruppe plastisch herauszuarbeiten, das Wesentliche ihres Strebens unter Benützung von Auszügen und in eingehenden Analysen zu charakterisieren.

Ein Beurtheiler seines Werkes schrieb unlängst, jene „literarische Revolution", die vor Jahren in Berlin und München kritisch und schöpferisch zugleich auftrat, unter anderem auch durch die bekannte Broschüre Karl Bleibtreus sich einführte, sei gar keine „Revolution", sondern nur ein „literarischer Putsch" gewesen. Das Wort soll von einem vielverehrten Meister der deutschen Novelle stammen, aber es ist vollständig unzutreffend. Es ist das Verdienst Adalbert von Hansteins, dass er einmal im großen zeigt, wie wenig das ein bloßer „Putsch" gewesen ist, sondern wie groß, wie bitter der allgemeine Ernst war, mit dem der Nachwuchs, welcher unter dem unmittelbaren Eindruck der Herrlichkeiten und der Gräßlichkeiten der Jahre 1870/1871 gestanden hatte, dem Leben zu Leibe rücken wollte. Wer in Deutschland und Oesterreich das Jahr 1866 mit dem hellen Blicke des Knabengemüthes erlebte, der musste nach anderen Richtungen neigen, als wir um 1830 oder um 1840, 1848 die ersten bestimmenden Eindrücke empfieng. Wir müssen uns ernstlich gewöhnen, in diesem „Jüngsten Deutschland" einen Generationsunterschied zu sehen, der seine geschichtlichen und geistigen Nothwendigkeiten in sich selbst mitbrachte.

Was auf so ernstlichen Grundlagen mit Nothwendigkeit schier unvermuthet hervorbrach, ist nimmermehr ein „Putsch". Als Fritz Mauthner seine Parodien „Nach berühmten Mustern" schrieb, wurde das als mehr empfunden, als eine bloße Tändelei. Es war zugleich schon ein Stück productiver Kritik, und es ist bezeichnend, dass auch mancher andere die Form der productiven Satire, der künstlerisch eingekleideten Kritik wählte, um das, was überlebt oder schwächlich schien, anzugreifen. Schon das deutete darauf, dass hier nicht unfruchtbare Geister am Werke waren. Von einem „Putsch" aber konnte umso weniger die Rede sein, als in München sowohl wie in Berlin ein ganz bestimmtes Bewusstsein über Forderungen der Kunst herrschte, das in ernsten Discussionen erörtert wurde. Ohne Verabredung, ohne abstracte Ausklügelei bemerkten seit 1877 etwa die jungen Dichter, die nichts von einander gewusst hatten, dass ihre Arbeiten gegenüber dem, was in München die Aera Geibel anstrebte und was in Berlin ähnlich waltete, alle auf eine stärkere Note gestellt waren. Man hatte nicht etwa mit der Kritik begonnen, sondern wir alle, die wir später „vom Leder zogen", hatten schon geschaffen. Keiner wird heute glauben, dass er gleich mit Meisterwerken angerückt sei. Aber dieses Schaffen hatte eine gemeinsame Marke. Im Jahre 1878 entstand der historisch-naturalistische Roman „Salvator Rosa". In diesem Werke sagte der kraftvolle Begründer des sogenannten „Naturalismus" in der Malerei, Ribera (Spagnoletto) in der Sprache seiner Zeit: „Wenn ich nur nicht immer die alten Worte vom Schönen und Idealen hören müsste. Wenn Ihr Humanisten, Ihr Italiener nur nicht an dem Plato Euren Narren wolltet gefressen haben!" Er nannte ihn den „Großvater aller Manieristen!" „Was aber das sogenannte Ideale anlangt, das gewisse Künstler zu bilden vorhaben, so ist es nur eine Anmaßung, die Natur verbessern zu wollen." Er eifert gegen die sogenannten „Hosenmacher" seiner Zeit und diejenigen, die einer „certa idea" folgen, „während die Natur organisch jede Schönheit aus höchst realen Bedingungen hervorgehen lässt, schweißen jene unorganische Mondkälber aneinander." Genug, Ribera setzte hier sein naturalistisches Bekenntnis in einer Weise auseinander, dass es noch heute als Inschrift auf Herrn Otto Brahms „Deutsches Theater" passen würde. Ohne Verabredung waren aber ähnliche Auffassungen auch in dem jungen Berliner Nachwuchs entstanden — genug, es war ein „Generationswechsel" und keineswegs war es etwa Zola, der hier nachwirkte, noch weniger aber die Skandinavier, die erst später auftauchten.

Adalbert v. Hanstein zeichnet sehr richtig den allgemeinen Gang der Entwickelung. Er weist auf den stillen Einfluss hin, der Karl Frenzel in Berlin gebürt, er gibt dann richtige Darstellung darüber, dass nicht in Berlin, sondern zunächst in München die [illegible] begann, er setzt auseinander, wie M. G. Conrad, [illegible] Bierbaum, den damals noch niemand kannte, [illegible] Er zeichnet — abgesehen von einigen [illegible] — richtig auch die Stellung des Schreibers [illegible] deuten, dass in jenen Zeiten Moriz [illegible] ganze Poetengruppen auch praktisches [illegible] damals das deutsche Oberlehrerthum den [illegible] Jugend im Argen lag, und dass schablonen-

mäßiges Componieren mit einem dünnbeinigen Realismus sich verschwistert hatte zu Romanbildungen, die damals alle Welt las, während sie heute kein Mensch mehr schätzt. Es war vieles wirklich unerträglich. Wir bliesen also in München die Sturmfanfaren und machten keinen „Putsch", sondern haben uns Aufgaben gestellt, modernes Leben darstellend zu erfassen, auch wo es „unpoetisch" schien, die treibenden Kräfte im Volksleben darzustellen, die socialen Gesetze zu Angelpunkten, zum Schicksal unserer Lebensauffassung zu machen, bei einem Naturalismus poetischer Absichten. Auch Hauptmann ist Poet des Naturalismus. Erst nachdem von München aus praktisch und theoretisch sozusagen die Paradigmen gegeben waren, gieng nun auch in Berlin der angesammelte Zündstoff auf. Hier ist nun Hanstein abermals ein sicherer, verlässlicher Historiker. Er würdigt Karl Bleibtreus viel unterschätzte Verdienste ebenso objectiv, wie er den Einfluss und die Gründung des Vereines „Durch" gebürend zu schätzen weiß. Er zeigt, wie die neue literarische Stimmung sich allmählich kritische Zeitschriften eroberte, wie sie in der Lyrik und im Roman schöpferisch weiter waltete, bis es zur „Erstürmung des Theaters" und dem sogenannten „neuen Kunstgesetz" kam. Als Augenzeuge weiß er die Ausbildung dessen zu schildern, was er den „Secundenstil" nennt, den Holz und Schlaf sich zurechtschusen, ein Stil, den dann Gerhart Hauptmann aufnahm. Zweifellos ist diese Kunstweise eine Specialität innerhalb des allgemeinen naturalistischen Strebens. Hanstein kennzeichnet die Stellung Hauptmanns hierin durchaus vorurtheilslos. Niemand wird ohne Interesse gerade diese höchst sachkundigen Partien des Buches lesen. Der Unterzeichnete kann die inneren Hergänge als richtig bestätigen. Er hatte bereits um 1888 als Redacteur des „Magazins für Literatur" Gelegenheit, lange handschriftliche Studien von Schlaf zu lesen, welche jene eigenthümliche, etwas pedantische geistige Richtung aufwiesen, in die dann der Verfasser des „Promethidenlooses", Gerhart Hauptmann, mit schöpferischer Kraft eintrat. Mit der Gründung der „Freien Bühne", den weiteren „freien Volksbühnen" ist dann jene engere künstlerische Episode gekennzeichnet, in der wir seit zehn Jahren lebten. Wenn Hanstein dann weiter von einem „Sturz des Naturalismus" spricht und dann im Anschluss hieran der Lyrik Bierbaums und seiner Freunde, der geistvollen Wirksamkeit Hermann Bahrs eingehend gedenkt, so darf der Unterzeichnete, der vielleicht mit Kretzer und M. G. Conrad ein gewisses Recht des ältesten Zeugen hat, darin erinnern, dass *dieser* „Sturz" schon in den ersten Regungen mitgelegen hat. Wir „Naturalisten" haben es uns nie nehmen lassen, auch gegen so manches aufzutreten, was allzu ausschließlich die Bewegung auf gewisse Einseitigkeiten festnageln wollte. Aber wenn durch Bierbaum eine große Pansfreudigkeit über die Literatur kam, so muss daran erinnert werden, dass „die seligen Faune" und so manches andere schon in der Münchener Periode zwischen 1880 bis 1885, unter anderem auch im „Münchener Dichterbuch", Typen und Vorbilder enthielten, die dann reichlich auch weiter dienen konnten. Die absichtliche Vielseitigkeit und Allseitigkeit, die von vornherein von den ältesten Vorkämpfern innerhalb eines weitgefassten naturalistischen Programmes mit modernem Lebensgehalt ins Auge gefasst war, hat positiv und negativ Frucht getragen. Es war und ist ein Rahmen, weit genug, um vielen Geistern eine fröhliche Entwickelung zu sichern, denn auch jene verfeinerten Seiten sensualistischer Erfassung, welcher Hermann Bahr eine zeitlang nachgegangen ist, wird man in den Anfängen vor zwanzig Jahren vorgebildet finden. Alles geistige Leben muss sich differenzieren, muss auch in Specialitäten auseinander gehen. Aber da es dem Schreiber dieser Zeilen beschieden war, in der Wirklichkeit, wie in dem Hanstein'schen Werke vom „Jüngsten Deutschland" gewissermaßen einen Eröffnungsmarsch zu blasen mit zwei und drei anderen, so mag es ihm wohl auch gestattet sein, auf die ursprüngliche breite Anlage dieser Geistesbewegung zu erinnern, die eben in sich auch den umfassenden Charakter des Hanstein'schen Werkes rechtfertigt. Wir wollten an die Stelle der Schuldichtung mit beschränkter Einsicht in die Factoren des Lebens den vollen, reichen, breiten Strom des Lebens fluten lassen. Wir wollten so feinen und geistig zarten Köpfen gegenüber, wie sie uns in Paul Heyse und Spielhagen begegneten, Momente zur Geltung bringen, die unterdessen auf allen volkswirtschaftlichen Kathedern zu Hause sind. Heyses köstliche Novellen, das Vollendetste, was man an weltlicher Literatur vorfand, sahen im Grunde doch nur das einzige physische Lebensgesetz der Liebe, das in immer neuen Variationen wiederkehrte. Sollte es da ein Fehler sein, wenn wir die sociologischen Gesetze in menschlichen Handlungen suchten, wenn wir in historischen Dichtungen — wie auch Gerhart Hauptmann mit seinem „Florian Geyer" that — historische Lebensgesetze aufzufinden? Karl Bleibtreu hätte sich mit seinem „Schicksal" — ähnlich wie mit dem meisterlichen „Dies irae" — Aufgaben gestellt, die denn doch mehr waren, als bloße Stürmerei. Es waren auch hier ernste Geschichtsgesetze versucht, und Historiker, wie Lamprecht, sind gar nicht zu denken ohne das, was in Poetenköpfen vor zwanzig Jahren sich klären wollte.

Noch ist nichts abgeschlossen. Noch haben die meisten das beste Stück ihres Lebens vor sich. Adalbert v. Hanstein aber gebürt das Verdienst, zum erstenmale mit weiterem Blick die Grundzüge erspäht zu haben für richtigere Einschätzung einer Schaffensperiode deutscher Literatur, die denn doch seit zwanzig Jahren Deutschland genügend in Athem erhalten hat. Seine Darstellung ist auch äußerlich glänzend, seine Analyse oft packend, seine Compositionsgabe voll vom Gesetze des Inhaltes.

Steglitz-Berlin. Wolfgang Kirchbach.

# Unsere Kunstausstellungen.

Mit der Ausstellung ändert sich die Kritik. Als noch die großen Bildermagazine geöffnet waren, schrieben Pechte und Pietsche in meterlangen Artikeln die Kataloge ab und klebten an jeden Namen Lob oder Tadel. Die Art ihres Urtheilens spiegelte so den Charakter der Ramschbazare getreulich wieder. Dieses, wenn auch frevle, Stilgefühl gibt den alten Herren etwas wie Anspruch auf Verzeihung. Niemals werden sie aber die kleinen journalistischen Sterne erlangen, die heute noch auf jene leichtsinnige, oberflächliche Manier Kunstkritiker sein möchten. Den früher von Händlern gemachten Ausstellungen haben nun Künstler die Weihe gegeben: sie formen sie zum Kunstwerk und verkörpern in ihr zur Schönheit erziehende Gedanken. Die Kritik soll dieser Wandlung folgen. Fortan hat sie nicht über das Schaffen der Künstler allein zu sprechen, sondern ebenso über das Genießen des Publicums. Denn es ist wieder erkannt worden, dass die Empfangenden gleich wertvoll sind als Factor der Kunstentwickelung wie die Gebenden. Mit sicherer Feinheit darf sie dann nur Worte wählen, welche die Stimmung halten und in der Erinnerung befestigen, muss erklärend durch kluge Vergleiche den Leuten helfen, den Sinn des Ganzen zu verstehen. Aber es kann geschehen, dass die Erfüllung der Forderungen nicht gelingt, ohne dass die Schuld den Kritiker trifft. Wie soll er eine reine Stimmung nachfühlend gestalten, wie einen leitenden Gedanken erläuternd bewerten, wenn das Object, an dem er sie zeigen soll, sie gar nicht besitzt! Und das ist der Fall bei den Kunstausstellungen, die jetzt in Wien zu sehen sind.

Nur im *Künstlerhaus* kann man beides finden und es wird mit Absicht und darum auch Verdienst der Veranstalter deutlich. Einheitliche Stimmung ist vorhanden, die des Friedhofes nämlich, und der Zweck ist, den Beweis für eine kaum mehr glaubhafte Unfähigkeit zu erbringen. So gelang er noch niemals. Auf früheren Ausstellungen hatte der Hagen-Bund, der, tapfer unter traurigen Zuständen ausharrend, eine organische Erneuerung österreichischer Kunst erstrebt, eine gewisse künstlerische Höhe festzuhalten gewusst. Nun scheint auch er des Ballastes überdrüssig und wird gesondert ausstellen. So sind die Altmeister allein geblieben. Ihrer kindlichen Unerfahrenheit in der Malerei gesellte sich nur die Rathlosigkeit in Fragen des Ausstellens. Darum ahmten sie die Methode der sonst verabscheuungswürdigen Modernen nach. Nur wenige Bilder haben sie in einen Raum gehängt und überallhin kunstgewerbliche Nichtigkeiten gestellt. Aber die erhoffte Wirkung blieb aus. Deshalb nur, weil die Herren nicht mit strenger Consequenz bis an den nothwendigen Endpunkt giengen. Nicht wenn sie nur wenige, wenn sie ihre Bilder gar nicht ausstellen, dienen sie künstlerischen Gesetzen. Probst, Temple, Schramm, Zewy können nur durch Abwesenheit angenehm auffallen. Mit dem modern thuenden Anputz wirkt ihre Ausstellung wie eine geschminkte Leiche. Von demselben Gesichtspunkte aus: die Greisenhaftigkeit der Aussteller recht zu erweisen, ließ man auch die kraftmeiernde Plastik einiger Belgier kommen. Vergleiche sind dadurch geboten, und eine Parallele zwischen Mattons „Kuss" und Klotzs „Bacchantin" charakterisiert erschöpfend zwei Auffassungsmöglichkeiten desselben Themas. Dass Zochors verunglückter Riesenbilderbogen bezogen wurde, entspringt dagegen einem geschäftlichen Princip: sein Zweck ist der irgend eines missgeborenen Weltwunders in einem Panopticum: die Leute herbeizulocken. So sind hier alle Zeichen des Verfalles zu spüren. *Darnaut*, *Ribarz*, *Unger* und *Wehr*, die auch nur schwächlich vertreten sind, werden die Auflösung nicht aufhalten. Bald naht der Tod dem alten Künstlerhause. Aber es wird nicht das Sterben eines Königs sein. Ein Veteranenbegräbnis im besten Falle.

Bei der *Secession* weiß man es nicht gleich: hat sie sich bei ihrer Ausstellung von einem Motiv leiten lassen und ist seine Verwirklichung missglückt oder hat sie ohne Ueberlegung das Olbrichhaus wieder geöffnet. Der dem Kataloge beigelegte Entschuldigungszettel ist eine Selbstanklage und bestätigt die ziemliche Planlosigkeit. Fast wirkt es ein wenig komisch: der Arbeitsausschuss betont noch ausdrücklich, das nicht gethan zu haben, was er ganz folgerichtig hätte thun müssen, nämlich Interieurs zur Anschauung bringen. Erinnern wir uns nur. Von ihrer ersten Ausstellung an war es der Secession sieghaftes Bestreben, jedem Kunstwerk die ihm harmonische Umgebung zu schaffen. Die decorativen Forderungen der Gegenwart hatten an die altererbten Talente der Makartstadt gerührt, und eine Schar trefflicher Raumkünstler war wie über Nacht erstanden. Von Jahr zu Jahr haben wir ihr immer nuancierteres Empfinden und graziöseres Können bewundert, ihr Aufsteigen zu

einer Meisterschaft der Decoration, die vorbildlich wurde. Trotzdem mussten sich die Einsichtigen sagen, dass diese ganze Ausstellungskunst nur ein schöner Nothbehelf, gleichsam ein Durchgangsstadium sei. Denn Bild und Statue gehören in den Wohnraum, wo sich erst dem Menschen in täglichem seelischem Umgang ihre letzte, heimliche Schönheit offenbart. Diese intimste aller Wirkungen hervorzurufen war der Secession bisher versagt; sie konnte, theils durch den Charakter des vorzuführenden Materials gebunden, theils durch andere Pläne geführt, nur unser vornehmster Kunstsalon sein. Nun bot sich endlich die Gelegenheit, alles Ausstellungsmäßige abzustreifen. Zum erstenmal sollten kunstgewerbliche Schöpfungen in größerer Anzahl gezeigt werden, und die einzige Form, in der dies geschehen durfte, war die von Interieurs. Das wäre die Krönung aller Verdienste der Secession um das Wiener Kunstleben gewesen, ein Höhepunkt ihrer Raumkunst. Interieur hätte sich an Interieur schließen müssen, und in jedem, der nationalen und stilistischen Verschiedenheit entsprechend, die bildende Kunst sein. Dann hätte es kaum mehr Leute gegeben, die ein modernes Bild schon zu empfinden wissen, vor einem modernen Kasten aber derzeit noch mit den Sonntagshumoristen lächeln. Sie hätten erkannt, dass gleiche Ströme heute durch Kunst und künstlerisches Gewerbe gehen; hätten gelernt, wie ein Bild hängen oder eine Plastik stehen muss, um ganz zur Geltung zu kommen; wären mit neuen Sinnen, mit edlen, dem Schönen zugewendeten Absichten in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Die Secession hat eine große Aufgabe versäumt, und nun fehlt ein wichtiges Glied in der Kette ihrer kunstpädagogischen Bemühungen.

Doch auch die Absicht, die sie als die eigentliche dieser Ausstellung angibt, wäre in der Form von Interieurs reiner zum Ausdruck gekommen. So wird es nirgends recht deutlich, dass die Secession das heimische Kunstgewerbe im Wettbewerb mit dem fremden zeigen wollte. Dazu ist ferner das Ausland weder in Künstlern, noch in Werken charakteristisch genug vertreten und das Vorhandene nicht so glücklich gewählt, um, wie es der Arbeitsausschuss verlangt, die nationale Eigenart erkennen zu lassen. Nur Ashbee ist ein vollgiltiger Repräsentant Englands, wenn auch seine Bedeutung mehr in den Metallsachen, als in den Möbeln, vor allem aber in seinen organisatorischen Talenten liegt. Van de Velde, der größere Erbe des Morris, der größte gewerbliche Künstler unserer Zeit, hat eine Kaminverkleidung, einen Bibliotheksschrank und einen Schreibtisch hier, die, alles überragend, das Genie des Mannes weisen, der in unserer verwirrten Gegenwart schon eine schönheitsfrohe Zukunft lebt. Aber niemand wird den Vlaamen merken in dem Künstler, der nur Unterschiede des Materials und des Zweckes kennt, und über alles Nationale hinaus, in reinster Sachlichkeit, den idealen Möbeltypus für den kommenden Weltbürger baut. Im Mackintosh-Zimmer glauben sich manche an einiges erinnert, was sie von Schottland gesehen oder gelesen. Doch kommt diese Association auf anderen Wegen zustande, hat nicht im Charakter der Werke ihre Ursache. Denn keine Linie ist vorhanden, die nicht Gemeingut der Symbolisten aller Länder wäre, die namentlich nicht schon Toorop, der Malaye, gezeichnet hätte. Die Absicht, die nationalen Unterschiede oder besser noch Nuancen im modernen Kunstgewerbe aufzuzeigen, musste also misslingen. Vielleicht wäre sie eher geglückt, wenn man die Künstler der „Vereinigten Werkstätten“ Münchens, Riemerschmidt, Paul und Pankok, eingeladen hätte, oder aus Bings „L'Art Nouveau“ Gaillard und de Feu etwa. Dass sie aber überhaupt gefasst wurde, war klug und zeugt von der Selbsterkenntnis unserer gewerblichen Künstler. Denn nicht neue Formen geschaffen zu haben, ist ihr Ruhm, sondern heimische Weise, Wiener Art zu gestalten, ist ihr Verdienst. Das Wiener Kunstgewerbe hat nicht den machtvollen socialistischen Hintergrund wie das Englands und Belgiens, seinen Künstlern fehlt die zwingende, glaubenschaffende Gewalt der Persönlichkeit, die Morris eignete und van de Velde besitzt. Für Menschen, denen ihr Reichthum gewisse Bedürfnisse ermöglicht, die manchmal vornehm sind, seltener voller Cultur, werden bei uns die Möbel gemacht. Das äußert sich oft in der Wahl eines kostbaren Materials, deutlicher noch in dem Umstande, dass weniger alltägliche Gegenstände, bei denen irgendwie menschliche Arbeit gethan wird, geschaffen werden, als Salonmöbel, die dem Genuss und Comfort dienen. Elegante Vornehmheit ist daher auch das besondere Kennzeichen der Sachen von Josef Hoffmann und Kolo Moser. Dabei ist Hoffmann der Schlichtere, Sinnlichere, immer auf den Zweck bedacht, mit einer Liebe zur heitere, sonnige Farben. Wie für ein [illegible] ländliches Landhaus bestimmt sind seine Möbel. Moser ist in [illegible] mehr mit dem Intellect arbeitend, launischer, [illegible] Diesen beiden danken wir das [illegible]

Einst hofften wir das von Hofrath v. Scala. Aber das ist schon lange her. Mit der Winterausstellung im Oesterreichischen Museum sagt er es wieder einmal klipp und klar, dass er gar nicht daran denkt, etwas für uns zu thun. Dass die Wiener Tischler im Laufe der letzten Jahre ihr Handwerk zu hoher Vollendung ausgebildet haben, das wussten wir. Das brauchte nicht erst durch eine Flucht copierter Zimmer bewiesen werden. Oder verfolgte man andere Zwecke, als man ein Zimmer aus dem Schlosse Compiègne — nach P. F. L. Fontaine, sagt der Katalog mit wissenschaftlicher Gründlichkeit — und einen Salon im Stile Louis XVI. aus Fontainebleau nachahmen ließ? Es handelte sich doch darum, zu zeigen, was man selbst kann, nicht was vergangene Zeiten geleistet haben. Die Folgen solchen Thuns sind in dem Rococo-Schlafzimmer zu sehen, das Schönthaler und Söhne ausgestellt haben. Menschen von heute sollen darin wohnen. Was wohl die Herren sagen würden, wenn man ihnen nahelegte, einen Zopf zu tragen? Geschmacklosigkeiten ähnlicher Art sind viele zu finden. Ihre Ursache ist, dass die geschulten Kräfte der Handwerker brachliegen, oder irregeleitet sind, weil ein Künstler fehlt, der sie führt, mit ihnen arbeitet, sie in den Dienst seiner Ideen stellt. Als solcher Anreger soll nun Herr Rudolf Hammel verpflichtet worden sein. Es scheint mir fraglich, ob er dazu berufen ist. Sein von Seidel ausgeführter Damensalon ist geradezu ein Hohn auf moderne Stilbestrebungen, ebenso verletzend wie die verstümmelte Venus des Giorgione, die als Rundbild an die Wand gehängt ist. Von anderen Proben dieses Geschmackes und Phantasiereichthums ganz zu schweigen. Hofrath v. Scala wird sich entscheiden müssen, ob er das Museum wieder den Tapezierern überlassen will. Dass er es nicht nöthig hat, beweisen die Arbeiten von Puchinger, dessen Talent sich immer reicher entwickelt, und das Schlafzimmer von Tropsch, dessen Name bald zu unseren besten zählen wird.

Vielleicht bietet sich noch die Gelegenheit, über die reiche Schönheit der Aquarelle und Pastelle, welche die Secession diesmal versammelt hat, etwas zu sagen und George Minne die Huldigung darzubringen, dem hohen Bildner, der, berauscht von den Wundern der Gothik, aus modern decorativen Körpern eine neue Seele leuchten lässt.

Hugo Haberfeld.

---

## Johannisfeuer.

Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Sudermann. Zum erstenmale im Deutschen Volkstheater aufgeführt am 24. November 1900.

Drei Acte hindurch stetige Steigerung des Interesses und des Beifalles, nach dem vierten Act ebenfalls reichlicher Beifall, aber nicht so stürmisch wie eben noch vorher und vermischt mit einigem Widerspruch. Das war das äußere Bild des Abends bei der Wiener Aufführung von Sudermanns „Johannisfeuer“. An Leuten, die gerne zischen möchten, womöglich schon beim Aufgehen des Vorhanges, fehlt es nie in einer Sudermann'schen Première. Das sind, ganz abgesehen von den gewöhnlichen Neidhammeln, die Sittenstrengen auf der einen Seite, die eingeschworenen Hauptmannianer auf der anderen Seite. Jenen wird der Dichter der „Ehre“ und von „Sodoms Ende“, mag er sich noch so lämmchenhaft gehaben, immer das räudige Schaf bleiben, als das sie ihn einmal erkannt haben, diesen ist er ein „Compromissler“ und sie sind indigniert, weil er seine Stücke anders macht als Hauptmann. Hauptmann und Sudermann schätzen und achten sich und gönnen sich herzlich jeden Erfolg: aber die beiderseitigen Mauer kennen keine größere Freude, als wenn sie den Gegen-Mauern eins auswischen können. So könnte man also die Opposition, die gegen Ende sich hörbar zu machen versuchte, als eine vom Inhalte und der Form des Dramas ganz unabhängige äußere Begleiterscheinung betrachten. Aber dass die principiellen Gegner, die in den ersten Acten den Versuch eines Angriffes als aussichtslos erkannt und, um nicht durch ihren Widerspruch nur den Beifall noch gewaltiger anschwellen zu machen, geschwiegen hatten, nun zum Schlusse die Situation für günstiger erachteten und sich in der That Gehör verschaffen konnten, das zeigt, dass der letzte Act auch die Erwartungen jener nicht ganz erfüllte, die dem Dichter Dank für sein Schauspiel sagten. Dann muss man sich aber auch fragen, worin die Ursache dieser Abkühlung lag. Ich glaube nun nicht, dass der Schluss als solcher es war, der befremdete, sondern ein ganz anderer Umstand.

In den früheren Gesellschaftsdramen Sudermanns stand immer deutlich erkennbar im Vordergrunde eine sociale Idee, eine Kampfidee. Man konnte sich für oder gegen diese Idee erwärmen, aber diese Idee sprang deutlich in die Augen. Im „Johannisfeuer“ scheint es auf den ersten Blick mehr der äußere Gang der Ereignisse zu sein, durch den der Dichter auf sein Publicum wirken will. Und in diesem spielt der blinde Zufall eine große Rolle. Die zwei [illegible], Georg, der Sohn des Selbstmörders, aufgewachsen [illegible] Gewalt der Abhängigkeit von dem nicht [illegible] und Marikke, das aufgelesene Kind des [illegible] eigentlich zusammen. Warum sie trotzdem

bisher nicht zusammenkamen, Georg vielmehr mit Trudchen, des Onkels niedlichem Töchterlein sich verlobte, hat uns der Dichter mit großem Geschick in wenigen Worten klar gemacht. Aber nun werden Georg und Marikke doch zusammengebracht. Aber hierbei beginnt auch schon das Spiel des äußeren Zufalls.

Marikke, das Heimchen, wie alle im Hause sie nennen, hatte geglaubt, Georg habe sich seinerzeit nicht in wahrer Liebe, sondern nur als Verführer ihr nähern wollen, und darum war sie ihm ablehnend ausgewichen. Durch einen Zufall bekommt sie nun Georgs Liebesgedichte zu Gesicht, die ihr zeigen, dass er es ehrlich gemeint, durch einen Zufall wird sie aber auch genöthigt, ihm einzugestehen, dass sie die Gedichte gelesen hat, denn sie bedarf seiner Hilfe, dass er ihr eine Unterredung mit der Mutter verschaffe, und vermag nur durch den Appell an seine einstige Liebe ihn zu bestimmen, ohne Vorwissen des Onkels diese Begegnung zu vermitteln. Aber noch hat sie kein Wort davon gesagt, dass sie Georgs Liebe im Innern erwiderte, er nicht daran gedacht, auf Vergangenes zurückzukommen. Beide sind fest entschlossen, auf dem Pfade der Pflicht zu verharren und jenen, die ihnen Wohlthaten erwiesen, nicht mit Undank zu lohnen. Aber der Zufall macht sie mürbe. Georg geräth in einen Wortwechsel mit dem Onkel, in dessen Verlauf dieser geltend macht, dass er mit seinem Gelde nach dem Tode von Georgs Vater Ehrenscheine eingelöst habe, Marikke muss die Wahrnehmung machen, dass ihre Mutter eine Diebin ist, die selbst die Zusammenkunft mit der Tochter zum Stehlen benützte. So treten die beiden Nothstandskinder in ihrer Seelennoth einander innerlich immer näher und näher. Und schließlich führt sie auch der Zufall in der Johannisnacht allein im Innern des Hauses zusammen. Johannisnacht ist „Freinacht“, hatte Georg vorher, durch die Ereignisse schon ins Schwanken gebracht, erklärt, den aus dem Heidenthum in unsere Zeit hereinragenden Gebrauch, in der Johannesnacht lodernde Feuer anzuzünden, im Dienste seiner neuerwachten Wünsche deutend; in der Johannesnacht, hatte er gesagt, „da erwachen in unseren Herzen die wilden Wünsche, die das Leben nicht erfüllt hat und nicht erfüllen durfte“ — und die erste, die mit ihm, ihn fest anblickend und doch zitternd, angestoßen hatte „auf die alten Heidenfeuer“, war Marikke gewesen, die einzige zugleich, die ihn ahnend verstanden hatte. Und nun, da sie allein in der nächtlichen Stunde beisammen sitzen in dem einsamen Zimmer, die Zeit des Abganges des Zuges erwartend, zu dem Georg das Heimchen geleiten soll, da erfolgt die Aussprache. Und nochmals ein Zufall gibt den Anstoß hierzu, denn ein Zufall ist es doch nur, dass gerade einige Stunden vorher ein Werber um Marikkens Hand angehalten hat, der junge Hilfsprediger, dem jeder Mensch so „ungewöhnlich sympathisch“ ist und das Heimchen ganz besonders. So erfährt denn jetzt auch Georg, dass es nicht Mangel an Liebe war, was Marikke bestimmt hatte, ihm aus dem Wege zu gehen, und nun steht nichts mehr zwischen beiden als die Pflicht — und der ungünstige Umstand, dass die Thüren und die Fenster in den Garten hinaus offen sind und die äußere Situation somit denn doch etwas gefährlich wäre. Da, ein neuer Zufall — ein Geräusch im Garten, die diebische Mutter ist es, die wohl wieder stehlen will, aber von Georg erkannt und verscheucht wird. Und so erhält einerseits Marikke den psychologischen Impuls, da ihre Mutter stiehlt, sich auch ihr Glück „zu stehlen“, anderseits Georg den Anlass — die Fensterläden und die Thüre zu schließen. Und da inzwischen Marikkens Zug auch längst davon gefahren ist, hat sich das Netz des Zufalls ganz um die Liebenden zusammengezogen und sie gleichsam einander in die Arme gedrängt.

So sollte also Sudermann einmal ein bloßes Zufallsstück mit einer rein äußerlichen Handlung geschrieben haben? Das muss doch von Anfang an sehr zweifelhaft erscheinen. Oder führt er uns etwa, Ibsen und Hauptmann nachahmend, das Problem erblicher Belastung vor? Das Heimchen macht aber so gar nicht den Eindruck erblicher Belastung! Dass Marikke das eine- oder anderemal nothgedrungen eine kleine Unwahrheit sagt, kann gewiss nicht eingewendet werden: das soll bei Mädchen aus den besten Familien auch vorkommen. Marikke redet sich nur selber auf das böse Beispiel der Mutter aus, genau so wie Georg mit der Mythe von der Johannisnacht und dem alten Heidenthum, das einmal im Jahr seine Rechte verlangt, sein Gewissen einzuschläfern und seinen Wünschen Vorschub zu leisten sucht. Wenn bei einem Dichter, der in solchem Maße wie Sudermann Meister der Technik ist und so rastlos und ernst an sich arbeitet wie er, der Zufall im Drama eine derartige Rolle spielt, wie in der „Johannesnacht“, dann werden wir wohl zu der Auffassung hingedrängt, dass der Zufall mit der Idee des Stückes selbst in engem Zusammenhang stehen muss, denn ein Erzähler von bloßen Zufallsgeschichten ist Sudermann nicht.

Zwei rechtliche Menschen werden uns gezeigt, die bisher in allem correct gehandelt und sich auch die Achtung und Neigung aller jener, die ihnen näher stehen, erworben haben. Aber ist das nur ihr Verdienst? Ist es nicht auch das Verdienst des Zufalles, der ihnen die Versuchung ersparte? Wer ist so sicher, dass für ihn nie eine Johannisnacht kommen konnte, in der die unterdrückten Wünsche mächtig emporwallen, in der er sich aus den Fesseln der heutigen Gesellschaftsordnung in die Freiheit einer früheren zurücksehnte, so wie auch der Heide, wenn sein Heidenthum dem Egoismus Fesseln anlegte, sich gelegentlich nach einer noch lockereren Gesellschaftsordnung, einem noch freieren Heidenthum zurücksehnen mochte? Gerechtigkeit ist kein Verdienst, denn in der Macht des Zufalles liegt es, die Menschen vom rechten Wege abzulenken. Das scheint mir die Idee des jüngsten Dramas Sudermanns zu sein und hiermit entfällt auch der Vorwurf, den man erhoben, der Dichter habe aus bloßen Zufällen ein Rührstück zusammengefügt. Ja, hiermit wird die sorgfältige Vorbereitung aller Zufälle und ihr sicheres Ineinandergreifen gerade zu einem technischen Vorzuge des Stückes und darum hat man auch unter dem unmittelbaren Eindrucke der ersten Acte das Ganze durchaus nicht als müßige Zufallskomödie empfunden.

Nun kommt aber der letzte Act. Der Schluss ist ein vollberechtigter. Der Fehltritt ist geschehen, daran ist nichts zu ändern; aber sollen Georg und Marikke, wie in der einen Nacht, ihr ganzes Leben nur sich und ihrem Glücke leben, unbekümmert um den Kummer, den sie dadurch ihren Wohlthätern und deren einzigem Kinde bereiten? Nein, lautet die Antwort, die sie uns selbst geben, indem sie einander entsagen, Georg mit seiner Braut zum Altare geht und Marikke sich entschließt, binnen kurzem das Haus, das ihr Heimat geworden, zu verlassen. Soweit wäre alles in Ordnung. Aber der Dichter hat sich verleiten lassen, seine Zufallsidee allzu consequent durchzuführen. Auch ein Zufall nämlich ist es nur, der die beiden wieder auf den richtigen Weg zurückführt. Schon war Georg bereit, mit dem Onkel unmittelbar vor der Trauung zu sprechen, um das Verlöbnis rückgängig zu machen, schon stehen sie sich Auge in Auge gegenüber, während Marikkens Blicke an ihren Lippen hängen. Da wird der Onkel geheimnisvoll abgerufen, Marikke hört die Klagerufe ihrer Mutter, die ein Gendarm abführt, da sie bei neuerlichem Diebstahl ertappt wurde — und jetzt erst empfindet sie die Nothwendigkeit der Entsagung. Und wenn die Mutter nicht nochmals gestohlen hätte? Oder wenn sie fünf Minuten später erwischt worden wäre? Dann hätte Georg bereits mit dem Onkel gesprochen gehabt und jeder Rückweg wäre verschlossen gewesen. Das müssen wir zugeben, dass den Menschen Zufälle des Lebens ablenken können vom richtigen Pfade, und wir vermögen auch denen, die der Versuchung erlagen, noch unsere Sympathie zu bewahren. Aber wenn es wieder nur ein Zufall ist, der sie auf den Weg des Rechten zurückleitet, wenn sie nicht aus eigenem Gefühl, aus eigener Kraft sich wieder finden — dann haben sie unsere Antheilnahme kaum verdient, unsere Sympathie mit ihnen erlischt, dann sind sie nicht vom Zufall in die Irre geleitet worden, sondern waren von Anfang an ohne inneren Halt. Darum, glaube ich, schwächte sich im letzten Acte die dramatische Wirkung und das mitfühlende Interesse des Publicums etwas ab. Man bewunderte nur noch die meisterhafte Technik des Dichters, aber man geleitete das Paar, das sich in der Johannisnacht gefunden und verloren, nicht mit liebevollem Interesse noch hinaus über den Schluss des Stückes.

„Die Schmetterlingsschlacht“, „Das Glück im Winkel“ und „Morituri“ waren im Burgtheater gegeben worden. Zur Aufführung des „Johannes“ konnte die Zustimmung der Censur nicht erlangt werden und von der in den Blättern schon in Aussicht gestellten Aufführung der „Drei Reiherfedern“ nahm man wieder Abstand, nachdem diese Dichtung in Berlin frostige Aufnahme gefunden hatte. Sudermann mochte aber wohl keine Lust haben, die Frage der Aufführung in Wien von dem Erfolg der Berliner Première abhängig zu machen und so gab er einfach sein jüngstes Drama an das Deutsche Volkstheater, wo man längst hinreichendes Vertrauen in das eigene Urtheil gewonnen hat, um Stücke definitiv anzunehmen, auch bevor sie anderwärts die Feuerprobe bestanden haben. Und der Dichter hatte es nicht zu bereuen, denn eine glänzende Darstellung brachte seine Intentionen voll zur Geltung. Frau Odilon gab mit schöner Innerlichkeit die Rolle des Heimchens und überraschte selbst ihre Freunde durch die Ausgeglichenheit ihrer Leistung, Frau Retty war entzückend als das geistig unbedeutende, aber im Gefühl dieser Unbedeutenheit so rührend liebenswürdige Trudchen, Herr Kutschera stellte sich wieder einmal erfolgreich in die Bresche in der schwierigen und wenig dankbaren Rolle Georgs und Herr Kramer als Hilfsprediger Haffke gewann schon mit seinen ersten Worten für diese prächtige, aus dem vollen Leben gegriffene Gestalt die Sympathien der Zuschauer; wenn er später in dem so richtig angelegten Tone gelegentlich ein wenig schwankend wurde, so trug hieran offenbar nur eine jener Irritationen Schuld, wie sie ja bei Premièren gelegentlich auch den bühnenfestesten Schauspieler befallen können. Auch die übrigen Darsteller und die Inscenierung erwarben sich verdiente Anerkennung.

Max Burckhard.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Man hat sich mit der Zeit daran gewöhnt, unsere Minister für talentlose Leute zu halten, und wir selbst haben oft genug uns-

Leser in diesem Geist unterrichtet. Aber, wir haben uns getäuscht. Bekennen wir es offen, dass wir uns getäuscht haben, selbst auf die Gefahr hin, dass die Rigoristen auch uns schon zu den Officiösen werfen. Aber lieber gerecht als oppositionell!

Wir haben die **verborgenen Fähigkeiten** unserer Minister bisher nicht geahnt, die sich erst jetzt offen zu entfalten beginnen. Es gibt eben Männer, deren Kräfte zu schlummern scheinen, solange die Dinge von selbst gehen; erst in der Noth stellen sie ihren Mann. Das sind die Ausnahmsnaturen, die nicht für den Alltag, sondern nur für die großen Momente der Menschen- und Staatenschicksale geboren zu sein scheinen. Zu ihnen gehören auch unsere Minister. Für sie scheint der große Moment erst jetzt gekommen zu sein, wo ihre besten Gaben offenbar werden. Was der österreichische Staat bisher gelitten hat, das waren nur Kleinigkeiten, die an die Größe unserer Ministerindividualitäten nicht heranreichten, daher diese bisher den Verhältnissen nicht gewachsen schienen, während in Wahrheit nur die mesquinen Verhältnisse unseres Staates unseren auserwählten Staatsmännern nicht gewachsen waren. Aber nun naht die wahre Noth, und unsere Minister richten sich in ihrer ganzen Größe auf. Das Parlament gieng uns verloren. Paschol!! Die gute Verwaltung gieng uns verloren. Nochmals: Paschol!! Unser Ansehen vor der Welt gieng uns verloren. Zum drittenmale: Paschol!! Aber jetzt fängt das **Geld** dem Staat zu fehlen an. Und in dieser fatalen Calamität nun kommt das eigentliche Talent unserer Minister zur Geltung, das wir bisher nicht bemerkt haben, weil es keinen Anlass zur Bethätigung gefunden hat, jenes Talent, das mit Recht allgemein als Genie qualificiert wird: das **Pumpgenie**.

*

„**Der Staat muss leben**", hat Herr v. Koerber in seiner Antrittsrede gesagt. So kann schließlich auch jeder Lump von sich reden. Was aber den österreichischen Staat unter der Regierung des Herrn von Koerber zu seinem Vortheil von anderen Nichtshabern unterscheidet, das ist, dass der k. k. Staat, wenn er das nöthige Kleingeld zum Leben nicht hat, sich's verschaffen kann, was eben anderen Leuten nicht immer gelingt. Insbesondere nicht gemeinen Leuten. Jetzt gerade bietet sich uns Gelegenheit zu erkennen, welchen Vorzug unser Staat genießt, weil er immer nur von **Cavalieren** geleitet wird oder Beamtenministern, die es den Cavalieren gleichzuthun streben. Denn der Cavalier weiß sich jederzeit Geld zu verschaffen, für welche Lappalien immer er es gerade braucht, während der Demokrat in den letzten Tagen jedes Monats kaum das Erforderliche für die unentbehrlichen Victualien aufzubringen vermag. Wenn wir eine demokratische Regierung hätten, wäre der Staat jetzt einfach bankerott. Nur der cavaliersmäßigen Finanzkunst des Herrn v. Koerber und seiner Leute verdanken wir es, dass der Staat, trotz § 14 und Cassenebbe, doch wieder schwimmt.

*

Was thut ein Cavalier in Geldverlegenheit, besonders wenn er durch den privatrechtlichen § 14, das heißt durch eine über ihn bereits verhängte Curatel, daran verhindert ist, selbst Schulden zu machen? Er lässt Andere, gute Freunde, besonders gefällige Bürgerliche, die selbst noch Credit und Dispositionsfähigkeit besitzen, für sich Schulden machen. Dasselbe thut jetzt das Ministerium Koerber. Dabei befindet es sich in einer besonders günstigen Situation, die seine Cavaliersinstincte geradezu unwiderstehlich reizt. Dieselbe Gesetzgebung nämlich, welche dem parlamentslosen Ministerium verbietet, für seine eigene Rechnung Schulden zu machen, gibt diesem Ministerium die Befugnis anheim, anderen Leuten, nämlich den Actiengesellschaften und öffentlichen Corporationen, das Schuldenmachen zu erlauben. Das ist genau so, wie wenn ein Cavalier, der wegen Verschwendung unter Curatel gesetzt wäre, zum Vermögenscurator über unmündige Waisen ernannt werden würde. Der Cavalier könnte dann seinen Mündeln gestatten, Schulden aufzunehmen, um deren Valuta hinterdrein darlehensweise der eigenen Tasche zuzuführen. Der Fall ist im Privatrecht ausgeschlossen, aber im öffentlichen Recht existiert er, wie Figura zeigt, und das Ministerium Koerber ist Cavalier genug, um aus der zwieschlächtigen Stellung des Curanden, der zugleich Curator ist, seinen Vortheil zu ziehen. Da es selbst keine Schulden machen darf, so gestattet es Anderen, nämlich den von ihm beaufsichtigten Actiengesellschaften, Corporationen u. s. w., Schulden aufzunehmen, sofern diese den Erlös der Regierung zu ihren Zwecken zur Verfügung stellen. So soll das Ministerium Koerber jetzt der **Südbahn** die Erlaubnis geben, sich ein paar Millionen auszuleihen, um sie der Regierung als Kaufschillingsrest weiter zu geben. Auch den Locomotiv- und Waggonfabriken erlaubt die Regierung, ein Anlehen aufzunehmen, wenn sie dagegen für die Regierung Locomotiven und Waggons auf Pump bauen. Ähnlich soll die Wiener Krankenhausfrage gelöst werden. Nicht die Regierung, der das Schuldenmachen im § 14 verboten ist, nimmt das Geld zur Erbauung neuer Krankenhäuser auf, sondern der Krankenhausfond, dem wieder die Regierung als Aufsichtsbehörde die Erlaubnis dazu ertheilt.

*

Wenn die alten biederen Verfassungsmänner, wie Breitel, die sich im Jahre 1867 den Kopf zerbrochen haben, um durch eine vorsichtige [illegible] des § 14 einer absolutistischen Regierung wenigstens das Schuldenmachen zu verbieten, aus ihren Gräbern auferstünden und Herrn v. Koerber an der Pumparbeit sähen, sie würden sich nicht wenig wundern. Das haben sie nicht vorausgesehen. Sind eben doch nur beschränkte Demokraten gewesen. [illegible], es gehört Verstand dazu, Gesetze zu machen, aber noch mehr sie zu umgehen. Nur von diesem Verstand hat bis dato noch keiner so viel gezeigt, [illegible] v. Koerber [illegible] nicht der geborene, aber der gelernte Cavalier im [illegible]

*Kr.*

### Volkswirtschaftliches.

[illegible]

tisch ist. Die Sache, um die es sich handelt, ist in Kürze folgende: Herr Ingenieur Josef Tauber hatte den Anspruch erhoben, dass die A.-G. vormals Schuckert & Co., Generalrepräsentanz in Wien in Liquidation verhalten werde, ihm wegen angeblicher Forderungen im Betrage von circa 1 Million Kronen Sicherstellung zu leisten und dass ihm zu diesem Zwecke ein Pfandrecht auf eine der genannten Repräsentanz gegen die A.-G. der Wiener Localbahnen zustehende Forderung auf Ausfolgung von $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden Nominale Prioritäts-Actien der A.-G. der Wiener Localbahnen zugesprochen werde. Das Handelsgericht als erste Instanz hatte diese Forderung abgewiesen und ausgesprochen, dass die Generalrepräsentanz verhalten sei, entweder die verlangte Sicherstellung zu leisten oder — und zwar in ihrer Wahl — mit der Ausschüttung des Gesellschaftsvermögens bis zur Austragung des Rechtsstreites über die Forderung selbst auszusetzen. Dem Recurs des Herrn Tauber hat das Oberlandesgericht mit nachstehender Entscheidung stattgegeben, welche — nebenbei bemerkt — seither durch Beschluss des Obersten Gerichtshofes umgestoßen wurde, indem derselbe das erstrichterliche Urtheil wieder herstellte. Wir lassen nun die Entscheidung folgen:

R II $\frac{153/00}{25}$

Das k. k. Oberlandesgericht Wien hat in der Firmensache „Electricitäts A. G. vormals Schuckert & Co., Generalrepräsentanz für Oesterreich in Wien in Liquitation" über Recurs des Josef Tauber Ingenieur in Wien . . . . . Beschluss gefasst.

Es werde dem Recurse Folge gegeben . . . . . . . dem Josef Tauber . . . wider die E. A. G. vorm. S. & Co. . . . . in Liquitation zur Sicherstellung . . . . . die Execution mittels Pfändung der der E. A. G. vorm. S. & Co. . . . . in Liquitation gegen die A. G. der Wr. Localbahnen als Entgeld für den Bau der Bahn Guntramsdorf—Baden . . . **eigentlich (!)** zustehenden Forderung auf Ausfolgung von **zwei und ein hold Millionen Prioritäts-Actien (!)** der A. G. der Wr. Localbahnen bewilliget . . . . .

Mit Zustellung dieses Zahlungsverbotes an die A. G. der Wr. Localbahnen ist die bewilligte Pfändung als bewirkt anzusehen und **zu Gunsten der Forderung der Electricitäts A. G. vorm. Schuckert & Co. Generalrepräsentanz für Oesterreich in Wien in Liqu. (!)** an der oben bezeichneten Forderung ein Pfandrecht zur Sicherstellung erworben . . . .

Begründung:

Dem Sicherstellungsgesuche liegt eine im nichtstrittigen Verfahren erlassene, derzeit über den ergriffenen Revisionsrecurs **noch nicht vollziehbare (!) Verfügung** dieses Oberlandesgerichtes zugrunde, welche gemäß § 1, Z. 6 EO, und dem k. Patente vom 9. August 1854 und **§ 370 EO vollziehbar (!)** ist.

. . . . . es ist diese Bescheinigung rücksichtlich **die Gefahr durch** . . . . . die Urtheile von 7./II. 1900 und **25./IX. 1900 (!)** dargethan . . . . .

k. k. Oberlandesgericht, Ferialsenat

Wien am 21. August 1900. Scharfen.

Aus der Lectüre der Entscheidung haben unsere Leser auch die Ursache der Veröffentlichung ersehen. Wir wollen nicht lange bei den orthographischen Fehlern und bei der Bezugnahme auf ein Urtheil vom 25. September 1900 in einer Entscheidung vom 21. August verweilen. Schlimmer ist, dass ein Senat des Oberlandesgerichts Wien, und sei es auch nur ein Ferialsenat, ein Urtheil herausgibt, in welchem er von einer „eigentlich zustehenden Forderung" spricht — gemeint scheint eine „angeblich zustehende Forderung" — ferner, dass er von $2\frac{1}{2}$ **Millionen Prioritäts-Actien** statt von $2\frac{1}{2}$ **Millionen Gulden Nominale Prior. A.**, und dass er von einer „noch nicht vollziehbaren Verfügung, die vollziehbar ist", spricht; dass aber die Flüchtigkeit so weit geht, dass an einer Stelle im dritten Absatz Kläger und Geklagter verwechselt werden und das Pfandrecht auf eine Forderung statt dem Kläger, Herrn Tauber, der Geklagten, der Generalrepräsentanz der Schuckertwerke, zugesprochen wird, übersteigt alle Vorstellungen. Eine solche Ausfertigung einer Entscheidung gehört wohl nur zu den seltenen Ausnahmen. Dass sie überhaupt, und zwar bei einem der angesehensten Gerichtshöfe der Monarchie vorkommen kann, ist schlimm genug. *Lh.*

### Kunst und Leben.

Das Gastspiel des Herrn **Geisler** in der Hofoper hat zu einer Reprise von Lortzings reizender Spieloper „**Der Wildschütz**" geführt. Dass die Direction sich auf der Suche nach einem neuen **Bariton** befindet, mag begreiflich erscheinen, dass sie aber die gewünschte Kraft in Herrn Geisler nicht gefunden hat, ist zweifellos. Schon Herr **Reidl** stand seinem Vorgänger in dieser Rolle (Herrn Sommer) etwas nach, um noch viel mehr aber stand Herr Geisler Herrn Reidl nach. Auch Frau **Gutheil-Schoder** hatte in einer Nenard-Rolle keinen guten Tag. In ihrem eigenen Interesse sollte sie der Thatsache eingedenk sein, dass in der Kunst wie in der Natur, Entwickelung mit Differenzierung gleichbedeutend ist. Auf hohen künstlerischen Stufen muss daher jede Künstlerin eine Specialität werden, und wenn sie ihre specifische Künstlerschaft nicht erkennt oder diesem Princip nicht Rechnung tragen will, so sind kleine Misserfolge unausbleiblich. Eine Häufung derselben könnte aber leicht eine dauernde Entfremdung zwischen ihr und dem Publicum herbeiführen, die ebenso überflüssig als bedauerlich wäre, zumal auch Frau Gutheil-Schoder eine künstlerische Specialität besitzt, in der sie nicht so leicht eine Rivalin haben wird. Da außer ihr auch noch Fräulein **Baier**, Frau **Forster** und Herr [illegible] nur [illegible] ganz unzureichende Stimmittel verfügten, und Herr [illegible] darzustellen [illegible], so war bei der allgemeinen Sanfelei, bei der die [illegible] giengen, der Genuss für das aufmerksam

horchende Publicum ein ebenso mäßiger als anstrengender. Wie eine erlösende Erleichterung wirkten die Stimmen der Herren Schrödter und Grengg. R. W.

*

Das Theater an der Wien brachte „Die liebe Eitelkeit" von M. Brociner und S. Fritz. Darin wird eine ehrgeizige Frauengesellschaft verhöhnt, die unter der Maske wohlthätigen Zweckes in Sitzungen und Festen wichtig thut. Dies ist die Grundidee, die durch das ganze Stück geht und nur mäßig erheiternd wirkt. Aber die Wohlthätigkeit jenes Frühlingsfestcomités gilt glücklicherweise entlassenen Sträflingen, die nun in Gestalt zweier verkappter Strolche in die gute Gesellschaft selbst sich mischen: dies ist das Episodenwerk und gibt zu einigen komischen Momenten Anlass. Herr Kirschner war darin so possenhaft, als zur Rettung eines sonst blutarmen Schwankes nöthig erschien, und Herr Senger, ein beachtenswerter Schauspieler, gab zusammen mit Frau Großmüller eine Liebesscene sehr warm und gut. Dagegen gefiel eine ungarisch-deutsche Frau Vosgay nicht früher, als bis sie im letzten Act wegen Unausstehlichkeit vor die Thür gesetzt wurde. Sie war mit ihrer Rolle im Einklang. A. G.

*

Das Neue philharmonische Orchester hat in seinen letzten Concerten insbesondere zwei Werke mit einer Vollendung zu Gehör gebracht, die einen wesentlichen Fortschritt bei den Aufführungen des Vereines bedeutete. Das eine war Bruckners 4. Symphonie, das andere Beethovens 2. Symphonie. Bei ersterer mag wohl auch der Umstand mitgespielt haben, dass Herr Löwe ein anerkannter Bruckner-Specialist ist, und ihm die Werke des Wiener Meisters besonders am Herzen zu liegen scheinen. Ein kleiner, wenn auch vielbemerkter Unfall zu Anfang der Symphonie hätte der ausdrücklichen Entschuldigung durch den Dirigenten nicht erst bedurft, zumal die folgende glänzende Wiedergabe das vorhergegangene Missverständnis längst vergessen gemacht hatte. Die im übrigen entzückende Wiedergabe bestätigte die auch schon in früheren Concerten aufgefallene Thatsache, dass dem neuen Orchester gerade die modernen, schwereren Stücke besser gelingen und mit viel mehr innerem Feuer gespielt werden, als die älteren classischen. Umso erfreulicher war es, dass nun auch in Beethovens 2. Symphonie die Geiger ihre Schüchternheit verloren und das Werk mit einem Schwung zu Gehör gebracht hatten, der früher bei Beethoven und Mozart doch noch immer vermisst wurde. Möge dieser überraschende Aufschwung eine gute Vorbedeutung für die Zukunft sein. Mit einer ganz nett gemachten, aber wenig erfindungsreichen Novität, „Elfenreigen" von Friedrich Klose, hatte das Orchester weniger Glück. Desgleichen mit dem Clavierconcert von Mozart, das Fräulein Baumayer vortrug. Mit demselben zimperlichen Wurf der Hand und derselben fleißigen Gleichmäßigkeit mögen vielleicht in vormärzlichen Zeiten die Clavierspieler auf der Claviatur getrippelt haben, die moderne Auffassung verlangt doch neben größerer äußerer Natürlichkeit einen entschiedeneren, kräftigeren Ausdruck. Einen solchen verrieth in ihrem eigenen Concert Fräulein Henriette Schette. Der Erscheinung nach eine Isolde am Clavier, schien die Künstlerin für große Aufgaben prädestiniert zu sein, die einen energischen Anschlag und männlichen Geist erfordern. Diese Erwartungen hat sie auch in Brahms' poetischer F-moll Sonate durchaus erfüllt, während Liszts „Rigoletto"-Phantasie die Brillanz ihrer Technik zur Geltung brachte. Dass die junge Künstlerin in kleinen Stücken von Schumann („Vogel als Prophet", „Wiegenliedchen" rc.) mit ungemein weichem Anschlag dem Clavier so liebliche Glockentöne entlocken wird, das hätte nach dem Vorhergehenden nicht jeder vermuthet. Die unerwartete Vielseitigkeit war begreiflicherweise nicht weniger willkommen. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Die „Königssöhne" von Helge Rode glitten bei der Aufführung der Secessionsbühne an dem Zuschauer vorüber wie ein Traum. Schemen, die sich augenblicksweise wie leibhaftige Menschen geberden, die sich widerspruchsvoll wandeln und zu Symbolen werden, um dann ins Reich der Schatten hinüberzuschweben; eindrucksvolle Stimmungen, die zerflattern; Worte, viel Worte, denen ein tiefer Sinn gegeben ist und auf die man sich dann beim Erwachen aus dem Traume vergebens besinnt. Diese „Königssöhne" sind der Bühnentraum eines Epigonen, der in die Einsamkeit gegangen ist und die Stimmen der Stille gehört hat; eines nachdenklichen Mannes, der beim Fallen der Blätter über die Räthsel des Werdens und Vergehens nachgegrübelt hat: eine Antwort fand er nicht, doch traten Bilder vor seine Seele. Zwei junge Königssöhne sah er. Dem einen bedeutet das Leben das Entsagen und den Kampf der Seele um die Allherrschaft; dem anderen Genuss und Freude und thatfrohes Wirken. Und der Entsager hat zu entsagen – auf die Königswürde und auf die Geliebte auch. Dem Frohen werden die Freuden zutheil. Neid aber frisst an der Seele des Entsagers, er verliert sich selbst, er tödtet die Geliebte, um dann sich selbst den Tod zu geben. Den anderen treibt der Freudenrausch zum Frevel, er verfällt in Wahnsinnsumnachtung, die Liebe erlöst und beglückt ihn, der Tod der Geliebten lässt ihn in Verzweiflung — aus der er sich endlich zur Arbeit im Dienste des Tages aufrafft. Bilder, Symbole, Bilder. Ein Epigone hat diesen Traum geträumt. Die tiefsten Menschheitsräthsel greift er an, um — ein kluges Wort zu finden. Farbenprächtige Bilder malte er, um — sie in sein Museum zu eitlem Selbstgenuss aufzuhangen. Und da werden sie hängen bleiben und verstauben, da wo sie niemand sieht, in deinem Museum, armer Epigone. Und all deine schönen Worte, die andere vor dir gesprochen, wird der Wind forttragen, wie prächtige, bunte Blätter: denn deine „Königssöhne" sind nur ein Traum gewesen, armer Epigone. Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus Paris: Dem neuen Bierakter von Abel Hermant, „Sylvie ou la curieuse d'amour", den am Montag die Réjane im Vaudeville zum erstenmale gab, muss man ohne literarische Ansprüche gegenübertreten, wenn man auf seine Rechnung kommen will. Dem Zuschauer werden andere Genüsse geboten: erstens eine endlose Fülle faustdicker Unanständigkeiten, zweitens zwei ganz vorzügliche Zimmereinrichtungen Louis seize und Empire, drittens eine Reihe nicht minder vorzüglicher Costüme aus den Jahren 1789 bis 1810. Wer dazu noch eine geschickte Fabel und dramatische Handlung verlangt, ist schwer zu befriedigen. Den größten Erfolg erzielten weder Dichter, noch Schauspielerin, sondern die Krone des Abends trug der Schneider davon, der die Empirerobe geschaffen hat, welche im dritten Act Réjane wie eine schillernde Fischhaut umgibt. Réjane kam im Mantel, trat bis zur Rampe vor und ließ sich dann den Mantel abnehmen. Als die herrliche Robe erschien, brachen die Damen in Rufe des Entzückens aus, und alles klatschte. Den ganzen Rest des langen und langweiligen Abends über klatschte nur die dafür bezahlte Claque. Das Stück erzählt uns das Märchen von einer Dame, die auszog, um das Lieben zu lernen. Ihr erster Lehrmeister ist ein Marquis des ancien régime, ihr zweiter ein durch geschickte Speculation, Güterkäufe und Lieferungen für die Armee emporgekommener Plebejer, ihr dritter ein Soldat de fortune, Marschall von Frankreich und Herzog von Spalato. Den ersten liebt sie um seiner feinen Manieren, seines Esprit und seiner Galanterie willen, den zweiten wegen seiner Intelligenz und Energie, den dritten, weil er ein Stück Petruchio ist und die Widerspenstige mit Ohrfeigen zähmt. Mit allen Dreien ist sie legitim verheiratet und von den beiden ersten geschieden. Als vierter kommt ein Homme du Peuple dazu, der bei den Bastillestürmern war und kaiserlicher Oberst geworden ist. Diesen vierten liebt sie, weil er sie liebt, tout simplement, und mit ihm betrügt sie nach der Reihe ihre drei Gatten. Das treffliche Spiel der Réjane hätte im Verein mit den Künsten des Schneiders und des Tapezierers das Stück gerettet, wenn da etwas zu retten gewesen wäre. K. E. Schmidt.

---

## Bücher.

Alexis Krausse: „The Story of the Chinese Crisis." Cassel & Co. Ltd, London.

Alexis Krausse: „The Far East. Its hystory and its question. Cassel & Co. Ltd., London.

Alexis Krausse, in der englischen China-Literatur ein bekannter, guter Name, hat mit seinen beiden neuen Büchern einen sehr zeitgemäßen Beitrag zum Verständnis des ostasiatischen Problems geliefert. Die erstgenannte Schrift kann man als eine Art Taschenbuch, die zweite als Handbuch der ostasiatischen Frage bezeichnen. Die kleine Schrift, im ganzen 237 S. Octav, zeichnet sich durch Knappheit, die zweite größere durch, man möchte fast sagen, documentarische Ausführlichkeit der Darstellung aus. Beide fangen ab ovo an, setzen nichts als bekannt voraus, übersehen auch nichts Wesentliches und schließen noch die kritischen Ereignisse dieses Sommers in ihre Betrachtungen ein. In beiden wird durch klare Dispositionen, historische Tabellen, bibliographische Nachweise und Indices auch für die Bequemlichkeit wie für weitergehende Informationsbedürfnisse des Lesers gesorgt. Doch beschränkt sich der Autor nicht auf Erzählung des Gewesenen und Gewordenen, sondern gibt auch seine Ansicht über die beste Art der Lösung des chinesischen Problems an. Der englischen Politik in China macht er den Vorwurf zu weitgehender Duldung gegenüber den anderen Mächten. Im übrigen tritt er gegen die Theilungs-, Pachtungs- und Interessensphärenpolitik ein und spricht sich in überzeugender Beweisführung für die Politik der offenen Thür, des Freihandels, in China aus. K.

Die Handelspolitik des Deutschen Reiches vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn.

Der Verlag, die Art der Darstellung, die Aufnahme, die dieses anonym erschienene Buch in der Oeffentlichkeit gefunden hat, lassen darauf schließen, dass der Verfasser als Beamter thätig war oder noch ist und in der Lage war, die Handelspolitik „actenmäßig" zu erledigen. Es ist sogar vielleicht nicht fehlgeschossen, wenn man dem Werk etwas Officiösität zumuthet. Der Charakter des Buches bringt diesen Ursprung deutlich zum Ausdruck. Es ist ein sorgfältiger Actenauszug über die handelspolitischen Thatsachen von der Gründung des Deutschen Reiches bis auf die Gegenwart, der in zwei Abschnitten die handelspolitischen Beziehungen des Deutschen Reiches zu Oesterreich, Russland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, sodann die Entwickelung der handelspolitischen Strömungen im Innern des Reiches in pragmatischer Weise erzählt, ohne die tiefer liegenden volkswirtschaftlichen Zustände und Interessen und die Rückwirkung der Handelspolitik darauf zu verfolgen. Was Regierungen und Parlamentarier gesagt und geschrieben haben, wird sorgfältig beachtet, wie die Dinge außerhalb der Acten- und der Parlamentsstuben waren, wird nur flüchtig gestreift. Einleitend, aber mehr als ein Drittel des Buches umfassend, wird die Geschichte des Zollvereines und des Artikel 11 des Frankfurter Friedens in gleicher Weise erzählt. Innerhalb dieser Grenzen orientiert das Buch gut und ist es zur Lectüre zu empfehlen. Nur das eine kann ich nicht ohne Widerspruch lassen, dass der „objective" Verfasser der historischen Gerechtigkeit eine einseitig preußische Farbung gibt. Das Bestreben Brucks, den Zollverein und Oesterreich zu einem großen mitteleuropäischen Handelsgebiete zu einigen, könnte heute in aller Ruhe erörtert werden. Es wird nicht möglich sein zu leugnen, dass wirtschaftspolitisch dieser Gedanke ebenso berechtigt war, wie die anderen von Oesterreich gegebenen, von Preußen zuerst bekämpften, im Laufe der Zeit aber verwirklichten Anregungen zur Aufhebung der Fluss- und Durchfuhrzölle, Einführung der Goldwährung, Herabsetzung des Postportos. Preußen hat hier Dinge, die der Entwickelung der deutschen Volkswirtschaft nur förderlich geworden wären, in seinem politischen Interesse hintangehalten. Es hat sein Ziel erreicht, und nachträglich ist dabei der Großstaat Deutschland auch wirtschaftlich nicht zu Schaden gekommen. Wie sehr der in Oesterreich verbliebene Theil des früheren Deutschen Reiches dabei wirtschaftlich gelitten hat, ist nie beachtet worden, und ich würde es dem Verfasser auch nich

verübeln, wenn er nur bei den Erfolgen Preußens verweilte. Wenn er diese aber als einen Triumph der ehrlichen Unschuld gegenüber dem „anmaßenden", „von Größenwahn ergriffenen", „intriganten", „offen und heimlich hetzenden" Oesterreich hinstellte, so hätte ihn vor solcher Verzerrung schon die Erwägung bewahren müssen, dass er selbst erzählt, wie Preußen 1852 und 1862 um politischer Zwecke willen den Zollverein preiszugeben bereit war, während es noch Wien berichtete, dass es nur „des Wohlergehens der anderen Staaten wegen" sich in freihändlerische Verträge eingelassen habe. Dieselbe unerfreuliche Art der Darstellung wiederholt sich noch einmal bei Besprechung der in der Gegenwart angeregten Fragen einer Zolleinigung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, wo der Meinung Ausdruck gegeben wird, dass bei einer solchen Verbindung der alte Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich nochmals ausbrechen könnte, wenn Deutschland etwas von seiner Machtstellung verlöre. „Die österreichischen Staatslenker müssten nicht geriebene Politiker sein, wenn sie sich das nicht auf der Stelle zunutze machen und Deutschland wieder auf den zweiten Rang, den es früher einnahm, zurückdrängen sollten." Dieses Urtheil bekundet einen erstaunlichen Mangel an klarer Erkenntnis der politischen Sachlage und zeigt, was die Person des Verfassers anbelangt, dass ihm die Fähigkeit, objectiv zu sein, nur in begrenztem Maße gegeben ist.

**Prof. v. Philippovich.**

Lord Rosebery: Napoleon: the last Phase. London, A. L. Humphreys.

Ein Buch aus der Feder eines Lord Rosebery verdient unter allen Umständen Beachtung, nicht sowohl weil er einmal Premierminister gewesen und wer weiß wie bald es wieder werden mag, und weil er — was ihm in den Augen mancher Engländer noch einen höheren Zauber verleihen mag — zweimal hintereinander das Derby-Rennen gewonnen hat, sondern weil er durch frühere Werke wie „The Life of Pitt" und „Cromwell" sich als Schriftsteller und Historiker bereits einen achtunggebietenden Namen erworben hat. Dass er aber in seiner gegenwärtigen Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften die „Zurückgezogenheit" des korsischen Kaisers auf St. Helena, über die schon soviel geschrieben und so wenig von Interesse sich sagen lässt, zum Gegenstande eines neuen Werkes sich auserlesen, scheint ihm selbst einer besonderen Erklärung zu bedürfen. Er gibt sie, indem er uns mittheilt, das Buch sei geschrieben, um „einen literarischen Geist zu bannen", der ihm keine Ruhe lasse, bis er sich seiner Aufgabe entledigt. Denn die Geschichte habe in dieser Sache ihr endgültiges Urtheil noch nicht gesprochen. Und nun sucht er darzuthun, dass, wenn auch die verbündeten Mächte genug berechtigt gewesen, den gefallenen Kaiser nach St. Helena zu entsenden, die britische Regierung doch einen bedauerlichen Mangel an Edelmuth in der Auswahl seines Gefangenwärters und in den vielen kleinlichen Beschränkungen, die sie dem großen Mann auferlegt, dargethan habe. Den Gouverneur, Sir Hudson Lowe, schildert der Verfasser als einen engherzigen, ungebildeten, kritteligen Menschen ohne jeden Takt. „Sein Auge," sagte Napoleon, sobald er ihn sah, „ist das einer Hyäne, die in einer Falle gefangen." Was für ein ganz anderer Mann war dagegen der große Kaiser selbst nach seinem Fall, „einsam, ohne Freunde, gequält von der Vergangenheit, gemartert von der Gegenwart, aber doch ganz und gar nicht das satanische Wesen, wie man sich ihn in England vorstellte." Nun führt er uns die Urtheile von Augenzeugen aus jener Zeit über Napoleon vor. Wir wissen, wie von Odeleben, der als Feind auf dem Schlachtfelde sich ihm gegenüber befand, den Zauber seiner Persönlichkeit schildert, der den Lippen der Verwundeten und Sterbenden ein enthusiastisches „Vive l'Empereur" entrang. So tief auch das Urtheil der Mannschaften des „Bellerophon", der ihn nach St. Helena brachte, darauf hinaus: „Man mag den Mann lästern, wie man will, aber wenn die Leute in England ihn kennten, wie wir ihn kennen, man würde ihm kein Haar auf seinem Haupte krümmen." „Ein verfluchter Kerl," sagte Lord Keith, als er ihn gesehen, „wenn er nur eine Unterredung mit dem Prinz Regenten gehabt hätte, so würden sie in einer halben Stunde die besten Freunde sein." Nun, alles dies ist ja auch nicht ganz neu. Wir lassen auch dem Verfasser die Ueberzeugung, dass Napoleon, „bis es ihm einfiel, sich zu einem Halbgott zu machen, und er sich von der Menschheit absonderte, gütig, edelmüthig und liebevoll war." Wir geben auch zu, dass die gefallene Größe am Ende ihrer Tage glimpflicher hätte behandelt sein können, und hoffen, dass der Verfasser nun wieder ruhiger schlafen wird, nachdem er den „literarischen Geist" gebannt hat.

**Wilh. F. Brand.**

Fjodor Sologub: Schatten. Aus dem Russischen von Alexander und Clara Brauner. Umschlagbild von Emil Orlik. Wiener Verlag 1900.

Das ist ein Buch von trostloser, [illegible] Eigenart. Bedrückend, beängstigend, aus kleinem Anlass die Vernichtung des Lebens darstellend, ein Eindruck, der sich tief in die Seele gräbt, umklammert und unterjocht alles Denken und Empfinden und treibt, durch Bitternisse gequält, in den Tod. „[illegible]" — ein Spiel, heimlich entdeckt und geübt, [illegible] Besitz von der Seele und [illegible] den harmlosen Sinn des Kindes und die klare Bewusstheit der Mutter unter im Wahnsinn. „Schatten" [illegible]

Hieraus [illegible]

Hieraus [illegible]

[illegible]

während allerdings im „Schatten" der Ausgleich des Künstlerischen und Pathologischen gelungen ist. Das Buch ist echt russisch, und Lebenszustände und Menschen sind mit versteckter Satire und Bissigkeit, obgleich nur als Folie, scharf hervorgehoben. Im ganzen aber mehr Beobachtung als Dichtung.

**Wilhelm Holzamer.**

S. Hoechstätter: Bis die Hand sinkt. Roman. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Gymnasiastinnen und ihre Mütter werden aus diesem Roman mit Genuss ersehen, dass ein Mädchen maturieren und trotzdem einen Mann finden kann — unglaublich, wie weit die Zeit fortgeschritten ist! Sonst finden sich in diesem Buch unbeabsichtigte Geständnisse der Verfasserin über ihre Lectüre — es wimmelt nur so von Erinnerungen — und freimüthige Bekenntnisse über die Schwierigkeiten, einen Verleger zu finden. Solche „Confessionen" reichen freilich nicht aus, um die übrige Menschheit zu interessieren. Und doch — über manchen Blättern des Buches liegt ein sonderbarer Ernst und ein Schimmer wie von Poesie; um dieser Anerkennung willen mag das Buch mit der Hoffnung auf Besseres hier überhaupt erwähnt sein.

**D. Bach.**

Georg Busse-Palma: Lieder eines Zigeuners. Mit einer Einleitung von Karl Busse. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

In dem Titel und der Grundstimmung dieser Gedichte liegt bereits etwas Unzeitgemäßes, das darum doch nicht den verfeinerten Geschmack sympathisch berührt. Das Kunstzigeunerthum ist seit der jungdeutschen Bewegung so oft Thema pathetischer oder ironischer Darstellung gewesen, dass man mit Recht gegen die Schlapphüte und Kneipenpoesie, zumal was die Echtheit des inneren Erlebnisses betrifft, misstrauisch zu werden beginnt. Es scheint mir auch recht verblichen-romantisch und im höheren Sinn philiströs, noch immer anzunehmen, dass künstlerisches Streben von einer gewissen Verworrenheit der äußeren Lebensführung bedingt werde, und diese besonders „interessant" zu finden. Bei Busse-Palma, dem jüngeren Bruder Karl Busses, wird man nun gleich durch das Naive gefesselt. Man spürt, hier spricht kein stilisierter Bohème, vielmehr einer, der wirkliche Noth und Heimlosigkeit erlitten hat. Die Zerrissenheit und Glut, die in ähnlichen Liedern Conradis so erschütternd wirkte, fehlt Busse-Palma. Er ist seinem Wesen nach eine zarte, sinnige, innige Natur, darin manchmal Falke ähnlich. Reine, quellende Empfindung, ein weicher, sommtener Ton in den schönsten Gedichten, überraschend eigenartige Bilder, besonders in den ausgezeichneten volksliedhaften Stücken, eine seltene Kraft des visionären Ausdrucks, kennzeichnen dieses echte, warmblütige Talent.

**P. W—r.**

---

# Revue der Revuen.

„Das Magazin" (Nr. 43 und 44) bringt einen Artikel von K. v. Ende über George Bernard Shaw und das moderne englische Drama. In seiner doppelten Eigenschaft als Kritiker und Dramatiker sei Shaw der wirksamste und kräftigste Vorkämpfer der Moderne in England gewesen. Von einem glänzenden Humor unterstützt, genießt er, gleich manchem Humoristen, das Vorrecht, dem englischen Publicum so manche bittere Wahrheit zu sagen. So geißelt er in mehreren seiner Schriften — wie zum Beispiel in der Vorrede zu seinen Dramen und in seinem Buche: „The Quintessence of Ibsenism" — den Missbrauch der Censur, wie sie in England gehandhabt wird. Der englische Censor oder „Examiner of Plays" ist nämlich ein ganz autonomer und unabhängiger Hofbeamter, der direct vom Oberstkämmereramt angestellt wird, niemandem Rechenschaft zu geben hat, und gegen dessen Entscheidungen es keinen Recurs gibt. Geschaffen wurde die Stellung von Horace Walpole und zwar um Fielding zu verhindern, die parlamentarische Corruption auf der Bühne darzustellen. Nebst einem Gehalt von 500 Pfund bezieht der „Examiner" ein Pfund für jedes einactige, und zwei Pfund für jedes mehractige Stück, das ihm zur Beurtheilung vorgelegt wird, was bei dem Masseneinlauf eine ansehnliche Summe repräsentiert. Dieser unumschränkte Herrscher über Wohl und Wehe der englischen Bühnenwerke ist dabei keineswegs ein literarisch gebildeter Mann, dessen Urtheil von besonderer Competenz wäre. Zu umgehen sind jene Verdicte nur durch unentgeltliche Vorstellungen im Privatkreis, und auch diese werden von den Behörden in jeder Weise erschwert. Nebst seinen kritischen Streitschriften hat Shaw aber auch, wie gesagt, eine Reihe von Dramen verfasst, die er selbst in „angenehme" und „unangenehme" eintheilt. Die, welche er „unpleasant" nennt, befassen sich mit socialen Schäden, Missständen und Vorurtheilen, und namentlich das eine: „Mrs. Warren's Profession" nennt Ende „das kühnste Sittenbild aus der Gegenwart, das die englische Literatur kennt."

„Die Umschau" (20. October — 10. November) bringt einen Artikel „Das antarktische Plankton", in welchem Dr. Reh aus dem [illegible] erscheinenden bemerkenswerten Werke Chuns „Aus den Tiefen des Weltmeeres" die Meinung reproduciert, dass in dem eisigen [illegible] ein erstaunlich reiches [illegible] vorhanden ist, welches an Quantum das [illegible] sogar übertrifft. Die Hauptmasse des [illegible] Materials findet sich zwischen 50 und 80 Metern [illegible] abwärts; die thierischen Organismen [illegible] von 100 Metern abwärts die Schicht [illegible] reiches Material, und [illegible] auszuhalten [illegible] in ihrer Structur. Die [illegible] die dem pflanzlichen [illegible] — freilich sind, be[illegible] an der Oberfläche gebildeten [illegible] die tieferen Schichten hinabsickern [illegible] Kraft des erkalteten Wassers vor der Zer-

setzung bewahrt, den Thieren zur Nahrung dienen. Allerdings findet diese Massenproduction aber nur während der Sommermonate statt und dürfte während der Wintermonate wesentlich gegen die der wärmeren Sphären zurückstehen. — Sven Hedin berichtet von seiner gegenwärtigen Forschungsreise in Central-Asien. Er sagt, dass er in dem Jahre, das nun seit seiner Abreise aus der Heimat verstrichen, Material für eine Arbeit in drei dicken Bänden gesammelt; seine Aufschreibungen betrugen schon im Juli 1300 geschriebene Quartseiten, wozu noch 120 Seiten meteorologische und 180 Seiten astronomische Notizen kommen. Dazu etwa 300 genaue Terrainkarten und ein paar hundert Photographien und Skizzen. Auf den von ihm zurückgelegten Wegen war Sven Hedin — ein paar unbedeutende Strecken abgerechnet — der erste Europäer. Die zweite Hälfte des Sommers gedachte er im nördlichen und mittleren Tibet zu verbringen, und gegenwärtig dürfte er in der Mongolei sein Winterquartier aufgeschlagen haben und Streifzüge in die Wüste Gobi unternehmen.

**„Revue des Revues"** (15. November) eröffnet eine Enquête über die missliche Lage der Abgeordneten und die Mittel zur Abhilfe. Eingeleitet wird dieselbe durch einen Artikel von Paul Pottier, worin er schildert, wie wenig ein vermögensloser Abgeordneter imstande sei, von seinen Diäten von 750 Francs im Monat in Paris standesgemäß zu leben und wie der beständige Geldmangel ihn in unzukömmliche Lagen drängen und demoralisierend auf ihn wirken müsse. Rechnet man dazu die Kosten seiner Wahl, die durchschnittlich 15.000 Francs betragen, was eine monatliche Abzahlung von etwa 310 Francs repräsentiert, sowie die sonstigen Abzüge, so bleiben ihm etwa 425 Francs, wovon er unmöglich seinen Aufenthalt bestreiten kann, und die überdies vor Pfändung nicht geschützt sind. Pottier schlägt dem gegenüber die Maßregel vor, man solle wie an sonstigen Beamtengehalten auch an den Diäten der Abgeordneten nur ein Fünftel mit Beschlag belegen dürfen. Ueberdies soll die Indemnität der Abgeordneten erhöht und zum Ersatz dafür ihre Anzahl um ein Drittel verringert werden; nur so kann dem Proletariat der Abgeordneten abgeholfen werden. — Paul Stapfer schreibt über den literarischen Ruhm. Unglaublich gering sei im allgemeinen die Wirkung des geschriebenen Wortes. Weit wirksamer ist das gesprochene Wort und wer gut zu sprechen und die Vorstellung einer gewissen Tiefe zu erwecken versteht, kommt leicht zu dem Ruf eines bedeutenden Talentes, auch wenn es seine Werke nicht rechtfertigen. In unserer Zeit sei Stephane Mallarmé ein markanter Beweis für diese Behauptung. Stapfer meint überdies, dass es leichter sei, sich durch moralische als durch geistige Vorzüge eine gesellschaftliche Stellung zu schaffen.

**„Cornhill Magazine"** (November). George W. Smith, der Herausgeber und Verleger dieser Monatsschrift, schildert die Anfänge seines Verlagsgeschäftes zu Beginn der Vierzigerjahre. Die Firma Smith, Elder und Co. betrieb eigentlich ein überseeisches Exportgeschäft und nur sehr nebenbei den Verlag von einzelnen Büchern, aber sie gieng dabei sehr unrationell zu Werke, was sich dem Verlegerinstinct des jungen George schon in seinem 19. Jahre aufdrängte. Mit vieler Mühe setzte er es durch, dass ihm von der Firma eine Summe von 1500 Pfund Sterling zur selbständigen Verfügung gegeben wurde. Sein erstes Experiment war die Veröffentlichung von Hornes „Orion", eine Reihe von kritischen Essays über lebende Autoren. Der Bogen wurde bei den drei ersten Auflagen mit 1 Farthing (= 2¼ Pfennige) bezahlt, während er bei der vierten einen Schilling und bei der fünften eine halbe Krone (= 2½ Shillings) betrug. Das zweite Buch, das Smith veröffentlichte, war „Imagination and Fancy" von Leigh Hunt, das für 100 Pfund erstanden wurde, worüber dessen Verfasser so glücklich war, dass er auch die meisten seiner weiteren Bücher bei Smith erscheinen ließ. Unter Smiths Erinnerungen an Personen, mit denen seine Unternehmen ihn in Berührung brachten, ist die an Lieutenant Waghorn hervorzuheben. Waghorn war der Pionnier eines Landweges nach Indien, für den er eifrig Propaganda machte.

**„The Monthly Review"** ist der Titel einer neuen englischen Monatsschrift, die seit 1. October erscheint. Ihr erster Artikel heißt: „The Paradox of Imperialism". Viele Liberale seien Gegner des Imperialismus, der ihnen mit Militarismus, Centralisation und Beschränkung der Freiheit gleichbedeutend sei; das entspringe jedoch aus einer Begriffsverwirrung zwischen der organischen und der politischen Seite des Imperialismus. Der französische, spanische und russische Imperialismus ist ein politischer, antiliberaler, während der organische deutsche und englische Imperialismus eine wesentlich liberale Richtung habe und alle Sympathie der Liberalen verdiene. — Das Novemberheft bringt einen Artikel von A. R. Colquhoun über die Transsibirische Eisenbahn, die trotz ihrer unzweckmäßigen und kostspieligen Anlage den Russen schon heute große Vortheile bringt. Besonders aber hätten die Deutschen sich des neu erschlossenen Handelsgebietes bemächtigt. Der Verfasser ist auf seiner Fahrt schon zahllosen deutschen Geschäftsreisenden, aber nur einem einzigen Vertreter einer englischen Firma begegnet; ebenso sind nur ganz wenige englische und amerikanische Ingenieure beim Bau der Bahn beschäftigt, während die Deutschen die besten Handwerker liefern. In Sibirien ist die englische Sprache, außer in den Hafenstädten, ganz unbekannt; allerdings ergeht es auch dem Französischen nicht besser.

## Erlebnis des Marschalls von Bassompierre.

Von Hugo v. Hofmannsthal.

(Schluss.)*

Ich machte meine Einrichtung, schickte einen Theil meiner Leute mit meinen Sachen voraus und empfand schon am Abend des nächsten Tages eine so heftige Ungeduld, dass ich bald nach dem Abendläuten mit meinem Diener Wilhelm, den ich aber kein Licht mitnehmen hieß, über die kleine Brücke gieng, um meine Freundin wenigstens in ihrem Laden oder in der daranstoßenden Wohnung zu sehen und ihr allenfalls ein Zeichen meiner Gegenwart zu geben, wenn ich mir auch schon keine Hoffnung auf mehr machte, als etwa einige Worte mit ihr wechseln zu können.

Um nicht aufzufallen, blieb ich an der Brücke stehen und schickte den Diener voraus, um die Gelegenheit auszukundschaften. Er blieb längere Zeit aus und hatte beim Zurückkommen die niedergeschlagene und grübelnde Miene, die ich an diesem braven Menschen immer kannte, wenn er einen meinigen Befehl nicht hatte erfolgreich ausführen können. „Der Laden ist versperrt," sagte er, „und scheint auch niemand darinnen. Ueberhaupt lässt sich in den Zimmern, die nach der Gasse zu liegen, niemand sehen und hören. In den Hof könnte man nur über eine hohe Mauer, zudem knurrt dort ein großer Hund. Von den vorderen Zimmern ist aber eines erleuchtet, und man kann durch einen Spalt im Laden hineinsehen, nur ist es leider leer."

Missmuthig wollte ich schon umkehren, strich aber doch noch einmal langsam an dem Haus vorbei, und mein Diener in seiner Beflissenheit legte nochmals sein Auge an den Spalt, durch den ein Lichtschimmer drang, und flüsterte mir zu, dass zwar nicht die Frau, wohl aber der Mann nun in dem Zimmer sei. Neugierig, diesen Krämer zu sehen, den ich mich nicht erinnern konnte, auch nur ein einzigesmal in seinem Laden erblickt zu haben, und den ich mir abwechselnd als einen unförmlichen dicken Menschen oder als einen dürren gebrechlichen Alten vorstellte, trat ich ans Fenster und war überaus erstaunt, in dem guteingerichteten vertäfelten Zimmer einen ungewöhnlich großen und sehr gut gebauten Mann umhergehen zu sehen, der mich gewiss um einen Kopf überragte und, als er sich umdrehte, mir ein sehr schönes tiefernstes Gesicht zuwandte, mit einem braunen Bart, darin einige wenige silberne Fäden waren, und mit einer Stirn von fast seltsamer Erhabenheit, sodass die Schläfen eine größere Fläche bildeten, als ich noch je bei einem Menschen gesehen hatte. Obwohl er ganz allein im Zimmer war, so wechselte doch sein Blick, seine Lippen bewegten sich, und indem er unter dem Auf- und Abgehen hie und da stehen blieb, schien er sich in der Einbildung mit einer anderen Person zu unterhalten: einmal bewegte er den Arm, wie um eine Gegenrede mit halb nachsichtiger Ueberlegenheit wegzuweisen. Jede seiner Geberden war von großer Lässigkeit und fast verachtungsvollem Stolz, und ich konnte nicht umhin, mich bei seinem einsamen Umhergehen lebhaft des Bildes eines sehr erhabenen Gefangenen zu erinnern, den ich im Dienst des Königs während seiner Haft in einem Thurmgemach des Schlosses zu Blois zu bewachen hatte. Diese Aehnlichkeit schien mir noch vollkommener zu werden, als der Mann seine rechte Hand emporhob und auf die emporgekrümmten Finger mit Aufmerksamkeit, ja mit finsterer Strenge hinabsah.

Denn fast mit der gleichen Geberde hatte ich jenen erhabenen Gefangenen öfter einen Ring betrachten sehen, den er am Zeigefinger der rechten Hand trug und von welchem er sich niemals trennte. Der Mann im Zimmer trat dann an den Tisch, schob die Wasserkugel vor das Wachslicht und brachte seine beiden Hände in den Lichtkreis, mit ausgestreckten Fingern: er schien seine Nägel zu betrachten. Dann blies er das Licht aus und gieng aus dem Zimmer und ließ mich nicht ohne eine dumpfe zornige Eifersucht zurück, da das Verlangen nach seiner Frau in mir fortwährend wuchs und wie ein umsichgreifendes Feuer sich von allem nährte, was mir begegnete, und so durch diese unerwartete Erscheinung in verworrener Weise gesteigert wurde, wie durch jede Schneeflocke, die ein feuchtkalter Wind jetzt zertrieb und die mir einzeln an Augenbrauen und Wangen hängen blieben und schmolzen.

Den nächsten Tag verbrachte ich in der nutzlosesten Weise, hatte zu keinem Geschäft die richtige Aufmerksamkeit, kaufte ein Pferd, das mir eigentlich nicht gefiel, wartete nach Tisch dem Herzog von Nemours auf und verbrachte dort einige Zeit mit Spiel und mit den albernsten und widerwärtigsten Gesprächen. Es war nämlich von nichts anderem die Rede, als von der in der Stadt immer heftiger umsichgreifenden Pest, und aus allen diesen Edelleuten brachte man kein anderes Wort heraus als dergleichen Erzählungen von dem schnellen Verscharren der Leichen, von dem Strohfeuer, das man in den Todtenzimmern brennen müsse, um die giftigen Dünste zu verzehren, und so fort: der Albernste aber erschien mir der Canonicus von Chandieu, der, obwohl dick und gesund wie immer, sich nicht enthalten konnte, unausgesetzt nach seinen Fingernägeln hinabzuschielen, ob sich an ihnen schon das verdächtige Blauwerden zeige, womit sich die Krankheit anzukündigen pflegt.

* In der Annahme, dass [illegible] befinden, [illegible]

* [illegible] aus den Memoiren [illegible] [illegible]

Rodaun, 27. November 1900. Hugo v. Hofmannsthal.

Mich widerte das alles an, ich gieng früh nach Hause und legte mich zu Bette, fand aber den Schlaf nicht, kleidete mich vor Ungeduld wieder an und wollte, koste es was es wolle, dorthin, meine Freundin zu sehen, und müsste ich mit meinen Leuten gewaltsam eindringen. Ich gieng ans Fenster, meine Leute zu wecken, die eisige Nachtluft brachte mich zur Vernunft, und ich sah ein, dass dies der sichere Weg war, alles zu verderben. Angekleidet warf ich mich aufs Bett und schlief endlich ein.

Aehnlich verbrachte ich den Sonntag bis zum Abend, war viel zu früh in der bezeichneten Straße, zwang mich aber, in einer Nebengasse auf- und niederzugehen, bis es zehn Uhr schlug. Dann fand ich sogleich das Haus und die Thür, die sie mir beschrieben hatte, und die Thür auch offen, und dahinter den Gang und die Treppe. Oben aber die zweite Thür, zu der die Treppe führte, war verschlossen, doch ließ sie unten einen feinen Lichtstreif durch. So war sie drinnen und wartete und stand vielleicht horchend drinnen an der Thür, wie ich draußen. Ich kratzte mit dem Nagel an der Thür, da hörte ich drinnen Schritte: es schienen mir zögernd unsichere Schritte eines nackten Fußes. Eine Zeit stand ich ohne Athem und dann fieng ich an zu klopfen: aber ich hörte eine Mannesstimme, die mich fragte, wer draußen sei. Ich drückte mich ans Dunkel des Thürpfostens und gab keinen Laut von mir: die Thür blieb zu und ich klomm mit der äußersten Stille, Stufe für Stufe, die Stiege hinab, schlich den Gang hinaus ins Freie und gieng, mit pochenden Schläfen und zusammengebissenen Zähnen, glühend vor Ungeduld, einige Straßen auf und ab. Endlich zog es mich wieder vor das Haus: ich wollte noch nicht hinein; ich fühlte, ich wusste, sie würde den Mann entfernen, es müsste gelingen, gleich würde ich zu ihr können. Die Gasse war eng; auf der andern Seite war kein Haus, sondern die Mauer eines Klostergartens: an der drückte ich mich hin und suchte von gegenüber das Fenster zu errathen. Da loderte in einem, das offen stand, im oberen Stockwerk, ein Schein auf und sank wieder ab, wie von einer Flamme. Nun glaubte ich alles vor mir zu sehen: sie hatte ein großes Scheit in den Kamin geworfen wie damals, wie damals stand sie jetzt mitten im Zimmer, die Glieder funkelnd von der Flamme, oder saß auf dem Bette und horchte und wartete. Von der Thür würde ich sie sehen und den Schatten ihres Nackens, ihrer Schultern, den die durchsichtige Stelle an der Wand hob und senkte. Schon war ich im Gang, schon auf der Treppe: nun war auch die Thür nicht mehr verschlossen: angelehnt, ließ sie auch seitwärts den schwankenden Schein durch. Schon streckte ich die Hand nach der Klinke aus, da glaubte ich drinnen Schritte und Stimmen von mehreren zu hören. Ich wollte es aber nicht glauben: ich nahm es für das Arbeiten meines Blutes in den Schläfen, am Halse, und für das Lodern des Feuers drinnen. Auch damals hatte es laut gelodert. Nun hatte ich die Klinke gefasst, da musste ich begreifen, dass Menschen drinnen waren, mehrere Menschen. Aber nun war es mir gleich: denn ich fühlte, ich wusste, sie war auch drinnen, und sobald ich die Thüre aufstieß, konnte ich sie sehen, sie ergreifen, und, wäre es auch aus den Händen anderer, mit einem Arm sie an mich reißen, müsste ich gleich den Raum für sie und mich mit meinem Degen, mit meinem Dolch aus einem Gewühl schreiender Menschen herausschneiden! Das einzige, was mir ganz unerträglich schien, war, noch länger zu warten.

Ich stieß die Thür auf und sah:

in der Mitte des leeren Zimmers ein paar Leute, welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, abgekratzte Wände, deren Schutt auf dem Boden lag, und an einer Wand einen Tisch, auf dem zwei nackte Körper ausgestreckt lagen, der eine sehr groß, mit zugedecktem Kopf, der andere kleiner, gerade an der Wand hingestreckt, und daneben der schwarze Schatten seiner Formen, der emporspielte und wieder sank.

Ich taumelte die Stiege hinab und stieß vor dem Haus auf zwei Todtengräber: der eine hielt mir seine kleine Laterne ins Gesicht und fragte mich, was ich suche? Der andere schob seinen ächzenden knirschenden Karren gegen die Hausthür. Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam nach Hause. Ich trank sogleich drei oder vier große Gläser schweren Weins und trat, nachdem ich mich ausgeruht hatte, den anderen Tag die Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich gieng sogar nach dem Laden mit den zwei Engeln: allein die Leute, die ihn jetzt inne hatten, wussten nicht, wer vor ihnen darin gesessen hatte.



Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 8. December 1900. Nummer 323.


## Verfassung und Hausgesetz in Oesterreich.


Von Prof. Dr. Emil Pfersche (Prag).


Die morganatische Ehe des österreichischen Tronfolgers ist für das österreichische Staatsrecht ein kritischer Fall geworden und hat wieder einmal auf die Unvollkommenheiten desselben nachdrücklich aufmerksam gemacht. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, dass Oesterreich in allen die Tronfolge betreffenden Fragen einen festen Rechtszustand hat und dass die eingeweihten Kronjuristen in der Lage sind, alle auftauchenden Fragen mit Sicherheit zu entscheiden. Allein dass die Fragen der Thronfolge nicht von vornherein für das öffentliche Bewusstsein klar entschieden sind, dass sie überhaupt für Zweifel Raum lassen und erst subtile Untersuchungen erfordern, ist gewiss eine Unvollkommenheit des österreichischen Staatsrechtes, die zu beseitigen im gemeinsamen Interesse des Herrscherhauses wie des ganzen Staates liegt.

Die gegenwärtigen Zustände in Oesterreich scheinen zwar durchaus nicht geeignet für einen Ausbau der Verfassung, und ohne den vorliegenden kritischen Fall würde von keiner Seite daran gedacht worden sein. Nachdem es jedoch als nothwendig befunden wurde, die infolge der morganatischen Ehe des österreichischen Thronfolgers getroffenen Verfügungen und Vereinbarungen zu ihrer Befestigung dem ungarischen Reichstag zu unterbreiten, lässt sich die Frage nicht mehr umgehen, ob nicht der gleiche Vorgang in der österreichischen Reichsvertretung wünschenswert oder nothwendig ist. Das große staatsrechtliche Schaufechten, das aus diesem Anlass im ungarischen Reichstag veranstaltet wurde, hat wenigstens den Zweck oder Erfolg gehabt, die größte Strenge und Genauigkeit der Volksvertretung in der Wahrung der Verfassung zu erproben und die Nothwendigkeit der vollsten staatsrechtlichen Correctheit in allen Dingen für Fürst und Volk darzuthun. Unter diesem Gesichtspunkt wäre auch die Befassung des österreichischen Reichsrathes mit der Declaration des Thronfolgers wünschenswert. Allein man darf nicht übersehen, dass die entscheidenden Fragen in Oesterreich viel ungünstiger liegen, als in Ungarn. Wenn der Reichsrath zu den Fragen der Thronfolge und der Hausgesetze Stellung nehmen soll, so kann es nicht geschehen in der in Ungarn gewählten Form der Anerkennung eines formell giltigen Rechtszustandes, es müsste vielmehr erst ein Gesetz geschaffen werden, welches die thatsächlich bestehenden Einrichtungen zu verfassungsmäßigen erhebt.

Die mit den Hausgesetzen der regierenden Fürstenhäuser zusammenhängenden staatsrechtlichen Probleme sind so alt und für den modernen Rechtsstaat so unzweideutig entschieden, dass sie der allgemeinen Meinung der Gegenwart fast fremd geworden sind. Das Wesen der Erbmonarchie beruht darin, dass der Herrscher des Staates immer aus einer bestimmten Familie hervorgehen muss. Die Vorgänge in dieser Familie, in dem Herrscherhause, sind daher zugleich auch Staatsvorgänge, und die Hausgesetze, die Regeln über die Familienvorgänge der Dynastie, fallen theilweise zusammen mit den wichtigsten Regeln der Staatsordnung.

Nach der modernen Staatsauffassung kommt die oberste Autorität dem Gesetze zu und es bedarf der Inhalt der Hausgesetze für seine rechtliche Wirksamkeit der Stütze und Anerkennung der Gesetzgebung. Der Unterschied zwischen den Regeln der Verfassung und den Regeln der Hausgesetze betrifft nicht nur die theoretische Auffassung und Rangstellung, er wird auch praktisch in Betreff ihrer Entstehung und Abänderung. Das Hausrecht der Dynastie ist in privatrechtlichen Formen entstanden, durch Familien- und Erbverträge, durch Testamente und Verzichterklärungen, seine Abänderung hängt ab von der Familienorganisation und kann entweder an die Zustimmung aller Agnaten gebunden oder der absoluten Entscheidung des regierenden Familienoberhauptes überlassen sein. Die Regeln des Staatsrechtes aber entstehen in der Form des Gesetzes und können nur im verfassungsmäßigen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden. In Zeiten des Absolutismus mag der Unterschied zwischen Staatsgesetzen und Hausgesetzen praktisch verschwinden, namentlich wenn die letzteren auch publiciert werden, in constitutionellen Staaten bleibt der Unterschied theoretisch und praktisch bedeutsam.

In Oesterreich, das die Entwicklung zum modernen Verfassungsstaat noch immer nicht vollendet hat, ist das Problem der Hausgesetze bisher ungelöst geblieben. Die Hauptsache allerdings, die allgemeine Norm der Thronfolge, ist durch die „Pragmatische Sanction" aus dem Dunkel der Hausgesetze hervorgehoben und in die Form des Gesetzes gekleidet worden. Für die Länder der ungarischen Krone ist die Reihe der Thronerben in den Gesetzartikeln I und II von 1723 durch die Zustimmung der Stände gesetzlich festgelegt worden. Aber auch für die übrigen österreichischen Länder hat die „Pragmatische Sanction" zweifellos den Charakter und die Kraft eines Gesetzes erlangt. Ob dazu die Mittheilung an die Stände der einzelnen Länder und deren Zustimmung nothwendig war, oder ob dazu die einseitige publicierte Erklärung des absoluten Monarchen allein genügt hätte, das ist eine rein historische Frage, welche heute höchstens die Anhänger des „böhmischen Staatsrechtes" bewegt und vielleicht im böhmischen Landtag einen erheiternden Sturm im Wasserglase veranlassen kann. Im übrigen wird niemand bezweifeln, dass die „Pragmatische Sanction" heute ein Theil der österreichischen Verfassung ist und nur im verfassungsmäßigen Wege unter Zustimmung des österreichischen Reichsrathes abgeändert oder ergänzt werden kann.

Die „Pragmatische Sanction" hat jedoch nicht alle auf die Thronfolge bezüglichen Fragen geregelt und da es über diese Fragen noch kein anderes Gesetz gibt, so bleibt im österreichischen Staatsrecht eine empfindliche Lücke. Es handelt sich vor allem um die Frage, wer als Mitglied des kaiserlichen Hauses gilt, da die Thronfolge dem Hause als solchem gebürt und dem einzelnen nur als Mitglied des Hauses zufallen kann. Daher ist es von staatsrechtlicher Bedeutung, wann die Ehe eines Mitgliedes des Kaiserhauses als giltig anzusehen ist, welche Wirkungen der Ehe jeweilig zukommen, ob und mit welcher Wirkung eine Legitimation oder Adoption von Kindern zulässig ist. Dazu kommen noch die staatsrechtlichen Fragen, wann die Thronmündigkeit eintritt, wann und wie statt des nicht zur Regierung fähigen Thronfolgers eine Regentschaft einzusetzen ist, welche rechtlichen Vorzüge und Privilegien den Mitgliedern des Kaiserhauses zukommen.

Vorübergehend war diese Lücke des österreichischen Staatsrechtes wenigstens formell ausgefüllt, denn die octroyierte Verfassung vom 4. März 1849 hat in der Form eines Blankettgesetzes die Normen der Hausgesetze in sich aufgenommen in

§ 9. „Die Krone des Reiches und jedes einzelnen Kronlandes ist in Gemäßheit der „Pragmatischen Sanction" und der österreichischen Hausordnung vererblich im Hause Habsburg-Lothringen."

§ 10. „Die Bestimmungen der Hausgesetze über die Großjährigkeit des Thronfolgers, dann über die Einsetzung einer Vormundschaft oder Regentschaft bleiben in Wirksamkeit."

Damit war praktisch gar nichts geändert und eine befriedigende Gestaltung noch nicht erreicht. Es war eine Unvollkommenheit, dass der Inhalt der Hausgesetze unbekannt und dadurch das Blankett der Verfassungsbestimmung leer blieb, denn die Geheimhaltung des Inhaltes eines Gesetzes steht in directem Widerspruch mit dem Wesen und der allgemeinen Geltung des Gesetzes. Bedenklicher noch war die Unvollkommenheit, dass die Verfassung dem jeweiligen Inhalt der Hausgesetze gesetzliche Kraft verlieh, so dass die Abänderung der in dem Hausgesetze enthaltenen staatsrechtlichen Normen in der hausgesetzlich vorgeschriebenen Weise und ohne die verfassungsmäßigen Formen möglich blieb. Allein es war durch die citierten Verfassungsbestimmungen wenigstens der factische staatsrechtliche Zustand gesetzlich anerkannt und das Verhältnis der Hausgesetze zu den Staatsgesetzen formell im Sinne des modernen Verfassungsrechtes festgestellt. Als die Verfassung von 1849 außer Kraft gesetzt wurde, verschwand selbst dieser dürftige Ansatz zur Erledigung des Problems der Hausgesetze. Die neuere Verfassungsgesetzgebung hat dieses Problem übersehen oder nicht absichtlich unberührt gelassen.

In Ungarn ist die Sachlage insoferne günstiger, als der die Erbfolge der „Pragmatischen Sanction" anerkennende Gesetzartikel I von 1723 so allgemein gefasst ist, dass er als ein Blankettgesetz bezüglich aller im Erzhause Oesterreich über die Berufung zur Thronfolge geltenden Normen aufgefasst werden kann. In der Debatte des ungarischen Abgeordnetenhauses hat der bedeutende Redner, Szilagyi, nachdrücklich betont, dass der Gesetzartikel I

von 1723 die Qualification und die Bedingungen der Thronfolge in Ungarn in jeder Richtung den gleichen Regeln unterwerfen sollte, wie sie in Oesterreich gelten, weil anders die Untheilbarkeit in der Person des Herrschers nicht zu sichern war. Es gilt also in Ungarn formell wirklich nur das ungarische Gesetz von 1723; allein da dasselbe die Qualification und die Bedingungen der Thronfolge nicht selbst aufzählt, so erhält es seinen Inhalt erst aus den österreichischen Hausgesetzen nach ihrer jeweiligen Fassung, gegenwärtig aus dem Allerhöchsten Familienstatut vom 3. Februar 1839. In Bezug auf den vorliegenden Fall der morganatischen Ehe des Thronfolgers wurde in Ungarn nicht neues Recht geschaffen, sondern nur bestehendes Recht als anwendbar anerkannt, sowohl von Seite des ungarischen Reichstages als von Seite des österreichischen Thronfolgers. Die von letzterem abgegebene Declaration bestätigt nur, dass ein Successionsrecht der Nachkommen aus der morganatischen Ehe nicht vorhanden sei, und ist keineswegs ein freiwilliger Verzicht auf vorhandene Rechte, ein Verzicht, der für die Nachkommenschaft nicht wirksam wäre. Der Vorgang im ungarischen Reichstag bezüglich der morganatischen Ehe des Thronfolgers wird nicht einmal als eine „authentische Interpretation“ anzusehen sein, denn es handelt sich nicht um einen zweifelhaften Rechtssatz, der klarzustellen wäre, es handelt sich dabei nicht um eine anordnende, sondern nur um eine beurkundende Thätigkeit.

Der österreichische Reichsrath kann in dem vorliegenden Falle leider nicht dieselbe Stellung einnehmen, wie der ungarische Reichstag. Es wird in Oesterreich niemand bezweifeln, dass der Vorgang bei der morganatischen Ehe des Thronfolgers und die Declaration desselben in vollem Einklange mit jenen Regeln steht, nach welchen heute die Thronfolge zu beurtheilen ist. Allein wenn der österreichische Reichsrath über diese Frage in formeller und feierlicher Weise sich aussprechen soll, so kann er, ohne die Grundlage seiner eigenen Existenz, ohne den Verfassungsstandpunkt zu verleugnen, nicht einfach bestätigen, dass die vorgelegten Vorgänge dem geltenden Staatsrecht entsprechen. Der österreichische Reichsrath könnte nur Folgendes erklären: „Ueber die Wirkungen der morganatischen Ehe von Mitgliedern des Kaiserhauses und über das Thronfolgerecht der Abkömmlinge aus solcher Ehe gibt es in Oesterreich keine gesetzliche und verfassungsmäßige Bestimmung; dass diese gesetzliche Lücke vorläufig ausgefüllt werden soll durch die im Kaiserhause geltenden freilich unbekannten Hausgesetze, kann als ein unentbehrliches Auskunftsmittel hingenommen, aber nicht als ein ordnungsmäßiger und dauernder Zustand feierlich bestätigt werden: vielmehr ist von dem Standpunkt der österreichischen Verfassung unverzüglich die Ausfüllung der gesetzlichen Lücke durch Schaffung eines Gesetzes zu fordern.“

Da es wohl nicht angeht, den österreichischen Reichsrath in einer so wichtigen Angelegenheit völlig beiseite zu lassen oder demselben gar die stillschweigende Kenntnisnahme der mitgetheilten Staatsacte zuzumuthen, so bleibt nur die Möglichkeit, zugleich mit der Mittheilung der Declaration des Thronfolgers die verfassungsmäßige Anerkennung der kaiserlichen Hausgesetze, oder wenigstens ihres staatsrechtlichen Inhaltes einzuleiten. Dazu genügt, wie in der Verfassung von 1849, ein Blankettgesetz, welches ausspricht, dass die gegenwärtig geltenden Bestimmungen des Allerhöchsten Familienstatutes vom 3. Februar 1839, welche staatsrechtliche Fragen betreffen und welche in einem Anhange veröffentlicht werden, als Theil der Verfassung und Staatsgrundgesetz anzusehen sind.

---

## Krüger in Frankreich.

Am selben Tage, da der alte Paul Krüger, ein Schiffbrüchiger, in Frankreich landete und sich, wie der Ertrinkende an den bekannten Strohhalm, an die eine schwache Hoffnung klammerte: Ach, wenn Europa nur wollte! — an dem gleichen Tage brachte das Pariser „Journal“ aus dem Griffel des bekannten Antidreyfusisten Caran d'Ache (Poiré) ein allerliebstes Doppelbildchen, das eigens dazu gemacht zu sein schien, dem „Ohm Paul“ jene letzte Hoffnung zu rauben. Die erste Hälfte der Zeichnung stellte die den Burenpräsidenten bewillkommnende, enthusiastische Marseiller Volksmenge dar, wie sie dem Ankömmling zujubelt und ihm ganz Frankreichs Beistand wider das „perfide“ Albion zu verheißen scheint. Darunter gewahrten wir den Minister des Aeußeren Delcassé, den ein Bureaubeamter von der Ankunft Krügers benachrichtigt und davon in Kenntnis setzt, dass der Ohm kein Französisch versteht. „Das ist recht verdrießlich,“ antwortet der Minister, „denn ich verstehe kein Holländisch! Da muss ich [illegible] Begrüßungsformeln [illegible] Sagen Sie doch selbst, mein Lieber, was [illegible]“

[illegible]

Herzens: es sieht einen alten, schwachen, gebrochenen Mann und hinter dem Manne ein junges, aber nicht minder schwaches Volk, die beide von einem übermächtig Starken zu Boden geworfen, geknebelt und beraubt werden. Der Greis fleht um Hilfe für sich, für sein Volk; er appelliert gerade an die Triebe, die zu besitzen sich das französische Volk mit Vorliebe rühmt: an die Gerechtigkeitsliebe, die Menschlichkeit, den Freiheitsdrang und an das moderne demokratische Bewusstsein. Das gute, kindliche Volk mit der einfachen Seele, die noch von keiner Diplomatie „angefressen“ ist, glaubt dem alten Manne, und das umso eher und vollständiger, als ihm seit Wochen, Monden, Jahren genau das Gleiche von seinen volksthümlichsten Zeitungen eingetrichtert worden ist. Und daher ist sein Entschluss schnell gefasst: es wird dem Hilfesuchenden zujubeln, ihm alle erdenklichen Zeichen seiner Sympathie geben, ihn vergöttern, seine Feinde verhöhnen und beschimpfen, nach dem Sprichworte: Les ennemis de mes amis sont mes ennemis, und es wird sich selbst und seinem Gaste einreden, dass es jeden Augenblick bereit sei, für das vergewaltigte Recht und die bedrohte Freiheit das Schwert zu ziehen. Und was das französische Volk hier thut, das werden auch andere Völker thun, und ihre Buren-Kundgebungen werden nur in untergeordneten, durch die Verschiedenartigkeit des Temperaments bedingten Punkten von einander abweichen. Nicht minder gut hat der Zeichner die französische Regierung getroffen. Sie wird in der That den „nächsten Zug benutzen“ oder sie hat ihn schon benutzt, trotz des amtlichen, dem Präsidenten von Transvaal im Elysée zutheil gewordenen Empfanges, trotz officiellen Trompetengeschmetters und Trommelwirbels, die man ihm mit derselben Freigebigkeit zugestanden hat wie dem Schah von Persien und dem König von Griechenland. Denn Trommelwirbel und Trompetengeschmetter sind nun einmal dazu da, dass alle noch nicht amtlich abgetakelten Staatsoberhäupter mit ihnen angewirbelt und angeschmettert werden! Und damit hatte es sein Bewenden. Oder doch nicht? Der Präsident wurde ja nicht nur von seinem Amtsbruder, Herrn Loubet, in feierlicher Staatsvisite empfangen, die innerhalb der vorschriftsmäßigen fünfzehn Minuten ebenso feierlich erwidert wurde, er hatte auch eine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau und dem Minister des Aeußeren Delcassé, der nun doch nicht „auf Holländisch den nächsten Zug genommen“ hat? Seien wir aufrichtig und besehen wir uns die Dinge bei Lichte: Waren etwa die „Unterredungen“ Krügers mit den beiden Ministern etwas anderes, als Trompetengeschmetter und Trommelwirbel? Hat Herr Delcassé etwa nicht „den Zug genommen“, ja sogar einen wahren Expresszug, wenn auch nur einen „symbolischen“? Der Inhalt der ministeriellen Ansprachen, der in allen Zeitungen veröffentlicht wurde, ja, die bloße Thatsache dieser sofortigen Veröffentlichung beweisen wohl zur Genüge, dass die ganzen vom Burenpräsidenten abgestatteten und empfangenen Besuche und, wenn nicht die von ihm gehaltenen, so doch die angehörten Reden nichts anderes waren, als hohle Ceremonien, als leerer Schall, denen jede praktische politische Bedeutung abgeht.

Um jeden Zweifel in dieser Hinsicht zu zerstreuen, hat Herr Delcassé tags darauf die vom Abgeordneten Théodore Denis eingebrachte Interpellation betreffs einer bei England einzuleitenden burenfreundlichen Intervention schroff zurückgewiesen, jede Erörterung verweigernd. Die Kammer hat dieses Verhalten durchaus gebilligt, denn mit überwältigender Stimmenmehrheit vertagte sie die Interpellation ad calendas graecas. Dass sie dann ein Pflästerchen auf die dem Präsidenten Krüger geschlagene Wunde legte und ihm einstimmig ihre „Sympathie“ verordnete, war ebenso billig wie für Krüger nutzlos. Ein gleiches hat dann auch der Senat gethan, und damit wären wir mit dem officiellen Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter fertig. Auf Trommelwirbel und Trompetengeschmetter kam es aber dem alten Krüger nicht an, und wenn er sich bei seiner „Flucht in die europäische Oeffentlichkeit“ der Hoffnung hingegeben hatte, mehr zu erreichen, so ist diese Hoffnung, soweit wenigstens Frankreich in Betracht kommt, gründlich getäuscht worden. Seine Rathgeber, in erster Linie der ehrgeizige Dr. Leyds, die ihn, nach allem, was man in diesen Tagen gesehen und zwischen den Zeilen gelesen hat, [illegible] wie Höflinge einen orientalischen Despoten, hätten ehrlicher und umsichtiger gehandelt, so sie ihm gleich bei seiner Ankunft in Marseille das Bild von Caran d'Ache gezeigt und gesagt hätten: „Lasciate ogni speranza!“ Dann hätte sich der alte Mann etliche [illegible] und Enttäuschungen gespart.

Krüger hätte aber die Lage trotz der interessierten Einflüsterungen seiner Berather [illegible] erkennen sollen: dass er es nicht that, [illegible] daran, dass in seiner aus Naivetät und bäuerischer [illegible] seltsam gemischten Seele die erstere Eigenschaft denn doch überwiegt, weshalb England es [illegible] kaum nöthig hat, den Mann, dessen [illegible] man bisher so dithyrambisch pries, [illegible] ernst zu nehmen. Doch nicht nur an Welt- und [illegible] hat Krüger es fehlen lassen, sondern auch an Takt und [illegible]. Er hat, wie man hierzulande sagt, zu wiederholten Malen [illegible], er hat durch augen- [illegible] Tanze Anstoß erregt, und

wären nicht andere, gleich zu erwähnende Factoren in Betracht gekommen, so hätte er sich damit auch beim französischen Volke das Spiel verdorben. Schon in Marseille handelte er nach dem Grundsatze: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, denn er rächte sich an Lord Roberts dadurch, dass er die englische Kriegführung „barbarischer, als die der Kaffern" nannte. Das war wie ein guter transvaalscher Patriot gesprochen, nicht aber wie ein Mann, der sich selbst mit einer diplomatischen Mission betraut hat. In Paris gebrauchte er ähnliche Redewendungen; Ausdrücke, wie „barbarische Kriegführung", „Roheit", „Unmenschlichkeit", „Grausamkeit gegen Frauen und Kinder" und ähnliche kamen in seinen verschiedenen amtlichen Reden mehrfach vor und erregten den ungetheilten Beifall der Volksmenge ebenso sehr, wie sie die französische Regierung in Verlegenheit setzten. So sehr in Verlegenheit, dass Herr Loubet, dem die Sache zu arg wurde, gelegentlich seiner „Unterredung" mit Krüger etwas Außerordentliches, in den Annalen der Diplomatie wohl kaum je Dagewesenes that, um alle Verantwortung für die Krüger'schen Worte von sich zu weisen: Er fuhr seinem Gaste in die Parade und corrigierte dessen auf England gemünztes taktloses Wort von „diesem grausamen Kriege" mit einem bezeichnenden: „Hélas! toutes les guerres sont cruelles!" — Ob „Ohm Paul", der den Krieg gar nicht so „grausam" fand, als seine ebenso schießfertigen, wie gottesfürchtigen Landsleute noch frisch, frei, froh, fromm den Eingeborenen Land, Vieh und Habe wegnahmen und alles arbeitsfähige Volk in die Sclaverei schleppten, ob er wohl die Bedeutung jener Loubet'schen „Correctur" — man könnte auch Correction sagen — erfasst hat? Es scheint beinahe, denn seither hat er sich etwas in Acht genommen. Was er aber nicht gemerkt zu haben scheint, das ist die Thatsache, dass die ihm vom französischen Volke, von nahezu allen französischen Parteien (mit Ausnahme der „Regierungssocialisten") entgegengebrachte, in ihren Aeußerungen oft allzu überschwängliche Sympathie nicht bloß der Ausfluss des bekannten französischen „Gerechtigkeitsgefühles" (vide Affaire Dreyfus), der gallischen „Großmuth" (siehe Verwüstung der Pfalz, Zerstückelung Deutschlands u. s. w.) und des francogallischen „demokratischen Bewusstseins" (vergleiche Anbetung der Napoléons, Beweihräucherung der Säbelrassler, &c.) gewesen ist. Ich glaube den Franzosen kein Unrecht und den Dingen keine Gewalt zu thun, wenn ich behaupte, Burenfreundschaft und Krügervergötterung seien hierzulande kaum etwas anderes, als die Kehrseite des secularen, augenblicklich wieder einmal acuten französischen *Britenhasses*. Der gallische Hahn ist — von anderen Dingen zu schweigen — letzthin vom britischen Leu bei Faschoda, wenn auch unblutig, „verhauen" worden; was Wunder, dass er sich freut, wenn seinem Besieger durch einen anderen Schwierigkeiten erwachsen, und dass er für diesen anderen, nun ebenfalls Unterlegenen und zu einem Schicksalsgenossen Gewordenen Partei ergreift? Das ist menschlich, und daher verständlich. Sonderlichen ethischen Wert haben aber solchem Rachebedürfnisse entsprungene Gefühle nicht, und auch politisch fallen sie, eben *wegen* ihrer Selbstverständlichkeit, nicht schwer ins Gewicht. Um jedoch Herrn Krüger nicht Unrecht zu thun, will ich zugeben, dass man die Sache auch anders auffassen kann. Der Präsident kann sich gesagt haben: eben weil die Franzosen schon Britenfeinde sind, *darum* lande ich zuerst bei ihnen, erringe mühelos ihre Sympathie und gehe dann erst, hierdurch in meinem Prestige gekräftigt, in andere Länder, in denen mir der Sieg *ohne* jenen Präcedenzfall kaum zufallen würde. Hat Krüger so speculiert, dann hat er in der That klug operiert, denn der Erfolg, wenn auch, wie gesagt, nur der populäre, ist ihm hier zutheil geworden. Dann erscheint es aber umso unbegreiflicher, dass er sich nur geringe Mühe gegeben hat, vorsichtig aufzutreten und, in Ermangelung eigener Wissenschaft von französischen Zuständen, die bessere Kenntnis des vielgewandten Dr. Leyds zu benützen. Er hat, das geht aus seinen eigenen Worten hervor, um den Dreyfushandel und die Stellung der französischen Intellectuellen in ihm gewusst; als er dann eine Abordnung dieser Leute empfieng, da begieng er die große Unklugheit, sich an sie als an die „Vertheidiger von Recht und Gerechtigkeit par excellence" zu wenden, wodurch er natürlich die Gegenpartei, das heißt neun Zehntel der Franzosen, vor den Kopf stieß. Wäre der Engländerhass gegenwärtig nicht gar so übermächtig in Frankreich, überwucherte nicht das „patriotische" Bestreben, den verhassten colonialen Nebenbuhlern unter allen Umständen „eins auszuwischen", alle anderen, noch so starken Triebe, dann hätte man Krüger jene Einmengung in innerfranzösische Angelegenheiten schwerlich verziehen. So aber beschränkte man sich auf einen kurzen Federkrieg, wobei die schwächere dreyfusistische Partei schleunigst dementierte, die stärkere antidreyfusistische ihren „Sieg" ausposaunte und Krüger für sich reclamierte und beide Parteien den Gast, der das ganze „Missverständnis" hervorgerufen hatte, um die Wette disculpierten.

Und damit komme ich zu einer besonderen, nicht eben schönen Seite der hiesigen „Krüger-Feier", für die man den Präsidenten aber nicht verantwortlich machen kann. Der afrikanische Gast war noch nicht gelandet, da rumorte es schon in den beiden großen Parteien, in die Frankreich noch immer gespalten ist, in der demokratischen Dreyfus- und in der cäsaristisch clericalen Antidreyfuspartei. Jede wollte die Anwesenheit des Mannes für die eigenen Zwecke ausschlachten, so sehr es nur gieng. Unter den verschiedenen Burencomités und Krüger-Abordnungen kam es zu schlecht verheimlichten Streitigkeiten um den Vorrang, und nur gerade in letzter Stunde einigte man sich soweit, dass öffentliches Aergernis vermieden wurde. Im Grunde hatten beide Parteien ein gleiches Recht, den Ankömmling für sich zu beanspruchen; für die Dreyfusards ist er der Verfechter des vergewaltigten Rechtes, der in Banden geschlagenen Freiheit, und daher konnte er mit dem einstigen Bewohner der Teufelsinsel in Parallele gestellt werden; für die „Antis", die ja nicht nur die französischen Juden, alle Juden und Judengenossen, sondern instinctiv auch die Protestanten und überhaupt sämmtliche „Nicht-Urgallier", also etwa achtundneunzig Procent der Menschheit, namentlich aber England als Vormacht des Protestantismus, hassen — für die ihrer Natur nach chauvinistischen „Antis" ist Krüger der natürliche Bundesgenosse im Kampf wider jenes unsagbar gehasste Albion, das in seinen anticäsaristischen Tendenzen schon mehr als einmal dem französisch-katholischen Eroberungstriebe hemmend in den Weg getreten ist. Da ferner das demonstrative Parteiergreifen für Personen und Völker — in anderen Fällen gegen sie, siehe Empfang des „Roi-Uhlan" in Paris — in Frankreich sofort zu einer „patriotischen" *Pflichtsache* wird, so waren *beide* Parteien gezwungen, Krüger einen glänzenden Empfang zu bereiten, wollten sie nicht in den Augen der Menge ihren Credit verlieren. Aus alledem folgt, dass Dreyfusards und Antidreyfusards, Regierungsfreunde und Regierungsgegner einmüthiglich am selben Strange hätten ziehen können. Sie brachten es aber nicht über sich, den alten Hader auch nur für eine kurze Woche zu begraben, und daher suchte jede Partei den Gast für sich in Anspruch zu nehmen und aus jedem seiner Worte, aus jeder Miene, aus jeder Geste Capital für die eigenen Sonderzwecke zu schlagen. Eigenthümlicherweise ist dieses Wettrennen um die Beschlagnahme Krügers auch von ausländischen Berichterstattern mitgemacht worden, die sich wohl noch mitten im Dreyfusspectakel und daher „verpflichtet" glaubten, den „waschechten Dreyfusismus" des Präsidenten laut zu proclamieren. Herr Krüger, dem man es wohl „gesteckt" hat, welchen faux pas er gemacht hatte, als er sich in der bezeichneten Weise an die Intellectuellen wandte, wird die Betreffenden schnell von ihrem Wahne geheilt haben; wie bekannt, gewährte er auch Deumont und Rochefort Audienz, die ihm den Ehrendegen für Cronje überreichten. Wer aber Drumont und Rochefort sind, dürfte Krüger wohl wissen. Welche Vergangenheit Herr *Pauliat*, seines Zeichens Senator und Präses des allgemeinen französischen Burencomités, hat, ist dagegen in weiteren Kreisen weniger bekannt. Im Kriege von 1870 ergriff er als activer Soldat das Hasenpanier und wurde deshalb als *Deserteur* zum Tode verurtheilt, dann aber zu zwei Jahren Gefängnis begnadigt. Diese Blüte des Nationalismus und thatkräftigen Patriotismus schickte man dem Ankömmling nach Marseille entgegen, und wäre es nach den Patriotards gegangen, so hätte der Biedermann ihn die ganze Zeit über allein durch Frankreich gekornakt. Im Grunde war die Entsendung gerade dieses Mannes eine zarte Aufmerksamkeit für den transvaalischen Helden, der seit über einem Jahre jeden freien Augenblick, den ihm das Psalmodieren und Bibellesen läßt, dazu benützt, um urbi et orbi zu verkünden, er und die Seinen würden sich eher auf der letzten Bresche in Stücke hauen lassen, als einen Zollbreit Landes abtreten, und der dann die erste sichere Fahrgelegenheit benützt, um unter Mitnahme von möglichst viel Bargeld Europens sichere Häfen aufzusuchen.

Hélas! nicht nur diese, auch „Europens übertünchte Höflichkeit" hat er gefunden! Die französische Regierung benahm sich, das muss man ihr lassen, mit „erschreckender" Geschicklichkeit und Correctheit; sie erwies, getrieben von der mächtig angeschwollenen Volksströmung, dem hohen Gaste die seinem Range zukommenden Ehren, aber sie versprach nichts, verpflichtete sich zu nichts und that nichts, was England verstimmen könnte: mit einem Worte, „elle a ménagé la chèvre et le chou". Dem gegenüber kommen die von den Nationalisten inscenierten Kundgebungen, der Sturm auf ein von Engländern bewohntes Marseiller Hotel, die Sousweiserei, die Anpöbelung englischer Kaufleute in Paris und ähnliches, nicht in Betracht, weder für England, noch für die geliebten, in ihrer, von der französischen so grundverschiedenen, Eigenart gar nicht gekannten Buren, und wenn die Manifestationen der „Krüger-Woche" zu ernsterer Reflexion Anlass geben, so ist es die, dass das Wort: „Du sublime au ridicule, il n'y a qu'un pas" in Frankreich noch immer Geltung hat.

Paris. Poller.

---

# Zum Wasserstraßentag.

Von einem Techniker.

Der rührige Donau-Verein, das Organ für die Hebung der österreichischen Fluss- und Canalschiffahrt, unter seinem unermüdlichen Vorstande, dem Herrenhausmitgliede und Landtagsabgeordneten Emanuel R. v. *Proskowetz*, hat an die Handels- und Gewerbekammern, die industriellen, kaufmännischen und landwirtschaft-

lichen Vereine und die an der Donau und nördlich derselben gelegenen Städte Einladungen zur Beschickung eines am 13. December stattfindenden „Wasserstraßentages“ ausgesendet. Dass die Regierung, die Landesbehörden und die Abgeordneten der Kronländer auch zur Theilnahme geladen wurden, muss wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Diese hohen Herren werden gewiss auch gerne kommen, denn ihre Gegenwart gilt schon als ein Beweis, dass sie jederzeit bereit sind, sich über die Wünsche und Anliegen der unterschiedlichen Classen der Bevölkerung zu informieren und wenigstens ihr platonisches Interesse an dieser Tagung zu documentieren, auf welcher wieder einmal vergebens neue Anträge kommen sollen, wie man der heimischen Industrie und dem Handel etwas auf die Beine helfen könnte.

Wir hatten einen österreichischen Ingenieur- und Architekten-Tag, der sich allerdings vorwiegend mit den Standesinteressen seiner Mitglieder beschäftigte. Dann kam der österreichische Industriellentag, auf dem wir schon in allen Tonarten über die Stagnation auf sämmtlichen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens klagen hörten. Auch diese Klagen waren bald verklungen, ohne einen größeren Eindruck zurückzulassen, denn die große Masse unserer Bevölkerung hat nicht den treibenden kaufmännischen Geist, wie die Engländer, Amerikaner und Franzosen, und wie er in den Deutschen jenseits der schwarzgelben Pfähle seit 1870 auch schon, zum Theil von regierungswegen, großgezogen wurde, während unsere Regierungen für das Erwerbsleben der Bevölkerung nur allerhand schöne Redensarten und die Steuerschraube in steter Bereitschaft haben.

Was wird uns nun der „Wasserstraßentag“ neues bringen? Die alte Klage, dass Oesterreich auch in seiner Verkehrspolitik wieder um eine Pferdelänge hinter den anderen Culturstaaten, Deutschland voran, zurückgeblieben ist, dass wir daher mangels eines modernen Wasserstraßennetzes unsere Rohstoffe wesentlich theurer transportieren, daher auch theurer producieren: dass unser Handel und unsere Industrie auf dem europäischen Markte immer mehr zurückgedrängt werden, statt neue Absatzgebiete daselbst zu erwerben. Ein einwandfreieres Urtheil über diese Verhältnisse kann es kaum geben, als jenes des Ministers des Aeußern, des Grafen Goluchowski, in der Delegation des Jahres 1898. Der Fiscalismus regiert in der That, statt einer zielbewussten Wirtschaftspolitik. Die abnorm hohen Abgaben am Eisernen Thor haben der Schiffahrt auf der unteren Donau eine tiefe Wunde geschlagen, die Gebürennovelle betreffs der neuen Uebertragungsgebüren hat die ganze Bauindustrie lahmgelegt und den Fiscus selbst geschädigt. Der Ausbau des deutschen Wasserstraßennetzes neben dem dichten Netze der Eisenbahnen hat der Entwickelung der deutschen Industrie, insbesondere dem deutschen Exporte, außerordentlichen Vorschub geleistet. Ein Drittel des gesammten Großverkehrs bewegt sich auf den Binnenwasserstraßen, die zwar wesentlich langsamer, aber im Durchschnitte um 60 Procent billiger transportieren, als die Eisenbahnen. Diese Wasserwege haben wesentlich neue Transporte erzeugt, und durch die Hebung der Industrie auch befruchtend auf den Verkehr der Eisenbahnen zurückgewirkt. Die deutschen Staatsbahnen werfen trotz der Concurrenz dieser Binnenwasserstraßen eine Rente von mehr als 200 Millionen Mark jährlich ab. So hat auch Russland unausgesetzt an der Verbesserung seiner Wasserstraßen gearbeitet. Die auf der Kama und Bjelaja aus dem fernsten Osten der Wolga zugeführten Getreidemassen gehen über Rybinsk mittels des Marien-Canals bis an die Newa und sind auf Distanzen von mehr als 3500 Kilometer noch concurrenzfähig auf dem europäischen Markte. Dieser Verkehr von über 15 Millionen Tonnen wickelt sich in drei Monaten ab.

Uebrigens wird aller Hinweis auf fremdländische Verkehrsverhältnisse, auf die Zahlen der Verkehrsstatistik bei uns nicht viel helfen. Es gibt Traditionen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht, und auch von Ministerium zu Ministerium forterben, die auch der energischeste Minister des bestehenden Systems nicht ändern kann. Wir hören noch den längst verstorbenen Abgeordneten Alexander Friedmann mit den überzeugendsten Accenten die These vertreten: „Zuerst muss der „Donau-Oder-Canal“ gebaut werden, bevor man über die Verstaatlichung der Nordbahn spricht.“ Man that es nicht, und die Nordbahn ist heute noch immer eine Privatbahn, die das östliche und westliche Staatseisenbahnnetz unterbindet. Jene Unterlassung war ein Fehler, und weil man damals diesen für die Verkehrspolitik jener Tage wichtigen Canal nicht baute, so wirkt diese dem Verkehrsmonopol der [illegible] Nordbahn [illegible] Tradition [illegible] noch ebenso mächtig [illegible] damals der Fall war. Hätte man ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten nach dem [illegible] Ministeriums [illegible], wo es in Deutschland [illegible] das gesammte [illegible] mit [illegible] [illegible]

[illegible]

1903 verstaatlicht werden kann, so wäre ihre Position für die Action dann eine wesentlich andere, wenn sie diesen Canal selbst gebaut hätte. Ihr Kohlenbesitz und der Canal dazu hätten ein Unternehmen ergeben, das kaufmännisch ebenso bedeutend wäre, wie die alte Nordbahn. So hätte der erste Gründer dieser Bahn sicher gehandelt. Die heute herrschende Tradition kennt eben auch keinen Unternehmungsgeist im großen Stil. Die Amerikaner bauen den Erie-Canal zum drittenmale um und schaffen eine gewaltige Wasserstraße von den Seen für Boote von 1000 Tonnen Ladung bis New-York, um — in Europa mit ihrem Getreide concurrenzfähig zu sein. Wir müssen dem Donau-Verein danken, dass er den Wasserstraßentag einberufen hat. Wenn aber nur der Zweck verfolgt werden soll, die Regierung zu einer Action für den Ausbau eines österreichischen Wasserstraßennetzes zu veranlassen, so ist es schade um die schönsten Reden und Resolutionen. Vorläufig geht es noch mit der Steuerschraube, und solange diese hinreichende Resultate erzielt, hat die alte Tradition noch unumschränkte Gewalt. Der letzte mährische Landtag hat zuerst den einzig vernünftigen Gedanken ausgesprochen, die projectierten Canäle auf Kosten der Länder zu bauen. Der Beschluss wurde in diesem Sinne zwar gefasst, man hört aber kein Wort, dass der mit der Ausführung betraute Landesausschuss mit den anderen Ländern und der Großcommune Wien (wie der Beschluss lautet) schon in Verhandlung getreten wäre. Dies ist auch eine jener Traditionen im öffentlichen Leben Oesterreichs, dass Landtage und Abgeordnetenhaus die schönsten Beschlüsse und Resolutionen fassen mögen; bis zur Ausführung hat es dann noch weite Wege.

Und doch ist die Selbsthilfe der Länder der einzige Weg, auf dem sie zu dem von allen Seiten erwünschten Ziele gelangen können. Wir geben dem Wasserstraßentage zu erwägen, dass es sehr empfehlenswert wäre, auch die im ungarischen Reichstage jüngst gegebenen Erklärungen seitens der dortigen Regierung bezüglich des Ausbaues der ungarischen Wasserstraßen zu verlesen. Da kommt auch ein Donau-Waag-Oder-Canal vor, allerdings mit 75 Kilometern auf österreichischem Boden. Es genügt schon, wenn dieser Canal nur bis Csacsa gebaut wird, obwohl die Weiterführung bis Oderberg, bei der Ueberlegenheit der ungarischen Regierung, kaum auf ernsten Widerstand stoßen würde. Einer Begründung dieser letzteren Ansicht bedarf es wohl nach der kürzlich erfolgten Regelung des bosnischen Eisenbahnbauprogrammes nicht mehr. Soll wirklich von Ungarn die schiffbare Verbindung der Donau mit dem deutschen Wasserstraßennetze und den Häfen der Nord- und Ostsee über Ungarn hergestellt werden? Dies gienge denn doch über alles, was wir schon erlebt haben. Eine solche Lösung der Wasserstraßenfrage würde sogar die Bürger von Donau-Schilda zur Empörung reizen.

---

# Die moderne Tropenhygiene.

Die Erschließung eines großen Theiles früher unbekannter Tropenländer, der so sehr steigende Absatz europäischer Waren in China, Japan, dem Malayischen Archipel, in den Hinterländern auch der afrikanischen Tropenküste und deren Einbeziehung in den europäischen Handelsverkehr einerseits, die wachsende Uebervölkerung Europas und die bedeutende Einschränkung des amerikanischen Auswanderungsgebietes andererseits haben heute neben geographischen und ethnologischen wissenschaftlichen Interessen solche rein praktischer Art in den Vordergrund gestellt. Hierdurch erfuhr nicht nur die europäische Handelsflotte und die Zahl der europäischen Colonien eine enorme Vergrößerung, vielmehr gieng auch die Vermehrung der zu ihrem Schutze berufenen Kriegsmarine und Landtruppen damit Hand in Hand, entstanden kleine und große Colonialkriege und Expeditionen in raschester Folge, so in den deutsch-afrikanischen Colonien, im Sudan, in dem mehr subtropisch gelegenen Südafrika und in China, wohin augenblicklich alle europäischen Mächte ihre Truppencontingente sandten.

Welche Handelsgesellschaft hätte früher so leicht europäisches Personal für ihre Factoreien in den Tropen erhalten wie jetzt, welcher kleinere Unternehmer hätte, wie es heute so oft der Fall, sich in Tropenländern an den Handelsplätzen der Küste oder im Innern niedergelassen, welche europäische Macht hätte es, ohne schwere Bedenken, gewagt, ein nationales Heer nach diesen pesthauchenden Ländern mit ihrem noch bis vor einem Decennium verrufenen, mörderischen Klima zu entsenden. Man wusste es nicht anders, als dass fast niemand von dort zurückkehrte, oder doch nur als Invalide. Wenn heute diese Furcht ganz bedeutend abgenommen hat, wenn man weiß, dass es möglich ist, dort länger ohne großen gesundheitlichen Schaden auszuhalten, dass also auch die Ausnutzung dieser wunderbaren und reichen Länder reichlicher erfolgen kann als früher, so ist daran einzig und allein die in jüngster Zeit mehr entwickelte Tropenhygiene die Ursache. Mehr auf empirischer Grundlage [illegible] machte, England und Holland, seit 1830 [illegible] in den Tropen zu erhalten, erst allmählich hat diese [illegible] entwickelt, dem nicht nur die [illegible] Europas, sondern auch ganz

besonders die Tropenkenntnisse und die in den Tropen selbst gewonnenen experimentellen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse zur Basis dienen, denn unsere für Europa geltende Hygiene kann man nicht ohneweiters und ohne Tropenkenntnis auf die Tropen übertragen. So sehen wir, dass die bedeutendsten europäischen Hygieniker und Forscher jetzt die Tropenländer auf längere Zeit zu Studien an Ort und Stelle aufgesucht haben, wir nennen nur Manson, Ross, Robert Koch — und selbst der Pathologe Virchow war noch in seinem hohen Alter in Aegypten.

Es lohnt sich, einen Blick auf die Statistik zu werfen, wobei wir die der jungen deutschen Colonien allerdings außeracht lassen, da dieselbe bisher sehr ungünstig war, anscheinend weil man sich zuerst den fremden Erfahrungen verschloss, und oft unerfahrene Aerzte gern als Begründer einer deutschen Tropenhygiene gelten wollten.

In der niederländisch-indischen Armee betrug die Mortalitätsziffer 1819 bis 1828 bei Weißen 17·2 Procent, bei eingebornen Soldaten 12·5 Procent, von 1864 bis 1868, unter dem Einflusse der ersten modernen hygienischen Maßnahmen größeren Stils, sank sie bei Weißen auf 6·4 Procent, bei Eingeborenen auf 2·82 Procent, in dem Zeitraum von 1888 bis 1892 bei Weißen auf 1·8 Procent. 1897 betrug sie 1·4 Procent für beide Rassen, wohl weil die eingebornen farbigen Truppen an der Beri-Beri-Krankheit mehr litten als Europäer.

In Englisch-Indien gieng nach Einführung der weiter unten zu erörternden hygienischen Einrichtungen die früher sehr hohe Mortalitätsziffer 1870 bis 1879 auf 1·93 Procent herunter, heute ist sie, trotz einzelner Colonialkriege in Indien, 1·8 Procent, die in Südafrika stehenden Truppen haben wegen des Abganges an Verwundungen und Tod vor dem Feinde eine höhere Sterblichkeitsziffer aufzuweisen. Auch die Invalidisierungen infolge von Krankheiten haben bei den indischen Truppen numerisch abgenommen. Civilisten wie Militärs halten es jetzt in Indien länger, oft zwanzig Jahre, aus, bei einem ein- bis zweijährigen Urlaube alle acht Jahre. Das bis vor kurzem noch als Todtenstadt verrufene Batavia, die Hauptstadt Javas, gilt dem Eingeweihten heute als relativ gesund, die so gefürchtete Malaria ist dort so selten geworden, dass Professor R. Koch im vorigen Jahre kaum einen aus Batavia selbst stammenden Fall in dortigen Krankenhäusern fand. Singapore wird heute als Erholungsort für Europäer angesehen und gilt nicht mehr für ungesund.

Worin bestehen im allgemeinen die Mittel, welche die Tropenhygiene anwandte, um so gute Resultate in den älteren indischen Colonien zu erzielen?

Diese Mittel sind zum wenigsten medicamentöser Art, sie verdanken ihren Ursprung der Rückkehr der europäischen Aerzte und Hygieniker in Indien zur Naturbeobachtung und der Erkenntnis der Unterschiede des Ablaufes der Lebensprocesse von Weißen in den Tropen, entgegengesetzt denen in Europa. Außerdem wurde die Physiologie der farbigen Eingebornen zuerst vom Verfasser selbst zu erforschen begonnen und damit die Frage erörtert, warum der Farbige gesund bleibt, der Europäer nicht. Vom Zustande des Farbigen, welcher schwere Arbeit ohne Schaden zu leisten vermag, muss man ausgehen, um abweichende, abnorme Zustände beim Weißen richtig zu beurtheilen und zu vermindern.

So trennte man sich bald von der Anschauung, dass man in den Tropen wie in gewohnter Weise in Europa etwa im Sommer wohnen, essen, trinken, sich kleiden sollte, so trennte man aber auch bald die Schädlichkeiten oder Krankheitszustände, welche durch das Klima und die, welche durch bestimmte Krankheitserreger und Gifte entstanden, von einander.

Man fand, dass der Europäer in dem feuchtheißen Treibhausklima der Tropentiefländer, speciell der Küste, selbst bei geringer Arbeit in kurzer Zeit erschlafft, dass seine Muskelkraft, mit dem Dynamometer gemessen, abnimmt, sein Blut eintrocknet, dass er bei mittlerer körperlicher Arbeit an Wärmestauung lebensgefährlich erkrankt, dass seine inneren Organe, besonders Leber und Darm mit Blut überfüllt werden, und dass die Leber damit ihre natürliche Schutzkraft gegen Krankheitserreger einbüßt. Zugleich wird das Nervensystem des Weißen in hohem Grade durch das Klima der Tropenküste ungünstig beeinflusst, als erstes Zeichen solchen Einflusses ist der stets ungenügende Schlaf anzusehen. Sobald der Europäer früh genug oder abwechselnd von vornherein das Höhenklima der nahen Bergregion aufsucht, functioniert er fast ganz normal, ähnlich wie im europäischen Sommer, er erkrankt auch dort nicht mehr als in Europa, im Gegentheil weniger.

Nachdem man wissenschaftlich diese Verhältnisse erforscht, fand man, dass nicht nur die Tropenhitze, sondern die damit verbundene hohe Luftfeuchtigkeit, die stagnierende Luft, sowie die vom feuchtheißen Boden ausgehenden Schädlichkeiten die Hauptmomente für die geschilderte abnorme Lage der Weißen bildeten, welche für den Schwarzen keinen Nachtheil haben, weil er anders gebaut ist, vermöge seiner schwarzen Haut und darin enthaltenen drüsigen Organe seine Blutwärme leichter physikalisch reguliert, respective an die Luft abgibt und auch von der Sonnenstrahlung oder von Bodenschädlichkeiten deswegen nicht zu leiden hat.

Den schädlichen Einfluss der klimatischen Verhältnisse hat man an der Tropenküste durch die Hygiene bedeutend gemildert.

Allerdings, die alten halbeuropäisch gebauten Häuser und Straßen wurden in Indien niedergerissen, ganz neue Stadttheile entstanden, etwa eine halbe Meile landeinwärts auf trockenerem Terrain, welches ausgiebig drainiert wurde; nicht Haus an Haus, oder nur durch ein kleines Gärtchen getrennt, wohnt man, sondern inmitten eines Parkes, oder wenn mehrere Häusergruppen enger aneinanderliegen, an enorm großen, freien, baumbewachsenen Plätzen. Der Waterlooplatz in Batavia misst eine Fünftelmeile. Hallenartige mit Veranden umgebene Häuser wurden erbaut mit ausgiebigster Ventilation, Glasfenster wurden fortgelassen und dafür eigenartige Jalousien eingeführt, Baderäume eingerichtet, deren Badewasser durch Steine lange vorher abgekühlt ist. Die Wohnräume befinden sich außerdem mehrere Meter hoch über dem Boden, und womöglich ist keine Unterkellerung vorhanden, welche Schimmelbildung im ganzen Hause verursacht, das Haus steht vielmehr wie das der Eingeborenen auf Stützen, bei Europäern auf dicken steinernen Pfeilern. Die Hautpflege, mäßige Körperbewegung, wie Reiten, wurden mehr berücksichtigt und die Nahrung der der Eingeborenen (Reiskost mit Fleisch) ähnlich zubereitet. Alkoholgenuss wird auf ein geringes Maß zurückgeführt, die Bekleidung ist eine dem Klima entsprechende geworden.

Im Hause erquickt die Kleidung der vornehmeren Eingeborenen, draußen wird der aus Pflanzenmark construierte Tropenhelm oder ein Käppi als Kopfschutz benutzt und weiße oder graue, aus feinen Baumwollstoffen angefertigte Tropenkleidung, welche täglich einmal gewechselt werden muss.

Nicht wenig Gewicht hat man auf Verbesserung des Trinkwassers in den Städten durch Anlage artesischer Brunnen gelegt, solches Brunnenwasser ist frei von allen Krankheitserregern. Die europäischen Truppen, welche als Recruten aus der Heimat nach Indien kommen, erhalten ihre weitere Ausbildung nicht an dem betreffenden Küstenorte, so z. B. in Batavia, sondern werden entweder direct vom Schiff per Bahn nach ihrer 300 bis 400 Meter hohen mosquitofreien Kaserne gebracht, um dann nach Monaten erst zeitweilig an der ungesunden Küste Dienst zu thun. Der Kaufmann wohnt, wenn er kann, ebenfalls auf höher gelegenem Terrain, wohin ihn die Bahn und das Fahrrad gegen Abend bringt.

Wie ergeht es aber dem Europäer, welcher weit von solchen Verkehrscentren als Soldat, als Forscher oder als Kaufmann in die Wildnis dringt?

Der Begriff dieser Wildnis ist heute allerdings bei den mit Weißen in Connex stehenden Eingeborenen nicht mehr der von früher, trotzdem umlauern hier den Reisenden die gefährlichsten mikroskopischen Lebewesen in Trinkwasser und Nahrung, so an den Fruchtschalen und Pflanzen, sowie die von Pflanzen und Thierwelt ausgehenden giftigen Substanzen. Im Trinkwasser, wozu oft von durstigen Europäern Pfützenwasser benutzt wird, finden sich Cholera-erreger, Typhusbacillen und die in den Tropen fast überall vorkommenden Dysenterie-Amöben, welche die tropische Ruhr, eine mörderische Krankheit, bedingen. Im Gefolge dieser Krankheit entstehen auch die tropischen Leberabscesse. Solche Krankheiten abzuwehren hat indessen der Europäer in der Hand, wenn er, obschon sehr durstig, solange wartet, bis das gesundere Trinkwasser durch jetzt bei jeder Expedition vorhandene Filter, namentlich aber absolut sicher durch Dr. Schumburgs Tabletten, welche Brom enthalten, keimfrei gemacht worden ist. Das Schumburg'sche Verfahren erlaubt den Mannschaften schon nach höchstens zehn Minuten zu trinken. Die Infection des Erdbodens durch Eingeborene und frühere Lagerung großer Menschenmassen muss der Reisende umgehen und zum Nachtlager trockenen Boden benutzen, dessen Grasfläche vorher abgebrannt wird. Ueber die Lage der Bivouaks in den Tropen muss der vorher instruierte erfahrene Truppenoberarzt entscheiden, es ist heute in den Tropen z. B. festgestellt, dass beim Lagern an einem Flusse nur das höher gelegene Ufer benutzt werden darf, liegen beide Ufer gleich, so verzichte man auf einen solchen Lagerplatz, ebenso auf solche in einem Thalkessel. Die Nichtbeachtung oder Unkenntnis dieser Regeln hat zu Massenerkrankungen auch besonders des Darmes leider oft genug Veranlassung gegeben.

Ueberall wo Mosquitos vorkommen, muss der Arzt feststellen, ob die die Malariaparasiten übertragende Anophelesart sich darunter befindet, um seine Expedition durch Rauch und Mosquitonetze oder Vorhänge nachts gegen ihre Stiche zu schützen, auch muss festgestellt werden, ob in der Gegend unter Eingeborenen Malaria vorkommt oder nicht. Prophylaktische Chiningaben, bei jedem Europäer richtig gegeben, schützen übrigens, wie wir jetzt genau wissen, viel sicherer vor der Malaria. Durch die Mosquitos wird auch der Filaria-Embryo, der Erreger der Elephantiasiskrankheit, eingeimpft und durch den Boden in stagnierendem Wasser, welches Eingeborene benutzen, sehr häufig die Bilharz'sche Krankheit, eine Blasen- und Nierenaffection bei Farbigen, veranlasst durch in die Haut oder natürlichen Körperöffnungen dringende Eier eines Wurmes.

Die Gefahren, welche sonst noch durch Nahrungsvergiftung, durch Pilzvergift, Schlangenbiss entstehen, sind seltener und eventuell

vermeidbar, Erkrankungen durch Schlangenbiss kann man heute vermittelst Serumbehandlung heilen, das Gift selbst in der Wunde durch Medicamente neutralisieren.

Hiermit sind natürlich lange nicht alle in Betracht kommenden hygienischen Maßnahmen in den Tropen erschöpft, welche den Europäer dort behüten können.

Wie wir sahen, bestehen die Hauptgefahren in höherem Grade nur noch für den in der Wildnis mehr einzeln reisenden Europäer, auf großen Expeditionen können sie besser abgeschwächt werden.

In Städten oder gut bewohnten Gegenden ist die Gefahr der Erkrankung sehr herabgemindert, und so können wir denn auch mit Ruhe auf unsere kriegerischen Landsleute in China, wohin der ganze Apparat tropenhygienischer Feldeinrichtungen mitgenommen wurde, blicken, umsomehr, als dort schon seit langem in größeren Städten europäische Niederlassungen sich befinden, im Vollbesitz der Hygiene und tüchtiger Aerzte.

Berlin. Sanitätsrath Dr. Karl Däubler.

---

## El Pardo, Aranjuez und der Escorial.

Die Punkte in der Umgebung Madrids*) sind von mehr landschaftlichem und geschichtlichem, als eigentlich kunstgeschichtlichem Interesse. El Pardo, das Jagdschloss Philipps IV., ist am leichtesten zu erreichen, und man geht am besten zu Fuß. Denn so genießt man am meisten den erhabenen Stil der spanischen Landschaft. Kunst und Natur ist eines nur: das kam mir nie so zum Bewusstsein. Sobald man am Königspalaste und am Bahnhofe vorbeigekommen, hört das großstädtische Leben auf. Man geht durch eine lange, fast geradlinige Allee. Auf der einen Seite sind schmale Waldungen. Ganz dunkelgrün, staubbedeckt ist das Laub der Bäume. Nicht grün, sondern graugelb ist — selbst im Walde — der Boden, ausgedorrt an den Stellen, auf die durch die Lichtungen die Sonne fällt. Auf der anderen Seite öffnet sich eine weite, kalkige Ebene, wo einzelne strohgedeckte Bauernhäuser stehen, und an Seilen aufgehängt die Wäsche bleicht. Der Manzanares ist ausgetrocknet, sandig und steinig liegt das Flussbett da. Und je weiter man kommt, desto einsamer, desto sonniger wird die Landschaft. Maulthiere, mit dicken Strohschütten beladen, kommen daher, und darauf sitzen Bäuerinnen, ihren Säugling tränkend. Steinhaufen liegen an der Seite der Straße, und Chausseearbeiter in hellblauer Blouse schlafen daneben. Sandig und gelb, nur mit verdorrten Binsen bewachsen, ist ringsum die Erde. Blindschleichen rascheln durch das trockene Strauchwerk. Müde Esel, hungerige Ziegen schnüffeln schläfrig daran herum. Einzelne dunkle, fast schwarzblau schillernde Bäume, alt und geborsten, ragen auf, und darüber spannt sich ein ganz klares, nur von vereinzelten silbernen Wolken durchzogenes Firmament. Man muss mit den Augen blinzeln, um all die grünliche, weißblaugraue Helligkeit zu ertragen, und deutlich erkennt man, mit welcher Nothwendigkeit diesem Boden, der nichts Braunes, nichts Saitiges kennt, die Hellmalerei des Velasquez entwuchs. — Später kommt ein Steinthor, ein Gitter. Das königliche Jagdrevier thut sich auf, und die Landschaft spricht nun den spanischen Hofstil. Oberförster, Jäger und Feldwächter durchstreifen mit der Flinte im Arme die Fluren. Rehe strecken ihren Kopf aus dem Gebüsche hervor. Rebhühner und Fasane fliegen auf. Das, was man Wald nennt, ist es ja nicht. Es gibt kein junges Grün, keine lauschige Ecke. Alles bleibt trocken, sandig, versteinert. Trotzdem athmet man auf, denn man ist im Schatten. Man fühlt, weshalb diese Fürsten fast nie in Madrid, sondern die längste Zeit des Jahres in El Pardo waren.

Was man im Schlosse sieht, lohnt die lange Wanderung nicht. Denn es ist nicht mehr das alte. Die Bourbonen haben, wie alle übrigen Schlösser, auch den Pardo verdorben. Doch die Natur bleibt ewig. Sehr spanisch ist der Park, der nichts mit den repräsentierenden französischen Parkanlagen gemein hat, sondern eher einem Bauerngarten gleicht, in den auf dem Sommerurlaub sich ein Städter flüchtet: einem Krautgarten, wo ein Landbauer seine Kohlrabi, seine Bohnen züchtet. Sehr künstliche Kohlrabi, sehr künstliche Bohnen, die dadurch, dass Buchsbaumhecken, mit der Scheere beschnitten, sie umsäumen, sehr ceremoniell von allem Plebejischen getrennt sind. Und über den Wald ringsum ist die Stimmung der Velasquez'schen Jagdbilder gebreitet. In diesem abgeschiedenen Erdwinkel zuerst hat ein Maler Werke geschaffen, die gar nichts wollten, als den Stil der Natur in den Stil der Kunst übertragen. Wenn die Sonne sich senkt und der Abend kommt, scheint hinter jedem Baume in gelben Stiefeln, die Flinte im Arme, ein [illegible] zu stehen. Man erlebt die Bilder [illegible] Ferdinand von [illegible] [illegible]

mich in reinstem österreichischen Dialecte an. Der Mann heißt Franz Bachner und ist aus Waidhofen an der Ybbs. Seine Brüder sind in Wien. Vor dem Jagdschlosse Philipps IV. schüttelte ich einem Oesterreicher die Hand.

Der Heimweg war wunderbar. Deutlich fühlte man, weshalb das Problem der Pleinairmalerei zuerst in Spanien sich aufthat. Hier spricht die Sonne die elementarste Sprache. Früh in Licht gebadet, war die einsame Landschaft jetzt in seines silberiges Grau getaucht, in eine Dämmerung, die doch nicht nebelig war, sondern alles klar, in bläulicher Durchsichtigkeit zeigte. Hinter mir Berge, ultramarinblau, vor mir Steineichen, ganz dunkelgrün, zur Seite ein niedriges Haus von kalkigem Weiß und davor Gestalten, schwarz, dunkelschwarz — diese Farbenharmonie werde ich nie vergessen. Ueber die graue Landstraße rollte zuweilen ein Hofwagen, die Kutsche schwarz, die Räder gelb. Auf dem Bocke saßen Kutscher mit dumpfschwarzem Cylinder und grünschwarzer Livrée — ein vorsündflutliches Stück Habsburg auf spanischem Boden.

Vor dem Pardo haust ein Wiener. Nach Aranjuez zum Glück ist noch kein Berliner gekommen. Ich habe es in Kairo erlebt, dass mitten in der Wüste ein Berliner Männergesangverein das Lied anstimmte: „Wer hat dich, du schöner Wald". Ich habe es erlebt, dass an den Pyramiden ein Beduine mich mit der Frage empfieng, die ein Berliner ihm beigebracht: „Pyramidal, nicht wahr?" Auch in Aranjuez wird man nicht sein können, ohne dass einer anstimmt „Die schönen Tage" und der andere fortfährt: „Jck kenne dir, Spiegelberg." Vorläufig hat sich die Cultur noch nicht soweit verbreitet. Man ist einsam. So einsam sogar, dass man niemanden findet, der einem den Eingang sagt. Ueberall stößt man nur auf Mauern, Gitter und Ketten, und das ist trotz des Zeitverlustes stilvoll. Im übrigen ist es mit solchen Schlössern wie mit Hotels erster Classe. Sie sehen sich überall ähnlich. Aranjuez gleicht in der Umgestaltung, die es durch die Bourbonen erhielt, einem französischen Schloss. Man ahnt den Velasquez, wenn man im Garten vor den feinen Hellrosa- und Hellila-Blumen steht, die er so gern in seinen Bildnissen anbrachte. Man wird an Spanien erinnert, wenn man zu den schwarzvergitterten Fenstern aufschaut, die dem Schloss das Geheimnisvolle des orientalischen Harems geben. Spanisch ist auch der Charakter, den in den Innenräumen das Rococo annahm. Nichts Capriciöses und Bizarres, nichts Launig-Witziges und Verschnörkeltes gibt es. Alles ist abgezirkelt, gradlinig, gravitätisch und frostig. Selbst in den Farben ist alles Schmeichelnde, Süßliche vermieden. Kein Rosa, kein Himmelblau gibt es, nur kühles Weiß, kühles Grau, ganz kühles Citrongelb, wovon die Ebenholzcrucifixe, die nirgends fehlen, sehr ernst und apart sich abheben. Aber in die vorschriftsmäßige Don Carlos-Stimmung kommt man doch erst im Park.

Wie solch eine Parkanlage mit Röntgenstrahlen ein ganzes Zeitalter beleuchtet! Aus den englischen Parkanlagen spricht ein gutgesinnter Bourgeoisliberalismus. Die Natur hat ihre Freiheit wie das Volk. Ja sie wird sogar zu scheinbaren Extravaganzen genöthigt, damit sie nicht merkt, dass sie schließlich doch nur in Fesseln tanzt. Das Motto der französischen Parkanlagen ist das Suprema lex regis voluntas. Natur und Volk müssen das thun, was die Schere des Gärtners von Gottes Gnaden verlangt, und über den Mangel an Freiheit täuschen die „Circenses" hinweg. Feuerwerke werden abgebrannt, Fontänen steigen zum Himmel. Man streut den Leuten Sand in die Augen, indem man ihnen Wasser hineinspritzt. Auch in Spanien haben die Bourbonen ein solches Schloss geschaffen. La Granja bei Segovia ist eine Copie von Versailles, wo die Wasserkünste sprudeln und den Edelsten der Nation eine Galavorstellung königlichen Pompes allerhuldvollst gewährt wird. Für die Fürsten, die Aranjuez bewohnten, gab es kein Volk, höchstens die guten dummen Bauern des Dorfes, mit denen sie sich duzten und ihre Scherze trieben. Wohl ist auch hier alles abgezirkelt, alles regelrecht und künstlich. Doch das entspricht nur der Hofordnung. Jeder Stich ins Dictatorische fehlt. Die französischen Parkanlagen sind der Schauplatz lauter Feste. In diesen ernsten Gängen wollen Menschen allein sein. Weder ruhmrednerisch ist die Natur wie in Versailles, noch sentimental wie in Klein-Trianon. Sie ist kalt und steif wie die Menschen selbst. Mit Marmorfliesen sind die Wege belegt. Gradlinige Platanenalleen ziehen sich hin. Fein silbergrau schimmert durch die dichten Kronen der Himmel. Ein verwitterter grauweißer Marmorbrunnen erhebt sich aus viereckigem B[illegible]. Eine Marmorvase blinkt hinter dunklem Buchsbaum hervor. Man steht auf der Stelle, die Velasquez in dem Bilde des Pradomuseums malte. So sehr war auf die Farben Dunkelgrün, Grau und Weiß sein Auge gestimmt, dass er in Italien sogar alles vermied, was nicht in diese Scala passte. Während die anderen goldreiche Abendsonnen und classische Bauten malten, zeigen Velasquez' Bilder nur verwitterten Marmor und dunkelgrünen Epheu, der sich am Gemäuer heraufschlingt; ein Stück bläulichgrauen Himmel und steinigen Boden — stets Varianten [illegible] Aranjuez sah.

[illegible] viel Ruinen-[illegible]. Die Buchsbaumhecken, früher so steif be-

schnitten, wuchern heute wild und doch welken sie in dem trockenen saftlosen Boden — so wie das Volk heute seine Freiheit hat und doch die Nahrung nicht, die es zum Leben braucht. Arme müde Menschen, die alle die Malaria zu haben scheinen, sitzen auf den Steinbänken herum. Nonnen, den Rosenkranz betend, das goldene Kreuz auf der Brust, schreiten wie die Krankenpflegerin in „Wenn wir Todten erwachen“ daher. In den alten hohlen Bäumen haben Gärtner ihr Geräth geborgen. Durch die Calle de la Reina treibt ein verkrüppelter Kameeltreiber sein Thier. Alles verfällt und zerbröckelt, verwildert und stirbt. Neues frohes Leben bleibt fern, als ob es die Klopfgeister der Vergangenheit fürchte. Vögel würden in diesen Bäumen keine Nester bauen und Liebespärchen nicht wagen, auf diesen Bänken zu kosen. Noch immer kann man im Park von Aranjuez sich nur Könige denken, die auf der Steinbank an der stillen Fontäne sitzend es als langweilige Unterbrechung ihres Landaufenthaltes empfinden, Todesurtheile, die sie nicht lesen mögen, unterzeichnen zu müssen. Noch immer glaubt man durch die Philosophengänge bleiche Königssöhne wandeln zu sehen, Schwärmer, die ihren Beruf verfehlt haben, indem sie als Kronprinzen — das verpflichtet zu nichts — über die Gedankenfreiheit der Völker nachsinnen.

Nach dem Escorial, dem dritten ehernen Monument, das das spanische Königthum sich errichtete, fuhr ich dritter Classe. Nicht aus Geiz gerade, sondern aus ethnographischen Gründen. Denn ich hatte die fixe Idee, die Bilder der alten Meister erleben zu wollen, und das Volksleben ist, trotz Don Carlos und der Revolution, eben noch — dritter Classe. Der ganze Ribera spielt in diesen Wagen sich ab. Brot, Wein, Melonen, Kürbisse und Eier; Säcke, Strohkörbe, Steinkrüge und Milchflaschen; Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben und Käse; Kaninchen, Vogelbauer, todte und lebendige Hühner — alles, was die alten Künstler in ihren „bottegones“ malten, haben die Bauern bei sich. Ganze classische Stillleben sind über die Bänke gebreitet. Eine Beleidigung wäre es, wollte man der ritterlichen Frage „Usted gusta?“ mit einem zimperlichen Nein begegnen. Und mir gegenüber saß eine Frau von classisch königlicher Schönheit; Maria Theresia ins Spanische übersetzt. Schwarz war der Schnurrbart, das Haar war grau. Ein schwarzer Matronenschleier umhüllte das tiefbraune Gesicht mit den blendend weißen Zähnen, der Adlernase und dem unnahbaren Blick. Carreño hat ähnliche Bilder der Marianne von Oesterreich gemalt, und es scheint fast, als sei damals, als das Haus Habsburg dahinstarb, die spanische Volkstracht entstanden: als sei der Witwenschleier Mariannens versteinert und zur Nationaltracht geworden.

Landschaftliche Schönheiten gibt es nicht in der Umgebung der Königszelle, wo der zweite Philipp seine müden Glieder zu Grabe trug. Man sieht Steineichen, fährt über einen schlackigen Boden, wo einst Bergwerke und Steinbrüche waren. Kahle Höhenzüge lagern sich hin, und an einen dieser Granitfelsen lehnt sich das Schloss so fest und selbstsicher an, als hätte keine Menschenhand, sondern die Natur selbst es dahingestellt. Als ich den Berg hinaufgieng, sah ich eine wunderbare Scene. Auf feurigem Hengst und in vollem Ornat, wie ein christlicher Centaur sprengte ein schwarzer Priester daher. Ein Symbol der ganzen spanischen Cultur schien diese centaurenhafte Verbindung von kirchlichem und ritterlichem Geist zu b[illegible]ten. Oben angelangt, glaubt man zunächst sich geirrt zu haben. Denn man steht vor keinem Schloss, man steht vor einer Kaserne, vor einer Festung, einem Kerker. Klein sind die Fenster, als ob sie die eines Gefängnisses seien. Ueberall spricht nur der nackte Stein, weißgrauer Granit, durch kein Ornament, durch keine Farbe belebt. Ganz grausige Bettler ohne Arme und Beine liegen in den kleinen, von ernsten dorischen Säulen getragenen Höfen. Alte Weiber kauern wie auf Kalckreuths „Alter“ herum. An ihnen vorbei schreitet man durch klösterliche Gänge, wo an den Wänden alte Bilder von den Kriegen und Siegen spanischer Könige erzählen. Sehr öd ist alles, ohne Feuer und Schwung, doch auch ohne Phrasen, ohne bramarbasierendes Heldenthum, von strenger Sachlichkeit. Steif, in trockenem Protokollstil, mehr der Wahrheit als der Schönheit gemäß, werden die Thatsachen der Weltgeschichte verzeichnet, genau so wie das Generalstabswerk es will. Velasquez that nichts anderes, als er die „Uebergabe von Breda“ malte, nur dass da plötzlich ein Blitz des Genies über den Exercierplatz leuchtet.

Die Gemächer des Palastes sind wie die aller Schlösser später verändert worden. Teppiche nach den Bildern Goyas schmücken die Wände. Im Empirestil sind die Möbel. Doch merkwürdig ist, wie auch die Bourbonen noch den Charakter des Bauwerkes fühlten: seltsam, welche enge Verbindung das tändelnde Kunstgewerbe des Empire hier mit der kirchlichen Gothik des Mittelalters eingieng. Die Stühle, steif an den Wänden stehend, haben den Charakter gothischen Chorgestühls. Einem mittelalterlichen Beichtstuhl gleicht der Lecns. Und ganz unverändert geblieben sind die Räume im Untergeschoss. Eine enge Steintreppe führt hinab. Durch winkelige Gänge, an weißen schmucklosen Wänden vorbei, gelangt man in dunkle Zellen, die an die Bleikammern Venedigs mahnen. Dann öffnet sich ein größeres Zimmer. Rother Backstein deckt den Boden. Ein einfacher Lederstuhl steht vor der weißen Wand, auf der ein paar alte Bilder — die Todsünden von Bosch und zwei betende Menschen, Flügel eines altkölnischen Altarwerkes — wie ein ernstes memento mori hängen. Ein Kupferstich mit der Rüstung des Laurentius, eine Orgel aus dem Kloster Sant Yuste, ein Missale, in dem die Seite aufgeschlagen ist, deren Bild die Ausgießung des heiligen Geistes darstellt, und eine Elfenbeinschnitzerei mit der Kreuzabnahme — das ist die übrige Ausstattung des Zimmers. Huysmans-Stimmung ist über alles gebreitet. Man schaut hinein in jene seltsame Welt, wo so viele endeten, die die Wahrheit des Ekkehardschen Spruches, dass die Wollust der Creaturen mit Bitterkeit gemengt sei, an sich selbst erfuhren. Hier hauste der syphilitische König, hier ertheilte er Audienz, von hier blickte er durch ein kleines Fenster in die Hauptkapelle der Kirche, von hier gieng er nach dem dunklen Chor hinüber, um der Andacht der Mönche beizuwohnen.

Diese Kirche, wie das Schloss überhaupt, hat von Justi, dem feinen Kenner, eine scharfe Beurtheilung erfahren. Er sagt, Philipp habe das Unglück gehabt, in eine Zeit zu kommen, die weder mit schaffender Kraft, noch mit Geschmack begabt war. Alles sei von abstoßender Trockenheit, nach mathematischen Gesetzen construiert. Der grämliche Hang des Königs, aus den Entwürfen der Architekten alles auszumerzen, was ihm zu reich, zu prahlerisch schien, habe die Schaffensfreudigkeit der Künstler gelähmt. Und so blicke nur der Geist finsterer Etikette uns versteinernd aus dem Bauwerk an. Gewiss, doch deshalb gerade ist der Escorial ein Werk, das so machtvoll eine Zeitstimmung ausdrückt, ein Monumentum aere perennius, ein historisches Document. Es wäre stillos, wenn die Menschen, die in den Bildnissen des Sanchez Coëllo und des Velasquez leben, in einem andern, freundlicheren, weniger mathematischen Stil gebaut hätten. Aus allem spricht der eiserne Wille eines Königs, der die Welt beherrscht und selbst als Sclave vor dem König der Könige sich beugt. Der Petersdom ist ein Werk der repräsentierenden Kirche. Durch Prunk und Pracht sollen die Nerven des Volkes umgarnt werden. In diesem Raum will ein König allein sein mit sich, seinem Gott und seinen Ahnen, deren goldene Statuen, am Betpult knieend, ihn umgeben. Keinen Weihrauch, keine benebelnden Würzen braucht es. Ein Lebemann will Wasser und Brot, nachdem er an Finessen sich den Magen verdorben. Dass diese gewaltige, beinahe schmucklose graue Steinkirche mitten in der Zeit des Barock erbaut wurde, war nur möglich in dem Land, wo auch Velasquez seine eisig-strengen, höfisch feierlichen Kirchenbilder schuf. Selbst Luca Giordano in seinen Kuppelbildern hat alle barocken Ausschweifungen gescheut, den Werken die archaische Feierlichkeit Orcagnas gegeben.

Schwarz vergittert wie Gefängniszellen sind die Kapellen ringsum. Mit schwarzen Marmorplatten ausgelegt ist der enge Gang, dessen steile Granittreppe in das Untergeschoss des Domes hinabführt. Eine dumpfe kühle Luft strömt hier entgegen. Kein Fenster gibt es. Nur durch die Thür strömt noch spärliches Tageslicht ein. Alles ist schwarz und gold. Ein goldener Crucifixus hebt an der Hauptwand von schwarzem Marmor sich ab. Man steht in der Königsgruft. In sechs Reihen, je vier übereinander, sind die Särge der spanischen Könige aufgestellt. Hier verschaffte sich Philipp IV. schon zu Lebzeiten alle Sensationen des Todes, kostete die Stimmung nach, die der junge Otto hatte, als er in die Gruft Karls des Großen gedrungen war. Hier ließ er sich malen von Velasquez, wie er, eine lebendige Statue, mit der Königin Marianne die Messe hört. Hier erhielt Valdes Léal die Anregung zu jenen grausigen Bildern, in denen der Racheengel über den Särgen verwesender Könige schwebt. Fürchterlich und rührend zugleich aber ist der Todtentanz nebenan. Da liegen in schmucklosen weißen Marmorkatafalken all die Prinzen, an denen die Sünden der Väter sich rächten. Infans Austriae — auf wie vielen kleinen Särgen ist es zu lesen.

Mit der Kirche ist die Bibliothek, mit dieser das Kloster verbunden. Bibliothek, das bedeutet in diesem Fall eine Sammlung kostbarer Handschriften. Denn, ein gedrucktes Buch zu benutzen, wären die spanischen Könige zu stolz gewesen. Die römischen Cäsaren kannten nur Bücher, die von Sclaven geschrieben waren. Also musste noch im 17. Jahrhundert das Buch kein Werk der Maschine, sondern ein Werk der Menschenhand sein. Schriften profanen Inhalts gibt es natürlich nicht. Nur Missalien und Breviarien, Apokalypsen und Todtentänze, hebräische, griechische und persische Bibeln, die Legenda aurea, die Ars moriendi und das Speculum virginitatis Mariae — zum Theil mit flüssigem Gold geschrieben und mit kunstvollen Miniaturen geziert — sind in vielen Ausgaben da. Nicht in einer Schlossbibliothek, sondern im Studio gelehrter Mönche glaubt man zu sein, in einem jener Räume, wie sie Zurbaran malte. Ein paar Globen allein, achtlos in die Ecke gestellt, erinnern daran, dass diese Klosterbruder auch Könige waren, in deren Reich die Sonne nicht untergieng.

Der Eintritt ins Innere des Klosters ist nicht gestattet. Doch man sieht die Zellen, sieht die bleichen Gestalten der Augustiner die schmalen Gänge dahinwandeln. Man sieht die Bilder. Das Museum des Escorial ist eine der charaktervollsten Sammlungen der Welt. Denn diese Bilder sind nicht planlos gesammelt. Der

Geist eines einzigen, der Geist Philipps ist allem aufgeprägt. Kein Zufall ist es, dass es von Tizian keine heidnischen Bilder, nur Crucifixe, Märtyrer, Eremiten gibt; kein Zufall, dass von Tintoretto, dem finsteren Meister der Gegenreformation, hier die gewaltigsten Werke hängen; kein Zufall, dass man immer wieder dem grimmen Ernst van der Weydens und der krausen Phantastik des Hieronymus Bosch begegnet, der die Qualen der Hölle mit so perverser Ausführlichkeit schilderte. In diesen Kreis passen dann auch die erstaunlichen Werke des Greco. Er brauchte nur jenen Mauritius gemalt zu haben, der sich weigert, den Göttern zu opfern, und jenes wahnsinnige Bild, wie Philipp II. im Traume das Fegefeuer, Himmel und Hölle sieht, so stünde er den Größten zur Seite. Wie im Delirium, wie im Traume scheinen diese Werke gemalt. Auch als Colorist hat er Töne — seltsam leichenhafte Harmonien von citrongelb und hellblau — die ganz einzig in jenem Zeitalter sind. Außer solchen Werken gibt es nur Bildnisse. Dumpfer Dogmengläubigkeit und stolzem Ahnencult hat die Kunst zu dienen. Alle Hofporträtisten von Antonis Mor bis auf Carreño sind vertreten. Alle Fürsten und Fürstinnen Spaniens — in ganzer Figur gemalt, stets in derselben Pose, alle gleich ernst und streng und noch im Wahnsinn die Würde wahrend — blicken in eisigem Stolz hernieder. Und namentlich Philipps Bild, das Pantoja de la Cruz nach dem Originale des Moro copierte, ist mir unvergesslich. Denn diese müden, gemarterten Züge sind die Züge Karl Huysmans. Man denkt an Nietzsches Lehre von der Wiederkunft des Gleichen.

Richard Muther.

---

# Neue Romane.

Besprochen von Richard Maria Werner.

Wenn junge Schriftsteller sich bei ihrem Verleger darüber beschwerten, dass für ihr Buch so wenig geschehe, dann pflegte der erfahrene Geschäftsmann den letzten Halbjahrsband von Hinrichs' Bibliographie hervorzuholen und zu sagen: „Sehen Sie, lieber Freund, so viele Bücher sind in einem halben Jahre bei deutschen Verlegern erschienen; was bedeutet dieser Masse gegenüber Ihr einzelnes Werk?" Das „Wöchentliche Verzeichnis" von Hinrichs kündigt in jeder Nummer durchschnittlich zwölf Romanneuigkeiten mit etwa 3000 Seiten an, wobei natürlich die zahllosen Zeitschriften und Zeitungsromane nicht gerechnet sind. Wollte jemand alle Romane, die in deutscher Sprache nur als Bücher veröffentlicht werden, pflichtgetreu lesen, dann hätte er täglich mindestens 400 bis 500 bedruckte Seiten zu bewältigen und müsste nach kurzer Zeit stumpf werden, wenn nicht gar verrückt. Und erst hätte er nur einen Theil der Romanliteratur kennen gelernt, vom übrigen Literaturleben aber gar nichts erfahren. Es bleibt darum nichts übrig, als auszuwählen. Das ist nun aber eine sehr missliche Sache. Der Zufall spielt dabei die größte Rolle; man wird eher den Roman eines unbekannten Verfassers unbeachtet lassen, als das Werk eines schon bewährten; man wird neuen Autoren gegenüber nach dem Verleger urtheilen und die Gabe eines angesehenen Verlags eher vornehmen als die Darbietung irgend einer obscuren oder neuen Firma. Bei einer solchen Auswahl kann freilich oft ein vortreffliches Buch übersehen werden, das vielleicht erst nach Jahren ein weiterer Zufall aus seiner Verborgenheit heraushebt. Wie manche Kraft mag sich aufreiben, weil es ihr nicht gelingt, sich auch nur Gehör zu verschaffen, geschweige denn, Beachtung zu finden, obwohl sie, um mit Goethe zu sprechen, „eine Weise" hat. Sie dürfte nach ihrer Weise die Welt behandeln, aber das andere findet sich eben nicht, und so verstummt sie. Es ist ein traurige[s] Geschick, doch kann auch die größte Sorgfalt der Kritik nichts dagegen thun, mag sie sich immer wieder sagen: ich möchte nichts Gutes oder Beachtenswerthes übersehen, sie wird's doch oft genug thun.

Also muthig hineingegriffen in den Berg neuer Romane, der [illegible] allmählich anwächst zum Ersticken, und auf gut Glück mag der Zufall walten!

[illegible] ein Band in die Hände, den Roman Johannes Krauss, [illegible] Der Roman heißt „Des [illegible] Erbe" [illegible] auf dem [illegible] [illegible]

[illegible]

schaffen und nimmt sich jetzt so aus, als habe sie zu einem anderen Plan gehört, umsomehr, als Krauss das übrige höchst künstlich construiert.

Von drei ungleichen Brüdern erzählt er uns, die alle drei in ihrer Art hervorragen; Otto ist ein vortrefflicher Maler und ein Neuerer in seiner Kunst; Eduard ist ein Geistlicher, der durch seine Gläubigkeit zur strengen Askese geführt wird und zur Gabe zukunftverkündender Visionen gelangt; Hans endlich, der „Meister", erringt sich die Herrschaft über die verborgensten Geheimnisse der Natur, vertritt die naturwissenschaftliche Weltanschauung und stellt einen Gipfelpunkt in seiner Wissenschaft dar. Ihnen gesellt sich der Schwiegervater Ottos, Dr. Karl von Körber, ein überzeugter Schopenhauerianer. Seine ältere Tochter, Maria, repräsentiert an der Seite des Künstlers und Normalmenschen Otto die gesunde natürliche Weiblichkeit, während die jüngere Hildegard in Schwärmerei und Mystik versunken ist, weil sie eine heißbegehrende Liebe zum „Zauberer" Hans seit Jahren im Herzen trägt und aus den Prophezeiungen einer Pariser Kartenschlägerin, Madame Nanon, die Hoffnung auf ein kurzes Glück mit Hans geschöpft hat.

Diese Familie von Gegensätzen braucht der Verfasser, um sein Thema durchzuführen, und scheut darum eine solche Construction nicht, die an sich unwahrscheinlich erscheint. Es zeugt für das schriftstellerische Geschick des Verfassers, dass er uns darüber hinwegtäuscht. Mit Geist, Kenntnis und Witz lässt er durch seine Figuren ihre verschiedenen Auffassungen des Welträthsels vortragen und die entgegenstehenden bekämpfen. Freilich macht das sehr viele weitläufige Gespräche nöthig, in denen mit großer Beredsamkeit die verschiedenen Standpunkte vertreten werden. Das erinnert an eine frühere Form des deutschen Romans, die von Krauss mit großer Gewandtheit beherrscht wird, aber den Eindruck des Construierten noch erhöht. Der Roman läuft darauf hinaus, dass die naturwissenschaftliche Weltanschauung durch die Mystik, das unbegreifliche Fernsehen, das in die Zukunft Blicken, also durch die räthselhaften Seelenzustände ad absurdum geführt wird und in dem Meister Hans Bankerott erklärt. Den Ausgang macht sich Krauss sehr leicht: Eduard hat in Yokohama, wohin er mit seiner uneingestandenen Leidenschaft für Hildegard geflohen ist, angeblich eine Vision, die ihm verräth, wie Hans am 5. Juni um zwei Uhr morgens (Wiener Zeit) seine Frau Hildegard vergiftete, schreibt dies seinem Bruder Hans, und dieser, der große Materialist, erkennt darin einen Richtspruch über sein ganzes Lebenswerk, erkennt, dass es etwas außer der Materie und über der Materie geben müsse, und tödtet sich selbst. Wilhelm Bölsche hat in seinem Roman „Die Mittagsgöttin" (1891) den Naturwissenschaftler aus ähnlichen Zweifeln siegreich hervorgehen lassen, Krauss erscheint als gläubiger Anhänger der Geheimwissenschaften oder kann nach seinem Roman als solcher angesehen werden. Ob das „seine Weise" ist, nach der er die Welt behandelt, kann dahingestellt bleiben, wenn man seinen Roman als künstlerische Leistung zu erfassen sucht.

Krauss erzählt spannend, hat gute Einfälle, schildert lebhaft und lässt die Gestalten seines Romans deutlich vor Augen treten. Aber durchaus merkt man seine Mache, die künstliche Anordnung, mit einem Wort das künstlerisch Unwahrscheinliche. Er arbeitet mit starken Contrasten nicht nur bei der Charakterzeichnung, auch bei der Erfindung der Situationen, es werden grelle Effecte bevorzugt, und doch gehört alles zusammen. Talent wird man ihm nicht abstreiten, doch erscheint es etwas roh, sensationssüchtig. Sein Roman zählt zur Unterhaltungsliteratur, vielleicht zur besseren, mehr lässt sich von ihm nicht rühmen.

Auch Max Kretzer, der einstens mit mehreren Werken allgemeinste Beachtung auf sich zog und sogar eine monographische Darstellung durch Kloß schon vor Jahren erlebte, zeigt in der letzten Zeit einen bedauerlichen Niedergang, weil er nur mehr die Unterhaltungslectüre im Auge hat. Er bleibt in einer Reihe von Romanen bei jenem Milieu, das er mit dem „Millionenbauer" so glücklich betreten hat, und verwertet die einzelnen Typen wieder, indem er sie von verschiedenen Seiten betrachtet. Sein Roman „Warum?" [illegible] er ist schon nicht mehr sein letzter, obwohl er mit der Jahreszahl 1900 [illegible] führt allerdings in das Bad Flinsberg am Riesengebirge, [illegible] Gesellschaft aber, die sich dort zusammenfindet, [illegible] ganz aus Berlin, da haben wir den Gärtner Vollhase, der durch günstige Grundverkäufe in Wilmersdorf Millionär geworden ist, mit seiner Tochter Mieze, die Frau Gerichtsräthin [illegible] mit ihrer heiratslustigen Eva, die Frau Legationsrath [illegible], den [illegible] Leutnant, er heißt diesmal [illegible], endlich Hellmuth, den „entarteten" Sohn [illegible] Oberregierungsrathes v. Narrenstein. Das [illegible] schildert Kretzer mit be[illegible] Naturschilderungen ein, [illegible] als der ehemalige Gärtner Vollhase [illegible] ein großer Naturfreund ist. In dieser [illegible] Roman als der durch den Titel [illegible] „Warum tritt die ab-

[illegible] Leipzig 1900. 363 Seiten.

solute Nothwendigkeit an uns heran, in steten Conflicten mit unseren Gefühlen und deren Gegnern zu liegen? Warum wird das Bessere in uns unterdrückt und warum muss das Conventionelle herrschen, das doch nur eigentlich eine gesellschaftliche Tapetenwand ist, die wir nur um deswegen ehrfürchtig respectieren, weil sie für uns eine gewisse Grenze ist, die uns von dem geheiligten Raume der Natur trennt." Hellmuth, der genial angelegte, stimmbegabte Missverstandene, geht daran zugrunde, dass er in die conventionelle Gesellschaftssphäre seines Vaters nicht hineinpasst. Die Vererbung trägt ihr Theil Schuld, noch größere die falsche Erziehung, dass Hellmuths Begabung und Herzensgüte den Schein der Verrücktheit annehmen; seine Nervosität steigert sich durch sein unvernünftiges Leben, man steckt ihn in eine Heilanstalt, ohne dass er wirklich wahnsinnig gewesen wäre. Nun lernt er auf einem Ausflug Mieze Vollhase kennen und hat das Gefühl, dass er in ihrer Liebe genesen könnte. Auch Mieze fasst zu dem ungewöhnlichen jungen Mann tiefe Zuneigung, was nicht verhindert, dass ihr auch der Leutnant Bottfeld Eindruck macht. Heimlich verlobt sie sich zwar mit Hellmuth, dieser aber bringt sie durch seine Unvorsichtigkeiten in Situationen, die ihr peinlich, ihrer wahrhaften Natur widerlich sind. Taktlosigkeit auf Taktlosigkeit lässt er sich besonders Bottfeld gegenüber zuschulden kommen, weil er auf ihn eifersüchtig ist. Bottfeld, ein ferner Verwandter Hellmuths, behandelt ihn aber als Geisteskranken und lässt sich nicht herausfordern. Für Mieze hat das schwärmerisch-excentrische Wesen Hellmuths den Reiz des Seltsamen, sie fühlt sich erregt, erhoben, über sich selbst hinausgetragen durch den Enthusiasmus der Künstlernatur, aber sie ist viel zu gesund, als dass sie immer in höheren Regionen schweben könnte, viel zu natürlich, als dass sie nicht an dem schlichteren Bottfeld Gefallen finden müsste: so bereitet sich der Umschwung in ihr vor. Zwar erfüllt sie die Trennung von dem Geliebten mit tiefem Schmerz, aber allmählich kehrt sie wieder zur Erde zurück und bald kann die Verlobung mit dem Leutnant erwartet werden. Hellmuth jedoch hat seinen letzten Halt im Leben verloren, er besucht noch einmal das in Winterstille versunkene Flinsberg und die durch Miezes Liebe geweihten Plätze, dann nimmt er sich das Leben.

Man sieht, das Motiv des Romans zeichnet sich nicht gerade durch verblüffende Neuheit aus. Das würde noch nicht viel verschlagen, zumal Kretzer die einzelnen Figuren innerhalb der bekannten Schablone zu einer gewissen Eigenart erhebt. Aber auch die Scenen sind viel zu gleichmäßig erfunden, die Zusammenstöße zwischen Hellmuth und Bottfeld wiederholen sich mit einer Gleichmäßigkeit, die einen peinlichen Eindruck hinterlässt, zumal wir die Ruhe des Officiers bei allen Herausforderungen und Beleidigungen trotz dem Hinweis auf Hellmuths Verrücktheit nicht begreifen. Ueberdies hat Kretzer den Leutnant so ungeschickt eingeführt und lässt es so ganz im Zweifel, ob er in Mieze nicht hauptsächlich den Goldfisch verehrt, dass wir kein rechtes Verhältnis zu dem Rivalen Hellmuths gewinnen. Ueberhaupt muthet er dem Leser manches zu, was dieser nicht willig leistet. So fällt zum Beispiel auf Eva Thürmer, ihre kleinliche Heiratslust, ihren Charakter sehr viel Schatten, trotzdem will uns der Verfasser gegen den Schluss des Romans eine stärkere Sympathie für sie abringen, da er sie zur Braut von Miezens Bruder Franz macht. Technisch ungeschickt ist es auch, dass Hellmuth in seinem Abschiedsbrief an Mieze auf eine wichtige Scene seines Lebens anspielt (Seite 354), um seinen Seelenzustand zu erklären, dass aber auch wir nichts Näheres erfahren, weil Vollhase das frühere Schreiben Hellmuths „ungelesen" vernichtet hat (Seite 314); so weit darf aber der Romanschriftsteller unmöglich gehen, dem Leser wenigstens muss das Entscheidende mitgetheilt werden, wenn es zum Verständnis nothwendig ist. Man kann nur sagen, Kretzers Roman „Warum?" mag besser sein, als nach Josef Ettlingers Charakteristik („Das literarische Echo", III. Bd., 105 ff.) sein „Holzhändler", den ich noch nicht kenne, gut ist er trotzdem auch nicht und überragt den Durchschnitt deutscher Unterhaltungsromane nicht im geringsten.

Anders geartet erscheint Arthur Holitscher in seinem zweiten Roman*) „Der vergiftete Brunnen". Ihm schwebt ein Kunstwerk vor, das uns mit Aufwand von verschwenderischer Pracht, von Symbolismen und Allegorien, von Räthselvorgängen das Wesen eines Dichters naherucken soll. Man konnte glauben, dass man es mit einer Uebersetzung zu thun habe, so stark erscheint Holitscher durch d'Annunzio und Huysmans beeinflusst. Bei einem Feste lässt er die Gesellschaft mit einer „aromatischen Chrysanthemenbowle" bewirten (Seite 203), auch sein Roman ist wie ein Trank dieses sonderbaren Gebräues oder wie jene Träume, die sich nach seiner Schilderung bei einem Opiumrausch einstellen: von allen Seiten her strömen aus der Erinnerung die Einzelheiten, die sich in der Narkose zu seltsamen Bildern, aufregenden Vorgängen und reizvollen Scenen verdichten. So setzt sich auch Holitschers Roman aus Theilen zusammen, die ihm von fremdher zufließen, man erkennt im einzelnen seine Muster, sieht, was er ihnen dankt, aber er macht doch ein Ganzes daraus, das in seinem mystischen Halbdunkel anzieht und abstößt zu gleicher Zeit. Der Roman schillert in allen Farben des Regenbogens, und wie man beim Anschauen eines Regenbogens ihn noch einmal als schwächeres Abbild sieht, so lockt bei diesem Roman neben dem Erzählten der halb verschwommen angedeutete tiefere Sinn. Dadurch kommt übrigens ein Zwiespalt in das Werk, denn man vermag sich nun weder an dem Dargestellten, noch an dem zugrunde liegenden Tiefsinn rein zu erfreuen.

Im Mittelpunkte des Romans steht der Dichter Sebastian Sasse, der aus seiner abgelegenen siebenbürgischen Heimat nach München kommt, um das Leben kennen zu lernen. Was er darunter versteht, weiß er selber nicht, es ist aber eine Formel für sein unbestimmtes Sehnen. Und nun tritt ihm das Leben entgegen, verkörpert in mancherlei Gestalten: verführerisch und sündhaft schön wie Désirée Wilmoth, nüchtern und kleinlich wie Karl Erlenmüller im statistischen Amt, abenteuerlich und gewaltsam wie der Chemiker und Speculant Sulzwasser, begehrlich und niedrig wie der Redacteur des „Heiligen Hains", Wolf Meinewelt, zaghaft und resignierend wie der rührende Maler Saarmünster, roh und gebrochen wie der schwedische Narr Olaf Esplund. Der Dichter, der bisher in erhabener Einsamkeit wandelte nach Nietzsches Rath, steigt in die Niederung herab und trinkt aus dem Brunnen, den die Menschen „mit ihrem Schweiß, Geifer, ihren Thränen vergiftet haben". Bis hart ans Verderben wird er geführt, Untergang und Selbstmord bedrohen ihn, Schiffbruch als Mensch und als Dichter scheint er leiden zu sollen, aber er wird gerettet werden, denn er ist keiner von den Unfruchtbaren, er kann Schaffen und Zeugen, darum wird er sich ein Leben bauen und darin seine Existenz finden. So möchte man das Hauptmotiv des Romans deuten, wenn man die gelegentlichen Winke des Verfassers sich zunutze macht. Ob damit seine Idee getroffen ist, weiß man allerdings nicht sicher.

Den breitesten Raum neben Sasse nimmt Désirée ein, ja der Beginn des Romans erweckt den Anschein, als ob sie der Hauptvorwurf des Werkes sei; es wird mit eiligen Worten ihr Leben bis zum Eintreffen in München erzählt, obwohl es reich an Wechselfällen und Räthseln war. Ihr Auftauchen in Monte Carlo, wo sie geheimnisvolle Briefe bekommt, die aber eines schönen Tages ausbleiben, ihre Verbindung mit dem schottischen Millionär Colonel Mc Allinster, der nach zwei Jahren in Petersburg stirbt und sie als unumschränkte Herrin seiner Reichthümer zurücklässt, ihr Leben mit dem künstlerischen Träumer Wilmoth, der sich an ihrer Liebe verzehrt, die unklare Rolle, die Sulzwasser beim Tode Wilmoths spielt, alles das erfahren wir auf wenigen Seiten, so dass wir gar nicht zur Besinnung kommen; auch über die sieben Trauerjahre nach dem Verluste Wilmoths gleitet der Roman flüchtig dahin, wir finden Désirée wieder, da sie sich in München ein feenhaftes, raffiniert apartes Haus geschaffen hat. Dahinein ist ein grauer Saal der Vergangenheit gebaut und eine noch leere Halle der Zukunft. Ueber ein gothisches Gestühl führt der Weg von der Vergangenheit zur Zukunft, auf diesem Gestühl pflegt Frau Désirée so zu sitzen, dass eine sogenannte Brautschüssel aus den Werkstätten der Andreoli in Gubbio mit einem hoheitsvoll blickenden Frauenkopf den Hintergrund bildet und wie einen Glorienschein die Legende über dem Haupte der thronenden Herrin erscheinen lässt:

Mosia Desiderata Melio De La
Sole Bella E De Lo Disio!

Schöner als die Sonne und die Begierde soll jenem Désirée erscheinen, dem sie über das Gestühl in die Halle der Zukunft folgen will. Noch einmal wird auf den verborgenen Sinn des Namens Désirée hingewiesen, da Sasse bei sich überlegt, dass in dem Worte Desiderata auch das Wort Sidera stecke, die Begehrte, fern wie die Sterne! Sobald uns ein Autor auf ein solches Spiel mit allegorischen Deutungen hinweist, fühlen wir uns veranlasst, hinter dem Schein überall das verborgene Wesen zu errathen, und die Menschen sinken zu Schemen zusammen, die Scenen werden zu Einkleidungen von psychologischen Vorgängen, das Ganze zu einer Charade, die wir auflösen sollen.

Frau Désirée wird von allen Männern begehrt, die mit ihr zusammentreffen und sich geschickt oder ungeschickt in ihrer Villa bewegen, Sasse, der „reine Thor", erringt sie und geht allmählich ganz in ihr auf. Sein bisheriges ideales Dichten, verkörpert in einem lieblichen Mädchen, das er „Olivia" nennt und nur wie eine vorüberhuschende Vision im Englischen Garten erschaut, sein ganzes künstlerisches Träumen zerfällt, eines Abends sieht er Olivia mit einer blutigen Stirnwunde im Schnee liegen: in sein Wesen dringt das Begehren, dringt Désirée immer tiefer ein. Das mit allem Raffinement einer decadenten Cultur ausgezierte Paradies, in dem Sasse mit Désirée dahinlebt, entnervt ihn, er ist auf dem Wege Wilmoths, dessen Kraft unter dem fortwährenden Begehren sich brach. Noch hat er ein stilles Plätzchen bei der Witwe Hempel und ihrem kleinen Mädchen, Püppchen genannt, dorthin zieht er sich zurück von Zeit zu Zeit und versenkt sich in Erinnerungen an seine Heimat, seine Kindheit, seine Mutter: aber auch dorthin folgt ihm Désirée und umspinnt ihn mehr und mehr. Er bäumt sich in seinem Innern gegen die Gewalt auf, die das verführerische Weib auf ihn ausübt, es gibt Streit; in einer Scene lässt Désirée die

*) Roman in drei Büchern. [illegible]
[illegible] ersten Roman [illegible]

letzten Hüllen von ihrem Körper fallen und zeigt sich ihm wie Bilitis in Pierre Louys' Gedicht: „Sans robe, ni bijoux, ni sandales, voici Bilitis toute seule“, er träumt sich nach Griechenland, er blickt auf dieses nackte Weib mit den Augen des Künstlers, solange, bis es ihm klar wird, dass er nicht Désirée, sondern seine Träume geliebt hat. Als sich ihm daher die nackte Geliebte nähert, als sie aus der künstlerischen Ferne zu ihm herüberkommt, da erkennt er den Abstand zwischen seinem Idealbild und dem realen Körper; da sieht er nicht mehr eine Gestalt ohne Fehl, sondern ein alterndes Weib mit erschlaffenden Brüsten, mit trockener gelblicher Haut der Hüften, mit den deutlichen Spuren des Verfalles. Und ein Wort Saarmünsters kommt ihm in den Sinn: „Wehe dem Menschen, der nichts Gemeinsames zwischen sich und seine Gottheit zu stellen hat“; nun weiß er, was ihm fehlt: „ein klein bisschen Erfüllung!“ Ein kleines Zeichen der Ebenbürtigkeit, ein Kind, das hätte er an die Brust drücken mögen, wenn die Zweifel kommen, aber zwischen ihm und Désirée stand nichts Gemeinsames; er gab und gab, er verlor immer mehr von seinem Wesen, und Désirée nimmt, nimmt Mark und Seele, nur um zu nehmen, und zahlt mit dem kurzen Rausche, „in dem der Engel selbst zum Thiere wird“. Die Kluft zwischen ihm und Désirée erweitert sich nun immer mehr, bis Sasse nach der Orgie mit dem Opiumrauchen sich losreißt und an der belgischen Küste durch die Einsamkeit zu genesen anfängt. Das Verheißungsvolle des Kindergesanges, den er nach seiner Rückkehr an Erlenmüllers Seite vom Zimmer des statistischen Amtes vernimmt, vermag ihm zum erstenmal wieder ein Lächeln zu entlocken: die Erde hat ihn wieder.

Das sind in groben Zügen die Hauptlinien des Romans, mehr nachzuziehen ist nicht möglich, denn die Arabesken schlingen sich mit verwirrender Mannigfaltigkeit hierhin und dorthin. Es geht wie bei manchen der Titelleisten, die Th. Th. Heine zu dem Buche gezeichnet hat: sie scheinen von der Willkür eingegeben und machen doch ein sinnvolles Ganzes.

Arthur Holitscher muss nach diesem seinem Roman beachtet werden, er strebt sichtlich nach höheren Zielen, nur steht er noch ganz im Banne des exclusiven Symbolismus. Er muss auch sich selber beachten, wenn er weiter kommen will; der Dichter darf nicht von seinem eigenen Wesen abfallen, und dieses scheint bei Holitscher Verinnerlichung zu sein. Man braucht nur seine Schilderungen der poetischen Production zu lesen, um das zu fühlen. Aber jetzt geht er noch zu sehr ins Aeußerliche, verwirrt durch die fremden Muster; er schwelgt in erotischer Pracht und Ueberfülle, hat Gefallen an bric-a-brac, was auf gut deutsch doch Trödel heißt, und läst sich dadurch von sich selbst abziehen. Vielleicht ist der Roman sogar eine Beichte des Dichters, der wie sein Sasse an der Unnatur des Raffinements zugrunde zu gehen fürchtet, und durch die Dichtung vom „Bürgermeister in Zeelendam“, die Sasse während seiner Genesung verfasst, will er auch seine Wandlung andeuten? Jedenfalls vermag uns sein Buch zu beschäftigen, wenn auch nicht zu befriedigen. Es gehört zu jenen Werken, die keiner literarisch erregten Zeit fehlen und verschiedene Richtungen wiederspiegeln, weil ihr Verfasser sich noch nicht zur Selbständigkeit durchgearbeitet hat, sondern von stärkeren Talenten unterjocht wird. Solche Werke sind die Pegel, an denen man die Mächtigkeit des Stromes ablesen kann, mehr freilich nicht: er brauset an ihnen hin, manchmal über sie hinweg, er lebt, sie aber bleiben starr und blicken mit großen Sphinxaugen auf die Fluten.

## Die Orestie des Aischylos im Burgtheater.

Der bekannte Philologe Wilamowitz hat durch seine Uebersetzung der Orestie des Aischylos neuerlich zu Versuchen angeregt, diese großartige Dichtung des Schöpfers der griechischen Tragödie unserer Bühne zu gewinnen. Vor wenigen Tagen war eine Aufführung in Berlin, am 6. December folgte ihr eine solche am Wiener Burgtheater. Die Uebersetzung des Professor Wilamowitz hat jedenfalls einen großen Vorzug, sie ist deutsch und verständlich. Auch mag ihm gelungen sein, was er in seinem Essay über die Uebersetzungskunst vom Uebersetzer zu Recht verlangt: „des Dichters Gedanken, Empfindungen, Stimmungen [illegible] aus sich zu [illegible]“ wenn er aber dort weiter [illegible], „der Geist des Dichters [illegible] über uns kommen und mit unseren Worten reden“, so hat er wohl [illegible] ebenfalls nicht [illegible] gerade der Mangel einer Uebersetzung zu [illegible] das Dichterische [illegible] Wilamowitz [illegible]

[illegible]

seines geistvollen Interpreten zu sprechen, denn was hier vorgeführt wurde, war ja doch nur ein verstümmelter Torso, gerade hinreichend, den äußeren Gang der Handlung entnehmen zu lassen.

Der Director hat freilich diejenigen, die mit dieser Behandlung der Sache nicht einverstanden sein sollten, schon im vorhinein in einem von ihm gehaltenen Vortrage*) „raunzende Leute“ genannt, aber das sieht mehr einem rhetorischen Kniff als einem literarischen Argument ähnlich und zwingt den Andersdenkenden geradezu, seine abweichende Meinung auch auszusprechen. Man hätte etwas weniger Rücksicht auf den „Hausmeister“, auf den der Vortragende sich ausgeredet hatte, und etwas mehr Rücksicht auf den „Dichter“ haben sollen; das ist die Sache. Daran, dass ein Bühnenwerk über zehn Uhr hinaus dauert, wird sein Erfolg, wenn es sonst gediegen ist, in Wien gewiss nicht scheitern; das ist eine Märe, die man landfremden Leuten hier gelegentlich als Scherz aufbinden mag: wie unwahr sie aber ist, zeigen am besten die Wagner-Aufführungen in der Oper. Allerdings, wer die Chöre ganz in Wechselreden auflöst, wer so bar ist jeden musikalischen Sinnes, dass er es nicht fühlt, wie diese Strophen geradezu schreien nach der mächtigen Klangwirkung in harmonischem Rhythmus sich vereinigender Stimmen, der mag die Chöre, das Schönste in der Orestie, ganz weglassen. Aber er sollte sich dann auch darüber nicht täuschen, dass hiermit die Resonanz entfällt, die durch die Vorgänge im Hause des Atreus in den Herzen nicht nur der Menschen des „Chores“, sondern auch der Menschen des Publicums geweckt wird; nicht täuschen darüber, dass seine Thätigkeit keine künstlerische ist, die eine Dichtung wiederbelebt, sondern eine anatomische, vergleichbar jener des Präparators, der das blühende, schwellende Fleisch von den Knochen schneidet und schabt und dann die losen Trümmer mit Draht zu einem dürren Gerippe aneinander fügt; nicht täuschen darüber, dass eine dramaturgische Thätigkeit dieser Art von der classischen Tragödie hinüberführt in die Regionen des Criminal- und Boulevardstückes.

Auch sonst kann aber die Bearbeitung, die der Dichtung zutheil wurde, keine sehr glückliche genannt werden. Ganz überflüssigerweise wurde der erste Theil in zwei Stücke zerrissen. Das ist ein falscher Naturalismus, der bei Aischylos daran Anstand nimmt, dass Agamemnon, unmittelbar nachdem die Kunde vom Fall Trojas durch die von Berg zu Berg aufflammenden Feuersignale nach Argos gelangte, auch schon in der Heimat eintrifft: den zur allgemeinen Ueberraschung plötzlich niedergelassenen „Autorenvorhang“ und die dem Aischylos hinzugedichteten sieben Reisemonate hätte man leicht missen können. Und wo blieb der Naturalismus in den „Eumeniden“, in denen man, um die Verwandlung zu ersparen, die im „Agamemnon“ verschwendet wurde, in störender Weise die in Delphi und Athen spielenden Scenen vereinigte und auf einen Wink der Athena die athenischen Richter in wohlgeordnetem Zuge gleich um die Ecke des Tempels biegen ließ, obgleich doch ein Blick auf den Prospect zeigt, dass die Leute von dem dort aufgemalten Athen her mindestens eine Stunde zu gehen hätten? Eine falsche Anwendung antiquarischer Kenntnisse aber ist es, wenn man die Erinnyen von Männern geben ließ. Freilich zu Aischylos Zeiten wurden, wie die anderen Frauenrollen, auch die der Erinnyen von Männern gespielt. Aber eben darum, weil alle Frauenrollen von Männern gespielt wurden, verstieß es nicht gegen den weiblichen Charakter der Erinnyen, dass auch sie von Männern dargestellt wurden. Ganz anders aber ist dies heute, wo Klytaimestra, Elektra, Kassandra u. s. w. von wirklichen Frauen gegeben werden und daher die Erinnyen durch die männlichen Gestalten und Stimmen ausgesprochen männlichen Charakter erhalten. Und wie wesentlich ihnen der weibliche Charakter ist, und gerade in dieser Dichtung des Aischylos, davon handelt eigentlich die ganze Abhandlung von Wilamowitz zu den Eumeniden. Auch ein anderer beherzigenswerter Satz findet sich in diesem Essay. Nachdem Wilamowitz den Urtheilsspruch und die von Apollon, von den Erinnyen und von Athena angeführten Gründe erörtert hat, sagt er: „Sentimentale moderne Gemüther haben gewünscht, Athena hätte Gnade als Motiv angeben sollen, als ob die Gnade nicht ihren Platz erst nach erfolgtem Urtheil hätte.“ Der Wunsch dieser „sentimentalen modernen Gemüther“ ist nun erfüllt, denn ausdrücklich erklärte Athena im Burgtheater, dass sie „dem Gnadenwinke des höchsten Gottes“ folgte, während sie bei Aischylos sich darauf beruft, dass „der Schluss des Zeus ganz klar [illegible] war. [illegible] gab derselbe Gott, der dem Orestes selber die Strafe [illegible] hatte, für die That, zu der er trieb“. Die Frage, um welche die ganze Orestie sich dreht: „Welches Gesetz ist [illegible] alten Blutrache oder das der neuen Sittlichkeit, [illegible] Mutter [illegible] ist?“ wurde auch durch [illegible] Dem Rechte nach war Orestes [illegible] hat, vor unserem [illegible] wie vor dem des Aischylos. Da [illegible] der [illegible] Inhalt des letzten [illegible] wurde, erübrigte nichts, [illegible] zu machen. Das hat man denn

*) [illegible] moderne Bühne“.

auch gethan und mit schönen Gewändern und bengalischer Beleuchtung nicht gespart. Dazu braucht man aber eigentlich keinen Aischylos aufzuführen.

Nicht viel Rühmliches läſst sich leider auch von der Darstellung berichten. Zumeist lösten sich die Reden in Prosa auf; da das Unisono der Chöre entfiel, fehlte es an dem mächtig tönenden Stimmstock, der den Einzelreden den richtigen Ton und den Rhythmus angegeben hätte. Erst als Kainz die Bühne betrat und zu sprechen begann, merkte man, daſs die Diction sich in gebundener Rede bewege und auch den Wechselreden der anderen etwas wie ein Metrum zugrunde liege. Zu gewaltiger Höhe erhob sich Kainz am Schlusse des zweiten Theiles, aber auch er vermochte das bloſse Gerippe, das man ihm gelassen, nicht mit vollem Leben zu erfüllen. Wenn man von dem einfach und schlicht angelegten Agamemnon Baumeisters absieht, kam dem Darsteller des Orestes am nächsten Frau Bleibtreu als Klytaimestra. Doch fand sie erst am Schlusse des ersten Theiles den richtigen Ton und die einheitliche Haltung der Figur. Gar nichts wuſste leider Fräulein Medelsky mit der Seherin Kassandra anzufangen; solange sie Prophetin sein muſste, glaubte sie dieser Aufgabe damit gerecht werden zu können, daſs sie den Kopf zwischen den hochgezogenen Schultern vorbeugte, beim Schweigen den Mund kreisförmig offen hielt und beim Reden unvermittelt und unmotiviert zwischen pianissimo und fortissimo schwankte, wie man es bei gewissen Gesangsvereinen öfter wahrgenommen haben dürfte. Erst als sie die Prophetenbinde ablegte, fand sie sich selbst und erzielte dann auch tiefer gehende Wirkung. Hervorzuheben sind noch Frau Mitterwurzer als Amme Kilissa, Herr Reimers als Apollon und die Herren Lewinsky, Loewe und Römpler, für welche aus dem aufgetrennten Chore Bürger von Argos herausgeschnitten worden waren. Vielleicht verdanken wir diese „Auftheilung" des Chores auch irgendwelchen naturalistischen Reminiscenzen des Bearbeiters! Unerfindlich geblieben ist mir, warum Herr Devrient als Aigisthos seine stimmlichen Mittel so ununterbrochen forcierte, warum Herr Thimig überhaupt den Wächter im Schlosse des Agamemnon spielte — und warum Frau Hohenfels ihren Dank für das ihr in der Frage ihres Hamburger Gastspiels seitens der Generalintendanz und der Direction bewiesene Entgegenkommen dadurch abstattete, daſs sie gleichsam in der zwölften Stunde die ihr längst zugewiesene Rolle der Elektra refusierte. Sie wäre vielleicht eine gute Elektra gewesen, gewiſs aber besser als Fräulein Haeberle, die in dieser Rolle ganz unzureichend war. Den Schaden, den Frau Hohenfels so der Aufführung zufügte, hat sie dadurch, daſs sie, wohl um des Glanzes der äuſseren Erscheinung willen, sich statt der Elektra die Göttin Athena zutheilen ließ, keinesfalls ausgeglichen, denn ihre Athena war rein äuſserlich declamatorisch. — Trotz der hervorgehobenen Mängel der Bearbeitung und der Darstellung war der Beifall stark; nach dem „Agamemnon" zog er sich künstlich in die Länge, nach den „Choephoren" aber und der erschütternden Leistung von Kainz gieng er mächtig in die Tiefe.

Max Burckhard.

# Die Woche.

## Eine Verleumdungscampagne.

Vor mehr als einem Jahre bin ich, wie den Lesern der „Zeit" vielleicht noch erinnerlich, in dem Schmähblättchen des Herrn Karl Kraus, in der „Fackel", von dessen würdigem Mitarbeiter Herrn Dr. Sant Rafael Landau einer grauenvollen Missethat beschuldigt worden: ich soll nämlich Herrn Dr. Landau Gedanken gestohlen haben. Ob Herr Dr. Landau Gedanken hat, die ihm gestohlen werden können, wuſste die Oeffentlichkeit damals noch nicht, da sie Herrn Dr. Landau entweder überhaupt nicht oder doch mindestens nicht von der gedankenschweren Seite her kannte. Der Vorwurf des Gedankendiebstahls hat aber bei der groſsen Masse derer, die selbst nie einen Gedanken haben, von jeher starken Eindruck gemacht. Der „Fackel"-Artikel des Herrn Dr. Landau erregte daher eine gewisse Sensation, und die gegen mich gerichtete Verleumdung gieng im Einzelverschleiſs gut ab. Mit diesem geschäftlich-journalistischen Erfolg begnügte sich jedoch Herr Dr. Landau nicht, sondern wandte sich auch an die Gerichte. Der Plural ist keine Uebertreibung. In diesen fünf Vierteljahren hat Herr Dr. Landau mit seiner Querel ausnahmslos alle Behörden in allen Instanzen behelligt, die überhaupt bei einer Frage des literarischen Eigenthums in Betracht kommen konnten. Er ist zuerst zum Staatsanwalt, von diesem zum Landesgerichte in Strafsachen gegangen; nach dem Criminalgericht hat er dann die Civilgerichte mit seiner Kundschaft beehrt, zuerst das Bezirksgericht Josefstadt in Civilrechtssachen, dann das Landesgericht in Civilrechtssachen und endlich den Obersten Gerichtshof. Nachdem alle diese Proceduren glücklich überstanden sind, liegt nun auch das Urtheil des Obersten Gerichtshofes vor, und die Leser der „Zeit" werden es mir wohl nicht übel vermerken, wenn ich, der Missethäter selbst, mich beeile, ihnen das Urtheil des Obersten Gerichtshofes zur Kenntnis zu bringen, dieweil ich mich dieses Urtheils gewiss nicht zu schämen habe, so wenig als meiner Handlungsweise gegen Herrn Dr. Landau überhaupt.

Vorher sei mit wenigen Worten der Sachverhalt in Erinnerung gebracht. Herr Dr. Landau hatte mir am 28. September 1899 einen Artikel über den von Herrn v. Jendrzejewicz geplanten Verkauf seines Gutes Slobudka Leśna angeboten, am 4. October zugeschickt und am 11. October zurückgezogen. Am 13. October erschien in der „Zeit", Nr. 263, eine von mir geschriebene Notiz über die Slobudka-Affaire. Herr Dr. Landau behauptete nun, daſs ich bei Verfassung meiner Notiz die in seinem Manuscripte enthaltenen Informationen widerrechtlich benützt habe. Diese Behauptung war eine freie Erfindung des Herrn Dr. Landau. Thatsächlich war ich, schon lange ehe Herr Dr. Landau mir seinen Artikel anbot, nämlich am 4. September 1899, bereits durch einen Gewährsmann im Auftrage des k. k. Sectionschefs a. D. und Vicepräsidenten der Baron Hirsch-Stiftung, Herrn Eduard Ritter v. Gniewosz, über die Slobudka-Geschichte eingehend unterrichtet worden, zu dem ausgesprochenen Zweck, daſs ich darüber etwas in der „Zeit" bringe, und mit dem besonderen Wunsch, daſs ich, ehe ich etwas veröffentliche, den mir seit Jahren wohlbekannten Herrn v. Gniewosz besuchen möge, um den Hergang der Sache noch aus seinem eigenen Munde zu hören. Trotzdem ich in der Zwischenzeit zweimal — und zwar einmal vor und einmal nach dem 28. September — von meinem Gewährsmann an diesen Besuch gemahnt wurde, kam ich doch, theils infolge meiner Geschäftsüberbürdung, theils infolge zeitweiliger Abwesenheit und anderweitiger Abhaltung des Herrn v. Gniewosz, erst am 11. October dazu, ihm meinen Besuch zu machen. Als ich von Herrn v. Gniewosz in mein Bureau zurückkam, fand ich den Brief des Herrn Dr. Landau vor, in dem dieser seinen Artikel zurückzog. Ich sandte ihm sein Manuscript, welches ich überhaupt nur einmal beim Empfange, und auch da nur ganz flüchtig, durchgelesen hatte, unverzüglich zurück. Am 12. October schrieb ich meine Notiz, die ausschieſslich auf den, einmal indirect und ein zweitesmal direct erhaltenen Informationen des Herrn v. Gniewosz beruht, denen ich, was die thatsächlichen Momente der Angelegenheit betrifft, nichts hinzugefügt, von denen ich aber auch nichts verschwiegen habe.

Diese meine Darstellung ist durch die Erhebungen sowohl beim Straf-, wie beim Civilgerichte, vollständig bestätigt worden. Von den Vorgängen beim Strafgericht habe ich schon in der Nr. 274 der „Zeit" vom 30. December 1899 berichtet. Aus den Acten der Civilgerichte soll zunächst noch die entscheidende Zeugenaussage des Herrn v. Gniewosz hier wiedergegeben werden. Bei seiner Einvernehmung am 15. Mai 1900 gab Herr v. Gniewosz vor dem k. k. Bezirksgerichte in Civilrechtssachen Josefstadt das Folgende zu Protokoll:

„Ich habe anfangs September 1899 einem Bekannten die Geschichte von Slobudka Leśna mit allen Details erzählt und ihn ersucht, die Sache dem Beklagten zum Zwecke der Publication mitzutheilen. Ich wollte, daſs ein Artikel darüber in der „Zeit" geschrieben werde, um das Geschäft zu verhindern. Dieser Vermittler theilte mir auch mit, daſs er mit Dr. Kanner gesprochen habe. Bis 20. September war ich im Bade und kam erst nach dem 20. September nach Wien zurück. Herr Dr. Kanner erschien dann bei mir, das Datum kann ich nicht angeben, es kann ungefähr acht Tage vor dem Erscheinen des Artikels in der „Zeit" gewesen sein, und erzählte ich ihm alle in dem Artikel der „Zeit" auf die Gutsgeschichte Slobudka-Leśna angeführten Thatsachen. Auch der Kläger war bei mir, ich glaube, er war nach dem Erscheinen des Herrn Dr. Kanner bei mir und sprach ich auch mit ihm und ersuchte auch ihn, die Angelegenheit zu publicieren, damit der Gutskauf verhindert werde.

Alle diese Thatsachen waren übrigens längst bekannt, insbesondere im Polenclub."

Daraufhin hat das k. k. Bezirksgericht Josefstadt in Civilrechtssachen mit Urtheil vom 15. Mai 1900 die Klage des Herrn Dr. Landau kostenpflichtig abgewiesen. Gegen dieses Urtheil legte Herr Dr. Landau Berufung ein, diese Berufung wurde vom k. k. Landesgerichte Wien in Civilrechtssachen mit Urtheil vom 5. Juli 1900 gleichfalls kostenpflichtig abgewiesen. Darauf ergriff Herr Dr. Landau die Revision an den Obersten Gerichtshof. Der k. k. Oberste Gerichtshof hat nun mit Entscheidung vom 7. November 1900, Nr. 11938, die Revision gleichfalls kostenpflichtig abgewiesen. Die Begründung des oberstgerichtlichen Urtheils dürfte auch von allgemein juristischem Interesse sein. Sie lautet:

„Die auf den Revisionsgrund des § 503, Z. 4, C. P. O., gestützte Revision des Klägers kann nicht als eine begründete erkannt werden, weil die rechtliche Beurtheilung der Sache von Seite des Berufungsgerichtes der Sachlage und dem Gesetze vollkommen entspricht und die Ausführungen der Revision nicht geeignet sind, dieselbe zu widerlegen.

Gegenstand des Urheberrechtes bei Schriftwerken ist niemals dasjenige, worüber geschrieben wird, niemals der Stoff selbst, sondern stets nur die geistige Verarbeitung, die Formung des Stoffes, was man ganz richtig als das individuelle Formgepräge bezeichnen kann.

Das Urheberrecht bezieht sich daher auch bei Mittheilung von Tagesneuigkeiten nicht auf diese selbst, sondern nur auf die Art und Weise ihrer Bearbeitung. Daſs dieser Auffassung die Bestimmungen der §§ 26 und 27 U. G. nicht entgegenstehen, hat das Berufungsgericht zutreffend ausgeführt. Deshalb kann auch die bloſse Veröffentlichung einer mitgetheilten Tagesneuigkeit an sich ohne gleichzeitige Wiedergabe der Art und Weise ihrer Bearbeitung, noch keinen Eingriff in das Urheberrecht des Verfassers der Mittheilung im Sinne des § 23, Z. 3 U. G. begründen.

Eine Vergleichung der fraglichen Notiz in Nr. 263 der „Zeit" mit dem Manuscripte des Klägers ergibt aber, daſs diese Notiz keine Wiedergabe oder Verarbeitung der darin enthaltenen Tagesneuigkeit aus dem Manuscripte des Klägers, sondern eine ganz selbständige Bearbeitung derselben enthält.

Ganz richtig ist auch die Ansicht des Berufungsgerichtes, daſs die Neuheit und Actualität der mitgetheilten Thatsache auf dem Gebiete des Urheberrechtes keine Rolle spielt.

In dieser Beziehung hat übrigens bereits die erste Instanz als erwiesen angenommen, daſs die in der fraglichen Notiz verwerteten Thatsachen schon vielen Mitgliedern des Polenclubs bekannt waren und daſs der Beklagte dieselben von dem Zeugen Eduard R. v. Gniewosz theils direct, theils durch einen

von dem Zeugen an den Beklagten gewiesenen Gewährsmann erfahren hat, und zwar in dem wichtigsten Punkte, noch ehe das klägerische Manuskript in seinen Händen war.

Was endlich die angeblich von dem Beklagten f r den Fall, als der ihm von dem Kläger übergebene Artikel in der „Zeit“ nicht aufgenommen würde, übernommene Verpflichtung betrifft, keine der in dem Artikel enthaltenen Informationen zu benützen, so ist die Behauptung des Klägers ganz unerheblich, weil es sich in dem vorliegenden Falle nicht um die Verletzung einer Vertragspflicht, sondern nur um die Entscheidung der Frage handelt, ob ein Eingriff in das Urheberrecht des Klägers erfolgt ist.

Die Revision ist daher unbegründet, was die Verpflichtung des Klägers zum Ersatze der Kosten der Revisionsbeantwortung zur Folge hat.“

So hat nun auch der Oberste Gerichtshof über meine Missethat sein Urtheil gesprochen. Wenn Herr Dr. Landau sich nicht jetzt noch entweder, nach dem Beispiele des Bürgermeisters Rauch von Trautenau, an die kaiserliche Cabinetskanzlei oder, nach dem Vorbild des Herrn Pastrée, an den Grafen Goluchowski v Goluchowo heranmacht, darf wohl aller menschlichen Voraussicht nach dieser gegen mich unternommene Feldzug als glücklich beendigt angesehen werden. Todte: Keine. Blamirte: Zwei, nämlich die beiden Verleumder, Herr Dr. Landau und Herr Karl Kraus

H. Kanner.

## Volkswirtschaftliches.

Die Stadt Budapest wollte zu Beginn des Jahres 1897 ein Anlehen von 50 Millionen Gulden — 15 Millionen sofort, der Rest in Optionen — aufnehmen, um welches sich zwölf zu diesem Zwecke coalierte Budapester Institute unter Führung der Ungarischen Creditbank bewarben. Als aber ein zweiter Bewerber, die Ungarische Agrar- und Rentenbank im Verein mit der Unionbank in Wien und mehreren deutschen Bankhäusern auftrat, erklärten die coalierten Banken, sich vom Geschäfte zurückzuziehen, überlegten es sich aber wieder und reichten nach Ablauf der für die Offertüberreichung festgesetzten Frist doch eine Offerte ein. Die Stadtverwaltung, statt, wie es sich anständigerweise gehört hätte, die verspätet eingelangte Offerte zurückzuweisen, verhandelte über diese und nahm sie auch an, weil sie einen höheren Curs bewilligte, als die Offerte der Agrarbank. Diese Uncorrectheit im Vorgehen hat die Stadt Budapest schwer gebüßt. Der Curs, den die coalierten Budapester Institute bewilligten — 97 für ein vierprocentiges Anlehen — um der Concurrenz das Geschäft abzujagen, war derart, dass an einen Erfolg der Emission nicht zu denken war. Aus der Noth eine Tugend machend, erklärten sie also, Ungarn sei reich genug, für sich allein ein solches Anlehen zu zeichnen, die Stadt möge nur an ihren Cassen die Subscription auf die fix abzunehmenden 15 Millionen zu 97 Procent eröffnen und den etwa ungezeichneten Rest würden die Banken zu 95½ übernehmen. So geschah es auch und man hat zwar nie erfahren, um wieviel die Banken den Patriotismus der Bevölkerung zu hoch eingeschätzt hatten, aber zweifellos haben sie einen großen Theil der Anleihe übernehmen müssen und haben ihn noch heute. Seither kann sich die Stadt Budapest kein Geld beschaffen, sie muss theuere Vorschüsse aufnehmen und selbst jetzt noch, da sich die Geldmarktverhältnisse in aller Welt zu bessern beginnen, mussten die Verhandlungen wegen Begebung der restlichen 35 Millionen Gulden abgebrochen werden, weil die Rothschild-Gruppe nur 82½ Procent, also 14½ Procent unter dem damaligen Curs bieten zu können erklärte. All das wäre der Stadt Budapest erspart geblieben, wenn sie seinerzeit keine Uncorrectheit begangen und die Offerte der Agrarbank angenommen hätte, welche 95 Procent für das Anlehen bot und bieten konnte, da sie nicht, wie die größenwahnsinnigen anderen Pester Banken, nur an den ungarischen Geldmarkt heranzutreten gedachte, sondern vor allem den deutschen und holländischen gewinnen wollte. Damals waren die Geldverhältnisse in Deutschland noch derart, dass man nicht nur mit Leichtigkeit 15 Millionen, sondern vielleicht die ganzen 50 Millionen, mindestens aber einen großen Theil davon in kurzester Zeit hätte begeben können, während den Ungarn der Millenniums-Katzenjammer in allen Gliedern steckte. Und die Moral der Geschichte ist, dass auch für Stadtverwaltungen und andere öffentliche Körperschaften Correctheit in geschäftlichen Angelegenheiten nicht nur löblich, sondern auch zweckmäßig ist und dass in Geschäftssachen blinder Eifer nie von Vortheil ist.

In der seit zwei Monaten tagenden Enquête über den Terminhandel in Getreide, in welcher die divergierenden Anschauungen und Interessen unaufhörlich aufeinanderplatzen, ist es kürzlich gelungen, wenigstens in einem Punkte beinahe Einstimmigkeit oder, genau gesprochen, Congruenz aller Meinungen bis auf eine zu erzielen. Dieses nicht genug zu schätzende Resultat, dass Landwirte und Müller, Getreidehändler und Börsenspeculanten, Universitätsprofessoren und Staatsbeamten einer Meinung waren, ist das Verdienst des a. o. Professors für Handelsrecht an der Universität Czernowitz, des Herrn Dr. Karl Adler. Dieser [illegible] Feind des Terminhandels, der Börsen und aller Corruption, der glühendste Verfechter des Differenzeinwands, der es sogar im [illegible] hält, dass auch im internen Börsengeschäft der Differenzeinwand Geltung erlange, hatte sich nicht mit der theoretischen Berechtigung seiner Anschauungen [illegible], sondern auch den Landwirten nahegelegt, vom Differenzeinwand [illegible] zu machen und in diesem Punkt [illegible] versuchte, an einem anwesenden Vertreter der Landwirtschaft, Herrn [illegible] Sand zu [illegible], dass auch er [illegible] nicht [illegible] würde, den Differenzeinwand zu machen, er [illegible] anderen.

Ein weiterer Punkt [illegible]

Unmoralität verlasse, dass man sich nämlich an die unmoralischen Vereinbarungen aus Mangel an Moral nicht halte, wenn sie unbequem werden und fuhr fort:

„Ich glaube, dass in dieser Beziehung an der schroffen Beurtheilung der Differenzeinrede eigentlich ein Wort des Herrn Experten Sand schuld ist, gegen welches ich auch polemisieren muss. Herr Sand hat nämlich gesagt: Ich würde niemals Differenzgeschäfte machen, zumal nicht in Getreide — das hatte er wohl zunächst im Auge — aber wenn ich sie machen würde, so würde ich die Schuld eben auch bezahlen. Nun, das ist keine richtige Argumentation. Wenn Herr Sand bei seinen moralischen Ansichten über Differenzgeschäfte solche doch machen würde, so wäre er nicht er selbst, und würde dann wahrscheinlich auch zum Differenzeinwand greifen.“

Da rief unter lebhaftem Beifall Experte Sand dazwischen: „Dagegen verwahre ich mich feierlichst“ und Experte Schwiker rief: „Dagegen muss sich auch jeder verwahren“, worauf Prof. Adler anscheinend etwas eingeschüchtert, fortfuhr:

„Jedenfalls ist thatsächlich diese verpönte Differenzeinrede eventuell das einzige Refugium, das einzige Hemmnis für die Agiotage im Laufe einer Jahrhunderte alten Entwickelung, und besonders möchte ich vom Standpunkte der moralischen Frage hier noch eines erwähnen:

Es ist unmoralisch, eine ehrliche Spielschuld nicht zu bezahlen, es kommt aber vor — das geht wieder für sich — dass die Spielschuld überhaupt keine ehrliche ist und dass sie in einzelnen Fällen — das ist nicht die Regel — im Commissionsgeschäfte, z. B. gerade im Falle der fictiven Contrepartie, einem wirklich falschen Spiele entstammt, welches vielleicht mit dem Committenten getrieben wird und ich möchte davor warnen, die Moral in dem Sinne zu stärken oder soweit zu treiben, dass, wenn man auch ein falsches Spiel der Gegenpartei anzunehmen Grund hat, noch aus moralischen Gründen sich verpflichtet hält, die Spielschuld zu bezahlen.“

Mit dieser Glorificierung des Differenzeinwandes kam Herr Prof. Adler allerdings schlecht an. Unter wiederholtem lebhaftem Beifall erklärte der Vorsitzende, Sectionschef Dr. Freiherr v. Beck:

„Nachdem der Herr Professor auf mich zu Beginn seiner Ausführungen als denjenigen hingewiesen hat, der die Auseinandersetzung in Betreff der Moral oder Nichtmoral des Differenzgeschäftes veranlasst hat, so möge er mir zur Vermeidung jedes Missverständnisses über meine persönliche Auffassung eine Bemerkung gestatten. Wenn ich ein Differenzgeschäft eingehe und den daraus resultierenden Gewinn in Empfang nehmen würde, so würde ich — ich gestehe es ganz offen — nach meiner Auffassung etwas thun, was nicht moralisch ist. Wenn ich in einem anderen Falle ein Differenzgeschäft eingehe, einen Verlust erleide und gegenüber diesem Verluste den Einwand von Spiel und Wette anwende, so begehe ich etwas, was nach meiner Ansicht noch unendlich viel unmoralischer ist. Das ist die einzige Ansicht, die ich im Verlauf der Enquête ausspreche.“

Aber nicht nur vom unparteiischen Vorsitzenden wurde die Moralitätstheorie des Differenzeinwandes zurückgewiesen. Herr Professor Adler musste es erleben, dass auch die anwesenden Agrarier den sich ihnen mit solcher Inbrunst aufdrängenden Bundesgenossen abschüttelten und Herr Sand erklärte:

„Ich schätze die Beredsamkeit und die Ueberzeugungskraft des Herrn Professor Adler sehr hoch, allein ich bitte, mir zu gestatten, ihm zu sagen, dass, wenn er neun Tage und neun Nächte in mich hineinreden würde, um mir klar zu machen, dass ein anständiger Mensch einmal in die Lage kommen könnte, den Einwand von Spiel zu erheben, wenn er ein Differenzspiel eingegangen hat, dass er mich nie überzeugen wird, dass der Mensch, der das thut, nicht ein hinterhaltiger Betrüger ist.“ (Lebhafter Beifall.)

So selbstverständlich es ist, dass die Aeußerungen des Herrn Sectionschefs v. Beck und des Herrn Landwirtes Sand über den Differenzeinwand den widerspruchslosen Beifall der Enquêtemitglieder fanden, so erscheint es doch nicht überflüssig, den Vorfall aus dem Geheimbuche der Enquêteprotokolle an die große Oeffentlichkeit zu ziehen. Die Zulassung des Differenzeinwandes hat sich seit zwei Jahrhunderten als ganz erfolglos zur Erreichung des angestrebten Zweckes, zur Eindämmung des Börsenspiels erwiesen. Wenn dennoch die Gesetzgebung und Rechtsprechung dieses Mittels nicht entbehren zu können glaubt, um die wirtschaftlichen Folgen des Börsenspiels von den Spielern abzuwenden, so scheint uns das sehr bedenklich, jedesfalls aber kann darüber kein Zweifel bestehen, dass die Erhebung des Differenzeinwandes eine gemeine, unehrenhafte Handlung ist. Und es ist erfreulich, dass in einer Versammlung, wo verschiedenartige Gesellschaftsclassen und Interessen vertreten waren und so überzeugte Gegner der Börse und des Börsenspiels zu Worte kamen, die Anschauung, dass die Geltendmachung des Differenzeinwandes eine Lumperei sei, allgemein getheilt wurde, und ferner der Moraltheorie des Herrn Professor Adler — wir überlassen es dem Leser, sie als feinsinnige oder als Tarnopoler Moral zu bezeichnen — [illegible] wollte.

r. l.

## Kunst und Leben.

Das dritte Philharmonische Concert hat uns ein abwechslungsreiches Programm gebracht, dessen einzelne Nummern jede für sich ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Da gab es zunächst ein selten gehörtes Clavier-Concert [illegible] von Bach. Es fiel auf, dass im Gegensatze zu den modernen Concerten das Clavier hier eine unselbständige Rolle spielt. [illegible] heutzutage derartige Aufgaben [illegible], aber das Publicum, das durch [illegible] ist und sich durch nichts mehr ver[illegible] danken müssen, dass er uns [illegible] zum Siege verhalf. Etwas [illegible] hatte der Künstler in [illegible] Variationen für Clavier [illegible] und Erfindung weit hinter Schumanns

Etudes symphoniques zurückstehend, besitzen sie doch in der eleganten Ueberleitung von einer Variation zur anderen einen specifischen Vorzug. Der Eindruck ist deshalb auch einheitlicher, symphonischer als bei Schumann und vertheilt die Ehren des künstlerischen Ruhmes gleichmäßig auf Orchester und Clavier, die Herrn Friedberg und den Philharmonikern in ungewöhnlichem Maße zutheil wurden. Zwischen beiden Clavierpiècen spielte man Beethovens zweite Leonoren-Ouverture, deren Melodien sich wie in Schlangenwindungen um die bekannten Themen der dritten Leonore-Ouverture herumschlingen, bald mit ihnen übereinstimmend, bald sie verlassend. Unter dem doppelten Interesse, Bekanntes und Neues in unmittelbarer Aufeinanderfolge zu hören, lauschte das Publicum mit athemloser Spannung dem dramatischen Verlauf der Composition, um zum Schluss der glänzenden Aufführung in einen Beifall ehrlicher Begeisterung auszubrechen, wie er eben nur bei den alten Philharmonikern anzutreffen ist. Den Schluss bildeten zwei Compositionen Smetanas. Die Einleitung zur Oper „Libussa" entspricht so vollkommen dem Zwecke, den sie zu Anfang der Oper zu erfüllen hat, dass man bei einer Concertaufführung, die doch in jeder Nummer ein in sich geschlossenes Ganzes bieten soll, nicht ganz befriedigt wird. Die zahlreichen melodiösen Ansätze und thematischen Versprechungen wirken nämlich thatsächlich wie eine Einleitung. Wenn sie verklungen sind, ist man gerade in der richtigen Stimmung für die kommenden Ereignisse auf der Bühne. An deren Stelle folgte diesmal die symphonische Dichtung „Vltava". Ihr Verlauf hält, wie das so oft bei Programmusik der Fall ist, nicht genau das, was das schöne Programm verspricht. Nach diesem müsste sich die Symphonie als eine kunstvolle Verarbeitung zweier Themen gestalten. Nach der Absicht des Componisten sind sie auch ohne Zweifel vorhanden. Aber eines derselben ist eine schöne, einfache Melodie, das andere ein ausdrucksloses Figurenwerk, das im Gegensatze zu dem so vortheilhaft sich abhebenden Liede später zur bloßen Figuralbegleitung herabsinkt. Unglücklicherweise klingt diese Hauptmelodie noch ziemlich deutlich an das bekannte Lied an: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen", das, in einen eleganten Mollpelz verkleidet, langsam und gravitätisch einherschreitet. Dieser prägnanten Gestalt weiß der Componist kein ebenbürtiges Gegenstück gegenüberzustellen, und der Zuhörer, der das Programm etwa nicht kennt, hat dann doch nur den Eindruck, es sei eine alles beherrschende Melodie ohne besondere contrapunktische Kunst, aber in geschickter Ausarbeitung und blendender Instrumentation durchgeführt worden. Dass die Composition aber auch in dieser Auffassung wirken kann, will nicht wenig sagen. Das Orchester darf einen großen Theil dieses günstigen Eindruckes seinem glänzenden Spiel zuschreiben.

R. W.

*

Knapp vor Thorschluss ist in das zerfallende Künstlerhaus ein Frühling eingezogen, drängend in schwellenden Kräften, verwirrend in seiner süßen Sehnsucht — der Frühling czechischer Kunst. In die versinkende „alte Welt" brachte die Prager Vereinigung bildender Künstler „Manes" den jubelnden Morgenruf junger Menschen und einer jungen Welt. Josef Manes, mehr als Zeichner denn als Maler groß, hob die nationale böhmische Kunst zu dauernder Höhe. In seinen Namen kleiden seither Böhmens Künstler ihr Wollen und ihr Träumen, ihn lieben und führen sie auf den Lippen. So wurde nach ihm auch ein fröhlicher Verein benannt, der sich in Prag bildete, um den seligen Thorheiten erster Akademikerzeit zu dienen. Die Jahre giengen, manche von den Zechern wurden ernste Arbeiter, andere blieben beim Weine sitzen. Aber neue Kräfte, meist Bauernsöhne vom Lande, kamen hinzu und sie bewirkten die Wandlung: aus „Manes", dem Namen, den einst Becher umklangen, wurde ein hohes, strenges Kunstprogramm. Eine Jugend stand auf, der die Kunst die höchste Ausdrucksform des Lebens war. Von allen Schönheiten und Kämpfen der Gegenwart war sie ergriffen, allein noch fehlten ihr die Mittel, sie zu gestalten. Dazu musste sie in die Schule, in die Fremde. Nicht mehr in Münchener Ateliers, nach Paris führte sie der Weg. Ihr Aeltester zählte noch nicht dreißig Jahre, als die muthige Schar, heimgekehrt, sich wieder aneinander schloss. Und ihr Kampf begann, dem bisher kein voller Sieg gegönnt ist. Sie greifen die von Staat und Gesellschaft anerkannte Falschmünzerei künstlerischer Werte an und treten für freiestes Ausleben der Persönlichkeit in den Feldern der Kunst ein. Treue Söhne der heimatlichen Mutter wollen sie sein, aus der Kunst aber jede politische Engherzigkeit verbannt sehen. Eine Zeitschrift „Volné Směry" („Freie Bahnen") trägt ihre Ideen ins Land. Die Dichter und Studenten stehen zuerst neben ihnen, nun wohl auch die Arbeiter, die, eingeladen und geführt, in großer Zahl die letzte Ausstellung besuchten. Diese hat uns jetzt die Vereinigung nach Wien geschickt und sie blüht auf dem öden Hintergrund des Künstlerhauses wie ein Garten lichter Verheißungen auf. Allen Werken gemeinsam ist ein tiefer dichterischer Glanz, ein leiser, musikalischer Klang. Es liegt nicht an den Stoffen, auch nicht in der Art ihrer Behandlung, irgendwo, undefinierbar, schwebt es aus den Dingen, wie ein Spiegeln verschwiegener, unsichtbarer Brunnen. Dieser Hauch slavischen Wesens ist zu spüren, von greifbar nationalen Eigenschaften zu sprechen, ist falsch. In dem gleichen Stimmungsrahmen erheben sich die einzelnen Persönlichkeiten, jede durchaus eigenartig, an Entwickelungsmöglichkeiten reich. Neben Hudecek und Kurta, die wie Pioniere böhmischer Kunst nach Wien kamen, tritt Slaviček, dem ersteren überlegen, ebenbürtig dem zweiten. Seine Gouachen, an die Art des Genfers Baerlson erinnernd, sind wundervolle Werke moderner Landschaftskunst in genialer Kühnheit mit Farben gemalt, die gleichsam aus dem Innern glühen. Švabinskys „Arme Gegend" (?) ist schön wie der Worpsweder schönstes Bild. Sie ist ein blauer Sommertraum, aus Haideduften und Mädchensehnsucht gewoben, wenn der Wind um den Hügel streicht und der Enzian blüht. Seine Federzeichnungen sind von einer classischen Meisterschaft der Technik. Dann Preisler, der hier nicht seine ganze [illegible] bescelte Kunst zeigt, Kalvoda mit seinen regenverhängten Landschaften, Kupka, ein Satiriker von wuchtiger Kraft und Phantasie, der graziöse Künstler Suchardo, der Architekt der Gruppe, Kotera, ein Wagnerschüler — alle anderen auch möchte man mit freudiger Anerkennung nennen. Aber mit jener hohen Ehrfurcht, die man vor den Großen empfindet, mit dem Herzklopfen, das uns vor Unvergänglichem befällt, steht

man vor den Schöpfungen des František Bílek. Einen Meister weiß ich nur, zu dem der Achtundzwanzigjährige aufschauen muss: Rodin. Von ihm hat er auch gelernt, soweit er überhaupt lernen konnte. Denn etwas Urbildnerisches ist in ihm, etwas vom ersten Menschen, in dessen Händen sich der Thon zu ersten Formen zusammenschloss. Noch vermag ich nicht mit anderen Worten das prometheisch Schöpferische in den Statuen Bileks auszusprechen. Dabei geht er auf die großen Symbole der Bibel zurück, möchte mit jedem Werke Ideen gestalten, die Antwort geben auf dunkle Lebensräthsel, will ewige Seele in alltäglicher Wahrheit zeigen, wie Rembrandt, ein naturalistischer Mystiker. In einer kleinen Stadt des südlichen Böhmen, wo die Erinnerung an Huss den Leuten im Blute steckt, lebt er als Apostel des Schönen und Wahren unter dem armen Volke, das er liebt, dem er seine Werke weiht. Bald wird sich die große Welt vor seinem Namen neigen.

Hugo Haberfeld.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

„Wie die Blätter", ein Schauspiel in vier Acten des Giuseppe Giacosa, wurde im Lessing-Theater aufgeführt. Ein ganz braves, unterhaltsames Gesellschaftsstück, geschrieben von einem mild lehrsamen italienischen Realisten, der seine Landsleute durch eine Pariser Theaterbrille ansieht. Leider kennt man die Personen des Stückes, auch ohne es gesehen zu haben, man sieht sie aber unter neuen Namen ganz gern wieder. Da ist der Vater, das „Arbeitsthier", der seine Tage und Nächte hinter den Geschäftsbüchern versitzt, um für seine Frau und Kinder Reichthümer zu sammeln; die zweite Frau, die dem Ehebruch nicht abgeneigt ist; der flotte Sohn, Spieler und Sportsmann; die verzogene Tochter mit dem guten Kern; der unausstehlich brave Vetter; aushilfsweise auch noch ein hypermoderner Maler; dazu das übliche Hauspersonal. Der Vater macht einen erschreckend ehrlichen Bankerott, für die Familie gilt es sich einzuschränken und zu arbeiten, der Vetter wird à tout. Wie die Blätter, die der Wind forträgt von Lache zu Lache, bis sie Schmutz geworden sind, gehen Frau und Sohn zugrunde. Der Vater arbeitet weiter. Die Tochter mit dem guten Kern denkt etwas unmotiviert an Selbstmord, heiratet dann aber den braven Vetter. Allerlei Lehrsames über die Nützlichkeit der Arbeit und die Gefahren des Reichthums bekommt man zu hören. Das alles klingt hart, aber es ist nicht so schlimm. Das Stück ist geschickt gearbeitet, und die Moral ist nicht allzu aufdringlich. Giacosa ist kein Tendenzritter, er ist offenbar ein Mann, der objectiv sehen will und auch sieht. Ich wähne, er hat auch die lieb, die er verurtheilt. Was ihm an Originalität fehlt, ersetzt er durch einen ganz braven Humor. Und mit etwas Humor sieht sich sein Stück ganz freundlich an.

Die Secessionsbühne brachte die dreiactige Komödie von Lothar Schmidt „Der Leibalte" zur Aufführung. Das Stück ist eine Rahmenkomödie. Eine Frau verläßt ihren Mann auf dem Wege „gütlicher Scheidung", um einem anderen anzugehören — was seelisch in ihr vorgeht, erfährt man nicht. Was in dem Manne vorgeht, erfährt man nicht. Was in dem dritten des Bundes vorgeht, erfährt man nicht. Man guckt den Leuten einfach in die Fenster. Der Rahmen ist da, das Bild mag man sich denken, wenn man will. Es ist ein Realismus, der sich an das hält, was mit Händen zu greifen und mit Augen zu sehen ist: eine tiefere, einheitliche, nachhaltende Wirkung ist dabei unmöglich. Das aber, was man sieht, sieht man gern. Die Vorgänge, die einem vor Augen geführt werden, sind durchaus lustig. Die äußere Charakteristik ist treffend und scharf. Stimmung und Witz gehen eine glückliche Ehe miteinander ein. Man lacht von Herzen. Die Philister werden gezaust, die Freien triumphieren — wen sollte das nicht freuen? Es ist studentische Frische, Harmlosigkeit und „Weltüberlegenheit" in diesem Stücklein. In Lothar Schmidt taucht ein Concurrent für Max Dreyer auf. Er ist ein ausgesprochen ehrlicher Mann und weiß mit Geringem nicht nur hauszuhalten, sondern sogar recht lustige Feste zu feiern. Er wird die Klippen immer glücklich umschiffen, an denen Reichere zugrunde gehen.

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt aus Dresden: „Flachsmann als Erzieher", Lustspiel in drei Aufzügen von Otto Ernst, errang bei seiner ersten Aufführung am königlichen Schauspielhause (am 1. December) einen großen Erfolg. Das Stück besitzt ähnliche Vorzüge und ähnliche Schwächen wie des Dichters Komödie „Jugend von heute". Es behandelt den Kampf eines von Begeisterung und Liebe zu seinem Berufe erfüllten Volksschullehrers gegen seinen verknöcherten Pedanten von Director, den Kampf reformatorischer freiheitlicher Gesinnung gegen bureaukratischen Stumpfsinn. Vortreffliche Einzelheiten lassen die etwas dünne Fabel vergessen, täuschen über manche Längen hinweg und versöhnen sogar mit manchem allzutheatralischen Effecte. Inscenierung durch Oberregisseur Erdmann und Darstellung waren ausgezeichnet.

W. W.

---

# Bücher.

Constantin Frantz und Ottomar Schuchardt: Die deutsche Politik der Zukunft. Cilli, Verlag der Schulbuchhandlung, 1899.

Dies merkwürdige Buch, das Aufsätze aus dem Nachlass von Constantin Frantz, vermehrt durch solche von Ottomar Schuchardt, bringt, wendet sich in überaus scharfer Weise gegen die heute in Deutschland verbreiteten Vorstellungen über dessen politischen Zustand. Wo andere Aufschwung sehen, sieht es Niedergang; wo die Begeisterten Anlass zu Freude und Stolz empfinden, klagt es, und wo die anderen den freien Ausblick in eine glänzende Zukunft zu haben meinen, sind nach Ansicht der Verfasser alle Wege verrammelt. Die Ursache dieses schroffen, so befremdenden Gegensatzes liegt in der verschiedenen Stellung der Beurtheiler zu dem Princip der Entwickelung Deutschlands, seitdem Preußen die Führung übernommen hat. Die folgende Stelle aus dem Buche charakterisiert wohl die Meinung der Verfasser am besten: „Die Staaten Deutschlands waren durch Luxemburg mit den Niederlanden verbunden: Aufgabe einer deutschen Staatskunst wäre es gewesen, nicht dieses Verhältnis zu lösen, sondern es fester

und lebendiger zu gestalten. Am anderen Ende, im Südosten, ragte Deutschland durch das alte Kaiserhaus bis an die äußersten Ausläufer der Karpathen hinein und bis nahe an die Mündung der Donau heran. Im Süden verband uns Oesterreich mit der Adria und verlieh uns sogar durch seine italischen Besitzungen die Herrschaft über Italien. Das neue Deutschland ist abgeschnitten von seinen Niederlanden: an der Rheinmündung herrscht ein Staat, der uns so fremd gegenübersteht, wie Russland oder China. Die Ostmark ist verloren; von der Adria sind wir abgedrängt, und an der Mündung der Donau steht Russland. Deutschland, welches, um zu existieren und Athem schöpfen zu können, die Möglichkeit sich auszudehnen brauchte, hat sich verkleinert und eingeengt in eine Form, die aller Natur, allen gesunden Bedürfnissen Hohn spricht. Seine politische Unzulänglichkeit zwingt es, in schwerer, dauernder Rüstung dem Volke das Mark auszupressen." „Deutschlands Beruf und Zukunftsmöglichkeit" liegt nach ihnen „auf dem Festlande, in dem Willen und der Fähigkeit, die ihm von Natur angewiesene Stellung gegen Osten zu behaupten und zu erweitern." Durch Bismarcks Politik sei es davon abgedrängt, gezwungen worden, die Gefolgschaft Russlands zu bilden, dessen Freundschaft es wegen des drohenden Krieges mit Frankreich brauchte. Durch die Concentration aller Kräfte auf das räumlich nicht sehr große Gebiet des heutigen Deutschen Reiches sei es genöthigt worden, industrielle Großmachtspolitik zu treiben, zur See zu gehen und in eine Gegnerschaft gegen das germanische England zu gerathen. Und während es, angeeifert durch die blendenden Scheinerfolge einer die oberen Classen bereichernden Industrie-Politik dem unerfüllbaren Traum einer überseeischen Entwickelung nachjagt, geht die Quelle aller Volkskraft, das Bauernthum, zuhause zugrunde, und wachse im Rücken die slavische Gefahr, der man bereitwillig, um nur Preußen die Herrschaft über Deutschland zu sichern, die wichtige Stellung des Deutschthums in Oesterreich geopfert habe. — Ich kann die Meinung des Verfassers in den entscheidenden Punkten nicht theilen. Ich glaube, dass die industrielle und damit maritime Entwickelung Deutschlands durch das Wachsthum der Bevölkerung bedingt ist und auf jeden Fall eingetreten wäre, wie auch die allgemeine Politik sich gestaltet hätte; ich glaube nicht, dass die Gegnerschaft Frankreichs und die zweifelhafte Freundschaft Russlands durch eine wohlwollende Haltung einem deutschen Bunde gegenüber ersetzt worden wäre, der den deutschen Einfluss von den Niederlanden bis zum Schwarzen Meer ausgedehnt hätte, und ich bin überzeugt, dass der Einfluss, den die Disciplinierung und feste staatliche Führung Preußens auf ganz Deutschland ausgeübt hat, diesem überwiegend nützlich gewesen ist. Dies kann mich aber nicht hindern, anzuerkennen, dass viele Warnungen des Verfassers vor dem in Deutschland heute herrschenden Optimismus Eindruck auf mich gemacht haben. Sehr wohlthätig muss den Oesterreicher die sympathische Gesinnung des Verfassers berühren und man wird das, was er über die Bedeutung Oesterreichs für das Deutschthum sagt, gerne zugeben. Aber im ganzen sehe ich aus all den oft mit Verbitterung vorgetragenen Anklagen, Mahnungen, Warnungen doch keine klare Richtungslinie hervorgehen für die Politik, die den Verfassern selbst vorschwebt. **Prof. v. Philippovich.**

Dr. Ladislaus Gumplowicz: Ehe und freie Liebe. Verlag der Socialistischen Monatshefte. Berlin, 1900.

Die kleine Broschüre erscheint mir wegen ihrer typischen psychologischen Unzulänglichkeit bemerkenswert. Der Verfasser hat selbstverständlich als „fundamentale Voraussetzung" die Ueberzeugung: „Die collectivistische Gesellschaft wird eine Gesellschaft ohne Prostitution sein." Ja, fast scheint es, als sei der Verfasser von der Existenz der collectivistischen Gesellschaft nicht so fest durchdrungen als von dem Fehlen der Prostitution in ihr. Die Tarnowski'sche Theorie von der prädestinierten Veranlagung eines — wenn auch vielleicht kleinen — Procentsatzes zur Prostitution wird vom Verfasser kurzweg als „dumm" verworfen. Es werde in der Zukunftsgesellschaft keine Frauen geben, „um die man nicht zu werben braucht". Allerdings gibt Gumplowicz selbst zu, dass eine starke Nachfrage nach solchen Frauen auch in der collectivistischen Gesellschaft bestehen werde, denn „für unreife Jungen, für kraftlose Wichte, für Narren und Sonderlinge wird kein Weib mehr zu haben sein". Was werden die armen Wichte und Narren anfangen? Wird übrigens das Zuchtwahlbewusstsein der neuen Frau so zuverlässig sein? Könnte nicht unter den Narren, Wichten und Jungens auch ein oder der andere unberechtigt Ausgeschlossener sein? Ein junger Autor, Georg Hirschfeld[?], hat erst unlängst in einem lesenswerten, wenn auch etwas excentrischen — Herr Gumplowicz möge verzeihen! — Buch auseinandergesetzt, dass die Auslese-Instincte der Frau nicht nur unzuverlässig, sondern geradezu zuchtwahlfeindlich allen complicierteren Manne-organisationen entgegenstehen. Der Gedanke übrigens, dass in einer künftigen Gesellschaft die Werbung um das Weib extensiver und intensiver wird betrieben werden müssen, ist nicht ganz so hoffnungsvoll, wie Dr. Gumplowicz voll darwinistischer Vertrauensseligkeit meint. Zwar, Dr. Gumplowicz glaubt, „die Eifersucht werde ihre aggressiven Formen verlieren". Wir gestatten uns zu glauben, dass der intensivere Wettbewerb eine wahre Cultur der Eifersucht heranzüchten muss. Ob damit [illegible] nicht eine Bereicherung der [illegible] Welt und [illegible] des Mannes geben wird, ist [illegible] zugleich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
**Stefan Großmann.**

Ferdinand v. Saar: [illegible] Fünf Geschichten. Heidelberg, Verlag Georg Weiß. 1901.

Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], am Wiener, [illegible] [illegible] [illegible]

„Romantiker" nannte. Von photographischer Wirklichkeitstreue, die der nicht zu glückliche Titel andeutet, ist allerdings in den „Fünf Geschichten" so wenig wie in anderen Werken Saars die Rede. Insbesondere scheint mir das bewusste und bei Saar sonst immer ausdrücklich betonte Sichfernehalten von der streng realistischen Richtung, der Schilderung wie der Analyse, nicht bloß in dem zarteren heimischen Kunstgefühl, sondern auch einer gewissen österreichischen Schwäche den uneingestandenen Grund zu haben. Novellen, wie Saars „Brüder", in denen das Motiv der feindlichen Geschwister wieder aufgenommen wird, die „Parzen" — drei Schwestern, Besitzerinnen eines Altwiener Kaffeehauses, deren zwei ein recht trübes Schicksal trifft — der „Burggraf", ein verkommener Aristokrat, dessen traurig komische Gestalt durch einige Züge scharf hervortritt — diese Erzählungen lassen trotz ihres echten Tones, der prächtigen Gegenständlichkeit und der künstlerisch gewissenhaftesten Durchführung den durch russische und nordische Novellistik verwöhnten Geschmack das Neue im Thema oder den auch nur entfernten Zusammenhang mit Zeitproblemen vermissen. Dies alles findet man dagegen in dem „Brauer von Habrovan", dem ironischen Meisterstück der Sammlung, mit der besonders markanten Faunsfigur im Hintergrunde. Hier ist die melancholisch-nachdenkliche Art, die diesem Dichter das zart-persönliche Gepräge gibt, auf das glücklichste mit exactester Beobachtung und geistreicher Psychologie verbunden. **Paul Wertheimer.**

In der Anzeige der „Phantasien eines Realisten" von Lynkeus brachten wir den Vermerk: zweite bis vierte Auflage. Der Verleger, Herr Karl Reißner in Stuttgart, theilt uns nun mit, dass das Buch nur in zweiter, unveränderter, Ausgabe vorliegt. **A. G.**

## Revue der Revuen.

Ein anonymer Artikel in den „Grenzboten" beschäftigt sich mit der „Reform des österreichisch-ungarischen Dualismus". Ohne eine Reform, meint der Autor, steuert Oesterreich-Ungarn der Personalunion zu; mit dieser würde aber nicht Friede und Eintracht zwischen beiden Staaten einkehren, sondern — wie auch jüngst in der „Zeit" auseinandergesetzt wurde — neuer Streit. Die positiven Reformvorschläge des Autors laufen darauf hinaus, dass an Stelle der Delegationen eine wirkliche, den beiderseitigen Parlamenten beigeordnete Interessenvertretung, also ein förmliches drittes, gemeinsames Parlament geschaffen werde. Die gemeinsamen Angelegenheiten, ebensowohl die pragmatischen wie die handelspolitischen, sollten aus der Ingerenz der beiderseitigen Parlamente ausgeschieden und ausschließlich dem dritten Parlament übertragen werden, dessen Zusammensetzung der Autor sich auf dem Princip der Proportionalvertretung aufgebaut denkt. An Stelle der Quote wäre eine gemeinsame Specialsteuer zu schaffen. So würde der Widerstreit zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Ungarn, das ewige Feilschen der beiden Regierungen und die unerträgliche Erhitzung der beiden öffentlichen Meinungen bei der Austragung von Interessenconflicten zwischen den beiden Reichshälften vermieden und der Dualismus erhalten werden können.

„Das literarische Echo" (November) bringt einen Aufsatz von Arthur Leist über das persische Theater. Wie jedes andere Theater, bringt auch dieses Lust- und Trauerspiele. Die ersteren geißeln die Uebelstände des öffentlichen Lebens und die Schwächen und Laster der Machthaber, während die letzteren Organe der religiösen und politischen Propaganda sind. Die religiösen Schauspiele, die den Namen „Thasieh" (heiliges Spiel) führen, sind eine Erbschaft des Alt-Persischen und gleichen unseren mittelalterlichen Mysterien. Ursprünglich waren es nur Trauergesänge zum Andenken an die Ermordung Husseins und Hassans, der beiden Söhne Alis, der ein Schwiegersohn des Propheten war. Erst allmählich entwickelten sie sich zu Schauspielen, die aber immer die Leidensgeschichte des Hauses Ali behandeln. Die Festvorstellungen dauern neun Tage, und während derselben sind auch die strengen Haremsregeln aufgehoben, und die Frauen dürfen das Theater besuchen. Auch der Harem des Schahs wohnt den Aufführungen in einer vergitterten Loge bei. Das Theater in Teheran hat das Aussehen eines Circus, in dessen Mitte sich die Bühne befindet, die weder Vorhang noch Decorationen hat; dagegen werden auf die Costüme, die Umzüge u. s. w. große Kosten gewendet. Die „Thasiehs", die nur im Trauermonate Moharrem stattfinden, haben fast den Charakter einer religiösen Ceremonie; deshalb ist auch der Zutritt unentgeltlich und unterbleibt jeder Beifall; dagegen brechen die Zuhörer häufig in lautes Wehklagen aus. Neben den officiellen Aufführungen in Teheran finden aber auch in den anderen persischen Städten auf öffentlichen Plätzen oder in Höfen auf improvisierten Bühnen „Thasiehs" statt, und jeder reiche Perser hält es für ein gottgefälliges Werk, solche heilige Spiele zu veranstalten. Possen werden dagegen das ganze Jahr von Wandertruppen gegeben, die von einem Stadttheil und einem Ort in den anderen ziehen und ihre Bühne ähnlich wie unser fahrendes Seiltänzervolk auf Plätzen und Märkten aufschlagen. Es sind zumeist Stegreifkomödien, in denen auch die Standalgeschichten und localen Vorkommnisse des jeweiligen Standortes zur Sprache kommen. Man nennt sie „Tamascha" oder „Teklid" [illegible]. Daneben gibt es noch eine Art Puppenspiele, die nach dem [illegible] Haupthelden, der unserem [illegible] gleichkommt, „[illegible]" heißen und bei dem Volke [illegible] beliebt sind.

„Revue blanche". Zu der Nummer vom 15. November schreibt [illegible] [illegible] der Gesetzgebung und moderner [illegible]. Das [illegible] gegen den Novellisten Camille Lemonnier [illegible] [illegible]. Ein vielverheißender Anfang [illegible] vom Gerichtspräsidenten **Magnaud** [illegible] worden, der in verschie[illegible] [illegible] nach dem Sinne des [illegible] [illegible] Richtspruch gefällt hat; [illegible] Frankreich das große [illegible] verworfen und von der [illegible] unter dem Titel: [illegible] der österreichischen **Monarchie**,

der jeder Ausweg und jede Hoffnung auf eine dauernde und endgiltig befriedigende Ordnung benommen sei.

**„Revue des Deux-Mondes“** (1. und 15. November). Pierre Leroy-Beaulieu untersucht die Ursachen der chinesischen Conflicte, die er weit weniger dem Vorgehen der Missionäre, als dem der Ingenieure aller Nationen zuschreibt, die sich beim Anlegen der Bahnlinien oder auf der Suche nach Minen der größten Urtheilslosigkeit und der unnöthigsten Brutalitäten schuldig machten. — Der Graf Ch. d'Ursel schildert seinen Aufenthalt im Congoland und schließt an seine sehr lebendige Darstellung auch eine interessante, statistische Zusammenstellung. Vor 14 Jahren, bei Gründung der ersten Gesellschaft, war es kaum möglich, die hierzu erforderliche Million aufzutreiben; fünf Jahre später waren schon 34 Millionen investiert, und heute zählt man 65 Colonialgesellschaften, die zusammen ein Capital von 250 Millionen Francs repräsentieren. Der Handelsverkehr, der 1886 gegen 3½ Millionen betrug, belief sich im Jahre 1899 auf 58 Millionen, wovon etwa Fünfsechstel auf Belgien entfallen. Man kann das Erträgnis vom Verkauf der europäischen Waren auf 200 Percent veranschlagen, und der der dortigen Producte in Europa steht ungefähr im gleichen Verhältnis. An Stelle des etwas zurückgehenden Elfenbeinhandels ist jetzt der Kautschuk getreten, der sich in wenigen Jahren von einer auf dreieinhalb Millionen Kilogramm gesteigert hat, was einen Wert von 30 Millionen Francs repräsentiert. — Gleichfalls statistisch ist die Uebersicht, die Jules Roche „Les Budgets du Siècle“ benennt. Er zeigt, dass die Steuern im Jahre 1800 in Frankreich bloß 836 Millionen betrugen, während das beginnende zwanzigste Jahrhundert ein Budget von nur 4030 Millionen vorfindet, also beinahe fünfmal so viel als vor hundert Jahren! Sollten die Abgaben im selben Verhältnis zunehmen, so müssten sie sich in einem weiteren Jahrhundert auf 20 Milliarden im Jahre belaufen.

**„Pearsons Magazine“** enthält einen interessanten Bericht von Robert Sherard über die Erfindung eines Mr. Boutan, mittels welcher man imstande ist, submarine photographische Aufnahmen zu zu machen. Nach vielen mühseligen Versuchen ist es ihm gelungen, eine Camera herzustellen, die unter der Beihilfe von elektrischem Licht in jeder beliebigen Tiefe, die ein Taucher zu erreichen vermag, tadellos functioniert, so dass nun nicht nur vom Meeresboden, sondern auch von dem ganzen Leben unter dem Wasser, aber auch von den Tauchern bei der Arbeit Momentaufnahmen gemacht werden können.

---

# Mein letzter Pathe.

Humoreske von Ola Hansson.

Ich habe in meinem bisherigen Leben zwei Pathen gehabt. Der eine war eine Frau aus der nächsten Verwandtschaft, die Hausfrau auf dem Nachbarhof in meinem Geburtsdorf in Schonen; der andere war ein mir völlig unbekannter Mann, der von Rom nach München gekommen war, um sich in meine Angelegenheiten einzumischen. Erstere trug mich als kleines Kind zur protestantischen Taufe; letzterer stellte sich als Pathe zur katholischen Firmung ein, worauf er mit dem ritterlichen Wagemuth, der ihm eigen, und dem mir immer mystischer erscheinenden Gesetz der substitution mystique folgend, sich selbst in Sicherheit brachte und nach — Tübingen verduftete. Getauft bin ich also worden, sowie auch gefirmt: protestantisch getauft und katholisch gefirmt: das eine wie das andere ist mir gleich wenig zum Unheil geworden; aber wenn die Sache so ausgegangen ist, so ist das den beiden Pathen zum Trotz geschehen, die doch nach menschlichem wie göttlichem Gebote gerade dafür hätten sorgen sollen, dass auch der anbetrachts der leiblichen Hülle unvermeidliche breite Pfad dieses irdischen Jammerthales nicht allzu eng bemessen sei. Mein Kopf hat ziemlich viele Männlichkeiten: das Organ der orthodoxen Distinctionen ist jedoch so gut wie ganz rudimentär geblieben; die politisch wie theologisch gleich hochwichtigen Probleme der Parität &c. blieben in mir liegen als für die Phantasie und das Herz gleich unverdauliche Holzstücke. Erst durch die Zusammenstellung der beiden Pathen mitsammt den Erfahrungen, die sich für mich um sie herum anknüpften, wurde es meiner Zunge geläufig, dass Parität ungefähr soviel sagt, wie: dass Sauerkraut immer Sauerkraut bleibt, gleich schmackhaft und gleich ungenießbar, je nachdem.

Nächst den Verlegern waren die Pathen, ob sie nun Tauf- oder Firmpathen und ob sie protestantisch oder katholisch gewesen, die schlechtesten Menschen, die ich in meinem abwechslungsreichen und seltsam verschlungenen Leben kennen gelernt habe.

Mein erster Pathe, die protestantische Taufpathin, hat mir nicht ein einzigesmal, weder in meinen guten noch in meinen schlechten Tagen, etwas von dem erwiesen, was die dickste Blutsverwandtschaft schon allein hätte veranlassen müssen, auch ohne die Verpflichtung der Religion. Sie war — und ist, wenn sie noch lebt, was ich nicht weiß — eine reiche und kinderlose Frau. Sie liebt die überseeischen schwarzen und gelben und sonstigen couleurten Kinder sehr — sie gehört nämlich zur pietistischen inneren und äußeren Mission. Sie liebte sie sogar mehr als mich — schon damals als ich ein sehr braves und begabtes Kind war, das in der gelehrten Schule und an der Universität in unserer ehrwürdigen alten, schonenschen Stadt Lund den Eltern und Verwandten große Ehre bereitete. Seitdem bin ich ja bekanntlich als Schriftsteller ganz verderben werden — erst zu Hause und dann auch später draußen in der weiten Welt. Dass die couleurten Kinder dabei einen ganz gewaltigen Vorsprung gewannen, versteht sich von selbst; der Pietismus hat sich an die Brust schlagen können: „ich lobe dich, Gott, dass ich nicht so bin, wie dieser Sünder.“

Mit meinem zweiten Pathen machte ich die gleichen trüben Erfahrungen.

Mir wurde dringend gerathen, mich an den geheimnisvollen Kämmerer zu wenden, dessen Name mir schon öfters mit großer Absichtlichkeit, aber in undurchsichtigen Zusammenhängen unter die Nase gehalten worden, und der soeben in München eingetroffen sein sollte. Ich betrat voller Ehrfurcht das neugebaute Haus im Berliner Stil, wo der römische Herr mit dem deutschen Namen residierte, und fand einen Mann in meinen eigenen Jahren vor, der die rothe Monsignorecravatte trug und plötzlich mit einer feierlichen Bewegung eine sonderbare Trichtermütze auf den Kopf stülpte. Ich verstand, dass mein Gegenüber jetzt in seiner ganzen officiellen Würde dasaß, und wurde auch selbst angesichts des symbolischen Gegenstandes feierlich gestimmt. Das Zimmerinterieur, das uns umgab, stand freilich in keinem rechten Einklang mit der Trichtermütze und beeinträchtigte einigermaßen die Feierlichkeit dieser officiellen Sitzung: es hatte das undefinierbare Gepräge der etwas vernachlässigten und verschossenen Einrichtung eines koketten Damenboudoirs. Das erste, was mein späterer Firmpathe in meiner Angelegenheit, die ich ihm in ihrer ganzen grotesken Barockheit auseinandersetzte, unternahm, war, mich und meine Frau in der Wohnung seiner Frau Mutter, die im selben Hause eine Treppe höher wohnte, mit ein paar Damen zusammenzuführen, von denen ich freilich verstand, dass sie hohen Ranges waren, von denen ich aber noch bis zum heutigen Tag gar nicht begreife, was sie mit mir und ich mit ihnen zu thun haben könnte.

Dann geschah es eines Tages, dass wir aus dem Hotel „Deutscher Kaiser“ zu München, wo wir während unseres siebenjährigen Aufenthaltes in Bayern immer abgestiegen waren, wenn wir nach München kamen, und jetzt drei Monate lang gewohnt hatten, plötzlich und unerwartet, wie es in den Todesanzeigen steht, vor die Thüre gesetzt wurden, unter dem Vorwand, dass ich die präsentierte Rechnung nicht gleich auf der Stelle begleichen konnte, während mehr als die erforderliche Geldsumme schon auf der Post lag und mir am folgenden Tag in die Hände gelangt wäre. Und nun erwies es sich weiter, dass der Herr Geheimkämmerer dazu ausersehen war, der Retter in der Noth zu sein. Der wirkliche Zusammenhang dieser zwei Thatsachen entpuppte sich mir in seinem ganzen Reize freilich erst später. Dazu war es nöthig, dass der Herr Geheimkämmerer erst mein Firmpathe geworden.

Mein neuer Freund arrangierte die Sache für uns mit einem lächerlich großen Aufwande von Energie und Abandon. Für die kleine Hotelrechnung ließ er mich einen Schuldschein mit Abzahlungsraten ausstellen. Er erklärte mir, er habe für alles gesorgt, Zimmer gemietet, die Miete gezahlt; wir hätten nur einzuziehen. Die ganze Geschichte kam mir zwar etwas spanisch vor: ich dachte aber an die Trichtermütze und empfahl mich Gott und allen Heiligen: und so zogen wir in das Zimmer. Das Haus erwies sich als eine Pension: unsere Zimmernachbarn waren eine Modistin und eine Sängerin oder ähnliche verführerische Wesen: das ganze roch auch unbestimmt nach Absteigquartier. Aber ich dachte wieder an die rothe Cravatte und die Trichtermütze und empfahl mich nochmals Gott und allen Heiligen.

Der Herr Geheimkämmerer fand sich auch zuweilen bei uns ein, saß aber nur auf dem äußersten Rand des Stuhles und flog immer mit verdächtiger Geschwindigkeit wieder hinaus, als ob es ihn irgendwo an einer empfindlichen Stelle brannte, oder als ob er wegen der zu Hause gelassenen Trichtermütze befürchtete, etwas von hinten versetzt zu bekommen.

Seine Befürchtung wurde in der That allmählich nicht so ohne. Es wäre einmal beinahe geschehen, dass mein Tintenfass ihm nachgeflogen wäre, wie es dem Teufel bei dem seligen Luther ergieng. Unter der geheimkämmerlichen Hülle kroch nämlich ein ganz anderes Geschöpf hervor, das so ungefähr der Gattung „Feldwebel aus Stallupönen“ entsprach. Nur blieb — meiner Auffassung nach — bei der Sache der Humor größer als die Unverfrorenheit.

Letztere war freilich gehörig dick aufgetragen. Der Feldwebelkämmerer gieng in seiner fürsorglichen Güte immer weiter. Wahrscheinlich auf unsere nach und mit der Conversion eingetretene pecuniäre Misslage moralisch gestützt und mein Unvermögen, dieser ganzen stupiden, langweiligen Geschichte eine dichterische Verwertung abzugewinnen, ausnützend, trat er mit der erwähnten Unverfrorenheit, die nicht ohne Reize war, als Arbeitgeber auf. Er habe einen „Bruder“, der Leiter einer weltbekannten Wasserheilanstalt sei: und dieser „Bruder“ sei mit einem großen wissenschaftlichen Werke beschäftigt. Um dieses Werk ausführen zu können, brauche er weitläufige Excerpte aus diesbezüglichen medicinischen Arbeiten. Die Aufgabe, diese Excerpte zu machen, fand der Herr Geheimkämmerer aus Rom meinen und meiner Frau literarischen Fähigkeiten besonders entsprechend und schleppte einen ganzen Haufen dicker Bücher ins Haus. Besonders wurde ein gewisser Eulenburg als Autorität mir bestens empfohlen. Als Arbeitslohn hatte unser Arbeitgeber [illegible] Pfennige

pro Stunde in Aussicht gestellt. Ich schrieb in der königlich bayerischen Staatsbibliothek zu München unter den Augen des Herrn Geheimkämmerers eine ganze Stunde lang aus einem englischen Bücherlexikon alle Pagina ab, die über das Wort „Water" handelten, und betrachtete damit dies geistvolle Intermezzo als erledigt. Erst später entdeckte ich, dass die Zumuthung auch eine ganz — discrete Seite hatte, insoweit als die Eulenburg'schen und anderen Werke auch von geheimen Krankheiten und deren Beschwichtigungscuren handelten, die ja zwar auch in gewissem Sinne zum geheimkämmerlichen Gebiet gehören; aber ich dachte wieder an die Trichtermütze und empfahl mich nochmals Gott und allen Heiligen. Ich ließ also Un—verfrorenheit Unverfrorenheit sein, und Humor Humor.

Als Gegendienst erbat ich mir von dem Herrn Geheimkämmerer, mein Firmpathe sein zu wollen. Er willigte nach einer stürmischen Scene auf offener Straße, wo er den Beleidigten spielte, weil ich seine Aufgaben nicht ausgeführt hatte und die ganze Sache als einen nach meinem Geschmack nicht besonders geistvollen Ulk auffasste, ein und verduftete noch am selben Abend nach — Tübingen, nachdem er mich an einen Stellvertreter gewiesen hatte. Geheimkämmerer bleibt ja Geheimkämmerer, auch wenn die heruntergekämmten Gegenstände verdächtiger Beschaffenheit sind, und Trichtermütze bleibt Trichtermütze, auch wenn sie schief sitzt.

Jetzt trat aber das ganz Unvorhergesehene und mir noch vollständig Unbegreifliche ein. Genau von dem Tage ab, wo er mein Firmpathe geworden war, betrachtete er sich aller jener Verpflichtungen fürsorglicher Art entledigt, mit denen er sich zu der Zeit, wo er mir noch ein völlig unbekannter Mann war, aufgenöthigt hatte.

Er war und blieb abgereist, unbekannt wohin.

Erst zu Weihnachten tauchte er wieder auf und wurde innerhalb meines Horizonts sichtbar. Zu diesem fröhlichen Christfest wurden alle Hunde gegen uns losgelassen: und eine wahre Hetzjagd gieng los. Ich suchte meinen Firmpathen auf; aber da war ich nur aus dem Regen in die Traufe gekommen. Mein Firmpathe geberdete sich wie ein Wütherich. Meine Versuche, die Unterhaltung auf einigermaßen menschliche Töne zurückzubringen, misslangen völlig. Er schrie und tobte: ich solle neun Stunden täglich Excerpte machen, das heißt jeder literarischen Thätigkeit ganz entsagen; meine Frau desgleichen u. s. w.

Das Ende von der Geschichte war, dass wir zum fröhlichen Fest der Christenheit — nachdem man es früher abgelehnt hatte, Mietsgeld von mir anzunehmen oder mir nur den Mietspreis zu sagen, weil der Herr Geheimkämmerer diese Sache ordne — genau auf dieselbe liebenswürdige Weise aus dem Pensionszimmer ausgewiesen wurden, wie es drei Monate früher im Hotel zum „Deutschen Kaiser" geschehen war, damit wir in die geheimkämmerlichen Hände fallen sollten. Meinen lieben Firmpathen sah ich in diesen kritischen Tagen sich nur um die benachbarten Straßenecken drücken oder hinter dem Ueberziehergestell im Restaurant, wo wir aßen, verbergen.

Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen, noch etwas von ihm gehört.

Die einzige Belehrung, die ich von ihm erhalten, war die oft wiederholte Aufforderung, Simon und Judas in allen Nöthen anzurufen.

Dieses ist die wahre Geschichte von meinen beiden Pathen, dem protestantischen und dem katholischen. Ich werde mich nie mehr in meinem Leben mit Pathen belasten.

Unserer heutigen Nummer liegen zwei Prospecte bei:
1. Von der illustrierten Zeitschrift „Die Woche" in Berlin,
2. vom internationalen Congress gegen den Alkoholismus in Wien.

## Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 15. December 1900. Nummer 324.

## Eine Candidatenrede.

Wenn die große Kunst der Candidatenrede darin besteht, die schwache Seite des Candidaten nach Möglichkeit zu verhüllen, so darf man nach der Candidatenrede, die er kürzlich in Karolinenthal gehalten, Herrn Dr. Kaizl füglich nicht länger den Ruhm des besten Candidatenredners vorenthalten, der in dieser Reichsrathswahlbewegung bisher aufgetreten ist. Denn über alles hat Herr Dr. Kaizl in dieser Rede gesprochen, er hat die jungczechische Obstruction vertheidigt, er hat den Radicalismus auf deutscher wie czechischer Seite angegriffen, er hat sich über die Sprachenfrage, er hat sich über die Abstinenzpolitik, über die Linke wie über den Dreibund hat er sich ausgelassen, vom Grafen Taaffe hat er erzählt und auch vom Fürsten Windischgrätz, vom Grafen Badeni nicht minder als vom Grafen Thun; den Grafen Clary hat er scharf kritisiert und auch die Regierung des Herrn v. Koerber mitleidlos unter die Lupe gelegt, sogar die „force majeure, welche im letzten Stadium die Entscheidung herbeiführt," hat er in ironischem Euphemismus zu erwähnen nicht unterlassen. Nur an einen hat er vergessen, und gerade an denjenigen, über dessen Thätigkeit der Candidat Kaizl am ehesten Auskunft zu geben verpflichtet wäre, nämlich an den gewesenen Finanzminister Kaizl. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt." Herr Dr. Kaizl aber kann den braven Mann nur spielen, wenn er an sich selbst, beziehungsweise seine jeweilige Vergangenheit überhaupt nicht denkt. Als er Finanzminister mit dem § 14 war, konnte er sich an sein eigenes Lehrbuch der Finanzwissenschaft nicht erinnern, in welchem er die Wirtschaft ohne parlamentarisches Budget als Staatsstreich verurtheilt hatte. Jetzt, da er als Candidat auftritt, thut er so, wie wenn er sein lebenlang nur auf der Bank der Kritiker und Spötter gesessen wäre und niemals auf der Regierungsbank die Macht gehabt hätte, die schönen Ideen auszuführen, die er jetzt seinen Nachfolgern vorhält, so wie er sie einst auch seinen Vorgängern gepredigt hat.

„So gut wie gar nichts geschieht für eine gerechte Austragung des deutsch-czechischen Streites," sagt Dr. Kaizl in seiner Candidatenrede, „und es ist namentlich die gegenwärtige Regierung, gegen welche dieser Vorwurf gerichtet werden muss." Gewiss kann auch der gegenwärtigen Regierung dieser Vorwurf nicht erspart bleiben. Aber namentlich? Namentlich gebürt er weit eher als ihr einer anderen, und gerade derjenigen Regierung, deren geistiger Leiter Herr Dr. Kaizl und deren Firmaträger Graf Thun war. Wenn, seitdem Graf Badeni mit seinen Sprachenverordnungen das große Unheil über Oesterreich gebracht hat, es einen Mann gegeben hat, der dem Reich den Frieden hätte wieder bringen können, so ist es Herr Dr. Kaizl zur Zeit seiner Ministerschaft gewesen. Als Dr. Kaizl im März 1898 Minister wurde, war die deutsche Obstruction bereits fast ein Jahr alt, und selbst jedem politischen Laien war es seit den Novembertagen des Jahres 1897 klar, dass sie, wenn überhaupt, so doch mindestens von der damaligen Parlamentsmehrheit nicht mehr überwunden werden könne. Angesichts der immer noch wachsenden Erregung der deutschen Bevölkerung, war die Aufrechterhaltung der Sprachenverordnungen zur politischen Unmöglichkeit geworden. Sie mussten aufgehoben werden, und sie konnten auch damals mit allem für die Regierung wünschenswerten Erfolg aufgehoben werden. Denn damals war die Aufhebung der Sprachenverordnungen der einzige Programmpunkt, auf den sich die deutschen Gemeinbürgschaftsparteien geeinigt hatten. Wäre diese zu jener Zeit erfolgt, so wäre auch die Gemeinbürgschaft zu Ende gewesen, der damals ohnedies niemand einen längeren Bestand oder eine programmatische Erweiterung zumuthete. Dr. Kaizl war der einzige, der diese verhältnismäßig noch günstige Lage ausnützen konnte. Er war stark genug nach unten wie nach oben, um diese unvermeidliche Maßregel ohne die Gefahr einer jungczechischen Gegenobstruction durchzuführen. Nach unten, denn er hatte das czechische Volk hinter sich, dem nicht nur seine Eitelkeit, sondern auch sein nationales Interesse gebot, den Mann an der Macht zu erhalten, der unter allen Czechen am höchsten gestiegen war. Aber er war auch stark genug nach oben. Denn das Ministerium Thun verfügte über die parlamentarische Majorität, und ohne ihn war das Ministerium Thun unmöglich: wenn er die Aufhebung der Sprachenverordnungen zur Bedingung der Annahme oder der Fortführung seines Amtes gemacht hätte so wäre sie auch erfolgt, weil er damals einfach unentbehrlich war.

Das war der große Moment in der Laufbahn Dr. Kaizls. Er hat sich aber ihm nicht gewachsen gezeigt. Statt der Sprachenverordnungspolitik Einhalt zu thun und den Parlamentarismus wiederherzustellen, auf dem seine und seiner Majorität ganze Position beruhte, setzte er, wie von seiner ministeriellen Macht benebelt, die Sprachenverordnungspolitik mit den kleinlichsten und gehässigsten Mitteln fort und dehnte das § 14-Regime bis zu jener Grenze aus, an der ihm die Bankiers halt geboten, bis zu der auch nur er, im sicheren Besitz der Majorität, vorzudringen wagen durfte. So gieng der große Moment ungenützt dahin. Durch die Kaizl'sche Sprachenpolitik immer inniger aneinandergekettet, fanden die deutschen Gemeinbürgschaftsparteien Zeit, den Gedanken eines großen gemeinsamen deutschnationalen Programmes zu fassen und zu verwirklichen. An dem Tage, an dem im Frühjahre 1899 das Pfingstprogramm zustande kam, war für Dr. Kaizl, seine Partei, sein Volk und seine ganze Majoritätscombination die große Chance verpasst. Denn von diesem Tage an genügte die Aufhebung der Sprachenverordnungen nicht mehr, um die deutsche Gemeinbürgschaft aufzulösen. Die deutsche Staatssprache, die nationale Zweitheilung Böhmens und zahlreiche andere nationalpolitische Forderungen, die bisher nur die Separatwünsche einzelner deutscher Fractionen oder Landsmannschaften gebildet hatten, waren zur gemeinsamen Forderung aller linksdeutschen Parteien geworden, die Gemeinbürgschaft war von der Defensive zur Offensive übergegangen, die Minorität hatte nun nicht allein die bessere Taktik, sondern auch das ausgereiftere Programm für sich. Die Majorität war von der Minorität nicht nur taktisch, sondern auch programmatisch geschlagen. Die Majorität war nur noch eine numerische, aber keine politische Potenz mehr.

War damit, mit dem Pfingstprogramme, der Majorität der Rechten auf absehbare Zeit die Möglichkeit der parlamentarischen Herrschaft virtuell benommen, so hat Dr. Kaizl gleichzeitig durch die von ihm dem § 14-Regime gegebene Ausbildung diese Majoritätsherrschaft auch für einige Zeit überflüssig gemacht. Was vor ihm, aus Furcht vor der Ministerverantwortlichkeit, kein Beamtencabinet gewagt hätte, durfte sich nach ihm ein jedes erlauben, weil es sich gegenüber den Majoritätsparteien, falls diese plötzlich anklagelustig würden, auf deren eigene § 14-Regierung und ihren eigenen § 14-Mann, den Dr. Kaizl, berufen konnte. Als dann im Herbst 1900 — theils aus Furcht um die Delegationen, theils aus Rücksicht auf die Beziehungen zu Deutschland — der bis dahin czechenfreundliche Wind in den oberen Regionen umschlug, war der Bankerott der Sprachenverordnungspolitik, der Czechenpartei, der Majorität und jedes Parlamentes mit dieser Majorität kaum mehr aufzuhalten. Die Sprachenverordnungen wurden nun in panikartiger Eile aufgehoben, aber die Gemeinbürgschaft blieb, weil sie sich im Pfingstprogramm einen darüber weit hinausreichenden positiven Existenzzweck geschaffen hatte. Das Majoritätsministerium Thun fiel, aber kein gleiches folgte ihm nach, sondern ein Beamtenministerium, dessen majoritäts- und parlamentslose Existenz Dr. Kaizl erst durch seine elastischen § 14-Interpretationen ermöglicht hatte.

Worüber sich der Candidat Dr. Kaizl jetzt beschwert, das ist alles das Werk des Mannes, dessen Thätigkeit er in seiner Rede so weise verschweigt. Wenn die Czechen sich heute in einer so pitoyablen Lage sehen, wie schon seit zwanzig Jahren nicht, haben sie es nur einem der ihrigen und gerade nur jenem Sohn ihres Volkes zu verdanken, dem das Schicksal mehr Einfluss auf die Leitung dieses Reiches gegeben hat, als je einem Czechen zuvor: es ist niemand anderer als der gewesene Finanzminister und gegenwärtige Candidat und Kritiker Herr Dr. Kaizl selbst. K.

---

## Die Macht des Geldes im Strafprocess.

(Glossen zum Process Sternberg.)

Dass man die kleinen Diebe hängt, während man die großen tanzen lässt, gehört zu den selbstverständlichen Dingen, von denen der Kohelet vor beinahe drittehalbtausend Jahren gesagt hat, dass der Weise sich nicht darüber wundere, da das eben der Weltlauf sei. Der Grund liegt auf der Hand: die großen Diebe sind

Mitglieder der herrschenden Classe oder stehen ihr nahe, und, um die „Weisheit auf der Gasse" noch einmal reden zu lassen: eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Ist aber der vornehme Sünder außerdem reich, so verfügt er über das unfehlbare Mittel, seinen Verfolgern und den Zeugen den Mund zu stopfen. Daran kann auch der „Rechtsstaat", mag er sich noch so sehr blähen und brüsten, nichts ändern. Wozu hätte denn ein Sternberg seine, noch dazu in nicht sehr sauberen Geschäften erworbenen, Millionen, wenn er sie nicht dazu anwendete, sich aus einer Klemme zu ziehen? Und welcher Vernünftige wird dem Gelump angefaulter Großstadtfrüchtchen, mit dem er zu thun gehabt hat, Unbestechlichkeit zutrauen? Was kann es also Thörichteres geben, als dass die Frommen wie die Unfrommen die Hände ringen und über die Macht des Goldes jammern, als wenn die bei der Gelegenheit erst entdeckt worden wäre? Das Einzige, worüber man sich allenfalls wundern könnte, ist die Schwerfälligkeit und Ungeschicklichkeit der Justiz, die eine an sich gar nicht complicierte Sache jahrelang hinschleppt und dadurch der Bestechung Zeit und Raum verschafft, sich in aller Gemächlichkeit auf das großartigste zu organisieren. Indes ist auch daran nichts zu verwundern, denn wo gäbe es eine moderne Justiz, die **nicht** schwerfällig und ungeschickt verführe? Nicht zu reden von den Ländern, wo die Justiz ein Hohn auf ihren Namen ist. In Italien würde sich Sternberg von anfang an den Schutz der Maffia oder Camorra erkauft haben, und kein Staatsanwalt und kein Richter würde seine gefeite Person ernsthaft anzutasten wagen. Und in Oesterreich? Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber ein österreichisches Blatt bemerkte jüngst: in Oesterreich sei bei Sexualverbrechen gar keine Bestechung nöthig; gehöre der Verbrecher einem angesehenen Stande an, so erkläre ihn der Gerichtsarzt für einen mit einer krankhaften Anlage Behafteten, und die Sache sei erledigt.

Aber ein Polizeicommissarius Thiel, der seinen Untergebenen Stierstädter mit Wein und Rebhühnern tractiert und ihm eine Villa am Genfer See und etliche hunderttausend Mark verspricht, wenn er seinen Pflichteifer bändige (einen Pflichteifer, der nicht aus Liebe zur Keuschheit entspringt, denn dieser von allen seinen Vorgesetzten einstimmig als Musterbeamte gepriesene Schutzmann hat einst eine Kupplerin amtlich verhört und am selben Tage noch sie selbst und eines ihrer Mädchen genossen) und ein Polizeidirector von Meerscheidt-Hüllesem, der mit dem anrüchigen Sternberg freundschaftlich verkehrt, Geschenke von ihm annimmt, Geld von ihm leiht und den Stierstädter, um seinen guten Freund von diesem hartnäckigen Spürhunde zu befreien, in eine andere Abtheilung versetzt! Das ist doch wohl, in Preußen wenigstens, neu! In dieser Form — ja! aber an sich auch nicht; nur meine ich das ein wenig anders als der „Vorwärts". Dieser hat ganz recht, wenn er die Lockspitzelei, die unter dem Ministerium Puttkamer geblüht hat, und die im Tausch-Processe offenbar gewordene Verwendung der Polizei zum Ministerstürzen für weit schlimmer erklärt als das Schwachwerden von ein paar Beamten in einer das Staatswohl nur sehr wenig, eigentlich gar nicht berührenden Sache, aber er hat Unrecht, wenn er darin einen neuen Beweis dafür sieht, dass die Integrität des preußischen Beamtenthums nur eine Legende sei. Es handelt sich um Polizeibeamte, und die darf man am allerwenigsten zu Repräsentanten des Beamtenthums stempeln. Der kleinstädtische Constabler freilich, der nichts schlimmeres zu thun hat, als an Markttagen und bei feierlichen Aufzügen die Gassenjungen zu beaufsichtigen und dafür zu sorgen, dass kein Unrath auf die Straße geworfen wird, der ist am Ende ein Mann wie ein anderer Mann. Aber der Angestellte bei der politischen, Criminal- und Sittenpolizei in einer Großstadt hat so ausschließlich im moralischen Unrath zu wühlen und er hat — das unterscheidet ihn vom Strafrichter und sogar vom Staatsanwalt — den Unrath mit so unmoralischen Mitteln und Werkzeugen aufzuspüren, dass er unmöglich ganz intact bleiben kann. Ja, ein Mensch von ganz lauterer Gesinnung ist gar nicht fähig, die Functionen eines solchen Beamten auszuüben, und denkt daher auch gar nicht daran, diese Laufbahn einzuschlagen. Bleiben diese Leute für gewöhnlich unbestechlich, so geschieht es nicht aus Abscheu vor einer unsittlichen Handlung, sondern weil kleine Summen das Risico und den Entgang der Belohnungen, die der pflichtgetreue Beamte zu erwarten hat, nicht aufwiegen. Wo Hunderttausende, wo Millionen winken, da kann man für keinen einzigen Polizeibeamten stehen. Sternberg hat noch geknausert; hätte er sofort ein halbes Dutzend Millionen daran gewagt, so wäre er auch den Stierstädter losgeworden.

Auf unsere Justiz fällt kein Schatten. Nur ein berühmter Vertheidiger ist in der [illegible] kleben geblieben, und Rechtsanwälte sind keine Staatsbeamten. Wenn ich unseren Staatsanwälten [illegible] [illegible]

und alle wirklichen und vermeintlichen Vergehungen von Angehörigen der niederen Classe und der oppositionellen Parteien riesig groß. Außerdem halten sie die Justiz für ein Institut, das die Aufgabe habe, den Staat aufrecht zu erhalten, unter dem Staat aber verstehen sie die Herrschaft ihrer Classe. Daher halten sie jede unbequeme Aeußerung der Opposition für ein Staatsverbrechen und daher sind sie eifrig bemüht, Verbrechen der Herrschenden zu vertuschen, weil durch ihr Bekanntwerden die Autorität dieser Herrschenden geschwächt wird. Von Bestechung ist dabei keine Rede; dieser Schutz wird auch armen Teufeln zutheil, wenn sie Adelige oder höhere Beamte oder conservative Parteiführer sind. Einer der berühmtesten Fälle staatsanwältlicher Blindheit und Taubheit ist der Hammerstein'sche, über dessen bildliche Darstellung im „Kladderadatsch" ganz Europa gelacht hat. Aber zu verdienen war bei dem wahrhaftig nichts; wählte doch der Volkswitz für die beste Marke Steinkohle den Namen Hammerstein: brennt durch und lässt keine Asche. Der arme Staatsanwalt, den das Unglück traf, ist rein nur das Opfer seiner Auffassung von Pflicht gewesen, die freilich mit Recht und Gerechtigkeit so wenig zu thun hat wie das Collegschwänzen des Studenten mit dem, was sein Vater für Studentenpflicht hält. Zu dieser Art von Pflichterfüllung gehört es auch, dass, wie ich voriges Jahr in den Artikeln über Sexualjustiz erwähnt habe, bei gewissen Sittlichkeitsprocessen nur die Kupplerinnen auf die Anklagebank kommen, die eigentlich Schuldigen, die „Cavaliere", nur als Zeugen geladen werden, und dass außer den Gerichtsbeamten niemand die Namen dieser Zeugen erfährt, die hinter verschlossenen Thüren vernommen werden. Die Bankiers gehören nicht zu den Leuten, deren Ruf im Interesse unseres Classenstaates geschont werden muss, deshalb lässt man der Gerechtigkeit gegen Sternberg freien Lauf und verhandelt öffentlich gegen ihn, ja gerade weil er ein reicher Mann ist, mit acharnement sogar, um bei dieser Gelegenheit einmal die Unbestechlichkeit unserer Justiz glänzen zu lassen.

Dass das Geld überall seine Macht übt, auch zum Schutze des Reichen vor den Folgen seiner Vergehungen, das wird keine Gesetzgebung und keine noch so vortreffliche Justiz ändern. Wer dieses Uebel beseitigen will, der muss die Vermögensunterschiede aufheben, das heißt den Communismus einführen. Für die Praxis handelt es sich nur darum, die Processordnung soweit abzuändern, dass die Organisation der Bestechung nicht so ungeheuerliche Dimensionen annehmen kann. Ob Sternberg verurtheilt oder freigesprochen werden wird, kann heute, am 10. December, noch niemand wissen. Das aber steht schon heute fest, dass es unmöglich ist, aus dem Gewirr widersprechender Zeugenaussagen die Wahrheit zu ermitteln und dass die Richter, sie mögen so oder so entscheiden, nur ihrer subjectiven Empfindung folgen, nicht klar Bewiesenes aussprechen werden. Es leuchtet dabei auch wieder einmal die Unvernunft der Meineidsprocesse ein. Wenn es hier der Staatsanwalt damit so eilig hätte, wie in allen den Fällen, wo der Aussage eines ausständischen Arbeiters die eines Polizeibeamten gegenübersteht, so müssten nach Beendigung des Sternberg-Processes einige Dutzend Meineidprocesse eingeleitet werden, die wieder andere Meineidprocesse gebären würden, so dass alle Berliner Criminalrichter bis zum Tode aller Betheiligten mit nichts mehr als mit Sternberg zu thun hätten.

Eine Criminaljustiz, die ihren Zweck verfehlt, gehört ja wohl zum eisernen Bestande der Weltordnung. Nehmen wir aber einmal an, die Strafjustiz bekehrte sich zu einem zweckmäßigen Verfahren, so könnte das in Fällen wie der vorliegende etwa folgendermaßen eingerichtet werden. Zunächst müsste der, wie ich in den obenerwähnten Artikeln beklagt habe, vergessene Grundsatz wieder zur Geltung gebracht werden, dass die Justiz nicht Keuschheitssünden, sondern Ungerechtigkeiten, Schädigungen von Personen, zu bestrafen hat. Wo ein unschuldiges und anständiges Mädchen verführt, wo also eine Person geschädigt worden ist, da mag die Justiz fest zugreifen. Handelt es sich aber um Großstadtfrüchtchen, an denen nichts weiter zu verderben ist, weil sie durch das großstädtische Schlafstellenwesen in frühester Jugend verdorben worden sind, dann mag die Sache nur in dem Falle weiter verfolgt werden, dass gleich beim ersten Griff die klaren und unwiderleglichen Beweise erlangt werden. Sonst aber soll man die Sache lieber fallen lassen, weil der Ertrag eines langen verwickelten Processes die Kosten nicht lohnt, ja, statt sich durch einen heilsamen Einfluss auf die Volkssittlichkeit bezahlt zu machen, nur Unheil anrichtet. Man schließt bei Sexualsachen für gewöhnlich die Oeffentlichkeit aus, angeblich um der [illegible] vorzubeugen, die der Bericht über Details bewirken könnte; den wahren Grund habe ich oben angeführt. Die Sternbergaffaire aber beschäftigt die Volksphantasie sechs Wochen [illegible] täglichen langen Berichten, die freilich keine anatomischen Details bringen, die aber eben darum und umso schlimmer wirken, [illegible] diese Details zu ergänzen, sich nicht [illegible] zu bethätigen ge- [illegible] aber muss rasch verfahren werden, wenn [illegible] ein „Cavalier" denunciert [illegible], dass der Denunciant auch die im Schutz- [illegible] namhaft mache, die er gebraucht haben soll.

Hat man diese, so verhafte man zur selben Stunde den Mann, die Kupplerin und die Kinder und führe die Sache in höchstens drei Tagen zu Ende. Die ersten Aussagen der Vernommenen betrachte man als definitiv; alle späteren bringen nicht größere Klarheit, sondern verwirren die Sache nur. Die Möglichkeit eines Irrthums der Richter wird durch kein Verfahren ausgeschlossen, und die Folgen des Irrthums werden dadurch nicht gemildert, dass sich die Richter ein Jahr lang an der Sache körperlich und geistig krank gearbeitet haben und darüber verrückt geworden sind. So z. B. wird ein Richter, der ein geübter Criminalpsychologe ist, bei der ersten Confrontation eines solchen Mädchens mit dem Angeklagten auf den ersten Blick sehen, ob die beiden einander kennen und miteinander zu thun gehabt haben, während durch monatelange Verhandlungen darüber, wie der schwebende Process beweist, die Ermittelung der Wahrheit geradezu unmöglich gemacht wird. Und haben die Richter die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen, so sollen sie ihn nicht einsperren, sondern einen so bedeutenden Theil seines Vermögens confiscieren, dass ihm nicht allein die Lust zu Extravaganzen vergeht, sondern dass ihm auch in Zukunft die Mittel dazu fehlen. So kann man aus jedem solchen Fall ein Magdalenenstift herausschlagen, oder, was noch besser wäre, eine Wohnungsreform, die Magdalenenstifte überflüssig macht.

Neisse Karl Jentsch.

---

## Politisches aus Mähren.

Die Wahlen in Brünn-Stadt werden heuer still verlaufen. Baron d'Elvert und Dr. Lecher werden alle deutschen Stimmen auf sich vereinigen; die Gegencandidaten — Socialdemokraten, vielleicht auch Czechen — haben gar keine Aussicht. Im Jahre 1897 war die Stadt von fieberhaften Wahlwirren erschüttert. Die deutschliberalen Mandate waren bedroht. Dr. Lecher erhielt nur um knapp 300 Stimmen mehr als sein Gegner. Der Unterschied dieser beiden Wahlfeldzüge ist ein Gleichnis des Wandels, der in den politischen Zuständen Mährens eingetreten ist, zum Theil eine Folge innerer Veränderungen, zum guten Theil unter dem Einflusse der Ereignisse im Reiche.

Wahlzeiten sind Erntetage des politischen Wachsthums. Da fallen die Früchte reif vom Halme, welche die Bearbeiter des öffentlichen Lebens in dem empfänglichen Boden der Wählermassen groß zogen — oder groß werden ließen. Die Wähler wechseln ihre angestammte Parteiüberzeugung nicht gar leicht. Wo nicht confessionelle und nationale Unterschiede oder unvereinbarliche wirtschaftliche Gegensätze einfallen, ist die Auflösung alter Parteicadres immer eine Schuld der führenden Männer. Haben diese die Zeit und ihre günstigen Stunden gut ausgenützt, so winkt ihnen in Wahlzeiten eine friedliche Lese. Haben sie jedoch, der harten Arbeit unkundig, den Acker dem Zufalle preisgegeben, so überrascht sie, wenn sie sich einstellen, die zeitigen Körner zu bergen, wild in die Höhe geschossenes Unkraut. Dies war das Schicksal der Abgeordneten der ehemaligen „Vereinigten Linken", als sie nach den Coalitionsjahren und der ersten Badeni-Aera anfangs 1897 vom Parlamente heimkamen. Es waren trübsinnige Tage. Die Partei wurde damals bekanntlich decimiert, sie verlor Innerösterreich und behauptete sich mühsam in Nordböhmen. Diesen allgemeinen Zusammenbruch machten auch die deutschmährischen Liberalen mit. Die Wahlcampagne begann mit einer großen Fahnenflucht. In vielen Bezirken trauten sich die Volksvertreter gar nicht mehr vor ihre Wähler und „verzichteten" auf eine Wiederwahl. Auch der früher in Brünn „allverehrte" Präsident des Abgeordnetenhauses, Chlumetzky, verabschiedete sich höflich von seinen Brünner Wählern. Der kluge Mann wusste, dass aller Groll, der die unzufriedenen Wählerkreise erfüllte, die Wuth über die nationalen Einbußen, der Grimm über die verzögerte Beamtengehaltsregulierung, der Hass der Massen über die verschleppten gewerblichen Reformen und der Zorn der Intelligenz über den vernichteten politischen Ruf des deutschen Bürgerthums, sich um seinen Namen krystallisierte. Erschien er doch als der Träger jenes Systems, das den Abgeordneten zum Geschäftsträger localer Cliquen in den Vorzimmern der Minister und folgerichtig zu Dienern der Regierungspolitik herabgewürdigt hatte.

Die Verhältnisse des Landes trieben eine solche Entartung der deutschliberalen Politik freilich wie von selbst aus dem Boden. Mähren ist ein Kleinösterreich: im engeren Rahmen des Kronlandes wiederholen sich hier die politischen Schwierigkeiten des Reiches. Die Deutschen bilden die Minderheit, nur gegen ein Viertel der Bevölkerung, aber sie bewohnen die Städte, beherrschen die Industrie — mehr als 90 Procent ist deutsch — sind Kaufleute, Techniker, Advocaten, Lehrer und Beamte; über das Land verstreut, stellen sie das betriebsame Bürgerthum dar. Die czechischen Städte bleiben Landstädte, so groß ihre Bevölkerung oft ist, ja nicht selten verliert ein von den Czechen eroberter Ort sein städtisches Gepräge. Proßnitz ist ein instructives Beispiel dafür. Die Erhaltung der deutschen Herrschaft in den Städten ist eine harte Arbeit. Mit Ausnahme Nordmährens, des an Niederösterreich grenzenden Südens und einiger Enclaven, wo deutsche Bauern hausen, liegen die Städte mitten in slavischem Territorium, der Zufluss vom Lande ist czechisch. Die Germanisierung solcher Elemente ist, wenn auch nicht zum Stillstand gekommen, doch bereits auf ein Mindestmaß zurückgeführt, da diese Orte alle czechische Schulen haben. Da hängt denn die Herrschaft vielfach an wenigen Köpfen; oft sind es die deutschen k. k. Beamten, die den Ausschlag geben. Das Deutschthum dieser k. k. Beamtenfamilien ist ein butterweiches, es beruht auf der Tradition; da die höhere Beamtenschaft des Landes deutsch ist, fügte sich jeder, der Beamter wurde, der deutschen Gesellschaft ein. In ganz Oesterreich war die „liberale" Tradition der höheren Bureaukratie eine Zeit lang Stichwort. Das Deutschthum der deutschen Beamten Mährens ist von derselben wehleidigen Natur wie dieser Liberalismus. Er achtet auf jeden Luftzug von oben. In Orten, wo dieses Beamtenthum ein starker Theil der deutschen Gesellschaft ist — und das sind nicht wenige — darf kein energisches Wort verlauten, keine rücksichtslose That geschehen; sonst müsste sich die deutsche Beamtenuniform von der Gesellschaft und vom — Wahllocal ferne halten. Dieselbe Schwachmüthigkeit wiederholt sich in der Landesverwaltung. Die Majorität des Landtages ist deutsch. Aber wie ängstlich ist es um diese Mehrheit bestellt! Ein Theil der deutschen Städtevertreter geht aus Orten der oben geschilderten Art hervor, und das Uebergewicht wird gegen die czechischen Abgeordneten aus den compacten slavischen Bezirken nur dadurch behauptet, dass der Großgrundbesitz bis auf wenige Feudale mit den Deutschen stimmt. Dieser deutschgesinnte Großgrundbesitz besteht aus zwei Fractionen: der verfassungstreuen und der sogenannten Mittelpartei. Diese gibt, wie ihr Name sagt, den Ausschlag, sie hat mit den Deutschen nur die Abneigung gegen den Föderalismus gemein, diese Abneigung ist aber ungefähr so intensiv wie die centralistische Gesinnung der Wiener Hofräthe und das Deutschthum der Bureaukratie, d. h. sie ist der Staatsraison der jeweiligen Regierung zugänglich. Die Arbeiten des mährischen Landtages — Herr v. Chlumetzky nannte ihn stolz den Arbeitslandtag — sind denn nichts anderes als der schwunghafteste Kuhhandel. Die Czechen lassen sich die Rolle der Minderheit bar bezahlen. Subventionen an czechische Vereine, Genossenschaften und Institute, czechische Schulen an allen Orten, die solche haben wollen; zum Entgelt natürlich dasselbe in Deutsch, Subventionen an deutsche Vereine ic.... sind die Hauptarbeiten des mährischen Arbeitslandtages. Der Großgrundbesitz spielt dabei den ehrlichen Makler, wollen einmal die Deutschen den Czechen nicht den Willen thun, so hilft er mit seinen Stimmen. Auch sonst macht er Seitensprünge, besonders gerne stimmt er, wenn es die Verkirchlichung der Schule gilt, mit den Getreuen des Brünner und Olmützer Bischofs. Von ernster politischer Arbeit kann da also keine Rede sein. Das Um und Auf an Staatsweisheit ist: *Quieta non movere.* Da jeder demokratische Schritt die Czechen, die die Masse bilden, stärken kann, scheut alles, was an der deutschen Herrschaft interessiert ist, davor zurück. Der mährische Landtag ist das Ideal eines Parlamentes, wie es österreichische Regierungen brauchen, man tritt hier nur in Filzpantoffeln auf. Schließlich ist es ja doch der gute Wille der Regierung, dass die Landtagsmajorität deutsch ist. Es ist natürlich, dass die deutschmährischen Abgeordneten ihre Filzschuhe nicht ablegten, wenn sie in Wien ins Abgeordnetenhaus giengen. Dort wurde die in Brünn abgebrochene Politik der Gefälligkeiten fortgesetzt. Bei den übrigen Mitgliedern der deutschliberalen Partei war die Taktik der Schwäche und Connivenz gegen Ministerwünsche lediglich Unklugheit, die Deutschmährer allein machten ein Princip aus ihr. Da die verschrobenen Verhältnisse ihnen einen anderen Weg nicht zu bieten schienen, erkauften sie das Stückchen politischer Machtstellung, auf welches die Deutschen im Lande nach ihrer socialen und wirtschaftlichen Stärke ein Anrecht haben. Sie lehnten sich auch im Reichsrath an die Großgrundbesitzer an, machten aus Ueberzeugung die tolle Politik Pleners mit, die darauf abzielte, den Feudaladel von den Czechen zu den Deutschen herüberzuziehen, um auf diese Art künstlich die Hegemonie der Deutschen im Reiche zu construieren, und verabsäumten dabei die Volksinteressen. Die Ruhe des *status quo* war aus der Heimat vertraut, es fiel denen leicht, den Minister nicht zu alterieren, die die Wünsche eines Bezirkscommissärs oder Statthaltereirathes zu achten gewohnt waren. Als Ersatz für eine alle Wähler befriedigende, volksthümliche Politik wurde das Gefolgschaftswesen in den einzelnen Wahlbezirken aufgezogen. Alle Macht concentrierte sich in den localen Cliquen. Wer etwas haben wollte, musste sich mit ihnen gut stehen, denn sie vermittelten den Geschäftsverkehr mit dem Abgeordneten. Dieser antichambrierte tagelang in den Ministerien, um für diesen Wähler eine Begünstigung, für den Sohn jenes eine Stelle zu erhaltern. Konnten nicht alle Wähler befriedigt werden, so war doch für jeden die „Thüre offen", wofern er ein zuverlässiger Parteigänger war. Diesem politischen Handel mussten natürlich alle einflussreichen Stellen dienen, sie wurden für die Partei monopolisiert: Sparcassen, öffentliche Institute, Schulen, Landes- und Communalanstalten, der Landesausschuss und die von ihm ressortierenden Aemter wurden von den Cliquen besetzt, je mehr Unterschriften ein

Cliquechef zu ertheilen hatte, desto sicherer sein Einfluss auf den Wahlapparat. Am vollkommensten war das System in der Landeshauptstadt durchgeführt. Der Brünner Caucus, der sich sinnreich auf eine Organisation von kleineren Bezirksklüngeln ausbaut, stand dazu in gesellschaftlichen Beziehungen zur höheren Beamtenschaft, dem landtäglichen Großgrundbesitz, den Großindustriellen und dem, was man in Brünn „die Gesellschaft“ nennt, einem Conglomerat von reichgewordenen Patricierfamilien und armem Beamtenadel, das aristokratische Allüren nachahmt. Aus dieser Gesellschaft recrutiert sich wieder zum großen Theil die Beamtenschaft der politischen Behörden. Eine Vorstellung von diesem Typus, wie er im Durchschnitt ist, gibt der auch in Wien bekannt gewordene Thun'sche Justizminister v. Ruber, der aus diesen Kreisen stammt. Unterhalb der Clique, die sich in allen kleineren Machtcentren des Landes ähnlich wiederholt, war die Wählerschaft, die vom Parteitische nur zum geringsten Theil Schmaus erhielt. Nur die Czechen profitierten von diesem ebenso sehr aus gesellschaftlichen Fäden wie aus politischen Beziehungen gewebten System. Da die Juden in Mähren überall einen wesentlichen Theil der deutschen Wähler bilden, so gehörten die reichsten und mächtigsten mit zu den Begünstigten. Die politischen und wirtschaftlichen Wünsche der Wähler halle dieses System nicht in seinen Calcül gezogen, umso weniger achtete man der Psychologie der Scharen, die am Wahltage den bezeichneten Namen in die Urne warfen. Man hatte nicht bemerkt, dass es in diesen Reihen heftig gährte.

In der Wahlcampagne 1897 erfolgte eine starke Explosion. Aus allen Kreisen wurde an dem kunstvollen Bau gerüttelt, die Intelligenz rebellierte, die kleinbürgerliche Unzufriedenheit entlud sich in einem rapiden Hervorbrechen einer nationalantisemitischen Strömung. Wie überall, so war auch in Brünn seit vielen Jahren neben dem gemäßigten Liberalismus stets eine jungnationale Bewegung einhergegangen. Diese gerieth allmählich in Schönerers Fahrwasser, das Blatt, das diese Gruppe herausgab, wurde ein antisemitischnationales Radauorgan. Um die deutschnationale Gruppe concentrierte sich eine aus dem zweiten Wahlkörper und dem Kleinbürgerthum hervorgehende Opposition. Die „Rohrer-Clique“ und die Juden waren der Wauwau dieser kleinen, aber lärmenden Gruppe. Die Wahlmachthaber waren dem doppelten Ansturm gegenüber anfangs rathlos. Es schien einen Augenblick, als ob die „Rathhausclique“ todt sei und ein Chaos hereinbräche. Die beiden Bewerber, Baron d'Elvert und Dr. Lecher, die schließlich aufgestellt wurden, waren den Machthabern von der öffentlichen Meinung aufgenöthigt worden. Die deutschnationale Opposition rüstete zu einem Hauptsturm, das bequemste Schlagwort musste herhalten: die Juden. Da sie allein zu schwach war, verbündete sie sich mit den Christlichsocialen, einem kleinen Häuflein, die eher dem czechischen als dem deutschen Lager angehörten, diese wieder vermittelten mit den Czechen eine Entente cordiale. Ueber Nacht war eine tolle Liga fertig, die einen deutschradicalen Professor Franz auf den czechischen Wahlplacaten zum Hohn Františeki Held und einen christlichsocialen Fleischhauer Matejka auf den Schild hob. Die Coalition arbeitete fieberhaft. Die bekannten Kapläne tauchten auf, Frauenversammlungen nach Lueger'schem Muster wurden abgehalten, Prinz Liechtenstein erschien, um die Bewegung an Ort und Stelle zu schüren. Brünn stand dicht vor einem christlichsocialen Einbruche. Mit Mühe wurde der Angriff abgeschlagen, die vereinigten Parteien brachten 2343 Stimmen gegen Dr. Lecher auf, der das Mandat mit 2636 Stimmen eroberte. Kein Wunder, wenn das Blatt des Brünner Bischofs erklärte, dies sei der letzte liberale Sieg in Brünn!

Es ist nicht unnütz, heute bei diesen Vorgängen zu verweilen, denn ihr Gegenbild zeigt, wie gründlich sich die Welt gedreht hat. Die christlichsociale Hochflut, welche damals in ganz Mähren in derselben Form auftauchte, hat nur das Znaimer Landgemeindenmandat weggeschwemmt. Die anderen Mandate, welche die Deutschliberalen verloren, fielen, mit Ausnahme von Olmütz, das czechisch wurde, an die Deutsche Volkspartei: diese eroberte den politisch energischeren Norden vollständig bis auf Neutitschein-[illegible]. Der Unterschied zwischen beiden Parteien war schon damals kein beträchtlicher. Die judenfeindlichen Allüren der alpenländischen Volkspartei finden bei den mährischen Fractionsgenossen nur matte Nachahmung. Die Juden sind auch in Nordmähren ein starker Bestandtheil deutscher Wählerschaften, und die bedrohte Stellung der Deutschen im Lande legte von jeher bei den verantwortungsvollen Politikern eine enge [illegible] die [illegible] das [illegible] erfundene „Gemeinbürgschaft“ [illegible] war auf Seite der Liberalen [illegible] Baron [illegible]

in Bälde keine andere Schutzwehr besitzen werden, als unsere nationale Gesinnung.“

Die Ereignisse haben ihm kurz darauf Recht gegeben. In die neue Entwickelung der deutsch-mährischen Politik, die sich aus dem Gegensatze zwischen den jungen Männern und der alten, im Landtag noch mächtigen Tradition entwickeln musste, fielen die Badeni'schen Sprachenverordnungen und die Obstructionskämpfe beschleunigend ein. Die neue Aera errang sich in einigen Monaten das Terrain, um das sie sonst hätte jahrelang kämpfen müssen. Die altliberale Leisetreterei war heillos compromittiert. Es erregte in Brünn tiefste Erbitterung, als bekannt wurde, dass der „allverehrte Führer“ Dr. Promber — einer der renommiertesten Geschäftspolitiker alten Stiles, der in seiner Art unleugbare Verdienste um das Deutschthum im Lande hatte, aber in der Liebedienerei nach oben jede Fühlung mit den wahren Bedürfnissen deutscher Politik verloren hatte — dem Cabinetschef die Auskunft gegeben habe, die Erlassung der Sprachenverordnungen für Mähren sei unbedenklich. Die deutschfeindliche Politik der Regierung, die das Land mit czechischen Beamten übersäete, zeigte, wie illusorisch das Vertrauen auf das gute Verhältnis nach oben war. Die wüthenden nationalen Kämpfe zerstörten auf der anderen Seite das Gegenbündnis gegen die Fortschrittspartei. Dieselben Kleinbürger, die vor Monaten den Czechen in die Arme gesunken waren, jubelten jetzt der Politik Wolfs und Schönerers zu, die „Los von Rom“-Agitation zerschnitt auch das Tischtuch zwischen den Christlichsocialen und Nationalen. Dafür brachte der gemeinsame Kampf die beiden deutschen Gruppen einander näher. Die herrschende Partei räumte den Nationalen einen Antheil an der Gemeindeverwaltung ein. Die Wahlen wurden gemeinsam durchgeführt, mit Ausnahme von 1898, wo eine Personenfrage eine Einigung ausschloss. In diesem Jahre fanden die — voraussichtlich — letzten Wahlkämpfe zwischen Nationalen und Fortschrittlichen in Brünn statt, bei denen sich erwies, dass die Radicalen im zweiten Wahlkörper, ihrer eigentlichen Domäne, nur ein schwaches Drittel von Stimmen besitzen. Die zu Beginn der Legislaturperiode schwer erschütterte Herrschaft der Fortschrittlichen stand also wieder auf festem Grunde. Hierzu wirkte in erster Linie die Popularität der beiden Reichsrathsabgeordneten. Außerdem eine allmähliche innere Wandlung der Partei, welche die früher arg vernachlässigte nationale Kleinarbeit eifrig aufnahm und fleißig Gewerbepolitik trieb; Creditinstitute und Verkaufshallen traten ins Leben, die dem nationalen Gewerbe dienten, und, was symptomatisch ist, die principielle Manchesterei ist der Rücksicht auf die Wünsche der kleingewerblichen Wähler gewichen. Als einem der localen Führer gelegentlich Rückwärtserei vorgeworfen wurde, gab er die bemerkenswerte Antwort: „Wenn es sich um das Interesse unserer Wähler handelt, müssen wir eventuell auch einen Schritt rückwärts thun.“ Durch diese realpolitische Auffassung gewerblicher Fragen sichert sich die Fortschrittspartei in Mähren die breiten Schichten der kleinen Leute. Mit der Befestigung der Macht kehrte neuer Muth ein. Die Brünner Gemeindevertretung hat neben kleinen Reformen endlich eine Erweiterung des Gemeindewahlrechtes beschlossen, der der Landtag in der nächsten Session Gesetzeskraft geben soll. Schon heute beherrscht die künftige Gemeindewahlordnung die Entschlüsse der leitenden Männer. Nur Einigkeit aller Deutschen kann die Gemeindestube frei von czechischnationalen Elementen erhalten. Das locale Interesse der Brünner trifft sich hier mit der Politik der Abgeordneten, welche, bedacht auf die Entwickelung der deutschen Parlamentspolitik, im nationalen Lager ungetrübte Einigkeit wünschen.

Unter diesem Zeichen steht die gegenwärtige Wahlcampagne. Mit Ausnahme von Weißkirchen, wo noch eine Sünde gutzumachen ist, wird es in allen Bezirken dank einem Compromisse zwischen Volks- und Fortschrittspartei ohne Kampf abgehen. Die deutschen Parteien werden ihre Sitze behaupten und haben Aussicht, Znaim-Land den Christlichsocialen, Olmütz-Proßnitz den Czechen wieder abzunehmen. Man schreibt hierzulande dem Dr. Lecher die Absicht zu, eine große einige deutsche Partei auf volksthümlicher Grundlage anzustreben. In Mähren sind die Vorarbeiten bereits gethan. Die herrschenden Parteien stehen einander innerlich sehr nahe. Die wirtschaftliche und sociale Zusammensetzung ihrer Wähler ist die gleiche: Fabrikanten und was von ihnen abhängt, Intelligenz, Kleinbürger und Bauern, die an dem Gedeihen der Industrie interessiert sind. Diese Kreise, aus denen auch die schwache radicale Partei ihre Anhänger nimmt, haben einen gemeinsamen Feind: die reactionäre Politik des innerösterreichischen Clericalismus, und ein gleiches Programm: Bruch mit dem Scheinindustrialismus der Wiener Bureaukratie. Dieses Interesse macht Deutschmähren gegen den [illegible] Socialismus immun, wofern die Parteien demokratische Politik treiben, und in ein wesentliches Moment der [illegible] sind noch alle Dinge im Fluss. Aber wenn die [illegible] der Fortschrittspartei nicht zum Stillstande kommt, [illegible] eine einheitliche deutsche Volkspartei prophezeien.

[illegible] davon ab, dass die Stellung der Deutschen [illegible]. Diese Arbeit soll die seit 1896 im Zuge [illegible] leiten. Wenn sie gelingt, so können sich

die Deutschen im Lande endgiltig vom Großgrundbesitz frei machen, die Kette ist dann geschlossen, die letzten Reste altliberaler Tradition können über Bord fliegen, und die Stagnation mag einem gesunden politischen Leben weichen. Die deutsch-mährischen Abgeordneten, die unter dem alten Parlamentarismus zuverlässige Officiöse waren, werden im regenerierten Parlament als ein starkes Contingent einer deutschen demokratischen Partei auftreten können.

Brünn. Dr. Sigmund Rubinstein.

---

# Deutschland vor den Handelsverträgen.

## I.

Der Kampf um die neuen Handelsverträge, der in Deutschland augenblicklich seinen Schatten vorauswirft, wird diesmal von ebenso großer Tragweite für das wirtschaftliche Wohlergehen des Reiches, als auch für die weitere Entwickelung der tragenden Factoren der Reichspolitik, namentlich für die Stellung von Parlament und Reichsregierung zueinander sein. Wenn wir zunächst einen Vergleich mit jener Zeit anstellen, die dem Abschluss der Caprivischen Handelsverträge vor zehn Jahren vorausgieng, so ergibt sich zunächst ohneweiters, dass das Schlachtfeld diesmal enger umgrenzt, dass der Kampfparolen weniger geworden sind. Die Caprivi'sche Handelspolitik bedeutete für die Entwickelung der deutschen Wirtschaft eine ganz neue Aera, war ihr doch eine Zeit rücksichtsloser Hochschutzzöllnerei vorangegangen, eine Zeit völlig autonomer Regulierung der deutschen Zollabgaben. Es handelte sich also damals um eine principielle Neuregelung. Unter diesen Umständen war es nur zu natürlich, dass der alte Streit vom Ausgang der Siebzigerjahre um die Principien: Schutzzoll oder Freihandel wieder auflebte. Die Schutzzöllner, für die es galt, eine seit zehn Jahren besessene Position zu vertheidigen, verhielten sich selbstverständlich gegenüber dem Compromissprincip, das die Handelsverträge darstellten, ablehnend. Die principiellen Freihändler acceptierten die Vorschläge als Abschlagszahlung auf ihr Princip. Diesmal handelt es sich zunächst um keine grundlegende Aenderung, man ist sich vielmehr officiell darüber klar, dass die Politik der Handelsverträge an sich es verdiente, auch in das neue Jahrhundert hinübergenommen zu werden. Diese officielle einmüthige Zustimmung ist doppelt interessant angesichts der Thatsache, dass bei uns eine ganze Anzahl Anhänger der Schutzzolldoctrin unzweifelhaft noch existieren, dass namentlich fast der gesammte deutsche Großgrundbesitz die Handelsvertragspolitik zum Teufel und die alte autonome Zollpolitik wieder herbeiwünscht. Aber solche extreme Kampfparolen wagen sich diesmal nicht hervor, weil sie Gefahr laufen, ihre Urheber politisch zu discreditieren. Die richtige Erkenntnis vom Nutzen der Handelsverträge ist doch in zu weite Kreise gedrungen, denn seit Einführung der Verträge datiert eigentlich erst die ganz hervorragende Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkte. Ein paar Ziffern mögen die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands im letzten Jahrzehnt illustrieren. Wir beschränken uns zunächst darauf, nur ziffernmäßige Anhaltspunkte für eine Gesammtorientierung herauszugreifen. Es spiegelt sich der Generalhandel Deutschlands (incl. Durchfuhr) in folgenden Zahlen:

| | Einfuhr | Ausfuhr |
|---|---|---|
| | Tonnen | |
| 1889 | 29,993.642 | 21,446.922 |
| 1894 | 35,167.327 | 25,918.436 |
| 1898 | 45,926.009 | 33,394.025 |
| 1899 | 48,273.500 | 33,697.100 |

In den bis jetzt fertiggestellten Ausweisen für die abgelaufenen Monate dieses Jahres zeigt sich eine weitere ganz erhebliche Steigerung, namentlich der deutschen Ausfuhr. Es betrug ferner der Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung an:

| | im Durchschnitt | | | |
|---|---|---|---|---|
| | 1881/85 | 1889/91 | 1896/97 | 1898/99 |
| | Kilogramm | | | |
| Roggen | 115·9 | 112·6 | 131·3 | 151·5 |
| Weizen | 56·6 | 63·4 | 75·7 | — |

und ferner an:

| | 1886/90 | 1891/95 | 1898 | 1899 |
|---|---|---|---|---|
| | Kilogramm | | | |
| Kaffee | 2·38 | 2·41 | 2·80 | 2·84 |
| Cacao | 0·10 | 0·16 | 0·27 | 0·31 |
| Reis | 1·76 | 2·19 | 2·21 | 2·58 |
| Südfrüchte | 1·04 | 1·39 | 1·79 | 2·04 |

Ein ganz überraschendes Resultat ergab die Entwickelung unserer Ein- und Ausfuhr von uns nach den Vertragsländern.

Es betrug in Millionen Mark die Einfuhr von:

| | 1895 | 1896 | 1897 | 1898 | 1899 |
|---|---|---|---|---|---|
| Oesterreich-Ungarn | [illegible] | 578 | 609·3 | 604·2 | 710·4 |
| Russland | [illegible] | 635·7 | 730 | 730·6 | 715·9 |
| Belgien | [illegible] | [illegible] | [illegible] | 201·4 | 216·1 |
| Italien | [illegible] | [illegible] | [illegible] | 170·3 | [illegible] |
| Schweiz | [illegible] | [illegible] | 158·6 | [illegible] | 176·3 |

und die Ausfuhr nach:

| | 1895 | 1896 | 1897 | 1898 | 1899 |
|---|---|---|---|---|---|
| Oesterreich-Ungarn | 435·8 | 477·3 | 435·1 | 453·7 | 466 |
| Rußland | 220·9 | 364·1 | 372 | 441·5 | 437·3 |
| Belgien | 159·2 | 168 | 189·6 | 187·3 | 207·1 |
| Italien | 83·4 | 85·6 | 90·3 | 94·4 | 116 |
| Schweiz | 219 | 244 | 254·4 | 255·9 | 284·7 |

Interessant ist es namentlich, dass die Befürchtungen, welche an die damaligen Herabsetzungen der Zölle in finanzpolitischer Hinsicht geknüpft wurden, sich nicht erfüllt haben. Wohl haben vorübergehend die Zollerträgnisse einen Rückgang erlitten, aber sie sind in überraschend kurzer Zeit wieder wettgemacht worden. Es wurden an Zöllen innerhalb des Zollgebietes vereinnahmt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1891/92 | 360·00 | 1997/98 | 440·97 |
| 1893/94 | 336·63 | 1898/99 | 475·77 |
| 1894/95 | 362·68 | 1900 | 473·22 |
| 1895/96 | 383·24 | (Voranschlag) | |

Wenn durch die Uebermacht solcher Entwickelung die Frage nach Schutzzoll oder Freihandel nur mehr noch in der Theorie ihr Dasein führt, so versuchen natürlich die Vertreter beider Anschauungen, ihren Pact mit den nun einmal bestehenden Einrichtungen zu machen. Auf dem engeren Kampfgebiet drängen die Scharen umso heftiger gegeneinander, und die Vertreter des Schutzzolles namentlich versuchen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Handelsvertragspolitik von innen heraus zu sprengen. Und ihr Vorhaben wird ihnen erleichtert durch das Verhalten unserer Regierung. Sowohl die Art, wie die Erneuerung der Verträge diesmal vor sich gehen soll, als auch die Art und Weise der Vorbereitung, all das ist förmlich darauf zugeschnitten, zunächst den schutzzöllnerischen Richtungen einen übermäßigen Einfluss zu gewähren, der dann in zweiter Instanz dazu führen kann, den Abschluss der Handelsverträge überhaupt unmöglich zu machen. Zumeist handelt es sich diesmal nicht nur, wie in den Neunzigerjahren, um vertragliche Ermäßigungen auf Grund eines bereits bestehenden Zolltarifes, sondern der Zolltarif vom 24. Mai 1895, der in verschiedenen wesentlichen Punkten bereits wiederholt abgeändert worden ist, soll einer gründlichen Revision, einer völligen Neugestaltung unterworfen werden. Dass eine solche Revision nothwendig geworden ist, scheint zweifellos, denn in den fünfzehn Jahren, die seit seiner Formulierung verstrichen sind, hat sich doch recht vielerlei in unserem Wirtschaftsleben geändert. Ueber die Art, wie dieser Tarif festzustellen ist, ist naturgemäß der Streit am heftigsten entbrannt. Die Sätze dieses Tarifes müssen zunächst rein autonome sein, welche in gebürender Weise die Interessen der einzelnen heimischen Interessentengruppen berücksichtigen. Schon ein solcher autonomer Generaltarif kann unter Umständen nicht nur wirtschaftlich, sondern namentlich auch innerpolitisch außerordentlich gefährlich wirken. Gelingt es nämlich den hochschutzzöllnerischen Kreisen die Zollsätze sehr hoch hinaufzuschrauben, so begibt sich praktisch die Volksvertretung ihres Rechtes auf Mitwirkung bei den Handelsverträgen. Formell bleibt dieses Recht allerdings bestehen. Aus den Artikeln 11 und 4, Absatz 2, sowie Artikel 35 der Verfassung des Deutschen Reiches unterliegen die Handelsverträge, welche die Regierung abschließt, unter allen Umständen der Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages. Aber während der Reichstag bei den Verträgen der Neunzigerjahre sein Recht ausüben konnte, einzelne Positionen, die ihm nicht passten, abzulehnen, so muss er Verträgen, welche auf Grund so ungünstiger Vorbedingungen, wie sie ein hoher Zolltarif der Regierung an die Hand gibt, abgeschlossen werden, unter allen Umständen annehmen, weil sie gegenüber den hohen Tarifsätzen immer noch das kleinere Uebel bedeuten. Allerdings sehen die Schutzzöllner sehr wohl ein, dass unter Umständen die Regierung gezwungen sein kann, gegenüber einzelnen Staaten recht beträchtliche Zollermäßigungen eintreten zu lassen, wenn sie nicht schließlich nach langen handelspolitischen Verhandlungen mit leeren Händen vor den Reichstag treten will. Infolge dessen sucht man nach Möglichkeit der Regierung eine gebundene Marschroute mit auf den Weg zu geben und andererseits von vornherein den Einfluss eines eventuell andersgesinnten Parlaments auszuschalten, indem man seine Zuflucht zum Doppeltarif nimmt. Man will Maximal- und Minimal-Zollsätze aufstellen, so dass die Regierung gebunden ist, indem sie in der Gewährung von Vergünstigungen nicht unter die Sätze des Minimaltarifs gehen darf. Da nun die Maximalzollsätze ohne Zweifel eine ganz exorbitante Höhe annehmen würden, und auch die Minimalzölle noch ganz respectabel ausfallen dürften, so ist entweder das Zustandekommen von Handelsverträgen ganz in Frage gestellt, oder aber die Vergünstigungen, welche uns die anderen Staaten geben, werden ebenso schmal ausfallen. Jedenfalls steht soviel fest, dass bei allen Verträgen die Regierung bis auf den Minimalzoll wird heruntergehen müssen, so dass der sachlichen Zustimmung des Reichstages absolut nichts mehr vorbehalten bleibt.

Stellt diese Art der Zolltariffestsetzung an und für sich schon das Zustandekommen von Verträgen in Frage, so ist es gerade ein

pörend, wie die Reichsbehörde, in deren Händen die Vorbereitung des Zolltarifes ruht, dazu beigetragen hat, ihn so schutzzöllnerisch wie möglich zu gestalten. Es wäre Pflicht der Regierung gewesen, bei der Aufstellung der neuen Zollsätze nach Möglichkeit von ihrem höheren Standpunkte heraus die an sie herantretenden Ansprüche der Producenten gegeneinander und gegen das Interesse des Consums abzuwägen. Statt dessen sind die Behörden zu den einzelnen Interessentengruppen gegangen und haben sie förmlich dazu animiert, hohe Forderungen zu stellen. Der ganze Tarif ist mit großer Heimlichkeit im Reichsamt des Innern und im Reichsschatzamt ausgearbeitet worden und erst in letzter Stunde hat man sich z. B. dazu bequemt, die Handelskammern gutachtlich zu hören. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen hat sich zunächst gegen den Doppeltarif ausgesprochen und nur diejenigen, in denen einzelne Großindustrielle, wie z. B. Stumm, allgewaltigen Einfluss besitzen, haben ihn gebilligt. Wie es scheint, sind nicht einmal die süddeutschen Bundesstaaten freiwillig gehört worden.

Man stützt sich im deutschen Volke viel zu viel darauf, dass der Bundesrath schließlich viele Schärfen mildern wird und dass der neue Kanzler Graf Bülow den hochschutzzöllnerischen Bestrebungen abhold sein soll. Aber ob dieses Vertrauen nicht schließlich dennoch getäuscht werden dürfte, scheint doch recht fraglich. Es gibt deshalb vorderhand nur das eine letzte Rettungsmittel, dass nämlich endlich sich das deutsche Volk der Wichtigkeit dieser Materie bewusst wird und den Schlafrock ablegt. Es muss zunächst einmal der Reichstag durch den Druck der öffentlichen Meinung gezwungen werden, jede einzelne Position des neuen Tarifes ganz genau zu prüfen. Diese Prüfung thut auch schon deshalb ganz besonders noth, weil neben dem großen Mittel von den Hochschutzzöllnern auch verschiedene kleine Mittel zur Erreichung ihrer Ziele angestrebt werden, die wir im nächsten Capitel noch zu erörtern haben. Der Opposition der Schutzzöllner, die über solche Prüfung auf Herz und Nieren schon jetzt in helle Aufregung gerathen, darf man wohl das entgegenhalten, was vor dem Abschluss der Caprivi'schen Handelsverträge am 12. December 1891 Fürst Bismarck beim Empfang einer Deputation von Siegener Bürgern in Friedrichsruh sagte: „Der Reichstag soll sich in wenigen Tagen mit dem Ganzen abfinden, darin liegt politisch ein sehr bedauerliches Ergebnis. Wenn der Reichstag das auf sich nimmt, so schädigt er sein Ansehen im Volke; will er es wagen, so muss er in so einschneidenden Fragen wenigstens die Anstandsfrist beobachten, in der eine sachliche Prüfung möglich ist."

Berlin. Georg Bernhard.

---

# Vom Popularisieren.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Als ich neulich einen Vortrag über Max Müller halten musste, in welchem ich — ähnlich wie zuvor in diesem Blatte — die glänzende Wirksamkeit des dahingeschiedenen berühmten Gelehrten als Schriftsteller gebürend hervorhob und in ihrer hohen Bedeutung warm anerkannte, da stellten die Tagesblätter in ihren Referaten die Sache so dar, als hätte ich gesagt, Max Müller verdanke seinen großen Ruhm hauptsächlich der „Popularisierung" seiner Wissenschaft. Von Popularisierung oder Popularisieren habe ich aber weder in meinen Vorträgen, noch in meinen Artikeln über Max Müller gesprochen. Dies Wort ist mit gutem Bedacht von mir bei dieser Gelegenheit nicht in den Mund genommen, sondern streng vermieden worden. Ich will den Blättern und ihren Referenten aus dem Gebrauche desselben keinen Vorwurf machen, allein ich sehe aus demselben doch, dass meine Wertung einer hohen schriftstellerischen Leistung allzu niedrig gefasst worden ist, und ich halte es für sehr zeitgemäß, ein paar Worte über diesen Punkt zu sagen. Es handelt sich dabei nicht sowohl um Max Müllers Person, als um einen Begriff von großer Wichtigkeit, dessen Klärung gerade im Augenblick mir sehr wünschenswert, ja nothwendig erscheint.

Popularisieren — ein dummes Wort! ein ärgerliches Wort! Es liegt darin etwas beleidigend Herabsetzendes gegenüber der eigentlich wissenschaftlichen Leistung, der [illegible] Gelehrtenarbeit. Die Thätigkeit des genialen, glänzenden Schriftstellers, der, wie gerade z. B. Max Müller, die [illegible] Resultate der Wissenschaft, [illegible] einer [illegible] allen Gebildeten — nicht nur einer [illegible] [illegible]

Ein Popularisator — das ist ein Mann, der das Gold, Silber, Nickel und Kupfer aus den wohlverwahrten Schatzkammern der Wissenschaft in mehr oder minder kleine Münze prägt und in Umlauf bringt. Ein Vermittler, kein Mann, der neue Werte schafft. Ein Popularisator — wie klingt das stolz von oben herab, vom Standpunkte des gelehrten Arbeiters, des Forschers. Es gibt Fälle genug, wo dieser Stolz berechtigt ist, denn es gibt Leute genug, die thatsächlich im eben angedeuteten Sinne „popularisieren" — in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. Oft genug mit mangelhafter Sachkenntnis, und dann steht der Fall recht übel und für den wirklichen Gelehrten ärgerlich. Geschieht es dagegen in sachkundiger Weise, dann ist auch diese Thätigkeit als eine nützliche zu bezeichnen, ähnlich der Thätigkeit des kundigen Lehrers, der seinen Schülern bekannte Thatsachen der Wissenschaft vorträgt.

Ganz ohne Berechtigung aber ist jener Stolz des zünftigen Gelehrten, wo es sich um die Wirksamkeit eines Schriftstellers ersten Ranges handelt, wie beispielsweise Max Müller unzweifelhaft einer gewesen ist: Gelehrter und Schriftsteller zugleich. Und nur ein wirklicher Gelehrter, ein auf sich selbst ruhender Forscher, ein Mann, der die gelehrte Forscherthätigkeit nicht nur vom Hörensagen, sondern aus eigenster Erfahrung kennt, wird imstande sein, in vollendeter Weise den Gebildeten unter seinen Zeitgenossen einen Einblick zu gewähren in seine Wissenschaft, ihre Methode, ihre Resultate. Nur er wird den intimen Reiz dieser Forscherarbeit und die hohe Bedeutung derselben Hörern und Lesern zum Bewusstsein zu bringen vermögen.

Thut er das aber, leistet er das wirklich, dann hat er ein Großes gethan und geleistet. Dann nenne man ihn nicht mit hochmüthigem oder mitleidigem Zucken der Mundwinkel einen Popularisator oder diese Seite seiner Thätigkeit ein „Popularisieren". Da nehme man dies elende Wort gar nicht in den Mund.

Er spricht zum großen Publicum! Wie klingt das wieder von oben herab — im Gegensatz zu den geheiligten Hallen der Wissenschaft. Steht das, was „er" sagt, auf der Höhe der Bildung, der Wissenschaft, des Geistes; ist es noch dazu in vollendeter, mustergiltiger Form gesagt, dann verdient solche Leistung Hochachtung und Verehrung, und nur Thorheit oder Beschränktheit vermag da geringschätzig zu urtheilen und zu reden.

Und wer sind die Hörer und Leser in diesem Falle? wer ist denn dies „große Publicum"? wer gehört in diesen großen, dunklen, unklaren Begriff eigentlich hinein? Gewiss nicht nur die große Masse der höher gebildeten Männer und Frauen aller Nationen, deren Namen der Oeffentlichkeit unbekannt bleiben. Schon diese große Masse wäre ein Factor von eminenter Bedeutung — denn das ist ja der große Strom, der die Bildung der Zeit in seinem breiten Bette trägt und vorwärts bewegt. Aber nicht allein um diese gewissermaßen anonyme, wenn auch eminent bedeutungsvolle Größe handelt es sich hier. Zum großen Publicum gehören auch die Großen der Erde — nicht nur die Kaiser, Könige, Fürsten, Heerführer, Minister und sonstigen Würdenträger, unter denen sich doch nur ausnahmsweise eigentliche und hervorragende Fachgelehrte finden, sondern auch die Großen im Geiste, die großen Dichter, Schriftsteller, Musiker, Maler, Schauspieler u. s. w., u. s. w. Die Großen und natürlich auch die Kleinen. Ja, auch die großen und kleinen Fachgelehrten sammt und sonders, sofern sie nicht gerade das specielle Fach vertreten, um welches es sich im gegebenen Falle handelt. Also auch Goethe und Byron, Beethoven und Wagner, Napoleon und Bismarck u. s. w. Auch Alexander von Humboldt und Darwin, sofern es sich nicht um Naturwissenschaft, Wilhelm von Humboldt und Jakob Grimm, sofern es sich nicht um Sprach- oder Alterthumswissenschaft handelt u. s. w. in infinitum.

Man sieht also: das „große Publicum" ist das größte, das erlauchteste Publicum der Welt. Zu ihm reden zu dürfen, von ihm gehört zu werden, das ist ein großes, ein gewaltiges Ding. Sein Ohr sich zu erobern, ist eine hohe, schwierige und fruchtbare Aufgabe. Daneben nimmt sich die Beachtung seitens einer beschränkten Anzahl, sei es auch noch so tüchtiger, gelehrter und scharfsinniger Fachgenossen, doch nur recht bescheiden aus.

Also weg mit dem Hochmuth des Fachgelehrten! Vor dem großen Publicum im oben entwickelten Sinne steht ein jeder nur klein da, und er muss sich glücklich schätzen, wenn er gehört und beachtet wird. Weg mit dem Missverständnis, dass eine solche schriftstellerische Thätigkeit, wie sie z. B. Max Müller thatsächlich ausgeübt hat, mit dem Ausdruck „Popularisieren" abgethan werden könne. Man mag ihm manche menschliche Schwäche nachweisen, aber die Thatsache, dass er mehr als irgend ein anderer Gelehrter des neunzehnten Jahrhunderts sich das Ohr des großen Publicums [illegible] erobert hat, die kann nicht weg[illegible] werden und [illegible] verdient er unsere volle Anerkennung [illegible]

[illegible] Wer kann sich wundern, dass im neun[illegible] in deutschen Landen, die [illegible] Fachgelehrsamkeit und [illegible] geworden ist — oder [illegible], um mich etwas vor-

sichtiger auszudrücken; und dass dem gegenüber jenes Reden zum großen Publicum, das man gern und, wie wir sahen, auch oft unrichtigerweise „Popularisieren“ nennt, einen fatalen Beigeschmack bekommen hat. Ist doch das neunzehnte Jahrhundert recht eigentlich das Jahrhundert des wissenschaftlichen Fortschritts im großen Stil — nicht nur auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, sondern in nicht geringerem Grade auch auf dem der sogenannten Geisteswissenschaften, der historischen, der Sprach- und Alterthumswissenschaft. Das bedarf keines Beweises — er wäre allzu leicht zu führen. Und nirgends hat diese Entwickelung der Wissenschaft einen so imponierenden Verlauf genommen, nirgends hat sie einen solchen Reichthum an großen Resultaten gezeitigt, als in deutschen Landen, auf deutschen Hochschulen und Akademien. Darum hatte der Rector von Upsala Recht, als er im Jahre 1889 den Internationalen Orientalisten-Congress in deutscher Sprache begrüßte mit der Motivierung: „Ich rede deutsch, denn das Deutsche ist in unserer Zeit die Sprache der Wissenschaft!“

Und auf dieser imposanten Entwickelung der deutschen Wissenschaft beruhen ja auch zu einem guten Theil die großen Erfolge Deutschlands auf anderen Gebieten. Ihr verdankt das deutsche Officierscorps seine hervorragende intellectuelle Bildung. Ihr verdankt auch Deutschlands mächtig aufblühende Industrie einen bedeutenden Theil ihrer Kraft. Um nur ein Beispiel anzuführen: auf der glänzenden Entwickelung der deutschen Chemie ruht unstreitig Deutschlands überragende Concurrenzfähigkeit auf dem Gebiete aller chemischen Industriezweige, der Production von Farbwaren, Heilmitteln u. dgl. m.

Alles Große aber braucht zu seinem Werden ein gewisses, ja oft ein sehr beträchtliches Maß der Einseitigkeit. Nie hätte die deutsche Wissenschaft ihre weltbewegenden Erfolge erlebt, hätte sie sich nicht, abgeschlossen von dem großen Publicum und unbekümmert um dessen Gefallen oder Missfallen, einzig und allein dem hohen Ziele reiner Wahrheitserkenntnis zugestrebt. In dieser Thatsache wurzelt die hohe Berechtigung alles dessen, was man als zunftmäßige Exclusivität oder starre Schablone der Fachwissenschaft tadeln und richten mag, tadeln und richten aber auch nur mit theilweisem Recht. Mancher talentvolle, reich und vielseitig beanlagte junge Mann, der sich der Wissenschaft widmete, hat schwer unter dem Drucke dieser Mächte zu tragen und zu leiden gehabt. Manches Talent ist daran zugrunde gegangen. Für solche Naturen war die Fachwissenschaft ein Moloch, dem oft Großes, oft gar das Beste ihres Wesens geopfert werden musste. Darnach aber fragt eine so starke, eifrige Göttin, wie die Wissenschaft es ist, nicht. Sie denkt nur an ihr Ziel, mögen andere Ziele darüber preisgegeben, geopfert werden. Und Strenge, Einseitigkeit, Ausschließlichkeit braucht sie zur Erreichung ihres Zieles, fordert sie darum von ihren Jüngern.

Alles dies aber macht dasjenige, was ich oben von der Bedeutung des großen Publicums und der Schriftstellerei für das große Publicum im höchsten Sinne des Wortes sagte, keineswegs hinfällig. Neben einer Größe von eminenter Bedeutung kann eine andere Größe von ebenso eminenter Bedeutung bestehen, und die Thatsache, dass das Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts in diesem Falle nur eine dieser beiden Größen gepflegt und entwickelt hat, ändert wiederum nichts an der Richtigkeit dieser Erkenntnis.

In England, wo die Entwickelung der Wissenschaft nicht in gleicher Weise systematisch, planmäßig, streng gepflegt ward, wie in Deutschland, in England, wo stets andere Ziele im Vordergrunde des Interesses standen, da fehlte auch jene strenge, oft grausame Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der Wissenschaft, da konnte daneben die andere Größe sich freier und leichter entwickeln. Es ist kein Zufall, dass so große englische Gelehrte, wie Darwin, Mill, Buckle, Tylor u. a. in einer durchaus gemeinverständlichen Form schrieben. Kein Zufall, dass der einzige große deutsche Gelehrte, der ein Schriftsteller für das große Publicum im höchsten Sinne des Wortes geworden ist — Max Müller — seine Entwickelung auf englischem Boden gefunden hat. Kein Zufall, dass einer unserer glänzendsten modernen Schriftsteller in dieser Richtung ein ganz frei und unabhängig unter uns lebender, geborener Engländer ist, Houston Stewart Chamberlain.

Die großen deutschen Gelehrten, fast durchweg zugleich Professoren, hielten sich anders. Und diejenigen deutschen Professoren, welche für das große Publicum schrieben, wie Wilhelm Riehl und Hermann Grimm, waren bis vor kurzem fast durchweg Gelehrte zweiten oder dritten Ranges.

Gerade um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist die Stellung der deutschen Wissenschaft die höchste, mächtigste, einflussreichste. Da erscheint sie als die oberste Autorität, erscheinen ihre Vertreter als die geistigen Leiter der Nation. Zu Anfang des Jahrhunderts stehen noch in überragender Größe die Dichter unserer großen Literaturperiode da: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Jean Paul, Grillparzer, Kleist, die Romantiker, die schwäbischen Dichter u. a. Und wiederum zu Ende des Jahrhunderts drängt sich mit unbändiger Kraft die moderne Dichtung in den Vordergrund, nimmt das Interesse der Nation gefangen und beeinträchtigt die Autorität der Universitäten und Professoren, allen voran ein Professor, der alles Professorenthum und Gelehrtenthum wild und stürmisch in die Rumpelkammer geworfen: Friedrich Nietzsche. Die Dichter, welche in der Zwischenzeit schrieben und sangen, ein Geibel, Heyse, Scheffel, Bodenstedt u. a., störten die geistige Vorherrschaft der Wissenschaft, der Universitäten nicht. Ja, sie waren wohl oft auch selbst Professoren, wie Riehl, Ebers, Dahn u. a. In neuester Zeit aber hat sich das Bild gründlich verändert und, wohl oder übel, muss die Wissenschaft, müssen Universitäten und Professoren mit diesen veränderten Verhältnissen rechnen.

An Goethes gewaltiger Gestalt, an seiner Entwickelung im späteren Mannesalter und als Greis, können wir das allmählich immer stärker werdende Hervortreten der Wissenschaft gewissermaßen vorbildlich beobachten. Mehr und mehr gewann die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, Bedeutung für ihn, an mehreren Stellen griff er selbst in ihre Entwickelung ein — förderlich mit der Metamorphose der Pflanzen und dem Zwischenknochen, Widerspruch herausfordernd mit der Farbenlehre. Als die Juli-Revolution 1830 in Paris ausbrach, interessierte ihn lebhafter als dies Ereignis der ungefähr zur selben Zeit ausgebrochene Streit zwischen Cuvier und seinem großen Gegner in der französischen Akademie. Zu Goethe, der aus der Dichtung in die Wissenschaft sich hineingearbeitet hatte, blickten auch die leitenden Männer der Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert mit Vorliebe auf. Jetzt ist ein junges, kühnes, keckes Geschlecht von Dichtern und Schriftstellern aufgetreten, welchem nicht einmal der Alte von Weimar noch als Autorität feststeht, ja welches ihm zum großen Theil — leider — ohne tiefere Antheilnahme gegenübersteht. Und nachgerade fängt es an Mode zu werden, sich über Professoren und Professorenweisheit spöttisch und geringschätzig zu äußern.

Das braucht die wahrhaft großen Männer der Wissenschaft freilich nicht zu schrecken, nicht einmal zu kränken, aber ein Zeichen der Zeit ist es doch. Die junge Generation in deutschen Landen emancipiert sich von der geistigen Vorherrschaft der Wissenschaft, der Universitäten. Ein neues Drama von Sudermann oder Hauptmann, ein Capitel von Nietzsche erregt das Interesse der Nation lebhafter als das gediegenste, ja das bedeutendste fachwissenschaftliche Werk. Wollen die Männer der Wissenschaft, wollen die Universitäten der Gefahr der Isolierung, der Gefahr, immer mehr in den Hintergrund gedrängt zu werden, begegnen, wollen sie die Fühlung mit dem großen Strome geistigen Lebens der Nation nicht verlieren, dann werden sie es lernen müssen — nicht zu „popularisieren“ — wohl aber zum großen Publicum im höchsten und edelsten Sinne des Wortes zu reden — in einer Sprache, die dieses Publicum versteht, die es fesselt, die es zwingt, der Stimme des Redenden willig zu lauschen.

Leop. v. Schroeder.

## Kaufmanns politische Geschichte Deutschlands.*)

Ein Buch tüchtiger Kraft, gerader, aufrechter Gesinnung, derb und ehrlich, ein Buch, aus dem der Wille des Kampfes und zum Kampfe spricht, darum aber auch ein Buch, das eine gewisse Einseitigkeit nicht verleugnen kann und häufig da im Stich lässt, wo die wirklichen Probleme der Geschichte, der Wissenschaft und des Lebens auftauchen. Ja, wenn man auf vereinzelte, in den Text und in Anmerkungen eingemischte Aeußerungen des Verfassers sieht, so erkennt man bald, dass diese Probleme ihm nicht „liegen“, dass er sie nicht mag und nicht versteht, dass er sie einfach damit aus dem Wege zu räumen meint, wenn er subjectiv naiv dieselben „unfruchtbar“ nennt und als solche bezeichnet, „die nicht beantwortet werden können“. Darin aber wird nur der dem Verfasser zustimmen, dem gleich ihm noch ein so starker „politischer Instinct“ zu eigen ist, ein Instinct, der sich auf seine Gesundheit verlässt und verlassen darf, da ihn „Probleme“ so wenig schrecken wie Gespenster, die fliehen, sobald man ihnen muthig zu Leibe geht. In dieser Gesundheit liegt eine große suggestive Kraft des Buches.

Von der Problemseite sollte man darum dem Buche nicht nahen. Man sollte keinen anderen Maßstab an dasselbe legen, als den, der vom Verfasser selbst genannt wird, da wo er von der Aufgabe dieses Buches spricht. Anschaulich und übersichtlich will es zeigen, wie aus den Trümmern des heiligen römischen Reiches der deutsche Staat der Gegenwart und sein gesellschaftlicher Zustand sich entwickelte. Und diese Aufgabe ist im ganzen erfüllt. Eine realistische Darstellung voll Lebendigkeit und Anschaulichkeit, voll Liebe zum deutschen Volke und seinem Werden hält uns wach vom Anfang bis zum Ende und führt uns durch die wechselnden Stimmungen der Zeit, so dass wir bald grollen und fluchen über diesen und jenen, zuweilen auch über den Verfasser selbst, bald uns mit ihm freuen und erheben und seinen Worten mit froher Zustimmung lauschen.

Der Kampf und Zorn gegen Feudalität, Bureaukratie und

*) [illegible] Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten [illegible] Seiten.

Clericalismus geht wie durch die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts auch durch dieses Buch. Hier steht ein Mann, der sich wehrt und nicht müde wird, Hiebe auszutheilen, Hiebe, die treffen und sitzen. Wendet er sich dagegen nach der anderen Seite, nach der radicalen, so versagen seine Hiebe nicht selten, werden Lufthiebe und — der ehrliche Wille zur Gerechtigkeit scheitert. Das mag merkwürdig erscheinen, ist aber nur eines von den historischen und psychologischen „Problemen", und zwar eines, das beantwortet werden kann. Denn die Politik siegt hier über die Geschichte. Ein Beispiel! „Aus der socialdemokratischen Bewegung giengen die beiden Attentate hervor, die im Sommer 1878 das Land mit Trauer und Entsetzen erfüllten. Ein verkommener Bursche . . . namens Hödel . . . ein Doctor Nobiling, der übrigens nicht eigentlich ein Genosse der socialdemokratischen Partei war . . . obschon beide Mörder nicht oder doch nicht im vollen Sinne und ausschließlich der socialdemokratischen Partei angehörten" . . . das ist doch politisch geredet, nicht historisch. Das Semper aliquid haeret des Politikers verdirbt hier dem Historiker den geraden und ehrlichen Stil, der dem Verfasser sonst eigenthümlich ist. Ebensowenig ist es historisch zu rechtfertigen, wenn Kaufmann bei dem Mordanfall Kullmanns auf Bismarck sagt: „Für diese Entwickelung des Culturkampfes trug der Abgeordnete Windthorst einen großen Theil der Verantwortung." Der Historiker müsste den Zusammenhang der Dinge doch mit etwas weiterem Blicke zu erfassen vermögen, als es hier geschieht, eben weil er bereits den zeitlichen Abstand gewann. Tritt auch er auf den Standpunkt des Politikers zurück, der alles in der Nähe sieht, und darum alles meist kurzsichtig, so bedürfen wir des Historikers nicht mehr.

Die politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert nimmt sich bis tief in die Sechzigerjahre auch in dieser Darstellung fast wie eine Geschichte fortgesetzter Schmach und Schande aus. Hart lautet namentlich Kaufmanns Urtheil über Friedrich Wilhelm III. Was da wächst und zur Zukunft treibt, ist vor allem die harte Arbeit des Bürgerthums und des Bauernthums, die wirtschaftliche Entwickelung. Auf ihr beruht die Bedeutung, welche der Zollverein errang, aus ihr wuchs ihm die Kraft, neben seiner wirtschaftlichen zu einer politischen Größe zu werden. Berechtigt ist darum die Klage des Historikers, dass wir nur „wenige eingehende Biographien von Geschäftsleuten und Beamten" haben, welche uns einen sicheren Einblick in diese auf festem Erdboden ausgerungenen Kämpfe gestatten würden. Aber es sind doch einige vorhanden, welche den Schleier lüften, so die Erzählungen von Unruhs, das Leben des Chemnitzer Fabrikanten G. Fr. Becker, des Westphalen Harkort, der großen Buchhändler Perthes, Cotta, Brockhaus, die Bestrebungen Lists, das Wirken der Badenser Jolly und Mathy, der Rheinländer Hansemann, Beckerath, Mevissen — Quellen, aus denen geschöpft zu haben ein großes Verdienst dieses Historikers ist. Wo die treibenden Kräfte dieser Entwickelung lagen, hier wird es offenbar. Freilich greift auch das Wollen und Wirken dieser Männer auf frühere Zeiten zurück, und da steht denn als erster Flug des neuen deutschen Geistes die großartige literarische und künstlerische Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts obenan. Die Höhe und Weltweite der Aussicht, welche man hier gewonnen hatte, musste zurückwirken auf den Willen, diese Einsichten und Aussichten im wirklichen Menschenleben zu verwerten. Wenn nun aber der Verfasser meint, die deutschen „Weltbürger" hätten gelernt, dass der Staat allein einem Volke die Möglichkeit gibt, sein eigenthümliches Wesen zu entfalten, so weiche ich hier von seiner Meinung ab. Für meine Erkenntnis wäre es eine bösartige Verdrehung des politischen Sinnes, ein Vergehen und ein Ende, käme in Deutschland das Dogma und die den Bureaukraten sehr naheliegende Praxis empor, welche den Menschen als Mittel des Staates begreifen möchte, nicht aber daran festhält, dass jeder Staat des Menschen wegen da ist. Kaufmann hat gesunden Sinn genug, sich in diese Verkehrtheit nicht zu verrennen, aber seine Aeußerungen über die „staats- und sinnlosen Träume" der Radicalen, seine Verehrung des Staates in meinem Gesicht schon zu ausschweifend; das lebendige Verhältnis ist doch so, dass sich der Radicale sein ideales Concept nicht verwirren lassen will durch die historisch gegebenen Verhältnisse und Werte, dass er an seinem Ideal festhält, weil ein beschnittenes Ideal keines mehr ist. Solange der Mensch noch so gewaltig zu kurz kommt, wie dies in unseren modernen Staaten der Fall ist, hat der Radicalismus [illegible] recht.

[illegible]

. . . . . . . und Metternich . . . Metternich urtheilte wie Gneisenau, dass Preußen dies — sich an die Spitze Deutschlands zu erheben — erreichen werde, wenn es sich den dreifachen Primat der Waffen, der geistigen Freiheit und der guten Verfassung sichere, wenn es also die Reform im Geiste Steins und seiner Freunde vollendet, und um dies zu hindern, nannte er diesen Geist den Geist der Revolution." Der Politiker mag mit solchen persönlichen Urtheilen recht haben, aber der Historiker hätte die Ursachen weiter erfassen müssen. Und da ist wohl nicht zu verkennen, dass eben ein Metternich nicht möglich gewesen wäre bei einer starken Entfaltung des Volkslebens. Die moderne wirtschaftliche Entwickelung drang noch später in Oesterreich ein, als dies in Deutschland der Fall war. Schon die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner machte Oesterreich einer industriellen Entwickelung schwer zugänglich. Dazu die größere Gebundenheit des Denkens durch den Bann des Clericalismus und Feudalismus, dazu das Schicksal der Dynastie, dazu die lastenden politischen Traditionen, welche aller realen Politik das Concept beständig verwirrten, dazu die Versäumnisse früherer Zeit, sich vor allem darin kundgebend, dass die geistige Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts in Oesterreich kaum einen productiven Widerhall weckte, dass hier ein Josef II. fast allein stand und darum scheiterte — das sind Schicksale, die sich ursächlich in langer Reihe verknüpfen und einen Kaiser Franz doch ein wenig entlasten, einen Metternich ebenso, der an sich ein politischer Windbeutel war, wie Schwarzenberg ein verkniffener Feudaler. Gelang es nun gar dem viel bewegteren Leben Deutschlands nicht, die hemmenden Mächte, wie das Junkerthum zum Beispiel, zu brechen, so kehrte Oesterreich nach kurzen Zwischenspielen stets wieder unter die volle Herrschaft der Aristokratie zurück. Und je größer diese Hemmungen, umso weitere Kreise und Kräfte des Volkslebens müssen nach und nach herangeholt werden, solche Widerstände zu besiegen. Je weiter die wirtschaftliche Entfaltung in die Kreise der Bürger, Bauern und Arbeiter dringt und deren Bewusstsein aufrüttelt, umsomehr wird sich die Möglichkeit zeigen, diese verfahrene Entwickelung in eine Bahn der Tüchtigkeit und steten Gesundung zurückzuleiten. Freilich, die Macht des Antisemitismus in Oesterreich, in dem sich doch dem Kundigen ganz ohne Frage eine negativ wirtschaftliche Tendenz allerersten Grades verräth, lässt die Furcht nicht zum Schweigen kommen, dass hier statt einer Gesundung ein voller Niedergang sich vorbereitet. Bevor aber dieser nicht zu voller und unumstößlicher Gewissheit wurde, heißt es für jeden tapferen Mann aushalten bei der Fahne, die vorwärts ruft.

Ich kam von Kaufmanns Buch ab — und blieb doch bei ihm. Denn es ist eben ein Buch, welches nach vielen Richtungen zu denken gibt. Darum auch ein Buch, das gelesen werden sollte, nicht in der Meinung, dass hier nun das Räthsel gelöst sei, sondern in der tapferen Ueberzeugung, dass es neue Räthsel vor unsere Augen bringt, und dass wir lebendigen Menschen von heute berufen sind, den Versuch dieser Räthsellösung zu machen. Kaufmanns starke Zuversicht weist da den Weg: „Nur dem Staate gehört die Zukunft, der die Kräfte, die hier — in dem Streben nach voller Gerechtigkeit und wirklichem Vertrauen — ruhen, anerkennt, denn nur er wird sie in seinen Dienst stellen."

Soden i. T. Dr. Mathieu Schwann.

## Neue illustrierte Weihnachtsbücher.

Auch das kolorierte Weihnachts-Bilderbuch steht neuerdings im Zuge der zeichnerischen Entwickelung, wie sie, unter Anregung der Pariser und damit also auch zugleich der japanischen Zeichenkunst, bei uns in Deutschland vor allem in München eine Centrale und einen Sammelpunkt gefunden. — Wenn die Werke, die mir vorliegen, nicht gerade alle aus den Verlagen Hirth und Langen, den Verlagen der „Jugend" und des „Simplicissimus", hervorgiengen, so stammen sie doch vorwiegend von Zeichnern, deren Namen und deren Bedeutung auf das engste mit jenen beiden Zeitschriften verknüpft sind, welche diese Werke schufen.

Bereits in einem früheren, in der „Zeit" veröffentlichten Aufsatze hatte ich es unternommen, diese neue Richtung unserer deutschen Zeichenkunst zu charakterisieren: die folgenden Zeilen mögen als eine Art Fortsetzung gelten, die die Entwickelung der neuen Kunst auf einem Sondergebiet ins Auge fasst.

Eine zusammenfassende Beobachtung, die ich bereits in jenem früheren Aufsatz zu machen hatte, wäre bei dieser Gelegenheit zu erneuern. [illegible] neuzeitliche Zeichenkunst interessiert zunächst noch vorwiegend nach der technischen Seite hin. Hier frappiert die flotte Linie, [illegible] und Schattenvertheilung, das Raffinement [illegible] genial revolutionäres Auftrumpfen gegen [illegible] man vorwiegend genöthigt, auf [illegible] Denken wir an frühere Illustratoren, [illegible] die so intime und individuell- [illegible] Kunst Ludwig Richters, [illegible], wenn es der jungen Kunst noch

gebricht: die Intimität und die in sich geschlossene, individuelle Wirkungskraft eines vertieften Gehaltes. Es ist uns eigentlich auf dem Gebiete der neuen Zeichenkunst noch keine Individualität gereift, die sich etwa einem Ludwig Richter ebenwertig an die Seite stellen könnte. Dazu ist sie noch zu sehr im Werden, im Sturm und Drang der Entwickelung, in der Gährung schäumender und überschäumender Jugend. Auch Wilhelm Busch, mit dem die neue Kunst, in der Art, wie der Blick des Beschauers auf technische Qualitäten gelenkt wird, noch am meisten Beziehung hat, ist den Neuen an Wirkungskraft eines bedeutsamen und vertieften Gehaltes noch weit überlegen. Ihrer keiner ist bis heute in diesem Sinne zu einer abgerundeten Meisterschaft gelangt.

Man kann diese Beobachtung etwa sogleich an der Titelzeichnung E. Kreidolfs zu dem neuen Kinderbuch von Paula und Richard Dehmel „Fitzebutze"*) machen. Es ist die Caricatur des Hampelmanns Fitzebutze (Verstümmelung von Vitzliputzli) auf einem Schaukelstuhl zwischen Pappeln, von lachenden und neckenden Kindern umgeben, die zwischen den Pappeln hervor ihn beobachten. Technisch erinnert der Strich an die geniale Nonchalance der Linie von Wilhelm Busch. Aber wenn man bei Busch sogleich von dem so intimen und eindringlichen Lebensgehalt in Anspruch genommen und von einem einseitigen Interesse an der Technik abgelenkt wird, so bleibt man bei E. Kreidolf noch daran haften. So schön und lebendig etwa auch die neckenden Kinder sich darstellen, im ganzen sind zu einseitig technische Gesichtspunkte verfolgt: ist etwa auf Farbenzusammenstellung geachtet, auf Arrangement und Schwung einer arabeskenhaften Liniengebung; soweit, dass die Wahrheit der Natur wohl zuweilen in einer Weise vernachlässigt ist, die selbst hier nicht statthaft ist. Pappeln müssen immer und bei noch so nonchalanter Freiheit der Arabeske irgendwie Pappeln sein; hier weiß man aber nicht, ob es dunkelgrüne, in den Boden gesteckte Vogelfedern sind, oder wer weiß was? Trotzdem ist gerade Kreidolf einer der wenigen unter den Neueren, die versprechen, sich zu der intimeren Kunst eines individuellen inhaltlichen Gehaltes zu entwickeln. Ich denke hier an seine Blumenmärchen, an die schönen Illustrationen zu Andersens „Bilderbuch ohne Bilder" (bei E. Diederichs erschienen). Und auch „Fitzebutze" verspricht nach dieser Richtung noch viel Gutes. Man sehe sich etwa die Bilder Seite 7, 12, 16 daraufhin an. Die technischen Qualitäten sind oft geradezu bestrickend. — Was die Illustration etwa noch vermissen lässt, bietet der Text im reichsten Maße. Von allen diesmaligen Weihnachtsnovitäten einschläglichen Gebietes sind diese Kindergedichte entschieden das wertvollste und eindringlichste. Ein wunderbarer Rhythmus, ein vollendeter Formzauber und eine tiefsympathische und lebenswahre Kenntnis der Kinderseele, wie sie eben nur eine Frau und Mutter vermag. Alles ganz aus dem intimsten Leben des Kindes und der Familie heraus.

Ich citiere:

Freund Husch.

Husch, husch, husch,
Ich schlupfe aus dem Busch.
Ich stecke mein Laternchen an,
Ich zünde mir die Sternchen an,
Husch.

Husch, husch, husch,
Ich putze meinen Busch,
Der Mond ist da, der Mond ist hell,
Der Mond, der ist mein Spielgesell,
Husch, husch.

Husch, husch, husch,
Ich schüttel meinen Busch.
Die Kinderchen sind all' zu Ruh',
Ich schüttel ihnen Träume zu;
Die haben wir vergang'ne Nacht,
Der Mond und ich, uns ausgedacht,
Husch, husch, husch,
Im Busch.

Das rangiert gleich mit dem besten, wertvollsten, dauerndstpopulärsten, was wir in Deutschland an Jugendlyrik besitzen: und das will viel sagen. An dieser und jener Stelle gibt's wohl 'mal einen schwereren Accent von Philosophie oder latenter Reflexion, der wohl im besonderen auf Rechnung Dehmel-Papas zu setzen ist. Der „Fitzebutze" ist das beste und wertvollste Kinderbuch, das dies Jahr auf den Weihnachtsmarkt kommt!

Illustrativ höher als der „Fitzebutze" steht „Knecht Ruprecht"**). Da ist Fidus, freilich ein Zeichner, der bereits eine Harmonie von Gehalt und Neutechnik zeigt, die sonst im allgemeinen bei der neuen Kunst noch zu vermissen steht. Wir finden meist Bekannte von „Jugend" und „Simplicissimus" her, mit einer hier durchwegs durch den Geist der Aufgabe vertieften Kunst. Meisterliches geleistet haben vor allem Hans Rossmann Illustrationen zu einer prächtigen

Ballade Joh. v. Wildenradts: „Vom Kampf der Zwerge mit den Riesen" und zu einem Gedicht von Zoozmann: „Aus der Puppenstube"), R. M. Eichler (vorzügliche Illustrationen zu Dehmels Märchen vom Maulwurf u. a.), A. Münzer (vornehmlich S. 45, „spielende Kinder im Herbstwind"), Angelo Jank, Pankok und Paul Rieth (S. 55 Frühlingslandschaft zu „Die Störche" von Mia Holm). Sonst wären noch zu erwähnen: Halmi, Schmidthammer, F. Staffen und Kreidolf. Das Buch ist für die reifere Jugend. Auf 64 Folioseiten bietet es eine reiche Fülle gediegenen Inhaltes. Die Kinderlieder und Märchen von Paula und Richard Dehmel, Gedichte von Frieda Schanz, Liliencron und Salus, von Trojan und R. Schmidt-Cabanis, die Ballade Wildenradts, Beiträge von Selma Lagerlöf, Henrik Wranér sind die besten Leistungen des Buches. Sicher ist „Knecht Ruprecht" mit „Fitzebutze" das gediegenste und schönste Kinderbuch des diesjährigen Weihnachtsmarktes.

Zu erwähnen wäre auch noch eine erste derartige Publication des „Jugend"-Verlages: „Märchen ohne Worte."**) Doch rangiert das Buch mit den beiden vorigen nicht gleich. Es ist zu wenig intim für die Kinderwelt und interessiert meist nur nach der technischen Seite. Es gewährt eine etwas kalte Freude an der technischen Fertigkeit, die oft geradezu Raffinement ist und zuweilen wohl auch ins Monströse überkippt. Vergleiche die Zeichnung Feldbauers (Illustration zu Goethes „Wandelnder Glocke"). Das Kind, das die Thurmtreppe herunterkommt, wirkt wie ein kleiner Rußteufel.

Ein ähnlicher Vorwurf wäre wohl auch gegen eine Veröffentlichung zu erheben, die von Wilhelm Schulz erscheint, betitelt „Märchen-Bilder und Gedichte"**). Es ist ein prächtiger, sehr splendid ausgestatteter Folioband, der eine Sammlung von Bildern und Gedichten enthält, die nach und nach von Schulz im „Simplicissimus" erschienen sind. Schulz hat eine ähnliche Technik wie die Wilkes und Bruno Pauls. Er erzielt mit ihr manche packende und überzeugende groteske, komische, wohl auch ernstere Wirkung, auch einige gute Märchenstimmungen sind ihm geglückt, obgleich seine Manier leicht ins Unsaubere, Schmuddliche, Chaotische sich verliert, und obgleich man von der Stimmung des Inhaltes immer wieder durch die aufdringliche Bravour der Technik abgelenkt wird.

Noch auf eine Nachahmung der Art R. Töpffers, wie er sie in seinen komischen Bilderromanen voreinst entwickelt hat, will ich hinweisen. Sie ist im Verlag F. A. Brockhaus (1900) erschienen und hat bereits die 5. Auflage erlebt. Titel: „Fahrt und Abenteuer des Herrn Stefelbein."***) Die Illustrationen sind oft direct Töpffer entlehnt, hie und da sind sie etwas modernisiert. Eine krause, kunterbunte Abenteuergeschichte, ganz nach dem Töpffer'schen Recept, nur ohne den Wert von dessen Persiflage des damaligen Abenteurerromans und der Sitten der Biedermeierzeit. Die Verse sind durchweg etwas läppisch. Die Zeichnung ist gut und geschickt.

Alles in allem: gerade auf dem Gebiete des Kinderbuches scheint die moderne deutsche Zeichnung sich zu einer inhaltlichen Vertiefung anzuschicken: ein Umstand, auf den wir hier mit Freude und Erwartung aufmerksam gemacht haben möchten!

Berlin. Johannes Schlaf.

---

# Wilhelm Leibl.

Mit Wilhelm Leibl haben wir den größten Meister der Malkunst begraben, den Deutschland im neunzehnten Jahrhundert hervorbrachte. Als er auftrat, herrschten noch Historie und Genre. Die Zeit des Bildungsphilisteriums und der Lesekränzchen schätzte die Kunst nur als Dienerin des Schriftthums. Hauslehrer oder Witzbold musste der Maler sein. Leibl, der ersten einer, machte das Erdreich wieder urbar für eine rein malerische Malerei, setzte der Kunst, die als Dienstmädchen bei der Literatur verdingt war, wieder das königliche Diadem aufs Haupt.

Courbet in Frankreich war ihm vorausgegangen. Es hiengen 1869 im Münchener Glaspalast alle Hauptwerke des Meisters von Ornans: die Hirschjagd, die Rehe am Waldbach, die Heuernte und die Steinklopfer. Und mit den Bildern war Courbet selbst nach München gekommen. Wie ein Urweltswanderer sah er aus, wenn er in weitem Anzug aus grauem Lodenstoff, die leinene Mütze auf dem Kopf, den Brule-gueule im Munde, zwei wollene Pferdedecken mit Lederriemen um den breiten Körper befestigt, derbe nägelbeschlagene Bergschuhe an den Füßen, durch die Straßen Münchens daherschritt. Abends kneipte er mit den Malern im „Deutschen Haus". Achselzucken, Fußstampfen und breite Armbewegungen machten auch denen, die kein Französisch verstanden, den Inhalt seiner Bierreden deutlich. Der Eindruck seiner Werke wie seiner Persönlichkeit war ungeheuer. Den einen war er ein Rhyparograph,

*) [illegible]

**) [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

ein Apostel der Hässlichkeit. Die andern sahen in ihm den Schutzgeist der Malerei, einen wiedererstandenen großen alten Meister, der endlich zeigte, was Malen heißt. Fast zu Raufereien kam es in der „Allotria“. Leibl, der Herkules, streifte sich die Hemdärmel auf, bereit, jeden an die Thür zu setzen, der seinen Abgott nicht anerkannte. Und er folgte Courbet nach Paris. Dass das Porträt der dicken Französin, das er 1870 dort malte, dessen Beifall fand, hat er noch später gern als größten Triumph seines Lebens erzählt.

Doch obwohl man ihm damals den Spitznamen „Courbet“ gab und er selbst die Bekanntschaft mit Courbet als das entscheidende Ereignis seines Lebens bezeichnete — ein deus ex machina kann doch nicht das Schicksal einer Persönlichkeit bestimmen. Lange bevor Courbet auftauchte, hatte Leibl in ähnlichem Sinne gemalt. Seine Bilder der Sechzigerjahre — das Porträt eines Schauspielers, der seine Rolle recitiert, das Porträt eines Blinden, eine Atelierscene und das Porträt der Frau Gedon — sind die besten „morceaux“, die damals ein Münchener lieferte: von tiefem, schönem Ton und breitem, energischem Strich. Und bald nachdem er Courbet verlassen hatte, schlug er andere Bahnen ein. Aus dem Breitmaler wurde der Mikroskopiker, der mit der Andacht mittelalterlicher Künstler sich in die Natur versenkte.

Leibl war der Sohn des kölnischen Domorganisten. Die Werke Meister Wilhelms und Stephan Lochners sah er als Knabe um sich. Schon diese Jugendeindrücke scheinen seine Zukunft bestimmt zu haben. Nur eine zeitlang fragte er die Großen des 17. Jahrhunderts um Rath, malte tonig, wuchtig und schwer. Später siedelte er über in seine wahre Heimat: die altgermanische Welt des Quattrocento. Ein zünftiger Malermeister von einst schien mit ihm zu neuem Leben erwacht, einer jener Einsiedler, die fern vom Treiben des Tages zum Lobe Gottes ihre Bilder malten. Im bayerischen Gebirge, erst in Berbling, dann in Schondorf, dann in Aibling vergrub er sich. Am Tage saß er bei der Arbeit. Nachmittag sah man ihn in rauher Lodenjoppe, die kurze Pfeife im Mund, die Flinte im Arm, das Revier durchstreifen. Abends erwachte zuweilen der alte Herkules. Breitschulterig, stiernackig, ein urwüchsiger, burschikoser Hüne, raufte er in der Dorfkneipe mit den Bauern — nicht bösartig, nur um seine Muskelkraft frisch zu halten. Sein Freund Sperl, als gute Wirtschafterin, besorgte den Haushalt. Und wie er selbst aus dem Stadtmenschen ein Bauer geworden war, ist in seinen Bildern echt, wahr und unverfälscht das Leben der Bauern geschildert. Nur Salontiroler hatte man vorher gekannt. Costümierte Modelle mussten lebende Bilder zu den Dorfnovellen Berthold Auerbachs stellen. In Leibls Werken lebt der Bauer in seiner ganzen Rusticität: in seiner Verschmitztheit, seinem Wagemuth, seinem Stumpfsinn. Er gab ihm das Recht der eigenen Existenz, hat — wie Millet in Frankreich — aus Witzfiguren Wesen von Fleisch und Blut, knorrig herbe Individualitäten gemacht.

Dort der Michelangelo, hier der Jan van Eyck der Bauern. Denn von dem Monumentalstil, der feierlichen Getragenheit Millets hat er nichts. „Als ikh kan“. Diese Worte des alten Vlamen wären auch auf Leibls Werke zutreffend. Mit peinlichster Geduld setzt er in Farben um, was sein scharfer Jägerblick sieht. Mag es eine Tischplatte oder ein Strohstuhl sein, der hagere Kopf eines Wildschützen oder eine derbknochige Bäuerin — sein Ziel ist, mit der Genauigkeit der Spiegelplatte die Natur zu reflectieren. Ja, er sucht nach Dingen, die möglichst reich sind an minutiösem Detail. Runzlige alte Gesichter und sehnige Kniee, gemusterte Kleider und geblümte Halstücher, haarige Lodenjoppen und schwere Nagelschuhe, Zeitungen, Spinnrocken, Filigranschmuck und Besen — das sind die Elemente von Leibls Bildern. Wie Jan van Eyck bringt er gern spiegelnde Gegenstände an: Schnapsgläser, Wasserflaschen und silberne Knöpfe. Wie dieser lässt er durch das Fenster noch hinaus, auf eine Wiese, auf ein Ackerfeld blicken. Dem Kleinen räumt er gleiche Wichtigkeit wie dem Großen ein, möchte jeder Blume, jedem Blatt, jedem Strohhalm das Geheimnis ihres Daseins abfragen. Man denkt an die „Naturfrömmigkeit“ der alten Meister, denkt an die Tage des Franziskanerordens, als die Natur, bisher verflucht, ein „vom Finger Gottes geschriebenes Buch“ geworden war.

Dass einer so peinlichen Genauigkeit stets Trockenheit anhaftet, ist selbstverständlich. Den Pulsschlag des Lebens zu [illegible] gelang ihm nicht. Nicht nur die Menschen seiner Bildnisse haben die versteinerte Pose des Gemaltwerdens. Auch seine größeren Bilder sind Stillleben mit Menschenstaffage. Er schiebt Bildnisfiguren zusammen, malt jeden Einzelnen in der starren Ruhe, in der er [illegible] Modell saß. Die Muster eines Kleides und einer Schürze, die Schnitzereien einer Wand und die Stoppeln eines Bartes sind ihm wichtiger als das [illegible] Leben. In diesem Sinn [illegible] der Gegen- [illegible]

nie dem Moloch des Kunsthandels gedient. Dieser hohe künstlerische Ernst soll uns heilig sein. Keiner hat mit so ehrlichem, andächtig frommem Auge in die Natur geblickt. Keiner hat mehr dazu beigetragen, der vergessenen Kunst des Malenkönnens einen Boden in Deutschland zu bereiten. Und wenn seine gesunden, kernig-kraftvollen Werke nichts von dem ästhetischen Hautgout, der capriciösen Ueberfeinerung haben, die der Gourmetgeschmack von heute bevorzugt, so reden sie dafür eine Sprache, die alle Zeiten, auch die entferntesten, noch verstehen werden.

Richard Muther.

---

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Herrn v. Koerber ist endlich einmal eine neue, eine fruchtbare Idee eingefallen, wie man richtig die deutsch-czechische Verständigungsaction betreiben muss: nämlich durch Fragebogen.

•

Bisher geschah das bekanntlich durch unverbindliche Besprechungen, die der jeweilige Ministerpräsident mit den deutschen und den czechischen Parteiführern abhielt. Eingeführt hatte sie der Baron Gautsch, fortgesetzt der Graf Thun, und Herr v. Koerber schließlich hat sie zur höchsten Ausbildung gebracht, indem er aus den abwechselnd mit deutschen und mit czechischen Führern gepflogenen Besprechungen eine förmliche Verständigungsconferenz machte, bei der die deutschen und die czechischen Führer gleichzeitig mit dem Ministerpräsidenten und untereinander ihre unverbindlichen Bemerkungen über das Sprachenproblem austauschten. Aber auch in dieser höchsten Vollendung hat das System der unverbindlichen Besprechungen zu keinem Erfolg geführt. Dass die Verständigung der Deutschen und der Czechen daraus nicht hervorgewachsen ist, wäre nicht so bedenklich gewesen. Das war ja vorauszusehen. Wie aus dem Adjectiv „unverbindlich“ geschlossen werden kann, hat diese politische Erfolglosigkeit sogar von vornherein in der Absicht der Veranstalter dieses Jocus gelegen. In der That wäre es auch die unangenehmste Ueberraschung für den Herrn v. Koerber gewesen, wenn aus der Conferenz eine wirkliche, verbindliche Verständigung der beiden Nationalitäten hervorgegangen wäre, durch die er und sein Beamtencabinet lächerlich überflüssig geworden wäre.

•

Es ist auch nicht die Erfolglosigkeit, die den Bureaukratenminister bei den unverbindlichen Besprechungen schmerzt, sondern etwas ganz anderes. Der Ehrgeiz des guten Bureaukraten ist, seinen Fleiß durch große Actenconvolute und hohe Exhibitennummern zu documentieren. Gerade in diesem Punkte haben sich aber die unverbindlichen Besprechungen als recht unfruchtbar gezeigt. In ihrer primitiven Form, wie sie von Baron Gautsch und Graf Thun gehalten wurden, einseitig in camera caritatis und ausschließlich mündlich, waren sie bureaukratisch gänzlich wertlos, da sie kein Actenstück lieferten, das man zur Erhöhung der Exhibitenziffer getrost ins ministerielle Einreichungsprotokoll hätte tragen können. In ihrer Koerber'schen Verbesserung ergaben sie zwar etwas Exhibit, aber viel zu wenig, aus wochenlangen Conferenzen von ein paar Dutzend Führern, Ministern und hohen Beamten kam — wie aus den kreißenden Bergen das Mäuschen — ein einziges Sitzungsprotokollchen mit einer einzigen Exhibitennummer heraus. Dieses Missverhältnis zwischen der aufgewendeten Arbeit und dem erzielten Exhibitenerfolg war in den bureaukratischen Augen des Herrn v. Koerber das wahre Greuel der mündlichen Verständigungsmeierei. Diesem Uebelstande zu steuern galt seine neue Idee. Die soll nach den erwähnten Zeitungsmeldungen darin bestehen, dass Herr v. Koerber in seiner Verständigungsaction an die Stelle des mündlichen das schriftliche Verfahren setzen wird. Nach den Neuwahlen, heißt es, wird er zur Fortsetzung seiner Verständigungsaction an die deutschen und czechischen Parteiführer Fragebogen versenden, auf denen ihm jeder von ihnen seine Ansicht über die Lösung der Sprachenfrage mittheilen soll.

•

Der Vorzug dieser Methode leuchtet auf den ersten Blick ein. Soviel Parteiführer soviel Fragebogen, soviel Fragebogen soviel Exhibitennummern, und wenn die Fragebogen beantwortet zurückkommen, kann man die Antworten vice versa den Parteiführern wieder zur Gegenäußerung zuschicken, soviel Gegenäußerungen soviel Exhibitennummern abermals, und das alles ohne tage- und wochenlange ermüdende Besprechungen, sondern einfach mit dem Hektographen erzielt! Das ist zwar kein Fortschritt zur Lösung des Nationalitätenproblems, wohl aber ein kräftiger Schritt nach vorwärts zur Lösung jenes bureaukratischen Problems, das lautet: Wie kann man mit dem geringsten Zeitaufwand die größte Exhibitenzahl machen? Nur eines fehlt noch, dass das Finanzärar die [illegible] beantwortet eingelaufenen Fragebogen nachträglich als [illegible] erklärt, notionieren und zu Gunsten des in dieser § [illegible] [illegible] Fiscus mit der [illegible] fachen Strafe belegen lässt. [illegible] Herr v. Koerber, vielleicht mit Unterstützung des Finanzministers Herrn v. Böhm, auch das noch erreichen sollte, dann könnte man mit [illegible], dass vom Nationalitätenstreite in Oesterreich nicht nur die [illegible] und die Minister, sondern auch der Staat lebt, der ja, wie [illegible]

•

[illegible] debattierte der sogenannte Handels- [illegible] in seiner Lieblingsrolle als [illegible] Die [illegible]malige Dichtung betraf [illegible] Der Dichter, der aller Wahrscheinlichkeit [illegible] des Handelsministeriums ist, blieb [illegible] da doch das Kind einen Namen haben [illegible] des Barons Call angesehen [illegible] Beamtenausbildung wies Baron [illegible] Schwierigkeiten Oester- [illegible]

reichs hin und meinte, dass wir, wenn wir Wasserstraßen bauen, „diesen Fehler der Natur corrigieren" werden müssen. Das ist sehr schön gesagt. Aber wenn die verehrliche Regierung schon daran geht, die oro- und hydrographischen Fehler der Natur zu corrigieren, so sollte sie es doch nicht versäumen, auch gewisse, sie näher angehende „Fehler der Natur" auszubessern, die in dem verkehrten geistigen Niveauunterschiede zum Ausdruck kommen, der bei uns zwischen den Regierenden wie Baron Call und den Regierten besteht. Wenn es zum Beispiel nur einmal gelänge, das geistige Niveau unserer Minister auf das staatsbürgerliche Durchschnittsniveau zu erhöhen, wäre schon viel geleistet, nicht nur für die Wasserstraßenfrage.

*

Entgegen der allgemein herrschenden Anschauung von der zolltarifarischen Unthätigkeit des Handelsministeriums wird in der „Neuen Freien Presse" vom letzten Sonntag mitgetheilt, dass das österreichische Handelsministerium an einem Entwurfe zum autonomen Zolltarif arbeite. Schade um die Mühe! Das ungarische Handelsministerium arbeitet doch auch einen Zolltarif aus, und nach allen bisherigen Erfahrungen darf man ruhig erwarten, dass das österreichische Handelsministerium diesen ungarischen Zolltarif annehmen wird, wie ihn die Ungarn wollen. Wozu also quält sich das österreichische Handelsministerium mit der Anfertigung eines eigenen Zolltarifentwurfes ab? Entweder wird dieser Entwurf von den ungarischen Wünschen abweichen; nun dann ist er Maculatur und überflüssig. Oder die österreichische Regierung will darin den Ungarn zeigen, dass sie ihre Wünsche errathen und, ohne dass sie erst ausgesprochen werden, erfüllen kann; dann ist der österreichische Entwurf abermals überflüssig; denn das Apportiertalent der österreichischen Regierung kennen die Ungarn schon, und es ist wahrlich nicht nöthig, so große Anstrengungen zu machen, um es ihnen noch einmal zu beweisen.

*

Noch immer sagt Dr. Kaizl, dass nur eine papierdünne Wand die Deutschen und die Czechen trennt. Das Papier, das er dabei meint, ist offenbar jenes kostbare Papier, auf dem das kaiserliche Handschreiben stehen soll, durch das er wieder zum Minister ernannt wird. Kr

## Volkswirtschaftliches.

Zwei Banken sollen fusioniert werden. Die eine, die Niederösterreichische Escomptegesellschaft, war von altersher das Muster einer Einlagen- und Escomptebank, ohne Schwung, aber solide, und hat erst in den letzten Jahren den Ehrgeiz gehabt, auch als Gründungsbank aufzutreten, ohne dass man bisher ein Urtheil über ihre Erfolge auf diesem Gebiete hätte gewinnen können. Die andere Bank, die Böhmische Escomptebank, war nach dem Muster der Wiener Bank als Depositen- und Escomptebank gegründet, fand aber eine unternehmungslustige Leitung, welcher sich im industriereichen Böhmen ein weites Feld zur Bethätigung bot. Die Bank errichtete Filialen in ganz Deutschböhmen, trat mit den ersten Industriellen, vor allem mit den großen Eisenindustriellen in Verbindung, wurde die Bank und Geldquelle der Wittgenstein-Gruppe, mit der sie groß und mächtig geworden ist. Sie war die Centralstelle der kolossalen Börsenoperationen dieser Gruppe und sie konnte umso leichter deren großen Plänen zum Siege verhelfen, als sie in der speculationseifrigen böhmischen Provinzclientel ein starkes Gefolge zur Verfügung hatte. Während also das Wiener Institut bescheiden angemessene Zinsen von 6 bis 7% zahlte, florierte das Prager Institut und vertheilte Dividenden von 15 bis 20%. Es ist also ein ungleiches Gespann, das da zusammengefügt wird, und man fragt sich, wie die beiden so unähnlichen Gefährten zusammenkommen. In Deutschland haben in den letzten Jahren wiederholt hauptstädtische Banken Provinzbanken aufgesressen, aber man kann die Verhältnisse in Deutschland nicht so einfach mit den österreichischen vergleichen. Dort graviltiert thatsächlich der ganze Verkehr nach Berlin, von wo aus der Verkehr ganz Deutschlands bewegt und geleitet wird. Die neue Börsengesetzgebung lässt es übrigens für die meisten großen Provinzbanken wünschenswert erscheinen, selbst mit Aufopferung ihrer Selbständigkeit, in Berlin festen Fuß zu haben. Bei uns ist das anders. Wien ist nur in beschränktem Sinne Centrum des Reiches, und speciell Böhmen mit seiner dominierenden Industrie graviltiert sehr wenig nach Wien und bekommt gewiss nicht von Wien Anregung und Triebkraft. Die böhmische Escomptebank hat davon, dass ein Wiener Institut ihre Actien aufkauft und Vertrauensmänner in ihre Verwaltung entsendet, eine irgend erhebliche Vermehrung ihrer Umsätze und Erträgnisse nicht zu erwarten und geschäftliche Gründe, welche den Prager Renner veranlassen könnten, sich mit dem trägen, langsamen Wiener Ackergaul zusammenspannen zu lassen, sind schlechterdings nicht erkennbar. Für das Wiener Institut liegt die Sache etwas anders. Es tritt mit einem der blühendsten, rührigsten Provinzunternehmen in Verbindung, das ungeheuere Speculationsgeschäfte für seine Großactionäre und Clienten auszuführen hat, jährlich sehr große Provisionen für seine Börsenordres und Bankumsätze an die Wiener Banken und Bankiers zahlt, welche künftig wohl ihm zufallen werden. Aber auch hier hat die Sache einen Haken. In Deutschland ist so eine Fusion eine sehr einfache und ziemlich billige Sache. Bei uns kostet das sehr viel Geld. Nicht nur, dass die Vermehrung des Actiencapitals der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft an Gebüren und vielleicht auch an Actienagio große Summen erfordern wird, auch die Dividenden der Actien der Böhmischen Escomptebank, welche das Wiener Institut in Umtausch gegen seine neuen Actien erhalten und ins Portefeuille legen wird, müssen versteuert werden. Wenn vom Reingewinn der Böhmischen Escomptebank in Prag der Fiscus fast den vierten Theil als Steuer verlangt haben wird, wird die Dividende in Wien nochmals versteuert werden müssen, was etwa 17% ausmachen dürfte, so dass der Fiscus mehr als 35% des Erträgnisses der Prager Bank verschlingen wird. Das ist eine Gewinntheilung, welche ein Geschäft nicht leicht verträgt. Und in Oesterreich, wo mit Recht so sehr über den Steuerdruck gejammert wird, berührt es sonderbar, dass man Geschäfte so macht, dass der Fiscus ganz unerwartet viel davon bekommt. Denn eine intimere Verbindung, eine Interessengemeinschaft der beiden Banken hätte sich sehr wohl ohne den theuren Spass des Ankaufes der Actien durch wechselseitigen Eintritt in die Verwaltung u. a. erzielen. Der Ankauf der Actien ist aber auch nach anderer Richtung eine gewagte Sache für das Wiener Institut. Wenn sonst solche Geschäfte gemacht werden, geschieht dies meist derart, dass das Institut, dessen Actien besonders hoch stehen, das andere, dessen Actien niedriger stehen, erwirbt. Wenn die Actien der Bank A 300% notieren, die der Bank B 100%, so genügt eine Actie A um 3 Actien B zu bezahlen. Das hat den Vortheil: wenn man sich in der Bewertung der anzukaufenden Actien geirrt hat, erleidet man wohl eine kleine Einbuße an Dividende, aber, da man den größeren Theil des Ankaufspreises nicht in Actien, sondern in Actienagio bezahlt hat, kommt die Enttäuschung kaum zum Ausdruck. Hier steht die Sache anders. Die Actien der Wiener Bank notieren etwa 150%, die der Prager etwa 350%. Um also die sechs Millionen Gulden Actiencapital der Prager Bank zu erwerben, wird die Wiener Bank 15 Millionen Gulden Actien ausgeben müssen. Wenn da die Prager Actien sich nachträglich als zu hoch bezahlt herausstellen oder die Prager Erträgnisse sinken, dann wird sich das in der Dividende des Wiener Institutes curios geltend machen. All das zeigt, dass bloß wegen der Provisionen aus den Börsenordres der Prager Bank dieses Geschäft nicht gemacht worden sein kann; auch nicht deshalb, weil man erwartet, dass die rührigen Großactionäre der Prager Bank ein- oder das anderemal ein größeres Finanzgeschäft bringen werden. Es müssen also andere gewichtigere Gründe für die Transaction vorliegen und die dürften klarer werden, sobald man statt des unpersönlichen Begriffes „Banken" die dahinter stehenden, leitenden Personen betrachtet. Zunächst die böhmischen Bank. Die maßgebende Persönlichkeit dieser Bank ist Herr Feilchenfeld und Großactionäre der Bank sind die Herren Feilchenfeld, Wittgenstein und Consorten. Diese haben an den zu billigen Cursen erworbenen Actien der Prager Bank, welche, wie erwähnt, jetzt etwa 350% notieren, einen Riesennutzen, aber nur auf dem Papier. Verkäuflich sind die Actien nicht; es ist kein Geschäft darin an der Börse. Sobald die Actien zum Verkauf angeboten würden, wüsste man von wem, und der Verkauf wäre nur zu schlechten Cursen möglich. Dazu kommt, dass die Montangruppe etwas immobil geworden zu sein scheint und gerne flotter werden möchte. Das soll nun diese Transaction ermöglichen. Die Großactionäre werden ihre Böhmischen Escomptebank-Actien los, sie erhalten dafür Actien der Escomptegesellschaft, welche überdies, um sie der Börse mundgerecht zu machen, zerlegt werden, so dass die jetzt auf 500 fl. lautenden Actien gegen 2½ Actien à 200 fl. umgetauscht werden. Dann bedarf es nur mehr eines Geschäftes, etwa der Finanzierung der Erzherzog Friedrich-Werke, die jetzt nicht zustande gekommen ist, aber in Zukunft einmal darankommen könnte. Dann wird ein kleines Feuerwerk in den Actien der Escomptegesellschaft angefacht werden, worin Herr Feilchenfeld bekanntlich Meister ist, und an der Börse gehen die Actien reißend ab. Nachher dürfte die Conjunctur vorüber sein, so wie es in der Eisenindustrie der Fall war, nachdem die alten Großactionäre das Publicum mit den Actien beglückt hatten. Auch ist die finanzielle Kraft der Böhmischen Escomptebank der Wittgenstein-Gruppe, seit sie sich so ausgebreitet hat und die Hand fast auf die ganze österreichische Eisenindustrie gelegt hat, schon lange zu klein geworden und sie braucht für ihre weitausgreifenden Pläne mehr Geld. Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft, die 45 Millionen Gulden Einlagen hat, die ihr Capital auf 30 Millionen Gulden vermehren wird, wird immerhin eine starke Erhöhung der Finanzkraft der Gruppe zur Folge haben. Allerdings ist es fraglich, ob die Escomptegesellschaft ihre ganze Einlagenclientel behalten wird, wenn sie sich aus dem ruhigen Escompte-Institut in eine Speculations- und Gründungsbank umwandelt. Mobilisierung ihrer Actienbestände und Steigerung ihrer finanziellen Potenz, das dürften also die Motive der Fusion für die Großactionäre der Prager Bank gewesen sein. Bei der Wiener Bank mag es ähnlich sein. Die Herren sind des trockenen Tones nun satt. Der Ehrgeiz einzelner Directoren des Instituts strebt schon lange darnach, eine große Bank zu leiten. Bei dem Einlagen- und Escomptegeschäft können die Directoren weder eine große Rolle spielen, noch große Tantièmen einstecken. Nach der Fusion wird das Actiencapital auf einmal von 9·8 Millionen auf 30 Millionen Gulden erhöht sein; da kann man schon eher etwas anfangen, Gründungen machen u. s. w. Und so viel Geld die großen Ideen der Herren Feilchenfeld und Consorten das Publicum kosten, den Intimen sind sie stets sehr einträglich gewesen. „Es muss schön sein, auch so ein Intimer werden zu können," denkt wohl mancher der nun zu so beglückender Verbindung vorrückenden Directoren der alten soliden, aber dem Ehrgeiz so wenig Befriedigung verschaffenden Escomptegesellschaft. Fr.

## Kunst und Leben.

Zu Goldmarks „Königin von Saba" hat Herr Schrödter die ihm schon seit längerer Zeit zugedachte Rolle des Assad gesungen. Wie bei jeder neuen Partie, die er übernimmt, konnte er auch diesmal schon nach den ersten Tacten die Sympathien des Publicums erwerben. Seine unvergleichliche Stimme, sein bewegtes Spiel und seine Gesangskunst sichern ihm den Erfolg in allen Opern, die, wenigstens zum Theil, einen lyrischen Charakter haben. Seine Erzählung im ersten Act, seine erste Scene im zweiten waren Meisterstücke, wie wir sie in der Oper schon lange nicht so vollendet vortragen gehört haben. Trotz alledem war sein Assad keine durchwegs befriedigende Leistung. Vor allem deshalb nicht, weil man merkte, dass Herr Schrödter, der ausgezeichnete lyrische und Spieltenor, in der Heldenrolle einer großen Oper nicht ganz am Platze ist. Er singt die hoch liegenden Theile seiner Partie doch nur mit großer Anstrengung, und die geistige Auffassung seiner Rolle entströmt nicht ungekünstelt genug seinem Naturell, wenn auch seine Technik noch so geschickt einen ihm im Grunde fernliegenden Charakter darzustellen vermag. Es gibt eben keine künstlerische Individualität, die ein Lehrjunge (wie David)

und Held zugleich ist. Es ist bezeichnend, dass er bei der Durchführung jeder Rolle, die ihm in letzter Zeit eigentlich fälschlich zugewiesen wurde (wie Arnold, Edgardo, Loge, Manrico), immer sichtlich nervös wird, Gedächtnisfehlern unterliegt, stimmlich ermüdet, kurz, bei allen Vorzügen in einzelnen Punkten, doch keinen einheitlich befriedigenden Eindruck hinterlässt. Deshalb würde ich es für weit zweckmäßiger halten, wenn er nicht genöthigt würde, die Grenzen seines ihm seit Jahren zugewiesenen Rollenfaches zu überschreiten. Etwas ähnliches lässt sich von Frau Elizza als Sulamith sagen. Sie sang ja manches überraschend schön, aber eine Sulamith, wie sie sein soll und wie wir sie — vor vielen Jahren allerdings — gehabt haben, ist sie nicht und wird sie auch nie werden.

R. W.

*

Director Jarno von der Josefstadt ist — man mag sagen, was man will — ein Genie für alles. Er gibt nicht nur literarische Abende (bekanntlich gibt er literarische Abende), er inseniert auch Operetten und französische Schwänke. Er entdeckt auch junge, ganz junge Schauspieler und beschäftigt diese billigen Anfänger, zumindest dem Cassier zu Gefallen, in ersten Rollen. Er versteht es fernerhin, ein feierlich versammeltes Premièrenpublicum solange auf sein persönliches Erscheinen warten zu lassen, bis der sensationelle Erfolg des sechsmaligen Vorhanghebens constatiert ist: nicht früher läst er sich von seiner vereinigten Schar — widerstrebend — vor die Rampe ziehen Und es glückt ihm endlich sogar, dass derartige „sensationelle Erfolge" kritiklos in die Zeitungsberichte kommen. Nun brachte er Freitag einen neuen Schwank, eine neue Sensation: „Coralie & Cie." Der Witz ist, dass eine Schneiderwerkstatt sich auf offener Scene in einen anrüchigen Salon verwandelt — oder umgekehrt. Ein echter Bühnentrix, aus dem immerhin ein lustiger Unsinn gemacht sein könnte. Leider fehlt es an dieser Mache. Es wurde kein lustiger Unsinn, sondern ein ernster. Alle Zweideutigkeit darin ist eindeutig, klobig, ekelhaft, und der gute Geschmack würde fast nach der Censur rufen, wenn wir uns nicht zu Gunsten des Josefstädter Theaters rechtzeitig der Nothwendigkeit gewisser Etablissements d'utilité publique erinnerten. Schon Maupassant beweist es: eine Maison Tellier muss auch sein. A. G.

*

Vàrlav Radimský hat bei Miethke neunzig Bilder ausgestellt. Sie weisen ihm in dem Neuland czechischer Kunst eine besondere Stelle an. Mit den Malern des „Manes" verglichen, erscheint er als der Virtuose, ein Jan Kubelik des Pinsels. Der Unterschied besteht nur in der Vervollkommnung der Productionsnummern: die Triller in Flageolet-Doppelgriffen macht Radimský noch nicht Das artistenhafte Wesen ist jedoch dasselbe Radimský kann alles. Ebenen und Felswände, Papierfabriken und Rübenfelder, übersonnte Gärten und stürmisches Meer, Strohschober und Sumpfwasser, alles wird gemalt, gleich routiniert, gleich oberflächlich, gleich kalt. Er ist jeder Stimmung gewachsen. Morgennebel, Nachmittagsschatten, Abendröthe, Frühling oder Herbst, auch Hochsommer, was man nur als Kunstsalonbesucher zu wünschen berechtigt ist, alles ist vorhanden. Dafür wird auch niemals ein schlichtes Motiv schlicht gestaltet, sondern meist mit „Eintagen" arrangiert. Bald ist es ein coloristischer Effect, bald ein zeichnerisches Kunststück, bald ein geistreicher Einfall. Um die Rücksichtnahme auf das Publicum voll zu machen, ist dann im Katalog jedesmal verzeichnet, woher das Motiv genommen und wofür das Bild zu haben ist.

*

Bei Hirschler kann man den satirischen Zeitspiegel von Fritz Hajs sehen, der vor Jahren in München so stark gewirkt hat. Heute wundert man sich eigentlich darüber. Nicht als ob sich die Zustände gebessert hätten, die Hajs geißelt. Sie sind noch immer — auch eines größeren — Hajses wert. Aber die Form, in die sich seine Satire kleidet, die künstlerischen Mittel, deren sie sich bedient, machen nur selten Eindruck. Bei solchem Anlass merkt man wieder, wie neu und groß die satirische Kunst ist, die durch die Simplicissimus-Zeichner in Deutschland geschaffen wurde. Olga Weiß, Lehrerin an der Münchener Kunstgewerbeschule, zeigt in einigen Blättern ein starkes caricaturistisches Talent H. H.

*

Ludwig Jacobowski †. Zu früh ist vor wenigen Tagen in Berlin Ludwig Jacobowski im Alter von erst 32 Jahren gestorben. Eine tückische Hirnhautentzündung hat ihn hinweggerafft, mitten aus einer reichen, schöpferischen und freudigen Thätigkeit heraus. Als Mitherausgeber von Conrads „Gesellschaft" hatte er in der letzten Zeit sich rasch viele Freunde gemacht, [illegible]

finden, die nicht umsonst auch allgemein bekannt geworden sind. Gern schlug er Bahnen ein, in denen die Erscheinungen des modernen Lebens auch lyrisch der Poesie gewonnen werden sollten. Freilich vermochte er es in der Hauptsache wohl nur mehr in den Formen der rhetorischen Vergleichsspiele, die gewissermaßen ein Surrogat der unmittelbar poetischen Verarbeitung der Eindrücke sind. Eines seiner Gedichte aus „Leuchtende Tage", „Ich" betitelt, beginnt mit den Worten:

„Du hast die Sonne uns beschert:
Wir frieren so! O lass sie brennen!"
Weh mir! Denn was sie Sonne nennen,
Ist Seele, die sich selbst verzehrt.

Das Gedicht schließt:

„Denn alle Glut, die ich entfacht
Als gleng's den Himmel anzuzünden,
War letztes Glühen nur vorm Schwinden,
Nur Abendröthe vor der Nacht!"

Man wird leicht bemerken, dass die „Sonne" und „Glut", von der der Dichter hier spricht, eine Art von Wortcoulisse ist; nicht eine anschaulich-poetische Sonne der Wirklichkeit, sondern eine allegorische Gefühlssonne, in der das Gefühl selbst zur Allegorie wird. Solche Wortcoulissen spielen auch sonst bei Jacobowski eine gewisse Rolle und verrathen, dass er sich zu einer eigentlichen poetisch-künstlerischen Cultur noch nicht durchgerungen hatte. „Aus bewegten Stunden" nannte sich seine erste Gedichtsammlung, in der wir solcherlei Züge viel finden „Funken", eine weitere Sammlung, folgte 1890. Weitere Verbreitung fand der Roman „Werther, der Jude", und vor etwa zwei Jahren veröffentlichte er „Loki, Roman eines Gottes" (über dieses Buch schrieb Paul Göhre in Nr. 223 der „Zeit"). Schätzenswert zeigte sich das Talent Jacobowski's auch auf novellistischem Gebiete mit „Anna Marie", „Der kluge Scheik" und anderem. Eine originelle Komödie ist „Diyab, der Narr". Ein vollendetes Schauspiel hat der Dichter hinterlassen, das nun erst nach seinem Tode aufgeführt werden soll. Endlich berichten seine näheren Freunde von einer unvollendeten Literaturgeschichte, an der er zuletzt gearbeitet hat In den ersten Jahren des vergangenen Jahrzehnts hatte er mit Richard Zoozmann zusammen die Zeitschrift: „Der Zeitgenosse" begründet als „Berliner Monatshefte für Leben, Kritik und Dichtung der Gegenwart". Sie machte ihn zuerst in den engern Literaturkreisen bekannt. In letzter Zeit war er ein Begründer der Gesellschaft „Die Kommenden" geworden und wer ihm nahegetreten ist, rühmt die prächtige, lebendige Natur seiner Persönlichkeit, die Aufrichtigkeit und Geradheit seines Wesens. Eine arbeitsfrohe, gewandte Natur, eine frische Initiative — zu unbarmherzig hat der Tod so viel schöne Hoffnungen begraben. Freuen wir uns an dem, was in diesem Schaffen geglückt ist, und an den großen volksthümlichen Verdiensten, die Jacobowski sich noch in der letzten Zeit erwerben konnte!

W. K.

*

Man schreibt uns aus Paris: Alfred Capus ist besonders als Mitarbeiter des „Figaro" bekannt, und die Dialoge, die er in diesem Blatte veröffentlicht, haben ihn an die erste Stelle der zeitgenössischen Satiriker Frankreichs gestellt. Schon dass er bei diesen kleinen Kunstwerken stets die Form des Dialogs wählt, zeigt, dass er selbst glaubt, darin seine Stärke gefunden zu haben. Dass er nicht irrt, beweisen seine größeren Arbeiten, wovon das Lustspiel „Les maris de Léontine" und der Roman „Qui perd gagne" die bedeutendsten sind. Auch seine neue Komödie „La Bourse ou la vie", die jüngstens im Gymnase zum erstenmale gegeben wurde, zeichnet sich mehr durch glänzenden Dialog, als durch besonders interessante und wahre Handlung aus. Wir lernen darin ein junges Ehepaar kennen, das sich gegenseitig vergöttert, und dessen Vermögen im Pariser Leben untergegangen ist. Die Frau bestimmt den Widerstrebenden, sich mit einem anrüchigen Finanzmann einzulassen und so durch fragliche Speculationen die Verluste wieder einzubringen. Diese Speculationen schlagen fehl, der Finanzmann flieht nach Belgien, und sein unschuldiger Compagnon wird verhaftet Um die Gläubiger zufriedenzustellen, müssen 300.000 Franken beschafft werden. Die junge Frau wendet sich an einen Freund, der von der Gelegenheit profitirt und als Gegendienst ihre Liebe verlangt Die Heldin weist dem Versucher die Thür und hält ihm eine so zu Herzen dringende Rede, dass dieser demüthig und wehmüthig um Verzeihung fleht und als Zeichen der Verzeihung die Annahme des Checks erbettelt. Der letzte Act spielt im Gefängnis, in einem der üppigsten Gefängnisse, die man sich denken kann. Der Küchenchef hat früher die Küchen des Prinzen von Wales beaufsichtigt, die Möbel sind im elegantesten Modern Style, und als Insassen werden nur echte Hommes du monde aufgenommen. Hier finden wir den Helden beim Schachspiele mit dem Director des Gefängnisses, der ebenfalls ein vollkommener Gentleman ist und den Häftling aus der Gesellschaft kennt Die Gattin eilt freudestrahlend mit dem Check herbei, wird aber streng zurückgewiesen, denn man hat dem Helden bereits erzählt, dass über ein Verhältnis zwischen seiner Frau und eben dem Freunde, der den Check ausgestellt hat, gemunkelt wird. Er hat nicht den leisesten Verdacht, aber die Annahme des Checks würde den bösen Zungen neues Material zu [illegible] Zum Glück ist der Check auch nicht nöthig. Der flüchtige Speculant war kaum in Brüssel angelangt, als er nach Paris zurückkehrte, um [illegible] bei einer südamerikanischen Gattin zu verbringen, welche diese [illegible] mit Recht als einen Liebesbeweis auffasst. Und als [illegible] von der heiligen Hermandad aus den [illegible] wird, [illegible] sofort in ihre südamerikanische [illegible] den ganzen Krempel und lauft somit nicht nur [illegible] auch seinen Compagnon los. Für den un[illegible] Capus in der That ist, kann eine solche über [illegible] nicht genügen, und es bedarf all [illegible] in den Dialogen offenbart, um das Stück [illegible]

K. E. Schmidt.

*

[illegible] Am 3. December begann in der [illegible] Romanes von Emil Zola: [illegible] mehr als hundert Zeitungs-

feuilletons in Anspruch nehmen, so wird das neue Werk die Leser der „Aurore“ wohl bis in den März fesseln und werden erst dann die Buchleser an die Reihe kommen. „Travail“ bildet bekanntlich das zweite Glied der Tetralogie, die mit „Fécondité“ begann und mit „Vérité“ und „Justice“ erledigen wird „Les Quatre Evangiles“ lautet der Gesammttitel, und demgemäß heißen die vier Helden, die Söhne des dem Priesterthum entronnenen Pierre Froment, den wir in „Rome“ und „Paris“ kennen lernten, Mathieu, Luc, Marc und Jean. Mathieu, der fruchtbare Familienvater in der „Fécondité“, war ein zum Landwirt gewordener Fabrikbeamter. Luc, der Held von „Travail“, ist Ingenieur. Der Verfasser lässt ihn im ersten Capitel als Gast nach der Fabrikstadt L'Abime kommen, die eben einen langen Strike, der viel Elend erzeugte, hinter sich hat. Unter L'Abime ist ohne Zweifel Le Creusot zu verstehen, wo die weltberühmte Firma Schneider ihre Hochöfen besitzt und wo in den letzten Jahren mehrere heftige und langwierige Strikebewegungen vorkamen. Zola hat bekanntlich schon einen Arbeiterroman geschrieben, nämlich „Germinal“, aber schon jetzt sind die Abweichungen stark genug, um eine Wiederholung auszuschließen. „Germinal“ beschäftigte sich mit den Kohlengräbern Nordfrankreichs, „Travail“ mit den Eisenarbeitern des Centrums. Dort wurde der Ausbruch eines Strikes ausführlich geschildert. Hier wird nach Beendigung eines Strikes an der Neubelebung der stumpf gewordenen Massen gearbeitet. Es ist auch kein Geheimnis, dass Zola seit 1885, wo er „Germinal“ schrieb, dem Socialismus immer näher gekommen ist, und dass dies eine gewisse Verschiedenheit der Auffassung bedingen wird. Die „Aurore“, die Zolas vielberühmtes Pamphlet „J'accuse“ enthielt und schon „Fécondité“ in ihrem Feuilleton bringen durfte, ist denn auch ein ausgesprochen socialistisches Organ. Zola hätte anderswo gewiss leicht ein höheres Zeilenhonorar finden können, umsomehr gereicht es ihm zur Ehre, dass er auch als Literat seinen politischen Gesinnungsgenossen treu bleibt. **F. Vogl.**

## Bücher.

### Neue Bücher über Finnland und den russisch-finnländischen Verfassungsconflict.

Die Wahrheit geht ihre eigenen Wege und bricht sich muthig Bahn. Durch den tragischen Verlauf des Transvaalkrieges und der Chinawirren ist zwar das Interesse der öffentlichen Meinung Europas für das hartbedrängte „Land der tausend Seen“ erlahmt, englische, französische, deutsche, holländische und andere Forscher haben sich trotzdem in der letzten Zeit redlich bemüht, den russisch-finnländischen Conflict und seine rechtliche Grundlage aufzuklären. Vor allem kommt die von Dr. Fritz Arnheim herausgegebene Publication „Der außerordentliche Finnländische Landtag 1899.“ (Leipzig, 1900, Duncker und Humblot XVII. 311 S.) in Betracht. Dieses Werk enthält die Uebersetzung des staatsrechtlich grundlegenden Antwortschreibens der Stände auf die kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heerwesens. Als wertvollen historisch kritischen Commentar zu der obigen Veröffentlichung können wir das Werkchen „Ein Beitrag zur Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung des Großfürstenthum Finnland“ (Leipzig, 1900, Duncker und Humblot. VI. 76 S.) betrachten. In dieser Arbeit sind die wichtigsten Ergebnisse der bedeutenden Arbeit des Helsingforser Professors R. Hermanson „Finlands statsrättsliga ställning“, die nur in schwedischer und in russischer Sprache erschien, dargelegt. In der Broschüre „Das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Finnland und Russland“ (Leipzig, 1900, Duncker und Humblot. 51 S.) ist besonders die scharfe Kritik hervorzuheben, die der Verfasser B. Getz, Staatsanwalt des Königreichs Norwegen, mit Recht an Prof. Ellinek übt. Der Berliner Universitätsprofessor Conrad Bornhak, der sich schon früher mit Finnland ziemlich eingehend befasst hatte (vgl. seine Werke: „Einseitige Abhängigkeitsverhältnisse unter modernen Staaten“, Leipzig 1896, und „Allgemeine Staatslehre“, Berlin 1896), untersucht in seiner Schrift „Russland und Finnland. Ein Beitrag zu der Lehre von den Staatenverbindungen“ (Leipzig 1900, Duncker und Humblot, 57 S.) die Hauptmomente des von der russischen Regierung begangenen Verfassungsbruches. Sehr lehrreich ist die Arbeit des Leydner Universitätsprofessors W. Van der Vlugt. „Le Conflit Finlandais envisagé au point de vue juridique.“ Paris 1900. Edition de „l'Humanité Nouvelle“. 208 S. Hier sind objectiv und übersichtlich die Hauptargumente, die die russische Regierung und das finnländische Volk ins Treffen führen. Der Verfasser spricht dem Czaren jedes Recht ab, an Finnlands verbürgter Verfassung zu rütteln. Sehr interessant ist die Mittheilung des Verfassers von dem vor kurzem von der russischen Regierung an ihre diplomatischen Vertreter versandten „Handbüchlein“, das, selbstverständlich, im Buchhandel nicht zu haben ist: „c'est un plaidoyer, imprimé en format de poche, en faveur de la politique nouvelle que l'on a inaugurée à l'egard de la Finlande, un manuel à l'usage des ambassadeurs, secrétaires et attachés d'ambassade, qui risque s'entendre faire des questions indiscrètes au sujet de cette épineuse affaire“. Von der Feder desselben Verfassers stammt auch das Büchlein „Pour la Finlande“ (Paris 1900, Ed. de l'Humanité Nouvelle“ 132 S.) — Wie bekannt, wurde im vorigen Jahre eine Massenpetition an den Czaren von 1050 „Hauptvertretern des europäischen Culturlebens“ unterschrieben. (Das prächtig ausgestattete Facsimile der Adresse ist vor einigen Monaten in Leipzig unter dem Titel „Pro Finlandia“ erschienen.) Mit der Ueberreichung dieser Adresse wurde ein Comité, dem u. a. der frühere Minister Senator Trarieux, der berühmte Forschungsreisende Nordenskiöld und Prof. van der Vlugt angehörten, beauftragt. In dieser Schrift „Pour la Finlande“ schildert van der Vlugt mit erbittertem Humor, wie das Comité in Petersburg von Ministern und hohen Würdenträgern mit [illegible] Bojarenhöflichkeit und Gastfreundschaft an der Nase herumgeführt wurde, um ihm den Zutritt zum Czaren zu verwehren. Zu erwähnen sind noch die Zeitschriftenaufsätze von Delpech „La question finlandaise“ [illegible], Nisbet Bain „Finland and the Tsar“ in „Fortnightly Review“ 1899, Dr. J. R. Renter „Russia in Finland“ in „Nineteenth Century“ 1899 und das solide historisch juridische Werk von J. R. Fisher „Finland and the Tsars“ 1809 bis 1899. London 1899, Edward Arnold. VIII., 272 S. Schließlich soll nicht die musterhafte, glänzende Publication der finnländischen Akademie der Wissenschaften „Atlas de Finlande“ (Helsingfors 1899) unerwähnt bleiben. Die auf Grund umfangreicher statistisch-volkswirtschaftlicher Erhebungen herausgegebenen Kartogramme und der Bd. XVII des Bulletins der finnländischen geographischen Gesellschaft, der den erklärenden Text enthält, liefern beredte Beweise der Fortschritte Finnlands und erleichtern uns das Verständnis für die Angst ob der Möglichkeit des Sieges der panslavistisch-russificierenden Zerstörungs- und Verschmelzungswuth, eine wohlbegründete Angst, die die europäische Intelligenz — die russische mitinbegriffen — mit dem in seinen culturellen Lebensinteressen arg bedrohten Finnland theilt. **Dr. B. M.**

**Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals.** Mitstrebenden und Freunden dargebracht vom Wiener Goethe-Verein. Wien 1900, Alfred Hölder.

Zu der Samstag bevorstehenden Enthüllung des Denkmals am Albrechtsplatz gibt der Wiener Goethe-Verein dies Heft heraus. Es enthält vornehm ausgestattete Beilagen, die durch reichen Facsimiledruck auffallen. Saar veröffentlicht in dieser Form einen für die Enthüllungsfeier bestimmten, sehr volksthümlichen Prolog, die Ebner-Eschenbach eine kurze Betrachtung. Seine richtige Bedeutung erhält aber dieser Handschriftenabdruck erst in den Briefen aus Goethes eigener Feder, die beigegeben sind. Darunter findet sich einiges aus der Correspondenz an die Prinzessin Friederike zu Solms, spätere Herzogin von Cumberland und Königin von Hannover. Goethe war schon von der jugendlichen Großherzogstochter (von Mecklenburg-Strelitz) verehrt worden, trat aber erst später zu Karlsbad und in der Krankenstube zu Teplitz in persönlichen Verkehr mit ihr. Die hochachtungsvolle Ausschmückung im Stil, welche, der Feudalzeit entsprechend, diese Briefe wie mit einer allzu rosigen Guirlande umsäumt, haftet noch viel stärker dem gleichfalls hier facsimilierten Briefe an, den Goethe an Metternich gerichtet hat. Er bittet darin um ein für Oesterreich geltendes Privilegium gegen den Nachdruck seiner Werke. Ein ganz eigenartiges Buch über den „Lebemeister“ Goethe und seine Beziehung zum Alltag kündigt Professor Guglia in einem Vorwort an. Das Goethe-Denkmal selbst, von Edmund Hellmer, wird in mehreren Abbildungen und einer inhaltreichen Darstellung Hellmer des Sohnes gefeiert. Den Schluss des Heftes bildet eine vollständige Liste der Spenden, aus denen der Goethe-Denkmalschatz zusammenfloss. Die Sammlung wurde 1881 begründet. Das Denkmal kostet 50.000 Gulden. **aeo.**

**Emil Strauß: Der Engelwirt.** Eine Schwabengeschichte. Berlin, S. Fischer.

Der Engelwirt, der mit seiner Frau in unfruchtbarer Ehe lebt und von seiner Geliebten einen Sohn erwartet, wird durch den Umstand, dass diese eine Tochter zur Welt bringt, das Gespött des ganzen Dorfes und der ganzen Gegend. Seine eigene Ueberheblichkeit, sein vertrackter Hochmuth und Starrsinn tragen nicht zum kleinen Theil Schuld daran. Voll Ueberdrusss und dunklen Bedürfnisses nach neuen Lebensformen, wohl auch nach leichtem Gewinn und Lebensgenuss, verlässt er mit der jungen Mutter die Heimat, und ein Auswandererschiff trägt die Hoffnungsseligen nach Brasilien. Dort stirbt die arme, junge Bäuerin am Fieber; betrogen um sein Geld, tief verwundet in seiner Eitelkeit, verwirrt und beschämt, heimatsdurstig zieht der Engelwirt mit seiner Tochter in sein Schwabenland zurück und sucht und findet die Verzeihung seiner lang misskannten und nun gar gut gewürdigten Frau. — Man sieht es aus der Inhaltsnotiz: an dieser Erzählung ist alles voll Schlichtheit. Stil und Darstellung tragen jenes persönliche und durchaus germanische Gepräge, das zu Vergleichen mit unseren besten Meistern reizt. Die ruhige Sicherheit und kühle Sachlichkeit geben den geborenen Erzähler zu erkennen, und hinter den Zeilen und den Ereignissen zeigt sich ein Mann und ein Mensch. Die einfache Geschichte vom Engelwirt ist förmlich von frischer Luft durchdrungen und mit Keuschheit und Kraft wiedergegeben. Hier ist die „Heimatskunst“, von der man seit kurzem faseln hört; aber Emil Strauß steckt keine Wimpel und Firmenschilder aus. Er weiß, Kunst ist Kunst, basta. **Jakob Wassermann.**

## Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ (December). Natalie von Milde veröffentlicht eine Reihe von Briefen, die der Componist Peter Cornelius in den Sechzigerjahren an ihre Eltern, das Sängerpaar Feodor und Rosa v. Milde in Weimar, gerichtet. Es handelt sich darin hauptsächlich um die Oper „Der Cid“, den Cornelius gewissermaßen für die beiden componiert hatte; zu seiner schmerzlichsten Enttäuschung wurde das Werk jedoch in Weimar abgelehnt, und alle Aussichten, dasselbe in Wien und München aufgeführt zu sehen, trösten ihn nicht darüber. An anderer Stelle schreibt er: „Ich kann mich nicht hinsetzen und arbeiten; ich habe keinen Begriff davon, was das heißt. Es muss etwas innerlich in mir lebendig werden, und dann ist alle Arbeit nichts als Freude und Befriedigung — wenn ich aber noch so viel Noten schriebe ohne das, was Leben gibt, so hilft es nichts,“ oder: „Ich kann nichts aus mir machen und sein wollen: bin ich's einmal, so bin ich's von Gottes Gnaden.“ — Richard Muther gibt ein Capitel aus seinem neuen Werke: „Ein Jahrhundert französischer Malerei,“ wo er die Fünfziger- und Sechzigerjahren bespricht, welche, wenn auch in kurzen Zeiträumen, den ganz parallelen Entwickelungsgang durchgemacht, wie die Malerei der Hoch- und Spätrenaissance, an die die französischen Künstler anknüpften.

„Das neue Jahrhundert“ (Köln) bringt in Nr. 7 eine Zusammenstellung von Tom Mellen über die Schriftstellerhonorare in England. Walter Scott hatte so große Erträgnisse von seinen Romanen, dass er sich ein Landgut kaufen konnte; gerieth aber später durch das Fallissement jenes Verlegers, an dessen Geschäft er betheiligt war, in große Schulden, zu deren Tilgung er bis zu seinem Tode angestrengt arbeiten musste. Bulwer erhielt für jeden Band seiner Werke 1000 Pfund Honorar, und

die Gesammtausgabe derselben brachte ihm 70.000 Pfund. Weniger materiellen Erfolg hatten Byron und Shelley, dagegen erhielt Tennyson seit seiner Ernennung zum „poëta laureatus", die ihm jährlich 200 Pfund trug, nicht selten 5 bis 10 Pfund pro Zeile für seine Gedichte, und sein Verleger zahlte ihm jährlich 5000 Pfund für das ausschließliche Recht, seine Werke zu verlegen. Dickens erhielt für seine „Pickwickers" 30.000 Pfund. Auch bei minder berühmten Namen sind derartige Honorare heute nicht selten. Ein- bis zweitausend Pfund sind ein häufig vorkommendes Honorar für einen Roman, und Rider Haggard oder Hall Caine erzielen 7000 oder 8000 Pfund (sogar im vorhinein), während Mrs. Humphry Ward für mehrere ihrer Romane 16.000 oder 17.000 Pfund einnahm. Allerdings wurden von ihren Romanen oft schon am Tage der Ausgabe über 10.000 Exemplare verkauft. Im Verhältnis dazu stehen die Jahresgehalte der Chefredacteure bei den großen Tagesjournalen, die zwischen 2500 bis 5000 Pfund variieren; der ständige Berichterstatter der „Times" in Paris bezieht ein Fixum von 75.000 Francs.

**„Revue de Paris"** (15. November). Achille Viatatte schreibt über Mac Kinley. Zum zweitenmal habe die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ihn nun enthusiastisch zu ihrem Präsidenten ernannt, ohne dass ihn besondere staatsmännische Eigenschaften auszeichnen. Betrachtet man seine Carrière genau, so erkennt man das Geheimnis seines Erfolges darin, dass er unerschütterlich zu seiner Partei gehalten, und dass überdies seine ultraprotectionistische Politik den Interessen vieler maßgebender Kreise aufs beste entsprochen. Indem er ehrlich glaubte, dem Lande zu dienen, wurde er zur sichersten Stütze seiner Großcapitalisten, die ihm dafür ihre Unterstützung liehen. Das Volk gewann er sich andererseits dadurch, dass er seinem Jingoismus Vorschub leistete; aber ob jene imperialistischen Bestrebungen, die die Vereinigten Staaten dazu verführten in die Reihe der eroberungssüchtigen Nationen zu treten ein Segen für Amerika waren, und ob es Mac Kinley zum Ruhme gereicht, die Nation entgegen all ihren früheren Traditionen auf Wege geführt zu haben, die weit eher der Eitelkeit einzelner als dem Besten des Landes dienen, sei eine Frage, die erst die Zukunft entscheiden werde.

Im 29. Bulletin des Arbeitsamtes der Vereinigten Staaten („**Bulletin of the Department of Labor**") berichtet S. Dunham über die socialen Verhältnisse in den Golddistricten am Yukon. Nach dem Census der Nordwest-Polizei betrug die Bevölkerung des Yukon Districtes (Klondike) im Frühjahr 1899 etwa 35.000 Personen, wovon auf die Stadt Dawson 15.000 entfallen; unter den Bewohnern befanden sich 2000 weibliche, von welchen 500 Prostituierte waren. Volle 10.000 von den Leuten, die den Winter über in Dawson verblieben, waren beschäftigungslos und ein großer Theil davon auf die „private Mildthätigkeit" angewiesen; jedoch wurde von den Mitbewohnern in thunlichster Weise für dieselben gesorgt, wie der Bericht hervorhebt. Nahezu alle weiblichen Personen, die nach Klondyke kommen, gehören dem Stand der häuslichen Dienstboten an. Dort ist aber wenig, fast gar kein Bedürfnis nach solchen. „Infolge des niedrigen moralischen Standes dieser nordischen Ansiedelung sind die Goldgräber geneigt, jede einzelnstehende Frauensperson als sittlich verworfen und käuflich zu betrachten." Es wird ausdrücklich hervorgehoben, dass für Lohnarbeiterinnen in dem Goldlande absolut keine Arbeitsgelegenheit sei, und dass sich keine verleiten lassen mögen, dahin zu gehen. Ueber 15.000 Arbeiter sind im Yukon District beschäftigt; davon ist die Hälfte Lohnarbeiter, die anderen selbständige Besitzer der von ihnen bearbeiteten „Claims". Der Taglohn für Minenarbeiter beträgt pro Stunde 70 Cents ohne Verpflegung (früher 1 Dollar 50 Cents), oder 5 Dollar täglich mit Verpflegung. Professionisten erhalten pro Stunde 1 Dollar 60 Cents bezahlt; einige Minenbesitzer zahlen diesen Betrag auch noch besonders geschickten „Miners". Viele Professionisten sind beschäftigungslos. Die Nahrungsmittel sind theuer; ein Mittagessen kostet 50 Cents bis 1½ Dollar. Die Ausbeute der Goldminen betrug 1899 17 Millionen Dollars. — An der Küste des Behrings-Meeres, bei Cap Nome, wurden im Territorium Alaska neuerdings Goldfelder entdeckt. Dieselben sind vielversprechend, es betrug die Production 1899 circa 2 Millionen Dollars. Im Anfang der Ausbeutung dieser Goldminen von Nome kam es zu Streitigkeiten und Ruhestörungen, so dass die bewaffnete Macht einschreiten musste. Das Unwesen, dass einige Capitalisten den großen Theil der Goldfelder für sich in Anspruch nehmen, wurde abgestellt, und jedermann das Graben gestattet. Dieser Vorgang der amerikanischen Regierung ist jedenfalls anzuerkennen, da viele Goldgräber heimkehren, sobald sie einige tausend Dollars haben. Die Gesundheitsverhältnisse sind schlecht. Arbeitslöhne und Lebensmittelpreise sind ähnlich wie am Yukon. Die Preise der Kohlen werden von Speculanten bis zu 200 Dollars per Tonne in die Höhe getrieben.

---

# Die Heilige.

Von Josef Jurim.

I.

Seit einem Monate wälzen sich Massen zur Heiligen.

Es ist schon Herbst, und was Herbst hier im Polnisch-Litauischen bedeutet: ist gar nicht so leicht sich vorzustellen. Seit Wochen regnet es, [illegible] heftige Regentropfen schlagen einem wie Hagel [illegible] der Wind [illegible] kaum Athem holen. Die [illegible]

[illegible]

nackten Füße roth aufgelaufen und kothbedeckt, mit schweren Schweißtropfen auf den aufgedunsenen Backen. Sie geht zur Heiligen.

Ein Leiterwagen, mit zwei braunen Arbeitspferden bespannt, fährt auf demselben Wege. Der Wagen versinkt bis zu den Achsen, die Pferde dehnen sich und strecken sich, um ihn weiterzuschleppen. Ein unheimlich großer blutrother Regenschirm mit vernickeltem Stock breitet sich über dem ganzen Wagen aus. Der Regen spielt auf den stramm aufgespannten Schirmflächen seine monotone Klappermusik. Eine ganze Bauernfamilie wandert zur Heiligen.

Nicht weit davon bewegt sich im langsamen Trab eine gedeckte Kutsche. Zwei ziemlich schlanke Gutsbesitzerstöchter vom polnischen Adel sitzen zurückgelehnt im geräumigen Wagen, in ihrer Mitte eine trotz aller Geschnürtheit recht corpulente Gouvernante, alle in Regenmäntel gehüllt. Man parliert französisch, wenn man es auch nicht kann.

„Je ne crois pas qu'elle soit sainte," sagt die Jüngere.

„Vous en doutez, Claire?" erwiderte die Gouvernante.

„Oui, je —"

„Mon dieu — moi!" wird verbessert.

„Je ne crois pas qu'elle soit sainte, ni moi non plus," setzt pikiert die ältere Schwester ein.

„Vous êtes folles," fällt nervös die Gouvernante ein.

II.

Vor einem halbverfallenen Blockhäuschen mit einem Strohdach staut sich die Menge. Alle paar Minuten öffnet sich ein Thürlein, ein alte Bäuerin steckt ihr vergilbtes Gesicht hinaus und murmelt:

„Kannst 'reinkommen."

In einem kleinen viereckigen Raum, in einem Bettchen an der Wand, liegt die Heilige. Vier große Wachskerzen brennen zu ihren Häupten, werfen ein gelblich-zitterndes Licht auf das längliche, bleich-durchsichtige Gesicht eines zwanzigjährigen Bauernmädchens. Mit geschlossenen Augen liegt es da, ein blinkend weißes Laken bedeckt es bis zum Hals.

Das Stübchen ist überheizt. Eine greifbar schwere, überwarme Luft schlägt dem Eintretenden entgegen, dass es sich ihm wie ein Schleier vor die Augen legt. Er wird schläfrig, matt ... Das einzige Fensterlein ist verhüllt, der Schatten der flimmernden Kerzen spielt an den Wänden. Heiligenbilder ringsherum.

Einen Augenblick schlägt die Heilige die Augen auf — zwei mattgraue, fast ausdruckslose Augen — wirft einen Blick auf den Gast (der gewöhnlich auf den Knien liegt) und beginnt zu „prophezeien". Ihre Stimme steigt und fällt, singt, ächzt und krächzt, erinnert bald an einen Gebete leiernden Bettler, bald an eine Wahnsinnige, dass einem ein unbehagliches Gruseln über den Leib fährt.

„Engel, Engel, Engel ... Engel schweben ... Ueberall ist Licht ... Lichter glänzen ... der Herr wandelt im Himmel (sie hebt den Arm). Siehst du dort? ... Licht glänzt, dein Licht glänzt, o Herr ... Jesus — Maria, Jesus — Maria ... Aber Wolken seh ich, schwere Wolken ... Nicht ohne Wolken ist dein Schicksal, Wanderer, nicht ohne Wolken ... Verschweige, was du gesehen ... Bet' zum Himmel, Wanderer, bet' und wein' ... sei mild—thä—t—i—g ..."

Ihre Stimme erstirbt. Die Heilige liegt wie leblos da.

Von heiliger Scheu durchgraut, schlägt der „Gast" einigemal das Kreuz, drückt der Mutter der Heiligen ein Geldstück in die Hand und verlässt das Haus. Auf ihn folgt ein anderer, dann wieder ein anderer.

III.

Im litauischen Dörfchen Pakálne lebten zusammen Mutter und Tochter, beide Taglöhnerinnen. Die Mutter hieß Bärbe, die Tochter Petróne.

Nun erkrankte Petróne, ein hochaufgeschossenes Bauernmädel, am Typhus. Und weil Bärbe, ihre Mutter, eine listig-abergläubische Alte, die Tochter mit Büßen und Beten aufgezogen und ihren Kopf mit den abergläubisch-schauerlichsten Geschichten von Heiligen und Engeln vollgestopft hatte, phantasierte die Kranke in ihren Fieberträumen nur von Heiligen und Engeln.

Die Mutter erschrak, als sie die Tochter, die bisher nur eine lauschende Zuhörerin gewesen, auf einmal so laut mit Heiligen und Engeln sprechen hörte. Die Nachbarinnen und Nachbarn erschraken. Alle erschraken. Man begann zusammenzulaufen, um die „Heiligengespräche" zu hören. Im Dorfe verbreitete sich das Gerücht, dass die „lange Petróne" im Himmel sei [illegible]

Vom Dorfe lief das Gerücht mit Windeseile weiter.

Die ganze Bauerngegend griff das Geschichtchen von der „heiligen Petróne" begierig auf. Naturmenschen und halbe Naturmenschen behalten ihr ganzes Leben einen Hang zu Märchen, zum Übernatürlichen. Der litauische Bauer will an Wunder glauben. [illegible] wenn er selbst ein solches Wunder ersinnt und erzählt, lügt [illegible] er fühlt, wie ein Kind oder wie ein — [illegible]

[illegible] Wunder[illegible] von der „Heiligen". Einer [illegible] und jeder legte natürlich ein Scherflein [illegible] Interessante schauerliche Sagen

von der Heiligen schwirrten umher, und hunderte von Menschen waren bereit, sie zu beschwören.

Pilgerfahrten zur Heiligen begannen. Und weil die Mutter arm war und noch ärmer sich stellte, brachte ihr jeder ein „kleines Andenken“ mit.

Der Löwe hatte Blut gerochen. Die Mutter begann jetzt erst recht zu wollen. Und weil sie eine rechte Portion Schlauheit besaß, nahm sie die Sache kräftig in die Hand. Sie kaufte Kerzen und Heiligenbilder, verhüllte das Fenster und klagte den Leuten ihre Armut ...

Und als die Tochter zu genesen anfieng, arbeitete man zusammen ein ganzes System aus, wie die Leute am gründlichsten zu scheren sind.

So wurde die „lange Petróne“ zur Heiligen.

IV.

In einem Städtchen, eine Meile vom Dorfe der Heiligen, wohnte, neben der Kirche, der Priester. Es war ein gar frommer, alter Herr, der aber auch ein paar kluge Augen hatte.

Eines Morgens kam der Meßner — seine Nase war pfeilspitz, der höchste Grad der Erregung! — zum Priester. Dieser saß gerade beim Thee.

„Nun, Kasimir, was hast du?“ fragte der Priester.

„Herr,“ erwiderte hastig der Meßner. Er konnte kaum Athem holen. „Wenn ich's mit den eigenen Augen nicht gesehen hätt', ich hätt's nicht geglaubt — nie im Leben! ... Aber, lieber Herr, *lieber* Herr, ich hab's geseh'n, mit meinen eigenen Augen, mit *diesen* Augen ...“

„*Was* hast du gesehen?“

„Eine Heilige, Herr ... Wir haben eine Heilige ...“

„Eine Heilige???“

„Eine Heilige, 'ne Heilige ... Ihr' Seel' ist im Himmel, nur ihr Körper liegt noch hier bei uns... Alles sieht sie; was kein Mensch sehen kann, hat *sie* gesehen ... Die heiligen drei Könige und den *Herrn* selbst! ... Von den heiligen drei Königen hat s' noch erzählt, dass sie die Kronen auf ihren Köpfen geseh'n und hat s' noch gesagt, wie die Sterne funkeln in den Kronen ...“

„Wer ist aber die — ‚Sie‘?“

„Petróne ist's, Petróne Gudar aus Pakálne, Bárbes Tochter. Die Mutter ist allemal 'ne Framm gewesen, von den — Numero eins ... Die Petróne war nun am Typhus erkrankt, lang schon, vor sechs Wochen ...“

„Dann phantasiert sie!“

„Sie hat schon lang kei' Hitz' mehr, Herr!“

„Dann — betrügt sie!“ — Der Meßner wurde fahl.

„O Herr, Herr, lieber Herr ... Was spricht er, Herr ... So 'n Wort, Herr! ... Die ewige Seligkeit kann man verspielen mit so 'n Wort, Herr ... Lieber Herr, die ist 'ne Heilige ... Die Seel' hat der Herr zu sich genommen, sie isst nicht und trinkt nicht, ihr Körper lebt nur zum *Schein* ... Von allen Seiten kommt man zu ihr. Edelleute kommen zu ihr! ... Alle fragen schon, warum Er nicht zu ihr kommt, nehm' Er's nicht für ungut, Herr. So 'n frommer Priester, sagen sie —“

Der Meßner brach plötzlich ab. Denn der Priester stand auf, eine dunkle Blutwelle ergoss sich ihm ins Gesicht. Er gieng ein paarmal durchs Zimmer hin und her, blieb dann vor dem Meßner stehen und sagte hart und bestimmt: „Sie betrügt — verstehst du? ... Geh!“

Der Meßner blickte ihn einen Augenblick starr an und gieng.

Der Priester gieng noch einige Minuten ärgerlich auf und ab, murmelte etwas zwischen den Zähnen: Die Dummköpfe, Schafe u. dgl., und setzte sich endlich ein wenig beruhigt wieder zum Thee.

V.

Nach einer Viertelstunde brachte die Wirtschafterin ein Briefchen. Auf dem Couvert glänzte eine polnische Adelskrone. Es lautete:

„Sehr geehrter Herr!
Pane Priester!

Wir haben eine Heilige, Pane Priester, lieber Freund! Eine Heilige von Fleisch und Blut! Zehn Minuten Weges von meinem Gute wohnt die Heilige — Petróne Gudar ist ihr sterblicher Name. Mein Sohn übrigens, der Schlingel, sagt, er hätte sie schon früher gekannt ... Bevor sie heilig geworden, war sie nämlich *sehr* gefällig, und nun, da sie heilig ist, ist sie es noch mehr. Für 20 Kopeken in Reichsmünze sagt sie Ihnen Ihr Schicksal, Pane Priester, citiert Ihnen die Heiligen aller Jahrgänge. Das ganze Land kann sich glücklich preisen, ob so einer herrlichen Tochter. Gebe nur der Himmel, dass sie recht bald Nachkommen kriegt ... Hoffentlich werden dafür die vielen Besucher sorgen (wenn mein Sohn schon dafür nicht gesorgt hat). Pane Priester, Sie ahnen gar nicht, was für ein Anziehungspunkt die Heilige ist. Von allen Seiten strömt man. Ich selbst war da, lieber Freund, und verließ sie mit dem erhebenden Bewusstsein, dass sie nach ihrer geistigen und körperlichen Entwickelung — nach letzter Seite hin namentlich — den Harem des wählerischesten Maharadschahs schmücken könnte.

Als guter Christ und Freund hielt ich es für meine Pflicht, Sie auf dieses wichtige Ereignis in der Kirchengeschichte aufmerksam zu machen. Ich würde Ihnen übrigens rathen, selbst möglichst bald die Heilige aufzusuchen. Denn ich hörte Stimmen aus dem Volke, die sehr unzufrieden waren, weil Sie, Pane Priester, unser Hirte und Vater, bis jetzt eine so heilige Pflicht vernachlässigt haben. Auf der Hut also, Pane Priester!

Ihr gehorsamer Diener
J. v. Khsyzjewie.“

Der Priester faltete die Stirne. „Donnerwetter — eine schöne Geschichte!“ ...

Er stand auf und gieng langsam hin und her, den Brief in der Hand. „Der Spötter“ — dachte er — „hat nun Stoff genug ... Es scheint, als ob das dumme Volk nichts zu thun hätte, als Stoff für solche Leute zu schaffen ... Hat er diesmal nicht recht, der Khsyzjewie? Die erste beste Dirne wird toll, und alle laufen ins Garn! — diese Schafsköpfe! ... Uns, die ganze Kirche machen sie lächerlich ... Die sogenannten Gebildeten haben, worauf zu zeigen ... Das muss ein Ende nehmen!“

Sprach's, hieß den Kutscher den Wagen anspannen, nahm den Talar und fuhr zur Heiligen.

V.

Voll Aerger und Verachtung schritt der Priester durch die Menge, die das Häuschen der Heiligen belagerte, stieß hastig die Thür auf und trat rasch ein.

Alles Volk zog ihm nach.

„Was liegst du da im Bett und betrügst die Welt — steh' auf!“ donnerte der Priester die Heilige an.

Die Heilige schlug die Augen auf, wurde roth und blass, als sie den Priester sah, und gab keine Antwort. Man lauschte mit angehaltenem Athem....

„Nun, willst du aufstehen? ... Zur Arbeit sollst du gehen — verstehst du? ... Zur Arbeit, sag' ich dir! ... Oder — siehst du *den* da?“ Er hielt ihr seinen Stock wagerecht über den Augen.

Die Heilige schwieg. Die Lider waren gesenkt. Das flimmernde Kerzenlicht zitterte auf ihrem blassen Gesicht.

Das Volk stand da, kalt durchgraut. Einige fiengen an, zu murren. Der Priester wurde immer erregter.

„Red' ein Wort, Dirne! ... Red', sag' ich dir! ... Hier *hast du* 's, Widerspenstige!“ Er versetzte ihr einen Schlag mit seinem Stock.

Alles wich zurück. Die Weiber schrien auf.

Der Priester wandte sich an die Leute.

„Und Ihr, Faulpelze, was gafft Ihr da? ... Was wollt Ihr von der Dirne? ... Geh't nach Hause, Taugenichtse!“

Eisiges Schweigen. Alle glotzten ihn grimmig an. Dem Priester wurde es unheimlich.

Da hob die Heilige die Hand. Alles fiel auf die Knie.

Sie begann mit ihrem singenden Ton:

„Priester, Priester ... Eine schwarze Wolke seh' ich, über deinem Kopfe schwebt sie, Priester ... Der Blitz zuckt ... Der Blitz wird dich zerschmettern, Priester...“

Sie lag wieder regungslos da. Starres Schweigen, mühevolles Athemholen. Der Priester kämpft gewaltsam gegen ein niederdrückendes Angstgefühl, das ihn jäh überkam.

„Betrügerin“ — beginnt er, seine Stimme zittert — „glaubst du, mich zu täuschen? ... „Nichts hast du gesehen, alles, was du sagst, ist Lug und Trug. ... Schafe und Affen nur glauben dir!“

Da erhob sich ein alter Bauer.

„Herr“ — hob er, kopfschüttelnd, mit seinem zahnlosen Munde an — „Ihr habt schon — zu lange — 'ne Heilige ge—läst—ert ... Viel — zu — lange ... Sie — ein Priester. ...“

Der Bann war gebrochen. Von allen Seiten erhob sich ein dumpfes Murren. Der Priester begann zu reden, man hörte ihn nicht. Das Murren schwoll, im Stübchen rauschte es und wogte es, wie in einer aufgeregten See.

Der Priester murmelte: „Hol' Euch der Teufel“ — und stieg in den Wagen. Beim Einbiegen vom Pfadweg in den Großweg scheuten die Pferde, der Priester fiel leichthin aus dem Wagen, ohne sich auch einen Finger zu quetschen.

Sofort stürzte jemand vors Haus der Heiligen und schrie aus voller Lunge: „Der Priester hat beide Beine gebrochen, der Priester hat beide Beine gebrochen!“

Alles bekreuzigte sich. Da war sie da, die schwarze Wolke, der Blitz!

VI.

Am nächsten Sonntag erlebte der Priester das Wunder, dass seine Kirche leer war. Außer ihm und dem Meßner war keine Seele zu sehen.

Der Priester verrichtete, ohne sich etwas anmerken zu lassen, den Gottesdienst und gieng nach Hause. Mit dem Meßner sprach er über den Verfall kein Wort.

„Herr“ — hatte der Meßner unsicher begonnen — „ich glaub' .. ich hab' was reden hören ... wie soll ich's sagen ...“

„Ist gut, ist gut!" fiel der Priester rasch ein. „Behalt's für dich!"

Zu Hause warf sich der Priester aufs Sopha und ließ das Mittagbrot unberührt. Er schlug ein Bein übers andere, steckte sich eine Cigarre an, paffte und sah zu, wie sich die blaugrauen Rauchringelchen in die Luft hineinschlängelten.

Er empfand keinen Aerger, keinen Schmerz. Ein Gefühl tiefen Missbehagens und apathischer Gleichgiltigkeit überkam ihn. Die ganze Sache war zu dumm. Er mochte darüber gar nicht nachdenken. Und dachte doch darüber nach....

Seit einigen Tagen war er, der Priester, ein Geächteter. Die Nachricht von seinem Frevel und der göttlichen Strafe, die auf dem Fuß folgte, hatte sich blitzartig schnell verbreitet. Frevel und Strafe wurden bis zum ungeheuerlichen gesteigert, und man glaubte alles. Bauern und Bäuerinnen hatten mit den eigenen Augen gesehen, wie der Stock des Priesters Feuer fieng, als er damit die Heilige schlug, wie eine unbekannte, geheimnisvolle Gestalt — die spurlos verschwand — dem Wagen einen Stoß gab, dass der Priester ellenhoch in die Luft flog u. s. w., u. s. w.

Sah ein guter Christ den Priester herankommen, versteckte er sich, um vor dem Kreuz, das ein „unreiner" Priester auf seiner Brust trug, nicht auf die Knie fallen zu müssen (wie es hier der Brauch ist). — Kranke starben lieber ohne Beichte und Absolution, als mit der Beichte und Absolution eines „Frevlers". — Und wer sollte noch zur Kirche gehen, wo ein „Gottverfluchter" die Messe las?

So vergiengen an die zwei Wochen. Dem Priester wurde es immer unbehaglicher; immer trüber, unwillig-apathischer färbte sich seine Stimmung. Schließlich wurde es ihm unerträglich, vor den leeren Wänden der Kirche mit geheuchelter Ruhe ein „Dominus vobiscum" nach dem anderen herabzuleiern, mit dem Meßner um die Wette das „Ave" herunterzusingen. Er schloss die Kirche.

Er hatte im Anfange nicht ohne ein Gefühl verborgener Schadenfreude beobachtet, wie ihn alles mied auf der Straße. Aber dies Gefühl veränderte sich bald. Unmuth und nervöse Verdrießlichkeit kam an seine Stelle. Er schloss sich im Haus ein.

Von all den „aufgeklärten" polnischen Landedelleuten, seinen früheren „Freunden", kam zu ihm jetzt nur der eine Rhiyjewie, ein alter, egoistischer „Vernunftmensch", der seine ganze Aufklärung seinem bäurisch-groben Naturell und einem Paar veralteter Bände aus der Zeit der Rationalisten verdankte. — Er bespöttelte die schwächliche Kleinlichkeit seiner Standesgenossen, ließ durchblicken, dass von allen er, der Gottlose, allein einem Priester seinen „moralischen — und eventuell auch materiellen — Beistand nicht versagt" — verfiel außerdem in energischen Spott über die ganze Religion — und wurde dem Priester unausstehlich.

Der Priester bohrte sich immer tiefer in sein unfruchtbares Grübeln hinein. Er begann zu philosophieren, über die „Grundfesten der Wahrheit" nachzudenken, wurde Pessimist, verachtete die Menschen, die Welt....

VII.

Nach einer weiteren Woche erstattete der Priester dem Bischof Bericht über die Lage der Dinge. Der Bischof berief ihn zu sich. Der Priester erzählte die nackte Wahrheit.

Der Bischof dachte einige Minuten nach. Dann sagte er väterlich:

„Einen Vorwurf kann ich Ihnen nicht machen. Ihre — vielleicht wenig bedachte — Heftigkeit ist erklärlich. Aber Priester können Sie in der Gegend nicht mehr bleiben. Sonst können wir die Kirche schließen."

Der Priester schwieg.

„Wo aber" — fuhr der Bischof mit halbem Lächeln fort — „könnten wir Sie noch unterbringen? Ueberallhin wird Ihnen das Gerücht von Ihrem Frevel folgen, und überall würde sich das Nämliche wiederholen. Wir würden unserer kirchlichen Autorität schaden."

Der Priester schwieg.

„Wäre es vielleicht" — der Bischof war außerordentlich huldvoll — „nicht das richtigste, wenn Sie — ins Kloster giengen?"

„Ja, ja, das wär' das richtigste," sagte der Priester leise, aber hastig.

Am demselben Abend nahm der Priester die [illegible] von der Wand und [illegible]



Stimmen aus dem Publicum.

# Die Zeit.

XXV. Band. | Wien, den 22. December 1900. | Nummer 325.

## Die Friedensstörer.

Die Obstruction im Tiroler Landtag wirft ein helles Licht auf das ganze nationale Problem in Oesterreich. Zwar ist nicht Tirol, sondern Böhmen das große Schlachtfeld im Sprachenkampf, auf dem das Schicksal dieses Reiches endgiltig entschieden werden wird. Allein dort wird die Erkenntnis der wahren Friedensstörer und ihrer treibenden Motive durch Complicationen mannigfacher Art verdunkelt. Schon die Größe der beiden streitenden Volksstämme erschwert die Uebersicht, die zahlreichen Parteien, in die jeder zerfällt, und ihre innernationalen Kämpfe vervielfachen diese Schwierigkeit. Wohl ist es jedesmal, so oft die beiden Nationalitäten zu einem Ausgleich den Anlauf nahmen — 1879 wie 1890 — die Regierung gewesen, die störend dazwischentrat und die Verhandelnden trennte. Allein in keinem der beiden Fälle waren die Verhandlungen bis zu jener Reife gediehen, welche die Voraussetzung zwingender Schlussfolgerung ist, und in jedem der beiden Fälle war die Regierung — nicht ohne ihr eigenes Zuthun — durch eine der czechischen Parteien gedeckt, 1879 durch die Altczechen selbst, die plötzlich ihren Sinn änderten, im Jahre 1890, beziehungsweise 1891 durch die Jungczechen, die dem von den Altczechen vereinbarten Ausgleich Widerstand leisteten. Tirol dagegen steht als Terrain des Nationalitätenkampfes an äußerer Bedeutung hinter Böhmen zurück. Aber was sich dort ereignet hat, hat den Vorzug der größeren Stringenz für sich. Das Problem ist dort in engeren, einfacheren, minder beachteten Verhältnissen allmählich zur vollen Reife gediehen. Was Schuld der Parteien, was Schuld der Regierung an dem fortdauernden Hader ist, ist dort bereits fein säuberlich geschieden. Wer das wahre Wesen des Nationalitätenconflictes in Oesterreich überhaupt und auch in Böhmen insbesonders richtig erkennen will, thut deswegen gut daran, Tirol zu studieren. Die Stadien, die der Nationalitätenkampf in Böhmen durchmacht, sind in Tirol bereits überholt. Das Stadium, das er in Tirol schon erreicht hat, ist für Böhmen noch Zukunftsmusik. Was sich heute in Tirol vollzieht, kann, ja wird wahrscheinlich in irgend einer Uebertragung sich auch noch einmal in Böhmen zutragen. Wenn die Politik die Kunst des Voraussehens ist, so kann sie hier geübt werden, indem man die böhmische mit der Tiroler Entwickelung vergleicht.

In groben Zügen betrachtet, leben Deutsche und Italiener in Tirol in einem ähnlichen Verhältnis zu einander, wie Czechen und Deutsche in Böhmen. Das deutsche Sprachgebiet, das den Grenzwall Böhmens gegen das Deutsche Reich bildet, findet sein Analogon in dem italienischen Südtirol, das an Italien grenzt. Diese geographische Sonderung der Nationalitäten in diesen beiden Kronländern, im Unterschied zur Vermischung der Nationalitäten in anderen Kronländern, ist ein Ergebnis geschichtlichen Werdens. Von der an Zahl schwächeren Nationalität wurde diese geographische Sonderung als Fingerzeig zur Lösung der nationalen Frage betrachtet, und demgemäß die administrative Zweitheilung des Kronlandes in Tirol von den Italienern, in Böhmen von den Deutschen verlangt. In Böhmen setzen sich noch heute die Czechen oder mindestens ihre derzeit führende Partei, die Jungczechen, im Namen der „Einheit des Königreiches“ oder gar des „böhmischen Staatsrechtes“, mit aller Kraft gegen diese friedliche Absonderungstendenz zur Wehr. Das haben bis vor zehn Jahren in Tirol auch die Deutschen oder doch die mächtigere ihrer Parteien, die Deutschclericalen, im Namen der „Einheit des Landes“ gethan, aber — und das ist der Vorsprung, den die Entwickelung des Problems in Tirol gegenüber Böhmen gewonnen hat — in Tirol hat die größere der beiden Nationalitäten, die deutsche, diesen Widerstand schließlich wieder aufgegeben. Noch als im October 1889 der italienische Abgeordnete Dordi im Tiroler Landtag einen darauf hinzielenden Antrag einbrachte, giengen von den Deutschen nur die Liberalen mit den Italienern, die Deutschclericalen sprachen und stimmten dagegen, und der Statthalter, der sich namens der Regierung ihnen anschloss, war durch sie, wenn auch nur nothdürftig, politisch gedeckt. Doch trotz dieses Widerspruches wurde der italienische Antrag einem Ausschusse zur Berathung überwiesen. Die Anträge, die dann aus dem Ausschusse hervorgiengen, waren im Sinne der Absonderungsidee gehalten. Als der Landtag am 22. Jänner 1891 die dringliche Berathung dieser Anträge beschloss, erklärte auf der Stelle der Statthalter den Landtag für geschlossen. Im Jahre 1892 erschienen die Italiener im Landtage nicht mehr. Sie haben seit damals Abstinenzpolitik getrieben, bis zu den Ereignissen der letzten Woche. In den acht Jahren ihrer Abstinenz hat der Gedanke der administrativen Absonderung Südtirols in den Italienern an Kraft nur noch gewonnen. Aber auch unter den Deutschen. Die Gegner dieser Idee wurden selbst unter den Deutschclericalen immer weniger. Unter Führung des deutschclericalen Dr. Kathrein wurden schließlich im Jahre 1899 zwischen den Italienern und den Deutschen beider Parteibekenntnisse Verhandlungen eingeleitet, die zu einer vollen Einigung der beiden Tirol bewohnenden Nationalitäten im Sinne der italienischen administrativen Autonomie in Südtirol, unter Festhaltung der legislativen Einheitlichkeit des Landes, gediehen. Mit dieser Vereinbarung wandten sich die Deutschen und die Italiener an die Regierung, um deren Zustimmung zu ihren Abmachungen zu erlangen. So war endlich einmal irgendwo in Oesterreich für das Nationalitätenproblem der Tisch rein gemacht zwischen den Regierten und den Regierenden. Die Regierten waren untereinander einig, die Regierung war isoliert. Ohne die parteimäßige Deckung, die sie im analogen Fall bei den Czechen in Böhmen noch heute findet und auch in Tirol noch 1889 bei den Deutschclericalen gefunden hatte, musste sie Farbe bekennen im Nationalitätenkampf. Für die beiden Nationalitäten war der nationale Friede nicht mehr eine billige Phrase bloß, sondern eine wohldurchdachte Organisationsform, die sofort Leben und Gestalt gewinnen konnte, sobald die Regierung nur ihr Werde! sprach.

Und was that die Regierung? Im Herbste dieses Jahres, nachdem er die Italiener über die Sessionen des Centralparlaments glücklich hinüber vertröstet hatte, gab Herr v. Koerber endlich zu Handen des Führers der Italiener Freiherrn v. Malfatti den beiden Nationalitäten seine Antwort bekannt: ein starres, unverhülltes Nein. Und die Replik der Italiener ist die Obstruction. So wenig die katholische Kirche die einverständliche Trennung unverträglicher Ehegatten, so wenig gestattet die österreichische Regierung die einverständliche Absonderung zweier Nationalitäten, wenn sie sich auch nur auf die provincielle Selbstverwaltung erstreckt. Lieber die Obstruction, mit der und zu der die Italiener jetzt wieder in den Landtag eingetreten sind, als die friedliche Separation! Höher als die politische Einigkeit der Völker steht der Regierung die administrative Einheit jeder Provinz! Ihr sind nicht die Häuser für die Menschen, sondern die Menschen für die Häuser da, besonders für die alten, unwohnlich engen. Das gilt nicht nur für Tirol, sondern, wie man aus der ganz principiellen Fassung des Koerber'schen Briefes schließen darf, auch für alle anderen Kronländer in ähnlicher Lage, ganz sicher auch für Böhmen an dem Tage, an dem sich einmal sämmtliche deutsche und sämmtliche czechische Parteien dieses Kronlandes auf ein nationales Absonderungsproject friedlich geeinigt haben sollten. Und so spricht Herr v. Koerber nicht nur im Namen der derzeitigen, sondern in dem aller künftigen Regierungen auch. Denn — so begründet er sein Non possumus — die administrative Zweitheilung würde „den Ausblick auf Umgestaltungen eröffnen, für welche keine Regierung die Verantwortung übernehmen wird“, auch keine von denen, die Herrn v. Koerber nachfolgen werden.

Tirol ist der erste Fall in Oesterreich, wo zwei Nationalitäten den Weg zum Frieden gefunden haben. Es ist aber auch der erste Fall, wo man den Friedensstörer, der schon lange im Verdachte steht, auf frischer That ertappen und festhalten kann. Es ist niemand anderer als die k. k. Regierung, die gleißnerisch Frieden, Freundschaft und Eintracht den Völkern predigt, solange diese Krieg führen, sofort aber ihr Veto dazwischenlegt, sobald zwei Nationalitäten sich endlich auf irgend einen möglichen Ausgleich geeinigt haben.

K.

---

## General André und das französische Officierscorps.

In einem ironisch „Mutations dans la cavalerie“ — „Personalveränderungen in der Cavallerie“ — überschriebenen Artikel, in dem die Vorgänge von Fontainebleau und Melun mit der Anwesenheit des Generals André im Kriegsministerium verknüpft, ja

direct auf sie zurückgeführt wurden, verstieg sich letzthin das „Journal des Débats", das Professorenblatt der Nationalisten, wenn man so sagen kann, zu folgender Behauptung: „In Fontainebleau, in Melun und anderen Orten ist die Erregung in den Officierscorps groß. Man sagt, das sei eine natürliche Folge der ‚Affaire'. Das kann sein, aber selbst zu den bewegtesten Zeiten der ‚Affaire' schien die Armee ruhiger zu sein, als jetzt. Nach der aufgeregten Periode, die wir durchgemacht haben, konnten wir an eine Beschwichtigung der Gemüther glauben." Wenn das nicht Heuchelei ist, dann zeugt es von großer Naivetät der „Débats", denn niemand, der mit den Zuständen im französischen Heere einigermaßen vertraut ist und die Vorgänge während des Dreyfus-Handels mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, konnte an diese Beruhigung glauben. „General André — so fahren die „Débats" fort — macht sich anheischig, den Officieren und sogar ihren Frauen eine strenge Disciplin aufzuerlegen. Er schlägt drein, schlägt unermüdlich drein, mit einem Eifer ohnegleichen. Aber er hat gut dreinzuschlagen! Mit seinen furchtbaren Strafen kommt er niemals ans Ende, immer muss er von vorne anfangen. Man muss daraus schließen, dass die Disciplin der Officiere unter der Leitung des Generals André recht tief gesunken ist und sich unter seinem Régime immer mehr verliert." Ein anderesmal hieß es in demselben Blatte über die Kammerrede des Kriegsministers, worin er sein Vorgehen gegenüber den Officieren rechtfertigte: „Der Minister hat diese Gelegenheit benutzt, um recht originelle Ideen über die Ehescheidung auszusprechen, die er als ein Fundamentalgesetz der Republik betrachtet, wie auch über die tiefe Verehrung, die die Officiere und ihre Frauen für diese Einrichtung bezeugen sollen." Ich habe das Organ des akademischen Nationalismus so eingehend citiert weil seine Ausführungen charakteristisch für die Auffassung der sogenannten Heeresfreunde sind. Wenn ein so sorgfältig redigiertes, sich an das gebildetere und einsichtigere Publicum wendendes Blatt derartigen Abscheu vor Disciplin, Gehorsam und Unterwerfung unter die Landesgesetze bekundet und es halb komisch, halb odios findet, dass der Kriegsminister dem Heere diese Eigenschaften einimpfen will, was soll man dann von den anderen, den vulgär-nationalistischen Zeitungen erwarten? In der That hat es hier in weitesten, auch außerhalb des Heeres stehenden Kreisen mit Verwunderung untermischte Entrüstung erregt, dass nun auch die Officiere zu jenen soldatischen und bürgerlichen Tugenden angehalten werden. In der „guten alten Zeit" war das anders. Damals verlangte man das nur von der „misera contribuens plebs", d. h. vom gemeinen Soldaten. Der Gehorsam der Officiere stand bloß auf dem Papier, namentlich auf dem besonders geduldigen der „patriotischen" Zeitungen: seine „Effectivstärke" war dagegen gering, wenn überhaupt vorhanden. Ja, man hatte sogar ein überaus „feudales" Princip in der Armee zur Geltung gebracht, demzufolge im Falle einer Gesetzesübertretung immer der Niederste im Range „gehenkt" wurde, während der Nächstälteste mit einem kleinen Avancement davonkam. So wurde zum Beispiel vor acht Jahren ein gemeiner Soldat in Cherbourg zum Tode mit darauffolgender Degradation verurtheilt, weil eine alte Frau, zwar nicht von ihm, aber doch von einem Sergeanten desselben Regiments ermordet worden war. Präsident Carnot war so „revolutionär", den Nichtmörder zu lebenslänglichem Bagno zu begnadigen, unter besonderer Berücksichtigung des Umstandes, dass bei der Leiche des Opfers eine Epaulette des Sergeanten gefunden worden war. Die Kriegsrichter hatten diesem „Zufalle" natürlich keine Bedeutung beigemessen, da andernfalls die besagte „hierarchische Strafordnung" zum Nachtheile der Disciplin hätte durchbrochen werden müssen. Vor seinem kürzlich erfolgten Tode hat der Mörder, ein guter Katholik, eine Beichte abgelegt, worin er sich jenes Verbrechens schuldig bekannte. Der Begnadigung des Nichtmörders stand nun nichts im Wege, und die Revision seines Processes soll demnächst in Angriff genommen werden. Und da kommt General André und will alle menschliche und göttliche Heeresordnung über den Haufen werfen und die republikanische Armee nach republikanischen Gesetzen leiten!

In der Artillerie- und Ingenieurschule von Fontainebleau, wo junge Franzofficiere dieser beiden Waffen die theoretisch-praktische Fachausbildung erhalten, lebten die Herren einträchtiglich beisammen, lagen weder sich, noch anderen in den Haaren und gaben selbst der „Judenpresse" zu keinen Klagen Anlass. Da fiel es dem „[illegible] de la [illegible]" [illegible] es ist der General André gemeint [illegible] urplötzlich ein, die armen Leute zu „[illegible]". Er [illegible] ihnen [illegible] jüdischen Hauptmann Coblentz als [illegible] auf den Hals und verlangte [illegible] man solle „[illegible]" als [illegible] behandeln. [illegible] [illegible]

sei, andere militärische Verbände ihn erst recht nicht würden haben wollen. Da sich der Mann aber nichts Bestimmtes habe zu Schulden kommen lassen — freilich, außer der Wahl jüdischer Eltern und „allgemeiner Missliebigkeit" — so könne man ihn nicht ohneweiters nach der Teufelsinsel schicken, es sei denn, Esterhazy nähme sich die Mühe, ein neues Bordereau zu schreiben, das man Herrn Coblentz anhängen könne. Da „in Güte" beim Kriegsminister nichts auszurichten war, so versuchte man es mit Gewalt. Hauptmann Coblentz wurde in die Acht erklärt und, wo immer es gieng, mit moralischen Fußtritten regaliert, wodurch man ihn zwingen wollte, selbst um seine Versetzung einzukommen. Die Folgen waren Duelle, Rüpeleien und schließlich Beschwerden des in Kameradschaftsquarantäne Versetzten. Ich weiß von einem deutschen Officier, jetzigen hochangesehenen Commandeur einer Cavalleriedivision, der beim Kaiser persona gratissima ist und doch seine Laufbahn in ganz ähnlicher Weise wie Hauptmann Coblentz begonnen hat. Er war zwar, wie man scherzweise sagte „oberflächlich getauft", aber doch der Sohn „total ungetaufter" jüdischer Eltern. Als er in ein Liniencavallerieregiment eintrat, machte man ihm anfangs allerhand Schwierigkeiten und suchte ihn „hinauszubeißen," aber er führte eine scharfe Klinge und eroberte sich seinen Platz mit dem Degen in der Faust. Nun schlug die Stimmung um; er wurde bald sehr beliebt, kam zur Garde, ward geadelt und ist heute einer der populärsten höheren Cavallerieführer des deutschen Heeres. Vorurtheile oder, wenn man will, „gewisse Armeegrundsätze" gibt es also überall; wer aber guten Willen und militärische Eigenschaften besitzt, vermag sich anderwärts seine Stellung im Officierscorps zu schaffen. Nur in dem „demokratischen" Frankreich ist das anders. Wer dort einmal „missliebig" ist, der kommt niemals mehr hoch, mag er es nun anstellen, wie er wolle.

Auch dem Hauptmann Coblentz gelang es nicht, sich seine Stellung zu „erfechten", denn nach den Duellen mied man ihn gerade so wie vorher. Keiner wollte mit ihm am selben Tische sitzen, und da er, der Vorschrift gemäß, darauf bestand, im Officierscasino zu essen, so speisten die anderen anderswo. Als General André davon erfuhr, begieng er eine neue unerhörte Dreistigkeit: er schärfte den Officieren von Fontainebleau ein, das Reglement zu beachten und gemeinsam zu speisen, im Interesse der Kameradschaft. „Unser admirables Officierscorps", dessen Kameradschaft ebenfalls nur auf dem Papier der Zeitungen steht, konnte sich auch dies nicht gefallen lassen, zumal der Commandeur der Schule für seine Untergebenen und gegen den Kriegsminister Partei ergriff. Doch da geschah etwas Unerhörtes: Der Minister ließ den General Perboyre „fliegen" und holte sich den ihm ergebenen General Demassieux aus Algerien, um ihn an die Spitze der Artillerieschule zu stellen. Den Zwischenfall Lebaudy beleuchte ich hier nicht, da es unstreitig das Recht eines Privatmannes ist, auf seinem Grund und Boden abgehaltene Jagden zu unterbrechen und jeden von ihnen auszuschließen, der ihm nicht genehm ist. Nur sei kurz darauf hingewiesen, dass sich auch hier wieder die Kameradschaft in glänzendem Lichte zeigte, als die Officiere von Fontainebleau en bloc für den Bruder des weiland „petit Sucrier" Partei ergriffen und höchlich darüber entrüstet waren, dass ihnen der Kriegsminister tags darauf verbot, fürderhin an Jagden theilzunehmen, bei denen ein französischer Officier directer Beschimpfung ausgesetzt sei.

Nach Fontainebleau Melun. Dort stehen die 18. Dragoner, wie es scheint, ein äußerst „feudales" Regiment. Und in dem Regimente befindet sich ein Leutnant de Brémond d'Ars, der aber, obwohl er der „guten" Gesellschaft angehört, so wenig „Standesgefühl" besitzt, dass er sich mit einer geschiedenen Frau verheiratet hat, also mit einem Wesen, dessen Umgang jeder „anständige" Mensch zu meiden hat. Und damit nicht genug, begieng der Mann noch die Unvorsichtigkeit, bei der Hochzeit über die katholische Kirche zu stolpern, die auch die Kirche der republikanischen Dragoner ist. Denn die katholische Kirche sagt: „Geschiedene Leute dürfen nicht wieder heiraten, denn die Scheidung ist keine kirchliche Institution!" Leutnant de Brémont und seine jetzige Gattin wollten aber nicht zum Protestantismus übertreten, vermuthlich, weil dieser Schritt den jungen Officier seine Stellung im Officierscorps erst recht gekostet hätte. Man heiratete sich also ohne den Segen der Religion der Liebe und soll trotzdem ganz glücklich geworden sein. Wenn aber Leutnant de Brémond geglaubt hatte, seine Barke durch Umschiffung der kirchlichen Klippe in ruhiges Fahrwasser geleitet zu haben, so hat er sich gründlich geirrt: aus der katholischen Scylla kam er straks in die kameradschaftliche Charybdis hinein, aus der ihn gegenwärtig eine kriegsministerielle Enquête zu ziehen trachtet. „Mit einem nicht kirchlich getrauten Officier wollen wir nichts zu thun haben," sagten nämlich die [illegible] Herren, „und vor allem nicht mit einer nur [illegible] verheirateten Frau, die in unseren Augen nur eine [illegible] ist," dürften sich die Regimentsdamen hinzuzufügen. [illegible] Kameraden erstatten auch Brémont in Beruf, [illegible] dem jungen Paare einen Gegenbesuch, was [illegible] und kameradschaftlichen Kreisen [illegible] wurde. Der Beleidigte wandte sich beschwerde-

führend an den Kriegsminister und bat um Regulierung seines fürderen Lebenslaufes bei den 18. Dragonern. General André ist nun, das muss gesagt werden, ein ganz abscheulicher Freimaurer, dem die Satzungen der heiligen römisch-katholischen Kirche „kif-kif" sind, wie man hierzulande sagt, und obendrein ist er selbst zum zweitenmale vermählt, wenn schon seine erste Frau nicht von ihm geschieden, sondern gestorben ist. Er griff daher kräftig ein, und, wie in Fontainebleau, so gieng auch in Melun die Sache ihren „regelrechten" Gang: Anpöbelungen, Duelle, Beschwerden, Maßregelungen und so weiter und, zwischen hinein, zur Abwechselung noch ein paar „Reitpeitschenmensuren" am hellen Tage und vor versammeltem Kriegsvolke.

Mehr aber noch, als in Fontainebleau, hat General André in Melun unter den widerhaarigen und taktlosen Officieren aufgeräumt: er hat rund zwanzig von ihnen versetzt, und nicht immer in die angenehmsten Garnisonen. Diese Maßregeln sind es, die die „Débats" ironisch als „Personalveränderungen in der Cavallerie" bezeichnen. Einem der Meluner Herren, dem Rittmeister de Vaulgrenant, ist es ganz besonders schlecht ergangen. Man schickte ihn, der dem Leutnant de Brémont das Dasein so schwer und das Familienleben zur Qual gemacht hatte, nach Sidi-Bel-Abbès in Algerien, wo für die Bequemlichkeit verwöhnter Officiersfrauen nur wenig gesorgt sein soll. Das nahm der feinfühlige Mann, der verheiratet und Vater „zweier entzückender Kinder" ist, wie uns die „Libre Parole" verräth, sehr übel, denn er richtete sogleich in diesem Blatte einen geharnischten offenen Brief an den Minister. Die Antwort hierauf ließ nicht lange auf sich warten, denn tags darauf verkündete das „Amtsblatt", Herr de Vaulgrenant habe nicht nach Sidi-Bel-Abbès, sondern nach Aïn-Sefra zu den dortigen Spahis zu gehen. Aïn-Sefra aber liegt mitten in der Wüste Sahara und soll an gesellschaftlichen Annehmlichkeiten für Officiersfrauen beinahe noch weniger bieten, als Banjaluka in Bosnien oder Marggrabowa in Ostpreußen. Von Herrn de Vaulgrenant kann man also sagen: Il a été puni par où il a péché!

Auf Melun folgt Rheims. In der lustigen Champagnerstadt stehen die 16. Dragoner und bei ihnen ein Leutnant Pochet Lebarbier de Tinan, dessen etwas länglicher und „äußerst feudal" klingender Name über die schlicht bürgerliche Herkunft des Mannes nicht täuschen darf. Denn, wie der berühmte „Marquis Du Paty de Clam" eigentlich kurzweg Mercier heißt und sich selbst so ganz sachte bis zum Marquis von eigenen Gnaden hinaufgeschwindelt hat, so ist auch der wahre Name unseres Dragonerleutnants nur Pochet. Durch seine Mutter ist er aber mit der Familie eines Admirals Lebarbier de Tinan verwandt, deren Namen er „adoptiert" hat, weil das „besser klingt" und es ihm dadurch wohl leichter wurde, eine waschechte Gräfin de Caraman-Chimay zu heiraten, die Schwester einer Gräfin Greffuhle und Tochter des verstorbenen belgischen Ministers des Aeußeren, des Fürsten Josef de Caraman-Chimay; der Bruder beider Damen ist der bekannte Ergatte der Clara Ward, jetzigen Frau Rigo. Zur Zeit nun, da Freycinet zum letztenmale Kriegsminister war, also während des Dreyfus-Handels, reiste Leutnant Pochet de Tinan mit Frau und Schwägerin nach Berlin, wohnte dort im „Kaiserhof", wo der Deutsche Kaiser den beiden Damen von der hohen internationalen Aristokratie einen Gegenbesuch machte, und nahm, wieder mit den Damen, eine Einladung zu Hofe an. Weiterhin ließ Pochet sich von Oberst v. Schwartzkoppen durch Berlin und zu militärischen Uebungen führen. Dass dieses, an und für sich übrigens durchaus „ungefährliche", Beurlauben für einen activen französischen Officier, und noch dazu während der Dreyfus-Periode nicht ganz angebracht war, soll zugegeben werden. Der damalige französische Militärattaché in Berlin erstattete denn auch einen keineswegs günstigen Bericht über die Reise Pochets, und daraufhin — denn was einmal zur Kenntnis der geschwätzigen kriegsministeriellen Bureaux in Paris gelangt ist, bleibt der Presse nicht verborgen — behaupteten die hiesigen Blätter, Pochet und die in Berlin beliebte Gräfin Greffulhe hätten den Kaiser zu bestimmen gesucht, gewisse Acten zu publicieren, aus denen die Unschuld von Dreyfus hervorgehe, was der Kaiser aber abgelehnt habe. Etwas Wahres soll hieran auch gewesen sein. Nach seiner Rückkehr hatte Pochet infolge dessen eine schwere Stellung im Regiment, namentlich bei seinen Kameraden, die ihn „boycottierten", eine Stellung, die sich seither noch verschlechtert zu haben scheint, denn, ohne dass sich der Officier beim Minister beschwert hatte, hat dieser motu proprio eine Untersuchung durch den — gleichfalls aus dem Dreyfus-Processe bekannten — General Hartschmidt, den Divisionscommandeur der 16. Dragoner, veranlasst. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

Aus all diesen „Fällen", denen sich leicht noch andere anschließen dürften, geht hervor, dass nicht persönliche, dienstliche Verschuldung, nicht schlechte Führung einen nachtheiligen Einfluss auf die Stellung des französischen Officiers im Kreise seiner Kameraden und Vorgesetzten ausüben, sondern dass hierin in erster Linie das Glaubensbekenntnis, die Familienverhältnisse und das Privatleben der Betreffenden maßgebend sind. Diesem Unwesen, dieser Intoleranz und Tyrannei will der Kriegsminister, der sich weniger als irgend einer seiner Vorgänger vor dem Zorn der Nationalisten, vor der Macht der Clericalen und vor der Rache der anderen Generäle zu fürchten scheint, nun endlich ein Ziel setzen, und da er dabei nur durchaus gesetzliche Mittel, zum Theil nicht einmal sehr scharfe, zur Anwendung bringt, so müsste ihm, sollte man denken, der Erfolg sicher sein. General André fehlt es aber an etwas, das in Frankreich und vor allem in der französischen Armee von jeher eine große Rolle gespielt hat: an Prestige! Er ist ein schlichter, einfacher Mann ohne martialisches Auftreten, ohne „glorreiche", von Heldenlegenden erfüllte Vergangenheit, ja, als er, ohne vorher ein Armeecorps geführt zu haben, im vorigen Sommer ins Kriegsministerium berufen wurde, war er sozusagen ein in der Armee unbekannter Mann. Auch Galliffet hat viel gewagt und manches erreicht; auch er fuhr mit eiserner Faust dazwischen und reinigte wenigstens einen kleinen Winkel des ungeheueren Augiasstalles, den die französische Armee darstellt, aber er war auch „Monsieur le Marquis", er war bei Puebla schwer verwundet worden, hatte ein halbes Dutzend Feldzüge hinter sich, hatte, wenn auch nur aus eigener Machtvollkommenheit, bei Sedan eine Cavallerieattacke commandiert, kurzum, er war ein Mann nach dem Herzen des französischen Soldaten und mit zahlreichen alten Soldatenfamilien verwandt und befreundet. Was man ihm mit dumpfem Knurren und Murren gerade noch durchließ, das lässt man seinem Nachfolger André, diesem „Roturier", nicht so leicht durch, und dazu kommt, dass André, wie erwähnt, Freimaurer ist. Darum kann man dem „Journal des Débats" hinsichtlich seines eingangs citierten höhnischen Ausrufes, der General möge nur „zuhauen", er werde nur umso größeren Widerstand erzeugen, nicht so unrecht geben, wenigstens nicht vom Standpunkte der Thatsachen aus. Welch allerherbstes Urtheil die „Débats" mit jenem Worte über den unter den französischen Officieren herrschenden Geist, über ihren Gehorsam, ihre Pflichttreue und ihren Republikanismus fällen, brauche ich nicht hervorzuheben, sondern nur zu erwähnen, dass sich die weitaus meisten hiesigen Officiere eine derartige Indisciplin, eine solche „Widerstandskraft" gegen höheren Befehl als Tugend und Verdienst anrechnen, und dass sie in dieser Auffassung durch die militäristisch-clericale Presse weidlich bestärkt werden. Bleibt das Ministerium Waldeck-Rousseau noch längere Zeit im Besitze der Gewalt, und gibt sich General André keine parlamentarisch auszunutzende Blöße, dann ist es nicht unmöglich, dass der Minister sich wenigstens einen äußerlichen Gehorsam erzwingt, wenn schon es ihm schwerlich gelingen dürfte, den Geist im Officierscorps wesentlich zu bessern. Dazu bedürfte es viel längerer Zeiträume, als sie einem französischen Ministerium zur Verfügung stehen, denn vier Fünftel der Officiere sind immer noch verkappte oder offenkundige Monarchisten. Dies wäre nur zu ändern, wenn die Axt an die Wurzel gelegt, das heißt, der Recrutierungsmodus von Grund aus umgeformt und die Erziehung der Officiersaspiranten „republicanisiert" und „laicisiert" würde. Ich weiß, dass General André mit dem Plane umgeht, die Schule von Saint-Cyr, die seit dem Jahre 1808, und sogar die Polytechnische Schule, die seit Ende vorigen Jahrhunderts besteht, abzuschaffen und ein dem deutschen und österreichischen ähnlicheres Militär-Erziehungswesen zu begründen, aber — wird ihm das bis zum Sturze des Cabinets gelingen? Das ist sehr die Frage, und daher könnte man dem General beinahe rathen, die berühmte „Beschwichtigung der Gemüther" dadurch eintreten zu lassen, dass er nicht die Schuldigen weiterhin bestraft, sondern die Unschuldigen, die „Opfer der Kameradschaft", aus allen Truppentheilen zusammenzieht und in ein einziges Corps steckt, auf dessen Kaserne er, um den Nationalisten und Cäsarianern eine kleine Verbeugung zu machen, schreiben lassen könnte: Hier kann Schutt abgeladen werden! „Ici, on peut déposer des ordures!" Damit hätte er sich vielleicht eine gewisse Schonzeit erkauft, den Verfolgten einen sicheren Ruhehafen geöffnet und den Verfolgern ihre Beute entrissen.

Paris. Potter.

---

# Memoiren eines Revolutionärs.*)

Das Vorwort, das Georg Brandes den Lebenserinnerungen seines Freundes Kropotkin mit auf den Weg gegeben hat, haben die Leser dieser Zeitschrift bereits in Nr. 266 kennen gelernt. Jetzt liegt das Werk in deutscher Uebersetzung vor. Was Kropotkin veranlasst hat, uns dieses Buch zu geben, ist ersichtlich weder der Hass gegen Feinde, noch die Liebe zu sich selbst. Ihm war es um etwas Typisches zu thun: zu zeigen, wie ein Abkömmling alten Adels und alter Exclusivität und Vorurtheile schließlich doch zuerst zur modernen Wissenschaft und dann zu den modernen Freiheits- und Culturkämpfern stößt. Freilich: ein Lump kann nicht mehr geben als er hat, und ein reicher Geist, eine vornehme Seele wie Kropotkin kann sich nicht selbst verleugnen. So erhalten wir fast gegen

*) [illegible]

seinen Willen ein leuchtendes Bild dieses feinen und reinen Menschen und seiner Entwickelung auf dem Hintergrunde des alten aristokratischen Russland und der neuen Generation in Russland und Jung-Europa. Während sonst die großen Russen, zumal Dostojewsky und Tolstoj, in all ihrer Größe für uns doch etwas Fremdes, etwas von einem neuen Mittelalter an sich haben, weil ihre riesenhaften moralischen Triebe den nüchternen Erkenntnisdrang überschatten, ist Kropotkin ganz durchtränkt von westeuropäischer Cultur und behält doch in seinem Wesen das Russische: die reine liebevolle Güte. Wenn er sich fast sofort, nachdem er den westeuropäischen Socialismus kennen gelernt hat, dem radicalsten Flügel desselben, dem Anarchismus, anschließt und den modernen Anarchismus erst schaffen hilft, so erwächst das bei ihm nicht aus einer Leidenschaftlichkeit des Vorwärtsdrängens, denn er als forschender Darwinist und Historiker kennt die Gesetze der Entwickelung so gut wie einer, sondern aus der Güte seiner Natur, die ihn an die Güte als einen Grundzug der Menschen glauben lässt. In dieses Element der Güte sind all seine Schilderungen getaucht: vom Kaiser Alexander II., dessen Page er war, bis zu seinen Lehrern im Pagencorps, von seinem patriarchalischen Vater bis zu den Leibeigenen auf den väterlichen Besitzungen, von den Terroristen St. Petersburgs bis zu den französischen und schweizerischen Proletariern, ja selbst die Gefängnisbeamten in Russland und die Spitzel in Frankreich werden noch von einem Schimmer dieser ruhigen Heiterkeit erreicht. Und trotz dieser Ruhe sind Kropotkins Memoiren ein aufregendes Buch: gleichgiltig, ob der Held dieses Romans uns an seinen geographischen Entdeckungen in Centralasien, oder an seiner militärisch-wissenschaftlichen Expedition nach China, oder an seiner Flucht von der Peter-Paulsfestung, oder an den Berathungen der Revolutionäre im Jura theilnehmen lässt, immer sehen wir: da ist ein ganzer Mensch mit ganzer Seele bei der Sache.

Da nun das der hervorstechendste Zug dieser Persönlichkeit ist: Sachlichkeit, sei nunmehr gestattet, den Wunsch auszusprechen, dass uns Deutschen, nachdem wir die Person Kropotkins kennen zu lernen Gelegenheit haben — die Uebersetzung der Memoiren ist sehr gut — auch seine Schriften zugänglicher gemacht werden, als es bisher der Fall war. Die Propagandaschriften, die bisher übersetzt wurden, sind nur einem engen Kreise bekannt geworden. Kropotkin ist auf mehreren Gebieten bahnbrechend geworden: in der Geschichte hat er gezeigt, welche Bedeutung im Alterthume und besonders im Mittelalter den freien Städte-Organisationen, den Innungen und den Föderationen selbständiger Körperschaften zukommt, im Gegensatze zu den Staaten mit ihren Centralisations- und Expansionstendenzen; in der Nationalökonomie betont er die Bedeutung der intensiven Land- und Gartenwirtschaft und der freien Vereinbarung mannigfaltigster Associationen, und in der Naturwissenschaft hat er in einem umfangreichen Werke zu zeigen unternommen, dass das Princip der gegenseitigen Unterstützung in allen Naturreichen von mindestens ebenso großer Bedeutung sei, wie das Gesetz vom Kampfe ums Dasein und vom Ueberleben der Stärkeren. Durch alle diese Werke geht ein gemeinsamer Zug: das Princip der Gegenseitigkeit, der Selbständigkeit und der Freiwilligkeit wird hervorgehoben, wobei es ihm weniger darauf ankommt, neue Moral und neue Organisationsformen zu predigen, als vielmehr überall, auf allen Lebensgebieten, mannigfaltige Ansätze zu diesen Formen nachzuweisen. Man könnte ihm einwenden: er sehe in der Natur und in der Gesellschaft das, was er wolle; aber ich vermuthe, er würde antworten: er wolle vielmehr dem zur Durchführung und Vollendung verhelfen, dessen Ansätze und Keime er allenthalben gewahre. Wohin Kropotkin blickt, auf allen Gebieten nimmt er die Anfänge einer neuen Organisationsform wahr: der Staat ist ganz durchzogen von freiwilligen Verbänden, in der capitalistischen Welt erwachsen tausenderlei Gestaltungen, die schon dem Socialismus zustreben, langsam und allmählich sind wir einem Zustande nahegekommen, wo der alte Zwang von der jungen Freiheit und Freiwilligkeit, die sich in und neben ihm festgesetzt hat, gesprengt werden muss. Kropotkin ist von einem sehr baldigen Sieg der Revolution, in der wir schon mitten drin sind, überzeugt, nicht, weil er an die Plötzlichkeit glaubt, oder der Katastrophenlehre anhängt, sondern umgekehrt, weil er als Anhänger der Lehre von der allmählichen Entwicklung diese Entwicklung schon seit Jahrhunderten in einer bestimmten Richtung walten und wirken sieht. Darum ist Kropotkins Glaube so unerschütterlich, weil er nicht an das Wunder glaubt, sondern an das, was seiner Ueberzeugung nach naturgemäß eben vor der Thür steht. Mit diesem wissenschaftlich ruhigen und doch [illegible] er denn auch sein [illegible] Zug trägt. „Die [illegible]

Hoppegarten bei Berlin. **Gustav Landauer.**

---

# Neuere Fortschritte des Eisenhüttenwesens.

Die großen Erfolge, welche die auf die Hebung der Eisengewinnung zielenden Anstrengungen im Laufe der neueren Zeit aufzuweisen gehabt haben, sind auf jedem einzelnen Zweige dieses großen Gebietes, des wichtigsten der gesammten Industrie, zu verspüren. Sie erstrecken sich auf alle Länder, welche überhaupt für die Eisenproduction in Betracht kommen, und es ist bezeichnend, dass sie in den Vereinigten Staaten ihren Höhepunkt nach der Seite der mechanischen, in Deutschland nach der der chemischen Verbesserungen erreicht haben. Um nicht ganz unvollständig zu sein, muss ich indessen auch auf die neueren Methoden der Erzgewinnung, welche in den Vereinigten Staaten als Vorbedingung der dortigen Massenerzeugung von Eisen sich ausgebildet haben, mit einigen Worten eingehen.

Die unerschöpflichen Eisenerzlager am Oberen See sind voraussichtlich noch auf lange Zeit die wichtigsten Rohstoffplätze der gesammten amerikanischen Eisenindustrie. In Minnesota streichen die 25 bis 100 Meter dicken Schichten dicht unter dem Erdboden, nur überdeckt von einer Kieslage, die den alten, vorerst abzutreibenden Waldbestand trägt, in der Ausdehnung von vielen Quadratmeilen hin. Ihr Roterz ist weich und außerordentlich gehaltreich, und die Ausbeutung wird in einem Maßstab und mit einer Energie betrieben, wie wohl kaum an einer zweiten Stelle der Erde. Verschwunden sind Hacke und Schaufel, Schacht und Leiter; selbst das Pulver und Dynamit haben nicht mehr Kraft genug, um der Gier des Unternehmerthums nach schleunigem Abbau Genüge zu thun, ganz andere Methoden und Arbeitswerkzeuge sind für den hier geforderten Umfang der Arbeiten nöthig geworden. Zunächst wird die überlagernde Deckschicht von Sand und Kies auf einen weiten Umkreis fortgeräumt, Eisenbahngeleise werden an die Stirn des zu bearbeitenden Streifens gelegt und nun die Erzschichten durch große Trockenbagger in Angriff genommen. Die Bagger, dieselben übrigens, mit deren Hilfe auch die Deckschichten abgeräumt werden, sind gewaltige locomotivartige Fahrzeuge, die mit großen und scharfen, seitlich überragenden Schaufeln sich in die Schichten eingraben und ihren Inhalt sofort in große Eisenbahnwaggons von 20 bis 30 Tonnen schütten. Es müssen in den zunächst eingeschnittenen Graben gleich zwei Geleise verlegt werden. Auf dem ersten, unmittelbar an dem Gestein, steht der Wagenzug, auf dem zweiten der langsam vorrückende Bagger, der mit seiner Schaufelkette über die flachen Waggons hinweggreift. Die Productionsfähigkeit dieses Fördersystems ist geradezu zauberhaft. In je 4 bis 5 Minuten ist ein Erzwagen, obwohl von dem dreifachen Fassungsraum eines österreichischen Normalgüterwagens, gefüllt und der Zug oder der Bagger rückt entsprechend vor.

Die größten Schaufler, Maschinen allerdings von dem Gewicht einer schweren Güterzugslocomotive und von 190 Pferdestärken, leisten täglich 5000 Tonnen Erz mit einem Reingehalt von 40 bis 50 Procent oder 40.000 bis 50.000 Centner Eisen. Uebrigens haben auch diese Hilfsmittel dem amerikanischen Massenbedarf nicht überall genügt. Um beim Verladen des gebrochenen oder von den Baggern losgeschrämmten Erzes die Kraft der Schwere auszunutzen, sind die Ladegeleise *unter* die Erzschichten ins Innere der Erde hinein verlegt. Das sogenannte Milling-System erfordert die Führung eines Stollens, der etwa 50 Meter unter der Oberfläche dem Streichen der Schichten folgt. In Abständen von 30 bis 40 Metern werden Fallschächte bis auf diesen Stollen geführt und nun trichterartige Vertiefungen um die obere Schachtmündung angelegt. Das gelockerte Erz fällt in den Schacht und füllt die unter seinem unteren Ausgang passierenden Erzzüge, die Wagen um Wagen unter die Mündung rücken. Die Trichter werden durch Bagger spiralig erweitert und vertieft, bis annähernd ein Cylinder von 30 Metern Durchmesser und 40 bis 50 Metern Höhe aus dem Erzgang herausgeschnitten ist. Dann nimmt man den nächsten in Angriff, sofern nicht durch gleichzeitige Bearbeitung einer ganzen Trichterreihe eine größere Förderung erzielt wird. Natürlich dauert es kaum zwei Minuten, bis das herabstürzende Erz einen der großen Waggons gefüllt hat. Die auf diese Art producierten Erzmengen steigen allerdings ins Ungeheuerliche, und es sind ganz ähnlich großartige Verlade- und Transportvorrichtungen nöthig, um die Erze bei meist zweimaliger, oft dreimaliger Umladung bis in die Hüttenwerksbetriebe gelangen zu lassen.

Für die Aufbereitung der Eisenerze vor ihrem Niederschmelzen kommt [illegible] sich die neue Edison'sche Methode der magnetischen [illegible] unter ihr günstigen Umständen allmählich ein[illegible]. In den Gruben von New Jersey, deren Areal Edison [illegible] eigenen Systems angekauft hat, werden die [illegible] werden, sondern in feingemahlenem [illegible] Beimengungen möglichst befreit

an die Hochöfen abgeliefert. Das gleichmäßige, wenn auch nicht übermäßig gehaltreiche Erz wird durch Dynamit gebrochen, durch Baggerschaufeln verladen und sofort in die Walzenmühlen gebracht, die täglich 6000 Tonnen Gestein zu Staub mahlen. Mechanische Lade- und Transportvorrichtungen schütten die mächtigen Blöcke, die noch 100 bis 150 Centner wiegen, zwischen das erste Walzenpaar, das bei 70 Tonnen Gewicht und ungeheuerer schneller Rotation die Gesteinblöcke in kopfgroße Stücke bricht. Zwei weitere Mühlen setzen die Zerkleinerung bis zu Pulverform fort. Bis jetzt und auch weiterhin ist für die Behandlung der Erze kaum eine menschliche Hand erforderlich, alles vollzieht sich durch Maschinen. Nun erfolgt die magnetische Scheidung selbst. Das Erzpulver rieselt in ununterbrochenem Strom über eine rotierende Walze, seitlich aufgestellte Magnete sind zwar zu weit entfernt, um den fallenden Strom aufzuhalten, aber nahe genug, um die darin enthaltenen Eisenstäubchen aus ihrer Fallrichtung etwas abzulenken und in einen gesonderten Behälter zu locken, während das harte Gestein lothrecht zur Erde fällt. Nachdem auch dieser Vorgang zur Reinigung des Eisens vom Gesteinsstaub mehrfach wiederholt ist, erhält man ein Gemisch von 80 Procent Eisengehalt, der Rest ist hauptsächlich Quarz. Eine Presse formt aus diesem, vorher noch etwas angerösteten Material kleine Briketts, und so gelangt das Edison'sche Erz in den Hochofen.

Dieser ist es, der uns zunächst beschäftigen muss. Er hat seine Gestalt seit einigen Jahrzehnten oft gewechselt und im Laufe der neuesten Zeit ist er aus den früher für ihn giltigen Verhältnissen vollends herausgewachsen. Aus dem ungeheueren Gemäuer, welches die älteren Hochöfen besaßen und durch welches sie gigantischen Steinklumpen glichen, ist der leichte freistehende Hochofen der modernen Hütten mit seinem schwachen, säulengetragenen Mauerwerk und seinem geringen Koksverbrauch geworden, dessen erstes Exemplar zum Beispiel in Deutschland erst 1888 von Fritz Lürmann, dem verdienten Nestor des deutschen Hüttenwesens, erbaut wurde. Aber seitdem — mit welchen Riesenschritten ist der Hochofenbau vorwärts gegangen! Die Größe und Leistung der Oefen, vor zehn Jahren noch 100 bis 200 Tonnen Roheisen täglich als Maximum betragend, ist unaufhaltsam im Wachsen. Am Rhein stehen bereits Hochöfen von 300 und von 340 Tonnen Tagesleistung; die riesenhaftesten Gebläsemaschinen, 750 Kubikmeter Wind in der Minute ausblasend, müssen zu mehreren angeordnet werden, um einem solchen Ofenschacht die Windmenge zuzuführen, der er bedarf, und diese Windmassen, an Gewicht das erblasene Roheisen weit übertreffend, müssen noch gar auf 800 Grad erwärmt werden, wozu wieder die Hochofenabgase einer sinnreichen Wärmeausnützung unterliegen.

Wie die Leistungen, so wachsen auch die Anforderungen solcher Riesenöfen ins Ungemessene; man kann rechnen, dass ein Hochofen von 250 Tonnen Tagesproduction im ganzen 1200 Arbeiter beschäftigt, davon freilich nur etwa 100 für den eigenen Betrieb. Ueber 600 Menschen beansprucht dagegen der Bruch der täglich erforderlichen Erz- und Kalkbeschickung von 750 Tonnen Gewicht, über 500 Arbeiter die Gewinnung der Steinkohle und ihre Verwandlung in Koks. — Mit Ausnahme der Bauanordnung und der Dimensionen hat sich an den Hochöfen selbst nicht viel ändern können, ihr chemisch klarliegender Arbeitsprocess hat sich nicht vervollkommnen lassen. Dagegen sind die zugehörigen Transport- und Ladevorrichtungen ins Wunderbare gewachsen. Die auf den langen Erz- und Kohlenzügen in die Hüttenwerke eintretenden Kohlen und Erze wandern fast ohne menschliche Zuthat in den Ofenschacht. Schwebebahnen oder Locomotiven befördern sie über den ganzen Arbeitsplatz, Elevatoren heben sie bis an die Mündung des Ofens, selbstthätige Fall- und Schüttvorrichtungen sorgen für die Beschickung, und zuletzt ist allen diesen Functionen mit dem größten Vortheil die Elektricität dienstbar gemacht worden. In Ungarn wurden schon 1896 die Krampacher Eisenwerke der Hernadthaler Actiengesellschaft elektrisch eingerichtet, und neuerdings sind viele andere Hüttenwerke diesem Beispiel gefolgt. Die Einführung der Elektricität ist gerade in diesen großen Betrieben, wo bedeutende Kräfte bald hier, bald da an den verschiedensten Maschinen gebraucht werden, von großem Vortheil geworden. Die Hauptkessel- und Maschinenanlage kann besser concentriert werden und arbeitet infolge ihrer größeren Kessel und Motoren billiger, die Uebertragung der Energie auf die einzelnen Aufzüge, Krahne und anderen Arbeitsmaschinen dagegen ist auf keine Weise so vortheilhaft als mit Hilfe der Elektricität auszuführen.

An der Spitze marschiert übrigens auch im Hochofenbetrieb, was die Leistungen und die Verdrängung der menschlichen Arbeit durch die Maschine anlangt, wiederum die amerikanische Industrie. Das neue Hochofenwerk der Carnegie Steel Co. zu Duquesne Pa. kann vielleicht, wenigstens in mechanischer Hinsicht, als das vollkommenste der Erde angesehen werden. Die ungeheuren Oefen, 700 Tonnen Roheisen im Tag producierend, sind 30 Meter hoch; zu je zwei Oefen, die gemeinschaftlich betrieben werden, gehört ein Satz von 8 Winderhitzern, 5 Gebläsemaschinen und eine Dampfanlage von 3000 Pferdestärken. Die Erze, Kohlen und Zuschläge besitzen Lagerräume, die den Bedarf eines halben Jahres aufnehmen, so dass günstige Preisverhältnisse voll ausgenutzt werden können. Die ganze Materialbewegung aus diesen Behältern bis in den Ofen geschieht fast automatisch durch kolossale elektrische Aufzüge und große Schüttwaggons. In elektrisch bewegten Pfannen gelangt das Roheisen aus dem Ofen theils in die Gießereihallen, theils in das Stahlwerk, ein Theil endlich wird in Eisenbahnzügen mit feuerfest ausgefütterten Wagen 8 Kilometer weit bis in ein anderes Stahlwerk geschafft, wo das Eisen noch flüssig in die Martinöfen und Converter läuft.

Die Anwendung der Elektricität auf den Hüttenwerken sieht einer noch größeren Zukunft entgegen, wenn die Ausnützung der Hochöfen- oder Gichtgase für den Motorenbetrieb, dem jetzt so große Aufmerksamkeit geschenkt wird, erst völlig reif für die praktische Ausführung ist. Dass die Hochofengase ihrem calorischen Wert nach für den Betrieb von Gasmotoren geeignet sind, steht nach den bisherigen Versuchen bereits fest. Auch die anfänglich so sehr gefürchtete Beladung mit Staub, von welcher man eine Verstopfung der Maschinen erwartete, hat sich bei gründlicher Reinigung der Gichtgase als kein absolutes Hindernis bewiesen; die Reinigung des Gases aber wird wiederum durch die gleich zu erwähnende chemische Ausnützung einzelner Bestandtheile, auf welche man bereits hier und da ausgeht, erleichtert. In Schottland, wo die Hochöfen vielfach mit Anthracit betrieben werden und deshalb die Gichtgase von besserer Beschaffenheit bezüglich ihres Energiegehaltes sind, hat sich der Betrieb von Gasmotoren durch Hochofengase recht gut bewährt. Auch Versuche in Belgien und Deutschland können jetzt als abgeschlossen gelten, und zwar völlig zu Gunsten des Gichtgasmotors, der auf zahlreichen Hütten in der Stärke von 300 bis 600 Pferdekräften bereits im Betriebe ist, während 1000pferdige Gasmotoren für mehrere Hüttenwerke noch in der Ausführung begriffen sind. Ein triftiger Beweggrund, der für die möglichst allgemeine Einführung dieser Maschinen spricht, ist die alsdann zu erwartende bessere Ausnützung der Hochofengase. Der eigene Bedarf des Ofens, fast lediglich aus der Kesselheizung bestehend, da die Winderhitzung den Gichtgasen wohl ihre Wärme, aber nicht ihre kinetische Energie raubt, erfordert kaum die Hälfte des verfügbaren Gases. In Gasmotoren ausgenützt, könnten die Abgase eines großen Hochofens rund 6500 Pferdekräfte erzeugen, was bei elektrischer Vertheilung hinreichen würde, die Hüttenwerke zu Energiecentralen für weite Umkreise zu machen, so gut wie man jetzt Wasserfälle, Braunkohlengruben oder Thalsperren für diesen Zweck nutzbar macht.

Es wurde schon oben auf die neuerdings begonnenen Versuche zur chemischen Bearbeitung der Hochofengase behufs Ausbringung ihrer zum Theil wertvollen Nebenbestandtheile hingewiesen. Außer einem großen Gehalt an Ammoniak, dessen Gewinnung zum Beispiel bei der Leuchtgasfabrication einen Theil der Kosten tragen muss, sind die Hochofengase reich an Chlorkali und anderen Chloraten sowie an dem wertvolleren Jodkalium. Der Betrieb eines mittleren Ofens würde nach Gredt jährlich 800 Kilogramm Jodkali im Werte von 12.000 Gulden und große Mengen anderer nutzbarer Nebenerzeugnisse einbringen können. Das System zur Ausbringung derselben lässt sich mit der für die motorische Ausnützung ohnehin erforderlichen Reinigung der Ofengase vereinigen und ergibt zunächst eine stark ammoniakalische Lauge, in der alle wertvolleren Beimengungen enthalten sind, und die für sich in getrennten Anlagen weiter bearbeitet werden kann. Auf einzelnen Hütten, zum Beispiel auf dem Eisenwerk Langloan in den Vereinigten Staaten, wo bedeutende Mengen Ammoniaksulfat gewonnen werden, hat man mit der Einführung dieser Nebenerwerbszweige schon den Anfang gemacht.

Die Fortschritte des Eisenhüttenwesens sind inzwischen beim Hochofen nicht stehen geblieben. Auch die Verarbeitung des ihm entquellenden Roheisens zu Gießereiproducten, Flusseisen oder Stahl hat an ihnen wacker theilgenommen. Die Bessemerbirne ist von ihrer früher schon bedeutenden Größe von 5 Tonnen auf 10 bis 12 Tonnen Inhalt gewachsen, und riesenhafte Gebläse sind nothwendig geworden, um in 12 Minuten die fabelhafte Luftmasse, die zum Entkohlen dieser 240 Centner Eisen bei Temperaturen von 2500 bis 3000 Grad Celsius nöthig ist, durch den engen Bauch der Converter zu jagen. Bis auf 15 Tonnen Inhalt ist der Raum der größten neueren Martinstahlöfen gewachsen, aus denen die Flussstahlblöcke für Panzerplatten und andere große Werkstücke hervorgehen. Wo es irgend angeht, erspart man dem Roheisen den Energieverlust des Erstarrens und Wiederschmelzens im Cupolofen ganz und gar. Aus dem Stichloch des Hochofens in rasch bewegliche Krahnpfannen stürzend, wird es unmittelbar in die Converter und Stahlöfen übergeführt und in seinem Kohlenstoffgehalt und seinen feinen Zusätzen zweckmäßig verändert. In die Blockformen gegossen und kaum erstarrt, wird es dann wohl von gewaltigen Zangen sofort zwischen die Walzen oder unter den Hammer gerissen, und noch beladen mit der Hitze, die es als Erz erhielt, geht das Schmiedeeisen oder der Stahl aus ihnen bereits als fertige Platte oder ausgewalzter Knüppel hervor. Früher haben derlei Leistungen eine zweifache Schmelzung und dann noch ein nachfolgendes Erhitzen bis zur Weißglut zur Voraus

setzung gehabt. Der Bessemerprocess hat eine weitere Vervollkommnung erfahren durch die Erfindung Scheiblers, jede Charge nicht in einem, sondern in zwei Abschnitten zu durchblasen. Der Inhalt der Bessemerbirne wird unter Zusatz von zwei Drittel des erforderlichen Kalkzuschlages durchgeblasen, dann die äußerst wertvolle, 25 Procent Phosphorsäure enthaltende Schlacke abgeschwenkt, und nun erst wird nach der Zugabe des Zuschlagrestes die Charge zu Ende geblasen. Das Verfahren bezweckt eine Verminderung des Abbrandes, so dass mehr Stahl erhalten wird, und gleichzeitig eine Verbesserung der Schlacke.

Unter allen Neuerungen der Gießereitechnik sei nur noch der Schmelzofen von Baise & Selve für Tiegelgüsse angeführt, der unter anderem eine Reform der langwierigen und kostspieligen Gussstahlherstellung bezweckt. Er besteht aus einem beweglichen, aber während des Niederschmelzens fest in die Feuerung eingebetteten Tiegel, der nach beendigter Schmelzung mit Hilfe des Ofenkrahns herausgezogen und gekippt werden kann. Die Wärme soll an das Schmelzgut sehr vollständig abgegeben und das Tiegel-, beziehungsweise Ofenmaterial sehr geschont werden.

Coswig. **Wilhelm Berdrow.**

## Ueber mütterliche Erziehung.

Unter dem Titel „Eine Anregung zur Erziehungsfrage" veröffentlicht eine der hervorragendsten und verdienstvollsten Vorkämpferinnen für Frauenrechte, Hedwig Dohm, in dieser Zeitschrift einen Artikel*), der, geistreich wie alles was sie schreibt, mir doch keineswegs einwandfrei zu sein scheint und in Frauenkreisen denn auch kaum ungetheilte Zustimmung finden dürfte.

Besitzt die Mutter im allgemeinen die Fähigkeit, ihr Kind zu erziehen? Diese Frage wirft Frau Dohm auf, um sie auf das entschiedenste zu verneinen.

Dass die Mütter — sagt die Verfasserin — die geborenen und nothwendigen Erzieherinnen ihrer Kinder seien, gehöre zu den Erlogenheiten, die überall Curs hätten und die man als Trumpf gegen die moderne Frauenbewegung ausspiele. Und doch genüge hier ein flüchtiges Hineinblicken in das positive Leben, um zu erkennen, dass im großen und ganzen die Mütter die schlechtesten Erzieherinnen ihrer Kinder seien. Wo und wie solle denn auch die Frau — falls nicht die Kraft des Mutterinstinctes Wunder wirke — die eminenten Fähigkeiten, die das Erziehungswerk erfordere, erwerben? Etwa in der höheren Töchterschule? Die meisten Mütter erzögen ihre Kinder ganz willkürlich und regellos, in Anfällen, mit Plötzlichkeiten u. s. f. — kurzum so schlecht, wie möglich.

Ist dies nun auch alles richtig und nicht vielmehr eine jener „freien Erfindungen von Zuständen", welche die Verfasserin selbst so entschieden verurtheilt?

Frau Dohm scheint mir vor allem zu übersehen, oder doch den Gedanken nicht genügend festzuhalten, dass die Aufgabe der Mutter in der physischen Erziehung — der Pflege des Kindes — und der moralischen — seiner Charakterbildung — besteht, diese aber mit dem Unterrichte nicht verwechselt werden dürfen. Zum Unterrichte sind natürlich nur wenige Mütter geeignet. Zur physischen und moralischen Erziehung des Kindes gehören jedoch weder hervorragende Bildung, noch eminente Fähigkeiten. Die einfachste Mutter erzieht — in dem hier festzuhaltenden Sinne — ihr Kind gut, indem sie mit zärtlichster Sorgfalt über dessen Leben und Gesundheit wacht und ihm jene wenigen, aber wichtigen Grundsätze der Lebensführung einprägt, deren ein wackerer Mensch auf dem Lebenswege bedarf: die Grundsätze: „Sei gut und rechtschaffen, vermeide das Unehrenhafte, trachte vorwärts zu kommen im Leben durch redliches Streben, durch ehrliche Arbeit".

Und eine Mutter, mag sie auch sonst „kaum den bescheidensten Anforderungen in Moral und Klugheit genügen", wird, von Ausnahmsfällen abgesehen, ihrem Kinde diese Grundsätze einprägen, welche eben dadurch, dass es der Muttermund ist, der sie immer und immer wiederholt, eine so tiefe Wirkung auf das Kindergemüth üben.

Wenn der erwachsene Sohn, die erwachsene Tochter, dem mütterlichen Einfluss ganz oder theilweise entrückt und mit den [illegible] in Berührung gebracht, der mütterlichen Lehren [illegible] wer vermöchte mit Frau Dohm [illegible] zu machen? So hat ihrem [illegible]

[illegible]

*) [illegible]

durch den Tod entrissen worden ist und wie sie moralisch verwildern. Ja, man kann behaupten, dass — eine ökonomisch einigermaßen gesicherte Existenz, oder auch nur eine genügende Erwerbsfähigkeit der Mutter vorausgesetzt — der frühzeitige Tod des Vaters für die Kinder bei weitem kein so schwerer Schicksalsschlag ist, wie der der Mutter. Ich mache durchaus keinen Anspruch darauf, diese Wahrheiten entdeckt zu haben. Sie verlieren indes ihren Wert sicherlich nicht dadurch, dass sie allgemein bekannt sind.

Was will nun Frau Dohm an Stelle dieser mütterlichen Erziehung setzen? — Eine allgemeine Institutserziehung.

Die Erfahrungen, welche in den öffentlichen, der Kinderfürsorge gewidmeten Anstalten — über welche uns genaue statistische Ausweise zugebote stehen — den Waisen- und Findelhäusern — gesammelt wurden, sprechen nicht zu Gunsten des obigen Vorschlages. Sie bestätigen vielmehr, dass die Anstaltspflege der physischen und moralischen Entwickelung des Kindes bei weitem nicht so förderlich ist, wie die Familienpflege, selbst die Pflege in einer bescheiden entlohnten fremden Familie. Und beinahe in allen civilisierten Ländern ist man denn auch, hauptsächlich aus dieser Rücksicht, von dem System der Institutspflege zu dem System der Familienpflege wieder zurückgekehrt.

Aus statistischen Berichten des Wiener Findelhauses entnehmen wir, dass in den Jahren 1870 bis 1880 im Durchschnitte von den daselbst befindlichen Kindern überhaupt 21 Procent, von den im ersten Lebensjahre stehenden 52 Procent starben. Von den Pfleglingen der französischen Findelhäuser starben im ersten Lebensjahre sogar 57 Procent, von den Kindern, die in mütterlicher Pflege verblieben und deren Mütter Geldunterstützung erhielten, aber nur 29 Procent. In den italienischen Findelhäusern betrug die Sterblichkeit durchschnittlich 80 Procent, während sie bei Einführung der Außenpflege, d. i. Unterbringung der Kinder bei Pflegeeltern, auf 21 Procent sank. In Prag, wo man von dem System der Außenpflege zur Anstaltspflege zurückkehrte, stieg die Sterblichkeit von 27 Procent wieder auf 66·3 Procent.

Gilt jedoch schon für die ärmsten der armen Kleinen, für die Waisen- und Findelkinder, die häusliche Pflege als wünschenswert, um wie unendlich viel mehr dort, wo es sich um das glückliche Kind handelt, dem ein gütiges Geschick liebevolle Eltern nicht versagte. Die Liebe und Sorgfalt, mit der es im Elternhause umgeben wird, kann ihm, auch vom erzieherischen Standpunkte aus betrachtet, keine Musteranstalt der Welt ersetzen. Die Liebe, die dem Kinde — ich kann mich des „poetischen" Vergleiches nicht erwehren — nothwendig ist, wie Licht und Luft der Pflanze.

Auch die ökonomische Seite der Frage kann nicht unerörtert bleiben. Woher sollten denn, unter den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen, breitere Schichten der Bevölkerung die Mittel zur Erziehung ihrer Kinder in gut geleiteten Anstalten nehmen? Der Preis für Unterricht, Wohnung und Verpflegung variiert bei uns in Oesterreich in den verschiedenen Erziehungsanstalten zwischen 500 und 2000 Gulden pro Kind und Jahr. Nehmen wir nun beispielsweise eine Beamten- oder Arztesfamilie mit einem Jahreseinkommen von 3600 Gulden an, die drei Kinder zu erziehen hätte. Und ein durchschnittliches Einkommen von 3600 Gulden gleich 6000 Mark ist für den Mittelstand überdies wohl zu hoch, die obige Kinderzahl dagegen im allgemeinen vielleicht zu niedrig gegriffen. Wie könnte also eine Familie des Mittelstandes mehrere Kinder in gut geleiteten Anstalten erziehen lassen?

Ich wiederhole: die Mutter ist nicht nur die beste, sondern, aller Regel nach, geradezu die **nothwendige** Erzieherin ihrer Kinder, und eine Ausnahme von dieser Regel nur in denjenigen Fällen anzuerkennen, wo es sich um Kinder sittlich verkommener Individuen handelt, um Kinder, welche nicht gegen die Liebe, sondern gegen die Roheit und Niedertracht ihrer Erzeuger zu schützen, die Pflicht der Gesellschaft ist.

Bei allen Völkern, die Spartaner etwa ausgenommen, bei denen das Individuum nichts und der Staat alles galt, und zu allen Zeiten finden wir die Erziehung der Kinder denn auch in den Händen ihrer Mütter.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass mit den großen socialen Umwälzungen, die uns noch bevorstehen, auch das Erziehungssystem eine Umgestaltung erfahren wird. Solange jedoch der Staat auf die Familie gegründet ist, kann und wird das Recht der Mutter an ihrem Kinde nicht geschmälert werden dürfen. Nicht nur weil es das natürlichste und heiligste, sondern weil es zugleich ein Recht des **Kindes** an seine Mutter, das Recht auf liebevolle Pflege und Fürsorge in seinen ersten Lebensjahren, in seiner Jugend [illegible]

Ich weiß, Gefühlsmomente können in einer so ernsten Angelegenheit, wie es die Erörterung von Erziehungsfragen ist, nicht [illegible] Und doch! Ich kann mich niemals einer tiefen [illegible] wenn ich [illegible] selbst ergraute Männer sehe, [illegible] wenn sie ihrer Mutter gedenken. Verehren [illegible] an ihre Mutter nur das Andenken [illegible] Oder weckt nicht viel[illegible] in ihnen die Erinnerung an zahllose

große und kleine Opfer, die ihnen gebracht, an die Grundsätze, welche die Mutter ihren Herzen eingeprägt und als kostbarsten Schatz mit auf den Lebensweg gegeben hat? Nicht, dass sie es geboren, bildet das unlösliche Band zwischen Mutter und Kind: dass sie es gehegt und gepflegt, Nächte hindurch an seinem Krankenlager gewacht, sich die Mittel für seine Ausbildung bisweilen am Munde abgespart hat: dass sie es erzogen hat, bleibt dem Kinde unvergesslich.

Und Frau Dohm glaubt, dass dieses Verhältnis keine Aenderung erfahren würde, wenn das Kind nicht unter den Augen seiner Mutter aufwüchse? —

Der Vorschlag der Frau Dohm ist indes nicht nur ein unzweckmäßiger, auf falschen Voraussetzungen beruhender, allen Erfahrungen auf dem Gebiete der physischen und moralischen Erziehung der Kinder widerstreitender, er ist zugleich ein überaus grausamer.

Er kann sich nur auf Kinder beziehen, die sich in den ersten Stadien der Erziehung befinden, da in späteren Jahren die mütterliche Erziehung, wenn auch meines Erachtens nie ganz, so doch der Hauptsache nach entfällt. Der Vorschlag der Verfasserin würde demnach dahingehen, dass die Kinder entweder sofort nach deren Geburt oder doch schon in zartem Alter (in den Anfängen ihrer geistigen und ihrer Charakterentwickelung, also jedenfalls schon etwa im dritten oder vierten Jahre) den Müttern, auch wider deren Willen und ohne ein Verschulden der letzteren, entzogen und Erziehungsanstalten, die im wesentlichen noch zu schaffen wären, anzuvertrauen sein würden, wobei über die Empfindungen der Mütter (die „Beeinträchtigung der Mutterfreuden"!) einfach hinwegzugehen sein würde.

Frau Dohm sollte es versuchen, diesen Vorschlag, mit voller Klarstellung der Consequenzen desselben, in einer Versammlung von Müttern auszusprechen. Sie würde finden, dass die von ihr so gering geschätzte Intelligenz und Energie derselben mehr als ausreichend sein würden, den Versuch einer solchen Gewaltthat schon im Keime zu ersticken.

Wenn die Verfasserin zur Unterstützung ihres Vorschlages auf das Vorgehen Rousseaus hinweist, welcher, wie er selbst berichtet, seine fünf Kinder ins Findelhaus schickte, so dürfte dies Argument nur wenigen Müttern imponieren. Unter allen moralisch verwerflichen Handlungen des berühmten französischen Schriftstellers und Philosophen, mit denen nur das glänzende Genie desselben einigermaßen zu versöhnen vermag, ist das Vorgehen gegen seine Kinder die schmachvollste. Sie ist auch die einzige, worüber der sonst so scrupellose Mann in der Folge aufrichtige Scham empfunden zu haben scheint. Er versucht, seine Handlungsweise zu entschuldigen. Seine Frau, Therese Levasseur, sei von so geringer Intelligenz gewesen, dass sie kaum ordentlich zu lesen, noch auch die Uhr zu erkennen oder sich die Namen der Monate zu merken vermochte. Auch seien seine Verhältnisse so beschränkte gewesen, dass er durch die Kinder in seinen Arbeiten gestört worden wäre.

Was das Weib, das der berühmte Schriftsteller in solcher Weise von ihren Kindern getrennt hat, hierbei empfunden haben mag, ist nicht bekannt. Ebensowenig aber auch das Schicksal der Kinder (das Resultat dieser Erziehungsmethode!), da Rousseau auch die Gegenmarken der Findelanstalt nicht aufbewahrt hatte. Sie mögen gleich tausend anderen dieser armen Geschöpfe, von denen in jener Zeit ungefähr siebzig Procent schon in den ersten Lebensjahren zugrunde giengen, verdorben und gestorben sein.

Es war ein unglücklicher Gedanke Hedwig Dohms, diese Thatsache zu Gunsten ihres Vorschlages verwerten zu wollen. Sie ist, wenn hier überhaupt relevant, ein erschütterndes Argument gegen denselben.

Niemand hat die Ungeheuerlichkeit, welche in der zwangsweisen Trennung der Mutter von ihren Kindern liegt, übrigens in schönerer und energischerer Weise zurückgewiesen, als eine von mir hochgeschätzte Schriftstellerin, deren Autorität wohl auch Hedwig Dohm anerkennen wird. „Der englische Vater," sagt die Verfasserin von „Der Frauen Natur und Recht",*) „kann durch Testamentbeschluss, ohne dass die Mutter irgend eine Schuld trifft, ihr die Kinder fortnehmen lassen und anderen Händen anvertrauen: ein Gesetz, das an Grausamkeit mit den barbarischen Verordnungen asiatischer Völker concurriert, ein Gesetz, das keinen Schimmer von der erleuchteten Humanität unseres Zeitalters auf die Frau fallen läst, sondern ihr, der ewigen mater dolorosa, immer von neuem das Schwert in die Brust stößt."

So vertheidigt Frau Dohm in ihrem Hauptwerke die Mütter gegen die ihnen das Bestimmungsrecht über ihre Kinder entziehenden Väter dieser Kinder. Was würde die vortreffliche Frau, wenn ihr Plan verwirklicht werden würde, gar zu fremden Bureaukraten oder sonstigen Gewalthabern sagen, die den Müttern ihre Kinder mit Gewalt entziehen und einer „priesterlichen Kaste von Erziehern" überantworten wollten?

Doch genug von diesen ebenso unzweckmäßigen, als über die heiligsten Empfindungen der Frauen sich hinwegsetzenden Vorschläge.

Es sind auf dem Gebiete der Frauenfrage in den letzten zwanzig Jahren große und wertvolle Erfolge errungen worden. Dass auch das weibliche Geschlecht den ernsten Willen und die Fähigkeit besitze, höhere Bildung in sich aufzunehmen und ihm alle Bildungsmittel der Gegenwart zu erschließen seien, dass die Frau nicht im engen Bereiche der Familiensorgen aufzugehen habe, sondern, an den höchsten Errungenschaften der Cultur theilzunehmen berechtigt sei: wird heute nur noch von rückständigen und deshalb einflusslosen Gegnern dessen, was man vielleicht nicht ganz richtig die Frauenemancipation nennt, geleugnet. Ja wir sehen nicht ohne das Gefühl der aufrichtigsten Freude allenthalben private, staatliche und gesellschaftliche Institutionen entstehen, um diesen Gedanken, nach Maßgabe des Bedürfnisses der Gegenwart und der verfügbaren Mittel, zu verwirklichen. Selbst die Zulassung der Frauen zu den höheren Studien ist in den meisten Culturstaaten nur noch eine Frage der Zeit, zum Theile bereits verwirklicht.

Auch die Bestrebungen, den nicht zur Ehe gelangenden Frauen die Möglichkeit eines ehrlichen, ihrem Bildungsniveau und ihren Lebensgewohnheiten entsprechenden Erwerbes zu eröffnen, haben bereits in mehr als einer Richtung zu erfreulichen Erfolgen geführt.

An diesen Bestrebungen nimmt die weitaus größere Mehrzahl der intelligenten Frauen herzlichen Antheil.

Wir empfinden auch aufrichtigen Dank und Verehrung für die wackeren Vorkämpfer und Vorkämpferinnen der Frauenrechte, denen wir so bedeutsame und aussichtsvolle Errungenschaften verdanken. Auf diesem Wege wollen wir ihnen auch fernerhin folgen. Jede Agitation für eine radicale Umgestaltung des Familienlebens, für einen Umsturz derjenigen Lebensverhältnisse, in denen die ungeheure Mehrheit der Menschen ihr höchstes Glück sucht und findet, muss indes gerade von uns Frauen auf das entschiedenste zurückgewiesen werden.

Die abstracten radicalen Forderungen einer geringen Minderheit dürfen, soll die Frauenbewegung nicht gerade im Kreise der Frauen selbst jede Sympathie einbüßen, nicht zu Postulaten der Frauenbewegung überhaupt verallgemeinert werden.

Mina Ander.

## Nietzsche in seinen Briefen.

Einige Zeit nach dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie" meldet Nietzsche belustigt, er sei in einem Blatte als der „in das Musikalische übersetzte Darwinismus und Materialismus" bezeichnet worden. Heutzutage, wo seine Lebensarbeit vollendet vor uns liegt, ist man überrascht, dass ein Kritiker schon in dem auf Schopenhauerscher Metaphysik begründeten Erstlingswerk die Keime des späteren Entwickelungsethikers ahnte, welchen Gumplowicz zwar mit einiger Uebertreibung, aber nicht ganz ohne Berechtigung den „Vollstrecker von Darwins ungeschriebenem Testament" nennen durfte. Aber wenn man Nietzsche als Moralphilosophen auch nur in seiner Abhängigkeit von der modernen Entwickelungslehre zu begreifen vermag, so kann man ihn doch in dem Sinne, wie die neuere, vom französischen Positivismus beeinflusste Erfahrungsphilosophie sich als „wissenschaftliche" Philosophie einführt, nicht zu den wissenschaftlichen Denkern rechnen: denn er besaß nicht die Entsagung, sich streng an die empirisch festgestellten Thatsachen zu halten und als Mensch hinter seinem Problem zu verschwinden: vielmehr war er nach seiner ganzen geistigen Veranlagung ein Metaphysiker, also ein Gedankendichter, und ein Problem war ihm nur dann der Betrachtung wert, wenn es ihm gestattete, das Feuerwerk seiner allerpersönlichsten Einfälle, Hypothesen und Träume daran zu entzünden. Mit andern Worten, das incommensurable Element seiner menschlichen Eigenart, das geheimnisvoll Impulsive seines Genies überflutete in seiner Philosophie den ganzen Erkenntnisbesitz der nüchternen Forschung. Es ist darum nicht schwer, die halben Wahrheiten und die ganzen Irrthümer, zu denen er auf diesem Wege gelangte, zu widerlegen. Doch eben deswegen kann man ihn auch nur wirklich zu begreifen hoffen, wenn man seine Ideen als das nothwendige Ergebnis seines subjectiven Wesens ansieht. Je auffallender und widerspruchsvoller jene, desto merkwürdiger und räthselvoller wird er uns selbst, ja seine Persönlichkeit wird zum grundlegenden Problem seiner Weltanschauung.

Bei keinem anderen Denker bilden daher auch die Nachrichten über seinen Lebenslauf, die persönlichen Documente seiner Entwickelung und seiner Beziehungen eine so wichtige Ergänzung seiner Philosophie wie bei Nietzsche, und man darf sich freuen, dass nicht wenige, die mit ihm in Verkehr standen und ihn zu beobachten vermochten, ihre Erinnerungen an ihn aufbewahrt haben. Den umfassendsten und dankenswertesten Versuch, sein menschliches Bild zu zeichnen, besitzen wir in der noch immer unvollendeten Biographie von der Hand der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, einem groß angelegten Buche, bei dessen Niederschrift die reichsten Materialien zur Verfügung standen. Doch kann gerade diese Lebensbeschreibung nur mit Vorsicht um Rath gefragt werden, da sie von einer maßlosen Bewunderung gefärbt ist, die oft zu einseitigen Urtheilen geführt und das Fragwürdige mit dem Mantel der Schwesterliebe

*) Berlin 1876, S. 59.

verhüllt hat. Manche noch in Zeitschriften zerstreuten Mittheilungen von kühleren und darum objectiveren Beobachtern sind zur Berichtigung der vielen Irrthümer des Herzens in diesem Liebesdenkmal unerläßlich. Aber was man am meisten wünschen musste, war die Veröffentlichung der Materialien selbst, aus denen die Biographin ihre Auswahl getroffen hat. Damit ist nun endlich durch die Zusammenstellung der Briefe Nietzsches der Anfang gemacht worden; vor uns liegt der erste Band dieser Sammlung, die vorläufig auf vier Bände berechnet ist.*)

Es sind im ganzen 211 Briefe an neun verschiedene Empfänger, über deren Persönlichkeit uns das Vorwort von Peter Gast belehrt. Durch ein sorgfältiges Namenregister und sachlich wertvolle Anmerkungen von Arthur Seidl wird die Benutzung des Buches erleichtert.

Die Briefe sind nicht in fortlaufender Zeitfolge, sondern nach den Adressaten gruppiert. Dass eine synchronistische Anordnung wünschenswerter gewesen wäre, geben die Herausgeber zu; der biographische Zusammenhang, der Ueberblick über Nietzsches Entwickelung wäre dadurch deutlicher geworden. Indessen war eine solche Anordnung unthunlich, weil die Briefbestände des Archivs noch zu große Lücken aufweisen. Dafür hat die gewählte Form den Vorzug, uns von jedem seiner Freundschaftsverhältnisse ein besonderes Bild zu geben, und es ist höchst bemerkenswert, wie sehr er die Eigenart seiner Correspondenten berücksichtigt, wie er jedem, je nach seinem Wesen, etwas anderes zu sein sucht, so dass wir ihn selbst dadurch von ganz verschiedenen Seiten kennen lernen. So bieten uns die Briefe an Gersdorff den Anblick eines reinen Idealisten, der mit dem Freunde gemeinsam an seiner ethischen Vervollkommnung arbeitet; Deussen, dem Erforscher der indischen Philosophie, steht er bei aller persönlichen Theilnahme als ein Eigener gegenüber; eine enthusiastische Zuneigung kennzeichnet seine Freundschaft zu R. v. Seydlitz; und überaus zart erscheinen seine Beziehungen zu den Frauen. Gegen Frau Marie Baumgartner äußert er sich stets mit Dankbarkeit und inniger Verehrung, gegen Madame O., die junge Mutter, mit einer anmuthigen, scherzhaften Liebenswürdigkeit, wobei er seine reine und brüderliche Gesinnung besonders betont.

Angesichts dieser charakteristischen Unterschiede wird man allerdings vor die Frage gestellt, ob der Verfasser auch thatsächlich immer ganz wahr ist, ob er nicht in jedem einzelnen Falle halb unbewusst eine andere, mit der Wirklichkeit nur theilweise im Einklange befindliche Rolle spielt. Wenn man weiß, wie überaus rücksichtsvoll er sich im persönlichen Verkehre aller Aeußerungen enthielt, die den Hörenden in seinen Gefühlen verletzen konnten, so darf man auch annehmen, dass er dieselbe Anpassung im Briefwechsel ausgeübt hat. Jedenfalls würde man aus einzelnen dieser Briefe einen falschen oder wenigstens einen einseitigen Eindruck empfangen; nur aus ihrer Gesammtheit wird man sich ein richtiges Bild des Schreibers, und auch dann vielleicht nur ein unvollständiges, gestalten können. Und sicher muss man oft bemüht sein, zwischen den Zeilen zu lesen.

Mehr als die Hälfte des Bandes füllen die Briefe an Gersdorff; sie umfassen den Zeitraum von dem Bonner Studentenleben bis gegen das Ende der Baseler Professur, und nur drei Nachzügler aus späteren Jahren schließen sich an. Es ist noch nicht der Immoralist, den wir aus dieser Gruppe kennen lernen, sondern sie wird wesentlich durch die Verehrung Schopenhauers und später Wagners charakterisiert. Diese erscheinen in den Briefen an Deussen überwunden, in denen der „Umwerter aller Werte" fertig geworden ist; aber leider erfahren wir aus dem Bande wenig von der inneren Entwickelung, die zu der skeptischen Periode hinüberleitete.

Interessant ist es, zu verfolgen, wie Nietzsches Selbstgefühl, das Bewusstsein seiner Aufgabe, allmählich heranreift. Im Anfang ist er noch ganz Philologe, und mit Selbstironie unterzeichnet er sich gelegentlich als „philologischer Lumpensammler". Nach dem Misserfolg der „Geburt der Tragedie" spricht er zwar schon die Ueberzeugung aus, das Buch werde einen stillen langsamen Gang durch die Jahrhunderte machen; doch betont er noch zwei Jahre später, wie verzagt und melancholisch er im Grunde von sich als producierendem Wesen denke, ja noch 1877 schreibt er an Seydlitz: „Der Himmel weiß, Sie werden einen sehr einfachen Menschen finden, welcher von sich keine große Meinung hat." Auch beklagt er sich einmal über die Natur, die ihm etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen, und zugleich empört er sich „gegen das viele, unendlich viel Unfreie", das ihm anhafte. Dennoch ist er [illegible] gegen seinen [illegible]. Er wünsche nichts mehr, als täglich irgend einen beruhigenden Glauben zu verlieren, sagt er 1876 und daran schließt sich die merkwürdige Bemerkung „Vielleicht [illegible] mehr [illegible] will als ich [illegible] kann!" [illegible]

*) [illegible]

auch das sprachlich vollkommenste", ja er äußert endlich von seiner Umwertung, sie werde, wenn recht verstanden, die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften spalten. Seine hohe Selbstschätzung erstreckt sich aber auch auf weniger erhabene Dinge. So fragt er gelegentlich: „Hast Du bemerkt, dass ich die kleinsten aller möglichen Ohren habe?" Der psychologische Zusammenhang ist ersichtlich.

Nach den bisherigen Darstellungen musste man denken, dass sein Jugendleben sich ungemein friedlich und harmonisch abgewickelt habe. Das war aber ein Irrthum, der durch mehrere Auslassungen in diesen Briefen widerlegt wird. 1874 schreibt er an Krug: „Ich weiß freilich aus Erfahrung fast ebenso wenig davon, was es heißt, einen Vater zu verlieren, als einen zu besitzen. Dafür ist mir mein Jugendleben innerlich schwerer und bedrückender geworden, als billig ist; und gerade aus meinem oft empfundenen Bedürfnis nach einem wahrhaft vertrauten und liebenden Berather, wage ich es, auch heute den Grad und Umfang Deines Verlustes zu verstehen." Und im folgenden Jahre heißt es in einem Briefe an Frau Baumgartner: „Sie müssen nicht glauben, dass ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mir's auch angemerkt. Etwas Resigniertes trage ich von der frühesten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum."

Eher ein Unglück als ein Glück war auch jene scheinbare Gunst des Schicksals, die den jungen Studenten gleichsam über Nacht zum wohlbestallten Professor machte. Man sieht nun deutlich, dass das Bestreben, den Anforderungen seines Doppelamtes zu genügen, übermäßige Ansprüche an seine Kräfte gestellt hat. Nicht nur wurde seine innere Klärung durch die schwere Pflichterfüllung verzögert, sondern auch die Entwickelung seiner Krankheit und sein schließlicher Zusammenbruch wurden dadurch beschleunigt.

Zu seiner Krankheitsgeschichte enthält das Buch zahlreiche und äußerst traurige Beiträge. Man kann diese Abschnitte nicht ohne das tiefste Mitleid, nicht ohne die größte Bewunderung seiner Standhaftigkeit und seiner bei solchem Jammer wahrhaft heroischen Geistesthätigkeit lesen. Unwahrscheinlicher denn je wird durch seine Aeußerungen die Ansicht seiner Schwester, dass er nicht erblich belastet gewesen sei und die Keime seines Leidens erst von seinem Krankenpflegeramt im Kriege gegen Frankreich heimgebracht habe. Aus der Biographie wussten wir bereits, dass er schon als Schulknabe lange und schwer an Kopf- und Augenschmerzen gelitten hat, und jetzt sehen wir auch, dass er als Bonner Student fünf Jahre vor dem Kriege über heftige, stechendste Kopfschmerzen klagt, die er, jedenfalls irrthümlich, von Rheumatismus ableitet. Und wenn er 1876, also dreizehn Jahre vor dem Eintritt seiner geistigen Umnachtung, nicht mehr zweifelt, dass er von einem Gehirnleiden befallen sei, und dabei die Aeußerung thut: „Mein Vater starb, 36 Jahr, an Gehirnentzündung, es ist möglich, dass es bei mir noch schneller geht", so ist es klar, dass er selbst sich für das Opfer der Vererbung hielt. Durch die wundervolle Formvollendung und Gedankenschärfe seiner unter grausamen Qualen entstandenen Werke ist freilich die ehedem wiederholt geäußerte Meinung, dass sie Producte des Wahnsinns seien, längst widerlegt. Scheint aber auch das Psychopathische bis zum letzten Jahre ausgeschlossen, so genügt doch schon ein schweres Nervenleiden, um bei paradoxen Kundgebungen den Verdacht zu begründen, dass sie einer krankhaften Erregung entflammen, und man hat ein Recht, gewisse Schroffheiten und Verstiegenheiten in seinen Werken aus seiner von Grund aus neuropathischen Constitution zu erklären. Anderseits darf man freilich annehmen, dass diese übersensitiven Nerven nicht nur an dem Bedenklichsten, sondern auch an dem Besten und Feinsten, was wir ihm verdanken, ihren Antheil hatten.

Sieht man von der Ruhmredigkeit in den späteren Briefen ab, so gewinnt man aus diesem Bande das Bild einer menschlich liebenswerten, ernst strebenden, edlen, durchaus ethisch gerichteten Natur. Dieser Eindruck entspricht ja auch der Auffassung, die sich bei einem tieferen Einblick in das Ganze der Philosophie Nietzsches ergibt: auch als Immoralist war er niemals wirklich ein Feind des Ethischen: er hat es nur auf neuen und vielleicht in die Irre führenden Wegen gesucht. Zu den Briefen an Gersdorff findet sich eine Anzahl von Sentenzen, die in jedem moralischen Erbauungsbuch stehen könnten. Besonders rührend ist seine Theilnahme an dem Ergehen seiner Freunde, und das tiefe Liebesbedürfnis einer weichen, weiblich zarten Natur tritt oftmals auffallend hervor. Auch das Mitleid, das er später theoretisch verwarf, praktisch aber niemals überwunden hat, wird des öfteren gepriesen. Einen schmerzlichen Anblick gewährt es, wie seine Krankheit ihn in ihrem Fortgang dazu führte, [illegible] die alten Bande der Freundschaft, die ihm doch so unentbehrlich war, zu zerreißen und sich der Einsamkeit zu ergeben. Er glaubte, er thue es ganz allein für seine Philosophie, aber gelegentlich erkennt er auch das Krankhafte [illegible] und vergleicht sich dem verwundeten Thier, das sich in seine Höhle verkriecht.

[illegible] Verhältnis zur Politik, mit der er sich freilich [illegible] hie und da ein Lichtblitz. Im Anfang [illegible] Empfinden: aber vor dem [illegible] hatte er schon 1870 während des

Krieges die größten Besorgnisse. „Ich halte das jetzige Preußen," schrieb er, „für eine der Cultur höchst gefährliche Macht." Siebzehn Jahre später heißt es dann: „Mir scheint Deutschland in den letzten 15 Jahren eine förmliche Schule der Verdummung geworden zu sein." Er habe keinen Respect mehr davor, so sehr es auch in Waffen starre; es repräsentiere die stupideste, verkommenste, verlogenste Form des „deutschen Geistes", die es bisher gegeben habe.

Eigenthümlich ist es, wie er gewissen ethischen Problemen gegenüber immer derselbe blieb, nur dass er bei der Wandlung seiner theoretischen Weltanschauung für seine alte Wertung der Dinge neue Motive fand. Besonders merkwürdig erscheint es, wie großes Gewicht er in allen seinen Entwickelungsphasen auf den ethischen Wert des Leidens legte. Während er es anfänglich im Sinne Schopenhauers als das Zuchtmittel zur Verneinung des Willens betrachtete, wurde die freudige Ergebung in das Schicksal ihm später ein Prüfstein der Bejahung des Willens, und in beiden Phasen war es etwas vom ererbten christlichen Geist, was ihn beseelte. Man begreift nach diesen Briefen mehr und mehr, warum die Theologen ihn schon halb zu den ihrigen rechnen.

Das größte Verdienst der Sammlung ist es, dass sie uns Nietzsche menschlich so nahe rückt. Denn er ist ganz Mensch in diesen Briefen, in seinem Streben wie in seinen Schmerzen. Nichts von Uebermenschenthum ist darin, nicht einmal das Wort. Und als Zeugnis für sein reines, hohes Wollen werden sie, auch wo sie seine Schwächen aufdecken, versöhnend wirken und helfen, dass seinem Andenken Gerechtigkeit widerfährt.

Potsdam b. Berlin. Eduard Bertz.

## Rosenmontag.

Drama in fünf Acten von Otto Erich Hartleben. Zum erstenmale aufgeführt am Hofburgtheater am 15. December 1900.

Der Dramatiker Otto Erich Hartleben hätte den „großen Erfolg", den ihm hier im Burgtheater und anderwärts seine jüngste Bühnendichtung „Rosenmontag" gewann, schon längst verdient. Seine scharfsatirische Komödie „Erziehung zur Ehe", die vor einigen Jahren im Deutschen Volkstheater gegeben wurde, hätte diesen Erfolg sogar viel mehr verdient als die „Officierstragödie", mit der er ihn jetzt errang. Umso erfreulicher ist es, dass er ihm überhaupt einmal zutheil wurde. Was im „Rosenmontag" den Leuten mit Recht gefiel, ist das trefflich geschaute und trefflich wiedergegebene Milieu; aber ebensogut gefiel ihnen wohl auch die falsche Rührseligkeit, die in dem Stück steckt: denn derlei haben sie immer ganz besonders gern.

Die wirklichen Vorzüge des Stückes bedürfen keiner weiteren Hervorhebung: das Stück hat ja gefallen. Ein innerer Mangel aber, freilich ein solcher, der für die Bühnenwirkung wenig Bedeutung hat, ist, dass das Milieu eine mehr künstliche, äußere Zuthat ist. Hartleben selbst hat schon einmal den Conflict, der aus einem gegebenen „Ehrenwort" heraus sich entwickeln kann, in einem Civilistendrama behandelt. Sein 1892 als Bühnenmanuscript, 1894 im Buchhandel erschienenes vieractiges Schauspiel „Ein Ehrenwort" hätte ebensogut tragisch ausgehen können, wie der „Rosenmontag" (im Sinne der in jenem anderen Stücke vom Helden entwickelten Theorien) damit endigen könnte, dass Hans Rudorff dem Obersten sagen läßt, er pfeife auf das ihm abgeschwindelte Ehrenwort, und die ihm von seinem Freunde Harold verlockend hingehaltene Brieftasche mit Reisemonneten einsteckt. Die Verbindlichkeit des Ehrenwortes ist auch nicht etwas specifisch Militärisches. Die Leute in dem Civil-Ehrenwortsdrama Hartlebens denken nicht weniger streng über das Ehrenwort, als die Officiere im „Rosenmontag". Dort hatten Hans Burckhardt und einige seiner Studienfreunde sich das Ehrenwort gegeben, stets darüber zu schweigen, dass ihr College Gotter in einer Vertrauensstellung Gelder unterschlagen hatte: nun findet Burckhardt nach Jahr und Tag, von einer Reise zurückkehrend, denselben Gotter als Bräutigam des Mädchens, das er selbst liebt. Zunächst verweigert er ihm in Gegenwart der Braut den Begrüßungshandschlag, dann die Satisfaction. Später, von dem Mädchen gedrängt, ihr die Gründe seiner Missachtung Gotters nicht vorzuenthalten, ist er schon nahe daran, sein Wort zu brechen. „Was liegt an mir. Und wer weiß — es ist ja doch nur ein dummes Vorurtheil. Hören Sie mich an, Fräulein Elsie ..." Aber Elsie entnimmt aus der Art seines Sprechens, dass er etwas thun will, das er dann bereuen würde, dass irgend etwas ihn verpflichtet, zu schweigen, und unterbricht ihn: „Nein! Das will ich nicht. Das sollen Sie nicht." Das Mädchen hat die Empfindung, dass er durch eine Ehrenpflicht gebunden ist, und dass solche Pflichten binden. Burckhardt verhandelt nun mit seinen Freunden, dass sie ihm sein Ehrenwort zurückgeben: aber sie sind dafür nicht zu haben, denn „die Unwiderruflichkeit dieses Verzichtes, das war gerade der Inhalt des Ehrenwortes": ja seine Freunde beweisen ihm, dass er schon unrecht gethan, da er Gotter durch Verweigerung des Grußes und dann der Satisfaction als anrüchigen Menschen hinstellte; wenn er meint, „es passe eben nicht alles in die Schablone", erwidern sie ihm, es handle sich hier um „nichts Schablonenhaftes", sondern um „die natürliche Empfindung jedes anständigen Menschen". Und so sagt schließlich Burckhardt selbst zu seinem Freunde: „Nicht wahr, es gibt Menschen ... die sich todtschießen, wenn sie ... ihr Ehrenwort ... gebrochen haben?" Und sein Freund erwidert ihm „verschlossen": „Könntest Du — weiterleben?"

Wir sehen, die Auffassung dieser Civilfreunde Burckhardts ist um nichts laxer als die der Militärfreunde Hans Rudorffs, und Burckhardt unterwirft sich ihr auch — äußerlich. „Aber was glaubst du eigentlich," sagt er zu dem ihn entsetzt anstarrenden Wilhelm, „was mich davon zurückhält, das Ehrenwort zu brechen? Etwa irgend ein gesundes, natürliches Gefühl? Keine Spur! Feigheit! Nichts als elende Feigheit! Man ist ein gezähmter Culturmensch ... man hat nicht die Kraft, irgend welche Vorurtheile abzuschütteln ... man hält etwas auf seine Erziehung — und man geht lieber zugrunde, als dass man seine Dressur vergisst — die Peitsche." Ganz so dürfte Hans Rudorff auch gesprochen haben, wenn er dem Obersten alles mitgetheilt und dieser sich wider alles Erwarten geweigert hätte, das Ehrenwort zurückzugeben. Wenn es aber dem Civilisten Hans Burckhardt erspart blieb, sein Ehrenwort zu brechen und sich dann zu erschießen, so hat er das nur seiner Elsie zu danken, die so vernünftig war, schon bei Zeiten alle Betheiligten darüber außer Zweifel zu setzen, dass sie schließlich doch nur ihn heiraten werde, und die so den Bräutigam, den sie sich interimistisch angeschafft, zu freiwilligem Verzicht bestimmt.

Das militärische Milieu ist also für den „Rosenmontag" innerlich ebenso überflüssig, wie der tragische Ausgang. Ja, es ist etwas in dem „Rosenmontag", das dem militärischen Milieu geradezu widerstrebt. Ich bin kein Anhänger des Militarismus, ich habe vielmehr da sehr ketzerische Anschauungen. So sehe ich, ganz abgesehen davon, dass wir in Oesterreich meines Erachtens überhaupt viel besser thäten, das Geld, welches wir für ein stehendes Heer ausgeben, zu Unterrichtszwecken zu verwenden, weder die Nothwendigkeit einer militärischen Sondergerichtsbarkeit, noch die einer militärischen Sonderbekleidung und Sonderbewaffnung außerhalb des Dienstes, noch die Berechtigung einer Sonderehre für irgendwelchen Stand ein. Man mag also sagen, ich sei ein Gegner des Militärs. Und doch muss ich den Officiersstand in Schutz nehmen gegen den Dichter. In jedem anderen Stande ist es denkbar, dass zwei so niederträchtige Subjecte, wie sie der Dichter uns in den Brüdern Ramberg vorführt, von ihren Collegen weiter geduldet werden, nachdem es bekannt geworden, dass sie sich in Verleumdungsabsicht einer gemeinen Intrigue gegen ein Mädchen schuldig gemacht — nur beim Militär nicht. Denn wenn es schon irgendwo ein Regiment von Jesuitenzöglingen gäbe, in welchem allen Officieren die innere Empfindung für die Schändlichkeit eines solchen Vorgehens fehlte, so würde die äußere Wahrung des militärischen Ehrbegriffes sie zwingen, dagegen Stellung zu nehmen, dass Personen, von denen eine derartige Handlungsweise bekannt wurde, ihre Standesgenossen bleiben. Diese innere Unmöglichkeit der ganzen Situation nebst den zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten, auf die schon von verschiedenen Seiten hingewiesen wurde, so dass ihre neuerliche Aufzählung füglich unterbleiben kann, hat aber der Dichter geschickt zu verschleiern gewusst; und da ihm seitens der „Herren vom Militär" auch eine treffliche Darstellung zu Hilfe kam, konnte man denn auch am Gelungenen Gefallen finden, ohne sich für den Augenblick durch künstlerische Bedenken stören zu lassen.

Max Burckhard.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Aus München — von den postdebit-officiösen „Münchener Neuesten Nachrichten" natürlich — kommt gerade diese Woche die Botschaft zu uns, dass die Stellung des Herrn v. Koerber für „absehbare Zeit" unerschütterlich sei. Selten noch hat ein Officiöses so a tempo für seinen Minister die Ruhmesposaune geblasen. Noch in der vorigen Woche hatten wir der Münchener Prophezeiung einige Bedenken entgegengesetzt. Aber gerade was sich in diesen Tagen ereignet hat, hat uns die letzten Zweifel an Herrn v. Koerbers Dauerhaftigkeit von der Seele genommen. Wir geben hiermit klein bei.

*

Denn die Leistungen, mit denen Herr v. Koerber in den letzten Tagen die Welt überrascht hat, müssen auch seine ärgsten Feinde entwaffnet haben. Schon vor Wochen, als er gleichzeitig mit seiner unpolitischen Politik auf dem Industriellentag und mit seinem bosnischen Eisenbahnprogramm in der gemeinsamen Ministerconferenz durchfiel, machte er es seinen Gegnern schwer, den Kampf gegen seine Ministerschaft fortzusetzen. Aber diese Woche, du lieber Gott! Was ist da nicht alles dem Herrn v. Koerber passiert! Der Polenclub, den er spalten wollte, geht aus den Neuwahlen stärker hervor als je. In einem der Landtage, mit deren „Arbeitsfähigkeit" gegen das Central-Parlament demonstriert werden sollte, im Tiroler Landtage bricht die Obstruction aus. Und die große finanzpolitische Transaction des Herrn v. Koerber, die Branntweinsteuererhöhung, welche die wirtschaftspolitische Capacität der parlamentlosen Regierung erweisen sollte, wird von dem lächerlich kleinen dalmatinischen Landtag zu Falle gebracht. Das ist doch schon wahrlich zum Steinerweichen. Wie können angesichts solcher Katastrophen Herrn v. Koerbers Gegner gemüthlos bleiben, da sie ja doch auch nur Menschen sind!

Aber mit diesen fünf Punkten scheint die Reihe der heroischen Thaten des Herrn v. Koerber noch nicht abgeschlossen zu sein. Der Münchener Postdebit-Officiosus verräth uns, dass noch mindestens eine, und zwar von allen die größte, nachfolgen wird. Denn in demselben Artikel, in welchem er die unabsehbare Dauer der Koerber'schen Ministerschaft verkündet, theilt uns der Officiosus auch mit, dass es dem Ministerpräsidenten gelungen sei, ein Mittel zur Abhilfe gegen die größte Noth des § 14-Regimes, nämlich ein, wie der Officiosus hinzufügt, „freilich noch streng geheimgehaltenes Mittel" zur Geldbeschaffung zu finden. Wofern wir auf der richtigen Spur sind, können wir schon heute voraussagen, dass, sobald Herr v. Koerber einmal sein Geheimmittel zur Geldbeschaffung in Anwendung gebracht haben wird, auch seine letzten und hartnäckigsten Gegner, in mitleidvolles Schweigen gehüllt, sich vom Kampfplatz zurückziehen werden.

*

Wir glauben nämlich das Geheimmittel des Herrn v. Koerber zu kennen und, da wir durch keinerlei Postdebit-Discretion gebunden sind, erlauben wir uns, es unseren Lesern anzuvertrauen. Es knüpft an die landtägliche Brantweinsteuer-Action des Herrn v. Koerber an. Diese war bloß der erste Theil des Koerber'schen Finanzplanes. Bei der Brantweinsteuer sollten die Landtage lernen, wie man den Reichsrath umgeht. Angelockt durch die ihnen winkende Vermehrung ihrer Landeseinnahmen, sollten die Landtage bei diesem Anlass verleitet werden, das verfassungsmäßige Princip zu durchbrechen, nach welchem — § 11 c des Grundgesetzes — „alle Finanzangelegenheiten, welche den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern gemeinsam sind," ausschließlich in die Competenz des Reichsrathes gehören. C'est le premier pas qui coûte. Mit den 20 Millionen Brantweinsteuerzuschlägen, welche die Regierung den Landtagen anbot, sollte der erste Schritt bezahlt werden. War dieser einmal gemacht, so war der zweite Schritt nicht mehr schwer. Sobald die Landtage einmal in dem einen Fall der Brantweinsteuerzuschläge, wo es zu ihrem Provincialvortheile war, die Competenz des Reichsrathes übertreten hatten, mussten sie logischerweise das gleiche auch in einem zweiten Falle zum Vortheil der Regierung thun. Was für die Landesfinanzen recht, ist auch für die Staatsfinanzen billig. Wenn die 17 Landtage, hinter dem Rücken des Reichsrathes, die Brantweinsteuer zu Gunsten der Landesfinanzen erhöhen, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht — mit demselben Recht oder Unrecht — dann auch hinter dem Rücken des Reichsrathes irgend eine andere Reichssteuer erhöhen oder eine Reichsanleihe bewilligen sollten, wenn's die Regierung zu Gunsten der nothleidenden Staatsfinanzen verlangt.

*

Das ist Herrn v. Koerbers geheimer Finanzplan. Man wird zugeben, dass er mit so feiner Berechnung aufgebaut ist, wie nur irgend je ein — Kartenhaus. Das Kartenhaus hat zwei Etagen, die untere Etage bilden die 20 Millionen Kronen Brantweinsteuerzuschläge für die Länder, die obere Etage sollen ein paar hundert Millionen Steuern oder Anleihen für die Regierung sein. Jede Etage besteht aus soviel Kartenblättern, als es Landtage gibt, nämlich 17. Schon in der unteren Etage sind jetzt gleich zwei Blätter auf einmal zusammengefallen, das dalmatinische und das tirolische. Wie wird's erst in der oberen Etage lustig zugehen, sobald, vorausgesetzt, dass er durch den jetzigen Misserfolg nicht abgeschreckt ist, Herr v. Koerber einmal seinem § 14-Spiel das obere Stockwerk aufsetzt! Es wird greulich werden, das sehen wir heute schon voraus. Wenn Herr v. Koerber einmal sich einen Muth fasst und den zweiten Theil seines Finanzplanes in die Landtage bringt, wird er Dinge erleben, mit denen verglichen die Unglücksfälle der letzten Woche nur mehr als Kleinigkeiten erscheinen werden. Er wird dann der wahre Hiob unter den österreichischen Ministern sein. Man wird ihn bedauern, betrauern, bejammern, aber man wird ihn nicht beneiden, nicht befritteln, nicht mehr bekämpfen, also auch nicht stürzen können. Das ist der Grund, warum, mit dem Münchener Postdebit-Officiosus, nun auch wir an Herrn v. Koerbers Unstürzbarkeit zu glauben beginnen. Es hat noch keine Regierung gegeben, die vom öffentlichen Mitleid gelebt hatte. In einem so originellen Lande wie Oesterreich kann aber auch etwas derartiges einmal vorkommen. Herr v. Koerber hat das Talent dazu, und er ist auf dem Wege dahin. Wer ein Herz hat im Leibe, ziehe sich rechtzeitig von der Opposition zurück. **Kr**

### Volkswirtschaftliches.

Das Project der Fusion der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft und der Böhmischen Escomptebank findet in Finanzkreisen zumeist, in der Presse — soweit diese überhaupt eine Meinung äußert — fast durchwegs eine ungünstige Aufnahme. Insbesondere in Böhmen ist die Geschäftswelt überaus unzufrieden, und in der deutschen wie in der czechischen Presse Prags wird das Project mit seltener Einmüthigkeit verurtheilt. Man fürchtet, dass die Wiener Centralisierung der großen Speculationsbank, welche aus der Vereinigung der beiden Banken hervorgehen wird, nicht mehr die intime Fühlung mit der Prager Geschäftswelt und nicht mehr das Interesse für die Bedürfnisse der böhmischen Industrie haben wird, durch deren sorgfältige Pflege die Prager Bank [illegible] in den letzten Jahren [illegible] ihrer [illegible] Der ganze [illegible]

[illegible]

alle nur irgend übertragbaren Gewinne nicht in Prag, sondern in Wien ausweisen wird. Da aber nicht darauf gerechnet werden kann, dass sämmtliche Actien der Prager Bank umgetauscht werden, so wäre das ein Act der Untreue seitens der Verwaltung der Böhmischen Escomptebank gegen ihre Actionäre, welche ihr insolange nicht zugemuthet werden darf, als sie eine solche Absicht verneint, wie dies zum Beispiel in dem über die Fusionssitzung der Verwaltung der Escomptegesellschaft, an welcher die Prager Verwaltungsräthe bereits theilgenommen haben, ausgegebenen Communiqué geschehen ist. Uebrigens dürfte eine solche Absicht schwer durchführbar sein. Die Escomptegesellschaft gibt 15 Millionen Gulden Actien aus, um damit 6 Millionen Gulden Nominale Actien der Prager Bank zu erwerben. Sie wird daher diese Actien mit 15 Millionen, also mit 250% in die Bilanz einstellen müssen, ihr halbes Actiencapital wird buchmäßig in Actien der Prager Bank investiert erscheinen. Wenn nun die Dividende der Prager Bank von gegenwärtig 20% auf vielleicht 7½% per Actie reduciert werden sollte, wie wird man die Bewertung der Actien zu 250% aufrechterhalten können, zu einem Wertansatz, bei dem sich das investierte Capital nur mit 3% verzinst? Das ist buchhalterisch unerlaubt. Man darf nicht einen Bilanzansatz auf Kosten anderer hochhalten, weil dadurch jeder Maßstab für die Beurtheilung der Bilanz, insbesondere im Falle von Verschiebungen in den einzelnen Gewinnziffern verloren geht. Allerdings sagt man, dass dieser Wert von 15 Millionen jederzeit durch die Liquidation der Prager Bank hereingebracht werden könne, da die Reserven 9 Millionen Gulden betragen. Erstens betragen nach der Bilanz pro 1899, incl. Agio-Erlös der letzten Emission, die Reserven höchstens 7 Millionen Gulden. Dann ist es durchaus nicht zulässig, ein solches Actionum zum vollen Betrag einzustellen. Die 13 oder 15 Millionen sind nicht in barem Gelde da, sondern in Wechseln und Debitoren, in Actien und Consortialbetheiligungen — die Höhe der beiden letzten Posten ist aus der sehr cursorischen Bilanz der Prager Bank nicht ersichtlich — und bei einem solchen Engagement sind Reservestellungen für etwaige Verluste im Interesse einer soliden Bilanz unbedingt nothwendig. Ferner ist die Fusion ohne neuerliche große Opfer überhaupt nicht durchführbar. Wenn die Prager Bank liquidieren wollte, so müsste sie den Mehrwert der Actien, der in ihren unversteuerten Reserven liegt, erst versteuern, wie die Tramwaygesellschaft, und das würde wieder etwa 1½ Millionen Gulden aufzehren. Dabei bleibt immer noch die Gefahr offen, auf welche in unserem vorwöchentlichen Artikel hingewiesen wurde, dass ein thatsächlicher Rückgang des Erträgnisses der Prager Bank — abgesehen von etwa beabsichtigten Verschiebungen der Gewinne — die Dividende der Wiener Bank in einer den Cursstand ihrer Actien gefährdenden Weise reducieren würde. Endlich zahlt die Escomptegesellschaft die Actien der Prager Bank gar nicht mit 250%, sondern, da ihre Actien etwa 150% stehen und sie sie den Actionären der Prager Bank al pari überlässt, kauft sie die Actien der Prager Bank zu etwa 350%, d. h. sie erwirbt die Actien auf Grund der hohen Dividenden der beiden letzten Jahre; diese können aber als normale durchaus nicht angesehen werden, da sie zum größten Theile aus den großen Finanzgeschäften der Montangruppe stammen, die sich nicht so bald in solchem Ausmaß und mit solchem Glück wiederholen werden. Dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, dass an den 20% Dividende nur 4 Millionen Gulden Capital theilnahmen. Dass die vor kurzem zu 200% ausgegebenen 2 Millionen Gulden neuer Actien auch 20%, resp. 10% vom eingezahlten Betrage ergeben werden, ist umsoweniger anzunehmen, als diese 4 Millionen Gulden, wie erwähnt, gar nicht in barem zugeflossen sind, sondern wenigstens den Großactionären, wie die plötzliche Vermehrung der Debitorenpost beweist, auf Conto belastet wurden. Also wo man dieses Geschäft auch anpackt, überall zeigt es sich als unnatürlich und als irrationell. Handelte es sich nur darum, eine Cooperation der beiden Banken zu bewirken, dann bedurfte es nichts weiter, als des wechselseitigen Eintritts in die Verwaltung und etwa des Abschlusses eines Kartellvertrages, wie er zwischen der österreichischen Creditanstalt und der ungarischen Creditbank besteht. Durch solche Cooperation hätten alle jene Vortheile, welche nach Angabe der Verwaltung den beiden Unternehmungen durch die Vereinigung zufließen sollen, erreicht werden können, ohne die Millionen an Steueropfern und die gefährliche Belastung der Escomptegesellschaft durch die mit hohem Agio erworbenen Actien der Böhmischen Escomptebank. So aber liegt die Transaction nicht im Interesse der beiden Banken und es gibt für sie keine andere Erklärung, als dass die immobile Böhmische Escomptebank und böhmische Montangruppe mobil gemacht und das Publicum mit den verwässerten Actien der Escompte-Gesellschaft durch einen zu günstiger Zeit inscenierten Börsencoup beglückt werden soll. Die beabsichtigte Zerlegung der Actien der Escomptegesellschaft lässt diesbezüglich an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. **F. L.**

Man schreibt uns aus Berlin:

Seit meinem letzten Bericht über die Vorgänge bei zwei großen Berliner Hypothekenbanken hat diese Affaire eine ungeahnte Ausdehnung genommen. Leider hat sich meine damalige Befürchtung bewahrheitet, dass es nur eines Anstoßes bedürfe, um eine allgemeine Pfandbriefkrisis herbeizuführen. Gegen Ende des vorigen Monats ist bei der Preußischen Hypothekenbank sowohl als auch bei der Deutschen Grundschuldbank von Seiten der Aktionäre und der Pfandbriefbesitzer Revisionscommissionen gewählt worden, die in den nächsten Tagen das [illegible] ihrer Untersuchungen veröffentlichen werden. Nach dem, [illegible] durchsickert oder amtlich bekannt gegeben ist, sind nicht nur [illegible] der Institute leichtfertig und mit Schaden durchgeführt worden, [illegible] die Directoren haben offensichtlich Bilanzen gefälscht und [illegible] Beide Banken müssen in Concurs [illegible] eine Stundung der Pfandbriefzinsen zu be[illegible] und auf Sonnabend und Montag über acht [illegible] Trauriger Sylvester! Dieser plötzliche [illegible] nicht verfehlt, in die weitesten Kreise Beun[illegible] war, als bisher eine wahnwitzige [illegible] von Hypothekenpfandbriefen entfaltet worden ist.

Leichtfertige Bankiers empfahlen sie, angeregt durch hohe Vermittlungsprovision, als so sicher wie Staatspapiere. So lange die Welt ruhig war, gieng auch alles gut. Die Banken selbst regulierten die Curse ihrer Pfandbriefe und nahmen auf, was an den Markt kam. Sie hatten ein Interesse daran, die Curse möglichst hoch zu halten, weil sie ja auf der anderen Seite immer neue Pfandbriefe zu diesen Cursen unter das Publicum brachten. Diese enge Begrenztheit des Marktes musste aber sofort verhängnisvoll werden, sobald Pfandbriefe in anormalem Massen zurückströmten, wie das natürlich anlässlich des neuesten Hypothekenfondals geschah. Infolgedessen hat denn auch schon die Pommer'sche Hypothekenbank, welche erst vor kurzem den Titel „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin" erhalten hat, den Ankauf ihrer Pfandbriefe einstellen müssen. Man munkelt mancherlei über die Vorgeschichte dieses Titels, in der ein Herzog und die Frömmigkeit der Directoren eine große Rolle spielen sollen. Thatsache ist es jedenfalls, dass die Bank mit ihrer Titulatur wüste Reclame machte und dass es ihr noch in der letzten Zeit gelang, ihren Pfandbriefumlauf erheblich zu vergrößern. Das hat den Neid und die Entrüstung ihrer Schwesterinstitute erweckt und diese haben Veranlassung genommen, die Pommer'sche Hypothekenbank in verschiedener Weise ihre Abneigung fühlen zu lassen. Dadurch ist das ohnehin nicht sehr große Vertrauen in jene Bank erschüttert worden und deshalb war bei ihr der Rückfluss der Pfandbriefe ein außerordentlich großer. Die Bank trat mit einem Circular vor die Oeffentlichkeit, in dem sie nicht nur ihr Verhalten vertheidigte, sondern sich gleichzeitig auch bemüssigt fühlte, die übrigen Hypothekenbanken anzuschwärzen. Selbstverständlich wurde so die Beunruhigung noch vertieft, und die Folge davon war eine allgemeine Revolution auf dem deutschen Pfandbriefmarkt, welche leider erwarten lässt, dass auch noch weitere Hypothekenbanken die Aufnahme ihrer Pfandbriefe werden einstellen müssen. Wenn man sich vor Augen hält, dass etwa sechs Milliarden Pfandbriefe im Umlauf sind, so wird man ermessen können, wie ungeheuer der Schaden ist, welcher für den deutschen Nationalwohlstand aus diesen Verhältnissen erwächst. Allein die Wirkung geht doch auch noch nach anderer Richtung. Besonders in Bezug auf das Baugeschäft macht es sich bemerkbar, dass die Hypothekenbanken ihr Beleihungsgeschäft eingestellt haben, ja dass die Wohnungsnoth wahrscheinlich noch größer werden wird als bisher.

*

Das **Rheinisch-westfälische Kohlensyndicat** hat mit einem neuen Coup die Oeffentlichkeit überrascht. Es hat plötzlich eine Fördereinschränkung von 10 Percent verfügt. Noch vor wenigen Tagen hat anlässlich der Kohlennothdebatte im Reichstag der preußische Handelsminister erklärt, dass die Grubenbesitzer alles thäten, um die herrschende Kohlennoth zu lindern, dass sie bereit seien, neue Schächte und Förderanlagen einzurichten. Wie ein Hohn auf diese Worte erscheint die neue Maßnahme. Sie zeigt in crassester Deutlichkeit, dass, wie ich es in früheren Artikeln dieses Blattes bereits eingehend begründet habe, das Schlagwort von der Anpassung der Production an den Consum durch die Syndicate nichts ist als eine leere Phrase. Unsere modernen capitalistischen Kartelle haben eben einzig und allein den Zweck, die Preise zu halten. Es sind Ausbeutersyndicate in des Wortes wahrster Bedeutung. Man darf gespannt darauf sein, ob unsere Minister ihre bisherige, fast lammerhafte Duldsamkeit gegenüber dem Kohlensyndicate beibehalten werden. Die öffentliche Meinung in Deutschland ist auf das schärfste erregt über diesen neuen Tric, der die so sehnlichst erwartete Abschwächung der Kohlenpreise verhindert. Allein damit ist das Sündenregister des Kartells noch nicht voll. Gerade augenblicklich wird von den belgischen Kohlenmärkten gemeldet, dass dort die deutsche Concurrenz die Preise drückt. Während das Syndicat also im Inlande die alten Wucherpreise aufrecht erhält, forciert es mehr als früher zu billigen Preisen die Ausfuhr und unterstützt die ausländische Concurrenz unserer Industrie dank der Liebesgabe der billigen Kohlenausfuhrtarife. Die verfügte Fördereinschränkung und die flauen Berichte von allen Eisenmärkten lassen darüber auch keinen Zweifel mehr bestehen, dass die von mir im Sommer vorausgesehene wirtschaftliche Krisis bei uns eingesetzt hat.

G. B.

## Kunst und Leben.

Das Schauspiel „**Dorf und Stadt**" der seligen Birch-Pfeiffer gehört wohl nicht zu jenen Stücken, die heute ein Theater durchaus geben muss. Kann man daher keine bessere Darstellung bieten, als wir sie diesen Mittwoch im **Burgtheater** gesehen haben, so möge man lieber auf dieses ehrwürdige Repertoirstück verzichten. Außer den Schauspielern wird es kaum jemand vermissen und manche der in ihm beschäftigten Künstler und Künstlerinnen, voran das neu engagierte Fräulein **Rosner**, wurde überhaupt niemand vermissen.

M. B.

*

Der Schwank „**Ein Gespenst**" von **Franz Wolff** hat im **Jubiläumstheater** lauen Beifall gefunden. Die Vorzüge des Stückes sind ein paar lustige Witzworte, zündende Situationen, die seine Mängel freilich nicht wettmachen oder gar übertreffen. Man lehrte: im Schwank ist alles gestattet, alles „möglich", auch der Unsinn. Allerdings; nur muss der Autor genug technische Fertigkeit oder logischen Humor besitzen, um den **Schein** einer eventuellen Möglichkeit zu suggerieren. Herr Franz Wolff vermag dies noch nicht.

R. H.

*

Noch in keinem Jahre ist das Wiener Publicum mit Aufführungen von Beethovens Symphonien so reich bedacht worden wie in diesem. Unsere beiden Orchester scheinen gerade in Beethoven-Aufführungen wetteifern zu wollen, und es wird nicht viel fehlen, so wird jedes von ihnen alle Neune gemacht haben. Die **Philharmoniker** brachten gar zwei Symphonien in einem Concert. Ich glaube, dass eine solche Sammlung von Monumentalwerken der Instrumentalmusik weder für die Spieler, noch für die Hörer besonders günstig ist, denn eine wahre Antheilnahme bildet sich dann selbst die gewünschte Steigerung, das heißt beide behandeln den Anfang des großen Werkes so, als wenn er erst die Einleitung zu dem bilden würde, was später kommen wird. So lau habe ich noch selten bei den Philharmonikern ein Stück aufnehmen hören, wie diesesmal den ersten und dritten Satz von Beethovens erster Symphonie. Auch der Schluss der vierten gieng ziemlich eindruckslos vorüber, während das Finale der ersten und der Anfang der vierten geradezu hinreißend gespielt und allgemein bejubelt wurden. Einen Genuss eigener Art bildete die „Coriolan"-Ouverture. Mahler dirigierte sie gewissermaßen mit dem Messer, so scharf waren die Contraste herausgehoben, die Bestandtheile bloßgelegt, und so eindringlich drangen die Hammerschläge der Pauke an das Ohr. Gegen diese Behandlung ließe sich manches sagen, wenn nicht die Begeisterung, mit der sich Dirigent und Orchester für ihre Sache einsetzten, alle Bedenken zerstreut hätte. Einen Theil dieser Begeisterung wünschte ich dem **neuen philharmonischen Orchester**. Die Künstler haben sich zwar in Haydns Symphonie und namentlich in Dvořáks Scherzo capriccioso zu einem schönen Aufschwung emporgearbeitet, aber in der Eroica lag doch auf einzelnen Theilen ein Dämpfer, der weder die nöthige Klangfülle, noch die Freiheit des Temperaments aufkommen ließ. Immerhin bedeutete die heurige Aufführung einen wesentlichen Fortschritt gegen die im vorigen Jahre.

*

**Ellen Gulbranson**, ein gern gesehener Gast, musste sich auch diesmal wieder bescheiden, ihre Kunst dem Wiener Publicum nur zur Hälfte zu zeigen, allerdings kamen im Concerte vielleicht manche Vorzüge zur Geltung, die auf der Bühne weniger beachtet worden wären. Man hatte Zeit und Muße, ihre schöne, voluminöse Stimme zu bewundern, und den wunderbaren Vortrag der Grieg'schen Lieder zu genießen, aber viel lieber hätte man zahlreichere Proben ihres Bühnenrepertoires, wenn auch ohne den ihnen zukommenden Rahmen gehört. Statt dessen erschien Fräulein Gulbranson ganz bescheiden im Bunde mit zwei anderen Künstlern, die ebenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchten. Herr **Friedberg** bewährte sich auch diesmal als einer der wenigen brillanten Clavierspieler, die die störenden Manieren des Virtuosenthums nicht brauchen, um Eindruck zu machen. „Fräulein" **Stefi Geyer** verblüffte zunächst durch ihre Erscheinung. Statt der erwarteten Virtuosin erschien ein anscheinend kaum 14jähriges Mädchen, das alsbald bewies, dass ihr erstaunlich fortgeschrittenes Spiel auf den Virtuosentitel mehr Anspruch hat, als ihre Gestalt. Trotzdem kann ich auch diesmal nur wiederholen, was ich bei ähnlichen Wunderkindern schon früher bemerkte. Für mich fällt die Production eines Mädchens oder Knaben im Kindesalter unter den Begriff der Menschenquälerei, und ich halte es für eine Gewissenlosigkeit, derartige Kinder im Concerte auftreten zu lassen. Hat man denn noch nicht genug an den abschreckenden Beispielen eines Dengremont, der als Jüngling an totaler Nervenzerrüttung starb, eines Hubermann und anderer, die ihr allzu frühes Virtuosenthum mit Entwickelungsstörungen zu büßen haben? Man sage mir nicht, das Aussehen der jungen „Künstlerin" sei beruhigend, denn nicht auf dieses kommt es an, nicht auf die äußere Hülle, sondern auf die innere Beschaffenheit des Nervensystems. Da heißt es freilich, sie sei beim Spiel nicht aufgeregt; umso schlimmer, ein Künstler muss erregt sein, wenn er mehr sein will als ein tönender Mehlsack, aber sein Nervensystem muss so weit gereift sein, dass es diese Aufregung aushält, und das ist bei einem Kinde nicht der Fall. Abgesehen von alledem, kann nicht verschwiegen werden, dass das, was Stefi Geyer bietet, sehr viel ist für sie, aber nach immer technisch und geistig zu wenig für ein Kunstwerk, wie es Erwachsene brauchen. Das soll kein Vorwurf sein für sie, die mehr bietet, als man für möglich halten würde, aber ein Wink soll es sein für ihre verantwortlichen Erzieher, der Ausbeutung ein Ende zu machen, so lange es noch etwas nützt.

R. W.

*

Auf zweifachem Wege kann der Bildhauer zum Entwurf eines **Goethe Denkmals** kommen. Er will entweder nicht so sehr Goethe, als das Verhältnis gestalten, in dem Landschaft und Menschen, für die er das Denkmal schafft, zum Dichter stehen. Dabei muss Goethe mit der betreffenden Stadt nicht in persönlichen Beziehungen gewesen sein, wie mit Leipzig oder Straßburg. In Wien war er niemals und doch hatte Tilgners Entwurf eines jungen, wandernden Goethe — wer denkt nicht an Schubert! — die österreichische Lieblingsvorstellung vom Meister getroffen. Oder der Bildhauer beabsichtigt, den von allen localen und historischen Relationen losgelösten, gleichsam absoluten Goethe zu formen. Da ist nun wieder zweifaches möglich. Goethe hat aufgehört ein einzelner Mensch zu sein, er ist eine Culturmacht, eine Weltanschauung, ein Schicksal geworden. Darum kann der Künstler von der Persönlichkeit absehen und Goethes ragende Bedeutung wie andere ewige Gefühle und Gedanken in großen Symbolen darstellen. Wer Edmund **Hellmer** liebt, wird sich freuen, dass er diesem Plan, der die frei waltende Schöpferkraft eines Genies verlangt, auswich und die andere Möglichkeit wählte: uns den Hohen menschlich nahe zu bringen. Wie seine Natur, so hat jeder, also auch Hellmer, seinen Goethe. Darum ist es schwer, über Auffassungen zu rechten. Entscheidend ist da nur, ob man an dem Werke den Schöpfer erkennt und ob er die Gewalt besitzt, uns zum Glauben an seine Gebilde zu zwingen. Beides ist bei dem Denkmal der Fall. Hellmer ist ein denkender Plastiker, oft grüblerisch, von den Problemen seiner Kunst verfolgt; ihm lag der Denker am nächsten. Dabei war es ihm nicht um die Resultate des Denkens zu thun, um die letzte Weisheit goethescher Werke. Der Process goetheschen Denkens reizte ihn, der sich nach den verborgenen Gesetzen vollzog, die das All bewegen und wunderbar ist er ausgedrückt in der Haltung der sitzenden Gestalt. Bewegungslos ruht der Körper in dem breiten Sessel, lässig liegen die Arme auf der Lehne; nur in dem geistigen Kopf, da regen die Gedanken auf. Neben diesem Haupteindruck werden noch zwei Züge lebendig. Man fühlt, dass man niederknien könnte, wenn Goethe sich erhebt, und doch geht ein Hauch unnahbarer Milde über sein Antlitz. So mag er manchmal in den späten Jahren gewesen sein, wenn alles Dunkle, Dämonische in ihm schwieg, so vor allem als Grillparzer bei ihm war und ihn „halb wie ein König, halb wie ein Vater" aussehend fand. Am ergreifendsten wirken jedoch die keusche Reinheit der Empfindung, die edle Schlichtheit der Mittel,

mit denen Hellmer das Werk geschaffen, und es wird sein Ruhm bleiben, der spielerischen, leichtmüthigen Phäakenstadt das ernsteste und reifste Goethe-Denkmal gegeben zu haben. Von den Fehlern all dieser Vorzüge zu sprechen ist heute noch nicht die Zeit.

*

Am Enthüllungstage des Gutenberg-Denkmals gieng für Wien ein großes Kunstwerk endgiltig verloren: der „Gutenberg“ des Architekten Pletschnik und des Bildhauers Schimkowitz. Es ist Pflicht in dem festlichen Jubel an jenen Frevel zu erinnern, der vor nahezu drei Jahren an der Wiener Kunstpflege verübt wurde. Damals hatte die Jury unter zwei Entwürfen zu entscheiden, die beide aus der Concurrenz mit dem ersten Preise hervorgegangen waren. Der Entwurf von Pletschnik-Schimkowitz war genial in der Idee; ausgeführt wäre er durch die Wahl des Materials und die farbige Wirkung von machtvoller Schönheit gewesen. Darum wurde die andere Arbeit zur Ausführung bestimmt: auf einem unmöglichen Postamente des Architekten Fabiani der obligate Renaissancemann mit Schaube und Barett von Bitterlich. Es ist schade um den guten Platz am Lugeck.

*

In einer Notiz über die Ausstellung Jóža Uprkas bei Miethke konnten wir auf einen Artikel über diesen Maler verweisen, den die „Zeit“ schon im Mai 1896, in Nr. 87, gebracht hat. Damit haben wir wohl die früheste Quelle des Bekanntwerdens dieses Malers unter Deutschen aufgedeckt. Doch ist nachtragend zu berichtigen, dass jener, seinerzeit anonym erschienene Artikel nicht von Machar herrührt, wie wir schrieben, sondern von dem czechischen Romancier Mrštík.

Hugo Haberfeld.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Vor einigen Wochen starb Siegbjörn Obstfelder, ohne sein Werk, das die reife Frucht eines mit unerbittlicher Ehrlichkeit ringenden großen Dichters geworden wäre, „Das Tagebuch des Priesters“, zu vollenden. So ist für uns Deutsche das schmale Bändchen „Novellen“ sein einziges Vermächtnis geblieben. Den Lesern dieser Zeitschrift ist die bedeutendste, „Das Kreuz“, wohlbekannt, und erst vor wenigen Monaten hat Anselm Heine eine Würdigung des Dichters hier gegeben; ich hege nur den Wunsch, einige Züge des Menschen festzuhalten, dem nahezutreten, mir vergönnt war... Erfüllt von seinen „Novellen“ suchte ich ihn an einem schönen Herbsttage im vorigen Jahre auf. Eine kleine Gestalt trat mir entgegen, das Gesicht von ovalem Schnitt, mit blonden Haaren, nicht lang und nicht reichlich, nach vorn über die Stirn gekämmt, mit blondem Schnurrbart, der etwas wirr nach unten hieng. Doch das alles schien unwesentlich: der Mensch, der ganze Mensch und Dichter lag in den wundervollen blauen Augen, die von einer Ausdrucksfähigkeit sondergleichen waren. In Gesellschaft schien Obstfelder schwer zugänglich und verschlossen. Er war es im Grunde nicht. Wohl liebte er es, still dazusitzen und die Menschen um sich herum schwatzen und lärmen und sich über Dinge ereifern zu sehen, die ihm, der sein Leben ganz auf sein Inneres stellte, kleinlich und lächerlich erschienen. Wohl kam er sich da vor wie ein Fremdling unter den Menschen. Aber auf der anderen Seite hatte er ein viel zu feines Empfinden für das Geheimnisvolle, das jede, auch die unscheinbarste Lebensbethätigung hat, als dass er nicht auch aus dem Unbedeutendsten Gewinn für sein Studium des Menschen zog. Griff er selbst ins Gespräch ein, so wurde er lebhaft und angeregt. Er konnte prächtig erzählen und wusste das Charakteristische der Gegenden, die er durchstreift hatte, in seiner eigenen Art lebendig vor uns werden zu lassen. Er war sehr deutsch. Gern gedachte er seiner deutschen Großeltern in Hamburg, und es freute ihn, in Deutschland den übrigen Zweigen seiner Familie nachspüren zu können. Und er liebte die deutsche Landschaft und den Reiz ihrer Dörfer und kleinen Städte. Einen großen Theil Deutschlands hatte er zu Fuß durchwandert, von München aus nordwärts, und das Behagliche, Zurückgebliebene der alten Flecken that ihm wohl. Die wundervoll intimen Reize von Rotenburg a. d. T. hatten es ihm ganz besonders angethan. Es lag ein nur scheinbarer Contrast zwischen seiner Scheu vor allem unangenehmen Aeußeren und der Freude daran, sein Brot selbst zu verdienen. Obstfelder lebte stets in sehr schlechten Verhältnissen und musste sich mühsam durchschlagen; aber so wenig er es vermocht hatte, nur um des Geldes willen zu schreiben, so stolz war er doch wieder darauf, dass ihm sein Schreiben das unentbehrlichste Geld einbrachte. „Gerade das,“ sagte er mir, „hat dem Schriftsteller doch erst zu einer angesehenen Lebensstellung verholfen, dass er nicht bei Fürsten und Mäcenen Gnadengeld erbetteln muss, sondern sich sein Brot allein erarbeiten kann.“ Gerade die Arbeit des Dichters schlug er hoch an, er selbst arbeitete sehr langsam. Seine Novellen, die hingeworfen scheinen wie das wirre Stammeln eines Träumenden, sind bis ins Einzelste durchgearbeitet, jedes Wort auf seine Nuance hin sorgfältig erwogen. Und eben weil er so mit dem Ausdruck rang, weil er sich so abmühte, für das Unsagbare, Unbestimmte den adäquaten Ausdruck zu finden, und oft vergeblich nach einer befriedigenden Lösung suchte, lag er im schweren Kampfe mit sich nach seinem Tode [illegible] „Ich möchte es am liebsten in einer anderen Weise erzählen. [illegible] in Musik [illegible] schmerzt mich, das Wort [illegible] den genauen Ausdruck [illegible] [illegible]

[illegible]

Die Bücher.

Peter Rosegger: Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben. Leipzig, L. Staackmann, 1901.

Otto von Leixner: Ueberflüssige Herzensergießungen eines Ungläubigen. Betrachtungen aus deutscher Weltanschauung. Berlin, Otto Janke, 1901.

Außer den officiellen Kirchen gibt es heute, ganz abgesehen von den christlichen Secten, noch viele andere Kirchen: buddhistische, theosophische, spiritistische, Humanitätskirchen, eine Nietzsche-Kirche, eine Ibsen-Kirche u. s. w.; in Paris soll es sogar eine Satanskirche geben. Manche von ihnen haben es sogar zu einer Art von kirchlicher Organisation gebracht. Nur eine kann es zu einer solchen niemals bringen, und das ist die, welche Jesu am nächsten steht und das Evangelium am allerinnigsten in sich aufgenommen hat: die Kirche derer, die sich eben an dieses Evangelium allein halten, den historisch gewordenen Verkörperungen des neutestamentlichen Geistes die Hochachtung nicht versagen, die ihnen als großen und wichtigen alten Körperschaften gebürt, aber nicht verschweigen, dass sie, eben als Verkörperungen, den Geist nur unvollkommen zur Erscheinung bringen, ja ihn vielfach in verzerrter Gestalt darstellen oder ganz ersticken, die jedoch bereitwillig das Gute, Schöne und Große anerkennen, das eine jede dieser alten Kirchen hat und leistet. Die Kirche dieser Menschen ist ihrer Natur nach dazu verurtheilt, eine unsichtbare Kirche zu bleiben, aber ihre Mitglieder wirken in den verschiedenen Confessionen, denen sie äußerlich angehören, als belebender Geist. Zu dieser unsichtbaren Kirche gehören Rosegger und der bekannte Leiter der „Deutschen Romanzeitung“, und es trifft sich gut, dass die religiösen Bekenntnisse des katholischen Aelplers und des protestantischen Norddeutschen gleichzeitig erscheinen. Die Vergleichung fällt zu Gunsten des ersten aus. Rosegger hängt mit inniger Liebe an der Religion seiner Väter und seines Volkes, empfindet schmerzlich die Verunstaltungen ihres edlen und ästhetisch ansprechenden Wesens durch Roheit, Aberglauben, hierarchischen Missbrauch der religiösen Gemüther zu politischen Zwecken, und erkennt dankbar die Leistungen des evangelischen Kirchenthums an, ohne sich von seiner alten Kirche loszusagen. Für das deutsche Volk und deutsches Wesen ist er begeistert, aber dass die Religion Jesu über allem Volksthum steht und in keinem aufgehen kann, verkennt er nicht. Leixner hat für den Katholicismus kein Verständnis. Er ist strenger Protestant, obwohl er gestehen muss, dass die jetzt vorhandenen evangelischen Kirchen sein „deutsches“ Christenthum, wie er es sich wünscht, noch lange nicht darstellen. Er hält nämlich nach der den lutherischen Kreisen geläufigen Vorstellung die Deutschen allein für befähigt, den innersten Sinn des Christenthums zu erfassen, und will dazu beitragen, die Grundeigenschaften des deutschen Wesens: Schlichtheit, Wahrhaftigkeit, Treue, die — darin hat er sehr recht — unter den modernen Einflüssen stark gelitten haben, in ihrer Reinheit und Kraft wieder herzustellen, und hofft, dass der in den Deutschen wieder lebendig gewordene Christusgeist „der Helfer, der Arzt der ringenden Menschheit“ sein werde. Er verspottet die literarischen, künstlerischen, philosophischen und politischen Modethorheiten, und von den zwölf Artikeln seines Unglaubensbekenntnisses lauten die ersten und die letzten beiden: „Ich glaube nicht, dass das Leben der Großstädte die Gesammtheit deutschen Geistes in seiner Vollendung darstelle. Ich glaube nicht, dass mein Volk den Hunger seines Gemüths an Zola, Baudelaire oder Maupassant, an Tolstoj, Ibsen, Sudermann, Hauptmann oder Dehmel zu stillen vermag. Ich glaube weder, dass der echte Christusgeist sterben kann, noch dass Gott gestorben ist. Ich glaube nicht an den Tod.“ Was beide sagen, ist von philosophierenden Prosaikern schon oft gesagt worden; aber die beiden sagen es schöner, weil sie Dichter sind, und zwar zeigt sich auch hier wiederum Rosegger seinem Concurrenten überlegen. Er illustriert seine Darstellung mit Geschichten aus dem Leben, die einem warm machen, weil sie von warmen Menschen erzählen, Leixner bietet nur frostige satirische Allegorien und Märchen, die höchstens ein kaltes Lachen hervorrufen. Die Aufsätze, die Rosegger hier zu einem Bändchen vereinigt hat, sind zu verschiedenen Zeiten entstanden, aber vom selben Geiste beseelt. Am bekanntesten ist der mit der Ueberschrift: „Wie ich mir die Person Jesu denke“ geworden; dafür hat nämlich die österreichische Censur mit ihrer weltberühmten Weisheit gesorgt. Sie hat die Veröffentlichung des „gotteslästerlichen“ Aufsatzes im „Heimgarten“ verboten — wann wäre in Oesterreich je einmal etwas hervorragend Gutes geschehen, das die Polizei nicht wenigstens versucht hat zu verhindern! — aber durch die „Zukunft“ ist dann die Skizze viel weiter verbreitet worden, als es durch den „Heimgarten“ geschehen wäre; durch vielfältigen Nachdruck ist dieses kleine Leben Jesu in hunderttausende von Händen gekommen und hat dem Verfasser unzählige Dankschreiben von Katholiken und Protestanten eingetragen. Am allermeisten Dank schulden dem steierischen Dichter für seine Thätigkeit die katholischen Geistlichen; er zeigt ihnen, was sie zu thun haben, wenn sie die Wurzeln im Volk, die sie zu verlieren anfangen, wieder gewinnen und befestigen wollen; „wir kommen Euch weit genug entgegen!“ ruft er ihnen zu. Werden sie auf ihn hören, oder wird sich die Hierarchie mit Stierblindheit und Stiereigensinn den Kopf an dem Bau der modernen Welt einrennen? Aber auch die Liberalen werden gut thun, auf seine warnende Stimme zu hören; er sagt ihnen, dass der Glaube zur Gesundheit der Seele gehört, und dass die Volksgesundheit schädigt, wer dem Volk den Glauben raubt. Und er erinnert sie daran, dass es in den Zeiten [illegible] guter Ton war, die Religion [illegible] verbotenen; hoffentlich haben sich die Herren bei [illegible] schon gezeigt, dass ihr Uebermuth in der [illegible] der Vater gewesen ist, der das artige Kindlein [illegible]

—e—

[illegible] II. Das goldene Buch der Kunst. [illegible] Weltliteratur. IV. Das goldene [illegible] Stuttgart, W. Spemann. 1901.

[illegible] Handbüchern — sie [illegible] Einbände in Goldglanz er

strahlen — soll dem Nichtfachmann die Möglichkeit gegeben sein, sich über allens Wissenswerte in der bildenden Kunst und der Weltliteratur rasch zu unterrichten. Solche Behelfe kommen zweifellos einem Bedürfnis entgegen. Und unseres Wissens zum erstenmale: denn wenn es auch Compendien genug gibt, hatten wir doch bisher kein so vielseitig angelegtes, nach dem Beispiele etwa guter Kalenderbücher mit Daten und Bildern vollgestopftes, lexikalisches Auskunftsmittel. In der bildenden Kunst ist ein solches Unternehmen vollends ein neues Genre und darum auf alle Fälle verdienstlich. Die überlieferten, populären Handbücher der Kunstgeschichte, aus denen die Bildung unserer Halbgebildeten bislang schöpft, waren stets eine Lectüre von pflichtbeflissener Fadheit. Nun tritt hier ein buntes Buch an ihre Stelle; in epigrammatischen kleinen Capiteln, mit Auskünften auf hundert Fragen nicht nur der Kunstgeschichte, sondern auch der Technik, der Pflege, des Dilettantismus, der Moderne u. s. w. Lebende Künstler und Kunststile werden nicht nur mitberücksichtigt, sondern großentheils sogar — man staune! — als feste Grundbegriffe benützt für die Betrachtung überhaupt. So vortheilhaft gibt sich das Buch, im ganzen genommen. In der Zusammensetzung ist das Ideal noch lange nicht erreicht. Noch ist alles zu sehr nach auseinandergerissenen Gebieten von verschiedenen Schriftstellern verschieden behandelt. Die zumindest äußerliche Objectivität, die man von solch lexikalischen Büchern verlangt, ist so wenig erreicht, dass am Anfange des Bandes ein Professor Quisque (wer ist das?) ein paar Seiten mit höchst fragwürdigen Hypothesen bedeckt, und am Schluss ihm Hermann Grimm mit mehreren allerdings geistreichen, glänzenden, aber nicht minder subjectiven Apercus correspondiert. Freuen wir uns der soliden Mitte und Mittelmäßigkeit, die dem Stile solcher Bücher am besten entspricht. — Der Band über Weltliteratur ist kurzgefasste Literaturgeschichte, der sich drei Capitel über Publicistik, das „Buch" und das Theater anschließen. — Das goldene Buch der Sitte ist ein in 1134 Paragraphe eingetheiltes Gesetzbuch des richtigen Verhaltens in allen erdenklichen Lebenslagen. Es enthält aber nicht bloß eine Aufzählung der Gebote und Verbote guter Lebensart, sondern auch eine aus der lustigsten Casuistik schöpfende Begründung der einzelnen Normen. Im Gegensatz zu Knigge, dessen Lebensregeln ausschließlich von dem Gedanken: „auf dass es dir wohlergehe auf Erden", inspiriert sind, haben die Verfasser, Graf Baudissin (Freiherr von Schlicht) und Gattin, ihren von köstlichem Humor erfüllten Aphorismen der Alltags-Lebensweisheit ein altruistisches Gepräge gegeben. Wir kommen auf diesen fesselnd geschriebenen Canon des angenehmen Lebens und Lebenlassens vielleicht noch ausführlicher zurück. —z—

Karl Federn: Zwei Novellen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Das Beste an diesen Novellen ist, dass der Erzähler nicht über seinem Stoffe steht, sondern mitten drin. Er bewundert die Menschen, die er selber vorführt, er schätzt ihre Empfindungen überaus hoch, und von ihren größeren oder geringeren Erlebnissen erzittert sein verstehendes Herz. Derlei wird unter gewissen Umständen — unter den meisten Umständen — den Erzähler zu Schwäche und Dumpfheit verführen; und in der That verlangen wir heute von der Novelle durchaus mehr, als naives Nacherzählen von Mitempfundenem. Aber merkwürdig — was wir sonst Schwäche nennen würden, gerade das macht diese Geschichten wirksam. In der einen, „Irrwege", geht ein junger, überspannter Bildhauer an unglücklicher Verliebtheit und Conflicten, die daraus folgen, fast zugrunde. In „Verbrecher", der eigentlich gelungenen Novelle, welche die Leser der „Zeit" übrigens kennen, wird eine Frau von einer unerträglichen drückenden Ehe durch die Gewaltthat eines Mannes befreit, den sie liebt und nun heiratet. Diese Stoffe sind nichts neues, aber sie wachsen hier aus einem bestimmten Milieu mit seinen Eigenarten, Zufällen und Episoden auf das Ueberzeugendste empor. Und je kunstloser alles dies, mit scheinbar getreuer Benützung von wirklich Geschautem, mitgetheilt wird, desto mehr sind wir gefesselt. Entweder standen hier starke Vorbilder aus einer gewissen Wiener Gesellschaft zu Gebote, dann weiß Federn fein zu beobachten und auszunützen. Oder es liegt Berechnung darin, wie er uns die Form scheinbar naiver Nacherzählung und scheinbarer Andeutung realer Verhältnisse zu fingieren strebt: dann bewundere ich seinen technischen Verstand. Auf alle Fälle wird Federn noch viele Leser festhalten. dd.

The April Baby's Book of Tunes. By the Author of „Elizabeth and her german garden". London, Macmillan & Co., 1900.

Dieses englische Kinderbuch ist außerordentlich bemerkenswert, weil es nicht die Bilderbücher Walter Cranes oder Beardsley's nachzuahmen sucht, sondern aus anderen und natürlicheren Quellen schöpft. Text und Illustration streben nach einfachen Wirkungen. Die schönen Bilder von Kate Greenaway zeigen keineswegs die stilisierten Linien, wie man sie bei W. Crane — oft schon mit Unbehagen — findet. Ebenso will die Erzählung nicht so sehr auf die Phantasie der Kinder wirken, als sie zum natürlichen Sehen und Hören der gewöhnlichen Geschehnisse erziehen. Eine Mutter — in Deutschland übrigens — hat ihren drei Kindern die Namen der Monate April, Mai und Juni gegeben, weil bei der Namengebung die Tanten und überhaupt die p. t. Familie allerlei Vorschläge gemacht hatten, die der Mutter nicht passten. Nun wird von dem Leben der drei Mädchen erzählt. Es schneit, und die Kinder können ihren gewöhnlichen Spielen nicht nachkommen. Um über die lange Zeit hinwegzuhelfen, lehrt die Mutter ihre Kinder allerlei englische Spiellieder („Tunes"). Das ist der Inhalt des Buches, und die Wiedergabe klingt ja recht hausbacken. Den Wert des Textes macht der Ton aus, in dem alle die gleichgiltigen Dinge vorgetragen werden. Mit vieler Behaglichkeit und einem seltenen Sinn für das Groteske im Kinderleben werden viele Details erzählt. Die Kinderpsychologie, die Art der Kleinen, zu argumentieren, zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten, ist selten so heiter und frei von aller falschen Sentimentalität ausgedeutet worden als in diesem Buche des Aprilkindes. Die beigegebenen Lieder — Musik und Text — werden gerade Deutschen wertvoll sein. Die alten, einfachen „Tunes", wie „Sing a Song of Sixpence" und „Polly Flinders", könnten sich [illegible] Heimatsrecht in unseren Kinderstuben erwerben. Im Tone steht dieses Kinderbuch den Deutschen weitaus näher als die Walter Crane'schen Werke. Es ist gemüthlicher, wärmer, naiver, kindlicher. W. F—d.

## Revue der Revuen.

Die Hamburgische Zeitschrift „Der Lotse", in der uns von politischen Artikeln letzthin eine sehr verständige Polemik gegen die in Deutschland übliche Anti-Engländerei auffiel, bringt in ihrer neuesten Nummer einen bemerkenswerten Artikel, in dem „ein altpreußischer Officier" den übertriebenen Lobsprüchen entgegentritt, mit denen unlängst Graf Bülow im Deutschen Reichstag die deutsche Armee aus Anlass der China-Expedition bedacht hat. Den „im Vergleich zu den früheren Feldzügen fast minimalen Leistungen" der Truppen in China misst der Artikelschreiber überhaupt keine Beweiskraft zu, weder nach der positiven noch nach der negativen Seite. „Am allerwenigsten — sagt er — kann durch sie die Thatsache umgestoßen werden, dass die Qualität des deutschen Heeres in den letzten sechs Jahren zurückgegangen ist, weil sie zurückgehen hat müssen" — wofür der Autor in der Verkürzung der Dienstzeit und der Besetzung der Officiersstellen die Erklärung findet.

„Der Kyffhäuser." Dr. Adolf Huber schreibt über die deutschnationale Arbeiterpartei und deren letzten Wahlerfolg in den Sudetenländern. Bezüglich ihrer künftigen Politik macht er darauf aufmerksam, dass sie unbedingt das Coalitionsrecht der Arbeiter wird schützen müssen, und räth ihr, für die Neutralisierung der gegenwärtig unter socialdemokratischer Führung stehenden Gewerkschaften einzutreten. Die deutschnationalen Arbeiter werden sich hüten müssen, als grundsätzliche Strikefeinde zu erscheinen oder gar als Strikebrecher aufzutreten. In der Frage des Massenausstandes im böhmischen Braunkohlenrevier empfiehlt er, eingedenk der Erfahrungen aus den letzten Kohlenarbeiterstrikes, die Parole: „Kein Strike, sondern gesetzgeberische Maßregeln!"

„Socialistische Monatshefte" (December). Eduard Bernstein schreibt über den Londoner Hooliganismus und seine Ursachen. Hooligan hieß der Führer jugendlicher Raufbolde, die vor etwa drei Jahren gewisse Straßen Londons unsicher machten. Man hat in London das Entstehen dieses Typus häufig auf die Colportageromane zurückgeführt, die die müßigen Gehirne erhitzen und mit grausigen Bildern erfüllen. Der Verfasser widerlegt dies jedoch durch den Hinweis, dass jene Schauergeschichten in letzter Linie, trotz ihrer crassen Effecte, doch den Triumph der Tugend und die Niederlage des Lasters verherrlichen und deshalb nicht zu rohen Ueberfällen und obscönen Handlungen anregen können. Viel demoralisierender als jene „Shockers", wie man die Schauerromane in London nennt, seien die ebenso rohen als platten Witzblätter. Gesteigert wird jene Empfänglichkeit noch durch die scheinbare Selbstbeherrschung der Engländer, die aber nur eine äußere Unterdrückung und nicht eine innerliche Zügelung eines ursprünglich leidenschaftlichen, ja brutalen Temperamentes ist, das dann nach anderer Richtung zum Ausbruch gelangt. Die Hauptursache aber liege in den Wohnungsverhältnissen der untern Stände. Ein Gesetzentwurf von Lord Hereford bezweckte, die Prügelstrafe auszudehnen und eine pecuniäre Haftung von den Eltern der Hooligans zu fordern. — Darwinistische Mythen nennt Curt Grottewitz einen Aufsatz, worin er u. a. die Voraussetzung einer sexuellen Zuchtwahl leugnet, durch die Darwin die Kraft und Schönheit mancher männlichen Thiere begründen wollte. Ebenso unrichtig sei es, eine allmähliche organische Entwickelung der Arten anzunehmen; offenbar gehe dieselbe sprunghaft vor sich, und es sei vielmehr anzunehmen, dass vollständig neue Varietäten plötzlich auftreten und die Uebergangsformen und Zwischenglieder fehlen.

„Cassiers Magazine" (December). J. A. Kingman erzählt von den Vorläufern des Automobils, die sich auf 140 Jahre zurückführen lassen. Schon 1759 wurde nämlich von einem Dr. Robinson in Glasgow der Versuch angestellt, einen Wagen mit Dampfkraft zu treiben, jedoch ohne besonders guten praktischen Erfolg. Zehn Jahre später construierte ein französischer Genie-Officier, N. J. Cugnot, einen Dampfwagen, der ganz gut, aber nicht ausdauernd functionierte, in einer zweiten, dreirädrigen, ein paar Jahre darauf erbauten Maschine jedoch eine wesentliche Verbesserung erfuhr. Oliver Evans in Amerika erbaute in den Siebziger- und Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gleichfalls mehrere Automobilen, konnte aber keine Licenz für deren Betrieb erlangen. In England kam, nach verschiedenen mehr oder minder gelungenen Versuchen, im Jahre 1801 das erste anwendbare Automobil zustande, dessen Princip richtig war, nur war die Frage der Dampferneuerung nicht genügend gelöst, weshalb es immer nur ganz kurze Strecken zurücklegen konnte. Viele dieser Experimente wurden von Privatleuten angestellt, und ein reicher Baron, Sir James Anderson, hatte denselben 30.000 Pfund und 30 Jahre seines Lebens geopfert. In den Zwanzigerjahren bewilligte das Unterhaus eine Summe von 16.000 Pfund für Versuche auf diesem Gebiete, und 1831 wurde sogar eine Fahrpostlinie zwischen Gloucester und Cheltenham eröffnet, deren Dampf-Omnibusse vier Monate lang erfolgreich functionierten, während dieser Zeit 3644 Meilen zurücklegten, dann aber doch den Dienst einstellen mussten. Vor drei Jahren noch soll es in den Vereinigten Staaten kein Dutzend Automobilen gegeben haben, während heute etwa 300 in Anwendung stehen. Von allen angewendeten Systemen gibt der Verfasser den Motorwagen mit Dampfkraft den Vorzug, weil sie die leichtesten und am besten lenkbaren sind, mit einem Ruck zum Stehen gebracht werden können und überdies wohlfeiler und geruchloser sind, als die elektrischen oder die Gasolin-Automobilen. Sie haben außerdem den Vorzug, die Dampfzufuhr zeitweilig steigern zu können, so dass zum Beispiel eine vierpferdekräftige Maschine für kurze Zeit die Arbeit einer sechs- oder achtpferdekräftigen verrichten kann, während der Gasolin-Motor für einen größeren Kraftaufwand, wie zum Beispiel das Bergfahren, gleich einen um so viel stärkeren und demgemäß schwereren Motor haben müsste. Ein amerikanischer Dampfmotor soll denn auch bei einem kürzlich stattgehabten großen Automobil-Rennen in England 75 Gasolin-Motore, namentlich im Bergfahren, glänzend geschlagen haben, und der Verfasser berichtet, dass in den Vereinigten Staaten eine Höhe von 11.000 Fuß per Automobil erklommen wurde.

**„Nineteenth Century"** (November). Elizabeth **Bank** entſetzt ſich über die plumpe Art, mit der die engliſchen Frauen ſich in die Wahlaction miſchen, und ſchildert im Gegenſatz dazu, wie ſchlau es die Amerikanerinnen gelegentlich der Präſidentenwahl angeſtellt haben, um ihrem Candidaten Stimmen zu verſchaffen. Mit Tractätchen, Aepfeln und Erdäpfeln verſehen, machten ſich die „Republican Girls" auf den Weg. In den Häuſern der einfachen Leute legten ſie ihren Vorrath aus: „Sehen Sie, hier ſind zehn Erdäpfel", ſagten ſie zur Hausfrau, „wenn Mc. Kinley gewählt wird, ſo können Sie das für fünf Cents kaufen, wird aber Bryan gewählt, ſo bekommen Sie nur ſieben Stück! Nun, was iſt Ihnen lieber?" Natürlich lautete die Antwort „zehn". Die ſchlauen Agitatorinnen aber lachten und ſagten: „Nun gut, dann erklären Sie das Ihrem Manne und geben Sie ihm das Schriftchen zu leſen und ſehen Sie darauf, daſs er für Mc. Kinley ſtimmt." Zur Unterſtützung der Angelegenheit wurden auch noch die Aepfel und Erdäpfel als Demonſtrationsobject zurückgelaſſen, der Sache Mc. Kinleys aber ſoll das ſcheinbar ſo harmloſe Mittel nicht wenig Stimmen gewonnen haben.

# Der blinde Hieronymo und ſein Bruder.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

Der blinde Hieronymo ſtand von der Bank auf und nahm die Guitarre zur Hand, die auf dem Tiſch neben dem Weinglaſe bereit gelegen war. Er hatte das ferne Rollen der erſten Wagen vernommen. Nun taſtete er ſich den wohlbekannten Weg bis zur offenen Thüre hin, und dann gieng er die ſchmalen Holzſtufen hinab, die frei in den gedeckten Hofraum hinunterliefen. Sein Bruder folgte ihm, und beide ſtellten ſich gleich neben der Treppe auf, den Rücken zur Wand gekehrt, um gegen den naſskalten Wind geſchützt zu ſein, der über den feuchtſchmutzigen Boden durch die offenen Thore ſtrich.

Unter dem düſteren Bogen des alten Wirtshauſes muſsten alle Wagen paſſieren, die den Weg über das Stilfſerjoch nahmen. Für die Reiſenden, welche von Italien her nach Tirol wollten, war es die letzte Raſt vor der Höhe. Zu langem Aufenthalte lud es nicht ein, denn gerade hier lief die Straße ziemlich eben, ohne Ausblicke, zwiſchen kahlen Erhebungen hin. Der blinde Italiener und ſein Bruder Carlo waren in den Sommermonaten hier ſo gut wie zu Hauſe.

Die Poſt fuhr ein, bald darauf kamen andere Wagen. Die meiſten Reiſenden blieben ſitzen, in Plaids und Mäntel wohl eingehüllt, andere ſtiegen aus und ſpazierten zwiſchen den Thoren ungeduldig hin und her. Das Wetter wurde immer ſchlechter, ein kalter Regen klatſchte herab. Nach einer Reihe ſchöner Tage ſchien der Herbſt plötzlich und allzufrüh hereinzubrechen.

Der Blinde ſang und begleitete ſich dazu auf der Guitarre; er ſang mit einer ungleichmäßigen, manchmal plötzlich aufkreiſchenden Stimme, wie immer, wenn er getrunken hatte. Manchmal wandte er den Kopf wie mit einem Ausdruck vergeblichen Flehens nach oben. Aber die Züge ſeines Geſichtes mit den ſchwarzen Bartſtoppeln und den bläulichen Lippen blieben vollkommen unbeweglich. Der ältere Bruder ſtand neben ihm, beinahe regungslos. Wenn ihm jemand eine Münze in den Hut fallen ließ, nickte er Dank und ſah dem Spender mit einem raſchen, wie irren Blick ins Geſicht. Aber gleich, beinahe ängſtlich, wandte er den Blick wieder fort und ſtarrte gleich dem Bruder ins Leere. Es war, als ſchämten ſich ſeine Augen des Lichts, das ihnen gewährt war, und von dem ſie dem blinden Bruder keinen Strahl ſchenken konnten.

„Bring' mir Wein," ſagte Hieronymo, und Carlo gieng, gehorſam wie immer. Während er die Stufen aufwärts ſchritt, begann Hieronymo wieder zu ſingen. Er hörte längſt nicht mehr auf ſeine eigene Stimme, und ſo konnte er auf das merken, was in ſeiner Nähe vorgieng. Jetzt vernahm er ganz nahe zwei flüſternde Stimmen, die eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Er dachte, wie oft dieſe Beiden ſchon den gleichen Weg hin- und hergegangen ſein mochten; denn in ſeiner Blindheit und in ſeinem Rauſch war ihm manchmal, als kämen Tag für Tag dieſelben Menſchen über das Joch gewandert, bald von Norden gegen Süden, bald von Süden gegen Norden. Und ſo kannte er auch dieſes junge Paar ſeit langer Zeit.

Carlo kam herab und reichte Hieronymo ein Glas Wein. Der Blinde ſchwenkte es dem jungen Paare zu und ſagte: „Ihr Wohl, meine Herrſchaften!"

„Danke," ſagte der junge Mann, aber die junge Frau zog ihn fort, denn ihr war dieſer Blinde unheimlich.

Jetzt hielt ein Wagen mit einer ziemlich lärmenden Geſellſchaft: ein Vater, Mutter, drei Kinder, eine Bonne.

„[illegible]," [illegible] zu Carlo.

[illegible]

geſchah, durch das er das Augenlicht verloren hatte. Denn er erinnerte ſich jenes Tages auch heute noch, nach beinahe zwanzig Jahren, mit vollkommener Deutlichkeit. Noch heute klang ihm der grelle Kinderſchrei ins Ohr, mit dem der kleine Hieronymo auf den Raſen hingeſunken war, noch heute ſah er die Sonne auf der weißen Gartenmauer ſpielen und kringeln und hörte die Sonntagsglocken wieder, die gerade in jenem Augenblick getönt. Er hatte wie oftmals mit dem Bolzen nach der Eſche an der Mauer geſchoſſen, und als er den Schrei hörte, dachte er gleich, daſs er den kleinen Bruder verletzt haben muſste, der eben vorbeigelaufen war. Er ließ das Blasrohr aus den Händen gleiten, ſprang durch's Fenſter in den Garten und ſtürzte zu dem kleinen Bruder hin, der auf dem Graſe lag, die Hände vors Geſicht geſchlagen, und jammerte. Ueber die rechte Wange und den Hals floſs ihm Blut herunter. In derſelben Minute kam der Vater vom Felde heim, durch die kleine Gartenthür, und nun knieten beide rathlos neben dem jammerden Kinde. Nachbarn eilten herbei; die alte Vanetti war die erſte, der es gelang, dem Kleinen die Hände vom Geſicht zu entfernen. Und dann kam auch der Schmied, bei dem Carlo damals in der Lehre war und der ſich ein biſschen aufs Curieren verſtand; und der ſah gleich, daſs das rechte Auge verloren war. Der Arzt, der abends aus Poſchiavo kam, konnte auch nicht mehr helfen. Ja, er deutete ſchon die Gefahr an, in der das andere Auge ſchwebte. Und er hatte recht gehabt. Ein Jahr ſpäter war die Welt für Hieronymo in Nacht verſunken. Anfangs verſuchte man, ihm einzureden, daſs er ſpäter geheilt werden könnte, und er ſchien es zu glauben. Carlo, der die Wahrheit wuſste, irrte damals tage- und nächtelang auf der Landſtraße, zwiſchen den Weinbergen und in den Wäldern umher, und war nahe daran, ſich umzubringen. Aber der geiſtliche Herr, dem er ſich anvertraute, klärte ihn auf, daſs es ſeine Pflicht war, zu leben und ſein Leben dem Bruder zu widmen. Carlo ſah es ein. Ein ungeheures Mitleid ergriff ihn. Nur wenn er bei dem blinden Jungen war, wenn er ihm die Haare ſtreicheln, ſeine Stirne küſſen durfte, ihm Geſchichten erzählte, ihn auf den Feldern hinter dem Hauſe und zwiſchen den Rebengeländen ſpazieren führte, milderte ſich ſeine Pein. Er hatte gleich anfangs die Lehrſtunden in der Schmiede vernachläſſigt, weil er ſich von dem Bruder gar nicht trennen mochte, und konnte ſich nachher nicht mehr entſchließen, ſein Handwerk wieder aufzunehmen, trotzdem der Vater mahnte und in Sorge war. Eines Tages fiel es Carlo auf, daſs Hieronymo vollkommen aufgehört hatte, von ſeinem Unglück zu reden. Bald wuſste er, warum: der Blinde war zur Einſicht gekommen, daſs er nie den Himmel, die Hügel, die Straßen, die Menſchen, das Licht wieder ſehen würde. Nun litt Carlo noch mehr als früher, ſo ſehr er ſich auch ſelbſt damit zu beruhigen ſuchte, daſs er ohne jede Abſicht das Unglück herbeigeführt hatte. Und manchmal, wenn er am frühen Morgen den Bruder betrachtete, der neben ihm ruhte, ward er von einer ſolchen Angſt erfaſst, ihn erwachen zu ſehen, daſs er in den Garten hinauslief, nur um nicht dabei ſein zu müſſen, wie die toten Augen jeden Tag von neuem das Licht zu ſuchen ſchienen, das ihnen für immer erloſchen war. Zu jener Zeit war es, daſs Carlo auf den Einfall kam, Hieronymo, der eine angenehme Stimme hatte, in der Muſik weiter ausbilden zu laſſen. Der Schullehrer von Tola, der manchmal Sonntags herüberkam, lehrte ihn die Guitarre ſpielen. Damals ahnte der Blinde freilich noch nicht, daſs die neuerlernte Kunſt einmal zu ſeinem Lebensunterhalt dienen würde.

Mit jenem traurigen Sommertag ſchien das Unglück für immer in das Haus des alten Lagardi eingezogen zu ſein. Die Ernte miſsrieth ein Jahr nach dem anderen; um eine kleine Geldſumme, die der Alte erſpart hatte, wurde er von einem Verwandten betrogen. Und als er an einem ſchwülen Auguſttag auf freiem Felde vom Schlag getroffen hinſank und ſtarb, hinterließ er nichts als Schulden. Das kleine Anweſen wurde verkauft, die beiden Brüder waren obdachlos und arm und verließen das Dorf.

Carlo war zwanzig, Hieronymo fünfzehn Jahre alt. Damals begann das Bettel- und Wanderleben, das ſie bis heute führten. Anfangs hatte Carlo daran gedacht, irgend einen Verdienſt zu finden, der zugleich ihn und den Bruder ernähren konnte; aber es wollte nicht gelingen, auch hatte Hieronymo nirgend Ruhe; er wollte immer auf dem Wege ſein.

Zwanzig Jahre war es nun, daſs ſie auf Straßen und Päſſen herumzogen, im nördlichen Italien und im ſüdlichen Tirol, immer dort, wo der dichtere Zug der Reiſenden vorüberſtrömte.

Und wenn auch Carlo nach ſo vielen Jahren nicht mehr die brennende Qual verſpürte, mit der ihn früher jedes Leuchten der Sonne, der Anblick einer freundlichen Landſchaft erfüllt hatte, es war doch ein ſtetes nagendes Mitleid in ihm, beſtändig und ihm unbewuſst, wie der Schlag ſeines Herzens und ſein Athem. Und er war froh, wenn Hieronymo ſich betrank!

Der Wagen mit der deutſchen Familie war davongefahren. Carlo ſetzte ſich, wie er gerne that, auf die unterſten Stufen der Treppe, Hieronymo aber blieb ſtehen, ließ die Arme ſchlaff herabhängen und hielt den Kopf nach oben gewandt.

Maria, die Magd, trat aus der Wirtsſtube.

„Habt's viel verdient heut'?" rief sie herunter.

Carlo wandte sich gar nicht um. Der Blinde bückte sich nach seinem Glas, hob es vom Boden auf und trank es Maria zu. Sie saß manchmal abends in der Wirtsstube neben ihm; er wusste auch, dass sie schön war.

Carlo beugte sich vor und blickte gegen die Straße hinaus. Der Wind blies und der Regen prasselte, so dass das Rollen des nahenden Wagens in den heftigen Geräuschen untergieng. Carlo stand auf und nahm wieder seinen Platz an des Bruders Seite ein.

Hieronymo begann zu singen, schon während der Wagen einfuhr, in dem nur ein Passagier saß. Der Kutscher spannte die Pferde eilig aus, dann eilte er hinauf in die Wirtsstube. Der Reisende blieb eine Weile in seiner Ecke sitzen, ganz eingewickelt in einen grauen Regenmantel; er schien auf den Gesang gar nicht zu hören. Nach einer Weile aber sprang er aus dem Wagen und lief mit großer Hast hin und her, ohne sich weit vom Wagen zu entfernen. Er rieb immerfort die Hände aneinander, um sich zu erwärmen. Jetzt erst schien er die Bettler zu bemerken. Er stellte sich ihnen gegenüber und sah sie lange wie prüfend an. Carlo neigte leicht den Kopf, wie zum Gruße. — Der Reisende war ein sehr junger Mensch mit einem hübschen bartlosen Gesicht und unruhigen Augen. Nachdem er eine ganze Weile vor den Bettlern gestanden, eilte er wieder zu dem Thore, durch das er weiterfahren sollte, und schüttelte bei dem trostlosen Ausblick in Regen und Nebel verdrießlich den Kopf.

„Nun?" fragte Hieronymo.

„Noch nichts", erwiderte Carlo. „Er wird wohl geben, wenn er fortfährt."

Der Reisende kam wieder zurück und lehnte sich an die Deichsel des Wagens. Der Blinde begann zu singen. Nun schien der junge Mann plötzlich mit großem Interesse zuzuhören. Der Knecht erschien und spannte die Pferde wieder ein. Und jetzt erst, als besänne er sich eben, griff der junge Mann in die Tasche und gab Carlo einen Franc.

„O danke, danke", sagte dieser.

Der Reisende setzte sich in den Wagen und wickelte sich wieder in seinen Mantel. Carlo nahm das Glas vom Boden auf und gieng die Holzstufen hinauf. Hieronymo sang weiter. Der Reisende beugte sich zum Wagen heraus und schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck von Ueberlegenheit und Traurigkeit zugleich. Plötzlich schien ihm ein Einfall zu kommen, und er lächelte. Dann sagte er zu dem Blinden, der kaum zwei Schritte weit von ihm stand: „Wie heißt du?"

„Hieronymo."

„Nun, Hieronymo, lass' dich nur nicht betrügen." In diesem Augenblick erschien der Kutscher auf der obersten Stufe der Treppe.

„Wieso, gnädiger Herr, betrügen?"

„Ich habe deinem Begleiter ein Zwanzig-Francsstück gegeben."

„O Herr, Dank, Dank!"

„Ja; also pass' auf."

„Er ist mein Bruder, Herr; er betrügt mich nicht."

Der junge Mann stutzte eine Weile, aber während er noch überlegte, war der Kutscher auf den Bock gestiegen und hatte die Pferde angetrieben. Der junge Mann lehnte sich zurück mit einer Bewegung des Kopfes, als wollte er sagen: Schicksal, nimm deinen Lauf! und der Wagen fuhr davon.

Der Blinde winkte mit beiden Händen lebhafte Geberden des Dankes nach. Jetzt hörte er Carlo, der eben aus der Wirtsstube kam. Der rief herunter: „Komm, Hieronymo, es ist warm heroben, Maria hat Feuer angemacht!"

Hieronymo nickte, nahm die Guitarre unter den Arm und tastete sich am Geländer die Stufen hinauf. Auf der Treppe schon rief er: „Lass' es mich anfühlen! Wie lang hab' ich schon kein Goldstück angefühlt!"

„Was gibt's?" fragte Carlo. „Was redest du da?"

Hieronymo war oben und griff mit beiden Händen nach dem Kopf seines Bruders, ein Zeichen, mit dem er stets Freude oder Zärtlichkeit auszudrücken pflegte. „Carlo, mein lieber Bruder, es gibt doch gute Menschen!"

„Gewiss", sagte Carlo. „Bis jetzt sind es zwei Lire und dreißig Centesimi; und hier ist noch österreichisches Geld, vielleicht eine halbe Lira."

„Und zwanzig Franken — und zwanzig Franken!" rief Hieronymo. „Ich weiß es ja!" Er torkelte in die Stube und setzte sich schwer auf die Bank.

„Was weißt du?", fragte Carlo.

„So lass' doch die Späße! Gib es mir in die Hand! Wie lang hab' ich schon kein Goldstück in der Hand gehabt!"

„Was willst du denn? Woher soll ich ein Goldstück nehmen? Es sind zwei Lire oder drei."

Der Blinde schlug auf den Tisch. „Jetzt ist es aber genug, genug! Willst du es etwa vor mir verstecken?"

Carlo blickte den Bruder besorgt und verwundert an. Er setzte sich neben ihn, rückte ganz nahe und fasste wie begütigend seinen Arm. „Ich verstecke nichts vor dir. Wie kannst du das glauben? Niemandem ist es eingefallen, mir ein Goldstück zu geben."

„Aber er hat mir's doch gesagt!"

„Wer?"

„Nun, der junge Mensch, der hin- und herlief."

„Wie? Ich versteh' dich nicht!"

„So hat er zu mir gesagt: „Wie heißt Du?" und dann: „Gib acht, gib acht, lass dich nicht betrügen!"

„Du musst geträumt haben, Hieronymo, — das ist ja Unsinn!"

„Unsinn? Ich hab' es doch gehört, und ich höre gut. „Lass dich nicht betrügen; ich habe ihm ein Goldstück . . . . ." — nein, so sagte er: „Ich habe ihm ein Zwanzig-Francsstück gegeben."

Der Wirt kam herein. „Nun, was ist's mit euch? Habt ihr das Geschäft aufgegeben? Ein Vierspänner ist gerade angefahren."

„Komm!", rief Carlo, „komm!"

Hieronymo blieb sitzen. „Warum denn? Warum soll ich kommen? Was hilft's mir denn? Du stehst ja dabei und —"

Carlo berührte ihn am Arm. „Still, komm' jetzt hinunter!"

Hieronymo schwieg und gehorchte dem Bruder. Aber auf den Stufen sagte er: „Wir reden noch, wir reden noch!"

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

**Die Redaction der „Zeit".**

## Stimmen aus dem Publicum.

# Kundmachung.

Die stimmberechtigten Herren Actionäre der

**Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft**

werden hiermit zu der am **Mittwoch den 9. Jänner k. J.,** 6 Uhr abends, im Gebäude der Gesellschaft, **Freiung Nr. 8,** stattfindenden

# ausserordentlichen Generalversammlung

eingeladen, in welcher folgende Gegenstände zur Verhandlung gelangen werden:

1. Antrag auf Umwandlung der auf Namen und den Nominalbetrag von fl. 500 resp. fl. 250 ö. W. lautenden Actien der Gesellschaft in auf Namen und den Nominalbetrag von K 400 lautende Actien.
2. Antrag auf Statutenänderungen (insbesondere der §§ 6, 7, 8, 11, 16, 17, 19, 21, 25, 29, 35 und 37).

Die Herren Actionäre, welche als solche drei Monate vor dem Zusammentritte der Versammlung in den Actienbüchern der Gesellschaft eingetragen waren und an der Generalversammlung theilzunehmen beabsichtigen, werden demnach eingeladen, je fünf auf ihre Namen lautende Actien vom **18. December l. J.** angefangen bis längstens

**24. December l. J., 12 Uhr Mittags**

bei der Liquidatur der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft gegen Empfangnahme der Eintrittskarten zur Generalversammlung zu hinterlegen.

**Wien,** 16. December 1900.

**Der Verwaltungsrath.**

# Die Zeit.

XXV. Band. Wien, den 29. December 1900. Nummer 326.


## Schlüsselpolitik.

In Tirol hat noch vor Schluss des Landtages eine neue Tour in jenem alten Versteckspiel zwischen den Nationalitäten und der Regierung angehoben, welches man in Oesterreich den Nationalitätenkampf, das ist den Kampf der Nationalitäten untereinander nennt, welches man aber zutreffender die Nationalitätenbekämpfung, das ist den Kampf der Regierung gegen die oder einzelne Nationalitäten nennen sollte. Die Regierung hat wieder einmal, wie so oft schon den Nationalitäten, in Tirol den Deutschen und den Italienern, mit billigen Worten die wohlwollende Berücksichtigung ihrer gemeinsamen nationalpolitischen Wünsche zugesagt, falls sie sich auf solche einigen. Die Deutschen und Italiener werden sich voraussichtlich wieder einigen, sowie sie sich erst jüngst geeinigt haben, und zwar wahrscheinlich wieder auf ein nationales Absonderungsprogramm. Und wenn dieses Programm dann von beiden Theilen einmüthig der Regierung vorgelegt werden wird, werden wieder beide Nationalitäten die Betrogenen sein. Denn, wenn's so weiter geht wie bisher, wird die Regierung, sobald's zum Klappen kommt mit dem nationalen Ausgleich, abermals ihr starres Nein dazwischenlegen, sowie sie es kürzlich gethan, und die Begründung wird wieder, wie jetzt, der „Ausblick auf Umgestaltungen" sein, „für welche keine Regierung die Verantwortung übernehmen wird". Und so würde es auch gehen, wenn irgend zwei andere Nationalitäten sich auf eine friedliche Scheidung verständigen würden. Die Tiroler Erfahrung der letzten Monate ist lehrreich, nicht nur weil sie zeigt, wer subjectiv eigentlich der Friedensstörer zwischen den Nationalitäten ist, die Regierung, sondern auch auf das Hindernis selbst hinweist, welches objectiv im tiefsten Grunde die Lösung des österreichischen Nationalitätenproblems erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht.

Sicher ist das Verhängnis Oesterreichs, dass es von verschiedenen Nationalitäten bewohnt wird. Aber damit ist das Verhängnis noch lange nicht erschöpft. Man kann die Nationalitäten Oesterreichs — wenn für einen Augenblick die Einführung einer doctrinären Terminologie gestattet sein mag — in zwei Classen unterscheiden, deren eine man innerstaatliche, deren andere man außerstaatliche nennen kann. Außerstaatliche sind jene Nationalitäten, deren Angehörige außerhalb der habsburgischen Monarchie eine selbständige nationale Existenz führen, die also, mit einem berühmten Wort zu sprechen, jenseits der schwarzgelben Pfähle einen großen Onkel sitzen haben. Das sind vor allem die Deutschen im Hinblicke auf das Deutsche Reich, die Italiener im Hinblicke auf das Königreich Italien, die Serben im Hinblicke auf das Königreich Serbien, die Rumänen im Hinblicke auf das Königreich Rumänien, die Ruthenen vielleicht noch, allerdings nur mit einem nisi, im Hinblicke auf das russische Reich. Innerstaatliche sind wieder jene Nationalitäten, die einen solchen großen Onkel und ein derartiges staatliches Jenseits nicht haben. Das sind vor allem die Czechen, aber auch die Slovenen, die Croaten und selbst die Polen, da deren nationales Reich vorläufig wenigstens nicht von dieser Welt ist. Wenn alle Nationalitäten Oesterreichs gleichclassig wären, wenn entweder alle inner- oder alle außerstaatliche Nationalitäten wären, würden ihnen manche Reibungen unter einander erspart bleiben. Die innerstaatlichen, die Nur-Oesterreicher, tragen den außerstaatlichen, den Auch-Oesterreichern, ein gewisses natürliches Ressentiment nach, das von der anderen Seite begreiflichermaßen nicht ohne Erwiderung bleibt. Der schier unauslöschliche Hass zwischen Czechen und Deutschen ist nicht zum geringsten Grunde aus dieser Verschiedenclassigkeit zu erklären. Anderseits hat die Verständigung zwischen Deutschen und Italienern von jeher in der Gleichclassigkeit eine sozusagen naturgegebene Grundlage gefunden. Wären alle Nationalitäten Oesterreichs Nur-Oesterreicher, so würden sie sich nicht nur untereinander als Gleiche leichter auseinandersetzen, ihre etwaige einverständliche nationale Absonderung innerhalb des Staates würde auch bei der Regierung keinen hartnäckigen Widerstand erregen. Aber und damit rücken wir dem eigentlichen Verhängnis Oesterreichs näher keine einzige Provinz Oesterreichs ist von solchen innerstaatlichen Nationalitäten allein bewohnt, kein einziger der Nationalitätenkämpfe spielt sich zwischen solchen Nationalitäten allein ab, überall leben neben diesen auch andere Nationalitäten in Oesterreich, deren nationale Wohnsitze sich über die Grenzen des Habsburgerreichs hinaus erstrecken. Und nun lehrt die Erfahrung: Wo immer in einer Provinz eine innerstaatliche mit einer außerstaatlichen Nationalität zusammenlebt, stellt sich die sogenannte echt- oder wahrhaft-österreichische Regierung, wenn nicht ihre eigensten Triebe zeitweilig durch äußere Rücksichten oder besondere Umstände gehemmt sind, auf Seite der innerstaatlichen Nationalität, in Böhmen und Mähren auf die Seite der Czechen, in Steiermark und Istrien auf die Seite der Slovenen, in Galizien auf die Seite der Polen und in Neu-Oesterreich, im Occupationsgebiet auf die Seite der Croaten. Wo zwei außerstaatliche Nationalitäten einander gegenüberstehen, ist sie, wie Tirol zeigt, mit beiden unzufrieden. Nur den innerstaatlichen Nationalitäten, die nicht anders können, scheint sie ein rechtes Vertrauen zu schenken, zu den außerstaatlichen dagegen hegt oder heuchelt sie Misstrauen.

Worauf nun dieses Misstrauen im Stillen beruht? Wohl auf der Befürchtung, dass die nationale Absonderung, die zunächst zum Zweck des inneren Friedens geplant wird, im weiteren Verlauf zu einer staatlichen Absonderung der außerstaatlichen Nationalitäten führen wird. Anders lassen sich die politischen „Umwälzungen", vor denen Herr v. Koerber angesichts des an sich harmlosen Welschtiroler Autonomieprojectes zurückschreckt, kaum verstehen. Ob dieses Misstrauen gerechtfertigt ist, ist dann die Frage, von der die ganze österreichische Staatspolitik abhängt. Geschichtliche Erfahrung zwingt, diese Frage zu verneinen. Die Schweiz liefert das schlagende Beispiel eines Staates, in dem drei außerstaatliche Nationalitäten in nationaler Sonderverwaltung (auf Grund des Cantonalsystemes) seit langem zusammenleben, ohne dass der Staat deswegen auseinander gegangen wäre. Das Misstrauen, das man in Oesterreich den außerstaatlichen Nationalitäten entgegenbringt, ist also nicht gerechtfertigt. Warum aber wird es dann hier so eifrig genährt und gepflegt?

Diese Erwägung führt auf einen anderen Punkt, den Schlüsselpunkt des ganzen Problems. In Oesterreich existiert neben und hinter den wechselnden Regierungen eine clerical-feudale Camarilla, von deren Macht und Einfluss jedes Blatt der Geschichte Oesterreichs erzählt. Welches ist nun die Quelle, die psychologische Quelle dieser Macht? Immer und allerwärts ist es die eingebildete Gefahr gewesen, in welcher, nach der Darstellung der Camarilla, der Staat oder dessen Dynastie permanent schwebt und aus der er permanent gerettet werden muss — von der Camarilla natürlich. In anderen Ländern hat sie zu diesem Zweck die ihr widerstrebenden Parteien oft als Republikaner verschrien und, um diese Behauptung glaubwürdig zu machen, sich unter Umständen nicht gescheut, selbst Complotte und Attentate zu erfinden. In Oesterreich gibt es keine Partei, der man, ohne sich lächerlich zu machen, republikanische Tendenzen unterschieben könnte. Dafür gibt es aber hier außerstaatliche Nationalitäten, die man mit dem unfassbaren Verdacht staatlicher Absonderungsgelüste leicht umspinnen kann. Diesen Verdacht zu erzeugen und zu erhalten, ist die Lebensaufgabe der Camarilla in Oesterreich. Diese Aufgabe hat sie in ihrem Sinne bisher glänzend gelöst, in Tirol hat sie neuerdings eine Probe davon abgelegt, und Herr v. Koerber hat sich dabei als ihr gefügiges Werkzeug bewährt. K.

---

## Die Todte Hand in Frankreich.

In seinem neulich in der Pariser „Aurore" veröffentlichten „Briefe an den Präsidenten Loubet", einer, nebenbei gesagt, gräulichen „Wassersuppe", deren man sich von dem Verfasser des „J'accuse", von dem mannhaften Vertheidiger des vergewaltigten Rechtes eigentlich nicht versehen hätte, protestiert Emile Zola gegen den unzähligemale gehörten Vorwurf, die Affaire Dreyfus habe Frankreich unendlichen Schaden gethan. Nein, sagt er, tausendmal nein! Denn dieser „Fall" war ein Geschwür, das allen im Körper vertheilten Krankheitsstoff nach außen, nach der Oberfläche zieht und es so dem Chirurgen ermöglicht, den leidenden Organismus mit einem kühnen Schnitte von all dem Gifte zu befreien: erst wenn dies geschehen ist, kann der Kranke gesunden. Clericalismus, Nepotismus, Verderb von Heer und Beamtenthum in jeder Form wucherten seit Jahrzehnten im Verborgenen, und nur die wenigsten ahnten den

ungeheueren Schaden, den diese Fäulnisbacillen dem socialen Organismus zufügten. Da kam die „Affaire“ und trieb den socialen Eiter, schneller und heftiger, als all die Dunkelmänner es gewünscht hatten, an die Außenfläche, die ganze, im Innern wuchernde Krebskrankheit offenbarend. Ohne die „Affaire“ wären wir langsam, und beinahe ohne es zu merken, vermodert; jetzt aber kennen wir die Krankheit und werden ihr Einhalt thun. Das ist die unendlich gute und segensreiche Folge, die der berühmte „Fall“ gehabt hat. Soweit Zola. — Es ließe sich gegen diese neue und auf den ersten Blick verführerische Theorie vielerlei einwenden, so vor allem, dass der Dreyfus-Fall das französische Heer mehr geschwächt hat, als ein verlorener Krieg es hätte thun können, und dass infolge dessen Frankreichs Weltstellung, die, wie die jedes anderen Landes, in letzter Linie auf der militärischen Schlagfertigkeit basiert, sehr erheblich ins Wanken gerathen ist. Ich will jedoch heute keine politisch-philosophischen Erörterungen anstellen und daher lasse ich diesen Punkt auf sich beruhen. Zola selbst stellt aber eine Bedingung, mit deren Erfüllung oder Nichterfüllung seine Theorie steht oder fällt: in seinem der Medicin entlehnten Beispiele fordert er einen „Chirurgen“, der das Geschwür ausschneiden und den Körper von den Fäulnisstoffen befreien soll. Ja, wo ist denn aber dieser Chirurg? Und wie sehen die Messer und anderen Werkzeuge aus, mit denen man dem Uebel beikommen will? Zola nennt und zeigt sie nicht, und dass er nicht etwa Herrn Waldeck-Rousseau meint, das geht aus den diesem Passus voranstehenden drei oder vier Spalten hervor, wo er dem gegenwärtigen Cabinet Fehler, Missgriffe und Schwächen vorwirft und für diese auch Herrn Loubet mit verantwortlich macht. Ja, der ganze „Brief“ Zolas richtet sich gegen die Amnestie, die bis jetzt einzige nennenswerte politische That des Ministeriums Waldeck, deren Folgen — siehe den Fall Cuignet — nicht lange auf sich haben warten lassen. Ich behalte mir vor, auf die Amnestie und ihre Folgen etwas näher einzugehen, sobald nur erst diese „Beruhigungsmaßregel“ den gehörigen Grad von Unruhe erzeugt haben wird, was ja nur eine Frage der Zeit ist.

Das „Geschwür“ ist also da, die Volkskrankheit ist erkannt, aber Arzt und Heilmittel fehlen zur Stunde noch, und wer nicht ein sehr optimistischer Anhänger der Naturheilmethode, auch auf socialem, wirtschaftlichem und pädagogischem Gebiete ist, wird sich über den ferneren Verlauf der Dinge in Frankreich keinen Illusionen hingeben. Freilich, Herr Waldeck-Rousseau möchte gern den helfenden und rettenden Arzt spielen, er hat die besten Absichten; aber hat er auch die nöthige Kraft und Unerschrockenheit, die sichere und das Messer energisch führende Hand? Der Hochverrathsprocess vom Herbst 1899 und der Assumptionistenprocess vom Jänner 1900 geben darauf leider eine negative Antwort. In beiden Fällen traf die Strafe nur einige besonders lärmende Statisten, nicht aber die wirklich gefährlichen Hauptacteure, und sie fiel zudem sehr milde aus. Jetzt aber, so hört man, soll es anders kommen. Herr Waldeck hat den großen Schwamm genommen und dem Parlament gesagt: Wischen wir die ganze Vergangenheit aus, tilgen wir alle Verbrechen und Vergehen weg, die bereits bestraften sowohl wie vor allem auch die nicht bestraften, und fangen wir ein neues Conto an. Und auf dass Aehnliches nicht wieder vorkomme, legen wir die Axt an die Wurzel des Giftbaumes und unterbinden wir alle Canäle, durch die der verderbliche Saft von neuem ins Volk dringen könnte.

Der Giftbaum, der sich in Frankreich — wie auch anderwärts — breitmacht, heißt — jedermann weiß es — Clericalismus. Fast alle Krankheitssymptome, die das moderne Frankreich zeigt, sind mittelbar oder unmittelbar auf ihn zurückzuführen, und namentlich hat er jene Zustände in Armee und Marine, in einem Theile des Richterstandes und der Beamtenschaft erzeugt, die seit Beginn des Dreyfus-Handels alle Welt in Erstaunen versetzt haben. Der Monarchismus würde in Frankreich längst keine Rolle mehr spielen, wenn er nicht bei der katholischen Kirche, wie Antäos bei seiner Mutter Erde, immer neue Kraft schöpfen könnte. Denn über die angebliche Conversion der französischen Kirchenfürsten zum Republikanismus darf man sich keiner Täuschung hingeben. Der weltklugen Taktik Roms, es immer mit dem augenblicklich Stärkeren zu halten, folgend, haben die französischen Prälaten der neuen Staatsordnung den Eid der Treue geleistet, was ihnen umso leichter wurde, als sie ja hinsichtlich der für einen etwaigen Treubruch zu erlangenden Absolution an der „Quelle“ sitzen. Doch jetzt schon hat sie dieser Eid nicht gehindert, nicht nur den erklärten Feinden der Republik insgeheim Vorschub zu leisten, sondern vor allem auch innerhalb der republikanischen Gesellschaft für eigene Rechnung und, indirect, für die des Monarchismus zu arbeiten.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Nein, und infolge dessen auch „unser Reich“ nicht. Solange „uns“ der Herr aber keine himmlischen Mittel an die Hand gibt, müssen „wir“ eben irdische zur Anwendung bringen, um den endgiltigen Sieg des Himmels über die Erde vorzubereiten. Und welche Mittel wären da wohl geeigneter, als die [illegible] die Familie [illegible] das Geld? [illegible] daher [illegible] Wert, was mit einem [illegible] Verwaltung,

weitaus größer ist, als der unter dem napoleonischen Kaiserreiche oder dem Königthume erreichte. Wie durch die Familie „gearbeitet“ wird, durch die Frauen, Mütter, Schwestern, Kinder, das habe ich bei früherer Gelegenheit und namentlich in Bezug auf die Köderung der Heeresangehörigen gezeigt. Welche Rolle das Geld spielt, ist augenblicklich Gegenstand amtlicher Erhebungen, und dabei ist es charakteristisch, dass man trotz monatelanger, angestrengter Arbeit, trotz der guten, den Behörden zur Verfügung stehenden Informationsmittel noch nicht dahin gelangt ist, die in den Händen der geistlichen Corporationen befindlichen Unsummen auch nur annähernd zu schätzen. Die französische Steuerbehörde veranschlagt das Vermögen der Todten Hand auf etwas über eine Milliarde Franken — dies ist die niedrigste Schätzung — andere sprechen, und nicht ohne Grund, von rund acht Milliarden. Nur über eins ist man sich allerseits klar: diese Schätzungen beziehen sich ausschließlich auf das unbewegliche Vermögen, auf die den Ordensbrüdern und -Schwestern gehörenden Liegenschaften, Häuser und dergleichen, nicht aber auf ihr Barvermögen, das sich überhaupt jeder Berechnung entzieht. Ich denke, gerade diese Unbestimmtheit der Angaben, diese Unbestimmbarkeit des factischen Besitzes lassen die ungeheure Ausdehnung des Vermögensstandes der französischen geistlichen Genossenschaften am besten ahnen und veranschaulichen am deutlichsten die der Republik und der modernen bürgerlichen Gesellschaft von dieser Seite her drohende Gefahr. Was wollen die Millionen und selbst die Hunderte von Millionen eines Rothschild, eines Péreire, eines Hirsch gegenüber einer Vermögensanhäufung bedeuten, wie wir sie bei den Congregationen gewahren! Und doch werden die Drumont und Genossen nicht müde, uns Tag für Tag vor der „semitischen Gefahr“ gruselig zu machen! Der „Grand-Orient de France“ hat sich vor kurzem das Verdienst erworben, eine Karte von Frankreich herauszugeben, auf der das in Liegenschaften bestehende Vermögen der Congregationen in den Jahren 1881 und 1898 ziffernmäßig angegeben und für jedes Departement graphisch dargestellt ist. Nach dieser sehr lehrreichen Karte betrug der immobile Besitz im erstgenannten Jahre, das heißt gleich nach Anwendung der Märzdecrete Ferrys, achthundert Millionen Franken, im Jahre 1898 aber schon zwei Milliarden! Und dabei sind nur die offen eingestandenen Besitzthümer der Genossenschaften in Rechnung gestellt; die nicht eingestandenen, oder, wie die frommen Herren sich ausdrücken, die „indirect besessenen“ sollen sich, einem ungefähren Anschlage zufolge, auf das Vier- bis Fünffache jener Summe belaufen. Um diese Riesenzahlen richtig zu würdigen, wolle man sich erinnern, dass das Budget des französischen Staates, das heißt der verschuldetsten Großmacht Europas, gegenwärtig noch nicht ganz drei Milliarden erreicht, obschon daraus die Zinsen der ganzen aus dem Kaiserreiche übernommenen Schuldenlast gezahlt und ein gewaltiges Kriegsheer unterhalten werden. Ferner wolle man bedenken, dass in obigen Summen das Budget der dem Concordat unterworfenen französischen Geistlichkeit keineswegs enthalten ist. Was direct an die Erzbischöfe, Bischöfe, Vicare und die Diöcesen geht, hat man auf annähernd anderthalb Millionen per Jahr und per Bisthum geschätzt und daraus ein Vermögen von weiteren drei und einhalb Milliarden für den französischen Clerus abgeleitet. Was Lourdes und ähnliche „Unternehmungen“ einbringen, entzieht sich selbst ganz ungefährer Schätzung, doch dürfte es nicht eben wenig sein.

Lehrreicher aber noch, als diese approximative Feststellung des gegenwärtigen Besitzstandes, ist eine kürzlich veröffentlichte Uebersicht, aus der man das Wachsthum des Vermögens ersieht, weil daraus hervorgeht, wie rasch sich die Congregationen von den ihnen während der großen Revolution ertheilten Schlägen erholt haben und in wie kurzer Zeit sie ihr Endziel, den gesammten französischen Nationalwohlstand in ihrer Hand zu vereinigen, erreichen werden, falls man ihnen nicht schleunigest und energischst zu Leibe geht. Nach amtlichen Angaben der Steuerbehörde repräsentieren die „biens possédés“ der autorisierten Congregationen

einen Wert von

| im Jahr | Millionen Francs |
|---|---|
| 1845 | 43·00 |
| 1856 | 81·97 |
| 1859 | 105·37 |
| 1880 | 420·94 |
| 1900 | 392·40 |

Nur in diesen Jahren fanden amtliche Erhebungen statt. Seit 1880 haben wir also eine Verminderung zu verzeichnen, die anscheinend gegen das bisher Ausgeführte spricht. Man beachte aber, dass hier nur das unbewegliche Vermögen zur Taxation gelangte, während sich ihr das bewegliche dank der unpraktischen französischen Steuergesetzgebung entzog. Die rund 28 Millionen, um die der Besitzstand sich in den letzten zwanzig Jahren vermindert zu haben scheint, sind einfach mobilisiert oder aber auf andere Namen überschrieben worden, eine bei den Ordensbrüdern außerst beliebte Praxis. In der That geht aus dem letzthin vom Finanzausschuss der Budgetcommission übergebenen Bericht hervor, dass sich die Güter der Congregationen in vier Gruppen scheiden:

in direct besessene Liegenschaften (gegenwärtig 20.900 Hektar im Gesammtwerte von 435,424.000 Francs), in „indirect" besessene (5769 Hektar = 125,811.000 Francs), in „occupierte" (7640 Hektar = 214,895.000 Francs) und endlich in solche, deren Rechts- und Besitzverhältnisse noch festzustellen wären (14.392 Hektar = 281,323.000 Francs). In Summa ergibt das 48.701 Hektar im Werte von rund einer Milliarde und 57 Millionen Francs. Seit 1880 haben sich die direct und indirect besessenen Liegenschaften um 9111 Hektar im Gesammtwerte von rund 201 Millionen vermindert, aber die „occupierten" haben sich während dieser Periode um 2900 Hektar im Gesammtwerte von rund 83·78 Millionen vermehrt. Daraus erhellt, dass die klugen Bruder- und Schwesterschaften gerade die fettesten Ländereien und wertvollsten Gebäude „veräußert" und sich bescheiden mit den räumlich zwar größeren, aber minder wertvollen begnügt haben. Das Princip, das die Genossenschaften in der letzten Zeit befolgt haben und wohl auch in Zukunft befolgen werden, besteht demnach darin, wertvollen, mithin hoch zu besteuernden Besitz mehr und mehr in fremde — aber zuverlässige — Hände zu legen und ihn nur noch „mietweise" innezuhaben, dagegen minderwertigen, wenn auch räumlich ausgedehnteren, in eigener Hand zu behalten. Dieser Grundsatz hat noch dadurch eine Erweiterung erfahren, dass die Congregationen ihr liegendes Eigenthum zusehends mehr mit Hypotheken belasten oder sich seiner auch wohl ganz und gar entledigen, um dem Staate durch Anhäufung flüssigen Vermögens die Controle zu erschweren und so der Besteuerung in immer ausgedehnterem Maße zu entgehen, und dieser Evolution tragen die Leute Rechnung, die, wie erwähnt, behaupten, das flüssige, nicht zu berechnende Vermögen der Genossenschaften sei vier- bis fünfmal größer, als das wenigstens einigermaßen abgeschätzte liegende.

Die vorsichtigen Besitzer erinnern sich aber auch der Märzdecrete vom Jahre 1880 und der hier und da nicht ganz sanften Durchführung derselben. Sie entsinnen sich, dass einzelne Klöster und Schulen mit bewaffneter Hand genommen werden mussten, weil sich die geistlichen Insassen weigerten, sich dem Staate zu unterwerfen, die Gesetze und Vorschriften zu befolgen, Steuern zu zahlen oder aber auszuwandern. Daher haben sie in Voraussicht ähnlicher Geschehnisse den größeren Theil ihres Besitzes in die Hand der milden Schwestern gelegt, wohl in der Erwartung, die Staatsgewalt werde Bedenken tragen, gegen weibliche Wesen mit derselben Härte vorzugehen wie gegen männliche. Die gesetzlich zugelassenen männlichen Orden besitzen nämlich von der mehrerwähnten Milliarde nur 128·5 Millionen, die weiblichen autorisierten aber 254·5 Millionen, also rund das Doppelte. Noch deutlicher tritt jenes Princip bei den nicht autorisierten Orden zutage. Auf die männlichen Genossenschaften dieser Gruppe entfallen 176·9 Millionen, auf die weiblichen dagegen 473·7 Millionen, also beinahe das Dreifache. Im ganzen gehören den Schwestern 728·2 Millionen, den Brüdern nur 305·4 Millionen, jenen weit über zwei Drittel, diesen weniger als ein Drittel, und während die männlichen und weiblichen autorisierten Orden zusammen rund 383 Millionen ihr Eigen nennen, gehören den nicht autorisierten insgesammt 650·6 Millionen, woraus jeder ersehen kann, um wieviel mächtiger und gefährlicher die letzteren sind, und wie recht der französische Staat hat, wenn er den Congregationen das bekannte Wort Gambettas zuruft: „Il faut se soumettre ou se démettre!" Die vorstehend gegebenen Zahlen und Daten mögen vorderhand genügen, obwohl es leicht wäre, die ungeheuere Ausdehnung des Besitzes der Todten Hand noch an anderen zu zeigen.

Womit will nun das gegenwärtige Ministerium den Congregationen — wohlverstanden, nur diesen, nicht dem Clerus im allgemeinen! — entgegentreten, um sie zu verhindern, ganz Frankreich in ihren ungeheueren Schnappsack zu stecken? Mit einem Gesetze, das dem Parlament bald nach Neujahr zugehen soll und für das sich wohl eine Mehrheit finden wird, wenn auch vielleicht nur eine kleine und erst nach gehöriger Verwässerung und Abschwächung der wirksamsten Paragraphen. Dieses neue Gesetz soll im wesentlichen die mehrerwähnten Märzdecrete legalisieren, durch die den geistlichen Genossenschaften aufgegeben wurde, Mitgliederzahl und Statuten den Behörden einzureichen und den Vermögensstand behufs regelrechter Besteuerung anzugeben. Wer sich dem unterwarf, wurde als „ermächtigte" oder „zugelassene" Genossenschaft etikettiert; wer es nicht that — und die meisten thaten es nicht — hieß fortab „nicht autorisierte" Genossenschaft. Und die Folge war, dass die ermächtigten machen konnten, was sie wollten, während die nicht ermächtigten „geduldet" wurden, wodurch sie, wenn nicht de jure, so doch de facto, der gleichen Vortheile theilhaftig wurden, wie jene. Im ersten Eifer ließ Ferry zwar eine kleine Aufräumearbeit in der Provinz vornehmen, wobei, wie gesagt, ein paar Klöster und sonstige geistliche Institute gestürmt werden mussten, aber bald ließen die „Verfolgungen", wie man das geistlicherseits nannte, nach, die Ausgetriebenen und Ausgewanderten kamen wieder, und was namentlich die gefährlichsten unter ihnen, die Jesuiten, anlangt, so sind sie heutzutage in Frankreich ebenso zu Hause, wie vor hundert Jahren in Paraguay. Nachdem Ferry gestürzt, sein hauptsächlichster Mitarbeiter, Paul Bert, gestorben war, verlief die ganze anticlericale Bewegung wieder im Sande, und zwar so schnell, dass schon im Jahre 1894 der damalige Unterrichtsminister Spuller mit seinem „Neuen Geiste" kommen und damit bei Volk und Volksvertretung Billigung finden konnte, mit jenem Geiste der Versöhnung, der damals dem Clerus gegenüber ungefähr dasselbe bedeutete, wie gegenwärtig die Waldeck'sche Amnestie gegenüber den Verbrechern der Dreyfus-Affaire. Das haben sich die geistlichen Brüder gesagt sein lassen: sie haben in aller Stille das Fett abgeschöpft, ihren Einfluss methodisch in fast allen Classen der Gesellschaft ausgedehnt und befestigt, und gern hätten sie noch weiterhin ihr heiliges Werk im Verborgenen vollbracht, wäre nicht ganz unerwarteter und unerwünschter Weise die Dreyfus-Affaire wie ein grell leuchtender Blitz dazwischengefahren, das Treiben der ebenso frommen, wie lichtscheuen Gesellschaft enthüllend.

Das Gesetz, dessen Berathung bevorsteht, soll ferner die finanzielle Seite der clericalen Frage regeln, die Vermögensverhältnisse der Orden thunlichst genau feststellen, die Eintreibung der rückständigen Steuern, die eine ansehnliche Höhe erreicht haben dürften, ermöglichen und die Genossenschaften, die sich diesen Maßregeln nicht fügen, unerbittlich vom französischen Boden verjagen. Schließlich sollen dadurch die ungefügigen und daher nicht autorisierten Orden von jedweder Lehrthätigkeit, auch von der in Privatanstalten, ausgeschlossen werden. Das alles soll die „Loi sur les associations" bewirken, und ein Schwestergesetz soll durch Neuregelung des mittleren Unterrichtswesens das nothwendige Complement dazu bilden. Aber, darf man fragen, wird das Gesetz in einer brauchbaren Form durchdringen? Und, wenn ja, wird es auch zur Ausführung gelangen oder werden die Genossenschaften in dem dann anhebenden Kampfe Sieger bleiben, sei es durch Anwendung ihrer beliebten Praktiken der Vermögensschiebung und Hehlerei großen Stils, sei es durch offene Gewalt, durch Aufruhr und Köderung der Armee? Schon geht, wie ich höre, der Klingelbeutel um, aber in „umgekehrter Richtung", das heißt, Mutter Kirche sammelt nicht, sondern sie theilt aus oder bietet doch an, kleine Trinkgelder den republikanischen Beamten mit monarchistischen Neigungen, große Checks den republikanischen Abgeordneten mit ewig leeren Taschen und stets wachsenden Lebensansprüchen. Andererseits soll nicht übersehen werden, dass der Augenblick für die Einbringung des Gesetzes günstig ist: die Volksvertreter sind zum großen Theile durch die offenkundig gewordenen Treibereien des Clerus aufgebracht, sie haben die Gefahr erkannt, und sie haben sich den Ministerpräsidenten durch Bewilligung der Amnestie verpflichtet, so dass dieser nicht mehr zurück kann. Maßregeln aber, wie die zu Beginn dieses Jahres gegen die Assumptionisten zur Ausführung gelangten, bei denen man das „Taschengeld" dieser Herren im Betrage von anderthalb Millionen entdeckte und respectierte, obwohl die frommen Brüder seit Ewigkeiten die Steuer schuldig geblieben waren, dürften nichts fruchten. Die einzige praktische und rationelle Maßregel wäre die totale Confiscation des Vermögens der Todten Hand unter gleichzeitiger Ausweisung sämmtlicher Ordensmitglieder auf ewige Zeiten. Dass es dazu nicht kommen wird, dafür bürgt einmal die Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, jenes Vermögen festzustellen, anderseits der ungeheuere, materielle und moralische Einfluss, den die schwarze Bande unter der Herrschaft der Republik erlangt hat.

Paris. Potter.

# Ueber Landwirtschaft und Industrie.

Von Prof. Dr. Lujo Brentano (München).

Vor mir liegt ein englisches Buch, das bereits 1892 erschienen ist: „Land, its attractions and riches, by fifty-seven writers", edited by C. F. Dowsett. In nicht weniger als 93 Aufsätzen werden auf 901 Seiten die Vorzüge des Landes vor den Städten auseinandergesetzt. Die Bibel, die alten Aegypter, Babylonier, Juden werden zum Beweise herangezogen. Dass die Dichter aller Zeiten als Eideshelfer nicht fehlen, ist selbstverständlich. Die Freuden des Landlebens, die Hygiene, die Mannigfaltigkeit landwirtschaftlicher Production, die Vorzüge für das sociale und politische Leben, nichts wird vergessen. Welche Gewinnste die Landwirtschaft, wenn richtig betrieben, abwerfen könne, wird eindringlich vorgeführt, und, wie um diejenigen, die trotz aller dieser Vortheile Städter bleiben, durch das überzeugendste Argument zu gewinnen, heißt es: „Gott machte das Land, der Mensch machte die Stadt."

Und auf dem Continente ist es nicht anders. Liest man gewisse deutsche Schriftsteller, so scheint die physiokratische Lehre von der alleinigen Productivität des Landbaues wieder auferstanden zu sein. Nicht nur dass man — im Widerspruch mit allen Arten von Wertlehren — von der „werterzeugenden Kraft des Bodens" spricht, das im einzelnen so viel des Trefflichen bietende Lehrbuch von Buchenberger beginnt und schließt mit dem auf die Landwirtschaft zielenden Satze Friedrichs des Großen: „Nur das ist wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt."

Mir scheint, selbst dem wissenschaftlich Ungeschulten müsse die Häufung derartiger Anpreisungen des Landlebens und der Land-

wirtschaft, wenn er auch nur einigermaßen nachdenklich ist, auffallen. Haben wir doch alle, auch die Nichtagrarier, heute geradezu eine Leidenschaft für das Land und seine Freuden. Wir brauchen keine 901 Seiten Groß-Octav, um dafür begeistert zu werden. Auch ist die heutige Zeit nicht unempfänglich für Gelegenheiten, Gewinnste zu machen. Wenn der Landbau gewinnbringend gemacht werden kann, bedarf es keiner besonderer Predigten, um zu ihm herangelockt zu werden; die Gewinnste locken allein. Aber trotz alledem in allen alten Culturländern der bekannte Zug zur Industrie und zur Stadt.

Woher dieser Widerspruch zwischen unseren Worten und Thaten?

Die Antwort geben ganz alte nationalökonomische Wahrheiten. Schon Serra hat sie 1613 gegeben; das Wesentliche derselben findet sich bei Sir James Steuart; Turgot und die auf ihn folgenden Nationalökonomen haben mit Nachdruck dabei verweilt, und namentlich Senior hat sie energisch hervorgehoben. Allein heute werden selbst die aus tausendfältigen Erfahrungen gewonnenen Wahrheiten vernachlässigt. Sie scheinen vergessen. Umso größer Dietzels*) Verdienst, der die Thatsachen, welche die Antwort auf unsere Frage geben, wieder in den Vordergrund gerückt hat.

Der Grund, warum, sobald der Gewerbefleiß sich zu entwickeln beginnt, bei allen Völkern die Menschen ihm sich zuwenden, und warum dieser Zug in dem Jahrhunderte der größten industriellen Fortschritte früher nie geahnte Dimensionen angenommen hat, liegt in zwei längst erkannten nationalökonomischen Gesetzen. Es sind dies das Gesetz vom zunehmenden Ertrag des auf die Herstellung vermehrbarer Capitalien gemachten Mehraufwandes einerseits und das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag anderseits.

Es ist selbstverständlich, dass die Producte der vermehrbaren Capitalien unter Aufwand von gleichen Kosten vermehrt werden können; da die zur Herstellung der größeren Productenmenge nöthigen Erwerbsgüter mit gleichen Kosten beschafft werden können, wie die zur Herstellung der früher hergestellten erforderlichen, gilt dasselbe auch für ihr Product. Da die zehntausendste Spinnmaschine gleich billig, wie die erste hergestellt werden kann, kann auch das mit ihr gesponnene Garn ebenso billig geliefert werden, als das auf der ersten gesponnene. Ja, noch mehr. Die zehntausendste Spinnmaschine kann billiger geliefert werden, als die erste; denn ihre Herstellung im großen kostet weniger, als ihre Herstellung im kleinen. Und nicht nur deshalb kann das Garn immer billiger geliefert werden. Je größer die Spinnmaschinen werden infolge des Mehraufwandes von auf ihre Herstellung verwendetem Capital, desto mehr sinken die Herstellungskosten des mit ihrer Hilfe gesponnenen Garnes. Die zur Herstellung gewerblicher Producte nöthigen Kosten nehmen ab in dem Maße des Mehraufwandes von Capital, der auf ihre Herstellung stattfindet. So konnte denn schon Senior um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben: „Obwohl wir jetzt zweihundertmal soviel Rohbaumwolle brauchen, als vor 100 Jahren erforderlich war, und obwohl die Gewinnung dieses Rohstoffes vom Boden heute wahrscheinlich mehr als zweihundertmal mehr Arbeit kostet, als zur Gewinnung der geringeren Menge erforderlich war, ist infolge der Minderung der zur Bearbeitung einer bestimmten Menge nöthigen Arbeit der Preis des hergestellten Productes fortwährend gesunken. Im Jahre 1786, als unsere jährliche Einfuhr an Baumwolle ungefähr 20 Millionen Pfund betrug, war der Preis von Baumwollengarn Nr. 100 38 s. Im Jahre 1792 wurden 38 Millionen Pfund Baumwolle eingeführt; der Preis des Garns war 16 s. Im Jahre 1806 stieg die Einfuhr von Rohbaumwolle auf 60 Millionen Pfund; der Preis des Garnes war auf 7 s. 6 d gesunken, und mit der Zunahme der Herstellung desselben ist er heute auf 3 s herabgegangen.“ Jede Zunahme im hergestellten Producte war die Folge eines Mehraufwandes von Capital gewesen, welches bei billigeren Kosten größere Erträgnisse abwarf.

Anders die nicht vermehrbaren Capitalien. Es sind dies ehemals freie Naturgaben, welche infolge der Thatsache, dass sie nicht in beliebiger Menge sich finden, Tauschwert erlangt haben. Ihre Producte können mit gleichen Kosten nur solange vermehrt werden, als gleich ergiebige Erwerbsgüter, die ihrer Herstellung dienen, vorhanden sind. Die Ertragsfähigkeit der nicht vermehrbaren Capitalien ist also beschränkt, und zwar sind manche Naturgaben, die Gegenstand eines ausschließenden Rechtes geworden sind, nur eines einmaligen Ertrages fähig, wie z. B. Erzadern, andere sind zwar eines dauernden Ertrages fähig, ihre Benutzung ist aber nur in einer bestimmten Ausdehnung möglich, wie z. B. Wasserkräfte; wieder andere — der Grund und Boden — können in ihrem Ertrage zwar gesteigert werden, aber die Steigerung ihres Ertrages ist nur mit [illegible] Kosten möglich. Daher betrugen bei dem [illegible] und [illegible] Getreidezufuhr aus der [illegible] die Durchschnittspreise pro Centner

[illegible]

Also „Gott machte das Land“, allein er machte auch den Menschen, und während er den Boden beschränkt und diesen beschränkten Boden karg ausgestattet hat, gelten vom Menschen die herrlichen Worte des Sophokles:

„Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Ist gewaltiger, als der Mensch.
. . . . . . . . . . . . .
Ueberall weiß er Rath;
Rathlos trifft ihn nichts
. . . . . . . . . . . . .
In Erfindungen listiger Kunst
Weit über Verhoffen gewandt,
Neigt bald er zum Bösen, zum Guten bald, achtet hoch
Der Heimat Gesetz,
Der Götter schwurheilig Recht,
Hebt die Stadt.“

Nun schreibt Sophokles allerdings ausdrücklich:

„Die höchste Göttin auch, die Erde,
Zwingt er, die ewige, nie sich erschöpfende,
Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt sie um durch der Rosse Kraft.“

Und zweifellos, es gelten seine Worte auch für das Verhältnis des Menschen zum Boden. In dem Maße, in dem der Mensch die Herstellung der Bodenerzeugnisse der Natur überläßt, sind sie mehr oder minder spärlich. Auch sie nehmen zu, je mehr er die Natur zu beherrschen lernt und ihre Kräfte entsprechend seinem Willen leitet. Je mehr in einer Culturart das Walten der Natur zurücktritt, je mehr das des Menschen überwiegt, desto weniger macht das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag sich fühlbar. Am meisten tritt es uns im Waldbau entgegen, woselbst der absolute Zuwachs des sogenannten Holzcapitals von einem gewissen Zeitpunkt an mit jedem Jahre kleiner wird. Demnächst in der natürliche Weiden nutzenden Weidenwirtschaft. Weniger im Ackerbau, und zwar umso weniger, je mehr in dem angewendeten Feldsystem die menschliche Arbeit überwiegt und dem entsprechend an die Stelle des bloßen Getreidebaues die Herstellung qualificierter Bodenfrüchte tritt, bis endlich in der freien Wirtschaft die natürlichen Eigenschaften des Bodens ganz zurücktreten hinter das, was der Mensch an Pflanzennährstoffen hineinsteckt, und der Boden bloß mehr als das Gefäß erscheint, welches die chemischen Ingredienzien aufnimmt, die der Mensch hineinversenkt, um dieses oder jenes Product herzustellen. Allein auch hier ist nicht nur infolge der begrenzten Menge des in einem Lande vorhandenen Bodens die Menge der möglichen Producte beschränkt, sondern selbst die Technik, welche die Herstellung größerer Productenmengen ermöglicht, ist nur unter gewissen Bedingungen möglich, die nicht überall gegeben sind, und dasselbe gilt für den Uebergang zu ertragsreicheren Culturen. So erscheint denn die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft in einem Lande im Vergleich zu der der Industrie beschränkt, und zwar umso beschränkter, je mehr sie bei einer bestimmten Culturart, z. B. beim Getreidebau, bleibt.

Daher denn ein Land umso weniger Menschen ernähren kann, je agrarischer sein Charakter ist, und daher umgekehrt die größere Bevölkerungsdichtigkeit industrieller Länder. Daher ferner die Anhäufung von Ueberschüssen über die aufgewendeten Kosten, das heißt die Anhäufung von Reichthum in agrarischen Gegenden weit langsamer vor sich geht, als in überwiegend industriellen Gegenden. Daher denn auch die Völker, solange sie lediglich vom Bodenertrag des Landes, das sie inne hatten, lebten, stets zur Auswanderung aus ihren bisherigen Wohnsitzen genöthigt wurden, sobald die Bevölkerung zunahm. Schon die Genesis berichtet XIII, 6 von Abraham und Loth: „Und das Land mochte es nicht ertragen, dass sie bei einander wohneten; denn ihre Habe (es waren Herden) war groß, und konnten nicht bei einander wohnen.“ Aehnlich alle Völker auf primitiver Culturstufe. Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages war die Ursache der meisten Völkerwanderungen, von denen die Geschichte berichtet. Umgekehrt nahmen seit Entstehung des Gewerbfleißes die Städte den Ueberschuss auf, den das Land nicht genügend ernährte. Die Klage der am Festhalten von Arbeitskräften auf dem Lande Interessierten über die Landflucht zieht sich wie ein rother Faden durch die Verhandlungen der Stände in so vielen deutschen Ländern seit Beginn des Städtewesens.

Dieses Gesetz des abnehmenden Ertrages ehemals freier Naturgaben, insbesondere des Bodenertrages, macht sich umso fühlbarer, je mehr die Zufuhr der Erträgnisse ergiebigerer natürlicher Productionselemente (fruchtbarerer Boden) von außen beschränkt ist, zum Beispiel bei unvollkommenen Verkehrsmitteln (Abwesenheit von Zugang zum Meere, von schiffbaren Flüssen, Eisenbahnen, Canälen), sowie bei künstlicher Beschränkung der Zufuhr von außen durch Zölle, zum Beispiel Getreidezölle. Dadurch wird die Möglichkeit entzogen, die steigende Ungunst der heimischen natürlichen Productionselemente durch Nutzbarmachung der durch Menschenhand geschaffenen Transportmittel zur Herbeiführung der Producte ergiebigerer Naturgaben auszugleichen. In industriellen Ländern mit Freihandel dagegen werden die Böden der entferntesten Länder der Beschaffung

der Nahrungsmittel, welche ihre Bewohner brauchen, dienstbar gemacht; damit werden die Wirkungen der beschränkten Ertragsfähigkeit ihrer heimatlichen Fluren aufgehoben, während die unbeschränkte Ertragsfähigkeit der in der Industrie verwendeten vermehrbaren Capitalien ihnen das Mittel bietet, die Erträgnisse der ergiebigsten Böden ferner Länder einzutauschen.

Indes wie jedes Licht seinen Schatten, so hat auch jede Schattenseite ihre Lichtseite. Das Gesetz des zunehmenden Ertrages des auf die Herstellung vermehrbarer Capitalien gemachten Mehraufwandes ist die letzte Ursache jener Tendenz zur Concentration der Industriebetriebe, die uns allen geläufig ist. Umgekehrt ist das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag die letzte Ursache, warum diese Tendenz zu wachsender Concentration der Betriebe nicht für die Landwirtschaft gilt. Die Mehrverwendung von Capital gibt die steigenden Erträge nur unter großen Beschränkungen; wo bestimmte Bedingungen fehlen, nimmt bei Mehraufwand der Ertrag relativ ab. Das ist der Grund, warum, wo nicht sociale und politische Nebenvortheile anlocken, das Großcapital die Anlage in der Landwirtschaft scheut; denn wenn es etwas verabscheut, so sind dies sinkende Erträge.

Und nun erklärt sich auch der eingangs betonte Widerspruch zwischen unseren Worten und Thaten. Es erklärt sich, warum trotz der steigenden Vorliebe der Menschen für die Reize des Landlebens der Zug zur Industrie und zur Stadt Jahr für Jahr zunimmt. Keinerlei weltliche und geistliche Homilien werden dies ändern, solange nicht die große, in der Natur der Dinge gegebene Verschiedenheit zwischen der Ertragsfähigkeit der vermehrbaren und der nicht vermehrbaren Capitalien, das Gesetz des zunehmenden Ertrages des in der Industrie thätigen Capitals und das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages, ihre Geltung verloren haben.

Wenn ich diese Homilien auf Landleben und Landwirtschaft im Munde von Städtern höre, fällt mir immer eine Geschichte ein, die mir in Norddeutschland erzählt wurde. Um einen der zahlreichen Seen Mecklenburgs wohnten in verschiedenen Ortschaften drei Pfarrer. An einem dieser Orte pflegten sie regelmäßig am bestimmten Tage zusammenzukommen, um unter gottesfürchtigen Gesprächen Skat zu spielen. Der am gegenüberliegenden Ufer wohnende Pfarrer kam dazu regelmäßig per Schiff. An einem Tage war greuliches Wetter. Die Skatpartie war versammelt; es fehlte nur noch der Pfarrer von gegenüber. Trotz aller Gottesfurcht ungeduldig klagten die beiden Erschienenen über den durch sein Ausbleiben verdorbenen Nachmittag; es fehlte der unentbehrliche Dritte. Da hört man einen Wagen anfahren, und gleich darauf betritt der Ersehnte das Zimmer. Unwillig wird er wegen seines Säumens empfangen. „Der Wagen habe beim Umfahren des Sees so lange gebraucht.“ Ja, warum er denn nicht über den See gefahren sei? „Das Wetter sei so schlecht gewesen, und da steht man doch zu sehr in Gottes Hand.“

Das ist es! Gott machte das Land, aber er machte auch den Menschen. Und während die von Gott geschaffene Natur unsichere und sinkende Erträgnisse aufweist, zeigt der Anteil, welchen der Mensch und die von ihm hergestellten Productionselemente haben, eine Tendenz zu wachsenden Erträgnissen. Trotz aller romantischen Begeisterung für Land und Landwirtschaft werden die Menschen daher zur Stadt und Industrie getrieben. Und so wird es bleiben, so lange die dira necessitas des Menschen Schicksal bestimmt.

---

## Pädagogisches zum Process Sternberg.

Fast zwei Monate lang hat der soeben wenigstens vorläufig zu Ende gegangene Process Sternberg die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise festgehalten, bei einem Menschen mit den Eigenschaften des Hauptangeklagten eine etwas lange Zeit. Allerdings haftete das Interesse schon nach den ersten Tagen der Verhandlung viel weniger an der Person und dem Schicksal Sternbergs, als an den Nebenumständen, mit denen die Angelegenheiten verknüpft erschien. Sternberg selbst trat sehr bald fast vollständig in den Hintergrund gegenüber wenig einwandfreien Zuständen in der Berliner Criminalpolizei; die Vertheidigung erschien theilweise in sehr zweifelhaftem Lichte, und die Macht der Millionen zeigte sich in einer so bedenklichen Weise, dass man die endlich erfolgte Verurtheilung mit einem Gefühl der Erleichterung und Beruhigung aufnahm. Man empfand es als einen wahren Trost, dass es noch Richter in Berlin gibt.

Den Richtern ist die Arbeit sehr erschwert worden, nicht bloß durch die Millionen Sternbergs, sondern und ganz besonders durch das Verhalten eines Kindes, der Zeugin Frieda Woyda. Bis zum letzten Augenblicke erschien es zweifelhaft, welchen Wert der Gerichtshof ihren Aussagen beimessen werde. Frieda Woyda ist „berühmt“ geworden, wie man in ihren Kreisen sagte. Vier medicinische Sachverständige, darunter Eulenburg und Moll, haben sich mit ihrem Geisteszustande zu beschäftigen gehabt. Im allgemeinen hat das große Publicum von dem Urtheile psychiatrischer Sachverständiger keine besonders hohe Meinung, da der Gegenstand dem Laien zu fern liegt, und die Ansichten der einzelnen Aerzte sich nicht selten widersprechen. In diesem Falle stimmten jedoch die Auffassungen der Sachverständigen durchaus überein. Das einstimmig gefasste Schlussgutachten lautete: „Die psychiatrische Untersuchung und Beobachtung der Frieda Woyda im Laufe der Verhandlungen und die Beurtheilung ihres Vorlebens haben ergeben, dass ihr Seelenleben insoferne von dem normalen abweicht, als sie ihrer körperlich krankhaften Beschaffenheit und der beginnenden Pubertätsentwickelung wegen zu Fehlern der Auffassung und Wiedergabe des Erlebten disponiert ist. Dieser Mangel und der daraus entstehende Hang werden wahrscheinlich unterstützt durch eine abnorme sexuelle Anlage ....“

Wie die Richter, so haben auch die Aerzte im Sternberg-Process eine schwere und verantwortungsvolle Arbeit gehabt. Wenn ihnen über das Vorleben des Kindes zahlreicheres und besseres Material zur Verfügung gestanden hätte, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Gutachten leichter gewesen und gewiss viel bestimmter ausgefallen. Nun hat zwar das Sammeln von gutem und umfassendem Material in solchen Fällen seine große Schwierigkeit, aber vielleicht bessert sich das für die Zukunft. Man hat neuerdings in den Schulen hin und wieder angefangen, über sämmtliche Kinder vom ersten Schuljahre bis zum letzten sogenannte Individualitätenlisten zu führen, in die unter einer Anzahl von Rubriken fortlaufend Eintragungen gemacht werden, und je mehr die Einsicht an Boden gewinnt, dass das Kindesalter nicht bloß von körperlichen, sondern auch bereits von psychischen Mängeln und Schädigungen heimgesucht wird, umso sorgfältiger werden derartige Listen geführt. Hätte im Sternberg-Process eine derartige gut geführte Liste vorgelegen, so würde sie das Urtheil der Sachverständigen bedeutend erleichtert haben.

Freilich ist eine gute Individualitätenliste nicht leicht herzustellen. Wird die Beobachtung dem Lehrer schon durch die große, nicht selten übergroße Schülerzahl sehr erschwert, so kommt noch hinzu, dass sie auch einen geschärften Blick für abnorme Erscheinungen des Seelenlebens voraussetzt, und zwar nicht nur für deutlich ausgesprochene psychische Störungen, sondern auch für die sehr wichtigen Grenzzustände, die „psychopathischen Minderwertigkeiten“, auf die der württembergische Irrenanstaltsdirector Koch neuerdings die Aufmerksamkeit der Erzieher gelenkt hat. Ich habe schon vor mehr als zehn Jahren mit Nachdruck die Forderung vertreten, dass die Lehrer höherer und niederer Schulen bei ihrer Ausbildung im Anschluss an den Unterricht in der Psychologie auch mit den anomalen Erscheinungen des Seelenlebens einigermaßen vertraut zu machen seien. Der Widerspruch, dem ich damals in pädagogischen Kreisen begegnete, hat sich nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Strümpells „Pädagogischer Pathologie“, in der die Koch'schen Untersuchungsergebnisse vom erzieherischen Standpunkte verarbeitet sind, völlig gelegt, und die von Koch, Trüper und mir seit fünf Jahren herausgegebene Zeitschrift „Die Kinderfehler“ lässt es sich mit Erfolg angelegen sein, über die mannigfachen Störungen des kindlichen Seelenlebens Kenntnis zu verbreiten.

Natürlich darf der Wert einer derartigen Beobachtung der Kinder durchaus nicht allein nach der Bedeutung bemessen werden, die ihr im Falle eines Processes zukommen kann. Es handelt sich hier um etwas viel Wichtigeres. Werden psychopathische Zustände bei Kindern rechtzeitig erkannt, so lassen sie sich in vielen Fällen durch eine angemessene erziehliche Behandlung hemmen oder wohl gar völlig zurückbilden; im anderen Falle wuchern sie ungehindert fort wie das Unkraut. Das gilt ganz besonders auch von schlimmen sexuellen Anlagen, wie sie bei Frieda offenbar schon früh hervorgetreten sind, und wenn dann noch ein Sternberg nebst der „hohen Schule der Fischer“ in der Nähe ist, so braucht man sich über nichts mehr zu wundern.

Der Staatsanwalt hat mit Recht hervorgehoben, der Sternberg-Process habe einen grauenhaften Blick in die Kinderprostitution der Großstadt thun lassen. Andere Processe haben andere Seiten jugendlicher Verderbnis gezeigt. An beweglichen Klagen fehlt es bei solchen Gelegenheiten nie, und die wohlgemeinten Rathschläge sind zahlreich. Aber in der Regel berücksichtigt man viel zu wenig, dass man es meistens mit Erscheinungen zu thun hat, die einem krankhaften Boden entstammen und durch die Umstände nur begünstigt werden. Man fasse doch das Uebel so tief, wie es überhaupt zu fassen ist. Man gebe den Schulen zur Beaufsichtigung psychiatrisch gebildete Schulärzte, ferner, wie schon bemerkt, Lehrer, deren Blick für psychopathische Dinge geschärft ist und die sich unter ärztlicher Leitung auf deren Behandlung einigermaßen verstehen. Man sorge aber auch für eine allgemeine Sittenaufsicht der heranwachsenden Jugend! Der Obrigkeit könnte es, wenn sie ernstlich wollte, auch in den Großstädten nicht allzu schwer fallen, unter Heranziehung wohlgesinnter Leute aller Stände eine Jugendaufsicht einzurichten, wie sie vielfach mit gutem Erfolge die Armenpflege organisiert hat. Sicher würde man dann weniger Kinder der Zwangserziehung zuzuführen brauchen als gegenwärtig, und in den Fällen, wo sich die Zwangserziehung doch nothwendig machen sollte, würde sie wenigstens noch einigermaßen zur rechten Zeit eintreten können.

Frieda ist am Tage des Urtheilsspruches von der Polizei zur

Zwangserziehung abgeholt worden. Die Voraussetzungen für eine individuelle und daher wirkungsvolle Behandlung sind bei ihr kaum gegeben; sie mag noch so „berühmt“ geworden sein, von ihrer Natur weiß man recht wenig. Ihre psychische Entwickelungsgeschichte fehlt fast vollständig, und doch wäre dieselbe für ihre Zukunft wahrscheinlich noch wertvoller, als sie es für den Sternberg-Process hätte sein können. Aber würde man die Entwickelungsgeschichte, falls man sie wirklich besäße, in der Anstalt auch zu schätzen und zu verwerten wissen? Ich will das gerne annehmen, obwohl meine Erfahrungen mit anderen Anstalten für ungerathene Kinder mich etwas misstrauisch gemacht haben. Ich theile einen lehrreichen Fall mit. Ein nicht normal veranlagter Knabe musste im Alter von zehn Jahren in eine Anstalt gebracht werden, weil weder in der Schule, noch zu Hause mit ihm auszukommen war. Ihm wurde eine genaue Darstellung seiner Entwickelung mitgegeben. Als ihn die Eltern nach einiger Zeit aus einem bestimmten Grunde wieder wegnahmen, stellte sich heraus, dass das Schreiben in den Papierkorb der Direction gewandert war. Genauere Nachrichten über das Verhalten des Knaben in der Anstalt waren nicht vorhanden. Nach einiger Zeit wurde er einem anderen, sehr bekannten Erziehungshause zugeführt, und wieder erhielt er seinen Geleitbrief. Derselbe hat aber augenscheinlich auch hier sehr geringe Berücksichtigung erfahren, denn erst nach zwei Jahren schlechter Führung des Zöglings kam der Anstaltsleiter auf den Gedanken, „der Knabe sei vielleicht nicht ganz normal“, und derselbe wurde nun in einer dritten, nicht weniger bekannten Anstalt untergebracht, mit welchem Erfolge, ist mir nicht bekannt geworden.

Möglich, dass es in den eigentlichen Zwangserziehungsanstalten um die psychiatrische Behandlung der Zöglinge besser steht. Sollte das nicht der Fall sein, so muss es anders werden.

Altenburg in Sachsen. Christian Ufer.

---

## Ungedrucktes.

Von Adolph Pichler.*)

Das Leben kann die Poesie verschönen,
Doch seine Schmerzen wird sie nie versöhnen.
So spiegelt sich im bittern Thränenquell
Der letzte Sonnenstrahl noch rein und hell.

*

Das Einzelne beschränkt und verwirrt: dem zu entgehen, muss man es in das Allgemeine erheben, das thut die Wissenschaft durch den Begriff der Gattung, die Kunst durch die Idee.

*

1861. Das deutsche Volk hat seine Geistesarbeit bis zu jener Höhe geführt, die es ohne nationale, politische Selbständigkeit erreichen konnte: will es auch auf jenem Gebiet nicht absterben, so muss es auf diesem etwas werden. Unter so viel trüben und unerfreulichen Erfahrungen ist das aufdämmernde Bewusstsein dieser Nothwendigkeit das einzige, was noch einen Schimmer von Hoffnung gewährt.

*

Das Leben ist nur für Würmer, die sterben, oder für Geister, die ewig leben.

*

Geist ist das Bewusstsein der Einheit in der Vielheit.

*

Der Zufall stellt kein mechanisch-mathematisches Problem, und würde es ihm gestellt, er könnte es nicht lösen.

*

Schleiermacher sagt: „Der Mensch soll alles mit Religion thun, nichts aus Religion.“ Warum nicht lieber: Der Mensch soll alles aus und mit Religion thun?

*

Keine Periode drückt den vollen Gehalt der Menschheit in idealer Form aus: das sollte der Dichter, er scheitert aber meistens am [illegible], weil er eben ein Kind seiner Zeit ist.

*

Kein Volk, das etwas zu bedeuten hatte, war kosmopolitisch: du kannst so wenig kosmopolitisch sein, als im Weltraum wohnen.

*

Einfach und kurz ist zweierlei.

*

Das Tragische liegt oft darin, dass die Wirkung nicht der [illegible] Ursache entspricht.

*

[illegible] ist nur, was keinen Anfang hat! Das wusste schon [illegible]!

*

Es ist besser, du gibst die Welt auf, als die Welt gibt dich auf.

*

Aus der Tiefe des Volksgeistes für das Volk dichten, das ist Volkspoesie und kann unbewusst geschehen: thue es auf dem höchsten Standpunkt der Bildung und Welterfahrung, dann bist du ein großer Kunstdichter.

*

Gerechtigkeit und Billigkeit bezieht sich auf unser Verhältnis zu anderen, die Sittlichkeit auf uns selbst, und ihr erstes Gebot ist wohl, dass jeder nach allen Richtungen aus sich mache, was er nach jeder Richtung durch seine Anlagen werden soll.

*

Wenn ihr den Raum als Anschauungsform fasst, schließt das aus, dass er ist! Denkt darüber nach!

*

Wenn du etwas gelernt hast, ist es ganz gleichgiltig, von wem, wenn du nur nicht das Lehrgeld mit deinem Ich bezahlst.

*

Weltgeschichte! Und die Menschen verstehen nicht einmal das, was sie sehen und erleben!

*

Gemüth und gemüthlich! Wie kann man dieses Beiwort von jenem Hauptwort ableiten! Im Gemüthe liegt Hölle und Himmel beisammen, „gemüthlich“ drückt das Behagen des Bierphilisters aus.

*

Ein Lump kann sich bessern, ein Philister nie!

*

Mit Diamanten kannst du nicht Korn mahlen, dazu sind die Mühlsteine.

*

Der wahre Ruhm ist eine Geisterstimme aus der Vergangenheit; den könnt ihr weder kaufen, noch verkaufen.

*

Für jede Zeit muss die Geschichte umgeschrieben werden, und zwar nicht bloß deswegen, weil sich neue Quellen erschließen, es ändert sich auch die Auffassung. Darum haben unsere historischen Romane keine Zukunft. Anders ist es, wenn jemand als Zeuge schildert, wie Thukydides, oder schlicht nacherzählt, wie Herodot, oder wenn der große Sinn eines Tacitus Zustände und Menschen malt, die für ihn noch ein unmittelbares Interesse hatten.

*

Wenn du Gott leugnest, behauptest du ihn.

*

Das größte und schwerste Kunstwerk bleibt der sittliche Mensch.

*

Die Wahrheit ist überall, aber du musst sie erst entdecken. Es ist nicht wahr, dass sie uns in die Wiege gelegt wird, wie ein Spielzeug. Groß ist nur die Liebe, weil sie selbstlos ist, und dagegen verschwindet alle Herrlichkeit der Welt.

*

Das Glück führt uns über uns hinaus, es macht uns mitleidslos wie der Besitz und hochmüthig, weil wir es für unser Verdienst halten, das Unglück schleudert uns in uns zurück und unterwirft uns dem allgemeinen Gesetz der Menschheit.

*

Die Erfahrung zeitigt so bittere Früchte, dass niemand darnach verlangt.

*

Der Gott der Theologen ist meistens nur ihr Brockengespenst.

*

Völker kennen weder Scham, noch Reue, weil keines sich, sondern nur andern die Schuld zumisst.

*

Wenn die Menschen einen großen Mann beneiden, den sie nicht von fern erreichen können, so trampeln sie wenigstens auf dem Schatten herum, den er hinter sich wirft.

*

Die Gleichgiltigkeit gegen das Laster ist für die menschliche Gesellschaft fast gefährlicher als das Laster selbst.

*

Zur Weisheit gelangt nur, wer große Thorheit überwunden hat.

*

Die Schönheit unterwirft den rohen Stoff der Form, und je mehr sie dieses vermag, so größer ist sie.

*

Wer viel sagt, sagt zuviel.

*

Die Einsamkeit nährt und verzehrt den Geist.

*

So albern und abgeschmackt Titel sein können, manchmal dienen sie als Schutzwehr gegen dumme Leute.

*

Das Talent kann alles, was es will; das Genie muss alles, was es kann.

*

Jede Wahrheit ist im Grund genommen trivial.

*

Du fühlst dich einsam; in der tiefsten Brust
Der Menschen möchtest du das Tiefste lesen!
Verlang' es nicht, du fühlst dich einsam mehr,
Als du in der Vergangenheit gewesen.

## Neues von Schriftstellerinnen.

Von Richard Maria Werner.

„Sie lesen Frauenromane?" fragte mich einmal in Meran voll Erstaunen ein sehr bekannter Erzähler, als er auf meinem Tische mehrere Bände von weiblichen Verfassern sah; und kurz vorher war mir in der Schrift eines Münchener Aesthetikers dieselbe Verachtung der Dichterinnen aufgefallen. Ich begreife nun ein solches Vorurtheil gar nicht; mir ist es gleichgiltig, ob ein weiblicher oder ein männlicher Vorname sich zum Autornamen gesellt, wenn mir nur eine Clara oder Isolde, ein Theodor oder Ludwig wirklich etwas bieten. Gerade der Schluss des neunzehnten Jahrhunderts hat aber auch auf poetischem Felde sehr tüchtige Künstlerinnen hervorgebracht, deren Werke gelesen zu werden verdienen.

Von einer solchen, die ihre Stimme nur selten erklingen läßt, dann aber jedesmal bedeutsam, von Isolde Kurz, liegt ein Band neuer Erzählungen vor,*) so voll reicher Stimmung und schlichter Poesie, dass man ruhig sagen kann: lesen Sie diese Frauennovellen! Die Dichterin hat in einer dieser Geschichten ihr eigenes Wesen unwillkürlich charakterisiert. „Warum ich ihnen diese Kinderei erzählt habe? Was ist dabei Merkwürdiges, werden Sie sagen… Aber was ist überhaupt merkwürdig? Kein Ereignis hat an sich eine Bedeutung, es fragt sich nur, was wir innerlich dabei erleben." Isolde Kurz gehört aber zu jenen glücklichen Naturen, die überall etwas innerlich erleben, mögen es Jahrmarktbuden sein oder ein alter Reisesack, ein „Actiengarten" oder ein unbedeutender Eisenbahnbau, immer findet oder ahnt wenigstens ihr Ich irgend ein Es. Freilich das wahre „Es", von dem sie in der ersten Skizze spricht und von dem ihre weiteren sechs Erzählungen handeln, ist jenes Unfassbare, Glück oder blaue Blume genannt, jener höchste Augenblick, dem wir mitunter nahe zu sein glauben, ohne ihn jemals zu erleben. Das erzählt nun Isolde Kurz mit überraschender Intimität und märchenhafter Umbildung der Wirklichkeit; eine duftige, alles verklärende Stimmung ruht über den Personen und den Scenen, ein Hauch, wie einstiger Reseden- und Lavendelduft ist über die Erfindungen ausgespreitet. Die rührende, dabei echt tragische Kindergeschichte: „Nachbars Werner" und das nachdenksame Märchen „Die Reise nach Tripstrill" bilden die beiden Höhepunkte des Bandes. Wie bedeutsam die Dichterin ein Motiv zu entfalten versteht, lernt man wieder aus der Erinnerung „Der Actiengarten", und ihre Gabe der Naturbeseelung leuchtet aus der schalkhaft anmuthigen Geschichte vom Reisesack. Der Vorzug der Dichterin Isolde Kurz besteht in ihrem romantischen Realismus, ihrer echt lyrischen Vereinigung von Stimmung und klarster Anschauung. Nur eine Dichterin von echtem Schrot und Korn konnte eine Gestalt, wie den kleingroßen Dichter Werner Horst schaffen. Ihre Figuren leben, auch wenn sie, wie die Hauptpersonen von „Werthers Grab", im Dämmer der romantischen Zeit gehalten werden. Vor einer solchen dichtenden Frau darf sich auch ein Mann dankbar verneigen!

Nicht ganz so tief war der Eindruck, den mir die neuen Novellen Ilse Frapans**) machten, obwohl auch sie keineswegs zu verachten sind. Wie Isolde Kurz in ihrem Novellenbande die einzelnen Geschichten durch das Motiv der Sehnsucht nach dem großen Moment, so hält Ilse Frapan den ihren durch das Motiv, dem ihr Titel gilt, zusammen. Die Verbindung ist sogar noch stärker, weil drei von den sechs Geschichten dieselbe Heldin: Bärbele Ungern haben: vielleicht gerade deshalb wirkt der Band nicht ganz so, wie er es wohl verdiente, man hat nämlich das Gefühl, dass ein unvollendeter Roman in ein paar Theile zerschlagen worden sei, um in Novellenform zu retten, was als Ganzes nicht gelingen wollte. Dann kommt noch hinzu, dass die einzelnen Erzählungen etwas zu stark die sociale Tendenz der Verfasserin hervortreten lassen, als dass man ihnen gegenüber rein ästhetisch bleiben könnte. Das stört am meisten in der ersten Geschichte „Ein Erlebnis", weniger im „Vaterrecht", obwohl, oder weil hier die Tendenz das Ganze beherrscht. „Phitje Ohrtens Glück" scheint mir das Gefährliche, das in dem Motiv liegt, nicht vollständig überwunden zu haben: eine Güte wird geschildert, die allzu nahe an Dummheit oder doch Indolenz grenzt, so dass sich im Leser die Lust an der sympathischen Hauptperson und die Unlust über ihre unglaubliche Verblendung die Wage halten. Erst durch den Schluss wird man über das oft Quälende des Früheren hinausgehoben.

Eine ganz köstliche Figur hat Ilse Frapan in ihrem Bärbele gezeichnet, eine so frische, kerngesunde Urnatur, dass man versteht, warum ihr drei Erzählungen gewidmet sind; Novellen können diese Gestalt nicht zur vollen Entfaltung bringen, sie hätte durchaus einen Roman beherrschen müssen. Jetzt sehen wir, wie sich das Schwabenmädel aus dem Drucke des Vaterhauses loslöst, während, ihr selbst unbewusst, ihr Herz doch am Daheim hängt („Der verdorrte Quell"); dann folgen wir dem Dienstmädchen nach Stuttgart und nach Zürich, bis dem einen glücklichen Tag ein tragisches Ende bereitet wird („Sausersonntag"). Die Prüfungen der Heldin sind hart, aber doch mehr äußerlich. Nun erzählt uns „Heimweh", wie Bärbeles Sehnen nach einem Mann erwacht, wie ihre Sinnlichkeit rege wird, und sie bei einer langersehnten Nachtpartie auf den Uetliberg Herrn Pfau zur Beute fällt. Jetzt kämen die inneren Prüfungen für ihren Charakter, jetzt hätte der Roman die ganze Figur erst vertiefen und zum Abschluss bringen können. Es ist auffallend, dass sich die Dichterin nicht zur Ausgestaltung dieses Kerns angetrieben fühlte. Ueberhaupt bricht Ilse Frapan diesmal die Novellen etwas unvermittelt ab, das gilt auch von der mit viel Geschick und innerlicher Poesie erzählten Geschichte vom Breneli Brändli im Armenhof zu Weggis („Vaterrecht"); wieder entschlüpft der Faden gerade dort, wo er sich zu einem aufzulösenden Knoten verschlingt. Unwillkürlich wundert man sich darüber, weil Ilse Frapan sonst die Technik mit einer gewissen Virtuosität beherrscht und im Verwenden der Dialecte sogar eine Art künstlerischen Sport treibt. Man wird ihr den Vorwurf nicht ersparen können, dass sie durch diesen Mangel an „innerer Form" einem Fehler so vieler Schriftstellerinnen verfallen ist. Sie erscheint mir diesmal nicht auf der Höhe ihres Könnens, trotzdem leugne ich nicht, dass ich die Mehrzahl der Novellen mit Vergnügen gelesen habe. Meine Bemerkungen werden beweisen, wie gerade die Vertiefung in die Novellen zu Einschränkungen und Zweifeln Anlass gab.

Milder wird man über eine Anfängerin urtheilen, deren Talent erst noch zu aichen ist, als über eine bewährte Künstlerin. Dora Hornaus Name hörte ich bisher noch niemals nennen, er klingt etwas erfunden, als ob er ein Pseudonym sei. Davon abgesehen, birgt er jedenfalls ein beachtenswertes Talent, das freilich noch nicht frei von Unbeholfenheiten erscheint. Besonders die zweite Erzählung,*) die älter als die erste sein muss, verräth eine noch etwas ungeübte Technik. Da begnügt sich z. B. die Verfasserin, statt die wichtigste psychologische Wandlung ihrer Heldin darzustellen, sie durch ein sehr abgebrauchtes Bild anzudeuten: „Wie aus der rauhen Knospenhülle langsam die Blüte hervorbricht, so fielen die äußerlichen Schlacken von ihr ab und ihre schöne, wahre Natur brach sich Bahn." Oder sie läßt in einer gehobenen Stimmung dieselbe Heldin, ein Mädchen, das sich durch seine ungebändigte Natur und Kraft auszeichnet, einen banalen Vers citieren: „Liebe ist lechzendes Leid oder lodernde Lust, sagt Felix Dahn." Da ertönt Buchsprache statt der Sprache des Lebens, da hören wir nicht eine Schaffende, sondern eine Schülerin. Auch bei der Lösung des Conflictes merkt man die Anfängerin: sie gibt einen theatralischen Schlusseffect, der freilich allem ein Ende macht, aber gewaltsam, ohne künstlerische Logik, ohne zwingende Nothwendigkeit. Und doch steckt selbst in dieser weniger gelungenen Erzählung etwas Eigenartiges, das Motiv nämlich. Hier wird das Thema der Stiefmutter, das unseren Märchen so geläufig ist, in moderner Form tragisch gestaltet. Frieda v. Steiner, harmlos und gutartig, wird als Stiefmutter durch den Gegensatz zur Natur ihrer Stieftochter Lona, durch die Eifersucht auf deren verstorbene Mutter, wie auf Lonas Erfolge weiter und weiter getrieben bis in wirkliche Gemüthshärte. Dieser Conflict wird aus dem traditionellen, aber anschaulich geschilderten Officiersmilieu entfaltet. Am stärksten erkennt man die Anfängerin darin, dass alles auf die Spitze getrieben wird, die Personen ins Extreme gezeichnet sind und die Erzählung in gewaltsamen Sprüngen sich entwickelt, wobei einige starke Unwahrscheinlichkeiten unterlaufen.

Ungleich höher steht die Erzählung „Iphigenie", die uns das Werden einer Künstlerin darstellt. Hier gelingen ein paar Scenen voll echter Poesie, hier wird die Wendung allmählich vorbereitet, das Verhängnis bricht endlich mit bezwingender Nothwendigkeit herein, und die psychologische Lösung ergibt sich aus dem Wesen der Personen. Zwar findet sich auch hier noch vieles „schöne Reden", doch stört es nicht, da Schauspieler die Träger der Handlung sind, und wir werden überdies durch feine Wendungen und kluge Bemerkungen erfreut. Die Auffassung einzelner „Rollen" zeugt für das Eindringen der Verfasserin in den Geist fremder Dichtung. Ganz ist ihr die Zunge noch nicht gelöst; Dora Hornau fürchtet sich in der Fülle ihres Culturreichthums noch zu sehr vor der Natur, sogar vor ihrer eigenen Natur, aber sie trägt das Conventionelle

*) „Von dazumal." Erzählungen. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1900. [illegible] Seiten. 8°.

**) „Wehrlose." Novellen. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1900. [illegible] Seiten. 8°.

*) „Iphigenie", „Schneewittchen." Zwei Erzählungen von Dora Hornau. Wien [illegible]. Verlag von Karl Konegen. [illegible] und [illegible] Seiten. 8°.

nur noch wie ein Kleid, das sie schon ausgewachsen hat und bald von sich werfen wird.

Mit dem Thema ihrer Erzählung „Iphigenie“ berührt sich der Stoff, den Maria Janitschek in ihrem letzten — oder sind nicht vielleicht schon wieder einige erschienen? — Roman*) gestaltet. Dieser Schriftstellerin gegenüber hat der nachfühlende Kritiker keinen leichten Stand. Man wird angezogen durch das mächtig pulsende Temperament, durch die offenbare Ehrlichkeit einer glühenden Sinnlichkeit, durch lebhafte Phantasie und anschauliche Schilderung, wird aber dann durch Lässigkeiten der Darstellung, Sonderbarkeiten des Ausdruckes, durch gesuchtes Hereinziehen des Geschlechtlichen und durch das Unstäte des ganzen Wesens verletzt. Ihr Roman „Stückwerk“ stellt in Treska Mareck wieder einmal eine jener suchenden Frauennaturen dar, die Maria Janitschek so gerne schildert. Das Aeußere des Lebenslaufes hält ziemlich durchsichtig die Erlebnisse Juliane Déryʼs fest, die bei Gelegenheit ihres Selbstmordes von den Zeitungen recht eingehend besprochen wurden, ja der Schluss des Romanes setzt fast die Kenntnis dieses Rohmaterials voraus, so wenig klar sind die Andeutungen. Treska ist erfüllt von einem unklaren Drang, ihrem hochgehenden Innenleben Ausdruck zu verschaffen; sie versucht es auf allerlei Gebieten, ohne die Kraft zu haben, sich mit dem Handwerkszeug vertraut zu machen, ohne es darum bei aller Genialität ihrer Anlagen über den Dilettantismus hinauszubringen. Dabei versuchen allerlei Männer an ihr herumzubilden und machen sich zu Herren ihres Körpers; sie sinkt äußerlich bis zur Geliebten eines schäbigen Genies Dr. Ilde herab, nachdem sie schon anderen angehört hat, dabei aber erhält sie sich die Reinheit und Jungfräulichkeit ihres Inneren. Endlich trifft sie mit Pille Philander, einem kühlen, klaren Nordländer, zusammen und hofft in seiner Liebe das zu finden, was ihr als Ideal vorschwebte: „Nicht Marmor, nicht Töne, nicht Worte zum Kunstwerk gestalten, sein Leben dazu schaffen, ist die höchste Kunst, und wer das vermag, der ist der erhabenste Künstler.“ Aber ihre Vergangenheit steht gegen sie auf, Philander stößt die „Verworfene“ von sich, plötzlich erscheint ihr all ihr bisheriges Leben komisch, lachenswert, und sie gibt sich den Tod.

Maria Janitschek nimmt ein Thema auf, das von der französischen Literatur seinerzeit sattsam abgespielt wurde, sucht ihm aber einen neuen Reiz abzugewinnen, indem sie die „reine“ Gefallene noch zur dilettierenden Künstlerin macht und das Stückwerk eines Frauenlebens aufdeckt. Freilich bleibt sie uns etwas schuldig, was geleistet werden musste: sie hätte das Mädchen in ihrem Verhältnisse zu Ilde wahrscheinlich machen sollen. So lange Treska mit dem „Prachtmenschen, dem rothlockigen Loki“ zu thun hat, beherrscht er keineswegs bloß ihren schönen Körper recht gründlich, sondern auch ihre Seele. Es ist der Verfasserin nicht gelungen zu zeigen, dass sich Treska ihre seelische Jungfräulichkeit wahrt. Der Roman möchte gerne das Räthsel lösen, das im Leben Juliane Déryʼs gegeben ist, doch scheint mir mehr ein Problem hineingetragen, als daraus entfaltet. Zudem arbeitet Maria Janitschek mit einer viel zu großen und dabei ganz überflüssigen Comparserie. Mag sein, dass die flüchtig hingeworfenen Skizzen Porträts Berliner Persönlichkeiten festhalten sollen, das weiß ich nicht: sie haben im Roman selbst gar keinen Zweck. Der Titel lautet ominös: „Stückwerk!“

Wie auch eine Frau ein Ganzes gestalten kann, das hat jetzt wieder eine unserer Besten aus der neuesten Zeit gezeigt: Clara Viebig mit ihrem zweibändigen Roman „Das tägliche Brot“, der eine besondere Würdigung erheischt. Von ihm das nächste Mal!

---

## Ein Stiergefecht. Toledo.

Der letzte Tag in Madrid brachte mir noch das landesübliche Vergnügen: die Corrida. Eigentlich spürte ich wenig Lust, die Schinderei anzusehen. Sie sind trivialisiert, die Stiergefechte, durch zu viele Beschreibungen, zu viele Bilder. Aber die Lust steckt an. Man geht in Madrid zur Corrida, wie man in Monte Carlo in die Spielbank und in Rom nicht zum Papst geht. Was noch schlimmer ist, man kommt in Feuer. Es ist doch seltsam, sich im 20. Jahrhundert die Sensationen verschaffen zu können, die die römischen Cäsaren bei den Gladiatorenkämpfen hatten. Es ist ein Nervenkitzel ohne gleichen dieses Spielen mit Stiletten, dieses tänzelnde Kokettieren mit dem Tod.

Gleich die Auffahrt wirkt antik. Die ganze Stadt ist Sonntag Nachmittag [illegible]. Nur am der Puerta del Sol halten riesige, mit acht Maulthieren bespannte Wagen, in denen man zur Plaza de Toros hinausfährt. Dort erhebt sich eine mächtige Arena, im [illegible] doch mit maurischen Ornamenten. [illegible]

eng anliegenden, unten weit werdenden Hosen, das glattrasierte Gesicht mit der Adlernase und dem stechenden Blick — es ist immer der Matadorentypus in anderer Spielart. Das ganze spanische Leben scheint auf die Stiergefechte zugeschnitten. Schon die kleinen Buben kennen kein anderes Spiel. In den Schaufenstern der Läden hängen lebensgroß die Porträts der Matadoren wie bei uns die der Gelehrten und Staatsmänner. Kuhmilch und Kalbfleisch ist selten, da man Kälber nicht schlachtet, und die vacas bravas ihre Milch zur Ernährung junger Riesenstiere brauchen. Selbst die spanischen Nationalfarben — roth und gelb — scheinen nur erfunden, um den Toro zu reizen.

Als ausländischer Journalist durfte ich der Scene beiwohnen, die Villegas in seinem großen Bilde malte und die überhaupt der Sache erst ihren tieferen Sinn gibt. Durch ein stark nach Chloroform riechendes Zimmer, wo schwarzbehangene Tragbahren und Feldbetten standen, gelangte ich in einen ernsten weißgetünchten Raum. Eine halbe Stunde vor Beginn der Corrida versammelten sich hier die Bandarilleros, Picadores und Matadores — all die Leute, die an diesem Nachmittag ihr Leben riskierten. Dann öffnete sich die Thür der Kapelle. Alles war dunkel, Wachslichter brannten. Gravitätisch, feierlich schritt jeder zum Altar, nahm den Dreispitz ab, bekreuzte sich, kniete vor dem Crucifix nieder, betete lange, empfieng das Abendmahl. Es lag etwas Merkwürdiges in dieser Verbindung des Schinderhandwerks mit tiefster Religiosität. Das ganze Wesen der spanischen Religion enthüllte sich. Denn ob man einen Ungläubigen foltert oder einen Toro zu Tod hetzt, ob man einem Ketzer oder einem Pferde den Bauch aufschlitzt und die Därme heraustreibt, ist im Grunde das Gleiche. Unter Anrufung des göttlichen Segens wird den bestialischesten Instincten, der Grausamkeit und Mordlust gefröhnt.

Als ich auf meinen Platz gelangte, war das steinerne Amphitheater schon von 12.000 Menschen besetzt. Die Corridas sind ja im Sommer nicht so feierlich, wie in der Osterzeit, wenn alle Damen der vornehmen Welt mit schwarzseidener Mantille und blumengeschmücktem Haar erscheinen. Trotzdem war es ein schönes Bild, all diese tausende nervös sich bewegende Fächer zu sehen. Gewitterschwüle, Lustmordstimmung war über das Haus gebreitet.

Auf ein schrilles Signal öffnet sich ein Thor, und die Herolde, hoch zu Ross, das Federbarett auf dem Haupt, erscheinen. Nachdem sie mit Grandezza vor dem Präsidenten, dem Schiedsrichter salutiert und von diesem die Schlüssel erhalten, ist das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben. Ein zweites Thor thut sich auf, und unter dumpfem Trommeln und Pfeifen, indianerhaft, wie wilde Cowboys kommen die Espadas hervor, auf ihren Schindmähren die Arena durchkreuzend. Es sind fürchterliche Thiere, altersschwach, ausgemergelt, nur noch Haut und Knochen, eine rothweiße Binde, als ob sie Kopfschmerz hätten, über der Stirn — Thiere, wie sie Piero di Cosimo für seinen Triumphzug des Todes auswählte, für 50 Peseten das Stück gekauft. Das erhöht noch die unheimliche Wirkung, gibt dem Ganzen etwas von einer gespenstischen Farce. Dann beginnt der Aufmarsch der Bandarilleros. Tänzelnd wie Rococofigürchen nahen sie in ihrem blausilbernen oder rothgoldenen Costüm, die Astrachanmütze auf dem Kopf, den carmoisinrothen oder orangegelben Mantel auf dem Arm. Zierlich und elastisch, die Arme wie Drahtpuppen bewegend, schreiten sie dahin. Kokett verbeugen sie sich hierhin und dorthin. Nachdem sie Aufstellung genommen, naht der große Moment. Ein viertes Thor geht auf, und mit einer kleinen rothen Schleife festlich wie zum Balle geschmückt, erscheint der Toro. Er war während des ganzen Tages in einem dunkeln Raum. Also muss sich sein Auge erst wieder ans Licht gewöhnen. Einen Augenblick stutzt er, dann sieht er die bunten Farben und geht darauf los. Alles, was er angreifen möchte, verschwindet. Nur die Pferde sind hilflos. Also wendet er sich, gleichgiltig, gelangweilt, nur um die Kraft seiner Hörner zu erproben, gegen diese. Keine Minute vergeht, so hat das eine einen Stich in der Brust, das andere eine klaffende Wunde im Bauch. Es fällt noch nicht, aber seine Eingeweide hangen wie Kuheuter heraus oder wie die Luftballons, die im Prater verkauft werden. Barbarische Canaille schreit das Publicum dem Toro zu. Nachdem das Pferd in seiner lustigen Toilette noch drei- bis viermal die Arena durchkreuzt, erscheinen in rothen Blousen, wie jene Höllenknechte, die auf den Bildern der alten Meister vorkommen, die Stalljungen und prüfen den Fall. Entweder die widerspenstigen Eingeweide werden mit Stroh wieder in den Bauch des Pferdes gestopft, damit es noch einen zweiten Waffengang thun kann. Oder sie reißen es zu Boden und schlagen es — ganz wie die Teufelchen bei Fiesole — mit Ruthen aufs Gehirn, um ihm liebenswürdig den Todeskampf zu erleichtern. Unterdessen sind die Picadores gekommen. Der Stier erduldet das Martyrium des heiligen Sebastian, hat nach wenigen Secunden ein halbes Dutzend Widerhaken, gelb, blau und roth in seinem Leibe [illegible]. Er schnaubt, schnauft und schäumt, wirft seinen Kopf zurück, dreht sich im Kreise, um die Haken herauszubekommen. Die Zunge hängt ihm zum Maul heraus. Das warme Blut rieselt über sein [illegible] Fell. Die Bandarilleros necken, die Espadas umlauern ihn, wie [illegible] auf dem Bilde des Velasquez den Argus

In seiner Wuth stürzt er sich auf die Leiche eines Pferdes und schleift sie. Jacques der Aufschlitzer naht. Ein Leichenmarsch erklingt. In goldrothem Gewand, wie ein Menuettänzer, umhüpft der Matador den Toro. Das Thier stürzt sich nicht mehr auf die carmoisinrothen und gelben Mäntel. Es ist wie geblendet, wie hypnotisiert durch das brandrothe Tuch, hinter dem der mörderische Degen sich birgt. Drei- oder viermal misslingt der Stoß. Die Menge pfeift und johlt, wüthet und schreit. Da senkt der Stier den Kopf, will ausholen, um den Gegner zu spießen. Der steht wie auf dem Schießstand und zielt. Bis tief zum Handgriff ist der Degen dem Toro in den Hals gedrungen. Hüte, Weinschläuche, Cigaretten wirft die Menge in die Arena herunter. Stolz wie ein Feldherr schreitet der Matador hinaus. Der Stier kämpft noch, stürmt gegen diesen, gegen jenen Mantel an. Dann taumelt er und sinkt zusammen. Die Teufelchen mit den rothen Blousen erscheinen wieder und bohren ihm einen Keil ins Hirn. Der Toro, der stolze Toro ist todt. Die Kleinen, die vielen haben ihn todtgehetzt, den Großen, den einen, wofür auch die Weltgeschichte Beispiele bietet. Ein Freudenmarsch ertönt. Eine Art antiker Quadrigen, in rothgelben Farben leuchtend, saust herein, um den Stier und die todten Pferde zu holen. Die erste Nummer des Programmes ist erledigt. Die erste! Denn, nachdem die Arena von Blut und Leichen gesäubert ist, wiederholt sich das Schauspiel noch fünfmal: immer das nämliche Stück, und doch künstlerisch stets verschieden.

Allein unter diesem Gesichtspunkt ist die Barbarei zu verstehen. Es gibt Bewegungen, es gibt Farbeneffecte von unbeschreiblicher Schönheit. Den ganzen Goya und den ganzen Manet, alle Bilder von Lunois und Besnard erlebt man. Zunächst ist der Stier selber ein fabelhaft schönes Thier, sehr modern und stilvoll in seinen großen, ornamental geschwungenen Linien. Wunderbar ist, wenn er hereinkommt, stutzt und den Kampf beginnt, wunderbar, wenn er den Kopf senkt und zum Stoße ausholt. Aufregend ist, wie verschieden jedes einzelne Gefecht je nach dem Temperament des Stiers sich gestaltet. Einer ist der Phlegmatiker. Er sieht den Zweck der ganzen Dummheit nicht ein, will seine Ruhe haben, mustert faul, mit gänzlicher Wurschtigkeit die ihm vorgehaltenen Mäntel. Es ist nichts mit ihm anzufangen. Nur im Vorübergehen, ganz apathisch, spießt er ein paar Schindmähren auf. Fast ohne dass er sich bewegte, hat er die Arena zu einem Pferdefriedhof gemacht. Ein anderer ist der Sanguiniker. Kaum hat sich sein Auge an das Licht gewöhnt, so durchrast er in fliegender Hast das Schlachtfeld. Die Bandarillos, blitzschnell, müssen hinter den Barrièren verschwinden. Die Espadas, in elegantem Sprung, schwingen sich auf Lanzen über ihn hinweg. Eines der aufgespießten Pferde schiebt er, nur um seine überschüssige Kraft zu verwenden, leicht wie einen Ball durch die Arena. Ein anderes trägt er auf seinem Horn dahin. In dem Leib eines dritten wühlt er in wollüstiger Sinnlichkeit. Der nächste ist feig, will nicht Blut lecken, geht wie ein Krebs zurück. Als ein Espada ihm die riesige Lanze in die Haut sticht, greift er das Pferd nicht an, sondern sucht, die Lanze im Leib, mit einem Riesensprung über die Barrière hinweg wieder in den Stall zu flüchten. Das Pfeifen und Johlen, mit dem solche Scenen begleitet werden, ist unglaublich. Qué corrida, schallt es aus tausend Kehlen. Um den Stier in Stimmung zu bringen, sind starke Reizmittel nöthig. Also wird mit Brandraketen geworfen, langen Widerhaken, die in dem Augenblick, wo sie in die Haut des Thieres sich einbohren, explodieren. Die Wirkung ist fabelhaft. Der Toro scharrt, stampft, kratzt am Boden. An seinem ganzen Leibe brennt, raucht und knallt es. Von Flammen umlodert, durchrast er die Arena und stürmt wüthend auf die Gegner ein. Wunderbar sind die verschiedenen Momente, die man beim Aufspießen der Pferde beobachtet. Einmal hob der Stier Ross und Reiter an seinem Riesenhorn hoch über den Boden empor. Ein anderes Pferd traf er mitten ins Herz, und doch galoppierte es wie eine blutige Fontäne noch mehreremale um die Arena herum. Sehr verschieden ist die Art, wie der Toro fällt. Einer sinkt auf den ersten Stich, wie vom Blitze getroffen, zusammen. Ein anderer kämpft noch, will nicht sterben, spießt im Todeskampf noch mehrere Pferde auf, taumelt dann, macht einen Sprung in die Höhe und verendet auf dem Leichnam des letzten Pferdes. Ebenso künstlerisch wie die Bewegungen des Toro sind die der Menschen: die Eleganz, mit der sie den Mantel werfen, die kokette Grazie, mit der sie ausweichen, die ritterliche Schneidigkeit, mit der sie vom Pferde springen. Einmal liegt der Matador. Wie ein Igel hat er sich zusammengekrümmt. Man hat für einen Augenblick die perverse Freude, nicht nur Stierblut, auch Menschenblut werde fließen. Doch fünf Bandarilleros sind zur Stelle, und statt den Menschen anzugreifen, stürzt sich das dumme Thier auf die Mäntel. Ein anderer Matador hat mehreremale vergebens gestochen. Das Volk heult vor Wuth, will ihn lynchen. Der Unglückliche weiß nicht mehr, was er thut. Ziellos stößt er hierhin und dorthin und verlässt weinend unter dem Johlen der Menge den Schauplatz. Der letzte Matador arbeitete am besten. Er ist ein aufgehender Stern, hat seine Première gehabt. Von unbeschreiblicher Grandezza — ganz wie auf dem Bilde Regnaults — war die Bewegung, mit der er nach dem entscheidenden Stoß die blutige Klinge an dem rothseidenen Mantel abwischte. So stürmt das Volk herein, nimmt ihn auf die Schultern, trägt ihn wie einen antiken Triumphator hinaus. Alle Bettler Madrids, Krüppel ohne Arme und Beine, sind am Ausgang der Arena versammelt. Mit kleinen Krücken, die sie unter der Achselhöhle befestigt haben, rollen sie sich auf niedrigen Wägelchen blitzschnell dahin, um auch noch etwas von dem großen Schauspiele zu sehen. In wilder Jagd sausen die Maulthiergespanne zur Stadt zurück. — — —

Am anderen Tag fuhr ich nach Toledo. Das heißt: ich wollte hinfahren und kam auch hin. Aber nicht so leicht, als ich hoffte. Früh um acht Uhr war ich aufgebrochen und sollte fahrplanmäßig gegen elf Uhr dort sein. Statt dessen befand ich mich in Villasequilla, war in Castillejo weiter gefahren, wo ich hätte umsteigen sollen. Was ein solches Versehen bedeutet, kann man in Deutschland schwer sich vorstellen. Nach Castillejo, dem verhängnisvollen Knotenpunkt, kam ich zwar leicht zurück. Aber nach Toledo gehen nur zwei Züge, der eine früh, der andere abends. Ein Wagen, der in einer Stunde mich zum Ziel hätte bringen können, war nicht zu bekommen. Die drei Stunden zu Fuß zu gehen, rieth der Chef des Bahnhofes mir ab, da der Fußgänger wohl vor Briganten, nicht aber vor Toros geschützt sei. Also sieben Stunden in Castillejo. Das heißt 700 Jahre im Inferno büßen. Mein Spanisch, ausreichend in der Stadt, wirkte auf dem Dorf wie Chinesisch. Zu essen gibt es nichts, zu rauchen auch nichts. Zwei Nonnen, die ihr mitgebrachtes Brot und Geflügel verzehren, beneide ich um ihren gesegneten Magen, da an ihren Knien bettelnde Kinder lehnen, an deren grindigen Augenbrauen die Fliegen vespern. Briefschreiben. Das ist ein Gedanke. Doch es gibt in der Cantina weder Postkarten, noch Marken. Nur in der Administration, im Dorf, gegenüber der Kirche, sind sie zu haben. Also gehe ich ins Dorf. Ganz niedrige Häuser, fast ohne Fenster, liegen unter bleischwerem Himmel da. Eines davon ist die „Administration“. Doch sie ist geschlossen. Das Ende vom Liede war, dass ich für zwanzig Céntimos eine Riesenmelone kaufte. Und ich muss seltsam ausgesehen haben, als ich, auf dem Rinnstein sitzend, sie aß. Denn zwei Murillobuben betrachteten mich mit fast verächtlichen Blicken. Was für uns eine Delicatesse ist, das einzige fast, woran man im schönen Spanien sich freut, ist für sie die Speise des Lazarone.

Als endlich die Zeit zur Weiterreise kam, stilisierte sich sogar der Himmel für Toledo. Nur seltsam düstere Gestalten glaubte man in den Wolken zu sehen: da einen Mönch mit bleichen verhärmten Zügen, dort einen Bußprediger mit knochigem, wild emporgehobenem Arm, dort die Mater dolorosa, die schluchzend auf das Haupt des Sohnes herabblickte. Der Escorial und Toledo — das sind die beiden Hautzeugen altspanischer Cultur. Dort das Kloster, wohin, der Welt müde, ein Fürst sich flüchtet. Hier das spanische Rom, die Hauptstadt der starren, unbeugsamen, weltbeherrschenden Kirche. Wir sprechen den Namen aus und alles steht vor uns: schöne Jüdinnen und Ketzerhinrichtungen, blutige Erzbischöfe und kämpfende Mauren, der Cid und die Toledaner Klingen John Falstaffs, Inquisition und Folter. Als das christliche Pompeji, als lebendige Ruine, als das Bollwerk unduldsamen Fanatismus ragt Toledo in unsere Zeit herüber.

Die Lage ist wunderbar. Ich erinnere mich noch, wie ich als fahrender Schüler vor 20 Jahren nach Orvieto kam. Es war spät abends. In langen Windungen zog sich der Weg vom Bahnhof zum Berg hinauf. Man musste an verschlossenen Stadtthoren pochen, seinen Namen nennen und seinen Koffer öffnen, bevor man Einlass ins Städtchen erhielt. Und wenn man drinnen war, wenn das Mondlicht auf der bunten Façade des Domes und an den Säulen verwitterter Paläste spielte, wenn Ziegenhirten, ganz in Schaffell gehüllt, wie moderne Satyrn über den einsamen Marktplatz schritten, da glaubte man durch den Golf der Jahrhunderte gefahren zu sein, glaubte ein Stück Mittelalter und die Eklogen Virgils zu erleben. In Orvieto ist heute längst die Romantik gestorben. Eine Zahnradbahn führt vom Bahnhof zur Stadt hinauf. Toledo hat noch ganz seinen Charakter von einst. Auf einer Granithöhe, die der Tajo umschäumt, im ganzen Umkreis von Kalkfelsen eingerahmt, erheben sich Burgen und Kirchen. Wie in den Zeiten des Mittelalters sitzen die Wächter an den steinernen Stadtthoren und mustern jeden wie einen Spion, der in eine Festung sich einschleicht. Eng und gewunden sind die Gässchen, man steigt bergauf und bergab. Eisenbeschlagene Thore verschließen die Häuser. Priester, Mönche und Nonnen, die nichts von den Leiden, nichts von den Kämpfen der Gegenwart wissen, schreiten wie in den Tagen des Ignatius v. Loyola daher. Nur von dem Glanze, der damals über Toledo ruhte, ist nichts geblieben. Damals die Hauptstadt Spaniens, ist es heute ein kleines Nest, statt von 300.000 kaum von 20.000 Menschen bewohnt, heruntergekommenen, zerlumpten, verlotterten Wesen, die unthätig, ohne Zweck und Ziel, auf den Steinbänken der Plaza mayor herumlungern. Auch einige Juden haben aus dem Blutbade sich herübergerettet und sie sehen aus wie geschlagene Hunde, scheu, als fürchteten sie von jedem einen Fußtritt. Die Straßen sind dunkel. Schon in Madrid berührt es seltsam, wie wenig beleuchtet die Bahnhöfe sind. In Paris flimmert alles im Lichterglanz, roth

goldig und silbern. In den Madrider Vorstädten ist alles düster. Fast im Finstern liegen die Ballocale, die Concertgärten da. Und in Toledo hat diese Dunkelheit System. Wie es keine Zeitungen gibt, gibt es keine Laternen. Es ist, als wollte man künstlich die Nacht des Mittelalters erhalten. Selbst das Licht der Kaffeehäuser ist so schwach, als ob es durch einen schwarzen Flor hindurchleuchte.

Am anderen Morgen besuchte ich Seine Eminenz den Erzbischof. Eigentlich hatte ich bei dem Herrn nichts zu thun. Aber ein Schreiben des Herrn v. Radowitz, der hier in Kunstkreisen so bekannt und beliebt ist wie er es früher in Constantinopel war, gab mir die Möglichkeit, Dinge zu sehen, die ich als reiner Baedeker-Mensch nicht hätte sehen können. Auch liebe ich die Erzbischöfe. Sie sind so riesig decorativ. Der von Toledo war mir obendrein das Symbol einer tausendjährigen Geschichte. Ich musste lange warten. In den Vorzimmern war es, als würden von Toledo noch die Geschicke der Welt gelenkt. Dutzende von Priestern kamen und giengen, saßen am Schreibtisch und nahmen Bittschriften entgegen. Seine Eminenz sieht aus wie ein Rabe. Kleine stechende Augen blicken über einer Nase hervor, die einem Vogelschnabel gleicht. Er gab mir einen Briefe an den Arcipreste, der die Kunstschätze der Kathedrale hütet, und in dessen Haus — er war nicht zu treffen — plauderte ich mit seiner Vertreterin, einer der schönsten Frauen, die ich in Spanien sah, einer Pfarrersköchin, die in reinstem Französisch von San Sebastián, von Biarritz und Paris erzählte. Durch diesen Besuch bekam mein Toledaner Aufenthalt erst Stil. Statt von einem prosaischen Fremdenführer geleitet zu werden, sah ich die Bibliothek in der Begleitung eines jungen Priesters, der wie ein Antinous in der Soutane aussah. Statt von einem dummen Castellan wurden mir von einem zierlichen Chorknaben, einer Art christlichem Ganymed, die verschlossenen Kapellen geöffnet.

Was an gleißender, glitzernder Pracht in der Kathedrale sich birgt, davon können Worte keine Vorstellung geben. Man weiß aus den „Heilthumsbüchern", dass auch deutsche Kirchen, besonders Halle und Wittenberg, einst ähnliche Schätze hatten. Doch nur die Abbildungen sind erhalten. Die Dinge selbst sind eingeschmolzen oder in alle Winde verstreut. In Toledo sieht man alles in Wirklichkeit. Da sind goldene mit antiken Cameen geschmückte Crucifixe, goldene Becher, Leuchter, Hostiengefäße und Kronen, goldene Urnen und Särge, in denen die Reliquien von Märtyrern ruhen, goldene Arme, die die abgeschlagene Hand eines Heiligen bergen, goldene Bischofsstäbe, silberne Christkinder, goldgestickte Messgewänder und riesige alte Bücher in echtem goldenen Einband. Schon dieser barbarische Reichthum muss hypnotisierend auf das Volk gewirkt haben. Für Menschen, die nie ein Goldstück hatten, war der Herrgott schon deshalb ein großer Herr, weil er all dies gleißende, funkelnde Gold besaß. Und ebenso reich wie die Kathedrale sind die übrigen Kirchen. An allen Ecken und Enden der Stadt wachsen sie auf. Ganz Toledo gleicht einem riesigen Dom, wo arme hungernde Menschen inmitten von Schätzen leben, die nicht ihnen, sondern dem Himmel gehören. Goldene Kanzeln und Orgeln, goldstrotzende Tabernakel und vergoldete Sacramentshäuschen erheben sich. Goldene und silberne Guirlanden winden sich um porphyrne Säulen. Ueber einem uralten goldenen Taufbecken hängt ein Leuchter aus schwerem Silber herab. Mit den goldenen Wappen der Erzbischöfe sind die silbernen Gitter der Kapellen geziert. Auf goldenem Throne sitzt Maria. Golden sind die Flügel der Engel. Goldene Strahlen, vom Auge Gottes ausgehend, durchzucken einen marmornen Aether. Dicht daneben flattern die goldgestickten Standarten der alten kriegerischen Kirchenfürsten. Oder auf marmornen Sarkophagen liegen Ritter in schwerer silberner Rüstung. Alle Thüren sind mit dickem Gold incrustiert. Aus Porphyr und buntem Marmor besteht das Chorgestühl. Mosaiken zieren den Boden, und von der Decke leuchten Schnitzereien in goldenem Glanz hernieder. Rechnet man dazu den feierlichen Gesang der Priester, der in keiner Stunde des Tages verstummt, den Kerzenglanz, den Weihrauch und die bunten Farbenspiele des magischen, durch die gemalten Fenster einfallenden Lichtes, so ergibt sich ein Eindruck von sinnbethörender Pracht, von wildem leuchtendem Glanz, neben dem die Marcuskirche ärmlich und kahl erscheint.

Doch nicht durch Pracht allein werden die Sinne umgarnt. Alle Instincte des Menschen werden aufgestachelt. Tausend Instrumente gleichzeitig trommeln auf die Nerven ein. Ich will nicht von den Bildern sprechen. Wohl ist Toledo die eigentliche Stadt des Greco. Alle Hauptwerke des seltsamen Meisters sind hier vereinigt. Auch von Morales gibt es viel. Und neben diesen bekannten Künstlern neben andere, deren Namen niemand weiß und die nicht weniger groß sind, Künstler, die in fanatischem grausigem Realismus die Not[illegible] des Heilandes und die Qualen der Märtyrer schildern. Namentlich die Röstung des Laurentius kehrt immer wieder. [illegible] das Lieblingsthema altspanischer [illegible] Marter, die Kunst des schönen Scheins, genügte [illegible]

Dem antiken Geschmack muss es ein Horror sein, diese fürchterlichen Dinge zu sehen. Und doch! Es ist schon lange her, dass Hermann Bahr — ich glaube, von Burgos aus — im „Kunstwart" sein Manifest an die deutschen Künstler erließ. Denselben zermalmend großartigen Eindruck hatte ich in Toledo. Schillers bekannte Verse, dass die Kunst nie die Wirklichkeit erreichen solle, und dass, wenn die Natur siege, die Kunst entweiche, treffen, wie alle ästhetischen Regeln, nicht zu. Die Japaner und die spanischen Bildhauer beweisen das Gegentheil.

Bei den polychromen Statuen ist noch Idealismus gewahrt. Denn, obwohl sie in bunten Farben leuchten und die Illusion des Lebens weit schroffer als die italienischen Quattrocentobüsten erstreben, wird diese Naturwahrheit durch künstlerische Mittel erzielt. Doch alle Grenzen zwischen Kunst und Wirklichkeit sind bei den andern Werken verwischt, die wie angekleidete Puppen aussehen. Sie haben wirkliche Gewänder. Maria, als Himmelskönigin, trägt weißseidene Robe. Eine schwergoldene Krone deckt ihr Haupt. Aus Spitzenärmeln blicken die feinen Hände hervor. Maria, als Schmerzensmutter, ist schwarz gekleidet. Eine schwarze Mantille ist über ihr Haupt gelegt. Sieben silberne Dolche stecken in ihrer Brust. Christus hängt am Kreuz. Ein echter seidener Schurz deckt seine Lenden, eine echte Perrücke sein Haupt. Echt ist der Bart. Oder Heilige erleiden ihr Märtyrthum. Dicke Eisennägel sind ihnen ins Hirn getrieben, wirkliche Seile um den Hals gewunden. Das ist barbarisch, abscheuliches Panorama. Wer Photographien sieht, glaubt es. Doch das Lichtbild ist Fälschung. Denn es gibt nur die Form, sagt nichts von der Farbe, nichts von den Stimmungsreizen, die die Vorbedingung der Werke sind. Der Lichterglanz, der Weihrauch, die Musik, die heilige Pracht der Kirche — alles wirkt hier zusammen.

Theils hat der Naturalismus den Zweck, das Grausige zur denkbar größten Wirkung zu bringen. Ohne architektonisch von ihrer Umgebung getrennt zu sein, wachsen die Gestalten plötzlich wie gespenstische Phantome auf. Da öffnet sich eine Nische, und man taumelt zurück, als ob man den Leichnam eines Heiligen sehe und Verwesungsgeruch athme. Dort wälzt sich Maria schluchzend über dem Leichnam ihres Sohnes. Oder das Blut rieselt aus dem Halse eines sterbenden Märtyrers. Anderentheils zeigt sich aber auch, dass neben der Grausamkeit die Wollust das Wesen dieser alten Religion bedeutet. Tieck schreibt einmal: „Wollust ist das große Geheimnis unseres Wesens, Sinnlichkeit das erste bewegende Rad in unserer Maschine. Sie wälzt unser Dasein von der Stelle und macht es froh und lebendig. Alles, was wir als schön und edel träumen, greift hier hinein. Sinnlichkeit und Wollust sind der Geist der Musik, der Malerei und aller Künste. Alle Wünsche der Menschen fliegen um diesen Pol, wie Mücken um das brennende Licht. Schönheitssinn und Kunstgefühl sind nur andere Dialecte und Aussprachen. Sie bezeichnen nichts weiter, als den Trieb des Menschen zur Wollust. Ich halte selbst die Andacht nur für einen abgeleiteten Canal des Sinnentriebes." Wie schön und ehrlich und groß sind diese Worte neben dem Eunuchengequak, das aus Anlass der Lex Heinze aus dem Sumpfe des Goethe-Bundes erscholl. Tieck hat es ausgesprochen: das Streben, die Grenzen zwischen irdischer und himmlischer Liebe zu verwischen, die eine unmerklich in die andere überzuleiten, ist jederzeit der leitende Gedanke, das stärkste Agitationsmittel der katholischen Kirche gewesen. Durch den „Canal des Sinnentriebes" und auf Wunsch der Kirche ist das schönste, was die alten Meister schufen, in die kirchliche Kunst gekommen. Rubens ist plump und vulgär. Für derbe Vlaamen arbeitend, die substantielle Nahrung verlangten, macht er den Himmel zum öffentlichen Haus. Die Spanier sind feiner und — wirksamer.

Bei ihnen gibt es nichts Nacktes. Goldgestickte Gewänder umhüllen schmiegsame Körper. Ein kleiner goldener Schuh streckt sich leise vor. Ein feines Knie zeichnet unter leichter seidener Robe sich ab. Schwarzumränderte Augen blicken ernst und liebebedürftig uns an. Weiße Hände bieten sich dar. Ein junger Busen scheint unter diamantener Kette zu wogen. Und die Gläubigen rutschen auf den Knien heran, pressen ihre Lippen auf den goldenen Schuh und auf das feine Knie. Es ist irdische Liebe, doch sie ist nicht sündig, da sie den Heiligen des Himmels gilt. Ich habe mich auch in Toledo verliebt. Eine Heilige sah ich. Margaretha heißt sie. Den Fuß hat sie auf den Drachen gesetzt. Schön wie ein Reh, stolz wie eine Königin blickt sie hernieder. Zum Kusse streckt sie das schmale Händchen aus. Geküsst will das Füßchen, das zitternde Füßchen sein. Ich habe sie geküsst. Denn sie ist eine Statue. Alonso Cano vielleicht heißt ihr Meister. Und ich flehe nicht, wie Pygmalion, dass sie lebendig werde. Sie hat mich das Feinste, was es gibt, die sinnliche Liebe zur Kunst gelehrt.

Richard Muther.

---

# Agnes Sorma.

Ein paar Jahre [illegible] sind verflossen seit jenem Eröffnungsabend des Schauspielhauses unten in der Wiener Musik- und Theaterausstellung. [illegible] Kainz, der Liebling der Berliner, bewundert und [illegible] wo immer er in den Zeiten seiner Wanderjahre vor das

Publicum getreten war, stellte sich da den Wienern vor. Den Wienern? Nun ja, jenen Wienern, die an Sensationsabenden das Wienerthum repräsentieren, jeder ganz Klugheit und Ueberlegenheit, jeder durchtränkt von seinem Kunstrichterthum, jeder voll Misstrauen gegen die fertig aus dem Ausland bezogene Kunstware, viele nur von einem Gedanken geleitet, ob sie ihren Mangel an Urtheilsfähigkeit je nach der momentanen Sachlage sicherer hinter enthusiastischer Bewunderung oder hinter höflich kühler Ablehnung verbergen. Vor dieses Publicum trat Josef Kainz. Er spielte in einem frostigen, neuen Hause unter steter Unruhe des noch von anderen Eindrücken erfüllten Publicums, in einem Stück, so ungeeignet als möglich, dieses Premièren-Publicum aus seiner Reserve hervorzulocken. Und so gab es denn einen kühlen Abend, und ihm folgte ein noch kühlerer Morgen, und nachdem Kainz die Tagesblätter gelesen und aus ihnen entnommen hatte, wie furchtbar gescheit und kritisch die Wiener sind, theilte er dem Director L'Arronge mit, dass er in Wien nicht mehr auftrete, packte seine Koffer und fuhr davon. In den Berliner Zeitungen aber konnte man lesen, wir Wiener haben uns wieder einmal blamiert: denn die Berliner vergessen gelegentlich, dass ihr Premièren-Publicum um kein Haar besser ist als das unsere.

An jenem Abend in der Theaterausstellung wurde Kainz für Wien gewonnen. Das mag etwas paradox klingen, aber ich meine, es ist doch so. Ein wahrer Künstler, wie Kainz es ist, verwindet so etwas nicht; das, was andauert und nachwirkt, ist aber nicht der Unmuth und Groll des Augenblickes, es ist der brennende Wunsch, diesem Publicum zu beweisen, dass es im Unrecht war, es zur Bewunderung niederzuringen und vor ihm zu stehen, umtost von seinem brausenden Beifallsjubel. Die feste, innere Ueberzeugung, dass er auch in Wien gefallen müsse, vermochte jener Abend in Kainz doch nicht zu erschüttern, und so wurde die innere Nachwirkung jenes äußeren Misserfolges mein heimlicher Bundesgenosse, als ich endlich die Bewilligung erhalten hatte, mit ihm in Engagementsverhandlungen zu treten.

Die Erinnerung an dies alles wurde lebhaft erweckt in mir durch den Verlauf des Gastspieles, das Agnes Sorma, der andere Liebling der Berliner, bejubelt und gepriesen nicht nur in dem Eldorado reiselustiger Kunstgrößen, Amerika, sondern auch in dem deutschenfeindlichen Paris und in Italien, der Heimat der Duse, am vorigen Freitag im Wiener Raimund-Theater begann — und beschloss. Wieder eine äußere Situation, die keine Stimmung aufkommen ließ, da das Geräusch der Klappstühle und das Trappen und Stiefelknarren der sich vornehm Verspätenden bis zum Schluss des ersten Actes den Unwillen der früher Erschienenen erweckte und wach hielt. Wieder ein Stück, mit dem sich unser Premièren-Publicum nie innerlich befreunden konnte, ja gegen das es fast feindselig ankämpft. Und wieder ein kühler Abend — kühl wenigstens für das Gefühl einer Künstlerin, die gewohnt ist, ihr Publicum in jubelndes Entzücken zu versetzen — und wieder ein noch kühlerer Morgen. Und wieder ein Abschiedsgruß an den Director, eilig gepackte Koffer und eine in ihrer innersten Seele verletzte Künstlerin, so verletzt, dass sie den Leuten die für die ausverkauften Häuser voreingegangenen Summen hinwirft und erklärt, sie spiele nicht mehr in Wien. Und dass wir Wiener uns wieder einmal blamiert haben, werden wir ja wohl auch zu lesen gekriegt haben. So hoffe ich denn, dass der Parallelismus der Gastspiele von Sorma und Kainz auch weiter anhält, vollkommen bis zum erfreulichen Ende: dass auch die Sorma noch den Wienern am Burgtheater zeigt, wer sie ist, und dass hier ihr Platz ist, neben Kainz: dass auch die Wiener Gelegenheit erhalten, ihr zu beweisen, dass sie lieben und bewundern können und wahre Kunst zu würdigen verstehen. Denn, mag die Sorma heute tausendmal sagen, sie spielt nicht mehr in Wien — in ihrem Innersten sitzt der Angelhaken doch fest, mit dem ein kluger Director sie nach Wien ziehen kann — um sie dort festzuhalten. Sie wäre nicht die Künstlerin, die sie ist, durchdrungen von dem schönen, vollberechtigten Glauben an sich, erfüllt von dem edlen Ehrgeiz, ihr Können siegreich zur Geltung zu bringen, wenn ihr Groll nicht gar bald dem Gedanken an Revanche wiche. Freilich nicht als Gast dürfte sie dann wiederkehren, sondern als engagiertes Mitglied mit dem beide Theile bindenden Vertrag in der Tasche, wie es bei Kainz der Fall war.

Und sie sollte wiederkehren. Auch für uns wäre es zu wünschen. Denn es gibt keine deutsche Schauspielerin, die so angethan ist, uns zu gefallen, zu entzücken, wie Agnes Sorma. Ihrem innerlich süddeutschen, warmen Wesen verleiht die etwas nordisch angehauchte Aussprache nur einen neuen Reiz zu dem Zauber ihrer ganzen Art. Sie hat neben dem reichen technischen Können den „Charme" des Naturells und der äußeren Erscheinung, den wir so gern auf uns wirken lassen, und durch den uns gar bald auch lieb wird und als Vorzug erscheint, was wir anfangs als Mangel empfinden mochten. So fehlt ihr z. B. allerdings die Kraft des Organs, die wir ja in gewissen Rollen zu vernehmen gewöhnt sind. Aber auch in Berlin hat man diese starken äußeren Accente bei ihr längst nicht mehr vermisst und reichen Ersatz in der unsagbar entzückenden Art gefunden, in der sie mit ihrer zarten lieben Stimme über die „gefährlichen Stellen" dahineilt, etwa wie eine kühne Hochtouristin über steile Geröllhalden, die bei kräftigerem Auftreten sofort abrutschen und den Wanderer mit in die Tiefe ziehen würden.

Was kann es auch auf die Stärke der Stimme ankommen bei einer Künstlerin wie die Sorma, die eine große Schauspielerin sein würde, auch wenn sie ein armes Stummerl geblieben wäre, das keinen Laut von den Lippen brächte? Ich meine immer, wenn ich sie sehe, sie bedürfte auf der Bühne der Sprache des Mundes gar nicht, da sie alles so klar und deutlich, so warm und innig, so ausdrucksvoll und doch ohne jede Vordringlichkeit mit dem beweglichen, in seiner Mannigfaltigkeit unerschöpflichen Spiel ihrer Mienen und ihren Augen zu sagen vermag, die in Angst erstarrend, in Wehmuth schimmernd, in Sehnsucht leuchtend, in Freude lachend, in Seligkeit strahlend, uns mittheilen und glaubhaft machen können, wozu bloße Worte nicht mehr ausreichen. Wenn sie z. B. als Rautendelein im Hause Meister Heinrichs dasteht, an die Wand gekauert, und hinblickt zu dem Fieberkranken auf seinem Lager, da bricht es wie leuchtende Strahlen aus ihren Augen, und wir glauben das magische Band fast zu sehen, mit dem sie jenen umstrickt und an sich zieht.

Uebrigens steht sie in der Kunst des deutlichen und transparenten Sprechens der Duse nicht nach, in der Art, wie sie eine Rolle innerlich erfasst, aber uns Deutschen entschieden näher als jene. Gerade die Nora vermöchte dies am besten zu zeigen, wenn die Sorma dieses Stück etwa wieder einmal hier spielt, vor einem aufmerksamen Publicum, das weder über die fortwährenden Störungen der Zuspätkommenden, noch darüber ägriert ist, dass die Künstlerin sich erlaubte, hohe Preise anzusetzen, bevor sie das Wiener Imprimatur hiezu erlangt hatte. „Nora" ist ein rein germanisches Stück, germanisch ist die Auffassung von dem inneren Gleichwert der Frau, die Ibsen seiner „Nora" zugrunde legt, und aus der allein diese Dichtung verständlich ist, nur eine germanische Schauspielerin kann uns Nora überzeugend verkörpern.

Ich bin der letzte, der die Duse unterschätzt, hatte ich doch zu einer Zeit, da hier fast niemand ihren Namen kannte, ihrem nachmaligen Wiener Impresario schon angerathen, sie nach Wien zu bringen, da sie hier Triumphe feiern werde. Die Duse zeigt sich als vollendete Künstlerin auch in Nora, aber über die naschhafte, lügenhafte, etwas leichtsinnige und schlampige Frau, die wir riesig bemitleiden mögen, der wir aber nur Recht geben können, kommt sie nicht hinaus, denn sie ist, was sie spielt, nicht erst als Nora, sondern schon als Italienerin in dem italienischen Stücke, das sie uns als Ibsen'sches Drama vorführt. Ihre Nora muss ganz andere Sachen von ihrem Gatten gewöhnt sein, der hat sicher schon zu ihr in einem Athem angelo mio und porco maledetto, cara mia und bestia brutta gesagt. Die Nora Ibsens, das ist nicht die Duse, sondern die Sorma.

Und gerade so ist die Sorma, um von einer anderen Rolle zu sprechen, hinsichtlich derer man sich, wie bei der Nora, auf das Urtheil des Dichters berufen kann, auch das „Mädel" in Schnitzlers „Liebelei"; ich wenigstens habe, ebenfalls wieder bei aller Hochschätzung der Künstlerschaft der Sandrock, deren Stärke in den letzten Acten liegt, niemanden gesehen, der vom Anfang bis zum Ende den Intentionen des Dichters so gleichmäßig vollendet gerecht wird, wie die Sorma.

Nun, das alles hätten wir ja sehen können. Es sollte aber nicht sein. Diesmal wenigstens. Ich meine aber immer, den Wienern steht mit der Sorma noch zweierlei bevor: ein großes Entzücken — und eine kleine Beschämung. Im voraus unseren Glückwunsch jenem, dem es gelingt, ihnen beides bald zu bescheeren.

Max Burckhard.

# Die Woche.

## Politische Notizen.

Selten haben die Officiösen in einem Minister ein so bequemes Object ihrer gewerbsmäßigen Ministerbewunderung gefunden als in Herrn v. Koerber. Es gibt andere Minister, die den Officiösen ihre Arbeit oft verdammt schwer machen. Das sind jene — in Oesterreich, zum Glück für die Officiösen, sehr raren — Staatsmänner mit festem Programm, klaren Absichten und deutlichen Zielen. Geht so einem einmal irgend eine Unternehmung schief, so ist der Misserfolg für jeden politisch halbwegs unterrichteten Menschen mit Händen zu greifen, die Officiösen müssen ordentlich schwitzen, wenn sie ihn, ihrem Beruf entsprechend, in einen Erfolg umlügen sollen, und zum Schluss werden sie ob der verrenkten Logik, die sie in ihrer verzweifelten Lobesmühe anzuwenden gezwungen sind, von aller Welt als Dummköpfe verlacht. Davon weiß manch altes Reptil ein Liedlein zu singen, und das geringe intellectuelle Ansehen, in dem die Officiösen stehen, haben nicht zum wenigsten jene Staatsmänner mit den klaren Programmen auf dem Gewissen.

Da ist doch Herr v. Koerber ein anderer Kerl, für die Officiösen wenigstens, ein besserer Mann. Von der gewissen Eindeutigkeit anderer Staatsmänner, an der auch der geschickteste Officiöse oft nichts drehen und deuteln kann, hat Herr v. Koerber sich von jeher fernzuhalten verstanden. An ihm ist nichts Festes, nichts Klares und nichts Deutliches zu finden. Jedes Wort von ihm lässt sich drehen und wenden, wie's gerade

der Augenblick erfordert. Herr v. Koerber kann so, er kann aber auch immer anders. Die Aeußerungen und Kundgebungen, mit denen er seine Actionen begleitet, sind sorgfältig daraufhin durchgearbeitet, dass sie nachträglich auf jeden Fall passen, wie immer auch irgend eine Unternehmung ausgeht. Wenn man seine Reden liest, klingen einem alle politischen Leitmotive wieder, die jemals in Oesterreich angeschlagen worden sind: ein Stückchen Absolutismus und dann auch ein Stückchen Constitutionalismus, hier einige centralistische, dort einige autonomistische Wendungen, ein Brocken deutsch, ein Brocken slavisch, etwas „Walküre" und doch zugleich auch etwas „Höher Peter" — mit einem Worte, „changeant", wie die Damenkleiderstoffe von ehedem, die bald hell und bald dunkel scheinen, je nachdem wie das Licht auf sie fällt: so ist Herrn v. Koerbers Stil.

*

Die eigenthümlichen Vorzüge dieses Stils haben sich gerade jetzt bei Gelegenheit der Landtagssession wieder glänzend bewährt. Wäre das Brantweinsteuergesetz in allen 17 Landtagen durchgedrungen, so hätten die Officiösen gesagt: „Wir haben keinen Reichsrath, also muss die Bevölkerung Herrn v. Koerber nur Dank wissen, der das Mittel gefunden hat, um Reichsgesetze ohne Reichsrath durch die Landtage zu machen", und Herr v. Koerber, der Autonomist, hätte in den officiösen Bulletins mit seinen Ideen gesiegt. Nun ist aber das Brantweinsteuergesetz in den Landtagen durchgefallen. „Auch kein Unglück!" sagen die Officiösen, „wir haben ja doch einen Reichsrath, also muss die Bevölkerung Herrn v. Koerber nur Dank wissen, der endlich einmal durch Thatsachen bewiesen hat dass der Reichsrath durch die Landtage nicht ersetzt werden kann", Herr von Koerber hat gesiegt, Herr v. Koerber, der Centralist!

*

Ebenso bequem werden's die Officiösen haben, wenn der Reichsrath wieder zusammentritt. Geht das Werkel, dann à la bonheur, es ist dann Herrn v. Koerber gelungen, den „rüstig fortschreitenden Verfassungsstaat", von dem er in einer seiner Reden gesprochen, wieder auf die Beine zu stellen, Herrn v. Koerber, dem Verfassungsmann, Heil und Sieg! Geht aber das Werkel im Reichsrath nicht, ist auch alles gut. Denn wenn der Reichsrath nicht arbeitet, so ist das außerparlamentarische Beamtencabinet unentbehrlich, also hat abermals Herr v. Koerber gesiegt, allerdings Herr v. Koerber, der nothgedrungene Absolutist.

*

Man kann dieses Paradigma beliebig weiter abwandeln. Zum Beispiel: Kommen im nächsten Reichsrath die Jungczechen in die Majorität, so ist die jungczechische Obstruction zu Ende und die Officiösen können dann schreiben: Herr v. Koerber hat sie besiegt. Werden dagegen die Jungczechen aus der Majorität ausgeschlossen, nun, dann steht Herr v. Koerber vor den Officiösen ganz groß da, denn dann hat er die widerspenstige alte Majorität gesprengt. Kommt aber eine Majoritätsbildung überhaupt nicht zustande, dann ist auch alles gerettet, denn eine der zahlreichen Ideen des Herrn v. Koerber ist das Parlament ohne feste Majorität, und diese Idee hat dann gesiegt.

*

Andere Staatsmänner haben eben jeder nur eine Idee, und wenn die misslingt, haben sie ihr Spiel verloren. Herr v. Koerber hat alle Ideen zugleich, und so kann's ihm nie an Erfolgen fehlen, denn irgend eine Idee muss sich doch schließlich als die richtige herausstellen. Wenn Herr v. Koerber Lotteriespieler wäre, würde er sicher immer alle neunzig Nummern auf einmal setzen. Schade, dass er kein Galanteriewarenfabrikant geworden ist! Denn dann hätte er gewiss schon längst jenen von allen Galanteriewarenhändlern ersehnten Modeartikel erfunden, der je nach Bedarf als eleganter Spazierstock oder als wasserdichter Regenschirm benützt werden kann, und sein erfindungsreiches Genie würde uns alle gegen Witterungswechsel schützen, die wir alle ebensowenig vorauszusehen pflegen, wie er die Entwickelung der Politik. So ist er eben nur En tout cas-Staatsmann geworden in Oesterreich, und außer ihm sind es die Officiösen allein, denen seine Kunst das Leben leichter macht. Kr

## Volkswirtschaftliches.

Industrieförderung ist bekanntlich ein in Oesterreich gegenwärtig sehr populäres Schlagwort, das man auch in Westösterreich oft, ohne sich viel dabei zu denken, gebraucht. Was man aber in dem östlichsten Theile dieser Reichshälfte, in der Bukowina unter Industrieförderung versteht, das möge nachfolgende kleine Geschichte illustrieren, die sich in Czernowitz im letzten Sommer abgespielt und die dortige Presse in große Aufregung versetzt hat, die aber bisher in Wien völlig unbekannt geblieben ist. Also in der Bukowina wünschte man sich seit langem eine Zuckerfabrik, welche der elenden Bauernbevölkerung des industrielosen Landes aufhelfen sollte. Die Bemühungen hatten lange keinen Erfolg, bis im vergangenen Sommer die „Galizische Zuckerindustrie-Actiengesellschaft in Przeworsk", respective deren Verwaltungsrathe, die Fürsten Lubomirski, Czartoryski und andere Schlachzizen sich zur Gründung einer Zuckerfabrik bereit erklärten, allerdings unter Bedingungen, welche weniger einflussreiche Herren kaum auszusprechen gewagt hätten, geschweige denn bewilligt erhalten hätten. Es musste ihnen nämlich vom Landesausschusse eine Betheiligung am Baucapital mit 100.000 Kronen aus Landesmitteln zugesichert werden, und der griechisch-orientalische Religionsfonds musste seinerseits [illegible] Kronen Actien des Unternehmens mit zehn Percent Agio zeichnen, ein Hypothekardarlehen in gleicher Höhe gewähren und 50 Joch Grund der zu errichtenden Fabrik unentgeltlich abtreten. Kurz, die Geldbeschaffung und das Risico übernahmen zum größten Theil die Fonds. Und das Risico ist nicht gering, denn die Zuckerfabrikation ist doch nur [illegible] ein rentables — dann allerdings ein überaus rentables — Geschäft, als das Kartell bleibt. Sein Fortbestehen nach Ablauf des gegenwärtigen Vertrages im Jahre 1902 wird umso fraglicher, je mehr Zuckerfabriken errichtet werden. Das erklärt auch, warum das Zucker[illegible] Maßnahmen, wie [illegible] u. s. w. [illegible]

der Bukowina auch den Contingentanspruch auf den ganzen Consum des Landes erheben werde, hielt die Kartellleitung es für rathsam, das Opfer der Errichtung einer Fabrik für Rechnung des Kartells zu bringen. Es wurde also durch die Chropiner Zuckerfabriks-Actiengesellschaft eine Gegenofferte überreicht, in welcher die Errichtung einer Fabrik in der Bukowina ohne irgend welche Unterstützung aus Landesmitteln und sonstigen öffentlichen Fonds angeboten wurde. Die Bukowinaer Landesregierung, die so lange vergeblich die Errichtung einer Zuckerfabrik anstrebte, hatte nun auf einmal zwei Offerenten vor sich, von denen der eine etwa eine Million Kronen aus Landesmitteln beanspruchte, der andere gar nichts. Statt sich nun Garantien für den Ernst der beiden Offerenten geben zu lassen und die günstigere anzunehmen, lehnte die Regierung jede Verhandlung mit der Chropiner ab und schloss mit den Schlachzizen ab, denen sie Grund, Capital und Hypothekar-Credit gewähren musste. Nicht genug daran, dass sie die ungünstige Offerte annahm, legte sie der Chropiner, welche nun erst recht genöthigt war, eine Concurrenzfabrik in der Bukowina zu errichten, die unglaublichsten Schwierigkeiten in den Weg. Begreiflicherweise, denn da sie nun einmal den Schlachzizen zuliebe die öffentlichen Fonds engagiert hatte, war ihr eine Concurrenz höchst unwillkommen. Und dass man in der Bukowina da nicht streng gesetzlich vorgeht, wird in diesem Annex Galiziens gewiss niemand in Erstaunen setzen. Während die Przeworsker Actiengesellschaft ihre Bureaus ins Landesgebäude verlegen konnte, die ganze Beamtenschaft zur Propaganda für die Fabrik aufgeboten wurde, die politischen Bezirksbehörden als Sammelstellen für Rübenlieferungscontracte fungierten u. s. w., mussten die Vertreter der Chropiner sich eine Behandlung wie in Feindesland gefallen lassen. Sie wurden von Detectivs verfolgt, Besprechungen, die sie mit Landwirten in ihren Hotelzimmern abhalten wollten, wurden durch die Polizei verhindert, aus Bezirken, welche sie wegen Abschlusses von Rübenlieferungscontracten bereisten, wurden sie ausgewiesen u. s. w. All das pflegt sonst auch in den östlichen Ländern der Monarchie nur armen Staatsbürgern zu passieren, welche die Vermessenheit besitzen, eine politische Meinung zu haben, die der hohen Regierung nicht genehm ist. Dass man derlei Annehmlichkeiten auch ausgesetzt ist, bloß weil man die Absicht hat, eine Fabrik zu bauen, das zu beweisen, blieb der Bukowinaer Landesregierung vorbehalten, deren Thaten auf ein besonderes Blatt der Chronik österreichischer Industrieförderung einzuzeichnen sind. Nicht genug daran: als die Chropiner trotz aller Belästigungen ihren Plan nicht aufgeben wollte, erhielt sie von der Landesregierung ein Schreiben, in dem es heißt:

„Indem ich dies dem geehrten Verwaltungsrathe mit dem Beifügen zur Kenntnis bringe, dass hiedurch die auf die Errichtung einer Zuckerfabrik gerichteten Bestrebungen des geehrten Verwaltungsrathes als abgeschlossen zu betrachten sind, benütze ich diese Gelegenheit, den geehrten Verwaltungsrath für den Fall der Bethätigung eines Interesses für die Bukowina auf einem anderen Gebiete der Industrieförderung meines weitestgehenden Entgegenkommens zu versichern."

Das war der Chropiner denn doch zu bunt. Sie beschwerten sich gegen das Verbot beim Ministerium in Wien. Und da die Herren vom Zuckerkartell auch nicht ohne Einfluss sind, ergiengen von Wien aus Weisungen an die Landesregierung nach der Richtung, dass der Chropiner bei der Verfolgung ihres Planes, eine Zuckerfabrik zu bauen, keine Schwierigkeiten mehr in den Weg gelegt werden sollten. Was weiter aus der Geschichte geworden ist, ob ein Ausgleich zustande gekommen ist, oder ob die Chropiner ihre Fabrik baut, wissen wir nicht. Uns erschien die Geschichte interessant, weil man daraus ersehen kann, wie in diesem sich auf Halbasien ausdehnenden Reiche die Industrieförderung verstanden wird. Ein paar Schlachzizen zuliebe baut man in der Bukowina eine Fabrik aus Landesmitteln, wer aber mit eigenem Gelde eine Fabrik bauen will, riskiert dabei mit der Polizei zu collidieren. Bei den Vertretern der Herren Schöller, Stummer und Consorten kamen die Czernowitzer Naiven allerdings an die Unrechten. Wenn aber irgend einem armen Teufel, der nicht über die Macht unserer Industriemagnaten verfügt, Aehnliches passiert, dann mag er schauen, wie er sein Recht findet. rh

## Kunst und Leben.

Man schreibt uns aus Berlin: Kaum ein Drama, in dem der Mangel kühler Denkarbeit und künstlerischer Stoffgestaltung in so schmerzlichem Gegensatze zur Tiefe der dichterischen Intuition steht, wie in Gerhart Hauptmanns neuestem Werke „Michael Kramer", das eben über die Bühne des Deutschen Theaters gegangen ist. Reich fließt der Quell lebendigen Wassers; aber an dem Gefäße, es zu bewahren, gebricht's. Die innere Handlung geht neben der äußeren einher, sie haben beide nichts miteinander gemein, da führt kein rettender Steg von der einen zur anderen, nicht einmal eine Personalunion besteht zwischen ihnen, denn im Mittelpunkte der inneren Handlung steht der alte Michael Kramer, im Mittelpunkte der äußeren sein Sohn. Seelisch verwandte Naturen, diese beiden Menschen. Beide sind sie in die Einsamkeit geflüchtet. In der Einsamkeit ist der Vater seelisch erstarkt, ist ihm die Offenbarung seines Künstlerthums gekommen; in der Einsamkeit ist der Sohn scheu geworden, feig und lügnerisch. Wie dieser Sohn zugrunde geht, das ist des Dramas äußere Handlung; sie würde ohne dem alten Kramer sich ganz so abspielen, wie sie es thut; mit Beginn des vierten Aufzuges steht der Vater an seines Sohnes Bahre. Wie Michael Kramer an dem Verhältnisse zu seinem Sohne, in dem er, der Künstler, liebt, was ihm selbst versagt ist, seelisch sich entwickelt, das ist die innere Handlung. Sie könnte dieselbe sein, wäre die äußere eine ganz andere. Und was meinem Empfinden nach schwer ins Gewicht fällt: diese innere Handlung ist immer nur in Referaten [illegible]. Der Vater spricht im zweiten Acte über das, was ihm dieser Sohn in Hoffen und Enttäuschung gewesen, er spricht im vierten Acte darüber, was dieser Tod ihm genommen und gegeben. Aber wie die Empfindungen werden, wie sie momentan auf seine Seele wirken, das [illegible]. Und nur die augenblickliche Zwangsgeburt der [illegible] und Gedanken ist das dramatisch Interessante. „Michael Kramer" wirkt auf uns wie ein dramatisierter Roman. Auch nur sehr lückenweise

kann man in Michael Kramers seelische Entwickelung Einblick gewinnen. Bleibt die Gestalt als solche. Und diese eine Gestalt entschädigt für vieles. Gerhart Hauptmann hat in ihr bei allem scharf Individuellen den Typus des modernen Künstlers geschaffen. Den Künstler, der sich durchsetzt; den Mann der Arbeit und der Einsamkeit; den Ringer um die Kunst. Eine echt deutsche Gestalt, die an Dürer mich gemahnt, doch ganz in unserem Zeilempfinden wurzelnd. Eine Gestalt, die in ihrem Sinne vielen Trost geben wird, den vielen oder den wenigen, die es zu begreifen vermögen, dass der Kampf seelisch besser ist als der Sieg. Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus München: August Strindbergs Komödie „Rausch" wurde im Münchener Schauspielhause zur Aufführung gebracht. Es ist die Komödie der hilflosen Creaturen vor dem lächelnden Schöpfer, der an ihren Sprüngen sich ergötzt. Unser Wille ist unfrei, unsere Gefühle sind Rausch. „.... es fallen die leidenden Menschen, blindlings von einer Stunde zur anderen, wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen ...." In Hass und Liebe werden die Menschen dieser Komödie nicht anders als Gladiatoren auf einander losgelassen. Aber weil sie selbst sich nur als Werkzeuge des unerbittlichen Schicksals empfinden, so bleiben ihre Kämpfe schattenhaft, ihre Siege kläglich wie ihre Niederlagen. Darin offenbart sich Strindberg, der Mystiker. Sonst gelangt diese schon wieder überwundene Epoche des Dichters nur in Einzelheiten zum Ausdruck: im Dialog finden sich Reminiscenzen an Swedenborg; die Gedankensünde als Motiv der Handlung dient hauptsächlich zur Entfaltung der Charaktere. Noch gewaltiger, aber auch gewaltsamer als in seinen früheren Stücken tritt Strindberg, der Psychologe, auf. Seine Menschen fühlen und handeln so wissenschaftlich exact, dabei so unendlich subtil, dass es, im Theater wenigstens, kaum möglich ist, ihren feinen Schachzügen zu folgen. In den ersten fünf — von acht — Bildern ist noch alles groß und klar; rein innerliche Vorgänge gestalten sich zu dramatischen Scenen von einer Wucht, wie sie keiner unserer gewiegten Theatraliker je zustande gebracht hat. Dann aber werden die Gespräche immer langwieriger und abstracter; neue Conflicte tauchen auf, künstlich und formlos; der Schluss endlich, der voller Selbstverachtung die betonte Heimkehr in den Schoß der Kirche bringt, schlägt überraschend ins Groteske um. — Als Kunstwerk unvollkommen, weil ohne Maß, als Dichtung höchst persönlich, kampfesmüde doch ungebeugt, steht Strindbergs „Rausch" vor uns wie ein Monument seiner und unserer letzten Vergangenheit. Kurt Martens.

*

Man schreibt uns aus Paris: Ehe Antoine sein eigenes Theater gründete, war er eine kurze Weile zusammen mit Ginisty Leiter des Odéons, des sogenannten zweiten Nationaltheaters, das gleich dem Théâtre français eine Subvention aus der Staatscasse erhält. Es entstanden aber bald Zwiste zwischen den beiden Collegen, und das Ende war, dass Antoine den Versuch, den officiellen Teleskarren aus dem Sumpf zu fahren, aufgab, das Odéon verließ und sein eigenes Theater gründete. Dabei hatte er den glänzendsten Erfolg: das Théâtre Antoine bezahlt sich nicht nur sehr gut, sondern es hat auch ganz und gar den Platz eingenommen, welchen das Odéon officiell beansprucht, und wofür dieses vom Staate unterstützt wird. Einen neuen Beweis dafür brachte uns die letzte Première des — Odéon. „Château historique" von Alexandre Bisson und Berr de Turique ist ein ganz amüsanter Schwank, aber ein Theater, welches vom Staate unterstützt wird, sollte seinen Besuchern doch gehaltvollere Kost vorsetzen als Possen und Schwänke, wie sie ebenso gut von einem halben Dutzend Pariser Bühnen geboten werden. Es handelt sich um ein wackeres Ehepaar, welches einen Landsitz bewohnt, der früher einem berühmten Dichter gehört hat. In diesen berühmten Mann verliebt sich die nunmehrige Schlossherrin, ohne ihn zu kennen, nur weil er in diesen nämlichen Räumen geweilt hat. Um sie von ihrer thörichten Phantasie zu heilen, bestimmt der Gatte einen Freund, sich für den berühmten Mann auszugeben und sich in dieser Rolle so flegel- und ekelhaft wie möglich zu benehmen, um der jungen Frau den Spass an ihrem Ideal gründlich zu verderben. Dies geschieht, und alles geht nach Wunsch, nur dass sich der Freund in die Schwester der Hausherrin verliebt und deshalb seine Maske sehr lästig empfindet. Selbstverständlich endet das Stück mit der Aussöhnung des Ehepaares und mit der Heirat der Liebenden.

K. E. Schmidt.

## Bücher.

Dr. Abr. Eleutheropulos, Privatdocent an der Universität Zürich: Wirtschaft und Philosophie. I: Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. E. Hofmann & Co. Berlin 1900. XIV und 382 S.

Das Thema, das in vorliegendem Buche behandelt wird, ist ein sehr wichtiges, wenn auch keineswegs neues. Die Philosophie ist theils Lebensanschauung, theils Weltanschauung. Dass ihr erster Theil enge mit der socialen Umgebung des Philosophen zusammenhängt, ist eine sehr alte und sehr offenkundige Sache, der die Geschichtsschreibung der Philosophie besonders seit Hegel immer Rechnung getragen hat. Der zweite Theil aber ist naturgemäß viel weniger von der Verfassung der Gesellschaft, in der der Denker lebt, als von dem jeweiligen Stande der exacten Wissenschaft, von der Tradition und von der logischen Verkettung der Probleme abhängig. Auch dies ist längst bekannt und vielfach im einzelnen nachgewiesen. Verfasser will beide Theile möglichst aus den „gesellschaftlichen Zuständen" ableiten. Aber selbst der beschränkteren Aufgabe, die Lebensanschauungen auf diese zurückzuführen, ist er nicht gewachsen. Es fehlt ihm an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe und an Kenntnis seiner Vorgänger; desto größer ist seine Willkürlichkeit und die mit der Beschränktheit des Wissens und Könnens oft verbundene Selbstüberhebung. So ignoriert er bei Plato die „Gesetze" fast ganz, obgleich sie doch seine reifste „Lebensanschauung" geben und für das Alterthum — nach Onckens Forschungen, die Herr Eleutheropulos nicht kennt — viel mehr praktische Folgen als der Staat gehabt haben. Er weiß auch nicht, dass für Platos Staatsideale Sparta und Kreta die Modelle lieferten, und ignoriert ganz und gar die eindringenden Forschungen, die K. F. Hermann darüber angestellt hat. Dieses Ignorieren aller, die er nicht heranziehen „will", ist ein besonderes Symptom geistiger Unreife des Verfassers. Die Darstellung ist auch in „der zweiten vervollständigten und umgearbeiteten Auflage" sprachlich schlecht und sachlich ungeordnet. Paul Barth.

Dr. Max v. Tayenthal: Die Gablonzer Industrie und die Productivgenossenschaft der Hohlperlenerzeuger im politischen Bezirke Gablonz. Wiener staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von E. Bernatzik und E. v. Philippovich. II. Band, 2. Heft. J. C. B. Mohr, Tübingen 1900.

Max Winter: Zwischen Iser und Neisse! Bilder aus der Glaskleinindustrie Nordböhmens. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand. Wien 1900.

Fast concurrenzlos steht die Gablonzer Glasindustrie auf dem Weltmarkte da. Die Geschicklichkeit und Findigkeit der Arbeiter und die Betriebsamkeit der Unternehmer wirken zusammen, so dass diese Industrie bis heute noch jedes Hindernis überwand. Hindernisse treten ihr aber oft entgegen. Denn als Luxusindustrie hat sie mit der häufig wechselnden Mode zu rechnen. Tayenthals Buch gibt eine in vielen Beziehungen vortreffliche Morphologie dieser Kleinindustrie, in welcher sich der Verlag jede Betriebsform, Heimindustrie, Fabrik und Handwerk, unterwarf. Losgelöst von den Interessen der Producenten, trachtet der Verleger bloß, die Ware von dem billigsten Lieferanten zu bekommen und dabei immer neue Muster zu erhalten, um seine Concurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die Arbeiter waren wehrlos gegen jeden Druck, zumal sie in der Mehrzahl der Heimindustrie angehören. Umso wunderbarer ist es, dass die modernsten Mittel der Socialpolitik hier mit glänzendem Erfolge angewendet werden konnten. Die collective Festsetzung der Arbeitsbedingungen verband die Erzeuger und Exporteure von Krystallglaswaren, eine Productivgenossenschaft einte die Hohlperlenarbeiter. Beide Organisationen weisen schon nach kurzer Zeit bedeutende Erfolge auf. Auch wenn hierin Rückschläge eintreten sollten, wird die Geschichte ihrer Bildung von dauerndem Werte sein. Denn man hat hier gesehen, dass die Heimindustrie sich nicht so durchaus jeder Regelung entzieht, und dass die organisierte Selbsthilfe auch hier zu ihrem Ziel gelangt. Und gerade das war bisher das Schmerzlichste an den Uebeln der Heimindustrie, dass man an ihrer Beseitigung verzweifeln musste. — Winter löst das Gesammtbild in viele einzelne Skizzen auf. Die Glasmacher zeigt er bei ihrer traurigen Arbeit in den verschiedenen Stadien des Productionsprocesses, in ihrer Verkümmerung, aus der sie keine Rettung erhoffen können. J. P.

Ludwig Börnes gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe in sechs Bänden nebst Anhang: Nachgelassene Schriften in zwei Bänden. Mit Börnes Porträt, einem Briefe in Facsimile und einer biographisch-kritischen Einleitung von Alfred Klaar. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Für die Lectüre dieses unbestechlichen Vorkämpfers des „jungen Deutschland" waren wir bisher auf die von ihm selbst begonnene, durch allerlei Rücksichten privater und öffentlicher Natur stark verstümmelte, im Laufe der Zeiten mehr und mehr unverständlich gewordene Ausgabe (Hamburg 1829 bis 1847), sowie auf die „Nachgelassenen Schriften" (Mannheim 1844 bis 1850) angewiesen. Eine wesentliche und einschneidende Aenderung verursachte auch nicht die prachtvoll ausgestattete „Neue vollständige (revidierte) Ausgabe" vom Jahre 1862 (Hamburg, Hoffman & Campe, Frankfurt a. M., Literarische Anstalt). Wer aus irgend einer Ursache sich in das Geistesleben der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vertiefen und es aus dem Leben und Wirken der Mitstrebenden selbst zu kennen strebte, musste den wahren Börne an den entlegensten Orten aufsuchen. Leider entspricht auch die obige von sonst berufener Seite veranstaltete Ausgabe nicht im geringsten den gehegten Erwartungen. Der Text ist ein einfacher, nicht einmal sorgfältig von Druckfehlern gereinigter Abdruck der 1862er Ausgabe, in rein mechanischer und willkürlicher Verbindung mit den „Nachgelassenen Schriften". Es fehlen z. B. aus letzterer Edition die Bände III und V gänzlich, aus dem IV. Seite 1 bis 16, 23 bis 41, 138 bis 196, 201 bis 237; aus VI S. 1 bis 223; überdies der im Jahre 1847 gebotene Nachtrag (Gesammelte Schriften, 17. Theil, S. 153 bis 391), die „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz" (Leipzig 1862), welche doch einen breiten Raum in der beigegebenen biographischen Darstellung einnehmen, die interessante Uebersetzung der „Worte des Glaubens von Lamennais" (Paris, 1834 St. A., Herisau 1834) u. s. w. Aber auch die ca. 100 Seiten umfassende literarhistorische Einleitung kann sonderbarerweise nur mit dem Maßstabe gemessen werden, der sonst an die Einführungen populärer Ausgaben gelegt werden muss. Geleitet von dem lobenswerten Streben, das gesunkene Interesse an L. Börne zu heben, bietet der Herausgeber uns ohne Berücksichtigung der neuerlichen Veröffentlichungen eine auf Grund der leicht zugänglichen, allbekannten Quellen entworfene schwungvolle und feinsinnige Apologie. Die Zeiten, zu denen man Börne als den blutdürstigen Robespierre der Feder, als den Schmäher deutscher Ehre und Nationalität unbedingt verurtheilen mochte, mögen noch immer nicht vorüber sein. Allein Redlichkeit des Charakters, uneigennützige Hingabe an die Ideale seiner Zeit, sittliche Entrüstung und ungewöhnliches stilistisches Talent können nicht über die Thatsache hinweghelfen, dass Börne jahrelang und mit zunehmender Entschiedenheit Niederwerfung bestehender Staatseinrichtungen predigte, ohne auch nur für seine Person über Wesen, Leistungsfähigkeit und Aufgabe des modernen Staates ins Klare gekommen zu sein. Börne war kein philosophisch geschulter Kopf; ihm fehlte die specifisch philosophische Durchdringung und Durchbildung, welche uns häufig erst fähig macht, die Dinge sub specie aeterni zu beobachten. Kants Ding an sich war ihm eine unbekannte Welt. In der Hegel'schen Philosophie mochte er nur Illusionen wittern. Was außerhalb seines Herzens lag, war für ihn nicht vorhanden, darin seine Stärke und — seine große Schwäche. g. g.

J. u. H. Rosny: La Charpente. Roman de moeurs. Paris, Editions de la Revue blanche 1900.

Die Brüder Rosny haben sich in diesem Roman ein besonders hohes Ziel gesteckt, denn „das Gerüst" des Titels ist nichts anderes, als das Baugerüste der modernen Gesellschaft. Das Buch zerfällt denn auch in drei große Abschnitte: „Die Bourgeoisie, die Aristokratie und das Volk". Dennoch gehört der Roman mit seinen 338 Seiten nicht zu den umfangreichen. Man darf daher nichts irgendwie Erschöpfendes von ihm erwarten. Ein Missverhältnis liegt schon darin, dass das Volk, das die unbedingte Vorliebe der Verfasser besitzt, am kürzesten wegkommt, die Aristokratie dagegen, die sie mit ihrem Ingrimm verfolgen, den breitesten Raum einnimmt. Der erste und dritte Theil scheinen überhaupt nur geschrieben worden zu sein, um die Satire des Mittelstheils noch mehr hervorzuheben. Die Handlung ist sehr einfach. Ein gebildeter Buchhändler kommt als Gutsnachbar in die aristokratische Gesellschaft und besiegt dort in der Conversation alle anderen Gäste durch Gelehrsamkeit und Schlagfertigkeit. Ein aristokratischer Schöngeist rächt sich dafür, indem er seine eitle Gattin verführt, aber der Buchhändler hat den Profit davon, denn nun kann er sich von dieser ekelhaften Gans scheiden lassen und ein junges Mädchen heiraten, das seinen endlosen Dissertationen über philosophische und andere Fragen ein löbliches Interesse entgegenbringt. Endlich heilt der Buchhändler die kinderlos verheiratete Schwester seiner Braut von der Melancholie, indem er ihr zwei Arbeiterwaisen zuführt, die ein ohnehin mit fünf Kindern gesegnetes Arbeiterpaar in rührender Weise gepflegt hat. Nach der Natur, aber ohne Wohlwollen, sind nur die Aristokraten des Romanes gezeichnet. Charakteristisch für französische Verhältnisse ist dabei, dass für die Brüder Rosny jeder Unterschied zwischen Geburts- und Geldaristokratie aufgehört hat. Ihre lächerlichen Aristokraten tragen meist bürgerliche Namen und blicken auf wenig bemittelte Demokraten mit authentischem Marquisat hochmüthig herab. Darin ist immerhin ein demokratischer Fortschritt zu sehen, der für die „charpente" der dritten Republik spricht. **Felix Vogt.**

Eduard Aly: Der neue Schwabenspiegel. Ein Roman von gestern. Berlin, F. Fontane und Comp. 1900.

Seit einiger Zeit hat sich ein neuer Romantypus herausgebildet, den ich nach seinem besten Vertreter als den Typus der „Phaläna-Romane" bezeichnen möchte. Weitbrechts satirisch-elegische „Phaläna" hat aber auf die späteren Repräsentanten dieser Gruppen schwerlich directen Einfluss geübt; die Art lag in der Luft. Die Phaläna-Romane setzen hübsch und oft geistreich ein; augenscheinlich kommt dem Anfang eine lange Vorbereitung im Gedankenleben des Autors zugute. Aber die Erfindung erlischt rasch und bald merkt der Verfasser selbst, dass er langweilig wird. Was er sagen wollte, hat er eigentlich aber noch nicht gesagt. Nun packt er es hastig seinen Figuren auf; in wahren Bacchanalien des Esprits (man verzeihe die Fremdwörter, aber wenn diese Bücher sich auch immer besonders „deutsch" geberden, ist doch ihre ganze Manier von dem französischen Raisonnier-Roman beeinflusst), in wahren Orgien der sittlichen Entrüstung ergehen sich die Gestalten. Dann verliert der Autor auch noch die Kraft, seine Leute reden zu lassen; ein Epilog feuilletonisiert über Inhalt und Publicum und versichert, es läge ein ganz außergewöhnliches Werk vor. Auf andere Romane blickt der Ehrenhold höhnisch herab. All das thut auch Aly. Dabei bemerkt er (S. 167), in seinem neuen Buche stünden eine Menge Gedanken, „welche dem gebildeten Lesepublicum nicht geläufig sind". Nun, ich meine, diese Betrachtungen über unsere nivellierende Zeit, über das Ungeheuer „allgemeine Bildung", über unnützes Reisen und „neue Renaissance" müssen allmählich doch dem gebildeten Lesepublicum ganz geläufig geworden sein! **Richard M. Meyer.**

Konrad Ettel: Aus ewigen Quellen. Gedichte. Leipzig 1901. Verlag von Rudolf Uhlig.

Das Büchlein ist ein kleiner Schatz. Es verinnerlicht. Der Dichter ist durchdrungen vom Großen, Wahren, Schönen, und seine Muse wird zur Führerin. Sie ist schön durch schlichte Einfachheit. In Tagen der Reclame wird sie nicht gebraucht sein, aber wo der ernste Sänger sein Recht hat, wird Konrad Ettel geschätzt werden. In den „Liedern", der ersten Gruppe, klingen alte Empfindungen wieder: Lenz und Liebe, der Friede des Waldes, das Sehnen des Knabens sind ewige Quellen; und ob der Dichter Mähren preist, seine Heimat, oder das Schwabenland mit der schwarzen Wand, er bleibt ungekünstelt. Die geläuterte Natürlichkeit kommt auch zum Ausdruck, wo er zum Philosophen und Lehrmeister wird. „Vom Saume der Wahrheit" und „Aus dem Streite der Zeit" haben ihre Quellen in der Wirklichkeit, so dass die Schläge nicht daneben treffen. Auch im Capitel „Humoristisches" und in den „Vermischten Gedichten" kommt die Kraft, die natürliche, zur Geltung, und der Anhang, betitelt „Sprüche und Splitter", enthält köstliche Gaben. Konrad Ettel ist ein wackerer Streiter, der im Lager der freien Menschen bald neue Freunde haben wird, und die alten werden ihm Dank wissen. **M. L.**

---

# Revue der Revuen.

„Die Gegenwart" bringt in Nr. 51 einen Artikel des Directors Dr. [illegible] [illegible]

[illegible]

strömung sich fühlbar zu machen, zugleich mit der Tendenz, den Realgymnasien, in denen bloß Latein gelernt wird, eine ebenbürtige Stellung einzuräumen. Nachdem man den Abiturienten dieser Anstalten schon vor längerer Zeit die philosophische Facultät freigegeben, soll bezüglich des medicinischen Studiums die gleiche Verordnung in Deutschland bevorstehen, und der Verfasser meint, dass auch die juridische Facultät dann bald folgen werde und dass in nicht allzulanger Zeit eine völlige Gleichberechtigung zwischen Gymnasium, Realgymnasium und Realschule eintreten werde. Die Kenntnis der classischen Werke könne man sich durch gute Uebersetzungen besser und genussreicher aneignen, als dies in den Gymnasien beim Lesen der Urtexte der Fall ist. Zu etymologischen Zwecken, um sich über den Ursprung der in die modernen Sprachen übergegangenen wissenschaftlichen und technischen Ausdrücke Rechenschaft zu geben, reichten die im Gymnasium erworbenen Kenntnisse gewöhnlich nicht aus, umsomehr als in der Ableitung der dem Griechischen entlehnten Fremdwörter eine allen philologisch-grammatischen Grundsätzen spottende Willkür herrscht. Als Führer durch dieses Labyrinth empfiehlt der Verfasser zum Schluss das kürzlich in Leipzig erschienene Buch Professor von Hemmes mit dem Titel: „Was muss der Gebildete vom Griechischen wissen?"

„Die weite Welt", Berliner illustrierte Wochenschrift, bringt in ihrem letzten Heft einen Aufsatz Paul Lindaus über Henry Villard, den „genialsten und besten Deutschamerikaner", der vor kurzem im Alter von 65 Jahren gestorben ist. Villard (Heinrich Hilgard aus der Pfalz) kam in jungen Jahren nach New-York und errang hier als Journalist, vor allem Kriegsberichterstatter des „New York Herald", eine bedeutende Stellung. Berühmt hat ihn eine andere Arbeit gemacht. Der Gedanke, einen Schienenweg durch die nördlichen Staaten Amerikas als neue Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean zu führen, hatte schon viele Unternehmungslustige gereizt. Henry Villard schuf dieses Werk: die Northern Pacificbahn. Im September 1883 wurde sie beendet und dieses Ereignis mit seltener Großartigkeit gefeiert. Lindau schildert farbig die internationale Zusammensetzung der Festversammlung und die erste Fahrt dieser „friedlichen Argonauten" auf der neuen Strecke. Die Fahrt wurde an einer Stelle absichtlich unterbrochen, und vor den Augen der Gäste in ceremonieller Weise die letzte Schiene gelegt. Villard verlor später einen Theil seiner Stellung, was er durch allzugroßen Optimismus und geschäftliche Fehler selbst verschuldet haben mag.

„Revue blanche" (15. December) bringt den Anfang eines ungedruckten Romans von Gustave Flaubert: „Memoires d'un fou", den Flaubert im Jahre 1838, im Alter von 17 Jahren verfasste, und der als sein erster literarischer Versuch anzusehen ist. Der Roman ist Alfred le Poittevin gewidmet und die Vorrede richtet der Verfasser an ihn: „Das Buch enthält eine ganze Seele. Ist es die meinige, ist es die eines andern? Ich wollte zuerst einen psychologischen Roman schreiben, worin der Skepticismus bis auf die Spitze getrieben wäre und zur tiefsten Verzweiflung führt; aber allmählich, während des Schreibens, kam die persönliche Empfindung zum Durchbruch, die Seele führte die Feder und zermalmte sie." Sollte dem Empfänger übrigens eine oder die andere Stelle zu gewaltsam oder zu düster scheinen, so möge er bedenken, dass das Buch die Erinnerungen eines Narren vorstellen soll. — Ernest La Jeunesse widmet dem jüngst verstorbenen englischen Dichter Oscar Wilde einen Nachruf. Er nennt ihn das tragische Opfer des ewigen Missverstehens, das zwischen dem Dichter und dem Publicum waltet. Das Publicum will immer wieder überrascht und verblüfft sein; gleich einem ewigen Proteus soll ihm der Dichter immer neue Seiten des Lebens zeigen, die Welt immer aufs neue erschaffen. Oscar Wilde hatte den Tribut gezahlt, dem Sensationsbedürfnis der Menge genügt; aber als er die Excentricitäten, zu welchen man ihn gedrängt, auf sein eigenes Leben übertragen wollte, da machte das Publicum gegen ihn Front, und obwohl es sich um kein so besonders seltenes oder neues Vergehen handelte, wurde Wilde mit dem bürgerlichen und literarischen Tod bestraft, abgesehen von der zweijährigen Zwangsarbeit, die das Gesetz über ihn verhängte. In England unmöglich geworden, übersiedelte Wilde nach seiner Entlassung nach Paris, aber seltsamerweise hatten alle erlittenen Unbilden seine Liebe für das Vaterland nicht getödtet, und er verblutete langsam an der Sehnsucht nach der nebeligen Heimat. Sein Leben in Paris war ein langer qualvoller Todeskampf; vergebens bot er alle Kräfte auf, um eine neue Existenz zu beginnen — es war nur eine immer verwässertere und verblasstere Wiederbelebung der Vergangenheit, eine mechanische Recapitulation von Paradoxen und Improvisationen, jenen Kunstmitteln, denen er seiner seine großen Wirkungen verdankt; und geradezu tragisch war sein Werben um die Gunst des Publicums, als dessen Vertreter ihm oft ein paar zufällige Tischgenossen im Café galten, der Versuch, den geistsprühenden Witzbold vorzutäuschen, während jeder Zug seines Gesichtes von verhaltenen Thränen und heimlichen Qualen sprach. Seine letzte Freude war, dass die Vertreter des literarischen Jung-Frankreich sich an ihn anschlossen, und er suchte eifrig sie an sich zu fesseln, um ihnen sein geistiges Erbe zu vermachen und seine Gedanken in ihnen aufs neue aufleben zu sehen. Eine kleine Schaar von jungen Künstlern — 13 an der Zahl — gab ihm das Geleite, als er vor wenigen Wochen, fast zugleich mit der Pariser Weltausstellung, an der er mit leidenschaftlichem Interesse hieng, aus dem Leben schied. Der Verfasser meint, seine Persönlichkeit — auch die literarische — ließe sich am besten in dem Begriff „Dandy", literarisch in der höchsten Bedeutung des Wortes, zusammenfassen.

„Contemporary Review" (December). D. G. Hogarth berichtet über die Funde in Knossos auf Kreta, wo unter seiner und Arthur Evans Leitung die grundlegenden Ausgrabungen vorgenommen werden. [illegible] den Fund von Thongefäßen, die aus dem Anfang des zweiten [illegible] und den gleichzeitigen ägyptischen Gefäßen [illegible] März wurden über[illegible] Thontafeln gefunden, deren Hieroglyphen [illegible] Sprache sind, [illegible] wertvolle Aufschlüsse [illegible] und dasselbe aus einem prä[illegible] Das man es mit Producten

mykenäischer Cultur zu thun hat, beweisen überdies tausend Einzelnheiten des bloßgelegten Königspalastes von Knossos, der prächtig gemalte Fresken aufweist, auf denen besonders Damen mit Puffärmeln und reich garnierten Kleidern auffallen. Sehr merkwürdig ist auch ein Thronsessel mit hoher Lehne, der ausgesprochen an gothische Kirchenstühle erinnert und wohl der älteste Thron der Welt sein dürfte. Es scheint übrigens klar, dass zwischen Kreta und Aegypten 2000 v. Chr. ein lebhafter Verkehr und Austausch von Kunstgegenständen bestanden hat. — **W. Clarke** entwirft ein eigenartiges Bild von **Englands Zukunft**. Der industrielle Niedergang des Landes sei unzweifelhaft, und da es ihm auch an einer demokratischen Bevölkerung fehlt, von der eine bedeutende selbständige Entwickelung zu erwarten wäre, so sei England vermuthlich dazu ausersehen, eine Art Bildungs- und Vergnügungscentrum für die Völker seines großen überseeischen Reiches zu werden. Außerhalb des großen Weltbewerbes stehend werde das Mutterland mit der Zeit zu einem neuen Athen für die junge Generation der englisch sprechenden Welt werden, wo sie sich Cultur holen und das sie gleichsam als ein historisches Museum betrachten werden. Ebenso wird die im Grunde servile englische Bevölkerung noch auf lange Zeit hinaus gute Diener und Hilfskräfte liefern, an denen es in der übrigen demokratisierten Welt vielleicht bald fehlen wird.

---

# Der blinde Hieronymo und sein Bruder.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

(Fortsetzung.)

Carlo begriff nicht, was geschehen war. War Hieronymo plötzlich verrückt geworden? Denn, wenn er auch leicht in Zorn gerieth, in dieser Weise hatte er noch nie gesprochen.

In dem eben angekommenen Wagen saßen zwei Engländer: Carlo lüftete den Hut vor ihnen, und der Blinde sang. Der eine Engländer war ausgestiegen und warf einige Münzen in Carlos Hut. Carlo sagte: „Danke" und dann, wie vor sich hin: „Zwanzig Centesimi." Das Gesicht Hieronymos blieb unbewegt; er begann ein neues Lied. Der Wagen mit den zwei Engländern fuhr davon.

Die Brüder giengen schweigend die Stufen hinauf. Hieronymo setzte sich auf die Bank, Carlo blieb beim Ofen stehen.

„Warum sprichst du nicht?" fragte Hieronymo.

„Nun," erwiderte Carlo, „es kann nur so sein, wie ich dir gesagt habe." Seine Stimme zitterte ein wenig.

„Was hast du gesagt?" fragte Hieronymo.

„Es war vielleicht ein Wahnsinniger."

„Ein Wahnsinniger? Das wäre ja vortrefflich! Wenn einer sagt: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben', so ist er wahnsinnig! — Eh, und warum hat er gesagt: ‚Lass dich nicht betrügen' — eh?"

„Vielleicht war er auch nicht wahnsinnig ..... aber es gibt Menschen, die mit uns armen Leuten Späße machen ....."

„Eh!" schrie Hieronymo, „Späße? — Ja, das hast du noch sagen müssen — darauf habe ich gewartet!" Er trank das Glas Wein aus, das vor ihm stand.

„Aber Hieronymo!" rief Carlo, und er fühlte, dass er vor Bestürzung kaum sprechen konnte, „warum sollte ich .... wie kannst du glauben .....?"

„Warum zittert deine Stimme .... eh .... warum ....?"

„Hieronymo, ich versichere dir, ich —"

„Eh — und ich glaube dir nicht! Jetzt lachst du .... ich weiß ja, dass du jetzt lachst!"

Der Knecht rief von unten: „He, blinder Mann! Leut' sind da!"

Ganz mechanisch standen die Brüder auf und schritten die Stufen hinab. Zwei Wagen waren zugleich gekommen, einer mit drei Herren, ein anderer mit einem alten Ehepaar. Hieronymo sang; Carlo stand neben ihm, fassungslos. Was sollte er nur thun? Der Bruder glaubte ihm nicht! Wie war das nur möglich? — Und er betrachtete Hieronymo, der mit zerbrochener Stimme seine Lieder sang, angstvoll von der Seite. Es war ihm, als sähe er über diese Stirne Gedanken ziehen, die er früher dort niemals gewahrt.

Die Wagen waren schon fort, aber Hieronymo sang weiter. Carlo wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Er wusste nicht, was er sagen sollte, er fürchtete, dass seine Stimme wieder zittern würde. Da tönte Lachen von oben und Maria rief: „Was singst denn noch immer? Von mir kriegst du ja doch nichts!"

Hieronymo hielt inne, mitten in einer Melodie; es klang, als wäre seine Stimme und die Saiten zugleich abgerissen. Dann gieng er wieder die Stufen hinauf, und Carlo folgte ihm. In der Wirtsstube setzte er sich neben ihn. Was sollte er thun? Es blieb ihm nichts anderes übrig, er musste noch einmal versuchen, den Bruder aufzuklären.

„Hieronymo," sagte er, „ich schwöre dir ... bedenk' doch, Hieronymo, wie kannst du glauben, dass ich —"

Hieronymo schwieg, seine todten Augen schienen durch das Fenster in den grauen Nebel hinauszublicken. Carlo redete weiter: „Nun, er braucht ja nicht wahnsinnig gewesen zu sein, er wird sich geirrt haben ... ja, er hat sich geirrt ..." Aber er fühlte wohl, dass er selbst nicht glaubte, was er sagte.

Hieronymo rückte ungeduldig fort. Aber Carlo redete weiter, mit plötzlicher Lebhaftigkeit. „Wozu sollte ich denn — du weißt doch, ich esse und trinke nicht mehr als du, und wenn ich mir einen neuen Rock kaufe, so weißt du's doch ... wofür brauch' ich denn soviel Geld? Was soll ich denn damit thun?"

Da stieß Hieronymo zwischen den Zähnen hervor: „Lüg' nicht, ich höre, wie du lügst!"

„Ich lüge nicht, Hieronymo, ich lüge nicht!" sagte Carlo erschrocken.

„Eh! hast du ihr's schon gegeben, ja? Oder bekommt sie's erst nachher?" schrie Hieronymo.

„Maria?"

„Wer denn, als Maria? Eh, du Lügner, du Dieb!" Und als wollte er nicht mehr neben ihm am Tische sitzen, stieß er mit dem Ellbogen den Bruder in die Seite.

Carlo stand auf. Zuerst starrte er den Bruder an, dann verließ er das Zimmer und gieng über die Stiege in den Hof. Er schaute mit weit offenen Augen auf die Straße hinaus, die vor ihm in bräunlichen Nebel versank. Der Regen hatte nachgelassen. Carlo steckte die Hände in die Hosentaschen und gieng ins Freie. Es war ihm, als hätte ihn sein Bruder davongejagt. Was war denn nur geschehen? ... Er konnte es noch immer nicht fassen. Was für ein Mensch mochte das gewesen sein? Einen Franken schenkt er her und sagt, es waren zwanzig! Er musste doch irgend einen Grund dazu gehabt haben? ... Und Carlo suchte in seiner Erinnerung, ob er sich nicht irgendwo jemanden zum Feind gemacht, der nun einen anderen hergeschickt hatte, um sich zu rächen ... Aber soweit er zurückdenken mochte, nie hatte er jemanden beleidigt, nie irgend einen ernsten Streit mit jemandem vorgehabt. Er hatte ja seit 20 Jahren nichts anderes gethan, als dass er in Höfen oder an Straßenrändern gestanden war mit dem Hut in der Hand ... War ihm vielleicht einer wegen eines Frauenzimmers böse? ... Aber wie lange hatte er schon mit keiner was zu thun gehabt ... die Kellnerin in La Rosa war die letzte gewesen, im vorigen Frühjahr ... aber um die war ihm gewiss niemand neidisch gewesen ... Es war nicht zu begreifen! .... Was mochte es da draußen in der Welt, die er nicht kannte, für Menschen geben? ... Von überall her kamen sie ... was wusste er von ihnen? ... Für diesen Fremden hatte es wohl irgend einen Sinn gehabt, dass er zu Hieronymo sagte: Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben ... Nun ja ... Aber was sollte er nun thun? ... Mit einemmal war es offenbar geworden, dass Hieronymo ihm misstraute! ... Das konnte er nicht ertragen! Irgend etwas musste er dagegen unternehmen ... Er eilte zurück.

Als er wieder in die Wirtsstube trat, lag Hieronymo auf der Bank ausgestreckt und schien das Eintreten Carlos nicht zu bemerken. Maria brachte den beiden Essen und Trinken. Sie sprachen während der Mahlzeit kein Wort. Als Maria die Teller abräumte, lachte Hieronymo plötzlich auf und sagte zu ihr: „Was wirst du dir denn dafür kaufen?"

„Wofür denn?"

„Nun, was? Einen neuen Rock oder Ohrringe?"

„Was will er denn von mir?" wandte sie sich an Carlo.

Indes dröhnte unten der Hof von lastenbeladenen Fuhrwerken, laute Stimmen tönten herauf und Maria eilte hinunter. Nach ein paar Minuten kamen drei Fuhrleute und nahmen an einem Tische Platz; der Wirt trat zu ihnen und begrüßte sie. Sie schimpften über das schlechte Wetter.

„Heut Nacht werdet Ihr Schnee haben," sagte der eine.

Der zweite erzählte, wie er vor zehn Jahren Mitte August auf dem Joch eingeschneit und beinahe erfroren war. Maria setzte sich zu ihnen. Auch der Knecht kam herbei und erkundigte sich nach seinen Eltern, die unten in Bormio wohnten.

Jetzt kam wieder ein Wagen mit Reisenden. Hieronymo und Carlo giengen hinunter, Hieronymo sang, Carlo hielt den Hut hin und die Reisenden gaben ihr Almosen. Hieronymo schien jetzt ganz ruhig. Er fragte manchmal: „Wieviel?" und nickte zu den Antworten Carlos leicht mit dem Kopfe. Indes versuchte Carlo selbst seine Gedanken zu fassen. Aber er hatte immer nur das dumpfe Gefühl, dass etwas Schreckliches geschehen und dass er ganz wehrlos war.

Als die Brüder wieder die Stufen hinaufschritten, hörten sie die Fuhrleute oben wirr durcheinanderreden und lachen. Der Jüngste rief dem Hieronymo entgegen: „Sing' uns doch auch was vor, wir zahlen schon! — Was?" wandte er sich an die anderen.

Maria, die eben mit einer Flasche rothem Wein kam, sagte: „Fangt heut nichts mit ihm an, er ist schlechter Laune."

Statt jeder Antwort stellte sich Hieronymo mitten ins Zimmer hin und fieng an zu singen. Als er geendet, klatschten die Fuhrleute in die Hände.

„Komm' her, Carlo!" rief einer, „wir wollen dir unser Geld auch in den Hut werfen wie die Leute unten!" Und er nahm eine kleine Münze und hielt die Hand hoch, als wollte er sie in den Hut fallen lassen, den ihm Carlo entgegenstreckte. Da griff der Blinde nach dem Arm des Fuhrmannes und sagte: „Lieber mir, lieber mir! Es könnte daneben fallen — daneben!"

„Wieso daneben?"

„Eh, nun! zwischen die Beine Marias!"

Alle lachten, der Wirt und Maria auch, nur Carlo stand regungslos da. Nie hatte Hieronymo solche Späße gemacht!...

„Setz dich zu uns," riefen die Fuhrleute, „du bist ein lustiger Kerl!" Und sie rückten zusammen, um Hieronymo Platz zu machen. Immer lauter und wirrer war das Durcheinanderreden; Hieronymo redete mit, lauter und lustiger als sonst, und hörte nicht auf zu trinken. Als Maria eben wieder hereinkam, wollte er sie an sich ziehen; da sagte der eine von den Fuhrleuten lachend: „Meinst du vielleicht, sie ist schön? Sie ist ja ein altes häßliches Weib!"

Aber der Blinde zog Maria auf seinen Schoß. „Ihr seid alle Dummköpfe," sagte er. „Glaubt Ihr, ich brauche meine Augen, um zu sehen? Ich weiß auch, wo Carlo jetzt ist — eh! — dort am Ofen steht er, hat die Hände in den Hosentaschen und lacht."

Alle schauten auf Carlo, der mit offenem Munde am Ofen lehnte und nun wirklich das Gesicht zu einem Grinsen verzog, als dürfte er seinen Bruder nicht Lügen strafen.

Der Knecht kam herein: wenn die Fuhrleute noch vor Dunkelheit nach Bormio wollten, mussten sie sich beeilen. Sie standen auf und verabschiedeten sich lärmend. Die beiden Brüder waren wieder allein in der Wirtsstube. Es war die Stunde, um die sie sonst manchmal zu schlafen pflegten. Das ganze Wirtshaus versank in Ruhe wie immer um diese Zeit der ersten Nachmittagsstunden. Hieronymo, den Kopf auf dem Tisch, schien zu schlafen. Carlo gieng anfangs hin und her, dann setzte er sich auf die Bank. Er war sehr müde. Es schien ihm, als wäre er in einem schweren Traum befangen. Er musste an allerlei denken, an gestern, vorgestern und alle Tage, die früher waren, und besonders an warme Sommertage und an weiße Landstraßen, über die er mit seinem Bruder zu wandern pflegte, und alles war so weit und unbegreiflich, als wenn es nie wieder so sein könnte.

Am späten Nachmittage kam die Post aus Tirol und bald darauf in kleinen Zwischenpausen Wagen, die den gleichen Weg nach dem Süden nahmen. Noch viermal mussten die Brüder in den Hof hinab. Als sie das letztemal heraufgiengen, war die Dämmerung hereingebrochen, und das Oellämpchen, das von der Holzdecke herunterhieng, pfauchte. Arbeiter kamen, die in einem nahen Steinbruche beschäftigt waren und ein paar hundert Schritte unterhalb des Wirtshauses ihre Holzhütten aufgeschlagen hatten. Hieronymo setzte sich zu ihnen; Carlo blieb allein an seinem Tische. Es war ihm, als dauerte seine Einsamkeit schon sehr lange. Er hörte, wie Hieronymo drüben laut, beinahe schreiend, von seiner Kindheit erzählte: wie er sich noch ganz gut an allerlei erinnerte, das er mit seinen Augen gesehen, Personen und Dinge: an den Vater, wie er auf dem Felde arbeitete, an den kleinen Garten mit der Esche an der Mauer, an das niedrige Häuschen, das ihnen gehörte, an die zwei kleinen Töchter des Schusters, an den Weinberg hinter der Kirche, ja an sein eigenes Kindergesicht, wie es ihm aus dem Spiegel entgegengeblickt. — Wie oft hatte Carlo das alles gehört. Heute ertrug er es nicht. Es klang anders als sonst: jedes Wort, das Hieronymo sprach, bekam einen neuen Sinn und schien sich gegen ihn zu richten. Er schlich hinaus und gieng wieder auf die Landstraße, die nun ganz im Dunkel lag. Der Regen hatte aufgehört, die Luft war sehr kalt, und der Gedanke erschien Carlo beinahe verlockend, weiterzugehen, immer weiter, tief in die Finsternis hinein, sich am Ende irgendwohin in den Straßengraben zu legen, einzuschlafen, nicht mehr zu erwachen. — Plötzlich hörte er das Rollen eines Wagens und erblickte den Lichtschimmer von zwei Laternen, die immer näher kamen. In dem Wagen, der vorüberfuhr, saßen zwei Herren. Einer von ihnen mit einem schmalen, bartlosen Gesichte fuhr erschrocken zusammen, als Carlos Gestalt im Lichte der Laternen aus dem Dunkel hervortauchte. Carlo, der stehen geblieben war, lüftete den Hut. Der Wagen und die Lichter verschwanden. Carlo stand wieder in tiefer Finsternis. Plötzlich schrak er zusammen. Das erstemal in seinem Leben machte ihm das Dunkel Angst. Es war ihm, als könnte er es keine Minute länger ertragen. In einer sonderbaren Art vermengten sich in seinen dumpfen Sinnen die Schauer, die er für sich selbst empfand, mit einem quälenden Mitleid für den blinden Bruder und jagten ihn nach Hause.

Als er in die Wirtsstube trat, sah er die beiden Reisenden, die vorher an ihm vorbeigefahren waren, bei einer Flasche Rothwein an einem Tische sitzen und sehr angelegentlich miteinander reden. Sie blickten kaum auf, als er eintrat.

An dem anderen Tische saß Hieronymo wie früher unter den Arbeitern.

„Wo steckst du denn, Carlo?" sagte ihm der Wirt schon an der Thür. „Warum lässt du deinen Bruder allein?"

„Was gibt's denn?" fragte Carlo erschrocken.

„Hieronymo tractiert die Leute. Mir kann's ja egal sein, aber Ihr solltet doch denken, dass bald wieder schlechtere Zeiten kommen."

Carlo trat rasch zu dem Bruder und fasste ihn am Arme. „Komm!" sagte er.

„Was willst du?" schrie Hieronymo.

„Komm zu Bett," sagte Carlo.

„Lass mich, lass mich! Ich verdiene das Geld, ich kann mit meinem Gelde thun, was ich will — eh! — alles kannst du ja doch nicht einstecken! Ihr meint wohl, er gibt mir alles! O nein! ich bin ja ein blinder Mann! Aber es gibt Leute — es gibt gute Leute, die sagen mir: Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben!"

Die Arbeiter lachten auf.

„Es ist genug," sagte Carlo, „komm!" Und er zog den Bruder mit sich, schleppte ihn beinah' die Treppe hinauf bis in den kahlen Bodenraum, wo sie ihr Lager hatten. Auf dem ganzen Wege schrie Hieronymo: „Ja, nun ist es an den Tag gekommen — ja, nun weiß ich 's! Ah, wartet nur! Wo ist sie? Wo ist Maria? Oder legst du's ihr in die Sparcassa? — Eh, ich singe für dich, ich spiele Guitarre, von mir lebst du — und du bist ein Dieb!" Er fiel auf den Strohsack hin.

(Schluss folgt.)

---

**Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.**

**Die Redaction der „Zeit".**

---

## Stimmen aus dem Publicum.